<36602767960019

<36602767960019

Bayer. Staatsbibliothek

2° Enc. 13. (2

Digitized by Google

Digitized by Google

Hist. Lit. Encyclop. 35.

Digitized by Google

Deutsche

Encyclopädie

oder

Allgemeines

Real-Wörterbuch

aller Künste

und

Wissenschaften

von

einer Gesellschaft Gelehrten.

Zweyter Band.

As——Bar.

Frankfurt am Mayn,
bey Varrentrapp Sohn und Wenner,
M DCC LXXIX.

Digitized by Google

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Digitized by Google

Verzeichniß.

derjenigen Herrn Subscribenten auf den ersten und zweyten Band dieses Werks.

Herr Allgeier, Hochfürstl. Hessen-Darmstädt. Hofrath und Amtmann zu Bingenheim.

Altdorfer Universitätsbibliothek.

Se. Excell. Herr von Alvensleben, Königl. Preuß. Regierungspräsident in Magdeburg.

Herr Justin Frhr. von Andlau, Capitular, Archivar und Bibliothekar des Hochfürstl. Stifts Corvey.

Se. Hochfürstl. Durchlaucht. Victor Carl Friedrich, Erbprinz von Anhalt-Bernburg-Schaumburg.

Se. Hochfürstl. Durchl. Wilhelm Ludwig, Prinz v. Anhalt-Bernburg-Schaumburg.

Herr Joh. Artzmann, Jur. Candidat in Mainz.

Herr von Arnswald, Chur-Braunschweig-Lüneburg. Canzleydirector in Hannover.

Herr Joh. Friedrich Balser, Hochfürstl. Hessen-Darmstädt. Polizeyrath und Stadtsyndicus in Giesen.

Herr Georg Carl Christoph Balser, Hochfürstl. Hessen-Darmstädt. landschaftl. Obereinnehmer und Stadtsyndicus in Butzbach.

Bauerische Buchhandlung in Nürnberg. 2 Exempl.

Herr Franz Joseph Bauer, Hochgräfl. Bißing. Canzleyrath in Schramberg.

Bayerberg, Probstey der regulirten Chorherren St. Augustins in Oberbayern.

Herr Johann Conrad Bechmann, Herzogl. Sächs. Hildburghäusischer Hofmedicus in Hildburghausen.

Herr Baron von Bechtholsheim H. Sachsen-Hildburghäusischer Oberjägermeisterin Homburg vor der Höhe.

Herr v. Beck, ehemal. Kays. und des Reichsreferendarius in Wien.

Herr Carl Gottlob Beck, Buchhändler in Nördlingen. 5 Exemplar.

Herr Joh. Barthol. Beckhaus, K. Preuß. Cammersecretarius und Regierungsadvocat in Lingen.

Herr Salomon Beer, Handelsmann dahier.

Herr Bergsträßer, Professor und Rector am Ev. lutherischen Gymnasium in Hanau. 2 Expl.

Berliner Realschule Buchhandlung.

Herr Bertoigne, Chur-Pfälz. Hofcammerrath in Alzey.

Herr Franz Beuth, S. E. P. Missionarius Iulio-Montensis in Reuschenberg.

Se. Hochgräfl. Excell. Herr Ferdinand Ernst Maria Gf. v. Bißing Nippenburg in Schramberg.

Herr Joseph Bögner, Handelsmann allhier.

Herr Prof. Peter Böhm, Bibliothecarius des hochadel. Convents in Fuld.

Herr Adam Friedr. Böhm, Buchhändler in Leipzig.

Herr August Friedr. Böck, öffentlicher Lehrer der Weltweisheit in Tübingen.

Herr Baron v. Böcklin, Markgräfl. Bayr. Geh. R. und Herz. Würtemb. Cammerherr ꝛc. in Rust.

Hr. J. Ernst Bohn, Buchhändler in Hamburg. 2 Expl.

Herr Borp, Hochfürstl. Hessen-Casselischer Cammerdirector in Cassel.

Se. Excell. H. Baron v. Brabeck Chur-Mainz. wirkl. Geh. Rath in Mainz.

Se. Excell. Herr v. Branco Chur-Bayrischer wirkl. Geh. Rath. in München.

Braunschweig Wapsenhaußische Buchhandlung.

Hr. Christoph Gottlob Breitkopf der jüngere, in Leipzig.

Herr H. L. Brönner, Buchhändler allhier. 7 Exempl.

Herr Brückner, Chur-Mainz. Amtsverweser in Heidernheim.

Buchsheim, immediate Reichsfreye Carthaus in Schwaben.

Herr von Buri, Hochfürstl. Hessen-Darmst. Regierungsrath in Giesen.

Herr Baron v. Busch, genannt von Münch, Königl. Großbrittannischer und Chur-Braunschweig. Lüneburg. Cammerherr in Hannover.

Herr Joh. Heinrich Catoir, Handelsmann allhier.

Herr von Classen, Kön. Dänischer Obristlieutenant, Ingenieurmajor und Intendant der Fortificationen in Norwegen.

Herr Clausing, Hochgräfl. lippischer Regierungssecretarius in Detmold.

Herr Cloßmann Churpfälz. Hofcammerrath in Alzey.

Herr Andreas Cramers s. Erben in Lindau.

Creichgau, E. Hochlöbl. Reichsritterschaftl. Canton in Schwaben.

Hr. Siegfried Lebrecht Crusius, Buchhändler in Leipzig.

Herr Baron von Eserkiczy K. K. Obristlieutenant in Wien.

Herr Jacob Dankert, Handelsmann allhier.

Herr Joh. Philipp Döpp, Hochfürstl. Hessen-Darmstädt. Amtsverweser und Rentmeister des Amts Blankenstein.

Herr Anton Jacob Dolp, Jctus Reichsstadt Nördling. Syndicus und Rathsconsulent daselbst.

Digitized by Google

Donau, Hochlöbl. Reichsritterschaftl. Canton in Schwaben.

Herr Donauer, Jctus Reichsstadt Speyer. Syndicus und Rathsconsulent in Speyer.

Donauwerd, das Kloster zum h. Kreutz des Benedictinerordens.

Herr Dorn, Pfarrer zu Winkel im Rhingau.

Herr Friedrich v. Düring, Kayſ. Ruß. Hauptmann des löbl. Reg. Naſchburg.

Hr. Alexander Jacob Düttel J. Hohenl. Oetting. Hofrath und leibmedicus, auch Reichsſtadt Nördlingiſcher Stadtphyſicus.

Hrn. Dyks ſeel. Fr. Wittwe, Buchhändler in Leipzig.

Elberfelder geſchloſſene Geſellſchaft.

Se. Excellenz der regier. Hr. Graf Ludwig v. Erbach.

Erlangen, Univerſitätsbibliothek.

Eßlingeriſche Buchhandlung allhier. 4 Exemplar.

Hr. Carl Wilh. Ettinger, Buchhändler in Gotha. 3 Ex.

Hr. Baron von Eyb, Domherr des Fürſtl. Stifts Eichſtädt.

Herr Faber, J. U. D. allhier.

Hrn. Carl Felßeckers ſeel. Frau Wittwe, Buchhändler in Nürnberg.

Hr. Fiedler, Amtmann zu Rienek.

Hr. Fiſcher, Poſtmeiſter in Bayreuth.

Hr. J. G. Fleiſcher, Buchhändler allhier. 4 Exemp.

Hr. Flörke, Buchhändler in Danzig. 3 Expl.

Hr. Forſter, Churbayer. Obriſtlieutenant in München.

Se. Excell. Hr. von Frech, Churtrier. w. Geh. Rath und Fürſtl. Augsburg. Canzlar in Dillingen.

Friedberg, Burgbibliothek daſelbſt.

Hr. Baron v. Fries, in Wien.

Hr. Frölich, Markgräfl. Bayreuth. Hofrath in Bayreuth.

Hr. Peter Gadolla, K. K. Kreisphyſicus zu Rhezow in Gallizien.

Hr. J. G. Garbe, Buchhändler allhier. 4 Expl.

Hr. J. F. Gaum des Raths in Ulm. 2 Expl.

Hr. v. Gedde, Jngen. Major in der Feſtung Friedrichsſtadt in Norwegen.

Se. Excell. Hr. Carl Friedrich Reinhard Baron von Gemmingen, Hochfürſtl. Brandenb. Anſpach Bayreuth. wirkl. Miniſter und Geh. Rath in Anſpach.

Hrn. Gerlachs Wittwe und Sohn, Buchhändler in Dresden.

Hr. Wolfgang Gerle, Buchhändler in Prag.

Hr. Gerner Kön. Däniſcher Capitain beym See-Etat und Schiffsbaumeiſter der Königl. Flotte in Coppenhagen.

Hr. Geuß, Profeſſor in Coppenhagen.

Hr. Edler v. Ghelen, Buchhändler in Wien. 18 Expl.

Hr. Joh. Noa Gogel, Handelsmann allhier.

Hr. M. Joh. David Goll, Herz. Würtemb. Pfarrer zu Thennenbrunn.

Hr. Gracher, Sänger und Canon. zu. U. l. F. und St. Johann, auch Churfürſtl. Hofcaplan zu Mainz.

H. Michel Grölt, Buchhändler in Warſchau.

Hr. Joſeph Gropenberger in Wien.

Jhro Excell. Frau Gräfin Amal. Charlotte Philippina Sophia von Gronsfeld in Büdingen.

Hr. Groß, Hofrath in Erlangen.

Hr. Groß, Buchhändler in Halberſtadt. 2 Expl.

Hr. Großmann, Churſächſ. Kriegsrath in Dresden.

Hr. von Gülich, Hofrath und Kaiſerl. Reichscammergerichtsprocurator in Wezlar.

Hr. Häberlen, Canzleydirector allhier.

Herr Häuſer, Churmainz. Hofrath in Mainz.

Herr von Hagen, Hofrath in Nürnberg.

Hr. Haimerl, öffentlicher lehrer in München.

Halberſtadt, Königl. Preuß. Kriegs und Domainenkammer daſelbſt.

Halliſche Wayſenhaus Buchhandlung. 2 Expl.

Hamburgiſches privil. Kayſ. Addrescomtoir. 2 Expl.

Hr. J. W. Hannesmann, Buchhändler in Cleve. 2 Expl.

Hr. F. J. Hartleben, J. U. D. Churmainz. Hof- und Regierungsrath, der Juriſtenfacultät Beyſitzer und Stadtſyndicus in Mainz.

Herr L. S. Hartung, Buchhändler in Königsberg. 5 Expl.

Hr. P. Hauſer, Bibliothekarius der Fürſtl. Abtey Ettenheim-Münſter.

Hr. Jacob Friedrich Heerbrand, Buchhändler in Tübingen.

Hr. Hehl, Stadtſchreiber in Tübingen.

Hr. Heinecke und Faber, Buchhändler in Coppenhagen. 2 Expl.

Hr. J. S. Heinſius, Buchhändler in Leipzig. 2 Expl.

Hr. B. F. Hermann Hauptcaſſaverwalter bey Sr. Durchl. Hrn. Fürſt von Schwarzenberg in Wien.

Hrn. Herolds ſeel. Fr. Wittwe, Buchhändler in Hamburg. 2 Expl.

Hr. J. G. Hezler Handelsmann allhier.

Herr Chriſtian Gottl. Hilſcher, Buchhändler in Leipzig. 3 Exp.

Hr. Joh. Friedr. Hinz, Buchhändler in Mietau.

Hrn. van den Höfs ſeel. Fr. Wittwe, Buchhändler in Göttingen.

Hr. Hofmann, der Rechtsgelahrheit Befließener in Worms.

Hr. Carl Ludolf Hoffmann, Buchhändler in Weimar.

Digitized by Google

Se. Hochfürstl. Durchl. der reg. H. Fürst von Hohenlohe-Langenburg in Langenburg.

Se. Hochfürstl. Durchl. der reg. Hr. Fürst von Hohenlohe-Neuenstein in Oehringen.

Hr. J. F. Holzmayr, Buchhändler in Steyr. 6 Expl.

Hr. Siegmund Elias Holzschuher von Harrlach, Patricius und Waagamtmann in Nürnberg.

Hr. Hüffel, Hofrath in Hamburg.

Hr. Baron von Hutten ꝛc. Ritterhauptmann des Cantons Baunach in Franken.

Hr. J. W. Jessen, Prediger der reformirten Gemeinde in Düsseldorf.

Hr. A. J. G. Jonas, Chirurgus allhier.

Hr. J. F. Junius, Buchhändler in Leipzig 2 Expl.

Hr. Ivelog, Amtsverweser in Aschaffenburg.

Hr. Abr. Kall, Professor der griechischen Sprache bey der Universität zu Coppenhagen.

Hr. J. C. Keerl, Hochfürstl. Brandenburg. R. u. Commerzienscommissarius in Markstreft.

Hr. Baron v. Kerpen, Thomscholaster des hohen Erzstifts in Trier.

Hr. J. J. Keßler, Buchhändler allhier. 3 Expl.

Kielische Universitätsbibliothek.

Hr. S. F. Kißner jun. Handelsmann allhier.

Hr. Klevesahl, Prof. in Giesen.

Se. Excell. Hr. Klippstein, Hochfürstl. Hessen-Darmst. Regier. Canzlar u. Geh. Rath. in Giesen.

Hr. Koch, Churmainz. Secretarius in Mainz.

Hr. v. Koch, Churpfälz. w. Geh. Rath und Oberamtmann zu Alzey.

Hr. F. Kohlbauer, K. K. Oberzollinspector zu Neustadt in Unter-Crain.

Hr. König, Churmainz. Hofkammerrath in Mainz.

Hr. Koppe, Buchhändler in Rostock. 5 Expl.

Hr. J. Fr. Korn der ältere, Buchhändler in Breslau. 3 Expl.

Hr. W. G. Korn, Buchhändler in Breslau.

Hr. Kornacher, der Rechtsgelahrtheit Beflißener in Heidelberg.

Hr. J. P. Kraus, Buchhändler in Wien. 2 Expl.

Hr. Franz Xaver Kratzer, Beneficiat und Stadtcaplan in Donauwerd.

Kriegerische Buchhandlung in Giesen. 5 Expl.

Hr. Fr. Kubal, Canzelist bey Sr. Durchl. Hrn. Fürst v. Schwarzenberg zu Unzmark in Steyermark.

Hr. von Kubal zu Gusterheim in Wien.

Hr. Kummer, Buchhändler in Leipzig.

Hr. Kunkel Churtrierischer Hofrath in Coblenz.

Hr. Kuneth, Marggräfl. Brandenburg-Bayreuthischer Consistorialrath in Bayreuth.

Hr. Edl. v. Kurzböck, Buchhändler in Wien. 2 Expl.

Hr. Jacob Lange, Handelsmann in Berlin.

Hr. Langheim, Pastor in Kiel.

Hr. Chr. Friedr. Laux, in Barby.

Hr. J. B. Lehnemann, J. U. D. Herz. Pfalz-Zweybr. geh. Legationsrath und verschiedener Reichsstände Creisgesandter allhier.

Hr. Leo, Fürstl. Würzburg. Hofr. in Würzburg.

Hr. Leo, Churmainz. Amtsverwalter in Lohr.

Se. Excell. Hr. Graf v. Lerchenfeld, ehemal. Churbayerischer Gesandter am Churpfälz. Hof.

Hr. Linden, Churmainz. Hofrath und Hofkammerconsulent in Mainz.

Hr. Lippert, Syndiacon zu Erlangen.

Hr. Tobias Löfler, Buchhändler in Mannheim. 5 Expl.

Hr. J. A. Lotter, Bürgermeisteramts-Schreiber in Nürnberg.

Hr. Gottlieb Löwe, Buchhändler in Breslau.

Hr. Anton Löwe, Buchhändler in Presburg.

Se. Hochfürstl. Durchl. der reg. Hr. Fürst v. Löwenstein-Wertheim.

Hr. J. Z. Lozbek, Handelsmann in Nürnberg.

Hr. l. F. P. M. Marx, Canonicus in Mainz.

Hr. J. G. v. Mayer, Fürstl. Brandenburg geh. Landesregierungsrath in Bayreuth.

Hr. Mayer, Handelsmann in Augsburg.

Hrn. Mayrs Erbin, Buchhändler in Salzburg. 3 Exp.

Hr. v. Mechlenburg, Kön. Dän. Artilleriehauptmann.

Hr. C. Medicus, Herz. Zweybrük. Regierungsrath, Mitglied der Akademie der Wissenschaften in Mannheim u. Direct. der physikal. ökonom. Gesellschaft in Lautern.

Hr. Franz Meißner, Buchhändler in Wolffenbüttel.

Hr. Mellin, Doctor Med. und Physicus der Reichsstadt Kempten. 4 Expl.

Hr. J. C. Mergenbaum, Handelsmann allhier.

Hr. J. P. Mergenbaum, Handelsmann allhier.

Hr. v. Meuseburg, Hochfürstl. Hessen-Casselischer Landrath zu Rede.

Hr. Joh. Ernst Meyer, Buchhändler in Breslau 2 Expl.

Hr. Joh. Bened. Mezler, Buchhändl. in Stutgard. 3 Ex.

Hr. Casp. Anton Metz, in Caschau in Ober-Ungarn.

Hr. Michäler, öffentlicher Lehrer in Inspruck. 3 Expl.

Hr. F. St. A. Molinari Capitular des Kayl. Wahl- und Crönungs-Stifts St. Bartholomäi allh.

Molkische Hochlöbl. Stifts- und Klosterbibliothek in Nieder-Oesterreich.

Hr. G. P. Monath, Buchhändler in Nürnberg. 5 Exp.

Se. Excell. Hr. Baron v. Moser, Hochfürstl. Hessen-Darmstädt. Präsident und Canzlar in Darmstadt.

Se. Exc. Hr. v. Moser, Hochfürstl. Hessen-Darmstädt. Geheimerrath und Cammerpräsident in Darmstadt.

Hr. Baron v. Moth, Königl. Dänischer Cammerherr in Coppenhagen.

Hr. Albr. Friedr. Baron v. Müller zu Lengsfeld, H. Sachs. Coburg-Meiningischer geh. Legationsrath in Stadt Lengsfeld.

Hr. Müller, Fürstl. Hessen-Homburgischer Hofrath und Leibmedicus in Homburg.

Hr. Emanuel Müller, Handelsmann allhier.

Hr. Christian Ernst Müller von Barneck, Handelsmann allhier.

Hr. Jacob Joh. Müller, Hochgräfl. Isenburg-Wächtersbach. Hofcaplan in Wächtersbach.

München, löbl. Rectoratsbibliothek daselbst.

Hr. Murmann, Amtsschreiber in Lohr.

Hr. Nebel, Hochfürstl. Hessen-Darmstädt. Hofr. und Prof. Med. in Giesen.

Hr. Friedrich Nicolai, Buchhändler in Berl. 4 Expl.

Hr. Joh. Benj. Rothnagel sen. Handelsmann allh.

Hr. Orell Geßner Fuesli und Comp., Buchhändler in Zürch. 2 Expl.

Hr. Jacob. Orthmayer, K. K. Cassacontrolleur zu Oraviza in der Wallachey. 2 Expl.

Hr. Baron von Osten-Sacken, Kayſ. Ruß. lieutenant des Regiments Rascheburg.

Se. Hochreichsgräfl. Excell. Hr. Graf von Ostein, K. und K. K. wirkl. Geheimerrath und Cammerer in Mainz.

Hr. Superintendent Ouvrier in Giesen.

Hr. Baron v. Ow, auf Feldorf.

Se. Excell. Hr. Carl, Graf von Palfy in Wien.

Hr. Joachim Pauli, Buchhändler in Berlin.

Hr. Ph. Henr. Perennon, Buchhändler in Münster. 2 Exemplar.

Herr v. Petersdorf, Churbraunschweig-Lüneburg. Hauptmann.

Hr. Heinrich Petersen, Handelsmann in Hamburg.

Hr. Gebr. Pfähler, Buchhändler in Heidelberg. 2 Expl.

Hr. v. Pfeiffer, Capitain beym Churpfälz. Regiment v. Birkenfeld.

Hr. Pfeil, dahier.

Se. Excell. Hrn. Baron v. Pöllnitz, Marggräfl. Brandenb. Bayreuth. Geheimerrath und Obristcämmerer in Erlangen.

Hr. Andrieli Potocki allhier.

Hr. Joh. Valentin Prehm, jun. Conditor allhier.

Hr. Probst, Buchhändler in Coppenhagen.

Hr. Johann Friedrich Puchner, Apotheker.

Hr. G. N. Raspe, Buchhändler in Nürnberg 2 Expl.

Hr. Rebmann Caßier des Hochlöbl. Reichsritterschaftl. Canton Steigerwald in Kitzingen.

Hr. Anton Joseph Recking, Handelsmann in Trier.

Hr. Reichard, Med. Doct. und Practicus allhier.

Hr. Joh. Bapt. Renard, Schaffner der Abtey Altenmünster in Mainz.

Hr. Rengers Erben, Buchhändler in Halle.

Hr. Christian August Reußner, Buchhändler in Quedlinburg.

Einer Hochlöbl. Reichsritterschafts-Canton, Niederrhein in Coblenz.

Se. Excellenz Herr Baron v. Riedesel, Kön. Großbrittanischer Geh. Rath in Osnabrück.

Hr. Friedrich Wilhelm Leopold v. Rosenbruch, Kön. Preuß. Obristlieutenant des Finkenstein. Dragonerregiments.

Hr. Joseph v. Rosenthal, K. K. Hofsecretarius der Böhmischen und Oesterreichischen Hofcanzley in Wien.

Herr Franz Rothenbecher, in Wien.

Herr Baron v. Rothschütz, K. K. Gardehauptmann zu Hollitsch in Ungarn.

Hr. v. Ruhmohr von Rundhof, in Kiel.

Churſächsisches Hochlöbl. Hofmarschallamt in Dresden.

Se. Excellenz Herr Graf v. Salern, in München.

Herr Sartorius, Freyherrl. v. Riedeselischer Centgraf in Lauterbach.

Herr Ant. Joseph Schepler Churmainz Hof- und Regierungsrath, wie auch Gewaltsboth in Mainz.

Herr Baron v. Schilden, Kön. Dän. Cammerherr, Deputirter in der General-Zollkammer wie auch bey der Westindischen Guineeischen Rentheykammer in Koppenhagen.

Hr. Fr. A. Schleich, Buchhändler in Erlangen.

Se. Excellenz Herr Martin Ernst von Schlieffen, Hochfürstl. Hessen-Cassel. Etatsminister und Generallieutenant in Cassel.

Herr Matthias Schlögel zu Caschau in Ober-Ungarn.

Herr Schmalkalder, Hochfürstl. Hessen-Darmstädtischer Hauptmann in Giesen.

Herr Christian Gottlieb Schmieder, Buchhändler in Carlsruhe. 2 Explar.

Herr Joh. Christoph von Schmidt, K. K. Nieder-Oesterreichischer Regierungsrath und Prof. der Reichs- und Staatenhistorie in Wien.

Herr Schmidt, Regimentsfeldscherer beym Königlich Dänischen Nordenfieldischen Infanterieregiment in Norwegen.

Herr Joh. Wilhelm Schmidt, Buchhändler in Hannover.

Herr Joh. Dieterich Schmöle, Handelsmann allhier.

Digitized by Google

Herr Jacob Schneider, Churmaynzischer Hauptmann und Hofbaudirector in Maynz.

Hr. Joh. Carl Schneider, Buchhändler in Leipzig 2 Exempl.

Hr. Schott, Hochfürstl. Hessen-Homburgischer Hof-Commissär in Homburg vor der Höhe.

Hr. Ludwig von Schotten, K. K. Hofkriegsrathssecretär in Wien.

Hr. Bar. v. Schreckenstein, Domherr des Hochfürstl. Stifts Eichstädt.

Hr. Schröder, Hochfürstl. Hessen-Hanauischer Amtskeller des Amts Bergen.

Hn. Schröders Erben, Buchhändler in Braunschweig 2 Exempl.

Hr. Schröter, Schriftgießer allhier.

Hr. Georg Christian Wolfgang Schuler, Hauptmann unterm Fürstl. Nassauischen Oberrheinischen Creis Infanterie-Regiment allhier.

Hr. C. F. Schwan, Churpfälz. Hofkammerrath und Hofbuchhändler in Mannheim. 7 Exempl.

Hr. Schwarz, Churmainz. Amtskeller in Orb.

Se. Excell. Herr Friedrich Carl Baron v. Seckendorf Hochfürstl. Brandenburg. dirigirender geh. Minister in Bayreuth.

Hr. Seelmann, Hochfürstl. Würzburg. Obristwachtmeister in Würzburg.

Hr. v. Selpert, Comitialgesandter verschiedener Stände des Reichs in Regensburg.

Hr. Joh. Wilh. Senfried J. U. L. Reichsstift Yrseischer erster Rath u. Oberamtmann in Yrsee. 2 Expl.

Se. Excell. Herr Ferdinand Christoph Peter Baron von Sickingen der hoh. Dom und Ritterstifter Würzburg, Worms und Comburg resp. Custos und Cantor, Hochfürstl. Würzburg. Geh. Rath und Regierungspräsident in Würzburg.

Hr. Franz Siegler, J. U. D. allhier.

Herr David Siegert, Buchhändler in Liegnitz.

Hr. Sonntag, Churtrierischer Hofrath und Dom-Syndicus in Trier.

Hr. Spiegelberg, Handelsmann in Hamburg.

Hr. Professor Sporon, Informator Ihrer Königl. Hoheit des Kronprinzen von Dännemark in Copenhagen.

Hr. C. H. Stage, Buchhändler in Augsburg. 3. Ex.

Se. Excell. Hr. Gottlieb Graf von Stampfer in Wien.

Hr. Magr. Joh. Jacob Stark, Evangel. Prediger an der St. Catharinen Kirche allhier.

Hr. A. L. Stettin, Buchhändler in Ulm. 4 Ex.

Hr. v. Straus, Churmaynzischer Weihbischof in Maynz.

Rev. Dom. Josephus Tafsler, zu Kaschau in Ober-Ungarn.

Hr. Em. Thurneysen, Buchhändler in Basel. 2 Ex.

Hr. Franz Xaver Trippel, Beneficiarius ad St. Catharinam in Bingen.

Hr. Wallfried Daniel v. Trölsch Superintendent und Stadtpfarrer der Kayf. freyen Reichsstadt Nördling.

Hr. Franz Varrentrapp, Buchhändler allhier. 12 Ex.

——— Varrentrappische Hofbuchhandlung in Maynz. 15 Exempl.

Hr. Carl Christian Venator, lieutenant beym Fürstl. Hessen-Darmstädtischen Grenadier-Garde-Regiment in Pirmasenz.

Hr. Niclas Carron Du-Val, Churbayerischer Rath, Garnisons- und Stadtphysicus in Donauwerth.

Hr. von Vergine, Kais. Rußischer Major des Regiments Raschebury.

Hr. C. F. Voß, Buchhändler in Berlin.

Hr. L. G. Wagner, Hochgräfl. Isenburg-Wächtersbachischer Hofapotheker in Wächtersbach.

Hr. Christoph Daniel Walch, Handelsmann in Kaufbeuern.

Hr. Joh. Ferdinand v. Wallenburg, K. K. Nieder-Oester. Regierungsrath in Wien.

Se. Excell. Herr Graf von Walterdorf, Churtrierischer Stadthalter, auch des Erz-Stifts in Trier Domdechant.

Hr. Joh. Hektor Walther, Pfarrer zu Wolfskehlen im Darmstädtischen.

Hr. F. Joseph Walter, Kloster heil. Kreuzischer Rath und Oberamtmann in Donauwerd.

Se. Excell. Herr von Wasserschleben Königl. Preuß. Geh. Rath in Halberstadt.

Hr. Weber, in Büdingen.

Sr. Excell. Herr Franz. Heinr. von Wechmar, Hochfürstl. Brandenb. Bayreuth. Hof-Regierungs- und Justizrathscollegii erster Senatspräsident, und des Kayf. Landgerichts-Burggrafthums Nürnberg landrichter ꝛc. in Anspach.

Hr. D. L. Wedel, Buchhändler in Danzig.

Hn. Weidmanns Erben und Reich, Buchhändler in Leipzig.

Hr. Joh. Conrad Weidmann, Conditor allhier.

Hr. Weingand u. Köpf, Buchhändler in Pest in Ungarn.

Digitized by Google

Sr. Excell. Herr von Wenkſtern, Kön. Großbrittan. u. Churbraunſchweigiſcher Staatsminiſter in Hannover.

Hr. Baron von Weſterhold, Churcölln. Cammerherr und adelicher Regierungsrath in Coblenz.

Hr. Z. E. Wilkens Hochfürſtl. Heſſendarmſtädtiſcher Stadtſyndicus und Obereinnehmer in Darmſtadt.

Hr. G. A. Wille, Profeſſor der Univerſität Altdorf.

Hr. Winkler, Reallehrer in München.

Hr. v. Wirring, Königl. Däniſcher Ingenieurlieutenant, in der Feſtung Friedrichsſtadt in Norwegen.

Hr. von Wiſetzky, Hofbuchhändler in Düſſeldorf 6 Exempl.

Hr. Johann Conrad Wohler, Buchhändler in Ulm.

Hr. E. F. v. Wunderer, Hauptmann des Fürſtlich Naſſauiſchen Oberrhein. Creis Infanterieregiments allhier.

Sr. Excell. Herr Baron von Wyhe, Churfürſtl. Pfälz. wirkl. Geh. Rath in Neuſchenberg.

E. Hochlöbl. Reichsſtifts Yrſee in Schwaben.

Vorrede.

Digitized by Google

Vorrede.

Das Publicum empfängt hiermit den zweyten Band der Encyclopädie. Je mehr Gelehrten seit dem ersten Bande dazugetretten sind, desto vollständiger konnte das Werk selbst, und desto ausführlicher seine einzelne Artickel werden.

Außer den erstern Unternehmern dieses Werks, und den Gelehrten, die in der Vorrede des ersten Bandes genennt worden, haben noch folgende mitgearbeitet:

Herr G. B. Brünings, Pastor bey der heiligen Geist-Kirche in Heidelberg.
— P. Beda Mayr, Benedictiner zum heiligen Creuz in Donauwerd, d. Z. Professor und Bibliothecarius.
— J. F. von Pfeiffer, in Hanau.
— J. G. Purmann, Rector an dem Gymnasium allhier.
— L. G. Scriba, Pfarrer zu Grävenhausen im Darmstädtischen.
— C. P. M. Snell, der Weltweisheit Dr. und Lehrer am Pädagog in Giesen.
— G. J. Vogler, Churpfälz. Geistl. Rath und Hofkapellmeister in Mannheim.

Nebst diesen sind noch einige, welche ihre Nahmen zu nennen, uns noch keine Erlaubnis gegeben haben, ob sie gleich dem Publicum durch andere Arbeiten nicht unbekannt sind. Vielleicht geschieht solches bey dem dritten Bande. An diesem und den folgenden Bänden werden inzwischen noch weiters mitarbeiten:

Herr J. G. Büsch, Professor der Mathematik und Vorsteher der Handlungsacademie in Hamburg.
— J. A. Engelbrecht, in Hamburg.
— G. P. H. Normann, Lehrer und Aufseher der Handlungsacademie in Hamburg.

Hundert vereinigte Menschen bleiben immer Menschen, und es ist möglich, daß auch bey der genauesten Aufmerksamkeit ein oder drey andere Artickel vergessen worden ist. Viele können jedoch nicht fehlen; und es ist kein Fleiß gespart worden, ein Werk zu liefern, das allgemein nützlich seyn soll.

Digitized by Google

„Aber ist auch nichts Ueberflüßiges eingemischt worden?„ Wir glauben, daß diese Frage so leicht nicht zu entscheiden sey. Es wird zwar an Urtheilen hierüber nicht fehlen; und ein jeder Käufer und Leser hat das Recht hierzu. Er urtheilt aber nur für seine Person. Was er als überflüßig verwirft, das hält ein Anderer für nothwendig, und ist froh Sachen zu finden, die er wißen will, und braucht, wenn sie gleich Jener nicht wissen wollte, noch zu brauchen wußte. Eine Encyclopädie soll ohnedem vermöge ihres Begrifs alles enthalten.

Sollte man aber auf einseitige Urtheile Rücksicht nehmen, so müßte der Gedanken, eine Encyclopädie zu schreiben, ganz aufgegeben werden. Nicht einmal ein Reallexicon über eine einzelne Wissenschaft dürfte geschrieben werden. Es existirt kein einziges, in welchem nicht überflüßig scheinende Artickel gefunden würden.

Wie ist es möglich, die Artickel zu errathen, welche wegbleiben sollen? Es ist nicht zu erwarten, daß drey Personen ein einstimmig Urtheil fällen werden.

Fächer, die gewiße Claßen von Lesern nicht verstehen, oder wovon sie in ihren Geschäften keinen unmittelbaren Gebrauch machen können, scheinen ihnen überflüßig. Aber sollte man darum eine Wissenschaft übergehen, weil Einer oder der Andere sie nicht versteht, oder nicht Zeit noch Neigung hat, sich damit zu beschäftigen?

Schon bey dem ersten Band haben es Einige getadelt, daß manche Kleinigkeiten darinnen enthalten seyen. Es sey an dem: was ist es für ein Unglück? Ein Paar Bogen mehr machen die ganze Sache aus.

Wer aber übernimmt es den Maasstab zu verfertigen, nach welchem Kleinigkeiten abzumeßen sind? Die Artickel aus den Künsten und Handwerkern werden doch nicht Kleinigkeiten seyn? Denn dergleichen hat man gemeiniglich zum Beweiß herausgehoben. „Nein! nicht alle; aber doch manche, die Jedermann wißen.„ Allein ist es auch so gewiß, daß Jedermann solche Sachen wiß? Die Herrn Mitarbeiter des Werks werden am besten selbst Zeugnis geben können. Oft hat einer derselben einen Artickel mit Vorbedacht weggelaßen, weil er glaubte, daß ihn die ganze Welt wüßte, oder derselbe nicht interessant genug wäre. Bey der Collation des Manuscripts hat ein Anderer einen solchen Artickel gerade vermißt, und erinnert, daß ihm derselbe für seine Person nicht bekannt seye, oder aus gewißen Ursachen wichtig scheine. Man hat ihn also nachgeholt. Sollten nicht unzählichle Leser eben so urtheilen?

Hat der Leser Grund unwillig zu werden, wenn er einige Artickel, oder Fächer findet, die ihm gleichgültig sind? Ist dieses nicht der Fall bey allen Encyclopädien, bey einzelnen Realwörterbüchern, ja bey allen Büchern überhaupt? Wo ist das Buch, in welchem einem jeden Leser Alles in gleichem Grade wichtig ist?

Es ist in dem Prospectus, und in der Vorrede des ersten Bandes, deutlich genug gezeigt worden, was die Absicht einer Encyclopädie sey. Es soll ein Buch für alle mögliche Arten von Lesern seyn, worinn ein jeder das finden möchte, was er zu wißen verlangt. Wer nur das eingerückt zu sehen wünscht, was ihm nothwendig, nützlich oder behaglich ist: der muß keine Encyclopädie kaufen. Er kaufe sich Bücher seines einzelnen Fachs, die er jedoch auch oft wird bey Seit werfen müßen, wenn ihm alles, was er nicht gerad braucht, mißfällig ist. Und wer kann im Voraus bestimmen, was er inskünftig noch brauchen wird? Man überschlägt heute einen Artickel als unnütze, und wird, wenn es das Temperament so mit sich bringt, wohl gar cholerisch, daß er da steht. Vielleicht berechnet man auch noch den Raum, den Artickel dieser Art einnehmen, und bedauert das Geld, das man auf ein Werk verwendet, davon vielleicht kaum der fünfte

Digitized by Google

Theil nöthig und brauchbar scheint. Nach Verlauf einiger Zeit stößt diesem unwillig gewordenen Leser ein Wort auf, das er gerne wißen möchte. Sein Büchervorrath enthält nichts davon, oder er hat nicht Zeit nachzusuchen. Endlich fällt ihm die Encyclopädie ein, schlägt nach, findet es, ist froh es zu finden, und urtheilt nun günstiger.

Ein Leser aber schlage oft, und zwar in verschiedenen Fächern vergeblich nach: wird er sich nun nicht noch mehr ärgern, als vorher? In der That hat er auch mehr Grund dazu, obgleich auch zuweilen etwas durch menschliche Schwachheit vergeßen seyn kann.

Man stelle sich die unendliche Verschiedenheit der Leser vor. Der Eine will dieses, der Andere jenes wißen. Soll ein Jeder vergeblich suchen? Und dieses müßte seyn, wenn alles das hätte wegbleiben sollen, was bald Dieser, bald Jener, deren ein Jeder gleiche Rechte hierzu hat, wegwünscht. Der eine will Sonnenschein, der zweyte Regen, der dritte gar Schnee: wer kann es allen dreyen Recht machen?

Es ist doch nicht zu bezweifeln, daß Kunstwörter in eine Encyclopädie gehören. Das sind gerad die Wörter, die am häufigsten gesucht werden, je weniger man sie in andern Büchern zu finden pflegt. Eine Wissenschaft, eine Kunst, hat so vielen Anspruch auf das Werk, als die andere. Sollen die Instrumenten und Ausdrücke der Uhrmacher, der Drechsler, der Schloßer erklärt werden: warum nicht auch die der Schneider, oder der Perückenmacher? Weiß sie denn Jedermann schon ohnehin? Die Verfaßer der Französischen Encyclopädie, und die Mitglieder der Academie der Wißenschaften zu Paris, haben es nicht für unnütze oder geringe geachtet, alle Arten von Kunstwörtern zu erklären, und weitläuftige Werke, auch über die gemeinsten Künste und Handwerker, herauszugeben. In Deutschland muß man wohl eben so denken: Denn man hat diese Werke übersetzt, und noch eine beträchtliche Anzahl von zum Theil sehr großen Schriften über die Künste hinzugefügt.

Sollen einige solcher Artickel wegbleiben, so entsteht immer die große und unauflösliche Frage: welche? Warum gerad diese? Warum nicht auch jene? Denn es giebt immer Leute, welchen diese, und es giebt Andere, welchen jene Artickel keiner Erklärung zu bedürfen scheinen. Will man eine Kunst übergehen: warum nicht auch die andere? Sollen die mechanischen Künste, als zu geringe, wegfallen: warum nicht auch die schönen Künste? Wenigstens dürften viele Leser eher die letztern, als die erstern schon ohnehin verstehen, eher wißen, was eine Comödie, als was eine Hopfdocke ist. Sollen die mechanischen Künste vernachläßigt werden, so wird der Mathematicker, der Oeconom, der Cameralist und der Staatsmann solches misbilligen. Denn wie viele Leute giebt es nicht, die dergleichen Sachen wißen müßen, und nicht gerad Gelegenheit hatten, sie methodisch zu erlernen, oder sich andere große Werke darüber anzuschaffen?

So wie nun einer von diesem Fach urtheilt, so urtheilen Andere von andern Fächern. Gesetzt, es käme Jemand auf den sonderbaren Einfall, alle oder doch die meisten ökonomischen Artickel für unnöthig zu erklären: wird man nicht fragen können: warum die Naturhistorie, die Philosophie, die Theologie, welche Wißenschaften allerseits doch auch manche bekannte Sachen enthalten, in dem Werk ihren Platz gefunden haben? Und auf diese Art wird man so lange fortfragen können, bis nichts mehr übrig ist.

Das nemliche gilt in der Frage von der Ausführlichkeit der Artickel. Man hat bereits während des Drucks des ersten Bandes in verschiedenen Fächern mehr Ausführlichkeit gewünscht, und vielleicht nicht mit

Digitized by Google

Unrecht. Wir hoffen daß dieses Verlangen in dem gegenwärtigen Band befriedigt worden. Aber nun wird es andere Vorwürfe geben, die wir vorläufig beantworten müßen.

Man wird sagen, das Werk falle nun in den entgegengesetzten Fehler, und werde zu weitläufig.

Noch zur Zeit haben wir Hofnung, alles in die festgesetzte Zahl der zwölf Bände zu bringen, wofern wir uns in unserer, nach einigen allgemeinen Realwörterbüchern angestellten Rechnung nicht betrogen haben. Nach derselben sollte der Buchstabe: A, die beyden ersten Bände füllen. Und doch ist bereits schon ein ansehnlicher Theil von B. darinnen. Wer sich vier und zwanzig Buchstaben gedenkt, und glaubt, daß einer so viel Wörter enthalte, als der andere, der wird freylich funfzig Bände prophezeyen. Wer aber ein wenig mit Wörterbüchern und Realexicis, insonderheit in der Deutschen Sprache, bekannt ist, wird wißen, daß die drey ersten Buchstaben in Vergleichung der übrigen überaus reichhaltig sind. Es werden daher nach dem C. manche Bände kommen, in deren einem oft drey oder vier Buchstaben zugleich begriffen werden.

Es war um einen jeden Artickel, der oft in drey und mehrere Wißenschaften einschlug, aus dem Grunde zu heben, nothwendig, denselben auch unter so viel Arbeiter zu vertheilen. Dieses verursachte zuweilen einige Weitläuftigkeit, indem nicht ein jeder Mitarbeiter gleich eingeschoßen war, auch nicht immer über den Plan des Werks mit den andern übereinstimmend dachte. Man überlege, daß es eine in ganz Deutschland zerstreute Gesellschaft ist, wodurch es oft unmöglich fällt, mit einander über einzelne Artickel zu communiciren; daß die Arbeiter eben so wenig, als die Leser, über die Größe, die ein Artickel haben soll, einerley Meynung sind; daß kein Gelehrter seine Arbeit der Censur, Correctur, oder Abkürzung eines andern unterwirft; daß kein Directorium niedergesetzt ist, noch niedergesetzt werden konnte, auch niemand sich anmaßen wollte, des andern seine Arbeit nach seinem Kopf umzuschmelzen, daher auch ein jeder nur allein für seine Artickel steht; daß die Revision der Artickel, die von einigen Mitgliedern besorgt worden, sich nicht weiter erstreckt, als die offenbaren Widersprüche in mehrern auf einander folgenden Artickeln eines und des nemlichen Worts, zu heben, und die Wiederholungen, soviel ohne den Meynungen eines Verfassers zu nahe zu treten, oder das ganze Gebäude seines Artickels umzustürzen, möglich war, herauszuschaffen: so wird man überzeugt seyn, daß es nicht anderst hat gehen können, als es gegangen ist.

Inzwischen kann man bey der Bereitwilligkeit aller Mitglieder, ihre Arbeiten zum Vortheil des Publicums einzurichten, die gegründete Hofnung haben, daß bey dem folgenden Band auch diese anscheinende Disproportion vermieden werde. Der erste Band konnte zwar überhaupt betrachtet ein Muster vorstellen. Aber es waren doch verschiedene Fächer nicht ausführlich genug behandelt worden. Wie leicht war also der Abweg auf das Gegentheil? Wenn die Herrn Mitarbeiter, deren nur sehr wenige das ganze Manuscript haben sehen können, den zweyten Band nun auch sehen, so wird ein jeder von selbst bemerken, in wie fern er in seinem eignen Fach, die Proportion gegen die übrigen Fächer beobachtet, oder überschritten, oder auch der Sache zu wenig gethan habe. Denn auch das letztere wiederfährt zuweilen einem Schriftsteller aus der löblichen Begierde sich kurz zu fassen.

Wenn nun andere Gelehrte in ihren Recensionen freundschaftliche und gründliche Erinnerungen machen werden, wie sichs geziemt, wenn man mit Männern von Verdiensten zu reden hat, so wird auch dieses zur weitern Vervollkommung des Werks behülflich seyn. Die Herrn Verfaßer des ersten Bandes haben sich hierüber bereits auf das rühmlichste in der Vorrede deßelben erklärt; und wir können versichern, daß es auch den Neuhinzugetretenen nicht mißfällig seyn werde. Noch bisher haben die Recensenten eine löbliche Billigkeit geäußert, wofür wir ihnen öffentlich danken, und um deren Fortsetzung wir sie bitten. Nur ein einziger und unbekannter

Digitized by Google

Vorrede.

Mann oder Jüngling hat das ganze Werk herabzusetzen gesucht. Er hatte bereits lange bevor der erste Band erschien, sein Urtheil über die Verfasser desselben gefällt, und sie mit der Galanterie eines Bootsknechts auf der Ostsee lauter unkluge Leute genennt. Man konnte daher bey der Erscheinung des Werks nichts besseres von ihm erwarten. Er hat ein kahles Register technischer Artickel, die freylich nur ein so unerfahrner Mensch für unnöthig erklären konnte, hingeworfen, aber keine einzige erhebliche Einwendung gegen irgend einen Hauptartickel zu machen gewußt, ein kindisches Geschwätz über die Encyclopädien und Realwörterbücher überhaupt gehalten, und seinen Haß gegen die Verfasser sowohl, als die Verleger, deren ihn keiner kennt noch beleidigt hat, in sehr ungezogenen und liehlosen Ausdrücken ausgelassen, obgleich alle vernünftige Leute es beyden Dank wissen werden, daß sie ein solches Werk, wenn es auch gleich nicht den höchstmöglichsten Grad der Vollkommenheit erreicht hätte, herauszugeben bemüht sind. Doch es würde zu viel Ehre seyn, wenn man in diesem wichtigen Werk weiter davon reden, und einen Herostratus verewigen wollte.

Wir ersuchen alle Recensenten in dem Namen der an diesem Werk arbeitenden Gelehrten, die vielleicht mit den Mängeln und unüberwindlichen Hindernissen, die sie vor sich gefunden haben, besser bekannt sind, als ein anderer, der nie Hand angelegt hat, es jemals werden kann, daß ein jeder derselben nur die Artickel des Faches beurtheilen möge, darinnen er hinlänglich bewandert ist. Nur alsdenn wird er treffende Erinnerungen geben können, und die Schwierigkeiten wissen, die es hat, nicht einzelne, sondern alle Artickel eines einzigen Faches zu bearbeiten, und zwar alle gleich gut zu bearbeiten. Er wird urtheilen können, ob die Artickel eines solchen Fachs unter einander selbst die gehörige Proportion haben. Dieses kann jemand in einem ihm ganz fremden Fach nicht: er muß dasselbe verstehen, wenn er sagen will, welche Artickel die wichtigsten sind, und ausführlicher, als andere, behandelt zu werden, verdienen.

Wenn Gelehrte in mehrern Fächer gleich stark sind, so werden sie auch von der Proportion verschiedener Fächer gegen einander betrachtet, urtheilen können. Niemand aber, wenn er nicht ein Stümper ist, oder durch Nebenabsichten geleitet wird, wird sich in einem solchen Grad einen Polyhistor dünken, daß er alle Artickel beurtheilen, und ein ganzes Werk richten könnte, woran bey dreyßig Gelehrten gearbeitet haben.

Es hat uns nicht an höflichen Zuschriften berühmter Männer gefehlt, welche bald über das Ganze, bald über einzelne Fächer Rath ertheilt haben, den wir denn auch den Herrn Mitarbeitern, die es betraf, bekannt gemacht haben. Aber einen Punct haben wir nicht durchsetzen können, ob derselbige gleich mehrmalen gewünscht, und zum Theil von einigen Mitarbeitern selbst gewünscht worden ist.

Man will nemlich haben, daß wo nicht allenthalben, welches nicht möglich ist, wenn nicht drey oder vier Werke, z. E. bey den technischen Ausdrücken viel tausendmal angeführt werden sollen, doch bey den wichtigsten Artickeln die Schriftsteller nahmhaft gemacht werden möchten, aus welchen man geschöpft habe, und woselbst man allenfalls weiter nachlesen könne. Man hat geglaubt, daß hierdurch nicht nur manche Artickel kürzer werden, sondern auch das Werk die Stelle einer Bibliothek vertreten könnte. Man hat uns darauf folgendes geantwortet:

„Eine Encyclopädie ist kein litteraturlexicon, kein Repertorium der Autoren, keine Bibliotheca Lipeniana.

„In einigen Fällen hat man wirklich allegirt, wenn man solches für unumgänglich nothwendig gehalten hat. Insonderheit hat man solches in der Naturhistorie, und den darunter begriffenen einzelnen Wissenschaften gethan, um den Lesern die Werke nahmhaft zu machen, wo sie von Gegenständen dieser Art die besten Zeich-

Digitized by Google

nungen finden möchten, weil man dergleichen gleich anfänglich ausgeschlossen hat, um alles Nöthige in einen Kupferband zu bringen, und das Werk nicht zu vertheuern.

„Bey manchen Artickeln hätten die Allegaten mit hunderten gemacht werden müssen, wovon man sich leicht überzeugen wird, wenn man zum Beyspiel den Articel: Barbarey in den Wissenschaften, und überhaupt alle beträchtliche historische Artickel in Ueberlegung ziehen will. Dieses hätte das Werk sehr vergrößert und das lesen desselbigen äußerst beschwerlich gemacht."

„Es ist bald gesagt, daß man nur die vornehmsten und besten Bücher, nur die Quellen anzeigen sollte, woraus man geschöpft habe, und der leser, wenn es ihm beliebt, noch weiter schöpfen könnte. Diese Bücher sind oft in solcher Anzahl gebraucht worden, daß bey einem Artickel dreyßig und mehrere Hauptbücher angezeiget werden müssen, ohne derjenigen zu gedenken, die man nebenher nachgesehen hat."

„Es zeigt wenig Kenntnisse an, zu behaupten, daß dieses oder jenes Buch das beste Buch sey. Es sind oft viele Bücher über eine Materie vorhanden, wo es dem wahren Kenner schwer fällt, zu sagen, welches den Vorzug verdient. Man wird sie also alle allegiren müssen: und wenn man gyen allegirt hat, so wird sich doch noch mancher leser verwundern, warum das eilfte oder zwölfte, das gerad ihm bekannt ist, oder das er vorzüglich schätzt, nicht auch angeführt worden ist. Der Unterschied der Meynungen nicht nur in Religionsmaterien, sondern auch in allen übrigen Wissenschaften und Künsten, würde hierbey keine kleine Verwirrung verursachen, und wenn ein Verfasser ein gewisses Buch für das beste erklärt, so kann er sicher seyn, daß er von fünf gelehrten lesern gewiß vier gegen sich aufbringen wird." Es wird sich wohl niemand einfallen lassen, zum Beyspiel über den Artickel: Ablaß, das beste Buch nennen zu wollen, mit welchem Catholiken und Protestanten in gleichem Grade zufrieden seyn sollen. Und von dieser Art giebt es unzählbare nicht nur in der Religion und Kirchengeschichte, sondern auch in der Philosophie, in der Politik, in dem Staatsrecht, in der Oeconomie und in allen übrigen Wissenschaften. Man muß sich über die meisten Artickel mehrerer Bücher bedienen, und es giebt sogar Materien bey denen man in Verlegenheit ist, nicht das beste, sondern nur ein gutes Buch, nahmhaft zu machen. Es giebt Materien wozu man kein Buch braucht, weil die Sache nicht auf Autorität, sondern auf Gründen beruht. Wofür soll man in solchen Fällen allegiren? Und wer sieht dann die Bücher nach? „Der größere Haufen von lesern hat die angezeigten Bücher nicht, hat nicht Zeit sie nachzuschlagen. Ihm ist mit Sachen, die das Werk vergrößern, und die er nicht zu wissen verlangt, nicht gedient. Eben deswegen kauft er eine Encyclopädie, um das Anschaffen und Nachschlagen vieler anderer Bücher außer seinem Fach zu ersparen. Er glaubt einem Verfasser eine Sache lieber auf sein Wort, als daß er die von ihm angeführten Werke nachsieht. Er verlangt nur eine ungefähre und historische Nachricht. In allen Materien seines Fachs kennt er die Bücher ohnehin, oder weiß doch, wo er mehr Nachricht von ihnen finden soll. lächerlich wäre es, wenn Materien und Hauptbücher, von welchen er täglich in seinen Geschäften Gebrauch machen muß, erst aus der Encyclopädie kennen lernen wollte: Noch lächerlicher, wenn er daraus eine Materie ex professo studieren, darüber schreiben, und von uns erst unterrichtet seyn wollte, in welchen Büchern er die Hülfsmittel hierzu suchen müßte. Weiß er dieses nicht ohne uns, so lasse er das Schreiben bleiben."

„Die Artickel kürzer zu machen, und dagegen auf andere Bücher zu verweisen, ist schlechthin wieder die Absicht des Werks. Der leser will das Wichtigste von der Sache wissen, und darum schlägt er es nach. Wird ihm nun dasselbe vorenthalten, und er auf andere Schriften verwiesen, so wird er mit Recht aufgebracht. Auch das kleinste und wohlfeilste Buch hat er in unzähligen Fällen nicht einmal; geschweige denn große und kostbare Werke, die man doch anführen müßte, um gelehrt zu thun. Hat er eine solche Bibliothek,

Digitized by Google

daß er alles nachschlagen kann, was man anführen müßte, so braucht er keine Encyclopädie. Hat er die Bücher; aber nicht Zeit, sie nachzuschlagen: so ist es eben so gut, als wenn er sie nicht hätte, und das Allegiren ist für ihn vergeblich. Daß Einer unter hunderten, und zwar dieser Eine vielleicht kaum in dem hundertsten Fall einmal weiter nachschlägt, ist doch wohl kein Grund, Bücher zu allegiren."

„Die französische Encyclopädie, die im Ganzen, obgleich nicht in einzelnen Artickeln zum Muster genommen worden, führt nur sehr sparsam Bücher an. Sollen wir nun auch noch durch dieses Werk Gelegenheit geben, daß man uns Deutschen den nicht ganz unverdienten Vorwurf abermal macht, daß wir bloße Litteratoren wären, die nichts wüßten, als Bücher zu citiren? Wir lassen das Allegiren in seinem Werth: es giebt Bücher, wo es unumgänglich nöthig ist; aber in eine Encyclopädie gehört es nur sehr selten.

Das Publicum mag urtheilen, ob diese Gründe hinlänglich sind. Wir für unsern Theil können nichts weiter thun, als die Versicherung hinzusetzen, daß das Werk ungehindert fortgehen soll. Zu dem folgenden Band ist bereits eine beträchtliche Menge von Materie vorhanden, daß wir mit dem Druck desselben unmittelbar fortfahren können, und wir sind beynahe moralisch gewiß, daß alle halbe Jahre ein Band erscheinen kann. Bey einer solchen Menge von Arbeitern ist schlechterdings nicht zu besorgen, daß das Werk in Stecken gerathen werde. Wenn einer abgeht, so ist es nur ein einzelnes Fach, das immer wieder besetzt werden kann.

Was für Kosten damit verknüpft sind, braucht man niemand zu sagen. Wer den gegenwärtigen Preiß der Bücher, die Stärke eines jeden Bandes, und den engen Druck bedenkt, der wird sich nicht beschweren, daß er für sein Geld nicht genug Waare bekomme, und zwar eine Waare, die immer so gut, wo nicht besser, und in Vergleichung mit allen Ausgaben der französischen Encyclopädie in Folio, Quart und Octav, um vier Fünftheil wohlfeiler ist, als die aus der französischen Fabrik, die doch so viele Käufer in Deutschland gefunden hat. Schämt sich etwa der Deutsche einheimische Sachen zu kaufen? Sollen wir ihm das Werk noch zuvor ins Französische übersetzen lassen, damit er es lesen — und vielleicht an hundert Orten nicht verstehen möge?

Man hat sich im ersten Band deutlich genug erklärt, daß man keiner Religionsparthey zu nahe treten wolle. Die Herren Verfasser haben selbst unter der Arbeit gemerkt, wie schwer es sey, die Meynungen anderer Religionsverwandten so vorzustellen, wie sie solche selbst vorgestellt zu sehen wünschen möchten. Man hat diesem Mangel abgeholfen, und alle auf die Catholische Religion sich beziehende Artickel durch Catholische Gelehrten, deren vier zur Gesellschaft getreten sind, bearbeiten lassen. Wir hoffen daher, daß das Werk in Catholischen Ländern nunmehr weniger Anstoß finden, und beliebter werden wird; wie wohl man nur in einigen, bey weitem aber nicht in allen Provinzen des Catholischen Deutschlands an einigen Ausdrücken des ersten Bandes Anstoß genommen hat. Vielleicht möchten sich auch einige Leute finden, die es nicht verdauen können, daß protestantische Vorstellungen und Meynungen überhaupt darinnen stehen. Wenn wir es diesen hätten recht machen wollen, so hätten wir keine Encyclopädie für Deutsche überhaupt, sondern blos für Catholiken herausgeben müssen; und denn wäre es am Ende doch ungewiß gewesen, ob nicht manche mit den Vorstellungsarten ihrer eigenen Glaubensgenossen unzufrieden gewesen seyn würden. Können mehrere Religionsparthey en friedlich neben einander wohnen: warum sollten ihre Meynungen nicht in einem Buch neben einander stehen können? Und wird es nicht vielen Lesern angenehm seyn, das System anderer Partheyen nun auch historisch zu wissen, das sie vielleicht vorher nicht Gelegenheit hatten, kennen zu lernen? Befürchtet man, daß dadurch einige Leser möchten verführt werden, und hält man sich aus diesem Grund berechtigt, ein solches Werk zu unterdrücken; so muß man der ganzen Gelehrsamkeit Abschied geben. Denn wo ist das Werk, aus welchem eine Spinne keinen Gift saugen könnte?

Digitized by Google

Vorrede.

Der Unterschied zwischen den lutheranern und Reformirten ist so groß nicht. Dennoch hat man aus den nemlichen Ursachen für besser gehalten, sich auch um reformirte Mitarbeiter zu bewerben, und man ist so glücklich gewesen, gelehrte Männer dazu zu finden. Die Artickel, welche die evangelische Brüdergemeine betreffen, sind von einigen Gelehrten derselben, als welche am besten davon unterrichtet seyn konnten, auf unser Verlangen, bearbeitet worden. Und so sind wir auf alle nur mögliche Art bedacht gewesen, zu den Quellen zu gehen, und niemand Anstoß zu verursachen. Es war am sichersten, einen jeden Religionsartickel von Männern besorgen zu lassen, die der Religion, Parthey, oder Meynung, davon die Frage ist, zugethan, und als einheimische Schriftsteller zu betrachten sind. In Ansehung einiger geringen Partheyen, die in Deutschland entweder nicht sind, oder doch wenig Aufsehen machen, haben wir freylich nicht Gelegenheit gehabt, leute aus ihrem Mittel zu Mitarbeitern zu bekommen. Wir hoffen indessen doch, daß die Vorstellungen von ihren Meynungen unpartheyisch gerathen, und alle Bitterkeit nicht nur in Religions- sondern auch andern Artickeln, bey welchen sich ein Unterschied der Meynungen finden möchte, vermieden worden sey.

Frankfurt am Mayn,
Oster-Messe 1779.

Varrentrapp Sohn und Wenner.

Deutsche

Deutsche Encyclopädie,

oder

Allgemeines Real-Wörterbuch aller Künste und Wissenschafften.

A

A bedeutet in der Musick einen Ton, der vom A durch die Vorzeichnung eines Erniedrigungszeichen des b abstammet.

A ist der sechste Ton in unserer gewöhnlichen Tonleiter, weil man jezo vom C, und nicht mehr vom A zu zählen anfängt.

Hieraus läßt sich ohnschwer errathen, daß die Alten dem ersten Tone, ihrer Meinung nach, auch den ersten Buchstaben im Alphabet beygelegt. Daß aber diese Ordnung sehr unvollkommen, und ihre Lage der dazu erforderlichen Stufen für unrichtig ist erkannt worden, erhellet aus dem, daß wir jezo vom C anrechnen.

Der Ursprung beyder Tonleitern sowohl vom C als A ist noch niemal mathematisch untersucht und hinlänglich erkläret worden. Wir behalten uns diese wissenschaftliche Ableitung bis zum Buchstaben T vor, um es ausführlicher im gehörigen Umfange zu erweisen.

Diese Begriffe zum Voraus gesetzt, kann man erst auf die unentbehrliche Nutzbarkeit der drey verschiedenen Zeichen: des Kreuzes, des b und des Auflösers, dann der mannichfaltigsten Vorzeichnungen schließen. So viel halten wir hier für nöthig noch anzumerken, daß diejenigen Töne, welche durch ein ✕ erhöhet werden, in der Benennung zu ihrem Stammbuchstaben ein is hinzufügen; die anderen, wovor ein Erniedrigungszeichen ein b stehet, eben so den Zusatz vom es leiden. Also wird durch ein Kreuz

vom c das cis
d — dis
e — eis
f — fis
g — gis
a — ais
h — his } hergeleitet.
durch ein b vom c das ces
d — des
e — es
f — fes
g — ges

Der Ton b war eigentlich zwischen dem a und c von den Alten eben so eingeschaltet, wie das Alphabet ihn einmischt. Noch jetziger Zeit unterscheiden die Italiäner den ganzen Ton zum a und halben zum c blos dadurch, daß sie dem Buchstaben b im erstern Falle das mi, und im zweyten das fa beygesellen. Wir Deutsche aber sprechen statt b fa das b glatt weg, und bedienen uns für b mi, des achten Buchstaben h. Hieraus folgt, daß man die Benennung hes nicht nöthig habe. Dem Buchstaben a aber, da er selbsten schon ein Selbstlauter ist, braucht man nicht erst einen andern Selbstlauter, wie sonsten mit dem es geschah, anzuhängen. Deswegen heißt der Ton, der von a durch ein b hergeleitet wird, as.

A 0, (Chartenspiel) kommt auch in der Spielcharte vor und zwar viermal: Pique-Trefle-Conur- und Carnau-As. Sie hat die kleine Figur, wovon sie ihre jedesmalige

Digitized by Google

Benennung bekommt, grade in der Mitte eines sonst leeren Blattes. Im L'hombrespiel wird die Pique-As, welche der erste Matadox ist, Spadille, und die Treffe-As, der dritte Matador, Basta genannt.

As, Asa, (mythologisch) schreint in der alten Celtischen Sprache ein allgemeines Wort gewesen zu seyn, und so viel als Herr bedeutet zu haben. Ein Schwedischer Schriftsteller bemerkt, daß die Häupter einer großen Schwedischen Colonie Aser wären genannt worden, und setzt hinzu, daß dieses Wort in der einfachen Zahl As hieße. Die Hetrusische Sprache ist hierinnen von der nordischen nicht unterschieden. Sie nennten einen großen Herrn Bannas. Nach aller Vermuthung bedeutete Asa, so viel als As-land, das Land der Helden, oder ein Land, wohin große Herrn giengen, um Lorbern zu sammlen. Atlas, so viel als Adel-as, ein edler, vornehmer Herr. Die Gothen hatten das nemliche Wort, nur verändert in sie es ein wenig in der Aussprache; an statt As, sprachen sie Ans, und verstunden darunter einen vornehmen Herrn. Hieraus entstund auch das gallische Wort mit der lateinischen Endigung Hesus, welches anfängsich ein bloser Ehrentitel war, nachher aber einen Gott bedeutete. Hernach verband man das Wort As mit der Benennung des höchsten Gottes, und daraus entstunden neue Namen, mit denen sich die Wortforscher viel zu thun machen. As-Tis hieß also der Gott Teut, der Herr, eben so Teutates, und Esus. Endlich, wie die Menschen in Abgötterey verfielen, so gaben sie diese Benennung ihren falschen Göttern, sowohl den Elementen, als vergötterten Helden. Die Verehrung der erstern wird nicht allein in den Abendländern, sondern auch in den Nordländern angetroffen. Die alten Britten verehrten die Sonne, den Mond, das Feuer, die Flüße, die Quellen, die alten Deutschen beteten gleichfalls das Feuer an. Sie glaubten daß in einem jeden Elemente ein gewißes geistiges Wesen wohne, und diesem gaben sie den Namen Asa, und Alsen. So erklärt sich die Edda, oder Mythologie der Isländer, daß zwölf Götter und Göttinnen wären, welche göttliche Ehre verdienten, jene wurden Asa, und diese Alfnia genennt. Diese Asa oder Asar wohnten also ihren Begriffen nach in den Elementen. Hieraus zogen sie zween Schlüße. Erstlich, daß die Menschen die Gottheit um Rath fragen, von denselben Antwort bekommen, und durch das Wasser, das Feuer, Sterne, und andere cörperliche Dinge, in welchen ein Asa wohnte, ihre künftigen Schicksale erfahren könnten, wenn sie nur die Gabe der Wahrsagung verstünden: zweytens, daß die Menschen viele außerordentliche Dinge hervorbringen könnten, wenn sie nur in den Geheimnißen der Magie eingeweihet wären, als welche lehre, wie man die Kräffte der geistigen Wesen, oder der Alen, die in den Theilen der sichtbaren Welt wohnten, nach seinen Absichten anwenden und gebrauchen könnte. Diese Alen waren also die Werkzeuge der Wahrsagerkunst und Zauberey. Endlich legte man diese Benennung auch den vergötterten Menschen bey. Asiamen waren die Heider, die mit dem Odin nach Schweden kamen; Asyndur wurden ihre Könige genennt, weil sie in den Gedanken stunden, daß sie göttliches Ursprungs wären; Asgard, Asheim, eine Stadt Gottes, muß auf gleiche Art erklärt werden.

As, Assis, (antiquar.) der Name einer Münzsorte und eines Maases bey den Römern. Zuerst von ihm, als Münze betrachtet. Zu den Zeiten des Numa bedienten sich die Römer noch Münzen von Holz, Leder und Thon. Dieß war bey einem Volke thunlich, welches seine Münze nur als einen bloßen Maasstab des Werths ansahe und mit andern Völkern noch keinen Handel trieb. Diese Münze wurde As genennt. Nachdem aber die Römer durch Kriege und andere Verhältniße mit ihren Nachbarn mehr verbunden wurden, wählte Servius Tullius, ihr sechster König, eine andere Materie des Gelds, welche einen gewissen innern Werth sowohl wegen ihrer größern Seltenheit und Brauchbarkeit, als auch wegen ihres bey andern Völkern eingeführten Gebrauchs hatte. Er prägte nemlich Asses aus Erzt, dessen lateinischer Name Aes deswegen auch nach der Meinung einiger Sprachforscher das Wort As gebildet haben soll. Denn vor dem Kriege mit dem Könige Pyrrhus prägten die Römer noch kein Silber aus. Dieser römische As hatte zum Gepräge auf der einen Seite einen gedoppelten Januskopf, auf der andern aber einen Schiffschnabel, worauf sich der bey dem Spiele der Kinder gewöhnliche Ausdruck ast capita aut navim gründete. Man theilte anfangs den As in zwölf Theile, die Unzen genennt wurden. Als aber in dem ersten punischen Kriege die Casse des Staats sehr erschöpft war, so sahen sich die Römer genöthigt den As zu reduciren. Noch zwey Reductionen geschahen in den folgenden Zeiten. Daher entstand der Unterschied unter dem schweren und leichten Gelde bey den Römern. Ersteres, *æs grave*, bezeichnete also jederzeit ein As von zwölf Unzen.

Das Wort **As** ist aber auch **zweytens** ein Name des Maases bey den Römern. Es bezeichnet nemlich jederzeit ein **Ganzes**, oder auch eine **Einheit**. Und in dieser Absicht scheint es sich aus dem griechischen Worte εἷς, einer, welches die tarentinische Mundart ας, ausgesprochen haben soll, gebildet zu haben. In der letztern Bedeutung hat sich dieß Wort noch bey unsern Spielcharten erhalten. In dem ersten Verstande brauchte man es als ein ganzes bey Längen- und Flächen-Maas, so bezeichnete z. B. as ein ganzes Joch Landes. Ferner als ein ganzes bey dem Maaße flüßiger und andrer Dinge, als ein ganzes bey Erbschaften, daß also ἑνεος ex asse ein Universalerbe heißt. Bey Dingen, welche gewogen werden, bezeichnet daher As ein Pfund und ist eben so viel, als *libra*. weil zu den Zeiten des Servius Tullius ein As eine libram an Gewicht hielt, dieser König aber um den Handel seiner Bürger zu erleichtern und sie des verdrüßlichen Abwiegens zu überheben, das Erzt Pfundweise, d. i. zu assibus ausprägen ließ. Der Gebrauch des Wortes As erstreckt sich ferner auch auf die bey den Römern üblichen Zinßen. s. *as usturaria*.

As (in Rücksicht auf die Kunst.) Die erste Münze der Römer war von Erzt. Plinius allein haben wir die Nachricht zu danken, daß Servius zuerst Münze geschlagen habe: wahrscheinlich war es um die Zeit, nachdem er die Hetrusker übertwunden hatte. Spanheim glaubt Plinius widerspräche sich, und Harduin emendirt die Stelle so, daß das, was Plinius von Servio sagt, auch von Numa gelten könne. Allein da wo Libr. XXXIV. C. 1. von fabris ærariis die Rede ist, werden keine Münzer verstanden, sondern diese Leute sind Goldschmiede, die in Metall allerley Gefäße gossen und ausarbeiteten, und von den ferrariis unterschieden werden, die sich mit Eisenwaaren abgaben. Die ersten Bilder des Assis waren Ochsen, Schaafe und Schweine, weil die pecunia, das Zeichen des Reichthums, der damals Vieh war, darstellte. Plinius sagt: Servius Rex ovium boumque effigie primus æs signavit. Plutarch setzt im Leben des Poplicola (edit. Reisk.) T. I. p. 405. noch die Schweine hinzu. Sehr selten sind die Asses und Semisses, oder auch die Quatrusses, wo auf beyden Seiten

Digitized by Google

ein Ochse ausgeprägt ist. In dem Pembrokischen und Genovesischen Museo finden sich indessen dergleichen. Es ist aber noch die Frage ob sie nicht Gewichte sind, und man muß mit Vaillant hier bescheiden zu Werke gehen, und nicht alles für römische Asses halten.

Die alten Asses hatten gemeiniglich, wie wir oben gesagt haben, einen Ochsen. Die neuern, nemlich die nach dem punischen Krieg aber haben meist einen doppelten Kopf der den Janus und Saturnus, die beyden Conditores Urbis vorstellte, auf der einen, und ein Schiff auf der andern Seite, nemlich zum Revers. Noch neuer sind diejenige, die mit dem Kopf eines Jupiter, Mercurius, Mars, Hercules, Juno, Ceres, Minerva u. s. w. bezeichnet sind. So sind auch alle Asses neuer als der punische Krieg, die statt des Schiffs eine nährende Wölfin, einen Ochsen oder Pferdekopf, Löwenkopf, Hund, Hahn, Talus, Caduceus, eine Muschel, Leyer, u. s. w. zum Reverse haben. Steht endlich gar das Wort Rom. nicht dabey, so sind sie für ganz andere Münzsorten als römische Asses zu halten.

Das gewöhnliche Zeichen des S. auf den Semis, der 3 Knöpfchen auf dem Quadrans, und der 4 Knöpfchen auf dem Trions sind kein sicheres Kennzeichen des römischen As und seiner Theile. Denn beym Golzius sind unter der Münzen von Groß-Griechenland genug dergleichen bezeichnet: Auch die Sicilianische Asses beym Paruta sind nicht mit den Römischen zu vermengen.

Ob die Asses bloß unter dem Freystaate Roms oder auch nachher unter den Kaysern noch fortgeprägt worden, darüber sind Havercamp und Vaillant nicht einig. Abbildungen von allerley Römischen Assibus sind ihren Theilen sehe man nach, bey Beger Thes. Brandenburg. T. II. p. 526.

As, Assis (im Römischen Münz- Handlungs- und Finanzwesen) war bey den alten Römern eine Kupfermünze, die anfänglich ein Römisches Pfund wog, wie es Plinius in der Naturhistorie im dritten Capitel des drey- und dreyßigsten Buches ausdrücklich bezeuget.

Damit aber unsere Leser den Gehalt und die Abänderung des Assis der Römer recht verstehen mögen, so müssen wir hier die Größe und Eintheilung des römischen Pfundes deutlich und vollständig absehen. Ein römisches Pfund wurde in 12 gleiche Theile eingetheilt, die man Unzen, oder uncias nannte; die Unze in 8 Drachmen, oder auch in 2 duellas, ingleichen in 6 sextulas, auch in 4 scilicos, und in 24 scrupulos, oder scrupula z. Jede Anzahl von Unzen und von Theilen der Unze hatte wieder im Verhältniß auf das ganze Pfund ihren befondern Namen. Folgende Tabelle wird die Eintheilung des römischen Pfundes vom Ganzen an bis auf die kleinsten Gewichte im hellesten Lichte darstellen:

Namen der Gewichte.	Der wie vielste Theil jedes vom ganzen Pfund.	des Pfundes	Ausgedrückte Anzahl u. Theile der Unzen.
Libra, as	$\frac{1}{1}$		12 Unzen.
Deunx	$\frac{11}{12}$		11 —
Dextans	$\frac{5}{6}$ $\frac{10}{12}$		10 —
Dodrans	$\frac{3}{4}$ $\frac{9}{12}$		9 —
Bes	$\frac{2}{3}$ $\frac{8}{12}$		8 —
Septunx	$\frac{7}{12}$		7 —
Semis	$\frac{1}{2}$ $\frac{6}{12}$		6 —
Quincunx	$\frac{5}{12}$		5 —
Triens	$\frac{1}{3}$ $\frac{4}{12}$		4 —
Quadrans	$\frac{1}{4}$ $\frac{3}{12}$		3 —
Sextans	$\frac{1}{6}$ $\frac{2}{12}$		2 —
Uncia	$\frac{1}{12}$		1 —
Semuncia	$\frac{1}{24}$		$\frac{1}{2}$ —
Duella	$\frac{1}{72}$		$\frac{1}{3}$ —

Namen der Gewichte.	Der wie vielste Theil jedes vom ganzen Pfund.	des Pfundes	Anzahl und Theile der Unzen.
Sicilicus	$\frac{1}{288}$		$\frac{1}{24}$ Unze.
Sextula	$\frac{1}{72}$		$\frac{1}{6}$ —
Denarius	$\frac{1}{84}$		$\frac{1}{7}$ —
Drachma	$\frac{1}{96}$		$\frac{1}{8}$ —
Hemisecla	$\frac{1}{144}$		$\frac{1}{12}$ —
Tremissis	$\frac{1}{288}$		$\frac{1}{24}$ —
Scrupulum, Scriptulum,	$\frac{1}{288}$		$\frac{1}{24}$ —
Obolus	$\frac{1}{432}$		$\frac{1}{36}$ —

Aber es ist nun die Hauptfrage, wie viel beträgt ein solches römisches Pfund, oder die römische Unze nach unsern heutigen bekannten Gewichtern? Budäus schätzt das römische Pfund in seinem vortrefflichen Werke de asse ein wenig höher als 12½ Unzen. Bouteroue in seinen Untersuchungen über das Münzwesen der alten Völker nur 10¾ Unzen; der Pater Mersenne in seinem Tractate: Mensuræ parisienses, 11½ Unzen, alles nach dem französischen Marcgewicht; der englische Doctor Arbuthnot aber giebt ihm in seinen Tabulis antiquorum nummorum 52454 Grän nach dem tropischen Gewicht in England, welche nach dem nämlichen Schriftsteller, der 4724 englische Grän mit 576 französischen Grän im Gewichte gleichsetzet, 6394$\frac{1}{2}\frac{3}{4}\frac{3}{4}$ französische Grän, oder ohngefehr $11\frac{1}{10}$ Unzen des französischen Marcgewichts betragen. Nimmt man den Durchschnitt von diesen vier verschiedenen Angaben, so würde man das römische Pfund auf ohngefehr $11\frac{7}{10}$ Unzen des französischen Marcgewichts setzen müssen. Es gehen aber auf eine Mark von 8 Unzen 5094 holländische Asen. Mithin wird das römische Pfund ohngefehr 7108 solcher Asen halten, und eine Unze römischen Gewichts ohngefehr auf 600 Asen zu schätzen seyn.

Nun sieht man, was die römische Münze, die man ein As nennete, und die ein Pfund Kupfer wog, im Gewichte ausmachte. Sie betrug nämlich 7108 holländischer Asen.

Der Eroberungsgeist, der noch immer die Nationen die sich ihm ergeben haben, arm gemacht hat, stürzte auch die Römer darnieder. Durch den ersten punischen Krieg erschöpfte sich die Republick und sank in tiefe Schulden hinein. Sie wußte sich aus diesem Elende nicht anders herauszuhelfen, als durch eine ungerechte und schädliche Verringerung des Werths ihrer Münzen, nämlich ihrer kupfernen Assen. Sie ließ sie nur zwey Unzen schwer machen, oder brach an ihrem alten in einem Pfund, das ist in zwölf Unzen bestehenden Gewichte zehen Unzen ab, und behielt gleichwohl die Benennung und den äußerlichen Werth des vorigen As bey. In diesen um Zehl des innern Werthes verminderten Münzsorten bezahlte die Republick ihre Gläubiger, von welchen sie vollgewichtige pfundige Asse bekommen hatte. So aber bliebs noch nicht. Unter dem Dictator Quintus Fabius Maximus im Jahr der Stadt Rom 545 machte man den As nur eine Unze schwer, und nennte diese Münzen deswegen *asses unciales*. Unter dem Papirius, dem römischen Zunftmeister, wurden sie gar auf eine halbe Unze heruntergesetzt, und hießen *asses semunciales*. Da wog das Stück nur noch 300 Asen. Dieß alles lehret uns Plinius L. XXXIII. c. 3. Snellius de re nummaria zeigt pag. m. 4 seqq. daß die Verringerung des innern Werthes dieser Münzen immer weiter gegangen, und die asses endlich gar nur den vierten Theil einer Unze, das ist, ohngefehr 150 holländische Asen nach unserer vorigen Berechnung gewogen haben.

Digitized by Google

Es sind zwar einige gelehrte Männer, die eine so große Münzverringerung, als wir hier aus den Zeugnissen des Plinius angenommen haben, als etwas unglaubliches verwerfen, und die Stelle des Plinius anders lesen, als sie gemeiniglich und in den meisten Ausgaben gelesen wird. Plinius sagt nemlich am angeführten Orte: Librae autem pondus aeris imminutum bello Punico primo, cum impensis respublica non sufficeret, constitutumque est, ut asses sextantario pondere ferirentur. Ita quinque partes factae lueri, dissolutumque aes alienum. Postea Annibale urgente Q. Fabio Maximo Dictatore asses unciales facti, placuitque denarium XVI assibus permutari, quinarium octonis, sestertium quaternis. Ita respublica dimidium lucrata est. Mox lege Papiria semunciales asses facti. Diese Stelle hält man in vielen Stücken für verfälscht. An statt der Worte vt asses *sextantario* pondere ferirentur, ließt man, vt asses *dextantario* pondere ferirentur, und an statt da folgende Worte: Ita *quinque partes factae* lueri, setzt man diese: Ita *quinta parte facta* lueri. Nach dieser Lesart hätten die Römer ihre asses von 12 Unzen nur um 2 Unzen leichter gemacht, und asses von 10 Unzen geprägt; dieß wäre pondus *dextantarium*. Nach den folgenden Worten hätten sie den fünften Theil an ihren Münzen profitirt, oder lucrirt. Allein wer sieht nicht, daß durch diese Lesart dem Plinius ein völliger Widerspruch aufgedrungen wird. Die alten asses, welche die Römer, um daran zu profitiren, leichter machten, waren 12 Unzen schwer. Wenn sie nun an jedem As 2 Unzen zu ihrem Profit abkürzten, so war ihr Lucrum nicht der fünfte, sondern der sechste Theil des Asis. Ihr Lucrum bestund darinne, daß sie mit 10 Unzen nun so viel bezahlten, als vorher mit 12 Unzen, oder welches eins ist, daß sie mit 5tel gerade so viel thaten, als vorher mit $\frac{4}{5}$. Ist das nicht offenbar ein Lucrum von 1tel? Wenn ein 1tel lucrirt worden wäre, so hätten die Römer mit 4tel eines as so viel bezahlen können, als mit 5tel. Dieß war aber nicht. Denn sie sollten nicht mit 8 Unzen 10 Unzen bezahlen können, sondern mit 10 Unzen sollten sie 12 Unzen tilgen, und das heißt ein Profit vom 5te. Dieser 1tel, der in 2 Unzen bestund, ist zwar der 5te Theil des neuen Asis, den man auf 10 Unzen setzt, aber Plinius hätte deswegen immer nicht sagen können: die Römer haben den fünften Theil des neuen Asis lucrirt. Von den fünf Unzen des neuen Asis konnten sie bey der Bezahlung ihrer Schulden keine zurückbehalten, sie mußten sie alle fünf bezahlen, und da war also kein Lucrum. Mit ihren alten 5 Unzen tilgten sie aber 6 Unzen Schulden. Auf jede 5 Unzen gewannen sie also nicht die fünfte, sondern die sechste, die war aber gerade so groß als jede von den übrigen fünfen. Plinius rechnet das Lucrum der Römer ganz ausdrücklich auf die Herunterſetzung des Asis von mehrern Unzen auf wenigere Unzen, und also auf die Verhältniß zwischen dem Mehr und Wenigern.

Ferner soll die Münzverringerung unter dem Dictator Fabius Maximus nur dieß sagen wollen, die Römer hätten ihre auf 10 Unzen heruntergesetzte Asses nach um eine Unze leichter gemacht. Allein Plinius sagt gleichwol, man hätte asses unciales geschlagen. Wie nun asses librales pfundschwere asses heißen, so sind asses unciales nicht neununzigte, sondern einunzigte asses. Die Worte: lege papiria *semunciales* asses facti, hält man auch für falsch abgedruckt, und setzt an deren statt *sescunciales*, und glaubt, daß damals ein römischer as $7\frac{1}{2}$ Unzen schwer gewesen sey. Allein erstlich fällt der ganze vorhergehende Grund weg, auf welchen sich diese

Vermuthung stützet. Zweytens finden wir keine römische asses, so viel wir ihrer noch von den ersten Kayſern haben, welche eine halbe Unze schwer sind, geschweige gar $7\frac{1}{2}$ Unzen, und gleichwohl haben wir keine historische Zeugniße, daß nach den Zeiten des Papirius gleich unter den ersten Kayſern so starke Münzabwürdigungen geschehen wären. Drittens waren zur Zeit des Dictator Fabius Maximus die silbernen Denarii auf 16 Asses geschätzet. Plinius berichtet uns aber L. XXXIII. c. 9. daß 84 Denarii aus einem Pfund Silber geprägt worden sind. Dieß beträgt, jeden zu 16 Assen gerechnet, aufs Pfund Silber 1344 Asses. Wäre nun damals jedes As $7\frac{1}{2}$ Unzen oder gar 9 Unzen schwer gewesen, so würden für ein Pfund Silber 10080, oder gar 12096 Unzen Kupfer gerechnet worden seyn. Ein Pfund Silber hätte man also auf 840 oder gar auf 1008 Pfund Kupfer geschätzt. Dieß Verhältniß ist ganz unerhört, und in keiner Volksgeschichte findet sich ein Beyspiel von dieser ungeheuren Proportion zwischen Silber und Kupfer. Alle diese sonst unauflöslichen Schwierigkeiten fallen weg, wenn man die gemeine Lesart beybehält, welche wir vorher angenommen haben. Das kann keinen sonderlichen Zweifel verursachen, daß Festus in einer Stelle sagt: decreuerunt Patres, vt ex assibus, qui tum erant librarii fierent sextantarii, per quos eum solui coeptum esset, & populus aere alieno liberaretur, & privati, quibus debitum publice solui oportebat, non *magno detrimento* afficerentur. Denn den Gläubigern geschahe gewiß kein große Schade, wenn sie nur einen leichten nur zwey Unzen schweren As eben so viel, oder doch nicht ein beträchtliches weniger, als mit einem pfündigen As ein kaufen konnten; und dieses war wohl durch willkührliche Einrichtungen in der Republick zu bewirken. Wenigstens kann diese Ungewißheit die gemeine Lesart des Plinius nicht über den Haufen werfen.

Der Werth eines römischen Asis läßt sich nun nach unserm heutigen Gelde sehr leicht bestimmen. Nach dem so genannten vier und zwanzig Gulden Fuße, nach welchem die Cölnische Mark fein Silber, die in 10 Stück Thalern, oder 20 Guldenstücken ausgemünzet wird, dem äußerlichen Werthe nach zu 24 Gulden rauhet, prägt man aus einem Cölnischen Pfund Kupfer gerade einen Gulden, oder 60 Kreuzer. Das Cölnische Pfund besteht in zwey Cölnischen Mark, deren jede 4864 Holländische Asen hält: Mithin ist das Cölnische Pfund 9728 holländische Asen schwer. Da nun diese in unsern Kupfermünzen zu 60 Kreuzer ausgebracht werden, die alten pfündigen römischen Asses aber nur 7168 Holländische Asen hielten; so können diese letztern in der Verhältniß gegen unser Kupfergeld nur zu $44\frac{1}{2}$ Kreuzer gewürdiget werden. Will man sie aber als rohes Kupfer schätzen, so kommen sie nur auf ohngefehr 22 bis 23 Kreuzer zu stehen. Denn der Centner gutes Kupfer, zu 108 oder 109 Cölnischen Pfunden kostet $53\frac{1}{2}$ bis 55 Gulden, wornach ein Cölnisches Pfund von 9728 Holländischen Asen ohngefehr 30 Kreuzer, und folglich das römische Pfund von 7168 Asen $22\frac{1}{2}$ bis höchstens 23 Kreuzer werth ist. S. römisches Münzwesen.

As, Asen (Münzwissenschaft) sind Theile, nach welchen der Gehalt der Pfunde und Markgewichte in Holland bestimmt zu werden pflegt. Es besteht nämlich die Mark troys, wie sie in Holland angenommen ist, und welche ein halb Pfund troysch ausmacht; aus 5120 Theilgen, die man Asen nennet. Zwey und dreyßig solcher Asen machen 1 Engel, 20 Engel eine Unze, und 8 Unzen eine Mark oder ein halbes Pfund. Nach dem in den Deutschen Münzstädten gebräuchlichen Cölnischen Richt-

Digitized by Google

pfenning, der eine Cölnische Mark von 8 Unzen, oder 16 Loth vorstellt, und den man in 65536 Theilgen unter dem Namen der Richtpfenningstheilgen eintheilt, betragen die 5120 Asen, welche die troysche Mark in Holland ausmachen, 65985 Richtpfenningstheilgen. Die Cölnische Mark hält 4864 solcher Asen. Es hält also jedes As $13\frac{1}{37}$ Richtpfenningstheilgen. Von der Verhältniß der verschiedenen Europäischen Markgewichter in holländischen Asen findet man das nöthige in dem Artickel: Mark.

As hereditarius. Die römischen Juristen nennten die ganze Erbschaftsmasse *As*, und theilten sie ebenfalls in zwölf Uncias ein (s. *As*) dergestalt, daß derjenige, welcher auf eine Unciam $\frac{1}{12}$ eingesetzt war, Heres ex Uncia

welcher auf zwey Uncias	$\frac{2}{12}$	— —	Heres ex sextante
welcher auf drey Uncias	$\frac{3}{12}$	— —	Heres ex quadrante
welcher auf vier Uncias	$\frac{4}{12}$	— —	Heres ex triente
welcher auf fünf Uncias	$\frac{5}{12}$	— —	Heres ex quincunce
welcher auf sechs Uncias	$\frac{6}{12}$	— —	Heres ex semisse
welcher auf sieben Uncias	$\frac{7}{12}$	— —	Heres ex septunce
welcher auf acht Uncias	$\frac{8}{12}$	— —	Heres ex besse
welcher auf neun Uncias	$\frac{9}{12}$	— —	Heres ex dodrante
welcher auf zehen Uncias	$\frac{10}{12}$	— —	Heres ex decunce
welcher auf eilf Uncias	$\frac{11}{12}$	— —	Heres ex deunce
welcher auf zwölf Uncias oder allein auf das ganze	$\frac{12}{12}$	— —	Heres ex Asse genennt wurde.

Auch hat eine Uncia wiederum ihre verschiedene Eintheilungen, welche bey Uncia sollen angeführt werden. Manchmal war es nöthig die Erbschafft in mehr als zwölf Theile zu vertheilen, und da machte man aus dem Asse dupondium, tripondium. s. Dupondium, Tripondium, auch Erbschafft.

As minutus aereus, eine alte Münze, die auf der einen Seite das doppelte Gesicht des Janus, auf der andern einen Schiffsschnabel zeigt.

As usurarius. Die Römer bezahlten ihre Zinsen alle Monate, und zwar auf den ersten Tag; daher die Ausdrücke: tristes, celeres Calendæ. Sie hatten eine Münsforte, welche as hieß, und nach dieser pflegten sie in den ersten Zeiten alle Quantitäten zu bestimmen. Dieser As enthielt zwölf Uncias (s. *As.*) Wenn nun von hundert asibus, die jemand schuldig war, alle Monate Einer statt der Zinsen bezahlt wurde: so nennte man es *usuras centesimas*, denn es war wirklich der hundertste Theil vom Capital, der aber alle Monat gezahlt wurde, oder zwölf Procent.

Wenn der Schuldner jeden Monat	zahlte, so bekam der Gläubiger in	und dieses hieß
11 Uncias	11 Asses	usuræ deunces oder 11 Procent.
10 Uncias	10 Asses,	usuræ dextantes deuces oder 10 Proc.
9 Uncias	9 Asses,	usuræ dodrantes, oder 9 Procent.
8 Uncias	8 Asses,	usuræ besses, bessales oder 8 Procent.
7 Uncias	7 Asses,	usuræ septunces oder 7 Procent.
6 Uncias	6 Asses,	usuræ semisses, semisales oder 6 Proc.
5 Uncias	5 Asses,	usuræ quinucnces oder 5 Procent.
4 Uncias	4 Asses,	usuræ trientes oder 4 Procent.
3 Uncias	3 Asses,	usuræ quadrantes oder 3 Procent.
2 Uncias	2 Asses,	usuræ sextantes oder 2 Procent.
1 Unciam	1 Assem,	und dieses wurde semus unciarium genannt oder 1 Procent.

Wucherer nahmen auch wohl mehr als 12 Procent. s. auch den Artickel Zinsen.

Asa, Assa, Asand. (chymisch) Unter diesem Namen kommen in der Handlung zwey besondere Materien vor, die man zwar gemeiniglich beyde unter die Gummata rechnet, die aber in ihren Bestandtheilen und wirkenden Kräfften weit von einander abstehen, und sich nicht beyde als gummöse Materien behandeln lassen. Die eine ist *asa dulcis*, und die andere *asa fatida*.

Asa seu Assa dulcis, Benzoe, Benzoinum, wohlriechender Asand, ist eine trockene, harte, zerbrechliche, harzigte Materie, die das Ansehen hat, als ob sie aus unterschiedenen Stücken von weißer und gelblicher Farbe zusammengeronnen wäre. Sie hat einen süßlichen harzigtbalsamischen Geschmack, ist leicht entzündlich, und äußert, wenn sie angezündet wird, einen starken durchdringenden angenehmen Geruch. Sie löst sich im Brandewein meist auf. Sie fließt aus dem in der Insel Sumatra, in Siam, und in mehr andern gegenden Ostindiens wachsenden Baume, Benzoinifera, oder Laurus foliis enervibus, obuerse ouatis vtrimque acutis integris annuis Linn. Hort. Cliffort. 154. wenn er geritzet wird.

Man hat in den Apotheken zwey Arten, die nicht dem Wesen und dem Ursprunge nach, sondern blos der Reinigkeit nach von einander unterschieden sind. Die eine Sorte ist klar und durchsichtig, röthlich und hat weiße Flecken, wie zerbrochene Mandeln, in sich. Die andere aber ist dunkeler in der Farbe, fällt ins röthlich schwarze, und hat wenig weiße Flecken in sich. Die erste heißt Mandel-Benzoe (Benzoë amygdaloïdis) oder tropfigte, auch Körnigte Benzoe. Die zweyte, so gemeiniglich in großen Stücken, oder Kuchen zu uns gebracht wird, heißt Benzoe in der Sorte.

Der starke angenehme Geruch zeigt genugsam, daß die Benzoe aus vielen ätherischen, öligten, und flüchtigen salzigten Theilen besteht; die mit häufigen resinösen Theilen vereinigt sind. Die flüchtigen Salztheilgen steigen bey der trocknen Destillation, oder Sublimation in die Höhe, und geben die Benzoeblumen, oder Flores Benzoës, deren man aus einem Pfund Benzoe bey zwey Unzen erhält. Vermöge dieser bemerkten Grundtheile hat dieses Harz eine auflösende, und nervenstärkende Kraft. Aeußerlich braucht man es theils unter den Räuchermitteln, theils unter nervenstärkenden Salben, Balsamen, und Pflastern, und theils in Kräutersäckgin. Innerlich geben einige sowohl die Flo-

res, als auch die mit Weingeiste verfertigte Essenz, oder Tinctur als eine auflösende Arzney, besonders in langwührigen catharralischen Brustbeschwerden, in der Cachexie, in Verstopfungen der Drüsen, und in venerischen Krankheiten. Wenn man die Essenz in Wasser tröpfelt, so wird dieses davon milchicht, und heißt nun lac virginum, oder Jungfernmilch, weil man sich derselbigen bedient, die Flecken aus dem Gesicht wegzubringen, und die Haut rein, glatt und schön zu machen. Am besten nimmt man zu dieser Absicht anstatt des gemeinen Wassers Rosen- oder Lindenblüthwasser.

Asa, seu assa fatida, Teufelsdreck. Dies ist ein harzigtes Gummi, oder ein gummöses Harz (gummi-resina) so aus der Wurzel einer Schirmtragenden Pflanze, nämlich dem Sylphium, oder nach dem Linnäus, der ferula foliolis alternatim sinuatis obtusis in Persien von den Einwohnern, nachdem sie solche aufritzen, gesammlet wird. Frisch ist die Materie milchfarbigt und flüßig. Wenn sie aber zu uns kommt, hat sie eine Festigkeit wie Wachs und ist gelb, weiß, röthlich, glänzend, und durchsichtig. Sie hat einen scharfen widerlichen bitterlichen Geschmack, und eben dergleichen starken unangenehmen knoblauchartigen Geruch. Die schlechten Arten sind schmierich, schwärzlich, weniger durchsichtig, oder ganz undurchsichtig, und mit allerley Unreinigkeiten vermischt. Die Grundtheile dieses Alauns sind größtentheils gummös, und bekommt nur wenig von einem resinösen Extracte. Nebst diesen sind auch flüchtige salzigte, und schwefelichte Theilgen darinnen anzutreffen, die sich durch den starken unangenehmen Geruch zu erkennen geben. Daher hat diese Materie eine zertheilende, auflösende, und eröffnende starke Kraft, durch welche sie als eines von den besten *Emmanagogis*, oder die monatliche Reinigung befördernden Arzneyen, und als ein gutes krampfstillendes Mittel wider die hysterischen Zufälle, auch als ein Blähungs- und Wurmtreibendes Mittel sehr wirksam ist. Man verordnet die assam fœtidam am besten in Pillen von 6 Gran bis auf einen halben und ganzen Scrupel, auch nach Befinden noch mehr. Der berühmte Sydenham hat sie zu seinen pillulis fœtidis mirabilibus gebraucht, und man hat dieses Mittel zur Linderung der schwertsen hysterischen Symptomen sehr heilsam befunden. Ueberdies braucht man sie auch unter die Rauchpulver wider Mutterbeschwerungen, und setzt sie zu zertheilenden Pflastern und Salben.

Asa und Asael, sind die Namen zweyer Engel, von denen die Rabbinen sehr viele außerordentliche Dinge vorgeben. Nach der Meynung der Cabbalisten sollen sie sich bey Gott über die Schöpfung des Menschen beschwert haben. Gott stürzte sie darauf zur Strafe vom Himmel, und da wurden sie Teufel. Nachdem sie nun gesündigt hatten, so wurden sie mit einem Leibe bekleidet. Sie suchten zwar verschiedenemal durch Ausspruchung des Schem Hamphorasch wieder in den Himmel zurückzukehren; allein sie wurden allemal wieder zurück gejagt. Sie vermischten sich darauf unter dem Namen der Kinder Gottes mit den Weibern, und daraus entstunden erstlich die Riesen, und hernach das ganze Heer der Teufel. Gott wies ihnen ihre Wohnung in finstern Bergen an; welche Harre Kedem, das ist, Berge gegen den Aufgang der Sonne genannt werden. Hier sind sie mit großen Ketten in den Abgrund gesenkt. Nach anderer Rabbinen Meynung aber hat sie Gott zwischen dem Himmel und der Erde aufgehenkt. Ihre Hauptbeschäftigung besteht darinnen, daß sie die Menschen allerhand Zauberkünste lehren. Von ihnen sollen die Räthe des Königs Pharao in Aegypten unterrichtet worden seyn, gewisse Knöpfe zu machen, welche verhindert haben, daß kein Knecht aus Aegypten entweichen konnte. Von ihnen soll sich Bileam in der Zauberey haben unterrichten lassen, und sich funfzig Tage lang bey ihnen aufgehalten haben. Von diesen soll auch Salomo, der alle böse Geister unter seiner Gewalt gehabt haben soll, einige Weisheit gelernt haben. Mehrere Rabbinische Grillen von den Engeln, s. unter den Artickeln: Aschmedai, Asmodi, Engel.

Asabuch, s. Wolf.

Asahel, s. Steinbock.

Asaminthos, war ein Stuhl oder Sitz des Priesters der Minerva Cranäa, unter welchem Namen sie einen Tempel bey Elatea in Phocis auf einem Hügel hatte, und worinnen allemal ein Priester seyn mußte, der noch nicht mannbar war, und fünf Jahre in dem Dienst dieser Göttinn aushalten mußte. Es heißt auch ein Becken, oder eine Art von Badwanne, worinnen sich besagter Priester zu waschen und baden pflegte.

Asangue, s. Leyer.

Asandon, ein freyer Platz auf den alten Schiffen, worauf keine Ruderbänke waren.

Asapbatum, s. Ausschlag.

Asaroton, war bey den alten Griechen ein mit Fleiß so bemahltes Estrich, daß es das Ansehen hatte, als lägen allerley von einer Tafel herunter gefallene Knochen, Gräten von Fischen, Köpfe von gebratenen Vögeln u. dgl. darauf. So viele Kunst dieses mandmal den Meister kostete, der es verfertigte, so stellete es immer ein unsauberes Zimmer vor, in das man niemand führen darf, dem man Achtung beweisen will, und beweiset daher nicht den feinsten Geschmack des Erfinders. Inzwischen machte man doch dergleichen so lange und wendete viel Geld daran, bis die mit mannigfarbigen Steingen ausgesetzte Böden aufkamen.

Asartan, s. Krebs.

Asbest, *Asbestus, Alumen plumosum. Off.* Ein aus faserichten, weißlichen, grünlichen Theilen, oder völlig parallel liegenden und büschelweiß zusammengehäuften Fäden bestehender Stein. Er bricht in Stücken von unbestimmter Figur, gemeiniglich aber nach der Länge seiner Fäden in andern Steinarten, selten in Flözen. Seine Härte macht die Fäden mehr oder weniger steif, die im Wasser wegen seiner natürlichen Schwere leicht zu Boden sinken; in Ansehung dieser Schwere unterscheidet sich der Asbest vom Amiant, dessen Fäden wegen ihrer Leichtigkeit auf dem Wasser schwimmen, mit dem er sonst den Beständtheilen nach einerley ist; je mehr man den Asbest im Feuer brennt, desto härter und rompakter wird er; die Säuren lassen ihn unverändert. Er wird den thonartigen Steinen beygezählt, das sind solche, die eine große Gewalt des Feuers aushalten, ohne sich in Kalk oder Glas zu verwandeln, oder auch diejenige, die mit dem Stahl kein Feuer geben, und weder zu Kalk noch Gyps werden, und so, wie sie aus der Erden kommen, zum Verarbeiten hart genug sind. Da sie aber von den eigentlichen glasartigen Steinen an Härte weit unterschieden sind: so stehet man sie für verhärtete Erden oder weiche Steine an. Es gibt einige thonartige Steine, deren Theile nicht sehr fest zusammen hängen, und von dieser Art ist unser Asbest, und andere die im Feuer schmelzen, oder am Stahl gerieben Funken geben, oder mit den Säuren eine aufwallende Bewegung machen; diese unterschiedene Würkungen sind aber andern Steinen zuzuschreiben, die sich zufälligerweise dabey befinden. Die reine thonartige Steine enthalten, vermög

Digitized by Google

Herrn Marggrafs Versuchen, eine glasartige und Alaun-Erde; Asbest aber scheinet aus einer glasartigen und Bitterſalz-Erde zuſammengeſetzt zu ſeyn. Die verſchiedene Arten des Asbeſts ſind folgende:

Reifer Asbest, *Asbestus maturus*, *Asbestus filis parallelis, tenacioribus, separabilibus.* Waller. Dieſe Gattung kömmt dem Amiant am nächſten; die Fäden oder Faſern ſind lichtgrau, ein wenig lederhaft, liegen parallel neben einander und laſſen ſich leicht trennen. Wenn dieſer Asbest lange Zeit an der Luft liegt, wird er braun; er kann wie der Amiant geſponnen, gewebt und zu Papier bereitet werden: dieſes aber, und die daraus verfertigte Leinwand, fällt im Waſſer zu Boden, wodurch es ſich von dem aus Amiant bereiteten unterſcheidet.

Unreifer Asbest, *Asbestus immaturus, fibris ſetoſis rigidis.* Waller. *Asbeſtus filamentis longitudinalibus ſubdiaphanis, duriuſculis, ſemimembranei.* Cartheuſ. beſtehet aus ſeidenartigen, parallel aneinanderliegenden Faſern, die ſo genau mit einander verbunden ſind, daß man ſie nicht trennen kann, deswegen er den Namen unreifer Asbest führet. Die Farbe deſſelben iſt grau und grün; alle Arten ſind undurchſichtig: bloß eine einzige iſt halbdurchſichtig, die aber mit andern Steinen vermengt und daher leicht zu unterſcheiden iſt.

Unächter Asbest, Federweiß, *Pſeudo asbeſtus plumoſus, Officinar. Asbeſtus fibris parallelis fragilimis.* Waller. *Asbeſtus fibris fragilibus plumoſus* Wolterſdorf. *Asbeſtus filamentis longitudinalibus, friabilibus nitidis.* Cartheuſ. In Anſehung der Lage der Faſern iſt dieſe Asbestart der vorhergehenden gleich, aber darinnen unterſchieden, daß ſich ſeine Faſern nicht trennen laſſen, ohne zu zerbrechen, und ſich leicht in einen Staub zu verwandeln. Die Farbe iſt weiß, davon er vermuthlich den uneigentlichen Namen Federalaun erhält, beſitzet aber keinerwegs die Eigenſchaften des Alauns.

Stern-Asbest, *Asbeſtus Stellatus, fibris è centro radiantibus.* Waller. *Asbeſtus filamentis divergentibus.* Cartheuſ. Bey dieſem laufen die Faſern aus einem gemeinſchaftlichen Mittelpunkt aus, und ſtellen einen Stern vor. Zuweilen laufen die Faſern aus verſchiedenen Mittelpunkten und ſind büſchelweis geordnet.

Strauß- oder Büſchelasbest, *Asbeſtus faſciculatus, fibris è centro vario radiantibus* Waller. *Asbeſtus filamentis diverſimode flexis faſciculatis duris.* Cartheuſ. hat viel Aehnlichkeit mit dem vorigen. Einige Bergleute nennen ihn Wachholder-Erz. Nach Wallerius ſoll er zuweilen etwas weniges Bley und Silber halten.

Aehren-Asbest, *Asbeſtus ſpicas referens, Asbeſtus fibris ſparſis,* Waller. *Asbeſtus filamentis diſperſis,* Cartheuſ. Seine Faſern machen eine den Aehren ähnliche Figur, wenn ſie an einem Stein hin und wieder zerſtreuet liegen. Man hat groben Aehrenſtein mit groben feſt anzuſühlenden Faſern, die ſich leicht abreiben laſſen, und klaren Aehrenſtein, deſſen Fibern fühlen ſich trocken an, ſtechen, ſind hart, und nicht leicht zu zerreiben.

Holziger Asbest, *Pſeudo Asbeſtus fibris lignoſis duriſ*, Wolterſdorf. *Aſb. filamentis longitudinalibus, duris, firmiter connexis, nitidis, lignum referens,* Cartheuſ. Eine Asbestart, von Farbe braun, grau und ſchwarz, die Faſern ſind den Holzfaſern ähnlich, und ſo feſt mit einander vereiniget, daß man ſie nicht trennen kann. Von den übrigen Asbeſt- und Amiantarten, dem Bergkork, Bergleder, Bergfleiſch, ſ. unter dieſer Benennung.

Unter allen Steinarten ſind die Fibern des Asbeſts und Amiants weicher, leichter und biegſamer, daß man Fäden daraus ſpinnen, Leinwand neben und Pappier bereiten kann. Dieſe widerſtehen einem gewaltigen Feuer und werden davon nur weißer, doch ein wenig härter, ſpröder und zerbrechlicher. Die Alten verſtunden die Kunſt ſehr gut, den Asbeſt zu ſpinnen und die unverbrennliche Leinwand daraus zu weben, die, auſer dem übrigen davon gemachten Gebrauch, auch dazu diente, daß man die Körper der Verſtorbenen, die verbrannt werden ſollten, hineinwickelte, um die Aſche derſelben rein zu erhalten. Dieſes geſchahe bey den Römern auf folgende Weiſe: Die reiche Familie ließen die Körper zuweilen mit ſehr koſtbaren Specereyen balſamiren. Die gemeine minder koſtbare Stücke zur Balſamirung waren Aloe, Myrrhen und Judenpech. Wenn der leichnam balſamirt war, welches viele Zeit und Zubereitung erforderte, wickelte man ihn in ein Leinwand von Asbeſt oder Amiant, und trug ihn auf den Scheiterhaufen; daß war eine Pflicht der Religion für die nächſte Anverwandte. Das Haupt der Familie zündete hierauf den Holzſtoß an, und die Familie ſtand mit aller möglichen äuſerlichen Ehrerbietung um denſelben herum. Sie glaubten, daß, ſo wie die Hülle von der Asbeſtleinwand weißer würde, (denn die balſamiſche Theile der Gewürze, womit der Körper balſamirt war, machten ſelbige anfänglich ſchwarz) ſo würde auch der Leichnam gereinigt. Vater und Mutter, Frau und Kinder, die deſſen Freunde, drängten ſich bis an die Flammen, ruften die Seele des Verſtorbenen mit den düs manibus an, daß ſie ſich doch die abgelegte Schuldigkeit möchte gefallen laſſen. Nachdem ſie ſich hierauf die Hände gewaſchen, zogen ſie die Asbeſtleinwand unbeſchädigt aus dem Feuer, nahmen die Aſche heraus, beobachteten noch einige Religionsgebräuche, und verſchloſſen dieſen traurigen Ueberreſt in einen Topf, der nach Beſchaffenheit des Standes und Vermögens der Erben, mehr oder weniger koſtbar war. Die gemeine Urnen waren von gebrannter Erde, andere von Jaſpis oder Porphyr. Bey dem Aſchentopf legte man Lorbeer, Myrten, Oelbaum und Pappelnblätter, ſonderlich aber die Thränenflaſchen, worinn jeder Freund des Verſtorbenen ſeine Zähren geſammelt hatte. Der Opferprieſter beſprengte den Todtentopf, und hierauf ward er in eine Nitſche unter einen Steinhügel, worauf die Grabſchrift ſtand, oder in das Begräbnißgewölbe der Familie beygeſetzt. In dieſem Fall ſtand die Grabſchrift auf dem Topf ſelbſt. An der Asbeſtleinwand war kein Schade geſchehen; man legte ſie zuſammen und hob ſie auf, damit ſie, ſo wie die Nachkommenſchaft von der Familie abſtürbe, zu weitern Gebrauch dienen könnte. Dieſer Gebrauch, die Körper in Asbeſtleinwand einzuwickeln und zu verbrennen, gieng unter den heidniſchen Kaiſern am ſtärkſten im Schwang. Man bildete ſich einder Seele des Verſtorbenen wäre viel daran gelegen, daß der Körper bald verbrannt und die Aſche aufbehalten würde. Unter den chriſtlichen Kaiſern kam dieſe Gewohnheit nach und nach ab, Amiant und Asbeſt aber wurden den ſüdlichen und nordiſchen heidniſchen Völkern bekannt; dieſe machten ſich nach dem Muſter der Opferkleider ihrer Prieſter oder Braminen, auch Kleidungsſtücke davon. Die Bereitung und Verfertigung der unverbrennlichen Leinwand kann auf folgende Weiſe geſchehen: Man nimmt diejenige Art Asbeſt oder Amiant, deſſen Fäden am längſten und ſeidenartigſten ſind, zerſchlägt ihn mit einem Hammer in Stücken, doch in feinem Mörſer, damit er nicht zum Staub zerſtoßen wird. Dieſe Stücke werden hierauf in eine Lauge gelegt, oder

Digitized by Google

so lang in warmes Wasser eingeweicht, bis sich alle terrestrische Theile, die die Fäden aneinander hefften, gänzlich aufgelöst haben; wahrend diesem Einweichen muß er im Wasser oft umgewendet und mit den Fingern in so viel Fäden, als nur möglich, zertheilt werden, damit alle Unreinigkeiten abgesondert werden; das Wasser wird davon dick und trübe. Dieses Waschen muß so oft wiederholt werden, bis das Wasser seine natürliche Klarheit behält und die Fäden genugsam gereinigt sind. Nach diesem Waschen werden die Fäden auf einem Korb oder Siebe ausgebreitet, damit das Wasser bequem ablauft, und so lang in die Sonne gesetzt, bis sie vollkommen trocken sind. Alsdann werden zween Kämme mit sehr zarten und engen Zähnen, wie diejenige sind, die man zum Kämmen der feinen Wolle braucht, genommen, und dadurch die Fäden, indem sie gelinde gekämmt werden, vollends auseinander getheilt. Man nimmt hierauf den auf diese Art zubereiteten Flachs zusammen, und behält solchen zwischen den beyden übereinander gelegten Kämmen, daß nur die äußersten Spitzen hervorragen. Die Kämme werden an einem Tisch befestiget, und so dienen sie zu einem Spinnrocken, von welchem der Faden gar füglich kann abgesponnen werden. Auf eben diesem Tisch muß man auch eine Spule mit feingesponnenem Garn von gemeinem Flachs bey der Hand haben; von diesem wird ein Faden zu zween bis drey Faden Asbest genommen, und durch das Umdrehen mit einer Spindel, die mit dem gewöhnlichen Wirtel versehen ist, dergestalt vereinigt, daß der Flachsfaden mit denjenigen von Asbest überzogen wird. Damit aber dieses Spinnen bequemer von statten gehet, muß man statt des Gefäßes mit Wasser beym Spinnrocken des gemeinen Flachs, hier eines mit Baumöl haben, mit welchem von Zeit zu Zeit die Finger benetzt werden: so greift der Asbest die Haut der Finger nicht an, und macht sie nicht wund, sondern der Faden wird auch weicher und gelinder davon.

Auf diese Art kann man einen langen aneinander hangenden Faden bekommen, aus vielen derselben kann leicht ein Gewebe verfertigt werden, das nach der Zahl und Stärke der Fäden, die man dazu nimmt, gröber und feiner kann gemacht werden. Der eingesponnene Flachsfaden und das Oehl so noch darinnen befindlich ist, wird im Feuer ausgebrannt, ohne daß dadurch die Leinwand Schaden nehmen kann. Auf den Pyrenäischen Gebürgen werden jetzo noch Schnuren, Kniebänder und Gürtel aus dergleichen Faden, als deutliche Proben der Möglichkeit sie zu verarbeiten, verfertigt; Plinius erzählt, daß diese Leinwand als Tischzeug gebraucht, im Feuer aufs beste von allem Schmuz befreuet worden wär. Kaiser Karl der fünfte hat viele daraus verfertigte Servietten gehabt, die er nach dem Gebrauch ins Kaminfeuer zur Belustigung der Prinzen und Großen des Hofs, werfen lassen. Man bediente sich auch der Fäden oder des Flachses von Asbest zu Dochten, welche die Eigenschaft hatten, daß sie leuchteten, solang nämlich das dazu gegossene Oel oder Fett zur Unterhaltung der Flamme zureichte, ohne etwas von ihrem Wesen zu verlieren, oder daß man nöthig gehabt hätte sie zu putzen. Die Heiden bedienten sich solcher Dochte in den Lampen der Tempeln die den Götzenbildern geheiligt waren. Die Geschichtschreiber haben diesen Umstand eines unverbrennlichen Dochtes angestaunt und viel Wesens davon gemacht; und wer weiß warum man sich heut zu Tag dieser Dochte nicht mehr bedienet, da doch ihre Bequemlichkeit in der Erfahrung gegründet ist. Man darf nur Asbest oder Amiant Fäden von den terrestrischen und kalkichten Theilen, welche sie zusammenhalten, durch das Wasser reinigen, in ein Gefäß mit Oel oder Fett thun und anzünden, so werden sie so lang leuchten, als die fette Materie dauert.

Asbestjaspis, eine zusammengesetzte Jaspisart, Steine deren Grundstoff ein wahrer Jaspis ist, in welchen sich andere Steinarten eingemischt haben, und wobey eigentlich der Jaspis die bindende Materie ausmacht. Herr von Justi entdeckte im Mannsfeldischen Asbestjaspis. Er ist von Farbe dunkelroth, fast blutfarbig, allenthalben mit einem blassen grün vermischt, doch kommen zuweilen auch weiße Flecken darinnen vor. Die rothe und grüne Flecken sind zum öftern von der Größe eines Guldens, und machen die grünen nicht selten einen langen Striefen, mehr als einen Zoll breit, in der Länge des ganzen Steins aus. Oefters aber sind beyderley Flecken nur von der Größe der Linsen, und bey dieser Art, sind in dünnen Stücken, die grünen Flecken ein wenig durchsichtig. Ueberhaupt aber beziehen nach Herrn Brückmanns Bemerkung die grünen Flecken aus Asbest; diese Einmischung des Asbests verursacht auch daß dieser Jaspis niemals eine reine glänzende Politur annimmt.

Asbest, Papier. Damit nichts von dem Asbest verlohren gehen möge, hatte man ein Mittel, diejenige Art, die etwas kürzere Fäden hatte zu Nutzen: Man verfertigte Papier daraus, das man auch für unverbrennlich und beständig halten kann, weil sich die Schrift darauf wieder auslöschen läßt, so oft man es ins Feuer wirft, aus dem es eben so unversehrt wie die Asbest-Leinwand wieder herauskommt. Man siehet noch Stücke dergleichen Papiers in einigen Kunst- und Naturalien-Sammlungen.

Asbestpflanze. Derselben thun einige Geschichtschreiber Meldung, z. B. Le Clerc, Bibliotheque choisie, Pomet, hiſtoire des drogues und das Hamb. Magazin; daher wir sie auch hier anführen. Weil es einen Stein giebt, der aus Fasern bestehet, die man untereinander weben kann, und die unverbrennlich sind, so vermuthet man auch daß es unverbrennlich Holz, und sogar eine unverbrennliche Pflanze gebe, die man linum asbestinum genannt, weil der daraus gemachte Docht in den Lampen, so lang Oel in denselbigen befindlich ist, niemals verzehrt, sondern in beständiger Flamme bleibt. Vermuthlich haben der Asbest in Stücken, und die zubereitete Asbestfäden zu diesem Gedanken Anlaß gegeben.

Asbestfork, (Coralle) nennt der seel. Prof. Müller das Alcyonium asbestinum des Herrn Pallas, und betrachtet es als eine Abänderung des Alcyonii digitati des Herrn Linne, oder des Alcyonii lobati des Herrn Pallas, welches von außen einen fäserigten Bau hat. Dieses Alcyonium selbst von welchem unter andern Ellis in seiner Naturgeschichte der Corallen Taf. 32. Fig. a. eine Abbildung liefert, will ich unter dem Namen Meerhand beschreiben. Jetzo merke ich nur an, daß Herr Pallas diesen Asbestfork, oder sein Alcyonium asbestinum mit allem Grunde von seinem Alcyonio lobato, oder dem Alcyonio digitato des Herrn von Linne trenne. Nicht nur der ganz verschiedene äußere Bau, die Substanz und die Bildung, sondern auch dieses rechtfertiget jenen großen Naturforscher, daß der Asbestfork nicht allemal, seinem Bau nach, einer Hand mit den Fingern gleicht, sondern auch sehr oft einem Stamme der ohne Aeste ist, oder einer abgestumpften Hand gleich ist. Wenn dieses Alcyonium noch frisch ist, so scheinet sich dessen Oberfläche ganz gleich zu seyn, und wenn man die den Alcyonien eigenen Koren oder Oscula ansnimmt, so wird man keine Zusammensetzung, keine Unebenheiten gewahr,

gewahr, und die ganze Fläche ist blasroth gefärbt. Aber wenn nun eben dieser Körper der Luft ausgesetzt, oder zerdrückt wird, so siehet man, daß es aus lauter kleinen faserigten Theilen, welche kleinen spitzigen Nadeln, oder den feinsten Asbestfädens gleichen, zusammen gesetzt ist, und das ist auch der Grund der Pallasischen und Müllerischen Benennungen. Die Oscula, oder Porè dieses Alcyoniums, welche die ganze Fläche dieses Körpers einnehmen sind länglich und im Verhältniß des Körpers betrachtet zimmlich gros, und das ganze Alcyonium ist vollkommen das, was Herr Pallas von demselben sagt: Alcyonium Stirpe subsimplici teretiuscula, poris undique sparsis majusculis oblongis. Die innern Bestandtheile desselben sind viel röther und zerbrechlicher als die äußern, und derjenige Theil der diesem Körper zum Befestigungspuncte, oder zur Wurzel dienet, scheinet federartig zu seyn. Bocco, der dieses Alcyonium Alcyonium stupposum, perforatum, rubrum nennet, und Observ. gall. epist. 24. genau beschreibt, und S. 273. in einer guten Abbildung vorleget, wollte nicht glauben, daß dasselbe unter die Zoophyten gehöre, sondern er hielt es für eine Pflanze, welche die Insecten beschädiget hätten. America ist das vorzüglichste Vaterland dieses Körpers, den auch Petiver in seinem Gazophyl. tab. 23. fig. 2. abbildet, und Porus spongioides, Americana nennet.

Ascalaphus. Unter diesem Geschlechtsnamen verstehet Fabricius diejenige Insecten, welche gegitterte Flügel, sechs fadenförmige, beynah gleichgroße Fühlspitzen, und keulförmige Fühlhörner haben. Linne begreift dieses Geschlecht mit unter den Ameisenlöwenfliegen (Myrmeleon) und eignet ihnen nur vier Fühlspitzen zu; weilen sie aber nach der Fabricischen Beobachtung sechs, und einige darunter zwey längere auswärts dickere, andere fast ganz gleiche und fadenförmige Fühlspitzen haben; so trennt Fabricius, welcher die Maulwerkzeuge zum Hauptcharacter annimmt, dies Linneische Geschlecht, und nennt erstere *Myrmeleon*, (s. Ameisenlöwe und Ameisenlöwenfliegen,) letztere aber Ascalaphus. Unter dieses Geschlecht zählt er nur eine einzige Gattung, den Barbar, (Myrmeleon barbarum Lin.): dessen keulförmige Fühlhörner sind so lang als der ganze Körper. Die Flügel sind glasartig durchsichtig, netzförmig, und gegen den Leib gelb. Linne setzt noch hinzu: der hintere Theil des Körpers ist schwarz, und hat über den Rücken eine gelbe Linie, unten aber gelbe Flecken. Eben diese Farbe haben die Füße. Die Stirn ist haarig. Sein Aufenthalt ist Europa und Afrika.

Ascarides, s. Würmer.

Ascarum oder **Ascarus**, ein viereckigtes mit Saiten bezogenes Instrument, welches ungefähr eine Elle lang und mit Federkielen versehen, dem Klange nach einem Crotalum ähnlich und bey den alten Lydern im Gebrauch war.

Ascena, war ein ehmaliges Feldmaaß von zwölf alten Römischen Füßen.

Ascendent, nennen die Sterndeuter dasjenige Zeichen des Thierkreises, das im Aufsteigen oder Aufgehen begriffen ist, indem der Mensch gebohren wird, dem sie die Nativität stellen wollen.

Ascendentes, (jurist.) werden die Personen genennt, welche andere gezeugt haben, und also in Ansehung derselben Eltern, Großeltern u. s. f. sind. Die Benennung mag wohl daher kommen, weil man in der aufsteigenden Linie oder der gewöhnlichen Vorstellungsart derselben von dem letzt gezeugten, von welchem die Rede ist, zu denselben hinauf zählt. Z. B.

- ♀ Vorfahren
- ♀ Urälter Vater
- ♀ Oberälter Vater
- ♀ Voralter Vater
- ♀ Aelter Vater
- ♀ Großvater
- ♀ Vater
- ♀ Sohn.

Sie sind entweder Ascendenten von väterlicher oder mütterlicher Seite; jene werden ascendentes *lineæ paternæ*, diese ascendentes *lineæ maternæ* genennt. Man nennt die Ascendenten vom Großvater an auch Ahnen. a) Zwischen Ascendenten und den Personen, welche von ihnen abstammen, hat keine Ehe Statt, wenn sie auch noch so entfernt wären. (s. Ehe.) b) Wenn jemand keine Descendenten hat, so ist er seinen Ascendenten den Pflichttheil schuldig. (s. Pflichttheil.) c) In eben dem Falle kommt ihnen die Erbfolge ab intestato zu. (s. Erbfolge.) d) Sie sind Personen, welchen ihre Descendenten Ehrerbietung schuldig sind. Sie konnten also bey den Römern ohne Erlaubniß des Magistrats von diesen nicht in Jus vorgeladen oder mit einer infamanten Klage belangt werden. (s. Reverentia, vocatio in Jus.) e) Wenn ein Ascendent seinen Descendenten adoptirt, so würkt diese Adoption auch nach dem Justinianischen Recht von Seiten des Adoptirenden die Rechte der väterlichen Gewalt, und von Seiten des Adoptirten die Jura Familiä. (s. Adoptio, Jure Familiä.) f) Die Ascendentes lineä paternä sind der väterlichen Gewalt in Ansehung ihrer Descendenten fähig. s. Väterliche Gewalt.

Ascensio, Festum Ascensionis, s. Himmelfahrt.

Ascensio, s. Aufsteigung.

Ascension, heißet auch bey den Französischen Artilleristen der Theil des Weges, den die Bombe im Steigen bis auf ihren höchsten Punct durchwandert, gleichwie der Ueberrest ihres Weges, den sie fallend von der größten Höhe bis auf die Erde zurücklegt, die Descension genannt wird.

Ascensionaldifferenz, s. Aufsteigungs-Unterschied.

Ascensus Potentialis, wird in mechanischem Sprachgebrauch die Höhe genannt, worauf das Wasser steigt, welches von einer gewissen Höhe herunter gefallen. Daniel Bernoulli ist der Urheber dieser Benennung, welche er gebraucht, um das Wort: lebendige Kraft zu vermeiden. Man betrachtet nemlich die ganze in einem Gefäße oder in einer aufrecht gestellten Röhre befindliche Menge Wassers als ein System unzählig vieler schweren Puncte, wovon ein jeder durch den Fall, wenn das Wasser nach und nach in dem Gefäße sinkt, eine gewiße Geschwindigkeit und somit eine lebendige Kraft erlangt. Alle diese Theile steigen mit der erlangten Geschwindigkeit in einem gewissen Augenblick wieder aufwärts auf diejenige Höhe, von welcher hier die Rede ist. Der Nutzen dieser Lehre ist bey dem Bronnenbau allgemein. Sie bestimmt die Höhe des springenden Wassers aus einem Springbrunnen, nach dem Fall, welchen dasselbe von der Quelle an hat. Sie giebt bey zu unternehmenden Wasserleitungen den Ausschlag, ob das vorhandene Quellwasser an den beliebigen Ort geführt werden könne oder nicht. s. Wasserleitungen.

Aseet, (Catholisch) vom griechischen ἀσκητὰι, (das ist: Leute welche sich üben,) ist derjenige, der sich in der Einsamkeit dem beschaulichen Leben (vitæ contemplativæ) widmet; in den sogenannten Werken des Geistes, d. i.

Digitized by Google

im Gebethe, in der Betrachtung, in der Abtödtung u. dgl. übet. Man nimmt zwar oft überhaupt gern das Wort Aſcet für Mönch; eigentlicher saget man aber von denjenigen Mönchen, die sich unter ihnen in Beobachtung ihrer Pflichten, in der Frömmigkeit, in der Kenntniß der Geistlehre hervorthun: er iſt ein guter Aſcet, d. i. ein guter Mönch, ein guter Religies, ein Geistmann.

Aſceten, (hiſtoriſch.) Wenn Aſceten nichts anders als Leute ſind, welche die Lebensregeln der chriſtlichen Religion befolgen, und ſich auf alle dem Geiſt dieſer Religion gemäße Art in der Gottſeligkeit üben: ſo hat es gleich von Anfang und zu allen Zeiten des Chriſtenthums Aſceten gegeben, und es ſollten ſolches billig alle Chriſten ſeyn. Wenn aber Aſceten von den übrigen Chriſten unterſchieden werden, ſo fällt ihr Urſprung nicht insgemein in einerley Zeit. Denn es gab mancherley Arten derſelbigen.

Einige enthielten ſich des Eheſtandes, ob ſie ſich gleich andere ſinnliche und erlaubte Ergötzungen nicht verſagten. Dieſe ſcheinen die älteſten und in den erſten Zeiten des Chriſtenthums entſprungen zu ſeyn. Denn man fieng frühzeitig an, den Ausſpruch Chriſti Matth. 19, 12. und den Vorzug, welchen Paulus 1 Cor. 7, 25. u. f. dem ledigen Stand vor dem Eheſtand beylegte, falſch zu verſtehen, und die, welche ſich des Eheſtandes enthielten, ſahen ſich für glücklicher und vollkommener an, als die übrigen Chriſten.

In dem zweyten Jahrhundert entſtanden andere Arten von Aſceten, welche ſich auch vom Fleiſch und dem Wein enthielten, weil ſie beyde, als Reitzungen zu Sünden anſahen. Dagegen faſteten ſie fleißig, und ſuchten den Körper dadurch, wie auch durch anhaltende und ſchwere Arbeiten, und Wachen die Kraft zu benehmen, die Seele zu Sünden zu reitzen. Einige von ihnen waren verheurathet, andere ledig. Die letztern hieſſen vorzüglich Continentes, die erſtern aber nur Abſtinentes, welche man nicht für ſo vollkommen hielt als jene. Denn man glaubte Chriſtus und Paulus hätten die Enthaltſamkeit vom Eheſtand empfohlen; die Enthaltung von Fleiſch, Wein und dergleichen aber ſey eine menſchliche, obgleich löbliche Anſtalten.

Die Veranlaſſung zu dieſen Gedanken war mancherley. Erſtlich lehrte die Erfahrung, daß gewiſſe Speſen und Getränke, wenn man die Mäßigkeit ein wenig übertrat, wirklich zu verſchiedenen Sünden reitzen. Man wollte alſo lieber Speiſen und Erquicklichkeiten ganz meiden, als ſich der Gefahr der Verſuchungen ausſetzen. Arbeit und Geſchäfte halten von vielem Böſen ab: man wollte alſo hierinnen lieber zu viel als zu wenig thun.

Zum andern traten viele Leute zu den Chriſten, welche dergleichen Grundſätze ſchon vorher hatten, und zu dem Chriſtenthum mitbrachten. Dergleichen waren unter den Juden die Eſſäer, und Therapeuten (ſ. dieſe Artickel.) Jene führten ein enthaltſames Leben, weil ſie glaubten, die Seelen ſeyen durch ein Unglück in die Körper gekommen, worinnen ſie gleich als in einem Gefängniß geſchloſſen ſeyen. Man müſſe daher dem Leibe nur eine geringe Nahrung verſtatten, damit die Seele, welche himmliſcher Natur ſey, nicht beſchwert, noch an der Betrachtung, worinnen ſie die Glückſeligkeit ſetzten, gehindert würde. Die Therapeuten giengen noch um einen Schritt weiter, und entzogen ſich der menſchlichen Geſellſchaft, welches die Eſſäer nicht thaten, ob ſie ſich gleich auch nicht in Städten ſondern auf dem Lande aufhielten. Die Therapeuten wohnten in Einöden und einzelnen Hütten, arbeiteten ſo wenig als möglich war, und erhielten ſich mit den ſchlechteſten Nahrungsmitteln, um den Körper zu entkräften, die Seele aus dem Gefängniß deſſelben zu erheben, und durch Betrachtung und ſtille Ruhe nach dem Tode des Körpers zu den himmliſchen Wohnungen zu gelangen. Salz, Brod und Waſſer war ihre Mahlzeit, wenn ſie den ſiebenden Tag zuſammen kamen. Nachdem ſie dieſes genoſſen, machten ſie allerley heftige Bewegungen, ſchrien und ſangen, um wie ſie glaubten, ihre Liebe zu Gott zu beweiſen.

Aehnliche Meynungen hatten auch die meiſten alten Philoſophen, welche den Körper für den Sitz der Sünde und für ein Gefängniß der Seele hielten, welche entweder als ein Funke aus dem Weſen Gottes entſprungen und ausgeſchloſſen, oder doch ein Theil der durch die ganze Welt ausgebreiteten Weltſeele, als auf welche Art ſich einige die Gottheit vorſtellten, ſeyn ſollte. Sie glaubten daher, daß die Seele nicht eher glücklich werden könnte, bis ſie durch den Tod von dem Gefängniß des Körpers befreyt, zu der Gottheit zurückgebracht oder näher mit derſelben vereinigt würde. Das Allgemeine hiervon fand ſich faſt in allen alten Philoſophien, in der Zoroaſtriſchen, Aegyptiſchen, Pythagoriſchen, Platoniſchen, und in der ſogenannten Orientaliſchen, wovon die beſondern Artickel nachzuſehen ſind. Auch waren dieſe Grundſätze in die neuere Platoniſche, oder ſogenannte Eclectiſche (Alexandriniſche) Philoſophie übergegangen. Da nun nicht nur viele Leute, welche vorher Anhänger einer oder der andern Philoſophie, auch wohl Lehrer waren, Chriſten, und zuweilen auch wieder ſelbſt Lehrer wurden; ſondern auch die Eclectiſche Philoſophie inſonderheit viele Freunde fand, weil man glaubte, daß ſie ſich ſehr gut mit dem Chriſtenthum vereinigen ließ: ſo wurden nun der Aſceten immer mehr, und man fieng an, aus falſchen theoretiſchen Grundſätzen, ſich der Enthaltſamkeit zu befleißigen, da man es anfänglich nur aus der Urſache that, weil man aus der Erfahrung gelernt hatte, wie leicht ein allzuwohl gepflegter Körper zur Sünde verleitete.

Eben dieſe Grundſätze waren auch die Quelle der Myſtiker, welche alle Aſceten waren, und noch ſind: denn es giebt ihrer noch jetzo unter den meiſten Religionspartheyen, und ſogar unter den Mahomedanern. (Man ſehe den Artickel: Myſtiker.) Aber nicht alle Aſceten waren Myſtiker, weil wie ſchon bemerkt worden, viele unter ihnen an dieſe Grundſätze nicht dachten.

Alle Aſceten ſowohl diejenigen, welche myſtiſche Grundſätze hatten, als die übrigen, ſie mochten ſich nun entweder des Fleiſches und des Weins, oder des Eheſtandes, oder aller dieſer Dinge zugleich enthalten, lebten in den erſten drey Jahrhunderten mit den übrigen Menſchen in Gemeinſchaft, verrichteten ihre Berufsgeſchäffte, und wohnten dem öffentlichen Gottesdienſt bey. Doch mögen wohl einige aus Schwermuth und Liebe zur Einſamkeit, wozu Egypter, Syrer und andere morgenländiſche Völker ohnehin vermöge des Clima geneigt waren, ſich von andern Menſchen abgeſondert, in einſamen Oertter der Betrachtung obgelegen, dabey allenfalls auch gearbeitet haben, oder wenn ſie Wurzeln und Baumfrüchte haben konnten, müßig gegangen ſeyn. Denn beydes vertrug ſich mit obigen Grundſätzen. Arbeit entkräftete den Körper; Müßiggang aber beförderte die Betrachtung, oder wie die deutſchen Myſtiker ſich gemeiniglich ausdrücken, die Beſchaulichkeit.

Da die Chriſten ſehr viele Verfolgungen auszuſtehen hatten, ſo flüchteten ſich viele aus Noth in die Einöden. Mit der Zeit fanden ſie an der darinnen geführten kümmerlichen Lebensart Geſchmack, und blieben auch nach-

Digitized by Google

her haben, wenn gleich die Verfolgungen nachliefen, weil sie glaubten, daß ein solches Leben nicht mit so viel Reizungen zu Sünden umgeben sey. Dieses geschah gegen das Ende des dritten Jahrhunderts schon häufig, nach dem Paul von Theben, und Antonius, beyde in Egypten, diese Lebensart bewährten und gewissermaßen eingeführt hatten. Es entstunden Einsiedler, Anachoreten, Cönobiten, und überhaupt Mönche. (s. diese Artikel.) Die Uebungen und Grundsätze der Aseten giengen also zu den Mönchen über. Doch sind nicht alle Mönche Mystiker, obgleich die Mystik ihren Hauptsitz in den Klöstern aufzuschlagen pflegte, so wenig als es alle Aseten sind. Es fanden sich aber auch Aseten außer den Mönchen, theils Einsiedler und Anachoreten, theils andere Leute, welche in der Welt verblieben, und sich so viel sie konnten der Enthaltsamkeit befleißigten, und allerley Uebungen der Gottseligkeit vornahmen, wiewohl der Name der Aseten, nachdem das Mönchsleben und die Mystik empor gekommen ist, nicht mehr so häufig gebraucht wurde, und man die Mönche überhaupt mit dem Namen der Aseten zu belegen pflegte.

Diese Uebungen waren anfänglich nichts als Fasten, Wachen, Bäten und dergleichen; welche aber nach und nach vermehrt, an gewisse Zeiten, Stunden, Zahl und Formeln gebunden wurden. Auch erfand man mehr Arten derselben, als Geißeln und so ferner, wovon in den Artikeln: Mönche, Mönchsleben, Ordensregeln und dergleichen nachzusehen ist.

Die Aseten der ersten drey Jahrhundert unterschieden sich nicht von den übrigen Christen an der Kleidung: und wenn einige einen Mantel trugen, so rührte dieses von ihrer vorigen Lebensart her. Denn wenn sie Philosophen waren, so war dieses ihre gewöhnliche Tracht, welche sie auch nachher, als sie Christen und Aseten wurden, beybehielten. Die Aseten konnten sowohl Geistliche seyn, als layen, da die Mönche in ihrem ersten Ursprung nach nur Layen waren. Waren sie aber Geistliche, so durften sie sich ihrer Amtsverrichtung nicht entziehen. Die Aseten waren an keine Regel gebunden, sondern lebten frey, nach der allgemeinen Vorschrift des Evangeliums und der Kirchenzucht, womit ein jeder nach seinem eigenen Gutdünken gewisse Uebungen verknüpfte. Es waren Manns- und Frauenspersonen, ledige und verheurathete, Wittwer und Wittwen Aseten. Die Weibspersonen hiessen auch Ascetriä, wovon ein eigener Artikel handelt. In der Griechischen Kirche, wo das Wort Aseten aufgekommen ist, heißen heutiges Tages blos die Einsiedler so.

Asceterium, oder wie es auch von den Schriftstellern der mittlern Zeiten genennt wird, Archisterium, Architerium, Arcisterium, Acistarium, Afisterium, Afysterium bedeutet überhaupt und gemeiniglich ein jedes Kloster, und ist der Ursprung dieser Benennung daher zu leiten, daß die Mönche auch Aseten genennt wurden. Doch wurde ehedem damit insbesondere das Collegium der Leichenbegängten benennt, welches der Kayser Alexander Severus gestiftet, und Kayser Justinianus bestätigt hat. Dasselbe bestund aus acht Mönchen und drey Acoluthen, welche zur Beerdigung der Todten gebraucht wurden. (s. jedoch auch Copiaten.) Man hatte auch Asceteria oder Afisteria, welche aus frommen Weibern bestunden, die, statt der vormaligen heidnischen Klageweibern, bey Leichenprocessionen Lieder und Psalmen singen mußten. In solchem Afisterium waren acht Weibspersonen, und fanden sich in großen Städten mehrere Afisteria. Wer also etwas aufwenden wollte, konnte bey Beerdigung seines Todten zwey auch drey dergleichen Afisteria haben.

Ascetik (Catholisch) ist die Anleitung zum einsamen und beschaulichen Leben, worinnen die Geistesübungen, z. B. die Betrachtung, die Abtödtung, der Verlaugnung seiner selbst ꝛc. gelehret, und die Mittel an die Hand gegeben werden, wodurch man sich nach den evangelischen Räthen, und den besondern Klosterregeln der christlichen Vollkommenheit nähern, und mit Gott im Geiste die Buße und Heiligkeit erringen kann.

Ascetik, ascetische Theologie (Protestantisch). Diese Wörter haben mancherley Bedeutungen. Es kommt alles auf den Begriff an, den man sich von Aseten und Uebungen der Gottseligkeit macht. Versteht man unter den letztern gewisse besondere Handlungen, die nicht einem jeden Christen, nach seinem besondern Stand betrachtet, obliegen, und die er, wie die alten Aseten freywillig oder, wie die Mönche, nach der Vorschrift einer Ordensregel, unternimmt, so ist Asketik eine eigene Wissenschaft. In dem letztern Fall ist sie entweder die Mönchsmoral überhaupt, oder die Ordensregel insonderheit. In dem erstern Fall aber, wenn die Aseten Freyheit haben, nach Gutdünken gewisse Uebungen zu wählen, läßt sich wohl keine förmliche Wissenschaft von einem bestimmten Umfang gedenken, weniglens ist uns niemand bekannt, der eine solche Wissenschaft ausgearbeitet hätte. Doch dürfte man wohl einige allgemeine Regeln festsetzen können, welche in der Mystik oder in einer mystischen Moral vorkommen, weil die Mystiker alle Aseten sind. Daher auch dasjenige, was von manchen Asketik schlechthin benennt wird, in der That weiter nichts als Mystik ist.

Versteht man aber unter den Uebungen der Gottseligkeit keine freywillige und selbsterwählte Handlungen, sondern nur solche, die uns in der heiligen Schrift als Pflichten und Mittel zur Tugend überhaupt, oder einer jeden einzelnen Tugend vorgeschrieben, oder aus der Natur der Sache hergeleitet werden: so ist Asketik im Grund nichts weiter als die christliche Moral selbst. Unterscheidet man sie aber dennoch davon, so versteht man dadurch entweder die Wissenschaft, die christliche Sittenlehre allgemein faßlich, erbaulich und rührend vorzutragen. Alsdann ist Asketik kein besonderer Theil der theologischen Moral, sondern die Fertigkeit dieselbige vorzutragen; und die Regeln, welche hierzu führen, finden sich in der geistlichen Redekunst, in der Abhandlung von der Popularität und Erbaulichkeit des Vortrags, oder asetischen Reden, welcher Vortrag eben nicht immer eine förmliche Predigt seyn muß, sondern auf allerley Art, in Catechisationen und Unterredungen, in Betrachtungen, Gebätern, erbaulichen Büchern, in Hausandachten u. s. w. statt finden. Daher die sogenannten Erbauungsstunden vorzüglich asetische Stunden genannt zu werden pflegen. Oder man versteht durch Asetik die Lehren von den Mitteln die Tugend zu befolgen, und die Hindernisse derselben zu besiegen. Alsdann ist Asetik wieder keine eigene Wissenschaft, sondern die christliche Moral selbst, oder ein besonderer Theil derselben, welche, wie so manche moralische Predigten, höchst mager, und am Ende unbrauchbar seyn würde, wenn man nur die Pflichten erweisen und die Bewegungsgründe vorstellen, die Mittel aber, wodurch man zur Ausübung und Fertigkeit in derselben gelangt, nicht auch zeigen wollte. (s. asceticher Vortrag.) Dieses sind die Begriffe, welche die Protestanten mit diesen Wörtern verbinden, als welche Fasten, Wachen und dergleichen Uebungen, keineswegs für wesentliche Uebungen der

Digitized by Google

Gottseligkeit und Mittel zur Tugend ansehen, sondern einige, z. E. die Enthaltsamkeit von Fleisch, Wein und dergleichen, entweder überhaupt, oder an bestimmten Tägen, die Enthaltung vom Ehestand, das Klosterleben und so ferner, gänzlich verwerfen; andere dagegen, als z. E. Fasten zwar gelten lassen, aber dasselbige nicht weiter, als einen bloßen Gebrauch, und als eine äußerliche Zucht betrachten, die für sich nichts zur Gottseligkeit beytrage. Ob man übrigens eine gewisse Handlung als eine Uebung zur Gottseligkeit anzusehen habe, beruht größtentheils auf den Begriffen die man sich von guten Werken macht, und auf den Fragen: ob man ihnen ein Verdienst zuschreibt oder nicht, ob und in wie fern man den Unterschied zwischen einem eigentlichen Gesetz und einem bloßen Evangelischen Rath, für gegründet hält, und so ferner, wovon eigne Artikel handeln werden.

Ascetische Gesellschaft. Unter diesem Namen vereinigen sich bisweilen Personen beyderley Geschlechts, um zu gewissen Zeiten Andachtsübungen anzustellen, und wie sie sagen, sich durch Singen, Beten, Lesen geistreicher Bücher und auch der heiligen Schrift zu erbauen. (s. **Erbauungsstunden**, **Conventicula**) Davon unterscheidet sich aber eine von dem Herrn Canonicus **Breitinger** zu Zurich 1774. errichtete Gesellschaft, die auch den Namen einer ascetischen Gesellschaft führet. Sie besteht, wie Herr **Irminger**, ein Mitglied dieser Gesellschaft schreibt, blos aus Geistlichen, die sich auf einige Jahre verbunden haben, Hand in Hand die wichtige Bahn ihres Berufs zu durchwandeln, und nach und nach auf alle Theile desselbigen sich gemeinschaftlich vorzubereiten. Die Mitglieder der Gesellschaft bleiben aber nicht dabey sich nur zu vervollkommen; Sie lassen auch der Welt die Früchte ihrer in der That lobenswürdigen Bemühungen geniessen, und suchen gemeinnützige und heilsame Religionskenntnisse durch ihre Schriften zu verbreiten, dahin gehören unter andern Fragen an Kinder, eine Einleitung zum Unterricht in der Religion von der ascetischen Gesellschaft in Zürich.

Ascetischer Vortrag. Viele nennen eine jede moralische Predigt, oder einen jeden Vortrag, worinn ein geistlicher Redner moralische Wahrheiten abhandelt, einen ascetischen Vortrag. Dieser Begriff ist aber für die etymologische Bedeutung des Worts ascetisch nicht genug eingeschränkt. Die ascetische Theologie handelt eigentlich von den Uebungen, die man anstellen muß, um sich eine Fertigkeit in den christlichen Tugenden zu erwerben. Hiernach ist der Vortrag eines Predigers oder überhaupt eines Religionslehrers ascetisch, in so fern er seinen Zuhörern nicht blos sagt, was ihre Pflicht sey, sondern sie zugleich anweiset, wie sie es angreifen müssen, damit sie in den Stand kommen mögen, ihrer Pflicht ein Genüge zu thun. Es versteht sich von selbst, daß ein ascetischer Prediger sich eines möglichst deutlichen, gemeinverständlichen und dabey lebhaften und rührenden Vortrags befleißigen müsse. Man hat seine Lection nur bald gelernt, wenn man nicht mehr weiß, als was man thun muß, und warum man es thun muß. Um sie ganz gelernt zu haben, muß man auch wissen, wie man seiner Pflicht nachkommen, und wie man sich die Ausübung derselben erleichtern soll. Dieses wie sollte billig in allen moralischen Predigten gezeigt werden, und in so fern ist ein moralischer Vortrag mangelhaft, wann er nicht zugleich ascetisch ist.

Ascetriä, wurden die Weibspersonen genennt, welche in ihrer Lebensart den Asceten nachfolgten. (s. Asceten.) Etliche derselben hiengen einen philosophischen Mantel um, sich kenntbar zu machen, und von andern Weibspersonen zu unterscheiden, welches aber nachgehends auf mehrern Kirchenversammlungen bey Strafe des Bannes verboten worden ist. Viele von diesen Asceten innen waren auch in dem sogenannten Asceterium, und wurden bey den Leichenprocessionen zum Singen gebraucht. s. **Asceterium**.

Asch, ein rundes tiefes, oben weites, und unten spitzig zulaufendes hart gebranntes Gefäß von Töpferarbeit, welches nach seinem verschiedenen Gebrauche in der Haushaltung **Blumen-Reib-Stärkasch** u. s. w. genannt wird. Nach dem Melken des Viehes giest man die Milch bis zur Abnehmung der Sahne (Milchrahms) in eine **Asch**, welche daher auch die Milchasch heißt. Eine solche hat auch öfters unten an der Seite hart am Boden ein Loch mit einem Zapfen, um die Milch abzulassen, so daß man die Sahne in der Asch behält.

Aschani, s. **Aslani**.

Aschare, s. **Hundsottern** und **Hund**, der kleine.

Ascharianer, eine Parthey unter den Mahomedanern, welche die Freyheit der menschlichen Seele und das Verdienst der Werke behaupten, wie alle sogenannte Rechtgläubigen unter denselben thun. s. **Mahomedaner**.

Aschballen. Aus geschlämmter Asche werden große Kugeln gemacht, an der Sonne getrocknet, welches die Aschballen sind, die man in den Treibhäusern nöthig hat, um die Tefte oder große Aschkapellen zur Ausbrennung des Silbers davon zu verfertigen.

Aschbiene, (*Apis cineraria*) s. Biene.

Aschbrenner, Ascherer, s. Aschenbrennen.

Asche, (Physisch). Asche ist eigentlich der nach dem Verbrennen eines Körpers übrig bleibende lockere Staub, welcher gemeiniglich Erde und Salz enthält. Während dem Brennen werden die brennbaren Theile befreyet, die Verbindung mit den übrigen aufgehoben, und nur die unverbrennlichen Theile schwerern Gehalt bleiben zurück übrig: das sind Erd- und Saltztheile, welche letztere sich auch auslaugen lassen.

Asche, (Chemie) ist im engern Verstande der Staub, der von Pflanzen und ihren Theilen zurückbleibt, wenn sie die volle Wirkung des Feuers und der Luft erfahren, dadurch alle ihre flüchtige Bestandtheile, und mit diesen auch ihren Zusammenhang und alle Farbe verlohren haben, ob man gleich im weitläuftigern Verstande auch das, was nach einer ähnlichen Veränderung von einigen thierischen Theilen zurückbleibt, (z. B. Beinasche) selbst uneigentlich den Kalk einiger Metalle (des Bleyes und Zinns) Asche nennt. Die Asche hat eine graue Farbe, die, je besser sie ausgebrannt ist, immer desto stärker in die weiße spielt; man gewinnet sie immer in desto größerer Menge, wie fester und härter die Pflanzentheile sind, aus welchen sie gebrannt wird. Sie besteht nämlich fast ganz aus dem Grundstoff der Festigkeit, dem feuerbeständigsten unter allen Bestandtheilen der Pflanzen, aus Erde: allein diese Erde ist nicht einfach; ein Theil derselbigen wird von den Magneten gezogen, färbt den Salmiac, mit welchem er sublimirt wird, gelb, und zeigt sich in allen Eigenschaften, als wäre es Eisen. Ein anderer wird hingegen nicht gezogen; allein auch dieser ist noch lange nicht einfach; ein Theil davon löst sich im Feuer auf, und ist gemeiniglich von der Natur der Alaunerde, die mit Vitriolsäure Alaun macht. Oft ist aber auch Kalkerde dabey, wiewohl gemeiniglich nur in unbeträchtlicher Menge: aber wenn die Säuren alles ausgezogen haben, so bleibt noch eine Erde unaufgelöst zurück, die sich rauh, wie Sand, zwischen der Fingern anfühlt, und sich in allen Eigenschaften wie Kieselerde

Digitized by Google

verhält; diese macht den gröſten Theil aus. Mit dieser mannigfaltigen Erde ist nun in der Asche gemeiniglich ein Salz verbunden, das sich durch Wasser ausziehen oder auslaugen läßt. Bey der Asche der meisten Pflanzen ist es von der Natur des feuerfesten Laugensalzes, welches, weil es in dem Gewächsreiche am häufigsten vorkommt, das Laugensalz des Gewächsreiches heißt. Bey wenigen, vornemlich solchen, welche im oder am Meere an Salzquellen oder Salzseen wachsen, ist dieses Salz mit einer gröſern Menge mineralischen Laugensalzes vermischt, und wird die Pflanze nicht in offenem, im Flammenfeuer, sondern, nach der Vorschrift des Tachenius, bey einem glimmenden Feuer verbrannt; so zeigt das Salz in ihrer Asche viel mehr, wenigstens zum Theil die Natur eines Mittelsalzes, und immer einige Verschiedenheit, wie nachdem es aus der Asche dieser, oder aus der Asche einer andern Pflanze genommen wird. Sind hingegen die Pflanzen und ihre Theile vor dem Verbrennen ausgekocht worden, oder haben sie lange im Regen oder in einer feuchten Luft gelegen: so findet sich in ihrer Asche gar kein, oder doch sehr weniges Salz. Auch die Schetengewächse (Tetrachymaniae Linn.) haben in ihrer Asche sehr wenig es Salz; und hier ist es auch, wann sie in offenem Feuer verbrannt werden, öfters von der Natur eines Mittelsalzes. Auch die Asche der auf den gewöhnliche Art von den Köhlern gebrannten Holzkohlen hat keine Salztheilchen. Der Nutzen der Asche unter ihren mancherley Gestalten, vornemlich zur Verbesserung des Bodens, wird unter andern Artikeln berührt werden. Der Arzt gebraucht sie öfters mit Vortheil, um Erkrankene wieder zu sich zu bringen, laugt die darinn enthaltene Salze, die, so wie gemeiniglich die Natur, als auch die Heilskraft feuerfester Laugensalze haben, daraus aus, und reinigt sie. Einige Alte gebrauchten auch die Asche einiger Pflanzen insbesondere, als ein gelindes Aezmittel (s. übrigens Kräutersalz-Potrasche). Sie wird häufig zum Waschen, Bleichen, bey Glashütten, Salpeterſiederenen, und wenn sie recht ausgelaugt ist, zum Aschenbade; auch wann sie noch überdies geschlemmt und durch ein Haarsieb gesiebt ist, zu Capellen und Abtreibscherben, auch zu Aschenheerden in Treibsen gebraucht. Die Torfasche ist von der Gewächsasche wenig verschieden; nur daß sie wenig oder gar kein Laugensalz enthält, und wegen des Uebergewichts an Eisen nicht leicht weiß gebrannt werden kann, und eben daher nicht zum Waschen taugt. Die Asche von Thieren enthält kein feuerfestes Laugensalz, aber immer eine Säure verschlingende Erde, welche (die Schaafenthiere ausgenommen) gemeiniglich aus Alaun und Kalkerde gemischt, und mit etwas Phosphorsäure getränkt ist; meistens enthält sie noch überdies etwas unauflösliche Kieselerde und Eisen; doch letztere zeigt sich bey den festern Theilen in weit geringerer Menge, in der gröſten Menge in der Asche des Blutes, vornemlich der rothen Materie in demselbigen. Die Asche der festern thierischen Theile hat gemeiniglich weit mehr Zusammenhang als die Pflanzenasche. Ihre Heilkräfte stehen gänzlich auf der Kraft, welche ihr verschlagender Bestandtheil, die Erde, hat, die Säure zu verschlingen, und alle andere Kräfte, welche die Alten mancherley Arten dieser thierischen Asche zugeschrieben, fließen entweder aus dieser, oder sind erdichtet. Die eigenthümlichen Kräfte der Körper, aus welchen sie gebrannt ist, verschwinden wenigstens gänzlich in der Asche; die Krötenasche, Igelasche, Hasenasche u. dgl. ist daher zu unsern Zeiten nicht mehr im Gebrauch. Hingegen taugt diese thierische Asche, vornemlich die von härteren Theilen, trefflich zu Capellen und Abtreibscherben. Diese Erdharze, vornemlich Bernstein und einige Arten der Steinkohle, lassen nach dem Verbrennen in offenem Feuer auch oft eine Erde nach sich, welche von der Uebereinstimmung in ihren sinnlichen Eigenschaften den Namen Asche führt; sie besteht gröſtentheils aus glasartiger Erde, hat immer etwas Eisen, zuweilen auch etwas von einer in Säuten auflöslichen Erde, und zeigt sich von verschiedenen Farben. Zinnasche, Kupferasche und Bleyasche verdienen den Namen der Asche nicht mehr, sondern sind vielmehr Kalke.

Asche (Metallurgie). Die Asche ist auch bey dem Schmelzwesen, zu Stoßung des Treibheerds und zu Probiertapellen, um das Silber darauf abgehen zu lassen, unentbehrlich. Die Testy, oder groſe Asch'apellen, das Silber darauf zu brennen, werden davon gemacht. Die Asche zu den letzteren ist unterschiedlich, als Beinasche von gebrannten Knochen; ingleichen von Schaafbein, Spathasche von einem weißen Spathe bereitet, und mehrere. Die gläserne Gefäße, die man in der Probierkunst und andern chymischen Verrichtungen gebrauchet, werden mit Asche und Sand gereiniget, wenn man mit Wasser einen Teig davon macht und das Gefäß solang damit schwenket, bis es völlig rein ist. Auf diese Weise kann man auch Gefäße, die mit Oel verunreinigt worden, säubern, die sehr verunreinigte, und wo sich das Oel wie eine trockene Rinde angelegt hat, müssen aber erst mit Kochsalzgeist ausgeschwenkt werden.

Asche (Landwirthschaft). Bey dem Gebrauch der Asche lohnet es sich der Mühe, hierauf zu achten, je länger die Asche im Ofen liegt und beym Feuer gehalten wird, je weniger wird derselben; je mehr nimmt sie aber an dem Salze und ihrer Schärfe zu; dieses entstehet daher, daß die Erdtheilgen durchs Feuer verfliegen, und die Salze sich mehr concentriren. Man erhält deswegen aus den Kalchöfen die schärfste Asche, und unter der in den Stubenöfen, die lange nicht ausgefeuet worden, findet man öfters ganze Knollen oder Stücke des schärfsten Salzes verborgen. Dieses Salz bestimmt nun den Gebrauch der Asche.

Da, wo das Salz eine Würkung thun kann, da thut sie auch die Asche, und da, wo das Salz einen Bestandtheil ausmachet, da gibt ihn auch die Asche durch ihr Salz ab. Die Asche hat also in der Haushaltung und in der Landwirthschafft einen sehr wichtigen, verschiedenen Gebrauch und Nutzen. Es kömmt dabey alles darauf an, daß ihr Salz von ihren Erdtheilgen geschieden, aufgelöst und zu weiterm Gebrauche fähig gemacht wird.

Das Salz in der Asche wird durch das Wasser leicht aufgelöst, und gehet in dasselbe über. Ueberläßt man sie der Natur: Regen, Schnee, so geschiehet es; übergießet man sie mit Wasser, so erfolget es auch. Natürlich ist es, daß es durch den Uebergus des warmen oder heißen Wassers eher, als durch das Aufschütten des kalten geschiehet.

Das Salz ziehet sich so in das Wasser, und wenn man will, so kann man durch das Einsieden des Wassers, welches man jetzt Lauge heißt, das Salz gar leicht erhalten. Der Lauge, die mit kaltem Wasser verfertiget wird, bedienten sich die Seifensieder; der Lauge, durch warmes oder heißes Wasser zubereitet, gemeiniglich die Wäscherinnen. So wie die Asche in der Haushaltung bey verschiedenen Handwerken vielen Nutzen verschaffet, zumal alsdann, wann sie auch zu Potaschen (wovon unter diesem Artikel ein mehreres) gesotten und zubereitet wird;

Digitized by Google

so dienet die Asche zum Gebrauche in der Haushaltung und bey der Landwirthschaft vorzüglich. Schon die Alten, wie Columella von der Landwirthschaft im zweyten Buch, in deſſen funfzehnten Abſchnitt ſaget, haben ſich dieſer bey letzteren als Dung bedienet, und rühmten die Vortheile, die man aus ihr von den Aeckern erhalte.

Saepe etiam ſteriles incendere profuit agros
atque levem ſtipulam crepitantibus urere flammis.
Virg.

Varro erzählt in ſeinem Buche von der Landwirthſchaft 1. B. 7. Cap. daß er in Deutſchland Gegenden angetroffen habe, wo die Leute ihr Kochſalz durch die Verkohlung einer gewiſſen Holzart genommen hätten. Von allem dieſen kann man unter den Artikeln: Säuren, Röddungen Kittio, mehr leſen.

Man bedienet ſich derſelben auf einem Acker, welcher Lehes und ſchweres Feld hat, mit Nutzen; weil dieſes durch dieſelbe, wenn ſie in gröſſerm Maaſe aufgeführt und untergebracht wird, ſehr gebrochen und mürbe gemacht wird.

Die Aſche, wann ſie Handvollweis im Frühjahr auf Aecker und Wieſen aufgeſtreuet wird, dünget oder ernähret durch das in ſich enthaltende Salz alle Gewächſe, Getraidefaamen und das Gras, allerley Arten, vorzüglich.

Sie iſt auch in Abſicht auf die Gemüßegärten ſehr gut. Die Inſekten auf den Pflanzen: Raupen, Erdflöhe, und eine andere Art Ungeziefers, kleine Mückgen und dergleichen, wann die Pflanzen, und ſie, da der Thau noch auflieget, damit dichte beſtreuet werden, verlaſſen ihren Standort. Die kleinen Schnecken, welche im Herbſte gemeiniglich bey naſſer Witterung am Saamen, ſonderlich am Rebs, ſehr groſſen Schaden thun, werden durch das Aufſtreuen der Aſche getödtet. Hierzu aber dienet keine Aſche beſſer, als die aus dem Kalchofen. Sie hat, weil ſie da lange unter dem Feuer liegt, mehr Salz, weniger erdigte Theilgen, und dabey iſt unter derſelbe auch vieler Kalch, der unmittelbar über dem Feuer aufgeſetzt iſt, von dem vieles herab in die Aſche fällt, und der gleichfalls ſehr ſcharf und corroſiv iſt, genuſchet, welches beedes den Tod dieſer Inſekten beſchleunniget.

So wie nun die Aſche ſelbſten, ſo lange ſie noch nicht ausgelaugt iſt, ſich ſehr düngreich erweiſet: ſo bleibet ſie auch da immer düngreich, wann aus ihr ſchon eine Lauge verfertiget, oder ſie auf eine andere Weiſe, wie von Gerbern, vorhero gebraucht worden iſt. Sie hat alsdann den Namen Aeſcher, Aeſcherich. Dieſer Aeſcher oder Aeſcherich, wann er auf Haufen geſchlagen wird, und einige Zeit lieget, iſt von ungemeinem Nutzen auf den Aeckern und Wieſenz er dünget nicht nur allein, ſondern nimmt auch das Moos auf dem Grasboden auſſerordentlich gut hinweg.

Bey den Waſchhäuſern, den Potaſchenbrennern, bey Seifenſiederenen findet man dieſes herrliche Düngmittel ſehr häufig, und wird doch öfters hier und da als unnütze verworfen.

Dieſes alles hat man in der Land- und Hauswirthſchaft von der Aſche des Holzes zu erwarten.

Es iſt aber auch gewiß und unleugbar, daß ein jedweder Körper, welcher durch das Feuer zur Auflöſung gebracht und gleichſam in Aſche verwandelt wird, eine beſondere gute Dungkraft erhält. Dorfſteinkohlen, Erde, Laimen, Steine und was etwa noch übrig iſt, kann man dahin rechnen. Dieſe alle werden ſo hin und her zum Dungen verwendet. Man verſchaffet ſich alſo in Ländern wo die gewöhnliche Dungſorten manglen, durch das Ausbrennen der Erde, des Laimens, der Steine, einen nicht geringen Vortheil. Dieſes miſchet man ſamt der Aſche des Geſträuches, mit der man ſie gebrannt hat, unter das umgebrochne Feld, und die Früchten gedeyhen davon ſehr. Auf den Halden, Viehtrifften, die in Ungarn Buſten heiſſen, wird das von abgewichenen Sommer liebengebliebene alte Gras, das Moos und dergleichen im Frühling wegebrannt, und die Aſche verſchaffet durch ihre Dungkraft beym erſten Regenwetter das feltene Grün, den behendeſten Aufwuchs des Graſes, die vortreflichſte Weide.

Aſche, (Jüdiſch-Antiquarisch.) Aſche muſte ſich auf dem Brandopfer-Altar der Juden natürlicher weiſe ſehr vermehren. Denn da auf demſelben verſchiedene Feuerhaufen beſtändig unterhalten wurden, ſo konnte es nicht fehlen, daß täglich eine groſſe Menge Aſche dadurch entſtunde. Dieſe Aſche wurde in der Mitte des Altars aufgehäuft, und in die Rundung, wie ein Apfel zuſammengeſetzt, bis ſie von den Prieſtern wegeſchafft wurde. Dieſe Reinigung des Altars von der Aſche geſchahe gewöhnlich alle Morgen um die Zeit des Hahnengeſchreyes, am Verſöhnungstage aber geſchahe ſolche ſchon um Mitternacht. An den drey groſſen Feſttagen aber, als Oſtern, Pfingſten und Laubenhütten, geſchahe die Reinigung in der erſten Nachtwache vor dem erſten Feſttage, an den übrigen Feſttagen aber blieb die Aſche auf dem Altar liegen, wenn ihrer auch noch ſo viel war; indem man daraus auf die Menge der Opfer und die Herrlichkeit des Feſtes ſchlieſſen konnte. Anfänglich verrichteten dieſen Dienſt dieſenigen Prieſter, die zuerſt zugegen waren; und ſie thaten es auch mit einem beſondern Vergnügen. Nachher aber, da ihrer zu viele Anſprüche auf dieſe Ehre machten; ſo wurde es folgendergeſtalt durch das Loos entſchieden: Wer dem andern im Laufen zuvorkam, ſo daß er ehe, als der andere, auf dem Aufgang des Altars kam, und vier Ellen voraus hatte; der verrichtete die Reinigung. Waren ſie einander im Laufen gleich; ſo muſten ſie loſen. Da aber durch dieſes Wettlaufen verſchiedenemalen Unglück geſchehen war, ſo wurde es ganz abgeſtellt, und die Ehre der Reinigung dem Ausſpruch des Loſes überlaſſen. Beym Aufgang des Altars gegen Morgen war eine Höhle, die vom Fuß des Altars ſich in der Breite gegen Mitternacht 32. und zehen Ellen und drey flache Hände breit davon abſtund. Hierher wurde die Aſche, die vom Brandopfer-Altar abgenommen wurde, zuſammengeſchüttet. Die Rabbiner verſichern, daß alle die Aſche, die in dieſes Loch gebracht worden, von der Erde verſchlungen worden ſey. Andere aber behaupten, daß wenn ihrer eine groſſe Menge zuſammengebracht geweſen wäre, ſolche aus der Stadt an einen reinen Ort geführt worden ſey.

Eine beſondere Unterſuchung verdient diejenige Aſche, die von der rothen Kuh, die nach 4. B. Moſ. 19, 1. ff. ganz verbrannt werden muſte, übrig blieb. Es wurde aus derſelben eine Art einer Lauge gemacht, die man das Sprenz- oder Weihwaſſer nennte. Wenn die Kuh nach der in den angeführten Ort vorgeſchriebenen Art verbrannt war, (ſ. den Art. Aſche von der rothen Kuh) ſo wurde die Aſche von einem reinen Mann geſammelt, und an einem ſchicklichen Ort aufbewahrt. Derjenige, der dieſe Handlung verrichtete, wurde dadurch ſelbſten unrein, und muſte ſich und ſeine Kleider in reinem Waſſer waſchen. Wenn man aus dieſer Aſche ein Reinigungswaſſer machen wollte, ſo that man ein klein wenig davon in ein Gefäs, und goß flieſſendes oder Brunnenwaſſer darüber. Es muſte wenigſtens ſo viel Aſche ſeyn, daß man ſie im Waſſer ſehen konnte. Einige haben geglaubt, daß dieſe Aſche durch das ganze Land vertheilt

Digitized by Google

worden ſey; aber ſie irren ſich hierinnen. Eigentlich war keine Reinigung nöthig, als wenn ſie in den Tempel gehen wollten. Was aber die Reinigung der Häuſer und Geräthſchaften anbelangt, ſo haben die Juden vielleicht, wenn ſie zu Jeruſalem auf den hohen Feſten gegenwärtig waren, von dieſer Aſche etwas mit nach Hauſe genommen, um ſich derſelben im Nothfall zu bedienen. Dieſe Aſche durfte ſchlechterdings von keinem Unreinen angerührt werden, ſonſt war die Aſche ſelbſt verunreinigt. Von der Reinigungsart ſelbſt, ſiehe die Artikel: **Reinigung-Weyh- oder Sprengwaſſer.**

Aſche brauchten auch die Juden zum Beweiß einer groſſen Traurigkeit. Wenn die Betrübnis ſehr groß war, ſo wurde der Kaſten, in welchem das Geſetzbuch aufbewahrt wurde, nach dem Zeugnis der Talmudiſten auf die Straße gebracht, und mit Aſche beſtreut. Jedermann von den Vornehmſten bis auf den Geringſten beſtreute ſich den Kopf gleichfalls mit Aſche. Um ihre tiefe Demuth recht deutlich anzuzeigen, ſo thaten es die Vornehmen nicht ſelbſten, ſondern ließen ſich von einem andern den Kopf, juſt an den Ort, wo ſie ihre Tphillim anzuſetzen pfleyten, beſtreuen. Viele Ausdrücke, die in der Bibel vorkommen, in Sack und in der Aſche ſitzen, Aſche wie Brod eſſen ꝛc. werden hiedurch erläutert.

Die heutigen Juden machen auch bey dem Schlachten des Federviehes mit der Aſche einen beſondern Gebrauch. An den Ort, wo ſolches geſchlachtet werden ſoll, bringt der Schechter vorher etwas Aſche hin, und ſtreuet ſie auf den Boden. Wenn er nun dem Thier die Gurgel durchſchnitten hat, ſo läſſet er etwas vom Blut in die Aſche laufen, macht dabey den übrigen Segen, deckt mit der Hälfte des Schlachtmeſſers das Blut in der Aſche zu, und ſpricht noch folgenden Segen: Gelobet ſeyſt du Herr unſer Gott, du König der Welt, der du uns geheiligt haſt mit deinen Geboten, und haſt uns befohlen zu zu decken das Blut mit Aſche. Von dieſem Gebrauch geben die Rabbinen eine ſehr wunderbare Urſache an. Sie ſagen: als Rebecca vom Cameel gefallen, 1 B. Moſ. 24, 64. ſo habe ſie eben ihre monatliche Zeit gehabt, und ſich vor dem Elieſer, dem Knecht des Abrahams, geſchämt; da wären die Vögel gekommen, und hätten das Blut zugedeckt: deswegen decken die Juden noch heutiges Tages das Blut vom Federvieh mit Aſche zu. Andere geben eine andere Urſache an. Sie ſagen: es geſchehe deswegen, damit ſie der Satan nicht bey Gott verklagen könne, wenn ſie mit dem unvernünftigen Vieh, welches keine Sünde gethan hätte, ſo grauſam umgiengen. Noch andere geben dies zur Urſache an: gleichwie die Erde das Blut Abels bedeckt habe, ſo bedecken ſie zum Andenken davon das Blut dieſer Thiere mit Aſche. ſ. Blut, Schächten.

Aſche, (heydniſche Gebräuche). Die Einwohner in Oſtindien halten die Aſche von Kuhmiſt für heilig, und ſtreuen ſolche alle Morgen auf ihre Stirne, Schultern und Bruſt. Sie opfern dergleichen täglich den Göttern, und wenn der König von Calicut in die Pagode geht, ſo geht er auf lauter ſolcher Aſche. Ihre Zubereitung geſchiehet auf folgende Art: man nimmt ſolche Kühe, die am Euter und überall ſchwarz ſind und füttert ſie mit lauter grünem Stroh, aber nicht mit Gras. Den Miſt von ſolchen Kühen nimmt man, und macht unter Ausſprechung gewiſſer Gebetsformeln ſelbigen zu runden Klumpen, welchen man erſtlich drey bis fünf Tage lang im Schatten trocknet, und hernach in der Sonne dürre werden läßt. Alsdenn trägt man ihn an einen Ort, wo der Jſchuren, einer der Jndianiſchen Götter ſeine vornehmſten Thaten ſoll gethan haben, und welcher bey den Jndianern eine beſondere Heiligkeit hat; man holt Spreu herzu, ſtreuet ſie unter, und legt ſolche gedörrete Klumpen oben darauf. Ueber ſelbige ſchüttet man wieder einen Haufen Spreu, und ſteckt Feuer darein. Wenn alles zu Aſche verbrennt und verloſchen iſt, ſo faßt man ſolche unter Ausſprechung gewiſſer Gebethsformeln mit den Händen auf, und thut ſie in ein groſſes Gefäß, gießet Waſſer darauf und rühret es unter einander, ſeihet es dreymal durch ein Tuch, und aus den Uebergebliebenen macht man wieder Klumpen. Dieſe läßt man dürre werden, und giebt ihnen vermittelſt einiger Blumen einen Wohlgeruch; man bringt ſie alsdenn in die Gegenwart Gottes, und weihet ſie durch gewiſſe Opfer, und giebt ſie dem, der ſie verlangt. Die Bramaner und andere heilige Leute treiben ein groſſes Gewerbe damit. Dieſe auf dieſe Art zubereitete Aſche wird Wipudi, wie auch Dirume, oder göttliche Aſche genennt. Die Ceremonien, die mit der Beſtreichung vorgehen, ſind dieſe: Erſtlich wäſcht und ſpület man den Leib ab, bretet, bringt Waſſer herzu, und ſetzt es neben ſich. Alsdenn hebt man mit den Fingern die Aſche auf, und ſpricht dabey einige Gebetsformeln; nimmt auch Waſſer in die Hand, und reiniget wieder unter Ausſprechung einiger Gebetsformeln den Leib. Jſt es Nachmittag, ſo wendet man das Geſicht gegen Abend, iſt es aber Vormittag, ſo richtet man ſich gegen Morgen. Darauf nimmt man Aſche, legt ſie in die Hand, reibt ſie, und beſtreicht unter der Anrufung Gottes erſtlich den Kopf damit, und hernach die Stirne, die Bruſt, den Nabel, den Rücken, das Kniebeug, die Arme und den Hals. Hierauf ſagt man eine gewiſſe Gebetsformel ein und zwanzigmal hinter einander her. So oft ſie ſich beſtreichen, ſo machen ſie allemal mit drey Fingern überall drey Striche am Leib. Die Jndianern machen aus dieſem Beſtreichen ein groſſes Geheimnis, und halten es für ein groſſes Stück ihres Gottesdienſtes. Sie offenbaren ſolches aber den Europäern nicht, und wenn ſie darüber gefragt werden, ſo ſagen ſie, daß ſie es blos zur Zierath thäten, und weil es unter ihnen alſo gewöhnlich wäre.

Aſche (theologiſch.) wird in der h. Schrift als ein Bild der Vergänglichkeit gebraucht, und deßwegen auch zuweilen von Menſchen geſagt. Bey den Juden war es auch als ein Zeichen groſſer Traurigkeit, wenn ſie Aſche aufs Haupt ſtreueten, oder in Aſche ſaßen, oder ſich in denſelben wälzten. Es war ſolches mit der Umgürtung eines Sacks, und gemeiniglich mit Faſten verbunden. In der chriſtlichen Kirche hat man dergleichen auch unter den Buß-Uebungen angenommen. Wer wieder in die Kirchengemeinſchaft aufgenommen werden wollte, nachdem er daraus wegen ſeinen Sünden verſtoßen war, mußte einen Sack anlegen, und Aſche aufs Haupt ſtreuen. Man nahm dieſe Ceremonien aus dem alten Teſtamente an; und die catholiſche Kirche beobachtet ſie noch. Siehe auch **Aſchermittwoch.**

Aſche (Baum) ſ. **Eſche.**

Aſche (Fiſch) ſ. **Aeſche.**

Aſche iſt im Eifer, ſagen die Hüttenarbeiter, wenn die Aſche zu ihrem Gebrauch zu kalkig oder zu ſalzig iſt.

Aſche von der rothen Kuh. (Jüdiſch-antiquariſch.) Nach dem göttlichen Geſetz 4 Moſ. 19. mußte eine junge Kuh, die noch im dritten Jahr war, keinen Fehler, eine dunkelrothe Farbe (Maimonides ſagt, wenn ſie nur 3 ſchwarze oder ſo viel weiße Haare gehabt, habe ſie nicht dürfen geſchlachtet werden) und noch kein Joch getragen hatte, aufgeſucht werden. Der

Digitized by Google

Hohepriester mußte sie vor das Lager hinausführen, und hier wurde sie in seiner Gegenwart von einem der vornehmsten unter den gemeinen Priester geschlachtet. Der Hohepriester mußte darauf mit seinem Finger ins Blut tunken, und indem er sein Gesicht gerade nach dem Eingang der Stifts-Hütte gerichtet siebenmahl in die Luft gegen die Hütte des Stifts das Blut sprengen. Zur Zeit des Tempels schlachteten die Juden die rothe Kuh auf dem Oelberge, gerade dem Thor des Tempels, welches Susan hieß, gegen über. Nach den Erzählungen der Juden, wurde an dem Ort, wo diese Ceremonie mit der Kuh vorgieng, ein Holzhof errichtet, man band die rothe Kuh fest, und legte sie auf denselben, und zwar so, daß der Kopf gegen Mitternacht und der Schwanz gegen Mittag lag. Der Priester stund auf der Seite gegen Morgen, und legte sich nach dem Abend zu über die Kuh hinüber, tödtete sie mit der rechten Hand und mit der linken fing er das Blut in einem Becken auf. Nach der babylonischen Gefangenschaft waren die Juden sehr große Liebhaber von vielen Ceremonien, und giengen darinnen so weit, daß der Priester, der die Handlung verrichtete, sich sieben Tage in einer Kammer des Tempels, nemlich der Beikammer aufhalten, um nicht verunreinigt zu werden, und ehe er das Thier schlachtete, sich baden mußte. Wenn die Kuh geschlachtet war so wurde Feuer angemacht, und das Thier ganz mit Eingeweide, Haut, Blut und allem Zugehör in Gegenwart des Hohenpriesters verbrannt, welches bey keinem Opfer sonst statt fand. Es wurde auch ein Büschel von Cedern-Holz und Isop, welches mit einen scharlachenem Bande zusammen gebunden war, ins Feuer geworfen und mit verbrandt. Diese Handlung geschah vor den Augen des ganzen Volks. Der Priester der das Schlachten verrichtet hatte, war unrein bis auf den Abend und mußte seine Kleider und seinen Leib waschen, desgleichen der, welcher das Feuer angezündet und das Thier verbrandt hatte. Man sammlete darauf durch einen reinen Mann die Asche von der Kuh, und was mit derselben war verbrandt worden zusammen, und nach der Erzählung der Rabbiner schlug man dasselbe mit Stecken so lange bis es zu Staub wurde, den man alsdenn durch einen Sieb läuterte und in drey Theile theilte. Ein Theil blieb an einen gewissen Ort vor dem Lager und zur Zeit des Tempels auf dem Oelberge zum Gebrauch für das Volk, wenn es sich verunreinigt hatte; der andere Theil wurde von den Priestern verwahrt, wenn sie sich verunreinigt hatten, und der dritte Theil kam in den Vorhof oder einen Gebäude in der Vormauer des Tempels. Die Schrift sagt aber überhaupt nur, daß die Asche von der Kuh vor das Lager gebracht und an einen reinen Orte aufgehoben werden sollte. Wann nun nachher sich jemand verunreinigt hatte, so nahm man drey Stengel Isop, band sie mit einem Bändlein zusammen, die Spitzen tunkte man in das Wasser, das mit dieser Asche vermischt war, und besprengte damit dem Unreinen am dritten und siebenten Tage. Dieß brauchte eben nicht nothwendig ein Priester zu thun, sondern konnte auch von jedem andern reinen Mann verrichtet werden. Doch wurde solcher auch durch diese Handlung bis auf den Abend unrein, und mußte sich baden und seine Kleider waschen, derjenige aber, der durch diese Besprengung gereinigt wurde, badete sich darauf am 7ten Tag, und wusch seine Kleider, da er dann nach Untergang der Sonne rein wurde. Es war überhaupt der levitische Gottesdienst ein Vorbild auf Christum, und daher auch diese Handlung mit der rothen Kuh und der Asche derselben, wie Hebr. 9. angemerkt wird; wo Paulus durch den Ausdruck von den todten Werken, wovon das Blut Christi reinigt, vornehmlich auf den Gebrauch der Besprengung mit der Asche sah, wodurch nemlich besonders diejenigen gereinigt werden sollten, die sich durch einen Todten verunreinigt hatten.

Nach den Erzählungen der Juden ist solches Schlachten der rothen Kuh in allem neunmal geschehen, nemlich 1) zur Zeit der Anordnung dieses Gesetzes in der Wüsten, 2) da die Kinder Israel aus der babylonischen Gefangenschaft gekommen sind, unter dem Esra, und bis zur Zerstörung Jerusalems noch siebenmal.

Aschel. Die gepochte und geröstete Kobold Erze werden mit 3 bis 4 mal so viel geschlemmten Kiesel und eben so viel Pottasche vermischt, zusammengeschmolzen auf der Fardmühle fein zermahlen, hernach in Fässern mit Wasser hinlänglich verdünnet und öfters umgerührt, bis sich alle Unreinigkeit zu Boden setzt. Dieser unreine Bodensatz oder Schlamm heißt Aschel und wird als ein Zusatz bey dem folgenden schmelzen wieder gebraucht.

Aschematon, nennen die Alten Rhetoriker den Fehler einer Rede, wenn kein guter Gebrauch von den Figuren gemacht worden ist.

Aschemie, Aschere, s. Sundostern und Sund, der Kleine.

Aschenbad, (Chem.) heißt eine Kapelle, die statt des Sandes mit reiner, gut ausgebrennter, ausgelaugter und gesiebter Asche von Holz oder andern Theilen von Pflanze gefüllt wird.

Aschenbaum s. Esche.

Aschenböster (eine Conchylie) s. Aschentopf.

Aschen brennen, ist die Verrichtung der Aescherer, deren Beschäftigung darinn bestehet, Asche vor die Glasmacher und diejenigen Professionisten zu brennen, die sie zu ihren Arbeiten nöthig haben. Es geschiehet auf verschiedene Weise: Theils lassen sie hohle Bäume auf ihrer Wurzel stehen, machen Löcher darein, zünden sie von innen an, und lassen sie solchergestalt nach und nach zu Asche verbrennen, die auf diese Weise in guter Menge erhalten wird, sehr reine ausfällt und leicht zu sammeln ist; theils hauen sie umgefallene Bäume hin und wieder auf, bringen Feuer darein und machen, daß sie unten, mitten und oben zugleich brennen; theils tragen sie ganze Haufen von faulen Holze zusammen und zunden sie an; theils werffen sie allerley Reißig und Gehölze in eine Grube und verbrennen es darin. Faules Holz, das nur sachte weg glimmet, nicht Flamme giebt, taugt am meisten hiezu.

Aschenbrod s. Aschenkuchen.

Aschenfall, heißt man die Höhlung unter dem Roste in einem Ofen, worein die Asche nebst den kleinen Kohlen durch die Zwischen-Räume des Rostes fället, wenn das darauf liegende Holz oder die darauf liegenden Kohlen verbrennen.

Aschenfaß, ist ein Zuber, dessen sich die Seifensieder bedienen. Gemeiniglich ist es vier bis fünf Fuß hoch, oben gegen drittehalb Fuß breit und unten etwas schmäler. Es hat einen doppelten Boden, davon der obere mit vielen Löchern durchbohret, ohngefehr eine Spanne von dem unteren entfernet und also eingesetzet ist, daß er herausgenommen werden kann. Im unteren Boden ist eine Röhre mit einem Hahn oder auch nur ein mit einem Zapfen verstopftes Loch, daß man die Lauge herauslassen kann. Auf den oberen Boden leget man

Digitized by Google

man reines Stroh und bringet die Asche oder die Vermischung von Asche und Kalk darauf, aus welcher man die Lauge bereitet, wie im Artickel: Seife, weitläuftiger beschrieben wird.

Aschenhandel und Aschensammeln. Viele Gewerbe von Wichtigkeit brauchen Asche. Die Glashütten, die Pottaschenbrennereyen, die Salpetersiedereyen, die Seifensiedereyen, die Leinwand- und Cottonbleichen bedürfen dieses Materials als einer ihrer Hauptnahrungszweige. Daher ist der Aschenhandel und das Aschensammlen in den Gegenden, wo solche Gewerbe blühen, sehr beträchtlich. Man hält besondere Leute, die beständig auf dem Lande herumgehen, oder herumfahren, um den Bauren, und auch den Inwohnern der Städte die Asche abzukaufen. Wenn sie durchgesiebet ist, wird jedes bestimmte Maaß z. E. der Seiser, oder das Simri mit einem, oder zwey Kreuzer höher bezahlt, als wenn sie nicht durchgesiebt ist, und noch, oder allerley andere grobe Unreinigkeiten bey sich hat. Undurchgesiebt kommt der Seiser, oder das Simri von etwa 20 oder 25 Pfunden auf 3 auch 4 Kreuzer nach dem 24Guldenfuß. Nachdem die Concurrenz der oben bemerkten Gewerbe groß ist, steigt der Preiß auch viel höher. Es suchen übrigens die gewerbtreibende Personen vielfältig bey den Kammern um ausschließende Freyheiten nach, in gewissen Districten die Asche allein aufkaufen zu dürfen, und bezahlen jährlich eine gewisse Geldsumme zu den Kameralkassen. Solche Admodiationen aber sind offenbar höchst nachtheilig, und stimmen mit der Gerechtigkeit so wenig überein, daß man in einer guten Staatsverwaltung sich nicht damit abgiebt. Der Landmann läßt ersilich nicht so viel aus seiner eigenthümlichen Asche, als wenn die Concurrenz beym Aschenkauf frey gelassen wird; und dann geben sich auch die Aschenkäufer selbst, wenn sie ein Monopolium haben, nicht alle Mühe, zur Beförderung ihrer Gewerbe von allen Orten und Enden her Asche beyzubringen, um durch Industrie wohlfeilere Preiße ihren Waaren zu verschaffen. Das Admodiationsgeld, das die Kammern ziehen, fällt auf die fabricirte Waare, und kommt also nicht dem Fabrikanten sondern dem Verbraucher zur Last.

Aschenhaus, wird von der Polizey besonders auf den Dörfern jedesmal vor dem Ort einzulegen verordnet, um die Asche dahin, theils wegen der Feuersgefahr, theils auch zum Besten der Salpetersiederenen zu bringen. Man findet solche Aschenhäuser im Magdeburgischen, sie umgeben einen Platz mit einer drey Ellen hohen Mauer, welcher inwendig tief, auch wohl ausgemauert, mit einem Dach gegen Wind und Regen versehen, und an der einen Seite offen ist.

Aschenheerd, (Chemie) So nennt man den untersten Theil der meisten chemischen Oefen, in welchem sich die von den Kohlen abfallende Asche sammlet: Er ist durch den Rost von dem Kohlenheerde abgesondert; bey einigen Oefen mit dem Kolenheerde vereinigt; bey sehr wenigen fehlt er gänzlich. Bey recht großen Oefen führt er auch wohl den Namen, Zug: Er hat immer zur Seite eine Oefnung, die mit einer Thüre versehen ist, und, wenn der Ofen gut ziehen soll, mit der obern Oefnung des Ofens in einem gewissen Verhältnisse stehen muß: Sie dienet theils darzu: die Asche herauszunehmen, theils der äußern frischen Luft von unten freyen Zugang zu dem Feuer zu verschaffen: Bey den Treiböfen in Ungarn, Sachsen und auf dem Harze ist der Aschenheerd ein eigener Theil, der die Klätte in sich zieht, und zu Freyberg ist er gemeiniglich gedoppelt; der eine bleibt beständig stehen, der andere hingegen wird bey jedem Treiben neu errichtet.

Aschenkalk. In Flandern pfleget man den Kalk mit Erdkohlen zu brennen, welche man Schichten weis zwischen die klein geschlagene Kalksteine schüttet. Die Höhlung der hiezu gebräuchlichen Oefen hat die Gestalt eines abgestutzten umgekehrten Kegels, dessen untere kleine Grundfläche einen Durchmesser von ohngefehr zwey Schuhen hat, und dadurch ist es möglich, daß man die untersten Schichten Kalk, die gar und wegwischen die Kohlen gänzlich ausgebrannt sind, während daß die obern Schichten noch fortbrennen, herausnehmen und die obern, die noch länger brennen sollen, nachhalten lassen kann. Wenn man diese ausgebrannte Schichten herausnimmt, füllet die Asche von den Erdkohlen auf den Heerd und ist mit vielen kleinen Stückgen Kalk vermischet, welche sie nebst den feuerbeständigen Salzen der Erdkohle geschickt machen einen Zusatz abzugeben, den man statt des Sandes mit gelöschten Kalke vermischet, und dadurch einen vortreflichen Mörtel zubereitet, womit man Mauern, die im Wasser aufs beste aushalten, bauet, unterirrdische Gewölber von außen überziehet und dadurch vor dem Eindringen des Wassers verwahret u. d. gl. Diese mit kleinen Stückgen Kalk vermischte Erdkohlenasche wird Aschenkalk, auch Tournäische Asche, genennet. Man bekommt von einem Brandte halb soviel als Kalk und verkaufet sie gemeiniglich vor den halben Preiß des Kalkes.

Aschenkrug, Aschentopf s. Urne.

Aschenkuchen, waren die älteste und einfachste Art von Gebackenen. Ehe noch die Menschen durch viele Versuche die Kunst, ein gereinigtes oder gesäuertes Brod zu backen, erfanden, so germalmten sie die Gerste, oder jede andere Brodfrucht, mit einem Stein, feuchteten das geschrotene Korn mit Wasser an, und machten einen Teig daraus. Sie erhitzten alsdenn die Erde mit Feuer, und legten den Teig darauf, bedeckten ihn mit Asche und Kohlen, und wendeten ihn, bis er genug gebacken war, etlichemal um. Dergleichen Kuchen nennen die Hebräer עֻגָה Uggah. In einigen morgenländischen Gegenden, trift man heut zu Tag noch etwas ähnliches an, woraus man diese Aschenkuchen der Alten erklären kann. Die Weiber in der Gegend des Euphrats bey den Kurden, bereiten einen Teig zu Kuchen, die ohngefähr die Dicke eines Fingers, und den Umfang eines Tellers haben. Diese legen sie auf heisse Steine, kehren ihn alsdenn um, und schütten Asche mit glühenden Kohlen darüber. Auf diese Art lassen sie sie ausbacken, bis sie fertig sind. Die Araber um den Berg Carmel herum, haben noch eine andere Art dergleichen Aschkuchen in der Geschwindigkeit zu backen. Sie zünden Feuer in einem großen steinernen Kruge an, und wenn dieser heiß geworden ist, so mischen sie Mehl und Wasser untereinander, und machen daraus einen dünnern Teig. Diesen legen sie mit der holen Hand an die äussere Seite des Krugs, weil er sehr dünne ist, so geht er leicht auseinander, und backt von selbsten. Wenn nun die Hize des Krugs alle Feuchtigkeit des Teigs verzehrt hat, so nimmt man diese Kuchen, die so dünne sind wie unsere Waffeln, herunter, und genießt sie. Niebuhr erzählt noch eine Art der Araber die Brod zu backen, welche mit den Aschenkuchen der Alten viele Aehnlichkeit hat. Sie reiben ihren Mais auf der Oberfläche eines gekrümmten Steins, und feuchten ihn so lange an, bis ein Teig daraus wird. Hieraus machen sie kleine Kuchen. Der Ofen, worinnen sie gebacken

werden, iſt ein umgekehrter großer Waſſertopf, etwa drey Fuß hoch, ohne Boden, rundum dick mit Leimerde beſchmiert. Dieſer wird heiß gemacht, und alsdenn wird der Teig an die Seiten des Ofens angeklappet, ohne daß die Kohlen heraus genommen werden, und der Ofen wird zugedeckt. Wenn dieſes Brod kaum halb ausgebacken iſt, ſo wird es herabgenommen, und warm gegeſſen. Manchmal bedienen ſie ſich einer eiſernen Platte, um ihre Brodkuchen zu backen. Oder ſie legen einen runden Klumpen Teig in heiße Kohlen von Holz oder Cameelmiſt, bedecken ihn ganz damit, bis das Brod ihrer Meynung nach gahr iſt. Alsdenn wird die Aſche davon abgeſchlagen, und warm gegeſſen. Aus dieſen Beobachtungen bekommen verſchiedene Stellen des alten Teſtaments ein helles Licht, z. E. 4 B. Moſ. 11, 8. 3 B. Moſ. 2, 5. Ezech. 4, 15. Hoſ. 7, 8.

Aſchenloch, Aſchengrube. Sich davon eine Vorſtellung zu machen, muß man den Probierofen kennen. Dieſer iſt von ſtarkem Eiſenblech, oder auch von Backſteinen, im Gevierte, oben mit einer Piramide und Oeffnung gebauet; den untern Theil ſchließt eine eiſerne Platte, am Boden deſſelben iſt das Aſchenloch, oben gewölbt; Ueber dieſem aber das Mundloch, zwiſchen beyden ſind zwey Löcher zu den Traillen, oder den eiſernen Stäben, worauf man die Muffel ſetzt. Will man die Hitze in einem ſolchen Ofen vermehren, ſo öffnet man das Aſchenloch und verſchließt das Mundloch, ſo iſt dies heiß gethan, dieſer Grad der Hitze, wird verſtärkt, wenn man mehr Kohlen in das Mundloch legt. Will man im Gegentheil die Hitze vermindern, oder kalt thun, ſo macht man das Aſchenloch zu, und das Mundloch auf. Die Aſchengrube befindet ſich unter dem Aſchloch des Temperofens oder Kühlofens in der Glashütte, es iſt eine viereckige, ohngefehr eine halbe Elle tiefe Grube, mit Steinen eingefaßt, um die Aſche aus dem Ofen hineinzuziehen.

Aſchenloch, (antiquariſch) war ein beſonders Behältniß neben dem Brandopfer-Altar der Juden, wohin außer der Aſche vom Brand- und Rauchopfer-Altar, auch die Aſche und der Unrath von den Lampen, wie auch die Köpfe und Federn des abgeſchlachteten Federviehes gebracht wurden. Heber wurde auch das ſogenannte Eiferopfer eines des Ehebruchs beſchuldigten Weibes gebracht, wenn ſie, ehe noch der Fluch vom Zeddel abgewaſchen ward, ſagte, daß ſie das Fluchwaſſer nicht trinken wollte, oder hernach bekannte, daß ſie unrein ſey. Ferner wurden auch alle im Tempel und innern Vorhof deſſelben verunreinigte Opfer hieher gebracht, und verbrannt. Oben darüber war ein Marmorſtein mit einem Ring, um nach Befinden der Umſtände ſolches zu öffnen und zu verſchließen. Von hier aus wurde hernach der zu Aſche verbrannte Unrath mit der übrigen Aſche, anfänglich auſſer dem Lager, und hernach auſſer der Stadt an einen reinen Ort getragen, wo die Sündopfer des Hohenprieſters und der Gemeinde verbrannt wurden. Einige Talmudiſten behaupten, daß zwey ſolcher Aſchenbehältniſſe bey dem Tempel zu Jeruſalem geweſen wären, einer auf der Morgenſeite des Berges, welche ſich zehen Ellen und drey handbreit weit gegen Mitternacht gezogen hätten, worinn der Unrath von Vögeln, die Aſche vom Altar und den Lampen, wäre aufbehalten worden; das andere unten am Altar, von gleicher Weite, worinnen die unreinen Opfer wären verbrannt worden. Doch finden wir in den Stellen, wo dieſes Aſchenbehältniſſes gedacht wird, 3 B. Moſ. 1, 16. 6, 10. nicht mehr als eines einigen gedacht.

Aſchenlochbley, iſt ein Stück Eiſenblech, welches vor das Aſchenloch des Kühlofens in der Glashütte vorgeſetzet wird, damit nicht dadurch zu viele Kühlung in den Ofen trete und dem darinn befindlichen annoch ſehr heißen Glaſe Schaden bringe.

Aſchenpflanze, Aſchenkraut, (*Cineraria* Linnei). Das Geſchlecht dieſer Pflanze gehört in die 19te Linneiſche Klaſſe und zweyte Ordnung (Syngeneſia polygamia ſuperflua), und unterſcheidet ſich durch folgenden Character. Der Kelch iſt einfach, und beſtehet aus vielen einander gleichen Blättern. Die Krone iſt aus verſchiedenen kleinen Blümchen zuſammengeſetzt; die mittlere, welche in der Scheibe ſitzen, ſind trichterförmige Zwitter; die übrigen, welche den Stral bilden, ſind zungenförmig, an der Spitze gezähnte Weibchen. Das Saamengehäuſe fehlt. Der linienförmige vierſeitige Saamen ſitzt in dem unverändert gebliebenen Kelche auf dem platten Fruchtboden, und iſt mit einer ſtarken Haarkrone beſetzt. Man zählt 13 bekannte Gattungen dieſes Geſchlechts, nämlich

Die Alpen-Aſchenpflanze, (*Cin. alpina* Linn.) mit eingehüllter Blumendolde, einem gemeinſchaftlichen ziemlich nackenden Blumenſtiele und länglichen rauhen Blättern, welche aber in ihrer Figur, nach Verſchiedenheit des Bodens, abweichen; daher dann drey Spielarten vorkommen. Die erſte hat zerſchnittene, die zweyte ungetheilte, die dritte gezähnte runde Blätter. Die Pyrenäen, die Schweizeriſchen, Oeſterreichiſchen und Sibiriſchen Alpen, auch die Gegend bey Montpellier ſind das Vaterland dieſer Pflanze.

Die Anellenartige Aſchenpflanze, (*Cin. Amelloides* Linn.) oder die blaublühende. Dieſe immer grünende niedrige ſtaudenartige Pflanze hat eyförmige, ſtiellose, paarweiſe gegenüberſtehende ungetheilte Blätter. Die Blumen ſitzen einzeln auf einem langen Stiele, und laſſen ſich das ganze Jahr hindurch ſehen. Das Vorgebirge der guten Hoffnung iſt das Vaterland.

Der Herr von Linne zählte ehedem noch eine Gattung zu dieſem Geſchlechte, die er Othonnenartige Aſchenpflanze (Cineraria Othonnites) nannte; jetzt aber ſtehet ſie in der Mantiſſa unter dem Geſchlechte der Othonna, und heißt ſtaudenartige Othonna (Othonna frutescens). Ihre Blätter ſind etwas gezähnt, dick und eyrund; der Stamm iſt fortdaurend, äſtig, und trägt einzelne gelbe Blumen.

Die Canadiſche Aſchenpflanze, (*Cin. Canadenſis* Linn.) hat mit der ſtrandartigen viele Aehnlichkeit, aber die Blätter ſind nicht filzig, ſondern nur etwas rauh. Der Stamm iſt nicht ſtaudenartig, ſondern krautartig. Der Kelch iſt an ſeiner Spitze gleichfam brandig.

Die cymbelkrautblättrige Aſchenpflanze (*C. cymbalariifolia* Linn.) hat eine feſte zweybelartige Wurzel und einen krautartigen einfachen glatten Stamm. Die untere Blätter ſind leyerförmig mit einem nierenförmigen gezähnten Forderlappen verſehen, und ihre Stiele umfaſſen unterwärts den Stamm. Die oberſte Blätter ſind ſtielloß herzlanzettförmig, beynahe gar nicht gezähnt, und umfaſſen den Stamm. Die geſtielte Blumen ſtehen in großer Anzahl auf dem Gipfel der Pflanze, und haben einen purpurförmigen Stral. Es giebt eine Spielart dieſer Gattung mit einfachen dreyſpaltigen Blättern und dreyſpaltigen Lappen. Das Vaterland iſt Afrika.

Die eiſengraue Aſchenpflanze, (*Cineraria glauca* L.) mit einfachen Blumentrauben, glatträndigen, ſpatel-herzförmigen Blättern und ganz einfachen Stamme. Die Blätter ſind eiſengrau, dem eigentlichen Meerkohl der Farbe nach ähnlich, von fleiſchiger Con-

Digitized by Google

sistenz. Die Blumen sind von gelber Farbe. Siberien ist das Vaterland.

Die gänsedistelblättrige Aschenpflanze, (*Cinerarioides folia* Linn.) mit ausgebohlten einander unähnlichen Blättern, die den Stamm umfassen. Sie stammt vom Vorgebirge der guten Hoffnung.

Die goldene Aschenpflanze, (*Cin. aurea* Linn.) mit flachen Blumenträußen, lanzetförmigen sageförmig gezähnten, unterwärts filzigen Blättern. Sie wächst in Siberien wild.

Die kriechende Aschenpflanze, (*Cineraria geifolia* L.). Die Wurzel ist faserig. Die Stängel sind vielästig, etwas rauh, schwach und röthlich von Farbe. Die nierenförmige, beynahe tellerförmige gezähnte Blätter sitzen auf langen Stielen, welche theils ganz nackt, theils mit Blattstützen versehen sind. Die Blumen, welche im Herbstmonat aufblühen, sind gelb. Der Geburtsort dieser Gattung ist das Vorgebirge der guten Hoffnung. Der Herr von Linne rechnete sie ehedem zum Geschlechte der Othonna.

Die leinblättrige Aschenpflanze, (*Cin. linifolia* Linn.) Der staudenartige zusammengesetzte rauhe Stamm trägt sehr dichte stehende, sehr schmale linienförmige grüne Blätter. Die Blumenstiele sind einzeln, fadenförmig, länger als die Blätter, und tragen eine kleine gelbe Blume. Sie wächst auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung wild.

Die purpurfarbene Aschenpflanze, (*Cin. purpurata* Linn.) mit mehrentheils zweyblümigen Stamme und länglichen etwas filzigen Blättern.

Die siberische Aschenpflanze, (*Cineria sibirica* L.) mit einem einfachen Blumentraubem, herzförmigen stumpfen, kleingezähnten, glatten Blättern und ganz einfachen einblättrigen Stamme. In Siberien und dem Morgenlande wächst sie wild.

Die Strand-Aschenpflanze, (*Cin. maritima* Linn.) hat einen bis drey Schuh hohen staudenartigen weißen Stamm, der sich in viele Aeste theilt. Die Blätter sind filzig und gefiedert. Die gelben Blumen sitzen auf langen Stielen und bilden eine Rispe. Die Küsten von Frankreich, Italien und England sind das Vaterland.

Die Sumpf-Aschenpflanze, (*Cin. palustris* Linn.) Die Blätter sind breit lanzetförmig gezähnt und ausgezackt; der Stamm ist rauh; die Blumen stehen in einem flachen Strauß beysammen. Sie wächst in den wässerigten Gegenden von Europa.

Aschenpflanze, *Cineraria*. Wir haben nur zwey einheimische Gattungen von diesem Geschlecht. Die eine ist die Aschenpflanze der Alpen, und die andere die Sumpf-Aschenpflanze, und beyde haben mit einander viel ähnliches; die erste ist aber eine gebürgigte Einwohnerin, welche im Julius und August blühet, goldgelbe Blumen trägt, welche auf einem 1½ Fuß hohen Stängel Schirmförmig beysammen stehen: die letztere liebet aber feuchte Oerter, und wächset in dem Rasen nasser Plätze. Vom Vorgebirg der guten Hoffnung erhält man die Kriechende, die Cymbelkraut- Gänsedistelblätterichte, Othonenartige, Leinkrautblätterichte und Amellenartige Aschenpflanzen. Die erste hat ihren Namen von ihren schwachen röthlichen Stängeln, welche auf der Erde hinkriechen, doch aber ziemlich hoch wachsen, wenn man sie in die Höhe bindet. Sie liebet ein fettes Erdreich, in welchem sie stark wuchert, und durch das ganze Jahr mit ihren gelben Blumen pranget. Die zweyte dieser Arten ist wegen ihrer knolligten Wurzel merkwürdig, aus welcher ein einfacher krautartiger Stängel treibt, der zu oberst sich in viele Blumen als ein Strauß endiget; und die letzte oder Amellenartige ist ein buschichtes niedriges Staudengewächs, welches Winters wie Sommers blühet, und mit seinen himmelblauen Blüten und purpurrothen Stängeln in den Gärten ein gutes Ansehen macht. Obgleich Africa sein Vaterland ist: so können wir es doch sehr gut erhalten, wenn man es nur vor strenger Kälte und Nässe verwahret.

Diejenige Gattungen, welche in Siberien wild wachsen, die Siberische, die Eisengraue und Goldene, sind perennierend. Beyde erstere kommen einander sehr nahe. Sie blühen gelb, doch hat die Eisengraue einen höhern Wuchs. Die Goldene hat sehr große gelbe Blumen.

Die Meer-Aschenpflanze und die Canadensische sind gleichfalls mit einander genau verwand. Sie sind auch beyde perennierend, und blühen gelb. Indessen hat letztere keine so rauhe Blätter, keinen bleibenden Stängel mit bleibenden Blättern und einige andere Dinge, die wir an ersterm bemerken.

Aschenregen, s. Regen.

Aschenstöber, (eine Conchylie) s. Aschentopf.

Aschentopf, Aschenloch, sind Behältnisse, darinnen die Asche des Ofens verwahret wird. Sie sollen von Stein und sehr gut verkittet und hatlsar seyn, damit die Asche, die oft unvermerkt nach gluet, wenn sie aus dem Ofen genommen wird, nicht anzünde. Viele Feuersbrünste sind durch sie, beym Mangel nöthiger Aufsicht, entstanden.

Aschentopf (eine Conchylie), Aschenböster, Aschenstöber, *Voluta cinerea* Rumphii, *Agate cendrée* holl. Asseposter, Aschgrauvve Achaat-Totje of Asseposter Chaif. ist eine Conchylie aus der Familie der Walzen, oder Tutenschnecken, welche durch die Schriftsteller selbst unter die Conchylien gesetzt worden ist, die man nur zweifelhaft kennt. Die Conchylie die Rumph unter dem Namen Asseposter beschreibt, und tab. 32. fig. K. abbildet, sollte billig das Muster seyn, nach der man diese Conchylie beurtheilen sollte. Linne beruft sich bey seinem *Conus rusticus* auf die Figur des Rumphs, aber er setzt dieser noch zwey Figuren aus den Gualtieri und Argenville an die Seite, die in keiner Rücksicht auf die Rumphische Abbildung und Beschreibung passen. Müller macht die Verwirrung noch größer, der aus dem Knorr und Martini einige Figuren anführt, die in den Sammlungen unter ganz andern Namen bekannt sind, und die mit dem Aschentopf des Rumphs gar keine Aehnlichkeit haben. Rumph beschreibet den Aschentopf, als eine Tüte mit hervorragender Spitze am Wirbel, deren ganze Schale eine dunkle aschgraue Farbe habe, glatt und glänzend sey, aber weiter keine Zeichnung vorweise, außer daß sie hin und wieder ein schwarzes Fleckgen habe. Martini der diesen Aschentopf tab. 52. fig. 578. abbildet, zählet denselben unter die Börtgerschnecken, das sind aber bey ihm die pyramidenförmigen Tuten, welche glatte, schmale und längliche Mündungen haben und sonst den allgemeinen Namen der Olivenruten führen. Sein abgebildeter Aschentopf ist etwas gewölbter als die gewöhnlichen Bohrer, auf einem aus dem aschgrauen oder grünlichen ins hellblaue spielenden Grunde, siehet man ordentliche Reyhen rostfarbiger Flecken und Punkte, unter der Mitte aber ein weißes, eben so gefleckites Band, übrigens aber bis an die gestreifte Naht, eine glänzende Fläche. Meine zwey Exemplare die ich besitze kommen mit dieser jetzt beschriebenen Conchylie in den mehresten Stücken ganz überein. Das Unterschei-

dende ist: 1) daß die in ordentlichen Reyhen stehenden Flecke, welche den Punkten gleichen, dunkelbraun sind; 2) daß die blaue Grundfarbe gar nicht in das Grüne spielt; 3) daß das weiße Band hin und wieder durch die blaue Grundfarbe unterbrochen wird, und daß sich hin und wieder weiße Flecken zeigen; 4) daß der ganze Wirbel eine helbbraune geflammte Zeichnung hat. Wenn dieser Aschentopf ein wenig abgerieben ist, so befindet sich unter seinem blauen Kleide eine schneeweiße glänzende Grundfarbe. Man siehet hin und wieder gröszere weiße Flecken, die Rostfarbigen oder braunen Punkte sind zum Theil auch weiß, und man würde diese zu einer ganz andern Conchylie machen, wenn die übrigen Kennzeichen, und besonders die in ordentlichen Reyhen stehenden Flecken nicht den Wankenden zu recht weisen könnten. Das Martinische Exemplar und meinige haben eine Höhe von 2½ Zoll, eine Größe, die das Rumphische Exemplar weit übertrifft.

Man weiß nicht was den Holländern den ersten Gedanken muß dargereicht haben, diese Conchylie den Aspoedter zu nennen. Es ist wahr, daß sie aus der See eine dünne graue Oberhaut bringt, die mit der Farbe der Asche einige Verwandschaft hat. Allein man pfleget doch nicht leicht eine Conchylie in den Sammlungen aufzuheben, der man nicht zuvor seine Oberhaut abgenommen hätte, wenigstens sind bey unser Conchylie, wie bey den mehresten unter dieser Oberhaut noch schätzbare Schönheiten verborgen. Vielleicht hat man die in ordentlichen Reyhen stehenden Punkte mit hingestreuter Asche verglichen, und darum dieser Tute den Namen gegeben, den sie führt.

Mit den Schildkrötenarten, Löwengriffuten, Medusen, und Achatruten kann man, wenn man nur halber Kenner ist, unsern Aschentopf nicht verwechseln, denn seine mehr gewölbte Figur und sein höherer Wirbel unterscheidet ihn von jenen hinlänglich. Valentin bemerket, daß man viele Arten von dem Aschentopf habe, er scheint aber damit dem Rumph zu widersprechen, der diese Conchylie ausdrücklich unter die raren zehlet. Noch in unsern Tagen sind sie selten und Kennern schätzbar, denn in Holland wird ein einzelnes Exemplar, wenn es gut ist, nicht unter 5 Gulden verkauft. Sonst merket Rumph noch von dieser Tute an, daß sie selten ganz, mehrentheils mit einem Risse gefunden werde, als ob sie ehemals abgebrochen hernach aber wieder zusammengewachsen wäre. Indien und Amboina ist ihr Vaterland.

Aschentöpfe (antiquarisch) Aschentöpfe waren große kupferne Töpfe, in welchen die Asche von dem Brandopferaltar der Juden herab, in das Aschenloch gebracht wurde.

Aschen oder Aschertuch ist dasjenige Tuch, in welches man die Asche bringt, wann man sie auslauget. s. Auslaugen. Das Tuch ist grobleinen Tuch. Wollen darf es nicht seyn, dieß würde diese Operation nicht ertragen.

Aschenzieher, Aschentrecker, Aschenblaser, Aschenstein, Aschenmagnet, Trip, Tourmalin. *Lapis electricus. Borax electricus, Borax truncatus, Turmalinus.* Dieser im Anbruch glänzender, glashaffter, harte, quartartiger, am Stahl feuergebender Edelstein, welcher der einzige bisher bekannte Körper ist, der durch bloße Veränderung der Wärme und Kälte, mit und ohne Reiben, eine electrische Kraft annimmt und in seinen Wirkungen äußert. Die besondere Würkung desselben ist uns erst in diesem Jahrhundert bekannt worden: Ob die Bewohner der Insel Zeylon, aus welcher wir ihn zuerst erhalten haben, ihn und seine Eigenschaften schon vor uns gekannt, und solche die Europäer gelehrt haben, bedarf nach des berühmten Hrn. D. Brückmanns Aeusserung noch einer nähern Untersuchung. Einige vermuthen dieses Steins Eigenschaft, könne vielleicht bloß durch ein Ohngefehr von einem Naturforscher seyn entdeckt worden, als er dessen Steinart auf einem Kohlfeuer untersuchen wollen, wobey die gegenwärtige Asche die electrische Kraft desselben zufällig verrathen können. Wenn man seine sonderbare Würkung sehen will, welche er bat die Asche an sich zu ziehen und wieder von sich zu stoßen, setzt man ihn in ein mäßiges Feuer, und bey einem solchen Grad des Feuers scheint er unveränderlich. Man hat diese Versuche mit diesem Stein weit getrieben, man hat ihn mit andern Edelgesteinen, mit verschiedenen electrischen Körpern, und mit dem Magnet verglichen, aber jedesmal hat er bey der Vergleichung seinen unterscheidenden Charakter behauptet. Noch zur Zeit ist es der einzige bekannte Körper der am Feuer weiß gemacht werden muß, um die electrische Kraft zu erlangen, die er, durch das Reiben und durch die andern bekannten Mittel, womit man die Körper electrisch macht, nicht bekommt. So viel ist indeß bekannt, daß Herr Le Mery im Jahr 1717. der Pariser Akademie diesen Stein und seine besondere Würkung zuerst vorgezeigt habe. Herr D. Brückmann besitzet unterschiedene Arten desselben: 1) einen ganz schwarzen, von allen Seiten undurchsichtig; 2) ein braungelben, schön durchsichtig von allen Seiten, doch nicht in seinem größten Durchschnitt, als wo er gegen das Licht gehalten, gänzlich dunkel erscheinet; 3) einen unförmlichen rothen, der einen glashaften Anbruch zeigt, dem äußern Ansehen nach schwarz ist, gegen das Licht gehalten aber, in seinem schmalern Durchschnitt braun und durchsichtig, im größern, in welchem seine Pole sich befinden, ganz undurchsichtig ausfällt. Die Namen Turmalin und Trip, scheinen aus Zeylon herzustammen; die andern Benennungen sind von seiner Würkung entstanden, weil man sich bey den Versuchen, die man in Absicht seiner electrischen Kraft anstellte, vorzüglich der Asche bediente. Von den Holländern ist er, so viel man weiß, zuerst nach Europa gebracht, hiernächst, von ihnen in verschiedene Länder verkauft worden. Obgleich der Aschenzieher sich im Feuer wie ein Zeolith verhält, so lehren doch die Erfahrungen, daß er zum Grundstoff ein quatzartiges Wesen habe. Der belobte Herr D. Brückmann rechnet ihn daher auch mit Recht unter die Klasse dieser Steine, weil er von brasilianischen weiß daß er in Kristalle anschießt, und weil es von dem zeylonischen sehr wahrscheinlich ist, daß er an seinem Geburtsort nicht minder als ein Kristall erzeugt werde. Der zeylonische wird im Sand, am Ufer des Meers als ein unförmlicher Kießel gefunden; Vielleicht dürfte wohl seine wahre Kristallenform auch noch entdeckt werden. Herr Cronstedt eignet ihm die Härte nach dem orientalischen Topas, Herr Riemann die Härte des klaren Quarzes zu. Herr Brückmann hat an dem seinigen, und an allen andern die ihm zu Gesicht kamen, ohngefehr die Härte des Europäischen Topases bemerkt. Er schneidet zwar Glas, wird aber doch von einer guten Feile ein wenig angegriffen. Seine Schwere verhält sich zur Schwere des Wassers ohngefehr wie 3 zu 1. Nach Herr Riemanns Versuchen zerspringen die Turmaline beym

Digitized by Google

zerschlagen in feine scharfe dünne Splitter, wie ein Glasfluß, aber auch alle diese Splitter pflegen die electrische Kraft jederzeit unverändert beyzubehalten. Nach Herrn Wilkens Bericht finden sich vom Zeylonischen fünf, und vom Brasilianischen zwo Arten: 1) Ganz schwarzer undurchsichtiger Turmalin, der die stärkste electrische Kraft hat, und dem polirten schwarzen Agat sehr ähnlich siehet; 2) Schwarzer Turmalin, der blos gegen das Licht gehalten, oder auch nur in einem Durchschnitt einige Durchsichtigkeit äußert. Er gleicht vorzüglich dem glasartigen sogenannten Isländischen Achat, welcher aber nur an feinen dünnen Enden etwas durchsichtig zu seyn scheinet; 3) Brauner etwas durchsichtiger Turmalin, der an Farbe dem dunkeln Rauchtopas am stärksten gleichet. Herr Riemann vergleicht seine Farbe mit der Farbe des Geigenharzes, oder eines gelbbraunen vom Rauch gefärbten Glases, das nur an den dünnen Seiten halbdurchsichtig erscheinet; 4) Gelbbrauner durchsichtiger, dem schlechten braunen Hyacinth ähnlicher Turmalin, dem Herrn Riemann die Farbe des Harzes beylegt; 5) Lichtgelber, dieser ist am durchsichtigsten, und pflegt etwas ins grünliche zu spielen; 6) Blauer durchsichtiger aus Brasilien, von trüber blauer Farbe; 7) Grüner Brasilianischer, oder im rohen Zustand prismatischer, vielseitiger Smaragd. Seine Würkung ist zuerst in den neuern Zeiten entdeckt worden, und es hat sich zugleich bey den Versuchen mit diesen Smaragden gefunden, daß nicht alle mit einer electrischen Kraft begabet sind.

Vom Verhalten des Turmalins im Feuer ist kürzlich folgendes zu merken: Die Zeylonische Turmaline bekommen vor dem Löthrohr im Flammenfeuer geglühet, keine Risse, prasseln und zerspringen auch nicht wie Störrissatarten und Bergkrystalle. Wenn sie gleich im glühen braunroth werden, pflegen sie doch ihre electrische Kraft zu behalten. Bey stärkerer Hitze werden sie Kreidenweiß, schäumen sehr, und machen eine weiße leichte, schaumige Schlacke, die bey anhaltendem Schmelzfeuer zu einem verfärbigen, undurchsichtigen Glas schmelzt und auf der Kohle vor dem Löthrohr eine runde Perle giebt. Die gelbbraune Farbe bleibt durch mehrere Glühungen, bis der Stein zum schmelzen kommt. Ob gleich die äußere Fläche zum schäumigen Glas schmelzt, erhält inwendig doch der Stein seine gelbbraune Farbe und electrische Kraft. Unter dem schmelzen bemerkt man beym ersten schmelzen einen Phosphorschein aus der schäumenden Schlacke. Nachdem er zur Glasperle geschmolzen ist, läßt sich auch solche leicht wieder schmelzen, je länger aber das Glas in der Schmelzhitze gehalten wird, desto schwerer ist es nachher in Fluß zu bringen.

Aschera, wird von einigen für eben die Göttinn gehalten, die sonst Astarte heißt. Sie kommt vor 1 B. der Könige 18, 16. und 2 B. der K. 21, 3. wo aber die deutsche Uebersetzung: Hayn hat.

Aschermittwoch. Schon bey den ältesten morgenländischen Völkern streute man sich in den öffentlichen Bußtagen Asche auf das Haupt, wie das Beyspiel der Niniviter in der Bibel zeigt. Diese Gewohnheit erhält sich noch in der Catholischen Kirche, in welcher nach Verordnung des Concilium von Benevent im Jahr 1091. ein besonderer Tag dazu bestimmt ist, der auch deswegen der Aschermittwoch genannt wird. Eigentlich ist es der erste Bußtag vor dem Anfange der vierzigtägigen Fastenzeit. Die so genannte Einäscherung geht mit vielen erbaulichen Ceremonien in der Absicht vorbey, damit sich diejenige, die sich einäschern, d. i. die Asche von dem Priester auf das Haupt streuen lassen, ihres Ursprungs vom Staube erinnern, vor Gott demüthigen, und zu Würkung wahrer Buße auf die bevorstehende Fastenzeit zubereiten sollen. Die Asche wird aus den verbrannten Palmzweigen des vorigen Jahres genommen, und in einem reinen Gefäße auf den Altar gesetzt. Vor der Messe, die ohne Kirchenmusik blos mit der Choral gehalten wird, besprizt der Priester, der die Messe hält, die Asche dreymal mit Weihwasser, räuchert sie mit drey Zügen vom Rauchfaße an, machet dreymal unter den hierzu bestimmten Kirchengebeten das Kreuzzeichen darüber, und weihet sie auf diese Art. Alsdann streuet er sich selbst zuerst die geweihte Asche auf das Haupt, oder wenn mehrere Priester da sind, so verrichtet dieß der vornehmste unter ihnen. Nachdem der Priester, der die Messe hält, eingeäschert ist, äschert er anfänglich die Altardiener, hernach die gegenwärtigen Geistlichen jeden nach seinem Range, und endlich die Laien, die allemal vor ihm niederknien, mit den Worten ein: Gedenke, o Mensch! daß du Staub bist, und zu Staube werden wirst. Während der Ceremonie singen die Choralisten etliche Antiphonen aus Joel 2, und Esther 13. Kapitel. Die Messe (oder das Capitelamt, wo Dom- oder Chorstifter sind) geht dann ordentlich fort; am Ende aber wendet sich der Diakon zu dem Volke mit den Worten: Demüthiget eure Häupter vor Gott, und dieß bey jedem Fastenamte bis auf den Mittwoch in der Charwoche, wenn kein Fest von einem Heiligen einfällt. In Orten, wo Domstifter sind, weihet insgemein der Bischoff selbst die Asche, und verrichtet auch die Ceremonien dieser Einäscherung.

Aschersatz, ist die vermischte und zur Anlegung des Treibherds zubereitete Asche, und muß aus gleichen Theilen der ausgelaugten Asche von schon gebrauchten Teilen und ausgelaugter Seifensiedeasche bestehen, dann die gemeinig nicht wohl durchreibt, und mit viel laugensalz versehene Asche geräth in Eifer.

Aschgrau, ist eine jedermann bekannte Farbe, die seiner weitern Beschreibung bedarf. Wann man Wolle oder Leinwand auf diese Weise färben will, so nimmt man Gauäpfel, Weinstein und Alaun gleichviel, nämlich auf ein Pfund Waare von jedem ein Loth, stößet es klein, gießet Wasser dazu, setzt es auf das Feuer, hebet, wann es anfangen will zu sieden, den Schaum weg, thut alsdenn die Leinwand oder Wolle hinein und läßet es underthalb Stunden mit einander kochen. Nach der Hand läßet man es abkühlen und spühlet es aus, so ist es fertig.

Aschgrube, ist in den Salzsiedhäusern eine Grube in dem Vorhaus (s. Vorhaus der Salzsiedhäuser.) in welcher die Aschen, welche von der Feuerung in dem Herde der Salzpfannen erhalten wird, aufbewahret wird. Sie wird gemeiniglich an der Feuermauer des Vorhauses unter der Treppen, auf welcher man von dem Vorhaus in das Pfannenhaus gehet, angebracht, und weil der Raum der hierzu vorhanden meistentheils die Gestalt eines Vierecks hat, so wird auch solche in gleicher Gestalt angelegt. Die Größe richtet sich theils nach der Verschiedenheit der zu brauchenden Feuerungsmaterialien, der Menge der Verbrauchs derselben, ob viel oder wenig Sud (s. Sud) monatlich geschehen, und ob man viel oder wenig Aschen zu sammlen hat, ehe man solche verschließen kann, und läßt sich also der localität halben keine allgemeine Größe bestimmen. Die Feuermauer des Vorhauses und die Seitenmauer des Siedhauses machen zwey Seiten der Aschgruben aus, und es sind

also nur zwey Seiten aufzuführen nöthig, welche von Steinen aufgemauert werden. Durch die Aschgruben wird in der Mitten durch ein Unterschied gemauert, und die gefehrte Asche von der noch ungefehrten dadurch von einander abgesondert.

Aschgrube, nennt man in den Glashütten diejenige viereckigte unten mit Steinen belegte und neben herum ausgemauerte ohngefähr einen Schuh tiefe Grube vor dem Aschenloche des Kühlofens oder vor der Oefnung des aus dem Schmelzofen durch den Heerd oder dem Rohren Fuß des anliegenden Kühlofens streichenden Ganges, in welche der Schürer die Aschen und überflüßige Kohlen des Schmelzofens, die er vermittelst einer Krücken unter dem Kühlofen durchziehet, hineinfallen lässet. Wer diese Oefen und den angeführten Gang sich nicht vorstellen kann, sehe den Artikel Glasofen nach.

In Back-Gewächs- und Brauhäusern hält man gemeiniglich auch dergleichen ausgemauerte auch wohl noch mit einer ohngefähr 1½ Schuh über die Erde herausgeführten Mauer eingefaßten Gruben, worein man die gesammelte Asche schüttet.

Der Feuersgefahr halber entfernt man die Aschenbehälter gerne von den Wohn- und Wirthschaftsgebäuden, und auf dem Lande leget man einiger Orten gemeine feuerfeste Aschenhäuser an, worin die Asche zum Gebrauch der Salpetersieder gesammelt wird.

Aschhor al Haram, die vier heiligen Monate im Jahr, nemlich Regieb, Dhoultaadah, Doulhegia, und Moharram, in welchem die Araber nicht Krieg führen. Diese Gewohnheit soll älter seyn, als die Einführung der mahomedanischen Religion in Arabien.

Aschhühnlein. Es gehört zum Geschlechte der kleinsten Strandläufer. Der Hals, die Brust und der Bauch sind aschfarbig, der Rücken und die Deckfedern der Flügel rauchfahlig, die Schwungfedern aber dunkler, die Beine braun.

Aschkammer, ist ein besonderer Ort im Treibhaus, wo die schon gebrauchte und die von den Lieferanten gebrachte Asche gesammlet und aufbehalten, auch zur Anlegung des Treibheerds wohl gesiebt, gereinigt und abgetrocknet wird. Diese zubereitete Asche wird herhach in Aschkasten aufbehalten, und sobald es nöthig ist, in denselben zum Treibheerd geliefert.

Aschkern. Die Asche vom aufgehobenen Treibheerd wird nach dem Gebrauch wieder gesiebt, oder gerähert. Was in dem Räder wie Körner und Klümper zurückbleibt, ist Aschkern. In diesem ist glötzig und silberhaltig Bley, daher muß der Aschkern über dem Sieb wieder gewaschen und zu gut gemacht werden.

Aschknechte, heißen diejenige, welche die Asche zum Abtreiben zubereiten, mischen und zurichten müssen. Nach geschehenem Treiben heben sie die Heerde auf, sammlen den Aschkern und die Körner die in den Heerd gekrochen, sorgfältig auf, und liefern das aufgefangene zusammen an den Hüttenmeister.

Aschkraut, s. Kreuzkraut.

Aschkrücke. Bey der Anlegung des Treibheerds bedienet man sich einer hohlgestellten eisernen Krücke, die gewöhnlich eine halbe Elle lang und eine viertel Elle hoch ist, um die überflüßige Asche von dem aufgestossenen Treibheerd so viel nöthig ist ab- und beyseite zu ziehen, welches auch abstümpfen genannt wird.

Aschlauch, s. Lauch.

Aschliefranten. Dazu hat man insgemein die Seifensieder in der Nähe eines Bergwerkes nöthig, die ihre ausgelaugte Asche, woraus die Treibheerde und Teste gemacht werden, um einen bedungenen Preis liefern müssen. Ist diese nicht hinreichend, so kömmt man noch Aschschreiber an, die in der umliegenden Gegend die Asche aufkaufen und in die Schmelzhütte bringen. Der Aschmässer nimmt sie in Empfang, bemerkt das Maaß, den Ab- und Zugang der Asche, und sorgt daß jederzeit ein hinlänglicher Vorrath vorhanden sey.

Aschmedai, ist nach der Meinung der Rabbinen der oberste unter den Teufeln; der auch sonsten von ihnen Sammael genennt wird. Er soll alle Tage hinauf in die hohen Schulen des Firmaments gestiegen seyn, und daselbst studiert haben. Durch eine besondere List bekam ihn Benaja, der Sohn Jehojada, auf Befehl des Königs Salomo, gefangen, und legte ihn in eine Kette, auf welcher der geheime Name Gottes, oder Schem hammphorasch, eingegraben war. Auf diese Art schleppte er ihn vor den König. Aschmedai mußte die Oberherrschaft des Salomons erkennen, und half ihm, nebst seinen untergebenen Geistern, bey der Erbauung des Tempels. Endlich aber betrog er den König betrog, und zwar auf diese Weise. Er ließ sich den Ring, auf welchem der Name Gottes geschrieben stund, geben, und in dem Augenblick setzte er den einen Fuß an das Firmament, und den andern auf die Erde, und warf den König vier hundert Meilen hinweg, daß niemand wußte, wo er hingekommen war. Aschmedai warf den Ring in das Meer, er selbst aber maßte sich der Königlichen Gewalt so lang an, bis Salomo durch einen wunderbaren Zufall seinen Ring wieder bekommen, und durch dessen Hülfe ihn wieder in seine vorige Höhle eingeschlossen hatte. Das ist eben der Geist, den die Juden insgemein den Engel des Todes zu nennen pflegen, von dem ich seinem Ort weitläufiger gehandelt werden soll. s. auch den Artikel Sammael.

Aschmeise, s. Meise.

Aschmesser, sind krumme Messer von verschiedener Größe, um die Teste, oder große Kapellen von Asche, damit die zur erforderlichen Tiefe auszuschneiden.

Aschniotte, (Tinea Cinerella) Dieses Insekt ist durchaus aschgrau, und ungefleckt. Die Fühlspitzen sind rückwärts gekrümmt, daß jede die Gestalt eines Hörnchens hat. Europa ist sein Vaterland.

Aschnitz, s. Sinau.

Aschofen der Glashütten, s. Glasofen.

Aschour, der zehnte Tag oder die zehnte Nacht des Monharrom oder des ersten Monats im Arabischen Jahr, wiewohl dieses Wort auch einen Zeitraum von zehen Tagen und zehen Nächten anzeigt. Die Mahomedaner fasten an diesem Tag, wie schon die Araber vor ihm thaten, weil an demselben Noah aus der Arche gegangen sey, und Gott an dem nemlichen Tage den Israeliten Gnade wiederfahren lassen. Die Parthey der Aliden, wozu auch die Perser gehören, begehen auch an demselben das Gedächtniß des Todestags des Houssain, eines Sohns des Ali.

Aschozescht, ist nach der Zoroastrischen Lehre, ein mächtiger Vogel, dessen sich der Geist Bahman bedient, um seine Würkungen in der Welt zu vollziehen. Die Indianischen Schriftsteller erzählen viele Wunderdinge von ihm. Er spricht das göttliche Wort, welches sie Abesta nennen, aus, und wenn er es ausspricht, so erzittern die Teufel, daß sie die abgeschnittene Nägel eines Menschen nicht vergnehmen können. Mit diesem Aberglauben hat es folgende Bewandniß: Wenn sich die Parsen die Nägel abschneiden, so legen sie sie an einen abgesonderten Ort auf einen Stein, und sprechen etliche Gebeten an den Vogel Aschozescht darüber, welches sie sodann in seinen besondern Schutz nimmt. Wenn es sie

Digitized by Google

frißt, ehe sie anfangen zu faulen, so wird dadurch den Teufeln die Macht genommen, den Menschen zu schaden; ausserdem aber haben sie vollkommene Macht die Sünde in die Welt zu bringen, und die Menschen zu verführen. Sie schreiben ihm Waffen zu, deren er sich gegen die Teufel bedient; diese sind ein Spieß, ein Dolch, Bogen und Pfeile. Welche diesen Vogel nicht anbeten, die halten sie der Hölle würdig, sie versagen ihnen den Dienst der Engel, und erklären sie für völlig unrein.

Aschstrich. (Pap. Eribote) Diesen Tagschmetterling zählt Linne in die Klasse der Danäer, sagt aber dabey, daß er in einigen Stücken mit den Helikonien verwandt sey. Seine Flügel sind ungezähnelt; die Vorderflügel, welche auf der obern Seite eine braunschwarze, und auf der untern eine gelbe Farbe haben, sind mit drey schwarzen Flecken von ungleicher Größe besetzt: die Hinterflügel sind auf beyden Seiten gelb, haben aber noch auf der untern Seite eine aschfarbene linienglecihe Querbinde, wovon er den Namen bekommen hat. Man findet ihn in Indien.

Aschtad, ist nach der Zoroastrischen Lehre ein guter Engel von der zweyten Classe. Ihm schreibt man insonderheit zu, daß er der Erde Fruchtbarkeit und Ueberfluß verschaffe. Man weist ihm seine Wohnung auf einem sehr hohen Berg an, und diesen nennen die Perser den lebendigen Berg. Insonderheit ist ihm der 26ste Tag eines jeden Monats geheiligt, über dem er die Regierung hat; wie sie ihme denn eine besondere Wachsamkeit über alle Orte der Erde zuschreiben. In den Liturgien der Persen kommen verschiedene Gebete vor, die an ihn gerichtet sind.

Aschtonne, ist ein Maaß nach welchem die zum Treiben nöthige Asche bestimmt wird. Es hält mit Unterschied bald mehr bald weniger als einen Scheffel, und ist nicht in allen Hütten von einerley Größe, gleichwie man überhaupt das trockne Maaß und die Metzen nicht durchgehends von gleicher Größe findet.

Aschweit, Aschweit, war ein Tempel-Gott der Wenden in Preußen, und besonders ein Gott der Gesundheit und Krankheit.

Ascia, wurden von den Lateinern sowohl groß als kleine Aexte und Beile womit man nur die Flächen in der Länge, oder in der Tiefe, leicht und schwach, oder stark behauen, oder in den Stamm selbst hauen, und selbigen spalten, oder etwas heraus, oder davon spalten konnte, nachdem man entweder die Kräfte der bloßen Arme, wie bey der Stichart, oder die Kräfte der Arme und den Vortheil des Hebels, oder Vectis, oder des Stiels, wodurch der Schwung der heftigen Bewegung, und das Gewichte dazu kommen, und die Würkung in einem Schlag oder Hieb beförderen, oder aber endlich den Schlag und das Gewicht eines Schlägels dabey anbringet. Nach diesem verschiedenen Gebrauch nun, haben die Lateiner auch unter der Ascia verschiedene Aexte begriffen, solchen aber wiederum andere Namen gegeben, und insonderheit die Bind- und Abbinde-Art der Zimmerleuthe, oder überhaupt eine große Art, Dolabra genennt. Denn obgleich der Deutsche gewohnt ist, dieses Wort durch Hobel zu geben, man auch wohl zulassen kann, daß ein Hobel ebenfalls ein abschneidendes Instrument sey, welches, da es durch den Stoß und Druck der Arme, wie die Stichart, seine Würkung verrichtet, und ebenfalls vornemlich aus einem Keil besteht, folglich aber eine große Aehnlichkeit unter einem Hobel und einer Axt sey, so ist doch gewiß, daß die Römer dadurch eigentlich eine große Hauart, die ihre Würkung mit dem Schlage, und durch die Kraft der Arme thut verstanden haben.

Ascia. Dieses Instrument, das jedoch viele nur für einen Hobel halten, soll nebst den übrigen zu diesem Handwerke erforderlichen Werkzeugen und Geräthschaften, nämlich der Säge, dem Senkbley, dem Bohrer, dem Leim und der Hausblaße, der künstliche Dädalus nach dem Berichte des Plinius erfunden haben. Das Gesetz in den zwölf Tafeln: rogum ascia ne polito verbietet also zu einem Scheiterhaufen gehobeltes Holz zu nehmen. Das Wort Ascia bedeutet aber auch eine Jäthacke. Und von dieser Bedeutung erhält die auf den alten römischen Grabschriften nicht selten vorkommende Formel: SVB. ASCIA. DEDICAVIT. welche den Gelehrten schon zu so vielen Erklärungen Gelegenheit gegeben, ihr Licht. Man räumte nämlich bey der ersten Anlage und Errichtung eines Grabmals mit einer zu diesem Gebrauche gewidmeten Jäthacke oder Ascia das Gras und Gesträuche hinweg. Diese unter gewissen Formalitäten und heiligerachteten Gebräuchen errichtete Handlung, oder Weihung suchte man vermittelst jener Formel auf die Nachkommen fortzupflanzen um ihnen eine desto größere Ehrfurcht gegen die ohne dem schon durch die Religion geheiligten Gräber einzuflößen. Man zeichnete in dieser Absicht auch zuweilen selbsten dieses Werkzeug, die Ascia, auf dem Steine, welcher das Grab deckte. Ganz neuerlich hat ein bekannter Gelehrter über diese Formel eine neue sinnreiche und sehr wahrscheinliche Erklärung gegeben. „Wie, schreibt er, wenn nun hier die Präposition SVB ganz eigentlich auf den Ort deutete, oder auf die Grenze, wie weit sich die Dedication erstrecken sollte? die Jäthacke gebraucht man bekanntlich hauptsächlich auf der Oberfläche, und nicht für die Tiefe des Grundes. SVB ASCIA könnte folglich auch die Tiefe und den Grund des neuen Grabes bezeichnen, und der ganze Ausdruck SVB. ASCIA. DEDICAVIT. würde alsdenn eben soviel sagen, als der Eigenthümer und Besitzer dieses Stück Landes hat es bis unten in den Grund zu einem Heiligthume geweihet: gleich als wenn er der Nachkommenschaft in der Aufschrift, oder Abbildung der Jäthacke zur Nachricht hätte sagen wollen: Weil dieser Ort in seinem Grunde ein geweihetes Heiligthum ist, so warne ich hierdurch jederman ihn nicht in der Tiefe aufzugraben, auch nicht weiter, als die Jäthacke gehet, zu räumen. Denn was unter der Jäthacke ist, das ist heilig.“

Ascia, s. Schaufel.

Ascigi, ist ein Koch mit dem jede Compagnie der Türkischen Miliz versehen ist, und der außer der Küche auch die Arrestanten unter seiner Hut hat und sie auf Befehl des Oda Basci oder Lieutenants von der Compagnie, binden, fesseln und in Eisen schließen muß. Zum Zeichen seiner Bedienung hat er ein großes Messer an der Seite hangen.

Ascii, Ohnschattige Völker, werden diejenige genennet, die zu gewissen Jahreszeiten gar keinen Schatten werfen, weil alsdenn die Sonne grade über ihrem Scheitel stehet und sie also den Platz mit den Füßen bedecken, wo sonst ihr Schatten sichtbar seyn würde. Der Wohnplatz dieser Völker ist also in der zona torrida oder dem heißen Erdgürtel zwischen den beyden tropicis oder Wendekreisen. Dann die Sonne kommt über diese nie hinaus und stehet also niemals über dem Scheitel derer, die außer diesen Kreisen wohnen. Weil aber die Sonne vom längsten Tage bis zum kürzesten vom Wendekreis des Krebses bis zum Wendekreis des Steinbocks hinun-

Digitized by Google

ter und vom kürzesten Tage bis zum längsten wiederum von diesem bis zu jenem herauf laufet; so ist klar, daß die unter den Wendekreisen selbst wohnende des Jahres nur einmal und zwar die unter dem oberen Wendekreis an unserem längsten, die unter dem unteren an unserem kürzesten Tage keinen, außer diesen Tagen aber das ganze Jahr durch jene ihren Schatten immer gegen Norden, diese immer gegen Süden werfen, daher sie auch ascii heteroscii genennet werden. Den andern hingegen, die zwischen den Wendekreisen wohnen, gehet die Sonne jährlich zweymal durch den Scheitel und sie werfen also zwischen diesen Zeiten, wann die Sonne weiter nordwärts stehet, den Schatten gegen Süden und umgewendet gegen Norden, wann die Sonne weiter Südwärts stehet, und heißen daher ascii amphiscii Die grade unter der Linie selbst wohnende sind ohnschattig im Frühlings- und Herbstes-Anfang, oder so oft als Tag und Nacht gleich sind, weil alsdenn die Sonne im Aequator laufet. Will man von andern Völkern, die zwischen den Wendekreisen wohnen, die Tage wissen, daran sie ascii sind; so sucht man in den Astronomischen Tafeln die Puncte der Ekliptik auf, deren Abweichung der Breite des Wohnplatzes dieser Völker gleich ist (s. Abweichung, Breite,) und suchet ferner in andern Astronomischen Tafeln die Tage auf, an welchen die Sonne in diese Puncte der Ekliptik tritt. Will man sich so viele Mühe nicht geben und die Sache nur beyläufig wissen; so bringt man den Wohnplatz des Volkes unter den Mittagskreis der Erdkugel und merket den Grad desselben, worunter jener stehet; drehet alsdenn die Kugel weiter vorwärts und hinterwärts um zu sehen, welche Puncte der Ekliptik unter eben dem Grade des Meridians durchpassieren, und siehet alsdenn im Kalender nach, an welchen Tagen des Jahres die Sonne in diese Puncte kommt.

Asciten, oder **Ascodrogiten** wurden gewisse Leute im 2. Jahrhundert genennt, welche mit Wein angefüllte Schläuche mit in die Kirchen nahmen, von welchen sie auch diesen Beynamen erhalten haben.

Asciteo s. Wassersucht.

Ascitium Exordium, nennen einige Rhetoriker den Eingang einer Rede, welcher nicht von der Sache selbst, sondern von andern Umständen, der Zeit, des Orts, der Personen des Redners oder der Zuhörer hergenommen wird.

Asclepiade, Aesculapische Pflanze, Hundskohl (Asclepias *Linn.*) Dieses Pflanzengeschlecht gehört in die 5te Linneische Klasse und zweyte Ordnung, mit fünf Staubfäden und zween Griffeln. Das vornehmste Kennzeichen besiehet in den fünf eyrunden obrförmig ausgehöhlten Honigbehältern, welche wie ein kleines Horn gegen die Befruchtungstheile gebogen sind. Der Kelch besteht aus einer sehr kleinen spitzen fünfspaltigen unverwelklichen Blumendecke; Die Blumenkrone aus einem fünfmal eingeschnittenen Stück, dessen Lappen eyrund zugespitzt und etwas gegen die Sonne gekehrt sind. Die Staubfäden haben fast gar keine Träger sondern nur fünf Staubbeutel, welche auf einem abgestumpften besonderen Körper feststitzen. Dieser Körper ist mit fünf an den Seiten aufgespaltenen Schuppen umgeben und bedeckt die Staubbeutel sowohl, als die Stempel, deren man hier zween antrifft. Sie haben keine merkliche Griffel, sondern nur einfache Narben, und sind eyrund zugespitzt. Die auf die Blüthe folgende Frucht besiehet aus zwey großen länglichen, zugespitzten, aufgeschwollenen, einfächrichen Bälgleins, welche viele ziegelförmig übereinander liegende, mit einer Haarkrone gezierte Saamenkörner enthalten.

Der Ritter von *Linné* zählt 22 Gattungen dieses Geschlechts, welche wir hier kürzlich anführen:

Die **anmuthsvolle Asclepiade** (*A. amœna* L.) mit eyrunden, gegen einander übersiehenden, unterwärts etwas haarigen Blättern. Der Stamm ist grade etwa zwey Schuh hoch. Die Blumen sind schön purpurfärbig und haben gerad stehende Honigbehälter: Der Geburtsort ist Nordamerica.

Die **baumartige Asclepiade** (*A. arborescens* L.) mit breiten zurückgerollten Blättern doldenförmigen Blumen, einem holzigen etwas borstigem Stamme und gesurchter stachlicher Frucht. Das Vaterland ist Africa.

Die **behaarte Asclepiade** (*A. pubescens* L.) hat aberige eyrunde nackte Blätter, einen staudenartigen Stamm und zottige Blumenstiele. Die Wurzel ist knollig; die Blumen haben eine helle röthlichbraune Farbe.

Die **bunte Asclepiade** (*A. variegata* L.) hat einen festen geraden etwas wolligten Stamm. Die Blätter sind eyrund, runzlich, ziemlich breit, kurz gestielt und stehen paarweise. Die Dolden wohnen auf dem Gipfel des Stammes. Die Blumen selbst stehen auf sehr kurzen feinhaarigen Stielen, sind auswendig fleischfärbig inwendig karmesinroth mit purpurfarbigen Punkten bestreuet.

Die **curassavische Asclepiade** (*Asclepias curassavica* L.) Der Stamm ist einfach, bis 6 Schuh hoch. Die Blätter sind lanzetförmig, glatt und glänzend. Die doldenförmige Blumen stehen auf dem Gipfel des Stammes, haben scharlachrothe Kronblätter und gelbe Honigbehältnisse. Die ganze Pflanze hat etwas giftiges in ihren Bestandtheilen; man muß sich daher für dem innerlichen Gebrauch derselben hüten.

Die **fleischfarbene Asclepiade** (*A. incarnata* L.) mit lanzetförmigen Blättern, oberwärts getheiltem Stamm, und aufrecht stehenden Zwielingsdolden. Sie wächst in Nordamerica wild und kommt hier zu Lande unter fremem Himmel fort.

Die **knollichte Asclepiade** (*A. tuberosa* L.) mit lanzetförmichen Wechselblättern und einem haarigen auseinander gesperrten Stamme. Die Wurzel kriechet tief in die Erde und aus ihr entsprossen mehrere Stämme, welche ohngefehr zwey Schuh hoch werden, und mit langen schmalen Blattern umgeben sind. Auf dem Gipfel des Stammes zeigen sich die breiten Dolden mit pomeranzenfarbenen Blumen, auf welche lange Saamenschoten folgen. Man rühmt diese Pflanze gegen alle Arten von Blutflüsse und giebt die gepulverte Wurzel in einem Löffelvoll Rumm ein. Die Einwohner von Canada, wo die Pflanze wild wächst, bedienen sich des wässerigen Absudes. Herr Kalm hat sie im Mutterweh sehr nützlich befunden.

Die **krause Asclepiade** (A. crispa L.) hat lanzetförmige krause rauhe Blätter und auswendig mit Haaren besetzte Blumenblätter.

Die **liegende Asclepiade** (*A. decumbens* L.) mit streifhaarigen Blättern und auf der Erde liegenden Stamme. Die Blumen sind hell pomeranzengelb. Virginien ist das Vaterland.

Die **milchsaftige Asclepiade** (*A. lactifera* L.) mit eyrunden Blättern, auf rechten Stamm und sehr kurzen sprossenden Dolden.

Die **purpurröthliche Asclepiade** (*Asclepias purpurascens* L.) Die Blätter sind eyrund, unterwärts zottig; der Stamm ist einfach bis 3 Schuh hoch und trägt

Digitized by Google

trägt gerad'stehende Blumendolden. Die Honigbehälter sind zurückgebogen. Die Farbe der Blumen ist blaßroth und die ganze Pflanze hat viele Aehnlichkeit mit der Seidenpflanze. Sie wächst in Carolina wild, kommt aber auch hier zu Lande sehr gut fort.

Die quirlförmige Asclepiade (*A. verticillata* L.) mit zurückgerollten linienförmigen quirlförmigen Blättern und gerad'stehendem Stamme. Virginien ist das Vaterland.

Die Riesen-Asclepiade (*A. gigantea* L.) erlangt eine Höhe von 7 Schuh, und ist staudenartig. Der Stamm schießt gerade in die Höhe. Die Blätter sind dick, länglich eyrund, stumpf, haben keine Stiele, sondern umfassen paarweise den Stamm. Die schönen großen Blumen stehen in Dolden bey einander, sind in der Mitten lebhaft roth, an der Basis der Kronblätter aber blaßroth, mit grünen Puncten bestreuet. Die auf die Blüthe folgende Frucht bestehet aus zween dicken Schoten. Uebrigens weicht die Blume in der Figur der Honigbehälter merklich von allen andern Gattungen ab. Das Vaterland dieser Pflanze ist Ostindien. Ihrer Schönheit wegen wendet man vielen Fleis darauf, sie hier zu Lande in Treibhäusern zu ziehen.

Die rothe Asclepiade (*A. rubra* L.) mit wechselweisen eyrunden Blättern und aus gemeinschaftlichen Stiele entsprossenden Dolden. Stammt aus Virginien.

Die schneeweiße Asclepiade (*Asc. nivea* L.) kommt in vielen Stücken mit der vorhergehenden Gattung überein; ihre Blätter sind eyrund-lanzetförmig, etwas rauh, gar nicht glänzend, an der Basis ein wenig rundlich, die Blumenblätter sind grün, die Honigbehälter aber weiß.

Die Schwalbenwurz-Asclepiade (*A. Vincetoxicum* L.) auch Giftwendig, S. Lorenzkraut, Giftwurzel, Löffelsaamen genannt, ist der liegenden Asclepiade sehr ähnlich, doch unterscheidet sie sich durch ihre längere sprossende Dolden. Der Stamm stehet ebenfalls aufrecht, die Blätter sind auch lanzetförmig, nur unterscheidet sie der an der Basis befindliche Bart. Die Blumen sind weiß von Farbe. Dieses ist die einzige Gattung des Asclepiadengeschlechts, von welcher man seit langen Zeiten her die Wurzel in Apotheken, als ein Arzeneymittel aufbewahret hat. Diese faserige Wurzel hat frisch einen unangenehmen Geruch und macht Erbrechen; daher sie die Schaafe unberührt lassen. Durch das Austrocknen gehen die schädlichen wirksamsten Bestandtheile verlohren, sie behält nur noch einen schwachen Geruch, einen süßlich bitteren oder scharfen Geschmack, und wird als ein auflösendes schweistreibendes Heilmittel gebraucht. Innerlich ist sie in der Wassersucht, in Catarrhen, in der Hypochrondrie und im Mutterweh wirksam befunden worden; äußerlich, aber hat man sie bey alten Geschwüren und verhärteten Drüsengeschwulsten mit Nutzen gebraucht. Man giebt sie sowohl gepülvert zu einem halben Quent, als auch in Wasser- oder Weinaufgüssen. Die ihr zugeschriebene Kraft gegen das Gift von Thieren z. E. der Vipern und tollen Hunde hat Gelegenheit zur lateinischen Benennung gegeben, welche von vincere überwinden, und toxos das Gift hergeleitet wird. Das Vaterland dieser Pflanze ist Europa, wo man sie fast aller Orten an schattigten sandigen Plätzen antrifft.

Die schwarze Asclepiade (*A. nigra* L.) hat viele Aehnlichkeit mit der vorhergehenden. Die eyrunde Blätter sind an der Basis ebenfalls bärtig, der Stamm aber windet sich oberwärts etwas um andere benachbarte Pflanzen. Die Blumen sind schwarz von Farbe. Das Vaterland ist Montpellier und einige Provinzen von Deutschland.

Die Seidenpflanze-Asclepiade (*A. syriaca* L.) der Seidenstrauch. Die Wurzel ist kriechend, der Stamm aber gerade, bis 7 Schuh hoch, mit dicken eyrunden, unterwärts sitzigen Blättern besetzt. Die Blumen sind blaßroth, von süßlichem unangenehmen Geruch, und stehen in einer herabneigenden Dolde bey einander. In den langen auf die Blumen folgenden Schoten stecken viele Saamenkörner, welche mit einer langen weichen glänzenden Haarkrone besetzt sind. Die ganze Pflanze hat einen häufigen Milchsaft, welcher wie bey den meisten andere dergleichen Pflanzen, scharf und im Verdacht des Giftes ist, ob ihn gleich einige Botanisten für unschädlich halten. Der Geburtsort dieser Pflanze ist Virginien, sie verträgt aber unser hiesiges Clima sehr gut. Den vornehmsten Nutzen leistet die Haarkrone, welche man nach einer besondern Zubereitung zu Fäden spinnen kann, die der Seide zimlich nahe kommen. Man kann auch ein schönes Papier daraus verfertigen. Außer dieser Saamenwolle läßt sich auch der Bast des Stammes wie Hanf bereiten und nutzen.

Die sibirische Asclepiade (*A. sibirica* L.) mit zurückgerollten, gleichbreiten lanzetförmigen, theils gegenüberstehenden, theils zu drey bey einander stehenden Blättern und niederliegendem Stamme.

Die strauchige Asclepiade (*A. frutescosa* L.) mit zurückgerollten schmalen lanzetförmigen Blättern und strauchartigem Stamme. Man hat eine andere Sorte mit breiteren rauhen Blättern, welche der Herr v. Linne für eine Spielart hält. Doch ist es noch ungewiß, ob es nicht eine besondere Gattung sey. Des schönen Ansehens wegen zieht man diese Pflanze, deren Vaterland Aethyopien ist, in Gärten.

Die wellenförmige Asclepiade (*Asclepias undulata* L.) mit stiellosen länglichen lanzet- und wellenförmigen Blättern. Die Blumenblätter sind am Rande mit Haaren besetzt. Sie dauert mehrere Jahre und stammt aus Africa.

Asclepiade. Die Gattungen dieses Geschlechts sind meistens ausländisch. Sie wachsen strauchartig, indem aus der Wurzel Stengel zu drey und mehreren Schuhen hervorwachsen. Alle ihre Theile sind voll weißen, scharfen, schädlichen Saftes. Die Wurzeln sind fleischig, lang und stark. Einige derselben halten auch den Winter im freyen bey uns aus, wenn sie gedeckt werden. Weilen der Saame dieses Gewächses mit einem Pflaum oder Seide versehen ist: so hat man einige Arten derselben in der Oekonomie zu nutzen gesucht und mit Fleiß angebaut. Die vornehmste ist

Asclepias. (*A. syriaca*) Ihre sehr einfache, starke und fleischige Wurzel ist perennirend. Sie liebt lockern, feuchten und warmen Boden, der aber eben sowohl vor der brennenden Sonnenhitze, als vor den rauhen Winden durch Mauren, Hügel oder Gebüsche gedeckt ist. Im May treibt die Wurzel viele Schößlinge hervor, welche oft bis 7 Fuß hoch wachsen, und sternförmige, purpurfarbige Blumenbüschel tragen. Der Honigsaft, welchen diese Blumen enthalten, tödtet die Fliegen, wann sie ihn saugen, und der Milchsaft, der in allen Theilen dieser Pflanze gefunden wird, ist von solcher Schärfe, daß er Blasen ziehet, wenn er auf die bloße Haut kommt. Wann die Frucht zeitig ist, so springt sie auf der Seite

Digitized by Google

der Länge nach auf, und alsdann erscheint ihr platter runder, dünner Saamen, davon ein jeder mit einem Büschel haarförmiger, weiser, seidenartiger Fasern versehen ist.

Wer diese Pflanze aus Saamen ziehet, der nimmt dazu ein gutes Land, wie ein Tabacksbeet seyn muß, und verpflanzt im Herbst des folgenden Jahres die gewachsenen Pflanzen aus seinem Beet auf einen schon zuvor bereiteten und gedüngten Brachacker. Sollen sie wohl gedeyhen, so müssen die Pflanzen wenigstens 1½ Fuß von einander stehen, damit die Wurzel, welche stark wuchert, den übrigen nicht ihre Nahrung nehmen, und man zwischen den Reihen durchgehen, und die überflüßige Wurzelschößlinge und Unkraut wegnehmen könne. Auf das letztere kommt sehr viel an: die vielen Nebenäste, wann sie stehen bleiben, schwächen den Hauptstock, und wer nicht dieselbe, so bald er dergleichen hervorkommen sieht, sorgfältig wegnimmt, wird sehr wenig gewinnen. Die beste Zeit hierzu ist der Frühling und der späte Herbst, weilen zu dieser Zeit die Vermundung dem Stock den wenigsten Schaden thut. Sobald nun im folgenden Jahr die Pflanzen ohngefehr 1 Fuß hoch sind, so hacket man das Land zu Ende des Mays oder Anfang des Junius nach einem starken Regen, und reiniget es von dem Unkraut; dieses wird bis Michaelis noch etlichemal beobachtet, wann es die Umstände erfordern. Zeigen die Hauptstengel ihre Blumen, so werden sogleich die untrachbaren Nebenstengel in der Mitte eingeknickt, und alsdann erst abgeschnitten, wann sie bis an den Ort, wo sie eingebrochen worden, vertrocknet sind. Haben die untersten Blumenbüschel verblühet, und Saamen angesetzet, so knickt man auch die Spitze der noch blühenden Stengel um, daß nur irgend 4 bis 5 Büschel zum Saamentragen stehen bleiben. Sobald im August die Schaalen aufzuspringen anfangen, und ihren Saamen mit der Seide zeigen, so schneidet man alle Tage den zeitigen bey trockener Witterung heraus, und läßt ihn im Schatten auf Horden vollends aufspringen, thut den Saamen heraus, nimmt die Seide von demselben hinweg, und hebt sie an einem trocknen Ort auf. Die vertrocknete Stengel werden nach der Einernbung über der Wurzel abgeschnitten: die ausgegangene Pflanzen durch neue ersetzet, im November mit Mist dünn bedeckt, und im folgenden Jahr wie Spargelbeete frühzeitig durch vorsichtiges Umgraben behandelt. Wer so verfährt, bekommt reichliche Erndten, es seye dann, daß eine anhaltende Dürre und Mehlthau in der Blüthe seine Erndten schwächten.

In Frankreich wird sie stark gepflanzet, und ihre Seide zu Küssen, Polster, Decken und andern Nothwendigkeiten verbraucht, auch allerhand Zeuge daraus fabricieret, weilen sie außerordentlich leicht ist, und sehr warm hält. Kalm berichtet von dieser Pflanze, daß die Wilden in dem nördlichen Amerika davon Zucker machten. Sie nehmen früh morgends die Blumen, wenn sie noch voll Thau sind, von den Schößlingen ab, drücken dieselbige stark aus, und sieden diesen Safft zu einem Zucker ein, welcher braun und sehr gut ist: Man bekommt aber so wenig davon, daß diese Zuckersiederey nicht der Mühe werth ist.

Außer dieser Seidenpflanze haben die übrigen Gattungen in der Oekonomie weniger Nutzen.

Die Innländische, (*Asclepias vincetoxicum*) welche bey uns auf dürren, trocknen Hügeln wächset, enthält zwar auch Seide; allein sie ist von weit geringerer Güte, als die vorhergehende.

Asclepiade, amœna incarnata, purpurascens, variegata, & verticillata, welche in den Gärten gezogen werden, tragen keinen Saamen bey uns: weilen aber ihre Wurzeln perennieren; so kann man sie durch Zertheilung der Wurzeln, ehe sie noch im Frühjahr Keimen ausstreben, fortpflanzen. Sie lieben einen warmen, trocknen Boden, und müssen im Winter gedeckt werden; doch kommt asclepias purpurascens in jedem Boden fort, und asclepias incarnata ist im freyen dauerhaffter, wie die übrigen. In dieser Dauer kommt ihr am nächsten.

die liegende Asclepiade (*A. decumbens*). Ihre haarigte Stengel, an deren Spitze die glänzende orangegelbe Blumen stehen, hängen unterwärts. Man säet den Saamen in ein Mistbeet, gewöhnt aber die aufgegangene Pflanzen, so viel es die Witterung zuläßt, frühzeitig an die freye Luft, damit sie nicht schwächlich werden. Sind sie zum Versetzen stark genug, so pflanzet man sie 6 bis 7 Zoll weit von einander auf ein warmes Land, deckt sie so lang vor der Sonne, bis sie angewurzelt sind, und hält sie nicht zu feucht. Unkraut darf man nicht dabey aufkommen lassen. So bald im Herbst die Stengel verwelket, so deckt man die Wurzeln mit verfaulter Loh, die aber allemal im Frühjahr wieder weggenommen wird, ehe die Schößlinge hervorbrechen. Im zweyten Frühjahr kann man die Wurzeln dahin versetzen, wo sie sollen stehen bleiben; allein alsdenn leiden sie das Versetzen nicht weiter. In der Wartung und andern Stücken kommt mit dieser der **Oranienhundskohl**, oder asclepias tuberosa, überein, nur hat sie aufrecht stehende Stengel, an welchen die Blätter wechselsweise, oder eins um das andere, und nicht gegen einander über wachsen.

Asclepias fruticosa glabra und *villosa* haben sehr lange Stengel von 7 bis 8 Fuß hoch, und weise Blüten; sie unterscheiden sich aber von einander durch ihre Blätter, größere und kleinere Blüten. Man ziehet sie aus Saamen, den man in eine lockere Erde säet. Die Pflanzen werden alsdenn einzeln in Blumentöpfe versetzet, und ihnen Schatten gegeben, bis sie angewurzelt sind. Uebrigens verfährt man mit ihnen, wie mit andern ausländischen zärtlichen Pflanzen, weilen sie im freyen den Winter über zu Grund gehen. Sonst lassen sie sich auch durch abgeschnittene Zweige in einer beschatteten Erde fortpflanzen, wann man keinen zeitigen Saamen von ihnen bekommen kann.

Asclepias rotundifolia und *nivea* werden wie die vorhergehende behandelt. Auf die nemliche Art auch

Asclepias curassavica, oder die unächte Ipecacuana. Man brachte sie an statt der rechten Ipecacuana nach Engelland; erfuhr aber bald den Irrthum durch ihre schlimme Wirkung. Sie wächset bis 6 Fuß hoch. Die Blüten haben ein überaus schönes Ansehen, dann ihre Blätter sind nicht allein scharlachroth gefärbt, sondern die Mitte der Honigbehältnisse pranget auch mit einer saffrangelben Farbe.

Asclepias gigantea. Sie wird darum so genennt, weilen sie nicht nur eine ansehnliche Größe hat, sondern auch sehr große Schoten trägt, welche die Gestalt der Odsenhoden haben. Sie blühet weiß, ist aber sehr zart, und muß beständig im Gewächshaus erhalten werden.

Asclepien, das Aesculapiuskraut, wurde alle fünf Jahre im Anfange des Frühlings mit vielem Gepränge dem wegen seiner Verdienste um die Wundarzney und Heilkunde vergötterten Aesculap, oder Asclepias zu Ehren in Athen und andern Städten Griechenlands, besonders aber zu Epidaurus, dem angeblichen Geburtsorte dieses Gottes in Peloponnes, dem heutigen Morea,

Digitized by Google

gefeyert. Diese in letzterer Stadt bey dieser Gelegenheit angestellten Feyerlichkeiten wurden im vorzüglichen Verstande Asklepien, oder die größten Asklepien, Megalasclepien genennt, so wie überhaupt dieses Fest auch den Namen der Epidaurien hatte. Außer dieser blos gottesdienstlichen Verehrung dieses berühmten Arztes gab es auch noch eine andere, die man die medicinische nennen könnte. ſ. Aesculapius.

Asclepiodotäer, Anhänger des Asklepiodotus im dritten Jahrhundert, welcher Christum für einen bloßen Menschen hielt.

Ascodrogiten, ſ. Aciten.

Ascodrupitae, welches Wort noch auf verschiedene Art geschrieben wird, und nach Einigen eigentlich Taschodrugiten heißen ſoll, wird ein Zweig der Montanisten genennt. Der Name ſoll aus der phrygischen Sprache ſeyn, und einen Menschen bedeuten, der einen Finger unter die Nase hält, welchen Gebrauch einige Montanisten gehabt hätten, um ihre Aufmerksamkeit zu bezeugen. Nach andern ſoll es ein Zweig der Archontiker ſeyn, welche die Sacramenten verworfen, und die dazu bestimmte Gefäße zerbrochen, und daher diesen Namen erhalten hätten.

Ascodruten, werden von Einigen für einerley mit den Ascodrupiten angesehen, von andern aber unterschieden. Nach diesen ſoll es eine Gattung von Gnostiker gewesen ſeyn, welche die Erkenntniß für das Hauptwerk der Religion hielten, und alle äußerliche Denk- und Sinnbilder gänzlich verwarfen, wie auch nichts von den Sacramenten hielten.

Ascolia. Die Einwohner von Attika feyerten dieses Ascolienfest jährlich dem Bacchus zu Ehren mit einem Bock, welchen ſie dem Gott des Weins und der Freude opferten. Sie wählten aber dies Thier zum Opfer, weil es den Weinreben ſchädlich war. Aus den abgezogenen Häuten der Opferthiere verfertigten ſie große Schläuche oder Ballons, welche aufgeblaſen wurden, und auf welchen die jungen Leute herumtanzten, ſo daß ſie den einen Fuß in der freyen Luft hielten. Die Schläuche ſelbſten waren mit Oel beſchmiert, um ſie deſto ſchlüpfriger, und die Kunſt deſto ſchwerer zu machen. Bey vollen Bechern und unter fröhlichen Scherzen ſahe man viele mißlungene Verſuche, bis endlich der Sieger ſich im Gleichgewichte erhielt, und den Schlauch ſelbſten, der wahrſcheinlicherweiſe nicht mit Luft, ſondern mit Wein angefüllet war, zum Preiß ſeiner Geſchicklichkeit erhielt. Das Feſt ſelbſten hat ſeinen Namen vom griechiſchen Worte ἀσκός, ein Schlauch.

Ascoliasmus, eine Art von luſtigem Spiele bey den Griechen, deſſen Beſchaffenheit ſchon zum Theil aus dem vorhergehenden Artikel erhellet. Man füllete nämlich Schläuche mit Wein, oder blies ſie auch nur als Ballons auf, und ſuchte ſich im Springen auf denſelben aufrecht zu erhalten, welches um ſo viel ſchwerer war, weil der Schlauch mit Oel beſchmiert, und der Springende einen Fuß in der freyen Luft halten mußte. Zuweilen forderte man bey dieſem Spiele ſo viel nicht, ſondern es war ſchon genug, wenn man auf einem Fuß tanzen und in dieſer Stellung am längſten aushalten, oder andere Tänzer, die ſich aber beyder Füße bedienen durften, einholen konnte.

Ascoma, war bey den Alten ein Leder, ſo an die Ruder gemacht war, damit ſich ſolche nicht ſollten abreiben.

Ascopera, iſt der Name eines Gefäßes, welches man für einen Schlauch von Leder hält, der inwendig verpicht war, um flüßige Dinge hinein zu thun. Es ſoll auch einen Mantelſack bedeutet haben.

Ascophiten, ſollen Ketzer geweſen ſeyn, die zu Ende des zweyten Jahrhunderts entſtanden. Sie gaben einem jeden großen Weltkörper einen Engel zum Statthalter, und behaupteten, daß die bloße Erkenntniß Gottes den Menſchen heilige. Sie verwarfen das Alte Teſtament, das Abendmahl und die Oblationen.

Ascos, iſt ein ledernerSchlauch, den die Alten zu Bähungen eines leidenden Theils gebrauchten, und ihn in dieſer Abſicht entweder mit warmen Waſſer oder mit Oel anfüllten.

Ascriptitii milites, hießen bey den Römern theils die Uebercompleten, oder Supernumerarii, theils die Reeruten, welche der Armee unbewaffnet folgten und einüchten, wie Plätze leer wurden. Es ſcheint auch eine gewiſſe Art von leichtbewaffneten Soldaten geweſen zu ſeyn. ſ. auch Adſcriptitii.

Asecrata, ein Bedienter am Hofe der abendländiſchen Kayſer; ſ. Apocriſiarius.

Asecretis. Unter dieſer Benennung verſtand man 1) den **oberſten Canzler**, wie er bey dem Hincmaro Cap. XVI. alſo genennt iſt, und auch bey andern alten Fränkiſchen Schriftſtellern. Vorzüglich aber hatte 2) der **geheime Rath des Königs** dieſen Namen. Regino ſchreibt von einem gewiſſen Biſchoffe Luidmardo, daß er dieſe Stelle bey dem Kayſer Carl dem Großen bekleidet, und nennet ihn Conſiliarium a Secreto. Die Annales Bertiniani bey dem Jahre 866. geben einen gewiſſen Walthariun ſuum Aſecretis domeſticum an, und aus andern Stellen mehr ſieht man, daß zu dieſer wichtigen Stelle Biſchoffe und Grafen gebraucht worden ꝛc.

Aseitas, (philoſophiſch). Wenn es an dem iſt, daß nichts ohne zureichenden Grund ſtatt hat (ſ. Grund), ſo muß ein Ding deſſen Grund der Wirklichkeit nicht außer ihm in einem andern zu finden, denſelben in ſich ſelbſt oder in ſeinem Weſen (ſ. Weſen) enthalten, und ein ſolches Ding, deſſen Möglichkeit wir unrerdeſſen annehmen und weiter unten beſtätigen wollen, wird von den Weltweiſen und Gottesgelehrten eus a ſe oder ein ſelbſtſtändiges Ding genennet. Wer eine zweyfache Art des zureichenden Grundes, nämlich den nöthigenden und den blos beſtimmenden, zugiebt (ſ. Grund); der kann nicht die letzte, ſondern muß die erſte Art des Grundes vom Daſeyn des ſelbſtſtändigen Dinges in ſeinem Weſen ſuchen. Denn er müßte ſonſt die Wirklichkeit deſſelben vor ein analogum modi erkennen und zugeben, daß der abſoluten Möglichkeit nach es aus dem Zuſtande des Nichtſeyns in den Zuſtand des Seyn übergehen (ſ. Analogum modi) und alſo hervorgebracht werden könne. Was aber hervorgebracht wird, muß entweder von ſich ſelbſt, oder von einem andern hervorgebracht werden. Jenes iſt an und vor ſich nicht möglich, weil ſonſt dieſelbe Sache als das hervorbringende betrachtet, ſchon wirken und alſo ſchon da ſeyn, als das hervorzubringende aber betrachtet, noch nicht da ſeyn, alſo zugleich ſeyn und nicht ſeyn müßte. Dieſes aber fället bey dem ſelbſtſtändigen Dinge vermöge ſeines Begriffes hinweg. Daher iſt der in den Weſen deſſelben enthaltene Grund ſeiner Wirklichkeit ein nothigender Grund, und ſeine Wirklichkeit gehöret folglich unter diejenigen Eigenſchaften deſſelben, die man attributa nennet (ſ. Attributa), und iſt, wie alle dieſe Eigenſchaften, nothwendig, unveränderlich und ewig.

Aus dem Begriffe der Selbſtſtändigkeit folget zunächſt die Unabhängigkeit oder Independenz. Denn außer und neben dem zureichenden Grunde braucht es nichts weiter, daß eine Sache ſey. Das ſelbſtſtändige Ding iſt alſo vor und durch ſich, ohne daß noch etwas anders dazu

Digitized by Google

erfordert würde. Alles aber, was wirklich ist, ist durch aus und in allem gänzlich bestimmt (s. Einzelne Ding). Also ist auch das selbstständige Ding durch sein eigenes Wesen ohne Zuthun eines andern Dinges ganz und gar bestimmt. Was aber keine Bestimmung an sich hat, die von einem andern kommt, ist völlig unabhängig; daher ist das selbstständige Ding von allem übrigen ganz und gar unabhängig. Mehrere Eigenschaften findet man unter den Titeln: Unendliches, Vollkommenstes Wesen, Gott u. s. w.

Wir wollen also das übrige auf andere Stellen versparen, und nur noch die Weise anhängen, wie man sich von der Wirklichkeit und also auch von der Möglichkeit des selbstständigen Dinges überzeuget. Wenn das zehnte im neunten, das neunte im achten u. s. f. gegründet ist, so muß es endlich ein erstes geben, das der Reihe der Gründe ein Ende macht. Denn da offenbarlich der Grund des Grundes zugleich der Grund des in letzterem gegründeten ist; so ist in unserer angeführten Reihe ein voranstehendes Glied wirklich der Grund von allem nach ihm folgendem z. E. das sechste nicht allein vom siebenten, sondern auch vom achten, neunten, zehnten; und folglich das erste der Grund von der ganzen Reihe bis ans Ende. Gäbe es also kein erstes, so wäre nicht nur etwas, sondern eine ganze Reihe ohne Grund. Bleibet es also bey dem, was wir im Anfange des Artikels vorausgesetzet haben; so darf nicht nur das erste nicht fehlen, sondern es muß auch, weil das erste in keinem andern gegründet seyn kann, indem es sonst nicht erstes wäre, den Grund seines Daseyns in sich selbst haben. Demnach sobald man zugiebt, daß etwas seye; so muß man mit zugeben, daß ein selbstständiges Ding vorhanden, und also auch daß es möglich seye.

Es ist kein Einwurf wider diesen Beweis, wenn man sagt, in einer geometrischen Progression z. E. 3. 6. 12. 24 u. s. w. in welcher gleichfalls immer das folgende Glied im vorhergehenden gegründet ist, habe kein erstes statt; denn vor 3 komme 1½, vor 1½ komme ¾ u. s. f. und eben dieses könne auch bey dem ganz ähnlichen Falle, nämlich bey der Reihe der Gründe, wovon die Rede war, statt haben. Denn erstlich kann man hier nicht wahrhaftig sagen, daß das folgende im vorhergehenden gegründet ist, sondern man bildet es sich nur also ein, weil man, da man die Reihe hinschreiben wollte, immer das folgende aus dem vorhergehenden durch die Multiplication mit dem Exponenten, diesesmal mit 2, herausgebracht. Die Richtigkeit dieser Anmerkung fället dadurch ins Gesicht, weil man eben so gut sagen kann, das vorhergehende entstehe aus dem folgenden durch die Division mit 2; jedesmal das dritte entstehe, mit Vorbeygehung des andern, aus dem vorhergehenden durch die Multiplication mit dem Quadrate des Exponenten, diesesmal mit 4 u. s. w. Also ist der Fall hier nicht, wie dort, sondern da hier eine jede folgende Zahle nicht in der vorhergehenden, sondern in dem, der sie hinschreibt oder denkt, und den Vorsatz hat, jedesmal das zweyfache auf das vorhergehende folgen zu lassen, gegründet ist; so kommt es zweytens jetzo nicht darauf an, ob eine bestimmte Zahl die erste in der Progression seyn müsse, oder ob man mit unzählig vielen andern vorhergehenden hätte anfangen können; sondern ob der, der die Zahlen schreibt oder denkt, wieder in einem andern, der andere in einem dritten und so fort ohne Ende gegründet, oder ob endlich ein erstes und selbstständiges Ding zuzugeben seye, wo die Reihe der Gründe aufhört.

Wer die ersten Worte dieses Artikels vor richtig erkennet, siehet ein, daß das selbstständige Wesen nicht nur a se oder von sich selbst seye im verneinenden Verstande, in so ferne es nämlich nicht von einem andern ist, wie man ehedem gemeiniglich dachte und noch heute zu Tage manche denken; sondern daß Des Cartes ganz recht spreche, es seye gewissermaßen (quodammodo ist sein eigener Ausdruck) in bejahendem Sinne von sich selbst; freylich nicht so, daß es sich selbst hervorgebracht und die wirkende Ursache (causa efficiens) von sich selbst seye; denn es ist bemerkt worden, daß nichts sich selbst hervorbringen könne, und daß das selbstständige Ding gar nicht hervorgebracht, sondern ewig und nothwendig seye; sondern so, daß es einen Grund seines Daseyns habe, der in ihm selbst liege, daß es selbst die Quelle (principium) seiner Existenz seye, daß es durch seine eigene Kraft existire, in so ferne diese Worte nichts anders bedeuten, als die unmittelbar vorhergehende, oder die Kraft so viel heißet, als die Quelle der Wirklichkeit.

Indessen giebt es doch verschiedene auch neuere Philosophen, welche glauben, daß die Redensart: Gott habe seinen Grund in sich selber, keinen recht deutlichen Begriff gebe. Sie meynen daher, daß Gott eben deswegen, weil er nothwendig wirklich sey, keinen Grund seiner Wirklichkeit brauche. Eben diese Nothwendigkeit sey gleichsam Grundes genug, wenn man ja das Wort gebrauchen wolle. Man sieht bald, daß dieses blos auf der Frage beruhe, ob der Satz des zureichenden Grundes so allgemein sey, daß ganz und gar keine Ausnahme statt finde, wovon an seinem Ort ein mehreres. Diese nehmen also, wie schon erinnert worden, das Wort: Aseitas, blos in einer verneinenden Bedeutung, für Unabhängigkeit. So dachten die protestantischen Theologen ehemalls insgesammt vor Wolfs Zeiten.

Aseitas, Selbstständigkeit, (protestantisch-theologisch) Gott ist, und alle seine Eigenschaften sind daher allein in ihm als dem nothwendigen und ewigen Wesen gegründet. Da das göttliche Wesen eher nun einmal ist und seyn kann, (s. Einzigkeit Gottes) und solches den dreyen Personen, Vater, Sohn und heil. Geist gemeinschaftlich und ungetheilt zukommt, so daß es in dem Sohn und dem heil. Geist nicht anders als in dem Vater ist; so kommt die Eigenschaft der Selbstständigkeit auch einer jeden Person zu. Weil aber die heil. Schrift die drey Personen dadurch unterscheidet, daß die erste, die deshalb auch besonders den Namen Vater führet, die zweyte gezeuget, oder derselben das Wesen von Ewigkeit her mitgetheilt habe, so wie sonst durch die Zeugung ein Vater seinem Sohne das Wesen mittheilt, (ein Gleichniß, das freylich nicht zu weit ausgedehnt werden darf, weil es so verstanden werden muß, wie es sich für die ewige und gleiche Gottheit des Sohnes mit dem Vater schickt;) der heil. Geist aber auch vom Vater und Sohn auf ähnliche Art das Wesen erhalten, welches durch Ausgehen ausgedruckt wird; so pflegten die alten sogenannten Scholastiker diesen persönlichen Unterschied des Vaters vom Sohn und dem heil. Geist, und daß er ungezeugt ist, und nicht von einer andern Person ausgehe, auch wohl durch das Wort aseitas auszudrucken, die sie der ersten Person beylegten. Es wird also dieses Wort hier in einem andern Verstande genommen als vorher, nämlich hier wird es auf das persönliche Verhältniß der ersten Person gegen die zwey andern Personen gezogen, nach dem vorigen aber auf das göttliche Wesen; das in allen drey Personen ewig und nothwendig ist. Der letztere Gebrauch des Worts, nach welchem es von der ersten Person besonders gesagt wird, hat aber doch viel unbequemes und kann leicht übel gedeutet werden; daher die Theologen sich desselben lieber enthalten.

Digitized by Google

Aseitas, (katholisch-theologisch). Ein Hauptprädikat von der Natur und Wesenheit Gottes in der Scholastik der katholischen Theologen. Bey den theologischen Fragen: „Was Gott sey? Worinne eigentlich Gottes Wesenheit und Natur bestehe, und wodurch hauptsächlich dieses unendliche, höchste, vollkommenste Wesen von allen andern wirklich und möglichen Dingen „unterschieden sey: „, wurde nach der Schwachheit der menschlichen Begriffe von Gott ein Haupt- und wesentlicher Begriff gesucht, welcher eigentlich das Constitutivum, und Differentiale der Gottheit ausdrucken soll, und dieser ist nach der Meynung der meisten Scholastiker die Aseität, d. i. daß Gott ein Ens a se, ein an und für sich selbstständiges, und von allen andern unabhängiges Wesen sey, nach Exod. 3, 14: Ich bin, der ich bin ꝛc. Aus diesem Hauptbegriffe fließen nun alle übrigen Begriffe von den Eigenschaften, und Vollkommenheiten Gottes, und könnte allenfalls darauf als auf ihre Quelle zurück geführt werden. Es gehen zwar auch manche Theologen von dieser Meinung ab, und setzen das Hauptprädicat in die Unendlichkeit, Allwissenheit Gottes u. s. f.; es blieb aber diese Frage immer eine bloße Schulfrage, und die Kirche hat niemal davon etwas entschieden.

Aselli s. Esel.

Aselus, (eine Conchylie) *Porcellana aselus*, *Cypræa aselus* Linn. (s. Eselchen.) In der Conchyliologie führen mehrere Porrellanen diesen Namen, Eigentlich gehört er einer kleinen weisen Porrellane, die auf ihrem Rücken blaue Bänder hat, und welche daher das blaue Eselchen Exeltzes of zwarte Katjes das schwarze Käzchen genennnt wird. Rumph tab. 39. F. M. Martini tab. 27. fig. 280. Knorr Th. 4. tab. 24. fig. 3. Eine andere Porrellane heißt das blaue gefleckte Eselchen beym Linne Cypræa hirundo, die Schwalbe Martini tab. 28. fig. 282. weil sie auf blauen Grunde weise Bänder haben, und also gerade das Gegentheil von dem vorigen sind. Die seltenste Porrellane dieser Art ist der große americanische Esel; Aselus liuidus ex obscure fusco quadrifuiciatus, die groote amerikaanse Ezel Regenfus Th. 2. tab. 2. fig. 21.

Aselus. Diesen Geschlechtsnamen giebt Geoffroi einigen Gattungen aus dem Linneischen Aaselgeschlecht (Oniscus), welche viermahl gebrochene Fühlhörner haben. Welche aber nur zweymal gebrochene haben, läßt er unter dem Geschlecht Oniscus stehen.

Aselus, (Onisous) s. Kellerassel.

Aselus (Fisch) s. Stockfisch.

Asema, ein von dem griechischen ἄσημα drückt verborgene, und ohne alle Erwartung erfolgte Dinge aus. Daher Crisis asema diejenige Veränderung, die an einem andern, als an dem eritischen Tage, ohne die vorhergegangenen ordentlichen Anzeigen, sich wider alle Erwartung mit der Krankheit zuträgt.

Asemá, waren bey den Alten Kleider, woran nichts, oder doch sehr weniges von einem Purpurgebräme oder Clavo zu sehen war.

Assendarmud, ist der Name eines Persischen Genius, oder Dämons. Dieser hat nach dem jehrdegrif der Zoroastrischen Religion die Regierungen über den 12ten und letzten Monath des Yezdegardischen Jahres, und nach seinem Namen wird dieser Monath benennt. Da alle Monathe nach dem Persischen Calender dreyßig Tage haben, so werden zu diesem letzten Monath noch fünf Tage hinzu gesetzt, damit das vollkomme Sonnenjahr von 365 Tagen herauskomme. Assendarmud ist also bald ein Geist, bald der Name eines Monathes. Ulubeg merkt an, daß die Talismanne gegen die Scorpionen am fünften Tag dieses Monathes müssen gestochen werden.

Asja, ist eben so viel als Achiar, welches nachzusehen ist.

Asiarchae (Antiquarisch.) Eine sehr vorzügliche Würde, mit welcher jedes Jahr einer der angesehensten und zugleich reichsten Einwohner der griechischen Städte in Kleinasien, die unter einander in genauer Verbindung stunden, bekleidet wurde, und welche in verschiedener Absicht dem Amte der Aedilen zu Rom ähnlich war. Nachdem Kleinasien unter die römische Herrschaft gekommen, so vereinigten sich die darinnen gelegenen griechischen Städte, besonders die drey angesehensten derselben Smyrna, Ephesus und Pergamus, genauer unter einander, welche Verbindung το συνεδριον της Ασιας oder auch το κοινον Ασιας genennt wurde. Gleich im Anfange ihrer Jahre, welcher in die Herbstliche Nachtgleiche fiel, schickten diese verbundenen Städte ihre Abgeordneten zu der Generalversammlung, welche gemeiniglich in einer der drey schon angeführten Städte gehalten wurde, um über ihre gemeinschaftliche Wohlfahrt, hauptsächlich aber über die Wahl der Asiarchen zu rathschlagen, und solche aus den vorgeschlagenen Subjecten zu wählen. Man würde sich sehr betrügen, wenn man das Amt dieser Asiarchen nach der Etymologie desselben erklären, und sich darunter Stadthalter von Asien vorstellen wollte. Diese Asiarchie war nichts anders, als das obrigkeitliche Amt eines besondern Priesters, der dadurch das Recht erhielt bey den öffentlichen Spielen, welche zur Ehre der Götter, der Stadt Rom und der Kaiser gemeinschaftlich von gedachten Städten angestellet wurden, den Vorsitz zu führen. Diese Ehre des Vorsitzes der Asiarchen war aber mit sehr großen Kosten verknüpft, weil die gesammten Ausgaben und Kosten dieser prächtigen Spiele von den Asiarchen allein bestritten werden mußten. Es war also ein Merkmal eines sehr ausserordentlichen Reichthums der Stadt Tralles, daß jederzeit nach dem Berichte des Strabo einer ihrer Burger zum Asiarchat mit in Vorschlag gebracht wurde.

Aus allen von den verbundenen Städten in Vorschlag gebrachten Candidaten wurden in obgedachter Generalversammlung zehen Asiarchen gewählt, deren Namen an den Proconsul der Provinz geschickt wurden. Dieser ernennte aus den zehen den eigentlichen Asiarchen, und bestimmte zu gleicher Zeit die Folge bey den neun andern, damit, wenn etwa der ernennte Asiarch während seines Amts versterben sollte, ein anderer sogleich in dessen Stelle eintreten könnte. Wenigstens scheint man durch diese Erklärung den Schwürigkeiten am besten abzuhelfen, welche sich in dieser Sache finden. Wenigstens erklärt der Sophiste Aristides in einer seiner Reden diese Sache so, und seine Vorstellung bestätigen die alten Münzen, deren Aufschrift ten nie von mehr, als einem Asiarchen reden. Es scheint daher, daß jene neun nicht würkliche Asiarchen dennoch die Ehre dieses Namens genossen, oder auch, daß in denen Stellen, welche von mehreren Asiarchen zu gleicher Zeit reden, auch diejenigen noch diesen Namen behalten, welche ehedem das Amt bekleidet hatten, welches letztere bey den jüdischen Hohenpriestern bekanntermaßen üblich war. Da die Ehre des Asiarchats mit so schweren Kosten verbunden war, so war es eine sehr billige Verordnung, daß niemand zu einer

Digitized by Google

neuen Uebernahme dieses Amts gezwungen werden konnte. Doch war es jedem, der von neuem gewählt wurde, erlaubt diesem neuen Rufe zu folgen, welches literare sacerdotium provinciæ hies. Aus unterschiedenen in dem Cabinete des Königs von Frankreich befindlichen Schaumünzen siehet man; daß ein Asiarches zu gleicher Zeit mit dem Asiarchate noch andere Ehrenämter seiner Stadt habe verwalten können, und daß ohne Unterschied diese hohe Würde Personen des weltlichen und geistlichen Standes zu Theil geworden.

Dergleichen Personen, als die Asiarchen waren, finden sich auch in andern Gegenden, wo sie den Namen der Provinzen führen, und zum Exempel Syriarchen, Bithyniarchen heißen. Es wird der Asiarchen auch Apost. 19, 30. gedacht, und bey dem Tode des heiligen Polycarpus hat man den Asiarchen Philippen den Obersten der Spiele, einen Löwen auf ihn loszulassen, welcher es aber abschlug, weil die Spiele schon geendigt seyen. Indessen finden sich verschiedene Gelehrten, welche behaupten, daß das Amt der Asiarchen ein blos weltliches obrigkeitliches Amt gewesen sey. Vielleicht kommt dieses daher, daß auch sonst weltliche Personen zu diesem Amt gelangen konnten, wie dann viele Priester selbst weltliche Personen waren.

Asiarchen, (Numismatisch) Dieses Amt hat in der Numismatik zu vielerley Behauptungen Gelegenheit gegeben. Man hat verschiedene Münzen worauf diese Benennung vorkommt. Die erste ist eine Münze der Stadt Pergamum, wo unter dem Augustus ein M. Furius Asiarche wurde. Μ. ΦΟΥΡΙΟΣ. ΙΕΡΕΤΣ. και. ΑΣΙΑΡΧΗΣ. ΠΕΡΓΑΜΗΝΩΝ. Die andere ist eine Münze des Septimius Severus, zu Hyppapa in Lydien geschlagen. Auf dem Reverse steht: ΤΠΑΙ-ΠΗΝΩΝ ΕΠΙ ΣΥΡ. ΑΙ. ΑΠΙΩ ΝΟΣ. ΑΣΙΑΡ. ΤΟ. Β. Unter dem Antoninus Pius ward einem Claudio Frontoni zu Ehren eine Münze geschlagen mit der Legende: ΚΟΙΝΟΝ Π. *πολεων προδικις οτος Κλαυδιω Φροντωνος Ασιαρχη και αρχιερεως Π πολεων.* So wie ehemals Tiberius die durchs Erdbeben in Klein Asien verwüstete Städte hatte wieder aufbauen lassen, so geschah es auch unter Antoninus Pius. Die Versammlung dieser Städte, oder dies *κοινον* bezeigte ihm durch diese Münze daher ihre Dankbarkeit. Wir übergehen die andern bey Caylus, in den Memoires des Inscr. dem Vaillant, Spanheim u. s. w. und bemerken nur noch, daß man keinen Grund findet mit Spanheim zu glauben, diese Würde eines Asiarchen sey allzeit mit dem Αρχιερευς u. s. w. verbunden gewesen. Diejenige Städte in den Provinzen, die in der unter Augustus und den Senat geschehenen Theilung nicht gerade unter den Kaisern stunden, hatten Obrigkeiten, die sie Αρχοντες, Στρατηγοι, und Γραμματις nennten, deren Amt ein Jahr dauerte, und frey von ihnen erwählt wurden. In den Provinzen aber die unter der unmittelbaren Regierung der Kaiser stunden, schickte man ihnen Obrigkeiten, die man Hyμονες περισβατικ nennte, wie man aus den Münzen der Städte in Thracien, Galatien und Cappadocien sieht. Diejenige die als Αρχιερεις, Asiarchen u. s. w. erscheinen, waren eigentlich keine Magistratspersonen, vermöge dieses eben genannten Amts, ausser sie mußten noch ausdrücklich den Namen Γραμματεις und Strategi führen. Waren sie es, so wurde dieser letzte Titel ausdrücklich hinzugesetzt, und so konnte einer, der Asiarche, Αρχιερευς, Θεολογος oder Σοφιστις war, auch zum Magistrat erwählt werden. Sie wurden zuweilen zwey ja dreymal Asiarchen, wie man aus der eben angeführten Münze sieht. Findet sich der bloße Name auf der Münze, oder steht nicht Στρατηγος oder Γραμματευς ausdrücklich daneben, so ist es schwer zu entscheiden, ob diese Männer Magistratspersonen, oder bloße Eponymi waren. In den meisten Städten war gemeiniglich einer von den Magistratspersonen Επωνυμος und dieser setzte oft seinen ganzen Titel nicht auf die Münzen, die in dem Jahr seines Amts geschlagen wurden, weil er ohnedies genug bekannt war, da er dem Jahr den Namen gab. Oft findet man auch, daß wann die Städte einen Επωνυμος wählten, der nicht Magistratsperson war, so wurde er auch allein auf den Münzen genennt, und man suchte ihm dadurch mehr Ehre zu erzeigen, wie man auf den Antonienen Münzen von Smyrna sieht. Das Asiarchat war ohnstreitig eine Würde, die über den Stand der Magistratspersonen besondrer Städte erhaben war. Indessen findet man verschiedene Münzen, wo sie zugleich neben dem Titel Asiarchen auch Archonten oder Strategi genennt werden. Werden sie aber blos Asiarchen genennt, so ist zu vermuthen, daß sie zugleich Επωνυμοι waren.

Asias, eine besondere Art von Eisthen bey den alten Lesbiern mit drey Sapten.

Asiatische Philosophie. Dieser Ausdruck, den man hin und wieder findet, sagt im Grunde nichts; wenigstens nicht mehr, als das Wort: Europäische Philosophie. Es gab und giebt noch in Asien viele Völker, deren philosophische Meynungen nicht unter ein Hauptsystem gebracht werden können. Um dieselbigen kennen zu lernen, muß man die besondere Artikel: Persische, Indianische, Chinesische, Egyptische Philosophie, (denn Egypten wurde ehemals auch wohl zu Asien gerechnet,) wie auch die Artikel: Zoroaster, Confucius, Brachmanen, Gymnosophisten u. dgl. nachschlagen. Indessen ist nicht zu leugnen, daß in Egypten, Syrien, Persien und Klein-Asien nach und nach ein gemeinsames System dasselbe mit Mosheim und Bruckern heutiges Tages gemeiniglich die orientalische oder morgenländische Philosophie, weil wir die gedachten Länder unter dem gemeinschaftlichen Namen der Morgenländer zu begreifen pflegen. Diese Benennung ist schon etwas unbestimmt, und solches würde noch mehr statt haben, wenn man sie die Asiatische Philosophie nennen wollte. Von derselbigen kann man übrigens den Artikel: Morgenländische Philosophie nachschlagen.

Asiatische Schreibart. Die ehemaligen Redner in Asien waren größtentheils gedankenleere, wortreiche Schwätzer, aufgeblasene Herren, schwülstige Köpfe, die mit hundert Worten sagten, was sie mit zehen hätten sagen können, und dabey so ungeheure Perioden machten, deren Aussprache selbst einer Riesenlunge gefährlich werden konnte. Davon haben die Rhetoriker Anlaß genommen, eine jede weitschweifige Schreibart, die wenig Gedanken mit vielen unnöthigen Worten ausdrückt, die Perioden zu lang ausdehnt, und überhaupt viel Lärm um nichts macht, eine asiatische Schreibart zu nennen.

Digitized by Google

Asiatischer Handel. Im Ganzen ist Asien die Schatzkammer an Genießungen zu den Bedürfnissen und Freuden des menschlichen Lebens. Himmel und Erde concentriren ihre Kräfte in den südlichen Gegenden dieses großen Welttheiles, ein reiches Paradies zur Befriedigung der Menschlichen Triebe und Wünsche zu machen. Die reizendsten Gewürze, Caffee, Thee, Seide, Baumwolle, und vielerley aus diesen beyden Materialien verfertigte Zeuge, Gold und Edelgesteine, Porcellan, Salpeter und mehrere andere Waaren liefern diese Länder im Ueberfluß. Wir werden den ganzen Gang des asiatischen Handels in dem Artikel: Handel der Europäer nach Asien, vollständig darlegen.

Asiatische Handelscompagnie, heißt eine Gesellschaft, welche sich vereinigt und die Bewilligung einer dazu berechtigten Staats erhalten hat, nach einer oder mehrern Gegenden Asiens Handel zu treiben. s. ebenfalls: Handel der Europäer nach Asien.

Asid, Asit, s. Löwe, der große.

Asida, s. Wolf.

Asidäer, waren nicht sowohl ein Secte, als vielmehr nur eine gewisse Art von Brüderschaft unter den Juden. Sie haben ihren Namen von dem hebräischen Wort חסידים Fromme, und sollten eigentlich Hhasidäer, mit einer Aspiration, ausgesprochen werden; aber weil sie sowohl im griechischen Ασιδαιοι, als in der Vulgate Asidæi geschrieben sind, so haben wir diese Schreibart beybehalten. Sie sollen schon zu den Zeiten Esrä aufgekommen seyn, welches aber nicht zu erweisen ist; aber das ist ohne allen Zweifel, daß sie schon zu den Zeiten der Macabäer in großer Menge vorhanden gewesen sind. 1 Macc. 2, 42. 7, 13. Es waren anfänglich eine Gesellschaft gottseliger Leute, die sich den Dienst Gottes mit Ernst angelegen seyn ließen; aber bald auf den Einfall kamen, daß sie mehr thun könnten, als Gott von ihnen forderte. Daher entstund unter den rechtgläubigen Juden ein Unterschied zwischen den Gerechten, עריקים und den Frommen חסידים Jene thaten just so viel, als der ganze Inbegriff des jüdischen Gottesdienstes erfordrte; diese aber giengen weiter, und verrichteten auch sogenannte opera supererogationis. Wir wollen einige derselben anführen. Sie wendeten täglich neun Stunden auf das Gebet, da sonst nur gewöhnlich drey Stunden dazu bestimmt waren; sie hielten es für unerlaubt, die Augen höher als jeden Elen hoch von der Erde zu erheben; sie giengen niemals mit bloßem Haupt, sahen nicht auf die Seite, giengen nicht bey Vornehmen zu Gast; hatten sie jemanden beleidigt, so suchten sie sich sogleich wieder mit ihm zu versöhnen. Ihr tägliches Gebet war: „vergieb allen denen, die uns beleidigen.“ Sie ließen alle Tage ein Schuldopfer bringen, welches von ihnen אשם חסידים oder das Schuldopfer der Frommen, oder der Asidäer genennt wurde. Weil sie nemlich in manchen zweifelhaften Fällen nicht wußten, ob sie recht oder nicht recht gehandelt hatten, so suchten sie solches hiedurch auf allen Fall wieder gut zu machen. Wer z. E. am Vorsabbath Abends drey Sterne von mittelmäßiger Größe gesehen hatte, und dennoch arbeitete, versündigte sich nach den Sätzen der Väter offenbar; wer einen sahe, und arbeitete, brauchte kein Sündopfer zu bringen; wer aber zween Sterne sahe, und arbeitete, der konnte zweifeln, ob es Tag oder Nacht sey; dieser brachte alsdenn ein solches Opfer für zweifelhafte Sünden. Und solcher Opfer brachten die Asidäer alle Tage eines. Der Jesuite Nic. Serarius hatte mit dem Joh. Drusius und Joseph Scaliger einen hitzigen Streit über die Asidäer. Jener wollte die Essener der ersten christlichen Kirche für Asidäer halten, und von den in der Bibel so hoch gerühmten Rechabiten herleiten. Die beiden letzten Gelehrten leugneten dieses, und hielten die Asidäer nicht für eine Secte, sondern nur für eine Gesellschaft gottseliger Männer. Wenn 1 Macc. 2, 41. von einer Synagoge der Asidäer geredet wird, so scheint es zwar, als ob sie eine Gemeinde in kirchlichen Verstand ausgemacht hätten; allein es ist wahrscheinlicher, daß darunter nichts anders, als eine Menge solcher Personen verstanden werde, die sich zur Vertheidigung der Religion zusammen thaten. Von den Asidäern stammten nach und nach die Pharisäer ab. Andere, und besonders Casaubon, machen folgende Erklärungen von ihnen. Wie die benachbarte heydnische Könige die jüdische Religion auszurotten gesucht hätten; so wären diejenigen, die bey der jüdischen Religion beständig geblieben wären, חסידים heilig, Fromme, zum Unterschied der Abtrünnigen genennt worden. Kurz die Asidäer scheinen dasjenige gewesen zu seyn, was man etwa heute zu Tage Pietisten zu nennen pflegt.

Asilvogel s. Zaunkönig.

Asilus (Onisus) s. Seebremen-Assel.

Asilus s. Raubfliege.

Asimah, oder Aschimah, war ein Götze der Einwohner von Hemath, über dessen Bedeutung die Gelehrten nicht einig sind. Die Juden und einige unter den Christen behaupten, daß dieser Götze das Bild eines Bocks, andere eines Affen, andere eines Esels, gewesen sey. Noch andere halten ihn für den Mars der Griechen, und ziehen folgende Stelle des Lucans auf ihn: horrensque seris altaribus Hesus. Wieder andere machen den Jupiter Ammon daraus. Endlich haben einige vermuthet, daß Aschimah, nicht ein Götze, sondern der Name des wahren Gottes sey. Es ist bekannt, daß die Ebräer den wahren Gott häufig Haschen nennen, und die neuern Samaritaner sagen im Lesen anstatt Jehobah, Schemah, welches das Schem der Juden ist. Wenn nun zu diesem Wort Schemah der arabische Artickel kommt, so konnte leichtlich Aschimah daraus werden. Zu einem weitern Beweiß führt man an, daß anstatt der Worte 1 B. Mos. 1, 1. ברא אלוהים in einigen Samaritanischen Handschriften ברא אשימא gefunden werde. Allein 2 B. der Könige 17, 31. wird er ausdrücklich ein Götze genennt, und also fällt diese Vermuthung von selbst weg. Noch andere leiten ihn von dem Persischen Wort Asuman ab, welches ein Geist ist, der die Regierung auf jeden 27sten Tag jedes Sommermonates hat.

Asimech s. Aehre der Jungfrau.

Asina, s. Wasserschlange.

Asinaria, ein Fest der Syrakusaner, durch welches das Andenken eines berühmten Siegs erhalten wurde, welchen diese Stadt an dem Fluß Asinarus in Sicilien über die beyden Athenienssischen Heerführer, den Nicias und Demosthenes erhalten hatten.

Asinarii oder Verehrer des Esels. Diese Benennung war, wie aus Tertullians u. a. Schriften erhellet, ein Schimpfwort, womit die Heyden die Christen belegten, als ob sie einen Eselskopf verehrten. Die Veranlassung dieser Lästerung leitet Tertullian selbst sehr wahrscheinlich aus Egypten her, wo dieß eine gewöhnliche Benennung der Juden gewesen ist, welche zu Heliopolis einen eigenen Tempel hatten. Weil nun diese Stadt bey den Egyptern On hieß, und Onias der

Digitized by Google

Hohepriester und Erbauer dieses Tempels auch einen solchen Namen hatte, den man von dem Griechischen Onos, welches einen Esel bedeutet, herleiten konnte, so entstund daraus die ungegründete Beschuldigung. Dazu kam, daß die Juden ihr Allerheiligstes allzeit verborgen und für unzugänglich hielten, woraus bey den Egyptern der Argwohn entstand, daß sie in demselben irgend ein Götzenbild zum Gegenstande ihrer Anbetung hätten. Wenn daher die Juden den Egyptern die Anbetung eines Ochsen (des Apis) vorhielten, so warfen diese den Juden die Anbetung des Esels vor. Die Heyden, welche die jüdische Geschichte nicht gehörig innen hatten, trugen sich auch mit der Fabel, daß, weil die Juden vor Zeiten in der Wüsten auf Veranlassung einiger wilden Esel Wasser gefunden hätten, in dem Tempel zu Jerusalem ein goldener Eselskopf verehrt würde. Da man im Anfang die Christen für eine jüdische Secte hielt, und dieselbigen, wiewohl aus Noth, geheime Zusammenkünfte hielten, so gieng diese Beschuldigung auch zu den Christen über.

Asingerecht, *Asingicum ius*, ist der Name eines alten Rechts, welches bey den Friesen und in Nordholland ehedem in Gebrauch war. Die ganze Sammlung der darunter begriffenen Rechte und Gewohnheiten hieß Aesigabook, Asigbook oder Aesbook. Diese Benennung wird von dem Wort Aesge oder Aetge, welches ehedem unter den Friesen einen Richter bezeichnete, abgeleitet. Ein solcher Aesge war zwar selbst nur ein gemeiner Landbauer; besaß aber die zu seiner Richterstelle erforderlichen Kenntnisse der Landrechte und Gewohnheiten. Kläger und Beklagter erschienen vor ihm, ein jeder in Gesellschaft seiner Nachbarn, welche die Besitzer im Gericht vorstellten; und dem Aesge die Sache untersuchen, und das Urthel sprechen halfen. Als im zwölften Jahrhundert viele Niederländer nach Deutschland kamen, und in verschiedenen Gegenden dieselben Meyereyen anlegten, welche noch itzt unter dem Namen der Holländereyen bekannt sind, wurde diesen Colonisten die Beybehaltung ihrer vaterländischen Rechte erlaubt, und auf diese Weise wurde damals, auch in einigen Gegenden von Niedersachsen und Westphalen, das Asingsrecht eingeführt. Neuere Landrechte haben dessen Ansehen wieder verdrengt. Jedoch glaubt man in einigen Gewohnheiten, welche noch heut zu Tage in den Herzogthümern, Bremen und Holstein herrschen, Spuren von dem ehemaligen Gebrauch des Asingsrechts zu finden.

Asinorum Ordo, (*les freres aux anes*) wurde in Frankreich die sogenannten Mathuriner oder Trinitarier genannt; weil sie ehemal auf Eseln zu reiten pflegten. S. Mathuriner und Trinitarier.

Asinus, ein bey dem Göhendienste der Cybele oder Vesta merkwürdiges Thier, das die Ehre hatte, diese Mutter der Götter zu tragen. Es war dieß die Zeige der Erkenntlichkeit, mit der diese Göttin den Beschützer ihrer Keuschheit belohnte, als er durch seine fürchterliche Stimme die wilden Angriffe des Gottes von Lampsacus, des Priaps, auf die Ehre dieser würdigen Matronen verscheucht hatte. Dieß verschaffte ihm den ehrenvollen Beynamen Delicium Vestæ, und das Glück, jährlich zu Rom unter der Aufsicht der Vestalinnen von den Beckern mit einer Crone von Brod, beehrt zu werden. Außerdem hat der Esel noch das mythologische Verdienst, der treue Gefährte des alten Silens gewesen zu seyn. S. Silenus. Zu Rom rächete sich Priap an diesem Störer seines Vergnügens durch desselben feyerliche Aufopferung.

Asinus Buridani. Buridan, ein berühmter Scholastiker von Bethune in Frankreich aus dem 14ten Jahrhundert, pflegte die Lehre: von dem Gleichgewicht der menschlichen Seele durch ein Gleichnis, das von einem Esel hergenommen war, zu erläutern. Er meinte nemlich: wenn ein Esel in gleichem Grad, Hunger und Durst hätte, und ihm Fressen und Sauffen vorgesetzt würde; so würde er eher sterben, als sich entschließen, eins von beyden zu erwählen. Dieses Gleichnis wird daher gemeiniglich Buridans Esel genennet. Man muß aber in der That ein Esel seyn, um so zu denken. Ein vernünftiger Mensch wird sich eben deswegen, weil beyde Fälle einander ganz gleich sind, (wiewohl es noch eine Frage ist: ob es dergleichen Fälle giebt, wenigstens Hunger und Durst, nicht in gleichem Grad, vorhanden seyn können?) zu einem entschließen, und weil kein Ausschlag in der Sache selbst, oder kein objectivischer Grund vorhanden ist, selbst einen Ausschlag geben, und aus einem subjectivischen Grund handeln, weil es ihm so beliebt zu wählen, und ihm, da beyde Fälle einander ganz gleich sind, auf keiner Seite ein Nachtheil erwachsen kann, eins aber doch gewählt werden muß.

Asinus Palmarum s. Palmsonntag.

Asio, (eine Conchylie) ist ein Geschlecht beym Klein, die er sonst auch Noctua nennet, nach seinem Geschlechtskennzeichen haben die hiehergehörigen Gattungen einen gekrümmten getheilten Schnabel, und gehören unter die Schraubenschnecken. Nach dem Klein giebt es zwey Gattungen dieses Geschlechtes.

1) *Asio seu noctua granulata.* Die gekrönte Schraubenschnecke, die granulirte geschwänzte Schraubenschnecke, die Schneppe, die höckerigte Nadel. Murex granulatus Linn. Strombus caudatus granulatus Rumph. De Knorr-pen, Het gegranuleerde of gekartelde Tuitje Klein tab. 7. fig. 119. Gualtieri tab. 56. fig. L. M. N. Rumph tab. 30. fig. L. Knorr Th. VI. tab. 26. fig. 3. Sie ist gleichsam mit lauter Körnern überstreuet, die sich durchkreuzen. Bald haben sie eine weisse bald eine schwarze Farbe, und Westindien ist ihr Vaterland. Sie übersteigen selten die Größe von einen und einen halben Zoll, und oft ist ihr Schnabel abgebrochen. Eine dieser Schraubenschnecke ganz ähnliche Gattung wird zu Courtagnon unter den dasigen calcinirten Conchylien gegraben, und eine schwarze mit fester Steinart ausgefüllte, aber doch nur auch calcinirte Schale besitze ich selbst, von welcher ich aber den Ort nicht weiß, wo sie gefunden ist. Wenn sich gleich diese Conchylie nicht durch ihre Schönheit empfiehlet, so ist doch ihr Bau schön und regelmäßig genug, und sie verdienet es allemal unter schön gezeichneten Conchylien des Meeres zu liegen.

2) *Asio seu Noctua hiulca.* Das dornichte Schnabelbein, der Rabenschnabel, die höckerigte Schraubenschnecke, die gedornte Schneppennadel. Murex aluco, Linn. Strombus tuberosus Rumph. La Chenille, holl. Het geknobelt Tuitje, de gedoornde Snuit-pen. Rumph tab. 30. fig. N. Gualtieri tab. 57. fig. A. Knorr Th. I. tab. 16. fig. 4. Th. III. tab. 16. fig. 5. Diese unter dem Namen der Bastart Pabstkrone soll unter dem Namen Pabstkrone beschrieben werden.

Askalobos, s. Fechtereydere.

Askanius Rüsselkäfer. Er gehöret in die Klasse derer, welche einen langen Rüssel und keine Zähne an den Schenkeln haben. Fast ist er dem Lähmer (curculio paralecticus) gleich; nur ist er etwas kleiner und

Digitized by Google

ganz schwarz, zugleich auch mit einer weißgrauen ins Blaue fallenden Linie von den Augen an bis an den Aster an der äußeren Seite umgeben. Das Ende der Flügeldecken lauft zwar scharf, aber nicht spitzig zu. Uebrigens hat er eine cylindrische Form. Dr. Ascanius, von welchem er seinen Beynamen erhalten, fand ihn in dem südlichen Europa.

Asklepiadeischer Vers hat vier Füße, davon der erste ein Trochäus oder Spondäus, der zweyte und dritte ein Choriambus, und der vierte ein Jambus oder Pyrrhichius ist.

— ∪ — ∪∪ — ∪∪ — ∪∪

Das gleichseitige Asklepiadeische Sylbenmaas bestehet aus zwölfsylbigen Asklepiadeischen Versen:

Lieder reitzen dich nur, Lieder kann Flaccus dir
Schenken, und für den Werth seines Geschenkes stehn.

Außerdem giebt es noch andere Asklepiadeische Sylbenmaase, die aus der Vermischung Asklepiadeischer und anderer Verse entstehen. Bald folgt auf drey Asklepiadeische Verse ein Glykonischer Vers:

Nimm dein Heiligthum ein, Tochter des Himmels!
Hier
Sey dein erster Altar! wohne bey diesem Stamm,
Bis im Jahrdruck der Welt Friedrich, der Brennen
Stolz,
Und am Himmel die Sonne stirbt.

Bald wechseln Glykonische und Asklepiadeische Verse mit einander ab:

Die von Ohnmacht in Ohnmacht sinkt,
Deiner Mutter, verleih Thränen der Linderung!

Bald steht zwischen zwey Asklepiadeischen und einem Glykonischen ein Pherekratischer Vers:

Weib des treuen Gemahls, scheue die Dämmerung,
Und das wallende Blut nach der vertrauten Jagd,
Und des Meeres und Landes
Mark und Würze dir aufgetischt!

Das größere Asklepiadeische Sylbenmaas besteht aus sechzehnsylbigen Asklepiadeischen Versen, die einen doppelten Abschnitt bekommen:

Wisse! Trübsal und Noth || schüttete Gott || über den Wasserfreund;
Wein nur, feuriger Wein || tödtet den Gram, || der uns am Leben nagt.

Aslani, oder Aselani, werden zu Constantinopel und in andern Handelsplätzen der Levante die holländischen Löwenthaler genennet; s. die Artikel: Levantinischer Handel und Löwenthaler, auch Türkischer Geldcours.

Asma, ein Name, der den heiligen gottesdienstlichen Liedern der Griechen gegeben wurde. Außerdem hatten sie noch andere Namen, z. E. Aodá, Hymnen, Pirómia, Odá. Daher kömmt der Name Asmatographus, welcher auch öfters einen Componisten bedeutet.

Asmeath, s. Centaurus.

Asmodi. Dieser seit den Zeiten Tobiä so berühmte Ehenteufel, ist kein anderer, als der Aschmedai, davon siehe seinen eigenen Artikel.

Asmug, oder Aschmogh, ist, nach der Lehre Zoroasters, einer von den übelthätigen Geistern, welche Ahriman abschickt, um alles Böse in der Welt anzustiften. In der Persischen Liturgie, welche Vendidad Sade genennt wird, wird von ihm gesagt, daß er alles das Gute, welches Ormusd, oder das gutthätige Grundwesen, auf der Welt hervorbracht, zernichte, und an dessen statt Hunger und Tod veranlasse. Er wird die unreine hölische Schlange mit zween Füßen genennt, die die Menschen taub und stumm mache; von ihm glaubt man, daß er die Menschen, alle Thiere, alle Elemente und alle Früchte verunreinige. Wer sich ihm ergiebt, wird von ihm geschwächt. Er weis zwar das Wort der Wahrheit, aber aus Bosheit des Willens will er es nicht beobachten. Er ist ein abgesagter Feind der wohlthätigen Wesen, und sucht ihren Einfluß zu entkräften. Hauptsächlich schreibt man ihm Uneinigkeit in Familien, Processe unter den Nachbarn, und Kriege unter den Fürsten zu.

Asotisch. Ein asotisch leben führen, heißt so viel, als sich der Schwelgerey und Ueppigkeit gänzlich überlassen. Die Redensart kömmt aus dem Griechischen her, in welchem Asotia das Uebertriebene und Ausschweifende im Aufwand bedeutet.

Aspalathum lignum. Diese Pflanze soll viele kleine und wohlriechende Blumen, aber auch viele Stacheln haben. Plautus sagt: Tyrannos Aspalathi spinis apud inferos laniari, und die Erklärungen weichen sehr von einander ab.

Aspasia, ist eine Arzney, welche die weibliche Schaamtheile zusammenzieht, und aus bloßer mit einem Aufguß von unzeitigen Gallöpfeln befeuchteten Wolle besteht; wiewohl man auch verschiedene will, daß Salben und Pomaden zu diesem Zweck gebraucht würden. Die Anecdote vom Cardinal Richelieu wenigstens ist bekannt, der eine Dame besuchte, und weil ihm die Lippen von der Luft aufgerissen waren, sie mit einer auf der Toilette stehenden Pomade bestrich, die er für Mundpomade hielt; der hierauf aber mit Verwunderung bemerkte, daß sich seine Lippen zusammenzogen und sein Mund plötzlich in ein kleines zierliches Mündchen verwandelt wurde.

Aspasticum, Aspaticum, bedeutete in der alten Kirche denjenigen Ort, an welchem die Fremden von einem Bischofe bewillkommet wurden, als welches die Herleitung dieses griechischen Worts auch schon mit sich bringt. An eben dem Ort zog auch der Bischof, bey vorhandenen Solennitäten, seinen bischöflichen Ornat an, und die übrigen Geistlichen verrichteten daselbst den Handkuß, womit sie den Bischof zu verehren pflegten.

Aspe, (*Cyprinus aspius* Linn.) Dieser Fisch gehört unter das Geschlecht des Karpfen. Er ist von beträchtlicher Größe, bis 3 Schuh lang. Seine Gestalt ist mehr länglich als breit; der Kopf etwas spitz, oben schwarzgrau und nicht gar groß. Der Mund ist auf jeder Seite mit fünf Zähnen bewaffnet. Der Unterkiefer raget über den obern etwas hervor, und hat eine aufwärtsgebogene Spitze. Die Kiemendeckel bestehen gleichfalls aus zwey deinernen Plättchen und einer dreyfältigen Haut. Der Leib ist zwischen dem Bauche und Ryter gewölbt; der Rücken erhaben. Die Rückenflosse bestehet aus 11 Strahlen, die Brustflosse aus 18, die Bauchflosse aus 10. die Afterflosse gewöhnlich aus 16, zuweilen aus 15 oder 17 Stralen. Der Schwanz ist gespalten und hat 19 Stralen. In den Schwedischen Flüssen, woselbst sich dieser Fisch aufhält, wird er häufig gefangen und als eine gute Speise verkauft.

Aspe, s. unter Espe.

Aspect, Configuration der Planeten, nennet man den Winkel, den die von den Orten zweyer Planeten in der Ekliptik in das Auge eines Zuschauers auf der Erde gezogene grade Linien mit einander machen, und der eine pars aliquota oder deren etliche von vier rechten ist; die Planeten mögen also in der Ekliptik selbst stehen oder nicht. Im letzten Falle schneidet doch ein gewisser Kreisbogen, der von einem Pole der Ekliptik durch den Planeten zum andern laufet, dieselbe in einem gewissen Punkte, welcher der Ort desselben in der Ekliptik heißet, und

Digitized by Google

die beyde grade Linien, die aus unſerm Auge in dieſe beyde Orte der Planeten laufen, machen den Aſpect derſelben gegen einander aus. Als die bodenloſe Kunſt der Sterndeuterey oder Aſtrologie noch im Schwange gieng, achtete man dieſe Sache hoch, prophezeyete nicht allein die Witterungen, ſondern auch die Schickſale ſowohl einzeler Menſchen als ganzer Völker daraus, und richtete ſich im Säen, Pflanzen, Aderlaſſen, ja allen Verrichtungen darnach, wie man noch aus einigen unſerer Calender ſehen kann, die von Zeichen der Aſpecten ſtrotzen. Seitdem aber die Nichtigkeit dieſes eingebildeten Einfluſſes der Geſtirne auf unſern Erdboden allgemein bekannt iſt, dienet die ganze Kenntniß alles hiehergehörigen zu weiter nichts, als daß man daraus erſiehet, was das war, womit ſich der Aberglaube ehedem ſo ernſthaft beſchäftiget.

Die ganz Alten erwähnen nur fünferley Aſpecten, 1) die Zuſammenkunft, Conjunction ☌, da die beyde Planeten einen Ort in der Ekliptik haben, z. E. Mars und Saturn beyde im 12ten Grade der Zwillinge ſtehen; 2) den Gegenſchein, Oppoſition ☍, da die Orte der Planeten 180 Grade von einander liegen, z. E. Mars im 12ten Grade der Zwillinge, und Saturn im 12ten Grade des Schützen ſtehet; 3) den gedrittten Schein, Trinum, Trigonum △, da die Planeten den dritten Theil des Himmels alſo 120 Grade von einander, z. E. der eine im 12ten Grade der Zwillinge, der andere im 12ten Grade der Waage ſtehen; 4) den gevierten Schein, quadratum, tetragonum □, da die Planeten um den vierten Theil des Himmels alſo 90 Grade von einander ſind, z. E. der eine im 12ter Grade der Zwillinge, der andere im 12ten Grade der Jungfrau ſich befindet, und endlich 5) den geſechſten Schein, ſextilem, hexagonum ⚹, da die Planeten um den ſechſten Theil des Himmels alſo 60 Grade von einander abſtehen, z. E. der eine im 12ten Grade der Zwillinge, der andere im 12ten Grade des Löwen. Wenn man den Aſpect mit Zeichen vorſtellen will, ſo ſetzet man gemeiniglich zuerſt das Zeichen des Aſpects, hernach die Zeichen der beyden Planeten, z. E. der gedritte Schein des Mars mit Saturn wird alſo ausgedruckt △♂♄. Wenn der Mond einen Aſpect mit einem andern Planeten macht; ſo läſſet man das Zeichen des Mondes weg, und ſchreibet demnach z. E. den geſechſten Schein des Mondes mit der Venus alſo ⚹♀.

Als die Einbildungskraft der Sterndeuter fruchtbarer wurde, ſetzte man zu obigen fünfen noch mehr andere Aſpecten, nemlich 6) quintilem, da die Planeten den fünften Theil des Himmels alſo 72 Grade, 7) decilem, da die Planeten den zehenten Theil des Himmels alſo 36 Grade, 8) tridecilem, da ſie drey Zehntheile des Himmels oder 108 Grade, 9) biquintilem, da ſie zwey Fünftheile oder 144 Grade, 10) ſemiſextum, da ſie den 12ten Theil oder 30 Grade, 11) quincuncem, da ſie fünf Zwölftheile oder 150 Grade, 12) octilem, da ſie den achten Theil oder 45 Grade und endlich 13) triocTilem oder ſesquadrum, da ſie drey Achttheile oder 135 Grade von einander abſtehen. Beyde letztere hat man den Aerzten zu danken, die ehedem große Geheimniſſe ihrer Kunſt in den Aſpecten ſuchten; die gte und 10te Art aber dem großen Kepler, der dadurch eine Probe abgeleget, wie ſchwer es auch dem durchdringendſten Verſtande fället, ſich von Vorurtheilen, die ſich einmal feſtgeſetzet haben, loszureißen.

Unter den Aſpecten heißet man die Zuſammenkunft und den Gegenſchein die äuſſerſte, alle übrige mittlere Aſpecten. Sonſt theilet man ſie in partiles und platicos, deren jene ſtatt haben, wenn an den angegebenen Maaſen nicht das mindeſte fehlet; dieſe aber, wenn daran einige Minuten, ja wohl Grade fehlen oder zuviel da ſind. Alſo ſind die partiles die eigentliche wahre Aſpecten, die platici kommen ihnen nur nahe. Ueber dieſes nennet man einige Aſpecten gute, andere ſchlimme. Jene ſind der gedritte und geſechſte Schein; dieſe aber der gevierte und der Gegenſchein. Die Zuſammenkunft hält man weder vor gut noch vor böſe.

Aſpectenmotte, (*Phal. exſoleta*) ſ. Moderbolzeule.

Aſpenlaus, (*Aphis Populi*) ſ. Blattlaus.

Aſpenmotte, (*Phal. Populi*) ſ. Pappelſpinner.

Aſpen-Spannenmeſſer, (*geom. populata*) ſ. Pappelſpanner.

Aſpen-Wanze (*Cimex populi*). Dieſe Wanzengattung gehört unter diejenige Abtheilung, welche einen länglichten Körper haben, und deren borſtenförmige Fühlhörner ſolang als der Körper ſelbſt ſind. Man unterſcheidet ſie von andern ihres gleichen, daß ſie durchgehends braun und weiß ſchattiert iſt, und ihre ziemlich lange Füße eine abwechſelnde weiße und ſchwarze Farbe haben. Man findet ſie in den Wäldern, beſonders aber an den Stämmen der Zitterpappeln.

Aſper, iſt eine kleine Münzſorte in Conſtantinopel, und andern türkiſchen Handelsplätzen. Man hat große und kleine Aſpers, welche leztern ſchlechtweg Aſpers genennt werden. Ein Aſper hat 4. Münzkr. oder Gyeuch. Drey Aſper machen einen Para. Der Kaiſerliche Conventionsthaler, wie auch der Badendurlachiſche Thaler gilt auf den levantiſchen Plätzen 80. 82 Paras, und alſo 240. 246. Aſpers. Da nun der Kaiſerliche und der Durlachiſche wie jeder anderer Conventionsthaler nach dem ſogenannten Zwanzigguldenfuß 120. Kreuzer beträgt, ſo iſt der türkiſche Aſper ohngefehr ein halber ſolcher Kreuzer. Zehn Aſper ſind alſo im Zwanzigguldenfuße 5 Kreuzer, oder nach dem 24 Guldenfuße 6 Kreuzer.

Der große Aſper, welcher in Smirna, und Aleppo ſtatt findet, iſt 1½ ordentliche Aſpers, oder die Hälfte eines Para. Ein Conventionsthaler alſo, der 240 ordentliche Aſpers, oder 80 Paras gilt, macht im Werthe nach großen Aſpers 160 ſolche Stücke aus. ſ. Türkiſcher Geldcurs.

Aſper, ſ. Rauchbars.

Aſper-Spiritus, ſ. Spiritus aſper.

Aſpergillum, der Sprenz- oder Weihwedel, ein beym heidniſchen Opfern und gottesdienſtlichen Handlungen ſehr gewöhnliches Stück, beſtehend aus Pferdehaaren, oder den Haaren eines andern Thieres, war mit einem Handgriffe verſehen, und diente zu den Beſprengungen mit dem Weihwaſſer, das in einem Gefäße ſich befand, deſſen Vorſtellung uns die Denkmäler des Alterthums aufbehalten haben. ſ. Luſtratio.

Was es in der Catholiſchen Kirche bedeutet, iſt ſchon unter Aſpergillum vorgekommen.

Aſpergillum. Die Geſtalt dieſes Inſtruments war dieſe: ein derber Drat war gleich einer Uhrfeder um einen Cylinder gebogen worden, ſo daß er nachher verſchiedene Kreiße bildete. Dieſer Drat wurde mit Pferdhaar umſponnen, und an dem einen Ende an ein Heft befeſtigt, der ſich oft mit einigen Zierrathen endigte. Die Elaſticität des Drats ward durch die Pferdhaare vermehrt, und diente das Weihwaſſer in einer ſehr groſſen Weite dem Volk mitzutheilen. Man ſehe hiervon die Abbildung auf der Kupferplatte nach. *

Aſperi, **Aſpri**, hieß bey den Römern die neu geſchlagene Münze, ſo durch den langen Gebrauch, wenn ſie

* ſ. Taf. der zeichnend- und bild. Künſten Fig. 2.

Digitized by Google

aus einer Hand in die andere gegangen war, noch nicht glatt und abgerieben, ſondern noch einigermaßen rauh war. Die Griechen aber verſtanden darunter eine weiſſe Scheidemunze, womit die Münzmeiſter gröbere Gold- und Silbermünzen einzuwechſelten. Man nennte dieſe weiſſe Münze auch Aſprum.

Aſperſio bey den Heyden, ſ. Luſtratio.

Aſperſio (catholiſch) heißt in der catholiſchen Kirche das Beſprengen mit Weihwaſſer. Wie und auf was Art dieſes Beſprengen bey verſchiedenen Einweihungen und Benedictionen geſchehen ſoll, wird weitläuftig in den Ritualen dieſer Kirche vorgeſchrieben. Die dreymalige Beſprengung (trina aſperſio) in Geſtalt eines Creuzzeichens iſt die gewöhnlichſte Vorſchrift bey der Salz-Früchten- Taufweihe u. d. gl. Bey den öffentlichen Gottesdienſten beſonders am Sonntage wird in den Pfarrkirchen vor dem Hochamte das Weihwaſſer ausgetheilt; d. i. der Prieſter geht mit dem Meßner oder einem andern Kirchendiener, der den Weihbrunnkeſſel in der Hand trägt, die ganze Kirche auf und ab, und beſprengt alle gegenwärtige mit dem Weihbrunnen, d. i. dem geweihten Waſſer, worauf jeder, der beſprengt iſt, das Creuzzeichen machet, und ſich ſegnet. Eben dieß geſchieht faſt täglich ſelbſt nach Privatmeſſen, beſonders nach den gewöhnlichen Frühemeſſen, die der Handwerksmann, der Dienſtbothe, und andere den Tag hindurch beſchäftigte Leute hören, und mit dieſem Segen ſich nach Hauſe zur Arbeit begeben. Keine Ceremonie iſt beſonders im catholiſchen Deutſchlande allgemeiner als dieſe. Vor jeder Kirchenthüre, und in Privathäuſern vor jeder Zimmerthüre hängt ein Weihbrunnkeſſelchen, woraus jedermann beym Aus- und Eingehen ſelbſt das Weirwaſſer nimmt, ſich in Geſtalt des Creuzzeichens beſprengt, und ſegnet. In Klöſtern beſprengt ſich jeder andächtige Ordensgeiſtlicher des Tages über zwanzigmal vor und nach jeder Chorzeit, vor und nach dem Capitel, beym Aus- und Eingehen in ſeiner Zelle u. ſ. f. Am Ende der Complet, als der letztern Chorzeit, beſprengt und ſegnet der Ordensobere alle Anweſende im Chore, worauf ſie ſich zur Ruhe in ihre Zellen oder Zimmer begeben. Sobald ein Catholik geſtorben, und ausgeſetzt, d. i. in eine Kapelle, oder in ein Zimmer gebracht iſt, wo man einen öffentlichen Zutritt hat, beſprengt ihn jeder gegenwärtige, oder vorübergehende mit Weihwaſſer, und wünſchet ihm, nebſt einem kurzen Gebete, die ewige Ruhe. Auch geſchieht dieß bey allen Begräbniſſen; und ſelbſt täglich bey den Gräbern in den Freithöfen, wo man beſonders öfter die Gräber der Befreundten, Bekannten, und Verwandten beſucht. Des Jahres einmal nemlich den 2ten November als am ſogenannten Allerſeelentage wird dieſe Ceremonie bey jeder Kirche, wo ſich Begräbniſſe oder Freithöfe befinden, von dem Pfarrer und den gegenwärtigen Volke in einer ordentlichen Proceſſion beobachtet. ſ. auch Abſperſio.

Aſperſores, hießen bey den Römern die Knechte, welche die Pferde bey den Rennſpielen, und die wilden Thiere, wenn ſie zum Kampf herausgelaſſen wurden, mit Waſſer beſprengen mußten.

Aſperſorium, heißt Weihbkeſſel, wovon nachzuſehen iſt. Einige gebrauchen es auch für Aſpergillum oder Weihwedel.

Aſphalt. ſ. Judenharz.

Aſphaltitis, wird das verſteinerte Wirbelbein genannt.

Aſphodill, ſ. Affodill.

Aſphyxia, wird ein Mangel des Pulſes genennt, der entweder in dem ganzen Körper, oder nur in einem Theilen deſſelben beobachtet wird. Man kann zwar nicht ſagen, daß ein in dem ganzen Körper mangelnder Pulsſchlag mit dem Leben des Menſchen beſtehen könne, allein ſo viel iſt gewiß, daß bey einer allgemeinen Aſphyxie, die Bewegung des Herzens und der davon abhangende Puls ſo ſchwach iſt, daß ihn das Gefühl nicht empfinden kann. Sie mag nun entweder den ganzen Körper, oder blos einzele Theile in demſelben betreffen, ſo kann man ihren Urſprung aus einerley Quellen herleiten. Ein verhinderter oder ungleicher Einfluß der Lebensgeiſter in das Herz; Fehler in den Gefäßen, wodurch der Lauf der Säfte gehemmt wird; oder aber Krankheiten der Säfte ſelbſt, welche durch die Gefäße laufen, Schwäche des Herzens und Erſchlappung ſeiner Fleiſchfibern, Convulſionen, Polypen in dem Herzen und großen Gefäßen, eine ſchleimichte Cacochymie, eine Entzündung in den Lungen, dem Magen, Inbörerne, knotpichte oder anevriſmatiſche Pulsadern, ſtarker Blutverluſt, können daher dieſen Zufall hervorbringen. Merkwürdig iſt es, daß die Aſphyxie viele Tage ja Jahre lang anhalten kann, und die Patienten zuweilen ihre vollkommene Kräften dabey behalten, wenn man auch, dem Gefühl nach, keinen einzigen Puls in dem Körper bemerken kann. Das in der medeiniſchen Geſchichte vorkommende Beyſpiel einer Frauensperſon in Paris, bey der man von ihrer Geburt an, und ſogar nach den heftigſten Leibesbewegungen, und bey der ſtärkſten Fieberhitze, nicht den geringſten Pulsſchlag oder Bewegung des Herzens verſpürte; ſo wie auch dasjenige, von einem Hebräiſchen Jüngling, bey welchem vier Tage lang die Arterien ſtrigen, pulſirten, der aber dabey ſo ſtark war, und alle Bewegungen verrichten konnte, ſo, daß er noch ſelbſt an dem Tage ſeines Todes aus dem Bette aufſtande, und die Kleider anzoge, ſind einleuchtend, aber auch unerklärbar, wie bey einer ſo ſchwachen Bewegung des Herzens, und ſchwachen Kreislauf des Bluts das Leben beſtehen, oder der Körper ſeine Stärke behalten kann. Die Kur, wenn ſie anders möglich iſt, muß nach den Urſachen eingerichtet werden, wovon in andern Artickeln wird gehandelt werden.

Aſpic, Aſpis, halbe gemeine colubrine Baſtarde, iſt eine alte Art von Canonen, die 12 Pfund Eiſen ſchoß, 28 Calibre oder 11½ Schuhe lang war und deren lauf 40 Centner wog. **Verſtärkte** wogen 48, geſchwächte aber 37 Centner.

Aſpidiſcos, wird von einigen der Schließmuſkel des Maſtdarms genennt.

Aſpirante, heißt beſonders in Frankreich entweder eine Nonne, die nach ausgeſtandenem Probejahr eingekleidet ſeyn will; oder und fürnemlich zu Paris ein Sträußermädchen, welches ſich zur Aufnahme in die Innung der Straußbindterinnen angegeben hat. Oft wird dieß Wort auch für eine Verliebte gebraucht, die nach dem Gegenſtande ihrer Liebe ſchmachtet.

Aſpiration, bedeutet in der Sprachlehre die Ausſprache gewiſſer Buchſtaben, die mit einem Hauch verbunden iſt, das iſt, wo die Luft aus der Lunge mit einer gewiſſen Stärke getrieben wird. Den einer jeden Nation ſind die Organen der Sprache beſonders eingerichtet, und daher kommt es auch, daß die Aſpiration bey einer Nation mehr als bey der andern angetroffen wird. Bey morgenländiſchen Völkern findet man, daß ſie in ihrem Alphabet mehrere Buchſtaben haben, die mit einer Aſpiration ausgeſprochen werden, als bey den Abendländiſchen. Die Hebräer haben ihre ה א ח ע womit die Syrer ſehr genau übereinſtimmen, die Griechen haben ihr Θ Φ Χ, die Lateiner haben eigentlich keine beſondere

Buchſtaben dazu, ſondern ſie drücken die Aspiration mit dem Buchſtaben H aus, den ſie zu Anfang vor die Selbſtlauter, oder nach gewiſſen Mitlautern ſetzen, um dadurch anzuzeigen, daß die Buchſtaben, bey welchen ſolche beſtimmlich ſind, mit einem gewiſſen Hauch ausgeſprochen werden ſollen. In den ältern Zeiten bedienten ſich die Griechen dieſes Zeichens ', wenn ſie die Aspiration andeuten wollten, im Gegentheil, wenn die Aspiration wegbleiben ſollte, ſo bedienten ſie ſich eines umgewandten Zeichens ,, daraus ſind die Figuren vom Spiritus asper und lenis entſtanden. Quinctilian ſagt: daß die alten Lateiner die Aspiration blos bey Selbſtlautern gebraucht, bey Mitlautern aber weggelaſſen hätten; ſie hätten zum Beyſpiel: nicht pulchri, ſondern pulcri, nicht triumphus, ſondern triumpus geſprochen. In den folgenden Zeiten aber wechſelte man faſt alle Jahrhunderte ab. Es gab Zeiten, wo man abena, abilis, aborreo, era, anſtatt habena, habilis, abhorreo, hera, ſprach; es gab aber auch Zeiten, wo man abhominor, harena, hoſtium, huber, anſtatt abominor, arena, oſtium, uber, ſagte. Weil es nun geſchehen konnte, daß nachdem ein Buchſtabe mit, oder ohne Aspiration ausgeſprochen wurde, ein Wort verſchiedene Bedeutungen bekam; ſo erdachten die Sprachlehrer gewiſſe Zeichen, die dazu dienen ſollten, um die Verwirrung und Mißdeutung zu verhüten. Zum Exempel, beym Plauto im Amphitrio Act. II. Sc. 2. v. 137. ſteht: quid hoc ſit hominis! mit Aspiration, ohne dieſelbe: quid hoc ſit ominis! und beyde Leſearten ſchicken ſich in den Zuſammenhang. Auch morgenländiſche Sprachlehrer haben gewiſſe Zeichen, wo ein Buchſtabe mit, oder ohne Aspiration ausgeſprochen werden ſoll. Die Hebräer haben ihr Dageſch, die Syrer ihr Ruchoi und Zuſchoi, ſiehe beydes an ſeinem Ort. Wenn man dieſe Aspiration einer Sprache in einer andern ausdrucken will, ſo geſchieht es oft, daß man der Sache entweder zu viel oder zu wenig thut; und daraus entſtehen oft ganz andere Worte. Zum Exempel vom griechiſchen Wort: ἑπτὰ machten die Römer ſex, aus ἕβδομος ſeptimus, aus ἑστια Veſta, aus ὄινος vinum &c. ſiehe unten ζ.

Aſpirirte Buchſtaben, ſind diejenigen, die mit einem Hauch ausgeſprochen werden, und ſind entweder ſchon von Natur von ſolcher Beſchaffenheit, oder werden durch Hinzufügung eines ϛ erſt dazu gemacht. Von der erſten Art ſind im Hebräiſchen die Buchſtaben בגדכפת und im Griechiſchen ΘΦΧ. Die Sprachlehrer in beyden Sprachen haben gewiſſe Regeln, wodurch die Ausſprache ſowohl, als der Gebrauch derſelben beſtimmt wird, feſt geſetzt. Wir wollen einige derſelben anführen: In der Hebräiſchen Sprache werden die vorhingenannten Buchſtaben jedergeit hart und mit einem Hauch ausgeſprochen, auſſer wenn durch Hinzufügung eines gelindern Dageſch die Aspiration abgeſondert wird. Dieſes geſchieht: 1) Wenn ein ſolcher Buchſtabe im Anfang eines Periodes ſteht; 2) wenn der vorhergehende Buchſtabe mit einem ſchva quieſcente bezeichnet iſt, d. i. mit einer zuſammengeſetzten Sylbe; 3) wenn ſich das vorhergehende ת wort auf ו oder י endigt, ſo daß der Ton des Worts auf der vorletzten Sylbe liegt; 4) wenn einer dieſer Buchſtaben mit einem ſchva bezeichnet iſt, und eben derſelbe noch einmal darauf folgt. Eine jede dieſer Regel hat zwar wieder ihre Ausnahmen, aber ſie ſind für unſer Abſicht hier anzuführen, zu weitläuftig. Auch die Griechen haben in Abſicht auf die aſpirirten Buchſtaben ihre Regeln; z. E. keine Sylbe endigt ſich auf einen aſpirirten Buchſtaben; einerley aſpirirter Buchſtabe wird niemals auf einander ocr. oppelt; wenn in einer Sylbe zwey ſtumme Buchſtaben aufeinander folgen, ſo kann vor einen aſpirirten auch kein anderer, als ein aſpirirter ſtehen; die Griechen fangen nicht gern zwo Sylben auf einander mit aſpirirten Buchſtaben an, ſondern es muß entweder der erſte, oder letzte in ſeinem tenuem verändert werden. Die Lieblichkeit der Ausſprache und Structur der Organen, enthält die Urſache dieſer Regeln. Was unter den neuern Sprachen die franzöſiſche anbelangt, ſo hat ſie zwar, wie alle andere Europäiſche Sprachen die Aſpiration vermittelſt des Buchſtabens h vorn Anfang der Worte; allein es verurſacht ſolches nicht allemal eine Aſpiration, ſondern es iſt oft ſtumm; z. E. in homme iſt es ſtumm, in hache hingegen aſpirirt es. Endlich, weil durch die Aſpiration die Ausſprache rauh wird, ſo heiſſen dergleichen Buchſtaben auch aſpirirte Buchſtaben.

Aſpis. Der Herr v. Linné benennt nur eine Schlangengattung mit dieſem Namen, (*Coluber Aſpis.*) Die ältern Schriftſteller haben mehrere mit dem Namen: Aſpis oder Aſpisgeſchlange belegt. Geſner führt drey Gattungen an:

Die erſte Gattung nennt er *Cherſæa*, Feld- oder Erdſchlange. Sie iſt die gröſte unter allen, denn ihre Länge beträgt 4 bis 5 Ellen. Ihre Farbe ſoll ſehr verſchieden ſeyn: bald aſchgrau, bald grün, gefleckt, himmelblau oder goldgelb. Auf den Biß ſoll ein unlöſchbarer Durſt und der Tod erfolgen; daher wird ſie auch *Dipſas* oder Durſtſchlange genennt.

Die zweyte Gattung heißt: Schwalbenſchlange oder Schlafſchlange (*Cheiſodonia.*) Sie iſt höchſtens eine Elle lang, obenher ſchwarz, unten weiß. Ihr Biß verurſachet ein Schlucken, eine Erſtarrung der Glieder und endlich einen tiefen Schlaf, von dem der Gebiſſene niemals erwachet. Der Herr von Linné nennt ſie *Coluber filiformis.*

Die dritte Geſneriſche Aeſpingſchlange iſt die Speyſchlange, (*Pityas, ſputatrix.*) Ihre Länge erſtreckt ſich auf zwo Ellen. Die Farbe iſt aſchgrau, und ſpielet ins grüne und goldfarbige. Der Hals iſt aufſtehend und dicker als an den andern. Sie führet den den Alten den Namen *Aſilus.* Sie tödet nicht allein durch ihren Biß, ſondern ſpeyet auch einen Saft von ſich, der die Menſchen um das Leben bringet, wenn ſie damit beſpritzt werden.

Auſſer dieſen Gattungen beſchreibt Seba noch eine Menge Schlangen, unter dem Namen Aſpis, da ſie aber nicht genau beſtimmt, auch meiſtentheils durch das bey Schlangen ſehr veränderliche Kennzeichen der Farbenzeichnung oder Gröſſe unterſcheiden werden, ſo übergehen wir ſie hier.

Die große Aeſping- oder Aſpisſchlange (*Coluber Aſpis*) des Herrn von Linné weichet ſehr von den eben gedachten Aeſpingſchlangen der Alten ab. Ihr Leib iſt ſchlanker und kürzer als bey der Viper. Sie hat 146 Querſchuppen am Bauche und 26 paar Schwanzſchuppen. Ihre Zähne ſind unbeweglich. Die Farbe fällt ins rothbraun und iſt mit ſchwarzen zuſammenhängenden Flecken beſetzt, welche eine lange über den Rücken herablaufende Binde formiren. Ihr Biß ſoll nicht tödlich ſeyn. Man findet dieſe Schlangen ſowohl in Deutſchland als auch in Frankreich.

Die Kleine Aeſpingſchlange (*Coluber Cherſæa* Linn.) hat viele Aehnlichkeit mit der vorhergehenden, und iſt eben unter dem Artikel: Aeſpingſchlange, weitläuftig beſchrieben worden.

Digitized by Google

Asprino, ein köstlicher Italienischer Wein, der im Neapolitanischen um Aversa wächst und statt nach Rom verführt wird.

Asrar, heißt im Arabischen eigentlich soviel als Geheimniß. Es sind verschiedene arabische Bücher unter diesem Titel bekannt, wovon wir einige anführen wollen.

Asrar Hermes, ist ein Auszug der Werke, welche man dem Mercurius Trismegistus zuschreibt. Ob es gleich ein untergeschobenes Werk ist, so ist es doch sehr alt.

Asrar al Tanzil, ist eine allegorische und mystische Erklärung der vornehmsten Stellen des Korans. Wir wollen einige zur Probe anführen. In dem Capitel Anaam lieset man folgende Stelle: es ist ein Ort der Ruhe, und ist ein Ort der Wanderschaft. Einige Ausleger des Korans sagen, daß der buchstäbliche Sinn dieser Worte auf die lenden des Vaters, und auf den Schoos der Mutter gehen. Andere erklären es von der Welt, und sagten der Ort der Wanderschaft sey die Welt, und der Ort der Ruhe, das Grab. Noch andere, die unter den Arabern für die geistreichsten gehalten werden, sagen, die lenden des Vaters, der Schoos der Mutter, und das Grab, wären Orte der Wanderschaft, nur allein das künftige leben sey der Ort der Ruhe. Die arabischen Mystiker suchen dergleichen geheime Erklärungen auf, und reden von solchen Geheimnissen, die keine Zunge erklären, und keine Feder beschreiben könne. Sie berufen sich auf eine Stelle im Koran, wo es heißt: wir haben unsere Geheimnisse nur denjenigen offenbaret, die im Stande sind, sie zu verstehen. Sie behaupten, daß auch selbsten diejenigen, denen solche Geheimnisse offenbart wären, solche andern nicht erklären könnten, und es sey zu ihrem Verstand eine stumme Sprache hinreichend.

Asrar al Soruf, ist ein Buch, worinnen die abgesetzten Buchstaben, die über einigen Capiteln des Korans stehen, erkläret werden. Viele Türkische Gelehrte suchen in diesen Buchstaben große Geheimnisse, deren Auslegung aber verboten sey. Andere aber behaupten, daß solche Buchstaben nichts anders wären, als gewiße Zeichen, deren sich die ersten Compilatoren des Korans bedient hätten, um die Ordnung der Suren dadurch anzuzeigen, die aber heut zu Tage gänzlich unbekannt wären. Auch hievon wollen wir eine Probe geben, wie sie Hussein Vaez anführt. Die drey Buchstaben, die zu Anfang der zweyten Sura stehen, A. L. M. sollen folgende Bedeutung haben: ich bin der Herr, der alles weiß. Diejenigen, die über der Sura Amran stehen, sollen folgendes bedeuten: Gott ist gütig gegen alle Menschen in der Welt, und schenkt sich seinen Freunden zum Besitz in der andern; in beyden Welten erweist er denjenigen besondere Gnade, die einen Vorzug in seiner Freundschaft haben. Diejenigen Worte, über der Sura Jonas erklären sie also: ich bin der barmherzige Gott, und diejenigen über den Capitel Hud, also: ich bin Gott, der den Gehorsam der Rechtschaffenen, und den Ungehorsam der Gottlosen sieht, und beyden vergelte ich nach ihren Werken.

Aß, Ducatenaß, Eschen (Münzwissenschaft) Man theilt die Cölnische Mark von 8 Lingen oder 16 Loth in 64 Quentgen oder in 256 Pfenninge. Jeder Pfenning wird in 17 gleiche Theile getheilt, die man Eschen, oder Ducatenassen nennet. Es besteht also die ganze Cölnische Mark aus 4352 solchen Eschen. Nun gehen netto 67 Ducaten auf eine rauhe Cölnische Mark. Es ist also der Ducaten ganz genau 64$\frac{4}{67}$ Eschen schwer. 17 solcher Eschen sind 19 holländischer Asen, deren 4864 eine Cölnische Mark machen. (s. Asen.) Daher hat der Ducaten von solchen holländischen Asen ganz genau 72$\frac{8}{19}$ oder ohngefehr 72$\frac{1}{2}$. Wieviel die übrigen Goldmünzen in den europäischen Staaten von diesen Eschen, und holländischen Asen am Gewicht haben, kommt unter einer jeden Münzsorte.

Aß, Aesus, Aesar. Aus einer Stelle des Suetonii in vita Augusti Cap. 97. und anderer Römischen Schriftsteller erhellet, daß man unter diesen Worten einen Gott in allgemeinem Verstande nach alter Etruscischer Sprache ausgedrücket hat. Hieraus haben andere alte Schriftsteller wie Lucanus und Lactantius eine besondere Gottheit gemacht, den sie Esum auch Jesum genannt, worunter sie aber eigentlich den Odinum oder Othinum den Gott des Krieges der Nordischen Völker verstanden, den die Römischen Schriftsteller mit ihrem Marte verwechselt und verglichen haben.

Assa voce canere, in der Music, heißt, einen Gesang nur mit der menschlichen Stimme ohne Zuthun eines einzigen Instruments vortragen; dann alius, a, um, gen, die lenden des Vaters, der Schoos der Mutter, und das Grab, wären Orte der Wanderschaft, nur allein das künftige leben sey der Ort der Ruhe. Die arabischen Mystiker suchen dergleichen geheime Erklärungen auf, und reden von solchen Geheimnissen, die keine Zunge erklären, und keine Feder beschreiben könne. Sie berufen sich auf eine Stelle im Koran, wo es heißt: wir haben unsere Geheimnisse nur denjenigen offenbaret, die im Stande sind, sie zu verstehen. Sie behaupten, daß auch selbsten diejenigen, denen solche Geheimnisse offenbart wären, solche andern nicht erklären könnten, und es sey zu ihrem Verstand eine stumme Sprache hinreichend.

Asrar al Soruf, ist ein Buch, worinnen die abgesetzten Buchstaben, die über einigen Capiteln des Korans stehen, erkläret werden. Viele Türkische Gelehrte suchen in diesen Buchstaben große Geheimnisse, deren Auslegung aber verboten sey. Andere aber behaupten, daß solche Buchstaben nichts anders wären, als gewiße Zeichen, deren sich die ersten Compilatoren des Korans bedient hätten, um die Ordnung der Suren dadurch anzuzeigen, die aber heut zu Tage gänzlich unbekannt wären. Auch hievon wollen wir eine Probe geben, wie sie Hussein Vaez anführt. Die drey Buchstaben, die zu Anfang der zweyten Sura stehen, A. L. M. sollen folgende Bedeutung haben: ich bin der Herr, der alles weiß. Diejenigen, die über der Sura Amran stehen, sollen folgendes bedeuten: Gott ist gütig gegen alle Menschen in der Welt, und schenkt sich seinen Freunden zum Besitz in der andern; in beyden Welten erweist er denjenigen besondere Gnade, die einen Vorzug in seiner Freundschaft haben. Diejenigen Worte, über der Sura Jonas erklären sie also: ich bin der barmherzige Gott, und diejenigen über den Capitel Hud, also: ich bin Gott, der den Gehorsam der Rechtschaffenen, und den Ungehorsam der Gottlosen sieht, und beyden vergelte ich nach ihren Werken.

Aß, Ducatenaß, Eschen (Münzwissenschaft) Man theilt die Cölnische Mark von 8 Lingen oder 16 Loth in 64 Quentgen oder in 256 Pfenninge. Jeder Pfenning wird in 17 gleiche Theile getheilt, die man Eschen, oder Ducatenassen nennet. Es besteht also die ganze Cölnische Mark aus 4352 solchen Eschen. Nun gehen netto 67 Ducaten auf eine rauhe Cölnische Mark. Es ist also der Ducaten ganz genau 64$\frac{4}{67}$ Eschen schwer. 17 solcher Eschen sind 19 holländischer Asen, deren 4864 eine Cölnische Mark machen. (s. Asen.) Daher hat der Ducaten von solchen holländischen Asen ganz genau 72$\frac{8}{19}$ oder ohngefehr 72$\frac{1}{2}$. Wieviel die übrigen Goldmünzen in den europäischen Staaten von diesen Eschen, und holländischen Asen am Gewicht haben, kommt unter einer jeden Münzsorte.

Aß, Aesus, Aesar. Aus einer Stelle des Suetonii in vita Augusti Cap. 97. und anderer Römischen Schriftsteller erhellet, daß man unter diesen Worten einen Gott in allgemeinem Verstande nach alter Etruscischer Sprache ausgedrücket hat. Hieraus haben andere alte Schriftsteller wie Lucanus und Lactantius eine besondere Gottheit gemacht, den sie Esum auch Jesum genannt, worunter sie aber eigentlich den Odinum oder Othinum den Gott des Krieges der Nordischen Völker verstanden, den die Römischen Schriftsteller mit ihrem Marte verwechselt und verglichen haben.

Assa voce canere, in der Music, heißt, einen Gesang nur mit der menschlichen Stimme ohne Zuthun eines einzigen Instruments vortragen; dann alius, a, um, gen, die lenden des Vaters, der Schoos der Mutter, und das Grab, wären Orte der Wanderschaft, nur allein das künftige leben sey der Ort der Ruhe. Die arabischen Mystiker suchen dergleichen geheime Erklärungen auf, und reden von solchen Geheimnissen, die keine Zunge erklären, und keine Feder beschreiben könne. Sie berufen sich auf eine Stelle im Koran, wo es heißt: wir haben unsere Geheimnisse nur denjenigen offenbaret, die im Stande sind, sie zu verstehen. Sie behaupten, daß auch selbsten diejenigen, denen solche Geheimnisse offenbart wären, solche andern nicht erklären könnten, und es sey zu ihrem Verstand eine stumme Sprache hinreichend.

Asrar al Soruf, ist ein Buch, worinnen die abgesetzten Buchstaben, die über einigen Capiteln des Korans stehen, erkläret werden. Viele Türkische Gelehrte suchen in diesen Buchstaben große Geheimnisse, deren Auslegung aber verboten sey. Andere aber behaupten, daß solche Buchstaben nichts anders wären, als gewiße Zeichen, deren sich die ersten Compilatoren des Korans bedient hätten, um die Ordnung der Suren dadurch anzuzeigen, die aber heut zu Tage gänzlich unbekannt wären. Auch hievon wollen wir eine Probe geben, wie sie Hussein Vaez anführt. Die drey Buchstaben, die zu Anfang der zweyten Sura stehen, A. L. M. sollen folgende Bedeutung haben: ich bin der Herr, der alles weiß. Diejenigen, die über der Sura Amran stehen, sollen folgendes bedeuten: Gott ist gütig gegen alle Menschen in der Welt, und schenkt sich seinen Freunden zum Besitz in der andern; in beyden Welten erweist er denjenigen besondere Gnade, die einen Vorzug in seiner Freundschaft haben. Diejenigen Worte, über der Sura Jonas erklären sie also: ich bin der barmherzige Gott, und diejenigen über den Capitel Hud, also: ich bin Gott, der den Gehorsam der Rechtschaffenen, und den Ungehorsam der Gottlosen sieht, und beyden vergelte ich nach ihren Werken

im ersten Falle zwar hauptsächlich der Worte adagio, allegro, presto; im zweyten der Worte piano, forte.

Beyde contrastirende Hauptbegriffe sind von unendlichen allmählig ab- und zunehmenden Stuffen vermittelt.

Wenn nun diese Vorschriften etwas heftiger seyn sollen: so heißt es adagio *assai*, sehr langsam, allegro *assai*, sehr munter, presto *assai*, sehr geschwind, piano *assai*, sehr leis, forte *assai*, sehr stark, eben so, als man der Verringerung wegen auf dieselbige Art die Mäßigungswörter: un poco, ein wenig, benfügt.

Assaisonnement, nennen die Franzosen die Zurichtung, Würze, oder Brühe an einer Speise, um sie recht wohlschmeckend zu machen, welches besonders bei Ragouts, und Pasteten Hautgout genennt wird. Die hauptsächlich dazu gehörigen Dinge waren sonst nur Salz, Honig und Sane (oder Milchram); jetzt ist man aber nicht mehr damit zufrieden, und gehört zu einem guten Assaisonnement weit mehr und wenn zu dieser oder jener Speise, neben den vorigen Zuthaten (außer dem Honig, welcher jetzt fast gar nicht mehr gebraucht wird) nicht noch Befinden, Zwiebel, Pfeffer, Nelken, Muskatenblühe, Champignons, Pistazien, Pignolen, Morgeln, und andere den Geschmack reizende Dinge kommen, so kann sie nicht vollkommen genennt werden.

Assaki, Assakay oder **Aseki** ist der Titel der vornehmsten Frau unter den Weibern des Großsultans. Diese bekommen, nach einem Gesetz des Sultans Bajazet I. nie den Titel als kaiserliche Gemahlinnen oder Sultaninnen, sondern blos als Kebsweiber oder Beischläferinnen: und nach dem Maas ihrer Schönheit, ihres Verstandes, oder ihres Glücks, macht der Großsultan unter ihnen einen großen Unterschied. Die vornehmste unter ihnen bekommt obigen Titel, und genießt alsdann die höchstmögliche Ehre. Der Sultan sezt ihr, bey ihrer Erhebung, eine Krone auf, und ertheilt ihr die Erlaubnis, in sein Cabinet zu kommen, so oft sie will. Er weist ihr ein besonders Apartement an, welches mit Baumgärten, Lustgärten, Bädern, und mit einer Moschee, gezieret ist. Er giebt ihr eine Menge Verschnittene zu ihrer Bedienung; und wenn er ausgeht auf die Jagd, oder auf dem Meer spazieren fährt, so hat sie vor allen andern das Recht, ihn zu begleiten. Daher fehlt es einer Assaki nicht an Gelegenheit, sich des Herzens von ihrem Gemahl zu bemächtigen, und ihre Nebenbuhlerinnen zu verkleinern. Sie zieht aber selbst mehrentheils die Feindschaft des ganzen Serails auf sich.

Das Gehalt derselben bestimmt der Großsultan willkührlich; es soll aber nie weniger seyn, als jährlich fünfhundert Beutel. Die Türken nennen dieses Gehalt **Paschmaklik** oder **Paschmalk**, das ist, **Pantoffelgeld**. Und es ist gewöhnlich, daß in allen Städten eine eigene Gasse dazu angewiesen wird, ihren Beitrag zum Pantoffelgeld zu bezahlen.

Diese Ehre erhält nun, der Ordnung nach, diejenige unter allen Weibern, welche den ersten Sohn gebohren hat. Stirbt dieser, so wird sie zuweilen wieder herunter gesezt, und kommt diejenige an ihre Stelle, von welcher der älteste Sohn lebt. Zuweilen aber wird sie nicht degradirt, sondern eine andere ihr blos an die Seite gesezt. Denn der Sultan pflegt oft vier bis fünf zur Würde einer Asaki zu erheben. Selten aber thut dieses lange gut; entweder stürzen sie sich unter einander selbst, durch Neid und Eifersucht in kurzem; oder der Aufwand wird dadurch so groß, daß die Politik eine Einschränkung erfordert.

Assemblee s. Assemblee.

Assamenta, Axamenta, heilige Lieder, welche von den Salier, den Priestern des Mars, diesem Gott zu Ehren verfertiget und abgesungen wurden. Auch andre von ihnen auf andere Gottheiten verfertigte Lobgesänge, erhielten diese allgemeine, zugleich aber auch noch eine besondere von dem Namen der Gottheit hergeleitete Benennung. So hießen z. B. die zu Ehren des Janus gedichteten Lieder, Janualische, zur Ehre der Minerva, Minervische Verse. Das älteste dieser Gedichte hat den Numa zum Verfasser, und wird also mit Recht als die älteste Urkunde der römischen Dichtkunst, zugleich auch als ein Fragment der ältesten lateinischen Sprache betrachtet, dessen Worte selbsten zu den Zeiten des Cicero schon unverständlich waren. Der Name dieser Gedichte bildet sich entweder von dem veralteten Wort *assare*, nennen, weil eine Gottheit nur allein darinnen genennt und angeführt worden, oder von axis, das außer seiner bekannteren Bedeutung auch ein Brett, *tabulam*, anzeigt, weil in den ältesten Zeiten diese Gedichte auf Bretter waren geschrieben oder eingegraben worden.

Assarium, eine römische Münze, welche in Kupfer den vierten Theil eines Obolus, oder nach dem Eisenschnidt beynahe vier Gran, oder vier Quadrantes, deren jeder $\frac{1}{4}$ eines Kreuzes beträgt, ausmachte. Ein Assarium in Silber aber war ein halber Stater, der vier Drachmen, die Drachme zu 13½ Kreuzer gerechnet, gleichte. Dieses Assarium scheint also einen halben Sekel der Hebräer auszumachen, welchen die Juden jährlich, als einen Beytrag in den Tempel zu liefern pflegten.

Assaron, ein Maas der Juden, welches den zehnten Theil von einem Epha ausmachte.

Assassin oder **Assassino**, ist ein um Lohn gedungener Meuchelmörder; **Assassinator**, derjenige welcher den Lohn giebt; und **Assassinato** oder **Assassinium**, ein Meuchelmord, welcher um Lohn begangen wird.

Es war in den mittlern Zeiten ein Volk in der Levante, welche Assassiner genennt wurden. Sie wohnten um Tyrus und den Berg Libanon herum, hatten etwa zehen bis zwölf Städte, hatten einen eignen König, welchen sie den Aeltesten vom Gebirge nennten, und waren dabey den Christen, die sich damals von Jerusalem und Palästina Meister gemacht hatten, unterwürfig. Sie selbst waren Mahomedaner: und es ist leicht zu denken, mit welchem Widerwillen sie diese Unterwürfigkeit unter das Joch der Christen erduldet haben. Sie machten sich daher ein Geschäfte daraus, die Christen, und besonders ihre Fürsten und Ritter, meuchelmörderischer Weise umzubringen; wovon in der Geschichte viele Beyspiele vorhanden sind. Hierzu gebrauchten sie insonderheit junge Leute, welche sie, auf einem gewissen Schloß zwischen Antiochien und Damascus, aufterzogen, und in der Kunst heimlich zu morden, oder in der Assassinie, unterrichten.

Dieses Volk und seine Benennung ist zuerst durch die Reisebeschreibung des Rabbi Benjamin in der abendländischen Welt bekannt worden; er nennt sie Assina, und dieses ist der arabische Pluralis von Asis ein Meuchelmörder. Woraus denn offenbar wird, daß diese Benennung kein eigner Namen des oben beschrieben Volks war, sondern ein gemeiner Name, welcher damals vielleicht den meisten orientalischen Mahomedanern ja selbst vielen Christen im Orient, welche auf Mord ausgienegen, zukam. Vorzugsweise aber, legte man diesen Namen den Unterthanen des Aeltesten vom

Gebirge bey. Von ihnen ist nun der Name gemein worden, und wird allen Meuchelmördern beigelegt.

Die Assassiner wurden von den Tataren im J. 1257. überwunden, ihr Aeltester getödtet, und die übrigen, als eine Räuberbande, aus ihren Besitzungen vertrieben und zu Sclaven gemacht.

Assassinium, (Meuchelmord) ist der Mord, zu dessen Verübung Jemand gemiethet wird. Der, welcher einen andern dazu miethet, heißt assassinator, und jener assassinus (Meuchelmördер, Bandit); doch wird auch zuweilen der, welcher den Auftrag giebt, Assassinus genannt. Assassinandus endlich heißt der zu ermordende. Das Wort assassinium haben einige gar sinnreiche Köpfe a Scindendo abgeleitet, weil der Bandit einem die Seele aus dem Leib schneide. Ohne Zweifel kömmt die Benennung von einer Rotte Menschen her, welche zur Zeit der Kreuzzüge in Asien sich aufhielten; (s. den vorhergehenden Artikel). Weil dieses manchen hätte abschrecken können, den Kreuzzug mitzumachen; so verordnete Pabst Innocentius IV. in der Kirchenversammlung zu Lyon im Jahr 1245, daß diese Unmenschen excommunicirt und von der ganzen Christenheit beschdet seyn sollen. Diese Rotten wurde nachher von den Saracenen vertilgt, doch gab es auch in Italien Leute, die sich miethen ließen, andere zu ermorden; man nennte sie ebenfalls assassinos, und diesen Meuchelmord assassinium. Er wird von einigen in das assassinium verum oder non interpretatum proprium, und in das interpretatum oder fictum eingetheilt. Unter jenem verstehen sie das Verbrechen, wenn ein Ungläubiger sich miethen läßt, einen Christen zu ermorden; unter diesen, wann ein Christ seine Dienste für Geld oder Geldswerth verspricht, um einen Christen umzubringen. Nach dem canonischen Recht cap. pro humani, de homicid. in 6. ist verordnet, daß die Assassinatores vogelfrey, und ihre Güter, als Sachen, die niemanden zugehören, dem werden sollen, der sie zuerst occupirt; ferner daß sie im Bann, und aller Ehre und Würde verlustig seyn sollen, und wenn es ein Geistlicher seyn so soll er vom weltlichen Richter auch ohne vorhergegangene Degradation zur gebührenden Strafe gezogen werden können. Daraus folgt, daß ihm auch das jus asyli nicht zu statten kommt. Diese Strafen erstendirte der Pabst auch auf die, welche solchen Leuten Gehege geben, sie verstecken, vertheidigen, ihnen behülflich sind u. dgl. und die Juristen erstendirten sie auch auf die assassinos; ob aber auch diese Strafen bey einem assassinio sicto statt haben, darinn sind sie nicht einig, weil der Pabst von dem assassinio vero redet. In dem bürgerlichen Recht und Kayser Carls V. Halsgerichtsordnung ist keine Strafe bestimmt. Weil aber das assassinium ein vorsetzlicher Todschlag ist: so muß es nach dem Art. 137. der H. G. O. mit dem Rad gestraft werden. Jedoch ist die Praxis nicht überall einerley. Daß noch eine andere Gattung von Verbrechen dazu kommen, und folglich die Strafe erhöhet werden kann, ist offenbar; z. B. wenn Eltern, Eheleute u. dgl. auf solche Art umgebracht werden.

Assecuramentum, und Assecurare, hieß nach altem Lehnrecht, wenn der Vasall seinem Lehnherrn versprach und angelobte, daß er ihm als seinem Herrn sein Leben, seine Gesundheit und Gliedmaßen, und auch seine Ehre nach allem Vermögen schützen und erhalten wollte, wogegen der Lehnherr ihm einen gleichen Schutz für sich und seine Lehngüter zusagen mußte.

Ferner hatte es die Bedeutung, daß wenn der Vasall mit seinen Verwandten ꝛc. Streit hatte, und es zur Befehdung ausbrechen wollte: so gieng er zu seinem Lehnherrn und bat denselben, daß er seinen Feind vorladen und ihm anbefehlen mußte, den Kläger nicht zu befehden ꝛc. Hierüber nahm der Lehnherr das Assecuramentum unter gewissen Formein von ihm, so ihn und auch seine Verwandte und Freunde verbindlich machte, so, daß wenn einer davon das Versprechen nicht hielte, er als straffbar von dem Lehnherrn behandelt wurde, indessen derselbe den Streit zu untersuchen und beyzulegen berechtiget war.

Assecuranz, oder Assecuration, ist ein Contract, worinn der eine Theil für einen bestimmten Preiß sich verbindlich macht, für eine ungewisse Gefahr der Güter des andern Theils, welche von einem Ort zum andern gebracht werden sollen, zu stehen. Er ist zwar bey Sachen, die zu Wasser transportirt werden sollen, am üblichsten; jedoch wird derselbe zuweilen auch gebraucht, wenn auf dem festen Lande etwas von einem Orte an den andern geschickt werden soll. Die Römer hatten zwar an dem Pacto de foenore nautico pro pecunia traiectitia etwas ähnliches; weil aber die heutigen Assecurationen doch noch sehr davon unterschieden, und eigentlich erst für eine Erfindung des vierzehenten Jahrhunderts zu halten sind: so können die daraus entstehenden Streitigkeiten auch nicht füglichthin nach Grundsätzen des römischen Rechts entschieden werden. Vielmehr kömmt es hier vorzüglich auf den Innhalt des Contracts, auf die Assecurations-Ordnungen eines jeden Staats und auf das Herkommen an, worüber Kaufleute ihr Parere oder Gutachten zu ertheilen pflegen. Die an und vor sich unfruchtbare Streitfrage der Rechtsgelehrten: ob dieser Contract unter die benannten oder unbenannten Contracte zu rechnen sey? fällt daher völlig ins Abgeschmackte, sobald man bedenkt, daß diese römische Eintheilung der Contracte auf keine andere Verträge angewandt werden könne, als auf solche, die den Römern bekannt waren. Die Absicht dieser neueren Erfindung ist die Erleichterung der Handlung, insonderheit zur See, welche durch die damit verbundene Gefahr sonst sehr erschweret wurde. Derjenige unter den beyden contrahirenden Theilen, welcher die Gefahr über sich nimmt, heißt der Assecurateur oder Versicherer. Es kann solches eine Person seyn; es können aber auch mehrere zusammen eine Sache assecuriren. Der Eigenthümer der versicherten Sachen heißt der Assecurirte oder der Versicherte. Der große Nutzen, den diese Sache für die Beförderung der Handlung hat, ist die Veranlassung gewesen, daß an manchen Orten besondere Assecuranz-Compagnien und Gerichte angeordnet sind. Alle Personen, welche als Bediente dabey angestellt sind, dürfen der Regel nach nicht selbst Versicherungen geben und nehmen. Alles, was irgend einer Gefahr ausgesetzt seyn kann, darf auch als ein Gegenstand der Versicherungen betrachtet werden, wofern dergleichen Vertrag nur nicht dem Staat oder den Rechten eines dritten nachtheilig wird; daher sind Contrebande und feindliche Güter gewöhnlich in den Assecuranz-Ordnungen ausgenommen. Ferner darf die Versicherung auch nicht über den wahren Werth der Sachen, welcher deshalb durch geschworne Taxatores bestimmt wird, auch nicht auf das Frachtlohn und auf bereits assecurirte Waaren gehen. Bisweilen pflegt auch eine Summe festgesetzt zu seyn, über welche der Assecurateur eines Schiffes nicht gehen darf. Der Assecurateur übernimmt entweder ohne Rücksicht auf Zeit und Ort alle Gefahren, die als Unglücksfälle betrachtet werden können, oder er schränkt seine Versicherung nur auf eine gewisse genau bestimmte Art von Gefahren, oder auf eine gewisse Zeit

Digitized by Google

und Gegend ein. Im ersten Fall könnte oft große Zwiefel über die Verbindlichkeit des Assecurateurs entstehen. Zum Beyspiel: ob derjenige, welcher sich für alle Arten von Unglücksfälle und Gefahren überhaupt verbindlich gemacht hat, auch für die ungewöhnlichen oder solche zu stehen schuldig sey, die nach dem ordentlichen Laufe der Dinge nicht zu fürchten sind? Ob der durch Schuld oder Nachläßigkeit, oder durch ungerechte Handlungen eines dritten verursachte Verlust, auch von dem Assecurateur ersetzt werden müsse. Weil die Gesetze hierüber selten etwas genaues bestimmen, und die Meynungen der Rechtsgelehrten und Kaufleute darinn auch sehr getheilt sind: so ist rathsam, in den Assecurationsinstrumenten bey keiner allgemeinen Formel stehen zu bleiben, sondern jede Art von Unglück und Gefahr, welche der Assecurateur übernehmen soll oder nicht, so genau, als es möglich ist, auszudrücken. In den meisten Assecuranzgesetzen ist ein gewisses Formular zu einem solchen Contract vorgeschrieben, worinn nur die Lücken nach den jedesmaligen besondern Umständen und Verabredungen auszufüllen sind. Ueberhaupt aber muß die Gefahr, über welche Assecurationscontracte geschlossen werden, in jedem Falle etwas ungewisses und zur Zeit des geschlossenen Contracts unbekanntes seyn. Weis der Assecurateur gewiß, daß die Gefahr schon vorüber, und das etwa zu versichernde Schiff schon an Ort und Stelle angelangt sey; — — oder hat der Eigenthümer desselben von dem erlittenen Verlust desselben schon gewisse Nachricht; — — und einer verschweigt dem andern seine Nachrichten, um ihn zum Contract zu verleiten: so ist in beyden Fällen der geschlossene Contract nichtig. So wie überhaupt jede Art des Betrugs den Assecurationsvertrag eben so, wie jeden andern Vertrag, unverbindlich macht. Aus eben diesem Grunde schadet es aber der Verbindlichkeit des Versicherungscontracts nichts, wenn gleich zur Zeit, da er geschlossen wurde, an einem entfernten Orte sich der Unglücksfall schon ereignet hätte, ohne daß man davon Nachricht gehabt hat; denn der Assecurirte betrügt in diesem Falle den Assecurateur nicht. Eine wesentliche Folge dieses Contracts ist nun, daß nach glücklich überstandener Gefahr, wenn das Schiff oder die Waaren ohne Schaden an dem bestimmten Orte angekommen sind, dem Assecurateur der Versicherungslohn oder die Prämie bezahlt werden muß, welche nach Maßgabe der übernommenen Gefahr bald hoch, bald niedrig seyn kann. (Bisweilen ist diese auch schon zum voraus bey Schliessung des Contracts bezahlt worden, und wenn in diesem Falle das Schiff oder die Waare gar nicht abgeht, kann die bereits bezahlte Prämie zwar zurückgefordert werden; jedoch ist der Assecurateur alsdann berechtigt, ein halb pro Cent rein zurück zu behalten.) Auf der andern Seite muß von ihm, dem Assecurirten, der Werth der verunglückten Sache nach dem im Assecurationscontract enthaltenen Anschlage ersetzt werden, sobald die Nachricht einlauft, daß etwas verunglückt sey. Es ist aber zu Vermeidung schwerer Processe, über den Werth der verunglückten Sache, durchaus nöthig, den Werth des Schiffs oder der assecurirten Waaren zum voraus im Contract zu bestimmen. Auch ist solches sehr gewöhnlich, weil gemeiniglich die Versicherungsprämie in gewissen Procenten des angegebenen Werths der assecurirten Sache zu bestehen pflegt. Das Document, worinn alle diese Puncte zwischen dem Assecurateur und Assecurirten verabredet sind, wird Polizza oder Police genennet, und der Innhalt desselben ist die vornehmste Norm, nach welcher Assecurationsstreitigkeiten zu entscheiden sind. Diese Art Rechtshändel haben an den meisten Orten ihrem privilegirten Gerichtsstand, zum Beyspiel in den Niederlanden die Assecurations-Cammer. In denselben werden die vorkommenden Streitigkeiten summarisch und ohne Weitläuftigkeit des Processes abgethan, auch findet gegen die Entscheidungen solcher Gerichte in Assecurationssachen gewöhnlich keine Appellation statt.

Diese gute Sache hat in einigen Staaten auf eine andere Erfindung geleitet, nemlich auf die sogenannten Brandassecurations-Cassen und Gesellschafften, welche ihren Mitgliedern den Werth eines abgebrannten Hauses ersetzen; auch sind an manchen Orten gegen die Gefahr der Viehseuchen Viehassecurations-Cassen in Vorschlag gekommen. Die Einrichtung dieser Dinge gehört zur Landespolicey.

Assecuranz, Assecuration, heißt überhaupt jede Anstalt, durch welche einem wider die Gefahr des Verlustes eines Gutes oder seines Werthes Sicherheit verschafft wird. Jedes Gut, das die Menschen verlieren können, läßt sich assecuriren, wenn man den Ursachen des Verlustes vorbeugen, oder den Werth des Gutes und folglich auch dessen Verlustes schätzen, und vergüten kann. Daher haben wir überhaupt zwey Arten von Assecurationen. Die eine geht dahin, den Verlust des Guten so schwer zu machen, als immer möglich ist, oder die Ursachen, auf welche sich die Furcht des Verlustes gründet, nach Thunlichkeit zu entfernen. Die andere aber ist auf die Vergütung des Werthes des Guten, auf den Fall seines Verlustes, gerichtet. Jene könnte man am besten die politische, und diese die ökonomische, oder noch genauer die merkantilische, die Kaufmännische Assecuration nennen. Die politische Assecuration wird durch Verträge, durch Bündnisse, und durch Erhöhung und Verstärkung der Verbindlichkeit, die Fortdauer des Endzwecks nach allen Kräften zu befördern, bewirket. Wir finden daher in mehrern Staaten theils in Erbfolgs- theils in Religions- und Landesadministrationssachen aufgegangene Assecurationsacten, oder Assecurationsbriefe, wie z. E. die Parlamentsacten in England vom toten Hornung 1701. und vom 25sten October 1705. in Betreff der dem Churbraunschweig-Lüneburgischen Hause versicherten Erbfolge auf den Großbritannischen Thron, und der von dem Herzog zu Würtemberg Carl Alexander am 17ten December 1733. zur Sicherstellung des evangelisch-Lutherischen Religionswesens in den Würtembergischen Landen ertheilte unwiderrufliche Assecurationsbrief ꝛc. lehren. Auch wurden bey den Westphälischen Friedensunterhandlungen besondere sogenannte Assecurationspuncte zur Ueberlegung ausgesetzt, die alle dahin abzwecketen, die wirkliche Erfüllung und Festhaltung des abzuschliessenden Friedens allen Interessenten zu versichern. Sie stehen in Meiers Act. Pac. Westphal. T. II. p. 205-208.

Assecuranzanstalten der Policey, sind alle die Einrichtungen, die man in einem Staate trifft, um den Innwohnern, welche ungewissen Gefahren und Nachtheilen an ihrem Personal- oder Realeigenthum ausgesetzt sind, auf den Fall, wenn sie dadurch wirklich betroffen werden, den Schaden, oder Verlust wieder zu ersetzen. Da ihr Zweck in der Schätzung und Vergütung wirthschaftlicher Gegenstände besteht, so gehören sie allerdings unter die ökonomischen und merkantilischen Anstalten im allgemeinen Sinne.

Es giebt sehr viele unvorgesehene Fälle, in welchen die Innwohner der Länder an ihrem Vermögen beträchtlichen Verlust leiden können. Die Feuersgefahren, die Wetterschäden, die Viehseuchen, und überhaupt alle Verunglückungen am Vieh, und selbst die Krankheiten

Digitized by Google

heiten unter den Menschen können viele bürgerliche Familien in den Staaten in Absicht auf ihren wirthschaftlichen Zustand ganz zu Boden werfen. Es kann also wohl einer guten Policey nichts würdiger und angelegner seyn, als die traurigen Folgen jener ungewissen Gefahren und Unglücke zu verhüten, wenn sie auch wies wirklich so ist, die Gefahren selbst von ihren Bürgern nicht ganz abwenden kann. Allerdings muß eine weise Regierung alle nur mögliche Vorkehrungen machen, daß nicht leicht Feuersgefahren entstehen, und daß nicht leicht unter Menschen und Vieh verwüstende Krankheiten kommen können. Wir werden von diesen Policey Maximen unter den Artikeln: **Feueranstalten**, und **Viehzucht**, auch **Viehkrankheiten** handeln. Allein es steht doch nicht in der Gewalt der Regierung, allen diesen Gefahren zuvorzukommen, und alle ihre Ursachen vorher zu entfernen, weil sie nicht nach ihrem Gefallen den Elementen gebieten kann, wie sie wirken sollen. Daß aber nun, wenn solche Gefahren und Verunglückungen kommen, die Familien nicht auser Stand dadurch gesetzt werden, ihre Nahrung und Gewerbe fortzutreiben, dies zu bewirken, hängt von der Staatsverwaltung ab. Die Hauptsache hierbey besteht darinnen, daß durch eine gute Regierungsverfassung die verschiedenen Classen der Innwohner des Staats in blühende Nahrungsumstände gesetzt, und darinne erhalten werden. Wann dies der unveränderliche Plan der Regierung ist, das heißt, wenn man die Cultur der Ländereyen unaufhaltlich befördert, und durch Einführung und Unterstützung der besten Culturordnungen, den reinen Ertrag der Grundstücke erhöhet, und durch Herstellung der uneingeschränkten Nahrungsfreyheit, und durch Unterricht die Geschicklichkeit und Emsigkeit aller gewerbtreibenden Personen vergrößert, und so den Verdienst und Gewinn vervielfältiget; so werden die meisten Familien in den allermeisten Fällen das ihnen an ihrem Vermögen zustoßende Unglück, das von ungewissen Gefahren herrührt, tragen können, ohne dadurch zu Grunde gerichtet zu werden. Das ist immer schon ein Kennzeichen eines armen ohnmächtigen Staates, wenn seine meisten Innwohner nur so wenig vor sich bringen, daß sie, wenn ihnen ein äußerliches Unglück wiederfährt, wenn ihnen z. E. ein Stall, oder eine Scheune abbrennt, oder manchmal ein Stück Vieh fällt, oder alle 10 oder 20 Jahre einmal durch böse Wetter die Feldfrüchte zerschlagen werden, nicht anders als durch äußerliche Unterstützung aufrecht erhalten werden können. Würde man also von Seiten der Staatsverwaltung unaufhörlich auf Vervielfältigung und Vergrößerung des reinen Ertrags der Grundstücke, und der Verdienste der Gewerbe den gehörigen Bedacht nehmen, und auf diesem einzigen zuverläßigen Wege den Reichthum und das Glück der Innwohner zu bewirken, zu befestigen, und zu erhöhen trachten, so würde man für sehr wenige Familien im Staate äußerliche Unterstützungsmittel zu Tragung der ihnen begegneten Unglücksfälle nöthig haben. Es verdient die genaueste Erwägung, ob nicht selbst die vielerley Anstalten, die man in den Ländern zur Unterstützung und Aufrechthaltung armer und verunglückter Unterthanen vorkehrt, und die alle auf eine Art von **Almosen** hinauslaufen, ob nicht alle diese Anstalten bey dem wirklichen Gange der Politik an der sich immer mehr vergrößernden Verarmung der Länder mitwirkende Ursachen sind. Wenn die bisherigen Umstände und Verfassung eines Staates den Innwohnern nicht so viel erwerben ließen, daß sie das nur selten über sie kommende Unglück durch ihr eigenes Vermögen tragen konnten: Wie wirds besser werden können? muß es nicht vielmehr immer schlimmer werden, wenn jene Umstände und Verfassungen fortdauren, und nun noch dazu von den gesammten Innwohnern Almosen für die einzelnen Verunglückten zusammen gelegt werden sollen? Je mehr die Allmosen in solchen Staaten auf obrigkeitliche Verfügungen (denn von den freywilligen, die sich auf gute Vermögensumstände und Liebe der Geber gründen, ist hier die Rede nicht,) vervielfältigt werden, desto mehr nimmt das Unvermögen, und die Armuth der meisten Familien zu. Wenn man anstatt aller der Mittel, die man aufzutreiben oder zusammen zu bringen sucht, um einem Innwohner einen Verlust, den er an seinem Vermögen erleidet, zu ersetzen, und also die Sachen nur wieder in den Stand zu stellen, wie sie vorher schon waren, gleiche Summen aufwendete, um ganz öde und wüste Distrikte tragbar zu machen, um den unvermöglichen Landleuten, welche zwar Felder, aber kein Vieh, oder nicht genug Vieh haben, ihren Viehstand zu vergrößern, um allen denen, die sich im Anfange nicht selbst helfen können, Sämereyen und andere Auslagen auf die Verbesserung ihrer Grundstücke theils zu schenken, theils ohne Interesse vorzuschießen, und um nützliche Arbeiten von den armen Unterthanen gegen guten Lohn verrichten zu lassen; so würde man mit diesen Hülfsgeldern geradezu den Nahrungsstand der Menschen verbessern, und ihre jährlichen Einkünfte vermehren, daß sie alsdenn manche unglückliche Stürme aushalten könne. Soviel ist wenigstens bey dieser Ordnung der Politik ganz gewiß, daß die Anstalten, die man nun zur Schadloshaltung unvermöglicher Innwohner trift, für alle Zeiten gemacht nicht mehr lassen sind, wie sie es von der andern Seite ewig bleiben müssen.

Nun kann diese Schadloshaltung durch Errichtung besonderer Hülfscassen geschehen, welche ihren Fond entweder von gewissen landesherrlichen Einkünften, oder durch neue Anlagen der Unterthanen erhalten. Sie kann aber auch durch besondere societätsmäßige Concurrenz aller derjenigen bewirket werden, welche alle einer ungewissen Gefahr gleich ausgesetzt sind. Im letzten Falle haben wir **Policey-Assecuranzgesellschaften**, und es ist gewiß, daß, wenn nur die Vermögungsumstände der Unterthanen eines Staates nicht im Verfall sind, durch solche societätsmäßige Verbindungen der aus ungewissen Gefahren entstehende Verlust auf die gerechteste Weise wieder ersetzt werden kann. Nur ist von Seiten der Staatsverwaltung oder Policey die genaueste Sorge darauf zu richten, daß erstlich nicht solche Güter und Gegenstände assecurirt werden, an welchen durch nicht leicht zu erfahrende und zu beweisende Nachläßigkeit und Ungeschicklichkeit Schade geschehen kann; daß zweytens die Glieder der Gesellschaft in eben der Verhältniß beytragen, in welcher ihren Gütern Schade bevorsteht, und sie eine Schadensersetzung erwarten; daß endlich drittens die Vergütung des Schadens auf die promteste Weise geschehe, und auch wirklich zu der Absicht, um welche willen sie gegeben wird, verwendet werde.

Assecuranzgesellschaft-Brand- oder Feuer, ist eine von der Obrigkeit errichtete oder genehmigte Anstalt, da die Eigenthümer der Häuser und Gebäude in einem Staate sich mit einander verbinden, einander den Schaden zu ersetzen, der ihnen durch Feuersgefahr an ihren Gebäuden geschieht. Wir haben jetzt in vielen Ländern solche Brandassecuranz- oder Brandversicherungsgesellschaften. In dem Hanoverischen ist eine seit 1750; im Anspachischen seit 1754; im Würtembergischen seit 1756; im Badendurchlachischen seit 1758; in

herzoglich-Weimarischen seit 1768; ꝛc. Das Wesentliche bey diesen Gesellschaften ist durchaus einerley, und zweckt darauf ab, daß die Feuerschäden, welche ein Societätsgenoß leidet, von allen übrigen Gliedern mitgetragen werden sollen. In Ansehung verschiedener zufälliger Endzwecke und Einrichtungen findet sich aber nicht aller Orten eine vollkommene Gleichförmigkeit. Im Hannöverischen sind alle diejenigen, welche einen den gemeinen Lasten unterworfenen Baurenhof haben, gezwungen, in die Societät zu treten, und ihre Gebäude werden unter obrigkeitlicher Autorität taxirt. Allen übrigen Eigenthümern von Gebäuden steht es frey, ob sie in die Societät sich begeben, und wie hoch sie ihre Gebäude taxiren lassen wollen, wenn nun die Schätzung, die ohne Rücksicht auf den Bauplatz, und auf die auf den Gebäuden haftende Gerechtigkeiten geschieht, den wahren Werth der Gebäude nicht übersteigt. Im Durlachischen ist die Brandassecuranzgesellschaft allgemein, und muß jeder Eigenthümer seine Gebäude assecuriren lassen. Die Gebäude aber werden durchaus unter öffentlicher Autorität in Städten von Gericht und Rath, und auf den Dörfern von den Ortsvorgesetzten nach dem mittlern Kaufpreise pflichtmäßig angeschlagen. Im Würtembergischen ist kein Unterthan nach der Brandassecuranzordnung genöthiget, in die Societät zu treten, sondern es hängt ganz von eines jeden freyen Willen ab. Die Gebäude werden nach ihrem Werthe taxirt, und immer nur diejenigen Personen in eine Gesellschaft zusammengenommen, deren Gebäude einerley Anschlag des Werthes haben. Man hat 32 Classen gemacht, und für jede Classe einen Werth der Gebäude bestimmt, und eine Anzahl von Gesellschaftsgenossen festgesetzt. — Wenn der wesentliche Endzweck aufs vollkommenste erreicht werden soll, so muß den Abgebrannten schleunige Hilfe geleistet, und ihnen die Summe, die zu ihren Schadenersetz nöthig ist, ausgezahlt werden, ohne daß sie erst auf eine Einsammlung lange warten dürften. So ist es wirklich im hannöverischen, da das Schatzcollegium bey jedem Falle den Vorschuß oder die Zahlung unverzüglich aus der Landrentherey eraße thut, und nachher den Betrag unter die Societätsgenossen repartirt. Der Beytrag der Interessanten während einer Zeit von 24 Jahren hat sich auf jede 25 Rthlr. Subscription, oder Anschlag der Gebäude nicht höher, als auf 130 Pfennige, oder im Durchschnitte jährlich auf $2\frac{1}{2}$ Pfenninge, daß ist, noch nicht gar auf $\frac{1}{2}$ pro Cent erstrecket. — Das gesammte Mobiliarvermögen, oder die sogenannte Fahrniß wird bey diesen Societäten ordentlicher Weise nicht mit assecurirt, und es ist unsers Erachtens hierinne sehr wohlgethan, weil dies innere noch ein Hauptbewegungsgrund bleibt, daß die Inwohner mit Feuer und Licht behutsam und sorgfältig umgehen, um sich nicht in Embarras und Unglück gestürzt zu sehen.

Außer dem wesentlichen Vortheil dieser Brandassecuranzen ist auch noch dieser höchstschätzbar, daß der Werth der Gebäude, und ihr Kaufspreiß nicht so weit herunterfallen kann, als es sonst in den meisten Ländern geschiehet. Das Capital, für welches die Brandassecuranzsocietät ihre Versicherung giebt, hat der Inhaber der Gebäude immer gewiß, wenn auch das Feuer solches in Asche legt. Daher können die Eigenthümer der Gebäude im Nothfalle auf ihre Häuser leichter Geldvorlehne bekommen, als wo keine solche Assecuranzen sind.

Wir wollen indessen bey diesen Assecuranzanstalten nachfolgende wichtige Bemerkungen anfügen. Erstlich scheinen große Provinzen und Länder in mehrere Societäten vertheilt werden zu müssen, weil ein Theil wegen seiner vielen hölzernen und wohl gar mit Stroh gedeckten Gebäude der Feuersgefahr viel leichter ausgesetzt ist, als ein anderer, der viel steinerne Gebäude hat, und weil also dem letztern nach der wahren Gerechtigkeit nicht zugemuthet werden kann, die Feuerschäden des ersten zu übertragen. Zum andern ist es zur wahrhaften und completen Unterstützung der Verunglückten nothwendig, nicht etwa nur einen, oder etliche Theile des Werthes, sondern den ganzen Werth der Gebäude zu versichern. Wer nur die Hälfte, oder Dreyviertel des Schadens wieder ersetzt bekommt, der ist immer noch unglücklich und bey der jetzigen Lage der Länder oft außer Stande, den Rest seines Schadens wieder gut zu machen. Der Furcht, daß bey Einschreibung des wahren Werthes der Gebäude, mancher Eigenthümer sein Haus selbst anzünden würde, kann man gewiß überhoben seyn, wenn man über Feuer und Licht gute Aufsicht von Seiten der Polizey halten läßt, und jede Nachläßigkeit und Saumseligkeit, oder jeden Frevel genau untersucht und nach Verdienst empfindlich bestraft. Zu dem verbrennt niemand gern seine Meubles, die ihm nicht versichert sind, und will er die erst ausräumen, um sein Haus anzustecken, so kann sein Frevel leicht herauskommen. Zum dritten soll das Geld aus der Brandassecuranzcasse nicht anders, als gegen hinlängliche Versicherung des unverzüglichen Wiederaufbauens ausgezahlet, und von den Ortsvorgesetzten und Beamten auf die schleunigste Verwendung des Geldes zu solcher Absicht gedrungen werden. Zum vierdten ist es der Gerechtigkeit und dem wahren Wohl der Staaten in allem Betrachte am gemäßesten, jedermann den Eintritt in die Societät, und den Austritt aus derselbigen frey zu lassen, und nur die Vortheile klar vorzulegen, die eine solche Gesellschaft ihren Gliedern auf immer gewährt.

Justi hat vorgeschlagen, mit den Feuerassecuranzsocietäten zugleich eine Leihebanco auf die Häuser zu errichten, oder Capitalien auf Credit des Landes aufzunehmen, und solche auf die Häuser wieder auszuleihen. Hiervon handelt der Artikel: *Banco.*

Assecuranzgesellschaft, Gesundheits- oder Gesundheits-Assecuranzcompagnie, ist eine Gesellschaft, deren Glieder sich einander verbinden, vermittelst eines jährlichen, oder monatlichen Geldbeytrages für die Heilung der sie befallenden Krankheiten zu sorgen. Ein Plan zu einer solchen Compagnie ist vor einigen Jahren zu Paris bey d'Houry gedruckt erschienen. Allerdings würde die Errichtung einer solchen Societät besonders unter den Landleuten, wie auch unter den Handwerksbedienten, und dem Gesinde sehr heilsam seyn. Wie viele von diesen Menschen gehen jetzt zu Grunde, weil sie für sich allein nicht im Stande sind, wenn sie krank werden, tüchtige Aerzte oder Wundärzte anzunehmen, und die Heilungsmittel zu bezahlen! Wenn aber eine große Anzahl von Menschen aus diesen Classen zusammentreten, und monatlich einen geringen Beytrag zu einer gemeinschaftlichen Gesundheitscasse erlegen; so können alsdenn, wenn ein Glied krank wird, die nöthigen Kosten für geschickte Aerzte und gute Heilungsmittel, und Verpflegungsanstalten sehr leicht bestritten werden. Man hat nach vielfältigen Beobachtungen, und Berathschlagungen jährlich auf 100 Menschen 12 Krankheiten von 4 Wochen, oder 24 Krankheiten von 14 Tagen gerechnet, und hieraus

Digitized by Google

die Calcule auf ganze Provinzen gezogen. Die Sache verdient weiteres Nachdenken, und höhere Beherzigung!

Assecuranzgesellschaft, Vieh- oder Viehversicherungsgesellschaft, besteht in einer Gesellschaft der Vieheigenthümer, die sich mit einander vereinigen, um einander den Schaden, der ihnen an ihrem Viehstande zugeht, wieder vergüten zu helfen, und dadurch die promteste Wiederherstellung des geschwächten Viehstandes zu befördern. Es wurde eine solche Viehassecuranzgesellschaft vor das Herzogthum Schlesien und die Grafschaft Glatz durch ein Königlich-Preußisches Reglement vom 24. November 1765 errichtet. Die Absicht wurde nur auf das Rindvieh erstrecket, welches an einer wirklichen Seuche crepirt, sollte aber nicht auf jedes einzelne Stück extendiret werden, so etwa aus Alter, oder durch andere Zufälle umfällt. Niemand durfte sich dem Institut entziehen, sondern ein jeder Viehbesitzer wurde benzutreten angehalten. Das ganze Land wurde, um die Collection der Gelder und die zu leistende Hülfe zu erleichtern in mehrere Societäten abgetheilet, deren jede für sich ohne Concurrenz der übrigen ihre Viehrisico auf sich zu nehmen schuldig ist. Das Horn- und Rindvieh wurde geschätzet, und nach dem Regulativ soll die Abschätzung alle fünf Jahre von neuem vorgenommen werden. — Der Flor des Acker- Wiesen- und Gartenbaues hängt vorzüglich von einem starken Viehstande ab. Gute Bearbeitung, und reiche Düngung der Grundstücke ist das Hauptwerk, um reiche Productionen der Länder zu hoffen. Nebst dem giebt das Horn- und Rindvieh unmittelbare Subsistenzmittel für die Menschen ab, und es ist also zur glücklichen Bevölkerung der Staaten die größtmögliche, der Proportion der Grundstücke angemessene, Viehzucht nothwendig. Daher ist in der Erhaltung des Horn- und Rindviehes in einem jeden Staate eines der vorzüglichsten Anliegen zu setzen, und man muß von Seiten einer weisen Staatsverwaltung darauf denken, die Unterthanen immer mehr in solchen Stand zu stellen, daß sie genugsames und tüchtiges Vieh zu Bearbeitung und Düngung ihrer Felder halten können, und wider alle Ursachen, welche den Viehstand schwächen, oder verschlimmern können, sicher sind.

Nur ist nun die Frage, ob und wie weit es räthlich sey, dieses Mittel zu wählen, und in einem Staate den Unterthanen durch Einrichtung einer Assecuranzsocietät ihr Vieh versichern zu lassen? Die erste hierbey eintretende Frage betrifft die Verunglückung am Vieh. Soll jeder Schade, jeder Verlust des Viehes, er mag von einer eigentlichen ansteckenden Viehseuche, oder von einer andern partikularen Ursach herrühren, übernommen werden? Wir können unsers Ortes denenjenigen nicht unrecht geben, welche glauben, daß eine solche allgemeine Versicherungsanstalt unmöglich mit der vollkommenen Gerechtigkeit übereinstimme, und daß sie der Verbesserung der Viehzucht ganz zuwider sey. Es giebt noch immer in allen Staaten die größte Anzahl von Landleuten, welche theils aus Ungeschicklichkeit, theils aus Unachtsamkeit, theils aus Vorurtheilen, theils auch aus Unvermögen und Armuth eine sehr unvollkommene Viehwirthschaft treiben. Wenn man nun bedenkt, daß einem Manne, der in Ansehung seines Viehes, und der Fütterung und Wartung desselbigen sorglos ist, oder aus Mangel der Einsichten grobe Fehler macht, das Vieh leichter krank wird, und zu Grunde geht, als einem Wirthe, der sein Vieh gut wartet und füttert, und der nach der Verschiedenheit der Witterung auch unterschiedene wirthschaftliche Maaßregeln in Absicht auf sein Vieh nimmt; wenn man bedenkt, daß ein guter Wirth, der sein Vieh wenig, oder gar nicht auf die Weide treibt, der es wenigstens nicht zu solchen Zeiten thut, da das Vieh wegen schlechter Witterung leicht Schaden leidet, der seinem Vieh im Stalle gutes, trockenes und reines Futter in hinreichender Menge und genugsam gutes Wasser giebt, der es fleißig mit Salz versorget, und der es, wenn dem Arbeitsvieh die Rede ist, nicht zu jung zu allen harten Arbeiten anhält, und bey der Arbeit nicht übertreibt, daß, sagen wir, ein solcher guter Wirth viel gesünderes und stärkeres Vieh hat, als ein anderer armer oder unwissender und schlechter Wirth, der das alles nicht thut, oder nicht thun kann: So sieht man offenbar, daß die guten und geschickten Wirthe, bey einer jeden allgemeinen Viehassecuranzanstalt vor allen schlechten, sorglosen, und unwissenden Wirthen beschweret, und für ihre Sorgfalt, und Achtsamkeit und Geschicklichkeit gleichsam bestrafet werden. Ist eine Viehassecuranzsocietät in Absicht auf allen Verlust des Viehes in einem Staate errichtet, so wird man mit Einführung der Stallfütterung und Abschaffung der Viehweyden noch weniger zu Stande kommen, als itzt. Nun machen sich bey den Versicherungsanstalten die wenigsten Leute etwas draus, wenn ihnen ihr schlechtes Vieh zu Grunde geht, und wenn man ihnen auch noch so überzeugend darthut, daß viele Krankheiten, ja sogar böse Seuchen des Viehes, von dem Weyden desselbigen herkommen. Was hat man, wenn das Vieh wider alle Unfälle versichert wird, für Bewegungsgründe, die stark genug wären, die Sorge für genugsames gutes Viehfutter im Winter thätig zu machen? Die schlechten, und auch die unvermöglichen Wirthe wissen, daß ihnen ihr Vieh ersetzt wird, wenn es auch gleich aus Mangel des Winterfutters zu Grunde gehen sollte. Dies beweist noch mehr, daß der reiche und der gute emsige Wirth bey einer solchen Assecuranzanstalt viel zu kurz kommt, und daß man durch eine solche Einrichtung die Verbesserung der Viehzucht nothwendig verhindert.

Will man die Assecuranzanstalten nur in Absicht auf eigentliche Viehseuchen machen, so sind zwar die vorher angeführten Inconvenienzien nicht alle zu besorgen; aber diese bleibt immer, daß die Haupttriebfeder, das Vieh durch Einführung der Stallfütterung, und durch gute Pflege wider die Seuchen in Sicherheit zu setzen, und immer mehr auf Präservativ- und Heilungsmittel der Viehseuchen zu sinnen, unwirksam gemachet wird. Und dies ist schon hinlänglich, diese Anstalten ganz zu unterlassen. Ueberdies verdienen folgende Punkte erwogen zu werden:

Erstlich, haben nicht alle Viehseuchen den Verlust des Viehes durch eine Viehseuche in gleichem Grade zu befürchten. Die Lage der Gegend, die Luft, und das Wasser, und die Arten der Fütterung und Wartung machen einen unwiderleglichen Unterschied, und das Vieh, welches die Seuche überstanden hat, bekommt sie nicht so leicht wieder, als ein anderes.

Zweytens, ist der Preiß des Viehes sehr veränderlich, und kann also zu der Zeit, da man das Vieh assecuriren läßt viel höher, auch viel niedriger seyn, als zu der Zeit, da es durch eine Seuche fällt. Selbst der Mittlpreiß ist nicht fix, und kann sehr stark variiren.

Drittens, wird das Vieh, wenn eine Viehseuche grassiret hat, gemeiniglich theurer; dieser Preiß wird nun durch die Concurrenz aller derer, die

ihr Vieh verlohren haben, und aus der Assecuranzcasse den Ersatz bekommen, immer höher getrieben. Kaufen die Verunglückten ihr Vieh im Lande, so werden die Verkäufer ihren gegebenen Beytrag zur Assecuranzcasse für das gefallene Vieh durch die höhern Kaufpreise sogleich wieder bekommen, und gehen also ganz frey aus. Kaufen aber die ersten ihr Vieh bey den Ausländern, so halten nun diese ihr Vieh desto höher, je mehr die aus der Assecuranzcasse unterstützten Käufer sich um den Einkauf des Viehes auf einmal herbeydrängen.

Wie kann man bey Erwägung aller dieser wichtigen Gegenstände eine Viehassecuranzanstalt denken, die auf vollkommen gleiche Gerechtigkeit gegründet ist, und die Vortheile und Nachtheile der Interessenten und des Staates in ihren wahren Verhältnissen umfasset?

Merkwürdig ist übrigens, daß Holland welches die Assecuranzanstalten so gut kennet, und von den Viehseuchen bisher so viel gelitten hat, so viel man dieserorts weiß, nicht durch Viehassecuranzcompagnien den Schaden, den die Viehseuchen wirken, übernehmen läßt, da es doch in diesem gedrechten Staate so leicht möglich wäre? Sollte Holland nicht unübersteiglicher Schwierigkeiten sehen?

Assecuranzgesellschaften, Wetterschadens- oder Wetterschadensassecuranzcompagnie. Der Zweck einer solchen Gesellschaft ist die Vergütung des Schadens, der den Besitzern und Benutzern der Grundstücke durch verderbliche Witterung und böse Wetter zu geht. Wir wissen noch von keinem Orte, wo eine solche Assecuranzanstalt errichtet wäre. Das Hauptwerk derselbigen besteht darinne, daß sich die Theilhaber mehrerer zusammengränzenden Markungen vereinigen, nach Proportion der Anzahl ihrer Grundstücke die Summe zusammenzuschießen, auf welche der durch einen erfolgten Wetterschaden einigen Grundbesitzern zugegangen und urkundlich abgeschätzte Verlust bestimmet worden ist. Der Ersatz könnte bey dieser Gesellschaft am besten und leichtesten in den Producten selbst geleistet worden.

Assecuranzconto, *Assecuranzrechnung,* s. unter dem Artikel: *Handelsrechnung.*

Assecuranzgerichte; s. Assecuranzsachen.

Assecuranz- Assuranz- Assecurationshandel, ist ein Contract, vermöge dessen einer sich verbindlich macht, den Schaden, oder Verlust, den der andere an seinen Gütern durch ungewisse Gefahr leidet, wieder zu ersetzen, und sich dargegen von dem andern eine bestimmte Belohnung, oder Bezahlung für die Uebernahme des Schadens seiner Güter ausbedingt. Der, welcher die Ersetzung des Schadens übernimmt, und seine Verbindlichkeit dazu für einen bestimmten Preiß dem andern verkauft, heißt: der Versicherer, *Assuradeur, Assecurator;* der aber, welcher für einen bestimmten Preiß jene Versicherung kauft, ist der Versicherte oder *Assecuratus.* Der Preiß, um welchen der Versicherer sich verbindet, dem andern den Schaden oder Verlust seiner Güter bey allenfalls entstehenden Unglück zu vergüten, heißt: die Assecuranzprämie, oder Prime. Der schriftlich aufgesetzte Assecuranzcontract selbst wird die Police, Polizze oder Pols, oder auch Assecurans- oder Versicherungsbrief genennet. Es lohnt sich nicht der Mühe, mit Grotmann und Textor zu streiten: ob unentgeldliche Assecuranzen statt finden können? Allerdings sind es in allgemeinen Sinne, wie der Artikel Assecuranz zeigt: wahre Versicherungen oder Assecurationen; wenn einer, oder mehrere Bürger, oder auch selbst die Obrigkeit die Gefahr der Güter und Waaren gewisser Eigenthümer auf sich nehmen. Beym Livius haben wir Zeugnisse, daß der öffentliche Schatz die Gefahr der Schiffe auf sich nahm, die Getraide nach Spanien führten, und Svetonius erzählt uns im Leben des Kaysers Claudius, daß der Kayser zu Begünstigung des importanten Getraidehandels den Getraidehändlern, welche ihre Früchte übers Meer nach Rom führten, allen Schaden zu vergüten, versprochen habe. Dies waren unstreitige und reelle Assecurationen. Aber das alles ist kein Assecuranzhandel, oder keine kaufmännische Assecuranz. Die erfordert, wie ein jeder Handel, Geber, Empfänger und Preiß. Der Assecuranzhändler verhandelt seine Assecuranz gegen die Assecuranzprime.

Wenn man die große Gefahrlichkeit bey der Schiffahrt und Seehandlung sich vorstellt, und zugleich die beträchtlichen Auslagen bedenkt, die auf diese Commercien nothwendig zu machen sind; so fällt der ausserordentliche Vortheil des Assecuranzhandels auf dieser Seite sogleich in die Augen. Da nun die Menschen in allen den Sachen, die ihnen ihr Interesse fühlbar machen, in den frühesten Zeiten sehr aufmerksam und erfinderisch gewesen; so ist zu vermuthen, daß der Assecuranzhandel vielleicht bald nach der Beschiffung der Meere seinen Anfang genommen hat. In der, obnehin noch nicht genugsam aufgeklärten, Handelsgeschichte finden wir jedoch nichts zuverläßiges von dieses Handels Ursprunge. Viele eignen die erste Erfindung den Juden zu, welche, da sie unter dem König Philipp August im Jahr 1182, und nachher unter Philipp dem Langen im Jahr 1321 aus Frankreich verjagt worden, zu desto sicherer Fortbringung ihrer Effecten die Assecuranzen eingeführt hatten. Andere glauben, der Assecuranzhandel sey bey den Engländern früher als bey andern Völkern im Gebrauch gewesen, die Einwohner der alten berühmten französischen Seehandelsstadt Oleron, die ehemals unter englischer Bothmäßigkeit gestanden, hätten ihn kennen gelernt, in ihren Seegesetzen gegen Ende des zwölften Jahrhunderts davon gehandelt, und von daher sey er in die Seestädte der Franzosen, und nach und nach zu dem übrigen Europa gekommen. Der Wachsthum der Schifffarth und des Seehandels, der vom funfzehnden Jahrhunderte her besonders stark geworden ist, hat auch in dem Assecuranzhandel große Progressen und Verbesserungen gewirkt. Seit dem Anfange des siebenzehnden Jahrhunderts finden sich bey den commercirenden Nationen zu besserer und vortheilhafterer Einrichtung der Assecuranzen besondere Verordnungen. Anderson in seiner Geschichte des Handels, erwähnt im 4ten Theile, S. 328. nach der deutschen Uebersetzung der ersten englischen Assecuranzordnung, vom Jahr 1601. Die Importanz dieser Handlung brachte Assecuranzgesellschaften, oder Compagnien hervor, die den Namen der Assecuranz-Kammern erhielten. In Paris waren gegen die Mitte des siebenzehnden Jahrhunderts solche Gesellschaften, die unter Colberts Staatsverwaltung durch ein königliches Edict, vom 5. Jun. 1668. bestätiget wurden, und ein eigenes Bureau unter dem Titel: Chambre des assurances & grosses avantures etablie par le Roi führen durften. Nach der im Regulativ vom 4ten December 1671 bestimmten Verfassung dieser Assecuranzkammer, war sie eigentlich nur eine Versammlung einzelner Assecurirer, deren Namen auf eine Tafel geschrieben waren, nebst der Gefahr, die jeder an einerley Schiffe übernehmen wollte, und von welchen jeder, der Assecuranzen suchte, wählen konnte, zu welchen er

Digitized by Google

das meiste Vertrauen hatte. Die ganze Versammlung hielt einen gemeinschaftlichen Schreiber, der die Assecuranzpolicen in eines jeden Assecurirers Namen ausfertigte, sie den Partheyen zu lesen gab; und darauf in die Bücher eintrug, und den allgemeinen Briefwechsel führte. Bey entstandenen Verlusten wendete sich der Interessent nur an den Schreiber der Kammer, der es an die betreffenden Assecurirer meldete, welche sodann die Sache richtig machten. In der That war diese Einrichtung des Assecuranzhandels höchst natürlich und einfach. Wer Assecuriren lassen wollte, sahe die Namen der Assecurirer auf der Tafel vor sich, und konnte also die zu seinen Assecurirern nehmen, die er für die reichsten, ordentlichsten, und solidesten Männer ansahe. Man hatte Sicherheit und Bequemlichkeit, wie man sie bey diesem Geschäft wünschen konnte. Es hatte aber diese Assecuranzkammer kein ausschließendes Recht zu assecuriren; alle Kaufleute durften einander unter sich ihren Handel versichern, wie sie wollten. Daher suchten die Pariser Assecurirer eine neue Einrichtung zu treffen, durch welche sie die zur See handelnde Kaufleute reizen wollten, sich vorzüglich an die Pariser Assecuranzkammer mit dem Assecuranzgesuch zu wenden. Sie schossen nemlich im Jahr 1686 Gelder zusammen, einen Fond von 300,000 französischen Pfunden. Das sollte das Mittel seyn, ihnen das Vertrauen derer, die Assecuranzen kaufen wollten, vorzüglich zu zuziehn. Zugleich erhielt diese Kammer durch das königliche Edict vom 6ten Junius 1686. einige monopolistische Privilegien, unter andern diese, daß der Assecuranzhandel in Paris von keinen andern als Gliedern dieser Gesellschaft, deren Anzahl doch nur auf 30 eingeschränkt war, getrieben und auch von den Kaufleuten in den Seestädten nur auf dem vorigen Fuß fortgesetzt werden sollte. Dies konnte aber natürlicher Weise das Zutrauen nicht vergrößern, und den Assecuranzhandel nicht befördern, weil die Vervielfältigung der Assecurirer, und der Assecuranzkammern der einzige Weg ist, denen die assecuriren lassen wollen, eine größere Wahl offen zu lassen, und geringere Assecuranzprämien zu verschaffen. In neuern Zeiten haben sich die Sachen geändert. Im J. 1750. ist unter dem Namen: Chambre royale des assurances eine neue Assecuranzkammer entstanden, die einen Fond von sechs Millionen Livres in 2000 Actien, jede von 3000 Livres eingetheilt, zusammengelegt hat. Doch sind auch in allen großen französischen Seestädten, Rouen, Nantes, Bordeaux und andern mehrere solche Assecuranzkammern durch starke zusammengeschossene Capitalien emporgekommen, und ausserdem dürfen auch einzelne Personen zu ihrem eigenen Interesse den Assecuranzhandel treiben. — In London sind auch zwey große Assecuranzkammern etablirt, welche in den ersten Regierungsjahren Georg des ersten ihre Freyheitsbriefe erhalten haben. Die eine heißt: Royal exchange assürance und die andere: London assürance. Sie sind aber beyde nicht ausschließend privilegirt, und es darf daher jeder Particular assecuriren, wie ers zu seinem Vortheil gut findet. — In Holland ist auch eine Assecuranzkammer und dabey kann den Assecuranzhandel treiben, wer da will, und Vertrauen findet. — In Coppenhagen ist im Jahr 1727. eine Seeassecuranz-Compagnie gestiftet worden. Die Interessenten legen ihre Actien, deren jede in 1000 Thalern besteht, nicht zusammen, sondern jeder unterschreibt sich, und giebt für seine Beytragssumme hinlängliche Sicherheit. — Im Jahr 1739. hat Stockholm ebenfalls eine besondere Assecuranz-Compagnie bekommen. — In den großen Handelsstädten Italiens, z. E. Livorno ꝛc. ist der Assecuranzhandel unter den einzelnen Kaufleuten in sehr starken Gange, und in unserm Deutschlande verdient die blühende Handelsstadt Hamburg auch wegen dieses Handels besonders benennet zu werden.

Der Flor des Assecuranzhandels hänget hauptsächlich von der Freyheit, und den geringen Geldinteressen in einem Staate ab. Je niedriger das Geldinteresse steht, desto kleiner werden auch die Assecuranzprämien, wenn die Concurrenz der Assecuranten nicht willkührlich eingeschränkt oder gehemmet wird. Daher haben bisher Solland und England, bey welchen diese Bedingungen vorzüglich statt gefunden, für ganz Europa Assecuranzen übernehmen können.

Bey dem Assecuranzhandel selbst entstehen hauptsächlich folgende Fragen:

1) Was für Gegenstände können assecurirt werden?
2) Welche Gefahr, und welcher Schade wird von dem Assecurirer übernommen?
3) Welche Verbindlichkeit hat der Assecurirte gegen den Assecurirer?

Was die Gegenstände des Assecuranzhandels betrifft, so kann eigentlich alles assecurirt werden, was einiger ungewissen Gefahr unterworfen ist, und sich von den Menschen in irgend einem Betrachte nach Gelde schätzen läßt. So sind also die Schiffe, alle Gattungen von Waaren, Geld und Geldes werth, unter den Gegenständen des Assecuranzhandels begriffen. Aber wie ist es mit dem Leben der Menschen? In England und mehrern andern Staaten schließt man auch hierüber Assecuranzen. In Frankreich aber ist die Erlaubnis zu assecuriren nur auf wirkliche Güter, oder Kaufmannschaften, und auf die Freyheit der Menschen mit Recht eingeschränket worden. Der Eigennutz kann wohl ein Menschenleben für so oder soviel Mark Silber oder Gold abschätzen; aber welch erstaunliche Mißbräuche können nicht durch eine solche Gewohnheit entstehen? Wie leicht kann nicht der Wuchergeist im Tode eines Menschen seinen Gewinn zu befördern suchen? Das Menschenleben ist in der That viel zu kostbar und heilig, als daß man es mit einem Klümpgen Gold oder Silber, im Kaufmännischen Gewerbe, solleauswiegen lassen.

Man fragt, ob auch auf verhoffenden, oder sogenannten imaginären Gewinn eine Versicherung statt finde, und was es eigentlich damit für eine Bewandtniß habe. Es sind einige, welche behaupten, daß sich der Gewinnß, den man bey einer Waare, oder Schiffsladung machen kann, darum nicht assecuriren lasse, weil dieser Gewinnß noch nicht vorhanden sey, und also auch nicht Gefahr laufen könne, verlohren zu werden. Allein die Hofnung zu einem Gewinnste ist wirklich da, und ist mit der Waare oder Schiffsladung verbunden. Der gehofte Gewinnst ist ein wahrscheinliches Gut, das aller der Gefahr unterworfen ist, welche die Waare treffen kann. Es ist also der Natur der Sache nach auch eine Assecuration des zu hoffenden Gewinns, das heißt, auf imaginirte Gewinn, möglich. Die Hamburgische Assecuranzordnung vom Jahr 1732. redet im 2ten Artikel des dritten Titels ganz ausdrücklich von dieser Versicherung. Man streitet aber darüber, was eigentlich in diesem Contracte der Assecureur dem Assecurato garantirt, und wie weit er sich diesem verpflichtet. Der Punct ist sehr delicat, und verdient die genaueste Entwicklung. Nach den allersimpelsten Ideen muß man den kostenden Preiß, oder Werth der Güter von dem wirklichen Verkaufspreiße derselbigen unter-

Digitized by Google

scheiden. Der Ueberfluß in dem Verkaufspreiße über den Betrag des kostenden Preißes ist der eigentliche Gewinn. Dieser gründet sich immer auf Conjuncturen in den Commercien, das ist, auf Umstände, welche die Concurrenz der Nachfrage und Käufer der Waaren vermehren, oder vermindern. Also geht der Natur der Sache nach die Assecuranz auf zu hoffenden Gewinn darauf, daß der Assecureur sich zu einer bestimmten Summe anheischig macht, die der Assecuratus als Gewinn hofft, aber durch ein Unglück, das seinen Gütern zustoßen kann, zu verlieren, oder vielmehr neben dem Verluste an dem Betrage des kostenden Preißes auch noch zu entbehren befürchtet. Nun entstehen bey dieser Assecuranz folgende vier Fälle.

Der erste: Wenn die Waaren unterweges gänzlich verlohren gehen. Alsdenn muß der Assecureur der Natur des Contractes gemäß dem Assecurato die volle Summe bezahlen, die er als Gewinn dem letzten assecurirt hat. Denn in diesem vorausgesetzten Falle fällt die Möglichkeit alles Gewinnes für den Assecuratum ganz weg, den doch der Assecureur mit der bestimmten unterzeichneten Summe versichert hat. Es liegt nichts daran, wenn auch gleich der Assecuratus von seinen Waaren, fals sie glücklich angekommen wären, weniger als die assecurirte Summe gewonnen hätte. Deswegen ist der Assecureur nicht berechtiget, an der unterzeichneten Summe dem Assecurato etwas abzubrechen. Dies findet auch nach Börsengebrauche in den Handelsstädten statt.

Der zweyte Fall: wenn die Waaren unterweges zum Theil verlohren gehen, z. E. durch Beraubung, oder Werfung.

In diesem Falle ist der Assecureur von seiner unterzeichneten Summe das Verhältnißmäßige dem Assecurato abzutragen schuldig. Ist die Hälfte der Waare verlohren gegangen, so fällt auch diese Hälfte des Profites weg, den der Assecuratus vom ganzen Waarenquantum geboffet, und den der Assecureur auf sich genommen hatte.

Der dritte Fall: Wenn die Waaren unbeschädigt ankommen. Hier bedarfs keines weitern Grübelns. Der Assecuratus hat seine Waare und mit ihr die Hoffnung seines Gewinnes glücklich in Händen. Waare, und Hoffnung, an ihr zu gewinnen, ist außer der Gefahr, welche die Assecureurs übernommen hatten. Also muß der Assecuratus dem Assecureur die Prämie bezahlen.

Der vierte Fall: wenn die Waaren beschädigt ankommen. Das ist der critische Fall, über den man nicht einig ist. Man hat drey verschiedene Meynungen davon.

Die erste: Der Assecureur, der den zu hoffenden Gewinn übernommen hat, muß eben soviel pro Cent an den Assecuratum bezahlen, als der, welcher den Seeriseo der Waaren selbst übernommen hat.

Man gründet diese Meynung auf die Handelsgebräuche in Engelland und Holland.

Die zweyte Meynung ist die: Der Assecureur muß dem Assecurato das ersetzen, was ihm, wegen der Beschädigung seiner Waaren, von dem ihm bis auf eine bestimmte Summe versicherten Gewinne abgehet.

Diese Meynung stützet man auf die Natur der Sache, und glaubt, daß, weil wegen erlittener Beschädigung der Waaren, der geboffte und versicherte Gewinn nicht mehr möglich sey, der Abgang an diesem Gewinne, der ganz versichert worden, beraütet werden müsse.

Die dritte Meynung geht dahin, daß der Assecureur alsdenn, wenn die Waaren beschädigt, das ist, in verschlimmerter Qualität ankommen, an den Assecuratum nichts zu bezahlen habe, sondern seine Prämie eben so gut verdiene, als wenn sie in ihrer vollkommen guten Qualität angelanget wären, und daß also die Assecuranz auf imaginirten Gewinn eine solche Assecuranz sey, bey welcher der Assecureur dem Assecurato weiter nichts, als die wirkliche Ankunft der sämmtlichen in der Police nahmhaft gemachten Waaren garantiret, und sich im entgegen gesetzten Falle, wenn nemlich diese Waaren unterwegens entweder gänzlich, oder zum Theil verlohren gehen sollten, verpflichtet, eine gewisse unterzeichnete Summe, oder auch einen Theil derselben, die dem verlohrnen Theile der Waaren proportionirt ist, dem assecurato in Solatium ceſſantis lucri cujuscunque indeterminati & imaginarii zu erlegen.

Es kann in der That nichts ungegründeter seyn, als die Ideen, die in dieser dritten Meynung enthalten sind. Der welcher von seinen Waaren über ihren wirklichen Werth oder über ihren kostenden Preiß einen Gewinn hoffet, der gründet seine Hoffnung auf diejenige vollkommene Qualität der Waare, die sie für ihren kostenden Preiß haben muß. Es wäre thörigt, wenn er den gleichen Gewinn auch noch von der verdorbenen Waare, das ist, von der die nicht einmal den Werth des kostenden Preißes mehr hat, erwarten wollte. Wer sich also einen Gewinn von seinen Waaren in einer bestimmten Summe assecuriren läßt, der läßt sich seine Hoffung zum Gewinn in der Ankunft, und guten Qualität seiner Waaren versichern. Wenn also die Waaren entweder ganz oder zum Theil zu Grunde gehen, oder die Qualität von Kaufmannsgute auf dem Wege verlohren haben, so ist der Assecurirer schuldig, dem Assecurirten so viel zu entrichten, daß er den ihm versicherten Gewinn bekommt. Langen die Waaren in einem verdorbenen Zustande an, so hat ja der Assecurirte gerade durch diese Beschädigung seine Hoffnung zum Gewinn verlohren. Eben die Gefahr, welcher diese Hoffnung ausgesetzt war, ließ er sich assecuriren. Wie kann nun der Assecurant eine Prämie verdienen, und von der Zahlung der übernommenen Summe frey werden, wenn die Hoffnung des Assecurirten zum Gewinn unterwegens durch die Beschädigung der Waaren zu Grunde gerichtet worden? Wir betrachten hier blos die Natur der Sache, und behaupten, daß nach solcher die vorher angeführte dritte Meynung ganz und gar nicht bestehen könne, sondern daß die zweyte die einzige wahre sey. Es versteht sich von selbst, daß sonst in jeder Handelsstadt der Börsengebrauch auch in dieser Angelegenheit zum Grunde gelegt werden müsse, und daß also die erste Meynung von den Würkungen der Assecuranz auf imaginären Gewinn da statt habe, wo Englands und Hollands Gebräuche in diesem Stück auch eingeführt sind.

Wir finden aber nöthig, zur Aufklärung dieses wichtigen Gegenstandes annoch folgendes beyzufügen. In einigen Handelsplätzen wird den einlangenden Waaren bey der Börse ein Preiß bestimmt, den man den Börsenpreiß nennet. Bey diesem Börsenpreiß ist nur alsdenn wirklicher Gewinn auf die Waaren zu erwarten, wenn er den Belauf der Factur und übrigen Unkosten übertrifft. Läßt sich nun jemand einen Gewinn auf seine Waaren in einer bestimmten Summe versichern, so kommts alsdenn bey Entschiedung der Pflichten des Assecurirers nicht darauf an, wieviel der Assecuratus bey seinen einlangenden aber beschädigten Waaren in die Vergleichung mit dem Börsenpreiße verliert, sondern nur darauf kommet es an, wie weit mit dem wirklichen Verkaufspreiße der beschädigten Waare und der von den

Versicherern auf Seegefahr für die Beschädigung zu entrichtenden Summe eine Verminderung des gehofften und wirklich assecurirten Gewinnes verbunden ist. Wenn der wirkliche Erlös bey dem Verkauf der beschädigten Waare, und die Summe dessen, was die Assecuriter für Seegefahr bezahlen, zusammen genommen noch nicht soviel betragen, daß der gehoffte Gewinn herauskommt, so muß der Assecurirer auf imaginirten Gewinn bis auf seine unterzeichnete Summe das nöthige zulegen. Wie hätte sonst der gehoffte Gewinn bis auf die bestimmte Summe assecurirt heißen können?

Besondere Umstände z. E. Kriegszeiten können Anlaß geben, daß die kriegende Mächte gewisse Sorten von Waaren für Contrebande erklären, und daß nun diese Güter und die damit beladene Schiffe entweder gar nicht assecurirt werden dürfen, oder daß in den Policen namentliche Erwähnung derselbigen geschehen muß. Dies gehört aber nicht zu dem Wesen des Contracts.

Zum Wesen des Assecuranzhandels gehört zweytens die Uebernahme einer ungewissen Gefahr, welche den Schiffen und Gütern während ihrer Transportirung begegnen kann. Alle diese Gefahren, sie mögen Namen haben wie sie wollen, werden bey dem Seehandel mit dem allgemeinen Namen Seerisico belegt. Es hängt von den die Assecuranz abschließenden Partheyen ab, in Ansehung des Risico, welches der Versicherer übernehmen soll und will, sich zu vergleichen, und das Vergliechene in den Policen zu bestimmen. Wenn nichts besonderes ganz ausdrücklich verglichen wird: so muß aus den Assecuranzordnungen ersehen werden, welcher Risico von dem Versicherer nicht übernommen, oder als nicht übernommen angesehen werden soll. Ist auch da keine Einschränkung in Absicht auf das Risico gemacht worden: so geht der geschlossene Assecuranzhandel auf allen Risico ohne Unterschied, und zwar, wie sich die Hamburgische Assecuranzordnung Tit. V. art. 1. ausdrückt: „Auf allen Risico und Gefahr, Schaden und Verlust, „welcher den Schiffen und Gütern auf eine oder die andere Weise, es sey durch Sturm, Unzewitter, Schiffbruch, Ueberseegelung, Strandung, Werfung, Brand, „Nehm- und Plünderungen, feindlicher Anhaltung „fremder Puissancen, Kriegesdeclarationen, und Repressalien, Mißhandlung und Versehen, oder Versäumniß des Schiffers und seines Volks zustoßen kann, „und überhaupt alle andere bedachte und unbedachte „Zufälle. Von sich selbst versteht sich, daß ein jeder Schade, den die Kaufmannsgüter während ihres Transports nach ihrer innerlichen Beschaffenheit, und nach dem unvermeidlichen Laufe der physischen natürlichen Ordnung ohne hinzukommende äußerliche zufällige, oder willkürliche Ursach leiden, von dem Assecuranten nicht übernommen werde, wenigstens nicht als übernommen angesehen werden dürfe. In diesem Falle würde der Assecurant dem Assecurato ein Geschenk machen, aber keinen Handel mit ihm treiben.

Das dritte wesentliche Stück in dem Assecuranzhandel betrifft die Verbindlichkeit des Assecurirten gegen den Assecuranten. Diese geht auf richtige Bezahlung der Assecuranzprämie, gegen welche der Assecurirer die Assecuranz giebt; auf Vermeidung aller willkürlichen unredlichen und betrüglichen Schritte, Gänge und Vorkehrungen, wodurch dem Assecurirer der Natur und Absicht des Assecuranzhandels zuwider Schade zugefüget wird, und auf Anzeigung und Beweisung des an dem Schiff oder Gütern erlittenen Schadens.

Die Schiffe und Güter sind entweder in der Police taxirt worden, oder nicht. Ist jenes, so wird der erlittene Schaden nach der Taxe berechnet, gefordert und ersetzet. Ist aber dieses, so werden die Factur oder Einkaufsrechnung, die Assecuranzprämie, und die sämtliche Unkosten, die Güter an Bord zu bringen, zum Grunde der Schadensberechnung angenommen und darnach die Sachen berichtiget. Diese Berechnung und die Repartition des Schadens unter den betreffenden Assecuratern machen, heißt dispachiren, und derjenige, der diese Verrichtung zu leisten bestellt ist, der Dispacheur.

Es geschieht bisweilen, daß einer aus Irrthum mehr versichern läßt, als er wirklich im Schiff hat. Wenn er nachher solches gewahr wird, und es hinreichend zu erhärten im Stande ist: so kann er nach aller Gerechtigkeit die Prämie wegen des Werthes, den er sich zu viel hat versichern lassen, von den Assecuritern wieder zurückfordern; dies nennt man beym Assecuranzhandel das Ristorno. Es kann solches nicht statt finden, wenn die sämmtlichen Güter, die versichert worden sind, in der Police ihre Taxation erhalten haben, es sey denn, daß sich eine Unrichtigkeit dieser Abschätzung hinlänglich darlegen läßt. Ohne unser Erinnern wird man übrigens von selbst begreifen, daß das Ristorno über alle Assecuranten, die auf einer Police stehen, vertheilet, und nach Proportion der von einem jeden gezeichneten Summe regulirt werden muß. Gemeiniglich wird beym Ristorno ein halb Procent an der wieder erhaltenden Prämie zurückgelassen.

Der Assecurant, der den Risico der Güter eines andern auf sich genommen hat, kann wieder von einem dritten eine Versicherung dieses Risico wegen für sich erkaufen. Dieser Contract ist eine Reassecuranz. Der Assecurier bleibt dem Assecurirten, der Reassecuranz ungeachtet, wie vorher verpflichtet; nur erlangt er den Vortheil, daß ihm die Summe, die er zur Schadenserstattung seines Assecurirten im Fall eines gehabten Unglücks anwendet, von demjenigen wieder vergütet werden muß, der die Reassecuranz über sich nimmt. Der Assecurant muß dem Reassecuranten alles offenherzig und redlich entdecken, was er von dem durch ihn versicherten Schiffe und Gütern weis, und in der Police muß ausdrücklich bestimmt werden, daß die Versicherung auf Reassecuranz geschehe.

Damit nun in der ganzen wichtigen Assecuranzhandlung alle Streitigkeiten zwischen dem Assecurirten und dem Assecurateur nach Möglichkeit vermieden werde, und die Partheyen genau wissen mögen, wie sie gegen einander sich zu betragen haben; so sind die Erforderniße zur Vollkommenheit dieses Contractes durch klare ausführliche Gesetze und Vorschriften zu bestimmen.

Assecuranzkammer, s. unter Assecuranzhandel.

Assecuranzordnungen, Assecuranzhandels-Ordnungen, sind diejenigen Gesetze, welche das vorschreiben, was in einem Staate in Ansehung des Assecuranzhandels beobachtet werden muß, wenn er rechtsgültig seyn soll. Das ganze Handelswesen ist seiner Natur nach ein Theil der Polizey, weil diese eigentlich dasjenige in sich faßet, was zur Beredlung und Beglückung des bürgerlichen Lebens in den Staaten gerabezu abzweckt. Daher hat ein jeder Staat das Recht, so wie in allen Policeygegenständen, auch in Ansehung des Assecuranzhandels besondere Ordnungen zu machen, und solche nach Befinden der Umstände, der Gerechtigkeit gemäß, zu erweitern, einzuschränken und abzuändern.

Assecuranzpolice. Was darunter zu verstehen ist, zeigt der Artikel Assecuranzhandel. Ueberhaupt soll in der Police alles ausgedrückt werden, was die Partheyen bey dem Assecuranzhandel gegen einander suchen.

Digitized by Google

Je genauer alle Clauſuln und Bedingungen von beyden Seiten beſtimmt werden, deſto ſicherer wird der Aſſecuranzhandel, und deſtoweniger fallen langwührige Streitigkeiten unter ihnen vor. Nothwendig aber muß in den Policen ausgedrückt werden

1) der Name deſſen, der die Aſſecuranz thun läßt. Doch wird auch bisweilen die Police nur allgemein an Zeigern dieſes geſtellet, und ein beſtimmter Name ausgelaſſen;

2) jeder Gegenſtand, worauf die Aſſecuranz geſchieht, und wie weit die Verſicherungsſumme geht;

3) die Zeit, wenn das Schiff mit den Gütern von dem Orte, wo die Gefahr anfängt, abgegangen;

4) der Ort der Ladung, und der Löſchung oder der Ausladung der Güter;

5) die Gefahr und das Riſico, für welches der Aſſecuradeur ſtehen will;

6) der Name des Schiffers und des Schiffes;

7) die Aſſecuranzprämie in ihrem völlig beſtimmten Werthe; und

8) der Name des beeydigten Mäklers, durch welchen die Aſſecuranz geſchloſſen wird.

In den Handelsſtädten werden gemeiniglich Formularen von den Aſſecuranzpolicen nach der Verſchiedenheit der zu verſichernden Gegenſtände gedruckt. Die, welche Aſſecuranzen ſchließen wollen, oder als Mäkler für andere ſchließen, nehmen dieſe Formularen, und füllen ſie durch die vorher benannten acht Erforderniſſe aus. Auch hängen ſie noch weiter die beliebigen Clauſuln und Bedingungen hinten an. Wir wollen hier nur das Formular einer Police auf Güter beyfügen, wie es nach Bohns wohlerfahrnem Kaufmanne S. 59. zu Hamburg üblich iſt. „Wir unterſchriebene Aſſecuradeurs, für uns und unſere Erben bekennen, ein jeder für ſeine gezeichnete Summe verſichert zu haben, an N. N. auf — — (Namen der Güter) — — welche mit unſerm, der Aſſecuradeurs Conſens, obſchon dieſelbigen mehr oder weniger gekoſtet haben oder werth ſeyn mögen, und ohne inskünftige des Werthes halben einigen mehreren Beweis und Rechnung, als nur allein dieſe Police zu erfordern, auf — — Thaler taxirt und geladen ſind (oder noch eingeladen werden ſollen), in das Schiff N. N. welches Schiffer N. N. oder ein anderer jetzo führt, und von — — (der Ort) — — woſelbſte es dieſe Güter eingenommen, nach — — (der Ort) — — allwo dieſe eingenommene Güter zu entladen und zu ſolchen ſeyn, gehen ſoll. Wir nehmen über uns, gegen Empfang von — — Procent Prämie, den Riſico und die Gefahr dieſer eingeladenen Güter, in Anſehung allen Schadens und Unglücks, ſo denſelben ganz, oder zum Theil in bedachten oder unbedachten Fällen, auf einige Art und Weiſe zuſtoßen und überkommen könnte; geſtalt wir gehalten ſeyn wollen, für alle Gefahr von See, Sturm und Ungewitter, Schiffbruch, Strandung, Ueberſegelung, Werfung, Feuer, Arreſten und Bekümmerung von Königen, Fürſten und andern Puiſſancen, feindlicher Nehmung, Anbringung, Confiſcationen und Repreſſalien, auch für gewaltſame Spoltung der Caper und Seeräuber, und für alle andere Perikeln, ſo auf dieſer Reiſe dieſen Gütern durch äußerliche Gewalt zuſtoßen möchten, es geſchehe ſolches durch Verſehen, Verſäumniß und Muthwillen des Schiffers oder ſeines Schiffsvolkes, oder ſonſt auf eine andere Art und Weiſe. Wir ſetzen uns völlig in den Platz und in die Stelle vorbeſagten — (Name des Aſſecurirten) — um denſelben von allem ſolchen Schaden zu befreyen. Und beginnet dieſer Riſico von dem Moment an, daß dieſe Güter vom Lande geſchieden, um an Bord gebracht zu werden, bis dieſelben zu — (Ort der Beſtimmung) — frey und unbeſchädigt wieder an Land werden gebracht ſeyn. Gott geleite es in Salvo."

„Wir ſind auch zufrieden, daß das Schiff, worinnen dieſe Güter eingeladen ſind, auf Gutbefinden des Schiffers ſeine Reiſe fortſetzen möge. Und dafern, welches Gott verhüte, ſich zutragen ſollte, daß auf vorhin gedachte, oder auch auf einige Art und Weiſe dieſen Gütern und Kaufmannſchaften einiges Unglück zukäme, oder daß dieſelbigen ganz oder zum Theil verlohren, verderbt oder beſchädigt würden; ſo geloben wir und verpflichten uns, ſowohl der erſte als der letzte, ein jeder für die von ihm hierunter gezeichnete Summe allen dieſen Schaden und Verluſt, nebſt allen extraordinairen Unkoſten, zu gelten, und nachdem uns von dem geſchehenen Unglück gebührende Nachricht gegeben worden, innerhalb zween Monaten ein jeder ſolche ſeine gezeichnete Summe, oder ſoviel davon zu des Aſſecurirten völlige Schadloshaltung erfordert wird, prompt zu bezahlen. Immaßen wir in allen ſowohl gedruckten, als beygeſchriebenen Clauſuln und Bedingungen, welche den gedruckten gleichgeſetzten oder vielmehr vorzuziehen ſind, der Stadt Hamburg Aſſecuranzordnung uns unterwerfen. Alles bey Verpfändung unſerer Haabe und Güter, auch ohne Liſt und Gefährde durch N. N. beeydigten Mäkler alſo geſchloſſen. Hamburg, den — —".

Aſſecuranzprämie, ſ. Aſſecuranzhandel. Die Prämie hängt in jedem beſtimmten Falle hauptſächlich von der wahrſcheinlichen Gefahr ab, welche den Schiffen und und Gütern bevorſteht. Zu Kriegszeiten iſt dieſe Gefahr größer als in friedlichen Jahren; daher auch die Prämie in jenem Falle auf 30 und mehrere Procent hinaufſteigen kann, da ſie in dieſem oft nur einige wenige Procent beträgt. Die Schätzung der wirklichen Gefahr in Friedenszeiten, um die Prämie beſtimmen zu können, gründet ſich auf die Beſchaffenheit der Meere und Küſten, wohin die Reiſe geht, auf die Länge der Seereiſe, auf die Jahrszeiten, in der ſie geſchieht, auf die Bauart, die Stärke und das Alter der Schiffe, auf die Geſchicklichkeit und Redlichkeit des Schiffrapitains und der Steuerleute, und auf die Zahl und Beſchaffenheit des Schiffvolkes. In Frankreich haben die Berechnungen, die man aus den Verzeichniſſen des Seeweſens über achtzehn friedliche Jahre gezogen hat, gelehrt, daß von 130 Schiffen jährlich eins verlohren gegangen. Alles übrige Riſico der Güter ſchätzet man für eben dieſe Zahl von Schiffen auf einen doppelten Verluſt, und alſo die allgemeine Gefahr etwa auf 1 von 100. Zu Kriegszeiten rechnet man weniger die Gefahr des Meeres und der Jahrszeit, als vielmehr die Größe und den Gebrauch der beyderſeitigen feindlichen Seemacht, und die Anzahl und Unterſtützung der kreuzenden Raubſchiffe.

Aſſecuranzſachen. Alle Sachen, welche den Handel angehen, heißen überhaupt Aſſecuranzſachen. Es muß vorzüglich von dieſen gelten, was von Mercantilſachen ausgemacht iſt, daß nämlich in den deshalben vorfallenden Streitigkeiten ordentlicherweiſe, oder nach der Regel, ſummariſch zu procediren ſey. Wie würde ſonſt Handel und Wandel, und beſonders der delicate Aſſecuranzhandel, die erforderliche Lebhaftigkeit, die ſich auf ſchleunige ungebundene Operationen gründet, behalten können, wenn auf dem ordentlichen Wege Rechtens, und nach allen nur Weitläuftigkeit verurſachende Formalitäten des Proceſſes verfahren werden ſollte. — Da übrigens alle den Handel und Wandel und die Gewerbe geradezu betreffende Angelegenheiten Policeyſachen ſind,

Digitized by Google

sind, so findet auch darinnen, wenn sie nicht contentios werden, und nur jura partium angehen, keine Appellation an die höchsten Reichsgerichte statt. Auch in dem Falle, da die Assecuranzsachen unter den Partheyen strittig werden, und da sonst die Appellation wie bey strittigen Policeysachen an die höchsten Reichsgerichte Platz greift, sind dieselbige **inappellabel**, wenn der Staat, wie z. E. die Stadt Hamburg, ein uneingeschränktes Privilegium de non appellando in Absicht auf solche erhalten hat. s. oben den Artikel: *appellando jus de non.*

Es sind übrigens in den Handelsplätzen, da der Assecurationshandel üblich ist, gemeiniglich besondere Gerichte für die Assecuranzsachen angeordnet, die man **Assecuranzgerichte** nennt, und die aus eigenen dazu ernennten Commissarien aus der Kaufmannschaft bestehen. In Hamburg gehören diese strittige Sachen an das **Admiralitätsgericht**, wie es auch in **Frankreich** ist. Doch werden am ersten Orte immer vorher, ehe die Klage bey der Admiralität angebracht wird, durch Schiedsrichter, die den Namen der **guten Männer** führen, Vergleiche zwischen den streitenden Partheyen zu stiften gesucht. Von diesen guten Männern wird einer von dem Assecurirten und der andere von den Assecurirern gewählt. Wenn sie sich beyde in ihren Meinungen, nach genugsam erwogener Sache nicht vereinigen können, so wählen sie einen dritten zum Obmann. Was sie aber beyde einmüthig, oder wenn ein Obmann da ist, was zwey von diesen dreyen erkennen und gut finden, das müssen die Partheyen ohne weitere Ausflüchte annehmen. Kann aber die Sache von den guten Männern nicht ausgemacht werden, oder wollen die beklagten Theile auf mehrmaliges Erfordern gar nicht erscheinen, so geht der Kläger an das Admiralitätsgerichte und bringt da seine Assecuranzklage an.

Assecurationseid, pflegt derjenige Huldigungseid von einigen genannt zu werden, welchen Güterbesitzer, die nicht zugleich für ihre Person Unterthanen in einem Lande sind, leisten müssen. Gemeiniglich wird er sonst **Homagium reale** genannt. s. **Homagium.**

Assecurationseid. Man kann in den Handelsstädten z. E. Hamburg, bey den Assecurationsgesellschaften, oder einzelnen reichen Kaufleuten, die sich mit dem Assecuriren abgeben, seine Schuffe, Ladungen, Waaren u. s. w. für die zuerlegende festgesetzte Premie assecuriren lassen. Der Contract, der deswegen geschlossen wird, heißt **Assecuranz.** Dieser Contract wird bisweilen zu desto mehrerer Versicherung beschworen, und ein sodann abgelegter Eid heißt ein Assecurations-Eid. Die Assecuranz ist ungültig, wenn derjenige, der die Versicherung auf sich nimmt, vorher weiß, daß die Waaren an den bestimmten Ort unbeschädigt ankommen, oder wenn der Kaufmann, der dieselbigen versichern läßt, bereits Nachricht hat, daß die Waaren verloren gegangen. Weil es nun auch hier auf Beweiß, und Gegenbeweiß ankommt, und deswegen bisweilen Eide geschworen werden; so nennt man auch diese, ob zwar nicht ganz genau Assecurationseide.

Assecurationszimmer. Ist ein Zimmer in einem Rathhaus, in welchem die Processe wegen der Assecuration geführt, und die Assecurationen gerichtlich gemacht werden.

Assecurirte Wechsel, auch Assecuranzbriefe, sind Arten von bedingten Wechselbriefen, von welchen der Artickel: **Wechselbrief** nachzusehen ist.

Assef, ist ein Titel, welchen der König von Persien seinen Statthaltern an denenjenigen Orten beygelegt hat, wo er die Chans abgestellet, und die Einkünfte der Provinzen, als Domaninengüter, an sich gezogen hat. Ein Assef bekommt nun jährlich etwas gewisses zum Gehalt, an statt daß der Chan vorher dem König etwas freywilliges zum Geschenk gab, eine gewisse Anzahl Truppen zum Bedürfniß des Staats unterhielte, und dafür alle Einkünfte für sich selbst zog.

Assel (*Oniscus*). Dieses Linneische Geschlecht gehört unter die **ungeflügelte Insekten.** Die Gattungen dieses Geschlechtes haben vierzehen Füße, borstenförmige Fühlhörner, und einen eyrunden Körper: Der Kopf ist von dem vielgegliederten Brustschild abgesondert, und an den Gliedern des Schwanzes bemerkt man keine Füße.

Assel, s. Kellerwurm.

Asselpage (*pap. Gabriela*). Dieser Tagschmetterling gehöret unter die bäuerlichen Dickköpfe: Auf der obern Seite haben die Flügel eine sammetartige himmelblaue Farbe, und schillern in einen grünen seiden Glanz. Auf der untern Seite sind die Vorderflügel blau und grün schattiert mit einigen durchlaufenden ungleichen braunen Strichen: Die Unterflügel hingegen, sind grünlich grau, in der Mitte mit wellenförmigen Binden, und am Ende grün mit zwey runden braunen Flecken: Am Rand befinden sich drey Schwänze. Er kommt aus Berbice.

Asselporcellane eine Conchylie, **der Kellerwurm; die Haselnuß, die kleine braune gekörnte Porcellane**, *Cypræa staphylæa* Linn. Porcellio fr. La Cloporte holl. Pissepeed, Martini tab. 29. fig. 313. 314. Gualtieri tab. 14. fig. T. Knorr Th. IV. tab. 16. fig. 2. ist eine kleine röthliche Porcellane, welche auf ihrem Rücken voll von kleinen weißen Körnchen ist. Sie gehöret unter die kleinsten Porcellanen, welche die Größe einer kleine Bohne nie übersteigen. Ihre Grundfarbe ist röthlich, die meinigen wie die Pfirschblüthe, und nun ist sie auf ihrem Rücken mit den feinsten weißen erhabenenen Körnchen so häufig überstreut, daß beynahe das eine das andere berührt. Auf dem Rücken, doch nie im Mittelpunkte, sondern auf der einen Seite haben sie eine kleine schmale Furche, die von dem einen Ende der Conchylie bis zum andern reicht, an beyden Enden aber ist sie braungelb gefärbt. Sie sind ziemlich gewölbt, doch einige mehr gestreckt als andere. Auf der untern Seite haben sie gedoppelt, oder auf beyden Seiten gezähnte Lippen, doch ist die eine Lippe allezeit breiter und mehr übergeschlagen als die andere. Bey denen Conchyliologen, welche die Porcellanen nach ihrem Saume abtheilen, gehöret diese Porcellane unter die **gedoppelten gesäumten Porcellanen.** Bey gleicher Farbe des Rückens sind gleichwohl die gezähnten Lippen bey einigen strohgelb, bey andern ganz weiß gezeichnet. Unter der obern röthlichen Decke befindet sich eine braune Farbe, welches auch die innere Farbe der Asselporcellane ist. Wenn also diese Conchylie abgerieben, oder abgeschliffen ist, so erscheinet ein glatter brauner Rücken, und nun sind die braungelb gezeichneten Enden, und die gedoppelt gezähnten Lippen, das sichere Kennzeichen, woran man diese artige kleine Porcellane erkennen, und zu ihrer eigentlichen Gattung zurückweisen kann.

Man weiß nicht mit gewisser Zuverlässigkeit, warum man diese Schnecke die **Asselporcellane**, oder der **Kellerwurm** genennet hat? Vermuthlich sahe man dabey auf ihre längliche Form, auf ihre geringe Größe, auf ihre Körnchen, auf ihre Farbe, wodurch einige aber zuverlässig eine sehr geringe Aehnlichkeit mit ei-

nem Kellerwurm, gefunden werden kann; man hätte sich noch unter den häufigen Zähnen dieser Conchylie, die Füße eines Kellerwurms oder eine Assel gedenken sollen! — Inzwischen ist die Aehnlichkeit unter dieser Porcellane, und unter einer Haselnuß, die sich Herr Müller gedacht, noch weiter hergeholt, und nur der Linneische Name, von der Farbe hergenommen, passet noch unter allen Namen am besten.

Die Reißkörnchen, oder die weißen Pocken des Argensville Martini tab. 29. fig. 312. Rumph tab. 29. fig. J. Gualtieri tab. 14. fig. Q. R. S. Knorr IV. Th. tab. 17. fig. 7. Cypræa nucleus LINN. ist unserer Asselporcellane fast in allen Stücken gleich. Aber die Farbe die bey den Reißkörnchen sehr veränderlich, und manchmal ganz weiß ohne alle fernere Zeichnung ist, und die Größe worinne die letztern die erste gar sehr weit übertreffen, unterscheidet beyde von einander, die gleichwohl zwey bloße Abänderungen zu seyn scheinen. Der mexicanische Meerbusen ist das Vaterland der Asselporcellane.

Asselraupen-Schmetterling, (*pap. Telemus*) s. Naſſelraupen-Schmetterling.

Asselschnecke, eine Conchylie, die kleine knotigte Sturmhaube mit warziger Lefze, das braungeflekte Knotenkaſtel, die Erdbeere. *Strombus onifcus* Linn. *Caſſis parua nodoja & verruculata.* Jr. Volute échancrée blanche, holl. Græuwe zeldzame Mœurbey, Het kleine westindische geknobbelde Kasketje. Martini tab. 34. fig. 357. 358. Valentin deutsch tab. 4. fig. 33. Gualtieri tab. 24. fig. I. Knorr IV. Th. tab. 12. fig. 4. Th. VI. tab. 16. fig. 6. Es sind kleine Conchylien, die in ihrer höchsten Größe nicht einen Zoll erreichen, und die besonders an ihren höckerigten Rücken kenntlich sind. Sie haben alle eine weiße Grundfarbe, aber auf diese ist, bald ein höheres, bald ein dunklers braun, bald gar eine schwarzbraune Farbe aufgetragen, die bald zusammenhangend, bald zerstreut ist; bald größere Flecken, bald einzelnen Strichen oder Punkten gleichen. Auf dem Rücken stehen in drey zimlich schrägen Reyhen, Knoten, die nach dem Verhältniß der kleinen Schale groß und hervorstechend sind, und in einer ziemlich regelmäßigen Ordnung stehen. Der Wirbel ist fast ganz platt, aber ein wenig eingebogen, und er bestimmt mit der ersten größere 6-7 flache Windungen. Die Mündung ist ganz weiß wie Elfenbein. Die äußere Lippe hat starke Zähne, deren ohngefehr 12 sind, die innere Lippe aber, die sich wie ein zartes Blättchen an den Bauch angelegt hat, und nicht so weiß wie die äußere ist, ist überal mit kleinen Wärzchen besetzt, und gleichet dem Chagrin. Dies findet man bey keiner Conchylie, die mit unserer Asselschnecke zu einem Geschlecht gehöret. Aber, welches ist ihr Geschlecht? die obigen Namen lehren, wie ungewiß hier die Conchyliologen sind. Einige zählen sie zu den Volusten, andere zu den Maulbeeren, noch andere zu den Erdbeeren, Linne zu den Flügelschnecken, und endlich einige zu den Sturmhauben. Martini sagt: dies sey der Ort für sie, weil ihnen kein einziges wesentlichen Kennzeichen der Sturmhauben fehle, und er hat recht. Die lange Spalte der engen Mündung, die gezahnten und warzigten, an beyden Seiten überliegenden Lefzen, die aufgeworfene Naſe, die 6-7 flachen Windungen, die knotige Stirne, dies alles haben unsere Asselschnecken mit den Sturmhauben gemein, und nichts mangelt ihnen als die Leiste an der innern Lefze. Vielleicht fehlet ihnen diese darum, weil der Bewohner nie so groß wird, daß es ihm nöthig würde seine Schale zu vergrößern, oder so lange anzubauen, bis der äußere Saum der ersten Lippe, wieder eine Leiste hinter der zweten bilden könnte.

Müller widerspricht sich, wenn er diese Conchylie bey der ersten seiner angeführten Figuren unter die Sturmhauben, bey der andern aber unter die Erdbeere zählet. Auch gehört Th. IV. tab. XII. fig. 5. gar nicht zu unserer knotigten Sturmhaube, sondern unter die brürenden Taubchens.

Ich kann es nicht ergründen, warum man dieser Conchylie den Namen der Asselschnecke gegeben hat, da unter ihr und einer Assel gar nichts ist, was unter beyden einige Aehnlichkeit bilden sollte. Sollen es die Flecken, oder die Höcker seyn, so müßte man noch vielen Conchylien diesen Namen geben. Ob sie gleich nur unter die sogenannten Speculatien gehört, so verdienet sie doch neben größern Conchylien zu liegen, theils: weil sie zu keiner mehreren Größe wächst, theils weil sie unter die seltenen Conchylien gehöret, die aus Westindien, ihrem Vaterlande nicht so häufig zu uns als viele andere gebracht werden.

Asselwurm, s. Kellerassel.

Asselwurm, so übersetzt Statius Müller den Linneischen Geschlechtsnamen *Scolopendra.* s. Naſſel.

Asselwurm, (Conchyl.) ist die vorherbeschriebene Asselporcellane. (s. Asselporcellane.) In der deutschen Ausgabe des Argensville S. 224. wird ihr der Name des Asselwurms, und der lateinische *Porcellio* gegeben.

Assemblage, nennt man in der Baukunst die Zusammenfügung und Verbindung der Baubölzer, welche zu dieſſachem Gebrauch dienlich, und dahet von den Zimmerleuten auf manchfaltige Weiſe geschiehet. Die Hauptarten davon geschehen: durch Unterkaufplattungen, Bäge, Bänder, Blätter, Dollenemlochungen, Fälze, Holme, Kappungen, Nägel, Nuten, Röhme, Riegel, Spünde, Schwalbenſchwänze, Streifnuten, Strebe, Verſatzungen, Verzahnungen und Zapfen, (davon von jedem an seinem Ort mit mehrerem zu ersehen.) Die Assemblage macht den Zimmermann zum Meiſter — sie ist der schwehrste und wichtigste Theil seiner Arbeit und er wird, so lang er auch lebt, nimmermehr in solcher auslernen, sondern er wird vielmehr täglich ein offenes Feld zu Verbesserung seiner Einsicht hierinn offen sehen. Der Baumeister findet in der Assemblage des Zimmermanns mit theoretischen Augen betrachtet, noch sehr viele Unvollkommenheiten, viel falsches, und weiterer Verbeſſerung fähigeres.

Assemblee, (Assamblee) wird auch in Deutschland gewöhnlich eine zahlreiche Gesellschaft von Standes, oder andern angesehenen Personen genannt, die an gewiſſen festgeſetzten Tagen gewöhnlich gegen Abend in eigenen dazu gewidmeten Sälen, und großen Zimmern, bey Hofe, bey vornehmen Miniſtern, Gesandten ꝛc. oder auch sonst an einem öffentlichen Orte, sich einfinden, um entweder den Hof (Cour) zu machen, oder durch Unterredungen, Spielen und andere Zeitvertreibe, sich zu unterhalten. In den Assemblees bey Hofe, dürfen die von Adel beyderley Geschlechts, die den Zutritt bey Hofe haben, wie auch alle fremde Standespersonen, wenn sie der Herrschaft präsentirt worden sind, (welches durch die dazu angeſtellte Personen geschiehet), erscheinen. In Privatassemblees läßt man sich gemeiniglich durch ein bekanntes Mitglied derſelben einführen und den übrigen präsentiren, bahnt sich auch den Weg dazu durch Besuche, die man gewöhnlich Vormittags abstattet, worauf alsdann die Einladung erfolgt. Die

Digitized by Google

Bewirthung in den Assemblees geschiehet entweder, mit warmen Getränken: Thee, Caffee, Chocolade ꝛc. oder mit Wein, Confituren, Gebackenem und Erfrischungen; als: Mandelmilch, Limonade, auch wohl Bischoff, Punsch u. d. gl. Die Zimmer sind mit einer hinlänglichen Anzahl Spieltischen, und diese mit Marquen, Kärtchen, Schälchen, Karten, zu versehen; auch darf es an einer guten Bedienung, und sattsamen Erleuchtung der Zimmer nicht fehlen. Für die Bedienten wird entweder unter, oder nach dem geendigten Spielen, ein gewisses Kartengeld erlegt. Die sogenannten Apartemans (Apartements) des Hofe unterscheiden sich von den Assemblees vornemlich dadurch, daß sie eigentlich nur bey den Damens und Gemahlinnen der Regenten, und zwar auch nur an großen Europäischen Höfen gehalten werden.

Assemblee, heißt ferner bey den Soldaten die Versammlung auf dem Exercierplatz oder an dem Ort, wo zum Abmarsch commandirt wird. Zur Assemblee **trommeln**, heißt ein Zeichen geben, daß die Soldaten sich marschfertig machen, ihre Zelte abbrechen, ihre Waffenrüstung anziehen; und bey der Versammlung erscheinen sollen. Dies ist mehrentheils das zweyte Zeichen, welches mit der Trommel gegeben wird.

Endlich heißt Assemblee auf der Jagd, derjenige Platz, wo die Jäger alle zusammen kommen, ehe sie die Jagd anfangen, und wenn sie fertig sind. Hier wird vorher verabredet, wie sich die Jäger vertheilen sollen, und was sie sich einander für Zeichen geben wollen. Zuletzt wird sich einander erzählt, und das zusammengebrachte Wildpret seiner Bestimmung entgegen geführet.

Assemblées des notables, heißen im Frankreich die ehemaligen Versammlungen der gesammten Deputirten der Reichsstände, nemlich der Geistlichkeit, des Adels, und der Städte, um in Staatsangelegenheiten sich unter einander und mit den Königlichen Commissarien zu berathschlagen. s. den Artikel: Französisches Staatsrecht.

Assemblieren, ist ein Kunstwort der Strumpfwirker, wodurch sie eine Menge Verrichtungen, die zur Bildung der Maschen erfodert werden, zugleich ausdrücken, und welches sich deswegen nicht sowohl hier als im Artikel Strumpfwirken erklären lässet.

Asser, s. Beertzahl im Artikel Zahl.

Asseres, wurden von den römischen Baumeistern eine Art Bretter genannt, welche auf die Templa der Dächer also genagelt waren, daß sie mit den Dachsparren parallel gelaufen. (s. Templa) Heut zu Tag gebraucht man solche nur auf Dächern, welche man mit Schiefer, Kupfer, Bley, oder Eisenblech deckt, und erhalten den Namen Schahlbretter (s. unter diesem Wort.) Bey Ziegeldächern sind sowohl die Asseres als Templa abgeschaft und bedient man sich der Latten davor, um ein leichter und wohlfeileres Dach zu erhalten. In Fig. 5. sind ab die Asseres und c die Templa. *

Asseres, waren auch Instrumente, deren sich die Alten im Seekriege bedienten. Vegetius im letzten Capitel des vierten Buches sagt: In einem solchen Gefechte tragen dreyerley Arten von Waffen das meiste zum Siege bey, Asseres, Falces, Dipennes; und giebt von der Beschaffenheit und dem Gebrauche der ersten folgende Beschreibung: Asser ist ein dünner und langer an beyden Enden mit Eisen beschlagener Balken, welcher wie eine Segelstange am Maste aufgehangen wird; diesen stößet man mit Gewalt auf die rechte oder linke Seite, auf welcher sich nemlich die feindlichen Schiffe nähern, und wirft dadurch wenigstens die feindlichen Soldaten und Schiffleute über den Haufen und tödtet sie, ja zuweilen stößet man damit auch Löcher in die Schiffe

* s. Tafel der Burgerlich. Baukunst.

Assertor, s. Adsertor.

Assessor, ist eine Person, welche einem Gericht beysitzt, und daselbst eine Stimme hat. Es giebt in den deutschen Gerichten Assessoren von zweyerley Art. Einige machen den Richter, der eine moralische Person oder ein Collegium ist, mit aus; ihre Stimme, welche sie im Gericht führen, ist entscheidend und muß mitgezählt werden, wenn die Mehrheit oder Gleichheit der Stimmen bestimmt werden soll. Die Assessoren von der zweyten Art gehören nicht wesentlich zum Justizwesen, sie sitzen meistens nur ihrer eigenen Belehrung wegen bey dem Gericht, um den Gang des Processes, gerichtliche Verfahren, die Observanzen u. dgl. zu erlernen. Ihr Votum wird gefragt, es ist aber nicht entscheidend, und wird nicht mitgezählt, wenn bestimmt werden soll, wohin die Mehrheit der Stimmen ausgefallen, oder ob eine Gleichheit derselben vorhanden sey.

Assessores Camerâ imperialis, s. Cammergerichts-Beysitzer.

Assidere und **Assessio**, bedeutet in alten Gnalischen und Französischen Urkunden, wenn der Landesherr auf liegende Gründe und andere Immobilien und Güter eine Auflage und Abgabe legen wollte, so ließ er durch geschworne der Sachen kundige Leute, die liegenden Gründe und Güter genau taxiren, und nach ihrem innerlichen Werth anschlagen, damit verhältnißweise die völlige Gleichheit bey Anordnung der Auflage genau beobachtet werden konnte. Diese geschworne Taxanten hießen daher auch Assessores, und die Taxe und Anlage der Abgaben Assessio.

Assidui milites, hießen bey den Römern diejenige Soldaten, welche auf ihre eigne Kosten ohne Sold dienten. Alsdann kommt das Wort von As her, und nicht von Assidere.

Assiduitas, heißt sonst Fleiß. Es bedeutet aber insonderheit die Bemühungen, welche diejenigen so in der Römischen Republik um ein Amt ansuchten, anwenden, um die Bürger zu gewinnen.

Assienti, Assientist, Assentrator, s. den Artikel: Wechsel und Wechsler.

Assiento, heißt bey den Spaniern eine Verpachtung, oder Ferme. In der Politik versteht man aber unter diesem Worte gemeiniglich den Vertrag, durch welchen der König in Spanien einer fremden Nation das Recht ertheilt, Negern-Sclaven in die der Krone Spanien zugehörige Americanische Staaten einzuführen, und daselbst zu verkaufen. Als die weitläuftigen Länder der neuen Welt unter die Spanische Bothmäßigkeit gebracht worden waren; brauchten die neuen aus Spanien ankommende Einwohner arbeitsame Hände, um die Gold- und Silberreichthümer zu gewinnen, um die fruchtbaren Felder zu reichen Erndten von allerley Gattungen nützlicher und einträglicher Gewächse zuzubereiten, um die gemeinen häuslichen Geschäfte der Eigenthümer zu verrichten, und um die Fischereyen vortheilhaft zu treiben. Im Anfange bestimmte man die Indianer, oder die natürlichen Eingebohrnen der americanischen Länder dazu; man behandelte sie despotisch, und theilte sie den Spanischen Colonisten zu Sclaven aus, und diese zwangen sie mit der verabscheuungswürdigsten Unbarmherzigkeit zu so vielen harten und entkräftenden Arbeiten, daß diese armen Menschen, die solch eines Zwangs und dieser für sie unmäßigen Leiden nicht gewohnt waren,

zu Grunde giengen. Bartholomäus de las Casas ein Geistlicher, der mit Columbus nach America gekommen war, nahm sich derſo ſehr gemißhandelten Indianer an, und brachte es durch ſeine Vorſtellungen am Caſtilianiſchen Hofe ſo weit, daß das Joch der Indianer merklich erleichtert, und ihre Sclaverey gemildert wurde. Da man aber, ohne eine große Menge dienſtbarer Menſchen zu haben, die Grundſtücke gehörig zu benutzen auſſer Stande war; ſo rieth las Casas an, daß man lieber Schwarze, oder Negern aus Africa kommen laſſen ſollte, als welche eher als die Indianer zu ſchweren Arbeiten angeſtrenget werden könnten. Dieſer Vorſchlag wurde am Hofe angenommen und Carl der erſte, der unter Carls des fünften Namen deutſcher Kayſer wurde, gab einem ſeiner Günſtlinge das ausſchlieſende Recht, von den Portugieſen aus ihren Africaniſchen Beſitzungen Negernſclaven zu kaufen, und in das Spaniſche America zu bringen. Die Genueſer kauften nachher dieſes Privilegium, und brachten, durch den Handels- und Wuchergeiſt getrieben, den Sclavenhandel aus Africa nach America in ſtarken Gang. Nach und nach wurde dieſer die Menſchheit entehrende Handel immer höher getrieben, und Spanien ſetzte, wie andere Nationen, die ſich in America niederlieſen, ein Hauptintereſſe darinne, viele Negern für ſeine Americaniſche Beſitzungen erkaufen zu können. Die Engländer, welche ſich ſehr bald, nach dem Porgange der Portugieſen, an den Africaniſchen Küſten feſtſetzten, führten den Spaniern viele Negern zu. Da aber im Anfange dieſes Jahrhunderts der ſpaniſche Thron einem franzöſiſchen Prinzen, Philipp dem fünften, zu Theil wurde, ſo bekam die franzöſiſche Compagnie von Guinea unterm 27ſten Auguſt 1701. von dem neuen Könige in Spanien die Erlaubniß, mit Ausſchluß aller übrigen Nationen, Negernſclaven in das Spaniſche America, gegen eine von jedem Sclaven an den Spaniſchen Hof zu entrichtende Abgabe, zu verkaufen. Dies war alſo der neuere förmliche Aſſiento, über deſſen Bedingungen ein aus 34. Artikeln beſtehender Tractat vom angeführten Tage und Jahre zu Madrid ausgefertiget worden iſt. Der Hauptinhalt dieſes Aſſientovertrages geht dahin, daß nach dem erſten Artikel vorerwähnte franzöſiſche Compagnie verbunden war, für eine Zeit von 10. Jahren alle Jahre 4800. Schwarze an die Spanier in America zu liefern, und, nach dem zweyten Artikel, von jedem dieſer Sclaven an den König in Spanien eine Abgabe von 33½ franzöſiſche drey Livresthaler, oder ſpaniſche Piaſter zu entrichten. Nach dem 3ten und 4ten Artikel durften die Aſſientiſten, das iſt, die mit dieſem Privilegio verſehene franzöſiſche Compagnie ihre Negern in alle Häfen des nordlichen ſpaniſchen America nach ihrer Convenienz einführen und verkaufen; nur ſollten es Häfen ſeyn, wo ſich ſpaniſche Bedienten befänden, welche die Schiffe viſitirten, und über die eingebrachten Sclaven Scheine ausſtellen müßten. In den Inſeln Santamartha, Cumana und Maracaybo ſollte die Compagnie einen Negern nicht höher als 300. Piaſter, in allen übrigen Häfen von Neuſpanien, und Terraferma hingegen ſo hoch als es immer möglich wäre, verkaufen können. Nach den 10ten Artikel war die Compagnie berechtiget, auch 700, oder 800. Negern alle Jahr nach Buonosayres zu bringen, und in den höchſtmöglichen Preiſen dort abzuſetzen; aber dieſe Anzahl ſollte nicht überſchritten werden. Nach dem 11ten Artikel konnte die Compagnie auch in die Länder des ſüdlichen Spaniſchen America ihre Negern führen, und die Zahlung dafür in Waaren, oder Gold und Silber annehmen, ohne wegen dieſer beyden Metalle beſondere Auflagen zu entrichten. Sie durften auch in Panama, oder einem jeden andern Hafen, oder Arſenal der Südſee zwey Schiffe von ohngefehr 400. Tonnen ausrüſten, oder kaufen, und zu Equipirung dieſer Schiffe aus Europa alles nöthige herbeyſchaffen, um auf ſolchen ihre Negern in die verſchiedenen Gegenden des Peruvianiſchen Reiches zu transportiren. Nach dem 17ten Artikel ſtund es der Compagnie frey, ihre Retourwaaren ſowohl auf eigenen Schiffen zurückzuführen, als auch nach ihrem Gefallen auf die Schiffe der ſpaniſchen Silberflotte, oder der Gallionenflotte zu laden; und im erſten Fall ſollten ihre Schiffe, unter der Bedeckung der ſpaniſchen Kriegsſchiffe, mit den übrigen ſpaniſchen Schiffen zurückgehen. Nach dem 18ten und 19ten Artikel ſoll auſſer der Compagnie ſonſt niemand anders berechtiget ſeyn, Sclaven nach dem ſpaniſchen Weſtindien zu bringen. Nach dem 22ten Artikel durfte die Compagnie auſſer den Negern, und ihren erforderlichen Nahrungsmitteln keine andere Waaren in das Spaniſche America einführen. Nach dem 28ten Artikel waren der König von Frankreich, und der König von Spanien jeder für den vierten Theil des Profites aus dem Aſſientohandel intereſſirt, und ſollte deswegen auch der König in Spanien den 4ten Theil des Fonds, nemlich eine Million franzöſiſche Pfund beytragen, und auch an dem etwa erſcheinenden Verluſt ſeinen Antheil leiden. Dieſer Aſſientovertrag dauerte dem 1ten May 1702. an bis dahin 1713. Nun aber giengen in den Verhältniſſen der Europäiſchen Höfe, aus Anlaſſe des geführten ſpaniſchen Succeſſionskrieges, durch die Utrechter Friedensverhandlungen große Veränderungen vor. Eine davon betraf den Aſſientohandel nach America, welcher itzt durch einen beſondern Vertrag zu Madrit vom 26ten März 1713. den Engländern überlaſſen wurde. Nach dem 1ten 2ten und 6ten Artikel ſollen die Engländer 30 Jahre lang zu dieſem Negernhandel berechtiget ſeyn, dergeſtalt, daß ſie jedes Jahr 4800. Stück Sclaven liefern, und für jeden an den ſpaniſchen Hof 33½ Piaſter oder Stücke von achten bezahlen, auch in den erſten 25 Jahren nach ihrer Convenienz noch eine weitere beliebige Zahl von Negern auſſer der beſtimmten einzuführen, und für jeden dieſer weitern Anzahl nur 16½ Stücke von achten abzutragen befugt ſeyn ſollten. Nach dem 3ten Artikel bedungen ſich die engliſchen Aſſientiſten aus, daß ſie auf beſondere Schiffen von 150. Tonnen aus Europa, oder aus den engliſchen americaniſchen Colonien die nöthigen Bedürfniſſe für ſich, ihre Factoren, ihre Domeſtiken, und ihre Negern, ingleichen für ihre Schiffe und Schiffleute in das ſpaniſche America dürften einführen laſſen. Im 35ten Artikel bedungen ſie ſich auch die Freyheit aus, Ländereyen in den ſpaniſchen America zu pachten, um ſolche durch die Negern ſowohl, als auch durch Landeseinwohner cultiviren zu laſſen, um dadurch ſich und den übrigen die Lebensnothwendigkeiten deſto mehr zu verſchaffen, und die Negern geſund zu erhalten. Nach dem 36ten Artikel wurde den Aſſientiſten erlaubt, ein Schiff von 300 Tonnen in die Canariſchen Inſeln zu ſchicken, und durch ſelbiges die benöthigten Quanta von den Früchten dieſer Inſeln nach America abzuführen. Im 42ten Artikel wurde den Aſſientiſten bewilligt, die ganze Zeit des Aſſientocontracts über alle Jahre ein Schiff von 500 Tonnen blos zum Handel in den Ländern des Spaniſchen America zu brauchen. Der vierte Theil der Profits von dieſem Handel, und noch 5 von hundert auf die übrigen drey Viertel des Gewinnſtes wurden für den König

Digitized by Google

von Spanien dabey ausbehalten. Es sollten jedoch die Waaren dieses Kauffartheyschiffes, welches das Permißions- oder Bewilligungsschiff, le vaisseau de permission pflegt genennt zu werden, zu keiner andern Zeit, als in der Messe zu Portobelo verkauft werden können, sondern, wenn sie noch vor der Spanischen Silberflotte und den Gallionen ankommen würden, ausgeladen, und in den May. einen Eis zur Meßzeit aufbehalten werden. Aber man hielt die Messe zu Portobelo sehr unordentlich. Die Assientisten, welche von dieser Unordnung Nachtheile hatten, beschwerten sich deshalben am Madriter Hofe, und brachten es dahin, daß im Jahr 1716. in einigen besondern Artikeln ihnen zugestanden wurde, es sollte die Messe zu Portobelo alle Jahre richtig gehalten, und den Assientisten von der Abreise der spanischen Silberflotte und der Gallionen vorher Nachricht gegeben werden; wenn die Expedition derselbigen im Junius nicht geschehen würde, so sollte die Assientocompagnie ihr Permißionshandelsschiff abgehen zu lassen berechtiget seyn, vorher aber den Madriter Hof die Anzeige thun, daß gedachtes Schiff in einem von den drey Häfen, Carthagena, Portobelo, oder Veracruz vier Monate lang auf die spanische Flotte und Gallionen warten wollte. Würde aber dieser Termin verstreichen; so sollten die Assientisten ihre Waaren ohne weiter Hinderniße frey verkaufen dürfen. Das Permißionsschiff sollte in den ersten zehen Jahren 650. Tonnen führen können; die Waaren, welche nach dem Verkauf der Negern übrig blieben, sollten nach Europa zurückgeschickt werden, falls die Schwarzen nach Buenos-Ayres gebracht würden, falls aber die Schwarzen nach Portobelo, Veracruz, Carthagena, und andere Häfen des Spanischen America transportirt würden, sollten die übrigen Waaren nicht auf die Südsee, sondern in die englischen Antillen geführt werden. Als nachher im Jahr 1739. zwischen England und Spanien Krieg entstund, wurde der Assientocontract unterbrochen; die 4 Jahre, die noch an Erfüllung deßelbigen fehlten, wurden zwar durch den Achener Frieden vom Jahr 1748. wieder bewilliget; allein Spanien fand sich Anno 1750. mit England deshalben durch eine Geldsumme von 100,000 Pf. Sterling ab. Heut zu Tage subsistirt nun dieser Assientovertrag nicht mehr; aber der Negernhandel selbst wurde von den Engländern bisher immer fortgetrieben. In den americanischen Colonien, die unter der englischen Bothmäßigkeit stunden, suchte man zur Cultur des Tabacks, des Indigo, des Zuckers und anderer Producten die Anzahl der Arbeiter durch Herbeyschaffung der Schwarzen aus Africa zu vervielfältigen. s. Negernhandel.

Assiette, ein tiefer Teller oder Schüsselchen, in welchem Sallate, eingemachte Sachen, Obst, Confituren und dergleichen aufgesetzt werden. Man hat deren von englischer Erde, Zinn, Porcelain, Silber u. s. w.

Assiette, wird in Frankreich in verschiedenen Bedeutungen gebraucht. Einmal sagt man von den Weinwirthen: sie haben das Recht, ihren Wein à l'assiette zu verkaufen, das heißt: denen auch zu essen zu geben, die bey ihnen Wein trinken wollen. Zweytens bedeutet es beym Forstwesen die Bestimmung der Größe des Platzes, auf welchem das Holz zum Verkauf gehauen werden soll; da spricht man: faire l'assiette d'une vente &c.

Assiettes heißen auch die besondern Versammlungen der Diöcesen in den ständischen Provinzen Frankreichs (les pays des états) besonders in Languedoc, um diejenigen Summen auf die Gemeinden auszutheilen, welche jede als Staatslasten tragen soll. Diese Versammlungen bestehen aus dem Bischof, aus einem von Adel, und aus den Abgeordneten der Städte und vornehmsten Ortschaften der Diöces. Der königliche Gouverneur ernennet einen Commissarium, der im Namen des Königes die Assiette, oder die Versammlung, zu der bestimmten Absicht eröffnet.

Assiette, bedeutet in der Reitkunst das Sitzen eines Reiters zu Pferde; wobey zu bemerken, daß er den rechten Kappenzaumzügel und beyde Zaumzügel, und den kleinen Finger zwischen den Zaumzügeln hält. Seine Stellung muß eben so seyn, als wenn ein Mensch mit Wohlstand ungezwungen gerade steht. Der Leib ist gerade, die beyden Ellbogen schließen an den Leib an, die Schultern sind rückwärts gezogen, die Brust wird hervorgerückt, der Rücken ist hohl, der Kopf gerade, um dem Pferde gerade zwischen die Ohren durchzusehen. Beyde Hände werden einige Zoll hoch über dem Sattelknopfe und vom Leibe abgehalten, um den Zügel nachzulassen oder einzuziehen.

Assignatio, s. Anweisung.

Assignatio, war in dem mittlern Zeitalter bey den Deutschen eben soviel, als Einräumung, Uebergabe, Setzung in Besitz. Wir finden daher in vielen Urkunden die beyden Ausdrücke: tradere, dare, donare und assignare, übergeben und wirklich einweisen, mit einander verbunden. Die Menge der Zugnisse ist so groß, daß sich kaum daraus wählen läßt. In der pragmatischen Geschichte des Hauses Gerolzeck heißts in einer Urkunde von 1267. n. III. des Urkundenbuchs: Nos Waltherus dominus de Gerolzecke & nos Heinricus, filius ejus, & Heinricus nepos ejusdem *assignavimus* & præsenti scripto *damus* redditus valentes annuatim viginti marcas argenti legalis dilectis nostris priori & fratribus in Lare, ordinis Sancti Augustini — — *in dotem* ecclesiæ suæ &c. — tradentes eisdem fratribus per præsens instrumentum *corporalem possessionem* omnium prædictorum —. In einer andern Urkunde von 1314. unter N. XXX. am angeführten Orte stehen die Worte: Nec non, quod quotiescunque vel quandocunque præfatus dominus Waltherus junior vel sui hæredes *tradiderint & assignaverint* domino Hermanno sæpe dicto vel personis, quibus idem dominus Hermanus dictus redditus in parte vel in toto legaverit, sive deputaverit centum marcas argenti ponderis ante dicti, quod toties annui redditus decem marcarum argenti ejusdem ponderis a dictis redditibus quadraginta marcarum sint liberati & penitus absoluti, usque ad plenariam solutionem & *assignationem* quadringentarum marcarum argenti ponderis predicti &c. Wir finden daher auch das Wort assignare, wenn große Herren einem Kloster oder jemanden anders besondere Befreyungen und Immunitäten oder Rechte verliehen, und durch eine solche *assignatio* wurde der andere sogleich mit der Freyheit oder dem Rechte wirklich begabt; s. davon ein Beyspiel in den Moniment. Boic. T. XI. n. CXX. wo Herzog Heinrich von Niederbayern im Jahr 1287. das jus advocatiæ über das Kloster Alach einem gewissen Eckebert von Haidorn übergeben und assignirt hat.

Assignation, heißt bey den Franzosen in der ausübenden Rechtsgelehrsamkeit überhaupt ein jeder Befehl, der jemanden im Wege Rechtens zugeht. Im engern Verstande aber ist es eine Citation, eine Vorladung, die einer bekommt, um an einem festgesetzten Tage zu einer bestimmten Stunde, und an einem benannten Orte vor Gericht zu erscheinen, und in der wider ihn angebrachten Sache Red und Antwort zu geben.

Digitized by Google

Assignationen, oder Anweisungen, sind unter Kaufleuten sehr gewöhnlich. Sie bestehen überhaupt in Aufträgen, Ordres, oder Vollmachten, die ein Gläubiger seinem Schuldner giebt, auf Verzeigung derselbigen eine bestimmte Summe an einen dritten zu bezahlen. Man bedient sich hierzu der einfachsten Formeln, z. E. dieser: „Zeigern dieses beliebe Herr N. N. oder belieben E. E. ein hundert Reichsthaler in guten vollwichtigen Ducaten, das Stück zu vier Gulden, zu zahlen; es soll mir gültig seyn, (oder es soll mir gültige Zahlung seyn; ich halte es genehm, es soll mir valeriren.) Frankfurt, den — —.“

Namensunterschrift des Ausstellers.“ Man bedient sich solcher Assignationen in allen Fällen, wo man Forderungen an einen andern hat, sie mögen auf Waaren oder baares Geld, oder auf Wechsel gehen. Habe ich z. E. Waaren einem andern abgekauft, die er noch bey sich hat, so kann ich durch eine ausgestellte Assignation also darüber disponiren: „An Vorzeigern dieses beliebe Herr N. N. die gekaufte und in so oder so viel Kisten, oder Fässern, oder Packen ꝛc. n. 1. 2. 3. &c. A. R. bemerkt, eingepackte (oder einballirte) Waaren (die namentlich der Art nach ausgedruckt werden) verabfolgen zu lassen; es soll mir gültig seyn. Wien den ꝛc. — — Cajus.“ Es ist immer gut, wenn ein Kaufmann die Assignation, die er von seinem Schuldner auf einen dritten annimmt, von diesem, auf welchen sie ausgestellt worden, acceptiren läßt, weil dadurch schon manchen Disputen ausgewichen werden kann, und der Gläubiger jetzt zwey Schuldner für einen hat. Auch ist es nützlich, daß ein Kaufmann keine Assignation aus einer jweyten oder dritten Hand annimmt, ohne daß vorher von dem, aus dessen Hand er die Assignation empfängt, die Versicherung, für richtige Zahlung zu stehen, darauf gesetzt wird, welches der Franzos das Aval nennet.

Eine Assignation bleibt immer bloße Ordre zur Zahlung, und passirt nicht eher an Zahlungsstatt, als wenn der Assignatarius (s. Anweisung) die Assignation auf einen andern wirklich als Zahlung annimmt, und diese Annehmung entweder durch wirklich ausgestellte Quittung an seinen Schuldner, den Assignanten, oder dadurch, daß er diesen seinen Schuldner in seinen Handelsbüchern so viel gut schreibt, declarirt.

Assignationes. Wenn bey dem **Predigerorden** (Ordo Prædicatorum) ein Mönch von einem Kloster in ein anderes versetzet ward, und der Provincial dazu die Erlaubniß gab: so hieß man dieses Assignatio, eine Anweisung und Erlaubniß der Obern zur Translocation, und der Mönch, so auf diese Art in ein ander Kloster versetzet ward, hieß Assignatus.

Assimilatio, ist bey den alten Rhetorikern die Figur, die man Vergleichung nennt. Sie begriffen darunter Icon, Paradigma, Parabola, und Symbole, davon an ihrem Ort.

Assimilatio. Hierunter versteht man in der Physiologie entweder die letzte Verwandlung des Milchsafts in dem thierischen Körper; oder allgemeiner: die Verdauung der Speisen, ihre Vermischung mit den thierischen Säften, und überhaupt das ganze Geschäfte, wodurch der Nahrungssaft aus den Speisen verfertigt, und nach und nach unsern Säften ähnlich und zur Ernährung geschickt gemacht wird; s. ein mehreres unter den Artikeln Milchsaft und Ernährung.

Assiratum, war der Trank aus Wein und Blut, welchen die alten Katziner bey Errichtung der Bündnisse zu trinken pflegten. Jede Parthie zapfte sich von ihrem Blut ab, vermischte es mit Wein, und trank es wieder zur Versicherung, daß keiner davon den Bund zu brechen gesonnen sey. In der alten lateinischen Sprache soll Assir Blut bezeichnet haben.

Assis, s. As.

Assisa und **Assisia.** Mit diesem Worte verband man in den alten englischen und französischen Schriften eine mannigfaltige Bedeutung: 1) hat man öffentliche Landgerichte (Placita), die von dem Landes- auch Lehnherrn gehalten wurden, so genennet. Sie wurden, wie andere Landgerichte, auf öffentlichen Plätzen, zumal auf den Kirchhöfen, angestellet, und zu gewissen determinirten Zeiten, die vorher öffentlich bekannt gemacht wurden, gehalten. Die Lehnleute wurden gleichfalls zu diesen Gerichten vorgeladen, und wer nicht erschien, ward an Gelde gestraft. In dem du Fresne findet man die Formel der Citation, wodurch die Lehnleute dazu citirt worden.

2) Verstand man darunter das in einem Rechtsstreit von der Assisa gegebene Urtheil selbst, davon keine Appellation statt fand.

3) Hatten die Policeyverordnungen über den Preis der Waaren, über das Gewicht, Maas ꝛc. gleichfalls diesen Namen, und nach alten Englischen Gesetzen hieß das Recht, Policeyverordnungen zu machen, auch also.

4) Die Strafe und die Strafgelder, so von dem Gerichte erkannt wurden, führten ebenfalls diesen Namen.

Wenn 5) nach alten Englischen Gesetzen vor Gericht in wichtigen Sachen und Streitigkeiten, z. B. zwischen dem Lehnherrn und Vasallen, wegen der Gränzen ꝛc. ein rechtlicher Beweis geführet werden sollte, so wurden zwölf (Aliites) Ritter, oder Vornehme von Adel, gewählet und beeidiget, in der Sache ein rechtliches Zeugniß und Beweis abzulegen. Dieses geschahe mit vielen Formalitäten, und diese gerichtliche Handlung, die allein in petitorio statt fand, hieß man Assisa Magna jurata. Die Assisa minor bestand zwar auch aus zwölf Personen; man nahm aber dazu nur freye Leute, und ihr Zeugniß war auch nur in possessorio gültig.

Auch 6) der gewöhnliche bekannte Impost, die Accise, hat hievon ursprünglich seinen Namen, indem man schon damals die Auflage auf die Waaren also genannt hat, und bereits in einer Urkunde der Reichsstadt Aachen keloniam seu Accisa de vino vorkömmt; s. auch Assistorium.

Assisus, ein Beysitzer bey dem Kirchendienste, der manchmal eine Kirchenrechnung zu führen hat, oder wenigstens als Zeuge, der Einsicht halber, anstatt der Gemeinde bey der Kirchenrechnungs-Aufnahme gegenwärtig seyn muß. Bey einer Stiftskirche ist es insgemein ein Beneficiat oder Stipendiat, der aber außer dem blosen Beysitz, weder Rang noch Stimme hat.

Assistante, heißt in französischen Frauenklöstern, die Nachgesetzte der Aebtissin, ingleichen diejenige Nonne, die einer andern an das Sprachfenster oder Gitter mitgegeben wird, um auf sie acht zu haben. In Wien besitzen bey den Stern-Creuz-Ordensdamen, die nach der regierenden Kayserin folgenden zwey ältesten Rathsfrauen ebenfalls Assistentinnen.

Assistenten der Ordensgenerale, sind gleichsamihre ersten und geheimen Räthe, oder Beysitzer, ohne deren Beyziehung der General nichts wichtiges unternehmen kann, oder wenigstens soll. Sie sind insgemein die tüchtigsten Männer aus dem ganzen Orden, müssen Doctoren in der Theologie seyn, verschiedene wichtige Aemter bereits im Orden bekleidet, und wenigstens das vierzigste Jahr ihres Alters erreichet haben. Sie sind immer an der Seite des Generals, und be-

Digitized by Google

gleiten ihn allenthalben, wo er sich immer hin begiebt. Ihre Geschäfte sind so getheilt, daß jeder davon eine ganze Provinz besorgt. Nachdem je ein Orden sich verbreitet hat, sind auch mehr oder weniger Assistenten, und auf diese Art hatten z. B. die Jesuiten einen besondern Assistenten für Deutschland, einen besondern für Frankreich, für Spanien, für Italien u. s. f. Bey etlichen Orden behalten sie ihre Stelle lebenslänglich; Bey andern auf eine gewisse Zeit. So hat z. B. der Augustinerorden anfänglich nur zween, nach der Hand aber drey, und nunmehr vier Assistenten in Rom, welche alle sechs Jahre im Generalkapitel entweder neuerdings gewählt, oder mit andern in ihren Stellen verwechselt werden. Wird die Assistentenstelle während dieser sechs Jahre entweder durch den Tod eines Assistenten, oder auf eine andere Art ledig, so ernennt selbst der Prior einen neuen Assistenten, der diese Stelle bis auf das nächste Generalkapitel versieht. So lange die Assistenten in ihrem Amte sind, stehen sie unmittelbar unter dem römischen Stuhle, und wenn sich ja ein Fall ereignen soll, wodurch ein Assistens z. B. wegen eines großen Verbrechens seiner Stelle verlustig werden konnte, so muß der Proceß wider ihn vom Generale (doch mit Erlaubniß des Cardinalprotectors vom Orden) selbst dem römischen Stuhle zur Entscheidung eingeschickt werden. Alle Ordensgeschäfte gehen unmittelbar an den General des Ordens. Wöchentlich zwey oder dreymahl, übergiebt der General die eingelaufenen Berichte dem Assistenten der Provinz, zu dessen Fach die Geschäffte gehören, und benennet ihn um sein Gutachten. Der Assistent giebt denn seine Stimme, die aber nicht entscheidend oder decisiv, sondern nur eine gutächtliche oder consultive Stimme ist. Betrifft die Sache ein Hauptgeschäfft einer ganzen Provinz, oder des ganzen Ordens, so gelten die Stimmen der Assistenten für mehr als für ein bloses Gutachten, und wenn sie in dergleichen Fällen einstimmig, der General aber ihren Gesinnungen entgegen wäre, so muß die Sache durch die Congregation der Cardinäle, die über die Bischöffe und Regularorden in Rom da ist, entschieden werden. Uebrigens haben die Assistenten, wenn sie wirklich im Amte sind, ihren Rang unmittelbar nach den wirklichen Generalprocurator des Ordens; nach Verfluß ihrer Amtsjahre aber unmittelbar nach den Assistenten, die wirklich im Amte sind. Ihr Gehalt fließt aus der Gemeincasse des Ordens. Die Würde eines Assistentens und die Prärogativen kleben ihnen lebenslänglich an, auch wenn sie nach den verflossnen Jahren ihrer Amtzeit von der Assistentenstelle weg sind, und sie haben immer noch bey dem Generalcapitel zu erscheinen, und ihre Stimme zu geben, wenn sie in Rom oder in Italien sind. Sind sie aber Assistenten von andern Provinzen gewesen, die über den Alpen liegen, so gehen sie in ihre Provinz zurück, und behalten den Rang und Character nebst der Stimme bey den Versammlungen ihrer Provinz, wie es nach Verschiedenheit der Orden in jeder Provinz die hergebrachte Gewohnheit ist.

Assistenten beym Kirchendienste, sind die Dom-Stift- oder Chorherren, die bey dem Altare dienen, und assistiren, d. i. zur Verrichtung der Kirchenceremonien beyhelfen, wenn ein Bischof, Probst, Dechant, oder andere dergleichen ansehnliche Kirchenhäupter eine feyerliche Handlung z. B. an Hauptfesten ein Hochamt oder Vesper halten, oder sonst eine ihrem Amte anklebende Kirchenceremonie z. B. eine Kirchen- oder Bischofweihe verrichten. Hauptsächlich sind es zweyerley Assisten: 1) ein Priesterassistens, und 2) ein Diakon oder Subdiakon Assistens. Der Priesterassistenz ist immer einer von der ältern und dem Capitelstange nach vornehmern Domherrn. Man nennt ihn beym Amte Archidiakon oder Archipresbyter. Er erscheint mit seinem Rochette und Rauchmantel, und wenn der Bischof die Altarkleider angezogen hat, steckt er ihm den bischöflichen Ring an die Finger. Fängt der Bischof z. B. bey einer Vesper, die Antiphone zu singen an, so hält er ihm das Buch vor, worinn die Antiphone und die Sangorise enthalten ist. Wenn der Bischof unter einen Thron sitzt, so sitzt der Archipresbyter rechts oder links, wie es der Platz zuläßt; insgemein rechts vor dem Angesichte des Bischofes seitwärts. Bey der Anstimmung des gewöhnlichen Hymnus und der Antiphone: Magnificat, hält der Archipresbyter dem Bischofe das Buch wiederum vor, woraus der Bischof singt, und dann hält er ihm das silberne Schiffgen, worinn Weyhrauch enthalten ist, giebt ihm das silberne Löffelchen unter den Worten: Benedicite Reuerendissime Pater! begleitet ihn vom bischöflichen Throne zum Altare, übergiebt ihm das Rauchfaß, und hält das rechte Eck des Rauchmantels so lange in der Hand, bis die Ceremonie des Anrauchens beym Altare vorüber ist. Dann begleitet er den Bischof wiederum zu seinem Thron zurücke, bleibt am Rande der untersten Staffel stehen, räuchert ihn an, begiebt sich an den ihm eignen Platz, und wird von dem Diakon angeräuchert. Und auf diese Art machet er auch seinen Dienst bey einem feyerlichen Hochamte, wie es die Vorschrift des Ceremoniels mit Verschiedenheit der Feste erfordert. Hauptsächlich hat er darauf zu gehen, und den Bischof auch hier und da allenfalls zu erinnern, daß alle Handlungen genau nach der Vorschrift des Missals vor sich gehen, die Worte besonders bey dem Canon oder der Stillmesse, und der Consecration wohl und deutlich ausgesprochen, und ja keines davon ausgelassen werde. Zu diesem Ziele hat er bey der Messe einen silbernen Zeiger in der Hand, womit er Zeile für Zeile auf die Worte hindeutet, die der Bischof zu lesen, und auszusprechen hat. Die Diakon- oder Subdiakonassistenten, sind eben zween Dom- oder bey Chorstiftern zween Chorherren, welche beym Altare die Dienste eines Diakons oder Subdiakons vertreten; oder wenn der Bischof selbst das Amt, oder die Vesper hält, so hat er nebst den ordentlichen Diakonen noch zween Erzdiakonen (diaconos honoris) die ihn zu seinem Throne; von diesen zum Altare, und wiederum zurücke begleiten, neben ihm, oder gegen ihn über auf der andern Seite sitzen, und ihn allenthalben nach den vorgeschriebenen Rubriken bedienen, und bey Verrichtung der Ceremonien mithelfen, die in der Hauptsache eben dieselben, in Nebensachen aber nach Verschiedenheit der Orte auch verschieden sind. s. Diakon- und Subdiakon.

Assistenten, bey einer Congregation von Ordensgeistlichen, oder bey einer hohen Schule, Universität, Lyceo Gymnasio u. s. f. sind diejenigen Aebte und Prälaten, die dem Präses oder Oberhaupte der Congregation in Verwaltung seines Amtes und der Oberaufsicht beystehen. Sie haben das Recht mit ihm die untergeordneten Klöster zu visitiren, die Gebrechen zu untersuchen, Schlüsse oder Recesse zu machen, die sowohl für den Prälaten des untersuchten Klosters als für alle Religiosen verbindlich sind. Sie werden gleich dem Präses in dem Generalcapitel gewählt, und haben ihren Rang gleich nach dem Präses. Ihr Amt dauert insgemein nur etliche Jahre; nemlich von einem Generalcapitel zum andern. Bey Akademien und Gymnasien

Digitized by Google

ist gemeiniglich ein beständiger Assistens, derjenige Prälat nemlich; der entweder im Orte selbst da, oder doch unter den übrigen Prälaten der nächste ist. Dieser besorgt die Amtsgeschäfte in Abwesenheit des Präses, und die übrigen Assistenten, die gewöhnlich nur alle drey Jahre zur Visitation kommen.

Assistentiä Beneficium, ist eine im schwedischen Antheil von Pommern übliche Rechtswohlthat, welche dem Bürgen auch alsdann noch zu statten kommt, wenn er allen andern Rechtswohlthaten der gemeinen Rechte, insonderheit dem *Beneficio Ordinis & Excussionis* bey Uebernehmung der Bürgschaft entsagt hat. Wenn nemlich der Gläubiger in diesem Falle sur gut findet, lieber den Bürgen, als den Hauptschuldner, zu belangen, so kann der Bürge fordern, daß der Hauptschuldner auch mit vor Gericht geladen, und der Proceß auch zugleich gegen ihn mit gerichtet werde. Dieses kann für den Bürgen den Vortheil haben, daß entweder der Gläubiger noch während des Processes seine Entschließung ändert, und um eine Execution auf die Güter des Hauptschuldners sucht: oder daß der Hauptschuldner doch gleich in eben dem Urtheil, worinn der Bürge zu Bezahlung der Schuld verurtheilt wird, auch zur Schadloshaltung angewiesen werde, und es nunmehro keines anderweitigen rechtlichen Verfahrens dieserhalb mehr bedarf.

Assistenzrath, ist der gewöhnliche Titel eines einem Collegio zugeordneten Raths. Oft wird dieser Titel auch Personen gegeben, die junge Fürsten und vornehme Herren auf ihren Reisen, oder sonst als Hofmeister begleiten. Mancher Gesandte hat auch zu seinen Gesandtschaftsgeschäften von Wichtigkeit seinen Assistenzrath.

Assisteria, heißt so viel als die Vorsteherin eines Nonnenklosters, bisweilen eine Nonne überhaupt, so, wie ein Nonnenkloster auch ein Assisterium, oder Assertum genannt wird.

Assistiren, heißt den Verrichtung der Kirchenceremonien in einer feyerlichen Handlung mit helfen, und dem Hauptofficiator z. B. dem Bischofe, dem Probste, dem Dechant u. d. gl. beym Altare dienen. s. Assistenz.

Assistorium, ist eben so viel, als Assisia, oder der den Franzosen Assise, nemlich überhaupt eine Versammlung der zu einem politischen Körper gehörigen Personen, welche über die Angelegenheiten der Gesellschaft deliberiren, oder gewisse Rechte der Gesellschaft ausüben sollen. Besonders wurden diese Ausdrücke in den alten Zeiten von den Reichs- und Landtags- auch Landgerichtsversammlungen gebraucht. So hielt nach einer Urkunde in Monum. Boic. Vol. V. pag. 389. Herzog Albrecht von Oesterreich im Jahr 1283. den Wien ein Gericht in *Assistorio* communi & placito generali presentibus viris strenuis, ministerialibus; militibus, & clientibus &c. s. auch *Assisa*.

Association der Ideen. Einige Gedanken haben eine nothwendige Verbindung mit einander, vermöge welcher sie an sich selbst nicht trennbar sind. Z. B. die Idee eines Berges kann nicht ohne die Idee eines Thales seyn. Es ist daher kein Wunder, daß in unserer Seele immer der eine Gedanke mit dem andern zugleich da ist. Andere Ideen hingegen z. B. eines Kirchthurms und des Zahnwehes, haben an sich nicht die mindeste Connexion unter einander, und gleichwohl kommt diesem oder jenem nie der eine Gedanke in den Sinn, ohne daß sich der andere sogleich mit einstellete, z. E. er erblicket kaum den und den Kirchthurm, oder hört von ihm sprechen, oder wird, wie er immer will, auf ihn gebracht, so ist auch die Vorstellung des Zahnwehes da. Dieses beständige Zugleichseyn zweyer solcher an sich in keiner Verbindung stehender Gedanken in unserer Seele, wird die Association der Ideen genannt. Den Grund dieser beständigen Zusammenkunft der Gedanken kann derjenige leicht aus der Erfahrung erkennen, der sich selbst und andere mit Sorgfalt beobachtet. Sie lehret nemlich, daß, wenn man zwey Ideen jemals zugleich hat, zumalen lange, oft, mit vieler Aufmerksamkeit oder gar mit heftig beweegten Gemüthe; so werden dadurch diese Ideen dergestalt gleichsam an einander gebeftet und unzertrennlich gemacht, daß eine die andere augenblicklich nach sich ziehet. Z. E. Jemand ist einmal auf den Pfarrthurm zu Frankfurth gestiegen und, als er oben war, überfiel ihn plötzlich ein so heftiges Zahnweh, daß er kaum seiner Sinnen mächtig geblieben. Diesem wird, wo nicht so lange er lebet, wenigstens sehr geraume Zeit über nicht möglich seyn, sich der Vorstellung seines Zahnwehes zu wehren, so bald er den Pfarrthurm, so gar im Kupfer, siehet oder ihn nennen höret und er wird nicht ohne einige Gemüthsunruhe an ihn gedenken können. Die beschriebene Association der Ideen bereitet die Unterredungen in Gesellschaften von einem Vorwurfe auf den andern; ist der Grund, worauf das Gedächtniß beruhet; hat seinen Einfluß in unsere Vernunftschlüsse; veranlasset die Erwarnung ähnlicher Fälle, hilft zur Klugheit in unseren Betrogen u. s. w., wie die hiervon handelnde Artikel zeigen werden. Gleichwie sie aber, wenn sich nicht Unvernunft dazu geselle, ihren großen Nutzen hat; so bringet sie auch im gegentheiligen Falle vielen Schaden. Ist z. E. ein Hauß mit Grillen, die des Nachts einen unangenehmen Schall machen, belästiget gewesen, und kurz darauf jemand darinn gestorben; so wird dem Vernünftigen so gut als dem abergläubigen der Tod des Freundes einfallen, wenn er wieder Grillen höret; letzterer aber und nicht erster wird einen abermaligen Tod eines Hausgenossen daraus prophezeyen. Es gehet der Association der Ideen wie dem scharfen Messer, daß beswegen nicht aufhöret in der Hand des vernünftigen ein nützliches Werkzeug zu seyn, obschon es in der Hand des Thoren gefährlich ist, und Locke hat nicht Ursache, überhaupt darüber so ungehalten zu seyn. s. auch Einbildungskraft, und Gesetz derselben.

Association der Reichscreise, ist eine Verbindung mehrerer Reichscreyse, welche die Absicht hat, gewisse Angelegenheiten, zu besserer Beförderung ihres gemeinschaftlichen Interesse, vorzüglich aber ihre gemeinschaftliche Sicherheit mit vereinigten Kräften zu betreiben. Es giebt gewisse Reichsangelegenheiten, von welchen man, des fürwährenden Reichstags ohngeachtet, glaubt, daß sie besser durch Zusammentretung einzelner Reichsstände und Creyse, als vor der Reichstagsversammlung verhandelt werden könnten. Insonderheit hat in neuern Zeiten die Erfahrung diese Grundmaximen bestätiget: daß sowohl die innerliche Ruhe, als auch die Sicherheit des deutschen Reichs gegen auswärtige Angriffe, mehr durch besondere Verbindungen der Reichsstände unter sich, als durch allgemeine Reichstagsanordnungen zu erhalten stünde; und die ganze Erfindung und Einrichtung des Creyswesens selbst, hat dieser Maxime seine Entstehung zu verdanken. Von den sogenannten Creysassociationen aber, wenn sie durch den Geist des Patriotismus und der Eintracht belebt werden, verspricht man sich vorzüglich die vollkommeste Ausfüllung aller Lücken,

welche

welche das deutsche Staatssystem hat. Das Recht der Creyse, dergleichen Verbindung unter sich einzugehen, gründet sich auf das allgemeine, auch jedem einzelnen Stande des Reichs zukommende Recht, Bündnisse zu schließen, in so fern solche nur nicht gegen den Kayser oder das Reich gerichtet sind. Man findet zwar schon im Jahr 1546. ein Beyspiel, daß der Ober- und Niedersächsische, sammt dem Westphälischen Creyse sich zu Wiederherstellung der Sicherheit gegen die herumstreifenden Reisigen und Fußknechte, die keinen gewissen Herrn hatten, vereinigt haben, und kann solches füglich als ein älteres Beyspiel einer Creysassociation betrachten. Die wichtigste Verbindung dieser Art ist aber diejenige, welche die sogenannten vordern Reichscreyse seit dem Ende des vorigen und dem Anfange dieses Jahrhunderts unter einander errichtet haben. Die nächste Veranlassung hiezu gaben einestheils die Schwierigkeiten, welche sich noch immer der Vollziehung der Reichs-Executionsordnung, an deren Verbesserung gleichwohl seit mehr als hundert Jahren gearbeitet war, in den Weg legten: anderntheils aber die öfteren kriegerischen Anfälle, denen diese Creyse von Seiten Frankreichs bloß gestellt waren. Insonderheit machten die unerhörten Grausamkeiten und Mordbrennereyen, welche die französische Armee im Jahr 1689. in der Pfalz verübt hatten, es recht fühlbar, wie nöthig es sey, von dieser Seite des Reichs auf mehrere Sicherheit bedacht zu seyn. Es wurde daher im Jahr 1697. die erste Associatiation der vordern Reichscreyse: nämlich des Fränkischen, Schwäbischen, Oberrheinischen, Churrheinischen und Westphälischen Creyses, vorzüglich durch Betrieb des damaligen Würtembergischen geheimen Raths, Johann Georg Kulpis, zu Stande gebracht, und darüber in einer zu Frankfurt am Mayn gehaltenen Zusammenkunft ein besonderer Associations-Recess entworfen. Zu Folge desselben war beschlossen, daß um künftiger Sicherheit willen gegen alle und jede Friedensstörer von gedachten sechs Creysen zu Kriegszeiten sechzig tausend, und zu Friedenszeiten wenigstens vierzig tausend Mann auf gemeinschaftliche Kosten sollten beständig unterhalten werden, und davon sollten zwey Drittel aus Infanterie, ein Drittel aber aus Cavallerie bestehen. Man gab sich auch alle Mühe, die übrigen Creyse, vorzüglich aber den Bayerischen, zum Beytritt zu dieser Association zu bewegen. Allein man erhielt nur dilatorische Antworten; und der noch in eben dem Jahre erfolgte Ryßwickische Frieden schläferte alle dabey interessirten Stände so sehr wieder ein, daß ihnen die fernere Sorge für ihre künftige Sicherheit überflüssig schien. Aus dieser Ursach konnte das Associationswerk damals nicht in den Stand gesetzt werden, in welchen es die fünf bereits associirten Creyse zu setzen anfänglich die Absicht gehabt hatten. Der bald darauf erfolgte Ausbruch des spanischen Successionskrieges, weckte aber gar bald alle die dabey interessirt seyn konnten, mit verdoppelten Schrecken aus ihrem trägen Schlummey und nöthigte sie mit Ernst, auf ihre Sicherheit bedacht zu seyn. Nach einigen vorläufigen Particulair-Associationen kam endlich im Jahr 1702 der sogenannte Nördlinger Tractat zu Stande, worinn der Churrheinische, Oesterreichische, Fränkische, Schwäbische und Oberrheinische Creys sich associirten, und zu Folge dieses Tractats oder Associations-Recesses wirklich ein Kriegsheer von vier und vierzig tausend und dreyhundert Mann zusammenbrachten, wobey das Oesterreichische Associationsquantum allein aus sechzehen tausend Mann bestand. Der Beytritt der associirten Creyse zu der großen Allianz zwischen dem Kayser, England und Holland, gab dieser Association neue Stärke; und da hierauf auch der Westphälische Creys diesem Bündnisse beytrat; so wurde das ganze Associations-Corps nunmehro bis auf drey und funfzig tausend und fünfhundert Mann verstärkt. Diese Verbindung erhielt sich in dem Zustande während des ganzen hierauf erfolgenden Krieges. Durch den 1713 geschlossenen Utrechter Frieden wurde zwar die Allianz der associirten Creyse mit England und Holland wieder abgebrochen; auch trat der Westphälische Creys damit gleichfalls wieder ab. Allein die Vereinigung der übrigen Creyse unter sich blieb dennoch fest. Sie ist nach der Zeit drey Friedenszeiten zwar oft schlaff worden: aber doch auch bey verschiedenen Vorfällen, auf Antrieb des Kayserlichen Hofs, wieder erneuert worden, und dauert in der That noch fort. Jedoch hat man sich in den neuern seit dem Jahr 1745 wegen derselben gepflogenen Unterhandlungen über die Art und Weise, wie sich dieselbe nach der gegenwärtigen politischen Lage der europäischen Staaten in Activität setzen könne, nicht vereinigen können. Bisweilen hat auch wohl eine übersponnte Politik die Creysassociation gar als eine bedenkliche und die Krone Frankreich allarmirende Sache widerrathen wollen; da doch diese Verbindungen blos die Sicherheit und Vertheidigung der Creyse zur Absicht haben; und darauf bedacht zu seyn, ist doch wohl die unschuldigste Sache von der Welt.

Es wurde aber in den 1740ger Jahren, besonders in dem Schwäbischen Creyse zwischen Costanz und Würtemberg, sehr darüber gestritten, ob die Association der vordern Reichscreyse und ihre Fortsetzung ein Werk ihrer Conomienz und Willkühr sey, oder ob sie unter die unverletzlichen Obliegenheiten dieser Creyse gehöre. Dabey stritte man auch darüber sehr ernstlich, ob in der Associationsmaterie bey den Creysversammlungen die majora gültig wären, oder ob nicht vielmehr diese Angelegenheit ad jura singulorum gerechnet werden müßte, welche die vorderingende Gültigkeit der majorum ausschließen. Costanz behauptete, daß keiner von den vorliegenden Creysen vor sich allein von der seit 1697 bestehenden und von Zeit zu Zeit erneuerten Association abtreten könne, und daß die Fortsetzung solcher Association sein Werk der besondern Willkühr des einen oder andern einzelnen Creyses sey. Diese Behauptung gründete Costanz auf die Associations-Recesse selbst. In dem Recess vom 1/4 Jun. 1697. wird ausdrücklich gesagt: „es sey auf den Particular-Creystägen resolvirt worden, „daß die löbliche fünf Creyse beständig und unzertrennlich sowohl vorjetzo, als in folgenden Friedens„zeiten mit einander associirt seyn und verbleiben, auch „die mutuelle Hülfleistung — — prästiren, sofort — — „in immerwährenden guten Vernehmen vor einen „Mann stehen sollen und wollen.“ In dem Nördlinger Recess steht im 13ten Artickel: „es solle sich von keinem Theil ohne des andern Vorwissen in weitere Associationstractaten eingelassen, und einseitig hierunter „etwas alterirt, oder davon absque communi consensu „abgewichen werden.“ Im Recess von 1730 den 5ten Jul. wurde die Association ein unter den fünf Creysen beständig fürdaurendes Defensivbündniß genennet. Diese Costanzischen Gründe fanden aber bey Würtemberg keinen Beyfall. Dieses sahe die seit 1697 errichtete Associationen für erloschen an, und glaubte, daß es für das ganze Reich gehörte, die öffentliche Sicherheit sämmtlicher Reichslande zu besorgen, und daß die Zusammensetzung der nächstgelegenen Creyse, in Gemäßheit der Reichsconstitutionen, eine völlig bestimmte und

ausgemachte Sache sey, ohne daß man erst noch besondere Bündnisse und Associationen aufzurichten oder zu erneuern hätte. Dadey behauptete Würtemberg, in Absicht auf die Frage von der Wiedererneuerung der Association, daß das Recht der einzelnen Stände Bündnisse zu machen, in allen Fällen, wo es auf Reichsangelegenheiten ankomme, nicht anders, als auf Reichsversammlungen ausgeübt werden könnte; in andern Fällen aber und außer den Reichsversammlungen, den einzelnen Ständen, ut *singulis* zukäme, aber nicht den Creysversammlungen und die Decision der mehrern Stimmen auf denselben unterworfen sey, und daß es folglich in eines jeden einzelnen Reichs- und Creysstandes Freyheit stehe, sich in Associationen einzulassen oder ganz davon zu bleiben. Costanz äußerte dagegen seine Meynung dahin, es sey die Erhaltung und Vertheidigung der öffentlichen Sicherheit, wozu die Creyse bey androhender Gefahr verbunden wären, nicht ad singulos status, ut *singulos*, sondern ad circulos in unum corpus colligatos gestellet, und daher sey die Berathung über die deßhalben zu nehmende Maßregeln der Mehrheit der Stimmen auf den Creystägen allerdings ausgesetzt, und das Associationswerk betreffe eben aus dem Grunde, weil die associirte Creyse sich aufs feyerlichste verpflichtet hätten, dabey als einem beständig fürdaurenden soedere defensivo, dessen ganzes Absehen auf die in den Reichsconstitutionen bestimmte öffentliche Sicherheit gerichtet sey, zu verbleiben, nicht eine rem singulorum, ut *singulorum*, sondern eine unstreitige Creysangelegenheit; s. hiervon: Actenmäßigen Bericht von dem eigentlichen Verlauf derer bey dem löblichen Schwäbischen Creys *in materia associationis & neutralitatis in anno* 1746 & 1747 gepflogenen Verhandlungen, und der daraus endlich in dieser Sache erfolgten Trennung ꝛc. und die Schrift: Des löblich Schwäbischen Creyses *in materia associationis & neutralitatis* gepflogene Verhandlungen dem actenmäßigen Berichte gründlich entgegengesetzt von einem wahren Patrioten 1752.

Associiren, wird besonders von Kaufleuten und andern gewerbtreibenden Personen gebraucht, wenn sie in ein Gewerbs- oder Handlungssocietät, oder Compagnie mit einander treten. Man sagt in diesem Falle, sie associiren sich. Die gesammten Glieder einer solchen Gesellschaft, oder Compagnie werden *associés* genennet. s. den Artickel: Compagnie, und Societät. Man nimmt aber auch das Wort associiren in einem allgemeinern Sinne, darinne es sich auf alle Fälle erstrecket, wo mehrere moralische, oder physische Personen sich zu einem bestimmten Endzwecke, er bestehe, worinne er wolle, mit einander vereinigen. So wird z. E. in dem unterm 15ten Junii 1777. zu Berlin herausgekommenen Churund neumärkischen allergnädigst confirmirten Ritterschaftscredit-Reglement eine Association der gesammten Chur- und neumärkischen Landstände zu Errichtung eines sichern Creditwerks, und Ausfertigung hinlänglicher Pfandbriefe angeordnet.

Assogues, oder Azogues, sind die Schiffe, welche der König in Spanien von Cadix aus mit Quecksilber beladen nach America absendet, um das Quecksilber daselbst an diejenigen zu verkaufen, die das gediegene Gold und Silber aus Erden, Sand und Steinen herauszuziehen wollen. s. den Artickel: Quecksilberhandel.

Assonah, ist eben so viel als Sonna, und bedeutet bey den Mahomedanern eben das, was die Tradition bey den Christen ist. s. Sonna.

Assortiment, ein Vorrath von zusammengehörigen Dingen: daher sagt man von einem Kaufmanne, welcher alle Arten von Waaren, die sein Handel begreift, vorräthig hat; er habe ein gutes Assortiment.

Bey den Buchhändlern versteht man unter Assortiment diejenigen Bücher, welche nicht eigenen Verlags sind.

Assulae, wurden von den Römern kleine Stückgens und Abfälle von den Marmor genennt, welche bey Behauung und Bearbeitung desselben abgefallen. Sie sind bey dem Marmor eben das, was bey dem Holz die Spähne genennt werden. So gering sie auch abfallen, so können sie doch alle genutzt werden. Die größern gebrauchen die Künstler zu Verfertigung allerley Bälle, Würfel, auch anderer Dinge, und der Maurermeister gebraucht dieselbe zu Ausziehung der Mauren. Die kleinern werden theils zu Mehl gestossen und als Marmormehl verbraucht, (f. Marmormehl) theils auch gebrannt und zum weissen verwendet, wodurch man eine schöne weiße Tünche erhält, welche sich polieren läßt, fester als die gewöhnliche wird, und nicht so leicht von der Wand abgeht. Keine Nation weiß sich mit mehrerem Vortheil und Nutzen dieser Abfälle des Marmors zu bedienen als der Italiener, welcher hierinn zu großem Nutzen derjenigen Länder Deutschlands nachgeahmet werden könnte, in welchen der Marmor angetroffen wird.

Assulae, sind kleine Beinchen der Seeigel, welche bey ihrem Gebiß die eigentlichen Zähne befestigen. s. Seeigel.

Assumieren, einen Syllogismum oder Schluß, ist eine Verrichtung des Respondenten in einer Disputation, als welcher den ganzen Schluß des Opponenten, ehe er ihn brantwortet, wörtlich wiederholet. Man siehet leicht, daß es zwar an sich nicht nothwendig ist, aber dennoch sowohl dazu dienet, daß man siehet, der Respondente habe den ihm vorgelegten Schluß völlig begriffen, oder man müßte ihm denselben noch einmal vorsagen, damit er ihn besser übersehe, als auch, daß er durch wiederholte Betrachtung des Einwurfes zu desto deutlicherer und gründlicherer Auflösung derselben geschickt gemacht werde.

Assumtio. „Man kann auch, wie ein alter Rhetori„ker sagt, die Perioden durch Assumtion amplificiren.“ Das heißt auf deutsch so viel: was man in einem Satz unbestimmt ausgedrückt hat, das kann man in dem folgenden näher bestimmen: so hat man gleich zween Sätze für einen. Z. E. Allen unsern Vorgesetzten sind wir Ehrerbietung schuldig, am meisten aber denen, die uns das Leben gegeben haben. Der letzte Satz in dieser Periode ist Assumtio, oder, wie es auch andere nennen, Applicatio.

Assumtio, hieß vormahls der Todestag eines jeden Frommen und Heiligen, weil er an demselben zu Gott aufgenommen wurde, als welches das Wort bedeutet.

Assumtio, Festum Assumtionis Mariä. s. Marienfeste, Marienhimmelfahrt.

Assumtivus Status, heißt bey den alten Rhetorikern eine indirecte Vertheidigung, wodurch man eine Handlung, welche man eigentlich nicht vertheidigen kann, zu entschuldigen sucht, wenn man z. E. die That mit einer ärgern vergleicht, welche man hätte begehen müssen, wenn man sie nicht unternommen hätte, oder wenn man die Schuld auf den Gegner, eine fremde Person, die Nothwendigkeit, den Zufall schiebt, und was dergleichen mehr seyn mag.

Assumtum, oder Subsumtum, wird in der Vernunftlehre der zweyte Vordersatz oder die minor

Digitized by Google

propositio eines Syllogismi, zumalen hypothetici, genennet. Z. E. in dem Schlusse: Wenn der Mond nur auf der Seite glänzet, die von der Sonne beschienen wird; so hat er kein eigenes Licht: nun glänzet der Mond nur auf der Seite, die von der Sonne beschienen wird: also hat er kein eigenes Licht, heißet der Satz: der Mond glänzet nur auf der Seite, die von der Sonne beschienen wird, assumtum. Mehreres s. in dem Artickel: *minor propositio*.

Assurgere, einem würdigeren seinen Platz einräumen, oder auch nur bloß ihm zu Ehren aufstehen, war eine bey den Griechen und Römern gewöhnliche Ehrenbezeugung, womit jüngere Personen den ältern, geringere den vornehmern, Zuschauer und Zuhörer den Dichtern und Rednern bey öffentlichen Zusammenkünften, auf den Schauplätzen und in den Hörsälen ihrer Ehrerbietung, ihren Beyfall und Bewunderung bewiesen. So erhielt Virgil, als ein Stück seiner Aeneis dem Volke in seiner Gegenwart auf dem Theater vorgelesen wurde, von diesem einem so unverdächtigen Beweis der Hochachtung, da im Gegentheile Plinius sich in einem seiner Briefe über die Unterlassung dieser Höflichkeit beklaget. Noch neuerlich huldigte auf eine ähnliche Art das Parisische Theater dem Verfasser der Athire und Irene. Der Griechen ἐξανάστασις druckt diese Höflichkeit aus, welche man besonders in Sparta dem reiferen Alter erzeigte, und durch deren genaue Beobachtung, auch so gar gegen auswärtige Personen, jene Gesandten dieses Staats die Athenienser beschämten, indem sie einem betagten athenäischen Burger, der keinen Platz mehr auf dem Theater bey den seinigen bekommen konnte, zu Ehren aufstunden, ihm eine Stelle einräumten, und bey dem dafür erhaltenen lauten Beyfalle des Volks sagten: den Athenensern fehlte es gar nicht an der Kenntniß, wohl aber an der Ausübung ihrer Pflichten.

Ass..ri. Ein Tempelgott der Obotriten in Mecklenburg, so daselbst mit vielen andern bey dem Dorfe Prilwitz im vorigen Jahrhunderte in der Erde gefunden sind. Er ist in des Hr. Maschens Beschreibung der gottesdienstlichen Alterthümer der Obotriten *fig.* 14. von beyden Seiten in Kupfer gestochen, obwohl der Name nicht völlig herausgebracht ist. Das Gesicht des Götzen ist ein Hundsgesicht mit einer geraden Schnauze, so mit Stacheln besetzt ist. Auf dem Kopfe hat er eine Crone gehabt. In der Hand scheinet er eine Fackel zu halten. Mitten um den Leib gehet ein Gürtel. Der Mantel bildet einen großen Kragen um den Hals, und hänget ohne Falten nieder. Unten am Mantel stehet Ass..ri, an welchem Worte etliche Buchstaben fehlen, so aber doch den Name des Götzen syn. soll, der sonst mit einem andern Obotritischen Götzen Schuaitrir viele Gleichheit hat. Auf einer andern Seite des Mantels steht: *Ratkra*, mithin ist er wie die andern daselbst in dem berühmten slavischen Tempel verehret worden.

Assuritaner, werden für ein Zweig der Donatisten gehalten, und sollen ihren Namen von Assuris haben, wo sie zuerst bekannt geworden seyen, obgleich andere sie in Africa setzen. Sie unterschieden sich von den übrigen Donatisten dadurch, daß sie irrige Begriffe von der Dreyeinigkeit hatten, und eine Subordination unter den göttlichen Personen annahmen.

Ast. (*Ramus*) Die Natur hat die Gewächse mehrentheils mit einem Stamm versehen, der sich vervielfältiget, oder in mehrere kleine an einander befestigte Stämme theilet. Diese benennet man mit den gemeinschaftlichen Namen Aeste oder Zweige. Bey fortdaurenden Pflanzen und Bäumen nennt man sie auch Reiser. Wenn eine Pflanze aus der Erde aufkeimet, so zeiget sie zuerst ohne Zweige in die Höhe, nach und nach treibet sie Augen, in welchen schon die Anlage des Astes mit allen Theilen im kleinen verborgen lieget. Dieser fängt allmählich an sich auszudehnen, gröber zu werden, und sich zu belauben. Neue Knospen entwickeln sich an diesen jungen Aesten, und dies gehet so fort, bis die Pflanze zu ihrer vollkommenen Größe und Alter gelangt ist. Dann fangen die kleineren Aeste an zu verdorren, bis nach und nach die ganze Pflanze wieder abstirbt. Da die Aeste Theile des Stammes sind, so haben sie eben dieselbe innere Structur, welche unter dem Artickel: Stamm erklärt worden wird. Wenn man die verschiedene Richtung der Aeste betrachtet, so findet man, daß sie entweder wechselsweise am Stamm stehen, (rami alterni) oder nur an zwo Seiten desselben (rami dilichi) oder gegen einander über; (oppositi) oder es stehet eine Anzahl in gleicher Höhe quirlförmig um den Stamm her; (verticillati) oder sie stehen ohne Ordnung, entweder zerstreuet, (sparsi) oder gedrängt (conserti) oder mit den Spitzen nahe beysammen (coarctati) oder von einander gesperret (diuaricati). Jeder einzelne Ast ist entweder aufrecht stehend (erectus) oder abgebogen (deflexus) wenn er sich krümmet und herabneiget oder zurückgebogen (reflexus) oder hin und her gezerret, (retroflexus). Bey den Bäumen sind die Aeste anfangs klein und zart, und man nennt sie alsdann Sprößlinge, Schösse, Sommerladen; (Germen, surculus) sind sie gerade lang und biegsam, so heißen sie Gerten. Wenn sie ihren völligen Wuchs gethan haben, so besitzen sie alle Eigenschaften des Stammes. Jeder Ast durchdringt den Stamm bis auf den Kern, und man kann die Spuren davon in jedem Brett, das von einem Stamm geschnitten worden ist, sehen. So groß der Unterschied zwischen den Aesten und den Zacken einer Wurzel zu seyn scheint, so hat doch die Erfahrung gelehrt, daß man Wurzeln in Aeste und umgekehrt, diese in jene, verwandeln könne. Ja es giebt viele Pflanzen deren Aeste gleich Wurzel schlagen, wenn man sie in die Erde steckt. Der Nutzen der Aeste erstreckt sich sowohl auf die Pflanze selbst, als auf die lebendigen Erdbewohner. Die Blätter und Früchte erlangen durch sie mehr Grundfläche und Platz. Viele Gattungen von Insecten nähren sich davon. Die meisten Vögel bauen ihre Wohnungen darauf und sichern sie dadurch für den Nachstellungen ihrer Feinde. Der Mensch würde vieler Vortheile des Lebens entbehren, wenn die Bäume astlos wie eine Säule in die Höhe wüchsen. Kein kühlender Schatten würde den Wanderer auf seiner Reise erquicken, es wäre denn, daß wir hier zu Lande solche Bäume hätten, welche den Palmen in den Südländern ähnlich wären. Und wie viele ökonomische Vortheile geben uns die Zweige der Bäume. Machen wir nicht unsere Körbe, unsere Zäune, unsere Besen, unsere Gradirwerke u. s. w. aus solchen Zweigen oder Reisern? Kurz, unzählige Vortheile hat uns die Natur dadurch gewehrt, daß sie den meisten Pflanzen Aeste gab.

Ast, (ökonomisch) ist ein Theil eines Baums, deren er mehrere hat; alle zusammen genommen, machen das Haupt oder die Crone des Baums aus. Auf diesen Aesten hat der Baum seine Blätter, Blüthen und Früchten; also ohne Aeste zu haben, kann der Baum keine Früchte hervorbringen. Er bedarf aber seiner Aeste nicht

allein um ſeiner Früchten willen, die man von ihme erwartet, er bedarf ſie auch um ſeines Beſtehens willen: ohne Aeſte zu haben, kann kein Baum beſtehen; durch ſie ziehet er, theils die nöthigen Feuchtigkeiten aus der Luft an; theils die dünſtet er die unnöthigen Feuchtigkeiten aus; zu dem Ende hat der Aſt auf ſich ſelbſt, in allen ſeinen Theilen, auch auf ſeinen Blättern, eine unzählbiche, dem bloſen Auge unſichtbare Menge Löchergen oder Poros, die man in Anziehungs- und Ausdünſtungslöchergen abtheilet. Dieſe Löchergen, wie geſagt, dienen zum Anziehen und Ausdünſten. Die Sache verhält ſich aber nun ſo: der Baum ziehet vermittelſt des Waſſers in der Erde, des Regens und der Luft, Feuchtigkeiten, in welcher ſeine Beſtandtheile: Erde, Salze, Oehle, eingemiſcht ſind, durch Aeſte, Stamm und Wurzeln, welche alle mit Anziehungslöchergen beſetzt ſind, beſtändig eine groſe Menge Nahrung an; Erde, Salze, Oehle, bleiben in ihm meiſtentheils kleben, dehnen ihn aus oder, welches eben ſo viel iſt, befördern ſeinen Wachsthum; diebe nun das Waſſer auch alles im Baume zurücke; ſo müſte er berſten; damit nun aber derſes nicht geſchähe, ſo gehet das von Oehl, Salz und Erde, meiſtentheils ausgeleerte, feineſte Waſſer immer wieder in häufigen Ausdünſungen ab. Daraus wird es nun klar und gewiß, daß die Anziehungs- und Ausdünſungslöchergen ein richtiges Verhältniß unter ſich nothwendig bedürfen, und der Baum ohne dies, zu beſtehen, gar nicht vermag. Hat er dieſer zu viel, jener zu wenig, ſo wächſt er nicht fort, ſteht ſtill, tritt zurück, und ſchwachtet zum Todt; hat jener zu viel, dieſer zu wenig, ſo wird er des Waſſers zu voll, er muß alſo nothwendig zerplatzen, die Rinde ſpringt auf, ſchüttet das Waſſer und damit die Nahrungstheilgen aus, hungert, iſt wund, krank, die Inſekten ſuchen den ſüſſen Saft, eilen herbey, untergraben die Rinde weiter und ſo, wie vom Krebsſchaden befallen, gehet die Schale des Baums ab, er ſtirbt in kurzem.

Die Vorſehung, weil der Baum gar leichte und oft durch allerhand Zufälle ſeiner nöthigen Aeſte beraubt und dies nöthige Verhältniß zwiſchen den Anſaugungs- und Ausdünſtungslöchergen aufgehoben wird, hat daher Stamm und Aeſte ſo gebaut, daß in ſolchen eine ſehr groſe Menge Augen oder Keime zu Aeſten verborgen liegen, die, wann allenfalls jenes geſchiehet, alſogleich auf- und ausbrechen, den Abgang erſetzen, und dem auszudünſtenden Waſſer durch ſich zum Abgang Gelegenheit geben. Nähme man alſo dem Baum auf einmal alle ſeine Aeſte, ſo würde er ſich doch ſogleich wieder andere anſetzen; wollte man aber jenes wiederhohlen, ein, zweymal verſuchen, ſo würde der Baum ohne alle Rettung unfehlbar verkommen; dann er hätte keine Augen zu neuen Aeſten mehr übrig. Wollte man ihme alsdann zu ſeinem weitern Beſtehen mehrere Nahrung: Miſt, gute fette Erde, und Waſſer zu führen, und auf die Wurzeln aufſchütten, ſo würde dies ihn nur deſto früher verderben; er erhielte ſo durch die Wurzeln mehr Nahrung, davon er nichts ausdünſten könnte, und ſo müßte er nothwendig früher zerplatzen.

Der Aſt muß auch einer andern Abſicht wegen, nothwendig ſo gebaut ſeyn, daß er viele Oeffnungen auf ſich hatte, und dieſe Oeffnungen mit denen auf der Wurzel, durch die das Waſſer eindringen, ſich bis zu oberſt des Baums erheben, oder die Nahrungstheilgen zu ferneren Wachsthum und zu Herfürbringung der Früchten vertheilen ſollte, in einer Verbindung vermittelſt vieler Canäle ſtehen, dann ſonſt würde das Aufſteigen des Nahrungsſafts nicht haben erfolgen können. In einer Röhre, die oben zu iſt, ſteigt kein Waſſer in die Höhe, da es in der, die oben offen iſt, alſogleich aufſteigt. Die Aeſte haben die Früchten auf; alſo was wäre ein Baum ohne Aeſte? was mit nur wenigen Aeſten? — Wenn er auch ohne Aeſte beſtehen könnte, ſo hätte man doch von ihm alsdenn nichts mehr als das Holz des Stammes zum beſten; nän muß alſo dem Baume, von dem man Früchte erwartet, ſeiner Aeſte nicht berauben, und ihm höchſtens nur jene, die ihn verunſtalten, oder die ſich unter einander kreuzen, ſich reiben und beſchädigen, die das Einfallen der Sonne unter ſich zu ſehr abhalten, nur nach und nach wegnehmen.

Ein Baum, dem ſeine Aeſte zu niedrig anwachſen, giebt durch dieſelben vielen Schatten; unter ihnen kann ſonſt gar nichts angebaut werden oder aufwachſen. Trägt er Früchte, ſo wird er deren ſehr leichte beraubt, alſo muß man durch Abhauen dieſer zu niedrigwachſenden Aeſte (das muß aber nach und nach, von Jahren zu Jahren geſchehen) es dahin bringen, daß er ſeine Krone höher erhält, und ſich ſolche, ſchön und regelmäßig aufſetzet. So lange der Baum tief unten Aeſte anſetzen darf, und man ſie ihm nicht wegnimmt, ſo lange wächſt er nicht hoch auf; dann der unten heraufkommende Saft ergießt ſich in dieſe, die ihm am erſten aufſtoßen, und treibt nicht empor.

Wilde Aeſte an einem Baume, heiſet man die, welche aus dem Theile: Stamm oder Aſt, auf den man ein anders Obſt, welches man haben wollte, ſo gemeiniglich beſſer iſt, aufgezwigt hat, herauswachſen; dieſe wilden Schoſſe nun wachſen gewöhnlich frecher als die andern (es kommt wohl davon her, daß ſie weiter unten ſtehen, und ſie den Saft unverfeinerter, häufiger in ihre weitere Canäle oder Haarröhrgen einnehmen) und daher hindern ſie das Wachsthum der andern; alſo dies zu verwehren, nimmt man ſie vor allem hinweg.

Waſſer-Aeſte oder Zweige, ſind oder werden diejenigen Aeſte genannt, welche aus den Aeſten oder aus dem Stamme mit einer auſſerordentlichen Frechheit herausſchieſen, und gemeiniglich alsdann herausſchieſen, wann der Baum auf die oder jene Weiſe einige ſeiner Aeſte verlohren hat, oder von einem ſaftloſen Stand in einen beſſern gebracht wird: wann der Grund um ihn herum aufgebrochen, oder fett gedünget wird. Sie kommen an dicken Aeſten, aus verborgen gelegenen Augen, welche, weil der Baum jetzt überflüſſig Saft hat, öfters zu etlichen Schuhen in einem Sommer herfürſchieſen: Man hält ſie in allem Betracht vor nichts tauglich, vor unfruchtbar und bedienet ſich ihrer nicht einmal gerne zu Pfropfreiſern, ob ſie gleich wegen ihrer beſonders guten Anlage zum Wuchſe vorzüglicht darzu taugten, auch wann ſie ein paar Jahre alt werden, Früchte, wie die andern, geben; nur entſtehen ſie öfters den Baum, deſwegen ſie auch abzuhauen ſind.

Zug-Aſt, wird derjenige Aſt genennet, welchen die Gärtner, wann ſie erwachſene, groſe Bäume mit andern Obſtſorten bezwigen, folglich die Aeſte zum Bezweigen abhauen, unabgehauen am Baume laſſen; von dieſem meinet man nun, daß er den Nahrungsſaft unterkenrauf in ſich und auch in die aufgeſetzte Zweige beſſer einziehe, daher läßt man, je nachdem der Baum gröſer oder kleiner iſt, viele, oder wenige ſo unberührt ſtehen. So, wie nun der ganze Gedanke, den man ſich von den Zugäſten und ihrem Geſchäfte macht, ungegründet iſt, dann auch ohne ſie wird der Nahrungsſaft heraufſteigen, ſo verurſacht er auch eine höchſt verderbliche Behandlung

Digitized by Google

der aufgezweigten gröſſeren Bäume. Dieſe Behandlung entſtehet aus dieſem falſchen Schluſſe: wann die friſch aufgeſetzte Zweige alſo ausgeſchoben haben oder bekommen ſind, ſo hat der Zugaſt, der ihnen die Nahrung zuzog, nun ausgedienet, man hauet ihn daher ab, und eben dadurch verkommt der Baum. Hiervon aber beym Propfen oder Bezweigen ein mehreres!

Aeſt abbauen, das geſchiehet aus verſchiedenen Urſachen, in allerhand Abſichten, z. E. wann ſie dürre ſind, wann der Aeſte zu viel ſind, wann ſie zu wild durch einander wachſen, daß der Baum ſein gutes Anſehen verlieret, wann die Sonne nicht hindurch fallen kann, die Früchten nicht wohl beſchienen werden, ſo daß ſie weder zeitigen, noch eine ſchöne Farbe annehmen, grün und unſchmackhaft bleiben, wann die Aeſte ſo über einander hinwachſen, daß ſie ſich berühren, wann der Wind gehet, einander reiben, die Rinde einander beſchädigen und wund werden, wann ſie zu niedrig herauswachſen oder man den Stamm gerne hoch gezogen hätte, wann ſie faulen u. dgl. Dieſes Wegnehmen der Aeſte kann nun, wann die Winde nicht bald wieder zuwächſet, Gelegenheit geben, daß das Waſſer eindringt, der Ort modert und faulet, ein Loch wird, die Rinde abfällt, und der Baum nach und nach durchaus inwendig fault, hohl wird und abſtirbt. Dieſem vorzubeugen hat man wohl aufzuſehen, daß die Wunde bald wieder zuheile, oder wenigſtens ſich recht bald ringsum den vormaligen Siz des Aſts ein Callus oder neue Rinde anlege, um das Eindringen des Waſſers zu verwehren. Zu dem Ende muß man wiſſen, daß es

1) nothwendig iſt, die Aeſte zu der Zeit abzunehmen, wann der Callus ſich ſogleich anſetzen kann; der Callus ſetzt ſich aber von dem auszunehmen Saft an, folglich muß dieſes Wegnehmen in der Zeit geſchehen, wann der Saft rinnet. Im Frühling am beſten; (auch im Sommer,) nie im ſpäten Herbſte oder Winter, wo die ſchnelle Anſetzung des Callus ohnmöglich iſt, weil jezt der Saft ſtocket.

2) Die Aeſte müſſen mit einem ſolchen Werkzeug abgenommen werden, welches eine ſolche Wunde machet, auf der das frühe Zuwachſen möglich iſt. Auf einer Wunde, auf der die Theile zerſchmettert und morſch ſind, die gleichſam eine Contuſion erlitten haben, wächſt kein Callus, bis die morſchen Theile abgefault ſind, bis ſie gleichſam, wie an einem thieriſchen Körper, geeitert und ſich gereiniget haben. Eine ſolche Wunde aber macht die Säge, mit der man den Aſt abnimmt; daher iſt es weit beſſer, den Aſt mit einem ſcharfen Eiſen abzuhauen, als ihn abzuſägen; wollte man ſich aber doch der Säge dabey bedienen, ſo muß man die Wunde mit einem ſcharfen Meſſer nachher ganz, wenigſtens außen an der Rinde ringsum eben und glatt ſchneiden.

3) Die Fleiſchwunde, in der Splitter bleiben, heilet nicht gerne oder niemalen zu; daher muß die Wunde am Baum, die beynahe mit jener einerley iſt, auch nicht verſplittert, ſondern glatt und eben gehauen werden.

4) Der Aſt muß ganz dichte am Stamm weggenommen werden, welches zum frühen heilen vieles beyträgt.

5) Die Wunde muß mit keimen, zu welchem Rindskoth gemiſcht iſt, ſogleich verſtrichen, auch, wo ſie groß iſt, mit etwas dazu ſchicklichem zugebunden werden.

6) Man hat ſich im Wegnehmen der Aeſte wohl vorzuſehen, daß man die Wunde nicht ohne Noth vergröſſere, und der Aſt im Abſinken nicht ſchleiße; dem vorzukommen, muß man ihme allezeit von unten herauf die erſte Paar Hiebe oder einen Einſchnitt beybringen, und dann erſt von oben herab hauen oder ſägen.

Aeſte einſetzen, ausbreiten, ſ. Crone der Bäume.

Aſt, (*ramus, ecot*) iſt in der Wappenkunſt eine Figur, welche beſtehet aus zwey kleinen gleichlaufenden Schräglinien, mit einer darrüber gezogenen queren oder ſenkrechten, die mit den vorigen einen ſpizen und einen ſtumpfen Winkel einſchlieſt. Zu einem Aſt gehören alſo drey kleine Linien, wie zu der Zinne; nur daß ſie da zwey rechte, beym Aſt aber zwey ſchiefe Winkel formiren. Der ſpize Winkel, oder die Spize des Aſtes, gehet allemal nothwendiger Weiſe entweder aufwärts oder niederwärts; und nach derſelben heißt der ganze Aſt auf- oder niederwärts gekehrt: in der Beſchreibung der Aeſte muß dieſer Unterſchied jedesmal angezeigt werden. (ſ. Aufwärtsgehend) Wenn die beyden Parallellinien des Aſtes ſchrägrechts oder ſchräglinks, und die darüber gezogene ſenkrecht gehet; ſo iſt es ſehr leicht zu unterſcheiden, ob der Aſt auf- oder niederwärts ſtehe; wie Fig. 71. * Wenn aber, wie es zuweilen geſchiehet, die beyden Parallellinien quer oder ſenkrecht, und die drüber gezogene ſchrägrechts oder ſchräglinks laufen; ſo iſt die Lage des Aſtes zweifelhaft, wenn man nicht auf die Spize Acht giebt, denn dieſe ſtehet doch in jedem Falle entweder auf- oder niederwärts. ſ. Fig. 72. 73.

Die Aeſte werden bald zu Figuren, bald zu Theilungen des Schildes gebraucht. Im leztern Fall heißt das Schild geäſtet, und beſtehet bald aus aufwärts, und bald aus niederwärts gehenden Aeſten. Man richtet ſich aber in der Benennung nur nach der Lage des oberſten Aſtes. Wenn dieſer z. B. aufwärts gekehret iſt, ſo heißt das Schild mit aufwärtsgehenden Aeſten getheilt, und umgekehrt. Man theilet Schilde mit Aeſten in die Länge, und ſchräg. In der Beſchreibung beſtimmt man, nach den Tincturen, 1) die Zahl der Aeſte, 2) die Lage derſelben, 3) die Tinctur des oberſten Aſtes, und 4) die Art der Section. Z. B. Fig. 71. von blau und Silber, mit 6. aufwärtsgehenden Aeſten, deren oberſter von Silber iſt, in die Länge getheilt.

Aſt, der goldne, ein in dem heiligen Gehölze der Hekate oder Proſerpina befindlicher Zweig, deſſen Blätter ſowohl, als er ſelbſt aus dieſſarnen Golde beſtehen und ohne den kein Sterblicher den Eingang in die Unterwelt hoffen durfte. Virgil hat der Beherrſcherin des Orcus zuerſt mit demſelben ein Geſchenk gemacht, und beſchreibt ihn folgender maſſen:

Düſtre Thäler verhüllen ihn dem forſchenden Auge.
Aber ins unterirrdiſche Reich mag keiner gelangen,
So er nicht erſt das güldene Reis vom Baume gebrochen.
Denn die ſchöne Proſerpina fordert von jegliches Händen
Dieſes Geſchenk, daran es noch nie dem Baume gefehlt hat.
Kaum iſt einer gebrochen, da ſchon ein andrer den Abgang
Wieder erſezt, und köſtliches Gold von neuem hervorſproſt.
Wenn du ihn findeſt, ſo brich mit der Hand ihn: hat dich das Schickſal
Hierzu erſehen, gleich iſt er dir folgſam; außerdem ſieget
Ueber ihn keine Gewalt: er ſpottet der Härte des Eiſens.

Man hat ſich auf eine ſehr unnüze Art bemühet den Urſprung dieſer dichteriſchen Grille zu entdecken.

Aſt einer krummen Linie. Unter dieſem Namen verſtehen einige, was man ſonſt den Schenkel derſelbigen zu nennen pfleget, und wovon unter dieſem Na-

* ſ. Herald. Tafel.

Digitized by Google

men das nöthige zu finden ist. Andere, z. E. Vincentius Viviani, nennen die grade Linien, die aus dem Scheitel oder jedem andern Puncte der Axe in einen jeden Punct der krummen Linie gezogen werden, Aeste.

Astacus, s. Krebs.

Astacolithen, *Astacolithi*, sind die versteinten Krebse, sonderlich die Flußkrebse; das sind diejenigen, deren Originale sich nicht in der See, sondern in den Flüssen aufhalten. Wir wollen sie bey dem allgemeinen Namen Gamarrolithen beschreiben.

Astacopodium, ist der Name dem Luid den versteinten Krebsscheeren gab, von πούς der Fuß. s. Gamarrolithen.

Astacus, ist der gewöhnliche Name, den die Krebse, sonderlich die Bachkrebse führen. (s. Krebse.) Wenn sie versteint sind, so heißen sie Astaci petrificati, Astaci fossiles, Astaclithi. s. Gamarrolithen.

Astacus, (Conchyliol.) ist in der Conchyliologie ein Name dessen sich Seba bediente, damit gewisse Flügelschnecken zu bezeichnen, welche sonst auch unter dem allgemeinen Namen der Krabben bekannt sind. So heißt bey ihm.

1) *Astacus* schlechthin, die Teufelsklaue, der Bootshacken, die große Krabbe. Strombus chiragra Linn. Gualtieri tab. 25. fig. B. Rumph tab. 35. fig. A. Knorr Th. I. tab. 27. fig. 1. Th. II. tab. 27. fig. 4. Martini tab. 85. fig. 851. 852. 853. 854.

2) *Astacus femina*, das Weibchen von der vorbergehenden Teufelsklaue. Gualtieri tab. 35. A. Rumph tab. 35. B. Martini tab. 92. fig. 895. 896.

3) *Astacus nodosus sive podagricus*; der Scorpion, die Podagrabschnecke, der Podagrakrebs. Strombus scorpius Linn. Gualtieri tab. 26. fig. C. Rumph tab. 36. fig. K. Knorr Th. II. tab. 3. fig. 1. Th. V. tab. 4. fig. 3. Martini tab. 88. fig. 860.

4) *Astacus vulgaris*; die Krabbe, die gefleckte Krabbe. Strombus lambis Linn. Gualtieri tab. 35. fig. C. Rumph tab. 35. fig. E. Knorr Th. II. tab. 28. fig. 1. Th. III. tab. 7. fig. 1. Martini tab. 86. fig. 855.

Unter dem allgemeinen Namen des Bootshacken, werde ich Num. 1. 2. des Scorpion Num. 3. und der Krabbe Num. 4. beschreiben.

Astacus, ein Geschlechtsname bey Fabricius, unter welchem diejenige Krebse beschrieben werden, welche vier auf Stielen stehende Fühlhörner haben, und von welchen die vorderssen verlängert, borstenförmig, die hintersten aber gespalten sind.

Astacus, (*Cancer*) Flußkrebs, s. Krebs.

Astandae, ἀστάνδαι, werden, wie einige glauben, auch ἄγγαροι, Angari genennt. Beyde Worte sind, der Scholiasten Meynung nach, aus dem Persischen entlehnt, und haben dem im neuen Testamente vorkommenden Zeitworte ἀγγαρεύειν, zum laufen nöthigen, und den beyden lateinischen Wörtern *angariare*, in Beschlag nehmen und *angaria*, die Vorspann, den Ursprung gegeben. Cyrus, der Stifter des Persischen Reichs, errichtete nach dem Berichte des Xenophons in seinem neuen so weitläuftigen Gebiete die erste Post, um von allen Veränderungen und Bewegungen in seinen großen Eroberungen auf das baldigste benachrichtiget zu werden. Von den äußersten Gränzen dieses fast unermeßlichen Reiches und durch alle Provinzen desselben wurden Stationen angelegt, wo gewisse Personen, welche Astandae genennt wurden, auf die mit Briefen ankommenden reitenden Eilbotten, welche wahrscheinlicher Weise Angari hießen, warteten, solche entweder mit frischen Pferden versorgten, oder durch andere zu dieser Absicht immer fertige Gotten ablösteten, und also jede Staffete nach Susa, als den Mittelpunct aller Stationen beförderten. Man könnte also in unserer Sprache die Angaros durch Postillions und Courriers, die Astandas aber durch Postmeister übersezen. Es scheint, daß dieses letztere Amt von großer Bedeutung gewesen seye, indem Darius Codomannus dasselbe in seinen jüngern Jahren bekleidet hatte.

Astaroth, Astoreth, Astarte, (mythol.) und in der vielfachen Zahl, Astaroth, ist der Name einer phönicischen, oder Sidonischen Gottheit. Wer sie eigentlich gewesen seye, ist schwer zu bestimmen. In keiner Sache verfallen die Gelehrten auf mehrere und oft ausschweifendere Meynungen, als bey der Untersuchung der alten heidnischen Gottheiten; besonders was die Vergleichung derselben mit der wahren Geschichte betrift. Wir können also weiter nichts thun, als die verschiedene Meynungen der Gelehrten darüber anführen. Aschtharoth bedeutet in der hebräischen Sprache eigentlich eine Heerde von Schafen, oder Ziegen. Da nun die alten Völker sich mit der Viehzucht am liebsten abgegeben haben; so muthmasset man, daß sie die Vergleichung der Schönheit sehr gern daher genommen hätten. Man glaubt also daß der Mond wegen seiner Schönheit mit diesem Namen belegt worden seye. Andere verstehen aus eben dem Grund die Venus darunter. Noch andere machen die egyptische Isis daraus, wenigstens wird sie mit Kuhhörnern auf ihrem Haupte vorgestellt. Noch andere machen sie zur Frau eines gewissen Gottes, mit Namen Ashar, können aber nicht sagen, wer dieser gewesen seye. Wieder andere behaupten, daß es Juno gewesen seye; denn so wie man den Jupiter Ammon, oder die Sonne, unter dem Bild eines Stiers verehrt habe, so habe man der Juno, unter dem Bild eines Schafs, Religionsdienst erwiesen; und, wenn man der Erzählung des Homers glauben darf, so war Juno nichts weniger, als ein Schaf. Es giebt auch einige, welche behaupten, es seye dieses der Name eines Assyrischen Königs gewesen, den man nach seinem Tod unter die Zahl der Götter versetzt habe. Wenn man unter allen diesen Meynungen eine Wahl anstellen soll; so ist es wahrscheinlich, daß hierunter nichts anders als der Mond verstanden werde. Daß dieser von den ältesten Völkern einer göttlichen Verehrung gewürdigt worden seye, ist oben unter dem Artikel Abgötterey hinlänglich bewiesen worden. Dieses ist eben die Gottheit, die die Hebräer die Melechet, oder Königin des Himmels nennten. Baal und Astharoth stehen, wie Apollo und Diana, oder Sonne und Mond, überall beysammen. Der Dienst dieser sidonischen Gottheit hatte unter den Juden stark überhand genommen, und es wurden ihr eine Menge Priester gehalten. Jesabel hatte ihrer nicht weniger, als vierhundert beysammen. Sie wird auch die Göttin der Haine genennt, vielleicht weil sie in Hainen verehrt wurde, vielleicht auch wegen einer Anspielung zwischen עשתרות und עשרות Astharoth und Ascharoth, welches letztere Wort einen Hain bedeutet. Unter den abgöttischen Juden wurde sie mit vielem Pracht und geheimnisvollen Ceremonien verehrt. Wenn sie als die Königin des Himmels angebetet wurde; so opferten sie ihr Kuchen, die mit besonderer Feyerlichkeit zubereitet wurden. Die Kinder trugen das Holz herzu, die Väter zündeten das Feuer an, und die Weiber kneteten den Teig, um der Königin des Himmels Kuchen zu backen. Jer. 7, 18. Sie zündeten ihr zu Ehren Rauchwerk an. Einige se-

Digitized by Google

gen, daß die ihr geheiligten Kuchen mit dem Zeichen des Mondes wären bezeichnet gewesen. In ihrem Tempel hengen die Philister Sauls Waffen auf, auch Salomo vergieng sich in seiner Abgötterey so weit, daß er dieser heydnischen Gottheit unter mehrern andern Dienst erwies. 1 Sam. 31, 10. 2 B. d. Kön. 23, 13. Diejenigen, die sie für die Venus der Griechen halten, ziehen die Benennung des Adonis, oder Thamus, hieher. s. beydes an seinem Ort.

Astaroth, bedeutet in der Magie der Geist des Abends, welcher nur des Mittwochs angerufen wurde, und die Gabe ertheilte, sich bey den Großen beliebt zu machen.

Astarothiten. Einige reden von einer jüdischen Secte dieses Namens, welche den Dienst des wahren Gottes mit der Verehrung der Astaroth zu verbinden pflegte, und von den Zeiten Mosis bis zur Babylonischen Gefangenschaft gedauert haben soll. Gewiß ist es, daß die Juden öfters auf diese Abgötterey verfielen, und sich wohl gar einbildeten, sie könnten dem wahren Gott zugleich dienen. Aber es ist sehr uneigentlich geredet, eine jüdische Secte daraus zu machen.

Astarte (archäologisch). Ist eben dieselbe die unter dem Namen Dea Syria, Cybele, Rhea, Mater Deorum bekannt ist. Lucian, Plutarch im Leben des Crassus, Cicero und Suidas bezeugen es. Pausanias, indem er die drey Arten von Venus anführt, die Urania, die Pandemos, und die Apostrophia, sagt, die erstere, oder die himmlische seye von den Aßyriern verehrt worden, von da sey ihr Dienst bey den Paphiern in Cypern und bey den Phöniciern gemein worden u. s. w. Sie wird auf Gemmen und Münzen, und Basreliefs meist auf einem Wagen vorgestellt, der von Löwen gezogen wird. Auch reitet sie oft auf einem laufenden Löwen. s. Mariette, Pierres grav. T. I. pl. IV. Baillant glaubt sie auch auf einem Schiff stehend entdeckt zu haben, und er sagt in seinem Werk von den Colonien, sie werde von den Sidoniern unter dem Bild eines Sterns angebetet. Allein nicht alle weibliche Figuren die eine Mauerkrone aufhaben, sind darum Deæ Rheæ, sondern auf den meisten Münzen sind es Genii der Städte, und wenn sie auf einen Schiffe sitzen, Genii der Seestädte. Beyer sieht man auf einer sidonischen Münze ihren Wagen allein mit vier Oelzweigen in den Ecken, und auf der vordern Seite ist (wie Baillant behauptet) ihr Bild geschnitzt, mit einem bestrahlten und mit der Mauerkrone umgebenen Haupt. Beger Thes. T. II. p. 710. Gemeiniglich ist sie in einem langen Gewand, mit langen und engen phrygischen Ermeln, und nach dem Mart. Capel. soll dieß ihr Gewand allzeit grün seyn. Bey Winkelmann in Monum. ined. ist n. 7. eine merkwürdige Beschreibung eines Basreliefs aus dem Mus. Capitolin. das ihr Bild, oder das Portrait einer römischen Matrone vorstellt, die sich als Cybele hat abbilden lassen. Ihr Haupt hat die Mauerkrone nicht, sondern ist mit einen Oelzweig gekrönt, wie es ihre Priester und Priesterinnen zu seyn pflegen. An dieser Krone hängen 3 kleine runde Schildgen wie Medaillons, jeder mit einem erhabenen Brustbild. Auf dem Schildgen vor der Stirne ist ein Kopf mit einem Barte, der Jupiter seyn mag. Auf den beyden andern an den Schläfen ist das Brustbild des Atys ihres Geliebten; ein anderes Brustbild desselben trägt sie auf der Brust hängend. Dieses letztere scheint das προσωδιον das man beym Montfaucon Ant. Expl. T. 2. pl. 5. an einer Priesterinn der Cybele sieht. Auf der einen Seite hat sie mit einem Theil ihres Pallium das Haupt bedeckt, und unter dem Tuch, das den Schleyer bildet sieht man auf beyden Seiten hinter den Ohren zwey Perlenschnüre. Sie hat ein Halsband, das sich mit zwey Schlangenköpfen schließt, die eine Art von Kleinod halten. In der rechten Hand hat sie eine Art von Hefft das drey Oliventzweige zusammenhält, an deren zwey Crotalen hängen. In der linken Hand hält sie eine gereifte Muschel, worinn ein Fichtenapfel liegt, das gewöhnliche Symbolum der Cybele, zum Andenken des Fichtenbaums, unter welchen sich Atys seiner Mannheit beraubte. Um den Fichtenapfel liegen Mandeln die diese Göttin aus dem Blut ihres Geliebten wachsen machte. Diese Muschel scheint die mystische Schaale zu seyn, der Κυπρος, den die Göttin Rhea in der Hand hielt, und von der sie Κυπροδαπος Θεα genennt wurde. s. Schol. in Nicand. Alexiph. v. 217. Pausan. L. 7. p 566. l. 30. edit. Kuhn. Auf der linken Seite hängt ihr eine Peitsche herab mit drey Strängen, woran Tali oder Astragalen von Böcken eingeschnürt sind, so wie Apulequs die Pritsche beschreibt, mit der sich die Priester der Cybele schlugen. Oben auf der linken Hand hängt eine runde Trommel, die das Symbolum der runden Erde war, und dieß zur Anspielung dessen, was Lucretius von ihr als der Göttin der Erde sagt

Aëris in spatio magnam pendere Tellurem.

Unten steht eine bedeckte und mit einem Oelzweig umschlungene Küste, und in der Mitte sieht man zwey Flöten eine gerade, und eine krumme, welche letztere die phrygische war, und der Cybele zugehörte. Jede hat ihr Mundstück γλωττα, und diese Flöten waren von Buxbaum. Virg. Aen. L. 9. v. 619.

Astathyi, ein Beyname einiger Manichäer und Paulicianer im 9. Jahrhundert in dem griechischen Kayserthum, wo sie hart verfolgt wurden. Sie werden auch Astati, oder Unbeständige und herumschwärmende genennt, theils weil sie wegen den Verfolgungen nicht lange an einem Platz verblieben, theils weil sie hin und herliefen, um Proselyten zu machen.

Asteismus, gehört zur Ironie, und besteht in einem feinen Scherz, den man zur Verkleinerung seiner selbst, oder eines andern, doch auf eine unbeleidigende Art, vorbringt. Ein berühmter Dichter z. E. will die Ursache angeben, warum er und seine Bundsgenossen vom Podagra befreyt blieben, und sagt:

Wir reichen nicht an dieser Krankheit Jahre:
Uns legt zuvor der Hunger auf die Bahre.

Auch kann hierher der Spott des Cicero über die Duodezstatur seines Schwiegersohns gezogen werden: „wer in aller Welt hat meinem Sydam an diesem Degen gegürtet?“ (quis meum generum gladio alligavit).

Nach anderen bedeutet Asteismus soviel als das lateinische Urbanitas, oder das Feine im Ausdruck, das den Einwohnern der Stadt Rom, die vorzüglich Urbs genennet wurde, eigen war.

Astenous, ein kapischer Tagschmetterling, welchen Fabricius zu den trojanischen Rittern zählt. Er ist groß, auf beyden Seiten einerley gefärbt, und schwarz. Die Vorderflügel sind gezähnelt, und haben in der Mitte einen nach hinten in Streife auslaufenden weißen Flecken. Die Mitte der Hinterflügel ist hochgelb: vor dem hinten Rand ist eine Binde, welche aus vier schwarzen Flecken besteht.

Aster, heißt im griechischen ein Stern. In der griechischen Kirche versteht man darunter ein Gestell, wel-

Digitized by Google

ches aus zwey kreuzweiß übereinander gelegten Latten beſteht, und mit vier auswärts gebenden Füßen verſehen iſt. Sie nennen es auch Aſteriſcus, und gebrauchen es bey der Meſſe, wo ſie es über das Brod auf die Schüſſel ſetzen, damit das darüber zu deckende Tuch das Brod nicht berühre. Auch pflegt daſſelbige über die Reliquienbücher zu eben dem Ende geſetzt zu werden, wenn ein Altar und Kirche eingeweyht werden ſoll.

Aſter ſ. Sternblume.

Aſter montanus, (verſteint). Je ſeltener die Blumen im Steinreiche ſind, zumal, da die wenigen ächten Beyſpiele, die wir haben, ſo ſehr unter eingebildete und unächte gemiſcht waren, daß man ſie kaum erkennen und hervorſuchen konnte, ſo wichtig war die Entdeckung des Herrn Volckmann und Herrn Lehmann, daß ſie wahre Blumen des Aſter montanus auf Schiefern, freylich aber, wie man leicht ſelbſt begreifen wird, in bloſen Abdrücken fanden. Volckmann fand dieſen Blumenabdruck zu erſt, und zwar bey Laßig in Schleſien auf Kräuterſchiefern, und gab Sileſ. ſubt. tab. 13. fig. 9. tab. 15. fig. 5. zwey Zeichnungen davon. Lehmann fand eben dieſe Blume in dem Steinkohlenflötz bey Ilefeld im Fennebergiſchen, auch auf Schiefern, und zwar ſogar häufig. Ich bemerkte, ſagt Lehmann: daß dieſer Schiefer nicht durchaus von einerley Geſtalt, Art und Dicke war. Denn, bald war er eben, ohne die geringſte Spur einer abgedruckten Figur, bald war er dicker, bald ſo dünne, daß er kaum einen Zoll mächtig war, und bald darauf wurde er wieder drey bis vier Zoll mächtig. Es iſt nicht ungewöhnlich, dieſen Schiefer dichte, hart und aſchfarbig zu finden, aber man trifft auch welchen an, der ins ſchwarze fällt, ſich blättert und leicht zerbricht. Ziemlich oft ſind viele Figuren von Blumen, aber immer von einerley Art, auf einem Stück Schiefer abgedruckt, manchmal ſind deren wenige oder gar nur eine auf einem Stücke. Ich habe einige gefunden, auf deren Oberfläche dieſe Figuren blos gezeichnet waren, da unter deſſen auch andere Schieferſtücken, wechſelsweiſe nach Art der Schichten folgten. So weit Herr Lehmann. Auch in Schröters Einleitung Th. III. tab. 2. fig. 7. iſt eine ſolche Aſtermontanusblume abgebildet. Zweyerley iſt bey dieſer Verſteinerung allerdings merkwürdig:

1) Daß ſich hier in einem kleinen Raume beyſammen, eine groſe Anzahl verſteinter Blumen, aber alle von dem Aſter montanus fanden. Man weiß, wie leicht die zarten Blätter einer Blume aus einander fallen, oder verfaulen, ehe ſie einen Abdruck hinter ſich laſſen können, und eben daher die groſe Seltenheit der **Blumenabdrücke**. Allein, dieſes kann man in dieſem Falle, wie er hier iſt, am leichteſten erklären, da es viele Blumen eines und eben deſſelben Geſchlechtes ſind. Dieſe haben vermuthlich alle bey einander geſtanden, ſind auf einmal verſchlemmt worden, und konnten daher auch mehr Abdrücke auf einmal hervorbringen.

2) Daß man auf dieſen Schiefern nur den Abdruck der Blume, nicht aber die Stängel und die Blätter findet. Von den Blättern hat man zwar auf den Ilefeldiſchen Schiefern einzelne Beyſpiele gefunden, von den Stängeln aber nie eine Spur entdeckt. Vielleicht würden ſie ſich noch finden, wenn man das Tach des daſigen Steinkohlenflötzes genauer unterſuchen wollte. Sollten ſich aber davon gar keine Spuren finden, ſo müßte man annehmen, daß bey dem Zufalle, der dieſe Körper in das Steinreich brachte, die Blumen abgebrochen wären, und nun ohne Stiel und Blätter, Abdrücke hinterlaſſen hätten.

Aſteria, (Seeſterne) iſt der Name womit Herr von Linne die Meerſterne belegt, weil ſie eine ſternförmige Figur haben. Dieſe merkwürdige und zahlreiche Familie werde ich unter dem Namen: Meerſterne beſchreiben, und auch dort zeigen, was das Steinreich auf dieſelbe für Anſprüche zu machen habe. Jetzo habe ich nur mit dem Linneiſchen Namen zu thun, und bemerke nur zweyerley: Man muß einmal dieſe Körper, die Linne Aſterias nennet, nicht mit gewiſſen Verſteinerungen verwechſeln, welche wir unter den Namen der Aſterien kennen, und die unter dieſem Namen nun bald beſchrieben werden ſollen. Dieſe Aſterien ſind Theile des Pentacriniten, und gehören folglich einem Körper zu, der in der See keine freye Bewegung hat; die Meerſterne hingegen beſtehen vor ſich, ſind ein Ganzes und haben in der See eine ganz freye Bewegung. Plinius beſchreibet einen Edelſtein unter dem Namen Aſteria, den wir in unſern Tagen nicht mehr zuverläßig kennen. Man muß zweytens wiſſen, daß der Ritter Linne das Geſchlecht der Meerſterne in drey Unterabtheilungen bringt, die er integras, ſtellatas und radiatas nennet. Die erſtern nennet Herr Müller ungetheilt, die nicht eingeſchnitten ſind, aber da Herr von Linne nur eine einzige Gattung hieher rechnet, ſo kann das ſeine Meinung gar nicht ſeyn. Er muß dadurch vielmehr einen Körper verſtehen, der ſo aus dem Ganzen erbaut iſt, daß man ſeine einzelene Theile faſt nicht unterſcheiden kann; ſtellatae ſind hingegen diejenigen, welche ganz die Form eines Sterns mit breiteren Strahlen haben; da endlich diejenigen, deren Strahlen lang und ſchmal ſind, die folglich mehr einem Wurme als einem Sterne gleichen, radiatae heißen. In der zwölften Ausgabe des Naturſyſtems hat der Herr von Linne folgende 16 Gattungen: 1) Aſteria luna, er iſt ganz glatt, hat erhabene Puncte und nur zwey hervortretende Spitzen. 2) Aſteria pappoſa, er hat wenigſtens neun Strahlen, und der Körper iſt pfuſchelweiſe mit kleinen Stacheln beſetzt. 3) Aſteria rubens, ſie haben eine rothe Farbe, einen hockerigten Rücken, die Strahlen ſind in der Mitte am breiteſten, und ihre Spitze iſt lancettenartig. 4) Aſteria minuta, vermuthlich der kleinſte unter allen Meerſternen, er hat ovale ſtumpfe Spitzen, und iſt mit durchſichtigen Härchen beſetzt. 5) Aſteria glacialis, die Strahlen ſind ſiebeneckigt, und mit Warzen beſetzt, welche ſpitzige Stacheln haben. 6) Aſteria reticulata, der Körper iſt auf einer Seite ſtark gewölbt, und auf dieſer gewölbten Seite mit einem erhöheten Netz belegt. 7) Aſteria nodoſa, die Strahlen ſind gewölbt, und mit Knoten beſetzt, welche Stacheln haben. 8) Aſteria aranciaca, ſie ſind flach gedruckt, der Körper iſt breit, der Rand geglieder, und die Oberfläche wie mit Hirſenkörnern überſtreuet. 9) Aſteria equeſtria, der Stern hat ſchmale Strahlen, die auf beyden Seiten gegliedert ſind, der Körper iſt wie mit Nadeln durchſtochen. 10) Aſteria læviguta, der Körper iſt klein und hat ſehr lange Strahlen, die einen halben Cylinder vorſtellen, und gleichſam eine achteckigte Figur bilden. 11) Aſteria ophiura, der Stern hat lange, ſchmale und glatte Strahlen, der Körper iſt rund, und mit einer fünfſtrahligten Sternfigur bezeichnet. 12) Aſteria aculeata, der Körper iſt klein, die langen und ſchmalen Strahlen ſind an den Seiten mit Stacheln beſetzt. 13) Aſteria ciliata, der Körper ſcheinet ſchuppicht zu ſeyn, und die Strahlen ſind auf beyden Seiten mit Haaren beſetzt. 14) Aſteria

Digitized by Google

ria pectinata, der Stern hat allemal mehr als fünf Strahlen, die in der Mitte getheilt sind, oben sind sie schuppigt, unten faserigt. 15) Asteria multiradiata, diese Sterne haben sehr viele Strahlen, die sich aber in keine Aeste und Nebenäste theilen. 16) Asteria caput Medusae, diese Sterne haben sehr viele Strahlen, die sich aber in Aeste und Nebenäste theilen. Von diesen Seesternen gehöret Gatt. 1. zu der Asteria integra; Gattung 2-10. zu den Asterias stellatis, und Gattung 11-16. zu den Asterias radiatis. Wie sich aber dieses System mit dem Linäischen vergleichen und vereinigen lasse? und wie Herr Link die Lehre von den Seesternen betrachtet und abgehandelt habe, das wird sich bey dem Wort: Meerstern füglicher als hier erklären lassen.

Asteriae, sind unter den Versteinerungen die fünfseitigen Glieder des Pentacriniten, oder des Encriniten mit dem püschelförmigen Kopfe; s. Asterien. Wenn noch mehrere Asterien über einander liegen, so bilden sie einen säulenförmigen Körper, und werden dann *Asteriae columnares*, Asteriensäulen oder Sternsäulensteine genennet; s. Asteriensäulen. Bey der Abhandlung beyder angeführter Körper, sollen zugleich die zusammengesetzten lateinischen Namen angeführt und kürzlich erläutert werden.

Asterianer, haben ihren Namen von dem Arianissgesinnten Asterius, welcher behauptete, Christus wäre in eben dem Verstande ein Geschöpf Gottes, wie es andere Geschöpfe auch wären. Doch wäre er unter denselbigen das vornehmste. s. Arianer.

Asterie, (ein Tagschmetterling) s. Pfau, indianischer.

Asterien, (Versteiner.) Das Wort Asterie, wie das lateinische *Asteria*, sind einiger Zweydeutigkeit unterworfen, indem einige, z. B. Linne, darunter die Seesterne, andere aber die Astroiten verstehen, noch andere die eigentlichen Asterien, von denen wir hier reden. Beym Plinius war die Asterie ein Edelstein. Hier rede ich von den eigentlichen Asterien, von Versteinerungen, welche mehrentheils fünf, zuweilen aber auch nur vier Seiten haben, die bald ganz spitzig, wie ein Stern, bald aber rund sind. Wenn sie fünf Seiten haben, so haben sie oben und unten eine fünfblätterigte Blume, alle aber in ihrem Mittelpuncte ein zartes Loch, das freylich im Steinreiche mehrentheils ausgefüllet ist, von dem ich hernach zeigen werde, daß es ehedem ein Nervengang war. Es sind, die mineralisirten Asterien ausgenommen, kleine dünne spatartige Körper, welche, wenn man sie zerbricht, glänzen, und mit den Säuren heftig brausen, die also von einer kalkartigen Natur sind. So regelmäßig sonst ihr Bau zu seyn pflegt, so sichtbar weichen die Asterien von einander ab, wenn wir Gelegenheit haben, mehrere unter einander zu vergleichen. Die Zeichnung ihrer Oberfläche gleicht bald einer Blume, derer Blätter rund oder keulenförmig, oder kolbigt, oder zugespitzt sind; bald aber einem Sterne; diese Zeichnung aber richtet sich allemal nach der Bildung der Peripherie der Asterie, dergestalt, daß man z. B. die zugespitzten Blumenfiguren nur an solchen Asterien findet, deren Ecken ebenfalls spitz sind. Inzwischen machen hier die seltenen vierseitigen Asterien eine Ausnahme; denn diesen mangelt gemeiniglich die Blumenfigur. Diese verschiedenen Zeichnungen der Oberfläche bestimmen aber keine verschiedenen Gattungen; denn das Original, das Herr Guettard Dalmier Marin nennet, hat an einem einzigen Stiel benahe alle Verschiedenheiten der Asterien an sich. Ich habe oben bemerkt, daß die Asterien in ihrem Mittelpuncte eine Oeffnung haben, die im Steinreiche zwar mehrentheils zugestopft ist: allein bey einer genauern Aufmerksamkeit wird man es finden, daß diese Ausfüllung nicht die Natur der Asterie hat, also nicht kalkspath, sondern Erde ist. Dieses bald größere, bald kleinere Loch, ist allemal rund, und war ehedem der Nervengang des Thiers. Leßer leugnet den Asterien dieses Loch ab, aber er muß entweder unvollständige Exemplare vor sich gehabt, oder über sie weggesehen haben. Die Trochiten erscheinen bisweilen in einer ansehnlichen Stärke, bis zu einem halben Zoll: die Asterie hingegen ist zwar stärker und schwächer, aber nie ansehnlich stark. Auch ihre Größe ist verschieden. Manche sind nur wie ein feiner Nadelkopf, andere aber übersteigen sogar die Größe eines Silberdreyers. Der Steinart nach sind einige Asterien blos versteint, das ist, in einen Kalkspath verwandelt, andere aber mineralisirt; und diese sind in den mehresten Fällen kiesshaltig, und verrathen dieses bald durch eine hellgelbe, bald durch eine schwarze oder schwarzbraune Farbe. Manchmal findet man sie außer ihrer Mutter, bald aber liegen sie in einer Matrix bald versteint, bald in bloßen Abdrücken.

Die Verschiedenheiten der Asterien hat Walch in seiner Naturgeschichte der Versteinerungen Th. II. Absch. II. S. 86 f. am vollständigsten angegeben. Er bemerket folgende: 1) runde Asterien, die auf ihrer Ober- und Unterfläche eine fünfblätterigte Blume haben; 2) runde Asterien, wo die Blätter der Blume krumm gebogen sind; 3) runde Asterien, deren Peripherie fünf leichte unmerkliche Biegungen hat; 4) runde Asterien, mit einer gedoppelten fünfblätterigten Blume, einer größern und einer kleinern, die über einander liegen; 5) runde Asterien, wie Num. 3. nur mit dem Unterschied, daß bey einigen die eine, bey andern aber beyde Flächen etwas vertieft und concav sind; 6) Asterien, deren Peripherie und Seitenfläche fünf starke Vertiefungen hat; 7) Asterien, wie die vorigen, nur daß sie einen glatten Rand haben, und daß die fünfblätterigte Blume die ganze Fläche deckt; 8) Asterien, welche so breite und tiefe Einschnitte haben, daß dadurch die beyden Flächen die Figur einer fünfblätterigten Blume mit zugespitzten Blättern erhalten; 9) Asterien, die keine geschweifte, sondern schief zugespitzte Blätter haben; 10) Asterien von eben der Art, nur daß in den Falten, welche die Einschnitte machen, kleine zarte Zwischenwände sind; 11) Asterien, welche den beyden vorhergehenden gleichkommen, nur daß sie abgestumpfte Ecken haben; 12) Asterien, deren Peripherie ein regelmäßiges Fünfeck bildet; 13) Asterien, die ein Fünfeck mit einwärts gebogenen Seiten vorstellen; 14) Asterien mit etwas gekrümmten und auf die Seite gebogenen Ecken; 15) Asterien, welche anstatt der fünfblätterigten Zeichnung fünf runde Vertiefungen oder Löcher um das Centrum, und um die daselbst befindliche Oeffnung in gleicher Entfernung haben; 16) Asterien, die vier Ecken haben; 17) Asterien mit vier ausgeschnittenen scharfen Ecken; 18) Sechseckigte Asterien.

Vorhin wurde der runden Asterien gedacht. Es sind keine Trochiten; sie sind daher nicht völlig rund, sondern man siehet es, daß sie aus fünf Seiten bestehen, die aber abgerundet sind, und sich daher mehr einer walzenförmigen Figur nähern, als einer fünfeckigten Säule. Die Blumenfiguren, die man auf der Ober- und Unterfläche gewahr wird, sind keine zufällige Bildungen, sondern Apophyses; sie greifen in einander ein, und setzen dadurch das Thier in den Stand, daß es sich hin und her bewegen, und auf diese Art seine Nahrung su-

Digitized by Google

chen kann. Eine solche vielfache Bewegung iſt für den Pentacrinit deſto nöthiger, weil er in der See einen feſten Standpunct hat.

Ehe man das Original der Asterien entdeckte, das uns Herr Guettard in den Pariſer Memoires, und überſetzt im VI. Bande der Mineralogiſchen Beluſtigungen beſchrieben hat, und von dem ich unten unter dem Namen Pentacrinit ausführlicher reden werde. Ehe man überhaupt ſo viele Entdeckungen gemacht hatte, deren wir uns in den neuern Zeiten rühmen können: ſo hatte man über den Urſprung der Asterien manche Meynungen. Luid, Lange, Liſter, Helwing und mehrere ſagten, es wären Glieder vom Medusenhaupte. Sie meynten aber das Rumphiſche Medusenhaupt, welches aber keine fünfeckigte, ſondern runde Glieder hat. Luid hielt ſie an einem andern Orte für Zähne oder Beine der Seeigel. Merkatus, Bauhin, Boodt zählten ſie unter die Judenſteine, und hätten nichts vor ſich, als die Aehnlichkeit der Steinart. Liebknecht glaubte es ſey ein Seeſame. Herr von Juſti, Leßer und mehrere ſagten: man kenne ihrem Urſprung nicht. Gaſendus hielt ſie für Abdrücke von Würmern; und was dergleichen Meynungen mehr waren; und nur Roſinus kam auf die rechte Spur, der ihre Verwandtſchaft mit den Trochiten einſahe. (Schröter Einleitung Th. III. S. 341. ff.) Jetzt kennen wir den Urſprung der Asterien beſſer, wir kennen das Original derſelben. Es iſt ein Körper, den Herr Guettard *Palmier marin* nennet, deſſen Stielglieder unſere wahren Asterien ſind.

Eben dieſe verſchiedenen Meynungen haben den Grund zu den mehreſten Namen gelegt, den dieſe Verſteinerung führt. Sie heißen Asterien, *Asteria* von ἀστὴρ ein Stern, eben daher Sternſteine. Manche nennen ſie Aſtroiten, *Aſtroita*, aber dieſer Name gehöret einer verſteinten Coralle, andere reden beſtimmter, wenn ſie dieſe Körper *Aſtroitas* oder *Aſterias entrocho ſimiles* nennen, und dadurch zugleich ihre Verwandtſchaft mit den Trochiten eingeſtehen. *Lapides ſtellares* werden ſie wegen ihrer Sternageſtalt, *Lapides pentagoni* aber wegen ihrer fünfeckigten Figur genennet. Roſinus ſahe auf ihre Geſtalt und Blumenzeichnung zugleich, wenn er ſie *Aſterias pentagonas pentaphyllas* nannte. Diejenigen, welche ſie von dem Rumphiſchen Medusenhaupte herleiten, nennen ſie *Zoophytolithos articulorum ſingulorum ſtella marina*. Wagner nennet ſie *Lapides judaicos pendagonos angulis obtuſis*; Mercatus *Lapides judaicos ſiderum forma*; Carthenſer *Zoophytolithos articulorum Meduſæ ſimplicium*; Wallerius, *Aſterias angulares* oder *Petrificata animalia articulorum compoſito um Meduſæ, forma cylin-drica vel prijmatica. ſuperne et inferne ſtella quinquangulari ordinata. ſuperficie per lineas vel circulos indeterminata diſtantia diviſa*; Linne aber *Helmintholithos ſtipes aſteria*. Die Franzoſen nennen ſie *Aſteries, Aſtroites en relief, Pierres étoilées en relief, Pierres étoilées, Stellites*; die Holländer aber *Starrſteenties*. Außerdem werden auch die Aſtariensäulen *Aſteriæ columnares*, auch *Aſteriæ columnares entrocho ſimiles* genennet. *Aſteriæ columnares ramoſæ*, heißen die äſtigten Asterienſäulen. *Aſteriæ orbiculares* die oben beſchriebenen runden Asterien, welche Luid *Aſterias pentaphylloideas* nennet. *Aſteriæ ſtellarum marinarum* werden von einigen ohne allen Grund die Trochiten genennet. Dendriten, welche Sterne vorſtellen, werden *Aſteria ſpuria* genennet.

Faſt in allen Gegenden der Welt, ſonderlich wo Trochiten gefunden werden, da ſind auch die Asterien zu Hauſe. Man kann es unter andern aus den vielen Zeichnungen abnehmen, die man in den Schriftſtellern davon findet. Zwey Schriftſteller: Roſinus de Lithozois und Hofer de polyporitis haben von den Asterien und den mit ihnen verwandten Körpern ausführlich gehandelt, und daher eine vollſtändige Sammlung verſchiedener Asterien zu liefern geſucht; Roſinus tab. IV. Claſſ. A. fig. 1. 2. 3. 5. 6. 7. 8. 9. 10. Claſſis D. fig. 1. 2. 3. 4. 5. 6. Claſſis G. fig. 1. 2. tab. V. Claſſ. A. fig. 2. Claſſ. B. fig. 1. 2. 3. 4. Claſſ. H. fig. 1. 2. 3. 4. tab. VIII. Claſſ. E. fig. 1. 2. Hofer in den Actis Helveticis Vol. IV. tab. VI. fig. 51. 52. 53. 54. 57. 58. 60. 62. 69. 77. ich würde mehrere Zeichnungen anführen, wenn dieſe Verſteinerung nicht unter die gemeinſten gehörte, wenigſtens aus der bloßen Beſchreibung erkannt werden könnte.

Asterienſäulen, Sternſäulenſteine, (Verſteiner.) ſind mehrere übereinander verbundene Asterien. (ſ. Asterien.) Wenn man die vorherbeſchriebene Asterien kennet, ſo wird es nicht ſchwer ſeyn, die Asterienſäulen beym erſten Anblicke für dasjenige zu erkennen was ſie ſind. Der Bau ihres Umfangs, die oben meiſt blumenförmige Zeichnung, alles dieſes iſt wie bey der Asterie, weil der Sternſäulenſteine eigentlich aus lauter einzelnen Asterien beſtehet. Man hat runde, vier- fünf- und ſechseckigte Asterien, man kann daher eben dieſe Veränderungen unter den Asterienſäulen ſuchen, ob man gleich nur noch die runden und fünfeckigten kennet. Nicht eben ſo gar ſelten ſind die Beyſpiele, wo die Verbindung aus ungleichen Asterien beſtehet, aber daß ſich runde unter die fünfeckigten ſollten gemiſcht haben, davon ſind wenig Beyſpiele bekannt. Die Entrochiten werden bisweilen in einer ſehr großen Länge, von der Länge einer Elle und drüber gefunden; die Asterienſäulen aber erſcheinen nie ſo lang, die gewöhnlichſten ſind nur einen halben Zoll lang, und die größten, die ich geſehen habe, waren kaum zwey Zoll. Die Feinheit ihrer Einſchnitte oder ihrer Apophyſen, ſind vermuthlich die Urſachen einer mindern Feſtigkeit in ihrem natürlichen Zuſtande, ſie fallen daher aus einander, ehe ſie in das Steinreich übergehen können. Ja, da der Palmier Marin, das Original zu dieſer Verſteinerung, in einer jeden Entfernung ſeines Stiels von obngefehr einem Zoll auf allen fünf Seiten leine Nebenäſte hat, die gleichſam in die Asterie eingewachſen ſind, ſo wird dadurch die Verbindung ebenfalls geſchwächt, und die Körper fallen hier aus einander, wo ſie den gerinſten Befeſtigungspunct haben. (Schröter Einleitung Th. III. S. 351.) Wenn gleich die Asterienſäulen, bald dicker, bald dünner ſind, ſo ſind doch die ſtärkſten, die wir kennen, kaum einen halben Zoll ſtark, doch richtet ſich die Stärke der Asterienſäulen, nie nach der Stärke der einzelnen Asterien. Ich habe oben geſagt, daß wir es unter die ſeltenſten Erſcheinungen zu zählen haben, wenn wir bey den Asterienſäulen runde Asterien unter fünfeckigten finden. Inzwiſchen redet Scheuchzer, in ſeiner Naturhiſtorie des Schweitzerl. Th. III. S. 322. von Sternſäulenſteinen, die oben rund und unten fünfeckigt ſind; und da die einzelnen Asterien oben und unten immer eine und eben dieſelbe Zeichnung haben, ſo iſt es wahrſcheinlich, daß er hier Asterienſäulen meyne, wo die obere Asterie fünfeckigt, die untere aber rund war. Unterdeſſen ſind das im Steinreiche noch immer die ſeltenſten Beyſpiele. Unſere Verfahren haben die Asterienſäulen faſt durchgängig mit

Digitized by Google

den Entrochiten verwechselt, und sogar Scheuchzer hat sich dieses Irrthums schuldig gemacht, ob er sonst gleich für seine Zeit mit überaus scharfen Augen sahe. Das kam aber daher, weil die Alten nicht nur das Asterien nennten, was fünf Ecken hatte, sondern auch das, was auf seiner Oberfläche eine fünfblätterigte Blumenzeichnung hatte. Außerdem ist es nicht leicht möglich, daß man die Asterienſäulen mit den Entrochiten sollte verwechseln können, da die letztern ganz rund, wie eine Walze, die erstern aber eckigt sind; so gar die runden Asterienſäulen sind nicht ganz walzenförmig rund, sondern man siehet es an ihnen, daß ihre Peripherie unterbrochen und einigermaßen ausgeschweift ist, und wenn ich mich so ausdrücken dürfte, aus runden Ecken bestehet.

Die Verschiedenheiten der Asterienſäulen kann man nach einem gedoppelten Gesichtspunkte betrachten, nach ihrem Bau und nach der Zeichnung der Peripherie.

Nach ihrem Bau betrachtet, haben wir sechs Gattungen von Asterienſäulen aufzuweisen: 1) solche, welche rund sind. Zwar nie so rund, wie ein Entrochit, aber doch oft so wenig unterbrochen, daß man es nur mit einem scharfen Auge bemerken kann; 2) solche, welche fünf solbigte Ecken, und vertiefte einwärts gebogene Seitenflächen haben; 3) solche, die scharfe Ecken und ebene ungebogene Seitenflächen haben; 4) solche, die fünf scharfe Ecken, und einwärts gebogen stark vertiefte Seitenflächen haben; 5) solche, die vier Ecken und etwas einwärts gebogene Seitenflächen haben; davon Rosinus de lithoxois tab. V. Class. II. fig. 4. eine, doch dunkle und zweydeutige Zeichnung giebt, so wie er auch in der Beschreibung dieses Umstandes mit keiner Silbe gedenkt; 6) solche, die sechs Ecken haben, dergleichen Beaumont, Keyßler und Brückmann gedenken. (Walch Naturgesch. Th. II. Abschn. II. §. 90.)

Nach ihrer Peripherie betrachtet, haben wir folgende Veränderungen an den Sternſäulensteinen: 1) solche, die kleine glatte Einschnitte haben; wenn nemlich die einzelnen Asterien entweder mit gar keinen, oder nur mit subtilen Einschnitten eingefaßt sind; 2) solche, die glatte erhabene Verbindungen haben, wenn nemlich die einzelnen Asterien stärkere, größere und strahligte Erhöhungen und Vertiefungen haben; 3) solche, welche gezähnelte Einschnitte haben; wenn nemlich die fünf Blätter der obern Blumenfigur die ganze Fläche einnehmen, und also der strahlichte Rand der Blätter der Rand der Peripherie ist; 4) solche, welche eine gekettete Peripherie haben; wenn nemlich die einzelnen Asterien um den Rand der Peripherie ein wenig ausgeschnitten und gleichsam ausgeschweift sind. (Walch am angef. Orte. Schulze von den Seesternen. §. 15. f.)

Die Namen womit die Schriftsteller diesen Körper bezeichnen, sind: Asterienſäulen, Sternenſäulensteine, *Asteriæ columnarii*, weil es Säulen sind, die aus einzelnen Asterien bestehen; *Cylindritæ pentagoni* weil ihr Bau einem fünfeckigten Cylinder in den mehresten Fällen gleicht; *Asteriæ columnares Entrocho similes*, oder *Asteria Entrocho similes*, weil sie wie der Entrochus aus verschiedenen einzelnen Gliedern bestehen. Nach Lessern heißen sie *Asteriæ columniformes*, *Lapides columniformes*, *Lapides judaici* (weil sie wie die Judensteine in einen weißen glänzenden Kalkſpath verwandelt sind) *fidorum forma*. Herr Hofer nennt sie *Entrochos pentagonos* und macht das Wort *Entrochus* zu einem Geschlechtsnamen, der bey andern Gattungsname ist. Endlich Cartheuser nennet sie *Zoaphyllolithos articulorum Medusæ aggregatorum*, dabey man zu merken hat, daß er die Asterien von Medusen, die Trochiten aber von Seesternen ableitet. Die Franzosen nennen unsere Versteinerung *Asterites en colonnes*, *Pierres etoilées en colonne*, *Colonne en étoile*, *Entroques etoilées*.

Was ich über die Steinart und Versteinerungsart, über ihre Blätter und lage, über die Veränderungen der Asterienſäulen im Steinreiche, und dergleichen mehr noch sagen könnte, oder zu sagen hätte, dabey berufe ich mich auf dasjenige, was ich vorher von den Asterien gesagt habe. Ich bemerke nur noch, daß wir auch ästigte Asterienſäulen haben, die unserer Aufmerksamkeit und einer weitern Beschreibung würdig sind.

Aestigte Asterienſäulen, oder Sternſäulensteine, *Asteriæ columnares ramosæ*, *Entroques etoilées epineuses*, heißen unter den Sternſäulensteinen diejenigen, welche in gewissen Entfernungen Aeste, oder wenigstens deutliche Spuren davon haben, daß sie ehedem da gesessen haben. Nicht allemal sind die Aestchen dieser Asterienſäulen im Steinreiche erhalten worden, man findet vielmehr an ihnen bisweilen nur Knötchen, oder Vertiefungen, oder sonstige Spuren davon; daher man hier sonderlich einen dreyfachen Unterschied wahrnimmt. Manche zeigen sich mit wirklichen Aestchen, aber freylich sind sie mehrentheils sehr kurz; es kann fast nicht anders seyn. Diese Aestchen bestehen aus lauter kleinen Asterien, und wie leicht sind diese bey der großen Veränderung, die sie im Steinreiche zu ertragen haben, zerstöhrt. Bey andern siehet man in der Gegend wo die Aestchen stunden, blose Warzen, und da zeigt sich gleichsam der Ansatz der ehemaligen Aeste. Bisweilen sind auch nicht einmal diese Warzen vorhanden, sondern man bemerket nur in der Gegend, wo ehedem die Aeste saßen, einen kenntlichen Fleken. Noch andere zeigen anstatt der Aestchen oder Warzen kleine Knöpfchens von der Größe einer Hirsenkorns. Diese Knöpfchen sitzen auf den Ecken aller Asterien, und dadurch werden sie von den beyden vorhergehenden Gattungen unterschieden. Umsonst sind sie wohl nicht vorhanden, ob aber auf jedem dieser Knöpfchen ehedem ein Aestchen gesessen habe, wie verschiedene Naturforscher glauben? das kann man, wie mich dünkt, jetzo noch nicht zuverlässig entscheiden, weil wir weder in der Natur, noch in in dem Steinreiche einen Körper haben, der uns in dieser Sache einen zuverlässigen Aufschluß ertheilte.

Außerdem kennen wir den natürlichen Körper oder das Original zu unsern ästigten Sternſäulenſteinen zuverlässig genug. An dem Palmier Marin, den Herr Guettard in den mineralogischen Belustigungen VI. Th. Tab. I. fig. 4. hat abzeichnen lassen, sehen wir in einer Entfernung von etwa einem Zoll auf den fünf Ecken der Asterie fünf gegliederte Aestchen, und gerade so erscheinen im Steinreiche die ästigten Asterienſäulen; zwar nicht mehr ganz, wie ich schon gesagt habe, aber doch in deutlichen Spuren. Wenn nun gleich die Gelehrten auch von ästigten Sternſäulensteinen mit vier Aestchen reden, so darf uns das doch um so weniger befremden, da wir auch viereckigte Asterienſäulen haben. Alle ästigte Asterienſäulen sind in dem Steinreiche eine große Seltenheit. Man kann die wahre Ursache davon nicht angeben, wahrscheinlich aber ist es, daß der Pentacrinitenstiel, da, wo die Nebenäste stehen und gleichsam eingewachsen sind, die wenigste Befestigung haben, und also verlohren gehen, ehe das große und langsame Geschäfte der Versteinerung an ihnen vollendet werden kann. Eben diese Regelmäßigkeit der ästigten Asterienſäulen

Digitized by Google

widerlegt die Meynung des Herrn Cappelers, daß dieſe Aſtchen nur ſo von ohngefähr entſtanden wären, wenn ſich Polypen, die anderswo im Meere losgeriſſen wären, dahin geſetzt und ſich angebauet hätten. Ueberhaupt glaube ich, daß man ſich das Original der Asterien, der Aſterienſäulen, und der ältzigten Aſterienſäulen, man mag es nun mit Herrn Guettard Palmier Marin, oder mit den Alten Medusenhaupt, oder mit den Neuern Pentacrinit nennen, allemal unrichtig gedenkt, wenn man es ein Gebäude vieler Polypen nennet. Ich glaube dieſer Körper ſey ſelbſt das Thier, ſey ſelbſt der Polyp und nicht ſein Gebäude, und wenn ich hier weiter keinen überzeugenden Grund vor mir hätte, ſo würde ich es aus dem Nervengange beweiſen, den alle einzelne Aſterien haben, und der in der Verbindung aller Aſterien, oder des ganzen Stiels des Thieres, nur ein einziger Nervengang iſt.

Man kann zwar mehrere Gegenden und Oerter angeben, wo man Aſterienſäulen findet, aber nirgends liegen ſie ſo häufig, daß wir ſie unter die gemeinen Verſteinerungen ſetzen dürften. Wer die Aſterien kennt, der kennt auch die Aſterienſäulen, daher ich nur um verſchiedener Leſer willen einiger Zeichnungen gedenke, und zwar

1) Von den Aſterienſäulen; Rosinus de Lithologis Tab. V. Claſſ. C. fig. 1-9. Claſſ. D. Claſſ. E. fig. 3. 4. Claſſ. G. fig. 3. Claſſ. H. fig. 5. Claſſ. H. h. fig. 4. Claſſ. I. fig. 1. 2. 3. Claſſ. K. fig. 2. 6. Claſſ. L. fig. 2. 3. Hofer in den Actis Helvet. Vol. IV. tab. 6. fig. 61. 63. 64. 65. 70. Walch Steinreich tab. III. n. 2. Schröter Einleitung Th. III. Tab. V. fig. 4. 10.

2) Von den ältzigten Aſterienſäulen; Rosinus Tab. V. Claſſ. C. fig. 5. Claſſ. D. fig. 2. 5. Claſſ. E. fig. 3. Claſſ. F. fig. 4. 5. Hofer tab. VI. fig. 46. 47. 59. 63. 65. 66. 70. Andreä Briefe aus der Schweitz, neue Ausg. tab. I. fig. 1. Bourguet Traité des petrifications. tab. 58. fig. 413.

Asterion, i. Jagdhunde.

Asteriscus, iſt ein Zeichen, deſſen ſich die alten Critiker bedienten, um dadurch anzuzeigen, daß im Text, wo ſie dieſes Zeichen hinſetzten, etwas ausgelaſſen ſey. Die Bedeutung dieſes Worts, daß es ſoviel als ein Sternchen heißt, beſtimmt ſeine Figur. Ariſtarch, jener ſtrenge Critiker ſetzt noch einen Querſtrich hinzu, *— um anzuzeigen, daß der Vers, vor welchem dieſes Zeichen ſtunde, verſchoben und an einen unrechten Platz geſetzt ſey. Hieronymus bediente ſich ebenfalls dieſes Zeichens bey ſeiner Ueberſetzung des alten Teſtaments, um dadurch anzuzeigen, daß in der griechiſchen Ueberſetzung des Theodotions einige Worte mehr, als in der hebräiſchen Grundſprache ſtunden. ſ. auch Obeliscus, und eine andere Bedeutung unter Aſter.

Asterismus, Astrum, ſ. Geſtirn.

Astrifel, ſ. Patagonier.

Aſtbenkel, werden in der Meißner Porcelanfabrike eine Sorte von Henkeln an Confektblättern genannt.

Aſthma, ſ. Engbrüſtigkeit.

Astiochus, war bey den alten Griechiſchen Soldaten ein Gefäß in welches Pech, Schwefel, und Werg gethan wurde, um es zum Anſtecken feindlicher Maſchinen, der Städte u. ſ. f. zu gebrauchen.

Aſtlöcher (Coralle) *Tubularia ramoſa* Linn. *Tubularia trichoides* Pall. *Corallina tubularia gracilis & ramoſa, axillis ramulorum contortis*, Ellis. Die Röhrencoralline mit ganz kleinen Zweigen, Krünitz. Der feinharigte lange Meerflachs, Gleditſch. Ellis von den Corallen tab. 26. fig. 2. iſt eine mit Aeſten verſehen. Tubularie. Nur um einiger Leſer willen darf ich hier vorausſetzen, daß man bey denen Herren Linne und Pallas die Geſchlechts und Gattungsnamen Tubularia und Tubipora nicht verwechſeln dürfe, welche manche Schriftſteller, beſonders die von Versteinerung reden, vielfältig als gleichgeltend gebrauchen. Tubularien ſind feine ſteinartigen Meergewächſe, daher auch Ellis unſere Aſtlöcher unter die Corallinen ſetzt, ſie aber doch Corallinam tubularium nennet, und folglich ihre nahe Verwandſchaft mit den Tubularien eingeſtehet. Er gehöret aber mit dem vollkommenſten Grunde unter die Tubularien, denn es iſt ein ganz hohler Körper der weiß, weich, und dünne iſt, und ſich nun in Aeſte, die bisweilen ſogar Nebenäſte haben, zertheilet. In dem Canal zwiſchen Frankreich und England kömmt dieſe Tubularia häufig vor, ſie iſt überaus dünne, Muſcheln und andere Körper werden ſehr oft, und vielmahls ſo häufig damit beſetzet, daß ſie gleichſam wie haarigt erſcheinen. Vom Herrn Etatsrath Müller in Kopenhagen, habe ich eine Gattung dieſes Aſtlöchers erhalten, welche zwar der obigen Beſchreibung ganz gleich kömmt, auſſer, daß ſie kürzer iſt, aber wohl noch einmal ſo dicke, als die im Ellis. Jeder Stamm dieſes Aſtlöchers hat zwey Aeſte, und jeder Aſt zwey auch, doch seltener, drey Nebenäſte. Ueber den Polypen, der dieſe Tubularia bauet und bewohnet, und welcher dem Bewohner der Tubularize individuæ faſt ganz gleich iſt, macht Herr Ellis noch folgende Anmerkung: „Der Polype dieſer Coralline hat in Anſehung ſeiner Zweige (Arme) eine große Aehnlichkeit, mit dem von Herrn Trembley beſchriebenen Polypen des ſüßen Waſſers.“ Da aber die Natur den erſtern beſtimmt hat, in einem ſo unruhigen, und mit mancherley Feinden bevölkerten Elemente, wie das Meer iſt, zu leben, ſo hat ſie für die Erhaltung deſſelben dadurch geſorget, daß ſie ihn mit ſeinem unterſten Theile an dichte Körper in dem Meere befeſtiget, und ihm eine harte und hornartige Decke mitgetheilet hat. Für den andern Polypen war dergleichen Zürſorge nicht nöthig, als welcher, da er in den ruhigen und ſichern Gewäſſer der Teiche und Gräben lebt, ſich dadurch hinlänglich für allen dergleichen Zufällen geſichert befindet.

Aſtloch, wird in einem Pfoſten oder Brette derjenige Ort genennet, daraus der Hofaſt ſeinen Urſprung genommen, und in dem Stocke, der dazu auf die Sägmühle gebracht worden, daſelbſten mit durchgeſägt worden. Dieſer Aeſte giebt es zweyerley Arten, nemlich verwachſene oder trammirige, und ausfallende. Wie die erſten dem Brette einigermaßen eine Dauer und Feſtigkeit geben; ſo ſind hingegen die ausfallenden deſto unangenehmer, weil ſie leicht, wenn das Brett eintrocknet, verlohren gehen, ein ungedichtes Loch nachlaſſen, und dadurch zu manchen Arbeiten oft das ganze Brett untauglich machen.

Aſtlöcher, nennt man die kleinen Löcher in Leinwand, Cattun, Neſſeltuch u. d. gl. die im Weben wegen eines geriſſenen oder knotichten Fadens entſtanden ſind.

Aſtloſe ſ. Camocladie.

Aſtmoos (*Hypnum* Linn.). Dieſes Moosgeſchlecht gehört in die letzte Claſſe und zweyte Ordnung (Cryptogamia), und iſt durch folgende Merkmale kenntlich. Die männlichen Blumen ſind geſtielt, und entſpringen an der Seite der Aeſtchen aus den Blattwinkeln. Ihr Hut iſt länglich, glatt und ſchief. Die Mündung des länglichen Staubbeutels iſt mit Haaren beſetzt und mit einem zugeſpitzten Deckel verwahrt. Der Fortſatz des Bodens fehlt. Aus der ſchlüpprigen Hülle entſpringt

Digitized by Google

ſeitwärts an den Aeſtchen der Blumenſtiel. Die weiblichen Blumen kommen auf eben derſelben Pflanze aus den Blattwinkeln, haben keinen gemeinſchaftlichen Kelch, ſondern einzeine aus den Blattwinkeln entſproſſende Stempel und nackte Keime.

Die 46 Battungen theilt Hr. von Linne in ſieben Ordnungen. Die erſte begreift deren neune mit gefiederten Blättern, nemlich

Das acacienartige Aſtmoos, (*Hypnum acaciodes* L.)
Das dornförmige A. (*Hypnum ſpiniforme* L.)
Das eibenblätterige A. (*H. taxifolium* L.)
Das frauenbaarförmige A. (*H. adiantoides* L.)
Das gezähnelte A. (*H. denticulatum* L.)
Das knorenmoosartige A. (*H. bryoides* L.)
Das plattgedrückte A. (*H. complanatum* L.)
Das vogelfußförmige A. (*H. ornithopodioides* L.)
Das Wald-Aſtmoos (*H. ſylvaticum* L.)

Die zweyte Ordnung begreift ſechs Gattungen, mit auslaufenden Keimen, in ſich:

Das dreyſeitige A. (*H. triquetrum* L.)
Das gemeine A. (*H. rutabulum* L.)
Das krauſe A. (*H. criſpum* L.)
Das leuchtende A. (*H. lucens* L.)
Das runzlichte A. (*H. rugoſum* L.)
Das wellenförmige A. (*H. undulatum* L.)

Die dritte Ordnung hat federförmige Keime und enthält folgende Gattungen:

Das farrenkrautförmige A. (*H. filicinum* L.)
Das federbuſchartige A. (*H. Criſta caſtrenſis* L.)
Das federige A. (*H. plumoſum* L.)
Das ſehr lange A. (*H. prælongum* L.)
Das ſproſſende A. (*H. proliferum* L.)
Das Tannen-Aſtmoos, (*H. abietinum* L.)
Das Wand-Aſtmoos, (*H. parietinum* L.)
Das zärtliche A. (*H. delicatulum* L.)

Die vierte Ordnung enthält 8 Gattungen mit zurückgebogenen Blättern:

Das cypreſſenförmige A. (*H. cupreſſiforme.* L.)
Das kleinreihige A. (*H. viticuloſum* L.)
Das **umgekrümmte** A. (*H. aduncum* L.)
Das **Riemen-Aſtmoos,** (*H. loreum* L.)
Das ſkorpionförmige A. (*H. ſcorpioides* L.)
Das ſparrige A. (*H. ſquarroſum* L.)
Das **Sumpf-Aſtmoos,** (*H. paluſtre* L.)
Das **zuſammengedrückte** A. (*H. compreſſum* L.)

Die fünfte Ordnung mit baumförmigen oder büſchelförmigen Sproſſen, enthält:

Das baumartige A. (*H. dendroides* L.)
Das fuchsſchwanzförmige A. (*H. alopecurum* L.)

Die ſechſte Ordnung mit walzenrunden Sproſſen enthält:

Das fadenblättrige A. (*H. filifolium* L.)
Das kurze A. (*H. curtivendulum* L.)
Das langgeſpitzte A. (*H. cuſpidatum* L.)
Das reine A. (*H. purum* L.)
Das Ufer-Aſtmoos, (*H. riparium* L.)
Das Weiden-Aſtmoos (*H. ulecebrum* L.)

Die ſiebende Ordnung enthält die Gattungen mit gedrängten Sproſſen:

Das **Eichhornſchwanz-Aſtmoos.** (*H. ſciuroides* L.)
Das **kätzchenförmige** A. (*H. inlaceum* L.)
Das **keulenförmige** A. (*H. clavellatum* L.)
Das **kriechende** A. (*H. ſerpens* L.)
Das **mäuſeſchwanzförmige** A. (*H. myoſuroides* L.)
Das **Sammt-Aſtmoos,** (*H. velutinum* L.)
Das **ſchlanke** A. (*H. gracile* L.)
Das **Seiten-Aſtmoos,** (*H. ſericeum* L.)

Der noch zur Zeit bekannte Nutzen dieſer Moosgattungen erſtreckt ſich blos auf die Oeconomie. Arme Leute ſtreuen ſie dem Vieh unter, und ſtopfen Betten, Stühle ꝛc. damit aus. Uebrigens ſiehet ſie der Oeconom auf ſeinen Wieſen nicht gerne und wendet alle Mühe an, ſie auszurotten. ſ. auch **Moos.**

Aſtomi, nennten die Alten die Völker die keinen Mund haben, und blos von dem Geruch leben ſollten, und ſetzten ſie theils in Indien, theils in Africa.

Aſtrada, bedeutet einen Fußſchemel, wie auch Reuterſattel. Auch ſoll es eine Art von Fußwerk geweſen ſeyn.

Aſtrabicum, iſt eigentlich das Hirtengedicht, genus bucolicum, ein Namen welchen ihm die Lacedämonier beygelegt hatten.

Aſtrabiſter, iſt die Benennung eines Inſtrumentes, das zum Meſſen der Höhen und Tiefen gebraucht werden kann.

Aſtrack, nennt man bey dem Deichbau einen groſſen Plattenſtein, der gemeiniglich 6 Zoll dick, in den Fugen gut gearbeitet und zur genauen Paſſung gerichtet iſt. Die Baſisſteine und Platten haben mit dieſem gleiche Geſtalt, und ſind im Gebrauch allein verſchieden. Bey dem Weerdau heißet man ſolche Abſchußſteine. Der Aſtrack wird zu Belegung der Schleuſen und Sielböden gebraucht, ſo daß man ſie in kleinen Werken queer über aus einem Stücke gehen läſſet, in gröſſern aber ins Verband aus 2 und 2 oder 3 und 2 Stücke wechſelsweiſe leget. Es wird ſolcher theils in guten mit Cement verſetzten Kalk gelegt, theils auch werden die Steine mit eiſernen Klammern zuſammengeklammt, deren Ende mit Bley in den Stein gegoſſen werden. Weilen aber mit der Zeit unter dem Aſtrack Höhlungen entſtehen können, welche denſelben in die Höhe zu heben vermögend wären; ſo ſind Spitzbolten nöthig, mit welchen der Aſtrack in den Fugen auf das Bodenholz darunter befeſtigt wird. An dem Ende des Vorſiels laufft er unter die Gorde, und an den Seiten gehet er 3 bis 4 Zoll tief in den unterſten Blockſtein hinein, und wird ſowohl von ſolchen niedergehalten, als die Wände dadurch auseinander geſtreckt. Im Vorſiel wird der Aſtrack über 6 Zoll dick gebraucht, und 3 bis 4 Zoll dicker genommen, damit die Schüſſeln deſſelben nicht ſo leicht ausbrechen mögen: und da die Bettung des Vorſiels um einen Fuß niedriger zu liegen kommt; ſo wird der Aſtrack in ſolchem gleichfalls um dieſe Höhe niedriger. Die Figur * zeigt, wie der Aſtrack a theils verklammert, theils durch Spitzbolten auf das Bodenholz c d verwahrt wird.

Aſtraco, iſt eine Vermiſchung von Kalk, Gyps und Töpferſcherben, womit hölzerne Böden überzogen werden. Es wird nemlich abgeſiebter Kalk, der einige Jahre gelegen, mit gebranntem Gyps und Waſſer angemacht, und darunter zerſtoſſene Töpferſcherben, oder wenn ſolche nicht in Menge zu haben, Ziegelmehl darunter gemiſchet, und wenn dieſe Vermiſchung wohl untereinander gearbeitet, auf den bretternen Boden $\frac{1}{2}$, auch 1 Zoll ſtark aufgetragen, auch darauf, wenn er etwas trocken iſt, geweibet und gemahlt, wie und mit welchen Farben man ihn verlangt, oder es die Beſtimmung des Orts, worauf er liegt, erfordert. Sie ſind beynahe eben das, was bey den Deutſchen Eſtrich genennt wird. Eines ſolchen Bodens Nutzen iſt vor Feuers Gefahr ſo groß, daß ſowohl in Deutſchland als in Frankreich ein mehrers

* ſ. Taf. Hydrauchn. Fig. 2.

Digitized by Google

rer Gebrauch davon schon zum öftern anempfohlen worden. Er ist zugleich dauerhaft, und wenn er auch Schaden nimmt, leicht auszubessern. Küchen, Tennen, Fruchtböden und andere Oerter eines Gebäudes werden hier und da bey den Deutschen auf ähnliche Art verfertigt angetroffen, die damit versehenen Böden der Schlafgemache, weilen sie sehr kalt sind, aber ausgeschlossen.

Astraea, eine jungfräuliche Göttin, welche in dem güldnen Weltalter unter den damals noch unverdorbenen Menschen ihren Wohnsitz aufgeschlagen hatte, die aber, da die Sterblichen ihre Stimme nicht mehr hören wollten, die in Ungerechtigkeit und Laster versunkene Welt verließ, und an dem Himmel in dem Thierkreise ihre Stelle als Jungfrau einnahm. Sie hielt unter allen Göttern und Göttinnen am längsten bey den Menschen aus; von dem üppigen Städter verachtet und verfolget, floh sie auf das Land zu dem noch unschuldigen Volke, und auch diese Freystätte verließ sie nicht eher, als bis sich auch bey diesem das Laster und die Ungerechtigkeit eingeschlichen hatte. Noch jetzt ist sie die, wiewohl schwache und ohnmächtige, Beschützerin der Gerechtigkeit und Rechtschaffenheit. Ihre Eltern waren nach der gemeinsten Sage, Jupiter und Themis.

Astraea. Dieses ist der Name eines Nachtschmetterlings, welche Eulen genennt werden. Das erste Glied seiner Fühlhörner, welche kaum sichtbar kammartig sind, und die Fühlspitzen sind blutroth. Der Kopf ist schneeweiß. Eben diese Farbe hat der glatte Brußtschild, welcher zugleich schwarz punctiret ist. Alle Flügel sind gleichfarbig, braunschwarz, und gegen den Grund, wo sie anfitzen, mit kleinen schwarzen Puncten bedeckt. Das mittlere Feld der Flügel ist fast glasartig durchsichtig mit einem braunschwarzen Mond. Der Hinterleib dieses Insects ist oberher blutroth, unten aber schneeweiß, und an den Seiten stehen zwey Reihen schwarzer Puncte. Er kommt aus Neu Holland. Drury giebt davon eine Abbildung Ins. 2. Tab. 28. Fig. 4.

Astraea, ist der Name, damit Browne in seiner Reise nach Jamaica die Reichcoralle belegt; die Linne und Pallas Madreporum calycularem nennen; s. Reichcoralle.

Astraea, s. Jungfrau.

Astragalomantie, war eine Art von Wahrsagerey, welche man mit kleinen Knöchelgen oder einer Art Würfel, die mit den Buchstaben des Alphabetes bezeichnet waren und aus freyer Hand geworfen wurden, trieb, indem man die geworfene Buchstaben zusammensetzte, um die Antwort auf die vorgelegte Frage zu formiren. Auf diese Weise wurde Hercules in einem Tempel, den er in Achaten hatte, befragt, und die Gerionische Orakel an dem Aponischen Brunnen, ohnweit Padua, wurden gleichfalls auf diese Weise gegeben. Wenn man sich wirklicher Würfel dazu bediente, nennete man es Cubomantie. Augustus und Tiberius sollen, nach einiger Meynung, letzterer sehr ergeben gewesen seyn: allein die Stelle des Suetonius, worauf sie sich beziehen, sagt nur, daß diese Prinzen gerne mit Würfeln gespielet, und zwar blos zum Zeitvertreibe, und beweiset also nicht, was sie beweisen soll.

Astragalus, war eine Pritsche, welche mit Knöcheln von Schafen durchflochten war, und in den Morgenländern scheint üblich gewesen zu seyn. Besonders aber bedienten sich die Corybanten oder Priester der Göttermutter Cybele derselben, wenn sie sich wegen eines Versehens in ihrem Betragen selbst züchtigten.

Astragalus, heißt ein nach einem halben Cirkel ausgebogenes Glied. Die Werkleute nennen es ein Stäbchen; Goldmann einen Reiffen; die Franzosen Baguette, Astragale; die Italianer Condino Astragalo. Es gleichet auch die Hälfte eines gespaltenen runden Stabes von der runden Seite betrachtet. Nach dem griechischen Wort heißt es ein Knöchel, ob es gleich eine andere Gestalt als derselbe hat. Es wird dieses Glied bey den Säulenordnungen sehr oft gebraucht, dabey aber niemalen stärker in der Höhe als $\frac{1}{4}$ bis $\frac{1}{5}$ Modul genommen. So gering auch dieses Glied ist, so findet man es doch bey den Alten schön geschnitten und ausgeziert. Die Figur * zeigt ein dergleichen an.

Astragalus, s. Fersenbein.

Astragalgeiß, soll nach der Meynung einiger, die da glauben, daß die Philosophen eben den Ausspruch auf das Recht quidlibet audendi haben, welchen Horaz den Malern und Poeten zuschreibet, ein gewisses drittes Wesen seyn, das nebst der Seele und dem Leibe den Menschen ausmacht. Ich sage: ein gewisses drittes Wesen; denn im Artikel Cicalisten wird gezeiget werden, daß nicht alle, die den Menschen aus dreyen Haupttheilen zusammenfügen, gerade den Astralgeist vor den dritten Theil angaben. Damit man also genauer einsehe, was für einen Begriff seine Patronen sich von ihm machen: so wollen wir, was Paracelsus, Helmontius, Willisius, Rädiger, und mehrere, welche, obschon nicht im Namen, doch in der Hauptsache mit einander übereinkommen, davon geschrieben, kürzlich vortragen. Die Seele, als die erste von den dreyen sogenannten großen Substanzen, deren Verbindung den Menschen ausmacht, kommt von Gott und gehet nach dem Tode wieder zu Gott; der Leib, die zweyte große Substanz, die aus Erde und Wasser bestehet, wird nach dem Tode wieder zur Erde, und endlich die dritte oder der Astralgeist oder Sternlieb, siehet dem Firmamente gleich, bestehet aus Luft und Feuer, dauert noch eine geraume Zeit nach dem Tode fort, löset sich aber doch endlich auch wieder in Luft auf. In ihm ist der Sitz der Empfindungen, der Einbildung, der sinnlichen Begierde und des sinnlichen Abscheues, mit einem Worte der sogenannten unteren Seelen Vermögen, und in sowit kommt er auf eine von der vernünftigen Seele unterschiedene sinnliche Seele, oder animam sentitivam, hinaus. Er hat eben dieselbe Ausdehnung, Größe und Gestalt, wie der grobe Körper und steckt in demselben gleichsam wie die Nuß in der Schaale. Die Gründe, deren halben man ein solches drittes Wesen zuzulassen vor nöthig halten will, sind hauptsächlich folgende zwey. Erstlich weil man glaubet, daß sonst keine Verbindung zwischen der immateriellen und unkörperlichen Seele und zwischen dem Materiellen groben Leibe statt finde, wo nicht ein gewisses Mittelding zwischen Geist und Leib dazwischen gesetzt werde; grade als wenn man begreiflicher erklären könnte, wie die immaterielle Seele in eine aus Luft und Feuer bestehende als in eine aus Erde und Wasser zusammengesetzte Masse würken und wiederum dagegen von ihr affiniret werden könnte, und gerade als wenn der, der die Schöpfung aus nichts zu erklären sich unterstehen wollte, die Sache leichter zu begreifen machte, wenn er erst ein gewisses Mittelding zwischen Etwas und Nichts erdichtete, und denn den doppelten Uebergang von Nichts zum Mittelding und vom Mittelding zu etwas eben so wenig zu erklären müßte, als man den einfachen Schritt von Nichts gleich zu Etwas erklären kann. (s. Uebereinstimmung des Leibes und der Seele.) Zweytens weil die Thiere Sinnen, Gedächtniß, Begierden u. s. w. haben, welche aus der Zusammensetzung

* s. Taf. Bürgerliche Baukunst, Fig. 6.

Digitized by Google

zung und allen Eigenschaften ihrer Leiber nicht hergeleitet werden können, so beweise dieses ein von dem Leibe unterschiedenes Wesen in ihnen, welches eben der Astralgeist seyn und welches mit dem Leibe zusammen das Thier und, wenn noch eine vernünftige Seele dazu komme, den Menschen ausmachen. Wer hierüber eine Erläuterung bedarf, schlage den Artikel: Seele nach. Andere noch schlechtere Beweisgründe, wie auch die zur Unterstützung dieser Meynung misbrauchte Schriftstellen gehen wir Kürze halben vorbey, und gedenken nur noch mit wenigem einiger natürlicher Begebenheiten, die sich hieraus erklären lassen sollen. Die Gespenster sollen solche Astralgeister seyn, die zwischen dem Tode des Menschen und ihrem endlich auch erfolgenden Untergange herumschweifen, sich meistens in der Gegend, wo sie sich von ihren beyden andern Cameraden getrennet, aufhalten sich in zarte Körper aus Luft einwickeln, öfters in der Gestalt der Verstorbenen, die ihnen vermöge des obigen natürlich ist, erscheinen, zuweilen gar in ihrer gewöhnlichen Kleidung, sich vermöge ihrer Feinigkeit mächtig zusammen ziehen und wieder ausdehnen, daher bald sichtbar seyn, bald verschwinden können u. dgl. Sie sollen die bey dem Tode ihnen eingedrückte Empfindungen und Begierden in sich behalten, daraus soll sich das Bluten gewaltsamer Weise getödteter in Gegenwart ihrer Mörder verstehen lassen, als welches der zornige und auf Rache bedachte Astralgeist verursachet. Sie sollen eine Art von Weissagungsgabe besitzen, woraus die Ahndungen sich erklären lassen. Die wunderbare Handlungen der Mondsüchtigen sollen ihnen zuzuschreiben seyn, und was der erhitzten Phantasie noch ferner hinzuzusetzen beliebet. Verständige Leser wissen selbst, daß Träumen nicht philosophieren ist, und unverständige begreifen die Gründe nicht, auf welche die Widerlegung solcher Schwärmereyen gebauet werden müßte. Daher würde es vergebens seyn, wenn man sich in dieselbe einlassen wollte.

Astranz, Astrenz, (*Astrantia* Linn.) schwarze Meisterwurz. Dieses Pflanzengeschlecht gehört unter die doldenförmige Gewächse. Der Herr v. Linne setzt es in die zweyte Ordnung der **fünften Classe**, mit fünf Staubbeuteln und zwo Stanbwegen (Pentandria digynia). Die allgemeine Dolden haben wenig, öfters nur drey Stralen, die besondern Dolden hingegen haben deren sehr viele. Die **allgemeinen Blumenhülle** besteht aus zwey an den Doldenstralen befindlichen Blättchen, die **besondere** hat etwa zwanzig lanzetförmige, ausgebreitete, einander gleiche, gefärbte Blättchen, welche länger als die besondere Dolde sind. Die eigentliche **Blumendecke** ist fünfzähnig spitz, aufrecht und fortdaurend. Die allgemeine **Krone** ist gleichförmig, die Strahlblümchen sind unfruchtbar. Die besondere Krone hat fünf aufrecht stehende, einabogen-gespaltene Blumenblätter, fünf einfache Staubfäden und zween **Stempel**. Die in zwey Stücke theilbare **Frucht** ist eyrund, stumpf, gekrönt und enthält zwey runzliche, eyrunde mit einer Schale überzogene **Saamenkörner**. Man hat nur zwo Gattungen dieses Geschlechts:

Der gröbere Astranz (*Astrantia major* Linn.) Schwarze Meisterwurz, Magistranz, schwarze Sanikel, Wohlstand. Seine Blätter entsprossen aus der Wurzel und sind in fünf dreyspaltige Lappen getheilt. Die Stengel sind bis 2 Fuß hoch und haben an jedem Gelenke ein dreyspaltiges Blatt. Die Wurzel ist faserich, holzig, kriechend und schwarz von Farbe. Die Blumen erscheinen im Julius und August.

Ob man gleich keinen Gebrauch von dieser Pflanze macht, so weiß man doch daß ihre Wurzel gelinde laxieret und statt der Nieswurz dienen kann; sie soll in Verstopfungen der Milz ein wirksames Mittel seyn. Die Schweizerische und andere Alpengebürge auch einige Gegenden von Deutschland sind das Vaterland.

Der weiße Astranz des Herrn v. Haller ist wohl eine Spielart dieser Gattung und unterscheidet sich hauptsächlich durch die fünflappigen Stammblätter und die weiße Doldenhülle.

Der kleine Astranz, (*Astrantia minor* Linn.) wird selten über einen Schuh hoch, und hat fingerförmige in 7 bis 8 Lappen getheilte Blätter, deren Rand sägeförmig gezähnt ist. Ihr Vaterland sind ebenfalls die Alpengebürge von Frankreich, Helvetien und Oesterreich.

Astrapia (Versteiner.), ein Stein, den Plinius unter den Edelsteinen anführet, soll wie einige dafür halten der Belemnit seyn. Plinius sagt weiter nichts von demselben, als folgende wenige und dunkle Worte: Astrapiæ in nigro aut cyaneo, discurrunt e medio fulminis radiis. Denso übersetzt dieses also: **auf dem Blitzsteine laufen im weißen oder lichtblauen aus der Mitte Blitzstrahlen;** und nach dieser Uebersetzung, die so dunkel als das Original selbst ist, würde freylich für dem Belemnit wenig übrig bleiben. Aber wenn man nun die Worte dahin deutete, das Plinius bey dieser Beschreibung auf das strahlichte aus einem Mittelpuncte laufende Gewebe des Belemnit, dabey aber zugleich auf seine verschiedenen Farben gesehen habe, die bald in das schwarze fällt, bald ein wenig blaulicht ist, so ließe sich eher etwas mit einiger Wahrscheinlichkeit schließen. Wir setzen voraus 1) daß Plinius mit seinen Vorgängern alles das Edelgesteine nannte, was nur irgend einen größern Werth als die gemeinen Steine hatte; daß er folglich den Astrapias unter die Edelsteine setzen konnte, wenn er gleich nichts weniger als dieses war, 2) daß Plinius die Beschreibung der mehresten Steine nicht selbst gemacht, sondern aus andern Schriftstellern entlehnet, die wenigsten Körper aber, die er beschrieb, selbst gesehen hatte, 3) daß er besonders bey den Versteinerungen ein verlohrnes Buch des Theophrast genützt, aber nicht getreu excerpirt habe, 4) daß er des Belemniten unter den Namen Lyncurius, Dactylus idaeus, Lapis lyncis allerdings in seiner Naturgeschichte gedacht habe. Dies alles setzen wir voraus, und glauben nun seine Worte also erklären zu dürfen: Der Astrapias hat eine schwarze oder lichtblaue Farbe, und bey ihm laufen aus einem Mittelpuncte lauter Strahlen. Aber wie kann nun Plinius die Strahlen des Belemnit mit den Strahlen des Blitzes vergleichen? Plinius redet oft wider die Pflicht eines Geschichtschreibers die Bildersprache, und seine Bilder sind nicht allemal glücklich gewählt. Es kann seyn, daß er dabey auf die schnelle Kraft zielet, die der Astrapias in seinen ihm damals beygelegten Würkungen in der Medicin äußern sollte; es kann aber auch seyn daß er dabey auf die Menge feiner Strahlen zielte, die bey dem Belemnit die ganze Grundfläche einnehmen, wie der Blitz aus einem Grundstrahl gleichsam mehrere Strahlen bildet, und den ganzen sichtbaren Horizont einnimmt. Freylich nur Wahrscheinlichkeiten, die aber deucht mir, darthun, daß die Meynung derer nicht ganz ohne Grund sey, welche behaupten hier sey der Belemnit gemeynet.

Astrarium, ist der Name einer astronomischen Maschine, die Regiomontanus erfunden. Sie kam vermuthlich auf das hinaus, was man heut zu Tage Planetarium zu nennen pfleget (s. Planetarium), muß aber

Digitized by Google

ſehr zuſammengeſetzet geweſen ſeyn, wie ſich daraus abnehmen läſſet daß er ſelbſt die Stellen, darinn er von ihr ſpricht und meldet, daß ſie in der Arbeit ſeye, mit den Worten beſchlieſſet: opus plane pro miraculo ſpectandum.

Aſtrakie, war das Verbrechen bey den Athenienſern, da jemand ſich weigerte Kriegsdienſte anzunehmen, und welches beſtraft wurde. Ueberhaupt waren die athenienſiſche Jünglinge genöthigt, ſo bald ſie die männliche Jahre erreicht hatten, ſich einer gewiſſen Lebensart zu widmen, und hierdurch beugte man dem Müßiggang und der Ueppigkeit vor.

Aſtrodicticum inſtrumentum, der Sternweiſer, iſt ein von Erhard Weigel erfundenes Inſtrument, vermittelſt deſſen jemand, der die Sterne nicht kennet, einen jedem auf der Kugel angezeigten leicht am Himmel und leicht auf der Kugel finden kann. Es beſtehet in einem meſſingernen Quadranten AB, deſſen innerer Halbmeſſer etwa einen halben Zoll greſſer iſt als der äuſſere des Meridians an der Kugel. Auſſen auf dieſen Quadranten ſind zwey Regeln befeſtiget, die bey D einen rechten Winkel mit einander machen und deren jede zwey Abſehen E und F, G und H hat. Der Quadrant ſteckt in einer Hülſe C, in welcher er vor ſich und hinter ſich geſchoben und durch eine Stellſchraube feſt geſtellet werden kann. Die Hülſe ſitzt auf einem Stänglein I, um welches ſie ſich drehen läſſet, und das Stänglein iſt auf einer Gabel K feſte, die auf den Meridian der Kugel geſtecket und mit einer Stellſchraube daran feſte gemacht werden kann. An jedem Ende des Quadranten A und B befindet ſich ein ſenkrechter, alſo, wenn er verlängert wurde, in den gemeinſchaftlichen Mittelpunct des Quadranten und der Kugel laufender und mit der gegenüberſtehenden Diopter-Regel paralelер Stift, der bis auf die Kugel reichet und vorne zugeſpitzet iſt. Wenn das Inſtrument gebraucht werden ſoll, ſo ſtellet man die Kugel gehörig auf die Mittagslinie; giebt ihr die Polhöhe des Ortes, wo man ſich befindet; drehet ſie, bis ein bekannter Stern, den man im Mittagskreiſe oder im Horizonte findet, auf der Kugel auch im Mittagskreiſe oder im Horizonte ſtehet; ſetzet die Gabel K ohngefehr bey dem Zanith auf den Meridian und ſchraubt ſie feſte; ſchiebet den Quadranten durch die Hülſe C und drehet ihn zugleich auf dem Stäblein I, bis einer der Stifte z. E. A mit ſeiner Spitze auf dem Sterne der Kugel zu ſtehen kommt; in dieſer Stelle macht man den Quadranten in ſeiner Hülſe mit der Stellſchraube feſt und ſiehet durch die Abſehen H und G der dem Stifte A gegenüberſtehenden Regel, welche, wenn alle Vorſchriften genau beobachtet worden und der Stern auf der Kugel an ſeinen rechten Orte ſtehet, genau auf denſelben am Himmel gerichtet ſeyn müſſen. Bringt man auf jeder Regel an den Orten, wo die Abſehen verzeichnet ſind, lange Querreregeln an, ſo kann man mehrere Abſehen, deren Scheitelinien gleichlaufend unter einander ſind, auf dieſe Querreregeln ſetzen, damit mehrere Perſonen zugleich deſſelben Stern ſehen können, wenn eine darunter das Inſtrument richtet, welches alsdenn aſtrodicticum compoſitum oder der Sternſchrank von Weigeln genennet wird. Man ſiehet leicht, daß, wenn die Kugel ihre vorgeſchriebene gehörige Stellung hat und man die Abſehen z. E. G H auf einen Stern richtet, der gegenüberſtehende Stift A dagegen den Stern auf der Kugel abdeutet und folglich der am Himmel gezehene Stern auf der Kugel erkannt wird.

Aſtrognoſie. Es iſt jedermann bekannt, daß man die Sterne in gewiſſe Bilder eingeſchloſſen hat, um ſie am Himmel deſto leichter finden und kenntlich beſchreiben zu können. Die in der practiſchen Aſtronomie unentbehrliche Kenntniß der Sternbilder und der dazu gehörigen einzelen Sterne wird die Aſtrognoſie genennet. Zur Erleichterung derſelben hat Johann Bayer 1661 ſeine Uranometrie herausgegeben, in welcher er jedes Sternbild auf einer beſondern Kupfertafel ſehr deutlich vorſtellet und jeden dazu gehörigen Stern mit einem eigenen griechiſchen Buchſtaben bezeichnet, mit welchem ſie noch heut zu Tage von den Aſtronomen angeführet werden. Hevels firmamentum ſobieſcianum dient zu eben dem Endzwecke, wie auch Doppelmayers Himmelscharten: Es iſt nur ſchade, daß beyde nicht die Bayeriſche Buchſtaben zur Bezeichnung der Sterne beybehalten, wie Flamſtädt in ſeinem in eben der Abſicht verfertigten Himmels-Atlas gethan. Durch Hülfe der Himmelskugeln noch beſſer aber die aſtroſcopiorum oder coniglobiorum, welche Schickard erfunden und 1623 herausgegeben, Zimmermann aber 1692 und Andreä 1724 verbeſſert, kann der geringſte Anfänger ohne allen mündlichen Unterricht alle Sterne ſehr leicht kennen lernen (ſ. Aſtroſcopium).

Aſtroit, (Conchyl.) das Sternchen, der Sternſtein, die geſtirnte Porcellane, die ſternförmige kleine Bruſtmuſchel Porcellana ſtellata thoracica, Thoracitum ſtellatum, Petite porcellaine étoilée. Durſin, Beertje, Starretje, Rumph tab. 39. fig. B. Martini tab. 30. fig. 326. 327. Gualtiert tab. 15. fig. B. B. eine kleine Porcellane, deren Flecken auf dem Rücken einige Aehnlichkeit mit Sternfiguren haben. ſ. Sternchen.

Aſtroiten. Wir werden in dieſem Articel die natürlichen und verſteinten Aſtroiten in eine Kette binden, weil wir durch dieſen Weg die bequemſte Gelegenheit finden, die Kürze zu beobachten, die wir auſſerdem nicht würden finden können. Wenn gleich die Herren Linne und Pallas die Aſtroiten als Gattungen der Madreporiten anſehen, nicht eben ſogar viele Untergattungen von ihnen angeben, und in beyden nicht wenig Nachfolger haben; ſo zeigt doch das Steinreich deſto mehr Verſchiedenheiten, und wir können unmöglich ein Ganzes machen, wenn wir hier nicht das Steinreich mit der See verbinden.

Das Wort **Aſtroit** iſt in dem Steinreiche noch lange nicht ſo fremd und ſo zweydeutig, als in der Natur, da die Madrepora aſtroites nur eine Gattung beym Linne und Pallas, ihr eigentlicher Name aber Madrepora aggregata iſt. Nur Herr Guettard hat das Wort Aſtroit eingeſchränkter gebraucht, da er darunter nur ſolche Aſtroiten verſtehet, welche eckigte Sterne haben, und folglich nur einzelne Aſtroitengattungen für das ganze Geſchlecht hinlegt. Dem ohnerachtet werden wir uns einem Aſtroit gar leicht gedenken können, wenn wir uns einen Körper von einer ganz unbeſtimmten Geſtalt gedenken, der folglich nicht wie andere geſtirnte Körper eine baumähnliche Geſtalt hat. Am aller gewöhnlichſten, iſt die rundliche Form, wobey aber die mehrere oder geringere Stärke blos auf das Alter des Aſtroiten ankömmt. Manchmal ſind fremde Körper mit dieſer Aſtroitenmaſſe nur überzogen, und da muſte ſich freylich der Polyp nach den Körper richten, auf den er ſeine Wohnung gründen konnte. Die Maſſe des Aſtroiten iſt nicht dicht, ſondern poröſ und ſchwammigt, ſie iſt aber aus lauter ſteinartigen, dünnen Lamellen zuſammengeſetzt, die ſich aber in der regelmäſigſten Richtung befinden. Ihre Richtung iſt von der Art, daß dadurch lauter cylindriſche Höhlen gebildet werden,

Digitized by Google

werden, die weiter unter sich keinen Unterschied haben, als daß einige näher bey einander, andere entfernter von einander stehen, und bald mehr, bald weniger, sichtbar sind. Nach der Lage der Lamellen sind diese Oefnungen, bald rund, bald eckigt, und nun werden durch gewisse horizontalstehende und nach dem Mittelpunct zu gerichtete Lamellen, die Sterne gebildet, welche nun die ganze Oberfläche bedecken. Ein Körper, an dem man diese Kennzeichen findet, heißt in dem Verstande, wie wir hier das Wort nehmen: ein Astroit. Was aber den Unterschied der Astroiten unter sich anlangt, so ist dieses entweder ein Gattungs- oder nur ein zufälliger Unterschied. Von dem erstern werde ich hernach reden; zufällig aber ist die Größe oder die Stärke, die manchmal gar anschnlich, manchmal aber auch desto geringer ist. Manchmal bestehen die Astroitenmassen ganz vor sich, ein andermal sind sie auf andere Körper aufgesponnen, und wenn sie noch jung sind, so dünne, daß man sie mit geringer Mühe ganz abschleifen kann. Im Steinreiche erscheinen zwar die Astroiten nicht allemal deutlich genug, allein es müßte eine gänzliche Zerstöhrung vor sich gegangen, und der Körper ganz mit einer fremden Materie überzogen seyn, wenn man nicht die deutlichsten Merkmale von ihren Sternen sehen sollte.

Kein Körper hat mit den Astroiten eine größere Aehnlichkeit, als die eigentlichen Madreporiten, unter welchen einige z. B. Madrepora porites Linn. so viele Sterne hat, als nur immer ein Astroit haben kann. Allein kein Astroit ist baumförmig gewachsen, die Madrepore allemal, keine Madrepore ist durchaus von Lamellen zusammen gesetzt, der Astroit allemal. Wenn nun gleich die Madrepora fascicularis Linn. auch aus Sternen bestehet, die an einander stehen, so bestehet doch dieselbe aus lauter an einander stehenden Hohlröhren, daher auch diese Coralle, die sich auch im Steinreiche findet, von einigen unter die Tubiporen gesetzt wird, ein Umstand, den man an keinem Astroit findet.

Wenn wir die Astroiten als ein eigenes Corallengeschlecht betrachten, und mich dünkt sie verdienen um ihres eignen Baues, und um der vielen Veränderungen willen, in denen es erscheinet, diese Ehre, so haben wir freylich nicht Ursache uns lange über den Ort zu zanken, wohin man die Astroiten in einem System zu setzen habe. Wenn aber andere unsere Körper nur als Gattung betrachten, so ist es gar kein Wunder, daß sie gar nicht einig werden können, wohin sie ihn setzen sollen. Linne und Pallas sahen blos auf die Sternfiguren, und setzten die Astroiten unter die Madreporen. Bertrand betrachtete ihre Lamellen, und nun wies er ihnen ihren Platz unter den Zungiten an. Walch, Wallerius und andere, sahen die Astroiten für ein eigenes Geschlecht an, da sie von den Versteinerungen dieses Körpers redeten. Unsere guten Alten, welche auf die Erkenntniß natürlicher Corallen so wenig Fleiß wendeten, wußten nicht was sie aus den versteinten Astroiten, welche häufig genug vorkommen, machen sollten. Anfänglich waren es gar Halbedelsteine, wie wir unter andern aus dem Boodt wissen: aus dem Stobäus ist klar, daß sie andere in die Reyhe der Donnersteine legten: bey andern wurden sie zu Steinspielen gemacht, und diejenigen, die ihre Ehre retten wollten, suchten mühsam darzuthun, daß es wahre Versteinerungen wären, und daß ihnen besonders ein Ort unter den Corallen gehöre; eine für unsere Tage ganz unnütze Arbeit, da wir die natürlichen Körper kennen, und mit den versteinten vergleichen können.

Nach den neuesten Entdeckungen sind die Corallen Gebäude und Wohnungen der Polypen, das gilt folglich auch von den Astroiten. Peyssonel glaubte, daß der Astroit durch einen Haufen Polypen, oder derer Eyer auf einmal erzeuget werde. Allein Herr Pallas behauptet mit Wahrscheinlichkeit das Gegentheil. Ein einziger Stern setzt sich auf einen fremden Körper auf, und dieser ist gleichsam die Grundlage des Ganzen, und dieser Polyp vermehret sich und sein Gebäude, daher die Gleichförmigkeit der Sterne, in einer und eben derselben oft sehr großen Masse; und der große Unterschied verschiedener Sterne bey verschiedenen Massen nun leicht zu erklären ist. Ja eben daher kann man erweisen, warum uns diese Cruſten anfänglich convex, endlich aber bemisphärisch erscheinen, und warum die ältern Sterne, die gleichsam in der Mitte der übrigen jüngern stehen, cylindrisch in die Höhe steigen.

Die verschiedenen Astroitengattungen können wir am besten bestimmen, wenn wir die natürlichen Astroiten mit den versteinten vereinigen. Walch (Naturforscher V. S. 23. f.) und Schröter (Einleitung III. S. 456.) haben uns darinne vorgearbeitet. Ich bediene mich dieser Arbeit, führe aber alles kurz an, weil die einzelnen Gattungen unter den deutschen Namen, die ich anführen werde, ausführlicher beschrieben werden sollen.

1) *Astroites organum*, die Sternorgel. Pallas p. 317. sp. 185. *Madrepora organum*, Ellis phil. Transact. Vol. 53. S. 432. tab. 20. fig. 14. versteint beym Guettard Memoires III. p. 504. tab. 38. fig. 1. Stobäus opusc. p. 129. Astroites major. Schröter Einleit. tab. 8. fig. 5. dichtstehende eckigte Cylinders, die an beyden Enden eine Sternfläche bilden, die Sterne haben eine eckigte Peripherie, und sind ein wenig erhaben.

2) *Astroites favites*, die Bienenzelle. Pall. *Madrepora favites*, Linn. *Madrepora favosa*. Boecone Mus. tab. 9. n. 5. fig. 3. 4. Linne Amœnit. I. p. 97. n. 8. tab. 4. fig. 6. Seba Thesaur. III. tab. 112. fig. 8. 10. versteint Mylius Saxon. II. tab. 4. fig. 19. Volckmann Sileſ. tab. 18. fig. 5. Guettard Mem. II. tab. 28. fig. 1. tab. 52. fig. 2. Knorr Samml. II. tab. F. V. fig. 3. tab. F. VI. fig. 2. die Sterne haben eine eckigte Peripherie, sind vertieft, ihre Strahlen sind abgestutzt, und die Masse bestehet aus perpendiculären und horizontalen Lamellen.

3) *Astroites striatus*, die Strahlblume, der natürliche Körper fehlt; versteint hat ihn Guettard Memoir. II. tab. 52. fig. 1. Die Sterne haben eine 4, 5, oder 6eckigte Peripherie, und sind vertieft, die Strahlen, womit die Oberfläche bedeckt ist, laufften in und zwischen einander.

4) *Astroites denticulatus*, das Cronenrad. Pall. *Madrepora astroites*. Seba Thes. III. tab. 112. fig. 15. 19. 22. Boecone Mus. tab. 9. n. 5. fig. 4. versteint Knorr Samml. II. tab. F. V. fig. 2. tab. F. VI. fig. 3. Volckmann Sileſ. tab. 19. fig. 1. Die Sterne haben eine runde Peripherie, ihre Strahlen haben einen scharfen gezähnelten Rand, und zwischen den Sternen einen strahligten Zwischenraum.

5) *Astroites pectinatus*, der gewundene Strick. Der natürliche Körper fehlt, versteint Volckmann Sileſ. tab. 19. fig. 2. Guettard Mem. II. tab. 51. fig. 2. Knorr Samml. Suppl. tab. VI. G. fig. 2. Die Sterne haben eine runde Peripherie und einen wulstigen breiten strahligten Rand.

Digitized by Google

6) *Aſtroites rotularis*, das Sternrad. Das Original iſt noch nicht abgezeichnet, verſteint Guettard Mem. II. tab. 57. fig. 7. Knorr Samml. II. tab. F. V. fig. 1. Die Sterne ſind rund, haben einen glatten flachen Rand, ſtehen einzeln und ſind flach, weder erhöhet noch vertieft, die Strahlen ſind von gleicher Länge, und der Sternrand erhebt ſich nicht über die Oberfläche.

7) *Aſtroites tubularis*, die Sternröhre. Nirgends abgezeichnet. Die Sterne ſind rund, haben einen etwas erhöheten glatten Rand, ſtehen einzeln und ſind flach, die Strahlen eines Sterns ſind von einer ungleichen Länge, der Rand iſt glatt und etwas über die Oberfläche erhaben.

8) *Aſtroites calicularis*, der geſtreifte Becher. Pallas *Madrepora calicularis*. Brown Iam. p. 392. Num. 2. Die Sterne ſind rund, haben einen etwas erhöheten glatten Rand, ſtehen einzeln, ſind vertieft, und haben abwechſelnde lange und kurze Strahlen.

9) *Aſtroites mammillaris*, die Warze. Nur im Steinreiche bekannt Guettard Mem. II. tab. 54. fig. 3. Schröter Einl. III. tab. 6. fig. 3. Die Sterne ſind rund, haben keinen Rand, ſie ſelbſt aber ſind erhöhet, und bilden gleichſam kleine Wärzchen oder Knöpfchen, ſie ſind aus abwechſelnden, kurzen und langen Strahlen zuſammengeſetzt.

10) *Aſtroites patelloides*, das Schüſſelchen. Nur im Steinreiche bekannt: Guettard Mem. II. tab. 48. fig. 2. Knorr Samml. II. tab. F. VI. fig. 4. Büttner Corall. tab. 3. fig. 2. Die meiſten Sterne ſind rund, alle von gleichlangen geraden Strahlen, ſtehen einzeln, ſind etwas erhaben, von anſehnlicher Größe auf einer glatten Grundfläche, der Mittelpunct iſt ſehr klein, die Sterne ſind von ungleicher Größe und Figur.

11) *Aſtroites globularis*, das Knöpfchen. Kundmann Rar. tab. 10. fig. 7. Die Sterne ſind groß, rund, von gleichlangen Strahlen, ſtehen einzeln und ſind erhaben. Die Strahlen laufen aus einem großen durchlöcherten Mittelpunete aus.

12) *Aſtroites ſtellaris*, Pallas *Madrepora ſtellaris*. Die Sterne ſind klein, rund, convex, ſtehen einzeln, ſind in der Mitte etwas eingedruckt, die Aſtroitenmaſſe bildet Cruſten, die ſich an die Seefeſten anlegen, die Oberfläche iſt zart punctirt.

13) *Aſtroites ananas*, das Pouquet. Pallas *Madrepora ananas*. Linne *Madrepora ananas*. Boreone Muſ. tab. 9. n. 5. fig. 7. Seba Theſ. III. tab. 99. fig. 11. Linne Amœn. I. p. 92. n. 3. tab. 4. fig. 8. 9. verſteint Helwing Lithogr. tab. 5. fig. 22. Bromell Lithogr. p. 75. num. 24. Volckmann Silef. tab. 19. fig. 3. Knorr Samml. Suppl. tab. VI. P. fig. 1. Die Sterne ſtehen dicht ben einander ohne Zwiſchenräume. Sie ſind convex und haben einen vertieften löchrichten Mittelpunct.

14) *Aſtroites radians*, das kleine Sternchen. Pallas *Madrepora radians*. Brown Iam. p. 392. Seba theſaur. III. tab. 112. fig. 12. 14. 18. verſteint Mylius Sax. II. tab. 4. fig. 1. Hermann Muſſog. tab. 11. fig. 32. Argenville Oryctol. tab. 23. fig. 4. 10. 19. Die Sterne ſind rund, ſtehen dicht, ſind ſehr klein, und etwas erhaben. Sie haben keinen durchlöcherten, ſondern einen ſtrahlichten Mittelpunct.

15) *Aſtroites ſilum*, das geſtickte Zeug. Nur im Steinreiche bekannt: Scheuchzer Spec. lith. Helv. fig. 49. Die Sterne ſind rund, ſtehen dicht, die Strahlen liegen flach auf der Maſſe, und gehen aus einem ſehr kleinen wenig vertieften Mittelpunct; die Sterne ſind mittelmäßig groß und ſind auf beyden Flächen ſichtbar

16) *Aſtroites perforatus*, der durchſtochne Stern. Die Sterne ſtehen dicht, ſind klein, dabey vertieft, und aus lauter durchlöcherten Lamellen zuſammen geſetzt.

17) *Aſtroites vermicularis*, der gekrümmte Wurm. Nur im Steinreiche bekannt. Bourguet traité tab. III. fig. 19. Volckmann Silef. tab. 18. fig. 4. Die Sternſtrahlen liegen gekrümmt auf der Grundfläche flach, weder erhaben noch vertieft. Die Strahlen ſind lang, immer eine länger als die andere. Die Sterne ſtehen einzeln, doch regelmäßig in gleichen Diſtangen. Acht Hauptſtrahlen gehen aus einem Mittelpunct aus, und ſind ſo lang, daß ein Stern im Durchſchnitt 5-6 Zoll hält.

18) *Aſtroites arachnoides*, die Spinne. Nur im Steinreiche bekannt, Guettard Mem. II. tab. 49. fig. 2. Volckmann Silef. tab. 18. fig. 11. Scheuchzer Sp. lith. Helv. fig. 54. Schröter Einleit. III. tab. 9. fig. 3. Die Sterne liegen auf der Grundfläche flach auf, haben gekrümte Strahlen von gleicher Länge, die Strahlen ſind kurz, und die Sterne klein.

19) *Aſtroites undulatus*, das wilde Meer. Nur im Steinreiche bekannt. Bourquet traité tab. 3. fig. 23. Guettard Memoir. II. tab. 40. fig. 1. Schruchzer Sp. lith. Helv. fig. 52. Lang Hiſt. lap. fig. 64. Knorr Samml. II. tab. F. VI. fig. 1. Die Sterne liegen auf der Grundfläche erhaben, die Strahlen ſind gekrümmt und von einer ziemlichen Länge.

20) *Aſtroites flos*, die Sternblume. Nur im Steinreiche bekannt. Knorr Samml. II. tab. F. III. a. Mylius Saxon. II. tab. 4. fig. 20. Aus dem Mittelpuncte breiten auf der Oberfläche ſich nicht ſowohl Strahlen, als vielmehr keulenförmige Blätter aus.

In unſern Tagen, wo man das Meer und die Erde mit gleichſtarkem Eifer durchſucht, bleiben uns für die Zukunft noch manche wichtige Entdeckungen übrig, und ich glaube dieſe Hofnung werde für das Steinreich vielleicht izt ſchon erfüllt werden, wenn Jemand eine vollſtändige Sammlung Maſtrichter Aſtroiten beſaß, und gehörig unterſuchte. Es ſind daſelbſt zwar nur Steinkerne vorhanden, aber ſie ſind zu mancher neuen Entdeckung hinreichend.

Einige Aſtroiten haben wegen ihrer eigenen Geſtalt, auch eigene Namen, und es gehören beſonders die Arachneolithen, und die Cometiten hieher. ſ. Arachneolithen (in den Supplementen) und Cometiten. .

Die angenommenen Namen derſelben Verſteinerung, von der ich izo rede, ſind: der gewöhnliche Aſtroiten, *Aſtroite*, beym Brown *Aſtrea*, *Aſtroite*, und verſteint *Aſtroites foſſiles ou pétrifiées*, von ἀστρον ein Stern, um ihrer Bildung willen. Eben darum heißen ſie auch Sternſteine, Sterncorallen, *Coralliæ ſtellatæ*, verſteint *Lapides ſtellares*. Einige nennen die Verſteinerungen dieſer Art: Siegſteine, weil ſie im Kriege den ſich getragen, Sieg geben ſollen. Beym Linne und Pallas heißen ſie *Madrepora aggregata*, weil die ganze Maſſe aus Lamellen beſteht, die in ihrer Verbindung auf der Oberfläche Sterne bilden. Diejenigen, welche die Aſtroiten unter die coralliniſchen Schwämme zählen, nennen ſie: *Fungos coralloides*, auch *Fungos aſtroiticos*. Die Verſteinerung dieſer Art nannten ſonſt einige auch *Dracontias*, *Dracontias* und gaben vor, ſie wären aus den Köpfen der Drachen, die ſich in Indien aufhalten, geſchnitten.

Digitized by Google

Wallerius nennet ſie *Corallia, columnis parallelis compoſita, maſſa ſolida pierumque fungiformis, ſuperficie ſtellis radiatis rotundis ornata.* Die Holländer nennen ſie *Aſtroiten, oder Staar-Koraalen* und die verſteinten *Starre-ſteentjes.*

Sonſt finden wir in den Schriftſtellern noch manche Benennungen, welche theils wahre Aſtroiten, theils andere Körper ausdrücken. Nur einiger zu gedenken, ſo heißen *Aſtroita* oder *Aſtroites undulatis & ſtellati*, Aſtroiten, deren Strahlen wellenförmig laufen: *Aſtroita angliaapentagoni*, Aſtroiten, mit ſechzehn Sterniguren: *Aſtroita oliveformes*, Aſtroiten, welche durch einen Zufall die Form eines Judenſteins haben: *Aſtroita ſolidi figura incerta*, die eigentlichen Aſtroiten: *Aſtroita ſolidi figura ovalis*, diejenigen Aſtroiten, die unter dem beſondern Namen der Arachneolithen bekannt ſind: *Aſtroitæ ſtriati*, die eigentlichen Aſtroiten: *Aſtroita tubulares*, diejenigen Aſtroiten, welche große Sterne haben, die einzeln betrachtet, einem geſtirnten tubo gleichen: *Aſtroitæ entrocho ſimiles*, die Sternſäulenſteine oder Aſterienſäulen: *Aſtroitæ pervii ramoſi* die eigentlichen Madreporiten: *Aſtroita undulati* die wellenförmigen Zungiten: endlich *Aſtroitæ ſolares*, diejenigen Dendriten, welche Blumen oder Sonnenfiguren bilden.

Die natürlichen Aſtroiten ſind ſo wenig eine Seltenheit, als die gegrabenen, die man wie die mehreſten andern Körper, bald blos calcinirt, bald hart verſteint, bald aber auch in Steinkernen oder in Spurenſteinen findet. Wenn der Aſtroit in eine wahre Verſteinerung übergegangen, und die Steinart feſt iſt, ſo nimmt er eine ſchöne Politur an, und die Sternfiguren ſind für das Auge ſehr reizend. Iſt die Steinart nicht allzuſpröde, und doch mit ganz kleinen und gleichſam unſichtbaren Poris verſehen, ſo pflegt ſich der Aſtroit, wenn man ihn in Weineßig legt, zu bewegen. Unſere Vorfahren machten daraus ein großes Werk, aber dieſe Erſcheinung zeigt ſich auch bey den Trochiten, den Aſterien, und andern Verſteinerungen und Steinarten.

Aſtroiten, Sternſteine, *Aſtroites*, gehören zu den Steingewächſen; (*Lithophytes*) dieſes ſind Häuſer verſchiedener Seewürmer oder Seepolypen; die Wohnungen derſelben ſind auf verſchiedene Art gebauet. Aſtroiten beſtehen aus vielen parallelen, colindriſchen oder winkelichen, aufrecht ſtehenden und ſo genau aneinander liegenden Röhren, daß ſie nur ein Stück zu ſeyn ſcheinen, welches einem Schwamme gleichet, deſſen Löcher wie kleine in einem Kreis gezeichnete Sternchen beyſammen ſtehen und dann machen dieſe zuſammenhangende Aſterien die Sternſäulenſteine. Man findet ſie von verſchiedener Härte, rohrig oder frieſig wie Holz, doch von unbeſtimmter Figur; die ovale werden auch Spinnenſteine genennt, weil ſie die Geſtalt dieſes Inſects haben. (ſ. Spinnenſteine) Einige machen noch einen Unterſchied zwiſchen Aſtroiten und Aſterien; jene haben Sterne in einem Kreiſe, und dieſe ſind mit Ecken.

Aſtroites, (Verſteinerung) iſt ein Name mit welchem eine gewiſſe Corallart bezeichnet wird, welche der Ritter von Linne unter die Madreporen zählet, und die keine baumähnliche Figur, ſondern in gewiſſen unbeſtimmten dichten ſteinartigen Maſſen Sternfiguren zeiget, wo ein Stern an den andern ſitzt. Man braucht dieſen Namen für den natürlichen und verſteinten Körper zugleich, obgleich Linne durch ſeine *Madrepora aſtroites* nur eine Aſtroitengattung bezeichnet; (ſ. Aſtroiten) wo zugleich die zuſammengeſetzten lateiniſchen Namen angeführet ſind. Unſere Vorfahren, die noch ſehr viel auf Sternſpiele hielten, belegten auch diejenigen Dendriten mit dem Namen *Aſtroites*, auf deren Oberfläche ſich Blumen- oder Sternfiguren zeigten.

Aſtrok, nennen die Seefahrer ein ſtarkes Seilende, welches man an die holzerne Nägel befeſtiget, woran die Ruder der Fahrzeuge beweget werden.

Aſtrolabium, ein Inſtrument zum Feldmeſſen, ſ. Winkelmeſſer.

Aſtrolabium, im eigentlichen Verſtande, war bey den alten Aſtronomen ein den heutigen ſphæris armillaribus einiger maſſen ähnlichen Inſtrument. (ſ. Sphæra armillaris). Das berühmteſte und älteſte bekannte dieſer Art iſt dasjenige, ſo Hipparchus zu Alexandrien vor beynahe 2000 Jahren verfertigt und zu ſeinen Obſervationen gebraucht. Ohngefehr 300 Jahre nachher hat Ptolemäus, um einigen Unbequemlichkeiten dieſes Werkzeuges abzuhelfen, ihm eine ganz andre Einrichtung gegeben und vor die wirkliche Sphäre einen Entwurf derſelben auf einer ebenen Fläche ſubſtituiret, die den Namen planiſphærium bekommen. Dieſer Aſtrolaben oder Planiſphären ſind nach der Hand mehrere Arten erfunden worden, wovon einige Nachricht ertheilet werden ſoll.

Ein plattes Aſtrolabium iſt alſo überhaupt die Vorſtellung derjenigen Kreiſe, die auf der Himmelskugel verzeichnet zu werden pflegen, auf einem Durchſchnitte derſelben nach einem der größten Kreiſe z. E. nach dem Aequatore, nach dem Meridian u. ſ. w. oder nach einer andern damit parallelſtehenden Fläche, wie ſie ſich dem in einem gewiſſen Puncte der Axe dieſes größten Kreiſes angenommenen Auge darſtellen. Es laſſen ſich daher ſo vielerley aſtrolabia angeben, als nach vielerley größten Kreiſen die Kugel durchſchnitten und als in vielerley Puncten der Axe eines ſolchen Kreiſes dem Auge ſeine Stelle angewieſen werden kann. Diejenige hiernmter, die unter allen Polhöhen brauchbar ſind, werden univerſalia; die andern, die eine gewiſſe Polhöhe vorausſetzen, werden particularia genennet.

Von den aſtrolabiis univerſalibus ſind vornemlich drey bekannt. Die älteſte Art iſt von Gemma Friſius, die andere von Joh. de Rojas einem Spanier und die dritte von dem ältern de la Hire erfunden. Alle drey projiciren die Kreiſe auf der Fläche des Meridians, der erſte aber ſetzet das Auge in den Pol deſſelben, entfernt es alſo um den Halbmeſſer der angeführten Fläche von derſelben; der andere ſetzet das Auge in einen Punct der Axe, der unendlich weit abſteget, und der dritte in einem gewiſſen Punct zwiſchen jenen beyden, der hernach genauer angezeiget werden ſoll.

Zur Probe wollen wir von dem erſten eine ſo umſtändliche Erklärung geben, als unſere Abſicht zuläſſet. * Man beſchreibet mit beliebiger Eröffnung des Zirkels einen Kreis DBEC, der den Colurum ſolſtitialem (ſ. hiervon unter ſeiner eigenen Ueberſchrift) vorſtellet, welcher durch die tägliche Umdrehung des Himmels in 24. Stunden zweymal in unſern Meridian oder Mittagskreis fället oder mit ihm zu einem wird, und theilet jeden Quadranten von D und E nach B und C in ſeine 90 Grade ein. Der Pol dieſes Kreiſes, der Ort des Auges, liegt alſo auf der Kugel da, wo der æquator von dem coluro æquinoctiali, alſo auch wo der Æquator von der Ekliptik durchſchnitten wird, und iſt, wie alle Puncte auf der Kugelfläche, von dem Mittelpuncte unſers Kreiſes und der Kugel um den Halbmeſſer entfernt. Das Auge liegt alſo in der Fläche des Æquators, der Ekliptik und des Coluri æquinoctiali, dieſe Kreiſe müſſen ſich alſo alle dem Auge als grade Linien darſtellen und zwar, wenn den erſten der Durchmeſſer DE aus-

* ſ. Aſtronom. Tafel, Fig. 9.

Digitized by Google

drückt, so muß den letzten der auf vorigen senkrechte Durchmesser BC ausdrücken. Die Ekliptik soll im folgenden auch noch angegeben werden. B und C sind also die Pole des Aequators oder die Weltpole, D und E aber die Pole des coluri æquinoctiorum. Um nun begreifen zu können, wie zuvorderst die übrige Meridiane oder Stundenkreise auf diese Fläche zu verzeichnen sind, so stelle man sich eine halbe hohle Kugel vor, an deren Rande die Puncte B und C oder die Weltpole angezeichnet sind, desgleichen die Puncte D und E, durch die der Aequator streichet. Man bilde sich ferner ein, daß in der Höhle der Kugel die Meridiane verzeichnet sind, daß eine durchsichtige ebene Fläche z. E. ein ölgetränktes Papier über die hohle Kugel herüber gespannt ist und daß endlich das durch die durchsichtige Fläche in die hohle Kugel schauende Auge senkrecht über der Fläche und in der Entfernung des Halbmessers davon abstehe. Die Frage ist jetzt, wo wird das Auge jeden Meridian die grade Linie DE durchschneiden sehen. Wer sich die Sache ein wenig lebhaft vorzustellen im Stande ist, wird leicht begreifen, daß eine grade Linie, die z. E. von dem 10ten Grade des in der hohlen Kugel beschriebenen und von seinem Durchmesser DAE gleichsam bedeckten Aequators von E an hinunter gezählet in den angegebenen Ort des Auges gezogen wird, den Durchmesser DAE in eben dem Punkte G durchschneiden muß, in welchem eine andere aus dem 10ten Grade des Meridians I nach B gezogene, oder auch eine aus dem 10ten Grade des Meridians K nach C gezogene Linie denselben durchschneidet. Denn nachdem man den Kreis des Aequators vorwärts oder rückwärts um seinen Durchmesser DE drehet, bis der Aequator auf dem Kreis UBEC und damit der Ort des Auges entweder in den Punct B oder in den Punct C fället; so fället der 10te Grad des Aequators auf den Punct I oder auf den Punct K und wird also die aus dem 10ten Grade des Aequators ins Auge laufende Linie zu einer der Linien IB oder KC. Also wenn man die Puncte in DE bestimmen will, durch welche die jeden 10ten Grad des Aequators schneidende Meridiane durchlaufen, so darf man nur das Lineal an einen Weltpol z. E. an B und an den 10ten, 20ten u. s. w. Grad des gegenüber liegenden Quadranten EC nach einander anlegen und die grade Linien ziehen, welche die Puncte G, H u. s. w. geben werden, die man auf die andere Seite in 4, L u. s. w. aus A übertragen kann. Da nun alle Meridiane zugleich durch die Weltpole laufen, so darf man nur durch die Puncte BGC, BHC u. s. w. Kreisbogen ziehen, um die verlangte Meridiane zu erhalten. Die Mühe, die Mittelpuncte dieser Meridianen jedesmal aus den dreyen Puncten zu suchen, kann man dadurch ersparen, daß man auf einem Weltpole z. E. aus C über CA mit einer beliebigen Eröffnung, z. E. mit CA selbst, einen Quadranten AF beschreibet, denselben in 9 gleiche Theile theilet und durch die Theilungspuncte die grade Linien C1, C2, C3, C4, u. s. w. ziehet. Alsdenn nemlich ist 1 der Mittelpunct des Bogens BGC, 2 der Mittelpunct des Bogens BHC u. s. f. Der Punct 1 muß dahin fallen, wo der 1te Meridian von A, der Punct 2 wo der vierte, der Punct 3 wo der 6te, der Punct 4 wo der achte den Aequator schneidet, man hat also nur die außer den Kreis fallende übrige Puncte auf die beschriebene Weise zu bestimmen nöthig. Daß der Punct 1 an den kaum angegebenen Ort fallen müsse, und so die übrige alle, erhellet daraus, weil der Winkel am Mittelpuncte noch einmal so groß ist, als der an der Peripherie, der mit ihm auf einem Bogen stehet; folglich ein Winkel, der aus dem Mittelpuncte

Astrolabium.

in die Peripherie verschoben wird, einen noch einmal so großen Bogen, wie vorher, abschneidet; also der Winkel AC1, der 10 Grade groß ist, an der Peripherie bey B zwanzig Grade abschneiden, folglich die verlängerte C1 in 70 eintreffen muß; die Linie von C nach 70 aber vorgemeldeter Maßen den Punct vor den zweyten Meridian im Aequator bestimmet. Daß aber 1 der Mittelpunct des Bogens BGC und eben so die andere Puncte die Mittelpuncte der andern Bogen sind, siehet man daran, weil der Winkel ABG, der auf einem Bogen C1 von 80 Graden stehet, 40 Grade hält; also BGA 50 Grade groß ist; also, wenn von G nach C eine grade Linie gezogen wäre, CGA oder CG1 gleichfalls 50 Grade betragen würde. ACG muß soviel als ABG folglich 40 Grade halten, und AC1 hält 10, also 1CG hält auch 50. Also CG1=1CG, folglich auch 1C=1G=1B und dennoch ist 1 der gesuchte Mittelpunct. Nachdem wir gesehen, wie die Mittagskreise verzeichnet werden, müssen wir auch vernehmen, wie die Tage- oder Parallelkreise einzutragen sind. Weil der Colurus æquinoctiorum BC eben so groß, eben so getheilt ist und eben die Lage gegen das Auge hat, als der Aequator DE; so ist offenbar, daß die Puncte N, O u. s. w. wodurch die 10 Grade von einander entfernte Tagekreise streichen, eben so weit von C entfernet sind, als die Puncte G, H u. s. w. von E. Also sticht man die Puncte N, O u. s. w. ab, wenn man AG von A nach N, AH von A nach O u. s. w. träget. Also hat man, um jeden Tagekreis zu beschreiben, wiederum 2 Puncte 80 N 80, 70 O 70 u. s. w. Die Mittelpuncte dieser Kreise brauchen abermals nicht mühsam gesucht zu werden, sondern man bekommt den Mittelpunct P vor den Tagekreis 80 N 80, wenn man den Halbmesser 1G des Meridians BGC von A nach P träget; den Mittelpunct Q des Tagekreises 70 O 70, wenn man den Halbmesser 2H des Meridians BHC von A nach Q träget u. s. f. Denn wenn AP=1G, so ist es auch=1C, also gleich der Secante von 10 Graden, also sowohl MP=der Tangente von 10 Graden oder 17633, wenn der Halbmesser AE vor 10000 angenommen wird; als NP=AP—AN=AP—AG=AP—A4=der Secante von 10 Graden weniger die Tangente von 40 Graden=101542—83909=17633=MP. Also ist P der Mittelpunct des Kreises durch 80 N, 80. Eben so wenn AQ=2H=2C, so ist AQ die Secante von 20 Graden, RQ also die Tangente davon oder 36397, und OQ=AQ—AH=AQ—AL=der Secante von 20 Graden weniger die Tangente von 35 Graden=106418—70021=36397=RQ und so in allen übrigen Fällen. Wenn man so weit fertig ist, so wird die Ekliptik eingetragen, indem man von D und E nach S und T 23 Grade 30 Minuten abzählet und die Linie SAT ziehet. Man siehet von selbst, daß ihre Theilung geschiehet, wie die Theilung des Aequators, oder vielmehr, daß blos die Theilung des Aequators auf die Ekliptik abgetragen wird. Auf der Rückseite der Platte, worauf das bisherige verzeichnet worden, werden, um das Instrument mehreren Gebrauches fähig zu machen, noch andere Linien und Kreise gezogen, mit welchen uns weiter aufzuhalten unserer Absicht nicht gemäß ist, und zuletzt wird daran eine um den Mittelpunct A bewegliche Regel angebracht, vermittelst deren man durch das Instrument eben diejenige Aufgaben auflösen kann, die sonst durch die Himmelskugel aufgelöset werden. Zur Probe wollen wir eine anführen. Die Polhöhe eines Ortes 50 Grade und die Abweichung eines Sternes 30 Grade werden gegeben, man will dessen amplitudinem ortivam wissen. Man drehet zu dem Ende die bewegliche Regel, die den

Digitized by Google

Horizont vorstellet, bis sie in die Lage VW kommt, worinn die Polhöhe BV von 50 Graden statt hat, und bemerket auf der Regel, die eben so wie der Aequator abgetheilet ist, den Punct X oder die Grade von A bis X, worinn die Regel von dem Tagekreis des Sternes 30.30 durchschnitten wird, oder zeichnet den Punct X auf der Regel, wenn sie nicht abgetheilet ist, und drehet sie, bis sie auf den Aequator zu liegen kommt und der Punct Y desselben wahrgenommen werden kann, worauf X fället. Der Grad von A an, womit X oder Y bezeichnet ist, ist die verlangte amplitudo ortiva, wie aus dem Begriffe dieses Wortes, das an seinem Orte erkläret ist, zur Genüge erhellet.

In diesem beschriebenen Astrolabio des Gemma Frisius, sollen, wie der Augenschein lehret, die Mittags- und Tagekreise in der Mitte viel näher zusammen, als am Rande und die Gestalt der Sternbilder, wenn man sie hierinn zeichnen wollte, würde also sehr verzerret und der wahren am Himmel unähnlich werden. In dem andern des Johann de Rojas sollen umgekehrt die Mittags- und Tagekreise am Rande viel näher zusammen als in der Mitte und die Sternbilder werden dadurch nicht weniger verstellet. Deswegen hat de la Hire eine mittlere Stellung des Auges in der Axe des Meridians, worauf die Projection geschieht, angenommen, wodurch die Ungleichheit der Grade des Aequators und also die ungleiche Entfernung der kaum benannten Kreyse beynahe gänzlich gehoben wird. Er träget nehmlich den Sinus von 45 Graden von C nach Z, aus welchem Puncte die in die Mitte des Bogens BD gezogene Linie Za den Halbmesser AD gleichfalls in seiner Mitte b durchschneidet, und welcher Punct Z also vor den Augenpunct angenommen lauter beynahe gleiche Theile auf AD gewähret, wenn man daraus grade die Linien nach 10, 20, 30 u. s. w. ziehet. Inzwischen aber ist diese Art von Astrolaben um deswegen schwerer, als die erste, zu zeichnen, weil die Mittags- und Tagekreise durch elliptische Bogen vorgestellet werden müssen, wie auch schon in der Art des Rojas geschehen muß.

Unter den astrolabiis particularibus gehöret die erste Stelle dem Ptolemäischen, als dem ältesten. Die Projections-Fläche lieget darinn, wie in dem Stöfflerischen, Malcotischen und dem allgemeinen Habrechtischen, dem Aequator parallel, das Auge aber im südlichen Weltpole, daher der Mittelpunct des Instrumentes den nördlichen Weltpol abzielet. Der äusserste Kreis stellet den Wendekreis des Steinbockes vor, innerhalb welchem vermöge dieser Lage des Auges der Aequator und der Wendekreis des Krebses als kleinere concentrische Kreise eingeschlossen liegen müssen. Die Mittagskreise verwandeln sich, wie man aus dem obigen leicht begreift, in Halbmesser, die aus dem Mittelpuncte in gleich weit von einander entfernte Puncte des Umfanges laufen, und die Tagekreise in ungleich von einander abstehende concentrische Kreise, u. s. w. Die Schreibe, worauf diese Sachen und was sich mehr nicht nach dem Horizonte richtet, vorgestellet sind, kann über einer andern Scheibe, worauf der Horizont und was sich nach ihm richtet, als Scheitel- und Höhenkreise u. s. w. verzeichnet sind, um ihren Mittelpunct gedrehet werden, ist deswegen, damit die untere Scheibe noch genugsam gesehen werden könne, so viel, als der Zusammenhang leidet, ausgeschnitten und führet daher den Namen des retis oder Netzes. Mehreres kann ohne eine unserer Absicht ungemäße Weitläuftigkeit von dieser Sache nicht gesagt werden. Doch wollen wir annoch bemerken, daß

Astrolabium aequinoctiale heißt, wo das Auge im Anfange des Widders oder der Wage und

Astrolabium polare, wo es in einem der beyden Weltpole angenommen wird.

Astrolabium marinum, Seestrolab ist eine zur Messung der Höhe der Sonne und der Sterne vornehmlich dienende Scheibe * von Messing, die ohngefähr einen halben Zoll dicke ist und einen Durchmesser von ohngefähr 15 Zollen hat. Die vier Quadranten derselben sind von C und D nach A und B in 90 Grade kleinere Theile abgetheilet. Um den Mittelpunct E lässet sich eine Regel mit Absehen F, G willig drehen, und bey A hänget das Instrument an einem Ringe so, daß es sich gleichfalls sehr willig nach allen Gegenden wenden lässet. Eine sehr nöthige Eigenschaft desselben ist, daß, wenn es an seinem Ringe frey aufgehangen wird, der Durchmesser C D genau horizontal stehe. Damit dieses desto sicherer erhalten werde und das Instrument desto weniger durch den Wind oder die Bewegung des Schiffes aus dieser Stellung gebracht werde, pfleget man wohl unten bey B noch ein Gewicht von 5 bis 6 Pfunden anzuhängen. Bey dem Gebrauche stellet man sich unten an den großen Mast, als wo man die Bewegung des Schiffes am wenigsten verspühret, hänget das Instrument an seinem Ringe auf, wendet es bis die Sonne oder der Stern in seiner Fläche stehet, drehet die Regel um ihren Mittelpunct, bis man den Stern H durch die Absehen siehet oder die Sonne durch sie durchscheinet, und merket den durch die Regel abgeschnittenen Grad und Theil des Grades. Obwohl dieses Werkzeug sehr bequem und die Höhen zur See zumalen zwischen den Wendekreisen, wo die Sonne Mittags dem Scheitel sehr nahe stehet, zu messen so dienlich ist, als kaum die andern Instrumente, die man davor substituiret hat, auch sonst noch zu andern Messungen genutzet werden kann, so ist es doch heut zu Tage fast völlig aus dem Gebrauche gekommen.

Astrolepas (Conchylie), ist ein lateinischer Name, durch welchen die Conchylienbeschreiber zwey ganz verschiedene Conchylien bezeichnen:

1) Klein bezeichnet mit diesem Namen die Schildkrötenlaus, einen Balanus der gern auf der Schildkröte sitzt, *Lepas testudinaria* Linn. *Schildpadt-Luis* Gualtieri tab. 106. fig. M. N. O. Rumph tab. 40. fig. H. Klein tab. 12. fig. 99. Knorr Th. III. tab. 30. fig. 3. 4. s. Schildkrötenlaus.

2) Andere bezeichnen damit die Seetrpatelle, *Patella sacharina* Linn. Gualtieri tab. 9. fig. I. M. O. Q. Rumph tab. 40. fig. B. Martini tab. 9. fig. 70. 75. 76. 77. Knorr Th. III. tab. 29. fig 3. s. Seetrpatelle.

Astrologie, Sterndeuterkunst (Philosophisch). Da man vor Alters die wahre Beschaffenheit und den wahren Endzweck der Planeten und anderer Sterne nicht wußte, und doch vernünftiger Weise nicht anders denken konnte, als daß der Schöpfer seine Absichten bey der Schöpfung derselben werde gehabt haben; so war es sehr natürlich und der gewöhnlichen hohen Einbildung des Menschen von sich selbst sehr gemäß zu glauben, daß sie alle unserer Erde halber da seyen, und jedem also seinen besondern und durch die Mitwirkung eines andern besonders abgeänderten Einfluß auf die Erde, das Gewässer und die Luft, ja auf die Thiere und den Menschen selbst, sowohl auf seinen Leib als auf seine Seele, auf seinen freyen Willen und diesem allem zu folge auch auf seine Schicksale zuzuschreiben. Zu die-

* s. Schiffatel, Fig. 5.

Digitized by Google

sem vorausgesetzten Irrthume gesellte sich eine Art von Erfahrung, vermöge deren man ein auch wohl etlichemal wahrgenommen, daß, wenn die und die Planeten die und die Stellung unter sich und gegen die Erde hatten, die und die Begebenheiten erfolget; man schrieb die Begebenheiten dem Einflusse der Planeten und ihrer Lage zu, schloß weiter auf andere Begebenheiten aus andern Stellungen, und brachte damit eine eingebildete ganze Wissenschaft zu Stande, zukünftige Dinge aus den Stellungen der Planeten am Himmel zum voraus zu sagen, welche den Namen der Astrologie führet. Chaldäa ist ihr Vaterland, von wo aus sie sich weiter an Egypten, Griechenland und Italien ausgebreitet, und so nach und nach nicht nur Europa, sondern auch den ganzen Erdboden überzogen. Sie hat ihr Ansehen in unserem Weltheile bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts behauptet, und Kepler, der 1630 gestorben, der große Mann, dem die Wissenschaften so viel zu danken haben, war noch ein eifriger Verehrer derselben. Seit dem ist sie immer mehr und mehr herunter gekommen, und jezo siehet man keine Ueberbleibsel mehr davon, als in einigen von diesem Unrathe noch nicht gesäuberten Calendern. Es würde also zu nichts dienen, wenn man einen Auszug der Regeln, wornach die Sterndeuter zu urtheilen pflegten, mittheilen oder Schriftkeuler namhaft machen wollte, aus denen man sie lernen könnte. Man kann zum Ueberflusse den Artickel Aspect und Nativität nachschlagen.

Die Freunde der Astrologie theilen sie übrigens in astrologiam naturalem oder aktrometeorologiam und in astrologiam iudiciariam ein. Jene, wie ihre zweyte Benennung deutlich zeiget, soll eine Wissenschaft seyn, aus den Gestirnen die bevorstehende Witterungen, Sonnenschein, Regen, Winde, Gewitter, Erdbeben u. s. w. vorauszusagen. Die hiervon einigen Grund anzugeben gewaget, wollten ihn darinn suchen, daß, da die Planeten das Sonnenlicht zu uns herunter reflectieren, die Planeten aber selbst von verschiedener Natur und Beschaffenheit sind, auch nothwendiger Weise das von ihnen zu uns gebrachte Licht an dieser Verschiedenheit Theil nehmen und also das von der Venus auf die Erde zurückgeworfene Licht ganz andere Eigenschaften als das vom Mars zu uns kommende haben, also auch ganz anders in den Erdboden, das Wasser, die Luft und die darinn befindliche Dünste wirken und folglich auch einen ganz andern Einfluß in die Witterung haben müßte. Allein wer siehet nicht ohne unsere Erinnerung, wie wenig dieses alles sagen wolle? Man gebe den Planeten eine so verschiedene Natur, als man will; welchen Antheil wird das von ihnen auf die Erde zurückgeworfene Licht daran nehmen? Man werfe das Sonnenlicht durch einen gläsernen und durch einen metallenen Brennspiegel von der Composition, woraus man sie in die reflectierende Telescope verfertiget, auf einen Körper; worinn bestehet der Unterschied der Wirkung des Lichtes, das von dem einen und dem andern Spiegel kommt, in diesen Körper? Wer aber so scharfsichtig ist, daß er hier einen Unterschied finden kann, der bedenke, wie wenig das von den Planeten reflectirte Licht gegen das von diesen Brennspiegeln reflectirte sagen wolle. Der Artickel Mond wird zeigen, wie sich das Mondlicht zum Sonnenlichte verhält, und daraus wird man ohngefähr schätzen können, wie sich das vom Brennspiegel, zumal wenn er groß ist, zurückgeworfene zu dem von dem Mars oder der Venus zurückgeworfenen Lichte verhalte. Und wenn dieses alles nicht geachtet werden will, was für ein Unterschied wird denn herauskommen, wenn das Licht des Mars und der Venus unter diesem oder unter jenem Winkel (s. Aspect) vermischet wird? Wenn die durch ein Prisma abgesonderte blaue Stralen durch einen, und die durch ein anderes Prisma abgesonderte gelbe Stralen durch einen andern Spiegel an einem dritten Orte zusammengeworfen werden, was für einen Unterschied in der grünen hieraus erwachsenden Farbe, oder worinn man sonst will, ziehet es nach sich, wenn die beyde Spiegel die Stralen unter einem Winkel von 30 oder von 60 Graden mit einander vermischen? Also siehet man, wie wenig der ganze angeführte Grund beweiset. Wollte man sagen, man sehe doch am Monde, der in unsern Meeren Ebbe und Fluth; und natürlicher Weise also in unser Luft eine ähnliche Bewegung verursachet, daß die Planeten Einflüße auf unsere Erde haben; so sese man die Artickel Mond, Ebbe und Fluth nach, um den Unterschied der Gründe einzusehen und zu begreifen, daß man von diesen wahren Wirkungen des Mondes auf jene eingebildete Wirkungen der andern Planeten nicht schließen könne.

Die astrologia iudiciaria oder apotelesmatica soll eine Wissenschaft seyn, aus der Stellung der Gestirne bey der Geburt eines Menschen dasjenige, was ihm in seinem Leben bevorstehet, wahrzusagen. Da es in die Augen fället, daß der Aberglaube in dieser erdichteten Wissenschaft noch viel weiter getrieben wird, als in der vorhergehenden, und die vorhergehende bereits so grundlos befunden worden ist; so wird es wohl nicht nöthig seyn, die geringste Erinnerung gegen die leste zu machen. Sonst würden wir dem, der eine Neigung gegen diese dem menschlichen Verstande nicht zum Ruhme gereichende Kunst bey sich verspühret, die Frage vorlegen, ob er sich zumuthen könne zu glauben, daß alle Knäblein, die auf dem ganzen Erdboden in derselben Stunde gebohren worden, dasselbe Schicksal haben werden, oder ob er nicht der Erziehung, dem Climate, den Umständen der Eltern u. d. q. auch etwas Einfluß zuzugestehen vor nöthig halte; und was dergleichen mehr ist.

Astrologie, (antiquarisch) welches Wort nach seinem etymologischen Verstande überhaupt eine Wissenschaft des Himmels und der Gestirne angeizt, und von den Alten in einer gedoppelten Bedeutung gebraucht wurde. Denn sie verstunden darunter beydes diejenige Wissenschaft, welche heut zu Tage Astronomie heißt, und auch die Sterndeutungswissenschaft, zwo Künste, welche in der ältern Welt gemeiniglich in einer Person vereinigt waren. Ueberhaupt waren Astronomie und Astrologie gleichbedeutende Wörter bey den Alten; doch findet man ersteres in einigen Stellen auch in der bey uns üblichen Bedeutung allein gebraucht.

Wir reden aber anjezt von der Astrologie, als von einer Wissenschaft, zukünftige Begebenheiten aus der Stellung, den Aberten und dem Einflusse der Gestirne auf die Erde vorherzusagen. Diese Begebenheiten sind aber von einer zweyfachen Art. Es sind entweder Veränderungen in der Körper- oder in der moralischen Welt; daher entspringen zwo wohl von einander zu unterscheidende Arten der Astrologie, deren erstere sich mit Merkmalen und Constellationen des Himmels beschäftiget, um daraus die Veränderungen der Jahreszeiten, die Witterung, die Fruchtbarkeit, den Mißwachs und die Krankheiten vermöge ihres Einflusses auf die Atmosphäre der Erde vorherzubestimmen; die andern aber die Schicksale, den Character, die Fähigkeiten des Geistes und die Entschließungen und Handlungen einzelner Menschen aus

Digitized by Google

dem Stande der Gestirne, den man in der Geburtsstunde oder in andern bestimmten Zeiten bemerkte, vorhersagen sich bemühet. Die erstere Astrologie heißt die physische, naturalis, die andere aber die prophetische, judiciaria, auch apotelesmatica, vom griechischen Worte ἀποτελεσμα, (daraus ohne Zweifel die in dieser Kunst so berufenen Talismanen sich ableiten), auch ihres ältern Ursprungs wegen sphaera barbarica.

Die natürliche Astrologie, welche man füglicher Astrometeorologie nennen könnte, beruhet allerdings auf vernünftigen Grundsätzen. Alle Veränderungen der Luft setzen gewisse vorhergegangene Ursachen voraus; und der Mann, welcher sowohl diese Ursachen selbst, als auch alle die besondern Umstände, unter welchen diese Ursachen bald diese, bald eine andere Würkung hervorbringen, ausfindig machen könnte, der würde auch alle die Veränderungen in dem Dunstkreise, im Meer und in den Eingeweiden der Erde einige Zeit vorher zu bestimmen im Stande seyn. Allein die Menge dieser Ursachen ist so groß, ihre Kräfte so verwickelt, daß obngeachtet aller im allgemeinen betrachtet möglichen Gewißheit, dennoch nur Wahrscheinlichkeit und Vermuthung bey dem menschlichen Wissen statt findet. Diese philosophischen Ideen vom Einflusse der Sonne und des Mondes auf unsere Erde, und von den auf gewisse Constellationen folgenden Veränderungen in unserer Atmosphäre wurden aber bald von seichten Köpfen verunstaltet. Man hielt die Hyaden für ein wässeriges Gestirn, und der Sirius bekam den Namen des brennenden Hundes, weil gemeiniglich nach der Erscheinung der erstern in der Morgenröthe, Regenwetter, und bey dem Austritte des letztern aus den Sonnenstralen, die größte Sommerhitze einzufallen pflegte, der Sirius außerdem auch noch wegen seines funkelnden Glanzes sehr feurig zu seyn schien. Man glaubte also überhaupt, daß die Sterne, vermöge ihres feinen Ausflusses, Regen und Wärme über die Erde ausgössen. Diese Vorurtheile und Irrthümer in der physischen Astrologie, verbunden mit der Meynung von jenen himmlischen Intelligenzen, zeugte natürlicher Weise die prophetische Sternbeuterey. Man schloß ohne Zweifel so: Die Gestirne sind es, die Wind, Regen, Stürme, Hitze, Kälte, Fruchtbarkeit, Seuchen u. s. w. verursachen; die Gestirne hauchen ihre Ausdünstungen in die Atmosphäre, alle Gewächse werden von diesem Hauche geschwängert, und der Mensch selbst athmet ihn ein, und alles dieß geschiehet nach dem Winke der diese Gestirne belebenden Geister; also ist der Mensch eben so, wie die ganze Natur, ihren günstigen und widerwärtigen Aspecten unterworfen; die Gestirne müssen also auf die Denkungsart des Menschen, auf seine Leidenschaften, auf seine Glücksumstände, auf sein Leben und seinen Tod einen großen Einfluß äußern. Ein so weit auf die freyen Handlungen des Menschen ausgedehnter und die Freyheit ganz zernichtender Einfluß der Gestirne führt, oder gründet sich vielmehr auf den Materialismus. Denn der Mensch ist unter solchen Umständen weiter nichts, als eine Maschine, deren Triebfedern die Sterne sind, und der Astrologe dieser Art ist der Spinozist, welcher behauptet, daß alle unsere Begegnisse und Bestimmungen in jenem großen Buche der körperlichen Welt aufgezeichnet, und von je her bestimmt seyen. Das Verlangen, zukünftige Begebenheiten und Schicksale zu erfahren, welches dem etwas aufgeklärten Menschen so natürlich ist, und die Hoffnung schlauer Köpfe von diesem Verlangen der Neugierigen Vortheil zu schöpfen, reizten erstere, ihre Schicksale aus den Gestirnen zu erfahren, letztere aber ihnen solche daraus zu erklären und vorher zusagen. Die allgemeinen und noch nicht bestimmten Ideen jenes himmlischen Einflusses verwandelten sich nach und nach in den Köpfen der Astrologen in eine gewisse bestimmte Theorie von Grundsätzen und Vorschriften, von Aufgaben und Auflösungen. Und was das artigste bey dieser täuschenden Kunst ist, so waren viele dieser Sterndeuter jenen Augurn des Cicero ganz und gar nicht ähnlich, sondern vortheidigten im Ernste den Werth und die Gründlichkeit ihrer Wissenschaft. Die Vergötterung der Menschen und ihre Verpflanzung an den poetischen Himmel verschafften der Astrologie eine neue Stütze, und dem Astrologen neue und leichtere Mittel zur Ausübung seiner Kunst. Es ist sehr wahrscheinlich, daß schon von den ältesten Griechen, z. B. dem Musäus und Chiron, die Sternbilder mit ihren jetzt noch gewöhnlichen Namen, die sie von berühmten Helden und andern Personen, wie auch von merkwürdigen Begenständen der ältesten Welt hernahmen, sind belegt worden. Nur wenige Dinge und Personen der neuern Welt, z. B. das Haar der Berenice, der Schwing Hadrians, Antinous, fanden an dem schon allzustark besörkerten Himmel kaum noch eine Stelle. Von dieser Zeit an mischte sich nun die Mythologie in die Astrologie, die Leidenschaften, Neigungen und Fähigkeiten, welche die Fabel einem Jupiter, einem Mercur, einer Venus beylegte, oder die Eigenschaften der im Thierkreise befindlichen Gegenstände und Thiere, bestimmten nun die Schicksale der unter der Constellation solcher Gestirne erzeugten oder gebohrnen oder handelnden Menschen. Nun goß man gewisse Figuren von Erz unter einem gewissen Stande der Planeten und nach einer gewissen Form, welche durch die mythologische Beschreibung eines Sterns oder Planeten bestimmt wurde; und so entstand ein Talisman. Der Sterndeuter ward nun, gleich einem Orakel, bey allen wichtigen Vorfällen des Lebens um Rath gefragt. Der Pöbel und der vornehmere Theil von Rom begab sich unter ihre Leitung. Sie machten Anspruch auf die Kenntniß der gewissesten und gründlichsten aller Wissenschaften, und bekamen daher in den Zeiten der ersten römischen Kayser den vielversprechenden Namen der Mathematiker, da im Gegentheil die wirklichen Mathematiker sich mit dem bescheidenen Titel der Geometer begnügten. Man nennte sie ferner Genethliacos, oder Nativitätsteller, auch Planetarios, und wegen des ältesten Ursprungs ihrer vorgegebenen Kunst, Chaldäos. Sie calculirten das Astrum oder den Horoscop eines jeden, über dessen Schicksale sie befragt wurden. Diese öfters auf das Leben der Regenten, besonders der Kayser, gerichtete Neugierde beruechte jezuweilen ernstliche Unruhen in dem Staate; und es ist daher kein Wunder, daß man die Mathematiker durch öffentliche Edicte aus Rom und Italien zu verbannen suchte. Dioclétians Gesetz bemerkt dieses und den Unterschied zwischen dem Geometer und Mathematiker sehr deutlich. Artem geometriæ discere, sagt dieser vernünftige Kayser, atque exercere publice interest: ars autem mathematica damnabilis est, atque omnino interdicta. Unter dem Consulate des M. Popilius Länas und En. Calpurnius mußten schon diese Störer der öffentlichen Ruhe und Sicherheit innerhalb zehn Tagen das ganze römische Gebiete in Italien räumen. Unter dem Vitellius verlohr jeder, der als ein Mathematiker angegeben wurde, den Kopf. Im Justinianischen Codex stehen Gittmischer und Mathematiker neben einander, und das von Rechtswegen; denn nur gar zu oft unterstützten sie ihre Vorhersagungen durch das

Digitized by Google

würksamste Gift. Man hat viele Beyspiele und ganze Verzeichnisse von nützlichen Kenntnissen und Künsten, welche verlohren gegangen. Die Thorheiten und die mannichfaltigen Arten des Aberglaubens scheinen aber der Zeit zu trotzen. Die ältesten Schriftsteller vom Herodot bis auf den Plinius beschreiben uns Thorheiten, lächerliche Meynungen und abgeschmackte Grillen, welche entweder heimlich oder öffentlich sich bis auf unsere Zeitalter fortgepflanzt haben. Dieß die Thorheit begünstigende Schicksal hat auch den astrologischen Tand nicht blos bey dem Pöbel, sondern bey Königen und Fürsten und bey einigen sonst sehr erleuchteten Männern erhalten. Cardan und Rostradam, selbst der große Kepler und der nicht weniger einsichtsvolle Weigel, sind berühmte Astrologen gewesen. Doch haben vielleicht beyde letztere blos die Thorheiten der Menschen benutzt, ohne selbst von ihnen angesteckt gewesen zu seyn. In unsern Calendern hat sich bey der darinnen gewöhnlichen und in den Augen des Landmannes nothwendigen Prognostica ein großer Theil der physischen und wahrsagenden Astrologie erhalten. Erstere ist ungegründet, indem die größten Beobachter in der Meteorologie die Unzulänglichkeit derselben aussichtig bekennen: letztere, welche für die Kinder jedes Monats die Nativität stellt, Krieg und Frieden ein Jahr vorher sagt, und der Herrschaft jedes Planeten und Gestirns des Thierkreises gewisse Theile des menschlichen Körpers unterwirft, ist nebst der ersteren ein Beweis, daß der Kluge auch noch in unsern so sehr gepriesenen und erleuchteten Zeiten sich nach den Vorurtheilen und Thorheiten der Welt richten müsse.

Astrologus, wird derjenige genennet, der sich mit der kaum beschriebenen unnützen Kunst der Astrologie beschäftiget. Bey den alten Völkern, zumalen auch den Römern, standen sie in großem Ansehen, und konnten durch ihre Wahrsagungen, die bey dem vornehmen und geringen Pöbel Glauben fanden, alles in Bewegung setzen. Man nennte sie auch Chaldäos, von dem Lande ihres Ursprungs, Genethliacos oder Nativitätssteller, von der Profession, die sie trieben, und Mathematicos mit dem Rechte, mit welchem sich der Marktschreyer vom Bauer Doctor heißen läßt. Diese sind diejenige Mathematiker, die wegen der vielen von ihnen in der Republik verursachten Unruhen den Uebeltätern gleich und den wahren Mathematikern entgegengesetzet worden. L. 2. Cod. de malefic. & mathematicis & cæteris similibus, wo es heißt: Die Wohlfahrt des gemeinen Wesens erfordert, daß die Geometrie gelehret und getrieben werde. Die mathematische Kunst aber ist verdammungswürdig und aufs strengste verboten. Unsern Welttheil haben diese Aftermathematiker endlich verlassen, und man findet nur noch eine kleine Spur von ihnen in einigen altmodischen Calendern. Desto mehr aber blühet ihre Zunft in Asien, zumal in China, wo die Astronomie meistens der Astrologie halber geschätzet und das berühmte astronomische Collegium hauptsächlich ihrenthalben unterhalten wird.

Astromantie, f. Astrologie.

Astrometeorologia, f. Astrologie.

Astrometer, f. Heliometer.

Astronomie, Sternwissenschaft, ist derjenige Theil der angewandten Mathematik, welcher dasjenige, was an den himmlischen Körpern meßbar ist, betrachtet, nemlich ihre Entfernung, Größe, Bewegung, Bahnen, Finsternisse u. s. w. Man hat Proben, woraus erhellet, daß die Bewohner der Erde schon vor der Sündfluth einigen Fleiß hieran verwendet. Denn gesetzt, daß Joseph die Sache zu weit treibet, wenn er in den jüdischen Alterthümern behauptet, die ersten Menschen, Adam und Seth, haben schon angefangen, sich mit der Wissenschaft der Gestirne bekannt zu machen; so theilte man doch vor der Sündfluth die Zeit bereits in Jahre und die Jahre in Monate, und nach 1 Mos. 8. waren vom 17ten Tage des zweyten bis zum 17ten Tage des siebenten Monats, so lange nemlich das Wasser über der Erde stunde, 150 Tage; man rechnete also schon 30 Tage auf einen Monat, und konnte also nicht ohne alle Kenntniß der Bewegung der Sonne und des Mondes seyn. Da Sem geraume Zeit vor und nach der Sündfluth und selbst mit Abraham zugleich noch 150 Jahre gelebet, so kann die Antediluvianische Wissenschaft durch ihn selbst gar wohl auf Abraham gebracht worden seyn, welcher, wie Joseph vermuthet und durch die Umstände der Zeit und des Ortes sehr wahrscheinlich macht, der reiche und fromme Mann in Chaldäa, der sich auf die Sternwissenschaft verstanden, gewesen zu seyn scheinet, dessen der alte chaldäische Priester und Geschichtschreiber Berosus erwähnet. Wenigstens verdienen diese Nachrichten viel eher Beyfall, als die Fabeln von einem ersten Könige Uranus, der nach Diodor von Sicilien, zuerst das Jahr nach der Sonne und die Monathe nach des Mondes Lauf abgetheilet, und von seinem Sohne Atlas, der die Himmelskugel erfunden, und dadurch das Mährchen, daß er den Himmel auf den Schultern trage, veranlasset haben soll, u. dgl. Genug, wir finden nun die ältesten Astronomen nach der Sündfluth in Chaldäa und der Gegend, wo, nach Plinii Erzählung, der nachmals vergötterte Jupiter Belus, wie auch Zoroaster und andere vor unbekannten uralten Zeiten gelebet und die Sternwissenschaft getrieben; wo, nach dem Zeugniß der h. Schrift, man sich viel damit abgegeben; woher die Astronomen und Astrologen den Namen der Chaldäer erhalten haben, und wo daher jedermann die Quelle sucht, aus welcher diese Wissenschaft zu den andern Völkern geflossen. Callisthenes, ein Vetter und Schüler des Aristoteles, der bey der Eroberung Babylons von Alexander dem Großen gegenwärtig war, soll daselbst astronomische Observationen von 1903 Jahren gefunden haben, die also im 1717ten Jahr der Welt und nicht lange nach der Sündfluth, um die Zeit des babylonischen Thurmbaues, müssen gemacht worden seyn, und sich noch allenfalls eher glauben lassen, als die 43000jährige, nach Diodor, oder gar die 470000jährige nach Cicero, der darüber spottet, eben zu Babylon aufbehalten. Die beyde alte und durch die Nachrechnung neuer Astronomen bestätigte Observationen der Chineser von 2249 und 2155 Jahren vor Christi Geburt, mögen ihre Richtigkeit haben, wesswegen der Artikel Sündfluth nachzulesen; sie beweisen nur, daß sich die alten Nachrichten bey diesem Volke länger conserviret, als bey den Chaldäern. Wie aber überhaupt unsere Absicht nicht ist, die Geschichte der Astronomie durch alle Völker und Zeiten zu verfolgen, und die Namen aller derer anzuführen, die zu ihrer Aufnahme beygetragen, sondern nur einige der größten Beförderer und etwas von dem, so sie geleistet, zu nennen; so wollen wir diese sammt den Aethiopiern, Egyptiern, Phöniziern u. s. w. gänzlich vorbeygehen, und nur bemerken, daß Thales der erste Grieche gewesen, der etwas über 600 Jahre vor Christi Geburt der Astronomie zu Gefallen eine Reise nach Egypten gethan, und das daselbst erlernte zu Hause weiter getrieben, wie er denn bereits die wahre Ursache der Sonnen- und Mondsfinsternisse gewußt, ja eine Sonnen-

Digitized by Google

nenfinsterniß zum voraus gesagt haben soll. Dessen Schüler, Anaximander, schätzte schon die Sonne vor größer als die Erde, und richtete den ersten Gnomon zu Lacedämon auf. Abermals dessen Schüler, Anaximenes, der 530 Jahre vor Christo geboren worden, erkannte schon die Fixsterne vor Sonnen, die ihre uns unsichtbare Planeten um sich hätten, und machte die erste Sonnenuhr zu Lacedämon. Pythagoras, der 540 Jahre vor Christo auf die Welt gekommen, und gleichfalls lange Zeit in Egypten zugebracht, trug viel zur Aufnahme der Astronomie bey. Er hielte die Sonne für unbeweglich im Mittelpuncte der Welt, und statuirte, daß sich die Erde und die übrigen Planeten um die Sonne herum bewegen, und die tägliche Umwälzung des Himmels nur dem Scheine nach statt habe, der von der täglichen Umdrehung der Erde herkomme. Ferner hielte er die Cometen für eine Art Irrsterne, die sehr weit ausschweifen, und daher nur zuweilen, wenn sie sich nemlich in der Nähe aufhalten, sichtbar sind; die Erde vor rund und ringsum bewohnet, u. dgl. Philolaus von Crotona, der fünftehalb hundert Jahre vor Christi Geburt lebte, noch mehr aber Eudoxus von Cnidus, der ebenfalls der Astronomie halber Egypten besuchte, und ohngefehr 100 Jahre jünger ist als Philolaus, haben auch ihre große Verdienste um diese Wissenschaft. Letzterer besonders hat die Länge des Jahres auf 365 Tage 6 Stunden gesetzet, die Zeit der Revolutionen der Planeten bestimmet, die Arachne und Octaeteris erfunden, (s. Arachne, Octaeteris) und dgl. Ohngefehr 400 Jahre vor Christo lebten Meton und Euctemon, zwey Athenienser, und Democritus, ein Thracier, deren erster den 19jährigen Mondzirkel eingeführet, und letzter die wahre Erklärung der Milchstraße, durch eine Vermischung des Lichtes von vielen dem Ansehen nach kleinen und einander nahestehenden Fixsternen, zuerst gegeben, und nach einiger Meynung die Wirbel, auf welche nachgehends Cartesius wiederum verfallen, aufgebracht haben soll. Beyläufig 300 Jahre vor Christo hat Pytheas zu Marsilien, durch Hülfe eines sehr hohen Gnomons, die Schiefe der Ekliptik 23 Grade 49 Minuten bestimmet. Um die Zeit, da die um die Astronomie sehr verdiente, von den Ptolomäern, Königen in Egypten, gestiftete und lange Zeit unterhaltene Academie zu Alexandrien ihren Anfang nahm, nemlich gegen 270 Jahre vor Christo, lebte Aratus aus Cilicien, der ein Gedichte, das er Phænomena betitelt, verfertiget, worinn er die Sternbilder, ihre Lagen gegen einander, ihre Namen, Ursprünge u. dgl. beschreibet. Dieses Gedichte hat Cicero in seiner Jugend ins Lateinische übersetzt, und Paulus gewürdiget, Apostelgesch. 17, 28. eine Stelle daraus anzuführen. Sehr nahe um dieselbe Zeit florirten auch Aristarchus von Samos, Euklides, Archimedes und mehrere. Von jenem hat man noch eine Schrift, von der Größe und Entfernung der Sonne und des Mondes, worinn er die Entfernung der ersten aus der Entfernung des letzten durch den Winkel bestimmt, unter welchem man die Weite der Sonne vom Monde siehet, wenn er grade halb erleuchtet ist, welches Verfahren zwar bey weitem nicht das genaueste ist, allein gleichwohl dem Erfinder, unter seinen Umständen betrachtet, zur Ehre gereichet. Beyde letzte sind vermuthlich jedermann so bekannt, daß es genug ist, ihre Namen zu nennen. Endlich kam Hipparchus aus Bithynien, der bis auf das 125ste Jahr vor Christi Geburt lebte. Dieser beschäftigte sich nicht, wie seine Vorfahren, nur mit einem oder dem andern Capitel der Astronomie, sondern dehnte sich mit unermeßlichen Fleiße auf das Ganze aus, das unter seiner Hand anfieng zum System zu werden. Er entdeckte die Excentricität der Planetenbahnen; er bemerkte besonders das Rückwärtsrücken der Mondesknoten und desselben geschwindern Bewegung in der Erdnähe als in der Erdferne; er nahm die sehr langsame Veränderung der Länge der Fixsterne wahr u. dgl. Sein größtes Verdienst ist die Verfertigung des Verzeichnisses der Fixsterne, wozu ihn ein zu seiner Zeit erschienener neuer Stern veranlasset. Ein Landsmann des vorigen, der ohngefehr 50 Jahre vor Christo gelebet, Theodosius, hat uns Libros III. sphæricorum hinterlassen, worinn er von den auf der Kugel beschriebenen Kreisen gehandelt, und den Grund zur sphärischen Trigonometrie gelegt, deren großer Einfluß in die Astronomie jedem Anfänger bekannt ist. Sosigenes, dessen sich Cäsar zur Verfertigung seines Kalenders bedienet, fället in eben diese Zeiten. Der berühmteste unter allen alten Astronomen, Ptolomäus, ein Egyptier, lebte in der ersten Hälfte des zweyten Jahrhunderts nach Christi Geburt. Des von ihm herkommenden Almageste, der bis in die letzten Secula von den Griechen, Römern, Syriern, Arabern, Persern und allen Völkern, die sich mit der Astronomie beschäftigten, hochgeschätzt und gleichsam für die Quelle dieser Wissenschaft angesehen worden, ist schon oben unter diesem Namen besonders gedacht worden. Aus dem dritten Jahrhunderte verdienet Anatolius, ein Bischof von Laodicea, genennet zu werden, der die erste Anleitung gegeben, das Osterfest nach dem 19jährigen Mondszirkel zu bestimmen. Aus dem vierten Theon und Pappus, beyde aus Alexandrien, die Commentarios über den Almagest geschrieben. Aus dem fünften Thius, ein Athenienser, welcher der einige ist, von welchem man in dem großen Zeitraume von Ptolomäus bis auf Albategnius, von 770 Jahren, astronomische Observationen aufzuweisen hat. Aus dem sechsten Dionysius Exiguus, der die vom Anatolius ausgedachte Osterrechnung zur Vollkommenheit gebracht. Im neunten Jahrhundert haben sich besonders zwey Araber, Alchmei, oder Muhamed Alfraganus, und Muhamed Albategnius hervorgethan. Jener hat Anfangsgründe der Astronomie, die dreymal ins Lateinische übersetzt worden, einen Tractat von Sonnenuhren, desgleichen vom Astrolab geschrieben; dieser, ein sprischer und mesopotamischer Fürst, hat, weiter gefunden, daß die Ptolemäische astronomische Tafeln einer Verbesserung bedürftig waren, neue gemacht, den Fortgang der Erdferne der Sonne von Ptolemäi Zeiten an bestimmt, das Rücken der Fixsterne von Abend gegen Morgen auf einen Grad in 70 Jahren festgesetzet, die größte Declination der Sonne zu seiner Zeit 23 Grade 35 Minuten befunden, ein Buch von den Zahlen und Bewegungen der Sterne geschrieben, u. dgl. Im eilften Jahrhundert hat Alhazen die Stralenbrechung genauer untersucht, und Geber eine Himmelsmaschine erfunden, die die mancherley Instrumente des Ptolomäus beysammen auf eine bequeme und zierliche Weise in sich begriff. Diese beyde waren gleichfalls Araber. Im dreyzehnten Jahrhunderte mögen Johannes a Sacro Bosco, ein Engländer, und Alphonsus, König von Castilien, die größten Verdienste um die Astronomie haben. Der erste hat ein Buch de sphæra geschrieben, darüber viele commentirt, und nach welchem diese Wissenschaft bis vor ohngefehr 200 Jahren überall gelehret worden; durch des zweyten Fleiß und Freygebigkeit sind die tabulæ Alphonsinæ

Digitized by Google

entſtanden, worauf er 40, oder wie andere wollen, 400 tauſend Ducaten verwendet. Im funfzehnten Jahrhunderte ſind Ulugbeigh, ein tartariſcher Fürſt, George von Peurbach oder Purbachius, ein Oeſterreicher, und Johannes Müller von Königsberg in Franken, daher er gemeiniglich Regiomontanus heißet, vornemlich merkwürdig. Von dem erſten hat man verbeſſerte aſtronomiſche, geographiſche, Sinus- und andere Tafeln, ein neues Verzeichniß der Fixſterne, mancherley Inſtrumente u. ſ. w. Der zweyte hat ſich viel mit Obſervationen beſchäftiget, neue Werkzeuge dazu erdacht, aus den Wahrnehmungen neue Theorien und Aequationen gezogen, zum Behuf der aſtronomiſchen Rechnungen genauere Sinustafeln verfertiget, u. dgl. Der dritte, ein Schüler des zweyten, hat deſſen Arbeiten mit großer Geſchicklichkeit fortgeſetzet, zuerſt genau Ephemeriden auf 32 Jahre ausgefertiget u. dgl. Das ſechzehnte Jahrhundert war fruchtbar an vortrefflichen Männern, darunter folgende hauptſächlich angeführet zu werden verdienen. Nicolaus Copernicus, aus Thoren in Preußen, der das wahre Weltgebäude, worauf vor Alters ſchon Pythagoras und Philolaus verfallen waren, zuerſt in das rechte Licht geſetzt. Wilhelm IV. Landgraf von Heſſen, ein Herr, den hoher Stand und gründliche Wiſſenſchaft gleich verehrungswürdig machen, hat nicht nur, wie ſonſt mehrere große Herren, Geld auf die Aſtronomie gewendet, ſondern ſelbſt Hand angeleget. Nebſt mehreren hat man von ſeinen eigenen, wie auch von ſeines Aſtronomen, Chriſtoph Rothmann, eines Anhalters, und ſeines Inſtrumentenmachers, Juſtus Byrgius, eines Schweizers, Fleiße eine überaus zuverläßige Beſtimmung der Stelle von 400 Fixſternen. Dieſer Byrgius war einer von den Künſtlern, die vor andern Verehrung verdienen. Die Logarithmen waren ihm vor Neper bekannt, und die Anwendung des Pendels auf die Uhren vor Huygens. Tycho Brahe, ein däniſcher Edelmann, iſt durch die von ihm erfundene Erklärung des Weltgebäudes, durch die Wahrnehmung des zu ſeiner Zeit erſchienenen neuen Sternes, durch die Eintheilung ſeiner aſtronomiſchen Inſtrumenten mit Transverſallinien, durch die Beſtimmung der Oerter von 777 Fixſternen, worauf Kepler die Rudolphiniſche Tafeln gebauet, und durch mehreres berühmt. Michael Mäſtlin, Profeſſor zu Tübingen, hat in ſeiner Schrift vom Cometen 1577 große Gelehrſamkeit gezeiget, die Zehler des Gregorianiſchen Calenders, die Urſache des Lichtes, das der Mond gegen das neue Licht hat, entdecket u. dgl. Der große Johann Kepler, gleichfalls ein Würtenberger, der den Anfang des 17ten Jahrhunderts zieret, war ſein Schüler. Dieſem war es vorbehalten, die wahre Theorie von dem Weltbaue und die wahre Geſetze der Bewegung der himmliſchen Körper zu erfinden. Er entdeckte nemlich, daß die Planeten ſich nicht in Kreiſen, ſondern in Ellipſen, in deren einem Brennpuncte die Sonne liegt, um dieſelbe bewegen, und daß die Zeiten, in welchen die Planeten verſchiedene Bogen ihrer Bahnen durchlaufen, ſich verhalten wie die Ausſchnitte der elliptiſchen Fläche, welche zwiſchen den aus der Sonne in die beyde Enden der Bogen gezogene grade Linien begriffen ſind; wie auch, daß die Quadrate der periodiſchen Zeiten der Planeten ſich verhalten, wie die Würfel ihrer mittleren Entfernungen von der Sonne. Seiner Rudolphiniſchen Tafeln und darauf gebauter Ephemeriden iſt ſchon oben Erwähnung geſchehen. Außer dieſem Vater der neuen Aſtronomie hat das überhaupt allen Wiſſenſchaften holde 17te Jahrhundert noch viele vortreffliche Männer aufzuweiſen, und die in den Anfang deſſelben fallende glückliche Erfindung des Fernrohres hat manche in den Stand geſetzt, ſowohl vieles vorher nie geſehenes am Himmel wahrzunehmen, als dadurch die Werkzeuge und damit zugleich die Obſervationen zu einem viel höheren Grad der Vollkommenheit zu bringen. Wir wollen einige der vornehmſten nennen, und damit dieſe kurze Geſchichte der Aſtronomie beſchlieſſen. Galiläus Galiläi, ein Florentiner, der wenigſtens den Namen des zweyten Erfinders des Fernrohres verdienet, hat durch daſſelbe die Berge und Thäler im Monde; die Menge der Fixſterne, woraus die Milchſtraße und die nebliche Sterne beſtehen; das ab- und zunehmende Licht der Venus; die vier von ihm Sidera Medicea genannte Jupitersirabanten; die Sonnenflecken, und vermittelſt derſelben die Drehung der Sonne um ihre Are entdeckt, muſte aber gegen das Ende ſeines Lebens, wegen dem von ihm behaupteten Copernicaniſchen Syſtem vielen Verdruß ausſtehen. Das meiſte von dem kaum angezeigten, beſonders die Jupitersmonde, hat zwar Simon Mayer oder Marius, ein Franke, wirklich vor jenem geſehen, und Tabellen zur Berechnung der Bewegung derſelben geliefert, weil er aber mit der Bekanntmachung geſäumet, und Galiläi ihm damit zuvorgekommen; ſo hat ihm dieſer die Ehre des erſten Entdeckers ſtreitig gemacht, gleichwie er auch Chriſtoph Scheinern, einem Schwaben, die erſte Wahrnehmung der Sonnenflecken mit Unrecht abdiſputiret. Johannes Bayer hat mit ſeiner Uranometrie, worinn er die Sterne in ihren Sternbildern ſehr deutlich vorſtellet, und jeden mit einem griechiſchen Buchſtaben bezeichnet, daß er ohne weitere Beſchreibung ſehr leicht angeführt werden kann, Dank verdienet, wiewohl man an ſeiner Arbeit noch allerley auszuſetzen gefunden. David Fabricius, aus Oſtfriesland, hat den erſten veränderlichen Stern im Wallfiſch entdeckt. Johann Baptiſta Cysati, ein Schweizer, hat zuerſt einen Cometen durch das Fernrohr betrachtet, und an dem Kerne deſſelben Ungleichheiten und Abſätze wahrgenommen. Jeremias Horoccius, ein Engländer, war der erſte, der je die Venus durch die Sonne gehen geſehen. Sein Freund, Crabtree, oder Gaſcoigne, oder der Marcheſe Malvaſia, hat um dieſe Zeit das Micrometer erfunden. Johannes Hevelius, oder Hevelius, Bürgermeiſter zu Danzig, hat ein vollſtändigeres Verzeichniß der Fixſterne, als Tycho, eine vortreffliche Beſchreibung und Abbildung des Mondes, Obſervationen und gründliche Gedanken über die Cometen und mehreres hinterlaſſen. Johann Baptiſta Riccioli, aus Ferrara, hat Almageſtum novum geſchrieben, wovon der erſte Theil ganz und etwas von dem zweyten theils in ſeiner Geographie und Hydrographie, theils in ſeiner Chronologie, und der dritte Theil unter dem Namen Aſtronomia reformata beſonders abgedruckt worden, worinn er bey Kennern große Ehre eingeleget. Chriſtian Hugens, ein Holländer, hat zuerſt die wahre Geſtalt des Saturnus und ſeines Ringes, die Galiläi und andere durch ihre Fernrohre nicht recht zu erkennen vermocht, ſammt deſſen vierten Monde geſehen, durch die Anwendung des Pendels an den Uhren ihren Gang acurater und ſie zu den Obſervationen brauchbarer gemacht, u. d. g. Johannes Dominicus Caſſini hat die 4 übrige Monden des Saturns entdeckt, aus den Flecken der Venus, des Mars und des Jupiters die Zeit ihrer Umdrehung um ihre Are beſtimmt, neue Tafeln vor die Jupitersmonde und das Jovila-

Digitized by Google

tium zum Vorschein gebracht, das Zodikallicht zum erstenmal wahrgenommen. Entweder Hadrian Auzout oder Johann Picard, beyde Franzosen, hat Fernröhre an den Quadranten u. s. w. statt der vorher gebräuchlichen Absehen angebracht, und dadurch ihren Gebrauch um viel verbessert. Johannes Flamsteed ein Engländer hat sehr wichtige Observationen der Sonne, des Mondes und der Planeten samt einen Verzeichniß von 3000 Fixsternen gewähret. Olaus Römer ein Däne hat durch allerley sinnreiche Maschinen die Bewegungen der Haupt- und Nebenplaneten mit grosser Genauigkeit nachgeahmet, die allmählige Fortpflanzung des Lichtes entdecket u. d. g. Edmund Halley ein Engländer hat von 350 mittäglichen Sternen, die bey uns nicht sichtbar sind, ein Verzeichniß geliefert, die Methode die Parallaxe der Sonne durch die Beobachtung des Durchganges der Venus durch die Sonne zu bestimmen vorgeschlagen u. d. g. Isaac Newton, ein Mann, auf den England, Europa und der ganze Erdboden stolz seyn kann, brachte die Gesetze der Bewegung der himmlischen Körper, die Keplers Scharfsinn glücklich errathen, durch neu entdeckte physicalische Gründe und geometrische Beweise zur unumstößlichen Gewißheit; er bestimmte die Bahnen, worinn sich die Planeten bewegen und die Ursachen ihrer kleinsten und grösten Entfernung von der Sonne, wie auch der beständigen Regelmäßigkeit ihres Ganges und der Verhältniß ihres Abstandes zu ihrem periodischen Umlaufe; er wendete seine Gründe gleichfalls auf die Nebenplaneten an, gab besonders eine neue Theorie vom Monde, die dessen Ungleichheiten bey Genüge thut u. d. g. Philipp de la Hire hat astronomische Tafeln berechnet, die alle vorhergehende um se mehr übertreffen, als sie auf genauere und mit besseren Instrumenten angestellte Observationen gegründet sind; eine Methode erfunden, zu grosen Vortheile der Astronomie die vorzüglich schönsten Fixsterne und Planeten bey Tage durch die Fernröhren und Instrumente, wenn Fernröhren angebracht sind, zu beobachten u. s. w. Jacob Bradley hat vor 50 Jahren durch Beobachtungen, die den äußersten Grad der Genauigkeit erfordern, die Abirrung der Fixsterne ausfindig gemacht. Doch ich wollte dieses Skelet einer Geschichte der Astronomie nur bis an das Ende des zurückgelegten Jahrhundertes reichen lassen, weil man daraus schon zur Genüge siehet, wie viele vortreffliche Köpfe, und deren ist nur die geringste Anzahl genennet worden, von wie vielen Nationen durch wie lange Zeiten daran gearbeitet haben, bis die himmlische Wissenschaft auf denjenigen Gipfel erhoben worden, auf welchem sie izo stehet und welcher lehret, wie weit es der menschliche Verstand bringen könne, wenn er recht gebrauchet wird.

Die Astronomie wird verschiedentlich eingetheilt, hauptsächlich aber in die sphärische und theorische, als unter welchen beyden Hauptgliedern die übrige Abtheilungen begriffen sind.

Astronomia sphærica. Weil der Himmel dem Bewohner der Erde als eine an ihrer Oberfläche mit Sternen besetzte hohle Kugel oder Sphäre vorkommt, die er aus ihrem Mittelpunnte anschauet und die sich in 24 Stunden um ihn herumdrehet; so nennet man denjenigen Theil der Astronomie, welcher den Himmel so betrachtet, wie er sich unserem Auge darstellet, die sphärische Astronomie. Die Vorwürfe, womit sie sich beschäftiget, sind also die mancherley Kreise, die man sich auf der Kugel vorzustellen hat, die Polhöhe, die gerade und schiefe Aufsteigungen, die Abweichungen der Fixsterne und Planeten, ihre Länge, Breite, Culmination, Parallaxe u. d. gl. Sie dienet den Auf- und Untergang der Sonne und anderer Sterne auf jeden gegebenen Tag vor jeden gegebenen Ort, den Anfang der Morgen- und das Ende der Abend-Dämmerung, die Stunde des Tages oder der Nacht u. d. g. zu bestimmen und leget den Grund zu dem andern oder theorischen Theile. Ganz füglich wird die astronomia sphærica in terrestrem & nauticam abgetheilet, von welcher letzten man ein schönes Buch des Herrn von Mauperkuis hat. Jene oder terrestris betrachtet den Himmel als angesehen aus einem festen und unbeweglichen Standpunnte; diese oder nautica betrachtet ihn als angesehen von einer beweglichen Sternearte, aus deren beständigen Veränderung der Stelle sowohl in die Erscheinungen, als in das Verhalten den ihren Beobachtungen und Abmessungen grosen Einfluß hat. Die letztere macht einen beträchtlichen Theil der Schiffkunst aus.

Astronomia theorica, betrachtet den Himmel, wie er wirklich ist, erkläret die Natur und Beschaffenheit der himmlischen Körper und lehret die rigene Bewegung derselben, durch welche es geschiehet, daß sie sich zu jeder Zeit dem Auge so und an dem Orte darstellen, wie und wo dasselbe sie wahrnimmt. Sie theilet sich von selbst in die alte des Ptolemäus und seiner Nachfolger, welche die Bewegungen der Planeten um die Erde durch erdichtete circulos eccentricos, deferentes, epicyclos, trepidationes u. d. g. erkläret, wovon zu seiner Zeit in den Artickeln: **Theorie der Sonne, der Planeten** u. s. w. umständlicher wird geredet werden; und in die neue, die man dem Copernicus, Kepler und Newton hauptsächlich zu danken hat, und welche ohne alle das Geschleppe von Kreysen über Kreysen alles durch die Bewegungen der Erde und übrigen Planeten in elliptischen Bahnen um die einen der beyden Brennpunkte bewohnende Sonne auf die einfachste und daher der Natur gemäßeste Weise erkläret, wie gleichfalls an den angezogenen Orten weiter ausgeführet werden wird. Die kaum beschriebene theorische Astronomie wird abermals füglich in die **geometrische** und **physische** abgetheilet. Jene beschäftiget sich ihrer Benennung gemäß allein mit dem, was zur mathematischen Erkenntniß der Sache gehöret, setzet vermittelst der gegen einander gehaltenen Beobachtungen die Gesetze der Bewegung fest, misset das darauf gegründete Fortschreiten der Planeten in ihren Bahnen, bestimmet daraus ihren Fortgang, Stillstand und Rückgang, berechnet die Finsternisse u. s. w. Diese hingegen, wie ebenfalls ihr Name anzeiget, setzet die philosophische Erkenntniß hinzu, handelt von der Natur und Beschaffenheit der himmlischen Körper und giebt physicalische Gründe an, warum dieselbe sich bewegen, warum nach diesen und keinen andern Gesetzen und was mehr hieher gehöret. Man kann hievon in den Artickeln: Sonne, Mond u. s. w. Cartesianische, Newtonianische Philosophie, Wirbel, anziehende Kraft, Schwere allgemeine, Theorie der Planeten, des Mondes und andere mehrere Nachrichten finden.

Astronomia theoretica und **practica** unterscheiden sich dadurch, daß jene blos die denkende Kraft beschäftiget, die Begebenheiten am Himmel erkläret, berechnet; zum voraus bestimmet, also die Speculationen der sphärischen und theorischen Astronomie in sich fasset; diese aber in der Kunst bestehet, die Werkzeuge gehörig zu behandeln, Beobachtungen damit an-

Digitized by Google

zustellen und dadurch theils die gemachte Speculationen zu bestätigen und zu berichtigen, theils zu neuen den Grund zu legen.

Astronomia comparativa, endlich handelt von den Erscheinungen des Weltgebäudes, die der Beobachter haben würde, wenn er sich in andere Welkörper versetzt befände. Kepler hat hievon die erste Probe in seinem Somnio gegeben, darinn er zeiget, wie Tag und Nacht im Monde abwechseln, wie sich die Erde den Bewohnern desselben präsentiret u. d. g. Huygens, Gregorii und andere haben sich gleichfalls hiermit abgegeben.

Astronomische Beobachtungen oder Observationen werden, im Gegensatze gegen die sich gleichsam von sich selbst ergebende Bemerkungen der Begebenheiten am Himmel, diejenige künstliche und sorgfältige Wahrnehmungen der Stellen, Bewegungen, Gestalten, scheinbaren Größen, Verfinsterungen u. s. w. der himmlischen Körper genennet, welche nur von der Sache kundigen geübten Männern durch Hülfe zuverlässiger Werkzeugen, als Pendeluhren, Fernröhren, Micrometer, Meridianteleskopen, parallactischen Maschinen, Quadranten, Sextanten u. s. w. gemacht werden können. Also daß die Sterne nach einander am Morgenhorizonte auf, am Abendhorizonte untergehen, der Mond nach und nach zu und wiederum abnimmt, sind keine astronomische Beobachtungen, wohl aber, daß z. E. des Mondes Verfinsterung an dem Augenblicke nach der Penduluhr, der durch die vermittelst eines Quadranten gemessenen Höhe eines Sternes berichtiget wird, anfange, an jenem Augenblicke einen durch den Micrometer abgemessenen Zoll betrage, u. s. w. Zu dergleichen Observationen gehören Instrumente von bewährter Güte, Wissenschaft dessen, was man dabey zu thun hat, große Genauigkeit, Fertigkeit und Handgriffe oder Vortheile, die Früchte der Uebung sind und wodurch die vorhergefoderte Eigenschaften erst ihre vollständige Wirksamkeit erhalten. Die Beobachtungen der neuern Astronomen übertreffen die der ältern gar viel an Genauigkeit, weil die letztern keine zu so feinen Bemerkungen hinreichende Werkzeuge hatten, keine Fernröhren, keine Micrometer, also auch keine damit versehene Quadranten, keine so accurate Uhren u. d. g. Die berühmteste unter den alten und neuen Observatoren, ohne die jetzt lebende, sind Hipparchus, Ptolemäus, Albategnius, Ulugbeigh, Johannes Regiomontanus, Johann Werner, Bernhard Walther, Nicolaus Copernicus, Tycho Brahe, Wilhelm Landgraf von Hessen, Johann Hewelke, Galilei, Riccioli, Horroccius, Flamsteed, Bradley, Gassendi, de Cassini, die de la Hire, Loubille, Maraldi, de Lille.

Astronomisches Fernrohr, s. Fernrohr.

Astronomischer Horizont, s. Horizont.

Astronomisches Jahr, s. Jahr.

Astronomischer Ort eines Sternes ist der Punct der Ekliptik, worinn sie von dem breiten Kreise eines Sternes, d. i. demjenigen Kreise, der durch die Pole der Ekliptik und den Mittelpunct des Sternes läuft, durchschnitten wird, und wird also durch die Länge desselben bestimmet.

Astronomischer Quadrant s. Quadrant.

Astronomische Rechnungen sind so vielerley, als vielerley Aufgaben es in der Astronomie giebt, die durch Hülfe der Arithmetick aufgelöset werden müssen. Die nur einige Aufmerksamkeit erfordern, setzen wenigstens eine fertige Anwendung der sphärischen Trigonometrie voraus; zu andern brauchet man allerley deswegen berechnete Tafeln; in noch andern schläget die Analysis sowohl endlicher als unendlicher Größen ein. Die Berechnungen der Monds- und hauptsächlich der Sonnenfinsternisse gehören unter die weitläuftigste und beschwerlichste: von den letzten und einigen andern wird man hin und wieder in diesem Buche etwas mehrers finden.

Astronomischer Ring, s. Sonnenring.

Astronomische Säule, ist ein nach der Gestalt einer Säule erbauter Thurm, der oben ein plattes Dach hat, welches zu einem Observatorio von Astronomen dienet. Die Königin Catharina de Medicis hat im Hotel de Soisson zu Paris von den Astronomen Orantium Fineum eine dergleichen erbauen lassen. Innerhalb dieser Säule wird eine Wendeltreppe aufgeführt, und oben erhält sie eine Altane, auch unter derselben ein kleines Zimmer zu Verwahrung der Instrumenten. Es erfordern dergleichen Gebäude ein gutes und hinlänglich tiefes Fundament, besonders wenn solche auf Anhöhen stehen, und können mit geringern Kosten als andere Observatoria gebaut werden, haben auch wegen ihrer runden Gestalt nicht so viel von dem Wind als andere zu leiden, und lassen sich dahero eher auf Anhöhen bauen. Einige stellen solche auf ein Postament, andere aber verwerfen dieses und setzen sie blos auf einen erhöheten Untersatz und brechen ihr das Postament ab, weil sie kein Gehalt erhält. In diesem Untersatz wird die Thüre durch welche man in die Wendeltreppen gelangen kann, angeordnet. Die Lichtöffnungen welche die Säule erhält, sollen in einer Reihe oder einander also angeordnet werden, daß sämmtliche Bänke horizontal liegen, und sich nicht die Oeffnungen nach der Schräge der Wendeltreppen ziehen, wie die Werkmeistere in Deutschland einige hundert Jahr her zu machen gewohnt waren. Einige setzen einen Globum Armillarem oben auf die Säulen, wollen aber der Nutzen der astronomischen Säule dadurch sehr geschwächt wird, indem alsdenn der obere Platz auf derselben nicht zu dem observiren gewiß werden kann, der doch bey heiterm Himmel sehr bequem ist, so lassen solche andere billig hinweg und fassen den Raum mit einem eisernen Gitter ein, um von der Gefahr von der Säule zu stürzen gesichert zu seyn. *

Astronomische Stunden, s. Stunden.

Astronomische Tafeln, sind Verzeichnisse, worin man diejenige Grössen bereits vorgerechnet findet, die man in andern astronomischen Rechnungen nöthig hat, durch welche also die Mühe erspahret wird, dasjenige, was zur vorhabenden Rechnung erfordert wird, in jedem Falle erst besonders ausfindig zu machen. Sie sind theils tabulæ primi mobilis, die auf die gemeine Bewegung der Sterne überhaupt gehen und also hauptsächlich die Rechnungen, so ferne sie in die sphärische Astronomie einschlagen, auszufertigen dienen; theils theoricæ, die die besondre Bewegung der Planeten zum Vorwurf haben und also in den Rechnungen genutzet werden, so fern sie an der theorischen Astronomie Theil nehmen. Die älteste, die man hat, findet man in dem Almagest des Ptolemäus. Da man aber zeitig den Mangel ihrer Uebereinstimmung mit dem Himmel wahrgenommen, so hat schon im Jahre 1252. Alphonsus König von Castilien theils selbst sie verbessert, theils durch andere, hauptsächlich durch den jüdischen Astronom Isaac Hazan, sie verbessern lassen und eine Summe

* s. Tafel der Burgerlich. Baukunst. Fig. 2.

Digitized by Google

von 400000. Ducaten darauf verwendet. An diesen sogenannten Alphonsinischen Tafeln entdeckten Purbachius, Regiomontanus und andere bald wiederum vielerley Abweichungen von der nöthigen Genauigkeit, und letzterer war daher willens neue zu gewähren, wurde aber durch seinen frühzeitigen Tod daran verhindert. Copernicus hat aus seinen eignen Observationen neue Tafeln verfertiget und sie in seinen sex libris de orbium cœlestium revolutionibus mitgetheilet; sie kamen aber niemals in Gebrauch, sondern die von Erasmus Reinhold durch Vergleichung der Copernicanischen, Ptolemäischen und Hipparchischen Beobachtungen zu Stand gebrachte und 1551. zum erstenmal gedruckte Preußische Tafeln oder tabulæ Prutenicæ behaupteten den Vorzug, waren aber doch so vollkommen nicht, als sich ihr Urheber einbildete, der sie in allem ausser der mittleren Bewegung vor unverbesserlich hielte. Denn Tycho de Brahe sahe schon in seiner Jugend ihre Fehler ein und beschloß daher, sie durch eigene Beobachtungen zu verbessern, kam aber damit nicht weiter, als daß er für die Sonne und den Mond Tafeln in dem ersten Theile seiner progymnasmatum geliefert. Zwanzig Jahre nach Brahus Tode nemlich 1621. kamen Christians Severini Longomontanus theils aus den Tychonischen Beobachtungen, theils aus seinen besondern Theorien von der Bewegung der Planeten berechnete Dänische Tafeln heraus, deren Unrichtigkeit in Bestimmung der Oerter der Planeten und der Finsternisse aber gar bald wahrgenommen wurde. Sie wurden daher gleich durch die kurz hernach nemlich 1627 von Keplern herausgegebene ungleich bessere Rudolphinische Tafeln verdrungen. Diese letztere schreibt zwar Kepler dem Brahe zu, weil letzterer den Anfang daran gemacht und durch seine Observationen den Stoff dazu hergegeben, giebt ihnen auch den Namen, den ihnen letzterer dem Kayser Rudolph II. zu Ehren bestimmt hatte; allein da er sie auf die von ihm entdeckte elliptische Bahnen der Planeten und Erde der Bewegung gründet, so ist sichtbar, daß man sie ihm zu danken hat und sie unter seinen Händen zu ganz was anderes geworden sind, als Tycho geliefert haben würde. So vortrefflich diese Tafeln sind, so haben sie doch noch ihre Mängel, die Kepler selbst nicht zu läugnen Bescheidenheit genug besaß; Philipp Landsberg aber erhielt durch seine Verachtung derselben nicht, daß die von ihm ausgearbeitete und unter dem prächtigen Titel der immerwährenden im Jahre 1632. herausgegebene aber mit dem Himmel schlecht übereinstimmende Tafeln Beyfall gefunden. Vielmehr haben andere als Johann Baptista Morini, Maria von Löwen gebohrne Cunitzin (Maria Cunitia) und Nicolaus Mercator, die Rudolphinische abkürzungen und ihren Gebrauch leichter zu machen sich bemühet. Nach diesen sind noch mehrere andere Tafeln zum Vorscheine gekommen, als die philolaische von Ismael Bouillaud oder Bullialdus 1645, die französische des Grafen Blasius Franz von Pagan 1658, die britannische sowohl die neuere des Vincent Wing 1669, als die ältere des Johann Newton 1657, die Neu-Almagestische des Riccioli 1665, die Carolinische des Thomas Streete 1661, die Slamstedt sehr geschätzt, Whiston seinen prælectionibus astronomicis angehängt und Doppelmayer samt der astronomia carolina aus dem englischen ins lateinische übersetzt. Endlich hat Philipp de la Hire seine Ludwigische Tafeln 1702. herausgegeben, welche er mit Beyseitsetzung aller Hypothesen auf lauter Beobachtungen gebauet und welche sowohl wegen ihrer Richtigkeit als wegen ihrer Leichtigkeit im Gebrauche allgemeinen Beyfall gefunden. Johann Albert Klimm hat sie 1725. ins Deutsche übersetzt und Johann Leonhard Rost sie sowohl nach einem von de la Hire mit eigner Hand corrigierten Exemplare revidieret, als mehrere nützliche Dienste dabey geleistet. Le Monnier, de la Caille und andere haben die von ihren Vorgängern hin und wieder noch übrig gelassene Mängel zu verbessern rühmlichen Fleiß angewendet.

Astronomische oder natürliche Zeichen der Zeit, nennet man die von den Begebenheiten am Himmel hergenommenen Merkmale, wodurch man ein Jahr von dem andern unterscheidet. Man setzet sie den historischen und den künstlichen entgegen und lässet sich daher besser davon unter dem allgemeinen Titel Chronologische Zeichen reden.

Astropecten, (Seestern.) Crenaster des Luid, *Stella marina pectinata* des Aldrovand, der gekerbte Fünfstrahl, ist ein Geschlecht der Seesterne, denn Link *de stellis marinis* §. 54. f. S. 26. Nach seiner Eintheilung muß man dieses Geschlecht unter den aufgerichten fünfstrahligen Meersternen suchen. Er versteht aber darunter solche Gattungen deren Strahlen Furchen und Erhöhungen haben, die den Kammzinken, ohngefähr wie bey der Chama pectinata gleichen. Link hat acht Gattungen:

1) *Astropecten regularis* tab. 8. fig. 11. dessen Linne nicht gedenkt, der ganz gleiche und regelmäßige Strahlen hat, deren Umkreis einen Cirkel bildet.

2) *Astropecten irregularis* tab. 6. fig. 13. *Asteria equestris* Linn. dessen Strahlen ungleich sind, und folglich keinen Cirkel bildet.

3) *Astropecten fimbriatus* tab. 23. 24. fig. 38. *Asteria aranciaca* Linn. welcher auf beyden Seiten einen gedoppelt eingeschnittenen Saum hat.

4) *Astropecten corniculatus* tab. 36. fig. 63. *Asteria aranciaca* Linn. dessen Seitenflächen mit lancettenartigen Franzen besetzt sind.

5) *Astropecten echinatus major.* tab. 5. 6. fig. 6. *Asteria aranciaca* Linn. weil er auf der einen Seite, wo der Rücken und Bauch zusammenstossen, zwey Stacheln hat, und weil die Einschnitte, die sich in fünf Abschnitte zertheilen, mit Stacheln besetzt sind.

6) *Astropecten stellatus, s. Stella stellia* tab. 27. fig. 44. *Asteria aranciaca* Linn. welcher auf seinem Rücken einen deutlichen fünfstrahligten Stern hat.

7) *Astropecten echinatus minor.* tab. 8. fig. 12. *Asteria aranciaca* Linn. unterscheidet sich von der fünften Gattung blos dadurch, daß er kleine schmale Strahlen hat.

8) *Mesodiscus* tab. 4. fig. 14. *Asteria aranciaca* Linn. welcher in seinem Mittelpuncte eine tellerförmige Scheibe hat.

Herr Linkens acht Gattungen machen wie das Vorhergehende lehret, beym Ritter Linne nur zwey aus. Es wäre überhaupt zu wünschen, daß die von Schröter angefangene Arbeit, Linne und Link zu vereinigen (Abhandlungen II. p. 209. f.) möchte ausgeführt, und besonders eine gute Synonimie über die Seesterne, die uns noch gänzlich fehlt, bearbeitet werden.

Astrophyton, (Seestern.) ist bey dem Herrn Link der Name für die Steserne, welche sonst unter dem Namen der Medusenhäupter bekannt sind; *Asteria caput Medusæ* Linn. s. Medusenhaupt. Sie machen bey dem Herrn Link eine eigene Classe der Seesterne aus, und ihnen gebühret auch diese Ehre, da sie sich von den übri-

Digitized by Google

gen Seesternen sogar merklich unterscheiden. Ihre Strahlen sind ungerigt, und daher ganz in dem Mittelpuncte der Strahlen haben sie einen überaus kleinen Körper, der sich in fünf gleichweit von einander abgetheilte Stämme, jeder Stamm in Aeste, und jeder Ast wieder in Nebenäste theilet. Man hat sich unter diesem Bau der Aeste und unter einer Pflanze etwas ähnliches gedacht, und den Seesternen darum Astrophyton genennet. Link hat diese Classe in drey Geschlechte, jedes Geschlecht aber in gewisse Gattungen gebracht, deren zusammen sieben sind. Die drey Geschlechter sind folgende:

1) *Astrophyton arachnoides*, wo der Leib spharisch, und etwas erhaben ist, wodurch er einige Aehnlichkeit mit einer Spinne bekömmt. Die Gattungen sind: 1) *Rosa hierochuntina* Rumphii. 2) *Pseudocorallium rubrum* des Nymphs. 3) *Corallium Martens.*

2) *Astrophyton cossosum*, wo auf dem Körper erhabene Rippen liegen. Link hat davon eine einzige Gattung, die er tab. 18. 19. abgebildet hat.

3) *Astrophyton scutatum*, wo der Körper mit einem ausgeschweiften Schilde bedeckt ist. Link hat davon drey Gattungen: 1) *scuto rotato ramis similaribus* tab. 29. fig. 48. tab. 30. fig. 49. 2) *corpore magis rotundo, radiis magis exsertis, vimis inter scuta ventris, & vamorum magis amplis.* 3) *Scuto striato pulvinato, ramis nodosis & frequentibus denticulis asperis*, tab. 20. fig. 32.

In der holländischen Ausgabe des Rumph sind tab. 16. auch einige hieher gehörige Seesterne abgebildet.

Astropodium, (Versteiner.) ist ein Wort das Luid schuf, und mit welchem er verschiedene Körper des Steinreichs bezeichnete, von welchen er glaubte, daß sie von Seesternen herrührten. Unter den Seesternen verstund er nicht nur die eigentlichen Seesterne, welche in der See eine freye Bewegung haben, sondern auch die Encriniten, welche auf dem Boden der See fest stehen, keine freye Bewegung haben, und daher von den neuen Naturforschern unter die Thierpflanzen gezählet werden. Aus diesem Grunde nennete er die Trochiten und Entrochiten überhaupt *Astropodia*, weil er sie als Körper betrachtete, die von dem Fuß gewisser Seesterne hergekommen wären, von ἀστηρ ein Stern und πους der Fuß. s. Trochiten und Entrochiten. *Astropodium clavellatum* und *multijugum* war bey ihm der versteinte Seestern; den Link stella crinita polycnemos tab. 21. 22. der Ritter von Linne aber Asterias multiradiata nennet. *Astropodium pentagonum* hieß bey ihm, und einigen seiner Nachfolger, der Gelenkstein des Encriniten, weil ihm vermuthlich damals nur noch der fünfeckigte Gelenkstein bekannt war. Endlich *Astropodium ramosum* waren bey ihm die Versteinerungen, die man sonst nur unter dem Namen der Meedusenhäupter kannte, welche die neuern unter die Encriniten zählen, sie Pentacriniten oder Encriniten mit der puschelförmigen Krone nennen; und worunter das *Caput medusæ Hiemeri* allen unsern Lesern bekannt seyn wird. Einmal nennet Luid auch den Kettencorall *Astropodium ramosum*; und Albr. Ritter braucht den Namen *Astropodium* und *Madrepora major* für gleichlautende Namen, damit einen versteinten Astroit zu bezeichnen.

Astroscopium. Wilh. Schickhard, der Professor der Mathematik und der ebräischen Sprache zu Tübingen war, hat hohle Kegel von viel geringerer Höhe als Durchmesser inwendig mit denen in ihre Sternbilder eingeschlossenen Sternen also besetzet, wie sie am Himmel beysammen stehen. Er machte sie anfänglich nur klein von 4 Zollen ohngefehr im Durchmesser. Sein Bruder Lucas Schickhard, Zimmermann und Andreä haben nach der Hand sie nicht nur größer, sondern auch durch allerley Zusätze zur Auflösung mehrerer astronomischen Aufgaben beqvem gemacht. Durch diese Kegel kann man, wenn man nur etwas weniges z. E. den Wagen oder das Hintertheil des großen Bären kennet, leicht alle übrige Sterne des ganzen Himmels kennen lernen. Denn man darf nur die Spitze des Kegels, der den Pol vorstellet, gegen den Weltpol kehren und den Kegel also halten, daß z. E. der Wagen auf dem Kegel, auf der rechten Seite, oder oben, oder auf der linken Seite stehet, wenn der Wagen am Himmel selbst auch auf der rechten Seite, oder ganz in der Höhe, oder auf der linken Hand stehet, mit einem Worte, daß der Wagen am Kegel mit dem Wagen am Himmel übereinstrift, so treffen alle übrigen Sterne auf dem Kegel mit allen übrigen Sternen an dem Himmel überein, und man kann sie also, wenn man nur auf ihre Lage gegen einander auf dem Kegel sicht giebt, gar leicht alle am Himmel finden. Dieser Kegel gehören also zwey zusammen deren einer die nördliche Hälfte des Himmels, der andere die südliche vorstellet, deren einer also den Nordpol, der andere den Südpol in seiner Spitze hat, und diese Kegel heißen wegen dem angeführten Gebrauche *astroscopia*, oder wegen ihrer Gestalt *coniglobia*. Die angeführte Kegelgestalt ist zu dem Gebrauche nicht weniger, sondern in der That mehr bequem, als die Gestalt der halben Kugel, weil der Pol, den man immer vor Augen behalten muß, leichter davon ins Gesicht fället. Zudem macht sie, daß weniger Geschicklichkeit zur Verfertigung des Instrumentes und zur Auflebung des Kupferstiches auf die Pappe erfordert wird, und dienet auch besser, manche Aufgaben, die sonst durch die convexe Himmelskugeln aufgelöset werden, dadurch auch aufzulösen, als hohle Halbkugeln, dergleichen man sonst auch verfertiget, dienen können. Denn z. E. statt eines zur hohlen Halbkugel erforderlichen Meridians, hat man hier nur einen durch die Spitze gezogenen Faden nöthig, der an der Fläche des Kegels überall anliegt, und von der Fläche der Halbkugel außer dem Pol, worauf er kommt und dem Punkte des Umfanges, woran er angehalten wird, sonst überall abstehet.

Astrum, bezeichnet gewöhnlich eine Verbindung mehrerer Sterne, welcher die menschliche Einbildungskraft wegen einer oft sehr weitgesuchten Aehnlichkeit einen besondern Namen gegeben, zuweilen auch einen einzeln, aber durch besondere Verhältnisse, darinnen er mit andern stehet, merkwürdigen Stern, selten einen einzeln Stern überhaupt. In denen erstern Fällen ist dieß Wort gleichgültig mit Sidus, im letztern mit Stella. Bey dem Horaz und Petron bedeutet Astrum auch die Constellation, unter welcher ein Mensch gebohren wird, und die für ihn entweder glücklich oder unglücklich ist. Die Kenntniß der Gestirne ist in der Geschichte des Alterthums so sehr in die Mythologie verwebt, daß man sich von der einen ohne die andere, nur sehr unvollkommene Begriffe macht. Beynahe die ganze alte Welt glaubte in den Sternen und in ihren mannichfaltigen Stellungen, Verbindungen und Rückungen etwas göttliches zu sehen. Der regelmäßige Lauf derselben, ihre außerordentliche Geschwindigkeit, und besonders die Schönheit der Sonne, der Pracht ihres Auf- und Unterganges, der lebhafte und blendende Glanz ihres Lichts, die abgemessne Ordnung,

Digitized by Google

nach der sie nach und nach die Erde erleuchtet, und überall Licht, Wärme und Fruchtbarkeit verbreitet, diese so wesentlichen Kennzeichen der alles belebenden Gottheit, alle diese Eigenschaften und Würkungen der Sterne überhaupt, hauptsächlich aber der Sonne, waren nur allzufähig, sinnliche Menschen zu überreden, daß eine mehr als natürliche Kraft die Gestirne belebe, daß insonderheit die Sonne eine Art der Gottheit, oder doch der sichtbare Thron derselben sey. Es scheint also sehr wahrscheinlich, daß die Sterne, vornemlich aber die Sonne, die ersten Gegenstände der Abgötterey geworden, dergestalt, daß mehrerleuchtete Nationen entweder die Sonne, als ein Sinnbild und einen Thron der Gottheit verehrten, wie dieß die ältesten Perser wahrscheinlicher Weise zu thun pflegten, oder die Sterne durch Geister einer höhern Ordnung, durch sehr nahe an die Gottheit gränzende Intelligenzen beleben, und in den abgemessensten Laufbahnen der himmlischen Sphären um unsern Wohnplatz, die Erde, in bestimmten Zeiten herumführen ließen. Der Mensch, der durch die tägliche Betrachtung dieser Sterne überzeugt zu seyn glaubte, daß seine Wohnung, die Erde, der gemeinschaftliche Mittelpunct der Bewegung aller dieser von fast göttlichen Naturen oder Intelligenzen regierten und belebten Körper sey, deren wahre Größe ihm ihre große Entfernung verbarg, überredete sich leicht, daß diese Sterne und diese, seiner Meynung nach, sie belebenden Geister die Aufsicht über die Wohlfarth des Menschengeschlechts von der obersten Gottheit erhalten hätten. Man muß nicht denken, daß diese Vorstellung nur allein dem unwissenden Pöbel sey eigen gewesen. Sie fand bey den Gelehrten und Philosophen Eingang, besonders aber bey den Platonikern. (S. Harmonie der Sphären.) Der scharfsinnige Aristoteles verseelte die Gestirne ebenfalls mit Intelligenzen, welche ihren Lauf regieren mußten. Philo, der philosophische Jude, behauptete aus der nemlichen Ursache, daß die Gestirne unvergängliche und unsterbliche Seelen seyen, und dieser Meynung sind verschiedene Kirchenväter gefolget. Ja unser großer Kepler selbsten war noch der Meynung, daß die Sterne, besonders die Planeten, große belebte Thiere seyen: ein vielleicht unbequemer Ausdruck eines sehr vernünftigen Satzes, daß nemlich diese großen Weltkörper von vernünftigen Wesen bewohnt werden. Es gehörte allerdings eine den spätern Zeiten vorbehaltene Einsicht in die bewunderungswürdige Dynamik des großen Weltgebäudes darzu, um zu begreifen, wie blos zwo einander entgegengesetzte Grundkräfte der Körperwelt diese wundervolle Harmonie in dem Laufe der Weltkörper bewürken können.

Der Irrthum, daß die Sterne durch geistige Wesen belebt und in ihren Bahnen fortgeführet würden, war die Quelle von gewissen ausschweifenden Vorstellungen, die sich die Egyptier und die von der Götterlehre und dem Aberglauben dieses Volks angesteckten griechischen Dichter, von der besondern Form der Gestirne und der eigentlichen Art ihrer Bewegung um die Erde machten. Die Egyptier glaubten nemlich: daß die Sterne in Schiffen durch die Luft ruderten, von welchen also jene Intelligenzen das Ruder führeten. So siehet man noch in einem geschnittenen Steine den Osiris, dieß Sinnbild der Sonne bey den Egyptiern, in einem Schiffe fahren; und eben so fährt die Isis, das Symbol des Mondes, nebst dem Osiris unter der Gestalt des Apis, vom Horus begleitet, auf einem Schiffe. Daher kamen auch jene abgeschmackte Begriffe von den Finsternissen, da man glaubte: Sonne und Mond würden alsdann, wann sie die hohle Seite ihres Schiffes uns entgegengekehrten, verfinstert. Homer und andere griechische Dichter geben der Sonne einen Kahn, um über den Ocean zu setzen, und von Hesperien aus in die Länder der morgenländischen Aethiopier zu segeln. Dieß Gestirn, sagt einanderer Dichter, der Minnermus ruhet niemals aus. Kaum ist es noch an den Wohnungen der Nacht angelangt, so schiffet es sich auf einem Kahne von lauterm Golde ein, und begiebt sich auf demselben in den Pallast der Aurora, wo es alsdann einen neuen Wagen und frische Pferde findet.

Diese so sehr eingeschränkten Einsichten in die eigentliche Natur der Gestirne, diese irrigen Begriffe von dem Ursprunge ihrer Bewegung, die stolze Meynung, daß der ganze Himmel mit seinem Heere sich täglich um die Erde, als einen gemeinschaftlichen Mittelpunct, drehe, und also Sonne, Mond und Sterne von ihren himmlischen Intelligenzen zum Besten des einzigen Menschen regieret würden, waren nicht allein die Quelle der abgöttischen Verehrung dieser Intelligenzen, sondern zeugten auch eine andere Mißgeburt des menschlichen Verstandes, die Astrologie.

Astuiad, ist bey den Persern, die der Lehre des Zoroasters folgen, ein Engel des Todes. Ihm schreiben sie insonderheit die Unglücksfälle, die einem Menschen in Wasser und Feuer begegnen, zu. Wenn jemand in das Wasser fällt, der gegen den Ormusd, oder den guten Gott, nicht die gehörige Andacht bewiesen hat; so bindet ihn dieser Geist, und alsdenn nähern sich die Fische und tödten ihn. Auf gleiche Art erklären sie die Unglücksfälle durch das Feuer. Der Geist bindet den Menschen, daß er sich nicht retten kann; das Feuer verzehret alsdenn die Gebeine, worinnen die Seele des Menschen ihren Sitz hat, und so wird er alsdenn von den Vögeln verzehret. Wenn der Mensch eines natürlichen Todes stirbt, so schließt ihm dieser Geist den Mund zu, und nimmt die Seele mit sich hinweg. In einem Persischen Gebete kommt folgende Stelle vor, woraus sich diese Sache vollkommen erklären läßt: Wenn die Zeit kommt, da mich Ahriman tödten will, oder der Geist Astuiad, der die Seelen wegführet, mir den Mund zuschließt, so gieb mir reine Gedanken, und wenn mein Mund die Gebete nicht mehr aussprechen kann; so befehle den guten Engeln, daß sie die Gebete für meine Seele beten ꝛc. Doch ist seine Macht nicht uneingeschränkt, sondern hängt von den Befehlen des Ahriman ab. Da er daher den ersten Menschen tödten wollte, aber seine Zeit noch nicht gekommen war; so mußte er unverrichteter Sache wieder abziehen.

Astyanax, dieser Tagschmetterling, welcher in Amerika zu Hause ist, gehört unter die Trojanische Ritter. Er ist klein, schwarz und gezähnelt. Am Rand der Vorderflügel ist ein Streif, welcher aus rothfarbigen und weißen Puncten besteht. An dem obern Rand der untern Seite befinden sich zwey goldgelbe Flecken mit schwarzer Einfassung. Die Spitze der Hinterflügel ist auf der obern Seite blau, und der Rand mit einer schwarzen Binde versehen; die untere Seite ist gegen den Leib mit vier goldgelben schwarz eingefaßten Flecken gezieret; an der Spitze des Flügels siehet man einen Streif, der aus sieben goldgelben Puncten besteht.

Astyces Ludi, waren ursprünglich griechische Spiele, welche Caligula nach Art der Athener zu Syracus und auch an andern Orten einführte. Ueber ihre eigentliche Beschaffenheit sind die Gelehrten nicht einig. Etliche halten sie für städtische, im Gegensatz gegen die länd-

Digitized by Google

liche; andere halten sie für attische Spiele und bringen kritische Gründe zur Vertheidigung ihrer Lesart vor.

Asynomi, ein Collegium von zehen Personen in Athen, welches als eine Art von Unterobrigkeit auf die Polizey dieser Stadt zu sehen hatte. Sie hatten die Aufsicht auf die Flötenspieler und Sängerinnen, sorgten für die Reinlichkeit der Strassen, unterhielten die Brücken und Landstrassen. Man könnte sie also füglich mit den Staatsbaumeistern oder Aedilen zu Rom, oder mit den Telearchen der Thebaner vergleichen, welche besonders den Unrath und das vom Regen zusammengelaufene, den Gebäuden und der Reinlichkeit nachtheilige, Wasser aus den Strassen wegschaffen und ableiten liessen. Die Hälfte der Asynomen befand sich in dem Athenienſischen Hafen Piräum, die andere Hälfte aber in der Stadt selbsten.

Asygia, s. Orion.

Asvia, s. Wasserschlange.

Asuman, ist der Name eines Engels, der nach der Lehre der alten Perser, alle diejenigen Begebenheiten regiert, die an dem 27ten Tag eines jeden Monats in einem Sonnenjahre geschehen. Die Mager glauben, daß dieser Asuman nichts anders wäre, als der arabische Mordad, oder Engel des Todes, welcher die Seelen von dem Leibe trennte. Die Araber nennen ihn auch Azrael, welchen Namen sie von den Rabbinen entlehnt haben.

Mit eben diesem Namen belegen die Perser den Himmel. Sie sagen, in der alten Persischen Sprache bedeute dieses Wort soviel, als etwas das einer Myrthe gleich wäre. Da nun der oberste Theil dieser Frucht rund ist, so soll dieser Name dem Himmel, wegen seiner sphärischen Figur, beygelegt worden seyn.

Asylie; so wurde bey den Alten das Recht der Könige, Fürsten und Staaten genennt, vermöge dessen sie gewisse Bezirke, Städte, Orte und Tempel zu Freystätten für gewisse Arten von Verbrechern einweihen konnten. Damit aber auch diese von andern Völkern ausser ihrem Gebiethe anerkannt würden, so schickte man Briefe, besonders an die nahgelegenen Nationen, daß sie dieselbe als solche erkennen möchten. Auch Oberherren bestätigten mehrmalen die von ihren Unterthanen ausgemählte Freystätten; denn nur freye Staaten, welche unter keiner andern Oberherrschaft stunden, durften ohne fremde Einwilligung Plätze zu Freystätten bestimmen.

Asylum, (bey den Griechen und Römern) ein Zufluchtsort, eine Freystätte, wo Verbrecher, Sclaven und Schuldner gegen die Verfolgung der Obrigkeit, der Herren und der Gläubiger geschützt wurden und Sicherheit fanden. Das Wort selbst leitet sich vom Griechischen συλη, ein Raub und dem α privativo, oder vom Zeitworte συρω, ich ziehe mit Gewalt weg, wo das ε mit dem λ nach einer nicht ungewöhnlichen Mundart vertauscht wird, und dem nemlichen verneinenden alpha ab, und bezeichnet also in beyden Fällen einen Ort, aus welchem man niemand rauben oder mit Gewalt wegführen darf. Ohne Zweifel heiligte schon in der Kindheit der Welt die Ehrfurcht der Menschen gegen die Gottheit die zur Anbetung des höchsten Wesens bestimmten Versammlungsörter, die heiligen Haine und die darinnen aufgerichteten Altäre zu Asylen. Man glaubte, die Gottheit sey an diesen ihr geweiheten Orten auf eine vorzügliche Art unmittelbar gegenwärtig: man hielt es also für strafbar und unheilig, wenigstens für unanständig, auch selbsten den Schuldigen unter den Augen und gleichsam vor dem Throne des unumschränkten Herrn der Welt, Gewalt anzuthun, und überließ diesem allwissenden und bey seinen Altären besonders gegenwärtigen Richter alles Fleisches die Rache und Bestrafung. Nachdem aber die menschliche Gesellschaft durch bürgerliche Verfassungen und zweckmäßige Gesetze vollkommener geworden, so wurden auch diese Asylen ein näherer Gegenstand der Gesetzgebung. Man sahe gar leicht ein, daß eine unumschränkte Ehrfurcht gegen die Tempel und Altäre, wodurch jeder Verbrecher Sicherheit gegen die Gesetze erhalten könnte, weder mit einer vernünftigen Verehrung Gottes, als des heiligsten und gerechtesten Wesens, noch mit der Sicherheit und Glückseligkeit des bürgerlichen Lebens bestehen könne. Schon Moses erklärte daher muthwillige Mörder des Schutzes der Freystätte verlustig, und bestimmte, außer der Stiftshütte, in unterschiedenen Gegenden des gelobten Landes einige Städte zu Asylen, in denen nur diejenigen, welche einen unvorsetzlichen Mord begangen, Schutz haben sollten.

Die ältesten und ehrwürdigsten Asylen der Griechen und Römer befanden sich in den heiligen Hainen. Nachdem man Tempel erbauete, so erstreckte sich auch das Recht der Freystätten auf diese Wohnungen der Götter. Die Städte, welche nach und nach um diese Tempel und bey diesen Hainen erbauet wurden, maßten sich dieses Vorrecht auch an, weil sie sich alle dem Dienste der Gottheiten, die man daselbst verehrte, widmeten: ja öfters dehnten sie ihre Ansprüche darauf so weit aus, daß sie ihr ganzes Gebiete als eine Freystätte wollten verehrt wissen. Auch bloße Altäre ohne Tempel genoßen des Rechts der Freystätten, wie z. B. der Altar der Barmherzigkeit zu Athen, des Jupiters mit dem Beynamen des Erbalters in Ithaea, und verschiedene andere in Croton, Messene und in dem Lande der Molosser. Die Gräber der Helden, und die Bildsäulen der Kayser wurden eben sowohl, als die römischen Adler und die andern Zahmen der Legionen, wie auch die heilige Heerd der Fürsten, d. i. der Ort, welcher dem Dienste ihrer Hausgötter bestimmt war, als eine Art von Freystätten betrachtet. Zu diesen heiligen Oertern flüchteten Leute, welche unrechtmäßiger Weise unterdrückt wurden; Sclaven, welche von grausamen Herrn auf das äußerste waren getrieben worden, Schuldner, welche von unbarmherzigen Gläubigern verfolgt wurden, Unglückliche, die einen unvorsetzlichen Todschlag begangen hatten, Bürger, die von einer gewaltsamen Obrigkeit oder von grausamen Tyrannen gedrängt wurden. Alle diese Flüchtlinge erhielten ihre Sicherheit in solchen Freystätten. Man erlaubte ihnen da zu bleiben, oder in der von einem Asyl abhangenden Gegend ihre Zelte aufzuschlagen. Sie ließen sich ihr Essen so lange dahin bringen, bis sie Mittel gefunden hatten, sich mit ihren Gegnern zu setzen, oder sich füglich zu retten. Doch geschah es zuweilen, daß ihre Widersacher mächtig genug waren ihnen die Lebensmittel abzuschneiden, indem sie entweder den Ort, wohin sie sich geflüchtet hatten, zumauern ließen, wie solches die spartanischen Aufseher bey dem Pausanias machten, oder alle Zugänge mit Wachten besetzten.

Die Ehrfurcht gegen diese Asyle wurde ungemein durch die Strafen erhöhet, welche Götter und Menschen denen drohten, die auf eine gewissenlose Weise die Heiligkeit derselben verletzen würden. Landplagen und andere Unglücksfälle des Staats oder einer Familie, welche auf eine solche Entheiligung erfolgten, wurden als göttliche Strafgerichte angesehen. So erklärte man alle die Drangsale, welche auf die Ermordung der Ja-dam-ia, der Tochter der Olympias, die in dem Tem-

pel

pel der Diana getödet wurde, Epirus verheerten. Die abscheuliche Krankheit, an welcher der Dictator Sylla sterben mußte, wurde der Entheiligung der Freystätten zugeschrieben, und die Ermordung der Heloten, die sich in den tänarischen Tempel geflüchtet hatten, ward als die Ursache des großen Erdbebens angesehen, welches die Stadt Sparta bald darauf erschütterte. Oefters suchte man den wegen einer solchen Entheiligung zu befürchtenden Zorn der Götter durch besondere von den Orakeln dieser Absicht verordnete Aussöhnungen zu entwaffnen, welchen sich nicht allein die Schuldigen selbst, sondern auch ganze Städte und Länder, welche auf irgend eine Weise an einem solchen Vergehen Theil genommen hatten, unterwerfen mußten. So versöhnten die Spartaner den Tod des Pausanias durch zwo kupferne Bildsäulen, welche sie an dem Orte, wo sein Leichnam gelegen hatte, zu seinem Ehrengedächtnis aufrichten mußten. Eigentlich waren also die Asyle nicht für den frevelhaften Bösewicht bestimmt, und wir finden Beyspiele, daß solchen Ruchlosen diese Wohlthat nicht zu statten gekommen. So erzählt uns Livius, daß der Mörder des Königs Eumenes sich genöthiget gesehen, den Samothracischen Tempel zu verlassen, weil man ihn für unwürdig gehalten, des Rechts der Freystätten zu genießen; und die Athenienser rechtfertigen sich bey dem Thucydides gegen die Vorwürfe der Boötier durch den sehr vernünftigen Grundsatz, daß die Altäre der Götter nur für unvorsetzliche Vergehungen Freystätten seyn könnten. Da es nur allein der gesetzgebenden Gewalt in einem Staate zukommt, Ausnahmen von den Gesetzen zu machen und ihre Ausdehnung einzuschränken; so sichet man leicht ein, daß die Errichtung der Asylen in alten Ländern eigentlich eine Sache der höchsten Gewalt seyn mußte, welche entweder durch eine ausdrückliche Verordnung, oder durch eine stillschweigende Nachsicht gewissen Oertern, Tempeln und Hainen das Recht der Freystätten zuerkannte. Und daher finden wir auch, daß nicht alle jene heilige Oerter des griechischen und römischen Gottesdienstes diesen Namen und diese Würde bey den Schriftstellern erhalten, welche vielmehr nur gewisse Oerter, die dieses Vorrecht genossen, ausdrücklich gedenken. Die Freystätten würden in aller Absicht als eine sehr vortreffliche Anstalt im Staate ihr Ansehen erhalten haben, wenn sich nicht nach und nach auch bey ihnen ein ihrer Absicht ganz zuwiderlaufender Misbrauch eingeschlichen hätte. Uebelthäter, die sichen zum Tode verurtheilt waren, fanden in dem Tempel der Pallas zu Lacedämon ihre Sicherheit. Die muthwilligen Bankerottirer wurden ihrer Schulden in der Calydonischen Freystätte los und blieben für ihre Treulosigkeit ungestraft. Die entlaufenen Knechte bekamen ihre Freyheit in den Tempeln der Göttin Hebe zu Phlius, und der Diana zu Ephesus. Die gesetzgebende Gewalt versuchte es öfters vergebens diesen Misbrauch einzuschränken. Das Volk, welches bey allen Nationen und in allen Religionen für das äusserliche und das Herkommen bey seinen heiligen und bürgerlichen Einrichtungen eingenommen ist, vertheidigte diese Misbräuche der Asylen eben so stark, als wenn es für die Religionsgebräuche seiner Götter selbst zu kämpfen hätte. Daher fanden Augusk und Tiber so vielen Widerstand, als sie diesem Uebel zu steuren suchten.

In Griechenland sollen die Kinder oder die Enkel des Herkules die ersten Stifter der Freystätten gewesen seyn, die dadurch ihr Leben gegen die Verfolgung und Rache der Nachkommen aller derjenigen, die ihr Vater oder Großvater getödet hatte, in Sicherheit haben setzen wollen. In dieser Absicht erbaueten sie zu Athen den Tempel der Barmherzigkeit. Dem Herodot zufolge war schon vor den Zeiten der Heracliden der Gebrauch der Asylen in Egypten eingeführt. Daselbst war nemlich der Tempel des Egyptischen Hercules, nahe bey dem Ufer an der kanobischen Mündung des Nils, eine Freystätte für die entlaufenen Knechte, an welchen, sobald sie sich daselbst diesem Gotte weiheten und sich mit den heiligen Maalen bezeichnen ließen, sich niemand weiter vergreifen durfte.

Die berühmteste Freystätte, und deren Eröffnung den merkwürdigsten Erfolg gehabt hat, ist wohl das Asylum Romuli gewesen. Unter andern Mitteln, deren sich der Erbauer von Rom bediente um seinen neuen Staat zu bevölkern, gehöret vorzüglich dieser Kunstgriff, da er eine Freystätte errichtete, zu welcher jeder, der in Gefahr war, seine Zuflucht nehmen konnte. Einige behaupten, wiewohl ziemlich unwahrscheinlich, daß Romulus sich in dieser Sache nach dem Muster des Theseus gerichtet, welcher, nachdem er die zerstreuten Attiker genöthiget hatte, sich in eine Stadt zu vereinigen, um Athen zu erweitern, jedermann unter dem Versprechen gleicher Vorrechte eingeladen, und öffentlich ausrufen ließ: Kommet hieher, alle Völker! Dieses Asyl des Romulus lag zwischen zween Hainen, und war ein Thal zwischen zween Eichenwäldern, zwischen dem Capitolium und dem Schlosse. Doch sind die Schriftsteller über seine eigentliche Lage nicht einig. Dieß Asyl wurde vom Romulus keiner besondern Gottheit geweihet: er widmete es vielmehr einer blos personificirten Idee, oder, wie Plutarch meldet, dem Gotte Asylaus. In der Folge erst wurde es dem Jupiter Vejovis geheiliget. Diesen Tempel der Freyheit eröffnete Romulus einem jeden Flüchtlinge. Kein Herr konnte seinen Sclaven, kein Gläubiger seinen Schuldner, kein Richter den Mörder aus denselben zurückfordern. Und auf diese Weise erhielt Rom aus diesem geheiligten Sammelplatze der Bösewichter und des niederigsten Pöbels einen sehr beträchtlichen Theil seiner ursprünglichen Bevölkerung, daß also Juvenal den Ursprung der Römer seiner Zeit durch eine beissame Erinnerung an ihren ersten Ursprung sehr gut demüthigen konnte.

Diese Gewohnheit die Tempel zu Asylen zu heiligen, pflanzte sich frühzeitig auf die christlichen Kirchen fort, sobald das Christenthum nemlich unter dem Constantin die herrschende Religion geworden war. s. die folgenden Artikel.

Asylum, (bey den Juden) Asyla, oder Freystädte, waren sechs Städte in dem Lande der Juden, wo diejenigen, die einen unvorsehenen Todtschlag begangen hatten, sichere Zuflucht hatten. Moses fand die Sitte vor sich, daß der nächste Anverwandte eines Entleibten das Recht hatte, den Mörder aufzusuchen, und mit eigner Hand wieder zu tödten, wo er ihn fand, und zwar dermaßen, daß derjenige, der es nicht that, sich die größten Vorwürfe zuzog. (s. den Artikel Bluträcher) Diese Sitte war allzu stark eingewurzelt, als daß sie Moses ganz abschaffen konnte; aber sie hatte auch allzu viele unangenehme Folgen, als daß sie ein weiser Gesetzgeber billigen konnte. Moses läßt dem Bluträcher sein Recht; allein er richtet die Sache so ein, daß er ihn seiner Ehre unbeschadet, unter die Aufsicht der Obrigkeit bringt. Er macht sechs Städte zu Freystädten, die dadurch eine gewisse Heiligkeit hatten, weil ihrer fünfe von Leviten und eine von Priestern bewohnt wurden. Zu diesen konnte ein jeder Mörder fliehen, und man war schuldig

Digitized by Google

ihn vors erste aufzunehmen, bis die Rache untersucht werden konnte. Jenseit des Jordans waren es Bezer im Stamm Ruben auf der Ebene in der Wüsten, Rameth in Gilead, und Golan in Basan; diseits des Jordans waren es Kedes in Galiläa, Sichem auf dem Gebirge Ephraim, und Kircatharba, oder Hebron, auf dem Gebirge Juda. Es haben einige die Frage aufgeworfen, warum in den zehenthalben Stämmen diseits des Jordans eben so viel Freystädte gewesen, als in den drittehalb Stämmen jenseits des Jordans, und haben dieses zur Ursache angeführt, weil es jenseit des Jordans sonderlich in Gilead viele Mörder gegeben habe; andere aber sehen nicht auf die Volksmenge, sondern auf die Ausdehnung des Landes: weil nun das Land jenseits des Jordans sehr groß gewesen, so seyen allerdings drey Freystädte nicht zu viel gewesen. Diese Lage dieser Städte war für ihre Absicht sehr bequem. Denn erstlich lagen sie auf den beyden Seiten dieses Flusses einander gegen über, und jegliche war von der andern gleich weit entfernt. Zweytens waren die Städte mittelmäßig, nicht zu groß, und nicht zu klein, waren aber doch volkreich. Drittens mußten die Wege wohl unterhalten werden. Ob man sich nun gleich nicht eine solche Einrichtung der Landstraßen darunter vorstellen darf, als wie in unsern Gegenden der Fuhren wegen nöthig ist; so mußte doch darauf gesehen werden, 1) daß die Straße nicht solche Umwege nahm, auf denen der Bluträcher dem Flüchtigen auf Fußsteigen zuvorkommen, und ihm auflauren konnte, ehe er an die Freystadt kam; 2) daß Wegzeichen gesetzt wurden, damit sich der Flüchtige nicht verirren und des rechten Wegs verfehlen möchte, und 3) daß nicht unterwegens etwa Brücken mangeln, oder sonst etwas den Flüchtigen aufhalten konnte. In dieser Absicht wurden alle Jahre am funfzehenten Tag des Monaths Adar gewisse Leute hinausgeschickt, welche die durch die Winterwetter verderbte Wege wieder ausbessern, oder wo die Brücken durch die Ströme waren abgewogen worden, solche wieder zu rechte machen mußten. Zu diesen Freystädten konnte ein jeder, der einen unvorsehenen Todschlag begangen hatte, seine Zuflucht nehmen, um vor dem Bluträcher in Sicherheit zu seyn. Kam nun der Todtschläger vor der Stadt an, so blieb er außen vor dem Thore stehen, und weil daselbst gewöhnlich Gericht gehalten wurde, und die Aeltesten daselbst versammelt waren; so gab er seine Sache an, und erzählte, wie er zu diesem Unglück gekommen sey, einen Menschen zu erschlagen. Man nahm ihn sodann in die Stadt auf, bis sich der Bluträcher angab. Alsdenn wurde untersucht, ob er des Schuzes und der Freystadt würdig sey, d. i. ob er unversehens und ohne Willen den Tod des andern verursacht habe. (s. den Artickel Todschlag) Zu seiner Sicherheit gab man ihm etliche Menschen zur Bedeckung mit, die den Bluträcher abhalten mußten, wenn er etwa, vor Untersuchung der Sache, Gewalt an ihn legen wollte. Wurde er nun als ein vorsezlicher Mörder erfunden; so wurde er vom Gericht dem Bluträcher übergeben, der ihn, auf welche Art er wollte, tödten konnte. Einen solchen schüzte keine Freystadt, und sollte er auch zum Altar, welcher sonst im höchsten Grad das ius asyli hatte, geflohen seyn. Die Untersuchung selbst aber geschahe nicht allemal in der Freystadt, sondern der Thäter wurde zuweilen unter sicherer Bedeckung an den Ort, wo das Verbrechen war, zur Untersuchung geschickt, alsdenn aber wieder zurück in die Freystadt gebracht. Zeigte sich nun in der Untersuchung, daß der Todschlag wirklich unversehns und ohne Absicht geschehen war; so blieb der Thäter in der Freystadt, und dem dazu gehörigen Gefilde, welches tausend Ellen weit um die Ringmauer der Leviteustädte gieng, und selbst durch die Heiligkeit des Orts demselben Sicherheit verschafte. So lang er in diesem Bezirk blieb, durfte ihn der Bluträcher nicht antasten; wagte er sich aber über die Gränzen hinaus, und der Bluträcher traf ihn daselbst an, so durfte er ihn tödten, ohne daß darüber Blutgericht gehalten werden durfte. Hier aber lebte er sicher. Vielleicht dürfte einigen eine Einschränkung in eine einzige Stadt, die einer weiten Gefangenschaft nicht viel unähnlich ist, etwas hart scheinen; allein, wenn man bedenkt, daß es auf keine andere Art möglich war, das Leben eines unschuldigen Todschlägers zu retten, so wird man die Verordnung Mosis hierüber sehr billig finden. Der Thäter selbst hatte auch nicht Ursache, sich darüber zu beschweren. Es war gewiß nicht zu hart, seine Unvorsichtigkeit, die einen Unschuldigen das Leben gekostet hat, durch diese Verweisung in eine fremde Stadt zu büßen. Gesezt auch, es war ein bloser völlig unverschuldeter Fall, so dienten die unangenehmen Folgen doch dazu, daß man sich desto sorgfältiger für allen dergleichen Unglücksfällen in acht nahm. Wenn auch der Flüchtige ein Lösegeld erlegen wollte, so war es ihm doch nicht erlaubt, in seine Vaterstadt zurück zu kehren. Es war also eine wahre Strafe seiner Unvorsichtigkeit, daß er von allen seinen Anverwandten entfernt, in der Fremde, und gleichsam im Elende leben mußte. Diese Einschränkung in eine Freystadt dauerte so lange, als der Hohepriester lebte; starb aber dieser, so war der Thäter ganz frey, er konnte in seine Vaterstadt gehen, und der Bluträcher durfte ihn weiter nicht antasten. Da konnte er die übrige Zeit seines Lebens unter dem Schuz der Gesetze sicher leben. Die jüdischen Gelehrten geben sich viele Mühe, die Ursache dieser Verordnung auszuforschen; aber sie sind in ihren Untersuchungen nicht alle auf gleiche Art glücklich. Einige, und unter diesen der Rabbi Moses, der Sohn Maimon, glauben, es sey deswegen geschehen, weil der Tod des Hohenpriesters, als der vornehmsten und angesehensten Person im ganzen Land, die aufgebrachten Gemüther besänftiget habe, und man also die Privatrache über den öffentlichen Schmerz vergessen habe. Allein, dieses ist etwas weit hergesucht. Andere glauben hier ein Vorbild auf Christum zu sehen: denn so wie dessen Tod die Aussöhnung aller Sünden bewirket habe; so sey dieses durch den Tod des Hohenpriesters in diesem einzelnen Fall vorbedeutet worden. Sie suchen einen Grund ihrer Meynung darinnen, weil selbst die Eltern den Tod eines Hohenpriesters die Versöhnung dieser Todschläge zu nennen pflegen. Noch andere glauben, Moses habe schon in ältern Geschichten die Gewohnheit gefunden, daß man den Tod eines Priesters, oder einer andern vornehmen Person zum Ziel der Blutrache gemacht habe, weil doch einmal derselben ein Ziel mußte gesezt werden, wenn man nicht wollte, daß sie in das Unendliche dauern, und aus einem Todschlag ein ganzes Heer Mordthaten erfolgen sollte. Durch diese Verordnung der Freystädte verrichte nun Moses seine Absichten, nemlich, daß der Bluträcher keinen Unschuldigen tödten, aber auch kein vorsezlicher Mörder ungestraft bleiben, noch auch daß die nach Erkenntniß des Gerichts ausgebitte Blutrache keine neue Blutrache zum Untergang ganzer Familien nach sich ziehen konnte. Außer der obigen im eigentlichen Verstand sogenannten Freystädten, sagen einige Rabbinen, daß alle andere Städte der Priester und Leviten Freystädte gewesen wären. Sie berufen sich auf

Digitized by Google

4 B. Mos. 35, 6. Aber sie machen doch einen merklichen Unterschied unter ihnen. Erstlich sagen sie, daß die sechs Freystädte schuldig gewesen, den unversehenen Todschläger, der zu ihnen seine Zuflucht genommen hatte, in Schutz zu nehmen, sie mochten es gern gesehen haben, oder nicht; in den übrigen aber sey es von ihrem freyen Willen abhängig gewesen. Zweytens, in den sechs Freystädten habe der Flüchtige freyen Unterhalt gehabt, wozu die Mutter des Hohenpriesters gemeiniglich die Kosten hergegeben; in den übrigen aber habe er es bezahlen müssen. Drittens, in den sechs Freystädten habe jedermann Sicherheit gefunden, in den übrigen aber nur diejenigen, die es gewußt hätten. Außer diesen jetzt genannten Freystädten, hatten auch die Priester, und nur diese allein, am Altar eine Zuflucht, wenn sie etwa einen unvorsetzlichen Mord begiengen. Doch blieb er nicht allda, sondern wurde durch ein sicher Geleit nach einer der sechs Freystädte gebracht: Ein solcher Zufluchtsort aber stunde blos den Priestern offen, weil sich niemand, als sie, dem Altar nähern durfte. Die göttlichen Verordnungen von den Freystädten stehen 4 B. Mos. 35, 9-35. 5 B. Mos. 19, 1-10. 2 B. Mos. 21, 14.

Asylum, (nach dem Canonischen Recht.) Wenn man den Ursprung dieser geistlichen Freystätte bestimmen will, so muß man gestehen, daß man weder das erste Civilgesetz, noch eine Kirchenverordnung entdecken kann, wodurch das Asylum festgesetzt worden wäre. Es ist blos Muthmasung, daß dieses Vorrecht vom Kayser Constantin dem Grossen herrühre: es ist noch wahrscheinlicher, daß solches nach und nach durch den Gebrauch eingeführt, dabey aber durch die billige Rücksicht unterstützt worden sey, daß die Kirchen der Christen nicht geringer gehalten werden sollten, als die Tempel der Heyden, der Juden zu Jerusalem, die Zufluchtstätte bey den Israeliten, und selbst die Bildsäulen der heidnisch- und christlichen Kayser.

Wie aber dem immer seyn mag, so ist es unstreitig ausgemacht, daß dieß Vorrecht, den Verbrechen die Todesstrafe zu schenken, keinesweges aus eigener Macht der Kirche oder ihrer Vorsteher entsprungen sey: nur den Fürsten hat Gott und das Volk das Schwerd und die gesetzgebende Gewalt über Leben und Tod anvertraut, der Kirche aber ganz andere Mittel angewiesen, ihren geistlichen Zweck zu erreichen. Noch sein Bischof hat bis hieher den Kaysern das Recht streitig gemacht, wegen den Freystätten in den Kirchen, Gesetze und Ziel und Maaß zu geben, sagt der Domherr zu Trient, Freyherr von Pilati in seinen orig. iuris pontificii. B. 3. Tit. 15. Ein gleiches Geständniß findet sich von dem Cardinal Lambertini, nachmaligen Pabstes Benedict XIV. in seiner 41. Institutione Bononiensi. Und es ist heut zu Tage die allgemeine Meynung der catholischen Gottesgelehrten sowohl als der Canonisten, welche gelernt haben, mit eigenen Augen die Quellen durch Hülfe der Geschichtkunde einzusehen.

Man bemerket aus der Kirchengeschichte sowohl, als aus den Schriften der Kirchenväter sehr oft, daß sich diese durch Bitten und Flehen bey den Kaysern und ihren Beamten bemühet haben, den Verbrechern das Leben zu erhalten. Man erblickt den Geist der Sanftmuth, und des Eifers für das Seelenheil der Missethäter, welcher sie antrieb, die Verlängerung des Lebens zu erbitten, damit die Sünder durch eine lange Reue und oft harte Bußübungen abgestraft und gebessert würden. Die strengen Kirchenbussen waren also das, was noch bey unsern Tagen anstatt der Lebensstrafe, die Verweisung nach Siberien gewesen ist. Augustinus in seinem 153. Brief der neuen Ausgabe, und Chrysostomus in der 15. Homilie, über das zweyte Sendschreiben an die Corinther, geben unverfälschte Beweise von den redlichen Absichten, die die Kirchendiener der damaligen Zeiten bey der Rettung des Lebens der Verbrecher hatten. Da nun die Bischöfe in diesem Zeitalter mit ihrer Geistlichkeit nahe an ihren Kirchen wohnten, und da andre der Kirchen ganz wenig waren, so ist leicht zu ersehen, daß die gewöhnlichen Fürbitten der Bischöfe die Flüchtlinge in die Kirchen gezogen, und die Kayser so wie ihre untergeordnete Staatsbedienten, durch eine gütige Nachsicht das Asylum um so ehender in den Gang kommen ließen, weil die kleine Anzahl der bischöflichen Kirchen den Fall der Befreyung eines Verbrechers seltener machte. Die Zuflucht in die Kirche war so gut, als eine Bitte an die Bischöfe, daß diese sich bey der Obrigkeit um die Nachlassung der Strafen verwenden mögen. Der heil. Augustinus sagt dieses deutlich in seinem 115. Brief, wo es heißt: Faventius fürchtete sich, ich weiß nicht vor was für einer Strafe, er flohe also in die Kirche zu Hippon, und harrete da, wie dergleichen Leute, die nach der Kirche sich flüchten, zu thun pflegen, welchen Ausgang seine Angelegenheiten durch meine Fürbitte haben würden. Selbst die Kirchenversammlung zu Sardica in Illyrien, im Jahr 347. erlaubt den Bischöfen in das Lager des Kaisers zu reisen, wenn sie für einen Verbrecher, der, wie es oft zu geschehen pflegt, sich in ihre Kirchen flüchtet, bey dem Kayser die Gnade und Vergebung der Strafe zu erbitten hätten. Dergleichen Stellen finden sich noch mehrere bey Thomassin P. 2. lib. 3. und van Espen in einer Dissertation vom Asylo.

Ob aber das Asylum beym Anfang den wahren Verbrechen, besonders jenen zu statten gekommen sey, auf welche durch ein öffentliches Gesetz die Strafe gelegt war, dieß läßt sich eben so zuverläßig nicht schließen. Wenigstens die Gesetze für das Asylum, welche im Theodosianischen und Justinianischen Codex noch übrig sind, sprechen nicht von solchen Verbrechen. Sie reden nur von Verschuldeten, von Knechten, von Juden, die aus Verstellung, als wollten sie den christlichen Glauben annehmen, durch die Flucht in die Kirchen die Richter oder ihre Gläubiger hintergiengen: der Kayser Justinian schließt sogar ausdrücklich Novell. 17. Tit. 4. C. 7. Jene von der Irenstatt aus, die sich eines Todschlags oder eines Ehebruchs oder der gewaltsamen Entführung einer Jungfrau schuldig gemacht hatten; und setzet die bedenkliche Worte hinzu: Der Schutz der Kirchen kommt denen nicht zu, die andern schaden; sondern jenen, die Schaden leiden.

Es regt sich keine Spur, daß die Geistlichen dieser Zeiten wider diese Einschränkung der Freystätte gemurret, oder sich wegen einiger Verletzung der Kirchenfreyheiten beklagt hätten: Die Entstehung der Freystätten aus der blosen Gutthätigkeit der Fürsten war der Kirche noch in einem allzulebhaften Andenken, als daß sie nicht hätte wissen sollen, daß alles, was bis hieher von Gesetzgebung über das Asylum herauskam, lediglich einem Theodosius dem Grossen, den Kaysern Honorius und Theodosius dem Jüngern, Arcadius, Honorius und Valentinianus zugeschrieben werden mußten, und daß die Bischöfe sich geehrt genug hielten, wenn diese Monarchen ihre demüthige Bitten zum Besten der Schuldigen erhörten, und ihnen mehr, als ihren mit andern Grundsätzen befangenen Staatsräthen Gehör gaben, welche, wie man von dem Eutropius weiß, die kirchliche Freyheiten gänzlich wollten abge-

schafft wissen, oder welche, wie Macedonius in dem Streit mit dem heil. Augustinus über das Asylum, nicht begreifen wollten, daß diese Freystätte mit der christlichen Religion in einer Verbindung stünden.

Jedoch muß auch dieses erinnert werden, daß die Kayser sich eben nicht so weit allemal führen liessen, als die Freystättgenossene, auch vielleicht viele Geistliche gewünscht hatten: Leute, die den öffentlichen Staatskassen verhaftet und schuldig waren, wenn es zur Rechnungsablage kem, flohen in die Kirchen, und hatten manchmal das unverdiente Glück, von den Geistlichen versteckt zu werden, daß sie nicht herausgezogen werden konnten. Gegen diese mußte der große Kayser Theodosius seinen L. 1. cod. Theodos. de his, qui ad Ecclesias confugiunt. machen, Kraft dessen der Schuldner entweder herausgegeben werden, oder die Geistlichkeit, die ihn versteckt hielt, für die Schuld selbst haften mußte. Was hier Theodosius von den Fiscalschulden verordnete, dehnte hernach Areadius auf die Privatschulden aus. L. 3. de his, qui ad Eccles. confugiunt. Zum Zeichen, daß damals zum größten Schaden der öffentlichen Einnahmen sowohl, als des einzelnen Gläubigers die Freystätte gemißbraucht würden. Dieses Gesetz des Areadius wurde so richtig befolgt, daß der heil. Augustinus, wie er selbst in dem 268. Briefe an seine Gemeinde zu Hippon meldet, für einen gewissen Fastus 17 Solidos, beyläufig nach unserm Münzfuß 70 fl. zahlen mußte, weil er den Schuldner nicht ausliefern wollte. Die Knechte, welche etwan harte oder grausame Herren hatten, wollten sich dieser Freystätten auch bedienen, um vielleicht unter der Hand zu entwischen, oder sich gute Tage zu machen: allein Theodosius der Jüngere setzt dieser Ausschweifung sogleich ihre Schranken, indem er durch den L. 5. cod. Theod. de his, qui ad Eccles. conf. befahl, daß die Geistlichen nach Verlauf eines Tages die Flucht des Knechts seinem Herrn anzeigen, und selbst den Knecht ausliefern sollen, sobald der Herr Versicherung gegeben haben würde, dem Knecht nichts zu Leid zu thun. Noch andere Gesetze bezähmten die stürmische Ausgelassenheit derjenigen, die ihre Waffen in der Freystätte nicht ablegen wollten; bald begegneten sie der Heuchelen der Juden, die sich gleißnerisch anstellten, als wollten sie sich taufen lassen, im Grund aber nichts suchten, als ungestraft wegen ihren Vergehungen, oder unangetastet wegen ihren Schulden durchzukommen. Bald kraft das Gesetz die Geistlichen, welche die zu der Kirche entflohene Knechte entweder verbargen, oder gar gegen den Willen ihrer Herren in den geistlichen Stand aufnahmen, mit der Herabsetzung von dem geistlichen in den weltlichen Stand der Layen. Gegen alle diese gesetzliche Verfügungen finden wir keinen Schritt, den die Geistlichkeit gethan hätte, als den Schluß einer Kirchenversammlung in Afrika, welcher in dem Codice canonum africano am 61. Kap. gelesen wird, nemlich: daß man eine Gesandschaft an den Kayser abschicken, und ein Gesetz von ihm erbitten möge, durch welches alle Missethäter eine Freystatt in den Kirchen überkommen und von niemand daraus gezogen werden könnten.

Der Kayser Theodosius der Jüngere aber machte von selbst die Verfügung zur Ehre der Bischöfe, daß, wenn die, welche in der Freystätte waren, ihre Waffen nicht ablegen wollten, solche durch die Hand der Obrigkeit mit Gewalt aus den Kirchen zu treiben wären; jedoch nicht anders, als mit Vorwissen des Bischofs. Kayser Justinian gieng noch weiter, und verfügte, daß ein Bischof, der einen der Freystätte Theilhaftigen ausliefern würde, seiner bischöflichen Würde entsetzet, und dann die nemliche Strafe ausstehen soll, welche den Ausgelieferten treffen würde. Diejenige mächtige Herren aber, die einem Bischof einen solchen in die Freystätte geflohenen Menschen mit Gewalt wegnehmen würden, sollten ihre Aemter verlieren, geprüfet, und ihrer Güter verlustig werden. Ueber diese seltsame Schärfe hat man keine andere Gewohnheit, als das Leunclavische Jus græcoLatinum. In dieser Lage befand sich das Asylum, bis auf den Kayser Leo, der im Jahre 466. ein allgemeines Gesetz für das ganze Reich machte, Kraft dessen die Geistliche, welche einem Staats- oder gemeinen Schuldner die Freystatt vergönnen würden, nicht mehr gehalten wären, die Schuld aus dem ihrigen zu bezahlen; er macht darauf andere Verfügungen, durch die sowohl das kayserliche Aerarium als der Privatgläubiger sicher gestellt werden könnten. Endlich setzt er die Todesstrafe auf denjenigen, der, wie es bey den Römern üblich war, aus eigner Macht seinen Schuldner aus der Kirche nach der Gerichtsstelle führen würde. Dadurch aber hat Leo, wie es scheint, eine ziemliche Dehnung zu Erweiterung des Asylums gemacht.

Bisheriher haben wir die feine staatsklüge Römische Kayser in ihren Gesetzen kennen gelernt, die der Kirche durch die Asylen die Ehrerbiethung erwiesen; aber auch zugleich solche Verjäunungen durch ihre Gesetze umher zogen, daß die Frechheit nicht sehr gereizet wurde, auf die kirchliche Freystätte zu sündigen.

Es folgten aber nach dem Umsturz des Römischen Reiches andere Zeiten, andere Völker und andere Regierungsverfassungen, auswärtige Nationen überschwemmten die Römische Provinzen, nahmen das Christenthum an, und mischten ihre Gewohnheiten unter die Ueberbleibsel der Römischen Gesetze, und der kirchlichen Verordnungen. Die Geistliche bekamen an den Regierungsgeschäften einen großen Antheil, und die Unwissenheit der weltlichen Fürsten und ihrer Bedienten machten den Einfluß der Geistlichkeit in die Verwaltungen und in die Gesetze des Staates nothwendig. Die Asylen wurden immer weiter ausgedehnt, und ihre Ausdehnung ward als ein besonders verdienstliches Werk der Frömmigkeit angesehen.

In der Kirchenversammlung zu Mascon Ao. 585. wurde festgesetzt, daß die Freystätte heilig beobachtet werden sollten, und der König Guntramnus schärfte dieses seinen Richtern besonders ein. Er selbst gab das auffallende Beyspiel, daß er einen Meuchelmörder, der in der Kirche ihn den König niederstossen wollte, nur peitschen, hernach laufen ließ, damit er die Heiligkeit des Asylums nicht verletzte; die angegebene Mitschuldige aber wurden hingerichtet, weil sie nicht in der Kirche waren, da sie angegeben und überwiesen wurden.

Der König Childebert war eben so andächtig gegen die kirchliche Freystätte. Er schickte zwey seiner Hofherren, die überwiesen waren, daß sie gegen das Leben des Königs sich zusammen geschworen, bey der Untersuchung aber in die Kirche geflüchtet hatten, nur in das Elend, und sagte: es sey ein Verbrechen für einen Christen, wenn er einen Verbrecher am Leben strafte, der seine Zuflucht in die Kirche genommen hätte. Aus diesen beyden Beyspielen, die aus dem Gregorius von Tours B. 9. K. 3 und 38. genommen sind, kann man sehen, wie schnell sich die Begriffe vom Asylum zum Besten desselben verändert haben. Chlotarius II. will in seiner Decretion gegen das Jahr 595. K. 13. ausdrücklich, daß kein Mörder, oder irgend ein anderer Missethäter aus der Kirche gezogen werden soll. Welche

Digitized by Google

Verfügungen Carl der Große getroffen habe, iſt ſo leicht nicht zu entſcheiden. In einem Capitulari vom Jahr 779. §. 8. befiehlt er mit dürren Worten, daß ein Todſchläger, und ein Jeder, der den Geſetzen nach, das Leben verwirkt hat, wann ſie in die Kirche geſtohen ſind, nicht entſchuldiget, auch ihnen weder Speiſe noch Tranf gereichet werden ſoll; der Verfaſſer zwar, der die Zuſätze zu den Capitularien gemacht hat, ſagt additamento IV. C. 126. daß noch dem Worte, entſchuldigt, einzuſchalten ſey: „und ſofern ſie ſich nicht beſſern wollen, ſoll ihnen weder Speiſe noch Tranf gereichet werden.“ Allein die Sache bleibt ungewiß, weil man dieſen Zuſätzen nicht ſoviel als dem Hauptwerk trauen darf. In dem folgenden Capitular vom Jahr 789. giebt er den Verbrechern, welche in die Sächſiſche Kirche fliehen würden, die Freyheit, daß ſie weder am Leben geſtraft, noch geſtümmelt werden ſollten. Bey allem dem, ließ man die Begnadigte nicht frey laufen, ſondern ſie mußten Kirchenbuße thun. Und Carl der Große behält ſich ausdrücklich vor, daß er ſolche Begnadigte hinweg ſchicken werde, wohin es ihm beliebte. Auch iſt merkwürdig; daß in dieſen Carolinifchen Capitularien immer der Fürbitte der Biſchöfen (intercefſiones) gedacht werde. Carl und die Leute, die um ihn waren, hatten ſich in den Schriften der Alten umgeſehen: die deutſche Fürſten waren dem Freyſtätten nicht weniger günſtig. Die leges bajuvariæ tit. 1. C. 7. verfügen, daß jeder Verbrecher, ſo groß er auch ſeyn mag, durch das Aſylum ſein Leben erhalten ſoll; daß er aber zur Kirchenbuße angehalten werde.

In England beſtätigte Wilhelm der Eroberer die Geſetze wegen der Kirchenfreyheit, die ſchon vorher von dem König Eduard gemacht und ſo verfaßt waren, daß die Verbrecher jeder Art durch das Aſylum ihr Leben und ihre Glieder frey behielten; bey dem Hardvin Collect. concil. Tom. 6. p. 1. col. 989.

Die Weſtgothen in Spanien nahmen auch unter ihrem König Chindasvindes ohngefähr im J. 644 das Aſylum an, jedoch mit dieſem Vorbehalt, daß der Todſchläger ſeinem Verfolger, gegen Verſicherung, dem Schuldigen das Leben nicht zu nehmen, ausgeliefert, ſofort denen Verwandten des Erſchlagenen übergeben werden ſollte. Dieſe konnten mit ihm machen, was ſie wollten, nur das Leben mußte frey bleiben; Leges Viſigothorum L. VI. tit. 5. L. 16. Die Gothen in Italien hielten ſich, in Betreff des Aſylums, an den Theodoſianiſchen Codex, deſſen Exemplare und Anſehen ſo geſchwind nicht vertilget werden konnten. Die entſtohene Knechte mußten ausgeliefert werden, oder der Herr konnte ſich an der Kirche erholen. Die Fiſcalſchuldner mußten ebenfalls herausgegeben werden, wo nicht, ſo mußte von dem Archidiacon die Baarſchaften, die der Schuldner mitbrachte, ausgeliefert, oder von der Kirche der Ertrag des Schadens dem Fiſcus vergütet werden. Edictum Theoderici c. 70.

Aus allem dieſem iſt erwieſen, daß ſich die Fürſten ihr eigenthümliches Recht in den mittlern Zeiten nicht nehmen ließen, oder die Begnadigung der in die Kirchen entwichenen Verbrecher Geſetze zu geben. Was thaten aber die Kirchenvorſteher bey der Sache?

Wenn man das Decretum Gratiani einſiehet, ſo ſollte man glauben, daß die Päbſte Pius I. Urbanus I. Hyginus, Clemens I und Anacletus aus eigener Macht das Aſylum den Kirchen gegeben hätten; denn von allen dieſen ſind Canones in der Cauſa XVII. angebracht: allein man würde ſich bey der gelehrten Welt lächerlich machen, wenn man behaupten wollte, daß dieſe falſche Decretalen ächt wären.

Die übrigen Canones ſind entweder nach denen einmal der Welt aufgedrungenen falſchen Decretalen entſtanden, oder wegen einer Erdichtung äuſerſt verdächtig, wie der achte, oder ſie enthalten Ausſprüche der Päbſte, die nichts weiter ſagen, als daß ſie die Geſetze der Kayſer wiederholen und durch ihr Anſehen bekräftigen; oder endlich es ſind Verfügungen ſolcher Kirchenverſammlungen, die von den Kayſern und Königen mit ihrer Gewalt unterſtützet wurden. Was die Kirchenſatzungen in und nach dem achten Jahrhundert über das Aſylum verordnet haben, da einmal die falſchen Decretalen bekannt waren, muß als eine Folge der letztern betrachtet werden. Wie alles dieſes van Eſpen in ſeiner Diſſertation ſehr pünctlich ausführet.

Es iſt aber bey alle dem ungezweifelt, daß eben dieſe Canones, nachdem ſie einmal mit dem Decret des Gratians in Europa durch die welſche Schulen gäng und gebe gemacht waren, den größten Einfluß in die Decretalen gehabt und verurſacht haben, daß die Päbſte und Biſchöfe vielleicht, weil ſie es nicht anders wußten, ein neues Recht aufgebracht haben, über das Aſylenweſen mit Ausſchließung der Fürſten zu verfügen. Wer die Wege kennt, durch welche die kirchliche Gerichtbarkeit über viele Sachen und Perſonen nach und nach aufgekommen iſt, den kann es nicht befremden, daß eben dieſe Kirche das beynahe ausſchlieſende Recht, über die Freyſtätte zu ſchalten, durch Nachſicht, Unwiſſenheit und ſonſtige Umſtände der weltlichen Fürſten an ſich gebracht habe. Alle dieſe Verfügungen waren bis an den Pabſt Innocentius III. weder von einer allgemeinen Kirchenverſammlung, noch von einem Pabſt, durch ein Geſetz an die ganze Chriſtenheit gebracht, ſondern nur für einzelne Kirchen feſtgeſetzt. Nun aber fängt mit dem Pabſt Innocentius III. die rechte Epoche an, wo die geſetzgebende Macht über die Aſylen an die Kirche gebracht wurde. Dieſer Rechtsgelehrte Pabſt giebt in ſeiner decretali c. 6. de immunit. Eccleſ. die Vorſchriften, wie es mit den Verbrechern, ſo das Aſylum erlangt haben, gehalten werden ſoll. Er beziehet ſich hierbey auf die Kirchenſatzungen und auf die bürgerliche Geſetze; Er ſtellt das Aſylum feſt mit dem Zuſatz: daß der, dem das Aſylum zukomme, zwar am Leben und Leibe geſchont bleiben, nichts deſtoweniger aber wegen dem, was er unrechtes gethan hat, auf eine andere Art den Rechten nach geſtraft werden ſoll. Auch in dieſer Verordnung wird noch die Sprache der alten Kirchenzucht geführt, und geſagt, daß die Kirchenvorſteher denen Freyſtättgenoſſenen das Leben und ihre Glieder zu erhalten ſuchen ſollen. Jedoch nimmt er aus 1) die öffentliche Straſſenräuber; 2) diejenigen, welche bey Nachtzeit die Früchte auf den Feldern verheeren; 3) der vom Stehlen und Morden ein Handwerk macht, (publicus latro). Dieſe Decretalis Innocenz III. iſt die Mutter von den nachfolgenden päbſtlichen Verfügungen über das Aſylum. Gregorius IX. ſetzet noch hinzu, cap. 9. de immun. Eccleſ. daß der, welcher jemand in der Kirche oder auf dem Kirchhofe ermordet oder ſtümmelt, von der Freyſtätte ausgeſchloſſen ſey. Ebenfalls daß die Kirchen, in welchen der Gottesdienſt gehalten worden iſt, Freyſtätte ſeyn ſollen, wenn ſie gleich nicht conſerviret ſind, c. 9. de immun. Eccleſ. Ferner nimmt er den vorſetzlichen Todſchläger von dem Aſylo aus, c. 1. de Homicid. volunt. Der Pabſt Johann XXII. entzieht auch den Ketzern, die durch die Inquiſitoren aufgeſucht wurden, das Aſylum, decretales clement. tit. de Hæreticis.

Digitized by Google

Um diese Zeiten findet man in allen Europäischen Reichen mehrere Kirchenversammlungen, die unter dem Vorsitz der päbstlichen Legaten auf jede Art der Kirchenfreyheiten, und besonders auf die Asylen festgehalten haben.

Man kann leicht errathen, daß, nachdem einmal die Asylen so allgemein eingeführet, mit so viel Nachdruck von der Geistlichkeit durchgesetzt, und durch die Vervielfältigung der Kirchenkapellen, Klöster, Hospitäler die Flucht in die Freystätte so nahmhaft erleichtert, und die Kirchenbuße für dergleichen Missethäter außer Uebung gebracht war, tausend Freveltaten, aus der nahen Hoffnung, in ein Asylum zu schlupfen, begangen, und dadurch die bürgerliche Obrigkeit aufgeweckt und eifersüchtig gemacht worden. Von allen Seiten liefen Klagen ein, so daß endlich die Päbste, theils die gewissen Bruderschaften gegebene Vorrechte, auf gewisse Täge, einen Mörder aus dem Kerker in das Asylum zu retten, aufhoben, theils auch den Fürsten besondere Vollmachten ertheilen mußten, die Verbrecher, welche auch in gemeinen Rechten von den Freystätten nicht ausgeschlossen waren, aus den Asylen herauszunehmen und abzustrafen.

Allein entweder weil die Gerichtsdiener diese besondere Erlaubniß überschritten hatten, oder weil diese Erlaubnisse nur gewissen Fürsten gegeben waren, so kam Gregorius XIV., zog alle diese Erlaubnisse ein, und setzte An. 1591 eine allgemein gesetzgebende Vorschrift auf, nach welcher in der ganzen Christenheit die Asylensache behandelt werden sollte. Es ist zu vermuthen, daß dieser Pabst durch den Schritt, den der König in Frankreich Franz I. A. 1539 gethan, oder wegen allzugrober Mißbräuche das Asylum so gut als abschaffte, dadurch die Gefahr eingesehen habe, daß die weltliche Herren wieder zu ihren ursprünglichen Gerechtsamen greifen, und den Freystätten nach eigenem Belieben Ziel und Maas setzen möchten.

Es ist zu bewundern, daß in der ganzen Zwischenzeit, da einmal die Päbste sich der gesetzgebenden Macht über die Asylen bemächtigt hatten, bis dahin kein gekröntes Haupt den Einfall hatte, an Wiederherstellung seiner Vorrechte zu gedenken. Selbst Franz I. scheint das Herz nicht gehabt zu haben, die Freystätte geradezu aufzuheben, indem er nur verordnete, daß die, welche in eine solche geflohen waren, herausgezogen, und von den weltlichen Richtern untersucht werden sollte, ob ihr Verbrechen von dem Asylum nicht ausgeschlossen sey, mit der Versicherung, wenn das Verbrechen nicht ausgenommen sey, den Thäter wieder in die Freystätte zurück zu liefern; welches aber nicht zu geschehen pflegt.

Nun schränkte Gregor XIV. die Freystätte wirklich ein, nebst den Verbrechen, welche Innocenz III. und Johannes XXII. Gregor IX. von dem Asylo schon ausgeschlossen hatten, zählt Gregor XIV. noch diese hinzu: 1) welcher verrätherischer Weise jemand umbringe; 2) welche um den Lohn einen aus der Welt schicken, (per assassinium); 3) die sich an der Person des Fürsten selbst vergreifen.

Diese Verordnung setzte zwar Gränzen, aber sie waren für die verderbte Zeiten noch nicht enge genug gezogen. Die Päbste Clemens IX. X. und XI. wurden oft angegangen, durch strengere Einschränkungen die Freyheit zu bändigen, besonders in Italien. Es wurde viel gerathschlaget, aber nichts zu Stande gebracht. Endlich kam unter dem Pabst Benedict XIII. die erwünschte Ausdehnung der Gregorianischen Bulle zu Stande; in Gefolg dieser hatten kein Asylum 1) die eitnen, der nach einer Freystätte flieht, Gewalt anthun, oder solchen aus der Freystätte gewaltthätig wegnehmen; 2) die die päbstliche Briefe verfälschen; 3) welche bey den öffentlichen Leih- und Pfandhäusern die hinterlegte Gelder des Fürsten oder der Privatleute bestehlen, oder darinn betrügen, sofern die Summe groß ist, daß die ordentliche Strafe Platz hat; 4) die falsche Münzer, Kipper und Wipper, wie auch die, welche wissentlich und als Theilhaber solche Münzen ausgeben; 5) die sich unter der Decke, als hätten sie Verrichtungen vom Römischen Hof, in die Häuser schleichen, und darinn nebst dem Diebstahl Mordthaten begehen; 6) diejenige, welche jemand einen Lohn geben, um einen andern umzubringen, sofern die Mordthat wirklich erfolgt seyn wird. Benedict XIII. erkläret auch verschiedene Fälle aus der Gregorianischen Bulle, die die Theologen und Canonisten durch allerley Spitzfindigkeiten auf die leichteste Seite genommen hatten.

Darauf gieng Clemens XII. An. 1735 in seiner Bulle: in supremo Justitiæ Solio, noch weiter, und schloß, in Betreff des Kirchenstaats, noch mehrere Verbrecher vom Asylo aus, welche hier, weil sie nur den Kirchenstaat angehen, übergangen werden.

Die Bulle betrifft die Todtschläge, welche im Zank und Streit von Weltlichen und von Geistlichen begangen werden. Merkwürdig ist, daß der König in Spanien, der Doge zu Genua den Pabst Clemens XII. gebeten haben, daß er diese nemliche Ausschließung auf Spanien, auf das Genuesische Gebiete, auf Corsica und die Insel Capraria, als wo die Mordthaten sehr gewein seyen, erstrecken wolle, welches auch geschahe; gleichwie auch Benedict XIV. besagte Bulle, auf Ansuchen der Fürsten, auf Sicilien, Sardinien und die Republik Lucca gelten machte. Uebrigens hat dieser nemliche Pabst, in Erklärung der Clementinischen Bulle, solche auf mehrere Fälle ausgedehnet, bey welchen das Asylum nicht statt haben solle.

Endlich aber hat der nemliche Benedict XIV. diese scharfe Verordnung ergehen lassen, daß der, welcher jemand in einem Zweykampf, die Ausforderung sey gleich öffentlich oder unter vier Augen geschehen, umgebracht hat, von der Freystätte der Kirche nichts genissen solle.

Da nun durch diese Ausschließungen von dem Asylum der Frevelmuth ziemlich in die Enge getrieben worden ist, so verliert sich großentheils der Vorwurf gegen die geistliche Freystatt.

Wir wollen nun auch diejenige Orte betrachten, welchen das Asylum zukömmt.

Anfänglich waren es nur die Kirchen, die das Asylum hatten: aus Gelegenheit einer Rotte in die Kirche geflüchteter Knechte, die allerley Unfug daselbst anfengen, und wegen der Nothwendigkeit der Menschen, die mehrere Tage in der Kirche aushalten mußten, haben die Kayser Theodosius und Valentinianus den ganzen Umfang, der um die Kirche war, dazu genommen; L. 4. Cod. Theod. de his, qui ad Eccles. conf. Dieser Umfang enthielt kleine Gärten, Bäder, bedeckte Gänge, Höfe oder ungebaute Plätze. Im mittleren Zeitalter, und da die gothische Bauart auf die römische gefolgt war, hießen diese Umfänge: Atria, septa, was vor und um die Kirche mit Mauren einaeschlossen war. Hieraus sind nun die 30 und 40 Schritte entstanden, innerhalb welchen der Verbrecher rings um die Kirche, wenn sie keine andere Gebäude bey sich hat, sicher war. Heut zu Tage sind es Kirchhöfe und Kreuzgänge.

Ferner haben das Asylum die Kapellen, die der Bischof zum öffentlichen Gottesdienst bestimmt hat. Nichtweniger die Klöster, obgleich hierüber weder ein Gesetz

Digitized by Google

noch ein Canon vorhanden iſt; vielleicht weil die Klöſter an die Kirchen angebauet ſind, wurden ſie zum Umfang der Kirchen gerechnet. Die Kirchenverſammlung zu Clermont im Jahr 1095 giebt ſogar den Kreuzen, die auf öffentlichen Straßen aufgerichtet waren, die Freyſtätte, welches aber abgekommen iſt.

Ob und wie weit die Häuſer der Biſchöfe, Pfarrer, die Hoſpitäler und Hauskapellen des Adels, der Prieſter, der die h. Hoſtie zu einem Kranken trägt, das Recht der Freyſtätte genieſſen, hängt von der Gewohnheit eines jeden Landes ab.

In Fällen, wo es zweifelhaft iſt, ob der Verbrecher das Aſylum fordern kann oder nicht, kommt die Entſcheidung dem Biſchof zu; bis aber dieſe Entſcheidung zu Stande gebracht wird, muß der Verbrecher in dem Kerker des Biſchofs, wo dieſer keinen hat, oder derſelbe zu weit entfernt iſt, nimmt die weltliche Obrigkeit, im Namen des Biſchofs, den Miſſethäter in ihre Verwahrung, woraus er wieder in die Freyſtätte geliefert wird, wann er ſich des Aſylums zu erfreuen hat. Churpfalz hat, um alle Streitigkeiten abzuſchneiden, in einer jeden Gegend ſeiner Länder einen weltlichen Kerker nahmhaft gemacht, in welchem unter dem Namen des einſchlagenden Bisthums der Inhaftirte einſtweilen verwahret wird. Die Päbſte Benedict XIV. und Clemens XIII. haben in den letztern Zeiten in ihren Bullen und Breven, durch eine nachgebende Klugheit, denen Fürſten manches eingeräumt, welches ihre Vorfahrer, ehe die falſche Decretalen entdeckt waren, nicht gethan haben würden.

Aſylum, (nach dem teutſchen Staatsrecht) In Deutſchland hat das Canoniſche Recht in der Lehre von den Aſylen nie völligen Eingang gefunden, ſondern die Kayſer und Landesherren haben ihre oberſtrichterliche Gewalt gegen das jus Aſyli der Kirchen jederzeit zu ſchützen geſucht. Daß daher auch ein jeder, der vermöge der ihm zukommenden Landeshoheit, oder auch vermöge der Erbvogtey-Gerechtigkeit Verbrecher, ſelbſt wider Willen der Geiſtlichkeit, und allenfalls mit Gewalt aus den Kirchen und Klöſtern abfordern könne, wird von den meiſten Staatsrechtslehrern behauptet. Jedoch pflegt ſolches, wegen jener Grundſätze des Canoniſchen Rechts, ſelbſt alsdann nicht ohne Widerſpruch abzugehen, wenn der Landesherr oder die weltliche Obrigkeit der Catholiſchen Religion zugethan iſt. Noch weit größeren Schwierigkeiten iſt aber die Ausübung dieſes Rechts ausgeſetzt, wenn der Regent, in deſſen Namen die Abforderung der Verbrecher geſchieht, einer andern Religionspartheie zugethan iſt. Ein Vorfall dieſer Art, welcher ſich zu Ofenabrück, unter der Regierung eines proteſtantiſchen Biſchofs ereignete, hat in der neueren Geſchichte vieles Aufſehen verurſacht.

Nach Grundſätzen des deutſchen Staatsrechts, wird das Recht, einen Ort für eine allgemeine deutſche Freyſtadt oder Aſylum zu erklären, als ein Kayſerliches Vorrecht betrachtet. Kayſer Heinrich VI. hat zum Beyſpiel der Stadt Breyſach ein jus Aſyli für Arme und Dreßhafte; und der Reichsſtadt Reutlingen hat Kayſer Maximilian I. ein gleiches Privilegium in Anſehung der Todſchläger ertheilt. Jedoch kommt letzteres, keinen vorſetzlichen Mördern, ſondern nur ſolchen, die aus Uebereilung oder Unvorſichtigkeit jemanden ums Leben gebracht haben, zu ſtatten.

Auch die Landesherren halten ſich vermöge ihrer Landeshoheit berechtigt, einem Orte in ihrem Lande das Recht einer Freyſtadt beyzulegen, und ſehen ſolches als eine Folge von dem in der Landeshoheit begriffenen Begnadigungsrecht an. Zum Beyſpiel dient Manheim, welches von Churpfalz; und Freudenſtadt, welches von dem Herzog Friedrich von Würtemberg für eine Freyſtadt erklärt iſt.

Nach dem europäiſchen Völkerrecht genieſſen auch die Abgeſandten auswärtiger Mächte in ſofern ein jus Aſyli in ihren Wohnungen, daß niemand, der dahin ſeine Zuflucht genommen hat, ohne Verletzung des Völkerrechts mit Gewalt heraus geholet werden darf. Doch müſſen ſie ſolche an die Juſtiz des Landes ſelbſt ausliefern. Dieſes iſt daher mehr eine Folge von der Unverletzlichkeit der Geſandten, als ein wahres jus Aſyli.

In Rom wollen auch Cardinäle ihre Häuſer für Freyſtätte gehalten wiſſen; nicht weniger haben einige angeſehene Familien daſelbſt dieſes Recht nach einem alten Herkommen behauptet.

Aſylum Ignorantiæ, Zuflucht der Unwiſſenheit. So nennt man eine jede Sache, oder Antwort, wodurch man ſeine Unwiſſenheit zu verbergen ſucht. Die alten Philoſophen wußten die Urſachen vieler Naturbegebenheiten nicht. Wenn man ſie fragte, warum der Magnet das Eiſen an ſich ziehe: ſo antworteten ſie, dieſes komme von der Qualitas occulta her. (ſ. dieſen Artickel.) Da nun dieſes weiter nichts heißt, als daß eine Urſache da ſey, welche aber verborgen oder unbekannt ſey, ſo ſagten ſie in der That nichts. Denn dieſe verborgene Urſache wollte man eben wiſſen. Wann ein Juriſt nach der Urſache eines alten Geſetzes gefragt wird, und ſie nicht weiß: ſo iſt ſehr oft ſein aſylum ignorantiæ L. 20. D. de legibus; wo es heißt: non omnium quæ a majoribus conſtituta ſunt, ratio reddi poteſt. So beziehet ſich noch mancher heutiges Tages, um ſeine Unwiſſenheit zu verbergen auf Kunſtwörter, Diſtinctionen, oder ſonſtige prächtig ins Ohr fallende Redensarten, die entweder gar nichts, oder nichts hinlängliches ſagen, von denen er glaubt, daß der Zuhörer, weil er ſie nicht verſteht, ſich damit beruhigen werde, oder die er auch wohl ſelbſt nicht verſteht. Inſonderheit iſt der letztere Fall ſehr gewöhnlich, wenn man Kunſtwörter aus Wiſſenſchaften die man nicht genug verſteht, in andere verpflanzen will. Man ſpricht zum Exempel vom Coſtume bey dem Gottesdienſt, und verſteht dadurch die wirklichen Gebräuche und das anſtändige Verhalten bey demſelben; da doch dieſes Wort nur von der Abſchilderung oder Abbildung der gewöhnlichen Gebräuche und Sitten eines gewiſſen Volks, oder Zeitraums gebraucht wird.

Aſymmetrie, bedeutet das Gegentheil der Symmetrie und beſtehet alſo in dem Mangel einer ſchicklichen Verhältniß des mannichfaltigen in einer Sache gegen einander. In dieſem Verſtande ſind ein großes Thor und große Fenſter in einem kleinen Hauſe aſymmetriſch.

In der Mathematik wird auch zuweilen die Incommenſurabilität mit dieſem Namen beleget, vermöge welcher zwey Größen von einerley Art kein gemeinſchaftliches Maas zulaſſen, wie die Seite eines Quadrates und ſeine Diagonale, deren jene 1 und dieſe $\sqrt{2}$ iſt. (ſ. Unermeßliche Größen.) Gleichungen, darinn die Glieder nicht von einerley Dimenſion ſind, z. E. $x^3 - b = ax$, werden auch von einigen aſymmetriſch genennet.

Aſymptote, iſt der Name einer unbeſtimmten Linie, deren beſtändiger Verlängerung eine gleichfalls beſtändig verlängerte krumme Linie ſich dergeſtalt immerfort mehr und mehr nähert, daß die Entfernung dieſer von jener endlich kleiner, als jede gegebene Größe, niemals aber zu gar nichts wird. Man ſagt, die Aſymptote ſeye überhaupt eine Linie; weil es ſowohl gerade als krumme Aſymptoten giebt. Ein Beyſpiel von der letz-

Digitized by Google

ten Art sind zwey Parabeln eines Parameters über derselben Axe beschrieben. Denn diese nähern sich einander immer und immer und erreichen sich nie. Man spricht: daß die Entfernung dieser von jener, sich kleiner werd, als jede gegebene Größe; weil sonst die Erklärung auf Linien passen würde, denen dieser Name nicht gebührt. Es seye z. E. mit dem wahren Asymptoten CR* die Linie cr gleichlaufend gezogen; so wird diese sich der krummen Linie AM immer desto mehr nähern, je mehr beyde verlängert werden, ohne sie jemals zu erreichen, und gleichwohl ist cr kein Asymptote, weil ihre Entfernung von der krummen Linie AM nicht kleiner, als jede gegebene Größe wird, indem sie nie kleiner wird als die Entfernung cr von CR. Die grade Asymptote kann als eine Tangente der krummen Linie betrachtet werden, die sie erst in unendlicher Entfernung berühret, oder deren Berührungspuncte eine unendliche Abscisse zugehöret. Sie muß die Abscissenlinie entweder in einem Punkte, der eine endliche Entfernung von dem Anfange derselben hat, oder in einem unendlich weit davon entfernten Puncte, d. i. nie schneiden oder, welches eben so viel heißet, damit gleichlaufend seyn. Jenen Fall siehet man Fig. 5, wo die Asymptote KC die Linie, worauf die Abscissen genommen werden, AP in dem Puncte C schneidet; diesen siehet man Fig. 7, wo die Asymptote CR mit AP parallel ist.

Ob eine Asymptote von der letzten Art vorhanden seye und wie weit sie von der Abscissenlinie ablege, lässet sich leicht entdecken. Denn man darf nur die Gleichung der krummen Linie auf y reduciren und alsdenn x vor unendlich annehmen d. i. alle diejenige Glieder, die entweder in kein x, oder in eine niedrigere Dignität desselben als die höchste vorhandene, multiplicirt sind, = o setzen, und zusehen, ob der Werth von y endlich oder = o wird. Im letzten Falle ist die Abscissenlinie selbst die Asymptote, im ersten aber bestimmt der Werth von y die Entfernung dieser von jener. Als die Gleichung der Linie seye $x^2y - cx^2 = a^3$; also $y = \frac{a^3+cx^2}{x^2}$. Wenn a^3 aus der angeführten Ursache weggeworfen wird, so bleibet $y = \frac{cx^2}{x^2} = c$. Also liegt die mit der Abscissenlinie parallele Asymptote in der Entfernung c von jener. Hätte man die x auf einer aus dem Anfang der vorigen x mit dem y parallel gezogenen Linie und die y dagegen mit den x gleichlaufend angenommen, worüber die Bedeutungen der x und der y verwechselt worden wären; so hätte die Gleichung $xy^2 - cy^2 = a^3$ geheißen, also wäre $y^2 = \frac{a^3}{x-c}$ gewesen. Setzet man nun $x = \infty$, so ist $x - c = x$, und $\frac{a^3}{x-c}$ ein Bruch von unendlich großen Namen, also = o, und folglich auch y^2 und daher y selbst = o, also die jetzige Abscissen-Linie selbst die Asymptote. Also hätte unsere Linie die zwey angezeigte Asymptoten.

Asymptoten von der ersten Art werden gefunden, wenn man erst die Subtangente oder SP aus der Gleichung der gegebenen krummen Linie sucht (s. Subtangente)**, dann die Abscisse AP abziehet, und in dem übrig bleibenden SA, das überhaupt durch $\frac{ydx}{dy} - x$ ausgedrücket wird, wiederum wie vorher x vor unend-

* Algebr. Taf. Fig. 5.
** Fig. 5.

lich annimmt. Nachdem man solchergestalt AS vor die Tangente in unendlicher Entfernung, das heißt AC vor die Asymptote RC gefunden, so muß man auch noch AV wissen, um durch die Puncte C und V die Asymptote CVR ziehen, oder den Winkel ACR angeben zu können. Man spreche deswegen SP: PM = SA: AT und nehme in dem gefundenen Werthe von AT wiederum $x = \infty$, so findet man AV z. B. in der Apollonianischen Hyperbel ist:

$$abx + bx^2 = ay^2$$

$$\frac{abdx + 2bxdx = 2aydy}{dx = \frac{2aydy}{ab+2bx}}$$

$$\frac{ydx}{dy} = \frac{2ay^2}{ab+2bx} = SP$$

$$\frac{ydx}{dy} - x = \frac{2ay^2 - abx - 2bx^2}{ab+2bx}$$

$$= \frac{2abx+2bx^2-abx-2bx^2}{ab+2bx}$$

$$= \frac{abx}{ab+2bx}$$

$$= \frac{ax}{a+2x} = SA$$

Setzet man hierin $x = \infty$, so ist $AC = \frac{a}{2}x$; $2x = \frac{1}{2}a$. Ferner SP: PM = SA: AT

$$\frac{2ay^2}{ab+2bx} : y = \frac{ax}{a+2x} : \frac{axy(ab+2bx)}{2ay^2(a+2x)}$$

$$= \frac{bx}{2y} = \frac{bx}{2\sqrt{abx+bx^2}} = \frac{bx}{2\sqrt{bx(a+x)}} =$$

$$\frac{\frac{bx}{a}}{\frac{2\sqrt{abx}}{a}} = \frac{bx}{2\sqrt{abx}} = \frac{bx}{2\sqrt{a}\sqrt{bx}\sqrt{a+x}} = \frac{\sqrt{bx}}{2\sqrt{a+x}} = \frac{\sqrt{abx}}{2\sqrt{(a+x)}} = AT.$$

Setzet man hierinn abermal $x = \infty$, so ist $AV = \frac{\sqrt{abx}}{2\sqrt{x}} = \frac{1}{4}\sqrt{ab}$.

Und solchergestalt wären beyde Puncte C und V bestimmt.

Es wird nicht undienlich seyn dieses Verfahren auch auf die vorige krumme Linie anzuwenden.

$$y = \frac{a^3}{x^2} + c$$

$$dy = -\frac{2a^3xdx}{x^4} = -\frac{2a^3dx}{x^3}$$

$$\frac{ydx}{dy} - x = \frac{-yx^3}{2a^3} (= SP) - x = \frac{-x^3y - 2a^3x}{2a^3} =$$

$$\frac{-x^3\left(\frac{a^3+cx^3}{x^3}\right) - 2a^3x}{2a^3} = \frac{-a^3x - cx^3 - 2a^3x}{2a^3} =$$

$$-\frac{3}{2}x - \frac{cx^3}{2a^3} = AS$$

Setzet man $x = \infty$, so ist dieser Werth gleichfalls unendlich, daher ist die Asymptote der Abscissen-Linie parallel. Ferner

SP: SA = PM: AT

$$\frac{-yx^3}{2a^3} : \frac{-3a^3x - cx^3}{2a^3} = y : AT \text{ oder}$$

$$x^3 : 3a^3 + cx^3 = 1 : \frac{3a^3}{x^3} + c.$$

Digitized by Google

Ist nun x unendlich, so ist $\frac{3a^3}{x^2}=0$; also die Entfernung der parallelen Asymptote von der Abscissen-Linie oder AV (fig. 1) $=c$, wie wir oben gefunden.

Verwechseln wir abermal die Bedeutungen von x und y mit einander, wie oben gleichfalls geschehen, so ist

$$dx=\frac{-2a^3\,dy}{y^3}$$

$$\frac{ydx}{dy}=\frac{2a^3}{y^2}-\frac{a^3}{y^2}-c=\frac{a^3}{y^2}-c, \text{ oder vor}$$

$$y^2 \text{ den Werth} \frac{a^3}{x-c} \text{ gesetzt,} \frac{a^3}{a^3:(x-c)}-c=\frac{-3a^3x+3a^2c}{a^3}-c$$

$$=-3x+3c-c=2c-3x, \text{ welches vor } x=\infty \text{ auch unendlich ist und eine der jetzigen Abscissen-Linie parallele Asymptote verräth. Setzen wir endlich}$$

SP: SA = PM: AT oder

$$\frac{2a^3}{y^2}:2c-3x=\quad y:\frac{3x-2c}{2a^3}\,y^3$$

und nehmen hierin $x=\infty$, also $y=0$ (weil $y^2=\frac{a^3}{x-c}$); so ist $AT=o$, d. i. die Entfernung der Asymptote von der jetzigen Abscissen-Linie ist nichts, also fällt jene auf diese, wie wir eben wiederum gefunden.

Die Entfernung läßet sich auch mit geringerer Mühe folgender Gestalt finden. Weiß man einmal, daß die krumme Linie eine mit der Abscissen-Linie parallele Asymptote hat, so muß in der unendlichen Entfernung, wo die Asymptote oder Tangente die krumme Linie berührt das dieser mit jener gemeine unendlich kleine Theilgen gleichfalls der Abscissen-Linie parallel liegen, folglich y weder zu noch abnehmen, also $dy=o$ seyn. Sobald man also durch die vorhergehende Rechnung versichert ist, daß der Fall statt hat, suche man dy und setze es $=o$, so wird sich zeigen, wie groß daselbst das y und wie weit also die Abscissen-Linie von der Asymptote entfernt seye. Als

$$x^2y-cx^2=a^3$$

$$2xy\,dx+x^2\,dy-2cx\,dx=0$$

$$x\,dy=2c\,dx-2y\,dx=0$$

$$2c\,dx=2y\,dx, \text{ wie vorher, und}$$

$$c=y$$

$$y^2x-cy^2=a^3$$

$$2yx\,dy+y^2\,dx=2cy\,dy$$

$$y\,dx=2c\,dy-2x\,dy=0$$

$$y=o, \text{ auch wie vorher.}$$

Wir nehmen hieraus ab, daß die Methode vor die Asymptoten von der ersten Art allgemein seye und auf einen Fall passe, wie auf den andern, und beschließen den Artickel mit der Anmerkung, daß die Gleichungen der Linien, die Asymptoten haben, am einfachsten ausfallen, wenn man die Coordianten auf den Asymptoten nimmt. Wenn man nur die Gleichungen der gemeinen Hyperbel, in welchen die Abscissen auf der Axe und auf den Asymptoten genommen werden, $axx+bxy=ay^2$ und $xy=a^2$, gegen einander hält, so wird man davon überzeuget.

Asyndeton. Eine Wortfigur, wodurch im Affect, um einzelne Begriffe, oder ganze Sätze desto schneller zu verbinden, und damit zugleich die Geschwindigkeit der Sache, wovon man redet, durch die Stellung der Wörter vorzustellen, die Bindewörter ausgelassen werden. So beschrieb Cäsar sehr glücklich seine schnell vollendete Expedition: ich kam, ich sah, ich siegte (veni, vidi, vici). Und Klopstock sagt von dem sterbenden Meßias:

—— Er rufte mit lechzender Zunge: mich dürstet! Rufte, trank, dürstete, bebte, ward bleicher, blutete, rufte: Vater, in deine Hände befehl ich meine Seele!

Atabale, soll eine Art von Trommeln oder Pauken bey den Mohren seyn, und die Spanier auch diesen Namen beybehalten haben.

Atabeck, heißt bey den Türken soviel, als Vater des Fürsten, und war ein Ehrentitel, welcher gewissen Herrn, die als Hofmeister bey den Prinzen vom Hause der Seldschucken gedient hatten, bengelegt wurde. Sie wurden aus Stadthaltern souveraine Herrn, und sie und ihre Nachkommen behielten diesen Titel bey. Zur Zeit der Kreuzzüge gab es der derselben verschiedne in Syrien, Adherbidschan, und Fars oder Persien. Sie wurden von den Chowaresmiern, einer andern türkischen Nation, und den Mogoln vertrieben.

Atabulus, ist der bey mehrern alten Schriftstellern vorkommende Namen eines ungesunden und selbst den Gewächsen schädlichen schneidend kalten Windes, dem Apulien vor andern italiänischen Ländern ausgesetzet ist. Deutsch kann man ihn den Pest- oder Brandwind nennen.

Atacape. Man weiß von diesem Thier, welches unter die vierfüßigen Amphibien gehöret, weiter nichts, als daß es in Brasilien lebet, die Größe eines Wolfes hat und den Menschen sehr gefährlich ist.

Atagenvogel, s. **Fregatte.**

Atais, s. **Lucida aquilae.**

Atalagos, sind Wachthürme auf den spanischen Küsten, besonders von Valentia. Die darinn stehende Schildwachen müssen die Ihnen ins Gesicht kommende Corsaren durch ein Zeichen anzeigen, worauf die in der Gegend wohnende Landleute durch die Sturmglocke zusammen gerufen werden.

Atalanta, (ein Tagschmetterling) s. **Admiral.**

Atamaram, s. **Alte.**

Ataraxie, bedeutet in der Stoischen Philosophie den Zustand des Gemüths, in welchem man von aller Furcht und andern widrigen Bewegungen ganz frey ist. In dieser Ruhe des Gemüths setzten sie nicht ohne Grund das höchste Gut, ob sie gleich in den Mitteln, dieselbige zu erhalten, fehlten, und sie, in ihrem völligen Begriff genommen, in dieser Welt nicht erreicht werden kann. s. **Apathie.**

Atargatis, (eine Göttin) s. **Atergatis.**

Atargatis, (ein Stern) s. **Jungfrau.**

Atarta, ist der Name eines Monathes im Cappadocischen Jahre.

Ataur, s. **Stier.**

Atarmir, ist ein arabisches Wort, das bey dem Albucasis vorkommt. Man verstehet diejenige Heilart des Auges darunter, wenn zwischen den natürlich stehenden Haaren der Augenlieder andere hervorwachsen, die eine widernatürliche Richtung haben, und dadurch dem Auge schaden. s. **Augenliederhaare** (doppelte).

Atbach, ist eine von den cabbalistischen Versetzungen der Buchstaben, um aus einen oder mehrern Worten, einen verborgenen Sinn herauszubringen. Der Schlüssel dazu ist dieser. Die sämmtlichen Buchstaben des Alphabeths werden in drey Classen getheilt, in deren erste diejenigen gesetzt werden, die als Zahlzeichen betrachtet, Einheiten ausmachen, und allemal zwey mit einander verbunden werden, die zusammen zehen ausmachen; in die zweyte Classe kommen die Zehner, und werden wiederum zweyen, die hundert ausmachen, zusammengesetzt, und so auch

Bayerische Staatsbibliothek München
Digitized by Google

die dritte, in welcher die Hunderter auf gleiche Art verbunden werden. Das Schema selbsten ist folgendes:

אט, בח, ין, רך
יצ, כפ, לץ, מש
קץ, רף, שן, תם

Zu diesen setzen sie doch die beyden Buchstaben הו in Verbindung. Von den beyden ersten Worten hat die ganze Art der Versetzung den Namen Atbach. Zween Buchstaben, die auf solche Art mit einander in Verbindung stehen, werden wechselsweise für einander gesetzt, א für ב, ב für ח, ל für ץ, ם für ג, ꝛc. und so auch umgewandt. Durch diese Kinderenen hecken die Cabbalisten eine Menge verborgener Erklärungen aus. Wir wollen ein Exempel davon anführen. Sprüchw. 24, 21. kommt das מרה vor, dieses verwechseln sie nach dieser Art mit סורה, welches Zeugniß bedeutet, und bringen folgenden Sinn heraus: wer seinen Knecht von Jugend auf zu jährlich hält, gegen den wird er am Ende selbsten zeugen. Kindischer könnte man wohl keine Auslegungsregeln erfinden. s. Cabbala.

Atche oder **Aetche**, ist die kleinste Silbermünze in der Türken, und eben soviel als Asper. s. daher diesen Artickel.

Ate, s. Atte.

Ate, (mythologisch) ist nach dem Berichte des Homers eine sehr ausgeartete Tochter des Jupiters, deren Namen ἄτη, Begierde zu schaden, Sünde, Unglück und Jammer, ihren Character und menschenfeindliche Neigungen schon hinreichend bezeichnet. Sie dachte auf nichts anders im Himmel, als wie sie Schaden und Verdruß unter den glücklichen Einwohnern des Olymps stiften könnte. Jupiter durch diese verabscheuungswürdigen Sitten zum Zorne gereizet faßte diese seine schändliche Tochter bey den Haaren, stürzte sie vom Olymp herab, und schwur, daß sie nie denselben wieder betreten sollte.

Homer legt dem Agamemnon in der schönen Rede, die er an die versammleten griechischen Feldherrn hält, folgende Beschreibung von ihr in den Mund. Ist nicht also, sagt dieser Feldherr des griechischen Heers zu seiner Entschuldigung, daß er dem Achilles die Briseis weggenommen, ist nicht die Göttin Ate, dieser böse Geist der Zwietracht und des Fluchs, allezeit stärker, als die Menschen sind? Weis sie nicht alle ihre Anschläge hinaus zu führen? diese schreckliche und verderbliche Tochter des Jupiters, deren Amt es ist zu schaden? Ihren ekeln Füßen dünkt es zu geringe die Erde zu betreten, sie wandelt vielmehr trutzig auf den Häuptern der Menschen einher, um sie in das tiefste Elend zu stürzen; und wenn sie in den genugsamen Zwisten, die sie erregt, nicht beyde Theile zu Grunde richtet, so wird doch der seinem Untergange nicht entrinnen, auf den sie einmal ihren Haß geworfen hat. Ließ sie nicht ehemals selbst den Jupiter ihre Macht fühlen, ob er gleich mächtiger ist, als alle Menschen und Götter? Man siehet leicht ein, daß der Dichter unter einer aus Allegorie und Moral zusammengewebten Fabel unsere überwiegende Neigung zum Bösen unter einer allegorischen Gestalt habe vorstellen wollen. Denn nachdem er das Bild dieser ungerathenen Tochter entworfen, die nach seinem Berichte den ganzen Erdboden mit unglaublicher Geschwindigkeit durchstreicht, um, so viel ihr nur möglich, übels zu thun; so setzt er hinzu daß ihre Schwestern, die eben so, wie sie, Töchter Jupiters sind, und von ihm Λιταὶ, d. i. Gebethe genennt werden, ihr allzeit auf dem Fuße folgen, um, so viel ihnen möglich ist, das Böse, welches sie anrichtet, wieder gut zu machen, daß sie aber, weil sie hinken, allzeit langsamer gehen, als ihre boshafte Schwester, und oft zu spät kommen. So ist also das Uebel allzeit geschwinder und würksamer, als die Wiedererstattung und Reue.

Einige Kirchenväter haben aus dieser Homerischen Erzehlung schließen wollen, daß die Heiden einige Kenntniß von dem Falle der bösen Engel gehabt: und Justin der Martyrer versichert sogar, daß Homer die Anlage zu dieser Geschichte aus Egypten geholet, und die Stelle gelesen, in der der Prophet Esaias von dem Fall dieser aufrührischen Geister redet. Wie sollte aber der Dichter die Schriften des um mehr als hundert Jahre jüngern Propheten haben lesen können?

Die lateinischen Dichter beschreiben diese schädliche Göttin, welche sie Discordia nennen, mit ähnlichen Farben. Sie war die Quelle der Kriege, der Zwistigkeiten unter Privatpersonen, der häuslichen Zänkereien und der Verunreinigungen in den Familien. Sie warf in die Versammlung der Götter jenen unglücklichen Apfel, der den berüchtigten Streit unter den drey mächtigsten Göttinnen verursachte, den der Vater Zeus selbsten nicht einmal zu unterscheiden wagte.

Atebras, nennt man auch ein Sublimationsgefäß.

Atechnia, heißt bey dem Hippocrates einer, der in einer Kunst unerfahren ist, und in derselben weder Vortheil noch Schaden stiften kann.

Atecnia. Hierunter versteht man, die von verschiedenen Ursachen herrührende, sowohl männliche als weibliche Unfruchtbarkeit.

Ateleia, war bey den Athenensern die Freyheit von verschiedenen Lasten des Staates, welche sie denen schenkten, welche sich um den Staat besonders wohl verdient gemacht hatten. Sie befreyte einen theils von den Aemtern, die Aufwand erfoderten, theils von allen Abgaben und Contributionen, sowohl Zoll, als Zehenden; ausgenommen die Gelder, welche zur Führung der Kriege und zur Ausrüstung der Schiffe gegeben werden mußten; von deren Entrichtung blos die Archonten frey waren. Das Geschenk dieser Ateleia war überaus selten; man findet aber doch Beyspiele von Familien, auf deren Nachkommen es sich erstreckt hatte.

Ateleis. So wurden bey den Griechen diejenigen genennt, welche von gewissen Beschwerlichkeiten im Staat frey waren. s. Ateleia. Ausserdem aber hießen diejenigen besonders so, welche freye Einfuhr des Getraides, oder jeder Waaren überhaupt hatten. Denn man findet Beyspiele, daß Staaten den Vertrag gemacht hatten, daß ihre Einwohner das Recht hätten, jeder die Häfen und Länder des andern zu befahren, ohne gehalten zu seyn Zoll zu erlegen.

Ateleteroi, sind in der griechischen Kirche die erste Classe der Catechumenen, die bey den Lateinern Audientes heißen. s. diese Artickel.

Atellanae, wurden gewisse theatralische Stücke bey den Römern genannt, welche nicht von eigentlichen Comoedianten, sondern von ihrer eignen Jugend pflegten aufgeführt zu werden. Sie haben ihren Namen von der Atella, einer Stadt der Oscier in Campanien, von welcher jetzt noch einige Trümmern vorhanden sind, zweytausend Schritte ungefehr von Aversa. Man ist über die eigentliche Beschaffenheit dieser Art von Schauspiele noch nicht recht einig. Einige halten sie blos für witzige, aus dem Stegreif vorgebrachte satyrische Einfälle, andere glauben, sie seyen nach einem Aufsatze gespielt worden. Die älteste Comoedie auf dem Theater zu Athen hatte das ergötzende zur einzigen Absicht, und ihre ál-

Digitized by Google

teste Form scheint nahe an das Possenspiel gegränzet zu haben. Wenigstens wirft Aristophanes, der Meister dieser Kunst auf der attischen Bühne seinen Vorgängern, und selbst seinen Zeitgenossen vor, daß sie Gaukeleyen machen um Kinder zum Lachen zu bewegen. Dieß scheint um so viel weniger befremdlich, da die Comödie ihren Ursprung von den Freudenfesten genommen, welche dieß freye Volk in Attika nach Einsammlung seiner Feldfrüchte feyerte. Diese Lustspiele waren persönliche Satyren des niedrigen Pöbels gegen angesehene Bürger, oder der Knechte auf ihre Herren, welche eine ausgelassene Frölichkeit durch schmutzige Einfälle zu erhöhen suchte. Dieß nemliche Schicksal hatte das alte Lustspiel bey den Römern. Und ob gleich nach und nach, so wie bey den Griechen, also auch bey den Römern die Bühne verbessert, und zur Ausbreitung der Vernunft, und Vertilgung der Thorheit gebraucht ward, so erlaubten doch letztere keinem freygebohrnen auf der Bühne zu spielen, besonders wegen der Ausgelassenheit derjenigen Stücke, welche unter dem Namen die Mimen bekannt sind. Nur den Knechten, den Freygelassenen und den Fremden war es erlaubt, diese öfters bis zur Ausschweifung und Unanständigkeit belustigende Kunst zu treiben. Die Atellanae aber machten eine Ausnahme bey dieser Verwohnheit der Römer. So wie in diesen Stücken der Character des römischen Ernstes und die Rückkehr auf züchtige Sitten hervorleuchten mußte, so war auch die Vorstellung derselben blos das Werk frengebohrner römischer Jünglinge, welche daher keine Schauspieler von Profession waren. Es schadete ihnen also diese lustige Beschäftigung keineswegs an ihren bürgerlichen Vorrechten. Sie dieneten in den Legionen, und wurden von ihrer Zunft, zu der sie gehörten, nicht ausgeschlossen. Niemand durfte ihnen auch bey dieser ihrer theatralischen Vorstellung ihre Maske abziehen, welches bey den Schauspielern von Profession üblich und eine Art von Strafe war, wenn sie ihre Rolle schlecht gespielt und deswegen vom Parterre sollten ausgezischet werden. Eine sehr vortheilhafte Vorstellung von der Würdigkeit dieser Atellanen giebt uns Cicero, welcher dieselben den Mimis, so wie die Sitten der alten ehrwürdigen Römer den Sitten seiner Zeit entgegen setzt. Die Sprache, darinnen diese Stücke abgefaßt wurden, war nicht die römische, sondern die veraltete Oskische, welche, wie es scheint, nur ein besonderer Dialect des Altrömischen dabey auch den vornehmen Römern verständlich, und wegen ihrer Simplicität angenehm war. Eine besondere Eigenschaft dieses alten Oskischen war, daß die Wörter darinnen stark abgekürzt und manche Endsylben verschlungen wurden, wie z. B. requiens statt requiescens. Die Atellanae heißen auch zuweilen bey den alten Schriftstellern wegen des Volks, bey dem sie zuerst aufgekommen, Ludi osci, Oscum Ludicrum. Es scheint, daß diese so anständigen Lustspiele nach und nach, besonders unter den Kaysern, eine veränderte Gestalt bekommen und sich nicht immer in den Schranken ihrer alten bescheidenen Lustigkeit erhalten haben. s. Exodia.

A Tempera s. Leinfarben-Malerey.

A tempo. Vor Zeiten war das Gesang der Griechen ohne bestimmte Dauer. Blos die Empfindung stößte ihnen bald ein längeres Anhalten ein, und trieb sie bald wiederum an, mit Heftigkeit etwas geschwind weiter zu gehen.

Gleichwie noch itziger Zeit der hiervon zurückgebliebene Choralgesang lauter gleiche Noten bekommt, die, wenn der Werth auch verschieden ist, nur der langen und kurzen Silbe zu gefallen da stehen.

Die übrige Musik hält sich sehr strenge an der verhältnißmäßig vorgeschriebenen Länge oder Kürtze eines jeden Tones.

Hiervon aber sondert sich das Recitativ, welches eine harmonische Declamation ist, die im Steigen oder Fallen bestimmtere Töne, als die im musikalischen Vortrage erhält. Dieses Recitativ wird ohne Zeitmas gesprochen, und nur da, wenn ein Arioso einfallen, wenn das Bild einer Schilderung, und das Gepräge einer Leidenschaft deutlich und voller Eindruck sprechen soll, schreibt man a tempo, um zu zeigen, daß sich jetzo der Sänger an eine gewisse abgemessene Dauer halten müsse.

A tempo giusto, bedeutet in der Musik, daß das vorhabende Stück eine gewisse mittelmäßige Bewegung oder billiges Zeitmas haben solle. Diese Vorschrift ist freilich sehr unbestimmend, und es wäre überhaupt zu wünschen, daß man genauer in den Worten übereein käme, zu dem Ende aber weniger willkührliche Worte beyfügte und mit der einfachsten Bedeutung der Werte Presto, allegro, allegretto, andante, andantino, larghetto, largo, adagio sich begnügte.

Ateramna, (*Ateramna*) werden diejenigen Speisen genennet, die nicht verdauet werden können.

Ateramnia, (*στρεμνια*) kommt beym Hippokrates vor, und druckt eigentlich eine Rohigkeit und unbezwingbare Härte gewisser Speisen aus; z. E. gewisse Hülsenfrüchte, die im Kochen nicht aufschwellen und mürbe werden wollen. Metaphorisch braucht man den Ausdruck auch von harten unbiegsamen Gemüthern.

Aterbabeth, das erste von den vier Büchern, welche nach der Ueberlieferung der Indianer Gott dem Brama geschickt haben soll, von welchem es die Brachmanen erhalten.

Atergatis, eine Göttin der Askaloniter in Syrien. Sie wird auch sonsten Derceto genennt. Man ist über sie so wenig, als über die andern orientalische Gottheiten einig. Sie soll nach einiger Meynung die Mutter der Semiramis gewesen seyn, und sich aus Betrübnis über den Verlust ihrer Jungferschaft in eine See gestürzt haben; weil man aber ihren Körper nicht finden konnte, so glaubte man, sie wäre in einen Fisch verwandelt worden. Andere machen eine symbolische Gottheit daraus, und verstehen darunter die Erde, oder das Principium passivum der Welt. Dieser Meynung ist Macrobius zu gethan. Athenäus macht eine wirkliche Königin in Syrien aus ihr, welche Gatis geheißen habe: weil sie eine sehr große Liebhaberin von niedlichen Speisen, und insonderheit von Fischen gewesen wäre, so habe sie befohlen, daß niemand *ατερ Γατιδος*, außer der Gatis, Fische essen sollte, und daraus wäre der Name Atergatis entstanden. Noch andere leiten diesen Namen aus dem Hebräischen her, und sagen, er wäre aus Adir: groß, und Deg: ein Fisch, zusammengesetzt, und habe also Atergatis eine große Aehnlichkeit mit dem Dagon. Endlich behaupten auch einige, es wäre eben die Gottheit, die sonsten Astarte, oder Astaroth genennt würde. Man bildet sie bis in die Mitte des Leibes als ein Frauenzimmer und unten als einen Fisch ab. Diodor von Sicilien giebt folgende Ursache davon an: Die Venus wäre von der Derceto, oder Atergatis, beleidigt worden, und hätte, um sich an ihr zu rächen, in ihr eine heftige Liebe gegen einen jungen schönen Priester erregt. Atergatis habe zum Pfand der Liebe eine Tochter mit dem Priester gezeugt; sie hätte darauf aus Verdruß den Priester aus der Welt geschafft, das Kind in eine Wüste

Digitized by Google

hingelegt, sie selbst aber habe sich in die See gestürzt, folglich kann Astarte und Atergatis nicht einerley seyn. Den Ursprung dieser Meynung wollen einige darinnen gefunden haben, weil sich die Götter, um den den Verfolgungen der Riesen zu entgehen, in allerhand Thiere verwandelt hätten, so habe sich die Venus in einen Fisch verwandelt. Man zieht eine Stelle des Ovids hieher: Pisce Venus latuit. s. die Artikel: Astarte, Derceto, Venus.

Atermoyement, ist eigentlich ein Nachlaß, den die Gläubiger freywillig ihren Schuldnern, entweder in Ansehung der Summe der Forderungen, oder in Ansehung der Zahlungsfrist, oder auf beydes zugestehen. Die Bewilligung geschieht durch die Mehrheit der Stimmen der Gläubiger vor einem Notarius, und zwar in Verhältniß der Größe der Schuldforderungen. Die Stimme eines Gläubigers von 10000 livres gilt soviel als die Stimmen von 10 Gläubigern, deren jeder 1000 livres zu fordern hat. Es müssen übrigens die Bewilligungen der Gläubiger homologirt, d. i. von der Obrigkeit bestätiget werden. Aber den Privilegirten und mit Hypotheken versehenen Gläubigern können sie nicht nachtheilig seyn.

Atesch-Dan, ist dasjenige Gefäß, worinnen bey den Parsen, oder den Persianischen Feueranbetern das heilige Feuer aufbewahrt wird. Es ist gewöhnlich von Kupfer oder von Ertzt. Man füllt es mit Asche bis an den Rand, und auf derselben wird das heilige Feuer aufbewahrt. Dieses heilige Feuer nennen sie Aderan. Eine jede Stadt muß ein solches heiliges Feuer unterhalten. Wenn das gewöhnliche Küchenfeuer dreymal gebraucht ist, so bringt man es zu gewissen Zeiten an den bestimmten Ort, und legt es in das heilige Gefäs Atesch-Dan.

Atesch-gah, ist in den Tempeln der Parsen derjenige Ort, wo das heilige Feuer aufbewahrt wird. Es ist eine kleine Kapelle, die von dem übrigen Raum des Tempels durch Gitterwerk getrennt ist. In der Mitte ist ein Stein, auf welchem das Gefäs, worinnen das heilige Feuer aufbehalten wird, steht. Niemand hat eigentlich die Erlaubnis an diesen Ort zu kommen, als die Priester, doch dürfen auch andere Parsen, wenn sie sich gehörig gereinigt und überzeitet haben, dahin kommen, und ihre Andacht daselbst verrichten. Wenn die Priester hineingehen, so tragen sie keine Schuhe, sondern Pantoffeln, und diese lassen sie, wenn sie aus der Feuerkapelle herausgehen, daselbst zurück. Zwey Priester müssen Tag und Nacht hier zu gegen seyn, und auf das Feuer Achtung geben. Zu den fünf bestimmten Tageszeiten legen sie Holz an, und verrichten ihre bestimmte Gebete. s. Feuertempel, Feuerdienst.

Athalia, s. unter Fritillarien-Schmetterlinge.

Athanasia, (*Athanasia*) sollen Medicamente von hitziger und trockner Natur seyn, die sehr würksame Kräfte gegen viele Krankheiten haben, und die Unsterblichkeit verschaffen sollen, deren Gegenwart aber heut zu Tage keiner Widerlegung mehr bedarf.

Athanasianer, ist eine Benennung, womit verschiedene Engländer, welches die Deutschen nur auch nach Gewohnheit nachäffen, die sogenannten Orthodoxen, das ist hier, Griechen, Catholiken und Protestanten, welche in der Lehre von der Dreyeinigkeit übereinstimmen, belegen, gleich als wenn diese Lehre nicht in der heiligen Schrift befindlich wäre, und nicht schon vor den Zeiten des Athanasius, und dem ersten Nicäischen Concilio A. 325. von den meisten Kirchenvätern vertheidigt würde. Diese Benennung ist erfunden worden, um den Orthodoxen aufzubürden, als wenn sie ihren Glauben blos auf das Ansehen des Athanasius gründeten, und der Schrift entgegen lehrten.

Athanasianisches Symbolum, welches auch von seinem Anfangsworte Symbolum Quicunque genennet wird. Es ist eines der drey ältesten Symbolorum in der christlichen Kirche, und hat von dem Athanasio, dem es von vielen zugeschrieben worden, den Namen. Dieser Athanasius war Bischof in Alexandrien, und wegen der Arianischen Streitigkeiten bekannt, und nach einiger Meynung soll er es bey seinem Aufenthalt in Trier, nach anderer aber zu Rom An. 341, da er seine Lehre bey einer Kirchenversammlung daselbst rechtfertigte, aufgesetzt haben. Es wird aber von den protestantischen Gelehrten beynahe durchgängig für eine diesem Kirchenlehrer fälschlich beygelegte Schrift gehalten. Denn ob man sich gleich auf eine Anführung desselben von Gregorio von Nazianz, auf eine Auslegung desselben von Gaudentio von Brixen, auf Augustinum und Isidorum von Sevilien zu dessen Ansehen beruft; so ist doch theils darinn keine deutliche Anzeige enthalten, theils sind die Schriften, woraus man es beweisen will, nie zum Vorschein gekommen, oder gar unächt und untergeschoben. Hingegen findet man darinn, und zwar im zweyten Theil, die spätern Nestorianischen und Eutychianischen Irrthümer mit solchen Kunstwörtern bestritten, die allererst in dem Chalcedonischen Concilio nach dem Tode Athanasii aufgekommen sind. Würde dieser der Urheber desselben seyn, so würde er den in dem Nicänischen Symbole festgesetzten Ausdruck: Consubstantialität, oder homousie nicht übergangen haben. Es wird in demselben das Ausgehen des heil. Geistes vom Vater und Sohn gedacht, welcher Ausdruck zu den Zeiten dieses Kirchenlehrers noch nicht bekannt war; denn hätte Athanasius schon denselben gebraucht, so würde man sich in den Streitigkeiten mit der griechischen Kirche über diese Sache auf ihn berufen haben, zumal da er in großem Ansehen in derselben war. Es würde auch dieses Symbolum von ihm nicht lateinisch, welches er nicht verstand, sondern griechisch, worinn er alle Schriften verfaßte, geschrieben seyn; daß es aber ursprünglich lateinisch ist, beweisen die Lateinismi in der griechischen Formul. Außer diesen innern Gründen, daß es Athanasio nicht zugehöre, hat man auch äußere. Nemlich man findet solches in keinen ächten Schriften desselben. In den Ueberschriften desselben in den ältesten Abschriften wird mehrentheils keines Verfassers gedacht, und wo dessen erwähnt wird, wird es entweder einem Bonifacius, oder Anastasius, oder Athanasius zugeschrieben. Vom 4ten Seculo bis zum 7ten findet man keine Spur davon, da doch manche andere Schriften ihm angedichtet worden, und es bey den Nestorianischen und Eutychianischen Streitigkeiten einen guten Nutzen hätte haben können. Athanasius hatte auch einen äußersten Mißfallen an Verfertigung neuer Symbolorum, und lehnte gegen den K. Jovinian die ihm von demselben zugemuthete Aufsetzung eines solchen Bekenntnisses aus dem Grunde ab, weil das Nicänische unverbesserlich sey. Endlich ist auch das Wort Person oder Hypostasis darinn gebraucht, welches die Griechen bis ans Ende des 4ten Seculi nicht gelten ließen, weil sie nach dem Begriff, den sie mit dem lateinischen Ausdruck verknüpften, es für Sabellianisch hielten, und der griechische Terminus bey ihnen so viel als Substanz galt. Ueber den eigentlichen und wahren Verfasser dieses Bekenntnisses sind die Meynungen sehr getheilt; doch glau-

Digitized by Google

ben die mehresten, daß es Vigilius von Tapsus verfertiget habe. Denn dieser hat mehrere Schriften unter dem Namen Athanasii gemacht, und seine Schreibart stimmt auch mit demselben am mehresten überein. In der Africanischen Kirche war wegen der einreissenden Irrthümer in derselben auch die nähere Bestimmung mancher Sätze nöthig. Doch haben auch manche es andern zugeschrieben, z. E. dem Athanasio von Speyer aus dem 7ten Seculo, welches Christoph Sandius, der mit Fleiß einen unbekannten ältern Verfasser aufsuchte, gethan hat, oder dem Hilarius von Poitou (Pictavium), dem Venantius und anderer mehr. Es ist dieses Symbolum vom 7ten Jahrhundert nur in Frankreich und Deutschland bekannt gewesen; man brauchte es zum Gottesdienst und ließ es auswendig lernen. Bey den Streitigkeiten mit den Griechen wurde es überall in der abendländischen Kirche angenommen, und auch die griechische Kirche hat es unter einigen Veränderungen eingeführt. Es besteht aus 43 Artikeln, oder, wenn nach der deutschen Ausgabe der 26ste getheilt wird, aus 44 Versen. Es hat einen Eingang, eine eigentliche Abhandlung und einen Beschluß. Die Abhandlung enthält die Lehre von der Dreyeinigkeit, der Uebereinstimmung der drey Personen in dem einigen göttlichen Wesen und dem persönlichen Unterschiede, die Lehre von Christo, der einen Person aber zwey Naturen in demselben, dem Mittleramte Christi und seinen Ständen. In dem Eingange und Beschluß wird die Nothwendigkeit und Verbindlichkeit gezeigt, die Grundwahrheiten richtig und gründlich einzusehen, zu bekennen und rein zu erhalten. Dieses Symbolum haben die Protestanten unverändert beybehalten, und es ist auch ihren Symbolischen Schriften einverleibt worden, um die Richtigkeit und Schriftmäßigkeit der darinn enthaltenen Sätze anzuzeigen.

Athanasie, Jüngling, Goldenhaar, (*Athanasia* L.) Das Geschlecht dieser Pflanze gehört in die erste Ordnung der 19ten linneischen Klasse (Syngenesia Polygamia). Der spreuige Fruchtboden, die sehr kurze spreuige Saamenkrone und der ziegelförmig geschuppte Kelch sind die vornehmsten Kennzeichen des Geschlechts. Äußerlich beschreibt Hr. von Linne die Athanasie folgendergestalt: Der Kelch ist gemeinschaftlich, eyrund, aus langzerförmigen anliegenden Schuppen zusammengesetzt. Die Krone ist zusammengesetzt, gleichförmig, länger als der Kelch, und besteht aus vielen, gleichen, trichterförmigen Zwitterblümchen, deren Mündung fünflappig, spitz und aufrechtstehend ist. Die Staubfäden bestehen aus fünf kurzen haarförmigen Trägern, auf denen röhrige cylindrische Staubbeutel sitzen. Der Stempel hat einen länglichen Fruchtknoten, einen haarförmigen Griffel, der etwas länger ist als die Staubfäden, und eine zweyspaltige stumpfe Narbe. Auf die Blüthe folgt keine Frucht, sondern der Kelch bleibt unverändert und schließt die einzelne längliche Saamenkörner ein. Die Haarkrone besteht aus sehr kurzen Borsten. Die Spreublättchen des Fruchtbodens sind langzerförmig und länger als der Saamen. Dieses Geschlecht begreift viele Gattungen unter sich, darunter aber keine einen besondern Nutzen hat. Wir führen sie also nur kürzlich an:

Die dreyzackige Athanasie, (*Athanasia trifurcata* L.) mit einfachen Blumensträußern und dreylappigen keilförmigen Blättern. Sie wohnt auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung.

Die gezahnte Athanasie, (*Athanasia dentata* L.) mit zusammengesetzten Blumensträußern und zurückgekrümmten unten linienförmigen, gezahnten, oben eyrunden sägeförmigen Blättern. Sie stammt aus Aethiopien und vom Vorgebirge der guten Hoffnung.

Die ginsterblättrige Athanasie, (*Athanasia genistifolia*) mit einfachen Blumensträußern, linienförmigen ungetheilten nackenden, gedrängt stehenden Blättern, wohnt auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung und in Aethiopien.

Die haarige Athanasie, (*Athanasia pubescens* L.) mit einfachen Blumensträußern und langzerförmigen ungetheilten zottigen Blättern; wohnt ebenfalls in Aethiopien.

Die jährige Athanasie, (*Athanasia annua* L.) mit einfachen dichte beysammenstehenden Blumensträußern und in Querlappen getheilten Blättern, welche gegen den Gipfel zu auseinander gesperrt sind. Das geruchlose Schilfenkraut ist, nach des Hrn. v. Linne neuesten Beobachtungen, eine Spielart dieser Gattung. Das Vaterland derselben ist Africa.

Die gekerbte Athanasie, (*Athanasia crenata* L.) mit einzelnen am Gipfel stehenden und linienförmigen Blättern. Sie stammt aus Aethiopien.

Die kleinblümige Athanasie, (*Athanasia parviflora* L.) mit zusammengesetzten Blumensträußern und gefiederten linienförmigen Blättern. Vormals gehörte diese Gattung unter das Geschlecht der Rheinfarrn; nach den neueren Beobachtungen des Ritters Linne aber stehet sie mit mehrerem Rechte unter der Athanasie.

Die kopfförmige Athanasie, (*Athanasia capitata* L.) Die Blumen stehen ohne Stiele auf dem Gipfel. Die Blätter sind langzerförmig, zuweilen eyrund, entweder ganz oder nur an der Grundfläche haarig. Sie stammt ebenfalls aus Aethiopien.

Die meerfenchelblätterige Athanasie, (*Athanasia crithmifolia* Linn.) Sie hat linienförmige bis zur Hälfte dreyspaltige Blätter, einfache aus sehr vielen Blümchen bestehende Sträuße, und ist der vorhergehenden Gattung sehr ähnlich.

Die sparrige Athanasie, (*Athanasia squarrosa* L.) mit eyrunden, wechselweise stehenden, stiellosen, glatten, zurückgekrümmten Blättern, welche sich in einen Stachel endigen. Die Blumenstiele entspringen seitwärts aus den Blattwinkeln einzeln, tragen nur eine Blume und sind länger als die Blätter. Das Vorgebirge der guten Hoffnung ist ihr Vaterland.

Die Strand-Athanasie, (*Athanasia maritima* L.) mit zweyblümigen Blumenstielen und langzerförmigen, gefurchten, stumpfen, wolligen Blättern. Des Saamens wegen, welcher keine Haarkrone hat, kann sie für ein Mittelding zwischen der Athanasie und der Gartencypresse angesehen werden. Die Küsten des mittäglichen Europa sind ihr Vaterland.

Athanatoi, ein Corps Truppen von zehentausend Reiter unter den alten Persern, welche als eine Leibwache des Königs anzusehen waren, und immer vollständig erhalten wurden: daher sie auch den Namen der Unsterblichen von den Griechen erhielten, als welches dieses Wort bedeutet.

Athanor, fauler Heinz, *Henricus piger*, *Henricus bonus*, *Furnus philosophicus*, *Furnus negligentiæ*, *Furnus arcanorum chemicorum*, (Chemie) eine eigene Art chemischen Oefen, die vormals bey den Scheidekünstlern sehr gebräuchlich war. Er besteht aus einem Thurme, der eine abgestumpfte Pyramide vorstellt, und bald an dem einen Ende (II. Tafel für die Chemie F. 1. 2.) bald in der Mitte (II. Tafel für die Chemie F. 2.) steht. Dieser Thurm ist inwendig hohl, und hat unter sich einen Rost, und gleich über dem Roste zu beyden Seiten

Digitized by Google

Löcher, die man mit Zügen aus Eisenblech verschließen, und durch welche man nach Belieben das Feuer aus dem Thurm rechts oder links leiten kann. Zu der Seiten des Thurms stehen mehrere Kapellen, oder auch Digerirkästen, welche oben mit Luftlöchern versehen sind. Nach der Vorschrift eines Cramers, bey welcher der Thurm an dem einen Ende steht, erbaut man in dieser Absicht von sehr feuerfesten Steinen einen viereckigen fünf bis sechs Schuh hohen Thurm; die Wände müssen ungefähr sechs Zoll dick, die innere Höhlung viereckig und ihre Seiten von zehen Zollen seyn. Dieser Thurm muß unten am Boden ein Aschenloch haben, welches sechs Zoll breit und eben sohoch ist; an dieses Loch hängt man ein eisernes Thürchen, welches auf allen Seiten einen Zoll breiter ist als das Loch, und in einen einen Zoll breiten Ausschnitt an dem Rande paßt. Zehen Zolle über dem Fußboden des Thurms legt man einen Rost von viereckig prismatischen einen Zoll starken eisernen Stäben, welche mit der Schärfe aufwärts und drepvierteel Zolle weit von einander zu liegen kommen. Ueber diesen Rost macht man ein gewölbtes Mundloch, sechs Zoll hoch und sieben Zoll breit, mit einer eisernen Thür, welche inwendig mit Häfgen befetzt, mit einem Rande versehen und mit Leimen beschlagen ist. Oben macht man den Thurm mit einer niedrigen hohlen vierseitigen Pyramide mit einem scharfen Rande an der offenen Grundfläche, oder mit einem Deckel von Eisenblech mit einer Handhabe zu, der allenthalben zwey Zoll über die Höhlung geht. Wenn nun auf diese Art der Hauptofen fertig ist, so schneidet man auf einer von beyden Seiten eine länglichte viereckige schief hinauswärts steigende Oeffnung aus, die fünfthalb Zoll hoch, zehen Zoll breit, und mit ihrem untersten Rande anderthalb oder zween Zoll über dem Rost erhaben ist. Auf dieser Seite des Thurms baut man nun eine andere Höhle von Steinen auf, deren unterster Theil ein hohles Prisma seyn soll; dieses muß sechs Zoll hoch und zwölf Zoll breit seyn, und oben als ein halb walzenförmiges Gewölbe, das mit einem halben Durchmesser von sechs Zoll beschrieben worden, zugehen, so daß die ganze Höhe in der Mitte zwölf Zoll beträgt; die Höhlung muß vorne ganz offen seyn, und mit einem eisernen Bleche zugemacht werden können, welches an seiner innern Fläche mit Häfgen versehen und zween Zoll dick mit Leimen beschlagen ist, in der Mitte aber ein rundes Loch von vier oder fünf Zoll im Durchmesser, und mit einem walzenförmigen einwärtsstehenden Rande hat; dieses Loch muß aber, weil es so eingerichtet seyn muß, daß man es, nach Erfordernis der Umstände, mit einer Thüre zumachen kann, einen Zoll haben, der einen Zoll breit und zween Zoll tief ist; dieses Blech muß ferner mit zween Riegeln, die man durch eiserne Haken in der Mauer durchsteckt, befestiget seyn, auch ist es sehr gut, wenn bey der ersten Oeffnung eine Fallthüre angebracht wird, die ungefähr sechs Linien dick eilf Zoll breit und fünf Zoll hoch ist, und an ihren beyden obersten Enden eiserne Kettchen hat, deswegen muß man in dem obern Theil der Mauer von dieser Höhlung nahe bey dem Thurme einen Riz lassen, der einen halben Zoll breit und eilf Zolle lang ist, daß er also auf beyden Seiten etwas länger ist, als die erste viereckige Oeffnung, und hinten und vorne kleine Thürchen macht, welche nach der senkrechten Seite jener Oeffnung niedergehen, und die Fallthüre einnehmen, daß sie nicht wankt. Auch muß man an der Wand des Thurms gerade über den Keller, wo die Kettchen der Fallthüre befestiget sind, zween starke eiserne Nägel einschlagen, um jeden Ring des Kettchens nach Gefallen darein zu hängen; den ganzen Riz aber eben mit Stein und Kütt zumachen und nur zwey kleine Löcher lassen, durch welche die Kettchen gehen können. Nun richtet man zur linken Seite dieser Höhlung acht Zoll hoch von ihrem Fußboden einen viereckigen Rauchfang von Ziegelsteinen auf, der vier Schuhe hoch ist, unten viertheilig, oben aber drey Zoll im Durchmesser hat, und mit einem eisernen Bleche zugemacht werden kann; dieses Blech muß einen Handgriff haben, und in einem eisernen doppelten viereckigen Rande hin und her geschoben werden können. Unter diesen Rauchfang macht man nun ferner eine viereckige Höhle, welche der erstern Höhle ähnlich ist, und bis an den Fuß einer andern walzenförmigen Höhlung aufwärts steigt; diese letztere ist acht Zoll hoch, mit einem halben Durchmesser von sechs Zollen beschrieben, und oben offen; da schmiegt sie sich einwärts und macht einen Rand, der sechs Linien breit und einen Zoll dick ist; auf diesem ruht die eiserne Kapelle, und deswegen hat er nach vornen zu einen runden Ausschnitt, der drey Zoll tief, fünf Zoll breit und vornen abschüßig ist; die Kapelle muß selbst einen ähnlichen Ausschnitt haben, und überhaupt ungefähr eilf Zoll breit, neun Zoll tief und mit einem eisernen Ringe umgeben seyn, der einen Zoll breit ist und anderthalb Zoll vom obersten Rande der Kapelle befestiget wird. Dieser zweyten Oeffnung gegen über macht man eine andere solche Oeffnung, die den beyden andern ähnlich ist, zween Zoll hoch über dem Fuße der andern Höhlung anfängt, und schief aufwärts bis in die dritte Höhlung fortgeht, welche mit der zweyten walzenförmigen Höhlung gänzlich übereinkömmt. An dem andern Ende der Mauer führt man nun einen ähnlichen Rauchfang auf, und endlich macht man zur linken Seite der dritten Höhlung noch eine solche Oeffnung, die der vorhergehenden ähnlich ist, wieder etwas höher steht, aber sich nur in die Höhlung des dritten Rauchfangs endigt, welcher wie die andern eingerichtet ist. Bey diesem Ofen hat man nun freylich die Bequemlichkeit, daß man mit einem Feuer, welches durch den Thurm eingefüllt wird, mehrere Arbeiten auf einmal, solche, die ein stärkeres Feuer erfordern, näher am Thurme, andere in einer größern Entfernung davon versehen kann, und so, vorzüglich durch die Fallthüren und das Blech den Schornstein in seiner Gewalt hat, das Feuer in eine oder mehrere Kammern zu lassen, länger zu erhalten, zu schwächen oder zu stärken: Allein diese Vortheile heben sich ziemlich auf, wenn man dagegen bedenkt, daß ein Arbeiter nicht genug ist, alle die Arbeiten recht zu verrichten, die man auf einmal in diesem Ofen vornehmen kann, daß das Feuer unmöglich immer in dem gleichen Grade und in der Ordnung erhalten werden kann, wie es die Beschaffenheit einer jeden Arbeit erfordert, daß die meisten Arbeiten langsamer, und weil man selten den rechten Grad des Feuers geben kann, unvollkommener vollbracht werden, als in den einfachen Oefen; endlich daß dieser Ofen gar nicht dauerhaft ist, sondern wegen der starken und anhaltenden Hitze, welcher er blos gestellt ist, gemeiniglich, nachdem er zwey oder dreymal gebraucht ist, unbrauchbar wird. Dies sind die Gründe, warum dieser Ofen zu unsern Zeiten ganz aus der Mode gekommen ist.

Athar, oder vielmehr Aser, sind die Traditionen, die die Muhemedaner von ihrem Propheten gesammelt haben. Sie sind nach und nach zusammen getragen worden, und man macht in der Türkey ein besonderes Studium daraus, welches man Elm Alathar, oder die Wissenschaft der Ueberlieferungen nennt. Der Imam Tahaui hat diese Sammlung angefangen, und in ein

Digitized by Google

Buch zusammen getragen, unter dem Titel: Schârh mani Alathar. s. Sumiten.

Athbasch, ist eine Versetzung der Buchstaben des Hebräischen Alphabets, wenn solches in verkehrter Ordnung unter einander gesetzt wird, auf folgende Art:

אבגדהוזחטיכלמנסעפצקרשת
תשרקצפעסנמלכיטחזוהגבא

Diejenigen Buchstaben, die unter einander stehen, werden für einander gesetzt. z. E. Jer. 51, 1. steht קמי לב כשדים mit diesen harmonirt nach dieser Art das Wort und folglich werden unter denen, die sich wider den Herrn setzen haben, die Chaldäer verstanden. Das Wort ששך Jer. 25, 26. erklären sie nach dieser Manier auf die leichteste Art durch Babel. Auf diese Art versteckten die Juden in ihren Schriften manche Lästerungen gegen unsern hochgelobten Heiland unter dieser Cryptographie. So setzen sie z. E. anstatt ישו נוצרי die Worte שמו ומלכוכו Ueberhaupt bedienen sie sich dieser Art zu schreiben, als einer Cryptographie, um den Christen, die derselben nicht kundig sind, einen blauen Dunst vor zumachen. Im übrigen ist diese fingirte Benennung aus den beyden ersten Buchstaben des obengesetzten Alphabets genommen. s. Cabale.

Atheisten, (dogmatisch) sind nach der Herleitung des Worts: Leute, die keinen Gott glauben; sie mögen nun das Daseyn Gottes ausdrücklich leugnen, oder blos unbekümmert um Gott in der Welt dahin leben. In der letztern Bedeutung kommt das Wort in der heiligen Schrift vor, Ephes. 2, 12. (nach dem Griechischen wo die Heyden so genennet werden, weil sie den wahren Gott weder gekannt haben, noch um die Erkenntnis desselben bemüht gewesen sind.) Es ist kein Zweifel, daß dergleichen Leute zu allen Zeiten unter allen Nationen, und Religionspartheyen häufig gewesen sind, und noch sind. Einige nennen dieses, wiewohl nicht eigentlich, sondern blos figürlich den practischen Atheismus, mit welchem Wort jedoch Andere eine andere Bedeutung verknüpfen, davon weiter unten. Diejenigen, welche das Daseyn Gottes selbst leugnen, heißen insofern theoretische Atheisten, weil sie Gründe vor ihre Meynung anzugeben suchen. Es sind aber viele des Atheismus fälschlich beschuldigt worden, weil sie nicht gerad nach den hier oder da hergebrachten Meynungen von der Gottheit gedacht haben. Die Griechen, welche sich einbildeten, daß nicht nur viele Götter seyen, sondern dieselben auch durch Bilder und Tempel verehrt werden müßten, hielten die Perser, weil sie weder Bilder noch Tempel hatten, für Atheisten. Aus dem nehmlichen Grund wurden die ersten Christen von den Heyden für Atheisten ausgegeben, und damit suchte man die gegen sie erregten Verfolgungen zu rechtfertigen.

Dergleichen Beschuldigungen haben mancherley Quellen. Erstlich ist es Vorurtheil und Anhänglichkeit an alte, auch wohl offenbar irrige Meynungen, warum man manchen, der in der Lehre von Gott selbst, oder auch in einer andern damit verwandten Lehre anderst gesinnt war, für einen Atheisten ausgeschrieben hat. Zum andern ist es Bosheit, weil man wohl weiß, wie sehr man einen Gegner mit dieser Beschuldigung verhaßt machen kann. Aus beyden Quellen sind die Vorwürfe geflossen, welche fast alle Religionspartheyen, sogar unter den Christen, einander selbst gemacht haben, obgleich keine derselben Atheistische Grundsätze hegt, und ihnen dergleichen nicht anderst, als durch die ungerechtesten Folgerungen beygemessen werden können. Drittens ist es Unwissenheit und Mangel der Einsicht in die Lehrsätze anderer Leute. Aus diesem Grund haben viele die Mahomedaner sogar des Atheismus beschuldigt, welches sich aber von selbst widerlegt. Eben so ist man mit den Naturalisten verfahren, welches sie, insonderheit in England, veranlaßt hat, sich den Namen der Deisten zu geben, um den der Atheisten von sich abzulehnen. Da der reine Naturalismus weder das Daseyn Gottes, noch alle Religion, sondern blos die geoffenbahrten Religionen leugnet; so ist es unbillig zu behaupten, daß der Naturalismus zur Atheisterey führe: denn es ist eben so viel als wenn man solches von der natürlichen Religion behauptete. Wenn sich einige Naturalisten oder Deisten, genannt haben, welche Atheistische Grundsätze gehegt, und alle Religion zuletzt aufgehoben haben; so kann dieses nicht von dem Naturalismus selbst gesagt werden: denn solche Leute waren in der That keine Naturalisten. (s. diesen Articel.) Es giebt Leute, welche alle Religionen für gleichgültig halten, und die man deswegen Indifferentische nennt. Man kann sie nicht für Atheisten halten, weil sie wirklich glauben, daß ein Gott sey, den man verehren müsse. Sie meynen nur, daß es gleichviel sey, auf welche Art man Gott verehre, indem ihm eine jede Art, eben deswegen, weil er sie zulasse, angenehm sey. Wenn aber Einige unter ihnen glauben, daß es gleichgültig sey, ob man überhaupt eine Religion habe, oder nicht habe, einen Gott glaube, oder nicht glaube; so ist freylich der Schritt zu dem Atheismus nicht weit. Die Zweifler oder Scepticker werden auch mit Unrecht unter die Atheisten gerechnet, mofern sie blos behaupten, daß sie von dem Daseyn Gottes nicht überzeugt wären, und also deswegen ihr Urtheil zurückhielten. Wer so zweifelt, leugnet die Wirklichkeit Gottes noch nicht. Wer aber, wie Verschiedene gethan haben, behauptet, daß gar keine Ueberzeugung von derselben möglich sey, der leugnet die Sache in der That, wenn er es auch gleich nicht Wort haben will. Und daher ist es gekommen, daß man den Atheismus in den skeptischen und dogmatischen eingetheilt hat. Der letztere wird denjenigen beygemessen, welche die Wirklichkeit Gottes nicht blos bezweifeln, sondern leugnen.

Zu dieser Unwissenheit in den lehrsätzen Anderer gesellt sich auch oft die Uebereilung im Schliessen. Man hat von verschiedenen ganzen Völkern ausgesagen, daß sie Atheistisch seyen. Und warum? Weil man bey ihnen keine Religions-Ceremonien bemerkt hat, die den Unsrigen ähnlich waren. Die Nachrichten der Alten von solchen Völkern sind insgesammt verdächtig, weil ihnen nicht nur die gehörige Kenntnis derselben abgieng, sondern sie auch durchgehends das Vorurtheil an sich hatten, alles nach ihren Grundsätzen zu beurtheilen, weswegen sie auch, Griechen sowohl als Römer, andern Völkern ihre eigne Gottheiten andichteten, weil sie bey denselbigen einige Aehnlichkeiten mit ihren Lehren und Gebräuchen bemerkten. Die Nachrichten der neuern Reisebeschreiber sind nicht besser. Nicht zu gedenken, daß Einige die Absicht haben, der Atheisterey auf eine verdeckte Art das Wort zu reden, und wenigstens zu verstehen zu geben, daß Völker und Staaten ganz und gar ohne Religion bestehen könnten; so haben sich diese Reisenden nicht lange genug unter dergleichen Nationen aufgehalten, ihre Sprache nicht verstanden, und also manche Gebräuche, die wirklich Religionsgebräuche waren, entweder gar nicht bemerkt, oder mißverstanden. Es hat auch die Erfahrung gelehrt, daß nachfolgende Reisende, welche mehr Gelegenheit hatten sich zu erkundigen, unter dergleichen Völkern mehr Re-

Digitized by Google

ligionsbegriffe angetroffen haben, als sie im Anfang selbst vermuthen konnten. Es ist also noch nicht dargethan, daß ein einziges Volk in der Welt sey, welches ganz und gar keine Begriffe von Gott und Religion hätte; und wenn es dargethan werden könnte: so würde weiter nichts folgen, als daß ein solches Volk bis zu dem tiefsten Grad der Unwissenheit herabgesunken; keinesweges aber, daß es ein Atheistisches Volk sey. Denn dazu würde erfordert, daß es das Daseyn Gottes wirklich leugnete, und wenigstens einige Gründe anzugeben wüßte.

Endlich ist der Mangel eines richtigen Begriffs von der Atheisterey auch oft die Ursache gewesen, warum man viele Leute, insonderheit unter den alten Philosophen, zu Atheisten gemacht hat, die es entweder gar nicht waren, oder welche doch einigermaßen entschuldigt werden können, weil sie nach ihrer Gedenkungsart wenigstens nicht glaubten, daß sie es seyen.

Ein theoretischer und dogmatischer Atheist, (denn nur diesem kömmt der Name mit Recht zu) ist derjenige, welcher die Wirklichkeit Gottes leugnet. Allein dieses ist zur deutlichen Einsicht in die Sache noch nicht hinlänglich; denn es ist ja wohl möglich, daß er einen Gott den Worten nach zugiebt, und denselben doch in der That leugnet; oder auch, daß er einen Gott behauptet, aber ihn so vorstellt, daß er doch zuletzt zum Unding wird.

Es sind also erstlich und in der engern Bedeutung alle diejenigen Atheisten, welche Gottes Daseyn ausdrücklich leugnen. Ihr Grund ist, daß die Welt, wie sie ist, statt finden könne, ohne daß man einen Gott zu Hülfe nehmen müßte; denn die Wirklichkeit der Welt, und der Dinge um uns herum, läßt sich weniger leugnen, als das Daseyn eines unsichtbaren höchsten Wesens. Indessen haben doch auch einige Träumer geglaubt, man könne von nichts als seiner eignen Wirklichkeit fest überzeugt seyn, wovon in den Artikeln: Idealisten und Egoisten nachzusehen ist, aus welchen sich ergeben wird, in wiefern sie Atheisten sind. Denn nothwendig folgt es nicht aus ihrem System. Die ersten können das Daseyn der Körper, die andern das Daseyn aller anderer Seelen außer der ihrigen, bezweifeln oder gar leugnen, und dennoch einen Gott glauben, von dem sie den Ursprung der Geister, oder ihrer eignen Person herleiten. Uebrigens sind diese Meynungen so ganz wider alle Gedenkungsart des Menschen, daß man zweifelt, ob es jemals Leute gegeben habe, die solches im Ernst, und nicht blos aus Begierde zu disputiren, behauptet haben.

Nach jenem Grundsatz der Atheisten braucht man keinen Gott, weil sich alles in der Welt ohne ihn ganz natürlich erklären läßt. Es giebt aber hierbey verschiedne Meynungen.

Vielleicht ist die Welt, wie sie jetzt ist, von Ewigkeit, und niemahls entstanden. Hier läßt sich weiter nichts gedenken, als daß die Dinge in der Welt einzeln und zusammengenommen, vermöge ihres Wesens nothwendig seyen, und nicht anders seyn können. Es ist aber ein gedoppelter Fall möglich. Erstlich ist Materie und Form immer die nemliche und unveränderlich; welches aber, weil es wider den Augenschein ist, niemand zu behaupten sich unterstanden hat. Oder die Materie selbst, woraus die Dinge bestehen, ist in ihrem wesentlichen unveränderlich und immer so gewesen: dabey aber hat sie auch ihre Zufälligkeiten, welche veränderlich sind. Das ist, es entstehen neue Dinge, und vergehen wiederum; es werden Dinge gezeugt, und dagegen verwesen andere: Die Materie selbst bleibt immer die nemliche und unveränderlich: Das Veränderliche betrifft nur ihre Form und Zusammensetzung. Da aber dieses doch auch seinen Grund haben muß, so sucht man denselbigen, weil sonst nichts vorhanden ist, wiederum zuletzt in dem Wesen der Materie, wodurch diese Veränderung und Bewegung, durch welche die Zusammensetzung entsteht, nothwendig erfolgen müsse. Diese Art des Atheismus hat man bald den Anaximandrischen, bald den Aristotelischen, bald den Stoischen genennt. Es ist aber noch Streit unter den Gelehrten, ob Anaximander, welcher zu der Jonischen Secte gehört, dieses gelehrt habe. Gemeiniglich behauptet man: Anaximander habe aus den Formen und Beschaffenheiten der ersten Dinge oder der Materie überhaupt, die Zusammensetzung der Dinge in der Welt hergeleitet. Diese Formen und Beschaffenheiten müssen also wesentlich und nothwendig gewesen seyn, wenn man nicht wieder nach einer andern Ursache fragen soll. Es ist zwar wahr, daß Aristoteles das Vorhergehende auch behauptet hat. (s. Aristotelische Philosophie) Aber er nahm doch dabey einen Gott an, den er ganz deutlich von der Welt unterschied, und glaubte, daß ohne Gott keine Bewegung in der Welt möglich sey. Ob er sich nun gleich hierinnen widerspricht: denn er giebt Gott mit den Veränderungen in der Welt nichts zu schaffen, sondern leitet sie aus dem Wesen der Materie selbst her, wodurch man also keinen ersten Beweger, wofür er Gott ansah, nöthig hat; so hat er doch diesen Widerspruch recht eingesehen, und kann also in so fern nicht unter die Atheisten gerechnet werden. Es ist ferner wahr, daß die Stoiker glaubten, daß alles in der Welt vermittelst einer gewissen Nothwendigkeit geschehe; aber sie nahmen doch einen Gott an, den sie von der Welt unterschieden, wiewohl sie ihn dieser Nothwendigkeit auch unterwarfen. Sie gehören also auch nicht unter diese Classe von Atheisten. (Man sehe folgenden Articel: Atheisten historisch.)

Vielleicht aber ist die Welt, so wie sie jetzt ist, entstanden, jedoch ohne Gott. Das ist: die Materie ist von Ewigkeit her nothwendig wirklich; wie bey der vorigen Meynung. Aber die Form und Zusammensetzung der Dinge aus der Materie ist zufällig und entstanden. Und wie? und woher? Vielleicht haben die Ursachen, wodurch die Theilgen der Dinge, oder die Materie, zusammengebracht worden, wiederum in vorhergehenden Veränderungen und Würkungen ihre Ursachen, und dieses fortan in alle Ewigkeit rückwärts, ohne einen Anfang jemahls zu haben. Dieses nennt man den Rückgang ins Unendliche. (Progressus *in infinitum*) welchen auch Einige behauptet haben; (s. diesen Articel) vielleicht aber haben sich die Theilgen, woraus die Dinge bestehen, durch einen Zufall, oder Ungefehr zusammengesetzt. Weil aber dieses nicht ganz begreiflich ist, so meynt man, die Gestalt dieser Theilgen sey nicht nur verschieden gewesen, wodurch das Zusammenhängen befördert worden; sondern in den Dingen selbst sey auch eine gewisse Beschaffenheit, namentlich die Schwere, welche die Bewegung hervorgebracht habe. Allein man erklärt hierdurch den Ursprung der Bewegung doch nicht eigentlich, oder muß auf die vorige Meynung zurückkehren, daß die Bewegung und Zusammensetzung der Dinge eine nothwendige Folge ihres Wesens sey. Indessen ist dieses der sogenannte Democritische und Epicurische Atheismus, welchem auch diese andere zugethan waren. (s. den historischen Articel) Vielleicht kann man auch entweder den einzelnen Theilgen, daraus die Dinge in der Welt bestehen, oder denselbigen zusammengenommen, der ganzen Welt, eine gewisse zeugende und bildende Kraft

Digitized by Google

Kraft zuschreiben, wovon das erstere Strato, das andere aber einige Anhänger des Zeno gelehrt haben sollen, von welchen man auch Benennungen dieser Art des Atheismus hergenommen hat. Es ist dieses eben das, was andere durch das Wort Natur verstehen, welcher sie alle Entstehung und Veränderung der Dinge zuschreiben, ohne daß sie die Natur der Gottheit subordiniren.

Zu der bisher angeführten Art von Atheisten in engerer Bedeutung rechnen wir auch diejenigen, welche zwar das Wort Gott gebrauchen, aber entweder blos zum Schein, um sich nicht verhaßt zu machen, wie Epicur und andere gethan haben, denen man es ansieht, daß es ihnen damit kein Ernst war; oder Gott und die Welt für eins ansehen, nicht zwey Dinge, sondern nur eins, nemlich die Welt allein, annehmen, dieselbige aber mit dem Namen Gottes belegen, und alles das von ihr sagen, was man sonst von Gott sagt, den Worten aber ganz andere Begriffe unterschieben.

Man nennt dieses gemeiniglich den Pantheismus, welches man durch Allgötterey übersetzen kann, so wie man Abgötterey, oder Vielgötterey sagt. In diesem System, welches man auch den Spinozismus nennt, weil es Spinoza (s. den historischen Artickel) ausgeschmückt hat, ist die ganze Welt zusammen genommen Gott, und ein jedes einzelne Ding in derselben ist ein Theil der Gottheit. Die vorhin angeführte Meynung, daß die ganze Welt eine zeugende und bildende Kraft habe, ist als ein Vorspiel dieses Systems anzusehen, wiewohl die Vertheidiger der blinden Kraft eben nicht gerad das Wort Gott, von der Welt oder der Natur gebrauchen. Man glaubt auch daß das System der Stoicker, in welchem Gott die ganze körperliche Welt durchdringt, und auf das genaueste mit derselben verbunden ist, dem Pantheismus nahe komme, oder auf denselbigen führe. Allein eigentlich ist das Stoische System davon hierinn unterschieden. Denn in demselbigen wird Gott und die Körperwelt oder die grobe Materie unterschieden, und die Stoicker haben das sogenannte dualistische System (s. den historischen Artickel, wie auch dualistisches System, und Ausfluß, System des Ausflusses). Man rechnet auch manche diejenigen unter die Pantheisten, welche die Gottheit als eine durch die Welt ausgebreitete Seele vorstellen, wie die alten Chaldäer, Egypter und andere gethan haben. (s. Ausfluß; ob die Chinesser, wie man gemeiniglich vorgiebt eben dieses System haben, wird im Artickel chinesische Philosophie untersucht werden.) Es ist aber solches nicht genau geredet: denn man unterschied doch die Gottheit, oder die Weltseele, von der Welt selbst, so wie man die menschliche Seele von ihrem Körper unterscheidet. (Mehr siehe in den Artickeln: Weltseele, Pantheismus, und Spinozismus.)

Alle diese bisher namhaft gemachte Atheisten leiten alles in der Welt zuletzt aus der Materie her, die sie für ewig halten, und worauf sie durch den Satz: Aus nichts wird nichts, (s. Nichts.) verfallen sind. Sie können also, wenn sie ihrem System treu sind, ganz und gar keine geistige Wesen annehmen, sondern alles ist den ihnen materiell. Sie werden daher auch Materialisten, und zwar gröber genennt, weil sie außer der Materie nichts zugeben. Von ihnen sind die feinern oder besondern Materialisten unterschieden, welche nicht nur die Würklichkeit Gottes, sondern allenfalls auch anderer Geister zulassen, nur aber von der menschlichen Seele behaupten, daß sie aus einer feinen und subtilen Materie bestehe. Wenn jene indessen doch von Geistern auch Dämonen sprechen, so verstehen sie immer nur körperliche Wesen darunter, deren Bestandtheile von einer feinern Materie sind, als die übrigen Körper.

Nun kommen wir auf diejenigen welche nur in weiterer Bedeutung Atheisten genennt werden. Es sind solches erstlich diejenigen, welche zwar einen Gott zugeben, aber sich doch einen solchen Begriff von ihm machen, daß in der That ein bloßes Hirngespinnst daraus wird. Zum andern, diejenigen, welche Grundsätze behaupten, die noch nicht atheistisch sind, aber doch leicht auf den Atheismus führen können.

Man hätte besser gethan, wenn man für diese beyden Classen von Leuten andere Benennungen erfunden, und sich des Ausdrucks der Atheisten ganz enthalten hätte. Allein die Sprachen richten sich nicht nach den Unterscheidungen der Philosophen. Wenn man einen solchen Ausdruck gebraucht hat, so war es bey Einigen zwar die löbliche Begierde, andere Leute für irrigen Vorstellungen von der Gottheit zu bewahren, und die damit verknüpfte Gefahr vorzustellen; bey andern aber ein Kunstgriff die Leute verhaßt zu machen. Weil man es indessen einmahl gewohnt ist, viele Leute Atheisten zu nennen, die es in der That nicht sind; so können wir nicht umhin hier zu erklären, in wie fern, und aus was für Ursachen solches geschieht.

Wenn man beweisen kann, daß jemand Begriffe und Grundsätze von Gott vorträgt, welche die Gottesleugnung mit in sich schließen; und zugleich darthun kann, daß derselbe dieses hinlänglich eingesehen habe, und es folglich seine Absicht gewesen sey, so kann man ihn allerdings zu den Atheisten rechnen, wenn er auch gleich das Wort Gott, beybehält. Allein bey vielen Leuten, insonderheit den meisten alten Philosophen, ist das letztere, worauf sehr viel ankommt, nicht erweislich. Man nennt diejenigen, welche atheistische Grundsätze behaupten, ohne es selbst zu wissen materielle Atheisten, (in materiellem Verstand, in abstracto, welchen Ausdruck man nicht mit dem obenangeführten Materialisten verwechseln darf.) Die übrigen aber, die die Gottesläugnung zur Absicht haben, formelle Atheisten, (in concreto;) und diese verdienen eigentlich nur den Namen.

Es gehören also hieher alle, welche solche unrichtige Vorstellungen von Gott haben, daß dieselbigen am Ende betrachtet widersprechend sind, und Gott dadurch in der That jedoch ohne ihren Willen aufgehoben wird; alle die welche sich solche nachtheilige Begriffe von Gott machen, daß der allerhöchsten Vollkommenheit Gottes, oder auch nur einer Eigenschaft, und durch eine nöthige Folge, allen übrigen so nahe getreten wird, daß dadurch Gott zu einem unvollkommenen Wesen erniedrigt wird; alle diejenigen, welche leugnen, daß Gott die Welt hervorgebracht habe, daß er sie erhalte und regiere, und in beyden Fällen mit Freyheit, ohne alle äußere Nothwendigkeit verfahre; alle endlich welche behaupten, daß die Materie ewig und von Gott unabhängig sey, daß er sie nicht erschaffen habe, wenn er auch gleich die Welt aus ihr zusammengesetzt hätte, u. s. f.

In dieser weitläuftigen Bedeutung wird die Anzahl der Atheisten sehr groß. Allein man muß bedenken, daß viele Alten, die einige der angeführten Grundsätze behaupten, die Folgen derselben nicht eingesehen haben, und also unschuldig sind; daß verschiedene dieser Grundsätze, (wie in dem historischen Artickel erinnert wird,) noch nicht so ins Klare gesetzt sind, daß man nach der bloßen Vernunft, (und weiter hatten die alten Philosophen kein Hülfsmittel) sie für ausgemacht oder irrig erklären kann; und endlich, daß wir, nachdem uns eine göttliche Offenbarung vorgeleuchtet, auch die Zeit auf

Digitized by Google

manche Entdeckungen gebracht hat, jetzo vielleicht die Richtigkeit oder Falschheit eines Satzes erweisen können, wozu man ehemahls ausser Stand war. Unsere natürliche Theologie sieht freylich ganz anderst aus, als irgend ein, auch das beste System der Alten. Aber wer weiß nicht, aus welcher Quelle wir zuletzt geschöpft haben?

Wir haben also kein Bedenken aus der Zahl der eigentlichen Atheisten alle die alte Philosophen auszunehmen, welche das dualistische System (s. **Ausfluß**) hatten, die Materie Gott gleich ewig machten, und die Schöpfung aus Nichts leugneten, wofern sie nur Gott noch etwas dabey zu thun übrig liessen. In sofern gehört Aristoteles nicht hiehre: denn er macht Gott zum ersten Urheber der Bewegung in der Welt. (s. den historischen Artickel) Da er aber leugnet, daß eine Fürsehung sey, und die Verehrung Gottes ganz aufhebt, so kann er von atheistischen Grundsätzen nicht ganz losgesprochen werden. Die **Stoicker** erkennen ebenfalls einen von der Materie unterschiednen Gott, und sind also keine Atheisten. Wenn es aber wie man gemeiniglich glaubt, wahr ist, daß Gott in ihrem System körperlich, ob gleich von der feinsten Materie ist, daß er unzertrennlich mit der gröbern Materie, oder der Welt verknüpft ist, daß er, sowohl wie diese, aus einem Ding, dem Chaos oder Universum entstanden ist, daß er einer Nothwendigkeit unterworfen ist, welche alle Freyheit ausschließt; so können auch sie nicht ganz von atheistischen Grundsätzen freygesprochen werden. Plato nimmt zwar auch die Materie neben der Gottheit an, glaubt aber, daß Gott aus derselben alle Dinge zusammengesetzt habe, daß er unkörperlich sey, die höchste Macht und Freyheit habe, und seine Vorsehung sich über alles erstrecke. Da nun ungeachtet der übrigen Träume des Plato diese Vorstellung von der Gottheit der christlichen Religion näher kommt, als alle andere Systeme der übrigen Philosophen; so sieht man, beyläufig zu erinnern, hieraus einen von den mehrern Ursachen, warum die ersten Christen die Platonische Philosophie allen andern vorgezogen haben. In dem System der alten Perser und der Magier ist Gott, ob ihm gleich ein anderes Wesen an die Seite gesetzt wird, doch genau genug von demselben und der Welt unterschieden. Es gehören also diese und andere, die ihnen gleich gesinnt waren, nicht hieher. (s. **Magier**, und einstweilen die Artickel: **Ausfluß** und **Ahriman.**)

Auch nehmen wir diejenigen aus, welche sich die Gottheit als eine Weltseele vorstellten, wofern sie solche nur von der Welt selbst unterschieden, und ihr die übrigen der Gottheit zukommenden Eigenschaften beylegten; wovon bereits oben Meldung geschehen.

Ferner müssen die Vertheidiger des Systems des Ausflusses, welche zwar auch die Schöpfung aus Nichts leugnen, aber doch die Materie aus Gott selbst herleiten, auch die Einwürkung Gottes in die Welt behaupten, ob sie gleich sonst ziemlich grobe Irrthümer hegen, von der Anzahl der Atheisten ausgenommen werden; welches auch von allen denjenigen gilt, die dieses System auf irgend eine veränderte Art angenommen haben, und davon man die vornehmsten in dem Artickel: Ausfluß namhaft gemacht findet. Insonderheit gehören dahin manche **Mysticker** und sogenannte Sonderlinge der mittlern Zeiten, welche man nicht selten der Atheisterey beschuldigt hat, weil sie freylich nicht ganz richtige Gedanken von Gott, der Materie und der Schöpfung hegten. (s. **Mysticker, Albigenser, Almaricaner** und dergleichen Artickel.)

Wenn es hinlänglich wäre diejenigen zu Atheisten zu machen, die sich irrige Begriffe von der Gottheit und ihrem Verhältniß gegen die Welt machen, so müßte man noch unzählige Partheyen, z. E. die **Anthropomorphiten**, die **Gnosticker**, die **Manichäer** u. s. w. unter die Atheisten rechnen. Es kann sogar jemand die Vorsehung Gottes leugnen, und doch noch immer einen Gott glauben, wie in dem historischen Artickel erinnert wird.

Mit noch größerm Fug könnte man alle **Heyden**, alle die der **Abgötterey** und **Vielgötterey** ergeben waren, hieher rechnen. Denn sie heben durch ihre einfältige Vorstellungen, die sie sich von den Göttern machen, Gott in der That auf. Allein alle diese und andere blos abergläubische Leute Atheisten zu nennen, ist nicht nur gegen den Redegebrauch; sondern auch unbillig, theils weil sie die Absicht nicht hatten, theils weil bey ihnen doch immer noch einige Idee von einem höchsten und obersten Gott übrig war. (s. **Abgötterey**, auch wohl **Aberglauben**)

Noch unbilliger würde es seyn, wenn man diejenigen hieher zählen wollte, welche Grundsätze hegen, die wenn sie mißbraucht werden, zum Atheismus verleiten können, aber doch in der That nicht darauf führen. Sonst müßten die, welche die Würklichkeit höherer Geister und der Unsterblichkeit der Seele leugnen, schlechthin Atheisten seyn. Es kommt in solchen Fällen alles auf die Gründe an, womit sie ihre Lehren unterstützen. Sind diese so beschaffen, daß man auch das Daseyn Gottes damit umstürzen kann; so sind sie allerdings atheistisch. Aber die Freunde derselben können nicht eher für Atheisten erklärt werden; als bis man dargethan hat, daß sie auch die Folgen derselben eingesehen haben.

Daher machen einige den gegründeten Unterschied zwischen einem **wirklichen Atheisten**, und einem Menschen der nur gewisse und einzelne **atheistische Lehren** behauptet. Hierben ist jedoch der Unterschied der Zeiten nicht aus der Acht zu lassen. Heutiges Tages da wir ungleich besser unterrichtet sind, als die Alten, kann mancher Satz als atheistisch angesehen werden, den man vor diesem nicht so ansah. Und dieses ist es, was einige wollen, wenn sie einen Atheisten im **philosophischen** Verstand von demjenigen unterscheiden, der es im **theologischen** ist. Nemlich derjenige ist im philosophischen Verstand ein Atheist, welcher Sätze von Gott behauptet, deren Falschheit aus der bloßen sich selbst gelassenen, durch keine göttliche Offenbahrung erleuchteten und aufgeweckten Vernunft, nicht erwiesen werden kann (s. den historischen Artickel.)

Man wird nicht von uns fordern, daß wir hier die Scheingründe vorlegen und entkräften sollen, mit welchen man den angeführten Systemen eine einigermaßen erträgliche Gestalt zu geben gesucht hat. Es gehöret solches am besten in andern Artickeln, als: **Nichts, Schöpfung der Welt, Ewigkeit der Materie** u. dgl.

Diese Gründe haben vielen Leuten so schwach geschienen, daß sie gezweifelt haben, ob jemals Menschen im Ernste **Atheisten gewesen** seyen. Allein die Geschichte bezeugt nicht nur solches; sondern die Erfahrung lehrt auch, daß Menschen oft auf die allerseichtesten Gründe ganze Lehrgebäude aufführen, oder im Gegentheil ihre Augen gegen die hellesten Wahrheiten verschließen. Man darf also nicht denken, daß, obgleich die Wahrheit von dem Daseyn Gottes in der ganzen Natur und bey einem jeden Augenblick gepredigt wird, nicht Leute gefunden werden möchten, die von dem Gegentheil, wir sagen nicht, überzeugt sind; denn, sonst müßte es Wahrheit seyn, son-

Digitized by Google

dern überzeugt zu ſeyn ſich einbilden, und der Stimme der Natur und ihres eignen Gewiſſens kein Gehör geben.

Es entſteht alſo natürlicher Weiſe die Frage, durch was für Urſachen Menſchen auf ſolche offenbahre Irrthümer gerathen können, und welches die Quellen der Atheiſterey ſind? Man muß, um dieſe Frage zu beantworten, einen Unterſchied unter denjenigen machen, welche aus Ueberlegung Atheiſten ſind, und denen, welche es nicht ſind. Jene haben ein gewiſſes Syſtem, ſo mangelhaft es immer ſeyn mag, wodurch ſie die Entſtehung der Welt zu erklären ſuchen, weil ſie wohl und richtig einſehen, daß wenn ſie dieſes nicht können, ihr Gebäude von ſelbſt zuſammenſtürzen muß. Andere aber bekümmern ſich wenig um die Frage von dem Urſprung der Welt, ſondern haben ſich aus gewiſſen einzelnen und abgeriſſenen Gründen, die kein ordentliches Lehrgebäude ausmachen, verleiten laſſen, das Daſeyn Gottes zu leugnen. Jenes ſind die theoretiſchen, dieſes aber die practiſchen Atheiſten. Das letztere Wort wird hier nicht wie oben, figürlich, ſondern im eigentlichen Verſtand genommen. Dieſe Leute ſind wahre Atheiſten, die deswegen practiſche genennt werden: theils weil ſie keine ordentliche Theorie von ihrer Meynung haben, und alſo in ſofern den Namen der theoretiſchen Atheiſten nicht führen können; theils weil es practiſche oder moraliſche Urſachen ſind, wodurch ſie zu dieſem Irrthum verleitet werden; d. i. Urſachen welche ihren Sitz nicht in dem Verſtand, ſondern in dem Willen haben, weswegen auch einige nicht unrecht dieſe Art des Atheismus den Atheismus des Herzens genennt haben, welches alſo kein leeres Wort iſt.

Dieſe Art Atheiſten entſteht aus mancherley Urſachen. Bey einigen iſt es Stolz, ſich über den gemeinen Haufen, der freylich einen Gott glaubt, hinauszuſetzen. Bey mehrern aber iſt es eine Folge ihrer Laſter, und der Unruhen ihres Gewiſſens. Sie haben alle Arten von Laſtern, inſonderheit Wollüſte, entweder ausgeübt, worüber das Gewiſſen aufgewacht iſt, oder wollen ſie noch ferner ausüben und den Widerſpruch ihres Gewiſſens unterdrücken. Sie wünſchen alſo, daß kein Gott ſeyn möge, der ſie dafür zur Rechenſchaft ziehen könne. Sie wünſchen es, und überreden ſich endlich daß es wirklich ſo ſey. Zuweilen mögen auch wohl einige flüchtige Ueberlegungen gemacht werden. Man ſchlieſſt aus Leichtſinn, daß kein Gott ſey, weil man ihn nicht mit den Augen des Körpers ſehen, noch begreiffen kann. Sogar Philoſophen des Alterthums ſchloſſen ſo, und es iſt dieſes ein gewöhnlicher Einwurf derſelben. Man ſchließt das nemliche aus Unmuth, weil man ſich in die Wege der göttlichen Vorſehung nicht ſchicken, weil man nicht begreiffen kann, warum Gott die Laſter nicht auf der Stelle beſtraft, warum er es uns, die wir uns viel beſſer, als andere, dünken, übel ergehen läßt, und nicht alles nach unſern Wünſchen und Einſichten regiert. So haben ebenfalls nicht nur Philoſophen im Alterthum geſchloſſen; (ſ. den hiſtoriſchen Artickel) ſondern auch heute die durch eine göttliche Offenbahrung erleuchtet worden, haben hieran öfters Anſtoß genommen. Man leugnet anfänglich nur die göttliche Vorſehung; aber hiervon iſt der Schritt zur völligen Gottesleugnung ganz leicht geſchehen.

Das Unterſcheidungsmerkmal der theoretiſchen Atheiſten iſt, daß ſie ein ordentliches Syſtem haben, woraus ſie den Urſprung der Welt zu erklären ſuchen. Alle ſo ebengenannte Urſachen können auch hier eintreten und wirken. Doch finden ſich auch noch einige beſondere. Bey einigen iſt es Begierde ihren Scharfſinn zu zeigen. Erſt diſputiren ſie gegen die gewöhnliche Meynung, und ſuchen allerley Zweifel auf. Nach und nach bringen ſie dieſe Zweifel und Einwendungen in Ordnung; ein Irrthum führt auf den andern; zuletzt haben ſie ein Syſtemchen, deſſen Lücken ſie nicht mehr ſehen, weil ſie dasſelbige ſo oft, und manchmal gegen ſchwache und der Sophiſtereyen nicht kundige Gegner, mit einigem Vortheil vertheidiget haben. Sie glauben ihren Einwürfen endlich ſelbſt, und haben das Schickſal eines Lügners, der eine von ihm erdichtete Sache am Ende ſelbſt glaubt, weil er ſie oft erzählt hat. Bey andern iſt es Mangel an Geſchicklichkeit, gewiſſe Zweifel die bey ihnen entſtehen, oder die ihnen gemacht worden, aufzulöſen. Sie finden in der Landes- und Volksreligion, worinnen ſie erzogen worden, manche, vielleicht gegründete Anſtöße. Sie wiſſen dieſelbigen nicht zu heben, und anſtatt Sätze dieſer Art zu verwerfen, oder einſtweilen ols unausgemacht bey Seite zu legen, zweifeln ſie an der ganzen Sache überhaupt. Die Geſchichte bezeugt, daß es wirklich ſo ergangen iſt. Die erſte Spur der theoretiſchen Atheiſten findet ſich unter ſolchen Völkern, bey welchen und nachdem die mancherley abgeſchmackte Theogonien und Coſmogonien, oder Erklärungen von dem Urſprung der Welt und der Götter entſtanden waren (ſ. den hiſtoriſchen Artickel, wie auch dieſe beyden Wörter ſelbſt.) Es brauchte nicht viel Witz um das Ungereimte dieſer Fabeln einzuſehen. Man leugnete alſo die Götter, und zwar mit Recht; aber man leugnete durch einen den Menſchen in vielen Fällen ſo geläufigen Sprung im Schließen, nun Gott ſelbſt und überhaupt. Man bemerkte die widerſinnliche Erklärungen von dem Urſprung der Welt, dachte auf andere Erklärungen und fiel endlich darauf, ob man nicht; ohne einen Gott anzunehmen, die Sache dennoch erklären könne; und dieſes um ſo mehr, je gewiſſer man ſah, daß ſo viele Dinge in der Welt aus natürlichen Urſachen, ohne eine ſichtbare Darzwiſchenkunft Gottes geſchahen, manche auch wohl, wie man meynte, anderſt geſchehen würden, wenn Gott ſich der Sache annähme. Glaubte man nun Gott zur Erklärung der Begebenheiten in der Welt, und des Urſprungs derſelben, nicht nöthig zu haben, ſo war es einem Menſchen, ohne daß man ihn deswegen gerad für einen Böſewicht halten müßte, ſo ſchwer nicht, zu der gänzlichen Gottesleugnung überzugehen. Auch in den neuern Zeiten, inſonderheit als die Wiſſenſchaften aus einer langen Barbarey wieder aufſtunden, fanden ſich Leute, die aus einer oder der andern herrſchenden Religion, darinnen ſie Flecken und Ungereimtheiten entdeckt zu haben glaubten, Anlaß nahmen, erſt auf Zweifel gegen alle Religion überhaupt, und endlich auf eine gänzliche Leugnung derſelben zu verfallen.

Daß der Atheismus ein einfältiger, und dabey gefährlicher Irrthum ſey, braucht wohl keines langen Beweiſes. Man darf die oben vorgeſtellten Syſteme nur anſehen, um gewahr zu werden, daß man lauter erbettelte Grundſätze, welche mit nichts erwieſen werden können, angenommen, und Sachen behauptet, und Schlüſſe gemacht habe, die der ganzen übrigen Gedenkungsart der Menſchen, oder der allgemeinen Menſchenvernunft, ganz entgegen ſind. Wenn alle Religion ſchlechthin Irrthum wäre; ſo wäre es doch ein angenehmer und nützlicher Irrthum, der die Menſchen gut gegen einander geſinnt macht, ſie bey den größten Verdrießlichkeiten beruhigt, und mit den herrlichſten Hoffnungen erfüllt, von denen man billig wünſchen muß, daß ſie wahr ſeyn möchten, und wobey nichts zu verlieren iſt, wenn ſie falſch ſind. Mit dem Tode iſt alsdann

alles aus, und der Verehrer Gottes hat wenigstens kein schlechteres Schicksal, als der Atheist. Aber dieser wagt erstaunend viel. Wenn es wahr ist, daß ein Gott ist, der alles sieht und weiß, der das Gute auch noch nach diesem Leben belohnt und das Böse bestraft; so kann sich der Atheist, welcher Gott, der sich in der Natur so deutlich geoffenbahrt hat, nicht hat kennen wollen, unmöglich ein glückliches Schicksal versprechen. Dieses ist der berühmte Beweis von dem Sichern (*a tuto*) der jedoch eigentlich kein Beweis für die Wahrheit einer Sache, sondern nur eine Vorstellung ist, wodurch man jemand die Wichtigkeit einer Sache begreiflich und ihn zur Untersuchung derselben geneigt machen will.

Der Atheist ist ein Verbrecher, ein Rebell gegen Gott. Allein dieses kann andern Menschen kein Recht geben ihn als einen solchen zu bestrafen, wofern sie nicht darthun können, daß Gott ihnen dieses ausdrücklich aufgetragen habe; womit man zwar bey andern Menschen, die einen Gott glauben, sich rechtfertigen, bey einem Atheisten selbst aber nicht auslangen kann. So lange also ein Atheist seine Meynung, die ohnehin niemand wissen kann, bey sich behält, ist er ganz sicher. Allein sobald er seine Grundsätze äußert, und sie auf andere Menschen verbreitet; so ändert sich die Sache. Wenn dieselbigen der menschlichen und bürgerlichen Gesellschaft nachtheilig sind; so können andere Menschen allerdings verlangen, daß er sie nicht ausbreiten soll. Sie können ihn, wenn er sich nicht weisen lassen will, hindern, daß er keine Proselyten machen kann, und ihn außer Stand setzen, zu schaden; wobey aber wie in allen Fällen, die gelindesten Mittel, die möglich sind, billig erwählt werden müssen.

Seine Grundsätze sind aber der menschlichen Gesellschaft offenbahr nachtheilig. Indem der Atheist keinen Gott glaubt, so hebt er alle Furcht für der göttlichen Allwissenheit und Strafe auf. Man kann zwar wohl zugeben, daß, wie in dem historischen Artickel erinnert wird, ein Pantheist, welcher die Welt für Gott hält, einige Ehrerbietung gegen dieselbige hegen kann. Allein dieses ist höchstens bloße Hochachtung, aber weder Furcht noch Liebe, und also in eigentlichem Verstand keine Religion, die alle Atheisten gänzlich aufheben. Wer von Gott nichts zu fürchten noch zu hoffen hat, und beydes fällt bey demjenigen weg, welcher eine Welt, worinnen alles nach einer gewissen unveränderlichen Nothwendigkeit erfolgt, zu seinem Gott macht: der kann auch hieraus keine Bewegungsgründe zu seinen Handlungen hernehmen.

Die Religion, sie sey nun wahr, oder mit Irrthümern vermengt, setzt immer zum Grund, daß Gott auch die verborgensten Bosheiten wisse und bestrafe. Die Erfahrung lehrt zur Genüge, welch eine mächtige Triebfeder dieser Glaube bey den Menschen zu allen Zeiten, und unter allen Völkern zu seyn pflegt. Obgleich diejenigen welche einen Gott glauben, auch manche Laster insgeheim begehen, weil sie sich seine Allwissenheit und Gerechtigkeit nicht immer lebhaft genug vorstellen; so ist doch gewiß, daß dieser Gedanke in viel tausend Fällen dem Ausbruch einer Ungerechtigkeit oder eines andern Verbrechens Einhalt thut, und daß manchem Menschen, wenn er Böses thun will, eben das beyfällt, was Joseph sagte: Sollte ich ein solch großes Uebel thun, und wider den Herrn meinen Gott sündigen? Es war aller Anschein da, daß das Verbrechen, wozu er gereizt wurde, seinem irrdischen Herrn verborgen bleiben würde, und er konnte sich sogar von der Begehung desselbigen Vortheile versprechen. Aber die Furcht für Gott überwindet alle diese Vorstellungen und die Reitzungen einer wollüstigen Frau, welchen zu widerstehen ein junger Mensch eben sonst nicht viele Bewegungsgründe in sich selbst finden dürfte. Und so geht es in unzähligen andern Fällen, wo der Uebelthäter sich zurück hält, wenn er gleich die größte Wahrscheinlichkeit vor sich sieht, Vortheile zu erwerben, oder seine Neigungen wenigstens ungestraft zu befriedigen; und wo der Redliche andern Menschen gutes thut, ohne daß er den geringsten Schimmer von Hoffnung hat, Ehre oder Vortheil dadurch zu erwerben.

Der Atheist entzieht dem menschlichen Geschlecht diese Vortheile, und wird dadurch sein Feind. Wenn kein Gott ist, wofür sollte ich mir etwas versagen? Ich würde bereit seyn, alle mögliche Ungerechtigkeiten und Abscheulichkeiten zu begehen, wenn ich nur die Geschicklichkeit dazu hätte, alles so einzurichten, daß es mir selbst und meinem Körper keinen Schaden brächte; wiewohl ich auch diesen, da doch das menschliche Leben sogar kurz ist, nur in sofern schonen würde, als solches die Vermeidung gewiß erfolgender Schmerzen und Uebel erforderte. Ich würde alles thun was mich gelüstet, wenn ich nur Macht genug besäße, mich über alle menschliche Gesetze und Strafen hinauszusetzen, oder durch List die Sache so einzufädeln wüßte, daß alles verborgen bliebe, und folglich von Menschen nicht bestraft werden könnte.

Man sieht bald ein, daß alle Menschen eben so denken würden, und kann sich also die Zerrüttung, welche in der großen Familie der Menschen, und in der bürgerlichen Gesellschaft entstehen würde, leicht vorstellen. Niemand würde seines Eigenthums und seines Lebens mehr sicher seyn: denn es braucht, um eine Ungerechtigkeit auszuführen, weiter nichts als List genug, um nicht gestraft zu werden, oder Anhang und Gewalt genug, um den Gesetzen trotzen zu dürfen. Der Eyd ist, wenn er nicht durch allzuoftern und leichtsinnigen Gebrauch erniedrigt wird, eines der vorzüglichsten Mittel Ruhe und Ordnung in der Welt zu erhalten; aber derselbe fällt in dem System des Atheisten ganz weg. Selbst die Obrigkeit würde nicht mehr auf ihrem Thron sicher seyn. Gesetze, Gewalt, und Kriegsheere würden hierzu nichts helfen. Ein jeder würde denken, wie der Atheist denkt, und sich nicht mehr zur Handhabung der Gesetze gebrauchen lassen, wenn er seinen Vortheil bey dem Gegentheil ersahe. Er würde, wie der Atheist, nichts für gut und Pflicht halten, als was ihm selbst Vortheil bringt, und ihn dabey gegen die Gewalt anderer Menschen sicher stellt. Wird er entweder durch List, oder durch einen mächtigen Anhang stark genug, jener Gewalt auszuweichen, so wird auch diese sein Zaum mehr vor ihn seyn.

Man glaubt gemeiniglich, daß ein Atheist schlechthin allen Unterschied zwischen dem Guten und Bösen, und alle natürliche Strafen leugne. Allein, ob es gleich auch solche Atheisten wirklich giebt; so ist doch dieses keine nothwendige Folge ihrer Lehre. Ein feiner Atheist wenigstens, giebt zu, daß auf gewisse Handlungen natürlicher Weise, weil es nun einmal so ist, üble Folgen kommen, um welcher willen man dieselbigen unterlassen müsse. Er giebt zu, daß auch er seine Pflichten, nicht nur gegen sich selbst, sondern auch gegen andere Menschen habe. Er giebt also gewissermaßen ein Naturrecht zu, wenn es gleich nicht von Gott herrührt. Aber sein Naturrecht ist von einem sehr kleinen Umfang. Warum beobachtet er Pflichten gegen andere Menschen? Weil er Hoffnung hat, daß sie ihm wieder Gutes erzei-

Digitized by Google

gen können, oder es ihm allenfalls Ehre bringen werde, welches ihm mit der Zeit vielleicht wieder Vortheile verſchaffen kann. Warum unterläßt er, andere zu beleidigen? weil er ſich fürchtet, ſie möchten ihm gleiches mit gleichem vergelten. Sein eigner Vortheil iſt alſo die einzige Triebfeder ſeiner Handlungen. Fällt die angezeigte Hoffnung weg; ſo thut er nichts gutes: verſchwindet die Furcht, entdeckt und beſtraft zu werden; ſo thut er alles mögliche böſes, wenn es ſeinen Neigungen gemäß iſt, und er für ſich Vortheil davon einzuernten hofft.

Dieſes ſind lauter ungewiſſe Folgerungen aus ſeinen Grundſätzen. So handelt er, wenn er denſelbigen gemäß handeln will; und hierzu hat er nur allzuviel Neigung. So viel Gelehrſamkeit und Spitzfündigkeit Bayle immerhin verſchwendet hat, um zu beweiſen, daß der Atheismus dem menſchlichen Geſchlecht, und dem Staat nicht ſchädlich ſey, ſondern ein aus lauter Atheiſten zuſammengeſetzter Staat gar wohl beſtehen könnte; ſo wenig hat er dieſe natürlich aus den Grundſätzen eines Atheiſten fließende Folgerungen umzuſtürzen vermocht, ſondern ſie mehr als einmal ſelbſt eingeſtanden, und am Ende ſeine Zuflucht zu einigen wenigen Erfahrungen genommen, nach welchen man Exempel habe, daß Atheiſten ruhige Bürger abgegeben, und manche Tugenden nicht nur gegen ſich ſelbſt, ſondern auch gegen ihre Nebenmenſchen ausgeübt hätten, und nicht blos mäßig, enthaltſam und keuſch, ſondern auch freygebig und großmüthig geweſen wären.

Dieſes mag ſeyn; bewieſt aber theils gar nichts, theils nichts für einen Staat von Atheiſten. Denn es iſt nicht unmöglich, daß ein Menſch zuweilen ſeinen Lehrmeynungen entgegen handle, wovon ſich mancherley Urſachen angeben laſſen. Oft iſt es Temperament, oder Ueberbleibſel von einer guten Erziehung und von Ehrbegierde. Iſt der Atheiſt, der großmüthig iſt, nothwendig keuſch? Nein! Er ſucht ſeine Ehre in der Großmuth; aber in andern Fällen handelt er ſchlechthin nach ſeinen Neigungen, und opfert den ſinnlichen Begierden alles auf. Vermöge ſeines Temperaments iſt er vielleicht mäßig, und fürchtet ſich für Krankheiten. Aber iſt er darum nun auch friedfertig oder wohlthätig? Einzelne gute Handlungen kann ein Atheiſt wohl thun; aber tugendhaft iſt er nicht, wenigſtens alsdann nicht, wenn ſeine Neigung und ſein Vortheil mit ſeiner Pflicht in Widerſpruch kommen.

Inzwiſchen mögen einige daher Gelegenheit genommen haben, den Unterſchied zwiſchen einem theoretiſchen und practiſchen Atheiſten ſo feſt zu ſetzen, daß ſie unter dem letztern denjenigen verſtehen, der ſeinen Grundſätzen, welche ſie alſo für ſchädlich halten, wirklich gemäß lebt; unter dem erſtern aber einen ſolchen, der zwar keinen Gott glaubt, aber doch ſo lebt, wenigſtens nach dem äußerlichen zu urtheilen, wie andere Leute leben, die ihn glauben, welches denn die dritte Bedeutung des Ausdrucks practiſche Atheiſten iſt. Daß dieſer Fall möglich ſey, iſt nicht zu leugnen, weil ſo viele Menſchen in andern Fällen, ſo viele Chriſten, von gewiſſen theoretiſchen Lehren völlig überzeugt ſind, denen ſie doch nicht gemäß leben. Es iſt aber doch noch die Frage: aus welchem Grund jene ehrbare Atheiſten gehandelt haben? Der vornehmſte Bewegungsgrund aller unſerer Handlungen, nehmlich das göttliche Wohlgefallen und Mißfallen, kann auf ihre Handlungen nicht gewirkt haben. Alſo war es Temperament, Furcht für der Schande und Strafe, Hofnung eines Vortheils u. d. gl. was ſie angetrieben hat; und welches für ſich nicht zu tadlen, aber zur Tugend noch nicht hinreichend iſt. Es ſteht daher ſehr dahin, wie ſich jene Atheiſten betragen haben würden, wenn nicht Furcht oder Beyfall von Menſchen ihre Handlungen gelenkt hätte. Das Naturrecht eines Atheiſten begreift alſo höchſtens nichts als die Pflichten gegen ſich ſelbſt, und einige Pflichten gegen andere Menſchen, inſofern ſich dieſe auf die Pflichten gegen ihn ſelbſt beziehen. Allen aber fehlt es an dem beſten Bewegungsgrund, der aus dem göttlichen Willen, in ſofern er aus der Natur erkannt werden kann, hergenommen wird. Zum Wohl des menſchlichen Geſchlechts und Staats tragen ſie nichts bey, als was ſie müſſen und fürchten, wie la Mettrie, nichts ſo ſehr, als den Scharfrichter, welches doch gewiß keiner der edelſten Bewegungsgründe iſt. Es iſt Geſchwätz, wenn ſie rühmen, daß die Tugend für ſich ſelbſt ſchon Reitzungen genug hätte: denn es iſt wider die Natur des Menſchen, Sachen zu verrichten oder zu unterlaſſen, von welchen nicht der geringſte Vortheil oder Schaden abzuſehen iſt. Wenn Gott Handlungen nicht beſtraft, welche Menſchen entweder aus Unwiſſenheit, oder aus Unvermögen nicht beſtrafen können; ſo iſt dem Laſter eine große Thür eröfnet. Und wenn er gute Handlungen nicht belohnt, die die Menſchen oft nicht belohnen können, und wenn ſie es könnten, nicht belohnen mögen; ſo fehlt es der Tugend an dem gehörigen Triebwerk; daß auch andere Menſchen oft aus unedlen Bewegungsgründen handeln, thut nichts zur Sache. Es iſt genug, daß ſie doch auch ſehr oft aus Furcht für Gott handeln, wodurch manches Gute geſchieht, und manches Böſe unterbleibt. Dieſes würde nicht erfolgen, wenn alle Atheiſten wären, wie in dem Staat, den man ſich einbildet. Je mehr der Menſch zu Ausſchweifungen geneigt iſt, je mehr würden ſich die Atheiſtiſche Grundſätze empfehlen, weil er ſeine Ausſchweiffungen dadurch befördern und entſchuldigen kann. Die Menſchen würden dieſelben ehrer befolgen, als ſie jetzo die Lehren der Religion befolgen, welche nicht immer mit den Wünſchen ihres Herzens übereinſtimmen. Was ſollte ſie wohl zurückhalten, jenen Grundſätzen gemäs zu leben? Und geſteht man nicht offenbar ein, daß dieſelben dem menſchlichen Geſchlecht und dem Staat ſchädlich ſind, indem man bedacht iſt, Mittel vorzuſchlagen, die Menſchen von der Ausübung derſelben abzuhalten? Was ſind das für herrliche Wahrheiten, die man nicht in Ausübung bringen darf?

Man hat noch einen Beweis von der Unſchädlichkeit des Atheiſmus durch einen Umweg zu führen geſucht, welchen Bayle ebenfalls nach Gewohnheit zu verſtärken und auszuſchmücken bemüht geweſen iſt. Man hat behauptet, daß der Atheiſmus dem menſchlichen Geſchlecht nicht ſo ſchädlich wäre, als der Aberglaube. Gut! Aber was hat man damit gewonnen? folgt daraus, daß der Atheiſmus dem Staat gar nicht, nicht in einem ſehr hohen Grad ſchädlich ſey, weil er weniger ſchädlich iſt, als Aberglaube? Und iſt es dann eine Nothwendigkeit, daß in einem Staat gerad Atheiſmus oder Aberglaube ſtatt habe, und alſo das geringſte Uebel gewählt werden müſte? Nein! Es ſind beydes Uebel, und beyde ſind in einem Staat vermeidlich, in welchem Religion, wenigſtens natürliche Religion Platz findet. Oder will man etwa dadurch zu verſtehen geben, daß alle Religion ſchon ſchlechthin Aberglaube ſey? Das hieße eine Sache als erwieſen vorausſetzen, wovon doch erſt die Frage wäre.

Es iſt aber nicht einmal gegründet, daß der Aberglaube (ſ. dieſen Artickel) ſchädlicher ſey, als der

Digitized by Google

Atheismus. Der Abergläubische hat, er mag noch so ungereimtes Zeug für wahr halten, doch immer Furcht für Gott, welcher Bewegungsgrund dem Atheisten abgeht. Die Obrigkeit behält bey dem Aberglauben noch Mittel, die Leute zum Vortheil des Staats zu lenken, die bey dem Atheismus wegfallen. "Allein der Aberglaube nimmt ja doch die unsinnigsten Dinge für Wahrheiten an." Ja! Aber thut der Atheist weniger, wenn er sich überredet, das prächtige Weltgebäude könnte aus einer Nothwendigkeit, wovon kein deutlicher Begriff möglich ist, oder gar aus einem blosen Zufall herrühren? "Der Abergläubige ist zur Verfolgung geneigt, und hat bereits unzählige Uebel auf das menschliche Geschlecht gebracht." Wohl! Aber Verfolgungsgeist ist keine Folge des Aberglaubens, sondern etwas Zufälliges bey demselben. Denn er findet sich bey vielen Menschen in unzähligen Fällen, wo ganz und gar keine Religion mit im Spiel ist. Wie manche Tyrannen haben ihre Unterthanen zerfleischt und elend gemacht, ohne daß Aberglaube der Grund gewesen wäre! Wie manches Menschenblut ist vergossen, wie manche Kriege sind geführt worden, bey welchen nicht die mindeste Beziehung auf die Religion war! Und wie selten sind nicht dagegen die Religionskriege in der Geschichte! Der Aberglaube sey so böse, als er immer wolle, (denn dieses geht die Religion nichts an;) so ist er für den Staat doch immer besser, als der Atheismus. Wenn aber Atheisten noch nicht verfolgt haben, so mögen sie solches nicht zur Tugend anrechnen. Denn ihre Anzahl war noch nie so groß, daß sie solches zu thun im Stande gewesen. Wer weiß, was sie alsdann gethan haben würden, da sie jezo schon so sehr bemüht sind Proselyten zu machen, daß man sie aus den Staaten hinauszuweisen muß. Was verschaffen sie dem Menschen, den sie zum Atheismus bekehren wollen, wohl für Wohlthaten? Und warum wollen sie für ihre Meynung Anhänger sammlen, wenn sie nicht Absichten haben? Und wohin diese gerichtet seyn mögen, ist so schwer nicht abzusehen, wenigstens zu schließen, daß wenn ihrer eine solche große Anzahl wäre, als es jezo Bekenner einer Religion, oder Anhänger einer oder der andern Art von Aberglauben giebt; sie denselbigen insgesammt übel mitspielen würden.

Ist also Atheismus dem Staat nachtheilig, so hat die Obrigkeit Recht, wenn sie ihn nicht dulden will; und dieses muß wohl so gar unwahrscheinlich nicht seyn, weil noch alle Regenten zu allen Zeiten so gedacht haben. Atheisten, die durch ihre Lehren Regenten zu gewinnen suchen, sind ihnen eben die gefährlichsten Feinde, die sie ihren Unterthanen sind. Sie nehmen ihnen ihre Rechte, die sich auf einen Gehorsam gründen, der seinen festesten Grund in dem Glauben an Gott hat, und bringen ihre Unterthanen dahin, daß sie nur eine oft leicht zu zernichtende Gewalt fürchten, sich aber an keinen Eyd der Treue, und das, was ihnen sonst heilig seyn sollte, mehr binden. Die Obrigkeit handelt daher mit vollkommenem Recht, wenn sie die Ausbreitung Atheistischer Grundsätze weder mündlich noch in Schriften erlaubt, sondern sie gehörig verhindert, der Gewinnsucht (denn diese ist doch gemeiniglich die Triebfeder) der Autoren und Buchhändler Schranken sezt, und sie als Stöhrer der öffentlichen Ruhe behandelt. Indessen ist es doch nicht rathsam Atheistische Bücher schlechterdings zu unterdrücken: theils weil sie desto mehr im Verborgenen herumschleichen; theils weil sich manche einbilden dürften, die Einwürfe der Atheisten wider die Religion seyen unauflöslich, da man sich der Gewalt bediene, solche zu unterdrücken. Wo also wahrscheinlich dieses Gift noch nicht hingedrungen ist, thut man wohl, wenn man es gänzlich abzuhalten sucht, und die Leute nicht krank macht, um sie zu heilen. Wo es aber bereits Eingang zu finden scheint, da komme man ihm mit tüchtigen Verwahrungsmitteln entgegen. Man veranstalte Schriften, worinnen die Grundsätze der Atheisten in ihrer völligen Stärke, aber auch zugleich Blöße dargestellt werden. Wenn ein Atheistischer Schriftsteller mehr thut, als die Gründe seiner Meynung mit Bescheidenheit vorzustellen; wenn er aller Religion auf eine witzige und beissende Art spottet; wenn er dabey eine reizende und verführerische Schreibart in seiner Gewalt hat: so kann eine Obrigkeit, der, wie billig, das Wohl des Staates anliegt, den Druck und die Ausbreitung einer solchen Schrift schlechterdings nicht erlauben. Denn es ist bekannt, daß Spöttereyen und Witz auf den größten Theil der Leser mehr vermögen, als Gründe.

Wer einen Atheisten eines Bessern belehren will, muß zuvor wissen, was für einem Systeni er zugethan ist, welche Beweise er gebraucht und was er für eine Gemüthsart hat. Ist er ein blosser Spötter, so muß man ganz anderst zu Werk gehen, als wenn man mit einem ernsthaften und sonst vernünftigen Menschen zu thun hat. Jenen muß man mit den nehmlichen Waffen abweisen, mit welchen er ficht, und es ist ein Mißverstand, wenn man glaubt, daß dieses unschicklich sey, und die Religion erniedriget werde, wenn man sich zur Vertheidigung derselben der Spöttereyen und Satyre bedient. Denn in der That bedient man sich ihrer nicht, um die Wahrheit der Religion zu beweisen; sondern blos um die einfältigen Einwürfe abzulehnen, dieselbe in ihr gehöriges Licht zu stellen, den Gegner, und die Zuhörer oder Leser aufmerksam zu machen, und ihnen handgreiflich zu zeigen, daß Spotten keine Kunst, worauf man sich viel einzubilden habe, und Spöttereyen kein Beweis für oder wider eine Lehre seyen, eben deswegen, weil man sie auf beyden Seiten mit gleichem Erfolg gebrauchen kann. Wobey es sich jedoch von selbst verstebt, daß man auf die Umstände der Zeit, des Orts, und der Personen Rücksicht nehmen, und die Sache nicht durch Unklugheit verderben müsse. Ist der Atheist unwissend, aber doch sonst vernünftig; so muß man, wie mit einem Kinde, mit ihm verfahren, ihm die ersten Grundsätze der menschlichen Vernunft aus unleugbaren Exempeln des gemeinen Lebens absondern, und sie hernach, ohne daß er es voraussieht, auf seine Meynung anwenden, oder mit einem andern Wort, die Socratische Lehrart gebrauchen. Ist er gelehrt; so muß man ihn dahin zu bringen suchen, daß er seine Beweise seiner Meynung vorbringt, worauf alsdann leicht zu antworten seyn wird. Hat man ihn aus Beyspielen des gemeinen Lebens überzeugt, daß alle Wirkungen ihre Ursachen haben, daß kein Gebäude von selbst entsteht, daß kein Mensch aus dem Schlamm des Nils, wie ehemals einige glaubten, hervorgeht, sondern durch die Erzeugung wirklich wird, daß in der Welt viele veränderliche Dinge sind, die doch einigen Grund haben müssen u. s. f. so wird er sich nicht enthrechen können, zu gestehen, daß die ganze Welt einen Grund ihres Daseyns haben müsse; welches auch wirklich alle Atheisten, selbst diejenigen, die den Zufall dafür angeben, eingestanden, und eben deswegen Erklarungsarten und Systeme erbauet haben. Hierauf wird es nicht schwer seyn, ihn zu bewegen, daß er sich einläßt, und seine vermeynliche Gründe vorlegt, wobey man denn über-

Digitized by Google

haupt alle Bescheidenheit, Sanftmuth und ein liebreiches Betragen beobachten muß. Er wird alsdann bald gewahr werden, daß er die Einrichtung des Weltgebäudes, ohne Gott zu Hülfe zu nehmen, nicht begreiflich erklären kann.

Atheisten, (historisch) Daß der Atheismus darinn bestehet, daß man das Daseyn Gottes leugnet, ist bald gesagt. Wenn man aber glaubt, den Atheismus hiedurch vollkommen genau bestimmt zu haben, so irrt man sehr. Es gehört aber keine große Belesenheit in der philosophischen Geschichte dazu, um zu wissen, daß man noch bis diese Stunde nicht einig ist, ob manche Meynungen atheistisch sind oder nicht. Daraus folgt unstreitig, daß man noch die Gränzen dieses Begriffes nicht vollkommen genau bestimmt hat. Und dies läßt sich auch in einigen Fällen jetzt noch nicht thun, weil verschiedene Meynungen noch, nach blos philosophischen Gründen, nicht bis zur vollkommenen Evidenz gebracht sind; so daß man mit fester Zuversicht sagen kann, sie enthalten eine wahre Gotteslеugnung. Theils dies zu bestätigen, theils auch die Gränzen des Atheismus näher zu bestimmen, wollen wir die vornehmsten atheistischlautenden Meynungen etwas genauer betrachten. Man sieht leicht voraus, daß man bey ihrer Beurtheilung weder den Maasstab der Religion überhaupt, noch auch den irgend eines besondern Religionssystems; sondern allein den der Philosophie gebrauchen muß. Nach den Vorschriften der geoffenbarten Religion sind manche Sätze atheistisch, die der Philosoph nicht dafür erkennt, weil seine Gründe nicht Religionsgründe sind; wo aber die Rede vom Atheismus als einer philosophische lehre ist, da muß man auch allein nach philosophischem Grunde entscheiden.

1) Die Lehre, daß diese Welt blos durch einen Zufall entstanden sey, folglich auch blos durch Zufall und physische Ursachen regiert wird, ist unstreitig atheistisch; denn dadurch wird der Satz, daß es ein von der Welt unterschiedenes, verständiges, ewiges Wesen giebt, welches die Welt eingerichtet hat, geradezu umgestossen. Das Atheistische dieser Lehre wird dadurch nicht aufgehoben, daß man gewisse vollkommene, selige Wesen annimmt, die aber mit der Welt in gar keiner Verbindung stehen; denn theils läßt sich das Daseyn solcher Wesen gar nicht beweisen, sie sind folglich nichts als Hirngespinste: und theils sind solche Wesen auch nicht wirklich göttlich, weil man unter Gott ein Wesen verstehet, welches auf den Weltbau und die Welterhaltung Einfluß hat.

2) Die Lehre, daß diese Welt ewig, und mit allen göttlichen Eigenschaften ausgerüstet ist, ist gleichfalls unstreitig atheistisch. Sie hebt den Grundbegriff von Gott, daß er ein von der Welt verschiedenes Wesen und Urheber der Welt ist, gänzlich auf.

3) Die Lehre, daß Gott eine gewisse Materie ist, welche sich von der Materie dieser sublunarischen Welt getrennet, und diese aus ihrem Schooße ausgestossen hat, ist gleichfalls unleugbar atheistisch. Denn dadurch wird zugegeben, daß Gott und die Welt wesentlich aus einer Materie bestehen, das ist, daß die ganze Welt ein einziges göttliches Wesen ist.

Hieraus folgt der Grundsatz: der Atheismus besteht darinn, daß man behauptet, es gäbe kein von der Welt verschiedenes Wesen, durch dessen Macht sie ihr Daseyn erhalten habe. Obgleich aber hierinn der Atheismus besteht: so ist doch nicht aller Atheismus auch nothwendig gegen alle Religion. Dies glaubt man gemeiniglich und glaubt es mit Unrecht. Denn wenn man die Welt als ein ewiges, weises, vollkommenstes Wesen ansieht: so hebt man dadurch noch nicht alle Gottesverehrung auf. Wie die Mitglieder einer Democratie, jedes einzeln genommene, sich für Theile der ganzen gesetzgebenden Gewalt ansehen, und doch dem ganzen versammelten Staat mehr Ehrfurcht, als sich selbst, erzeigen: so kann auch ein Atheist dieser Art, ob er sich gleich für einen Theil des göttlichen Wesens hält, doch für den unendlich größern Inbegriff der übrigen Theile des göttlichen Wesens wahre Ehrfurcht und Verehrung hegen. Nur diejenige Art des Atheismus zerstört eigentlich alle Religion, welche nichts als Zufall oder blinde Nothwendigkeit in der Folge aller Weltbegebenheiten erkennt.

Außer den angeführten Lehren sind auch noch folgende als atheistisch von vielen betrachtet worden: 1) die, daß Gott kein einfaches, sondern ein ausgedehntes, solides körperliches Wesen ist, welches aber übrigens alle die Vollkommenheiten besitzt, die der Gottheit sonst zugeschrieben werden müssen. Dieser Satz aber gründet sich nicht sowohl auf philosophische, als vielmehr auf theologische Grundsätze. Wer nur ein wenig mehr als bloße Compendienphilosophie weis, überzeugt sich bald, daß die Lehre von der Einfachheit des göttlichen Wesens, im allerstrengsten Verstande, verschiedenen Schwierigkeiten ausgesetzt, wenigstens noch nicht bis zur vollkommenen Evidenz gebracht ist. So lange also noch nicht unwiderleglich dargethan ist, daß ausgedehnt und solide seyn den wesentlichen Eigenschaften Gottes nicht widerspricht, darf der Philosoph seinen hierinn von der gewöhnlichen Lehre abweichenden Mitbruder nicht Atheist nennen. Es müßte denn dieser Mitbruder die grobe, theilbare und stets veränderliche Materie für Gott halten; denn von dieser läßt sich zuverschlicht sagen, daß sie den wesentlichen Eigenschaften der Gottheit widerspricht.

2) Der Satz: es giebt keine Vorsehung. In einem gewissen Sinne ist er unstreitig atheistisch; denn nemlich, wenn dadurch geleugnet wird, daß irgend ein höheres Wesen auf die Welt je Einfluß gehabt habe. Wenn aber dadurch nichts weiter behauptet wird, als daß die Gottheit jetzt in die Weltbegebenheiten keinen Einfluß unmittelbar habe: so schließt er die Gotteslеugnung nicht nothwendig in sich. Er widerspricht den Lehren, daß Gott die Welt eingerichtet und den ihrer ersten Einrichtung solche Gesetze gemacht habe, daß sie gleich einer Uhr, ohne Zuthun des Künstlers, ihren Gang geht, nicht im geringsten. Zwar wird das Axiom, daß die Erhaltung eine fortgesetzte Schöpfung ist, dadurch aufgehoben: allein diesem Axiome fehlt noch verschiedenes (wenigstens in den Augen mancher Philosophen) zum unumstößlichen Grundsatze. Nur dann erst, wenn es in einen festen Grundsatz wird verwandelt seyn, läßt sich mit Zuversicht entscheiden, daß diese Lehre atheistisch ist.

3) Der Satz: die Welt ist ewig. In einem gewissen Verstande ist er unstreitig atheistisch, wenn er nemlich sagen soll, daß die Welt gar keinen Urheber habe. In einem andern aber darf man ihn noch bis jetzt nicht unter die atheistischen rechnen. Es giebt nemlich Philosophen, welche es sehr verunstreitig und begreiflich finden, zu sagen, daß die Welt von Ewigkeit her erschaffen sey. Noch hat man die Unzereimtheit dieser Behauptung nicht unwiderleglich dargethan, und so lange dies nicht ist, kann man auch nicht mit Zuversicht sagen, daß dieser Satz den Atheismus in sich schließt.

4) Die Sätze: die Materie ist ewig, und es giebt keine Schöpfung im strengsten Verstande, haben bey

Digitized by Google

manchen ein sehr atheistisches Ansehen. Allein so lange nicht unwidersprechlich dargethan seyn wird, daß die Materie dadurch göttlich wird, daß man ihr eine ewige und nothwendige Existenz beylegt, so lange dürfen diese Sätze nicht mit dem Atheismus gebrandmarkt werden. Zwar hat man sich hin und wieder bemühet, dies zu beweisen: aber man hat die nothwendige Existenz, in so fern sie eine Folge der innern Vollkommenheiten eines Wesens ist, nicht genug von der unterschieden, die aus unsern Gründen gefolgert wird. Sagen: die Materie ist ewig, weil sie das vollkommenste Wesen ist, heißt unstreitig den Atheismus begünstigen; aber sagen, sie ist es deswegen, weil ihre Entstehung aus Nichts sich nicht denken läßt, heißt noch nicht, die Materie zu Gott machen.

Außer diesen Sätzen haben Partheygeist und blinder Eifer noch manche andere für atheistisch ausgegeben; es ist noch kein ganzes Jahrhundert, da man noch alle die Atheisten nannte, welche an der Wahrheit der geoffenbarten Religion zweifelten. Eine strengere Philosophie aber und eine ausgebreitetere Toleranz haben uns endlich gelehrt, von unsern anders denkenden Mitbrüdern gelinder und billiger zu urtheilen.

Wer ein Atheist ist, wird man aus dem vorhergehenden leicht einsehen können. Die Geschichtschreiber der Atheisten begehen darinn einen großen Fehler, daß sie alle diejenigen mit aufführen, welche irgend einmal sich eines gotteslästerlichen Ausdrucks bedient haben. Dadurch wird nun freylich die Zahl der Atheisten sehr ansehnlich; aber sehr viele werden auch gewiß unschuldigerweise zu Gottesleugnern gemacht. Und dann, wozu die weitläuftige Herrechnung der Namen, wenn man von den Meynungen der Männer keine hinlängliche Nachricht hat? Der Nutzen der philosophischen Geschichte besteht nicht in der Kenntniß der Namen, sondern der Meynungen und Gründe der Meynungen. Man wird also auf alle Fälle am besten thun, wenn man nur die Atheisten in der Geschichte aufstellt, welche ihre Meynung durch Schriften oder durch mündlichen Unterricht fortgepflanzt und bewiesen haben.

Nach dem löblichen Herkommen geschmackloser Chronikenschreiber hebt man die Geschichte der Atheisten gemeiniglich mit Erschaffung der Welt an. Um diesen langen antediluvianischen Zeitraum nicht ganz leer zu lassen, suchet man mühselig in der Bibel herum, und findet, was man suchte, eben weil mans suchte. Wenn doch ja über die antediluvianischen Atheisten etwas gesagt werden muß: so könnte man diesen Zeitraum mit folgenden Worten füllen: Da die antediluvianischen Atheisten aus einer unverzeihlichen Sorglosigkeit für ihren Ruhm, und ihre Lehren, uns nichts schriftlich hinterlassen haben; oder auch, da durch die Sündfluth alle ihre Untersuchungen weggeschwemmet sind: so werden sie uns keiner Ungerechtigkeit gegen ihre Verdienste beschuldigen, wenn wir sie ganz mit Stillschweigen übergehen.

In dem Zeitraume von der Sündfluth bis auf den Ursprung der griechischen Philosophie findet sich eben die Leere. Man ermangelt nicht, sie auf eben die Art auszufüllen, und der Geschichte dadurch einen vorzüglichen Grad des Interesse zu geben, daß man sich über die Frage zankt, ob Moses ein Atheist gewesen seyn mag? Auch Hiob und Salomo werden dabey nicht mit Stillschweigen übergangen.

Vor Entstehung der griechischen Philosophie läßt sich kein eigentlicher Atheist nennen. Denn wenn es auch gleich in den vielen vorhergehenden Jahrtausenden wahrscheinlich nicht an Irrgläubigen oder Rebellen gefehlt hat, die das Daseyn des höchsten Wesens nicht erkannten: so haben wir doch von ihnen allen zu wenig hinlängliche Nachrichten, als daß wir die Art und die Gründe ihres Atheismus deutlich einsehen könnten. Aus Gründen kann man kein Atheist seyn, ohne über die Welt und ihre Einrichtung tiefere Betrachtungen anzustellen, als der erste flüchtige Anblick heranzulassen im Stande ist. Den kann man noch keinen Atheisten im strengen Verstande nennen, der in einer Anwandlung von Unmuth oder Melancholie die Gottheit leugnet; so wenig man den einen Philosophen nennen kann, der von ohngefähr eine oder die andere philosophische Bemerkung macht. Der raisonnirende Atheismus also kann nur daher entstehen, daß man entweder in der Erklärung des Ursprungs aller Dinge einen weisen und verständigen Urheber entbehren zu können glaubt; oder auch daher, daß man aus der gegenwärtigen Einrichtung des Weltgebäudes folgert, es sey kein weises Wesen dessen Urheber. Vor allen kosmologischen Untersuchungen läßt sich folglich kein eigentlich raisonnirender Atheismus denken, und daraus sieht man, woher es gekommen ist, daß mit Entstehung kosmogonischer Systeme bey den Griechen auch zugleich der Atheismus entstanden ist.

Aus der Jonischen Schule hat man verschiedene Philosophen in neuern Zeiten unter die Atheisten gerechnet. Daß die Gründe dazu nicht völlig überzeugend sind, haben Bruder und andere dargethan: diese also müssen in der Geschichte der Atheisten schon darinn übergangen werden, weil es wo nicht gewiß ist, daß sie es nicht gewesen sind, doch wenigstens sehr ungewiß, daß sie es gewesen sind. s. Joniker.

Mit eben so wenigem Rechte lassen sich die Pythagoräer und ersten Eleatiker zu den Atheisten zählen. Vom Pythagoras und seinen ächten Anhängern ist es gewiß, daß sie es nicht waren. s. Pythagoräer Von den ersten Eleatikern, dem Xenophanes, Parmenides u. s. w. aber ist es noch bis jetzt sehr zweifelhaft. Ihre Systeme sind in so räthselhafte Ausdrücke gehüllt, und die Alten haben uns diese Räthsel so wenig entdückt, daß es Verwegenheit seyn würde, sie wegen einiger Ausdrücke, die doch einen guten Sinn haben können, zu Atheisten zu machen. s. Eleatiker.

Der erste in diesen Systeme offenbarer Atheismus liegt in Leucipp. Zwar finden wir nicht, daß er den Satz: es ist kein Gott, zu beweisen gesucht hätte: allein er erklärt doch die Entstehung des Weltgebäudes so, daß alles vom blinden Zufalle abhieng. Die bloße Schwere brachte die im unendlichen Raume schwebenden Atome zusammen, und diese zufällige Versammlung bildete Welt systeme. Nach diesen Grundsätzen gab es kein von der Materie verschiedenes, und über die leblose Materie durch Verstand und Weisheit erhabenes Wesen, welches die Welt nach einem gewissen Plane gebildet hätte.

Von Leucipp nahm dieses System sein Schüler Demoerit an. Auch er lehrte, daß das Weltgebäude aus dem ohngefähren Zusammenflusse der Atomen entstanden sey, ohne daß die weise Hand eines von der Materie verschiedenen Werkmeisters den geringsten Einfluß dabey gehabt hätte. Um diese Lehre noch mehr bestimmt zu machen, läugnet er auch die Weltseele, als wodurch, nach der Denkungsart der Alten, alle Weisheit sowol in der Entstehung als auch in der Regierung der Welt völlig ausgeschlossen wurde. Denn wenn gleich manche die Materie von Gott ausfließen ließen: so behaupteten sie doch, es habe sich aus dem edlern und geistigen Theile der Materie ein Wesen gebildet, welches die Welt belebe

und
Digitized by Google

und mit Weisheit regiere. Diese also, obgleich in den ersten Grundsätzen atheistisch gesinnt, leiteten sie doch hernach so, daß die Folgerungen der Verehrung Gottes nicht ganz entgegen stunden. Um aber doch den Pöbel und die Priester nicht ganz gegen sich aufzubringen, lehrte Democrit die Existenz der Dämonen, das ist, gewisser göttlicher Wesen, welche den Menschen manchmal erscheinen und ihnen Warnungen mittheilen. Diese göttlichen Wesen, sagt er, haben Menschengestalten und eine übermenschliche Größe. Sie entstehen daher, daß sich die Atomen manchmal zufälligerweise so aneinander hängen, daß eine menschliche Figur dadurch gebildet wird. Einige von ihnen helfen, andere aber schaden den Menschen. Sie sind aber dabey vergänglich; denn wie die Atomen zusammenfließen, so zerstreuen sie sich auch wieder. Man sieht leicht, daß diese Götter nur Titulargötter sind, indem sie von den wesentlichen Eigenschaften der Gottheit keine einzige an sich tragen. Zur Vereinigung des Systems aber mit der Volksreligion waren sie genug bequem; denn nach der Mythologie sind Jupiter, Juno, und wie sie weiter Namen haben, nichts anders als große übermenschliche Wesen, die den Menschen schaden oder helfen können, ohne jedoch an dem Weltbau den geringsten Antheil zu haben. Nur darin sind die mythologischen Götter besser, als die democritischen, daß sie unsterblich sind.

Democrits Schüler Protagoras wurde wegen des Atheismus aus Athen verbannt, und seine Bücher wurden öffentlich verbrannt. Nach einem solchen Urtheilsspruch sollte man billig keinen Anstand nehmen ihn zu den Atheisten zu rechnen, wenn nicht folgende Betrachtungen eine Zurückhaltung des Urtheils forderten. Protagoras dogmatisirte eigentlich gar nicht; er gebrauchte die von Democrit erlernte Philosophie und seinen eigenen Verstand blos dazu aber alles zu disputiren, weil er fand daß disputiren einträglicher sey als philosophiren. Denn indem er junge Leute jeden Satz behaupten und bestreiten lehrte: so bereitete er sie als Redner und Demagogen vor dem großen Haufen zu glänzen. Und Demagog zu seyn fand man wichtiger als Philosoph zu seyn. Protagoras also, der vom Democrit an manchen Dingen zweifeln gelernt hatte, die man nach dem gemeinen Menschenverstande für ungezweifelt hält, gab diesem Zweifel diejenige Ausdehnung, die sich für sein Interesse am besten schickte, das ist, er behauptete, es liese sich an allem zweifeln. Voll dieser Zweifelsucht hatte er ein Buch geschrieben, worin der Hauptsatz der war: Ob es Götter giebt oder nicht giebt, kann ich nicht mit Gewißheit bestimmen, denn es giebt viele Ursachen warum sich dies nicht wissen läßt; die gänzliche Ungewißheit aller Dinge nemlich, und die Kürze des menschlichen Lebens. Er hatte diesem zu folge nicht positiv behauptet daß kein Gott sey; sondern nur, daß es nicht vollkommen gewiß sey, daß einer existire. Nun aber kann man nicht sagen, daß der ein Atheist ist, welches am Daseyn Gottes zweifelt, ohne es weder zu bejahen noch zu verneinen. Um mit Gewißheit entscheiden zu können, nach welcher Seite sich Protagoras mehr geneigt habe, müßte man das Buch selbst haben.

Diagoras aus der Insel Melos, ein anderer Schüler Democrits wird von einigen unter die Atheisten, von andern aber nur unter die Verächter der Volksreligion gesetzt. Es hatte ihm jemand einen Psalm gestohlen, sich frey geschworen, und hernach durch Bekanntmachung dieses Lobgedichtes großes Lob erworben. Diagoras erwartete ihn von den Göttern gestraft zu sehen, und als die Strafe ausblieb, schrieb er ein Buch worin er das Daseyn Gottes bestritt. Die Athener verbannten ihn, und ließen dem ein Talent zur Belohnung versprechen, der den Diagoras würde ums Leben gebracht haben. Ihn zu vertheidigen, sagt man, hat dazu blos gegen die heidnischen Götter geschrieben; und es sey schon in jenen Zeiten Mode gewesen, diejenigen für Atheisten zu erklären, die die Volksreligion bestritten. Allein eine scharfe Prüfung hält dieser Grund nicht aus; theils weil Diagoras Democrits Schüler war, und man nicht findet, daß er im Democritischen System das geringste geändert hat. Theils aber auch, weil die Veranlassung zu seiner Gottesleugnung so beschaffen war, daß er nicht nur die Griechischen, sondern überhaupt alle und jede Gottheiten leugnen mußte. Denn nach der Art wie er aus seinem Unfalle schloß es ist kein Jupiter, weil er den Meineyd nicht bestraft, mußte er schließen, es ist überhaupt keine Gottheit, weil Verbrechen ungestraft in der Welt hingehen. Vorausgesetzt also daß Democrit seinen Atheismus nicht anders als durch sein System bewiesen hat (denn wir finden nicht daß er die Gründe von der Zulassung des Uebels, der scheinbaren Unordnung in der Welt u. s. w. gegen das Daseyn Gottes gebraucht habe); müßte man sagen, daß Diagoras den Kleatischen Atheismus mit neuen Beweisen verstärkt habe. Denn auch von Protagoras lesen wir nirgends, daß er sich dieser Art zu schließen bedient habe.

Aus Aristipps Schule sind verschiedene des Atheismus beschuldigte Männer gekommen, zuerst Theodor, welcher erstlich den Beynamen Atheist, hernach aber Gott führte. Er hatte ein Buch geschrieben, worin die Volksreligion auf das stärkste angegriffen wurde. Deswegen verbannten ihn erst die Cyrenäer, und hernach auch noch andere Städte. Ueber die Dürftigkeit seines Atheismus wird noch sehr gestritten. Die ihn entschuldigen führen an; daß die ältesten und glaubwürdigsten Schriftsteller von seinem Buche weiter nichts sagen, als daß die Volksreligion darin sey verworfen worden; daß man folglich auf seine Verbannungen hin, ihn noch nicht für einen Atheisten erklären dürfe. Dieser Grund würde von großem Gewichte seyn, wenn nicht eine Nachricht vorhanden wäre, daß Epicur sich mancher Gründe Theodors gegen die Gottheit bedient hätte. Nun aber wissen wir aus dem Lucrez, daß Epicur den Einfluß der Vorsehung auf die Welt wegen der in der Welt herrschenden, sowohl moralischen als physikalischen Unordnung, leugnet. Wir werden also annehmen müssen, daß Epicur diese und ähnliche Gründe aus Theodors Buche entlehnte. Und daraus folgt richtig: ein Buch worin alle Vorsehung, aller Einfluß Gottes auf die Welt geleugnet wird, kann nicht blos gegen die griechische Volksreligion gerichtet gewesen seyn.

Zwar sagt man diesen Beweis zu entkräften; Epicur habe das Daseyn Gottes nicht geleugnet, folglich aus Theodors Schrift nichts eigentlich atheistisches genommen, folglich sey Theodor kein Atheist. Allein man wird nach einer kleinen Ueberlegung doch leicht zugeben, daß Epicurs Deismus um kein Haar besser ist, als Democrits Atheismus, wie unten weiter gezeigt werden soll. Zugeben daß Epicur aus Theodors Buche nicht den Satz genommen habe; die Götter wohnen unthätig in den Intermundiis; denn dieser Satz paßt nur in Epicurs System. Zugeben also daß die Gründe gegen die Vorsehung vom Epicur aus dieser Schrift genommen sind; das ist, daß Theodor alle Vorsehung in allem Verstande, folglich alle Gottheit geleugnet hat.

Digitized by Google

Hernach Euhemerus. Wegen eines Buches, worin behauptet wurde, daß alle griechische Götter ursprünglich Menschen gewesen wären, rechneten ihn die Priester unter die Atheisten. Dieser Beschuldigung sind andere Schriftsteller gefolgt; einige aber und vornemlich Kirchenväter vertheidigen ihn damit, daß er blos die griechischen Nationalgötter geleugnet habe. Zwar folgt aus dem Hauptsatze des Euhemerus weiter nichts als dies; allein es giebt doch auch Nachrichten, daß er die Frage untersucht habe, ob es Götter gebe oder nicht; und ob sie sich um die menschlichen Angelegenheiten bekümmerten? Und diese Nachrichten bestätigt Sextus dadurch, daß er versichert, Euhemerus habe behauptet, es gäbe keinen Gott. Hätte er blos von den griechischen Göttern geredet: so hätte er sagen müssen, es gäben keine Götter. Man wird also wohl am sichersten verfahren, wenn man ihn unter die Atheisten im eigentlichen Verstande stellt.

Endlich Bion der Borysthenit. Die Alten beschuldigen ihn des Atheismus, die Neuern aber entschuldigen ihn so, wie sie auch die vorhergehenden entschuldigen. Es ist wahr, unter dem was die Alten von ihm sagen findet sich nichts, woraus man sicher folgern könnte, daß er alle Gottheit geleugnet habe. Allein da er doch die Götter sehr verspottet, und dabey den Theodor gehört hat: so wird es sehr wahrscheinlich, daß er nicht besser als sein Lehrer gewesen seyn mag.

Aus der Megarischen Schule hat sich Stilpo des Atheismus dadurch verdächtig gemacht, daß er die Gottheit der Minerva geleugnet hat. Er legte jemanden die Frage vor, ob Minerva Jupiters Tochter, ein Gott wäre? Als dieser es bejahte; erwiederte er: diese Minerva kommt nicht vom Jupiter, sondern vom Phidias; also ist sie kein Gott. Man verklagte ihn deswegen beym Areopagus und er wickelte sich dadurch los, daß er sagte, sie wäre kein Gott, sondern eine Göttin. Hieraus folgt noch nicht, daß er das Daseyn Gottes geleugnet hat; eher aber daraus, daß er dem Crates auf die Frage; ob die Götter an Gebeten und Verehrungen sich vergnügten? zur Antwort gab, frage mich nach solchen Dingen nicht auf der Straße; sondern allein, und unter uns. Diese Antwort beweist, daß er seine wahre Meynung darüber nicht öffentlich sagen wollte, das ist, daß er keine göttliche Vorsehung und Regierung der Welt glaubte. Zwar würde auch hieraus der Atheismus sich noch nicht folgern lassen; weil man einen Gott und eine göttliche Regierung der Welt annehmen kann, ohne jedoch den Gebeten und Opfern eine sehr große Kraft zuzuschreiben. Allein da es bey den Alten einerley war, eine Vorsehung anzunehmen und den Gebeten eine große Kraft beyzulegen: so wird es sehr wahrscheinlich, daß Stilpo vom Daseyn Gottes nicht gar zu vortheilhaft dachte.

Ob Aristoteles unter die Gottesleugner gehört, darüber ist unter den Neuern viel gestritten worden. Die Dunkelheit der aristotelischen Schriften und die Widersprüche, in welche er manchmal verfallen ist, haben diesen Streit noch verwickelter gemacht. Brucker entscheidet ihn so, daß zwar Aristoteles das Daseyn Gottes nicht ausdrücklich leugne; ihm aber solche Eigenschaften beylege, welche der Idee der Gottheit geradezu widersprechen; daß folglich Aristoteles zwar kein Atheist im strengsten Verstande, aber doch vom Atheismus nicht weit entfernt sey. Dies gehörig zu beurtheilen wird man auf die Stellen sein Augenmerk zu richten haben, wo der Stagirit ausdrücklich von Gott redet. Und dahin gehören vornemlich zwo; in der ersten beweiset er, daß es nothwendig einen ersten Urheber aller Bewegung geben muß; daß dieser ewig, von aller groben Materie abgesondert, folglich nicht körperlich seye; daß er durch nichts anders als durch sich selbst bewegt werden muß. In der andern wiederholt er eben das, und beschreibt darauf Gott, daß er ein ewiges vollkommenstes lebendes Wesen sey. Aus diesen allen folgt, daß Aristoteles Gott als ein lebendes ewiges Wesen gedacht hat, welches von aller groben Materie abgesondert ist, und der Materie die Bewegung mittheilt.

Daß hierin nichts atheistisches liegt, wird man leicht zugeben. Allein, sagt man dagegen, Aristoteles vereinigt Gott und die Materie durch ein nothwendiges Band, er giebt ihm keine Macht die Materie zu bilden, indem er die Ewigkeit der Welt behauptet; er leitet die göttliche Bewegung nicht vom freyen Willen Gottes; sondern von der Nothwendigkeit seiner Natur ab; er läugnet alle Vorsehung und allen Einfluß Gottes auf die Welt. Orthodox sind diese Sätze freylich nicht; aber darum auch noch nicht atheistisch. So lange noch nicht philosophisch ausgemacht ist, ob die Ewigkeit der Materie, und daher auch eine genaue Verbindung zwischen Gott und der Materie durchaus dem Wesen Gottes widerspricht; ob es durchaus und nothwendig zum Begriff Gottes gehört, daß man ihn als ein die Materie aus Nichts schaffendes und zur Welt bildendes Wesen denken muß; so lange sage ich, läßt sich philosophisch über die Gottlosigkeit dieser Sätze nichts entscheiden. Den älteren Philosophen wirft Aristoteles nichts so oft und so nachdrücklich vor, als daß sie die Materie und die Ursache der Bewegung nicht genug unterschieden, und fast nur von der erstern gesprochen haben. Offenbar also dachte er Gott und der Materie als zwey ganz verschiedene, obgleich gleich ewige und genau mit einander verbundene Wesen. Man weis nicht bestimmt, wie weit er die Kräfte der Materie ausgedehnt hat, sehr wahrscheinlich aber glaubte er, die Materie sey für sich im Stande, eine Welt zu bilden, wenn ihr nur die Bewegung mitgetheilt würde. Carteſius und andere Neuere haben eben das geglaubt; folglich blieb nach diesem Grundsatze der Gottheit weiter nichts übrig, als die Materie in Bewegung zu setzen, und sie in der einmal mitgetheilten Bewegung zu erhalten. Daraus folgte natürlich, daß die Gottheit sich um einzelne Weltbegebenheiten nicht bekümmern kann. Auch dies wird man so lange nicht für philosophischen Atheismus erklären können, bis unumstößlich dargethan seyn wird, daß die bewegte Materie durch ihre natürlichen Eigenschaften keine Welt bilden kann.

Aus Aristoteles Schule kam Strato, Theophrasts Zuhörer. Von seinen Lehrsätzen haben uns die Alten sehr wenige, und diese wenigen noch dazu sehr unbestimmt aufbehalten. Daß er Gott zum Weltbaue nicht gebraucht habe, sagen alle einmüthig. Wie er ihn hinweggphilosophirt hat, wird nur sehr obenhin berichtet. Folgendes sind seine Hauptsätze: Die Natur besitzt alle göttliche Kraft, da in ihr die Ursachen der Entstehung, Vergrößerung und Abnahme der Dinge enthalten sind. Alles also ist durch die Natur gebildet worden, welche aber ohne alle Empfindung ist; nur nicht durch die Atomen Democrits, sondern durch natürliches Gewicht und Bewegung. Die Welt folglich ist ein lebendes Wesen. Ueber die Auslegung dieser Sätze wird unter den Neuern sehr gestritten. In diese Streitigkeiten hier einzudringen, würde zu weitläuftig seyn. So viel sieht man leicht aus dem angeführten, daß Strato der leblosen Materie alle Eigenschaften beygelegt hat, welche dazu erfordert werden, eine Welt zu bilden. Wie diese Materie beschaffen gewesen ist, sagen

Digitized by Google

uns die Alten nicht deutlich genug; denn der Gegensatz, daß sie nicht aus Democritischen Atomen bestehet, bestimmt noch bey weiten nicht alles. Sehr wahrscheinlich stellte sich Strato die Sache so vor: Es giebt eine Masse roher ungebildeter Materie, die aber nicht, gleich der Democritischen in einzelne Atomen abgesondert herumfliegt: sondern in einem Haufen beysammen liegt. Diese Materie ist von Natur schwer, und besitzt folglich die Kraft, zu bewegen und das Vermögen, sich bewegen zu lassen. Weil nun alle ihre Theile beständig gegen einander drücken; so ist sie auch in einer unaufhörlichen Bewegung. Diese Bewegung bringt Combinationen der Materie, das ist, die einzelnen Körper in der Welt hervor. Alles also entsteht durch die wesentlichen Kräfte der leblosen Materie, vermöge einer physischen Nothwendigkeit; folglich hat kein verständiges göttliches Wesen an der Bildung der Welt den geringsten Antheil.

Daß diese Sätze so vollkommen atheistisch sind, als nur je welche gedacht werden können, wird man ohne Mühe zu geben. Und dennoch tragen manche Neuere Bedenken ihn zu den Atheisten zu rechnen! Aus dem Grunde, weil Strato von den Alten nicht zu den Gottesleugnern gerechnet wird; weil er von den Göttern ein Buch geschrieben, also aller Vermuthung nach gleich Epikur und Demokrit die Gottheit nicht ganz geleugnet, ob gleich nicht zum Weltbaue gebraucht hat. Irre ich nicht ganz und gar: so entscheiden diese Gründe nichts. Denn wenn Strato seines Systems ungeachtet das Daseyn göttlicher Wesen behauptete: so geschah dieß entweder blos dem Volke zu gefallen; oder er mußte auch solche Gottheiten glauben, die es ihrer Natur nach unmöglich seyn können. Es bleiben nach seinen Grundsätzen nur noch zween Fälle übrig; entweder muß er ewig ewige lebende mit der Welt in gar keiner Verbindung stehende Wesen göttlich nennen; oder auch er muß behaupten, daß bey Ausbildung der Materie gewisse mächtige göttliche Wesen entstanden sind. Beyde Fälle sind sichtbar atheistisch: der erste, weil das Daseyn solcher Gottheiten durch nichts bewiesen werden kann, also blosses Hirngespinst ist; weil eine Gottheit, die mit der Welt in gar keiner Verbindung steht uns nichts angehet, also so gut als keine Gottheit ist; weil endlich eine solche Gottheit weder Macht noch Thätigkeit besitzen kann, folglich aller Verehrung gänzlich unwürdig ist. Der andere: weil eine vergängliche, materielle Gottheit eben so gut den Gesetzen der Welt unterworfen ist, als wir, folglich eben so wenig wahre göttliche Eigenschaften besitzt, als wir. Man mag also zur Entschuldigung Stratos sagen was man will: so wird man ihn doch nie vom Atheismus gänzlich hersagen können.

Sonderbar ist es indeß, daß eben die Männer, welche Strato und andere offenbare Atheisten so liebreich entschuldigen, den Aristoteles, die Stoiker und andere Deisten, so lieblos verdammen. Keine Sekte unter den Alten hat von der Gottheit in so erhabenen Ausdrücken gesprochen als die Stoiker; keine das Daseyn Gottes gegen alle Freygeister so stark und gründlich vertheidigt; keine eine solche vollkommene Ergebung in den göttlichen Willen gelehrt als die Stoische. Dem allem ungeachtet, beschuldigt man sie eines heimlichen Atheismus, und behauptet, daß alle ihre prächtigklingende Ausdrücke im Grunde den gottlosesten Sinn haben. Diesen Streit zu entscheiden, wird man die Hauptsätze des stoischen Systems vor Augen haben müssen. Es sind folgende: von aller Ewigkeit her, giebt es zween wesentlich unterschiedene Wesen; ein thätiges und ein leidendes. Das erstere ist lebendig, denkend, weise, und ein sehr subtiles ätherisches Feuer. Das andere ist von Natur unthätig, ruhend, ungeformt, und die Grundlage aller Körper. Beyde Wesen sind auf das genaueste mit einander verbunden, so daß das thätige, ätherische Feuer, jenes unthätige materielle Wesen durchdringt. Vermöge gewisser, aus der Natur beyder Wesen fließender unabänderlicher Verhältnisse, wirkt das thätige Wesen nur in gewissen Perioden, und nach gewissen physischen Gesetzen auf das leidende. Durch diese Wirkung theilt es der Materie Bewegung, und nach vorher gemachtem Plane alle die Formen mit, die sie haben muß, um eine Welt zu werden.

Diese Lehre, sagt man, könnte nicht schlechter und der Gottheit unwürdiger seyn. Denn Gott ist ein Theil der Welt. Die ewige Materie ist mit ihm wesentlich verbunden; er ist den unabänderlichen Gesetzen des Schicksals unterworfen; er ist körperlich und durch den Raum ausgedehnt; er kann die Welt nicht anders als nach den ewigen Gesetzen des Schicksals regieren u. s. w. Man sieht es diesen Beschuldigungen leicht an, daß sie mehr aus dem herrschenden Religionssysteme, als aus den Grundsätzen der Philosophie abgeleitet sind. Wäre Zeno und seine Schule in die Zeiten gefallen, wo unsere heutigen Dogmatiken schon bekannt gewesen wären; so könnte man es ihm allenfalls als Tadel anrechnen, daß er sich nach diesen Grundsätzen gar nicht gerichtet hat. In jeder wissenschaftlichen Materie muß man Tadel und Lob nach den Grundsätzen der Wissenschaft austheilen. Wenn also ein Philosoph sich nicht gegen ganz ausgemachte Lehren der Philosophie versündigt: so kann man ihm wegen einer Abweichung vom Gewöhnlichen noch nicht sogleich einen so verhaßten Titel geben, als der eines Atheisten, oder Beyspottgers des Atheismus ist.

Daß die Stoiker Gott und die Materie mit einander verbinden, darf man so lange noch nicht als eine philosophisch-gottlose Lehre ansehen, bis die Schöpfung aus Nichts zur unleugbaren Gewißheit gebracht seyn wird. Denn obgleich der Begriff der Gottheit dadurch verkleinert wird: so ist doch noch nicht ausgemacht, ob diese Verkleinerung nicht nothwendig ist. In der Philosophie muß man keine Meynung mit einem verhaßten Namen brandmarken, so lange sie nicht sichtbar unvernünftig ist; weil man eben durch ein solches Brandmahl den Geist der Untersuchung hemmet und sich freywillig verdammt etwas nicht zu wissen, welches durch tieferes Forschen vielleicht noch zu ergründen wäre. Die Grundidee, daß Gott der Urheber und Regierer dieser Welt ist, auf welche alle Religion ruht, wird durch diese Behauptung nicht aufgehoben, sie ist blos spekulative Untersuchung, also nicht des Abscheues würdig, den man aus unüberlegtem Eifer gemeiniglich dagegen zu hegen pflegt. Der Satz: daß Gott den unabänderlichen Gesetzen des Natum unterworfen ist, hat ein gefährlicheres Ansehen, weil dadurch dem höchsten Wesen alle Freyheit und Selbstmacht genommen wird. Allein, man erwäge dabey, daß diese Gesetze des Schicksals sich auf die wesentlichen Eigenschaften der Materie gründen, daß folglich Gott, der diese Eigenschaften kannte, nicht umhin gekonnt hat, ihnen gemäß die Materie zu ordnen, daß folglich seine Weisheit das gethan hat, was sich am besten thun ließ: so wird man ihn nicht so sehr fürchterlich finden. Man erwäge ferner, daß die Stoiker allenthalben lehren: Gott habe die Welt um der Menschen willen gebaut, er sorge nicht nur für alle Menschen überhaupt, sondern auch noch ganz vorzüglich für die Guten und Rechtschaffenen;

Digitized by Google

er ertheile ihnen Warnungen und Erinnerungen durch Träume und andere Wahrnagungen: so wird man urtheilen müssen, daß auch dieser Satz bey den Stoikern die Verehrung Gottes nicht aufhebt, folglich in ihrem System bey weitem so verabscheuungswürdig nicht ist, als es die dürren Worte sagen.

Diese und andere dergleichen Ausdrücke mehr, lauten sehr hart, sehr oft auch widersprechend. Allein, man muß dabey sich stets erinnern, daß wir lange nicht alle Stoische Schriften besitzen, daß uns kein einziges vollständiges physiologisches System aus dieser Schule übrig geblieben ist; daß nicht alle Stoiker vollkommen einstimmig gedacht und geschrieben haben; daß manche in den harten und paradoxen Sätzen eine Art von Erhabenheit und Größe suchen, welcher zu gefallen sie sie nicht allemal mit allen ihren Bestimmungen hersetzen; daß wir folglich allemal mehr geneigt seyn müssen, ihnen einen guten als einen schlimmen Sinn unterzulegen.

Aus dieser Schule wird Ariſto der Chier von den meisten für einen Atheisten gehalten. Seine Behauptung, man könne sich von Gottes Gestalt keine Vorstellung machen, Gott habe keine Empfindung und er zweifle, ob überhaupt Gott ein lebendes Wesen sey oder nicht, giebt die Veranlassung dazu. Nach dieser Behauptung muß man ihn allerdings für einen Atheisten halten; denn wer da leugnet, daß Gott ein empfindendes und lebendes Wesen ist, der kann doch wohl nichts als leblose Materie annehmen. Dennoch sucht ihn ein Neuerer damit zu entschuldigen, daß er nicht die Gottheit überhaupt, sondern nur die stoische Gottheit geleugnet habe. Sonderbar, in der That, denn nicht im stoischen System allein; sondern überhaupt in allen und jeden, alten und neuen Systemen, wird Gott als ein lebendes, verständiges Wesen betrachtet. Wer also diese Eigenschaften der Gottheit leugnet, der hebt eben dadurch allen Begriff von Gott gänzlich auf, und ist ein Atheist, so sehr als es je ein Mensch seyn kann.

Gegen Heraklit ist man noch strenger als gegen die Stoiker, ob man gleich zugesteht, daß die Stoiker ihre meisten physiologischen Grundsätze aus herakliteischen Quellen geschöpft haben. Bruker setzt ihn ausdrücklich unter diejenigen, welche zwar dem Namen nach das Daseyn Gottes gelehrt, in der That aber es geleugnet haben. Auch Heraklit lehrte, daß die grobe Materie von einem ätherischen und ewigen Feuer durchdrungen, belebet, und zur Welt gemacht wurde. Auch er behauptete, daß dieses ätherische Feuer die Weltseele und Gott sey, weil es ein lebendes und vernünftiges Wesen sey. Er glaubte also einen ewigen und weisen Urheber der Welt, der zwar materiell, aber doch von der groben leblosen Materie wesentlich verschieden wäre. Wie hierinn etwas im philosophischen Sinne atheistisches liegen könne, sehe ich nicht. Aber, sagt man; hat nicht Cicero aus Heraklits Grundsätzen folgenden Schluß gezogen: da Heraklit behauptet, daß nichts ewig sey, weil alles sich stets verändere, vernichtet er nicht dadurch die Gottheit so sehr, daß er auch nicht einmal eine Idee von ihr übrig läßt? Gegen diesen Schluß läßt sich zweyerley sagen: einmal, wenn Cicero richtig geschlossen hat: so folgt weiter nichts, als daß Heraklit in einen Widerspruch verfallen ist; indem er die Veränderlichkeit aller Dinge und die Ewigkeit Gottes zugleich behauptet hat. Und zweytens: Ciceros Folgerung ist mehr sophistisch als philosophisch; denn Heraklit muß durchaus gewisse ewige und unvergängliche Wesen annehmen, und hat sie wirklich angenommen, die Materie ist ihm eben sowohl ewig als Gott. Wie, wenn man nun so schließen wollte: da Heraklit die Veränderlichkeit aller Dinge behauptet, vernichtet er nicht dadurch alle Idee von der Materie? Offenbahr geht sein Grundsatz von der Veränderlichkeit aller Dinge nur auf die Formen der Materie. Die Grundwesen müssen ewig, unvergänglich, in ihren wesentlichen Eigenschaften unveränderlich seyn, wofern sie nicht aus Nichts entstanden, und alle Augenblick in Gefahr seyn sollen, in das Nichts wieder zurück zu fallen.

Da Epikur Demokrits Grundsätze größtentheils angenommen hat, so wird man schon daraus urtheilen können: ob er unter die Atheisten gehört. Mit Demokrit lehrte er: die Welt sey durch die Bewegung der Atomen zufälliger Weise entstanden; es gäbe kein von der Materie unterschiedenes weises Wesen, welches die Welt gebildet habe, die Welt sey nicht belebt, und werde von keinem weisen Wesen regiert, weil sowohl die große Menge des physischen, als auch des moralischen Uebels gegen alle Vorsehung Zeugniß ablege. Daß diese Sätze im strengsten Verstande atheistisch sind, läßt sich nicht leugnen.

Dennoch behauptete er: es gäbe Götter, weil alle Nationen durchgängig eine Idee von Gott und einen Glauben an Gott haben. Diese Götter sind ewige und seelige Wesen, zwar in menschlicher, aber doch weit über menschliche Schönheit erhabener Gestalt. Der Körper der Götter ist von einer ganz eigenen Art, er besteht nicht aus Atomen, es ist kein Körper, sondern gleichsam ein Körper, ihr Blut ist kein Blut, sondern gleichsam Blut. Diese Götter wohnen in den leeren Räumen, welche sich zwischen den Welten befinden; wegen ihrer Vortrefflichkeit und Vollkommenheit verdienen sie unsere Ehrfurcht und Anbetung.

Aus diesen Sätzen folgert man, daß Epikur kein eigentlicher Atheist ist. Richtiger würde man folgern, daß er es ist, und nur des großen Haufens wegen, die Gottheit in sein System aufgenommen hat. Nicht zu gedenken, daß er der Gottheit ihre wesentlichsten Eigenschaften die Bildung und Regierung der Welt nimmt: so ist auch selbst diese elende Theologie aus lauter Widersprüchen zusammengeflickt. Man müßte entweder nichts sehen können, oder nichts sehen wollen, wenn man nicht einsähe, daß Epikur hier nichts, als ein leeres Gewäsch macht. Seine Götter bestehen nicht aus Atomen, damit sie nicht vergänglich seyn mögen, und doch ist einer der ersten Grundsätze Epikurs, daß es außer den Atomen und dem leeren Raume nichts substantielles giebt. Sie haben keine wahren Körper, sie sie wahre Solidität, und sind doch auch kein wahres Nichts, kein wahrer eingebildeter Raum. Sie müssen wegen ihrer Vollkommenheit verehrt werden; und doch ist es erster Grundsatz aller Handlungen, daß wir nichts, als nur des Vortheils und des körperlichen Vergnügens wegen, thun sollen.

Die Frage: ob die Pyrrhonisten und Skeptiker Atheisten sind? läßt sich leicht beantworten. Da sie nichts positiv behaupten oder leugnen: so leugnen sie auch das Daseyn Gottes nicht ausdrücklich. Vielmehr gestehen sie, daß sie sich in Religionssachen nach dem Herkommen richten, ohne jedoch diesem Herkommen einen unwandelbaren Glauben zu schenken.

Unter den Römern findet sich kein Vertheidiger des Atheismus als Lukrez, der es aus eben dem Grunde ist, aus dem Epikur dafür erkannt werden muß, dessen Grundsätze er angenommen, und vertheidigt hat. Was man vom Cicero, dem ältern Plinius, Seneka

Digitized by Google

und einigen andern sagt, läßt sich sehr leicht widerlegen, und ist auch von andern schon so gründlich widerlegt worden, daß sie alle von der Beschuldigung des Atheismus frey gesprochen sind.

Unter den Saracenischen Philosophen sind zwar manche des Atheismus beschuldigt; aber wenige so gründlich angeklagt worden, daß man sie ohne Bedenken verurtheilen kann. Eben das gilt auch von den Scholastikern, zu deren Zeiten es allgemein Mode war den einen Atheisten zu nennen, der kein rechtgläubiger Christ war. Daher muß man sich nicht wundern, wenn einige Schriftsteller in diesen Zeiten in Paris allein 50,000 Atheisten gezählt haben.

Die Wiederherstellung der griechischen Litteratur nach Constantinopels Zerstörung, stellte auch die Freyheit zu denken und mit der Freyheit zu denken auch die Begierde paradox zu denken wieder her. Aus den Schriften der Griechen zog man freye Grundsätze, und lernte sich über die enge Sphäre scholastischer Metaphysik erheben. In diesen Zeiten also gab es große Männer, die sich in dem Gängelwagen hergebrachter Meynungen nicht wollten leiten lassen, und diese wurden von kurzsichtigen Mönchen sehr oft schon darum für Atheisten ausgeschrien, weil sie weiter sahen als sie. Kein Wunder daher, daß manche unschuldiger weise zu den Atheisten gerechnet wurden, da auch ein zufälliger Scherz, oder ein Zweifel an einem hergebrachten Glaubensartickel genug war einen Atheisten zu machen. Man begreift leicht, daß ich nicht alle Namen dieser Männer hersetzen, noch ihre Vertheidigung übernehmen kann, weil sie theils schon von andern übernommen, und theils auch für diesen Artickel viel zu weitläuftig ist. Nur die werde ich hier aufzuzeigen haben, welche in Schriften ausdrücklich den Atheismus mit Gründen verfochten haben; deren Anzahl, nach einer genauen Beurtheilung, so gar groß eben nicht werden dürfte.

Die Wiederhersteller der peripatetischen Philosophie sind fast alle mit dem Atheismus gebrandmarkt worden, weil sie so kühn waren, ihren Grundsätzen mehr als der geoffenbahrten Religion zu glauben. Allein, nach genauer Untersuchung, hat man keine eigentlich atheistische Lehren in ihren Schriften auffinden können. Daher haben auch Brucker und andere sie vom Atheismus frey gesprochen. Vanini ist nach ihnen derjenige, auf welchem der stärkste Verdacht haftet; weil er so gar ein Martyrer des Atheismus geworden seyn soll. Daß sich in seinen Schriften atheistische Sätze finden, läßt sich nicht leugnen, wohin vorzüglich der gehört, daß die Natur die allgemeine Göttin ist. Allein auch daraus läßt sich noch nicht auf seinen Atheismus sicher schließen. Man weiß, daß er übertrieben stolz, großsprecherisch, und unbeständig war; daß er daher, nach der verschiedenen Lage seines Geistes, sich verschieden ausdrückte, und am Ende vielleicht selbst nicht genau wußte, was er glaubte.

Hobbes hat die Beschuldigung der Atheisterey hauptsächlich deswegen erdulden müssen, weil er von der Religion nicht gar zu günstig dachte, und behauptete: Gott sey kein einfaches Wesen. In seinen Schriften kommt eigentlich kein Beweis gegen das Daseyn Gottes vor, und auch dieser Satz ist noch nicht im strengen Verstande atheistisch. Man wird also auch ihn noch nicht zu den eigentlichen Atheisten rechnen dürfen.

Ohne allen Zweifel aber gehört unter die Gottesleugner Spinoza, nebst seinen Anhängern. An einem andern Orte wird sich deswegen von ihnen handeln lassen. s. Spinozismus.

In ganz neuen Zeiten haben sich verschiedene Atheisten hervorgethan; von denen ich nur die berühmtesten anführen werde. La Mettrie vertheidigt in seinen Schriften das epikurische System von der Entstehung aller Dinge, und bemüht sich zu zeigen, daß wir zum Weltbaue nicht nöthig haben ein göttliches Wesen anzunehmen. Im Artickel Materialismus, wird weiter von ihm gehandelt werden.

Nächst ihm steht der Verfasser des Systeme de la Nature, der eben diese Grundsätze mit vieler Beredsamkeit verträgt. Er ist in seinem Lehrgebäude nicht ganz epikurisch, weil er sich auf die Cosmogonie nicht einläßt; sondern nur überhaupt beweisen will, daß die Materie ewig, in ewiger Bewegung und Thätigkeit; durch diese thätige Kraft mit allen den Eigenschaften versehen ist, die zur Entstehung des Weltgebäudes erfordert werden. Dabey nimmt er die gewöhnlichen Gründe von dem Uebel in der Welt zu Hülfe, um alle Vorsehung und weise Einrichtung der Welt zu leugnen; den Verfasser dieses Buches weiß man nicht zuverläßig. Ganz neulich hat man einen kürzlich in Paris verstorbenen Mustel dafür ausgegeben.

Endlich gehört auch hieher Robinet, der Verfasser des Buches, de la Nature. Zwar bestreitet er nicht ausdrücklich das Daseyn Gottes: aber er legt ihm doch solche widersprechende Eigenschaften bey, daß man wohl sieht, er glaube ihn gar nicht; z. B. daß Gott verständig, nicht verständig, und weder verständig noch nicht verständig sey. Dabey schreibt er allen materiellen Particeln ein gewisses Leben zu, und behauptet, die Natur habe erst nach manchen vergeblichen Versuchen den Menschen bilden gelernt. Von seinen Lebensumständen hat man noch keine zuverläßige Nachricht bekannt gemacht.

Atheling, ein Titel bey den alten Sachsen in England, welcher so viel als das deutsche edel, adelich bedeutet. In vorzüglichem Verstand pflegte ihn der Thronfolger zu führen.

Athemholen, Respiration. Ist diejenige bekannte thierische und Lebensfunction, welche in einem wechselsweisen Erheben und Niedersinken der Brust besteht, wodurch wir in die Lungen Luft ein und ausathmen, die zum Leben unumgänglich nöthig ist, und denen kein Mensch und die meisten Thier, so bald sie auf der Welt sind, lange entbehren können.

Der Fetus im Gegentheil, weil eine ganz andere Einrichtung in Ansehung seines Blutkreislaufes bey ihm vorhanden ist, als bey dem Erwachsenen, und er überhaupt von Häuten eingeschlossen und mit Wasser umgeben ist, durch welche keine Luft eindringen kann, braucht nicht Athem zu holen, und kann es auch nicht, wie dieses in dem Artickel Fetus weitläuftiger wird erwiesen werden.

Man theilt das Athemholen nach den vorhererwehnten wechselsweise auf einander folgenden Bewegungen, in das Einathmen oder die Inspiration, und Ausathmen der Luft, oder die Exspiration ein. Von der ersten Inspiration, welche das Kind, so wie es auf die Welt kommt, macht, und den davon nach verschiedenen Systemen angegebenen Ursachen, wird unter den Artickeln Fetus, und Geburt gehandelt werden. Hier wird es genug seyn zu erinnern, daß, so bald das Kind auf der Welt ist, die elastische Luft, die jeden Luft leeren Raum einzunehmen sucht, in die Luftröhren des Kindes eindringt, und es vermittelst eines unangenehmen Drucks, zur Inspiration nöthigt. Sobald die Lungen des Kindes einmal Luft geschöpft haben, so entledigen sie sich derselben bey der Exspiration niemals

Digitized by Google

ganz, sondern bleiben beſtändig mit einer gewiſſen Menge von derſelben angefüllt, und erlangen dadurch eine ganz andere Eigenſchaft, ſie ſchwimmen nemlich auf dem Waſſer, da ſie vor der erſten Inſpiration in demſelben untergiengen. Eben ſo verändert ſich nun der Kreislauf des Bluts. Das Blut welches von dem bey dem Fötus nur ſehr wenig aus der Lungenpulsader in die Lungen getrieben wurde, lauft nun nach dem erſten Athemholen in weit größerer Menge hinein, ſo daß man die Quantität des durch die Lungen ſtrömenden Bluts, derjenigen, welche durch den übrigen Körper zu gleicher Zeit circulirt, wenigſtens gleich ſetzt wo ſie nicht größer iſt; und dieſen einmal betretenen Weg ſezt alsdenn das Blut während dem ganzen Leben des Menſchen fort. Ueber die Urſachen des beſtändig bey dem lebenden Menſchen fortdauernden Athemholens, ſind die Meynungen der Phyſiologen ſehr verſchieden geweſen. Einige wollten daſſelbe von der Anfüllung und Zuſammenziehung der Lungenpulsader herleiten, wodurch die Lungen wechſelsweiſe ausgedehnt würden, und zuſammenfielen. Da aber der Fetus, bey dem die Lungenpulsader eben ſo gut mit Blut angefüllt wird, als beym Erwachſenen, nicht Athem holt, da ferner, wenn dieſe Meynung richtig wäre, eben ſo viele Reſpirationen, als Pulsſchläge ſeyn müßten, welches aber allen Beobachtungen nach nicht iſt, ſondern nur in dem natürlichen Zuſtand auf drey Pulſe eine Reſpiration gerechnet wird, ſo hat man dieſes Syſtem allgemein verworfen. Andere ſchreiben mit noch unwahrſcheinlichern Gründen, der Lungen beſondere Kräfte, nemlich eine erweiternde und zuſammenziehende Kraft zu. Durch die erſtere würde die Inſpiration und durch die leztere die Exſpiration bewürkt. Noch andere glaubten, daß die Luft vermöge ihrer Elaſticität und Schwere in die Lungen eindränge, ſich in denſelben verdünnte, ſie nebſt den Rippen ausdehnte, und dadurch die Inſpiration zuwege brächte, worauf alsdann die Rippen durch die ſie umgebende ſchwerere äuſſere Luft gedrückt, ſich wie die Lungen wieder in ihre natürliche Lage verſetzten, und durch die Wiederaustreibung der ein getretenen Luft, die Exſpiration erfolgte. Allein, wenn dieſes wahr wäre, ſo müßte nach dem Tod, weil die Luft noch eben ſo gut, als während dem Leben in die Lungen eindringen, die Bruſt erheben, und die äuſſere Luft nicht weniger auf die ebenbeſchriebene Art, die Exſpiration verurſachen könnte, die Reſpiration immer fortwähren, welches aber nicht iſt. Da überdem die Lungen nach dem erſten Athemholen beſtändig mit Luft angefüllt bleiben, und dieſe Luft dem Eintritt der äuſſern Luft in die Lungen widerſteht, ſo kann die Inſpiration auf keine andere Bedingung entſtehen, als daß die in den Lungen enthaltene Luft ſchwächer wird, und daher dem Eintritt der äuſſern Luft nicht widerſtehen kann. Dieſes wird aber geſchehen, wenn die Bruſt durch die gehörige Werkzeuge erweitert wird. In dem natürlichen Zuſtand liegen die Lungen dicht hinter dem die Höhle der Bruſt umſchleſſenden Bruſtfell, und füllen die Bruſt vollkommen aus; ſie können ſich alſo nicht ausdehnen, bevor nicht die Bruſt erweitert worden. Sobald aber dieſes erfolgt, ſo wird die in den Lungen enthaltene Luft, vermöge ihrer Elaſticität, den zwiſchen den Lungen und dem Bruſtfell nunmehr vorhandenen leeren Raum einzunehmen ſuchen, die Lungen ausdehnen, und ſo weit erheben, bis ſie wieder das Rippenfell berühren. Indem ſie aber dadurch ſich verdünnt und ſchwächer wird, ſo kann ſie dem Eintritt der äuſſern dichteren Luft nicht mehr widerſtehen, und es wird daher von derſelben ſo viel in die Lungen eindringen, als hinreichend iſt, um der Luft in den Lungen eine gleiche Dichtigkeit mit der äuſſern Luft zu verſchaffen. Die Werkzeuge, welche nun die Bruſt erweitern, ſind theils die innern und äuſſern Intercoſtalmuskeln, theils das Zwerchfell, deren genaue Beſchreibung an den gehörigen Orten vorkommen wird. Da die äuſſern Intercoſtalmuskeln ſich von der hinterſten Articulation der Rippen mit den Wirbelbeinen des Rückens nach vorne zu, nahe an der Verbindung des knöchernen Theils der Rippen mit dem knorpelichten endigen, und zwar ſo, daß ſie von dem untern Rand der obern unbeweglichen Rippe, nach dem obern Rand der untern beweglichen nach vorne zu herunterſteigen, und ſich unten in einer gröſſern Entfernung von dem Gelenke der Rippen an den Wirbelbeinen feſtſetzen, als bey den innern Intercoſtalmuskeln bemerkt wird, ſo iſt man niemals über die Action dieſer Muskeln uneinig geweſen, ſondern hat allgemein angenommen, daß ſie die Rippen erheben. Ob aber die innern Intercoſtalmuskeln die nemliche Bewegung wie die äuſſern, oder eine gegenſeitige machen, ob ſie die Rippen in die Höhe oder herunterziehen, dieſes iſt eine Sache, welche zu vielen Streitigkeiten zwiſchen Hamberger und v. Haller Gelegenheit gegeben. Hamberger glaubte nemlich, daß die innern Rippenmuskeln Antagoniſten von den äuſſeren wären und die Rippen herunterzögen, aus der Urſache weil ſie oben in einiger Entfernung von der Articulation der Rippen mit den Wirbelbeinen, und alſo an einem beweglicheren Ort entſtprängen, und ſich von dem unteren Rand der erſten, nach dem oberen Rand der unterſten Rippe, in einer den äuſſern Rippenmuskeln ganz gegenſeitigen Richtung, von vorne nach hinten lieſen, und ſich unterwärts nahe an dem Gelenk der Rippen mit den Wirbelbeinen, folglich an einen unbeweglichen Ort feſtſezten. Sie zögen alſo den oberen beweglicheren, nach dem unteren unbeweglicheren herunter. So wahrſcheinlich dieſe Meynung dem erſten Anſchein nach iſt, ſo kann man ſie doch verſchiedener wichtiger Gründe wegen nicht annehmen. Die erſte Rippe iſt nemlich viel unbeweglicher, und acht bis zwölfmal feſter, als die übrige Rippen, als daß ſie könnte heruntergezogen werden. Ferner überzeugen uns die Oefnungen lebendiger Thiere, an denen man die innern Intercoſtalmuskeln bey der Erweiterung der Bruſt ſich erheben, und bey dem Niederſinken derſelben ganz rubig ſieht, daß die äuſſern und innern Intercoſtalmuskeln einerley Action haben und die Rippen zugleich in die Höhe ziehen. Eben ſo ſchwellen die innern Intercoſtalmuskeln auf, wenn man in Leichnamen die Bruſt in die Höhe hebt, ein Zeichen, daß ſie mit den äuſſern Rippenmuskeln gleiche Bewegung verurſachen. Bey der Zuſammenziehung dieſer Muskeln, erheben ſich nunmehr die Rippen, und zwar ſo, daß ſie ſich hinterwärts um ihre Gelenke herumwellen; mit ihrem vordern Ende herunterſinken, mit ihren Bogen in die Höhe ſteigen und dabey ihren untern Rand nach vorwärts richten. Da mit den Rippen verbundene Bruſtbein wird nach vorwärts gezogen, und entfernt ſich von den Rückenwirbelbeinen. Die Rippen auf der rechten Seite begeben ſich von denen auf der linken Seite und auch von dem Rückgrad weg, wodurch denn der Durchmeſſer der Bruſt von der rechten zur linken, und von dem Bruſtbein nach dem Rückgrad vergröſſert wird.

Allein die Höhle der Bruſt würde doch noch nicht hinreichend erweitert werden, wenn nicht die Action des Zwerchfells hinzukäme. Dieſer an dem ſchwerdförmigen Fortſatz, den unteren Rippen, und den Lendenwirbelbeinen feſt-

Digitized by Google

stzende oben und unten fleischige, und in der Mitte sehnichte Muskel zieht sich zu der nemlichen Zeit, wann die Intercostalmuskeln die Rippen in die Höhe ziehen, zusammen, begiebt sich mit seinem gewölbten Theil, der nach der Höhle der Brust gerichtet ist, in die Höhle des Unterleibes hinein, und erweitert dadurch den perpendicularen Diameter der Brust um ein merkliches. Vermittelst des Zwerchfells wird auch bey Mannspersonen, und im Seitenstich die Inspiration gröstentheils bewirkt, da Frauenzimmer mehr durch die Intercostalmuskeln einathmen. Die Bewegung des Zwerchfells rührt von dem Zwerchfellnerven her. Denn wenn man diesen Nerven bey einem lebendigen Thier abschneidet oder unterbindet, so hört die Bewegung des Zwerchfells auf, und das Thier wird ängstlich u. s. w. Sobald man aber den Nerven wieder losbindet, so bewegt sich dasselbe wieder, und alle bey dem Unterbinden bemerkte Zufälle hören auf. Die Intercostalmuskeln und das Zwerchfell sind nun die Werkzeuge, welche die Brust bey den gewöhnlichen Inspirationen erweitern. Wann aber das Blut mit Mühe durch die Lungen hindurchlauft und daher stärkere Inspirationen erfordert werden, so vereinigen sich noch mit den vorhergehenden die Kräfte verschiedener andern Muskeln, die theils an der Brust, theils an den Schlüsselbeinen, und Schulterblättern festsitzen, und die Brust in die Höhe ziehen.

Ohne die Action des Zwerchfells und der Intercostalmuskeln können die Lungen nicht Athem holen, und die Brust vor sich erweitern. Je auch in dem Fall, wenn man einem Thier, nach der Inspiration, die Luftröhre verstopft, fahren die eben erwähnte Muskeln noch fort die Brust zu erheben. Wenn nun also die Brust auf die eben beschriebene Art erweitert worden ist, die Luft in den Lungen den leeren Raum zwischen dem Brustfell und den Lungen einzunehmen sucht, die Lungen ausdehnt, sich dadurch verdünnt, und der äußern Luft nicht den gehörigen Widerstand mehr leisten kann, so dringt die äußere elastische Luft, wie vorher erinnert worden, durch die Luftröhre in die Lungen ein, und zwar mit desto größerer Kraft, je weniger Luft in ihr den Lungen widersteht, am stärksten wenn gar keine Luft darinnen ist, wie bey der ersten Inspiration geschieht, wo die äußere Luft in die luftleere Lungen des neugebohrnen Kindes mit der größten Gewalt eintritt.

Im Gegentheil wird die Luft nicht in die Lungen eindringen, und die Inspiration geschehen können, wenn die äußere Luft, durch Brustwunden auf beyden Seiten der Brust in die Höhle derselben eintritt, die Oberfläche der Lungen zusammendrückt, und ihre Ausdehnung verhindert; sondern der Tod muß unmittelbar wegen Mangel des Einathmens erfolgen; wenn auf beyden Seiten, oder auch nur auf einer solchen Eingang findet, es müßte denn seyn, daß die Oeffnung der Brustwunden enger, als die Oeffnung der Luftröhre wäre, in welchem Fall eine größere Portion von Luft durch die weitere Oeffnung der Luftröhre eindringt, der in geringerer Menge durch die enge Brustwunden eintretenden Luft widersteht, und daher die Zusammendrückung der Lungen verhindert.

Der Nutzen der Inspiration besteht darinnen, daß die Luftröhrenäste, die Lungenbläschen und das zellichte Gewebe der Lungen bey der Ausdehnung derselben nach allen Seiten, sich erweitern, die Lungenflügel, nicht allein die größere, sondern auch die kleinste, sich von einander entfernen, weniger auf einander drücken, die größere und kleinere Gefäße der Lungen freyer werden, ihren Diameter vergrößern, und das Blut, welches bey dem Erwachsenen beständig aus der vordern nach der hintern Herzkammer durch die Lungen laufen muß, bequemer und geschwinder durchlassen. Wann man daher einem sterbenden Thier oder ersoffenen Menschen Luft in die Lungen einbläßt, so bringt man sie dadurch wieder zum Leben, daß man ihnen durch das Einblasen einen freyen Durchgang des bestoßenden Bluts, durch die Lungen verschafft.

Da aber die bey der Inspiration in die Lungen eingetretene Luft von den Dämpfen derselben verunreinigt wird und vielleicht auch etwas faules Principium sich aus denselben mit ihr vermischt, so verliert sie ihre Elasticität, kann die Lungen nicht mehr so ausgedehnt erhalten, als vorher, da sie noch ihre vollkommene Schnellkraft besaß. Die Lungen sinken daher in etwas zusammen, und das Blut welches vorher bey der Inspiration in größerer Menge in die erweiterte Lungen Pulsadern eingestoßen war, kann nun in diesem Zustand seinen Lauf durch die Lungen nicht fortsetzen. Eben so muß sich nun das Blut in der vordern Herzkammer, dem rechten Herzohre, und den in dasselbe sich ausleerenden Gefäßen, besonders den Kopfblutadern stehen bleiben, und man bemerkt daher an allen denjenigen Personen, welche den Athem zu lange halten müssen, wie z. E. beym Aufheben einer schweren Last, daß das Gesicht aufgetrieben und roth wird, ja die Beyspiele sind sogar selten nicht, daß in solchen Fällen, durch Zerreissung der zu stark ausgedehnten Gehirnblutadern ein Schlagfluß erfolgt ist.

Eben dieses ist auch die Ursache von dem Tode der Ersoffenen und Erhenkten. Da nun aus einem zu lange eingehaltenen Athem so üble Folgen entstehen und besonders Beängstigungen wegen dem verhinderten Einfluß des Bluts aus dem Herzen in die Lungen damit verbunden sind, so lassen die Kräfte der Inspiration auf den Willen des Menschen nach, und die Werkzeuge, welche die Exspiration bewürken, treiben nun die unelastisch gewordene Luft wieder aus der Brust heraus.

Die hauptsächliche Kräfte der Exspiration sind theils die Schnellkraft der Rippen, der Luftröhrenäste und Lungenbläschen, theils die Action der Bauchmuskeln. Die Rippen versetzen sich vermöge ihrer Elasticität, so bald die Kräfte der Inspiration nachlassen, wieder aus der Lage, worinnen sie die Intercostalmuskeln gebracht haben, in ihre natürliche Richtung. Eben so ziehen sich die Luftröhrenäste und Lungenbläschen zusammen, und befreyen sich von der Luft, die sie vorher ausgedehnt hatte. Die gerade, schiefe und Querbauchmuskeln, vereinigen ihre Kräfte mit den vorhergehenden, ziehen die untere beweglichere Rippen, woran sie oberwärts anhangen, nach den unbeweglichern Hüft und Schaambeinen, an denen sie unterwärts festsitzen, herunter, und handeln also als Antagonisten von den untersten Intercostalmuskeln. Zu gleicher Zeit treiben sie die in der Höhle des Unterleibes gelegene Eingeweyde, welche den der Inspiration von dem Zwerchfell heruntergedrückt wurden, in die Höhe, und zwingen auch dadurch das Zwerchfell, besonders seinen gewölbten Theil, sich, seiner natürlichen Lage nach, wieder in die Brust zu begeben. Durch diese vereinte Kräfte, wird also die Höhle der Brust auf allen Seiten enger, und die überflüßige Luft aus den Lungen ausgestossen.

Bey den gewöhnlichen und natürlichen Exspirationen sind die eben benahmte Werkzeuge hinreichend. Bey heftigeren Exspirationen aber würken noch andere Muskeln mit, und man hat Beyspiele, daß dadurch schwere Bleykugeln von starken Menschen auf 363 Fuß weit weggeblasen worden sind. Weil bey dem Ausathmen die Rip-

Digitized by Google

yen und die Lungen von selbst wieder zusammen fallen, und zum Theil die Brust verengern, so erfordert die Exspiration bey weitem nicht so viele Kraft und Mühe, als die Inspiration, und ist auch daher die letzte Bewegung, welche wir bey Sterbenden bemerken.

Man hat noch verschiedene andere Systeme über die Ursachen der Exspiration. Einige glaubten daß deswegen das Ausathmen der Luft auf das Einathmen erfolgen müsse, weil die Gefäße durch die Verlängerung, welche sie während der Inspiration erlitten, immer enger würden und dadurch dem Blut den Durchgang versagten. Allein dieses ist wohl die wahre Ursache nicht, warum der Mensch zum Ausathmen genöthiget wird. Denn erstens werden die Gefäße nicht allein in die Länge sondern auch in die Breite ausgedehnt, und zweytens kann man alle Feuchtigkeiten in die aufgeblasene Lungen einspritzen, welches gewiß nicht geschehen könnte, wann sie bey der Ausdehnung der Lungen ihre Höhle verengerten. Andere leiteten die Nothwendigkeit der Exspiration daher, daß die Luft, wenn sie durch die in den Lungen befindliche Wärme ausgedehnt würde und doch die Brust sich nicht mehr erweitern könnte, die Gefäße zusammen drückte, und dadurch den Kreislauf des Bluts hemmte. Allein auch dieses kann die Ursache nicht seyn, denn sonst müßte eine dichte Luft, die wir inspiriren, weit mehr belästigen als eine dünne, wovon aber die Beobachtungen das Gegentheil lehren.

Die Folgen der Exspiration sind diese; die Gefäße der Lungen werden zusammengedrückt, ihre Winkel kleiner, die Lungenflügel berühren sich wieder bis auf die kleinste, und durch das Niedersinken der Lunge wird die verdorbene Luft ausgestoßen, zu gleicher Zeit aber das in den Gefäßen der Lunge befindliche theils Haargefäßen steckende Blut nach der linken Herzkammer hingetrieben, dasjenige aber, welches aus der rechten Herzkammer in die Lungen einfließen will, wird nothwendig, da es durch die zusammengefallene und verengerte Gefäße nicht durchkommen kann, in seinem Lauf gehindert, sammelt sich daher in dem Herzen und allen den Theilen, welche vorher erwähnt worden, an, besonders wird es in die Gehirnblutadern zurückgetrieben, dehnt dieselbe aus und bringt diejenige Bewegung des Gehirns hervor, von der unter dem Artickel Gehirn wird gehandelt werden.

Da nun in diesem Fall der Kreislauf des Bluts gehemmt ist, und das Leben des Menschen unmöglich bestehen könnte, wenn diese Umstände lange Zeit fortwährten, und nicht wieder neue Luft zur Erhebung der Lungen eingeathmet würde: so wird der Mensch durch eine unangenehme Empfindung wieder zum Inspiriren genöthigt, um denjenigen übeln Folgen vorzukommen, die aus einem verhinderten Einathmen entspringen. Diese Folgen bemerkt man deutlich an den Thieren, welche im luftleeren Raum sterben, bey denen die Lungen, weil die äußere Luft zum Einathmen und Ausdehnen derselben fehlt, so eine solche Festigkeit und Dichtigkeit erlangen, daß sie im Wasser untersinken, und den Lungen des Fetus, durch welche das Blut aus dem Herzen nicht durchlaufen konnte, sondern einen andern Weg nehmen mußte, vollkommen ähnlich werden. Eben so ist die verhinderte Inspiration die Ursache von dem Tode der vom Blitz erschlagenen und in unterirdischen Höhlen erstickten Menschen, theils weil durch den Blitz und die Dünste in den unterirdischen Höhlen der Luft ihre Elasticität benommen, und sie dadurch zum Einathmen ungeschickt ist; theils weil die Lungen von den scharfen Dünsten zusammengezogen werden und ihre Ausdehnung unmöglich gemacht wird.

Es sind hier noch verschiedene Meynungen über die Ursachen der wechselsweise auf einander folgenden Jnund Exspiration anzuführen, worunter besonders die Hambergerische Gelegenheit zu vielen Streitigkeiten zwischen ihm und dem v. Haller gegeben hat. Hamberger nahm nemlich die Hypothese an, daß Luft zwischen dem Brustfell und den Lungen vorhanden wäre, daß sich diese Luft bey der Jnspiration verdünnte, die Ausdehnung der Lungen nach sich zöge, nachher aber wieder, vermöge ihrer Elasticität, ihre vorige Dichtigkeit annähme, die ausgedehnte Lungen zusammendrückte und die Exspiration verursachte. Er glaubte seine Meynung und die Gegenwart der Luft zwischen den Lungen und dem Brustfell dadurch zu beweisen, weil die Lungen an ihrer äußern Fläche Löcher hätten, durch welche Luft und Quecksilber, die man durch die Luftröhre in die Lungen eingebracht, sich zwischen dieselbe und das Rippenfell eindrängen, und durch eben die Oeffnungen, die bey Brustwunden in die Brusthöhle eingespritzte Feuchtigkeiten von denselben eingesogen und ihr Geschmack auf der Zunge bemerkt würde; weil ferner Wunden, die in die Brusthöhle eindrängen, nicht immer die Lungen verletzten, und also ein Zwischenraum zwischen denselben und dem Brustfell seyn müßte; man sähe auch die Lungen bey der Oeffnung der Brust von dem Brustfell entfernt, und wenn man die Brust eines lebendigen Thieres unter dem Wasser öffnete, so kämen Luftblasen zum Vorschein. Allein diesen Gründen sind viele weit wichtigere entgegen. Es ist zwar wahr, daß bey den Vögeln die Lungen mit großen Löchern versehen sind, die die Luft durchlassen: allein bey diesen Thieren ist auch ein deutlicher Zwischenraum zwischen Lungen und Brustfell vorhanden. Jm Gegentheil bey den vierfüßigen Thieren liegen, wie schon vorher erinnert worden, die Lungen dichte hinter dem Brustfell. Die Ursache, warum Brustwunden nicht immer die Lunge beschädigen, kommt nicht von einem Zwischenraum zwischen Lunge und Brustfell her, sondern die Lungen ziehen sich, nach Durchbohrung des Brustfells, sogleich von demselben nach den Rippen zurück. Wenn man ferner bey einem vierfüßigen Thier die Brust unter dem Wasser öffnet, so gehen keine Luftblasen wie bey den Vögeln heraus, und der Zwischenraum zwischen Lungen und Brustfell, den man sich bey vierfüßigen Thieren blos in der Einbildung vorstellen muß, ist noch überdem mit Dünsten oder auch Wasser angefüllt. Wäre die Hambergerische Meynung wahr, daß eine in dem erwehnten Zwischenraum vorhandene Luft Jn- und Exspiration hervorbrächte: so müßte nothwendig die Respiration aufhören, wenn, wie so oft bey Lungenentzündungen geschieht, die Lungen mit dem Brustfell verwachsen, welches man aber, allen Beobachtungen nach, nicht bemerkt, sondern dies Athemholen unter diesen Umständen nur einigermaßen beschwerlich wird. Da endlich alle von der Luft berührte Häute des menschlichen Körpers, wenn sie nicht mit Schleim oder Oel überzogen sind, verderben: so müßte das Brustfell eben dieser Veränderung unterworfen seyn, weil es von keinem Schleim vertheidigt wird.

Die übrigen Systeme haben eben so wenig Glaubwürdiges. Einige wollen die wechselsweise Respiration auf die Art erklären, daß bey der Inspiration die Ader ohne Paar, in welche sich die Blutadern der Intercostalmuskeln endigten, zusammengedruckt würde, folglich müßte das Blut in den Gefäßen der Intercostalmuskeln stehen bleiben; und weil sie kein neues Blut durch die Pulsadern empfangen könnten, so erschlappten sie, ließen in Erhebung der Rippen nach, und die herunter-

unterſinkende Rippen machten die Exſpiration. Allein da die Muskeln nicht ſo geſchwinde von dem verhinderten Einfluß des Bluts in ihre Subſtanz erſchlappen, als hier feſtgeſetzt wird; und die Intercoſtalblutadern ſich noch in andere Venen, außer der Ader ohne Paar, entledigen können: ſo fällt dieſe Theorie ganz weg. Eben ſo iſt es mit der Meynung derjenigen beſchaffen, welche den zuſammengedruckten Zwerchfellnerven die wechſelsweiſe Reſpiration zuſchreiben. Sie behaupten nemlich, daß der Zwerchfellnerve in der Inſpiration von den ausgedehnten Lungen zuſammengedrückt würde; und da wegen dem dadurch verhinderten Einfluß der Lebensgeiſter in das Zwerchfell deſſelben Arkon nothwendig aufhören müßte, ſo erfolgte die Exſpiration. Man könnte dieſer Meynung Beyfall geben, wenn nicht verſchiedene Thiere Athem holten, ohne einen Zwerchfellnerven zu beſitzen; wenn die Zuſammendrückung dieſes Nerven von den weichen Lungen ſo groß ſeyn könnte, daß der Einfluß der Lebensgeiſter in das Zwerchfell dadurch verhindert würde. Da aber dieſes alles nicht ſtatt hat, und überdem, wenn auch durch den zuſammengedrückten Zwerchfellnerven das Zwerchfell erſchlappte, die Intercoſtalmuskeln noch die Rippen in der Höhe halten, und die Exſpiration verhindern können: ſo kann man dieſem Syſtem eben ſo wenig beypflichten, als demjenigen, welches Boerhaave vorgebracht hat. Nach dieſem bleibt nach der Inſpiration, wie oben erwähnt worden, das Blut in den Lungen ſtehen, und fließt nicht durch die Lungenblutadern in die hintere Herzkammer. Weil nun auf die Art die Aorta kein Blut bekommt, und daher auch keine zur Abſonderung der Lebensgeiſter in das Gehirn treiben kann: ſo müſſten die Intercoſtalmuskeln und das Zwerchfell, wegen Mangel der Lebensgeiſter, in ihrer Aktion nachlaſſen und die Exſpiration erfolgen. Allein wenn dieſe Hypotheſe richtig wäre: warum ſo ſchlappen denn nicht alle eben der Urſache alle übrige Muskeln im ganzen Körper?

So viele Meynungen nun über die Nothwendigkeit des Athemholens vorgebracht worden, eben ſo viele ſind auch über den Nutzen derſelben vorhanden. Nothwendig iſt ſie einmal, da ohne ſie bey dem erwachſenen Menſchen das Blut nicht durch die Lungen aus einer Herzkammer in die andere laufen könnte, und der Kreislauf überhaupt aufhören müßte. Allein warum die Natur Lungen gemacht, warum das Blut durch dieſe Lungen bey dem erwachſenen durchlaufen muß, und nicht mehr wie bey dem Fetus ohne in die Lungen einzudringen, und ohne Athemholen ſeinen Kreislauf forſetzt; dieſes iſt eine Sache, welche den Phyſiologen viele Schwierigkeiten von jeher gemacht hat, und wir müſſen geſtehen, daß wir auch jetzt noch nicht den wahren und Hauptnutzen davon einſehen.

Einige glaubten, das Blut erhielte in den Lungen ſeine Wärme, weil es ſich durch die Menge von Haargefäßen, die in der Lunge zertheilt ſind, mit Mühe durchdringen, und auf der daher entſtehenden ſtarken Friction eine große Wärme entſtehen müßte. Dieſes Vorgeben hat Wahrſcheinlichkeit, wenn nur nicht die Beobachtungen entgegen wären, daß auch bey faſt verdorbenen und verzehrten Lungen noch Wärme im Blut vorhanden wäre. Weil durch die Lungen eine ſo große Menge von Feuchtigkeit ausdünſten, wie unter andern Artikeln wird erwähnt werden, und das Blut in ſo enge Gefäße einlaufen muß: ſo behaupten andere, das Blut würde in den Lungen dichter, zumal da die Lungenblutader enger als die Lungenpulsader wäre, und die Blutkügelchen alſo ſehr dichte in derſelben werden müßten. Doch auch dieſe Meynung hat ihre Schwierigkeiten, da auch Thiere mit den kleinſten Lungen ein dichtes Blut haben; der Weg durch die Lungen auch ſehr kurz, durch den übrigen Körper aber weit länger iſt, und folglich das Blut, ohne die Lungen zu durchlaufen, ſchon dicht genug außer denſelben werden kann, und durch mancherley abſonderungen eine Menge von ſeinen wäſſerigen Theilen verlieren gehen.

Andere ſetzen den Nutzen des Athemholens in eine Vermiſchung der elaſtiſchen Luft mit dem durch die Lungen laufenden Blut. Sie glauben zu dieſer Meynung dadurch berechtigt zu ſeyn, weil ſich aus dem Blut eine Menge Luft durch die Luftpumpe ausziehen läßt, weil unſer Körper einer mit einem Gewicht von 20000 Pfund drückenden äußern Luft widerſteht, und folglich die in unſern feſten und flüßigen Theilen vorhandene Luft die Urſache dieſes Widerſtandes ſeyn müßte; weil man in den Blutgefäßen, dem zellichten Gewebe und verſchiedenen Höhlen des Körpers wahre Luft gefunden hätte. Auch die größere Röthe des Lungenbluts vor dem in dem übrigen Körper circulirenden Blut führen ſie zum Beweis ihrer Theorie an. Dieſer Hypotheſe aber widerſprechen ſehr wichtige Gründe. Wenn ſich eine wahre elaſtiſche Luft mit dem durch die Lungen laufenden Blut vermiſchte, und ihre Elaſticität auch im Blut erhielte: ſo könnte dieſe Vermiſchung ſchon aus der Urſache bey jeder Inſpiration nicht geſchehen, weil die in dem Blut vorhandene elaſtiſche Luft, vermöge ihrer Schnellkraft, gewiß der äußern Luft, die ſich in den Lungen mit dem Blut vereinigen wollte, widerſtehen, und ihr den Eintritt verhindern würde. Die Luft kann überdem durch die kleine einhauchende Haargefäße der Lungen, die noch mit einem Schleim überzogen ſind, nicht durchdringen, und wenn in Gefäßen oder in Höhlen der Körpers elaſtiſche Luft bemerkt worden iſt: ſo hat ſie ſich durch Fäulniß in denſelben entwickelt, oder iſt durch Wunden in ſie hineingekommen. Es iſt zwar wahr, daß mit den Speiſen und dem Getränk beſtändig Luft in unſern Körper kömmt, aber nicht als eine elaſtiſche, ſondern als eine in den Elementen dieſer Körper eingeſchloſſene und fixirte Luft. Denn daß eine mit dem Blut ſich vermiſchende elaſtiſche Luft nicht mit dem Leben beſtehen könne, ſieht man daran, daß ein Thier, wenn man ihm durch eine geöffnete Ader Luft ins Blut einbläßt, geſchwind ſtirbt.

Nach anderer Behauptung iſt der hauptſächlichſte Endzweck des Athemholens dieſer, daß das heiße Blut in den Lungen abgekühlt werde, und beweiſen es dadurch, weil ein Thier in einer Atmoſphäre, die gleichen Grad der Wärme mit ſeinem Blut hätte, nicht leben könnte, ſondern nothwendig ſtürbe. Es iſt zwar nicht zu leugnen, daß das Blut durch die ſtarke Ausdünſtung, die an den Lungen bemerkt wird, und auch deswegen, weil nach den phyſicaliſchen Geſetzen das warme Blut der gewöhnlich kälteren Luft in den Lungen etwas von ſeiner Wärme mittheilen muß, abgekühlt wird. Daß aber dieſes nicht die Hauptabſicht iſt, warum nach der Einrichtung der Natur das Blut durch die Lungen laufen muß, beweiſet dieſes, daß Thiere und Menſchen in warmen Bädern, und bey großer Sommerhitze, in einer atmoſphäriſchen Wärme leben, die die Wärme ihres Bluts übertrift, und manchmal zum 107ten bis 108ten Grad des Fahrenheitiſchen Thermometers ſteiget, da die thieriſche Wärme nur gewöhnlich auf 96 Grad geſchätzt wird. Würde auch das Blut in den Lungen abgekühlt, ſo müßte nothwendig das Blut in den Blutadern, die es nach dem Herzen zurückführen, und in

die rechte Herzkammer, welche es in die Lungen hineintreibt, wärmer seyn als in der hintern Herzkammer, und das Blut in den Pulsadern, welches aber noch nie bemerkt worden ist.

Die Röthe des Bluts kömmt nicht, wie einige wollen, von der eingeathmeten Luft her; denn man sieht, daß die Thiere, die ein kaltes Blut haben und ohne Luft leben, eben ein solches rothes Blut besitzen, als diejenige Thiere, welche Athem holen, ob es gleich ausgemacht ist, daß derjenige Theil, des aus der Ader gelassenen und auf dem Teller aufbewahrten Bluts, welcher gegen die Luft zugekehrt ist, roth, der an dem Boden des Tellers gelegene aber schwarz ist, und man den untengelegenen schwarzen Theil roth machen kann, sobald man ihn nach der Luft kehrt; und umgekehrt den obern rothen Theil schwarz werden sieht, sobald man ihn nach unten zu, nach dem Boden des Tellers, hinlegt. Andere leiten die Röthe des Bluts von einem feinen Wesen her, das aus der eingeathmeten Luft ins Blut übergeht.

Endlich vermuthen einige, daß bey dem Athemholen ein in der Luft zerstreuter Salpeter sich mit dem durch die Lungen laufenden Blut vermischte, und ihm nicht allein die Röthe mittheilte, sondern es auch gegen die Fäulniß schützte. Daß eine flüchtige Säure in der Luft vorhanden ist, welche die ausgelaugte Salpetererden mit neuem Salpeter versieht, ist nicht zu leugnen. Aber eben diese Säure macht mit andern Erden ein Küchensalz, Vitriol, Alaun, und verwandelt das an der Luft gelegene Laugensalz in einen Tartarum Vitriolatum, so daß man nicht sagen kann, daß ein bloßes salpeterichtes Principium mit der Luft in die Lungen übergeht. Ueberdieses sind diese Salze in allzu geringer Menge in der Luft vorhanden, und man holt auf hohen Bergen, wo diese Salze seltener sind, eben so gut Athem, als an andern Orten. Auch findet man nicht die geringste Spur von einem Salpeter in unserm Blut.

Aus diesen verschiedenen angeführten Meynungen, die ihre Gründe vor und wider sich haben, sieht man, daß man noch nicht einen gewissen Hauptnutzen von dem Athemholen auf unsern Körper, und den Endzweck, warum nach der Einrichtung der Natur das Blut bey dem Menschen, so wie er auf der Welt ist, durch die Lungen laufen muß, zu bestimmen weis, wohl aber verschiedene Nebennutzen geben kann. So hängen verschiedene Bewegungen und Functionen des thierischen Körpers ganz allein von dem Athemholen ab. Das Lachen, Weinen, Husten, Niesen, Schluchzen, Riechen, Saugen, die Stimme, die Ausdünstungen der Lungen, wodurch viel Schädliches aus dem Körper verloren geht, die Verdauung der Speisen im Magen, die Chylification, die Ausleerungen der Galle in der Leber und Gallenblase, der Stuhlgang, das Harnen, die Wehen, der Lauf des so zähen Bluts in der Pforkader und in der Leber und dergl. könnten alle, ohne das Athemholen, nicht vor sich gehen, wie dieses unter den gehörigen Artickeln wird erwiesen werden.

Athem, stinkender, kann von verschiedenen Ursachen entstehen. So können verdorbenes und scorbutisches Zahnfleisch, angefressene Zähne, Unreinigkeiten und Würmer in den ersten Wegen, Lungen- und Nasengeschwüre u. dgl. denselben hervorbringen. Die Art, ihn zu heilen, richtet sich nach seinen Ursachen, und wird vergehen, sobald die Hauptkrankheiten, mit welchem er verbunden ist, aus dem Wege geräumt worden, wovon in verschiedenen Artickeln wird gehandelt werden.

Athemon, (ein Tagschmetterling) s. Weinfeld.

Athenäen, eins von den drey Fackel- oder Lampenfesten der Griechen, welches vom Erichtonius, dem dritten Könige der Athenienser der Minerva, welche auch Athene hieß, zu Ehren in dieser ihrer Stadt gefeyert wurde. Als in der Folge Theseus die zwölf Flecken von Attika zusammen gezogen hatte, um eine ansehnliche Stadt aus Athen zu machen, so wurden diese Athenäen nach und nach so berühmt, daß sie Zuschauer aus ganz Griechenland herbeyzogen, und empfieng daher den Namen der Panathenäen. Anfänglich dauerte dieses Fest nur einen Tag; um es aber feyerlicher zu machen, erhielt es in der Folge eine längere Dauer. Bey dieser Gelegenheit geschah es, daß diese Panathenäen in die großen und in die kleinen unterschieden wurden. Die großen wurden von fünf zu fünf Jahren am drey und zwanzigsten des Hekatombeon, der mit unserm Junius übereinkommt, die kleinen aber alle Jahre, am zwanzigsten des Monats Targalion, oder im April, gefeyert. Oeffentliche Spiele oder Leibesübungen begleiteten dieses Fest. Diese bestunden im Wettlaufe zu Fuße mit brennenden Fackeln oder auch Bränden, wie an den Festen des Vulcans und Prometheus. Zu den Zeiten des Plato verwandelte man diesen Wettlauf in ein Wettrennen zu Pferde. Die zweyte Leibesübung war der Kampf der Ringer, auf welchen ein Wettstreit in der Musick folgte, und darauf stritten die Dichter um den Preis und legten ihre Stücke von ihrer Arbeit vor, welche daher den Namen der Tetralogien erhielten. Hierzu kam noch der Tanz der Pyrricha, oder Schwerdtanz genennt wurde, den Minerva selbst soll erfunden und nach Erlegung der Titanen getanzt haben. Zu allen diesen Feyerlichkeiten fügten die Römer, nachdem Athen unter ihre Herrschaft gekommen, noch ihren Lieblingskampf, nemlich den Kampf der Fechter hinzu. Die Vorsteher in diesen unterschiedenen Spielen hießen Athlotheten. Ihrer waren zehen nach der Anzahl der Zünfte, oder ursprünglichen Flecken, daraus Athen erwachsen war, und ihr Amt dauerte vier Jahr. Der Preiß der Sieger bestund in einer Krone von Oehlzweigen und in einem mit Oehl angefüllten Gefäße, womit er machen konnte was er wollte, nur durfte er es nicht mit sich nach Hause nehmen. Ueberdieß war der Sieger verbunden, denen, die mit ihm gestritten hatten, eine Mahlzeit zu geben. Auf die Kämpfe folgten die Opfer. Jede Zunft von Attika mußte darzu einen Ochsen liefern, und von den Ueberbleibseln dieses Opfers stellte man ein öffentliches Gastmal an. Noch feyerlicher wurden aber die großen Panathenäen begangen. Zu den eben angeführten Leibesübungen und Opfern fügte man noch einen feyerlichen Umgang, indem der Peplus der Minerva zur Schau herumgetragen wurde. Dieser Peplus war ein weißer Rock ohne Aermel, und ganz mit Gold durchwirkt, auf dem die Kämpfe und herrlichen Thaten dieser Göttin, ihres Vaters Jupiter und der Helden vorgestellet wurden. Diesem feyerlichen Umgange wohnten alle Leute von jedem Stande, Alter und Geschlechte, doch mit diesem Unterschiede bey, daß die jungen Leute zuletzt giengen, die Alten in der Hand einen Oehlzweig, die jungen Mädchen aber Körbe trugen; die Jünglinge aber mit Hirße umkränzt Gesänge sangen, die man Päanen nennte. Dieser feyerliche Aufzug gieng vom Ceramikum aus bis zu dem Tempel der eleusinischen Ceres. Der Peplus selbst war an ein Schiff befestiget, das man mit Maschinen forttrieb.

Aehnliche Lampen- oder Fackelfeste liefern uns die neuern Zeiten bey den Chinesern, den ehemaligen Peruanern und zu Palermo in Sicilien, wo das Lampenfest der heiligen Rosalia vielleicht alles übertrift, was

Digitized by Google

man ſich groſſes und prächtiges in dieſer Art vorſtellen kann. Der Triumphwagen dieſer heiligen Beſchützerin von Palermo iſt jenem Schiffe, das die Ehre hatte den heiligen Schleyer Minervens zu tragen, ähnlich; ſein Unterheil bebet einer römiſchen Galere gleich. Auch hier finden ſich Wettrennen, bejaubernde Muſicken und Geſänge zur Ehre der Heiligen. Der griechiſche Geiſt und die attiſche ungezwungene Fröhlichkeit ſcheint hier nur bey veränderten Gegenſtänden der Andacht die Feſte eines Volks zu beleben, deſſen Vorfahren zum Theil aus Griechenland abſtammten, mit ihm faſt immer in Verbindung ſtund und einerley Sprache hatte.

Athenäum, iſt im eigentlichen Verſtand ein Tempel der Athene oder Minerva, dieſer Göttin der Wiſſenſchaften und der Weisheit in Athen. In dieſem Tempel oder wahrſcheinlicher in einem beſondern Theil deſſelben kamen die Athenienſiſchen Dichter und ſchönen Geiſter zuſammen, um ihre Aufſätze und Gedichte vorzuleſen. Dieſe Art von gelehrten Zuſammenkünften ward in der Folge auch bey den Römern gewöhnlich, und Auguſt verſtattete den Gelehrten ſeiner Zeit dieſelben in der Bibliothek des palatiniſchen Apolls zu halten. Zu Veſpaſians und Trajans Zeiten ſahen ſich die witzigen Köpfe von Rom öfters gewöhiget, beſondere Säle nebſt Stühlen und Bänken zu miethen, um ihre geſchetzten Arbeiten und Reden declamiren und vorleſen zu können. Um dieſer Ungemächlichkeit abzuhelfen, legte der Kayſer Adrian ein beſonders Gebäude unter dem Namen Athenäum an, in welchem ſowohl jene gelehrte Uebungen und Vorleſungen vorgenommen, ſondern auch die Jugend in nützlichen Künſten und Wiſſenſchaften unterrichtet werden konnten. Die Kayſer ſelbſten bezehrten dieſe Zuſammenkünfte in dem Athenäum nicht ſelten mit ihrer Gegenwart. Unter dem Kayſer Theodoſius dem zweyten war dieſes Athenäum eine ſehr blühende Academie, denn es lehrten darinnen drey Profeſſores die Redekunſt, zehen die Grammatic, fünf die Kunſt der Sophiſten oder die Geſchicklichkeit aus dem Stegreif über einen Gegenſtand zuſammenhängend zu reden, einer die Weltweisheit, zween die Rechtsgelahrtheit. Auch an andern Orten, z. B. in Rismes in Gallien, hat man ſolche Athenäen gehabt. In der Folge hat man dieſen Namen auf alle Academien und anſehnliche Schulen ausgedehnet.

Athenatorium, wird ein dicker gläſerner Deckel genannt, der in einen Kolben empaſt, auswärts aber denſelben nicht umgiebt; man braucht ihn zu den Sublimationen.

Athenienſiſche Münzen. Die Kunſt ſtand zu Athen in ihrem gröſten Flor ohngefähr nach der Flucht des Xerxes bis zu dem Peloponeſiſchen Kriege. Selbſt die Zerſtörung der Stadt durch die Perſer, war nach dem Siege des Themiſtocles Urſache zu Wiederaufbauung der Tempel und öffentlichen Gebäude. Man errichtete den geſtalenen Helden und Bürgern Statuen; ſogar diejenigen Weiber die aus Athen mit ihren Kindern nach Trözene geflüchtet waren, hatten an dieſer Unſterblichkeit theil: denn ihre Statuen ſtanden in einem Portikus. Die berühmteſten Bildhauer dermaliger Zeit waren Ageladas von Argos der Meiſter des Phidias, Onatas, Agenor, Hegeſias, Phidias, Alcamenes von Athen, Agoracritus von Paros, Polycletus, Scopas, Cteſilaus, Myron, u. ſ. w. Pauſanias und Plinius erzählen uns Wunder von den Werken dieſer Künſtler, allein wir wiſſen nicht was und wo noch etwas von ihren Werken in unſern Zeiten erhalten iſt. Es iſt möglich daß wir in den erhaltenen Antiken zu unſerer Zeit noch etwas von dieſen Originalen übrig haben, das wahrſcheinlichſte indeſſen iſt, daß die meiſten Copien nach jenen berühmten Urbildern ſind. Die ungezweifelte Reſte Athenienſiſcher Kunſt ſind ohnſtreitig ihre Münzen und dieſe ſind ſo beſchaffen, daß ſie von den übrigen Theilen keine vortheilhafte Idee erwecken. Sie ſind meiſt grob geprägt, die Figuren ohne Ziehung, Ausarbeitung und Perſpectiv. Ihr gewöhnliches Symbolum iſt der bewaffnete Kopf der Minerva und die Eule auf dem Reverſe. Zuweilen ſetzen ſie zu der Eule auch eine Cicade als das gewöhnliche Symbolum der Artechdonie, worauf ſie ſich ſoviel einbildeten. Auf den älteſten ſieht man auch das Doppelhaupt eines Mannes und einer Frau zum Andenken des Cecrops der zuerſt, wie Juſtin L. II. c. 6. von Athen ſagt, den Eheſtand eingeführt hat: Ante Deucalionis tempora Regem habuere Cecropen, quem ut omnis antiquitas fabuloſa eſt, Biformem tradidere, quia primus marem fœminæ matrimonio junxit. Die Eule auf dem Reverſe ſitzt auch oft auf einer horizontalliegenden Amphora mit zweyen Handhaben zum Andenken deſſen, daß bey ihnen die Töpferkunſt erfunden worden, und die Attiſche Gefäße allzeit in groſſen Ruf geweſen ſind. So iſt auch das Rad auf einer Athenienſiſchen Münze ein Symbolum dieſer Kunſt, und erklärt die Verſe des Critias beym Athenäus

Τὸν δ᾽ τροχὸν γαίης τι καλὸν πῖχνον ὗρε

und die Stelle des Diodor von Sicilien, wo er von dem Dädalus der Athenienſer Libr. IV. erzählt, daß er den Talum, ſeiner Schweſter Sohn, umgebracht habe, weil dieſer τροχὸν κεραμευτικὸν erfunden habe u. ſ. w. Unter dem Haupt der Minerva iſt auch auf dem Reverſ ein Sphynx, allein ſehr ſelten zu ſehen, öfterer kommt er, ſo wie der Pegaſus, die geflügelte Drachen und wettlaufende Pferde auf dem Helm der Minerva als Cälatur vor. Die Aufſchrift auf allen ſind AΘ. ΑΘΕ. ΑΘΗ. ΑΘΗΝ. ΑΘΗΝΑΙΩΝ. Die älteſte hält man für diejenige, welche ſtatt das H ein E führen, weil man glaubt ſie ſeyen zu einer Zeit geprägt, wo das H noch nicht in das Alphabeth aufgenommen war. Allein dieß ſind unſichere Muthmaſſungen. Auſſer dem Haupt der Minerva findet man auch den Jupiter κεραυνοφορος und andere Götter auf ihren Münzen. Pelerin und Caylus führen einige ſehr ſeltne Münzen von Athen an, wovon unter andern diejenige die auf dem Reverſe die Acropolin abbildet ein Zeugniß deſſen iſt, was wir oben von Mangel der Zeichnung und Perſpectiv angeführt haben.

Vor Pelerin glaubte man noch immer es ſey keine Athenienſiſche Münze von Gold übrig. Allein dieſer führt in den Rec. de Med. de Peuples & de Villes T. I. p. 143. eine an, wo auf der einen Seite eine liegende Ziege, und auf der andern die gewöhnliche Eule, doch ohne Legende zu ſehen iſt.

Nach dem Thucydides weiß man, daß Athen anſehnliche Colonien nach Jonien geſchickt habe. Wenn ſie dieſen Geld mit gaben, ſo waren die Münzen mit dem Bild einer Birne ausgeprägt, und die Legende ΑΘ. ΑΘΕ. So behielten auch ihre Joniſche Colonien, wie Epheſus, Smyrna Miletus di. Symbole ihrer Mutterſtadt bey. Smyrna führt noch lange die Pallas, Megara die Nachteule, Chios den Sphynx und die Amphora, Epheſus die Birne.

Aterbabeth, iſt das erſte von den vier Büchern, welche Gott nach der Sage der Jndianer dem Brama ge-

Digitized by Google

schickt hat, und welcher sie hernach unter die Braminen vertheilt hat. s. Kedam.

Atheretb, ist eine besondere Zierde auf dem Tallis der Juden. Es bestehet aber dieser Tallis, und insonderheit der große, aus einem groß'n weißen viereckigten Tuch, den sie in der Synagoge über den Kopf zu decken pflegen, daß die vier Enden desselben von ferne auf den Schultern gegen die Brust zu zusammengewickelt herabhängen. Die wohlhabenden Juden setzen auf einen solchen Tallis, oben an demjenigen Theil, der oben über den Hut auf dem Kopf liegt, ein Stück von Fostbaren Seidenzeug, Stoff, auch von Gold und Silber gewirkt, so gros als eine Elle ins Gevierdte, sie besetzen es auch mit Perlen und Edelgesteen. Diese Auszierung heißt alsdann עטרת Atheretb, oder nach der Juden-Aussprache, Atheres, eine Crone. Hievon wird unter dem Artickel: Tallis und Tzizis, mehr vorkommen.

Atherina, s. Stechfisch.

Atheroma, s. Breygeschwulst.

Athersatha, bezeichnet einen vornehmen Bedienten bey den Chaldäern; aber was eigentlich seine Beschäftigung gewesen, darüber ist man nicht recht einig. Einige halten ihn für einen Vicarius des Königs, oder Statthalter einer Provinz, andere für einen Oberschenken des Königs.

Atheus, heißt ein Gottesleugner. s. Atheisten. In dem System der Stoicker bedeutet es einen jeden Lasterhaften, der nichts von Gott an sich hat. Denn von dem Weisen und Tugendhaften behaupteten sie, er habe etwas göttliches in sich.

Athinganer oder **Attinganer**, ist ein Name womit die Paulicianer belegt wurden. Man hielte sie anfangs für Juden, und beschuldigte sie der Zauberey, weswegen sie im 9. Jahrhundert im griechischen Kayserthum hart verfolgt wurden.

Außer diesen kommen schon ältere Athinganer in einem Canon des Trullanischen Concilii vor, welche man für Beschwörer hält. Sie trugen Schlangen in dem Busen, und wollten die Zukunft aus den Gestirnen vorhersagen.

Athleten, Kämpfer, die um einen ausgesetzten Preiß stritten. In der Geschichte des alten Griechenlandes nehmen diese Athleten eine sehr merkwürdige Stelle ein. Dieß Volk, welches die Stärke und Vollkommenheiten des Körpers eben so stark, als die Vorzüge des Geistes zu schätzen und zu befördern wußte, und überzeugt war, daß der kriegerische Muth, und eine große Seele nicht in verzärtelten Körpern zu wohnen pflegen, ordneten unterschiedene Leibesübungen bey der öffentlichen Erziehung ihrer Jugend an, die unter dem allgemeinen Namen Gymnastick begriffen waren. Wir wollen anjetzt nur im Allgemeinen von den Athlethen reden, und die weitläuftigere Abhandlung dieses Gegenstandes in dem Artickel, Gymnastick, liefern.

Das Wort ἀθλητης, oder Athlete kommt vom griechischen Zeitworte ἀθλειν, Kämpfen, sich schlagen her. Eigentlich waren also diejenigen Personen Athlethen, welche in den öffentlichen griechischen Spielen sich auf den Kolben oder auf die Faust schlugen. Nach der Hand wurde das Wort **Athlete** allgemeiner, und man verstand darunter einen jeden, der in den öffentlichen Spielen um den Preiß mitstritte. Diese öffentliche Spiele waren aber das Springen, das Rennen, die Wurfschelbe, das Spießwerfen, das Ringen, von welchem letztern die Athleten anfänglich ihren Namen erhielten. Die fünfsache Art von Leibesübung wurde bey den Griechen πεντάθλον und bey den Lateinern Quinquertium, der **Fünfkampf** und die Athleten selbst Quinquertiones genennt. Anfänglich waren diese athletische Uebungen bestimmt um die Jugend zur Arbeit, zur Tapferkeit und zu den Strapazen des Kriegs zu gewöhnen und abzuhärten. Nach und nach verwandelten sie sich in Schauspiele, und endlich wurden solche Kämpfer auf Kosten des Staats erhalten, um sie bey feyerlichen Gelegenheiten auftreten zu lassen. Ordentlicher Weise beobachteten die Athleten eine sehr strenge Lebensart, genossen nicht alle Speisen ohne Unterschied, sondern bequemten sich nach der Vorschrift ihres Meisters so wie in andern Dingen, also auch in der Wahl der Speisen und Getränke, und in der ganzen Lebensordnung überhaupt auf das genaueste, enthielten sich des Beyschlafs, gruben gemeiniglich einen ganzen Monath vor dem Kampfe mit dem Gesichte die Erde, um ihre Glieder desto fester und zugleich geschmeidiger zu machen. Epictet und Paulus bestätigen diese Tugend der strengsten Enthaltsamkeit bey den Athlethen durch ihre Zeugnisse. Doch scheinen sie zuweilen diese Gesetze der Mäßigkeit übertreten zu haben, wie aus dem Plautinischen Ausdruck, pugilice & athletice vivere, welches einen starken Fresser anzeigt, zu schließen ist. Ehe diese Kämpfer ihren Kampf anfingen, ruften sie die Götter an, unter deren Schutz diese Uebungen vorgenommen wurden, besonders den Jupiter, wie auch den Hercules, den Castor und Pollux, welche vormals selbsten große Klopfechter gewesen waren, und opferten ihnen. Von ihren Belohnungen, Vorzügen und ausserordentlichen Ansehen s. olympische Spiele.

Athletick, die Kampfwissenschaft, oder Anweisung, wie man ein Athlet werden sollte.

Athleticus habitus, wird diejenige Beschaffenheit und Stärke des Körpers genennt, welche sich die Kämpfer in den alten Zeiten, durch verschiedene Mittel zu erwerben suchten. Sie mußten deswegen, um ihren Körper mit einer Menge von Nahrung anzufüllen und ihn stark zu machen, nicht blos bis zur Sättigung essen, sondern so viel von Speisen zu sich nehmen, als sie nur immer fassen konnten. Sie nährten sich im Anfang, nach der Aussage der alten Schriftsteller, blos von Pflanzen besonders Waizen. In den folgenden Zeiten genossen sie auch Fleischspeisen, vornmter das Ochsen-, und Schweinefleisch das vorzüglichste war. Ihre Leibesübungen und ihr langer Schlaf nach einem reichlichen Nachtessen, trugen daneben nicht wenig bey, daß der Körper mit einer Menge von Säften angefüllt, allein auch eben dadurch Gelegenheit zu vielen Krankheiten gegeben wurde, ob sie gleich durch Brechmittel und andere Ausleerungen, die in den ersten Wegen, von einer solchen Menge von Speisen zu befürchtende Crudidäten, zu verhindern suchten.

Athlotheta, der Kampf- oder Preißrichter. s. olympische Spiele.

Athoci, Ketzer im 13. Jahrhundert, welche behaupteten, daß die Seelen der Menschen mit den Leibern untergingen, und alle Sünden einander gleich wären.

Athor, war eine Göttin bey den Egyptern, welche die Nacht, oder auch die ganze Natur vorgestellt haben soll. Die Griechen haben sie durch die Venus erklärt, welche den denselben oft eben so viel, als die Natur bedeutet. Sie wurde unter einer Kuh verehrt.

Athorne. Dieses ist der allgemeine Name der Priester bey den Persen, und heißt in ihrer Sprache so viel, als Diener Gottes. Er begreift drey Gattungen von Priestern unter sich, welche Destur Mobed, Mobed und Herbed, genennt werden. Dieses sind noch Ueber-

Digitized by Google

bleibsel von der Hierarchie der alten Mager. Die ersten, Destur Mobed, werden auch sonsten Desturan Destur genennt. Wer diese Stelle in einer Stadt begleitet, ist das Haupt aller übrigen Priester und Gelehrten in derselben. Er erklärt die schwersten Punkte des Gesetzes, und entscheidet, ob die ineyn Instanz, in Gewissensfällen. Er bekommt von allen Persen den zehnten Theil ihrer Einkünfte. Zu dieser Stelle gelangt man durch einen Ueberfluß guter Werke, durch eine aufgeklärte Wissenschaft, und erhabene Gesinnungen. Wer diese Stelle begleitet, muß suchen dem Ormusd immer ähnlicher zu werden. Sündigt er, so kann er von einem gemeinen Persen, der ohne Sünde ist, gestraft werden. Er ist zugleich das Haupt der übrigen Stände, die an seinem Verhalten ein Exempel nehmen. Begeht er eine vorsetzliche Sünde, so versammelt sich das ganze Corps der Priester, und legt ihm eine Strafe auf, die seinem Verbrechen angemessen ist. Weil jetzo die Persen entweder unter Muhamedanischer oder Indianischer Oberherrschaft leben, so ist heut zu Tage sein Ansehen bey weiten nicht mehr so groß, als ehemals, und besteht nur in einigen äußern Vorzügen. Unter den Verehrern der Zoroastrischen Religion aber haben sie noch immer ein großes Gewicht. Man siehet sie als die Mittelspersonen zwischen dem Ormusd und seinem Volk an. Widersetzt sich ihnen ein Perse, so wird sein Verbrechen für Todeswürdig gehalten. Die zweyte Klasse der Athorne, oder des Priesterstandes bey den Persen, sind die Mobed. Sie werden in der alten Pehlrischen Sprache Magor genennt. Dieser sind die eigentlichen Magi der Alten. Sie allein haben das Recht zu opfern, und glauben, daß ihre Gebete allemal erhört würden. Hiemit bezahlen sie auch alle Bemühungen den andern. Wenn ein Arzt einen Mobed zur Gesundheit gebracht hat, so bekommt er keine Bezahlung dafür, sondern muß sich damit begnügen, daß der Mobed für ihn betet. Aus diesem Orden werden die vorhergehenden Destur Mobed genommen. Sie müssen ihre Obliegenheiten streng in Acht nehmen, sonsten verlieren sie ihren Charakter. Ihre Beschäftigungen sind nicht blos an die Religion gebunden, sondern sie können sich auch in den Städten, wo sie sich aufhalten, mit bürgerlichen und Staatsdiensten abgeben, ja so gar Kriegsdienste thun. Aber sie dürfen sich mit keinen Verrichtungen der Acker- und Handwerksleute abgeben, und wenn sie auch die Noth dazu zwingen sollte. Die dritte Gattung der Athorne machen endlich die Herbed aus. Diese sind dazu bestimmt, die jungen Persen in der Religion zu unterweisen. Hiezu kann ein jeder Perse gelangen, wenn er die gehörige Geschicklichkeit dazu erlangt. Wer sich dazu entschließt, muß im funfzehnten Jahr dazu eingeweihet werden; dies nennen sie in ihrer Sprache: er muß Nozud werden. Hiezu wird erfordert, daß er die Ceremonien des Gesetzes verstehen, und ihre Liturgie, die sie Vendidad und Zjeschne nennen, auswendig können und studieren muß. Hierauf geht die feyerliche Reinigung mit ihm vor, die sie in ihrer Sprache Baraschnom no schabe nennen. Hierauf wird der junge Candidat in einem neuen Kleid in den Feuertempel geführt, wo er mit Ablesung der Liturgie eine Probe ablegen muß. Dieses dauert vier Tage, und alle Tage werden gewisse Reinigungen durch Urin und Wasser mit ihm vorgenommen. Und nunmehr ist der junge Perse ein Herbed. Eigentlich sollte ein jeder Perse diese Dignität haben, denn sie sind nach ihrem Lehrbegriff alle Priester. Weil sie aber nicht alle die Geschicklichkeit haben, die Religionsceremonien selbst zu verrichten, auch nicht alle in solchen Vermögensumständen stehen, eine Person zu bezahlen, die an ihrer Stelle diese Pflicht erfülle; so müssen sie einem Mobed ein vor allemal etliche Gulden geben, der für sie diesen Dienst verrichtet, und dafür glauben sie den Himmel erkauft zu haben. Die Persen vergleichen ihre Athorne mit den Hunden. Denn gleichwie diese sehr gutthätige und genugsame Geschöpfe wären, und alles vermieden, was sie besudeln könne; so würde dadurch die Haupteigenschaft eines Religionsdieners angezeigt. s. die Artickel Baraschnom, Magi, Avesta.

Athur, ist der Name des dritten Monates in dem Egyptischen Nabonassarischen Jahre, welcher, wie alle übrige 30 Tage hat und ohngefehr mit unserem November zusammen trift.

Athyr s. Athur.

Athyta, Opfer, bey welchen kein Opferthier geschlachtet, sondern andere, meistens geringe Sachen von Armen, dargebracht wurden.

Atilia Lex s. Lex Atilia.

Atilianus Tutor, wurde der Vormund genennt, welcher in der Stadt Rom, vom prætore urbano und dem größten Theil der tribunorum plebis nach der Verordnung des Atilischen Gesetzes bestellt wurde. s. Lex Atilia.

Atinia Lex s. Lex Atinia.

Atlantes, war ein Name gewisser Kuchen bey den Griechen, deren Form und eigentliche Materie uns jetzo gänzlich unbekannt ist.

Atlantes, sind eine Art Lastträger, welche in der Baukunst statt der Säulen Globos oder Weltkugeln auf ihren Schultern zu tragen haben. * Sie werden gern auf die Frontons der Akademiegebäude, Observatorien u. dgl. gesetzt, und von Stein auch Holz, und getrieben Kupfer gemacht. Die Weltkugel aber wird gemeiniglich aus Meßingblech durchgebrochen, daß der Thierkreiß darauf zu sehen ist. Nach der Höhe des Gebäudes und dessen Pracht, werden solche 6 auch 10 Fuß ohne die Weltkugel hoch gemacht. Diese muß gegen der Höhe des Atlantis ihre proportionirte Größe haben, weilen sie zu groß dem Wind allzuviel Fläche giebt und zu klein das Ansehen verliert. Gemeiniglich wird ihr Durchmesser der Höhe des Atlantis bis unter die Arme gleichgenommen. Diese Atlantes nennen einige fälschlich Hercules, wenn sie die wahre menschliche Größe überschreiten — daß aber Hercules eine andere Bedeutung habe, wird an seinem Orte gezeigt werden.

Atlas, eine der berühmtesten Personen des Alterthums, der nach dem einstimmigen Zeugnisse der Mythologen der langen Reihe von Gebürgen, die durch einen Theil von Africa, von Morgen gegen Abend bis zu den äußersten Gegenden dieses Welttheils sich erstrecken, wie nicht weniger dem Atlantischen Weltmeere und die schon in dem grausetten Alterthume versunkenen großen Insul Atlantis seinen Namen ertheilt hat.

Nach dem Hesiodus war Atlas ein Sohn des Japets und der Klymene, der Tochter des Oceanus, und ein Bruder des Prometheus und Epimetheus, welche allesamt aus dem Titanischen Geschlechte waren. Einige der neuern Gelehrten, haben diesen Atlas, durch etymologische aus den morgenländischen Sprachen entlehnte Gründe verleitet, für den Loth, so wie den Abraham für den Saturn gehalten. Wir wollen die Geschichte dieses berühmten Titans nach dem Diodor aus Sicilien anführen. Nach Hyperions Tode, sagt dieser Schriftsteller, theilten die Kinder des

* s. Taf. Bürgerliche Baukunst. Fig. 8.

Digitized by Google

Uranus das Reich unter sich. Die beyden berühmtesten waren Saturn und Atlas. Da die an der See gelegenen Gegenden dem Atlas durch das Loos zugefallen waren, so gab dieser Fürst den Atlantiern, seinen Unterthanen, und dem höchsten Gebürge seines Landes ihre Namen. Man sagt, daß er in der Sternkeuterkunst sehr erfahren gewesen, und daß er die Welt zu erst durch eine Sphäre vorgestellet. Deswegen hat man vorgegeben, Atlas trage den Himmel auf seinen Schultern; denn diese Fabel ist eine sehr deutliche Anspielung auf seine Erfindung. Er hatte verschiedene Kinder; aber Hesperus that sich vor allen durch seine Frömmigkeit, durch seine Gerechtigkeit und Menschenliebe hervor. Als dieser auf den höchsten Gipfel des Berges Atlas gestiegen war, so wurde er durch einen gewaltsamen Wind plötzlich entrückt, und man hat ihn nachher nicht weiter gesehen. Das Volk, welches durch sein Schicksal gerührt wurde, und sich seiner Tugenden erinnerte, sprach ihm göttliche Ehre zu, und heiligte seinen Namen, indem es denselben dem so sehr schimmernden Sterne (der Venus) beylegte. Atlas war auch der Vater von sieben Töchtern, welche die Atlantiden genennt wurden. — Die älteste unter ihnen, die Maja, hatte vom Jupiter einen Sohn, der Mercur hieß, und der Erfinder verschiedener Künste war. Man sagt, daß sie alle sehr scharfsinnigen Verstandes gewesen, daß man sie aus dieser Ursache nach ihrem Tode als Göttinnen verehret, und unter dem Namen der Pleiaden in den Himmel versetzt habe. Eben dieser Schriftsteller sagt anderstwo: Atlas hatte von der Tochter seines Bruders Hesperus, die daher Hesperis hieß, sieben Töchter, welche nach dem Namen ihres Vaters Atlanditen, nach dem Namen der Mutter aber Hesperiden genennt worden. — Hercules tödtete die Seeräuber, welche diese wegen ihrer Schönheit und Tugend berühmten Hesperiden entführt hatten, und brachte sie ihrem Vater Atlas wieder. Dieser dankbare Fürst schenkte dagegen dem Hercules die Aepfel, welche er zu suchen gekommen war. Wir wollen bey dieser Gelegenheit Diodors Nachricht, welche er kurz vorher von diesen, in der Mythologie so berüchtigten Aepfeln giebt, beyfügen. "Die Mythologisten, sagt er, sind in ihrer Meynung über diese Aepfel getheilt. Einige sagen: daß in gewissen Gärten von Africa, die den Hesperiden zugehörten, wirklich goldene Aepfel gewachsen, die durch einen fürchterlichen immerfort wachenden Drachen wären bewacht worden. Andere behaupten, daß die Hesperiden so schöne Heerden von Schafen besessen, daß die Dichter ihnen den Namen der goldnen, vermöge einer poetischen Freyheit gegeben, so wie man die Venus die goldene nennt. (μηλα heißen im Griechischen Aepfel und Schafe.) Einige endlich schreiben, daß diese Schafe eine besondere in das goldgelbe fallende Farbe gehabt. Diese letzten setzen hinzu, unter dem Drachen sey der Hirt dieser Schafe zu verstehen." Atlas unterrichtete bey dieser Gelegenheit den Hercules in der Sternkunde; und da dieser gelehrige Schüler diese Wissenschaft nebst der Kunst Sphären zu verfertigen, nach Griechenland brachte; so dichtete man: Atlas habe die Weltkugel eine Zeitlang, um auszuruhen, auf seine Schultern gelegt. Also, sagt der vernünftige Diodor, erzählten die Menschen auf eine fabelhafte Weise eine Sache, die wirklich geschehen war.

Aus allem diesem Gemische von Fabel und Geschichte läßt sich schließen, daß sich Atlas als ein Mann von großen Gaben, vornemlich auf tiefsinnige Wissenschaften und auf die Sternkunde gelegt, und daß der Gebrauch der Sphären, die er erfunden und die Vorstellung der hohen Gebürge, auf denen er seine Beobachtungen machte, die Fabel erzeugt, als trage er den Himmel auf seinen Schultern, und sey in einen Berg verwandelt worden. Nebst dem ist es sehr wahrscheinlich, daß Atlas die peruinischweisenden Völker des westlichen Africa zusammengebracht, ihnen Gesetze gegeben, ihre Sitten gebessert, und also ihr erster Herrscher und verdienstvollster Wohlthäter gewesen.

Atlas, ist der Name, womit man eine Sammlung sowohl von Himmels- als Land- und See-Charten beleget. Ob er von dem alten Könige Atlas oder dem Berge gleiches Namens, welche nach der Fabel die Welt tragen sollen, abzuleiten seq, ist eine Sache, die der Untersuchung nicht werth ist. Unter den Titeln: Himmelscharte, Landcharte, Seecharte, werden diejenigen, die mehrere Nachricht hievon suchen, das nöthige finden. Hier lassen wir es bey einigen: theils allgemeinen; theils historischen Nachrichten bewenden.

Der Himmelsatlas enthält die Abbildungen der Sternbilder nach ihrer Länge und Breite, auch wohl anderer Vorstellungen der Gestalten und Bewegungen himmlischer Körper. John Flamsteed hat im J. 1729. einen solchen zu London auf 27 Blättern herausgegeben. In der Homännschen Offizin ist gleichfalls ein solcher herausgekommen, den Joh. Gabriel Doppelmayer verzeichnet, davon 10 Blätter die Sternbilder und 20 andre die Bewegungen der Planeten und Cometen, wie auch die Gestalten und Ordnungen der ersteren darstellen. Man hat desgleichen einen das Titelblatt mit gerechnet aus 29 Tafeln bestehenden Himmelsatlas von Andreas Cellarius den Valck und Schenk gestochen. Was in den neuesten Zeiten Bevis und Bradley geliefert, verdient vor allem den Vorzug.

Der Erdatlas begreift Charten in sich, die theils den ganzen Erdboden, theils ganze Theile desselben, theils besondere Königreiche, theils einzele größere und kleinere Provinzen vorstellen. Die Nachricht, die der berühmte Herr Büsching in dem ersten Bande des ersten Theiles seiner Erdbeschreibung davon giebt, ist bey der größten Kürze so vollständig, daß wir nichts Besseres thun können, als sie dem Leser selbst vorzulegen. Sie ist folgende: "Als im 16ten Jahrhunderte die Wissenschaften wieder empor kamen, fing man auch an, Landcharten zu machen. Die Charten, welche man bey den Handschriften der Erdbeschreibung des Ptolomäus gefunden, sind der Ursprung und Grund von allen denjenigen, welche wir seit der Zeit bekommen haben. Es legte nämlich Seb. Münster diese selbe zum Grunde und gab dadurch andern Gelegenheit einzelne Charten von allerhand Ländern zu verzeichnen, die hernach Abrah. Ortelius und Dan. Cellarius gesammelt, Gerh. Mercator aber in ein zusammenhängendes System gebracht, welches Wilhelm und Joh. Blaeu, Joh. Janson und andere auch zum Grunde angenommen, bis Janson neue Charten gezeichnet, die Franc. de Witt und der jüngere Visscher verbessert, deren Charten die deutschen landchartenmacher abgedruckt, bis in den neuern Zeiten Wilh. de l'Isle in Frankreich und Herr Moll in England neue Charten verzeichnet haben. Ersterer fieng an bey seiner Mappirung die astronomischen Betrachtungen fleißiger zu Rathe zu ziehen, und eine bessere Verzeichnungsart als Janson und dieselben Nachfolger zu gebrauchen, welche aber doch nicht die beste, noch

Digitized by Google

durchgehends in allen seinen Charten einerley ist, zu welchen Mängeln noch kömmt, daß er in der historischen Kenntniß der Länder nicht hinlänglich erfahren gewesen. Bey Molls Charten ist das Papier größer, als die Kunst; indessen hat er sowohl als de l'Isle große Verdienste um die Landcharten, weil sie beyde einen ganz neuen und mühsamen Weg betreten haben. Herr Thomas Kitchin setzet die Mollischen Bemühungen glücklich fort. Joh. Matth. Hase hat die Reformation der Landcharten, welche de l'Isle angefangen, glücklich fortgesetzet und vollkommener gemacht. Er hat sich in der Zeichnung aller seiner Charten an die stereographische Entwerfungsart gehalten, welche mit dem Gesichtskraise übereinkommt, so daß der Augenpunct in der Mitte der Charte stehet und alle Oerter des Landes dem Auge dessen, der sie ansehet, gerade entgegen gesetzet sind. Auf seine Lehrsätze hat die Kosmographische Gesellschaft gebauet, deren Charten, welche die berühmte Homannische Handlung zu Nürnberg herausgegeben, allen andern den Vorzug der Vollkommenheit streitig machen und daher die besten und brauchbarsten sind. In Frankreich tragen die Herrn d'Anville, Buache und Belin auch viel zur Verbesserung der Charten bey. Seitdem Landcharten-Verleger sind, rechnet man die Soten der allgemeinen und besondern Charten auf mehr als 1600, unter denselben aber sind nicht viel über 100 ursprüngliche Charten, alle übrige sind Nachstiche, und weil jene größtentheils nach einer falschen Entwerfungsart gemacht, oder auch durchs Alter unrichtig geworden sind; so erhellet daraus, wie wenig brauchbare Charten man bisher gehabt."

Außer den Sammlungen von Charten, die zur neuern Geographie gehören, hat man auch zur alten Geographie gehörige Atlantes. Der stärkste darunter ist der Atlas antiquus sacer, ecclesiasticus & profanus, der von den Originalien des Nicol. Sanson und andrer Pierre Mortier in Holland nachgestochen. Zum heiligen Atlas gehören darinn 20, zum Kirchenatlas 17, und zum Profanatlas 62 Blätter. Zu Christoph Cellarius geographia antiqua sind desgleichen 34 kleine Charten von der Größe eines halben Bogens in der Homännischen Officin herausgekommen. In etwas größerem doch nicht dem gemeinen Landcharten-Format ist Joh. David Kölers descriptio orbis antiqui auf 44 vortrefflichen Tafeln von Christoph Weigel zu Nürnberg ausgefertiget worden. Hieher gehöret auch der von J. Matth. Hase gezeichnete und in der Homännischen Officin gestochene sogenannte historische Atlas.

Man hat es nicht allein bey Charten über große und kleine Länder bewenden lassen, sondern auch von vielen einzelnen beträchtlichen Städten Grundrisse geliefert. Blaeu hat schon ehedem einen Schauplatz niederländischer und anderer Städte herausgegeben und in der mehr gerühmten Homännischen Handlung ist ein eigener Städte-Atlas zu haben, der über 100 Tafeln angewachsen. Ingleichen haben mehrere andere, besonders Seuter, viele Städte in gewöhnlicher Landcharten-Größe gestochen.

Weil die See-Charten eine ganz andere Einrichtung als die Landcharten erfodern, wie man in dem davon handelnden Artikel finden wird; so hat man sich nicht mit diesen allein begnügen lassen können und daher auch von jenen ansehnliche Sammlungen zum Vorschein gebracht. Ein sehr beträchtlicher See-Atlas ist der Neptune françois, der aus 172 Charten bestehet, an welchen vier Nationen, nämlich: die Franzosen, die Engländer, die Portugiesen und die Holländer gearbeitet. Noch einen größern See-Atlas hat man von Gerhard von Keulen, der, wenn man ihn vollständig besitzt, kaum in sieben große Bände gebunden werden kann. Von L. Renard in Holland ist ein kleinerer aus 28 wohlgestochenen Tafeln bestehender und noch ein kleinerer mit der Approbation der Königl. Preußis. Akademie der Wissenschaften zu Berlin im Jahr 1749. auf 13 feinen Blättern herausgekommen.

Eigentlich kann man zwar hieher den sogenannten curieusen oder Natur- und Kunst-Atlas nicht rechnen. Weil er aber doch einmal den Namen führet, so wollen wir seiner bey dieser Gelegenheit auch kürzlich erwehnen. Er bestehet gleichfalls in einer Sammlung von Charten, die aber mit der Cosmographie in keiner Verbindung stehen. Man findet vielmehr darinn Meilen-Zeiger, Abbildungen von allerley Befestigungsmanieren von Schiffen, von Flaggen, von Sachen die zur Artillerie, Mechanik u. d. gl. gehören.

Was in neuern Zeiten unter Cabinets- und Staats-Atlas verstanden werde, muß man unter diesen besondern Worten aufsuchen.

Atlas, ist eigentlich seiner Erfindung nach ein glatter in den Farben verschiedener sehr glänzender seidener Zeug, dessen sonderbar schöner Spiegel oder Glanz theils von der angebrachten Gummirung, theils und hauptsächlich aber von der Weise, wie die Kette und der Einschlag mit einander verbunden werden, herstammet. Nach der Verbindung dieser beyden Hauptstücke des Atlasses liegt der meiste Theil der Kette, welche aus sehr feiner und ungezwirnter Seide bestehet, fast ganz blos auf dem Faden des Einschlages; denn es wird beym Durchschiessen desselben allemal nur der achte Theil der Kette gehoben, und die übrigen sieben Theile bleiben so offen liegen, wie sie sind. Hierdurch verliert sich der Einschlag auf der einen Seite fast ganz, und es erhält solchergestalt die eine Seite den Spiegel, die andere aber fällt stoffmattig aus; jene ist die rechte, diese aber die linke Seite des Atlasses. Anfänglich war nun freylich der Atlas, wie aus obiger Beschreibung erhellet, ganz glatt: allein gleich darauf wurde er auch geblümt gemacht, und die Blumen waren ebenfalls von Seide, entweder der nemlichen oder auch anderer Farben. Heut zu Tage sind die Blumen nicht nur hiervon, sondern auch von Gold und Silber, welches dergleichen Atlas ziemlich theuer und zu einer Tracht nur der allervornehmsten und reichsten Leute macht. Außer dem wahren seidenen Atlas hat man auch solche glänzende auf Atlasart verfertigte Zeuge, deren Kette zwar aus Seide bestehet, der Einschlag aber ist von feinem feinen Garn; diese nennet man Halbatlasse. Das Ansehen derselben läßt oft so gut, daß ein wahrer und aufmerksamer Kenner dazu gehöret, der sie von dem ganzen Atlas unterscheiden will, weil die schon oben bemerkte fast gänzliche Verdeckung des Einschlags zu einem solchen Irrthum gar sehr beförderlich ist. Von ganz wollenen Fäden wird auch sogenannter wollener Atlas, welches ein einfarbiger wollener glatter Zeug ist; desgleichen leinene Zeuge auf Atlasart, unter der Benennung: Atlasleinwand, gewebet. In einem gewissen indianischen Atlas, welcher dort Cotowis heißet, ist der Grund von Baumwolle und das übrige von Seide. Der ganz seidene Atlas behält inzwischen immer den Vorzug, weil die Seide allemal am besten ungedrehet verarbeitet werden kann, und dieser Atlas auch am dauerhaftesten ist. Je stärker aber dieser seidene Atlas an und für sich werden soll, desto mehr Fäden giebt man

Digitized by Google

der Kette und dem Schüsen. Gemeiniglich ziehet man durch jeden Zahn des Blattes acht Fäden, und es trägt das Ried, nachdem der Zeug dauerhafter ausfallen soll, ihrer 200 bis 1200. Sowohl der glatte als der geblümte Atlas hat seine sonderbare Weise, wie er gewebet wird. Der Stuhl zum ersten ist sehr einfach, der zum letzten aber zusammengesetzter, weil da gewisse von einer andern Hülfsperson, welche der Ziehpursche heißt, zu verrichtende Ziehungen, die ihre Wirkungen durchs ganze Gewebe zeigen, hinzugefüget werden. Was man am Stuhle des glattzuwebenden Atlasses, außer dem allgemeinen Geselle eines sonstigen Webestuhls, besonders Merkwürdiges antrifft, ist folgendes: 1) acht hölzerne Kammhebel, welche in dem Kammhebelbrete auf- und niedergehen, und in der Mitte wie Wagenbalken daran befestiget sind. Ihre beyden Enden ziehen an Schnüren die unter den Kämmen befindliche Querretritte auf und nieder, und von diesen Querretritten laufen wieder Schnüre zu den acht rechten Tritten herab. Tritt man also einen Tritt nieder, so sinkt ein solcher Querretritt mit dem Kamme, und ein Kammhebel sinkt mit einem Ende nieder und hebt sich mit dem andern empor. Die acht Kämme sind von Zwirn und mit einem Zwirnenauge versehen. 2) Der Kettenbaum, dessen Welle von einem Stricke umschlungen wird, an welchem ein sogenannter Knecht, das ist, ein gekerbtes Holz mit einem ziemlich schweren steinernen Gewichte, hänget, um die Kette in gehöriger Ausdehnung und Spannung zu erhalten. Dieser Kettenbaum liegt ganz hinten im Stuhle. 3) Zwey an die zwey hintern Stuhlpfosten angenagelte Hölzer. In diesen bewegt sich ein Stab mit einer Rolle, welche die Kettenrolle heißt, und von welcher die Kettenfäden, das ist, diejenigen Fäden einer andern Farbe, welche die beyden Seiten des Atlasses längs hinunter einfassen, ablaufen. 4) Eine Kettenruthe, wodurch diese Fäden bis vorne zur Arbeit geleitet werden. 5) Eine anderweitige Walze, der Kordonstock genannt, mit 24 zu eben dieser Absicht bestimmten Fäden. Diese Walze liegt unter dem Zeugbaume. 6) Der Zeugbaum. Er liegt vor der Brust des Arbeiters und wird so oft ein kleines Stück vom Zeuge gewebet ist, mit einer Brechstange, die man in das Loch desselben stecket, herumgewälzet, und also der Atlas daraufgelegt. 7) Die Sperruthe, welche der Tempel heißt; diese ist so breit als das Ried, um den Zeug der Breite nach auszuspannen. Diesen erzählten Stücken kömmt beym Stuhle des geblümt zu webenden Atlasses, außer der Rahme, den sogenannten Arkaden, der Ober- und Unterlitzen, den Glasaugen, welches alles zusammen der Harnisch heißt, noch dieses hinzu, daß der vorhin erwähnte Ziehbursche die sogenannten Ziehschnüre niederziehet. Durch diese Arbeit entstehen die Blumen und sie geschiehet auf folgende Art: Der Ziehbursche stehet neben der rechten Hand des Webers unter einem Haufen kleiner hölzernen Griffe, welche man Kegel nennt. Diese Kegel sind schichtweise bey einander geordnet, und hängen, zur Verhinderung der sonst leicht möglichen Verwirrung derselben, alle nahe unter dem durchlöcherten Kegelbrete. Jede Reihe Kegel ist an ihrem schwarzen Anfangskegel von andern ihr sonst ganz gleichen Reihen, ganz leicht zu unterscheiden, und wird durch dieses Zeichen der Zieher, den man sonst, wenn man Kegel aus verschiedenen Reihen hinter einander ziehet, leicht machen könnte, verhindert. Kegel vor Kegel, und also immer nur einen, wird nun in der ersten Reihe niedergedrückt, und wenn diese Reihe durch ist, so fängt der Ziehbursche eine neue an. Ist das ganze Kegelregister also durchgezogen worden, so kömmts wieder an die erste Reihe. Durch das Niederziehen der an zwo Zieheinen hängenden Kegel, welches bey jedem Tritt und Schusse einen betrift, ziehet sich der ganze Harnisch mit einigen Fäden der Kette in die Höhe, welche der Weber zur Blume durchschießet, da indessen die übrige Kette ungebrucht liegen bleibet, und entstehet demnach die Bildung über dem Grunde dadurch, daß man die Kette blos an derjenigen Stelle aufziehen läßet, wo die Figur oder Blume hinkommen soll. Die Vielheit der Blumen in der Breite kömmt von denen von der Rahmschnure in die Höhe gezogenen Harnischlitzen her, und es kommen gerade allemal so viele Blumen in die Breite des Atlasses, als viele Harnischlitzen von einer Rahmschnure in die Höhe gezogen werden. Die Fassons des Atlasses, deren es heutiges Tages sehr vielerley giebt, werden alle dadurch gemacht, daß man neue Arten der Kette und des Einschlages hinzufügt. Eine kleine Veränderung macht hier gleich eine neue Façon. In Indien, Frankreich, Italien und auch sit geraumen Jahren schon in Deutschland, wird Atlas gemacht, wovon einer in diesem, der andere in jenem Stück einen Vorzug besitzet. Z. B. von dem indianischen Atlas mit Blumen ist das Gold und der Seide auf eine den Europäern unnachahmliche Art angebracht; sie lassen sich auch leicht wieder weiß machen und anfrischen, ohne etwas von ihrem Glanze zu verlieren, und ohne daß das Gold weder sich davon ablöset, noch auch wenigstens schimmernd wird. Die französischen haben aber eine bessere innere Güte, auch ein schöneres Ansehen und prahlenden Glanz. Unter den italiänischen wird der Florentinische Genuesische, der Lucanische und Bologneſische für den besten gehalten, und ist besser als der zu Lyon in Frankreich gemacht wird. In Deutschland, und namentlich zu Berlin, Frankfurt an der Oder, Leipzig, Weissenfels, und besonders auch in den weitläuftigen Seidenfabriken zu Hanau und Offenbach am Mayn, fabricirt man solchen Atlas, der dem italiänischen völlig gleich gehalten werden kann. Atlas ist nur einseitig zu gebrauchen, und dient der glatte mehr zu Frauenzimmerbedienungen und zu Unterkleidern der Mannsperſonen, auch zu Futter für deren Oberkleider. Der geblümte Atlas aber wird mehr zu Mannsmeſſen genommen.

Atlas, so wird von einigen das letzte Halswirbelbein, gewöhnlicher aber das erste Halswirbelbein genannt. s. Knochen.

Atlas (*pap. Menelaus*). Ein Tagschmetterling aus der Ordnung der griechischen Ritter, von einer ansehnlichen Größe. Alle Flügel sind gezähnelt, und prangen auf der obern Seite mit einem glänzenden Himmelblau. Gegen die Spitze entdeckt man noch auf den Oberflügeln einen bis zwey weiße Puncte. Auf der untern Seite sehen alle Flügel schwarzbraun gewölkt aus, und sind mit einem ziemlich großen Auge in der Mitte der Oberflügel, und mit fünf schwärzlichen roth eingefaßten Augen der untern gezeichnet. Das andere Geschlecht hat auf der untern Seite der Vorderflügel zwey, und der Hinterflügel drey schwarze Augen, mit rothem Ring und weißer Pupille. Er hält sich im südlichen Amerika auf.

Atlas, der deutsche. (*pap. Hermione*) Dieser Tagschmetterling, welcher zu den augigten Nymphen gehört, ist oft mit andern verwechselt worden. Man hat aber itzt ziemlich zuverlässig ausgemacht, daß es vier Gattungen sind, welche einander sehr ähnlich, 1) der gegenwärtige deutsche Atlas, 2) der europäische Atlas oder Semele, 3) Briseis, 4) Velleda, welche beyde letztere unten vorkommen werden. Der deutsche Atlas fliegt in den Wäl-

Digitized by Google

Wäldern Deutschlands häufig. Er hat eine ansehnliche Größe, schwarzbraune, gezähnelte, schillernde Flügel. Mit dem äußern Rand parallel läuft durch alle Flügel eine breite blaßweiße Binde, welche oft auf den Oberflügeln gelblich oder braunschwärzlich schattiert ist. Auf der untern Seite ist diese Binde durchaus heller, hat aber auf den Hinterflügeln gegen den Rand viele braune Strichgen und Pünktgen. Bald findet sich in der Binde der Oberflügel nur ein schwarzes Auge, mit oder ohne weiße Pupille, bald aber zwey; allezeit bemerket man an dem Rand der Binde der Hinterflügel ein kleines Auge mit weißer Pupille. Man sieht auch Exemplare, welche auf der untern Seite der Hinterflügel gar keine Binde haben, sondern durchgehends braun und schwarz marmoriert sind.

Atlas, der europäische. (*pap. Semele*) Man findet diesen zu den augigten Nymphen gehörigen Schmetterling in der Gesellschaft des deutschen Atlas in den Wäldern, ist kleiner, hat gezähnelte braunschwärzliche Flügel, und bald mehr bald weniger sichtliche gelbbraune breite Binde gegen den Rand der Flügel. In dieser Binde stehen jederzeit auf den Vorderflügeln zwey, und auf den Hinterflügeln ein Auge. Die Vorderflügel sind auf der Unterseite von der Binde bis an den Leib goldgelb; die Hinterflügel aber weiß und schwarz marmoriert.

Atlas, der große. (*pap. Idomeneus*) Von einer fuchsrothen Raupe, welche um alle Ringe mit Warzen besetzt ist, auf denen federähnliche Haarbüschel stehen, entsteht dieser Schmetterling, welcher zu den griechischen Rittern gehöret: Seine etwas gezähnte Flügel sind blauschwarz, aber von der Mitte an bis an den Leib recht hoch blau. Die untere Seite ist braun marmoriert, und prangt mit einem grossen gelben Auge in der Mitte der Hinterflügel: Ein anders, das aber mehr einem Flecken mit einem weißen Mond gleicht, befindet sich an dem Vorderrand. Er kommt aus dem südlichen America.

Atlas, der kleine. (*pap. Teucer*) Diese mit der vorhergehenden nah verwandte Gattung entsteht aus einer braunen Dornenraupe, welche von dem americanischen Pisang lebt: sie ist nach dem Musæo Ludov. Ulricæ kleiner, als die vorhergehende, und wir nennen sie daher gegen die Millerische Nomenklatur die kleine, jene aber die große. Ihre Flügel sind bleifarbig, die Vorderhälfte blau, die Hinterhälfte schwarzbraun, unten aber marmoriert. Die Hinterflügel haben noch über dieses drey Augen, von welchen das erste am Vorderrand, das zweyte und kleinste in der Mitte, und das dritte größte mit einem weißgelben Ring eingefaßte an dem Hinterwinkel des Flügels steht.

Atlas, (ein Nachtschmetterling) s. **Pfauenspiegel**.

Atlasartig, nennet man Zeuge, die in Ansehung des Gewebes, des Glanzes u. d. g. dem Atlas ähnlich sind. Insbesondere nennet man die helle und schimmernde Farbe einiger Edelgesteine atlasartig; wie man dagegen die dunkele und düstere sammetartig heißet.

Atlasband, ist auf die Art wie Atlas gemacht. Es war sonst mehrentheils einfarbigt und wird nur im Winter getragen; jetzt hat man es auch von zwey bis dreyerley Farben, Streifenweis an einander gewebt. Das englische Band kommt ihm im Glanze sehr nahe, nur nicht in der Dicke, es verdrängt es aber doch aus der Mode, weil man es zu allen Jahres Zeiten tragen kann.

Atlasbeerbaum, s. **Eisederbaum** und **Jagedorn**.

Atlasboden, heißt bey dem Zwillighmacher, wenn die sogenannten Streuttheile, das ist, die punctirten Viereckte seiner auf Papier gemahlten Vorschrift, wornach er die Schäfftte mit den Fußtritten, mittelst gewisser Schnüre vereiniget, und welche Vorschrift überhaupt Boden heißet, zerstreut angebracht sind. Webt der Zwillighmacher nach einem solchen Atlasboden, so durchkreuzen sich dem Ansehen nach die Fäden des Einschlags und der Kette rechtwinklicht, eben so wie bey dem gewöhnlichen Leinwand geschiehet.

Atlasdattel, eine Conchylie. Sie gehöret unter diejenigen Conchylien, die wir unter diesen Namen nicht mit ganzer Zuverläßigkeit kennen, wenigstens haben einige neuere Schriftsteller diese Benennung ziemlich zweydeutig gemacht. Im deutschen Valentyn werden uns folgende Atlasdatteln bekannt gemacht. 1) Die porphyrartige Atlasrolle, *de Porphyrayitge Sattyne Rollen, Cylinder porphyreticus* Rumph tab. 39. n. 1. *Voluta porphyria* Linn. Gualtieri tab. 24. fig. N. O. Martini tab. 45. fig. 476. 477. tab. 48. fig. 519. f. Porphyrwalze. 2) Die schwarze Atlasrolle, *zwarte Sattyne Rollen, Cylinder niger* Rumph tab. 39. fig. 2. *Cylinder niger*, die Mohrin, die ungarische Wittwe, *Voluta oliva*. Linn. Gualtieri tab. 23. fig. B. Knorr Th. V. tab. 28. fig. 6. Martini tab. 45. fig. 472. 473. f. Mohrin. 3) Die olivenfarbige Atlas- oder banditte Rolle, *de Olyfverwige Sattyne of gebandeerden Rollen. Cylinder teretius* Rumph tab. 39. fig. 3. Die bunte Achatdattel, *Voluta porphyria* Linn. Gualtieri tab. 24. fig. O. Seba tab. 53. A. Nach Rumphs Zeugnis hat diese Dattel eine stumpfe Spitze, eine olivenfarbige mit kleinen schwarzen Pünctchen besetzte Schale, die gleichsam einige Inseln vorstellen. Nur einige unter ihnen haben Querbander. Sie gehöret, wie die Zeichnung des Gualtieri ausweiset, unter diejenigen Datteln, welche eine ansehnliche Größe erreichen. Man kennte diese seltene Waare als eine Abänderung von Num. 1. betrachten; um so viel mehr, da die gedachten Porphyrdatteln in ihrer Farbenmischung gar sehr von einander abweichen. 4) Die Atlasrolle ohne Marmorirung, *de ongemarmerde Sattyne Rolle* Rumph tab. 39. fig. 4. Martini tab. 45. fig. 480. 481. tab. 47. fig. 503. 504. tab. 51. fig. 561. 563. Knorr Th. V. tab. 29. fig. 1. Von dieser Dattel sagt Valentyn, daß er eine mit violetfarbiger Mündung, zwey pomerantzenfarbige, oder Isabellen-Atlasrollen, und zwey außerordentlich schön marmorirte Spielarten besitze, Herr Seegwart aber besitze noch ein paar graue, oder gelblicht bandirte, dergleichen er niemals mehr gesehen. Man siehet leicht, daß Valentyn hier mehrere Datteln vermenge, obgleich dieses sogenannte Prinzenbegräbniß in vielen Abänderungen erscheinet. s. **Prinzenbegräbniß**. 5) Die gemeine marmorirte Atlasrolle, *gemeene gemarmerde Sattyne Rollen. Cylinder quintus* Rumph tab. 39. fig. 5. der Camelot. Gualtieri tab. 24. fig. M. N. Es sind dies die gemeinsten Porphyrwalzen, die von Num. 1. dadurch unterschieden sind, daß sie keine Banden haben, und häufig gefunden werden, daher sie auch nicht leicht in einer Sammlung fehlen. 6) Die gelbe gesprenkelte Atlasrolle, *de geele gesprikkelde Sattyne Rollen*. Rumph beschreibet diese Dattel ganz anders als Valentyn, und nennet sie den grauen Mönch. Nach seiner Beschreibung sind sie auswendig dunkelgrau und schwärzlich gesprenkelt, wie die gemeine Porphyrwalze. Diejenigen, welche weit auseinanderstehende Flecken haben, sind fast grau. Ihre Spitzen treten etwas mehr hervor, und einige haben eine violetfarbige Mündung. Größere Kenner z. B.

Digitized by Google

Martini wissen es nicht zuverläßig zu bestimmen, was dies für eine Conchylie sey. Klein gedenket zwar derselben auch unter dem Namen grauwe Monniken und führt noch eine schwarzbraune Gattung aus dem Lister tab. 718. fig. 2. an, allein seine kurze Beschreibung und Listers nicht allzu deutliche Figur lassen uns über diese Conchylie ganz in Ungewißheit. Wahrscheinlich ist sie eine bloße seltene Abänderung von der Porphyrwalze. 7) Die blaue Atlasrolle, *Blauwe Satyne Rolin. Cylinder oblatus.* Rumph tab. 39. fig. 6. *Voluta fipidula* Linn. Knorr Th. III. tab. 19. fig. 3. Th. VI. tab. 23. fig. 4. Martini tab. 46. fig. 491. 492. s. blaue Tropfenrolle.

Müller beleat die Figuren des Knorr I Th. tab. 15. fig. 7. Th. V. tab. 27. fig. 5. mit dem Namen der Atlasdaktel, oder Atlasrolle, welcher Martini den viel passenderen Namen der Negerin gegeben hat. Von der letztern sagt er, daß sie grün untermengt sey, und einen zurückprallenden Glanz habe. Der Zeichnung nach kann man sie allerdings für eine seltene Abänderung von der Negerin halten. s. Negerin.

Was ich jetzt gesagt, und aus Schriftstellern bewiesen habe, das beweiset die Zwendeutigkeit des Wortes Atlasdattel. Man wird schwer einige Gattungen derselben gewiß bestimmen, aber eben so schwer entscheiden können, warum man einigen der Cylinders den Namen der Atlasdattels gegeben habe? Man sahe vermuthlich auf den vorzüglichen Glanz dieser Schalen; aber haben denn diesen nicht alle Cylinders wenn sie nicht ausgebleicht sind, sondern noch ihre erste Schönheit behalten haben?

Atlaskäfer, der dreyhörnigte Brustschildkäfer, der fliegende Elephant; Er ist größer als ein großer Hirschschröter, und gehört unter die Käfergattungen, welche ein Schildgen haben. Auf dem Kopf steht ein sehr langes, glattes, glänzendes, zurückgekrümmtes und an der obern Seite gezähneltes Horn. Fabricius giebt diesem Horn 3 Zähne, wovon der vorderste der stärkste sey; Statius Müller aber hat bey acht Zähne an seinem Exemplar zeichnen lassen: der Brustschild hat drey Hörner: die zwey obere neben einander stehende sind Pirnenförmig, ein wenig eingekrümmt, stehen vorwärts ausgestreckt und gleichen in der Länge dem Kopfhorn: das dritte, welches ganz kurz ist, besteht aus dem konisch zulaufendem Vordertheil des Brustharnisches. Die Flügeldecken sind glatt und haben keine Streifen; und die Vorderschienbeine sind mit vier Dornen bewaffnet: das ganze Insect ist schwarz. America ist sein Vaterland.

Atlaskiese, Atlaserz, grün Kupfererz; *minera cupri viridescens. Cuprum sulphure, arsenico & ferro mineralisatum* Waller. Der Grund der Farbe ist gelb, schwarz, mit grünen Flecken vermischt, die mehr oder weniger dunkel sind, so daß sie zwischen gelb und grün das Mittel hält. Es schlägt selten Feuer mit dem Stahl; enthält Schwefel, Arsenick und Eisen, und je grüner desto mehr Kupfer, daß der Zentner im Schmelzen 20 bis 30 Pfund giebt. Atlaserz wird eigentlich dasjenige mit schönen hochgrünen Kristallen genannt. Auf dem Blenspat zu Zellerfeld kommt es mit kurzen Kristallen und mit längern zu Freyberg und Rückersberg unter dem Namen Spinnseide vor. In den Lauterbergischen Gruben des Oberharzes findet sich auch Atlaserz, ingleichen im Nassaudillenburgischen. An einigen Orten belegen die Bergleute jede schön, derb und glänzende Kupfererze mit dem Namen Atlaserz.

Atlasmücke, (*Tipula Sericea*) Atlaslangfuß, s. unter Langfuß.

Atlasrolle, eine Conchylie, s. Atlasdaktel.

Atlasse. (*Phalæna Attaci.*) Linne hatte die Gattungen dieser Abtheilung in seinen ersten Ausgaben zu den Spinnern gezählt: weilen sie aber in ihrem ruhenden Zustand ihre Flügel nicht dachförmig, sondern breit und flach legen, auch in ihrem ganzen Ansehen von jenen unterschieden, so hat er sie in seiner letzten Ausgabe des Natursistems zu einer von den Spinnern unterschiedenen Abtheilung gemacht, und Attakus genennt. Statius Müller nennt sie Atlasse, weilen wenigstens die mehrsten von ihnen sehr groß sind.

Atmatdaulet, oder **Etmadaulet,** auch **Athemaadaulet,** ist der vornehmste königliche Bediente in Persien, oder der persische Großvezier. Sein Name heißt soviel, als, Grundveste der Macht; denn er ist die erste unter den sechs sogenannten Reichssäulen von Persien. Alle königliche Befehle gehen durch seine Hände, und ohne ihn geschiehet nichts. Er ist zwar nicht so, wie der türkische Großvezier, in täglicher Gefahr den Kopf zu verlieren, hat auch nicht nöthig mit in den Krieg zu gehen; aber doch ist es übel für ihn, daß ihm der Groß-Daka-Nuviez, der in seiner Abwesenheit seine Stelle vertritt, beygegeben ist. Dieser muß eigentlich seine ganze Aufführung beobachten, und dem König insgeheim Nachricht davon geben. s. Daka-Nuviez.

Atmeidan, oder **Atmedan,** ist zu Constantinopel ein großer freyer Platz, worauf die Pferde bestritten, und die Soldaten exerciret werden. In Persien wird ein jeder öffentlicher Platz Atmeidan genennet.

Atmometer, (Chem.) ein Werkzeug, durch dessen Hülfe man den Verlust, den das Wasser durch die Ausdünstung leidet, genau bestimmen kann. Richmann gab zwo Methoden an, wie man ein solches Werkzeug einrichten könnte. Er nahm ein cylindrisches Gefäß von Holz, das er mit starken eisernen Reifen einfaßte, und auswendig und inwendig verpichte, oder mit Bleyblättchen belegte; es war ungefähr fünf Zoll hoch, und hatte ungefähr zwanzig Zoll im Durchmesser; auf dem Boden hatte es ein Loch, das man mit einem Stöpsel verschließen konnte, und oben einen Deckel, der zwar so eingerichtet war, daß der Regen abfließen konnte aber zugleich ein kleines Loch hatte, durch welches die Luft freyen Zugang hätte, in der Mitte hingegen hatte dieser Deckel noch ein weit größeres viereckiges Loch; in dieses wurde eine viereckige bleyerne Röhre beynahe fünf Zoll hoch, und fünf und zwanzig Quadratzoll weit gestreift; diese Röhre lag nun mit ihrem Rande so auf dem Deckel auf, daß sie den Boden des Gefäßes nicht berührte: dieses Werkzeug stellte er nun auf einem eigenen Gestelle an die freye Luft, goß durch die Mündung der bleyernen Röhre Wasser hinein, welches er zuvor abgemessen hatte, so daß es bis in die Mitte des Gefäßes gieng; so ließ er es einen Monat lang an der freyen Luft stehen, und dann das Wasser ab, welches zurückgeblieben war; dieses, abgezogen von der Summe aus dem Regen, der durch den Hydrometer bestimmt wird, und der Menge des Wassers, die von Anfang in dem Gefäße war, bestimmte ihm die Menge der Theilchen, welche das Wasser durch die Ausdünstung verlohren hat: oder er nahm ein cylindrisches Gefäß, brachte an seinen Wänden in gleicher Entfernung unter einander, und von der Achse des Gefäßes drey bis vier senkrechte Linealе an, die in verschiedenen Entfernungen von dem Boden des Gefäßes Löcher, und in diesen bewegliche Rollen hatten. In dieses Gefäß setzte er nun nachdem man es mit Wasser an-

Digitized by Google

gefüllt hatte, zwischen die Rollen ein anderes cylindrisches hohles von allen Seiten verschlossenes Gefäß von Blech, von dem der Quadratzoll nicht über sechzig Grane wog, das erstere Gefäß hatte an seiner obern Oberfläche in gleicher Entfernung von einander und fortlaufend mit der Achse des Gefäßes drey cylindrische Ruthen von Metall, welche mitten durch einen Deckel von Metall giengen, diese Ruthen paßten nun mit dem andern Ende in Löcher, welche in eigenen gleich weit von einander stehenden Erhöhungen an dem Boden eines dritten darüber stehenden prismatischen Gefäßes von dünnem Bleche angebracht waren: diese ganze Zurüstung wurde nun mit soviel Pfund Wassers angefüllt als nöthig war einen gleichen Grad der Wärme einige Zeit lang zu erhalten, in eben dieser Absicht ward ein Weinmesser in das oberste Gefäß gesenkt, und das zweyte Gefäß so in das erste versenkt, daß das dritte nur einen Zoll von dem Wasser in dem ersten Gefäß abstand; auch ein Stufenzeiger an die Seite des obersten Gefäßes angebracht, in welchem die Linien nach dem londonischen Maßstabe angezeigt, und noch in viel Theile getheilt waren. So fand Richmann durch wiederholte Erfahrungen, daß, wann sich die Maschine um zwo Linien erhob, das Wasser drey Gran, wenn sie sich nur um eine Linie erhob, das Wasser um anderthalb Gran, wann sie sich um eine halbe Linie erhob, das Wasser ½ Gran, wann sie sich um ¼ Linie erhob, das Wasser ¼ Gran durch die Ausdünstung verlohren hatte.

Atmosphäre, von Atom und Sphäre, ein Dunstkreis dergleichen jeder Körper hat, wie er insbesondere an den riechenden, magnetischen und electrischen Körpern sinnlich merklich wird. Gemeiniglich versteht man aber unter der Atmosphäre die Dunstluft unserer ganzen Erde: die sogenannte Luft. Sie entstehet wahrscheinlich indem sich der Aether, (s. Aether) nach den Gesetzen des Anhängens an die umgebenen Körper anhäuft, und sie ausstößt. Alle Atmosphären müssen daher nahe um den umgebenen Körper herum dichter seyn, mit der Entfernung von demselben aber an Dichtigkeit abnehmen. Denn die den Körper zunächst umgebende Schicht findet an ihm unmittelbar soviel Berührungspuncte, denen doch der Grad des Zusammenhangs proportionirt ist, die zwote Schicht aber an dieser schon weniger, wie die dritte an dieser zweten noch weniger u. s. f. Hiezu kommt bey der Erdatmosphäre noch der Druck der Schwere der in diesen Schichten aufgestiegenen und schwebenden Dünste.

Merket man nicht diese mit der Nähe zunehmende Dichtigkeit der Atmosphären schon an den riechenden, magnetischen und electrischen Körper? ja! an der Erdatmosphäre selbst sinnlich genug? Nimmt nicht bey den riechenden Körpern der Geruch, bey den magnetischen und electrischen aber die Geschwindigkeit in der Bewegung der angezogenen Körper, als Würkung der Dichtigkeit der Atmosphäre, mit der Annäherung ganz augenscheinlich zu? und spühren wir nicht deutlich genug den Unterschied der Dichtigkeit der Luft, unten am Fuße des Berges, und der oben auf dem Gipfel, wenn auch der Berg nur imäßig hoch ist? Ob man aber schon solchergestalt leicht begreift, daß diese Dichtigkeit der Atmosphäre mit der Entfernung abnehmen müsse, so hat man doch noch kein ganz sicheres Mittel gefunden, die Gesetze und den Grad dieser Verdünnung genau genug zu bestimmen. Halley nahm an, die Dichtigkeiten der Schichten müßten in geometrischen Verhältnissen abnehmen, wie die Höhen der darüber liegenden in arithmetischen. Es sey AG * die ganze Höhe der Atmosphäre und die Schichten AB, BC, CD, DE, EF, FG, von gleicher Höhe, so würde sich die Dichtigkeit der Schicht in AB zu der in BC verhalten wie die über AB liegenden Schichten, BG, zu denen über CB, nemlich CG. Newton hingegen nahm an, die Dichtigkeiten der Luftschichten nähmen in dem umgekehrten Verhältniß der Quadrate der Entfernungen ab; und fand durch diese Berechnung, sie müsse in der Höhe eines Halbmessers der Erde schon so dünne seyn, daß die Masse einer Kugel von unserer Luft, deren Durchmesser einen Zoll hielt, den Raum des ganzen Sonnensystems ausfüllen könnte.

Die Erstreckung der Atmosphäre eines jeden Körpers richtet sich, der angenommenen Entstehungsart zufolge, wahrscheinlich hauptsächlich nach der Anzahl der Berührungspuncte, welche die den Körper zunächst umgebende ätherische Schicht an ihm findet: das ist, je größer oder dichter der Körper selbst ist; denn desto dichter werden verhältnißmäßig alle übrigen Schichten auf gleiche Entfernung. Wird nemlich die Schicht AB, wegen der mehrern Berührungspuncte dichter, so wird nun auch CB, und CD u. s. w. dichter werden müssen, weil jede an ihrer untern Schicht mehrere Berührungspuncte findet.

Die Höhe unserer Erdatmosphäre zu messen, ist man schon lange bemühet gewesen. Man erwählte hiezu hauptsächlich zween Wege, welche aber beyde sehr unsicher sind. Einmal gründete man die Berechnung auf die vorhin erwähnten ungewissen Gesetze der Abnahme der Dichtigkeit der Luft, das anderemal aber auf die Gesetze der Sonnenstrahlbrechung bey der Dämmerung.

Den ersten Weg betrat Halley. Er setzte dabey voraus, wenn wir die Dichtigkeit der untern Luft in der Schicht AB, und der obern GF nebst der Höhe der Schichten bestimmten; so müßte sich nach dem oben erwähnten Gesetz der Abnahme der Dichtigkeit die Summe der Höhen aller Schichten, das ist, die ganze Höhe der Atmosphäre berechnen lassen. Nun sey bekannt, daß in der Höhe der Meeresfläche die Dichtigkeit der Luft der Höhe des Barometers von 28 Zoll proportionirt sey; sichen in einer Höhe von 82 Fuß über der Meeresfläche, sehe das Barometer um eine Linie niedriger; es verhalte sich also die Dichtigkeit in der Höhe von 82 Fuß z. E. in B, zu der untern in A wie 279 Linien zu 280 dergleichen. Ferner lasse sich die untere Luft höchstens 13,000 mal verdünnen. Aus diesen Voraussetzungen berechnete er nun die Höhe der ganzen Atmosphäre zu 1,065,286. Fuß, das ist, die Meile zu 16,000. Schuhen gerechnet, 66. Meilen.

Der zweyte Weg zur Bestimmung der Höhe der Atmosphäre ist dieser: es sey D, * der Mittelpunct der Erdkugel ABC, und der Atmosphäre derselben MEN. In A stehe der Beobachter, dessen Horizont RAG. Es wird ihm daher die Dämmerung anbrechen, sobald die Sonne O so stehet, daß ihr Strahl OF in der Richtung FKE gebrochen wird. Man denke sich also die Linien DA, DE und DK, nemlich die letzte in den Berührungspunct K, wo der gebrochene Lichtstrahl FKE die Erde berührt, so weiß man in dem bey A rechtwinklichen Triangel ADE, ausser dem Halbmesser der Erde AD auch den Winkel ADE = ½ ADK = ½ GEF = ½ Tiefe der Sonne unter dem Horizont, bey Anbruch oder Ende der Dämmerung, und kann daraus DE, und, davon den Halbmesser der Erde BD abgezogen, die gesuchte Höhe der Atmosphäre BE selbst finden. So fand sie Halley 45. de la Hire aber 51. Meilen. Aber auch diese Berechnung beruhet auf sehr unsichern Gründen.

* s. Physick. Taf. Fig. 1.

* s. Physick. Taf. Fig. 2.

Wer kann den Anbruch der Dämmerung so genau beobachten? und wie sehr hängt nicht die Größe der Strahlbrechung von der doch so veränderlichen Dichtigkeit der untern Atmosphäre ab?

Wahrscheinlich erstrecken sich die Atmosphären der Himmelskörper sehr weit: die Erdatmosphäre zum wenigsten bis an den Mond, und die Sonnenatmosphäre durch ihr ganzes Planeten- und Kometengebiet, und sind die Atmosphären die Banden dieser Himmelskörper untereinander.

Atocium, bedeutet ein Medicament, das die Kraft besitzen soll, die Frauenzimmer unfruchtbar zu machen.

Atomen, Atomisten. Letztere werden diejenigen Philosophen genannt, welche behaupten, daß alles in der Welt aus Atomen entsteht und besteht. Unter Atomen versteht man sehr kleine, auf alle Weise untheilbare, solide Körper, welche mancherley Figuren, aber von allen übrigen sinnlichen Eigenschaften, als Farbe, Geschmack, Geruch u. s. w. keine an sich haben. Sie sind ewig und unvergänglich, ihre Vereinigung und verschiedenartige Combination bildet die vier Elemente, und aus diesen entstehen hernach alle übrigen Körper mit ihren sinnlichen Eigenschaften. Diese Entstehung aber hängt nicht von der Anordnung eines weisen Wesens, sondern von der zufälligen ewigen Bewegung der Atomen im leeren Raume ab.

Für den Erfinder dieses Systems haben einige Neuern, auf das Zeugniß verschiedener Alten den Phönicier Mochus oder Moschus ausgeben wollen. Allein zu geschweigen, daß das Zeugniß selbst dieser Alten gegen Mochus Zeitalter viel zu jung ist: so ist alles was von diesem Manne bekannt ist, äußerst ungewiß. Man weiß weder, wie er eigentlich geheißen, noch wenn er gelebt hat. Von seinen Lehren findet sich bey andern Schriftstellern keine Nachricht, außer bey den Alexandrinischen Platonikern, und solchen, die aus ihnen geschöpft haben. Gesetzt aber auch, dieses Zeugniß sey gültig; so würde man doch für den Moschus nicht viel damit gewinnen. Denn nach allem was wir von der Phönicischen Philosophie wissen, bestand sie in weiter nichts als Cosmogonischen Fabeln, wie etwa, die des Hesiodus und der ältern Griechischen Dichter sind. So wenig man nun den Hesiodus für den Erfinder des Jonischen Systems halten kann, weil auch er aus einem flüßigen Chaos alles entstehen läßt: eben so wenig würde man dem Mochus die Erfindung des Atomischen Systems zuschreiben können, weil er in der Hitze seiner Phantasie von Atomen gedichtet hätte.

Sicherer also ist es allemal den Eleatiker Leucipp als den Urheber dieser Lehre zu erkennen. Von ihm nahm sie hernach Democrit an, und verbesserte sie. Von Democrit kam sie, unter einigen kleinen Veränderungen auf den Epicur und in der Epicurischen Schule starb sie bey den Alten aus.

Unter den Neuern haben Joh. Chrysostomus Magnenus und Peter Gassendi, der erste das Democritische, der andere das Epicurische System mit einigen Abänderungen, wieder aufzuwecken gesucht. Von ihnen allen sehe man unter Eleatiker und Epikureer.

Auch Descartes ist von einigen unter die Atomisten, aber mit Unrecht, gezählt worden. Seine Elemente sind zwar solide, mit Figuren versehene Partikeln; allein diese Partikeln sind nicht unveränderlich; sondern sie reiben einander ab, und verändern ihre Gestalten, welches ein Democritischer und Epicurischer Atom nicht kann. Ferner die Cartesianischen Elemente bewegen sich in Kreisen, die Democritischen Atomen aber fallen in gerader Linie im unendlichen leeren Raume immer herunter.

Wenn man das, was von den Atomen vorgetragen worden, übersieht, so siehet man, daß der genaue und eigentliche Begriff derselben darinn bestehet, daß sie ausgedehnte aber absolut untheilbare Wesen und die letzten Bestandtheile aller Körper seyn sollen. Das übrige, ihre Ewigkeit nämlich und Unvergänglichkeit, der Ursprung der Welt durch ihre von einem blinden Ohngefähr und keiner weisen Direction eines verständigen Wesens abhangende Zusammenkunft u. d. gl. sind mit dem Begriffe der Atomen nicht nothwendig zusammenhängende, sondern willkührliche, obwohl den übrigen Theilen der Philosophie gar nicht gleichgültige Zusätze, welche auch die angeführten neuern Atomisten und mehrere z. E. Walther, Charleton, Wilh. Lamy ganz vernünftig davon abgesondert. Selbst die Kleinigkeit gehöret nicht nothwendig dazu. Denn wer einmal eine untheilbare Ausdehnung so groß zugiebt als ein Puderstäubgen, wird sich genöthiget finden, die Möglichkeit einer solchen Ausdehnung nach und nach von der Größe einer Erbse, von der Größe einer Flintenkugel, endlich von der Größe des ganzen Erdbodens zuzugeben. Der Mangel des Geschmackes, Geruches u. s. w. fließet aus der absoluten Untheilbarkeit und darf also in dem Grundbegriffe oder der Erklärung nicht ausdrücklich angeführet werden. Solche bisher beschriebene Atomen scheinen allerdings in der Natur statt zu haben. Denn die Körper sind entweder ins unendliche theilbar, oder die Möglichkeit zu theilen, hat irgendwo ein Ende, und im letzten Falle sind entweder die Dinge, bey welchen alle Theilung aufhöret, doch noch, so wenig als man will, ausgedehnte Dinge, d. i. Atomen, oder gar nicht mehr ausgedehnt, sondern gänzlich einfach. Die Schwürigkeiten, womit die Behauptung des ersten und letzten verbunden ist, und die leichtere Möglichkeit den Ursprung eines Körpers aus einander berührenden und zusammenhängenden Atomen sich einzubilden, redet denselben das Wort. Allein wer erwäget, was gegen sie gesagt werden kann, giebt ihnen schwerlich seinen Beyfall. Um nicht den Leser in tiefe metaphysische Spekulationen zu verwickeln, soll nur eins davon angeführet werden. Der Atome wird absolut untheilbar gedacht, damit er nur eine einzige Substanz sey. Man widerspricht sich also selbst, wenn man die mehrere eingebildete Theile (so werde ich doch sagen dürfen, wenn schon der Atome keine wahrhafte Theile zulässt. Man denkt sich doch eine Mehrheit von außer einander befindlichen — man heiße sie wie man will, wo man eine Ausdehnung gedenket, worauf er bestehet, vor Substanzen gelten lässet. Accidentien können sie auch nicht seyn; denn ein Accidens ist nicht außer dem übrigen, was mit ihm eins ausmacht, sondern accidentis est inesse. Kein drittes giebt es. Also sind die mehrere — woraus der Atome bestehet, nichts. Folglich fällt der Atome selbst hinweg. Wer ihnen weiter nachzudenken und ihren Unterschied von der Leibnitzischen Monadologie und der wahren philosophia corpusculari einzusehen begehret, schlage die angeführte Artickel, wie auch Theilbarkeit der Materie ins unendliche auf.

Atomos, (*Cancer*) s. Zwergkrebs unter Krebs.

Atonia, s. Ohnmacht.

Atours, (*Atours.*) Unter Atours wird alles das verstanden, was ein Frauenzimmer von kostbaren Putze

Digitized by Google

hat; dazu gehören sowohl reiche Kleider als Juwelen u. s. w.

A tout, heißt in dem l'Hombre- und andern Kartenspielen der Trumpf. Vermuthlich weil alle andere Blätter der Trumpf sticht, und weil, wenn Trumpf gefodert wird, alle bekennen müssen.

Atractylis, s. Spindelkraut.

Atragene, s. Doppelblum.

Atramentstein, *Lapis atramentarius, vitriolum lapide aut terra mineralisatum* Waller. *Vitriolum rude sive minerali alio mixtum* Woltersdorf. *Vitriolum lapidi immixtum* Cartheuf. Ein verwitterter und mit einem Beschlag überzogener Vitriolkieß, oder eine mit Vitriol vermischte Erde, welcher die Alten verschiedene Namen, als: Sory, Misy und mehrere, beygelegt haben. An dem zusammenziehenden Dintengeschmack kann man den Atramentstein leicht erkennen und von andern Mineralien unterscheiden. Er wird in den Vitriolbergwerken, in den Schieferartigen Gruben des Rammelsbergs und anderwärts gefunden, und kann als das Erz dieses Minerals angesehen werden; ist diese Erde verhärtet, nennt man sie Vitriolstein. Die Farben desselben sind sehr unterschieden und halten zuweilen eine Metallische Substanz. Man findet grauen Atramentstein, das eigentliche Sory der Alten, von Farbe lichtgrau bisweilen etwas dunkler; gelben Atramentstein, vitriolische Erde mit einem gelben Beschlag und Rinde, dem Misy der Alten, in einigen Steinkohlengruben, hat mit dem rothen Vitriolstein einerley Eigenschaft. Rother Atramentstein, Chalcitis, Colcothar, rothen Vitriolstein oder Erde, dessen Farbe dunkelroth ist, besteht in steinigen, inwendig gelblichen, unförmlichen, derben harten und schweren, auf dem Bruch wie geschliffenes Kupfer glänzenden, bisweilen mit Adern von einem andern gefärbten Atramentstein durchzogenen Stücken. Oft sieht man Theilgen von Eißen, Kupfer oder unaufgelößtem Schwefelkieß darinn, die von einigen für Theilgen eines kostbaren Metalls angesehen werden. Dieser rothe Atramentstein findet sich häufiger als die vorhergehende in der Nachbarschaft von Kupfer und Eißenminen, auch in der Nähe der Feuerspeyenden Berge, hat einen herben zusammenziehenden, sehr vitriolischen Geschmack, zergehet leicht, aber niemals gänzlich im Wasser. Schwarzer Atramentstein, Melanteria, eine weiche schwarze Erde, findet man an den Orten, wo es vitriolische und eisenhaltige Wasser gibt; der verdorrte Bodensatz desselben heißt Melanterio. Mineralisirter Atramentstein, Rusma, ein Mineral von Ansehen dem Hammerschlag sehr ähnlich. Es ist seltener als die vorhergenannte Gattungen; wegen seiner besonders kaustischen Eigenschaft, soll es zur Wegbeitzung der Haare dienlich seyn.

Atramentum, eine schwarze Farbe oder Dinte, Deren man sich sowohl zum Schreiben als auch zum Brandmarken der Sclaven, welche daher *Homines litterati* genennt wurden, bediente. Vom letzten s. Stigma. Nach dem Berichte des Plinius wurde die Schreibdinte der Alten aus Kienruß verfertiget, und mit einem Pfunde Gummi vermischte man drey Unzen Kienruß. Nach einer andern Zusammensetzung nahm man Haarz- und Tünchenschwärze, und versetzte davon eine Mina mit einem halben Pfunde Gummi, und that Ochsenkleim und Chalcant, von jedem eine halbe Unze darunter.

Unsere corrosive Dinte scheint den Alten nicht bekannt gewesen zu seyn. Bey den Manuscripten, die man im Herculanum gefunden hat, ist wenigstens dergleichen nicht gebraucht worden, sondern die Buchstaben liegen über der Fläche des Pergaments erhaben. Siehe weiter überhaupt: Dinte.

Atreti, heißen im allgemeinen Verstande diejenige, denen ein Canal im Körper zugeschlossen ist; im engern Verstande aber werden diejenige von beyden Geschlechtern mit diesen Namen benennt, welchen der Hintere, oder die Geburtstheile verschlossen sind.

Atri Dies, verworfene, unglückliche Tage, bey den Griechen ἀποφράδες und ἀποίκονμενοι, an welchen man nicht ausgehen soll. Der Aberglaube und die astrologische Grille von dem glücklichen und unglücklichen Einflusse der Gestirne beredete, so wie fast alle Völker, also auch die Griechen und Römer, daß gewisse Zeiten ominöse, daß einige Tage zu gewissen Geschäften schicklich, andere aber höchst unglücklich seyen. Hesiod, der in seinem bekannten Werkgen jedem Tage, und jeder Jahreszeit ihre bestimmten Arbeiten anweiset, bemerkt jedesmal den glücklichen oder nachtheiligen Einfluß der Tage. Augustus beobachtete gewisse Tage sehr genau, so daß er den Tag nach den Nundinis niemals verreisete, und an den Nonis selbsten kein ernstliches Geschäfte vornahm. Für dieser Thorheit warnet Paulus die Christen in Galatien. 5. Omen.

Atriarius s. Atrium.

Atriensis s. Atrium.

Atrices, heißen kleine Knöpfe um den Hintern, die zuweilen vergehen, manchmal auch, zumal im Anfang wiederkommen.

Atriglyphon, wurden von den griechischen Baumeistern zwey gefuppelte Dorische Säulen genennt, welche so nahe aneinander gestanden, daß zwischen solche keine Triglyphen kommen konnten, sondern dieselbe nur auf den benachbarten Säulen gestanden. Die griechischen Baumeister bedienten sich nicht allein des Atriglyphon als einer besondern anständigen Zierde, sondern auch die Römischen Baumeister haben solche nachgeahmt — davon ein herrliches Beyspiel in Rom von Raphael de Urbino an dem Pallast der Caffarellorum de Valle zu sehen — auch heut zu Tage wird solches von Deutschen, Italiänern und Franzosen als ein herrlicher Bauschmuck nachgeahmt, und bey großen Werken der Kunst gebraucht. In der Figur* 2. siehet man ein griechisch Atriglyphon an einem Gebäude angebracht.

Atriples, s. Melte.

Atrium, wird der Hof vor und hinter einem Gebäude genennt. Diese Benennung soll von den Atriciibus, einem Volke in Hetrurien, abstammen, bey welchem man die erste Nachahmung abgenommen. Die Franzosen nennen ihn Antiecour, avant-cour, und die Italiäner Cortile primo. Der Hof erhält nach den Gebäuden verschiedene Gestalten, und die Alten bestimmten durch gewisse Verhältnisse die Breite zur Länge desselben, damit solcher nach Anstand und Schicklichkeit vor dem Gebäude angeordnet seyn möchte. Sie gaben zu dem Erde $\frac{1}{4}$, auch $\frac{1}{3}$ der Länge des Gebäudes oder Länge des Atrii zur Breite desselben an, wenn er vor das Gebäude kame. Auch heut zu Tage kennt man die Vorzüge dieser Verhältnisse noch bey allen Nationen in Anlegung der Höfe, und giebt den Höfen hinter den Gebäuden gern eine quadratische Gestalt.

Atrium, (bey den Römern) der Vorsaal, ein in der Bauart der Römer merkwürdiger Theil des Hauses, der sich vom Vestibulum dadurch unterscheiden soll, daß dieses ein außer dem Hause oder dem Tempel gelegener freyer Platz gewesen, der eine auf freystehenden Säulen

* s. Tafel der Burgerlich. Baukunst. Fig. 9.

Digitized by Google

ruhende Bedeckung gehabt, ersteres aber ein länglichtes Viereck vorgestellet habe, in das man durch die Hausthüre zuerst bey dem Eingange hineingetreten, und das an einen Hof oder freyen Platz angestoßen habe. Ueber den eigentlichen Begriff dieses Worts sind selbsten die Alten nicht recht einstimmig gewesen, indem sie zuweilen das Atrium mit dem Vestibulum verwechseln. Das Atrium unterschied sich auch vom Impluvium, welcher ein in der Mitte des Gebäudes gelegener Hof oder freyer Platz war, durch welchen die in der Mitte des Gebäudes liegenden Zimmer ihr Licht bekamen, wie auch vom Compluvium, welches eine in der Mitte des Impluvium angebrachte Vertiefung bezeichnet, dahin das in dem Hofe oder dem Impluvium sich sammlende Regenwasser hin, und durch geschickt angebrachte Canäle, Abzüge oder Untaschen unter dem Hause weggeleitet wurde. Das Wort Atrium kömmt nach einigen von dem griechischen Zeitworte ἀΐσσειν, sich umsehen, her, so wie das lateinische templum, welches Anfangs eine vom Augur an dem Himmel bestimmte Gegend, die man ganz übersehen konnte, andeutete, von templari hergeleitet wird, oder vom Worte ἀΐσσειν, eine unter freyem Himmel gelegene Gegend, daher vom Tertullian dieses Atrium auch Subdivale, und im Griechischen μεσαυλον genennet wird. « Um das Atrium herum waren bedeckte Gallerien, in welchen das Behältniß der alten zur Familie gehörigen Urkunden war; s. Tablinum und Tabularium. Auch waren hier die Bilderschränke oder die Pinacotheca angebracht. Gerade der Thür dieses Vorhauses oder Atrii gegenüber stand das Braut- oder Wochenbett der Hausfrau, Lectus adversus genialis, oder genialis genannt. Hier arbeitete auch gewöhnlich das Frauenzimmer in den ältern Zeiten von Rom. Hier wurden auch die Mahlzeiten, sonderlich diejenigen, bey welchen es nicht allzuschwelgerisch hergieng, angestellet, und man hielt also an diesem freyen Platz offene Tafel. Von der Pinacotheca s. Imagines Majorum. Die Atria hatten ihre eigene Bedienung, welche Atriarii und Atrienses hießen, unter denen die ersteren eine geringere Sorte von Bedienten, als die andern gewesen zu seyn scheinen, und vielleicht blos die Stelle der Pförtner und Stubenputzer, letztere aber der Aufseher über das Atrium und die darinnen aufbewahrten Sachen vertreten haben.

Atrium, (bey dem Tempel der Juden) war ein Vorhof, nebst allerhand Gebäuden, um den Tempel der Juden herum. Sie waren nicht zu allen Zeiten gleich, sondern es waren ihrer einmal mehr, das anderemal weniger. Schon die Stiftshütte hatte ihren Vorhof, und bey dem darauf erfolgten Tempel waren sie mit allerhand Zierrathen versehen. Wir wollen nach der Ordnung verfahren, und bey dem Vorhof der Stiftshütte zuerst.

Der Vorhof der Stiftshütte, oder atrium tabernaculi, war ein freyer Platz ohne Dach um die Stiftshütte, oder wie sie einige nennen, um das göttliche Unterredungszelt herum. Dieser Platz war hundert Ellen lang und funfzig breit. Er war ringsumher mit Säulen eingeschlossen. Auf der Mittags- und Mitternachtsseite stunden derselben zwanzig, zwischen welchen die Umhänge waren, welche gleichsam die äußern Mauern ausmachten, damit niemand hineinkommen könnte. An der Morgenseite, die gegen Mittag zu gieng, war ein Vorhang von funfzehn Ellen, welcher durch drey Säulen unterstützt wurde, und so auch auf der andern Seite gegen Mitternacht zu. Zwischen diesen beyden Umhängen blieb in der Mitte ein Raum von zwanzig Ellen, welcher mit einem kostbaren besondern Fürhang verschlossen war. Dieses war der Eingang zum Vorhof. Bey gewissen Gelegenheiten wurde dieser Vorhang zurückgezogen, damit das Volk in den Vorhof sehen konnte. Die Rabbinen sagen, daß die Vorhänge rings um den Vorhof herum durchflichtig, wie ein Netzwerk, allenthalben voller Löcher gewesen wären, daß man zwar nicht in den Vorhof habe kommen, doch aber alles, was darinnen vorgieng, habe sehen können. Die Säulen, welche den Vorhof einschlossen, waren von dem Holze Schittim, welches man insgemein durch Cedernholz übersetzt; sie waren mit silbernen Reifen oder Laubwerk umfaßt, hatten schöne mit Silber überzogene Capitäle, auch silberne Haken, an welchen die Vorhänge angehängt wurden; außer diesen waren inwendig noch andere Haken von Silber, an welchen die geschlachteten Opferthiere aufgehängt wurden; jede hatte einen ehernen Fuß, darinnen sie mit ihren Zapfen stand. Innerhalb dieses Platzes stund die Stiftshütte so, daß sie von allen Seiten zwanzig Ellen weit abstund. In diesem Vorhof hatten die Priester täglich mit den Opfern zu thun, und die Leviten giengen ihnen zur Hand, so daß derselbe mit diesen gottesdienstlichen Personen beständig angefüllt war. Außer diesen scheint auch denenjenigen, welche Opfer brachten, der Eintritt in den Vorhof erlaubt gewesen zu seyn, damit sie dem Schlachten und Verbrennen derselben zusehen konnten; doch mußten sie vorne an dem Eingang stehen bleiben, und nicht weit in den Vorhof hineingehen. Im Vordertheil stund der Brandopferaltar, weil sich aber niemand als die Priester demselben nähern durften, so ist es wahrscheinlich, daß auch hier eine besondere Abtheilung gewesen, über welchen diejenigen, die nicht Priester und Leviten waren, nicht schreiten durften. Mehreres siehe unter dem Artickel Stiftshütte.

So wie Salomo zu Jerusalem auf dem Berge Moria den Tempel anlegte, so behielte er die von Gott selbst vorgeschriebene Anlage bey, und bauete um den Tempel herum verschiedene Vorhöfe. Der ganze Inbegriff aller um den eigentlichen Tempel herumstehenden und dazu gehörigen Gebäude, begreift folgende Stücke: erstlich die Vorhöfe, zweytens die Mauer, und drittens der Tempelberg. Die beyden letzten siehe an ihrem Ort; hier reden wir nur von den ersten.

Der innere Vorhof, der zunächst um den Tempel herumgieng, wird oft der Vorhof schlechtweg, oder der innere Vorhof, oder Obervorhof, der Vorhof der Priester, der Hof am Hause des Herrn, genennt. Dieser ganzen Platz, der sich von dem Thor Nicanors gegen Abend in die Länge von 187 Ellen, und von Mittag gegen Mitternacht auf 135 Ellen erstreckte, und in dessen Mitte der Tempel stund, so daß er gegen Morgen etwas über den Mittelpunct vorstoß, machte den Vorhof am Hause des Herrn aus. Der Grund des Tempels war sechs Ellen über diesen Platz erhöhet. Von dem Tempel giengen gegen Morgen zwölf Treppen herunter in diesen Vorhof, wovon der Talmudischen Ausrechnung zufolge, eine jede eine halbe Elle hoch und eine Elle breit gewesen. Allemal auf der dritten Stufe war ein Ruheplatz, zwey Ellen breiter als die übrigen; andere setzen es auf die vierte Stufe. Man rechnet dreyzehen Thore, wodurch man in diesen Vorhof kommen konnte. Eines, und zwar das Hauptthor auf der Morgenseite, welches man das Thor Nicanors zu nennen pflegte. Hier wurden die Aussätzigen und Kindbetterinnen gereinigt. Vier gegen Mittag, eben so viel gegen Mitternacht; zwey gegen Abend, und noch zwey

Digitized by Google

kleine an der Seite des Thors Nicanors. Andere zählen nur sieben Thore. Dieser Vorhof der Priester selbsten war in verschiedene Plätze getheilt. Der erste war vor dem Tempel gegen Morgen, und dies war der eigentliche Vorhof der Priester; der andere zog sich um die drey übrigen Seiten des Tempels herum; der dritte war der Vorhof der Priester weiter gegen Morgen. Diese Vorhöfe waren mit den schönsten Marmorplatten belegt. In denjenigen Platz, der auf der Abend- Mittag- und Mitternachtseite um den Tempel herumgieng, durften nicht blos die Priester, sondern bey hohen Festtagen auch Personen aus allen Stämmen hinkommen. Es scheint auch, daß diese Plätze von dem eigentlichen Vorhof der Priester, vielleicht durch Stacketen oder so etwas ähnliches abgesondert gewesen sind. Der Vorhof der Priester selbst hatte wieder seine drey Abtheilungen. Die erste, welche die heiligste war, war der Ort zwischen dem Tempel und dem Brandopferaltar, und begriff von Morgen gegen Abend 22 Ellen. Hieher durfte niemand kommen, als nur allein die Priester, und auch diese nicht alle ohne Unterschied, sondern nur diejenigen, die keinen Fehler hatten. Dieser Ort war so heilig, daß nach dem Zeugniß der Mischnah, Priester, so gebrechlich waren, oder mit bloßem Haupte giengen, denselben nicht betreten durften. Ja auch die innern Priester mußten sich von hier entfernen, sobald das Zeichen gegeben wurde, daß das Räuchern seinen Anfang nahm. Wenn das Land mit allgemeinen Plagen heimgesucht wurde, so fielen sie hier nieder und beteten um Abwendung derselben. Die zweyte Abtheilung war auf der Mitternachtsseite, und dies war der Ort, wo die vornehmsten Opfer geschlachtet wurden. Hier waren vier und zwanzig große dicke eiserne Ringe auf dem Boden fest gemacht und in vier Reihen gesetzt, woran die großen Opferthiere gebunden wurden, wenn sie geschlachtet werden sollten. Diese kamen erst bey dem zweyten Tempel auf; denn in dem ersten findet man keine Spur. Hier waren auch die acht Marmortische, und eben so viel niedrige Säulen, an welchen Höker mit eisernen Haken in drey Reihen waren, um das geschlachtete Opfervieh daran aufzuhenken. Dies war eigentlich der Schlachtplatz beym Tempel. Die dritte Abtheilung des Priestervorhofs lag dem vorigen gegen Morgen, und begriff von Morgen gegen Abend eilf, von Mitternacht gegen Mittermacht, 135 Ellen. Hier war der Aschenhaufen, wovon wir oben unter dem Titel Asche und Aschenlooh mehr geredet haben.

Dieser innere Vorhof war auf allen Seiten mit Mauern umgeben. An unterschiedenen Orten waren bedeckte Gänge angebracht, unter welchen man bey schlimmem Wetter gehen konnte. Besonders aber verdienen hier diejenigen Gemächer angemerkt zu werden, die an dem Umfange dieses Vorhofs angelegt waren. Ob sie an dem Salomonischen Tempel anzutreffen gewesen, davon sagt uns die Schrift nichts ausdrücklich; doch ist es wahrscheinlich, daß ähnliche Gebäude da gewesen sind, da der zweyte Tempel in Anseehung der wesentlichen Stücke nach dem ersten eingerichtet war. Auf der Südseite waren drey solcher Zimmer, nemlich die Gerichtsstube, die Radekammer und die Holzkammer. Die Gerichtsstube stieß auf der einen Seite an den Priestervorhof, und an der andern an den Vorhof der Kinder Israel. Weil diese Stube von schönen polirten Steinen war, so wird sie die Steinkammer genennt. Sie war höher als alle andere Gemächer gebaut. Hier versammelte sich in der spätern Zeit der große Rath, oder das Synedrium. Sie war in zween Theile getheilt. Inwendig gegen den Vorhof der Priester saß niemand, sondern in der andern Abtheilung, gegen Abend, saß der hohe Rath in einem halben Kreis herum. Zunächst an diesem Zimmer war die Radekammer, לשכת הגזית oder auch die Schöpf- oder Brunnenkammer, weil daselbst ein Brunnen war, aus welchem die Priester das Wasser zu ihrem Trank, vermittelst eines Rades, schöpften. Die dritte Kammer auf dieser Seite war die Holzkammer. Ueber die Ursache, woher diese Kammer ihren Namen bekommen habe, sind die Forscher des Alterthums nicht einig. Einige glauben, sie sey deswegen so genennt worden, weil sie nahe an dem Thor gelegen habe, wo das Holz zum Opfer in den Vorhof gebracht worden; andere, weil solches in dem untern Theil derselben aufbewahrt worden sey. Hier war ein besonderer Aufenthalt für den Hohenpriester angelegt, den die Juden לשכת פרהדרין Lischcat Parhedrin, oder das conclave βικαστων, die Beysitzerkammer zu nennen pflegen. Es war dieses gleichsam die Retirade des Hohenpriesters. Hier legte er, nach Verrichtung seines Amtes, seine heilige Kleider ab; hier hielte er sich die sieben Tage vor dem großen Versöhnungsfest auf; hier kam er mit den übrigen Priestern zusammen, wenn er sich mit ihnen über Sachen, die den öffentlichen Gottesdienst angiengen, berathschlagen wollte. Außer diesen Kammern war auch noch auf dieser Seite eine andere Kammer über dem sogenannten Wassertor, deren Fenster in den innern Vorhof giengen. Sie wurde zur Zeit des zweyten Tempels die Kammer Athines, wo das Rauchpulver zubereitet wurde, genennt. Hier hielten die Priester ihre Wache. Neben derselben Kammer war die Badekammer, wo sich der Hohepriester am großen Versöhnungsfest das erstemal badete. Auf dieser Seite waren auch verschiedene Zimmer, wo die Priester ihren Antheil an Opfern verzehrten, und die Kinder Israel ihre Dankopfer aßen. Und also war die ganze Mittagsseite des innern Vorhofs mit Hallen und Gemächern bebauet. Auf der Nordseite waren ebenfalls Gemächer, theils zwischen den Thoren, theils über denselben angelegt. Hier war die Salzkammer, die Waschkammer, die Feuerkammer, in welcher die Priester, die am folgenden Morgen den Gottesdienst besorgen mußten, schliefen. Hier wurden auch die Schlüssel zum Tempel verwahrt; nicht weniger hielten hier einige Priester beständig Wacht, deswegen sie auch die Wachtkammer genennet wurde. Aus den Fenstern dieser letzten Kammer gaben die Priester das Zeichen beym Eintritt des Sabbaths. Fernerwurden auf dieser Seite die Lämmer zum täglichen Brandopfer aufbewahrt; in einem andern kleinen Zimmer wurden die wöchentlichen Schaubrode gebacken. Endlich waren auf der Morgenseite (denn die Abendseite war nicht mit Gemächern bebauet) folgende Zimmer: Erstlich war hier die Kleiderkammer, wo die heiligen Kleider der Priester verwahrt wurden. Sie war in verschiedene Abtheilungen eingetheilt, worinnen sich die Priester ein- und ausklleideten. Die Rabbinen sagen, daß in dieser Kammer 96 Kästen gewesen wären, wovon jede der vier und zwanzig Priesterordnungen viere gehabt hätte. Neben diesem Kleiderbehältniß war die Bäckerkammer, in welcher das tägliche Speisopfer des Hohenpriesters gebacken wurde, und noch andere Zimmer mehr. Man macht sich also eine sehr unrichtige Vorstellung, wenn man עזרת Vorhof übersetzt, und sich einen bloßen leeren Platz darunter vorstellt. Unsere Beschreibung kann diesen Irthum hinlänglich widerlegen.

Wir kommen nun auf den Vorhof der Israeliten. Er lag dem innern Vorhof der Priester gegen Morgen,

Digitized by Google

und war um etliche Stufen niedriger, als derselbe. Er erstreckte sich von Abend gegen Morgen eilf und von Mittag gegen Mitternacht, hundert und fünf und dreyßig Ellen. Hier versammelten sich alle Mannspersonen, die nicht durch eine Unreinigkeit davon ausgeschlossen waren. Hier hielten sich täglich die vier und zwanzig Standmänner auf. In der Mitte nicht weit vom Thor hatte der König seinen Stuhl. Er scheinet auf einem marmornen Fußgestell, welches die Schrift eine Säule nennt, gestanden zu haben. Nur allein der König, der aus dem Geschlechte Davids war, hatte die Erlaubnis hier zu sitzen, sonst aber niemand. Einige Rabbinen behaupten, daß auch zur Zeit des zweyten Tempels ein Thron in diesem Vorhof gestanden habe, den sich Herodes habe erbauen lassen; sie beschreiben ihn wie einen Thurm, der über zwo Säulen gesetzt gewesen sey, wovon jegliche zwanzig Ellen hoch gewesen und im Umkreis zwölf Ellen gehalten habe; von oben herab seyn sie mit gedrungen Gold und Purpur gezieret gewesen. Indessen sind neuere Rabbinen die einzigen Zeugen, die etwas davon sagen. An den Seiten waren verschiedene Gemächer, in welche man aber nicht anders, als durch den äußern Vorhof kommen konnte, wovon sogleich geredet werden soll.

Dieser äußere Vorhof, oder wie er sonsten genennt wird, der Vorhof der Weiber, lag gegen Morgen vor dem Thor Nicanors. Er war just viereckigt, und sein Maas war 135 Ellen ins Gevierdte. Einige haben sich eingebildet, dieser Vorhof habe sich außen um den ganzen innern Vorhof herumgezogen, so wie etwa ein kleineres Quadrat in einem größern eingeschlossen ist; aber das ist falsch. Er war mit dem innern Vorhof von Mittag gegen Mitternacht von gleicher Breite, aber in der Länge viel kleiner; denn jener begriff 187 Ellen, dieser aber nur 135. Er ist also nur blos auf der Morgenseite gewesen. Zur Zeit des zweyten Tempels kam die Benennung auf, daß man ihn den Weibervorhof nennte, und zwar nicht deswegen, weil sich allein die Weiber darinnen versammelten, denn es konnten auch Mannspersonen darinnen seyn; sondern weil die Weiber nicht weiter als in diesen Vorhof kommen durften. Die Juden geben vor, daß niemand als verheirathete Weibspersonen hieher kommen durften, Jungfern aber gänzlich davon ausgeschlossen gewesen wären, wie denn auch heut zu Tag keine ledige jüdische Weibsperson in ihre Schulen kommen darf. In dem Talmud soll ein Sprichwort stehen, woraus sie dieses beweisen wollen: eine Jungfrau im Bethaus, eine Wittwe in ihres Nachtharn Haus, und eine ungeitige Geburt in dieser Welt, hat der Teufel zusammen gefeilt. Aber in der heiligen Schrift finden wir keine Stelle, worinnen den Jungfern die Besuchung dieses Vorhofs verboten wäre. Er war funfzehen Stufen, jede zu einer halben Elle gerechnet, niedriger, als der Vorhof der Israeliten. Der gemeinen Meynung nach, stunden auf dem Lauberhüttenfest die Priester auf diesen Stufen, und sungen die so genannten Stufenpsalmen. (s. Stufenpsalmen) Er war rings umher mit Mauern eingeschlossen, die von innen 54, von außen aber 60 Ellen hoch waren. Unten her waren Bögen, oder bedeckte Gallerien angelegt, wohin man sich bey regnerischen und ungestümen Wetter begeben konnte. Ueber denselben waren verschiedene Gemächer, so wie bey den andern Höfen; auch angelegt; allein sie lassen sich nicht alle genau bestimmen. Hieher gehört בית המרחץ oder die Erklärungskammer, die Vorhangekammer, die Kammer der Kinder Haron, die Fürstenkammer ꝛc. man sehe hievon den Rabbi Juda Leo, in seiner Beschreibung des Tempels zu Jerusalem. Es scheint auch, daß hier einige Wohnungen für solche Personen gewesen sind, die um ihrem Gott recht herzlich zu dienen, sich einige zeitlang bey dem Tempel aufhalten wollten. In einem solchen Zimmer scheinen die Apostel versammelt gewesen zu seyn, als der heilige Geist über sie ausgegossen wurde. In diesem Hof stunden auch die verschiedenen Kasten, worinnen dasjenige gesammelt wurde, was zum Behuf des Tempels zusammen gesteuert wurde, z. B. der gewöhnliche halbe Seckel, das Geld für die Vögel zum Brandopfer, freywillige Beysteuern zur Anschaffung heiliger Materialien, u. dgl. (s. Gotteskasten, Seckel des Heiligthums) Hieju scheinen gewisse Zimmer eingerichtet gewesen zu seyn. In dem innern Bezirk dieses Hofs konnten sich Manns- und Weibspersonen anfänglich ohne Unterscheid versammeln doch so, daß es den Mannspersonen frey stund, in den Vorhof der Israeliten hinauf zu steigen, aber in dem zweyten Tempel machte man hierinnen eine Aenderung. Man bauete nemlich auf dem ersten Stockwerk der Seitengebäude eine Art von Gallerie, welche vorneheraus mit Gitterwerk und Lehnen versehen war, inwendig aber Bänke, die hintereinander stunden, hatte. Hier versammelte sich anfänglich das Frauenzimmer am Laubertüttenfest, um die Fröhlichkeit der Männer unten im Hof mit anzusehen; nachher aber wurde es der ordentliche Aufenthalt derselben, bey allen öffentlichen gottesdienstlichen Versammlungen. Und hievon leiten die heutigen Juden noch die Gewohnheit, daß ihre Weiber in ihren Schulen noch besonders stehen, und ihre Männer nur durch Gitterwerke sehen.

In den vier Ecken dieses Vorhofs waren noch besondere Behältnisse, die von ihrer Bestimmung den Namen bekommen. In derjenigen Ecke, wo die Mittags- und Abendseite zusammen stießen, war der Oel- und Weinkeller, hier wurde der Wein, der zum Opfern gebraucht wurde, ingleichen das Oel, daß zu den Speisopfern kam, aufbehalten. Gegen über, wo die Abend- und Mitternachtseite zusammen stießen, war der Hof der Aussätzigen, nicht daß sie sich hier aufhalten sollten, denn ihr ordentlicher Aufenthalt war außerhalb der Stadt, wie wir in dem Artickel Aussätzige, umständlich zeigen werden:) sondern weil die Aussätzigen in diesem Hof nach geschehener Reinigung ihre Dankopfer bringen, und sich baden mußten. Das dritte Apartement war in der Ecke, wo die Mittags- und Morgenseite zusammen stießen, und wurde der Hof der Naziräer genennt, weil diese hier ihre Dankopfer brachten, ihre Haare abschoren, und sie aufs Feuer unter die Töpfe warfen. (s. Naziräer) Und endlich auf der Nord-Ost-Ecke war die Holzkammer, wo das Holz, das zum heiligen Gebrauch geliefert wurde, von den alten und gebrechlichen Priestern geprüft, das gute an einen heiligen Ort gebracht, das untaugliche und wurmstichige aber verworfen wurde.

Um alle diese Vorhöfe herum war eine Scheidewand gezogen. Dieses war eine niedrige Mauer von Marmorsteinen, eine Elle hoch, auf welcher ein schönes hölzernes Gitterwerk angelegt war, welches mit allerhand Säulen ausgezieret war. Ueber diese Scheidewand durfte kein Heide kommen, weiter aber war es bey Lebensstrafe verboten. Auf diese Scheidewand zielt ohne Zweifel Paulus Eph. II, 14. ff.

Ueber dieser Mauer weiter hinaus, war ein freyer Platz, den man insgemein den Vorhof der Heiden zu nennen pflegt. Ohnerachtet die Sache selbst außer allen

Digitized by Google

alten Zweifel ist, so streitet man doch über den Namen desselben. Man will diesem Platz nicht den Namen eines Vorhofs zugestehen, sondern nennt ihn den Tempelberg. Zur Zeit Salomons war hier nur eine Halle, oder ausgemauerter Umgang; aber Herodes ließ den ganzen Berg mit schönen Gewölben umschließen. In diesen war eine Colonnade von vier Reihen Säulen, zwischen welchen ein dreyfacher Gang frey blieb. Man zählte der Säulen 162, die in gehöriger Verhältnis von einander stunden. Die eigentliche Beschreibung dieser Gebäude wollen wir unter dem Titel: Tempelberg liefern. s. auch den Artickel Tempel.

Atrium, (bey den christlichen Kirchen) war ein großer meistens viereckigter Platz, welchen die Griechen Αθριον, Aule, die Lateiner aber Atrium, Area, und Impluvium nennten, weil er unbedeckt war, außer daß auf jeglicher bedeckte Gänge waren, die auf Pfeilern ruheten. In diesen stund die erste Classe der Büßenden, denen noch nicht erlaubt war, in die Kirche hinein zu gehen, und die hier in die Kirche Gehenden baten, für sie zu beten. Wenn es berüchtigte Böswichter waren, so durften sie nicht unter den bedeckten Gängen, sondern mußten unterm freyen Himmel stehen. Der freye Platz wurde auch zur Beerdigung der Todten gebraucht, welche in den ersten vier Jahrhunderten gar nicht, und in den nächsten drey folgenden nur selten in die eigentliche Kirche begraben wurden. (s. Begräbnis, wie auch Kirchhof.) Es fand sich auch auf diesem Platz ein Brunnen oder Wasserbehältnis zum Händewaschen, welches Fons, Cantharus, auch Phiala genennt wurde.

Kayser Carl der Große machte die Kirchhöfe den Kirchen gleich zu Freystätten, so daß jeder Missethäter seine Zuflucht sicher dahin nehmen konnte. In den Longobardischen Gesetzen hatte sie schon dieses Vorrecht, und man gab den Grund an, weil die Pforten und Eingänge zu solchen mit Reliquien versehen, und geweihet waren, auch die Körper der Gläubigen darauf begraben wurden.

Atrium Sauciolum, ist in den Martyreracten des heiligen Cyprians der öffentliche Richtplatz genennt, wo die Missethäter hingerichtet wurden.

Atrium Libertatis, das Atrium oder der Vorhof vor dem Tempel der Göttin Libertas, war ein angesehenes Vorgebäude an dem Tempel der Freyheit, der auf dem Aventinischen Hügel in Rom gelegen war. In diesem Atrium hielten die Censores ihre Zusammenkünfte und hatten auch in den ältern Zeiten ihr Archiv daselbst. Hier stellete man zuweilen die in Verschlag gebrachten Gesetze dem Volke zur Ueberlegung aus, wie dieß namentlich bey dem Gesetze wider die Schändung der Vestalinnen geschah, hier bestimmte man auch durch das Loos die Tribus, zu welcher ein Freygelassener gehören sollte; auch war es dieß Atrium, wo die Tarentinischen Geisseln einquartiret wurden, und überhaupt war es ein angesehenes Gebäude, weil der Tag seiner Einweihung in den Fastis bemerkt worden. Asinus Pollio ließ es, da es abgebrannt war, wieder aufbauen. Nach dem Berichte des Tacitus war dieß Atrium zu den Zeiten des Nero mit Soldaten belegt, und verdiente also seinen alten Namen nicht mehr.

Atrium Neronis, war das Vorgebäude an dem berufenen goldenen Palaste des Nero. Die ausserordentliche Größe dieses Atrii erhellet daraus, weil um seinen Vorhof eine dreyfache Gallerie herumgieng, deren jegliche Seite 1000. Schritte lang war. In diesem Atrio, oder vielmehr in dessen Vestibulo (denn dieses Ausdrucks bedient sich Sueton als Geschichtschreiber, des erstern aber Martial, als Dichter,) stund auch der berühmte Colossus des Nero, welcher 120 Schuh hoch war.

Atropa, s. Wolfskirsche.

Atropharis, s. Strauchmelke.

Atrophia, s. Schwindsucht.

Atropos, s. Parzen.

Atropos, (Sphinx) s. Todenkopf.

Atroposschlange, (*Coluber Atropos* Linn.) eine mit scharfen Giftzähnen bewaffnete Schlange, die sich in America aufhält. Nach der kurzen Beschreibung des Herrn von Linne ist sie mit 131 Bauchschilden und 22 Schwanzschuppen versehen, übrigens von grauer Farbe mit braunen weiß eingefaßten runden Flecken. Und dieß ist auch fast alles was man von ihr weiß.

Atsjaar, s. Rohrdaum.

Atta, Aette, ist ein in sehr vielen Sprachen gewöhnliches Wort, das einen Vater bedeutet. Es ist auch noch in einigen Gegenden in Deutschland unter dem Volk gewöhnlich. Ah, und Ja sind wie Am, und May, oder Ab, und Ba sehr leicht auszusprechen. Daher die Wörter Atta, Tata, Amma, Mamma, Abba, Baba, (Papa) in so viele Sprachen gekommen sind. Leibnitz hat schon bemerkt daß in den meisten Sprachen die Sylben At, oder Ab bey dem Namen des Vaters, zuweilen auch der Mutter, zum Grunde liegen. Aus der ersten ist das Deutsche Vater, das lateinische und Griechische Pater und Mater, aus dem letztern das Hebräische und Syrische Ab, Abba, und durch eine Umkehrung das unter soviel abend- und auch morgenländischen Nationen gewöhnliche Baba, Papa, (Pope) entsprungen. Uebrigens bedeutet Atta bey den Friesen einen Richter.

Attacus, s. Atlasse.

Attâ, heißen diejenige, die wegen einem Fehler der Füße die Erde nur berühren, nicht aber vollkommen darauf treten können.

Attalagoo, ist der Name alter Wachtthürme in Portugal, und eben das, was bey uns Warten genennt werden, dergleichen in Deutschland noch viele aus den Zeiten des Faustrechts übrig sind.

Attalisches Kleid, eine Conchylie die zu dem Geschlecht der Sturmhauben gehöret. Vorausgesetzt, daß die Sturmhauben in ächte und unächte abgetheilet werden, so gehöret unser attalisches Kleid unter die ächten Kinder dieses Geschlechtes. Es hat also mit demselben diese Kennzeichen gemein, daß es einen sehr gewölbten Rücken, eine überaus große, und dann höchstens noch neun ziemlich platt gedrückte Windungen, eine mit Zähnen besetzte Mündung, eine gestekte Leiste, eine hohle aufgeworfene Nase, nahe an derselben ein Nabelloch, auf dem Rücken aber Knoten hat. Größtentheils ist die Schale stark und dicke. Verschiedene Sturmhauben, die eigentlich ein eignes Geschlecht der Sturmhauben bilden, haben eine dreyeckigte, oder vielmehr eine eyförmige Form, und unter diese gehöret das attalische Kleid, von welchem die Conchyliumbeschreiber drey Gattungen angenommen haben.

1) Das ächte attalische Kleid. Die geflammte und geribte Sturmhaube. Das türkische Papier. Das Silberstück. *Vestis attalica. Drap d'Argent, Gewand westindischer Stormhoedje.* Rumpf tab. 22. fig. 2. Gualtieri tab. 29. fig. C. Knorr Th. IV. tab. IV. fig. 1. Martini tab. 34. fig. 353. 354. Der Rücken der Schale ist die Länge herunter ziemlich regelmäßig und stark gestreift, auf weißem Grunde, siehet man gelb oder braune Flecken, die wie ein Zickzack herunterlaufen, und durch höhere und tiefere Farben die

Schönheit dieser Schalen erhöhen. Unten siehet man die aufgeworfene Nase hervorragen, zwischen welcher sich eine tiefe Furche zeiget, die sich mit dem Nabelloche endiget. Bey dieser Furche siehet man die Rippen des Rückens am deutlichsten, die sich gleichsam nach einer gemeinschaftlichen Richtung zu neigen scheinen. Die erste große Windung, die den ganzen Rücken ausmacht, endiget sich scharf, und dieser Rand ist mit einer Reihe stumpfer Knoten besetzt, die nach der Größe und dem Alter der Sturmhaube merklicher oder unmerklicher sind. Eben diese Knoten zeigen sich an allen den folgenden Windungen, aber je kind überaus klein und stehen ganz dichte beysammen. Ich zähle an meinen beyden Exemplaren noch sieben Windungen, die sich in eine stark hervorragende Spitze endigen. An diesen Gewinden siehet man den ausgewachsenen Schalen drey auch vier weiße, schwarz geflecte Klammern, welches die übrigen Spuren vom ehemaligen Saum sind, den das Thier verfertigte ehe es noch seine ganze Größe erreicht hatte. Der äußere Saum der Lippe ist ganz weiß und alänzend, und 6-7. schwarze fast viereckigte Flecken erhöhen die Schönheit der Lippe und der ganzen Conchylie, die innere Lippe hat das übergeschlagene Blatt nicht, was sonst die großen Sturmhauben haben. Beyde Lippen sind gezähnt, doch so daß die rechte gesäumte Lippe kurze und stumpfe Zähne hat, da sie an der entgegengesetzten Lippe langen Querlippen oder kleinen erhöheten langen Leisten gleichen. Selten übersteigen sie die Größe von drey Zoll. Man hätte den Namen des Silberstücks einer Volute allein überlassen sollen, die wir unten unter dem Namen Drap d'Orschnecke beschrieben werden. Bey der Benennung des türkischen Papiers muß man sich hüten diese Conchylie nicht mit der ächten türkischen Papier, Martini tab. 34. fig. 359. tab. 38. fig. 381. 382. Gualtieri tab. 41. Knorr Th. III. tab. 10. fig. 1. 2. *Buccinum tuberosum* Linn. zu verwechseln; welche folgende Unterscheidungszeichen hat, daß sie 1) stark mit Knoten besetzt, 2) in die Queere tief und zuweilen gitterförmig geschreift, 3) rothbraun oder dunkelbraun gefleckt, 4) zwischen den weißen Zähnen schwarzbraun gezeichnet ist, und 5) zu einer erstaunden Größe, wie man denn Gualtieri sehen kann, erwächset. Das attalische Kleid gehöret gar nicht unter die ganz gemeinen Conchylien.

2) **Das unächte attalische Kleid, die polnische Mütze, das schuppichte Bezoarhorn mit gefleckterm Rande,** *Pileolus polonicus*, *Buccinum testiculus* Linn. *Bonnet de Pologne*, *Poolsche Mutz*, Rumph tab. 33. fig. 3. Gualtieri tab. 39. fig. C. Martini tab. 37. fig. 375. 376. Knorr Th. III. tab. 8. fig. 2. Th. IV. tab. 6. fig. 1. hat mit dem ächten attalischen Kleide fast gar nichts gemein. Die Figur gleichet ganz der Figur der Portellanen, denn sie sind ganz enförmig, weniger gewölbt, und wie jene durch ihre feine Farbenmischung einem gefleckten attalischen Kleide ganz nahe kam, so gleichet diese einer polnischen Mütze. Der Rücken ist zwar auch der Länge herab gerippt, aber hier siehet man zugleich bald weiter bald enger stehende Queerstreifen welche eine Art von einem Gitter bilden. Auf einem weißen, oder röthlichen, oder Pfirschblüthfarbenen Grunde siehet man helle oder dunkelbraune Flecken, die bald häufiger bald sparsamer zum Vorschein kommen, und bald größer bald kleiner sind, und diese Flecken haben vermuthlich die Gelegenheit gegeben, diese Conchylie wie die vorhergehende das attalische Kleid zu nennen. Selten sind die Beyspiele, die a) entweder ganz weiß und nur am Saum gefleckt sind, oder, die b) einfarbig hell oder dunkelbraun sind, oder die c) auf weißen oder blaulichgemischten Grunde einzelne gelbe oder rothbraune Flecken haben, oder endlich d) welche zwischen den Queerfurchen, ordentliche federförmig gefleckte breite Banden haben. Das erste Gewind endigt sich nicht scharf, und hat keine Knoten, die folgenden 6-7 Gewinde sind deutlich abgesetzt, haben von den ehemaligen Streifen sichtbare Erhabenheiten, und endigen sich in eine scharfe Spitze. Die aufgeworfene Nase und das Nabelloch haben sie mit dem ächten attalischen Kleide gemeinschaftlich. Beyde Lippen sind hier überaus sichtbar. Die rechte Lippe hat einen übergeschlagenen Saum, und dieser hat auf der Seite des Rückens 13-14. dunkelbraune Striche, wo mehrentheils zwey zwischen dreyen stehen. Die linke Lippe ist wie bey allen ächten Sturmhauben übergeschlagen, sehr breit, und hat hin und wieder breite hellbraune Flammen oder Bänder. Beyde Lippen sind gezähnt, doch gleichen die Zähne der linken Lippe langen Rippen. Diese zeigen sich bey aufgeschnittenen Exemplaren beyn allen, sogar den den äußersten Windungen. Die Spindel läuft nicht ganz die Länge gerade herunter, sondern sie ist hie und da unterbrochen. Das Verhältniß der Abnahme der einzelnen Windungen würde den innern Bau dieser Helmschnecke von dem innern Bau der Portellanen hinlänglich unterscheiden, wenn wir sonst keine äußern Unterscheidungszeichen hätten. Mein größtes Exemplar ist gerade drey Zoll hoch, und 1¼ Zoll breit. In Westindien fallen diese Helmschnecken häufig, sie werden aber auch in Jamaica und in der Insel Frankreich (Isle de France) gefischt. Sie gehören unter die gemeinsten Conchylien.

3) **Das dünnschalige attalische Kleid, das ungesäumte oder unvollkommene attalische Kleid, das Weibchen von der polnischen Mütze.** Martini tab. 37. fig. 377. 378. Von dem Martini hat diese unvollendete Sturmhaube beschrieben. Sie hat alle äußere Kennzeichen einer wahren Sturmhaube, den Rand der äußern Lippe und die Zähne an der Mündung allein ausgenommen. Auswerdem hat sie die ganze Figur des unächten attalischen Kleides oder der vorher beschriebenen polnischen Mütze, ihre einzelnen braunroth und weißgefleckten Queerbande, und alle übrige beschriebene Merkwürdigkeiten; nur mit dem Unterschiede, daß wegen unvollendeter Bildung der Schale, die Streifen und Queerfurchen blos hinten am Nacken und vorn um die Nase entdecket, vom gefleckten Lippensaum aber bey einigen nur schwache, bey andern noch gar keine Spuren bemerkt werden können. Die Zähne die hier gänzlich fehlen, werden an allen Gehäusen erst dann beobachtet, wenn sie ihre Vollkommenheit erreicht haben. Aber eben darum wird diese Schale unter die unvollkommenen Sturmhauben gesetzt. Man ist längst gewohnt, die dünnschaligen Beyspiele stärkerer Gattungen mit dem Namen der Weibchen zu belegen, man kann dadurch den Namen das Weibchen von der polnischen Mütze allerdings rechtfertigen, wenn gleich angesehene Conchyliologen wider die Sache selbst wichtige Einwendungen vorgetragen haben, und die stärkere oder schwächere Schale einer Gattung als gewisse Zeichen für Untergattungen annehmen. Wenn aber auch dieses, wie ich glaube, gegründet wäre, so ist es doch zuverläßig nicht auf solche Beyspiele anzuwenden, von denen man darthun kann, daß es unvollendete Schalen sind.

Attaque. Hiervon ist bereits oben unter dem Titel Angriff geredet worden. Jetzo bemerken wir ferner, daß man unter diesem Worte auch das System aller Werke verstehet, die die Belagerer vor einer Vestung

Digitized by Google

aufwerfen, um ſich derſelben zu bemächtigen. In dieſem Verſtande ſagt man z. E. man zeichne die Attaque, wenn man die Circumvallations- und Contrevallationslinien, die Approchen oder Laufgräben, die Parallelen oder Waffenplätze, die Batterien und Reſſel, die Trenſchee-Cavaliere, die Krönung des bedeckten Weges, die Galerien über die Gräben u. ſ. w. als welche die Werke ſind, die der Feind macht, um die Veſtung in ſeine Gewalt zu bringen, in einen Riſſe entwirft. Von allen dieſen kaum genannten Werken findet man unter ihren beſondern Titeln ſämtändlichere Nachricht, und wir begnügen uns alſo jetzo damit, dasjenige anzuführen, was das Ganze der Attaque überhaupt betrift.

Man theilet die Attaquen in wahre und falſche ein. Jene ſind die ernſtlich gemeynte, durch welche man wirklich im Sinne hat, ſich der Veſtung zu bemeiſtern. Dieſe ſind nur zum Scheine und werden jenen beygeſellet, um die Aufmerkſamkeit des Commandanten zu zerſtreuen, der da rathen muß, an welcher Seite es Ernſt iſt; die Garniſon deſto mehr abzumatten, die an einem Orte ſo gut als am andern auf ihrer Hut ſeyn muß; der Vorrath der Munition in der Veſtung deſto eher aufgehen zu machen, weil man auf die Trenſcheen hier ſowohl als dort feuern wird u. dgl. Die Ingenieurs hegen von dem Nutzen der falſchen Attaquen nicht alle einerley Meynung, ſondern einige derſelben verwerfen ſie gänzlich. So viel begreift man leicht, daß, wenn man eine Attaque gleich anfangs dazu beſtimmet, daß ſie nur eine falſche Attaque ſeyn und bleiben ſoll, und ſie auch nicht mit dem Eifer fortſetzet, womit man eine wahre fortſetzen würde, die angeführten Nutzen hinweg fallen, indem es der Commandant bald merket, daher ſeine Sorgfalt, ſeine Leute und ſein Geſchütze auf derſelben Seite ſparet; wenn man aber denſelben Fleiß an ſie verwendet, womit man eine wahre Attaque poußiren muß, man ſich ſelbſt auch eben ſo viel damit beläſtiget, als ſeinen Gegenpart, alſo in dem einen und andern Falle nicht viel damit gewinnet. Wenn man hingegen aus den bereits angeführten Abſichten zwey oder, wofern die belagernde Armee dazu zureichet, drey Attaquen zugleich anfanget und mit gleicher Emſigkeit fortſetzet, die am beſten reuſſirende hernach vorzüglich poußiret, die ſchlechter von ſtatten gehende zwar, um den Belagerten noch immer auf der Seite zu thun zu geben, nicht gänzlich aufgiebt, doch aber mit minderer Anſtrengung der Kräfte forttreibet, alſo erſt durch den Erfolg beſtimmen läſſet, welche Attaque zur falſchen werden ſoll; ſo wird man deswegen um ſo weniger getadelt werden können, als man bereits mehrere Beyſpiele hat, daß die nach der anfänglichen Beſtimmung falſche Attaque beym Fortgange in die wahre und umgekehrt verwandelt worden.

Wenn mehrere Attaquen an einer Veſtung zugleich unternommen werden ſollen; ſo iſt die Frage, ob man ſie beſſer von einander trennet, d. i. die eine auf dieſe, die andere auf eine andere von jener entfernte Stelle der Veſtung richtet, oder ob man beſſer damit zwey aneinander gränzende angreifet. Ganz leicht einguſehende Gründe ſprechen den Vorzug den letzten zu. Denn die letzten dienen nicht nur eben ſowohl die mehr angeführte Abſichten zu erreichen, als die erſten; ſondern koſten auch viel weniger Arbeit und viel weniger Truppen. Weniger Arbeit; denn manche Theile der Laufgräben, die man der einen Attaque halber machen muß, dienen zugleich der andern, wenn ſie an die erſte gränzet, da man bey getrennten Attaquen von dieſem Vortheile nicht profitiren kann, ſondern der zweyten Attaque halber alle diejenige Linien beſonders machen muß, die ihres Fortganges halber nöthig ſind, wovon der Artickel Laufgräben nähere Erläuterung giebt. Desgleichen Batterien, die der einen Attaque halber gewiſſe Werke der Veſtung beſchießen und enfiliren müſſen, dienen auch in eben derſelben Abſicht der andern halber, und man hätte bey ſeparirten Attaquen deswegen abermals verſchiedene neue Batterien aufwerfen müſſen u. ſ. w. Weniger Leute; denn da der Linien weniger werden, braucht man auch weniger Mannſchaft, ſie zu beſetzen. Ueberdieſes ſecundiren einander zwey verbundene Attaquen, und der Belagerer hat ſeine Kraft beyſammen, die bey abgeſonderten getrennt iſt; die Ausfälle ſind alſo vor den Belagerten bey jenen gefährlicher als bey dieſen u. dgl. Hauptſächlich hat man ſich in Obacht zu nehmen, daß man eine Attaque niemals einer andern gerade gegenüber lege, weil man ſonſt die Truppen in der einen der Gefahr ausſetzet, von den verſtognen Kugeln der andern beſchädigt zu werden, wie es den Ruſſen im vorigen Kriege bey der Belagerung von Colberg gegangen, da die aus den Schiffen geworfene Bomben über die ganze Stadt weg auf der andern Seite in das Lager flogen.

Die Hauptregel, die die Evidenz eines Grundſatzes hat, iſt, daß die Attaque auf die ſchwächſte Seite der Veſtung gerichtet werden müſſe. Es giebt aber der Dinge gar vielerley, weswegen eine gewiſſe Seite vor ſchwächer als eine andere zu erkennen iſt. Wenn eine von Anhöhen dominiret wird, andere nicht; wenn eine hohle Wege und dergleichen Bedeckungen vor ſich hat, derenthalben man die Laufgräben in groſſerer Nähe anfangen kann, als anderswo; wenn eine einen guten Landesboden, darinn man ſich leicht eingraben kann, andere hingegen felſichten, morastigen und dergleichen Grund vor ſich haben; wenn an einer die Mauren und Wälle ſchadhaft, die Gräben verſchlämmt, ſehr ſchmal und ſeichte ſind, an andern alles in gutem Stande iſt; wenn ſich an einer kode Linien vorfinden, die von außen nicht beſtrichen werden können; wenn an einer Seite wenigere oder ſchlechtere Außenwerke angebracht ſind, als an den andern u. ſ. w. ſo wird eine ſolche Seite mit Recht vor ſchwächer erkannt. Man ſiehet aus allem dieſem, daß ſo augenſcheinlich die Wahrheit der allgemeinen Regel iſt, ſo ſchwer es dagegen zuweilen ſeye, in der Anwendung derſelben nicht zu fehlen. Denn theils wenn die erſte Seite aus dieſen Urſachen ſtärker iſt, als die andere; ſo kann dagegen die andere aus jenen Urſachen ſtärker ſeyn, als die erſte, und es koſtet alsdenn viele Mühe, die Gründe gegen einander abzuwägen und zuverläßig zu beſtimmen, welche, nachdem alles vortheilhaftige und nachtheilige in Ueberlegung gezogen worden, für die ſchwächſte gehalten werden müſſe; theils laſſen ſich die Dinge, von welchen die Stärke oder Schwäche einer Polygon abhänget, beym Recognoſciren nicht alle wohl beobachten. Z. E. man kann von außen nicht ſehen, was für Abſchnitte oder ſonſt vertheidigende Gebäude inwendig in einem Werke angebracht ſind, die vielleicht die Eroberung deſſelben ungemein viel ſchwerer machen, als man ſich nach dem äuſerlichen Anſehen deſſelben vorſtellen konnte. Es iſt deswegen nöthig, daß man, ehe man die Belagerung unternimmt, einen genauen Riß von den Werken der Veſtung und ihren Environs zu erhalten trachte, oder ſich bey Ueberläufern, Gefangenen u. dgl. nach allem ſorgfältig erkundige, wenn man in dieſer wichtigen Sache nichts auf das Gerathewohl ankommen laſſen will. Findet man nach reifer Ueberlegung mehrere oder alle Seiten der Veſtung gleich angreiflich, ſo ziehet man diejenige den andern vor, wo man mehrere Bequemlichkeit findet, z. E. die der Gegend

Digitized by Google

am nächsten ist, wo man die Schanzkörbe, Faschinen und andere Nothwendigkeiten herbringet; vor welcher sich der schicklichste Platz zum Artilleriepark findet u. dgl.

Ohngeachtet kaum gesagt worden, daß sich durch das Recognosciren nicht alles, was man zu wissen nöthig hat, entdecken lasse; so verstehet sich doch, daß man deswegen nicht unterlassen werde, so viele Kenntniß dadurch zu erreichen, als immer möglich ist. Was dabey zu thun ist, wird im Artickel Recognosciren angezeiget werden. Jetzo bemerken wir nur annoch, daß der Ingenieur, wenn er alles so gut, als geschehen konnte, in Augenschein genommen, er einen Plan von dem befundenen verfertiget und seine gemachte Bemerkungen aufsetzet, um beyde dem commandirenden General vorzulegen, und sammt dem Commandanten der Artillerie zu überlegen, wie viele Attaquen und wo dieselben am füglichsten gemacht werden können.

Ehedem glaubte man, die Armee, die die Attaque einer Vestung unternehmen soll, müßte zehnmal so stark seyn, als die Besatzung. Wenn man auch die vielerley Verrichtungen erwäget, welche die Belagerer vor einer Vestung vorzunehmen haben; die Wachen, die täglich in den Trenschren aufziehen müssen (s. Trenschenwache); die Wachen zur Sicherheit der Circumvallations- und Contrevallationslinien; die Mannschaft, die zur Tag- und Nachtarbeit, zur Verfertigung der Faschinen, zur Bedeckung der Zufuhr zum Fouragiren, zu allerley Commando u. s. w. abgegeben werden muß: so war die Rechnung allerdings nicht zu groß. Weil man aber heut zu Tage die Attaquen mit weit größerer Kunst führet, als ehedem geschahe, daher mit den Vestungen auch viel eher fertig ist, und folglich aus beyden Ursachen die Mannschaft mehr conserviret, so waget man es auch wohl, sie mit Armeen anzugreifen, die nur sieben, ja nur sechsmal so stark sind, als die Besatzungen. Der Graf von Löwendahl belagerte Bergen op Zoom mit 20000 Mann, obwohl es eine starke Besatzung hatte, und noch 25000 Mann zur Unterstützung dabey in den Linien stunden.

Attaque Brusquee, s. Belagerung.

Attaques dans les Formes, s. Belagerung.

Attaque d'Emblee, s. Ueberfallung mit stürmender Hand.

Attaque der kleinen Landstädte und Schlösser, wie auch

Attaque der Linien und verschanzten Lager, desgleichen

Attaque der Redutten und Feldschanzen, und

Attaque der Städte vor Alters, s. Angriff.

Attaque des bedeckten Weges, Bollwerks, halben Mondes u. s. w. s. Bedeckter Weg, Bollwerk, halber Mond u. s. w.

Attaque double, simple. Jene, die doppelte, bestehet aus zweyen auf die beyde Bollwerke einer Polygon gerichteten und durch die Parallelen mit einander verbundenen Attaquen; diese, die einfache, aus einer solchen allein. Jene greifet die Belagerte mit doppelter Gewalt an, macht ihnen also die Vertheidigung so viel schwerer. Die Verbindung bringet mit sich, daß ein Theil dem andern leicht zu Hülfe kommen kann, zu beyden nicht viel mehr Mannschaft erfordert wird, als zu einem allein; und daher die belagernde Armee durch beyde nicht viel mehr beschweret wird, als durch einen allein. Daher bringt man die doppelte Attaque jederzeit an, außer wenn man mit einer sehr schwachen und schwach besetzten Vestung zu thun hat, die sich kaum gegen die einfache wehren kann, und wenn es am Raum gebricht, oder der Platz, über welchen man der Vestung beykommen kann, so schmal zugeschnitten ist, daß sich nicht mehr als eine einfache Attaque darauf führen lässet, wie bey Vestungen, die auf Erdzungen, in Moräsern, auf Bergen u. s. w. liegen, vielfältig geschiehet.

Eine dreyfache Attaque würde man also diejenige nennen, mit welcher man auf drey neben einander liegende Bollwerke losgienge. In den Fällen, da man Ursache hat, einer sehr starken Vestung noch heftiger als mit einer bloßen doppelten Attaque zuzusetzen, möchte die dreyfache Attaque, allgemein davon zu reden, d. i. wenn nicht die individuelle Umstände etwas anders rathen oder erfordern, allezeit den Vorzug behaupten, vor einer doppelten und noch einer andern davon getrennten. Denn nicht allein thut jene eben die Wirkung als diese, nöthiget nemlich die Belagerte eben sowohl, ihr Geschütz und ihre Leute mehr zu theilen und zu strapaziren; sondern diese dreyfache Attaque kann füglich für zwey doppelte angesehen werden, und ist also so gut als vier einfache, hat aber dabey noch den Vortheil, daß man überaus viel weniger Arbeit an die Gräben und Aufwürfe zu wenden braucht; denn die Parallelen, deren jede sich sonst weit über die angegriffene Polygonen hinaus erstrecken müßte, stoßen bey der mittleren Attaque zusammen, und man sparet bey solchen combinirten doppelten Attaquen eine ganze einfache, die man mehr hätte machen müssen, wenn man die beyden doppelten von einander hatte trennen wollen. Zudem secunditren sich diese beyden aneinander hängenden Attaquen wechselsweise; der Belagerer zerstreuet seine Kraft dabey weniger; er hat nur zwey Flügel wider die Ausfälle zu verwahren, da er sonst viere verwahren müßte; bestreitet also diese mit viel wenigeren Leuten, als abgesonderte u. dgl. Wer sich von allem diesem deutlichere Begriffe machen will, schlage die Artickel Laufgräben, Parallelen nach.

Attaquiren, s. Streingiren.

Attarsoak s. Seehund.

Atte oder **Atta**, nennt man in Siam eine sehr wohlschmeckende und gesunde Frucht, welche auf hohen Bäumen wächst und die Gestalt eines Tannenapfels hat. Nach der unvollständigen Beschreibung, die man davon hat, ist es die Frucht der schuppigen Annona und wird unter dem Artickel Flaschenbaum weitläuftiger beschrieben werden.

Attelabus, so hieße bey den Alten die Puppe der Heuschrecke.

Attelabus, unter dieser Benennung begreift Geoffroi das Linneische Stutzkäfer-Geschlecht (Histor.)

Attelabus, diesen Namen giebt Linne einem Geschlecht der Insekten mit harten Flügeldecken, welche ihren Kopf, der an dem Hintertheil dünner ist, und Fühlhörner, die auswärts dicker sind, trägt, niederhängen. Dieses Geschlecht, welches in der deutschen Sprache mancherley Benennungen hat, nachdem es den Systematikern gefallen, bald diese, bald jene Gattungen darzu zurechnen, ist noch sehr unrichtig, und müssen uns begnügen, die Gattungen in der Folge anzuzeigen, wie sie unter ihren Namen bekannt sind.

Attentatum oder **Innovatio**, ist überhaupt jede unerlaubte Handlung des Richters oder des Gegentheils, wodurch der Zustand und die Lage des Processes selbst, oder der in Proceß liegenden Sache geändert wird. Die Gesetze wollen, daß, wenn der Proceß einmal im Gerichte anhängig ist, alles in dem Stande, worinn es vorher war, gelassen werden soll (quod lite pendente nihil innovandum sit.) Deswegen ist in den bürger-

Digitized by Google

lichen und canonischen Rechten verordnet: a) daß die Veräusserung der Sache, über welche Proceß geführet wird oder der angestellten Klage null und nichtig sey; b) dem Besitzer auch während des Processes ohne die dringendeste Ursach der Besitz nicht soll genommen werden. So muß ferner: c) die Sache vor dem Gericht, vor welchem sie einmal hängt, ausgemacht werden, obgleich der Beklagte vor ausgemachter Sache seinen Gerichtsstand ändert, und aufhört unter diesem Gericht zu stehen. d) Wenn auf die Ehescheidung oder die Nichtigkeit der Ehe geklagt wird, so darf während dem Proceß ein Theil den andern nicht verlassen. e) Ein zum Nachtheil des Gegentheils unter dem Lauf des Processes erhaltenes Reskript wird für erschlichen gehalten u. d. gl. Aus diesen Beyspielen erhellet, daß das Attentatum so wohl vom Richter selbst, als auch der Gegenparthey kann begangen werden. In beyden Fällen ist das, was unrechtmäßiger Weise vorgenommen worden ist, null und nichtig, und muß im ersten Falle der Oberrichter, welcher deswegen zu imploriren ist, die Sache wieder in vorigen Stand setzen, im zweyten Falle wird der Richter, welcher gegenwärtig in der Sache erkennt, deswegen angerufen. Auch haben Mandata S. C. u. d. gl. statt.

Insbesondere wird Attentatum genennt, was nach dem gegen die Sentenz interponirten Rechtsmittel zum Nachtheil der nunmehr zur Erkenntniß des Oberrichters gehörigen Sache vorgenommen wird. Dieses kann ebenfalls sowohl von Seiten des Richters, als auch des Gegentheils begangen werden. z. E. Wenn der Unterrichter unterdessen die von ihm gegebene Sentenz zur Execution brächte, vom Gegentheil weiter noch etwas ad acta nähme oder dieser ein Spolium begieng u. d. gl. Es wird aber bey einem solchen Attentato vorausgesetzt: 1) daß die Appellation rechtmäßig interponirt, und der Unterrichter (iudex a quo) davon benachrichtigt worden sey. Hat einer Appellation interponirt, ohne befugt dazu gewesen zu seyn, so hat kein Attentatum statt. 2) Daß durch dieselbe dem Unterrichter sein Verfahren gelegt, und seine Jurisdiction in der Sache suspendirt worden sey. Dieses geschieht in appellatione iudiciali von Rechtswegen (ipso iure) in der extraiudiciali aber erst per mandatum inhibitorium des Oberrichters. Ist dieses vorhanden, so muß im Falle eines solchen Attentati der Appellant sich deswegen bey dem Oberrichter per imploriationem officii iudicis beschweren, durch ein instrumentum notarii oder per atteitatum iudiciale beweisen, daß in der Sache appellirt worden, zugleich zeigen, in welchem Stande dieselbe tempore appellationis gewesen sey, und um ein mandatum attentatorum reuocatorium ansuchen. Es ist auch kein Zweifel, daß der Richter ob attentata nicht allein mit einer Geldbuße, sondern auch in wichtigen Sachen mit Entsetzung seines Amtes gestraft werden könne. Denn die Appellation ist das Mittel, wodurch der Unterrichter in Schranken gehalten wird, welches nicht möglich wäre, wenn er nach interponirter Appellation ungestraft attentata begehen dürfte.

Bey den höchsten Reichsgerichten muß der Appellant in diesem Falle erstlich um ein mandatum attentatorum reuocatorium pœnale bitten, und wenn solches keine Wirkung hat, so muß er ein mandatum arctius sub pœna 30 marcarum auri puri annexa citatione ad videndum se inciditse in pœnas mandatis insertas auswirken, auch endlich um sententiam pœnæ declaratoriam et paritoriam bitten.

Wenn der Appellant selbst während Appellation ein Attentatum begehet, so macht er sich dadurch zu seinem eigenen Richter, handelt wider die Litispendenz und begründet eine rechtliche Vermuthung, daß er sich der Appellation stillschweigends begeben habe. Daher auch alsdenn auf Ansuchen des Appellaten auf die Desertion der Appellation erkannt wird, und die Acten an den Richter ersterer Instanz zur Fortsetzung der Sache zurück geschickt werden. s. noch **Litispendenz, Appelation.**

Attentatum delictum s. **delictum attentatum.**

Attention s. **Aufmerksamkeit.**

Attention, (catholisch) heißt in der catholischen Moraltheologie soviel als Aufmerksamkeit, oder Gegenwart der Gedanken, und des Geistes auf das, was man thut oder vor sich hat. Man theilt diese Aufmerksamkeit überhaupt in drey Gattungen ab: 1) Die äußerliche, d. i diejenige, wo man z. B. im Gebete oder Verrichtung eines Kirchendienstes alle Worte genau spricht, ohne ein Wort oder auch nur eine Sylbe wegzulassen. Bey der Consecration der Hostie, der Absolution, der Taufe u. d. gl. ist diese Aufmerksamkeit von größter Wichtigkeit; denn davon hängt die Gültig- oder Ungültigkeit des Sacramentes ab. 2) Die innerliche, d. i. diejenige, wo man ohne Zerstreuung der Gedanken zugleich an den Sinn der Worte denkt, die man ausspricht, wie man es überhaupt bey dem Gebethe thun soll. 3) Die vermischte, oder diejenige, wo man zwar äußerlich die Worte wohl ausspricht, aber eben gerade nicht an denjenigen Sinn der Worte denkt, den sie haben, sondern sich sonst z. B. bey dem Gebethe oder Gottesdienste auf eine andere Art mit Gott beschäftigt, gute Gedanken denkt, und auch bey dem Betrachtung obliegt, wie es z. B. die Nonnen thun, die das lateinische Brevier im Chore singen. Die Wichtigkeit der gottesdienstlichen Handlungen fodert zwar die gehörige Attention von sich selbst; nachdem aber je die Zerstreuung lange dauert, oder der Hauptactus dadurch zernichtet oder ungültig wird, so kann man sich dadurch nach Umständen entweder einer läßlichen oder selbst einer Tod- d. i. einer schweren Sünde schuldig machen.

Attention, (protestantisch.) In der christlichen Moral ist sie ein nothwendiges Stück des Verhaltens gegen das göttliche Wort, wenn es seine Wirkungen in den Menschen hervorbringen soll, und auch bey dem Gebete, wenn es Gott gefallen soll, bey dem letztern ist es das Bewußtseyn des Inhalts des Gebets und des Gegenstandes zu welchem es gerichtet ist. Sie ist, theils: die natürliche, theils: die geistliche. Ein jeder Mensch hat die natürliche Kraft der Seele, seine Gedanken auf etwas zu richten, und bey einem Gegenstande mit seinem Nachdenken stehen zu bleiben. Wenn er also auch das Wort Gottes höret oder lieset, so kann er die Begriffe oder den Sinn, der in diesen Worten enthalten ist, fassen, und um sie zu fassen, sein Gemüth von andern Gegenständen abrufen, und auf das gegenwärtige sammlen. Diese natürliche Attention braucht Gott als eine äußere nothwendige Handleitung zu den Würkungen seiner Gnade, und der Mensch der gebessert werden und den Nutzen des göttlichen Worts an sich erfahren will, muß diese natürliche Kraft seines Verstandes dahen anwenden, und kann außer dieser Ordnung keine Würkungen Gottes erwarten. Gott handelt mittelbar mit uns. Die geistliche Attention, (attentio spiritualis) ist, wenn Gott in

Digitized by Google

dem Menſchen ein Verlangen wirkt, Gottes Wort zu hören, zu leſen und demſelben nachzudenken.

Attenuantia ſ. verdünnende Mittel.

Attereau, (*Attereau*) So nennen die Franzöſiſchen Köche eine Art von Ragouts, aus ganz dünn geſchnittenen Stückgens von Kalbfleiſch, welche mit Speck geſpickt und nebſt ein wenig Fleiſchbrühe in einer zugedeckten Tortenpfanne zubereitet werden.

Atteſtationes, werden im Proceſſe die Zeugenausſagen genennt. ſ. Zeugenausſage.

Atteſtationum Diſputatio. Nachdem im Proceß den Partheyen die Zeugenausſagen bekannt gemacht worden ſind, ſo folgt die diſputatio atteſtationum, wodurch beyde Theile gegen einander in Schriften deduciren und ausführen, was bewieſen worden ſey. Man nennt dieſe Diſputation auch **Diſputirſätze, Verfahren über Beweiß und Gegenbeweiß, Probationsſchriften,** *Deductiones probationis* u. d. gl. (ſ. den allgemeinen Artickel: Diſputirſätze.) Dieſe Diſputirſätze ſind nicht allein ſchon in den gemeinen Rechten gegründet, ſondern auch in dem jüngſten Reichsabſchied v. 1654. §. 56. und in den beſondern Landes- und Proceßordnungen beſtätigt worden. Doch ſind ſie blos zu Gunſten der Partheyen verſtattet, ſie ſind alſo nicht ſo nothwendig, daß ſie nicht könnten weggelaſſen werden. Nach der C. G. O. und dem angezogenen R. A. wird jedem Theil zum Verfahren über Beweiß und Gegenbeweiß nur eine Schrift verſtattet. So wollen wir, heißt es a. a. O. des jüngſten R. A. daß die Partheyen auf die publicirte *Atteſtationes* in zweyen, alſo eine jede Parthey in einer Schrift eigentlich beſchlieſſen ſollen. Auch werden im C. G. und einigen Provinzen nicht mehrere verſtattet, es ſey denn, daß nachher die Sache noch nicht klar genug oder ſonſt eine erhebliche Urſache vorhanden wäre. In andern Provinzen aber wird über den geführten Beweiß und Gegenbeweiß mit 2 abgewechſelten Sätzen oder Wechſelſchriften verfahren. Derjenige, welcher den Beweiß geführt hat, oder der Producent, fängt mit der Salvationsſchrift an, in welcher er ſeinen geführten Beweiß zu ſalviren und zu retten ſucht a) quoad formalia, da er zeigt, daß er innerhalb dem beſtimmten Beweiſstermin ſeine Beweisartickel übergeben habe u. d. gl. b) quoad materialia, da er denn aus den Zeugenausſagen zu zeigen ſich bemühet, daß das thema probandum wirklich dargethan ſey. Iſt auch Gegenbeweiß geführt: ſo greift er auch den Gegenbeweiß ſeines Gegentheils an, und ſucht denſelben zu entkräften. Darauf übergiebt die andere Parthie oder der Product ſeine Exceptions- und Oppugnationsoder Defenſionsſchrift, darinn ſucht er den Beweiß des Producenten und reſpective Producten a) quoad formalia b) quoad materialia zu entkräften. Wann er Gegenbeweiß geführt hat: ſo beduciert er dieſen an dem Salvationsſchrift einreicht. ſ. mehreres bey **Beweiß, Gegenbeweiß, Zeuge.**

Atteſtationum Publicatio ſ. Publicatio Rotuli.

Atteſtat, Atteſtatum, iſt eine geſchriebene Zeugenausſage. Wenn ein Atteſtat von einer öffentlichen Perſon und in Sachen, die in ihr Amt und Departement einſchlagen, ausgeſtellt wird, ſo macht es einen vollen Beweis. Z. E. der Gerichtsbote atteſtirt daß er die Citation inſinuirt habe, ein Pfarrer ſtellt einen Trauſchein aus u. d. gl. Sonſt aber iſt in Anſehung eines ſolchen Atteſtats eben das Rechtens, was bey einer Zeugenausſage überhaupt Rechtens iſt. ſ. Zeugenausſage.

Attextura. Eine Gattung der künſtlichen Acceſſion. (ſ. Acceſſio) Wann fremder Stoff z. E. Tuch, Linnen ꝛc. an meinen angenähet wird und mein Stoff ein Principal, der fremde ein Acceſſorium iſt: ſo wird der letztere mein Sie iſt von der Intextura verſchieden. ſ. Intextura.

Attica, Attique, oder Aufſatz, iſt ein niedriges Stockwerk über einem hohen, mit kurzen Pfeilern, welche Halbpfeiler oder attiſche Pfeiler genennt werden. Die Athenienſer waren Liebhaber von dieſen Attiquen, indem ſie gern in hohen Stockwerken wohnten, und die niedrige den Bedienten zur Wohnung einräumten; es ſoll auch ihre Benennung von denſelben abſtammen, weil Atticus ſo viel als Athenienſiſch iſt. Die Römer ahmten ſie nach aber ohne Halbpfeiler, daher die römiſche Halbgeſchoſſe von den Attiquen unterſchieden ſind. Die Franzoſen und Deutſche machen ſie hingegen dem griechiſchen Geſchmacke nach und nennen ſie Attiquen. Sie ſetzen ſie nicht nur gern auf die mittlere Vorſprünge der Gebäude, und bedecken ſie mit einem Fronton, ſondern führen ſie auch nach der ganzen Länge des Hauſes mit verſchiedenen Abwechslungen und Veränderungen.* Der Engländer hingegen iſt kein Freund von beyden. (ſ. Salbgeſchoß) Auf den Ehrenpforten ſolche anzuordnen iſt man ſehr gewohnt, weil ſich Inſcriptionen und Bildereyen bequem in denſelben anbringen laſſen, auch auf den Pforten der Thore, weil ſie zu beſondern Schmucke derſelben angebracht, wenn die Höhe deſſelben gegen die Höhe der Pforte wohl proportionirt iſt.** Es will dahero auch die von Mich. Angelo zu Rom auf eine Pforte zu Ende der Flamminiſchen Straße geſetzte Attique welche ⅔ von der Höhe der darunter ſtehenden Doriſchen Ordnung hat, Kennern nicht gefallen, weil ſie gegen der Ordnung unter ſolcher allzu hoch iſt. Penther iſt bey Anordnung einer Ehrenpforten zu Einwehung einer neuen Academie in gleichen Fehler gefallen, indem er die Attique ⅔ der darunter ſtehenden Doriſchen Ordnung hoch gemacht, wodurch ſie viel an Anſehen verlieret. Er ſetzte über die Atticam noch einen Aufſatz auf Aufſatz, worinnen er das Wappen ſetzte, welches einige tadelten, weil es ihnen ungereimt vorkam, auf einen Aufſatz noch einen zu ſetzen. Auf die Hauptthür des Cardinal Farneſe Palaſt zu Caprarola ſetzte Vignolo eine Atticam, welche er rings um das Gebäude gezogen, das Fußgeſimms bemerket den Fußboden des erſten Stocks und das Kranzgeſimms die Fenſterbrüſtung. Michael Angelo ordnete auf die Bauerniſche Pforte an dem Luſthauß des Herzogs Sforza in der Vorſtadt del Popolo eine Atticam an, deren Pfeiler mit ausgeſetzten Steinen gezieret ſind. In der Feldung der Attica ſind zwey Adler, welche in ihren Schnäbeln eine Fruchtſchnur tragen, aus weißem Marmor mit halberhaben Schnitzwerk gemacht. Bey dem Gartenhau werden auf den Kuppeln der Bogenlauben öfters runde Aufſätze gemacht***, welche man gleichfals Attiquen nennt, und von Bind- oder Treillagenarbeit verfertigt. Ihr Durchmeſſer ſoll ⅓ der Weite der Kuppel ſeyn, wenn ſie dem Auge weder zu groß noch zu klein ſcheinen ſoll.

* ſ. Tafel Bürgerl. Baukunſt. Fig. 9. b. c.

** ſ. ebendaſ. Fig. 10. a. b.

*** ſ. Tafel der Garten-Baukunſt. Fig. 1. a. b.

Digitized by Google

Attichwalze, eine Conchylie. Martini tab. 48. fig. 511. 512. 2. Knorr Th. III. tab. 2. fig. 4. f. Oliven.

Atticismus, iſt die Freyheit des Geſchmacks, welche ehemals den Athenienſern eigen war. Nach der Verjagung der Tyrannen zu Athen, erhob ſich der Geiſt eines jeden Burgers, und die Stadt ſelbſt über alle Städte. Da der gute Geſchmack allgemein wurde, und bemittelte Bürger durch prächtige öffentliche Gebäude und Werke der Kunſt ſich Anſehen und Liebe unter ihren Mitbürgern erwekten, und ſich dadurch den Weg zur Ehre bahnten; ſo ſtoß in dieſer Stadt alles, was ſchön und fein war, zuſammen. Mit den Wiſſenſchaften ließen ſich hier die Künſte nieder, hier nahmen ſie ihren vornehmſten Siz, und von hier gieng der gute Geſchmack in andere Länder aus. Ein Athenienſer und ein Mann von gutem Geſchmack war einerley. ſ. **attiſcher Dialect, attiſche Schreibart.**

Atticurges ſ. **Attiſche Ordnung.**

Attig, ſ. **Sollunder.**

Attilus, ſ. **Stör.**

Attine, iſt eine pohlniſche Silbermünze, deren ohngefehr 1¼ einen Reichsthaler ausmachen, und alſo eine ſehr nahe hier zu Lande gwey Batzen werth iſt.

Attirante, durch dieſe franzöſiſche Benennung drükt man bisweilen das Band aus, welches auf Schleifenart um die Unterröcke der Frauenzimmer pflegt gebeftet zu werden.

Attiſch Fenſter, wird ein Fenſter genannt, welches oben ſchmäler als unten, und nach der attiſchen Ordnung verziert iſt. Vitruv giebt eine Beſchreibung von dieſem Fenſter, welcher Perault erklärt. In verſchiedenen italiäniſchen Werken findet man Nachahmungen davon, beſonders in Rom. Den Deutſchen und Franzoſen aber wollen ſie nicht gefallen, weil ſie widernatürlich ſcheinen und dem Auge ein Mißſtand ſind, indem jeder eine gerade Mauer und gerade Fenſter in ſolcher ſucht.

Attiſche Ordnung, welche auch **Attiſch Werk** von Vitruv **Atticurges**, genennt wird, iſt eine Gattung von Säulenordnung welche einige vor die corinthiſche Ordnung anſehen, andere aber, worunter Perault beſonders iſt, ſie vor eine beſondere Ordnung halten, welche der corinthiſchen an Koſtbarkeit nicht gleich kommt. Die erſtern berufen ſich auf das Kapitäl derſelben, weilen ſolches eine Reihe Blätter habe, allein die leztern führen zu ihrem Beweis die atticuraiſche Thüre Vitruvs an, welche weniger Zierde als die Jeniſche hat. Perault liefert ſolche theils aus der Beſchreibung Vitruvs und Plinii, theils aus denjenigen, was de Moneau ihm in Riſſen mitgetheilt, welche er nach einigen in alten Steinhaufen gefundenen Kapitäl verfertigt. Der Schafft iſt viereckigt, und durchgehends von einer Dike. Das Kapitäl hat einen Hals mit einer Reihe Blättern, ein Plättlein mit einem Ablaufe, ein Stäbleins, einen Virtelſtab, eine Platte, ein Karnießlein und ein Oberplättlein. In den Kirchen werden ſie zu Tragung der gewölbten Decken gebraucht, und gemeiniglich auf einen doppelten Unterſaz geſezet. (ſ. **Kirchenſäulen**)

Attiſche Pfeiler, Halbpfeiler, Fauxordre, ſind viereckigte Pfeiler an der Attica, deren Mittelſtreiche mit den Mittelſtreichen der darunter ſtehenden Säulen übereinſtimmen. Dieſe attiſche Pfeiler machen nebſt den Zwiſchenfeldern derſelben die Attica aus. Sie beſtehen aus drey Stüken wovon man das Unterſte den Fuß, das Mittlere den Pfeiler und das Oberſte das Kranzgeſimſe nennet. Die Höhe des attiſchen Pfeilers findet man an dem Siegsbogen Septimii Severi römiſcher Ordnung 11⅓ Modul hoch, desgleichen an dem Siegsbogen Conſtantini corinthiſcher Ordnung 12⅔ Modul hoch. Penther macht attiſche Pfeiler zu allen Ordnungen, und giebt den corinth und römiſchen, 12 Modulhöhe, den deutſch und joniſchen 11¼ Modul, den doriſch und toſcaniſchen aber 10⅔ Modulhöhe. Die Dike des Pfeilers machen einige einen ganzen Modul ſtark, d. i. ſo dik als die darunter ſtehende Säule ſtark iſt, weilen aber das zu tragende ſchwächer als dasjenige, welches träget, ſeyn ſoll, ſo iſt der Natur und den Geſezen der Feſtigkeit gemäßer, wenn andere die Dike des Pfeilers nicht ſtärker machen, als der darunter ſtehende Säulenſtamm oben in der Verdünnung iſt. Der Fuß * wird durch alle Ordnungen 2 Modul hoch, wie auch das Kranzgeſimſe. Die Ausladung des Fußes a wird ein Modul ſtark, daß iſt der untern Säulendike gleich. Der Pfeiler erhält unten an dem Fuß, einen Riemen b von $\frac{1}{12}$ Modul, darauf eine Glokenleiſten c von $\frac{1}{12}$ darüber einen Riemen b von $\frac{1}{12}$: Oben erhält der Pfeiler einen Raum d von $\frac{1}{12}$ und über ſolchem einen Ring e von $\frac{1}{12}$ Modul. Der Kranz auf dieſem erhält in deſſen Hals f welcher $\frac{1}{2}$ Modul hoch, bey der doriſchen Ordnung Balkenköpfe, bey andern aber Schnirkel, von $\frac{1}{2}$ Ausladung, auf die Schnirkel kommt eine Hohlleiſten h von $\frac{1}{12}$ auf ſolche ein Riemen b von $\frac{1}{12}$ auf dieſen ein Wulſt i von $\frac{1}{2}$ auf ſolchen eine Kranzleiſten k von $\frac{1}{12}$, hierauf ein Riemen b von $\frac{1}{12}$ darauf eine Rinnleiſten von $\frac{1}{12}$ und endlich ein Ueberſchlag m von $\frac{1}{12}$ Modul. Der Hals der attiſchen Pfeiler wird auch leer gelaſſen, beſonders wenn ſolcher in die Höhe kommt, wie ** bey c zu ſehen.

Attiſche Säule, wird ein freyſtehender viereckigter Pfeiler genannt, deſſen Gebrauch von den Athenienſern abſtammt. Die Römer gebrauchten ſolche Bogen darauf zu ſezen, und dieſe Gewohnheit wird nun von allen Nationen nachgemacht. Sie zeigt Anſtand mit Stärke verbunden, und wird auf vielfältige Weiſe verziert. Die Breite und Dike dieſer Säule ſollen jederzeit einander gleich, daß iſt, der Grund ſoll ein ſeyn, ſonſt wird ſie ein Pfeiler genannt. Sie wird nach der attiſchen Ordnung verzieret, und ihrer Stärke halber kann ſie auch daſelbſt gebraucht werden, wo die Natur in der Anlage der Kunſt viele Schwierigkeiten entgegen ſezt. An den Markt und andern großen Plänzen in den Städten werden heut zu Tage gern an denen daſelbſt zu bauenden Häuſern Bogengänge angelegt, unter welchen man vom Regen beſchüzt gehen kann; auf dieſen Bogengängen ruhen die Vordermauern oder Vorderwände der Gebäude welche der Feſtigkeit halber wohl unterſtüzt werden müſſen. Der Anſtand eines ſolchen großen Platzes erfordert Gebäude von ausnehmender Schönheit um denſelben, damit nun ſowohl dieſe als die Feſtigkeit der Gebäude und die Bequemlichkeit der Bogengänge erhalten werden, ordnet man attiſche Säulen an, auf welchen Bogen geſprengt werden, welche das Gebäude über ſolchen tragen.

Attiſche Schreibart. Die Attiker waren, wie Quintilian ſagt, geſeilte und feine Leute, die nichts leere., oder übertriebenes vertragen konnten. Dieſer Charakter zeigte ſich auch in der Schreibart der attiſchen Geſchrten, z. E. des Demoſthenes, Aeſchines u. a. m. Sie drükten ihre Gedanken deutlich, beſtimmt und zierlich aus. Sie brauchten nicht zu viel, und nicht zu wenig Worte. Sie vermieden allen Schwulſt, alle

* ſ. Tafel Bürgerl. Baukunſt. Fig. 11.

** ſ. Tafel Bürgerl. Baukunſt. Fig. 10.

Digitized by Google

überflüßige Zierrathen, alles, was zu gesucht, zu studirt aussah, aber auch alle Kürze, die der Deutlichkeit schaden konnte; kurz, sie schrieben meisterhaft, so daß man die feine, gedrängte, kraftvolle, mit einem Wort, die gute Schreibart und die attische Schreibart für einerley erklären kann. Cicero selbst hat diese Erklärung gegeben; denn er sagt an einem Ort: attice dicere est bene dicere.

Attische Unterhaltungen, nahmen zuerst in Engelland mit dem 1769. Jahre ihren Anfang, und unter ehrn der Benennung findet man sie auch jetzt in einigen Städten Deutschlands, geschmackvolle Freunde und Freundinnen kommen zusammen, halten ein Liebhaber Concert, singen Arien, und lesen sich einander schön gefundene Stellen aus guten Dichtern, und auch prosaischen Schriftstellern vor.

Attischer Dialect, war diejenige Mundart der griechischen Sprache, deren man sich zu Athen bediente. Sie wich sowohl in der Aussprache als in der Formation und Construction der Worte von der gemeinen Sprache ab. Da die Athenienser die feinsten unter allen übrigen Städten waren; so war auch ihre Provinzialsprache die schönste. Da diese griechische Sprache heut zu Tage keine Muttersprache mehr ist, so können wir von der Artigkeit dieser Mundart nicht mehr aus dem Gehör urtheilen; so viel ist aber doch gewiß, daß die Alten derselben einen besondern Vorzug beylegten. Wenn man das Besondere dieser Mundart, in sofern es schriftlich ausgedrückt wird, kennen lernen will, so vergleiche man die Sprache des Platons, Demosthenes, Xenophons und Aristophanes mit andern griechischen Scribenten. Die attische Aussprache war so characteristisch, daß es einstens eine Kräuterfrau dem Theophrast sogleich anmerkte, daß er nicht von Athen gebürtig sey. Dieser Dialect zeigte, theils: in besondern Worten, die den Athenienſern allein eigen waren, z. E. πλια, theils in der Veränderung einiger Buchstaben, z. E. ξυν für συν, γλωττα für γλωσσα, theils in der Declination der Wörter, z. E. ἀνθρώποισι für ἀνθρωποις, theils bey den Zeitwörtern, z. E. ἐγωγε für ἐγω, ειμιγε für ειμι, theils in den Verbis, da sie die barytona mehr lieben als die circumflexa, das augmentum syllabicum in temporale, das doppelte augmentum temporale in die Sylbe ει verwandeln, z. E. θελω für ἐθελω, κιελλον für ἐιμελλον, ειλικφα für λελικφα, theils in der Wortfügung, z. E. wenn sie die Adiectiva in Neutro gar gern als Substantiva brauchen, πλειστον χαρητος für πλειστη χαρις wenn sie anstatt der sogenannten genitivorum consequentiæ fast alle casus in solcher Construction besonders aber den accusativum brauchen, wohin auch die participia von verbis impersonalibus gehören, ἐξον da es erlaubt ist, δεον da es sich gezieмt ꝛc. Insonderheit lieben sie die Participialconstruction mehr als alle übrigen Griechen, s. Dialect, Mundart, griechische Sprache.

Attischer Säulenfuß. Dieser ist von der Attischen Ordnung genommen und erhält seiner schönen und proportionirten Austheilung der Glieder halber in den Augen vieler Baumeister vor andern den Vorzug. Er verstärkt nicht nur mit Anstand das Untertheil der Säule, sondern es ist auch die Abnahme der Glieder und ihre Ausladung so beschaffen, wie sie ein Kenner des Schönen nur verlangen kann. Einige Baumeister gebrauchen ihn vorzüglich bey der Dorischen Ordnung, andere bey allen Ordnungen, die Toscanische ausgenommen und noch andere wollen ihn ganz ausschließen, weil sie als Freunde der Gewohnheit nicht so sehr auf das angenehme und wohl proportionirte, als auf den Gebrauch sehen, nach welchem jede Ordnung, einen eigenen Säulenfuß hat, der von den Alten zu solchen erfunden und gebraucht worden. Die Alten selbst aber, welche die Schönheit dieses Säulenfußes bey Zeiten eingesehen, haben sich über diese Bedenklichkeit bald erhoben und solchen nicht allein bey der Corinthischen Ordnung, sondern auch bey allen übrigen mit Ausschluß der Toscanischen jedoch gebraucht, welchem also andere Meister nicht ohne Grund folgen. Man findet ihn an den Tempeln der Vesta, des Friedens, Antonii und Faustinä an dem Frontispicio Neronis und an Thermis Dioeletianis. An dem Bogen Constantini und an der Basilica Antonii ist dieser Fuß noch mit einem Staab oben unter dem Stamme bereichert. Michael Angelo hat ihn an der Corinthischen Ordnung außen an der Kirchen S. Peter mit ausserlesenem Verhältniß angebracht, und zu Paris wird er am Val de Grace außen und innen bemerkt. Die ganze Höhe dieses Säulenfußes * wird von einigen in 37 Theile getheilt, und alsdenn zu den 4 Hauptgliedern als der Tafel a 11 den großen Pfuhl b 9, der Einziehung c 7, und zu dem kleinen d, Pfuhl e 7 Theile genommen. Jedes Plattlen obern und unter der Einziehung erhält ein Theil, die Platten aber und unter der Einziehung 2 Theile. Das Profil der Einziehung ist nach einem besondern Zug gemacht, dessen sich die Alten an vielen Säulenfüßen bedienet. (s. Einziehung.) Inzwischen leidet die Arbeit davon im Steine nicht wohl, daß oben unter den Riemen des Oberpfuhls hineingehet, weil dadurch der Riemen soweit überhängt daß er leicht brechen kann, wie man denn auch solchen selten ganz an den Werken, welche unten auf den Boden zu stehen kommen, antrifft. So angenehm sich auch der Attische Säulenfuß schon durch seine gute Verhältnisse dem Auge darstellt, so wird er doch auch, wo er inwendig in den Gebäuden gebraucht wird, an seinen Gliedern ausgezieret. ** Der große Pfuhl b erhält Bindel mit Eschenlaub, die Einziehung c eine Verbrämung mit Rosen, und der kleine Pfuhl d ausgetriebene Beulen.

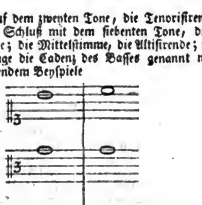
Attitude, oder Stellung, ist die Lage des Körpers, die der Künstler seiner Figur mittheilt, um diese oder jene Wirkung hervorzubringen. Sie muß nothwendig, d. i. den Gesetzen des Gleichgewichts gemäß seyn, Einheit im Ganzen und Mannichfaltigkeit in den Theilen zeigen. Kein Theil des Körpers darf dem andern widersprechen, und der Kopf muß z. E. das nicht widersetzen, was die Hand zu bejahen sucht. Dieser Theil der Kunst ist großen Schwierigkeiten unterworfen, und es gehört nicht allein Wahrheit der Natur und der Darstellung, sondern auch sichtbare Wahrheit der Natur für jedes Auge darzu. Daher ist eine schicklche Auswahl der Ansicht nöthig, damit häßliche Verkürzung vermieden werde, oder auch durch geschickte Verkürzung nur diejenige Theile in der Ansicht erscheinen, die eigentlich Wirkung thun sollen. Die Alten sind auch hierinn unsere Meister.

Atto di Cadenza. Man versteht in der Musik hiedurch 1) jenen Satz wo die vier Singstimmen schließen. Ehemals war man sehr beschäftiget einer jeden Stimme ihren besonderen Gesang zu bestimmen, wie denn der Schluß

* s. Taf. Bürgerliche Baukunst, Fig. 12.
** s. ebendaselbst. Fig. 13.

Digitized by Google

Schluß auf dem zweyten Tone, die Tenorisirende Cadenz; der Schluß mit dem siebenten Tone, die Discantisirende; die Mittelstimme, die Altisirende; und die Hauptklänge die Cadenz des Basses genannt wurden. Nach folgendem Beyspiele



Wenn nun diese vier Stimmen in gegenwärtiger Ordnung das Stück endigten: so hies es Atto di Cadenza, und wenn in der Fuge bey solchem Schlusse wieder von neuem das Thema eintrat: so sagten die Italiäner, daß es nell' atto della Cadenza geschähe. Diese Worte Atto di Cadenza können 2) auch für jenen freyen phantasirenden Schluß genommen werden, der insgemein Cadenz heißt. Ein großer Sänger oder Spieler wird im Stande seyn, eine unbegleitete Melodie so einzurichten, daß er durch die Schweifung der harmonischen Töne, und vermittelst des Umfanges seiner Kehle oder Instruments, ein Ganzes vorstelle. Dieser Gesang (Atto di Cadenza) muß sich auf das vorhergehende beziehen, damit man nicht glaube, der Tonkünstler sey wahnwitzig, sondern es muß im Schwunge seiner feurigsten Einbildungskraft immer eine wo nicht Tons- doch Satz- und Gesangs-Einheit streng beobachtet werden. Hier lassen sich die künstlichsten Läufe in mittäbrlichen Wendungen anbringen, ohne Zwang eines Zeitmaßes. Mit Freyheit einer überraschenden Ausweichung entdeckt man hier neue Schönheiten, wovon die vorhergehende Arie oder das Concert nichts als Præludium war. Es sollten also billig die wornen Tonkünstler ihre Cadenze, oder den Atto di Cadenza etwas mehr überdenken, und nicht eine singende Arie durch das darauffolgende nichts bedeutende Wirrwarr ein ordentliches Concert durch eine nachgeahmte Reihe von rasenden wahnwitzigen Zeug stürmpern.

Attole s. **Ahate und Orleanbaum.**

Attolieus s. **Drachenkopf.**

Attornare, Attornamentum. Wenn ein Guth, Acker, Unterthan ꝛc. aus eines Guthsherrn Gerichtsbarkeit in eines andern übergeben wurde, so hieß man solches in alten englischen Urkunden und Verkaufbriefen Attornare. Wenn aber ein Vasall von seinem Lehnherrn an einen andern überlassen wurde, so mit Darreichung einer Münze oder auf andere Art geschahe, so nennte man diese Handlung Attornamentum.

Attraction, f. anziehende Kraft.

Attraction. (Chemie) Außer den allgemeinen Anziehungskräften, die in der ganzen Körperwelt wirken, giebt es noch eine besondere, die zwischen den kleinsten Bestandtheilen der Körper wirksam ist, und weil sie dem Scheidekünstler bey den meisten seiner Arbeiten und Erscheinungen, die er durch seine Kunst hervorbringt, oder nach eben denselbigen Gesetzen in der Natur entstehen sieht, in ihren Wirkungen beständig vor Augen schwebt, insgemein die chemische Attraction, oder auch die Verwandschaft heißt: Sie unterscheidet sich von jeder andern Anziehungskraft daß bey dieser nicht jeder Körper jeden andern anzieht, daß sie zwischen den kleinsten Theilchen der Körper herrscht, daß Körper, die sich gegen einander äußern, nicht blos mit den Oberflächen zusammenhängen, sondern einander bis in das Innerste durchdringen, und ihre Naturen gleichsam mit einander vermischen, daß sie endlich zwischen Körpern herrscht, die in ihren äußerlichen sinnlichen Eigenschaften, in ihrer eigenthümlichen Schwere, und in ihrer Mischung oft himmelweit von einander abweichen. s. Verwandschaft.

Attractionisten. Es ist unleugbar, daß die himmlischen Körper durch eine gewisse Kraft gegen einander getrieben werden, und zwar desto stärker, je näher sie einander sind. Dem Astronom ist es zwar gleichgültig, ob dieser durch eine Impulsion oder durch eine Attraction erkläret werden müsse, indem er sich nicht um die Kraft, sondern blos um die Wirkung bekümmert. Den Naturkundigern aber ist daran gelegen, ob diese Wirkung von einem Stoße oder von einem Zuge herzuleiten seye. Einige behaupten jenes und werden daher Impulsionisten genennet; andere behaupten dieses und heissen deswegen Attractionisten. Newton war und nach ihm sind alle heutige Engländer der letzten Meynung zugethan und sehen es vor eine allgemeine allen Körpern zukommende Eigenschaft an, daß sie einander anziehen, schließen auch daraus, daß ein jeder Körper andere desto heftiger an sich ziehe, je mehr er Materie an sich hat, und es also daher komme, daß man diesen Zug an kleinen Körpern, die etwa auf einer Tafel nahe beysammen liegen, nicht gewahr werden, hingegen Berge von sehr beträchtlicher Größe die Senkel schon ein wenig aus ihrer Richtung bringen und sie nöthigen, sich ihnen in etwas zu nähern, wie die französischen Mathematiker wirklich in den americanischen Gebürgen wahrgenommen. Will man weiter hierüber nachdenken, so kann man den Artickel anziehende Kraft zu rath ziehen.

Attractiva, Attrahentia, f. anziehendes Mittel.

Attrape, nennet man das Tau, womit man ein Schiff, das kalfatert werden soll, in der nöthigen schiefen Lage erhält und verhindert, daß es nicht gänzlich umfället.

Attributa Pecunia, s. **Pecunia attributa.**

Attributum. Ein jede Sache hat ihr gewisses Wesen, wodurch sie dasjenige ist, was sie ist; welches sie also nothwendiger weise an sich haben muß, und dessen sie, so lange sie bleiben soll, was sie ist, nicht beraubet werden kann. Die übrigen Bestimmungen, die noch weiter in der Sache statt haben, sind theils in ihrem Wesen gegründet, theils nicht darinn gegründet. Von den letzteren kann man den Artickel Modi nachschlagen. Die ersteren, die man, wenn man einen allgemeinen Namen haben will, beständige Bestimmungen nennen kann, sind selbst wiederum von zweyerley Art; weil es zweyerley Gattungen von Gründen giebt. Einige Gründe nöthigen dasjenige, was sie nach sich ziehen, z. E. drey Seiten, die einen Raum einschließen, bringen nothwendiger weise drey Winkel mit sich, und es ist unmöglich 3 Seiten so zusammen zu fügen, daß sie einen Raum ringsum einfassen, ohne daß zugleich drey Winkel entstehen sollten; andere Gründe bestimmen blos, was sonst unbestimmt bleiben würde, nöthigen aber nicht,

z. E. weil ich Geschäfte und übles Wetters halben lange eingesessen, heute aber liebliches Wetter einfället und ich frey bin, so will ich spatzieren gehen, ich muß nicht, ich bin nicht genöthiget, ich kann bendes, ausgehen und zu Hause bleiben, der angeführte Grund macht keines von beyden unmöglich, sondern macht nur, daß das erste wirklich geschiehet, das andere aber nicht, d. i. er bestimmt mich blos. Man sehe hievon den Artickel Grund nach. Diejenige beständige Bestimmungen, deren nöthigender Grund in dem Wesen der Sache enthalten ist, z. E. die drey Winkel, deren nöthigender Grund in dem angezeigten Wesen des Dreyeckes enthalten ist, heißen Attributa; da hingegen die andere beständige Bestimmungen, davon der zureichende aber nicht nöthigende Grund in dem Wesen der Sache zu finden ist, Analoga modorum heißen, wovon man oben nachlesen kann, wenn man in dieser Sache mehreres sicht begehret.

Das Wesen der Sache (f. Wesen, *Essentia*) bestehet selbst aus mehreren Bestimmungen, z. E. das Wesen des Dreyeckes fasset in sich 1) Linien, 2) drey, 3) die einen Raum einschließen. Es kann also etwas auf zweyerley Weise in dem Wesen gegründet seyn. Einmal daß alle und jede wesentliche Bestimmungen, alle essentialia, keines ausgenommen, das ihrige dazu beytragen; das anderemal, daß es aus einem oder einigen Theilbegriffen des Wesens fließet; andere aber darein keinen Einfluß haben. Z. E. bey dem Dreyecke fließet das, daß es Winkel hat, blos aus den beyden wesentlichen Bestimmungen, nemlich Linien, die einen Raum einschließen; daß es aber drey Winkel hat, aus allen nemlich drey Linien, die einen Raum einschließen. Attributa die auf die erste Weise in Wesen gegründet sind, heissen propria; die auf die andere Weise darinnen gegründet sind, communia. Jene sind nemlich wirklich der Sache eigen und kommen keinem Dinge von anderer Art zu; denn sie setzen das ganze Wesen voraus, das sich nur bey dieser Art der Dinge allein, und bey keinen andern findet. Diese aber sind in der That gemeinschaftlich und kommen allen Arten der Dinge zu, die in den einigen wesentlichen Bestimmungen, woraus sie folgen, mit der gegebenen Art übereinkommen. Z. E. alle Figuren, die in Linien eingeschlossen sind, alle Vierecke, Fünfecke u. s. w. haben Winkel, so gut als das Dreyeck, dingegen das Dreyecke ist der einzige in Linien eingeschlossene Raum, der drey Winkel hat. Weil also ein einziges Attributum proprium oder Eigenschaft zureichet die Sache von allem übrigen zu unterscheiden, so kommt es daher, daß auch eine einzige eine vollständige Erklärung oder Definition ausmacht; ein Attributum commune hingegen dazu nicht zureichet, sondern deren so viele zusammen genommen werden müssen, bis sie alle keinem andern Dinge mehr zukommen, und also die Sache dadurch von allem andern sattsam unterschieden wird, als welches zu prästiren die Definition zureichen muß. (f. Erklärung)

Weil die Attributa durch das Wesen der Sache genöthiget werden, d. i. da nicht fehlen können, wo das Wesen ist; das Wesen aber selbst, wie Eingangs erwähnet worden, nothwendig ist, also von dieser Art der Dinge nicht weggenommen werden kann: so sind auch die Attributa von dieser Art der Dinge ungertrennlich, oder kommen ihr nothwendiger weise zu. Ewigkeit und Unveränderlichkeit folgen aus der Nothwendigkeit, also sind auch die Attributa ewig und unveränderlich. Endlich weil die Attributa nothwendige Folgen des Wesens sind, also nirgends statt haben können, wo das Wesen mangelt; das Wesen aber eine Sache zu dem macht, was sie ist, also keiner andern Sache sonst zukommen kann; so können auch die Attributa keiner andern Sache zukommen oder ihr bengeleget werden, d. i. sie sind unmittelbar oder incommunicable. Die Attributa communia heben diesen letzten Satz nicht auf. Denn sie sind Attributa der höheren Art als des Geschlechtes, worunter die gegebene niedrigere Art nebst mehreren gehöret, werden also keiner der niedrigeren Arten erst mitgetheilt, sondern kommen jeder ursprünglich zu, können aber keiner anderen höheren Art mitgetheilet werden.

Attributum Gottes. (philosophisch) Was sich aus dem vorstehenden Artickel von sich selbst verstehet, wollen wir hier eben so wenig wiederholen, als uns in dasjenige einlassen, was süglicher unter andern Titeln gesagt werden wird, also die Abhandlung von den Relationen Gottes, dem Beweis, daß in ihm keine modi statt haben u. d. gl. auf andere Stellen nemlich auf die Artickel Relation, Modus, verspahren, so wie wir von den Analogis modorum schon unter diesem Titel geredet. Die gewöhnlichen Eintheilungen der Attributen Gottes ist man befugt an diesem Ort zu suchen, und sie sollen also kurz erzehlet werden. Man pfleget sie in absoluta und respectiva abzutheilen. Jene setzen die Wirklichkeit der Geschöpfe nicht zum voraus und haben also in Gott statt, es mögen Geschöpfe sein oder nicht seyn, z. E. seine Nothwendigkeit, Ewigkeit, Selbstständigkeit, Allwissenheit, Allmacht u. d. gl. Diese hingegen beziehen sich auf die Geschöpfe und können also ohne deren Voraussetzung nicht in Gott gedacht werden, z. E. die Allgegenwart. Denn wer gegenwärtig seyn soll, muß etwas gegenwärtig seyn, und wenn nichts da ist, so kann er auch nichts gegenwärtig seyn. Unter dem Titel Raum wird man finden, daß kein absoluter Raum statt hat, d. i. daß kein Raum seyn würde, wenn keine Dinge da wären, die ihn erfülleten. Der Gedanke also, daß Gott allen Räumen gegenwärtig seyn würde, wenn auch keine Dinge darinn wären, setzet eine Fiction voraus und das wahre, so darinn enthalten ist, nemlich daß Gott diesen Räumen gegenwärtig seyn würde, wenn sie nur selbst wären, und also wirklich ihnen gegenwärtig seyn, so bald sie nur selbst sind, ist dem gesagten nicht entgegen. Wenn man also nicht Attributa vor überhaupt alle prædicata nehmen will, wie viele thun, so werden die respectiva besser prædicata respectiva, als attributa respectiva genennet, indem sie eigentlich nicht unter die Attributen, sondern unter die Relationen gehören. Die eigentliche Attributa werden ferner, mehr in Ansehung der Namen oder Benennungen, als in Ansehung der Sachen und Begriffe selbst, eingetheilet in positiva & negativa, deren jene zunächst das Daseyn einer Realität, einer Vollkommenheit; diese zunächst die Abwesenheit eines Mangels, einer Unvollkommenheit, in Gott ausdrücken. Unter jene gehören z. E. Allwissenheit, Allmacht, Heiligkeit u. s. w. unter diese Unabhängigkeit, Unermeßlichkeit, Unveränderlichkeit. Desgleichen pfleget man attributa moralia von physicis zu unterscheiden, deren jene Gott in Ansehung seines Willens bengeleget werden, z. E. Wahrhaftigkeit, Gerechtigkeit, diese aber sich auf den Willen nicht beziehen, z. E. Ewigkeit, Weisheit, Allmacht. Endlich werden die Attributa Gottes in operativa und quiescentia getheilet. Der Begriff der ersten schließet die Vorstellung einer wirklichen Action in sich, welche in dem Begriffe der letzten nicht zu finden. Unter jene gehöret z. E. der Verstand, weil die Gedanken wirkliche Actionen sind. Unter diese gehöret z. E. die Einigkeit, die Unermeßlichkeit, denn z. E. der Begriff der Einigkeit schließet

Digitized by Google

keine Handlung ein. Attributa propria und communia sind schon im vorigen Artikel erklaret worden.

Ob und wie die göttliche Eigenschaften von einander und dem göttlichen Wesen unterschieden sind, ist eine Frage, auf welche in dem Artikel Distinction umständlicher wird geantwortet werden. Hier wollen wir es bey folgendem wenigen bewenden lassen. Wenn Dinge unterschieden sind, so sind entweder blos die abstracte Begriffe derselben unterschieden, oder die concreta selbst sind zweyerley. (z. Abstraction, Abstractum) Z. E. der abstracte Begriff des Verstandes ist von dem abstracten Begriffe der Freyheit unterschieden, allein das verständige und das freye Wesen sind nicht zweyerley. Hingegen nicht nur differirt der Begriff des Reichthums vom Begriffe der Tugend, sondern es giebt auch Reiche, die nicht tugendhaft, und Tugendhafte, die nicht reich sind. Nur auf die erste Weise unterschiedene Dinge differiren, wie man sich auszudrücken pfleget, blos formaliter; auf die letzte Weise hingegen unterschiedene Dinge differiren materialiter. Eine jede Eigenschaft, so wie sie wirklich in Gott ist, z. E. der Verstand und zwar der unendliche Verstand, setzet das ganze Wesen Gottes zum voraus, und ziehet dadurch nothwendig alle übrige Eigenschaften Gottes z. E. die Allmacht u. s. w. nach sich. Derjenige also, der die einen z. E. den unendlichen Verstand an sich hat, und derjenige, der die andere z. E. die Allmacht an sich hat, können niemals zweyerley seyn, obgleich der abstracte Begriff der einen und der andern Eigenschaft, des Verstandes und der Allmacht wirklich verschiedene Begriffe sind. Daher differiren die Eigenschaften Gottes unter sich und von seinem Wesen nicht materialiter sondern formaliter, und darum nennt man Gott das allereinfachste Wesen, ens simplicissimum, weil nicht nur keine Theile, sondern auch gar keine materialiter unterschiedene Dinge in ihm statt haben, dergleichen sonst bey andern einfachen Dingen z. E. unseren Seelen noch allerdings zu finden.

Attributum Gottes. (theologisch) Die Einsicht in die göttlichen Attributen oder Vollkommenheiten (doch gebraucht die heilige Schrift das Wort Vollkommenheit niemals in dem Sinne, worinn es die Philosophen nehmen) ist für die ganze Religion und sowohl das theoretische als practische derselben wichtig und nothwendig. Die Philosophie unterrichtet uns zwar in dieser Sache, aber ohne die Offenbahrung würden wir von ihr auch hier weit zurück gelassen werden. Diese setzt zwar manches aus der natürlichen Religion voraus, aber sie verbessert und ergänzt auch die natürlichen Kenntnisse von Gott. Man nennt gemeiniglich Gott das allervollkommenste Wesen, und leitet daraus seine Attribute her, allein dieser Begriff ist nicht der erste von Gott, sondern setzt schon voraus, daß er der Urheber der Welt ist. Das erste was wir uns bey Gott denken, ist daß er ein von der Welt unterschiedenes Wesen sey, und den Grund aller Dinge ausser sich in sich habe, selbst aber in nichts andern gegründet sey. Hieraus folgen zwey Arten der Attributen, einmal solche, welche aus dem Character fliessen, daß er den Grund in sich selbst hat oder der Aseität, und zweytens, die der Character an die Hand giebt, daß alles andere in ihm gegründet ist. Wir können nicht sagen, daß wir alle Attribute oder Eigenschaften von Gott wüßten, Gott allein kennt sich am allervollkommensten und ist sich aller seiner Eigenschaften auf das vollkommenste bewußt, worinn seine Seligkeit besteht. Unsere Einsicht in seine Eigenschaften aber ist noch sehr begränzt, und wird in jenem Leben noch große Erweiterungen erhalten. Vieles in Gott ist also von uns noch unerfunden, doch ist uns dieses göttliche Wesen so weit bekannt als solches zu unserm Glücke in dieser Welt zur Vorbereitung auf die zukünftige und zum wahren Dienste Gottes nöthig ist. Die zuverläßigste Belehrung giebt uns die heilige Schrift. Die Vernunft aber hat einen doppelten Weg, der erste ist, wenn sie aus den Nothwendigkeit fortschließt, der andere, wenn sie aus den wirklichen Werken Gottes auf seine Eigenschaften Schlüsse macht, denn Gott kann nichts thun, was mit seinen Eigenschaften streitet. Diese letztere Art die Eigenschaften Gottes zu erkennen, hat drey Arten von Schlüssen, die die Scholastiker gebrauchten. Ich setze erstlich gewisse Schranken von Vollkommenheiten, oder Unvollkommenheiten an den Geschöpfen, und diese leugne ich von Gott. (via negationis) Dadurch erhalte ich die Attribute: Gott ist unermeßlich, unveränderlich, einig. Gott kann nicht lügen u. s. w. Eben dadurch aber komme ich auf die entgegengesetzte würkliche Vollkommenheiten, daher ist der Unterschied der negativen und positiven Attribute in Gott mehr scheinbar als wahr. Zum andern schließe ich von der Würkung auf die Ursache. Nach diesem Grundsatz sage ich: Gott müssen alle die Attribute zukommen, ohne welche diese Dinge nicht haben hervorgebracht werden, und diejenigen Vollkommenheiten, die wir in der Welt finden, müssen noch vielmehr in Gott statt haben. Die Ursache kann von der Würkung nicht übertroffen werden. (Man nennt dieses viam causalitatis.) Zum dritten eignet man Gott das im höchsten Grade zu, was bey dem Geschöpfe vollkommenes angetroffen wird. Bey Gott ist z. E. unendliche Weisheit oder Allwissenheit ꝛc. (via eminentiae oder besser insinitatis.) Doch behaupten wir in Gott keine andere als wahre Vollkommenheiten, und wie sie bey einander in dem einigen und höchsten Wesen bestehen können. Bey uns Menschen ist es z. E. Vollkommenheit, daß wir sehen, hören, riechen ꝛc. können oder Sinne haben, bey den Fischen das Schwimmen, bey den Vögeln das Fliegen u. s. w. und es würde Ungereimtheit seyn, wenn man dieses auf Gott ziehen wollte, dem es nach seiner geistigen Natur nicht zukommen kann. Es haben einige, wie ehedem Thomasius, durch dergleichen Einwendung diese dreyfache Art der Scholastiker, die Eigenschaften Gottes zu erkennen, lächerlich machen wollen; allein dieser Einwurf ist in der That Unverstand, und Unwissenheit der Hypothese selbst, weil durch viam negationis diese vorgegebenen Vollkommenheiten der Geschöpfe ohnehin von Gott remotirt werden. Die heilige Schrift bedient sich selbst dieser Art von den Geschöpfen auf Gott zu schließen, und sie ist für Menschen von geringerer Zähigkeit oder den Ungelehrten leicht und bequem.

Nach dem angemerkten Satz, daß alle Attribute oder Vollkommenheiten, die zusammen bestehen können, in dem göttlichen Wesen zugleich seyn müssen, folgt auch von selbst, daß ich mir keine Eigenschaft anders als in dem vollkommensten Subject denken darf, also auch nicht eine Güte ohne Weisheit und Gerechtigkeit, nicht Allmacht ohne Güte, Weisheit, Gerechtigkeit. Einige haben dieses Einschränkungen der Eigenschaften unter einander genannt; aber doch ist dieser Ausdruck unbehutsam, denn im Grunde wird dadurch keine Eigenschaft eingeschränkt daß sie nicht in ihrem ganzen Umfang sich jederzeit äussert; sondern nur da wo sie sich nach den ganzen Vollkommenheiten äußern kann. Es wäre vielmehr wahre Einschränkung der Vollkommenheiten Gottes, wenn eine Eigenschaft in Gott deswegen vernachläßigt oder gehemmt würde, damit sich die andere zeigen könnte. Z. E.

Digitized by Google

wenn Gott auf die Art gütig wäre, daß dadurch seine Gerechtigkeit Noth litte: dieß wäre Schwachheit und wahre Unvollkommenheit in Gott. Man kann daher aus keiner einzelnen Eigenschaft Gottes einen Beweiß für eine Wahrheit nehmen. Z. E. der Satz, daß die Verdammten aus der Hölle erlöset werden, darf nicht aus seiner Güte geschlossen werden. Will ich aus den göttlichen Eigenschaften beweisen, so muß ich zeigen, daß etwas mit allen seinen Eigenschaften übereinkomme. Eben nach diesen Grundsätzen muß ich auch in der Moral verfahren. Der Mensch muß dem göttlichen Willen gemäß leben, und sein Wille ist kein anderer, als wie er mit seinen Eigenschaften übereinstimmt. Die Eigenschaften Gottes sind daher die Regeln unsers Verhaltens und zugleich die Bewegungsgründe desselben. Je völliger die Einsicht in Gottes Eigenschaften wird, desto völliger und reiner kann auch die Moral werden. Die unrichtigen Vorstellungen, die sich manche von den Eigenschaften Gottes und besonders einzelnen Attributen gemacht haben, werden unter den einzelnen Eigenschaften selbst vorkommen. s. Attribute (philosophisch.)

Attributum Gottes, (Catholisch) heißt bey den Catholischen Theologen soviel, als eine Eigenschaft oder eine Vollkommenheit in Gott, wiewohl etliche unter ihnen selbst unter den Eigenschaften und Vollkommenheiten Gottes noch einen Unterschied finden und behaupten wollen, daß zwar jedes Attribut eine Vollkommenheit Gottes, nicht aber daß jede Vollkommenheit Gottes im theologischen Verstande eigentlich ein Attribut sey. So wäre z. B. die Relation oder Verhältniß zwischen den göttlichen Personen zwar ein Attribut in der Gottheit, im strengsten Verstande aber noch keine göttliche Vollkommenheit; weil es eine Gattung eines Verhältnisses zwischen Paternität und Filiation, (vielwohl ganz auf eine andere Art,) auch unter den Menschen gebe. Uebrigens giebt es vier Gattungen von dergleichen Attributen. Positive Attributen sind, wenn Gott eine Eigenschaft oder Vollkommenheit beständigungsweise zugeeignet wird, z. B. die Gütigkeit, die Gerechtigkeit u. s. f. Negative Attributen sind diejenigen, die man nicht anders als mit einem Verneinungsausdrucke ausdrücken kann, z. B. die Unendlichkeit, Immaterialität u. dgl. wodurch nemlich jede Art einer Unvollkommenheit von dem Wesen Gottes entfernt wird. Absolute Attributen sind, die man im gleichen Verstande von allen drey göttlichen Personen sagen kann, z. B. die Einheit, die Ewigkeit ihres Daseyns u. s. f. Relativische Attributen sind, die eigentlich nur einer göttlichen Person zukommen, wie z. B. daß die erste Person in der Gottheit der Vater, die zweyte der Sohn, und die dritte der heilige Geist sey. Zu den relativischen Attributen gehören auch diejenigen, die ein Verhältniß zwischen dem Schöpfer und dem Geschöpfe, zwischen Gott und dem Menschen anzeigen, z. B. die Allmacht, die Vorsicht u. dgl. Ob und wie nun diese Attributen von dem Wesen der Gottheit, oder wie sie selbst unter einander unterschieden sind, oder nach menschlichen Begriffen unterschieden werden können, hierüber sind freylich selbst die Scholastiker nichts minder als einig, sondern sie fochten immer und manchmal in voller Hitze gegen einander. Bey dermaliger Verbesserung der Theologie geht man über diese Schulfragen so ziemlich weg, und hält sich mehr an die Dogmatick der Kirche. Damit man sich aber von ihren Streitigkeiten und Kunstwörtern einen hinlänglichen Begriff machen kann, so setze man den Artickel Distinctio.

Attributum, (in den bildenden Künsten) ist ein Beywerk wodurch ein Gott, ein Held, in den ältern, oder auch eine personificirte Tugend, Eigenschaft oder Laster in den neuern Zeiten kenntlich gemacht wird. Die Benwerke bey den Statuen sind nicht allezeit antik, und es ist ihnen selten zu trauen, weil wenig oder gar keine unverstümmelte Statuen sind gefunden worden. Gemeiniglich fehlen ihnen beym Ausgraben die Extremitäten, und diese setzen also die Ergänzer nach Belieben hinzu, wie man noch neuerlich an der statua restaurata des Cavaceppi sehen kann. Auf geschnittenen Steinen finden sich die meisten Attribute, weil es so manchen Personen des Alterthums gefiel, sich mit dem Character eines Gottes oder einer Göttin portraitiren zu lassen. Auch auf den Münzen, besonders derer von den Colonien geschlagenen, sieht man viele dergleichen Abbildungen. Die Attribute wenn die neuern Künstler ihre Musen, Tugenden u. s. f. behängen, sind selten bestimmt genug, und man darf nur die neuern Iconologien nachschlagen, wenn man von dem seeren und zweydeutigen dieser Symbolen einen Begriff haben will.

Attributum. (in der Mythologie) In der Fabellehre und bey den Poeten werden die göttlichen Attributa oder Eigenschaften oft als Personen vorgestellt. So ist aus der Weisheit Gottes eine eigne Göttin, Minerva gemacht worden. (s. Abgötterey) Indessen ist es gezwungen alle Schilderungen der Poeten von Göttern blos für Vorstellungen der göttlichen Eigenschaften zu halten, und zum Exempel unter Jupiter schlechthin nichts weiter als die Allmacht Gottes, unter Juno nur die göttliche Strafgerechtigkeit verstehen zu wollen, wie verschiedene Mythologisten, auch ältere Philosophen, gethan haben, von welchen die letztern das Ungereimte der Vielgötterey dadurch zu mildern suchten. Denn es ist offenbar, daß die meisten Götter historische Personen waren, und die Dichter, wenn sie solches auch nicht immer selbst glaubten, sie so vorstellen; so daß man also nicht alles für blose Personificationen anzusehen hat. s. weiter die Artickel: Personendichtung, wie auch Götterlehre.

Attrition, (Catholisch) ist, nach dem Lehrbegriff der catholischen Kirche, die sogenannte unvollkommene Reue, (die vollkommene wird Contrition genannt; s. Contrition), eine Reue über die begangenen Sünden, die nicht unmittelbar aus der vollkommenen Liebe gegen Gott, sondern aus einem andern übernatürlichen Beweggrunde, z. B. aus Furcht der Hölle u. dgl. entspringt. Daß die Attrition außer dem Sacramente der Buße den Sünder nicht rechtfertige, dies ist die unstreitige Lehre der catholischen Kirche, folglich auch aller catholischen Theologen. Die Frage ist nur, ob die Attrition als eine sogenannte unvollkommene Reue mit dem Sacramente der Buße rechtfertige, und wie sie beschaffen seyn muß, daß sie den Sünder rechtfertige? Die Haupttriebfeder der Attrition ist die Furcht vor der Strafe. Nun giebt es nach der Lehre der catholischen Theologen eine kindliche und eine knechtliche Furcht auch bey übernatürlichen Beweggründen. Die kindliche Furcht ist die Furcht und Verabscheuung vor der Sünde, als einer Beleidigung eines über alles liebenswürdigsten Gottes. Die knechtliche Furcht ist die Furcht vor den Strafen, mit denen Gott den Uebertretern seiner Gebote droht. Die erste Frage ist nun: ob diese knechtliche Furcht und die unvollkommene Reue, die daraus entspringt, an und für sich gut, nützlich und übernatürlich sey? Die catholischen Theologen antworten hierauf: Ja, nach der Lehre des Concilium von Trient, Sess. 14, c. 4.; denn ob diese Attrition schon entweder von der Furcht der Hölle oder der

Digitized by Google

Verabscheuung der Sünde, als einer abscheulichen That, ursprünglich herkomme: so müßte doch der Sünder die Neigung zur Sünde und den Willen, ferner zu sündigen, bey Hoffnung der Vergebung seiner Sünden ablegen. Schon dies wäre also eine Gabe Gottes und ein Antrieb vom heil. Geiste; der Sünder wäre zwar hierdurch ohne das Sacrament der Buße noch nicht gerechtfertigt, er würde aber dadurch zubereitet, daß er die Gnade Gottes hiernach vermittelst des Sacraments der Buße wieder erhalten könne. Man fragt sich ferner: Ist die Attrition wenigstens beym Empfange des heil. Sacraments der Buße zur Rechtfertigung des Sünders hinlänglich? Die catholischen Theologen antworten: sie sey allerdings hinlänglich, wenn je die Verabscheuung der Sünde, der wahre Vorsatz, nicht mehr zu sündigen, folglich auch eine in dem Herzen des Sünders aufkeimende Liebe gegen Gott damit verbunden ist, ohne die der Haß und die Verabscheuung der Sünde nicht wohl bestehen kann. Ohne alle Liebe gegen Gott kann keine Rechtfertigung geschehen. Eine vollkommene Liebe gegen Gott rechtfertigt den Sünder auch außer dem Sacrament der Buße, welches er doch hiernach empfangen muß; weil aber je ein vollkommener Grad der Liebe bey einem Sünder etwas seltner ist: so kömmt das heil. Sacrament der Buße der menschlichen Schwachheit zu Hülfe, rechtfertigt den Sünder und übersetzt ihn in den Gnadenstand, wenn er, nebst der Attrition und der Furcht vor der Hölle, Gott, als die Quelle der Gerechtigkeit, zu lieben auch nur anfängt. Die knechtische Furcht vor der ewigen Strafe allein genommen, fängt zwar die Bekehrung des Sünders an; sie bereitet das Herz des Sünders zu; sie macht aber die Bekehrung des Sünders nicht vollkommen; sie ist also zur vollkommenen Rechtfertigung allein noch nicht hinlänglich. Fängt aber je der Sünder auch nur an, Gott zu lieben: so wendet sich sein Herz von der Sünde weg zu Gott, von dem es sich durch die Sünde abgewendet und entfernet hat, und dann ist es dem göttlichen heiligen Geiste offen, und erhält durch die heiligmachende Gnade im heil. Sacrament der Buße seine Rechtfertigung. Und in diesem Verstande gilt der sprüchwörterliche Grundsatz der catholischen Theologen, daß die unvollkommene Reue durch das Sacrament der Buße zur vollkommenen, die Attrition zur Contrition werde: Virtute Sacramenti poenitens ex attrito sit contritus. s. **Buße.**

Attritio, (Protestantisch). Die evangelische Kirche behauptet zwar allerdings, daß die Erkenntniß der Sünde, ihre Abscheulichkeit, Schändlichkeit und Strafbarkeit auch zur Reue gehöre, ja ohne derselben weder eine aufrichtige Buße, noch wahrer Glaube, noch also auch Rechtfertigung gedacht werden könne: aber sie leugnet, daß diese Attritio, oder unvollkommene Reue, so wie sie von der Contrition, als der vollkommenen, unterschieden wird, die wahre **Reue** ausmache; denn die Furcht und Unruhe über die Sünde wegen der Strafe könne auch bey einem lasterhaften Menschen entstehen, der dabey immer fortsündige; sie mache, wie Luther**us** sagt, also den Menschen nur zum Heuchler und bezäcke ihn in der Sünde, Röm. 7, 8. 9. 13. Eine solche Attrition könne auch aus blos natürlichen Kräften des Menschen herrühren. Wenn sie aber auch so erklärt wird, daß sie die sogenannte vollkommene Reue mit einschließt, oder damit verbunden wird: so ist die evangelische Kirche damit nicht zufrieden, daß diese Reue zur Rechtfertigung oder Vergebung der Sünden hinreichend seyn soll. Weder die Reue über die Sünde noch die Liebe zu Gott könne der Grund seyn, daß uns unsere Sünden vergeben werden. Die Erkenntniß der Sünde und die Reue schaffe das Böse nicht weg und tilge keine Strafe. Gott habe auch mit derselben allein keine Verheißung verknüpft, die Sünde zu vergeben. Ja so wenig ein weltlicher Richter einen Missethäter deswegen frey gebe, weil ihm seine Handlung leid thut, so wenig und noch weniger könne man dergleichen von Gott und seiner weisen und heiligen Regierung denken. Reue sey nicht um ihrentwillen, sondern als eine natürliche und nothwendige Ordnung erforderlich, zur wirklichen Besserung und zum Glauben an Christum. Auch die Liebe zu Gott rechtfertige den Menschen nicht, diese sey eine Frucht des Glaubens und ein nothwendiges Kennzeichen desselben. Alle Vergebung der Sünden und Rechtfertigung aber hänge von Christo und dessen Verdienst ab, welches auf unserer Seite den Glauben erfordere. Die Absolution des Predigers mache daher auch keine Attrition oder Contrition zur Rechtfertigung. s. **Buße, Reue, Rechtfertigung, Glaube.**

Attritionarii, ist der Name derjenigen, welche die Attrition für ganz zulänglich zur Buße halten. s. **Attrition.**

Atufe, ein Spanisches musikalisches Instrument, ist ohnfehlbar eben das, was in der Bibel **תף** eine Pauke genennt wird. Man würde sich sehr irren, wenn man sich hierunter ein solches Instrument vorstellen wollte, was wir in unsern Gegenden eine Pauke zu nennen pflegen. Es würde sich nicht gar wohl für ein Frauenzimmer schicken, mit einem solchen Instrument in der Hand einher zu gehen, wie doch von der Mirjam, der Schwester Moßis, der Michal und andern jüdischen Frauenzimmern gelesen wird. Es ist vielmehr eine zwischen einem metallenen Cirkel ausgespannte Haut, die man in der einen Hand hält, und mit den Fingern der andern schlägt. An dem metallenen Cirkel hangen Schellen, die im Herumdrehen dieses Instruments klingen. Ein solches Instrument schickt sich gar wohl für ein Frauenzimmer.

Atun, ist eine Ostindianische Frucht, welche **Rumph** beschrieben hat, ohne jedoch die Pflanze genau zu bestimmen, welche sie hervorbringt. An Größe und Gestalt gleicht sie einem Enteney. Der Kern ist trocken, herbe und zusammenziehend von Geschmack; er dient also nicht eigentlich zur Speise, sondern die Indianer thun ihn nur als ein Gewürz an gewisse Speisen, um den Magen zu stärken und den Appetit zum Essen herzustellen.

Atys. In dem Hegerschen Thesaurus kömmt eine kleine Bildsäule dieses Gottes von Erz vor. Die Phrygische Mütze bezeichnet ihn deutlich genug. In der rechten Hand trägt er die siebenröhrige Hirtenflöte, und in der linken das Pedum. Ueber der Brust hat er eine Art von kleinem Mantel, der unten mit einem Gürtel befestigt ist. Unter demselben ist ein Gewand mit engen Ermeln, der sich am Bauche öffnet und denselben ganz bloß läßt. Die Beinkleider sind von dem Schenkel bis auf die Knöchel mit runden Knöpfen befestiget.

Atzelspecht, s. **Specht.**

Atzungsgerechtigkeit, ist eine Befugniß, von jemanden Herberge und Bewirthung unentgeldlich zu fordern. Es hat seinen Namen von dem sehr alten deutschen Wort **Atzung**, worunter alle Nahrungsmittel für Menschen und Vieh begriffen sind. Es wird auch jus cibatus, desgleichen ius Albergaria oder Herbergaria, genannt. Die letzte Benennung ist, wie von selbst in die Augen fällt, keine andere, als das deutsche Wort **Herberge**. Davon stammt auch das Italienische Albergo ab, und von diesem wieder das in Urkunden

Digitized by Google

des mittleren Zeitalters übliche Albergaria und Albergare.

Die Kayser haben dieses Recht ehedem in vielen Städten und Orten des deutschen Reichs ausgeübt; vorzüglich aber pflegten sie dasselbe in Stiftslanden zu genießen, weil den Bischöfen, Aebten und Klöstern oft unter der Bedingung gewisse Güther von den Kaysern waren ertheilt worden, daß sie ihn, wenn er in die Gegend käme, dafür nebst seinem Gefolge beköstigen sollten. Gleicher Weise haben es auch Landesherren an manchen Orten ihres Gebiethes ehedem gehabt, und genießen es an manchen Orten noch jetzt. Auch ist nicht unwahrscheinlich, daß sie nebst den kayserlichen Cammergüthern auch die kayserliche Atzungsgerechtigkeit an manchen Orten mögen an sich gebracht haben. Ueberdem aber finden sich häufige Exempel von Atzungsgerechtigkeiten, die der Schutz und Schirmvogt in den Klöstern, der Richter bey seinen Gerichtsunterthanen, der Lehnherr bey seinen Vasallen, ein Bischof oder Pfarrer an einem Orte seiner Diöces oder unter seinen Eingepfarrten, und mehr andere Personen aus mancherley Ursachen genossen haben, und noch genießen. Eben diese Verschiedenheit der Personen, welchen auch in älteren Zeiten dergleichen zukam, giebt deutlich zu erkennen, daß die Meynung derer sehr ungegründet sey, welche haben behaupten wollen, die Atzungsgerechtigkeit stehe mit der Landeshoheit in einer so genauen Verbindung, daß man sie als ein Zeichen derselben betrachten könne. Wenn die Atzungsgerechtigkeit eine nothwendige Folge der Landeshoheit wäre, oder einen bündigen Beweis derselben abgeben sollte: so müßte sie allen Landesherren, und zwar ihnen allein, und bey allen ihren Unterthanen zuständig seyn. Aber es genießen dieselbe nicht alle Landesherren; und die, welche dieses Recht haben, haben es nur bey gewissen Unterthanen. Eben so gewiß ist auch, daß viele Landsassen, sowohl geistlichen als weltlichen Standes, wie eben erwähnt worden ist, solches bey ihren Gerichtsunterthanen und Colonis zu fordern gehabt haben. Dergleichen Recht gründet sich ursprünglich: theils auf ausdrückliche Verträge, theils auf ein Herkommen, und kann durch sehr verschiedene Ursachen, die zum Theil wohl in dem Verhältnis des Wirths zu dem Gaste liegen, veranlaßt seyn. Aus eben so mancherley und besondern Gründen fand auch der Kayser in mittlern Zeiten an vielen Orten in Deutschland freyen Unterhalt für sich und seinen Hofstaat, den er sonst, aus kayserlicher Gewalt an und vor sich, zu fordern nicht berechtigt gewesen, auch wegen der damals noch in allen deutschen Landen befindlichen Cammergüter, nicht benöthigt gewesen wäre. Nachdem aber die Landesherren diese kayserlichen Cammergüther größesten Theils an sich gebracht hatten, so fiel die Atzung des Kaysers und seines Gefolges nicht allein schwerer; sondern sie mußten auch von den Landesherren um desto williger gelestet werden, weil sie Besitzer dieser Güther waren. Seit dem die Kayser nicht mehr Sedem ambulatoriam haben, sondern mit ihrem Hofstaat eine beständige Residenz an einem Orte halten, haben sie auch von der Atzungsgerechtigkeit in den Landen der deutschen Reichsstände keinen Gebrauch mehr gemacht. Willkührliche Geschenke an Lebensmitteln, welche ihnen bey Reisen durch die Lande der Reichsstände angebothen werden, (eine Ehre, die aber auch aus Höflichkeit wohl jedem angesehenen Fürsten bey seiner Durchreise erwiesen zu werden pflegt,) sind vielleicht noch ein übrig gebliebener Schatten jener kayserlichen Atzungsgerechtigkeit.

Wo dasselbe noch jetzt in seinem völligen Umfange ausgeübt werden soll, da muß solches durch Verträge oder das Herkommen gerechtfertigt werden. Aus eben diesen Quellen muß auch beurtheilt werden, ob es ein bestimmtes oder unbestimmtes Recht sey. Ganz unbestimmt ist es wohl nie, wenigstens zeigt das Herkommen gemeiniglich, wie lange? wie oft? und mit wie vielem Gefolge von Menschen und Vieh jemand Atzung erhalten habe?

Au, ist ein Doppellaut, welcher in der Aussprache sowohl etwas vom a, als vom u, an sich hat. Es ist ein Fehler, wenn er wie ein lang o, oder wie ein lang a, oder gar wie oa, ausgesprochen wird.

AV. bedeutet auf den alten Römischen Aufschriften: Augur, Augustalis, Augustus.
A. V. C. - Anno Urbis (Romæ) Conditæ.
AVG. BAD. - Augur Badaci.
AVG. COL. - Augur Coloniæ, Augustalis Colonia.
AVG. COL. N. P. C. Augur Coloniæ nomine proprio curauit.
AVG. CVR. R. P. Augustalis curator reipublicæ.
AVG. ET POP. Augustales et Populus.
AVG. ET Q. AVG. Augustalis et Quæstor Augustalium.
AVGG. - - - Augusti.
AVG. I. D. - Augustalis juridicundo.
AVG. M. - Augur Municipii.
AVG. N. D. - Augusti nostri dispensator.
AVGG. NN. S. Augustorum nostrorum servus.
AVG. N. V. Augusti nostri Verna.
AVG. TRIB. POT. Augustus tribunicia potestate.
A. V. L. - Annos vixit quinquaginta animo vouit libens.
A. V. P. S. - - Augustæ Vindelicorum signata pecunia.
AVSP. S. - Auspicante sacrum.
A. XX. H. E. - Annorum viginti hic est.

Avacarri, ein Indianischer Baum, dessen Blätter, Blüthe und Früchte als wie die an den Myrten aussehen, aber viel anziehender sind. Er wächst insonderheit auf Malabar.

Avadoutas, eine Gattung von Anachoreten unter den Indianischen Braminen, welche nichts eignes besitzen, als ein leinenes Tuch um die Schaam zu bedecken. Sie reiben ihren Leib mit Asche, und wenn sie hungern, so gehen sie in das erste Haus, stecken ihre Hand aus, und essen, was ihnen gereicht wird. Sie legen sich an die Flüsse, welche das Landvolk für heilige hält, und genießen, was ihnen dasselbige bringt.

Avagatobaum. Da dieser Americanische Baum nach des Herrn Jaquins Bemerkungen unter das Geschlecht des Lorbeerbaumes gehört, so versparen wir seine Beschreibung bis zum Artikel: Lorbeerbaum.

Avak s. Wallroß.

Aval, ist eine Art Caution, welche bey Wechseln vorkommt, und darin besteht, daß eine Person den Wechselbrief als Bürge unterschreibt, wodurch er sich verbindlich macht, die in demselben enthaltene Summe zu bezahlen, im Fall sie von demjenigen, auf welchen der Wechsel gezogen ist, nicht zur gesetzten Zeit bezahlt werden sollte. Der Vorzug dieser vor einer gemeinen ausser dem Wechselbrief gemachten Bürgschaft, besteht darinn, daß hier der Bürge so gut, als der Hauptschuldner nach Wechselrecht belangt werden kann. In der königlichen Französischen Verordnung wegen der Kaufmannschaft und Wechselsachen vom Jahr 1673. heißt es,

Digitized by Google

z. E. im Tit. V. art. 33. "Diejenigen, welche ihren Aval auf Wechselbriefen, auf Versicherungen dergleichen zu schaffen, auf Ordres oder Acceptionen, auf Wechselscheine oder andere gleichmäßige, die Handlung betreffende Schriften gesetzt haben, sollen mit den Ziehern, Versprechern, Indossanten, und Acceptanten, obschon in dem Aval davon nichts gedacht worden, in Solidum verbunden seyn." (Siegels Corpus juris cambial. Th. I. §. 459.)

Man begreift übrigens leicht, daß der Aval dem Credit desjenigen, für welchen man ihn auf die Wechselbriefe ꝛc. aufsetzt, nachtheilig seyn kann. Daher ist es unter Kaufleuten üblicher, die Wechselbriefe und Billeter lieber zu indossiren, als zu avaliren. Sie sind nach dem Indossiren zur Zahlungsleistung nach Wechselrecht hinlänglich verbunden. s. indossiren, ingleichen Wechsel.

Avalure, heißt die Mangelhaftigkeit eines neuen, weichen und höckerichten Hornes, das sich an den Huf eines Pferdes ansetzet, wenn es verletzet ist, und eine Wulst macht, indem das neue Horn das alte vor sich wegstößt. Es ist eigentlich das Merkmal des Ortes wo das neue Horn das alte berühret.

Avanciren, (fortrücken) wird theils im gemeinen Leben gebraucht, wenn man von einem sagen will, daß er sein Glück gemacht, oder eine höhere Würde erhalten habe; theils ist es ein Kunstwort in der Fechtkunst und auch bey den Soldaten, und heißt soviel, als: gerade vor sich auf den Feind losgehen, im Gegensatz von Retiriren. (s. dieses Wort.)

Wenn die Armeen in der Schlacht gegen einander stehen, so ist immer die Hauptfrage des beobachtenden Feldherrn: wer avanciret? sobald der eine Theil einen Fuß zurücksetzt, so setzt der andere einen Fuß vor, und sucht, wo möglich, die Retirade des Feindes in eine Flucht zu verwandeln.

Aber nicht immer ist das Avanciement in der Schlacht wahrer Vortheil; die Retirade ist oft eine Kriegslist, wodurch der siegbegierige Feind auf einen für ihn gefährlichen Platz gezogen, oder so hitzig gemacht werden soll, daß er den auf ihn laurenden Hinterhalt nicht gewahr werde. Avanciren hat deswegen, wie alles in der Welt, seine Zeit; und oft wenn es zu unrechter Zeit, oder am unrechten Orte geschehen ist, hat es den gewissesten Sieg vernichtet. Sonst heißt auch Avanciren zum voraus, ohne seine Sache ganz gewiß zu seyn, zuviel von dem Erfolg einer Unternehmung versichern. Man sagt in solchem Falle, daß zuviel avanciret worden sey.

Avanciren, Avanziren, Avanzo, Avanzen, Franz. *avance, avancer*. In der Handlung und Wirthschaft drückt man durch diese Worte verschiedene Ideen aus. Erstlich heißt es soviel, als: einem andern Geld vorlehnen, oder Waaren borgen. Der Gläubiger sagt in diesem Falle, er habe dem andern den, oder den Werth avanziret, oder er stehe bey dem andern um so oder soviel in Avanzo, welches denn aus der Rechnung, die er mit seinem Schuldner hält, klar ersichtlich ist. Zweytens ist es auch avanziren, wenn ich für Rechnung eines andern etwas unternehme, und das Geld dazu herschieße. In dem Wesentlichen kommt dieser Fall mit dem ersten ganz überein; denn ich lehne, oder borge einem andern das Geld, was ich für seine Rechnung bezahle. Drittens versteht man auch unter avanziren soviel, als: vorausbezahlen, eher oder früher bezahlen, als man schuldig ist. Der Franzos sagt z. E. payer une lettre de change d'avance, wenn er ausdrücken will, daß der Wechsel vor seiner Verfallzeit bezahlet werde. Dieses Avanziren geschiehet beym Discontiren und Rabatiren. (s. diese Artickel.) Dieß wird braucht man auch die Worte: *Avancer*, oder wie sie schon im Deutschen recipirt sind, Avancen, Avanzen, um damit die Auslagen anzuzeigen, die man auf eine Unternehmung, oder auf ein Gewerbe machet, und die man erst wieder zurück nehmen muß, ehe man einen Gewinn berechnen kann. s. den Artickel: Auslagen.

Avanciren in der Reitkunst, saget man von flüchtigen Pferden, welche im Schritte und Trabe wohl fördern; auf der Reitbahn hält man von einem Schulpferde viel, welches in Curbetten, Croupaden und Capriolen wohl vorgeeilt.

Avanies. Dieser Ausdruck, der in der levandischen Handlung gewöhnlich ist, bedeutet die Geschenke, und die Geldstrafen, welche die türkischen Bassen und Zollbedienten den christlichen Kaufleuten abfordern, und zwar oft unter dem Vorwande, daß sie den türkischen Handelsgesetzen zuwider gehandelt und Unterschleif gemacht hätten. Wenn solche Avanien einer ganzen christlichen Nation, oder auch einzelnen Kaufleuten aus derselbigen auferlegt werden sollen, so geht diese Angelegenheit durch die Hände der Gesandten, oder der Consulen, welche die christlichen Staaten zu Constantinopel, und in anderen levantinischen Handelsplätzen unterhalten, um besonders den Handel und die Kaufleute der Nation zu schützen, und den sie betreffenden Sachen den vortheilhaften Gang zu geben. Kann ein Kaufmann, dem die Avanies zuerkannt werden, nicht zahlen, so steht die ganze handelnde Nation dafür. Die französischen Consulen fordern deswegen von den Häusern, die sich in der Levante niederlassen, hinlängliche Cautionen.

Avancorps, nennet man in der bürgerlichen Baukunst die Theile an der Facade eines Gebäudes, welche hervorstehen, gleichwie man die andere zurücke gerückte Arrierecorps nennet.

Avantcour, s. Atrium.

Avantcoureurs, s. Vorpatrouillen.

Avanduc, ist ein Pfahlwerk, welches man auf beyden Seiten des Ufers, zwischen welchen eine Schiffbrücke geschlagen werden soll, aus starken und kurzen Pfählen verfertiget. Wo es aufhöret, fängt die Schiffbrücke selbst an. Die Weite, auf welche es in den Strohm hinein reichet, richtet sich also nach der Angahl der Schiffe, die man hat, und deren Verhältniß gegen die Breite des Strohmes. Dann sind deren wenigere vorräthig, so muß das Pfahlwerk desto länger seyn; und es versteht sich von selbst, daß, wenn die Ufer nicht auf einer Seite sind, wie auf der andern, man ihm auf der Seite, wo das Ufer am flachesten ist, die größte Länge zu geben hat. Die Pfahle werden so eingerammet, daß ihre Köpfe nicht viel und alle gleich hoch über das Wasser hervorragen, alsdann werden starke Bohlen darüber hingeleget und fest aufgenagelt.

Avantfosse, s. Vorgraben.

Avantgarde, heißen bey einer marschirenden Armee diejenigen Truppen, die voran marschiren. Weil, wenn auch die beste Ordnung beobachtet wird, die hinterstenVölker dennoch viel mehreren Beschwerlichkeiten ausgesetzet sind, als die vorderstenz so läßet man, um alle gleich zu halten, den Vortrab nicht immer einerley Regimentern. Ehedem loseten sie darum, nunmehro läßet man sie nach der Ordnung abwechseln, oder man läßet auch den Zügel, welcher dem Wege, auf welchem man marschiren will, am nächsten stehet, die Avantgarde abgeben. In der Ebene bestehet der größte Theil des Corps, so die Avantgarde formiret, aus Husaren und

Digitized by Google

Cavalerie, die von einiger Infanterie und Artillerie unterſtützt werden. In Ländern aber, die ſtark mit Waldungen beſetzt und mit Gräben durchſchnitten ſind, in welchen alſo die Cavalerie nicht wohl agiren kann, nimmt man hauptſächlich Infanterie dazu, die einige Canonen und eine Anzahl Huſaren bey ſich hat. Dieſes Corps gehet, nachdem das Land, der Ort, wo der Feind ſtehet, und deſſen Entfernung zuläſſet, einen gröſſern oder kleinern Weg vor der Armee her; verhindert alſo, wenn der Feind gleichfalls im Marſch auf ſie zu begriffen wäre, die Ueberfallung derſelben; theilet ſich in dieſer Abſicht in eben ſo viele Colonnen, als die nachfolgende Armee; ſchicket ſowohl vorwärts als auf die Flanken kleine Partheyen aus, ſowohl um das Land zu recognoſciren, als alles auszukundſchaften, was feindlicher Seits vorgenommen wird; beſetzet die Anhöhen auf beyden Flügeln mit Infanterie, damit nicht der Feind zum Nachtheil der Armee ſich derſelbigen bemächtige; giebt dem Generale, der die Armee commandiret, von allem, was aufſtößet, Nachricht; macht Halt, oder ziehet ſich wohl gar zurück, wenn ihm ein beträchtliches feindliches Corps ins Geſicht kömmt, ſowohl um ſich eine vortheilhafte Stellung zu verſchaffen, als die Ankunft der Armee abzuwarten; übereilet ſich daher in ſeinem Marſche nicht, damit es nicht zu weit von derſelben abkomme, u. ſ. w.

Zur See ſegelt gleichfalls eine Diviſion der Flotte voraus, und heißt ebenmäßig Avantgarde. Wenn es zum Treffen kömmt, ſtellet ſie ſich auf den rechten Flügel.

In der Fortification nennet man auch die Werke Avantgardes, die ſonſt Lieches heißen, wovon unter dem Namen pfeilförmige Werke wird gehandelt werden.

Honorat de Meynier hat eine Manier zu befeſtigen erfunden, die er Fortification par avantgardes nennet. Er theilet nemlich die äußere Polygon A I *, welcher er 320 Klafter giebt, in acht gleiche Theile, A B, B C, C D, D E, E F, F G, G H, H I; richtet in C, D, F, G Perpendikul auf; macht darunter C K und G N 60, D L aber und F M 45 Klafter lang, und ziehet K L und M N. Ein ſolches halbes plattes Bollwerk C K L D heißt bey ihm eine Avantgarde.

Avantüre, die Muth der abentheuerlichen Begebenheiten, welche die Heldendichter des ſchwäbiſchen Zeitpunctes um ihren Beyſtand anzurufen pflegten. ſ. Abentheuerlich.

Avantürier, heißt ein Menſch, der auf Abentheuer ausgehet; ſ. Abentheuer und Abentheuerlich.

Avanturier, (Franz. *Aventurier*) Dieſes Wort hat in der Handlungswiſſenſchaft mancherley Bedeutungen. Erſtlich heißt es ein Kauffartheyſchiff, welches, ohne Erlaubniß dazu zu haben, in einer Gegend Handel treibt, auf welche eine Handelscompagnie ihre Privilegien erhalten hat. Zweytens bedeutet es eine Art von Seeräubern in America, die ſich blos vom Plündern der Schiffe daſelbſt erhalten. Drittens verſteht man auch darunter diejenigen, welche in den Compagnien, die zu Etablirung americaniſcher Pflanzſtädte bey den Engländern errichtet worden ſind, Actien nehmen. Dieſe Actioniſten ſind nicht die Eigenthümer der Plantagen, ſondern ſolche Unternehmer, welche zu Einrichtung der Pflanzungen ihre Gelder zuſammenſchießen, um von den Pflanzern ein gutes Intereſſe zu ziehen oder Antheil zu gewinnen, und durch Dividenten unter ſich zu vertheilen. Und eben darum, weil ſie ihr Geld auf einen ungewiſſen Erfolg, in Hoffnung eines groſſen Profits, wagen, hat man ſie mit dem Namen Avanturiers belegt. Viertens werden die Glieder der von König Carl II. in England im Jahr 1661 privilegirten, und im Jahr 1663 unter Verleihung neuer Freyheiten beſtätigten afrieaniſchen Handelscompagnie ausdrücklich in den Königlichen Patenten Avanturiers genennet. Fünftens endlich führten auch die Engliſchen Kaufleute, welche ſich im ſechszehnten Jahrhundert in den Niederlanden und in Deutſchland des Handels wegen niederlieſſen, den Namen der Engliſchen Avanturiers. Im Jahr 1566 erlaubten ihnen die Hamburger, eine Niederlage mit ihren Waaren in ihrer Stadt aufzurichten. Dies iſt wohl der Urſprung des heut zu Tage noch beſtehenden Engliſchen Court in Hamburg, welchen Namen die Engliſche Societät führet, die in Hamburg von der engliſchen Nation aufgeſtellet iſt, um den Stapel der engliſchen Waaren in Deutſchland allda zu halten. Von dieſem engliſchen Waarenſtapel zu Hamburg wird man unter dem Artikel: Court engliſche, umſtändlich handeln.

Avanturier, werden im Kriege diejenigen genennet, welche freywillig, alſo ohne ausdrücklich dazu commandiret zu ſeyn, zu gewiſſen gefährlichen Unternehmungen entweder ums Geld, oder ſich dadurch herauszuſetzen, ſich gebrauchen laſſen. In unſerer Sprache werden ſie gemeiniglich Freywillige genennet.

Avanture-Groß, Franz. *groſſe aventure*. Die Franzoſen ſagen: Geld auf *groſſe aventure* legen, und verſtehen darunter: einem Kaufmann Geld geben, welcher ſich verbindet, daſſelbige auf ein zu einer langen und mit Riſico verbundenen Fahrt beſtimmtes Schiff, oder auf eine groſſe Waarenladung zu verwenden, und den glücklicher Ankunft an dem beſtimmten Orte mit einem anſehnlichen Intereſſe wieder zurückzubezahlen. Man nennet dieſes Intereſſe die Prime. Wenn aber das Schiff und die Waaren durch Schiffbruch, oder einen andern Zufall auf der Reiſe binnen der Zeit, bis ſolange das Riſico übernommen worden iſt, zu Grunde geht, ſo iſt der Geber ſeiner vorgelehnten Geldſumme verluſtig.

Es können auch Güter und Waaren auf *groſſe aventure* gegeben werden, wenn ein Kaufmann nemlich einem Schiffer ein gewiſſes Waarenquantum in eine entfernte Gegend zu verhandeln mitgiebt, und ſich mit ihm einverſteht, daß er bey ſeiner glücklichen Zurückkunft die Waaren in einem feſtgeſetzten höhern Preiſe bezahlen, bey einem erlittenen Unglück aber, wodurch die Waaren verlohren gehen, nicht dafür haften ſoll. Den Preiß der auf *groſſe aventure* mitgegebenen Waaren beſtimmt man gemeiniglich ſo hoch, daß der Geber ſein Intereſſe, die Aſſecuranzprämie, und auch den Profit darinne anrechnet, und eben gegen einen ſolchen hohen Preiß das Riſico auf der andern Seite tragen kann.

Bey dieſer Großavanturhandlung wird natürlicher Weiſe auch eine beſondere Rechnung geführt, die man Großavanturconto nennet. ſ. Kaufmänniſche Rechnung.

Avanturinſtein. Ein durch die Kunſt gemachter Stein; eine artige Compoſition, deren Entdeckung ein bloſer Zufall veranlaßt hat. Ein Glasmacher ließ geſeilt Meßing in einen Hafen fallen, worinnen hernach Glaß in dem Ofen zum Fluß gebracht wurde. Als die Glasmaſſe erkaltet war, fand er in derſelben glänzende Puncte, wie Gold, die der Maſſe ein überaus ſchönes Anſehen gaben; dieß gab Gelegenheit den unvermuthet erfundenen Stein Avanturine zu nennen, weil er par avanture entſtanden war. Auf dieſe Weiſe kann man dem geſchmolzenen Glaß andere Arten geſeilten Metall zuſetzen,

* ſ. Tafel der Fortification Fig. 4.

Digitized by Google

zuſetzen, ſo entſtehet Goldavanturin, Silberavanturin. Der erſte enthält eine Miſchung von Flittergold, der andere von Silberfolien oder Zinnblättgen. Die Emailler und Maler bedienen ſich derſelben. Diejenige Stücken Avanturin die man in Naturalienſammlungen hat, und vor gewachſen ausgiebt, möchten es ſchwerlich ſeyn.

Die Töpfer wiſſen auch ihren gefärbten Waaren durch eingeſtreuten Goldglimmer einiges Anſehen des Avanturins zu geben.

Avarie, Averey oder Saverey. Der franzöſiſche Ausdruck iſt unter den deutſchen Kaufleuten eben ſo gebräuchlich, als der deutſche. Man verſteht darunter, theils allen den Schaden, der den Schiffen, und ihren Waarenladungen während ihrer Reiſe zugeht, und theils auch alle Unkoſten, die vom Anfange bis zum Ende der Reiſe auf das Schiff, oder auf die Waaren, oder auf beyde gemacht werden. Man theilt die Avarie, oder Haverey in die kleine oder ordinäre, in die große oder extraordinäre oder gemeine, und in die particuläre oder Privatharerey.

Die kleine oder ordinäre Saverey begreift alle zu der Beförderung der Reiſe erforderliche ordinäre Auslagen unter ſich; dergleichen ſind die ordentlich vorfallenden Loots- oder Pilotengelder, welche der Schiffer den Lotſen oder Steuerleuten bezahlt, um ſich von ihnen auf dem ſicherſten Wege in den Hafen bringen zu laſſen, ſodann auch die Baaken- Feuer- Pfahl- Schmack- und Lichtergelder, wie auch das Ankergeld, welches letztere von den Schiffern entrichtet werden muß, wenn ſie in einem Hafen, oder auf einer gewiſſen Rhede zu Anker kommen, und andere dergleichen gewiſſe Ausgaben mehr. Weil dieſe Unkoſten ihre völlige Beſtimmung und Gewißheit haben, ſo werden ſie auch nicht unter die Avarien gezogen, als welche nur für ungewiſſe Gefahren ſtatt finden. Nach der Hamburgiſchen Aſſecuranzordnung trägt an der kleinen oder ordinären Avarey das Schiff einen Drittel, die Ladung aber, jedoch nicht nach dem Werthe, ſondern nach Laſten gerechnet, zwey Drittel.

Zu der großen oder extraordinären und communen Averey gehören alle außerordentliche Unkoſten und Auslagen, welche zu Rettung und Erhaltung eines Schiffes und ſeiner Ladung verwendet werden, ingleichen aller in ſolchen Fällen erlittener Schade, der im Grunde für nichts anders als eine gemachte Auslage anzuſehen iſt. Beſonders alſo ſind hieher zu rechnen: a) alles außerordentliche Lootsgeld, ſammt andern damit verbundenen Unkoſten, welche in einem auf der Reiſe dem Schiffe aufſtoßenden Nothfalle, da es zu ſeiner Erhaltung oder Ausbeſſerung einen Hafen ſuchen muß, in welchen es ſonſt auf ſeiner ordentlichen Reiſe zu ſolcher Zeit nicht einlauft, bezahlt werden müſſen; b) alle Auslagen, die man in dem Falle, wenn das Schiff unglücklicher Weiſe auf den Grund feſt gerathen iſt, auf Hülfsſtände und Hülfsmittel machen muß, um wieder davon wegzukommen; c) aller Aufwand, der die Befreyung eines Schiffes aus den Händen der Caper oder Seeräuber nothwendig macht; d) was auf die Heilung, Wartung und Unterhandlung der in der Vertheidigung des Schiffes verwundeten Leute, und an die hinterlaſſenen derer, die im Gefechte geblieben ſind, bezahlet wird; e) alle Belohnungen, die dem Schiffsvolke, um es im bevorſtehenden Nothfalle zur tapfern Gegenwehr dadurch aufzumuntern, zugeſagt werden; f) aller Schade, der einem Schiffe und ſeiner Ladung im Gefechte mit Feinden und Seeräubern zugefüget wird; g) der ganze Werth aller zu Rettung des Schiffes, und der darinne befindlichen Kaufmannsgüter gekappten Tauen und Schiffsgeräthſchaften; h) der Betrag aller der in einem Nothfalle zur Sicherheit des Schiffes, und zu Rettung der Menſchen, oder des beträchtlichſten Theiles der Waaren über Bord geworfenen, oder bey der Werfung beſchädigten Güter (ſ. Werfung); i) alle übrige Ausgaben ohne Unterſchied, die durch einen außerordentlichen Zufall verurſacht werden.

Alle dieſe zur großen und communen Averey gerechnete Schaden und Unkoſten müſſen natürlicher Weiſe von allen Intereſſenten getragen werden, welchen eine gemeinſame Gefahr bevorſtund, zu deren Abwendung oder Verminderung jene Unkoſten und Schaden unvermeidlich waren, und welche um ihres gemeinſchaftlichen Beſten Willen die beſtimmten Auslagen zu machen, und den damit verbundenen Schaden zu übernehmen verbindlichkeit hatten. Dieß trift alſo ohne allen Zweifel die Eigenthümer des Schiffes, die Eigenthümer der dem Schiffe anvertrauten Güter und den Schiffer in Anſehung der Fracht. Die einfache weſentliche Gerechtigkeit erfordert, daß ein jeder dieſer Mitintereſſenten in Verhältniß des ganzen Werthes ſeines Eigenthums, das er am, oder im Schiff hat, und durch ausſtoßende Gefahren verlichten konnte, zu Erſetzung der vorerwähnten Schäden und Unkoſten ſeinen Theil beytrage. Von ſelbſt verſteht ſichs, daß man bey dieſer Berechnung die gewöhnliche Geſellſchaftsregel anzuwenden habe. Zuförderſt kommt es alſo auf die Taxation des Schiffes, der Ladung, und der Fracht an. Das Schiff kann nicht nach ſeinem koſtenden Preiße, auch nicht in dem Werthe, den es vor Antritt ſeiner Seereiſe hatte, ſondern nur nach ſeinem Werthe in dem Stande, wie es aus der See kommt, angeſchlagen werden. Nur in dem letzten Werthe iſt das Schiff den Eigenthümern noch wirklich brauchbar oder für ſie ein Guth zu nennen. Daher kann es auch in keinem höhern Werthe in der vorher erwähnten Schadenerſetzungsberechnung angeſetzet werden. Die Hanſeſtädtiſche Schiffsordnung oder Seerecht von 1614. drückt ſich Tit. 8. art. 3. ſo aus, daß das Schiff von dem Schiffer in einem ſolchen Werthe angeſchlagen werden ſoll, davor es der Schiffer gedenke zu behalten, und daran die Kaufleute die Wahl haben ſollen, ob ſie es davor annehmen, oder dem Schiffer laſſen wollen. Das Guth, welches zur Schadenerſetzung contribuiren ſoll, beſteht in der ganzen Maſſe von Kaufmannswaaren, die in das Schiff geladen worden. Nicht nur die behaltenen ſowohl beſchädigten, als unbeſchädigten, ſondern auch die verlohrnen und geworfenen Güther müſſen der Gerechtigkeit nach zum Beytrage gezogen werden. Wollte man den behaltenen Gütern die faſt allein aufgezen den Werth des Schadens an verlohrnen und geworfenen Güthern zu bezahlen, ſo litten die Eigenthümer der übriggebliebenen Güther den Schaden ganz allein, und die Eigenthümer der verlohrnen und geworfenen Güther würden ganz frey, und ohne allen Schaden ausgehen. Es wird auch wirklich zu Hamburg nach der ausdrücklichen Vorſchrift der dortigen Aſſecuranz- und Haverey-ordnung Tit. XXII. art. 1. alſo gehalten, daß die geworfenen Güther andern Güthern gleich pro rata contribuiren müſſen. In dem vorher angeführten Hanſeſtädtiſchen Seerecht wird die Erſetzung des Schadens der geworfenen Güther nur auf das Schiff und Guth, welches im Schiff erhalten wird, geleget. Auch wird in der Amſterdamer Aſſecuranz- und Avarieordnung von 1744. Art. XXXV. das gleiche verordnet, daß nämlich die Avarey, oder der Schade an Gü-

tern, welcher während der Reise durch äußerlichen Zufall entstanden, nur über das Capital, so die Güther, die wohl conditionirt seyn, an dem destinirten Orte austragen möchten, reparirt werden solle. So genau man sich an Orten, wo solche Gesetze gültig sind, bey den Averen darnach richten muß; so kann man doch aus den vorhergeführten Gründen den Geist dieser Verordnungen unmöglich für vollkommen ansehen. — Wenn nun aber alle Kaufmannsgüther, die behaltenen sowohl, als die geworfenen zur Vergütung des erlittenen Schadens beytragen sollen, so müssen sie nothwendig in Anschlag gebracht werden, um ihren schuldigen Beytrag darnach zu reguliren. Die Hamburgische mehr angeführte Assecuranz- und Averey-ordnung erfordert, daß das Guth nach der Einkaufsrechnung mit den beygefügten Unkosten bis an Bord des Schiffes angerechnet werden solle. Nach der vorgedachten Amsterdamer Ordnung aber werden die Güther in dem Werthe angesetzt, den sie an dem destinirten Orte haben möchten; und das vorher allegirte Seerecht will die Güter in dem Preiß angeschlagen wissen, den sie gelten möchten in dem Hafen, dahin sie geführt werden sollten. Soviel ist unumstößlich gewiß, daß die verlohrnen und geworfenen Güther der Gerechtigkeit nach, nur in ihrem Einkaufspreiße mit den Unkosten an Bord angesetzt werden können, wenn sie nur nach diesem Werthe in der Averey ihren Eigenthümern vergütet werden. Was aber die behaltenen Güther anbetrift, so ist der Verkaufspreiß auf dem Markte, wohin sie gebracht werden, ihr gewisser Werth, der eben durch Werfung, und andere übernommene Schäden und Unkosten der Averey gerettet, und sicher erhalten worden ist. Wenn nun die wesentliche Gerechtigkeit erfordert, daß ein Guth, welches durch Uebernehmung eines Schadens erhalten worden, in dem Werthe, den es wirklich nach seiner Erhaltung für seinen Eigenthümer hat, zur Schadensersetzung beytrage; so müssen auch die behaltenen Güther nach dem Marktpreiße tarirt werden, um welchen sie verkauft werden können. — Die Fracht endlich, die auch zur Schadensvergütung mitwirken soll, muß, wie sichs von selbst versteht, nur nach Abzug der von dem Schiffer auszubezahlten Löhne und den sämmtlichen zur kleinen Averey gehörigen Posten gerechnet werden.

Nun muß auch der ganze Schade tarirt werden, der an Schiff und Güthern durch Unglücksfälle geschehen ist, ehe man zur Repartition desselbigen auf Schiff, Guth, und Fracht schreiten kann. In den Assecuranz- und Averey-ordnungen wird wegen solcher Taxirung und Beweisung des Schadens nöthige Vorsehung gethan. In Ansehung des Schiffes werden die Artis Periti, nämlich die Schiffszimmerleute, Seiler und Seegelmacher zu Rathe gezogen. Bey den Kaufmannsgüthern aber wird auf des Befrachters Angabe bey der Einschiffung und auf das darnach verfertigte Connossement, wie auch auf Licent- und Zollzettel Rücksicht genommen, und die noch vorhandenen beschädigten Waaren werden von beeidigten Taxatoren geschätzet, oder in ihrem wirklichen Verkaufspreiße angenommen.

Nach diesen vorangenommenen Schatzungen ist es höchst leicht, die Avarieberechnung zu machen. Man setzt: 1) den Werth des Schiffes, der Kaufmannsgüther, und der Fracht in eine Summe zusammen; dann wird 2) der ganze Betrag des Schadens, der durch Werfung und andere zur großen Avarey gehörige Unglücksfälle entstanden ist, angenommen; und endlich 3) der Theil, den ein jeder Interessent an der Hauptsumme Num. 1. hat, auch besonders gesetzt. Nach der gewöhnlichen Gesellschaftsregel zeigt sichs ist klar, was jeder Interessent zur Ersetzung des Schadens beyzuschießen schuldig ist.

Es werden aber, wenn die große Averey getragen werden soll, folgende Stücke erfordert: a) daß die Unkosten und der erlittene Schade zu Abwendung der dem Schiff und der Ladung bevorstehenden Gefahr, oder zum gemeinsamen Besten nöthig gewesen, oder daß die Klugheit solche zu Rettung des Schiffes und der Güther habe aufwenden und übernehmen müssen; b) daß durch die Unkosten, und den übernommenen Schaden wirklich das Schiff und wenigstens ein Theil des Guthes gerettet worden sey.

Damit bey dieser wichtigen Sache nicht unnöthige Streitigkeiten zwischen Schiffern und Kaufleuten entstehen, und Chikane zum Nachtheil der Handlung gemacht werde; so muß der Schiffer alle nur mögliche Vorsicht brauchen, um sich keine Schuld aufzuladen, und keine Vorwürfe zuzuziehen. Diese Vorsicht erfordert: 1) daß der Schiffer seinen Frachtleuten oder deren Gevollmächtigten, wenn sie gegenwärtig sind, die Noth und Gefahr, die dem Schiff bevorstehet, gehörig vorstelle, und die Anstalten und Vorkehrungen in Vorschlag bringe, welche er zu Abwendung oder Verminderung der Gefahr dienlich oder nöthig findet, und ihre Einwilligung dazu zu erhalten suche, oder wenn keine Kaufleute gegenwärtig sind, oder solche in die zu Rettung Schiffes und Guthes vorgeschlagene Veranstaltungen nicht consentiren wollen, mit Beyrath und Einstimmung des größten Theils der Schiffleute die nöthigen Vorkehrungen treffe; 2) daß er allezeit den Schaden von geringem Werthe dem von größerm Werthe vorziehe, und also bey Werfung der Güther diejenigen zuerst werfe, die dem glücklichen Entkommen des Schiffes am hinderlichsten und also am schwersten, und dabey die geringsten am Preiße sind, und solches besonders mit denen Gütern zuerst thue, die heimlich und ohne ein Wissen, oder auf das Verdeck und ins Schiffsvolk geladen, oder am Schiffe angehängt worden; 3) daß er, wo möglich, die ganze auflösende Gefahr mit allen Umständen, ingleichen die deshalben ergriffenen Mittel und Anstalten genau aufzeichnen, und die Schäden, welche durch Werfung, oder andere Unglücksfälle entstehen, urkundlich specificiren lasse, oder doch gleich nach überstandener Gefahr alles dieses accurat in das Schiffsjournal eintrage, und einige der vornehmsten Schiffleute sich solches attestiren lasse; 4) daß er an dem ersten Orte, wo er nach überstandener Gefahr anlandet, seine Schiffsleute über die gehabte unglückliche Vorfälle zum Protocoll vernehmen, und solches eidlich bestätigen lasse; 5) daß er endlich an dem Abladungsorte der erlittenen Schaden und alle gehabte extraordinäre Unkosten den Kaufleuten vor Abfolgung der Güther treulich und redlich bekannt mache, und wegen der Averey voraus Richtigkeit treffe, um deshalben genugsame Sicherheit zu haben, um nicht zu gerichtlichen Verfahren schreiten zu dürfen.

Also in Ansehung der Klage wegen Havarey an jedem Orte zu beobachten sey, das wird in den Assecuranz- und Averey-ordnungen bestimmt. Der Natur der Sache nach, halten sich diejenigen, deren Güther verlohren gegangen, oder beschädiget worden, an den Schiffer, und diese an denjenigen, deren Güter salviret worden.

Es giebt endlich auch noch eine particuläre oder Privathaverey. Zu dieser rechnet man nur denjenigen Schaden, der dem Schiffe alleine, oder dem geladenen Guthe des einen oder des andern Eigenthümers allein

Digitized by Google

und insbesondere zugeht, nicht aber zu Rettung des Schiffes und Guthes wider bevorstehende gemeinsame Gefahr übernommen wird. Es ist von selbst klar, daß ein solcher Schade von denen Kaufleuten allein getragen werden muß, deren Güther es getroffen hat, und daß es demjenigen Assecurateur, der auf diese Güther seine Versicherung gegeben hat, zur Last falle.

Avary- oder **Averey-Haverey-Groß**, auch **Avaryen-Grossi**. Darunter versteht man die Totalsumme des Schadens und der gehabten Unkosten, welche zu der großen und gemeinen Haverey gerechnet werden, und von den sämmtlichen Interessenten durch Zusammenschreibung des nöthigen Capitals vergütet werden müssen. s. Avarie.

Aubade, ein Morgenständchen, oder Musik, die einem früh Morgens zu Ehren aufgeführt wird, z. E. nach der Heimkunft von einem Ball, oder nach der Brautnacht. s. Ständchen.

Aubaine (*droit d'*) s. Albinagii jus.

Auban (*droit d'*) heißt in Frankreich eine Abgabe, die einem Grundherrn, oder der Polizey eines Ortes bezahlt werden muß, um das Recht zu einem Kramladen zu erhalten. Die Bewilligung dazu wird auch Auban genennet.

Auberti Canonici regulares s. Canonici regulierte, von dem Berge des heiligen Elon (Eligius) bey Arras und des heil. Aubert zu Cambray.

Aubin, ist der Gang eines Pferdes, welcher etwas vom Passe und Galop hat.

Aubour, wird die äußerste zu Holz erhärtete Saftlage an den Bäumen genennt, welche unmittelbar von der Rinde umgeben wird. Es wird diese unreife Holzlage bey Baustämmen vor nicht so dauerhaft, fest und brauchbar gehalten als das übrige Holz, und kann zu Arbeit, welche sauber gehobelt werden soll, nicht gebraucht werden.

Aubriata, der Adanson ist das deltaförmige Ansse.

Auchemata, der menschlichen Natur Christi, *Auchematicum genus*. Der menschlichen Natur oder der Menschheit Christi werden in der heiligen Schrift göttliche Eigenschaften zugeschrieben. Diese Sätze, worinn solches geschiehet, drucken eine gewiß Art der communicationis idiomatum in Christo aus, welches majestaticum und auch auchematicum genennt wird. Mehrere Benennung und eine weitere Erklärung dieser Sache wird unter dem Artikel Communicatio Idiomatum gegeben werden. Weil durch diese Vereinigung und Art der Mittheilung der göttlichen Eigenschaften an die Menschheit Christi diese eine Vermehrung der Vollkommenheit und einen Zuwachs von Vergnügen erhält, so heißen diese der menschlichen Natur zugekommenen Eigenschaften auchemata von einem griechischen Wort, welches soviel als ein Ruhm, oder rühmen bedeutet.

Auctio, (antiquarisch) die Versteigerung, Verganthung, war ein öffentlicher von dem Staate genehmigter Verkauf beweglicher und unbeweglicher Güter zu Rom, da die Sachen selbst oder das Verzeichniß derselben an einem bey dieser Handlung aufgerichteten Spieße aufgehänget wurden. Weil dieser bey einer solchen Gelegenheit aufgerichtete Spieß das öffentliche Zeichen einer Auction war, so entstunden daher die Ausdrücke *Subhastatio* und *sub hasta vendere*, wiewohl diese Wörter auch zuweilen in engerem Verstande genommen werden, und verschiedene Bedeutungen haben. s. den folgenden Artickel. Das Wort Auctio kommt, wie das deutsche Versteigerung daher, weil die zu verkaufende Sache demjenigen zugeschlagen wurde, qui plurimum rem augeret. Die bey diesem Geschäfte sich befindlichen merkwürdigsten Personen waren der Præco oder Ausrufer, der die Auction sowohl vorher dem Publicum ankündigte, als auch alles bey der Auction stückweise ausrief; der Argentarius, welcher die Rechnung führte, das erlößete Geld einnahm, und das höchste Gebot aufschrieb; der Apparitor, welcher die Sache dem zuschlug der am meisten darauf gebotten hatte. Diese Auctionen wurden gewöhnlicher Weise im Capitolio oder auch auf dem Gemüßmarkte vorgenommen. Sie hießen auch Sectiones von dem lateinischen Worte secare, welches trennen anzeigt, weil die Güter eines einzigen unter viele neue Besitzer vertheilt wurden. Juvenal belehrt uns, daß dürftige Dichter den Helicon öfters mit der Hasta auf dem Capitol vertwechselt und das Amt der Ausrufer übernommen haben. Der Zuschlag bey einer Subhastation geschah nicht eher als decurio hastis, d. i. nach Ablauf von 20 Tagen. Bey den fiskalischen Auctionen war auch der Procurator Fisci zugegen.

Auctio, (juristisch) ist eine Gattung des öffentlichen Verkaufs, da eine bewegliche Sache dergestalt verkauft wird, daß jeder, welcher will, darauf biethen kann, und die Sache dem Meistbiethenden zugeschlagen wird. Sie ist von der Subhastation unterschieden, indem 1) diese bey unbeweglichen Gütern geschiehet und 2) bey ihr noch andere Solennitäten vorzukommen pflegen, von welchen man bey der Auction nichts weiß. Im Deutschen hat man für beyde ein Wort: Versteigerung. s. mehreres bey Verkauf, Subhastation. Sie wird eingetheilt 1) in die öffentliche und Privatauction, nachdem sie von Obrigkeits wegen geschiehet oder nicht. 2) Ist sie entweder eine willkührliche, oder nothwendige. Diese geschieht auf den Befehl des Richters, damit die Glaubiger befriediget werden; und darf der Eigenthümer dabey weder selbst, noch durch andere biethen. Ueberhaupt ist bey Auctionen noch zu bemerken, daß an einigen Orten, das was einmal in das öffentliche Verzeichniß gesetzt worden ist, auch geliefert werden muß. 3) Wer den andern überbothen hat, darf nicht wieder zurück gehen, und wenn zwey oder mehrere zugleich das nemliche Gebot gethan haben, so muß entweder einer mehr geben, oder sie werden durch das Loos auseinander gesetzt. 4) Bey Büchterauctionen kann der Käufer das Buch zurückgeben, wenn es defect ist. Nur muß er den Mangel entweder sogleich an dem Orte der Auction anzeigen, oder nach dem Empfang in seinem Hause das Buch sofort in Gegenwart eines glaubhaften Zeugen besichtigen lassen. 5) An verschiedenen Orten dörfen Bücher nicht beraucionirt werden, ehe der Obrigkeit das Verzeichniß cenfirt, und den Verkauf erlaubt hat.

Auctionator, heißt eine Person, welche bey Auctionen zum Ausrufen oder Ausbieten gebraucht wird. An manchen Orten hat man von der Obrigkeit bestellte und verpflichtete Auctionatoren.

Auctor, s. Autor.

Auctoramentum, wurde bey den Römern 1) überhaupt der Lohn genannt, für welchen man sich jemandes Diensten zu einem bestimmten Geschäfte verbindlich machet. 2) Der Eid, welchen diejenige die sich für Geld als Gladiatoren gebrauchen ließen, ablegten, und alles Ungemach zu tragen, versprachen. (s. den Artickel Auctorati.) 3) Bedeutet es in den Verordnungen der Kayser der Kriegssold, mit dem Zusatz: Militia.

Auctorata, eine Weibsperson, die sich für Geld zum Opfer der öffentlichen Wollust dargiebt.

Digitized by Google

Auctorati, wurden diejenigen genennt, welche freywillig ihre Freyheit entweder für ein bedungenes Geld verkauften, und sich zu einem knechtischen Dienste des Käufers verbindlich machten, oder sich an ihre Gläubiger als Sklaven statt der Zahlung überließen. Besonders werden diejenigen Fechter so genennt, welche als freye Leute sich für einen gewissen Lohn als Gladiatoren gebrauchen ließen. Einige dieser Auctoratorum verkauften sich schlechtweg zu einer Bande von Gladiatoren oder an einen Lanista, der diese Bande unterhielt, und sie also als seine Leibeigne ansahe. Andere vermiethten ihre Dienste nur auf eine bestimmte Zeit und für ein gewisses Spiel an diejenige Person, welche es auf ihre Kosten aufführen ließen. Der Lohn dieser verkauften Freyheit hieß auctoramentum auch gladiatorium. Diese Auctorati mußten sich ihrem Lanista durch einen förmlichen Eid verbindlich machen, dessen Formel nach dem Petronius folgende war: uri, vinciri, verberari, ferroque necari, & quicquid aliud jussisset, tanquam legitimi gladiatores domino corpora animasque religiosissime addicimus. Ein solcher Auctoratus konnte vermittelst des ersparten Lohns seine Freyheit wieder erkaufen.

Auctumnus, s. Autumnus.

Auctus, oder **Calyculatus Calyx**, s. Kelch.

Auctus lumine, wird von denen Sternbeutern ein Planete genannt, wenn er von der Sonne, oder die Sonne von ihm weggehet von der Zusammenkunft zum Gegenscheine. Der Mond hat zu dieser Benennung Anlaß gegeben, weil er unter diesen Umständen an Licht zunimmt. Man leget denen Planeten wenn sie aucti lumine sind, mehr Würkung zu, als wenn sie sich der Sonne wiederum nähern.

Auctus numero, heißt bey den Astrologen der Planet zu der Zeit, da seine wahre Bewegung gröſſer als die Mittlere ist, und er soll auch zu dieser Zeit mehr Würkung haben.

Audäaner, oder **Audianer**, haben ihren Namen von dem Audius dem Stifter der Anthropomorphiten, von welchen in einem besondern Artickel gehandelt worden.

Audar. Mit diesem Namen wird zuweilen das Gestirn des Orions benennet. s. Orion.

Audera, eine indianische Benennung des Sagobaums.

Audiencia, Audienz, Audienzhof, wird in Spanien ein **Gerichtshof** genennet. So hat man in Spanien selbst eine audiencia real de Sevilla, de Arragon, de Valencia &c. welches lauter königliche Provincialgerichte sind, darinnen gemeiniglich die Statthalter der Provinzen den Vorsitz haben, und von welchen an das höchste Tribunal, den Rath von Castilien appellirt wird. Das Spanische America ist in eilf solcher Gerichtshöfe, oder **Audienzen** abgetheilt, welche an folgenden Orten ihren Sitz haben: 1) zu St. Domingo in der Insel Hispaniola; 2) zu Mexico in Neuspanien; 3) zu Lima in Peru; 4) zu Panama in Terra Firma; 5) Sant Jago in Guatimala; 6) Guadalajara in Neugallicien; 7) Santa Fe in Neugranada; 8) la Plata in los Chancas; 9) St. Francisco de Quito; 10) St. Jago de Chili; 11) Buenos Ayres. Die Gerichtsbarkeit dieser Audienzhöfe, welchen große Landschaften unterworfen sind, erstreckt sich auf bürgerliche und peinliche Fälle. Wenn die rechtlichen Angelegenheiten weniger als sechs tausend Pesos oder Piaster betreffen, so sind die Rechtssprüche der Audienzhöfe die letzten Entscheidungen. Ist aber die im Proceß liegende Stimme höher als sechstausend Piaster, so kann an den königlichen Staatsrath von Indien appellirt werden. Es sind zwar in dem Spanischen America heut zu Tage drey Unterkönige, einer von Mexico, einer von Peru, und einer von Neugranada, welches sich über Terra Firma und Quito erstrecket. Diese üben in ihren weitläuftigen Statthalterschaften die Vorrechte des Spanischen Monarchen in ihrem völligen Umfange aus. (s. Unterkönig.) Allein durch wiederholte Gesetze ist es ihnen vom Madriter Hofe aus ernstlich untersagt worden, sich in das gerichtliche Verfahren der Audienzhöfe einzumischen, und in processualischen Sachen etwas zu verfügen. Ihre politischen Anordnungen sogar, wenn sie mit Rechtssachen verwickelt sind, werden von den Audienzhöfen geprüfet, und diese thun alsdenn, wenn sie darinnen der Gerechtigkeit zu nahe getreten zu seyn glauben, ihre Vorstellungen dagegen. Auch können die Audienzhöfe wider einen Unterkönig und wider seine Regierung bey dem Staatsrathe von Indien ihre Beschwerden einbringen. Wenn ein Unterkönig stirbt, so werden die sämmtlichen Geschäfte der unterköniglichen Aemter von dem in der Hauptstadt der unterköniglichen Regierung residirenden Audienzhofe versehen.

Audiencier, ist eine Art von Kammerdiener bey der königlichen Kanzley, dem Parlament, und andern Reichsgerichten in Frankreich. Man hat deren bey jedem Collegium vier. Sie müssen bey den Audienzen aufwarten, die Thüren auf- und zuschließen, aus- und einlassen, Stillschweigen gebieten, anmelden, Appellationen hinterbringen, u. dgl.

Der Grandaudiencier ist ein vornehmer Bedienter bey der Großkanzley. Es sind deren ebenfalls vier; und ihr Geschäft ist, diejenige Briefe, welche die Reichsbedienten betreffen, als königliche Decrete, Adelsbriefe, Creditive, und andere dem Großkanzler zur Unterfertigung zu bringen, und hernach zu taxiren.

Ein Audiencier gilt in Frankreich sehr viel; und niemand kann bey einem Justizcollegium etwas erhalten, wenn er nicht den Audiencier auf seiner Seite hat.

Audientes, die Hörenden hießen in der ersten Kirche sowohl die erste Classe der Catechumenen, (s. Catechumenen) als auch die zweyte Classe der Büssenden. s. diesen Artickel, wie auch Bußstationen, desgleichen den Anfang des Artickels: Ablaß.

Audientia episcopalis. Schon der Apostel Paulus nahm den Christen übel, daß sie ihre Streitigkeiten an den heydnischen Gerichten anhängig, und dadurch der ganzen Gemeine einen übelen Namen machten; und rieth ihnen daher, eher Schiedsrichter in dergleichen Sachen aus ihrem Mittel zu nehmen. Sie folgten auch dem Rathe des Apostels, und da sie besonders auf die Bischöffe das meiste Zutrauen hatten, giengen sie dieselbe um Beylegung ihrer Streitigkeiten an, die denn in Beyseyn der Aeltesten die Sache untersuchten, und auf das billigste entschieden. Unter den christlichen Kaysern wurde den Bischöffen dieses schiedsrichterliche Amt ausdrücklich bestätiget. Weil es demnach keine förmliche Jurisdiction war, auch die Bischöffe ihre Aussprüche nicht selbst vollziehen konnten, so wurde es audientia episcopalis genennt. s. mehreres davon in dem Artickel: Bischöffliche Gerichtsbarkeit.

Audienz, heißt überhaupt das Gehör, welches einer dem mündlichen Vortrage eines andern angedehen läßt. In der Sprache der großen Welt geben nur Regenten und Staatsminister Audienzen, und zwar jene nur Personen, die dem Stande nach niedriger sind, diese aber nicht nur geringern, sondern auch ihres gleichen, nemlich Ministern fremder Höfe.

Digitized by Google

Die Audienzen der Regenten sind sehr verschieden in Absicht auf die Personen, denen sie ertheilet werden. Zuerst sind die Audienzen, die ein Fürst seinen Unterthanen giebt. Wenn die Großen sich immer erinnern, daß sie nicht, im eigentlichen Verstande, Herren über ihr Volk, sondern Väter desselbigen sind, und daß ihr hohes Amt nicht ist, willkührlich und nach bloßen Gutdünken, und despotisch zu befehlen und zu zwingen, sondern nur nach Gerechtigkeit und Liebe einem jeden ihrer Kinder seine Rechte, seine Bedürfnisse und sein ganzes Eigenthum zu versichern, und das ganze Volk von dem besten Gebrauche seines Eigenthums durch weise Bekanntmachung der von dem Urheber der Welt in die Natur und das Wesen der Menschen eingegrabenen Ordnung zu erleuchten: so ist allerdings ihre erste Pflicht, ihre Ohren und Herzen ihren Kindern zu öffnen, und also ihnen Audienz zu geben, wenn sie ihnen ihr Anliegen vortragen, oder ihre Beschwerden zur Entledigung vorstellen wollen. Viele Fürsten setzen gewisse Tage dazu aus, die man deswegen Audienztage nennet; indessen denken Väter der Völker immer daran, daß sie ihren Kindern zu allen Zeiten, wenn sich diese dazu gedrängt fühlen, den Zutritt zu ihren Personen verstatten müssen. So lebhaft ein Regent bey seinen Audienzen seine Unterthanen oder Kinder von seinen Sorgen für ihr Wohl überzeugen, und ihren Seelen Liebe und Ehrfurcht gegen seine Person eindrücken kann: so sehr kann er auch durch Audienzertheilungen die Herzen und das Vertrauen, und die wahre kindliche Achtung seiner Unterthanen von sich entfernen. Das erste geschieht, wenn der Fürst nicht nur die Vorstellungen seiner Unterthanen anhöret, sondern auch bestimmte Bescheide darauf giebt, die der Natur der Angelegenheit angemessen sind, und dann alles das in unaufgehaltenen Effect setzet, was die Bescheide sagen. Das zweyte aber erfolgt immer, wenn der Fürst in den von seinen Unterthanen ihm vorgetragenen Angelegenheiten entweder ganz und gar nichts entscheidet und nichts bestimmt, was er deshalben thun oder thun lassen will; oder wenn er nicht einmal durch seine Autorität bewirken kann, daß den Unterthanen dasjenige wirklich zu Theil werde, was er der Natur der Angelegenheit gemäs entschieden oder beschlossen hat; oder wenn er der ertheilten Audienz ungeachtet die Sachen in dem schlaffen, trägen und für die Unterthanen lästigen Gange läßt, darinne sie waren. Also ist nach der wahren Politik nur dem Fürsten die Audienzertheilung an seine Unterthanen anzurathen, der weise ist und Stärke besitzt, die Gerechtigkeit zu realisiren, und seinen Worten Kraft zu verschaffen. Könige und Fürsten aber, die ein bloßer Hahnenschrey auf ihrem Wege schrecken kann, die sollen sich der Audienzen für ihr Volk enthalten, wenn sie nicht täglich von ihm geringer geschätzt werden wollen.

Zum andern giebt es die eigentlich sogenannten Staatsaudienzen, welche fremden Ministern pflegen ertheilt zu werden. Diese sind entweder öffentliche und solenne oder besondere. Die öffentlichen, welche mit eigenen fast an allen Höfen bestimmten und festgesetzten Ceremonien gestehen, (s. Ceremoniel bey Audienzen) haben nur die Absicht, den Gesandten aufzuführen. Die wirklichen Staatsunterhandlungen sind nur für die besondern Audienzen bestimmt. In der ersten Audienz übergiebt der Gesandte sein Credentialschreiben, und hält eine kurze Rede, in welcher selten von Geschäften selbst, oder höchstens nur in allgemeinen Ausdrücken gesprochen wird, sondern gemeiniglich nur Freundschaftsversicherungen des Principals, und Bezeichnungen der persönlichen Ehrfurcht des Gesandten enthalten sind. s. Gesandtschaftsorden. Vor der öffentlichen Audienz werden sonst niemanden als nur Gesandten vom ersten Range, oder den Ambassadeurs, besondere Audienzen zugestanden.

Audienzbrüder, sollen ehemals diejenigen geheißen haben, welche in besondern Audienzen bey vornehmen Herren um Allmosen anhielten.

Audienzen, werden am Reichs-Cammergericht diejenigen feyerlichen und öffentlichen Sitzungen genannt, worinn sowohl von Gerichts wegen, als von Seiten der Parthien alle gerichtliche Handlungen, welche zu den Formalitäten des einmal angenommenen Cammergerichtlichen Processes gehören, vollzogen werden. Das Reichs-Cammergericht hielt in alten Zeiten täglich dergleichen Audienzen. Heut zu Tage aber werden sie wöchentlich nur dreymal, nemlich Montags, Mittwochs und Freytags gehalten; und wenn einer dieser Tage ein Festtag ist, so wird der vorhergehende Tag dazu genommen. Weil dieses hohe Gericht sich insonderheit hierdurch öffentlich thätig beweiset: so haben diese Tage daher schon vor Alters den Namen der Gerichtstage im eigentlichen Sinne erhalten, und alle in diesen Audienzen vollzogene Handlungen werden gerichtliche (*judicialia*) Handlungen genannt; so wie alle andere Geschäfte, wenn sie gleich auch Rechtshändel betreffen, außergerichtliche (*extrajudicialia*) Geschäfte heißen. Aus gleicher Ursach mußte ehedem nicht allein der Cammerrichter selbst, sondern auch sämmtliche Beysitzer dieses Gerichts, jedesmal zugegen seyn. Diese feyerliche Haltung des Gerichts führte aber mancherley Unbequemlichkeiten mit sich; vorzüglich raubte sie den Beysitzern viel Zeit, welche sie auf die Ausarbeitung ihrer Relationen hätten wenden können. Es wurde daher schon im sechzehenten Jahrhundert durch Reichsgesetze die Anordnung gemacht, daß nur in den großen Audienzen, welche zu Eröffnung der Urtheile und Bescheide gehalten wurden, der Cammerrichter und die Hälfte der Beysitzer zugegen seyn sollten; die gewöhnlichen Audienzen aber sollten nur in Gegenwart des Cammerrichters oder eines Präsidenten und zweener Beysitzer, gehalten werden. Heutzutage pflegt der Cammerrichter nur in außerordentlichen Fällen den Audienzen in eigener Person beyzuwohnen. Dahin gehört die feyerliche Audienz, welche an dem Tage seiner Introduction gehalten wird; wie auch die beyden zunächst folgenden Audienzen nach seiner Introduction. Ferner hat man auch wohl in neuern Zeiten Beyspiele, daß der Cammerrichter selbst in den Audienzen den Vorsitz genommen hat, wenn der eine Präsident abwesend war, und der andere gleichfalls durch Verhinderungen, zu erscheinen, abgehalten wurde. Denn nach dem jüngsten Reichsabschiede (§. 88.) soll in jeder Audienz einer von den Präsidenten zugegen seyn. Gegen diese Anordnung war es nun zwar zur Observanz geworden, daß nur bey Introductionen, oder wenn ein Urtheil gegen einen Reichsstand publicirt wurde, einer von ihnen in der Audienz erschien. Allein die letzte Visitation hat im Jahr 1770 in ihrer 446sten Sitzung jene Verordnung des jüngsten Reichsabschieds aufs neue eingeschärft. Diesem zufolge pflegen auch die beyden Präsidenten in dieser Function wöchentlich mit einander abzuwechseln; und wenn einer von ihnen, wegen gegründeter Hindernisse, seine Woche nicht halten kann: so ist der andere, nach Anordnung des Visitations-Congresses, die Audienzen unausgesetzt zu besuchen schuldig.

Was die Beysitzer betrift, so erfordert der jüngste Reichsabschied, auf dessen Beobachtung die letzte Visita-

Digitized by Google

tion auch in dieſem Puncte verwieſen hat, in gewöhnlichen Fällen nur die Gegenwart von einem Beyſitzer. Dieſes wechſelt auch unter ihnen nach einer gewiſſen Ordnung ab, welche davon *Ordo audientiarum* pflegt genannt zu werden. Der Name derjenigen, welchen die Reihe hiezu trifft, wird zu dieſem Ende jedesmal durch den Pedell in allen Senaten angeſchlagen. So oft aber ein Urtheil gegen einen Reichsſtand publicirt werden ſoll, ſo müſſen nach einem beſtändigen Herkommen noch drey andere Beyſitzer der Audienz beywohnen; welches gleichfalls nach einer beſondern Ordnung umwechſelt, welcher *Ordo ſententiarum* genannt wird. Dieſe drey Beyſitzer treten aber gleich nach vollendeter Publication der Urtheile wieder ab, und bey den übrigen gerichtlichen Handlungen bleibt nur derjenige Cammergerichts-Beyſitzer zugegen, welchen die Ordnung der Audienz traf.

Da ferner für dieſe Audienzen das ganze gerichtliche Verfahren in allen rechtshängigen Sachen gehört: ſo ſind alle Procuratoren, bey Strafe der Ordnung, darinn zu erſcheinen, ſchuldig, ſie mögen nun etwas darinn vorzutragen haben oder nicht. Kann einer jedoch ſeine Abweſenheit durch hinreichende Urſachen entſchuldigen, ſo muß er dieſelben in einer an den Cammerrichter gerichteten Supplik vortragen, und dieſelbe in der nächſten Audienz demjenigen überreichen, welcher den Vorſitz hat. Die Procuratoren laſſen ſich durch ihre Schreiber oder Protocolliſten in die Audienz begleiten. Dieſe müſſen alles, was in der Audienz vorgeht und eine Sache betrifft, in welcher ihr Principal einer Parthie bedient iſt, aufnotiren; auch die vom Gegentheil übergebenen Schriften einſammeln, um ſie zu Hauſe in ein Protocoll einzutragen. Sie pflegen aus dieſer Urſach auch alsdann zugegen zu ſeyn, wenn gleich der Procurator, in deſſen Dienſten ſie ſtehen, abweſend iſt. Ueberdem müſſen ſie demſelben bey Ablеſung und Uebergebung der Receſſe an den dem Gegentheil bedienenden Procurator, und ſonſt in allen Vorfällen zur Hand ſeyn.

Von den expedirenden Cameralperſonen wird in jeder Audienz die Gegenwart eines Protonotarius, eines Notarius und eines Leſers erfordert. Dieſe drey Perſonen ſitzen in der Audienz an einem beſonderen Tiſche. Der erſte unter ihnen muß die Cammergerichtlichen Urtheile, welche in der Audienz publicirt werden, ableſen. Wenn dieſes geſchehen iſt: ſo beſtehen ſeine und der andern beyden Perſonen Geſchäfte darinn, daß ſie die von den Procuratoren abgeleſenen und übergebenen Receſſe aufnotiren und in Empfang nehmen, um ſie in die Protocolle der rechtshängigen Sachen einzutragen; nicht weniger, daß ſie jede überreichte Schrift, ſammt ihren Beylagen, in gehöriger Ordnung zu den Acten bringen. Letzteres geſchieht dadurch, daß ſie den Tag, an welchem die Schriften übertreicht ſind, darauf ſchreiben und dieſelben mit Nummern bezeichnen, welche in ein □ eingeſchloſſen ſind, und wovon jedes alſo bezeichnete Stück Acten den Namen Quadrangul erhalten hat. Außer den bisher benannten Perſonen muß auch noch der Pedell in der Audienz zugegen ſeyn, und die ſeinem Dienſte angemeſſene Handreichungen thun. Ueberdem aber iſt jedermann, ohne Unterſchied des Standes oder Geſchlechts, in dieſen Audienzen als Zuſchauer zu erſcheinen vergönnt, und Perſonen von Stande wird innerhalb den Schranken ſich zu ſetzen erlaubt.

Die Audienzen wurden ehedem an den vorhin gedachten Tagen gewöhnlich um halb zwey Uhr eröffnet, und dauerten bis drey Uhr. Nach der neueſten Viſitationsverfügung vom Jahr 1768 aber ſollen ſie nun um zwey Uhr ihren Anfang nehmen, und volle zwey Stunden dauern, wofern nicht etwa alle Geſchäfte in weniger Zeit abgethan werden können. Es war auch ehedem die Gewohnheit, daß die Audienzen, welche den Mittwoch vor dem Himmelfahrts- und Frohnleichnamsfeſte, desgleichen die Audienzen, welche den Tag vor den Marienfeſten einfielen, nachdem etwa drey Receſſe verleſen waren, gleichſam durch einen allgemeinen Lufſand abgebrochen wurden. Aber auch dieſes iſt nunmehro abgeſtellt, um die Zeit, welche zu Anbringung der Nothdurft der Partheien beſtimmt iſt, dadurch nicht zu verkürzen.

Die Verſammlung am Tage der Audienz geſchieht folgendermaßen: In dem Audienzſaale finden ſich zuerſt die Procuratoren und Zuſchauer ein. Jene nehmen hierauf ihren Sitz, auf den für ſie beſtimmten Bänken, nach der Ordnung ihrer Aufnahme. Diejenigen Perſonen des Reichs-Cammergerichts, welche in der Audienz präſidiren ſollen, verſammlen ſich zuvor in einem Nebenzimmer. Bey ihrem Eintritt in den Audienzſaal trägt der Pedell den Scepter vor, welchen er, ſobald ſie ſich an ihrem Platz niedergeſetzt haben, dem Vornehmſten unter den Präſidirenden übergiebt. Dieſer Scepter iſt das Symbolum der höchſten Gerichtsbarkeit des Cammergerichts; iſt von Holz, und hat keinen andern Werth, als denjenigen, welchen ihm die Ehrfurcht für ſeinen Urſprung und Alter beylegt. Denn es iſt noch eben derjenige, welchen, bey der erſten Anordnung dieſes hohen Gerichts, der erſte Cammerrichter aus den Händen des Kayſers Maximilian I. empfieng. Sobald die präſidirenden Glieder des Reichs-Cammergerichts an den für ſie beſtimmten Platz ſich niedergeſetzt haben, ſetzen ſie ihre Hüte auf, welchen man als ein Zeichen ihres richterlichen Anſehens betrachtet. Der Pedell ſchlägt alsdann mit einem Stabe auf den Tiſch, und ruft dabey aus: *Silentium!*

Unter den Geſchäften, welche in der Audienz vorgenommen werden, iſt die Publication der Urtheile und Beſcheide jedesmahl das erſte. Es ſind aber nicht immer dergleichen vorräthig, und in alten Zeiten geſchahe deshalb auch die Eröffnung derſelben nur viermahl im Jahr. Heut zu Tage iſt keine beſondere Zeit dazu beſtimmt; ſondern die Urtheile werden publicirt, ſo oft einige fertig ſind. Jedoch iſt von dieſer ehemaligen Gewohnheit noch übrig geblieben, daß in der letzten, oder ſogenannten großen Audienz, welche vor den größeren Ferien, inſonderheit vor den Hundstagsferien, gehalten wird, jedesmahl eine ſtärkere Anzahl Urtheile, die zu dieſem Ende aufgeſpart werden, publicirt wird. Wenn ein Urtheil die Perſon derjenigen, welcher das Präſidium in der Audienz hat, ſelbſt angeht: ſo iſt üblich, daß er die Verleſung deſſelben nicht nur mit entblößtem Haupte anhöret, ſondern auch während derſelben dem nächſten Cammergerichts-Beyſitzer den Scepter übergiebt.

Nach vollendeter Publication der Urtheile und Beſcheide fangen die Procuratoren an, ihre zum Lauf des Proceſſes gehörige Vorträge zu thun, und die Schriften ihrer Partheien zu produciren. In ſofern dieſes mit wenig Worten abgethan werden kann, geſchieht ſolches durch ſogenannte mündliche Receſſe. Weitläuftigere Vorträge, inſonderheit wenn darin Sachen enthalten ſind, welche nicht bloß den ordentlichen Gang des rechtlichen Verfahrens, ſondern die im Streit befangene Sache ſelbſt (meritа cauſæ) betreffen, müſſen durch ſchriftlich übergebene Receſſe abgethan werden, damit die Zeit nicht mit langen diktiren verdorben werde. Die Procuratoren ſind übrigens durch mehrere Reichs-

Digitized by Google

geſetzliche Verordnungen angewieſen, in ihren Recessen ſich aller unnöthigen Weitſchweifigkeit, aller Zänkereyen, desgleichen aller respectswidrigen und beleidigenden Ausdrücke zu enthalten.

Damit aber dieſe Vorträge nicht untereinander ſondern in gehöriger Ordnung geſchehen, ſo ſind dieſelben nach ihren verſchiedenen Gegenſtänden unter fünf Claſſen gebracht, welche *Ordines* benannt werden, weil damit zugleich beſtimmt iſt, in welcher Ordnung jede Art der Recesse vorgebracht werden muß. Es ſind dieſes folgende:

1. *Ordo fiscalis*, wohin alle Recesse in fiſcaliſchen Sachen gehören, als welche vor allen anderen den Vorzug behaupten.

2. *Ordo sententiarum*, dahin alle die Recesse gerechnet werden, welche dasjenige, was durch ein vorhergehendes Urtheil den Parthien aufgegeben worden, erfüllen, oder als befolgt ankündigen.

3. *Ordo reproductionis*, begreift alle Recesse unter ſich, wodurch die vom Reichscammergericht auſſergerichtlich erkannte Proceſſe nunmehro gerichtlich eingeführt, und die dem Gegentheil geſchehene Inſinuation der deshalb ergangenen Decrete beſcheinigt wird. Der Sprachgebrauch am Reichscammergericht will nemlich, daß alle bisher auſſergerichtlich, daß iſt, auſſer den Audienzen betriebene Rechtsſachen, wenn von ihnen zum erſtenmal in der Audienz öffentlich gehandelt wird, reproducirt werden; alles andere aber, was in gerichtlichen, oder ſolchen Sachen, die ſchon im proceſſualiſchen Lauf ſind, angebracht wird, das wird producirt.

4. *Ordo novarum*, dahin gehören alle neue Vorfälle in einer bereits rechtshängigen Sache, die nicht füglich durch einen Recess der übrigen Claſſen vorgetragen werden können. Und endlich

5. *Ordo terminorum*, oder diejenigen Recesse, welche ſolche gerichtliche Geſchäfte betreffen, zu deren Vollziehung ein gewiſſer Termin angeſetzt iſt.

Bey jeden Ordini Tract der Pedell insgeheim bey den Procuratoren an, wer unter ihnen dahin gehörige Recesse vorzubringen habe, ſammelt die etwa ſchriftlich zu übergebenden Recesse, nebſt den Deſignationen derſelben ein, und übergiebt ſie den am Tiſch ſitzenden Canzleyperſonen. Unterdeſſen ſteht ein Procurator nach dem anderen auf, und lieſet, ſo wie ihn die Reihe trifft, nach einer vorausgeſetzten Anrede des Präſidenten der Audienz, ſeine in die jedesmahlige Ordnung gehörigen Recesse ab. Bey dem Eingange eines jeden bemerkt er die Ordnung, wohin ſolche gehört, und den Rechtshandel, welchen er betrifft. Z. E. In ordine meo novarum und in Sachen N. contra N. u. ſ. w. Kann ein Procurator einer Audienz nicht perſönlich beywohnen; ſo lieſet ſie ein anderer Procurator in des Abweſenden Namen, wenn denſelben die Reihe trifft. Bisweilen erhält auch wohl ein Procurator von dem Präſidenten der Audienz die beſondere Erlaubniß, einen oder den anderen Recess auſſer der Ordnung ablesen zu dürfen. Dieſes pflegt zu geſchehen, wenn ein Recess Sachen enthält, deren Ausführung an ſogenannte Fatalia, oder beſtimmte Zeit und Tage gebunden iſt, und doch die Zeit in der gegenwärtigen Audienz nicht ſowert reichen möchte, bis ihn ſeine Ordnung zum leſen auffordert. Und dieſes kann ſich um deſto öfterer ereignen, da der *Ordo terminorum* gerade der letzte iſt. Wenn indeſſen ein Procurator dieſe beſondere Erlaubniß nicht erhalten kann: ſo iſt kein anderer Verluſt dabey, als derjenige, welchen jeder Aufſchub im Proceſſe natürlich mit ſich führt; übrigens aber ſchadet es der Sache ſelbſt nichts, wenn der Procurator nur dergleichen in den nächſten Audienzen producirt, ſobald ihn die Reihe in der Ordnung trifft, wohin der Recess ſeinem Inhalt nach gehört. Den Recessen eines Procurators darf, der Regel nach, von dem, der dem Gegentheil bedient iſt, nicht in eben der Audienz aus dem Stegereif widerſprochen werden, ausgenommen, wenn für die andere Parthie ein wirklicher Nachtheil daraus erwachſen könnte, im Fall ſie unbeantwortet blieben. Noch viel weniger iſts erlaubt, daß jemand ſeinem Gegner, während dem Ablesen des Recesſes, in die Rede falle; und die Protonotarien und Notarien ſind angewieſen, dergleichen Contradictions-Recesſe nicht anzunehmen, oder nachzuſchreiben. Weil ferner die Procuratoren ihre Recesse gewöhnlich vorher nur durch ihre Schreiber oder Protocolliſten aufſetzen laſſen, ſo ereignet ſich auch wohl der Fall, daß ſie bey Ablesung derſelben ein Verſehen darin gewahr werden. Dieſes pflegt von ihnen ſogleich durch mündliche Zuſätze verbeſſert zu werden, und der Protonotarius wird durch ein *Corrigatur*, oder *addatur* erinnert, den Zuſatz oder die Verbeſſerung, ſo wie ſie ihm in die Feder dictirt wird, aufzuſchreiben. Uebrigens müſſen alle Recesse eines Procurators zu eben der Zeit, da ſie abgelesen werden, dem Procurator der gegentheiligen Parthie abſchriftlich mitgetheilet werden; oder wenn durch die Recesse Documente und andere Sachen producirt werden, deren Recognition der Gegentheil nach dem Laufe des Proceſſes vorzunehmen hat, ſo werden ſie ihm ſogleich in der Audienz bey Ablesung des Recesses zum Anſehen vorgezeigt. Beydes laſſen die Procuratoren durch ihre Protocolliſten thun, die ihnen auch zu dieſem Ende in der Audienz zur Hand ſeyn müſſen.

Endlich werden in dieſen Audienzen auch noch verſchiedene Arten von Eyden abgelegt. Dahin gehören erſtlich alle Eyde, wodurch Advocaten und Procuratoren zu ihrem Dienſt verpflichtet werden. Ferner alle Eyde, welche die Procuratoren in den Rechtshändeln in ihrer Parthien Seele ſchwören. Da die drey in Deutſchland approbirten chriſtlichen Religionsparthien über die weſentlichen Grundſätze in der Lehre von Eydſchwüren einverſtanden ſind, und ſich aus dieſer Urſach auch bey dem Reichscammergericht einer von allen Parthien gebilligten Formel bedienen: ſo liegt nichts widerſprechendes darin, daß ein catholiſcher Procurator in die Seele einer proteſtantiſchen Parthie, und ein proteſtantiſcher Procurator in die Seele einer catholiſchen Parthie ſchwört. Aus gleicher Urſach aber kann kein Procurator in die Seele eines Juden ſchwören; ſondern es iſt zu dem Ende ein gewiſſer Jude als beſtändiger Mandatarius beſtellt, der in aller Juden Namen die Eyde vor dem Reichscammergericht ablegt. Jedoch iſt auch ohne dem Unterſchiede der Eydesformel zwiſchen den chriſtlichen und jüdiſchen Mandatarius hierbey noch dieſe Verſchiedenheit, daß jener den Eyd innerhalb den Schranken ablegt, und dabey den Scepter mit ſeinen Fingern berührt; dieſer aber auſſerhalb den Schranken ſchwören muß.

Wenn die zur Audienz beſtimmte Zeit abgelaufen iſt, oder auch vor Ablauf derſelben alle Geſchäfte haben geendigt werden können, ſo giebt der Präſident der Audienz den Scepter an den Pedell zurück, welcher ihm denſelben im herausgehen abermahls vortragen muß. Hierauf folgen die Aſſeſſoren, Protonotarius, Notarius und Leſer, in eben der Ordnung, in welcher ſie gekommen ſind. Die Procuratoren aber gehen, ſo wie die Zuſchauer, ohne eine Ordnung zu beobachten hinaus.

Digitized by Google

Diese bisher beschriebenen Audienzen haben aber nach ihrer gegenwärtigen Einrichtung nicht etwa blos die Absicht, diesem hohen Gericht ein äußerlich glänzendes Ansehen zu geben; sondern es werden wesentliche Vortheile für die Handhabung der Justiz dadurch hervorgebracht. Denn nach dieser Einrichtung sind alle streitenden Parthien in den Personen ihrer Procuratoren allezeit gegenwärtig, und alles was in ihren Angelegenheiten vorgeht, kommt auf eine eben so legale Art zu ihrer Wissenschaft, als ob sie nach der bey anderen Gerichtshöfen üblichen Weise, zu jeder gerichtlichen Handlung wären besonders vorgeladen worden. Ferner werden die publicirten Urtheile und Bescheide beyden Parthien und allen, die dabey interessirt sind, mit eins bekannt. Desgleichen kann alles, was ein Theil dem anderen mittutheilen hat, hier ohne weitere Umstände, Zeitverlust und Kosten insinuirt werden, und sonst manche andere gerichtliche Handlung auf die bequemste Art vollzogen werden. Bey der Entfernung der meisten Parthien von dem Orte des Reichskammergerichts, müßten sonst dergleichen besondere Citationen und Insinuationen sehr viele Kosten verursachen, und in dem Lauf des Proceßes großen Aufenthalt verursachen.

Von den Audienzen welche den Gesandten auswärtiger Staaten ertheilt werden, wird unter dem Artikel Gesandter, zu reden die schicklichste Gelegenheit seyn.

Audienzzimmer, ist ein Gemach in dem Pallast eines großen Herrn, in welchem der Herr desselben denjenigen Personen, welche ihre Aufwartung machen oder etwas vortragen wollen, Zutritt und Gehör giebt. Einige wollen unter der alten Griechen Exedra ein Audienzzimmer verstehen, es haben aber andere hinlänglich dargethan, daß nach Vitruvs Beschreibung dieselben mehr ein Gesprächzimmer (s. Exedra) vor Gelehrte darunter verstanden. Das Audienzzimmer soll mehr Pracht an Architectur und guten Ornamenten als an kostbaren Meubles zeigen, auch nicht entfernt von der Treppen und dem Wohnzimmer des Herrn liegen. Die Wände werden mit römisch auch mit jonischen Säulen gezieret, welche man in sehr großen Audienzsälen kuppelt, um den Pracht dadurch zu erhöhen. Die Zwischenfelder zwischen den Säulen werden mit Ornamenten aus der Architectur gezieret, und alle Meublesirrathen sind hier sorgfältig zu entfernen. Marmorirte Säulen, Decken und Böden auch Wände, woran die kleine Glieder und das nöthige den den Ornamenten fein vergelet ist, geben einem Audienzzimmer ein prachtvolles Ansehen.

Audináus, ein Monath in dem macedonischen Jahre. Im alten macedonischen Mondjahre, das mit dem attischen übereinkommt, war er der dritte und hatte 30 Tage; im neuen macedonischen Sonnenjahre, dessen beständiger Anfang auf den ersten Januarii des julianischen Jahres fället, mit dem es auch gänzlich übereinstimmt, ist er der erste.

Auditeur, ist ein einem oder mehreren Regimentern beygegebener Rechtsgelehrter, welcher das daben vorfallende Proceßwesen nach denen vorgeschriebenen Kriegsordnungen, oder, wo diese nichts besonders verfügen, nach den gemeinen Rechten und der natürlichen Billigkeit besorget, die Inquisiten examiniret, die Aussagen protocolliret u. s. w. bey dem Kriegsrecht hat er gemeiniglich die letzte Stimme und verfertiget und publiciret das Urtheil. Der General-Auditeur ist in Deutschland und den nordischen Reichen die höchste Gerichtsperson bey der ganzen Armee und sein Gehülfe, der in seiner Abwesenheit seine Stelle vertritt, heißet General-Auditeur-Lieutenant. Ober-Auditeur ist entweder blos ein Titel eines gemeinen Auditeurs bey einem einzelnen Regimente, oder die Benennung eines solchen, der bey einem ganzen Corps angestellet ist, und mehrere andere unter sich hat.

Auditor Camerä, ein Mitglied und Hauptperson der apostolischen Kammer in Rom; (S. Apostolische Kammer) dessen Gerichtbarkeit sehr wichtig und weitläuftig ist. Sie erstrecket sich nicht nur über den ganzen päbstlichen Hof und alle dazu gehörigen Personen, sondern auch über alle Einwohner und Fremde in Rom, sie mögen geistlich oder weltlich, hohes oder niedriges Standes seyn. Das Appellatorium von allen geistlichen Gerichten im Kirchenstaate, und selbst von der ganzen katholischen Christenheit, muß an ihn gelangen; denn er ist der ordentliche selbst dem Pabste subsitituirte Oberrichter in geistlichen Sachen, der in allen Stücken z. B. in Benefitialhändeln nur summarisch und ohne gerichtliche Umwege verfahren darf. Er hat sogar auch eine peinliche Gerichtbarkeit, und die Gewalt sowohl Geld- als Kirchenstrafen zu verordnen, ohne daß er im peinlichen Verfahren in die sonst gewöhnliche Censur, z. B. einer Irregularität u. dgl. verfällt. Er hat auch das Recht andern peinlichen Gerichten vorzugreifen. Ihm gebührt der Vollzug der apostolischen Briefe, oder Rechtssprüche nebst der Vollmacht zu censuriren, zu suspendiren, zu excommuniciren u. s. f. wie es die Umstände erheischen, und diejenigen, die auf solche Art censurirt, suspendirt oder excommunicirt sind, können von niemanden als von ihm (den einzigen Fall ausgenommen, wenn der censurirte sich in augenscheinlicher Todesgefahr befände) wiederum absolvirt und ledig gesprochen werden. Nur in etlichen Fällen ist seine Gewalt in etwas eingeschränkt, nemlich 1) in Zifelsachen der apostolischen Kammer, wo die erste Instanz dem Thesaurarius, oder Camerarius, und die zwote der Kammer selbst zusteht. 2) In Sachen, welche die Officianten oder Bediente der apostolischen Kammer selbst betreffen, z. B. die Vorsteher der Zollerkünfte, der Strassen, des Getreidhandels u. s. f. 3) In Privathändeln, worüber ordentliche Partieularrichter da sind, die das Privilegium oder die Vollmacht haben privative zu verfahren, dergleichen sind der Vicarius und Gubernator Urbis u. dgl. 4) In bloßen Matrimonial- oder Benefitialhändeln, in Glaubenssachen, in Kirchenceremonien, in Localimmunitätssachen, in Händeln der Ordensgeistlichen u. dgl., wozu entweder besondere Congregationen von Cardinälen, oder doch Protectores von Cardinälen sonderbarlich ernannt sind. Zur Verwaltung seiner so weitläuftigen Gerichtbarkeit hat er zween burgerliche und einen peinlichen Richter unter sich, nebst vielen Officianten als z. B. zehn wirklichen Notarien, wovon jeder wiederum zween Unternotarien oder Substituten, und manchmal noch achtzehn bis zwanzig Schreiber oder Secretaire hat, die alle immerhin beschäfftigt genug sind. Seine Gerichtbarkeit oder Vollmacht erlöscht mit dem Tode des Pabstes nicht wie bey der Rota u. d. gl. Stellen, sondern wird nur durch seinen Tod, oder durch eine Beförderung zum Cardinalat ledig, wozu der Auditor Camerä immer die nächste Hoffnung hat.

Auditor Rotä, ein Mitglied oder Beysitzer des Raths, oder Gerichte in Rom, bey welchem die Streitigkeiten über die geistlichen Präbenden der auswärtigen catholischen Lande, und die Civilhändel des päbstlichen Gebiethes im Appellatorio entschieden werden; s. Rota.

Ehemal

Ehemals waren über dreyßig dergleichen Auditoren; Papſt Sixtus IV. ſetzte aber endlich ihre Zahl auf zwölf herab. Sie ſind von verſchiedenen Nationen, nemlich ein Deutſcher, ein Franzos, zween Spanier, die von ihren Souverainen zu dieſer Stelle ernannt werden. Die übrigen ſind Italiäner, worunter die Städte und Republiken Venedig, Bologna, Mayland und Ferrara jede einen zu ſtellen haben. Der hergebrachten Gewohnheit nach iſt immer auch ein Etrurier dabey; die übrigen ernennt der Papſt nach ſeiner Willkühr, und insgemein ſind es Römer, die zu dieſer Stelle kommen. Sie müſſen gelehrte, erfahrne Männer, Rechtsgelehrte und Doctoren des Rechtes ſeyn, die nach erlangtem Doctorat wenigſtens drey Jahre öffentlich das canoniſche Recht gelehrt haben. Einer unter ihnen iſt Decan. Sie haben große Privilegien, wie die päbſtlichen Referendarii. Sie erſcheinen öffentlich niemals anders, als mit der großen Kappe und einem Rochette, und in der päbſtlichen Kapelle behaupten ſie den Rang ſelbſt vor dem Magiſter S. Pälatii. Die Acten von den ſtreitenden Parthеyen werden unter ihnen nach der Ordnung und dem eingeführten Turnus ausgetheilt. Hat je ein Auditor eine Unterſuchung oder Commiſſion über eine Streitigkeit angenommen: ſo verfährt er nach jeder Inſtanz, unterſucht, ſetzt Termine, verlängert ſie, liquidirt und delegirt, ohne einer beſondern Commiſſion nöthig zu haben. Kömmt es zum Schluſſe, ſo müſſen doch die Stimmen der übrigen Auditoren mit abgegeben werden, außer die ſtreitenden Parthеyen willigen ſonderheitlich ein, welches ſich actenmäßig zeigen muß. Die Streitigkeiten zwiſchen den Auditoren ſelbſt und ihren Anverwandten, bis auf den zweyten Grad, werden in der Rota nicht vorgenommen. Für Ausfertigung der Reſolutionen darf auch nicht einmal unter dem Titel der Sporteln von den Parthеyen über die gewöhnliche Taxe das geringſte genommen werden. Die gewöhnliche Taxe iſt bey Geld- oder andern Civilhändeln nach dem Betrage der ſtreitigen Sache eingerichtet. Beträgt die Summe 1000 Ducaten, ſo iſt die Taxe 10 Ducaten. Von 1000 bis 10000 beträgt die Taxe 25 Ducaten; von 10 bis 20000 beträgt die Taxe 50 Ducaten. Steigt die Summe weiter, und ſo weit immer: ſo iſt die höchſte Taxe immer gleich, nemlich 100 Ducaten. Die Beneficialhändel werden eben auf dieſe Art nach dem jährlichen Betrage der Benefizien oder Präbenden taxirt. Uebrigens ſind eine Menge Advocaten und Procuratoren bey der Rota, deren die Hände voll Arbeit hat und die Proceſſe vertheuert. ſ. Procurator Rotä.

Auditores, heißen alle Zuhörer eines Redners oder Lehrers, inſonderheit auf Univerſitäten. Bey den Manichäern wurden die gemeinen Chriſten ſo genennt, im Gegenſatz der Vollkommenen und Auserwählten. ſ. Manichäer.

Auditorium, ein Zimmer oder Saal, wo öffentliche Reden, Disputationen u. dg. gehalten werden. Man theilt die Auditoria auf den deutſchen Univerſitäten ab, in die öffentlichen und Privatauditoria. Oeffentliche ſind insgemein in dem Univerſitätsgebäude (Collegio), und ſie ſind mancherley nach den Facultäten. Privatauditoria ſind in den Häuſern der Profeſſoren, Hörſäle, in welchen ſie den Studirenden ihre Vorleſungen halten. Wenn ein Redner viele Zuhörer hat, ſo ſagt man auch: er habe ein zahlreiches Auditorium, und alsdann bedeutet das Wort nicht den Ort, ſondern die Verſammlung der Perſonen ſelbſt.

Auditorium, (juriſtiſch) bedeutet in den römiſchen Geſetzen 1) den Ort, wo die proceßführenden Theile ihre Sache dem Richter vortrugen, derſelbe ſie unterſuchte und entſchied. So kömmt vor auditorium magiſtratuum; auditorium Praefecti Praetorio; Praefecti urbi; und auditorium Principis. Dieſes letztere wird auch conſiſtorium ſacrum genennt; 2) heißt es aber auch zuweilen, eben ſo wie bey uns, ein Ort, wo ein Lehrer ſeine Schüler unterrichtet.

Aue, iſt ein alter deutſcher Name, womit die Alten diejenigen Gegenden ihrer Feldgüther, ſonderlich denjenigen Grasboden, welcher ihnen ſchön, fette im Geſicht lag, zu benennen pflegten; gemeiniglich hatten niedere Gegenden, ganze Landſchaften, die zu einem angenehmen Aufenthalt vieles beytrugen, dieſen Namen, wie dann auf ſolchen viele Städte und Dörfer erbaut und davon benennt wurden. Z. E. Braunau, Burgau, Landau, Cünzelsau, Ortenau, Lichtenau ꝛc. Vormals bediente man ſich gemeiniglich ſolcher Gegenden zu Vieh- und Schaafweiden; nunmehr aber ſind ſie geheget und zu Wieſen verkehrt, die den Namen Aue hie und da erhalten haben.

Ave und Salve war eine gedoppelte Art des Grußes bey den Römern, deren erſterer einen guten Morgen, der andere einen guten Abend bezeichnete. Dies lernen wir aus einer Stelle des Dio, welcher von dem Kayſer Hadrian folgende Anecdote erzählet: Judices ſalutavit, non dicens ave, quæ matutina erat ſalutatio, ſed veſpertino vtens verbo: ſalvete. Die Leichenbegleiter ruften ihm dem Beſchluſſe des Leichenbegängniſſes dem Todten zu: vale & ſalve, weil ſie von ihm wegzogen und ihn erſt in den elyſiſchen Feldern wiederſehen würden.

Ave Maria, iſt bey den Catholicken der ſogenannte engliſche Gruß, den ſie insgemein nach dem Vater Unſer beten. Der catholiſche Roſenkranz beſteht aus fünf Abſätzen, und jeder Abſatz aus zehn Ave Maria. Das Ave Maria wird auch oft allein gebetet, und es wird in der ganzen catholiſchen Chriſtenheit ein Glockenzeichen um zwölf Uhr Mittags und am Anfange der Nacht zu dieſem Gebete gegeben, welches Zeichen man das Ave Maria oder Angelus Domini nennet. Nach dem Vortrage in Predigten, ehe ſelbſt der Theil der Predigt anfängt, ſchließt ſich der Eingang gar oft mit einem Ave Maria. Urſprünglich kömmt dieſe ſo allgemeine Andacht von der Verehrung Mariä, der Mutter Gottes, her, der die Catholicken gar ſehr zugethan ſind. Nach dem Vater Unſer iſt das Ave Maria das erſte Gebetchen, das die Kinder lernen, und daher ſagt man von einem in geiſtlichen Sachen ganz unwiſſenden Menſchen gerne: Nicht einmal das Ave Maria weis er.

Avellana, (botaniſch) ſ. Haſelſtaude.

Avellana, (heraldiſch) (*Crux avellana, Croix de noiſſettes*) iſt in der Wappenkunſt eine Art von Kreuz, welches faſt nirgends, außer in dem engliſchen Wappen, vorkommt. Es beſteht aus vier Haſelnüſſen, welche mit ihren äußerſten Schalen und Stielen kreuzweiſe gegen einander ſtehen. Daher es auch das Haſelnußkreuz (the filberd's croſs, or croiſs avellane) genennt wird.

Avellana, (Kirchengeſchichte) ſ. Congregation von Fonte-Avellana.

Avellar, ſ. Caſtor und Zwillinge.

Avena, ſ. Haſer.

Avenage, Droit d', Jus Avenä. So wie in einigen deutſchen Provinzen die Gerichtsunterthanen einigeſſes Maas Gerichtshaber liefern müſſen: ſo iſt in einigen kleinen Städten von Frankreich der Einwohner ſchuldig, zum Zeichen ſeines erlangten Bürgerrechts,

Digitized by Google

jährlich ein gewisses Maas Haber an die Obrigkeit zu entrichten, und dieses wird Avenage genannt.

Avenor oder **Avenot**, ist bey den königlichen Marställen in England ein Unterbedienter, welcher die Pferde mit Haber versorgt, (vom lat. auena). Er ist beeidigt, und dem Stallmeister (master of horse) untergeben.

Aventura, hieß dasjenige, was an Lehnstücken, es mochte bestehen, worinn es wollte, dem Lehnherrn zufälligerweise anfiel (*feuda caduca*). Die lehnbare Güter, Ländereyen und Aecker, so auf gleiche Art dem Lehnherrn anfielen, hatten daher auch den Namen terrae Auentatae. Ueberdem belegte man auch mit dem Namen Aventura alles dasjenige, was von ohngefähr in der Herrschaft des Lehnherrn an Schätzen, Bergwerken, Wildprett ꝛc. entdeckt oder gefunden ward.

Averacht, s. Oberacht.

Auerbirkhuhn, s. Berghuhn.

Auerhahn, (*Tetrao*) s. Berghuhn.

Averia, ist eine Abgabe in Spanien, welche für die Bedeckung der nach und aus America abgesegelten Kauffarthey-Schiffe bezahlet wird. Sie beträgt zwey vom Hundert nach dem Werth der Güter. Sie ist seit dem Ende des sechzehnten Jahrhunderts im Gange, und wurde damals eingeführt, da der englische Admiral Franz Drake das Spanische America in Schrecken setzte. Die Abgabe hat einen guten Grund. Die sogenannte Silberflotte, welche aus Cadix nach dem spanischen America schifft, besteht in vierzehn oder funfzehn Kauffarthey-Schiffen, welche von den spanischen, englischen, französischen, holländischen, italiänischen und deutschen Kaufleuten mit den besten europäischen Produkten und Industriewaaren beladen werden, besonders mit Wein, Citronen, Pomeranzen und andern Früchten, mit feinen Zeugen, Leinwand, Spitzen, Bänderey, Papier, Glas, Spiegeln, Eisen- und Stahlwaaren, Strümpfen, Schuhen, und viel andern dergleichen Sachen. Sie bringen aus America Gold, Silber, Edelgesteine, Kochenille, Indigo, Zucker, Tabak und andere kostbare Waaren zurück. Der Werth ihrer Ladungen bey ihrer Abreise und Zurückkunft ist viele Millionen groß. Sie haben also besondere Beschützung auf ihren Reisen nöthig: die erhalten sie dann auch durch drey Kriegsschiffe, von welchen sie gemeiniglich begleitet werden. Nichts ist also natürlicher, als daß die Ladungen der Flotte den auf diese Kriegsschiffe erforderlichen Aufwand tragen müssen.

Avernus, ein bekannter See in Campanien, der den alten Dichtern zu ihren Fabeln vielen Stoff gegeben, und von ihnen als der Eingang der Hölle ist beschrieben worden. Die heutigen Italiener nennen diesen See Lago di tripergola. Sein alter Name leitet sich aus dem verneinenden a und von ὄρνις ein Vogel her, weil die Ausdünstungen dieses Wassers nach der Meynung der alten so giftig und erstickend gewesen, daß kein Vogel darüber fliegen können, ohne todt aus der Luft herunter zu fallen. Diese eingebildete Schädlichkeit verbunden mit der, nach der Meynung der Alten, unergründlichen Tiefe des Avernus machten ihn in den dichterischen Einbildung zum Eingange der Hölle. Virgil führt daher seinen Helden unter dem Geleite der Sibylle durch diesen See in den Orcus. Die Beschreibung, welche dieser Dichter von ihm macht, hat in dieser Absicht eine geographische Richtigkeit. "Der Avernus, sagt der vortrefliche griechische Erdbeschreiber Strabo, liegt nahe am Lucrinischen Meerbusen an Bajä. Hier soll Ulysses, nach dem Homer, mit den Todten sich unterredet und den Tiresias befragt haben. Hier war auch ein Orakel, welches den Manen geheiliget war. Der Avernus selbst ist ein dunkler und tiefer See, zu welchem der Eingang von der Seite der Bucht her sehr schmal ist. Um und um umgeben ihn Felsen, welche sehr gäh sind, und den Einsturz drohen. Daher können ihn keine Schiffe mit Segel befahren. In den ältern Zeiten waren auf diesen Felsen sehr dichte Wälder, deren tiefe und dunkle Schatten für den Aberglauben das schrecklliche Entsetzen noch mehr vergrößerten." Ehe man in diese furchterliche Gegend hineinschiffete, opferte man vorher den höllischen Göttern, um sich dieselben geneigt zu machen. Dieses Opfer verrichteten gewisse Priester, welche nahe bey dem Avernus wohneten. Inwendig in dieser Gegend befand sich eine reine Wasserquelle, welche in das Meer abfloß. Man trank aber nie aus derselben, weil man sie für einen Ausfluß des Styx hielt. Nicht weit von dieser Quelle auf der westlichen Seite des Avernus see befindet sich die Höhle, welche der eigentliche Ort war, wo man das Orakel befragte. Wann hier den Göttern die Hölle ihr Opfer auf die gehörige Weise war dargebracht worden, so erschienen in dieser Höhle die Schatten, die man befragen wollte, und verschwanden auch wieder plötzlich, so bald sie auf die vorgelegten Fragen geantwortet hatten. Wie dergleichen Blendwerke haben geschehen können, zeiget van Dale in seinem vortreflichen Buche von den Orakeln. August ließ die Wälder auf denen Felsen, die den Avernussee umgaben, umhauen, und verwandelte dadurch die vormals so fürchterliche Gegend in eine angenehme Aussicht.

Auerochs, s. Ochs.

Averrhoa, *Averrhoa* Linn. Ein Pflanzengeschlecht, welches in die vierte Ordnung der zehnten Linneischen Klasse (*Decandria pentagynia*) gehört, und drey Gattungen enthält. Der Kelch ist fünfblättrig gerade und fleinig seine Blätchen sind lanzetförmig und fallen nicht ab. Die Krone besthebet aus fünf lanzetförmigen, unterwärts gerade in die Höhe stehenden, oberwärts aus einander gebreiteten Kronblättern. Von den zehen Staubfäden sind fünfe wechselsweise so lang als die Krone und fünfe kürzer, alle haben sie rundliche Staubbeutel. Der Fruchtknoten ist länglich und nur scheinbar fünfeckig. Die fünf Staubwarzen sind borstenförmig, gerade und haben einfache Nerven. Auf die Blüthe folgt eine birnförmige fünfeckige und fünffächrige Frucht, welche die eckige durch besondere Häutchen abgetheilte Saamenkörner enthält. Die Gattungen dieses Geschlechts sind folgende:

Bilimbing Averrhoa (*Averrhoa Bilimbi* Bilimbing, Billingbing,) mit nackten fruchttragendem Stamme und stumpfwinklichen Aepfeln. Die Höhe dieses Baumes erstreckt sich auf 10 Schuhe. Die Blumen wachsen oben an dem Stamm hervor, seine Aeste sind mit gefiederten Blättern bekleidet. Die Indianer ziehen vielen Nutzen von den Früchten, oder den Aepfeln, welche ohngefehr die Größe einer Hühnereyes haben, mit fünf stumpfen Ecken versehen, und grün von Farbe sind. Das Fleisch ist saftig, aber sehr sauer und machet die Zähne stumpf. Rohe können sie daher nicht genossen werden, sondern sie werden mit andern Speisen statt eines Gewürzes, so wie die Kappern gekocht. Sie werden auch mit Zucker eingemacht und ihr Saft wird als ein kühlendes Mittel von den Indianern in hitzigen Fiebern eingenommen.

Carambolas Averrhoe (*Averrhoa Carambola* Linn. *Tamara Tonga*) dessen Blumen aus den Blat-

Digitized by Google

winkeln entspringen, und längliche scharfwinklichte Aepfel tragen. Der Stamm dieser Gattung ist gröſser als bey der vorhergehenden, nehmlich 12 bis 13 Schuhe hoch, und mit zusammengesetzten runden zugespitzten oberwärts glänzenden Blättern bekleidet. Die Früchte oder Aepfel werden, wenn sie zur Reife kommen, gelb, bis auf die Ecken, welche grün bleiben. Sie sind zwar auch sauer, aber nicht so sehr als die vorhergehende Gattung, sondern mehr weinartig. Ihr Nutzen ist ebenfalls in Indien sehr beträchtlich. Nicht nur zur Speise, sondern auch als ein Arzeneymittel werden sie innerlich und äuſserlich in Fiebern, in Verdunkelung der Augen und bey der Entbindung der Mutter gebraucht.

Saure Averrhoe, (*Averrhoa acida* Linn.) mit nackten fruchttragenden Aesten und rundlichen Aepfeln. Diese Gattung ist der ersten ziemlich ähnlich, aber die Früchte sind bey weitem nicht so gröſs, sondern übertreffen kaum die Kirschen. Sie sind übrigens ebenfalls eſsbar und werden von den Indianern in Malabarien und auf den Canarischen Inseln zu verschiedenem Gebrauch verwendet.

Averroisten. Die Averroisten haben ihren Namen von Averroes einem Araber. Er lebte im 12ten Jahrhunderte zu Corduba in Spanien in abwechselnden Glücksumständen. Er studirte die Philosophie des Aristoteles, und suchte sie mit der Muhammedanischen Religion zu vereinigen. Dadurch erwarb er sich ein solches Ansehen, daß er zum obersten Richter und Priester von ganz Marocco und Mauritanien vom Al-Mansor ernennt wurde. Er verlieſs also Spanien und verwaltete sein Amt mit Ruhm. Nach Verbesserung der Justiz in Marocco kehrte er nach Spanien zurück, und trat sein unterdessen ihm aufbehaltenes Amt als Richter und oberster Priester zu Corduba wieder an. Die Menge seiner Feinde und Neider machten ihn am Hofe der Ketzerey durch allerhand unanständige Ränke verdächtig, und brachten es endlich dahin daß er abgesetzt und aller seiner Güter beraubt wurde. Zwar flüchtete er heimlich nach Fez; allein man entdeckte ihn bald, und zwang ihn öffentlich vor der Moschee seiner Ketzerey zu entsagen. Hierauf lebte er noch einige Zeit in gröſster Armuth; wurde aber endlich vom Al-Mansor wieder zu Gnaden aufgenommen, weil sein Nachfolger im richterlichen Amte so viele Unordnungen hatte einreiſsen lassen, daß das Volk laut darüber murrete. Er wurde von neuem nach Marocco berufen und lebte daselbst bis an sein Ende in Ansehen. Sein Eifer in Studiren, seine Gelassenheit, und Freygebigkeit auch gegen Feinde, werden sehr gerühmt.

Ueber alle Schriften des Aristoteles hat er Commentarien geschrieben, ohne ein Wort Griechisch zu verstehen. Daher ihn nothwendig die lateinische Uebersetzung des Griechen sehr oft miſsleitet hat. Von der philosophischen Geschichte wuſste er gar nichts, und man hat ihm darin die lächerlichsten Fehler getrieben, z. B. daß er aus den Heraklitikern eine eigene Sekte der Herculeer gemacht hat. Dem ungeachtet stand er bey seinen Zeitgenossen, zum Theil auch noch bey einigen zu übereilten Nachsetern seines Ruhms in solchem Ansehen, daß man ihn den Commentator vorzugsweise nannte, und ihm allein eine vollkommene Einsicht in den verborgensten Sinn des Stagiriten zuschrieb.

Seine Verehrung gegen den Griechen gieng bis zur Anbetung. Von ihm glaubte er, daß er der gröſste unter allen menschlichen Geistern sey, daß man in ihm keinen Irrthum von einiger Beträchtlichkeit finde; daß er verdiene mehr ein göttlicher als menschlicher Geist genannt zu werden; und was dergleichen Lobsprüche mehr sind. Kein Wunder, da er im Aristoteles das fand, was er gern finden wollte, und auſser ihm fast gar keinen Philosophen kannte.

Die Meynungen, wodurch er sich vorzüglich auszeichnete, waren die von der Sterblichkeit der menschlichen Seele, und von dem allgemeinen Verstande. Beyde hatte er aus dem Aristoteles entlehnt, so wie Aristoteles selbst sie wieder den alten Philosophen abgeborgt hatte. Ihr Sinn beruht kürzlich auf folgenden Sätzen: wir haben nicht nur eine denkende, sondern auch eine empfindende Seele, welche beyde derschiedene Substanzen sind. Die empfindende Seele ist eine gewisse Form des Körpers, die folglich mit dem Körper entsteht und vergeht. Nicht so die denkende oder vernünftige Seele. Diese bringen wir nicht mit auf die Welt, sondern erhalten sie erst mit der Zeit von auſsen. Es giebt nemlich einen gewissen allgemeinen Verstand, durch dessen Einfluſs alle menschliche Seelen verständig werden. Dieser allgemeine Verstand ist die unsere Erde belebende Seele, denn gleich allen andern Himmelskörpern, hat auch unsere Erde ihre eigene Seele. Das ganze menschliche Geschlecht hat Theil an dieser Seele, und wird durch die Einwirkung derselben verständig gemacht. Diese Seele nennet man auch den thätigen Verstand. Folglich ist er unvergänglich, weil die Seele der Erdkugel, gleich dem ganzen Weltsystem ewig und unvergänglich seyn muſs. Hieraus sieht man, in wiefern Averroes die Unsterblichkeit und Sterblichkeit der menschlichen Seele zugleich behaupten konnte.

Neues enthält diese Lehre nichts, so wie Averroes überhaupt nicht zu den Geistern gehört, welche die Gränzen der Wissenschaften, auch nur mit Unsinn erweitert haben. Die Gröſse seines Ruhmes hängt also blos von der Unwissenheit seines Zeitalters ab; wahrscheinlich aber auch von dem Ansehen, welches er am Hofe behauptete.

Averruncanus und Averruncus, Ἀποτρόπαιος, Ἀλεξίκακος, Ἀποτομπαῖος. Der lateinische Name leitet sich aus dem Worte *runco*, eine Jätthacke, und dem daher gebildeten Zeitworte *averruncare*, ausjäthen, her, und bezeichnete eine Gottheit, welche das beverstehende Unglück abwenden konnte. In dem System des Aberglaubens und der Vielgötterey giebt es nothwendig, auſser den wohlthätigen Gottheiten und Geistern, auch feindselige Wesen, die nur darauf bedacht sind, Unglück und Zerrüttung anzurichten und die Menschen zu plagen. Freylich lehrte man allerley Mittel, diese bösartigen Geister zu bekämpfen. Aber öfters waren auch diese Mittel zu unkräftig. Man setzte also eine Gottheit der andern, ein wohlthätiges Wesen einem feindseligen Geiste entgegen, welche erstere den schädlichen Einfluſs der letztern vernichten und das beverstehende Unglück abwenden muſsten. Diese Götter nennten die Römer Averruncos, und die Griechen ἀποτροπαίους, welcher Name mit dem lateinischen einerley Bedeutung der Ableitung hat. Besonders wurden diese Averrunci angesiehet, daß sie diejenigen Uebel abwenden sollten, die etwa ein Wunderzeichen oder eine Sache von schlimmer Vorbedeutung angekündiget hatten. Varro in seinem Buche von der lateinischen Sprache gedenkt zwar nur eines einzlen Gottes Averruncus: er schreibt aber in dieser Stelle nur von der Ableitung des Namens, und Dionys von Halikarnaſs gedenkt dieser Gottheit in der mehrern Zahl, da er meldet, daß ihnen in denen Unruhen, welche vor der Wahl der Zehenmänner vor-

hergiengen, sey geopfert worden, um die üblen Folgen derer Wunderzeichen, die sich damals zugetragen hatten, abzuwenden. Vorzüglich rechnete man unter diese deos averruncos den Apoll, den Hercules, den Castor und Pollux. Auch sah man in Corinth ihre Bildsäulen nahe bey dem Grabe des Epopeus, das nahe bey einem Altare der Minerva war, welchen derselbe nebst einem Tempel gewidmet hatte, welchen letztern aber der Blitz entzündet, und nichts als den Altar verschont hatte, der noch zu des Geschichtschreibers Pausanias Zeiten übrig war.

Der Aberglaube suchte, außer dieser unmittelbaren Hülfe der Rettungsgötter, aber auch noch in sich und in einer eingebildeten abenwitzigen Klugheit, neue Mittel, üble Vorbedeutungen und andere besorgliche Uebel abzuwenden und zu entfernen: eine thörigte Kunst, die mit dem Heidenthume in Europa keinesweges zugleich ausgestorben ist. Um z. B. der Wirkung einer schlimmen Rede oder eines unangenehmen Gegenstandes auszuweichen, durfte man nur geschwinde ausspucken, um gleichsam den dadurch eingesogenen Gift wieder auszuwerfen. Mußte man sich nothwendigerweise solcher Worte bedienen, die von übler Vorbedeutung waren: so bemühete man sich mit der ängstlichsten Sorgfalt, diese Worte zu mildern, und so viel möglich, den schlimmen Begriff zu entfernen, den sie natürlicherweise mit sich führten. Anstatt also zu sagen, mein Freund ist gestorben, sagte der Römer: vixit, er hat gelebt. In Athen nennte man das Gefängniß, das Haus, den Henker, den öffentlichen Mann, die Furien, die Eumeniden, oder die Wohlwollenden. Die Griechen sagten zu demjenigen, der übelbedeutende Worte vorbrachte: Εις κεφαλην σοι, das komme dir auf deinen Kopf. Auf Sachen von böser Vorbedeutung warf man Steine. Thiere von dieser Eigenschaft tödtete man. Mißgeburten, die als Wunderzeichen schrecken, verbrennte man mit unglücklichem Holze, d. i. solchem, welches den unterirdischen Göttern gewidmet war. So wurde ein Uhu, der sich erst auf dem Capitolium, und darauf um die Stadt herum hatte hören lassen, als ihn ein Vogelsteller gefangen hatte, verbrannt, und seine Asche auf die Tyber gestreuet. Ein in der Volsinischen Stadt Frusino gebohrnes Kind, das an Größe einem vierjährigen gleich, und dessen Geschlecht zwitterartig war, wurde, nach dem Berichte des Livius, von den deswegen aus Hetrurien verschriebenen Haruspicen für ein schändliches Wunderzeichen erklärt und verordnet, daß es in ein Kästchen lebendig verschlossen und in das Meer geworfen werden sollte.

Avers und **Revers** s. Münzen.

Aversione, per Aversionem s. Bausch und Bogen.

Avertissement, ist eine Nachricht von etwas, und wird entweder besonders gedruckt und ausgegeben; oder allenfalls nur den Zeitungen, wöchentlichen Anzeigen, Intelligenz- und andern öffentlichen Blättern für eine geringe Abgabe angehängt.

Avertisseur, ist derjenige königliche Bediente am französischen Hof, welcher des Mittags ansagt, daß der König zur Tafel komme. Dieses ist, um der Hofleute willen, welche zur Tafel gezogen werden, und in dem Speisesaal den König erwarten, nothwendig, damit bey der Ankunft des Königs alles in Ordnung sey.

Ueberhaupt nennt man auch Avertisseur einen jeden Bedienten, welchen man irgend wohin voran schickt, um sich anmelden zu lassen.

Aves Palamedis. Palamedes vermehrte das griechische Alphabet mit den Buchstaben Θ Ξ Φ und X worüber Ulysses spottete, weil die Kraniche im fliegen dergleichen Figuren zu machen pflegten, denen sie Palamedes wohl abgesehen haben möchte. Daher hernach die Kraniche zuweilen aus Scherz Aves (Vögel) des Palamedes genennt wurden.

Avesta. Hierunter werden die Bücher verstanden, in welchen Zoroaster den Persern die Art des Gottesdienstes und den Inbegriff der Lehrensregeln vorgetragen hat. Diejenigen Bücher von der Art, welche noch heut zu Tage unter den sogenannten Parsen in Ostindien vorhanden sind, werden für die Schriften dieses alten Gesetzgebers ausgegeben. Die Feueranbeter haben die größte Hochachtung gegen sie, und verehren sie nicht weniger, als die Juden die hebräische Bibel. Ueber die Authenticität derselben wird gestritten. Der Verfasser derselben, Zoroaster, soll ohngefehr 550 Jahr vor Christi Geburt gelebt haben. Es stunden zu gleicher Zeit in der heidnischen Welt drey Männer auf, die ihre Zeitgenossen in den Lehren der Theologie und Moral unterrichteten, Pherecydes unter den Phöniciern, Confucius in China, und Zoroaster unter den Persern. Letzterer rechnet sein Geschlecht von den alten Königen der Perser her. Er erschien vor dem König Gustasp, und sagte ihm, daß er von Gott, der die sieben Himmel, die Erde und die Gestirne erschaffen habe, an die Menschen geschickt sey. Und zugleich überreichte er ihm das Avesta, in welchem seinem Vorgeben nach, die Befehle des Ormusd enthalten wären. Hier erzählen die orientalische Geschichtschreiber viele Wunder, die er verrichtet haben soll, die wir aber an seinem Ort wollen gestellt seyn lassen. Er sagte darauf zum König Gustasp, welchen die lateinischen Schriftsteller Hystaspis nennen, Gott habe ihn gesandt, daß die Völker durch ihn seinen Willen, der in dem Avesta enthalten wäre, vernehmen sollen; wenn er dieses Buch annehmen würde, so habe er weiter keines Wunders nöthig. Der König ließ sich darauf einen Abschnitt daraus vorlesen, fand aber nicht viel Geschmack daran, nach und nach aber studirte er mehr darinnen, und wurde endlich von denen darinnen vorgetragenen Lehren überzeugt. Der Feuerdienst, welcher die Hauptsache der neuen Religion ausmachte, wurde in ganz Persien eingeführt; auch die Brahmen in Indien nahmen ihr an. Es bestehet dieses Avesta oder lebendige Wort, aus verschieden Theilen, die zum Theil die Liturgie, deren sich die Feueranbeter in ihren Tempeln bedienen, zum theil Lehrsätze und Lebenspflichten, zum theil auch viele Handlungen des Zoroasters, enthalten. Man findet viele Stücke darinnen, die aus dem alten Testament genommen sind, woraus einige geschlossen haben, Zoroaster sey ein Jude gewesen. Er beschreibt die Schöpfung und Sündfluth fast eben so, wie Moses; er giebt Regeln von reinen und unreinen Thieren, die aus eben dieser Quell geflossen zu seyn scheinen; und es enthält noch vieles, welches nahe an die jüdischen Gesetze gränzet. Die beste Nachricht von diesen Büchern, welche die heutigen Parsen, oder Parsier in Indien, noch haben, hat uns vor etlichen Jahren ein Franzos, mit Namen Anquetil du Perron gegeben. Aus einer unglaublichen Wißbegierde gieng dieser Mann nach Indien um die Zoroastrische Schätze aufzusuchen. Hyde hat zwar etwas von dem Avesta, aber seine Nachrichten sind zu mangelhaft. Anquetil überwand die größten Schwierigkeiten. Die Parsen machen aus ihren Religionsbüchern und Religionssätzen gegen jedermann, so viel ihnen möglich ist, ein undurchdringliches Geheimniß, und halten sich im Gewissen da-

Digitized by Google

zu verbunden; dies war die gröſte Schwierigkeit, die er zu überwinden hatte. Er brauchte List, Geld, Drohungen, um die so sehr verborgen gehaltene Gelehrsamkeit zu entdecken. Und es glückte ihm, er brachte diese Schätze aus dem Orient nach Europa, und machte sie in einer franzöſischen Ueberſetzung bekannt.

Das Avesta selbst besteht aus drey Hauptabtheilungen, davon die erste Vendidad-Sade, die zweyte Jeschn-Sade, und die dritte Bundebesch genennt wird. Die erstere enthält wieder drey Abschnitte, das Jeschne, Vispered und das eigentlich sogenannte Vendidad. Jeschne heiſt eigentlich ein Gebet, worinnen man die Gröſe desjenigen preiſet, den man anbetet. Es enthält die Gebete an den Ormusd und seine Creaturen; es wird darinnen Nachricht gegeben von dem Menschen, seinen Bedürfnissen, von den Geistern und Genien, die zum Schuz und Dienst des Menschen vorhanden sind. Der zweyte Abschnitt Vispered enthält Liturgien, an die obersten Geister, die die Regierung über die Elemente haben, z. E. den obersten Geist der Himmel, der Erde, der Wasser. Der dritte Theil Vendidad schlecht weg, enthält die Gebete, die die Priester der Parsen um Mitternacht, bey Aufgang der Sonne, und des Abends beten müssen, ingleichen die Vorschriften über die Reinigungen, Einweihungen, Ehen, mit einem Wort, alles Ceremonienwerk ihres ganzen Gottesdienstes. Sie stehen nicht, wie sie sich dem Inhalt nach zu einander schicken, sondern wie sie öffentlich beym Gottesdienst auf einander folgen. Dieses leztere Stück kam bereits im Jahr 1723 nach Europa, und es befindet sich eine Abschrift davon in der alten Zendſprache, zu Oxford auf der Bodlejanischen Bibliothek. Der zweyte Hauptheil des Avesta wird Jeschi-Sade genennt, und enthält gleichfalls Gebete die mit Segnungen verbunden sind, worinnen die Eigenschaften der himmlischen Geister, ihre Verhältniſse mit dem Ormusd und seinen Creaturen vorkommen. Die dazu gehörigen Stücke sind nicht mehr alle in der alten ursprünglichen Zendſprache vorhanden, sondern in der mittlern Sprache, welche Pehlvi heiſt. Die Parsen haben für einen jeden der höhern Geister ein besonderes Gebet, und diese sind in dieser Sammlung enthalten. Es sind eigentlich die Privatgebete der Parsen, die sie sowohl bey Nacht, als bey Tag, ohne weitere Ceremonie herbeten, z. E. beym Ankleiden, beym Händewaschen, vor und nach dem Eſsen. Die dritte Abtheilung begreift das Bundebesch in sich. Es soll dieses eine Ueberſezung eines der Bücher des Zoroasters seyn, wovon das Original verlohren gegangen; andere halten es blos für einen Auszug aus mehrern Werken dieses alten Gesezgebers. Es handelt von dem Ursprung aller Dinge, von der Einrichtung der Welt ꝛc. Aus dem Inhalt sieht man, daſs es nach den vorhergehenden Stücken geschrieben worden; ja aus einigen Stücken will man sehen, daſs sein Alter nicht über das siebente Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung hinausgehe. Diese Stücke zusammen machen das Gesezbuch der sogenannten Parsen aus.

Die Religion die in dem Avesta vorgetragen wird, war ehemals in ganz Persien die herrschende. Da aber im Jahr 632 der lezte König in Persien aus der Dynaſtie der Sasaniden von dem Califen Hazerte Omar Ketzb vom Thron geſtoſsen wurde; so wurde die muhamedanische Religion eingeführt, und die alten Verehrer des Feuers mußten entweder diese Religion annehmen, oder zum Lande hinaus wandern. Viele wählten das lezte. Eine Colonie von ihnen wandte sich anfangs nach Ormus, an dem persischen Meerbuſen, und nachdem sie an verschiedenen Orten gesucht hatten unterzukommen, aber nirgends eine bleibende Stätte gefunden hatten; so kamen sie nach Gujarate, wo sie sich niederlieſsen, und einen Tempel bauten. Sie breiteten sich noch weiter aus, hatten verschiedene widrige Schicksale, erhielten sich aber doch noch bis auf diesen Tag an einigen Orten in Ostindien. Ihr eigentlicher Name ist Parsen, so wird das alte Wort Perser heut zu Tage ausgesprochen. Und dieses ist dasjenige Volk, welches das Avesta zum Grund seines Glaubens, und zur Regel seines Lebens annimmt.

Es kommt hier die Frage zu untersuchen vor, ob denn diese Bücher auch ächt sind. Ein Volk, das heut zu Tag kaum dem Namen nach bekannt ist, das in einem Winkel der Erde fast von allen Völkern abgesondert lebt, rühmt sich, Bücher zu besizen, die über zweytausend Jahre alt sind, deren Lehren ehemals in einem der gröſten Reiche des Erdbodens herrschend gewesen waren, woraus viele alte Philosophen geſchöpft, und woraus die Ketzer der ersten Jahrhunderte Irrthümer hergenommen haben, womit sie dem Christenthum schadeten. Lauter Gründe, die die Neugierde rechtfertigen, sie kennen zu lernen; aber auch die Nothwendigkeit beweisen zu untersuchen, ob sie ächte Ueberbleibsel des Alterthums, oder in den neuern Zeiten untergeschoben sind. Der Inhalt mag beschaffen seyn, wie er will, er kann schlecht, falsch, lächerlich seyn; demohngeachtet verdient ihre Authenticität einige Untersuchung. Wenn man den Charakter des Zoroasters mit diesen Büchern vergleicht, so paſst sie vollkommen auf denſelben. Man erkennet darinnen einen Gesezgeber, einen Urheber einer Religion, der vollkommen enthuſiaſtisch denkt, und mehr für die Einbildungskraft, als für den Geist und die Vernunft sorgt; der die Hauptsache seiner Religion für die Sinnen einrichtet, deſsen Grundsäze aber nur den Priestern verständlich waren. Der gelehrte Brucker behauptet, daſs diese Bücher nicht über die Zeiten des Eusebius hinaufgehen, sondern daſs sie um diese Zeit, da Juden und Christen in Persien in groſser Menge wohnten, denen Büchern den Magern, oder Verehrern der Zoroaſtrischen Religion nicht unbekannt waren, von den Priestern der leztern mit vieler List wären gemacht worden, so daſs sie sich dazu der alten Zendischen Sprache und Schriftzüge bedient hatten, um dem Verfall ihrer Religion vorzubeugen; um den Betrug besser zu verstecken, hätten sie die Bücher selbſt dem Volk niemals gezeigt, sondern dieses hätte sich mit einem Auszug, den sie Sadder nennten, begnügen müssen. Anquetil, von dem wir schon gesprochen haben, und der sich um die Entdeckung dieser Bücher am meisten verdient gemacht hat, sezt sich dieser Hypothese entgegen, und behauptet, daſs diese Bücher wirklich von dem Zoroaster abstammten; zwar nicht, daſs er sie alle selbſt geschrieben habe, sondern daſs seine Schüler viele einzelne Stücke von ihm gesammelt, und nach und nach zusammen getragen hätten. Wir wollen seine Gründe in die Kürze zusammenziehen.

Diejenigen Parsen, welche sich nach dem Tode des Yezdjerdes, oder Jzdegerdes, in die Gebürge von Kirmerzogen, hatten Bücher in der alten Zendischen Sprache, die sie dem Zoroaster zuschrieben. Sie hatten diese Nachricht von ihren Voreltern bekommen, und brachten sie auf ihre Nachkommen. Gegen diese Bücher hatten sie eine solche Hochachtung, daſs sie schlechterdings nicht dazu zu bewegen waren, einige Aenderungen darinnen zu machen. Ein ganzes Volk hält diese Sage für wahr, pflanzt sie mit der gröſten Genauigkeit fort

Digitized by Google

und hält sie für die Grundlage ihrer Religion, welche Zoroaster gestiftet hat. Will man sie dem Zoroaster nicht zuschreiben, so findet man in der ganzen Geschichte dieses Volks niemanden, dem man sie wahrscheinlich zuschreiben kann. Bey allen Verfolgungen, die sie seit den Zeiten Alexanders des Großen haben ausstehen müssen, finden wir nicht eine einzige Spur, daß sie die Authenticität ihrer Bücher bewiesen haben; sondern sie setzen sie allemal als ausgemacht voraus. Man findet ferner in denselben die Namen der Könige und Fürsten, die in Persien bis auf die Zeiten des Hystaspis regiert haben, aber keinen aus der Dynastie der Sasaniden; folglich sind sie älter als dieser. Mahometanische, arabische und persische Schriftsteller schreiben das Avesta in der Zendischen Sprache dem Zoroaster zu. Nachdem die Parsen aus ihrem Vaterlande vertrieben und von einander abgesondert wurden; so ereigneten sich zwar verschiedene Veränderungen in ihrer Religion, aber in Ansehung der Authenticität dieser Bücher sind sie alle einstimmig. Dieser Beweiß bekommt dadurch noch mehrere Stärke, weil die Parthenen der Parsen selbst gegen einander mit vieler Feindseligkeit zu Werk gehen. Auch aus der Sprache kann man einen Beweiß für ihr Alterthum hernehmen. Die Zendische Sprache, worinnen sie geschrieben sind, war mehr als 400 Jahre vor der christlichen Zeitrechnung die gewöhnliche Landessprache in Ober-Asien, wovon wir unter dem Artikel Zend mehr reden werden. Vergleichen wir die Nachrichten, die uns die griechische Geschichtschreiber von der Religion der alten Perser geben, mit dem Inhalt des Avesta, so sieht man auch daraus das Alter derselben. Herodot macht uns mit einigen lehrsätzen und Religionsgebräuchen bekannt, die man noch gegenwärtig bey den Parsen antrift, daß sie, z. E. dem Feuer, dem Wasser, dem Mithra, Opfer bringen; daß sie die Flüsse nicht mit dem, was aus dem menschlichen Körper ausgeht, verunreinigen; daß sie sich ein besonderes Verdienst daraus machen, Schlangen, Insecten, die sie als Würkungen des Ahrimans ansehen, zu vertilgen ꝛc. Die Magier, die zur Zeit des Xenophons Gott bey Aufgang der Sonne lobten, sind die nemlichen, die in dem Avesta Mobed genennt werden. Theopomp redet nach dem Lehrbegrift der Perser von einem höchsten Gott, welcher die zwey Grundwesen, Ormusd und Ahriman, eine Zeitlang handeln läßt, ohne sich weiter um die Welt zu bekümmern; er redet von einer gänzlichen Zerstörung des Reichs des Ahrimans, von einer allgemeinen Auferstehung ꝛc. Und Theopomp schreibt kaum zweyhundert Jahre nach dem Zoroaster. Strabo erzählt, daß bey den Persern derjenige, der das Feuer mit dem Munde anblies, oder etwas von einem Todten hineinwürfe, die Todesstrafe verdient hätte. Die Beschreibung, die eben dieser Geschichtschreiber von dem äußern Gottesdienst derselben macht, stimmt mit dem Avesta vollkommen überein. Nimmt man alles dieses zusammen, so scheint es höchstwahrscheinlich, daß diese liturgischen Bücher der Parsen, das Avesta, vor den Zeiten des Xerxes vorhanden gewesen sind.

Gegen das angegebene Alterthum dieser Bücher werden verschiedene Einwendungen gemacht. Man sagt: der Lehrbegrift, so wie er in dem Avesta vorgetragen ist, sey von dem System des Zoroasters, wie es die Griechen beschreiben, unterschieden, und es sey sehr zu vermuthen, daß verschiedene Stücke aus der mahometanischen Religion hineingebracht worden; Alexander und seine Nachfolger hätten etwas von diesen Büchern sagen müssen, wenn sie vorhanden gewesen wären; wenn diese Bücher in den ersten Zeiten des Christenthums da gewesen wären, so würden sich die Gnostiker, die aus dem System des Zoroasters viele Irrthümer angenommen haben, gewiß darauf berufen haben; selbsten die Parsen sagten, daß unter der Regierung des Alexanders die Bücher des Zoroasters verbrannt wären; in dem Avesta kämen viele Kleinigkeiten vor, die dem Geist dieses Gesetzgebers unanständig wären; da nach dem Zeugniß des Abulfaradj Zoroaster die Zukunft des Messias soll vorher verkündigt haben, so müßte in dem Avesta etwas davon vorkommen, wenn diese Bücher dasjenige wären, wofür man sie ausgäbe; allein man fände nicht die geringste Spur davon; es kämen verschiedene Stücke darinnen vor, die aus dem Judenthum und Christenthum entlehnt schienen. Auf diese Einwendungen machen diejenigen, die das Alterthum dieser Bücher behaupten, ihre Gegenantworten, die sich zum Theil ganz wohl hören lassen. Sie sagen: Griechen und Lateiner beschreiben uns die Begriffe und Handlungen der Religion der Perser, ehe die Muhamedanische Religion in die Welt gekommen ist, und ihre Beschreibung ist just so, wie sie in dem Avesta enthalten ist, folglich sind sie nicht aus derselben entlehnt; von der Verbrennung der Bücher des Zoroasters durch den Alexander, rede kein einziger von den griechischen und lateinischen Schriftstellern; wenn auch mit Persepolis Bücher des Zoroasters verbrennt wären, so wären deswegen noch nicht alle Abschriften verbrennt; aus dem wichtigen oder schlechten Innhalt eines Buchs könne man nicht für oder gegen dessen Authenticität einen Schluß machen; die allgemein in ganz Orient ausgebreitete Meinung von einem über die ganze Welt regierenden König fände man allerdings in dem Avesta; ob aus dem Christenthum Stücke darinnen vorkämen, sey nicht bewiesen; die Aehnlichkeit einiger Ausdrücke, z. E. Wort, Licht, die das Avesta mit den Schriften des Evangelisten Johannis gemein habe, sey eben so wenig ein Beweiß, daß der Verfasser des ersten die letztern gelesen habe, als aus der Aehnlichkeit einiger Ausdrücke des Plato mit eben diesen Evangelisten folgt, daß diese Schriften des heidnischen Philosophen nach der Einführung des Christenthums geschrieben worden.

Ob wir nun gleich nicht mit Gewißheit entscheiden können, ob die Bücher, die Anquetil aus Orient in die Bibliothek seines Königs niederlegte, wirklich von der Hand des Zoroasters sind; so ist doch sobiel gewiß, daß sie die herrschende Liturgie der Parsen in ihren Tempeln, und Ueberbleibsel des grauesten Alterthums sind. Die vornehmsten Stücke sind in der alten Georgischen und Medischen Sprache geschrieben; in keiner andern Sprache können noch jetzo bey den Parsen die Gebete gesprochen, und der Gottesdienst verwaltet werden. Anquetil hat mit einer bewundernswürdigen Genauigkeit bemerkt, welche Stücke noch in dieser Originalsprache, und welche in dem jüngern Dialect dieser Sprache existiren. Ob man nun daraus gleich noch keinen Schluß auf die Treue der Anquetilischen Uebersetzung, und auf die innere Verständlichkeit und Genauigkeit der Sprache, machen kann; so ist doch das ganze Gebäude dieser Liturgien uralt und sicher. Schon zu den Zeiten des Artaxerxes Longimanus war diese Sprache alt und nicht mehr bey Hofe üblich; in der Folge ist sie durch Zumischung der Araber, Türken, Mogolen, gänzlich verschwunden. Alles, was wir vorher von der Religion der Perser gewußt haben, wird nunmehr berichtigt. Was Hyde, Hottinger, Beaufobre, Brucker, aus Griechen und Arabern, gesammelt, was die

Digitized by Google

neuern Reisebeschreiber bemerkt haben, das finden wir hier in wirklichen Handlungen. Hier ist die Quelle des Sabäismus, des Chaldäismus, der griechischen Gnostik, und gewissermaßen auch der bilderreichen Mythologie; und es ist allerdings der Mühe werth, das Avesta in seinen eigentlichen Innhalt ins kleine zusammen zu ziehen. Hier ist das System desselben, so kurz als es sich zusammen fassen und aus den verschiedenen Theilen in ein Ganzes fügen läßt.

Der Hauptinhalt des Avesta begreift Lehren, Pflichten und Religionsgebräuche, alles in liturgische Form eingekleidet. Erstlich Vorbegriffen. Die gränzenlose Ewigkeit, der Ursprung, das höchste und unabhängige Wesen, hat das erste Lichte, das erste Wasser, und das ursprüngliche Feuer, den Ormusd und Ahriman erschaffen. Dieses erste Wesen wird das Wort genennt, welches eher war, als alle erschaffene Wesen. Nach diesen sind Ormusd und Ahriman, die zwey untergeordneten thätigen Grundwesen, das Amkaut, das andere bös. Das erste ewige Grundwesen hat bis auf die Dauer der Zeit auf 12000 Jahre gesetzt, und sie zwischen Ormusd und Ahriman getheilt; beyde untergeordnete Grundwesen streiten mit einander, und der Streit endigt sich mit dem Sieg des Ormusd. Die ersten Musterder Wesen, welche Ormusd erschaffen hat, werden Ferüer genennt, Geister, Engel, Genien, unter diesen ist der Genius des Zoroaster der oberste; durch diesen ist das Gesetz bekannt gemachtet und der Herr der Natur verherrlicht worden. Von diesen Ferüers werden die übrigen geistigen und körperlichen Wesen, die die Welt des Ormusd ausmachen, hervor gebracht. Gegen diese setzt Ahriman seine feindseligen Geister. Alle Theile der Welt sind diesen Genien untergeordnet, die wie eine Kette unter einander verbunden sind, und bis zu dem obersten und ewigen alles ersten Wesen hinaufsteigen. Von diesen ist der erste Ochs erschaffen worden, von welchem das menschliche Geschlecht, alle Thiere und Pflanzen herkommen; von diesen sind die Kaiomorts, d. i. die ersten Menschen, die reine und unsterbliche Seele, erschaffen worden. Der Mensch ist zwar gerecht und rein erschaffen worden, aber Meschia und Meschiane, die Väter des menschlichen Geschlechts, sündigten; hieraus entstand die Vermischung des Guten und des Bösen. Endlich wird der Mensch durch den Tod befreyt, der Gerechte und Ungerechte haben jeder seinen besondern Aufenthalt, und Höllen werden sich zu dem Gesetz des Zoroasters bekehren, darauf erfolgt die Auferstehung. Hier geht eine neue Prüfung vor, an der den Sündern die Thore des Himmels eröffnet, nachdem sie vorher durch die Strafen der Hölle, durch das Feuer der Metalle, gereinigt worden sind. Nun wird das Reich des Ahriman zerstört, die ganze Natur wird wieder hergestellt; Ormusd auf der einen Seite mit den sieben ersten guten Geistern, und Ahriman auf der andern mit sieben Teufeln, bringen dem ersten und obersten Wesen ein Lobopfer. Dies ist das Lehrsystem, welches in dem Avesta zerstreut vorgetragen ist, und worauf sich die ganze Religion der Parsen gründet. Diese lehret sie den Ormusd, als den Grund aller Gerechtigkeit, mit reinen Gedanken, Worten und Werken, nach der hier vorgeschriebenen Art, zu verehren, gegen die Genien, deren Dienst er sich bedient, erkenntlich zu seyn, und den Ormusd in seinen Werken zu verehren; es lehret sie ferner, den Ahriman, als den Urheber alles Bösen zu verabscheuen, und alle Kräfte anzuwenden, seine Tyranney und Würkungen zu zerstören.

Die Moral, die in dem Avesta enthalten ist, begreift zwey Hauptstücke in sich: Erstlich die Pflichten der Creaturen gegen ihren Schöpfer. Diese sind in wenig Worten ausgedrückt. Befestige dich reiner Gedanken, reiner Worte, und reiner Werke. Dieses sind alle moralische Vorschriften, die in dem Avesta, auf allen Blättern vorkommen. Hiezu setzen sie noch eine vierte: schieb eine gute Handlung nicht bis morgen auf. Der andere Punct der Moral, welche das Avesta lehrt, bezieht sich auf die bürgerliche Gesellschaft. Einem jeden Stand werden seine besondere Pflichten fürgeschrieben, und dieses erstreckt sich sogar bis auf den Gebrauch der Werkzeuge, die man im gemeinen Leben braucht. Die ganze Regierungsform beziehet sich auf die Religion. Der oberste Priester ist zugleich das Haupt aller übrigen Stände. Von den Königen redet das Avesta ganz besondern. Ein besonderes Feuer belebt sie; sie sind auf der Erde dasjenige, was der Amschaschpand Bahman im Himmel ist; alle Gewalt kommt vom Ormusd und seinen Geistern. Es werden auch die verschiedenen Stufen unter den Menschen bestimmt, und die Verbindungen angezeigt, die den Staat zusammen halten; siehe mit mehrerm parsischer Staat.

Der dritte Punct, den das Avesta in sich begreift, betrifft die Religionsgebräuche. So wie das Gesetz die Oeffenbahrung des ersten, des ursprünglichen Wortes, welches die Welt erschaffen hat, in sich begreift; so wird es deswegen Avesta, oder das lebendige Wort genennt. Alles ist hier Handlung. Bey einem jeden Gebet ist bestimmt, wie, wenn und wo es gesprochen werden soll, ob es leise, stehend, oder sitzend, ob es von Priestern oder dessen Diener, vom Djutj oder Raspi mit welchen Geberden es geschehen soll. Das lesen des Avesta, ist also ein absolut nothwendiges Stück der parsischen Religion; wenn es mit der gehörigen Verfassung des Gemüths gelesen wird, so hat es auf der Welt eben die Würkung, als das ursprüngliche Wort bey der Schöpfung der Welt gehabt hat. Da das Avesta größtentheils nichts anders enthält, als Gebete; so schreibt es diesen die besondere Kraft zu, daß sie die Genien, an welche sie gerichtet werden, dahin vermögen, den Planeswegen sie erschaffen sind, auszuführen. Es enthält also Gebete, die der Priester für sich selbsten, sowohl als für alle Parsen verrichtet; es enthält Gebete, die er allein verrichtet, auch solche, worinnen er sich mit andern vereinigt. Letzteres trifft man in den Formularien sehr häufig an. Die Gebete sind zuvörderst an den Ormusd gerichtet; diesem bekennen sie ihre Sünden; sie fliehen auch zu dem allerhöchsten Wesen, welches sie unter dem Namen der gränzenlosen Ewigkeit anzeigen, hinauf; auch die himmlischen Geister sind ein Gegenstand der gottesdienstlichen Verehrung, wovon das Avesta das Formular enthält. Endlich richten sie auch ihre Andacht an alle Theile der sichtbaren Natur. Unter den Elementen richten sie ihre meisten Gebete an das materielle Feuer, worunter sie das ursprüngliche Feuer, welches alle Wesen belebt, verstehen. Mehreres siehe unter den Artikeln, Feuerdienst, Parsische Religion.

Wir haben schon bemerkt, daß an das Ablesen dieses Avesta fast die Seeligkeit gebunden ist; und daß es im Gegentheil für die größte Sünde unter den Parsen gehalten wird, wenn man saumselig darinnen ist. So heißt es unter andern in einer Beichtformel, die in ihrer Sprache Patet genennt wird: ich erkenne es für eine schwere Sünde, wenn ich das Avesta nicht herlese, nicht auswendig lerne, nicht in dem Gedächtniß behalte. Besonders gilt dieses von demjenigen Theil, den man Jeschpe nennt, welchen sie wegen seiner besondern Vor-

Digitized by Google

treflichkeit nur das kleine Avesta nennen. Es ist fast keine Verrichtung des menschlichen Lebens, wobey nicht gewisse Gebeter die in dem Avesta vorgeschrieben sind, müssen hergesagt werden. In dem Tempel geschieht das Ablesen derselben unter Begleitung gewisser musicalischer Instrumente, die wir unter dem angeführten Artickel naten erklären werden; außerdem aber wird es nach Art unserer Litaneyen mit einer Abwechselung von wenigen Tönen gesungen.

Anquetil verdient allen Dank, daß er Europa mit diesen bisher unbekannten Schätzen bereichert hat. Es befand sich zwar das Vendidad Sade mit Zendischen Characteren geschrieben, bereits vorher schon auf der Bodlejanischen Bibliothek in Oxford, und die Vergleichung desselben beweißt die Richtigkeit der Anquetilischen Uebersetzung; allein die Anzahl der mitgebrachten Handschriften übertrifft alles, was wir bisher in Europa gehabt haben. Achtzehen Bände solcher Handschriften von verschiedener Art sind in die königliche französische Bibliothek hinterlegt worden. Es sind einige mehr als scepticische Kunstrichter bey der Erscheinung der französischen Uebersetzung des Avesta auf den unseligen Einfall gekommen, es nicht die ganze Sache eine Erdichtung, und gewissermaßen gelehrter Roman wäre; aber man müßte eine mehr als Hardouinische Kühnheit besitzen, wenn man an der Richtigkeit dieser Bücher zweifeln wollte; ein so zusammenhänger Betrug ist unmöglich, und vielleicht seitdem die Welt steht, nicht gewesen. Vielleicht entdeckt uns die Zeit noch mehrere Ueberbleibsel. Vielleicht glückt es den Russen in dem ihnen so nahe gelegenen Kirman Spuren zu finden, worauf sie zu mehrern Stücken des Avesta, und zugleich zu einer nähern Kenntniß der ehemals in dem größten Theil von Asien herrschenden Religion kommen können.

Es wird niemand in Abrede seyn, daß die Entdeckung dieses Avesta nicht allein für die Neugierde, sondern auch zu reellen Kenntnissen sehr wichtig sey. Religion und Philosophie ist bey den meisten morgenländischen Völkern jederzeit mit einander verbunden gewesen. Es ist unleugbar, daß sich in das System der Platoniker, der Gnostiker, und anderer Philosophen und auch Ketzer, vieles aus der orientalischen Weltweißheit eingeschlichen hat. Die folgenden Lehrer und Erklärer setzten immer etwas hinzu, und verwickelten endlich die Sache dermaßen, daß man sich kaum aus diesem Labirinthe herausbelfen konnte. Es ist also sehr vortheilhaft, daß wir in dem Avesta die erste Quelle dieser Meynungen finden. Es war orientalische Philosophie, die sich seit Alexanders Zeiten ausbreitete, und immer andere Gestalten annahm; es war orientalische Philosophie, die sich sehr frühe auch in die christliche Religion einschlich, und allerhand Secten stiftete. Dem Forscher der Wahrheit ist es wichtig, die eingemischten fremden Materien kennen zu lernen, und sie abzusondern. Doch ist auch nicht zu leugnen, daß die Sache von manchen übertrieben wird, welche überall Begriffe aus dem Avesta zu finden glauben, wo andere nur den gesunden Menschenverstand sehen.

Auf! auf! rufen die Bergjungen früh Morgens, wenn es Zeit zum Anfahren ist, um ihre Kameraden aufzuwecken. Auf! auf! schreien auch die Jungen und Anschläger in der Grube, wenn der Bergkübel gefüllt ist, und aus der Grube gezogen werden soll.

Aufanâ Matres, Aufanâ Matronâ. Die alten Teutschen, besonders Nordischen Völker hielten sehr viel auf ihre wahrsagende Weiber (*Mulieres fatidicæ*). Julius Cäsar de B. G. Lib. I. Cap. L. sagt deutlich, daß der Ariovist sich deswegen damals in keine Schlacht einlassen wollen, weil die wahrsagende Weiber sie noch nicht für gut gefunden hatten. Es gieng soweit, daß einige davon, die sich besonders hervorgethan, unter ihre Gottheiten aufgenommen sind.

Unter solche gehören vorzüglich auch die Aufanâ Matres, so von den altdeutschen Wörtern Aue (ein angenehmes fruchtbares und durchströmtes Thal) und Fan, so einen Herrn und Gott nach dem Ulphilas bedeutet, ihren Namen haben. Man rechnet sie daher unter die *Deas campestres* Feldgötter besonders die Schutzgötter der Thäler und Wiesen, aus welchem Grunde man sie auch auf alten Monumenten mit Blumen und Früchten in der Hand vorgestellet findet.

Die Römer haben vielmals auch von fremden Gottheiten besonders der deutschen Völker, die sie bekriegt hatten, etwas angenommen, und in ihre Religion übertragen, daher sich verschiedene Steinschriften von ihnen finden, worauf der Aufanarum Matrum und Matronarum deutlich gedacht ist, davon man nur eine anführen will, die A. 1628. bey der Stadt Nimwegen gefunden, und noch jetzo auf dem Rathhause daselbst aufbehalten andern zu sehen ist.

Der Grund, wohee die alten Weiber zu diesem Vorzug gekommen sind, rühret wahrscheinlich daher, daß weil die Männer beständig in Kriegen oder auf der Jagd lagen, sie mäßig zu Hause sich auf Wahrsagen und Zeichendeutungen legten, Kräuter sammleten, die Verwundete aus dem Kriege heileten ꝛc. und durch allerley Verdienste von solcher Art sich ein so starkes Zutrauen nach der Einfalt damaliger Zeiten erwarben, daß sie wirklich unter die Gottheiten (wievohl inuito Marte mögte man mit Recht sagen) aufgestellet sind.

Aufähren, nachähren, Aehren lesen. Dieß ist das Geschäfte armer Leute auf den Feldern, wann der Bauer seinen Acker von seinem Getraide abgeleeret hat, so lesen jene die Aehren, welche dieser liegen und zurück läßt, zusammen.

Auf Augenschein fahren. Der Bergmeister, die Bergofficiere und Geschworne, finden oft nöthig die Gruben zu befahren und zu besichtigen, um genau schaftlich zu überlegen und die beste Maasregeln zu treffen, wie in Absicht der Gebäude, der Wasser, Anbrüche und Gewinnung der Erze, zu verfahren sey.

Aufbansen s. Aufbinden.

Aufbäumen auch aufzieben, heißet bey den Leinen- und andern Webern, das Aufwinden der Kette (Aufzug, Zettels) auf den sogenannten Garnbaum. Diese Arbeit ist eine der fürnehmsten der Weber und muß mit vieler Genauigkeit verrichtet werden. Denn es ist dem Weber viel daran gelegen, daß seine Kette auf dem Garnbaume so aufgewickelt sey, daß alle Fäden gleich stark ausgespannt werden können; ereignet sich der Gegentheil, so macht der lockerer ausgespannte Faden, gleich eine ungleiche und vorspringende Streife, welches in seinem Tuche das gut gewebt heißen soll, gar nicht geduldet werden kann. Daher bedienen sich die Weber nicht nur verschiedener Werkzeuge zu diesem Aufbäumen, sondern es gehören auch allemal mehrere Leute dazu, wovon einer dieses der andere jenes zum ganzen gehörige Geschäfte, besonders verrichtet, z. B. bey dem Zeugmacher hält eine Person das Ende der Kette, so fest als es möglich ist, an, und vier Walzen, welcher er sich dabey bedienet, machen, daß er die Kette hinreichend anziehen und ausgespannt erhalten kann. Eine andere Person leget jeden halben Gang der Kette zwischen zwey Pfröcke des Oeffners und hält den Oeffner selbst horizontal vor dem Bocke fest,

welche

Digitized by Google

welche Arbeit den Nutzen hat, daß sich die Gänge der Kette nicht untereinander verwirren können, und daß daher jeder Faden an seinem Orte bleibet. Eine dritte Person steckt nun einen Stab in ein Loch des Garnbaums, drehet denselben hiermit langsam um, und windet die Kette auf ihn auf. Bey dem Tuchmacher gehören zwey Personen zum Festhalten des Oeffners, und er leget die Kette über der Bank und dem Garnbaume so, daß das Unterkreuz über dem Garnbaume hängt. Der Seidenweber, wenn er sorgfältig zu Werk gehen will, windet die Kette erst auf eine so genannte Trommel, und bäumet nun dieselbige von derselben auf. Man spannet diese Trommel mit Stricken und beschwehret sie auch noch mit Gewichtern, so daß sie, beym Aufwinden der Kette, dieselbige allemal steif anziehet, doch nicht zu steif, weil sonst die Fäden zerreissen würden, aber auch nicht zu locker, da sie sich in diesem Falle zu schlaff auf den Hinterbaum (Garnbaum) aufwickeln müßte. Hierdurch wird die erste Person, welche sich beym sonstigen Aufbäumen findet, erspart. Zu dem Oeffner aber gehören ordentlicher Weise ebenfalls zwey Personen, eine derselben nimmt den Oeffner von dem Bocke ab und hält ihn vor dem Hinterbaume fest. Die zweyte steckt eine Hand zwischen die abgesonderte Hälften der Kette, und sondert hierdurch die halben Gänge noch genauer von einander ab. Ein jeglicher Kettengarn- oder Hinterbaum liegt hinten und hoch im Webstuhle, und trägt anfangs die ganze Kette, durch deren Verbindung mit dem Einschlage, das Gewebe jeder Art entstehet, daß nun als solches so nach und nach, wie es stückweise verfertiget worden, auf den unten über den Tritten fast mitten im Webstuhle liegenden Tuch- oder Zeugbaum aufgewunden wird; und dieses letztere Geschäfte wird von den Webern ebenfalls aufbäumen oder auf den Baum bringen, genennet.

Aufbäumen, heißt ferner sich zeigen, zum Vorschein kommen. So sagen die Bergleute: Es bäumet sich Knauer, ein hartes Gestein auf. Sonst wird es auch von vierfüßigen Thieren, insonderheit von Pferden gesagt, wenn sie auf den Hinterfüßen stehen, und sich mit dem Vordertheil des Leibes gerad in die Höhe richten.

Aufbäumeln sich, sagen die Jäger vornemlich von den Hasen, wenn sie sich auf die Hinterläufe stellen, und sich umsehen.

Aufbaumen sich, sagen die Jäger von Thieren, die einen Baum hinaufklettern.

Aufbeeren, heißt bey den Jägern die Atzung vor die Vögel nachholen, wenn dieselbige verzehrt ist.

Aufbereiten, heißt bey den Pochwerken den Schlich, in der Scheidkube die Erze zum Schmelzen zurichten; auch etwas nach seiner Art und Eigenschaft aufs beste zur fernern Bestimmung säubern, waschen und zugut machen.

Aufbewahrung. In allen Gewerben und Haushaltungen, und selbst in verschiedenen Departementern der Staatswirthschaft ist ein höchst angelegentlicher Gegenstand, diejenigen Sachen, welche durch mancherley Ursachen und Umstände unbrauchbar werden, oder ganz verderben können, in ihrem vollkommenen Zustande auf lange Zeit aufzubewahren. Durch eine solche gute Aufbewahrung des ökonomischen Hausgeräthes, der Handwerks- und Kunstinstrumente, der verschiedenen verkauflichen, oder verbrauchlichen Producte, und Waaren, aller Hausbhälter und Handleleute, wird bey allen Gewerben nicht nur viel unnöthiger Aufwand ersparet, sondern auch schädlicher Abgang an dem Werthe der Sachen verhütet, und der nützliche Speculationshandel vorzüglich befördert. In der Staatshaußhaltung ist es besonders bey dem Departement der Stallwirthschaft, der Hofküche, und Kellerey, der Hofmobelsverwaltung, der Schatz- und Silberkammer, der Bauerverwaltung, und vorzüglich auch bey den Registraturen, und Archiven von großem Belange, die zu jedem Departemente gehörigen Consumtibilien, und Güter und Schätze vollkommen aufzubewahren. Nur in diesem Puncte kann ein ächter Cammeralist seinem Regenten jährlich viele tausend Thaler erspahren, und den größten Schaden abwenden.

Wir wollen erst eine allgemeine gründliche Theorie von der Aufbewahrungskunst darlegen. Aller Grund von der Verderblichkeit der Producte, Waaren und Materien, mit welchen es die Künste, Gewerbe, und Haushaltungen zu thun haben, liegt in dem Mangel des genugsamen Widerstandes der mit einander zusammenhängenden Theile der Materien wider die Einwirkungen der verschiedenen thätigen Naturelemente, des Feuers, des Wassers und der Luft. Der Mangel dieses Widerstandes kommt daher, weil die verschiednen Theilgen der Körper nicht in gleichen Verhältnissen gegen einander stehen, und nicht mit ihrer ganzen Kraft einander gleich stark anhängen, und folglich von der Luft und den Feuchtigkeiten, die darauf wirken, wie auch von den in der Luft und den Feuchtigkeiten befindlichen Feuertheilgen abgesondert, in Bewegung gesetzt, und aufgelöst werden können. Eben hierdurch werden die sogenannten innerlichen Bewegungen, (motus intestini) und Gährungen in den Körpern veranlaßt und gewirket. Diese Gährungen aber ziehen, wenn sie da erfolgen, wo sie nicht seyn sollen, oder in höhern Grade vorgehen, als es nach der Bestimmung der Körper in Verhältniß auf die Gewerbe nöthig, oder dienlich ist, das Verderben der Materien ganz, oder doch in einem mindern Grade nach sich. Das ist der natürliche Ursprung des Moderns, des Verwitterns, des Schimmelns, des Faulens u. s. w.

Ein Körper ist also seiner innern Natur nach unverderblich und dauerhaft, wenn seine Theilgen in einer so genauen Verhältniß mit einander vereiniget sind, daß sie sich durch die angeführten elementarischen Materien des Feuers, des Wassers und der Luft, nicht von einander scheiden lassen. Von dieser Art scheinen nur das ganz reine Gold, und Silber, und die feinsten glasartigen Steine, die Edelgesteine, zu seyn. Alle übrige uns bekannte Körper bestehen aus so vielen ungleichartigen weit nicht so innig verbundenen Theilgen, und werden daher von Feuchtigkeiten und der Luft früher oder später angegriffen, und zum Verderben disponirt.

Um also die aus ungleichartigen nicht genau mit einander zusammenhängenden Theilgen bestehenden Körper wider das Verderben in Sicherheit zu setzen, ist das die Hauptmaxime, daß man die Materien unter solche Umstände bringe, in welchen sie den Wirkungen der Feuchtigkeiten, und der Luft nicht ausgesetzt sind, und von dem Anfange einer innerlichen Bewegung, oder Gährung abgehalten werden. Durch die stete Beobachtung dieser Regel verhütet man gewiß alle Veränderungen der Producte, und alle Waaren, die auf Moder, Fäulniß, mürbe werden, u. s. w. abzielen. Hieraus folgen aber diese mehr bestimmte, oder besondere Regeln: 1) Alle Körper müssen, soviel möglich an den trockensten Orten, und wo sie wider feuchte Luft genugsame Bedeckung haben, aufbehalten werden. Diese Regel gilt allgemein von allen Körpern, sie mögen aus dem Pflanzen- Thier- oder Mineralreiche seyn; doch ist sie ausserdem, daß sie zu Ver-

hütung des Kostens des Eisens und Stahls, und zu dem gründeschlagen des Kupfers und Meßings, ingleichen des mit Kupfer vermischten Goldes und Silbers, nothwendig beobachtet werden muß, für die gute Aufbewahrung aller Producte des Pflanzen- und Thierreiches, und aller Waaren, die man daraus zu den Bedürfnissen oder zum Vergnügen der Menschen verfertiget, mit vorzüglicher Genauigkeit zu befolgen. Alles, was wir aus dem Pflanzenreiche erhalten, als Sämereyen nemlich, Wurzeln, Blätter und Blüten, alle Arten von Holz, alles Getraide, aller Hanf und Flachs ꝛc. verderben, wenn sie an feuchten dumpfigten Orten, oder da, wo Regen und Schnee hinkommen können, liegen bleiben. Alle Kleidungs- und andere Waaren, die aus Pflanzen gemacht werden, z. E. die Leinwand, alle Instrumente und Geräthschaften, die aus Pflanzenmaterialien nemlich aus Holz, oder Bast, oder Stroh zubereitet werden, gehen geschwind zu Grunde, wenn man ihnen nicht trockene und wider das Eindringen der Feuchtigkeiten wohlverwahrte Behältnisse sorgfältig bestimmet. So ist es auch mit dem Papier und folglich mit allen papiernen Sachen. Mehl und Brod gehen ebenfalls in feuchten Gewölben und Zimmern an, und verderben. Mit dem, was uns das Thierreich liefert, und was wir aus den thierischen Nutzungen machen, ist es auch so. Alles Lederwerk, alle Wolle, und wollene Zeuge und Tücher, alle Seide, und seidene Waaren, alle Haare und Federn gehen, wenn sie an feuchten Orten liegen, ihrem Verderben entgegen. 2) Diejenigen Körper und Materien, welche in ihrem Innern viel wäßrige Feuchtigkeit bey sich haben, müssen, wenn man sie zum Gebrauch lange aufbehalten will, zuvor so vollkommen, als möglich getrocknet werden. Daher muß der Apothecker seine Wurzeln, Blätter, und Blüten, ehe er sie zur Aufbewahrung an ihren Ort bringet, vorher in seiner Trocken- oder Dörrkammer ihrer Feuchtigkeiten entledigen. Der Oeconom soll sein Getraide, ehe er es aufschüttet, ganz abtrocknen lassen, oder, wie es in Liefland geschieht durch Hülfe des Feuers dörren. s. Getraide. Was von Fleischwerk ist, das muß geräuchert werden. s. Räuchern. 3) Alle die Körper, welche soviel möglich, in ihrer ganzen natürlichen Gestalt, das ist, auch mit ihren Feuchtigkeiten aufbehalten werden sollen, müssen in salzigten oder geistigen flüßigen Materien bleiben, die die Wirkungen der Luft und der blos wäßrigen Feuchtigkeiten abhalten, aber doch die aufzubewahrende Körper nicht auflösen, oder gar destruiren. So behält der Naturforscher mancherley Thiere, die Menschenfrucht, und Theile des thierischen und menschlichen Körpers in doch gereinigtem Weingeiste, oder Alkohol auf; der Oeconom aber macht verschiedene seiner Garten- und Feldgewächse und sein Fleischwerk in Salzwasser, oder in Essig, oder in guten Wein ein. s. Einmachen. Das Einbalsamiren gehört auch hieher. 4) Alle diejenigen Körper und Geräthschaften, die von den Wirthen, und andern gewerbtreibenden Personen, und Künstlern auch im Feuchten, oder Nassen gebraucht werden müssen, sollen nach gemachten Gebrauch sogleich wieder sauber gemacht, und vollkommen gereiniget, abgewischt, und abgetrocknet werden, ehe man sie an ihre Verwahrungsorte bringet. Dies soll ein Landwirth sich bey seinen Acker- und Gartengeräthe, bey seinem Fuhrwerk und dem, was dazu gehört, besonders angelegen seyn lassen, weil er dadurch seine Geräthschaften doppelt und mehrmal so lange gut und brauchbar erhält, als wenn er die Regel vernachlässiget. In Ansehung des Küchengeschirres und der übrigen Hausgeräthschaften soll man, besonders in großen Haushaltungen, wo die Mißbräuche einen sehr beträchtlichen Aufwand verursachen können, die gleiche Regel genau beobachten. Wenn bey Fürstlichen Hofhaltungen darauf gesehen wird, so wird viel in der Wirthschaft gewonnen. Von Handwerksinstrumenten und Geräthschaften gilt das nemliche. 5) Alle die Materien, die auf lange Zeit aufbehalten werden sollen, müssen dergestalt verwahret werden, daß die Luft sie ganz und gar nicht berühren, und keine innere Bewegung hervorbringen kann. Diese Regel ist von der allergrößten Wichtigkeit. Die Luft, auch die trockenste, ist ein sehr wirksames Auflösungsmittel, und verursacht durch ihre höchstsubtilen Salze, die sie an allen Orten, und zu allen Zeiten in minderer, oder gröberer Menge in sich hält, (s. Luft) in dem innern der zur Gährung geneigten Materien den Anfang zur gährenden und faulenden Auflösung, und diese wird nun unter fortdaurenden Betritte der Luft immer größer, bis die Materie verdorben ist. Um die Luft ganz und gar von der Berührung einer Materie abzuhalten, hat man verschiedene allgemeine Mittel, nemlich Einstampfung, oder feste Zusammentretung, und behebte Verschließung in Fässern, und Kisten, Ueberziehung der Oberfläche der Materien mit solchen Dingen, die jene aufzubewahrende Materien nicht angreifen, und der Luft keinen Durchgang verstatten, wohin unter andern auch das Lackiren zu rechnen ist. 6) Wo man zu Aufbewahrung großer Quantitäten von Materien die gänzliche Abhaltung der äußern Luft nicht bewirken kann, oder weil die Aufbewahrung nicht lange dauren soll, nicht zu bewirken rathsam findet, da muß man doch besorgt seyn, daß die Luft an einem solchen Aufbehaltungsplatze nicht ruhig und ohne Zug, oder Bewegung bleibt, sondern immer in frischer Abwechselung und durchziehend erhalten wird. Eine Luft, die in Ruhe bleibt, und nicht beständig erfrischet wird, wirkt nach ihrer Art, wie stehendes Wasser. Sie geht selbst in eine verderbliche Gährung, je mehrere ungleichartige fremde Theile sie bey sich hat. Und dann hat sie, wenn sie in Ruhe bleibt, Zeit durch ihre Theilgen, und durch ihre Salze den Körpern und Materien, die sie umgiebt, stark genug anzuhängen, und sich nach und nach den Weg zu bahnen, in die kleinsten Oefnungen einzudringen, und eine verderbliche Bewegung zu wirken. Beständig durchziehende frische Luft hingegen kann sich nicht stark und lange genug an die Materien anhängen, die ihr ausgesetzt sind, und wenn diese Materien oft in ihrer Lage verändert werden, so werden sie durch die immer abwechselnde frische Luft auf allen Seiten abgekühlet, und können aus diesem Grunde nicht leicht in eine verderbliche Gährung übergehen. Gute und genugsame Zuglöcher, die einander gegen über stehen, und Ventilateurs sind zu diesen Absichten nützlich, und nothwendig. 7) Bey flüßigen Materien muß man, um sie gut aufzubewahren, vorzüglich darauf bedacht seyn, nicht nur die Gefäße, worinnen sie sind, immer voll zu erhalten, sondern auch sie in den Kältesten jedoch trockenen Orten stehen, oder liegen zu lassen. Die Kälte ist immer ein Gegenmittel wider verderbliche Gährungen, und wider alles daraus entstehende Umschlagen der flüßigen Materien, so wie im Gegentheil die Wärme solche Gährungen befördert, und beschleunigt. Sind nun die Gefäße überdies immer voll gehalten, so werden die Theilgen der Flüßigkeiten

Digitized by Google

nicht von der über ihnen stehenden Luft erschüttert und in Bewegung gesetzt, und also auch dadurch der Anfang der Gährung immer mehr abgehalten. Nach der Verschiedenheit der flüßigen Materien, und der Gährungen, deren sie fähig sind, und die man entweder wünschet, oder verhüten will, müssen auch noch besondere Mittel angewendet werden, die sich aber erst unter dem Artickel Gährung vollständig beschreiben lassen. 8) Diejenigen festen und flüßigen Materien, die so geartet sind, daß sie Luft und Feuchtigkeiten stark an sich ziehen, und also dadurch in ihrer Kraft und Würksamkeit geschwächet, oder gar geändert werden, müssen, wofern es ihre Quantität zuläßt, in guten gläsernen Gefäßen, die aufs beste verschlossen oder vermacht sind, oder wenn die Quantität groß, und die Materie nicht allzuwirksam ist, in guten beheben zugedeckten und zugeschlagenen Fäßern, oder bey allzugroßen Quantis, in Behältnissen oder Magazinen, die auf allen Seiten mit Bretern beschlagen sind, und eine wider die Luft gesicherte, jedoch nicht verdumpfene, sondern trockene Lage haben, verwahret werden. Diese Regel ist besonders in Ansehung des concentrirten Vitriolöls, des Weinsteinsalzes, der Pottasche, des Salpeters, und des Küchensalzes pünctlich zu beobachten. Alle die Materien ziehen die Luft und ihre Feuchtigkeiten sehr stark an sich, und werden dadurch zu den Absichten, wozu sie bestimmet sind, entweder ganz oder doch zum Theil unbrauchbar, wenn man nicht die angeführte Regel vollständig beobachtet.

Dies sind nun die allgemeinsten Principien und Regeln der Aufbewahrungskunst. Die besondere Bestimmung derselbigen nach der Verschiedenheit der Producte, und Waaren und Kunstwerke läßt sich alsdenn erst mit Deutlichkeit und Gewißheit machen und fassen, wenn man die besondern Producte und Waaren unter ihren einzelen Artickeln erst kennen lernet. Unter Getraide, Holz, Fleisch, Mehl, Obst, Gemüse, Salz, Baumaterialien, Gemählde, Insecten, u. s. w. wird von der Aufbewahrung einer jeden dieser Waaren ausführliche practische Anwendung der allgemeinen Theorie gemacht werden.

Aufbiegeln, ist eine Verrichtung des Schneiders, die er bey den Knopflöchern vornimmt. Er beißet die Verschlingung derselben vorläufig erst mit den Zähnen auf, alsdenn bringet er eins nach dem andern entweder in das Knopflochholz oder in die Knopflochschraube. Jenes ist ein in seiner Mitte der Länge nach mit einer Säge auf, doch nicht ganz durchgesägtes Holz. Unten in diesen Spalt sticht der Schneider mit einem Pfriemen, damit er sich oben auseinander gebe; sobald die Verschlingung des Knopfloches oben in diesen Spalt eingeschoben ist, ziehet er den Pfriemen heraus, damit er sich wieder schließe und das Knopfloch in ihm eingeklammet liege. Dieses oder die Knopflochschraube bestehet aus zweyen Brettgen, die durch eine Schraube zusammen geschraubet werden, und folglich die Verschlingung des Knopfloches auf eben dieselbe Weise feste zwischen sich packen können. Wenn es auf eine oder die andere Weise eingezwängt ist, wird es auf der linken Seite mit dem warmen Biegeleisen überfahren.

Aufbiegeln. Wenn der Jäger im Strich Vögel fangen will, und die Sprengel aufgestellt hat, und solche abgefressen sind; so giebt er die neue Atzung wieder, und dieses heißt aufbiegeln.

Aufbieten, ein Erbe, ein Gut, ein Pfand, heißt in verschiedenen alten Rechtsbüchern soviel, als einem säumigen Schuldner dreymal gerichtlich ankündigen lassen, daß er bezahle; widrigenfalls er das Eigenthum seiner Sache verlieren solle.

Aufbieten, heißt ferner die Unterthanen zu Diensten z. E. Kriegsdiensten berufen. (s. Aufgebot) An einigen Orten sagt man auch ein Frauenzimmer zum Tanz aufbieten, statt auffordern. Weiter verstehet man darunter das Proclamiren der Verlobten. (s. Aufgebot.) Vormals bedeutete es auch aufheben. So sagte man z. E. mit aufgehobenen Fingern schwören.

Aufbinden, aufbansen, wird von dem Geschäfte, da man das Getraide auf dem Acker in Seile oder Stricke bindet, um es bequemer wegbringen zu können, gesagt.

Aufbinden, ist auch das Geschäfte des Weingärtners, wenn er die Reben an die Pfähle mit Weiden oder Stroh auf und anbindet. Dieß ist das vierte Geschäft desselben: er zieht die Reben auf, beschneidet sie, schlägt die Fähle ein, und bindet die Reben daran auf.

Aufbinden, ist eine Arbeit, welche mit den alten Perucken vorgenommen wird, um sie einigermassen wiederum zu erneuern. Man drehet erst die oberste Locke mit den Fingern eben so rund, als ob man sie in eine Papillote legen wollte. Alsdenn ziehet man einen oben an der Perucke mit einem Knoten festgemachten Faden, vermittelst einer Nähenadel durch dieselbe und bindet sie feste. Alsdenn gehet man zur zweyten Locke herunter, drehet sie gleichfalls rund, flechtet den Faden durch und bindet sie feste. Eben so verfähret man nach und nach mit allen unteren und, wenn man mit einer Reihe fertig ist, ferner mit allen übrigen Reihen. Wenn die Krause einige Zeit in diesem Zustande bleibet, so wird sie dauerhaft; aber niemals so feste, als sie anfangs gewesen.

Aufbinden, ist eine Art des Kopfaufsatzes bey Weibspersonen geringern Standes, wenn sie getraut werden, oder zu Gevatter stehen. Man streicht die Haare zusammen; bindet sie auf dem Wirbel in die Ründung zusammen, pudert sie, und bringt Bänder und Blumen an schicklichen Orten an.

Aufbinden, sagt man auch figürlich von Leuten, wenn sie sich durch Pralen oder Großsprechen gerne das Ansehen geben möchten, als wenn sie viele und große Thaten gethan hätten. Einem etwas aufbinden, ist eine nicht unbekannte Redensart, und heißt soviel, als einen durch eine Unwahrheit hintergehen.

Aufbindstock, ist an einem Webstuhle zu seidenen Zeugen und besonders an dem zum Damaszweben derjenige Stab, woran gleich beym Anfang des Webens, die vorerst zu ihm hinaufgeschobene sämmtlichen Latzen mit einer Schnur theilweis ganz locker angebunden werden, welche Schnur sich hernach, wenn der Zeichnerschr eine Latze nach der andern, nach Anleitung der Schläge, hinabziehet, von selbst auflöset.

Aufblähen, wird fast an allen Viehgattungen bemerket. Der Bauer sagt: das Vieh laufet auf. Der Leib wird dabey ausgedehnet und voll, wie aufgeblasen.

Es hat seinen Grund bey den Pferden öfters in einer Art von Bosheit: wenn einem Pferde der Sattelgurt fest zusammen gezogen wird, so daß es ihme übel bekommt, so blähet es sich beym Wiedersattlen auf, um das feste Gurten zu verhindern, und wenn dann das Geschäfte vorbey ist, so läßt es vom Aufblähen ab, der Leib fällt zusammen, und so hat es seine Absicht, wider des Reiters seine, erreichet; bey einem solchen Pferd muß man das Aufgurten ein, zweymal wehrend des Reitens wiederholen, um den Sattel feste gurten zu können.

Digitized by Google

Das Aufblähen hängt aber nicht allezeit von dem Mißbrauch des Viehes ab, es ist bey ihme oft Würkung der Winde, der Unverdaulichkeit eines schnellen Fressens, nasser, kalter, fetter, körnigter Fütterung, einer Verstopfung. Das begegnet den Pferden, dem Rindvieh, Schafvieh und anderm sehr oft. Man hat darzegen allerhand Mittel. Das beste Präservatif ist, daß man ihnie das, woraus es entstehet, und so eben oft gewöhnt worden ist, verwehret und abhält. s. Füttern das Vieh.

Die Heilungsmittel dabey sind mancherley. s. Viehartzeney.

Aufblähung, heißt die zu starke Ausdehnung des Magens und der Gedärme von Luft. Dieser Zufall, der öfters viele Beschwerlichkeit in dem menschlichen Körper verursachet, rühret von vielerley Ursachen her. Entweder sind die genossenen Speisen und Getränke Schuld, welche zu viele Lufttheile enthalten, wie z. E. alles rohe Obst; oder der Fehler liegt in einer Schwäche des Magens und der Gedärme, welche sich zu leicht von der durch die Wärme ausgedehnten Luft ausdehnen lassen. Zuweilen ist keines von beyden schuld, sondern die Ursache ist ein zu starker Andrang des Blutes nach dem Magen und den Gedärmen, welches alsdann durch die ausdünstende Gefäße (vasa exhalantia) viele Lufttheile in die Gedärme bringet. Wenn diese eingeschlossene Luft nicht von der Natur durch den gewöhnlichen Weg unterwärts abgeführt wird, so können allerley Zufälle dadurch entstehen, am öftersten aber heftige Colikschmerzen, oder durch den Weg der Nerven, Schwindel und Kopfweh. Die Mittel diesem Uebel abzuhelfen, sind in Betracht der Ursachen desselben, verschieden. Ist der Genuß blähender Speisen schuld, so ist die Heilung meistens durch ein Clystir oder den Gebrauch gewürzhafter Magenessenzen leicht zu verrichten. Ist eine Schwäche des Magens und der Gedärme die Ursache, so ist es nicht so leicht, denn zuweilen sind die kräftigsten zusammenziehende und stärkende Mittel nicht im Stande die Schwäche zu heben, welche doch die einzige Hoffnung zur Genesung enthalten. Wenn die Aufblähung von zu starkem Andrang des Blutes herrühret, so muß man auf alle Art bedacht seyn, diesem eine andere Direction zu verschaffen und es durch Aderlässe wegzuleiten. Zuweilen sind kalte Bäder ein Hülfsmittel, welches durch die Stärkung der Nerven dieses Uebel heilen kann. s. auch Aufstossen, Kolik, Windsucht.

Aufblasen, (anatom.) heißt, wenn einige Theile des thierischen Körpers mit Luft angefüllt werden; man bedienet sich hierzu Röhrger von verschiedener Größe, die aus Silber oder Messing verfertiget und mit einem Kränzgen an der größern Hauptröhre versehen sind, in diese größere Röhre werden die kleine und feinere geschoben, je nachdem man einen sehr feinen Theil aufblasen will, das Kränzgen aber wird nach geschehenem Aufblasen zugeschrieben, damit die Luft nicht augenblicklich zurück gehen kann. Durch dieses Aufblasen kann man die Gestalt eines hohlen Theils, den Lauf der Gefäße u. dgl. sogleich besser sehen und entdecken, ohne einer Ausspritzung von Wachs, hartzigen Dingen oder Quecksilber benöthigt zu seyn, daher auch die Alten, denen die Kunst Einspritzungen zu machen, noch unbekannt war, sich bey dem Zergliedern bloß des Aufblasens der Theile bedienen konnten. In der Zergliederungskunst braucht man das Aufblasen bey der Nervenhaut der Gedärme, bey der Lunge durch die Luftröhre, man kann den Bruskanal, die Blutadern, die Pulsadern, die Hirnhäute, besonders die weiche, die Augen, die Zunge, das zellige Wesen an allen Orten wo man es findet, die hole Körper des männlichen Gliedes, leicht aufblasen, ingleichen das Darmfell durch eine Oeffnung desselben, welche vom großen Zergliederer Winslow am obern Theil des Darmfells, in der Gegend wo die Leber liegt, entdeckt worden, auch feinere Theile, wie die lymphatische Gefäße oder z. B. Petits Kanal am Auge, werden durch das Aufblasen sichtbar gemacht. Diesen Kanal siehet man nur, wenn die durchsichtige Hornhaut quer bis zur Fläche des Regenbogens zerschnitten wird, öffnet man denselben mit einer spitzen Lanzette und bläßt ihn mit einem feinen gekrümmten Tubulus auf, so kann man deutlich wahrnehmen, wie dieser Kanal aus vielen kleinen Bläßgen zusammen gesetzt ist: er ist auch, wie mehrere seiner Art, selten mit Feuchtigkeiten angefüllt, daher ist er nicht deutlich, ohne daß man ihn aufbläst, zu sehen.

In einigen Gegenden, wie zu Batabia in Ostindien, wird auch das Aufblasen des Zellengewebes unter der Haut, als ein sehr würksames chirurgisches Hülfsmittel gegen hartnäckige Gichtflüsse gebraucht. Es ist dieses ein wahres künstliches Emphysema. Die Operation wird folgendermassen angestellt: man macht einen kleinen Einschnitt am Fuß, bis durch die Haut, in das darunter befindliche zellige Wesen der Fetthaut, bläßt durch eine Röhre soviel Luft ein, bis die Haut um den ganzen Fuß völlig aufgetrieben ist. Da aber das Zellengewebe durchgehends Gemeinschaft hat, so daß die Luft leicht aus einer Zelle in die andere übertritt, und sich folglich das Emphysema über den ganzen Körper verbreiten könnte, so wird der Fuß vorher über dem Knie stark gebunden. Wenn das Aufblasen geschehen, so wird dem Kranken eine schweißtreibende Arzney eingegeben, äußerlich aber Cajeputöhl in den Fuß gerieben. Ohnerachtet nun, der Verrichtung einiger Augenzeugen zufolge, durch dieses Verfahren die allerheftigste Gichtschmerzen dergestalt gewiß und glücklich geheilt werden, daß der Kranke, sobald nur die Geschwulst, die das Aufblasen erregt hat, verschwunden ist, welches nach Verlauf einiger Täge erfolget, wieder ohne die mindeste Beschwerde aus und an seine Geschäfte gehen kann, so hat doch diese Heilmethode bey uns wenigstens keine Nachahmung gefunden. Wann also auch sonst die Beschuldigung, daß die Deutschen die Ausländer gern nachahmten, richtig seyn sollte, so haben sie doch die ausländische Windgeschwulst nachzuahmen, noch zur Zeit nicht für gut gefunden.

Aufblasen. Wenn die Fleischer ein Stück Vieh geschlachtet haben, so pflegen sie mit Hülfe eines Blasebalgs das ganze Zellgewebe unter der Haut des geschlachteten Thieres aufzublasen, und damit die Luft desto besser in alle Theile dringen kann, so schlagen sie mit einem dicken Stock heftig auf die Haut. Dieses Aufblasen dient dazu, daß sich die Haut desto leichter an den Beinen und dem Kopf des Thieres abziehen läßt, hauptsächlich aber um das Zellengewebe an magerem Vieh statt des Fettes mit Wind aufzuschwellen und dem Fleisch ein besseres Ansehen zu geben.

Aufblasung, s. **Windgeschwulst.**

Aufblattung, oder **Aufplattung**, heißt in der Zimmermannskunst ein Holz auf das andere dergestalt verbinden, daß das obere sowohl als das untere, mittelst vorgenommener gleich großer Ausschnitte, aus beyden übereinander gespannt und mit hölzernen Nägeln gebunden werden. Diese Aufblattung der Hölzer war bey den Alten sehr gemein. Die Büge, Streben und Riegel wurden in den Wänden übereinander und über die Stender und Säulen geplattet. Weilen aber jede Säule, Bug und Strebe durch dieses Aufblatten einen ansehnlichen

Digitized by Google

Theil seiner Stärke verliert, indem der ausgeschnittene Theil nicht tragen kann: so hat man solche als eine der Festigkeit nachtheilige Verbindung abgeschafft, und in den meisten Bauordnungen verboten. Die Riegel werden hingegen nunmehro mit Zapfen in dieselbe verbunden, wodurch mehrere Festigkeit erhalten wird. Das Verhältniß der Festigkeit der erstern Art von Verbindung zur Festigkeit der zweyten Art von Verbindung, wird analytice also bestimmt: Es sey bey einer Säule * ihre Höhe AB = a, ihre Breite BC = b und ihre Dicke CD, nach welcher sie trägt = C, so wird die Fläche der Stärke derselben gleich seyn bc^2 (s. Fläche der Stärke) und ihre respective Stärke $bc^2 : \frac{aa}{4} = \frac{4bc^2}{a^2}$ (s. respective Stärke). Setzt man nun, auf eben dieser Säule werde nach der ersten Art ein Holz aufgeblattet, so muß nach den Gesetzen der Aufblattung ein Ausschnitt EFGHIK aus der Säulen ** gemacht werden, bey welchem $GF = \frac{dc}{2}$ auch $GH = eb$, und sie wird nur noch mit dem übrigen und stehengebliebenen Theile des Holzes, mithin nach der Stärke einer Säule tragen, deren Höhe AB = a, Breite BC = b, und Dicke $\frac{DC}{2} = \frac{c}{2}$ ist. Bey dieser wird also die Fläche der Stärke $b \times \frac{cc}{4} = \frac{bcc}{4}$, mithin die respective Stärke $\frac{bcc}{4} : \frac{aa}{4} = \frac{bc^2}{a^2}$. Setzt man weiter, eben diese Säule werde statt der Aufblattung nach der neuen Art durch einen Riegel mit einem Zapfen verbunden, welcher Zapfen $\frac{1}{3}$ der Holzdicke hat (s. Zapfen), so wird *** das Product von der Breite CM, welche $= \frac{2b}{3}$, und dem Quadrat der Dicke DC, welches $= c^2$). Die Fläche der Stärke von MCDN; das doppelte Product von der Breite $MB = \frac{b}{3}$ und dem Quadrat der Dicke $BO = \frac{cc}{9}$ aber die Fläche der Stärke von MBPN $= \frac{2bc^2}{27}$ geben, mithin die ganze Fläche der Stärke von der Säule $= \frac{2bc^2}{3} + \frac{2bc^2}{27}$ die respective, folglich $= \frac{2bc^2}{3} + \frac{2bc^2}{27} : \frac{a^2}{4} = \frac{20.bc^2}{27} \times \frac{4}{a^2} = \frac{80.bc}{27a^2}$ Nimmt man nun bey allen diesen Fällen die Höhen a, die Breiten b, und die Dicken c, gleich groß an, so wird, wenn die Stärke der ganzen Säule = 1, die Stärke der Säule bey der Aufblattung = 1, und der Säule, welche mit einem Zapfen am Riegel verbunden wird, $= \frac{80}{27}$ beynahe 3 seyn. Es ist also die letztere Verbindung dreymal beynahe stärker als die erstere.

Aufblühende Tulpe, eine Conchylie aus dem Geschlecht der Meerreiheln, *Lepas tintinnabulum*. Linn. Rumph tab. 41. fig. A. Gualtieri tab. 106. fig. H. I. Klein tab. 12. fig. 97. Knorr Th. II. tab. 2. fig. 6. Th. IV. tab. 21. fig. 1. Weil sie in vielen Fällen die Größe einer Tulpe erreicht, und in ihrem Bau einer aufblühenden Tulpe gleich ist; s. Meerreiheln. Wie wenig inzwischen diese Benennung auf sehr viele Fälle passe, ist denen bekannt, welche mehrere Meerreiheln zu betrachten Gelegenheit haben.

Aufbotsbriefe, s. Aufgebotsbriefe.

Aufbrausen, *Effervescentia*, *Effervescence*. (Chemie) zeigt sich sehr oft bey Auflösungen, wenn aufzulösende Körper und Auflösungsmittel einander mit vorzüglicher Gewalt anziehen, und beyde, oder wenigstens eines von beyden mit Luft versehen ist: da stoßen sie mit Geräusch und Schaum, sehr oft mit einer wirklichen Erhitzung, seltener mit Erkältung, die im Wärmemesser fühlbar wird, alles, was ihrer innigen Vereinigung im Wege steht, und vornemlich die Luft unter der Gestalt von Perlen, Bläschen und Schaum aus ihren Zwischenräumchen aus. So brausen die Säuren mit den meisten Laugensalzen, mit reiner Kalkerde, mit Bittersalzerde, mit Eisen, Zink und andern Metallen auf. Die Luft, die sich dabey entwickelt, ist immer nach der Natur der Körper verschieden, aus welchen und durch welche sie entwickelt wird, weil sie durch das Aufbrausen niemals abgeschieden wird, ohne Theilchen der einen oder der andern mit sich fortzureißen. Man muß es sehr wohl von dem Aufkochen oder Aufwallen unterscheiden.

Aufbrechen. Wenn eine Entzündung an einem Theile des menschlichen Körpers nicht zertheilt werden kann: so sucht man solche zu erweichen. Die Geschwulst, die Röthe und der Schmerz nehmen alsdann zu, bis endlich das in den kleinsten Aesten der Adern stockende Blut sich in Eiter verwandelt, die Kanäle zerreißt und sich einen Ausgang verschafft; alsdann sagt man, das Geschwür breche auf. s. Entzündung und Geschwür.

Aufbrechen. In den Gebäuden nennt man eine Verrichtung der Bauleute, bey welcher dieselbe ein und das andere in einem Gebäude abnehmen und abbrechen, um die Schaden genemmene Theile besehen zu können, auch zu berathschlagen, wie der Schaden genommene Theil am besten könnte hergestellt werden. Die Mauter brechen an einem Dache auf, wenn sie mittelst einer Handsäge eine Latte ausschneiden und die Ziegel davon aufdecken, damit sie eine Oeffnung durch ein Dach machen, durch welche sie auf dasselbe steigen, und die Förste, Dachläden und andere Theile des Daches ausbessern. Die Zimmerleute brechen die Böden auf, indem sie mittelst eines Pickels die Breter auf denselben vorher losmachen. Sie brechen die Leisten der Dächer auf, wenn sie Dachrinnen einzulegen haben, und dergl. mehr.

Aufbrechen, sagt man von dem Knopf oder der Knospe eines jeden Gewächses; von den Augen des Baumes, wenn sie sich so weit von einander thun, daß die Blüthe sich zeigt und ihre Blätter aufschließet.

Aufbrechen, heißt in der Jägersprache einem gefallten Wilde den Wanst aufschneiden und das Eingeweide herausnehmen.

Aufbrechen, wird auch von einem Kriegsheer gebraucht; s. Aufbruch.

Aufbrechen. So sagen die Hammerschmidte bey den Eisenhämmern, wenn sie einen Teul, oder eine große Masse rohes geschmolzenes Gußeisen, gar machen, und mit der Brechstange in das geschmolzene Eisen stoßen, um zu erfahren, ob dasselbe recht anlauft, und also zum Verschmieden die rechte Eigenschaft und Güte erlangt hat.

Aufbreiten. Die kleine Arbeit, die der Zinngieser an der Bank neben dem Windofen sitzend verrichten kann, J. E. Henkel an Thee- und Caffeekannen, Gewinde an

* s. Taf. Bürgerliche Baukunst. Fig. 14.
** s. ebendaselbst.
*** s. ebendas. Fig. 15.

Digitized by Google

Krüge angießen, Sachen zusammenlöthen u. dgl. nennet er Bankarbeit oder Aufbreiten.

Aufbrennen. Ehe man ein Faß mit Wein füllet, so pfleget man es vorher aufzubrennen. Dieses geschiehet auf folgende Weise: Man steckt ein Stück Weinspan an einen Haken von Draht, welcher oben einen dicken hölzernen in das Spundloch des Fasses passenden Stiel hat. Nachdem der Weinspan angezündet worden, steckt man den Haken in das Faß und verschließt die Oeffnung durch den ebengedachten Stiel. Wenn der Schwefel verbrannt ist, so wird das Faß mit dem Spund feste verspopft, und kann nun viele Wochen lang liegelegt werden, bis man es mit Wein anfüllen will.

Eben auf diese Weise brennet man auch die Fäßer auf, wenn sie zum Theil mit Wein angefüllt sind. Das Aufbrennen dienet zur längern Erhaltung des Weins, darf aber nicht zu oft und zu stark practicirt werden, weil die flüchtige Schwefelsäure den Wein sehr berauschend und schädlich für die Gesundheit macht.

Der sogenannte Weinaufschlag, der nur bey weißen Weinen eigentlich nöthig, ist eine Vermischung von Schwefel und Gewürze. Der Gebrauch der Hausenblase ist zum Aufklären des Weins vorzüglicher.

Aufbrennen, heißt auch, etwas brennend abdrucken: z. E. ein Zeichen aufbrennen. Ferner bedeutet es an einigen Orten so viel, als heißes Wasser auf etwas, z. E. auf das Gesiede fürs Vieh, gießen, oder dasselbige anbrühen. Figürlich heißt: einem etwas aufbrennen, so viel, als ihn mit einer Unwahrheit hintergehen, oder ihn etwas weiß machen.

Aufbringen, heißt in der Privat- und Staatsoeconomie soviel, als erwerben und herbeyschaffen. In diesem Sinn sagt man z. E. den einer Cammer, die Unterthanen könnten ihre schuldigen Abgaben entweder gut, oder schlecht, oder gar nicht aufbringen; und in der gemeinen Haushaltung: man wisse die nöthige Subsistenz für sich und seine Familie gut oder nicht aufzubringen. Auch heißt Aufbringen etwas neues veranstalten, oder wirklich machen, als: eine neue Mode aufbringen; eine neue Abgabe aufbringen ꝛc. Ferner heißt Aufbringen so viel, als erhalten, und zum vollkommenen Wachsthum befördern. In diesem Verstande wird es sowohl in der Oeconomie von glücklicher oder unglücklicher Aufziehung der Pflanzen und der Thiere, als auch bey der physischen Kindererziehung von dem guten oder schlechten Erfolge derselbigen in Absicht auf das Leben der Kinder gebraucht. Endlich wird durch das Wort Aufbringen auch verstanden: einen zum Unwillen, zum Bös werden, zum Zorn anreizen.

Aufbringen, ist ein zur Seesprache gehöriges Wort, das so viel heißt, als ein dem Feinde abgenommenes Schiff in einen Hafen bringen, um es daselbst zu verwahren oder zu verkaufen.

Aufbringen, aufgebracht, heißt in der Bergwerksprache: Wenn ein verlassenes, oder sonst durch allerley Unfälle in Abnahme gerathenes Bergwerk wieder in guten Zustand gesetzt wird.

Aufbruch einer Armee, heißt die Zubereitung derselben zum Abmarsch aus dem Lager, worinn sie bisher gestanden. Es wird zu dem Ende des Abends vorher den Ausgebung der Parole der Befehl gegeben, wenn der Generalmarsch und die Vergatterung geschlagen werden sollen. Sobald das erste geschiehet, gehen die Dorf- und Generalwachen zu ihren Regimentern ab, damit sie den denselben anlangen, dieweil sich die übrige dazu gehörige Mannschaft zum Abzuge fertig macht. Sobald die Vergatterung geschlagen wird, werden die Zelter abgebrochen, die Fahnen- und Brandwachten gehen ab, und die Compagnien werden in ihren Gassen gestellet und verlesen. Nachdem die Hauptleute die Rotten ganz gemacht, die Unterofficiers eingetreten, die Freycorporale die Fahnen ergriffen und die Officiere untersucht haben, ob alles Gewehr geladen und in vollkommenem Stande ist, marschiren die Compagnien auf den Paradeplatz vor der Fronte des Lagers. Hierauf formiren die Majore die Bataillonen, welche nach der Disposition des commandirenden Generals Colonnenweise abmarschiren. Um die Leute nicht vergebens zu ermüden, lässet der Commandeur, sobald jedes Bataillon einen kleinen Weg zurücke gelegt, abschlagen, und die Officiere setzen sich alsdenn auch zu Pferde, doch bleibt vor dem ersten Zuge jedes Bataillons ein Officier zu Fuß.

Aufbruch, heißt bey den Jägern das Weggehen eines Wildes, imgleichen auch das Gerüsch oder Eingeweide, wenn dasselbe aufgebrochen, oder aufgeschnitten wird.

Aufbrüsten, heißt bey den Metzgern die Brust eines geschlachteten Thiers öffnen.

Aufdamen, heißt im Damenspiel soviel als einen Stein auf den andern legen. Solches geschieht, wenn der Stein bis in das oberste Feld des Gegners gelangt ist, und er erhält alsdann den Vorzug, daß er nun auch hinterwärts gerückt werden darf, da er sonst nur vorwärts gehen durfte.

Auf das Gebäng acht haben. Es ist bey dem Bergbau viel daran gelegen, die abhangende Seite oder Fläche eines Gebürges, oder wie dasselbe steigt und fällt, zu beobachten. s. Gebäng.

Aufdecken der Blöße. Eine Redensart, die der Bibel eigen ist, und wodurch eben das gesagt wird, was man im Deutschen durch Beyschlafen versteht. Sie kommt öfters in den Ehegesetzen des alten Testaments vor, und wird von den Mannspersonen gebraucht, die die Blöße der Weibspersonen aufdecken. Doch heißt es auch von den Frauenspersonen, daß sie ihre eigne Blöße aufdecken, wenn sie den Beyschlaf verstatten. Diese Redensart wird aber sowohl von dem ehelichen als unehlichen Beyschlaf verstanden, und das Verbot die Blöße nicht aufzudecken, ist sowohl ein Verbot eine solche Person zu heyrathen, als auch Unzucht mit derselben zu treiben, oder sich fleischlich mit ihr zu vermischen. Indessen ist doch auch richtig, daß es immer in der h. Schrift von einem verbotenen Beyschlafe verstanden werde, niemals aber von einer rechtmäßigen und erlaubten Beywohnung. 3 Mos. 18, 19. wird zwar der Beyschlaf des Mannes bey seiner rechtmäßigen Frau verstanden, aber doch zu einer Zeit, worinn dieselbe ihre Unreinigkeit hatte, und daher die fleischliche Vermischung mit ihr sündlich war.

Es haben einige versucht, die Worte: Blöße aufdecken anders zu erklären, und entweder von einem leichtfertigen Entblößen dessen zu verstehen, was Weibspersonen aus Schamhaftigkeit verborgen halten, oder von einem unanständigen und schändlichen Scherze, der leicht unter Personen, die in einem Hause oder einem Zelte lebten, geschehen könne, und also von keiner wirklichen Vermischung: oder von einer wirklichen Hurerey, nicht aber von einer Heyrath mit den von Mose benannten Personen. Wenn eine oder die andere von diesen ist angeführten Erklärungen ihre Richtigkeit hätten, so würden gar keine Eheverbote oder Ehegesetze von Mose gegeben seyn, sondern er hätte blos die Unzucht oder die Leichtfertigkeit gegen das weibliche Geschlecht untersagt. Doch würden auch alsdenn diese Gesetze viel Wider-

Digitized by Google

sprechendes enthalten, denn nach solchen Erklärungen würde es zulässig und unbedeutend seyn, wenn jemand noch so viele Hurerey triebe, oder noch so oft leichtfertig eine Weibsperson entblößte, wenn er sich nur hütete, daß er solches nicht gegen eine nahe Verwandte oder eine Person in ihrer Unzurechnung begienge. Es würden sich auch zu diesen Handlungen die schweren und harten Todesstrafen, die auf einige solche Vergehungen gelegt werden, oder die gedrohete Unfruchtbarkeit nicht schicken, und überdem verwechselt Moses oft die Redensarten als völlig gleichgültig mit einander, **Blöße aufdecken, und eine Frau nehmen, bey einer Person schlafen.** Die richtige Erklärung dieser Redensart ist also zur rechten Einsicht der Ehegesetze der Schrift nöthig.

Aufdecken der Tafel, geschiehet den Herrschaften von eigenen Tafeldeckern, unter Beyhülfe anderer Bedienten, und es ist dabey besonders auf die Symmetrie zu sehen. s. Tafeldecker.

Auf den Heiligen gewehren, dadurch wird der feyerliche Eidschwur verstanden, welcher auf den Reliquien der Heiligen geschieht.

Auf den Kaub bauen, heißt: wenn man im Bauen nicht bergmännisch verfährt, nicht alles nutzt, sondern das beste Erz, wie es vorkommt, wegbauet oder wegschlägt, und nur aufs gegenwärtige nicht aber aufs zukünftige siehet. Der auf den Raub bauet siehet nicht darauf, daß er dem Bau die nöthige Wasser und Wetterlosung verschafft, und einen ordentlichen Grubenbau führet, versäumt die nöthige Versucharbeiten, läßt hier und da keine Bergfesten stehen, die Erz enthalten, welches doch in einem feigen gebrech- und nicht festen Gebürg, höchst nöthig ist, sondern läßt nur den Erzen nachwühlen und solche herausbringen.

Auf den Zunder bauen. Die Schmiede nennen diejenige kleine Schlacken, welche sich in der Gluth auf das Eisen setzen und welche, wenn sie erkaltet sind, Hammerschlag heißen, so lange sie noch auf dem heißen Eisen aufsitzen, Zunder. Daher sagt der Feilenhauer: er baue seine Feilen auf den Zunder, weil er sie nach dem Ausglühen sogleich bauet, ohne sie vorher wieder abzufeilen.

Auf der Teufe seyn, sagt man: wenn die Bergarbeit am tiefsten ist; es muß alsdann einer dem andern die Erze im Korb zureichen, damit sie bis an das Füllort geschafft werden können.

Auf die Groppa setzen, heißt ein Pferd zusammen nehmen, daß es sich hinten wohl neiget und setzet, welches im Zweykampfe sehr dienlich ist, da man eine halbe Runde macht, und dem Gegner hinter die Groppa zu kommen suchet.

Auf die Halde setzen. Wenn eine Gewerkschaft ihre Anspriche auf einen Gang oder auf ein Feld verliehet und davon abgewiesen wird. Einen **auf die Halde setzen**, heißt auch im andern Verstand, nicht mehr und nicht weniger als einen betrügen.

Auf die Herberge werben. Die Meister der Handwerke dürfen ihre Gesellen nicht von der Straße nehmen oder an den Thoren bestellen, noch weniger von fremden Orten beschreiben; sondern müssen bey dem sogenannten Vater auf der Herberge bestellen, daß er ihnen einen bey ihm ansprechenden zuweise, und dieses heißet: **auf die Herberge werben.** Verlangen mehrere Meister Gesellen, so ist der Vater schuldig, dem zuerst auszuhelfen, der zuerst geworben hat.

So ist es vielfältig nach den bisherigen Zunftgewohnheiten. Man sieht aber leicht ein, daß es lauter höchstnachtheilige Mißbräuche sind. Jeder Meister ist nach den Policeygrundsätzen der **Physiokraten** berechtiget, sich selbst seine Hülfsarbeiter und folglich auch seine Gesellen zu suchen, wo er sie am besten haben kann, wenn er nur nicht dem gleichen Rechte eines andern zu nahe tritt. Daher kann auch jeder Meister nach diesen Principien seine Gesellen von andern Orten nach seiner Convenienz beschreiben; jeder kann die Bestellung dazu an jedem beliebigen Orte machen, und diejenigen Gesellen annehmen, die sich bey ihm in seinem Hause melden, oder ihm begegnen. Weil ein Meister wie der andere das gleiche Recht hat, und weil die Annahme eines Gesellen nur den Meister, der den Gesellen sucht, und den Gesellen, der sich annehmen läßt, angehet; so ist es blos arbitrarisches Verfahren, in dieses wichtige Recht zur Beschränkung und zum Nachtheil der Industrie Eingriffe zu thun, und einer weisen Staatsverwaltung muß es ernstlichen Anliegen seyn, diese Hinderungen des nützlichen Fleißes abzustellen.

Auf die vier Fälle. In der Cammergerichtsordnung sind vier Fälle bestimmt, worinn Mandata sine Clausula ertheilt werden können, von welchem die Artikel **Mandatum** und **Mandatsproceß** nachzusehen sind. Dergleichen Mandata pflegen daher im Reichsproceß Mandata auf die vier Fälle genannt zu werden, und die Rechtshändel selbst, in welchen dergleichen statt finden, heißen **Mandatsachen auf die vier Fälle.** Auch wurde ehedem die Schrift, welche dem Reichscammergericht übergeben worden, um ein solches Mandatum auszuwirken, überschrieben: *Supplicatio pro Mandato* **auf die vier Fälle.**

Aufdienen, heißt an einigen Orten die Speisen auftragen und auf die Tafel setzen. Vor diesem bedeutete es so viel als dienen, auf eines andern Befehle oder Wohlthaten warten.

Aufdingen, Aufdingegeld, Aufdingebrief. Das erste heißt so viel als einen Knaben bey einem Handwerke zum Lehrjungen annehmen. Man überlässet dieses nicht demjenigen Meister alleine, bey dem er lernen soll, sondern es geschiehet bey versammelten Handwerke und bey offener Lade. Es müssen daher auch von dem neuen Lehrlinge allerley Gebühren erleget werden, die bey verschriebenen Professionen und an verschiedenen Orten verschieden sind. Gemeiniglich muß etwas in die Lade, etwas dem Obermeister vor die Zusammenberufung der Zunft, etwas dem Jungmeister vor das Anfangen u. d. gl. etwas zu einem Trunke, ohne welchen nicht leicht etwas vorgenommen wird, gegeben werden, und das macht zusammen das Aufdingegeld aus. Endlich der schriftliche Contract der zwischen dem Lehrlinge, oder vielmehr seinen Aeltern oder Vormündern und dem Meister geschlossen wird, worinn die Zeit, die der Knabe in der Lehre stehen soll, das Lehrgeld, desgleichen wie es gehalten werden soll, wenn der Knabe oder der Meister während Lehrzeit stürbe, wenn der Knabe entliefe oder Untreue begienge u. d. gl. bestimmt wird, heißt der Aufdingebrief, welcher mit dem Lehrbriefe nicht zu verwirren ist, s. Lehrbrief.

Nach den Grundsätzen der **Physiokraten** sollte das Aufdingen eines Lehrjungen nur zwischen dem Meister, der den Jungen lernen will, und den Aeltern oder Vormündern des Jungen berichtiget werden. Die Angelegenheit betrifft sonst niemanden als diese beyden Theile. Da der Meister seine Kräfte und Geschicklichkeiten anwenden will, dem Jungen die zu seinem Handwerke erforderlichen Geschäfte kennen und üben zu lernen; so muß es blos von ihm abhängen, unter welchen Bedingungen er diese Sorgen für den Lehrling übernehmen will. Ein jeder Dritter hat davon weder etwas zu wissen, noch sonst

Digitized by Google

darein zu sprechen nöthig. Und da der Lehrling unter der Aufsicht seines Meisters stehen, und von ihm in den Handwerksgeschäften Känntnisse und Uebungen erlangen will und soll, so ist es nur seine, oder seiner Aeltern und Vormünder Sache, dem Meister deshalben gutfindende Bedingungen zu machen, und ein Dritter kann unmöglich nach der wahren Gerechtigkeit sich zum Nachtheil des Jungen, oder seiner Aeltern in diesen Vergleich einmischen. Das Anweisen, das Leiten, das Dirigiren ist die Sache des Meisters, und das Lernen und Gehorchen ist die Sache des Lehrlings. Wenn nun nach der Verfassung der Zünfte gleichwohl erfordert wird, daß das Aufnehmen eines Jungen in die Lehre bey versammelter Zunft und bey offener Lade geschehe; so zeigt sich hierinne offenbar eine unvollkommene Seite des Zunftwesens. Niemand aus der Zunft, als gerade der Meister, bey dem der Junge lernen soll, übernimmt die Anweisungsgeschäfte, und niemanden aus der Zunft als dem Meister, soll ein Junge in Absicht auf die Erlernung des Handwerks folgen, und Zahlung, oder Dienste dafür leisten. Also ist nur willkührlicher Zwang, und ganz unnöthige Weitläuftigkeit, zum Aufdingen eines Lehrjungen die Zunftgenossen zu versammlen. Die Unkosten, welche deshalben für den Lehrjungen an die Zunft oder mehrere Glieder derselbigen bezahlt werden müssen, sind schlechterdings unnöthig, und dem Lehrlinge unnütze, und gar schädlich. Der Lehrjunge soll durch die Aufnahme in die Lehre nur zu einem Meister kommen, der ihm das Handwerk lehren kann und will. Dieß erreicht er, wenn die Sache blos mit seinem Meister, den man wählt, berichtiget wird. Alles also, was von dem Vermögen des Jungen außer dem an einen Dritten, der sich mit Lehrgeschäften nicht abgeben will, bezahlt werden muß, ist unnöthig für den Lehrling und gereicht ihm zur Last, und der dritte, der nichts thut, als daß er nur die Aufdingung des Lehrjungen wissen, und dafür eine Zahlung haben will, nimmt dem Jungen etwas von dem Seinigen ab, ohne ihm etwas dagegen zu geben. Man macht also die Erlernung der Handwerke dadurch nur kostbarer und beschwerlicher, daß man Aufdingegelder für die Zünfte festsetzet, oder bewilliget. Wenn die Industrie in den Staaten blühend werden soll, so muß mit vielen andern auch dieses Hinderniß aufgehoben werden. Ein großer Schritt alsdenn zur Aufhebung des Zunftwesens selbst! Ueberdieß wird durch die Versammlung des Handwerkes zum Aufdingen eines Jungen immer ein unnöthiger und schädlicher Zeitverderb der Zunftgenossen veranlasset, welcher höchst nachtheiliger Müssiggang in einem Staate, darinne jedes Jahr viele solche Handwerkszusammenkünfte gehalten werden, von den beträchtlichsten Folgen ist. Nur um dieses Zeitverderbes willen verdient das Aufdingen der Jungen vor der versammelten Zunft von einer weisen Obrigkeit abgeschafft zu werden. Mehreres von diesen wichtigen Policeyangegenständen wird der Artikel: Zunftverfassung darlegen.

Aufdingen: heißt ein Gesinde dingen, und ihm den Miethpfennig geben.

Aufdocken, heißt bey den Jägern ein zusammengelegtes Band Schnüre oder Leinen aufwickeln.

Aufdoppeln, heißt bey den Schuhmachern, wenn sie die äußere Sohle über die an das Oberleder schon angenähete Brandsohle herlegen, und durch eine anderweitige zweyte oder doppelte Nath, welche dem ganzen dadurch bewirkten Geschäffte den Namen des Aufdoppelns der Sohle mittheilet, mit dem Oberleder vereinigen. Dieses Aufdoppeln geschiehet aber nur an den sogenannten Rahmenschuhen, und diese zweyte Nath wird allein sichtbar, da die erste der Brandsohle ganz zugedeckt wird, daß sie nicht weiter gesehen werden kann. Die erwehnte äußere Sohle ist übrigens nicht gar so lang, als der ganze Schuh, sondern nur so lang gegen die Stelle des Absatzes hin, daß sie daselbst mit zwey Zwecken aufgezwickt werden mag. Außer diesen werden aber auch noch zwey Zwecke angebracht, einer gleich vor dem Absatze und der andere an der Spitze des Schuhes. Ehe man diese durchs Einweichen im Wasser, durch mäßige Wiederaustrocknung und durch Klopfen zum Bearbeiten geschmeidig genug gemachte äußere Sohle aufdoppelt, wird sie erst mit etwas Kleister auf die Brandsohle aufgepappet, welches aber auch unterbleiben kann und weiter keinen Nutzen hat, als daß das Knarren und sonstiges Tönen der Schuhe, welches man im Gehen, sonderlich in neuen Schuhen, nicht selten höret, dadurch verhindert wird.

Auf drey Leibe, ist eine Formel, die zuweilen in den Lehnbriefen u. d. gl. vorkommt, deren Bedeutung aber zweifelhaft ist, indem einige behaupten, daß ein solches Lehn z. E. auf den Urenkel, andere, daß es nur auf den Enkel gehe.

Aufeinanderfügung, ist eine bey den Zimmerleuten gebräuchliche Benennung, worunter sie eine Arbeit begreifen, welche darinnen besteht, daß sie auf die in dem Flußbette eingeschlagene Pfähle, ganz an dem Grunde Zapfen anschneiden, darauf eine Schwelle legen, und in solche mittelst in derselben angebrachten Zapfenlöchern, andere Pfähle mit Zapfen in solche stellen, und dadurch gleichsam auf einander anfügen. Es verkeilt diese die Stelle der Aufpropfung, und leistet, sowohl dem Strom als obern Druck mehr Widerstand. (s. Aufpropfung.) Auf dergleichen Aufeinanderfügungen setzet man holzerne Bruckenpfeiler an Orten, wo der Steinmangel herrscht, wo der Grund im Wasser lose und der Strom tief ist, auch andere Wassergebäude an Eisböcken, Schiffausbesserungshäuser ꝛc. u. a. d. gl. mehr.

Aufeinandergestellte Säulen s. Säulen übereinandergesetzte.

Auf einen Gang sinken, Abteufen, oder mit einem Gang nieder in die Tiefe gehen. Wenn sich der Erzgang sürzet, oder in die Tiefe streichet, so müssen auch die Gänge abgesunken werden, wenn man den Gang nicht verfahren oder verlieren will. Ein solcher Schacht wird entweder bis auf einen Stollen, oder so tief abgesunken als man Erze und Anweisung hat.

Aufeisen. Dieses ist dasjenige Geschäfte, da man das Eis in verschiedenen Absichten aufhauet, um etwa aus einem Flusse, See, u. d. gl. Wasser zu schöpfen, etwas, so eingefroren ist, heraus zu nehmen, die eingefrorne Räder einer Mühle in Gang zu bringen, Schiffe in den Lauf zu setzen, oder darinnen zu fischen. u. s. w.

Aufeisen, wird sonderlich von den Fischern gebraucht, und bedeutet die Arbeit, da sie stehende Wasser, Fischgruben, See, oder Meyher an einem oder verschiedenen Orten, wenn es stark gefrieret, aufhauen, den Fischen damit Luft zu verschaffen, um nicht zu ersticken. Sie hauen auch solche Löcher ins Eis, um vermittelst derselben fischen zu können. Sie hauen einen See eingsum vom Eise los, um das Streichgarn einlassen, durchziehen, und so den See mitten im Frost ausfischen zu können, ohne nöthig zu haben, das Wasser abzulassen, welches, wenn sie es auch wollten oder könnten, ihnen doch nicht zum ausfischen verhelfen könnte, da sie das auf dem Boden des Sees auflegende und zurückbleibende Eis daran hinderte.

Dies

Digitized by Google

Dies Aufeiſen hat auf die Landwirthſchaft einen ſehr großen Nutzen.

Die Schlammerde, die in dem Grund der See, der Gräben, ſonderlich den Stadtgräben liegt, welche aus den Abtritten und Gaſſen dahin geführet wird, iſt von außerordentlicher fruchtbaren Wirkung auf alle und jede Gewächſe. Kann man das Waſſer ableiten und ſolchen Schlamm vor den Feldbau jährlich herausnehmen, ſo kann man keine beſſere Arbeit vor ihn thun. Es gehet aber ſolches nicht alle Jahr an; man läßt ſie nicht alle Jahre ablaufen, man läßt ſie in Veſtungen des Schutzes wegen, in Städten der Feuersgefahren wegen, niemalen oder recht ſelten ablaufen; man kann ſie öfters, weil ſie keinen Ablauf haben, nicht ablaufen laſſen, folglich müßte man dieſes vortreflichſte Düngmittel vermiſſen lange vermiſſen. Dieſem Verluſte nun abzuhelfen iſt nichts ſo ſchicklich, als das aufeiſen. Man bauet ein Loch in das Eis, belegt es um und um, der Sicherheit wegen, um nicht auszuglitſchen, und hinein zu ſtürzen, oder wann das Eis etwa brechen ſollte, mit Brettern, und nimmt durch eine Schaufel oder eine Schöpfe, ſo wie die Waſſerſchöpfe geformt und an einer Stange angemacht iſt, den Schlamm ſehr bequem aus dem Grunde heraus in einen Schubkarren, mit dem man ihn weg und auf einen Haufen abführet. Dies iſt ein einträgliches und vor arme Leute ſchickliches Geſchäfte; man weiß Städte, wo arme Taglöhner den ganzen Winter hin, ſo lange das Eis hält, des Tags durch das herausnehmen dieſes Schlamms, den ſie verkaufen, einen Gulden gewinnen. Bey ſolchen auf Seen, in Flüſſen, Stadtgräben u. d. gl. eingehauenen Löchern muß man, damit niemand durch dieſelben verunglücke, die Vorſicht gebrauchen, ſie mit einem Kennzeichen zu verſehen, um die wandelende vor ihnen zu warnen. Das Aufeißen geſchiehet auch alsdann, wann es, nach einem ſtarken Froſt und bey mächtigem Eiſe aufthauet, und das angefrorne Eis den Dämmen, oder allzugroße Stücke Eis, den Mühlen, Brücken, u. d. gl. ſchädlich werden könnten; man bauet es längs den Wöhren, Dämmen, Ufern ab, und in kleinere Stücke mitwen, damit es unſchädlicher ab und dahin gehe. Aufeiſen geſchiehet auch von Bauern und Fuhrleuten, ſonderlich denen die mit Ochſen fahren, zu der Zeit, wann die Straßen, und vorzüglich die Stellen die abhängig ſind, wo die Räder und die Ochſen leicht ausglitſchen, mit Eis bedeckt ſind: man bauet daher dichte an einander viele Scharten hiebweis ein, um damit den Rädern und dem Vieh haltbaren Stand zu verſchaffen, ſie wider das ausglitſchen zu verwahren. So ganz erreicht man hierdurch ſeine Abſichten wohl nicht; beſſer iſts gethan, wenn man den aufgeeiſten Ort überdies mit Erden oder einigem Sande überſchüttet, dies iſt auch ohne aufeiſen wider das ausglitſchen ein ſicheres Mittel, und wohl ein ſicherers als jenes. Ein Hausvater der um ſein Haus her dergleichen Stellen weiß, welche verborgene Waſſerquellen mit Eis zu belegen pflegen, muß ſich etwas Erde oder Sand in ſeinem Hauſe oder ſonſt wo, dazu allezeit in Bereitſchaft halten.

Aufenblatt, ſ. Mäuſedorn.

Aufenthalt des Harns, ſ. Harnblaſe.

Aufenthalt des Samens, ſ. Samen.

Aufenthalt der Speiſen, ſ. Magen u. Gedärme.

Auferſtehung Chriſti. Chriſtus wurde am Freytage nach erlittenen Creuzestode begraben, und ſtand am Sonntage darauf früh Morgends aus dem Grabe wieder auf, ehe er noch in die Verweſung gehen konnte. Denn daß ſein Körper an ſich unvermeßlich geweſen, ſteht nirgends in der Schrift, und läßt ſich auch ſonſt nicht erweiſen. Es wird dieſe Auferwerdung von dem Tode theils der erſten Perſon im göttlichen Weſen, theils ihm ſelbſt in der heiligen Schrift zugeſchrieben. Die Begebenheit iſt ſo groß und das Wunder, das Chriſtus hierin in ſeiner eignen Perſon verrichtet, von ſolcher Wichtigkeit, daß wenn ihre Gewißheit erwieſen worden, auch die ganze chriſtliche Religion damit außer Zweifel geſetzt iſt. Die Gewißheit dieſer Begebenheit aber beruhet auf ſo vielen unwiderſprechlichen Zeugniſſen und Beweiſen, daß man entweder gar nichts in der Welt glauben, oder ſie eingeſtehen muß. Denn keine Geſchichte hat ſolche Beweißgründe vor ſich wie dieſe, und wer ſie dennoch leugnen will, der fällt in unauflösliche Räthſel und Widerſprüche. Wie wäre es möglich, daß ſie von allen Chriſten von der erſten Zeit der chriſtlichen Kirche an für wahr und ſogar für ein Hauptſtück der chriſtlichen Religion angenommen wäre, wenn ſie nicht vollkommen zuverläßige Beweiſe für ſich gehabt hätte. Wenn Chriſtus nicht auferſtanden wäre, ſo wäre es völlig unbegreiflich, wie eine ſolche Begebenheit von den Chriſten habe können angenommen werden, wie die Apoſtel ſich auf ſo viele Zeugen berufen, und die ganze Religion darauf bauen können.

Die erſten und nächſten Zeugen der Auferſtehung Chriſti waren die römiſchen Soldaten, welche von dem römiſchen Stadthalter Pilato auf Bitte der Juden zu Wächtern bey dem Grabe beſtellt waren, denn die Juden wandten alle Vorſicht an, daß nicht der Leib Chriſti von ſeinen Freunden geſtohlen würde, und dieſe denn vorgäben, Chriſtus ſey, wie er geweiſagt hatte, wirklich auferſtanden. Es entſtand aber ein Erdbeben, die Wächter ſahen ein Geſicht, ein Engel wälzte den Stein von der Thüre des Grabes und ſetzte ſich darauf. Die glänzende Geſtalt des Engels, und die ganze Begebenheit ſetzte ſie in Schrecken, und ob ſie gleich ſehr viel zu fürchten hatten, wenn ſie als Soldaten ihren Poſten verlieſen, ſo hatte ſie doch der Schrecken ſo gewaltſam überfallen, daß ſie die Flucht ergriffen. Daß ſie aber ſelbſt den auferſtandenen Jeſum geſehen, ſagt der Schrift nicht, und die Wächter ſchweigen auch davon. Die große Sorgfalt der Juden in Bewahrung des Grabes, diente gerade dazu, die Gewißheit der Auferſtehung Chriſti zu erhärten, und allen Verdacht eines Betrugs in der Sache über den Haufen zu werfen. Gewalt konnten die zerſtreuten und jetzt zaghaften Jünger nicht anwenden, und hier würde die Wacht zu mächtig für ſie geweſen ſeyn, und die Sache ſelbſt hätte nicht verborgen bleiben können. Mit Geld konnten die armen Freunde Jeſu auch nichts unternehmen, und die Soldaten würden die Begierde nach Gelde mehr bey den Juden haben beſriedigen können als bey dieſen armen Jüngern. Man muß wohl, wenn man nicht vorſetzlich gegen Wahrheit ſtreiten will, geſtehen, daß nichts anders als eine ganz außerordentliche Sache, ſo wie ſie erzählt wird, die Flucht der Wächter veranlaſſet habe. Die Juden ſuchten ſich damit zu helfen, daß ſie die Soldaten mit Gelde dahin brachten, daß ſie ausſagten, ſie hätten geſchlafen, (ſo widerſprechend dieß auch für eine römiſche und überdem die ganze Wache war) und während der Zeit hätten die Jünger Chriſtum geſtohlen, (ſo unbeſonnen es auch war, daß ſie im Schlaf dieſen Diebſtahl ſehen können). Durch eben dieſe Macht des Geldes brachten ſie es denn auch dahin, daß die Wache zu keiner Verantwortung von dem Pilato gezogen wurde. Noch abgeſchmackter iſt die Erfindung neuerer Juden, daß der Judas allein, der überdem vorher ſchon ſich erhängt hat.

Digitized by Google

te, heimlich Chriſtum geſtohlen, und verborgen habe, da denn die Jünger vorgegeben, er ſey gen Himmel gefahren.

Allein wenn denn auch hier ein Diebſtahl angenommen würde, ſo wäre doch nicht zu begreifen, warum die Jünger oder Judas erſt die leinene Tücher worin er gewickelt war, und das Schweißtuch von ſeinem Haupte losgemacht, und ihn nicht ganz wie der Leichnam war fortgetragen haben, und dabey wäre doch Chriſtus, der wirklich geſtorben war, noch immer todt geweſen. Er hat ſich aber wirklich als einen lebendigen und das nicht einmal, ſondern zu verſchiedenen malen, nicht einem allein, ſondern mehrern zu allen Zeiten gezeigt, hat mit ihnen geſprochen, gegeſſen und getrunken.

Die erſtere, die ihn nach ſeiner Auferſtehung ſahe, war Maria Magdalena, welche mit andern Weibern zum Grabe gieng, um ihn mit den Specereyen, die ſie dazu den Freytag Abend zum Theil ſchon eingekauft hatten, zu ſalben. Dieß geſchah zu Ende des Sabbaths und mit dem Anbruch des erſten Wochentags, oder der neuen Woche. Das Wort Sabbath bedeutet auch überhaupt eine Woche in der Schrift, und wenn man dieß merkt, ſo fällt ein anſcheinender Widerſpruch in der Geſchichte der Evangeliſten hier weg. Die Woche, worin Chriſtus geſtorben war, war alſo zu Ende, und der erſte Tag der neuen Woche, oder wie wir ihn nennen der Sonntag war angebrochen, und noch war es dunkel und die Sonne im Aufgehen, da ſich die Weiber auf den Weg machten. Vielleicht wußten ſie es nicht, daß Joſeph den Leichnam Chriſti bereits geſalbet, und wenn ſie es wußten, ſo hielten ſie es nicht für überflüßig, dieſes Werk noch vollſtändiger zu verrichten. Beym Aufgang der Sonne kamen ſie zum Grabe, und waren, weil ſie von den Hütern wohl nichts wußten, wegen des Steins, der vor dem Grabe lag, beſorgt. Zu ihrer größten Beſtürzung aber nahmen ſie wahr, daß derſelbe abgewälzt war. Maria Magdalena gieng nun zurück, Johannes und Petro von dem Vorgang Nachricht zu geben, die beyden andern Weiber Maria Jacobi und Salome aber, die zurück geblieben waren, giengen in das leere Grab, und hier ſahen ſie einen Engel, der ihnen Nachricht gab, daß Chriſtus auferſtanden ſey. Vielleicht war dieß eben der Engel, den die Wächter auf dem Steine hatten ſitzen ſehen. Sie gehen darauf in großer Verwunderung zurück, ohne unterwegens mit jemand zu reden. Unterdeſſen kame auch Johanna mit noch einigen Weibern, die den erſtern, weil ſie einen andern Weg gegangen waren, nicht begegnet, oder in der Ferne ſich einander nicht wahrnahmen, zum Grabe, und finden den Leib Chriſti nicht, aber ſie ſehen zwey Männer in glänzenden Kleidern, die ihnen ſagen, daß Chriſtus auferſtanden ſey, wie er in Galiläa ſolches ſelbſt vorhergeſagt habe. Sie gehen darauf fort den Jüngern Nachricht zu bringen. Johannes und Petrus, die von der Maria Magdalena und auch der Johanna benachrichtigt werden, gehen nun zum Grabe, und finden die leinenen Tücher aber ſehen nichts, und gehen wieder nach Hauſe. Maria Magdalena welche mit den Jüngern zurückgekehrt war, blieb noch bey dem Grabe, und ſieht endlich in daſſelbe hinein, wo ſie zwey Engel wahrnimmt, die ſie anreden: was weineſt du? worauf ſie klagt: daß man ihren Herrn weggenommen habe. Indem ſie ſich umſieht, wird ſie Jeſum gewahr. Weil ſie aber feſt der Meynung war, er ſey geſtohlen, und an keine Auferſtehung dachte, dabey auch in einer großen Beſtürzung war, ſo glaubte ſie anfänglich einen Gärtner vor ſich zu haben, bis ſich Chriſtus ihr zu erkennen gab, und ſie ihn näher betrachtete, da

er ihr den Befehl an ſeine Jünger gab. Unmittelbar darauf begegnet er auch den andern Weibern Maria Jacobi und Salome auf ihrem Rückweg, welche zu ihm treten und ſeine Füße umfaſſen, und denen er Befehl giebt, ſeinen Jüngern zu ſagen, daß er ſich ihnen in Galiläa offenbaren werde. Dieſe Weiber und auch Maria Magdalena erzählen darauf, was ihnen begegnet war, den Jüngern, und richten auch die Beſelde an die aus, worauf Petrus nochmals zum Grabe läuft. Auf dieſe Art laſſen ſich die 4 Evangeliſten ohne Zwang vereinigen, und man ſieht, wie einer den andern erläutert, keiner aber leugnet was der andere vorträgt.

Noch an eben dem Tage offenbarte ſich Chriſtus zween Jüngern, die auf dem Wege nach Emmaus waren. Anfänglich kannten ſie ihn nicht, ob ſich gleich bey dem Geſpräch, das ſie mit ihm und auch von ihm ſelbſt führten, und worin er ihnen die Weiſſagungen von ihm erklärte, eine beſondere Bewegung des Gemüths zeigte. Wieder aber mit ihnen in Emmaus aß, und das Brod brach, ſo kannten ſie ihn. Man wird hier keine Ungereimtheit oder Augenverblendung finden, wenn man nicht vorſetzlich ſolche ſuchen will, noch auch das, was hier im einzelnen Fall geſchah, auf alle Offenbarungen ausdehnen. Chriſtus wollte ihnen vor der Hand unbekannt bleiben, um ſie freyer reden zu laſſen und auf den wahren Sinn der Weiſſagung deſto aufmerkſamer zu machen. Dieſe Jünger dachten auch an nichts weniger als eine Auferſtehung, denn ob ſie ihnen gleich vorher von Chriſto ſelbſt bekannt gemacht worden, und die Juden ſelbſt ſolche im eigentlichen Verſtand genommen hatten, ſo hatten ſie doch immer dieſe Weiſſagung entweder nicht verſtanden, oder doch anders erklärt, und dachten an keine eigentliche leibliche Auferſtehung Chriſti. Sie waren vielmehr in ihrer Bekümmernis um den Verluſt ihres Meiſters, und in ihrem Geſpräch über das was vorgegangen war, ſo vertieft, daß ſie nicht genau auf die Perſon Chriſti acht gaben. Die Geſtalt Chriſti, die leiblich gegen jene Leidensgeſtalt nun ein herrlicheres Anſehen hatte, und auch die Bekleidung, worin er ſich zeigte, konnte etwas ungewöhnliches für ſie haben, daß ſie ihn in dieſer Perſon anfänglich nicht zu finden glaubten. Es iſt auch überhaupt kein Grund vorhanden, warum es uns ſeltſam vorkommen ſollte, daß Chriſtus ſich einige Zeit ſeinen Jüngern nicht habe zu erkennen gegeben, ſondern ſich lieber verborgen gehalten, um ihre Freude deſto größer zu machen. Das Oeffnen der Augen heißt nichts anders, als ſie richteten nun ihre Augen genauer auf ihn, und nahmen wahr, was ſie vorher nicht gedacht oder gemerkt hatten. Dieſes geſchah aber nicht allein an dem einigen Umſtand des Brodbrechens, ſondern von dieſer Zeit an, und dabey fielen ihnen die auf dem Wege vorgefallenen Reden wieder ein. Eben ſo wenig iſt es nöthig, ſich bey dem Verſchwinden etwas anders zu denken, als eine Entfernung von ihnen, ehe ſie es gewahr wurden.

Indeſſen wurden dieſe Offenbarungen immer häufiger und immer einleuchtender. Die beyden Jünger waren noch an eben dem Abend nach Jeruſalem zurückgegangen, und hatten den andern Jüngern die Nachricht überbracht, daß Chriſtus ihnen erſchienen ſey, und hier erfuhren ſie daß er auch dem Simon oder Petrus ſich geoffenbart. Auch Paulus erwähnt dieſer dem Petro geſchehenen Offenbarung; doch ſind die beſondern Umſtände derſelben nicht erzählt. Da ſich die Jünger den Abend mit einander unterredeten, trat Jeſus unter ihnen und nach dem Friedensgruße, zeigte er ihnen ſeine Hände, Füße und Seite, ließ ſich anfühlen, aß mit ihnen und über-

Digitized by Google

zeugte sie, daß er es selbst sey. Thomas aber war nicht zugegen, und da ihm die übrigen Jünger erzählt hatten, was vorgegangen war, und er es nicht glauben konnte und wollte, bis er selbst seine Hand in die Seite und seine Finger in die Nägelmale gelegt hätte, so offenbarte sich Christus nach 8 Tagen seinen Jüngern, wie Thomas unter ihnen war, der darauf das so schöne Bekenntniß von der Gottheit des Erlösers ablegte.

Wie darauf die Jünger, nach dem Befehl Christi nach Galiläa gegangen waren, und Petrus, Thomas, Nathanael, die beyden Söhne Zebedäi und andere Jünger der Fischerey an dem See Tiberias nachgiengen, so zeigte sich Christus ihnen von neuen. Darauf erfolgte eine andere Offenbarung auf einem Berge vor allen Aposteln und hier war es vermuthlich, wo eine so große Menge anderer Zeugen zugegen war, und wovon Paulus sagt, daß er von mehr als 500 Brüdern sey gesehen worden, wovon ein Theil zu der Zeit da er dieses an die Corinther schrieb, schon gestorben war, ein großer Theil aber auch noch lebte, die von dieser Sache noch als Augenzeugen Versicherung geben konnten. Auch erwähnt Paulus einer Erscheinung die Jacobus gehabt, ohne die eigentlichen Umstände davon anzuführen. Die letzte Offenbarung Christi nach seiner Auferstehung an seine Jünger war, da er sie von Jerusalem nach Bethanien führte, und gen Himmel fuhr. Nach seiner Himmelfahrt würdigte er den Paulum noch einer besondern Erscheinung. Einige seiner Offenbarungen waren auch mit besondern Wundern verknüpft, dahin z. E. der Fischzug Petri in Galiläa, und der Segen bey einer Mahlzeit mit den Jüngern gehört.

In der Erzählung der Evangelisten ist nicht der geringste Widerspruch, aber doch erzählt einer einen Nebenumstand, den der andere übergeht, wie es bey solchen Männern zu geschehen pflegt, die ohne Verabredung ein jeder für sich eine Sache vortragen, und eben dieser Unterschied im Erzählen beweiset, nebst der Uebereinstimmung in der Sache selbst die Wahrheit der Sache desto mehr.

Die vorgegebenen Widersprüche alle namentlich anzuführen und zu widerlegen, würde hier zu weitläuftig seyn. Man findet darüber weitläuftige Schriften, und es ist zu verwundern, daß man die alten Einwendungen immer von neuen hervorbringt, ohne auf die vielfältigen Beantwortungen derselben Rücksicht zu nehmen, und ohne an die erstaunenden Widersprüche zu denken, die alsdenn entstehen und unbeantwortlich seyn würden, wenn man diese Geschichte leugnen wollte. Bey den Widersprüchen, die in den Erzählungen der 4 Evangelisten vorzukommen scheinen, kommt es nur darauf an, daß man 1) erwäge, daß nicht die Meynung eines jeden Evangelisten war, alle Nebenumstände anzuführen, und daher der eine etwas erzählt, was der andere mit Stillschweigen übergeht, oder doch nur ganz kürzlich anführt. 2) Daß man die Erzählungen der Evangelisten in ihrer vernünftigen Harmonie überdenke. Mehrere haben sich damit rühmlich beschäftigt, und besonders verdient des Gilbert West Bemühung ein vorzügliches Lob.

Es ist auch sehr glaublich, daß Christus außer denen namentlich angeführten Offenbarungen noch viel öfter und mehr seinen Jüngern die 40 Tage hindurch die er nach seiner Auferstehung auf Erden zugebracht, erschienen sey, um ihnen die nöthigen Belehrungen und Instructionen zu geben.

Der Beweis aus dem Zeugniß der Apostel ist von einer unwiderstehlichen Stärke, wenn man bedenkt, daß diese Männer am zuverläßigsten die Wahrheit beyzeugen konnten, weil sie einige Jahre mit Christo beständig umgegangen waren, mit ihm gegessen und getrunken, und von ihm täglichen Unterricht erhalten hatten. Es war nicht möglich daß sie sich in seiner Person irren konnten, zumal da sie ihn nach seiner Auferstehung so oft an verschiedenen Orten, und so lange um sich hatten. An einen Betrug aber war bey ihnen gar nicht zu denken. Man bemerkt an ihnen nicht das mindeste das einem Betrug ähnlich wäre. Kein Ehrgeiz oder Herrschsucht, keine Vortheile von irgend einer Art konnten sie bewegen, etwas zu erfinden, da wofür sie Elend, Verachtung, Leiden und Verfolgung von allerley Art, die schimpflichste Behandlungen und den Tod selbst einärndteten. Dagegen gieng ihre ganze Absicht dahin, Reinigkeit der Sitten, wahre Tugend und Gottseligkeit, besonders auch Wahrhaftigkeit und Aufrichtigkeit, und eine sichere Hoffnung des ewigen Lebens zu befördern. Die Welt würde wenigstens sehr glücklich seyn, wenn sie durchaus aus solchen Betrügern, wenn man sie so nennen könnte und wollte, bestünde. Ihr Zeugniß von der Auferstehung legten sie mit solcher Feyerlichkeit ab, die nur eine gute Sache geben kann. So fürchtsam sie auch vor und nach dem Tode Christi waren, so unerschrocken sind sie durch die Gewißheit seiner Auferstehung geworden. Sie gehen nicht in entfernte Gegenden zuerst, wo man die Begebenheit nicht untersuchen konnte, sondern sie fangen ihre Predigt von der Auferstehung Christi in Jerusalem selbst an, und behaupten sie vor dem jüdischen Rath und allem Volke, wo man die Sache untersuchen konnte, und den Richtern daran gelegen seyn mußte, die genaueste Untersuchung um ihrer eignen Ehre willen vorzunehmen. Und eben an diesem Orte, wo die ganze Sache geschehen war, sehen sich so viele durch die Macht der Wahrheit gedrungen, die Auferstehung Christi anzunehmen, und die Lehre Jesu zu bekennen. Nicht blos der einfältige Haufe, sondern so viele Gelehrten und scharfsinnige Männer, die doch nicht gewohnt waren, blindlings zu glauben, fielen unter Juden und Heyden dieser Geschichte und der damit verknüpften Lehre bey. Die Apostel berufen sich auf diese Begebenheit als einen Hauptgrund ihrer Religion, und gründen diese ganz auf dieselbe. Ein Zeugniß solcher Männer, und zwar so vieler Männer muß unstreitig glaubwürdig seyn. Wenn man auch bey andern Profanschreibenten von dieser Begebenheit nichts aufgezeichnet fände, so würde doch die Wahrheit der Sache nicht darunter leiden, denn die Juden hatten nicht Lust solche bekannt werden zu lassen, sondern suchten sie zu unterdrucken, und diese Juden konnten sie doch eigentlich nur zuerst ausbreiten, weil sie unter ihnen geschehen war, daß aber die Heyden solche nicht unter ihren Nachrichten aufgesetzt haben, ist eben so wenig zu verwundern, denn wer diese Geschichte annahm, der wurde auch ein Christ; wer aber die Lehre Christi verwarf, mußte freylich so gut als unsere heutigen Bestreiter und Verleugner des Christenthums sie verwerfen und darauf gar nicht achten. Inzwischen wagten es doch wieder Juden noch Heyden dieselbe öffentlich zu widerlegen. Denn der Einfall ist sehr thöricht, daß man solche Widerlegungen vermuthen könne und sie also auch wirklich müssen vorhanden gewesen seyn. Das was ein Celsus und Porphyrius wider die Sache schrieben, haben sie nicht aus Zeugnissen anderer hergenommen und sich dabey nicht auf vorhandene Schriften berufen, sondern aus den Evangelisten selbst hervorgesucht. Die Apologeten aber haben die Einwendungen nicht unbeantwortet gelassen.

Man hat sich zwar eingebildet, daß der Beweis für die

Digitized by Google

Auferſtehung Chriſti weit ſtärker geworden ſeyn würde, wenn er ſich öffentlich und vor jederman, beſonders aber vor Pilato und dem Rath zu Jeruſalem gezeigt hätte; und wirklich hat man, weil ſolches nicht geſchehen, daraus gegen die Geſchichte ſelbſt Einwendungen gemacht. Allerdings ſcheint dem erſten Anſehen nach dieſe Forderung nicht ohne Grund zu ſeyn. Allein ſo viel bleibt doch ausgemacht, daß die Wahrheit einer Geſchichte blos auf Zeugen und deren Glaubwürdigkeit beruhet, und nicht davon abhängt, ob ſie auch noch von mehrern hier von den Feinden Chriſti erkennt und bezeugt wurde. Wenn man alſo auch gar keine Urſache angeben könnte, warum Chriſtus nicht öffentlich vor jederman nach ſeiner Auferſtehung aufgetreten wäre, ſo würde die ohnehin ſattſam beweiſene Sache nichts darunter verlieren. Allein das Vorgeben ſelbſt iſt nicht einmal ſo ausgemacht. Die Hüter haben von der Sache vieles geſehen, welches beynahe eben ſoviel war als wenn ſie ihn ſelbſt auferſtehen geſehen hätten. Von Paulo iſt er geſehen worden, da er noch ſein Feind war, und können nicht viele unter den 500 Brüdern und nachher unter denen, die ihn gen Himmel fahren ſahen, geweſen ſeyn, die vorher ſeine Freunde nicht waren und es jetzt erſt wurden. Wenigſtens leugnet ſolches die Schrift nicht gerade zu, wenn ſie gleich ſagt, daß Chriſtus nicht allem Volk erſchienen, und ſich beſonders den vorerwählten Zeugen großſonderbaret habe. Wie Chriſtus ſich aber habe offenbaren wollen, und ob es beſſer geweſen wäre, ſolches öffentlich oder in den Gerichtsplätzen oder ſonſt wo zu thun, muß man doch wohl ſeiner Weisheit überlaſſen, wir können wenigſtens nicht beweiſen, daß eine andere Art ſeiner Offenbarung beſſer geweſen wäre. Nöthig war es nicht, daß er ſich ſeinen Feinden zeigte, denn dieſe hatten Beweiſe genug für die Wahrheit, wenn ſie ſich nur hätten wollen überzeugen laſſen, und von großem Nutzen hätte es auch nicht ſeyn können. Denn hatten ſie die Wächter beſtochen, und ſich durch deren Ausſage nicht überzeugen laſſen, ja hatten ſie die großen Thaten des Erlöſers und ſelbſt ſeine Wunder in ſeinem Tode ungerührt ſehen können; was würde dieſe ſeine Offenbarung nach der Auferſtehung bey ihnen ausgerichtet haben? Sehr wahrſcheinlich würde es auch hier geheiſſen haben, daß es Zauberey oder ein Blendwerk des Teufels ſey, wie ſie es ſchon mit ſeinen Wundern in ſeinem Leben gemacht hatten, und wenn ſie auch ſeine wirkliche Auferſtehung geglaubt hätten, würden ſie ihn nun auch nothwendig für den wahren Meßias erkannt haben? Geſetzt, das Volk hätte nun an ihn geglaubt, ſo würde es an ihm nach ſeinen rohen und irdiſchen Begriffen, den weltlichen Herrn haben finden wollen, der ſie gegen die Römer anführen müſte, und der ganze Erfolg wäre denn eine Empörung geweſen. Für Menſchen bleibt es immer unbeſchrieben zu beſtimmen, was Gott hätte thun ſollen, wenn das, was er gethan hat, zu ſeiner Abſicht und zu unſerm Glauben hinreichend iſt. Seine Feinde hatten das auch nicht verdient, daß er dergleichen für ſie that, und weder ſie noch die Nachwelt hätten davon Nutzen gehabt. Auch hatte Chriſtus nicht ſeinen Feinden, ſondern den Seinigen und beſonders den Jüngern in ſeinem Leben Joh. 14, die Verſicherung gegeben, ſich ihnen zu zeigen, und für dieſe gehörte es auch, weil ſie zur Verkündigung und Ausbreitung dieſer Wahrheit und ſich darauf gründenden Religion gebraucht werden ſollten.

Zu dieſen Zeugniſſen der Apoſtel kommt ein nicht weniger wichtiger und ſtarker Beweis aus den Wundern hinzu, welche dieſe Männer im Namen des auferſtandenen Erlöſers verrichteten, und womit ſie dieſe Wahrheit auf das unwiderſprechlichſte darthaten. So gewiß es iſt, daß Wunder, wenn ſie anders wahre Wunder ſind, wie es die Wunder der Apoſtel waren, ihre Beziehung auf die Wahrheit haben, und zur göttlichen Regierung gehören, und daß Gott keine Wunder wirken noch zulaſſen könne, die zum Betrug der Menſchen in wichtigen Religionswahrheiten gereichen: ſo gewiß müſſen auch dieſe Wunder die Wahrheit, zu deren Behuf ſie verrichtet wurden, außer allen Zweifel ſetzen, wenn man nicht annehmen will, daß Gott ſelbſt den Betrug und Irrthum in der Religion unterſtützen und befördern wolle. Auch die Ausgieſung des heil. Geiſtes über dieſe Männer, und die übernatürlichen Gaben, die ſie dadurch erhielten, beweiſen die Wahrheit dieſer Geſchichte und der ganzen Lehre Chriſti. Schwerlich wird daher irgend eine Geſchichte in der Welt ſeyn, welche mit mehrern und ſtärkern Beweiſen pranget, als die Geſchichte der Auferſtehung Chriſti.

Es war aber auch dieſe Begebenheit zur Ueberzeugung in der Religion Chriſti nothwendig; denn es beruht auf derſelben die Wahrheit der chriſtlichen Religion. Im alten Teſtamente war ſie vorher geweißagt, und ſie war daher ein Character des Meßias. Chriſtus hatte mehrmalen und zwar ſehr deutlich vor ſeinem Tode geſagt, daß er innerhalb drey Tagen, (denn ſo heißen Chriſti Worte eigentlich, und man muß daher nicht ſo pünctlich den ganzen Ablauf ſolcher Tage und Nächte zählen) auferſtehen werde, und daß er ſein Leben laſſen werde, um es wieder zu nehmen: er verſpricht ſeinen Jüngern, daß ſie ihn nach ſeinem Tode wiederſehen ſollten, und daß er ihnen alsdenn in Galiläa noch manches ſagen werde; er ſagt ihnen, daß ſie bis nach ſeiner Auferſtehung ſeine Verklärung nicht bekannt machen ſollten. Dieſe Vorherſagung ſeiner eignen Auferſtehung war eben ſo eigentlich zu verſtehen, als ſeine Weißagung von ſeinem Tode. So verſtanden ſie auch die Juden, die deswegen bis zum dritten Tage Wächter bey dem Grabe Chriſti beſtellten. Die Jünger blieben zwar immer noch etwas zweifelhaft, bis ſie ihn nach der Auferſtehung mit leiblichen Augen ſahen. Denn das Vorurtheil war damals gar zu allgemein und zu ſtark, daß der Meßias nicht ſterben, ſondern ein großes irrdiſches und beſtändiges Reich errichten werde, daß ſie dieſer Weißagung lieber einen andern Sinn gaben, oder gar nicht wußten, was ſie dabey denken ſollten. Eben dieſe Bedenklichkeiten können uns überzeugen, wie wenig leichtgläubig ſie waren, und wie gewiß ſie ihrer Sache ſeyn mußten, da ſie die Auferſtehung Chriſti nachher mit ſo vieler Lebensgefahr vertheidigten. Weil aber Chriſtus ſie vorhergeſagt hatte, ſo beruhte auch auf die Wirklichkeit derſelben die Wahrhaftigkeit und Zuverläßigkeit ſeiner Reden, ſeiner göttlichen Sendung und ſeiner ganzen Lehre. Iſt die Auferſtehung wahr, ſo ſind es auch ſeine übrigen Wunder; hat er ſich ſelbſt von dem Tode auferwecket, ſo iſt er der, wofür er ſich bekannte: der Herr des Lebens und des Todes und der wahrhafte Gott. Und da er um unſerer Sünden willen geſtorben, ſo iſt auch ſeine Auferſtehung ein Beweis der wirklichen Vollendung ſeines Werks; hat er ſein Leben wiedergenommen, ſo kann er auch den Glaubigen das ewige Leben geben, und ſo wird er auch alle ſeine übrigen Verheißungen erfüllen, die Todten auferwecken, und das Gericht halten. Es berufen ſich daher auch die Apoſtel allezeit auf die Auferſtehung als einen Hauptgrund der ganzen chriſtlichen Lehre. Bey der Auferſtehung Chriſti geſchahen noch die beſondern Wunder, daß nicht nur ein Erdbeben entſtand, ſondern

Digitized by Google

auch verſchiedene Todten auferſtunden. ſ. **Auferſtehung der Todten.**

Was der Leib Chriſti nach ſeiner Auferſtehung für eine beſondere Beſchaffenheit gehabt habe, iſt uns in der Schrift nicht erzählt. Einige glauben aus den beſondern Offenbarungen Chriſti: er habe einen ſo ſubtilen Körper gehabt, daß er durch das Grab hindurchgedrungen ſey, welches jedoch die Schrift nicht ſagt, ſondern erzählt: daß ein Engel den Stein vom Grabe abgewälzt habe; daß er bey verſchloſſenen Thüren dennoch ins Zimmer zu ſeinen Jüngern eingedrungen ſey, wobey jedoch nicht nothwendig iſt, zu behaupten: daß die Thüren verſchloſſen geblieben, ſondern es kann ohne Zwang ſo verſtanden werden, daß er die Thüren geöffnet habe, und endlich daß er vor den Jüngern in Emmaus verſchwunden, (welches verſchwinden jedoch, wie ſchon bemerkt worden, eine unvermerkte Entfernung von ihnen ſeyn konnte.) **Origenes** bildete ſich ein, daß der auferſtandene Körper Chriſti ſehr geglänzt habe, wovon uns aber die Apoſtel nichts ſagen. Doch hatte er nach ſeiner Auferſtehung in Anſehung ſeines Leibes vielerley Vorzüge, da er itzt nicht mehr die Schwachheiten der Menſchen trug, und die unſinnlichen Unvollkommenheiten, die er um der Menſchen und ihrer Erlöſung willen übernehmen muſte, nicht mehr an ſich hatte.

Die Socinianer gehen darinn von andern chriſtlichen Kirchen ab, daß ſie die Auferweckung Chriſti allein der erſten Perſon in der Gottheit oder dem Vater zuſchreiben, und daher denen Ausſprüchen der Schrift, worinn Chriſtus ſich ſelbſt ſeine Auferſtehung beylegt, und ihm von den Apoſteln beygelegt wird, eine gezwungene Deutung geben, und ſie für uneigentliche Redensarten halten. Ihr Syſtem, nach welchem ſie die wahre Gottheit Chriſti leugnen, zwingt ſie zu ſolchen Erklärungen und eben das nebſt der Leugnung einer wirklichen Genugthuung, iſt die Urſache, warum ſie in der Auferſtehung Chriſti weder einen Beweis für ſeine Gottheit, noch für die eigentliche Erlöſung und Verſöhnung finden. — Die reformirte Kirche aber trennt ſich von den andern darinn, daß ſie behauptet: die menſchliche Natur Chriſti ſey in der Auferſtehung deſſelben nicht zugleich die würkende Urſache, denn ſie leugnen die Mittheilung der göttlichen Eigenſchaften an die menſchliche Natur Chriſti, wovon unter dem Artickel: **Communicatio idiomatum**, mehr geſagt werden wird. Sonſt glauben freylich auch diejenigen theils in der alten, theils neuen Kirche keine wahre Auferſtehung Chriſti, die die wahre menſchliche Natur deſſelben leugnen, und ihm nur einen Scheinleib oder ätheriſchen Körper zuſchreiben. Nach dieſen Meynungen iſt Chriſtus weder wirklich geſtorben noch auferſtanden. Dieſes lehrten viele Gnoſtiſche Partheyen, und andere, welche daher mit dem Namen der Doceten belegt werden.

Auferſtehung der Todten. Die heil. Schrift gebraucht dieſes Wort zuweilen uneigentlich, und drückt die Errettung aus großen Gerichten, z. E. die Befreyung des Volks Iſrael aus der babyloniſchen Gefangenſchaft, Ezech. 37. und auch die Erneuerung des geiſtlichen Lebens, oder der wahren Gottſeligkeit, an einigen Orten durch das Auferſtehen von den Todten aus. Epheſ. 5, 14. Luc. 24, 34. Röm. 6, 4. 5. Eigentlich wird damit dasjenige Werk der göttlichen Allmacht angezeigt, nach welcher Gott die Leiber der Verſtorbenen, und zwar eben dieſelben Leiber, die ſie hier in der Welt gehabt haben, wieder lebendig macht, und mit eben den Seelen, womit ſie hier vereinigt waren, wieder vereinigt. Die heilige Geſchichte enthält einige Fälle einer ſolchen Auferweckung von den Todten. **Elias** weckte 1 Kön. 17, 21. einen Todten auf; desgleichen Eliſa 2 Kön. 4, 20. und ein Verſtorbener, deſſen Gebeine in des Eliſa Grab geworfen wurden, ward lebendig, 2 Kön. 13, 21. Chriſtus hat den Jüngling zu **Nain**; den **Lazarus** und die Tochter eines **Jairus**; und Petrus die **Tabea**, Paulus den jungen **Eutyches** auferweckt. Dieſe ſtunden zu dieſem Leben auf, und waren vom Tode noch nicht frey; aber doch finden wir in der heil. Schrift auch Erzählungen von Auferweckten zur Unſterblichkeit. Hieher gehört die Erzählung bey dem Matth. 27, 52. 53. daß ſich bey dem Tode Jeſu die Gräber geöffnet und viele Leiber der Heiligen auferſtanden ſeyen, die auch nach der Auferſtehung Jeſu ſich vielen in der Stadt Jeruſalem gezeigt haben. Es erzählt zwar Matthäus dieſe Begebenheit allein, aber nicht alle Evangeliſten führen durchaus jede einzelne Begebenheiten an, ſondern den einem kommen dieſe, bey einem andern andere Nebengeſchichten und Umſtände vor, und die Wahrheit einer Geſchichte hängt nicht davon ab, daß ſie von mehrern erzählt wird, ſondern von der Glaubwürdigkeit der Zeugen. Matthäus erzählt die Sache als eine in Jeruſalem bekannte Geſchichte, und es läßt ſich nicht einmal gedenken, daß er es habe wagen wollen, eine dergleichen Sache, wobey er ſich auf Augenzeugen beruft, (denn in Jeruſalem ſolen die auferweckten Perſonen ſich gezeigt haben,) zu erdichten. Der Evangeliſt führt die Geſchichte ohne manche Nebenumſtände an, weil dieſe nicht nothwendig waren. Die bloße Neugierde mancher Menſchen in ſolchen außerweſentlichen Dingen wird daher ſo wenig hier als bey andern Gelegenheiten befriedigt. Er ſagt uns nichts davon, wer dieſe auferſtandenen Heiligen geweſen. Einige Kirchenväter glaubten, daß es die Patriarchen und Propheten geweſen wären: allein dieſe waren nicht alle zu Jeruſalem begraben, und wahrſcheinlicher möchten es Perſonen ſeyn, die noch nicht vorlängſt geſtorben, und alſo bey ihrer Offenbarung in der Stadt kenntlich waren. Es wird auch nur angeführt, daß ſie von vielen in der Stadt geſehen worden, nicht aber, ob ſolches allein von ihren Anverwandten, oder nur Glaubigen, oder auch andern, oder jedermann, der ihnen begegnete, geſchehen ſey. Genug, daß dieſe Begebenheit viele Augenzeugen hatte. Eben ſo iſt es mit der Frage, ob ſie Kleider angehabt, und zwar die Kleider, die ſie im Leben getragen hatten, oder, womit ſie ins Grab gelegt waren; nach aller Wahrſcheinlichkeit ſind ſie in Kleidern, und zwar ſolchen erſchienen, in welchen ſie kenntlich waren. Die Zeit ihrer Auferſtehung ſetzt Matthäus in der Folge der Wunder bey dem Tode Jeſu, und demnach konnte es ſcheinen, als wenn ſie gleich bey dem Tode Chriſti auferweckt worden wären; aber dennoch heißt es, daß ſie erſt nach der Auferſtehung Chriſti in der Stadt erſchienen ſeyn, wobey die Bedenklichkeit aufſtößt, daß ſie ſo lange im Grabe lebendig geſeſſen hätten. Allein 1) braucht man zu der Auferſtehung dieſer Heiligen nicht nothwendig gleich die Zeit des Todes anzunehmen, ſondern es gehörte nur dieſe Begebenheit unter die Wunder, die bey und nach dem Tode Chriſti vorfielen, und daher konnte ſie nach der Auferſtehung deſſelben geſchehen ſeyn; 2) kann man nach einigen Handſchriften und Ueberſetzungen anſtatt: nach ſeiner Auferſtehung leſen: nach ihrer Auferſtehung ſeyen ſie erſchienen, welches damit gar nicht ſtreitet, daß Chriſtus der Erſtgeborne von den Todten und der Erſtling von denen, die da ſchlafen, genannt wird; denn ſolches geſchieht, weil der Grund der Auferſtehung der Todten iſt und bleibt. Dieſe auferweckten Heiligen ſind vermuth-

Digitized by Google

lich mit Christo gen Himmel gefahren; denn wenn man gleich das Zeugniß Quadrati anführt, daß zu seiner Zeit noch Personen, die auferweckt worden, gelebt haben, so redet doch solcher nicht von diesen Heiligen.

Diese Auferweckungen sind besondere, und unter denselben sind diejenigen, welche von Christo und bey seiner Auferstehung und bald nach derselben erfolgt sind, Beweise der Gottheit und der göttlichen Sendung Christi. Von diesen besondern Auferstehungen ist die allgemeine unterschieden, welche, nach dem Zeugniß der göttlichen Schriften, bey dem Ende der Welt vor sich gehen soll. Nach der Versicherung der heil. Schrift werden die Leiber aller verstorbenen Menschen ohne Unterschied ihres Alters, Geschlechts, Religion, Glaubens oder Unglaubens, Lasterhaftigkeit oder Rechtschaffenheit, und zwar eben die Leiber, welche sie hier gehabt haben, und nach dem Tode in Verwesung gegangen, in Staub verfallen, und deren Theile zerstreuet und mit andern Theilen vermischt waren, wieder lebendig werden. Jeder Mensch wird seinen eigenen Leib erhalten, und ihn mit der Seele wieder vereinigt sehen. Doch wird dabey der Unterschied statt finden, daß der Leib nicht mehr sterblich, nicht mehr verweslich, sondern unverweslich und geistlich seyn wird. Einige Theile unsers Körpers werden für jenes Leben nicht nöthig seyn, und 1 Cor. 6, 12-14. heißt es, daß die Speise und der Bauch werde hingerichtet werden. Von denen Gerechten versichert Paulus, daß sie dem verklärten Leibe Christi werden ähnlich werden. Mehr wissen wir von der Beschaffenheit der auferweckten Körper nicht, und Vermuthungen können nichts weiter als Vermuthungen gelten, worinn man ohnehin nicht zu weit gehen muß. Indessen ist es wohl nicht ohne Grund, daß die Menschen nach der Auferstehung das Characteristische ihres Körpers sowohl als ihrer Seele behalten werden, wodurch sie für diejenigen erkannt werden können, die sie in diesem Leben waren. Die Beschaffenheit eines geistlichen oder verklärten Körpers ist uns unbekannt. Wird der Leib der Frommen herrlich genannt, und von einem Glanze geredet, so ist letzteres ein uneigentlicher Ausdruck. Daß er sogar durchsichtig, durchdringlich u. s. w. seyn solle, ist eine leere Einbildung. Daß Gott die Menschen nicht bald nach ihrem Tode, sondern zur bestimmten Zeit, und zwar alle zu gleicher Zeit auferwecken will, wird zur größern Verherrlichung seiner Macht und Weisheit gereichen.

Diese Begebenheit ist freylich ein unmittelbares Werk der göttlichen Allmacht, und gehört zu den Geheimnissen der christlichen Religion, die sich aus der Vernunft nicht erweisen lassen. Aber doch gehen diejenigen viel zu weit, welche sich verleiten lassen, die Auferstehung der Todten sogar für etwas unwögliches zu halten. Es haben einige sowohl unter den Alten als Neuern dahey einen Grund gegen die Religion Christi hernehmen wollen, weil es ihnen widersprechend scheint, daß der Leib, der hier in Verwesung und endlich in Staubtheile zerfällt, die zum Theil zerstreuet und durch die Luft verwehet, zum Theil mit andern Körpern vermischt werden, die bald den Pflanzen zum Wachsthum, bald Fischen und Thieren zur Nahrung dienen, doch wieder zu dem Körper gesammlet werden sollten. Sie finden einen Widerspruch darinn, daß eben der Körper, den wir hier gehabt haben, wieder hergestellt werden sollte, da sich doch dieser Körper in dem Leben selbst so oft verändere. Viele Theile des Körpers, die nur für dieses Leben und die Bedürfnisse desselben gehören, seyn ohnehin in der künftigen Welt überflüßig; aber viele Theile giengen auch beständig ab und dünsteten aus, die durch Speise und Trank wieder ersetzt würden, so daß in einigen Jahren der Mensch immer wieder einen andern Leib erhalte. Welcher Leib und mit welchen Theilen soll er nun auferstehen? Und werden nicht mehrere Menschen auf einerley und eben dieselben Theile Anspruch machen können? Diese Schwierigkeit oder vorgegebene Unmöglichkeit scheint noch größer zu werden, wenn man die vielen Millionen Menschen bedenkt, die von je her auf der Welt gelebt haben, und deren Staubtheile zum Theil seit einigen tausend Jahren durch einander zerstreut sind. Es sind alle diese Bedenklichkeiten nicht neu, wenn sie gleich gar oft von neuem vorgebracht werden, sondern sie sind von den ersten Feinden des Christenthums schon aufgeworfen, und auch von den ersten Lehrern der christlichen Religion beantwortet worden.

Die Sache sehr groß und geheimnißvoll ist, leugnet wohl niemand; aber doch läßt sich daraus auf keine Unmöglichkeit schließen. Denn wenn gleich die Theile des Körpers aufgelöset werden, so werden sie doch nicht vernichtet; ist das Zusammengesetzte gleich nicht mehr da, so sind doch noch die Theile desselben vorhanden, und haben nicht aufgehöret zu seyn. Nichts in der Schöpfung wird ganz vernichtet, und die Vernichtung wäre eben so ein Wunder, als die Schöpfung selbst. Für eine solche Vernichtung müßte man einen Beweis aus der Vernunft oder der Schrift aufbringen, und dieß ist unmöglich. Sind aber diese Theile wirklich nach dem Tode beständig vorhanden, sie mögen nun auch noch so subtil und noch so sehr zerstreut seyn: so ist es auch an sich möglich, daß sie wieder vereinigt werden können, eben so wohl, als eine Maschine wieder zusammengesetzt werden kann. Diese Theile bleiben freylich nicht in einem Raum beysammen, sondern zerstreuen sich; aber sie bleiben doch auf der Erde, oder in der Erde, oder in unserm Dunstkreise; und wenn sie auch unserm Auge entgehen, und wir sie nicht von einander unterscheiden können, so können sie doch wohl dem Auge Gottes nicht entgehen. Jeder einfachet Theil behält seine Kraft, und in ihrer Zusammensetzung werden sie daher auch einen mit Kraft versehenen Körper ausmachen.

Daß die Theile des Körpers sich etwan in zehn Jahren verändern, und auch Theile anderer Körper, Pflanzen und Thiere werden, oder mit andern vermischt werden, ist mehr eine eingebildete als wahre Schwierigkeit. Wenn ein Mensch hundert Jahr alt wird, so fällt ihm nicht ein, zu zweifeln, ob er auch noch seinen Leib habe, und er eben derselbe Mensch sey, der er von Kindheit auf gewesen, obgleich nicht mehr in der Statur, in den Kräften u. s. w. Es bleibt die Proportion und das Charakteristische und Wesentliche des Körpers noch da. Man muß dabey zwischen wesentlichen und zufälligen Theilen des Körpers einen Unterschied machen; die wesentlichen Theile bleiben allezeit, wenn sich gleich die zufälligen verändern können. Die zufällige und veränderliche Materie eines Körpers kann abgehen, aber die wesentlichen bleiben, und werden keine wesentliche Theile eines andern Körpers. Wenn daher auch die Theile des Körpers mit andern vermischt werden, so wird doch nie ein wesentlicher wirklicher Theil des Menschen, und kein Theil von denen, die in der Auferstehung der Menschen wieder hergestellt werden sollen, ein Theil des andern. Wenn daher auch der Leib von Thieren oder Menschen zerrissen und verzehrt würde, so ist es eine unnöthige Sorge des Menschen, wie derselbe wieder zusammengebracht werden könne.

In Ansehung Gottes aber ist wohl nicht der mindeste Grund, die Sache zu bezweifeln. Die Versicherung

Digitized by Google

einer allgemeinen Auferſtehung iſt da, und keine ſeiner Eigenſchaften ſtreitet dawider. Gott wird doch ohnſtreitig die Theile des Leibes, die er ſelbſt erſchaffen hat, kennen, und den aller noch ſo großen Zerſtreuung und Vermiſchung mit andern Staubtheilen, werden ſie ſich aus ſeinem Auge nicht verlieren. Er wird ohnfehlbar wiſſen, welches die Theile dieſes, und welche Theile eines andern Körpers ſind. Der, welcher aus Nichts etwas erſchaffen konnte, und welcher die Maſchine dieſes Körpers bildete, wird doch auch aus ſchon vorhandener Materie einen Körper wieder zuſammenſetzen können? Sollte dieſes ſchwerer als jenes ſeyn, und dem Allmächtigen Mühe koſten? Ueberhaupt kann man keine Eigenſchaft von Gott anführen, mit welcher dieſe Auferweckung ſtreiten ſollte. Vielmehr iſt es Gott höchſt anſtändig, daß er dieſes Werk verrichte, wodurch ſeine Macht, Weisheit, Allwiſſenheit, und ſeine Gerechtigkeit ſo ſehr verherrlicht wird.

Die erſte Beſtimmung des Menſchen war, daß er mit Leib und Seele beſtändig fortdauren ſollte. Der Tod war etwas hinzugekommenes, welcher der erſten Einrichtung des Menſchen und der göttlichen Abſicht nicht gemäß war. Er war Strafe. Die Herſtellung des Menſchen zu ſeiner erſten Abſicht erfordert auch die Herſtellung der Leiber, und Wiedervereinigung der verſchuldeten Trennung beyder Theile. Denn die erſte Einrichtung des Menſchen muß auch diejenige ſeyn, wodurch Gott am mehreſten verherrlicht wird. Auch die göttliche Gerechtigkeit ſcheint es zu erfordern, daß der Menſch mit dem Leibe, womit er geſündigt, oder womit er Gott gedient, und der alsdann ein Tempel des heil. Geiſtes genennt wird, belohnt oder beſtraft werde; und die Glückſeeligkeit der Frommen wird unſtreitig zuſammengeſetzter und vollkommener werden, wenn ſie auch mit ihren Leibern wieder vereinigt, und dadurch ſinnlicher Freuden empfänglich werden.

Man hat manche Begebenheiten in der Natur, die eine Analogie mit der Auferſtehung haben, und ebenfalls für uns unbegreiflich bleiben, aber doch die Hoffnung dieſer großen Begebenheit erläutern. Ein ſolches Gleichniß findet ſich in der heil. Schrift ſelbſt. Paulus vergleicht 1 Cor. 15, 35. u. f. den Leib mit einem Saamenkorn, welches in die Erde gelegt wird und darin verweſet, oder vielmehr ſeinen Theilen verliert, und zurückläßt, aber nach einiger Zeit hervorkommt, eine Pflanze wird, die viele Körner trägt, und alſo weit herrlicher erſcheint, als es vorher war. Ohne dieſe Verweſung in der Erde würde die ſchöne und reiche Pflanze nicht entſproſſen ſeyn. Jedes Saamenkörnchen bringt auch eben die Art der Körner wieder hervor. Dies gilt von jedem Saamenkorn im ganzen Pflanzenreiche, vom geringen Kohl bis zum edelſten Baum. Eine den Unglauben gegen die Wahrheit der Auferſtehung ſehr beſchämende Begebenheit in der Natur iſt die Verwandlung der Raupen in Schmetterlinge, die wir alle Jahre beobachten. Ein Wurm, oder eine Raupe und dieſe nach ſo verſchiedener Art, bereitet ſich nach einiger Zeit ſelbſt eine Schaale, die man als einen Sarg anſehen kann, in welchem ſie in Verweſung oder Fäulniß übergeht, oder ſpinnet ſich ein, wie z. E. der Seidenwurm; öffnet man dieſe verfertigte Hülle vor der Zeit, ſo findet man eine faulende Materie darin, läßt man ſie ruhig, ſo entſteht endlich an ſtatt eines niedrigen Wurms, der auf Blättern langſam fortkriecht, ein Geſchöpf mit Flügeln, das ſich frey in der Luft fortbewegt, und alſo ein weit herrlichers und vollkommeners Geſchöpf. In ſeinem verlaſſenen Sarge aber findet man noch die Hülſen ſeiner vorigen Geſtalt. — Jeder Winter ſcheint die ganze Natur zu tödten, die Pflanzen ſterben gleichſam ab, die Bäume verlieren ihre Blätter und Laub, die Säfte treten zurück, der Schnee bedeckt die Felder u. ſ. w. aber jeder Frühling ſtellt die Schöpfung in ihrer ganzen Schönheit und allen ihren Reizen wieder her. Jede einbrechende Nacht iſt ein Bild des Todes und des Grabes; eine allgemeine Finſterniß entzieht uns die Natur, aber der Morgen iſt einer neuen Schöpfung ähnlich, und das was durch den vorigen Tag verweilt und ohne Leben war, ſteht im neuen Leben und in ſeiner ganzen Pracht wieder da. Unſer eigner Schlaf iſt ein Bild des Todes. Kraftlos ſinken wir hin in ein Unbewußtſeyn, und unſere Sinnen ſchließen ſich vor den Empfindungen zu, aber der Morgen ruft uns gleichſam aus dem Grabe oder dem Nichts hervor, und wir fühlen neue Kräfte und neues Leben. Warum ſollten wir denn an der Auferſtehung der Todten zweifeln, die eine göttliche Verheißung vor ſich hat?

Dieſes große Werk ſchreibt die Schrift beſonders Chriſto zu. Denn ſo wie die Trennung des Körpers und der Seele oder der Tod in der Sünde des erſten Menſchen gegründet war, ſo iſt auch die Herſtellung des Bandes beyder Theile des Menſchen in dem gegründet, welcher die Sünde mit ihren Folgen aufgehoben hat. Nur daß die Auferſtehung den Frommen den vollen Beſitz der Glückſeligkeit, aber den Gottloſen den vollen Lohn ihrer Ungerechtigkeit verſchaffen wird.

Die Wahrheit der Auferſtehung hat von jeher ihre Freunde und auch ihre Feinde gehabt. Man findet zum theil unter den Heiden gewiſſe Erdichtungen von auferſtandenen Todten, woraus wenigſtens ſo viel erhellet, daß ſie die Sache ſelbſt nicht für widerſprechend und unmöglich gehalten. Unter den Juden iſt dieſe Wahrheit nicht unbekannt geweſen, ob ſie gleich in den Schriften des alten Teſtaments nicht ſo deutlich und umſtändlich vorgetragen war, als im neuen. Die Neuſerung des Hiobs 19, 23. u. ſ. w. wird von vielen alten und neuen Schriftauslegern von einer Hoffnung erkläret, die Hiob gehabt habe, daß ihn Gott von ſeinen Leiden erretten und auch in dieſem Leben noch werde Glück und Ruhe genießen laſſen; andere aber deuten ſie auf die Auferſtehung, weil Hiob, wie man aus der ganzen Verbindung der Worte ſehe, nicht auf Geneſung, ſondern den ohnfehlbaren Tod gerechnet habe. Die Rede Daniels 12, 2. von der Auferſtehung verſtehen zwar einige uneigentlich, andere aber erklären ſie von der würklichen allgemeinen Auferweckung. Inzwiſchen bleibt ſo viel gewiß, daß ſie den Juden bekannt war, und von dem größten Theil geglaubt worden iſt. Zu den Zeiten Chriſti vertheidigten ſie die Phariſäer gegen die Sadducäer, welche weder Geiſter noch Auferſtehung glaubten, weil ſie eine Gottesfurcht affectirten, die ohne alle Hoffnung der Vortheile blos um ihrer ſelbſt und um Gotteswillen ausgeübt werden müſſe, wenn ſie rein und vollkommen ſeyn ſollte. In der evangeliſchen Geſchichte kommen übrigens Spuren genug vor, daß in der jüdiſchen Kirche dieſe Lehre herrſchend war. Unter den Juden glaubten zwar auch einige eine Seelenwanderung, wie aus dem Geſchichtſchreiber Joſeph und einigen deutlichen Schriftſtellern erhellet, und es haben daher manche die Meynung der Phariſäer dahin erklärt, daß ſie nicht ſowohl die Herſtellung der eignen Leiber der Verſtorbenen als vielmehr die Annahme neuer und anderer Leiber durch die Wanderung der Seele in dieſelben angenommen haben. Allein Paulus trägt doch Apoſtelgeſchicht 23, 6. die phariſäiſche Meynung von einer würklichen Auferſtehung deutlich vor. Auch jetzt glauben ſie die Juden, wovon jedoch der folgende Artikel nachzuſehen iſt.

Digitized by Google

Die Türken glauben nicht nur daß die Menschen wieder auferweckt werden, sondern behaupten es auch von einigen unvernünftigen Thieren. In der christl. Kirche hat man nicht erst im 4ten Jahrhundert angefangen, die Auferstehung der Todten, und zwar eben der Leiber, die sie hier im Leben gehabt haben, zu glauben, sondern diese Lehre ist von Anfang derselben die herrschende gewesen, und der heil. Schrift gemäß vorgetragen worden. Besonders findet man bey dem Justinus Martyr und dem Tertullian schöne Zeugnisse davon. In den folgenden Zeiten findet man sie in den Bekänntnißformeln der Kirche deutlich ausgedruckt. Doch hatten auch die unrichtigen Vorstellungen von der Materie, die hin und wieder auf den Schulen heydnischer Weltweisen in der christl. Kirche Eingang fanden, Gelegenheit gegeben, daß einige sich einen ätherischen Leib nach diesem Leben erdichteten, andere aber fielen aus Liebe zum tausendjährigen Reiche, das sich manche sehr fleischlich dachten, theils auf einen solchen Körper nach der Auferstehung, der sich zu den Arten sinnlicher Vergnügungen, die sie sich in Kopf setzten, schickte. Solche Meynungen einzelner Lehrer der Kirche aber kann man ohne Unbilligkeit nicht zur allgemeinen oder herrschenden Lehre der ersten Kirche machen, weil das Gegentheil aus den schriftlichen Zeugnissen der ersten Zeiten erhellet.

In den Zeiten nach der Reformation haben sich die Socinianer, durch Mißverstand einiger Stellen, verleiten lassen zu behaupten, daß nicht eben derselbe, sondern ein von dem gegenwärtigen grober Körper und nach den wesentlichen Bestandtheilen unterschiedener Leib auferstehen werde, und zwar werde dies nur ein Vorzug der Gerechten seyn, denn die Gottlosen würden nicht von dem Tode auferwecket werden. Die Quacker sind auch beschuldigt worden, daß sie die Auferstehung der Todten leugnen; allein ohne Grund. Denn sie behaupten blos, daß es sich nicht bestimmen lasse, mit was für Leiber die Todten auferstehen, und ob sie die nemlichen Leiber wieder erhalten würden, die sie in diesem Leben gehabt haben. Auch hat man in den neuen Zeiten wieder angefangen von einer doppelten Auferstehung der Todten zu reden, und dazu aus der Offenbarung Johannis, worin von tausend Jahren des Reiches Christi Meldung geschieht, Gelegenheit genommen. Die erste Auferstehung werde vor dem tausendjährigen Reiche geschehen, und hier werden entweder alle Glaubigen oder nur die Märtyrer auferstehen, und mit Christo regieren, die andere Auferstehung setzen sie am Ende dieses tausendjährigen Reiches, oder vor dem jüngsten Gerichte. s. Chiliasmus.

Auferstehung der Todten. (bey den Juden und Persern) Dieses ist bey den Juden ein Haupt- und Grundartikel ihrer Religion: denn in dem dreyzehnten Artikel ihres Glaubensbekänntnisses, welches der Rabbi Moses der Sohn des Maimon aufgesetzt hat, wird gesagt: ich glaube mit einem vollkommenen Glauben, daß die Todten wieder lebendig werden, zu der Zeit, wenn es des Schöpfers Wille seyn wird, dessen Name hochgelobt sey, und dessen Gedächtniß in alle Ewigkeit soll erhoben werden. Wer dieses nicht glaubt, den rechnen sie unter die Ketzer und Ungläubigen. So allgemein nun aber dieses ausgedruckt ist, so werden doch unter den Juden verschiedene Fragen aufgeworfen, z. E. ob die Auferstehung allgemein sey, wenn, wie, wo dieselbe geschehen soll ꝛc. Schon zu den Zeiten Christi waren unter den Juden zwo Secten, die von dieser Hauptlehre ganz verschiedene Meynungen gehabt haben. Die Pharisäer nahmen sie an, die Sadducäer verwarfen sie. Der Hauptgrund, den die letztern angaben, war eine unrichtig verstandene Meynung des Stifters ihrer Secte, des Zadoks, welcher sagte: man müsse Gott dienen, ohne Absicht, etwas davor zu erhalten, und also nicht, wie ein Knecht, der nur auf Belohnung warte. Aus diesem an sich betrachtet wahren Satz zogen seine Schüler die falsche Folge: man hätte keine zukünftige Belohnung zu gewarten, und also sey kein jüngstes Gericht, und also auch keine Auferstehung der Todten. Gegen diese setzten sich ehemals die Pharisäer und Rabbaniten, und weil die heutigen Juden Nachfolger der alten Rabbaniten sind, so nehmen sie diesen Lehrsatz gleichfalls an, vermischen ihn aber mit vielen Fabeln. Sie werfen hier gleich anfänglich die Frage auf, warum in den Büchern Mosis die Auferstehung der Todten nicht mit klaren und ausdrücklichen Worten gelehrt werde, und geben folgende Ursache davon an. Sie sagen: es sey der Gebrauch des Gesetzes in verborgenen und geheimen Dingen kurz zu geben, und solche nur mit einer kleinen Anzeige vorzustellen, weil alle Verheißungen im Gesetz nur als leibliche Verheißungen gemeldet werden, von welchen die Menschen in kurzer Zeit wissen könnten daß sie wahr wären; damit nun dadurch die Worte der Prophezeygungen Mosis in ihren Herzen feste gehalten, und durch die leibliche Verheißungen die geistliche verborgene Dinge bey ihnen möchten wahr gemacht werden; so habe Moses in seinen Büchern die Auferstehung der Todten und das zukünftige Leben gleichsam nur versteckt vorgetragen, weil das gemeine Volk, dem das Gesetz gegeben wäre, die geistlichen Dinge nicht verstehen könne. Ist es denn aber auch wahr, daß Moses nichts von dem zukünftigen Leben, und also auch von der Auferstehung der Todten soll geredet haben? Man beurtheile folgende Stellen, so wird man den Ungrund der Rabbinischen Meynung einsehen. 1 B. Mos. 5, 24. 2 B. Mos. 3, 6. vergl. mit Matth. 22, 23. Marc. 12, 18. Luc. 20, 27. 2 B. Mos. 20, 5. 6. 4 B. Mos. 23, 10. 5 B. Mos. 14, 1. 2.

Von der Zeit, wenn die Auferstehung der Todten erfolgen werde, sind die heutigen Juden nicht einerley Meynung. Einige glauben, daß solche zur Zeit des Messias erfolgen würde, wenn sich die Juden aus allen Enden der Erde zu ihm versammeln würden. Andere bestimmen die Zeit noch genauer, nemlich vierzig Jahre nach der gedachten Versammlung der Juden, würde die Auferstehung erfolgen: wieder andere setzen sie in das 2068te Jahr nach der Ankunft des Messias. Der gemeine Glaube der Juden ist, daß Gott alsdenn selbst nach seinem Willen die Todten auferwecken werde; doch schreiben sie es auch dem Messias zu. Sie beweisen dieses insonderheit aus Ps. 72, 17. aus den Worten: יצמח שמו lifnon schemo, weil er diejenigen, die in der Erde schlafen, auferwecken werde. Ja sie glauben sogar, daß die Gerechten die Todten, und zwar mit ihren Stäben auferwecken werden. Die Beweise die sie hiervon aus der heil. Schrift anführen, sind vollkommen rabbinisch. 2 B. der Kön. 4, 29. vergl. mit Zachar. 8, 4. weil alte Männer und Weiber auf den Gassen zu Jerusalem Alters wegen Stäbe tragen werden, so sollen sie auch mit ihren Stäben die Todten auferwecken, gleichwie auch der Elisa dem Gehasi befohlen habe, den Sohn der Sunamiten mit seinem Stabe wieder lebendig zu machen. Insonderheit wird diese Ehre den Judengenossen wiederfahren, diese wird der Messias bey seiner Ankunft zu sich kommen lassen, aber sie werden sich wegen ihrer Werke scheuen, Buße thun, und hernach sterben; alsdenn aber werden sie die Gerechten wieder auferwecken.

Diejeni

Diejenigen, die im gelobten Lande gewohnt haben, werden ihre Verwandten, die ausserhalb des Landes Canaans gestorben sind, auferwecken. Hieben versteht sich ganz natürlich, daß die in Palästina verstorbene Juden zuerst auferstehen werden; und so glauben auch die Juden, daß die, so in andern Welttheilen verstorben wären, unter der Erde fortgewälzet, und im jüdischen Lande alsdenn auferstehen würden. Den Zwischenraum zwischen diesen beyden Auferstehungen setzen einige auf zehen, andere auf hundert und vierzehen Jahre. Man darf nicht glauben, daß den Juden diese Thorheit ohne Grund Schuld gegeben werde. Sie reden selbsten in ihren Schriften davon. Sie nennen diese Wälzung unter der Erde גילגול מחלות Gilgul mechilloth. Der Rabbi Akkiba drückt sich sehr umständlich darüber aus. Er sagt: Gott würde alsdenn den Engeln rufen und ihnen befehlen, daß sie die vier Ecken der Erde in die Höhe heben, und in derselben viele Höhlen vor einen jeden Gerechten, der außer dem Lande verstorben wäre, machen, und durch diese Höhlen denselben in das Land Israel ohne Schmerzen bringen. Ein anderer jüdischer Gelehrter drückt sich darüber so aus: sie würden durch diese Höhlen, wie lederne Säcke gewälzet werden, und in das Land Israel kommen. Doch sind sie nicht vollkommen einig über die Art dieser Wälzung. Einige behaupten, daß die außer dem Lande verstorbene Juden durch diese Höhlen ohne Seele und Leben in das Land Canaan gehen, und da erst das Leben empfangen würden; andere sagen, daß sie sich mit dem Leben bewegen würden; sie setzen hinzu, daß diese Wälzung mit vielen Schmerzen verbunden seyn würde. Denn, sagen sie, sie müssen mühsamer weise von einer Kelipha zur andern, und von einem Fürsten zum andern gewälzt werden. Es sollen sich nemlich, nach der jüdischen Lehre, siebenzig Völker in der Welt befinden, über deren jedes ein Teufel zum Fürsten gesetzt sey; ein jedes solches Gebiet werde eine Kelipha genennet; und deswegen sey diese Wälzung mühsam, und schmerzhaft, und erfordere eine lange Zeit, bis alle Juden beysammen wären. So ist also das Land Canaan der Ort, wo die Auferstehung geschehen soll, und insonderheit der Oelberg; denn dieser würde sich von einander spalten, und die Todten herauslassen.

In Ansehung derjenigen, welche auferstehen würden, haben die Juden ebenfalls ihre besondere Grillen. Einige glauben, daß nur allein die Israeliten auferstehen, alle andere Völker aber in der Erde verschlossen bleiben. Andere gehen etwas glimpflicher um, und lassen auch den Frommen unter den übrigen Völkern die Ehre der Auferstehung zukommen. Wieder einige glauben, daß Fromme und Gottlose auferstehen würden, andere aber schränken die Auferstehung nur auf die Frommen ein; noch andere behaupten so gar, daß niemand, als nur die Gelehrten, die im Gesetz studiren, auferstehen würden. Ungelehrte und gemeine Leute aber ewig im Grab bliben. Von denjenigen Menschen, die von wilden Thieren gefressen worden, oder im Feuer umgekommen sind, lehren sie folgendes: alle Geschöpfe können nichts, als daß sie die Theile eines Leibes zertrennen, so daß das Feuer, welches einen Leib verbrennt, nichts anders thut, als daß es desselben Glieder zertheilt, und gehet die Hize, welche in demselben ist, wieder zu dem Ursprung des Feuers, die Feuchtigkeit und Kälte kommen auch wieder zu ihrem Ursprung, so daß nur der Staub, nemlich die Asche übrig bleibt, und von den Theilen der Elementen nichts vertilgt wird. Diese Theile bleiben bis zur Zeit der Heimsuchung bereit, und stehen alsdenn auch diejenigen, deren Körper, von den Thieren gefressen, oder vom Feuer verzehrt worden sind, wieder auf. So vernünftig diese letzte Meynung ist, so unvernünftig raisonniren die Rabbinen, wenn sie die Art erklären wollen, wie die Auferstehung der Todten geschehen werde. Sie sagen: die Auferstehung werde vermittelst eines Taues geschehen, welchen Gott auf die todten Körper werde herabfallen lassen; dieser Tau soll von einem der sieben Firmamenten herabfallen, nach anderer Meynung aber von dem Haupte Gottes herabfließen; noch andere behaupten: daß die Ungelehrten durch den Geifer der Studirenden, welche über dem Lesen einschlefen, auferweckt werden würden, als welchen Gott unsbehalte, und in einen Tau verwandele. Andere sagen: die Auferweckung geschehe durch den Schall einer großen Posaune, welche tausend Ellen lang seyn soll: mit dieser Posaune würde Gott siebenmal blasen; beym ersten Blasen würde sich die Welt bewegen, beym zweyten: der Staub, in welchen die todten Leichname verwandelt worden; beym dritten: sollen sich die Gebeine versammeln; beym vierten: die Glieder erwärmen; beym fünften: die Häupter überzogen; beym sechsten: die Seelen in die Leiber gebracht, und beym siebenten: die Todten völlig lebendig werden, und auf ihren Füßen stehen. Noch naseweiser sind die Juden, wenn sie die Art erklären wollen, wie Gott den in Staub und Asche verwandelten Körper wieder herstellen werde. Sie sagen: es sey in dem menschlichen Körper ein Bein, לוז Luz, oder תרמיל דקק tarmal rakhabli genennt, welches sich in dem Rückrad befinde; dasselbe verfaule nicht, könne auch nicht mit einem Hammer zerschlagen werden; aus diesem würde Gott bey der Auferstehung den menschlichen Körper formiren und den Menschen wiederherstellen, denn es komme solches von der Substanz des Himmels her, und von demselben bekomme der Mensch seine Festigkeit; dieses Bein, sagen sie ferner, würde zur Zeit der Auferstehung durch den vorhingemeldten Tau befeuchtet, und wie ein Sauerteig sich hin und wieder ausbreiten, aus demselben würden alle Glieder, wie auch alle Nerven, samt der Haut und dem Fleisch sich ausstrecken; und so würden sie in das Land Israel gewälzet werden und alda das leben bekommen. Die Juden haben außerdem auch eine genaue Kenntniß, welches die Beschaffenheit und Beschäftigung der auferstandenen Menschen seyn werde. In Ansehung des ersten Puncts behaupten sie, daß die Menschen mit ihren Kleidern auferstehen; diejenigen, die in ihrem Leben, Mängel und Gebrechen an sich gehabt hätten, auch solche alsdenn behalten, aber nach ihrer Auferstehung von Gott geheilet werden, im übrigen aber doch eben den Leib, den sie hier auf der Welt gehabt hätten, wieder bekommen. In Ansehung des andern Puncts behaupten sie, daß die Menschen nach der Auferstehung, essen, trinken, Weiber nehmen, und andere leibliche Dinge verrichten würden. Wir werden davon unter dem Artikel: Paradies, mit mehrern handeln; ingleichen werden wir, unter dem Artikel: Seele, von der Seelenwanderung, die man den Juden Schuld giebt, handeln. Dieses sind die vornehmsten Lehrsätze der Juden, von der Auferstehung der Todten, die wir aber blos historisch angeführt haben, ohne uns in die Widerlegung, die für unsre Absicht zu weitläuftig gewesen wäre, einzulassen.

Obgleich die Lehre von der Auferstehung der Todten eigentlich nur bey denen Völkern angetroffen wird, die solche aus der unmittelbaren göttlichen Offenbarung gelernet haben; so finden wir doch auch bey den orientalischen Weltweisen insonderheit denjenigen, welche der Zoroastrischen Lehre zu gethan sind, sehr deutliche Spu-

Digitized by Google

ren davon. Vielleicht haben sie durch den Aufenthalt der Juden in dem Babylonischen Reich die ersten Ideen davon bekommen. Sie vermischten sie hernach mit andern Sätzen, die ihnen eigen waren, und formirten sich ein eigenes System, davon wir aus ihren Schriften hier einen kurzen Entwurf mittheilen wollen. In der letzten Periode der Dauer der Welt, wird Oschederbami, der erste Sohn des Zoroasters erscheinen, und vierhundert Jahre nach ihm Oschedermah, der zweyte, und ganz am Ende der Zeiten Soschosch der dritte. Die Natur wird sich nach und nach ihrem Ende nähern, und darauf wird die Auferstehung der Todten erfolgen. So wie der erste Mensch Maschia, und sein Weib Maschiane, die aus der Erde hervorgekommen sind, anfänglich Wasser getrunken, hernach Baumfrüchte gegessen, hierauf Milch getrunken, und endlich Fleisch gegessen haben; so werden die Menschen in eben der Ordnung wieder zurück gehen. Gegen das Ende der Welt werden sich die Kräfte derselben verringern, und endlich wird die Auferstehung selbst erfolgen. Wir wollen die Ordnung, wie sie nach dem Lehrbegriff der orientalischen Philosophen erfolgen soll, aus ihrer Cosmogonie, welche sie Bundedesch nennen, selbsten anführen. Zoroaster fragte den Ormusd, wie wird die Auferstehung der Todten erfolgen? und Ormusd antwortete: durch mich ist der Himmel, der unermeßliche Raum der Gestirne vorhanden, durch mich zeigt er den Menschen sein Licht; durch mich ist die Erde, und auf derselben geht der Herr der Welt; durch mich erheben die Sonne, der Mond und die Sterne ihre leuchtende Körper über die Wolken; ich habe der Erde die Fruchtbarkeit geschenkt; ich habe das Wasser auf der Erde erschaffen, und erhalte es in den Wolken, daß es in Regen herunter falle; ich erschaffe und erhalte alle Wesen; niemand als ich, kann eine neue Auferstehung würken, und sie wird gewiß erfolgen. Die Adern werden den Körpern aufs neue gegeben werden, und wenn einmal die Auferstehung erfolgt seyn wird, so wird keine zweyte mehr statt finden. Zu der Zeit werden die Beine aus der Erde, und Blut aus dem Wasser, und Leben aus dem Feuer kommen, wie bey der Schöpfung. Kajomorts, Meschia und Meschiane, die Menschen, die zuerst erschaffen wurden, werden auch zu erst auferweckt werden, hernach die übrigen Menschen. In sieben und fünfzig Jahren werden alle Menschen auferweckt seyn, und der Mensch wird aufs neue auf der Erde erscheinen. Reine und Unreine, Fromme und Gottlose werden auferstehen. Zuerst werden ihre Seelen da seyn, und darauf werden ihre Körper, die in der ganzen Welt zerstreut sind, aufs neue mit ihnen verbunden werden, wie bey der Schöpfung. Ein Theil des Sonnenlichtes wird die ersten Menschen erleuchten, und ein Theil die übrigen. Die Seele wird ihren Körper für den ihrigen erkennen, auch wird der Mensch seinen Vater, Mutter und übrige Unverwandte erkennen. Alle Wesen der Welt werden sich auf der Erde mit dem Menschen versammeln. In dieser Versammlung wird ein jeder das Gute und Böse, das er gethan hat, sehen. Der Unreine wird in dieser Versammlung, wie ein weißes Thier, unter einer Heerde schwarzen, ausgezeichnet dastehen. Die Gerechten werden von den Gottlosen abgesondert werden; jene werden in den Gerotmans, die Wohnung des Ormusd, gehen; diese aber werden in die Hölle gestoßen werden. Drey Tage und drey Nächte, werden diese an Leib und Seele gestraft werden, jene aber eben so lang an Leib und Seele Vergnügen empfinden. Hierauf wird sich der Vater von der Mutter, der Bruder von der Schwester, der Freund vom Freund trennen; die Reinen werden über die Unreinen weinen, und diese über sich selbst. Ein frommer Vater wird einen gottlosen Sohn haben. Von zwey Schwestern wird die eine rein, die andere unrein seyn. Jedem wird nach seinen Werken geschehen. Darauf wird Feuer vom Himmel auf die Erde fallen, und aus den grossen und kleinen Bergen wird Metall hervorfliessen. Durch diese Ströme von fliessendem Metall werden die Menschen hindurch gehen, als wie durch warme Milch; sie werden dadurch gereinigt, und glückselig werden. Hiemit hat Ormusd seine Werke vollendet. Geister werden gewisse Feuchtigkeiten über die Menschen giessen, und dadurch werden sie unsterblich und groß werden. Jeder wird nach seinen Verdiensten belohnt werden, und Ormusd wird aufs neue auf der Welt erscheinen. Ahriman wird zwar suchen aufs neue über die Brücke Tschivenad in den Himmel zu kommen, aber er wird aufs neue in die Finsternis hinunter gestürzt, und in fliessendem Metall verbrennt werden. Hier wird er ausgebrennt und gereinigt werden; die Hölle wird zu einem fruchtbaren Lande werden. Dieses sind die Ideen, welche die Zoroasterischen Weltweisen von der Auferstehung der Todten haben. Man siehet hannen Spuren von Ueberbleibseln von der Lehre der Juden, aber auch Spuren der gnostischen Lehre von der Verwandlung der Welt nach einem gewissen Zeitraum. S. hiervon die Artikel: Emanation, Palingenesie, Wiedergeburth.

Auferstehung der Wissenschaften, s. Wiederaufbedung der Wissenschaften oder auch Palingenesie derselben.

Auferziehung der Kinder, s. Erziehung der Kinder.

Auf Erz arbeiten. Ist der Gegenfall von einer bergmännischen Redensart auf dem Gestein arbeiten; wenn nemlich der Bergmann sich durch das wilde Gestein gearbeitet, das Trumm durchbrochen und überfahren hat: so trifft er den edlen Gang und kann auf Erz arbeiten.

Auf etwas erschlagen. Wenn die Bergleute einen Erzgang finden, sagen sie: wir haben einen Gang oder Erz erschlagen; treffen sie aber mit ihrer Arbeit auf solche Stellen, wo schon vor langen Zeiten gearbeitet worden, heißt es, den alten Mann erschlagen.

Auffahren im Schlaf. Oefters begegnet es, daß Kinder im tiefsten Schlafe auffahren und erschröcken, eben als wenn sie jemand aufgeweckt hätte. Gewöhnlich ist dieses ein Zufall, der von Würmern herkömmt, und durch Wegschaffung derselben geheilt wird. s. Würmer.

Auffahren, sagt der Bergmann, wenn er sein Geding oder sein Tagwerk vollendet und aufgearbeitet hat, daß er herausschlagen kann. Es heißt auch einen Feldort, eine Stollenstrecke mit Eisen und Schlägeln nach einem gegebenen Maas in die Länge und Weite, oder nach der Höhe und Tiefe erweitern.

Auffahrt, (technologisch) nennen die Steinbrecher jede bey dem Abraumen des Steinbruchs herausgearbeitete schiefliegende Fläche, auf welcher man die Erde aus- und abfahren kann. Sie werden gemeiniglich am ersten angelegt, und vorzüglich da gebraucht, wo noch kein von Steinen ausgebrochener Ort vorhanden, wohin der Abraum gebracht werden kann.

Auffahrt, (juristisch) heißt zuweilen das Geld, welches ein neuer Bürger für seine Aufnahme zahlen muß.

Auffahrt Christi, s. Himmelfahrt.

Auffahrten, *apparelles, rampes*, heißen schiefe Wege, welche von dem Landesboden, oder auch wohl von einem trockenen Graben auf einen Wall hinaufführen, und auf

Digitized by Google

welchem sowohl die Soldaten hinauf und herunter marschiren, als das grobe Geschütz hinauf und herunter gefahren wird. Dieser Gebrauch zeiget, daß sie zum wenigsten zwey Klafter breit seyn und eine Anlage haben müssen, die schsmal so groß ist, als die Höhe. In den Kehlen der vollen und an den Enden der Flanken der hohlen Bollwerke, bey den Spitzen der Raveline und überhaupt an den Orten, die zunächst dahin führen, von wo aus die Mannschaft und die Kanonen am bequemsten dahin kommen können, wo sie gebraucht werden, pflegen sie angelegt zu werden.

Auffallend. Die gemeine Bedeutung dieses Worts ist zwar, daß es so viel heißt, als empfindig, beleidigend; aber in den schönen Wissenschaften ist es eine Art des Unerwarteten, über dessen schlimme Folgen wir entweder für uns oder andere besorgt sind. Wenn ein unerwarteter Gedanke in irgend einem Grad gefährlich scheint, so giebt die Unwissenheit, in der wir in Ansehung des Ausgangs sind, der Einbildungskraft völlige Freyheit, ihn mit den fürchterlichsten Farben zu schildern; er wird uns alsdann in einem hohrn Grade auffallend. Es kann also ein Gedanke zwey ganz entgegengesetzte Wirkungen hervorbringen, die ergötzende Bewegung der Verwunderung, und die verdrießliche Leidenschaft des Schreckens oder auch des Unwillens. Ein witziger Gedanke eines Mannes, der sich auf Unkosten unseres Freundes lustig macht, ist uns in diesem Verstand auffallend. Wir bewundern den Witz, und erzürnen uns über die Anwendung. Es ist hieraus offenbar, daß die Grade des Auffallenden nach der Größe dieser beyden Leidenschaften berechnet werden können. Je schöner und unerwarteter ein gefährlicher oder boshafter Einfall ist, desto auffallender ist er. Ist der Gegenstand so beschaffen, daß unsere Wirksamkeit mit ins Spiel kommt, daß wir uns wenigstens einbilden, daß wir mitwirkende Wesen sind; werden gewisse Entwürfe, die wir gemacht haben, durch den unerwarteten Gedanken durchkreuzt; bilden wir uns ein, die Sache möchte eine unangenehme Wendung nehmen, so werden wir noch mehr bewegt, und die Sache ist uns noch auffallender. Die Wirkungen, die ein auffallender Gedanke hervorbringt, sind sehr verwickelt. Oft fallen wir gegen den Urheber desselben in einen kurzen Anfall des Zorns aus, und vergessen darüber den Hauptgegenstand der Bewegung; oft entschuldigen wir das Anstößige eines solchen Gedankens damit, daß er unserm Interesse in seiner weitläuftigsten Bedeutung schmeichelt; oft ist uns ein Gedanke auffallend, der es einem andern nicht ist, nachdem er mehr oder weniger unerwartet ist, oder nachdem man seine Folgen in verschiedener Beziehung denkt. Der Ausdruck der Joaste in dem Oedip: gut, du sollst mich das letztemal sehen, ist uns in der Verbindung, worinnen er vorgetragen wird, sehr auffallend: wer zittert nicht über einen übereilten gefährlichen Entschluß derselben?

Auffangen, heißt in den Gifthütten, wo Arsenic gemacht wird, den giftigen Rauch von arsenicalischen Erzen und Bergarten auffangen, um den Arsenic daraus zu bereiten. Diese Verrichtung wird keinem ohne landesherrliche Erlaubniß gestattet, um den Mißbrauch eines so heftigen Giftes einzuschränken.

Aufflechten. Da es jetzt zur Mode gehöret, daß auch die Frauenzimmer wieder geflochtene, hinten über den Kopf aufgeschlagene Zöpfe tragen: so nennet man das Aufklösen derselben auffflechten.

Aufliegend, (erectis ad volandum alis, elforant) heißt in der Wappenkunst ein Vogel, welcher noch auf den Füßen stehet, aber doch schon die Flügel in die Höhe hebt, um sich in die Luft zu schwingen. Man findet fast alle Vögel in dieser Stellung vorgestellt, besonders aber den Schwan, den Storch, den Kranich, den Falken und die Taube. Selten aber ist die Vorstellung gut; es gehört eine Meisterhand dazu, einen Vogel in diesem Augenblick so vorzustellen, daß man der Figur die Bewegung zum Fliegen ansiehet. Doch in den Wappen kommt auf die äußere Schönheit nicht viel an.

Auffördern, heißt in den Salinen so viel, als das Salzwasser oder die Sole aus dem Brunnen heraufschaffen. Meistens geschiehet dieses durch Pumpen, die theils durch Menschen in Bewegung gesetzet werden, theils durch Thiere, theils durch Windmühlen, theils, und zwar am besten durch Wasserräder und damit verbundene Feldgestänge, wenn genugsames Aufschlagewasser in der Nähe ist.

Aufforderung zum Tanze, geschieht auf ordinairen Bällen, und bey gemeinen Tanzlustbarkeiten von den anwesenden Tanzherren; sonst aber auch von Damens, die vom Range sind, und man sieht ihre Aufforderung als ein Zeichen ihrer Wohlgewogenheit an. Hat eine Dame eine Aufforderung zum Tanze, weil sie schon eine andere angenommen hatte oder zu sehr ermüdet war, versagt: so handelt sie nach der Höflichkeit, wenn sie den Herrn, dessen Aufforderung sie ausschlagen mußte, nachgehends dafür wieder auffordert. In der Aufforderung zum Tanzen dürfen besonders die tanzenden Herren keine von den anwesenden und mittanzenden Frauenzimmern ohne Noth übergehen. Es gehört dies mit zur feinern Lebensart, und das Ceremoniel hat es hergebracht, daß man mit der Aufforderung bey der Vornehmsten in der Gesellschaft, der Hausfrau, Hausjungfer, und auf einer Hochzeit bey der Braut anfange. Oft thut auf Hochzeiten die Braut die erste Aufforderung zum Tanze, an einigen Orten der Geistliche, der die Copulation verrichtet hat, und die Ballkönigin eröffnet den Ball und fordert die Mannspersonen nach der Reihe durch ihre Verbeugung zum Tanze auf.

Auffordern, heißt, von dem Commandanten einer herrnten oder belagerten Stadt, Fort oder Festung verlangen, daß er sich ergeben solle. Es geschiehet nach Beschaffenheit des Ortes und der Vertheidigung desselben wohl mehrmalen; nemlich gleich, oder kurz nach der Berennung; nach erfolgter Eroberung des bedeckten Weges; nach gelegter Bresche in die Hauptwerke; mit einem Worte, wenn man die Belagerung uns so viel weiter getrieben und den Commandanten in so viel gefährlichere Umstände gesetzet, daß man Ursache hat zu glauben, er werde sich nun zur Uebergabe entschließen, oder man ihn durch Anbietung gelinderer oder Androhung härterer Bedingungen dazu zu bringen hoffet. Stehen die Belagerer noch in der Ferne, so wird ein Trompeter zu Pferd ganz allein abgeschickt, der, indem er Appel bläset, sich der Stadt nähert. Ein Unteroffizier und einige Reiter der Belagerten reiten demselben entgegen, verbinden ihm die Augen und bringen ihn zu dem Commandanten, wo er die Aufforderung mündlich verrichtet oder schriftlich übergiebt. Nach empfangener gleichfalls mündlichen oder schriftlichen Antwort wird er mit verbundenen Augen wiederum dahin gebracht, wo man ihn empfangen und daselbst dimittiret. Sind die Belagerer bereits in der Nähe, so lassen sie einen Tambur Appel schlagen, wogegen ein Tambur der Belagerten auf dem Hauptwalle antwortet. Hierauf hört man von beyden Seiten auf zu schießen, die Tambur treten gegen einander herfür und letzterer bestimmt ersterem den Ort, wohin er gehen soll, um in die Vestung gelassen

Digitized by Google

zu werden, von wo aus er alsdenn mit verbundenen Augen zum Commandanten geführet, und nach ausgerichtetem Auftrage und empfangener Antwort mit verbundenen Augen nach dem vorigen Orte gebracht und daselbst dimittiret wird.

Aufforderungsproceß, ſ. Remedium provocatorium.

Auffrischen, wieder frisch machen, eine gute Farbe oder äußerliches Ansehen geben, wird gebraucht von Gemälden u. ſ. f. Auch den Pferden wird dies Wort gebraucht. ſ. den Artickel Aufgefrischt.

Auffügen der Felgen, iſt ein Kunſtwort der Wagner oder Stellmacher. Nachdem ſie nemlich die Speichen des Rades zurechtgeſchnitten, in die Löcher der Nabe eingetrieben, und den Felgen gleichfalls ihre gehörige Geſtalt gegeben, bohren ſie in letzteren nicht nur Löcher, in welche die Speichen kommen ſollen, ſondern auch noch andere Löcher in die Mitten der Seiten, mit denen die Felgen einander berühren ſollen, und ſchnitzen höltzerne Zapfen oder, wie ſie ſie nennen, Dübel, durch deren Eintreibung in die letztgenannte Löcher eine Felge mit der andern verbunden werden kann. Wenn alles ſo weit fertig iſt, ſetzen ſie alle Felgen auf die vordern Zapfen der Speichen nach ihrer Ordnung auf, vereinigen ſie zugleich unter einander durch die vorgedachten Dübel, treiben ſie mit dem Handbeile auf die Speichen auf und fügen ſie hiedurch zugleich zuſammen. Dieſe Arbeit heißen ſie das Auffügen der Felgen.

Aufführung, iſt das äußere und ſittliche Betragen, ſowohl in dem Umfange des ganzen bürgerlichen Lebens, als auch in einzelnen Fällen. Eine gute Aufführung im moraliſchen Verſtand iſt Tugend mit Klugheit verbunden; im bürgerlichen Leben wird zwar Rechtſchaffenheit oder Tugend ebenfalls erfordert: man ſieht aber dabey auch noch auf die äußern weltüblichen Manieren, auf Lebensart, Höflichkeit, Beſcheidenheit u. dgl.; und zwar gemeiniglich nur allzuſehr auf das Aeußere, das der verſchlagene Böſewicht leicht nachmachen kann, und im Gegentheil dem Rechtſchaffenſten und Verſtändigſten oft zu fehlen pflegt.

Aufführung des Schauſpiels, iſt die wirkliche Vorſtellung deſſelben nach der Abſicht des Verfaſſers. Ein Schauſpieldichter darf niemals vergeſſen, daß ſein Werk nicht zum Leſen, ſondern zum Handeln geſchrieben ſey. Hiedurch wird die Vollkommenheit ſeines Stücks beſtimmt. Stundenlange Declamationen können mit vielem Vergnügen geleſen werden; wenn aber der Acteur auf der Bühne blos in einem weg redet, ohne daß Handlung dabey iſt, wer mag ihn hören? Mancher Ausdruck im Gegenſpiel, manche Wendung, manche Kleinigkeit, die man im Leſen überſieht, thut auf dem Theater die herrlichſte Würkung. Man leſe, und ſehe zum Beyſpiel, die erſten Scenen in Diderots Fils naturel, und frage ſeine Empfindung in beyden Fällen; ſo wird man den Unterſchied zwiſchen dem Leſen und der Aufführung des Schauſpiels, fühlen. Es iſt alſo eine Haupttregel, die ein Schauſpieldichter zu beobachten hat, daß er niemals den Schauſpieler aus dem Sinne laſſe, d. i. daß ſeine Reden für ſolche Perſonen beſtimmt ſind, die als handelnde Perſonen auftreten; er muß ihnen ſolche Worte vorſchreiben, denen ſie ihren wahren dem Character der Perſon und den Umſtänden angemeſſenen Ton geben können. Der Dichter muß alſo entweder mit den Regeln der Action ſelbſt wohl bekannt ſeyn, oder er muß ſich von einem erfahrnen Schauſpieler ſagen laſſen, was er ſowohl überhaupt, als auch in beſondern Stellen in Abſicht auf die Aufführung ſeines Stücks zu beobachten habe. Auch in Anſehung der Schreibart muß der Dichter jederzeit auf die Aufführung ſehen. Der Dialog wird ihm nicht glücken, wenn er nicht zugleich mit auf die Handlung ſieht. Das theatraliſche Geſpräch übertrift alle andere Arten dieſer Producte, weil uns der Dichter zugleich die Perſonen, wie ſie reden und handeln, vor Augen ſtellt. Da ſieht man ſie nicht nur, ſondern hört ſie zugleich laut denken, und empfindet zugleich, was ſie fühlen. Das iſt die Urſache, warum ſo vielen, beſonders der comiſche Dialog mislingt, weil ſie oft nicht Weltkenntniſſe genug haben, um ſich in alle die Situationen, die ihnen vorkommen, hinein zu denken. Die Selbſtgeſpräche haben gleichfalls einen beſonders ſtarken Einfluß auf die Vorſtellung des Schauſpiels. Hier muß ſowohl der Dichter, als der Schauſpieler das ſeinige thun, um ſie natürlich und wahrſcheinlich zu machen. Jener, daß er ſie niemals anbringe, als wo es ſoviel möglich natürlich und nothwendig iſt; dieſer, daß er die Manieren, die Sprache, und das ganze Weſen einer unter drückenden Affecten liegenden, oder einer in Gedanken vertieften Perſon, annehme. Wer ſich ſowohl hier, als im ganzen Schauſpiel zur Schau hinſtellt, um es merken zu laſſen, daß er des Zuſchauers wegen redet, der verdirbt alles. Er muß in allen Stücken ſo handeln, als wenn er allein, und ohne Zuſchauer wäre. Da nun auf eine gute Aufführung eines Schauſpiels ſoviel ankommt; ſo muß ſolche ſowohl in dem mündlichen Vortrag, als in der Sprache der Geberden die höchſte Vollkommenheit, die nur möglich iſt, haben. Der Vortrag der Rollen, die der Schauſpieler übernimmt, trägt ſoviel zur Würkung bey, als die Worte ſelbſt. Sich in die Gedanken und Empfindungen eines andern hineinzuſetzen, ſeinen Worten allen Nachdruck und jeden Ton zu geben, den ſie in ſeinem Munde haben würden; in die Seele des Dichters gleichſam hineinzuſchauen, und was dieſer gefühlt hat, in Abſicht auf die Richtigkeit des Tons und des Nachdrucks mit der Stimme leiſten zu können; dieß erfordert eben ſo viel natürliche Anlage, als Kunſt. Nochmehr; zur guten Aufführung eines Stücks gehört auch, daß der Schauſpieler, ſeine Miene, Geberden, Stellung und Bewegung nicht nur mit den ihm vorgeſchriebenen Worten übereinſtimmend mache, ſondern daß alle dieſe Stücke, mit dem Character der Perſon, die er vorſtellt, übereinſtimme. Dieß iſt gewiß das größte Kunſtſtück eines Acteurs, daß er ſein ganzes äußerliches Betragen nach jedem Character ſchicklich abändere. Hiezu gehört Menſchenkenntniß und Biegſamkeit des Leibes und des Geiſtes. ſ. Declamation, Decoration, Schaubühne.

In den ältern Zeiten waren zu Athen die dramatiſchen Dichter, zugleich Schauſpieler, und hatten wegen der Kenntniß des Theaters vieles vor den heutigen Schauſpieldichtern voraus. In Rom hatten die Aedilen die Beſorgung über die Aufführung, damit nichts zum Vorſchein kommen möchte, was den Abſichten des Staats zuwider wäre. Es wäre zu wünſchen, daß kein Stück heutiges Tages auf das Theater gebracht würde, das nicht vorher von verſtändigen, redlichen, und öffentlich dazu beſtellten Männern, die dabey hinlängliche Kenntniß des Theaters hätten, dazu für würdig, oder ſchicklich gehalten würde. Hiedurch würde der gute Geſchmack ohne Nachtheil der guten Sitten leicht ausgebreitet werden können; denn der allgemeine Character des guten Schauſpiels beſteht darinnen, daß die Zuſchauer nicht nur einen veranügten, ſondern auch nützlichen Zeitvertreib haben. Dieſes muß man bey Anordnung und Aufführung des Schauſpiels beſtändig vor Augen haben. Es

Digitized by Google

wäre ferner zur Beförderung der guten Aufführung des Schauspiels nicht undienlich, wenn sich jemand die Mühe geben wollte, die Würkungen verschiedener Vorstellungen zu sammeln; besonders, wenn Kunstrichter, welche die Schauspiele fleißig besuchen, auf diejenigen Stellen Achtung gäben, da der Dichter in Absicht auf die Aufführung etwas versehen hat. Beobachtungen von dieser Art haben wir noch nicht viel; aber sie würden von sehr ausgebreitetem Nutzen seyn. Verbände man damit eine genaue Kenntniß des griechischen Theaters und besonders ihrer Vorstellungsart, so würde es von großem Nutzen seyn. Bisher haben wir mehr patriotische Wünsche zur Aufnahme und Reinigung des Theaters, als wirklich brauchbare Beobachtungen dieser Art, gelesen.

Die theatralische Vorstellungen der Alten verdienen noch eine besondere Untersuchung. Die Stücke, welche auf der Schaubühne vorgestellt wurden, sollen nach dem Ausdruck der Alten gesungen worden seyn; dieß ist aber gewiß nichts anders als eine Declamation, die von gewissen musicalischen Instrumenten unterstützt war. Sie war so, wie unsere simple Recitative in Noten gesetzt. Quinctilian eifert wider diejenigen Redner, welche vor Gericht so zu reden pflegten, wie man auf dem Theater declamire, und sagt: wenn dieser Gebrauch statt haben soll, so werden wir Redner uns auch durch Lehrer und Flöte bey dem Declamiren müssen unterstützen lassen. Hieraus erhellet zur Genüge, daß die theatralische Vorstellung jederzeit mit Music begleitet gewesen. Oft wurde auch die Declamation in dramatischen Stücken zwischen Schauspieler getheilt; so daß der eine recitirte, und der andere die Geberden dazu machte. Livius Andronicus spielte in einem von seinen Stücken selbst mit. Er mußte auf Verlangen des Volks eine Rolle so oft wiederholen, bis er endlich ganz heiser wurde. Da er nicht mehr declamiren konnte, so erlaubte ihm das Volk einen Sclaven vor den Instrumentisten zu stellen, welcher die Verse recitiren mußte, und unterdessen machte Andronicus eben die Geberden, als wenn er selbst recitirte. Man kam also auf den Einfall die Declamation zwischen zwey Schauspielern zu theilen, und so zu reden nach dem Tact die Geberden recitiren zu lassen. s. folg. Artickel: Saltation, Masken, Pantomimen, Music, wo die einzeln hieher gehörigen Stücke erklärt werden.

Aufführung. (Music.) Was bey den Schauspielern die Vorstellung ist, heißt in der Music die Aufführung. Die Aufführung ist also der Vortrag, wenn alle einzelne Stimmen würken, um ein Ganzes zu machen. So mannigfaltig nun in jeden Partien Fehler vorfallen können, so schwer ist auch ein guter Vortrag zu erzielen. Je vollstimmiger der Satz, desto härter ist dessen Aufführung.

Um den ganzen Umfang dieser musicalischen Vorstellung wohl einzusehen, kann nichts nützlicher seyn, als daß man die Pflichten der einzelnen Mitarbeiter und das Geschäft der Anführer auseinander setze. Der Anführer der Music sind dreyerley Gattungen: 1) der Capellmeister, 2) der instrumentalische Directeur, 3) der Concertmeister. Diese dren fordern Gehorsam, und je genauer die Angab des ersten, der Bogen des zweyten, das Zeitmaß des dritten befolgt wird, um so herrlicher ist das Resultat dieser harmonischen Republic.

In den Kirchenmusiken schlägt der Capellmeister den Tact, d. i. er giebt durch gewisse Bewegungen (die im Artickel Arsis schon bestimmt worden) die Theile des Ganzen, die man hievon Schläge nennt, zu erkennen. Es kann niemal eine Kirchenmusik ohne Capellmeister bestehen; dieser muß immer den ganzen Aufsatz des Kirchenstücks vor sich haben. Wenn der instrumentalische Directeur nur allein anführen wollte: was sollte er nun thun, wenn er Pausen hat; wenn die Singstimmen anfangen und das Zeitmas bestimmen? kann er wissen, welche Bewegung für den Ausdruck die gemächlichste ist, da er genug für seine Stimme zu denken hat? Also liegt dem Capellmeister ob, die Singstimmen und die Instrumenten in einer annehmlichen Eintracht zu erhalten, daß niemal das Zeitmas schwanke. Er darf deswegen, wenn ein Theil voreilet, der andere verzögert nicht schüchtern werden, und einem Theile nachgehen, sondern er muß wie eine Mauer unbeweglich, und der unparthenische Schiedsrichter seyn. Doch wird er (wenn anderst der Capellmeister selbst einen guten Vortrag auf einem Instrumente eigen hat) den Solo- auch mehreren empfindsamen Instrumenten wissen nachgiebig zu seyn, wenn es darauf ankömmt, eine niedliche eindruckvolle Würkung zu erzielen. Man erinnert sich von der Mannheimer Capelle unter vielen andern Vorzügen, auch einen Vortrag dieser Art, wo durch eine kluge Anführung und warmen Vortrag das Orchester allmählich hitziger wurde, wenn die Herrlichkeit, und schwächer, wenn die Barmherzigkeit Gottes angupreisen war. Der Capellmeister muß nicht nur allein im Stande seyn, seine eigene Compositionen wohl zu führen, sondern auch mit der größten Sicherheit anderer Tonstücke zu dirigiren wissen. Hiezu gehört eine tiefdenkende Practik, die den Singstimmensatz genau mit dem instrumentalischen zu vergleichen weis, um alle Schwierigkeiten von weitem schon zu übersehen: ob z. B. die Sänger in einem so flüchtigen Zeitmase die Worte gehörigermassen aussprechen, die Geigen alle die vorgeschriebenen Noten deutlich vortragen können, ob nicht auch die blasende Instrumenten hiebey misbandelt werden, ob die gähe Tonfolge, die mannichfaltigen Eintritte ihre eigene Würkung hervorubringen im Stande seyn; oder, ob bey einem so langsamen Zeitmase nicht die ganze Harmonie matt werde, die Empfindung erkalte, die Singstimmen durch ewig anhaltende Noten außer dem Athem gebracht werden, ob diese und jene Läufe noch rollen können u. s. w.

Der instrumentalische Directeur hat fast gleiche Pflichten in der Kirchen- und Opernmusik. Obschon der Capellmeister in der Schaubühne keinen Tact schlägt: (wie vielleicht noch in der großen Oper in Paris) so muß der Directeur doch immer die Bewegungen nach seinem Winke abmessen. Es sey dann, daß ein fremder Capellmeister, nicht der Verfasser der Oper, am Clavieer sitze; denn hier stellt er nur den Accompagnateur vor, wenn nicht eine Ausnahm statt findet, die die Gesetze unseres Tonreiches überschreitet.

So wie das Aug eines Directeurs in der Kirch auf den Tact und in der Oper auf die Miene des Capellmeisters geheftet ist, eben so streng und unablässig muß er dem Acteur auf der Bühne nachfolgen. Diese Pflicht übersteigt an Schwierigkeit alles das vorige. Wie oft fehlt der Sänger? Er ist nicht alle Tage gleich gestellet. Seine Empfindsamkeit ist nicht immer gestimmt.

Hier muß der Directeur dem Sänger nachzufolgen wissen, ohne daß er dem Accompagnateur eine willkührliche Freyheit lasse, von seinem Strich abzugehen. Nur in Sinfonien ist er seiner Empfindung überlassen. Hier kann er in der süssen Wonne bald schlummern, bald feurig erwachen. Sein Bogen ist der Pinsel, um Leidenschaften zu schildern. Sein Strich mahlet uns die lebhaftesten Bilder. Sein Vortrag muß sprechen, wenn die Pantomime der Töne aufs Herz würken soll. Man nennt den Directeur auch Vorgeiger. Er sollte aber Vorempfinder heisen, der all das Gefühl, was in den Zuhö-

Digitized by Google

rern soll erregt werden, ehe in die untergeordneten Arme mittheilet, um es auf Art einer Begeisterung in die Gemüther der Zuhörer einzupflanzen.

Wie der Direkteur sich untrennbar an das Gleis des Sängers anschließen muß: so hängt der Concertmeister vom Willen eines Concertisten ab. Hier muß der Concertmeister alle Leichtigkeit der Nachahmung der Folgeleistung äussern, wie subseptibel er zu jedem Vortrage sey. Wie bereit er sey, alle auch abstrakteste, ausschweifende Privatleidenschaften der meisten Concertspieler aufzunehmen, sie zu befolgen, und vom sämmtlichen Orchester eine naife Digression nach den Gedanken eines caricaturmäßigen ja bisweilen convulsivischen Flügelmannes zu gestalten. Der Concertmeister muß den Takt genau halten, um den Salti mortal Sprüngen des musikalischen Seilfängers seinen Gewalt anzuthun. Er muß aber mit fort hupfen können, um keine Trennung zu zu lassen. Wenn die Concerten alle vernünftig gesetzt wären: so würde der Concertmeister keinen so harten Posten einnehmen; sind sie aber lunatisch: so hat er noch mehr Verdienste als der Direkteur selbsten. Es ist gewissermaßen leichter Vorempfinder einer gesetzten Leidenschaft, als ein sclavischer Unterthan eines unrichtigen Vorgängers, überhaupt ein Nachfolger zu seyn; die Balletten, die meistentheils (wo nicht dem Ballet-Repetiteur, der zu den Proben der Tänzer spielt) auch der tapferen Anführung eines Concertmeisters untergeordnet sind, können nicht wenig auch zur Erhöhung seiner Verdienste beytragen. Muß nicht willkührlich das Zeitmaas der meisten Balletsüchte nach den Füßen abgemessen werden. Das wäre noch leichter, wenn nicht bisweilen im nemlichen Stücke z. B. in einer Chacconne mancherley Zeitmaas nach dem Willen der Solotänzer und nach den Kräften der Figuranten statt fände. Die Sänger hängen nur vom Kapellmeister ab. Wenn er Feuer genug besitzet, sie durch stete Anstrengung eines verhältnißmäßigen Tempo zu beleben, durch seine Stimme zu ermuntern, sie wie alle Instrumentisten durch seinen flüchtigen Wink, zur Achtsamkeit anzuhalten, mit gebieterischem Auge zu warnen, ja noch mehr, mit eigenen Zurufungen, und deutlichen Bemerkungen, des piano und forte des Ab- und Zunehmen in der Stärke und Schwäche selbsten zu beseelen: dann muß durch die Anführung eines solchen harmonischen braven Anführers zur Empfindung, zur Geist, im ganzen Gewebe, im individuellen Vortrage seyn.

Die allgemeine Pflicht erfodert von allen Sängern sowohl als Instrumentisten eine genaue Unterscheidung des Concertirten und Ripien. Man muß gähnen, wenn der Sänger oder auch Concertist ein Solo hören lassen, wo die platte Worte hergelallt, oder vom rohen Bogen die gewisse Saiten mechanisch betroffen werden. Man muß aber die Ohren verstopfen, wenn die Ripienisten sowohl von Sängern als Instrumentisten im Chore, im Ganzen, willkührlich Rudamenti und Auszierungen oder Vorschläge anbringen wollten. Pünctlich singen, genau spielen ist der wahre Verdienst bey einer zusammenstimmenden Republik.

Zur Aufführung eines Tonstückes können tausenderley Kleinigkeiten einen wesentlichen Einfluß haben. Der Chor, nachdem er gebaut ist, der Platz für die Musiker, ob er hoch oder niedrig ist, ob die Kirch gewölbt, das Dpernhaus winkelhaft, ob die Kuppel zu weit vom Chor entfernt sey: — alles trägt ungemein viel zur Wirkung bey. Sogar die Menge der Leuten, das Wetter u. dgl. verdienen Achtung.

Der Chor darf keinen Halbzirkel gestalten, sonsten werden sich die Sänger, um den Kapellmeister zu sehen, gegen einander wenden, die gegenseitigen Mauern erschallen, und das Volk, wo sich der mannichfaltige laut sammlen sollte, vernimt das Ganze. Die Orgel muß den Singstimmen nachfingen, sonsten betäubt sie ohne Nutzen die nahstehenden Instrumentisten, und die Sänger sind einem traurigen Ohngefehr überlassen, aus dem Tone zu treten.

Der Chor darf ferner nicht hohl seyn, sonsten giebt der Platz, wo die Musiker stehen, einen Klang oder Resonanzboden ab, der alle ihre Töne verschlingt, und den Zuhörern das Wesentliche raubet. Deswegen sollte er immer gepflastert seyn, damit der Klang hier ab- und gegen das Volk zurück zu prallen, gezwungen werde. Wenn der Chor hoch ist: so wird die Musik viel feiner unten scheinen; ist er zu hoch: so wird der Schall zu schwach; ist er zu niedrig: so muß der Schall roh auffallen, man entdecket die einzelne Theile zu viel, die vor sich niemal auf einige Vollkommenheit Anspruch machen dürfen. Wenn die Kirch zu sehr gewölbt ist: so trägt sie den Klang von einem Gewölbe zum andern, es entstehen zehn Wiederholungen, oder Echo, aber tausend Verwirrungen. Man darf hier wenig mit dem Zeitmaaße eilen, die künstlichen Gewebe metamorphosiren sich in ein unverständliches Chaos.

Gleiche Anmerkung findet statt, wenn die Kirche voll oder leer von Leuten ist. Ein versuchter Kapellmeister muß wissen sich genau hienach zu richten. Je voller die Kirche ist; ferner, je winkelhafter das Theater; desto weniger leidet der Ort langsame Zeitmaße, schwache Tonarten fallen matt aus. Hier entwickelt sich manchesmal (man könnte Namen, Oerter und Gelegenheiten dieses allzeit eitlen) ein Meisterstück, das in der Probe, wobey die Kirche leer war, von allen unerfahrnen Musikern für ein Mißmasch von Tönen gehalten wurde. Eine bündige Harmonie ragt hervor, verfeinert sich. Hingegen aufbrausende Geräusche, die einen Wiederhall fodern, um die Ohren betäuben zu können, sind hier entblößt. Man könnte zu dessen Beweise tausend Fälle herzählen, wenn die Mannigfaltigkeit dieses Werkes solche individuelle Anectoden litte.

Wenn das Wetter feucht ist, so schwellen die Saiten, die Därme pfeifen, und bey einer solchen Aufführung sind die Geigen aufgeopfert. Die Blasinstrumenten dringen vor. Der unzählige Abänderungen in Ansehung der Stimmung nicht zu gedenken. Die Orgeln und Pfeifenwerke, Blasinstrumenten werden tiefer u. die Geigen dabey höher.

Alle diese Kenntnisse sind unentbehrlich, wenn man von der Aufführung eines Tonstücks bündig urtheilen will.

Auffüllen, dies geschiehet, wenn das Gefäß, worin etwas flüßiges als Wein, Essig, Branntewein, Oehl, u. d. gl. aufbewahrt wird, nicht mehr ganz voll ist, wieder voll gefüllet wird. Dieses ist nothwendig, weil, je nachdem es weniger oder mehr voll ist, mehr oder weniger von der flüßigen Materie, und dessen gestiegenen sonderlich und vorzüglich, ausdünstet. Denn gleichwie alles flüßige stets ausdünstet, so dünstet es auch nach dem Maas seiner Oberfläche, welche groß oder klein ist, beständig hin aus. Durch das Auffüllen des Fasses aber, wie die freye Oberfläche des flüßigen verringert wird, vermindert sich auch seine Ausdünstung. Dieses Auffüllen geschiehet auf zweyerley Art: daß man entweder in das flüßige einen festen Körper hineinwirft, so wirft man in ein Faß, so nicht vom Wein voll ist, sauber gewaschene Kieselsteine durch den Spund ein, oder daß man durch den Spund von der nemlichen flüßigen Materie so viel, bis das Gefäß wieder voll ist, zugießet.

Digitized by Google

Man pflegt dabey zu beobachten, daß man bey einigen geistigen, zumahl gährenden Dingen, die Gefäße nicht ganz und gar bis zum Spunde oder Pfropfe anfüllet, indem sie da, sonderlich wenn sie bewegt werden, leichtlich zerspringen; bey Auffüllungen anderer, welche einen Bodensatz haben, als z. E. Wein, Bier, u. d. gl. bedienet man sich eines Trichters, dessen Röhre bis in die flüßige Materie wohl hinein langet, und läßts durch solchen langsam nach und nach einlaufen; denn hierdurch verwehret man das Aufstehen des Bodensatzes, welches sonsten gewiß erfolgen, und die ganze Masse trübe machen würde.

Diese Auffüllung ist bey einem Faße, so in kurzer Zeit ausgezapft wird, wohl nicht nöthig; bey einem andern aber wird sie ohne großen Schaden durch Verringerung der Vielheit und Güte des Inhalts nie unterlassen.

Auffüllen, alle Weine so auf Fässern liegen erfordern das Auffüllen, weil sie einzehren. Dieses Auffüllen oder Vollmachen der Fässer, muß mit eben dem Wein so im Faße befindlich, oder doch mit einer ähnlichen Weinart geschehen. Je trockner die Witterung ist, um so stärker zehret der Wein ein, folglich ist auch um so öfter das Auffüllen nöthig, bey nasser oder regnichter Witterung, kann man dieser Mühe überhoben seyn, weil sich der Wein in diesen Umständen von selbst auffüllet.

Auffüllen, (in der Kochkunst) geschiehet alsdenn; wenn sich die Brühe, darinnen das Fleisch gekocht wird, so eingekocht hat, daß sie nicht hinlänglich ist, das Fleisch damit gar zu kochen.

Aufgabe, (*problema*) heißet ein Satz, worinn etwas zu thun oder zu machen vorgeleget wird. Man unterscheidet darinn den Satz selbst oder den Vortrag, *propositio problematis*, welcher anzeiget, was gethan oder gemacht werden soll, z. E. zu dreyen gegebenen Zahlen die vierte geometrische Proportionalzahl zu finden, und im Infinitiv ausgedruckt zu werden pflegt, wie im gegebenen Beyspiele geschehen; die **Auflösung**, wovon bald im folgenden besonders geredet werden wird, und welche lehret, wie es gemacht werden muß, z. E. multipliciret die beyde letzte gegebene Zahlen in einander und dividiret das Product durch die erste, und endlich den **Beweis**, welcher zeiget, daß, wenn geschehen ist, was die Auflösung vorschreibet, dasjenige nothwendiger Weise erhalten sey, was begehret worden.

Es giebt dreyerley Arten von Aufgaben: **determinirte**, **undeterminirte** und **überdeterminirte**. Sie heißet determiniret oder bestimmet, wenn das gegebene gerade soviel enthält, daß entweder das Gesuchte nur auf eine einzige oder auf eine endliche Anzahl von Reihen dabey statt hat; undeterminiret aber oder unbestimmt, wenn mit dem gegebenen eine unendliche Reihe von gesuchten bestehen kann, deren dieses statt hat, wenn man diese, jenes, wenn man jene u. s. w. nach uneingeschränkten Belieben aufgesuchte Bedingungen annimmt und zu der gegebenen hinzusetzet. Z. E. die Aufgabe: aus dreyen gegebenen Seiten einen Triangel zu zeichnen, ist bestimmt; denn aus diesen Seiten kann nur ein einziger Triangel gezeichnet werden. Desgleichen die Aufgabe: aus zweyen gegebenen Seiten und dem Winkel, der der kürzeren gegen über stehet, den Triangel zu zeichnen, ist bestimmt; denn wenn man die dritte nicht gegebene Seite ziehet, so lange man vor nöthig hält, auf dieselbe die längere gegebene Seite unter dem vorgeschriebenen Winkel aufsetzt, und aus dem Endpunkte derselben mit einer Oeffnung des Zirkels, die der kürzeren Linie gleich ist, einen Bogen beschreibet, so schneidet er die erstgezogene Linie, wofern er sie schneidet, nur in zweyen Punkten, und es sind also nur zwey Dreyecke möglich, die das gegebene an sich haben. Hingegen die Aufgabe: aus der gegebenen Hypothenuse ein rechtwinklichtes Dreyeck zu beschreiben, ist unbestimmt; denn, wenn man über der gegebenen Hypothenuse einen halben Kreis beschreibet, so kann man unendlich viele Punkte in dem Umfange des letzten annehmen und daraus Linien in die Enden der ersten ziehen, wodurch unendlich viele rechtwinklichte Dreyecke entstehen, die alle die gegebene Hypothenuse haben. Ueberbestimmt heißt endlich eine Aufgabe, wenn nach Weglassung eines oder mehreren das übrige gegebene noch eine bestimmte Aufgabe ausmacht. Z. E. Einen rechtwinklichten Triangel zu zeichnen, davon die Hypothenuse, der Perpendickel auf dieselbe und das Product der beyden andern Seiten in einander gegeben werden. In jwey der gegebenen Stücke machen schon eine bestimmte Aufgabe ohne das dritte aus. In der Algebra also ist die Aufgabe bestimmt, wenn die Gleichung, wodurch sie aufgelöset wird, nur eine unbekannte Größe in sich fasset; z. E. die Aufgabe: Eine Zahl zu finden deren zehnfaches von ihrem Quadrate abgezogen 119 übrig lässet, ist bestimmt, denn aus $x^2 - 10x = 119$ wird $x = +7$ oder $+17$. Hingegen ist die Aufgabe unbestimmt, wenn die Gleichung, wodurch sie aufgelöset wird, zwey oder gar mehrere unbekannte Größen in sich fasset, z. E. folgende: zwey Zahlen zu finden, deren Summe mit ihren Produkte zusammen genommen einer gegebenen Zahl gleich ist; denn $xy + x + y = a$ giebt $x = \frac{a-y}{y+1}$, wo y nach Gefallen angenommen und daraus das x berechnet werden kann. Nehme ich zum Beyspiele $a = 53$ des y vor 8 an, so ist $x = \frac{45}{9} = 5$; nehme ich y vor 4. an, so ist $x = \frac{49}{5} = 9\frac{4}{5}$; nehme ich y vor 12 an, so ist $x = \frac{3}{13} = \frac{41}{13}$; nehme ich y vor 100 an, so ist $x = -\frac{47}{101}$. Die Aufgaben sind also bestimmt, wenn in ihnen so viese von einander unabhängige Gleichungen gegeben sind, als sie unbekannte Größen enthalten; denn man kann immer zwey Gleichungen auf eine unbekannte Größe reduciren und daraus eine dritte Gleichung formiren, die eine unbekannte Größe weniger enthält, bis zu letzt nur noch eine derselben allein übrig ist, z. E. wenn drey Gleichungen gegeben werden, in welchen allein x, y und z vorkommt; so reduciret man alle drey auf einen Buchstaben, z. E. auf z, formiret aus diesen dreyen zwey neue, die nur noch x und y in sich fassen; reduciret wiederum diese beyde auf y; macht aus diesen abermals eine neue, die nur noch x in sich fasset, und findet endlich daraus dieses x. Hier ist ein sehr leichtes Exempel, womit denen gedienet seyn kann, die in dieser Sache noch unwissend sind.

I. $az = xy$

IV. $z = \frac{xy}{a}$

II. $ax - by = cz$

V. $\frac{ax - by}{c} = z$

III. $ax + bz = cy$

$bz = cy - ax$

VI. $z = \frac{cy - ax}{b}$

IV und V.

$\frac{xy}{a} = \frac{ax - by}{c}$

$cxy = a^2x - aby$

$cxy + aby = a^2x$

VII. $y = \frac{a^2x}{cx + ab}$

IV und VI.

$\frac{xy}{a} = \frac{cy - ax}{b}$

$bxy = acy - a^2x$

$a^2x = acy - bxy$

VIII. $\frac{a^2x}{ac - bx} = y$

Digitized by Google

VII und VIII.

$$\begin{array}{rcl} \frac{a^2x}{cx+ab} & = & \frac{a^2x}{ac-bx} \\ \frac{cx+ab}{cx+bx} & = & \frac{ac-bx}{ac-ab} \\ x & = & \frac{a\,(c-b)}{c+b} \end{array}$$

Daher iſt eine Aufgabe unbeſtimmt, wenn ſie weniger Gleichungen oder andere Bedingungen, die ſür Gleichungen ſubſtituiret werden können, in ſich faſſet, als unbekannte Größen, wie in der vorigen Aufgabe, zwey Zahlen zu finden, deren Summe mit ihrem Producte zuſammen genommen, einer gegebenen Zahl gleich iſt, zwey unbekannte Größen und nur eine Gleichung enthalten ſind. Würde man hier weitere Bedingungen hinzugeſetzt haben, z. E. daß beyde poſitive und ganze Rationalzahlen ſeyn ſollen, ſo könnte vor y nicht mehr alles angenommen werden, was man wollte, ſondern es müßte nicht nur, was ſchon gemeldet worden, ſondern auch kleiner ſeyn als a und, wenn es von a abgezogen würde, entweder $y+1$ oder ein vielfaches davon zum Reſte hinterlaſſen. Alſo könnte, wenn $a=53$ bleibet, y nur ſeyn 26, alſo $x=13$ oder 17, alſo $x=23$ oder 8, alſo $x=53$ oder 5, alſo $x=83$ oder 2, alſo $x=173$ oder 1, alſo $x=26$, und die Aufgabe wäre beſtimmt. Es muß alſo eine überbeſtimmte Aufgabe ſeyn, wenn ſie mehrere Gleichungen als unbekannte Größen in ſich hat, z. E. aus der Summe, Differenz und dem Producte zweyer Größen, die Größen ſelbſt zu finden. Das bisherige lehret, daß man in dieſem Falle nicht nur alle unbekannte Größen bis auf eine, ſondern durchaus alle hinweg und eine oder mehrere Gleichungen herausbringen könne, welche die Verhältniß offenbaren, die die bekannte Größen unter einander haben müſſen, wenn die Aufgabe nichts Widerſprechendes in ſich enthalten und alſo möglich ſeyn ſoll. In unſerm Exempel ſiehet man dieſes folgendergeſtalt:

$$\begin{array}{lll} x+y=a & x-y=b & xy=c \\ \text{I.}\ x=a-y & \text{II.}\ x=b+y & x=\frac{c}{y} \end{array}$$

I und II. $\frac{a-y=b+y}{a-b=2y}$ aus II. $\frac{b+y=\frac{c}{y}}{by+y^2=c}$

III. $\frac{\frac{a-b}{2}=y}{}$ aus III. $\frac{\frac{ab-b^2}{2}+\frac{a^2-2ab+b^2}{4}=c}{\frac{2ab-2b^2+a^2-2ab+b^2}{4}=c}$

$$\frac{a^2-b^2}{4}=c$$

Das heißt, wenn c nicht ſo gegeben wird, daß es $=\frac{a^2-b^2}{4}$, ſo können alle Bedingungen nicht zuſammen ſtatt haben, ſondern die Aufgabe iſt unmöglich.

Local-Aufgaben nennet man in der Mathematik diejenige, die ſich auf geometriſche Oerter beziehen (ſ. **geometriſcher Ort**). Weil man aber dieſen allgemeinen Namen ſelten mehr höret, ſo wollen wir uns bey ihm nicht aufhalten, ſondern uns ſogleich zu den beſondern Arten wenden.

Man theilet nemlich die Aufgaben in **einfache, ebene, und körperliche und überkörperliche**, oder, wie man ſich im Lateiniſchen ausdrücket, in problemata ſimplicia ſive linearia, plana, ſolida & hyperſolida ſive ſurſolida. Einfache oder linearia ſind, die ſich durch bloße gerade Linien, die ſich einander durchſchneiden, auflöſen laſſen. Z. E. wenn man zu dreyen die vierte geometriſche Proportionalinie finden will, ſo träget man von der Spitze A * eines nach Belieben gezogenen Winkels die erſte Linie bis nach B; die zweyte von A nach C; die dritte von B nach D und ziehet mit BC die Linie DE parallel, damit ſie die verlangte Linie nemlich CE abſchneide. Dieſe Aufgabe heißet einfach. Wann die Gleichung, womit man eine Aufgabe algebraiſch aufgelöſet, die unbekannte Größe nur in ihrer erſten Dignität oder Potenz in ſich enthält (ſ. Potenz); ſo iſt ſie von dieſer Art. Als in unſerem Beyſpiele, vorausgeſetzt daß a die erſte, b die zweyte, c die dritte gegebene und x die vierte geſuchte Linie ausdrückt, iſt $x=\frac{bc}{a}$, wo x nur in der erſten Dignität vorkommt. Ebene Aufgaben oder problemata plana heißen, die ſich durch die grade Linie und den Kreis ausführen laſſen, z. E. man findet zwiſchen zweyen die mittlere Proportionallinie, wann man auf einer graden Linie ** die beyden gegebenen AB und BC neben einander ſetzet, darüber einen halben Kreis beſchreibet, und in dem Zuſammenfügungspuncte B den Perpendikel BD bis an den Umfang des Halbkreiſes aufrichtet. Solche Aufgaben, wann ſie algebraiſch aufgelöſet werden, führen auf Gleichungen, darinn die unbekannte Größe in der zweyten Dignität vorkommt; als wann die beyden äuſerſten Größen a und b ſind, die mittlere x, ſo iſt $x^2=ab$ oder welches gleichviel iſt, $x=\sqrt{ab}$. Sobald die unbekannte Größe höher ſteiget; reichet der Kreis und die grade Linie nicht mehr zu der Auflöſung der Aufgabe zu. So lange aber die unbekannte Größe ſich nicht über die dritte oder vierte Potenz erhebet; kann die Aufgabe durch den Kreis und einen Kegelſchnitt (ſ. Kegelſchnitt), oder durch zwey Kegelſchnitte, oder andere Linien vom erſten Geſchlechte (ſ. Linie, Geſchlecht derſelben) aufgelöſet werden, und heißet daher eine körperliche Aufgabe, problema ſolidum, weil die Kegelſchnitte aus einem Kegel, als einem Körper, geſchnitten werden. Von der Art iſt die Aufgabe: zwiſchen zweyen gegebenen Linien a und b zwey mittlere Proportionallinien y und x zu finden. Dann

$$\begin{array}{lll} a:y=y:x & \text{und} & y:x=x:b \\ ax=y^2 & & by=x^2 \\ a^2x^2=y^4 & & \\ x^2=\frac{y^4}{a^2} & & \\ \text{alſo} & \frac{y^2}{a^2}=by & \\ & y^3=a^2b & \end{array}$$

Ich will ein Exempel von der Conſtruction dieſer Aufgabe durch den Kreis und den Parabel geben ***. Man beſchreibe über der Axe AD eine Parabel AE mit dem Parameter a; richte im Scheitel A einen Perpendikel $AB=\frac{1}{2}b$ auf, ziehe durch B, gleichlaufend mit AD, die Linie $Bc=\frac{1}{4}a$ beſchreibe mit AC aus C einen Kreis, welcher die Parabel in E ſchneiden wird, und laſſe aus E auf AD den Perpendikel ED fallen: ſo iſt $AD=x$ und $ED=y$. Wer den Beweis leſen will, kann die Artickel,

* ſ. Geometriſche Tafel Fig. 7.
** ſ. ebendaſelbſt Fig. 8.
*** ſ. Algebr. Taf. Fig. 10.

Digitized by Google

Artickel Ausführung einer Gleichung, Delische Aufgabe, Mittlere Proportionallinien nachschlagen. Wenn endlich die unbekannte Größe die fünfte und höhere Dignitäten erreichet, so sind die Kegelschnitte nicht mehr zulänglich, die Aufgabe aufzulösen; sondern man muß Linien von höheren Geschlechteren dazu brauchen. Solche Aufgaben heißen überkörperlich, hyper- oder sursolida problemata, einige nennen sie auch linearia. Das vorige Exempel wird zureichen, sich auch von diesen einen Begriff zu machen.

Wenn eine körperliche oder überkörperliche, ja selbst wenn eine ebene Aufgabe aufgelöset werden soll, kann es durch mehrerley Linien geschehen, z. E. die mittlere Proportionallinie zwischen zweyen gegebenen kann durch die Parabel gefunden werden, als in welcher die Semiordinate die mittlere Proportionale zwischen dem Parameter und der Abscisse ist; zwey mittlere Proportionalen können durch alle Kegelschnitte, durch die Muschellinie u. s. w. gefunden werden. Es entstehet also die Frage, welche am vernünftigsten gewählet wird. Die alten Mathematiker suchten alle Aufgaben durch grade Linien und Kreise aufzulösen, und ließen keine andere, als solche, vor geometrische Auflösungen gelten, weil grade Linien und Kreise mit Linealen und Zirkeln sehr leicht und accurat auf jeder Fläche beschrieben werden können. Als sie aber fanden, daß verschiedene derer Aufgaben, womit sie sich beschäftigten, z. E. die Erfindung zweyer mittlerer Proportionallinien, oder die Verdoppelung des Würfels, die Theilung eines Winkels in drey Theile, sich durch blose Kreise und grade Linien nicht ausführen ließen; überlegten sie allesley krumme Linien, als die Muschellinie, die Cissois, die Kegelschnitte u. d. gl. um jene damit aufzulösen. Endlich nahmen sie die blose Kegelschnitte allein in die Geometrie auf, und belegten die durch sie aufzulösende mit dem Namen der körperlichen Aufgaben, und die andere, wozu mehr zusammengesetzte krumme Linien erforderlich waren, mit dem Namen der Linearischen Aufgaben. Des Cartes und die ihm hierinn nachfolgen, vergönnen allen krummen Linien ihre Stelle in der Geometrie, die sich durch algebraische Gleichungen ausdrücken lassen (s. Gleichung, algebraische), theilen dieselbe in Geschlechter, nach den Dignitäten, wozu die darinn vorkommende unbekannte Größen aufsteigen, und sehen als ein Gesetz an, daß eine Aufgabe nicht müßte durch eine Linie von höherem Geschlechte aufgelöset werden, wenn sie durch eine von niedrigerem Geschlechte aufgelöset werden kann, also erkennen z. E. die Methode zwey mittlere Proportionallinien durch die Cissois, eine Linie vom andern Geschlechte, darinn nemlich $(a-x)\,y^2 = x^3$, zu bestimmen nicht vor geometrisch, weil es, wie wir gesehen haben, auch durch die Parabel geschehen kann, die nur vom ersten Geschlechte ist oder darinn $ax = y^2$. Die transcendentische krumme Linien, deren Natur durch algebraische Gleichungen nicht ausgedrückt werden kann, (s. Linien, transcendentische) nennet Des Cartes mechanische Linien, und rechnet die Auflösungen der Aufgaben durch solche unter die mechanische Auflösungen. Leibnitz, Newton und andere große Männer, die da einsahen, daß es bey der geometrischen Ausführung gar nicht auf die Simplicität der Gleichungen ankomme, welche die Natur der Linien erklären, sondern auf die Leichtigkeit und Genauigkeit, womit sie beschrieben werden können, haben das kaum erwähnte blos willkührliche und der Natur der Sache nicht gemäße Gesetz verworfen, und ohne darnach zu fragen, ob eine Linie transcendentisch oder algebraisch von hohem oder niederem Geschlechte ist, ihr den Vorzug bey der Auflösung einer Aufgabe zugestanden, wenn durch die desjenige, was begehret wird, leichter und auf eine einfachere Weise ausgeführet wird, z. E. zwey mittlere Proportionalen lieber durch die Muschellinie, obwohl sie vom dritten Geschlechte ist, als durch die Parabel, die vom ersten Geschlechte ist, gesucht, weil sie nach dem Kreise unter allen krummen Linien am leichtesten und weit leichter als die Parabel beschrieben wird. Zu diesem an sich vollkommen hinreichenden Grunde kommt noch hinzu: sowohl, daß man nun vermittelst der Analysis des unendlichen die transcendentische Linien eben sowohl durch Gleichungen ausdrücken kann, als die algebraische, folglich hierinn diese vor jenen nichts zum voraus haben; als daß der Kreis mit den Kegelschnitten in einem Geschlechte stehet, also man keinen Grund hat zu verbieten, daß man durch Kegelschnitte auflösen solle, was sich mit dem Kreise leisten läßet, wofern man nicht auf die leichtere Beschreibung sehen will, welcher Grund aber alsdenn auch mit sich bringet, daß man gleichfalls in andern Fällen leichter zu beschreibende krumme Linien andern, ohne Rücksicht auf die Dimension, ihrer Gleichung vorziehen müsse.

Besondere Aufgaben z. E. Delische Aufgabe u. d. gl. suche man unter ihren eigenen Titeln.

Aufgabe, heißt dasjenige was aufgegeben wird, es sey nun daß etwas noch hinzugefügt, oder etwas vorläufig auf eine ganze Summe gegeben wird. Letzteres ist eben das, was sonst Arrha heißt, wovon nachzusehen ist.

Aufgabe heißt auch ein zur Bestellung abgegebener Brief oder Packet. Aufgabe in den hohen Oefen ist das Erz oder Kohlen, welches aufgeschüttet wird.

Aufgabe, die gerichtliche, ist eine unter den Deutschen von alten Zeiten her übliche Art, seine Güter einem anderen unwiderruflich zu übergeben. Pacta successoria, wie auch Schenkungen der Eheleute unter Lebendigen, werden damit auf eine rechtsbeständige Art vollzogen. Nach der Hennebergischen Landesordnung (Th. 3. Tit. 2. §. 2.) soll eine solche Aufgabe vor Gericht mit Mund und Halm geschehen; sie soll hierauf drey Sonntage nach einander von der Cantzel verkündigt, und sodann von Gerichtswegen bestätigt werden.

Aufgablen, Gablen, sagt man, wann man das Heu, die Garben auf die Gabel nimmt, und sie auf den Wagen zum Aufladen hingiebt.

Aufgang. Man sagt von der Sonne, einem Planeten oder Fixsterne, er gehe auf in dem Augenblicke, da sein Mittelpunct in dem Horizonte stehet, nachdem er vorher unter demselben gestanden. Da die Refraction das Bild des Sternes etwas höher hebet, als der Stern wirklich stehet, so ist er schon vor dem wahren Augenblicke des Aufganges sichtbar, und muß also der Anfang seiner Sichtbarkeit mit dem Aufgange selbst nicht verwirret werden.

Außer dem wahren kann erklärten Aufgange, erwähnet man in der Astronomie noch einen dreyfachen sogenannten poetischen Aufgang, nämlich den ortum cosmicum, acronyctum und heliacum. Man sagt: ein Stern gehe cosmice oder der Welt auf, wenn er zugleich mit der Sonne aufgehet; acronyce oder zu Anfang der Nacht, wenn er aufgehet, indem die Sonne untergehet, und heliace, wenn er, nachdem er der Sonne eine Zeitlang so nahe gestanden, daß er vor ihrem Lichte nicht gesehen werden konnte, nunmehr so weit von ihr weggerücket, daß er jetzo das erstemal vor ihrem Aufgange oder nach ihrem Untergange am Horizonte gesehen wird. Vor Alters, da die Kalender noch nicht in jedermanns Händen waren, dieneten letztere, um

dadurch die Zeiten des Jahres zu unterscheiden, wie denn wirklich noch einige wilde Völker in America, und unter andern die Bewohner der Insel Cajenne, ihr bürgerliches Jahr nach dem Laufe des Hundssternes reguliren, und es mit dem ortu heliaco desselben anfangen.

Wenn man den Pol der Himmelskugel so viel über den Horizont derselben erhöhet, als der Weltpol über den Horizont des Ortes, wo man wohnet, erhaben ist, bringet den Punct der Ekliptik, in welchem an einem gegebenen Tage die Sonne stehet, in den Mittagskreis, stellet den Zeiger des Stundenkreises auf 12 Uhr, und drehet alsdenn die Kugel bis der vorgenannte Punct der Ekliptik in den Morgenhorizont kommt; so weiset der Zeiger auf dem Stundenkreise, um wie viel Uhr die Sonne aufgehet. Bringet man einen andern Stern in den Morgenhorizont, so weiset eben derselbe Zeiger, wenn derselbe Stern an dem vorgegebenen Tage aufgehet. Will man wissen, wenn der Stern cosmice aufgehet, so bringet man ihn in den Morgenhorizont, siehet zu welcher Punct der Ekliptik zugleich darinn stehet, und schlägt im Kalender oder den Ephemeriden auf, wenn die Sonne in diesem Grade der Ekliptik kommt. Will man aber wissen, wenn er acronyce aufgehet, so beobachtet man nur, welcher Punct der Ekliptik im Abendhorizonte stehet, wenn sich der Stern im Morgenhorizonte befindet. Will man endlich wissen, wenn der Stern heliace aufgehet, so bringet man wieder den Stern in Morgenhorizont, schraubt den Höhen-Quadrant an das Zenith (diese Worte findet man unter ihren eignen Titeln erkläret) und wendet ihn auf die Abendseite, zählet auf ihm vom Horizonte herauf so viele Grade ab, als die Sonne unter dem Horizonte stehen muß, wenn der Stern sichtbar seyn soll (s. Sehebogen), drehet ihn bis der abgezählte Grad auf die Ekliptik fällt. In dem gegenüberstehenden Puncte der Ekliptik muß die Sonne stehen, wenn der Stern heliace aufgehet, z. E. Wiese der Höhenquadrant auf den 6ten Grad des Stieres, so muß die Sonne im 6ten Grade des Scorpions stehen.

Wenn unter der anfangs angezeigten Voraussetzung, daß nemlich die Kugel nach der Polushöhe gestellet ist, das Bleystift an die beyden Puncte, wo der Meridian den Horizont schneidet, angesetzt und die Kugel herumgedrehet wird, so beschreiben sich zwey Kreise auf ihr, in deren Mitte die beyden Pole liegen, und innerhalb welchen die Sterne eingeschlossen sind, welche niemals bey uns aufgehen. Die Sterne in dem Kreise, in dessen Mitte sich der Nordpol befindet, gehen niemals auf, weil sie niemals untergehen, sondern beständig über dem Horizonte bleiben; die andere, weil sie immer unter demselben bleiben.

Aufgang, heißt auch die Erhöhung vor einem Gebäude, auf welcher man zu demselben hinaufgeht, auch wohl der Weg, der auf einen Berg führt.

Aufgeben. Die Kohlen auf den Probierofen schütten; auch den Eisenstein und die Kohlen auf den hohen Ofen setzen. Derjenige, der dieses bey dem hohen Ofen auf den Eisenschmelzhütten verrichtet, die Schichten lauft, oder die Kohlen und Eisensteine in den hohen Ofen schüttet, heißt der Aufgeber.

Aufgebich Lehen, (*Feudum aperibile*) s. Lehen, und derselben verschiedene Gattungen.

Aufgeblasen s. Stolz.

Aufgeblasenes Besansegel (Conchyl.) s. Besansegel.

Aufgeboth vor der Ehe, (*bannum ecclesiasticum, proclamatio,*) ist eine öffentliche Anzeige, wodurch der Wille der Verlobten in den Ehestand zu treten, bekannt gemacht wird, damit die, welche dagegen eine Einwendung machen wollen, sich innerhalb der gesetzten Zeit melden, nach derer Verlauf aber sich aller Widerrede enthalten sollen. Die Absicht dieses Aufgeboths ist: man will dadurch erfahren, ob die Eltern in dieses Vorhaben gewilliget, ob ein Theil bereits schon verlobt, oder gar verehelichet seye, oder sonst verbindert werde, die Ehe einzugehen. Die gewöhnliche Clausel dabey ist: hat jemand etwas einzuwenden, der thue es bey Zeiten, und schweige hernach stille. Der Ursprung des Aufgeboths ist wahrscheinlich folgender: In den ältesten Zeiten wurde das Vorhaben der Verlobten in den Ehestand zu treten, der ganzen Gemeine von dem Bischoffe oder Priester bekannt gemacht, dem dieselbe auch vorgestellt wurden, um ihren Glauben und Lebenswandel zu untersuchen. Man fand in den folgenden Zeiten mehrere Ursachen, die Ehen bekannt zu machen, z. E. die Vervielfältigung der Eheverhinderungen u. d. gl. und Cujacius glaubt, daß das Aufgeboth nach der heutigen Form zu erst in Frankreich üblich gewesen; und hernach von dem Pabst Innocentius III. in der Lateranischen Kirchenversammlung allgemein verordnet worden, und daher die Verordnung des cap. 3. X. de clandest. desp. gekommen seye; welche auch von der Kirchenversammlung zu Trient sess. 24. de reform. c. 1. wiederhohlet worden ist. Einführe, verordnen die Tridentinischen Väter, bevor eine Ehe geschlossen wird, soll dreymal von dem eigenen Pfarrer der Verlobten, auf drey auf einander folgende Festtage in der Kirche unter der Messe bekannt öffentlich gemacht werden, unter welchen die Ehe geschlossen werden soll; wiewohl das Tridentinische Decret nicht nach seinem ganzen Umfange auch in der katholischen Kirche überall beobachtet wird, z. E. was die Bekanntmachung währender Messe, auf drey aufeinander folgende Festtage betrift. Da diese Gewohnheit ihren guten Grund hat, so wird sie auch in den Protestantischen Kirchen beobachtet, und ist die Form des Aufgeboths in den meisten Kirchenordnungen bestimmt, daß nemlich: 1) die Bekanntmachung dreymal geschehen soll, und zwar zu drey verschiedenen malen. Gemeiniglich geschieht sie auf drey nacheinander folgende Sonntage. 2) Muß sie öffentlich in der Kirche geschehen. 3) Von dem Pfarrer der Verlobten. Sind sie also in verschiedene Pfarrexen eingepfarrt, so geschieht das Aufgeboth in beyden. Dieses geschieht auch, wenn sie zwar gegenwärtig, aber nur erst seit einer kurzen Zeit in einer Pfarrey wohnen. Hätten beyde vorhin in verschiedenen Pfarreyen gewohnt, und wären eine kurze Zeit vor der Verehelichung zusammen in eine gezogen, so müßte das Aufgeboth in drey Pfarreyen geschehen. Die Ursache davon ist, weil in diesen drey Orten jemand seyn kann, der entweder wegen einer Eheverhinderung zwischen den Verlobten, die ihm bekannt ist, oder weil ein Theil ihm vorher die Ehe versprochen hat u. d. gl. Einsprach zu thun befugt ist. Der Regel nach muß jedermann sich ausbiethen lassen, es sey denn, daß er wegen seines Standes u. d. gl. durch die Kirchenordnung oder die Observanz von dem Aufgeboth befreyet wäre, oder Dispensation an gehörigem Orte davon erlangt hätte. Auch wird das Aufbieten zur Pestzeit, oder wenn jemand auf dem Todesbette getrauet werden soll, unterlassen. Wenn das Aufgeboth unterlassen ist, so ist deswegen die Ehe nicht ungültig, sondern die Unterlassung desselben wird mit andern entweder in der Kirchenordnung bestimmten oder willkührlichen Strafen geahndet. Geschieht auf

Digitized by Google

das Aufgeboth ein Einſpruch; ſo iſt die Ehe entweder noch nicht vollzogen, ſo hat ohne allen Zweifel derſelbe ſtatt. Iſt die Ehe aber ſchon wirklich vollzogen, und es will jemand wegen ſeinem eigenen Intereſſe den Einſpruch machen, z. B. weil ihm von einem der Getrauten die Ehe zuerſt verſprochen worden ſey u. d. gl. ſo wird er nicht mehr gehört. Gründet er aber ſeinen Einſpruch auf ein öffentliches Intereſſe z. E. er kann zeigen, daß die eingegangene Ehe wegen einer Ehehverhinderung z. E. wegen der zu nahen Anverwandſchaft der Getrauten ungültig ſey; ſo muß er allerdings gehört werden. Eben ſo muß ein ſolcher Einſprecher, wenn er den Einſpruch nach vollzogener Ehe macht, denſelben ſtärker beweiſen, als wenn er ihn vor dem Vollzug derſelben macht. So nimmt man an, daß, wenn einer vor der prieſterlichen Trauung eine Ehehverhinderung unter den Verlobten angiebt, es hinlänglich ſey, wenn er dieſelbe durch einen Zeugen beſcheiniget u. d. gl. m.

Aufgeboth. Nach der urſprünglichen Verfaſſung deutſcher Völker, war jeder ſreygebohrne Mann zu Kriegsdienſten verpflichtet, ſobald ſein Vaterland derſelben bedurfte, und er Vermögens und Alters halber dergleichen zu leiſten im Stande war. Die allgemeine Aufforderung, welche in dieſer Abſicht zu geſchehen pflegte, nennt man das Aufgeboth. In den älteſten Zeiten hieß es: Heribannus; in mittleren: Ray⁹ und Heerfolge, auch *Ius ſequeke*; in neueren Zeiten: Reichs und Landfolge. Die Nachrichten von den hierinn nach und nach erfolgten Veränderungen, mit allen ihren Veranlaſſungen und Wirkungen, ſind ein ſehr beträchtlicher Theil der Europäiſchen und beſonders der deutſchen Geſchichte. Eine ausführliche Erzählung derſelben iſt hier nicht zu erwarten; aber einige allgemeine Züge werden hinreichend ſeyn, die Hauptepochen dieſes merkwürdigen Theils der Geſchichte im Grundriſſe zu zeigen.

Jene urſprüngliche Verfaſſung war dem Zuſtande der Europäiſchen Nationen angemeſſen, ſo lange bey ihnen allein natürliche Geſchicklichkeit und Stärke im Kriege alles that, und die Kunſt nichts. Denn dieſe bey jedem Vorfall durch ein Aufgeboth zuſammen gebrachten Streiter, mußten ſowohl ihre Rüſtung, als ihren Unterhalt auf eigene Koſten beſorgen; und beydes war auch ſo beſchaffen, daß ſie ohne eine mehr als natürliche Geſchicklichkeit hervor gebracht werden konnten. Eben deshalb konnte aber auch dieſer aufgebothene Soldat, weder weit über die Grenze, noch auf lange Zeit Dienſte thun; wofern die Abſicht ſeines Kriegszugs nicht etwa gar dahin gieng, ſich ein neues Vaterland zu ſuchen. Der aufgebothene Soldat konnte in dieſer Zeit keine andere Belohnung ſeiner Dienſte, als ſeinen Antheil an der Ehre des erfochtenen Sieges und der Beute. Dieſes entfernte zugleich allen militairiſchen Zwang, der mit ſolchen Grundſätzen nicht beſtehen konnte. Aber dieſe Verfaſſung änderte ſich mit dem veränderten Intereſſe der alten Staaten und ihrer Regenten. Schon unter den letzten fränkiſchen Königen finden ſich Spuren, daß man nicht mehr recht einig darüber war: wie weit das Aufgeboth gehen könne? wie lange es dauern könne? Ob und wie viel der Soldat an Koſt fordern könne, wenn er weiter und länger diente, als er zu dienen ſchuldig war? Aus einer Stelle der unter Carl dem Großen gemachten Geſetze (Capitulare II. de an. 812. cap. 8.) ſieht man, daß damals die Zeit des Aufgeboths auf drey Monat geſetzt worden, daß aber zugleich gewiſſe Marchæ oder Grenzen beſtimmt waren, über welche die Dienſte des aufgebothenen Soldaten ſich nicht erſtrecken durften, oder er mußte frey unterhalten werden.

Weil alſo die Regenten von dieſer Art Soldaten keine große Unterſtützung in weitausſehenden Kriegsunternehmungen ſich verſprechen konnten, ſo fiengen ſie bald an, ſich zu Ausführung ihrer Abſichten ordentlich bezahlter und geworbener Truppen zu bedienen. Daß hiermit der Urſprung der Lehnsverfaſſung in genauer Verbindung ſtehe, wird an anderen Orten gezeigt werden. Die Anlegung der Städte und Feſtungen, war ein neuer Umſtand, welcher das Aufgeboth zur Sicherheit des Staats unzulänglich machte; den der aufgebothene Soldat war zur Vertheidigung der Städte nicht geübt.

Nachdem alſo nun der Krieg zu einer Kunſt geworden war, deren Erlernung anhaltende Uebung forderte: ſo mußten geworbene und bezahlte Kriegsheere an die Stelle der Aufgebothenen treten. Dieſe bezahlten Truppen beſtanden zum Theil aus Leuten, die wegen des Beſitzes gewiſſer Lehngüter mit ihrem Gefolge im Felde zu erſcheinen verbunden waren; zum Theil aber aus ſolchen, die von Zeit zu Zeit baar bezahlet wurden: die erſten mußten ſich mit Waffen und Unterhalt ſelbſt verſorgen; aber die Zeit ihres Dienſtes war auch eingeſchränkt. Das Allemanniſche Lehnrecht ſagt zum Beyſpiel: ein Vaſall ſey nur ſechs Wochen auf ſeine Koſten dem Reich zu dienen ſchuldig. Das ſtärkſte Aufgeboth der Vaſallen, war im mittlern Zeitalter das Aufgeboth zum Römerzuge; (ſ. dieſen Artickel) aber auch dieſes gieng nur auf eine beſtimmte Zeit, z. E. auf ſechs Monat. Auf dieſen Vaſallen beruhete indeſſen doch die größeſte Stärke des Heers. Denn die Anzahl der geworbenen und baar bezahlten Soldaten war immer die geringere, ſo lange dieſe auf Koſten der kriegeriſchen Regenten ſelbſt unterhalten werden mußten; und ſie wurden allemal wieder abgedankt, ſobald man ihrer nur einigermaſſen entbehren konnte, oder man machte dieſmehr Friede, ſobald man kein Geld mehr hatte, ſie zu bezahlen. Viele neue Entdeckungen, und unter dieſen inſonderheit die Erfindung des Schießpulvers, veränderten ganz die Geſtalt aller kriegeriſchen Verfahrungsart. Nunmehro war auch das Aufgeboth der Vaſallen ein unzulängliches Mittel den Staat wehrhaft zu machen. Die Kriegskunſt war bis zu einem ſolchen Grade von Vollkommenheit gelangt, daß zu Ausübung derſelben ſogenannte ſtehende Kriegsheere oder beſtändige Soldaten erfordert wurden. Allein auf dieſen beruhet nunmehro die allgemeine Sicherheit der Staaten, welche aber für einen hohen Grad des allgemeinen Elendes aller Unterthanen in den europäiſchen Staaten erkauft wird. Zur Unterhaltung dieſer ſtehenden Kriegsheere waren die gewöhnlichen Einkünfte der Staaten nicht mehr zureichend. Da nun weder der gemeine Unterthan, noch der Vaſall weiter aufgebothen wurde ſich und den Staat zu ſchützen, ſo war es billig, daß ſie diejenigen bezahlen halfen, die erkauft wurden, an ihrer ſtatt den Schutz zu leiſten. Der Unterthan gab alſo willig Kriegsſteuern, und der Vaſall bezahlte Ritter und Lehnpferde, und beyde glaubten damit ihre Verpflichtung zum gewungenen Kriegsdienſt bezahlt und abgekauft zu haben. Aber die eigentliche Veranlaſſung und Abſicht dieſer Art von Abgaben wurde bald vergeſſen, und durch eine neue etwas veränderte Art von Aufgeboth, die man Werbung nennt, wurde auch der ſteuernde Unterthan zum Kriegsdienſt gezwungen. Nun drückt ihn eine doppelte Laſt. Die Folgen davon werden die Encyclopädiſten des zwanzigſten Jahrhunderts hinzuſetzen.

Aufgebot des Volks. (bey den Juden) Es war dieſes eine Zuſammenberufung des ganzen jüdiſchen Volks, um die Waffen zu ergreifen. Man findet in der

Digitized by Google

jüdischen Geschichte nur wenige Beyspiele davon, und die wenigen, die aufgezeichnet sind, betreffen nur wenige Tage, und es hätte auch das ganze Volk ohne den größten Nachtheil nicht aufgeboten werden können. Wenn es aber geschah, so konnte auch niemand der Aufsicht der Vorgesetzten entweichen. Die Schoterim hatten die genealogische Tafel von einem jeden Stamm und Familie, und diese mußten solche mit der größten Genauigkeit verfertigen, weil die ganze Staats- und bürgerliche Einrichtung derselben darauf beruhete. Wenn sich denn das ganze Volk nach seinen Stämmen und Familien versammelt hatte; so bekam ein Priester den besondern Auftrag, die Anrede an sie zu thun, der von diesem Geschäfte den Namen Amercol bekam, d. i. der dazu gesetzt ist, mit dem ganzen Volk zu reden. Er gieng nach der Meynung der Rabbinen von einem Haufen zum andern, und verrichtete die Anrede; nach anderer Meynung aber ließ er nur die Stammobersten und Vorsteher der Familien zusammen kommen, und sagte ihnen, was er ihnen zu sagen hatte, und diese trugen solches alsdenn ihren Leuten vor. Wenn auch das ganze Volk aufgeboten wurde; so wurden demohngeachtet verschiedene Ausnahmen gemacht. Erstlich waren diejenigen befreyt, welche ein Haus gebauet, und es noch nicht eingeweihet hatten. Einige schränken diese Freyheit nur darauf ein, bis jemand in dem von ihm neugebauten Hause seinen Freunden ein Gastmahl zubereitet hatte; andere aber dehnen sie auf ein ganzes Jahr von der Zeit der Verfertigung desselben aus. Zweytens hatten diejenigen die Freyheit, sich dem Aufgebot des ganzen Volks zu entziehen, die einen Wein- oder Oelberg gepflanzet hatten, und der Früchte noch nicht genossen hatten. Da nun die Bäume nach den jüdischen Gesetzen die drey ersten Jahre unrein waren, d. i. da ihre Früchte gar nicht genossen werden durften, das vierte Jahr aber dem Herrn geheiligt war, und also erst im fünften Jahre von dem Eigenthümer genossen werden konnten; so gab die Anlegung eines solchen Wein- und Obstgartens auf fünf Jahre Freyheit, sich dem allgemeinen Aufgebot zu entziehen. Es leuchtet aus diesem Gesetz eine vortreffliche Weisheit hervor. In einem Land, wo ein jeder, der die Waffen tragen konnte, solche zur Vertheidigung des Landes ergreifen mußte, war sehr viel daran gelegen, daß niemand wider seinen Willen genöthigt wurde, in den Krieg zu ziehen. Nun begreift aber ein jeder, daß Leute, die vor kurzem liegende Gründe angebauet hatten, sich mit dem größten Widerwillen wegbegeben mußten, wenn sie noch gar keine Früchte davon genossen hatten. Drittens waren auch die Neuverheyratheten befugt, sich dem allgemeinen Aufgebot zu entziehen. Diese Freyheit erstreckte sich auf ein ganzes Jahr. Die Rabbinen treiben sie aber noch weiter, und sagen, wenn sich fünf Brüder bey einem Kriegsheere befänden, und es käme einer von denselben, welcher wirklich verheyrathet wäre, ums Leben, ehe er Kinder zeugte, so hätten die vier übrigen das Recht sich nach Hause zu begeben. Endlich konnten auch diejenigen wegbleiben, die furchtsam und verzagt waren. Hierunter verstehen die Rabbinen theils solche, die von Natur schwach und feig waren, theils solche, die wegen ihres Temperaments und herannahenden Alters keinen kriegerischen Muth haben konnten. Die Billigkeit dieser Immunitäten fällt jedermann in die Augen. Sie zielten dahin, den Anbau des Landes und die Ehen zu befördern, welches niemals nöthiger ist, als wenn ein ganzes Volk die Waffen ergreift. Der größte Schaden des Kriegs besteht vielleicht nicht darinnen, daß viele tausende in Schlachten umkommen, sondern daß die Aecker aus Furcht ungebauet liegen bleiben, und wenig Ehen geschlossen werden. Dazu kommt noch ein besonderer Umstand. Die Juden waren viele Jahre lang in Egypten der Sclaverey gewohnt; und unter einem solchen Volk giebt es wenige, die wahren kriegerischen Muth haben. Wären sie zu Kriegsdiensten gezwungen worden, so würden es Poltrons, aber keine tapfere Krieger gewesen seyn. Es geschahe selten, daß das ganze Volk aufgeboten wurde, und bey einem so zahlreichen Volk war es auch nicht nöthig, und würde ausserdem den größten Nachtheil nach sich gezogen haben. Einmal geschahe es, da die übrigen Stämme den Stamm Benjamin wegen verweigerter Gerechtigkeit mit einem Rachkriege überzogen. B. d. Richt. 20. Die Folgen davon waren sehr schlimm. Die Sache lief so schlechtab, daß 400000 Mann, eben weil sich eine so ungeheure Menge nicht zu helfen wußte, von 267000 Mann, zweymal nachdrücklich geschlagen wurde. Ein andermal läßt Saul alle Israeliten gegen die Ammoniter zum Kriege zusammen berufen. Diesmal wurde gar keine Ausnahme gestattet, sondern Saul schickte zerstückte Rinder in allen Stämmen herum, und ließ ausrufen, wer nicht zur Armee komme, dessen Rinder sollen eben so zerstückt werden: doch war die Sache in wenig Tagen geendigt.

Wenn nur ein Theil von dem Volk zum Krieg aufgenommen wurde; so wurde die Anzahl der nöthigen Kriegsleute verhältnismäßig bestimmt, der 10te, 20te, 50te Mann, u. d. gl. Man gieng hier mit der größten Unpartheylichkeit zu Werk. Nachdem diejenigen, die Freyheit von Kriegsdiensten hatten, abgesondert waren; so kam alles auf den Zufall an, wie einer nach seiner Geburt in der Rolle stund. Ehemals wurde die Ausnahme auf diese Art vorgenommen: derjenige, der die Aushebung verrichtete, hatte einen Stab, mit demselben berührte er den so und so vielten Mann; wen nun die Zahl traf, der war zum Feldzug bestimmt. B. d. Richt. 5, 14. In der spätern Zeit hatten sie ein besonders Oberhaupt, unter dem Namen: der Schreiber, der hatte die ganze Musterrolle der zum Krieg tüchtigen Leute in Händen, und zeichnete bey sich ereignenden Umständen, diejenigen aus, die zu Felde gehen sollten.

Aufgebotsbriefe, ist ein Patent, worinn der Lehnoder Landesherr befiehlt, daß ihm die schuldige Kriegsdienste geleistet werden. s. den vorhergehenden Artickel.

Aufgebühnter Zug, wenn die Zechen und Halten eines Erzgangs nach einer Reihe und Linie fortgetrieben werden.

Aufgefrischt, *refait*, wird von Pferden gesagt, welchen die Rostzeuscher, durch gewisse Mittel und Kunstgriffe auf eine Zeitlang aufzubelfen und ein Ansehen zu geben suchen, da sie doch im Grunde zu schanden gemacht sind, und haupsehler an sich haben.

Aufgefrischte Butter. Wenn Butter durch langes Stehen einen Bengeschmack erhalten hat, kann man sie durch oftes Waschen, auch einige Stunden in kaltem Wasser stehen, wieder brauchbar machen.

Auf gehabten Rath der Rechtsgelehrten. Diese in Urtheilen beygefügte Clausel zeigt an, daß solches nicht von dem Gericht selbst, sondern von einer Juristenfacultät, an welche die Acten verschickt waren, abgefasset worden ist.

Aufgehen. Die Wasser gehen bey Bergwerken in der Grube auf, das ist, mehren sich, und steigen höher, daß die Arbeiter nicht hinein können. Es geschiehet dieses auf vielfältige Weise, theils von eindringendem Tagewasser, von unterirrdischem Kluft- und Quellwasser, von

Digitized by Google

einem benachbarten Strohm, oder wenn die Kunſt ſtehen geblieben, und etwas daran ſchadhaft worden, welches zerbrochen. Es wird hiebey zuvörderſt die Kunſt genau beſichtigt, das Fehlende erſetzt, das Mangelhafte gebeſſert und darauf dieſelbe in den Gang gebracht; iſt ſolche im Stande die aufgegangene Waſſer hinlänglich zu heben, ſo iſt dem Aufgehen abgeholfen; wo aber ſolche nicht hinreichend ſind ſo viel auszufördern, daß eine merkliche Abnahme des aufgegangenen Waſſers wahrzunehmen, daſſelbe müſſen mehrere Sätze bey der Kunſt angebracht werden.

Aufgehen, Aufkeimen, ſind Gärtnern und Bauren eigene Wörter. Wann ihr geſäeter Saame keimet, und aus der Erde herfür ſticht, und heraus kommt, ſo ſagen ſie: er keime, er gehe auf.

Aufgelaufner Koch oder **Auflauf**. Alle die Küchenſpeiſen, welche aus einem Teige von Mehl, Eyer, Zucker, u. d. gl. verfertiget, in einem Backofen gebacken, ſich vermittelſt der Hitze emporheben und auflaufen, werden mit dieſem Namen belegt: nach dem Hauptinhalte bekommt es einen Benamen: Apfelauflauf, Reißauflauf, Lungenauflauf; ſo heiſen ſie auch, wenn ſie mit Aepfeln, Reiß, Lungen ꝛc. gefüllt ſind.

Aufgeld, Aufwechſel. Wir haben oben ſchon unter dem Artickel: Agio von dem Grunde und den Regeln des Aufgeldes in Abſicht auf den Handel geredet. Es kommt aber auch im Finanzweſen, beſonders in der höchſtwichtigen Materie von den eigentlichen Zöllen bey den Regierungen und Cammern unſerer deutſchen Reichsſtände die Frage wegen eines Aufgeldes, oder Aufwechſelo vor. Zu den Zeiten, da die deutſchen Reichsſtände von den Kayſern ihre Zollprivilegien erhielten, hatte das Geld, darinnen ſie ihre Zolleinkünfte erhoben konnten, einen viel höhern innern Werth, als es heutzutage hat. Unſere Leſer werden den Gang der ſämmtlichen deutſchen Münzveränderungen in dem Artickel: **Münzweſen der Deutſchen** finden. Nun fragt ſich, ob ein deutſcher Reichsſtand berechtiget ſey, an ſeinen Zollſtätten in den heutiges Tages curſirenden leichten Geldern ſo viel Aufgeld über die hergebrachte Zollgebühr zu fordern, um ſeine Zolleinkünfte nach dem Werthe der vormaligen guten Geldſorten zu erhalten; oder ob vielleicht die Anſetzung und Erhebung eines ſolchen Zollaufgeldes, oder Aufwechſels unter die in den Reichsgeſetzen verbotene neue Zollerhöhungen zu rechnen ſey. Geſetzt nemlich, ein deutſcher Reichsfürſt, oder eine Reichsſtadt hat ihre Zollregalien zu der Zeit bekommen, da der Ducaten zu 104 Kreutzer angeſetzt, und die feine Mark Silber zu 10 Gulden, 12 Kreutzer, $2\frac{7}{14}$ Pfennige, den Gulden zu 60 Kreutzer gerechnet, ausgebracht wurde: ſo müſſen in unſern Tagen nach dem 24 Guldenfuße, nach welchem der Ducaten 5 fl. gilt, auf 104 Kr. noch 196 Kr. gelegt, oder überhaupt 300 unſerer Kreutzer bezahlt werden, wenn der Regent den wahren Werth von 104 Kreutzern der vorigen Zeit erhalten ſoll. Iſt das alſo eine geſetzwidrige Zollerhöhung wenn ein Regent, der nach ſeinen alten Zolltarifen 104 Kr. einzuziehen befugt war, itzt zu unſerer Zeit einen Aufwechſel von 196 Kr. unſeres Geldes, oder überhaupt 300 Kr. fordert? oder iſt dieſe Forderung der Gerechtigkeit gemäß? Zuverläſſig iſt es, daß ein Regent für 300 Kr. unſeres Geldes nach dem 24 Guldenfuß nur einen Ducaten, oder 23 Karat 8 Gran feines Gold hat, und alſo gerade nur ſo viel Gold, als er zu den vorher beſtimmten Zeiten für 104 Kr. bekam. Es iſt alſo dem **innern Goldwerthe nach** keine Zollerhöhung für den Regenten, wenn ſtatt der vormaligen 104 Kr. itzt 300 Kr. erhoben werden. Nebſt dem könnte man noch in der Mitte des ſechszehenten Jahrhundertes mit damaligen 104 Kr. mehr bezahlen, und einkaufen, als man itzt mit 300 Kr. unſers geringern Geldes kaufen kann, wie dieſes in dem Artickel: Preißveränderungen der Waaren hinlänglich wird dargelegt werden. Dies bewieſt noch mehr, daß es für die Regenten keine wirkliche Zollerhöhung iſt, wenn ſie den ehemaligen Zollta-rifsbetrag von 104 Kr. mit jetzigen 300 Kr. einziehen.

Allein den Unterthanen und Handelsleuten iſt es unleugbar größere Beſchwerde, wenn ſie den alten Zollbetrag von 104 Kr. oder von einem Ducaten jetzt in 300 Kr. unſers Geldes, oder auch in einem Ducaten entrichtichten ſollen. Für die Unterthanen und Handelsleute iſt es wirkliche Zollerhöhung. Die erſtaunlichen Münzverringerungen, die in unſerm Deutſchlande ſeit 1559. vorgegangen ſind, beweiſen hinlänglich, daß im Handel und Wandel nicht mehr, ſondern weniger Geld umlauft, oder daß der Mangel des baaren circulirenden Geldes größer worden iſt, als er damals war. Denn gewiß nehmen die Fürſten zur Verringerung des innern Werths der Geldſorten, oder zu den Erhöhungen des **numerären Werthes** derſelbigen niemals ihre Zuflucht, wenn im Handel und Wandel genug baares Geld umlauft, und ſie alſo auch zu ihren Depenſen Geld genug haben können. Nur im Falle eines drückenden Geldmangels ſucht man durch Erhöhung des äuſſern Werthes der Münzen mehr Mittel zu gewinnen, mit wenigern Silber, oder Golde mehr Waaren und Arbeiten zu bezahlen. Wenn nun in unſern Zeiten die Unterthanen, gewerbtreibende Perſonen, und Kaufleute Deutſchlandes vergleichungsweiſe nicht ſo vieles baares circulirendes Geld haben, als zu der Zeit, da die Gelder über das doppelte beſſer waren, als itzt, und wenn gleichwol die Producte, und Waaren in ihren Preiſen höher geſtiegen ſind, als die Münzen gefallen ſind, und wenn endlich, wo nicht an allen, doch an ſehr vielen Orten, ſeit der Mitte des ſechszehenten Jahrhundertes noch viele neue Auflagen an Acciſen, und andern Conſumtionsbeſchwerden hinzugekommen ſind, welche immer auch auf den Handel mitfallen; ſo iſt es für die Handelsleute offenbar ein größerer Verluſt, wenn ſie den ganzen Werth des vormaligen Zollbetrags in jetzigen ſchlechten Gelde bezahlen, oder die Differenz der jetzigen und ehemaligen Münzſorten durch Aufwechſel ausgleichen ſollen. Nur alsdenn gereicht der Zollaufwechſel den Handelsleuten nicht zur größern Beſchwerung, wenn ſie den ganzen Werth des vormaligen guten Geldes in ſchlechten Münzſorten in ihren Händen haben, das iſt, wenn ſie gegen das vormalige gute Geld um ſoviel mehr an ſchlechten Gelde beſitzen, als dieſes am innern Werthe unter dem guten ſtehet, wenn die Lebensmittel und andere Waaren gegen das Geld noch in den nemlichen Verhältniſſen ſtehen, als vorher, und wenn nicht mehrere neue Abgaben und Laſten, als ehedem getragen werden müſſen. Da aber in unſern Tagen dieſe Fälle nicht ſtatt finden; ſo iſt es für die Commercien, und die Handelsleute immer eine nachtheilige Zollerhöhung zu nennen, wenn wegen unſerer heutigen geringen Geldſorten an den Zollſtätten Aufgelder, oder Aufwechſel gefordert werden.

Aufgeld, heißt auch ſoviel als *Arrha*. ſ. dieſen Artickel.

Aufgeräumt, ſagt man von einem Menſchen wann man aus ſeinem äuſſerlichen Betragen ſchlieſſen kann, daß er zufrieden ſey, und ſich wohl befinde.

Aufgeſchlagen, heißt in Bergwerken, wenn der Schichtmeiſter nicht völlig zahlen kann. ſ. Aufſchlagen.

Digitized by Google

Auf Gesenk arbeiten, heißt wenn ein Schacht auf der Sohle niedergearbeitet wird, welche Arbeit allezeit auf gute Anbrüche und mächtige Erze angestellt wird. s. Gesenk.

Aufgesenkeit. Die Rippen am Treibhut werden mit eisernen Heften und Banden umschlungen, damit er die erforderliche Dauer und Festigkeit behält; so wird auch dieses von mehrern Maschinen gesagt, wenn sie mit eisernen Ringen und Banden etlichemal umschlungen sind.

Aufgesteckt, (*infixus, enfixé*) heißt in der Wappenkunst ein Ding, welches auf einem Balken, einer Lanze oder einem Stab erscheinet, und das Ansehen hat, wie ein zum Ziel erhöhetes, oder öffentlich aufgestecktes Ding. Diese Figur hat ihren Ursprung von der Gewohnheit der Alten, in den Turnierspielen gewisse Kostbarkeiten, als Kronen, Ringe u. dgl. als Prämien, worum gerungen wurde, öffentlich aufzustecken. (s. Aelteste Dank, und Turnierspiel.) Wer nun ein also aufgesteckets Kleinod gewonnen hatte, führte die Figur desselben hernach in seinem Wappen; so wie ein Held im Krieg die Figuren von seinen gemachten Beuten.

Auf Gestein arbeiten. So unterscheidet der Bergmann seine Arbeit von derjenigen die der Zimmermann zu verrichten hat, wenn sie vor dem Ort, strossenweis, oder im Absinken nöthig ist; so arbeitet der Bergmann im Gebürg und Stein, der Zimmermann aber bauet den Schacht und Stollen mit Holz.

Aufgethan, sagt man von demjenigen Gestein, das sich von anderm, festern ablösen will, oder das Gestein hat sich gezogen, welches bald durch die Risse die es bekommen, erkannt wird. Bey Blaufarbenwerken sagt man: die Farbe ist aufgethan, wenn sie gerieben und zum Trocknen (Treugen) auf die Treugbretter gelegt worden.

Aufgetragne Lehen, s. Auftragung der Lehen.

Aufgewältigen, heißt einen alten Schacht oder Stollen wieder aufraumen, bearbeiten und herstellen daß er befahren werden kann.

Aufgeweckt, Aufgeweckheit, s. Munterkeit.

Auf Gewinn und Verlust verdingen. Zuweilen wird den Bergleuten ein gewisses Lachtermaaß für ein bestimmtes Geld zu bearbeiten verdingt; trägt sichs nun dabey zu, daß die Arbeiter durch ein festes in ein sockeres und leichtbrüchiges Gestein kommen, so haben sie bey dem Accord Vortheil, treffen sie aber ein festeres Gestein an, so müssen sie alle Kräfte zur Arbeit anstrengen.

Aufgeworfene Eisen. Der Bildhauer brauchet zu seiner Holzarbeit allerley Arten von Instrumenten, als Balleisen, Flacheisen, Hohleisen u. s. w. von welchen man unter ihren eigenen Titeln die nöthige Beschreibung findet. Alle diese Werkzeuge sind theils in grader Linie ausgestreckt, theils ohngefähr einen Zoll hinter der Schneide in Gestalt eines Knies gebogen. Diese letzte, deren er sich bedienet, wo er etwas in einer Vertiefung auszuarbeiten hat, in welcher er mit den grade fortgehenden Werkzeugen nichts ausrichten kann, nennet er aufgeworfene Eisen.

Aufgezwicktes Leder, ist dasjenige Leder, welches die Gerber an die Wand annageln und es daran dürre werden lassen. Damit es ein gutes Ansehen erhalte und wie Pfundleder glänze, pflegen sie es bisweilen tüchtig zu reiben. Allein wenn dergleichen Leder naß wird, gehet es stark ein und ist also eine betrogene Waare, weswegen es an den meisten Orten nicht verkauft werden darf.

Aufgiesen, *infundere*, (Pharmacie) sagt man wann Körper, deren kräftige Theile in Wasser, Milch, Molken, Bier, Wein, Weingeist oder Essig auflöslich sind, mit einer dieser Flüßigkeiten kalt oder warm begossen, auch wohl nachher zuweilen eine Zeitlang mit ihnen in eine gelinde Wärme gestellt werden. Man zieht dieses Aufgiesen dem Abkochen vor, wann die Theilchen, die man aus dem Körper ausziehen will, zugleich flüchtiger Art sind, und man daher in der Hitze des kochenden Wassers einen Verlust an diesen zu befürchten hat.

Aufgieser, ist bey den Eisenhammerschmidten derjenige, so das rohe Eisen oder den Teul zusammilt, und während dem Schmieden des Staabeisens den Hammer, Amboß, und glühenden Staab mit ein wenig Wasser begeifet und anfrischt, wovon sich das Eisen besser schmieden läßt und fein blau wird.

Aufgießlöffel, ist ein großer Löffel mit einem hölzernen Stiele, dessen sich der kaum genannte Aufgieser bedienet, beym Staabschmieden sowohl den glühenden Staab, als den Ambos und Hammer mit Wasser zu begießen und dadurch abzukühlen.

Aufgift, heißt 1) die gerichtliche Uebergabe; (s. Auflassung.) 2) bedeutet es in der Frankfurter Reformation die Leistung der Gewehr. s. Eviction.

Aufgrabungen, *Fossiles*, nennen die Steinbrecher die ersten Oeffnungen, welche sie in den Boden gemacht, die Steine zu brechen. Wenn sie Spuhr haben, Steine zu erhalten, so machen sie dergleichen Aufgrabungen, und wenn alsdenn die Steine nicht nach Wunsch ausfallen, auch sie sehen, daß das Gestein sich nach dieser oder jener Gegend entweder durch Steigen oder auch durch Fallen zieht, wie sie solche von besserer Beschaffenheit, mit geringerm Abraum und Kosten haben können; so verlassen sie solche Oerter und versuchen es an andern Plätzen, finden sie nun bessere und brauchbarere Oerter, so lassen sie die erstern liegen, welche man alsdenn Aufgrabungen nennt.

Aufgreifen, scharf, sagen die Jäger von den Hunden und besonders den Leithunden, wenn sie mit der Nase nahe auf der Fährte wegsuchen.

Aufguß, Aufgießung, *Infusum*, (Pharmac.) sind eigentlich Auflösungen kräftiger Theile von verschiedenen Körpern, vornemlich von Körpern aus dem Pflanzenreiche, die ohne kochende Hitze, nach der verschiedenen Natur der Theile, die man auszuziehen und nach den verschiedenen Nebenabsichten, die man mit dem Gebrauch dieser Mittel verbinden will, bald mit Wasser, bald mit Wein, bald mit Weingeist, bald mit Bier, bald mit Molken, seltener mit Milch oder Essig gemacht werden, und von der Natur des Auflösungsmittels verschiedene Benanamen, wässerichte, weinichte, (auch wohl Kräuterweine s. mehr davon unter diesem Artickel) geistige Aufgüsse, oft Tincturen, Kräuterbiere, Krautermolken bekommen. Alle Körper, die zum Abreiben taugen, wann ihre auflösliche Theilchen von der Art sind, daß sie, um ausgezogen zu werden, keine kochende Hitze nöthig haben, solche vornemlich, die zu fein gemischt sind, als daß sie nicht durch kochende Hitze an ihrer Mischung, und dadurch auch an ihren Arzneykräften leiden sollten, die zum Theil unter ihren wirksamen flüchtige Bestandtheile haben, taugen vorzüglich zu Aufgüssen, und zu wässerichten Aufgüssen, vornemlich solche die gute gebrannte Wasser geben, die ausser einem feinen Schleim und Salzwesen noch etwas flüchtiges haben, und durch die Vermittelung der erstern selbst etwas von einem kräftigen Oele und Harze in das Wasser übertragen können: da es also unsere Absicht ist, in den Aufgüssen immer auch etwas von den flüchtigen Theilen der Körper zu erhalten, aus welchen wir sie zubereiten, so ist es am besten

Digitized by Google

kaltes Waſſer zu dieſer Arbeit zu nehmen (kalte Aufgüſſe) und wann wir zweifeln müſſen, daß kaltes Waſſer genug mit den heilſamen Kräften des Körpers geſättigt werde, es einige Zeitlang in verdeckten Gefäßen mit dem Körper in eine ganz gelinde Wärme z. B. über Nacht in glühende Aſche zu ſtellen; dieſe Art Aufgüſſe erhalten ihre Kräfte ziemlich lange; erfordern es aber die Umſtände das Waſſer oder ein anderes der genannten Auflöſungsmittel geſchwind mit den Kräften eines Körpers zu tränken, und beruhen dieſe zum Theil auf flüchtigen Theilchen, ſo nimmt man kochendes Waſſer, gießt dieſes über den Körper, aus welchem man den Aufguß zubereiten will, in einem Gefäße; das man ſogleich wieder zudeckt, hin, und läßt es nur ganz kurze Zeit darüber ſtehen; dieſes ſind die warme Aufgüſſe (Infuſa theiformia) dieſe müſſen ſogleich genojſen werden, wann ſie nicht einen großen Theil ihrer Kräfte wieder verlieren ſollen; in ſo ferne nemlich dieſe auf flüchtigen Theilen, auf dem Grundſtoff des Geruchs, den das Waſſer ausgezogen hatte, beruhen, dünſten ſie in der Hitze des kochenden Waſſers aus. Viele Pflanzen, vornemlich Blumen, theilen ihrem Aufguſſe ihre oder eine andere Farbe mit, und werden, wenn die Farbe nicht gerad gelb iſt, von dem Zugießen einer Säure gemeiniglich roth, ſo wie von dem Zugießen eines Laugenſalzes grün. Noch macht man einen Unterſchied zwiſchen einfachen Aufgüſſen, wo nemlich die Flüßigkeit nur über einen einzelnen Körper hingegoſſen wird, und zwiſchen zuſammengeſetzten, wo mehrere Körper auf einmal angebrüht werden.

Aufhänge, die, wird bey den Tuchmachern derjenige Rahm genennet, woran das zum erſtenmal mit Urin und Seife, oder einer andern ſchicklichen Materie gewalkte, aber in dem nemlichen Walktroge, mittelſt zugegoſſenen reinen Waſſers, durch die Walkhämmer, oder durch Stampfen, wieder reingemachte Tuch ausgeſpannet und getrocknet wird. Dieſer Rahm gleichet dem ſonſtigen Tuchbereiterrahm, oder demjenigen Rahm der Tuchmacher, woran ſie das Tuch zum allererſten zur Erhaltung ſeiner gehörigen Länge und Breite ausſpannen, ganz vollkommen, wovon der Artickel **Rahm** Nachricht ertheilet. Das Trocknen des Tuchs an dieſer Anhänge, iſt jezt, vor dem darauf folgenden zweyten oder Dickwalken deſſelben, darum nöthig, weil das Tuch nun zum zweytenmal oder aus der Wäſche genoppt werden muß. Es hat nemlich die Wäſche das Tuch aufgelockert, und es fällt nunmehr alles Stroh, Knoten und dergleichen, welches man beym erſten ſogenannten Fettnoppen, nicht ſo eigentlich bemerken konnte, klar in die Augen, und können als fremde Körper abgenoppt werden, welches dann auch ſorgfältig geſchehen muß. Wenn im Sommer auf einer ſolchen Aufhänge getrocknet wird, ſo geſchiehet ſolches auf einem lüftigen und dem Schein der Sonne durchaus ausgeſetzten Boden, wozu man in theils Städten, z. B. in Hanau, die Wälen um die Stadt erlaubet, im Winter aber geſchiehet es in einer ſogenannten Trockenſtube, d. i. in einer großen Stube, die geheizt werden kann.

Aufhängen. (juriſtiſch) Nach der richtigern Meynung war dieſe Strafe ſchon bey den Römern üblich. Nur das iſt zweifelhaft ob auch die Galgen, ſo wie ſie jezt Mode ſind, ihnen bekannt waren. Sie hiengen ihre Delinquenten meiſtens an Bäume auf. Bey den alten Deutſchen war dieſe Strafe auch gewöhnlich, Deſerteurs und Verräther wurden damit belegt. In den mittleren Zeiten wurde ſie auch andern Verbrechern, beſonders Dieben und Räubern dirigt. Zuweilen hieng man den Delinquenten an den Füßen auf. Das Hängen geſchieht entweder mit einem Strange oder mit einer Kette. Weil die Strafe infamant iſt: ſo rechnen verſchiedene Juriſten es unter die Vorrechte des Adels, daß er nicht aufgehängt werden dürfe.

Aufhängen, (in der Bergmänniſchen Sprache) ſagt man, wenn es nöthig iſt die Pochſtempel in die Höhe zu hängen, um in den Pochtrog, Pochkaſten, oder am Pochwerk überhaupt etwas zu machen oder nachzuſehen.

Aufhängen der Wäſche, geſchiehet, wenn die Wäſche rein gewaſchen, ausgeſpühlt, und vorher ausgerungen iſt, entweder auf dem Trockenplatz auf dazu aufgezogenen Waſchleinen an der Sonne in freyer Luft, oder bey naſſer Witterung auf luftigen Böden.

Aufhängen. Bey den Juden war dieſes nicht Todesſtrafe ſelbſt, ſondern geſchah erſt nach derſelben zu deſto gröberer Beſchimpfung des Miſſethäters, und andern die Abſcheulichkeit der ſo beſtraften Verbrechen dadurch vor Augen zu ſtellen. Dieſes ſcheint auch bey den Egyptern üblich geweſen zu ſeyn, 1 Moſ. 40, 19. Die Beſchimpfung des Aufhängens war ſo groß, daß ein ſolcher Gehängter als ein Verfluchter Gottes angeſehen wurde, der das Land verunreinigte. Er mußte daher noch an eben demſelben Tage und vor Nacht begraben werden, und wie die Juden ſagen, wurde auch das Holz, woran er hieng, mit verſcharrt. Dieſe Verordnung, ſolche Gehängte nicht an dem Pfahle oder Baume verfaulen zu laſſen, war zugleich ein ſehr weiſes Polizeygeſetz, weil der Geſtank, beſonders in den heißen Gegenden, und auch der Ekel gar leicht einen ſehr nachtheiligen Einfluß auf die Geſundheit der Menſchen haben konnte. Der Fluch ſelbſt aber hieng nicht von der Art des Todes und von dem Aufhängen am Holze ab, ſondern in der ganz beſondern Abſcheulichkeit des Verbrechens, die dadurch dem Volke zur Warnung vor ähnlichen Sünden ſollte vorgeſtellt werden. Es wurde daher das Aufhängen nach der vollbrachten Todesſtrafe auch nur auf die ſchwerſten Verbrechen, für welche, nach dem Geſetz, kein Verſöhnungsopfer gebracht werden durfte, verordnet. Paulus wendet dieſes Geſetz auf Chriſtum an, Gal. 3, 13. und ſagt, daß die Art des Todes Chriſti, und beſonders daß er am Holz gehängt worden, den Fluch anzeige, den er für die Menſchen auf ſich genommen und getilgt. Es war zwar zwiſchen dem Kreuzigen und dem Aufhängen ein Unterſchied. Jenes geſchah an lebendigen Perſonen, und dieſes an ſchon getödteten. Doch war nicht nur mit beyden eine beſondere Beſchimpfung verknüpft; denn das Kreuzigen war eine Todesſtrafe für die Sclaven, ſondern beydes geſchah auch am Holz, und Chriſtus wurde daher auch nach dem Geſetz noch vor der Nacht begraben. Man ſieht daher gemeiniglich in der Verordnung Moſis etwas vorbildendes auf Chriſtum: einige aber glauben, daß Paulus blos eine Aehnlichkeit, nicht aber ein Vorbild bemerke.

Die Chriſten binden ſich an dieſes Geſetz Moſis nicht, ſondern laſſen oft die Miſſethäter an dem Galgen hängen oder auf dem Rade liegen und ſo verweſen. Einige haben geglaubt, daß ſchon im alten Teſtamente einige Spur angetroffen werde, daß dieſes Geſetz eine Ausnahme leide, weil die wegen der Gideoniten gehängten Söhne Sauls nicht vor Abend abgenommen worden: allein dieß ſcheint vielmehr ein Fehler zu ſeyn, den die Schrift wenigſtens nicht billigt. Es iſt genug, daß dieſes Geſetz zu den bürgerlichen oder Staatsgeſetzen der Juden gehört, das die Chriſten nicht mehr verpflichtet.

Die Juden geben von dem Moſaiſchen Geſetz noch die ſonderbare Urſache an, daß die Seele des Geſtorbenen

Digitized by Google

nicht eher zu Gott komme, bis der Leichnam beerdigt worden, bis dahin aber von den bösen Geistern gequagt und beunruhigt werde, daher mit der Beerdigung zu eilen geboten worden.

Aufhängepuncten, sind Puncten an den kleinen Hälken der Krämer und anderer Waagen, auf welchen der Ring, woran die Schnüre oder Ketten der Waagschaalen hangen, sich beweget. Diese Puncten müssen von der Mitten und dem Bewegungspuncte des Waagbalkens gleichweit entfernt seyn und bleiben, wenn die Waage nicht nach derjenigen Seite überschlagen und schwerer wiegen soll, auf welcher der Aufhängepunct weiter von dem Bewegungspuncte entfernt ist. Es solleu auch diese Aufhängepuncte nicht zu tief unter, oder zu hoch über dem Bewegungspunct liegen, weil sonst in dem erstern Falle die Waage faul und in dem letztern zu schnell wird. Man verstehet auch unter den Aufhängepuncten, diejenige Puncte an einem Hebel, woran eine Last hangend angebracht ist.

Aufhängesaal der Papiermacher, s. Trockensaal.

Aufhalt, Arrest, Pariren, heißen auf der Reitbahne die letztern Bewegungen, die man ein Pferd machen läßt, ehe solches ganz und gar stille stehen soll. Ein halber Aufhalt, un demi arrest, ist, sein Pferd inne halten, oder seinen Gang eine Minute mäßigen und sogleich wieder anfangen lassen.

Aufhalter, ist derjenige Rieme an dem Hintergeschirr eines Kutschenpferdes, wodurch, nachdem er mittelst des unten an ihm befindlichen Aufhaltrings an die Deichsel befestigt worden, der Lauf der Kutsche an abhängenden Orten gehemmet und aufgehalten wird. Er hat die Stärke und Beschaffenheit der Stränge, und ist an einem solchen Hintergeschirr durchaus unentbehrlich. Oben an diesem Riemen befindet sich eine Aufhaltschnalle, womit man ihn in den Aufhaltering des Brustblatts einschnallet.

Aufhaltring, heißt der in dem Hintergeschirr eines Kutschenpferdes vorne bey dem Brustblatte angenähete oder angeschobene Ring, worinnen der sogenannte Aufhalter eingeschnallet wird. Weil zu dem, was ein solcher Aufhaltring zu leisten hat, eine gewisse Dauerhaftigkeit gehöret, die von dem Meßing nicht zu erwarten stehet: so wird er, wie alle andere Ringe am Pferdegeschirr nicht von Meßing, sondern von geschwärztem Eisen gemacht.

Aufhaltung, (technologisch) ist ein in das Repetierwerk der kleinen Uhren gehöriges Stück, das sich einzeln nicht wohl beschreiben läßet. Man sehe deswegen den Artickel Repetierwerk nach, wo man dieses und das übrige hiehergehörige umständlich erklärt finden wird. So viel läßt sich allenfalls hier davon sagen. Es ist auf dem Oberboden unter dem Zifferblatt zu suchen, wo alle zur Spannung der Schlagfeder erforderlichen übrigen Theile sich beysammen befinden, und bestehet in einem schmalen Stückchen Stahl, das mit zwey Schrauben auf den Boden auf, doch nicht feste, sondern so geschraubet ist, daß es eine kleine Bewegung vor und hinter sich zuläßet. Ueber ihm lieget der Stern, der selbst wider den Stoffen unter sich hat, und es ist an dem gemeinschaftlichen Stifte des Sternes und des Stoffens befestiget, damit es an der durch den Druck, der das Repetierwerk wircken macht, in den Stoffen erregten Bewegung Theil nehme und dadurch veranlasse, daß die Viertelstunden abgeschlagen werden.

Aufhaltung, (ästhetisch) Ein Kunstgriff der Redner und Dichter, welcher darinn besteht, daß sie die ganz nahe scheinende Auflösung einer Verwickelung auf eine

geschickte Art verzögern. Eine jede Verwickelung zieht natürlicherweise eine Aufhaltung nach sich. Bisweilen aber wird die Aufhaltung mit Fleiß von den Rednern oder Dichtern verlängert, weil sie die Aufmerksamkeit des Zuhörers, des Zuschauers oder Lesers desto mehr reitzen, sie desto begieriger auf die Entwickelung machen, und eben dadurch ihr Vergnügen bey der endlich erfolgenden Auflösung desto größer machen wollen; und von dieser Aufhaltung ist hier die Rede. Wir finden eine solche Aufhaltung im siebenten Buch der Iliade. Hektor fordert einen von den Griechen zum Zweykampf heraus; Menelaus nimmt die Ausforderung an; man wird begierig, den Streit anzusehen; aber Agamemnon und Nestor kommen dazwischen und halten den Menelaus zurück, der endlich von seinem Vorsatz absteht und die Sache dem Ajax überläßt. Dadurch wird unsere Erwartung aufgehalten, und die Begierde nach der Entwickelung wächst durch ihre Verzögerung. Der Kunstgriff der Aufhaltung kann nicht nur in Heldengedichten, Schauspielen, Reden, sondern auch in Oden, Erzählungen, Briefen u. s. w. gebraucht werden. Sogar in einzelnen Gedanken kann eine Aufhaltung vorkommen. Ramler fängt seine Ode an die Stadt Berlin mit den Worten an:

Ich sahe sie!

Hier ist schon eine Aufhaltung. Man fragt neugierig: wen sah er denn? Der Dichter fährt fort:

—— mir zittern die Gebeine!

Nun wird man noch aufmerksamer; man kann es kaum erwarten, bis man erfährt, wen doch der Dichter gesehen hat, und man erfährt daher mit desto größerm Vergnügen im dritten Vers, daß es eine Najade, die Göttin der Spree gewesen:

Ich sah, bekümmertes Berlin,
Die Göttin deines Stroms vor deinem Tannenhaine
Mit ihren Schwänen ziehn.

Es ist, wie wir hierbey noch bemerken müssen, ein großer Unterschied zwischen einer Aufhaltung und zwischen einer Unterbrechung. Die Aufhaltung verlängert nur den Faden der Vorstellung, die Unterbrechung zerreißt ihn und muß ihn hernach wieder zusammenknüpfen. Durch die Aufhaltung wird die Aufmerksamkeit vergrößert, durch die Unterbrechung vermindert. Wenn z. E. der Lauf einer interessanten Geschichte durch allzuhäufige Digressionen gehemmt wird: so wird man verdrüßlich, man wirft das Buch weg.

Aufhaltung in der Musik. Wenn wir den Character des Menschen nach seinen moralischen Handlungen studiren: so finden wir, daß das Leben in einer fortdauernden Reihe von Begierden und keiner Ersättigung bestehe. Selbst im Genusse einer längst erwünschten Sache sinnt er schon wieder auf eine andere eingebildete, die weit entfernt seyn muß, um ihn kräftiger zu fesseln. Deswegen kann der Grad seines Vergnügens nur von jener Befriedigung in so weit bestimmt werden, als er sie begieriger, ängstlicher und sehnlicher erwartet hatte. So wächst die Freude ungemein, wenn ich nach drey, vier, fünf, zehen, zwanzig Jahren meinen Freund erst wieder zu sehen bekommne, diesen Besuch mit nach der Abwesenheit von einer, zwey, drey Stunden ziemlich gleichgültig gewesen wäre. So wird der Körper mehr erquickt, wenn ich nach einer Fasten von sechs, zwölf Stunden Speis und Trank zu mir nehme, als wenn ich drey Stunden nach Mittag wieder zu Tisch sitzen sollte. Der Gang also der Leidenschaften des Geistes und der Begierden des Körpers aber wird mehrentheils von einem gewissen

Con-

Digitized by Google

Contraſt abgemeſſen, nachdem der Gegenſtand der Ergötzung begieriger gewünſcht und länger erwartet war.

Die Muſik, die mit heftigem Eindrucke auf das Gemüth des Menſchen wirket, muß die Natur ſorgfältig belauſchen und dieſe Eigenſchaften des Characters genau befolgen. Iſt ſie durch wiſſenſchaftliche Gründe richtig geleitet: ſo bält ſie den Zuhörer auf, um eine Täuſchung vorzubereiten, und macht ihn deſto begieriger, je auffallender die folgende Ueberraſchung ſeyn ſoll; dies iſt die philoſophiſche Beſtimmung der muſikaliſchen Aufhaltung.

Sieben Töne ſind in der Muſik. Drey Wohlklänge, vier Uebelklänge. Nicht nur die Uebelklänge halten das Gehör auf, ſondern auch wohlklingende Sätze können eine ſolche Unruhe erwecken, daß der Zuhörer eine gewiſſe Folge erwartet.

Dieſe doppelte Eintheilung der zweyfachen muſikaliſchen Aufhaltung iſt neu, und deswegen um ſo ſchwerer zu faſſen. Wir werden es ſo kurz als möglich, und ſo bündig als erforderlich zu erklären ſuchen; wer aber weitläuftigere Abhandlung und einzele Beſtimmung aller hiezu nöthigen weſentlichen Beſtandtheile in weitem Umfange zu wiſſen begehrt, muß entweder die beſondere Artickel von jedem Worte aufſchlagen, oder ſich mit den neueſten ſyſtematiſchen Schriften der Mannheimer Tonſchule etwas genauer bekannt machen.

Der erſte Ton eines jeden Stücks iſt der vollkommenſte Ton; ſeine Zuſammenſtimmung iſt die angenehmſte, aber deswegen die einfachſte; folglich kann noch nicht in Anhörung des erſten Tones ein muſikaliſcher Sinn verſtanden werden. Es müſſen andere Töne auftreten, um Mannigfaltigkeit vernehmen zu laſſen: dieſe Mannigfaltigkeit geſtaltet die Perioden, und hievon erwächſt die Entſcheidung. Vielleicht läßt es ſich vermittelſt eines Vergleiches mit der Redekunſt klärer einſehen. So lange der Redner daſſelbige Wort ausſpricht, wiſſen wir noch nichts. Er muß erſt eine Verbindung zwiſchen dem Hauptworte und andern Worten ſtiften: dann kömmt ein Sinn heraus. Unter weniger als drey Worte kann kein Sinn begriffen werden; denn die Logici unterſcheiden ſogar im trockenen Zeitworte zwey heimliche Begriffe: z. B. im Worte eſt zum Worte homo ſondern ſie das prædicatum *exiſtens* von der Copula *eſt*. Alſo beſteht der geringſte Sinn aus drey verſchiedenen Worten.

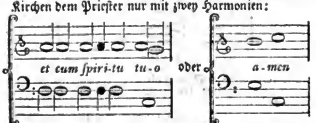
Eben dieſe Verhältniß hat es mit den muſikaliſchen Sinnen. Das C und ſein verwandteſter Ton G oder F ſagen auch nichts; es muß erſt ein dritter Ton folgen, ehe man ſchließen oder fallen, d. i. ehe man einen Schlußfall beſtreiten könne. Alſo dieſe drey Töne

C G C
C F C

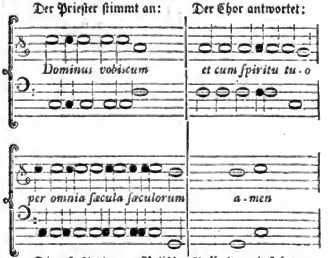
ſtellen einen muſikaliſchen Schlußfall vor.

Um ſicherer den Zweck zu erreichen, wollen wir vorläufig einen Einwurf beantworten, der ſo heißen könnte:

Manchesmal antwortet der Chor in den katholiſchen Kirchen dem Prieſter nur mit zwey Harmonien:



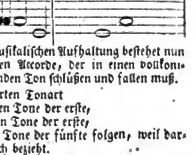
Aber eben daraus, daß dies eine Antwort iſt, folget, daß der vorhergehende Ton dazu gerechnet werden müſſe, der vom Prieſter angeſtimmt worden, und ſo kömmt es auf vorigen Schlußfall heraus.



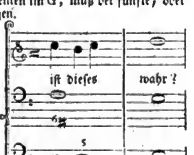
Die erſte Art der muſikaliſchen Aufhaltung beſtehet nun in einem harmoniſchen Accorde, der in einen vollkommenern und beruhigenden Ton ſchlüſſen und fallen muß.

So muß in der harten Tonart
nach dem fünften Tone der erſte,
nach dem vierten Tone der erſte,
nach dem erſten Tone der fünfte folgen, weil darauf der Schlußfall ſich beziehet.

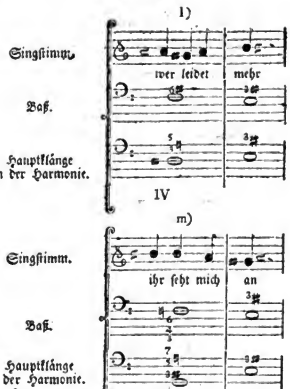
Nach dem erhöhten vierten, z. B. dem Fis in C oder dem Fis als ſiebenten im G, muß der fünfte, oder der erſte, das G folgen.



In der weichen Tonart muß
k) nach dem ſchlußfallmäßigen ſiebenten der erſte,
l) nach dem erhöhten vierten der fünfte,
m) nach dem ſchlußfallmäßigen zweyten der fünfte Ton folgen.



Digitized by Google



Beym letzten Accorde war schon ein Uebelklang mit verbunden, nemlich die kleine Siebente.

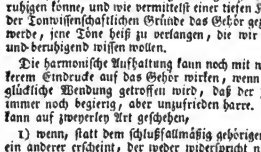
Es könnten auch mit all den vorigen schlußfallmäßigen Tönen ihre eigentliche Siebenten klingen. Da sie aber nicht die wesentlichen Theile der musikalischen Aufhaltung sind: so wollen wir nur in pur harmonischen Zusammenstimmungen zeigen, wie ein jeder Ton gemäß der verschiedenen Vorbereitung das begierige Gehör beruhigen könne, und wie vermittelst einer tiefen Kenntniß der Tonwissenschaftlichen Gründe das Gehör gezwungen werde, jene Töne heiß zu verlangen, die wir erhoben und beruhigend wissen wollen.

Die harmonische Aufhaltung kann noch mit weit stärkerem Eindrucke auf das Gehör wirken, wenn eine so glückliche Wendung getroffen wird, daß der Zuhörer immer noch begierig, aber unzufrieden harre. Dieses kann auf zweyerley Art geschehen,

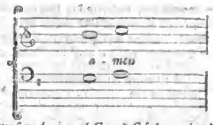
1) wenn, statt dem schlußfallmäßig gehörigen Tone, ein anderer erscheint, der weder widerspricht noch entscheidet;

2) wenn statt dem Hauptklange der ganzen Harmonie, wobey immer die drey Wohlklänge

ertönen müssen, eine Umwendung im Baß vorkömmt.



Das Gehör wird hier aufgehalten und erwartet noch das C, das in Ansehung des F sowohl als des G schlüßen kann.



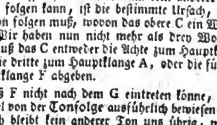
Hier muß noch einmal G und C folgen, bis das Gehör befriedigt werde. Warum aber statt dem C im Baß das A stehen könne, muß aus der Wesenheit der Tonleiter und der Tonfolge erwiesen werden.

Auch das ungebildetste Ohr spürt es, daß in der Singstimme kein anderer Ton dorfe erwartet werden, als das C; gleichwie die wissenschaftlichen Gründe uns sagen, daß nur arithmetische Vergleiche uns leiten können, unbekannte Zahlen zu finden, daß in der Musik die Verhältnisse im Stande seyen, den weiten oder nahen Abstand zu entdecken, daß die Verwandtschaft der Grund der Wohlklänge sey, daß zu jeder Saite die zwey übrigen Wohlklänge noch mit ertönen, daß diese Wohlklänge die harte Tonart bestimmen, daß die Harmonie des fünften Tones zum Haupttone die verwandteste sey, daß nach dem fünften der erste erwartet werde, daß in der stufenmäßigen Ordnung ganze und halbe Töne sich sondern, daß der nächste Ton zum H das C sey, folglich daß nach dem H das C erwartet werde, um so mehr, als A, mit dem fünften Tone nicht nah verwandt, die weiche Tonart unvollkommen, nicht in der Natur gegründet ist.

Warum aber das A, ob es schon das Gehör nicht zufrieden stellt, solches doch nicht beleidige, ist keine andere Ursach, als daß diese Tonfolge dem vorhergehenden nicht widerspreche. Und warum kein anderer Ton als das A folgen kann, ist die bestimmte Ursach, weil nur ein Ton folgen muß, worein das obere C ein Wohlklang ist. Wir haben nun nicht mehr als drey Wohlklänge, also muß das C entweder die Achte zum Hauptklange C, oder die dritte zum Hauptklange A, oder die fünfte zum Hauptklange F abgeben.

Daß F nicht nach dem G eintreten könne, wird im Artikel von der Tonfolge ausführlich bewiesen werden; folglich bleibt kein anderer Ton uns übrig, wenn wir den ersten Ton ersparen wollen, als den sechsten Ton A zu setzen, der gemäß noch anderer gewisser Gründe, die in der Tonsippschaft vorkommen, sehr nahe mit dem C verwandt ist.

Gleiches läßt sich auch im weichen A mit dem sechsten Tone F anbringen, wenn wir den ersten Ton aufsparen wollen.

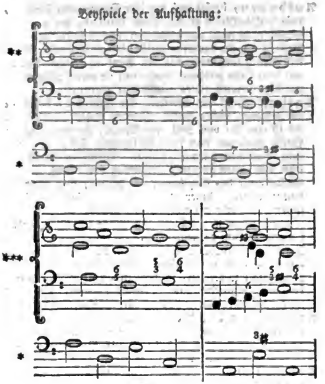


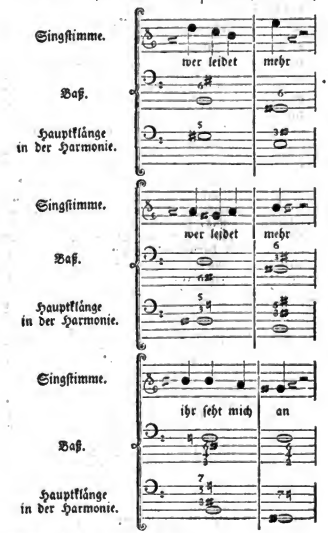
Nun sind die zwey Fälle der Umwendungen übrig, die aus Abgange des Hauptklanges das Gehör noch aufhalten.

Wir haben drey Wohlklänge, und können statt dem Hauptklange * auch die Dritte ** oder die Fünfte *** zum Grunde legen.

Digitized by Google

Beyſpiele der Aufhaltung:





Wenn man gegenwärtigen Baß mit den Hauptklängen vergleichet, ſo iſt es leicht zu begreifen, warum das Gehör nicht beruhiget werde; denn um eine Vollkommenheit in der Cadenz vorzuſtellen, müſſen diejenigen Klänge vernommen werden, die der Grund der Harmonie ſind. Betrachtet man aber gegenwärtige Hauptklänge mit den Hauptklängen vorigter Harmonien; ſo findet ſich von ſelbſt, wie der Schlußfall unterbrochen und eine neue Wendung getroffen werde, ſo, daß das Gehör unbefriedigt bleiben müſſe.

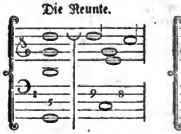
Die zweyte Art der muſikaliſchen Aufhaltung beſtehet in den einzeln übelklingenden Tönen, die das Gehör durch ihre Vorbereitung ergötzen, durch ihren Anſchlag beunruhigen und durch ihre Auflöſung ganz zufrieden ſtellen.

Da wir drey Wohlklänge, den erſten Ton, die Dritte und Fünfte, oder ihre Wiederholung in einer andern Abtheilung auf dem Claviere, nemlich die Achte, Zehnte, Zwölfte haben: ſo muß es auch drey Uebelklänge geben, die den Platz dieſer drey Wohlklänge einnehmen können. Die Siebente darf hierunter aus drey Urſachen nicht gerechnet werden. Erſtens trägt die Siebente zur Aufhaltung nicht ſoviel bey, da ſchon die Harmonien, denen ſie zukommen, das Gehör aufhalten. Zweytens kann die Siebente niemal bey dem Accorde, wo ſie übel klingt, das Gehör befriedigen, da nothwendigerweiſe der erwartete Accord folgen muß. Drittens darf die Siebente ihres nächſten Tones der Achte Platz nicht einnehmen; ſie müßte ſonſt hinauf zu ſich auflöſen und noch weiter vom Hauptklange und Grundtone entfernen.

Alſo folgt, daß die Neunte, die den Platz der Achte einnimmt, und die andern zwey Zifer, die eben ſo ſich an die Stelle der Zehnte und Zwölfte gedrungen haben, nemlich die Eilfte und Dreyzehnte, die aufhaltenden Uebelklänge ſeyen.

Aufhaltende Uebelklänge.

Die Neunte.



Die Eilfte.

Die Dreyzehnte.

Wie ſich die Neunte zur Achten verhält: ſo verhält ſich die Eilfte zur Zehnten; die dreyzehnte zur Zwölften.

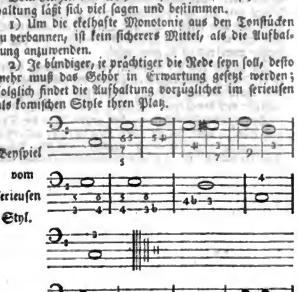
Hier iſt der Ort, wo erſt die Umwendungen weſentliche Dienſte leiſten. Man muß nur bedauern, daß ſo wenig, als dieſe Uebelklänge, erkannt werden, — ja, noch mehr wir ihre Umwendungen miſſen. Es iſt keine geringe Schande für unſere heutigen Tonſetzer, daß jene mannigfaltige Umwendungen und geläufige Ausarbeitungen, die der berühmte Kapellmeiſter zu St. Peter in Rom, Lodovico Pränestini, practiſch in Ausübung gebracht, und der Natur auflauſchend Gründelos gefun-

den hatte, unter Schutte unnützen, trockenen und abgeschmackten Alterthümern (wie die schwache Unwissenheit sie nennt) vermodern müssen. Weitläuftiger hiervon s. Systeme, Mathematik, Uebelklänge, Umwendungen.

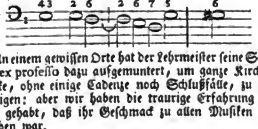
Vom Nutzen und Mißbrauche der musikalischen Aufhaltung läßt sich viel sagen und bestimmen.

1) Um die ekelhafte Monotonie aus den Tonstücken zu verbannen, ist kein sicherers Mittel, als die Aufhaltung anzuwenden.

2) Je bündiger, je prächtiger die Rede seyn soll, desto mehr muß das Gehör in Erwartung gesetzt werden; folglich findet die Aufhaltung vorzüglicher im ernsthaften als komischen Style ihren Platz.



3) Wenn man das Gehör aufhalten will: so muß man es auch zu beruhigen wissen, damit nicht das Gehör vergesse, was es erwarten soll. Z. B.



An einem gewissen Orte hat der Lehrmeister seine Schüler ex professo dazu aufgemuntert, um ganze Kirchenstücke, ohne einige Cadenze noch Schlußfälle, zu verfertigen: aber wir haben die traurige Erfahrung davon gehabt, daß ihr Geschmack zu allen Musiken verdorben war.

Dies sey nun von der Aufhaltung der consonirenden und dissonirenden Sätze vorläufig genug gesagt, bis die besondern Artickel von jedem bisher nur kurz erwehnten Beständtheile unsere Beweise ins Helle setzen werden.

Aufhauen, heißt bey dem Zeilenhauer, alte Zeilen von neuem hauen und dadurch in den Stand setzen, daß sie wiederum so gut als neue gebraucht werden können. Man nimmt zu dem Ende den alten Hieb rothwarm mit der Abseilraspel weg, hauet sie alsdenn und härtet sie, wie man die neuen hauet und härtet, und man unter den Titeln: hauen und härten beschrieben findet.

Aufhauen, ist auch ein Zimmermannswort und heißt soviel, als ein Gebäude gleich in dem Walde, wo die dazu gehörige Stämme gefället werden, abbinden.

Aufhauen, heißt auch bey dem Metzger oder Fleischer, dem geschlachteten großen Viehe den Leib, der mit dem Messer nicht wohl aufgeschnitten werden kann, mit dem Beile öfnen, um das Eingeweide herauszunehmen. Wenn das Fleisch nachmals auf der Bank in kleinere Stücke mit dem Beile zertheilet wird, um sie an die Käufer abzugeben, so wird dieses **aushauen** genennet.

Aufhauer, ist ein Werkzeug der Schlösser, dessen sie sich bedienen Löcher durch glühendes Eisen zu schlagen. Es ist eine Art von Keil oder Meisel, die man auf die Stelle setzt, wo das Loch hinkommen soll, und mit dem Hammer darauf schläget. Wenn es durch ist, setzet man einen andern Durchschlag von der Größe und Gestalt, die das Loch haben soll darauf, und macht es damit weiter. Jener also öfnet das Eisen, und diese geben dem Loche die gehörige Weite und Figur. Beyde werden, wenn sie groß sind, durch das Oehr eines Stieles gesteckt um bequemer aufgesetzt werden zu können. Das Eisen, wodurch solchergestalt das Loch geschlagen worden, wird an derselben Stelle so viel breiter; soll dieses nicht so bleiben, so steckt man einen Dorn in das Loch und schmiedet das Eisen über denselben, bis es wiederum so schmal wird, als man es verlanget.

Aufhauung der Adern, warehemals eine Lebensstrafe, da man dem Uebelthäter die Adern an Armen und Füßen aufhauen, und ihn zu todte bluten ließ. Sie ist heut zu Tage außer Mode.

Aufhaufen, ist bey vielen Dingen des Feldbaues ein sehr nothwendiges Geschäfft. Es sind viele Erdgewächse, die es bedürfen. z. E. der Kopfkohl, der Tabak, der Krapp, die Kartoffeln u. dgl. Durch das Aufhauen aber wird verstanden, wann man das Erdreich, so zu nächst an dem Gewächse liegt, aufhacket, und es rund um dasselbe zu ein, zwey, drey Spannen hoch anhäufet.

Es hat seinen sehr großen Nutzen. Bey allen jenen Gewächsen hält ein solcher Erdenhaufe die einmal erhaltene Feuchtigkeiten zum bessern Wachsthume länger auf, und trocknet langsamer und später aus; regnet es, so nimmt er auch mehr Feuchtigkeiten an; regnet es zu viel, und er ist mit Wasser genug angefüllet, so rinnet das überflüßige leichter ab und weg. Bey hohen Gewächsen, als dem Kopfkohl, Würsching, hält er den Stauden wider den Wind, der ihn ohne ihn leicht umwürfe und herausrisse. Bey den Kartoffeln ist er deswegen nothwendig, weil sie sich nach dem Maaße der Höhe des Erdhaufens an den Ranken oder Stängeln mehr ansetzen; dann das giebt der Augenschein durch aus, daß sich aus der Ranke oder dem Strängel von unten bis oben, soweit er unter der Erde liegt oder darein gebracht wird, Kartoffelknollen zeugen.

Aufhaufen oder **Aufhäufseln**, sagt man auch vom Heu und Grumet, wenn solches gegen Abend auf der Wiese auf kleine Häufgen gerechet wird. s. Heu, Grumet, Wiese.

Aufhebe. Wann der Bauer eine Woche oder etliche Tage hindurch Getraide gedroschen hat, und er nun am Samstag oder an einem andern Tag seine Früchte reiniget, und auf den Boden bringt, so sagt er: ich hebe heute auf. An einigen Orten machen so viel Früchte als drey bis vier Personen in einer Woche dreschen können, eine Aufhebe. Genau ist nicht bestimmt, wie viele Garben zu einer Aufhebe gehören; doch, wann der Bauer gefragt wird: wie viel er heuer Getraide bekommen habe? so antwortet er gerne nach der Zahl seiner Aufheben, und sagt: sechs, sieben, acht Aufheben. Theils deswegen, weil er sein Getraide so genau nicht von der Scheuertenne abmisset, theils darum, damit er niemand so ganz bestimmt den Ertrag seiner Güther bekannt mache.

Digitized by Google

Aufheben, iſt ein Wort, das im Kriege öfters vorkommt, z. E. eine Belagerung aufheben, die Bagage, die Zufuhr u. ſ. w. aufheben. Was es heiſſet und was es auf ſich hat, kann man unter den beſondern Worten: Belagerung, Bagage, Zufuhr u. ſ. w. finden.

Aufheben einen Bruch ſ. Auflöſen.

Aufheben, heiſſet bey den Handwerken ſo viel als einen Pfuſcher auf obrigkeitliche Erlaubniß durch Hülfe zugegebener Gerichtsdiener überfallen, und in die Hände der Obrigkeit liefern, damit ſie ihn beſtrafe.

Aufheben der Producte, Waaren, Kunſtwerke ſ. Aufbewahrung.

Aufheben den Lohn, heißt, den Bergleuten die ihre Schicht und Arbeit unterlaſſen, den Lohn inne behalten.

Aufheber, Hebeiſen, (*Elevatorium*) iſt ein Werkzeug, deſſen ſich die Wundärzte bedienen, die niedergedruckte Knochenſtücke, vornemlich des Hirnſchädels, wiederum aufzuheben.

Man hat verſchiedene Arten von Aufheber. Die eine Art ſtellet eine Stange von der Länge eines Fußes vor. Ihre Mitte, woran ſich die Stütze befindet, iſt mit kleinen Knöpfgen geziert, um ſie deſto feſter halten zu können, die beyden Enden aber, an deren einem ſich die Laſt, an dem andern aber die Macht befindet, ſind eckigt, und werden, ſo wie ſie ſich der Spitze nähern, immer breiter und platter, und endigen ſich auf der einen Seite durch ſchräge Kerben, die als kleine und übereinander gelegte Ecken gemacht ſind. Die beyden Enden ſind wiederum auf verſchiedene Art, das eine auf dieſe, das andere auf jene Seite gekrümmt; und dieſe Krümme iſt wiederum verſchieden; bey einigen iſt ſie ſehr gering, bey andern etwas ſtärker, und die dritten ſind ganz krumm gebogen. Die Spitze iſt ebenfalls verſchieden; bey einigen iſt ſie rund, bey andern länglicht, und bey den dritten viereckigt. Ihr Gebrauch iſt folgender: Man faßt ſie mit den vier Fingern in der Mitte an, ſetzt den Daumen gegen dieſe, und ſteckt das mit den Kerben verſehene Ende ſo unter das aufzuhebende Knochenſtück, daß die Kerben gegen die innere Seite des Knochens zu ſtehen kommen. Hierauf legt man den Daumen auf das andere Ende, läßt den Zeigefinger, den man ſo nahe, als es möglich iſt, an die Oefnung anſetzt, dabey zum Ruhepunct dienen, und hebt ſo das eingedruckte Knochenſtück in die Höhe. Es iſt aber hierbey zu merken, daß man das, dem eingedruckten Knochenſtücke entgegen ſtehende, Bein nicht zum Ruhepunct wählen darf, weil man dieſes, wenn es ſehr zart wäre, und alſo keinen Widerſtand thun könnte, zerbrechen und ebenfalls niederdrucken würde. Bey dem Aufheben ſelbſt muß man den Knochen auf allen Seiten unterſtützen; welches man am beſten mit dem Daumen der linken Hand verrichtet.

Da man aber dieſe Art Aufheber, wenn die, neben dem niedergedruckten Knochenſtücke befindliche Beine ebenfalls gebrochen, oder vor ſich nicht ſehr feſt ſind, nicht ſicher in Gebrauch ziehen kann, und man Gefahr lauft, das eine Bein zu zerbrechen, wenn man das andere aufheben will, ſo haben die Alten einen dreyfüßigen Aufheber erfunden, der folgendermaßen beſchaffen iſt. Er beſteht aus drey Füßen, die man, wie man es nöthig hat, näher oder weiter auseinander ſtellen kann, und einem zwiſchen denſelben befindlichen, und in der Mitte mit einer Schraube verſehenen Bohrer. Er wird auf die noch unverletzte Beinet des Hirnſchädels ſo aufgeſetzt, daß man den Bohrer in das eingedruckte Stück derſelben, nachdem vorher eine Oefnung in daſſelbe mit einem ſpitzen Inſtrumente gemacht worden iſt, einbohren kann. Wenn dieſes geſchehen iſt, ſchraubt man, vermittelſt der, an der Mitte des Bohrers ſich befindlichen Schraube, den Bohrer mit dem eingedruckten Hirnſchädelſtücke zugleich in die Höhe in ſeine natürliche Lage. Wenn ſchon vorher eine Oefnung zugegen geweſen iſt, und man des Bohrens nicht bedarf, ſo ſchraubt man den eigentlichen Bohrer unten ab, und ſchraubt einen ſchicklichen dazu verfertigten Haaken an des Bohrers Stelle ein. Dieſen Haaken bringt man in die Oefnung ein, und ſchraubt alsdenn das eingedruckte Knochenſtück auf die nämliche Art, als ſchon geſagt worden iſt, an ſeine natürliche Stelle.

Herr Petit beſchreibt in den Memoires de l'Acad. de Chirurgie, S. 302. einen andern, zu eben dieſem Zwecke dienenden, aber weit einfachern Aufheber, der nach einem von Hildan erfundenen, mit einiger Veränderung gemacht iſt. Er beſteht aus dem Hebebaum, in deſſen Mitte ſich ebenfalls ein Bohrer befindet, und einem an dem einen Ende des Hebebaums, vermittelſt einer Schraube angebrachten Stege, den man, nach Maasgabe der Umſtände, höher oder niedriger ſchrauben kann. Nahe an der Schraube iſt ein Gelenke am Hebebaume angebracht, vermittelſt deſſen man, wenn es wegen der Rundigkeit des Kopfs nöthig iſt, den Steg auf- und abbiegen kann. Den Bohrer kann man ebenfalls abnehmen, und ſtatt deſſen, wenn man ihn nicht nöthig hat, einen kleinen dazu verfertigten Haaken, wie bey dem vorhergehenden Aufheber, anbringen. Der Gebrauch dieſes Werkzeugs iſt folgender: Nachdem man den Bohrer, oder, wenn man dieſen nicht nöthig hat, den Haaken in das eingedruckte Bein eingebracht hat, ſteckt man den Hebebaum durch denſelben, und ſetzt den Steg, nach Unterlegung eines leinenen Bäuſchgens, um keine Schmerzen zu verurſachen, auf eine geſunde Stelle des Kopfs auf. Hierauf faßt man den Hebebaum an dem, dem Stege entgegen ſtehenden Ende deſſelben, und bringt damit das eingedruckte Stück behutſam wiederum in ſeine natürliche Richtung.

Da aber der Steg bey dieſem Aufheber mit dem Hebebaum durch ein Gelenke verbunden iſt, das nur eine auf- und niedergehende Bewegung zuläßt, und dieſe Art der Verbindung bey einem Werkzeuge, das man nach allen Gegenden bewegen können ſollte, als eine wirkliche Unvollkommenheit anzuſehen iſt; ſo hat Herr Louis, ſtatt des Gelenkes, eine Nuß gewählt, weil man vermittelſt dieſer das Werkzeug nach allen vorkommenden Richtungen bewegen kann.

Aufheber, Muskeln, (*levatores*) Die Muskeln des menſchlichen Körpers erhalten ihre Benennung entweder von ihrer Lage, Geſtalt, nach dem Lauf ihrer Faſern, oder nach ihrer Verrichtung. Man findet Aufheber am Auge, an den Augenliedern, am Gaumen, an den Lippen des Mundes, am Schulterblatt, an den Rippen, am Maſtdarm, und mehrere, die unter Muskel beſchrieben werden.

Aufhebung, zeigt 1) die Abſchaffung eines Geſetzes oder Gewohnheit an. Entweder wird das Geſetz oder die Gewohnheit ganz, oder nur zum Theil aufgehoben; im erſten Falle wird ſie abrogatio legis, im andern derogatio genennt. ſ. mehreres bey Geſetz, Gewohnheit, und Abrogare. 2) Heißt Aufhebung ſo viel als Pfändung. ſ. dieſen Artickel. 3) Wird die wechſelsweiſe Abrechnung oder Compenſation darunter verſtanden, welche macht, daß ein Theil dem andern nichts mehr ſchuldig bleibt. So ſagt man, die Schuld ſey durch dieſe oder jene Gegenforderung gehoben. ſ. Compenſa-

Digitized by Google

tio. 4) Wird die Handlung, da todte Körper von den Gerichten aufgehoben werden, dadurch angezeigt. Das Recht diese Handlung vorzunehmen, wird insgemein für einen Ausfluß der peinlichen oder Obergerichtsbarkeit gehalten, und wird nicht allein an den Körpern derjenigen, welche sich selbst ermordet haben, oder von andern ermordert worden sind, sondern auch an den Körpern derer ausgeübt, welche im Wasser todt gefunden werden. Sie wird sogar auf die Körper derer, welche vom Gewitter erschlagen worden, oder durch einen unglücklichen Fall u. d. gl. ums Leben gekommen sind, ausgedehnt. Bey der Frage, wem das Aufheben des getödteten Körpers, und folglich die Untersuchung des Verbrechens zukomme, wenn ein todter Körper auf den Grenzen gefunden wird, muß man behaupten, daß die peinlichen Richter beyder Territorien, welche durch die Grenzen von einander abgesondert werden, zur Aufhebung des todten Körpers und Untersuchung befugt seyen, wenn nicht schon Einer den Andern präveniert hat. Eben dieses muß man behaupten, wenn der Ermordete in einem Fluß, welcher beyder Herrschaften Gerichte unterscheidet, gefunden worden ist, und sonst keine hinlängliche Anzeigen vorhanden sind, wo das Verbrechen verübt worden sey. u. dgl.

Aufhebung todter Körper. (Bergmännisch) Wenn ein Bergmann oder eine andere Person in der Grube unglücklicher weise todt bleibt, wird der entseelte Körper auf Anordnung des Bergamts, und nicht der Amts oder Stadtgerichte, auf Kosten der Gewerkschaft wenn es ein Bergmann, oder auf Kosten der nächsten Anverwandten wenn es eine andere Person ist, heraus gezogen, und ohne vorgängige gerichtliche Aufhebung und Besichtigung den Freunden des Verunglückten zur Beerdigung übergeben. Fällt aber Vieh in die Schächte und bleibt todt, so lassen die Bergleute den Abdecker oder Cavillier nicht auf die Zeche kommen, sondern bringen das Aas ihrer Ehre und Mannheit ganz unbeschadet, heraus, und stürzen es über die Halde weg, wo es hernach der Abdecker fortschaffen muß.

Aufhebung oder **Erhebung des Sacraments.** s. Elevation.

Aufhelfen, heißt in dem politischen Sache soviel als dem, der in seinem Nahrungsstande, oder Gewerbe noch zurück ist, oder Mangel empfindet, Mittel und Wege schaffen, seinen Nahrungsstand, und sein Gewerbe besser einzurichten, und einträglicher zu machen. Einem ganzen Lande, das im Verfall ist, wird durch Herbeyschaffung der Mittel, alle Zweige der Nahrungsstandes aller Classen von gewerbtreibenden Personen nachzuhelfen und blühen zu machen, wieder aufgeholfen. Es ist allerdings eine der ersten Obliegenheiten einer weisen Regierung, ihrem Staate, der über Nahrungsmangel, und Verfall der Gewerbe, und des Handels seufzet und klaget, werkthätig aufzuhelfen. Die rechten Wege zu diesem Aufhelfen sind aber nirgends als in der physiokratischen Politik zu finden. Gemeiniglich fangen die Regierungen, und Polizey-Vorsteher, um einem Lande aufzuhelfen, damit an, daß sie Einheimische und Fremde ermuntern und einladen, Kunstindustrie zu treiben, und Fabriken und Manufacturen im Lande aufzurichten. Sie versprechen den Unternehmern Freyheiten, und mancherley andere Unterstützungen. Allein man kann und muß es sagen, und kann es nie genug wiederhohlen, daß man hierinne ganz verkehrt zu Werke gehet. Fabriken und Manufacturen und alle Kunstindustrie erfordern zu ihrer Wirklichwerdung und Fortdauer rohe Producte, theils zur Subsistenz der Künstler und Manufacturen- und Fabrickenarbeiter, theils auch zu den Materialien der Fabriken und Manufacturen; und nebst dem einen gewissen vortheilhaften Absatz der sämmtlichen verarbeiteten Waaren. Es mag an dem einen, oder dem andern fehlen, so kann man keine Blüthe der Kunstindustrie hoffen. — Und wenn die rohen zur Subsistenz der Menschen erforderliche Producte nicht im Ueberfluß vorhanden sind, so gerecht die Anlegung neuer Manufacturen und Fabricken, zumal wenn ihre Arbeiten nicht zu den nothwendigen Bedürfnissen der Menschen gehören, der Gesellschaft zum größten Nachtheile. Durch solche Manufacturen und Fabricken wird der Verbrauch der Lebensnothwendigkeiten immer größer. Je weniger also Ueberfluß an diesen Lebenserfordernissen da ist; desto größerer Mangel muß nothwendig daran entstehen, wenn durch neue Fabricken die Anzahl der Verzehrer zunimmt. Am empfindbarsten wird der Nachtheil des Staates alsdenn, wenn vollends in einem Lande die Hände, die den Pflug führen sollten, auf Künste und Fabriken verwendet werden, und also die nöthige Cultur der Erde nicht Kräfte genug behält. Wenn man der Ordnung der Natur folgen will, so muß man, um einem Lande recht aufzuhelfen, den Anfang damit machen, daß man alle die Verfassungen und Einrichtungen aufhebt, die der guten Cultur der Grundstücke geradezu entgegen sind, und daß man alle diejenigen Mittel zur Ausführung bringet, wodurch die vollkommenste Cultur aller Ländereyen des Staates in Gang gebracht werden kann. Nun kann es einem solchen Staate nicht fehlen, glücklich zu seyn, wenn man ihn nicht im Genuß seines Glückes hindert. Wo Getraide, Obst, Kraut und Gras fürs Vieh, Holz und Wein genug hervorgebracht werden, und wo man diese Productionen in einem Staate alle Jahr vervielfältigt, da giebts Lebensmittel im Ueberflusse, da können und werden die Menschen mit Lust leben und arbeiten, da entsteht die Kunstindustrie von selbst, wenn man sie nur nicht hindert. An allen den Manufacturen und Fabricken wirds dem Staate nun gewiß nicht mangeln, die sich für seine Situation schicken, und bey welchen die Inwohner eines solchen Staates etwas gewinnen können. Denn da erst ist die rechte günstige Verfassung zu Manufacturen, und Fabricken, wo man die Lebensmittel und die rohen Materialien entweder alle, oder doch zum Theil immer in großer Abundanz und in guten Preißen bekommen kann. Ueberdies ist ein Staat der Grundstücke hat, und der solche durch die gute Culturordnung in ihren höchsten Ertrag setzet, in Ansehung seines Glückes weit sicherer, als ein Staat, der in der Kunstindustrie, oder in Manufacturen und Fabricken seine Stärke suchet. Durch die beste Benutzung der Grundstücke gewinnt der Staat solche Producte, deren Gebrauch nicht von den Veränderungen des Geschmacks und der Mode abhänget, und die er immer theils zur Vermehrung der Subsistenz der Menschen, und zur Vergrößerung seiner Volksmenge, theils auch zu einem einträglichen Handel mit Fremden anwenden kann. Mit den Manufacturwaaren ist es aber nicht so. Die Umstände, und die Mode haben auf den Absatz derselbigen den größten Einfluß. Eine Waare, die izt stark gesucht wird, will oft nach einem Jahre niemand mehr, weil bloß die Figuren, und die Dessins, die eine andere Fabrick der nemlichen Waare giebt, mehr Liebhaber finden. Ferner ziehen die Fabricken und Manufacturen immer auch in einem Staate herrschenden Geschmack an mindern, oder höhern Graden der verderblichen Sinnlichkeit und des Luxus nach sich. Die Culturgeschäfte aber ziehen Sinn, Geist und Herz immer mehr von der weichen

Digitized by Google

Sinnlichkeit und den Gütern der Imagination weg, und vermehren, indem sie nicht im Figuriren und Umformen, sondern in Producirung nothwendiger, und nützlicher Lebensmaterien bestehen, einen herrschenden Geschmack an Realitäten. Man muß also, wenn man einem Staate, der Grundstücke besitzet, solid aufhelfen will, den unverändertlichen Plan vor Augen haben, zuerst und vor allen Dingen wohlhabende und reiche Landleute, oder Bauren zu haben, und im ganzen Staate kein Grundstück, das genutzet werden kann, öd, oder wüst, und ungebauet liegen zu lassen. Dies ist das gröste und gewisse Gut im Staate, und alle Wünsche der Regierung müssen sich darinne concentriren, diese Hauptaugenmerck zur Wirklichkeit zu bringen. Arme, nothleidende Bauren, die nicht mehr Lebensmittel, und andere Bedürfnisse bauen, als sie selbst brauchen, die keinen Ueberfluß an diesen Materialien haben, können für die übrigen Classen von Menschen, nemlich für die Handwerksleute, Manufacturisten, Fabricanten, Kaufleute, Künstler, und Gelehrte, für die Bewohner der Städte wenig, oder nichts herbeyschaffen. Reiche Bauren aber, die über ihre eigene Familienerfordernisse an Getraide, Obst, Gemüse, Holz, Wein, Flachs und Hanf, und Vieh, und Nutzungen von Vieh abundanten Ueberschuß haben, die sind es allein, welche alle übrige Classen von Bürgern, welche die Städte, und deren Bewohner mit allen Nothwendigkeiten, und den Materialien zum vergnügten Leben versorgen können. Nur unter der einzigen Bedingung, daß die Staaten mit wohlhabenden und reichen Baurenfamilien angefüllet sind, können, wenn man die Freyheit herstellet, und erhält, Künste, Handwerke, Fabricken, Manufacturen, und Handel und Wandel blühend werden, weil es sonst immer an Lebensmitteln, und an rohen Materien zur Unterstützung der Industrie fehlet, und alle Arbeiten in ihren Preißen zum Nachtheil der allgemeinen Consumtion vertheuret werden, und Mangel und Klagen entstehen müssen.

Dem Baurenstande, und der Cultur aufhelfen, heißt also einem Staate auf die zuverlässigste Art aufhelfen, und zu dem Flor aller übrigen Gewerbe den festesten Grund legen. Die Hauptmaximen der Cultur der Länder aufzubessen, sind diese 1) die wahre vollkommene Culturordnung (s. den Artickel) auf die einfachste und faßlichste Art in den Staaten bekannt zu machen, und den Landleuten durch Unterricht, und Beyspiele lehren zu lassen; 2) eine Hülfscasse zu errichten, aus welcher den Armen, und mittlern Landleuten die Sämereyen, welche zu Herstellung der vollkommensten Cultur erfordert werden, z. E. Klee, Lucern, und Esparsetsaamen u. s. w. wie auch die nöthigen Culturgeräthschaften, und das zum Bearbeiten und Düngen erforderliche Vieh theils unentgeltlich, theils vorschußweise gegeben, und überhaupt die ersten nöthigen Cultur- und Haußhaltungs-Auslagen bestritten werden; (s. den Artickel, Hülfscasse) 3) den Landwirthschaftlichen Handel mit Getraide und Vieh, und allem was dazu gehört, frey und unbelästigt zu lassen; (s. Landwirthschaftlicher Handel) 4) den Landleuten keine andere Abgabe abzufordern, als die sich auf den reinen Gewinn der Cultur der Grundstücke gründet; (s. den Artickel, Auflage) 5) die Freyheit der übrigen Gewerbe herzustellen, damit die Landleute allen ihren Bedürfnissen, die sie zu den Culturgeschäften nicht nöthig haben, und die sonst nur zum Nachtheil der übrigen Classen von Bürgern die Landesprodukte selbst verzehren helfen würden, andere Gewerbsarten können lernen, und treiben lassen. Durch Beobachtung dieser allgemeinen Maximen kann ein jeder Staat auf wohlhabende und reiche Landleute zählen. Wenn nun noch 6) in den Staaten, wo man öde und wüste beträchtliche Districte antrift, diese zu Höfen angelegt, oder falls sie ganzen Gemeinden, oder einzelnen Privateigenthümern zugehören, durch Anwendung der vorigen, besonders der beyden ersten Regeln, zur guten Cultur gebracht werden; so ist den Staaten in Absicht auf ihren ganzen Nahrungsstand zuverlässig geholfen, und die Blüthe aller Gewerbe ist die gewisseste Folge davon, wenn die Willkühr, und der Despotismus keine Eingriffe in den Gang der Angelegenheiten machen. (s. auch die Artickel: Baurenclasse, Freyheit, Nahrungsstand ꝛc.

Aufhelfer, heißt dasjenige geflochtene Band mit einem Quaste am Ende, (bey geringen Leuten ein Strick mit einem Knoten, oder einer Schleife,) welches über dem Bette befestigt wird, und woran sich kranke oder schwache Personen in die Höhe helfen.

Aufhetten der Stubenböden, geschiehet von den Schreinern, wenn sie die zu Belegung eines Stubenbodens geleimte und gehobelte Tafeln zwar würklich an dessen gehörigen Ort legen, jede Tafel aber nur an den Enden mit 2 Nägel annageln, damit der Boden nach Verlangen wieder aufgehebt werden könne. Es ist bekannt, daß die Stubenböden welche gleich fest genaglet werden, wenn sie nach der Zeit schwinden, gern auseinander reißen und starke Sprünge erhalten, wodurch dieselben den gröseten Theil ihrer Reinlichkeit verlieren. Damit nun dieses nicht geschehen möge, so wird er anfangs nur geheftet, daß die Bretter vorhero gehörig trocknen können, und darauf erst alsdenn wenn er ein oder zwey Jahre also gelegen nach der Gewohnheit fester genaglet.

Aufhetzen, mit Hunden aufjagen, oder durchs Hetzen zum Aufstehen bewegen.

Aufhissen, heißet in der Schiffersprache etwas heraufziehen; so sagt man die Segel aufhissen, Waaren und Güther aufhissen.

Aufhocken, heißt auf Hocken oder Garben setzen, wie auch auf den Rücken nehmen, oder auf den Rücken einer andern Person steigen. Der Pöbel gebraucht dieses Wort von Leuten, welcher seiner Meynung nach Geister, oder die Seelen derer, welche nächstens sterben sollen, oder kurz vorher gestoben sind, auf dem Rücken hin und wieder, insonderheit auf die Kirchhöfe tragen müssen. s. Geisterseher.

Auf Hofrecht, heißt bey den Handwerken so viel, als sonst eine consequentia; wenn nemlich die Zunft in einem besondern Falle einem etwas erlaubet, was sonst den Handwerksgebräuchen und Gesetzen nach nicht geschehen mag, so daß sich deswegen kein anderer darauf berufen darf.

Auf Hofrecht Freunde seyn. Man sagt: Leute seyen Freunde auf Hofrecht, wenn sie einander zwar alle äusserliche Freundschaftsbezeugungen machen; aber gleichwohl im Herzen keine Freunde sind. Die Benennung kommt daher weil diese Art von Freundschaften an den Höfen sehr gewöhnlich seyn soll.

Aufholen, wird von den Wasserbaumeistern genennt, wenn sie auf ein versunkenes Werk eine neue Faschinenlage aufsetzen, und dasselbe dadurch erheben. Wo man ein sandicht und moderichtes Zinsbett zur Grundlage eines Faschinenbaues hat, daselbst unterminiret der Strohmstrich, welcher mit Gewalt auf dasselbe los gehet, die Faschinenlagen dadurch, daß er den Grund darunter nach und nach hinweg nimmt, daß sich also der

Digitized by Google

ganze obere Faschinenbau nachsetzen muß, welcher sodann um die ihm zukommende Höhe zu erhalten, mit neuen Faschinenlagen erhöhet, und mit schwerem Kummer und Schutt beschwert werden muß.

Aufholen, heißet auch bey den Seefahrern so viel, als die kleine Fahrzeuge, Boote, Schluppen u. dgl., welche, wenn man sie immer hintennachziehen wollte, im Sturme und bey andern Gelegenheiten leicht verlohren gehen und zugleich beym Steuern des Schiffes hinderlich fallen würden, heraufziehen und auf dem Verdecke zu verwahren, bis ihr Gebrauch erfordert, daß sie wieder ausgebracht und ins Wasser gelassen werden, z. E. wenn man einige Leute ans Land schicken will.

Aufholen, heißen beym Damastweber die kurz unter den Rollen an jedem Bindfaden des Rahms befestigten starken Zwirnfäden, deren Anzahl sich um soviel mal vermehret, als vielmal das Muster des Damasts in der Breite nebeneinander gewoben werden soll, welches wenigstens zweymal, bey breitem Damast aber auch dreyvier- ja wohl gar fünfmal geschiehet. Jeder Aufholer gehet durch ein Loch des in dem Webstuhle schwebenden Kohrenbretts oder der Planke, wodurch alle Aufholer solchergestalt nach der ganzen Breite der Kette verbreitet werden, daß ein jeder derselben einige Fäden der Kette zu ziehen vermag. In der Gegend wo die Kette in dem Stuhl lieget, trägt jeder Aufholer acht andere kleine Zwirnfäden, die zusammengenommen das Sägen oder Sägen heißen. Hierunter hängt unter jedem Aufholer ein Bindfaden der ein kleines bleyernes Gewicht etwann 5 Loth schwer trägt. Dieses Gewicht spannet den Aufholer und zugleich seinen Bindfaden des Rahms erforderlich an und ziehet beyde hinab.

Aufholung, Aufholungsproceß. In alten Zeiten stand dem Lehe- oder Grundherren frey, die Bauern, denen sie Baurengüther verliehen hatten, wegen unterlassener ordentlicher Bezahlung des versprochenen Canons, oder wegen schlechter Verwaltung der Güther, ohne gerichtliche Veranstaltung auszutreiben, und die Baurengüther einzuziehen oder an andere zu verleyhen. Nachdem aber das Erbrecht der Bauern eingeführt worden, auch die Landesherren jene Freyheit der herrschaftlichen Abgaben nachtheilig fanden, so ist dieselbe soweit eingeschränkt worden, daß die Austreibung der Bauern heut zu Tage nicht leicht ohne vorhergehende gerichtliche Untersuchung geschehen darf. Das älteste und kürzeste gerichtliche Verfahren, was zu diesem Ende pflegt gebraucht zu werden, ist der sogenannte **Aufholungsproceß**. Dieser bestand ehedem darinn, daß der Leiherr seinen Leihebrief und Verschreibung dem Gericht vorlesen ließ, darauf die Saumseligkeit oder unordentliche Wirthschaft seines Erbbeständers kürzlich bescheinigte, und nachdem er dem Gericht seine Gebür mit einem oder etlichen Maas Wein entrichtet hatte, sich durch richterliche Gewalt in das Leihgut einsetzen, und den Erbbeständer ohne weitern Umschweif austreiben ließ. Diese Aufholung war also eine Art von Executionsproceß und von einem ordentlichen gerichtlichen Verfahren, dergleichen das römische und canonische Recht, bey diesen Umständen, gegen den Emphyteuta beobachtet wissen will, sehr verschieden. Die Ursach warum diese Gerichtsgebür ehedem mit Wein bezahlt werden mußte, mag wohl darin liegen, daß in vorigen Zeiten fast alle Sporteln der unteren Richter mit Wein bezahlt sind. Heut zu Tage ist dieses gewöhnlich in Geld verwandelt, und der ganze Gebrauch dieses Aufholungsprocesses hängt von dem Inhalt der Leihebriefe ab. Wenn darin dieser Proceß nicht ausbedungen ist, so wird gegen den Bauern nach den Inhalt der sonst üblichen gemeinen Rechte verfahren.

Aufkämmen, nennt man bey dem Maschinenbau an die Stelle der ausgebrochenen und ausgefallenen Kämme eines Kammrades, oder auch auf den Rand eines neuen Kammrades, Kämme setzen. Sie müssen in das Kammlech genau passen und fest eingetrieben werden, worauf man sie mit der Holzfeyle nachholt, um ihnen ihre vollkommene Gestalt wieder zu geben, wenn sie durch das Eintreiben von dem Hammer etwas gelitten haben.

Aufkauf, wird überhaupt derjenige Einkauf von Producten und Waaren genennet, den man um der Absicht willen machet, einen Vorrath von solchen Waaren zusammenzubringen, und sodann über denselbigen mit Vortheil und Gewinn disponiren zu können. In der großen Landespolitey ist die Frage, ob und wie weit der Aufkauf der Waaren, besonders aber der unentbehrlichen Lebensmittel, nemlich des Getreides, der Küchengewächse, des Viehes, und der verschiedenen Nutzungen desselbigen, zu gestatten, oder zu verbieten sey. Diejenigen, die sich unter den Geschäften der Staatsverwaltung und der Policey bloß willkührliche Verfügungen gedenken, welche die Absicht haben, nach dem Gutbefinden der bey diesen Departementen angestellten Beamten die gemeine Wohlfahrt zu befördern, sind gemeiniglich erklärte Feinde des Aufkaufes, und aller Aufkäufer. Die Physiokraten aber, die das ganze Wesen der Regierungskunst nicht in willkührlichen Veranstaltungen, sondern in der Beobachtung der aus der Natur der Menschen selbst fließenden unveränderlichen Gesellschaftsordnung setzen, lassen Aufkäufer handeln soviel ihrer wollen und können. Wenn die Masse der unentbehrlichen Lebensmittel und der übrigen Genießungen der Menschen nicht abnehmen, sondern immer größer werden soll, so ist der einzige zuverläßige Weg dazu der, daß die Eigenthümer und Besitzer der Grundstücke alle Jahre eine größere Menge von den genießbaren Producten hervorbringen müssen. Das ist nicht das rechte Mittel, einen Ueberfluß an Producten zu haben, daß man den Verbrauch und Genuß derselbigen hemmet, und einschränkt. Sie sind dazu da, daß sie von den Menschen genossen werden sollen, und nur durch den Genuß finden die Menschen in ihnen ihr Glück. Je mehr also Producte genossen und verbraucht werden, desto mehr Glück empfinden die Menschen. Damit also der Genuß der Producte immer erleichtert und weiter ausgebreitet werde, muß die Hervorbringung der Producte unaufhörlich zunehmen.

Aber um mehr Producte hervorzubringen, müssen die Eigenthümer und Besitzer der Grundstücke immer mehr Aufwand auf die Benutzung ihrer Güther machen können, und zu machen geneigt seyn. Sie müssen die Cultur derselbigen mit unaufhörlich steigenden Eifer treiben. Wie ist aber die Lust und der Eifer die Cultur durch Fleiß und Aufwand zu verbessern möglich? kann man da etwas erwarten, wenn nicht die Eigenthümer zu allen Zeiten den vortheilhaftesten Absatz ihres gewonnenen Ueberflusses vor sich sehen? der leichteste, geschwindeste und einträglichste Absatz der Producte aber ist schlechterdings undenkbar, wenn der Einkauf derselbigen eingeschränkt ist. Je mehr von den gebaueten, und eingeernteten Producten gekauft wird, desto höher steigt das Interesse des Anbauers, und desto grösser wird sein Eifer, den Anbau zu verstärken, und die Masse der Producte zu vervielfältigen. Dann kaufen aber die Menschen gewiß mehr, wenn sie nicht nur die Nothdurft zu ihrem eigenen täglichen Gebrauch, sondern auch Vorräthe, um

theils

Digitized by Google

theils ihre Genießungen auf die Zukunft zu verſichern, theils durch den Umſatz derſelbigen an andere Gewinn zu ziehen, anzuſchaffen ungebundene Hände haben. Wenn alſo die Eigenthümer und Benutzer der Grundſtücke mit dem größtmöglichen Eifer ihre Cultur beſorgen, und für die menſchliche Geſellſchaft immer einen größern Ueberfluß von Lebensmitteln und andern Genießungen hervorbringen ſollen; ſo müſſen nicht nur die Nothkäufe, ſondern alle Käufe auf Speculation, und folglich aller Aufkauf einem jeden, der Luſt und Vermögen dazu hat, frey gelaſſen werden. Eben dieß, daß nicht einem, oder dem andern, oder einer beſondern Geſellſchaft der Aufkauf dieſer, oder jener Producte als ein Vorzugsrecht, oder Alleinhandel verſtattet wird, ſondern daß das Aufkaufen als ein gemeines Menſchenrecht einem jeden einzelnen Menſchen, und einer jeden Geſellſchaft völlig frey ſteht, eben dieß iſt die Urſach, daß der Aufkauf der menſchlichen Geſellſchaft auch in Abſicht auf die Verbraucher niemals nachtheilig werden kann. Die einem jeden Menſchen und Bürger zukommende Freyheit des Einkaufes wirkt unaufhaltlich die freyeſte und lebhafteſte Concurrenz der Nachfrager und Käufer, und bewegt auch die Verkäufer, um ihres Intereſſe willen, nicht auf einen beſtimmten Käufer zu warten, ſondern mit einem jeden unter ſo vielen zu ſchlieſſen, der die beſten Bedingungen beym Einkaufe macht.

Die Gerechtigkeit ſelbſt iſt dem Aufkaufe der Producte und Waaren, ſofern er nicht einem allein überlaſſen wird, nicht zuwider, ſondern unterſtützet denſelbigen vielmehr. Offenbar iſt es der Gerechtigkeit gemäß, daß ein jeder Menſch ſein ganzes Eigenthum nach ſeinem Gefallen anwendet, wenn er nur von dem Eigenthum eines andern nichts wegreiſſet. Alſo iſts auch der wahren weſentlichen Gerechtigkeit gemäß, daß ein jeder Menſch mit ſeinem eigenen Gelde, oder mit ſeinen eigenen Waaren, und Arbeiten die Producte eines andern in der Maaße einkauft, wie es zu ſeinem Intereſſe am dienlichſten findet. Der letzte iſt ja nicht gezwungen, dem erſten ſeine Producte zu verkaufen, ſondern hat auch das Recht, ſie zu überlaſſen, wem er will, und unter welchen Bedingungen, und in welcher Maaße er will. Mithin iſt der Aufkauf ſelbſt niemals Verletzung der wahren Gerechtigkeit, ſolange er einem jeden ohne Unterſchied freygelaſſen wird.

Unſere deutſchen Reichsgeſetze verbieten nirgends den Auf- oder Vorkauf allgemein, ſondern nur den betrüglichen, gefährlichen und ungebührlichen, oder den, dabey der Käufer nach ſeinem Gutdünken den Waaren einen übermäßig hohen Werth beſtimmen kann. Dieſe Beſtimmungen finden ſich klärlich in der auf dem Reichstage zu Trier und Cölln im Jahr 1512. gegebenen Ordnung, ingleichen in den Reichsabſchieden zu Speyer von den Jahren 1526 und 1529, und zu Augsburg von 1530, beſonders in der Reformation guter Policey zu Augsburg von 1548. Man begreift aber leicht, daß nur in dem Falle, wenn die freye Concurrenz der Käufer und Verkäufer der Waaren und Arbeiten eingeſchränkt iſt, der Aufkauf auf eine eigenmächtige willkührliche Preiſserhöhung abzielen kann. So lange aber ein jeder Menſch berechtiget iſt, ungehindert Waaren und Arbeiten einzukaufen, und zu verkaufen, wie es gut findet, ſo lange werden auch immer Leute genug in Bereitſchaft ſeyn, nützliche oder nothdürftige Producte, Waaren und Arbeiten zu ſuchen, und dadurch den betrüglichen und ſchädlichen Vorkauf zu verhindern. Man leſe das weitere und beſtimmtere in den Artickeln: Concurrenz, Freyheit des Handels, Getreidehandel ꝛc.

Aufkehrig, nennt man dasjenige was bey dem Schmelzen von den Erzen abſpringt, zuſammengekehrt, gewaſchen und ausgeſucht wird. ſ. Gekräze.

Auflegeln. In den Zeughäuſern, oder in den Vorhöfen derſelben, oder an andern ſchicklichen Orten der Feſtungen pfleget man die Kugeln des groben Geſchützes pyramidenförmig übereinander aufzuthürmen, und dieſes nennet man auflegeln, die auf dieſe Weiſe aber entſtehende und regelmäßig geformte Haufen Kugelpyramiden, desgleichen Kugelſtapeln. Die Anzahl der darinn befindlichen Kugeln hat man nicht nöthig durch Zählen zu finden, ſondern die Mathematik giebt Regeln an die Hand, nach welchen man ſie aus einer einzigen, oder, nachdem der Fall iſt, aus zweyen gezählten Reihen leicht berechnen kann. Die Grundfläche pfleget entweder ein gleichſeitiges Dreyeck, oder ein Quadrat, oder ein Rechteck zu ſeyn. ABC ſeye eine dreyeckichte Grundfläche.

A Bey A liegt eine Kugel, hierauf folgen 2,
o alsdann 3, endlich 4 u. ſ. w. Man findet
o o alſo die Anzahl der Kugeln in der Grundflä-
o o o o che, wenn man die natürlich auf einander

B o o o o o C folgenden Zahlen 1, 2, 3, 4 u. ſ. w. zuſammen addirt. Wer weis, was man Triangularzahlen nennet (wer es nicht weis, ſuche es im Artickel Zahl,) der ſiehet leicht, daß die Summe der Kugeln in der unterſten Schichte eine Triangularzahl iſt, und daß alſo, wenn in einer Seite n Kugeln liegen, in der ganzen Grundfläche ſich $\frac{n^2+n}{2}$ Kugeln befinden, wie hier, da $n=4$, der Kugeln $\frac{16+4}{2}=\frac{20}{2}=10$ ſind. Bringt man eine andere Schichte auf die unterſte, ſo liegen darin die Kugeln, wie in der Figur die Puncte zwiſchen den Nullen weiſen, nemlich erſt eine, hernach 2, denn 3. Die abermals höhere Schichte hat erſt 1, hernach 2 Kugeln, und in der oberſten Schichte liegt eine Kugel allein. Wer alſo zu wiſſen begehret, wie viele Kugeln in der ganzen Pyramide ſind, der darf nur von der Triangularzahl an, deren Seite n iſt, alle kleinere unter einander ſetzen und ſie zuſammen addiren, d. i. er darf nur die dreyeckigte Pyramidalzahl ſuchen, (ſ. Pyramidalzahl im Artickel Zahl) davon die Seite n iſt. Die Generalformel derer heißet $\frac{n^3+3n^2+2n}{6}$, i. E. wenn $n=4$, $\frac{64+48+8}{6}=\frac{120}{6}=20$.

Iſt die Grundfläche ein Quadrat, wie A B C D, ſo

A o o o o B verſtehet es ſich von ſelbſten, daß wenn in
o o o o der Reihe A B n Kugeln i. E. 4 liegen, in
o o o o der ganzen Fläche n^2 oder dieſesmal 16 Ku-

C o o o o D geln ſich befinden, alſo die Anzahl der Kugeln darinn jedesmal eine Tetragonalzahl ſey. (ſ. Polygonalzahl im Artickel Zahl) Die Puncte zwiſchen den Nullen weiſen, wie die Kugeln in der darauf folgenden Schichte liegen und daß ihre Anzahl die Tetragonal- oder Quadratzahl iſt, deren Seite um eins kleiner iſt. Und hieraus ſiehet man ferner, daß man die Menge aller Kugeln in der ganzen viereckichten Pyramide findet, wenn man alle Quadrate von 1 an bis an das Quadrat der Zahl der Kugeln in einer Reihe der Grundfläche zuſammen ſummiret, d. i. daß dieſe Menge die viereckichte Pyramidalzahl von der Seite n iſt, alſo durch dieſe Generalformel ausgedruckt wird $\frac{2n^3+3n^2+n}{6}$. Iſt folg-

Digitized by Google

lich $n=4$, so ist die Menge aller Kugeln $= \frac{128+48+4}{6}$

$= \frac{180}{6} = 30$.

Setzet man an einer Seite z. E. CD noch eine solche Reihe, hier von 4 Kugeln an, so lassen sich in die Zwischenräume zwischen CD und der neuen Reihe oben darauf 3, darüber 2 und ganz oben noch 1 Kugel legen; mit einem Worte es lässet sich noch eine schiefe dreyeckichte Lage an dieser Seite anlehnen, die aus so vielen Kugeln bestehet, als die Triangularzahl ausweiset, deren Seite das bisherige n oder hier 4 ist. An dieser Lage kann man noch eine zweyte, eine dritte u. s. w. anlehnen, und alle diese neue Lagen halten eben so viele Kugeln als die erst erwähnte, nemlich vermöge des obigen $\frac{n^2+n}{2}$ oder $\frac{(n+1)n}{2}$ Kugeln. Sind also m solche angesetzte Seitenlagen, so halten dieselbe $\frac{(n+1)mn}{2}$ Kugeln.

Folglich ist es leicht eine zeltförmige Pyramide, deren Grundfläche ein Rechteck ist, dessen eine Seite n und die andere $m+n$ Kugeln hat, zu berechnen. Denn man darf nur zu der quadratischen Pyramide, deren Seite n und deren Gehalt also $\frac{2n^3+3n^2+n}{6}$ oder $\frac{(2n+1)(n+1)n}{6}$ ist, annoch $\frac{(n+1)mn}{2}$ addiren, so bekommt man $\frac{(2n+1)(n+1)n+(n+1)3mn}{6}$ oder $\frac{(3m+2n+1)(n+1)n}{6}$ zum Innhalt der zeltförmigen Pyramide. Z. E. Wenn eine Seite der Grundfläche 7 die andere 20 Kugeln hält, also $n=7$, $m=20-7=13$, so sind in der ganzen Pyramide $\frac{(39+14+1)8.7}{6}$ oder $\frac{54.8.7}{6}$ oder 9. 8. 7 oder 504 Kugeln. In folgenden Tafeln, welche ein jeder aus den gegebenen Formeln weiter fortsetzen kann, kann man ohne Rechnung aus den gezählten Seiten den Inhalt der Pyramiden finden. Nemlich in der ersten Tafel, die zu den dreyeckichten und quadratischen Kugelstapeln gehöret, sucht man in der ersten Columne unter dem Wort Seite die Zahl der Kugeln auf, die man in einer Seite der Grundfläche gezählet; so findet man in der 2ten Columne, wie viele derselben in der dreyeckichten, und in der 3ten, wie viele in der viereckichten Grundfläche, hingegen in der 4ten Columne, wie viele in der ganzen dreyeckichten Pyramide, und in der 5ten, wie viele in der quadratischen enthalten sind. In der zweyten Tafel, die vor die zeltförmige Pyramiden gehöret, sucht man in der obersten Reihe die kleinere Zahl der Kugeln, die in der kürzeren Seite der rechteckichten Grundfläche, und in der linken oder ersten Columne die größere Zahl der Kugeln, die in der längeren Seite der Grundfläche liegen, auf und findet an dem Orte, wo die von der oberen Zahl herunter laufende Columne und die von der linken Zahl nach der rechten laufende Reihe zusammen kommen, die Summe der Kugeln in der Pyramide. Z. E. Wenn die kurze Seite 6, die lange 18 Kugeln enthält, so sind derselben 343 in der Pyramide

Seite	Dreyeck.	Dreyeck. Pyram.	Quadrat	Quadr. Pyram.
1	1	1	1	1
2	3	4	4	5
3	6	10	9	14
4	10	20	16	30
5	15	35	25	55
6	21	56	36	91
7	28	84	49	140
8	36	120	64	204
9	45	165	81	285
10	55	220	100	385
11	66	286	121	506
12	78	364	144	650
13	91	455	169	819
14	105	560	196	1015
15	120	680	225	1240
16	136	816	256	1496
17	153	969	289	1785
18	171	1140	324	2109
19	190	1330	361	2470
20	210	1540	400	2870

	2	3	4	5	6	7
3	8	14				
4	11	20	30			
5	14	26	40	55		
6	17	32	50	70	91	
7	20	38	60	85	112	140
8	23	44	70	100	133	168
9	26	50	80	115	154	196
10	29	56	90	130	175	224
11	32	62	100	145	196	252
12	35	68	110	160	217	280
13	38	74	120	175	238	308
14	41	80	130	190	259	336
15	44	86	140	205	280	364
16	47	92	150	220	301	392
17	50	98	160	235	322	420
18	53	104	170	250	343	448
19	56	110	180	265	364	476
20	59	116	190	280	385	504

In eine Pyramide nicht bis obenhin ausgeleget, sondern es fehlen daran einige der oberen Schichten; so kann man, wenn man die Kugeln an einer, oder den zeltförmigen an zweyen Seiten, der oberen und unteren Grundfläche gezählet, die Menge der in der abgestützten Pyramide befindlichen, sowohl aus den Formeln als aus den Tabellen leicht bestimmen, indem man aus diesen oder jenen sowohl die Menge der Kugeln in der ganzen Pyramide, als in dem fehlenden Theile bestimmet und diese von jener abziehet. Hat z. E. in einer dreyeckigten Pyramide die Seite an der unteren Grundfläche 20, und an der oberen 9, also die Grundfläche der fehlenden 8 Kugeln, so hält die ganze Pyramide 1540 und die fehlende 120, also der Rumpf 1420 Kugeln.

Wenn eine gewisse Menge Kugeln gegeben wird, so kann man aus den Tafeln leicht sehen, ob sie sich in eine gewisse Art Pyramiden auflegen lassen, und wie viele derselben in eine Reihe der Grundfläche geleget werden müssen; z. E. 816 Kugeln können in eine dreyeckichte Pyramide gebracht werden und eine Seite der Grundfläche fasset 16 Kugeln. In eine quadratische Pyramide kann man sie nicht bringen. Wohl aber 819, wenn man einer Seite der Grundfläche 13 giebt. 280 Kugeln kann man in eine zeltförmige Pyramide bringen, wenn man der kurzen Seite 5, der langen 20; oder

Digitized by Google

der kurzen Seite 6, der langen 15; oder jener 7 und dieser 12 Kugeln giebt.

Man kann an den Seiten z. E. der zeltförmigen noch dreyeckigte oder quadratische ansetzen und denn wird ein jeder leicht rathen, wie man die Summe in allen aus dem vorhergehenden findet. Wenn man Lust zu spielen hat, so kann man noch allerley andere Figuren legen, mit welchen wir uns aber nicht aufhalten wollen.

Wenn in einem Zeughause oder sonst wo die Kugeln aufgekegelt worden, so pfleget man einen Pfahl in den Stapel einzusetzen und an denselben eine Tafel zu hängen, worauf man die Schweere oder den Durchmesser der Kugeln, Granaden oder Bomben und, wenn man will, auch die Anzahl derselben notiret. Den Boden, worauf die Pyramiden stehen, pfleget man entweder mit steinernen Platten oder mit hölzernen Bohlen zu belegen und die Grundfläche derselben mit einer Rahme einzufassen, damit die untersten Kugeln beysammen erhalten werden, ohne welche Vorsicht die ganze Pyramide einrücken dürfte. Wenn man Granaden und Bomben aufkegelt, so leget man die Zündlöcher unten hin, damit nicht Regen und Koth hineinfalle; bauet auch wohl, wenn sie nicht ohnehin schon bedeckt liegen, ein Dach darüber, entfernet die Kegel so weit von einander, daß man mit einem Wagen dazwischen fahren und sie, ohne sie weit tragen zu müssen, aufladen kann, und was noch ferner Bequemlichkeit und Vorsicht erfodern.

Aufkratzen, ist bey den Bergleuten soviel als eine Wand oder ein Stück Stein zerkeilen, zerstuffen oder entzweyschlagen.

Aufkippen, wird von dem Balken an einer Wage gebraucht, wenn er wegen geringer Schweere ganz in die Höhe steigt.

Aufklatschen, heißet in den Tapetendruckereyen dasjenige Geschäft an peruirten Tapeten, wenn der Grund einer Tapetenfigur, die größtentheils eine Blume oder Ranke vorstellet, nach ihren größten Partyen, welches am meisten geschiehet, mit der sogenannten Klatschform, auf den trockengewordenen Farbengrund, erst ab- oder vorgedruckt wird. Dieses Aufklatschen geschiehet mit weiser Farbe, die hier in verschiedenem Betracht ihre guten Dienste leistet. Denn einmal nehmen sich die Farben und insbesondere die hellen, auf einem vorgedruckten weisen Grunde sehr gut aus; sodann verhindert dieser weise Vordruck auch, daß die oft dunklen Farben des Farbengrundes der Tapete, nicht durch die Farben der Blume durchschimmern und diese verunstalten können, und endlich muß die weise Farbe zum Licht und Schatten der Blume das ihrige beytragen. Auf diesen weisen Vordruck, welcher, ehe etwas weiters mit den Tapeten vorgenommen wird, erst sämmtliche Figuren einer Tapetenbande betrifft, werden nun, wenn er trocken worden ist, die Umrisse und Schraffirungen der Füllungen mit dem großen Stempel abgedruckt, welches gemeiniglich mit brauner Farbe geschiehet, weil die Umrisse und Schraffirungen mit schwarzer Farbe, die einige Tapetendrucker unterweilen ebenfalls noch gebrauchen, insgemein zu hart ausfallen.

Aufkochen, (*Ebullition*), sagt man von ungelöschtem Kalke, wenn er bey dem Löschen, Wasser und Luft mit Heftigkeit, mit Ausstoßen großer Blasen und vieler Dünste, mit Erhitzung und einem gewissen Geräusche in sich schluckt. S. übrigens Kochen, Sieden.

Aufköpfen, heißet bey den Nadlern so viel als den Kopf auf die Nadel setzen.

Aufkommen. Man sagt: Der Mann kommt in seinem Gewerbe, in seiner Kunst, in seiner Wissenschaft, in seiner Nahrung auf, wenn er dieselbigen immer mit grösserm Vortheile treibt. Im Gegentheil kann einer nicht aufkommen, wenn er in einer solchen Lage, und in solchen Umständen sich befindet, daß er in seiner Nahrung nicht fortschreiten, und durch seine Gewerbe seine Einkünfte nicht vergrößern kann. Man setzt dem Aufkommen das Herunterkommen entgegen, und braucht den letzten Ausdruck von einzelnen Menschen, von Familien, und ganzen Ländern, wenn man sieht, daß ihre Nahrungsumstände immer schlechter werden, und die Ursachen des Mangels, und der Calamitäten sich vervielfältigen.

Eine weise Staatsverwaltung hat das **Aufkommen** der Unterthanen als eine ihrer Hauptabsichten bey allen ihren Planen und Anordnungen zu umfassen, und besonders ist es das Werk der Policey, auf dieses Ziel ein unverwandes Auge zu heften. Nach den Principien der physiokratischen Regierungskunst gründet sich das Aufkommen der Inwohner eines Staates, aller seiner Künste und Gewerbe auf den besten Unterricht der Jugend sowohl, als der Erwachsenen von den Quellen aller Geniessungen, und von der besten Art dieselbigen zu benutzen, und die Producte aufs vollkommenste zu bearbeiten, auf die allgemeine uneingeschränkte Nahrungs- und Gewerbsfreyheit, und auf die Einführung der einzigen Auflage, die von dem wirklichen reinen Gewinn der Grundstücke erhoben wird. Soviel zeigt die Erfahrung in allen Ländern, daß, jemehr man sich von dem physiokratischen Regierungssystem entfernt, d. i. je mehr willkührliche Verordnungen, und Zwangsanstalten man macht, je mehr man die Unterthanen in Absicht auf die Gewerbe, und Handel und Wandel einschränkt, und je mehr man die Auflagen vervielfältiget, und vornämlich, die Arbeit, die Industrie, und den Verbrauch der Waaren, mit Abgaben belegt, auch weniger Familien aufkommen, sondern täglich mehrere herunterkommen. s. Nahrungsstand.

Aufkommen, sagt man auch von Neuerungen, die in einem Staate, oder auch in einer besondern Gesellschaft zur Wirklichkeit gebracht werden.

Aufkommen, wird endlich auch in der Landwirthschaft und Forstökonomie gebraucht, wenn man sagen will, daß die gesäeten und gepflanzten Gewächse aufgehen und fortwachsen oder daß aus mancherley Ursachen, entweder wegen des schlechten Bodens, oder wegen einer üblen Lage, oder wegen des Ungeziefers, oder auch wegen des Viehes, und des Gewildes das Gegentheil geschehe. Man spricht z. E. es kann vor dem Vieh, oder dem Gewilde nichts aufkommen ꝛc.

Auftragen. Ist die ungeschickte Arbeit, womit die abgenutzte Platten eines großen Meisters von einem Unverständigen von neuem aufgestochen werden, damit die dunkle Parthien, die keine saubre Abdrücke mehr geben wollen, wieder mit Schärfe und Nachdruck erscheinen sollen. So sind beynahe alle Blätter, besonders die größere von Watterlo's Landschaften von ungeschickten Händen verunstaltet. Einige von Rembrands Capitalplatten, wie die Auferstehung des Lazarus, der Tod Mariä u. s. w. sind in Basans Hände gerathen, der sie von neuem aufgekratzt, und in den dunklen Parthien, die so herrliche Reflexe beynahe alle getödtet hat.

Auftragen. Nachdem der Hutmacher den Hut aus dem Kessel zum reinstreichen herausgenommen und das Wasser sowohl am Kopfe als am Rande unten und oben mit dem Plattstampfer mit ziemlicher Gewalt herausgestrichen, so hebet er die dadurch niedergedrückten und

Digitized by Google

stark zusammengepreßten Haare durch Bürsten des Hutes auf seiner ganzen Oberfläche vermittelst eines Werkzeuges, das die Kratze genennet wird und in einer drey bis vier Zolle langen und breiten Krempel oder Kamm mit feinen und engen Zähnen bestehet, wiederum empor, und diese Arbeit, welche die letzte ist, so mit dem Hute vorgenommen wird, ehe er in die Trockenstube kommt, heißet bey ihm die Haare aufkratzen.

Aufkrempen, heißet den Rand des Hutes, der ursprünglich in der Gestalt eines platten Ringes rund um den Kopf herumlieget, an einigen Orten in die Höhe biegen und in dieser Stellung feste machen. Es geschiehet dieses auf allerley Art. Bald wird er zum Reisehut, bald zum Corfischen u. s. w. aufgekrempt. Ehedem gab man ihm zur Trauer die zweyseitige Schiffsgestalt, wie ihn noch an einigen Orten die Prediger tragen. Meistentheils schlägt man ihn dreyeckigt, doch bald so auf, daß die Ecken alle einander gleich sind; bald so, daß das vorderste größer; bald so, daß es kleiner ist als die beyden andern, um durch die vielfältige Veränderung der Mode außer Zweifel zu setzen, sowohl, daß das männliche Geschlecht mit dem weiblichen zu einerley Art der Geschöpfe gehöret, als daß es, wie Gellert sagt, dem Hute gehet, wie der Philosophie.

Aufkündigung, ist überhaupt eine Erklärung, daß man sich des Rechts, welches uns bisher zugestanden, ferner nicht mehr bedienen, und sich von der bisher gehabten Verbindlichkeit befreyen wolle. So sagt man ein Capital, die Miethe u. d. gl. aufkündigen. Die Aufkündigung muß zu rechter Zeit geschehen, damit dem andern dadurch kein Schaden zugefügt werde. Es ist daher bey Aufkündigung der Capitalien und der Miethe durch die deutschen Rechte und Gewohnheiten insgemein festgesetzt, daß dieselbe ein Vierteljahr vor der Verfallzeit geschehen solle. Jedoch hat man sich nach jedes Ortes Rechten und Gewohnheiten hierin zu richten, und es giebt auch manche Ausnahmen. So braucht ein Student z. E. auf einem Universitätsorte die Miethe nicht ein Vierteljahr voraus aufzukündigen u. s. w. Der, welcher den Contract aufkündigt, hat vor allen Dingen darauf zu sehen, daß es ihm künftig nicht an den erforderlichen Beweisen der geschehenen Aufkündigung fehle. Deshalb wird bey wichtigen Vorfällen die Aufkündigung auch wohl durch einen Notarium oder gar gerichtlich vorgenommen.

An einigen Orten pflegt auch die Proclamation des Bräutigams und der Braut eine Aufkündigung genannt zu werden.

Aufladen, einen Baum. s. Auslochen.

Aufladbock, wird ein hölzernes Gestelle genannt, welches man an einen Wagen stellen kann, um Steine, Mein oder andere Sachen auf solchen oder von solchem mit desto größerer Bequemlichkeit ohne Gefahr zu laden. Es erhält solcher * in ab, die Höhe des Wagens und läuft nach c in der Gestalt einer schiefliegenden Fläche ac, ab. Es bestehet aus zwey schiefliegenden Bäumen ac, welche mit zweyen Füßen ab unterstützt sind. Diese sind mit Riegeln e mit einander verbunden, welche hölzerne Schliesen haben. Die Strebe d dient, die schiefliegende Bäume mit den Füßen zu verbinden.

Aufladen, sagt man die Waaren um sie zu transportiren, dabey ist Vorsicht nöthig, damit nichts vergessen werde. Sachen, denen die Nässe schädlich seyn kann, müssen davor etwa mit Wachstuch oder Pechleinwand verwahrt werden. Kisten oder Tonnen mit flüßigen Dingen dürfen nicht auf Papiere, Kleider u. dgl. zu stehen kommen, und so müssen Verschläge, Kasten und Körbe mit zerbrechlichen Waaren durch gutes Einpacken, Emballiren, und Stellen beym Aufladen, gegen das Stoßen auf harten steinigten Boden, und Umwerfen geschützt werden.

Auflage, Decret, Resolution, ist eine Verordnung des Richters, die er auf einer Parthey Ansuchen, ohne die andere darüber zu verhören, giebt. Weil sie nicht rechtskräftig wird, so ist nicht nöthig, daß man davon appellire.

Auflage, bedeutet auch die Lehnwaare. s. diesen Artikel.

Auflage eines Buches. Alle Abdrücke eines Buches, die von einem und demselben Satze geschehen, machen zusammen eine Auflage aus, hingegen ein Abdruck von einem neu veranstalteten Satze desselben Buches ist eine andere Auflage. Wenn daher die Typen immer stehen bleiben und man nur von neuem wiederum abdruckt, wenn die alten Exemplarien sich vergriffen haben; desgleichen, wenn man, nachdem eine Anzahl in dem Formate z. E. in Folio abgedruckt worden, die Typen, ohne sie aus einander zu nehmen, nur in einem andern Formate z. E. in Quart zusammen schlägt: so ist dieses keine andere, sondern dieselbe Auflage. Daß eine Ausgabe correcter als die andere; eine mit Noten, mit bessern mit mehreren Noten versehen, schöner gedruckt seyn könne, als die andere; eine Vermehrungen haben könne, die der andern abgehen, u. dgl. und daß also eine Auflage vor der andern große innerliche Vorzüge haben könne, wie auch daß die Exemplarien einer Auflage, weil etwa die meiste durch Brand und andere Zufälle umgekommen, seltener und daher dem Liebhaber angenehmer seyn können als andere; daß durch Vergleichung mehrerer, zumalen alter und vorzüglich geachteter Auflagen; durch Vergleichung der Manuscripten, die sich etwa noch vorfinden, desgleichen der mancherley Uebersetzungen in allerley Sprachen, die man sehr uneigentlich andere Auflagen nennen würde, theils mit Gewißheit theils mit großer Wahrscheinlichkeit die ächte Lesarten entdeckt und dadurch eine brauchbarere neue Ausgabe zu stande gebracht werden könne u. dgl. sind eben so bekannte Dinge, als daß vor manches Buch, daß keinen Abgang findet, ein neues Titelblatt gedruckt und darauf gesetzet wird: neue vermehrte und verbesserte Auflage.

Auflage bey den Handwerkern, heißt so viel als Zusammenkunft. So sagt man eine Auflage halten. Im verächtlichen Verstand heißt es eine Zusammenkunft müßiger und schlechter Leute. Alsdann sagt man: das Volk hat seine Auflage da oder da. Endlich heißt es dasjenige was aufgelegt wird. Z. E. die Auflage bey einer Collecte ist das Geld das auf einen Teller gelegt worden ist.

Auflagen bey den Römern. Was ein römischer Bürger dem Staat zum Besten geben mußte, war entweder tributum oder vectigal. Jenes bezahlte er als Bürger, dieses aus andern Ursachen. Jenes war entweder Vermögensteuer, oder Kopfsteuer oder Nothsteuer (tributum ex censu collatum, in capita collatum, temerarium). Anfangs war in Rom keine andere als die Kopfsteuer bekannt. Servius Tullius aber führte die Vermögensteuer ein. Er ließ jeden Bürger sein Vermögen eidlich angeben, und legte ihm eine proportionirte Steuer auf. Tarquin der folge ließ sich wieder Kopfgeld geben; die Consuln Valerius und Lucretius aber setzten aufs neue die Vermögensteuer an dessen Stelle. Indessen hatte man damals noch keine beständige Contribution; nur zur Zeit der

* s. Taf. Bürgerliche Baukunst. Fig. 38.

Digitized by Google

Noth wurde dergleichen gefordert. Von der Zeit an aber, da die Soldaten Sold bekamen, kam die beständige Contribution auf. Als Lucius Paulus Macedonien eroberte, im Jahr der Stadt 586, und dadurch ungeheure Schätze in das öffentliche Aerarium brachte, hörte die Contribution auf. Wie lang diese Immunität gedauert hat, weiß man nicht gewiß; vermuthlich dauerte sie bis auf die bürgerliche Kriege. Die außerordentliche oder Nothsteuer wurde gegeben, als die Gallier Rom erobert hatten, und im zweyten Punischen Kriege. Alle Bürger brachten ihr Gold und Silber in das Aerarium; nannn sich der Staat wieder erholte, wurde jedem das Seinige auf gewisse Ziele ersetzt. Das Vectigal war mancherley; die vorzüglichsten Gattungen sind: portorium, man bezahlte es von den Waaren die in die Häfen kamen; decumæ, ein Zinns den die Bürger bezahlten, die Stücke der öffentlichen Ländereyen zu benutzen erhielten; scriptura wurde für den Gebrauch der öffentlichen Viehweiden bezahlt; vicesimæ manumissionum, wann ein Sclav freygelassen wurde, bezahlte man dem Staate den zwanzigsten Theil seines Werthes; wer es bezahlte, der Herr oder der Freygelassene ist zweifelhaft. Vicesimæ hereditatum; Augustus führte sie ein. Alle Erben bezahlten sie, außer den Kindern, die noch in väterlicher Gewalt standen. Columnarium eine Abgabe für jede Säule, die man an seinem Hause hatte. Vicesimæ artium die Künstler, Handwerks- und Handelsleute zahlten es. Mehreres von diesen Gattungen des Vectigals wird unter dem Namen einer jeden in besondern Artickeln gesagt werden.

Auflagen, Abgaben, Impoſten, heißen alle die Beyträge, welche in einem Staate von Inwohnern, oder Fremden zu den öffentlichen Einkünften entrichtet werden müssen. Wir haben schon oben in dem Artickel: Anlagen gewiesen, daß die einzige Quelle aller Abgaben in dem reinen Ertrage der Grundstücke besteht, und daß die unmittelbare Erhebung der Anlagen aus dieser einzigen Quelle zur Aufrechthaltung der Länder absolut nothwendig ist. Hier wollen wir nun unsern Lesern die Hauptclassen der mannichfaltigen Auflagen, wie sie in den verschiedenen Staaten bald in größerer, bald in minderer Menge gewöhnlich sind, vorlegen, und die Würkungen derselbigen in ihrem wesentlichen Detail abbilden.

Die Abgaben, die man in den Staaten von den Menschen fordert, legt man ihnen entweder blos in Ansehung der Personen, oder in Ansehung ihrer Güter an, oder man nimmt zugleich auf Person, und auf Güter Rücksicht. Die ersten heißen im allgemeinen Verstande, Personalauflagen; die von der zweyten Classe Realauflagen, und die von der dritten Art vermischte Auflagen.

Die Personalauflagen, die man immer nur in Rücksicht auf die Personalqualität der Menschen ihnen abfordert, sind so mannichfaltig, als die Personalverhältnisse der Menschen in einem Staate seyn können. Eine Auflage, die den Menschen blos deswegen abgefordert wird, weil sie im Staate leben, ist überhaupt eine Kopfsteuer (*Capitation*). Muß der Mensch diese Kopfsteuer als wirklicher Bürger, oder Theilhaber an den bürgerlichen Rechten und Nutzungen einer Gemeinde entrichten, so heißt sie insbesondere Bürgergeld, Bürgerkopfgeld, Bürgerkopfsteuer. Muß sie aber ein Mensch bezahlen, weil er nur in einer oder der andern Gemeinde des Landes zu wohnen, und zu handthieren berechtiget ist, oder weil er Beysaß, Hintersaß, Säußling ist, so nennt man sie Beysaß- oder Hintersaßgeld. Bey den Juden, die in einem Staate aufgenommen werden, und deswegen eine jährliche Auflage blos von ihren Personen zahlen müssen, heißt diese Kopfsteuer gemeiniglich Judenschutzgeld. In Ansehung dieser Kopfgelder wird insgemein in den Ländern, wo sie gewöhnlich sind, den Wittwen die Hälfte derjenigen Summe angesetzt, die von ihren Männern entrichtet werden mußte.

Wenn man nach dem Grunde der Kopfgelder fragt, so bekommt man gemeiniglich die Antwort, daß sie für den Schutz gefordert würden, welchen die Obrigkeit allen in ihren Ländern lebenden Gliedern gewähret. Es ist allerdings nichts gerechter, als daß alle Menschen, die von der obersten Gewalt für ihre Personen und für ihr Vermögen geschützet werden, auch verhältnißmäßige Beyträge zu dem auf diesen Schutz zu machenden Aufwande thun. Allein es ist nun erst noch die Frage, ob es nicht eine allgemeine Quelle giebt, in welcher sich die Beyträge aller Glieder des Staats für den Schutz, den sie genießen, concentriren, und ob also nicht die Abgaben aller Glieder aus dieser einzigen Quelle erhoben werden müssen, ob es folglich eine vollkommene Erhebungsart sey, Schutzgelder, oder Abgaben, unmittelbar auf die Personen der Inwohner der Staaten zu legen. Nach dem System der Physiokraten verhält sich die Sache so: die Person eines jeden Inwohners im Staate, als solche, kann nichts thun, als daß sie lebt, und ihre Kräfte auf eine bestimmte Weise anwendet. Dieses Leben, und die Anwendung der Kraft eines jeden Menschen ist nichts anders, als Abgang einer gewissen Quantität zum Leben, und zur Thätigkeit erforderlicher Materien, und daraus unmittelbar entspringender Trieb, die Lebensbedürfnisse wieder zu ersetzen. Das ganze Wesen der Person eines jeden Menschen besteht also darinne, daß sie eine physische Nothwendigkeit empfindet, äußerliche Hülfsmittel zu ihrer Unterhaltung zu suchen. Jedem Menschen verursacht seine Person, als solche, nichts als Aufwand, Kosten, und laßt an sich und unmittelbar giebt sie dem Menschen nicht Gewinn, sondern sie ist nur das Werkzeug, und die Kraft, welche schaffen soll, daß die Natur durch ihre productive Wirksamkeit und durch Hülfe gewisser von der Person des Menschen unterschiedener Producte einen Gewinn hervorbringe. Legt man nun unmittelbar auf die Personen der Menschen noch besondere Abgaben, so macht man den Menschen die Last, die sie schon in der Unterhaltung ihrer Personen haben, noch größer und schwerer. Kein wahrer Finanzverständiger und Staatsmann hat noch daran gezweifelt, daß der unmittelbare Fond aller Auflagen nur in einem wirklichen Profite der Menschen bestehen müsse, oder daß man den Menschen nicht da Abgabe, oder Last auflegen müsse, wo sie nichts als Last schon fühlen. Daher ists offenbar der Natur zuwider, geradezu und unmittelbar die Personen der Inwohner der Staaten mit Abgaben zu belegen, oder welches eins ist, Kopfgelder zu erheben. Je weniger die Personen der Menschen unmittelbar mit äußerlichen Lasten und Abgaben beschweret werden, desto mehr ist ihr Unterhalt, das ist, der Verbrauch der zu ihrer Nothdurft und Bequemlichkeit diensamen Waaren erleichtert. Aber von der Vergrößerung der Consumtion hängt eigentlich der wirkliche Kaufspreiß der genießbaren Producte ab. Daher trägt jede Person im Staate durch ihren Unterhalt, oder durch ihre Consumtion einen Theil zu dem Kaufspreiße der unentbehrlichen Lebensmittel, und anderer verbrauchlichen Waaren bey. Die Größe des Kaufspreißes der Producte bestimmt die wirklichen Einkünfte der Grundstücke, welche die einzige Quelle al-

Digitized by Google

ler genießbaren Producte sind. Also concentrirt sich der Unterhalt aller Personen im Staate immer in den Revenüen, welche die Grundstücke aller Classen abwerfen, und es ist aus diesem Grunde der wirkliche Ertrag der Grundstücke der einzige Fond, daraus der Schutz für alle Personen in der bürgerlichen Gesellschaft bestritten werden soll, weil sie alle ohne Unterschied durch ihre Consumtion, und in Verhältniß derselbigen zu diesem Fond ihren Antheil beytragen. — Legt man den Menschen eine unmittelbare Kopfsteuer auf, so macht man ihnen den Verbrauch der Genießungen um soviel beschwerlicher, dieser Verbrauch wird also geringer, und folglich vermindert sich auch die Hervorbringung der Producte, welche doch die erste Ursach von dem Glück und Wohlstande des menschlichen Geschlechts ist. Hebt man aber alle Kopfsteuren ganz auf, und zieht an deren statt den gleichen Betrag aus den reinen Einkünften der Grundstücke; so ist das Wachsthum des Reichthums und des Glückes der Staaten aufs vollkommenste versichert. Denn nun consumiren alle Menschen, die im Staate leben, soviel, als sie consumiren können; alle Producte und Waaren erhalten nun ihren höchstmöglichen Kaufspreiß, und alle finden alle Eigenthümer und Benutzer der Grundstücke ihr höchstes Interesse, die Producte und Waaren zu vervielfältigen. Dies ist der Reichthum und das Glück der ganzen menschlichen Gesellschaft.

Diese Gründe der Physiokraten wider die Personen, oder Kopfsteuren sind allgemein, sie haben nichts lokales, und gelten in einem jeden Lande von allen einzelnen Inwohnern. Wenn wir aber die besondern Arten der Kopfsteuren, die von dem Unterschiede der Berufe, oder Bestimmungen der Inwohner abhängen, noch besonders erwägen, so finden sich die auffallendsten Gründe in dem, was ihnen eigen ist, um sie als verderbliche Auflagen ansehen zu müssen.

Die Kopfsteuer der Juden, oder das Judenschutzgeld fordert man von den Juden, die man in einem Staate aufnimmt, weil sie für ihre Personen, und ihre Nahrungsgewerbe Schutz genießen. Bey der gegenwärtigen Verfassung der meisten Staaten, darinne sich Juden aufhalten, sind diese unglücklichen Menschen von Treibung der Handwerke, und von der landwirthschaftlichen Nahrung ausgeschlossen, und müssen sich und den ihrigen nur durch den Handel die nothwendigen Bedürfnisse erwerben. Nur an dem Einkaufe oder Verkaufe gewisser Waaren müssen die Juden in solchen Ländern ihren Gewinn suchen, wenn sie leben wollen. Die Kopfgelder, die man ihnen nun auflegt, können sie schlechterdings nicht anders bezahlen, als wenn sie den Betrag derselbigen bey dem Einkaufe, und Verkaufe ihrer Waaren von andern Menschen erst ziehen. Sie müssen also, um die ihnen angesetzten Kopfgelder zu entrichten, entweder denen, von welchen sie Waaren einkaufen, um soviel weniger dafür geben, oder von denen, an welche sie ihre Waaren verkaufen, um so vielmehr dafür nehmen, als die Summe des Kopf- oder Schutzgelder beträgt. Die Juden müssen, mit einem Worte, beym Einkaufe ihrer Waaren den Verkäufer durch allzugeringe Kaufspreiße zu verkürzen, und beym Verkaufe ihrer Waaren den Käufer durch allzuhohe Preise zu hintergehen suchen. Das alles müssen sie nothwendig thun, um von ihrem Handel, zu dem sie in den angenommenen Ländern genöthiget sind, nicht nur für sich und ihre Familien die Lebenserforderniße sondern auch noch den Betrag der ihnen auferlegten Kopf- oder Schutzgelder zu gewinnen. Offenbar also ists, daß das Kopfgeld der Juden in dem vorausgesetzten Falle einzig und allein von denjenigen bezahlt werden muß, mit welchen die Juden handeln. Wie kann nun wohl eine Auflage gerecht und gut seyn, die der, aus beiden Händen man sie doch erhebt, nicht von dem Seinigen bezahlt, sondern von andern Menschen durch allerley List und Ränke, durch ungerechte Griffe herausjubringen, und noch mit Ueberschuß herauszubringen veranlaßt, gedrungen und berechtiget wird? Wenn 1000 Juden 40 oder 50 tausend Gulden jährliches Kopfgeld oder Schutzgeld abrichten müssen, so fällt diese beträchtliche Summe blos auf den Handel, und vermindert um so viel den Verbrauch und folglich auch die Wiederhervorbringung der Producte. Bleiben diese 50tausend Gulden in den Händen der Verbraucher und der Hervorbringer der Waaren, so sind sie da als Handlungs- und Culturauslagen Mittel die Masse der Genießungen, und die reinen Einkünfte des Landes zu vermehren, oder sich selbst zu vervielfältigen. Daher ist die Kopfsteuer, oder das sogenannte Schutzgeld der Juden eine gewisse Verminderung der Einkünfte und des Reichthums der Länder, und eine weise Staatsverwaltung muß allerdings eine solche Verfassung herzustellen trachten, bey welcher eine so schädliche Auflage unnöthig gemacht wird.

Das Beysaß- oder Hinterſaßgeld zieht man von den Hintersaßen, denen man in Städten und Dörfern zu sitzen, und zu arbeiten erlaubt, ohne daß sie jedoch an den Rechten und Nutzungen der unmittelbaren Gemeindsglieder Antheil haben. Insgemein sind die Beysassen nur solche Inwohner, die sich durch ihre Arbeiten bey den Gemeindsleuten erhalten müssen; sie sind Taglöhner. Was man also diesen Leuten als Abgaben auflegt, das müssen sie durch ihre gemeine Hand- oder Taglöhnerarbeiten von andern verdienen. Also sind es abermal nicht die Hintersassen, welche das ihnen aufgelegte Beysaßgeld entrichten, sondern es sind die Gemeindsleute, für welche die Hintersassen arbeiten. Um jeden Thaler, den die Staatsverwaltung einem solchen Taglöhner abnimmt, wird nothwendiger Weise der Arbeitslohn erhöhet, oder wenn das nicht geschieht, die Nahrungserforderniß des Taglöhners erschweret. Im ersten Falle fällt ganz offenbar die Auflage auf die Gemeindsleute, welche den Arbeitslohn bezahlen müssen. Im andern Falle werden entweder die Taglöhner nicht soviel arbeiten können, als sie bey besserer Nahrung thun würden, oder sie werden hie und da den Gemeindsleuten unrechtmäßiger Weise etwas zu entwenden suchen, um die ihnen abgehende Lebensbedürfnisse, ohne welche sie nicht seyn können, zu erhalten. Es mag aber das eine, oder das andere geschehen, so liegt alle Last auf den Gemeindsleuten.

Was insbesondere den Bürger anbetrift, so ist er der Mann, der, vermöge seines Bürgerstandes, bestimmt ist, durch den Gebrauch seiner Fähigkeiten den allgemeinen Reichthum des Staats befördern zu helfen; nuthin ist es der Natur zuwider, den Stand des Bürgers als solchen mit Lasten zu belegen. Der Personalstand des Bürgers muß alle Erleichterung und Vortheile haben, damit die Kräfte vervielfältiget werden, die für die Bedürfnisse und den Reichthum der Staats arbeiten. Wenn man aber Bürgerkopfgelder fordert, so beschweret man den Stand des Bürgers an sich selbst, und macht dadurch, daß die Bürger solche Auflage als Aufwand auf diejenigen Beschäftigungen und Arbeiten schlagen, welche sie im Staate leisten, sie mögen einen Gewinn abwerfen oder nicht.

Wir gehen nun zu den Realauflagen, die man von

Digitized by Google

den Gütern der Menschen erhebet. Die Güter aber sind entweder die Kräfte und Geschäfte und Handlungen der Menschen; oder andere Sachen, die von der Menschenthätigkeit ganz unterschieden sind. Unter den Geschäften und Handlungen der Menschen sind theils die besondern Gewerbe und Nahrungsarten, mit welchen sich jeder abgiebt; theils auch die verschiedenen Handlungen, dadurch sie in der Verhältniß gegen die Obrigkeit etwas thun, um dadurch etwas zu erlangen oder zu behaupten, begriffen. Diejenigen Abgaben, welche unmittelbar auf die Gewerbe und Nahrungsgeschäfte der Inwohner eines Staates aufgelegt sind, nennt man Gewerbsteuren oder Gewerbschazungen. Unter den Auflagen aber, mit welchen die Handlungen der Unterthanen in Verhältniß gegen ihre Obrigkeit beschweret werden, ist hauptsächlich das Stempelpapiergeld zu bemerken. Es müssen nemlich alle diejenigen, welche von der Obrigkeit etwas suchen, oder der obrigkeitlichen Autorität zu ihren Absichten und Verhältnissen nöthig haben, zu allen Schriften, die sie deshalben verfertigen oder aufsezen lassen, gestempeltes Papier nehmen, und solches von der Obrigkeit, vermittelst eines den Werth des Papiers weit übersteigenden Impostes erkaufen. Nach der Verschiedenheit der Angelegenheiten, wozu die Schriften aufgesetzet werden sollen, wird auch das Stempelpapiergeld verschiedentlich angesetzt. Ferner gehören auch hieher die mancherley sogenannten Concessions- Dispensations- und Recognitionsgelder, welche für die von der Obrigkeit erhaltene Bewilligung, etwas thun zu dürfen, entrichtet werden müssen.

Erwägen wir diese Auflagen, und alle übrigen, die man in Absicht auf die Geschäfte und Handlungen der Menschen noch weiter denken kann, nach den physiokratischen Regierungsgrundsäzen, so muß das Fehlerhafte derselbigen sogleich in die Augen fallen. Die Absicht der Gewerbsteuer gehet dahin, die Handwerksleute, Fabrikanten und Kaufleute zu den öffentlichen Lasten beizuziehen, und von dem Profit ihrer Nahrungsgeschäfte und Gewerbe einen proportionirten Beytrag zu den Einkünften des Staats zu erheben. Es kommt aber hiebey auf folgende Fragen an: 1) ob die Geschäfte und Gewerbe der Handwerksleute, Künstler, Fabrikanten und Handelsleute einen sichern, oder gewissen Profit abwerfen; 2) ob von Seiten der Staatsverwaltung dieser Profit mit Zuverläßigkeit berechnet, und zu Erhebung eines beständigen Impostes in Ansaz gebracht werden könne; 3) ob nicht das ganze Gewerbe aller Handwerks- und Kaufleute, und aller übrigen gewerbtreibenden Personen nach der ganzen Größe seines Betriebes schon in den Auflagen auf die Grundstücke seinen völligen Beytrag thut; 4) ob nicht durch die besondere Gewerbsteuren verderbliche Würkungen in dem Gange der Staatshaushaltung entstehen müssen. Wir wollen nun jede dieser Fragen durch die Physiokraten beantworten lassen. Bey der ersten von dem Profite der Gewerbe sagen sie: wenn ein Kaufmann eine Waare in einem gewissen Preiße einkauft, und ein Handwerksmann und Fabrikant eine Waare in einem gewissen Preiße verfertiget hat, so haben beyde Classen nicht eher einen Profit bey ihren Gewerben, als wenn sie ihre eingekauften, oder verfertigten Waaren in einem Preiße wieder verkaufen, der ihren ganzen Aufwand auf die Anschaffung und Verfertigung ihrer Waaren, und alle mit Aufbewahrung derselbigen verbundene Unkosten nicht blos ersezet, sondern übersteiget. Dieß aber, daß der Verkaufspreiß der eingekauften oder verfertigten Waaren alle anzurechnende Aufwandskosten um so oder soviel übersteigt, hängt niemals von dem Gewerbe des Kaufmanns, oder des Fabrikanten und Handwerksmanns ab, sondern lediglich von der Concurrenz der Käufer und Verbraucher der Waaren. Finden sich viele und reiche Käufer und Verbraucher der Waaren ein, so kann der Verkaufspreiß der Kaufmannsfabriken, und Handwerkswaaren weit über den kostenden Preiß in die Höhe steigen. Finden sich aber wenige und arme Käufer und Verbraucher der Waaren, so werden diese ohne Profit, und oft, wenn sie nicht liegen bleiben und ganz verdorben sollen, mit Schaden abgesezt. Diese Umstände aber, daß in den meisten Fällen jedes Jahr für die Handwerksleute, Fabrikanten und Kaufleute die größere und vortheilhaftere Concurren; von Käufern und Verbrauchern vorhanden sey, sind nie sicher und gewiß. Sie gründen sich auf gar zu viele veränderliche Zufälligkeiten, unter andern auf den Geschmack, auf die Lebensart, auf die ganze häusliche Verfassung der Verbraucher der Waaren. Es ist daher ganz unmöglich, daß von den Gewerben ein jährlicher sicherer, oder gewisser Profit erwartet werden könne, zumal, da, wenn der Verkaufspreiß der Kaufmannsfabriken, und Handwerkswaaren steigt, auf der andern Seite auch diejenigen Waaren, wo nicht alle, doch zum Theil, aufschlagen, welche die Kaufleute, Fabrikanten und Handwerker von andern einkaufen. Das wissen die Physiokraten wohl, daß ein Kaufmann, Fabrikant, und Handwerksmann bey seinem Gewerbe einen beträchtlichen Gewinn machen kann, und daß dieses schon oft geschehen ist, und noch geschieht, wenn die Obrigkeit einem, oder dem andern ein Monopolium in seinem Nahrungsgeschäfte zugesteht, und also die Verbraucher der Waaren im Effecte zwinget, dem Verkäufer der Waaren mehr zu geben, als die Waaren werth sind, oder als man bezahlen würde, wenn ein Glied der Gesellschaft wie das andere die gerechte Freyheit hätte, Gewerbe zu treiben, wie es seinem Interesse gemäs ist. Allein von dem der Gerechtigkeit zuwiderlaufenden Gange der Sachen kann nie die Rede seyn, wenn man bey der Staatsverwaltung nach dem Profit der Gewerbe fragt. Wäre aber auch ein sicherer und gewisser jährlicher Profit bey einem jeden kaufmännischen, Fabriken- und Handwerksgeschäfte zu hoffen; so würde man, wenn man von Seiten der Staatsverwaltung eine gerechte und nicht verderbliche Auflage davon erheben will, den Profit solcher Gewerbe accurat berechnen müssen. Ob und wie dieses möglich sey, darüber wollen wir die Physiokraten in der Auflösung der zweyten Frage hören. Um hierüber eine Rechnung zu machen, sagen sie, wird erfordert; a) den ganzen Werth der Fabrikationsauslagen, oder bey Kaufleuten den Ankaufspreiß und die ganze Summe der Transport- und Nebenunkosten; b) das Interesse dieses Aufwandes während der Zeit, darinnen er in den unverkauften Waaren todt liegen bleibt, und nicht zum Nuzen seines Eigenthümers circulirt; c) die Unkosten, welche auf die Verwahrung der fabricirten oder eingekauften Waaren gemacht werden; d) den Abgang an den Waaren durch Verderben im Liegen oder beym Transport; e) die Auslagen auf die Gewerbung des Debits; f) die Kosten auf die Versendung der Waaren, und g) die Concurrenz der sämmtlichen Käufer bey jedem einzelnen Gewerbe aufs genaueste zu kennen. Ohne alle diese Kenntnisse zu haben, läßt sich bey keinem Gewerbe ein Gewinnst rechnen. Für die Staatsverwaltung sind dieselbigen unmöglich, wenn sie sich nicht in den detaillirten Gang aller individuellen Gewerbe und Nahrungsgeschäfte einmischen, und jeden gewerbtreibenden Bürger zur Entdeckung des ganz-

Digitized by Google

zen Zuſtandes ſeines Gewerbes zwingen will. Daß ein ſolches Verfahren wegen ſeiner unbeſchreiblichen Weitläuftigkeiten, in Anſehung aller einzelnen Kaufleute, Fabrikanten und Handwerksleute, viele Bediente und auſſerordentliche Koſten verurſache, und dennoch den Credit der Gewerbe untergrabe und völlig zu Boden werfe, dies iſt eine an ſich klare Sache. — Könnte aber auch von allen Gewerben, nach ihrem einzelnen Zuſtande, ein ſicherer und gewiſſer Profit berechnet werden: ſo beruht es, um von demſelbigen eine Abgabe erheben zu wollen, erſt noch darauf, ob nicht nach der dritten Frage ſchon von dieſem Profite der gerechte und verhältnißmäßige Theil zu den auf den Grundſtücken liegenden Abgaben bezahlet wird. Die Phyſiokraten behaupten dieſes, und ihre Gründe ſind ſehr auffallend. Der Profit, welchen die Handwerker, Fabrikanten und Kaufleute aus ihren Gewerben ziehen, wird entweder als ein todtes Kapital ungenutzt zurückgelegt oder wirklich aufgewendet, um ihre und der Ihrigen Genieſungen zu vermehrlichtigen. Iſt das erſte, ſo iſt der vorausgeſetzte Profit für den Staat kein Reichthum zu nennen, und zum Glück des Eigenthümers und der Seinigen dienet er auch nicht; mithin kann er nicht als reeller Profit und Fond der Auflagen für den Staat angeſehen werden. Wenn aber der erhaltene Profit der Gewerbe als Aufwand wieder ausgegeben, und in mancherley Producten und Waaren verbraucht wird: ſo ſteigt im Verhältniß deſſelbigen der Werth der Producte und Waaren, die dafür erkauft, genoſſen und verzehret werden. Wie alſo der Profit der Gewerbe wächſt und als Profit verbraucht wird: ſo tragen dadurch die gewerbtreibende Perſonen ihren verhältnißmäßigen Theil zu dem Werthe der ganzen Production der Grundſtücke in der Geſellſchaft bey; folglich zahlen ſie auch in dieſem Verhältniß an dem Impoſten, der auf den Ertrag der Grundſtücke geleget wird. Reiche Fabrikanten, Handwerksleute und Kaufleute, die durch ihre Gewerbe gute Gewinnſte machen, laſſen allenthalben der Claſſe der Grundeigenthümer und Bauren auf mancherley Wegen durch ihren Aufwand viel zufließen und verſtärken dadurch die Einkünfte, die aus den Producten der verſchiedenen Grundſtücke gezogen werden, wodurch nothwendig das Kapital der Schatzung von Grundſtücken höher ſteigt. — Hauptſächlich aber kommt alles auf die Wirkungen an, die mit den Gewerbſteuren unzertrennlich verbunden ſind. Die Phyſiokraten behaupten in der Beantwortung der vierten Frage, daß Gewerbſteuren in allen Staaten eine unaufhörliche Preißerhöhung aller Producte, eine Verminderung des Verbrauches, und folglich auch eine Abnahme der Productionen der Grundſtücke nach ſich ziehen. Alle Gewerbe ohne Unterſchied ſehen ſie mit allem Rechte für nichts anders als Arbeiten an, welche um des Abſatzes, und Verbrauches der Producte willen unternommen werden. Alles alſo, was man den Gewerben auflegt, muß nothwendiger Weiſe auf die Waaren, die man in den Gewerben einkauft, oder verfertiget, und andern zum Verbrauch wieder verkauft, geſchlagen werden. Die Handwerks-Fabriken- und Kaufmannswaaren werden alſo für die Käufer und Verbraucher um den ganzen Betrag der Gewerbſteuren vertheuret. Dieſe Käufer und Verbraucher legen dieſe erhöheten Preiße wieder auf ihre Arbeiten und Waaren, die ſie weiter zu verkaufen haben, und ſo geht die allmählige Preiſerhöhung der Arbeiten und Waaren durch alle Claſſen ununterbrochen fort. Je mehr die Preiße der Waaren und Arbeiten ſteigen, deſto kleiner muß bey vielen Claſſen der Bürger der Verbrauch der Waaren werden, bey denenjenigen nemlich, welche von ihren fixen Renten und Beſoldungen leben, und den allen andern, die nicht fabriciren, und handeln und nichts an andere zu verkaufen haben, die auf die ſich wie z. E. die Bauren ꝛc. die Marktpreiße, wie ſie gemeiniglich ſind, müſſen gefallen laſſen. Verminderung der Conſumtion der Waaren und Producte iſt in allen Ländern eine Urſach, daß auch die Production, und folglich die Benutzung der verſchiedenen Grundſtücke abnimmt: daraus entſteht immer gröſſerer Verfall des Nahrungsſtandes der Staaten.

Alle diejenigen Auflagen, welche die Obrigkeiten ihren Unterthanen für die Bewilligung gewiſſer Handlungen oder Geſchäfte abfordern, oder welche ſie ihnen bey denjenigen Handlungen abnehmen, die in Anſehung der Verbindung zwiſchen Obrigkeit und Unterthanen, und um der obrigkeitlichen Autorität willen unternommen werden, dergleichen die Stempelpapiergelder, die Conceſſions- Diſpenſations- und mehrere andere ſolche Taxen ſind, und die bisher von den meiſten Cameraliſten unter die Quellen der öffentlichen Einkünfte aufgenommen worden, werden in dem Syſtem der Phyſiokraten als lauter willkührliche Auflagen ganz verworfen. Entweder iſt das, was die Unterthanen von der Obrigkeit bitten, oder wozu ſie die öffentliche Autorität der oberſten Gewalt nöthig haben, der Gerechtigkeit und der daraus entſpringenden Ordnung der Glückſeligkeit der Geſellſchaft gemäs, oder zuwider. Iſt das letzte, ſo kann und ſoll es auch gegen Entrichtung des gröſten Taxes nicht erkauft werden. Wenn z. E. ein Mann ein Gewerbe, oder einen Handel allein, und mit Ausſchluß aller übrigen Mitburger treiben zu dürfen bey der Obrigkeit nachſucht, und für die Bewilligung ganze Millionen zahlen will, ſo bleibt es immer ungerecht, dem Geſuch zu willfahren, und die Beſtimmung groſſer Conceſſionsgelder, oder anderer jährlich zu entrichtenden Taxen kann die Ungerechtigkeit nicht gut machen. Iſt aber das, warum die Unterthanen bitten, oder wozu ſie die obrigkeitliche Autorität nöthig haben, der Gerechtigkeit und der wahren geſellſchaftlichen Ordnung gemäs, ſo dürfen ſie alle auf keine Weiſe beläſtiget, oder den Unterthanen ſauer gemacht werden. Daher iſt nach den Grundſätzen der Phyſiokraten nichts ſo verwerflich, als das Stempelpapiergeld, welches die Unterthanen bey ihren Suplicken an ihre Obrigkeit, bey allen ihren gerichtlichen ſchriftlichen Aufſätzen, bey ihren Güterkäufen und Verkäufen, bey den Theilungen ihrer Güter, und andern dergleichen Fällen für geſtempeltes Papier oder Pergament entrichten ſollen. Vorausgeſetzt, daß Stempelpapier um öffentlichen Glaubens willen in dergleichen Fällen nothwendig ſey, über welchen Punct unter dem Artickel: Stempelpapier das weitere nachzuſehen ſeyn wird; ſo iſt die Obrigkeit verpflichtet, nichts weiter, als den dazu erforderlichen Aufwand von dem Staate zu erheben, aber nicht berechtiget, dem Stempelpapier willkührlich einen Tax beyzulegen, der den wahren Werth deſſelbigen überſteigt. Und wenn ſie den nöthigen Aufwand zum Stempelpapiere von dem Staate fordert, ſo ſoll ſie ihn nicht anders, als aus der ächten Quelle der Staatseinkünfte, das iſt, aus dem reinen jährlichen Ertrage des Landes ziehen, nicht aber diejenigen Handlungen der Unterthanen damit beläſtigen, die nichts eintragen, und die gröſtentheils am meiſten von den Armen, und den Mittelleuten im Staate vorgenommen werden. Die Armen und die Mittelleute ſind am meiſten genöthiget, in mancherley Angelegenheiten bey ihren Obrigkeiten Suplicken

zu

zu übergeben; sie sind durch ihre bedrängten Umstände meistentheils gezwungen, um dieser Absichten willen, Capitalien aufzunehmen, und gerichtliche Obligationen ausfertigen zu lassen. Wie ists nun möglich, die Noth dieser dürftigen und unglücklichen Menschen durch allerley Taxen, und durch Stempelpapiergelder noch mehr zu erhöhen?

Was diejenigen **Realauflagen** betrift, die unmittelbar von solchen Güthern erhoben werden, die man von den Kräften und der Thätigkeit der Menschen unterscheiden muß, so sind sie nach der Mannichfaltigkeit dieser Güther, und nach dem Unterschiede der Beziehung, darinne sie betrachtet werden, verschieden. Ueberhaupt sind diese Güther entweder bewegliche, oder unbewegliche. Wie man die gesammte Güther, die ein Mensch hat, sie mögen beweglich, oder unbeweglich seyn, sein **Vermögen** zu nennen pflegt; so wird diejenige Auflage, die man überhaupt im Verhältniß auf das Vermögen der Unterthanen fordert, eine **Vermögenssteuer** genennet. In Ansehung der beweglichen Güther, lassen sich verschiedene Auflagen denken, und sind auch verschiedene in den Ländern eingeführt worden. Man kann von den beweglichen Güthern eines Menschen blos darum weil sie einen bestimmten Werth seines Vermögens ausmachen, eine Abgabe einziehen; auch darum, weil sie in das Gebiet des Staates ein- oder aus demselbigen ausgeführt werden dürfen; ferner darum, weil man sich beym Transportiren und Absetzen der Waaren des öffentlichen Staatseigenthums, der Land- oder Wasserstraßen, der Brücken, der öffentlichen Marktplätze ꝛc. bedient; endlich auch darum, weil man durch Einkauf, und Verkauf, oder durch Verbrauch derselbigen seine Vortheile und Genießungen sucht. Im ersten Falle entstehen die **Fahrnißschanzungen**, im zweyten die eigentlichen **Licenten** oder **Mauten**; im dritten die **Zölle**; im vierdten endlich die **Accisen**, die man an einigen Orten auch **Aufschläge**, oder **Pfundzölle** ꝛc. zu nennen pflegt. Unter den Accisen sind auch die sogenannten **Tranksteuren**, oder **Ohmgelder** begriffen, welche von dem Verbrauch der Getränke, des Bieres, Weines, und Brandeweins bezahlet werden.

Man mag aber diese Auflagen auf die beweglichen Güther auf deren Einkauf und Absatz, und Verbrauch nennen, wie man will, so ist keine einzige darunter, und kann auch keine erfunden werden, welche nicht die verderblichsten Folgen in der Gesellschaft nach sich ziehet. Ueberhaupt hat eine weise Staatsverwaltung, um ihren Staat immer mehr zu bereichern, und glücklicher zu machen, das unveränderliche Augenmerk zu dem Mittelpuncte ihrer Thätigkeit anzunehmen, daß die Masse der **genießbaren** beweglichen Güther alle Jahr vergrößert werde. Hat sie diesen Zweck, und folgt sie ihm bey allen ihren Planen, so muß nothwendig eine Vervielfältigung des glücklichen Menschenlebens, Ausbreitung der Künste, Wissenschaften, Fabriken, und Commercien, und Blüthe des Nahrungsstandes erfolgen, wenn sie niemanden in dem Gebrauche seiner Fähigkeiten, und im Genusse der gewonnenen Producte und Waaren hindert. Unmöglich aber wird man sich die Vermehrung der Masse der genießbaren Sachen angelegen seyn lassen, wenn der Umsatz, das ist, der Ein- und Verkauf derselbigen, und der Verbrauch davon mit Beschwerden, oder Lasten für die Menschen verbunden ist. Eben durch den lebhaftesten Umsatz und starken Verbrauch wird ein vortheilhafter Verkaufspreiß gewirket, und der ist es immer, welcher das Interesse des Hervorbringers reitzet, die Masse der Producte und Waaren zu vervielfältigen.

Da es also eine unvermeidliche Nothwendigkeit ist, daß jede Belästigung des Umsatzes und Verbrauches der Producte, und Waaren die Zunahme der Hervorbringung derselbigen verhindert; so kann unter keinerley Umständen eine weise Staatsverwaltung auf dem Umsatz und Verbrauch der Producte und Waaren Auflagen auflegen. Daher sind ohne Unterschied alle Auflagen auf die beweglichen Güther der Menschen der wahren Ordnung der Glückseligkeit, und der Bereicherung der Staaten ganz zuwider.

Ueberdies ist der Umsatz und Verbrauch der Producte und Waaren, an sich selbst, kein Profit für den Umsetzer und Verbraucher. Ob bey dem Ein- oder Verkauf einer Waare, oder bey dem Verbrauche eines Productes Gewinn sey, das kommt, wie vorher bereits gezeigt worden, auf besondere detaillirte Umstände an, die von niemanden, als dem, welchen sie betreffen, eingesehen, und genau berechnet werden können. Daher kann es geschehen, und geschieht häufig, daß einer eine gewisse Sorte von Waaren mit Profit ein- oder verkauft, oder als Gewinn seines Gewerbes verbraucht, der andere hingegen bey dem Ein- oder Verkauf der nemlichen Waare Verlust hat, oder solche nicht als Gewinn, sondern aus lauter Noth, oder wenigstens immer mit gleicher Abnahme seines Vermögens, und ohne dabey eine Vergrößerung desselbigen gemacht zu haben, verbraucht. Mithin kann es auch aus diesem Grunde nicht ohne Ruin des Nahrungsstandes vieler Inwohner des Staates geschehen, den Umsatz und Verbrauch der Waaren mit Abgaben zu belegen. Dies zeigt sich noch deutlicher, wenn man bedenkt, daß die Geldsumme, welche beym Umsatze, und Verbrauche der Waaren in einem Staate umläuft, nicht in Verhältniß des Ein- und Verkaufes und Verbrauches der Waaren sich vergrößert, sondern daß der nemliche Gulden im Jahre durch jeden und mehrere Hände gehen kann. Nimmt man nun Abgaben von dem Umsatze der Waaren; so geschieht dieses nothwendiger weise sehr oft, daß man von dem nemlichen Gulden, der durch so viele Hände durchgeht, zehen- und mehrmal die Auflage erhebt, und dadurch den Circul des Geldes zum gänzlichen Verderben des Nahrungsstandes vermindert, und in kleinern, oder größern Kreisen ganz hemmet.

Der Schade dieser Art von Auflagen ist eine so klare Sache, daß er sich in den allereinfachsten Rechnungen einem jeden darlegt. Erhebt ein Staat vom Handel und Wandel und Verbrauch der Waaren jährlich die Summe von hunderttausend Gulden, so muß diese gleiche Summe von den Käufern und Verbrauchern der Waaren, wenn ihr ganzer Nahrungsstand bleiben soll, wie vorher, auf ihre Arbeiten und Waaren, die sie zu verkaufen haben, geschlagen werden. Folglich machen die hunderttausend Gulden Auflage die Waaren und Arbeiten derer, welche die Auflage bezahlen müssen, um den gleichen Betrag für die, welche solche Waaren kaufen, und verbrauchen, theurer. Alle die Verbraucher, die wieder etwas zu verkaufen haben, erhohlen sich ihres Schadens durch die Preißerhöhung ihrer Waaren. Nur allein auf denen, welche wenig, oder nichts zu verkaufen haben, bleibt die ganze Last der Auflage liegen, wodurch sodann der ganze Gang des Verbrauches und Umsatzes der Producte und Waaren zum Nachtheil der ganzen Gesellschaft Noth leidet.

Es sind auch keine Auflagen, bey welchen so viel Unterschleif auf hunderterley Art gemacht werden kann, als bey den Handels- und Verbrauchsauflagen. Daher muß der Staat, um diesem Uebel zuvorzukommen,

eine große Anzahl von Bedienten halten, und folglich auf ihre Unterhaltung einen großen Aufwand machen. Dennoch aber ist er nicht verschert, nun seine Auflagen durchgehends, so wie der Ansatz gemacht ist, erheben zu können, weil auch bey der größten Anzahl von Bedienten die Verheimlichungen der Käufe und Verkäufe und der Consumtionen nicht völlig gehindert werden können, und der Staat selbst von der Treue solcher Bedienten nie allgemein versichert seyn kann. Alles dieses, und die Nothwendigkeit der vielen Strafen, welche mit diesen Auflagen verbunden ist, wird die Lehre der Physiokraten außer allen Zweifel setzen, daß in einem wohleingerichteten Staate Auflagen auf Handel und Wandel, und auf den Verbrauch der Waaren nicht gedultet werden können.

Nun sind noch die unbeweglichen Güther übrig, aus welchen ein Staat seine Auflagen ziehen kann. Zu diesen Güthern gehören erstlich die gesammten nutzbaren Grundstücke des Erdbodens, nemlich, Aecker, Gärten, Wiesen, Weinberge, Waldungen, Fischwasser, Bergwerke, und zweytens die Gebäude. Diejenigen Abgaben, welche man von dem Werthe der Häuser, und Gebäude zieht, heißen Häusersteuren, oder Häuserschatzungen. Nach dem physiokratischen System sind auch diese Auflagen unnatürlich und verderblich. Die Häuser und Gebäude sind durch sich selbst nicht im Stande die Masse der Producte zu vergrößern, oder ihrem Eigenthümer etwas einzutragen. Sie legen vielmehr an sich ihrem Besitzer die Last der beständigen Unterhaltung auf, und verursachen folglich jährliche Unkosten. An denjenigen Orten, wo die Häuser durch Vermiethung an andere ihrem Besitzer einen Nutzen über seinen ganzen jährlichen Unterhaltungsaufwand, und über das in den Gebäuden steckende Capitalsinteresse einbringen, ist nach der Natur der Sache dieser Nutzen eine Folge von dem Gewerbe, und dem Nahrungsstande des andern, der die Hausmiethe bezahlt, und endlich eine Frucht von dem Gewerbe dessen, der durch seinen Aufwand geradezu und unmittelbar die Masse der Producte vermehret, das ist, des Eigenthümers der nutzbaren Grundstücke. Folglich können auch nach dem Gange der Natur auf die Gebäude keine Auflagen gelegt werden. Geschieht es doch, so fallen sie auf den, der die Gebäude zu seinen Arbeiten und Gewerben braucht. Da müssen also die Arbeiten und Waaren, um diese Impositen tragen zu können, in ihren Verkaufspreisen um soviel erhöhet werden, und es entstehen nun die nemlichen traurigen Folgen, welche aus den Auflagen auf den Handel und Wandel, und den Verbrauch der Waaren entspringen.

Die oben bemerkten nutzbaren Grundstücke des Erdbodens sind ganz allein die wahre Quelle, woraus alle Jahre bey der erforderlichen Culturordnung außer der ganzen Summe der aufgewendeten Auslagen ein Ueberschuß oder ein reiner Ertrag, das ist, ein wahrer Profit hervorkommt. Die nutzbaren Grundstücke des Erdbodens können also ganz allein für den ächten Fond aller Auflagen in den Staaten angesehen werden. Von selbst versteht es sich, daß diejenige Auflage, welche unmittelbar von den nutzbaren Grundstücken gezogen werden soll, ein verhältnißmäßiger Theil des wahren reinen Ertrages seyn müsse, weil sonst die Auslagen auf die Benutzung der Grundstücke beschweret und dadurch dem Fortgang der guten Cultur die Kräfte entzogen würden.

Man kann aber diese von dem reinen Ertrage der Grundstücke zu berechnende Auflage, welche man mit dem allgemeinen Namen: Territorialauflage, Territorialschazung, Landtaxe beleget, auf verschiedene Art einziehen, nemlich entweder unmittelbar als einen bestimmten und verhältnißmäßigen Theil der Totalproduction der Grundstücke, das ist, der Masse von Producten, welche jedes Jahr aus den Grundstücken hervorgebracht werden; oder mittelbar als den Geldwerth eines berechneten Theils vom reinen Ertrage selbst. Die letzte Art ist die Territorialschazung, oder die Landtaxe im engern oder im eigentlichen Verstande. Zu der ersten Art aber gehört der Zehende, der Fünfte, oder was für einen Theil der Totalproduction der Grundstücke man bestimmet hat.

Soviel ist wohl aus dem, was wir bisher dargeleget haben, ohne Widerspruch klar, daß außer der Landtaxe, oder der Territorialauflage sonst keine gedacht werden könne, welche sich auf einen wahren reellen allgemeinen Profit der Staaten gründet. Bey dieser Auflage ist jeder Staat ganz vollkommen versichert, daß der Aufwand, der ununterbrochen auf die Bearbeitung, und Benutzung aller Classen von Grundstücken gemacht werden muß, niemals dadurch vermindert wird, und daß also durch das Auflagensystem die Wiederhervorbringung der ganzen Masse von Genießungen keine Hinderniß leidet. Vielmehr kann itzt, da nur ein bestimmter Theil des reinen Ertrages der Grundstücke als Auflage eingezogen, aber auch zugleich ein Theil des reinen Ertrages in den Händen der Grundbesitzer gelassen wird, der jährliche Aufwand auf die Bearbeitung und Benutzung der Grundstücke vergrößert, und also die Masse der Producte von Jahr zu Jahr vermehret werden. Der reine Ertrag der Grundstücke ist ein wahrer Profit für die ganze Menschengesellschaft, weil er immer ein neuer Zusaz zu der ganzen schon vorhandenen Masse der Producte ist. Er ist nicht ein Profit des einen Menschen, der mit der Verminderung des Vermögens, oder dem Verluste eines andern verbunden ist, nicht ein Profit, den ein Mensch von dem Seinigen wegnimmt, und einem andern Menschen zu dem Seinigen hinzulegt, sondern ein Gewinn, den die Natur unmittelbar in die Hände des Grundbesitzers liefert, und der dieses nun in der menschlichen Gesellschaft in Umsaz bringet. Daher nimmt man bey der Territorialauflage keinem einzigen Menschen etwas von dem, was er als wirkliches Vermögen schon in Händen hat, und zu einer bestimmten Absicht anwendet. Sein wirkliches Vermögen, das er bereits hat, vermindert man nicht. Der reine Ertrag der Grundstücke ist der Ueberschuß, den die Natur über das zu der Zeit wirklich vorhandene Vermögen des Grundbesitzers und aller übrigen Menschen liefert. Wenn man also einen Theil dieses reinen Ertrages als Auflage erhebt, so hat kein einziger Mensch Abgang an seinem wirklichen Vermögen, sondern der Grundbesitzer bekommt der erhobenen Auflage ungeachtet noch mehr Vermögen, als er zur Zeit der Erhebung dieser Auflage wirklich hatte. Es ist demnach die Territorialauflage ihrer Natur nach in allen Staaten die einzige ganz unverderbliche unter allen, die jemals erhoben werden können.

Die vermischten Auflagen sind diejenigen, welche auf Personen und Güther zugleich gelegt werden, oder bey welchen auf die Qualität der Personen und auf ihre Güther Rücksicht genommen wird. Solche finden da statt, wo man die Kopfsteuren nach dem Unterschiede des Standes der Inwohner, und zugleich in Verhältniß ihres Vermögens anordnet. Unter den besondern Abgaben, oder Auflagen, gehört auch hieher sowohl der Todfall, als auch die Nachsteuer, oder der Abzug; wenn man bey Ansezung derselbigen den Stand der abstehenden oder wegziehenden Person, und den

Digitized by Google

Werth ihres Vermögens zum Grunde legt. In denjenigen Ländern, da man noch leibeigene Unterthanen hat, sind die sogenannten Manumissionstaxen, die man solchen Leibeigenen von dem Anschlage ihres Vermögens abfordert, ebenfalls den vermischten Auflagen beyzuzählen.

Man theilt sonst auch noch die Auflagen in ordentliche, und ausserordentliche. Jene nennt man diejenigen, welche in den Staaten zu Bestreitung der gemeinlich immer fortdaurenden Staatsangelegenheiten, und also für beständig erhoben werden. Diese aber heißen solche, die man bey einem besondern Vorfalle, oder Anlasse z. E. zu Führung eines Krieges, oder zu einer ausserordentlichen Gesandtschaft ꝛc. anlegt. Der Unterschied aber hat darum nichts auf sich, weil nach den ächten Grundsätzen der Finanzwissenschaft ein Staat seine ordentliche Einkünfte so verwalten soll, daß er davon immer einen ansehnlichen Fond de Reserve zu ausserordentlichen Vorfallenheiten in Händen behält: s. Staatseinkünfte.

Den Ursprung der Auflagen überhaupt können wir nicht eher in einem faßlichen Zusammenhange darlegen, als in dem Artikel: Staatseinkünfte, wohin wir unsere Leser verweisen. Die Geschichte jeder Art von Auflagen aber insbesondere wird unter ihrem eigenen Namen vorkommen.

Auflagen der Juden. Diese waren nach der Verschiedenheit ihres äußern Zustandes verschieden. Wir bemerken solche erstlich in ihrem democratischen Zustand, zweytens unter ihren eigenen Königen, und drittens unter fremder Herrschaft. So wie die Israeliten aus der egyptischen Sclaverey befreyet waren, und nunmehr ein freyes unabhängiges Volk ausmachten; so war die erste Auflage, die sie zur Einrichtung ihres öffentlichen Gottesdienstes entrichten mußten, eine Art eines Kopfgeldes, welches für jeden Israeliten, der zwanzig Jahr alt und drüber war, auf einen halben Seckel, nach dem Seckel des Heiligthums, gesetzt war. Wie viel dieses gewesen, s. unter dem Artickel Seckel. Moses setzt die Bezahlung dieses halben Seckels mit der Zählung des Volks zusammen, "wenn du, heißt es 2 B. Mos. 30, 12. die Häupter der Kinder Israel zählst, so soll ein jeglicher, der mit in der Zahl ist, einen halben Seckel geben." Hier fragt sich nun, ob diese Steuer von einem halben Seckel ein jährliches Kopfgeld war, oder ob es nur eine gewisse Zeit lang dauerte. Einige behaupten, dieses Kopfgeld wäre nur zur Erbauung der Stiftshütte, als ein Zuschuß zu dem freywilligen Beytrag, der bey dieser Gelegenheit geschahe, auferlegt worden. Andere sagen, es wäre solches von einer Zeit, wenn dringende Ausgaben vorhanden gewesen wären, von neuem auferlegt worden. Noch andere, und besonders die Rabbinen behaupten, es wäre dieses als ein alljährliches Kopfgeld zur Erhaltung der Stiftshütte und des Tempels auferlegt worden, und es wären in allen Städten des jüdischen Landes gewisse Leute gesetzt gewesen, welche diese Steuer alle Jahr den 15ten des 25ten Tag des Monats Adar hätten einnehmen müssen. Jede Meynung hat Gründe für sich.

Indessen ist doch die erstere Meynung unter den übrigen die wahrscheinlichste; denn ausserdem, daß die mosaischen Worte nichts enthalten, woraus man ein jährliches Kopfgeld sollte schließen können, so finden wir in den folgenden Geschichten kein Beyspiel deutlich angezeigt. Der König Joas giebt zwar 2 Chron. 24, 6. dem Hohenpriester einen Verweis, daß er sich den Tribut Mosis zur Hütte des Stifts nicht habe bezahlen lassen, da doch der Tempel verfallen sey; und nach der Wiederkunft aus dem Babylonischen Elend verbinden sich die Juden jährlich den dritten Theil eines Seckels zum Tempel zu geben. Nehem. 10, 32. beyde Fälle aber scheinen mehr eine freywillige Beysteuer, als eigentliche Auflage gewesen zu seyn. Auf eben die Art kann eine Stelle aus dem Talmud erklärt werden, wo es heißt: die Juden entrichteten nach der Wiederkunft aus der Babylonischen Gefangenschaft, anstatt des halben Seckels, eine persische Münze von gleichem Werth: es scheinet also zwar, daß in den ältern Zeiten keine eigentliche Auflage zur Bestreitung der Kosten zur Unterhaltung des Tempels, wohl aber zu verschiedenen Zeiten eine freywillige Beysteuer entrichtet worden zu seyn. Nach der babylonischen Gefangenschaft aber machten die Pharisäer aus der bisherigen freywilligen Beysteuer ein ordentliches Gesetz, daß alle Erwachsene alle Jahr einen halben Seckel zum Tempel geben mußten. Dieß war zu den Zeiten Christi schon längstens eingeführet und rechtskräftig, ob es gleich nicht durch Mosen geboten war. s. Zinsgroschen.

Ob nun zwar durch den mosaischen halben Seckel nur allein für den Bau der Stiftshütte gesorgt war; so wurden doch ausserdem auch noch andere Abgaben festgesetzt, ohne welche ein Staat solchergestalt nicht bestehen kann. Nach der jüdischen Einrichtung machten die Leviten nicht blos diejenigen aus, die zum Religionsdienst gebraucht wurden; sondern alle Personen, die zum Nutzen des Staats ihre Kräfte verwendeten, waren Leviten. Sie machten eine Art von gelehrten Adel aus; aus ihnen wurden die Richter und Schreiber genommen; sie gaben sich mit der Arzneykunst ab: mit einem Wort, sie besorgten alle öffentliche Bedürfnisse des Staats. Dabey war ihnen kein besonderes Erbtheil bey der Vertheilung des Landes angewiesen, wovon sie ihren Unterhalt hätten haben können. Es blieb also nichts anders übrig, und es war auch nichts billiger, als daß gewisse Auflagen zum Besten der Leviten mußten gemacht werden. Die Juden kannten auch in ihrem freyen Staat, keine andere Auflagen, als diejenige, welche die Leviten bezogen. Hierunter gehörten erstlich die Zehente von allen Aeckern und Heerden. Von diesen mußten die Leviten wieder den Zehenten Theil an die Priester abliefern. Wenn die Israeliten den Zehenten zuweilen nicht in Natura abgeben konnten oder wollten; so konnten sie denselben abkaufen, mußten aber das Fünftheil drüber geben. Außer diesen Zehenten, den die Juden an die Leviten geben mußten, gaben sie noch einen Zehenten, den sie aber selbst bey Opfermahlzeiten und andern Gastgeboten verzehrten. (s. Zehnten.) Die zweyte Abgabe machten die Erstlinge aus, die eine Art eines zur Erkenntlichkeit gegen den Jehova, gegebenen Zinses gewesen zu seyn scheinen. Bey dieser Art der Einkünfte war nicht bestimmt, wie viel gegeben werden sollte; sondern es wurde dem Willkühr eines jeden überlassen. Thiere, die geopfert werden konnten, durften nicht losgekauft werden. Die Erstgeburt aber von Thieren, die nicht auf den Altar konnten gebracht werden, ingleichen auch von Menschen, mußte mit Geld abgekauft werden. Das Geld davon kam in einen Schatz, aus welchem die ordentlichen und zufälligen Ausgaben bestritten wurden. Will man die Opfer, die die Israeliten den gewissen Gelegenheiten bringen mußten, und die sie ohne die größte Versündigung nicht unterlassen konnten, unter die Auflagen rechnen; so giebt man ihnen eine unschickliche Benennung. s. Erstgeburt.

Wie die Israeliten unter Königische Gewalt kamen; so mußten sie außer den bisher angeführten Auflagen noch einige neue bezahlen. Die älteste Domaine, die lang-

bey andern Völkern üblich war, bestund darinnen, daß wer vor dem König erschien, nicht leer kommen durfte. Solche Geschenke wurden dem Saul gebracht, und die es nicht thaten, wurden als Rebellen und Ungehorsame angesehen 1 Sam. 10, 27. wir finden hernach weiter keine Spur davon. In den Capitulationspuncten, worinnen die Vorrechte eines Israelitischen Königs bestimmt werden, wird eines Zehenten gedacht, den der König von allen Aeckern und Weinbergen haben sollte. 1 Sam. 8, 15. War dieß vielleicht der dritte Zehente, den die Israeliten abgeben mußten? Unter den Auflagen zeichnen sich insonderheit die Herrendienste aus; auch diese finden wir unter den Israeliten. Bisher hatten sie unter solchen Oberhäuptern gestanden, die weder Schatzungen von ihnen gefordert, noch Unkosten abgedrungen hatten. Nunmehr änderten sich die Umstände. Der Israelitische König nahm die Söhne seiner Unterthanen und brauchte sie zur Pracht, und ihre Töchter zu allerhand Verrichtungen. Er nahm viele Bedienten, die die übrigen Einwohner besolden mußten. Diese Herrendienste scheinen sich in der Folge noch mehr vermehrt zu haben; denn 1 B. der Kön. 5, 17. wird von obersten Amtleuten, die über das Volk, das am königlichen Pallast arbeitete, geredet. Vielleicht sind das eben die Herrendienste, die unter dem Rehabeam erst eine Beschwerde, und dann gar eine Rebellion veranlaßten. Es scheint, daß David nicht sowohl die Israeliten, als vielmehr die im Lande übrig gebliebene Cananiter zu solchen Herrendiensten gebraucht habe, und daß es den Israeliten in der Zukunft sehr empfindlich war, wenn sie dazu gebraucht wurden. Aus Amos 7, 1. leiten einige noch ein besonderes Recht der Israelitischen Königs her; sie erklären die Sache so, als wenn sich der König ein Recht angemaßet hätte, das erste und beste Gras von den öffentlichen gemeinschaftlichen Wiesen abzumähen, und den Israelitischen Hirten blos die Nachweide zu überlassen. Jedoch die Sache ist zu dunkel.

Von den Abgaben, die die Juden, nachdem sie nach dem Untergang ihres Reichs unter andere Botmäßigkeit gekommen sind, entrichten, würde zu weitläuftig hier zu handeln seyn, indem ein jedes Land, oft auch eine jede Stadt seine besondere Gesetze hat; jedoch s. unten den Artikel Juden und Judenzoll.

Auslanger, heißen in der Schiffbaukunst Hölzer, die man dazu braucht, um andere damit zu verlängern. Dergleichen werden an den Bauchstücken oder denjenigen Ribben des Schiffes, welche den Boden desselben bilden und auf dem Kiele befestiget sind; an den Katsporten, die man über der Kielschwynne den Bauchstücken parallel leget, u. s. w. angebracht, um den ganzen Körper des Schiffes zusammen zu halten und fest zu machen. Die den Talbort oder die Einfassung des Verdeckes erreichende führen den Namen der Rückauslanger.

Auslaßbrief, das Document, worinn man einem eine Sache abtritt. s. Auflassung der Güter und Auflassung des Lehns.

Auslassen, Auslaßig. Wenn ein Bergwerk nicht weiter bearbeitet, sondern verlassen wird. Es verliehrt alsdann alle seine gehabte Gerechtsame und fällt wieder ins freye. Das Auslassen geschiehet entweder mit Willen und gutem Vorbedacht, oder gegen allen Dank und Willen. Im ersten Fall bey großer Theurung, Geldmangel, in Hoffnung auf wohlfeile und bessere Zeiten, wenn noch baurwürdige Anbrüche vorhanden sind, die verdienen daß das Werk wieder belegt werde, oder wegen allzugroßer Teufe, kostbarer Forderung, allzuviel Wasser, geringen Anbrüchen, Mangel an guten frischen Wettern u. d. m. Im letztern Fall aber wegen Kriegsgefahr, Krankheiten und Sterben, Wasserfluth, Einsturz des Berges u. dgl. Sobald eine Zeche auflässig worden, sollen die Bergmeister und Geschworne alle Nachrichten in ein besonders darüber zu führendes Auflassungsbuch oder Protocoll aufzeichnen, die Ursachen warum dieß oder jenes Werk auflässig worden sorgfältig bemerken, und bey dem Bergamt oder Gerichten niederlegen, und das V. R. W. Hätten die Vorfahren dieses allemal richtig befolgt, so wär den bloßen Erzählungen nicht zu viel getrauet, und ansehnliche Geldsummen an einem Werk verschwendet worden, das die Alten deswegen verlassen hatten, weil es nicht baurwürdig war.

Die Auflassung muß vom Lehnträger dem Bergamt vorher angezeigt werden, welches die Gründe und Ursachen erst untersucht, damit die Gewerke nicht betrogen werden, und ein Werk muthwilligerweise auflässig wird und ins freye fällt. Die Rechnungen werden ihm zu eben dem Ende berichtigt und abgehört. Hat eine aufgelassene Zeche Schulden, so müssen die Gläubiger ihre Ansprüche an die Gebäude und aufgelassenen Zechen Vorrath beweisen und geltend machen, sonst ist ein neuer Muther, der das Werk wieder betreibt und die Arbeit fortsetzen läßt, nicht schuldig die darauf haftende Schulden der alten Gewerkschaft zu übernehmen und zu bezahlen.

Von dem aufgelassenen Zechen Vorrath ist der Gewerkschaft erlaubt den Vorrath an Erz, Schlich und Gezähe zurück zu nehmen, alles andere aber, was Nagel-Ried- und baßenfest ist, ingleichen die Halden und alles ungeschiedene Erz, fällt mit ins freye.

Auflaßgeld, oder Auflaßschilling, ist ein gewisses Geld, welches der Lehnsmann dem gewissen Gütern an den Lehnsherrn bezahlt, wann er das Gut verkauft; insonderheit bezahlt es der zinspflichtige Bauer, wenn er sein Gut verkauft hat, und dem Zinsherren davon Anzeige thut.

Auflassung der Güter, hat nach deutschen Rechten mancherley Bedeutungen. Man versteht nemlich darunter: 1) eine gerichtliche Uebertragung der Güter oder Pfänder, wodurch von dem bisherigen Besitzer das Eigenthum oder Pfandrecht mit den davon abhangenden Vortheilen überlassen wird. In diesem Sinne findet sich dieser Ausdruck im Hamburgischen und Lübischen Rechte. 2) Die gegenseitigen Schenkungen, welche Eheleute in den Ehepacten oder hernach unter sich errichteten Verträgen einander zu machen pflegen, und welche sonst auch Begiftungen genannt zu werden pflegen. Gleichfalls nach Lübischen, auch nach Sächsischen Rechten. 3) Wird in der Grafschaft Hoya damit eine besondere Gewohnheit, einem neuen Meyer und seiner Ehefrau am Tage ihrer Hochzeit das Meyergut feyerlich zu übergeben, bezeichnet. Wenn nemlich Braut und Bräutigam nach der Copulation in das zu übergebende Haus treten: so klopft der Gutsherr oder sein Hofmeyer an den Ramen der Thür, um durch dieses Zeichen dem jungen Ehepaar den Hof zu überlassen, wofür er einen halben Reichsthaler und ein Schnupftuch bekommt. 4) Wird das Wort Auflassung auch von Personen gebraucht, welche durch Annehmung der Erb- und Bauergüter, in fremde Verbindlichkeiten treten, und die gewohnlichen Pflichten gegen die Gutsherrn über sich nehmen.

Auflassung des Lehns, oder auch Auffendung und Aufkündigung des Lehns, (*Resutatio s. Resignatio feudi*). Die Auflassung des Lehns ist eine Handlung des Vasallen und Lehnmanns, wodurch er aus bewegenden Ursachen seinem Lehnherrn (Domino

Digitized by Google

directo) die Verbindlichkeit, worinnen er wegen des von ihm gehabten Lehns und dessen Nutzung bisher mit ihm gestanden hatte, aufsaget, und von selbiger mit würklicher Zurückgebung des Lehns sich losmacht.

Es kann diese Handlung geschehen schlechtweg (pure & simpliciter), oder mit Bedingung (conditionate), mündlich und schriftlich. Nach der Natur der Lehen muß der Lehnherr nothwendig die Auflassung des Lehns von dem Lehnmanne annehmen, weil das beyderseitige Band als eine Gattung von Contract anzusehen ist, nach welchem der erste dem andern die Güter ꝛc. zu Lehn giebt, daß er ihm dafür Dienste leisten solle. Findet der Lehnmann, daß es ihm nicht vortheilhaft ist, länger für die Nutzung des Lehns zu dienen, oder er hat andere bewegende Ursachen, und sagt dem Lehnherrn zu rechter Zeit, wo er seine Dienste zu leisten hat, noch der Lehnherr in Gefahr eines bevorstehenden Krieges ist, oder es nicht directe zu desselben evidenten Schaden gereichet, das Lehn und die Dienste auf: so kann er allerdings von dem Contract zurücktreten und sich ohne gegründeten Widerspruch des Lehnherrn von selbigen losmachen.

Nach den alten teutschen Lehnrechten ist dieser Satz auch gegründet, obwohl es im Gegentheil dem Lehnherrn nicht erlaubt war, dem Lehnmann das Lehn aufzusagen. In dem alten Schwäbischen Lehnrechte bey dem Senkenberg in Corp. Jur. feud. S. 22. steht: Si quis Vasallus feudum suum Domino suo vult refutare, nec ulterius illud retinere, ipse Dominus *non potest de jure hoc denegare, sed debet ab eo id recipere.* Contra vero *Dominus non potest hoc adversus Vasallum facere*, nisi per felonian feudum amittat. Es ist solches auch der Natur der Sache gemäß, weil der Lehnmann nicht seiner Person, sondern des Lehns wegen zu den Diensten verbunden ist. Will er also das Lehn nicht länger haben und giebt es zurück, so ist er auch von der Verbindlichkeit frey, und der Herr kann sich mit Recht nicht beschweren, weil er gar leicht zu dem aufgelassnen Lehen einen andern Vasallen erhält. Bey der Sache selbst auch ist abseiten des Vasallen *gratia* und *beneficium* vorzüglich in Betracht zu ziehen, deren man sich allezeit begeben kann. Da hergegen der Lehnmann sehr übel daran seyn würde, wenn sein Lehnherr die Freyheit hätte, ihm nach Gefallen und willkührlich das Lehn aufzusagen und ihn auf das Bloße zu stellen. Er war schuldig, gegen die damals öfters geringe Nutzung des Lehns mit Pferden und Waffen allemal in Bereitschaft zu seyn, und würde bey dem Contract in einer gefährlichen Lage sich befunden haben, wenn sein Herr nach Gefallen ihn außer Brod, ohne hinreichende und gesetzmäßige Ursach, zu setzen freye Hand gehabt hätte.

Wollte aber der Lehnherr die Auffaagung auf keine Weise annehmen, so mußte, nach dem alten Schwäbischen Lehnrechte Cap. V. der Vasall in Person mit gesaltner Hand das Lehn ihm dreymal auffagen; wollte er es noch nicht annehmen, so war er nunmehro seiner Vasallenschaft und Verbindlichkeit entbunden.

Diese Auflassung mußte vormals, nach alten Lehnrechten, entweder persönlich oder schriftlich geschehen. Von der ersten Art findet man in den Auflagebriefen die Formel — *linguis & digitis*, auch wohl mit Hand, Mund und Halm — zu einem Beweis, daß entweder der Auflasser in Person, wie das alte Schwäbische Lehnrecht verlangt, oder durch Bevollmächtigte die Handlung verrichtet hat. Gemeiniglich ist solches schriftlich geschehen, doch sind zwey Bevollmächtigte (procuratores), so des Lehnherrn Vasallen seyn mußten, mehrentheils auch dazu gebraucht worden, die statt des Auflassers selbst die Resignation verrichtet, und den Auffagebrief übergeben haben.

Weil die Auflassung des Lehns eine Gattung der Veräußerung (species alienationis) ist, so versteht es sich von selbst, daß der Vasall mündig, und in Absicht der Agnaten ungebunden seyn muß. Sie findet alsdenn statt 1) in Absicht des Lehnherrn, 2) des Lehnsfolgers und der Agnaten, 3) eines Fremden oder einer Commune ꝛc.

Im ersten Fall refutirte der Vasall seinem Lehnherrn das Lehn pure, so daß dieser solches ohne Bedingung hinwieder verleihen mochte, an wen er wollte, oder daß er sonst damit frey schalten und walten konnte. Dieses geschahe, wenn der Lehnherr den Nießbrauch mit dem Eigenthum (dominium utile cum directo) bey dem Lehngute consolidiren, oder solches mit einem andern nahe belegenen Gute verbinden oder sonst zu seinem Nutzen gebrauchen wollte, und hagegen dem Vasallen ein ander Lehn gab, womit derselbe völlig zufrieden war. 2) In Absicht des Lehnfolgers. Wenn solcher der nächste war, so hatten die entfernten Agnaten nichts einzuwenden, der Lehnherr noch weniger. Die Refutatio war zwar *conditionata*, sonst aber ohne alle Schwierigkeit, und lediglich nur zu Gunsten des nächsten Lehnfolgers, damit derselbe noch bey Leben des Refutanten zum Genuß und Besitz des Lehns kommen sollte. Geschahe die Auflassung aber zum Besten eines entfernten Lehnfolgers, so hatte der Lehnherr zwar kein Recht zu widersprechen, desto mehr aber der nächste Lehnsfolger, an welchem die wirkliche Succession auf den Todesfall des Refutanten stand. Hatte dieser also seinen Consens nicht dazu gegeben, so war er berechtiget, wenn auch gleich der Lehnherr die Auflassung für den entfernten Agnaten angenommen hatte, das Lehn zu revociren, und die Auflassung war null und ohne Wirkung. Jedoch konnte die Revocation eigentlich nicht eher geschehen, als nach erfolgtem Tode des Auflassers, weil alsdenn erst des nächsten Erbfolgers sein Successionsrecht eintrat. In diesen beyden Fällen, es mochte die Refutation zum Besten eines nächstern oder entfernten Agnaten geschehen, hatte der Lehnherr im geringsten kein Recht zu widersprechen, noch weniger war seine Einwilligung dazu nöthig, indem es hier keine Alienation ist, sondern alle Mitbelehnte ein Recht, und gewissermaßen schon ein Condominium an dem Lehn haben, mithin es dem Lehnherrn gleichgültig seyn kann und muß, wer von ihnen solches im Besitz hat. 3) In Absicht eines Fremden oder einer Commune ꝛc. Auch in diesem Fall hat im Grunde der Lehnherr kein Recht zu contradiciren, wenn der Käufer sonsten eine lehensfähige Person ist, bey dem er in Absicht der Dienste ꝛc. nichts besorgen und verlieren kann. Man versteht nemlich, wenn die Refutation bey Gelegenheit eines würklichen Verkaufs an einen Fremden ꝛc. vorgenommen ist. Die Agnaten und Lehnsfolger hergegen, auch die allerentferntesten, so auch nur eine geringe Hoffnung zur Erbfolge haben, sind deßwegen berechtiget, das verkaufte Lehn ex jure Condominii & retractus gentilitii zu vindiciren.

Daß dieses alles nur von alten Stammlehnen oder feudis antiquis zu verstehen sey, folgt aus der Natur der Sache selbst, und dem alten Lehnsfolgern an dem Lehnstücke radierten Condominio. Daß hergegen bey einem neuen Lehn, wo die Lehnsfolger ihr Successionsrecht von dem ersten Acquirenten erworben haben, dieser Widerspruch wegfällt, versteht sich von selbst, weil sie

Digitized by Google

nicht ex providentia majorum & jure condominii ein Recht an dem neuen Lehn haben, sondern vielmehr des Erblassers und Refutanten Person vorstellen, mithin auch dessen Facta prästiren müssen. Wiewohl auch hier eine Ausnahme gemacht werden muß, wenn das neue Lehn in dem Lehnbriefe als ein altes Lehn (jure feudi antiqui) verliehen ist, indem der Acquirent sich dadurch stillschweigend seines Vorrechts begeben, und das neue Lehn seine Eigenschaft verloren hat.

Ueber die angeführten Fälle war auch vormals noch in zwey andern die Auffagung schlechterdings nöthig, 1) wenn der Vasall von seinem Landesherrn, in dessen Territorio sein Lehn lag, gezwungen ward, gegen seinen Lehnherrn zu dienen, wenn beyde Herren in einem Kriege verwickelt waren, oder 2) wenn der Vasall sogar seinen Lehnherrn aus eigner Ursache, oder aus einem Bündnisse mit andern, befehden wollte. In beyden Fällen suchte sich der Vasall dadurch zu prospiciren, damit er der offenbaren Felonie und Privation des Lehns auswich, daß er das Lehn, mit Anführung der Ursache, aufsagte, wobey er sich aber gemeiniglich von demjenigen, so ihn in die Fehde gezogen hatte, die Versicherung geben ließ, daß er sich mit seinem Lehnherrn nicht eher sohnen wollte, bevor er ihm nicht das etwa schon eingezogene Lehn wieder gegeben, oder daß er ihn sonst auf andere Art schadlos halten wollte ꝛc. Die Refutation in beyden Fällen, zumal in dem letzten, kann allerdings nicht von sonderlicher Wirkung seyn.

Auch bey einer Verpfändung des Lehns war die Auffagung üblich; wie aus einer Urkunde von A. 1399. (in den Braunschw. Anzeigen von A. 1747. N. 17.) erhellet, wo ein Braunschweigischer Vasall seinen lehnbaren Acker an ein Kloster verpfändet, und solchen dem Herzoge durch zwey Bevollmächtigte auffaget, der Herzog dem Kloster die Versicherung giebt, daß wenn der Vasall ohne Erben abgehen würde, er sich des Lehns nicht eher anmaßen wollte, bis das Pfandgeld dem Kloster bezahlt sey. Es war also eigentlich nur ein Consens des Lehnherrn über das verpfändete Lehn, doch mußte die Auffagung solenniter geschehen. Auf gleiche Art ist es auch bey einem Pfandlehn geschehen, wie davon eine Urkunde d. a. D. No. 67. überzeuget.

Bey den Reichslehnen, so ursprünglich von gleicher Natur sind, ist gleichfalls die Refutation hergebracht, wovon man viele Beyspiele anführen könnte, die zum Theil bey dem Itter, Cap. II. p. 9. nachzusehen sind. Geschieht solche zum Besten des nächsten Lehnsfolgers, so ist kein Kayserlicher Consens nöthig; geschieht sie aber zum Vortheil eines Dritten, so nicht mit belehnt ist, so ist solcher allerdings nothwendig.

Wenn der Lehnherr zum Besten des Vasallen sein Dominium directum auffägt, und also den Lehns-Nexum aufhebt: so heißt solches eine Lehnsvererbung. s. unter dem Worte Lehnsvererbung.

Auflauf, ist ein plötzliches Zusammenlaufen des Volks das aus Neugierde, oder auch um Unruhen im Staat zu erregen, geschieht. Von der letzten Art s. Aufruhr. Auflauf ist auch ebensoviel als: Aufgelaufner Koch.

Auflaufen, heißet mit dem Kiele des Schiffes auf den Grund aufzusitzen kommen und wird, wenn es am Ufer geschieht, stranden genennet. Zuweilen geschiehet es unversehens, zuweilen auch mit Willen um mit der nächsten Flut wiederum flott zu werden. Zuweilen thut man es auch aus Noth, damit man sich vor dem Feinde rette, der mit großen Schiffen sich nicht nähern darf, wenn er nicht gleichfalls auflaufen will. Weil aber Schiffe mit plafterem Boden noch von dem Grunde entfernt bleiben, in welchen ein tiefer gehendes einschneidet; so kann der Feind Barken und Schaluppen ausschicken, um sich des aufgelaufenen zu bemächtigen. Da aber doch hierüber einige Zeit verstreichet; so kann man, wenn man nahe am Ufer ist, noch etwas von Gütern und Mannschaft in Sicherheit bringen.

Auflaufen, (bergmännisch.) Das Aufschütten der Erze, der Kohlen und Zuschläge in den Schmelzofen. Auflaufer, Aufträger, ist derjenige, der diese Arbeit den den Schmelzhütten zu verrichten hat.

Aufleben, ein Gemälde, heißt in der Mahlerey einer Farbe durch Firnisse einen neuen Glanz geben, oder auffrischen.

Aufliebung der Wissenschaften s. Wiederauflebung auch Palingenneste der Wissenschaften.

Auflegegeld, sind die Beyträge der Zunftgenossen, welche zu Bestreitung ausserordentlicher Ausgaben in die sogenannte Amtsbüchse gesammelt werden.

Auflegen, heißt in der Botanik eine Pflanze trocknen und in seine Sammlung eintragen. Da man nicht alle Pflanzen lebendig erhalten und kennen lernen kann, so muß man sich öfters mit dergleichen aufgelegten Pflanzen begnügen, welche für den Botanikus weit unterrichtender sind, als bloße Abzeichnungen. Bey dem Auflegen müssen folgende Regeln beobachtet werden: Man suche soviel möglich ein vollkommenes Beyspiel jeder Pflanze aus, dem kein zur Bestimmung nothwendiger Theil fehle, zu der Zeit, wenn sich die Blüthe völlig aufgeschlossen hat. Nachdem diese Pflanze von aller anklebenden Unreinigkeit, Mäße und Insecten gereiniget worden, lege man sie auf einen Bogen Löschpapier und breite ihre Theile gehörig aus, damit sie hernach desto besser ins Auge fallen. Wenn dieses geschehen ist, so schlägt man die Hälfte des Bogens darüber, legt sie in einen Folianten den niemand lesen mag, und beschwehret diesen mit einem Gewicht von etwa 30 bis 50 Pfund. Man könnte sich zwar auch einer Presse zu diesem Endzweck bedienen, aber die Pflanzen behalten ihre Gestalt besser, wenn sie nach und nach zusammen gedrückt werden, als wenn man sie auf einmal durch die Presse zerquetscht. Wenn eine Pflanze sehr saftig ist, wie z. E. die Aloegattungen und Zaserblume, so muß man zuvor mit einem heißen Biegel- oder Plätteisen darüber hin und herfahren, bis der Saft zum Theil ausgedünstet ist. Auch ist wohl zu merken, daß man nicht gar zu viele Pflanzen zusammen in einen Folianten legen darf, wenn sie nicht schimmelig oder unscheinbar werden sollen. Sind die Pflanzen auf die angezeigte Art eingelegt, so läßt man sie an einem trocknen Ort so lange liegen, bis aller Saft ausgedünstet ist. Alsdann nimmt man sie wieder weg und befestiget jede besonders auf ein Blatt Royalpapier. Man kann sie entweder ganz aufleimen oder nur mit einem Streifen Papier, den man quer über den Stängel klebet, befestigen. Der beste Leim zu diesem Geschäfte wird von Hausenblase und gemeinem Brandewein gekocht, worunter man etwas Euphorbiengummi oder Koloquinten zu mischen pfleget, damit die Insecten abgehalten werden, welche außerdem zuweilen die ganze Pflanze verzehren. Auf die itzt beschriebene Weise lassen sich die meisten Pflanzen auflegen und lange Zeit erhalten, doch werden sie zuletzt, man mag sie noch so sorgfältig bewahren, ein Raub der Insecten. Die Gewächse der letzten Linneischen Klassen, die Moose und Schwämme werden von den gegebenen Regeln ab. Die Moose müssen bey feuchtem Schneewetter im Winter gesammelt werden, oder wenn dieses nicht geschehen kann, so muß man sie vorher mit Wasser

Digitized by Google

benetzen, wodurch sie wieder aufgrünen und ihre natürliche Gestalt erhalten. Alsdann legt man sie wie die andern Pflanzen zwischen Löschpapier und presset sie stärker, als jene: endlich klebet man sie besser mit Siegellack, als mit Leim, auf ein Blatt weisses Papier und trägt sie in die Sammlung ein. Eine solche Sammlung heißt ein lebendiges Kräuterbuch (*herbarium vivum*) wovon wir noch im Artikel: Kräuterbuch mehreres sagen werden. Außer den angezeigten Pflanzen, welche man auflegt, ist noch eine weitläuftige Familie übrig, welche sich nicht auflegen lassen, nemlich die Schwämme. Ihre saftige Consistenz und ihre Gestalt leidet nicht, daß man sie zusammen presse und sie lassen sich nicht anders aufbewahren, als in Weingeist. Nur einige wenige, welche wenig Saft haben, kann man ihrer Gestalt ohnbeschadet trocknen. Auf ähnliche Art, wie das Auflegen der Pflanzen geschiehet, kann man auch die Häute der Fische auftrocknen und auf Papier kleben. Wie man dabey zu Werk gehet, werden wir im Artikel: Naturalienkabinet näher erklären.

Auflegen, ist bey der Musik diejenige Verrichtung, wenn man die einzelnen Vorchristen, die ein ganzes hervorbringen sollen, einem jeden Spieler vorlegt. Bey geringen Concerten ist es sehr willkührlich, wer auflege. An großen Höfen oder bey vollständigen Orchestern sind die Copisten d. i. die musikalische Abschreiber selbsten dazu bestellt.

So gering auch dieser Dienst scheint: so mißlich kann er dadurch werden, wenn ein großes Heer von Tonkünstlern ihr Gebühr fordert.

Wenn man Proben gemacht hat, so ist es höchst nothwendig, daß immer in den Proben wie bey der Aufführung die nemliche Abschrift, besonders von den duplirten Stimmen, denselbigen Spielern vorgelegt werde, sonst könnten auch die größten Meister aus der ganzen Verfassung kommen, und wird durch diese Vorsicht der Vortrag ungemein erleichtert werden.

Auflegen, ist auch ein Wort in der Seesprache, und heißet soviel als vor Winter die Schiffe in Hafen bringen, und daselbst bis auf den folgenden Frühling verwahren.

Auflegen ein Buch. S. Auflage.

Auflegen oder auch **aufschlagen einen Strumpf**, nennen die stickenden Frauenzimmer, wenn sie die erste Reihe Maschen an der Stulpe des Strumpfs wo sie zu stricken anfangen, (die eigentlichen Strumpfstricker fangen an der Spitze des Strumpfes an) nach der obersten Weite desselben, aus freyer Hand machen und auf ihre vier Stricknadeln (Strickdrähte) aufschlingen. Dieses geschiehet aber also: Die Strickerinn befestiget einen Faden in seiner Mitte mit einer Schlinge auf einer Stricknadel, so daß sie ein Ende des befestigten Fadens in der rechten, das andere Ende aber in der linken Hand behält. Den letzten schlinget sie um den Daumen der linken Hand, so daß die Schlinge einer großen Masche gleichet, und der Daumen die Stelle der Stricknadel vertritt. Nun ergreift sie gedachte Schlinge hinterwärts mit der Spitze der Stricknadel, doch so, daß sich die Schlinge zugleich auf dem Daumen und der Nadel befindet. Hierauf schlägt sie den Faden in ihrer rechten Hand von unten nach oben um die Spitze der Stricknadel und auf eben diese Spitze legt sie zuletzt die vorbemeldte Schlinge nochmals, und ziehet ihren Faden an. Hierdurch entstehen 2 Maschen zugleich übereinander. Auf diese Weise werden alle Maschen, eine nach der andern, auf alle 4 Stricknadeln geleget, und die Fäden selbst vereiniget die letzten Maschen zweyer anemander gränzender Stricknadeln. Auf jede der vier Stricknadeln, (die 5te kommt erst beym Stricken hinzu) kommen gleichviel Maschen zu liegen, und trägt eine bey mittelmäßigdickem Garn bey einem Mannsstrumpfe, 35 bis 36 bey Weiberstrümpfen aber nur 30 bis 32 Maschen. Feinere Wolle vermehret die Anzahl der Maschen sowohl, als solche auch dünnere Strickmaden erfordert. Frauenzimmer, welche im Stricken sehr geschickt sind, messen, um die Anzahl der Maschen in der obersten Weite zu finden, das Bein derjenigen Person, so den Strumpf tragen soll, oberhalb des Knies, minder geschickte bestimmen sie im Gegentheil nach einem alten Strumpfe, und diese gehen allerdings am sichersten, so wie sie auch das auf- und abnehmen, wie oft und wo nemlich solches geschehen soll, in der Vergleichung des alten mit dem neuen Strumpfe ebenfalls am besten zu finden vermögen.

Auflegen s. Ausbohren.

Auflegschaufel, Aufschlagschaufel, nennen die Salzsieder eine hölzerne platte Schaufel mit kurzem Stiel, welche zur Ausnahme des Salzes aus der Salzpfanne und Auflegung auf die Salzkörbe und Salzwände (s. Salzkörbe und Salzwände) gebraucht wird. Gemeiniglich bestehet sie aus einem dünnen 14 Zoll lang und 10 Zoll breiten Brettlein von Eichenholz, welches auf beyden Seiten sauber abgehobelt ist, und einen 15 Zoll langen Stiel hat. * Mit diesem Werkzeug nehmen sie die Salzkörner, welche sie vorher an den Rand der Pfannen geschafft, behutsam aus, und schlagen sie in die Körbe, welche auf der Pfannen stehen, oder auf eine Salzmauer, welche sie an den Seiten der Pfannen auflegen, fest auf.

Auflegung der Hände. Ein sehr alter Religionsgebrauch und symbolische Handlung, wodurch eine Art von Uebertragung oder Mittheilung angedeutet wird. Die Griechen schon waren gewohnt, jemanden, der zu einem öffentlichen Amte bestellt wurde, die Hände auf zulegen, als ein Zeichen, daß man ihm Weisheit und Tüchtigkeit zu dem erhaltenen Amte von den Göttern wünsche. Die Römer pflegten, wenn sie einen Knecht freyliessen, ihm die Hand auf den Kopf zu legen, oder die Hand desselben anzufassen, und dann loszulassen, oder auch die Hand nach ihm auszustrecken, daher diese Handlung manumissio genannt wurde. Auch bey den Opfern legten die Heyden die Hände auf das Opferthier, und thaten gewisse Verwünschungen und Gebete hinzu, daß die Götter die Strafen, welche der Opfernde verschuldet hatte, auf dieses Thier legen, ihn aber selbst verschonen wollen. Bey den Juden ist der Gebrauch der Handauflegung sehr alt. Die Patriarchen ertheilten auf die Art ihren Segen 2 Mos. 48. Moses weihete mit Auflegung der Hände den Josua zu seinem Nachfolger ein, der darauf mit dem Geiste der Weisheit erfüllet wurde 4 Mos. 27, 18. 20. 5 Mos. 34, 9. Die Priester legten damit den Segen aufs Volk. Bey den Opfern der Juden sowohl Brand- als Sünd- und Friedensopfern war es gewöhnlich, daß derjenige, welcher es brachte, die Hände auf dasselbe legte, und dabey ein Gebet verrichtete, wie es der Natur des Opfers gemäß war. An dem großen Versöhnungstage mußte der Hohepriester beyde Hände auf den Bock legen, der lebendig in die Wüste geführt wurde, und es sollte, wie Moses ausdrücklich erinnert, durch diese Handlung abgebildet werden, daß die Uebertretungen des ganzen Volks auf dieses Thier, (oder vielmehr denjenigen, der durch dieß Opfer abgebildet wurde,) gelegt, und daher die verdienten Strafen nicht mehr an den Sündern wegen

* s. Tafel der Salzwerkswissenschaft. Fig. 1.

Digitized by Google

des durch die Opfer vorgestellten, stellvertretenden Mittlers vollzogen werden.

In der christlichen Kirche ist diese Gewohnheit des Handauflegens allezeit üblich gewesen. Zu Christo wurden Kinder gebracht, daß er die Hand auf sie legen und sie segnen sollte. Christus heilte auch auf die Art Kranke. Eben dieses geschah von den Aposteln, und es war mit dieser ihrer symbolischen Handlung eine besondere göttliche Wirkung verknüpft, wie besonders aus dem Vorgang bey Paulo, dem von dem Anania bey seiner Bekehrung die Hand aufgelegt wurde, Apost. Gesch. 9. zu ersehen ist. Dieser Gebrauch ist von den Apostolischen Zeiten her beybehalten worden. Man pflegt in der Protestantischen Kirche denselben nicht nur bey Sterbenden, welche man zuweilen unter Auflegung der Hände eingesegnet, sondern bey der Confirmation der Kinder, ehe sie zum heil. Abendmal zugelassen werden, und bey der Einweihung geistlicher Personen, auch bey der Absolution in der Privatbeichte jedoch nicht allenthalben zu beobachten. Die Protestanten sehen denselben als eine alte Gewohnheit der Kirche, und als eine blos symbolische Handlung an, wodurch dem, welchem die Hände aufgelegt werden, keine besondre Kraft mitgetheilt wird, wie etwa zu den Zeiten der Apostel die Wundergaben dadurch mitgetheilt wurden (s. Wundergaben.) Man behielt diesen Gebrauch, wie mehrere bey, ob man gleich die Sache selbst nicht mehr hatte. Man gab ihm eine geistliche Deutung, und sahe ihn als ein Erinnerungszeichen gewisser Wahrheiten an, z. E. daß alle gute sowohl Heilungs- als Amtsgaben von oben herab, wie die Schrift sich zuweilen ausdrückt, oder von Gott herkämen; nicht aber, daß derjenige, welcher die Auflegung der Hände verrichtete, dieselbige mittheile, obgleich die Ausdrücke, deren man sich bedient, und die von Christo und den Aposteln, allenfalls mit einiger Veränderung, entlehnt werden, solches zu sagen scheinen. Man sehe den allgemeinen Artikel: Kirchliche Gebräuche, und hernach die besondere: Ordination der Geistlichen, Confirmation der Kinder.

Auflegung der Hände, (catholisch) wird in der catholischen Kirche von ihrem Ursprunge an bis izt bey verschiedenen Vorfällen gebraucht, die sich in zwey Gattungen eintheilen lassen.

Die erste Klasse enthält die Auflegung der Hände, die bey den Sacramenten üblich und vorgeschrieben ist: die andere aber wird als ein bloser Kirchengebrauch angesehen. Was die erste Art von Handauflegung betrift, so wird solche bey den heiligen Sacramenten der Firmung und der Weihe der höhern Kirchendienern, als der Bischöfen, Priestern und Diaconen gebraucht: Bey Austheilung des Firmungssacramentes entstehet unter den Theologen der Streit, welche Handauflegung des Bischofen ein wesentlicher Theil dieses Sacramentes sey; denn einige behaupten, die Ausstreckung der Hände des Bischofs über die gegenwärtige Firmlinge während einem Gebet, ehe er das heilige Oel auf die Stirne derselben streichet, enthalte die Auflegung der Hände, durch welche die Apostel und hernach Bischöfe viele Jahrhundert hindurch dieses Sacrament ertheilet hatten. Andere aber wollen, daß die Auflegung der bischöflichen Hand, da er die Stirn mit dem Oel in der Form eines Kreuzes bestreichet, könne und müsse als die wahre Auflegung der Hände angesehen werden, und dies um so mehr, weil die Bischöfe in der griechischen Kirche seit vielen Jahrhunderten, ausser der Salbung der Stirn, keine andere Handauflegung anwenden; und die römische Kirche, wenn abtrünnige Griechen in ihren Schoos zurücktreten, das von ihren Bischöfen ertheilte Firmungssacrament nicht aufs neue mittheilen.

Das andere Sacrament, bey welchem die Handauflegung des Bischofs vorkömmt, ist die Priesterweihe, unter welcher auch die Einweihung der Bischöfe und Diaconen, als welche Kirchendiener zu der hierarchischen Ordnung gezählt werden, gehöret; bis in das zwölfte Jahrhundert wurden die obengenannte Kirchendiener durch die Handauflegung geweihet, so, daß unter dem Worte Handauflegung durchgehends die Einsegnung eines Menschen zum Kirchendienst verstanden wurde.

Die Schultheologen, welche nach der im 15. Jahrhund. geschlossenen Kirchenversammlung zu Florenz geschrieben haben, erregten auch über die Handauflegung bey der Priesterweihe den Streit, ob solche als ein wesentlicher Theil nöthig, oder vielmehr anstatt derselben die Darreichung und Berührung gewisser Kirchengefäße und Bücher dafür zu halten sey. Die Unerfahrenheit in den Geschichten, und die Dreistigkeit, alles für allgemeine Kircheneinrichtungen zu halten, was ein oder der andere Theolog in seinem Kirchsprengel, den er bewohnte, ausüben sah, machten diese ungegründete Meynung lange siegen; bis endlich die Geschichtkunde und Kritik die ächte Quellen der wahrhaft alten Gottesgelehrtheit entdeckte, und die Neuheit der Darreichung der obengenannten Kirchengefäße und Bücher offenbar zeigte. Von dieser Zeit an ward von allen grünblichen Gottesgelehrten die Auflegung der bischöflichen Hände als die wahre Eigenschaft des Sacraments der Priesterweihe angesehen.

Was die Auflegung der Hände bey denen Sacramenten für Kraft und Einfluß auf die Seele habe: dieses muß aus der allgemeinen catholischen Lehre von der Einwirkung der Sacramenten, genommen werden. Die catholische Kirche behauptet, daß die Gnade Gottes auf alle und jede von Gott, kraft seiner gegebenen Verheissung, einfliesse, die solche heilige Geheimnisse nach der gottlichen Einsetzung und Vorschrift empfangen. Die Art aber, wie solche Gnadeneinflüsse geschehen, und ob sie, wie die Schultheologen sprechen, ex opere operato geschehen, ist keineswegs von der Kirche bestimmt; sondern jedem frey gelassen, entweder gar nichts darüber zu entscheiden, oder eine Meynung zu halten, welche er will; wenn sie nur gegen keine von der allgemeinen Kirche entschiedene Wahrheit anstößt.

Nicht nur bey einigen Sacramenten, sondern auch bey andern Fällen wird die Auflegung der Hände als eine andächtige, durch das Beyspiel Christi und der Apostoln bestätigte Ceremonie beybehalten, und zwar vor der Taufe wurde in den ältesten Zeiten der Kirche demjenigen, der sich zur christlichen Religion bekennen wollte, die Hand von dem Bischof aufgelegt, um ihn dadurch unter die Catechumenen aufzunehmen; in der lateinischen Sprache hieß dies fieri christianum, wie der Herr Bingham im 10. B. 1. C. seiner origg. eccles. solches sehr schön erweiset; daher kömmt es, daß noch heut zu Tage dem Täufling verschiedenermalen die Hände aufgelegt werden.

Denen, welche man mit dem Teufel besessen hielt, wurden ebenfalls die Hände von den Kirchendienern aufgelegt, und dabey ein Gebet gesprochen, wie aus dem Brief des Pabstes Innocentius I. ad Eugubinum ersichtlich ist.

Bey der öffentlichen Buße wurde den Büssenden mehrmalen die Hand, sowohl von dem Bischof als der Priesterschaft, aufgelegt, und diese Auflegung, um sie von der Firmung und Einweihung der Kirchendiener zu unterscheiden, führte den Beynamen *reconciliatoria*, oder

zur

Digitized by Google

zur Wiederaussöhnung. In einigen Kirchen wurde auch als ein Zeichen der Wiederaussöhnung bey dem heiligen Sacrament der letzten Oelung die Hand auf den Kranken gelegt, wie solches von der Kirche zu Mecheln von Espen beleyret.

So lange noch die Weiber in der Kirche den Dienst der Diaconissen vertraten, wurden auch diese durch Auflegung der Hände zu ihrem Dienst eingesegnet; solches wird durch verschiedene Kirchenversammlungen des fünften Jahrhunderts, in welchem die Diaconissen eingeschränkt wurden, bestätiget. Uebrigens werden von den Priestern und Bischöfen bey noch mehrern Gebetern und geistlichen Handlungen die Hände aufgelegt: diese Auflegung der Hände aber hat keine weitere Kraft, sondern gehört unter die natürliche Stellungen der Menschen, wenn sie etwas mit Nachdruck thun, und dabey nicht mit den Worten allein zufrieden sind, sondern auch ihre Gesinnungen mit äußerlichen Geberden ausdrücken.

Auflesen. Dies Wort wird auf Aeckern und in den Weinbergen gebraucht; Aehren auflesen ist das, wenn arme Leute, nachdem der Bauer seine Garben vom Acker weggebracht hat, die zurück und liegengebliebene Aehren zusammenklauben; s. Aufähren. In den Weinbergen werden die Reben, die vom Weinstock geschnitten und dabey zerstreuet hingeworfen worden sind, gleich nach dem Abschneiden zusammengesammlet, oder auflesen, auf Büschel gebunden und zur Feuerung gebraucht.

Aufliegen, das Haushalten, der Menschy das Gewerbe liegt auf, wird an einigen Orten gesagt, wenn ein Haushalten u. dgl. dahin gebracht ist, daß die Mittel zu fernerm Bestehen nach und nach entgehen, und es mit ihm nimmer recht fort will. Er liegt ganz auf: er ist ganz dem Verderben nahe oder schon verdorben. Eben so sagt man hin und wieder: das Gesind liegt auf, wenn es außer Diensten ist.

Auflöchen, ist bey den Harzschabern den Baum mit einem scharfen Eisen aufritzen, damit das Harz herauslaufe.

Auflösen. Wenn in dem menschlichen Körper die flüssigen Theile zu dicke sind, und in den Kanälen stocken und dieselben verstopfen: so muß der Arzt durch dienliche Mittel auflösend das heißt, er muß die dicken Säfte verdünnen und flüßiger machen, und den Kanälen durch einen gelinden Reiz ihre Kraft wiedergeben, die in ihnen enthaltene Säfte fortzutreiben. Die Mittel, dieses zu bewirken, nennet man auflösende Mittel, und man begreift leicht, daß sie nicht von einerley Beschaffenheit und Wirkung seyn können. Unter die Klasse der auflösenden Mittel gehören vorerst die wässerigen Mittel, z. E. dünne Getränke, welche mehrere Flüßigkeit ins Blut bringen. Zweytens gehören dahin die salzige Mittel, sowohl die Mittelsalze als auch vornemlich die Laugensalze, welche die zähe schleimige Theile des Blutes dünner machen. Drittens zählet man auch dazu die scharfen Arzneyen sowohl des Pflanzen- als auch des Mineralreiches, welche auch die Säfte verdünnen und zugleich durch ihren Reiz die Blutgefäße in stärkere Bewegung setzen. Alle diese Arten von Arzneymitteln werden wir unter ihren besondern Namen und Artickeln näher betrachten und erläutern. So wie man durch die eben angezeigte Mittel eine innere Verstopfung und Verdickung der Säfte auflöset, so geschiehet es auch bey Geschwulsten und Entzündungen an den äußern Theilen des Leibes, wenn man auflösende Mittel in Form eines Pflasters, Salbe, Aufschlags u. s. w. auflegt; doch nennet man äußerliche auflösende Mittel besser zertheilende (*discutientia*); s. diesen Artickel.

Auflösen (Chemie), heißt zween Körper von verschiedener Natur so innig mit einander vereinigen, daß sie einander ganz durchdringen, und, ihrer sinnlichen Eigenschaften nach, einen gleichartigen Körper auszumachen scheinen. Von dem Körper, der sich dabey thätiger bezeigt als der andere, und wenigstens in dem Zeitpunkte der Vereinigung flüßig ist, sagt man, er löse den andern auf, er sey sein Auflösungsmittel; so wie von dem, der sich leidender dabey verhält, er sey in dem andern aufgelöst, (s. **Auflösung**). Sonst gebraucht man das Wort uneigentlich auch für die Zergliederung oder Zersegung der Körper in ihre Bestandtheile.

Auflösen, die Columnen. Wenn der Buchdrucker eine Columne fertig gesetzet hat, so bindet er sie mit einem Bindfaden, den er Columnenschnur nennet, neben herum zusammen, damit er nicht zu besorgen hat, daß sie auseinander falle, wenn er sie von dem Schiffe oder dem Brette, worauf er sie anfänglich zusammengesetzet, abnimmt und auf das Setzbrett schießet. Diese Schnur nimmt er, wenn er zwischen und um die gehörig neben einander geordnete Columnen die Stege gelegt und alles zusammen in die Form oder die eiserne Rahme zu bringen und fest zu schrauben im Begriffe ist, hinweg, und heißet dieses die Columnen auflösen.

Auflösen ist auch bey den Buchdruckern, was sonst ablösen heißet. Nemlich wenn zwey an einer Presse arbeiten, und einer seine 250 Exemplare gedruckt, also ein neues Zeichen anfänget, so wird er vom andern aufgelöset.

Auflösen, heißt bey den Jägern soviel als Aufschneiden.

Auflöslich, *Solubilis*, *Dissolubilis*, (Chemie) nennet man Körper, die sich in einem oder dem andern, auch in der Kälte flüßig bleibenden Auflösungsmittel, auflösen lassen: vornemlich gebraucht man den Ausdruck oft, ohne eine nähere Bestimmung beyzusetzen, an Körpern, die sich im Wasser oder in Säuren auflösen.

Auflöslichkeit, *Solubilitas*, (Chemie), die Eigenschaft der Körper, nach welcher sie sich bald in dieser, bald in jener, bald in mehrere Flüßigkeiten zugleich, bald ohne viele Vorbereitung, bald erst nach langer Vorbereitung auflösen. Sie hat ihre verschiedene Stufen, wie nachdem der Körper in einer oder in mehreren Flüßigkeiten zugleich auflöslich ist, wie nachdem er mehr oder weniger Vorbereitung und Wärme, wie nachdem er mehr oder weniger von seinem Auflösungsmittel zur Auflösung erfordert, und wie nachdem die Auflösung selbst leichter, vollkommener und dauerhafter ist.

Auflösung (juristisch), s. Abzugsgeld.

Auflösung, Solution. (physisch) Ein Hauptmittel der Natur die zweckmäßigen Veränderungen in der Körperwelt hervorzubringen, wie das vorzüglichste Mittel des Naturforschers die Natur der Körper kennen zu lernen. Man verstehet unter der Auflösung eines Körpers diejenige Veränderung desselben, da seine Theile durch die Wirkung eines ihn umgebenden Körpers entweder ganz, oder doch zum Theil aus ihrer vorigen Verbindung oder doch dem Grade derselben gesetzt werden. Im ersten Fall heißt sie eine **vollkommene Auflösung**, im andern eine **unvollkommene**, und, wenn der Körper nur erweicht wird, eine **Maceration**. Die Hauptercheinungen bey einer vollkommnen Auflösung, z. E. des Zuckers oder Salzes im Thee oder im Wasser, oder der Metalle in ihrem Scheidewasser sind folgende:

1) Keine flüssige Materie löset einen Körper auf, dem sie nicht anhängt. So löset das Quecksilber das Holz, die Knochen, die Steine u. s. f. nicht auf. Soll aber eine flüßige Materie einen Körper auflösen, so muß sie

Digitized by Google

ihm anhängen, wiewohl nicht jede flüßige Materie, die einem Körper anhängt denselben auch gleich merklich und sehr geschwind auflöset. 2) Alle Auflösungen werden durch die Wärme, und Bewegung befördert. 3) Der auflösende Körper wird von dem auflösenden flüßigen Mittel durchdrungen und erweicht, endlich aber werden die Theile ganz zertrennt, von einander entfernt, in die Zwischenräume des flüßigen Auflösungsmittels vertheilt, aufgenommen, und schwebend erhalten. 4) Während dieser Auflösung steigen häufige Luftblasen auf. 5) Das Auflösungsmittel vermag nur einen gewissen Theil des Körpers aufzulösen, von welchem es gleichsam gesättiget, saturirt wird, sobald es diesen Theil aufgelöst hat, greift es das Uebrige nicht mehr an. 6) Ein Auflösungsmittel löst den nemlichen Körper lieber und geschwinder auf, als das andere. 7) Das nemliche Auflösungsmittel, welches den einen Körper nicht mehr angreift, löst doch nun von einem andern noch einen ziemlichen Theil auf. 8) Während der Auflösung nimmt der Umfang des Auflösungsmittels nicht merklich zu.

Nach diesen Beobachtungen scheint es mit der Auflösung der Körper folgende Bewandniß zu haben: die flüßigen Materien scheinen in ihren kleinsten Theilen beständig zu schüttern; und zwar um so stärker, je flüßiger sie sind. s. flüßig. Wie hingegen die festen Körper, sich selbst gelassen, in ihren Theilen mehr ruhen, und dadurch erst aufgelegter zum Zusammenhang sind; wie die flüßigen durch das beständige Schüttern der Theile gerade daran gehindert werden. Jedoch scheinen die Theile eines jeden auch festen Körpers zu einer gewissen Art von Schwingung aufgelegt, und gleichsam gespannt zu seyn, so wie auch nicht zu leugnen ist, daß noch die letzten Theile sowohl der festen als flüßigen ihre besondere Gestalt haben, von welcher auch die Größe und Gestalt ihrer Zwischenräumchen abhängt. Umgiebt nun eine flüßige Materie einen Körper, so stößt sie in ihrer schütternden Bewegung an denselben, und theilt ihm dieselbige, insofern er dazu aufgelöst ist, mit. Hiedurch schon wird der Körper an seiner Oberfläche erweicht, aber noch nicht aufgelöst. Hängt aber die flüßige Materie dem Körper hinlänglich an, das ist, wenn sich ihre Theilgen in seine Zwischenräumgen, und die seinigen in die ihrigen schicken, so häuft sie sich an ihm an, dringt in diese Zwischenräumgen, und setzt auch die innern Theile in die nöthige schwingende Bewegung, dadurch denn ihr Zusammenhang natürlich vermindert, und, nach und nach, durch das immer mehrere Eindringen gar aufgehoben wird. So begreift man alle die vorhin angeführten Erscheinungen bey der Auflösung. Nur diejenigen flüßigen Materien lösen die Körper auf, die ihnen anhängen; denn sie dringen in die übrigen nicht ein, und wirken auch nicht einmal hinlänglich auf die Oberfläche. Auch sind die dichtern flüßigen Materien allemal schon zäher und schwingen nicht so stark, als die dünnern; da die Wärme sowohl als die Bewegung die Schwingung der Theile vermehrt, so müssen sie die Auflösung befördern, wie das Feuer selbst das stärkste Auflösungsmittel ist. Die Auflösung selbst ist also ohne beständige innere Bewegung, da die Theile des Auflösungsmittels dort eindringen, und hier wieder hervorbrechen, nicht denkbar: und vermittelst dieser innern Bewegung werden die Theile des aufgelösten in die Zwischenräumgen des flüßigen Wesens gestoßen, so lange noch Platz vor sie vorhanden ist, und zwar solcher Platz, in welchen sie sich ihrer Figur nach schicken. Eben dieser Figur halber finden sie aber auch so viel Berührungspuncte, und Zusammenhang, daß sie daselbst schwebend bleiben, indem ihr Gewicht zu klein ist, als daß sie sich vermöge desselben losreißen und zu Boden fallen sollten. Die aufsteigende Luft scheint nicht sowohl aus den Höhlungen des aufgelösten Körpers, als aus denen Zwischenräumgen des Auflösungsmittels zu kommen, aus welchen sie die aufgenommenen aufgelösten Theile verdrängen; wie auch nicht zu leugnen ist, daß verschiedene auflösende Körper, zumal die lockern, als Zucker, Salze, u. dgl., viel Luft in ihren Zwischenräumgen haben; und auch diese während ihrer Auflösung, aufsteigen muß. Das Aufstoßen der Luft scheint aber außer der schon angeführten Ursache auch noch die Austheilung der aufgelösten kleinen Theilgen zu befördern; indem sie dieselben während ihrem Aufsteigen mit sich nimmt, und aufwärts und zur Seite in die noch leeren Zwischenräumgen des flüßigen Auflösungsmittels stößt. Daß das Auflösungsmittel nur einen gewissen Theil des Körpers auflöst, kann entweder daher kommen, weil durch die Auflösung dieses Theils nun schon alle Zwischenräumgen mittelst völlig angefüllt sind; oder doch von diesem Körper der Figur halber keine mehr in dieselben passen; auch die in ihren Zwischenräumgen enthaltenen aufgelösten Theile das Auflösungsmittel zu zäh machen; und dessen Theile nicht mehr hinlänglich schwingen lassen. Die Gestalt der Theile des flüßigen Auflösungsmittels sowohl, als seiner Zwischenräumgen und der Theile des auflöslichen Körpers und die Spannung, oder Fähigkeit zur gleichmäßigen Schwingung muß auch wohl die Ursach seyn, warum ein Auflösungsmittel einen Körper lieber, stärker und geschwinder auflöst, als das andere; und warum es noch einen andern Körper angreift, wenn es schon von dem ersten gesättigt scheint. Gehen gleich in die Zwischenräumgen desselben auch keine Theile des zuerst aufgelösten Körpers mehr hinein; aber sie sind doch noch nicht ganz gefüllt, so schicken sich doch vielleicht noch die Theile von diesem neuen Körper daneben; und hängt es diesem neuen Körper, wegen der angeführten Beschaffenheit, stärker an, so wird sein Antrieb gegen denselben, und seine Wirkung desto größer. In dieser Gestalt der Theile, und der erwähnten Spannung derselben zur bestimmten Schwingung mag wohl die sogenannte homogeneitæt, ähnitæt, und Verwandtschaft bestehen. Darf es uns aber endlich wohl wundern, daß während der Auflösung der Umfang des Auflösungsmittels nicht merklich vermehrt wird, da solchergestalt die Theilchen des aufgelösten, nur in die vorhin leeren Zwischenräumgen des Auflösungsmittels treten, aus welchen sie die Luft austreiben?

Auflösung, *Solutio*, (Chemie) heißt eine innige beständige Vereinigung zweyer nach ihrer Natur unterschiedener Körper mit einander; dadurch, daß sich bey der Auflösung beyde Körper einander bis in ihr Innerstes durchdringen, und eben daher nach geschehener Verbindung einen gleichartigen Körper mit einander machen, daß beyde Körper, die sich mit einander vereinigt haben, bey einer wahren Auflösung sich nie von selbst wieder von einander trennen, unterscheidet sich die Auflösung, diese für den Scheidekünstler äußerst wichtige und nützliche Erscheinung, von jeder andern mechanischen, physischen oder auch chemischen Vereinigung: sie gründet sich vornemlich auf die besondere Anziehungskraft, welche die kleinste Theilchen des einen auf die kleinste Theilchen des andern Körpers äußert, wird in den meisten Fällen durch vorangehende mechanische Zertheilung des aufzulösenden Körpers, durch Wärme und Bewegung unterstützt und befördert und durch Kälte gestört, geht zwischen Körpern von äußerst verschiedener eigenthümlicher Schwere,

Digitized by Google

in luftleeren Raume eben so gut, als in freyer Luft von statten, und hat auch gewiß ihren Grund nicht in einer bestimmten eckigten oder spitzigen Gestalt der Theilchen des Auflösungsmittels, die, wie Keile, in die Zwischenräumchen des Auflösungsmittels hineindringen, da man in sehr vielen mächtigen Auflösungsmitteln vielmehr eine kugeltunde Gestalt an den kleinsten Theilchen gewahr wird, soweit auch ein durch Glaslinsen geschärftes Aug dringen kann; zu einer jeden wahren Auflösung wird also nothwendig erfordert, daß der aufzulösende Körper in seine allerkleinste Theilchen zerrissen werde, daß sich diese mit den Theilchen des Auflösungsmittels auf das innigste vereinigen, und mit ihnen verbunden bleiben: man nennt sie naß, (humida, submersiva, via humida) wann das Auflösungsmittel beständig flüßig ist; trocken hingegen (solutio sicca, via sicca) wann das Auflösungsmittel nur zur Zeit der Auflösung flüßig gemacht worden ist; und nachher wieder vest wird; gesättigt, wenn das Auflösungsmittel soviel von dem andern Körper aufgelöst hat, als es nur immer auflösen kann, so daß ein neues Stückchen oder Tröpfchen von dem letztern, wann es in das erstere hineingeworfen oder gegossen wird, unaufgelöst bleibt; wirklich oder eigentlich chemisch (essential) wenn nicht blos eine Zertheilung des auflösenden Körpers in seine kleinsten Theilchen, sondern auch eine innige Vereinigung der letztern mit den Theilchen des Auflösungsmittels vorgeht: oft geschieht diese Vereinigung mit solcher Heftigkeit, daß während derselbigen alles, was ihr im Wege steht, mit der äußersten Gewalt ausgestoßen wird; daher kommt die Erhitzung, das Aufbrausen, die Menge von Dünsten, die bey vielen Auflösungen aufsteigen, und nach der Natur sowohl des Auflösungsmittels als des aufzulösenden Körpers verschieden sind: Man hat noch mechanische oder superficielle Auflösung, wo der Körper nur in kleinere Theilchen zerrissen, und, höchstens auf einige Zeit mit einer Flüßigkeit vereiniget wird: die Alten hatten noch eine alchemistische oder radicale Auflösung wo nemlich der Körper in solche ungleichartige Theile zerlegt wird, die keine fernere Trennung in ungleichartige Theile zulassen; und gebrauchten überhaupt das Wort Auflösung öfters als gleichlautend mit der Zerlegung in die letzten Bestandtheile: sonst versteht man auch unter Auflösung das Mengsel selbst, das aus der Vereinigung des Auflösungsmittels mit dem aufgelößten Körper entsteht.

Auflösung durch Zerfließen, (*Solutio per Deliquium*) wird in der Chemie eine Auflösung verschiedener Körper genennt, welche flüßig ist, aber ihre Flüßigkeit nur durch das Einsaugen feuchter Körper erlangt hat; die auf solche Weise bereitete Auflösungen nennt man in der Chemie Olea per Deliquium ob es gleich nichts weniger als Oehle sind. Das Weinsteinöhl und das Myrrhenöhl (oleum tartari, myrrhæ per deliquium) sind die bekanntesten Beyspiele dieser Operation. Wenn man feuerbeständige Laugensalze auf diese Weise auflösen will, so darf man sie nur in einen spitzen Zuckerhutförmigen wollenen Sack thun und in den Keller hängen. Sie saugen alsdann die Feuchtigkeit der Luft ein, zergehen und tropfen in das untergestellte Gefäs. Die Myrrhe muß eine andere Zubereitung haben, wenn sie sich auf solche Weise auflösen soll, wovon in dem Artickel Myrrhenöhl wird gehandelt werden. Im strengsten Verstand kann man nicht einmal sagen, daß die Myrrhe zergehe, sondern nur ihre Gummiartigen Theile werden aufgelöst. s. auch Weinsteinöhl.

Auflösung, (in den schönen Wissenschaften) darunter versteht man die Wiederherstellung einer verwickelten Ordnung. Wenn unsere Ideen in einem ungestörten Lauf fortgehen, so empfinden wir wenig Vergnügen; sobald wir aber Hindernis gewahr werden, sobald wir einen Streit der Begebenheiten und ihrer Ursachen entdecken, so ist unser Geist geschäftig, die Unordnung zu heben. Finden wir nun, daß in dem Fortgang der Handlung diese Schwierigkeiten gehoben, und die Ordnung wieder hergestellt wird; so empfinden wir eine desto grössere Vergnügen; jemehr wir dabey interessirt sind. Die schönen Geister haben sich also dieses Kunstgriffs mit vielem Vortheil bedient, um ihren Werken destomehr Reiz zu geben. Die epischen und dramatischen Dichter haben sich derselben besonders eigen gemacht. Sie bringen in die Folge ihrer Vorstellungen eine solche Aufhäufung der zum Theil gegen einander streitenden Gedanken und Handlungen, daß dadurch bey den handelnden Personen die Kräfte mehr angestrengt werden müssen, bey den Zuschauern aber die Aufmerksamkeit und Neugierde gereitzt wird. Hiedurch kommt mehr Mannichfaltigkeit und Reichthum in die Vorstellung. Wenn sich nun die Umstände so ändern, daß die Schwierigkeiten gehoben, und der Ausgang der Sache bestimmt wird; so ist dies die Auflösung, oder das Ende der ganzen Handlung. Sie ist von der Entwickelung unterschieden. Diese läßt uns das, was wirklich in einer Sache liegt, erkennen, indem sie uns eines nach dem andern vorlegt: jene aber zeigt uns das Resultat der Entwickelung. Sie macht das Ungewisse gewiß, das Zweifelhafte bestimmt, und stellt die Ordnung wieder her, wo sie nicht vorhanden schien. Sie bestimmt das Ende, oder den Ausgang einer Sache, und wird deswegen im Griechischen Catastrophe genennt. So ist in dem Oedipus des Sophocles die Entdeckung, daß jener der Sohn und Mörder des Lajus sey, die Auflösung der ganzen Handlung; in der Aeneis ist es die Ankunft des Aeneas in Italien; in der Andria des Terenz ist es die Entdeckung, daß die Glycerium die Tochter des Chremes sey; in den Cato des Addisons ist es der Selbstmord dieses Römers, wodurch der Ausgang bestimmt wird. Der Ausgang der Handlung oder die Auflösung muß aus der Handlung auf die natürlichste und wahrscheinlichste Weise fliessen, daher muß der Dichter oft in der Anlage der Handlung schon von weitem Sachen einfliessen lassen, die die Auflösung vorbereiten und begreiflich machen. Unnatürliche Auflösungen, werden unter dem Artickel Maschinen vorkommen. So wie die ganze Natur keinen Sprung thut, so darf es auch der Künstler nicht wagen; doch ists ihm nicht verwehrt, oft einer Sache einen Ausgang finden zu lassen, der an das Unnatürliche gränzt, wenn nur aus dem Erfolg begreiflich wird, wie die Sache habe geschehen können, und unsere ganze Erwartung von der Sache befriedigt wird. Das Ende der Handlung muß so erreicht werden, daß wir gar nichts mehr erwarten können. Nachdem Aeneas von Italien Besitz genommen hatte, so ist die Handlung aus. Der Dichter, der die Heyrath mit der Lavinia, die Geburt des Sylvius und andere Begebenheiten, noch als eine Zugabe zu der Aeneis des Virgils anhängt, hat der Sache zu viel gethan, und ist eben so fehlerhaft, als wenn Virgil den Aeneas hätte sterben lassen, ehe er ihn zum Besitz von Italien gebracht hat. Endlich muß auch die Auflösung zur rechten Zeit geschehen. Wenn die Erwartung auf das höchste getrieben ist, so muß sie befriedigt werden, damit Lebhaftigkeit und Vergnügen im gleichen Grad erhalten werde. s. Knoten, Entwickelung.

Auflösung, (in der Musik) Wenn eine verwickelte Har-

Digitized by Google

monie nebst den wohltönenden Klängen noch andere einschließt, wenn Verhältnisse mit verbunden werden, die wegen ihrem weiten Abstande und merklicher Entfernung vom Hauptklange der ganzen Zusammenstimmung nur unter einer annehmlichen Gestalt vorher erscheinen, und als fremde, unbekannte Töne müssen vorgeführt werden: so sagt man im musikalischen Lehrgebäude, daß Uebelklänge mit Wohlklängen angeschlagen wären. Im Artickel der Mathematik werden wir zeigen, wie die

zweyte kleine Dritte	die zweyte Fünfte
j. B. b	j. B. d
zweyte (	zweyte (
kleine Dritte g	Fünfte g
) erste kleine Dritte.	) erste Fünfte.
e	c

Die zweyte Sechste	Die zweyte Vierte
j. B. a	j. B. f
zweyte (	zweyte (
Sechste c	Vierte c
) erste Sechst.	) erste Vierte.
e	g

Uebelklingende sepen:

Wenn sich nun die reine Harmonie von den unlautern Theilen sondert, wenn die übelklingenden Töne sich in wohlklingende gegen dem Grundton bewegen, und hier alle Aufhaltung, alle Verwickelung aufhöret, so gebrauchen die Tonlehrer das Wort Auflösung.

Auflösung ist also die Herstellung der puren Harmonie, zu der die fremden Töne bewgetreten sind, um sich dem Hauptklange zu nähern.

Hieraus folgt, daß wenn die völlige Auflösung vorbey ist,

1) nur drey Wohlklänge statt finden,
2) die Uebelklänge nicht allein verschwinden, sondern in die wohltönende Verhältnisse sich und
3) hinunterzu bewegen müssen.

Deutlicher.

Zum C klingen das e und g wohl. Will man noch das b beygesellen: so erwartet das Gehör eine andere Harmonie, worinn nur drey so wohlklingende Töne, wie die vorige, sich befinden. Hier muß aber auch Gegenheit seyn, daß sich das b in einen stufenmäßigen Ton gegen dem Hauptklang bewegen könne. Setzt man nun f a c, so ist das Gehör beruhigt. Dieß ist das Verfahren der Auflösung.

Man wollte vielleicht mit den drey Tönen C e g noch das d verbinden. Dieses muß unerträglich seyn, wenn es nicht von voriger Harmonie noch anhält. Deswegen läßt man eine solche Zusammenstimmung voraus gehen, wovon das d

entweder zum Hauptklang D die Achte,
oder zum Hauptklang H die Dritte,
oder zum Hauptklang G die Fünfte,
oder wie oben zum

Hauptklang C das b war, so auch zum Hauptklange E eine Siebente gewesen wäre.

Hierdurch wird das d zum C e g weniger unangenehm, als wenn es frey wäre eingetreten, und dieses Verfahren heißt: den Uebelklang vorbereiten.

Auf die nemliche Art, wie jezo die Neunte d vorbereitet, und die Siebente b aufgelöset worden, kann zum Hauptklange C noch die Eilfte f, die Dreyzehente a, vorbereitet und aufgelöset werden.

So sehr nun das Gehör beleidiget wird, wenn es fremde Töne, unharmonische Verhältnisse ohne Vorbereitung vernehmen sollte: so mißfällig muß es ihm seyn, wenn es in seiner Erwartung der wohlklingenden Töne nicht kann beruhiget und zufrieden gestellet werden.

Die Auflösung muß immer mit Bewegung und herabwärts geschehen:

1) mit Bewegung, sonsten könnten die anderen mittönenden Wohlklänge den Uebelklang auflösen, welches gegen die Philosophie streitet; es kommen in den mehresten Tonschriften noch solche Ungereimtheiten von denjenigen vor, die die Umwendung der $\frac{6}{4}$ nicht kennen, und, da sie nicht wissen, daß diese drey Töne wohlklingen, nur aber durch die im Grunde liegende Siebente,

	d 6	f 7
j. B.	h 4	d 5
	g 2	h 3
	F	G

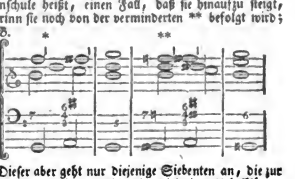
Umwendung. Hauptklang.

dem Gehör übelklingend scheinen: so sagen sie die Zweyte wär ein Uebelklang; die Zweyte müßte aber vom Baß aufgelöset werden.

2) Hinabwärts; denn hiedurch nähert sich die obere Stimme dem Hauptklange.

Wir haben zwar von der angenehmen Siebente des fünften Tones, die zur Unterhaltung dient, und deswegen die Unterhaltungs-Siebente * nach der Mannheimer Tonschule heißt, einen Fall, daß sie hinaufzu steigt, worinn sie noch von der verminderten ** befolgt wird;

j. B. * **



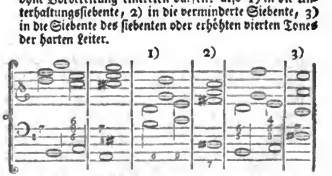
Dieser aber geht nur diejenige Siebenten an, die zur Unterhaltung dienen, nicht aber diejenigen Uebelklänge, die blos eine Aufhaltung verursachen.

Den Anlaß zu dieser Freyheit haben wir blos daher entnommen, daß wenn wir die Tonleiter, die mit dem $\frac{1}{4}$ anfängt und $\frac{1}{16}$ schließt,

j. B. $\frac{1}{4}$ $\frac{1}{8}$ $\frac{1}{10}$ $\frac{1}{12}$ $\frac{1}{12}$ $\frac{1}{13}$ $\frac{1}{14}$ $\frac{1}{16}$
c d e f g a b c

mit den drey Hauptklängen der Leiter dem C G F wollen begleiten lassen, zum $\frac{1}{12}$ b kein anderer Hauptklang als C seyn kann, wozu das d eine Siebente vorstellet; dieser Ton steigt aber ins h: also muß diese Unterhaltungssiebente sich in die Höhe, zwar nicht durch einen Sprung, sondern immer auf diese Art auflösen.

Die Auflösung kann nebst dem, daß sie in die Wohlklänge sinkt, auch in solche Töne geben, die frey und ohne Vorbereitung eintreten dürfen: also 1) in die Unterhaltungssiebente, 2) in die verminderte Siebente, 3) in die Siebente des siebenten oder erhöhten vierten Tones der harten Leiter.



Die Neunte d löst sich in das C auf, welches zum die verminderte Siebente ist.

Digitized by Google

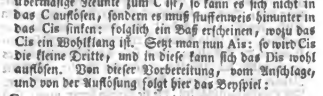
Die Eilfte f löst sich in das e auf, welches zum Fis die kleine Siebente ist.

Die Dreyzehnte a löst sich in das g auf, welches zum A die Unterhaltungssiebente ist.

Dadurch entdecken wir, wie unrichtig jene Benennung der Alten, und eingeschränkt gewesen sey, da sie sagten: die Neunte muß sich in die Achte auflösen. Nein. Ein jeder Uebelklang muß sich stuffenweis herab in einen Wohlklang auflösen, was dieser nun für ein Wohlklang werde, hängt vom Baß allein ab.

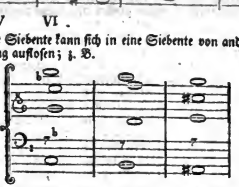
Wenn aber eine übermäßige Neunte vorkommt, die nicht anderst als beym sechsten Tone in der weichen Leiter statt findet, wenn sie als eine große Dritte zum fünften Tone noch beym sechsten Tone anhält: so kann die Auflösung nicht bey dem nemlichen Baß geschehen, sondern es muß ein anderer Ton erst folgen.

Die Ursach hievon ist diese. Der Abstand der übermäßigen Neunte, zur natürlichen Achte, stellt schon einen Sprung vor, der in der Auflösung nicht angehen kann: folglich muß im Baß ein anderer Ton erscheinen, der einen Wohlklang mit sich führet, der näher bey der übermäßigen Neunte liegt, als der mit der kleinen Dritte zweydeutige Abstand war. Z. B. Wenn dis die übermäßige Neunte zum C ist, so kann es sich nicht in das C auflösen, sondern es muß stuffenweis hinunter in das Cis sinken: folglich ein Baß erscheinen, wozu das Cis ein Wohlklang ist. Setzt man nun Ais: so wird Cis die kleine Dritte, und in diese kann sich das Dis wohl auflösen. Von dieser Vorbereitung, vom Anschlage, und von der Auflösung folgt hier das Beyspiel:



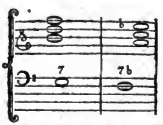
V VI.

Eine Siebente kann sich in eine Siebente von anderer Gattung auflosen; z. B.



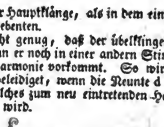
Die Unterhaltungssiebente löst sich in die Siebente des siebenten Tones; die Siebente des siebenten Tones in die verminderte auf.

Wenn aber eine Siebente sich in eine Siebente der nemlichen Art auflösen wollte, so würde das Gehör beleidiget.



Die Ursache hievon liegt sowohl in der Harmonie und Tonfolge der Hauptklänge, als in dem einzeln Mißlaut der zwey Siebenten.

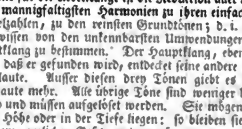
Es ist nicht genug, daß der übelklingende Ton sich auflöse, wenn er noch in einer andern Stimme mit der nemlichen Harmonie vorkommt. So wird z. B. das Gehör sehr beleidiget, wenn die Neunte d in das c sich auflöset, welches zum neu eintretenden Hauptklange D die Siebente wird.



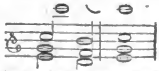
Wider das Gesetz der Auflösung werden fast in allen Tonstücken häufige Fehler begangen. Je mehr, daß manche sich darür hüten, desto mehr faulen sie in diese Irrthümer. Die Schuld davon werden immer die mißkannte Hauptklänge bleiben.

Der schärfste und richtigste Probierstein für die Auflösung und für die Uebelklänge ist die Reduction aller möglichen mannigfaltigsten Harmonien zu ihren einfachsten Wurzelzahlen, zu den reinsten Grundtönen; d. i. man muß wissen von den unkenntbarsten Umwendungen den Hauptklang zu bestimmen. Der Hauptklang, eben dadurch, daß er gefunden wird, entdecket seine andere zwey Wohllaute. Auser diesen drey Tönen giebt es keine Wohllaute mehr. Alle übrige Töne sind weniger beruhigend und müssen aufgelöset werden. Sie mögen nun in der Höhe oder in der Tiefe liegen: so bleiben sie immer dem nemlichen Gesetze unterworfen.

Wir übersehen tausend deren Fälle, die in der Mannheimer Tonschule richtig angezeigt sind, und merken hier nur zwey alltägliche und grobe Fehler an, die darin bestehen, daß die Siebente und Eilfte als wohlklingend anhalten, anstatt daß sie unvermeidlich sich auflösen sollten. Z. B.



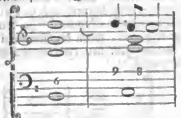
Die Siebente zum d das C bleibt liegen, und wird, ohne sich zu bewegen, selbsten die Achte vom Hauptklange C. Im zweyten Schlage liegt der Uebelklang die Eilfte C vom Hauptklange G mit seiner 3, 5, 7, im Grunde. So wenig auch diese benebelten Praktiker selbsten jenen Gang vertragen würden:



der nichts als eine Umwendung vom vorigen ist: so häßlich muß dieser Satz aufs Gehör wirken, der aus Abgange gegenwärtiger musikalischen Zergliederungskunst für eine sich hinaufzu auflösende Siebente gehalten wurde.

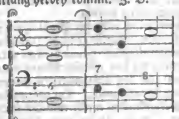
Die Auflösung kann sonsten noch auf dreyerley Art geschehen:

1) vermittels eines Vorsprungs, wenn der auflösende Wohlklang schon eintritt, ehe er gewöhnlicherweise hätte erscheinen sollen. Z. B.



Die Bezifferung nimmt hievon keinen Antheil. Es wird die Auflösung vom Orgel- oder Clavierspieler, der begleitet, gemäß der natürlichen Lage erst beym fünften Achtel angeschlagen, da das auflösende C schon beym Vierten gehört wurde.

2) Durch einen eingemischten Wohlklang, wenn diejenige Stimm den Uebelklang verläßt, und eine wohltönende Ziffer einschaltet, bis endlich die Zeit zum erwarteten Wohlklang herbey kommt. Z. B.



Wir ersehen auch zugleich den Nutzen, den dieser eingeschaltete Wohlklang erzielet; denn hiedurch wird die eckelhafte Gleichheit des Uebelklanges der Reunte d, mit dem Zwischenklange D im Baß vermieden.

3) Wenn eine Stimm den Uebelklang mit der anderen vertauscht, und ihn von selbiger auflösen läßt. Z. B.

Statt daß die obere Stimm das f aufgelöset hätte, nimmt der Baß beym vierten Viertel ihr das F ab, und löst es richtig stufenweise hinunterzu auf, eben so, wie es die obere Stimme würde aufgelöset haben.

Würde man diesem klaren System, das alle mögliche Harmonie gleichsam unter einen Hut bringt, beypflichten: so wären auf einmal tausend Wortstreitigkeiten gehoben, die unrichtige und veränderliche Regeln abgeschaft, dann könnte man mit Sicherheit alle Fälle der Auflösung leicht übersehen.

Hingegen hörten auch die Geheimnisse auf, mit deren verjögerter, ja verworrener Erklärung mancher geldhungerige Lehrmeister seine Börse spickt, und des Tonschülers Kenntnisse sich immer mehr verwickeln.

Der Platz der Auflösung ist nicht gleichgültig. Gleichwie die gewissen Hauptklänge auch gewisse Tacttheile einnehmen: so kann die Auflösung der Uebelklänge, die hievon abhangen, nicht willkührlich auf diesem oder jenem Viertel haften.

Die Ausführung dieses Planes ist viel zu weitläuftig, als daß sie in diesem Artickel sich einschränken lasse. Wir glauben also genug gesagt zu haben, wenn wir anmerken, daß der erste Ton vollkommener als der fünfte; daß ungerade Tacttheile eindruckvoller als das gerade sey; daß die karakterisirenden Uebelklänge das Gehör noch mehr beleidigen, wenn die unrichtige Lag durch ihren Beytritt merklicher und auffallender werden muß.

Ein verderbliches Vorurtheil hat die meisten Tonsetzer zu ihrem Schaden benebelt, daß sie glaubten, die Regeln der Auflösung wären nur für die Kirchenmusik gegeben, der galante Stil aber hätte diese Bande abgeschüttelt; gleich, als wenn das Gesetz der Natur nicht in allen Zäulen, wie seine Mutter, einförmig andauerte. Es fehlte eben auch an theoretischen Schriften, wovon man sich für die Practik nur den geringsten Nutzen versprechen könnte.

Das neueste konvoissenschaftliche System ist die Churpfälzische Tonschule, und die Mannheimer Schriften, die mit Beyspielen von allen Gattungen von Tonstücken diese abstracte Beweise deutlich und handgreiflich machen, verdienen, allen lehrbegierigen Tonliebhabern anempfohlen zu werden.

Auflösung einer Aufgabe, (*solutio, resolutio problematis*) ist das andere Stück, so man in einer Aufgabe zu unterscheiden hat, welches nemlich lehret, wie man das, was zu machen oder zu erfinden vorgegeben wird, macht oder erfindet; als: wenn in der Aufgabe gefodert wird, zwey Brüche in einander zu multipliciren, so lehret die Auflösung, man solle die Zähler besonders in einander multipliciren, um den Zähler, und die Nenner um den Nenner des neuen Bruches zu finden. Die Haupteigenschaften, die sie an sich haben muß, sind Möglichkeit, Wahrheit und Vollständigkeit. Sie heißet möglich, wenn sich das thun läßt, was vorgeschrieben wird; unmöglich, wenn es sich nicht thun läßet. Denn die Aufgabe selbst kann möglich seyn, obgleich diese oder jene Auflösung unmöglich ist, z. E. es ist möglich in kurzer Zeit reich zu werden, wenn man es aber dadurch werden will, daß man viele kleine und daher wohlfeile Diamanten in einen großen und daher theuren zusammen zu schmelzen gedenket, so ist die Auflösung unmöglich. Darum lieget demjenigen, der Auflösungen der Aufgaben vorträget, ob, zu zeigen, auf was Weise man einer jeden darinn vorgeschriebenen Regel oder, wie man zu reden pfleget, einer jeden Numer der Auflösung ein Genüge zu thun habe. Die Wahrheit bestehet darinn, daß, wenn man thut, was die Auflösung befiehlet, auch erhalten wird, was man begehret. Die vorige Auflösung war wahr, aber nicht möglich; eine andere: man solle betrügen und stehlen, wo man Gelegenheit dazu findet, ist möglich aber nicht wahr; denn wofern das gewonnene Capital allenfalls nicht der Galgen ist, so wird wenigstens ein ungerechter Pfenning gehn gerechte verzehren. Die Wahrheit zu bestätigen ist der Beweis da, als das dritte zur Aufgabe gehörige Hauptstück. Endlich die Vollständigkeit fodert, daß weder eine überflüßige und zur Absicht nichts beytragende Regel eingemischt, noch eine nothwendige ausgelassen wird. Geschiehet das letzte, so ist die Auflösung unvollständig; geschiehet das erste, so ist sie abundant oder überflüßig, von der letzten Art sind die Auflösungen der Aufgaben in der Gärtnerey, wenn darinn beym säen und pflanzen auf das Mondlicht Rücksicht zu nehmen anbefohlen wird.

In der Mathematik theilet man die Auflösungen in unendliche und endliche, deren jene besser allgemeine, diese besondere genennet werden. Jene geschehen durch Hülfe der Rechnung mit Buchstaben, und liefert am

Digitized by Google

Ende die allgemeine Regel, wornach in jedem besondern Falle oder Exempel die Auflösung mit den vorgeschriebenen Zahlen oder Größen vorgenommen werden muß. Diese bestimmen in einem einzelen oder besondern Falle die Zahlen, Linien oder überhaupt Größen, die dasjenige an sich haben, was sie der Aufgaben zufolge an sich haben sollten. In dem Artikel: Analysis ist von der Aufgabe: aus dem Unterschiede zweyer Zahlen und dem Unterschiede ihrer Quadrate die Zahlen zu finden, die allgemeine Auflösung gewähret worden, und die am Ende dadurch herausgebrachte allgemeine Regel war, wenn der erste Unterschied a, der andere b und die kleinere gesuchte Zahl y ist, so setzen $y = \frac{b - a^2}{2a}$. Die besondere Auflösung folgte darauf, nemlich, wenn $a = 2$, $b = 24$ angenommen wird, so setze $y = \frac{24 - 4}{4} = \frac{20}{4} = 5$. Wenn man eine allgemeine Auflösung durch Hülfe der Algebra finden will, so hat man folgendes zu beobachten: 1) Man unterscheide sowohl alle gegebene, als alle gesuchte Größen von einander, und bezeichne jene mit den ersten Buchstaben des Alphabetes a, b, u. s. w. diese aber mit den letzten x, y u. s. w. 2) Aus denen im Vortrage der Aufgabe angezeigten oder sonst aus der Beschaffenheit der Dinge, wovon die Rede ist, bekannten Verhältnissen der Größen formire man, ohne sich darum zu bekümmern, welche von diesen Größen gegeben und welche gesucht werden, so viele Gleichungen (s. Gleichung), als unbekannte oder gesuchte Größen vorhanden sind. Gehet dieses nicht an, so ist die Aufgabe unbestimmt (s. Aufgabe) und man kann so viele der unbekannten Größen, als Gleichungen fehlen, nach blosen oder auch durch gewisse im Vortrage der Aufgabe entweder angedeutete oder inwohnirte Bedingungen eingeschränkten Belieben bestimmen. Diese erste Gleichungen kosten in Fällen, da die Mathematik auf die Naturlehre angewendet wird, öfters die meiste Mühe und setzen zuweilen viele Kenntnisse voraus. Die Grundsätze von der Gleichheit, der Verhältniß u. d. gl. thun dabey gute Dienste. 3) Weil, wie schon gemeldet, in diesen Gleichungen bekannte und unbekannte Größen unter einander gemischet sind; so addiret man so lange auf beyden Seiten einerley, oder subtrahiret einerley, oder multipliziret oder dividiret mit einerley, erhebet auf beyden Seiten zu einerley Dignitäten, oder ziehet einerley Wurzeln aus; mit einem Worte, man nimmt so lange dergleichen Veränderungen, die die Gleichheit beyder Seiten nicht aufheben, mit diesen Gleichungen vor, bis man eine unbekannte Größe ganz allein auf der einen und lauter durch Addition, Multiplication u. s. w. mit einander verbundene bekannte Größen auf der andern Seite stehen hat. 4) Hat eine bestimmte Aufgabe zwey unbekannte Größen, so reduciret man erst beyde Gleichungen auf eine derselben, damit eine dritte Gleichung entstehe, worinn nur die andere derselben übrig sey, und bringt aus dieser dritten den Werth der darinn befindlichen gesuchten Größe heraus, der den Werth der andern zugleich mit offenbaret, wie aus dem Exempel im Artickel: Analysis zu ersehen. Sind drey Gleichungen da, so bringt man auf ähnliche Weise anfangs die eine, hernach die andere unbekannte Größe hinweg, wie aus einem Exempel im Artickel: Aufgabe zu erlernen. 5) Wenn diejenige Gleichung, aus welcher sich der Werth einer unbekannten Größe ergeben sollte, dieselbe in der zweyten oder einer höhern Dignität in sich fasset, so bediene man sich der Methode, die unreine quadratische Gleichung zu behandeln oder die Wurzeln höherer Gleichungen zu finden. s. Gleichung, unreine quadratische und Wurzel der Gleichung.

Ein anderer Unterschied der Auflösungen, der sowohl in der gemeinen als höheren Geometrie vorkommt, vermöge dessen einige geometrische andere mechanische Auflösungen heißen, ist auch noch kürzlich zu erklären. Jene bringen das gesuchte durch die Durchschneidung gewisser Linien hervor, die nach gewissen erweisenen Regeln durch gewisse Punkte gezogen werden; diese stehen es durch Versuche, die so lange wiederhohlet werden, bis man die Sache endlich trift, oder durch ausdrücklich dazu verfertigte Werkzeuge. Folgende Weise, eine gerade Linie in drey gleiche Theile zu theilen, kann zum Beyspiele einer geometrischen Auflösung dienen. Traget daß eine andere Linie drey gleiche Theile von beliebiger Größe; richtet darüber ein gleichseitiges Dreyeck auf; ziehet aus der, der ersten Linie gegen über liegenden Spitze gerade Linien in die Theilungspuncte; stechet aus der kaum genannten Spitze auf den beyden Schenkeln die vorgeschriebene Linie ab; hänget die abgestochenen Puncte durch eine gerade Linie zusammen, so ist diese gleichfalls die vorgeschriebene und ist in ihre verlangte drey gleiche Theile abgetheilet. Hätte man aber den Zirkel so weit geöffnet, als man den dritten Theil der Linie groß zu seyn geschätzet, und bey der durch den Versuch falsch befundenen Vermuthung den Zirkel mehr oder weniger geöffnet, wieder versucht und so fort, bis es endlich zugetroffen; oder hätte man es durch einen besonders dazu verfertigten Zirkel mit zweyen längeren und zweyen kürzeren Füßen, oder durch einen Zirkel mit einem beweglichen Kopfe, oder durch den Proportionalzirkel ausgeführet; so wäre es eine mechanische Auflösung gewesen. Nach Des Cartes und denen, die ihm in der Geometrie folgen, heißen auch die Auflösungen durch geometrische krumme Linien geometrische und die durch transcendentische oder, wie er sie nennet, mechanische Linien mechanische Auflösungen. s. Aufgabe, desgleichen Linie, geometrische, mechanische.

Auflösung einer Gleichung s. Gleichung.

Auflösung einer Zahl. Wenn eine Zahl dergestalt durch eine andere Zahl dividiret wird, daß der Quotient eine ganze Zahl ist und nichts übrig bleibet, so sagt man, die erste werde durch die andere aufgelöset. Als: 63 wird durch 7 aufgelöset, denn 7 ist gerade 9mal in 63 enthalten. Im Lateinischen spricht man numerus 7 metitur numerum 63. Um geschwinde übersehen zu können, mit welchen kleinen Zahlen eine vorgegebene aufgelöset werde, kann man folgendes beobachten: Lässet sich die letzte Zahl mit 2, lassen sich die zwey letzten Zahlen mit 4, lassen sich die drey letzten Zahlen mit 8 genau dividiren; so gehet die ganze Zahl im ersten Falle mit 2, im andern mit 4, im dritten mit 8 auf. Dann die Zahl vor der letzten bestehet aus Zehnern, die gewiß mit 2, die Zahl vor den 2 letzten aus hunderten, die gewiß mit 4, die Zahl vor den 3 letzten aus tausenden, die gewiß mit 8 dividiret werden können; z. E. 6824 gehet gewiß mit 8 auf; denn die 6000 lassen sich ohne Anstand mit 8 dividiren; es kommt also nur auf die 824 an. Weil nun die auch mit 8 aufgehen, so gehet die ganze Zahl damit auf. Mit 5 lassen sich bekannter maßen alle Zahlen dividiren, deren letzte Ziffer 5 oder 0 ist; mit 10 alle die, deren letzte Ziffer 0 ist. Will 9 gehet die Zahl auf, wenn die Summe aller Ziffern als Einheiten betrachtet, 9 oder ein vielfaches von 9 ist (s. Neun) z. E. 2457 gehet mit 9 auf; denn $2+4+5+7 = 18 = 2 \cdot 9$. Wenn die Summe aller einzelnen Ziffern ein vielfaches

Digitized by Google

von 3 ist, so gehet die Zahl mit 3 auf. Denn in diesem Falle ist die gedachte Summe entweder zugleich ein vielfaches von 9, und denn gehet die Zahl mit 9, also auch gewiß mit 3 auf; oder diese Summe hält 3 oder 6 mehr als ein vielfaches von 9. Z. E. 2757 macht $21 = 2 \cdot 9 + 3$. Man thue von der ersten 7, oder von der 5, oder von der letzten 7, 3 hinweg, so machen die Zahlen 2457 oder 2727, oder 2754 allemal 18 und sind also mit 9, also auch mit 3 theilbar; die bey der ersten abgenommene 300, die bey der zweyten abgenommene 30, und die bey der letzten abgenommene 3 sind aber auch mit 3 theilbar. Also sind die ganze 2757 mit 3 theilbar. Gehet die Zahl mit 3 auf und die letzte Ziffer ist gerad, so läßet sie sich mit 6 auflösen. Gehet sie zugleich mit 3 und 4, mit 3 und 5, mit 2 und 9 auf, so läßet sie sich mit 12, 15, 18 theilen u. s. w. Ist die Summe der Ziffern in den geraden Stellen der Summe der Ziffern in den ungeraden Stellen gleich, oder davon um 11 oder ein vielfaches von 11 unterschieden, so gehet die Zahl mit 11 auf. Z. E. in 35794, machen die ungeraden Stellen 3, 7, 4 zusammen 14 und die gerade 5, 9 auch 14, darum ist die gegebene Zahl mit 11 theilbar. In 89914 machen die gerade 9, 1 mit einander 10, die ungerade 8, 9, 4 aber $21 = 10 + 11$, also ist auch diese Zahl mit 11 theilbar. Die Sache verstehet sich leicht, wenn man auf den Ursprung einer Zahl durch die Multiplication mit 11 acht giebt. Es stehet so aus

3254	8174
3254	8174
35794	89914

b a

Aus dem ersten Exempel erhellet, daß jede Ziffer, die in einer geraden Stelle stehet, auch in einer ungeraden stehe, daher die Summe der geraden, der Summe der ungeraden gleich ist. Aus dem zweyten Exempel aber siehet man, daß, wenn 1 hinüber getragen wird, die gerade Stelle a um 10 kleiner und die ungerade b um 1 größer wird, also der Unterschied der geraden und ungeraden 11 beträgt. Endlich gehet die Zahl mit 7 auf, wenn das doppelte der Einheiten oder der Ziffer auf der rechten, den übrigen auf der linken gleich oder von ihnen um ein vielfaches von 7 unterschieden ist, z. E. 168 geht mit 7 auf, denn $2 \cdot 8 = 16$; 371 gehet mit 7 auf, denn $2 \cdot 1 = 2$, welches von 37 um 35 oder um 5 mal 7 unterschieden ist. Denn wenn man die Einheiten zweymal nimmt und um eine Stelle weiter zur linken rücket, so bekommt man das 20fache der Einheiten; sie also selbst dazu genommen, machen das 21fache aus, also etwas das mit 7 aufgehet u. s. w.

Auflösung eines Bruches, heißet die Verwandlung eines Bruches in einen andern, der zwar mit kleinern Zahlen geschrieben wird, aber ihm, dem Werthe nach, gleich ist. Weil die Brüche gleich sind, deren Zähler zu den Nennern einerley Verhältniß haben, und wenn man zwey Zahlen mit einer dritten dividiret, die kleinere Quotienten sich verhalten wie die gegebene größere Zahlen; so wird ein Bruch aufgelöset, wenn man den Zähler und Nenner mit einer dritten Zahl dividiret. Nachdem man diese Operation vorgenommen, siehet man zuweilen, daß man Zähler und Nenner noch einmal mit einer dritten Zahl dividiren kann. Der Bruch kann also in diesem Falle noch ferner aufgelöset werden. Z. E.

$$\frac{42}{63}\left|\begin{matrix}7\\9\end{matrix}\right.\frac{6}{3}\left|\begin{matrix}3\\2\end{matrix}\right.$$

Hätte man $\frac{42}{63}$ nicht auf zweymal, sondern auf einmal in $\frac{2}{3}$ verwandeln wollen; so hätte die

Auflösung durch das Product der zweyen Zahlen, die jetzo gebraucht worden, nemlich durch 21, geschehen müssen. Eben so kann manchmal ein Bruch drey, viermal hinter einander kleiner ausgedruckt werden, und wenn es auf einmal geschehen soll, muß das Product der drey oder vier vorigen Zahlen dazu gebraucht werden. Ist also der Zähler oder der Nenner eine unauflösliche Zahl, oder gehen beyde nicht mit einer dritten auf, wie in den Brüchen $\frac{13}{21}$, $\frac{13}{23}$, $\frac{14}{15}$; so läßet sich der Bruch nicht genau auflösen. Das Mittel, zu erfahren, ob sich ein Bruch auflösen lasse oder nicht, und welches im ersten Fall die größte Zahl sey, die gleich den kleinesten Ausdruck desselben gewähret, bestehet darinn, daß man die größere Zahl, sie sey Zähler oder Nenner, mit der kleineren dividiret; wenn es nicht aufgehet, den jetzigen Divisor mit dem Reste dividiret; wenn es noch nicht aufgehet, den nunmehrigen Divisor abermals mit seinem Reste dividiret u. s. f. bis es endlich aufgehet. Der letztgebrauchte Divisor, durch welchen es aufgehet, ist entweder die Einheit, und dann läßt sich der Bruch nicht kleiner machen, oder eine andere Zahl, und diese Zahl ist alsdenn die größte, womit der Bruch aufgehoben werden kann. Z. E. ich will $\frac{252}{1071}$ versuchen.

$$\begin{array}{rrrrr} & 262 & 263 & 1 & \\ 1071 & (& 1 & 819 & (3 \quad 252 (4. \\ & & 819 & 252 & 63 \end{array}$$

Mit 63 habe ich das letztemal dividiret, da es aufgienge: also ist

$$\frac{63}{819}\left|\begin{matrix}13\\17\end{matrix}\right.$$

der größte gemeinschaftliche Divisor $\frac{819}{1071}\left|\begin{matrix}13\\17\end{matrix}\right.$. Der Grund dieses Verfahrens ist folgender: 252 gehet mit 63 auf; also auch das Dreyfache von 252. Allein dieses Dreyfache sammt noch einmal 63 ist 819: also gehet auch 819 mit 63 auf. Es besiehet aber 1071 aus 819 und 252, deren jedes mit 63 aufgehet: also gehet auch 1071 damit auf. Also gehet Zähler und Nenner des Bruches damit auf; folglich läßet sich der Bruch mit 63 auflösen. Ferner wenn eine Zahl die 819 auflöset, und soll auch die $1071 = 819 + 252$ auflösen; so muß sie nothwendigerweise auch die 252 auflösen. Hat jemand hieran Zweifel, so bedenke er nur, daß Dividiren so viel ist, als eine Zahl von der andern so vielmal hinwegnehmen, als angehet, und daß folglich eine Zahl die andere auflöset (s. den vorhergehenden Artickel), wenn, nachdem die erste Zahl so vielmal von der andern weggenommen worden, als möglich ist, gerade nichts übrig bleibet. Läßet nun eine gewisse Zahl, nachdem sie z. E. 13mal von 819 abgezogen worden, nichts übrig; so läßet sie, nachdem sie von 1071 ist 13mal weggenommen worden, noch 252 zurück. Sie kann also unmöglich noch mehr als 13mal, z. E. noch viermal mehr von 1071 weggenommen, nichts übrig lassen, es sey denn, daß sie noch viermal von 252 weggenommen, auch nichts übrig lasse. Es ist also klar, daß, womit der Divisor 819 und der Dividendus 1071 aufgehen sollen, damit auch der Rest 252 aufgehen müsse. Eben hieraus erhellet, daß die Zahl, welche 252 und 819 auflöset, auch den Rest 63 auflöse. Wäre nun ein größerer gemeinschaftlicher Divisor von 819 und 1071 möglich, als 63; so müßte 63 durch eine größere Zahl aufgelöset werden können. Dieses ist aber, vermöge der Erklärung im vorhergehenden Artickel, unmöglich. Also ist 63 die größte Zahl, die also den Bruch auf die kleinste Ziffern reduciret. Wäre der Bruch $\frac{252}{1071}$ gewesen; so hätten sich folgende Divisionen nach einander gegeben:

Also

$$\begin{array}{lll} 1 & & \\ 144 & 191 & 23 \\ 121 \;(3 & 329 \;(2 & 184 \;(1 \\ 329 & 184 & 9x \\ 2 & & \\ 32 & 1 & \\ 9x \;(3 & 23 \;(1 & 2x \;(22. \\ 23 & 22 & x \end{array}$$

Also wäre 1 der gemeinschaftliche größte Theiler. Wenn man aber eine Zahl mit 1 dividiret; so ist der Quotient dem Dividendus gleich; folglich ließe sich der Bruch nicht auflösen. Inzwischen kann man aus den nach und nach erhaltenen Quotienten eine Reihe Brüche formiren, die sich dem Aufzulösenden immer mehr und mehr nähern, bis man ihn zuletzt selbst erhält. Weil nemlich 1 so oft im Quotienten enthalten ist, als der Divisor im Dividendus, und die Brüche gleich sind, wenn die Zähler in den Nennern gleich oft enthalten sind: so würde $\frac{1}{1} = \frac{144}{144}$ seyn, wenn die Division aufgienge. Da aber ein beträchtlicher Rest bleibet, so kommt $\frac{1}{1}$ von $\frac{144}{144}$ noch zu viel ab. Man multipliciret also Zähler und Nenner von $\frac{1}{1}$ mit dem zweyten Quotienten, oder 2, und addire zu dem neuen Nenner 1, so kömmt $\frac{2}{6+1} = \frac{2}{7}$ dem gegebenen Bruche näher.

Man multipliciret abermals in $\frac{2}{7}$ Zähler und Nenner mit dem dritten Quotienten oder 1, und addire zu dem neuen Zähler des unmittelbar vorhergehenden Bruches $\frac{1}{1}$ seinen Zähler 1, und zu dem neuen Nenner den Nenner 3, so kömmt $\frac{2+1}{7+3} = \frac{3}{10}$ dem gegebenen Bruche abermals näher. Man fahre so fort und multiplicire in $\frac{3}{10}$ Zähler und Nenner mit dem vierten Quotienten 3, und addire zu dem neuen Zähler den Zähler 2 des unmittelbar vorhergehenden Bruches $\frac{2}{7}$, und zu dem neuen Nenner dessen Nenner 7; so kömmt wiederum $\frac{9+2}{30+7} = \frac{11}{37}$ dem gegebenen Bruche näher als der vorhergehende. Eben so multipliciret man ferner Zähler und Nenner von $\frac{11}{37}$ mit dem fünften Quotienten 1, und addire, wie vorher, den Zähler und Nenner von $\frac{3}{10}$; so bekömmt man $\frac{11+3}{37+10} = \frac{14}{47}$ einen Bruch, der noch mehr dem gegebenen sich nähert. Multipliciret man endlich hierinn noch Zähler und Nenner mit dem sechsten, dieselmal also mit dem letzten Quotienten 22, und addiret gleichfalls Zähler und Nenner von $\frac{14}{47}$, so ist $\frac{308+11}{1034+37} = \frac{319}{1071}$ dem gegebenen Bruch selbst.

Man kann nun in jedem Falle die Operation so weit fortsetzen, als es beliebet, und sich dadurch dem wahren Werthe so viel nähern, als man für nöthig hält. Diese Methode, Brüche, die nicht genau aufgelöset werden können, durch Näherung aufzulösen, verdienet den Vorzug vor denen, des Adrian Metius und des Joh. Wallis, und ist von Wilhelm Otto Reiz erfunden, und in den Abhandl. der Gesellsch. der Wissenschaften zu Harlem Th. I. bekannt gemacht worden.

Auflösung eines Einwurfes. Ein Einwurf ist ein Beweis des Gegentheils dessen, so wir behaupten. Er wird also aufgelöset, wenn man einen solchen Fehler in demselben sichtbar machet, der ihm alle Tüchtigkeit benimmt, die Sache zu beweisen. Die Vernunftlehre macht vier Arten solcher Fehler namhaft. Erstlich den Mißverstand, wenn der Satz, der widerleget werden soll, unrecht verstanden, also ganz was anders als das Gegentheil unseres Satzes bewiesen wird. Z. E. wenn jemand die Unveränderlichkeit des Wesens der Dinge aus dem Grunde widerlegen will, weil z. B. das Holz zu Asche, der Wein zu Essig wird u. d. gl. also das Wesen des Holzes mit dem Wesen der Asche, das Wesen des Weines mit dem Wesen des Essigs vertauschet; so ist es ein Mißverstand. Denn die Unveränderlichkeit des Wesens erfodert, daß Holz nicht Holz seyn kann, ohne das Wesen des Holzes zu haben, nicht aber daß es ewig Holz bleiben muß, sondern ihr unbeschadet kann es Asche werden und muß alsdenn ihr zu Folge auch das Wesen der Asche und nicht mehr des Holzes haben. Zweytens falsche Vordersätze. Hierinn fehlet folgender Einwurf wider die Unsterblichkeit der Seele: Was sich nach dem Körper richtet, gehet auch mit ihm zu Grunde; die Seele richtet sich aber in ihren Vorstellungen nach dem Körper: also gehet sie auch mit ihm zu Grunde. Denn wie falsch der erste Satz seye, siehet man daraus, weil sich der Leib auch nach dem Rocke richtet, und gleichwohl nicht mit ihm zu Grunde gehet. Drittens: Mangel der Folge in einem oder dem andern Schlusse. Wenn jemand unständlich erweisen hätte, daß alles, was mit den Sinnen empfunden wird, wirklich vorhanden seye, und alsdenn daraus, daß immaterielle Dinge mit den Sinnen nicht empfunden werden, schließen wollte, daß sie auch nicht wirklich vorhanden sind; so würde die Folge fehlen, weil der zweyte Satz, der in dieser Schlußart bejaend seyn muß, hier verneinend ist, oder, derjenigen verständlicher zu reden, die in der Vernunftlehre nicht erfahren sind, weil es nicht folget: das ist kein Ding von jener Art, also hat es auch keine Eigenschaft, die jener Art zukommt, an sich; z. E. das ist kein Stein, also ist es auch nicht hart; das ist kein Glas, also ist es auch nicht durchsichtig u. d. gl. Viertens: Mangel des Zusammenhanges des folgenden Schlusses mit dem vorhergehenden. Z. E. wenn jemand auf einen gewissen ersten Schluß, dessen Conclusion geheißen hätte, wovon kein vernünftiger Grund vorhanden ist, das ist falsch und unrichtig, folgenden zweyten setzte: Nun kann ich aber von der und der Sache, ich mag sie überlegen, wie ich will, keinen vernünftigen Grund finden; also ist sie falsch: so hienge sein zweyter Schluß mit dem ersten nicht zusammen. Denn was er durch den ersten bewiesen hat, wäre nicht dasjenige, woraus er im zweyten weiter schlösse. Es ist nicht einerley: wovon kein Grund vorhanden ist, und: wovon ich keinen Grund finden kann; von jenem darf man sagen, daß es falsch seye, von diesem nicht. Wenn man nicht nur vorgiebt, daß einer dieser Fehler in dem Beweise begangen worden; sondern ihn klar und sichtbar macht, denn löset man den Einwurf auf.

Auflösungskunst s. Analysis.

Auflösung der Nerven, (*Resolutio nervorum*) heißt eben soviel als Lähmung. s. diesen Artickel.

Auflösung der Speisen im Magen, s. Verdauung.

Auflösungsmittel, *Menstruum, Medicina, Dissolventia,* (Chemie.) sind solche Körper, welche andere auflösen, meistens Flüßigkeiten und alle in dem Zeitpunete, da sie als Auflösungsmittel wirken. Unter ihnen ist das Feuer das allermächtigste und die andere sind es, nach den stärksten Vermuthungen, nur durch das Feuer, weil sie entweder immer Feuermaterie in ihrer

Digitized by Google

Mischung haben, oder durch das Feuer erſt wirkſam gemacht werden müſſen, und ohne dieſes durchaus nicht, oder doch weit ſchwächer wirken: die Luft befördert nicht nur viele Auflöſungen, ſondern ſie iſt auch in ihren verſchiedenen Arten ein wahres Auflöſungsmittel: So iſt es noch mehr das Waſſer in Rückſicht auf alle Salze, auf einige thieriſche und auf alle Pflanzenſchleime; ſo die Salze, jedoch mit Unterſcheid, in Rückſicht auf mehrere Erdarten, Metalle, und ihre Kalke; ſo der Weingeiſt in Rückſicht auf Kampfer, Harze, ätheriſche und brandichte Oehle, ſo die Oehle wieder in Rückſicht auf andere Körper, ſo im feurigen Fluſſe einige Erdarten in Rückſicht auf andere. Dieſe Auflöſungsmittel ſind immer deſto vollkommener, je leichter, geſchwinder, je inniger und beſtändiger ſie den aufgelöſten Körper mit ſich vereinigen, und umgekehrt deſto unvollkommener: oft wird eine Flüſſigkeit erſt durch die Vermittelung eines dritten Körpers, der mit beyden verwandt iſt, das Auflöſungsmittel eines andern Körpers. Man nennt ein Auflöſungsmittel trocken, wenn es nur gerade in dem Zeitpuncte, da es als Auflöſungsmittel wirkt, flüſſig iſt, und nachher trocken und feſt wird; naß oder feucht hingegen, wenn es beſtändig flüſſig bleibt. Die Alten traumten auch von einem allgemeinen Auflöſungsmittel (*Menſtruum univerſale, Alcaheſt, Ignis aqua, Ignis gehenna, Azoth et ignis Circulatum majus,*) allein wer betrachtet, daß jede Claſſe von auflöslichen Körpern ihre eigene Art von Auflöſungsmitteln hat, und bedenkt, wie unendlich verſchieden die Natur der Körper auf unſerer Erde iſt, dem muß die Unmöglichkeit eines Körpers, der alle übrige ohne Unterſchied auflöſt, ſehr einleuchtend ſeyn.

Auflupfen, heißt bey den Bauleuten eine Laſt, z. E. Stein, Block, Bauholz, Wand, beladenen Wagen, etwas von dem Boden zu heben, daß man mit einer Walzen-Hebel, Stein oder Zuſpreinde unter ſolche kommen und alsdenn weiter aufheben oder drehen kann.

Aufmachen, heißt bey dem Eiſenſchmelzen ſoviel als ſtechen, oder die Oefnung machen, damit das geſchmolzene Eiſen aus dem Ofen herauslaufen kann. ſ. Stechen.

Aufmachen, ausſtreichen die Kohlenſtäte, bedeutet bey den Köhlern den Grund zu rechte machen, auf den der Meiler zu ſtehen kommen ſoll. Man ſetzet nemlich in die Mitte die Quandelſtange und erhöhet gemeiniglich den runden Platz, worüber das Holz aufgerichtet wird, vom Umfange an gegen den Mittelpunct nach und nach, daß er bey demſelben um einige Zolle höher wird. Weil aber am Grunde der Quandelſtange angezündet wird, und folglich das Feuer, wenn keine Brände übrig bleiben ſollen, unterwärts geleitet werden muß, welches nicht jeder Köhler verſtehet; ſo hält man jetzo vor beſſer, den Boden vielmehr gegen die Mitte hin zu vertiefen.

Aufmalen, heißt ein Gemälde von neuem malen oder auffrischen.

Aufmerker, im Ebräiſchen Chaſſan נחש auch Schliach Hajjibor, oder der Geſandte und Abgeordnete der Gemeinde, den die heutigen Juden von einem Theil ſeiner Amtsverrichtung den Vorſinger zu nennen pflegen, war in den jüdiſchen Synagogen der Diener der Gemeinde, der auf die äuſſere Ordnung genau Achtung geben mußte. Er nahm das Geſetz aus der Lade heraus, und legte es wieder hinein. Er ſtunde jederzeit neben demjenigen, der ein Stück aus dem Geſetz leſen mußte, und forderte ihn auf, wenn die Zeit zum leſen kam. Er mußte genau Achtung geben, daß keiner falſch läſe. Daher mußte er ein Mann von beſonderer Geſchicklichkeit und Weisheit ſeyn; er durfte im geringſten im Leſen nicht ſtammeln, ſondern mußte eine beſondere Fertigkeit darinnen haben. Die Rabbiner ſetzen noch eine beſondere Eigenſchaft hinzu, und ſagen, daß er einen vollkommenen Bart müſſe gehabt haben, damit er der Schule zur rechten Zierde und Ehre gereiche. In den Gebeten und Geſängen mußte er allen andern vorgehen, und mußte deswegen eine beſonders helle und klare Stimme haben, damit man ihn vor allen hören könnte; deswegen er auch der Vorſinger, oder der Cantor genennt wurde. Zuweilen ſagte er dem Volk die Gebeter öffentlich vor, und das Volk ſagte zum Beſchluß: Amen. Unter ihm ſtunden verſchiedene Unterbedienten der Synagoge; erſtlich der Schammaſch, der auf des Aufmerkers Befehl, demjenigen, dem derſelbe die Ehre der Vorleſung gönnte, darum anſprach, und dazu einlud; zweytens der Turgeman, welcher, nachdem die Juden in der Babyloniſchen Gefangenſchaft die ebräiſche Sprache vergeſſen hatten, das Geſetz, wenn es in der Originalſprache verleſen war, ſogleich in das Chaldäiſche überſetzte und endlich der Maphtir, welcher aber kein eigentlicher Bedienter war, ſondern nur derjenige, welcher die Haphtarah, die man nach Verleſung des Geſetzes aus den Propheten hinzuſetzte, vorlas. Weil der Chaſſan gleichſam im Namen der ganzen Gemeinde bethete, ſo erklärte einige die andere Benennung, Schliach Hajjibor, auf die Art, daß ſie dadurch gleichſam einen Deputirten und Abgeſandten der Gemeinde an Gott anzeigen. Er beſah auch die Stelle eines Geſichtsbeſtens, und bey Verſammlungen mußte er den Miſſethäter an die Säule binden. Heut zu Tage beſtehet ſein Amt darinnen, daß er in der Synagoge vor dem Geſetzkaſten ſeinen ordentlichen Stand hat, und alle Gebeter der Gemeinde vorſingen muß. Er hat zu gleicher Zeit die Aufſicht über die Synagoge. In den Geſängen wechſelt zuweilen der Vorſinger mit der Gemeinde ab, indem einige Stücke von dem Vorſinger allein, andere gleichſam durch Antiphona geſungen werden. Die beſten Vorſinger haben ſie bisher aus Pohlen bekommen, weil daſelbſt ihre jungen Leute mehr als an andern Orten, in ihren Geſetzen unterwieſen worden. In der Synagoge hat er den Segan zur Seite, deſſen Amt iſt, ihm bey der Ablegung des Geſetzes behülflich zu ſeyn. Auſſer dem Vorſingen hat der Chaſſan, oder Aufmerker, heut zu Tage noch die beſondere Verrichtung, daß er die Geſetzrolle aus dem heiligen Schrank herausnimmt, und ſie demjenigen giebt, der die Ehre hat, daraus der Gemeinde das verordnete Stück vorzuleſen. Hiemit hat es folgende Beſchaffenheit: Ehe die Geſetzrolle aus dem Schrank herausgenommen wird, ſo geht der Chaſſan, um den Almemer, oder den in der Mitte der Schule befindlichen Catheder herum, und bietet die Verrichtungen bey der Ablegung des Geſetzes öffentlich zum Verkauf aus. Dieſe Verrichtungen ſind, das Ein- und Auswickeln der Geſetzrolle, die Rolle in der Hand zu halten, ſolche dem Volk zu zeigen, aus dem Schrank herauszunehmen und wieder hineinzubringen. Wer das meiſte Geld vor die eine oder die andere dieſer Verrichtungen giebt, hat die Ehre dieſes Amts vorzeyo erkauft. Hierauf wird die Rolle aus dem Schrank herausgenommen, und dem Vorſinger in die Arme gegeben; die Gemeinde ſingt alsdenn die Worte aus 4 B. Moſ. 10, 35. Jeſ. 11, 3. und der Vorſinger: preiſet mit mir den Herrn, und laß uns mit einander ſeinen Namen erhöhen. Er gehet alsdenn auf den Catheder, legt das Geſetz auf den Pult, ruft diejenigen, die ſich das Amt erkauft haben, mit Namen. Von der

Digitized by Google

Ableſung ſelbſt ſiehe den Artickel Geſetz. Mit gleichen Ceremonien bringt er ſie wieder zurück.

Aufmerkſamkeit, Attention. Wir haben, einer mehr, der andere weniger, unſer Bewußtſeyn in unſerer Gewalt, und können es unter die mehrere Ideen, die wir zugleich haben nach Belieben vertheilen, ſo daß wir es, wenn wir wollen, von den übrigen, wo nicht gänzlich, doch größtentheils wegziehen und alle auf die eine zuſammenbringen können. Dieſes Vermögen der Seele einer unter mehreren zugleich vorhandenen Vorſtellungen uns mehr als aller übrigen bewußt zu ſeyn, wird dem gemeinen Sprachgebrauche zu Folge die Aufmerkſamkeit genennet. Da das Bewußtſeyn an die Klarheit der Ideen gebunden iſt (ſ. Begriffe, Klare) und jenes mit dieſer ſteiget und fället; ſo ſagt man auch ganz recht, die Aufmerkſamkeit ſeye ein Vermögen eine Idee klarer zu machen als die übrigen, die man mit ihr zugleich hat. Weil der göttliche Verſtand alles zugleich im größten Lichte ſiehet, nicht eins klarer das andere dunkler; ſo darf man Gott die Aufmerkſamkeit nicht im eigentlichen Verſtande zulegen, wohl aber Vorzugsweiſe, worvon im Artickel eminenter wird deutlicher geredet werden können. Bey endlichen Geiſtern hingegen, worunter auch unſere Seele gehöret, iſt ſie eine wichtige Eigenſchaft, wie man allein daraus zur Gnüge ſiehet, daß, wenn ſie nicht ſtatt hätte, eine ewig anhaltende Zerſtreuung und eine durch alle unſere Vorſtellungen gleich ausgebreitete Düſterheit, die uns zu allem denken und thun unfüchtig machte, bey uns herrſchen würde. Es ſind aber bey uns Menſchen die Grade der Aufmerkſamkeit ſehr verſchieden. Ein Archimedes konnte ſich ſo tief in ſeine Speculationen verſenken, daß er den Lärm nicht gewahr wurde, als ſeine Vaterſtadt mit Sturm übergieng, bis der feindliche Soldat ſie ihm zugleich mit dem Leben nahm; da andere von einer Fliege, die ſich ihnen auf die Stirne ſetzt, ſchon irre gemacht werden. Ein Cladius konnte ſo lange mit ſeiner Aufmerkſamkeit aushalten, daß viele matt und müde ſind, ehe ſie die Hälfte von dem ihm nachgedacht, was er im Stande war ihnen vorzudenken. Ein Cäſar, ein Cromwel waren fähig ſich einen wichtigen Brief vorleſen zu laſſen, einen andern ſelbſt zu ſchreiben, einen dritten, ja mehrere, zugleich zu dictiren, da andere ihre Laſt mit einem haben. Einem Leibnitz waren alle Vorwürfe gleich, und er drang mit derſelben Aufmerkſamkeit in die tiefſte Geheimniſſe der Mathematik, der Metaphyſik, womit er den Urſprung der Wörter in mancherley Sprachen aufſuchte, die Diplomen las, und ſonſt andere Sachen ergründete, die eben ſoviel von jenen abweichen; da die meiſten anderen Menſchen ihr gewiſſes Fach haben, außer welchem ihre Aufmerkſamkeit wenig vermag. Obwohl die Natur den meiſten Antheil an dieſer vortreflichen Gabe hat, ſo vermag der Fleiß deswegen doch darüber auch nicht wenig. Denn durch anhaltende Uebung kann, wie bey allen übrigen Vermögen des Leibes und der Seele, aus wenigem viel, obwohl aus mehrerem wehreres werden. Die Attention ſeye aber von Natur oder durch Uebung ſo groß, als ſie will, ſo kann ſie doch nicht unter allen Umſtänden mit gleicher Leichtigkeit und in gleichem Grade ausgeübet werden. Heftige Empfindungen, eine ſtark erregte Einbildungskraft, desgleichen Affecten, hindern ſie z. E. unter ſtarken Zahnſchmerzen läſſet ſich nicht gut nachdenken; wenn man den Tag vorher rauſchenden Luſtbarkeiten beygewohnet, ſo iſt unſere Seele den folgenden Morgen noch ſo mit dem Angedenken derſelben ausgefüllet, daß ſie auf die Vorwürfe, mit denen ſie ſich beſchäftigen will, wenige oder keine Aufmerkſamkeit wenden kann. Ein Kummer der uns drückt, Furcht vor einem bevorſtehenden Unglück, thut dieſelbe Wirkung. Hingegen, wenn alles um uns herum ſtille iſt, wir geſund und munter, frey von einer aufgebrachten Einbildungskraft, von Sorgen und andern Affecten ſind, und uns eine ernſtliche Begierde, die Sache zu wiſſen, neue Kräfte giebt; denn läſſet ſich leiſten, was unter entgegen ſtehenden Umſtänden unmöglich iſt.

Aufmerkſamkeit. Oft heißt Aufmerkſamkeit auch die Handlung, die man vornimmt, wenn man aufmerkſam iſt. Wer aufmerkſam iſt, der betrachtet (etwas) einen Gegenſtand mit Beyſetzung alles andern abſonderlich, daher kann man auch füglich ſagen, daß Aufmerkſamkeit die Richtung der Seele auf etwas beſonders ſey, welches ſie aus einer Menge von Gegenſtänden, die ſie umgeben, und die ſie ſich zu ihrer Betrachtung hätte wählen können, aufnimmt. In jedem Augenblicke (wenn wir wachen) gehen in unſern ſinnlichen Werkzeugen Veränderungen vor. Wir ſehen, wir hören, wir fühlen vieles. Aber unter den vielen äußerlichen Gegenſtänden, die unſere ſinnlichen Werkzeuge treffen, werden wir doch nur auf einige aufmerkſam; die andern ſcheinen bey uns keine dauerhafte Wirkung zu haben; wer aufmerkſam etwas ſieht oder hört, der merkt es nicht leicht, wenn man ihn ſanfte berührt. Ein Gelehrter wendet ſeine ganze Aufmerkſamkeit auf einen vorgenommenen Satz, den er gerne ergründen will, und ſcheinet nun gar nicht zu empfinden, was um ihn her vorgeht. Er achtet blos auf das, was er vor ſich hat.

Die Aufmerkſamkeit iſt zuweilen in unſerer Gewalt, zuweilen aber auch nicht. Wenn jener aufmerkſamer Gelehrter mit einer Nadel geſtochen würde; ſo würde er nur an dieſen Umſtand denken, und ſeine vorige beliebige Aufmerkſamkeit fahren laſſen. Im tiefen Schlafe wird unſere Sinneskraft ſehr ſchwach, und wenn die Wirkung auf unſern Körper nicht ſtark iſt; ſo iſt da keine Aufmerkſamkeit möglich. Und eben darinn beſtehet der Zuſtand des Schlafes. Nach dem Unterſchiede der Gegenſtände richtet ſich auch die Aufmerkſamkeit. Nützliche, angenehme Gegenſtände, die es wirklich ſind, oder die nur von uns dafür gehalten werden, werden allemal unſere Aufmerkſamkeit mehr auf ſich ziehen, als andere, die wir nicht dafür annehmen. Kindern fehlt es faſt immer an Aufmerkſamkeit, oft ſind aber Eltern, Lehrer und Aufſeher daran ſelbſt Schuld. Sie legen ihnen einen beſtimmten Gegenſtand zu zeitig vor, und verlangen dann, daß ſie ihre Aufmerkſamkeit darauf verwenden ſollen; wenn gleich der Gegenſtand an ſich trocken und widrig iſt, und ſie ſich auch gar keine Mühe geben, bisweilen es auch nicht einmal verſtehen, ihm das Trockene und Widrige zu benehmen. Es iſt auch niemals gut, daß man Kinder ſich die Gegenſtände für ihre Wißbegierde immer ſelbſt, und nach Gutdünken wählen und ändern läßt. Sie lernen alles nur obenhin kennen und es koſtet nachher viele Mühe, wenn ſie eine feſte Aufmerkſamkeit auf etwas richten ſollen. Der Moraliſt empfiehlt gar ſehr die Aufmerkſamkeit zu vergrößern, und zu verbeſſern, weil es ſehr viel zur Tugend beyträgt, daß wir das, was wir zu thun und zu laſſen haben, immer genau, und mit einer gewiſſen Leichtigkeit unterſuchen und überdenken. Die Tugend läuft auch bey der Unaufmerkſamkeit, dem Mangel der Aufmerkſamkeit, allezeit Gefahr Schiffbruch zu leiden. Wer die vorkommenden Dinge nur obenhin, und alſo ohne Aufmerkſamkeit anſieht, wie leicht unterläßt der, was wahrhaftig gut iſt, und wählt das böſe, weil es ihm dem erſten Anblick nach

gut braucht? Seine Aufmerksamkeit zu verbessern; fasse man den ernstlichen Vorsatz auf alles, was einem vorkommt, aufmerksam zu seyn. Man nehme sich vor, auch nichts als zu geringe anzusehen. Sich die Wiedererinnerung dieses Vorsatzes gewöhnlich zu machen, setze man geschickte Zeichen, deren Anblick jedesmal den Vorsatz wiedererwecken und unterhalten können. Man folge seinem Vorsatze bey jeder Gelegenheit in der Einsamkeit, und besonders in Gesellschaften. Man gebe auf die Erfahrung acht, und sammle sich Beyspiele von Leuten, die durch ihre Unachtsamkeit sich verächtlich und oft unglücklich gemacht haben. Nach und nach suche man auch seine Aufmerksamkeit zu vergrößern, sie auf mehrere Dinge auf einmal zu richten. Man kann es darinne durch Uebung weit bringen. Zur Verbesserung und Vergrößerung der Aufmerksamkeit empfiehlt man auch das Studium der mathematischen Wissenschaften und einige Spiele, besonders das Schachspiel. Wenn man auf den Lauf der Dinge Aufmerksamkeit verwendet, so kann man sich Erfahrungen sammlen. Denn die meisten Dinge folgen regelmäßig auf einander, und man schließt nicht unrichtig, daß das, was bey gewissen Umständen immer so gewesen, und immer so erfolgt ist, es bey sich ganz gleichen Umständen auch immer so seyn, und so erfolgen werde. Der aufmerksame Landwirth urtheilet auf diese Art öfters ganz richtig vom Wetter, und eben so der Staatsmann von politischen Auftritten und Begebenheiten in der Welt. Die Aufmerksamkeit zu zerstreuen braucht man wohl keine besondere Vorschriften, übrigens sind Veränderungen, Gesellschaften, Spaziergänge, Reisen u. dgl. dazu ganz dienlich.

Aufmerksamkeit. Die Aufmerksamkeit in Rücksicht auf die schöne Wissenschaften, besteht in dem Vorsatz der Seele sich mit einem bestimmten Gegenstand oder Vorstellung allein zu beschäftigen. Sie ist zwar nicht die Quelle des Genies; aber gleichwie alle Aufmerksamkeit zur Vollkommenheit unserer Erkenntnisse nothwendig ist, so ist sie es auch zu denjenigen Kenntnissen, die man durch das Genie ausbildet. Durch sie siehet der Künstler in einem Gegenstand mehr und schärfer, als alle andere Menschen; durch sie entdeckt auch der Liebhaber Schönheiten, die jedem andern verborgen bleiben. Wir schränken uns nur hier auf die Frage ein: wie wird die Aufmerksamkeit in Absicht auf die Gegenstände der schönen Erkenntnis gereizt, und in Würksamkeit erhalten? Eine Idee ist nie lebhafter, als wenn sie uns entweder einen Gegenstand, der uns neu ist, oder in einem neuen Gesichtspunct darstellt. Unsere Neugierde will befriedigt seyn, und sobald sie einen Gegenstand, der für sie gemacht ist, antrifft, so bietet sie unsere Aufmerksamkeit auf. Diese Empfindung ist so allgemein, daß sie sich auch da äußert, wo man weniger empfinden, als denken sollte. Die Seele rückt alsdenn gleichsam hervor, um der neuen Erscheinung entgegen zu gehen; hiedurch wird die Aufmerksamkeit in Bewegung gesetzt. Ein anderes Mittel die Aufmerksamkeit in Bewegung zu setzen, ist die Ueberraschung. Was uns unvermuthet begegnet, hemmt die Reihe unserer Vorstellungen; wir fangen einen neuen Fortgang der Ideen an, es entsteht eine schnelle Abwechselung, wir fahren gleichsam wie im Schlaf auf, und die Vorstellung, die uns überrascht hat, zieht unsere ganze Aufmerksamkeit auf sich. Ein gleichgültiges Object, wird dadurch, daß es neu und unerwartet ist, wichtig, ein angenehmes noch angenehmer, ein unangenehmes kann oft noch unangenehmer werden, weil es stark auffällt. Doch sind die Empfindungen, die durch die Neuheit und Ueberraschung verursacht werden, nur transitorisch; sie haben zwar eine starke Gewalt die Aufmerksamkeit zu reizen, aber nicht so viel Gewalt sie zu erhalten. Sobald wir nur einigermaßen damit bekannt sind, so werden wir gleichgültig, und unsere Aufmerksamkeit läßt nach. Daher kann die Aufmerksamkeit durch noch ein anderes Mittel nicht nur erregt, sondern auch erhalten werden, wenn wir nemlich die Sache nicht als einen Gegenstand eines vorübergehenden Vergnügens, sondern als eine Angelegenheit für uns ansehen. Ein Gegenstand, der unsere Würksamkeit auffordert, bey denen wir uns thätig erweisen, wo uns daran gelegen ist, daß die Sache diese oder jene Wendung nehmen möge, ein solcher Gegenstand reizt nicht nur unsere Aufmerksamkeit, sondern erhält sie auch in Thätigkeit; ein Künstler hat ungemein viel gewonnen, wenn er uns einen Gegenstand in dem Augenpunct der Wichtigkeit vorstellt. Was uns wichtig scheint, das gefällt uns auch, und dies ist schon genug, uns in Thätigkeit zu setzen. Die innere Würksamkeit des Geistes, die den eigentlichen Werth des Menschen ausmacht, wird dadurch vermehrt. Hier hat der Künstler Tugend und Laster in seiner Hand; hier kann das Genie des schönen Geistes andern Menschen eben so nützlich als schädlich werden, nachdem er die Aufmerksamkeit durch das Interesse seiner bearbeiteten Gegenstände da oder dorthin lenket. Vielen, besonders comischen Dichtern, wird mit Recht Schuld gegeben, daß sie die Aufmerksamkeit auf Kosten der Unschuld und Tugend beschäftigen. Es ist in der Natur des Menschen gegründet, daß wir an den Begebenheiten anderer, sie mögen wahr oder erdichtet seyn, Antheil nehmen, und der Dichter unterhält gewiß unsere Aufmerksamkeit, wenn er uns in das Interesse der Menschen hineinzieht. Hier liegt eine Ursache, warum die Romane so gern gelesen werden, und warum unsere Aufmerksamkeit so fest darauf gespannt wird. Wir sehen hier Menschen, an deren Glück oder Unglück wir Theil nehmen, wir wünschen zu wissen, was diese oder jene angelegte Begebenheit für eine Wendung nehmen möge; und unsere Aufmerksamkeit kann fast nie befriedigt werden. Es ist deswegen ein großes Kunststück des Redners und des Dichters, wenn er uns so interessiren kann, daß wir auf das Folgende begierig sind. Ein Mensch, der eine würksame Seele hat, der gern selbst handelt, und an anderer Handlungen Antheil nimmt, der jede allgemeine und besondere Angelegenheit der Menschen zum Hauptgegenstand seines beschäftigten Geistes macht, wird seine Aufmerksamkeit anstrengen, wo er Gelegenheit dazu findet; der schöne Geist muß nur diese Gelegenheiten, wo die Seele Feuer fangen kann, fleißig ausspüren und benutzen. Durch die Kunst kann er hier eben die Würkungen hervorbringen, die die Natur hervorbringt. Wenn der Redner, oder Dichter, so viel würkt, daß unsere Vorstellungen und Empfindungen von unserm äußern Zustand schwächer werden, als diejenigen, die er durch seine Reden oder Gedichte in uns erregt, so hat er unsere Aufmerksamkeit gewonnen. Hieby ist nun nicht zu leugnen, daß die Unterhaltung der Aufmerksamkeit nicht immer von den Werken der Kunst sondern auch oft von uns selbst abhängt. Wer sich nicht in einer solchen Gemüthslage befindet, sich den Eindrücken, die von der Kunst herrühren, zu überlassen; wer sonst keine Wärme des Gefühls und der Phantasie hat, dessen Aufmerksamkeit kann durch die Werke der Kunst schwer gereizt werden. Wenn unsere Aufmerksamkeit recht fest auf einen Theil unserer Vorstellungen geheftet ist; so werden die andern, wenn sie gleich durch die Sinnen erweckt werden, so schwach werden, daß man

Digitized by Google

sie oft gar nicht gewahr wird. Wenn wir z. E. bey einem Schauspiel, bey einer Rede, bey der Betrachtung eines Gemäldes, unsere Aufmerksamkeit völlig auf das richten, was wir sehen, und hören, so vergessen wir den Ort, wo wir sind, die Zeit und andere Umstände unserer äußerlichen Lage. Wir scheinen andern äußerst zerstreut zu seyn; wir sind es nicht, sondern unsere ganze Aufmerksamkeit beruhet auf einem Gegenstand; die andern sind uns alle fremd. Daraus lassen sich die seltensten Phänomenen sowohl des Künstlers, als des Lesers und des Zuschauers erklären. Wenn jener tiefdenkende Gelehrte in seinen Betrachtungen so tief versunken ist, daß er den Finger eines Frauenzimmers zum Tobacksstopfen braucht, so ist dieses wunderliche Betragen aus nichts andern, als der Stärke der Aufmerksamkeit herzuleiten.

Aufmunternde Mittel, *Excitantia, Laetificantia* (Materia medica) nennt man solche Arzneymittel, die vermöge eines feinen, gröstentheils flüchtigen Grundstoffs, eines herrschenden Geistes, oder eines ätherischen Oeles die Nerven aufmuntern, alle Bewegungen in dem thierischen Körper die von ihm abhängen, lebhafter machen, und dadurch den ganzen Körper erquicken: Sie können also in allen Krankheiten wo eine Mattigkeit ihren Grund in einer Trägheit der Nerven hat, wo aus eben diesem Grunde die Sinne stumpf sind, mit Nutzen gebraucht werden, aber in den wenigsten Fällen werden sie das Uebel aus dem Grunde heben, und da die wenigsten unter ihnen blos vermöge ihres flüchtigen Grundstoffs und allein auf die Nerven würken, so hat der Arzt eine kluge Wahl unter ihnen anzustellen, wenn er nicht auf der einen Seite zu verderben Gefahr laufen will, was er auf der andern gut gemacht hat: oft kommt ihm aber auch die Heymischung anderer kräftigen Bestandtheile von feuerbeständigerer Natur zu statten, wenn er mehr als eine Absicht mit seinem Arzneymittel zu erreichen sucht.

Aufmunterung, kann überhaupt jede Handlung genennt werden, die man vornimmt, um jemanden zu erwecken einen sich vorfindenden Mangel, (Bedürfnisse) abzuhelfen. Die Aufmunterung richtet sich nach der Wichtigkeit des Bedürfnisses, und nach der Nutzbarkeit der in dieser Absicht zu erweckenden und anzuwendenden Talente. Der Aufmunterer muß scharfsinnig seyn, um zu sehen, sowohl wo Talente liegen, die einer Ermunterung wehrt und bedürftig sind, als auch auf welche Weise sie am besten zu erwecken sind. Er muß frey seyn von vorgefaßten Meynungen, Eigensinn und unzeitigen Begünstigungen. Das Vorurtheil des Alterthums muß ihn so wenig, als das Vorurtheil der Neuheit blenden. Die Aufmunterung muß nicht eingeschränkt seyn; sie muß sich über jedes Alter, jeden Stand, jedes Geschlecht, jede Religionspartey, die sich im Staate befindet, erstrecken. Die Folgen einer weisen Aufmunterung gewinnet der Staat. Der Ehrgeiz bekommt eine bessere Richtung, als er gewöhnlich nimmt. Die zärtlichste Neigung des Volks gewinnt der aufmunternde Fürst. Er sieht da blühen und wachsen, wo es vorher unfruchtbar war, indem von allen Seiten die belebten Talente für den Landbau, die Gewerbe, den Handel, die Schiffarth, die Künste und Wissenschaften sich aufs thätigste zeigen.

Aufmunterungen, (politisch) Ueberhaupt sind alle die Güter, welche eine weise Staatsverwaltung mit der gemeinnützigen Thätigkeit der Bürger des Staats als Bewegungsgründe verbindet, Aufmunterungen zu der guten, edlen, gemeinnützigen Thätigkeit zu nennen; und wenn die Regierung zur Beförderung ihrer Absichten, sie mögen seyn, welche sie wollen, ihre Unterthanen durch Darbietung gewisser Güter locket, oder reitzet, so muntert sie ihre Bürger zu diesem Endzwecke auf. Man bedient sich von Seiten des Staats der Ehre, des Vergnügens, und des Geldgewinnstes zu politischen Aufmunterungsmitteln für die Bürger. Allein es ist ganz unstreitig, daß alle von der Regierung aufgewendete Aufmunterungen zur Arbeitsamkeit, zu nützlichen Gewerben, und Commercien, und zur höhern Thätigkeit des Geistes nichts vermögen, oder doch nur einen kleinen Theil ihres Zweckes bewürken, wenn die Verfassungen im Staate, wenn das Regierungssystem, wenn der herrschende Geist der Regierung nicht verstatten, daß Arbeitsamkeit, nützliche Gewerbe und Commercien, und höhere Thätigkeit der Seelen sich ausbreiten, und Früchte bringen können. Wenn man auch durch grosscheinende Belohnungen, durch Titul, und Ordensbänder, und durch Geldgnaden, oder gleichgültige Privilegien Einheimische und Fremde ermuntert, daß sie neue Gänge der Industrie eröffnen, neue Manufacturen, und Fabricken anlegen, neue Handelsgeschäfte zu treiben anfangen, so hat doch das alles keine bleibende Würkung in einem Lande, darinnen arbitrarischer Zwang, und Despotismus herrschen, darinne Handel und Wandel, Gewerbe, und Industrie, und der Verbrauch der Producte und Waaren mit mancherley Impostен beschweret sind, und darinne wegen nothwendiger Verarmung der Landeigenthümer die Masse der Producten immer geringer wird. Wenn man auch goldene Cronen denenjenigen bestimmte, die in eine grosse Geistes Sphäre sich wirksam beweisen: wie wird das grose und erhabene Seelenanstrengungen in einem Lande würken, darinnen man die Seelengröße von den Geschäften des Staates entfernet, und die Posten, dazu eben grose starke weitreichende Seelenkräfte und Gesinnungen nöthig sind, nur mittelmäßigen oder gar niedrigen Menschen anvertrauet?

Auch in diesem Stück zeigt die **physiokratische Staatskunst** ihren besondern Vorzug vor den bisher gewöhnlichen Lehrgebäuden der Politic. Wenn man in einem Staate uneingeschränkte Freyheit der Gewerbe, und der gangen Geschäftigkeit herstellet, wenn man kein nützliches Geschäft mit Auflagen belästiget, sondern nur aus dem reinen Ertrage der Grundstücke die öffentliche Einkünfte ziehet, wenn man die Bürger von dem Interesse der verschiedenen wirthschaftlichen Geschäfte unterrichtet, und also im Staate immer mehr Licht ausbreitet, wenn man denen, die des Beystandes benöthiget sind, zu Treibung nützlicher Gewerbe aufhilft, wenn man die Erziehung und Ausbildung der Jugend so leitet, daß die jungen Bürger die Ordnung der gesellschaftlichen Glückseligkeit kennen lernen, und durch Uebungen, Stärke zur ausdaurenden Anstrengung in nützlichen Geschäften, um ihres Vortheiles willen, erhalten, und wenn man endlich jedem die seiner Strebsamkeit, und seinen Kenntnissen, und Gesinnungen angemessene Stelle einräumt; so wird der Staat arbeitsam, durch nützliche Thätigkeit blühend, und glücklich, ohne daß man mit besondern Aufmunterungsmitteln, deren Kraft nur vorüber geht, und den Unachtsamen nur blendet, zu helfen nöthig hat.

Wir sehen es aus der Erfahrung, was hier gesagt worden ist. Unter **Colberts** Ministerschaft waren die besondern Aufmunterungsmittel an Geld, Privilegien, und Ehrenzeichen ein Hauptreffort der französischen Staatsverwaltung. Was war die Würkung? Im Jahr 1681. sagt **Colbert** selbst in seinem dem Könige übergebenen Finanzplane in den Recherches & Considerations sur les Finances de France T. I. p. 528. 529.

Digitized by Google

daß nach allen einlaufenden Berichten der geistlichen und weltlichen Bedienten aus den Provinzen das Elend des Volkes so groß sey, daß der vorhergehenden Steuernachlässe ungeachtet, auf die zwey folgende Jahre noch fünf bis sechs Millionen erlassen werden müßten. Colbert hatte 20 Jahre nach seinem System haußgehalten, und zur Beförderung des Wohlstandes des Staates Aufmunterungen über Aufmunterungen gebraucht, und dennoch mußten wegen der immer zunehmenden Calamitäten Nachlässe auf Nachlässe an Steuern geschehen, und des Volkes Elend schrie noch fort. Man sieht dies auch aus dem Zeugnisse des großen Marschall von Vauban in seinem Dixme royale. Da zeigt sich also das System der besondern Aufmunterungsanstalten in seiner ganzen Blöße. Colbert regulirte, und schränkte die Freyheit der Gewerbe ein, und legte Handels- und Consumtions-Impositen auf. Drumkonnten die Particular-Aufmunterungen keine dauerhaften Wirkungen haben.

Aufmunterungsspecies, *Species lætificantes Rhasis*, (pharmacie) ein elendes Gemenge, das Rhazes zuerst erfunden, seine Schüler und Nachbeter als ein vorzügliches nervenstärkendes Mittel empfohlen, und noch einige unserer Apothekerbücher aufbehalten haben: Man mischte rothe und weiße Bebenwurz, Zittronen, Gemsenwurz, Melisse, Basilienssaamen, Giftrosensaamen, Safran, Gewürznelken, kleine Cardamomen, Zimmt, Citronenschalen und Mastix unter einander, und setzte noch zuweilen Ambraxelthen und Bisam zu; im letztern Falle hießen sie completæ, so wie im erstern incompletæ.

Aufnahme, in Aufnahme kommen, in Aufnahme bringen. Man sagt überhaupt: ein Etablissement, eine Gesellschaft, ein Institut, ein Staat, ein Gewerbe, eine Kunst, eine Wissenschaft ꝛc. komme in Aufnahme, wenn diejenigen Stücke, die zur Vervollkommnung derselbigen etwas beytragen, immer in größerer Menge und in höhern Graden realisirt werden. Wer diese Stücke in Absicht auf das Etablissement, oder auf den Staat ꝛc. zur Wirklichkeit bringt, oder bringen hilft, der bringt das Etablissement, oder den Staat ꝛc. in Aufnahme, oder hilft sie in Aufnahme bringen. Um ein Werk, eine Kunst, eine Wissenschaft, ein Institut, oder ein ganzes Land in Aufnahme zu bringen, sind für den, welcher dieß bewirken will, gewisse allgemeine Erfordernisse nöthig. Erstlich muß man das Werk, oder den Gegenstand, von dessen Aufnahme die Frage ist, aufs genaumöglichste in seinem ganzen concretivischen Detail, d. i. nach allen seinen Theilen und Bestimmungen richtig kennen; zum andern muß man die Ursachen von allen diesen Bestimmungen mit Gewißheit und gründlich durchschauen; drittens muß man ein wahres Ideal von der größtmöglichen Vollkommenheit eines solchen Werkes, oder eines solchen Gegenstandes, von dem die Rede ist, vor sich abgebildet haben, und gründliche Einsicht davon haben, was zur Wirklichwerdung eines jeden in diesem Ideal befindlichen Stückes erfordert wird, und welche Umstände und Ursachen sich der Realisirung derselbigen entgegen setzen; viertens muß man den in Aufnahme zu bringenden Gegenstand, so wie er wirklich ist, mit dem vollkommenen Ideal genau vergleichen, um die Uebereinstimmung mit diesem, oder die Abweichung von demselbigen in ihrer wahren Beschaffenheit und Größe zu erkennen; fünftens muß man reiflich nachdenken, ob und wie die Umstände, welche bisher den Gegenstand sein vollkommenes Ideal nicht erreichen ließen, entfernet, und hingegen diejenigen, welche zu Realisirung der Vollkommenheiten des Ideals in Concreto bey dem vorliegenden Gegenstande erforderlich, oder dienlich sind, hergestellet werden können. Aus diesen gesammleten Kenntnissen, und angestellten Untersuchungen und Vergleichungen formirt man sich den unabänderlichen Plan, zur Aufnahme des Gegenstandes wirklich thätig zu seyn; und denn muß man sechstens die wirkliche Ausführung des Plans, aus warmem Gefühl von der Vollkommenheit des Gegenstandes, unternehmen. Wer nicht für die Vollkommenheit einer Sache, oder eines Werkes unbezwinglichen Drang in seinem Wesen fühlt, und nicht Geisteskraft genug hat, ein vollkommenes Ideal des Gegenstandes zu bilden, und den concretivischen Gegenstand auf allen seinen Seiten durchzuforschen, der ist nicht berufen, für die Aufnahme des bestimmten Gegenstandes geradezu seine Thätigkeit zu verwenden. Wie nun diese allgemeine Regeln bey den besondern Gegenständen in Anwendung zu bringen sind, und wie also die Aufnahme der Landwirthschaft, der Fabriken und Manufacturen, der Bergwerke, der Künste, der Wissenschaften, der Schulen nach ihren verschiedenen Endzwecken, der Religion und Kirche, des Staates ꝛc. zu bewirken sey, dieß wird unter einem jeden dieser Artickel besonders ausgeführt, und durch die Geschichte eines jeden Gegenstandes dargestellet werden.

Aufnahme, Geld- oder Capitalien- heißt soviel, als eine bestimmte Geldsumme von einem andern entlehnen, oder borgen. Derjenige, welcher eine Geld- oder Capitalssumme bey einem andern borgt, heißt Geldaufnehmer. Jemehr sich in einem Staate die Geldaufnehmer vervielfältigen, desto mehr wird das Geld gesucht, und desto höhere Zinsen oder Interessen können sich die Geldeigenthümer versprechen. Je weniger Geldaufnehmer aber in einem Staate sich finden, desto geringere Interessen können die Geldeigenthümer durch Versicherung ihrer Capitalien erwarten; und desto mehr werden sie gereizt, ihre baare müßig liegende Gelder auf allerley nützliche Institute, und Gewerbe aufzuwenden, und dadurch die Masse der Waaren, oder die Geschicklichkeiten der Menschen unmittelbar zu vergrößern.

Eine weise Staatsverwaltung hütet sich ganz besonders, in solche Umstände zu gerathen, dadurch sie zu einer beträchtlichen Capitalienaufnahme genöthiget wird. Denn sie muß in solchen Nothfällen den Darleihern gute Interessen versichern, und von den jährlichen öffentlichen Einkünften des Staats soviel, als zu Bezahlung der Zinsen nöthig sind, der Bestimmung zu nothwendigen, oder heilsamen Staatsausgaben entziehen, oder wenn sie dieß nicht will, das Land mit soviel neuen Auflagen beschweren, als die abzutragende Interessen erfordern. Ueberdieß ziehen die Capitalisten, und andere Gewerbtreibende Personen in einem solchen Falle, da der Staat selbst gegen hohe Interessen Gelder aufnimmt, ihre Zonds aus dem Circul der Gewerbe, gemeiniglich heraus, um sie dem Staate für das hohe Interesse vorschießen zu können. Dadurch werden die Gelder für die nützliche Nahrungsgeschäfte der Innwohner des Staates schon rarer, und die, welche zur Unterstützung ihrer Nahrungsstandes Geld nöthig haben, können es entweder gar nicht, oder doch nicht anders, als um hohe Zinsen finden. Der Schade des Landes ist alsdann offenbar. s. Schulden und Zinsen.

Aufnahme in Dienste, geschieht, wenn einer einer andern Person seine Geschäfte von einer gewissen Art unter bestimmten gegenseitigen Bedingnissen anvertrauet oder zu verwalten aufträgt. In großen Oekonomien

Digitized by Google

besonders aber in der Staatsökonomie ist vorzüglich nöthig, daß einem Manne bey seiner Aufnahme in herrschaftliche Dienste eine vollständige Instruction ertheilet werde. Es werden darinnen alle allgemeine und besondere Pflichten bestimmt, welche der aufgenommene Diener zu leisten schuldig seyn soll. Neben dieser Dienstinstruction wird gemeiniglich noch eine Dienstaufnahmsignatur für den neu aufgenommenen Diener ausgefertiget, welche nur die Benennung des Amtes oder Dienstes, und die Bestimmung des Characters, und Ranges, und der jährlichen Besoldung sammt den übrigen zu hoffenden Utilien in sich enthält, ohne die besondere Pflichten des Dienstes selbst zu beschreiben. Beydes die Signatur und die Dienstinstruction werden gemeiniglich für die neuen Glieder der verschiedenen obersten Collegien des Staats von dem Regenten selbst, für die den Collegien untergeordnete Bediente aber oft nur von dem Chef des Collegii, oder einigen Gliedern desselbigen, doch bisweilen auch, wenigstens die Signatur, von dem Regenten unterschrieben, und im letzten Falle von dem Chef, oder dirigirenden Gliede des Collegii contrasignirt, und von dem Secretair dieses Collegii ganz unten zur rechten Hand zum Zeichen der besorgten Expedition unterzeichnet. Es sind jedoch diese Formalitäten nicht an allen Höfen auf gleiche Art und in gleicher Vollkommenheit bestimmt.

Aufnahme, wird auch endlich gebraucht, wenn eine Person in eine neue Verhältniß in Ansehung ihres politischen Standes gesetzet wird. So spricht man von der Aufnahme zum Bürger eines Ortes, auch im deutschen Staatsrecht von der Aufnahme eines Fürsten, Grafen, und Herren in den fürstlichen und gräflichen Collegiis. s. hiervon die besondern Artickel: Bürger, auch Fürstliches und gräfliches Collegium.

Aufnahme eines Termins, s. Prorogatio.

Aufnahmgeld, Auffahrtsgeld, Aufzugsgeld, heißt das Geld das jemand der in den Staat in eine Stadt, Zunft, Collegium ꝛc. aufgenommen wird, bezahlt.

Aufnehmen an Kindesstatt, s. Adoption.

Aufnehmen einen Plan, bezeichnet alle Operationen zusammen, die man auf dem Felde vorzunehmen hat, um den Grundriß eines Stückes Land, einer Gegend, eines Lagers, einer Festung u. s. w. zu verfertigen. Es gehöret also hieher die Messung gewisser Linien mit der Kette oder durch abschreiten, die Messung gewisser Winkel mit dem Winkelmesser, mit der Boussole oder Auftragung derselben auf das Meßtischlein, die Scheide u. s. w. Die Geometrie lehret, was man hiebey zu thun hat, und in diesem Buche findet man die einzele hieher gehörige Verrichtungen unter ihren besondern Titeln beschrieben. Der Ingenieur, dem im Felde diese Arbeit gar oft vorkommt und der öfters nicht nur seinen Plan in gar kurzer Zeit liefern muß, sondern auch zuweilen vieler Gefahr beym Aufnehmen desselben ausgesetzet ist, kann unmöglich alle die Regeln, die die Mathematik vorschreibet, so genau beobachten, als ein anderer, der mit Muße und in aller Sicherheit arbeitet. Er nimmt also, so viel ihm Zeit und Gefahr zulassen, so viel mit Genauigkeit auf, als er zur Bestimmung der hauptsächlichsten Puncten in seinem Plane nöthig hat, im übrigen hilft er sich durch ein gutes und geübtes Augenmaß, durch Beobachtung der Dinge, die mit einander in einer graden Linie liegen, und durch allerley andere Vortheile, die ihn die Praxis gelehret und die er durch sein Nachdenken aus seiner Theorie aus dem Stegreife zu erfinden weis. Mehreres findet man unter dem Titel Plan.

Aufnehmen einen Termin, s. Aufnahme.

Aufnehmen, (bergmännisch) heißt eine Zeche begehren und muthen, oder einen Muthzettel vom Bergmeister oder Bergamt erhalten, worauf hernach die Landesherrliche Belehnung über ein Werk gesucht und erhalten werden kann. Derjenige so eine alte vorlängst schon im Bau gewesene Zeche gemuthet, heißt Aufnehmer alter Zechen, und ist verbunden nach erlangter Muthung und Bestätigung öffentlich bekannt machen und anschlagen zu lassen, welche Zechen er aufzunehmen willens und berechtigt seye, damit diejenige die noch Ansprüche haben, sich melden, und allen Irrungen vorgebogen werden kann.

Soll eine ins freye gefallene Zeche aufgenommen werden, so muß vor der Muthung bewiesen und erkannt seyn, daß sie nach völligem Ablauf vier Quartalen mit keinerley Arbeit belegt gewesen, folglich unwiderspruchlich ins freye gefallen sey.

Aufnehmen, sagen die Jäger von dem Wilde, anstatt empfangen, trächtig werden.

Desgleichen sagen sie von dem Leithunde, er nehme die die Fährte wohl auf, wenn er die Fährte eines Wildes, das man gerade aufsucht, bald findet und von andern Fährten der nicht gesuchten Stücken wohl unterscheidet.

Aufnehmen im Stricken, heißt aus einer Masche zwey machen, welches dadurch geschiehet, daß man den untersten Faden von der Masche aufnimmt und denen andern gleich strickel.

Aufnehmende Gefäße, s. Gefäße.

Aufopfern, Aufopferung. Wir opfern Dinge auf, die uns lieb sind, und wir opfern sie Personen und Sachen auf, die uns noch lieber sind. Ein Freund opfert seinem Freunde einen Theil seines Glücks auf, und so ist dem Helden das Wohl seines Vaterlandes lieber als sein Leben, welches er ihm aufopfert. Sagt man, daß man verbunden sey, alles und sich selbst ganz seinem Gott aufzuopfern; so heißt dies nichts anders, als daß man verbunden sey, alle seine Kräfte den allerheiligsten Absichten seines Gottes gemäs, aus Liebe zu ihm, zum Wohl der menschlichen Gesellschaft, wovon man ein Theil ist, getreulich und gewissenhaft zu gebrauchen. Damit kann es denn ganz wohl bestehen, daß man sich als Vater für seine Kinder, als Ehemann für seine Gattin, als Unterthan für seinen Regenten, als Lehrer für die Kirche, und überhaupt als Bürger für den Staat aufopfert. Wer aber, ohne Rücksicht auf Gottes heilige Befehle und Absichten, etwan blos seinen sträflichen Leidenschaften ein Genüge zu thun, sein Vermögen, oder sich selbsten aufopfert, der handelt höchst ungerecht und sträflich, und bleibt dem Urheber und wahren Eigenthumsherrn der Kräfte, die er verschwendet hat, eine, und gewiß schwere Rechenschaft schuldig.

Aufopferung Christi, s. Versöhnungsopfer Christi.

Aufopferung in der Messe, s. Offertorium.

Aufopferungsgelobung, Devotio. Wir wollen in diesem Artickel dasjenige zusammenfassen, was die Römer unter dem Ausdruck Devovere, und die Griechen unter dem καταρᾶσθαι verstanden haben. Man kann die unterschiedenen Handlungen, welche unter die Hauptgattung der Devotionen gehören, füglich unter vier Klassen bringen. Die erste enthält die Verdammungen eines feindlichen Landes oder einer feindlichen Stadt, wodurch man sie des Schutzes der Götter zu berauben und alle Arten des Unglücks über sie zu bringen glaubte. Der Dictator nemlich, oder der Consul mußte an der Spitze der Armee folgende von dem Macro-

Digitized by Google

bius uns aufbehaltene Verbannungsformel unter gewissen Feyerlichkeiten aussprechen: „Du Vater Dis, du Dejovis, ihr Manen, oder mit was für einem andern Namen man euch nennen darf, ich bitte euch, diese Stadt Carthago und das Kriegsheer, das ich, da ich dieses sage, im Sinne habe, mit Flucht, Furcht und Schrecken zu erfüllen; und diejenigen, welche wider unsere Legionen und wider unser Kriegsheer die Waffen und Pfeile führen werden. Führt dies Kriegsheer, diese Feinde und diese Menschen, ihre Städte und Aecker, und die in diesen Oertern und Gegenden, Aeckern oder Städten wohnen, hinweg! Beraubt das Kriegsheer, die Feinde, die Städte und Aecker derselben, die ich, da ich dieses sage, im Sinne habe, des Lichts der Oberwelt! Laßt euch diese Städte und Aecker, sammt ihren Einwohnern, wes Alters sie sind, nach den Gesetzen, nach welchen euch zu andern Zeiten die größten Feinde gelobet worden, zum Opfer gelobet und geweihet seyn! Ich gebe, gelobe sie, statt der andern, kraft meiner Pflicht und Würde, für das römische Volk, für unsere Kriegsheere und Legionen, damit ihr mich, meine Pflicht, mein Commando, die Legionen und unser Kriegsheer, diejenigen, welche in der Ausführung dieses Geschäftes begriffen sind, erhaltet. Wenn ihr dies thun werdet, so daß ich es wisse, empfinde und wahrnehme: so thue dies Gelübde jeglicher; wo er es auch thut, sey es rechtmäßig geschehen. Mit drey schwarzen Schafen bitte ich dich, Mutter Tellus, und dich Jupiter, inständig darum." Mit dieser Devotion ward die Evocation verbunden. Die alten Völker und die einzlen Städte wählten sich, wie bekannt, gewisse besondere Schutzgötter. Bey Belagerungen erforderte es also die aus der Vielgötterey nothwendig entspringende allgemeine Verehrung jeder angeblichen Gottheit den Belagerten ihren Schutzgott und den von ihm zu erwartenden Schutz und Beystand zu entziehen. In dieser Absicht raubten die Griechen der Stadt Troja ihr Palladium, und um ein ähnliches Unglück zu verhüten, fesselten die Tyrier, als sie von dem Alexander belagert wurden, die Bildsäule des Hercules, und die Römer verschwiegen sorgfältig den eigentlichen Namen des Schutzgottes von Rom. Die Römer, welche ihre Religion sehr geschickt mit dem Interesse ihres Staats zu verbinden wußten, sahen wohl ein, wie sehr die Meynung, daß eine Stadt, welche sie belagern wollten, des Schutzes ihrer Gottheit beraubt sey, die Standhaftigkeit und Tapferkeit ihrer Armee erhöhen müsse, und bedienten sich daher bey ihren Belagerungen folgender uns ebenfalls vom Macrobius aufbehaltener gottesdienstlichen Herausforderungsformel, welche der Feldherr dem Pontifex, der sie ihm Wort für Wort vorsagte, genau nachsprechen mußte: „Welcher Gott, welche Göttin es auch seyn mag, unter deren Obhut das Volk und die Stadt Carthago sich befinden, dieselben, besonders aber dich, der du den Schutz dieser Stadt und dieses Volks über sich genommen hast, bitte ich, ich beschwöre euch, ich flehe euch an, daß ihr von dem carthaginensischen Volke und dieser Stadt abtreten, alle diese Wohnungen, Tempel und Gottesdienste und ihre Stadt verlassen, und von denselben hinwegziehen; ihnen Furcht, Schrecken, Vergessenheit einflößen, und euch als solche, an denen Verrath begangen worden, nach Rom zu mir und den Meinigen begeben wollet; daß euch unsere Wohnungen, unsere Tempel, unsere Gottesdienste angenehmer und wohlgefälliger seyn mögen. Send meine, des römischen Volkes und meiner Soldaten Schutzgötter, so daß wir solches empfinden und inne werden. Wenn ihr dieses thut, so mache ich mich anheischig, euch Tempel und Spiele zu stiften." Ohne Zweifel hatte die Forderung des Balaas an den Bileam keine andere Absicht, als die mit der Devotion des Israelitischen Volks verbundene Evocation ihres Gottes aus der Stiftshütte und dem Lager dieses den palästinischen Völkern so furchtbaren Volkes.

Zu der zwoten Klasse der Devotionen gehören die eigentlichen Aufopferungen, da sich entweder der Feldherr selbst, oder andere angesehene Personen, für die Wohlfahrt des Staates aufopferten und dem augenscheinlichsten Tode weihten. Von diesem Aberglauben finden wir bey den Griechen, besonders aber bey den Römern, merkwürdige Beyspiele. So opferte sich Codrus für Athen, so Menoeeus, der letzte aus dem Geschlechte des Cadmus, für Theben dem Gotte Mars auf. In dieser Absicht stürzte sich Curtius in den mephitischen Schlund, und so opferten sich jene ehrwürdigen Greise zu Rom, welche bey dem Einfalle der Gallier in ihrem völligen obrigkeitlichen Schmucke den wüthenden Sieger in ihren Häusern gelassen erwarteten, für die Errettung ihres Vaterlandes auf. Bey solchen entscheidenden Fällen, wo die Wohlfahrt eines ganzen Staates in Gefahr war, glaubte der Abgötter, daß die gewöhnlichen Opfer sehr unzureichend seyen, den Zorn der Götter zu versöhnen, oder ihren Beystand zu erhalten. Er wählte also das edelste Geschöpf, den Menschen, und verfiel auf Menschenopfer. Aber auch hier wurde der wahre Werth des Opfers dadurch bestimmt und erhöhet, wenn das Opfer ohne Zwang und Widerspenstigkeit freywillig sich dem Tode weihete. Die Hoffnung, durch einen so außerordentlichen Entschluß einen unsterblichen Namen zu erhalten, war stark genug, erhitzige Gemüther zu reitzen, und zu einem so kostbaren Opfer zu bewegen. Dieser wilde Ehrgeiz und jene enthusiastische Vaterlandsliebe der älteren Römer brachte ohne Zweifel die beyden Decier auf den großen Entschluß, bey der augenscheinlichen Gefahr, darinnen sich ihre Heere befanden, geschlagen zu werden, dem Vaterlande mit ihrem Leben ein Opfer zu bringen. Livius beschreibt uns sowohl die bey dieser Gelegenheit gebrauchte Devotionsformel, als auch die dabey vorgefallene Anstalten. Der Consul mußte auf Befehl des Pontifex Maximus seine mit Purpur verbrämte Toga anlegen, das Haupt verhüllen, die Hand unter der Toga halten, auf der sie hervorragen und das Kinn berühren mußte. Hierauf trat er mit den Füßen auf den Wurfspieß, und sprach dem Pontifex Maximus folgende Formel nach: „Janus, Jupiter, Vater Mars, Quirin, Bellona, ihr Laren, ihr Götter Novensilen, ihr vergötterten Helden, ihr Götter, in deren Gewalt wir und die Feinde sind, ihr Götter Manen, euch bitte ich, euch rufe ich an, euch ersuche ich demüthig darum, daß ihr der Gewalt und dem Siege des römischen Volkes, der Quiriten, beförderlich seyn, und über die Feinde des römischen Volkes, der Quiriten, Schrecken, Furcht und Tod bringen wollet. Und wie ich mit diesen Worten gethan habe, so gelobe ich für das gemeine Wesen der Quiriten, für das Kriegsheer, die Legionen und die Hülfsvölker des römischen Volkes der Quiriten, die Legionen und Hülfsvölker der Feinde mit mir zugleich den Göttern, den Manen, und der Tellus zum Opfer." Hierauf schickte der Consul seine Lictoren zu seinem Amtsgenossen, um ihm diesen seinen Entschluß sich für das Vaterland aufzuopfern zu wissen zu thun. Er selbst aber sprang auf gabinische Art aufgeschürzt und bewaffnet auf sein Pferd und rannte mitten unter die Feinde. Eine solche heroische Handlung mußte allerdings das

ganze

Digitized by Google

ganze Heer mit neuem Muthe beleben um den Sieg und den Feldherrn, wo möglich, dem Feinde aus den Händen zu entreißen. Allein auf der andern Seite setzte sie doch auch den seines Anführers beraubten Flügel der Gefahr aus in Unordnung zu gerathen. Um diesem Nachtheil vorzubeugen, war es nicht nothwendig, daß der Feldherr sich selbst aufopferte. Er konnte unter seinem Heer darzu wählen, wen er wollte, und der allgemeine und fast ausschweifende Patriotismus erlaubte keinem Soldaten diese Ehre der Devotion von sich abzulehnen. Fügte es sich bey dieser Gelegenheit, daß ein solches freywilliges Opfer des Staates der Wuth des feindlichen Heers entrann; so wurde ein Bildniß desselben von sieben Fuß hoch vergraben, und ein Opferthier gefället; der Ort dieses vergrabenen Bildes aber durfte von keiner obrigkeitlichen Person betreten werden. War es der Feldherr selbst, der entkam; so konnte er weder einen privat Gottesdienst, noch eine öffentliche gottesdienstliche Handlung jemals wieder gehörig verrichten. Dem Vulcan, oder irgend einer andern Gottheit durfte er seine Waffen weihen. Geruth aber der Wurfspieß, auf dem er bey der Verbannung stund, in die Hände der Feinde, so mußten dem Mars die Suovetaurilien dargebracht werden.

Dergleichen Verbannungen geschahen nicht blos für ganze Völker, sondern auch für einzle, und zwar sehr vornehme Personen. Dies war bey den gallischen und spanischen Völkern üblich; und diejenigen, welche diesen Beweiß ihrer Ergebenheit ablegten, hießen Soldurier, die also, wenn der Fürst oder die Person, der sie sich geweihet hatten, in Gefahr gerieth, den Tod nicht scheuen durften. Von diesen Völkern gieng der Gebrauch auf die Römer über, und Sextus Pacuvius, der sich dem August gelobt, machte den Anfang. Nach dem Berichte des Suetons begieng Caligula an einem solchen sich ihm weihenden Menschen eine unerhörte Grausamkeit. Er ließ ihn nemlich, weil er verzog, oder ihm vielmehr die Gelegenheit fehlte, sein Gelübde zu vollziehen, grün bekränzt und mit Zinsoln gezieret, jungen Böswichtern Preiß geben, die ihn durch verschiedene Straßen trieben, die Erfüllung seines Gelübdes von ihm forderten, und ihn endlich von einer Anhöhe herabstürzten. Aus dieser Gewohnheit kam auch der Gebrauch der Schmeichler der Kayser, sich Devotos Numini Majestatique Cæsaris zu nennen; eine Formel, die man noch auf vielen Münzen findet. Diese Art der Devotion, wo jemand für das Leben eines andern, z. B. eines Freundes mit dem seinigen, so zu sagen, Bürgschaft leistete, und sich anheischig machte, eine solche Person auch mit Verlust seines Lebens zu erhalten, war bey den Griechen nicht unbekannt, und sie nennten einen solchen außerordentlichen Freund ἀντίψυχος. Der lateinische Ausdruck, devotus, bekam nach und nach noch andere Bedeutungen, unter welchen wir vorzüglich zwo bemerken wollen. Er bezeichnete einmal eine Person, die sich ganz und gar einer gewissen Gottheit zu dienen gewidmet hat, mit deren Dienst und Betrachtung sie sich unaufhörlich beschäftigte, in welchem Sinne dieses Wort sich noch jetzt erhalten hat. Er zeigt aber auch einen unthätigen Liebhaber an, von dem unsere Sprache sagt, daß ihm der Nestel seye geknüpft worden. Ein schon sehr alter Aberglaube einer zu dieser Art von ohnmächtigen Umarmungen bezauberndter Verwünschungsformel ist ohne Zweifel die Ursache dieser sonderbaren Bedeutung, und sie gründet sich auf eine Art von Devotionen, von denen wir sogleich reden wollen, sobald wir die dritte Art der Devotion werden erklärt haben;

zu dieser rechnen wir aber die feyerlichen Verfluchungen und Achtserklärungen, welche über besonders ruchlose Verbrecher und Feinde des Staats ausgesprochen wurden. Ein Beyspiel davon giebt uns das Verfahren der Athenienser gegen den Alcibiades, da, nach dem Berichte des Nepos, die Eumolpiden, nachdem er war zum Tode verurtheilt worden, sich aber durch die Flucht gerettet hatte, gegangen worden, ihn zu devouiren, welche Devotion auf einen steinernen Pfeiler eingehauen wurde. So wurde der Kayser Maximin mit seinem Sohne, nachdem sie vom römischen Senat für Feinde des Staats waren erklärt worden, den unterirdischen Göttern devovirt. Formeln solcher öffentlichen Verwünschungen, in welchen die Götter der Rache, besonders die Furien, aufgefordert wurden, hat Brisson in seinem bekannten Werke von den feyerlichen Formeln beygebracht. Diese Devodirungen haben bey den Schriftstellern unterschiedene Benennungen. Sie hießen imprecationes, exfecrationes, vota feralia, exfecrationum carmina, dirae deprecationes. Man opferte bey solchen fürchterlichen Handlungen nicht auf Altären, sondern in tiefen darzu ausdrücklich verfertigten Gruben. Und diese Art von Verwünschungen wurde vorzüglich bey den Griechen durch das oben schon angeführte Wort κατατίθεσθαι ausgedruckt. Der Gegenstand solcher Verwünschungen wurde weder zu gottesdienstlichen Handlungen, noch zu Staatsgeschäften zugelassen, mußte sein Vaterland verlassen, und seinem Leichname wurde das Begräbniß in demselben verweigert. Man suchte sogar bey solchen Verwünschungen zuweilen das Andenken solcher Verwünschten auszurotten. Livius erzählt uns davon ein Beyspiel der Athenienser, als sie den macedonischen König Philipp, des Perseus Vater, verwünschen ließen. Sein und seiner Vorfahren Bildsäulen wurden bey dieser Gelegenheit umgestürzt, alle Feste, Gottesdienste und Priester, welche seinen Vorfahren zu Ehren waren angeordnet worden, wurden aufgehoben, alle Oerter, an welchen sich eine ihm und ihnen rühmliche Aufschrift fände, sollten für unreine Oerter und Gräuel angesehen werden, die Priester des Volkes sollten in allen öffentlichen Gebeten für die Wohlfahrt des athenienßischen Volkes, den Philippus, seine Kinder, sein Reich, seine Kriegsmacht, alle Macedonier, ja den macedonischen Namen verfluchen; und endlich sollte die Ermordung eines jeden, der für die Ehre des Philippus reden würde, nicht geahndet, sondern als rechtmäßig angesehen werden. Solche schreckliche Verwünschungen konnten aber auch wieder aufgehoben werden, und diese Handlung hieß bey den Griechen ἀπάρασθαι, bey den Lateinern resecratio, auch obsecratio. Alsdann mußte eben diesen Gottheiten geopfert werden, denen bey der Verfluchung schon Opfer waren dargebracht worden. Man sollte fast aus einer Stelle des Plinius im 22. Cap. des achten Buchs schließen, daß ehemals die Arcadier zu gewissen Zeiten einen ihrer Nation, der aber jederzeit aus einer und eben derselben Familie gewählt worden, mit den Sünden des ganzen Volks und dem allgemeinen Fluche beladen, und dieser öffentlichen Verwünschung die Kraft zugetraut haben, daß der Verwünschte neun Jahre lang in einen Wärwolf, versipellis, verwandelt bliebe. Plinius, der sich wider diesen Mährchen, das durch viele Zeugen bestätiget worden, nicht ohne Grund ereifert, sagt sehr vernünftig: nullum tam impudens mendacium est, quod taste careat.

Die letzte Art der Devotionen, welche mit der vorhergehenden in Verwandtschaft stehet, begreift diejenigen

Digitized by Google

Verwünschungen in sich, welche die Gesetze über die künftigen Uebertreter derselben, einzele Personen über ihre Feinde und Beleidiger, Eltern über ihre Kinder aussprechen. Man hielt solche Verwünschungen für sehr kräftig, und glaubte, daß durch sie öfters ganze Familien zu Grunde gerichtet worden, und daß sie nie von den Göttern unerhört geblieben seyen. Besonders wurden die Verwünschungen der Eltern, der Priester und Wahrsager, der Könige und anderer gebeiligten Personen für die allerverderblichsten gehalten. So verwünschte Atejus den Crassus, als dieser gegen die Parther zu Felde zog, und der Erfolg bestätigte diesen ausgesprochenen Fluch. Die berühmten Uneinigkeiten des Atreus und Thyestes, welche dem alten tragischen Theater so vielen Stoff geliefert haben, brachten die bekannten Thyesteas preces hervor, denen die Griechen den Untergang der ganzen Familie des Atreus zuschreiben; (s. Thyesteus). So wurde Meleager von seiner unnatürlichen Mutter verwünscht. Mit thränenden Augen bat sie den Pluto und die Proserpina, ihren Sohn umzubringen; und die unversöhnliche Furie hörte ihre Bitte in der Hölle. Eben so beklagt sich Phönix bey dem Homer, daß er wegen der väterlichen Verwünschung kinderlos geblieben sey. Und überhaupt war man der Meynung, daß das Unglück, welches ein Beleidiger, von gerechtem Zorne entbrannt, seinem Beleidiger anwünsche, unvermeidlich sey. Die in den mittlern Zeiten üblich gewesenen *Provocationes in Vallem Josaphat* gehören ohne Zweifel in diese Klasse. Unterschiedene Stellen der h. Schrift zeigen, daß dergleichen Verwünschungen unter den Israeliten und andern Völkern des Alterthums nicht ungewöhnlich gewesen. Hieher gehört eigentlich auch die oben angeführte Bedeutung des Worts *devotus*, wenn das Schicksal des Homerischen Phönix aus dem vermeyntlichen Nestel-Knüpfen, als einer bekannten Art der abergläubischen Verwünschungen hergeleitet wird. Die auf den römischen Leichensteinen öfters befindlichen Flüche gehören unter diese vierte Art der Verwünschungen. Sie heißen devotiones sepulcrales, und drohen allen denen den Zorn der Götter an, welche solche Gräber beunruhigen oder verletzen würden, und wurden durch die Formeln, Deos iratos habeat, Manes iratos habeat und ähnliche Ausdrücke ausgesprochen. Endlich gehören in dieses Fach noch die sogenannten *Adjurationes* der Schriftsteller und Bücherabschreiber, die sie am Ende ihrer Werke beyzufügen pflegten, um andere, besonders Bücherabschreiber, von aller Verfälschung des Textes abzuschrecken. Die Offenbarung des heil. Johannes schließet sich mit einer solchen Adjuration. Montfaucon giebt mehrere Beyspiele derselben in seiner griechischen Paläographie. Eine in neuern Zeiten einer gelehrten Reisebeschreibung zweyter Benedictiner angehängte Adjuration lautet so:

Quem (librum) si quis tollat, tellus huic ima dehiscat,
Vivus & infernum petat amplis ignibus atrum.
Fiat, Fiat.

Der bekannte Lipsius schreckte durch eine in sein Testament eingeschaltete Adjuration seine Erben und jeden andern von der Bekanntmachung einiger seiner Handschriften ab, welche so lautete: Si quis aliter, sacer atque intestabilis esto, & Deus vindicato in ipso posterisque.

Aufpasser, heißt in gemeiner Sprache ein Aufwärter, an einigen Orten aber so viel als ein Bedienter, der auf die eingehenden Waaren Acht geben muß.

Aufpasser, (*Carabus Inquisitor*). Im Junius und Julius findet man diesen Europäischen Kennkäfer auf den Bäumen, insbesondere auf den Eichen. Er gehört zu den größern Gattungen, welche Flügel haben. Der Kopf, der herzförmige Brustschild und die Flügeldecken sind glänzend kupferfarbig, und ringsum an den Seiten grün eingefaßt; unten aber ist der ganze Körper glänzendgrün, ausgenommen die Füße, welche eine schwärzliche Farbe haben. Die Flügeldecken haben viele subtile Furchen, und außer diesen noch drey Reihen kleiner eingedruckter entfernt von einander stehender Punkte. Man hat Abänderungen, welche auf der obern Seite schwarz sind und nur einen grünen Rand haben. Dieser Kennkäfer, welcher unter dem Moose oder im faulen Holz seine Wohnung hat, ist besonders den Schmetterlingsraupen gefährlich. Er durchläuft oft einen ganzen Baum, und sucht in den Blättern und allen Schlupfwinkeln die Raupen zu seiner Nahrung auf. Man kann ihn daher in der Oeconomie für ein nützliches Insect halten, weil er die allzustarke Vermehrung solcher Insecten, welche unsern Bäumen so viel Schaden zufügen, hindert.

Aufpochen, heißt bey den Versammlungen der Gilden oder der Morgensprache das Zeichen des Gildemeisters, wobey die abwesenden Zunftgenossen aufgerufen werden, und alsdann wegen ihres Ausbleibens in eine bestimmte Strafe fallen. Diese Handlung heißt an einigen Orten auch das Aufschlagen, oder das Aufkloppen.

Auf Polzen zimmern, heißt, in allen vier Winkeln eines Schachts Stempel setzen, die Jochhölzer darauf legen, und im hangenden und liegenden Schwarten oder Brettern, die am äußern Theil eines Baums oder Stamms mit der Rinde abgeschnitten worden, anlegen, oder wie die Bergleute sprechen, mit Schwarten verschießen.

Aufpropfung, heißt eine Zimmermannsarbeit, bey welcher Pfähle durch Zapfen und Einschnitte auf andere gefügt und die ersten dadurch erhöhet werden. Der Kopf des untern Pfahls, in welchen der darauf zu setzen kommende gefügt und stark eingetrieben wird, muß vorhero mit einem eisernen Reife um solchen gefaßt werden, damit er nicht durch gewaltsames Stoßen zersprengt werde und somit die Festigkeit Nachtheil leide. Es wird diese Arbeit vorgenommen, wo man schlechten Grund in einem Fluß und hohes Wasser hat, mithin die Länge eines Pfahls nicht zureicht einen Brückenpfahl abzugeben, der ausser der großen Tiefe, auf welche er in das Flußbett (s. Flußbett) eingerammt werden muß, noch über dem Wasser hervorzuragen. Heut zu Tag ist diese Aufpropfung nicht mehr gebräuchlich, weilen man in der Folge wahrgenommen, daß sich in dem schlechten Grunde die untern Pfähle auf die Seiten geschoben, und dadurch die Verbindung aus einander gegangen; — dahero dann die Zimmerleute die Aufeinanderfügung (s. Aufeinanderfügung) eingeführt.

Aufprotzen die Canonen, s. Protzen.

Aufputz bey Frauenzimmern, s. Atours und Putz.

Aufputzbaum, ist eine Stange, die der Wagner oder Stellmacher durch das Loch in die Nabe steckt, um dadurch das Rad aufrecht auf den Radstock zu setzen, und darauf bequem umzudrehen, wann er die aufgefügte Felgen (s. Auffügen), die anfänglich nicht so genau zusammenpassen, daß keine über die andre vorrage, auf beyden Seiten mit dem Langbeil behauen und auf der Stirne mit dem Schneidemesser ebnen will.

Digitized by Google

Auf- oder Abquellen, kann in Wein, in Eßig oder in Waſſer geſchehen, wenn nur die Sache, welche gequellt werden ſoll, kochend in daſſelbe gethan wird und einigemahl mitkocht. Man quellt auch ſo, daß man blos das kochende Waſſer oder Eßig aufſchüttet.

Aufquellen der Früchte. Dies Aufquellen geſchiehet mit allen Fruchtſorten in verſchiedenen Abſichten. Es geſchiehet aber ſo, wann man das Getraide, Korn, Dinkel, Haber, Erbſen, Wicken, u. d. g. öfters mit Waſſer beſprizet, oder auf ſolches in einem Gefäße Waſſer übergießet, da es dann das Waſſer einſchlucket, ſich vergrößert und erweichet. Die verſchiedene Abſichten ſind die: damit das Getraide ehe und geſchwinder, wann es geſäet werden ſoll, keimet; dies thut man bey lange anhaltender trockener Witterung: ferner, damit es das Vieh leichter käuen und alſo beſſer verdauen möge: Betrüger thun es, um das Maas damit öfters füllen zu können, oder daß es mehr ausgebe. Dergleichen Betrug geſchiehet auch ſo mit dem Salz, welches die Verkäufer mit Waſſer beſprizen, um mehrere Pfunde oder Maaße gewähren zu können.

Aufquellen des Kalks. Hierunter verſteht man das Aufſchwellen des Umfangs vom Kalke, wenn er aus dem Zuſtande des lebendigen Kalkes, in den Zuſtand eines Teiges übertritt, indeme ſolcher durch Waſſerzugieſſen abgelöſchet wird. Die Größe des Aufquellen vom Kalk kann auf zweyerley Art gemeſſen werden. Erſtlich, indeme man das Maas des lebendigen Kalkes beſtimmt, und nachdeme man ſo viel als zum Ablöſchen und anmachen deſſelben an Waſſer erforderlich war und allbereits aufgequollen iſt, die Maſſe wieder beſtimmt, und ſiehet, wie ſich die erſtere zur letztern verhalte. Es iſt dieſes die in Frankreich übliche Art, das Aufquellen des Kalkes zu meſſen. Man hat z. E. vom Kalke zu Landretun in Frankreich die Erfahrung, daß 6 cubiſche Zoll wohl gebrannter Kalk, 8 cubiſche Zoll Waſſer in ſich ſaugen, wenn er gut geloͤſcht werden ſoll; und nachdeme dieſer vollkommen darinne zergangen, der ganze daraus entſtehende Teich einen Würfel von 18 Zollen Innhalt giebt; Von dieſem ſagt man in Frankreich, daß er bey dem Aufquellen drey vor eins gebe, oder welches gleich viel geſagt iſt, zweymal ſo ſtark aufquelle. Dieſes Aufquellen des Kalks wird in Deutſchland anderſt gemeſſen. Man rechnet die Waſſermaſſe, welche bey dem Ablöſchen darzu kommt, wieder ab. In Deutſchland ſagt man von dem Kalk in Landretun, daß 6 cubiſche Zoll Kalk auf 10 cubiſche Zoll aufquellen, mithin das Aufquellen 10 vor 6 = 5 vor 3 gebe, oder um 4 aufquelle. Dieſes iſt vor diejenige wohl zu merken, welche die in Frankreich und in Deutſchland angeſtellte Mörtel- und Kalkverſuche ohne Mißverſtändniß gegen einander halten wollen. Wirthſchaftlicher iſt es gehandelt, wenn man denjenigen Kalk, der am fürſten aufquillet, demjenigen vorziehet, der dieſe Eigenſchaft in geringerm Verhaltniſſe beſitzt; weil man von demjenigen Kalke mehr nöthig hat, der weniger aufquillet, und ſo im Gegentheile. In Betrachtung der Güte des Kalks haben einige davor gehalten, daß derjenige einen feſtern Mörtel gebe, welcher weniger als derjenige der mehr aufquelle. Allein, die Erfahrung widerſpricht dieſer Meinung. Der ſchlechtgebrannte Kalk giebt am wenigſten aus, und man erhält auch davon den ſchlechteſten Mörtel und die ſchlechteſte Verbindung des Mauerwerks. Unreiner mit fremden Theilen vermiſchter Kalkſtein giebt ſchlecht aufquellenden Kalk und ſchlechte Bindung.

Aufräumen. In einer guten Oeconomie muß alles in Ordnung ſeyn und in ſolcher geſchehen; Ordnung iſt die Seele aller Dinge, jedes Werkzeug, jede Sache ſoll alſo ihren eigenen Ort haben, wo man ſie allezeit hinbringt, wo man ſie wieder ſuchet und vorfindet. Wenn alſo die Dinge einer Haushaltung, der oder jener Abſicht wegen, nicht in ihrem gewohnlichen Orte ſind; jezt aber wieder dahin gebracht werden, ſo ſagt man: Man räume auf. Ein Geſchäfte, auf welches in der Haushaltung durchaus viel ankommt. Welche Verſäumniß, ſo man etwas benöthiget iſt und kann es nicht alſogleich finden? — Das geſchiehet aber, wenn alles in der Unordnung iſt, nichts aufgeräumet wird oder nicht alleyeit, wann man es gebraucht hat, nicht wieder ſogleich an ſeinen ihme einmal beſtimmten Ort hinbringet.

Aufräumer, ſ. Aufreiber.

Aufrechnen, heißt etwas im Namen eines andern, oder für den andern ausbezahlen, und die ausbezahlte Summe dem andern, als eine an ihn gethane Lieferung in Anrechnung bringen. In der Staatshaushaltung und dem Finanzweſen iſt das **Aufrechnungsgeſchäft** zwiſchen den beſondern Einziehern der öffentlichen Einkünfte in den Provinzen oder Aemtern, und zwiſchen dem Generaleinnehmer, der unmittelbar dem höchſten Finanzcollegio oder dem oberſten Finanzminiſter untergeordnet iſt, ſehr wichtig. Es iſt das unentbehrliche Mittel, durch deſſen Hülfe man im Stande iſt, aus der **Generalcaſſarechnung** die geſammte Einnahmen eines ganzen Staates in ihrer größten Genauigkeit kennen zu lernen. Wenn die ſämmtlichen Particularrechner eines Staates angewieſen ſind, alles, was ſie bey ihren beſondern Dienſtverwaltungen in Gelde und Geldesweꝛth auszugeben haben, als baare Lieferungen zu der Generalkaſſe an dieſe **aufzurechnen**, und den Reſt ihrer Einnahmen, der bey ihren Caſſen über jene Dienſtausgaben Ueberſchuß iſt, baar einzuſenden, und wenn der Generalcaſſirer unter den zwey Feldern: **baare Einnahmen** und **Einnahmen durch Aufrechnung** die von jeder beſondern Bedienſtung empfangene baare und Aufrechnungsſummen einnahmlich verrechnet, und im dritten Felde: **Totaleinnahme** jene beyden Summen zuſammenziehet: So zeigt die Generalcaſſarechnung die wirkliche Einnahme des ganzen Staates, in allen ſeinen Theilen auf das deutlichſte und pünctlichſte. In der Ausgabe ſind wieder drey Felder: **baare Ausgaben, Ausgaben durch Compenſation**, und **Totalausgaben**. Auf dieſe Weiſe zeigt ſich am Ende der Rechnung bey Summirung aller Felder der Einnahmen und Ausgaben, wie ſich die baaren Ausgaben zu den baaren Einnahmen der Generalcaſſe, und die Totalausgaben des ganzen Landes zu den Totaleinnahmen deſſelbigen verhalten, und wie weit man im Finanzweſen vor- oder rückwärts geht, oder ſtehen bleibt. ſ. **Rechnungswesen**.

Aufrechnung (juriſtiſch), heißt zuweilen 1) ſo viel als die Ablage einer Rechnung; 2) ſo viel als Compenſation (ſ. dieſen Artikel); auch 3) ſo viel als Anrechnung, da etwas unter das Debet in Rechnung gebracht wird.

Aufrechtung (bergmänniſch), iſt die Bergrechnung die der Schichtmeiſter nach geſchloſſenem Quartal den Gewerken vorlegt, und die Beſcheinigung über Einnahm und Ausgab übergiebt.

Aufrecht, oder aufrechtſtehend, (*erectus, droit, erigé*) heißen viele Figuren in der Wappenkunſt, wenn ſie ſo ſtehen, daß von der Mitte ihres obern Theils, nach der Mitte ihres untern Theils, eine ſenkrechte gerade Linie kann gezogen werden. Dieſe Stellung iſt entweder die einzige, oder doch die gewöhnliche, oder die ungewöhnliche. Im erſten Fall wird das aufrecht in der Beſchreibung nicht angezeigt; wie z. B. beym gemeinen

Digitized by Google

Kreuz, welches nie anders als aufrecht vorkommt. Im andern Falle, wenn die aufrechte Stellung zwar nicht die einzige, aber doch die gewöhnliche iſt, wird ſie in der Beſchreibung auch nicht ausdrücklich angezeigt. Dahin gehören, unter den Heroldsfiguren folgende: die **Eiſenhütlein**; ſie beſtehen gewöhnlich aus zwo ſenkrechten Linien, die mit zwo andern ſich zuſpitzenden Schräglinien bedeckt ſind, und werden blau tingirt, * (ſ. Fig. 76.) das **Schächerkreuz**; es beſtehet gewöhnlich aus drey Linien, Streifen oder Balken, deren zwey aus den beyden Oberecken des Schildes herunter, und einer aus der Mitte des Schildesfuſes herauf gehen, ſo daß ſie in der Mitte zuſammentreffen, und drey Winkel formiren. (ſ. Fig. 183.) der **Sparren**; beſtehet aus zwey Streifen oder Balken, welche aus den beyden Seitenrändern ſchräg gegen einander laufen, und gegen das Schildeshaupt eine Spitze formiren, (ſ. Fig. 59.) die **Spitze**; ſie beſtehet aus zwey ſchrägen Linien, welche aus entgegen geſetzten Puncten des Schildes in dem Schildeshaupt zuſammenlaufen, (wie Fig. 38. 45.) der **Weck**; er iſt eine länglichte Raute, deren eine Spitze nach dem Haupt, die andere nach dem Fuß des Schildes ſiehet, (ſ. Fig. 95.) die **Zinnen**; ſie beſtehen aus kleinen, neben einander gezogenen ſenkrechten Linien, welche mit einer darüber gehenden horizontalen ſo bedeckt ſind, daß ſie zwey rechte Winkel machen, wie Fig. 221. desgleichen das **Antoniuskreuz**, (F. 164.) das **hohe Kreuz**, (F. 166.) das **Patriarchenkreuz**, (F. 168.) das **Jacobskreuz**, (F. 171.) das **Alpenkreuz** (F. 211.) und andere mehr. Dem **aufrecht** ſtehet entgegen das **geſtürzte**, das rechte, das linke, und das ſchräge. So oft eine von unſern beſchriebenen Heroldsfiguren eine von dieſen Stellungen hat, und alſo nicht aufrecht ſtehet, muß es in der Beſchreibung ausdrücklich angezeigt werden.

Unter den gemeinen Figuren ſind auch einige, welche gewöhnlich aufrechtſtehend erſcheinen. Dieß iſt die gewöhnliche Stellung der Figuren, welche z. B. von Menſchen, Bäumen, Gebäuden, und andern Dingen hergenommen ſind, die in der Natur aufrecht ſtehen. Beſonders wird der **Löwe** alſo vorgeſtellet, daß er auf den hintern Füßen ſtehet, und den vordern Leib ſo in die Höhe richtet, als ob er etwas anfallen wollte; daher ſagt man auch: **zum Raube geſtellt**, oder **zum Grimmen geſchickt**. (ſ. Fig. 196.) Weil dieß die eigenthümliche Geſtalt des Löwen in den Wappen iſt; ſo heißt ein jedes anderes Thier **gelöwt**, wenn es auf den hintern Füßen ſtehend, und mit erhabenem Vorderleibe, vorgeſtellet wird. Beym Löwen muß es, als etwas ungewöhnliches, gemeldet werden, wenn er nicht aufrecht ſtehet. (ſ. **Leopardirt.**)

Bey allen denen Figuren hingegen, wobey die aufrechte Stellung ungewöhnlich oder wenigſtens nicht gewöhnlicher, als andere iſt; zwiſ es ausdrücklich gemeldet werden, wenn ſie aufrecht ſtehen ſollen. (ſ. auch hierbey **Aufwärtsgebend.**)

Ueberhaupt aber wird bey allen aufrechtſtehenden Figuren vorausgeſetzt, daß das Schild ſelbſt aufrecht, d. i. ſo ſtehe, daß aus der Mitte ſeines Hauptes, nach der Mitte ſeines Fußes, eine ſenkrechte gerade Linie gezogen werden könne. Allein man hat auch gelehnte Schilde, (Fig. 10. 11.) und es verſteht ſich von ſelbſt, daß in einem gelehnten Schild alle Figuren ſich nach der Seite neigen, wornach ſich das Schild ſelbſt neiget. Demohnerachtet heißen alle Figuren, welche nach dem Schildeshaupte gehen, in ſolchen Fällen aufrechtſtehend; denn dieß würden ſie ſeyn, wenn das Schild ſelbſt nicht ſchief

* ſ. Tafel Herald.

ſtünde: und wer es betrachtet, hält es auch nicht anders, als in der aufrechten Stellung, vor die Augen. So ſtehen z. B. die ſchwarzen Kreuze im Wappen der Aebtiſſinn zu Heggbach, die weißen Kreuze in dem Churfürſtl. Pfälziſchen, das Patriarchenkreuz im Erzbiſchöfflichen Goerzitſchen, der Engel in dem Wappen des freyen weltlichen Engliſchen Stifts in der Neuſtadt Prag, der Löwe in dem Wappen des Großfürſten von Rußland, aufrecht, wenn ſie gleich in gelehnten Schilden gelehnt erſcheinen. Es kann von der Mitte des Hauptes, nach der Mitte des Fußes, eine gerade Linie gezogen werden, welche die Figur von oben herunter in der Mitte durchſchneidet; und das heißt in dieſem Fall aufrecht.

Ja ſogar wenn in einem aufrechten Schilde ſchräge Figuren mit andern kleinern Figuren beſetzt, belegt oder beſeitet werden, ſo daß die kleinern Figuren mit ihrem obern Theil nach dem obern Theil der Hauptfigur ziehen; ſo heißen ſie, wenn ſie gleich mit der Hauptfigur ſchräg ſtehen, doch aufrechtſtehend. Denn ſie werden alleinal nach der Lage des Feldes, oder deſſen, worinn ſie befindlich ſind, betrachtet und benennet. So befindet ſich z. B. in dem Wappen des Prophets zu Elwangen, auf der Bruſt der gekrönten Mohrinn, ein ſilberner Schrägbalken, welcher mit drey rothen übereinander ſtehenden Herzen beſeyt iſt. Von dieſen Herzen ſagt man, wenn ſie gleich auf dem Schrägbalken liegen, ſie ſtehen **aufrecht**.

Aufrechter Stand. Alle Pflanzen, die ohne an etwas anders befeſtiget zu werden, oder ſich ſelbſt daran zu halten, frey ſtehen und ihre eigene Laſt tragen können, ſtrecken ihren Stengel oder Stamm ſtrack in die Höhe und ihre Wurzel unterwärts. Faſt auch der Saame dergeſtalt in die Erde, daß er anfangs verkehrt nemlich mit der Wurzel nach oben und mit dem Stämmgen nach unten keimet, ſo drehet ſich doch bald ſowohl der eine als der andere Theil, und das Stämmgen ziehet ſich nach oben, die Wurzel nach unten. Treibet die Pflanze z. E. der Baum Aeſte, ſo nimmt die Krone eine Lage an, die dem Boden, worauf er ſtehet, parallel iſt, dieſer ſtehe wagrecht oder gegen den Horizont geneigt. So wenig Aufmerkſamkeit man gemeiniglich auf dieſe Würkung der Natur wendet, weil man ſie täglich vor Augen hat, ſo betrachtungswürdig ſcheinet ſie dem Naturforſcher, weil die Weiſe, wie es damit zugehet, ziemlich verborgen und ſo leicht nicht mit Gewißheit auszumachen iſt. Vermuthlich iſt man nicht ſehr weit von der Wahrheit entfernet, wenn man die Sache folgender Geſtalt erklärt. Je mehr die Fibern durch die Feuchtigkeit weich und nachgebend erhalten werden, jemehr werden ſie durch den zudringenden Nahrungsſaft ausgedehnet und verlängert; andere Fibern hingegen, je mehr ſie durch die Trockne zähe und feſte werden, je mehr widerſtehen ſie der Würkung des Nahrungsſaftes, durch welche ſie zunehmen und größer werden ſollten. Wenn demnach der Stengel einer Pflanze auf der einen Seite feuchter, auf der andern Seite trockner erhalten wird, ſo müſſen die Fibern auf jener Seite ſchneller, auf dieſer aber langſamer wachſen, der Stengel muß ſich alſo krümmen und die Erhabenheit ſeiner Krümmung jener, die Höhlung aber dieſer Seite entgegen kehren. Daher kommt es, daß ein einige Schritte von einem Hauſe gepflanzter Baum ſich immer mehr und mehr von demſelben ab beget und entfernet, wenn in den Zwiſchenraum zwiſchen ihm und dem Hauſe weder die Sonne ſcheinen noch der Wind ſtreichen kann, alſo es auf des Baumes Rückſeite ſoviel feuchter als auf ſeiner Vorderſeite iſt. Daher kommt es, daß junge Pflänzlein, die an einem verdumpfenen

Digitized by Google

Orte z. E. in einem Keller stehen, alle dem offenen Luftloche entgegen wachsen. Daher siehet man ferner, daß ein mit Fleiß oder durch einen Zufall gebogenes Stämmgen z. E. einer Rosenstaude, bey fernerem Wachsthum sich wieder in die Höhe lenket, weil nemlich die nach unten gekehrte Fibern, die von den aus der Erde ausstreichenden Dünsten feuchter erhalten werden, als die obern liegende, schneller wachsen als die letztern. Aus dem Grunde also bieget sich das unter der Erde aus dem Stammknorne anfangs schief herausgetriebene Stämmgen nach der Höhe, weil seine untern Fibern mehrerer Feuchtigkeit ausgesetzet sind, als seine oberen. Hat es endlich die strake Stellung erreicht, so fället die Ursache des einseitigen schnellern Wachsthums hinweg, der Wachsthum ist also gleich und die Pflanze steiget gerade in die Höhe. Daß die Aeste eines Baumes nicht auch sich strack aufwärts stellen, sondern sich vom Baume abwenden, hat eben die Ursache, warum der nahe bey dem Hause gepflanzte Baum sich von demselben abneiget, denn innerhalb der Krone ist es feuchter, und rings um dieselbe trockner. Die untersten Aeste werden sich daher auch auf einer und der andern Seite von dem höheren gerade aufsteigenden Stamme so weit abneigen; bis die Verhältniß der Feuchtigkeit innerhalb der Krone zu der von der Erde aufsteigenden auf einer und der andern Seite gleich ist, das heißt die untersten Aeste werden eine mit dem Boden, worauf der Baum stehet, parallele Lage annehmen. Daß die Wurzeln sich in die Tiefe graben und nicht auch in die Höhe steigen, wie der Stamm, scheinet daher zu kommen, weil die Wurzeln vermöge ihrer innerlichen Einrichtung den Nahrungssaft aus der Erde in sich saugen, also denselben an sich ziehen und folglich auch wechselsweise von ihm angezogen und also ihm entgegen zu wachsen gezwungen werden.

Der Mensch kann aufrecht stehen, wenn die lothrechte Linie von seinem Schwerpuncte, der sich unter dem Nabel mitten im Bauche befindet, innerhalb die Grundfläche fället, auf welcher er mit beyden oder mit einem Fuße stehet; fället diese Linie über die Grundlinie hinaus, so muß er auf dieselbe stürzen. Daher kann der auf einem Stuhle sitzende nicht aufstehen, er ziehe denn die Beine zurücke und lege den Leib vorwärts, damit, wenn er sich aufrichtet, sein Schwerpunct lothrecht über der Grundfläche stehe. Eben daher recket derjenige, der in Gefahr ist zu fallen, auf der der Direction des Falles entgegen gesetzten Seite den Arm aus, um die Stelle des Schwerpunctes zu verändern und ihn wieder über die Grundfläche zu bringen, u. s. w. Um den senkrechten Stand des Körpers auf den Füßen zu erhalten, müssen viele Theile desselben wirken, die ausstreckende Muskeln der Fußwurzeln, die Schienbeinsmuskeln, die des Schenkels, der Rückgradwirbel und des Hauptes, und diese Anstrengung so vieler Muskeln macht, daß der Mensch vom stehen so leichte ermüdet und länger aushält, wenn er sich an etwas anlehnet und auf einem Fuße um den andern, als wenn er die ganze Zeit über frey auf beyden stehet. Denn im letzten Falle, werden alle Muskeln zusammen beständig angegriffen, im ersten ruhet ein Theil um den andern.

Vierfüßige Thiere können sich nur kurze Zeit und mit vieler Beschwerde auf den Hinterfüßen aufrecht erhalten, weil ihre Hüftbeine ein sehr enges Becken bilden und die Pfannen, worinn die Köpfe ihrer Schenkelbeine stehen, zu nahe beysammen, desgleichen ihre Zußsohlen viel kleiner als die der Menschen sind. Wie viel blos das letzte sagen will, kann man leicht daraus abnehmen, weil es selbst dem Menschen sehr schwer fället, auf den Fersen mit in die Höhe gehobenem Vorderfuße zu stehen.

Warum wir die Dinge aufrecht sehen, obgleich die Bilder derselben im Auge verkehrt abgemalet werden, davon wird die Ursache im Artikel Sehen angegeben werden.

Aufrecken der Finger s. Eyd.

Aufreden einen Gesellen, heißt bey den Handwerkern so viel als einem Gesellen zureden, daß er seinem Meister aus der Arbeit gehe, welches in den Innungsartikeln verboten ist.

Aufreiben der Haut, heißt in der Chirurgie, wenn das Oberhäutchen durch eine äusserliche Ursache, z. E. das Reiben harter Körper, verlohren gegangen, und die eigentliche Haut entblößt worden ist. Ist der verlorengegangene Theil des Oberhäutchens mehr breit als lang, so sagt man eigentlich: die Haut ist aufgerieben; ist er aber mehr lang als breit, so nennt man es eine Schramme, Ritz oder Streif der Haut. Ein mit Oehl bestrichener Lappe, oder ein in rothen Wein eingeweichtes Bäuschgen ist gewöhnlich zur Heilung hinlänglich. Will diese aber, bey dem Gebrauch dieser Mittel, nicht recht vor sich gehen, so bedient man sich der wider die Brandschäden angerühmten Mittel. Zuweilen entstehet eine Eiterung, welche man alsdenn wie einen Abseß zu behandeln hat. Gar oft begegnet es Personen, die entweder nicht reiten können oder eine weite Reise zu Pferd thun müssen, daß sich das Oberhäutchen am Hindern wegreibet, dieß nennt man einen Wolf s. diesen Artikel.

Aufreiben auch **aufrüfeln** heißt das ausgedroschene Getraide auf der Tenne mit einem Rechen, zwischen dessen Zähnen ein Strohwisch befestigt ist, aufrühren.

Aufreiben, ist die Verrichtung der Tuchscheerer, wodurch sie machen, daß diejenige Zeuge, wobey sie es verlangen, z. E. die Bope knöpficht werden.

Aufreiber ist ein Werkzeug, dessen sich der Mechanicus, Buchsenschäfter, Messerschmidt u. a. bedienen, um Löcher, die sie durch Eisen und andere Metalle gebohret, weiter zu machen. Es besteht in einem vier- oder besser sechskantigen stählernen Stifte, der sich nach und nach mehr und mehr zuspitzet und gemeiniglich in einen hölzernen Griff eingesetzet ist, um an demselben angefaßt und in dem Loche, das erweitert werden soll, herumgedrehet werden zu können. Wenn der Aufreiber sechskantig ist, fallen die aufgeriebene Löcher schön rund aus, welches nicht jederzeit geräth, wenn er vierkantig ist.

Aufreiber, ist auch ein Werkzeug des Flötenmachers, nemlich eine Art von Hohlbohrer die Flöten damit auszubohren.

Aufreiben im Nähen, heißt dasjenige, welches soll genähet werden, vorher mit einem Faden ganz weitläuftig anheften, damit es in der gehörigen Ordnung bleibe.

Aufreißahl, heißet bey dem Roth- oder Glockengießer, was bey dem Gelbgießer Draufbohrer genennet wird. Die Schreiner, Drechsler u. a. bedienen sich ähnlicher Werkzeuge, die sich nur von jenen darinn unterscheiden, daß die der letzten von Holz, die der ersten von Eisen sind und in die der letzten verschiedene Gattungen von Hohlbohrern in die der ersten aber verschiedene stählerne Spitzen, dergleichen man zum Metallbohren braucht eingesetzt werden können. Damit also nicht einerley Sache zweymal beschrieben werden müsse, beliebe man den Artikel: Draufbohrer nachzuschlagen.

Aufreißen, (ökonomisch.) Dieses Wortes bedienen sich die Gärtner, wann sie die Rinde eines Baums, von

Digitized by Google

welchem sie glauben, daß er zu vielen Saft habe, oder der am Stamme an der Dicke nicht genugsam zunehmen will, aufschneiden. Dieß Geschäft verrichten sie so, daß sie im Frühling auf der Seite des Baums, die er gegen Morgen kehret, wo der Regen seltener anschlägt und also seltener schädlich eindringen kann, die Rinde, und zwar so hoch, als sie vom Boden auf, hinauf langen können, aufschneiden. Einige schneiden aus dieser Rinde ganze Riemen eines sechsten, vierten Theils eines Zolls breit gleich hinab heraus; andere machen nur mit der Spitze des Messers etliche Querrisse von oben bis unten, und überlassen so den Baum zur Heilung sich selbsten. Die letztere Art, die Bäume aufzureißen, ist wohl die beste; man erhält seinen Endzweck: der Stamm dehnet sich leicht aus, und der überflüßige Saft rinnet theils aus, theils bekommt er mehr Raum, sich zu vertheilen, und man setzt hiebey den Baum nicht so, wie bey der ersten Art, in Gefahr: wann ein so starker Rieme gleich zu abwärts ausgeschnitten wird, so heilt er natürlich spat zu; die Insecten nisten sich ein, der Regen dringet ein, sehr leichte kann Fäulnis, unheilbarer Schade, entstehen.

Aufreißen. Dieses Worts bedient sich auch der Bauer, und der Weingärtner; jener, wenn er eine Wiese, eine Einöde umpflüget; dieser, wann er im Frühjahr seinen Weinberg bearbeitet, welches man aber auch schlechtweg **hacken**, oder wenn es wiederhohlet wird, **folgen**, zu benennen, gewohnt ist.

Aufreißen, ist in der Wappenkunst so viel als ein Wappen visiren und blasonniren. Was dieses Wort in der Zeichenkunst bedeute siehe unter Aufriß.

Aufrichten, der Gebäude, nennen die Zimmerleute, wenn sie auf die von den Maurern verfertigte Grundmauern, die hölzernen Wände setzen, das Gebälk legen, und den Dachstuhl darauf richten. In einigen Ländern nennt man es auch das Aufschlagen der Gebäude. Wenn das Gebäude solcher Gestalt aufgestellt ist, so wird der Gewohnheit nach in Deutschland ein junger Baum auf den Giebel gesteckt, und daran einige Halstücher u. d. gl. zu Geschenken vor die Zimmergesellen gehangen. Ein Zimmermann hält dabey eine Rede in Versen, die sie einen Spruch nennen, und es ist nicht zu leugnen, daß solcher meistentheils einen Ausschuß elender und abgeschmackter Gedanken in sich enthält, worinnen er mit vollem Halse den Zuschauern seinen verwenten Spaß mittheilen will. Einige vernünftige Männer haben diese Ceremonie durch wohlgesetzte Gedichte verbessert. Den Beschluß machet ein oder drey Gläser Wein, die von dem Redner ausgeleeret und herunter geworfen werden.

Aufrichtig, wird in der Welt derjenige mit Recht genennt, der eine menschenfreundliche Neigung hat, und sich auch nach derselbigen bestrebt, seinen Mitmenschen durch alle seine Reden und sein ganzes Betragen zu zeigen, wie er, und daß er gegen sie gut gesinnet sey. Der Aufrichtige spricht und handelt so wie er denkt, aber er denkt gut. Seine Mitmenschen, die er zu erfreuen und zu beglücken sucht, wird er nie ohne Noth kränken und betrüben. Seinen Worten und seinem Betragen das angenehme und gefällige zu geben, hält er für erlaubt, denn er will einnehmen, für die Wahrheit einnehmen. Betheurungen hat er nicht nöthig; seine Gebehrden, Mienen und ungezwungene Bewegungen, die seine Worte begleiten, sind eben so viele Abdrücke der Empfindungen und Gesinnungen seines guten, wohlwollenden und Menschenliebenden Herzens. Wahrhaftigkeit und Redlichkeit vereinigen sich in ihm und machen ihn Gott und Menschen gefällig. Ob die Klage, daß Menschen mit Menschen so wenig aufrichtig umgehen; gegründet sey oder nicht, wollen wir nicht entscheiden, aber dagegen die sehr gute Erziehungsmaxime empfehlen; daß man Kinder bey Zeiten gewöhne aus wahrer Neigung zum Wohl anderer aufrichtig zu seyn, und daß man ihnen auch keine Art der Verstellung, und noch weniger des Betrugs und der offenbaren Falschheit ohne die gerechte Bestrafung hingehen lasse. So viel ist gewiß, daß bey einer ausgebreiteten wahren Menschenliebe die Zahl der Aufrichtigen in der Welt sich vermehren würde. Die Offenherzigkeit wird von einigen eine naive Aufrichtigkeit genannt. Es ist wahr, der Aufrichtige ist auch offenherzig. Er entdeckt seinen Mitmenschen aus wahrer Liebe zu ihnen alles, was ihnen zu wissen nöthig ist; aber es ist auch, wenn es seyn muß, zurückhaltend und hält es für keine Verletzung der Aufrichtigkeit, wenn er nicht jede Frage beantwortet, die der andere an ihn zu thun, sein, auch nicht einmal ein entferntes Recht hatte. Zu den ersten und nothwendigsten Eigenschaften eines Zeugen gehört es, daß er aufrichtig sey. Was von der Meinung des Aristoteles, die unter andern auch Saurin annahm, zu halten ist, und die dahin gehet: daß die Menschen, die mit einander lebten, sich gegenseitig durch einen stillschweigenden Vertrag verpflichtet hätten, gegen einander aufrichtig zu seyn, davon sehe man den Artickel: **Aufrichtigkeit.**

Aufrichtigkeit, ist die Uebereinstimmung aller Worte und Handlungen, wodurch man seine Gedanken ausdrucken kann, mit seiner innern Meynung und mit dem wahren Wohl des andern. Eine solche Aufrichtigkeit wird Gott selbst zugeschrieben, den Menschen aber in der natürlichen Religion sowohl als der geoffenbarten befohlen. Bey Gott finden wir immer die allerbesten Absichten gegen uns, und die Offenbarungen derselben sind die richtigen und untrüglichen Abdrücke seiner guten Gesinnungen gegen den Menschen. Er ist wahrhaftig und er erklärt sich in seinem Worte nie anders als er wirklich denkt und gesinnt ist, er handelt aber auch allezeit auf die Art mit uns, wie es sich zu seinen gütigen Gesinnungen schickt. Einige glauben zwar, daß Gott sich öfters anders in seinen Worten ausdrucke, als er wirklich denkt, allein dieß sind theils übel verstandene, theils unrecht angewandte Aussprüche der Schrift; (s. *voluntas signi et beneplaciti.*) Bey den Menschen ist die Aufrichtigkeit sowohl eine Tugend gegen Gott, als gegen den Nebenmenschen. Wir nennen den Menschen aufrichtig gegen Gott, wenn nicht nur seine Worte und Handlungen und alle Bezeichnungsarten seiner Gedanken mit den Gedanken und Neigungen des Menschen selbst übereinstimmen, sondern auch aus der Liebe zu Gott entstehen und auf die Beobachtungen unserer Pflichten gegen das höchste Wesen abzielen. Diese Aufrichtigkeit hat ihren Sitz im Herzen, und legt sich theils in Worten, im Gebet, Lobe und Danke Gottes, in Bekenntniß der Wahrheit, bey Gelübden und im Eide, im Sündenbekenntniß u. s. w. theils in den Handlungen an den Tag, sowohl in dem ganzen öffentlichen und besondern Gottesdienste als dem ganzen Wandel des Menschen. Alle diese Handlungen müssen Abdrücke eines Gott gänzlich ergebenen Herzens seyn. Ohne der Aufrichtigkeit kann Gott nichts an und von uns gefallen, und sie muß bey allen Tugenden auf Gott zum Grunde liegen. Das Gegentheil ist Heuchelen, eins der allerschändlichsten Laster. In sofern man die Aufrichtigkeit als eine Pflicht gegen Gott betrachtet, so ist sie mit der uneingeschränktesten Wahrhaftigkeit verknüpft und wegen seiner Allwissenheit, nach welcher er keine Bekanntmachung von uns nöthig hat, giebt es keinen Fall, in wel-

Digitized by Google

chem wir etwas vor ihm zurückhalten und verbergen dürfen und können.

Die Aufrichtigkeit gegen den Nebenmenschen bestehet darinn, daß wir alle die Beziehungsarten unserer Gedanken, es mögen Worte, oder Minen, oder Handlungen seyn, so einrichten, wie es mit unserer innern Meinung übereinstimmt und der wahren Wohlfahrt unseres Nächsten gemäß ist. Ohne Aufrichtigkeit kann keine Menschenliebe gedacht werden, und das Wohl der menschlichen Gesellschaft nicht bestehen. Verträge und Bündnisse, Zusagen und Zeugnisse gelten nicht; keiner Erzählung und überhaupt keinem Menschen kann man trauen; keine Freundschaft und kein Umgang mit andern, keine Haussocietät kann bestehen, und die Welt würde aus lauter Betrügern bestehen, wenn keine Aufrichtigkeit mehr unter den Menschen ist. Die Falschheit ist ein völliger Bruch der Menschenliebe, eine wahre Verachtung anderer und eine Beschimpfung seiner selbst. Selbst der Falsche hasset den Mangel der Aufrichtigkeit an andern; er schätzt diese Tugend auch noch an seinem Feinde. Er affectirt sie bey andern. Gott hat uns nicht nur sein Beyspiel hierinn zur Nachahmung empfohlen, sondern diese Pflicht in seiner Religion auch sehr nachdrücklich eingeschärft, und das Laster der Falschheit in seiner abscheulichen und häßlichen Gestalt geschildert. Ein Mensch bringt auch schon eine Anlage zu dieser Tugend mit auf die Welt, und er muß erst Kunst anwenden, oder durch andere verdorben werden, den natürlichen Zug der Aufrichtigkeit in sich zu verderben. Es gründet sich diese Tugend also nicht, wie Saurin unrecht behauptete, auf gegenseitige Verträge, so die Menschen stillschweigends gemacht, gegen einander in Worten und Handlungen aufrichtig zu seyn, und wobey der eine Theil berechtigt wäre, seinen Vertrag gegen den andern zu brechen, so bald der andere den seinigen gegen ihn verletzt habe. In diesem Fall würde der Mensch bey jeder Gelegenheit, da ihm diese Tugend nicht vortheilhaft zu seyn schiene, oder er durch die Verletzung derselben seinen Privatnutzen erhalten könnte, solchen sogleich aufgeben, und einen Vorwand dazu ausfindig und alles Zutrauen, Freundschaft und alle Menschenliebe verlohren gehen. Ihr Grund liegt fester, und die Natur des Menschen selbst, die ersten Grundsätze der allgemeinen und besondern Menschensocietäten, und Gottes Befehl fordern sie. Wenn daher auch mein Nächster gegen mich falsch handelt, so hört meine Pflicht nicht gegen ihn und überhaupt gegen keinen Feind auf, aufrichtig mit ihm zu handeln. Diese Pflicht als innere Tugend kann nie in Collision kommen, ich muß allezeit meinen Nächsten lieben, ob es gleich zuweilen durch wichtigere Pflichten unmöglich werden kann, ihm in besondern Fällen diese Liebe äußerlich zu erweisen.

Zur Aufrichtigkeit gehört zuerst die Wahrhaftigkeit. Man muß seinem Nächsten nichts anders sagen, oder zu erkennen geben als was wahr ist. Man macht einen Unterschied unter der logischen und moralischen Wahrheit. Jene besteht darinn, daß meine Worte oder äußere Bezeichnungsarten richtig sind, und mit der Sache übereinstimmen, und diese, wenn sie mit meiner innern Meynung übereinkommt. Zuweilen kann es geschehen, daß man einem andern etwas als wahr erzählt, und nicht anders glaubt, als daß sich etwas so verhalte, wie man sie vorbringt, und wirklich findet sich das Gegentheil. Bey einer wahren Aufrichtigkeit hat man sich daher zu bestreben allezeit der Richtigkeit einer Sache sich wohl bewußt zu seyn, und sie dem richtig zu bezeichnen, oder dafür zu sorgen, daß das was wir andern zu erkennen geben, logisch moralisch wahr sey. Wer etwas sagt, was moralisch unwahr ist, begeht das schändliche Laster des Lügens. Es folgt daraus weiter, daß man, wenn man seinem Nächsten etwas versprochen hat, solches auch genau erfüllen, und alle Verträge heilig halten müsse. Denn es muß die Wahrheit auch in der Folge nicht verletzt werden, und sich in der Zukunft beständig zeigen, daß man aufrichtig gehandelt habe und handle. Zweytens, da bey der Aufrichtigkeit die Menschenliebe zum Grunde liegt, und darinn besteht, daß man durch alle Bezeichnungsarten seine Liebe gegen ihn beweise, so gehört auch die Offenherzigkeit hieher, nach welcher man seinem Mitmenschen alles entdecken muß, was er zu seinem Glück und zur Abwendung eines Uebels zu wissen nöthig hat. Hierinn muß man so weit gehen, daß man auch verhoßte Wahrheiten jemand sagen muß, wenn das wahre Wohl des andern solche Entdeckung nöthig macht, und daß man auch bereit seyn muß es zu ertragen, wenn man darüber etwas zu leiden hätte. Ingleichen muß allezeit die Güte und Gerechtigkeit die Offenherzigkeit leiten. Ohne vernünftige Absichten dem andern entdecken was man weiß, ist Schwatzhaftigkeit und oft Verrätherey, Treulosigkeit und eine Quelle von unzähligen Feindschaften und Zerrüttungen. Die Offenherzigkeit hört also da auf Tugend zu seyn und wird schändliches Laster, selbst unter Freunden, wenn man dem andern etwas entdeckt, was ihm zu wissen weder nützlich noch nöthig, sondern wohl gar schädlich und nachtheilig ist, was unter seinen Nebenmenschen Streit und Bitterkeit erregen, und ein größeres Uebel verursachen könnte, als Gutes daraus entstehen kann, was uns selbst in seiner Achtung gegen uns nachtheilig seyn könnte, und wenn es ja auch ihm nützlich wäre, doch einen weit größern Schaden für uns oder für andere nach sich ziehen könnte. Ein weiser und vernünftiger Mensch mißt daher seine Offenherzigkeit nach der Menschenliebe, oder dem wahrem Guten ab, das er dadurch stiften kann, entweder für ganze Gesellschaft oder für einzelne. Jemand etwas entdecken, das ihm zu seinen niedrigen und boshaften Absichten nützlich seyn und ihn in den Stand setzen kann, andern mehr Schaden zu thun, ist Verkoppelung und das Werk eines Böswichts. Ein wahrhaftig aufrichtiger Mann wird daher keine Geheimnisse seines Freundes oder auch Feindes, keine Lücher anderer, nicht seine eigene Fehler, deren Bekanntmachung niemand nützen, aber ihm schaden kann, erzählen, wenn es nicht die allgemeine Wohlfahrt erfordert. Ein anders ist es, wenn er in diesem Fall von der Obrigkeit befragt wird. Unter Freunden, wo Vertraulichkeit statt findet, ist der Grad der Offenherzigkeit stärker, und die Zurückhaltung ein Mangel der Freundschaft und des Zutrauens, die Offenherzigkeit aber eine Unterhaltung der Freundschaft, doch müssen auch hierbey die vorhin angeführten Regeln beobachtet werden.

Man kann daraus urtheilen, ob es Fälle geben kann, in welchen man von der Wahrheit abgehen dürfe. 1. Unwahrheit, Simulation, Dissimulation, unter welchen Artikeln davon mehr gehandelt werden wird. Ueberhaupt merken wir hiebey an, daß die Wahrhaftigkeit also denn keine Tugend seyn würde, wenn man dadurch die Pflichten gegen sich und andere kränken würde, ohne ein größeres Gut zu befördern. Würde durch die Dissimulation ein wahres Uebel verhindert und ein wirkliches Gute befördert werden, so würde sie in diesem Fall Pflicht seyn, wenn nicht durch die Offenherzigkeit und Entdeckung mehr Gutes gestiftet werden könnte, als

Digitized by Google

durch die Dißimulation. Von der Simulation denkt man nicht durchgehends auf gleiche Art. Einige verwerfen sie durchaus, andere hingegen sagen, daß zwar in den mehresten Fällen das Simuliren oder Verstellen sündlich sey und wider den Character eines ehrlichen Mannes streite, und daß man dadurch das Vertrauen zu sich zugleich sehr schwäche: allein doch könne man nicht behaupten, daß es durchaus unrecht sey. Denn es gebe offenbar Fälle, wo die Simulation niemand nachtheilig, vielmehr vortheilhaft sey, und hier müsse man seine Wahrhaftigkeit und Offenherzigkeit nach der Menschenliebe einrichten, wenn sie wahre Aufrichtigkeit seyn solle. Eltern könnten z. E. bey der Erziehung ihrer Kinder, Aerzte bey der Heilung des Patienten, Richter bey der Untersuchung einer Sache derselben nicht immer entbehren. Man führt hiebey das Exempel des Salomons an, der in dem Streite, den zwey Huren über ein Kind führten, und welches eine jede von den beyden sich zueignen wollte, sich anstellte, als wenn er das Kind durch ein Schwerd in zwey Hälften theilen wollte, um jede zu befriedigen. Es haben zwar einige auch diese Simulation an dem Salomo tadeln wollen, weil er sein Vertrauen dadurch geschwächt habe: aber dies ist wohl ohne Grund; denn die biblische Geschichte führt diese Begebenheit als ein Zeichen seiner Weisheit an, und offenbar war es das einzige Mittel, in diesem Fall die Wahrheit herauszubringen, vermehrte bey dem Volk das Zutrauen zu seiner Einsicht. Selbst Christus stellte sich bey den Jüngern auf dem Wege nach Emmaus, als wenn er weiter gehen wollte; und bey der Cananitin, als wenn er hart gegen sie wäre, und mehrere dergleichen Beyspiele.

Unter kriegführenden Partheyen gehört diese Simulation zum Kriegsrecht. Es ist hier gerade der Fall, wie bey einer nothwendigen Selbstwehre, wo man sein Leben mit Verlust des Lebens anderer retten muß. Denn daß man sagt, es werde ein Vertrag unter denselben errichtet, nicht aufrichtig zu seyn, reicht nicht hin, die Sache zu rechtfertigen, weil die Aufrichtigkeit auf keinen Verträgen beruhet, und eine uneingeschränkte Pflicht bleibt, so lange nicht ein gröseres Gesetz diese Pflicht unmöglich macht.

Aufriß, Standriß, orthographischer Riß, bey den Franzosen Elevation und bey den Italienern Alzato, wird eine Gattung von Bauriß genennt, worinn ein Gebäude, wie es sich nach dem verjüngten Maasstabe von aussen mit einer Seiten dem Auge darstellt, verzeichnet ist. Man siehet auf solchem alle äussere Theile derjenigen Seiten des Gebäudes, welche auf solchem vorgestellet wird, mithin die Breiten und Höhen der Fenster und Thüren, die Zwischenschäfte, das Gesims, die äussere Dachfläche, die Dachfenster, die Schornsteine, wie hoch sie zum Dach herausteigen, die Treppen von den Gebäuden u. dgl. m. Der Nutzen, den Aufrisse haben, ist nicht gering. Man siehet nicht nur aus demselben die Verzierung der äussern Wände mit deren Theilen, sondern kann auch die Breite und Höhe eines jeden Theils, mittelst des in der Zeichnung angebrachten Maasstabs dardurch leicht finden. Einen Aufriß zeichnet man also: Man ziehet die äussere Rahme A B C D * Hierauf verfertigt man den verjüngten Maasstab E F also, daß die Länge des Gebäudes a b kleiner werde als der Raum A B, und ziehet nach derfertigtem Maasstab die Grundlinie a b. Hierauf setzet man aus a in c, drey Fuß, als die Höhe des Grundgeschosses ausser dem Boden, ferner aus c in d vor die Höhe des untern Geschosses eilf Fuß, weiter aus d in e, vor die Höhe des Herrnstocks eilf Fuß, auf solcher von e bis f vor die Höhe des dritten Stocks 11 Fuß, und endlich aus f in g vor das Halbgeschoß sieben Fuß, darauf vor das Gesims auf g h, 3½ der ganzen Höhe, und auf h i vor die Brüstung auf solchem drey Fuß. Wenn man nun auf solche Art die ganze Höhe des Gebäudes hat, so ziehet man die Horizontallinien aa, bb, cc, dd, ee, ff, gg, hh und ii. Die Fensterlinien kl ziehet man nach dem Grundriß wie sie derselbe giebt, und damit man gleich wissen möge, in welche Zwischenräume die Fenster kommen, so umfaßt man diejenige abgesteckte Puncte mit blinden Circularlinien k m k, welche aus freyer Faust mit Reisbley gemacht werden, um zu verbüten, daß bey Absetzung der folgenden Maaße nicht leicht ein falscher Punct ergriffen werde. Hierauf setzt man die Maaße der Fensterhöhe in dem Grundgeschoß also auf, daß man oben in e sowohl als unten in o, 2 Fuß Raum behält, und die Zwischenweite zur Fensterhöhe bleibt, welche also hier 11 Fuß gleich. Weiter setzt man der Höhe der Brüstungen aus c in p, aus d in q, aus e in r, aus f in s, und ziehet durch die Fensterfeldungen kk die Fensterbrüstungslinien tt, so daß nur noch die Fenster und deren Einfassungen zu verzeichnen sind, (s. Fenstereinfassung, desgleichen bauerisch Fenster). Das Gesims g h wird nunmehr ausgezogen, wie auch die Einfassung des Daches h i. Bey der Treppen theilt man die Höhe des Grundgeschosses mit sieben Zoll als der Höhe eines Trittes um die Anzahl der erforderlichen Tritte zu erhalten. Man wird also in gegenwärtigem Fall vor das Grundgeschoß drey Fuß zur Anzahl der Tritte $\frac{3 \times 12}{7} = \frac{36}{7}$ = fünf Tritte erhalten, ist der

Aufriß auf diese Art gezeichnet, so wird die Ausarbeitung desselben vorgenommen. s. Ausarbeitung.

* s. Taf. Bürgerliche Baukunst. Fig. 20.

Auftritt hieß, wann ein Fürst mit seiner Suite in ein Kloster kam, worüber ihm die Advocatie zustand, um darinn zu logiren.

Aufrollen. Wird von verschiedenen Arten Frauenzimmer Arbeiten gebraucht, wenn man z. E. Spitzen gemacht oder Filet brodirt hat; so pflegt man es, auf eine Rolle von Papier, oder Pappe zu rollen, damit es keine Brüchen und Falten bekommt.

Aufrollen, brauchen auch die Seidenhändler, und ist bey solchen Zeugen besonders nöthig, welche sich leicht zerschneiden und schlimme Brüche oder Falten bekommen. Alle Atlasse, Papeline, Gazes, Krepune, alles Bänderwerk, Tressen und andere Waaren werden daher aufgerollt.

Aufrüsseln, s. Aufreiben.

Aufruf, s. Aufgebot, Aufkündigung, Proclamation.

Aufrufen, bedeutet in einigen Orten in der Canzleysprache so viel als Widerrufen. Man sagt z. E. einen Vertrag aufrufen.

Aufrufzettel, ist ein Verzeichniß der deutschen Reichsstände, welche im Fürstlichen Collegio auf dem Reichstage Siz und Stimme haben, und wornach sie zu Ablegung ihrer Stimme aufgerufen werden. Wenn der Reichs-Erbmarschall der Berathschlagung in Person beygewohnt, so hat dieser das Recht die Stände nach der Ordnung aufzurufen. Ist er nicht zugegen, so wird der Aufrufzettel dem Directorio des Fürstlichen Collegii übergeben, und von diesem das Aufrufen besorgt.

Aufruhr, ist ein Zusammenlauf des Volks im Staate, der eine Widersetzlichkeit gegen die obrigkeitliche Befehle zum Grund hat. Die H. G. O. verordnet Art. 127. davon

Digitized by Google

davon folgendes: „So einer in einem Land, Stadt, Obrigkeit oder Gebiet, gefährliche, fürsetzliche und bosshaftige Aufrühren des gemeinen Volks wider die Obrigkeit macht, und das also auf ihn erfunden würde, der soll nach Groß und Gelegenheit seiner Mißhandlung, je zu Zeiten mit Abschlagung seines Haupts gestraft, oder mit Ruthen gestrichen und aus dem Land, Gegend, Gericht, Stadt, Flecken oder Gebiet, darinnen er die Aufrühren erregt, verweist werden, darmit Richter und Urtheiler gehalben Raths, damit niemands unrecht geschehe, und solch höhliche Empörung verhüt, pflegen sollen.“ Man siehet also, daß nach Beschaffenheit der Umstände bald eine Lebensstrafe, bald die ewige Landesverweisung auf dieses Verbrechen erfolge.

Aufruhr, Aufstand, Empörung, Tumult, (politisch). Das Mißvergnügen der Inwohner eines Staates über den Gang der Staatsverwaltung, welches, wenn es nicht gestillet wird, oft in eine öffentliche gewaltthätige Widersetzlichkeit oder in Aufruhr, Tumult, Empörung ausbricht, ist theils gegründet und gerecht, theils ungegründet und ungerecht. Gerecht ist es, wenn die Inwohner eines Staats in der Staatsverwaltung nichts, als Willkühr, bloses veränderliches Gutfinden, und Despotismus oder Gewalt fühlen, und ihr Personal- und Realeigenthum der Habsucht, den Raube und der Verschwendung der Regenten und seiner Bedienten aufgeopfert gewungen werden. Ungerecht ist es aber, wenn sie mit einem Gange der Regierung unzufrieden sind, der sich gleichwohl auf die wahre Ordnung der Gerechtigkeit und Glückseligkeit des Gesellschaft gründet.

Allerdings ist es eine der ersten Pflichten einer guten Regierung, alles zu vermeiden, was den Unterthanen gerechte Ursachen zum Mißvergnügen und zum Aufruhr geben kann. Es kann dahinter seyn, daß sie diesen Endzweck erhält, worin sie ihr Volk nach dem System der Physiokraten unabwendlich behandelt. Der ganze Geist dieses Systems besteht darinne, daß alle Unterthanen, in Absicht auf ihre Gewerbe und Nahrungsumstände völlig gleiche Rechte haben und behalten, so lange nicht einer oder der andere sich seiner Rechte freywillig begiebt; daß keinem der Gebrauch seiner Kräfte und seines Vermögens wider seinen Willen und sein Interesse entzogen oder eingeschränkt werde; daß jeder alles das, was er durch seine Arbeiten oder sein Vermögen erwirbt, ohne dasselben belästiget zu werden, genießen dürfe; daß die Freyheit des Handels und Wandels und aller Gewerbe hergestellet und erhalten werde; daß alle Unterthanen zu ihrem Regenten freyen Zutritt haben, und ihr Anliegen und ihre Vorstellungen offenherzig den demselben ausschütten können, und nur durch Belehrung zurecht gewiesen werden; daß man den Unterthanen keine Abgaben auflege, als nur nach Verhältniß des wahrhaftigen Profites, den sie aus ihren Grundstücken ziehen, oder den sie aus ihren Gewerben sicher und zuverläßig erhalten, und daß die Einkünfte des Staates auf die Beschützung und Wohlthaten des Volkes verwendet werden. Wo diese Regierungsmaximen befolgt werden, da fühlen die verschiedenen Klassen der Unterthanen ihr Glück, da wünschen sie nichts besseres und können nichts besseres wünschen, und da ist Mißvergnügen über die öffentliche Verwaltung, da ist Aufruhr und Tumult unmöglich. Weder gerechter noch ungerechter Aufruhr ist da zu befürchten, wo die Bürger ihr Glück in der Regierung empfinden. — Je weiter man aber von diesen grosen empfindbargten Regierungsprincipien abweicht, desto unvermeidlicher ist die Unzufriedenheit des Volkes, und desto leichter hat der Staat verwüstende Unruhen zu befürchten. Die Historie bestätigt dieses durch die auffallendsten Beyspiele in verschiedenen Ländern. In dem Chron. Auctriac. beym Senkenberg in Select. Jur. & histor. T. V. p. 169 seqq. wird umständlich erzählt, wie die Stadt Wien im Jahr 1462 dem Kayser Friedrich III. ihren Gehorsam gänzlich aufgesagt, weil er ihr vielerley Auflschläge und andere Abgaben aufgelegt, und sie dennoch in den Kriegen mit seinen Brüdern nicht bey dem Ihrigen geschützet habe. Das merkwürdigste Exempel ist aber wohl der erschreckliche Baurenkrieg im Jahr 1525. Aus des *Sleidani* Commentar. de statu religionis & reipublicæ lib. IV. & V. p. 107. 128 sq. siehet man deutlich, daß die Bauren über die grosen Bedrückungen und Beschwerden klagten, welche sie von ihren Obrigkeiten zu erdulten hatten, und daß sie durch die Lasten und die despotischen Einschränkungen ihres Eigenthums und ihrer Freyheit, zu der verderblichsten Empörung aufgebracht wurden. In dem Reichsabschiede zu Regensburg von 1576 wird vom Kayser und Reich ausdrücklich anerkannt, daß die vielerley Auflagen an Ungelt, Auflschlag (Accisen), Brücken- und Weggeldern und mehr andern nicht nur die Waaren vertheuerten, sondern auch leichtlich Ursach zur Ungebult und schädlicher Empörung geben könnten. — Wenn man den heutigen Zustand der Unterthanen in den meisten Staaten mit dem ihrer Vorfahren vergleicht, so ist er nicht besser, sondern gröstentheils schlimmer geworden. Jene Abgaben, die der angeführte Reichsabschied für Ursachen der zunehmenden Theurung und für Anlasse bürgerlicher Unruhen ausgiebt, haben sich bis auf unsere Zeiten immer mehr vergrösert, die Preiserhöhung aller Producte und Waaren ist seit zweyhundert Jahren drey- und mehrfältig gestiegen, das Geld hat in der Menge und guten Qualität abgenommen, (s. Geldmangel), die Schulden der Unterthanen sind auserordentlich gewachsen, die Anzahl der Armen und Bettler wird immer gröser. Bey diesen Calamitäten, die kein Mensch leugnen kann, würden unsere Regierungen allerdings die traurigsten Bewegungen des Volkes zu befürchten haben, wenn man sich nicht auf die gewaffnete Gewalt verliese, und die Unterthanen durch Härte und Zwang in Fesseln legte. Doch so wirds schwerlich immer dauren können, und Noth zerbricht endlich alles Eisen.

Wir haben hier noch eine wichtige Frage der Politik beyzufügen, ob nemlich ein Staat um seines Vortheiles willen den in einem andern Staate entstandenen Aufruhr zu unterhalten und zu unterstützen befugt sey. Beyspiele von solchen Unterhaltungen und Unterstützungen giebts in der Geschichte genug; sie dauren bis auf unsere Tage noch fort. Wie Frankreich und England den im sechzehenten Jahrhunderte ausgebrochenen Aufstand der Niederländer wider die Spanier begünstiget und genähret haben, dies ist aus der Geschichte dieser Begebenheit notorisch. Was Frankreich itzt in Ansehung der Americaner thut, das ist ebenfals jedem bekannt. Es kömmt bey der Entscheidung der Frage auf folgendes an: Entweder ist der Aufruhr gerecht, oder ungerecht? Ist das letzte, so ist jede Theilnehmung an demselbigen eben so ungerecht. Falsche Staatskünstler verblenden sich und andere, wenn sie bey einer solchen ungerechten Theilnehmung an dem ungerechten Aufruhr des Volkes in andern Staaten für ihren Staat wahre Vortheile hoffen. Unumstößlich ist die Wahrheit, daß Ungerechtigkeit keinen bleibenden Nutzen stiften kann, so wenig als Diebstahl und Raub

für den Dieb und Räuber und seine Familie einen dauerhaften Wohlstand zu wirken vermögend ist. Wer einen ungerechten Aufruhr in Ungerechtigkeit unterstützet, der glaube nur sicher, daß er oder seine Nachkömmlinge ein gleiches Schicksal von einem dritten leiden müssen. Nach der **wahren Staatskunst** wird kein Staat groß und glücklich, wenn seine Nachbaren geschwächt werden und verarmen, oder wenn Unruhen und Aufruhr die benachbarten Länder verwüsten. Je reicher und glücklicher unsere Nachbaren sind, desto mehr können und werden sie uns ihren Reichthum zu Beförderung unserer Gewerbe, unserer Industrie und unserer Commercien zuflüßen lassen, oder welches eins ist, wir können unsere Producten, Waaren und Arbeiten immer mit größerem Nutzen und Gewinnste absetzen, wenn wir reiche blühende Nachbaren haben, als wenn unsere Nebenstaaten arm und verheert werden. Es kann also kein Staat daraus wahre Vortheile ziehen, daß er den Aufruhr eines fremden Volkes zum Schaden dieses Volkes oder eines dritten unterhält. — Ist aber der entstandene Aufruhr gerecht, so fordert die Weisheit der übrigen Staaten, daß sie zum Vortheil der gedrückten oder bedrängten Unterthanen bey ihrem Regenten eine Vorsprache einlegen, die durch die Gründe der Gerechtigkeit und des wahren Staatsinteresse dringend wird. Durch diese Art der Stillung des Aufruhrs wird auf allen Seiten wahres Glück ausgebreitet. Wäre es möglich, daß solche auf Gerechtigkeit und wahres calculirtes Staatsinteresse sich gründende Vorsprachen nichts wirken könnten, so ist alsdenn nach göttlichen und menschlichen Rechten die Gewalt wider den erlaubt, der die Ursachen des gerechten Aufruhrs nicht entfernen will, oder der den Aufruhr fortsetzt, oder nähret, wenn gleichwohl dessen Ursachen gehoben sind.

Auffagung s. **Auffkündigung.**

Auffammlen. Das Geschäfte, wenn man das abgemähete oder abgeschnittene Getraide auffammlt und in Garben bindet, es vom Acker ab und in die Scheune zu führen. Man thut dabey wohl, wenn man die Garben nicht zu groß macht; es erleichtert die Arbeit des Auf- und Abladens, die Arbeit mit solchen in der Scheune. Die großen Garben bringen weiter keinen Nutzen, als daß man durch sie einige Strohbänder erspahrt; hat aber der Bauer schwache Knechte oder Taglöhner, Kinder zu seinem Beystande, so kommt es dabey nicht nur nicht fort, sondern verursacht schwere Arbeiten, durch welche schwache Leute leichte gedrechlich werden können, wie dann dadurch schon viele Kuhrinen bekommen haben. Die Aufsicht beym Auffammlen, daß die Aehren wohl zusammengenommen, allenfalls mit einem Rechen zusammengerechet werden, verschaffet nicht wenigen Nutzen. Man sollte das Nachähren beym Auffammlen nicht eher gestatten, als bis der Bauer sowohl als der Zehntherr das Seine von dem Acker gebracht hat, so würde auch manche Diebery verhehret und abgehalten werden.

Auffätze der Aeltesten, der Pharisäer s. **Traditionen.**

Auffatz. Ein Auffatz ist ein schriftlicher Vortrag zusammenhängender Sätze, welche die Vorstellung einiger Wahrheiten in sich halten. Die Bedeutung dieses Worts ist sehr allgemein. Oft versteht man auch den ersten Entwurf einer Sache darunter. Wer eine Sache wohl durchgedacht hat, dem wird es nicht schwer werden, solche auch schriftlich vorzutragen. Man sagt von gewissen Personen, daß sie ihre Gedanken nicht von sich geben können. Es ist möglich, daß sich dieses bey einem

Mann ereignen kann, der im übrigen einen tiefdenkenden Verstand hat. Er kann in seinen Meditationen auf solche Ideen kommen, die er nicht so bestimmt, als er sie im Kopf hat, ausdrücken kann. Es fehlen ihm in dem gegenwärtigen Vorrath seiner Sprache die Worte, wodurch er seinen Gedanken ausdrücken kann. Es bleibt ihm nichts übrig, als neue Zeichen, womit er denselben andeuten kann, zu erfinden. Und wir finden auch dieses in den Werken der größten Geister, daß sie Worte erfunden, wodurch sie ihre erfundene Begriffe angezeiget haben. Unser diesem besondern Fall aber ist es meistentheils entweder Unwissenheit oder Mindbeuteley, wenn jemand sagt, daß er seine Gedanken nicht in einen Auffatz bringen könnte. Der Horazianische Ausdruck: cui lecta potenter erit res nec facundia deseret hanc, nec lucidus ordo, hat noch immer seine Richtigkeit. Denn, wenn wir auf uns Achtung geben wollen, was sind unsere Gedanken, unsere Ueberlegungen anders, als ein stilles Selbstgespräch. Gewöhnen wir uns nun, unsere Gedanken zu Papier zu bringen, so denken wir laut, und der Auffatz ist fertig. Alle Arten der Producte des Geistes gehören unter diesen allgemeinen Begriff. Es giebt rednerische, poetische, theologische, politische ꝛc. Auffätze. Die Hauptregeln derselben sind diese: bezeichne deine Gedanken so, daß der andere aus deinen Worten deutlich erkennen kann, was du gedacht hast; verfertige den Auffatz so, daß daraus der ganze Gedanke in seiner Stärke, Schönheit und Ausdehnung erkannt werde. In der Erziehung der Jugend ist es ein wichtiges Stück, solche anzuweisen, wie sie ihre Gedanken vortragen können.

Auffatz, bedeutet 1) in der Mittelalters zuweilen ein Gesetz, eine Verordnung; 2) zuweilen einen bösen Vorsatz, Haß, auch Aufruhr; 3) heißt es noch jetzt eine Auflage von Abgaben, besonders eine neue ungewöhnliche.

Auffatz in den Zimmern und auf Tafeln. Die jetzt verfeinerte Welt hat allerhand Auffätze zur Verschönerung der Zimmer und der Tafeln. In den Zimmern werden Vasen, Statüen, Porzellan zum Zierrath auf die Simse der Camine, Schränke, und auch sonst hin und wieder in den Ecken und unter den Spiegeln auf nedlich dazu eingerichteten Tischen gestellt. Auf den Tafeln hat man mancherley Auffätze. Die gewöhnlichen, und die öfters den leeren Platz einer Schüssel einnehmen, sind mit Oel- und Essigcarvinen, Senf und Würzschälchen, Zuckerbüchsen u. dgl. versehen, und die unter ihren Benennungen vorkommenden besondern Arten davon sind die **Caſſolettes, Epargnes oder Surtous, Plats de Menage** u. s. w.

Auffatze zum Confect, deren man sich bey großen Gastmahlen bedienet, und welche zum Theil Jagden, Gärten, Landschaften, Seefahrten, Gebäude und Städte vorstellen, werden insgemein dazu von den Conditern, die sie fertig stehen haben, geborgt.

Auffatz, bedeutet auch den Kopfputz des Frauenzimmers, der fast alle vier Wochen einer Veränderung unterworfen ist. Vor Alters bestand er in einer Fontange, sodann in zurückgeschlagenen Haaren, Tuppre, und in fliegenden Locken mit Blümchen oder einem kleinen Flügelhäubchen geziert. Jetzt und in diesen vier Wochen besteht er bey einigen in einer mittelmäßigen und bey andern in einer sehr hohen aufgebauten Frisur, mit dicken Haarlocken, die auf gar vielfältige Art können gemacht werden; das Hinterhaar muß leicht aufgeschlagen seyn, entweder in einem Zopfe, oder nur ineinandergeschlagen und oben befestiget. Diese Frisur

Digitized by Google

wird entweder mit einer halben Haube von Flohr mit langen Flügeln, oder mit hohen Hängefedern von allerhand Farben, obgleich dieſe nicht mehr ſo ſehr in der Mode ſind, als die von Strohbändchen verfertigte ausgezierte; dieſweilen auch mit Strohblumen. Einige Frauenzimmer ſetzen ſich auch ganz einfach mit Blumchen auf; zum Exempel mit lebendigen Kornblumen, oder mit Dergißmeinnicht, welche ungezwungen im Haare liegen müſſen, Girlandenweiſe, und eben ſo in die Federn müſſen angebracht werden; ſonſt gehörten auch Perlen mit zum Aufſatz, welches aber jetzt aus der Mode gekommen iſt.

Zum Aufſatz gehörten auch die vielerley Arten von Sommerhüten, welche theils ganz weiß von Flohr und mit Federn gezieret, theils halb ſchwarz und weiß, wie auch von Stroh und mit Flohr und Blumen gezieret ſind. Zu einem Reitanzuge für ein Frauenzimmer gehöret zum Aufſatz ein runder Mannshut mit Federn; ſonſt trug man ſolche nur grau und weiß, jetzt hat man ſie aber von mehreren Farben. Die beſondern Arten des Aufſatzes kommen unter ihren Artickeln vor.

Aufſatz im Nähen, iſt ein Stückchen Tuch oder Leinwand, das da unterlegt wird, wo das Ausreißen zu befürchten iſt. Es heißt auch **Räuchen**.

Aufſatz, wird in der bürgerlichen Baukunſt ein niedriges Stockwerk mit Halbpfeilern über einen hohen genannt. (ſ. Attica) In der Hydraulic nennt man bey Springbronnen einen Aufſatz dasjenige, was man auf die Röhre ſchraubt, durch welche das Waſſer in die Höhe ſpringt, und verſchiedene Richtungen erhält. Dergleichen Aufſätze erhalten manchfaltige Geſtalten um dem ſpringenden Waſſer allerley Wendungen und Figuren zu geben. Dieſe Veränderungen ſollen natürlich und nicht widerſinnlich ſeyn. Es iſt thöricht das Waſſer aus den Geburtsgliedern der Knaben, den Brüſten des weiblichen Geſchlechts, den Naſenlöchern der Pferde ꝛc. ſpringen zu laſſen. Sie dienen in Gärten zur Ergötzung und Unterhaltung in Sommerszeit, und werden nach dem Gebrauch wieder abgeſchraubt. Inzwiſchen iſt gewiß, daß alle künſtliche Aufſätze das ſpringende Waſſer etwas zurück halten, und die Höhe auf welche daſſelbe ſpringt dadurch vermindert wird, weilen ſich das Waſſer zu ſehr an den Wänden derſelben reibt und zu oft anſteßt, und in dem Trieb zurück gehalten wird, ehe es die äußerſte Oeffnung derſelben erreichet. Die beſten Aufſätze ſind cylindriſche Aufſatzröhren, welche an dem Ort, an welchem das Waſſer auslauft mit Vorſtehlchen verſehen ſind, in denen die Oeffnung worauf das Waſſer ſpringt (ſ. Lumen) kleiner als die Weite der Aufſatzröhren iſt. Mariotte hat durch Verſuche gefunden, daß ſich die Höhe auf welche das Waſſer aus einem dergleichen Aufſatz ſpringt, zur Höhe, wenn das Waſſer aus einem conniſchen Aufſatz, der mit dem erſten gleiches Lumen hat, verhält, wie 113: 104 oder wie 23: 21.

Aufſatz eines Meyers, die Uebergabe des Meyergutes an den Meyer.

Aufſatz auf das Aſtrolabium, die Scheibe oder ein anderes Inſtrument zum Feldmeſſen, * iſt ein um den Mittelpunct des Inſtruments bewegliches Lineal, worauf ſonſt gemeiniglich ein paar Dioptere oder Abſehen ſtehen (ſ. Abſehen), auf welchem aber jetzo eine unten in zwey Füße geſpaltene ſtarke meßingerne Platte über der Mitte ſenkrecht aufgeſchraubet iſt, die oben ein anders Dioptre-Lineal träget, welches ſich, damit man in die Höhe und Tiefe viſiren kann, auf- und abwärts bewegen läſſet. Sowohl damit dieſe Bewegung deſto regulärer geſchehen, als damit man auch ſehen könne, um wieviel das Lineal in die Höhe oder Tiefe gerichtet wird, pfleget man an daſſelbe einen in ſeine Grade abgetheilten halben Zirkel zu befeſtigen, deſſen Mittelpunct mit dem Drehungspuncte des Lineales überein kommt, und deſſen Bogen in einer beſwegen durch die ſenkrechte Platte oder den Träger durchgebrochenen und wohl daran anſchließenden Ausbohlung geſchoben wird.

Aufſatz auf ein Stück oder Canone. Man hat derſelben mehrerley. Es ſoll eine der alten Inventionen kurz und die beſte neue weitläuftiger beſchrieben werden. Auf einer meßingenen Platte AHB * ziehet man eine Linie DC ſenkrecht auf AB, bohret von Linie zu Linie ein feines Löchlein durch dieſelbe und klebet ſie alle mit Wachs zu, um mit der an dem Kettlein I hangenden Nadel K nur dasjenige jedesmal zu öffnen, durch welches man viſieren will, und alſo alle unverſichtige Verwechſelung zu vermeiden. Unten bey C iſt auch noch ein ſehr kleines Dreyeck ausgefeilet, deſſen man ſich bedienet, wenn man unmittelbar über hinteren höchſten Reif ſelbſt hinſehen will. Dieſes Werkzeug ſtellet man auf den kaum genannten Reif ſenkrecht, ſiehet durch das geöffnete Löchlein nach der Fliege (ſ. Fliege) und ſenket oder erhebet den Hintertheil des Stückes ſo lange, bis man den Vorwurf, den man zu treffen begehret, gehörig im Viſiere hat. Um ſich verſichern zu können, daß das Inſtrument ſenkrecht ſtehet, ziehet man eine andere Linie EF mit CD gleichlaufend und hänget in einem Puncte E derſelben den Senkel EG auf, der grade auf EF fallen muß, wenn das Inſtrument gehörig ſtehet.

Die neue jetzo bey der franzöſiſchen Artillerie eingeführte Art wird Hauſſe genennt und iſt von folgender Beſchaffenheit. ** Ein meßingerner etwa 2 Zolle langer Schieber A hat auf einer Seite kleine Zähne, wie die eiſerne Stange an einer Fuhrmannswinde, in welche ein kleines Sternrädgen C greifet. Auf den Schieber iſt oben ein dickeres und breites Stück Meßing B befeſtiget, in welchem eine kleine Kerbe eingefeilet iſt, wie die Figur zeiget. Außen am Stoße des Stückes wird eine Vertiefung eingehauen und wohl glatt gemacht, in welcher dieſer Schieber, ohne zu wanken, auf und ab geſchoben werden kann; desgleichen eine andere Vertiefung, in welche das Sternrädchen paſſet. Nachdem der Schieber und das Rädchen an ihre Stelle geleget ſind, wird ein meßingernes Blech D vorgeleget und mit vier Schrauben an dem Stücke befeſtiget, und an der durch das Blech durchgehenden Welle des Rädchens ein platter Griff E angemacht, welcher mit einem Finger gedrehet und dadurch der Schieber hinauf und herunter gebracht werden kann. Damit man ein Merkmal habe, wie hoch der Schieber ſtehet, und ihn ein anderesmal wiederum zu derſelben Höhe erheben könne, iſt er auf der von dem Stücke abgekehrten Seite, wie Num. 2 zeiget in Zolle und Linien abgetheilet. Da bey dem ernſtlichen Gebrauche der Stücke, zumalen in Feldſchlachten, weder Zeit noch Umſtände erlauben die Entfernung vom Ziele zu meſſen und Tabellen, aus welchen die Elevation des Stückes erſehen werden könnte, nachzuſchlagen; ſo würde eine Eintheilung auf dem Schieber in Grade und Minuten unnütze ſeyn. Man überläſſet alſo beſſer dem Augenmaaße und der Erfahrung des Conſtablers die Beurtheilung, wie hoch der Schieber gehoben werden müſſe, damit, wenn er durch die Kerbe über das Korn auf dem vorderen höchſten Reife der Canone nach dem Ziele viſiret hat, er daſſelbe treffe und weder zu hoch noch zu

* ſ. Geometriſche Tafel Fig. 3.

* ſ. Artill. Tafel, Fig. 5.

** ſ. ebendaſelbſt Fig. 6.

Digitized by Google

niedrig ſchieße. Gelinget der erſte oder Probeſchuß nicht, ſo kann er ferner ſchätzen, um wie viele Striche der Schieber höher oder niedriger geſtellet werden müſſe, und dieſen Strich nachgehends beybehalten, ſo lange er nach demſelben Ziele zu ſchießen hat. Damit dieſes Viſier nicht im Wege ſeye, wenn man über den hinteren höchſten Reif ſelbſt wegſehen muß, ſo läſſet ſich der Schieber ſo weit herunter bringen, bis ſeine oberſte Fläche, worinn die Kerbe befindlich, dieſem Reife gleich lieget.

Aufſagnadel, ſ. Schleifnadeln.

Aufſagröhren, nennt man in der Architectura Hydraulica auf die Kolbenröhre (ſ. Kolbenröhre) geſetzte Röhren, in welchen das Waſſer höher als ſonſt gewöhnlich zu ſteigen genöthigt wird, und ſich in der geſtiegenen Höhe entweder in einen Sammelkaſten oder in eine Rinnen, durch ein Auslaufrohr (ſ. Auslaufrohr) ergieſſen kann. Einige nennen die Aufſatzröhren auch Steigröhren, es ſind aber letztere von den erſtern darinnen unterſchieden, daß dieſelben nicht immediate auf der Kolbenröhre ſtehen, ſondern durch einen Schwanenhals mit derſelben verbunden ſind. (ſ. Steigröhre) Wenn die Kraft ſtark genug iſt, den Kolben zu heben, ſo kann die Höhe der Aufſatzröhre die gröſeſte Höhe des Kolbens ſehr weit übertreffen, und zwar in eben der Verhältniß in welcher die Kraft an dem Kolben ſtärker iſt, als deſſen Höhe des Hubes es erfordert. Daß die Stärke des Kolbens auch mit der Höhe der Aufſatzröhre im Verhältniß ſtehen müſſe, iſt leicht einzuſehen. Wenn auf der Kolbenröhre kein Aufſatz befindlich, ſondern das Auslaufrohr in der höchſten Stelle der Kolbenröhre oder den Kolbenzug angebracht iſt, ſo heißt eine dergleichen Pumpe ein niedriger Satz; hat aber ſolche eine oder mehrere Aufſatzröhren über der Kolbenröhre, ſo heißt ſie ein hoher Satz. Die Aufſatzröhren werden ſowohl von Holz als Eiſen und Metall gemacht. Die erſtern müſſen vor dem Verſpringen mit eiſernen Reifen wohl verwahrt werden. Man gebraucht dieſelben in den Schächten der Bergwerke zu Aufforderung des Tagewaſſers, auch bey Salinen zu Hebung der Sohle aus der Tiefe, bey Waſſerkünſten in Thürmen, und andern Orten mehr.

Aufſaubern, heißt, das abgeſtoßene, losgebrochene oder hereingeſchoſſene Erz wegſchaffen, vor dem Ort die Berge oder Gänge wegraumen und vor dem Sturz aufſammlen. Derjenige, ſo dieſe Arbeit zu verrichten hat, heißt der Aufſauberer.

Aufs Blatt laufen, ſagt der Jäger vom Rehbock, wenn er im Auguſt ſich paaren will und der Stimme ſeiner Ziege nachgehet, welche ſo fein klinget, als wenn auf einem Blatt gepfiffen würde.

Aufſchärfen, iſt eine Weidmänniſche Redensart, die ſoviel heißet, als dem erlegten Wilde die Haut oder den Balg aufſchneiden.

Aufſchieblinge, nennt man in der Baukunſt Hölzer, welche an den Dachſparren angenagelt werden, die Bedeckung des Daches über das Dachgeſims hinaus zu tragen, damit das auf das Dach fallende Waſſer das Geſims nicht beſchädigen, ſondern über demſelben erſt von demſelben nach der Tiefe fallen möge. Dieſe Hölzer, welche von dem ſchwächſten Theile des Bauſtamms dem Gipfel genommen werden, werden an dem ſchwachen Ende ſcharf nach der Schräge der Dachſparren gehauen, und mittelſt eines Leiſtnagels an ſolchen an dem untern ſtärkern Ende aber werden ſie auf die hölzerne Dachgeſimſe genagelt.

In einigen Ländern pfleget man ſolche noch einen bis 2 Fuß über das Geſims zu beſſerer Beſchützung des Hauſes ragen zu laſſen. Auf dieſen Aufſchieblingen wird wie bey dem Dach gelattet und darauf eingedeckt. Bey ſteinernen Geſimſen, auf ſteinernen Gebäuden dörfen ſie nicht auf ſolche aufgelegt, noch vielweniger daran befeſtiget werden, weilen bey jeder zufälliger Erſchütterung des Daches das Geſims Noth leiden würde; es werden dahero unter die Aufſchieblinge kleine Hölzer auf die Sparren unten wo ſie in dem Gebälke ſtehen, geſetzt, dieſe zu unterſtützen und frenzuhalten. Werden die Geſimſe von gehauenen Steinen aus dem Ganzen gemacht, und in ſolche die Dachrinnen eingehauen, ſo werden die Aufſchieblinge darnach an den Sparren befeſtiget, daß ſie den Dachtrauf nicht über das Geſims, ſondern in die in ſolchem befindlichen Dachrinnen leiten; auf die Aufſchieblinge zwiſchen zweyen Dächern, wenn zwey Häuſer nebeneinander ſtehen, und den Dachtrauf einander zuſchicken, werden Dachrinnen gelegt. Die Aufſchieblinge ſind mit a b angedeutet. *

Aufſchieblinge, heißen in einigen Gegenden junge aufgeſchoſſne Bäume.

Aufſchieren, nennet der Seidenweber, wenn er die Kettenfäden gehörig ausbreitet und vertheilet.

Aufſchlacken, iſt, wenn die Materie, die man ſchmelzt, ganz zu Schlacken wird. ſ. Verſchlacken.

Aufſchläge, ſind bey den großen Vogelherden die Hölzer mit denen dadurch ausgeſpannten Netzen, durch deren Rückung man oft die Vögel haufenweiſe fängt

Aufſchläger, wird bey den Beckern derjenige Geſelle oder Beckerknecht genennet, welcher die Pregeln auf den Schuber (Schieſer) ſchläget.

An einigen Orten bedeutet es ſoviel als Einnehmer des Zolls, als welcher daſelbſt Aufſchlag genennt wird.

Aufſchag, bedeutet in der älteren deutſchen Sprache eine Vermehrung; daher bedeutet es auch den Zoll, Aufwand, Aufſchub.

Aufſchlag, Acciſe, wird auch in einigen Ländern **Pfundzoll** genennet, wie ſolches noch heutzutage in dem **Badenburlachiſchen**, zu **Straßburg**, zu Baſel ꝛc. geſchiehet. Im allgemeinſten Verſtande iſt es eine Abgabe, die für den Umſatz, und den Verbrauch von beweglichen Gütern, oder Waaren, erhoben wird. Wir finden ſchon im **dreyzehenden Jahrhunderte** in verſchiedenen Staaten den Anfang dieſer Auflage. In Zanflieths Chron. beym Martene Collect. veter. Script. Tom. 5. p. 121. heißt es: A. 1284. nobiles & progenieſi ciuitatis Leodienſis contra Clerl & populi voluntatem *ſuper venalibus Aſſiſiam* ſiue *gabellam* ordinare & leuare cœperunt. - - Sed poſt biennium inter eos concordia facta eſt in hunc modum, videlicet, quod per annos octodecim futuros de ſola cereuiſia *firmitas* ſiue *aſſiſia* leuaretur. Im Jahr 1314. ſetzte Biſchof Burchart von Magdeburg, wie Beyde in Chron. Brunſuicenſ. pictorato beym Leibnitz Rer. Brunſuic. T. III. p. 374. erzählt, vele nyes Geſettes an Spyſe, an tollen, an tyns ꝛc. Die *Gabella*, die man auf die verkäuflichen Sachen aufgelegt, und die man *aſſiſiam* nennte, führete auch, wie aus dem Martene l. c. p. 145. zu erſehen iſt, den Namen *maletota*.

Im **funfzehenden Jahrhunderte** gieng man mit den Aufſchlägen oder Acciſen immer weiter, und von der Zeit an findet ſich auch in den deutſchen Urkunden, und Geſchichtſchreibern der Name: Aufſchläge. In der vom Kayſer Friedrich dem dritten, auf dem Reichstage zu Mainz im Jahr 1441 in Vorſchlag gebrachten Reformation des deutſchen Reichs, beym Müller im **Reichstagstheatro**, unter benannten Kayſer S. 57.

* ſ. Tafel Bürgerl. Baukunſt. Fig. 23.

Digitized by Google

75, heißt es im achten Hauptartickel mit ausdrücklichen Worten, daß alle Zoll, Meut, Geleit, Ungelt, Aufschlag ꝛc. so bisher im heiligen Röm. Reich deutscher Nation ihren Fürgang gehabt haben, tod und ab ſeyn ſollen, damit nicht alle Gewerbe, und tägliche Handel in ihrem Gange verhindert würden. Aus dem Chron. Austriac. beym Senkenberg in Select. Iur. & hiſt. T. V. pag. 89. 114. 126. 171. 228. 234. iſt erſichtlich, daß von den Jahren 1458 an bis 1462 zwiſchen den Oeſtreichiſchen Landſtänden, und dem Kayſer Friedrich dem dritten und ſeinen Brudern wegen der Aufſchläge auf Salz, Wein, und Getraide viele Verhandlungen geweſen, und von den erſten auf die gänzliche Aufhebung dieſer Impoſten ſtarke Anſuchungen worden, und zwar aus der Urſache, weil das Verderben des Landes dadurch befördert würde.

Im ſechzehenden Jahrhunderte vervielfältigten ſich die Acciſen, oder Aufſchläge in den deutſchen Ländern ſo ſehr, daß in dem Reichsabſchiede zu Regenſpurg vom Jahr 1576. §. 118-120. Klagen deßhalben geführet, und Verordnungen erlaſſen worden. Man erkannte von Seite des Kayſers und des Reichs, daß durch die Aufſchläge und andere dergleichen Impoſten, die gemeine Gewerbe, Comercien, Victualien und alle Handthierungen zu noch höhern Aufſchlag, Werth, und Theurung, merklich in die Höhe getrieben worden wären.

Bey den Unterhandlungen des Weſtphäliſchen Friedens vom Jahr 1645. 1646. (ſ. von Majern in Act. pac. Weſtphal. T. I. p. 829. und T. II. p. 974. 975.) wurde von Schweden, und dem evangeliſchen Fürſtenrathe darauf gedrungen, daß die neuangelegten Staffelgelder, und Licenten und die neuerungsweiſe eingeführte Conſumtionsacciſegelder gänzlich abgeſchaffet werden ſollten.

Eben das ſiebenzehende Jahrhundert iſt der Period, in welchem der gröſte Theil unſers Teutſchlandes mit Aufſchlägen oder Acciſen aller Arten beſchweret worden iſt. Im Oeſtreichiſchen kam im Jahr 1626. auf 3 Jahre lang ein Fleiſch- Fiſch- Woll- Butter- Schmalz- Käß- Stiefel- Schuh- Pantoffel- Aufſchlag in Gang; im Jahr 1686 ein Papieraufſchlag ꝛc. Die Sächſiſchen, die Brandenburgiſchen, die Hannöveriſchen, die Braun- und Verdiſchen, die Badiſchen, die Würtembergiſchen, die Anhaltiſchen Staaten und mehr andere legten in dieſer Epoche neue Acciſen an, und ließen deßhalben eigene Acciſe-Ordnungen ergehen. Seit der Zeit hat man theils immer noch neue Aufſchläge eingeführt, theils auch die alten in den erneuerten Acciſe- oder Pfundzoll-Ordnungen weiter erhöhet. Im Oeſtreichiſchen hat man Stockfiſch- Häring- Dreſſer- Muſcatblüth- Spiegel- Charten- Getraide- Wein und mehr andere Aufſchläge angeſetzet, und in den meiſten andern vorher angeführten Staaten weiß man izt faſt keine Waare mehr, die nicht in den Acciſe- oder Pfundzoll-Tarifen mit ſolchem Impoſten beſchweret wäre.

Wenn man in die Verordnungen ſieht, welche die deutſchen Fürſten der Aufſchläge und Acciſen wegen erlaſſen haben, ſo findet man in verſchiedenen derſelbigen den Bewegungsgrund ausdrücklich angeführt, daß durch die Acciſe und Aufſchläge auf die verſchiedenen verkäuflichen und verbrauchlichen Waaren die Abgabenlaſt den Eigenthümern der Grundſtücke erleichtert, und ein Theil derſelbigen auf die gewerbtreibenden Perſonen, die Kaufleute, und ſämmtliche Verbraucher der Waaren gewälzet würde, welche ſonſt, wenn keine Acciſe und Aufſchläge wären, gröſtentheils frey ausgehen würden. So gut man es aber hierbey mit den Grundeigenthümern meinte; ſo ſehr hat man ſeinen Zweck verfehlet. In den Artickeln: Anlage und Auflage werden unſere Leſer die deutliche Entwicklung aus dem Syſtem der Phyſiokraten antreffen, daß alle Acciſen und Aufſchläge und überhaupt alle auf Handel und Wandel, auf Gewerbe, und auf den Verbrauch der Producte und Waaren gelegte Beſchwerden ſchlechterdings auf den Landmann oder Grundeigenthümer fallen, und die unvermeidliche Folge nach ſich ziehen, daß die Production der Grundſtücke immer mehr und mehr vermindert wird. Diejenigen Politicker, welche in der Acciſe gar eine Goldgrube für die Staatswirthſchaft zu finden geglaubt haben, und noch glauben, ſcheinen den natürlichen Gang der Sache ganz zu verkennen. Wie kann aus einer Abgabe, die geradezu den Umſatz und Verbrauch der Waaren beläſtiget, und folglich aufhält, und die den nemlichen Gulden bey jedem Umlauf, den er macht, zum Nachtheil der Gewerbe, und des Handels immer weiter vermindert, (ſ. Auflage) eine Goldgrube der Staaten ſeyn?

In andern Staaten außer Deutſchland ſind die Acciſen, oder Aufſchläge ebenfalls im Schwange. Von den *Aides* in Frankreich, die nichts anders als Acciſen ſind, haben wir ſchon oben unter dieſem Artickel geredet. In Spanien hat man die *Alcavalas* (ſ. dieſen Artickel) und die Millionensteuern, die ein Aufſchlag auf Wein, Eſſig, Oel, Fleiſch und andere Conſumtibilien, ſind. In Portugall iſt außer der *Alcavala* noch eine beſondere Conſumtionsacciſe ſeit der Regierung des Königs Peters des zweyten eingeführt. Schweden und Dännemark haben die Acciſen gleichfalls. In Holland und England iſt dieſe Auflage ſehr ſtark und beläſtigend. Im erſten Staate beſteht ſie ſchon ſeit dem 15. Jahrhunderte. Im letztern aber iſt ſie erſt ſeit 1643 in Gang gekommen, und iſt ſeit der Zeit dergeſtalt angewachſen, daß ſie ſich izt jährlich auf 4,600,000 Pfund Sterling belauft, und davon die Erhebungskoſten, nach des Herrn Youngs politiſchen Rechenkunſt pag. 370. der franzöſiſchen Ausgabe, 308,000 Pfund Sterling betragen. Wir wollen aber hierbey die uns wichtig ſcheinende Bemerkung beyfügen. Zur Zeit der Königin Eliſabeth beliefen ſich die jährlichen Einkünfte Englandes auf 600,000 Pfund Sterling. Der Staat hatte 14295 Seeleute, Fiſcher, und Schiffer und 1232 Schiffe und Böte, wie Templemann in ſeiner Ausmeſſung der Erdkugel anführt. Jezt ſind die jährlichen Einkünfte Großbritanniens nach dem Young wenigſtens 16,200,000 Pfund Sterling. Dies macht 17 mal ſo viel, als unter der Eliſabeth. Sollte nun auch die Schiffarth des Staates verhältnißmäßig zugenommen haben, ſo müßte Großbritannien gegenwärtig 243,015 Seeleute, Fiſcher, und Schiffer haben, und wenigſtens 20,922 Schiffe und Böte zählen können. Dies iſt aber nicht. — Nebſt dem iſt die Schuldenlaſt der Nation izt auf 130 Millionen Pfund Sterling in die Höhe geſtiegen, wodurch ihr ein jährliches Intereſſe von wenigſtens 4 Millionen alle Jahre auf dem Halſe liegt. Schwerlich alſo wird man zweifeln, daß zur Zeit der Eliſabeth England in blühendern Umſtänden war, als es nun iſt. Bey 17 mal wenigern Einkünften wurde weit mehr zum Hauptzweck des Wohlſtandes, nemlich zur Schiffarth der Nation bewirkt, als nun; und die Nation war nicht ſo beläſtigt. Da zeigt ſich alſo ſchon das Reſultat, daß die Acciſe, die nebſt noch andern ſolchen auf Handel

Digitized by Google

und Wandel fallenden Abgaben erſt nach Eliſabeths Zeiten aufgekommen iſt, Englandes Glückſtand nicht habe befördern können. Bedenkt man vielmehr, daß dieſe Auflage, wie auch bereits der engliſche Ritter Decker, und der D. Price ganz unwiderleglich gezeigt haben, und wie unter dem Artickel: Auflage von uns ein gleiches geſchehen iſt, die Producte und Waaren, und Arbeitslöhne unaufhörlich erhöhet, und dadurch den allgemeinen Verdrauch hemmet, und folglich die Hervorbringung der Producte zum Leben, und zur Induſtrie vermindert; ſo iſt es nicht zu verwundern, daß heutzutage mit 10 Millionen Pfund Sterling unmöglich ausgerichtet werden kann, was man zu Eliſabeths Zeiten in Vergütung der Producte und Waaren, und Arbeiten, oder Dienſte damit thun konnte.

Es iſt außerordentlich, daß man ſich noch immer durch einige kleine Scheingründe zu Begünſtigung und Aufrechthaltung der Auffchläge und Accifen kann bewegen laſſen. Die gewöhnlichen Gründe ſind dieſe: 1) die Auffchläge und Accifen ſind ein leichter Weg, auf eine unmerkliche Art zu kleinen Theilen ohne Execution bereiteſtes Vermögen für den Staat zuſammen zu bringen; 2) ſie ziehen alle Unterthanen zur Mitleidenheit in den Laſten des Staats, und zwar nach eines jeden eigenen Gutfinden, Verkehr, und Verbrauch; 3) treffen ſie auch die Reiſenden und Ausländer, welche den Unterthanen dadurch die Laſten tragen helfen; 4) dienen ſie zur Direction der Induſtrie und der Commercien der Staaten, indem man vermittelſt derſelbigen die ausländiſchen Waaren beſchweren und abhalten kann. Allein in dem erſten Grunde fehlt die Wahrheit ganz. Der welche die Auffchläge und Accifen bezahlen muß, rechnet immer die ganze Summe zuſammen, die monatlich oder jährlich nach der Größe ſeines Verkehrs, oder Verbrauches herauskommt. Ein Pfenning Auffchlag auf ein Pfund Fleiſch iſt wohl nicht viel; aber ein Hausvater, der täglich vier, oder mehr Pfund braucht, fühlt es ganz gewiß, daß die Auffchläge, oder Accifen ihm jährlich nur beym Fleiſch ſechs und mehr Gulden koſten. Der zweyte Grund iſt ſchlechterdings unrichtig. Denn jeder gewerbtreibende und handelnde Bürger ſchlägt den Acciß, oder den Auffchlag, den er entrichten muß, auf ſeine Waaren, und Arbeiten. Folglich bezahlt nicht er den Acciß, ſondern der letzte Verbraucher der Waaren. Im dritten Grunde hat man nicht bedacht, daß diejenigen Fremden, die an den Staat wieder etwas zu verkaufen haben, den Acciß, den man ihnen im Staate abnimmt, auf ihre Waarenpreiße legen, und alſo auf die Inwohner des Staats zurückſchieben. Diejenigen Ausländer, welche nur conſumiren, und nichts verkaufen, bezahlen nun zwar den Acciß; aber es kommen gewiß weit mehr Fremde in den Staat, wenn man gänzliche Freyheit darinne hat; die Conſumtion der Producte und Waaren des Staates wird dadurch größer, die Landeigenthümer bringen nun mehr hervor, bekommen einen größern reinen Ertrag, und können mehr Landtaxe entrichten. Der vierte Grund iſt der wahren Ordnung ganz zuwider. Der Flor der Induſtrie und Commercien gründet ſich auf Geſchicklichkeit, und Freyheit, nicht aber auf willkührliche Einſchränkungen durch Befehle, oder Impoſten. ſ. Induſtrie und Commercien.

Auffchlag, (Tonkunſt.) Da im eigentlichen Artickel vom Worte Arſis noch keine klare Beſtimmung erſchienen iſt: ſo erſetzen wir hier den Abgang eines Begriffes, der viele muſikaliſche Kenntniſſe untrennbar mit ſich führt.

Arſis iſt ein griechiſches Wort, das im Deutſchen ſoviel als Auffchlag bedeutet. Die Choräle der Alten waren ſehr einfach, und der Accent hierinn hieng blos von ihrer Gewohnheit ab, wie noch heut zu Tag in jedem Canonicatſtift oder Abtey das Wort modus chori anſtatt tauſenderley Urſachen dieſen oder jeden Geſangs dienen muß. Sie ſetzten ab, nachdem ſie vielleicht einen kleinen Sinn abgeſungen hatten. Manchesmal und beſonders bey den Antiphonen zwiſchen den Pſalmen mußte nach einem Worte, das durch mannigfaltige Modificationen der Stimme weitläuftig ausgedehnt war, ausgeruhet werden, und dieß war mit einem kleinen Beyſtrich angedeutet. Sie hielten ſich länger an den Silben auf, worauf nebſt dem gewöhnlichen Accent des Wortes, auch eine bedeutende Vorſtellung oder Betrachtung zu ſtehen kame. Und giengen etwas munterer vorüber, nachdem es ein fröhlicher Ausdruck war. Unterdeſſen ſahen doch alle Augen auf den Vorſänger (jeziger Zeit noch daher Succentor genannt) und die andern Stimmen mußten ſich blindlings nach ihm richten.

Da aber mit der Zeit die verſchiedene Combinationen dazu gekommen, worinn jede Stimme etwas beſonders vortragen, ſich mit einem harmoniſchen Wettſtreite auszeichnen, und mit einer wohlklingenden Halsſtärrigkeit einen eigenen Weg fortwandern will: ſo mußte eine gewiſſe Eintheilung des Stücks erfunden werden. Dieſe Eintheilung geſchiehet in verſchiedenen Takten. Jeder Takt muß dem andern gleich ſeyn. Hierinn verhalten ſich die Bewegungen aller und jeglichen Stimmen ſo gegeneinander, daß im nemlichen Zeitraume, wo die langſame Noten vorübergehen, auch die geſchwindeſte ihren Lauf endigen. Dieſe Takte konnten doch zur ſicheren Entrucht wenig helfen, wenn nicht ein oberer Schiedrichter immer dazu anzuſehen würde, um allen Theilen ihre Vorſchrift durch ein gewiſſes Zeichen merklich ſehen, oder hören zu laſſen; ſo zwar, daß er entweder ſeine Hand auf das Buch ſinken ließ, oder auf den Pult ſchlug. So oft nun erſteres geſchah, zählte man den Tactus und richtete ſich darnach. Konnte man ihn aber nicht ſo genau ſehen: ſo horchten die Sänger auf den Schall, wenn er aufs Pult ſchlug, und hievon wurden die Theile eines ganzen Kirchenſtücks Schläge genannt. Dieſer Anführer der Kapellſänger heißt Kapellmeiſter.

Der Kapellmeiſter muß auch die zwey Theile des Taktes genau zu erkennen geben. Das iſt, er muß das ungerade Taktheil, welches ſchärfer iſt, und das gerade, das ſchwächer iſt, dadurch unterſcheiden, daß er zuerſt niederſchlage und dann wieder auffchlage. Hievon kömmt der Begriff der griechiſchen Worte: Theſis oder Niederſchlag, und Arſis oder Auffchlag.

Bey den geraden Taktarten: i) dem ganzen Takt C k) dem Alladreve-Takt, c) dem Zweyviertels $\frac{2}{2}$ m) dem Sechsachtels $\frac{6}{8}$, n) dem Zwölfachtels $\frac{12}{8}$ bekömmt der Niederſchlag die Hälfte: i) zwey Viertel k) eine halbe Note c) ein Viertel m) drey Achtel n) ſechs Achtel, und eben ſo auch der Auffchlag.

Bey den ungleichen Taktarten: o) dem Dreyviertels Takt $\frac{3}{4}$ p) dem Neunachtels Takt $\frac{9}{8}$ q) dem Dreyachtels $\frac{3}{8}$, bekömmt der Niederſchlag zwey Drittel: o) Zweyviertel p) Sechsachtel q) ein Achtel.

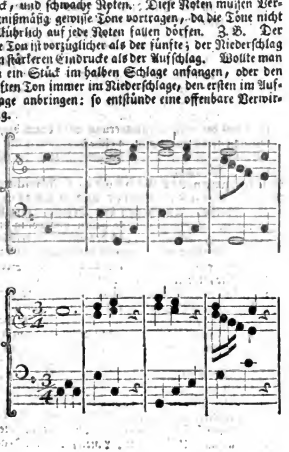
Der Unterſchied zwiſchen dem Sechsachtelstakt und dem Dreyviertelstakt läßt ſich nun leicht beſtimmen, obſchon jeder Sechsachtel hat. Er beſteht kurz darinn, daß der Niederſchlag im Sechsachtel drey Achtel, eben ſoviel auch der Auffchlag bekomme, hingegen im Dreyviertelstakt auf den Niederſchlag Viertachtel, und nur

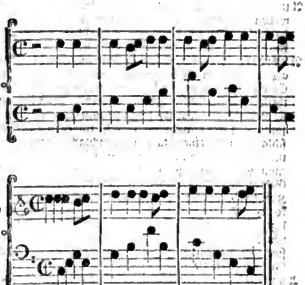
Digitized by Google

zwey auf den Aufſchlag fallen. Der Neunachtelstakt verhält ſich zum Dreyviertelstakt, wie der Sechsachtels zum Zweyviertels, und der Zwölfſachtels zum ganzen Takt.

Heutiges Tages pflegen die Kapellmeiſter den Takt, wenn er langſam geht, in vier beſonderen Schlägen noch zu ſubdividiren. Die deutlichſte Art iſt die Neapolitaniſche, daß die zwey erſte Viertel ſowohl im ganzen als Dreyviertelstakt gleichförmig mit einem zweymaligen Niederſchlage bemerkt werden, wodurch die Bemerkung der zwey letzten Vierteln leichter in die Augen falle. Die Urſach wird vom Unterſchiede des zweyten und vierten Viertels hergenommen. Da das dritte Viertel den zweyten Theil des Schlages beſtimmet, und daher ſehr zweydeutig aufgefallen kann, wenn es nicht vorzüglich ausgezeichnet wird: ſo iſt es immer beſſer, daß das Zweyte vom Dritten klar geſondert werde, als daß man durch unbedeutende Wendungen, komiſche Grimaſſen, und durch ein verworrenes hin und herfahren der Hände den Unterſchied zwiſchen dem zweyten, dritten und vierten Viertel vernehmen ſolle. Das erſte Viertel, womit das Stück anfängt, iſt ohnedem vom zweyten Hunmelweit unterſchieden. Das zweyte Viertel als ein gerades beſtimmt auch ſchon das vierte Viertel. Das dritte Viertel aber bezieht ſich auf das vorige erſte Viertel. Alſo geſchieht die wahre Beſtimmung des Auf- und Niederſchlages; wenn die innere Theile eines Schlags ſich deutlich ſondern, damit die andern unbemerkten keiner Erklärung mehr nöthig haben.

Die Harmonien müſſen ſich genau nach dem Auf- oder Niederſchlage eines Stückes richten. Das iſt: Gleichwie man die Töne vorzüglicher, manche minder angenehm dem Gehöre ſind; ſo giebt es auch vom ſtärkeren Eindruck, und ſchwache Arten. Dieſe Noten müſſen Verhältnißmäßig gewiſſe Töne vortragen, da die Töne nicht willkührlich auf jede Noten fallen dörfen. Z. B. Der erſte Ton iſt vorzüglicher als der fünfte; der Niederſchlag vom ſtärkeren Eindrucke als der Aufſchlag. Wollte man nun ein Stück im halben Schlage anfangen, oder den fünften Ton immer im Niederſchlage, den erſten im Aufſchlage anbringen: ſo entſtünde eine offenbare Verwirrung.





Leute, die auch keine muſikaliſche Töne, ſondern blos nur das Metrum kennen, ſind im Stande, hievon zu urtheilen; man darf ihnen nur den Nieder- und Aufſchlag mit dem jambiſchen Verſe in Vergleich ſetzen. Wenn man den jambiſchen Vers ſcandiren will: ſo müſſen immer zwey Silben auf jeden Finger kommen. Gleichwie es nun wider die Natur der Füße (contra naturam pedum) ſtritte, die erſte Silbe des Verſes auf den erſten Finger, die zweyte und dritte Silbe auf den zweyten, die vierte und fünfte auf den dritten Finger zu rechnen: ſo verworren und auffallend muß eine Muſik dem Gehöre ſeyn, die die wahre Lage der Töne vernachläßigt, und den Aufſchlag mit dem Niederſchlage vermiſcht. Z. B.

Fehler

O laß | mich hier | zu dei | nen Fü | ſen

Verbeſſerung

O | laß mich | hier zu | deinen | Füſen

Die Daktili ſind wegen dem ſo merkbar-characteriſirenden Auf- und Niederſchlage in der Muſik ſehr ſchwer auszudrücken. Wenn auch ein punctirendes Viertel mit zwey Sechszehnteln dazu gebrauchet wird, ſo raget doch das erſte Sechszehntel etwas vor. Es iſt um ſo weniger aber den mehreſten Kirchenkomponiſten zu verzeihen, daß man nicht ſelten

Kyrie Gloria oder gar Kyrie Gloria ſtatt

Kyrie Gloria vernimmt. Dieß ſind die Gründe und Stütze der alltäglichen Erfahrung, daß dem Gehöre ſo oft ein Zwang geſchieht, und die Muſiker eine unüberſteigliche Schwierigkeit im Vortrage verſpühren. Würden doch die irrigen Vorurtheile abgelegt, die bey unſern deutſchen Tonſetzern manchmal ſchon zur Natur geworden ſind, daß man widrige Verdrehungen der edlen Simplicität zum Nachtheile überall ſucht mit Gewalt einzudrängen, und für gelehrt dasjenige ausgiebt, was das natürliche und ungebildete Ohr beleidiget.

Digitized by Google

Aufschlag, Aufschlagsverkauf (juristisch) heißt zuweilen ebensoviel als: Addictio in diem s. diesen Artikel; zuweilen soviel als das höchste Gebot in Auctionen; oder auch die Auction selbst.

Aufschlag, (*Cataplasma*) nennt man in der Wundarzeneykunst ein Arzneymittel, welches die Form und Consistenz eines Breyes hat, und theils zum Erweichen, theils zum Zertheilen gebraucht wird. Man verordnet sie mehrentheils warm, wenn sie zum Erweichen dienen sollen. Doch braucht man auch zuweilen kalte Aufschläge, wenn eine Stärkung der schlaffen Theile nöthig ist. Ihre Zusammensetzung ist sehr verschieden und man hat in den Apotheken vielerley Species zu diesem Gebrauche. Mehrentheils werden sie aus balsamischen Kräutern, Mehl oder Weißbrodkrumen und Milch gekocht, und alsdann in ein Tuch geschlagen und aufgelegt. In vorigen Zeiten hat man zuweilen den Koth von Thieren zu Aufschlägen gebraucht, heutiges Tages sind die Patienten viel zu delicat, als daß dieses noch statt haben sollte.

Aufschlag, (ökonomisch.) wird an einigen Orten der Anflug oder das aus dem Saamen aufgeschoßne Tangelholz genennt. Was es bey den Vogelstellern bedeute, s. unter Aufschläge.

Aufschlag des Gerichts, hieß soviel als Aufschub, Prorogation.

Aufschlag eines Kleides, heißt der Theil eines Kleides der umgeschlagen wird, insonderheit bedeutet es den umgeschlagenen Theil an den Ermeln. Dieser war sonst an allen Frauenzimmerkleidern gewöhnlich, jetzt aber wird er nur von gemeinbürgerlichen Personen an Schlafröcken oder Cannisolern getragen. Sie sind jetzt von dem nemlichen Zeuge; sonst waren sie von andern Farben, bey Mannspersonen ist es eine an allen Kleidern gewöhnliche Tracht, bey Frauenskleidern sind sie vorn schmal und hinten breit, ausgesteift und in der Mitte des Arms. An Schecks oder Reisekleidern werden sie wie an Mannsröcken getragen.

Aufschlagen, ist eine gewöhnliche Arbeit beym Waschen und folgt nach dem Auoringen der Wäsche. Die ausgerungene Wäsche wird Stück vor Stück aufgeschüttelt, ordentlich über einander geschlagen, und mit den Händen glatt ausgestrichen, und alsdann erst kann sie zum trocknen aufgehängt werden. Das Aufschlagen der Wäsche ist deswegen nöthig, damit die bey dem scharfen Ringen in die Wäsche gemachten Falten und Runzeln wiederum herausgebracht, und die Wäsche auch desto eher, und an allen Orten gleich trocknen könne.

Aufschlagen, heißt bey einigen Bergwerken soviel als Anfangen. **Aufgeschlagen vor Arbeit,** ist dasjenige was der Bergmann bey einem Quartal gewonnen und gearbeitet hat. **Aufschlagen des Lohns,** wenn der Schichtmeister aus Mangel der Baarschaft, entweder gar nichts, oder nicht völlig auszahlen kann, sondern den Arbeitern den Lohn schuldig bleibt.

Aufschlagen bey Salzwerken, ist wenn das gefertigte Salz aus der Pfanne in Körbe gethan wird, und dann sagt man vollschütten, ist aber der Korb soweit voll, daß über demselben gehäuft werden muß, so heißt es auch aufschlagen.

Aufschlagen, wird beym Kartenspielen gebraucht und heißt soviel als die oberste Karte, wenn gehörig herum gegeben worden ist, von dem auf den Tisch gelegten übrig gebliebenen Haufen umschlagen. Besonders kommt dieser Ausdruck beym l'Hombre vor, wo die Karten nicht alle ausgegeben werden, und es kommt darauf an, was ausgemacht worden ist. Gewöhnlich kann, wer die Vorhand hat, nachdem herum gepaßet worden ist un- oder aufschlagen und dadurch den gemachten Trumpf angeben. Wer beyde schwarze Asse hat kann auch aufschlagen, und dieß nennt man Respect.

Aufschlagen, wird bey Maschinen, welche von dem Wasser getrieben werden, gesagt, wenn man die Schaufbreter in die Höhe ziehet, damit das Wasser von dem Gerinn auf die Schaufeln laufen oder schlagen kann. Je größer der Nachdruck ist, mit welchem das Wasser aufschlägt, mit desto größerer Geschwindigkeit wird sich das Wasserrad drehen, und desto vermehrter die Würkung der Maschine seyn; das Wasser aber schlägt um so stärker auf die Schaufeln des Rades, je senkelrechter die Directionslinie des auf dieselbe zulaufenden Wassers auf denselben stehet, je größer das Gefälle von dem Gerinne, und je höher das Wasser vor dem Schutzbrett stehet.

Auf- oder Aufschlagen die Blösen, bedeutet bey den Weißgerbern das Aufhängen der zum erstenmal im Kalkäscher gelegenen Blösen auf Stangen oder Latten über der Aeschergrube. Für sich geschiehet dieses Aufhängen darum, damit der Aesche von den Blösen abtropfen möge, über der Aeschergrube aber wird es vorgenommen, damit von dem abgetröpfelten Aescher nichts verlohren gehe, weil in dem in der Grube zurückgebliebenen Aescher, wenn solcher mit etwas frischen Kalkwasser verstärkt worden, diese nemliche Blösen zum andernmal eingeäschert werden.

Aufschlagen der Dachlatten, wird von den Dachdeckern genennt, wenn sie Dachlatten (s. Dachlatten) auf das Dach bringen, und solche auf die Sparren, entweder durch Aufnageln oder andere Art befestigen. An Orten, wo man Holz genug hat, werden Dachlatten aufgenagelt. In Gegenden aber, wo das Holz selten ist, z. E. in der Picardie, in Beauce ꝛc. nimmt man keine Latten, welche aufgenagelt werden; sondern an deren Stelle dünne Stangen, welche sechs bis sieben Fuß lang sind. Man bindet sie mit Weidenruthen auf die Sparren, welche selten viereckig sondern so beschaffen, wie sie gewachsen sind; und die man sowohl auf den Stuhlpfetten als auch im Forste, mit hölzernen Nägeln befestiget. Man setzt sie auch ungleich auf die Stuhlpfetten, und beobachtet keine gewisse Entfernung. Dieser Theil der groben Zimmerung wird durch diejenigen Arbeiter selbst ausgeübet, welche das Decken mit Stroh- oder Ziegeln übernehmen, und wird gemeiniglich bey Strohdächern gebraucht.

Aufschlagen der Gebäude, s. Aufrichten.

Aufschlagen der Güter und Waaren, oder **der Preiße, Aufsteigen der Preiße, Preißerhöhungen.** Diese Ausdrücke haben alle völlig einerley Bedeutung, nemlich die, daß der Verkaufspreiß der Güter und Waaren größer wird, als er vorher war. Es ist eine der allerwichtigsten Materien in der Staatsökonomie, die Ursachen und Würkungen von dem Aufschlagen der Güter und Waarenpreißen aufs genaueste und gründlichste zu kennen, damit nicht durch die Policey unter dem Vorwande, dem schädlichsten Aufschlagen der Güter und Waaren heilsame Hindernisse entgegen zu setzen, ungerechte und schädliche Eingriffe in das Eigenthum der Menschen vorgenommen, und die Ursachen von dem verderblichen Mangel der Genießungen der menschlichen Gesellschaft gerade zu vervielfältiget werden. Der Verkaufspreiß eines Gutes, oder einer Waare hat einen sehr zusammengesetzten Grund. Der wahre innere Werth des Gutes, oder der Waare, die ganze Summe aller Unkosten und Lasten, die mit dem Gute verbun-

Digitized by Google

verkündet oder auf die Waare gelegt sind, die Verhältniß zwischen den Feilbietern der Sachen, und den Suchern, oder Käufern derselbigen, und der Menge und dem Werth des Geldes, oder der Zahlungsmittel, dieß sind die Bestimmungsgründe des Preißes der Güter und Waaren. Eine große Anzahl von Nachfragern einer Sache, wenige Feilbieter, geringer Werth des Geldes, oder der Zahlungsmittel, große Unkosten und Lasten, die von den Feilbietern um der Sache willen verwendet, oder getragen werden, großer innerer Werth der Sache selbst wirken immer einen Aufschlag der Güter und Waaren. Wenige Nachfrager hingegen, viele Feilbieter, guter hoher Werth des Geldes, oder der Zahlungsmittel, wenige Unkosten und Lasten, die der Feilbieter mit der Sache gehabt hat, geringer innerer Werth der Sache selbst, sind Hindernisse des Aufschlagens der Güter und Waaren, und wirken, wenn sie fortdauren, und sich vergrößern das Abschlagen der Güter und Waaren.

Um nun gewiß zu seyn, was für Wirkungen das Aufschlagen der Güter und Waaren habe, ob und wie weit sie schädlich sind, und ob und wie weit, auch durch welche Mittel das Aufschlagen der Sachen zu hemmen, und das Abschlagen zu bewirken sey, kommt alles nur darauf an, daß man genau nachforscht, was für eine von den vorher angeführten Ursachen von dem aufschlagenden Güter- und Waarenpreiße vorhanden ist. Liegt der Grund vom Aufschlagen der Güter und Waaren darinne, daß sich die Käufer und Verbraucher vermehren, und daß in den Händen dieser Käufer viel baares Geld, oder große Menge von Zahlungsmitteln befindlich ist; so ist das Aufschlagen der Güter und Waaren für die menschliche Gesellschaft ein beglückender Erfolg. Denn durch diese starke Concurrenz von wohlhabenden und reichen Suchern der Güter und Waaren lebt in den Hervorbringern der Producte und Waaren der thätigste Eifer auf, um von den reichen Kaufern und Verbrauchern immer mehr Einnahme und Gewinn zu ziehen, die Güter zu einem höhern Ertrage zu bringen, und die Masse der Producte und Waaren durch zunehmende Arbeitsamkeit zu vervielfältigen. Wenn also nur die Benutzung der Grundstücke, und die Arbeitsamkeit und Industrie nicht gewaltsam oder willkührlich eingeschränkt, oder gehemmet werden, so muß die Menge der Genießungen für die Menschen, und die Erträglichkeit der Handthierungen und Nahrungsgeschäfte nothwendig zunehmen. Dies ist wahres Glück für die ganze Gesellschaft. In diesem Falle ist es nicht wohlthätige Polizey, sondern verderblicher Despotismus, wenn man von Seiten der Staatsverwaltung dem Aufschlagen der Güter und Waaren Befehle und Zwang entgegensetzet. Dem Besitzer und Feilbieter der Güter und Waaren sind diese sein Eigenthum; den vielen wohlhabenden und reichen Käufern und Verbrauchern ist die große Menge ihrer Zahlungsmittel auch ihr Eigenthum. Wenn nun diese beyden Classen, ohne daß eine die andere zwingt, nach ihrer besten Convenienz ihr überflüssiges Eigenthum mit einander verwechseln, so disponiren sie beyde über nichts anders, als über das Ihrige, und zwar zu ihren beyderseitigen Nutzen. Dem ganzen übrigen Theile der Gesellschaft nächst auch durch den guten hohen Absatz der Güter und Waaren der ersten Classe an die andere der größte Vortheil zu, weil die Eigenthümer der Güter und Waaren nun die Production, und die Quantität der Waaren zu vergrößern trachten, und also nicht nur mehr Arbeiter in Bewegung setzen, sondern auch die Bedürfnisse für die andern Menschen vervielfältigen, und ihnen die Erwerbung derselbigen erleichtern.

Ist aber der Grund von dem Aufschlagen der Güter und Waaren darinne zu finden, daß ein Mangel von Producten und Waaren vorhanden ist, oder daß das Geld an seinem innern Werthe schlechter geworden, oder daß die Feilbieter ein ausschließendes Recht zum Verkauf gewisser Güter und Waaren haben, oder daß auf die Waaren viele Lasten und Auflagen gelegt worden, oder daß die Käufer die Güter oder Waaren aus Noth suchen, weil ihnen die Erwerbung ihrer Bedürfnisse auf andern rechtmäßigen Wegen erschweret ist; so ist das Aufschlagen der Güter und Waaren nicht Wirkung des Wohlstandes, nicht Zeichen von dem Flor des Staates, sondern offenbare Folge schädlicher Umstände und Verfassungen, und zuverlässiges Verderben für die menschliche Gesellschaft. Die Sache verdient von allen Vorstehern der Staaten aufs reiflichste und aus dem Grunde erwogen zu werden.

Wenn es an Producten und Waaren fehlt, so kann nicht viel davon feil geboten werden, und es ist in diesem Falle ein Aufschlagen der Producte und Waaren unvermeidlich. Aber es kann wider dieses Uebel kein willkührlicher Befehl der Polizey helfen. Nur darauf kommt es an, daß man durch weise thätige Wachsamkeit und Vorsorge den Mangel von Producten und Waaren verhütet. Das geschieht dadurch unfehlbar, wenn die verschiedenen Grundstücke im Staate immer besser gebauet, und höher benutzet werden, und wenn man die Arbeitsamkeit und Industrie aller Gewerbe durch Herstellung der wahren Gewerbsfreyheit und Einführung des besten Unterrichtes befördert. (s. Arbeitsamkeit). Nun folgt es von selbst, wenn man anders nicht willkührliche Hindernisse in Weg leget, daß sich die Menge der Feilbieter und Verkäufer der Waaren immer vergrößert, weil die Abundanz an Producten, und Waaren zunimmt. Ist der Mangel an Producten, und Waaren einmal da, so kann die Polizey dem Uebel, welches durch das erfolgende Aufschlagen der Waaren entsteht, nicht durch Befehle und Zwang steuren. Thut sie dies, sollen die Eigenthümer der wenigen Waaren bey dem Verkauf nicht allein den Vortheil ziehen, den sie nach der Verhältniß der wenigen Waaren gegen die vielen Sucher ziehen können, und zu ziehen berechtiget sind; so werden dadurch jene Waaren-Besitzer bewogen, von den ohnehin wenigen Waaren immer wenigere zum Verkauf auszusetzen; sie verlieren die Lust, solche Waaren in größerer Menge zu gewinnen, und feilzubieten. Man wird die Noth noch größer. Das Interesse allein ist es, welches die Menschen zur Zeit, da es von gewissen Waaren nicht viel giebt, reizen kann, und soll, die Herbeyschaffung solcher Waaren von allen Orten und Enden zu befördern. Diese Triebfeder kann und darf eine weise Regierung nicht schwächen. Will sie in einem solchen Nothfalle ihre Pflicht thun, so muß sie durch Unterricht, Aufmunterung, und Hülfe sämtlich ihre Untergebenen unterstützen, um aus andern Gegenden solche Waaren, daran sich im Lande ein Mangel spühren läßt, herbey zu holen, oder an deren Stelle andere zu gleicher Absicht dienende Producte und Waaren in Umlauf bringen zu lassen, und dann den Käufern und Verbrauchern zur Erwerbung der nöthigen Zahlungsmittel Hülfe zu schaffen. Das alles muß sie thun, nur, um nicht willkührlich und zwingend den Eigenthümern der wenigen Waaren ihre Verkaufsvortheile zu entziehen.

Wenn das Geld, oder die Münzen in ihrem innern Werthe vermindert werden, das ist, wenn die gemün-

ten Geldsorten an dem Gold- und Silberwerthe, den sie in sich enthalten, schlechter werden, und wenn sich die Menge dieses schlechten Geldes vergrößert, so können die Güter und Waaren unmöglich in dem Verhältniß gegen dieses schlechte Geld in ihren vorigen Preißen bleiben. Denn, wenn die Umstände übrigens gleich sind, so können für weniger Gold und Silber, daraus nun die Münzen bestehen, nicht eben so viel Waaren gegeben werden, als vorher vor mehr Gold und Silber in den bessern Münzen gegeben wurden. Wenn die feine Mark Silber zu zwanzig Gulden ausgemünzet wird, so können die Waaren unmöglich nur noch so wenige Gulden kosten, als in vorigen Zeiten, da aus der gleichen Mark feinen Silber nur zehen Gulden von gleichen Zahlenwerthe geschlagen worden. Zwanzig dermahlige Gulden halten erst eben so viel feines Silber in sich, als vormalls zehn Gulden. Unter Voraussetzung der Gleichheit muß das nemliche Waaren-Quantum, das ehemals zehen Gulden kostete, itzt zwanzig Gulden gelten. Daher müssen die Waaren dem Zahlenwerthe des Geldes nach, das ist, in der Anzahl der Gulden nothwendig aufschlagen. Es ist sogar begreiflich, daß bey der Verringerung des wahren innern Werthes der Münzen, oder bey Schlechterwerdung des Geldes die Güter und Waaren höher aufschlagen, als im Verhältniß des schlechtern Geldes. Die Eigenthümer und Verkäufer der Sachen fürchten, daß die Münzverringerungen leicht noch weiter fortgehen können, und daß sie für eine Mark Silber, die in vielen schlechten Gelde ausgemünzt ist, nicht so vortheilhaft einkaufen können, als für die nemliche Mark Silber, die in wenig guten Geldstücken ausgemünzet wird. Daher suchen sie sich bey jedem Verkaufe ihrer Güter und Waaren durch Erhöhungen ihrer Preiße, so viel möglich, wider das Risiko, das sie befürchten, schadlos zu halten. Auch dieses Aufschlagen der Waaren kann nicht durch blos willkührliche Zwangsbefehle der Regierung verhindert werden, weil es offenbar ungerecht wäre, die Eigenthümer der Güter und Waaren zu zwingen, daß sie für weniger Gold und Silber eben so viel Waaren weggeben sollen, als für mehr Gold und Silber in den bessern Münsorten. Die heilige und unverletzliche Beobachtung eines guten Münzfußes ist das einzige Mittel, dessen sich eine weise Staatsverwaltung zu bedienen hat, um das Aufschlagen der Waaren wegen schlechten Geldes zu verhindern.

Die ausschließenden Privilegien, oder Monopolien sind unter den höchstverderblichen Ursachen vom Aufschlagen der Waaren eine der vornehmsten. Weil dadurch die Güter und Waaren nur in eine, oder in wenige Hände gebracht werden, so suchen sich die Monopolisten diesen Vortheil vorzüglich zu nutze zu machen, und an den Erhöhungen der Preiße immer größern Gewinn zu ziehen. Daraus entspringt die böse Folge, daß die Käufer, um ihrem Schaden wieder beyzukommen, ihre Arbeiten, und Waaren ebenfals im Preiße erhöhen. Diese Wirkung läuft durch viele Gewerbe, und Commercien fort, und das Resultat ist fortgehendes Steigen der Waarenpreiße, und schädliche Theurung. Um die Masse der Producte und übrigen Waaren beständig zu vermehren, und auf diesem Wege alles schädliche Aufschlagen der Waaren zu verhüten und zu hemmen, muß keinem gewerbtreibenden Bürger eine ausschließende Freyheit gegeben werden. s. ausschließende Freyheiten und Rechte.

Auf eine höchstschädliche Weise wird das Aufschlagen der Waaren durch die Auflagen und Lasten bewirket, mit welchen die Waaren von den Staatsverwaltungen beschweret werden. Ein jeder Waarenbesitzer, und Kaufmann, der von seinen eingekauften, oder fabricirten Waaren gewiße Procent an Zöllen, Licenten, oder Mauten bezahlen muß, und noch dazu von dem, was er verbraucht, beträchtliche Consumtionsabgaben oder Accisen, und Aufschläge entrichten muß, kann nicht anders, um aufrecht zu bleiben, als daß er alle diese Lasten von dem Verkauf seiner Waaren wieder zurück zu nehmen sucht. Er schlägt also die ausgezahlten Zölle, Mauten, und Licenten und Accisen auf seine Waaren, wodurch die Preiße nothwendiger Weise in die Höhe steigen müssen. Die Geschichte der Gewerbe und des Handels legt es ganz klar zu Tage, daß in allen Staaten seit der Zeit, da man die Zölle, Mauten, und Accisen vervielfältiget, und erhöhet hat, alle Waaren ohne Unterschied aufgeschlagen sind, und der Verkaufspreiß derselbigen in unsern Tagen drey- vier- ja bey einigen zehen- und mehrere mal so hoch ist, als er im sechzehenden Jahrhunderte war. s. Preiße. Dieses unglückliche Aufschlagen der Waaren dauert im Ganzen noch immer fort, und kann nicht aufgehalten werden, bis die Regierungen das physiokratische System realisiren, und die Handels- und Consumtionsauflagen ganz aufheben. s. Auflage.

Der Mangel der allgemeinen uneingeschränkten Gewerbs- und Handelsfreyheit ist eine der allerwichtigsten Ursachen, daß die Güter und Waaren aufschlagen, ohne daß die baare circulirende Geldmasse zunimmt, oder ohne daß das Aufschlagen durch das Glück und den Reichthum der Gesellschaft bewirket wird. Gemeiniglich müssen die Menschen bey den Gewerben bleiben, denen sie sich einmal gewidmet haben, wenn sie nicht durch mancherley Beschwerlichkeiten, und Lasten bey Veränderung ihres Gewerbes in ihrer Nahrung zurück gesetzt werden wollen. Wenn sie also ihre Subsistenz für sich und die Ihrigen erhalten wollen, so sind sie genöthiget, auf diejenigen Güter und Waaren besonders stark zu setzen, die zu ihren Gewerben gehören, ob schon diese Gewerbe mit Menschen überfetzt sind. Dadurch müssen also diese Güter und Waaren, zumal, wenn sie auf Credit gekauft werden können, in ihren Preißen immer höher aufsteigen. Die Treibung der Gewerbe wird also kostbarer, und verursacht eine weitere Preißsteigerung aller der Producte, und Arbeiten, welche durch diese Gewerbe hervorgebracht werden. Hierinne ist auch der Grund zu finden, daß in einigen Landern des Schwäbischen Kreises die Preiße der Feldgüter seit mehrern Jahren so erstaunlich aufgeschlagen sind. Die Bauren verweilen sich in diesen Gegenden sehr stark auf den Dörfern, und ein jeder, da er wegen Mangels an Mitteln, und wegen der politischen Einschränkungen kein anderes Gewerbe treiben kann, will ein Stück Feld haben, und treibt also die Güterpreiße so hoch, bis er den Acker bekommt. In den meisten Fällen wird auf Termine gekauft, welches eine mitwirkende Ursach ist, daß immer viele Bauren, die auch kein Geld haben, auf die Felder mit bieten, und den Preiß derselbigen dadurch zum Steigen bringen. Die armen Käufer sind alsdenn nicht im Stande, aus diesen überheuer erkauften Gütern die jährlichen Interessen, und über dieselbigen einen reinen Ertrag zu gewinnen, und müssen dadurch zu Grunde gehen. Diesem Aufschlagen der Güter und Waaren kann von Seiten der Obrigkeit nur durch Errichtung der allgemeinen Gewerbsfreyheit gesteuret werden. Denn durch Realisirung dieses Planes wählt jeder Inwohner die Handthierung, und das Nahrungsgeschäft, welches seinen Geschicklichkeiten, und seinem Interesse am angemessensten ist. Kein Gewerbe wird nun über-

Digitized by Google

setzt, sondern alles stellt sich immer von selbst in das vollkommenste Gleichgewicht, und das einseitige Aufschlagen der Waaren wird verhindert.

Aufschlagen einen Satz, nennen die Kunstmeister, wenn sie den Saugwerken die Hölzer an einem Satz, worauf die Kolbenröhre ruhet, hinwegnehmen, daß die Röhren heraus genommen werden können, welche von denselben angespannt waren. Die Röhren werden hiebey angefeilt, das ist, mit einem Feile wohl angebunden, und herauf gezogen.

Aufschlagen die Häute, heißen die Lohgerber, wenn sie die Häute des Schmalleders, das ist, die Häute von Kühen und jungen Ochsen in der Kalkbrühe, worinn die Haare von ihnen abgebeizet werden, umwenden. Weil die Haare im Sommer unter drey bis vier, im Winter aber unter zehen bis zwölf Wochen nicht abgebeizt werden können, so muß diese Umwendung oder dieses Aufschlagen vielmal und nach nicht allzulangen Zwischenräumen geschehen, indem sonst der Kalk die Häute anfressen und zu mürbe machen würde.

Aufschlagen, beym Schuhmacher, ist diejenige Handlung des Schuhmachers, wenn er diejenigen Schuhe, welche zu enge ausgefallen sind, um solche besser ausrecken oder vergrößern zu können, über die Richtleisten schlaget, daher dieses Geschäfte auch, über den Leisten schlagen, heißet. Der Schuhmacher leget hier die beyden Theile oder Hälften der Richtleisten zusammen, treibet sie in dieser Lage in den Schuh bis zum Ende desselben hinein, so daß die beiden Falzen sich genau gegeneinander über befinden und also in ihrer Mitte den Gang für den zwischen ihnen einzutreibenden Keil oder Bolzen lassen, welchen man mit dem Hammer, nach der größern oder auch schmalern Seite, je nachdem der Schuh, entweder auf dem Reiben, oder vorne an den Zehen oder Ballen, zu enge ist, hineinschläget. Glaubt der Schuhmacher, daß der Leisten so weit hineingedrungen sey, daß er die verlangte Weckung hat thun können, so läßt er ihn eine Zeitlang, so lange nemlich, als er urtheilet, daß das Leder hinlänglich ausgedehnt sey, darinn stecken.

Aufschlagen. Dieses Wort wird von den Faßbindern oder Böttchern gebraucht, wenn sie große Fässer oder Butten zusammen setzen. Kleinere Gefäße z. E. hölzerne Kannen u. d. gl. werden aufgesetzt. Sonst heißt es auch bey ihnen soviel als ein Faß öfnen.

Aufschlagen die Hufeisen s. beschlagen ein Pferd.

Aufschlagen das Bad, sagt der Jäger von der wilden Sau, wenn sie die Pfütze vorher aufräumet, in welcher sie sich baden will.

Aufschlagschaufel s. Auflegschaufel.

Aufschlagwasser, wird bey Maschinen, welche vom Wasser getrieben werden, dasjenige Wasser genennt, welches auf das Wasserrad, dasselbe in Bewegung zu setzen, geleitet wird. Das Aufschlagwasser wird erhalten: 1) von Strömen, großen und reißenden Flüssen, in welche entweder Pansterräder gesetzt werden, oder sucht man kleinere Flüsse davon zu erhalten, indem man durch Canäle einen Theil davon abzieht. 2) Von Flüssen mittlerer und geringerer Größe, wo man das Wasser meistens etwas stemmt um mehr Fall zu erhalten. 3) Von Bächen und Brunnenquellen, wo man das Wasser durch Teiche stemmt. Die Teiche, wenn sie voll sind, geben wohl auf eine gute Zeit Flußwasser zum Betrieb des Berg- Puch- und Hüttenwerks, wie denn die Clausthaler Teiche, wenn sie voll sind, fast ein ganzes Quartal das ganze Bergwerk mit nöthigen Wassern versehen, ob es gleich in der Zeit nicht regnet, und auf dem Thurmrosenhofer Zuge beständig vier Radwasser auf fünf Kehr- und vierzehn Kunstträder in sechs Gefällen, worunter nur fünf Fluthkünste; auf dem Burgstetter Zuge aber andere vier Radwasser zu dem Umtrieb von siebenzehn Kunst- und sechs Kehrrädern in zwölf Gefällen, wovon vier Kunst- und zwey Kehrräder nur in Fluthzeiten, die übrigen aber beständig umgehen, aus den Teichen gezogen werden. Aber wie solches bey allzulange ausbleibendem oder wenigem Regen, oder bey starkem Froste nicht beständig ist; also thut es auch, so wie anderes Flußwasser, keine längere Dienste, als es dazu den nöthigen Fall hat. Daher den in ziemlicher Ebene liegendern Schächten zur Ausführung des Grubenwassers am Tage nicht kann geholfen werden. Es würde also dem Bergbau an solchen Orten, wo die Aufschlagewasser gar nicht oder doch nicht hinlänglich sind, mit solchen Maschinen besonders geholfen seyn, die kein oder nur wenig Wasser zu ihrem Umtrieb nöthig haben; oder mit solchen, die ohne Hülfe des Wassers das herabgefallene Wasser zu neuem Gebrauch wieder auf die nöthige Höhe erheben, und es in eine Art von Kreislauf setzen könnten. Zu beyden sind mancherley Vorschläge und Versuche gemacht worden. Wieviel Cubicfuß Aufschlagwasser ein Wasserrad in einer gewissen Zeit z. E. in einer Minute nöthig habe, läßt sich nicht allgemein bestimmen, weil der Widerstand nicht allein, welchen das Wasserrad zu überwältigen hat, gar sehr verschieden ist, sondern auch selbst die Wasserräder von mannigfaltiger Größe auf vielfältige Weise gebauet werden, auch es viel darauf ankommt, wie das Aufschlagwasser an solches zur Wirkung angebracht ist.

Aufschlickung, (Hydrotechnic.) Man machet am Seestrande einen Unterschied zwischen der Anhägerung und Aufschlickung des Landes. Die Anhägerung (s. Anhägerung) bestehet in Vermehrung und Erweiterung des Ufers, welche nur in solchen Gegenden möglich, wo die Seeströhme und Wellen mit Treibsande, der entweder von den Flüssen in die See gespien, oder an benachbarten auf den Wind stehenden Ufern abgerissen wird. Hingegen die Aufschlickung setzet das Daseyn des Ufers voraus, und man veranlasset nur solche Gelegenheiten, bey welchem das Wasser den Schlamm, welchen es mit sich führet, wieder niedersetzet, und dadurch den Boden erhöhet. Oder mit einem Worte: man überziehet den Grundboden mit einer fruchtbaren Oberfläche. Bey dem Aufschlicken ist vorzüglich der Bedacht dahin zu nehmen: 1) daß das Wasser an den Orten, die aufschlicken sollen, schlickreicher (s. Schlick) gemacht, oder das schlickreiche Wasser in größerer Menge hingeleitet werde, sodann 2) daß ein größerer Ruhe- und Stillstand des Wassers daselbst zu Wege gebracht werde. An Orten, wo das Wasser keinen Schlick bey sich führet, können daher wohl Bedeckungen, um mehrern Ruhestand zu erlangen, gegen den Wind von Holz-Busch oder Stein angeleget werden, um das weitere abschalen des Ufers oder Strandes zu hemmen; allenfalls könnte auch wohl der aufgespühlete Sand und Schobbel dahinter gefangen werden, weil aber das erstere nur die Hauptabsicht ist; so beliebet man am besten das Ufer unmittelbar damit, gleich einem Deichfuße: denn wenn ein Schirmwerk weiter abgelegt würde; so könnte nicht allein auf dem Zwischenraume noch eine schädliche Bewegung vom Winde wieder erreget werden, sondern es müßte auch das Werk, weil es durch nichts gestützet ist, gegen den Schlag der Wellen so viel stärker seyn; und von dem hintertretenden Wasser kann es dennoch unterspühlet werden. Von der Natur des Wassers und der

Gelegenheit des Orts hänget es nun zwar ab, ob jenes Schlick bey sich führe oder nicht: Allein die Kunst kann doch auch darunter geschäftig seyn, und zu Hülfe kommen, daß das schlickreiche Wasser nach Gegenden geleitet werde, wohin es sonst von selbst entweder gar nicht, oder selten, in genugsamer Menge, oder erst durch einen Umweg, nachdem es den Schlick schon hat fallen lassen, hinkommt. Das zweyte Erforderniß, welches vornehmlich durch Kunstmittel bewirket werden muß, worauf wenigstens die meisten Anstalten gehen, ist der zu verschaffende Ruhestand des Wassers an dem Orte, wo der Schlick niedersinken soll, sowohl in Ansehung des zu starken Strohmes, als der Bewegung vom Winde. In Flüssen, die nicht von einer solchen Breite sind, daß der Wind starke Wellen darauf erregen kann, hat man blos auf den Stillstand vom Strohme zu sehen; wenn dieser so schwach wird, daß er nicht allein mit der Festigkeit des Grundes, so zu reden, im Gleichgewichte ist, sondern auch nicht einmal die niedersinkenden und ihn erhöhenden Theilchen wieder losreissen kann, so muß sowohl das Bette vom Grunde aus aufsetzen, als auch die Seitenfläche aufhöhen. Und jemehr solches geschieht, desto schwächer wird auch eben dadurch der Strohm noch mit, folglich desto mehr nimmt die Zuschlickung zu. Hingegen in großen Flüssen, Meerbusen und an der Seeküste ist die Bewegung der Wellen allein in Betracht zu ziehen, um solche noch mehr zu vermindern. Es herrscht auf dem Meere der Wind, der durch Erregung der Wellen alles in Bewegung setzet, Ebbe und Fluth sind nur Nebendinge, die zwar niemals aus der Acht zu lassen, aber doch lange so viel Vortheil, auch nicht so viel Schaden thun, als der Sturm. Es hat der Seebaumeister auch mit Strohmen zu thun, diese aber sind, längst den Ufern wenigstens, weder so reissend noch so anhaltend und einförmig als die Landströhme. Der allerheftigste Sturmwind in den Gegenden des nordischen Oceans ist der Südwestwind, welcher mit großer Stärke das Meer durch den Canal zwischen England und Frankreich, wie auch oberhalb Schottland, gegen die westlichen Ufer dergestalt aufthürmet, daß oft zwischen Ebbe und Fluth wenig Unterschied ist. Dieser Wind verwandelt sich insgemein nach und nach in den eben so wütenden Nordwest, und leget sich endlich, wenn er ganz nördlich geworden: So wie der Wind streichet, so laufen auch die Wellen, und wie die Wellen, so der Sand. Hieraus folget nun, daß alle Ufer und alle Einbaue, welche so gelegen, daß das von diesem Sturmwinde in Wallung gebrachte Wasser hinter denenselben Schutz findet, anlanden müssen. Die Wellen spühlen zwar den Sand gegen das Ufer an, aber sie führen ihn auch wieder zurücke, wenn sie ihre Brandung verrichtet haben (s. **Brandung**.) Wenn nun der Sand sich nach dem Windstriche fortschiebet; so kann man daraus abnehmen, wie man die Einbaue einzurichten habe, daß sie denselben auffangen, nemlich sie müssen gegen denselben einen solchen Winkel machen, daß sie ihn auffangen. Gerade so wie man auf Ströhmen Schöpfbuhnen anleget, den Strohm aufzufangen und seine Geschwindigkeit zu vermehren, damit er einen Canal ausraume und vertiefe; so leget man an der Seeküste eintretende Werke an, den Sand aufzuhalten, daß er nicht weiter fortgerollet werde, sondern sich von Grundaus aufthürme. Man nennt diese Werke Schlickfänger, Seebuhnen, Schirmwerke, wovon in diesen Artickeln nachzuschlagen. Wenn kein unruhiger Wind weder gerade aufstehet, noch langs streichet z. E. wenn der aufzuschlickende Grund gerade gegen Osten lieget, und beyderseits auch vor dem Norden- und Südenwinde gedecket ist; daselbst läßt sich kein größerer Ruhestand zu Wege bringen, als von selbst schon vorhanden ist. Die natürliche Begebenheit kann überdem den Schlickfall an mannigen Orten stärker, als anderswo, und zu gewissen Zeiten mehr, als gewöhnlich vergrößern, wenn im Winter das Frostwetter lange anhaltend beständig dauret, daß der Strand mit Eis bedecket und angehäufet wird, indem die jedesmal ankommende Fluth das beym ablaufen übergesetzete Eis an das vorn Ufer sitzende anwirft und anschiebet, worunter denn nicht allein das Wasser den Schlick genugsam fallen lassen kann, obgleich es zwischendurch bisweilen stürmet, sondern worinn auch das Schlickwasser selbst befreiet, und wenn das Eis sinkend geworden, die darüber gehenden Fluthen den Schlick auf- und zwischen den Eisschollen ferner ansetzen, daß demnächst, wenn das Eis wegschmelzet, der darunter gemischete Schlick zurückbleiben, und sich breiter und höher auf einmal, als sonst ansetzen kann. Allein es wird dazu noch der zweyte Umstand erfordert, daß im Frühjahre das Eis nicht durch heftigen Sturm und hohe Fluthen aufgehoben, zerschlagen und weggerissen werde, sondern sitzen bleibe, und nach gerade wegthaue. Wenn jedoch der stürmische Wind auf den Groden stehet, daß das Eis davon auf selbigen geworfen wird; so kann seine Höhe dadurch auf einmal vermehret werden; falls hingegen jener abstehet, so ist die Bewegung davon am Opperwalle nicht so stark und untergreifend, daß sie das sanke Eis zertrümmern, und weiter hinaus werfen könne. Nur wenn dieses noch nicht feste gefroren, sondern treibbar wäre: so kann in solchem Falle wohl etwas Schlick wieder mit verlohren gehen. Gewöhnlicherweise ist auch solchergestalt überhaupt im Winter beym Froste der stärkste Schlickfall, insonderheit an Groden, worauf stürmische Winde stehen, welche bey offenen Wasser selten Schlickfall gestatten, indem beym Ostenwinde das Wasser nicht hoch genug herauf kommt, und bey westlichen Winden dasselbe zu unruhig ist, und den nach gefallenen Schlick gar wieder wegnehmen kann. Daher sehen nun solche Groden am Rande insgemein unreben und schorrig aus; denn der zwischen dem Eise gefallene Schlick bleibet in Haufen sitzen, und die unruhige Bewegung des Windes läßet hiermächst nicht wie an andern Orten, wo ruhiger Wind aufstehet, zu, daß die Zwischenräume eher, als bey einem folgenden Froste, oder auch zuletzt von hoch überbin gehenden Fluthen ausgefüllet werden. In diesem Stücke läßet sich nun überall nichts thun, als dergleichen vortheilhafte Ereignisse von der Natur zu erwarten.

Aufschließen, sich von einander thun; daher sagt man, das Erz, die Stufe schließt sich auf, weil es kobaldisch oder vitriolisch ist.

Aufschließen, wird auch in der bergmännischen Sprache gebraucht, wenn man ein Feld zu einem einzurichtenden Bergbau öffnet.

Aufschließen, die Sache, heißet beym Hutmacher die vier, oder bey schlechten und wollenen Hüten, die zwey gleichen, durch verschiedene Bearbeitungen in eine gewisse Gestalt gebrachten Theile Zeugs, woraus ein jeder Hut zusammengesetzt wird, und die in den Werkstätten die Sache genennet werden, aneinander setzen, sie durchs Filzen mit einander verbinden, und dieser Zusammensetzung so viel Festigkeit geben, als nöthig ist, sie in den Stand zu stellen, daß sie die Heftigkeit des Walkens auszustehen vermag. Ein anderes Aufschließen eben dieses Hutmachers, begiebt sich im

Digitized by Google

Walken, und iſt diejenige Verrichtung, wo man, während des Walkens, auf die dünnern Stellen des Filzes, um ſie den ſtärkern gleich zu machen, Stückchen Buſe, desgleichen den rückſtändigen Ueberzug, und überhaupt alles das aufleget, was im Aufſchließen und Filzen der Fache noch nicht aufgelegt worden iſt.

Aufſchluß, die Handlung des Aufſchließens, wie auch die Erklärung einer dunklen und unbekannten Sache. Bey den Fanatikern und Inſpirirten bedeutet es ſo viel, als eine beſondere göttliche Offenbarung und Eingebung, deren ſie ſich öfters rühmen. ſ. alle dieſe Wörter.

Aufſchluß, (in den ſchönen Wiſſenſch.) ſ. **Auflöſung, Entwickelung, Ausgang.**

Aufſchneiden, ein Geſchwür, ſ. **Oeffnen ein Geſchwür.**

Aufſchneiden. Wenn der Zeyer oder junge Reiß des Weinſtocks gepflanzet wird, ſo wird es mehrere Jahre im Frühjahr ſo beſchnitten, daß es keine Trauben tragen kann, und ſich nur einen Kopf formet; hat es dieſen gewonnen, ſo beſchneidet man es endlich ſo, daß es eine Ruthe, darauf Trauben tragen zu können, behält. Dieſes Verfahren heißet: den Weintraubenſtock aufſchneiden; ſ. **Zapfen.** Figürlich heißt das Wort Aufſchneiden ſo viel als prahlen, lügen.

Aufſchneideln, iſt ein bey den Gärtnern übliches Wort, welches ſo viel bedeutet, als einem Baum alle Aeſte benehmen.

Aufſchnitt, heißt in der Probierkunſtſprache, das Scheidewaſſer unterſuchen, obs zu ſchwach oder zu ſtark ſey. Es muß, wenn es genugſame und hinlängliche Stärke hat, auf Silber gegoſſen, eine kochende Bewegung machen; iſts zu ſchwach, ſo bleibt es ohne Bewegung und zerfrißt das Silber nur allmählig: wird aber rauchender Salpetergeiſt zugegoſſen, ſo erlangt das Scheidewaſſer davon eine Stärke, die mit der Menge und Güte dieſes Geiſtes im Verhältniß ſtehet.

Aufſchnitt, iſt an einer metallenen Orgelpfeife, der zwiſchen dem Fuß und dem Körper derſelben befindliche große und unentbehrliche Querſpalt, durch welchen der, bey offenem Regiſter, vermittelſt des durch Niederdrückung des Claviertaſters geöffneten Ventils, zur Pfeife gebrachte Wind halb verſtreichet. Dieſe Oeffnung (Orificium) geſchiehet an dem obern Labio, von welchem man ein Stück, ſo breit als daſſelbige iſt, abſchneidet, die Höhe aber richtet ſich theils nach der Größe, theils nach der Art des Regiſters, das iſt, nach dem beſtimmten Klange, welchen die Pfeifen eines Regiſters für ſich ſelbſt geben ſollen. Die Höhe iſt inzwiſchen nie ſo groß als die Breite, welche durchgehends den vierten Theil des Umfangs (Peripherie) der Pfeife in ſich enthält. Je kleiner der Aufſchnitt der Höhe nach iſt, deſto ſchärfer wird der Pfeifenklang, aber dieſe Pfeifen ſilpen, das iſt, ſie überblaſen ſich gerne. In grobgedakten oder andern dergleichen ſtumpfen Regiſtern wird der Aufſchnitt hoch; daher, wenn der Aufſchnitt, wie vorhin ſchon geſagt, nach ſeiner Breite den vierten Theil der Peripherie der Pfeife in ſich enthält: ſo iſt die Höhe hier zuweilen der dritte Theil von der Breite des Labii, zuweilen der vierte Theil, zuweilen auch zwey Drittel, je nachdem das Regiſter es mit ſich bringt. Man ſehe hiervon weiter in Kirchers Muſurg. L. VI. P. III. C. III.

Aufſchnüren der Zimmerleute, ſ. **Schnüren.**

Aufſchränken, heißet eine Menge Hölzer, Breter und dergl. dergeſtalt übereinander aufthürmen, daß man immer eine Reihe kreuzweis über die andern leget, damit die Luft deſtobeſſer dazwiſchen durchſtreichen und die Hölzer austrocknen können.

Aufſchreiben, (ökonomiſch). Jeder Hauswirth bedarf in ſeiner Haushaltung, wo ſo gar vieles und vielerley vorkommt, des Aufſchreibens, und kein Bauer ſollte, ohne das Schreiben zu verſtehen, Bauer ſeyn oder Unterthan werden können.

Aufſchreiben, (juriſtiſch) bedeutet zuweilen ſchriftlich aufſagen, z. E. man ſagt, einen Vertrag aufſchreiben.

Aufſchrift, Inſcription, (ſchöne Wiſſenſch.) Eine kurze Rede, wodurch eine merkwürdige Sache auf einem Denkmal ausgedrückt wird. Die Sache ſelbſt, deren Andenken durch die Aufſchrift erhalten und auf die Nachwelt fortgepflanzt werden ſoll, muß wichtig, muß des Andenkens werth ſeyn. Was nicht wichtig iſt, verdient kein Denkmaal. Kürze, Deutlichkeit, Nachdruck, Wohllaut in den Worten und eine ſinnreiche Erfindung ſind die vornehmſten Eigenſchaften einer guten Aufſchrift. Je ſchöner, je fruchtbarer und reicher der Gedanke iſt, und je kürzer, je ſimpler, je nachdrücklicher und wohllingender der Gedanke vorgetragen wird, deſto vollkommner iſt die Aufſchrift. Mit wenig Worten viel zu ſagen, iſt allemal das Werk eines Meiſters. Es iſt daher nichts leichtes, eine vollkommene Aufſchrift zu machen. Es gehört Genie und noch außerdem ein glücklicher Augenblick dazu. Spitzfindigkeiten, welchen man das Mühſame, das Geſuchte, das Studirte anſieht, thun, wie überhaupt, alſo auch in einer Aufſchrift keine gute Wirkung. Man lobt mit Recht die Aufſchriften der Alten, beſonders der Griechen. Die meiſten ſchließen einen guten Verſtand in ſich, der klar, nachdrücklich und kurz vorgetragen iſt. So muß eine jede Aufſchrift beſchaffen ſeyn, wenn ſie einen wahren Werth haben ſoll. Nichts, als was zur Anzeige der zu verewigenden Sache unumgänglich nöthig iſt, muß darinn geſagt werden, und zwar mit wenigen, beſtimmten, wohllingenden Worten. Des Wohlklangs wegen würde es ſehr rathſam ſeyn, eine jede Aufſchrift in Verſe zu bringen. Es geht aber ſelten an, weil oft zween Verſe ſchon zu groß ſind für das, was in der Aufſchrift geſagt werden ſoll. Wir wollen einige Beyſpiele guter Aufſchriften beyfügen. Auf dem großen Armenhaus zu Potsdam ſteht folgende Aufſchrift:

Fridericus Rex
Civibus egenis
M D C C L X X I V.

Dieſe Aufſchrift iſt meiſterhaft. Sie ſagt nichts, als was gerade geſagt werden muß. Sie nennt den Urheber des Gebäudes; ſie eröffnet die Abſicht deſſelben; ſie zeigt das Jahr an, in welchem es aufgeführt worden: und dieſes alles iſt ſo kurz, ſo beſtimmt, ſo wohllingend, als möglich, ausgedrückt. Sie erklärt den König für einen Verſorger ſeiner armen Unterthanen; das iſt alles, was ſie ſagt: aber eben durch dieſe Kürze, durch dieſe edle, beſcheidene Simplicität rührt ſie mehr, als wenn die Wohlthätigkeit des Stifters, mit allem Aufwand der Kunſt, in einer langen prächtigen Lobrede wäre geſchildert worden.

Von gleichem Werth iſt die Aufſchrift, welche eben dieſer König auf das Berliniſche Invalidenhaus hat ſetzen laſſen:

Laeſo militi & invicto.

Kurz, wohllingend, nachdrücklich in den Worten; und was ſie ſagt, wie lehrreich, wie ermunternd für den Soldaten, der verſorgt und verpflegt werden ſoll, nicht, wenn er verwundet, ſondern wenn er verwundet, aber nicht überwunden wird.

Digitized by Google

Es ist in dem vorigen Jahrhundert eine schlimme Mode aufgekommen, da man in den Aufschriften eine Sprache führte, welche ein Bastart von ungebundener und gebundener Schreibart war. Man suchte das Sinnreiche und Scharfsinnige auf Kosten des Natürlichen auszudrücken. Keine Zeile durfte seyn, in welcher nicht ein spitziger Gedanke ausgedrückt war. Wortspiele mußten häufig die Stelle des wahren Witzes vertreten. Je gesuchter die ganze Einrichtung war, für desto schöner wurden sie gehalten; auch dehnte man sie dermaßen aus, daß man oft ganze Wände damit überfäete. Reime, Jahrzahlen, Anagrammate und dergleichen Sächelchen wurden mit vielem Gepränge ausgekramt. Wir wollen einige Beyspiele anführen. Ueber einen Brunnen: bibe, dum fluo, mox refluam, fic eunt omnia. Auf das Grab einer frommen Wittwe: viva mortuæ, mortua vivæ similis, sexum virtute, votis cœlum vicit. Doch ist nicht zu leugnen, daß unter der großen Menge schlechter und gezwungener Aufschriften auch hier deren einige angetroffen werden die die Probe der Kritik aushalten. Z. E. eine Aufschrift über eine Sonnenuhr: me sol, vos umbra regit. So glücklich aber auch diese neuern Aufschriften immer seyn mögen, so werden sie doch durch die Simplicität der Alten übertroffen. Je näher man diesen kömmt, desto mehr nähert man sich der Natur. s. Stilus lapidaris.

Es haben sich viele die Mühe gegeben, die alten griechischen und lateinischen Aufschriften aufzusuchen und in großen Sammlungen herausgegeben. Gruter, Reinesius, Fabretti, Ferreti, Spon, Tomasini, Malvasia, Vignole, Maffei, Muratori sind in diesem Fach berühmte Namen. Der Nutzen derselben ist unleugbar. Als historische Denkmäler betrachtet, sind sie vollkommen glaubwürdig. Sie sind im Namen des Staats, oder wenigstens einiger ansehnlichen Theile desselben, öffentlich aufgerichtet worden: wenn auch in spätern Zeiten die Schmeicheley einigen Antheil daran hatte, so sind sie doch unverwerfliche Zeugen für die Wahrheit der Sache selbsten. Die Zeit kann sie zwar vernichten, aber nicht verfälschen. Eine Begebenheit, die durch eine alte Aufschrift bestätigt wird, ist weit gewisser als diejenige, die in Büchern erzählt wird. Auch für die Kritik werden sie wichtig. Viele orthographische Streitigkeiten können dadurch entschieden werden; doch müssen sie mit Sorgfalt gebraucht werden: erstlich müssen die Zeiten wohl bemerkt werden, wenn sie verfertigt worden sind; und sodann auch, ob sie auf öffentliche Autorität, oder in Privatnamen sind verfertigt worden. Jene verdienen mehr Glauben als diese. Endlich zeigen sie auch den herrschenden Geschmack und die Denkungsart, die zu den Zeiten, da sie verfertigt worden sind, gewesen ist. Sobald deswegen die schönen Wissenschaften nach den barbarischen Zeiten zu blühen anfiengen, so wendete man nicht geringe Mühe an, diese Denkmäler der Geschichte und des Geschmacks aufzusuchen. Der Pabst Nicolaus V. schickte den Cyriacus Aeconitanus in verschiedenen Ländern herum, um die alten Steine aufzusuchen und die Aufschriften auf denselben abzuzeichnen. Mit ihm arbeitete Marcanova, ein Arzt von Padua, zu gleicher Absicht, und dieser hatte den Andreas Mantinea, einen Maler, zum Gehülfen. Auf dieses Signal folgten noch mehrere fleißige Männer in Italien, und im Jahr 1521 gab Mazochi die erste Sammlung von alten Aufschriften heraus. Der Eifer, diese Alterthümer aufzusuchen, blieb nicht in Italien; auch die Deutschen gaben sich viele Mühe. Fugger, Pirkheimer, Peutinger, Choler, machten sich um dieses Studium verdient, und die Sammlung ihrer Entdeckungen erschien im Jahr 1544. Auf Befehl der Generalstaaten von Holland gab Janus Douza im Jahr 1588 eine große Sammlung von solchen Aufschriften heraus, welche Smetius auf seiner sechsjährigen Reise in Italien gesammelt hatte. Bey den Engländern machte sich der Graf Arundel durch die Sammlung seiner von ihm benannten Tafeln, bey den Franzosen Spon, bey den neuen Italienern die oben schon genannten Männer um die Aufschriften verdient. Gruter, Gudius, Grävius trugen die gesammelten Schätze in eines zusammen, und was nach ihren Zeiten entdeckt worden, liefert Muratori bende in kostbaren und prächtigen Werken. Hiedurch sind in der Geschichte viele Irrthümer entdeckt worden, die aus Mangel glaubwürdiger Denkmäler immer einer dem andern nachgebetet hat. Hiedurch ist auch der falsche Geschmack, der sich in den neuern Aufschriften gezeigt hatte, getheilet worden, und man sucht überall die alte Simplicität wiederherzustellen. Dies war auch eine der Absichten, die die vom König in Frankreich, Ludwig XIV. gestiftete Academie der Aufschriften und schönen Wissenschaften hatte, da sie die Werke und Thaten dieses Königs in solchen Aufschriften, die der Nachwelt aufzubewahren würdig waren, ausdrückte.

Aufschrift. (archäologisch) Die Wissenschaft Aufschriften zu erklären, und ächte von den unächten zu unterscheiden ist in der Kunst höchst wichtig. Denn sie finden sich auf allen Arten von Alterthümern, wie auf Tempeln, Kapellen, Mauren, Thoren, Thürmen, Theatern, Statuen, Circi, Meilenmessern, Bädern, Hallen, Wasserleitungen, Triumphbogen, Obelisken, Grabmälern, Pyramiden, Gränzsteinen, Urnen, Särgen, Altären, Fußgestellen, Frisen, Architraven u. s. w. Man siehet sie auch auf allerley Gefäßen, Haustrath und Waffen-Münzen, und geschnittenen Steinen. Sie sind in der Geschichte oft merkwürdigere und gewissere Zeugnisse einer Begebenheit, als die Nachrichten die wir davon bey den alten Schriftstellern aufgezeichnet finden. Sie sind entweder Monumenta publica oder privata. Auf diejenige die auf Kosten und Befehl des Senats gesetzt wurden, wurde mehr Sorgfalt und Fleiß verwendet, als auf jene welche sich Privatleute setzen ließen. Allein aus dem Beyspiel des Pompejus, wie man beym Gellius liest, ist doch abzunehmen, wie wichtig ein solches Geschäfte von den Alten getrieben wurde. Denn er hatte dreyßig bis vierzig Gelehrte in seinem Hause versammelt, die lange nicht einig werden konnten, ob sie auf sein erbautes Theater tertio oder tertium Conſul setzen sollten. Die Aufschriften aus den neuern Zeiten kommen wegen ihrer Schönheit in keine Betrachtung, weil es ihnen meist an Simplicität, Kürze und Nachdruck fehlt. Man sehe nur das Werk der Franzosen unter dem Titel Medailles de Louis le Grand. Die neuern Italiener fallen alle in Schwulst und Peinten. Aus den mittlern Zeiten ist wenig übrig, und sie sind auch so trocken und öde, daß ihr Verlust nicht sehr zu bedauern ist. Die Aufschriften aus den ältern Zeiten verdienen aber die Aufmerksamkeit eines jeden Kunstkenners. Denn sie sind mit der möglichsten Deutlichkeit und Kürze, mit den eigentlichsten Worten und mit Beobachtung der merkwürdigsten Umstände jeder Begebenheit abgefaßt. Selbst die größten Thaten sind mit einer anständigen Einfalt und Beschreibenheit erzählt. Die Schrift ist allzeit deutlich, natürlich, leserlich und schön. Die Buchstaben sind in einer nach der Ferne abgemessenen Stärke

Digitized by Google

und Größe gezeichnet, und ſo tief eingegraben, daß ſie leicht in die Augen fallen. Keiner iſt größer als der andere, und keiner mit dem andern zuſammengehängt. Sie ſind ihrer Zeichnung nach in ein Viereck, das gleiche Seiten und Winkel hat, eingeſetzt, und geriſſen worden, und davon, oder auch, weil ſie mit Zuziehung des Zirkels, Richtſcheids und Winkelhakens pflegten eingehauen zu werden, heißen ſie Quadratſchrift. Sie heißen auch Uncialen (von Uncia dem zwölften Theil des Römiſchen Fußes) weil das Viereck der kleinen und ordentlichen Buchſtaben auf den gemeinen Aufſchriften zum öfteren und ohngefähr einen Quadratzoll betrug. Auf Marmortafeln war die Schrift kleiner, auf Erzt und Pergament aber groß. Weil anfangs die Unzialleztern eine beſtimmte Größe hatten: ſo war es natürlich, daß die größern, nach dem Maaße der Höhe, auch trientales, ſemiſſales, pedales, ſeſquipedales und cubitales hießen. Man trift wirklich an groſſen und erhabnen Denkmalen dergleichen Schriften an, deren Buchſtaben einen halben Fuß, einen Fuß und drüber ins Quadrat haben. Mabillon glaubt die Römer hätten ſich außer der Quadratſchrift auch der runden bedient, allein Bandelot hat ihn darüber hinlänglich widerlegt. Alle Buchſtaben ſind an Höhe und Stärke einander gleich, wenigſtens diejenige ſo auf einer Zeile ſtehen. Zuweilen erforderte es zwar die Enge des Platzes, daß der eine Theil der Aufſchrift mit kleinern Buchſtaben abgeſetzt wurde. Sie haben keine Anfangsbuchſtaben oder ſogenannte Verſalien. Nur zuweilen wurde das S und I etwas größer gemacht, wenn es ein doppeltes bedeuten ſollte. Sie haben keine Interpunction wie wir. Oft ſind die einzelne Worte um mehrer Deutlichkeit willen, und damit ſie nicht vermiſcht werden möchten, mit Punkten bezeichnet worden. Sie wiſſen nichts von kleinern und größern Zeilen, wie die Neuern auf ihren Innſchriften. Am Ende ſieht niemals ein Punct, weil hier nichts mehr zu unterſcheiden war, und es folglich ohne Nutzen geweſen wäre. Selten ſind zwiſchen den Worten Plätze gelaſſen.

Die Zeilen laufen meiſt horizontal von der linken zur rechten Hand. In wenigen ſind ſie ſäulenförmig, oder perpendikular (*scorsum*) geſtellt. Bey den alten Griechen war eine Art gebräuchlich die man βουστροφηδὸν nennte, da die Zeilen ſo liefen, und ſich wendeten, wie im Pflügen die Furchen gezogen werden, oder wie man auf der Rennbahn um das Ziel zu wenden pflegt. Hievon ſiehe man Mabillon Traité de Dipl. T. I. p. 603. Herrn Denis Einleitung in die Bücherkunde und Archäologie or Miſcell. Tracts relating to Antiquity London Vol. I. nach, wo von den zwo der älteſten Innſchriften der Sigeiſchen und Ampkleiſchen gehandelt wird, die in dieſer furchenmäßigen Schreibart abgefaßt ſind. Was de la Baſtie von der Art in die Runde zu ſchreiben bey Gelegenheit des Marm. Bimard. anführt, iſt ohne Grund, und der Diſcus des Iphytus, worauf die Schrift in die Runde gieng, (nach Pauſan. L. V. c. 20.) beweiſt nichts; denn die Form des Schildes, ſo wie mancher Gefäße, die rund war, kann dazu beygetragen haben, und man findet keine weitere Beyſpiele davon. Die alten Aufſchriften haben das I mit einem Puncte, das J. V. U nicht; auch fehlen auf den ganz alten das G, Q, X, Y im Unterſchied gegen C und V wie auch das Z gänzlich; nimmt man vollends das F und H als Aſpirationszeichen weg, ſo hatte ihr Alphabet nur 16 nothwendige Buchſtaben. Hingegen ſetzte der Kayſer Claudius noch einen Buchſtaben hinzu, der ſo Ⅎ ausſah, und das V. wenn es einen Konſonanten bedeutet von dem Vokal V unterſcheiden ſollte, ſ. E. DIAE dieſe findet man auf Innſchriften, die zwey andern aber, die er nach Sueton und Tacitus Bericht auch ſoll erfunden haben, haben noch keine gewiſſe Bedeutung, weil ſie nirgends auf Monumenten ſieht.

Die Alten führten auch Abkürzungen in ihren Aufſchriften ein; 1) einzelne Buchſtaben welche Sigłæ, Sigla oder Sigilla genennt werden, ſ. E. A. i. e. Aulus, C. Cajus, S. P. D. ſalutem plurimam dico u. ſ. w. 2) die Anfangsbuchſtaben, ſ. E. CN. d. i. Cneius, TI. Tiberius, COS. Conſul. 3) Die Monogrammata, da man ſolche Buchſtaben in einen einzigen zuſammenzieht. So erſchien die Figur Æ ꝛc als Diphthongus in den älteſten Zeiten. Die erſte Figur dieſer Art ſieht man auf den alten Conſulariſchen Münzen und den Kayſerlichen. Man findet ſie in den Aufſchriften zu den Zeiten des Kayſers Claudius, und unter dem 4ten Conſulat des Gratians; ſ. Veron. Illuſtr. Col. 330; auf den Münzen einiger Griechiſcher Städte von den Zeiten Philipps und Alexanders des Großen an. Anfangs zog man nur zwey oder drey Buchſtaben zuſammen, um den Raum zu erſparen. Endlich gieng man zu mehrern fort. Man ſehe darüber Spanh. de præſt. numiſm. Die neuern übertrieben nachher, und daraus entſtand die neuere diplomatiſche Charakteriſtik, wovon hier nicht die Rede ſein kann. Von den Statuis und Gemmis literatis wird man unter ihren gehörigen Artickeln beſonders handeln, und in wie fern ihre Aechtheit oder ihr Alterthum zu beſtimmen ſey.

Aufſchriften. (*Inſcriptiones*, diplomatiſch) Die Römer haben größtentheils zu Aufſchriften auf den Marmorn, Steinen, und Metallen von den Buchſtaben diejenigen, ſo man Majuskel und Capital nennet, gebraucht, welches etliche Gelehrte bewogen hat zu glauben, daß ſie gar keine andere Gattung von Buchſtaben gehabt haben; ſo aber falſch iſt, indem ſie die Curſiv und auch die Minuskel Buchſtaben gebraucht haben, wann zumal der Raum eine Verkleinerung nothwendig gemacht hatte.

Eine von den älteſten griechiſchen Aufſchriften, ſo auf die Art, die die Griechen Buſtrophedon-Schrift genennt, (wenn man nemlich die Zeilen zur rechten Hand anfieng, und nach der linken zu fortgehen ließ, und alsdenn wieder von der linken zur rechten, und ſo wechſelsweiſe) viele Jahrhunderte der Chriſti Geburt geſchrieben iſt, findet man in der Königlichen Bibliothek zu Paris, ſo die Verfaſſer des neuen Diplomat. Lehrgebäudes II. Th. S. 66. in Kupfer ſtechen laſſen. Eine andere griechiſche Aufſchrift a. a. O. zeiget, daß die Griechen nach unſerer Art von der linken zur rechten zu ſchreiben ſchon lange vorher den Gebrauch gehabt, ehe die vorgedachte Buſtrophedon-Schrift gänzlich aufgehöret hat. Die Aufſchriften von denjenigen Säulen, ſo der Athmenienſiſche Herodes auf dem Appiſchen Wege errichten laſſen, welches ohngefähr im Anfange des 11ten Jahrhunderts geſchehen, ſind mit Attiſchen Buchſtaben geſchrieben.

Von den Aufſchriften auf Römiſchen Steinen und andern Monumenten, die ſich ſowohl in Deutſchland, Italien ꝛc. als anderwärts häufig finden, haben wir große Sammlungen, die zur Erläuterung der dunkeln Geſchichte, und der damaligen Gebräuche ꝛc. ſehr dienlich ſind. Weil ſie aber öfters nur einzelne Buchſtaben, auch wohl beſondere Figuren von gewiſſer Bedeutung, und eigne Formeln vorzeigen, ſo wird ſchon ein großer Alterthumskenner in dieſem Fach erfordert, der ſie

Digitized by Google

richtig auslegen kann. Mit wenig Worten iſt auf den Steinſchriften öfters viel geſagt. Die Römer bezeichneten z. B. auf dem Stein, der einen Soldaten betraf, den Namen des Verſtorbenen, ſein Geſchlecht, Vaterland, die Legion worunter er diente, die Veränderung ſeiner Dienſte, die Dienſtjahre ꝛc. und wer ihm den Stein ſetzen laſſen. Die Legionen hatten ihre gewiſſe Zahl, und weil z. B. von der Legione I. mehrere waren, ſo hatten ſie Beynamen als Legio I. Parthica, Legio I. Adjutrix, Legio I. Italica.

Dieſe Data geben in der Geſchichte öfters viel Licht. Man lernt daraus, wo und zu welcher Zeit die Legion an dem Orte geſtanden, wohin ſie weiter verlegt worden ꝛc. Der Hr. P. Fuchs hat aus den bey Maynz ſich häufig gefundenen Steinſchriften richtig bewieſen, daß das alte *Caſtrum Moguntiacum* ſchon vor der Zeit des Druſus exiſtiret, und daß die II. Legion allda gelegen hat. Die Buchſtaben ſind auf den Inſchriften verſchiedentlich gebraucht, ein S. ſtatt C, ein E. ſtatt I ꝛc., öfters ſind ſie zuſammengezogen, einzelne Buchſtaben bedeuten ganze Wörter, zumal am Ende der Aufſchrift, z. B. V. S. L. L. M. heißt Votum Soluit Lubens Lætus Merito. Oder H. S. E. heißt Hic Situs Eſt. Ueberhaupt haben ſie beym Schluß der Aufſchrift ſich gewiſſer Formeln bedienet, deren man kundig ſeyn muß. Ferner haben ſie ſich auch verſchiedener Figuren oder Zeichen darauf bedienet. Z. B. das Zeichen ☧ bedeutet eine Centuriam Compagnie oder auch einen Hauptmann, und das Zeichen ⚶ gleichfalls daſſelbe.

Man findet auch ausgekratzte Namen, davon nur die Steinſchriften des Kayſers Commodus anführen will, wovon vorgedachter Hr. P. Fuchs Tab. VI. No. XXVII. einen ſchönen Altarſtein in Kupfer ſtechen laſſen, worauf der Name des Commodus deutlich ausgekratzet iſt. Weil der Kayſer ſeine Regierung mit vielen Schandthaten befleckt hatte, ſo verordnete der römiſche Rath, daß ſein Name in allen öffentlichen Denkmälern durch das ganze Reich ausgelöſchet werden ſollte.

Von Aufſchriften bey öffentlichen Briefen und Urkunden auch etwas anzuführen, gebrauchet der Kayſer Juſtinian in dem Beſtätigungsbriefe über ſeine Inſtitutiones nach vorhergeſetztem Titel die Aufſchrift: Cupidæ Legum iuuentuti ſalutem dicit. Der König Theodobert von Auſtraſien giebt ſeinem Schreiben an den andachten Juſtinian die Aufſchrift: Domino illuſtri inclito ac Triumphatori ſemper Auguſto Juſtiniano Imperatori Theodebertus Rex. Chlotarius I. König der Franken des erſten Stammes ſetzt einer Urkunde die er A. 516. der Abtey zu Mourier gegeben, die Aufſchrift vor: Chlotarius Rex Francorum vir illuſtris omnibus Epiſcopis Abbatibus & illuſtribus viris magnificis Ducibus &c. Der deutſche König Wilhelm giebt einer Ukunde, die er A. 1249. der Abtey Hohenburg im Elſaß ertheilet hat, die Aufſchrift: Wilhelmus D. G. Rex Romanorum ſemper Auguſtus dilecte principiſſe ſue Elifabeth Abbatiſſe & Conuentui in Hohenburg gratiam ſuam & omne bonum.

Die Päbſte gebrauchen gemeiniglich die Aufſchriftsformel, z. B. Lucius Epiſcopus ſeruus ſeruor. Dei dilectis filiis . . . . . in perpetuum. Von den Fürſten, gebraucht z. E. der Markgraf Otto von Brandenburg in einem Schreiben an die Stadt Stendal, von A. 1369. die Aufſchrift: Prudentibus & diſcretis viris Conſulibus, Vniorum Magiſtris & omnibus civitatis noſtre Steindal fidelibus noſtris dilectis. Eine Aufſchrift die ſchon deutlich genug iſt.

Hieher gehören auch die Auf- und Umſchriften auf den Siegeln. Die lateiniſche Capitalſchrift hat ſich auf den Siegeln ſehr lange erhalten. Im funfzehnten Jahrhunderte aber hat ſie ins Gothiſche auszuarten angefangen, doch nur noch ſparſam. Außer diejenige, ſo mit einem Rückſiegel (Contraſigillo) verſehen ſind, haben ſie nur auf einer Seite Aufſchriften. Faſt alle Siegel der Urkunden der mittlern Zeit fangen mit einem ✝ an, ſo daher ſeinen Urſprung hat, weil man in den Urkunden der Unterſchrift damals ein Creuz vorgeſetzet hat, in dem 15ten Jahrhunderte aber gebrauchte man auch zuweilen Röschen, Sterne ꝛc. Im 11ten Jahrhunderte fieng man an nach dem ✝. Sigillum voranzuſetzen, entweder, und zwar größtentheils, mit einem S. oder auch abgekürzt Sig. und Sigill. jedoch nicht auf kayſerlichen, ſondern auf biſchöflichen, fürſtlichen und gräflichen Siegeln. Die kayſerliche Siegel fangen nach dem Kreuze gleich mit dem Namen an, der römiſche König Wilhelm aber hat das S. auch auf ſeinem Siegel, ſonſten iſt es ſehr ſelten gebraucht von ihnen. Die Fränkiſchen Siegel haben die Aufſchrift: Chriſte protege . . . . . Regem, auch wohl, wie bey Carl dem Großen Carolum Regem Francorum. Nach ſeiner Kayſercrönung ſteht auf dem Siegel: Chriſte protege Carolum Imperatorem. Deſſen aber ſteht nur ſchlechtweg darauf: ✝ Karolus gratia Dei Rex oder Imperator. Ludwig der Fromme, Carl der Kahle, Lotharius haben ſchon vielerley Veränderungen auf ihren Siegeln in der Umſchrift gebraucht, doch noch ſehr oft die Formel Chriſte protege etc. Die erſten deutſchen Könige Conrad und Heinrich haben die ſimple Aufſchrift: Conradus Rex, Henricus Rex. Die Ottones gebrauchen ſchon Dei gratia, und auch Imperator Auguſtus. Heinrich der 2te iſt der erſte ſo *Romanorum* Imperator hinzugeſetzet, und Otto der 4te, ſo das Beywort *Semper* Auguſtus darauf gebraucht hat. Heinrich der 6te und Friedrich der 2te haben zuerſt angefangen auch von andern Ländern den Titel beyzufügen, nemlich von Jeruſalem und Sicilien, worauf Carl der 4te und Sigismund faſt alle ihre Erbländer in der Aufſchrift angebracht haben. Zuweilen haben auch die Kayſer wie Heinrich der 3te und 4te gethan, die Zahl *Henricus* III. und *Henricus* IV. beygeſetzet. Auf den Rückſiegeln hat Kayſer Ludwig von Bayern und Carl der 4te einen Adler gebraucht mit der Aufſchrift: Iuſte iudicate filii hominum, die Sigismund noch weitläuftiger verändert hat.

Die Herzoge, Fürſten und Grafen ꝛc. haben gleichfalls ein Kreuz, und entweder ſchlechtweg den Namen und ihre Würde auf dem Siegel geſetzet, oder auch ein S. vielmals aber auch Sig. Sigill. Secret. vorangeſetzet, z. B. ✝. Sigillum Guilielmi Comitis Flandrie, S. Woldemari Dei gratia March. Brandeburgenſis etc.

Die päbſtliche Bullen haben auf beyden Seiten ihre Aufſchrift: Auf der rechten ſind gemeiniglich zwey alte Köpfe, wobey ſteht: SPA. SPA. oder auch S. Petrus, S. Paulus, auf der Rückſeite aber der Name des Pabſts: Vrbanus II. PP. Die Biſchöffe auf ihren Siegeln ſchreiben ſich mehrentheils Dei gratia, auch wohl Apoſtolice ſedis gratia etc.

Aufſchriften auf Münzen. Nur der Römiſchen zu gedenken, weil ſolche darinn unter den alten einen Vorzug haben, und am häufigſten vorhanden ſind. Man findet darunter viele mit ſinnreichen, öfters aber auch prahleriſchen Aufſchriften. Sie ſind zuweilen nur mit Buchſtaben, größtentheils aber mit abgebrochenen Wörten

Digitized by Google

ten darauf geprägetworden. Die Kayser Hadrianus, Antoninus Pius, Commodus, Severus ꝛc. haben auf ihre Münzen setzen lassen: Romæ æterni. i. e. Romæ æternæ. Der letzte hat auch gebraucht: Aeternit. Imperi. i. e. Aeternitas Imperii. Commodus hat auf seine Münzen prägen lassen: Felicitas Augusti. Der Kayser Vespasianus gebraucht auf Münzen die Aufschrift: Pac. orb. terr. Aug. d. i. Pacі Orbis terrarum Augusti. Mehr wird unter Röm. Münzen vorkommen.

Die Auf- und Umschriften auf den Bracteaten oder Blechmünzen, gehören unter diejenige so mit am schwersten zu lesen, und zu erklären sind. Man findet darauf einzelne Buchstaben, abgekürzte Wörter, versetzte Buchstaben in dem Worte selbst z. B. statt DVX, DXV. Auch ist sehr ofte ein B. statt C, ein T. statt D etc. gebraucht, wovon mehr bey dem Artickel Bracteat angeführet werden soll. s. Münzen.

Aufschrift auf Briefen, ist eine Anzeige der Person, an welche solche gerichtet sind. Ihr Zweck ist, daß sie auf eine kurze, vernünftige und vollkommene Art, den Namen und Character derjenigen Person ausdrücken, welcher der Brief überbracht werden soll. Es ist in Deutschland lange Zeit zur Gewohnheit geworden, solche in französischer Sprache zu verfertigen. Die erste Veranlassung dieser sonderbarrn Gewohnheit ist ohnstreitig daher entstanden, weil in Frankreich die Posten eher als in Deutschland im Gange waren, und die Vorfahren des jetzigen fürstlichen Hauses Taxis, denen bekanntlich die deutschen Posten zuerst ihren Ursprung zu danken haben, mehr Franzosen als Deutsche zu Postbedienten hatten, weil jene der Sache mehr kundig und gewohnt waren. Da nun im Jahr 1690. von Reichswegen verordnet wurde, daß künftig in Ländern und Gebieten, wo kayserliche Posten vorhanden und hergebracht wären, keine andere Personen, als solche, welche Reichsunterthanen waren, gebraucht werden sollten; so hätte man vermuthen sollen, da die Postbedienten nunmehr lauter Deutsche waren, daß die Französischen Aufschriften ab- und die deutschen aufkommen würden: allein die Gewohnheit behauptete ihr Recht; man machte französische Aufschriften, obgleich Boten und Briefträger Deutsche waren, zum Beweis daß Gebräuche, die einmal aus einem gewissen Grunde entstanden waren, oft ihren Fortgang behalten, wenn auch gleich jener Grund längstens aufgehört hat. Allein, es kann auch seyn, daß die weitläuftigen und oft vielen Schwierigkeiten unterworfenen deutschen Titulaturen die Französischen Aufschriften begünstigt haben; indem das Französische Monsieur oft vielen Schwierigkeiten und Weitläuftigkeiten abhilft, und anstatt aller Hochwohlgebohrnen, Wohlgebohrnen, Hochedelgebohrnen, Hochwürden u. s. w. gebraucht wird. Seit einiger Zeit kommen die deutschen Aufschriften wieder in Gang. Man sucht sich von dem Canzleyceremoniel zu entfernen, man findet eben nicht nöthig den ganzen Titel eines Gönners oder Freundes hinzuschreiben, als wenn man eine Ausfertigung in der feyerlichsten Form Rechtens abzufassen hätte. Manche deutsche Bedienungen lassen sich ohnedieß nicht gut und eigentlich im Französischen ausdrucken; soll man den deutschen Namen in der Französischen Aufschrift beybehalten? Dieß wäre unschicklich. Es haben daher einige angefangen, den Namen und Character der Person, wenn man ihnen im bürgerlichen Umgang keinen Titel zu geben pflegt, solchen auch auf Briefen wegzulassen und schreiben: z. E. An den Herr Pfarrer, Amtmann, N. N. zu N. N. oder: wenn an Personen geschrieben wird, denen im bürgerlichen Umgang der Excellenzen- oder Gnadentitel zukommt; so schreiben sie: Seiner Excellenz dem Herrn Geheimenrath und Staatsminister von N. N. Eben diese wollen auch, daß man an gekrönte Häupter und Standspersonen auf gleiche Art schreiben soll. Z. E. St. Majestät dem Römischen Kayser, St. Majestät dem König in Preußen, Seiner Churfürstlichen Durchlaucht zu Pfalz ꝛc. Es kommt nur darauf an, ob diese Vorschläge die bisherigen Curialien verdrängen werden; unter Privatpersonen ist diese neue Art der Aufschriften weniger Bedenklichkeiten unterworfen.

Aufschroten, heißt bey den Schlossern etwas mit dem Schrotmeißel spalten oder aufhauen; bey den Küfern aber ein Faß Wein oder Bier aus einem Keller, oder auf einen Wagen, vermittelst Seiler und Schrotleitern bringen.

Aufschub s. Prorogatio.

Aufschürzen, heißt an einigen Orten abkürzen. Man sagt z. E. eine Schrift, eine Rede abkürzen. Man sagt auch die Glocken aufschürzen, wann man die Seiler kürzer bindet, welches vor dem Charfreytage geschiehet, da wo an diesem Tage nicht geläutet wird. Zuweilen heißt es auch aufschieben.

Aufschürzen, heißet lange Kleider durch ein Band oder Kortel kürzer machen, welches bey Putzeschen und auch jetzt bey Regtiges üblich ist. Die Mägde und zum Theil Säuerinnen schürzen sich die Röcke mit einem dazu bestimmten Schurzbande auf.

Aufschürzen, ist ein Wort, das der Zimmermann von den Aufschieblingen zu gebrauchen pfleget. Sie werden nemlich aufgeschürzt, indem sie so befestiget werden, daß sie oben auf den Sparren und unten auf den Balken aufsitzen.

Man nennet auch ein Pferd **aufgeschürzt**, wenn es eingefallene Seiten hat.

Aufschütteln. Geschiehet von den Dreschern in der Scheune, welche das gedroschene Getreide, ehe sie es aufbinden, mit der Gabel vorher schüttlen, damit die darunter verborgen gelegene Körner heraus auf die Tenne fallen, und erhalten werden mögen.

Aufschütten, (ökonomisch.) Wenn der Bauer sein Getraide ausgedroschen und gereiniget hat, so schüttet er es auf seinen Boden unter das Dach, bringet er da vieles zusammen, so, daß er es nicht zu seiner Haushaltung bedarf, oder einige Jahrgänge da zusammen hält, gar noch darzu einkauffet, so sagt man: er schüttet Getraide auf. Das Wort: aufschütten, heißet eigentlich aufspahren, aufbewahren, und hat bisweilen diese Bedeutung: Getraide auf eine Zeit aufbewahren, in der man es im höhern Preis absetzen zu können wünschet oder hoffet — Getraide auf zukünftige Bedürfnisse aufbewahren. So geschiehet es in wohlgeordneten Staaten, in denen der König oder Fürst Fruchtmagazine hat, in welchen das Getraide aufbewahret wird, um bey Theurungen, in Kriegszeiten, Vorrath zu haben. Von dem Korngetraidehändler wird das Wort, aufschütten auch gebraucht. Auch der Müller bedient sich des Ausdrucks, wenn er Getraide durch den Rumpf auf den Stein herunterbringt, damit es zerkleinert werde.

Aufschütten das Vieh, bedeutet soviel als das Vieh pfänden, dann man bringt es in den Pfandstall, welcher an einigen Orten der Schort heißt.

Aufschütten, wird besonders gebraucht, die Zusammenhäufung und Aufbewahrung des Getraides auf Kornböden oder Speichern, und in Magazinen auszu-

drücken. Diejenigen, welche sich mit dem Getraidehandel im Großen abgeben, und Speculation deshalben machen, kaufen in Getraidereichen Ländern, und Jahren viel Früchte auf, errichten Magazine und schütten darinne immer größere Fruchtquanta auf, um sodann an den Orten, wo viel Getraide gebraucht wird, und man die Bedürfniß nicht selbst hat, mit Vortheil verkaufen zu können. s. Getraidemagazin.

Aufschwämmen die Pferde. Wenn man ihnen viel nasses Futter giebt, so bekommen sie das Ansehen, als wären sie wohl bey Leibe. Es dauert aber nicht lange und sie sind deswegen nicht bey bessern Kräften. Man nennt sie aufgeschwämmt. Die Pferdejuden bedienen sich dieses Griffes, unverständige Käufer damit zu betrügen.

Das Brod wird dadurch aufgeschwämmet, daß man dem Teige zu viel Wasser giebt.

Aufschwänzen, sagt man von den Pferden, wenn ihnen die Schweife in die Höhe gebunden werden, damit sie bey garstigem Wetter weder sich noch das Geschirr besudeln.

Aufschwänzen, heißet in der Küche die Fische am Kopfe nach den Gräten zu aufschneiden, und ihnen den Schwanz in das Maul geben.

Aufschwellen s. Geschwulst.

Aufschwellen, (Chem.) sagt man vornemlich von flüssigen Körpern, oder auch von vesten Körpern, welche befeuchtet oder durch das Feuer flüchtig gemacht werden, wenn sie bey einer merklichen Abnahme ihrer Dichtigkeit ihren Umfang in kurzer Zeit augenscheinlich vergrößern: Gemeiniglich werden die letztere, nachdem sie wieder vest sind, dabey schwammig, löchericht und ungemein leicht.

Aufschwellung der Muskeln s. Muskel.

Aufschwellung der Gallenblase s. Gallenblase.

Aufschwellung, eines Flusses wird genennt, wenn der Zufluß sich vermehrt und stärker als der Abfluß wird. Das Flußwasser wird dardurch erhöhet, und die Ufer voller und niedriger. Alles was dem Abfluß des Wassers hinderlich ist, verursachet nicht nur eine Aufschwellung, als da sind, Stromengen, Brückenpfeiler, Untiefen und Erhöhungen des Strombettes, Dämme welche in die Stromgränzen angelegt werden, Were, und die Zuschlagung der Nebenarme, sondern auch alles dasjenige, wordurch entweder der Zufluß vermehrt oder dessen Geschwindigkeit beschleunigt wird, als Einleitung benachbarter Gewässer, und Erweiterung der obern Stromärme. Zur Bequemlichkeit des Commerz hat man öfters nöthig die Flüsse aufzuschwellen. Man stemmt kleine Flüsse, damit sie sich aufschwellen, um das Holz aus den entfernten Waldungen desto leichter durch das Flößen herbeybringen zu können. Man vertieft die Flüsse durch die Aufschwellung, die Schifffarth zu erleichtern, oder da möglich zu machen, wo es sonst nicht seyn könnte; man schwellt das Wasser eines Baches, um den Trieb durch mehreres Gefälle zu erhalten, den man in der Wassermenge vergebens suchen würde, Mühlen und allerley Maschinen zu treiben. Hat man in einer dieser Absichten nöthig den Fluß aufzuschwellen, so kann solches geschehen durch Einleitung benachbarter Gewässer, durch Zuschlagung der Nebenarme, durch Verengerung auch Einschränkung der untern Stromenge, und durch Erhöhung des Grundes. Bäche, kleine Flüsse laufen nicht selten länger den Ufern hin in weitem Umweg und ergiessen sich in denselben an solchen Orten, wo ihr Wasser weder unsern gehenden Werken noch unserm Holzfloß zu statten kommt, diese vereinige man durch einen Communicationsgraben mit dem Fluß, so wird derselbe mehrern Zufluß folglich auch eine Aufschwellung erhalten. Befinden sich aber Nebenarme in der Gegend eines Flusses, wo solcher seicht, und an welchem man Wassermangel leidet, so verdammet man solche durch Zuschläge, Weere, und Krippen so, daß solche bey grossen Ueberschwemmungen können eröffnet und ein Theil des Wassers abgelassen werden. Können alle diese Hülfsmittel nicht gebraucht werden, so hat man auf die Verengerung und Einschränkung der untern Stromenge Bedacht zu nehmen. Die Beschaffenheit und Lage der Ufer bey welchen solches vorzunehmen, wird zeigen, ob keine Ueberschwemmungen zu befürchten, ob die Ufer nicht steil und doch hoch genug und dauerhaft sind, und dieserhalb mit einer Bühne oder Einbau eine Stromenge mit Vortheil könne angelegt werden, oder ob Ueberschwemmungen zu besorgen, und ein Wasserfall vor Schiffe unter der Stromenge entstehen kann, in welchem Fall denn die Verengerung durch Were vorgenommen wird. (s. Verengerung) Gehet bey Aufschwellung des Flusses die Absicht dahin, Gefälle vor eine Maschine zu erhalten, so erhöhet man das Grundbett durch einen Heerd, verwahret die Ufer vor Ueberschwemmung, und bringt die erforderliche Wasserabläße an.

Aufschwören, heißt bey der Aufnahme in ein Amt, Collegium, Zunft ꝛc. schwören, daß man seine Pflichten gehörig erfüllen wolle.

Aufschwören, heißt bey Stiftern und Ritterorden in der Ahnenprobe den Adel einer Familie beschwören. Dieses geschieht erstlich von dem, welcher in das Stift oder den Orden aufgenommen seyn will selbst, wobey derselbe zugleich eidlich verspricht, seine Stelle sogleich zu resigniren, sobald man ihn würde überführen können, daß sein Geschlecht nicht ritter- und stiftsmäßig sey. Ferner muß er noch einige adeliche Zeugen beybringen, welche nebst ihm die Richtigkeit der Ahnenprobe beschwören. Die Anzahl dieser Zeugen ist nicht aller Orten gleich. Man hat Beyspiele daß ihrer acht sind erfordert worden.

Aufschwören, heißt auch zuweilen soviel, als von neuem schwören. Ein Gut aufschwören ist also, dem Lehnherrn die Treue von neuem schwören.

Aufseher der Gebäude, s. Bauinspector.

Aufseher, wird derjenige genannt, dem man die Aufsicht über Kinder, um sie zu erziehen, oder erziehen zu helfen anvertraut. Manche gutgesinnte Eltern besitzen zu wenig Geschicklichkeit, oder werden durch Stand und Amt zu sehr verhindert, ihre Kinder selbst zu erziehen; und sie haben eine natürliche Verbindlichkeit sich nach guten Aufsehern für ihre Kinder zu bestreben. Wenn sie ihre Kinder gewissenhaft lieben: so werden sie auch keine Sorge, keinen Aufwand, und keine Herablassung scheuen, um solche Personen zu finden, denen sie, und zu ihrer Beruhigung, ihre Kinder zuversichtlich zur Aufsicht und Bildung anvertrauen können. Aufseher müssen rechtschaffene Personen, Personen von besondern Talenten, einer ausgebreiteten Wissenschaft, und was das vornehmste ist, von einem sehr guten und Kinderliebenden Herzen seyn. Alle ihre unzuermüdenden Bemühungen müssen dahin gehen, den Verstand, das Herz, den Körper, und die besondern Naturgaben der ihnen anvertrauten Kinder so zu bilden, daß sie sich und andern zum Glücke leben, und die wichtigen Absichten ihres Daseyns erreichen lernen. Aufseher die ihre wichtige Pflicht kennen, und derselbigen auch nachkommen, können ohne die größte Beleidigung nicht unter ihre Würde herabgesetzt werden. Sie verdienen die Achtung und den Dank

Digitized by Google

wahrer und groſſer Wohlthäter. Aufſeher, die die angegebenen nöthigen Eigenſchaften nicht haben; und Männer, die ſolche Perſonen dazu vorgeblich empfehlen, verſündigen ſich nicht nur an einzelnen Perſonen und Familien, ſondern an dem ganzen gemeinen Weſen. Rechtſchaffene Aufſeher, die oft ihre beſten Jahre und Kräfte dem Glücke eines jungen Menſchen ſchenken, ſollten wegen ihres eignen künftigen Glücks nothwendig in Sicherheit geſetzt werden, damit ſie ſich der Bildung deſſelben ganz und unbekümmert widmen, und hernach von einer zulänglichen jährlichen Penſion, gleich einem verdienten Officiere, der ihr ſein Vaterland mehr, als für ſich gelebt, ihren Unterhalt haben könnten. Vielleicht würde ſich alsdenn mancher wackere Mann, der jetzt zurücktritt, dazu verſtehen, das Amt eines Aufſehers zu übernehmen, zu dem ſo wenig Menſchen geſchickt ſind. Vielleicht wäre es auch für die Erziehung junger Standsperſonen ein groſſes Glück, wenn auf Akademien etliche ſolcher Männer, die das Amt des Aufſehers, oder Anführers bis in ihre höhere Jahre rühmlich verwaltet hätten, öffentlich unterhalten würden, damit ſie den Jünglingen, die ſich dieſer Lehrsaart widmen wollten, Rath und Unterricht ertheilten, und ſie durch ihre Erfahrungen aufklären könnten. Auf dieſe Art würden kleine Pflanzſchulen entſtehen, wo man gute Aufſeher ſuchen könnte. Die beſondern Pflichten der Aufſeher vereinigen ſich alle zu einer guten Auferziehung der ihnen anvertrauten Kinder, und ſind alſo unter dem davon handelnden Artikel zu ſuchen.

Aufſeigen. Von einem Stück Vieh, das Milch gegeben hat, und nun aufhört dergleichen zu geben, welches trocken ſteht, ſagt man, es ſey aufgeſeigen.

Aufſenden das Lehn, heißt das Lehngut ſchriftlich oder durch einen Bevollmächtigten in die Hände des Lehnherrn reſignirten, in der Abſicht daß es einem andern conferirt werde.

Aufſetzen, Aufſetzſtunde, Liegſtunde, iſt diejenige Zeit, in welcher den Gerafeuten erlaubt iſt, ſich von der Arbeit ein wenig zu erholen und auszuruhen.

Aufſetzen, die Zähne der Sägen heißt bey dem Zeugſchmidt dieſelbe in das Sägenblatt einteilen. Nachdem er nemlich dieſes fertig geſchmiedet, auf beyden Seiten mit einer Blechſcheere beſchnitten, mit dem Sandſteine geſchliffen und geglättet; ſpannet er es in einen Schraubſtock, feilet die Zähne, nachdem ſie kleiner oder gröſſer ſeyn ſollen, mit einer kleineren oder gröbern Feile nach dem Augenmaaß ein, und ſchränket mit der Schränkklinge (ſ. Schränken) einen Zahn auf die linke den andern auf die rechte Seite. Ganz zuletzt feilet er noch an jeder Seite jedes Zahnes die Schärfe dergeſtalt, daß einer auf der rechten, die andere auf der linken Seite der Säge ſichtbar iſt.

Aufſetzen, heißet auch bey den Böttchern kleinere Gefäſſe z. E. Kannen aus ihren Theilen zuſammenſetzen. Gröſſere Gefäſſe z. E. Fäſſer werden aufgeſchlagen.

Aufſetzen den Bart, war zu der Zeit, da man noch Knebelbärte trug, eine Beſchäftigung der Barbierer. Sie gaben ihm nemlich ein Anſehen dadurch, daß ſie ihn mit Pomade und einem heiſſen Eiſen in die Höhe ſtrichen. Das Frauenzimmer ſetzte gleichfalls vor Zeiten die Haare auf, indem es ſie über dem Wirbel zuſammen heftete.

Aufſetzen, wird in der Jägerſprache vom Hirſche und Rehbock geſagt, wenn ihm, nachdem er das alte Gehörn abgeworfen, ein neues wächſet.

Aufſetzen, iſt auch eine Unart der Pferde, von welcher ſie Krippenbeiſſer genannt werden. ſ. Krippenbiſſer.

Aufſetzen der Haare. ſ. Coiffure.

Aufſetzen im Nähen, iſt ein Ausdruck welchen man ſich alsdenn bedient, wenn man etwas, das in Falten gelegt iſt, unter ein gerades Stück oder Streifgen feſt nähet, ſo ſetzet man z. E. einen Kragen auf ein Hemd u. ſ. w.

Aufſetzen der Speiſen, wird bey Herrſchaften durch den Küchenmeiſter oder Haushofmeiſter verrichtet. An den höchſten Europäiſchen Höfen aber, wird ſolches zumal an Gallatägen durch Kammerherrn, oder auch von einem der oberſten Hofämter verrichtet, und holen alsdenn zwar die Laquaien, oder die Garde-Soldaten die Speiſen aus der Küche, wo ſie dann durch die Pagen und Cavaliers zur Ueberbringung an die Tafel kommen.

Aufſetzen der Vögel. Iſt das Mittel, Vögel von groſſem Werthe, dergleichen ſeltene hitzige oder indianiſche, ſo übel behalten, wenig Federn haben, oder ſonſt ſchlecht aufgeſetzet, auch wohl gar die Hälfte vom Ungeziefer verzehret ſind, ganz vollkommen ſchön in ihre vorige Figur und Stellung zu bringen, daß ſie nachhero, wenn ſie nur in wohlbehobte Glasſchränke und nicht in einem Backofen geſtellet werden, wie öfters bey andern zum Vertreiben des Ungeziefers geſchiehet, von ewiger Dauer ſind.

Man ſchneidet aus Tannenrinden einen wohl proportionirten Körper, etwas kleiner als der Vogel von Natur iſt, und überziehet ſolchen mit ungefärbtem Siegellack; nach der Hand ſetzt man Feder vor Feder mit einer glühenden Nadel auf, und fangt vom Schwanze des Vogels an, bis man an den Kopf kommt, alsdenn ſtreicht man zuerſt mit einer glühenden Nadel über das Siegellack, legt die Feder auf und mit der nemlichen Nadel ſtreichet man über dieſelbe, daß ſie glatt wird. Vögel die wenig Federn auf der Bruſt haben, wie öfters bey indianiſchen Balgen zu finden, die ſonſt unmöglich zu gebrauchen wären, laſſen ſich auf dieſe Art gar wohl zu recht bringen, denn man kann die Federn unter den Flügeln, ſo man, weil ſelbige Federn bedecken, übrig hat, zur Bruſt gebrauchen. Vom Kopfe kann man die vorderſte Haut, ſo nächſt am Schnabel iſt, über das Siegellack, wenn es wohl warm gemacht, mit ſamt dem Schnabel ziehen weil die gar zu kleine Federn, allzumühſam aufzuſetzen ſind.

Die Füſſe an dürren indianiſchen Vögeln, werden in Spiritum Vini eingeweicht, und mit einem kleinen Draht oder Haarnadel durchſtochen, in den Körper feſtgemacht, und auf ein Stellgen befeſtiget, welches die letzte Arbeit am Vogel iſt. Die Augen werden von ſchwarzem feinen Siegellack gemacht, ſo man von einem glühend gemachten Drathe in die Augenlöcken hineinlaufen läßt. Colibri auch wohl gröſſere Vögel laſſen ſich auf obige Art oder mit Gummi, ſo in Waſſer eingeweichet Feder vor Feder aufſetzen, alsdenn braucht man kein Siegellack als zu den Augen. Auf dieſe Art kann man oft ſolche Stücke, die man, weil ſie gar zu übel behalten ſind, leichtlich umſonſt erhält vollkommen ſchön aufſetzen, daß man ihnen die vorige übele Geſtalt gar nicht mehr anſiehet.

An Vögeln wo Federn fehlen, laſſen ſich auch andere Federn gebrauchen, wenn ſie die nemliche Farbe haben, derowegen man immer Federn von ſeltenen Farben zu dieſer Arbeit wohl aufheben muß.

Das Uebrige lernet ſich durch die Uebung von ſelbſten.

Aufſetzer, heißt eine Perſon, welche von Seiten der Bergwerksintereſſenten, oder des Bergamtes, dazu verpflichtet iſt, die im Walde geſchlagenen Hölzer in dem

erforderlichen rechten Maas zuſammenzuſetzen. Sie heißt auch Holzeinſchläger, und ihre Beſtimmung iſt, daß die Holzhauer ihre geſchlagene Hölzer nicht ſelbſt zu ihrem ungebührlichen Vortheil aufſetzen dürfen.

Aufſetzmaaß, iſt der Name eines Werkzeuges des Windenmachers, durch Hülfe deſſen er auf den Gehäuſen der Winden den Ort der Löcher beſtimmet, worinn ſich die Zapfen der Räder drehen ſollen.

Auf Sicht, heißt in Wechſelgeſchäften ſo viel, als: der Wechſel ſolle ſogleich bey Vorzeigung deſſelbigen, und längſtens binnen 24 Stunden von dem, auf welchen er gezogen worden iſt, bezahlet werden. Man druckt dies auch aus durch die Worte: ſtracks Aufſichts, oder im Italiäniſchen durch a vista, und im Franzöſiſchen à vûe. ſ. Wechſel.

Aufſitz, ſ. Aufgebot.

Aufſpänen ein Faß, ſ. Aufbrennen.

Aufſpannen einen Teich, heißt, das Waſſer deſſelbigen hemmen und dadurch aufſchwellen.

Aufſperrhaken der Schlöſſer, ſ. Dietrich.

Aufſprechen. Einfältige Leute laſſen ſich weiß machen, man könne Thüren, Schränke, Schlöſſer u. dgl. ohne Schlüſſel oder Sperrhaken blos durch Ausſprechung gewiſſer abergläubiſcher Wörter aufmachen, und das nennen ſie alsdenn, dieſelbe aufſprechen.

Aufſprengen einen Geſellen, ſ. Aufreden.

Aufſpringen. Es pflegt zuweilen an verſchiedenen Theilen des menſchlichen Körpers, z. E. an den Lippen und an den Warzen der Brüſte, das hier ſehr zarte Oberhäutchen aufzuſpringen, welches alsdenn nothwendig Schmerzen erregen muß. Gegen dieſes Uebel, welches an den Lippen meiſtens von der Kälte im Winter herrühret, hat man allerley Arten von ſogenannter Mundpomade, womit man die aufgeſprungene Stellen beſtreicht. Säugende Weiber welche mit dieſem Uebel befallen werden, können ſich nicht aller Mittel ohne Unterſchied bedienen, denn viele würden dem Kinde, das bey dem Saugen die aufgeſtrichene Arzeney mit der Milch einſchluckt, ſchädlich ſeyn. Dahin gehören z. E. alle Bleymittel, deren man ſich gänzlich enthalten muß. Am dienlichſten iſt es, die Warzen mit geſtoßenem arabiſchen Gummi zu beſtreuen, oder den Schleym aus Quittenkörnern und Roſenwaſſer darauf zu ſtreichen.

Aufſproſſen. ſ. Wachsthum der Pflanzen.

Aufſpühlen. Dies Wort wird gebraucht, wann die Mägde das gebrauchte Küchen- und Tiſchgeſchirr: Kupfer, Zinn, Silber, Irden u. d. gl. mit Waſſer, Sand, Aſche, Sägmehl oder Kleye wieder reinigen.

Aufſpurer der Löwen. ſ. Katze, Caracal.

Aufſtämpfen, iſt ein bey den Nadlern gebräuchliches Kunſtwort, und heißet ſo viel als den Kopf auf der Stecknadel befeſtigen. Es geſchiehet vermittelſt der Wippe ſ. Wippe.

Aufſtäubern, Aufſtöbern. Die Jäger haben eine kleine Art Hunde, die ſie Stöber oder Stäuber nennen und die ſie brauchen um Haſen, Feldhüner und dergleichen kleines Weidwerk aufzujagen, und dieſes Aufjagen nennen ſie Aufſtäubern.

Aufſtampfung des Grundes, geſchiehet bey dem Straßenbau, indem man bey dem Planieren des Weges den auf die Löcher und Einkefungen gebrachten Grund mit höltzernen Klötzen feſt ſtößet, daß er nicht weiters nachſinke; gleichergeſtalt verfähret man auch mit dem Grunde, den man hinter die Futtermauren zu Ausfüllen bringt, weil ein feſt geſtoßener Grund nicht ſo ſtark als ein loſer und lockerer auf ſolche druckt. Bey den Schaalwerken, wird der Grund zwiſchen den Bodenhölzern mit der beſten trocknesten Kleyerde aufgeſtampft; und wenn es ein weicher fleiliger, oder triebſandiger Grund iſt, ſo erfordert die Sicherheit, damit er nicht in ſich noch hiernächſt zuſammen ſinke, oder vom Waſſer nächſt unterm Boden gleichſam ſchmelze, daß man ihn ein paar Fuß tiefer, als die Leyden liegen, in der ganzen Seitfläche ausgrabe, mit trockener Kleyerde wieder ausfülle, und dieſe mit einem ſchweren Handbocke über und über niederſtoßen laſſe, auch mit ſtarkem Niederſtampfen bis unter das letzte Bodenbeig fortfahre. Insdenn und mit Hülfe der ganz durchgehenden Schaalwerke kann man für das Unterlaufen ſicher ſeyn.

Aufſtand, (juriſtiſch) ſ. Aufruhr.

Aufſtand der Handwerker, gehört unter diejenigen Verbrechen, wodurch ſich ein Handwerker unredlich und der Zunftgerechtſame verluſtig macht. Man rechnet aber zum Aufſtande der Handwerker, nicht nur wirkliche Empörung der Meiſter gegen ihre ordentliche Obrigkeit; ſondern auch wenn die Geſellen einem oder wohl allen Meiſtern eines Orts aus der Arbeit gehen, indem ſie vorgeben, daß ſelbige durch Verletzung der Handwerksgewohnheit ſich unredlich gemacht hätten, oder ſonſt ihre Gerechtſame gekränkt wären. Das Aufſtehen ganzer Zünfte ſoll nach den Reichsgeſetzen mit Gefängniß, Zuchthaus, Veſtungsbau, Galeerenſtrafe, ja wohl gar nach Befinden der Umſtände am Leben geſtraft werden; und keine ſolche aufſtehende und ausgetretene Geſellen an anderen Orten in Zünften geduldet werden. Auch ſollen die Kreisausſchreibämter und Kreisobriſten dagegen ihre Hülfe auf Erfordern der Obrigkeit eines Ortes beweiſen. (Reichsſchluß von 1731. Art. 2. §.)

Sonſt heißet aber auch bey denen Handwerkern, die ihre Arbeit ſitzend verrichten, z. E. Schuſtern, Schneidern, die Abreiſe eines Geſellens von ſeinem Meiſter der Aufſtand. Man ſagt alſo der Geſelle ſeye aufgeſtanden, wenn er die Werkſtätte ſeines bisherigen Meiſters verlaſſen hat.

Aufſtand. (bergmänniſch) Eine Relation und Bericht vom gegenwärtigen Zuſtand und Beſchaffenheit eines Bergwerks, welche mit dem Ablauf eines jeden Quartals geſchehen ſollen, und wobey vorzüglich bemerkt werden muß, wie viel Lachter ſeit dem letzten Aufſtand weiter aufgefahren, welche Arbeit aufgerdem geſchehen, und in welchem Stand überhaupt dermalen das Werk ſey.

Aufſtand in der Fiſcherey. ſ. Aufſtehen.

Aufſtauchen, heißet beym Schmieden ſo viel als, wenn ein Stück Eiſen ſpitziger oder ſchärfer iſt, als es ſeyn ſoll, mit dem Hammer der Spitze oder Schärfe entgegen ſchlagen, und damit erhalten, daß ſie etwas ſtumpfer und dicker werde.

Aufſtechen, heißt bey den Kupferſtechern eben das, was bey den Mahlern retouchiren heißt. Es iſt nemlich die Arbeit wo man mit dem Grabſtichel gewiſſe Stellen von neuem übergeht, wo der feinſte Ausdruck der Extremitäten, die größte Stärke des Schattens und der Würkung hervorgebracht werden ſoll. Hauptſächlich aber geſchieht es in den Platten, die mit Scheidewaſſer geätzt ſind, und wo man denenjenigen Partheyen mit dem Grabſtichel nachhilft, die das Scheidewaſſer nicht genug gefreſſen hat, oder nicht hat freſſen ſollen. Im guten Verſtand wird es auch gebraucht, wenn ein Meiſter ſeine eigne ſchon genutzte Platten von neuem überarbeitet, oder wenn auch von einem fremden geſchickten Meiſter, der in den Sinn des erſteren einzugehen verſteht, die fehlenden Drucker, und flach gewordne tiefe Stellen von neuem aufgeſtochen werden. So ſind z. E. Dietrichs

Digitized by Google

radierte Blätter nach ſeinem Tode von Zingg in Dresden, mit vielem Verſtande neu überarbeitet worden.

Aufſtechen bey den Bergleuten, hat verſchiedene Bedeutung, ſo ſagt man wann der Waſcher den durchgepochten Erzſchlamm mit einer Schaufel auf den Planenherd trägt; Aufſtechen heißt auch dem in die Schlemmgraben zu ſtark zufließenden Waſſer etliche Schaufeln voll Aſter entgegen legen, bey dem Blaufarbenwerk aber die zu Glaß geſchmolzene Maſſe zum erſtenmal im Hafen aufrühren.

Aufſtechen oder **Aufſtecken**, iſt eine Kunſt, durch welche man auf neue Art gewaſchene neue Spitzen, (dadurch daß man ſie mit allen denen Stecknadeln, welche bey ihrer Verfertigung ſind gebraucht worden, auf dem Spitzenpulten wieder aufſticht,) den ganz neuen ſo vollkommen ähnlich macht, daß auch Keiner ſie davon zu unterſcheiden Mühe haben.

Aufſtechen. Der Schuſter ſticht auf, wenn er z. E. Laſchen, Abſätze an den Schuhen mit Stichen befeſtiget, nach dem er mit dem Stechorte vorgeſtochen hat.

Aufſtechen, heißt bey einigen Handwerkern, z. E. dem Tuchmacher mit Stichen auf einer Fläche bezeichnen, Zeichen oder Namen aufſtechen, das iſt mit farbigem Garn aufnähen.

Aufſtechen, heißt in einigen Gegenden ausforſchen, ausſpüren, z. E. einen Pfuſcher aufſtechen. Daher Aufſtecher einen Spion bedeutet.

Aufſtecken ein Kleid, war ſonſt eine Arbeit vor Mode-Schneider, iſt aber jetzt ſehr ſelten, oder wenigſtens nur da, wo Roben getragen werden, z. E. an einigen Höfen, noch im Gebrauch.

Aufſtecknadel. Wenn das Buch geheftet, auf dem Rücken ausgebogen und mit Leim beſtrichen iſt, und der Buchbinder wollte es in der Verfaſſung vornenher beſchneiden, ſo würde dieſer Schnitt vorne eben ſo flach ausfallen, als oben und unten. Er ſoll aber eingebogen ſeyn, wie der Rücken ausgebogen iſt. Daher ſteckt der Buchbinder durch die äuſerſte Fäden auf beyden Seiten des Rückens, womit die Bogen auf die Pergament-Striefen aufgenähet ſind, zwey eiſerne Drähte oder Nadeln, eine oben die andere unten, zwinget dadurch den Rücken in eine flache Geſtalt, und beſchneidet nunmehr das Buch vornenher. Wenn er hierauf die Nadeln aus dem Rücken auszieht, krümmet er ſich wieder auswärts und der vordere Schnitt zugleich einwärts. Die Nadeln, deren jetzo erwähnt worden, heißen Aufſtecknadeln.

Aufſteckung der Inſekten. Man gebraucht dieſe Redensart oft nur allein von den Schmetterlingen, wann man ſolche durch Ausbretung der Flügel vor ein Kabinet zubereitet, überhaupt aber auch von allen Inſekten, welche in einem Kabinet ſollen aufbewahret werden. Man ſticht nemlich mit einer Nadel, die der Größe des Inſekts angemeſſen iſt, durch den Bruſtſchild, tödtet alsdenn das Inſekt entweder durch Zuſammendrückung der Bruſt, welches bey den Schmetterlingen üblich iſt, oder durch Eintauchung in Spiritus Vini, das das beſte bey den hartſchalichten und einigen andern Claſſen der Inſekten iſt, welche durch dieſe Flüßigkeit nicht verunſtaltet werden, oder man hält den Nadelkopf mit Verwahrung der übrigen Theile des Thiers in die Flamme eines Lichts, bis das Thier todt iſt, welches bey den Schmetterlingen mit dicken Leibern, bey den Grillen und andern gewöhnlich. Iſt dieſes geſchehen, ſo muß man glattgehobelte Bret'er von zarten Tannen oder Linden oder Korkholz zur Hand haben, in welche Rinnen von einerley Tiefe, aber von verſchiedener Weite eingegraben ſind, damit man nach der Dicke des Leibs eines jeden Inſekts eine paſſende Rinne habe, und auch jedes an der Nadel ſo hoch erhöht bleibe, als das andere. In dieſe Rinne ſteckt man das Inſekt, deſſen Flügel ausgebretet werden ſollen, erhöhet oder vertieft ſeinen Körper darinnen ſo lang, bis die Flügel platt auf dem Brett zu liegen kommen. Erreicht der Leib nicht völlig den Grund der Rinne, ſo unterlegt man ihn mit einem Hölzgen. Zu Ausbretung der Flügel bedienen ſich einige der Wachsnadeln. Wer aber nicht geſchickt mit ihnen umzugehen weiß, wird ſonderlich auf den Flügeln der Schmetterlinge unangenehme Spuren von ihnen eindrücken. Beſſer iſt es daher, wann man ſich der feinſten Spitzen-Nadeln zu Aufſteckung der Flügel bedienet. Wenn man mit einer ſolchen Nadel hinter der vorder Randrippe einſticht, ſo kann man durch Hülfe derſelben den Flügel ſo weit vorziehen, als man will, und ihn mit eben derſelben gleich feſtſtecken. Sind auf dieſe Art alle 4 Flügel gehörig ausgebreitet, ſo lege man, wo es nöthig iſt, mit gehöriger Behutſamkeit auf die Flügel proportionirte Stückgen Glaß, bringe die Fühlhörner und Füße in ihre rechte Lage, und laſſe das Inſekt an einem Ort, wo es vor Staub, Sonnenſtrahlen, Schimmel, und feindlichen Inſekten ſicher iſt, trocknen, bis der Leib und die Flügel ſteif ſtehen bleiben: alsdenn kann man es von ſeinem Brett abſtecken, und in ſeinen Kaſten oder Spiegel zu fernerer Aufbewahrung bringen. Auf dieſe Art bleiben die Flügel rein; dann das kleine Loch, welches die Stecknadel in die Flügel gemacht, iſt unmerklich. Wer Inſekten mit harten Flügeldecken ohne Ausſpannung aufbewahren will, thut beſſer, wann er die Nadel, an welche das Thier angeſpieſet wird, nicht durch den Bruſtſchild, ſondern durch einen von beyden Flügeldecken und den drunter liegenden Theil des Leibes ſticht: der leztere, der allemal ſchwerer als der Bruſtſchild mit dem Kopf iſt, wird alsdenn nicht ſo leicht abgeſtoßen werden, und die Zeichnung des Bruſtſchilds an den kleinen Gattungen bleibt unverdorben.

Aufſtehen, ſagt man von einem Geſellen, wenn er dem Meiſter die Arbeit aufſagt. An den meiſten Orten darf kein Geſelle in der Woche, wohl aber am Sonntage aufſtehen.

Aufſtehen, heißt auch bey den Handwerkszünften wann ſie rebelliren. ſ. Aufſtand.

Aufſtehen, gehört mit zur guten Lebensart. Dieſe erfordert, daß man beym Eintritt angeſehener Perſonen ins Zimmer aufſtehet, ihre Verbeugungen durch Gegenverbeugungen erwiedert, und ihnen, wenn ſie den Vorrang haben, ſemen Platz einräumet. Man ſteht auf wenn andere um ſich mit uns zu unterreden aufſtehen. Eben ſo, wenn die Vornehmern in der Geſellſchaft, um Abſchied zu nehmen aufſtehen, ſteht man auch auf. In Collegiis, wo etwas im Namen des Landesregenten verleſen wird, ſtehen alle Anweſende wenigſtens ſo lange auf, als das Herleſen des Namens und der Titulatur dauret. Zur Abnehmung und Ablegung eines Eides pflegt man auch aufzuſtehen. An einigen Orten iſt es bey den Proteſtanten kirchlicher Wohlſtand ſo lange zu ſtehen als die Abendmahlshandlung dauret.

Aufſtehen. (bergmänniſch) Das Aufſteigen eines den Bergleuten und Arbeitern ſchädlichen Schwadens oder Wetters in der Grube.

Aufſtehen. (ökonomiſch.) **Aufſtoßen**, ſagt man vom Wein und andern flüßigen Dingen, wann ſie hell waren, jezt aber trübe werden. Es kommet daher, wann in ſolchen flüßigen Sachen ein erdigter Saz, oder Schleim zu Boden lieget, ſich erhebet, und in

Digitized by Google

das flüßige vertheilt. Es hat seinen Grund in der Jahrszeit und in der Witterung. Der neue Wein oder Most, welcher noch auf der Hefe lieget, stehet so im Frühjahr, wenn er nicht von der Hefe abgelassen wird, auf. Das Bier stehet, eigentlich zu reden, nicht auf, sondern ab, das ist, es bleibet hell, verliehret aber von seiner Güte, und wird sauer oder Essig; solches geschiehet in den der warmen Luft zu sehr ausgesetzten Kellern, in schwülen, heißen Sommertagen. Je tiefer, je kälter demnach die Keller sind, in denen Wein und Bier aufbewahret werden, je stäter, je seltener wird solche Erscheinung des Auf- und Abstehens erfolgen. Felsenkeller vors Bier, und öfteres Ablassen des Weins sind die besten Präservative vor das Aufstehen des Weins und Abstehen des Biers.

Aufstehen in der Fischerey. Es wird von den Fischen gebraucht, wenn sie im Winter aus Mangel der Luft aus ihrem Lager in die Höhe kommen, und sich an die Wahnen und luftlöcher machen.

Aufstehung des Heerds. Wenn in den Schmelzhütten das geschmolzene Werkbley auf dem Treibheerd, in dem unter demselben sich befindlichen Aschheerd, anfängt unter sich zu graben, so schlägt es über sich, sprützt umher und zerschmettert, was es antrift, wenn es Feuchtigkeit oder starke Kälte im Aschheerd antrift.

Aufsteigen, (*gradatio*) (in den schönen Wissensch.) ist eine rhetorische Figur, da die Vorstellungen so zusammengehäuft werden, daß die folgende die vorhergehende immer an Stärke übertrift. Vermöge der Thätigkeit unsers Geistes ist es uns höchst angenehm, wenn wir Gelegenheit haben, unsere Kräfte immer mehr in Bewegung zu setzen; die Lebhaftigkeit unserer Vorstellungen wird dadurch befördert, und der Affect vermehrt. Große Stürme auf einmal erschüttern die Seele, und leisten diejenigen Wirkungen nicht, die man von der Natur erwartet. Diese Erhebung der Vorstellungen hat nicht nur in kleinern Abtheilungen, sondern auch in der Anlage ganzer Werke statt. In dem Othello des Shakespears steigt die Eifersucht des Mohren immer stufenweis; es würde bey weiten die Wirkung nicht thun, wenn ihn der Dichter auf einmal in der völligen Wuth dargestellt hätte. Nur dieses einzige wollen wir noch erinnern, daß das Aufsteigen der Vorstellungen wirklich in der Natur gegründet seyn muß, sonst wird es Schwulst.

Aufsteigen der Mutter, s. Mutterweh.

Aufsteigen der Dünste aus dem Magen, s. Aufstoßen.

Aufsteigen der flüßigen Materie in Haarröhrgen, s. Haarröhrgen.

Aufsteigen der schweren Körper nach dem Fall. Die schweren Körper fallen doch mit zukommender Geschwindigkeit. s. Schwere und Fall. Würden daher zwo Rinnen AB und BC * unter einem stumpfen Winkel zusammengesetzt, und man ließ auf der ersten AB die schwere Kugel D herunterrollen, so hätte sie, wenn sie in C käme, gerade die größte Geschwindigkeit, und könnte nun, da ihr kein hinlänglicher Widerstand geschieht, nicht ruhen; sondern sie müßte sich in der andern Rinne BC aufwärts bewegen, und zwar nun mit abnehmender Geschwindigkeit. Hätte sie sich zuvor in drey Augenblicken mit den Geschwindigkeiten 1. 3. 5. herabbewegt, so müßte sie sich nun mit den abnehmenden Geschwindigkeiten 5. 3. 1. wieder aufwärts bewegen, indem im Anfang und während jedes Augenblicks zwo Kräfte unwirksam werden. Aehnliche

* s. Tafel Physik. Fig. 3.

Bewandniß hat es bey den schwingenden Bewegungen eines Penduls. s. Pendul.

Aufsteigen, scheinbares, der schweren Körper. So sehr die Schwere die Körper unterwärts treibt, so kann man die schweren Körper doch in Umständen setzen, daß sie, eben dieser Schwere halber, aufwärts steigen und hergauf fallen. Man denke sich den hohlen walzenförmigen Körper A*, auf der nicht zu zähen schiefliegenden Fläche BC in dem Punct E aufgelegt. Nun sey aber an der Seite in D ein schweres Bleygewicht angebracht, daß der Mittelpunct der Schwere des Ganzen mehr dahin, angefehr in F fällt, so ist der Körper nicht nach der Richtung seiner Schwere FG unterstützt; er kann also nicht ruhen, sondern muß sich aufwärts gegen B bewegen, bis er in dem Punct D aufliegt, wo alsdenn sein Schwerpunct unterstützt ist. Aus eben diesem Grunde kann auch der Körper EFGH**, der gleichsam aus zween mit ihren Grundflächen zusammenstoßenden Kegeln zusammengesetzt ist, auf den beyden unter einem stumpfen Winkel zusammengesetzten inclinirenden Flächen ABC und DEC herunterrollen; sondern, da sein Mittelpunct *a* rückwärts, nach A und D zu, nicht unterstützt ist, so wird er sich dorthin wälzen, und also wirklich seiner Schwere halber aufwärts rollen.

Aufsteigend, (sonst auch wachsend, *exoriens, exsurgens, nascens, naviant, montant,*) heißt in der Wappenkunst ein Thier, dessen vorderer Leib nur sichtbar ist, und aus dem Schildesfuß oder einer andern Figur hervorzusteigen scheinet; der hintere oder untere Theil des Leibes ist bedeckt. Auf diese Art werden Menschen, Vögel, Löwen, Einhörner, Bären, wilde Schweine, Hirsche, Pferde, Esel, Ochsen, Hunde, Böcke und Delphine vorgestellt; besonders und am häufigsten auf den Helmen, z. B. das Würtembergische, das Heßische, das Baadensche, das Anhaltische und viele andere Wappen.

Aufsteigende Linie. Die Personen, von welchen ich abstamme, meine Eltern, Großeltern, Urgroßeltern ꝛc. ꝛc. heißen meine Verwandte in aufsteigender Linie. Von den Rechten und Verbindlichkeiten dieser Personen s. den Artikel Ascendentes. Ihre Namen sind im Deutschen folgende:

- Vorfahren,
- Ur Urgroßvaters Großvater, oder Ureltervater,
- Ur Urgroßvaters Vater, oder Obereltervater,
- Ur Urgroßvater, oder Voreltervater,
- Urgroßvater, oder Elervater,
- Großvater,
- Vater,
- Ich.

Aufsteigende Knoten, s. Knoten.

Aufsteigende Zeichen, s. Zeichen.

Aufsteigung, (*Ascensio*). Wenn man lieset, was unter dem Worte Absteigung vorgetragen worden, und dabey vor die Abendseite des Horizontes dessen Morgenseite, vor den Untergang des Sternes dessen Aufgang setzt; so hat man das hauptsächlichste, so von der Aufsteigung zu merken ist. Weil demnach dieses hier zu wiederholen überflüßig wäre; so wollen wir jetzo nur noch einige Anmerkungen beyfügen. Die grade Aufsteigung ist, vermöge des angeführten Artickels, der

* s. Tafel Physik. Fig. 4.

** s. ebendaselbst Fig. 5.

Digitized by Google

Punct des Aequators, der mit dem Sterne durch den Mittagskreis gehet; folglich iſt ſie einerley mit der graden Abſteigung. Die Aſtronomen bedienen ſich deswegen nur jener Benennung, und ſelten dieſer. Weil ferner der Fixſtern im Mittagskreiſe eines Ortes auf der Erde ſtehet, wenn der durch die Pole, den Stern und ſeine grade Aſcenſion laufende Kreis ſich in ſeiner Bewegung um die Pole in des Ortes Zenith ſtellet; ſo iſt klar, daß der Stern aller Orten auf der Erde einerley grade Aſcenſion habe. Eben ſo iſt klar, daß alle Sterne, die diſſeits und jenſeits des Aequators, nahe oder weit von ihm, in derſelben zwiſchen den Polen begriffenen Hälfte des durch ſie und den Stern laufenden Kreiſes ſtehen, einerley grade Aſcenſion haben; eines andern Sternes grade Aufſteigung aber, der in der andern Hälfte des genannten Kreiſes ſtehet, um 180° von der vorigen unterſchieden ſey. Weis man die grade Aufſteigung eines Sternes, oder der Sonne an einem gegebenen Tage, beobachtet nach einer accuraten Uhr, wie lange vor oder nach dieſem ein gewiſſer anderer Stern durch den Mittagskreis gehet, welches man jezo auch bey hellem Tage zu verrichten weis, und verwandelt dieſe Zeit in Grade, Minuten und Secunden des Aequators, indem man ſpricht: 24 Stunden geben 360°, was giebt ſo viel Zeit; ſo kann man den hiedurch gefundenen **Unterſchied der graden Aufſteigung** in dem einen Falle zu der Aufſteigung des bekannten hinzuſezen, oder im andern Falle davon abziehen, und dadurch die des unbekannten beſtimmen; oder man kann auch dieſe durch die Trigonometrie ausmachen, wenn man die Entfernung des unbekannten Sternes von zweyen andern, deren grade Aufſteigung bekannt iſt, gemeſſen hat. Die eine und die andere Operation hat in der Aſtronomie vielerley Nutzen, wie hin und wieder bey Gelegenheit wird angezeigt werden.

Die grade Aufſteigung der Fixſterne ändert ſich allmählig. Woher dieſes komme, kann man im Artickel **Vorrücken der Nachtgleichen** finden.

Gleichwie man den bisher genannten Punct des Aequators, der mit dem Sterne ſelbſt durch den Mittagskreis gehet, ſeine wahre grade Aufſteigung nennet; ſo nennet man den Punct des Aequators, der mit dem mittlern Orte (ſ. **Mittlerer Ort**) der Sonne oder eines Planeten durch den Mittagskreis gehet, ſeine **ſcheinbare grade Aufſteigung. Die grade Aufſteigung der Himmelsmitte**, aſcenſio recta medii cœli, heißt in der Aſtronomie der Punct des Aequators, der zu einer gegebenen Zeit im Mittagskreiſe ſtehet, durch deren Hülfe man daher aus der Höhe eines Sternes die nächtliche Stunde findet, und deren man ſich auch in der Berechnung der Sonnenfinſterniſſe bedienen kann. Die grade **Aufſteigung eines himmliſchen Zeichens**, aſcenſio ſigni recta, bedeutet den Bogen des Aequators, mit welchem ein Zeichen z. E. der Widder, der Krebs, deren jedes zwar ein Zwölftheil der Ekliptik iſt, aber die nicht alle einerley Lage gegen den Aequator haben, bey denen Völkern, die unter der Linie wohnen, durch den Horizont ſtreichet, von welchem alſo die Zeit abhänget, innerhalb welcher das Zeichen daſelbſt ganz aufgehet. Endlich die ſchiefe **Aufſteigung eines Zeichens** iſt der Bogen des Aequators, mit dem das Zeichen bey andern Völkern, die auſſerhalb der Linie wohnen, z. E. bey uns durch den Horizont gehet.

Aufſteigungs-Unterſchied, Aſcenſional-Differenz iſt der Unterſchied oder der Bogen des Aequators, der zwiſchen der graden und ſchiefen Aſcenſion lieget. Stehet der Stern über dem Aequator oder in der mitternächtigen Hälfte des Himmels, ſo kann man ſich leicht vorſtellen, daß der durch die Pole und den aufgehenden Stern laufende Kreis den Aequator unter dem Horizonte durchſchneidet, alſo ſich die grade Aſcenſion des Sternes weiter gegen Morgen erſtrecket, als die ſchiefe, und folglich, weil die Aſcenſionen auf dem Aequator von Abend gegen Morgen gerechnet werden, die grade Aſcenſion gröſſer iſt als die ſchiefe, folglich die Aſcenſional-Differenz von der graden abgezogen müſſe werden, wenn man die ſchiefe finden will. Im Gegentheil giebt es ſich nun von ſich ſelbſt, daß, wenn der Stern unter dem Aequator oder in der mittäglichen Hälfte des Himmels ſtehet, die Aſcenſional-Differenz zur graden Aufſteigung zugeſezet werden müſſe, wenn man die ſchiefe wiſſen will. Weil, wie wir oben geſehen, bey dem Aufgange eines über dem Aequator ſtehenden Sternes ein ſo groſſer Bogen des Aequators unter dem Horizonte ſtehet, als des Sternes Aſcenſional-Differenz beträgt, der Punct des Aequators aber, der jezt im Horizonte ſtehet, in ſechs Stunden den Mittagskreis erreichet; ſo darf man nur die Aſcenſional-Differenz in Zeit verwandeln, wie am Ende des erſten Abſatzes im vorſtehenden Artickel gelehret worden, und zu ſechs Stunden addiren, um zu erfahren, in wie viel Zeit der jezt aufgehende Stern in den Mittagskreis kommt. Nimmt man dieſe Zeit doppelt, ſo hat man die ganze Zeit, die der Stern über dem Horizonte zubringt. Stehet alſo der Stern unter dem Aequator, ſo muß man die in Zeit verwandelte Aſcenſional-Differenz von ſechs Stunden abziehen, um die halbe Verweilung des Sternes über dem Horizonte zu finden. Daß man die Verweilung unter dem Horizonte finde, wenn man die Verweilung über dem Horizonte von 24 Stunden abziehet, und daß die Verweilung über dem Horizonte die Tageslänge, die Verweilung unter demſelben die Nachtlänge ſeye, woferne der Stern, wovon man redet, die Sonne iſt, verſtehet ſich von ſelbſt, und man ſiehet alſo ſchon genug heraus, daß die Aſcenſional-Differenz nicht ohne Nutzen geſucht werde.

Aufſticken, ſ. **Sticken.**

Aufſtippen, Aufſtupen mit dem Finger; eine Gewohnheit bey den alten Sachſen, wodurch ſie andeuteten, daß ſie etwas feſt beſchloſſen hätten.

Aufſtoßen, Aufſteigen, heißt in der Arzneywiſſenſchaft ein Zufall oder Symptom, da die in dem Magen enthaltene Luft durch den Schlund in die Höhe ſteigen, und zuweilen auch etwas von Speiſe oder andern verdorbenen Säften mit ſich in den Mund treiben. Dieſes Uebel, welches zuweilen ſehr groſſe Beſchwerden verurſachet, hat vielerley Urſachen. Der Fehler kann vorerſt an dem Magen ſelbſt liegen, wenn er krampfhafterweiſe zuſammengezogen wird, oder wenn durch zu ſtarken Andrang des Blutes in die Magenadern (*vaſa brevia*) zu viele Luft aus den kleinſten Gefäſſen ausdünſtet und ſich anhäufet, oder auch wenn er ſehr geſchwächt iſt und die Speiſen nicht gehörig verdauen kann. Zweytens iſt zuweilen die Schuld an den im Magen enthaltenen Unreinigkeiten, welche bald gallig, bald ſauer, bald fettig oder faul ſind. Endlich können auch die Speiſen ſelbſt, welche man genoſſen hat, zuweilen dieſes Uebel verurſachen, wenn ſie blähend d. h. mit vieler Luft angefüllt, oder hart, unverdaulich, oder wohl gar giftig ſind. Ein vernünftiger Arzt wird daher verſchiedenen Weg bey Heilung dieſes Uebels einſchlagen, je nachdem die Urſachen verſchieden ſind. Rühret der Zufall von einer krampfhaften Zuſammenziehung des Magens her, ſo iſt es meiſtens ein Symptom anderer Krankheiten

Digitized by Google

z. E. der Hypochondrie und des Mutterwehes, welche alsdann zuerst müssen geheilt werden. Ist eine bloße Schwäche des Magens Schuld: so sind stärkende, zusammenziehende und balsamische Mittel dienlich. Sind aber Unreinigkeiten die Ursache, so müssen diese durch Brechmittel oder Laxative aus dem Wege geräumt und solche Arzneyen gebraucht werden, welche die Unreinigkeiten, deren Zunder etwa noch zurück geblieben wäre, corrigiren und zerstören. Kommt das Uebel von unverdaulichen Speisen her, so ist es am leichtesten durch manncherley bittere Magen- und Bähungtreibende Essenzen zu heben. Man hat diesem Uebel nach Verschiedenheit der Ursachen auch verschiedene Namen gegeben; *Oxygregmia* heißt: das Aufsteigen, wenn es von Säure herkommt, *Ructus nidorosus* nennt man: das Aufstoßen, wenn eine faule Unreinigkeit des Magens die Ursache ist.

Aufstoßen oder **aufstößig werden des Viehes**, ist eine Redensart der man sich beym Viehe, jedoch vorzüglich beym Rindviehe bedienet, wenn es nicht recht frißt, auch nicht wiederkäuet, wobey gemeiniglich die Ohren kalt und die Zunge heiß zu seyn pflegen. Eine Aderlasse, das Reiben der Zunge mit Salz, das Eingeben eines guten Löffels voll Theer oder ein halbes Loth Steinöhl, desgleichen warme Tränke von Gerstenmehl und Salz sind bey dergleichen aufstoßen und bis sich die etwanige Krankheit durch deutlichere Merkmale erklärt, die sichersten und unschuldigsten Vorbeugungsmittel.

Aufstoßen. Man sagt es auch an einigen Orten vom Bier, wenn es zum andernmal gährt, und vom Wein, wenn er trüb wird.

Aufstoßen, sagt auch der Jäger vom Hühner-Hund, wenn er ein Huhn, einen Hasen, die er hätte stehen sollen, aufjaget.

Aufstreichen, heißt in der Wundarzney ein Heilmittel zu bequemen Gebrauch auf ein Stück Leinwand, Leder, Taffet, oder einen Faserbausch streichen. Man bedient sich zu diesem Gebrauch eines besonderen Werkzeuges, das man eine Spatel nennet.

Aufstreicher, findet sich in den Werkstätten der Schuhmacher, und ist ein ganz kurzes Messer, mit einer am Ende runden und stumpfen Klinge, damit es nicht schneiden kann. Der Schuhmacher gebrauchet es um den Riß mit aufzustreichen. Sein Gebrauch ist indessen nicht allgemein, und bedienen sich sonderlich die deutschen Schuhmacher, statt dessen, des Stahls, worauf die Messer oder sogenannten Kneiffe gestrichen werden, zu dieser Arbeit.

Aufstülpen s. **Aufkrempen.**

Aufstürzen, heißt, das aufgewaschene Tisch- und Küchengeräthe umstürzen, daß das Wasser ablaufe, damit man es wieder an Ort und Stelle bringen könne.

Aufstutzen s. Aufkrempen.

Auftafeln, heißet bey den Tuchbereitern das Tuch in abgemessene Falten legen, vermuthlich weil es auf einer Tafel geschiehet.

Auf Termin oder **auf Zieler.** Man braucht diese Worte hauptsächlich beym Kaufen und Verkaufen. Wenn nemlich der Käufer die gekaufte Sache nicht baar bezahlt, sondern die Zahlung auf eine festgesetzte Zeit aufeinmal, oder in mehreren Posten zu verschiedenen bestimmten Zeiten zu leisten verspricht, so sagt man: er habe die Sache auf Termine oder Zieler gekauft. s. Kauf auf Termine.

Aufthun ein Faß, oder auch Bier, Wein u. d. gl. heißt anfangen davon herauszuzapfen und allenfalls davon zu verkaufen.

Auftiefen. Wenn man auf dem Kupferhammer die Scheiben abgebreitet und abgezogen hat, (s. **abbreiten** und **abziehen**) so werden sie durch das Abtiefen in Schalen verwandelt. Man leget nemlich 10 Scheiben über einander, immer eine kleinere auf eine größere. Die unterste ragt beträchtlich über die andern alle hervor, damit der hervorragende Kreis derselben über die andern umgeschlagen und dadurch alle, oder, wie es in der Kunstsprache heißet, das ganze Gespann, zusammen gehalten werden könne. Nachdem man ein solches Gespann von neuem ausgeglühet, bringet man es unter dem Tiefhammer und läßt erst einige Schläge hin und wieder darauf fallen, um die Scheiben dichte zusammen zu treiben. Hierauf führet man es dergestalt unter dem Hammer, daß die Schläge in einer Schneckenlinie vom Mittelpunkte zum Umkreis und wiederum umgekehrt von diesem zu jenem geschehen. Man wiederholet diese Operation mehrmalen, nachdem die Schalen mehr oder weniger vertiefet werden sollen, bleibet aber immer mehr und mehr vom Umkreise zurücke, weil sie dasselbst ohnehin schon durch das Abziehen dünner geworden, und glüet sie dazwischen von Zeit zu Zeit von neuem aus, damit sie nicht unter dem Hammer zu spröde und dadurch schadhaft werden. Ist man endlich fertig, so schneidet man das umgeschlagene mit der großen Scheere ab und nimmt die Schalen auseinander. Werden sie beym Auseinandernehmen in etwas verbogen, so klopft man sie mit einem hölzernen Hammer auf einem Klotze wieder aus, beschneidet jede Schaale an ihrem Rande und plänet die kleinere zuletzt im Wasser ab, (s. **Abplänen**) damit sie die durch das Glüen erhaltene Schwärze wiederum verlieren.

Der Klämpner oder Blechschmidt tiefet gleichfalls seine Bleche, aber einzel, mit dem Treibhammer zu Schaalen auf, und man kann sich leicht vorstellen, daß seine Verrichtung mit der kaum beschriebenen in der Hauptsache überein kömmt.

Aufträger, wird derjenige genennet, der beym Schmelzen die Erze, und andere Materien die geschmolzen werden sollen, in den dazu bestimmten Gefäßen auf den Ofen trägt. Man braucht dazu die sogenannten **Auftragröge.** s. diesen Artickel.

Auftrag. Weil die Geschäfte und Angelegenheiten der Menschen mannigfaltig und ihre Kräfte eingeschränkt sind, so können sie sich bisweilen in dem Falle befinden, daß sie sich gemeiniglich sehen, dieselbigen durch andere verrichten zu lassen, und sie geben ihnen nun dazu den Auftrag. Wer nun einen solchen Auftrag hat, treibt die Angelegenheiten und Geschäfte eines andern, und er würde gegen ihn nicht ehrlich handeln, wenn er nicht den festen Vorsatz hätte, sie so sorgfältig als möglich zu betreiben. Oft bekommt man einen Auftrag mit einer gemessenen Vorschrift, so und nicht anders zu verfahren, und man ist verbunden sich daran zu halten, zumahl da man auch der Folgen wegen auf alle Fälle dabey seine Sicherheit findet. Ist aber dieses nicht; so thut man, was Vorsicht und Sorgfalt eingeben. Nach Endigung des gehabten Auftrags ist man demjenigen, von dem man den Auftrag gehabt hat, Rechenschaft zu geben verbunden. Hat derjenige, der den Auftrag ertheilet, sich auch sonst zu nichts weiter anheischig gemacht, so muß er doch die verursachte Mühe und Kosten ersetzen.

Auftrag, (juristisch) s. **Mandatum.**

Auftragen, nennen die Kunst- und Maschinenmeister, wenn sie auf die Gerinne, Backen oder Behlen setzen, daß sie mehr Wasser tragen, oder auf die Wehre Dielen setzen, damit das Wasser dadurch etwas angeschwellt,

Digitized by Google

und dadurch dasselbe mehr dem Kunststrahe zugewiesen werde, welches vorzüglich da geschiehet, wo mehrere Wassertheilhabere bey einander Maschinen in einem Fluß stehen haben, und einander das Wasser geben und nehmen können.

Auftragen, (bergmännisch) heißt 1) den Schacht von unten auf mit Löchern, Einstrichen, und Strebstempeln höher machen. Ingleichen die Seitenbretter, oder die Backen der Gerinne erhöhen, damit die Gerinne mehr Wasser führen oder tragen können; 2) sagt man das Seil auftragen, d. i. es um den Korb legen. Das Erz und Kohlen in den Schmelzofen schütten heißt auch Auftragen oder Auflaufen, beym Probiren aber das Mehl auf die Kapelle setzen.

Auftragen der Farben, s. Farben.

Auftragen eines Risses, s. Riß.

Auftragen, heißt bey den Glasmachern, was bey andern Leuten anlegen heißt. Z. E. wenn sie einen Glasreifen mit der Binde anlegen, so sagen sie, sie tragen ihn auf. Bey dem Buchdrucker heißt auftragen so viel, als die Farbe mit den Ballen auf die Forme bringen, nachdem man solche vorher auf denselben wohl zerrieben und vertheilet.

Auftragjöcher, nennen die Zimmerleute bey dem Schachtbau Jöcher, welche nicht Joch auf Joch, wegen dem festen Gebürge, sondern 4/5, bis 6 zöllige Klötzer dazwischen gesetzt werden. Zum ersten Auftragen werden diese Auftragjöcher mit Klammern an das Hauptjoch, auch wohl an die Pfähle angehalten. Darauf werden zwischen solche aus dem liegenden gegen das hangende bey dem Fahrschacht Streben von dreyfachem Holze verlohren, und im Treibschacht Stücke von 12 schuhigten Pfählen von einem Joch gegen das andere gesetzet. Der Kopf, oder das stärkste Ende dieser 3½ Lachter langen Auftragjöcher kommt in den Treibkloß zu liegen, daher im Fahrschachte zur Gleichwaage kleine Klötzer, wie es die Grade erfordert, darzwischen gesetzet werden.

Auftragtröge, oder Schichttröge, sind länglichte Mulden, in welchen das beschickte und zum Schmelzen zubereitete Erz ingleichen die erforderliche Schlacken auf den Ofen getragen werden.

Auftragung des Erbguts zu Lehn. (*Oblatio allodii in feudum*). Es ist dieses eine Handlung und Vertrag, wodurch der Eigenthümer eines Erbguts (Allodii) aus bewegenden Ursachen das Erbgut und dessen Eigenthum (Dominium) einem Herren, Stifte, ꝛc. unter der Bedingung übergiebt, daß er ihm solches hinwieder zu Lehn giebt, und also damit das Erbgut zu Lehngut macht. Der Eigenthümer begiebt sich dadurch seines würklichen Eigenthums, und überträgt es an seinen künftigen Lehnherren. Vormals war diese Handlung mit vieler Weitläuftigkeit verbunden, wohin besonders gehört, daß derjenige, dem die Auftragung geschehen, dasselbe Erbgut über Jahr und Tag erst im würklichen Besitz haben und nützen, alsdenn aber erst dem Aufträger wieder zu Lehn reichen, und ihn damit investiren mußte. Diese aus dem alten Sächsischen Recht eigentlich herstammende Gewohnheit ist aber bald abgekommen. Wenn derjenige, so sein Erbgut zu Lehn übergeben will, darüber völlig freye Hand hat, daß ihm weder Gesetze, Verträge, noch andere Ursachen und Umstände mehr binden, so steht ihm solches nach jetziger und schon lange üblicher Verfassung allezeit frey.

Aus diesem Grunde sind also davon ausgeschlossen 1) die Bischöfe, Prälaten ꝛc. die ohne Consens des Capittels kein Erbgut zu Lehn auftragen dürfen. 2) Diejenigen, so ihr Erbgut mit Schulden beladen, und also zum Schaden der Creditorum solches thun wollen. 3) Fideicommissarische Besitzer, wo es gegen die Natur des Fideicommisses läuft. 4) Alle diejenige, welchen die Gesetze, Familienverträge ꝛc. solches verbieten, oder die Erben den Consens verweigern und was dergleichen mehr ist.

Die Meynung der Rechtslehrer, daß in den mehresten Provinzen von Deutschland, der gröste Theil der jetzigen Lehngüter aus alten Erbgütern (Allodiis) so aufgetragen, entstanden sind, hat alle Wahrscheinlichkeit, wo nicht Gewißheit für sich. Wenn man bedenket, wie häufig solche damals gewesen sind, und nur die alten Gesetze der ältesten deutschen Völker mit Fleiß zu diesem Behuf durchliest, hiernächst die alten Traditionen und Schenkungen an die Stifter bey dem Schannat, Falke ꝛc. beyfüget, so wird man die Richtigkeit dieses Satzes schwerlich mißkennen.

Die Ingenui und andere, die nicht *servilis conditionis* waren, besaßen allerdings ihre Güter als erbliche und freye Allodia. Obwohl die Franken ꝛc. so die deutschen Völker sich unterwürfig machten, von den eroberten Ländern vieles an ihre Soldaten, Bedienten ꝛc. zu Lehn (beneficia) gaben, so ließen sie doch den gröstern Theil der alten Einwohner gerne bey ihren alten Besitzungen und Freyheiten, damit sie ihnen das neue Joch erträglich machten. Die Unterwürfigkeit selbst war öfters bey den schwachen Fränkischen Königen von geringen Folgen, und hatte vielmals nur den Schein, wovon die häufige Empörungen der unterjochten Völker zeugen. Unter den ersten deutschen Kaysern, da die Herzoge, Grafen, ꝛc. noch Beamte waren, fand man wohl die wenigste Ursach, sein Erbgut in Lehn zu verwandeln; wie diese aber nach und nach ihre Länder, die sie Amtsweise verwalteten, mit ihren eigenthümlichen Gütern zusammen schlugen, und also beydes erblich erhielten, mithin den eingesessenen kleinen Erbeigütern furchtbar wurden; die Stifter mächtig wurden und die Gerichtsbarkeit an sich zogen, und viele andere Ursachen mehr eintraten, so gab solches alles Gelegenheit, daß diese kleine Erbeigüterle aus vielerley bewegenden Umständen ihre bisherige Erbgüter diesem oder jenem Herren oder Stifte ꝛc. zu Lehn auftrugen.

Die Beweggursachen zu der Lehnsauftragung waren vorzüglich diese: 1) Die vornehmste, aus welcher wohl die häufigste Auftragungen geschehen sind, rührt zuverläßig aus der Furcht her, wo zu besorgen war, daß man alles verlieren könnte, wenn man nicht einen mächtigen Schutzherren sich auswählete. Diese Ursach hat bey vielen großen Fürstenthümern ꝛc. noch mehr aber bey den Erbgütern des niedern Adels Statt gefunden. 2) Dieser kann man allerdings zur Seite setzen die übertriebne Devotion gegen die Stifter, Klöster und alle geistliche Stiftungen und Personen, weil man glaubte dadurch den Himmel zu verdienen, andern theils gab hiezu Gelegenheit die Macht, und das Ansehen der Bischöffe, die bey dem Kayserlichen Hofstager die gröste Rolle spielten, und bey den Regierungsgeschäften den stärksten Einfluß hatten. Daher sagt der Slavische Geschichtschreiber Helmold Lib. I. Cap. 69. ad A. 1149. von dem Erzbischoff Hardwig von Bremen, daß derselbe sich sehr erzürnet, wie der Herzog Heinrich der Löwe von dem designirten Bischoffe Vicelino von Aldenburg verlangt, daß er die Investitur von ihm nehmen sollte, und gesagt: Vbi Dux vel Marchio, qui pontificibus (d. h. den Bischöffen nach dem Styl der mittlern Zeit (mamus non offerat — certatim currunt

ut homines (d. h. Vasallen) fiant ecclesiæ & participes beneficiorum eius — Debitis huic Duci manus vestras, ut hoc exemplo incipiant esse principum fervi, qui fuerunt principum Domini — Wo ist ein Fürst, der nicht wünscht ein Vasall der Bischöffe zu seyn? Sie drängen sich derselben Vasallen zu werden. Wenn ihr aber (sagt er zu dem gedachten Vicelino) von dem Herzoge die Investitur nehmen wollt, so geht ihr Gefahr, daß die Bischöffe Knechte der Fürsten werden, an statt daß sie bisher ihre Herren gewesen sind. Aus dieser Quelle rühren die Erbämter des Stifts Bamberg her, so die größten Fürstlichen Häuser übernommen, und dazu gewisse Güter von ihren Ländern dem Stifte aufgetragen und wieder zu Lehen genommen haben. Man hatte nicht allein Ehrerbietung vor die großen mächtigen Bischöffe, sondern auch Furcht. 3) Noch mehr gab hiezu Gelegenheit, zumal bey dem niedern Adel, die Unsicherheit, die besonders seit der Zeit des großen Zwischenreichs überhand nahm; wo Recht und Gerechtigkeit nach und nach aufhörte, mithin sich ein jeder, so gut er konnte, selbst Recht schaffete, und das Faustrecht die Stelle der Gesetze und der Gerichtshöfe vertrat. Der mächtige niedere Adel folgete dem Beyspiel der Grafen ꝛc. und bauete feste Schlösser zu seinem Schutz, die öfters in der Folge der Landesherr selbst zur Beschützung des Landes nöthig hatte, und es auf vielerley Art dahin zu bringen wußte, daß sie ihm zu Lehn aufgetragen wurden, wobey er sich alsdenn das Oeffnungsrecht gemeiniglich ausbedungen hat. Diejenige also, die sich selbst auf solche Art nicht schützen konnten, mußten nothwendig sich in den Schutz des Fürsten ꝛc. begeben und ihre Erbgüter dem zu Lehn auftragen. Aus diesen 3 Quellen ist zuverläßig der größte Theil der aufgetragnen Lehen entstanden.

Ueberdem aber geschahe solches auch wohl 4) zum Besten des Geschlechts, zur Conservation des Landes, zur Vermehrung des Glanzes und der Würde desselben, wohin das Beyspiel von der Auftragung der Erbländer Braunschweig und Lüneburg, so Otto Puer A. 1235. dem Kayser Friederich II. gethan hat, billig zu rechnen ist. Ferner wegen Einführung des Primogenitur-rechts, oder auch um die Unterthanen in Respect zu erhalten, wie solches aus dem Lehnbriefe des Grafen Ulrichs I. von Friesland im Jahr 1454. erhellet. 5) Selten hat man die Erbgüter aufgetragen aus der Ursache, um Geld zu erlangen, wie solches doch mit der Grafschaft Rietberg geschehen ist, wo der Landgraf von Hessen 600 Gulden dem Eigenthümer bezahlet hat. 6) Mehrmalen hat eine dringende Schuldenlast solches verursachet, wovon die A. 1438. geschehene Auftragung der Grafschaft Waldeck an den Landgrafen Ludwig von Hessen ein sehr überzeugendes Beyspiel giebt. 7) Auch giebt die Geschichte Beweise, daß derjenige, so im Kriege untergelegen, oder gefangen ist, sich durch die Auftragung seiner Erbgüter, oder eines Theils davon befreyet hat, u. w. d. m.

Die Uebertragung mag indessen geschehen seyn, auf welche Art, und aus welchem Grunde sie wolle, so ist doch dabey allemal der Grundsatz geblieben, daß das Eigenthum der Sache übertragen, oder vielmehr die Sache eigenthümlich übergeben, und Lehnsweise von dem Herren, dem sie übergeben, wieder zurück genommen ist. Daher steht in dem Lehnbriefe des Herzogs Johannes von Brabant, worinn er A. 1333. einen Edelmann Johann von Brunhorn, der ihm sein Allodium aufgetragen hatte, mit selbigem wieder beliehen, die merkwürdige Formel — singula bona sua quæ ad presens habet *allodialia* apud Kessenig — qualiacunque fuerint *in manus nostras hereditarie resignavit exfestucando, nihil juris pro se fusipue hereditus retinendo* — Senckenberg. *Prim. Lin. jur. feud. in Adjunct.* p. 17. Hieraus fließet also von selbst, daß die Natur der aufgetragenen Lehne ursprünglich, und allgemein im Grunde an sich nichts voraus hat, sondern daß sie allerdings ad feuda propria gehören, und alle Gattungen von Lehnen auf sie angewandt werden können. Dieses ist aber nicht zu leugnen, daß in den mehresten Fällen die Aufträger zu ihrem Besten gesorget, und bey der Auftragung vortheilhafte Bedingungen, sowohl wegen der Erbfolge, als anderer Umstände wegen erhalten, die der neue Lehnherr aus bewegenden Ursachen gerne zugestanden hat. Daher haben die Lehngüter in Holstein, Mecklenburg, Pommern, Lausnitz ꝛc. die Lüdischen, Cölnischen, Trierischen, und andere geistliche Lehngüter viele Vorrechte, und unterscheiden sich von den andern sehr merklich. Die Regel aber bleibt dennoch fest, daß die aufgetragene Lehne die Eigenschaft der feudorum propriorum nicht verlieren, wenn die Verträge, Lehnbriefe, und besondere Gesetze ihnen nicht eine andere Eigenschaft beylegen.

Noch ist hinzuzufügen, daß man sie 1) füglicher unter die neue, als alte Lehne rechnet. 2) Die Collateralerben nicht zur Succession gelangen. 3) Sie werden eher den Gütern, so ex pacto & providentia herrühren, als den Erbgütern zugesellet, obwohl hierunter die Meynungen der Rechtsgelehrten sowohl, als die Landesobservanz sehr unterschieden sind. 4) Die weibliche Linie ist ausgeschlossen nach der Regel, es seyn denn daß die Landesgesetze, Observanz, und die Verträge ein anderes verordnen.

Bey den Reichsallodien ist kein Unterschied. Wenn keine Familienverträge noch andere Ursachen die Auftragung verbieten, so kann solches allerdings geschehen, doch daß die nächste Erben damit einig sind. Einen fremden auswärtigen Fürsten aber schließet die Reichsverfassung mit Recht aus, mithin sind nur die Reichsstände allein fähig die Auftragung anzunehmen.

Auftragung des Lehns zu Afterlehn, (*Oblatio feudi in subfeudum*). Obwohl der Fall, daß der Vasall sein Lehngut, so er bereits von jemand zu Lehn hat, einem Dritten zu Lehn aufträgt, lange nicht so häufig, wie der vorige mit dem Erbgute, vorgekommen, so ist solches doch, zumal bey den Reichslehnen, auf vielfältige Art geschehen. Es hat dazu öfters einerley Ursache, wie bey den Erbgütern, Gelegenheit gegeben, z. B. wenn der Vasall im Kriege oder bey einer Fehde gefangen worden, und sich dadurch ranzionirt, oder damit den verursachten Schaden ersetzet hat u. d. m. Es mag indessen geschehen seyn auf welche Art es wolle, so hat es allemal zum Nachtheil des ersten Lehnherrn gereichet, und der Aufträger dabey die Absicht gehabt, entweder den ersten Lehnherrn ganz um sein Dominium directum zu bringen, oder wenigstens solches zu schmälern. Wenn auch dieses nicht völlig die Absicht war, so suchte er doch gewissermaßen ein Condominium dem neuen adoptirten Lehnherren zuzuschaffen und diesen dadurch zu einem Afterlehnherren und zugleich zum Vasallen des ersten und alten Lehnherren zu machen. Besteht dieses geschahe allerdings zum Nachtheil des letztern und konnte mit Bestand Rechtens, ohne dessen Einwilligung, nicht vorgenommen werden. Es bedarf dieses eigentlich keiner Widerlegung. Weil der Vasall kein Dominium directum an seinem Lehn hat, so kann er solches durch die Uebertragung nicht dem neuen adoptirten Lehnherren

Digitized by Google

zuwenden, und wenn im zweyten Fall auch solches dem ersten Lehnherren verbleibt, und der Unterlehnherr sein Vasall wird, so wird doch der erste allemal zu kurz kommen, wenn der Aftervasall ohne Lehnerben stirbt, weil alsdenn der Unterlehnherr das ihm eröffnete Lehn einziehen, wenigstens darüber mit dem ersten Lehnherrn in starke Collision kommen würde. In beyden Fällen handelt der Vasall unrecht, und zum offenbaren Nachtheil des rechten Lehnherren.

Aber auch in dem dritten Fall, wenn durch die Adoption der neue Afker oder Unterlehnherr zwar ein wirklicher Vasall des ersten alten Lehnherrn wird, so verliert der letzte doch im Grunde alle Rechte und Vortheile seines wirklichen Dominii directi. Denn 1) wird dadurch der Lehnsnexus zwischen den Lehnherren und Vasallen aufgehoben, weil aus dem wirklichen Vasallen ein Aftervasall, und aus dem neuen Lehnherren ein Vasall des ersten Lehnherren wird, mithin ist durch die Uebertragung eine wirkliche Alienation geschehen, und dem rechten Lehnherren ein unbefannter Vasall aufgedrungen worden. 2) Präsiniret nunmehr der vormalige rechte Vasall und jetzige Aftervasall seine Lehndienste nicht mehr dem ersten, sondern dem neuen Afterlehnherren, und der erste ist bey des letztern seinem Dienst, den er zwar als ein Surrogatum leisten mußte, sehr unsicher. 3) Verliert der erste Lehnherr dadurch die erste Instanz in Lehnsachen, die nunmehr dem Unterlehnherrn zukömmt. Der größte Verlust aber besteht 4) darinn, wenn der Vasall stirbt ohne Lehnserben, daß alsdenn das Lehn nicht dem ersten, sondern dem Afterlehnherrn zufällt, und also die Consolidation cessiret.

Aus dem angeführten ist also offenbar, daß mit Bestande Rechtens die Auftragung des Lehns zu Afterlehn ohne Consens des Lehnsherren nicht gültig geschehen kann, nach denselben im geringsten verbindet. Ueberdem aber ist auch die Einwilligung der Agnaten allerdings dazu nothwendig, deren Condominium bey einem alten Stammlehn niemand leugnen wird.

Doch mögten die Pommersche, Mecklenburgische ꝛc. Lehne, so unter die Feuda Anomala gehören, in Absicht des Lehnherren, da sie Feuda alienabilia sind, hier eine Ausnahme machen. Aus den vorangeführten folget also von selbst, daß, wenn der Lehnherr in die Auftragung des Lehns von seinem Vasallen gewilliget, wozu er zuweilen durch gewisse Umstände bewogen werden, solche alsdenn allerdings seine Gültigkeit hatte. Entweder hatte sich der Lehnherr in dem Consens protestiret, oder er hatte andere Vortheile und Ursachen, darum er eine ihm sonst nachtheilige Sache eingegangen war. Was die Rechtsfrage betrifft, ist nicht zu leugnen, daß bey solchen der Fall der Auftragung öfters geschehen ist, und davon verschiedene Beyspiele angeführet werden konnten, darinn aber sind die Lehnrechtslehrer nicht völlig einig, ob dazu der kayserliche Consens nöthig, oder nicht sey. Lonker ist besonders der Meynung, daß solches wohl zu erweisen und nähern Schutz haben oder aus andern Ursachen einem mächtigen Reichsstande ohne kayserlichen Consens aufgetragen werden könnte. Maseov, Mosser ꝛc. behaupten das Gegentheil, und wohl nicht ohne Grund, wo sie zugleich nachweisen, daß seit Carls des IV. Zeiten der kayserliche Consens allemal nachgesuchet worden. Wollte man darinn die völlige Freyheit der Reichsstände annehmen, so müßte man vorzüglich beweisen, daß die Reichslehne von jeher Feuda alienabilia gewesen, und noch sind, welches aber die häufig vorhandene kayserliche Consense über dergleichen Verkauffungen widerlegen.

Auftreder, werden diejenigen Jungen genannt, die den Schlammgraben auf das Gefäll tragen müssen. s. das weitere unter Gefälle und Schlammgraben.

Auftreibeisen. Der Sporer schmiedet von Anfang ein gerades etwas breites Eisen, und an dem einen Ende desselben formiret er sogleich das dünnere Zängen, welches zum Halse d. i. zu demjenigen Theile werden soll, der das Rädgen in sich fasset. Das breitere Eisen schrotet oder spaltet er hierauf der Länge nach von einander bis an den Hals, und wenn dieses geschehen ist, schraubet er ein vierkantiges Eisen in den Schraubstock, in dessen Bahne einige Löcher befindlich sind, setzet den Hals des Spornes in ein solches Loch und treibet die von einander geschrotene Schenkel mit dem Hammer auseinander, bis sie jenes Eisen berühren und mit einander in gerader Linie liegen, worauf er sie gemeiniglich in dem Einschnitte eines Gesenkes halb rund bildet und ferner ausarbeitet. Das kaum erwähnte Eisen, in dessen Löcher die Hälfe der Sporne gesetzt werden, wenn man die Schenkel aus einander treibet, wird das Auftreibeisen genennet, und es sind zuweilen in daselbe auf einer Seite halbrunde Einschnitte eingefeilet, damit man die gleichfalls kaum angeführte besondere Gesenke entbehren könne.

Auftreiben, heißt beym Glasmachen die Scheibenkeule mit der Auftreibscheer, welches eine nur ein Zwackeisen oder sogenannte Beißzange gestaltete Zange ist, voneinander und zu kleinen Scheiben treiben. In den Schächten aber bedeutet es eine Wand zerschlagen oder zersetzen.

Auftreiben, heißt in der Landwirthschaft den Acker durch wiederholtes Pflügen locker machen. Besonders bedeutet es das dritte Pflügen zur Wintersaat, welches sonst auch: Dreyern genannt wird.

Auftreiben, ist die Benennung eines gewissen Gebrauches bey den Handwerken. Wenn nemlich ein Geselle an dem Orte, wo er in Arbeit gestanden, etwas ungelegenes begangen und ohne der Strafe des Handwerkes sich unterworfen zu haben ausgewandert, so wird sein Name in das schwarze Buch oder an die schwarze Tafel geschrieben, und dadurch der Vorgang nicht nur auswandernden und durchpassirenden Gesellen bekannt gemacht, sondern ihnen auch Commission gegeben, ihn aller Orten, wo sie hinkommen, auszubreiten und durch Weitergehende noch weiter in die Welt bringen zu lassen. Auf diese Weise muß und zwar in kurzem das Gerüchte bis an den Ort kommen, wo sich der Entlossene aufhält, er mag soweit gegangen sein als er will, und sobald das Gerüchte angekommen, behält ihn kein Meister in der Arbeit und kein Geselle arbeitet neben ihm. Es ist also vor ihn kein anderer Rath, als dahin, wo er den Fehler begangen, sich zu wenden und sich mit der Zunft auszusöhnen. Hierin bestehet das Auftreiben. Wie viele andere Handwerksgebräuche, so auch dieses trennet sich nicht zu den Rechten der Landesobrigkeit. Inzwischen kostet es Mühe und Gewalt die Handwerker von ihren Verfahren abzubringen, welche zur Beschönigung desselben hauptsächlich folgende Gründe anführen: Die Obrigkeit wisse nicht wo sie den Entweichenden aufsuchen solle, hingegen so viele hundert alle Länder und Städte durchwandernde Gesellen finden ihn gewiß der allezeit Marktschreyische Handwerksputsche könne der requirirten Stadtobrigkeit, bey welcher er sich aufhält, bald entwischen, aber der wie eine Kette in der ganzen Welt zusammenhängenden Zunft könne er nicht entlaufen; sobald sich die Obrigkeit darein mische, gehet es nicht ohne beträchtliche Kosten ab, welche die

öfters unbedeutende Handwerksverbrechen nicht jedesmal verdienten, bey dieser Anstalt kostet es nichts u. dgl. Allein, da ein solches Recht, wenn es den Handwerken zugestanden werden wollte, gar stark misbrauchet werden würde, und die Absicht, soweit sie löblich ist, durch andere zweckmäßige Mittel erhalten werden kann; so ist dasselbe von den Reichsgrundgesetzen billiger Weise vor unzulässig erkennet und dessen Ausübung schlechterdings und bey hoher Strafe verboten.

Auftreiben der Wäsche s. Aufschlagen der Wäsche.

Auftrennen, heißet einen Saum oder eine Nath nützlich mit einem kleinen Messer oder Schere wieder auflösen.

Auftrift, der Weg nach einem Deich hinauf, auf welchem das Vieh hinaufgetrieben wird.

Auftrinken, ist eine bey den Sattlergesellen bey ihren Vierwochengeboten übliche Ceremonie. Die dabey gebräuchliche Formel ist: So mit Gunst, ich will dir meine ehrliche Schenke auftrinken, von meinetwegen, von deinetwegen, von aller rechtschaffenen Sattler wegen.

Auftritt, im lateinischen *Scena* (dramatische Dichtkunst.) Ist derjenige Theil eines Schauspiels, der ununterbrochen von denselbigen Personen behandelt wird. Er endigt sich, und ein neuer Auftritt fängt an, so oft eine oder mehrere Personen von dem Schauplatz abtreten, oder wenn eine oder mehrere Personen zu denen, die schon aufgetreten sind, hinzukommen. Keine Person darf ohne hinreichenden in der Handlung liegenden Grund weggehen, oder auftreten; die Bühne darf vom Anfang eines Aufzugs bis ans Ende niemals leer werden, und ein jeder Auftritt muß mit dem folgenden in genauer Verbindung stehen.

Doppelte Auftritte entstehen dadurch, wenn zweyerley handelnde Personen einander nicht gewahr werden, oder wenn eine jede Parthey für sich handelt, als wenn die andere sie, oder sie die andere noch nicht bemerkt hätte. Dergleichen Auftritte sind auf kleinen Bühnen abgeschmackt, weil es unwahrscheinlich ist, daß Personen, die einander so nahe sind, als sie sich auf einer kleinen Bühne seyn müssen, sich nicht hören oder bemerken sollten. Sie müssen daher mit vieler Behutsamkeit angebracht werden. Es ist z. B. möglich, daß eine Person, die vorne auf der Bühne ein Selbstgespräch hält, eine andere weiter hinten stehende Person nicht bemerke. Ein doppelter Auftritt von der Art ist also nicht ganz zu mißbilligen, zumal wann das Bedürfniß des Dichters, welchem auf keine andere Art abzuhelfen ist, ihn erheischet.

Wenn die handelnden Personen gar nichts miteinander reden, sondern sich ihre Gedanken und Empfindungen nur durch Blicke und Gebehrden zu erkennen geben: so machen sie stumme Auftritte, welche aber selten vorkommen.

Die Auftritte müssen auf eine geschickte Art mit einander verbunden werden, so daß der Grund in der Handlung liegt. Terenz ist häufig von den Kunstrichtern getadelt worden, daß er seine Scenen größtentheils auf einerley Art mit einander verbindet. Z. E. quis a me exit? fores crepuerunt; opportune mihi obviam venis, u. d. gl. doch läßt sich diese Manier aus der Vorstellungsart der Alten, da der Schauplatz auf die öffentliche Straße angelegt war, entschuldigen. Bey den Alten enthält der erste Auftritt gemeiniglich die Erzählung dessen, was vor dem Anfang der Handlung hergegangen ist, und wird deswegen *scena protatica* genennt.

Auftritt, Bank, (*Banquette*). Nachdem der Wallgang mehr oder weniger erhaben ist, nachdem muß die Brustwehre eine geringere oder größere Höhe haben, wenn sie die auf jenem stehende Mannschaft wider den feindlichen Schuß gehörig decken soll. Je höher aber die Brustwehre ist, je weniger der Soldat über dieselbe weg ins Feld oder die vom Feinde eroberte Aufenwerke feuern kann. Man leget deswegen hinter der Brustwehre, je nachdem sie höher ist, eine, zwey, oder drey Stufen NO* an, bis der Kamm der Brustwehre nur 4½ Schuhe höher lieget, als die oberste Stufe, und diese Stufen heißen Auftritte. Derjenige, auf welchem die feuernde Soldaten stehen sollen, muß, damit sie Raum genug haben, 4 Schuhe breit seyn, und, wenn Pallisaden darem eingesetzet werden, wie auf dem Banquette hinter dem Glacis zu geschehen pfleget, noch breiter. Die übrige werden 1½ bis 2 Schuhe breit gemacht. Die Höhe läßet sich nicht vorschreiben, sondern muß sich nach der Höhe der Brustwehre richten. Man macht sie zuweilen aus Mauerwerk, zuweilen aus Erde. In jenem Falle bedecket man sie mit Steinplatten; in diesem giebt man ihnen eine starke innere Böschung, weil sie ohne dieselbe in sehr dürrem und sehr nassem Wetter leicht zertreten würden. Eben diese starke Böschung macht, daß man bequem hinauf steigen kann, sie mögen so hoch seyn, als sie wollen, und nicht nöthig hat, mehrere Absatzweise vor einander zu legen.

Auftrittbank, findet sich an den Stühlen der Fortenwürker, und werden darunter die Ende aller Tritte durch eine eiserne Stange beysammen gehalten.

Auftrocknen, heißt in der Landwirthschaft soviel als Sachen, z. E. Kräuter zu künftigem Gebrauch trocken machen. (s. Trocknen) Bey den Kühen heißt es soviel als Aufsiegen, aufhören Milch zu geben.

Auftrocknen, eine Pflanze; s. Auflegen.

Aufwachsen s. Wachsthum der Pflanzen.

Aufwällen, auf Haysen setzen. Was es in der Küche bedeute, s. unter Aufquellen.

Aufwärmen der Speisen, ist bey Herrschaften das Geschäfte eines Haushofmeisters. Sie nehmen dazu keine Kohlpfannen; sondern Wärmkasten mit eingefülltem abgebrannten Weingeiste, s. auch Wärmpfanne.

Aufwärmen, wird auch oft methaphorisch gebraucht, wenn einer Sachen vorbringt, die schon längst gesagt oder abgethan worden sind.

Aufwärtsgehend, (*sursum versus, montans*) wird in der Wappenkunst, bey gewissen Schildestheilungen gebraucht. Es giebt nemlich einige Heraldische Figuren, deren zwey, wenn sie neben einander gestellet werden, in dem dazwischen liegenden leeren Raum die dritte formiren, doch so, daß diese dritte den beyden andern entgegen gekehrt ist. Dahin gehören die Stufen, die Zinnen, die Krücken, die Kreuze, die Aexte, die Eisenhütlein, die Spitzen, die Schuppen, die Wolken. Setzt man nun eine Reihe solcher Figuren nebeneinander; so entstehet daraus von selbst eine entgegen gesetzte Reihe von eben dergleichen Figuren, welche sich mit der ersteren vereinigt und gleichsam in dieselbige schlingt. Z. E.** Fig. 30. 31. 36. 54. 71. 75. 76. 104. 105. 169. 232. Dergleichen Figuren werden häufig, anstatt einfacher geraden Linien, zur Theilung der Schilde gebraucht. Geschiehet diese Theilung in die Länge, so stehet die eine Reihe von Figuren nach der rechten, die andere nach der

* s. Tafel der Fortification. Fig. 1.

** s. Tafel Heralk.

Digitized by Google

linken Seite. Geſchichet aber die Theilung queer oder ſchräge, ſo gehet die eine Reihe aufwärts, die andere niederwärts. Und da ſie beyde verſchiedene Tincturen haben müſſen; ſo muß in der Beſchreibung allemal angezeigt werden, wie die aufwärtsgehende, und wie die niederwärtsgehende, tingirt ſeye.

Bey manchen Sectionen offenbaret ſichs durch die bloſe Ordnung, in welcher man die Tincturen nennet, welche aufwärts und welche niederwärts gehen. Z. B. wenn es heißt: Fig. 242. iſt von roth und Silber mit 5 Krücken, deren vorderſte halbe ſilbern iſt, queer getheilt; ſo verſteht ſich von ſelbſt, daß die rothen niederwärts, und die ſilbernen aufwärts gehen. Dieß lehren die Regeln vom Blaſoniren. (ſ. dieſes Wort) Doch iſt es auch in ſolchen Fällen gut, wenn man die auf- und niederwärtsgehenden deutlicher beſtimmt. Man könnte deswegen die Figur auch ſo beſchreiben: queer getheilt mit 5 roth und ſilbernen Krücken, deren erſte halbe von Silber iſt und aufwärts gehet. Oder Fig. 36. iſt ſechsmal queer gekreuzt, das rothe im Silber aufwärtsſtehend.

Bey einigen Figuren iſt es durchaus nothwendig, daß man das auf- und niederwärts ausdrücklich melde. Z. B. bey der Theilung mit Aeſten richtet man ſich nach der Lage des oberſten Aſtes, und nennt die Theilung, mit aufwärtsgehenden Aeſten, wenn der oberſte aufwärts gehet; mit niederwärtsgehenden Aeſten aber, wenn dieſer niederwärts gehet. So iſt Fig. 71. von blau und Silber, mit ſechs aufwärts gehenden Aeſten, deren oberſter von Silber iſt, in die Länge getheilt.

Eben ſo dient es bey der Theilung mit Schuppen zur Deutlichkeit, wenn man, bey queeren und ſchrägen Theilungen, anzeigt, wohin die Spitzen gekehrt ſind. Z. B. anſtatt daß man Fig. 104. ausgeſchuppt, und Z. 105. eingeſchuppt nennt, könnte man kurz ſagen: von Silber und roth mit Schuppen getheilt, die Spitzen aufwärts gehend; und, von Silber und blau ſchräglinks mit Schuppen getheilt, die Spitzen niederwärts gehend. Wenn die Spitzen nach einem von den Seitenrändern ſtehen, ſo läßt ſichs in der Beſchreibung eben ſo leicht beſtimmen.

Aufwallen, (Chemie) ſ. **Aufkochen.**

Aufwallung, *Orgasmus*, *Ebullitio*, nennt man die vergrößerte Geſchwindigkeit des Kreislaufes des Blutes, wenn nemlich die Zuſammenziehungen und Ausdehnungen des Herzens, folglich auch der davon abhängende Puls, ſchneller und ſtärker werden. Hierdurch wird das Blut mehr in die äußeren Aeſte der Adern getrieben und dadurch entſtehet die Empfindung der Hitze, Röthe des Angeſichts und Durſt. Starke Leidenſchaften, beſonders Zorn, ſtarke Bewegungen des Leibes ſind meiſtens die Urſachen von dieſen Aufwallungen. Zuweilen verſtehet man unter dem Wort Orgasmus auch die Hitze in wirklichen Fiebern, ja ſo gar reden einige Aerzte von Aufwallungen des Saamens, worunter man meiner Meynung nach die ſchnelle erwachte Triebe zur Begattung verſtehet.

Aufwand, wird überhaupt alles dasjenige genennt, was man als Ausgabe auf etwas verwendet. Der Aufwand wird entweder durch unſere eigentlichen Lebensbedürfniſſe nothwendig; oder wir verwenden ihn nach Belieben auf Bequemlichkeit und Anmuth. In dieſem Falle wird er der ſogenannte Luxus. Dieſer iſt vortheilhaft, ſo lange er den Umlauf des Geldes, die Arbeit, die Nahrung der Armen, die Verfeinerung und Bequemlichkeiten im Lande bewürkt. Er iſt aber auch ſchädlich, wenn er Weichlichkeit, Trägheit, Armuth, koſtbare Moden, Ausfuhr des Geldes, Ueppigkeit, Spielſucht, und andere wirkliche Laſter veranlaßt. Die beſondere Staatsverfaſſung muß dieſes genauer entſcheiden. (ſ. Luxus) Man ſagt von demjenigen, der einen ſolchen Aufwand, wie er ihm in Abſicht auf ſeinen Stand, Ehre, Bequemlichkeit und Geſundheit zuträglich iſt, bey genugſamen Vermögen und Einkünften mit Vermeidung aller Knickerey und Kargheit, und doch ohne Schwelgerey macht, daß er frugal lebe. So wie der mehr als gemeine anſehnliche Aufwand dornehmer und reicher Leute bey feyerlichen Gelegenheiten, in Gebäuden, Kleidungen, Hausrath, Bedienten, und andern Bequemlichkeiten Magnificence genennt wird.

Aufwand des Staats, ſ. **Ausgaben des Staats.**

Aufwandsgeſetze, *Leges ſumtuariæ*, ſo werden diejenigen Geſetze genennet, welche beſtimmen, wie weit die Einwohner eines Staates ihren Aufwand einſchränken ſollen, oder wie weit es den Unterthanen erlaubt, und nicht erlaubt iſt, auf die Anſchaffung und den Gebrauch der zu ihren Bedürfniſſen, Bequemlichkeiten, und Freuden dienlichen Sachen Aufwand zu machen. Es iſt eine der allerwichtigſten Aufgaben in der Geſetzgebungswiſſenſchaft, ob und wie weit eine weiſe Staatsverwaltung Aufwandsgeſetze machen ſolle, und die Politiker ſind in der Beantwortung derſelbigen immer noch nicht einig. Wir wollen unſern Leſern dieſen höchſt intereſſanten Gegenſtand aus allen ſeinen Geſichtspuncten vorlegen. Es beruhet alles auf den zwey Hauptfragen, 1) ob und wie weit es einen ſchädlichen oder verderblichen Aufwand giebt, und 2) ob und wie weit der verderbliche Aufwand durch Geſetze verhindert werden könne.

Was zuerſt den Aufwand ſelbſt anbetrift, ſo müſſen wir ihn, um von ſeinen Würkungen zu urtheilen, in der Verhältniß gegen das Menſchenleben betrachten. Je mehr das Menſchenleben, ohne Mangel zu empfinden, auf der Erde ausgebreitet wird, deſto mehr Weſen, und Kräfte giebts, die einander zur Freude würken und genießen, wenn ſie nicht geſtöret werden. Je weniger aber das Menſchenleben ohne Gefühl vom Mangel auf dem Erdboden vervielfältiget wird, deſto weniger Weſen und Kräfte ſind da, die Menſchenfreude würken und genießen. Ein jeder Aufwand alſo, den die Menſchen machen, würkt entweder eine Verminderung und Begrenzung des Menſchenlebens; oder er würkt Aufrechthaltung, Vergrößerung und Vervielfältigung des Menſchenlebens. Iſt das letzte, ſo iſt der Aufwand offenbar vollkommen und gut, weil ſich auf dieſer Erde kein größeres Gut als das Menſchenleben gedenken läßt. Es beziehe der Aufwand worinne er wolle, er ſey ſo groß als er immer wolle, ſeine Gegenſtände mögen aus Obſt- oder Weſtindien kommen, oder bey dem, der ihn macht, daheim wachſen: ſo iſt und bleibt der Aufwand unläugbar gut, wenn er die Zahl der Menſchenleben nicht einſchränkt, ſondern die Folge hat, daß das Menſchenleben durch ihn einen Zuwachs erhält. Iſt aber das erſte, würkt die gemachte Aufwand auf die Verminderung des Menſchenlebens, macht er, daß ein Menſchenleben weniger ſeyn muß, als ohne ihn ſeyn würde; ſo iſt er offenbar verderblich für die menſchliche Geſellſchaft. Nun kommts wieder nicht darauf an, in was für Producten und Waaren er gemacht wird, und wo die Producte und Waaren herkommen, und wie klein oder groß ihr Werth iſt. Geht ein Menſchenleben durch den Aufwand zu Grunde, oder wird ein Menſchenleben durch den Aufwand in ſeinem Daſeyn verhindert; ſo iſt und bleibt er offenbar verderblich für das menſchliche Geſchlecht. Wollen nun in der Geſetzgebung, in der großen Politey der

Digitized by Google

Staaten das Schädliche und Unschädliche dieses oder jenes bestimmten Aufwandes gründlich beurtheilen, so muß man nicht fragen, ob der, welcher den Aufwand macht, solchen machen kann, ohne sein eigenes Leben dadurch zu destruiren. Wenn er auch, ohne sich zu verderben, mit der größten Leichtigkeit und Bequemlichkeit den Aufwand macht, und sein Vermögen stark genug bleibt immer mehr solchen Aufwand zu machen; so ist der Aufwand doch offenbar verderblich, sobald er einen, oder mehrere anderer Menschenleben kostet, welches ohne solchen Aufwand daseyn, und auferecht erhalten werden würde.

Wie kann aber ein Aufwand die Folge nach sich ziehen, daß durch ihn das Menschenleben vermindert wird? von selbst versteht es sich, daß es nicht anders, als so geschehen kann, wenn der Aufwand die unumgänglich nothwendigen, oder wirklich dienlamen Mittel und Kräfte zum Menschenleben wegnimmt, und einem Zwecke opfert, der nicht Menschenleben ist. Die Mittel zum Leben sind alle Materialien, oder Producte, die den Menschen als Nahrung seines Leibes sättigen, und die zu Kleidungen, Wohnungen und unentbehrlichen Geräthschaften brauchbar sind. Die Kräfte aber, die zur Hervorbringung und nöthigen Umformung aller dieser Producte erfordert werden, sind die Fähigkeiten der Menschen, welche durch anhaltende gemeinnützige Arbeit in Activität gesetzet werden müssen. Das Hülfsmittel, welches izt in der menschlichen Gesellschaft dazu dienet und nöthig ist, daß ein jeder Sucher eines Productes, oder einer Arbeit die erforderliche Zahlung thun, und also die zum Leben unentbehrlichen Mittel und Arbeiten verschaffen kann, ist das gemünzte Gold und Silber, oder das Geld. Wenn also ein Aufwand eine von diesen drey Wirkungen durch sich selbst hervorbringt, daß er nemlich entweder geradezu die Masse der Nahrungsmittel, oder Kleidungs- und Wohnungsmaterialien verringert; oder die Arbeiten, welche zur Hervorbringung aller dieser Producte, oder zu ihrer nöthigen Umarbeitung erfordert werden, schwächt, und enger zusammenzieht; oder die Masse und den Umlauf des Geldes vermindert: so ist er offenbar ein Verderber des Menschenlebens. Er sey aber auch sogroß als er immer wolle, er hole seine Waaren aus Mexico, oder aus Indostan; so ist er für das Menschenleben nie gefährlich, sondern heilsam, wenn er die Menge der Nahrungsmittel, der Kleidungs- und Wohnungsmaterialien vervielfältiget, wenn er die anstrengende Arbeitsamkeit zur Vermehrung der Lebenserforderniße befördert, und wenn er die Masse und den Umlauf des Geldes vergrößert und lebhafter macht.

Aus diesen allgemeinen Gründen fließen nun mehrere bestimmte Wahrheiten, die den Gesetzgeber in seinem Gange leiten müssen. Die erste ist diese: **Jemehr Aufwand auf die Hervorbringung und den wirklichen Verbrauch der verschiedenen Nahrungsmittel aus dem Pflanzen- und Thierreiche der verschiedenen dienlichen Kleidungsmaterialien, und der Wohnungsmaterien von einem jeden Menschen gemacht wird; desto glücklicher und blühender ist und wird noch immer mehr der Zustand der Gesellschaft.** Dazu sind die Nahrungsmittel von Gott selbst nach allen ihren verschiedenen Klassen bestimmt, daß sie von den Menschen genossen werden sollen, und dazu sind die Materialien zu Kleidungen und Wohnungen da, daß die Menschen sie brauchen sollen. Der Genuß und Verbrauch aller dieser Producte hat auch keine andern natürlichen Gränzen, als welche durch die Verhältniß zwischen der Menge dieser Producten, und den Trieben und Wünschen, und dem Erwerbungsvermögen der Menschen, ohne alle willkührliche Einmischungen, gesetzt werden. Starker und immer wachsender Verbrauch der erwähnten Producte wirkt ganz zuverläßig Lust und Eifer und Anstrengung, durch höhere Benuzung aller Klassen von Grundstücken die Masse dieser Producte zu vervielfältigen, wenn nicht durch willkührliche Hindernisse und Lasten diese Wirkung gehemmet wird. Niemals wird die Consumtion der Genießungen durch sich selbst Ursach zum Verderben und Unglück der Gesellschaft. Sie gewährt den Menschen ihr Glück auf dieser Erde: aber die Production der zur Consumtion nöthigen und dienlichen Gegenstände und Materien muß ohne alle Hindernisse ihren guten Fortgang haben. Nur durch **ungehinderte Consumtion und ungehinderte Production** kömmt jeder Staat in den Zustand, daß jeder seiner Bürger und Inwohner allen den Aufwand auf sein und seiner Mitmenschen Leben und Lebensfreuden machen kann, die seinen Trieben und Wünschen gemäs sind. Die zweyte Wahrheit ist diese: **Jemehr Aufwand auf die Unterhaltung und das Wachsthum der Industrie aller der Gewerbe, die für die Kleidung und Wohnung, und die nothwendigen Geräthschaften der Menschen arbeiten, gemacht wird, desto glücklicher und blühender wird die Gesellschaft.** Alle diese Gewerbe sind geradezu zum Glücke der menschlichen Gesellschaft thätig. Die Vergrößerung ihres Flores wirkt zuverläßig größere Leichtigkeit für alle Glieder der Gesellschaft, ihre Bedurfnisse zu befriedigen. Mit dem zunehmenden Wachsthume dieser Industrie wachst auch zugleich der Verbrauch der verschiedenen Klassen von Lebensmitteln, und folglich die beste Benuzung der Grundstücke zur Vermehrung der Masse der Lebensgenießungen. Die dritte Wahrheit: **Jeder Aufwand auf Producte** oder Arbeiten, die Grund **und Boden der Hervorbringung der zur Nahrung, zur Kleidung und Wohnung nöthigen oder dienlichen Materien ganz entziehen, ist für die menschliche Gesellschaft** offenbar verderblich. Wir wollen die Producte, die als Speisen und Getränke, als Kleidungs- und Wohnungsmaterialien gebraucht werden können, mit dem allgemeinen Namen X belegen. Dreyßig Centner von X sollen die jährliche Erfordernis für einen Menschen seyn, wenn er ohne alles schmerzliche Gefühl des Mangels leben soll, und zwey Morgen Land, der Morgen zu 160 rheinische Quadratruthen von 16 Schuhen lang, sollen jene 30 Centner hervorbringen können. Unser Erdboden sol in allem 4000 Millionen Morgen baubares Land haben. Also geben diese 4000 Millionen Morgen, wenn sie zu der Hervorbringung von X, das ist, der Speisen, Getränke, Kleidungs- und Wohnungsmaterien, und nothwendigen Geräthschaften, verwendet werden, eine ohne allen Mangel lebende glückliche Volksmenge von 2000 Millionen Menschen. Nun wollen wir annehmen, daß ein Geist des Irrthums die Menschen beredete, alle Jahr 2000 Millionen Morgen nicht mehr zu X, das ist, zu den wirklichen reellen Lebensgenießungen der Menschen, sondern zu einem Gewächse oder Producte Y, das weder Speise noch Getränk, noch Kleidungs- noch Wohnungsmaterial seyn kann, zu verwenden. Jeder Morgen sol von diesem Producte Y 10 Centner bringen, und also sollen von 2000 Millionen Morgen 20000 Millionen Centner gewonnen werden. Allein dieser ganze Erwachs nährt und kleidet keinen Menschen, und giebt keinem Woh-

Digitized by Google

rungsmaterial. Vorher wuchsen auf diesen 2000 Millionen Morgen Land, von den Lebensbedürfnissen X, 30000 Millionen Centner, von welchen 1000 Millionen Menschen ohne allen Mangel glücklich lebten. Jetzt macht der Aufwand auf das Product Y, daß von den nemlichen 2000 Millionen Morgen nicht eine Seele leben kann. Die übrigen 2000 Millionen Morgen Land, die an der ganzen Summe der 4000 Millionen übrig sind, und zu den Lebenserfordernissen X noch gebraucht werden, können nach der Voraussetzung nur 1000 Millionen Menschen erhalten. Daher kann man mit dem Product Y, welches nun auf 2000 Millionen Morgen Land gezogen wird, die auf diesen Districten verlohrengehende Lebensbedürfnisse von 1000 Millionen Menschen, nicht von den übrigen 2000 Millionen Morgen ersetzen, weil diese nicht 2000, sondern nur 1000 Millionen Menschen erhalten können. Da hilft nun der Gold- und Silberwerth des Products Y nichts. Wenn auch auf den 2000 Millionen Morgen Land, auf welchen das Product Y gebauet wird, so viele Millionen Mark Gold und Silber wirklich hervorwachsen könnten; so hätte man wohl 2000 Millionen Mark Gold und Silber, aber sie sind nicht Lebensmittel für einen Menschen, geschweige für 1000 Millionen, die auf diesen 2000 Millionen Morgen Land ihre Subsistenz fanden, und die übrigen 2000 Millionen Morgen Land, die gerade nur ihre 1000 Millionen Seelen unterhalten können, sind nicht vermögend, für alles Gold und Silber die gänzlich fehlende Subsistenzmittel für noch 1000 Millionen Menschen zu verschaffen. Welch ungeheure Destruction in der menschlichen Gesellschaft, wenn man mit dem Anbau eines solchen Productes Y, oder mehrerer von der Art, immer weiter fortgeht! — Die vierte Wahrheit: **Aller Aufwand, der nur auf blos eingebildete Güter oder zur Befriedigung der Einbildungskraft gemacht wird, gereicht der menschlichen Gesellschaft zum unausbleiblichen Verderben.** Solche Güter, die nicht durch die Aneignung der Natur für das menschliche Leben Kraft seyn können, sondern blos durch eine verkehrte Einbildung als Güter des Lebens gedacht werden, geben keinen reellen Genuß. Wer nun der Verblendung der Einbildungskraft nachgiebt, dem wird alle Anstrengung der Seelen- und Leibeskräfte zum Ekel; alles Ueberlegen, Nachdenken, alle Beherzigung der Folgen der Dinge, alles ernste Herumschauen auf die Schicksale der Mitmenschen, alle Nachforschung über ihre Ursachen, ihren Gang und ihre Leitung zum Besten der Gesellschaft: alles das ist nicht für den, der um blos eingebildeter Güter willen Aufwand macht. Wenn ein Mensch auf die Vorstellung geräth, sein Leib werde verschönert, wenn er seinen Kopf gefärbte Pferdeschwänze, oder Hahnen- und Straußenfedern aufstecke; wenn er goldene Ringen in seine Nase zc. hänge, und goldene Bänder oder Ketten durch jene Ringen in Gestalt der Zäume um seinen Hals herumziehe; wenn er an seinen beyden Armen oder Achseln Federn, wie Flügel trage, und um seinen Leib silberne Glocken und Schellen umhänge zc. so zeigen sich hier nicht Güter, darinn der würdige Mensch eine Verschönerung der Menschengestalt sieht, sondern blendende Mißgeburten der Einbildungskraft. Nimmt dieser Geist des Aufwandes in der menschlichen Gesellschaft zu, so verschwindet gewiß alle nützliche Thätigkeit und Arbeit, und die Frivolitäten vervielfältigen sich täglich, und mit ihnen der Müßiggang, die Unfähigkeit zur Anstrengung, die Armuth und die Calamitäten der Menschen. — **Die fünfte Wahrheit: Aller Aufwand, der auf Gold und Silber auf Kleidern, an Gebäuden und Geräthschaften gemacht wird, ist der menschlichen Gesellschaft verderblich.** Gold und Silber sind die Hauptmaterie zum Gelde. Eine Mark Gold und Silber, die als Geld gebraucht wird, kann jedes Jahr durch einen zehn- und zwanzigfältigen Umlauf eine Menge von Waaren und Arbeiten vergüten, die zehn und zwanzig Mark Gold und Silber werth sind. Trägt man aber die Mark Gold oder Silber auf dem Kleide, oder wird sie zu Geräthschaften verarbeitet, so hört ihr Umlauf als Zahlungsmittel sogleich auf, und die Masse von Waaren und Arbeiten, die zehen oder zwanzig Mark Gold und Silber werth waren, und mit der einzigen circulirenden Mark vergütet werden können, verliert nun ihr Vergütungsmittel. Was thut nicht ein einziger Ducaten für heilsame Wirkungen, wenn er als Geld läuft? Wie vielen Menschen kömmt er nicht als Hülfsmittel zu ihrer und der Ihrigen Ernährung in die Hände? Wenn aber der Ducaten als Knopf auf meinem Rocke sitzt, so gehen alle die guten Wirkungen für die menschliche Gesellschaft verlohren. Alle die Gewerbe, die Gold und Silber der Goldbestimmung entziehen, und zu andern üblichen verarbeiten, sind schädlich, weil sie die Masse und den Umlauf des Geldes vermindern, und folglich den Fond zur Betreibung aller Nahrungsgeschäfte kleiner machen. — Die sechste Wahrheit: Aller Aufwand der Menschen auf Pferde, Hunde und andere unnöthige Thiere gereicht der menschlichen Gesellschaft zum unausbleiblichen Ruin. Alle diese Thiere erfordern zu ihrem Lebensunterhalte eine bestimmte Menge von Producten, die zu ihrer Hervorbringung und zu ihrem Wachsthum einen bestimmten District von Grundstücken nöthig haben; aber gleichwohl geben diese Arten von Thieren keine Lebensmittel für die Menschen ab. Zwey Millionen Pferde in unserm Europa brauchen jährlich allerwenigstens zehn bis zwölf Millionen Morgen Land nur zu ihrer Ernährung. Auf diesem Lande würden etliche Millionen Menschen ihre Lebenserfodernisse finden. So wird auch jedes Pfund Brod oder anderes Nahrungsmittel, das man dem Hunde reicht, einem Menschen entwendet u. s. w. Die siebente Wahrheit: Jeder Aufwand der Menschen, der darauf gemacht wird, daß die Lebensmittel, die schon da sind, für die Menschen ganz zu Grunde gehen, ohne sie nähren zu können, ist schädlich. Europa streuet jährlich Millionen Centner des besten Mehls als Puder auf die Köpfe und in die Luft. So viele hundert tausend Menschen müssen also Brodmangel empfinden, weil andere, um schön zu scheinen, mit gepuderten Köpfen gehen.

Es ist aus diesem allen klar genug, daß es einen höchst verderblichen Aufwand unter den Menschen giebt, und daß eine weise Staatsverwaltung die große Verbindlichkeit auf sich liegen hat, diesen verderblichen Aufwand in seinem Fortgange zu verhindern und zu vernichten. Aber wie kann und soll dieses geschehen? Läßt sich die Sache durch Aufwandsgesetze oder durch sumtuarische Gesetze bewirken? oder welcher Weg muß zu Erreichung dieser Absicht genommen werden?

Das ist eine allen Menschen empfindbar klare Wahrheit, daß das Eigenthumsrecht eines jeden in allem Betrachte heilig und unverletzlich seyn, und der arbitrarischen Disposition eines Dritten nicht unterworfen seyn müsse. Dann ist in dem Staate alles unsicher, wenn nur in einem einzigen Falle das Eigenthumsrecht eines Menschen willkührlich eingeschränkt werden kann. Immer wird es einem stolzen herrschsüchtigen Despoten

Digitized by Google

leicht seyn, unter dem Vorwande des gemeinen Besten hunderterley Gründe zu erfinnen, nach seinem Gutdünken dem Eigenthumsrechte seiner Mitmenschen Gränzen zu setzen, wo die Gerechtigkeit keine setzt. Damit also die Menschheit aller Orten wider die List und die Bedrückung stolzer und eigennütziger Despoten völlig versichert sey, so ist es unverleugliche Grundregel der wahren Staatsgebung, daß in keinem einzigen Falle das Eigenthumsrecht eines Menschen über das Seinige weder Ueberzeugung und seinen Willen eingeschränkt werden dürfe. Daher muß es auch immer und ewig einem jeden Gliede der menschlichen Gesellschaft frey stehen, sein eigenes Vermögen nach seinem eigenen Gutdünken und Gefallen anzuwenden, ohne darinne durch willkührliche Verfügungen eines Dritten sich beschränkt zu sehen. Durch sumtuarische Gesetze also den Menschen den Gebrauch ihres eigenthümlichen Vermögens nach Willkühr in Gränzlinien einschließen, und sie zwingen, diesen oder jenen Aufwand von dem Ihrigen zu unterlassen, das kann nach der unverleßlichen wesentlichen Gerechtigkeit keine Gesetzgebung sich anmaßen. Nebst dem ist der Weisheit nichts ungemäßer, als den Inwohnern Gesetze vorschreiben, bey deren Haltung sich die meisten bedrückt und unglücklich gemacht glauben. Die Liebe zur Regierung und die Anhänglichkeit an den Staat geht dabey ganz verlohren, zum unwiderbringlichen Nachtheil verlohren.

Was können auch die Aufwandsgesetze wirken? Wenn die Unterthanen in ihrem Aufwande ausschweifen wollen, wie kann man das in allen Fällen hindern? verbietet man Gold und Silber auf den Kleidern; verbietet man Puder, Tobak ꝛc. können nun nicht die sinnlichen und eitelgesinnten Unterthanen ihr Vermögen in tausend andern Nichtswürdigkeiten verschwenden? Können sie nicht dem Müßiggange, dem Spatziergehen, allerhand kleinen Lustreisen, dem Zeitverderbe lustiger Gesellschaften ihr Vermögen aufopfern? Es ist ganz unmöglich, daß die Polizey jeden Unterthanen auf allen seinen Schritten und Tritten unter den Augen haben, und seine Genießungen reguliren könne. Und würde der Mensch nicht der erbärmlichste Sclav seyn, wenns noch dahin käme? Wenns aber auch möglich wäre, für alle Fälle allen Menschen ihren Aufwand zu reguliren, daß er nicht schädlich werden könnte: so wäre damit immer noch nichts geholfen. Aufs Thätigseyn, aufs Anstrengen und Arbeiten, aufs Vermehren der Genießungsproducte kömmt alles an, wenn die Staaten glücklich seyn sollen. Das läßt sich aber nicht durch Gesetze und Regulative bewirken, wenn man auch jedem Menschen seinen besondern Treiber zugeben könnte.

Es ist demnach unumstößlich gewiß, daß Aufwandsgesetze den schädlichen Aufwand der Menschen nicht in der Maaße aufhalten können, daß die Gerechtigkeit unwandelbar vest stehen bleibt, und nicht eben so großer und noch größerer Mißbrauch der Kräfte und des Vermögens der Menschen darauf erfolget. Nichts bleibt einer weisen Regierung übrig, ihren erhabenen Endzweck zu erreichen, und ihr Volk von dem verderblichen Aufwande, der vorher erklärt worden ist, abzuhalten, als hinlänglicher Unterricht und tüchtige Erziehung der Jugend. Wenn die wichtige Lehre von dem Nützlichen und Schädlichen des Aufwandes der Jugend überzeugend und in ihrem wahren Lichte erklärt wird; wenn die Lehrer durchgehends in ihrem Wandel ihren Abscheu und ihre gänzliche Entfernung vor allem verderblichen Aufwande beweisen; wenn die Obrigkeit ihr ganzes Volk durch öffentliche Patente von den Wirkungen des guten und bösen Aufwandes nach den obigen Grundregeln unterrichten läßt; wenn der Regent und seine Ministers und ersten Räthe mit ihren Exempeln vorgehen; wenn insbesondere die Lehrer der Kirche, in Absicht auf die Art des Aufwandes, reine und heilige Männer sind, wenn sie oft, zumal da das Evangelium Christi soviel Materie dazu darbietet, über den Aufwand, nach seinen nützlichen und verderblichen Seiten und Wirkungen, predigen: Wenn dies alles geschiehet, so kann man die sogewünschte Folge gewiß erwarten, daß die Seelen des Volks von dem ruinirenden Mißbrauche ihres Vermögens und dem schädlichen Aufwande weggeleitet, und zur nützlichsten Thätigkeit und dem rechten bereichernden Aufwande geneigt gemacht werden. Dieses Glück kann man um so zuversichtlicher hoffen, als das Volk in einem Staate, darinne man auf dem beschriebenen Wege mit ihm umgeht, seine Freyheit und seinen glücklichen Menschenstand fühlt, und die Staatsverwaltung mit Liebe umfasset.

Die Geschichte beweiset es zur Genüge, daß noch keine Nation durch Aufwandsgesetze ihre Absicht erreicht hat. Die Römer, welche zu den Zeiten des zweyten punischen Krieges schon merklich anfiengen, der Sinnlichkeit und Ueppigkeit ihr Vermögen und ihre Kräfte zu opfern, fühlten den Schaden dieser Ausschweifungen in der Entnervung ihrer Bürger und in der Schlaffheit ihrer Jugend gar zu sehr, als daß sie hätten gleichgültig dabey bleiben können. Sie suchten dem Uebel durch die sumtuarischen Gesetze Einhalt zu thun. Im Jahr 580 nach Erbauung der Stadt Rom wurde vom Tribunus C. Orchius das von ihm benannte *Lex Orchia* gegeben. Vermöge dieses Gesetzes durfte man, außer seinen eigenen Leuten im Hause, nur drey, und an den Jahrmarktstagen höchstens nur fünf Gäste einladen; monatlich durften nicht über drey Gastmahle gehalten werden, und ein solches Gastmahl durfte auch nicht mehr als 2½ Drachma kosten, welches, wie unter diesem Artikel berechnet werden wird, nach unserm heutigen Gelde im 24 Gulden Fuße höchstens 1 fl. 3½ kr. beträgt. Im Jahr 589 nach Erbauung der Stadt Rom wurde das Fannische Gesetz (*Lex Fannia*) von den Bürgermeistern C. Fannius und M. Messala bekannt gemacht. Die Großen in Rom mußten sich verbindlich machen, daß sie bey den Gastmahlen auf den Megalensischen Spielen nicht mehr als 120 Asses auf eine Mahlzeit verwenden wollten. Nachher wurde gar festgesetzt, daß an den großen Festins täglich nur 100 Asses, und an jeden genannten Tagen im Jahr 300 Asses sonst aber täglich nur 10 Asses verzehrt werden sollten. Durch das Didianische Gesetz wurde dies allgemein auf Italien ausgedehnt. Nach dem Licinischen Gesetz vom Jahr 666 nach Erbauung Roms durften an den Festtagen gar nicht mehr als 30 Asses bey den Mahlzeiten aufgewendet werden. Zu den Zeiten waren die Asses nur noch eine Unze, ja zuletzt gar nur eine halbe Unze schwer. (s. As) Da nun der pfündige As nach unserm Gelde 44¼ kr. betrug, so machte ein As von einer Unze, als dem 12ten Theile des Pfundes, nur ungefähr 3¾ kr. und der von einer halben Unze nur etwa 7½ Pfenninge, woraus man sieht, wie wenig 30 halbunzigte Asses, und vorher 100 unzigte Asses ausmachten. Allein man war durch alle diese Regulative nicht im Stande, den Ausschweifungen der Römer in ihrem Aufwande Einhalt zu thun. Die Verschwendung wurde in den folgenden Zeiten unter den ersten Kaysern bis zum Unsinn getrieben (s. Verschwendung). Man konnte auch

Digitized by Google

auch die Aufwandsgesetze nicht halten, ohne das gemeine Volk ganz zu Grunde zu richten. Die Großen in Rom hatten damals den größten Theil der Länderey en des Staats, und fast alles Geld in ihren Händen. Hätte man nun auf die Beobachtung der sumtuarischen Gesetze mit Gewalt dringen wollen, so würde der größte Theil des geringern Volkes, aus Mangel des Verdienstes und des Geldes, zur Verzweifelung gebracht worden seyn, und die Reichen würden die gefährlichsten Unruhen angezündet und genähret haben.

Auch in den neuern Zeiten ist es mit den Aufwandsgesetzen nicht besser gegangen. Auf dem Reichstage zu Lindau im Jahr 1496 und 97, auf dem Reichstage zu Freyburg im Jahr 1498, und auf dem Reichstage zu Augsburg im Jahr 1500, und dann auch auf dem Colnitzer Reichstage im Jahr 1507 wurde wegen Einschränkung des überflüßigen Aufwandes bey Kindtaufen und Hochzeiten, und wegen Erlassung einer Kleiderordnung zwischen Kayser und den Ständen gehandelt. In der Kleiderordnung wurde vorzüglich auf die große Realität gedrungen, daß Gold und Silber nicht mehr auf Kleidern getragen werden sollte. Dennoch aber ist man nicht vermögend gewesen, dem Strome der Sinnlichkeit und Eitelkeit, der unser Deutschland ganz überschwemmet hat, zu widerstehen. Man fühlte immer, daß sich nicht mit Gerechtigkeit die Beobachtung dieser Gesetze bey den wohlhabenden und reichen Leuten erzwingen ließe, und daß so ein Zwang zu den größten Unordnungen Anlaß geben würde. Ohnerachtet nachher in verschiedenen besondern deutschen Landen Aufwands- und Kleiderordnungen gemacht worden sind, und die und da noch immer fortdauren; so lehrt doch die Erfahrung, daß diese Staaten nicht in bessern Umständen stehen, als andere, wo die Freyheit des Aufwandes durch Gesetze nicht eingeschränkt ist. Vielmehr sind jene gemeiniglich noch ärmer, als diese, weil man durch die Aufwandsgesetze die Triebfedern des Fleißes und der Arbeiten vermindert, und keine andern an deren Stelle gesetzt hat. Wir könnten noch mehrere Beyspiele aus andern Europäischen Reichen, z. E. die sumtuarischen Gesetze, die Philipp der Fünfte in Spanien im Jahr 1723. gegeben hat, hier beybringen, und ihre Unwirksamkeit darlegen. Allein es ist durchaus in diesem Stück der nemliche Gang.

Von jedem besondern Aufwandsgegenstande z. E. dem Caffee, Zucker, Cacao, u. s. w. wird unter jedem besondern Artikel auch die Gesetzgebung deshalben beleuchtet werden.

Aufwarten, ist ein in Deutschland so gewöhnlicher Ausdruck, daß man anstatt einen besuchen, fast immer einem aufwarten sagt, und fast jeden Besuch eine Aufwartung nennt. An Höfen bezeichnet man durch Aufwartung den wesentlichsten Theil der Bedienung der hohen und höchsten Herrschaften; daher man von den in der persönlichen beständigen Bedienung hoher Herrschaften stehenden sowohl adelichen als bürgerlichen Hofleuten sagt: Sie haben die Woche, den Tag ꝛc. der Aufwartung. Sie haben den Dienst. Sonst heißt es von Gästen höheren oder gleichen Standes, daß sie die Herrschaft besuchen, von etwas geringern, daß sie ihnen den Hof (Cour) machen, und von noch geringern, daß sie ihnen ihre Aufwartung machen.

Aufwaschen in der Küche, heißt das zu reinigende Tisch- oder Küchengeräthe, besonders die Schüsseln, Teller, Löffel u. s. w. mit heißem Wasser, Kleye, und einem wollenen Tuche (welches bey dem Zinne gewöhnlich ist) wieder sauber machen. Zum hölzernen Geräthe wird ein Wisch von Stroh und feiner Sand, zu Messing und Kupfer aber Lauche oder auch Brandteweingespühl gebraucht. Es muß alles nach dem Aufwaschen in reinem Wasser abgeschwenkt werden, Kupfer und Messing aber ganz trocken abgeputzt seyn.

Aufwaschen der Stuben. Dieß Wort wird vornemlich da gebraucht, wann die bretterne Stuben- oder Kammerböden gefegt, gescheuert, d. i. mit Sand, Sägmehl oder andern Dingen, mittelst des Wassers durch Strohwische oder Bürsten von starken Schweinshaaren oder Borsten, gereiniget und gewaschen werden; man bedient sich auch dieses Worts, wann Stühle, Bänke, Tische, das Kuchengeschirr gefegt, gereiniget und gewaschen werden.

Aufwechsel, s. Agio, auch Aufgeld.

Aufwechseln, heißt eine Geldsorte durch eine andere eintauschen, oder auswechseln. Dieses Aufwechseln geschieht gemeiniglich zu dem Ende, um für schlechteres oder im Handel nicht so vortheilhaft anzubringendes Geld eine bessere Sorte zu erhalten; oft auch von den Wucherern aus der Absicht, um das eingetauschte Geld mit Gewinn einschmelzen, oder zum Einschmelzen verkaufen zu können. Ordinair geht das Aufwechseln zu der Zeit am stärksten im Schwange, wenn das Publikum mit geringen Scheidemünzen überschwemmet ist, und die groben Gold- und Silbermünzen, die doch zu der großen Handlung unentbehrlich sind, rarer werden, auch wenn in einem Staate eine große Münz- oder Geldabwürdigung oder Verrufung einer oder mehr Sorten vorgenommen wird. Im letzten Falle suchen die Juden solche abgewürdigte oder verrufene Gelder auf, um, wo nicht alles, doch die schwersten Stücke in die Münzen zum Umprägen mit Vortheil einliefern zu können.

Wenn gute schwere, und besonders zur Handlung taugliche Sorten aufgewechselt werden, so ist gemeiniglich ein Agio dabey gewöhnlich, dessen natürliche Gründe oben unter diesem Artikel gezeigt worden sind. Die abgewürdigten und verrufenen Münzen aber werden meistens markweise aufgekauft, und so auch den Münzstätten wieder überlassen. s. auch den Artickel Geld.

Aufwecker, ist eine ehemals gewöhnlichere, jetzo aber nicht mehr übliche Benennung der Cartbaunen.

Aufwecker an einer Uhr, s. Wecker.

Aufweichen, ist die erste Veränderung der in den Magen gekommenen Speisen, ehe sie verdauet werden. s. Verdauung.

Aufwickeln, Aufwinden, ist ein Waschausdruck und heißt die abgetrocknete Wäsche über das Mangebolz stückweise schlagen, und scharf anziehen, damit sich selbige während dem Rollen nicht schiebet.

Aufwiegelung, ist eine Bemühung andere zum Aufruhr zu bewegen. s. Aufruhr.

Aufwischbürsten, oder **Putzbürsten**, nennet man diejenigen, womit man die Juwelen säubert. Sie bestehen aus kurzen Haaren, welche man auf einem silbernen Bleche erst mit geflossenem Bimssteine, hernach mit Trippel und endlich mit gebrannten Schafribben oder präparirtem Hirschhorn so lange reibet, bis sie recht weich und gelinde sind. Meistens werden sie aus Paris oder London verschrieben.

Aufwirken bey den Beckern, s. Wirken.

Aufwirken bey den Jägern, s. Auswirken.

Aufwurf. (Hydrotechnie) Es finden sich in Flüssen, die durch losen Grund laufen, Stellen, welche wo sie nicht von Anfang her in Verhältniß des Strohmes zu weit oder tief geblieben, solcher jedoch wegen einer genommenen andern Richtung der Strohm ganz oder zum Theil seinen vorigen Lauf verlassen haben kann. Das

Digitized by Google

dahin noch austrettende Wasser ist nun entweder mit dem anderswo abgesüßeten, oder von den obern Gegenden mit herunter gesüßeten Schlicke, auch von den Watten aufgerührtem Sande angefüllet. Nirgends aber, wo der Strohm seine proportionirliche Weite und Tiefe hat, noch weniger, wo er bereget ist, kann sich das Wasser seiner Last entladen; sondern der Strohm schleppet sie, ob sie gleich specifice schwerer ist, mit fort. Wenn aber denn neben dem Strohme das Wasser noch erwähnten Stellen austritt, worauf gar kein oder doch nur ein so schwacher Strohm ist, daß dessen Bewegung geringer, als die Schwere der mit sich führenden Erdtheile, also noch unter dem Gleichgewichte mit der Cohäsion ist, so müssen diese niedersinken, und sich am Grunde setzen; und zwar die schwereresten Sandtheile, welche ein starker Strohm nur mit fortrollen können, in der nächsten Tiefe des Grundes, worinn der Strohm schon schwach zu werden anfängt; hingegen der leichtere Schlick in denen Gegenden, die dieselbe ganz verlassen hat. Daher entstehet im Strohme der Aufwurf, und wenn die Gelegenheit darnach beschaffen ist, daß er die erforderliche Breite nebst Ruhe vor dem Wind haben kann, um die Höhe zu erlangen; so erfolgt der Anwachs. (s. Anwachs).

Aufwurf, aufwerfen, (landwirthschaftlich) sagt man, wenn der Maulwurf seine Haufen machet, und die Erde herausschecket oder herauswirft. Der Haufe Erde heißt ein Maulwurfshaufe, oder der Aufwurf des Maulwurfs; von diesem Werfen hat das Thiergen selbst seinen Namen.

Dieß Aufwerfen geschichet von ihme gerne, wenn es bald regnen will, gewöhnlich früh 8, Mittags 12, und Abends um 6 Uhr; doch ist ihme die Mittagszeit unter allen die zur Arbeit erlesenste Stunde.

Aufwurf heißet auch ein jeder aufgeworfener Haufe Erde, welcher aus verschiedenen Ursachen und in verschiedenen Absichten gemacht wird.

Solche Aufwürfe werden da, wo Fuhrleute, Reitende, Gehende, über Aecker, Wiesen, Gärten u. dgl. um sich bessere, kürzere, überhaupt bequemere Wege zu wählen, fahren, reiten, gehen wollen; diese nun abzuhalten, wird der Boden aufgegraben, die Erde auf einander geworfen, und so wie der Aufwurf sich erhebet, so wird in dem neulichen Verhältniß der Graben tief, daß also der, der aus dem Wege dahin einweichen wollte, zwey Hindernisse auf einem und eben dem Flecke vorfindet: Graben und Aufwurf.

Diese Aufwürfe sind auch gut, wann Fuhr- oder Gehwege sumpfigt sind. Macht man auf beyden Seiten Gräben, und wirft die Erde in den Weg, so, daß daraus ein Damm, Wall oder Aufwurf entstehet, so trocknet der Weg bald aus, das Wasser sinkt in die Gräben, der Reisende kommt wohl fort, und hat auch nicht Ursache, bessere, dem Landmann aber schädliche, Auswege zu suchen.

Der Landmann macht auch aus der Ursache im Herbste gemeiniglich solche Aufwürfe, da er Wasen, nemlich ausgestochene Grasstücke, und andere Erde untereinander aufwirft, sie so Winters durch, auch noch eine längere Zeit auseinander liegen, faulen läßt, und sie dann auf seine Güter, Aecker und Wiesen, verführt.

Der Ackersmann glaubt, daß sie das Mödern der Erde fruchtbar oder dungreich gemacht habe, er hat recht; wann er aber glaubet, daß dieß die Ursache alleine gewesen seye, so irret er sehr; dazu träget nichts soviel bey, als die Luftsalze, die über dem Erdboden stets hin und her getrieben werden, sich an dem Aufwurfe anstossen, sich mit seiner Erde verbinden, und ihr die Dungkraft vorzüglichst mittheilen.

Aufzähmen, heißet in der Küche, bey allem Geflügels den Brustknochen eindrücken, sodann durch festes an den Leib drücken der Flügel und Beine die Brust herausreiben, die Flügel sowohl als Beine werden mit hölzernen Spiessen befestigt, der Kopf kann entweder auf die Brust, oder unter einem Flügel befestigt werden; alsdenn steckt man unter den einen Flügel die Leber und unter den andern den Magen.

Aufzäumen ein Pferd, s. Zaum.

Aufziehen, (bergmännisch) ist den Silberblick oder die Probierkorner auf der Probierwage aufziehen, damit der Hüttenmeister den Gehalt derselben ersiehet.

Aufziehen, (juristisch) einen Uebelthäter auf die Folter, und zwar auf denjenigen Grad der die Leiter oder der Zug heißt, bringen; desgleichen henken.

Aufziehen, heißt im Rechnungswesen verschiedene einzelne Ansätze eines Capitels oder einer Rubrik, durch Zusammenzählen (Addiren) derselben, in eine Summe bringen. In diesem Verstande sagt man, eine Seite aufziehen, die Einnahms- und Ausgabscapiteln, die Recapitulation oder den summarischen Extract aufziehen, wenn die einzele Summen derselben durch die Addition in eine Hauptsumme gebracht werden.

Aufziehen, ist bey den Leinen- und andern Webern eben das was Aufbäumen genennt wird. s. Aufbäumen.

Aufziehen, heißt auch das schon gestrickte dadurch, daß man den gestrickten Faden anzieht und aufwickelt, wieder zernichten.

Aufziehen, bedeutet auch zuweilen das Wiegen auf der Probierwage. Man sagt z. E. ein Goldstück aufziehen.

Aufziehen, wird weiter von der Arbeit in den Weingärten gebraucht, wann die Weinreben, welche des Frosts halben im Herbst unter die Erde eingelegt, und mit Erde, Steinen u. dgl. zugedeckt wurden, im Frühling wieder hervor gezogen werden. Dieses Aufziehen geschichet, wann die Fröste vorbey sind, und man muthmaßlich keine schädliche mehr zu befürchten hat. Man thut es gerne in der Mitte des Märzmonats, ehe auch später, je nachdem sich die Witterung anläßt, oder das Land mehr gegen Süden oder Norden lieget, wärmer oder kälter ist. Würden die Reben in warmer, nasser Witterung zulange verdeckt liegen, so würden sie ersticken. Würden sie zu früh aufgezogen, oder es fiele gleich darauf, da sie naß aus der Erde kommen, ein Frost ein, so würden sie, oder wenigstens die Augen daran, verfrieren. Dieses Geschäft ist also allemal mißlich, da man die Witterungsarten niemal mit Gewißheit im voraus zu bestimmen im Stande ist. Man hat alle Ursache, Sonnenschein, warmes Wetter, hiezu zu wählen, damit die Reben sogleich abtrocknen, und sich erhärten. Man muß behutsam zu Werke gehen, damit die Reben nicht wund werden, indem sie sonst da, wo sie wund sind, wann sie umgebogen werden, abspringen. Wohlgethan wird es seyn, wann man die aufliegende Erde oder Steine zum Theil sorgsam von ihnen hinweg bringt, sie alsdann erst angreift und aufziehet.

Aufziehen. Dieses Wort hat bey dem Gold- und Silberarbeiter einen Verstand, in welchem es im gemeinen Leben nicht pfleget genommen zu werden. Es heißet nemlich soviel als geschlagene hohle Arbeiten ausdehnen z. E. Kannen, Becher u. dgl. Das Werkzeug, dessen man sich zu dieser Verrichtung bedienet, wird das Bechereisen genennet, unter welchem Titel mehreres hievon zu finden.

Digitized by Google

In der Münze heißt aufziehen soviel, als abwiegen, z. E. die zu groben Münzen bestimmte Platten werden, damit sie ihr gehöriges Gewicht bekommen, die schwereren befeilet und die leichtern ausgeschossen werden können, alle aufgezogen, da man von den zu geringeren Münzen bestimmten Blechen nur eines wieget, und die Zaine so lange strecket, bis die ausgestückelte Bleche ihr gebührendes Gewichte haben.

Was bey den Uhren und andern ähnlichen Maschinen aufziehen heiße, ist bekannter, als daß es angezeiget zu werden verdiente.

Aufziehen die Grube, ist auch eine Redensart der Lohgerbers und heißet soviel, als das gar gemachte Leder aus der Grube heraus nehmen.

Aufziehen auf die Wacht, s. Wacht.

Aufziehen einen Riß, Kupferstich, s. diese Wörter.

Aufziehhammer, ist derjenige Hammer, dessen sich die Gold- und Silberarbeiter zum Aufziehen, welcher Arbeit eben gedacht worden, bedienen. An dem einen Ende hat er eine breite Bahn, an andern aber eine Pinne.

Aufziehrad, ist bey einem Panterzug ein an einer Welle befestigtes Stirnrad (s. Stirnrad), um dessen Welle eine Kette mit dem einen Ende, mit dem andern aber an das Pfannenholz befestiget ist, damit wenn das Stirnrad bewegt wird, die Welle einen Theil der Kette aufwickele, und dadurch das Pfannenholz, folglich auch das Wasserrad, dessen Wellbaumzapfen auf solchem aufliegen, gehoben werden möge. Dieses Aufziehrad wird von einem Trilling, dessen Stäbe an die Zähne des Stirnrades greifen, in Bewegung gesetzet, und macht einen Theil des Panterzuges aus (s. Panterzug). Es erhält dieses Aufziehrad zu 50 Zähne, je nach der Größe und Schwere des Wasserrades und der zu hebenden Last.

Aufziehschütze, wird bey Gräben und Kanälen eine Schütze genennt, mit welcher man sowohl nach Belieben das Wasser stemmen, als durch Aufziehen derselben solches anlassen kann. Sie bestehet aus drey Theilen, dem Gerüste, der Schütze und dem Aufzug. Das Gerüst hat auf dem Grunde Schwellen, welche in den Boden mit Nageln befestiget sind; auf den Schwellen stehen die Säulen, in welchen die Schütze im Falz gehet, und oben sind sie mit einem Balken verbunden, den man einen Holm nennet. Die Schütze ist eine aus Dielen zusammenverbundene Tafel, welche in Falzen der senkelrecht stehenden Säulen läuft, diese ist an zwey Ketten beweglich, welche um eine Aufzugwelle gehen, die in beyden Säulen als in Pfannen läuft. In dieser Welle sind Löcher, in welche man Hebel steckt, um die Schütze aufzuziehen.

Aufzug, ein feyerliches, zuweilen auch sonderbares und lächerliches Hintertreten einer oder mehrerer Personen; s. weiter Procession.

Aufzug, bedeutet bey den Schauspielen gewisse Abschnitte derselben, wodurch die ganze Fabel in mehrere Haupttheile getheilt wird, eine Benennung, welche von dem Aufziehen des Vorhangs, welches gemeiniglich bey dem Anfange eines solchen Hauptheils zu geschehen pflegt, hergenommen ist. Vermuthlich ist die Abtheilung einer Handlung in verschiedene Aufzüge gleich anfänglich, da die Schauspiele erfunden wurden, aufgekommen. Die Chöre machten damals das Wesentliche des Spiels aus; nachher schob man zwischen dieselbe, um die Anwesenden durch die Mannichfaltigkeit zu ergötzen, allerhand Vorstellungen ein; mit der Zeit verband man sie mit einander, und theilte eine Hauptbegebenheit in verschiedene Abschnitte ein. Nachdem die Chöre abgeschafft wurden, nahm man dasjenige, was bisher blos zufällig gewesen war, als die Hauptsache an, und daher kam es vermuthlich, daß man auch die Eintheilung einer Handlung in verschiedene Actus, oder untergeordnete Handlungen beybehielt. Wir finden deswegen bey den Alten, daß bey dem Anfang eines neuen Aufzugs die Handlung da fortgesetzt wird, wo sie am Ende des vorhergehenden gelassen wurde; die neuere im Gegentheil lassen in der Zwischenzeit vieler hinter der Bühne geschehen, und die Handlung oft mehr, als es die Wahrscheinlichkeit erlaubt, fortrücken; s. Actus.

Aufzug, (in der Musik). Unter dem Worte Aufzug verstehet man in der Musik allgemein, ein gewisses Tonstück, das blos von Trompeten und Pauken aufgeführt wird, und meistens bey öffentlichen Aufzügen statt findet. Diejenigen Trompeten, die den Gesang vortragen, nennt man Clarini, die andere Trombe. Darunter heißt eine Toke, eine andere Principal, die lauter Feldstöße (Borcellmäßig) hören läßt.

Auch diejenigen Tonstücke, die eine Regimentsbande zur Parade abbläst, werden zuweilen mit diesem Namen belegt, worunter Märsche, Menuetten und letzte Allegro begriffen sind. Bey den Opern kann dasjenige, was bey feyerlichen Aufzügen gespielt wird, auch Aufzug heißen. Man will die Ohren mit einer herrlichen Musik unterhalten, zur Zeit, als die Augen beschäftiget sind, einen prachtvollen Einzug des siegenden Alexanders, oder einen Triumph eines alleinherrschenden Cäsars zu betrachten.

Die Einrichtung eines solchen Stücks darf wenig tänzelnde Noten auf demselbigen Tone haben, sondern mehrere punctirte, gewaltsam abgestoßene, eine ehrfurchtvolle Bewegung der Bässe. Die Blasinstrumente können dabey die kleine Zwischenpiesle bestreiten, damit der Eintritt des ganzen Orchesters schrökend auffalle. Die Trompeten und Pauken müssen lärmende Stöße dazu donnern, und im Ganzen soll immer eine Pracht herrschen, die die Noten kräftig bemerket, ohne irgendwo eine Bindung noch eine Aufhaltung zu leiden.

Aufzug, ist eine Theatermaschine, welche gebraucht wird, den Vorhang des Theaters aufzuziehen. Sie bestehet aus einer langen Walze, an welche der Vorhang befestigt ist, und um welche sich solcher walzt und wickelt. Diese Walze ist auf jeder Seite um 1 bis 2 Fuß länger als der Vorhang, und hat an dessen Ende eiserne runde Wellzapfen, welche in einem eisernen Träger, der an die Wand befestigt ist, als in einer Pfanne laufen. An diesen äußern Enden der Walzen, zwischen dem Nagel und Vorhang, waren ehedessen hölzerne Scheiben festgemacht, um welche ein Seil gieng, daß wenn man an solchem gezogen, sich die Vorhangwalze gedrehet und der Vorhang sich an solcher aufgewickelt hat. Seit dem man aber bey Theatern sehr auf die Geschwindigkeit der auf solchen befindlichen Maschinen siehet, so hat man hier eine Veränderung getroffen. An die Stelle dieser Scheiben kömmt nunmehro zu jeder Seite ein eiserner Trilling von 6 Stäben, welcher von einem eisernen Stirnrad von 61 Stäben herumgetrieben und bewegt wird. Von diesen Stirnrädern hat jedes eine eigene eiserne Welle, woran eine hölzerne Scheibe befestigt, welche so groß, als das Stirnrad. Um solche ist ein Seil gewunden, woran ein Gegengewicht hängt. Jede der Wellen läuft mit seinen Zapfen in eisernen Pfannen, und jede hat eine Sperrfeder, welche die Maschine stellt, daß sich der Vorhang nicht zu bald aufziehe. Soll nun der Vorhang aufgezogen werden, so

Digitized by Google

ziehet an jeder Sperfeder ein Mann mittelst einer Schnur dieselbe los; die Gewichte fangen in dem Augenblick an mit ihrer Schwere zu wirken; die Scheibe dreht den Weibaum mit Stirnrad, dieses den Trillis, und solcher walzt den Vorhang auf. Soll solcher herunterfallen, so werden die Gewichte ausgehoben und an den an der Vorhangstange befindlichen Seilen gezogen.

Aufzug, werden bey den Leinen-, Zeug-, Tuch- und Seidenwebern diejenigen Fäden eines Gewebes geheißen, welche daran in die Länge liegen, und durch welche, zur Entstehung eines Gewebes, andere Fäden, die den Namen des Einschlags oder Einschusses führen (s. Einschlag), in die Queer eingeschossen, und solchergestalt beyde durch einander geschlungen werden müssen. Es tragen diese Fäden sonst, nach Unterschied der Weber, noch allerhand Namen, und werden auch der Zettel, die Kette, der Werft und der Anschür genennet. Dieser Aufzug wird z. B. bey den Leinwebern folgendergestalt zubereitet und gemacht. Das zum Aufzug, welcher hier der Zettel heißet, gewidmete und von der Spinnerinn in Stränge gehaspelte und gekochte, von ihm, dem Leinweber aber, durchs Klopfen mit einem kleinen hölzernen Schlägel gelinder gemachte Garn, wird auf viele hölzerne, etwa ein halben Fußes lange Spuhlen, welche die Zettelspuhlen heißen, aufgespuhlet. Alsdann steckt man diese Spuhlen, deren Anzahl mit den nothwendigen Fäden eines Zettels übereinkommen muß, reihenweis neben- und übereinander in den Spuhlrahmen (Schreerrahmen), ziehet das Anfangsende jeder Spuhle durch das sogenannte Einlesebret, jeden Faden durch ein besonderes darinn befindliches Loch, und windet diese Fäden nunmehr gemeinschaftlich und in engerer Verbindung, in lauter Schlangenlinien von oben herunter und von unten wieder hinauf, so lange auf die Zettelrahmen, bis die Länge, welche der Zettel haben muß, vollendet ist. In dieser Gestalt heißet das vorherige Zettelgarn nunmehr der Zettel, welcher ferner von der Zettelrahm, die zum gemeinsten in ihrem Umfreise fünf Ellen hat, abgewunden und zum Weben aufgebäumt wird. Bey andern Webern geschiehet alles dieses ebenfalls, und daß verschiedentlich andere Stellungen und auch in der Gestalt verschiedene Werkzeuge eine gleiche Wirkung hervorbringen.

Aufzug, heißt auch einiger Orten eine Maschine, wodurch große Lasten in die Höhe gezogen werden, und wovon unter dem Titel Krahn mehreres zu finden; desgleichen an der Probierwage die Stange, woran die Waage hängt.

Aufzug bedeutet ferner den Antritt eines Amtes.

Aufzugbrücke, wird eine Brücke genennet, welche also erbauet wird, daß man solche aufziehen kann. Sie wird zwischen und an den beweglichen Brücken wie eine große Fallthüre angebracht, die an dem einen Ende aufgehoben und niedergelassen werden kann. Sie besthehet aus zwey Haupttheilen: erstlich der Klappe, welche aufgezogen wird, und dem Aufzug oder Gestelle, welches zu Aufziehung der Klappe erbauet wird. Die Klappe selbst erhält nach dem Gebrauch und Lage der Aufzugbrücke verschiedene Größe und Bauart (s. Brückenklappe). Das Gestelle zum Aufzug macht bey einigen das Portal eines Thors zugleich mit aus, wie bey Thorbrücken, bey andern aber nicht. Erstere sind gemeiniglich Aufzugbrücken über Vestungsgräben oder Stadtgräben, letztere aber nicht, sondern werden über Canäle, Stromarme, Flüsse und dergleichen gebaut. Sie bestehen zu Zeiten aus steinernen Pfeilern und Säulen, zu Zeiten auch aus einem von Holz abgebundenen Gerüste, welches man Baculo nennt (s. Baculo). Die Aufzugbrücken werden auf vielfältige Arten aufgezogen. Die älteste hievon, welche man besonders bey alten Stadtthoren siehet, bestehet in auf dem Baculo liegenden Balken, welche man Thorruthen nennt (s. diesen Artickel). Diese so schleunig vermodernde Thorruthen, welche das ganze Jahr hindurch der ganzen Macht der Witterung ausgesetzt waren, gaben Gelegenheit, solche abzuschaffen, und dieselben hier und da mit einem über Rollen gehenden Gewichte, welches senkelrecht sich bey dem Aufziehen niedersenkte, zu verbessern. Auch mit dieser Verbesserung war man noch nicht zufrieden; das Gewicht, welches mit Zunahm der sinkenden Schwere die Brückenklappe so schnell aufgezogen hat, suchten sie dadurch zu vermindern, daß sie einen steinernen Boden unter dasselbe anlegten, der einem Viertheil einer Ellipse gleichet, worauf das Gewicht in einer Walzengestalt hinläuft, und bey dessen Senken die Klappe aufzieht. Belidor nennt diesen Boden die Sinuoide (s. Sinus-oide), und sollen darauf die Gegengewichte mit dem Ziehen proportionirlich abnehmen.

Aufzugig, Aufzüglich, was einen Aufenthalt macht. So findet man z. E. aufzügliche Ausrede, d. i. dilatorische Exceptionen; aufzügliches Urtheil, d. i. Interlocut.

Aufzugsgeld, bedeutet 1) Aufnahmgeld (s. diesen Artickel); 2) das Geld, welches Fahrzeuge für das Aufziehen der Schleußen, Brücken ꝛc. erlegen müssen.

Aufzugstruppe, befindet sich in dem Hintergeschirr eines Kutschenpferdes an denen an dem Brustblatte angeschnallten Strängen, und dienet dazu, um den vermittelst des Strangrings um die Ortscheide geschlungenen Strang desto gemächlicher wieder abnehmen zu können, welches außer diesem nicht anders, als mit äußerster Mühe geschehen kann. Diese Struppe wird daher über den Strangring, nach den übrigen Theilen des Geschirrs zu, auf dem Strange angestochen, daß man sie also unter den Strangriemen stecken und diesen Ring mit der Struppe ganz leicht zurückziehen kann.

Aufzwecken, oder Aufzwicken, geschiehet von dem Schuhmacher an verschiedenen Theilen des zu verfertigenden Schuhes, Stiefels ꝛc. z. B. an den verschiedenen Sohlen und an dem Oberleder, welche er vermittelst kleiner runder eiserner Nägel, die er Zwecke nennet, und wovon das ganze Geschäfte des Aufzwickers seinen Namen erhalten hat, an den Leisten anheftet, damit solchergestalt Sohle und Oberleder durch das Zusammennähen mit gepichten Drähten, gehörig verbunden werden können.

Aufzwickzange, ist eine Zange mit breiten Backen, die inwendig weiter Zähne sind. Der Schuhmacher gebrauchet sie, um das Leder, wenn es aufzuzwicken wird, recht auszurecken, und mit dem gespaltenen spitzen Ende derselben die eingeschlagenen eisernen Zwecke auszuheben. Der Schuhmacher, wenigstens der deutsche, bedient sich aber dieser Zange nicht mehr, sondern einer andern, welche Falzzange genennet wird (s. Falzzange). Hierdurch kann das auszuhebende leder keinesweges, wie durch jener Zähne, zerfetzt werden, und sie ist auch überhaupt dauerhafter als jene.

Augapfelvorfall, *Exophthalmia*, *Proptosis*, *Ecpiesmus*, *Bulbi prolapsus*, *procidentia*, *prouberantia extra orbitam*, *oculi exitus*, *expressio*, *excedentia*, *refolatio*, bestehet darinnen, wenn der Augapfel entweder wegen seiner widernatürlichen Größe, oder einer andern Ursache, aus der Augenhöhle getrieben wird,

Digitized by Google

und dermaßen aus derſelben hervorragt, daß er von den Augenliedern nicht bedeckt werden kann.

Der Augapfelvorfall kann in den vollkommenen und unvollkommenen eingetheilt werden. Vollkommen kann man ihn nennen, wenn der Augapfel ſo ausgetreten iſt, daß er bis auf den Backen geht; unvollkommen aber, wenn der Augapfel nicht ganz und gar aus der Augenhöhle herausgetreten iſt, und nur einigermaßen hervorragt.

Dieſes Uebel hat verſchiedene Urſachen zum Grunde. Sie ſind folgende: Die von langwierigen Schnupfen und allerley äuſſerlichen Verletzungen herkommende Erſchlaffung der zuſammenfügenden und weißen Haut, die meiſtens einen unvollkommenen Vorfall verurſacht; eine mit der Zerreißung der zuſammenfügenden Haut und der Muskeln verbundene Wunde, die oft zu einem vollkommenen Vorfall des Augapfels Anlaß giebt; die Augenwaſſerſucht, wobey der Augapfel durch die zu ſtarke Anhäufung der wäſſerigen Feuchtigkeit dermaßen aufſchwillt, daß er aus der Augenhöhle heraustritt; die zu ſtarke widernatürliche Anhäufung der gläſernen Feuchtigkeit, die zu einem gleichen Anſchwellen des Augapfels Gelegenheit giebt; die Verbindung dieſer beyden Krankheiten, nemlich die widernatürliche Anhäufung der wäſſerigen ſowohl, als der gläſernen Feuchtigkeit, wodurch das Auge in eine noch gröſſere Geſchwulſt erhoben wird; das ſogenannte Glaucoma, wobey die Kryſtallinſe mit der ſie umgebenden Haut dermaßen aufſchwillt, daß die übrige Theile des Auges von ihr gedrückt werden, und der Augapfel einigermaßen aus der Augenhöhle heraustritt; das Eiterauge, wobey der Augapfel ebenfalls, wenn ſich eine groſſe Menge Eiter erzeugt, eine widernatürliche Gröſſe bekommt, und aus der Augenhöhle herausſtritt; die Verhärtung, oder der Krebs des Auges, welche ebenfalls ein Aufſchwellen des Augapfels und einen Vorfall deſſelben verurſachen, der ſeine beſondere Benennung, Feige (Ficus) oder Schwamm (Fungus) des Auges bekommen hat; der Abſcheß zwiſchen dem Augapfel und der Augenhöhle, der, wenn er etwas groß wird, den Augapfel herausſtreibt; andere Feuchtigkeiten, als eine wäſſerige und dicke, welche ſich in dem hinter dem Augapfel befindlichen Fett anſammlen, und gleicherweiſe, wenn ihre Menge etwas groß iſt, das Auge herausſtreiben; der fehlerhafte Bau im Mutterleibe.

Dieſer Zufall macht niemals — ausgenommen, wenn er von dem angebohrnen fehlerhaften Bau des Auges herkommt, in welchem Fall er auch meiſtentheils unheilbar iſt — vor ſich allein eine Krankheit aus, ſondern iſt jederzeit als ein Symptom von den angegebenen Augenkrankheiten anzuſehen, und verſchwindet von ſelbſt wieder, wenn dieſe eine vollkommene Heilung annehmen.

Auge. (medicinisch) Eines der wichtigſten Gliedmaſſen des thieriſchen Körpers iſt das Auge, ein Werkzeug vermöge deſſen entfernte Körper blos durch ihre Lichtſtralen eine Empfindung in der Seele bewürken können. Nicht nur der Menſch, ſondern die meiſten Thiere genieſſen dieſes Vortheils, und die Natur iſt bey der Einrichtung und dem Bau des Auges mit der bewundernswürdigſten Kunſt zu Werk gegangen, um ihnen dieſe beynahe unentbehrliche Wohlthat zu gewähren. Für die Sicherheit und Bewahrung gegen alle äuſſerliche Beſchädigung iſt ebenfalls hinlänglich geſorgt worden. Die Augenlieder, die Wimpern, die Augenbraunen verhindern daß keine fremde Körper dieſen zarten Theil berühren können. Wir wollen jetzt ſeine Theile ſelbſt kennen lernen, und die Weisheit des Baumeiſters wird uns in Erſtaunen ſetzen, wenn wir bemerken wie genau alle die kleinſten Theile zu ihrem Endzweck zuſammen ſtimmen. Bekanntlich iſt die Geſtalt des Auges rund, und kommt bey dem Menſchen der Kugel näher, als bey den meiſten Thieren. Dieſer kugelförmige Körper oder der Augapfel, iſt in eine aus mehreren Knochen zuſammen geſetzte Höhle (ſ. Augenhöhle) eingeſchloſſen. Weil aber der Augapfel die gröſſere Augenhöhle nicht ganz ausfüllt, und zu beſorgen geweſen wäre, daß er bey ſeinen Bewegungen ausgleiten, oder an die harten Knochen der Augenhöhle ſich anreiben, und dadurch ſeine zarte Subſtanz verletzt werden könnte, ſo iſt er zu mehrerer Sicherheit mit einer Menge von Fett umgeben. Zu ſeinen Bewegungen hat er von der Natur verſchiedene Muskeln erhalten, die man in die gerade und ſchiefe Augenmuskeln eintheilt. Die gerade Augenmuskeln, deren man vier zählt, entſpringen aus dem Grunde der Augenhöhle, von der harten Hirnhaut des Schenerven, an dem Ort wo ſie den Nerven verläßt, und ſich mit der Beinhaut der Augenhöhle vereinigt. *

Sie gehen alsdenn mit ihren Bäuchen nach vorne hin, und endigen ſich mit ihren Sehnen in eine gemeinſchaftliche Haut, und tragen mit einen groſſen Theil zu dem weißen des Augs bey. Man hat ihnen nach ihrer verſchiedenen Lage und Wirkung, verſchiedene Namen mitgetheilt. Derjenige, welcher oben liegt, und den Augapfel in die Höhe hebt, wird der hochmüthige, oder obere aufhebende Augmuskel genennt, ** der hingegen, welcher unten liegt, und das Aug herunter zieht, heißt der demüthige, oder untere nieder ziehende Augmuskel *** Der nach der äuſſern Seite liegt, und nach derſelben das Aug hin bewegt, hat den Namen des zornigen oder auswärts drehenden Augmuskels **** ſo wie der, welcher an der innern Seite ſich befindet, und das Aug nach inwärts drehet, den Namen des Säuffers, oder auswärts drehenden Muskels erhalten hat. ***** Wann ſich dieſe Muskeln zu gleicher Zeit zuſammen ziehen, ſo bewegen ſie das Aug hinterwärts nach ſeinem Urſprung, und bringen dadurch die Kryſtallinſe näher zu der Netzhaut.

Auſſer den geraden, giebt es noch zwey ſchiefe; wovon der obere groſſe ſchiefe, auch Rollenaugmuskel,† mit einem dünnen Fleiſchen hinten in der Augenhöhle, zwiſchen den obern und untern geraden Augmuskel entſpringt, †† und ſich in eine dünne und ziemlich lange Sehne endigt, ††† die durch ein rundes Loch an dem innern Augwinkel, das die Augenrolle †††† genannt wird, durchgeht, von da aber wieder zurück gegen den obern Theil des Augapfels lauft, wo ſie ſich daſelbſt hinter den geraden Muskeln an die dunkele Hornhaut anſchlieſt. * Dieſer Muskel kann für ſich allein den Augapfel, und mit ihm den Stern des Augs ſchief herabwärts drehen.

Der andere iſt der untere, oder kleinere ſchiefe Augmuskel, ** welcher an dem vorderen und inneren Theil der Augenhöhle entſpringt, faſt neben dem Naſen-

* ſ. Anatom. Taf. Fig. 1. 222.
** ſ. ebendaſ. Fig. 2. V.
*** ſ. ebendaſ. Fig. 3. E.
**** ſ. ebendaſ. Fig. 3. C.
***** ſ. ebendaſ. F.
† ſ. Fig. 4. D.
†† ſ. ebendaſ. α.
††† ſ. ebendaſ. β.
†††† ſ. ebendaſ. E.
* ſ. ebendaſ. δ. ε.
** ſ. ebendaſ. Fig. 3. D.

Digitized by Google

gang, hernach unter dem Augapfel weglauft, und sich mit einem platten Fleischen an den hintern Theil des Augapfels anschließt. Durch diesen Muskel kann der Augapfel, und mit demselben der Stern des Augesichts hinaufwärts gedrehet werden. Wann er sich aber mit dem vorigen zu gleicher Zeit zusammen zieht, so ziehen sie den Augapfel nach beyden Augenwinkel zu, und halten gleichsam den geraden Augmuskeln das Gleichgewicht.

Das Aug selbst besteht aus verschiedenen Häuten, und Säften. Ueber den Ursprung der zwey oberen Augenhäute haben die Zergliederer sehr gestritten. Einige leiten sie von den Hirnhäuten her, welche den Sehenerven bis an seinen Eintritt in das Auge umgeben, nachher aber denselben verliessen, um die Horn und Augaderhaut zu bilden. Weil aber die Hornhaut viel stärker ist, als die harte Hirnhaut des Sehenerven, und mit derselben nicht durch eine fortgesetzte und unmittelbar zusammen hängende Substanz, sondern nur durch ein zellichtes Gewebe verbunden ist, und die weiche Hirnhaut des Sehenerven nur die innere Fläche der Hornhaut überzieht, so verwerfen daher andere diesen angeblichen Ursprung und sehen sie für eigene Häute an.

Die erste Haut, welche den Augapfel umkleidet, ist die Hornhaut (Sclerotica) * Sie ist weiß, zähe, dichte, mit wenigen Gefäßen versehen, kugelrund, vorwärts etwas zusammengedrückt, hinten aber dicker. Sie umgiebt das Aug von hinten nach vorne, nur vorwärts ist in sie eine andere durchsichtige aus vielen Blättchen, zwischen denen sich eine durchsichtige Feuchtigkeit befindet, bestehende unempfindliche Haut, gleichsam eingeschoben, welche die durchsichtige Hornhaut Cornea transparens * * genennt wird; die man auch nur als eine Fortsetzung der undurchsichtigen Hornhaut ansehen kann. Vor den vorderen Theil sowohl der undurchsichtigen, als durchsichtigen Hornhaut, legt sich die sogenannte gemeinschaftliche Augenhaut *** an, welche von den Augenliedern sich herunter zieht, und durch ein zellichtes Gewebe mit der Hornhaut verbunden wird, und mit einer Menge theils rother, theils durchsichtiger, aber mit den rothen in unmittelbarem Zusammenhang stehender Gefäße, versehen ist.

Unter der Hornhaut liegt die **Augaderhaut.** **** Sie umgiebt das Auge auf die nemliche Art, wie die vorhergehende, ist aber viel feiner wie die Hornhaut, auswärts dunkelbraun, inwärts bey dem Menschen beynahe schwarz, bey den Thieren aber auf verschiedene Art gefärbt. Die innere Fläche, weil sie, wie eben gesagt worden, eine ganz andere Beschaffenheit hat, als die äussere, und sich auch durch die Macération von der äussern trennen läßt, wird mit einem besonderen Namen, nemlich nach dem **Ruysch**, die Ruyschische Haut genennt. Mit der Hornhaut ist sie, theils durch Gefäße, theils durch zellichtes Gewebe verbunden. Am stärksten geschieht dieses ohngefehr einer Linie breit von dem Umfang der durchsichtigen Hornhaut, wodurch ein weißer Zirkel gebildet wird, den man den Namen des Augsternbands ***** mitgetheilt hat.

Von hier bildet sie nun hinter der durchsichtigen Hornhaut einen Bogen, der vorwärts der Augregenbogen genennt wird, und bey allen Menschen verschiedentlich gefärbt ist, nemlich blau, grau, oder auch mehr schwarz und weißlich; hinterwärts aber, wird dieser Bogen mit einer schwarzen Farbe überzogen, und hat den besondern Namen der **Traubenhaut** * erhalten. In der Mitte desselben ist ein Loch, welches der Augenstern ** heißt, durch welches die Kryställinse hervorsieht. Um dem Regenbogen befinden sich eine Menge Streifen, die um den Augenstern sich in einen Zirkel vereinigen. Sie haben eine schlangenförmige Richtung, wenn der Augenstern erweitert, und im Gegentheil stellen sie eine gerade Linie vor, wann derselbe verengert ist. Eben so befinden sich an der Traubenhaut solche Streifen, die sich bis in den Augenstern verlängern, und mit einer schwarzen Feuchtigkeit versehen sind. Einige haben auch um den Augenstern zirkelförmige Muskularfibren wollen bemerkt haben, allein dieselbe sind nach anderer genauen microskopischen Untersuchungen nicht vorhanden. Der Augenstern ist bey der menschlichen Frucht mit einer Haut verschlossen, die großentheils aus Gefäßen besteht. Sie verschwindet aber um die Zeit der Geburt wieder und läßt den Lichtstrahlen einen freyen Durchgang. Der Regenbogen hat, wie eben gesagt worden, keine Fleischfibern, ist auch wenig empfindlich, und läßt sich durch mechanische Schärfen nicht zur Zusammenziehung bringen; demohngeachtet bemerket man, daß er sich bey lebendigen Menschen, vierfüßigen Thieren, und Vögeln bey einem starken Licht zusammen zieht, bey einem schwachen aber erweitert, und daher wenn man nach entfernten Gegenständen hinsieht, weiter, bey nahen Gegenständen aber enger wird. Die Ursache seiner Erweiterung mag wohl in einer Erschlappung der Kräfte bestehen, welche die wässerige Feuchtigkeit in Schranken halten, weil man sieht, daß unter allen den Umständen, bey welchen der Körper geschwächt wird, wie z. E. bey der Gegenwart der Würmer in den Gedärmen, sich der Augenstern erweitert. Die Ursache seiner Verengerung ist aber schwerer anzugeben. Vielleicht geschieht dieses auf die Art, daß ein stärkeres Licht in den Gefäßen des Regenbogens einen stärkeren Zufluß von Feuchtigkeiten verursacht, wodurch sich diese Gefäße erheben, der Regenbogen sich verlängert, und dadurch einen Theil des Augensterns zuschließt. Bey jungen Kindern ist diese Verengerung merklicher, bey alten Personen verliert sich diese Kraft fast gänzlich.

Hinter der Traubenhaut entspringen aus der Augaderhaut an dem Ort, wo sie mit der undurchsichtigen Hornhaut zusammen hängt, dicke, und weiße, gefaltene Streifen, die mit einer Menge von Gefäßen versehen, und mit einer schwarzen dintenhaften Feuchtigkeit überzogen sind. Sie sind den Augenwimpern ähnlich, liegen auf der gläsernen Feuchtigkeit, wie auch der Capsel der Kryställinse, und verbinden sich mit der daselbst befindlichen Netzhaut. Sie werden der **Augen Saarbänder** *** genennt, und man glaubt, ihr Nutzen bestünde darinnen, daß sie die Kryställinse in der gehörigen Lage erhielten. Fleischfibern aber, welche nach einiger Meynung, an denselben vorhanden seyn sollen, hat man nach genauerer Untersuchung, nicht entdeckt. Man weiß nicht eigentlich zu bestimmen, woher die dintenhafte Feuchtigkeit kommt, die sie überzieht, wenigstens wird sie nicht aus Drüsen abgesondert, die nach einiger Meynung hieher gesetzt, aber von andern verworfen werden.

Die letzte Haut des Augs ist die **Netzhaut.** Diese ist nichts anders, als eine Fortsetzung, und Ausbreitung der markigten Substanz des Sehenerven. Die

* s. Anatom. Taf. Fig. 5. D.
** s. ebendas. A.
*** s. ebendas. Fig. 5. B. & CC.
**** s. ebendas. Fig. 6. B. B. B. B.
***** s. ebendas. Fig. 7. C. C. C.

* s. Anatom. Taf. ebendas. D. D.
** s. ebendas. Fig. 7. E.
*** s. ebendas. Fig. 8. D. D.

Digitized by Google

Sehenerven, wie in dem Artickel Gehirn, wird erwehnt werden, gehen, nachdem sie aus dem Gehirn entsprungen sind, ein jeder für sich, nach seinem Auge. Unterwegs werden sie bey ihrem Durchgang durch das Beilbein von den Hirnhäuten umkleidet, die sie bis zu ihrem Eintritt in die Augen behalten. Alsdann aber legen sie dieselbe wieder ab, und, wie oben erinnert worden, so wird nach einiger Meynung, die Hornhaut des Auges von der harten Hirnhaut, die Augabernhaut aber von der weichen Hirnhaut gebildet. Andere aber glauben, daß die Häute des Sehenerven, nicht die Augenhäute hervorbrächten, sondern das innere Blatt der die Sehenerven überziehenden harten Hirnhaut hienge sich nur an die Hornhaut an, das äussere Blatt derselben aber bildete die Beinhaut der Augenhöhle; die weiche Hirnhaut hingegen überzöge die innere Fläche der Hornhaut.

Der Sehenerven * in jedem Aug geht nicht in der Mitte, sondern etwas näher nach der Nase zu, in das Aug hinein, und nachdem er die Augabernhaut durchbohrt hat, so verliert sich seine markigte Substanz in die Netzhaut. Diese weiße, schleimichte Haut breitet sich in der ziemlichen Gestalt, wie die vorhergehenden, unter der Augabernhaut aus, ** und läßt sich in zwey Blätter zertheilen, wovon das äussere mit vielen Gefäßen versehen, das innere aber feiner und markiger ist. Sie umgiebt die gläserne Feuchtigkeit, und wenn sie vorwärts an die Augen-Haarbänder kommt, so richtet sie sich nach dem Lauf derselben, beherberget ihre Gefäße, begiebt sich nach der Kryſtallinse, und überzieht dieselbe, nach den Beobachtungen vieler berühmten Zergliederer. An ihrer innern Fläche laufen viele Aeste von Pulsadern, und Blutadern. ***

Die Häute des Auges und überhaupt das Aug selbst, erhält seine sphärische Figur von den in denselben enthaltenen Feuchtigkeiten. Es sind deren drey an der Zahl, nemlich die wässerige Feuchtigkeit, die Kryſtallinse **** und die gläserne Feuchtigkeit †.

Die wässerige Feuchtigkeit befindet sich in der vordern, und hintern Augenkammer. Man nennt nemlich den Raum, welcher zwischen der durchsichtigen Hornhaut, und dem Regenbogen vorhanden ist, die vordere Augenkammer, diejenige unbeträchtliche Höhle aber, zwischen der Traubenhaut, und der Kryſtallinse, die hintere Augenkammer. Es erhellt schon aus dieser Beschreibung, daß die hintere Augenkammer viel kleiner ist, als die vordere, noch mehr aber sieht man dieses daraus, daß nach den angestellten Versuchen, die vordere Augenkammer weit mehr Wasser, und auch, wann man das Aug frieren läßt, mehr Eis in sich faßt, als die hintere Augenkammer. Die wässerige Feuchtigkeit ist eine sehr flüßige, durchsichtige Feuchtigkeit, die bey dem Fetus roth, bey den Fischen schleimicht, aber überhaupt leichter, als Wasser ist. Ihre Menge wird ohngefehr auf fünf und einen halben Gran geschätzt. Bey dem Fetus, alten, und sterbenden Personen ist sie in geringer Portion da, und daher fallen auch bey den beyden letztern die Augen zusammen, weil die durchsichtige Hornhaut unter diesen Umständen nicht mehr gehörig ausgedehnt wird. Sie wird wahrscheinlich von den Arterien des Regenbogens, der Traubenhaut und der Augenhaar-Bänder abgesondert, und ein Theil davon wieder von den einsaugenden Venen eingesogen, ein anderer Theil dünstet durch die Löcher der durchsichtigen Hornhaut aus. Wann daher die wässerige Feuchtigkeit verloren gegangen, wie bey der Operation des Staars, so ersetzt sie sich gar bald wieder. Die Kryſtallinse kann man eigentlich nicht unter die Feuchtigkeiten zählen, dann sie gleicht mehr einem festen Körper, und stellt gleichsam ein zähes Eis vor, das aus verschiedenen auf einander folgenden Blättern besteht, die durch ein gelliches Gewebe mit einander verbunden sind, und zwischen denen sich eine durchsichtige, bey alten Personen aber gelbe Feuchtigkeit befindet. Nach innenzu liegen diese Blätter näher bey einander, und bilden in der Mitte einen harten Kern. Vorwärts ist die Crystallinse flach, hinterwärts aber gewölbt. Nach fornezu liegt sie gerade hinter der Traubenhaut, nach hinten ruht sie in einer besondern Grube, auf der gläsernen Feuchtigkeit, und wird überhaupt von einer dicken elastischen Haut umgeben, die durchsichtig, vorwärts fester als hinten ist, und zwischen sich und der Crystallinse einen Raum läßt, in dem sich etwas von einer wässerigen Feuchtigkeit befindet. Die gläserne Feuchtigkeit ist die vorzüglichste. Sie liegt unter der Netzhaut, und füllt die ganze hohle Fläche derselben von forne bis nach hinten aus. Sie wird von einer dünnen durchsichtigen zelichten Haut umgeben, welche die Glashaut heißt, in deren Zwischenräumen ein sehr durchsichtiger Saft vorhanden ist, welcher auch im Alter die nemliche Beschaffenheit behält, an Feuer leicht verdünstet, wässeriger Natur ist, aber doch mehr Dichtigkeit, als das Wasser besitzt. Die Glashaut umgiebt auch die Crystallinse, welche die gläserne Feuchtigkeit, wie vorher erinnert worden, in einer besondern Grube beherbergt, vorwärts und hinterwärts.

Das Auge hat seine Gefäße und seine Nerven, welche unter den Artickeln: Gefäße, Puls und Blutadern, Nerven, werden abgehandelt werden. Besonders hat es sehr viele Nerven erhalten, und daher rührt seine vor allen übrigen Theilen besitzende große Empfindlichkeit, da dasselbe auch von der geringsten Schärfe belediget wird. Der Nutzen des weisen und wunderbaren Baues bey dem Auge wird unter dem Artickel Sehen betrachtet werden.

Auge. (Naturgeschichte der Thiere.) Da der Sinn des Gesichts den meisten lebendigen Geschöpfen unentbehrlich ist, so hat der weise Schöpfer nicht nur den Menschen mit den dazu nöthigen Organen versehen, sondern auch die meisten Thiere. Alle säugende oder vierfüßige Thiere, alle Vögel, Fische und Amphibien, alle Insecten und viele Gattungen von Gewürmern haben Augen. Diejenige Gewürme hingegen, welche in der Erde oder einem andern Aufenthalt leben, wo kein Licht ist, hatten keine Augen nöthig und sind deswegen auch nicht damit versehen. Dahin gehören z. E. die Würmer, die im Leibe des Menschen und der Thiere wohnen, die Regenwürmer und die Muschelthiere. Ob nun gleich der wesentliche Nutzen der Augen bey dem Menschen sowohl als bey den Thieren statt hat, so findet sich doch ein großer Unterschied in dem Bau und der Einrichtung des menschlichen und des thierischen Auges. Wir wollen diesen hier kürzlich betrachten. Die Lage der beyden Augen weichet schon bey den meisten Thieren darinn von dem Menschen ab, daß sie mehrentheils weiter von einander abstehen, so daß viele Thiere einen Gegenstand nicht mit beyden Augen sehen können, es wäre denn daß er sehr weit entfernt sey. Die zur Bewahrung des Auges dienende Augenbraunen haben die Thiere nicht, weil sie ohne das schon entweder ganz

* s. Anatom. Tof. Fig. 5. E.
** s. Ebendaf. Fig. 9. F. F. F.
*** s. Ebendaf.
**** s. Ebendaf. Fig. 9. G.
† s. Ebendaf. Fig. 10. F.

Digitized by Google

mit Haaren oder Federn bedeckt sind, welche die Stelle der Augenbraunen vertreten. Auch die Augenlieder waren bey einigen Thieren nicht nöthig, wie wir an den Fischen sehen, denen solche fehlen. Andere Thiere hingegen z. E. die säugende, und die Vögel haben außer den Augenliedern noch eine besondere innere Augenhaut (*Membrana nictitans*) davon man bey dem Menschen nur eine kleine Spur bemerkt. Diese Haut befindet sich in dem innern Augenwinkel der gegen die Nase siehet, und zieht sich willkührlich wie ein Vorhang quer über den Augapfel, den sie beynahe ganz bedecken kann. Der Augapfel selbst hat bey den Thieren nicht immer einerley Gestalt, bey den Vögeln ist er vorne mehr platt; bey den Fischen ist er sowohl vorne als hinten platt. Bey dem Maulwurf, dem Kaninchen, dem Hasen, der Fledermaus, ist er vorne mehr erhaben und hinten platter. Seine Größe hat eine umgekehrte Verhältnis mit der Größe des Körpers z. E. der Elephant hat sehr kleine Augen in Vergleichung mit dem Sperling. Zur Bewegung des Auges haben die Thiere fast eben so viele Muskeln erhalten als der Mensch, und man findet noch außer diesen bey den vierfüßigen einen besondern Augapfelmuskel, welcher das Auge zurückziehet, damit es nicht zu weit vorwärts fallen kann, indem diese Thiere den Kopf stets unter sich kehren. An den Augenhauten bemerkt man ebenfalls verschiedene Eigenschaften, die die Thiere besonders haben z. E: Die **Regenbogenhaut** ist bey dem Wolf, den Katzen und den Eulen gelb, und leuchtet im Dunkeln wie Feuer, ziehet sich auch bey ihnen willkührlich zusammen. Die Oeffnung in dieser Haut oder der Stern ist bey vielen Thieren nicht rund, sondern oval, wie z. E. bey den Katzen. Bey den Fischen verengert er sich nach Verschiedenheit der Lichtstralen nicht, sondern behält einerley Oeffnung. Außer den mit dem Menschen gemeinschaftlichen Häuten des Auges haben die Vögel und die Fische noch eine besondere in dem Grunde des Augapfels befindliche Haut, den sogenannten Kamm (*Pecten*). Diese Haut nimmt ihren Ursprung von dem Sehenerven und ist mit der Netzhaut verbunden, welche ihn wie eine Scheide umgiebt. Seine Figur gleicht einem Schlauche und gehet von hinten nach vorne durch die hintere Augenkammer. Sein Gewebe ist sehr zart, dunkelbraun von Farbe, mit vielen Adern durchflochten; diese kommen aus dem Sehenerven, laufen parallel vorwärts und erstrecken sich bis an die Krystallinse. Ein ähnlicher Kamm findet sich auch in dem Auge der Fische, doch hat er keine solche Beutelförmige Gestalt, sondern bestehet nur aus einer Arterie, welche sich in seine Aestchen vertheilet und sich vorne in der Krystallinse verliert. Noch ist einiger Unterschied bey den Thieren in Anfehung der Augenfeuchtigkeiten. Man findet nemlich, daß die krystallene Feuchtigkeit oder die Linse in der Gestalt sehr abweicht. Bey den Fischen ist sie beynahe kugelrund, eben so auch bey den Schlangen und dem Frosch. Sehr erhaben oder halbkugelrund ist sie auch bey den säugenden Wasserthieren, z. E. dem Seehund. Bey den Vögeln ist sie vorne platt und hinten sehr erhaben, eben so ist es auch bey den meisten vierfüßigen Thieren. Bey einigen hingegen z. E. bey dem Haasen, dem Kaninchen, dem Stachelschweine, dem Löwen, dem Coati ist sie vorne sehr erhaben und fast kugelförmig, hinten aber platter.

Noch viele Verschiedenheit findet sich bey einzelnen Theilen des thierischen Auges, aber schon das, was wir jetzt angezeigt haben, beweißt uns, daß die Mannigfaltigkeit der Natur in allen ihren Werken ohne Gränzen ist, und daß sie sich jederzeit genau nach den Bedürfnissen eines jeden Geschöpfes in Austheilung ihrer Wohlthaten gerichtet habe. Dieses siehet man besonders an dem Bau des Auges der Insekten, den wir unten unter dem Artikel Insekten genauer beschreiben werden.

Auge bey den Insekten s. Insekten.

Auge, (bey den Pflanzen) Knospe (*Gemma.*) Unter diesem Namen verstehet man denjenigen Theil der Pflanzen, welcher an ihrer Oberfläche hervorwächst, mit Schuppen bedeckt ist, und den Keim einer jungen Pflanze enthält. Man findet diese Theile sowohl an der Wurzel unter der Erde, als auch an dem Stamme und den Aesten. Im ersten Fall werden sie aber doch gewöhnlicher mit dem Namen Wurzelkeime oder auch Zwiebeln belegt. Wir bemerken unsere Leser hier auf die besondern Artickel darüber und bleiben blos bey den Knospen am Stamme und den Aesten stehen. Nicht alle Pflanzen sind mit Augen versehen, sondern nur die fortdauernde oder die Bäume und Gesträuche; die jährigen oder die Sommerpflanzen haben keine Knospen. Wozu würden sie ihnen auch dienen, da der Winter die ganze Pflanze wegrafft und nichts als der Saamen davon übrig bleibt? Ob man gleich einige jährige Pflanzen findet, welche kleine den Knospen ähnliche Körperchen hervorbringen, wie z. E. eine Gattung der Lilie, des Zahnkrauts, der Vogelmilch, der Natterwurz, des Steinbrechs u. a. m. so kann man doch solche Körperchen eigentlich nicht Knospen nennen, denn sie trennen sich von der Mutterpflanze, fallen auf die Erde und keimen alsdann zu einer jungen Pflanze auf. Sie sind also ein Mittelding zwischen Knospen und Samen, und auch von den Zwiebeln sehr verschieden, ob sie gleich der Herr v. Linne mit diesem Namen belegt. Wir übergehen hier diese Samenknospen und kehren zu den wahren Knospen zurück, welche man an den meisten fortdaurenden Pflanzen findet. Ich sage an den meisten; denn es giebt viele Bäume, welche gar keine Augen haben, wie z. E. die immer grünende Bäume der wärmeren Gegenden, als der Citronenbaum, der Sadebaum, Gerberbaum, Brechnußbaum, Stinkbaum, der Pfeifenstrauch, der Oleander, die Cypresse, der Kocherbaum und viele andere. Nur die Bäume der kältern Länder haben diesen Vorzug von dem Schöpfer erhalten. Ein einziger innländischer Strauch der Faulbaum Kreuzdorn (*Rhamnus frangula*) macht eine Ausnahme hieran, denn er hat gar keine Knospen, sondern die jungen Zweige schossen ohne alle Bedeckung aus dem Stamme hervor. So sehr die Augen selbst in Anfehung ihrer Lage, Gestalt, der darinn enthaltenen Theile, verschieden sind, wie wir hernach sehen werden, so haben sie doch die wesentlichen Eigenschaften den Ursprung, Wachsthum und Abfallen mit einander gemein. Jede Knospe entspringt nach der Meynung der meisten Botanisten, gegen welche sich doch aber noch vieles einwenden ließe, aus dem Mark der Mutterpflanze. Aus diesem entspringt eine zarte Verlängerung bis in die Rinde und diese wird alsdenn durch das häufige Zudringen des Saftes geöffnet, und so fängt das Auge an sich zu erheben. Dieses geschiehet bey den meisten Pflanzen schon im Sommer, wenn die Mutterpflanze noch völlig belaubt ist. Doch gehet das Wachsthum diese Zeit über noch langsam. Wenn aber im Herbste die Zeit des Welkens kommt und die Winterstürme endlich alle Blätter beraubgeföhrt haben, so fangen die Augen an sich mehr zu erheben und zuzuspitzen, bis endlich die Frühlingsluft alle Geschöpfe belebet. Alsdann brechen die Knospen auf, ihre äussere

Deck-

Deckschuppen fallen ab und die verborgene Blätter fangen an sich zu entfalten. Bey einigen geschiehet dieses früher bey andern später, zuweilen schon im Winter, wenn noch alles mit Schnee bedeckt ist, je nachdem eine Pflanze mehr oder weniger Kälte aushalten kann oder nachdem die Witterung bald wärmer bald kälter ist. Bey verschiedenen Pflanzen ist der Zutritt der Säfte bey der Oeffnung der Knospen so stark, daß er in Menge herabtropft, wie wir z. E. an dem Weinstock und der weissen Birke sehen. Damit wir nun die Knospen noch genauer beschreiben können, müssen wir zuvor den Unterschied derselben bemerken. So groß die Mannigfaltigkeit der Natur bey den Pflanzen selbst ist, eben so groß ist sie auch bey den noch in ihrer Knospenhülle versteckten Keimen derselben. Zuerst bemerkt man einen großen Unterschied derselben in Ansehung ihrer Lage oder ihres Sitzes. Bey den meisten kommen sie aus den Blattwinkeln hervor, bey einigen stehen sie gegeneinander über, bey andern sind sie einzeln hin und wieder ausgetheilt, bey einigen sitzen sie an der Spitze eines Zweiges. Ihre Form und äußere Gestalt ist eben so verschieden. Einige sind Kugelrund andere länglich oder Kegelförmig; einige sind an den Seiten platt gedrückt andere nicht; einige sind vierseitig andere Ziegelförmig geschuppt; einige liegen dichte an der Rinde an, andere stehen frey.

Der Hauptunterschied der Knospen findet sich in ihren inwendig enthaltenen Theilen. Einige enthalten nichts als Blätter, diese nennt man **Blätterknospen, falsche Augen** (*Gemmæ foliaceæ.*) Doch meistentheils enthalten sie auch den Keim des neuen Zweiges, und man kann sie schon an ihrer Gestalt unterscheiden. Andere Knospen enthalten außer den Blättern auch den Keim der Blumen und künftigen Früchte. Diese heißen **Tragknospen** oder **wahre fruchtbare Augen,** (*Gemmæ floriferæ*). Sie sind nicht allein größer als jene, sondern auch mehr rundlich und nicht so sehr zugespitzt als jene. Man kann von der Menge dieser Knospen schon einen wahrscheinlichen Schluß machen, ob das künftige Jahr fruchtbar oder unfruchtbar seyn werde. Die Blätterknospen selbst sind nach Verschiedenheit der Pflanzen eingerichtet. Bey einigen liegen die jungen Blättchen Schuppenweise wie Dachziegel übereinander und sind gar nicht zusammengefaltet; bey einigen sind sie nach Maasgabe der Adern des Blattes zusammengefaltet. Wieder bey andern stehen sie alle gerade gegen einander über. Ueberhaupt sind sie mehrentheils mit einer klebrigen Feuchtigkeit überzogen, welche sie gegen den Frost beschützet. Außer den ebenbemerkten Knospenarten giebt es noch einige, welche nur den Keim zu den Blattsitzen (*Stipulæ*) enthalten und nur eine fast unmerkliche Anlage zum Blatt. Wieder giebt es einige, welche nur den sichtbaren Blattstiel enthalten, der sich nachher erst besser entwickelt und die Blätter erlangt. Gehen wir nun auf die Knospentragende Pflanzen selbst zurück, so bemerken wir noch, daß diejenige, welche Zwitterblumen tragen, solche Knospen hervortreiben, die zum Theil Blätter, zum Theil Blumen und Blätter zugleich bringen. Bey denjenigen, welche zweyerley Blumen, nemlich: männliche und weibliche tragen, entspringen aus einigen Augen die Blätter, aus andern besonderley Blumen; wie z. E. bey einigen Weidengattungen. Zuweilen entspringen nur die Blätter und die weiblichen Blumen aus den Knospen, die männliche hingegen wachsen ohne Bedeckung nackt hervor, wie z. E. bey der Haselstaude und der Hagebuche. Noch andere haben umgekehrt nur Blätter und männliche Blumenknospen, die weiblichen hingegen entspringen aus einem nackten Zapfen. Endlich giebt es auch Bäume bey welchen die Blumen ganz allein ohne Blätter und diese ebenfalls allein in besonderen Augen entsprossen z. E. der Mandelbaum, der Ulmbaum und die Daphne. Noch müssen wir ein paar Worte von dem Nutzen der Knospen sagen. Wir haben schon oben berührt, daß die Natur nur den Bäumen und Sträuchern der kälteren Climate Augen gegeben habe. Hieraus läßt sich leicht der hauptsächlichste Nutzen abnehmen, welcher darinn bestehet, daß der Keim der jungen Pflanze, welcher in dem Auge den Winter über bedeckt liegt, vor dem Frost gesichert sey. Da die immer grünende Bäume in den wärmeren Gegenden dieser Vorsorge nicht bedürfen, so sind sie auch nicht mit Augen versehen worden. Die Kräuterkenner haben die Augen oder Knospen auch zum Nutzen ihrer Wissenschaft angewendet, und es haben einige auf die Verschiedenheit derselben ein ganzes Pflanzensystem gründen wollen, welches aber freylich ein mangelhaftes Gebäude gegeben hätte. Der Ritter v. Linne hat nur die einzige Pflanzenklasse der Bäume oder Gesträucher in einer besonderen Abhandlung darnach geordnet und mit vielem Beobachtungsgeist den Unterschied jeder Gattung dargethan. Den bekanntesten Nutzen der Augen ziehet der Oeconom durch das **oculiren.** Hiervon wird in einem besonderen Artickel das nöthigste berührt werden. Außer diesem dienen sie dem Oeconom oder Gärtner auch zur Anzeige, was er sich von der Fruchtbarkeit seiner Obstbäume zu versprechen hat. Zu dem Ende ist es nöthig sobald der Winter sich endiget nach den Bäumen zu sehen, da man alsdann leicht aus oben angezeigten Kennzeichen die fruchtbaren Knospen von den unfruchtbaren leicht unterscheiden kann.

Auge, (in Absicht auf den Künstler.) So wie in der Natur die Augen verschieden sind, so haben sie auch die Alten verschieden in der Kunst dargestellt. Apollo, Jupiter, Juno haben sie groß und rundlich gewölbt und enger als gewöhnlich in der Länge, um den Bogen derselben desto erhabener zu halten. Pallas hat ebenfalls große Augen; aber das obere Augenlied ist mehr als an jenen Gottheiten gesenkt, um ihr einen jungfräulichen züchtigen Blick zu geben. Dadurch unterscheiden sich die Köpfe der Pallas von der Göttin Roma, die außerdem noch mit einem Helm bedeckt sind, und einen freyen und muntern Blick haben, wie es der Beherrscherin der Welt zukam. An der Venus sind die Augen kleiner, und das untere etwas in die Höhe gezogene Augenlied bildet das schmachtende Ὑγρὸν der Griechen. Dadurch wird die Venus Urania von der Juno unterschieden, da man sie sonst wegen des gemeinschaftlichen Diadems leicht mit einander verwechseln kann. Die neuern Künstler haben geglaubt, sie müßten dem Homer dem Wort nach folgen, und haben ihre Pallas eigentlich Βοῶπιν mit großen Ochsenaugen gebildet. So hat Richardson die hervorgetriebenen Augen an der vermeynten Cleopatra in der Villa Mediciis für göttlich ausgeschrien, die doch schon aus dieser einzigen Betrachtung für modern zu halten ist. Die Augen liegen besonders bey den Idealischen Köpfen tiefer wie in der Natur, und der Augenknochen wird dadurch erhabener. Vermuthlich geschah es dahero, um in einer gewissen Entfernung denselbigen Effekt beyzubehalten. Auch an den Köpfen auf Münzen aus den besten Zeiten liegen die Augen sehr tief. An den Statuen von Metall deutete man den Stern, so wie auch auf den ältesten Si-

Digitized by Google

ciliani[s]chen Münzen durch einen erhabenen Punct an. In Marmor geſchah dieſes erſt an den Köpfen der Kayſer im erſten Jahrhundert. Viele Köpfe in Erz haben ausgehöhlte und von anderer Materie eingeſetzte Augen. Dieß war ſchon an den Egyptiſchen Statuen gewöhnlich, wie man es an deep dergleichen Köpfen in der Villa Albani ſieht. An einigen Köpfen von Bronze, die in dem älteſten Styl gearbeitet ſind, und im Herculaniſchen Muſeo ſtehen, und an der Muſe des Pallaſts Barberini ſind es ſich desgleichen. Die Pupille des Olympiſchen Jupiters von Phidias war aus einem eingeſetzten Edelſtein gearbeitet. ſ. Plat. Hipp. maj. l. 7. Die Augenbraunen waren alterzeit in der Mitte getheilt, und kommen hier in dieſem Begriff von Schönheit die alten Künſtler mehr mit dem Ariſtenät als dem Theokrit überein. Sie beſtanden an Statuen in einem dünnen Faden von Härchen, der faſt eine ſchneidende Schärfe hatte. Zu ſehr gewölbte Augenbraunen wurden nie für ſchön gehalten.

Auge, Eiter, *Hypopyum, Hypophthalmia Ruſi, Lunella, Pyoſis, Oculus purulentus.* In der Beſchreibung dieſer Krankheit, ſo wie vieler anderer Augenkrankheiten, ſind die Schriftſteller ganz und gar nicht einig. Nach Herrn Platner hat Aetius die beſte Beſchreibung von dieſer Krankheit gegeben; und dieſe wollen wir auch hier beybehalten.

Wenn ſich Eiter unter der Hornhaut, wo die wäſſerichte Feuchtigkeit im natürlichen Zuſtand ihren Sitz hat, und alſo in der ſogenannten vordern Augenkammer, angeſammlet hat, ſo nennt es Aetius ein Eiterauge.

Man kann alſo dieſe Krankheit, nach dieſer Beſchreibung, leicht von den mit ihr verwandten Krankheiten unterſcheiden. Ihr Unterſchied von dem Augennagel (Ungula, Unguis, Onyx), mit welchem man ſie am leichteſten verwechſeln kann, beſtehet darinnen, daß der Eiter bey dem Augennagel ſich zwiſchen den Blätterchen der Hornhaut befindet, und dadurch eine Geſtalt verurſacht, die mit einem Fingernagel viele Aehnlichkeit hat. Von dem Felle auf dem Auge (Pterygium) unterſcheidet man ſie dadurch, daß dieſes eine über die durchſichtige Hornhaut wachſende Membran iſt, die das Anſehen eines Flügels von einem Schmetterling hat. Von der ſogenannten Diapyeſi oder Empyeſi, welche gleichfalls eine Art eines Eiterauges iſt, unterſcheidet ſie ſich durch den Sitz des Eiters, der ſich in dieſer Krankheit zwiſchen der Traubenhaut und Kryſtallinſe, und alſo in der hinteren Augenkammer befindet. Endlich muß man ſie noch von zwey Arten des Staars, nemlich dem häutigen (Cataracta membranacea) und Milchſtaar (Cataracta lactea) unterſcheiden. Der häutige Staar beſtehet zuweilen, welches aber ſehr ſelten vorkommt, in einer weißen und flockichten Feuchtigkeit, die in der vordern Augenkammer herumſchwimmt, oder ſich an dem innern Umkreis der durchſichtigen Hornhaut zu Boden ſetzt; desgleichen darinnen, wenn die Kryſtallinſe entweder bey der Operation des Staars oder bey Augenwunden in mehrere Stückchen getheilt worden, und dieſe ſich zwiſchen die durchſichtige Hornhaut und den Regenbogen ſetzen, und dadurch einen zähen und gleichſam verhärteten Eiter vorſtellen. Aber daß dieſer Staar eine viel weißere und gleichſam ſchneeweiße Farbe und eine zähere Conſiſtenz hat, daß er den unteren Theil der vordern Augenkammer nicht ganz gleich ausfüllt, daß er, wenn das Auge gerieben und der Kopf zurückgebogen wird, nicht leicht in die hintere Kammer zurückgeht, welches bey dem Eiterauge geſchiehet, daß er mit nicht ſo beſchwerlichen und ſchmerzhaften Zufällen verbunden iſt, und daß die zwiſchen der durchſichtigen Hornhaut und dem Regenbogen ſich aufhaltende Theilchen von der Kryſtallinſe, als weiße veſte von einander unterſchiedene Körperchen, in der wäſſerichten Feuchtigkeit entweder ſtille ſtehen, oder ſich, wenn das Auge gerieben wird, bewegen, wobey das Auge übrigens, im Fall die Operation glücklich abgelaufen iſt, weder trüb, noch entzündet, noch eiterich iſt, unterſcheidet ihn hinlänglich von dem Eiterauge. Der Milchſtaar, von dem wir das Eiterauge noch zu unterſcheiden haben, entſtehet, wenn bey der gewöhnlichen Operation des Staars eine flüßige milchweiße Feuchtigkeit zum Vorſchein kommt, die ſich gleich in die beyde Augenkammern ergießt, die wäſſerichte Feuchtigkeit färbt und verdunkelt, und dadurch, daß ſich ihr ſchwererer Theil zu Boden ſetzt, faſt ein vollkommenes Eiterauge vorſtellt. Aber die Entſtehungsart, die Zufälle und Dauer dieſes Staars (denn er läßt ſich in wenigen Tagen durch zertheilende Mittel heilen) unterſcheiden ihn ganz merklich von dem Eiterauge.

Daß ſich aber Eiter in dem Auge erzeuge, erkennet man an der ſtarken, mit einem heftigen Fieber verbundenen Entzündung und den heftigen und klopfenden Schmerzen ſowohl an dem eigentlichen Sitze des Uebels, als auch im Kopfe, die nebſt dem Fieber oft ſo heftig werden, daß der Patient ganz und gar nicht ſchlafen kann und Verwirrungen der Sinne hat. Dieſe Zufälle dauern in der nemlichen Stärke fort, bis ſich der Eiter völlig erzeugt hat; worauf ſie erſt nach und nach gelinder zu werden anfangen. Wenn ſich der Eiter gerade hinter der durchſichtigen Hornhaut befindet, ſo kann man auch, wegen dem durchſcheinenden Eiter, weder den Regenbogen noch den Stern von einander unterſcheiden, weil der eine oder der andere alsdann gemeiniglich von dem Eiter bedeckt iſt.

Da das Eiterauge gemeiniglich eine Folge einer vorhergegangenen Augenentzündung iſt, ſo nimmt es von den nemlichen Urſachen, welche dieſe Entzündung zum Grund hat, ſeinen Urſprung. Dieſe entſtehet meiſtens von allerley heftigen äußerlichen Verletzungen durch Schlagen, Stoßen, Werfen, Fallen, Verbrennen und dergleichen, von der unglücklichen Operation des Staars, wenn eine kleine Puls- oder Blutader in dem Aderhäutchen durch die Nadel zerſchnitten oder zerriſſen worden iſt, von einer nach den Augen verſetzten Krankheitsmaterie der Krätze, z. E. Flechten, Pocken, Maſern, von zu heftiger Bewegung, Aufſteigen des Bluts nach dem Kopfe, verminderten oder verſtopften natürlichen Blutflüſſen, verſäumtem Aderlaſſen und Schröpfen, heftigen Kopfſchmerzen, einſeitigem Kopfwehe, ſehr rauhem und kaltem Winde.

Die Gefahr, mit welcher das Eiterauge verknüpft iſt, iſt bald größer, bald geringer, je nachdem die Menge des Eiters größere oder geringer iſt. Ferner kommt es auch auf die Urſache an, die dieſe Krankheit hervorgebracht hat. Das Eiterauge, das von einer nach den Augen verſetzten bösartigen Materie bey den Pocken, z. E. Maſern, Flechten, der Krätze, oder einer andern bösartigen Krankheit entſtanden iſt, iſt jederzeit gefährlicher als das, welches eine bloße Augenentzündung zur Urſache hat.

Wenn man merkt, daß Blut in dem Auge ausgetreten iſt, und dieſes durch die durchſichtige Hornhaut durchleuchtet, ſo darf man nicht gleich zu der gewöhnlichen Operation ſchreiten, ſondern muß erſtlich verſuchen, ob man es nicht durch den Gebrauch der Arzneymittel zertheilen könne. Sehr oft gehet dieſes an, wenn die Menge des ausgetretenen Bluts nicht gar zu groß iſt.

Digitized by Google

Man muß deswegen gleich eine reichliche Aderlässe an dem Fuße, oder Arm, oder, wenn die Gefahr groß ist, an der Drosselader vornehmen, und nach Beschaffenheit der Umstände wiederholen lassen, innerlich kühlende und zertheilende Mittel gebrauchen, und äuserlich Bähungen appliciren; die, wenn das Uebel noch im ersten Anfang ist, aus zurücktreibenden Mitteln bestehen, und lauwarm übergeschlagen werden müssen. Ist aber schon einige Zeit verstrichen, merkt man aus den starken Schmerzen und dem Fieber, daß die Entzündung schon merklich zugenommen hat, so muß man zu zertheilenden Mitteln seine Zuflucht nehmen. Zugleich muß man auch die übrige gegen die Entzündung dienliche Mittel, als Schröpfen, kühlende Darmreinigungen (Laxantia antiphlogistica), Klystiere, Fußbäder in Gebrauch ziehen.

Wenn sich das Blut durch diese Mittel nicht zertheilen lassen will, welches man daraus siehet, wenn das Fieber nebst den Schmerzen beständig zunimmt, so muß man in Zeiten zu der gewöhnlichen Operation schreiten; die aber, da sie eine der subtilsten in der Wundarzneykunst ist, von einem recht erfahrnen Manne verrichtet werden muß. Man läßt zu dem Ende den Patienten etwas schief gegen das Licht auf einen etwas niedrigen Stuhl sitzen, und verbindet ihm das gesunde Auge, um die Bewegung desselben, und dadurch zugleich des kranken, zu verhindern. Der Wundarzt setzt sich auf einen etwas höheren Stuhl, gleich vor den Patienten; und hinter diesem muß jemand stehen, um desselben Kopf festzuhalten. Die hiezu bestimmte Person fasst, wenn die Operation am rechten Auge verrichtet wird, mit der rechten Hand den Kopf des Patienten oben, mit der linken aber das Kinn an, und drückt den Kopf gegen sich an, um ihn desto fester halten zu können. Wenn die Operation am linken Auge geschiehet, so verhält sich dieses umgekehrt. Ferner muß noch jemand zugegen seyn, um das obere Augenlied in die Höhe zu halten: das untere ziehet der Wundarzt selbst herunter. Hierauf macht er mit einer Lanzette, die, um in dem Inwendigen des Auges nichts zu verletzen, mit einem leinenen Tüchelchen oder einem Stück Pflaster so umwickelt seyn muß, daß ihre Spitze nur zwey Messerrücken breit hervorragt, am untersten Theil der durchsichtigen Hornhaut, gerade unter dem Stern, einen Messerrücken breit von dem Weißen des Auges, eine Oeffnung, die so groß seyn muß, daß die Materie mit der wässerichten Feuchtigkeit zugleich ausfließen kann. Er muß sich aber bey der Operation wohl in Acht nehmen, daß er die Traubenhaut, welche sich hinter dem Eiter befindet, nicht verletze. Herr Heister hält die Nadel, die zum Haarschnurziehen gebraucht wird, zu dieser Operation für dienlicher: und das deswegen, weil sie an ihrer Spitze etwas gebogen ist, und deshalben die Traubenhaut nicht so leicht verletzt werden kann, diese Nadel auch einigermaßen dreyeckigt ist und deswegen eine etwas weitere Oeffnung als eine Lanzette macht; wodurch die Materie desto leichter ausfließen kann. Er umwickelt sie ebenfalls mit einem Pflaster, so daß nur zwey gute Messerrücken breit von der Spitze blos bleiben. Herr Dr. Platner thut einer fast ähnlichen dreyeckigten Nadel Meldung, deren sich Herr Woolhouse bedienete, ziehet aber die Lanzette derselben vor. Nach verrichteter Operation muß der Patient seinen Kopf vorwärts und unter sich neigen, um den Ausfluß der Feuchtigkeiten desto besser zu befördern; und wenn sie nicht von selbst gerne herausfließen wollen, so kann man das Auslaufen derselben durch einen geringen Druck mit den Fingern befördern. Wäre die Materie zu dick, als daß sie herausfließen könnte, so könnte man, nach Herrn von St. Yves Rath, etwas laulichtes Wasser mit einer feinen Spritze durch die Oeffnung einspritzen, und die Materie dadurch herausschwenken; oder, nach Hrn. Heisters Rath, die Oeffnung ein wenig mit einem Sucher erweitern; welches man auch thun muß, wenn sich, wie es oft geschieht, nach dem einen oder andern Tag, wiederum frische Materie angesammlet hat. Wenn die Feuchtigkeiten ihren vollkommenen Ausfluß genommen haben, so muß man die Tutiensalbe mit ein wenig Balsam von Mecha, oder Rosenwasser mit Eyweis zusammengeklöppert, oder Quittenschleim mit oder ohne ein wenig Campher, auf die kleine Wunde bringen und Compressen darüber legen, und dieses alle drey oder vier Stunden wiederholen. Um aber das Zusammenhängen des Auges mit den Augenliedern zu verhindern, welches, weil das Auge verbunden werden muß, leicht geschehen könnte, muß man Stückelchen von einem mit einer Salbe beschmierten recht zarten und glatten Läschchen, dergleichen sich die Goldschläger bedienen, zwischen die Augenlieder und das Auge bringen. Hierdurch wird sich nicht nur die Wunde in der Hornhaut bald wieder schließen, sondern es wird sich auch die wässerichte Feuchtigkeit bald wieder einfinden. Wenn diese Operation in Zeiten vorgenommen wird, so wird der Patient nicht nur gleich von den Schmerzen und dem Fieber befreyet, sondern er bekommt auch sein Gesicht wieder. Es entstehet zwar eine kleine Narbe in der Hornhaut; sie hindert aber, weil sie sich unter dem Stern befindet, das Sehen nicht. Wenn man, wegen der zu großen Menge des in dem Auge ausgetretenen Bluts, ganz und gar keine Hoffnung hätte, es zertheilen zu können, so müßte man gleichehe eine starke Entzündung einfünde, die Operation vornehmen.

Ein Augenarzt, mit Namen Justus, der zu Galens Zeiten gelebt hat, hat sich folgender Methode, diese Krankheit zu heilen, bedient. Er ließ seinen Patienten auf einen Stuhl setzen, faßte dessen Kopf an beyden Seiten an, und schüttelte ihn mit aller Stärke so lange herum, bis sich die Materie verlohren hatte. Galen bezeugt, daß er ihn oft glücklich diese Operation verrichten gesehen habe. Er bezeugt ferner, daß man die Materie deutlich in das Auge hinunter steigen gesehen habe, und daß sie, wegen ihrer Schwere, unten liegen geblieben sey. Herr Heister räth an, diese Methode erstlich zu versuchen, ehe man die ordentliche Operation durch den Schnitt vornähme. Um desto glücklicher mit dieser Heilart zu seyn, gehet sein Rath dahin, den Kopf des Patienten wohl rückwärts zu beugen, oder den Patienten mit dem Kopfe ganz niedrig auf den Rücken zu legen, und vorher das Auge wohl mit den Fingern zu reiben, um die Materie dadurch desto flüßiger zu machen. Endlich sagt er, daß diese Methode vielen zwar lächerlich vorkomme, daß er aber von ihrer Nutzbarkeit durch ein gehabtes Beyspiel völlig überzeugt worden sey. Er habe nemlich einen Mann mit einem Eiterauge zu behandeln gehabt, der eine nothwendige Reise auf einem Wagen vorzunehmen gehabt habe, bey dessen Wiederkunft er ganz und gar keine Spur mehr von dem Eiter gesehen habe. Er schreibt dieses dem Schütteln und Stoßen von dem Wagen zu, wodurch der Eiter hinter den Stern getrieben worden sey. Wahrscheinlicherweise ist der Eiter durch die starke Bewegung aufgelöst, eingesaugt und wiederum mit dem Blute vermischt worden; denn sonsten hätte wohl die Cur von seiner Dauer seyn können.

Digitized by Google

Auge, Hasen- lat. *Oculus leporinus, Lagophthalmus, Lagophthalmia*, fr. *Lagophthalmie*, heißt diejenige widernatürliche Beschaffenheit des oberen Augenliedes, wobey dasselbe entweder nach oben zurückgezogen, oder ganz und gar umgekehrt ist, so daß das innere und rothe Häutchen auswärts zu stehen kommt. Da das Augenlied auf diese Art das Auge nicht bedecken kann, und die Patienten mit offenstehendem Auge, wie die Hasen, schlafen, so hat diese Krankheit die Benennung Hasenauge bekommen.

Dieser Zufall nimmt seinen Ursprung von dem Krampf des oberen Augenliedes, von übelen Narben, die nach einer Wunde, Verschwärung oder Verbrennung der Augenlieder zurückbleiben, von Bälgleinsgeschwulsten (Tumor cysticus,) dem Fleischgewächse (Encanthis) in dem großen Augenwinkel, andern Fleischgewächsen, die an den Augenliedern zum Vorschein kommen, von starken Entzündungen des Auges und der Augenlieder, die zum Auswuchs vielen wilden Fleisches in dem Innern der Augenlieder Anlaß geben, von zu sehr zusammenziehenden Augenmitteln, welche die Haut zu sehr verkürzen, von übel geheilten Wunden an den Stirnmuskeln. Kinder bringen diesen Zufall oft mit auf die Welt. Zuweilen bekommen sie ihn auch durch die lange dauernde Gewohnheit, in der Wiege beständig hinter sich zu sehen.

Hat dieser Zufall von vorhergegangenen Krämpfen in dem Augenliede seinen Ursprung, so muß man die Ursache derselben zu erfahren und zu heben trachten. Wenn dieses Uebel eine Narbe zur Ursache hat, so ist es gar oft sehr schwer zu heilen. Wenn es noch neu und frisch ist, so muß man die Narben mit erweichenden Medicamenten zu erweichen, und das Augenlied durch öfteres Anziehen wiederum zu verlängern suchen. Man muß zu dem Ende dieses und besonders die Narbe mit warmer Milch, oder einem fetten Oele, als Baumöl, Mandelöl, oder anderen erweichenden Dingen, als Quittenschleim, erweichenden Salben, öfters bestreichen und abwärts ziehen, und durch einen, aus einem erweichenden Pflaster und kleiner Compresse bestehenden Verband, der besonders Abends wohl angelegt werden muß, wiederum in seine natürliche Gestalt bringen. Wenn man auf diesem Wege seinen Endzweck nicht erreichen kann, so muß man, im Fall das Uebel noch heilbar und die Haut nicht zu sehr zusammengezogen, oder nicht zu viel von dem Augenliede verlohren ist, zur Operation schreiten. Man muß ein feines Blättchen von Horn oder Bley (Emboitement), das man mit einer Fettigkeit überschmieret und mit einem Stückgen zarter Blase überzogen hat, zwischen das Augenlied und das Auge bringen, das Augenlied darüber anziehen, und in die Haut und das Fett einen Einschnitt in Gestalt eines halben Bogens, nach der Gestalt des Augenliedes, machen, so daß der Schnitt besonders durch die Narbe gehe. Man muß sich aber wohl dabey in acht nehmen, daß der Knorpel des Augenliedes und der Muskel, der es aufhebt, nicht verletzt werden. Oft ist ein Einschnitt hinlänglich, wenn das Augenlied nicht gar zu sehr abgekürzt oder zurückgezogen ist; ist es aber zu kurz, oder zu sehr zurückgezogen, so sind, nach Herrn Heisters Angeben, zwey, ja wohl drey dergleichen Bogenschnitte nöthig, die ohngefehr einen kleinen Messerrücken breit von einander entfernt seyn müssen. Hierauf ziehet man das Augenlied abwärts, so daß die Ränder der Einschnitte von einander klaffen, füllt sie alsdenn das erstemal mit trockener Carpie, nachgehends aber mit Arcäus Wundsalbe aus, legt Compressen darüber und bindet es zu. Man kann auch, um das Augenlied noch mehr auseinander zu ziehen und zu verlängern, ein Pflaster appliciren, und dasselbe mit dem einen Ende an dem Augenlieb, mit dem andern an dem Backen, befestigen. Dieser Verband muß wenigstens acht Tage lang, alle Tage wiederholt werden, bis die Einschnitte wiederum mit neuem Fleische angefüllt sind. Herr Platner hat zur Befestigung des Auges einen besonderen Verband angegeben, der in seinen Institutionibus Chirurgiæ rationalis auf der sechsten Tab. Fig. 13. abgezeichnet ist. Man dürfte ihn aber nicht gar zu fest anlegen, weil er sonsten allzu sehr reizen und eine Entzündung verursachen würde. Wenn die Heilung glücklich von statten gehet, so muß eine breitere Narbe, als die vorhergehende gewesen ist, zum Vorschein kommen. Wenn das Hasenauge von einer Bälgleinsgeschwulst (Tumor cysticus), oder von Fleischgewächsen, dergleichen Encanthis und Carcoma sind, entstanden ist, so müssen diese nach ihrer Art behandelt werden. s. Geschwulst (Bälglein-) Encanthis und Carcoma. Rührt er von einer Entzündung her, die zum Auswuchs wilden Fleisches Anlaß gegeben hat, so muß man die Entzündung zuerst heben, und denn das wilde Fleisch durch seine eigene Mittel hinweg schaffen. s. den Titel Fleisch (wildes). Hat dieses Uebel durch den allzu starken Gebrauch zusammenziehender Mittel seinen Ursprung genommen, so muß man erweichende Mittel zu seiner Heilung gebrauchen. Wenn Kinder diesen Zufall mit auf die Welt bringen, so ist er meistens unheilbar. Hat er von der bösen Gewohnheit der Kinder, in der Wiege beständig zurück zu sehen, seinen Ursprung, so muß man sie von dieser Gewohnheit abbringen, und das Augenlied durch den Gebrauch erweichender Mittel und einen gehörigen Verband wieder zu verlängern und herunter zu bringen suchen.

Auge, künstliches, heißt eine Auge nachahmende optische Maschine, deren Gebrauch darinn bestehet, daß man daran zeigen kann, was in dem natürlichen Auge beym Sehen vorgehet. Sie bestehet * aus zweyen blechernen oder hölzernen hohlen Halbkugeln ABEF und BCDE, die sich von einander nehmen lassen. In der Mitte der vordersten Halbkugel ABEF befindet sich ein großes rundes Loch, welches mit einem blechernen oder hölzernen Kreise AF, durch dessen Mitte ein kleineres rundes Loch WZ geht, verschlossen ist. Der Kreis stellet die Faserbenhaut und das Loch darinn den Stern vor, wie das vor beyde vorgesetzte Uhrglas ANE die Stelle der Hornhaut vertritt. In der Mitte der hinteren Halbkugel BCDE befindet sich ein anderes großes rundes Loch dem in der vorderen Halbkugel grade gegen über, in welchem eine Röhre CGHD befestiget ist, darinn sich eine andere JKLM schieben läßet, die ein auf einer Seite matt geschliffenes Glas oder glattränktes Papier XV, welches den Dienst des netzförmigen Häutleins thut, träget. Parallel mit den kaum beschriebenen beyden großen Löchern ist in der vorderen Halbkugel ein blecherner Ring OP befestiget, der die gläserne Linse Q träget. Kehret man nun die Vordereseite dieses Auges einem erleuchteten weit abliegenden Gegenstand entgegen und bringet das matte Glas XV durch Vorschiebung der Röhre IK LM in die gehörige Entfernung, so wird man, wenn man bey LM in die Röhre siehet, den Gegenstand sehr deutlich aber kleiner und verkehrt auf dem matten Glase abgemahlt erblicken. Wendet man das Auge gegen ein sehr nahes Object, so wird das Bild auf dem matten Glase undeutlich ausfallen, alsobald aber deutlich werden, wenn man XV mehr von Q abrücket. Man siehet hieraus nicht nur, wie das Bild im Auge abgemahlt

* s. Optische Tafel. Fig. 1.

Digitized by Google

wird, sondern auch die Ursache, warum einige Leute nur in die Ferne, andere nur in die Nähe, und noch andere zugleich in die Ferne und in die Nähe gut sehen. Bringt man XY so weit von Q, daß ganz nahe Sachen deutlich abgebildet werden, d. i. setzt man das Auge in die Verfassung, die es denn Kurzsichtigen hat, der in die Ferne nichts wohl erkennet, und setzt ein schickliches hohl geschliffenes Glas V durch Hülfe der Einrichtung, die man aus der Figur selbst abnehmen kann, davor; so wird das Bild auf XY deutlich und man erkennet also, warum der Kurzsichtige durch hohle Gläser gut in die Ferne siehet. Hatte man XY näher zu Q gebracht, d. i. dem Auge die Verfassung gegeben, die es denn Weitsichtigen hat, und eben dieses Hohlglas V vorgesetzt; so wäre das Bild auf XY undeutlicher geworden, und man hätte begriffen, warum das Hohlglas dem Weitsichtigen nicht dienet. Eben so kann man die Wirkung der erhabenen und Vergrösserungsgläser, der Fernröhren, der gefärbten und vielfächichten Gläser u. s. w. durch dieses künstliche Auge verständlich machen.

Auge, Künstliches. Wenn ein Auge durch eine äußerliche Gewaltthätigkeit, die Augenwassersucht oder eine andere Ursache, als durch die Verschwärung bey den Blattern ꝛc. zu Grunde gerichtet worden, pflegt man, um das hieraus entstehende übele Ansehen zu heben, ein durch die Kunst verfertigtes Auge einzusetzen; und auch dies heißt man ein künstliches Auge. Diese künstliche Augen werden entweder aus geschmolzenem und gemahlten Glas, oder aus einem Gold- oder Silber- oder Kupferblächen, in der Größe und Gestalt des vordersten Theiles des gesunden Auges, gemacht, und von einem Mahler eben so, als das andere, gemahlet. Bey ihrer Verfertigung muß mit vieler Genauigkeit zu Werke gegangen werden, damit sie weder zu klein, noch zu groß werden; denn wenn sie zu groß sind, können sie nicht wohl eingesetzt werden, und wenn sie zu klein sind, fallen sie leicht aus. Ehe man sie einsetzt, muß man erstlich zusehen, ob von dem verdorbenen Auge so viel hinweg sey, daß das künstliche recht darauf passen könne. Wenn dieses nicht statt hat, so siehet man sich genöthiget, die durchsichtige Horn- und Traubenhaut hinweg zu nehmen, um das Ausdunsten der Feuchtigkeiten dadurch zu befördern. Der Wundarzt läßt sich zu dem Ende, von einem Gehülfen, die beide Augenlieder mit den Fingern oder dem Augenöffnerer (Speculum oculi) auseinander halten, ziehet, um die durchsichtige Hornhaut und die Traubenhaut in die Höhe halten zu können, eine Nadel mit einem Faden durch dieselben, macht alsdenn mit einem krummen Messergen in die undurchsichtige Hornhaut, eine Linie breit von dem äußersten Umfang der durchsichtigen Hornhaut, einen Einschnitt, und verfolgt diesen in der nemlichen Linie rund herum. Man kann auch, wenn man die Nadel nicht durchziehen will, an dem eben beschriebenen Orte einen kleinen Einschnitt machen, in diesen einen subtilen Hacken einbringen, mit demselben die Haute in die Höhe halten, und alsdenn den Schnitt enlweder mit einem krummen Messergen, oder einer feinen Scheere, auf die nemliche Art verfolgen. Hierauf verbindet man das Auge mit einem auf ein Carpiebäuschgen gestrichenen Digestiv, und läßt, um widrigen Zufällen vorzubeugen, nach Beschaffenheit der Umstände ein- oder mehrmal eine Ader öfnen. Bey dem Verbinden gebraucht man mit Honig versetzten Wein, wodurch die Wunde nach und nach zuheilt. Wenn sich diese vollkommen geschlossen hat, so bringt man das künstliche Auge ein. Hierbey muß man auf folgende Art zu Werke gehen. Man fasset es, nachdem man es mit Wasser angefeuchtet hat, mit dem Daumen und Zeigefinger der rechten Hand, an seine beyde Enden, hebt mit den Fingern der linken Hand das obere Augenlied in die Höhe, und schiebt es, von der Seite des kleinen Augenwinkels, unter das obere Augenlied. Wenn es unter diesem steckt, so läßt man das untere Augenlied nieder, da es denn unter den Augenliedern fest gehalten wird. Beym Schlafengehen muß es beständig herausgenommen werden; welches folgendergestalt verrichtet wird. Man steckt einen starken Nadelknopf unter den mittleren und unteren Theil dieses Auges, läßt das untere Augenlied nieder und ziehet es ein wenig nach sich, wodurch es bald aus der Augenhöhle heraus kommt. Man muß es jederzeit, wenn man es wieder einsetzen will, vorher sorgfaltig reinigen; weswegen man es die Nacht durch in einem Glas von gemeinem gesottenen Wasser liegen läßt. Wenn ein solches künstliches Auge in allen Stücken mit dem gesunden das gehörige Verhältnis hat, und wenn es mit dem Ueberrest des verdorbenen Auges wohl passet, so daß es von den übrig gebliebenen Muskeln seine Bewegung erhält, so merkt man es eben nicht so gar leicht, daß es ein künstliches Auge sey. Hat aber das kranke Auge, wichtiger Ursachen wegen, ganz müssen heraus genommen werden, so kann das eingesetzte Kunstauge keine andere Bewegung haben, als die es von den Augenliedern bekommt; und da diese sehr gering ist, so entdeckt man das Kunstauge gleich, wenn man ein wenig aufmerksam ist. Die beste Kunstaugen sind wohl die von Glas verfertigte; denn sie verlieren ihren Glanz nicht so leicht, als die andere: da sie aber sehr leicht brechen, so muß man sich beständig etliche bey der Hand halten, die ganz genau nach demjenigen, welches man im Gebrauch hat, gemacht sind.

Die Kunstangen pflegen bey manchen Leuten Flüsse und heftige Kopfschmerzen zu verursachen. Die Ursache dieser Zufälle besteht gemeiniglich in der schlechten Einrichtung des Kunstauges und dem daher beständig erregten Reiz. Hat dieses statt, so muß man ein anderes nehmen; halten aber die Schmerzen dem ohngeachtet beständig an, so muß man es ganz und gar hinweg lassen.

Auge, Kalbsauge, heißt man auch die im Schmalz gebackene Eyer, welche in einer saure, lichten Brühe oder auch ohne Brühe auf dem Tisch zur Speise aufgesetzt werden.

Auge, Ochsen- ist eine Art des Augapfelvorfalls, da der Augapfel dergestalt aufgeschwollen ist, daß er das Ansehen eines Ochsenauges hat. s. Augapfelvorfall.

Auge, Thränen- Lat. *Oculus lacrymans*, Gr. *Epiphora*, nennt man, wenn die Thränen nicht durch die Thränenpunete in die Nase, sondern über die Backen herunterlaufen. Dieser Zufall macht denen damit behafteten Personen viele Beschwerden, da er gemeiniglich mit Entzündung, Röthe und Schmerzen verbunden ist.

Man muß diesen Zufall von der Thränenfistel, womit man ihn leicht verwechseln kann, unterscheiden. Das Thränenauge besteht in dem bloßen Ausflusse der Thränen, ohne daß sie mit einer andern Feuchtigkeit vermischt seyen; bey der Thränenfistel aber fließt, zugleich mit den Thränen, eine eiterichte Materie aus.

Alles, was die in der Thränendrüse abgesonderte Feuchtigkeit, die zur Befeuchtung und Ausspülung des Augen dienet, in die Thränenpuncte, und aus diesen ferner in den Thränensack, den Nasengang und die Nase einzufließen verhindert, ist als eine Ursache dieses Zufalls anzusehen. Man kann also hieher rechnen: den, bey flüssigen Personen, allzustarken Zufluß der Feuchtigkeiten gegen die Augen, und daherrührende zu starke Absonderung der Thränen, mit Entzündung, Röthe und Schmer-

Digitized by Google

zen in den Augen, den Mangel oder die Zerfressung der Thränenkarunkel, das Auswärtsstehen oder die Umschlagung des unteren Augenliedes (Ectropium), ein die Thränenpuncte zusammendrückendes Gewächs oder Geschwür im Augenwinkel, die Zusammenwachsung der Thränenpuncte von einer vorhergegangenen Verschwärung, oder einer andern Ursache, die Verwachsung der Thränenpunctsgänge durch eine vorhergegangene Verwundung, und eine durch dieselbe entstandene üble Narbe, die von irgend einer Ursache, z. E. einer dicken zähen Materie herrührende Verstopfung derselben, die Verstopfung oder Zusammenwachsung des Thränengangs, davon jene von einer dicken zähen Materie, diese aber von einer Entzündung und darauf folgenden Eiterung oftmals ihren Ursprung nehmen, ein den Thränengang zusammendrückender Polyp in der Nase, eine Thränenfistel.

Es ist oft sehr schwer die wahre Ursache dieser Krankheit, da sie so sehr verschieden ist, ausfindig zu machen. Daß der zu starke Zufluß der Feuchtigkeiten und daherrührende zu starke Absonderung der Thränen die Ursache dieses Zufalls sey, erkennt man daran, wenn die Person überhaupt flüßig ist, und das Thränenauge mit Entzündung, Röthe und Schmerzen verbunden ist. Wenn das Thränenauge von dem Mangel oder der Zerfressung der Thränenkarunkel, von dem Auswärtsstehen oder Umstülpen des unteren Augenliedes, einem die Thränenpuncte zusammendrückenden Gewächse oder Geschwüre im Augenwinkel, einem den Thränengang zusammendrückenden Polyp in der Nase, entstanden ist, so giebt die genaue Besichtigung diese Ursachen zu erkennen, weil sie so beschaffen sind, daß sie ins Gesicht fallen können. Hat diese Krankheit von der Zusammenwachsung der Thränenpuncte oder ihrer Gänge ihren Ursprung genommen, so kann man dieses theils aus den vorhergegangenen Ursachen, einer Verwundung und Verschwärung, z. E. theils aus der genauen Besichtigung der Thränenpuncte erkennen. Rührt sie von der Verstopfung oder Zusammenwachsung des Thränengangs her, so sammlen sich die Thränen, statt durch den Nasengang ihren Ausfluß zu nehmen, in dem Thränensacke an, und verursachen eine Geschwulst, die der Thränenbruch (hernia lacrymalis) oder, nach Herrn Anel, die Wassersucht des Thränensacks (hydrops sacci lacrymalis) genennt wird. Diese Geschwulst verschwindet, wenn man die Gegend zwischen der Thränenkarunkel und der Nase, wo der Thränensack liegt, drucke; die Thränen nehmen aber alsdenn, statt durch die Nase abzugehen, durch die Thränenpuncte ihren Ausgang. Wenn dieses Ausdrücken der Thränen nicht von Zeit zu Zeit wiederholt wird, so häufen sie sich in kurzer Zeit wiederum an, und bringen die nemliche Geschwulst aufs neue zum Vorschein. Hat das Thränenauge eine Thränenfistel zur Ursache, so erkennt man es, wie schon angeführt worden ist, daraus, daß mit dem Thränenfluß zugleich ein Ausfluß einer Geschwürmaterie verbunden ist.

Was die Heilung dieses Uebels anlangt, so muß dieselbe nach den verschiedenen Ursachen eingerichtet werden. Wenn es den zu starken Zufluß der Feuchtigkeiten gegen die Augen und die zu starke Absonderung der Thränen zum Grunde hat, so muß man suchen die Feuchtigkeiten von den Augen abzuleiten. Dieses erhält man, nach Beschaffenheit der Umstände, durch Aderlassen, Schröpfen, Darmreinigungen, Klystire, Fußbäder, Fontanelle, Haarseile, Blasenpflaster. Wenn der Thränenfluß, nach dem Gebrauch dieser Mittel, noch nicht ganz und gar nachlassen will, so bedienet man sich der stärkenden und zusammenziehenden. Kommt es von der Zerfressung der Thränenkarunkel her, so muß man diese als ein Geschwürgen, so gut als möglich, zu heilen trachten; ist es aber dem Mangel dieser Karunkel zuzuschreiben, so ist es unheilbar. Wenn es von dem Auswärtsstehen des Augenliedes, von einem die Thränenpuncte zusammendrückenden Geschwüre oder Gewächse im Augenwinkel, einem den Thränengang zusammendrückenden Polyp in der Nase, oder einer Thränenfistel seinen Ursprung genommen hat, so wird es durch die diesen Uebeln eigene Heilart gehoben. Ist die Zusammenwachsung der Thränenpuncte die Ursache, so muß man sehr sorgfältig untersuchen, ob sie ganz und gar verwachsen, oder ob ihre Oeffnung nur mit einem Häutchen bedeckt ist. Wenn sie ganz und gar verwachsen, wenn sie durch die Verwundung ihrer Gänge von dem Thränensack abgesondert gewesen und durch eine Narbe mit demselben wiederumverwachsen sind, so ist der Zustand unheilbar. Ist ihre Oeffnung nur mit einem Häutchen bedeckt, so sucht man dieses mit einer feinen Nadel zu durchstechen, und alsdann öfters, um eine abermalige Zusammenwachsung zu verhindern, entweder eine Schweinsborste, oder einen feinen silbernen Drath, die vorher mit Eyeröl bestrichen worden, hinein zu bringen; und dieses muß so lange geschehen, bis sich der Rand der Thränenpuncte so verhärtet hat, daß sie nicht mehr zusammenwachsen können. Wenn die Thränenpunctsgänge von einer dicken zähen Materie verstopft wären, so könnte man sie mit einer durch die Thränenpuncte eingebrachten Schweinsborste oder einen feinen silbernen Drath zu öffnen suchen. Kommt das Thränenauge von einer Verstopfung des Thränenganges her, so muß man diese durch den Gebrauch auflösender Mittel zu heben suchen; und oftmals ist man hierinnen glücklich, wenn die Verstopfung nicht gar zu alt ist. Herr Heister schlägt vor, die Aloessenz, mit einem Augenwasser verdünt, oder ein mineralisches Wasser z. E. das Sedlitzer, oder ein Augenwasser, worinnen etwas von einem Bittersalze zerlassen worden ist, den Tag über öfters in den großen Augenwinkel einzutröpfeln, und dabey den Thränensack fleißig auszudrücken, damit die in demselben stillstehende Thränen nicht scharf werden und eine Thränenfistel verursachen mögen. Ferner könne man auch hierbey von einem gelinden Niespulver, von Matoran z. E. Magenblumen ꝛc. einen mäßigen Gebrauch machen, und den Hirschhorngeist oder Salmiakgeist zum Riechen anwenden. Erlangt man durch den Gebrauch dieser Mittel seinen Zweck nicht, so räth Herr Heister an, nach der Methode Herrn Anels die Thränenfistel zu heilen. (S. Thränenfistel) einen feinen silbernen Drath durch den obersten Thränenpunct einzubringen, und vorsichtig durch den Thränengang bis in die Nase zu drücken, von den angegebenen Arzneymitteln etwas durch den untersten Thränenpunct mit einem feinen Spritzchen einzuspritzen, und diese beyde Stücke einige Tage hintereinander morgens und abends zu wiederholen. Wenn man das Uebel auf diese Weise nicht heben kann, so pflegt es gar leicht in eine Thränenfistel auszuarten; und alsdenn muß man diese durch ihre Mittel zu heilen suchen. Die neuliche, von Herrn Anel angegebene, Heilart hat statt, wenn der Thränengang zusammengewachsen wäre.

Auge. Im Fechten soll des Fechtenden Auge meist auf des Gegners Auge gerichtet seyn, weil es daraus desselben Absichten entdecken und vorbeugen muß. Sonst sind die Redensarten bekannt: einem getrost unter die Augen treten; da sich denn klar und deutlich vor Augen legen, d. i. offenbaret.

Auge. Ein Dämmerungs-Schmetterling, s. Spießhorn.

Digitized by Google

Auge in der Schnecke, (Baukunſt) ſ. Schneckenauge.

Auge, wird das Loch zum Stiel im Handfauſtel und Vergeſſen genannt. Bey dem **Stichofen** die Oeffnung in der Vorwand, bey dem hohen und krummen Ofen hingegen das Loch über dem Stichheerd unter der Stichwand im Oberheerd.

Auge, wird auch der höchſte Theil an den Stangen eines Pferde-Zaums genennet, welches platt und durchbrochen iſt, das Hauptgeſtelle darein zu ſchnallen und zu befeſtigen, und unter demſelben den Kinnbacken einzubeugen und die Kinnkette darein zu hängen.

Auge, iſt ferner die Benennung eines Werkzeuges des Zinngieſers. Es beſtehet aus einer meßingernen Walze, in deren vordern Grundfläche ein Loch gedrehet und zur Schraubenmutter geſchnitten, an der hinteren Grundfläche aber eine zinnerne Walze angegoſſen iſt, in deren Mitte ein viereckichtes außen weiteres und innen engeres Loch eingeſchlagen iſt, welches auf den vorne ſchmaleren und hinten breiteren viereckichten eiſernen Dorn der Spindel zum Drehſeile oder Drehen genau paſſet. Wenn der Zinngieſer etwas kleines z. E. einen Deckel auf einen Krug abdrehen will, ſo ſetzt er das Auge vermittelſt des Loches in der angegoſſenen zinnernen Walze auf den Zapfen der Spindel; ſchraubet einen hölzernen Stock von gehörigem Durchmeſſer, vermittelſt der hinten an demſelbigen befindlichen Schrauben-Spindel, in die Mutter auf der Vorderſeite des Auges; drehet den Stock vornehmer ſo ab, daß ſich der gegoſſene Deckel feſte darauf aufſetzen läſſet und giebt ihm nun durch Drehen ſeine gehörige Geſtalt.

Auge, bey den feinen Tuch- und andern dergleichen Webern, iſt derjenige von Garn geknüpfte oder auch aus Stahl bereitete kleine Ring in der Mitte zwiſchen den ſogenannten Helften (Hefel) oder Bindfaden der Schaftſtäbe (Geſchwirrſtäbe) durch welche die Faden des Aufzugs, ehe ſie in das Blatt kommen, einzeln gezogen werden, da im Gegentheil zwiſchen einem jeden Ried der Blattes zwey ſolcher Faden, einer zum Ober- und der andere zum Unterſprung gehörig, durchlaufen müſſen.

Auge, nennen die Tapetenweber an den Savonnerie- oder türkiſchen Tapeten eine jede einzele und ſchmale Umwickelung der Fadenſchneide mit ſogenannter Flietenwolle, welche faſt die ganze Fadenſchneide nach ihrer Dicke umgiebt, und die beym Herausziehen dieſer Fadenſchneide, mit deren Klinge durchſchnitten wird. Ehe eine ſolche Durchſchneidung mit der Fadenſchneidenklinge geſchiehet, wird erſt dieſe Klinge ganz mit Augen, welche feſt an ſie anſchlieſen, bedecket, und es werden erſt überhaupt ſo viele Fadenſchneiden in das Gewebe eingeſtecket, als zur Breite einer zu webenden Tapete nöthig ſind. Iſt dieſes geſchehen, ſo ſchlägt ein jeder von den verſchiedenen eine Tapete wirkenden Webern, jedoch nicht ſonderlich nachdrücklich, mit dem Kamm, auf die Fadenſchneiden, und zieht alsdann ſeine Fadenſchneiden nacheinander aus den Augen heraus. Bey dieſem Ausziehen zerſchneidet nun die Klinge der Fadenſchneide die Augen, und durch dieſes Zerſchneiden entſtehet das ſammetartige oder der ſogenannte Flor der Tapete.

Auge. Bey Manufacturwaaren heiſet Auge, der Glanz und das Anſehen, welches eine ſolche Waare hat. Es bezeichnet alſo blos ihre äuſerliche Schönheit, nicht aber die innerliche Güte derſelben.

Auge Gottes. Aus einer beſondern Herablaſſung Gottes nach der Vorſtellungsart und den Begriffen der Menſchen druckt ſich die Schrift oft ſinnlich über manche Eigenſchaften Gottes aus. Daher redet ſie von Augen, Ohren Gottes u. ſ. w. Diejenigen, welche Feinde der groſſenbartenReligion ſind, machen zwar daher der Bibel einen Vorwurf, daß ſie ſagen, ſie ſchreibe Gott, der doch ein Geiſt ſey, einen Körper und körperliche Eigenſchaften und Gliedmaſſen zu. Eine gewiſſe Secte behauptete auch wirklich daher, daß Gott einen Körper habe. (ſ. Anthropomorphiten) Verſchiedene haben daraus ſchlieſen wollen, daß ſich Gott in der Schrift nach den irrigen Vorſtellungen und falſchen Begriffen der Menſchen richte. Aber es iſt ein anderes, Gott wirklich Gliedmaſen und einen Körper beylegen, und ein anders, auf uneigentliche Art gewiſſe Eigenſchaften von Gott durch ſolche Ausdrücke anzeigen, (ſ. Anthropopathie) Unter dem Auge Gottes ſtellet die Schrift theils die Allwiſſenheit Gottes, theils die Aufmerkſamkeit Gottes auf alles, oder ſeine Vorſehung und Regierung vor, ſowohl in Abſicht auf die Frommen als Gottloſen.

Auge, böſes, gutes, kommt zuweilen im moraliſchen Verſtande in der heiligen Schrift vor. Man ſieht denn Menſchen mehrentheils an den Augen an, wie das Herz beſchaffen iſt; und ob er Güte oder Neid und Härte gegen ſeinen Nächſten habe. Ein böſes, boshaftes Schalksauge iſt daher eine neidiſche, boshafte und menſchenfeindliche Geſinnung, ſo wie ein gutes Auge ſoviel heiſt, als eine aufrichtige, gutthätige und menſchenfreundliche Seele.

Augen, ſo heiſen auch gewiſſe Flecken auf den Flügeln oder andern Theilen der Inſekten, wann dieſelbe die runde Form eines Auges haben, oder mit einem Ring und Pupille verſehen ſind. Fehlet dieſe Pupille, ſo heiſet es ein blindes Auge.

Augen. Was dieſes Wort auf den Charten zum Spielen zu bedeuten hat, wiſſen mehr Leute als gut iſt, und braucht alſo nicht erkläret zu werden. Der Chartenmacher ſelbſt aber nennet bey franzöſiſchen Charten alle die keine Bilder ſind, alſo As, ſiebener, zehner u. dgl. Augen, die er bey deutſchen Charten Unbilder oder Geſtein heiſet.

Augenaderlaß, (*Venaſectio ocularis, Phlebophthalmotomia.*) Dieſe Operation iſt ſchon vor mehr als hundert Jahren von dem berühmten Felix Plater bekannt gemacht worden. Herr Woolhuſe iſt alſo nicht, wie er ſelbſt von ſich angiebt, der Erfinder derſelben. Er ſcheint auch in ſeinen Schriften zwiſchen dem Aderlaſſen und dem Schröpfen in den Augen keinen Unterſchied zu machen, ſondern beyde Operationen vor einerley zu halten, da ſie doch in Anſehung der Werkzeuge, womit ſie verrichtet werden, der Theile, an welchen ſie vorgenommen werden, und der Folgen, die beyde hinterlaſſen, merklich von einander abweichen. So wird z. E. die Augenaderlaſſe mit einer Lanzette, oder feinen Scheere, oder einer Nadel, das Schröpfen aber mit einem kleinen Bürzigen verrichtet, das aus den ſtachelichten Häutgens oder Bälgleins, worinnen das Korn eingeſchloſſen iſt, beſtehet. (ſ. Augenſchröpfen.) In Anſehung der Theile, woran dieſe Operationen vorgenommen werden, hat dieſer Unterſchied ſtatt, daß die Aderlaſſe nur an der weiſſen Augenhaut, das Schröpfen aber vornemlich am innern Theile der Augenlieder verrichtet wird. Was endlich die Folgen anlangt, die zwiſchen dieſen beyden Operationen einen Unterſchied machen, ſo ſind die Schmerzen, die auf die Aderläſſe erfolgen, ganz und gar nichts gegen diejenige, die eine Folge des Schröpfens ſind; weswegen dieſe Operation, — die, wie wir unter ihrem Titel ſehen werden, ſchon den Alten bekannt geweſen iſt — wiederum in Abgang gekommen war, aber von Herrn Woolhuſe aufs neue

Digitized by Google

wiederum in Gebrauch gezogen und bekannt gemacht worden iſt.

Man bedient ſich der Augenaderläſſe in folgenden Fällen: 1) bey ſtarken Augenentzündungen, wenn die Gefäße der weiſſen Augenhaut ſo roth und aufgeſchwollen ſind, daß man die Blindheit davon zu befürchten hat, und man das Aderlaſſen an andern Theilen und andere wirkſame Mittel vorher fruchtlos angewendet hat; 2) wenn von Blut ſtrotzende Gefäße nach Flecken oder Geſchwüren gehen, die auf der Hornhaut ihren Sitz haben, und dadurch unterhalten oder gar größer werden, um ihnen die Nahrung zu benehmen, und dadurch zur vollkommenen Heilung geſchickter zu machen; 3) wenn die Augen ſchon wirklich mit Fellen oder Häutchen überzogen ſind, und in dieſelbe eben dergleichen Blutgefäße gehen, um den Zufluß des Bluts zu hemmen und ihnen dadurch die Nahrung zu entziehen; 4) nach der vollkommenen Heilung dergleichen Felle oder Häutchen, wenn ſich wiederum dergleichen Adern auf der weiſſen Augenhaut oder Hornhaut einfinden, um die abermalige Erzeugung derſelben zu verhindern.

Dieſe Operation kann auf verſchiedenerley Art verrichtet werden. Nachdem man den Patienten vorher in eine bequeme Lage gebracht, oder ihn auf einen Stuhl hat ſitzen laſſen, läßt man ſich deſſelben Kopf von jemand recht feſt halten, hält alsdenn die Augenlieder des Patienten mit der einen Hand, oder mit einem eigenen beſonders hierzu beſtimmten ſtumpfen Hafen, hamion plat von den Franzoſen betitelt, wohl auseinander, und öffnet oder zerſchneidet alsdenn mit der andern Hand die aufgeſchwollene Adern, nahe an dem einen oder dem andern Augenwinkel, entweder mit einer Lanzette oder einer feinen ſubtilen Scheere in die Quere. Oder man läßt ſich die Augenlieder von jemand aufhalten, nimmt eine krumme platte Nadel, fährt damit vorſichtig unter den dieſ aufgeſchwollenen Adern durch, hebt dieſelben damit ein wenig in die Höhe, und ſchneidet ſie auf die ſchon angegebene Art nahe an dem Augenwinkel durch. Oder man nimmt eine beſonders hierzu verfertigte platte, auf beyden Seiten ſchneidende Nadel, bringt ſie unter die Adern, und ſchneidet ſie im Aufheben durch. Es iſt hierbey zu merken, daß man dieſe ſtrotzende Blutgefäße alsdenn ganz und gar durchſchneidet, wenn ſie nach Flecken, Geſchwüren, Fellen, Häutchen gehen, oder nach der vollkommenen Heilung derſelben wieder zum Vorſchein kommen, und zur abermaligen Erzeugung derſelben Anlaß geben. Bey den Augenentzündungen iſt die bloſe Oeffnung derſelben hinreichend.

Herr Camerarius hat vorgeſchlagen einen Circularſchnitt neben der Hornhaut auf der weiſſen Haut zu machen, um das ſtockende Geblüt dadurch auszuleeren. Ob aber dieſes, ſagt Herr Heiſter hinlänglich ſey, und dieſe Operation auch bey einer andern, als venoriſchen Augenentzündung — denn bey dieſer hat ſie Camerarius in Vorſchlag gebracht — dienlich ſey, müſſen Zeit und Erfahrung am beſten lehren.

Das Blut muß man, nach Eröffnung oder Zerſchneidung der Adern, ſo lange laufen laſſen, als es will, weil ſein Ausfluß mit keiner Gefahr verknüpft iſt. Es iſt ſogar dienlich denſelben noch durch Bähungen von warmem Waſſer, vermittelſt eines weichen Schwammes oder leinenen Tüchelgens, eine Zeitlang zu befördern und zu unterhalten. Sollten die Zufälle, die man dadurch zu heben trachtet, nicht alſobald verſchwinden, ſo muß man dieſe Operation abermals wiederholen, und den Blutfluß ebenfalls wieder durch fleißiges Bähen befördern. Zugleich ziehet man aber auch alle andere, ſowohl äuſſerliche als innerliche, gegen dieſe Zufälle dienende Mittel in Gebrauch.

Es koſtet oft Mühe, die Patienten zu dieſer Operation zu bereden, und noch ſchwerer iſt es, ſie zur Wiederholung derſelben zu vermögen, weil ſie befürchten, das Auge möchte ihnen dadurch verdorben werden. Vielen iſt auch dieſe Operation, wegen der allzu großen Empfindlichkeit ihrer Augen, fürchterlich. Bey Kindern kann man, weil ſie nicht gehörig ſtille halten, wenigen oder gar keinen Gebrauch davon machen.

Zur Augenaderläſſe rechnen auch einige die Oeffnung der Winkelblutader in dem innern Augenwinkel, die in vielen Krankheiten des Hauptes, der Augen und des Geſichts ſehr angerühmt wird. Zu ihrer Verbindung gebraucht man die ſogenannte einäugige Binde, (Monoculus) deren man ſich bey den Augenkrankheiten und der Thränenfiſtel bedient.

Man darf inzwiſchen zu dieſem Hülfsmittel nicht eher, als in der äuſſerſten Noth, ſeine Zuflucht nehmen; denn es geſchiehet nicht ſelten, daß, anſtatt das Uebel, das man heben will, zu vermindern, es vielmehr neuen Zuwachs erhält, weil durch eine dergleichen Aderläſſe der Zufluß des Bluts nach dem Kopf ſehr oft ſtärker wird.

Augenadern, werden bey den Pferden die Schläfe genennet.

Augenarzney. Hierunter werden alle diejenige Arzneymittel verſtanden, die bey den Augenkrankheiten gebraucht werden. Sie beſtehen aus Pulvern, Waſſern, Geiſten, Salben u. d. gl. und werden, nach Beſchaffenheit der Umſtände, bald in trockener, bald flüßiger Geſtalt applicirt. Von den Augenſalben iſt beſonders zu merken, daß zu ihrer Bereitung nichts dienlicher iſt, als ungeſalzene im Frühjahr oft an der Sonne geſchmolzene durch Leinwand durchgedrückte und von allem Käſe gereinigte Butter, die aber nicht alt ſeyn darf: Sonſten iſt friſches Kapaunen- oder auch anderes, von feinen Häuten wohlgereinigtes Fett beſſer; und noch feiner iſt friſches Otternfett. Man bringt dieſe Salben am leichteſten in das kranke Auge, wenn man ſie in Blaſen füllt, dieſelben feſt zubindet, und alsdenn an dem unteren Ende mit einer etwas groſen Nadel durchſticht; denn ſie ſpringen alsdenn, wenn man ſie gegen das offenſtehende Auge hält, auf einen gelinden Druck von ſelbſt in daſſelbe.

Augenarzt, Oculiſt, iſt ein Wundarzt, der ſich beſonders mit der Heilung der Augenkrankheiten abgiebt. Da die Wundarzneykunſt von einem ſo groſen Umfange iſt, daß ſie ein einziger Mann unmöglich nach allen ihren Theilen ganz vollkommen treiben kann; ſo hat ſich der eine und andere einen beſonderen Theil von derſelben gewählt, um ihn mit deſto gröſerer Vollkommenheit ausüben zu lernen; daher die Zertheilung der Wundärzte in Augenärzte, Zahnärzte u. d. gl.

Augen ausreißen, (theologiſch.) Chriſtus befiehlt es Matth. 5, 29. in dem Fall, wenn ein Menſch durch ſeine Augen geärgert würde, weil es beſſer ſey ein Auge zu verlieren, als beyde Augen erhalten, und verdammt zu werden. Diejenigen, welche es mit der chriſtlichen Religion nicht gut meynen, haben daraus Gelegenheit genommen, der chriſtlichen Sittenlehre den Vorwurf zu machen: ſie gebiete Dinge, welche wider die natürliche Pflichten und alſo wider die Vernunft ſeyn. Man ſieht aber ohne Mühe, daß dieſes gewaltſame Verdrehungen der Worte Chriſti ſind. Im eigentlichen Verſtande würde das Ausreiſen der Augen das Böſe nicht aufheben, und keinen Nutzen bringen; und

Digitized by Google

und das Verstümmeln des Körpers kann auch die bösen Begierden, die in der Seele ihren Sitz haben, nicht tilgen. Es sind also uneigentliche Redensarten, die nach dem Zweck der ganzen Rede Christi müssen erklärt und verstanden werden. Es wird hier weder von den natürlichen Gliedern unsers Leibes geredet: denn diese sollen wir allerdings so viel als möglich ist erhalten; auch nicht von den sündlichen Begierden, denn diese können wir hier in dem Leben nicht völlig ausrotten; sondern von an sich guten, nützlichen und uns werthen Dingen. Wenn uns etwas so lieb, so nützlich und unentbehrlich in diesem Leben wäre, als Augen, Hände und Füße, so sollen wir es verleugnen und aufopfern, wenn es mit der Erhaltung unserer Seele nicht bestehen könnte. Also nun in dem Fall, wenn diese an sich guten, und auch nützlichen Dinge mit höhern Pflichten in Collision kommen möchten, müßten sie allen ihren Werth in unsern Augen verlieren; denn wir müssen nach den Regeln einer gesunden Vernunft, ein geringeres Gut dem größern aufopfern, wenn dieses mit jenem nicht bestehen kann.

Augen ausschneiden, (medicinisch.) Die Benennung zeigt schon an, was man unter dieser Operation zu verstehen habe; nemlich das durch einen Schnitt zu bewerkstelligende Herausnehmen des ganzen Augapfels. Da wir aber überhaupt zum Verluste eines Theils unsers Körpers nie zu spät schreiten können, das Auge einer der vorzüglichsten Theile desselben ist, und man diese Operation zuweilen in Fällen vorgenommen hat, wo man durch andere Mittel helfen und das Auge erhalten konnte, so müssen die Fälle, wo diese Operation nothwendig ist, genau bestimmt werden. Diese sind folgende: 1) Wenn der Augapfel aus der Augenhöhle ganz und gar hervorgetreiben und so ausgerenken ist, daß er über den Backen herunterhängt, und dieser Zufall nach und nach von widernatürlichem im Grunde der Augenhöhle entstandenen Geschwulsten seinen Ursprung genommen hat, und bey dem sorgfältig fortgesetzten Gebrauch verdämmender und abführender Mittel, und der Anbringung der Fontanellen oder Haarseilen ꝛc. nicht zum Weichen zu bringen ist. Ist aber der Zufall noch neu und die Wirkung einer heftigen Ursache, so darf man nicht gleich zu dieser Operation schreiten, sondern muß zuvor alle, sowohl äußerliche als innerliche Mittel versuchen; 2) Die schwammichte Gewächse, die auf der Oberfläche des Auges hervorkommen, eine bösartige Beschaffenheit haben, nach und nach entstanden sind, und deswegen sehr tiefgehende Wurzeln haben. Sind sie aber auf einmal entstanden — woraus sich vermuthen läßt, daß ihre Wurzeln nicht tief eingehen — so muß man, ohne Rücksicht auf ihre Größe und Umfang zu nehmen, erstlich die angemessene Mittel in Gebrauch ziehen, ehe man zu der Operation schreitet; 3) Der Krebs des Auges, bey welchem sie unter allen Krankheiten des Augapfels am nothwendigsten ist.

Nun zu der Operation selbst. Die Alten empfahlen zu ihrer Verrichtung ein besonderes krummes Messer, das fast die Gestalt eines Löffels hatte. Weil dieses Werkzeug aber, wegen seiner krummen Gestalt, nicht scharf genug geschliffen werden konnte, und man auch Gefahr liefe, die Beiner der Augenhöhle mit demselben zugleich mit zu verletzen, so wurde es bald wieder verworfen, und bediente man sich anfeiner Statt eines geraden Messers. Einige hatten angerathen, das Auge hinter dem Augapfel mit einem Messer von der Augenhöhle abzusondern und hernach mit einem starken Faden zu umbinden, um es dadurch, wie ein Gewächs, zu faulen zu lassen; diese Methode ist aber, wegen den daraus entstehenden Zufällen, als Entzündung, heftigen Schmerzen, Zuckungen u. d. gl. ebenfalls verworfen worden. Jetzt bedient man sich einer krummen Scheere zu dieser Operation, und verrichtet sie folgendermaßen: Man macht in die Falte des zusammenfügenden Häutgens einen Einschnitt, bringt eine krumme Schetre auf der Fläche der Blätter in den Grund der Augenhöhle ein, und schneidet daselbst den Sehenerven nebst den denselben umgebenden Muskeln auf einmal durch. Nach vollendetem Ausschnitt füllet man die Augenhöhle mit Carpienwelgern an, die man in einer Mischung von Honig und Wein angefeuchtet hat, und befestigt sie mit einem Verbande, welchen man, wenn der auf den Ausschnitt erfolgende Blutfluß nur ein wenig stark gewesen ist, nicht eher, als nach Verstießung von zweymal vier und zwanzig Stunden, wieder abnimmt. Nach vollkommen geheilter Wunde setzet man ein künstliches Auge ein.

Nicht selten wächst nach dem Ausschneiden des Auges in dem Grunde der Augenhöhle schwammichtes Fleisch aus, das leicht eine abermalige Operation nothwendig machen könnte. Um dieses zu verhüten oder den schon gegenwärtigen Auswuchs zu hemmen, bringt man einige mit Dupfwasser angefeuchtete Carpienwelgern in den Grund der Augenhöhle und bedeckt diese wieder mit andern trocknen, um dadurch zu verhüten, daß von dem Wasser nichts an die Augenlieder komme, welches zu üblen Zufällen Anlaß geben würde. Die eingebrachte Carpienwelgern muß man dabey mit einer Binde recht hart zusammen pressen; man kann auch, um dieselben noch fester zusammen zu drücken, ein Bleyblättgen zugleich mit einbinden.

Augen ausstechen, (deutsche Antiquitäten.) Unter die Strafen, so bey den Deutschen üblich gewesen, gehört auch das Ausstechen der Augen. Sie gebrauchten selbige vorzüglich bey begangenen Meyneiden, und großen Betrügereyen oder bey Verrätherey und Untreue. Bey dem Günther in Ligurino L. VIII. liest man, daß der Kayser Friedrich I. diese Strafe für die Verräther und Ueberläufer verordnet hat. Ein andrer Beyspiel, wo der Knecht seinen Edelmann mit dem Dolch verwundet, weil er den Knecht gescholten, daß er sich beschossen, und deswegen diese Strafe von dem Herzog Moritz von Sachsen erkannt worden, der geglaubt, daß die Untreue desjenigen, dem man seinen Leib anvertrauet, einer größern Strafe werth sey, als wenn die Verwundung ein dritter begangen hätte, liest man bey dem Haltaus, in Glossar. S. 70. Auch bey Diebstählen ist diese Strafe gebraucht worden.

Augen ausstechen, (juristisch.) Carl V. setzt diese Strafe in seiner H. G. O. auf den qualificirten Diebstahl. Sie wird aber heutiges Tages nicht mehr zuerkannt. Man hat auch Beyspiele, daß sie den falschen Münzern dictirt worden ist. Aber auch das geschieht nicht mehr.

Auge ausstoßen. Das Auge öffnen oder die Oeffnung des Ofens zum Ausfluß des geschmolzenen Metalls raumen. Das Werkzeug dazu heißt das Augeisen oder Stecheisen.

Augenbader, Augenbecken, (*Bain oculaire*) ist eine kleine länglichtrunde Schaale von Porcellan, Silber oder einem andern Metalle, die zum Auswaschen und Baden des Auges bestimmt ist.

Es bestehet aus einem kleinen Becher, der ohngefehr einen Zoll und fünf Linien lang, fünf Linien tief ist, und über zehen bis eilf Linien im Umfange hat. Dieser

Becher ist an den Winkeln erhabener, als in der Mitte, gemacht, damit er an der runden Gestalt der Augen recht anpassen möge, und stehet auf einem Fuß, dessen Platte eine Lehne und Stütze hat; und dieser Fuß, mit der Platte zusammengenommen, hat die Höhe von ohngefehr dreithalb Zoll.

Dieses Werkzeug füllt man, wenn man sich dessen bedienen will, zur Hälfte mit der Feuchtigkeit an, womit man das Auge auswaschen will. Hierauf faßt man es mit der rechten oder linken Hand an dem Fuß an, und neigt den Kopf so, daß sich der Augapfel in die Schaale lege; und denn öffnet man das Auge, damit es von der in der Schaale enthaltenen Feuchtigkeit benetzt werden könne.

Herr Schlotterbeck hat ein anderes Werkzeug dieser Art erfunden, das mit einer Binde an dem Fuß befestigt wird und mit zwo Oeffnungen versehen ist, durch deren eine man, wenn man das Werkzeug schon auf das Auge aufgesetzt, und mit der Binde befestiget hat, die Feuchtigkeit hinein, und durch die andere wieder herauslassen kann.

Man durchschneidet auch eine frische Semmel, legt beyde Hälften in kaltes Wasser, läßt sie ein paar Minuten lang durchwässern, bringt alsdann die aufgeschnittene Seite auf das Auge. Das kalte Wasser stärkt den Körper, auch einzeln dessen Theile, nur muß es nicht mit Ungestümm, sondern nach und nach mit Vorsicht gebraucht werden; dieß ist besonders bey dem Augenbad nöthig.

Augenbinde s. Binde. (Augen.)

Augenblinzen. Hierunter versteht man denjenigen Zufall der Augenlieder, da sie sich beständig wechselsweise öffnen und verschließen.

Dieses Uebel bringen viele mit auf die Welt; den einigen entsteht es von der allzugroßen Schärfe des Thränenwassers, oder der Verstopfung der Gefäße, die um die Nerven der Augenlieder herumliegen, und noch andere ziehen es sich durch eine verderbte Gewohnheit zu.

Dieser Zufall ist, wenn man ihn mit auf die Welt gebracht hat, meistens unheilbar. Hat er die allzugroße Schärfe des Thränenwassers zur Ursache, so muß man ihn durch versüssende und abführende Mittel zu heben suchen. Kommt er von der Verstopfung der Gefäße her, so räth Herr Boothouse die zerstoßene Rinde des wilden Kastanienbaums, öfters als ein Schnupftabak gebraucht, um durch das dadurch erweckte Niesen die verstopfte Gefäße zu eröffnen und die Nerven wieder zu stärken, als ein ganz unverfängliches Mittel an. Hat man sich dieses Uebel durch eine böse Gewohnheit zugezogen, so ist es ebenfalls, zumal wenn sie schon lange gedauert hat, meistens unheilbar; doch kann man den Gebrauch nervenstärkender Mittel versuchen, und muß sich dabey auf alle mögliche Art und Weise bemühen, von einer so schädlichen Gewohnheit loszukommen.

Augenblick (metaphysisch.) s. Moment.

Augenblick. (in Absicht auf die Kunst) Da die bildende Künste von jeder Handlung nur einen einzigen Moment darstellen können, den sie von allen andern so zu sagen aus der ganzen Geschichte ausschneiden; so kömmt bey ihnen noch mehr auf die Wahl desselben an, als bey dem Dichter. Dahet glaubt man insgemein, es gehöre zu einem Maler oder Bildhauer eine lebhaftere Einbildungskraft, eine größere Gabe der Darstellung. Und man hat hierinn wohl nicht unrecht. Der Dichter hat mancherley Vortheile, der Fantasie des Lesers oder Zuhörers durch Reminiszenz oft mit einem einzigen Wort, einer Partickel nachzuhelfen, daß dieser oft mehr sieht, als dem Dichter erschienen ist. Bey einen Gemälde oder einer Statue ists aber unmöglich mehr zu sehen zu geben, als aufgestellt ist, und die Einbildungskraft des Zuschauers wird durch die Gegenwart des Objects zu sehr gerührt, als daß sie sich mit abwesenden Träumen und Reminiszenzen beschäftigen können. Von dem ersten Hauptgedanken des Künstlers, oder seiner primitiven Erscheinung hängt beynahe das ganze Verdienst seines Werkes ab. Dies giebt ihm das Gepräge der Originalität. Die bekanntesten Geschichten müssen ihm in einem Moment erscheinen, wo sie neu scheinen, ohne gerade abentheuerlich und sonderbar zu seyn. Jeder muß sich im Gegentheil darüber verwundern, daß alles so natürlich ist, und daß noch niemand darauf gefallen sey, sie so vorzustellen. Hierinn ist z. E. Rembrand ein so großer Meister. Jeder schätzt ihn wegen seines Helldunklen; allein noch nicht genug ist sein poetisches Verdienst eben in der Wahl des Moments erwogen worden. Die gemeinsten biblischen Geschichten, die schon durch tausend Hände gegangen sind, erhalten unter den seinigen einen hohen Grad der Neuheit, blos daß er sie häuslich, menschlich, alltäglich gemacht hat. Wehe dem der über Verletzung des Costume schreyt, und nicht bedenkt, daß die Scene, die mit den bekannten Etiquetten aus dem Leben Christi oder eines Patriarchen überschrieben wird, durch seine Behandlung zu der gemeinsten Wahrheit, zu der alltäglichsten Geschichte, die jeder gesehen hat, und niemand leugnen darf, individualisirt werd. Alle seine Bemerke, die geringste auch oft niedrigste Ausdrücke in Gesichtern und Händen haben das große Verdienst der Homerischen Kunst, daß nichts fehlt, was da seyn sollte, und daß nichts da ist, was nicht dahin gehörte.

Augenblutadern, s. Blutadern.

Augenblutstropfen, nennt man den Zufall da die Häute des Augapfels mit Blut entzündet sind. Gemeiniglich kommt es von einer Contusion her. s. Augen-Contusion.

Augenbrand. Hierunter versteht man ein brennendes, sehr beissendes, um sich fressendes und hartes Blatterchen, das auf der weissen Augenhaut, und zuweilen auf der Hornhaut selbst, seinen Sitz hat, und vor einer vorhergegangenen Augenentzündung entsteht.

Der nemliche Zufall kommt auch an den Augenliedern vor. Hier versteht man unter demselben ein kleines rothes, sehr brennendes und an dem einen oder andern Augenlied entstehendes Blaschen, das bald sachte schwärzt wird, und eine heftige Entzündung, Geschwulst und Spannung an den Augenliedern verursacht, daß dieselben ganz braun und blau oder schwarzgelb werden, eine ungemeine Härte bekommen, und einen sehr heftigen Schmerz verursachen.

Bey der Heilung dieser Zufälle muß man ersticken die mitverbundene Entzündung durch die, wider dieselbe dienende, bekannte Mittel hinwegschaffen, und nachgehends lindernde Mittel in Verbindung mit einer geringen Menge von Wundarzneyen, als Quittenschleim und Eierweis, mit etwas Safran, oder Aloe, oder Myrrhen vermischt, äusserlich in Gebrauch ziehen.

Augenbraunen. So nennt man zwey Reihen an dem obern Rand der Augenhöhle, welche aus verschiedenen dichten, in einander verwickelten Haaren bestehen, und dazu dienen, dem Aug den allzu stark einfallenden Licht, Schatten zu geben, und den Schweiß, nebst andern fremdartigen Körpern von dem Aug abzuhalten.

Augenbutter Lenis, nennt man die in den Augenwinkeln verdickte Feuchtigkeiten der Augenliederdrüsen,

Digitized by Google

welche bey manchen Personen Abends und Morgens ein Drücken und Spannen der Augen verursachen. s. Augenlieder.

Augenclaviçymbel oder **Augenorgel**, ist ein musicalisches Instrument, wo Farben, an statt der Klänge, genommen werden. Der P. Castel, ein Jesuit zu Paris, ist der Erfinder davon, der diese seine Erfindung in einem französischen Briefe, der im Parisischen Mercur zu finden ist, bekannt gemacht hat. Telemann übersetzte und edirte diesen Brief 1739. zu Hamburg auf 1 Bogen in 4. und lies diese französische Erfindung dadurch auch im Deutschen lesen. Die Erfindung selbst ist kürzlich diese: Es werden, wie schon gesagt, Farben, an statt der Klänge genommen. Fürs C setzet der Erfinder blau, als den Grund der übrigen Farben. Die Quinte g wird durch roth bedeutet. Die Terz E durch gelb, d ist grün, A violet, f und h aurore und violant. Nunmehro aber auch die chromatischen Tacten dazu, als C, cis, d, dis, e, f, fis, g, gis, a, ais und h, so sind die Farben in der Ordnung diese: blau, celadon, grün, oliven, gelb, aurora, orange, roth, carmesin, violet, agath, und violant. Wenn nun ein Clavesin angeschlagen, oder das Pensil an der Orgel geöffnet wird, so ists durch Züge so gemacht, daß solche Farben zugleich erscheinen. Weitere Nachricht hiervon giebt die Mysterische musicalische Bibliothek, woselbst Telemanns Schrift ganz eingerücket worden. Was Mitzler selbst insbesondere hierbey erinnert, ist dieses: Er hält nicht sowohl die blaue als vielmehr die rothe Farbe, für die vollkommenste, welche folglich nach seiner Meynung, fürs C hätte angenommen werden sollen. Auch glaubet er, welches auch leicht zugegeben werden kann, damit ein wunderbares dem andern an der Seiten stehe, daß dieses Augenspiel an demjenigen Schrötterischen Orgelwerke, wo man mit den nemlichen Registern forte und piano spielen kann, am angenehmsten lassen dürfte.

Augen-Conchylien, nennt man unter den Conchylien alle Muscheln, oder Schnecken welche auf ihrer Oberfläche runde Cirkel, oder Flecken, oder Puncte haben, und dadurch einige Gleichheit mit einem Auge erhalten. Ihre Anzahl ist ziemlich groß, doch finden sich unter den Schnecken viel mehr Beyspiele, als unter den Muscheln. Wir wollen eine kurze Nachricht von ihnen geben.

1. Unter den **Muscheln** ist mir das einzige Beyspiel aus dem Rumph bekannt, das Klein wiederholet, die **Muschel mit zwey Augen**, die gegitterte Giergmuschel, *Chama cirçinata*, *Schulp met twee Oogen*. Rumph tab. 43. fig. 8. Diese Muschel hat den Namen der Augenmuschel nicht von der Beschaffenheit ihrer Schale, sondern von dem Bau, und der Gewohnheit ihres Bewohners. Sie hält sich an feuchten Oertern, und besonders da auf, wo sich ein sandigter Boden befindet. Sie liegt nicht tief im Sande, und verräth ihre Gegenwart durch zwey kleine Löcher im Sande. Das Thier hat auf beyden Seiten ein Röhrchen, und diese nennen die Indianer Augen, die Muschel also, die Muschel mit zwey Augen. Durch diese Röhrchen spritzet das Thier Wasser aus, und wird dadurch denen, die nach ihm graben, oft sehr beschwerlich. Die Schalen dieser Muschel sind mehr platt als gewölbt, mit Queerringen oder erhabenen Streifen und Runzeln versehen, auch mit dunkelgrünen oder rauchfärbigen, zu weilen auch schwärzlichen Puncten und Flecken, die mehrentheils mit weisser Farbe vermischt sind, und zufälliger weise allerley Figuren bilden. Das Fleisch des Thieres ist sehr schmackhaft, die Muschel aber ist auf Amboina sehr gemein, und wird an allen Stränden, wo die Wellen des Meers nicht so heftig anschlagen, gefunden.

Unter den Schnecken ist die Anzahl der Augen-Conchylien viel gröser. Denn

I. Unter den Patellen gehören folgende hieher:

1) das violette Auge. Martini tab. 5. fig. 41. Die magellanische fahlrothe pyramidenförmige Napfschnecke, mit amethystfarbigen Auge. Ihr Bau nähert sich dem magellanischen Trichter gar sehr, aber sie ist niedriger und im Durchschnitt der Grundfläche viel gröser. Rings umher ist die Schale mit feinen cirkelförmigen Strichen umlegt und mit ein und zwanzig starken, die Länge herab laufenden Streifen versehen. Die Schale ist dünne und durchsichtig, ihre Farbe rothfahl, aber durch das amethystfarbige Auge am Wirbel merklich verschönert. Nur Martini und Argenville haben dieser seltenen Patelle gedacht.

2) Die braungeflammte eyförmige Napfschnecke mit einem weissen Auge. Martini tab. 5. fig. 42. Die Schale ist eyförmig, hat einen glatten Rand, und einen verschlossenen Wirbel. Sie ist ganz mit Cirkeln bezeichnet, die aber so fein sind, daß es scheinet als wenn der Rücken glatt wäre. Der Grund der Farbe ist röthlich grau, allenthalben aber braun geflammt. Nahe am Rande sind die flammichten Strahlen breit, sie werden aber schmäler, je näher sie nach dem Wirbel kommen. Der Wirbel ist spitzig, stehet weder die Gewohnheit der eyförmigen Patellen in der Mitte, und hat ein weisses glänzendes Auge. Inwendig siehet man in der Tiefe des Wirbels ein weit ausgebreitetes Fleck, welches gegen das Licht gehalten, in das Rubinfarbige spielt.

3) Die gedoppelte schwarzbraune Sternpatelle mit einem Auge. Martini tab. 9. fig. 89. Lesser fig. 86. f. Sternpatellen.

4) Die gedoppelte Sternpatelle mit zwey Augen. Rumph tab. 40. fig. C. Martini tab. 10. fig. 81. *Patella lacunosa* Linn. f. Sternpatellen.

5) Die weisse oder braunrothliche doppelte Sternpatelle mit einem Auge und elf Strahlen. Klein tab. 8. fig. 5. Martini tab. 10. fig. 82. 83. f. Sternpatellen.

6) Das Bocksauge: Martini tab. 10. fig. 86. f. Bocksauge.

II. Unter den Porcellanen, sollen zwar auch die Tropfen hieher gerechnet werden, weil sie aber einen andern Namen haben, so gehören besonders folgende hieher:

1) die eigentlich sogenannten Argusse unter den Porcellanen, nemlich

a) der einfache Argus. Die ächte einfache Argusporcellane, der Argus mit braunen Augen und weissen Rande, der falsche Argus. Das Weibchen vom doppelten Argus, *Cypraea exanthema* Linn. Martini tab. 28. fig. 289. tab. 29. fig. 298. 299. Knorr Th. II. tab. 24. fig. 2. Regenfuß Th. I. tab. 10. fig. 38. Blos der verschiedene Gesichtspunct, aus welchem Naturforscher diese in der That schöne, obgleich gar nicht seltene Porcellane betrachtet haben, hat es gemacht, daß sie dieselbe bald den ächten bald den falschen Argus genennet haben. Ihre Meynung aber war einstimmig diese, sie dadurch von dem gedoppelten Argus, den wir gleich beschrieben werden, zu unterscheiden. Lesser nennet sie, das Argusweibchen, weil sie dickbauchigter seyn soll, als der gedoppelte Argus, welches wir gleichwohl nicht an allen Beyspielen, die vor uns liegen, gefunden haben. Wenn gleich dieser

Digitized by Google

einfache Argus in seiner Bildung und Zeichnung viele Veränderungen leidet, so kommen doch alle Beyspiele unter sich darinne überein, daß sie auf olivenfarbigen, gelben, gelbbraunen, oder dunkelrothbraunen Grunde bald ganz weiße, bald aber auch braune Augen mit weissen Ringen, bald beyde Arten der Augen untermischt, über den Rücken einen hellen breiten Streif, in dem Munde dunkel oder hellbraune Zähne, auf weißen, gelben, bräunlichen, pfirschblüthfarbenen, oder bläulichen Grunde haben, inwendig aber größtentheils blau gefärbet sind. Die Augen sind immer an den Seiten am größten und dunkelsten, auf dem Rücken am kleinsten, und da findet man unter braunen weiß eingefaßten Augen eine Menge kleinerer und größerer Augen, die nicht eingefaßt sind. Die Grundfarbe hinweg gedacht zeiget sich dieser **einfache Argus** in folgenden Abweichungen. 1) Bey manchen ist die Schale überaus schwer und dicke, bey andern schwach und zart. 2) Bey manchen, und vorzüglich bey den dickschaligten sind die Windungen mit einem Wulst, der sich von der innern Lippe übergelegt hat, ganz verwachsen und bedeckt, bey andern sind sie offen und sichtbar. 3) Die Augen sind bey manchen ungleich größer als bey andern, daher man sie auch in großäugige und kleinäugige enthteilt. 4) Die mehresten haben den weißen breiten Streif auf den Rücken ausgenommen, eine Grundfarbe des Rückens, manche aber haben Banden, deren Farbe bald heller als die Grundfarbe, bald dunkler ist. Ein seltenes Beyspiel mit einem weißen Bande wird im **Regenfuß** beschrieben. Der Werth dieser Argusse beruhet auf der Größe ihrer Augen, und auf der Dunkelheit der Farben sonderlich an den Seiten. **Sonst sind sie sehr gemein, weil sie in Westindien und in den dänischen antillischen Eilanden nicht selten vorkommen.**

Man ist längst gewohnt die Conchylien abzuziehen, und wenn man ihnen ihren Oberrock ausgezogen hat, so erscheinen sie dann in ganz andern Gestalten. Gewinnsüchtige Menschen pflegen dergleichen Beyspiele denen Ungeübtern als neue Gattungen aufzuschwatzen, die sie doch darum gemeiniglich abzuschleifen pflegten, weil ihr Rücken einige Beschädigungen erfahren hat. So gehet es mit dem einfachen Argus. Wenn man die erste mit vielen Augen bemahlte Decke mit Behutsamkeit abziehet, so erscheinen auf einem fahlen oder strohgelben Grunde vier breite Bänder, die über den Rücken hinwegslaufen; schleifet man weiter, so werden diese Bänder unterbrochen, und nun erscheinen sie als Würfel; endlich aber kommt eine ganz blaue Farbe zum Vorschein, welches wie ich schon bemerkt habe die innere Farbe des einfachen Argus ist. Solche abgeschliffene Exemplare haben abgebildet Martini tab. 29. fig. 300. Knorr Th. II. tab. 24. fig. 3. Regenfuß Th. I. tab. 6. fig. 63. Gualtieri tab. 16. fig. O. Seba Th. III. tab. 76. fig. 5. So sorgfältig man aber dergleichen Beyspiele abzuschleifen pflegt, so kann man doch nicht hindern, daß nicht unten am Bauche Spuren der Augen, und in der Oeffnung die braunen Zähne als sichere Merkmale übrig bleiben sollten, daß dergleichen Beyspiele keine eigen Gattungen sondern abgeschliffene einfache Argusse sind.

b) **Der gedoppelte Argus. Das Männchen vom Argus, die Argusaugen, die hundertäugige Porcellane, die Argusaugen, der Argus mit braunen Augen und braunen Rande**, *Cypraea argus* Linn. Martini tab. 28. fig. 285. 286. Knorr Th. III. tab. 11. fig. 5. Regenfuß Th. I. tab. 5. fig. 57. Rumph tab. 38. fig. D. Gualtieri tab. 16. fig. D. Leße fig. 29. Diese Conchylie ist ungleich seltener als der einfache Argus. Sie hält sich nur in den Tiefen des Meeres auf, und nur heftige Sturmwinde oder wirkliche Erdbeben können sie an das Ufer werfen. Ihre schöne Mäleren ist nur ganz schwach aufgetragen, und die geringste Beschädigung raubt ihr einen großen Theil ihrer Schönheiten; daher ganz vollständige Beyspiele einen überaus großen Werth haben und theuer bezahlt werden. Dieser Doppelargus ist wohl zweymal länger als er breit ist. Der Rücken ist nicht sowohl gewölbt, als vielmehr ein wenig platt gedrückt. Die Grundfarbe ist fahl, oder wie ein ausgebleichtes Stroh. Hier siehet man erstlich auf dem Rücken drey braune dunkle Bänder, die so breit sind, daß sie fast den ganzen Rücken einnehmen, und nur zwey höchstens einen halben Zoll breite Bänder von der Grundfarbe übrig lassen. Diese braunen breiten Bänder schimmern an der Seite nur durch, und verlieren sich endlich ganz. Wäre dieses nicht, so würde man in der That zweifelhaft seyn, ob nicht diese braune Farbe die Grundfarbe der Conchylie wäre? Auf diesen bandirten Rücken befinden sich eine Menge brauner Cirkel, oder brauner Flecken, oder runder brauner Flecken mit einem weißen Punkt, die bald größer, bald kleiner sind, und die eben die Gelegenheit zu allen den Namen gegeben haben, die diese Conchylie führt. Die Windungen sind mehrentheils verwachsen, manchmal aber noch kenntlich genug. Diese Ringel beruhen sich gemeiniglich nicht. Die häufigen Zähne der Mündung sind nie so braun als bey dem einfachen Argus. Was diesen Doppelargus aber von dem einfachen am deutlichsten unterscheidet, sind gewisse große dunkelbraune Flecken am Bauche ohnweit der Mündung. Hier unterscheiden sich aber meine beyden ganz in ihrer Schönheit erhaltenen Exemplare dadurch, daß das eine nur auf der rechten Seite zwey solcher Flecken, das andere aber auf jeder Seite zwey dunkelbraune Flecken hat. Das eine meiner Beyspiele hat eine Länge von vier reichen Zollen, das andere ist einen halben Zoll kürzer. Daß diese Augen, oder diese Cirkelfiguren, auf einem etwas dunklen oder matten Grunde ruhen, hat unserm schätzbaren Argus das Unglück zugezogen, daß der Verfasser des ersten und hernach auf königlichen Befehl verworfenen Textes zum Regenfuß, demselben den Staar beylegte. Africa, Amboina und die dänischen Friedrichsinseln liefern uns diesen Doppelargus.

Herr D. Martini bemerket, daß er unter mehrern doppelten Argussen des Feldmannischen Cabinets ein rares Stück gesehen habe, welches man den gekreteten Argus nennen könnte. Fast alle Ringe, besonders an der rechten Seite des Rückens, sind daran, wie die vollkommenste Kette, in einander geschlungen, und geben der Schale ein höchst schätzbares Ansehen. Unter meinen zwey Exemplaren ist das eine von der Art. Es hat ungleich mehr Augen als das zwote Beyspiel, und da sich diese Augen hie und da berühren, so wird eben dadurch eine Kette mit mehrern Gelenken gebildet. Diesen Umstand ausgenommen, sind sich beyde Beyspiele vollkommen gleich; und die gekreteten Argusaugen sind eine bloße seltene Abänderung.

Inwendig sind diese Doppelargusse mehrentheils weiß, oder vielmehr milchblau; man hat daher, wenn man sie auch abziehen wollte, weiter nichts zu erwarten, als daß die Augen wegfallen, die braunen breiten Bänder aber auf einem weißen oder milchblauen Grunde mehr hervorstechen.

Digitized by Google

c) **Die westindische Argusporcellane; der dünnschalige braune westindische Argus, mit kleinen weißen Augen; der bandirte Argus**, die westindische Argus, Martini tab. 26. fig. 257. 258. it. Naturl. Th. III. tab. 82. ad pag. 196. fig. 1. Knorr Th. I. tab. 5. fig. 3. 4. Valentyn deutsch tab. 9. fig. 83. Dieser westindische Argus kommt dem vorherbeschriebenen einfachen Argus sehr nahe, er unterscheidet sich aber durch eine überaus leichte und mehr gewölbte Schale, welche oft zu einer ansehnlichen Größe erwächset, vorzüglich aber durch die kleinern ganz weißen Augen, deren kein einziges eine besondere Einfassung hat. Die Grundfarbe des Rückens ist dunkel, bisweilen castanienbraun und glänzend. Die Länge des Rückens herunter gehet ein breiter Streif, der an meinem Exemplar bläulich ist, und oben an den Windungen einen halben Cirkel, im Ganzen also eine Gabel bildet. Drey bis vier gelbbraune Banden schnuuren durch den Rücken hindurch, und auf diesem Rücken siehet man eine Menge runder weißer Augen. Die Windungen sind bey jüngern Schalen sichtbar, bey ältern fast ganz verborgen. Am Bauche sind die jüngern Schalen schwärzlich mit Bleyfarbe untermischt, die ältern aber ganz dunkelbraun. Die Zähne, die mehrentheils auf einem hellern Grunde ruhen, sind braun, aber nicht so dunkel als den dem einfachen Argus. Eine schwache amethystblaue Farbe ist die innere Farbe dieser Porcellane. Durch das Abschleifen wird die Farbe braunroth, und die gelben Banden werden deutlicher. Man hat diese Porcellane bisher nur aus Westindien erhalten.

d) **Der Argus mit drey Banden, das Weibchen vom großen Schlangenkopf, Knorr Th. IV. tab. 13. fig. 1. f. Schlangenkopf.**

e) **Der kleine Argus mit Banden; der dünnschalige gelbe Argus mit weißen Augen; die beschneyte Porcellane; die gelbe Achatporcellane mit weißen Tropfen.** Martini tab. 25. fig. 252. 253. Gualtieri tab. 16. fig. I. Diese Porcellane von mittlerer Größe hat einen starkgewölbten Rücken, und auf diesem bald eine citron- bald eine rothgelbe oder rothbraune Grundfarbe. Diese Farbe wird durch eine Menge kleinerer oder größerer weißen runden Flecken, die Dabila überaus passend mit Schneeflocken verglich, unterbrochen. Auf der rechten Seite des Rückens läuft eine schräge Linie von den Windungen bis zum untersten Theil oder dem Ausgange der Mündung. Einige haben zwey matte Querbande, die andern fehlt; einige haben einen scharfen geribbten Saum, der andern ebenfalls fehlet. Die untere Seite oder der Bauch dieser nicht eben sogar gemeinen Conchylie ist weiß, und hat lange gelbe oder gelbbraune Stralen, die fast den ganzen Bauch der Schale einnehmen. Bau, Farbe und Zähne unterscheiden diesen dünnschaligen gelben Argus von den sogenannten Salzkörnchen Martini tab. 23. fig. 228. Rumph tab. 38. fig. L. Gualtieri tab. 13. fig. T. V. *Cypraea vitellus* Linn. die man ebenfalls ihrer weißen runden Flecken wegen unter die Augenporcellanen rechnen könnte, wenn sie nicht unter dem Namen der Salzkörnchen aufgenommen wären.

f) **Der kleine Argus, die längliche augenförmige Porcellane, mit getheilten Rücken, Martini tab. 27. fig. 276. 277.** Rumph tab. 39. fig. H. Er gehöret unter die seltenen Porcellanen, die aus Ostindien zu uns kommen. Sein Bau ist länglich und cylindrisch, sein Rücken etwas flach und mit lauter braungelben Linien und Winkelfiguren, wie die arabische **Buchstabenporcellane**, bezeichnet. Zwischen diesen Figuren befinden sich eine Menge runder Flecken, die bey jungen und unbeschädigten Exemplaren hell aschfarbig, bey ältern oder verbleichten Beyspielen weiß ausfallen. So wie die Augen gefärbt sind, so läuft von eben dieser Farbe eine ziemlich breite Linie über den ganzen Rücken herab. Die Seiten sind glatt und schmutzicht, bey jungen Beyspielen pfirsichfarben, bey ältern Schalen weiß. Auf beyden Seiten siehet man häufige schwärzliche oder braunschwarze Tropfen. Der Bauch hat die Farbe der Aepfelblüthe, die Mündung hat braune Zähne, inwendig ist dieser kleine Argus gewöhnlich violetblau, seltener milchblau. Man glaubt dem ersten Anschein nach eine arabische Buchstabenporcellane (s. Buchstaben-Conchylien) Martini tab. 31. fig. 328. 329. 330. Knorr Th. III. tab. 12. fig. 2. Rumph tab. 38. fig. M. Lochner tab. 21. fig. g. Gualtieri tab. 16. fig. V. *Cypraea arabica* Linn. vor sich zu sehen, wenn man diesen kleinen Argus vor sich siehet. Man wird aber die Verwirrung mindern, wenn man auf die länglichte Form der Schale und auf die weißen runden Augen seine Aufmerksamkeit heftet. Mein Exemplar dieses kleinen Argus ist 2½ Zoll lang, und seine größte Breite beträgt nicht viel über einen Zoll. Daß Leser auch die Brandflecken mit dem Namen des kleinen Argus belegt, das bemerke ich darum, damit man nicht eine ganz unrechte Schale für diesen seltenen Argus erkläre.

g) **Das Weibchen vom kleinen Argus, mit weißen runden Augen auf gelben Rücken; die kleine gelbe weißgefleckte, am Rande weiße Porcellane, Martini tab. 31. fig. 336. Regenfuß** Th. I. tab. 12. fig. 74. **Argenville** tab. 18. fig. X. *Cypraea cribraria* Linn. Man wird nicht in die Versuchung gerathen, dieses kleine Argusweibchen mit dem obenbeschriebenen einfachen Argus, oder dem Weibchen des gedoppelten Argus zu verwechseln, wenn man bedenkt, daß dieses kleine Weibchen nicht leicht die Länge eines Zolls übersteigt. Die Holländer pflegen diese Schale daher unter die sogenannten Speculatien zu legen; eine Verachtung, die sie wirklich nicht verdienet, und die keine Conchylie verdienet, welche nie zu einer ansehnlichen Größe gelangt, weil alle diese kleinen Körper zum Ganzen gehören. Doch Linne hat die Ehre unsers artigen Weibchens dadurch hinlänglich gerettet, daß er es unter dem Namen Cypraea cribraria in sein System aufnahm. Der Bau der Schale ist länglich cylindrisch, der Rücken hat eine goldgelbe Farbe, auf welcher runde Augen sitzen, welche weiß, wie der Schnee sind. Der Saum, der Bauch und die Zähne sind, wie die inwendige Schale, weiß und glänzend, und alles scheinet sich gleichsam dahin vereiniget zu haben, dieser Schale an ihrer Schönheit zu ersetzen, was ihr an der Größe abgehet. Wenn Müller die Cypraeam cribrariam, oder unser niedliches Weibchen, mit dem unedlern Namen des Harlequins belegt, so verwechselt er unsere Porcellane mit einer andern, die wir unter dem Namen des Harlequins unten beschreiben werden; s. unterdessen Martini tab. 31. fig. 331. Argenville deutsch Zoomorph. tab. 11. fig. I.

h) **Der kleine gelbe, weiß und schwarzäugige Argus.** Martini tab. 31. fig. 333. 334. *Cypraea oculata* Linn. Auch diese Porcellane gehöret unter die kleinern ihres Geschlechtes, die nicht leicht die Länge eines Zolls übersteigen: aber sie gehöret gleichwohl unter die schönsten Porcellanen. Die Grundfarbe des Rückens ist gelb, oder hellziegelroth, und mit einer großen Menge weißer Augen, unter denen nicht wenige schwarze Punkte

Digitized by Google

in sich haben, versehen. Auf der linken Seite des Rückens läuft ein heller, an meinem Beyspiel milchweißer, Strich den ganzen Rücken hinunter. Die Windungen sind stark bewachsen, und an meinem obgleich kleinern Beyspiel ganz unsichtbar. Der Bauch ist auf beyden Seiten an der Mundöffnung gesäumt. Der Bauch ist bis fast zur Mundöffnung mit braunen Puncten häufig belegt. Die auf beyden Seiten befindlichen Zähne sind an meinem Beyspiele ganz weiß, an andern aber weiß und braun gemischt. Die innere Farbe ist entweder pfirsichgarbig, oder blaulich. Endlich

i) nennet uns Valentyn noch einen **Argus ohne Augen**, den er ausserdem als einen ausnehmend schönen grauen Maulwurf beschreibt, und uns dadurch zugleich einen Wink giebt, wohin wir diese Porcellane zu setzen, und wo sie meine Leser zu suchen haben, nemlich unter den Maulwurfsporcellanen. Unter den Argussen kann dieselbe in keiner Rücksicht stehen, da ihr das wesentliche Kennzeichen, was der Argus vermöge seines Namens haben muß, nemlich die vielen Augen, fehlt.

2) **Die augige Cauris, die weißen Aeuglein,** Martini tab. 30. fig. 320. 321. Rumph tab. 39. fig. A. Gualtieri tab. 15. fig. H. *Cypraea erosa* Linn. Es ist eine Porcellane, die den gewöhnlichern Namen der Brandflecken führt. s. Brandflecken.

III. Unter den übrigen Schnecken gehöret hieher:

1) **Die Argusvute, mit weißen Augen.** Martini tab. 56. fig. 616. ic. Naturl. Th. III. tab. 82. fig. 3. Es ist eine Volute, die ganz glatt ist, ausser daß sie unten an der Naht, wie mehrere Duten, einige schräge Streifen hat. Sie ist ganz mit einer goldgelben Farbe überzogen, und nur unten hat sie ein weißes Band, dann hin und wieder runde weiße Augen; sonst den völligen Bau der gewöhnlichen Duten. Ihre Seltenheit ist sehr groß.

2) **Das Argusbuccinum; die Argusaugen, der Argus unter den Trompetenschnecken; das bandirte Argusauge; der umwickelte Argus;** Martini tab. 127. fig. 1223. Naturl. Th. III. tab. 80. fig. 1. Knorr Th. V. tab. 3. fig. 3. Rumph tab. 49. fig. B. Klein tab. 7. fig. 128. Leser fig. 62. geknobbelte en gebandeerde Argus. Eins der seltesten und schätzbarsten Kinkhörner der westindischen Meere, das in Holland mit 8 bis 9 Gulden in den Versteigerungen verkauft wird. Es hat sieben Windungen, davon die erste, wie bey allen Trompeten, die größeste ist, die übrigen aber verhältnißmäßig abnehmen. Ihr Zopf, oder die nach der Endspitze zulaufenden Windungen, ist mittelmäßig lang. Ihre Mundöffnung ist eyförmig, und hat oben einen kurzen Canal und unten eine schmale Rinne. Diese Trompete hat eine dicke gesäumte und gefaltete, auf jeder Falte mit gedoppelten Zähnen bewaffnete Leize, auf der innern Seite aber stehet man ein breites hingelegtes Blatt, welches sich unten in ein Nabelloch endiget. Hin und wieder stehet man, zumal bey ältern Schalen, senkrechte Klammern, und das sind Zeugen eines neuen Baues, den der Bewohner wegen seiner zunehmenden Größe vornehmen mußte. Inwendig ist die Schale ganz weiß und glänzend. Das eigentliche Unterscheidende dieser Trompete ist der Rücken. Ueberhaupt ist dessen Oberfläche sehr höckerigt und ungleich. Insonderheit hat dieselbe dunkelbraune Querbänder, die in einer regelmäßigen Ordnung über die ganze Schale hinweglaufen. Auf diesen Bändern siehet man runde Knoten, welche vorzüglich auf der ersten Windung erscheinen, muthmaßlich auch braun sind, aber durch das Abreiben weiß erscheinen. Diese weißen Knoten haben den Naturforschern den ersten Gedanken der Augen, der Trompete aber den Namen des Argusbuceinums gegeben. Die Farben sind oben nicht tief in die Schale eingedrungen, sie kann also ihrer Schönheit leicht beraubet werden: daher auch Beyspiele, die ihre ganze Schönheit haben, nicht eben allzuhäufig angetroffen werden. Man findet sie von einer Höhe von 5 Zoll.

3) **Das genabelte Archusbuccinum.** Ich gebe diesen allgemeinen Namen drey verschiedenen Conchylien, die aber alle drey darinn übereins kommen, daß ihre Schale mit gelbbraunen Flecken bemalt ist, welche den ersten Gedanken, sie unter die Argusse zu setzen hergegeben haben.

a) **Das genabelte gelbe Agatkinkhorn, der gelbe genabelte Böttgerbohrer,** Knorr Th. II. tab. 16. fig. 4. 5. Gualtieri tab. 43. fig. T. (s. Böttgerbohrer.)

b) **Das genabelte rothbraun gefleckte Achatkinkhorn mit 6 Stockwerken.** Martini tab. 122. fig. 1118. Knorr Th. II. tab. 6. fig. 5. Th. III. tab. 3. fig. 4. Regenfuß tab. 10. fig. 40. im ersten Theile, Gualtieri tab. 51. fig. B. Argenville tab. 17. fig. N. Columna p. 16. *Buccinum spiratum* Linn. Ihr Bauch ist sehr stark aufgeblasen, daher sie auch Argenville unter die Tonnenschnecken setzt, sie haben aber ausserdem alle Kennzeichen des Buccinum an sich. Ihre sechs Windungen, die gar nicht lang gestreckt sind, haben zwischen sich starke Hohlkehlen, und es scheinet daher als wenn die Conchylie in lauter Stockwerke abgetheilt wäre, die Windungen endigen sich in ein blaues Knöpfchen. Das aufgeblasene erste Gewinde, so wie die 2. oder 3 folgenden, haben auf einem glatten glänzendweißen Grunde gelb oder braunrothe Flecken von mancherley Bau und Größe. Die Mündung ist eyförmig, aber ausgekehlt. Auf der linken Seite findet man ein tiefes Nabelloch, welches bald glatt, bald aber mit Zähnen bewaffnet ist. Sie kommen aus Westindien zu uns, und wenn man sie unmittelbar aus der See erhält, so sind sie mehrentheils mit einer schmutzigen dicken Haut umgeben, die man erst aufräumen muß, ehe man die Conchylie in ihrer ganzen Schönheit bewundern kann. Sie werden nicht leicht länger als von 3 Zoll gefunden, und gehören unter die Schalen, die eben nicht die größte Seltenheit sind.

c) **Das genabelte Achatkinkhorn mit gewölbten Windungen. Der Argus.** Martini tab. 122. fig. 1120. 1121. Naturkeh. 1 B. tab. 10. fig. 2. Beschäftig. der Naturf. Fr. zu Berl. Th. III. tab. 8. fig. B. Rumph tab. 49. fig. C. Klein tab. 2. fig. 47. Auch diese Conchylie ist das *Buccinum spiratum* des Linne, aber diejenige, die man unter allen ihren Verwandten eigentlich den Argus nennet. Die ganze Zeichnung der Conchylie ist mit der Zeichnung der vorhergehenden ganz einerley, nur der Bau unterscheidet beyde hinlänglich von einander. Sie ist nicht so aufgeblasen wie die vorhergehende, sie hat keine Hohlkehlen zwischen den Windungen wie jene, sondern sie ist mehr ausgestreckt, sie hat folglich einen langen Zopf, und die Gewinde werden blos durch ein fadenförmiges Band abgetheilet. Sonst hat dieser Argus eben die Flecken, eben die Mündung, eben das tiefe Nabelloch wie die vorhergehende. Merkwürdig aber ist, daß die mehresten gut erhaltenen Beyspiele dieses Argus in diesem Nabel Zähne haben, die bey manchen Beyspielen bis in die zwanzig gehen, und die mit dem schönsten ins Blaue und Violette fallenden Email

Digitized by Google

ausgeschmückt sind. Wozu diese Zähne? fragt mein lieber Chemnitz, und antwortet: vielleicht dienet dieser mit Zähnen besetzte Nabel dem Bewohner des Schalenhäuses zu einer Fischreuse, zu einem Fangnetz, oder zu einem bequemen Falle, um solche Thiere und Gewürme, die zu seiner Nahrung dienlich seyn möchten, darinnen desto eher zu fangen. Nun kann es bey solcher, durch die Mitte des ganzen Gebäudes hindurch gehenden Falle, hinter deren Wänden der Bewohner seinen Aufenthalt hat, und folglich alles gleich bemerken muß, demselben, wenn er nur aus den Hauptkammern hervortreten will, an Speise und Beute nicht fehlen. Auserdem ist dieser Argus vorzüglich vielen Nachstellungen und Angriffen der See- und Bohrwürmer ausgesetzt. Selten bekömmt man denselben unbeschädigt, und undurchfressen. Vielleicht dienen diese auswärtsgehenden Zähne des Nabels demselben zu einem Gehege, und Verwahrungsmittel der innern edelsten Theile des Gehäuses, und stehen darum mehr auswärts als einwärts, um die Stelle der Pallisaden zu vertreten, und wie ein Bollwerk, die ersten feindseligen Angriffe abzuhalten. Zuverläßig hat die Natur den Conchylien nichts umsonst gegeben, ob wir gleich in sehr vielen Fällen noch nicht zuverläßig wissen, warum sie diesen oder jenen Theil ihres Baues, den sie haben, und der uns oft nur Schmuck zu seyn dünkt, an sich tragen.

4) **Das Ammonsauge, das Bocksauge, das bandirte weitmündige starkgenabelte Posthorn.** Gualtieri tab. 2. fig. T. Gove tab. 3. fig. 20. Seba Th. III. tab. 40. fig. 3. 4. 5. Martini Naturl. Th. III. tab. 79. fig. 1. *Nerita effusa* Muller *Hist. Verm.* Aus einer ganz andern Ursache führet diese Conchylie den Namen einer Augenconchylie als alle die vorhergehenden, sie hat keine Augen, sondern da sie einige Aehnlichkeit mit den Ammonshörnern der süßen Wasser, dabey aber einen tiefen Nabel hat, so glaube ich, dieß habe dem Herrn. Gove die erste Veranlassung gegeben, ihr den Namen eines Ammonsauge zu geben. Inzwischen habe ich hier die nähseste Veranlassung eine Lücke des ersten Bandes dieser Encyclopädie auszufüllen, und ich ergreife sie mit desto größerm Vergnügen, da ich wünsche, daß in diesem Werke für Conchyliensreunde gar nichts mangle, was ihnen nur von einiger Wichtigkeit seyn kann; dahs besonders keine Gattung von Conchylien mangle, die man in Werken von der Art zuverläßig sucht.

Das Ammonsauge hat in der That eine große Aehnlichkeit mit den sogenannten falschen Posthörnern, von denen wir die mehresten Gattungen in den süßen Wassern finden. Es hat aber dem ohnerachtet in seinem Bau viel eigenes. Die erste Windung ist ungleich größer als alle die folgenden fünf kleinern Windungen. Alle Windungen sind so hart an einander gedrückt, daß die Oeffnung des Mundes völlig oval ist. Zwischen den kleinern Windungen ist eine schmale Auskehlung, und die letztern gehen in eine kleine aber merkliche Spitze aus. Auf der entgegen gesetzten Seite siehet man ein weites Nabelloch durch welches man die Windungen bis zur Endspitze auf das deutlichste wahrnehmen und unterscheiden kann. Die Schale ist von einer beträchtlichen Härte und Stärke, die Mundöffnung ist mit einem gelbröthlichen Saum eingefaßt, und wird von einem auswendig rothen, knotigen und glänzenden Deckel verschlossen. Die Grundfarbe des Ammonsauge ist bald fleischfarbig, bald grauweiß, bald spielt sie in das Bräunliche und Gelbe. Am Munde ist diese Conchylie am dunkelsten gezeichnet, und um das erste Gewinde herum laufen bald braune bald bläuliche Bänder von verschiedener Anzahl und Breite. Herr Etatsrath Müller zählet sie folgender gestalt: 1) sieben Bänder unter welchen das vierte am breitesten ist; 2) acht Bänder, wo das dritte das breiteste, das sechste und achte die schmälsten sind; 3) neun Bänder, wo das zweyte und sechste die breitesten, die übrigen fast von gleicher Stärke sind; 4) eilf Bänder, wo das zweyte, dritte und sechste die breitesten, 1. 4. 5. 8. 11. aber am schmälsten sind; 5) dreyzehen Bänder, hier sind 2. 3. 5. 11. die breitesten, 12. das schmälste, die übrigen von gleicher Stärke. Bey Num. 4. 5. hat Herr Müller noch das Eigne angemerket, daß sie oben weniger gedrückt sind, und unten einen weit engern Nabel als die übrigen haben. Man ist gar nicht einig wohin man dieses Ammonsauge zu setzen habe. Seba, der übrigens nicht viel Glauben verdient, Gualtieri und Davila setzen es unter die Erdschnecken, Gove und Aldrovand unter die Seeschnecken, Lister aber, Herr Etatsrath Müller und Martini, drey Männer, deren Zeugniß alles überwiegt, unter die Flußschnecken. Man kann bey solcher Ungewißheit auch nicht angeben, wo das Ammonsauge zu Hause sey, davon uns die erste Nachricht desto critischer seyn würde, weil wir dann zuverläßig entscheiden könnten, wo unsere Conchylie, die man in den Kabineten hin und wieder findet, eigentlich zu Hause sey?

Augencontusion, oder Quetschung besteht darinnen, wenn das Auge, von einem Schlage oder Stoße, mit Blut unterlaufen und blau worden ist.

Wenn die durch diese Gewaltthätigkeiten entstandene Verletzung heftig gewesen ist, so gehet das Gesicht oft in dem Augenblicke, da sie geschehen ist, verlohren; ist sie aber nicht so gar stark gewesen, und ist das Auge nicht zu sehr verdorben, so kann man gar oft noch, durch zeitig angewandte Hülfe, das Gesicht retten.

Was die Heilung betrift, so muß man, wenn die Verletzung nicht gar zu heftig ist, um die Geschwulst und Entzündung zu verhüten, gleich frisches Wasser mit Tüchern überschlagen, dieses den ersten Tag recht fleißig wiederholen, und dabey bey Vollblütigen eine Ader öffnen lassen. Ist das Auge, auf den Gebrauch dieser Mittel, den folgenden Tag nicht wieder in guten Stande, so muß man es oft mit warmgemachtem Kampfergeweingeist bestreichen, und ein mit zertheilenden Kräutern angefülltes und in Wein gekochtes Säckchen warm darüber legen. Wenn man keine dergleichen Kräuter bey der Hand hat, so sind in warmen Wein eingetauchte Compressen, fleißig appliciret, schon hinlänglich.

Ist die Verletzung so heftig gewesen, daß ein Blutgeschwulst davon gesprungen ist, und sich das Blut inwendig in das Auge ergossen hat, welches man daraus erkennt, wenn dem Patienten alles roth zu seyn scheint, oder das Blut durch die Hornhaut durchleuchtet, so muß man gleich an dem Fuße oder Halse eine Ader öffnen, und dieselbe, nach Beschaffenheit der Umstände, wiederholten lassen, zertheilende, in Wein gekochte, Kräutersäckchen oft warm an das verletzte Auge anbringen, innerliche kühlende und zertheilende Mittel nehmen, und täglich ein oder zwey warme Fußbäder gebrauchen lassen. Fängt das ausgetretene Blut hierauf an sich zu zertheilen, so sehen die Patienten alles blau vor sich, und endlich erscheinen ihnen die Gegenstände wiederum in ihrem natürlichen Zustande; läßt es sich aber nicht zur Zertheilung an, so bleiben die vorhergenannte Zufälle; und alsdenn ist nichts anderes übrig, als daß man dem ausgetretenen Blute, durch eine in die Hornhaut gemachte

Digitized by Google

Oeffnung, einen Ausfluß zu verschaffen suche. ſ. Auge, Eiter.

Augendienſt, ein Dienſt der nur zum Schein geſchieht, weil es der andre ſieht. Daher Augendiener, welches auch oft ſoviel als Schmeichler ſchlechthin bedeutet.

Augendienſt, ſ. Augentroſt.

Augeneiſen. Die Oeffnung unten am Schmelzofen, oder das Auge, wird mit Leimen verſchloſſen, wenn hernach das Erz geſchmolzen und flüßig iſt, ſtößt man den Leimen durch, öffnet das Auge und läßt das Geſchmolzene in Formen ausfließen. Das Eiſen deſſen man ſich zu dem Durchſtoßen bedienet, heißt Augeneiſen.

Augenentzündung. Wenn ſich die Augenhäute entzünden, ſo bekommt die daraus entſpringende Krankheit den Namen der Augenentzündung.

Dieſe Krankheit kommt unter allen Augenkrankheiten am häufigſten vor, weil ſie nicht nur ein die meiſten andern Augenkrankheiten begleitender Zufall iſt, ſondern auch das Auge, wegen der Feinheit ſeiner Gefäße, gar leicht den Stockungen des Bluts und der übrigen Säfte unterworfen iſt.

Die Augen werden entzündet, wenn ſich Blut in die vor das Serum und die Lymphe beſtimmte Gefäße ergießt und in denſelben ſtockt, oder wenn das Serum und die Lymphe in ihren eigenen Gefäßen ſtille ſtehen.

Daß die Entzündung blos in den äußeren Häuten des Auges ihren Sitz habe, erkennet man daran, wenn das Auge etwas größer, als im natürlichen Zuſtande iſt, und wenn es das Licht ziemlich leicht verträgt. Wenn die Entzündung zugleich auch die innere Häute ergriffen, oder in denſelben ihren Urſprung genommen hat, ſo ſiehet der regenbogenförmige Cirkel entzündet aus, und verurſacht das geringſte Licht einen heftigen Schmerz in dem Auge.

Aeußerſte heftig in die Augen wirkende Dinge, gehemmte gewöhnliche Ausſcheidungen, aus andern Theilen des Körpers in die Augen verſetzte verdorbene Feuchtigkeiten, die Verderbnis der Säfte des ganzen Körpers, geben überhaupt zu den Augenentzündungen Anlaß.

Die Augenentzündungen, die etwas tief gehen, und die innere Augenhäute zugleich ergreifen, ſind gefährlicher als diejenige, die in den äußeren ihren Sitz haben, und mit keinen groſſen Schmerzen verbunden ſind. Wenn die Augenentzündung ein ſtarkes Fieber verurſacht; oder wenn ſie durch ein dazukommendes Fieber verſchlimmert wird, ſo hat man die Blindheit zu befürchten. Gehet ein langwieriges Kopfweh vor der Augenentzündung her, oder ſchlägt es ſich zu derſelben und hält lange an: ſo gehet das Geſicht ebenfalls verlohren. Wenn nur ein Auge entzündet iſt, ſo verurſacht es mehr Schmerzen, als wenn beyde zugleich angegriffen ſind; und nicht ſelten ergreift die Entzündung das andere auch, wenn ſie von einer heftigen Urſache entſtanden iſt. Iſt ein Auge entweder öfters oder lange von dieſer Krankheit beunruhigt worden: ſo kömmt ſie, wenn ſie auch auf die Anwendung gehöriger Hülfe gewichen iſt, oft auf eine geringe Veranlaſſung wieder, weil die Augenhäute durch die lange Dauer der Krankheit ſehr geſchwächt werden; und denn verlieren die Augenhäute leicht ihre Durchſichtigkeit, welches zur Erzeugung des Staars Anlaß giebt. Die Augenentzündung endigt ſich gewöhnlich, wenn es gut gehet, durch Schweiße oder einen Durchfall; der aber durch allzuſtarke Arzneymittel verurſachte Durchfall iſt gefährlich; denn es giebt zur Exulceration der Hornhaut Anlaß. Bey erwachſenen und geſunden Perſonen läßt ſich die Augenentzündung eher wieder heben, als bey Kindern alten und kränklichen Leuten.

Die allgemeine Heilart der Augenentzündung beſtehet darinnen, daß man den Zufluß der Feuchtigkeiten durch Aderlaſſen, Schröpfen, Fußbäder, Darmreinigungen, Fontanellen, Senf- oder Blatternpflaſter von den Augen abzuleiten ſuche; daß man ſich des mit der Entzündung gemeiniglich verknüpften Fiebers als eines Heilungsmittels bediene, d. i. es mäßige, wenn es heftig iſt, und es ſich ſelbſt überlaſſe, wenn es in gehörigen Schranken iſt; daß man den Patienten ſich an einem dunkelen Orte aufhalten laſſe, ihm allen Gebrauch der Augen unterſage, und die durchſtreichende Luft und den Wind meiden laſſe; daß man die Augen, wenn ſie auslaufen, und um ſoviel mehr, wenn der Ausfluß entweder dünne und ſcharf, oder von dicker Art iſt, nicht verbinde, weil die ſcharfe Feuchtigkeit, wenn ſie keinen freyen Ausfluß hätte, die Hornhaut um deſto mehr anfreſſen würde, und die Augenlieder entweder unter einander verwachſen, oder ſich an das Auge anhängen möchten; daß der Patient ſorgfältig alle Urſachen vermeide, die durch ihren Reiz den Ausfluß hervorlocken oder vermehren können; daß man endlich bey allen dieſen Vorkehrungen, auf die Urſache, welche die Entzündung hervorgebracht hat, ſein Hauptaugenmerk richte, und dieſelbe, nach aller Möglichkeit, zu heben oder zu vermindern trachte.

Je nachdem die Augenentzündung die Stockung des Bluts, oder einer wäſſerichten Feuchtigkeit zur Urſache hat, führt ſie den Namen der blutigen oder wäſſerichten Augenentzündung. Die blutige begreift unter ſich die Taraxis, die naſſe Augenentzündung, die Pſorophthalmie oder mit Krätze verbundene Augenentzündung, die Xerophthalmie oder trockne Augenentzündung, die Sklerophthalmie oder harte Augenentzündung, die Chemoſis und Phlegmone. Die wäſſerichte wird in die naſſe und trockne eingetheilt.

Taraxis nennt man die Augenentzündung, wenn die angewachſene Augenhaut, ohne zu ſchmerzen und geſchwollen zu ſeyn, nur ein wenig roth iſt. Dieſe Art entſteht gemeiniglich von der Sonnenhitze, kalten Luft, Rauch, Staub u. d. gl.

Dieſe Augenentzündung bedarf oft gar keiner Heilung; ſie läßt ſehr oft von ſelbſt in kurzer Zeit ganz und gar nach, und hat der Patient weiter nichts nöthig, als ſich des Lichts und aller Bewegung der Augen zu enthalten. Findet man es vor nöthig Arzneymittel zu gebrauchen, ſo iſt, wenn ſie von äuſſerlichen Urſachen, als Rauch oder einem andern Reize entſtanden iſt, warme mit etwas Safran vermiſchte Milch hinlänglich, womit man das Auge vermittelſt eines Augenbeckens auswäſcht. Man kann auch das Auge mit Quittenſchleim, vermittelſt eines in daſſelbe eingetauchten Federbergens, beſchmieren. Andere bedienen ſich des mit Mandeln zuſammengeriebenen und mit Waſſer vermiſchten Kampfers. Dabey muß man den Dunſt von erweichenden Kräutern an das Auge gehen laſſen. Bey Nacht legt man einen gekochten Apfel auf. Iſt dieſe Entzündung von innerlichen Urſachen entſtanden, ſo leiſtet das gewöhnliche Augenwaſſer, das aus etwas calcinirtem Vitriol, präparirter Tutia und Fenchel- oder Roſenwaſſer beſtehet, ſehr gute Dienſte.

Die naſſe Augenentzündung beſtehet darinnen, wenn die Entzündung mit dem Ausfluſſe heller, heißer und ſcharfer Thränen verbunden iſt, die nicht allein die Hornhaut anfreſſen, ſondern auch die Wangen, über welche ſie herabfließen, wund machen. Das Auge kann

dabey

Digitized by Google

dabey nicht das geringſte Licht vertragen, der Kopf hitzet, es iſt ein heftiger Schmerz zugegen, der ſich von den Schläfen bis an die Augen erſtreckt, und von einem beſchwerlichen Jucken ſowohl an dem Augapfel, als Augenliedern, begleitet iſt. Zuweilen pflegt auch an den Augenliedern, und den um das Auge herumliegenden Theilen eine rothlaufartige Geſchwulſt zum Vorſchein zu kommen, und oft wird die ganze Haut angefreſſen und rauh. Hierauf vermiſcht ſich eine ſchleimichte Feuchtigkeit mit den Thränen, dieſe ſelbſt werden dicker, die Augenlieder kleben zuſammen, und auf der äuſſern Fläche derſelben erzeugt ſich eine trockene Kruſte, die endlich dürre wird und abfällt. Die Urſachen, die dieſe Augenentzündung veranlaſſen, ſind folgende: Die durch den unſchicklichen Gebrauch der Salben zurückgetriebene Hauptgrind oder Krätze des ganzen Körpers, der zurücktretende ſcorbutiſche Frieſel, der Scorbut ſelbſt, die Blattern, die Maſern, der zu unrechter Zeit geſtopfte böſartige Tripper, von ſelbſt zugegangene oder unvorſichtig geheilte Fontanellen und alte Geſchwüre, zurückgetretener gewöhnlicher Schweiß an den Füſſen, unter den Achſeln u. d. gl. die beſonders an dem Kopfe plötzlich gehemmte Ausdünſtung, das auf einmal geſtopfte Naſenbluten, das Zurückbleiben der monatlichen Reinigung und güldenen Ader, das verſäumte gewöhnliche Aderlaſſen, der Mangel der gewöhnlichen Leibesöffnung, heftige Kopfſchmerzen und eine langwierige Schwäche des Kopfs, die bey den Zinnen und Weinblattern gebrauchte zurücktreibende Mittel, die bey dem Thränenauge in Gebrauch gezogene zu kalte und zu ſehr zuſammenziehende Augenarzneyen, ſcharfe in den Augenhäuten ſteckengebliebene Körpergen, in die Augen gefallene Inſekten, die eingebogene Haare der Augenlieder, Augenwunden und dergleichen Geſchwüre, die Verbrennung der Augen, die allzuſtarke Sonnenhitze, ſcharfer beiſſender Rauch, Staub und andere ſcharfe in die Augen gefallene Dinge, der Mißbrauch des Schnupf- und Rauchtabaks u. d. gl. m. Dieſe Augenentzündung giebt oft zu Geſchwüren der Hornhaut Anlaß, weil ſie meiſtens von den ſcharfen Thränen, die während ihrem Verlaufe ausfließen, angefreſſen wird; man hat ſich aber hiervor nicht mehr ſehr zu fürchten, wenn ſich mit den Thränen eine ſchleimichte Feuchtigkeit zu vermiſchen angefangen hat. Eben dieſes iſt eine Anzeige, daß die Krankheit von ſeiner langen Dauer ſeyn werde; und die gewiſſeſte Hofnung der Heylung hat man, wenn die ſchleimichte Feuchtigkeit anfängt dick und weich zu werden, und die Augenlieder davon zuſammen hangen; desgleichen wenn die Augenlieder und die mit denſelben verbundene Haut ſehr aufzuſchwellen und dabey äuſerlich auf dem Auge eine Kruſte zum Vorſchein kommt. Die Augenentzündung dieſer Art, die einen geſtopften Tripper oder den Scorbut zur Urſache hat, iſt mit groſſer Gefahr verknüpft, beſonders wenn ein Bein in der Augenhöhle fehlerhaft iſt.

Die Heilart dieſer Entzündung iſt folgendermaßen beſchaffen: Wenn ſie eben entſtanden iſt, wenn ſie etwas heftig und mit einem Fieber verbunden iſt, wenn ſcharfe, hitzige Thränen dabey ausfließen, und wenn die Augenlieder dabey aufſchwellen; ſo hat man nichts weiter nöthig, als die Ruhe und gehörige Lebensordnung zu verordnen und das mit der Entzündung verbundene Fieber durch kühlende Mittel in gehörigen Schranken zu halten. Hierbey kann man, um die Entzündung in die äuſſere Theile zu ziehen, den Dunſt von erweichenden Kräutern an das Auge gehen laſſen, oder erweichende und ohne Erhitzung zertheilende Bähungen an das Auge appliciren; aber vor dem Gebrauche zu vieler Feuchtigkeiten, desgleichen vor Bleymitteln, Zink, Grünſpan, Queckſilbermitteln, Kampfer u. d. gl. muß man ſich in Acht nehmen, weil ſie groſſen Nachtheil, ja die Blindheit, verurſachen können. Wenn man ſo glücklich iſt, die Entzündung in die äuſſere Theile zu ziehen, welches man an der an den Augenliedern erſcheinenden Geſchwulſt ſiehet, wenn das Fieber abnimmt und die Haut ausſchlägt, ſo fängt mit den Thränen eine ſchleimichte Feuchtigkeit an auszufließen; und in je gröſſerer Menge dieſe ausfließt, je dicker ſie wird, und je feſter die Augenlieder von derſelben zuſammenkleben, deſto mehr nimmt die Entzündung ab. Die auf dieſe Art zuſammenhangende Augenlieder darf man nicht zu öffnen ſuchen, auch nicht das geringſte von Arzneymitteln in das Auge kommen laſſen. Wenn dieſe Augenentzündung mit keinem Fieber verbunden iſt, wenn die ausfließende Feuchtigkeit nicht ſo häufig, aber deſto ſchärfer iſt, wenn ihr Ausfluß länger anhält und die Hornhaut angefreſſen wird, ſo muß man mit der gröſten Sorgfalt den Zufluß der Säfte von den Augen abzuleiten ſuchen. Man läßt zu dem Ende bey ſtarken vollblütigen Körpern gleich eine Aderlaß an dem Arm, bey ſchwächlichen aber das Schröpfen auf dem Rücken und andern Theilen vornehmen; man läßt fleißig Fußbäder gebrauchen und die Füße reiben; man läßt gelinde aber doch hinlänglich wirkende Abführungsmittel einnehmen. Wenn man mit dem Gebrauche dieſer Mittel ſeinen Zweck nicht erreichen kann, ſo muß man zu dem Blaſenziehen ſeine Zuflucht nehmen. Man legt deswegen ein groſſes Blaſenpflaſter — ein kleines iſt nicht hinlänglich — zwiſchen die Schulterblätter, und unterhält den dadurch erweckten Ausfluß lange Zeit, zuweilen einen Monat lang; wozu man ſich erweichender Salben, und, wenn dieſe nicht hinlänglich ſind, des mit denſelben vermiſchten Spaniſchenfliegenpulvers bedient. Wenn das Uebel hierauf abnimmt, aber keine vollkommene Heilung erfolgt, ſo muß man zuweilen noch ein zweytes Blaſenpflaſter, wenn auch das durch das erſte verurſachte Geſchwür noch nicht vollkommen geheilt iſt, an den Waden anbringen. Auch dieſes Mittel iſt zuweilen nicht hinlänglich den Ausfluß der freſſenden Feuchtigkeiten zu hemmen; und in dieſem Fall muß man zu dem Augenſchröpfen — wie dieſe Operation verrichtet werde, ſ. unter dem Titel Augenſchröpfen — ſeine Zuflucht nehmen, und dieſes ſo oft und ſo lange, doch ſo, daß man jedesmal einige Tage dazwiſchen verſtreichen läßt, wiederholen, bis die Entzündung nachläßt und die ausfließende Feuchtigkeit dick zu werden anfängt. Und daß dieſes bald geſchehen werde, ſehen wir daraus, wenn das aus den geſchröpften Augenliedern ausfließende Blut ſich nicht mehr ſo geſchwinde verdicket. Da aber dieſe Operation, wegen der heftigen Schmerzen und ſtarken Entzündung, die ſie an den Augenliedern verurſacht, oben nicht mehr ſehr gebräuchlich iſt, ſo kann man ſtatt derſelben einen treuzweiſen langen Einſchnitt an dem Hinterhaupte machen, und den Ausfluß des Bluts ſo lange fortdauern laſſen, als man es vor nöthig findet. Bey dieſen allgemeinen Mitteln muß man aber auch diejenige nicht aus der Acht laſſen, die zur Tilgung der Urſache, welche die Entzündung veranlaßt hat, das ihrige beytragen. So muß man, wenn die Entzündung von vorhergegangenen Blattern oder Maſern, andrem zurückgetretenen oder unvorſichtig zurückgetriebenen Ausſchlage, von ſelbſt zugegangenen oder unvorſichtig geheilten Fontanellen und alten Geſchwüren, zurückgetretenen gewöhnlichen Schweiße an irgend einem Theile des Kör-

Digitized by Google

ders, dem bey dem Thränenaugs durch zu kälte und zu sehr zusammenziehende Augenarzneyen gehemmten Ausfluß der Thränen u. d. gl. entstanden ist, so muß man die hierdurch nach den Augen versetzte Feuchtigkeiten durch den Gebrauch des Franzosenholzdekokts, des Spiesglaschwefels von der letzten Niederschlagung, des blauen Eisenhütgenextracts und öfterer angemessener Darmreinigungen wiederum abzuleiten suchen. Hat sie vom Scorbut ihren Ursprung genommen, so muß man zugleich die wider diese Krankheit dienende bekannte spezifische Mittel in Gebrauch ziehen. Ist ein zu unrechter Zeit gestopfter Tripper an ihrer Entstehung Ursache — in welchem Falle eine, dem vorhergegangenen Tripperflusse ähnliche, gelbe und grüne Feuchtigkeit aus dem Auge fließt, — so muß man, neben den schon angegebenen allgemeinen Mitteln, warme erweichende Bähungen an den Geburtstheilen anbringen, um, wenn es möglich ist, den Tripperfluß wieder herzustellen. Dabey muß man auch, um den allzustarken Zufluß der ösartigen Feuchtigkeit soviel möglich abzuhalten, ein in Wundwasser oder ein anderes mit Tutia vermischtes Augenwasser eingetauchtes Täschelchen appliciren und das Auge, wenn es von der ausfließenden scharfen Feuchtigkeit angefressen wird, mit Quittenschleim bestreichen oder mit warmer Milch auswaschen. Wenn die Entzündung gehoben ist, so muß man das in dem Blute befindliche venerische Gift durch seine eigene Mittel zu tilgen suchen. Kommt sie von verstopfter monatlicher Reinigung oder güldenen Ader her, so muß man diese Blutflüsse nach der Beschaffenheit der Ursachen, die ihre Verstopfung verantaßt haben, wiederherzustellen suchen. Ist das versäumte gewöhnliche Aderlassen Schuld daran, so muß man dieses allemal zur gehörigen Zeit vornehmen, wenn die Vollblütigkeit nicht durch fleißige Bewegung und andere bekannte Mittel vermindert wird. Hat sie Augenwunden, Augengeschwüre, die Verbrennung der Augen zur Ursache, so müssen diese nach ihrer Art geheilt werden. Ist sie von zu heftiger Sonnenhitze und scharfem beissenden Rauch entstanden, so müssen Personen, die dergleichen nicht wohl vertragen können, dieselben vermeiden. Wenn Staub oder andere scharfe reitzende Sachen in das Auge gefallen sind, so müssen diese vor allen Dingen, ehe man etwas anderes unternimmt, wieder herausgebracht werden. Wenn eingebogene Haare an den Augenliedern diese Krankheit verursacht haben, so muß man sie mit einer kleinen Zange ausreißen und samt ihrer Wurzel hinwegschaffen; und um zu verhindern, daß sie nicht wiederwachsen, muß man die Stellen, wo sie gestanden haben, gleich mit dem Höllenstein bedüpfen. Hat sie der zu häufige Gebrauch des Schnupf- und Rauchtabaks veranlaßt, so muß man diesen nach und nach einzustellen suchen. Zuweilen bleiben, nach zertheilter Entzündung, in dem Weissen des Auges mit Blut angefüllte Gefäße zurück, die, wenn sie sich bis in die Hornhaut erstrecken, dem Gesichte schaden, und den Anwachs und Vergrößerung der Geschwüre, wenn sich dergleichen in der Hornhaut befinden, veranlassen. Sie nehmen meistens von der Application kühlender und zurücktreibender Mittel ihren Ursprung. In diesem Falle muß man die Augenaderlässe (s. diesen Titel) vornehmen. Wenn man dieses hartnäckige Uebel endlich durch den Gebrauch dieser Mittel überwunden hat, so sucht man die Ueberbleibsel, die etwa noch vorhanden seyn möchten, durch den Gebrauch des weißen Vitriols oder der Zinkblumen mit Rosenwasser, oder des Silberglätteßigs mit Wasser, die man entweder vermittelst eines Bäuschgens überschlägt, oder damit die Augen ausspacht, oder bey alten Personen des mit Wasser vermischten Kampfergeistes, auf eben die Art appliciret, hinwegzubringen. Wenn sich aber die geringe Ueberbleibsel der Entzündung auf den Gebrauch dieser Mittel wieder vermehren sollten, und noch vielmehr, wenn sie in das Innere des Auges zurücktreten sollten, welches man aus der Verfinsterung des Gesichts oder heftigen Schmerzen in der Tiefe des Auges erkennt, so muß man gleich mit dem Gebrauche derselben nachlassen. In hartnäckigen Fällen und bey nicht allzuempfindlichen Augen hat ein mit rothem Präcipitate vermischtes Sälbgen, nachdem es das Auge vorher stark gereizt und einen Strom von Thränen ausgepreßt hat, gute Dienste geleistet.

Die Pforophthalmie oder mit Krätze verbundene Augenentzündung kommt von dem Ausflusse einer geringen Menge hitziger und scharfgewordener Thränen her, die das Auge, besonders an den Winkeln, und die Augenlieder rauh machen. Die Augenwinkel sind dabey roth und die Patienten verspüren ein starkes Jucken an denselben. Diese Augenentzündung pflegen meistens mit verdorbenen Säften angefüllte und alte Personen zu bekommen, und nicht selten läßt sie bösartige fressende Geschwüre an den Augenliedern zurück.

Die Heilung dieser Augenentzündung besteht darinnen, daß man den Zufluß von einem aus erweichenden und balsamischen Kräutern, als Käspappeln, Mallenkraublumen, Leinsaamen, Steinklee, Eyamillen, Wermuth und Raute bereiteten Dekokte an das Auge gehen lasse. Innerlich läßt man verfaulende und verdünnende Mittel, als eine Tisane aus Quecken, Löwenzahn- oder Scorzonerwurzel mit Hirschhorn, Kuhmilch, Mandeln- und Mohnsaamenmilch, oder Selterwasser entweder allein, oder mit Milch vermischt, gebrauchen.

Die Xerophthalmie oder trockene Augenentzündung bestehet darinnen, wenn die Augen, ohne geschwollen zu seyn und zu triefen, nur roth sind, und einen nur geringen Schmerzen und Jucken verursachen; die Augenlieder kleben dabey von dem Ausflusse einer schwehren schleimichten Feuchtigkeit des Nachts zusammen. Diesen Zufall pflegen diejenige oft zu bekommen, die im heissesten Sommer sich lange an der Sonne aufhalten oder auf staubichten Wegen reisen. Uebrigens ist dieser Zufall fast ohne alle Gefahr.

Die Heilung ist die nemliche, die bey der Pforophthalmie beschrieben worden.

Eine Art der trockenen Augenentzündung ist auch diejenige, die die Liebesseuche zur Ursache hat. Sie ist ganz und gar trocken, und mit groser Gefahr verbunden, besonders wenn ein Bein in der Augenhöhle fehlerhaft ist. Man muß, wenn die Gefahr groß ist, zu den Aderlässen und übrigen wider die Entzündung dienenden Mitteln schreiten, gleich aber, sobald sie nachgelassen hat, das in dem Blute befindliche venerische Gift durch seine eigene Mittel zu tilgen suchen. Sind die Umstände nicht sehr dringend, so läßt sie von selbst nach, wenn die Liebesseuche durch ihre eigene Mittel bezwungen worden ist. Inzwischen geschiehet es gar oft, daß auch diese Mittel, besonders der Speichelfluß, das Uebel nicht heben, sondern das Auge aufbersten, oder die Hornhaut von der scharfen Feuchtigkeit zerfressen wird, und dadurch Narben bekommt, die das Gesicht ganz und gar verderben. Auch ist das Augenschröpfen in diesem Falle unnütz.

Die Sklerophthalmie oder harte Augenentzündung hat man, wenn das Auge und die Augenlieder hart sind, ohne Beschwerde nicht bewegt und geöffnet werden können, Schmerzen verursachen und roth sind. Mit dieser

Digitized by Google

Entzündung ist kein Ausfluß einer Feuchtigkeit verknüpft, sondern an den Winkeln und Knorpeln der Augenlieder hängen kleine und trockene Augenbutzen an. Wenn diese Krankheit ihre höchste Stufe erreicht, und die Augenlieder eine fürchtbare Härte bekommen, so führt sie den Namen Sklerialis oder Sklerema des Auges. Uebrigens kommt diese Augenentzündung oft bey bösartigen Fiebern zum Vorschein, und denn hat man den heissen Brand gar leicht zu befürchten. Zuweilen ist sie auch eine Folge der verhärteten Thränendrüse, in welchem Falle man den Krebs zu befürchten hat; und in beyden Fällen gehet das Gesicht verlohren, stirbt das Auge ab, und folgt sogar zuweilen der Tod darauf. Man hat diese Entzündung auch auf ein halbseitiges Kopfwehe, das mit zertheilenden Mitteln behandelt worden war, entstehen gesehen. Auch folgt sie zuweilen auf den häufigen äußerlichen Gebrauch geistiger Arzneyen.

Die Heilung dieser Entzündung bestehet darinnen, daß man das Fieber nach seiner Art behandle, und, wenn die Entzündung heftig ist, wiederholte Aderlässen, besonders am Arme, vornehme; äusserlich appliciret man erweichende und zertheilende Mittel. Wenn die Thränendrüse verhärtet ist, und das Auge, wegen Mangel der Feuchtigkeiten, schwarz und dunkel wird, so muß man innerlich Quecksilbercurzneyen, die Extracte vom blauen Eisenhütgen, Schierling u. dgl., und äusserlich starke auflösende und zertheilende Mittel, als ätherische und gereinigte brenzlichte Oele in Verbindung mit erweichenden Mitteln, als Mandelmilch, Frauenmilch, mit etwas Safran vermischt, dem Mark von gekochten Aepfeln, dem Dunste von einem erweichenden Dekokte u. dgl. in Gebrauch ziehen. Die Alten appliciren schmutzige Wolle, und wollen gute Würkungen davon beobachtet haben. Wenn die Krankheit einmal veraltet, und die Drüse vollkommen verhärtet ist, so ist alle angewandte Heilung vergeblich. Die auf das halbseitige Kopfwehe erfolgte Entzündung dieser Art ist durch die Elektrizität, nachdem eine große Menge einer zähen Feuchtigkeit ausgeflossen und die vorher verstopft gewesene güldene Ader wieder in Gang gekommen war, geheilt worden.

Die Chemosis ist gegenwärtig, wenn nicht nur die angewachsene, sondern auch die weiße Haut, die von den Augenmuskeln herkommt, entzündet ist, und diese Häute so sehr anschwellen, daß sie sich über die durchsichtige Hornhaut erstrecken, oder sich rund herum so sehr erheben, daß die Hornhaut sich ein wenig gesetzt zu haben scheint. Diese Entzündung ist mit heftigen Schmerzen, Schlaflosigkeit, starken Kopfschmerzen, Hitze und Schwere des Kopfs verbunden. Sie entstehet meistens nach einer heftigen äussern Gewaltthätigkeit. Nicht selten pflegt sie auch nach Fiebern und andern Krankheiten zum Vorschein zu kommen, wenn die dieselben verursachende verdorbene Feuchtigkeiten nicht vollkommen ausgeführt, sondern in die Augen versetzt worden sind. Zuweilen entstehet sie auch, ohne daß die erwähnte Ursachen vorhergegangen wären, von der Stockung eines unreinen Blutes. Sie gehet oft in die vollkommene Blindheit über.

Was die Heilung dieser Entzündung anlangt, so muß man, wenn sie von einer heftigen äußerlichen Gewaltthätigkeit entstanden ist, den Zufluß der Säfte nach dem Auge gleich durch eine Aderlässe am Arme abzuleiten suchen. Zu diesem Zwecke dient auch die Application mäßig zurücktreibender Mittel, als eines aus etwas präparirter Tutia, und Bleyzucker, Eyweis und Rosen- oder Fenchelwasser bestehenden Augenwassers, das man vermittelst eines in dasselbe getauchten leinenen Tüchelchens an das Auge appliciert und nach Beschaffenheit der Umstände, wenn es trocken worden ist, wiederholt. Dieses Mittel hat aber nicht statt, wenn die Entzündung das ganze Auge schon wirklich angegriffen hat, denn es könnte durch seine zurücktreibende Kraft diese Entzündung in die Phlegmone verwandeln. In diesem Falle appliciert man, vermittelst eines Schwammes, ein mit rothem Wein bereitetes Dekokt von balsamischen Kräutern, oder das gemeine Wundwasser, mit Fenchelwasser vermischt, oder warmes Wasser, das man mit dem achten oder zehenten Theil Brandtwein vermischt hat. Alle starke geistige Dinge sind schädlich, weil sie zur Verhärtung des Auges Anlaß geben. Scheint das Auge schon verhärtet zu seyn, so muß man die angeführte Mittel mit einer geringen Menge erweichender Arzneyen versetzen, dabey aber die gehörige Vorsicht gebrauchen, damit durch den Gebrauch derselben kein Anlaß zur Eiterung gegeben werde. Bey Nacht kann man einen gekochten oder warm gemachten verfaulten Apfel, dessen Würkung man noch mit einer Menge mit Zucker zusammengeriebenen Kampfers verstärken kann, an das kranke Auge appliciren. Bey dem Gebrauche dieser Mittel muß man zu gleicher Zeit die wider das mit verbundene Fieber dienende kühlende Arzneyen nicht aus der acht lassen. Wenn ein wenig Blut in der angewachsenen Haut unterlaufen ist, so ist nichts besser, als die Stelle entweder mit Frauenmilch oder warmen Taubenblut, das man durch die Ausraufung einer Feder bequem bekommen kann, zu bestreichen. Ist diese Entzündung von einer in die Augen versetzten Krankheitsmaterie entstanden, so muß man diese, nach dem Gebrauche der schon beschriebenen allgemeinen Mittel, durch den innerlichen Gebrauch des Franzosenholzdekoktes, des Spiesglaschwefels von der letzten Niederschlagung, des blauen Eisenhütgenextraks u. dgl., öfterer Darmreinigungen, Senf- oder Blatternpflaster, trockener oder blutiger Schröpfköpfe u. dgl. wieder abzuleiten suchen. Hat sie ihren Ursprung von der Stockung eines unreinen Bluts genommen, so muß man dieses durch den häufigen Gebrauch verdünnender Mittel wieder in den Kreislauf zu bringen, und seine besondere Verderbnis, durch die wider dieselbe dienende Mittel zu heben suchen.

Wenn die Entzündung die innere Augenhäute, und vornemlich das Aderhäutchen, ergreift, so bekommt sie den Namen Phlegmone. Sie ist die schlimmste unter allen Augenentzündungen, denn sie greift nicht allein die vordere, sondern auch hintere Augenhäute, und also den ganzen Augapfel an. Sie ist mit Hitze des Kopfs, einem fast unerträglichen Schmerzen, starken Fieber, Schlaflosigkeit und Verwirrung der Sinnen verbunden, und bricht oft, vornemlich wenn sie von einer heftigen äusserlichen Verletzung entstanden ist, mit solchem Ungestüm aus, daß sie die Augen aus der Augenhöhle hervortreibt, und einen Augapfelvorfall veranlaßt. Sie ist oft eine Folge von andern Augenentzündungen, die entweder versäumt, oder durch den Gebrauch zurücktreibender und geistiger Mittel, die die Feuchtigkeiten verdicken und die Nerven angreifen, übel behandelt worden sind; und am öftersten erschreint sie nach heftigen äusserlichen Verletzungen. Sie verursacht oft die Blindheit. Zuweilen gehet sie in das Eiterauge über, in welchem Falle das Auge, wenn nicht schleunige, auch einigermaßen gewagte Hülfe geleistet wird, in Eiterung übergehet und aufbricht.

Bey der Heilung dieser Entzündung muß man, wenn die Zufälle dringend sind, schleunige und nach Beschaffenheit der Umstände, gewagte Hülfe leisten. Man muß

deswegen gleich aus der Drosselader, und denn aus dem Arme Blut lassen, an dem Hinterhaupte und auf dem Rücken schröpfen, die dem Grade des Fiebers angemessene kühlende Mittel gebrauchen, den Leib durch kühlende Darmreinigungen sowohl, als erweichende Clystiere gehörig offen erhalten, öftere Fußbäder gebrauchen und die Füße gelinde dabey reiben, auch äusserlich auf das Auge zertheilende Mittel appliciren, die dem gegenwärtigen Zeitpuncte der Entzündung (s. die nasse blutige Augenentzündung) angemessen seyn müssen. Wenn auf die Anwendung dieser Mittel keine Besserung erfolgen will, so muß man Blatternpflaster auflegen; und erreicht man auch durch diese seinen Zweck nicht, so muß man die Augenlieder zu wiederholtenmalen schröpfen, oder, welches besser seyn möchte, den im vorhergehenden beschriebenen Einschnitt an dem Hinterhaupte machen, und dabey jederzeit mit dem Gebrauche der zertheilenden Mittel fortfahren. Hierbey muß man die Augen jederzeit vor der Luft und dem Lichte sorgfältig verwahren. Aber alter dieser Vorkehrungen ohngeachtet kann man es doch oft nicht verhindern, daß das Auge nicht in Eiterung übergehen und aufbrosten sollte, wenn die Menge des erzeugten Eiters zu groß ist.

Die wässerichte Augenentzündung wird in die nasse und trockene eingetheilt. Die nasse, die besonders mit dem Namen des Augenflusses belegt wird, bestehet in einem, fast beständig fortdauernden, Ausflusse der Thränen, ohne daß das Auge sonderlich roth dabey sey. Sie entsteht von der zu häufigen Absonderung scharfer wässerichter Feuchtigkeiten in der Thränendrüse und der nemlichen Karunkel, und überfällt meistens Kinder, alte und phlegmatische Personen. Der langzwierige und häufige Genuß scharfer Speisen, eine naßkalte Luft, die öfters gehemmte Ausdünstung, der verstopfte Schnupfen, von selbst zugegangene oder unvorsichtig geheilte Fontanellen und alte Geschwüre geben meistens zu ihrer Entstehung Anlaß. Desgleichen kommt sie oft bey Kindern zum Vorschein, denen die Nase stark ausfließt, wenn sie ihnen nicht gehörig rein erhalten wird. Uebrigens giebt diese Entzündung, wenn sie lange anhält, zur Erzeugung des Augenfügels Anlaß.

Die Heilung dieses Zufalls bestehet in folgendem: Man löset die zähe stockende Feuchtigkeiten durch den Gebrauch des Franjosenholzdekokts, des Spiesglasschwefels von der letzten Niederschlagung, oder des Schierlings- oder blauen Eisenhütgenextracts u. dgl. auf. Zwischen diesen giebt man zur Ableitung und Ausführung der aufgelösten Feuchtigkeiten, Laxiermittel, als Jalappenwurz, Jalappenharz, versüßtes Quecksilber u. dgl., und wiederholt dieselben wenigstens alle acht Tage einmal. Dabey ziehet man, wenn man durch den, einige Zeit fortgesetzten Gebrauch dieser Mittel, seinen Zweck nicht erreichen kann, die Fontanellen, Blatternpflaster u. dgl. in Gebrauch. Auch leisten der Schnupf- und Rauchtabak gute Dienste. Aeusserlich braucht man zu gleicher Zeit den Safran- und Kampferweingeist, desgleichen ein, aus Galmei, Tutia, weißen Vitriol und Rosenwasser, oder Zinkblumen und Rosenwasser bestehendes Augenwasser, die man vermittelst eines in dieselben getauchten leinenen Tüchelchens applicirt. Sollte sich, wie es oft geschieht, die Entzündung auf den Gebrauch dieser äusserlichen Mittel vermehren, so muß man gleich damit nachlassen, und mit dem Gebrauche der innerlichen desto fleißiger fortfahren. Nach gehobener Entzündung muß man sich bemühen, die prädisponirende Ursachen aus dem Wege zu räumen, desgleichen die Fehler in der Lebensordnung, die zu ihrer Entstehung Anlaß gegeben haben, zu verbessern.

Die trockene wässerichte Augenentzündung, bey der manchesmals keine sonderliche Röthe wahrnimmt, ist mit einem sehr starken Jucken verbunden und hat sehr scharfe Unreinigkeiten, die in den Gefäßen der angewachsenen Haut, der Thränendrüse und der Karunkel gleiches Namens stocken, und nach und nach mit den Thränen ihren Ausfluß nehmen, zum Grunde. Sie kommt öfters im Sommer bey hageren und gallreichen Personen vor, und nimmt meistens ihren Ursprung von dem zu lange anhaltenden und zu häufigen Genusse schärfer Speisen, einer sehr heißen und trockenen Luft, dem zu sparsamen Gebrauche kühlender Getränke, der öfters gehemmten Ausdünstung und dem stecken gebliebenen oder dem wieder zurückgegangenen scorbutischen Friesel.

Bey dieser Entzündung muß man durch häufiges verdünnendes und versüssendes Getränke, als Molken, den Gersten, oder Habertrank, einen Trank aus Quecken-Scorzonerwurzel und Hirschhorn u. dgl. die Schärfe der Säfte zu mildern suchen. Dazwischen gebraucht man einige Laxiermittel, die aber von der gelindesten Art seyn müssen, als Rhabarber, englisches Salz, Manna, Tamarinden, Weinstein u. dgl., wiederholt sie aber nicht so oft, als bey der vorhergehenden Art. Aeusserlich ziehet man warme Milch, Eyerweis, Quittenschleim, Mandelmilch u. dgl., denen man zuweilen ein wenig Kampfer zusetzen kann, in Gebrauch. Wenn die Entzündung gehoben ist, so hat man das nemliche zu beobachten, was bey der vorhergehenden Art angegeben worden ist.

Die von der Stockung des Bluts herkommende Augenentzündungen sind meistens von hitziger Art, und haben eine wirkliche Entzündung zum Grunde, die höchstens den einen oder andern Monat dauert; öfters aber sich eher endigt. Sie entstehen meistens von allerley in die Augen versetzten Krankheitsmaterien und andern heftigen und geschwinde wirkenden Ursachen. Diejenige, die von der Stockung wässerichter Feuchtigkeiten entstehen, sind meistens langwierig, und dauern oft das ganze Leben durch; die Augen werden bey diesen fast niemals trocken, sondern sind fast jederzeit von einer dünnen Feuchtigkeit benetzt, die bey den geringsten Gelegenheiten beständig zu Entzündungen Anlaß giebt. Sie entstehen meistentheils, wenn die Feuchtigkeiten des ganzen Körpers fehlerhaft sind, und sind deswegen, wenn sie einmal alt worden sind, sehr schwer zu heilen.

Wenn die Augenentzündungen zu gewissen festgesetzten Zeiten wiederkommen, so werden sie periodische genennt. Diese kommen meistens bey hypochondrischen, hysterischen und mit der güldenen Ader behafteten Personen vor, wenn ihre Blutflüsse oder andere Ausscheidungen nicht in gehöriger Ordnung sind. Die Entzündung muß erstlich durch die wider dieselben dienenden Mittel gehoben werden, und denn muß man sein Augenmerk auf die vorhergegangene krankliche Umstände, die die Entzündung veranlaßt haben, richten, und dieselben aus dem Wege zu räumen suchen.

Fällt die Augenentzündung viele Personen zu einer Zeit an, so bekommt sie den Namen der epidemischen. Sie hat meistens in der zu öftern Abwechslung der Witterung, davon die Zurücktreibung der Ausdünstung und des Schweißes gemeiniglich eine Folge ist, ihren Grund, und muß durch die Wiederherstellung derselben geheilt werden.

Endemisch heißt die Augenentzündung, wenn sie an einem Orte, ohne nachzulassen, beständig fortdauert.

Digitized by Google

Dieſes hat vornemlich an naſſen und ſumpfichten Oertern ſtatt.

Die Augenentzündung iſt zur Gewohnheit worden, oder habituell, wenn ſie bey einer Perſon, ohne nachzulaſſen, immer fortdauert. Dieſes gilt beſonders von der langwierigen Art.

Sympathiſch iſt die Augenentzündung, wenn ſie ihren Grund nicht in dem Auge ſelbſt, ſondern in einem andern Theile hat. Hieher gehört z. B. diejenige, die bey dem Hirnſchadelbruch von der Verletzung und Entzündung des äuſſeren Beinhäutchens und der harten Hirnhaut entſteht; denn die angewachſene Haut iſt eine Verlängerung von dem Beinhäutchen der Augenhöhle, und dieſes hängt mit der harten Hirnhaut ſowohl, als dem äuſſeren Beinhäutchen des Hirnſchädels, zuſammen. Dieſe Entzündung läßt nicht eher nach, als bis die Entzündung des äuſſeren Hirnſchädelbeinhäutchens und der harten Hirnhaut gehoben iſt.

Idiopathiſch heißt die Augenentzündung, wenn ihre Urſache ſich in dem leidenden Auge ſelbſt, und in keinem andern Theile, befindet.

Augenfell. Hierunter verſteht man eine, äuſſerlich über das Auge gehende, widernatürliche Membran, die meiſtens an dem groſſen Augenwinkel, ſelten an dem kleinen, zuweilen auch an dem obern oder unteren Theil des Auges ihren Anfang nimmt; immer gröſſer wird, an die Hornhaut gelangt, dieſelbe endlich ganz und gar bedeckt, ja zuweilen das ganze Geſicht überzieht, und dadurch das Sehen verhindert.

Dieſer Zufall iſt von zweyerley Gattung. Die eine ſtellet eine dünne, nervöſe Membrane vor, die in Anſehung der Farbe wenig von der Hornhaut unterſchieden, und zuweilen auch ein wenig durchſichtig iſt; ſie wird, wegen ihrer Aehnlichkeit, die ſie mit dem Flügel eines Schmetterlings hat, der Augenflügel genannt. Die andere iſt eine viel dickere Membran, und hat viele mit Blut angefüllte Gefäſſe, die ihr einige Gleichheit mit dem rothen Tuche zuwegebringen; ſie führt beſonders den Namen, rothes Augenfell. Wenn die Gefäſſe bey dieſem mit einander durchflochten, oder in einander verſchlungen ſind, und das Auge trüb und ſchmerzhaft iſt, ſo wird es ein aderkropfiges Augenfell genennt. Es hat auch bey dieſen Zufällen ein beträchtlicher Unterſchied in Anſehung ihres Alters ſtatt. Wenn ſie noch ganz neu und friſch ſind, ſo ſind ſie nicht nur ganz dünne, ſondern auch in Anſehung der Farbe etwas verſchieden. Der noch ganz friſche Augenflügel hat eine weiſſe Farbe, die ſich aber nach und nach, ſo wie er älter und dicker wird, in das Dunkelweiſſe, zuweilen Graulichte, zuweilen auch Gelbe verwandelt; die Farbe des rothen Augenfells iſt, wenn es noch neu iſt, röthlich, wenn es aber älter und dicker wird, ſo nimmt es eine mehrere und ſtärkere Fleiſchfarbe an.

Dieſe beyde Krankheiten entſtehen von Feuchtigkeiten, die aus den zerfreſſenen Augenhäuten austreten, und von allerley äuſſerlichen Urſachen verdickt werden; und zu dieſen Fehlern geben Anlaß: vorhergegangene Blattern, Augenentzündungen, dergleichen Geſchwüre, die Verbrennung der Augen, ſcharfer Rauch, andere ſcharfe, die Augen angreifende Dinge, der durch zurücktreibende Augenargeneyen oder andere ſcharfe und beiſſende Dinge behandelte Thränenfluß, eine allzugroße, in die Waſſergefäſſe der gemeinſchaftlichen Augenhaut übergetretene, und dieſelben zu ſehr aufſchwellende Menge von Blut, u. dgl.

Dieſe Membranen ſind zuweilen nur vermittelſt einiger Zäſerchen mit den Augen verbunden, zuweilen aber hängen ſie ziemlich feſte mit denſelben zuſammen; und in dieſem Falle ſind ſie ſchwer hinweg zu bringen. Wenn ſie erſt zu entſtehen anfangen, und alſo noch ganz neu ſind, ſo kann man ſie durch den Gebrauch eines trocknenden Augenpulvers vermindern, oder wenigſtens ihren fernern Wachsthum verhindern.

Wenn das Fell durch den Gebrauch eines ägenden Mittels weggebeizt worden, vollendet man die Cur damit, daß man ein halbes Quentchen von dem Wund- und Heilſtein in 6 oder 7 Unzen gemeinen Waſſers auflöſt, und damit täglich zwey- bis dreymal das Auge auswaſcht. Dieſe Mittel darf man aber bey noch ſehr jungen Perſonen nicht in Gebrauch ziehen; bey dieſen ſind öfters die gelindeſte äuſſerliche Mittel, als fein gepülverte alte Schieferſteine oder Fiſchbein, mit Canarienzucker vermiſcht, hinlänglich. Kindern, den denen die Pulver ſehr übel anzubringen ſind, tröpfelt man oft einige Tropfen von dem blauen Augenwaſſer in das Auge. Man muß aber mit dem Gebrauche dieſer Mittel lange Zeit anhalten und nicht gleich, wenn man nicht in den erſten Tagen die gewünſchte Würkung wahrnimmt, alle Hofnung eines glücklichen Ausgangs aufgeben; wenn man eine, auch nur ganz geringe, Würkung verſpürt, ſo hat man Urſache zu hoffen, daß man mit der Zeit ſeinen Zweck glücklich erreichen werde. Und hierzu gelangt man um deſto eher, wenn man mit den angegebenen äuſſerlichen Mitteln den innerlichen Gebrauch auflöſender Arzneyen, als der Extracte von dem blauen Eiſenhütchen oder Schierling, des Spiesglasſchwefels von der letzten Niederſchlagung, des verſüßten Queckſilbers u. dgl. verbindet, und von Zeit zu Zeit eine angemeſſene Darmreinigung dazwiſchen nehmen läßt. Auch thun die Blatternpflaſter, Fontanelle u. dgl. ſehr gute Dienſte. Gar oft iſt mit dieſen beyden Krankheiten zu gleicher Zeit eine Entzündung verbunden. Wenn dieſer Zufall ſtatt hat, ſo muß man dieſelbe vorher durch Aderlaſſen, kühlende und auflöſende Mittel, Darmreinigungen u. dgl. hinwegzuſchaffen ſuchen, ehe man zu dem Gebrauche der vorgeſchriebenen Mittel ſchreitet.

Wenn ſich dieſe Zufälle durch den Gebrauch der Arzneymittel nicht vertreiben laſſen wollen, welches beſonders ſtatt hat, wenn ſie ſchon etwas alt worden ſind, ſo muß man ſie durch die Operation hinwegzubringen ſuchen. Man darf aber, welches wohl zu merken iſt, nicht zu frühe zu derſelben ſchreiten, weil ſie ziemlich ſchmerzhaft, und zur vollkommenen Wiederherſtellung des Geſichts nicht ſelten unzulänglich iſt. Da dieſe Zufälle auch meiſtens mit einer ſtarken Entzündung verbunden ſind, ſo kann man dieſe Operation auch niemals mit hinlänglicher Sicherheit vornehmen, wenn man nicht vorher die Entzündung durch ihre eigene Mittel gehoben hat (ſ. Augenentzündung). Auch iſt es nöthig bey der Verrichtung dieſer Operation einige Auswahl in der Jahrezeit zu machen, darunter der Frühling oder die Mitte des Herbſtes; wegen der gemäßigten Witterung, die beſten ſind. Ehe der Wundarzt aber die Operation ſelbſt vornimmt, muß er einige Tage vorher das Auge recht ſorgfältig betrachten, zu welchem Ende er den Patienten das Auge beſtändig hin und her drehen läßt. Dieſes geſchiehet um deswillen, daß er hierdurch erkenne, ob die Membran nicht an der einen oder andern Stelle eine Falte mache, welches ein Zeichen von dem minder feſten Zuſammenhang der Membran mit dem Auge iſt, um da, wie gleich angezeigt werden wird, den Faden einbringen, und die Membran damit faſſen und in die Höhe heben zu können. Die Operation ſelbſt verrichtet er folgendermaſſen. Er läßt den Patienten

Digitized by Google

entweder auf einem Bette auf den Rücken legen, oder vor sich zu seinen Füßen setzen, und nimmt in diesem Falle des Patienten Kopf in seinen Schoos, und zwar auf seinen linken Fuß, wenn das Uebel am rechten Auge ist, läßt sich das obere Augenlied von jemand in die Höhe halten, ziehet das untere selbst herunter, empfiehlt dem Patienten das Auge nach aller Möglichkeit stille zu halten, faßt das Häutchen da, wo es am wenigsten an dem Auge angewachsen ist oder eine Falte macht, mit einem subtilen Häckchen an, untersticht es völlig mit einer mittelmäßig krummen Nadel, die eine stumpfe Spitze und einen Faden von feiner gewirnter Seide hat, ziehet den Faden durch, knüpft denselben mit einem doppelten Knopfe fest zu, damit das Häutchen nicht während der Operation herausschlupfe, macht hierauf eine Schlinge an den anderen Theil des Fadens, um ihn daran halten und das Häutchen anziehen zu können, hebt dasselbe alsdenn vermittelst des angebrachten Fadens in die Höhe, schneidet mit einer Lanzette das Häutchen, welches die Adern bedeckt, am oberſten und unterſten Ende des Auges durch, ſteckt hernach eine feine und recht ſcharfe gerade Scheere zwiſchen das Fell und das Auge, um das Häutchen beyder Thränenkarunkel auf einmal abſchneiden zu können, ziehet hierauf das Häutchen mit dem Faden gegen die Hornhaut und löſet es, wo es anhängt, mit einer in ihrem Hefte befeſtigten Lanzette überall ab. Er muß ſich aber bey der Abſchneidung des Felles an der Thränenkarunkel wohl in Acht nehmen, daß er nichts von derſelben hinwegnehme, viel weniger dieſelbe zu gleicher Zeit ganz und gar hinwegſchneide, weil dieſes zu dem Thränenauge Anlaß geben würde. Er muß ſich auch hüten, weder das Auge, und beſonders die Hornhaut, zu verletzen, noch etwas von dem Häutchen zurück zu laſſen, weil dieſes gar leicht zur Erzeugung eines neuen Häutchens Anlaß geben könnte. Inzwiſchen iſt es doch allemal beſſer, wenn das Häutchen ſehr feſte mit der Hornhaut zuſammenhängt, eher etwas von dem Häutchen an derſelben ſitzen zu laſſen, als ſie durch eine allzugenaue Abſonderung des Häutchens zu verletzen, weil dadurch Narben an der Hornhaut entſtehen können, die nachgehends durch nichts hinweg zu bringen ſind. Dasjenige, was man um dieſer Urſache willen genöthigt geweſen iſt ſitzen zu laſſen, ſchaft man am beſten durch die ſchon beſchriebene Aezmittel hinweg. Zuweilen kommen Fälle vor, die ſo beſt an der Hornhaut anhängen, daß ſie auch durch dieſe Operation, ohne Verletzung der Hornhaut, nicht hinweggeſchaft werden können. In dieſem Falle muß man zuerſt alle mögliche Verſuche mit Aezmitteln anſtellen, alsdenn aber, wenn man nicht ſo glücklich iſt ſeinen Zweck zu erreichen, zu der Operation ſeine Zuflucht nehmen, weil es doch allemal vorzüglicher iſt, im Falle man nur einige Hoffnung zu einem glücklichen Ausgang hat, lieber etwas zu wagen, als den Patienten ſeinem elenden Zuſtande zu überlaſſen; da er ſchon vorher blind iſt, ſo hat er nichts zu verlieren, wenn auch die Operation nicht nach Wunſch ausfallen ſollte. Wenn das Häutchen ganz und gar hinweggeſchnitten iſt, ſo muß man ſeine noch übrige Wurzeln durch den Gebrauch der nemlichen Aezmittel hinwegzuſchaffen ſuchen; man appliciret ſie täglich ohngefähr dreymal und fährt mit ihrem Gebrauche ſo lange fort, bis man nichts mehr von ihnen wahrnimmt. Herr von St. Yves räth an, das Auge die vier erſten Tage mit einem Gemiſche von drey Unzen warmen Waſſers und einem Loth Brandtwein täglich drey- bis viermal zu baden, und hernach die Heilung mit dem in Waſſer aufgelöſten göttlichen Stein zu vollenden. Wenn der Wundarzt die Operation an dem linken Auge zu verrichten hat, und er ſeine linke Hand nicht eben ſo vollkommen, als die rechte, gebrauchen kann, ſo muß er, nachdem er den Faden unter dem Felle durchgezogen, und feſt zugeknüpft hat, den Patienten aufſtehen laſſen, und auf einem Stuhl die Operation auf die ſchon beſchriebene Art vollenden. Hat das rothe Augenfell größe, aus dem Augenwinkel kommende, Adern, ſo kann man es gar oft durch das bloße Abſchneiden dieſer Gefäße an der Thränenkarunkel hinwegbringen, weil es dadurch ſeine Nahrung verliert und abſterben muß; das etwa noch zurückbleibende Wenige läßt ſich hernach gar leicht durch den Gebrauch der ſchon angegebenen Mittel hinwegzähen. In dieſem Falle hat man ſich bey der Operation in Acht zu nehmen, daß man den durchgezogenen und zur Aufhebung der Gefäße dienenden Faden nicht zu ſtark anziehe, weil dieſe gar leicht zerreißen können. Nach der Operation, beſonders des rothen Augenfells, pflegt gewöhnlicherweiſe ein ſtarker Blutfluß zu erfolgen. Dieſen darf man nicht ſtopfen, ſondern muß das Auge mit lauwarmem Waſſer auswaſchen. Wenn man, wie es meiſtentheils geſchiehet, eine ſtarke Entzündung zu befürchten hat, ſo muß man alle Sorgfalt anwenden, um derſelben zuvorzukommen. Man läßt zu dem Ende vier oder fünf Stunden nach der Operation eine Aderlaſſe vornehmen, und braucht überhaupt ſtuffenweiſe diejenige Mittel, die gegen den gegenwärtigen Grad der Entzündung in dem Artickel Augenentzündung vorgeſchrieben worden ſind. Bey Nacht kann man das Auge verbinden, muß aber dabey, um das Verwachſen des Auges und der Augenlieder mit einander zu verhindern, Scharlachkrautſaamen zwiſchen das Auge und die Augenlieder bringen. Wenn die Entzündung ganz und gar gehoben iſt, kann man, um die Hornhaut ſo rein und durchſichtig, als möglich, zu machen, ein mit Metallſafran vermiſchtes Augenwaſſer, oder Zucker, den man in einem zinnernen Gefäße gerieben hat, in das Auge bringen. Sehr ſchmerzhafte und krebsartige Fälle ſoll man unangetaſtet laſſen, weil ſie nicht nur unheilbar ſind, ſondern auch ihre Behandlung mit Gefahr verbunden iſt. Wenn das Fell das ganze Auge überzieht, ſo muß man es, nach Herrn Heiſters und St. Yves Rathe, in vier gleiche Theile abtheilen, jedesmal nur ein Viertheil vornehmen, dieſes mit dem Faden faſſen, und auf die ſchon beſchriebene Art behandeln; und ſo muß man ebenfalls mit den übrigen drey nach einander verfahren.

Zuweilen ſetzt ſich bey Augenentzündungen eine dicke, zähe, dem Fette gleiche Materie auf der Hornhaut an, die das Anſehen eines Augenfelles annimmt. Dieſe läßt ſich durch Aalgalle oder eine andere Art von Galle ſehr gut hinwegſchaffen. Von dieſer Art, ſagt Herr Heiſter, ſcheint die Blindheit des Tobias, deren im elften Capitel des Buchs Tobias Meldung geſchiehet, geweſen zu ſeyn.

Augenfiſche, *Piſces oculatos*, nennt man in der Naturgeſchichte diejenigen Fiſche, welche mit vielen runden eingefaßten Flecken auf verſchiedenen Theilen des Körpers bezeichnet ſind; dergleichen ſind die Siebenaugen, Fünfaugen, Augenforellen u. a. m.

Augenfiſtel, ſ. Thränenfiſtel.

Augenfleck, bedeutet einen von verſchiedener Größe, Dicke und Durchſichtigkeit auf der Hornhaut befindlichen weißen Flecken, der bald mit einiger Erhebung verbunden, bald ohne dieſelbe iſt, und das Geſicht bald mehr, bald weniger, verdunkelt, ja ganz und gar benimmt, wenn er die ganze Hornhaut überzieht.

Digitized by Google

Der Augenfleck bekommt, nach seiner verschiedenen Größe und Dicke und der mehreren oder minderen Verringerung des Gesichts, die er verursacht, verschiedenerley Benennungen. Augennebel (Achlys) heißt er, wenn er sehr dünne ist und die Hornhaut, unter der Gestalt eines, aus dem Athem in das Himmelblaue fallenden, Rauchs oder Nebels, der die Lichtstrahlen nicht vollkommen durchläßt, überzieht; er ist bald größer, so daß er den größten Theil der Hornhaut überzieht, bald kleiner, wie meistentheils, in welchem Falle er einen sehr geringen Raum derselben einnimmt. Augenwolke (Nephelion, Nubecula) nennt man ihn, wenn er weiß und dünne ist, nicht tief gehet, nur einen Theil der Hornhaut, meistens auf ihrer äußeren Fläche, einnimmt, und nach seiner mehreren Weiße und Dichtigkeit den Durchgang der Lichtstrahlen mehr verhindert. Augennez (Aegis) heißt man ihn, wenn er eine weißlichte Farbe hat, und dieser als die beyden vorhergehenden Arten ist, er entsteht entweder von einer verdickten weißlichten Feuchtigkeit, oder wächst eine, von einer vorhergegangenen Wunde oder Geschwüre zurückgebliebene, Narbe aus. Den Namen glänzender Augenfleck (Paralampis) bekommt er, wenn er einen glänzenden, erhabenen, dicken und harten Flecken vorstellt, der mitten auf der äußern Fläche der Hornhaut seinen Sitz hat, und zuweilen den größten Theil derselben einnimmt; er entsteht meistens wenig erhaben, auch zuweilen mit einer leichten Entzündung, Schmerz und einigem Thränen verbunden, und verhindert das Einfallen der Lichtstrahlen dergestalt, daß entweder gar keine oder nur sehr wenige Empfindung vom Lichte übrig bleibt; er nimmt meistens von einer milchigten und gleichsam talgichten Materie, die sich, nach einiger Stimmung, unter dem die Hornhaut überziehenden Oberhäutchen, nach anderen zwischen den Membranen derselben anhäuft, seinen Ursprung, und giebt, wenn sie nicht bald, als möglich, hinweggebracht wird, zu einem tiefen Hornhautgeschwüre Anlaß. Der bey alten Personen gewöhnliche zirkelförmige Augenfleck stellt eine mehr oder weniger breite Linie vor, die an dem äußeren Umfang der Hornhaut, wo sie mit der harten Augenhaut verbunden ist, und an die weiße Augenhaut stößt, anfängt, entweder ganz oder zum Theil in Gestalt eines Zirkels um den äußeren Umfang der Hornhaut herumgeht, sich, wenn sie größer wird, gegen den Mittelpunkt der Hornhaut gleich ausdehnet, und meistens eine weiße oder aus dem Weißen in das Blauliche fallende, selten aber eine gelbliche oder braune, Farbe hat; dieser Fleck bleibt meistens so, wie er ist, und nur zuweilen wird er, bey immer mehr zunehmenden Jahren, etwas größer und an Farbe dunkler, doch ohne einige Ungemächlichkeit zu verursachen, oder dem Gesichte einigen Nachtheil zuwegen zu bringen.

Diese Krankheiten sind, wenn sie mit keiner Entzündung vergesellschaftet sind, meistens ohne allen Schmerz, sind sie aber mit derselben verbunden, so ist das Sehen schmerzhaft und mit der Empfindung von Hitze, Schlagen und Spannen verknüpft. Besonders sind, nach der Erfahrung des Herrn Vidoz, die von der Pest entstehende Flecken sehr schmerzhaft, hingegen verursachen diejenige, welche die Liebeskrankheit zur Ursache haben, nicht die geringste Empfindung.

Die nächste Ursache dieser Krankheiten ist entweder eine verdickte, stille stehende und die Poren der Hornhaut verstopfende, wässerichte Feuchtigkeit, oder die Verdickung oder Verwachsung der Blättchen der Hornhaut, welche die von Wunden oder Geschwüren zurückgebliebene Narben veranlassen. Beyde Ursachen benehmen der Hornhaut ihre Durchsichtigkeit entweder ganz oder zum Theil, verhindern, nach Marsgabe der verlohrnen Durchsichtigkeit, den Eingang der Lichtstrahlen und hemmen dadurch mehr oder weniger das Sehen, ja geben wohl zu dem gänzlichen Verlust desselben Anlaß. Zu den entfernten, die nächste veranlassenden, Ursachen gehören: die zu starke Sonnen- oder andere künstliche Hitze, wie z. B. bey Schmelzöfen, die Verbrennung der Augen, eine zu kalte oder mit scharfen, fressenden Dünsten beladene Luft, wie z. E. bey der Bereitung des Scheidewassers, zu unrechter Zeit gebrauchte scharfe und zusammenziehende Augenarzneyen, andere spitze oder scharfe in die Augen gefallene oder an dieselben angebrachte Dinge, allzuvieles Wachen und besonders damit verbundener scharfer Gebrauch der Augen, die Augenentzündungen, besonders das so genannte Thränenauge, der Augennagel, Hitzblätterchen, Geschwüre und Wunden der Hornhaut, die zur Heilung des Augenflügels, Eiterauges, Augensternvorfalls und dergl. vorgenommene Operation, Augenlieder, die an ihrer innern Fläche hart und rauh sind, eingebogene Augenliederhaare, der öftere und häufige Genuß scharfer, gesalzener und geräucherter Speisen, verstopfte gewöhnliche natürliche oder versäumte künstliche Ausleerungen, das schwere Zahnen, die Liebesseuche, die Pest und andere bösartige Krankheiten und dergl.

Ob der vorhandene Fleck eine Narbe, die von einer vorhergegangenen Wunde oder Geschwür zurückgeblieben, oder ein Fleck von anderer Art sey, geben uns folgende Zeichen zu erkennen: eine wirkliche, von einer Wunde oder einem Geschwür zurückgebliebene, Narbe ist er, wenn ein Zufall dieser Art vorhergegangen ist, der Fleck ganz glatt ist und gleichsam ein polirtes Ansehen hat, recht weiß ist, die Hornhaut sehr verdunkelt, beständig an einem Orte bleibt, die nemliche Größe behält, und schwer, ja oftmals ganz und gar nicht hinwegzubringen ist. Bey Flecken von anderer Art haben die entgegengesetzte Kennzeichen statt.

Der Sitz dieser Uebel ist meistentheils auf der äußern Fläche der Hornhaut; zuweilen aber, insonderheit wenn das Uebel von einem inwendig aufgebrochenen Augennagel oder einer gleichen Hornhautfistel seinen Ursprung genommen hat, befindet er sich auf ihrer innern Fläche. Dieses unterscheidet man folgendermassen von einander: Wenn der Augenfleck auf der innern Fläche der Hornhaut seinen Sitz hat, so bleiben die vorderen Blättchen der Hornhaut durchsichtig und behalten ihren Glanz, so daß man die innere ausgehöhlte, mit Flecken besetzte, Fläche derselben durchsehen siehet; das Licht verursacht dabey keine unangenehme Empfindung, es ist auch kein Schmerz damit verbunden; welche Zufälle vorhanden zu seyn pflegen, wenn das innere Geschwür noch keine vollkommene Heilung angenommen hat. Das Gegentheil hat statt, wenn sich der Fleck auf der äußern Fläche befindet.

Da zwischen den verschiedenen Arten des Augenflecks und einigen andern Krankheiten einige Aehnlichkeit statt hat, so müssen wir, um seinen Fehler hierinnen zu be-

Digitized by Google

gehen, sie sorgfältig von einander zu unterscheiden suchen. Sie sind aber folgende: 1) die Zerfressung der äußern Fläche der Hornhaut und allerley auf derselben sich befindliche Geschwüre, bey welchen man die Trennung des Zusammenhangs und die mehr oder weniger tiefgehende Zerfressung, dergleichen man bey den Augenflecken nicht wahrnimmt, ganz deutlich erblickt. 2) Der Augennagel, dessen Unterscheidungszeichen sind: der Sitz des Eiters unter den äußersten Blättchen der Hornhaut, oder zuweilen etwas tiefer unter einigen der äußeren Blättchen, der beschwerliche Schmerz, die zu große Empfindlichkeit und Verwirrung des Gesichts und die kurze Dauer; der Augenfleck hingegen hat seinen Sitz entweder auf der äußern oder innern Fläche der Hornhaut, ist mit keinem Schmerz verknüpft, ausgenommen wenn eine Entzündung damit verbunden ist, und ist ein langwieriger Zufall. 3) Der Augenflügel; er unterscheidet sich dadurch, daß er einen festen, hautigen, über die Fläche der Hornhaut gehenden, fremden Körper vorstellt, der seinen Anfang in einem der beyden Augenwinkel oder von oben oder unten genommen hat, da der Augenfleck auf der Hornhaut seinen Anfang nimmt, sich von derselben nach dem Weißen des Auges zu ausbreitet, und mit der Hornhaut gleichsam einen Körper ausmacht.

Geringe und nur auf der Oberfläche der Hornhaut sich befindende Flecken sind bey Kindern und jungen Leuten leicht zu heilen, ja gehen mit der Zeit öfters von selbst hinweg; bey erwachsenen Personen ist die Heilung mehreren Schwierigkeiten unterworfen. Noch neue Flecken lassen sich gewisser und leichter heilen, als altgewordene. Alte, tiefgehende, von vorhergegangner Verwundung entstandene Flecken oder Narben, bey Personen von mittelmäßigem Alter, und bey ganz alten Leuten, nehmen ganz und gar keine Heilung an. Wenn große, die ganze Hornhaut bedeckende Flecken auf den Gebrauch der Arzneymittel hinweggehen, so fangen sie erstlich an dem äußern Umfange an zu verschwinden, und gehen so allmählich, bis an den Mittelpunct fort, hinweg, welcher am längsten stehen bleibt, und oft sehr schwer, ja wohl ganz und gar nicht hinwegzubringen ist. Die auf der innern Fläche der Hornhaut sitzende Flecken, wenn sie tief in die Hornhaut gehen und alt sind, sind unheilbar. Die rothe, bleyfarbige und weiße auf der Hornhaut und zusammenfließenden Haut, bey der Pest, erscheinende Flecken sind, nach Herrn Bidloos Beobachtung, gemeiniglich Vorboten des Todes.

Was die Heilung dieser Uebel anlangt, so muß man den Anfang derselben, nach Beschaffenheit der Umstände, mit Aderlassen, Schröpfen, Blutigelanlegen, Blasenpflasterauflegen, Fontanellensetzen und dergl. machen. Aeußerlich appliciert man warme zertheilende Kräutersäckchen von Camillen, Fenchelsaamen, Isopp, Rosmarin u. dgl. in Wasser oder Wein gekocht, oder Baldrian- oder Fenchelwasser, mit etwas Campfergeist vermischt, und ebenfalls warm gemacht; oder, welches vorzüglicher ist, man legt einen aus zertheilenden Mitteln bereiteten Breyumschlag auf. Zwischen durch kann man den Qualm von Caffee oder einem warmen Holztrank zuweilen einige Zeit an das Auge gehen lassen. Will sich der Fleck durch diese Mittel nicht zertheilen lassen, so schreitet man, nachdem man die etwa vorhandene Entzündung erst vollkommen zertheilt hat, zu den Arzneymitteln, unter welchen man aber erstlich die gelindesten versuchen muß. Hieher gehören: recht feiner Canariensucker, calcinirte Eyerschalen, die florentinische Violwurzel, Safran, Salmiak, flüchtiges Urinsalz, Campher u. dgl. Von diesen Stücken, die insgesammt recht fein gepulvert seyn müssen, bläst man des eine oder andere, vermittelst einer Rabenfeder oder eines andern recht dünnen Röhrchens, langsam auf die Hornhaut, oder bringt sie mit einem feinen Pinselchen oder einem Löffelchen auf dieselbe, oder tröpfelt sie, mit dem einen oder andern Augenwasser vermischt, ein. Erreicht man durch diese Mittel seinen Zweck nicht, so bedient man sich schärferer, als der Aloe, der Galle von verschiedenen Thieren, z. E. von Raubvögeln, Ochsen, verschiedenen Fischen, als Hechten, Karpfen, des Safts von Erpsischoßkraut, Gauchheil, des mit Spritzel vermischten Rußes von Lappen oder Papier, die man zwischen zwey Tellern hat verbrennen lassen, des Metallsafrans, Grünspans, blauen oder weißen Vitriols, gebrannten Alauns, peruvianischen Balsams, Frantzosenholzöls, Buxbaumöls und dgl. Man vermischt diese Mittel am besten mit Honig, und bringt sie, nachdem man sie vorher warm gemacht hat, vermittelst eines feinen Pinselchens auf die Hornhaut. Wenn sie zu scharf seyn sollten, so setzt man noch ein wenig Quittenschleim oder ein ähnliches Mittel hinzu. Dieses ist die beste Art, diese Mittel beyzubringen und zu gebrauchen; denn in einer flüßigen Gestalt, als z. B. mit Augenwassern vermischt, zerfließen sie zu sehr und zu bald, und können dadurch den andern Theilen des Auges Schaden zufügen. Diese Mittel müssen auch wegen dem Schmerz, den sie erregen, seltner als die vorhergehenden applicirt werden, und bey der Anwendung muß man die Augenlieder eine zeitlang offen erhalten, den Augapfel unbeweglich halten lassen, eine halbe Stunde darauf das Auge mit einem schicklichen Wasser, als Rosenwasser, auswaschen, alsdann den schon empfohlenen Breyumschlag überschlagen, und dazwischen die Augenlieder zu Zeiten mit einem Rosmarin- und Isoppenaufguß waschen. Aber vor dem Gebrauche der fressenden Arzneyen, z. B. des fressenden Sublimats, des rothen Quecksilberniederschlags, muß man sich sorgfältig in Acht nehmen; denn sie erregen nicht allein die entsetzlichsten Schmerzen, sondern verursachen auch heftige Entzündungen und die Folgen derselben, als Eiterung, Brand, Krebs, und setzen den Patienten der Gefahr aus, die vielleicht noch wenige Ueberbleibsel des Gesichts, ja das ganze Auge zu verlieren. Mit dem Gebrauche dieser äußerlichen Mittel muß man aber auch zu gleicher Zeit schicklich auflösende Arzneyen, als das Frantzosenholzdecokt, den Spießglaszschwefel von der letzten Niederschlagung, das versüßte Quecksilber, die Extracte von dem blauen Eisenblüthen und Schierling und dgl. innerlich in Gebrauch ziehen, und dazwischen von Zeit zu Zeit eine schickliche Darmreinigung nehmen lassen. Wenn mit den Flecken der Hornhaut zugleich eine Erschlaffung derselben und davon abhangende Runzeln zugegen sind, so empfiehlt Herr Woofe den Rauch von Aloe, Myrrhen, Mastiche, Wachholderbeeren u. dgl. bey Nacht vor dem Schlafengehen an das Auge gehen zu lassen, und gleich darauf folgende, aus einem roth Tutiensalbe und 15 Gran gepulverten arabischen Gummi bestehende Salbe, vermittelst eines recht feinen Pinselchens an die zusammengefallene und runzlichte Theile der Hornhaut zu appliciren, wobey der Patient auf dem Rücken mit zurückgebogenem Haupte liegen muß. Nachdem man dieses Einpinseln einigemal wiederholt hat, läßt man den Patienten die Augenlieder zuschließen, und sich dem Schlafe überlassen. Den folgenden Morgen bringt man einige Saamen von dem Scharlachkraute unter die Augenlieder, und läßt dieselben

Digitized by Google

den zwey Stunden darunter. Auf diese Art, sagt Herr Wolthuse, müßten alle Runzeln der Hornhaut verschwinden; hingegen verschlimmere man durch zusammenziehende pitriolische Augenwasser, die man zur Stärkung anwende, dieses Uebel gar sehr, da man die Runzeln dadurch zusammenziehe, und zur Formirung allerley Blasen Anlaß gebe. Wenn aufgeschwollene Gefäße aus der weißen Augenhaut in die Flecken gehen, so müssen diese vor allen Dingen mit einer feinen krummen Schneidnadel an der weißen Augenhaut hinweggenommen werden. Wie dieses verrichtet werde, s. unter dem Titel Augenaderlaß. An dem weißen Augenflecke pflegen einige Wundärzte mit einem besonders hierzu bestimmten Instrumente, das Herr Mauchart Catanyptrum, Herr Wolthuse le Mouchetoire betitelt hat, ein gelindes Schröpfen vorzunehmen. Dieses Werkzeug stellt eine sehr subtile, mit einer sehr scharfen Spitze versehene Nadel vor, die in einem kurzen und dünnen silbernen Stiele befestigt ist, und aus demselben in der Länge ohngefähr einer mathematischen Linie mit ihrer Spitze hervorragt. Die Wundärzte müssen mehrere dergleichen Werkzeuge, als eines mit einer Nadel, eines mit zwey, ja drey und vier Nadeln, wiederum einige, deren Spitzen länger, andere, deren Spitzen kürzer sind, nachdem sie mehr oder weniger tief einzustechen haben, bey der Hand haben. Sie nehmen diese Operation vor, um der stockenden milchigten und gleichsam käsichten Materie, die meistens die Ursache des weißen Augenflecks ist, einen Ausgang zu verschaffen, und wiederholen sie, nach Beschaffenheit der Umstände, vier bis fünfmal hintereinander, jedesmal einen Tag um den andern. Nach der Operation waschen sie das Auge einigemal mit lauichtem Wasser aus, und in der Nacht legen sie das Mark von gebratenen Aepfeln auf. Da diese Operation aber öfters schlechten Erfolg gehabt hat, indem sie vermöge des dadurch verursachten Reizes die Feuchtigkeiten eher nach den Augen zuzieht, als von denselben ableitet, so rath Hr. Desbanes-Gendron an, von derselben abzustehen. Uebrigens muß der Patient die im vorhergehenden angeführte Ursachen, die ihm diese Uebel zugezogen haben, so viel möglich, vermeiden. Die Flecken, die vielleicht von vorhergegangenen Wunden oder Geschwüren zurückgeblieben, Narben sind, die vom Verbrennen und dem Mißbrauche zu sehr zusammenziehender Augenarzneyen entstanden, und die schon so alt worden sind, soll man, weil sie unheilbar sind, keine Hand anlegen. Das natürliche Roth starr, wenn ihre Anzahl zu groß ist, und die Hornhaut davon fast ganz und gar trüb worden ist.

Augenfluß, s. Augenentzündung.

Augengerstenkorn, ist ein rothes, hartes, unbeweglicher, mit seiner eigenen Haut umschlossenes Blätterchen, von der Größe und Gestalt eines Gerstenkorns, das im Anfange gemeiniglich mit einer Entzündung und daher rührenden oft großen Schmerzen vergesellschaftet, und nachgehends, wenn diese Entzündung in Eiterung übergehet, mit einer dicken, fetten Materie angefüllt ist. Es nimmt von einer verstopften Drüse seinen Ursprung, und befindet sich jederzeit zwischen den Augenbrahnen an dem Rande der Augenlieder, und zwar insgemein mehr inwärts als auswärts, wenn es seinen Sitz an dem untersten Augenlied hat. Wird dieses Blätterchen größer, härter und weißer, und dabey beweglich, durchsichtig und rund: so bekömmt es den Namen des Augenhagelkorns. Nimmt die in demselben enthaltene Materie, wie es zuweilen geschiehet, ein trockenes, steinartiges, der Kreide nicht unähnliches, Wesen an: so heißt es Augenkieselstein.

Diese verschiedene Geschwülste verursachen, zumal wenn sie etwas groß werden, nicht nur ein häßliches Ansehen, sondern verhindern auch den vollkommenen Gebrauch des Gesichts, da sie durch ihre Schwere der Bewegung der Augenlieder Hindernisse in den Weg legen.

Die Heilung dieser Geschwülste ist folgendermaßen beschaffen. Das eigentlich sogenannte Gerstenkorn muß man, wenn es mit Entzündung und Schmerzen verbunden, und noch nicht in Eiterung übergegangen ist, anfänglich zu zertheilen suchen. Dieses kann man durch wiederholtes Reiben, entweder mit bloßem, oder mit Campher oder gekäueten Fenchelsaamen vermischten, Speichel; desgleichen durch die fleißige Application des Quittenschleims oder Apfelmarks, das man mit einem Tüchelchen warm überlegt, bewerkstelligen. Wenn sich das Blätterchen durch den Gebrauch dieser Mittel nicht zertheilen läßt, sondern in Eiterung übergegangen ist, ansänglich zu zertheilen suchen. Dieses kann man durch wiederholtes Reiben, entweder mit bloßem, oder mit Campher oder gekäueten Fenchelsaamen vermischten, Speichel; desgleichen durch die fleißige Application des Quittenschleims oder Apfelmarks, das man mit einem Tüchelchen warm überlegt, bewerkstelligen. Wenn sich das Blätterchen durch den Gebrauch dieser Mittel nicht zertheilen läßt, sondern in Eiterung übergegangen ist, anf

dem Höllenſtein, hinwegſchaffen, ſich aber auch zugleich dabey in acht nehmen, daß von dem Augenliede nicht mehr, als nöthig iſt, hinweggefreſſen werde, und nichts von dieſen ſcharfen Dingen ins Auge komme. Die hiervon zurückbleibende Wunde läßt ſich auf die ſchon angegebene Art in kurzer Zeit heilen. Zuweilen kann man die Haut des Augenliedes und die Geſchwulſt zugleich aufſchneiden, die Materie ausdrücken, alsdenn die Haut der Geſchwulſt, ſo viel möglich iſt, hinwegſchneiden, das übrigbleibende hinwegätzen, und die dadurch entſtandene Wunde auf die nemliche Art zuheilen.

Augenglas, nennet man ſowohl in den Fernröhren als zuſammengeſetzten Vergrößerungsgläſern dasjenige Glas, ſo am nächſten bey dem Auge ſtehet. Es muß, wenn es erhaben iſt (denn die holländiſchen Fernröhren haben hohle Augengläſer), um die Weite ſeines Brennpunctes von dem Bilde, das das Vorderglas malet, entfernet ſeyn. Allein wegen der verſchiedenen Brechbarkeit der Stralen (ſ. Brechbarkeit) iſt es nicht möglich, daß jedes von dem Vorderglaſe gemachtes Bild in dem ihm zugehörigen Brennpunete des Augenglaſes ſtehe; ſondern wenn z. E. das von den rothen Stralen formirte Bild im Brennpuncte der rothen Stralen ſtehet, oder die von dem rothen Bilde herkommende Stralen von dem Augenglaſe parallel gebrochen werden: ſo liegt das purpurfarbene Bild nicht zugleich im Brennpuncte der blauen Stralen des Augenglaſes. Denn das purpurfarbene Bild iſt weiter vom Augenglaſe entfernt als das rothe, und der Brennpunct der Purpurſtralen iſt näher bey demſelben, als der der rothen. Daher kann das Augenglas nicht alle von einem Puncte des Objects auf das Vorderglas fallende Stralen parallel hinter ſich ins Auge ſchicken, und dadurch machen, daß das Auge vermittelſt aller recht deutlich ſehe. Die Erfahrung muß alſo beſtimmen, welches Augenglas die nicht gänzlich zu vermeidende Undeutlichkeit ſo mäßiget, daß die Wirkung des ganzen Werkzeuges die beſte bleibet, die davon zu erwarten iſt, oder wie kurz die Brennweite des Augenglaſes ſeyn darf, daß der verſchiedene Abſtand der Bilder von verſchiedenen Farben noch eine erträgliche Undeutlichkeit nach ſich ziehe. Niemlich ein flacheres Augenglas, das alſo eine größere Brennweite hätte, würde zwar die Undeutlichkeit noch mehr vermindern, aber auch allzuwenig vergrößern, und folglich auf dieſer Seite wenig Vortheil bringen. Ein erhabeneres Augenglas aber, gegen deſſen kürzere Brennweite der Abſtand der Bilder von verſchiedenen Farben unter einander ſchon zu beträchtlich ausſteigt, würde zwar mehr vergrößern, aber zu wenig Deutlichkeit gewähren, und folglich auf der andern Seite an der Vollkommenheit des Werkzeuges mehr abbrechen. Hieraus erhellet, warum man nicht mit jedem Vorderglaſe jedes Augenglas verbinden und alſo mit jedem Inſtrumente jede Vergrößerung erhalten kann; welches, wenn man dieſen Zuſammenhang nicht überlegt, ſonſt möglich ſcheinet.

Augengruben, werden bey den Pferden die über den Augen befindliche Vertiefungen genennet. Bey jungen Pferden ſind ſie nicht ſo merklich als bey alten. Damit man daraus nicht erkennen möge, daß ein Pferd ſchon bey Jahren ſey, ſo bedienen ſich die Pferdehändler des liſtigen Betrugs, daß ſie eine Oeffnung in die Haut machen und die Augengruben aufblaſen.

Augenhinblätterchen, ſind Blätterchen oder Bläschen, die entweder auf der Hornhaut ſelbſt, oder an dem Rande derſelben am Ende der zuſammenfügenden Haut, zum Vorſchein kommen, und im erſten Fall eine weißlichte, im andern aber eine röthlichte Farbe haben.

In Anſehung ihrer Geſtalt und Größe kommen ſie den Hirſenkörnern, Linſen oder Erbſen bey. Sie ſind mit einer ſcharfen wäſſerigen Feuchtigkeit angefüllt, und verurſachen einen brennenden, ſtechenden und beißenden Schmerzen. Wenn ſie geöffnet und die in ihnen enthaltene Materie herausgebracht worden, ſo wird man in ihrer Höhle die nemliche Farbe gewahr, die die herausgebrachte Feuchtigkeit gehabt hat.

Was ihre Heilung anlangt, ſo gehet dieſelbe durch den Gebrauch innerlicher Arzneyen beſſer, als äuſſerlicher, von ſtatten. Zu jenen ſind hieher zu rechnen öftere ſchickliche Darmreinigungen, und zwiſchen denſelben die Molke, nebſt dem Safte von antiſcorbutiſchen Kräutern, als Sauerampfer, Löffelkraut, Brunnen- und Gartenkreſſe u. dgl. Aeuſſerlich kann man zur Linderung einen dünnen Quittenſchleim, oder Eyerweiß, das man mit etwas gepulvertem Alaun vermiſcht und mit Roſenwaſſer verdünnt hat, und nachgehends zur Austrocknung ein aus Hüttenrauch, etwas weißen Vitriol und Roſenwaſſer beſtehendes Gemiſche appliciren. Geſchwinder aber und meiſtens auch ſicherer gehet die Heilung von ſtatten, wenn man dieſe Bläschen mit einer Nadel oder einem andern ſpitzen Werkzeuge vorſichtig öffnet, um der in denſelben enthaltenen Feuchtigkeit einen Ausgang zu verſchaffen. Die zurückgebliebene Geſchwürgen ſucht man alsdenn durch das ſchon angegebene, aus Hüttenrauch, weißem Vitriol und Roſenwaſſer beſtehende Gemiſche zur vollkommenen Heilung zu bringen.

Augenhöhe, nennet man in der Perſpectiv den Perpendikel OS *, der vom Auge auf diejenige wagrechte Fläche LM gefället wird, auf welcher man ſich das Object liegend vorſtellet, welches man perſpectiviſch abbilden will. Sie beſtimmet alſo die Höhe, aus welcher die Sache angeſehen wird.

Augenhöhle, ſind zwey große Löcher unmittelbar unter der Stirne zu der Seite des Geſichts, die von verſchiedenen Knochen zuſammengeſetzt ſind, und das Auge in ſich ſchließen. Ein mehreres hievon ſ. unter dem Articel Knochen.

Augenholz, dasjenige Holz oder die Stange, womit das Auge am Schmelzofen gemacht und gerundet wird.

Augenholz, iſt ein Beyname, den man dem Aloeholze gegeben hat, ſ. Aloeholz.

Augenkäfer, (*coccinella ocellata*) ſ. Argus-Sonnenkäfer.

Augenkieſelſtein, ſ. Augengerſtenkorn.

Augenknoten, ſ. Herren.

Augenkrätze, Pſorophthalmie, ſ. Augenentzündung.

Augenkraut, ſ. Einbeere.

Augenleder, Scheuleder, Augendeckel, ſind rundgeſchnittene ſteife Stückchen Leder, welche an das Kopfgeſtelle der ſcheuen Kutſchpferde gegen die Augen angemacht werden, damit ſelbige nicht auf die Seite ſehen können. Man pflegt auch einem beißigen Pferde, das nicht gerne aufſitzen und ſich beſchlagen läßt, runde und hohle Augendeckel von Zilz vor die Augen zu binden.

Augenlieder, ſind bey jedem Auge zwey bewegliche Decken, nemlich eine obere und untere, welche wir vermittelſt eigener Muskeln (ſ. Muskeln) in die Höhe und herunterziehen, und dadurch das Auge öffnen und ſchließen können. Wo ſie ſich an jedem Auge mit einander vereinigen, entſtehen daraus die Augwinkel, nemlich der äußere und innere. Sie ſind ihrer Structur nach eine Verdoppelung der Haut, die, wenn ſie von der Stirne und dem Geſicht ſich nach den Augenliedern

* ſ. Tafel der Perſpect. Fig. 1.

Digitized by Google

wirft, nicht an dem Orte derselben aufhört, sondern sich nach dem Innern des Augs begiebt, seiner wird, mit mehreren Gefäßen versehen ist, und sich in die gemeinschaftliche Augenhaut verliert. An dem Ende der Augenlieder befindet sich ein gebogener Knorpel, welchen man den Augknorpel, Tarsus *, nennt, der nach außen zu gewölbt, nach innen zu aber hohl ist. Sie sind auch mit Drüsen versehen, welche nach einem gewissen Zergliederer, mit Namen Meibom, die Meibomische Drüsen heißen, und ein Schmeer absondern, das das Aneinandergehen der Augenlieder verbindert. Der Nutzen der Augenlieder bestehet darinn, daß sie das Auge bedecken, vor äußerlicher Beschädigung verwahren, und das allzustarke Einschießen der Lichtstralen mäßigen.

Augenlieder fettanhäufung. (*Hydatis*). Dieser Zufall bestehet in einer weißen, unschmerzhaften und beym Anfühlen nachgebenden Geschwulst, die an den Augenliedern, und zwar an jedem Theile derselben entstehen kann, hauptsächlich aber neben der Thränendrüse zum Vorschein kommt, alsdann mit einer Aufgedunsenheit des oberen Augenliedes vergesellschaftet ist, und zuweilen auch eine Feuchtigkeit enthält; in welchem Falle man zu gleicher Zeit ein Schwelgern in derselben wahrnimmt. Sie ist bey ganz verschlossenem Auge sichtbarer, als wenn dasselbe offen ist.

Der zu starke Zufluß der Feuchtigkeiten und die dadurch veranlaßte übermäßige Absetzung des Fettes in die Zellchen der Fetthaut macht die Ursache dieses Zufalls aus. Die weiße Farbe und Nachgiebigkeit, der Geschwulst und die Abwesenheit des Schmerzens beweisen dieses; denn das Zeit verändert die Farbe der Haut nicht, ist weich, woher die Nachgiebigkeit der Geschwulst kommt, und macht die Nervenfasern schlaff, welches die Abwesenheit des Schmerzens veranlaßt.

Wenn dieses Uebel noch in seinem Anfange begriffen ist, so hat man noch Hoffnung, die stockende Fettmaterie zertheilen zu können. Man läßt zu dem Ende, nach Beschaffenheit der Umstände, eine Aderlaße vornehmen, Darmreinigungen brauchen und erweichende und zertheilende Umschläge auf die Geschwulst appliciren. Wird aber die Geschwulst, anstatt sich zu zertheilen, hart, so muß man zur Operation schreiten, die im gänzlichen Hinwegnehmen der Geschwulst bestehet. Man schneidet zu dem Ende die Haut von einem Winkel zum andern auf und drückt, wenn die Geschwulst ganz und gar entblößt ist, an der Seite ein wenig gegen dieselbe, wovon sie auswendig hervortritt. Wenn man sie mit den Fingern nicht fassen kann, so sucht man sie dadurch in die Höhe zu bringen, daß man dem Patienten ein Niesmittel giebt; und hierauf läßt man sie mit der Spitze des Messers noch ganz und gar ab. Die durch diese Operation verursachte Wunde wird auf die gewöhnliche Art zugeheilt. Ist die Geschwulst von der Verstopfung der Thränendrüse entstanden, so darf man die Operation nicht vornehmen.

Dieser Zufall scheint einer von denen Augenzufällen zu seyn, die am seltesten vorkommen, da ihn die meiste Augenärzte nur dem Namen nach kennen.

Augenlieder haare, eingebogene. Dieser Zufall besteht darinnen, daß die Haare der Augenlieder innwärts gegen das Auge gekehrt sind, so daß sie dasselbe beständig drücken, und dadurch Schmerzen, Entzündung des Auges, beständiges Thränen, Geschwüre, Verhinderung des Sehens und endlich gar die Blindheit verursachen. Dieses Uebel ist meistens allein, zuweilen aber mit der Abhängung des oberen Augenliedes verbunden.

Es hat bey diesem Uebel ein Unterschied statt, je nachdem eine einfache oder doppelte Reihe von Augenwimpern zugegen ist, und die Knorpel der Augenlieder ihre natürliche Richtung behalten haben, oder gegen das Auge zu umgebogen sind. Stehen in der natürlichen einfachen Reihe der Augenwimpern mehrere oder wenigere, gegen das Auge gekehrte, und dasselbe stechende, Haare, so daß der Knorpel seine natürliche Richtung behalten hat, so bekommt das Uebel den Namen Trichiasis. Wenn die nemliche Umstände statt haben und der Knorpel zugleich gegen das Auge umgebogen ist, so benennt man es Phalangosis: Ist endlich eine doppelte Reihe von Augenwimpern zugegen, davon einige nach außen, die andere nach innen gekehrt sind, so legen wir ihnt den Namen Distichia, Distichiasis, Districhiasis bey.

Die erste Art, die sogenannte Trichiasis, hat Krätze, Flechten, Geschwüre, Blattern, die sich an dem äußeren Ende der Augenlieder einfinden, und die von denselben, wie auch vom Verbrennen der Augenlieder, zurückbleibende Narben zur Ursache; die andere wird von einer scharfen wässerigten Feuchtigkeit, die sich zwischen die Haut und den runden Augenliedmuskel hinzieht, desgleichen zuweilen von den zu sehr abhängenden Augenliedern veranlaßt, wobey die Haut der Augenlieder oft so sehr gegen die Augen umgekehrt ist, daß die Haare der Augenlieder gegen dieselbe zu stehen kommen.

Die Cur dieser Uebel muß nach den verschiedenen Ursachen, die sie hervorgebracht haben, eingerichtet werden. Haben die Augenlieder haare von Krätze, Flechten, Geschwüren, Blattern an den Augenliedern eine üble Richtung bekommen, so nehmen sie ihre natürliche Richtung von selbst wieder an, wenn die genannte Uebel auf die, ihnen angemessene, Art geheilt worden sind. Wenn die, von den angeführten Zufällen zurückbleibende, Narben die Ursache dieses Uebels sind, so muß man die übel gerichtete Haare auf eine andere Art hinwegzubringen suchen; zu welchem Ende vielerley Methoden ausgedacht worden sind. Einige pflegten sie abzuschneiden, welches aber unnütz war, weil sie bald wieder nachwuchsen, und alsdenn viel heftiger, als die vorhergehenden, stachen. Andere bedienten sich eines Pflasters, an dessen einem Ende sie die widernatürlich stehende Haaren befestigten, das andere aber, wenn diese Haare an dem oberen Augenliede faßen, an die Stirne, wenn sie aber an der unteren Augenwimper waren, an den Backen anhefteten, und glaubten, sie dadurch auswärts gewöhnen zu können; aber die beständige Bewegung der Augenlieder, wodurch die Haare vom Pflaster losgerissen wurden, vereitelte auch diesen Versuch. Da man nun von diesen beyden Heilarten den gewünschten Erfolg nicht sahe, so fiele man darauf, eines nach dem andern mit einer glühenden, vorne etwas breiten, Nadel an der Wurzel auszubrennen, wobey man, um das Auge, soviel möglich, zu schonen, ein wenig zarten, mit kaltem Wasser angefeuchteten, Schwamm oder Läppchen in das Auge legte, sowohl den Knorpel an den Augenliedern, als auch das innere Häutchen derselben nach aller Möglichkeit schonete, um nicht durch das Verbrennen derselben zur Umkehrung des Augenliedes Anlaß zu geben, und dieses Brennen, wenn die Anzahl der Härchen anschnlich war, nicht auf einmal, sondern, aus Furcht vor einer starken Entzündung, nach und nach vornahm. Und endlich, da auch diese Methode, wegen der angeführten, mit ihr verbundenen Ungemächlichkeiten und Gefahr,

* s. Taf. Anatom. Fig. 11. B.

keinen Beyfall fande, so fienge man an, diese Haare erst mit einem Zängelchen auszureissen, und alsdenn die Stelle, wo sie gesessen hatten, mit einer glühenden Nadel zu brennen. Diese Art hat man denn nun heut zu Tage beybehalten, mit der Veränderung, daß man sich zum Ausbrennen, statt der glühenden Nadel, der angeführten Ursachen wegen, eines Aetzmittels, vornemlich des Höllensteins, bedient. Mit diesem bedupft man die Stelle, wo man das Haar ausgerissen hat, mit der gehörigen Vorsicht, und nimmt sich dabey sorgfältig in Acht, daß man nichts von dem Auge damit verletze. Statt dieses kann man auch die Stelle mit dem stärksten rectificirten Brandwein oder mit Salmiackgeist, vermittelst eines feinen Malerpinsels, bedupfen, wovon die kleine Oeffnungen zuwachsen, und nicht leicht wiederum Haare zum Vorschein kommen. Wenn die Anzahl dieser übelstehenden Haare ansehnlich ist, darf man sie nicht auf einmal ausreissen, weil es zu große Schmerzen verursachen und zur Entzündung Anlaß geben würde. Um den Augapfel bey dieser Operation ganz und gar sicher zu stellen, ist es zuträglich, denselben entweder mit Carpie, oder einem, nach Art der künstlichen Augen gemachten, Plätthen von Bley, Wachs oder einer andern Materie, zu bedecken. Wenn das ganze Augenlied von derjenigen übelgerichteten Haaren besetzt ist, und der Patient das beständige Ausreissen und Bedupfen nicht ausstehen kann, und doch in Gefahr ist, das Gesicht zu verlieren, so muß man zu dem äußersten Mittel schreiten, nemlich den ganzen Rand der Augenlieder hinwegschneiden, denn die Haare wachsen, wenn diese Operation wohl verrichtet worden ist, nicht leicht wieder nach. Das Auge bekommt zwar durch die Verrichtung derselben ein häßliches Ansehen, inzwischen ist dieses doch allemal, im Falle der Nothwendigkeit, der vollkommenen Blindheit vorzuziehen. Was die Operation selbst anlangt, so wird sie folgendermassen verrichtet: der Wundarzt setzt sich auf einen etwas hohen Stuhl, läßt den Patienten auf einen zu seinen Füßen stehenden Stuhl, der niedriger, als der seinige ist, setzen, und den Patienten seinen Kopf auf seine Schenkel legen. Hierauf faßt er das Augenlied an seinem mittlern Theile an, applicirt zwey Zängelchen an daßelbe, das eine drey Linien weit vom großen Augenwinkel, welches er sich von einem Gehülfen, auf den er sich verlassen kann, fest halten läßt, das andere in gleicher Entfernung von dem kleinen Augenwinkel; und dieses hält er selbst; und zwar, wenn er an dem rechten Auge operirt, mit der linken Hand. Alsdenn schneidet er, entweder mit einer sehr feinen Scheere oder einem guten Bistouri, die Haut, woran die Haare sitzen, nach der Richtung ihrer Falten so sauber, als möglich hinweg. Nach geschehenem Schnitte wäscht er, wenn der darauf folgende Blutfluß stark ist, die Wunde so lange mit frischem Wasser aus, bis sie nicht mehr blutet. Hierauf macht er mit drey kleinen krummen Nähnadeln, in welche ein gewichster Faden gezogen worden, drey Nathstiche, den ersten in die Mitte, die beyden andern, die schräge werden müssen, so, daß der Stich der unteren Lefze sich mehr, als der von der oberen, und zwar auf eine Linie, dem mittleren Stiche nähere (welches auch bey dem Stiche der andern Seite zu beobachten ist) in gleichen Entfernungen von den Winkeln der Wunde, knüpft die Fäden in der nemlichen Ordnung, wie er sie angelegt hat, nemlich den in der Mitte zuerst, zu, schneidet sie hernach dicht an den Knoten ab, legt auf die Wunde ein Carpiebäuschchen, das er mit Arcäus, Wundbalsam oder einem aus Eyerweis, Rosenwasser und ein wenig Bleyzucker bestehendem Gemische bestrichen oder angefeuchtet hat, legt noch über dieses einige Compressen, die er in gemeinen, mit etwas Brandwein verstärktem, Wasser angefeuchtet hat, und befestigt dieses alles mit der Augenbinde. Nach zweymal vier und zwanzig Stunden nimmt er die Geräthschaft ab, verbindet die Wunde auf gleiche Art, schneidet nachher, wenn dieselbe zugeheilt ist, (welches gemeiniglich in vier oder fünf Tagen geschieht) die Fäden ab, und zieht sie heraus. Herr Dr. Cortum hält vor besser, statt des vollkommenen Abschneidens des Augenliedrandes, denselben mit starkem Höllenstein hinwegzuätzen. Er läßt zu dem Ende den Patienten auf den Rücken legen, das Auge mit Carpie, leinwand oder Leder verwahren, den Rand des Augenliedes innendig und auswendig recht wohl mit dem Höllenstein bestreichen, alsdenn trockne Carpie darüber binden, über diese, nach Verlauf einer Stunde, andere mit Eyweiß und Rosenwasser angefeuchtete Carpie auflegen und dieses öfters wiederholen. Den folgenden Tag läßt er, um die Entzündung zu verhüten, einen Theil der Carpie herausnehmen, und, sobald eine Rüfe oder Schorf zum Vorschein kommt, dieselbe mit einem gelinden Digestiv bestreichen und alles, was in dem Auge liegt, herausnehmen. Auf diese Art soll das Uebel in Zeit von sechs oder acht Tagen wieder geheilt seyn. Wenn die übelstehende Haare hinweggebracht worden, es mag nun auf die eine oder andere Art geschehen seyn, so muß man auch die von denselben verursachte Augenentzündung durch Aderlässen, Schröpfen, kühlende und getheilende Mittel u. dgl. zu heilen suchen. Ist eine zwischen der Haut und dem runden Augenliedmuskel befindliche Feuchtigkeit die Ursache dieses Zufalls, so müssen nach Beschaffenheit der Umstände, Aderlässen, Schröpfen, Darmreinigungen, Harn- oder Schweistreibende Arzneyen, Blatternpflaster u. dgl. in Gebrauch gezogen werden. Aeußerlich legt man zertheilende Bähungen von Kalchwasser, das man mit etwas Kampferbrandwein verstärkt hat, oder diesen allein, oder nur bloßen Brandwein, womit man kleine Compressen anfeuchtet, täglich dreymal, jedesmal frisch auf. Wenn dieses Uebel die Abhängung des Augenliedes zur Ursache hat, so verschwindet es von selbst, wenn die diesem Uebel angemessene Heilart angewendet wird.

Augenliedes, des oberen, Niederhangen. Hierunter versteht man denjenigen Zufall des oberen Augenliedes, da es über das Auge ganz und gar niederhängt, und nicht anderst in die Höhe gezogen werden kann, als wenn der Patient mit seiner Hand dabey zu Hülfe kommt.

Dieses Uebel entstehet 1) wenn die Stirnmuskeln eine in die Quere gehende Verwundung bekommen haben, und diese mit dem darunter liegenden Auge so verbunden wird, daß die Haut weit auseinander klafft, eine breite Narbe entsteht und dem Augenliede dadurch zu viel Haut zuwächst; 2) wenn an dem aufhebenden Muskel des oberen Augenliedes eine gleiche, in die Quere gehende Verwundung, angebracht worden ist; 3) wenn der nemliche Muskel gelähmt ist; 4) wenn die Augenlieder von einer langwierigen Stockung zäher Säfte, wodurch die Bewegung des nemlichen Muskels verhindert wird, aufgeschwollen sind.

Die Heilung dieses Uebels muß nach den verschiedenen Ursachen eingerichtet seyn. Wenn, wegen einer an den Stirnmuskeln angebrachten Querwunde und daraus entstandenen zu breiten Narbe, das Augenlied zu viel Haut bekommen hat, daß es deswegen nicht in die Höhe gehoben werden kann, so muß die überflüßige Haut durch

Digitized by Google

die Operation hinweggebracht werden. Die alte Wundärzte hoben zu dem Ende diese Haut in die Höhe und durchstochen sie entweder mit einer Nadel, wunden den in der Nadel enthaltenen Faden fest um dieselbe herum und schnitten sie hernach mit einer Scheere oder Messer ab, oder schnitten sie erstlich ab und näheten hernach die Lippen der Wunde mit etlichen Stichen wieder zusammen. Da aber diese beyde Methoden vielen Ungemächlichkeiten unterworfen waren, indem man besonders bey der letzten, wegen dem Bluten nach dem Abschneiden, die Lippen der Wunde nicht wohl sehen und also auch nicht gleich zusammennähen konnte, dieses aber zu einer häßlichen ungleichen Narbe und andern Uebeln Anlaß gabe, so erfand Herr Bartisch zuerst ein hölzernes Werkzeug, das aus zwey Stäbgen bestunde, die an dem einen Ende mit einem Gewerbe, an dem andern aber mit einer Schraube versehen waren. Zwischen diese beyde Stäbgen brachte er denn die überflüßige Haut, und schraubte sie so fest zusammen, daß sie, aller Nahrung dadurch beraubt, absterben und abfallen mußte. Weil aber die Operation mit diesem Werkzeuge nicht nur lange Zeit erforderte, sondern auch Schmerzen und Entzündungen verursachte, so haben Herr Verduyn und Herr Mau einige Veränderung mit demselben vorgenommen; Sie ließen nemlich die beyden Stäbgen aus Silber oder Meßing verfertigen und mit verschiedenen Paaren Löcher durchbohren. Zwischen dieses Stäbgen bringt man nun die überflüßige Haut, so daß diejenige Portion von derselben, die hinweggenommen werden muß (welches der Wundarzt vorher sehr wohl in Betrachtung ziehen muß) an den Stäbgen hervorrage, und zwängt sie alsdenn mit der Schraube ein. Hierauf ziehet man einen wohl gewichsten seidenen Faden mit einer feinen Nadel, nach Erfordernis der wegzunehmenden Haut, durch die Löcher an den beyden Stäbgen durch, und läßt den Faden auf jeder Seite des Werkzeuges ein paar Hände breit herunter hangen. Alsdenn schneidet man die an den Stäbgen hervorragende Haut mit einem scharfen Messer ab, schraubt das Werkzeug wieder auf und nimmt es mit Behutsamkeit dergestalt hinweg, daß die Fäden, nachdem sie bey jedem Hefte in einer verhältnismäßigen Länge durchgeschnitten worden, an ihrem Orte bleiben. Die Fäden werden darauf auf die nemliche Art, wie bey andern Heften, zusammengezogen und zusammengebunden. Auf die Wunde legt man mit arabischen Balsam oder einem andern Wundbalsam bestrichene Carpie, und verbindet alsdenn, um das Zerreissen der Nath zu verhindern, beyde Augen zusammen. Nach Verfließung einiger Tage macht man den Verband wiederum auf. Wenn man siehet, daß die Lippen der Wunde einander gefaßt haben, kann man erstlich den mittleren Faden losschneiden und herauszichen; und auf diese Art fährt man täglich fort, bis man alle Fäden wieder herausgebracht hat; das übrige heilt man hernach mit einem Wundbalsam und Pflaster zu. Wenn der aufhebende Muskel des oberen Augenliedes eine Querwunde bekommen, und dadurch seine Würksamkeit verlohren hat, so ist das Uebel unheilbar. Ist der nemliche Muskel gelähmt, so muß man stärkende Arzneyen, als mit Ameisen- Lavendel- Quendel- Wachholdergeist u. dgl. benetzte Tüchelchen appliciren, und über diese Säckelchen von stärkenden Kräutern, als Bethonien, Dosten, Majoran, Melissen, Poley, Quentel, Rauten, Rosmarin, Salbei, Stabwurz, Wermuth, Lavendel- Rosenblumen u. dgl. legen. Wenn diese Mittel nichts vermögen, so muß man einen Versuch mit den spanischen Fliegen machen, davon man ein ganz kleines Pflästerchen mitten auf das Augenlied legen kann. Die Alten bedienten sich des glühenden Eisens, das aber ein Mittel ist, zu dessen Gebrauch sich nicht nur niemand leicht entschließt, sondern das auch, wegen der großen Empfindlichkeit der Augenlieder und des Auges, mit sehr vieler Vorsicht angewendet werden muß. Hat dieser Zufall eine langwierige Stockung jäher, die Bewegung des nemlichen Muskels verhindernder Säfte, zur Ursache, so muß man, nach Beschaffenheit der Umstände, Aderlassen, Schröpfen, Darmreinigungen, schweistreibende Mittel, Blasenpflaster im Nacken, die Electricität u. dgl. in Gebrauch ziehen.

Augenliedes, Umkehrung, Umstülpen, Auswärtssehen des untern, *Ectropium.* hierunter versteht man diejenige widernatürliche Beschaffenheit des unteren Augenliedes, wobey dasselbe entweder zu sehr nach unten zu gekehrt ist und also zu tief stehet, oder ganz und gar umgekehrt ist; so daß es das Weiße im Auge nicht bedecken kann.

Die Ursachen dieses Uebels sind: Narben von übel geheilten Wunden oder Geschwüren an dem Augenliede; allerley Geschwülste und Gewächse, die an der inwendigen Seite des Augenliedes ihren Sitz haben; die Lähmung des ringförmigen Muskels der Augenlieder, vornemlich bey alten Personen; die Operation der Thränenfistel, wenn die Haut, durch welche die Augenlieder in dem inneren Augenwinkel zusammenhängen, verletzet worden ist; das unvorsichtige Verfahren der Hebammen bey der Geburt, wo sie die Augen der Kinder gar oft mit ihren Fingern verletzen.

Ist dieses Uebel von einer Narbe an dem Augenliede entstanden, so hat die nemliche Heilart und Operation statt, deren man sich bey dem Hasenauge (s. Hasenauge) bedient. Der Schnitt muß aber hier umgekehrt, das ist, in Gestalt eines umgekehrten halben Bogens, nach der Gestalt des Augenliedes, gemacht werden. Da das untere Augenlied eine dem oberen gerade entgegengesetzte Richtung hat, so muß durch die ganze Operation und alles, was zu derselben gehört, auf die entgegengesetzte Weiße verrichtet werden. Sind Geschwülste oder Gewächse die Ursache dieses Uebels, so erfordern sie ihre eigene Heilart. (s. wiedersum Hasenauge) Wenn es von der Lähmung des ringförmigen Muskels der Augenlieder seinen Ursprung hat, so muß man erstlich stärkende Mittel gebrauchen, und, im Fall diese nicht hinlänglich sind, nach Herrn Platners Angeben, ein kleines Blatternpflaster auf die Mitte des Augenliedes legen. Die Electricität und die sogenannte flüchtige Oehlsalze (salia volatilia oleosa) thun wohl in diesem Falle die beste Wirkung. Kommt dieses Uebel von der Operation der Thränenfistel her, so muß man suchen die Wunde wiederum zuzuheilen. Werden endlich Kinder mit diesem Zufall gebohren, so muß man nach den damit verbundenen Umständen die Heilung einrichten.

Augenlieder warzen, sind schwielichte, unten breite und oben schmale Erhabenheiten von mancherley Größe und Farbe, die auf der äußeren sowohl als inneren Fläche der Augenlieder zum Vorschein kommen und bald mehr, bald weniger tiefgehende Wurzeln haben. Ihre Größe ist verschieden; die beträchtlichste Größe, die sie erreichen, kommt einer Erbse bey. In Ansehung der Farbe weichen sie auch von einander ab; sie sind am öfterstem röthlicht oder weißlicht, oder haben mit der Haut einerley Farbe; zuweilen aber sind sie, zu einer bösen Anzeige, blaulicht oder bleyfärbig, da diese gemeiniglich etwas krebsartiges verrathen. Ihr Sitz ist bald auf der äußeren, bald inneren Fläche der Au-

Digitized by Google

genlieder. Diejenige, die sich auf der äußeren Fläche befinden, sind trocken und fest, und bluten nicht so leicht wenn sie aufspringen; sie haben öfters, insonderheit wenn sie nichts krebsartiges an sich haben, die Farbe der Haut. Diejenige auf der inneren Fläche sind naß und weichlich, und bluten gar leicht bey der geringsten Berührung, ja fangen wohl gar an zu eitern, da sie durch die öftere Bewegung der Augenlieder und das dadurch verursachte Reiben gar leicht wund und entzündet werden. Diese besonders pflegen zuweilen von selbst abzufallen und zu vergehen, aber auch oft gar gerne wiederzukommen; und zuweilen, wenn sie abgefallen sind, wird ihre zurückgebliebene Wurzel unmerklich größer und artet in eine harte oder krebsartige Geschwulst aus. Was ihre mehr oder weniger tiefgehende Wurzeln anlangt, so zerfallen sie in dieser Rücksicht in drey Gattungen: Die eine hat kleine Wurzeln, die sich auf der Oberfläche der Haut endigen, und ist dabey klein, schmal und hangend. Die andere hat tiefere Wurzeln und ist dabey breiter, als die vorhergehende; ihre Hinwegbringung ist deswegen mehrern Schwierigkeiten unterworfen. Die Wurzeln der dritten Art gehen durch die ganze Haut durch und haben verschiedene Blutgefäße, die sich auf die Fläche der Warze erstrecken und in Betrachtung der wenigen Größe derselben so beträchtlich sind, daß bey ihrem Abschneiden ein starkes Bluten entsteht. Die Warze selbst ist viel breiter, als die beyden ersten Arten und ist in verschiedene Körnchen abgetheilt, in welche sich die genannten Blutgefäße endigen. Sie giebt auf die geringste Berührung gleich Blut von sich, und ist sehr gefährlich, weil sie vermöge des heftigen Beissens und Juckens, das sie erweckt, und dem dadurch veranlaßten Reiben, gar leicht von einander springt, und dadurch in ein krebsartiges Geschwür ausartet. Mit ihrer Hinwegschaffung hat es, wegen dem noch breiteren Grunde und tiefer gehenden Wurzeln noch mehrere Schwierigkeiten; ja öfters lassen sie sich ganz und gar nicht hinwegbringen, weil das zu große zurückbleibende Geschwür schlimme Folgen nach sich ziehen kann. Man hat ihr, wegen der Aehnlichkeit, die sie mit einer Maulbeere hat, den Namen: Maulbeerwarze beygelegt.

Diese Uebel können auf zweyerley Art, entweder durch Arzneymittel, oder die Operation, hinweggebracht werden. Der Gebrauch der Arzneymittel hat nur bey denjenigen Warzen statt, die auf der äußeren Augenliederfläche sitzen. Es werden zu diesem Zwecke empfohlen der Saft des Pfaffenröhrchens, des wilden Wegewart, des Warzenkrautes u. d. gl. diese wirken aber so gelinde und so langsam, daß man ihre Wirkung kaum gewahr wird. Etwas stärker wirken der Saft des großen Schöllkrauts, das Sadebaumpulver u. d. gl. Wenn man sich dieser Mittel bedienen will, so gebraucht man die Säfte vor sich, das Sadebaumpulver aber vermischt man mit etwas Honig, und beschmiert die Warzen damit täglich drey bis viermal, so lange, bis sie hinweggehen. Sollten diese auch noch zu gelinde wirken, so muß man stärker ätzende Mittel in Gebrauch ziehen. Man muß aber, wenn man sich derselben bedienen muß, jederzeit, zur Vertheidigung des Auges, etwas fettes in dasselbe legen und den Patienten, so lange die Arzneymittel wirken, auf dem Gesichte liegen lassen, damit nichts von denselben in das Auge und zwischen die Augenlieder laufe. Die Operation besteht in dem Abbinden oder Abschneiden der Warzen. Das Abbinden kann man sich bey den hängenden Warzen bedienen, die sich entweder auf der äußeren Fläche der Augenlieder, oder an ihrem äußersten Ende befinden; bey den auf der inneren Augenliederfläche sitzenden Warzen ist das Abbinden um deswillen nicht anzubringen, weil der Faden das Auge zu sehr reizen würde. Man bindet sie, so nahe als möglich an der Haut, mit einem seidenen oder leinenen Faden, indem man einen sogenannten chirurgischen Knoten macht, d. i. das Ende des Fadens zweymal durch den gleich anfänglich gemachten Ring steckt. Man ziehet den Faden, so wie man es vor nöthig findet, von Zeit zu Zeit enger zusammen, bis die Warze abgefallen ist. Wenn noch ein Würzelchen zurückbleibt, so muß man dasselbe durch die Bedüpfung mit einem ätzenden Mittel hinwegzubringen suchen, um zu verhindern, daß es nicht wieder ausschlage und zu einer neuen Warze Anlas gebe. Auf die zurückgebliebene kleine Wunde bringt man die Tutien- oder eine andere trockenende Salbe, um sie zur Heilung zu bringen. Die auf der inneren Augenliederfläche befindliche Warzen sind auf keine andere Art, als durch das Abschneiden, sicher hinwegzubringen. Der Wundarzt faßt zu dem Ende mit dem Daumen und Zeigefinger der linken Hand den Rand der Augenlieder, hebt dasselbe um, schneidet mit einer Scheere, die er in der rechten Hand hält, die Warze ganz dicht an der Haut ab, und läßt alsdenn das Augenlied wieder fallen.

Auf die nemliche Art werden auch die auf der äußeren Fläche sitzende Warzen hinweggeschnitten; auch kann man die hangende Warzen auf gleiche Weise behandeln. Um hierbey recht sicher zu gehen, streicht man, bey dem Abschneiden der Warze, das Augenlied mit zwey Fingern auseinander. Wenn das Bluten nicht nachlassen will, so legt man ein Carpiebäuschgen auf, das mit einem Egyptischen Pulver bestreuet wird.

An Warzen, deren Grund beträchtlicher als ihr Körper ist, soll man wegen den schlimmen Folgen, die das zurückbleibende Geschwür verursachen kann, das Abschneiden nicht versuchen. Bös- und krebsartige Warzen sind, wenn ihre Wurzeln dick und hart sind, und sich an verschiedenen Orten des Augenliedes herumziehen, fast durch gar keine Mittel hinwegzubringen; denn wenn man sie durch die Operation hinwegschaffen will, so muß man das ganze Stück, woran sie sitzen, zugleich mit hinwegnehmen; dieses ist aber eine Sache, die mit vieler Gefahr verbunden ist.

Augenlieder wassergeschwulst, ist eine kalte, weiße, glänzende und weiche Geschwulst, die mit keinen Schmerzen verbunden ist, nicht widersteht, wenn man darauf drückt und die Oefnung der Augenlieder schwer macht. Sie ist zuweilen mit einer rosenartigen, zuweilen mit einer tiefen Entzündung verknüpft, zuweilen ist sie auch mit einer verhärteten Geschwulst vergesellschaftet. Sie hat zuweilen in einem oder zwey Augenliedern ihren Sitz, zuweilen aber auch in den vier zusammengenommen, in welchem Falle meistens der ganze Körper aufgeschwollen ist.

Die Ursache dieses Uebels ist eine Niederlage oder Sammlung wässerichter Feuchtigkeiten in dem zellichter Gewebe der Augenlieder, wozu, wenn das nemliche Uebel nicht in dem ganzen Körper seinen Sitz hat, Wunden, Geschwüre u. d. gl. an den Augenliedern Anlaß geben.

Wenn dieses Uebel noch im Anfange begriffen, und mit keiner Entzündung vergesellschaftet ist, so applicirt man zertheilende Bähungen, als einen warmen Aufguß von zertheilenden Kräutern, den man mit einigen Gran Salmiak versetzt hat, mit etwas Branntwein verstärktes Kalkwasser u. d. gl. Mit diesen äußerlichen Mitteln ziehet man zugleich, nach Beschaffen-

Digitized by Google

heit der Umſtände, Schweiß- oder Harntreibende Mittel oder Darmreinigungen in Gebrauch. Will das Uebel auf den Gebrauch dieſer Mittel nicht weichen, ſo muß man, um zu verhüten, daß die Feuchtigkeit durch langes Stocken nicht ſcharf werde — welches die Eiterung oder den Brand an den Augenliedern verurſachen würde — an den abhängigſten Theilen derſelben kleine Querſchnitte machen, um der Feuchtigkeit einen Ausfluß zu verſchaffen, und das Eindringen der Arzneymittel zu erleichtern. Alsdenn legt man entweder ein mit Campferbrandtwein benetztes Storaxpflaſter, oder ein mit Terpenthineſſenz befeuchtetes Bäuſchgen auf, wobey man ſich aber wohl in Acht zu nehmen hat, daß nichts davon in das Auge komme, weil dieſes eine Entzündung veranlaſſen würde. Wenn dieſes Uebel mit einer roſenartigen oder tiefen Entzündung verbunden iſt, ſo ziehet man die dem Grade der Entzündung angemeſſene äußerliche Mittel, mit oder ohne Aderläſſe, nachdem die Entzündung ſtark oder weniger ſtark iſt, in Gebrauch.

Augenliederwindgeſchwulſt, beſtehet in einer Geſchwulſt der Augenlieder, die von der in den Zellchen der Fetthaut enthaltenen Luft ihren Urſprung hat. Sie macht ſehr ſelten eine Krankheit vor ſich aus, ſondern ſtehet meiſtens bey ſcorbutiſchen und cachetiſchen Perſonen mit den übrigen Zufällen ihrer Krankheit in Verbindung. Sie läßt ſich durch Säckelgen, die mit nervenſtärkenden Kräutern angefüllt ſind, und noch gewiſſer durch Kampfer- oder Safranweingeiſt und ähnliche Mittel, die man vermittelſt eines leinenen Tüchelgens appliciret, zertheilen. Wenn man mit dieſen Mitteln nichts ausrichtet, ſo muß man die Geſchwulſt mit gehöriger Vorſicht öffnen, und alsdenn auf die gewöhnliche Art wieder zuheilen.

Augenlieder wunden ſ. Wunde.

Augenloch, wird ein ein Fuß hohes viereckigtes Loch in der vordern Mauer eines Schmelzofens genennt, durch welches, wenn es ausgeſtochen wird, das geſchmelzte Erz herauslauft. In den Stöchern war es in der Vormauer, bey den Hohn- und Krummöfen aber iſt es über dem Stichheerd, unter der Stichwand im Oberheerd. Der Theil über dem Augenloch wird das Auge, der Theil unter demſelben aber die Bruſt genennt.

Augenluſt, iſt alles dasjenige, deſſen Anblick Vergnügen macht. 1 Joh. 2, 16. bedeutet es nicht den Geldgeiz, wie viele glauben, wozu aber kein Grund im Text vorhanden iſt, ſondern die unmäßige und ſündliche Beluſtigung der Heyden an ihren Schauſpielen, welche die Grauſamkeit, Unzucht und andere Laſter beförderten, und die Chriſten nachher gemeiniglich die Pracht oder den Pomp des Teufels nennten, welchem in der Taufe entſagt werden mußte. ſ. Schauſpiele der Griechen und Römer, wie auch Entſagung bey der Taufe.

Augenmaaß, (architectoniſch.) iſt ein natürlicher Maasſtab der Bauleute, mit welchem ſie die Größe und Entfernungen durch Vergleichung mit ihnen bekannten Größen ausmeſſen. Die Fälle bey denen man etwas dem Augenmaaß nach zu ſchätzen hat, ſind ſo häufig, daß ſich auch außer den Bauleuten nicht leicht jemand finden wird, dem dergleichen Fälle nicht ſchon mehrmalen vorgekommen. So wichtig eine Lehre vom Augenmaaß ihrer allgemeinen Brauchbarkeit halber einem jeden und beſonders den Mathematikern und Bauleuten iſt, ſo ſehr kann man ſich verwundern, daß dießfalls bisher noch keine Regeln deſſelben geſucht worden, nach welchen dem natürlichen Augenmaaß eines Ungeübten aufgeholfen werden, und wie es der Geübtere verbeſſern könnte. Lambert war es vorbehalten dieſe Regeln zu finden und andere dieſelbe zu lehren. Unter dem ſchätzen eines Gegenſtandes nach dem Augenmaaß, verſtehet man insgemein eine Fertigkeit aus dem ſcheinbaren Bilde einer Sache auf deſſen wahre Größe zu ſchlieſſen, und iſt von dem Augenmaaße desjenigen, der einen Gegenſtand abzeichnet, darinnen unterſchieden, daß es bey ſolchem in der Fertigkeit beſtehet, dieſes ſcheinbare Bild nachzuzeichnen, damit das entworfene dem Urbilde in allem ähnlich werde. So lernen wir von Kindheit an die Entfernung und Größe eines Gegenſtandes aus dem Eindruck ſchätzen, welchen ihr ſcheinbares Bild in unſern Augen macht. — Weil wir aber den Begriff von dem Abſtande der Sachen durch eine Uebung mit Hülfe der Sinnen erlangen, ſo erſtrecket ſich auch dieſe Schätzung nicht weiter als die Erfahrungen, welche wir gehabt haben; die übrigen erreichen wir durch Schlüſſe und Vergleichungen, welche wir aus der Aehnlichkeit des Eindrucks auf die Aehnlichkeit des Abſtandes, ohne daß wir daran gedenken, machen. Entlegenere Sachen machen allerdings einen andern Eindruck in das Auge, als nahe: allein dies liegt nicht in dem Eindrucke, daß wir aus dem Unterſchiede dieſes Eindrucks erkennen, daß jene weiter von uns entfernt ſind, als dieſe, ſondern wir müſſen die Unterſcheidungsſtücke durch andere Mittel uns bekannt machen, durch die Zeit, Geſchwindigkeit und Bewegung. Es iſt nicht leicht, die verſchiedenen Stücke auseinander zu ſetzen, aus welchen der Eindruck beſteht, den wir auf die ähnliche Entfernung der Sache erhalten, und zu beſtimmen, was jedes davon zu dem Schluſſe, den wir machen, beyträgt. Es iſt gewiß, daß nicht allemal alle beyſammen ſind, und wenn einige fehlen, ſo iſt auch gemeiniglich unſer Urtheil über die Entfernung der Sache unrichtig, ob es gleich in Abſicht der Entfernung des Bildes zutrifft. Die Art, wie wir nach und nach zu dieſen Urtheilen gelangen, iſt allgemein. Sie gründet ſich auf die Structur des Auges, und ſcheint bey allen Menſchen auf eine ganz ähnliche Weiſe zugleich mit den Vorurtheilen, welche damit verknüpft ſind, zu entſtehen. In den meiſten Fällen täuſcht uns das Auge auf eine ähnliche Art. Die Zurückwerfung und Brechung des Lichtes ändert den Ort des Bildes, und allem Anſehen nach geſchiehet dieſes auch in der Luft, ſo geringe die Stralenbrechung ſeyn mag. Die Gipfel der Berge ſcheinen viel näher zu ſeyn, als ſie wirklich ſind; eine Erfahrung, die ſchon vielfältig beſtätigt worden. Das Bild entfernter Sachen in der Luft ſcheint alſo näher, als die Sachen ſelbſt ſind, und wir werden in dergleichen Fällen mit unſerm Augenmaas ſehr hintan geſetzet. Wenn wir an dem Fuße eines hohen Thurms ſtehen, ſo ſcheint er uns vorwärts zu hangen, und wenn wir von deſſen Höhe hinab auf die Gaſſen ſchauen, ſo ſcheinen uns die Leute auf derſelben viel kleiner, als ſie ſonſt in gleicher Entfernung dem Auge vorkommen. Auf gleiche Weiſe ſcheinen auch die Obertheile des Thurms, von unten herauf betrachtet, kleiner, als ſie in einer gleich hohen horizontalen Entfernung ſcheinen würden. Hieraus ſiehet man, daß wir nicht die Sachen ſelbſt, ſondern ihr Bild ſehen, und daß dieſes Bild, bey gleichem Abſtande der Sachen, um deſto näher bey dem Zuſchauer zu ſeyn ſcheint, je größer der Unterſchied ihrer Erhöhung in der Luft iſt; und wir beurtheilen die Entfernung nach der Größe der Grundlinie desjenigen Dreyecks, welches die zwey von dem Auge nach dem

Digitized by Google

höchsten und niedrigsten Ort des Bildes gezogene Linien mit dem Bilde machet; je kleiner diese Grundlinie gegen der wirklichen Höhe des Bildes, desto kleiner schmitzt uns solches. In der Ebene wird die Höhe des Bildes der Höhe dieser Grundlinie gleich, und daher siehet man dasselbe in seiner wahren Entfernung und Größe. Der Gebrauch dieser Säze und des Augenmaales läßt sich anwenden, geometrische Constructionen nachzuahmen, und dadurch auf die Verhältniß der Theile des Gegenstandes zu schließen. Man wird dadurch in den Stand gesezt, den Abstand aller Oerter, welche man auf der Erden vor sich liegen siehet, in einem bekannten Maaße ziemlich genau an dem Himmel abzumessen, ohne daß man sich von der Stelle bewegt, und kann genaue Landcharten, ohne daß man viele Vermessungen nöthig hätte, entwerfen.

Augenmaas, (Künste). Dieses Verdienst des Künstlers wird zwar seiner Anlage nach mit ihm geboren, allein es muß doch durch Wissenschaft eigentlich gebildet werden. So wie der geschwinde Begriff zwar ohne natürlichen Verstand bey keinem Gelehrten statt findet, so ist er doch gewiß die Frucht eines langen Studirens und einer in die gehörige Fächer geordneten Gelehrsamkeit. Ohne Wissenschaft der Verhältnisse menschlicher Formen, und ohne Perspectiv, wird sich nie das Augenmaas bilden, sondern in den Formen wenig oder nichts entdecken, ja durch den äußern Schein oft irre geführt werden. Wo wird man ohne Astrologie und Myologie die Bedeutung der durch Haut und Fleisch verbülten Gliedmaasen errathen, oder auch nur bey den bloßen geraden Linien der Architektur in der einfachsten Aussicht zu entscheiden wissen, ob die Linien aufwärts oder unterwärts müssen gezogen werden, wenn man von Augen- und Distanzpunct keinen Begriff hat. Augenmaas ist daher kein Instinkt oder blindes Gefühl, wie manche glauben, sondern es wird durch Arbeit und Fleiß erworben.

Augenmadrepore, (eine Coralle) Achtaugencoralle, weiße Coralle (der Officinen) *Madrepora oculata* Linne und Pallas, *Corallium album fistulosum* Imperati, *Corallium album indicum* Lochner Mus. Besler. tab. 25. *Accarbarium album verrucosum* Rumph; Seba thes. III. tab. 116. fig. 12. Knorr Delic. tab. A. I. fig. 2. *Corallium album officinarum vulgo, gemeen wit Koraal*, wird unter den Madreporen diejenige genennet, welche eine unordentliche Baumähnliche Figur hat, die einem Stück Wurzel gleicht und mehrentheils hohle Röhren hat. Diese Madrepore, die sich sogar in den Officinen findet, hier zu mancherley Gebrauch angewendet wird, daher gar nicht selten ist und folglich niemand unbekannt seyn kann, hat sehr viel Eigenes, besonders in Rücksicht auf ihren Bau. Wenn sonst die Madreporen im eigentlichen Verstande einem Stamme mit Aesten, und folglich einem Baume gleichen, so siehet man an dieser Augenmadrepore lauter Unregelmäßigkeit. Sie wächset aus einer gewissen bestimmten Grundfläche, oder wenn ich von einen Thier so reden darf, sie hat eine Wurzel; aber nun liegen mehrere Stämme an einander, welche in größere Stücken wunderbar in und durcheinander geflochten sind, daher habe ich vorher gesagt, daß diese Coralle einem Stück Wurzel gleich sey. Die mehresten dieser Stämme sind ganz hohl, doch findet man unter mehrern hohlen bisweilen auch solche, die aus einer dichten Masse bestehen, und nicht hohl sind. Diese Stämme haben Aeste, und diese Nebenäste, man kann also die Baumähnliche Figur dieser Augenmadrepore nicht absprechen, die Masse derselben ist sehr dicht und hart, weiß, wie ein Elfenbein. Die Sterne liegen nur sparsam auf den Aesten, und noch sparsamer auf dem Körper, sie sind Trichterförmig, und sind also oben weiter als unten, und bestehen aus feinen Lammellen, die den Körper durchbohren. Der Körper ist ganz glatt, und nur in manchen Beyspielen unmerklich gestreift. Ihre Größe ist gar sehr verschieden, und zuweilen überaus ansehnlich, und solche größere Beyspiele zeigen sich in ihrer unregelmäßigen Zusammensetzung am deutlichsten. Rumph meldet, daß sich die Augenmadrepore um Amboina herum von einer beträchtlichen Stärke, aber nur einer Hand hoch finde, hingegen bilde es sich an den Bandaischen Inseln zu einem etwas platten Bäumchen, welches bis drey Schuh in die Höhe wächset. Pallas giebt das Indische Meer zum Vaterlande der Augenmadrepore an; Müller aber sagt, daß es zwar ehedem blos aus Ostindien zu uns gekommen sey, daß man es aber auch im mittländischen Meere, in der Nordsee, und in etlichen americanischen Gewässern finde. Ja die Verfasser der Onomatologie wollen wissen, daß auch Sicilien ein Vaterland der Augenmadrepore sey. So viel ist richtig, daß man diese Coralle häufig zu uns bringt, und daß sie sogar in mittelmäßigen Sammlungen nicht fehlet. Seba hat nur einen Stamm von dieser Madrepore abgezeichnet, dergleichen man in die Officinen liefert, desto schöner aber ist das Beyspiel im Knorr. Ueberhaupt haben die Schriftsteller die Madreporam oculatam und die Madreporam virgineam immer mit einander verwechselt. Es ist wahr bey einem flüchtigen Blicke kann man beyde leicht für eine Gattung halten, allein da die Madrepora virginea einen viel regelmäßigern Bau hat, und ganz einem Baume mit seinen Aesten gleicht, ihre Stämme aber nie hohl sind, so kann man die virgineam von der oculata gar leicht unterscheiden.

Augenmerk, s. Coup d'oeil militaire.

Augenmuskeln, s. Auge.

Augennagel, besteht in der Ansammlung und Stockung einer eiterichten Materie zwischen den Blättchen der Hornhaut, die mit einer starken Entzündung, mehrern oder wenigern Röthe der zusammenfügenden Haut, schmerzhaften Empfindung des Lichts, Verdunkelung des Gesichts, insonderheit wenn sich der Eiter dem Stern gerade gegenüber befindet, verbunden ist; wozu sich noch bey einigen ein Thränenfluß, Jucken und Kopfschmerzen, besonders das halbseitige Kopfwehe der angegriffenen Seite, gesellen. Der Eiter, der sich durch seine Weißlichte, oder aus dem Gelben in das Bleyfarbichte fallende, durchscheinende Farbe zu erkennen giebt, befindet sich bald zwischen den äußern, bald inneren Blättchen der Hornhaut, bald eben, bald in der Mitte, bald, wie mehrentheils, unten, und behält meistens die einmal eingenommene Stelle und verändert sie selten, ersteht, wenn er an dem oberen Theile der Hornhaut seinen Sitz hat, und an Menge zunimmt, da er allmählich zwischen den Blättchen der Hornhaut herunter streicht; er macht verschiedene Gestalten aus: er stellt bald ein abgeschnittenes Stück von einem Fingernagel vor, bald den an der Nagelwurz befindlichen halbmondförmigen weißen Fleck, bald den gehörnten Mond, wenn nemlich eine geringe Menge des Eiters an dem unteren Umkreis der Hornhaut sizt; die Hornhaut behält dabey ihre gewöhnte glatte Fläche, und bekommt auch selten eine mehrere Erhabenheit, als sie im natürlichen Zustande hat.

Man muß diesen Zufall von verschiedenen andern, mit ihm verwandten, Augenkrankheiten gehörig zu unterscheiden

Digitized by Google

scheiden wissen. Sie sind folgende: 1) Die auf der Hornhaut sich befindende Flecken und Narben, die meistens auf der äußeren Fläche derselben ihren Sitz haben, da der Eiter bey dem Augennagel sich unter dem äußersten Blättchen der Hornhaut, oder unter einigen der äußeren sich befindet; überdas sind die Flecken und Narben auch von keiner Entzündung, Schmerz und unangenehmen Empfindung bey dem Sehen begleitet, dauern lange Zeit, ja zuweilen das ganze Leben durch und haben die Durchsichtigkeit auf der Fläche verlohren, der Augennagel hingegen ist mit Schmerzen und einer allzugroßen Empfindlichkeit und Trübheit des Gesichts verbunden und dauert kurze Zeit, da der Eiter entweder in das Blut zurückgeht, oder sich in die vordere Augenkammer ergießt und das Eiterauge ausmacht, oder die Hornhaut nach vornen durchbohrt und die Hornhautfistel zuwegenbringt, oder endlich dick und hart wird und einen Flecken in der Hornhaut veranlasst. 2) Das Eiterauge; bey diesem befindet sich der Eiter hinter der Hornhaut in der ersten Augenkammer, bey dem Augennagel aber zwischen den verschiedenen Blättchen der Hornhaut selbst. 3) Die Empyesis oder Diapyesis, wo der Eiter in der zweyten Augenkammer hinter der Traubenhaut seinen Sitz hat, die Hornhaut aber ganz und gar frey ist. 4) Die auf der äußeren sowohl als inneren Fläche der Hornhaut sitzende Geschwüre; diejenige, die sich auf der äußeren Fläche befinden, unterscheiden sich durch die Trennung des Zusammenhangs ganz offenbar von dem Augennagel: aber die auf der innern Fläche sitzende sind etwas schwerer zu unterscheiden; doch macht die in der Tiefe sich befindende Zerfressung, der Glanz und die Durchsichtigkeit der äußeren Blättchen der Hornhaut, die auf den inneren Blätthen derselben befindliche, aus dem Weißen in das Gelbliche fallende, wollenähnliche Flecken und die zuweilen damit verbundene Trübheit der ganzen wäßerichten Feuchtigkeit, Unterscheides genug, um diese Geschwüre nicht mit dem Augennagel zu verwechseln. 5) Der Augenflügel, der eine meistens aus dem großen Augenwinkel, zuweilen auch aus dem kleinen, zuweilen von oben oder unten auswachsende Membran vorstellt, die nach und nach, wie sie größer wird, auch die Hornhaut bedeckt; da der Augennagel zwischen den Blättchen der Hornhaut seinen Sitz hat, und also in derselben seinen Anfang nimmt.

Die nächste Ursache dieses Augenzufalls besteht in der Stockung und Entzündung des Bluts und der Lymphe, die sich aus den widernatürlich ausgedehnten zarten Gefäßen der Hornhaut zwischen die Blätterchen derselben ergossen haben, und daselbst in Eiterung übergegangen sind. Hierzu geben Gelegenheit: äußerliche an dem vorderen Augapfel angebrachte, Gewaltthätigkeiten, starke, langwierige, öfters wiederkommende Augenentzündungen, Blässgen, Hitzblätterchen und besonders eine auf der Hornhaut sitzende und ihren Eiter zwischen die Blätterchen der Hornhaut ergießende Kinderblatter, insonderheit wenn die meistens bey den Kinderblattern verschlossene Augenlieder durch die unzeitige Sorgfalt der Mütter und Wärterinnen zur Unzeit durch allerhand Mittel geöffnet werden.

Der Augennagel endigt sich auf verschiedene Art. Wenn der zwischen den Blättchen der Hornhaut befindliche Eiter in geringer Menge vorhanden und von gutartiger Beschaffenheit ist, so läßt er sich zuweilen entweder durch den Gebrauch der Arzneymittel, oder die sich dazu schlagende Entzündung, die einen Ausfluß vieler schleimichten und klebrichten Materie aus den Augenliederfettdrüsgen veranlaßt, zertheilen. Ist die Menge des Eiters sehr groß, oder ist er scharf, so zerfrißt er die Blättchen der Hornhaut entweder nach vornen oder hinten zu, und verursacht im ersten Fall ein Geschwür, im andern das sogenannte Eiterauge; und wenn die ganze Hornhaut nach vornen sowohl, als hinten zu ganz und gar durchbohret wird, so entsteht die sogenannte Hornhautfistel, wodurch nicht nur gleich der Eiter und ein Theil der wäßerichten Feuchtigkeit ausfließt, sondern auch nachgehends ein beständiger Ausfluß der immer aufs neue abgesonderten wäßerichten Feuchtigkeit veranlaßt wird; ja man hat den Vorfall der Traubenhaut und andere darauf folgende beschwerliche und gefährliche Zufälle zu befürchten, wenn der Umfang der gänzlich durchgetroffenen Hornhaut beträchtlich ist. Wenn endlich der stockende Eiter verdickt und trocken wird, so verursacht er entweder den sogenannten weißen Fleck, oder das Leucom, oder einen andern dergleichen dichtern und unauslöschlichen Fleck auf der Hornhaut, und die davon abhangende Verdunkelung des Gesichts. Und bey erwachsenen und alten Personen bleibt gewöhnlich nach der Operation des Augennagels, wenn sie auch mit der bestmöglichsten Geschicklichkeit verrichtet worden ist, an der Stelle, wo der Eiter seinen Sitz gehabt hat, ein ganz glatter und gleicher weißer Fleck oder Narbe zurück. Die natürliche Schlusfolge hieraus zu ziehen, so ist die Heilung um desto schwerer, und hat man eine um desto häufichere und das Gesicht mehr verdunkelnde Narbe oder Fleck zu befürchten, je tiefer und näher der Augennagel dem Augenstern ist, und je größer und ausgebreiteter sein Umfang ist. Und im Gegentheil, je jünger die leidende Person ist, je gesünder sie ist, je gutartiger der stockende Eiter ist, je entfernter er von dem Mittelpunkte der Hornhaut ist, je mehr er seinen Sitz nach außen zu hat, je geschwinder und geschickter, wenn der Gebrauch der Arzneymittel fruchtlos ist, die Operation unternommen und verrichtet wird, je weißer und runglichter die äußere Blättchen der Hornhaut kurze Zeit nach der Operation werden, desto größere, desto vollkommenere Hoffnung zur Heilung, die durch die sogenannte Abblätterung vor sich geht, hat man.

Die Heilung dieses Uebels muß man mit der Ableitung des allzustarken Zuflusses der Feuchtigkeiten nach den Augen anfangen. Man nimmt zu dem Ende, nach Beschaffenheit der Umstände, Verlassen an dem Arme oder Fuße der angegriffenen Seite vor, läßt blutige Schröpfköpfe zwischen die Schultern und auf den Rücken setzen, Blutigel anlegen, lauwarme laugenhafte Fußbäder gebrauchen und die Füße dabey gelinde reiben, Senf- oder Blasenpflaster auflegen, und zieht überhaupt stufenweise alle diejenige Mittel in Gebrauch, die wider die Augenentzündung (s. dieses Artikel) angerühmt worden sind. Neben dem Gebrauche dieser verschiedenen, die Ableitung der Feuchtigkeiten von den Augen bewirkenden, Mitteln bedient man sich zu gleicher Zeit äußerlicher zertheilender, als Säckchen aus zertheilenden Kräutern, in Wein oder gleichen Theilen von Kalchwasser und Wein gelinde abgekocht, oder, wovon man mehrere Hülfe zu erwarten hat, Breyumschläge aus dem Marke eines gebratenen Apfels mit etwas Kampfer und Safran. Zu nasse Augenarzneyen, desgleichen scharfe, reitzende, zusammenziehende und zurücktreibende Mittel muß man vermeiden, weil die einen den Zufluß der Säfte noch mehr herbeylocken, und die andere die Feuchtigkeiten nach den innern Theilen zurücktreiben und noch mehr verdicken. Der Gebrauch der innerlichen kühlenden und den Leib eröffnenden Mittel, die dem Grade des mit der Entzündung verbundenen Fiebers angemes-

Digitized by Google

sen seyn müssen, darf hierbey nicht aus der Acht gelassen werden, da er die Würkung der vorhergehenden schon angegebenen unterstützt. Wenn, wie man zuweilen antrift, Blutgefäße über die Hornhaut nach dem Augennagel gehen und demselben zur Nahrung dienen, so muß man dieselben vor allen Dingen durch die Augenaderlässe hinwegzuschaffen suchen. Ist man nicht so glücklich, die Zertheilung durch die Anwendung dieser Mittel insgesammt bewerkstelligen zu können, so muß man dem angesammelten Eiter durch die Operation einen Ausgang zu verschaffen suchen. Die Werkzeuge, deren sich der Wundarzt dazu bedient, und die er, vor der Verrichtung derselben, in Bereitschaft liegen haben muß, sind 1) das von Herrn Mauchart so benannte Catanpytrum, Herr Woolhuse hat ihm eine französische Benennung: le moucheteire, gegeben, das eine sehr subtile, mit einer sehr scharfen Spitze versehene, Nadel vorstellt, die in einem kurzen und dünnen silbernen Stiele befestigt ist und aus demselben in der Länge ohngefähr einer mathematischen Linie mit ihrer Spitze hervorragt. Der Wundarzt muß mehrere dergleichen Werkzeuge, als eines mit einer Nadel, eines mit zwey, drey und vier Nadeln, wiederum einige, deren Spitzen länger, andere, deren Spitzen kürzer sind, nachdem er mehr oder weniger tief einzustechen hat, bey der Hand haben. Siehe Herrn Platners Chirurgie Taf. I. Fig. 9. Statt dieses Werkzeuges kann es sich aber auch einer Staarnadel bedienen; 2) eine andere, in einem hölzernen oder anderen dielectzten Stiele befestigte, Nadel, die mäßig gebogen und platt ist, ihre größte Breite, die eine halbe mathematische Linie ausmacht, in der Mitte hat, und sich allmählich in eine scharfe, platte und mit zwey scharfen Schneiden versehene, Spitze endigt. Siehe Herrn Heisters Chirurgie Taf. 16. Fig. 2.; 3) einen Augensperrer; 4) einen stumpfen, besonders gebogenen, Haacken, dergleichen Herr Heister in seiner Chirurgie Taf. 16. Fig. 1. hat abzeichnen lassen. Außerdem muß er ein erweichendes und zertheilendes Dekokt bey der Hand haben, das aus Hollunder- und Lavendelblumen und Leinsamen, in Wasser oder Milch abgekocht, bestehen kann. Ferner ist es zuträglich, ein stärkendes Getränke und einen wohlriechenden Geist in Bereitschaft stehen zu haben, um sich desselben gleich, im Falle der Patient während der Operation ohnmächtig werden sollte, bedienen zu können. Und endlich, so muß er auch verschiedene ihm Beystand leistende Personen bey sich haben, die ihm des Patienten Kopf, Arme u. dgl. während der Operation fest halten. Das Zimmer, worinn er dieselbe verrichten will, muß recht helle seyn, damit er die Stelle, wo er operiren muß, recht deutlich sehen könne; desgleichen muß es warm seyn, um den Zugang der freyen und kalten Luft von dem Auge abzuhalten. Wenn er die Operation selbst verrichten will, so läßt er den Patienten rücklings auf ein Bett legen, seinen Kopf zurück beugen, und denselben, nebst den Armen, von denstehenden Personen recht fest halten. Der Wundarzt selbst hält die beyden Augenlieder mit dem Daumen und Zeigefinger der einen Hand auseinander, oder hebt das obere Augenlied mit dem angegebenen Haacken in die Höhe, oder läßt dieses ebenfalls durch eine andere beystehende Person verrichten. Wenn aber der Augapfel durch diese Handgriffe nicht fest gehalten werden kann, so muß er ihn mit dem Augensperrer feststellen; inzwischen ist es allemal besser, wenn der Wundarzt diese beyden Werkzeuge nicht nöthig hat, weil sie ihn sowohl, als den Patienten, von vielen Beschwerden befreyen. Wenn der Wundarzt das Auge festgestellt hat, so betrachtet er es recht sorgfältig, um zu entdecken, wo die Hornhaut am erhabensten, weißesten und undurchsichtigsten ist und die größte Menge Eyter hat, und wo die aufferste Blättchen der Hornhaut von den unterliegenden schon getrennt sind und sich in die Höhe gehoben haben, um diese Stelle (die um desto besser ist, je weiter sie von dem Mittelpuncte der Hornhaut entfernt ist) vornemlich zur Operation zu erwählen. Hierauf wählt der Wundarzt ein der Breite und Tiefe des stockenden Eyters angemessenes Catanpytrum, oder eine gute Staarnadel, nimmt sie zwischen den Daumen und Zeigefinger der andern Hand, und sticht auf einmal ganz gerade, nach dem verschiedenen Sitze des Eyters bald tiefer, bald weniger tief, (doch aber niemals so tief, daß der Stich durch die ganze Hornhaut gehe) in die erwählte Stelle der Hornhaut, damit der stockende Eyter durch die eine oder mehrere, vermittelst der besagten Werkzeuge gemachte Oeffnungen, durchschwitzen könne. Der Wundarzt läßt hierauf des Patienten Kopf vorwärts legen und in dieser Lage erhalten, und wascht und bähet den Augapfel, um den Eyter zu verdünnen und seinen Ausfluß zu erleichtern, entweder vermittelst des an das Auge gelassenen Dunstes des oben angeführten Dekoktes, oder indem er einige Tropfen davon in das Auge fallen läßt, oder durch die unmittelbare Applikation eines Augenbeckens, das er mit diesem Dekokte anfüllt. Mit diesem Waschen und Bähen muß er nicht nur jederzeit einige Minuten anhalten, sondern muß es auch öfters wiederholen, und dazwischen das schon empfohlene in Wein gekochte Kräuterstädgen, oder den ebendaselbst angegebenen Brennschlag, auflegen. Wenn auf die erste Verrichtung dieser Operation und den darauf folgenden Gebrauch der verdünnenden und auflösenden Mittel der Eyter den einen oder den andern Tag nicht hinlänglich abgegangen zu seyn scheint, so muß diese Operation an andern Stellen auf die nemliche Art wiederholt, und müssen auch die schicklich äusserliche Mittel in Gebrauch gezogen werden. Sollte aber der Eyter zu dicke und zähe seyn, als daß er durch diese kleine Oeffnungen durchgehen könnte, so muß der Wundarzt mit der oben beschriebenen krummen schneidenden Nadel an der erhabensten, weißesten und von dem Mittelpuncte entferntesten Stelle der Hornhaut einen breiteren Stich andringen und das Auge mit nöthigen Bähungen versehen. Mit dem Gebrauche scharfer und ätzender Mittel muß man mit vieler Vorsicht zu Werke gehen, und die zusammenziehende Blei- und vitriolische Mittel darf man ganz und gar nicht in Gebrauch ziehen; nicht einmal die gewöhnliche fettige Mittel sind alsdenn zuträglich. Sollte eine etwas starke Augenentzündung auf die Operation folgen, so muß man ihr gleich mit Aderlassen und den andern bekannten Mitteln begegnen. Wenn die äussere Blättchen der Hornhaut wenige Tage nach der Operation runzlicht werden, so ist es ein Zeichen, daß die Abblätterung glücklich von statten geht. Herr Woolhuse empfehlt dieselbe mit folgendem Augenwasser zu befördern: Man nimmt einen Scrupel Metallisafran, übergießt ihn mit zwey Unzen Fenchelwasser, gießt die Auflösung ab, läßt sie Tropfenweise und zu wiederholtenmalen täglich auf die operirte Stelle fallen, allemal eine Minute oder etwas länger darauf das Auge verschlossen halten, und denn es wieder öffnen und den Augapfel mit einem lauwarmen Augenwasser, vermittelst eines Augenbeckens, oder auf andere Art, wiederum auswaschen. Hierbey muß man auch weissen Zucker, der in einem bleiernen Mörsel recht fein gerieben worden, und deswegen etwas von der Blepkraft angenom-

Digitized by Google

men hat, einen Tag um den andern auf die Stelle bringen, und darauf den Augapfel auf die nemliche Art wiederum auswaschen. Auf diese Art, sagt Herr Mauchart, wird das Geschwürgen der Hornhaut immer mehr und mehr gereinigt werden, und werden die verdorbene Blätchen derselben von den übrigen nach und nach abgehen; und dieses könne man auch durch die Applikation eines, aus zwey Quentchen Tutenysalbe, anderthalb Gran Kampfer und drey Gran sorotetrischer Aloe bestehenden Salbe befördern. Bey der Applikation derselben müsse der Patient auf dem Rücken mit Hinterwärts gewandten Kopfe liegen, und in dieser Lage mit offenstehenden Augen eine halbe Stunde unbeweglich liegen bleiben, damit die Salbe an der speckten Stelle desto besser hängen bleiben möge. Hierauf lasse man die Augen wieder zuschliessen, lege einen, aus dem Marke eines gebratenen Apfels und drey Gran Kampfer bestehenden Umschlag auf, bedecke ihn mit einem vierfach zusammengelegten Bäuschgen, und befestige dieses alles zusammen mit einer Binde. Einige Stunden darauf lasse man den Patienten eine Zeitlang mit vorwärts geneigtem Haupte liegen, so daß das Gesicht auf seinen kreuzweise übereinander gelegten Armen aufliege, um dadurch den ferneren Ausfluß des Eyters zu befördern und das Athemholen frey zu erhalten. Herr Woolhuse räth auch an, einen Tag um den andern sechs bis zehen Scharlachkrautsamen zwischen die Augenlieder und das Auge zu bringen, und dieselben durch die Zuschliessung der Augenlieder zwey Stunden lang in dem Auge zu behalten. Diese Samen nehmen die kleinen abgesonderten Blätchen der Hornhaut hinweg, und wirken zugleich als schleimichte Mittel, da sie die Schärfe des ausfliessenden Eyters mildern und die Blätchen der Hornhaut geschmeidig erhalten. Wenn das Geschwür oder der Augennagel gehörig gereinigt, und die verdorbene Blätchen der Hornhaut vollkommen abgesondert sind, so muß man auf die Zuschliessung des Geschwürs bedacht seyn, die aber nicht auf einmal, sondern nach und nach, vor sich gehen muß, damit nicht nur dasjenige, was von der Hornhaut verlohren gegangen ist, wieder ersetzt werde, sondern auch dieses die gehörige Durchsichtigkeit wieder bekomme. Inzwischen ist man, aller Vorsicht ohngachtet, besonders bey erwachsenen Personen, und wenn der Eyter tief gesessen hat, nicht immer so glücklich, eine ganz durchsichtige Narbe zu bekommen, sondern man muß oft, zu seinem größten Leidwesen, eine weisliche und undurchsichtige zum Vorschein kommen sehen. Doch hat man hier als noch Hoffnung zu deren Verbesserung übrig; denn wenn sie nur auf der äusseren Fläche sitzt, so kann man sie durch gelinde Examittel nach und nach sehr verringern, ja wohl ganz und gar hinwegschaffen. Wenn die Heilung vollkommen geendigt ist, so muß der Patient noch eine Zeitlang allen scharfen Gebrauch der Augen sorgfältig vermeiden, nicht in die Sonne oder einen andern sehr blendenden Körper sehen, und sie seinem Winde, Rauch oder Staub aussetzen; und denn muß er wenigstens alle halbe Jahre eine Aderlässe vornehmen, und eine angemessene Darmreinigung darauf brauchen.

Augennebel, s. Augenfleck.

Augen, Nebenaugen, Aeuglein, welche im Lateinischen *Stemmata* heißen, s. Insekten.

Augennerven, s. Nerven.

Augennervenknoten, s. Nerven.

Augennichts, *nihil album*, eine leichte weiße, mehlige Substanz, ein weißer metallischer Ruß, der sich an die Deckel der Schmelztiegel anlegt, worinn das Kupfer, Meßing, Glockenspeise oder Bronze gemacht wird. Die Tutia entsteht zwar auch auf diese Weise, sie ist aber gänzlich von dem Nichts unterschieden. Es hat so wenig Gebrauch und Nutzen, daß es mit Recht den Namen eines Nichts führet. Doch findet man es unter dem Verzeichniß der trockenden Mittel, und wird von den Alten gegen die Augengeschwüre empfohlen; deswegen war es auch ein unbedeutendes Ingredienz einer Augensalbe, die davon den Namen Unguentum de nihilo führt, die aber sehr elend seyn müßte, wenn sie nicht einige bessere Ingredienzen enthielte.

Augenohr, (*Mantis bicolor*), Dieser Indische Gespenstkäfer hat seinen lateinischen Gattungsnamen von den dreyerley Farben seiner Hinterflügel, welche an der Basis fuchsroth, in der Mitte braunschwarz, und am äussern Rand weiß sind. Den Müllerischen deutschen Namen führt er von dem besondern Stand der Augen, welche auf zugespitzten Hörnchen stehen, und an den Seiten des Kopfs ein Paar Ohren vorstellen. Die Vorderflügel oder Flügeldecken sind blaß und weiß gefleckt. Der Brustschild ist erhaben, rund, und breitet sich auf beyden Seiten in eine halb eyrunde und an der Spitze gleichfalls in eine kleinere eben so gestaltete, aber gespaltene Membrane aus. Die Fühlhörner sind klein und borstenförmig, der Kopf dreyeckig. Die Schienbeine der Vorderfüße sind sehr breit und mit Dornen bewaffnet. Dieses Insekt übertrifft nicht die Größe eines Schwebers.

Augenpappel, s. Malve.

Augen- oder Reflexionsperpendikel, *catheti oculi s. reflexionis*, wird der Perpendikel CG genannt*, der von einem im zurückgeworfenen Strale BC nach Belieben angenommenen Puncte C auf die Spiegelfläche DE oder ihre Verlängerung gefället wird.

Augenpferd, s. Augenblinzen.

Augenpulsadern, s. Pulsader.

Augenpunct, (mathematisch) *punctum visus, punctum principale*, heißt in der Perspectiv der Punct F** auf der Tafel, auf welcher die Sache abgebildet werden soll, in welchen der auf dieselbe aus dem Auge O gezogene Perpendikel OF eintrifft.

Augenpunct, (artistisch). Aus der Perspectiv erhellet schon die Bedeutung dieses Worts. Es ist nemlich derjenige Punct, worin man das Auge des Zuschauers voraussetzt, und für welchen das Werk der bildenden Kunst bestimmt ist. Gemeiniglich wird er gerade in der Mitte vor jedem Gemälde oder Zeichnung vorausgesetzt, und wenn seine gehörige Höhe oder Tiefe einmal genommen ist, darf sie nicht verändert werden. Die durch diesen Punct mit der Grundfläche der Tafel gezogene parallele Linie nennt man den Horizont jedes Werks. Einige Zeichner bedenken nicht, daß jedes Ding, es mag so klein sein wie es wolle, seinen Augenpunct und Horizont habe, und setzen oder stoppeln vielmehr Gedanken zusammen, die sie aus mancherley Werken wählen, wo die verschiedene Objecte nach dem jedesmaligen Augenpunct gezeichnet sind. Daher entsteht das so große Mißverständniß für ein gelehrtes Auge, wenn z. E. in so manchen Blättern Bernigeroths, der wenig Perspectiv verstand, die Beyworte seiner Portraite als ganz andern Augenpuncten als die Hauptfigur gezeichnet sind; und folglich die Tische und Stühle über einander stürzen, oder aus und in die Tafel hineinfallen. Auch die sogenannten Meister des Stillebens, oder der todten Natur, fehlen oft hierinn, weil sie wenig Perspectiv be-

* s. Catoptrische Tafel Fig. 1.
** s. Tafel der Perspectiv, Fig. 1.

Digitized by Google

sitzen, oder auch über dem langsamen Ausarbeiten vergessen, welches ihr anfänglich festgesetzter Augenpunct war. Es ist auch die Klippe der Portraitmaler, denen darüber oft die Würkung des Ganzen verloren geht, weil sie dieses nicht genug bedenken. Das Auge des Landschaftersmird hierinn am geübtesten, so wie der Maler der architektonischen Stücke und perspectivischen Vorstellungen, nicht leicht die ersten Principia dieser Wissenschaft überschreiten wird. Auch die Degradation der Farben, oder die Luftperspective eines Gemäldes wird durch den Augenpunct bestimmt; wovon man das weitere unter den gehörigen Articeln nachlesen kann.

Jedes Werk der Bildhauerey und Cälatur hat seinen Augenpunct, wornach es gearbeitet ist und beurtheilt werden muß. Man kann beynahe von keiner einzigen Statue sagen, daß sie blos für das weite Blaue bestimmt sey, und daß es nicht einen gewissen Punct gebe, wornach sie der Geist des Meisters geformt habe, und unter welchem ihr vortheilhaftester Aspect sich ergebe. Auch die feinste geschnittene Steine, sie seyen tiefgeschnitten oder Camei, haben ihre gewisse Entfernung, aus welcher das Ganze (l'Ensemble) des Werks, der Hauptgedanke des Künstlers dem Auge in seinem vollen Glanze erscheint.

Augenring. Ein eiserner, gemeiniglich länglich oder ovaler Ring, den die Hammerschmidte an die Zangen stecken, damit sie bey der Verschmiedung des Teuls oder der großen Eisenmasse nicht genöthigt werden, die Zange mit den Händen beständig fest zusammen zu halten.

Augenroche, *Raia oculata*, s. Roche.

Augensalbe, (Chirurgisch) s. Augenarzney.

Augensalbe, *Unguentum diapompholygos*, (Pharmacie), bestehet aus Rosenöl, weißen Wachse, und dem Safte, der aus den Beeren des gemeinen Nachtschattens gepreßt wird, diese werden mit einander gekocht, und, wenn sie erkaltet sind, Bleyweis, Bleyasche, weißes Nichts und Weyrauch, alles sehr fein zerrieben, darunter gerührt. Sie kann mit Nutzen in äußerlichen, vornemlich in Krankheiten der Augen gebraucht werden, welche trocknende und gelinde zusammenziehende Mittel zulassen und erfordern. Uebrigens aber, da einfachere Mittel eben das ausrichten, sehr entbehrlich. Auch diejenige Augensalbe, welche die Londoner Aerzte in ihrem Apothekerbuche verordnen, von Lutiasalbe, Bleysalbe Campher, ist in so ferne nicht besser.

Augensaum, (*Papilio Caricae*). Dieser Tagschmetterling gehört unter die bäuerlichen Dickköpfe, und hat ohngefähr die Größe des Argus. Seine Flügel sind vollständig oder ungezähnelt, haben eine dunkelgelbe Farbe und einen schgrauen Saum mit sehr kleinen Augenpuncten. Wenn seine Flügel ausgespannt sind, so stellt das mittlere Feld aller Flügel zusammengenommen einen milchweißen halbtellerrunden Flecken vor. Seine Raupe nähret sich auf dem americanischen Papadbaume.

Augenschälchen, s. Augenbecken.

Augenschein, (juristisch) **Besichtigung,** (*inspectio ocularis*) ist die Handlung, da der Richter und andere dazu nöthige Personen eine Sache besehen, und darüber, wie sich dieselbe befunden habe, Nachricht zu den Acten geben. Sie dient zur bessern Untersuchung der Sache, und ist zuweilen dazu schlechterdings nöthig. Entweder wird sie auf Ansuchen der streitigen Parthenen ausgebracht, oder vom Richter von Amtswegen vorgenommen, ohne daß eine Parthey darum gebeten hat. Nebst dem Richter werden auch Kunstverständige nach der Beschaffenheit der Sache dazu genommen, z. E. Feldmesser, Baumeister, Aerzte, Wundärzte, Hebammen, Haushaltungskundige u. dgl., welche über das Befinden der Sache ihren Bericht erstatten müssen. Wir wollen die Fälle, in welchen die Einnehmung des Augenscheins vorzukommen pflegt, kürzlich anzeigen. Dahin gehören überhaupt alle Sachen, die man sich nicht deutlich vorstellen kann, ohne sie gesehen zu haben, insonderheit 1) Bauschen. Wenn ein altes Gebäude niedergerissen, ein neues aufgeführt, oder sonst eine Veränderung vorgenommen wird, so schreiben die deutschen Land- und Stadtrechte, z. E. das Hamburgische, vor, daß der Richter mit den Alterleuten der Zimmer- und Maurerleute Augenschein nehmen, und die rechtmäßige Spermasse bestimmen sollen. 2) Die Ankündigung eines neuen Werks (novi operis nuntiatio, s. diesen Articel). 3) Wenn Irrungen über die Gränzen entstehen. Hier ist die Stelle des R. A. von 1654. §. 51. zu bemerken; wann es umb Grenzen, Weydgang, Jagen und andern dergleichen *jura* und Gerechtsamkeiten zu thun, und den Augenschein einzunehmen vonnöthen, solle zu des Richters bessere Information, eine jede Parthey einen richtigen Abriß zu producieren schuldig seyn. s. Abriß. 3) Die Pfändungen, da nach vorhergenommenem Augenschein die Größe des zugefügten Schadens bestimmt wird. s. Pfändung. 4) Wenn über Befugnisse über des andern Grund und Boden gestritten wird. 5) Gehört hieher die Feuerschau, da zu gewissen Zeiten die Feuerstätte besichtiget werden. 6) Wird zuweilen bey Begräbnissen, wenn zu bestimmen ist, an welchem Orte der Körper niederzulegen sey, Augenschein genommen. 7) Bey Wasserbetten und Anwachsungsgerechtigkeiten (Alluvionen). 8) Bey Verbesserungen, Verschlimmerungen und Anschlägen der Güter. 9) Bey der Bestimmung des Alters eines Menschen. So beurtheilt man ehedem die Mannbarkeit und Mündigkeit aus der Stärke des Körpers. Das S. L. R. sieht L. I. art. 42. dabey auf die Gestalt derselben: welches Mannes Alter man nicht weis, hat er Haar in dem Bart und daniden am Bauch, und unter jeglichem Arm desgleichen, so soll man wissen, daß er zu seinen Jahren kommen ist. 10) Ist zuweilen wegen der Jungferschaft, Schwangerschaft, unzeitigen Geburt, Zweifeln über das Geschlecht ꝛc. ein Augenschein nöthig. Ferner 11) bey Untersuchungen über die Tüchtigkeit zum Ehestande. S. c. 7. X. de frigid. & malefician. 12) Bey der Frage, ob ein Kind lebendig auf die Welt gekommen und ermordet worden sey, und überhaupt 13) bey Untersuchungen mancher Verbrechen, Diebstahl, Mord ꝛc. 14) In Handwerksstreiten ꝛc.

Folgende Regeln sind noch von dieser Materie zu bemerken. Erstlich: der Augenschein hat auch noch statt nach dem Beschluß der Sache, und wenn das Urtheil schon rechtskräftig ist; nur muß in dem letzten Falle durch den Augenschein bewiesen werden können, daß das Urtheil auf einem unrichtigen Grunde beruhe; z. E. wenn eine Ehe von dem Richter für gültig erklärt ist, und durch den Augenschein kann bewiesen werden, daß der eine Theil zum Ehestand untüchtig sey. 2) Die Parthenen müssen zu einem Augenschein gehörig vorgeladen werden; außerdem ist er nichtig. Bleiben die Parthenen außen, so geschiehet die Besichtigung nichtsdestoweniger. 3) Die Kosten des Augenscheins muß der bittende Theil vorschießen. Wenn aber der Richter die Besichtigung von Amtswegen vornimmt, so muß jede Parthey die Hälfte der Kosten vorschießen; ausgenom-

Digitized by Google

men, wenn der Augenschein blos zu des einen Theils Nutzen geschehen ware. 4) Das Augenscheinsprotocoll wird den Partheyen mitgetheilt, und ein Verfahren darüber gestattet. 5) Wenn der Richter Kunsterfahrne zugezogen hat, und diese verschiedener Meynung sind, so sieht man auf die Mehrheit der Stimmen. Wenn die Stimmen gleich sind, so nimmt man die Meynung der geschicktesten heraus, oder nimmt noch einen andern dazu, der den Ausschlag giebt.

Augenschein, (Baukunst) wird von den Bauleuten eingenommen, wenn sie sich an die Stelle, von welcher geredet wird, begeben, alles daselbst genau betrachten, und wie sie solches erfunden, zu Papier bringen. Die Personen, welche hiezu gebraucht werden, müssen in derjenigen Sache erfahren seyn, in welcher sie einen Augenschein einnehmen sollen. Diese Regel, so vernünftig sie auch ist, wird nicht in allen Orten beobachtet. Beamte nehmen Augenschein von Sachen ein, die sie nicht verstehen, und von welchen Bauleute allein urtheilen können. Man läßt durch Zimmerleute Augenscheine von Sachen nehmen, die nur der Maurer versteht, und so im Gegentheil von den Maurern, die nur der Zimmermann versteht. Kommen beyder ihre Arbeiten vor, so gebraucht man beyde. In Mühlsachen ziehet man außer einem Zimmermann einige erfahrne Müller darzu, und in Sachen von Wichtigkeit Baumeister. Bey jedem Augenschein sollen diejenige Personen, welche dabey interessirt sind, zugegen seyn, damit sie anzeigen können, worauf es bey Einnahme des Augenscheins ankomme. Alles zur Sache gehörige wird in ein Protocoll verfaßt und bey dem zu gebenden Gutachten, müssen die Gründe pro et contra ausführlich angemerkt werden.

Augenschein, augenscheinlich (philosoph.) s. Evidenz.

Augenscheinlich, nennt man in den schönen Wissenschaften diejenigen Vorstellungen, die mit den unmittelbaren Empfindungen gleichen Grad der Lebhaftigkeit und Gewißheit haben; solche Vorstellungen, in denen wir dasjenige, was sie eigentlich dazu bestimmt, was sie seyn sollen, richtig unterscheiden können. In den Werken des guten Geschmacks muß ein jeder Theil des Ganzen diejenige Klarheit haben, die ihm in der Verbindung, darinnen er steht, zu kommt; nicht mehr und nicht weniger. Hat er zu wenig Licht, so wird er dunkel; hat er zu viel, so blendet er. Die Augenscheinlichkeit erfordert also eine genaue Abtheilung der Gegenstände, Ordnung und Ausführlichkeit. Sie ist theils in dem ganzen Plan, theils in den besondern Stücken sichtbar. In Ansehung des ersten wird erfordert, daß man die Materie vollkommen in seiner Gewalt habe, und sie so lang und so oft überdenke, daß man sie mit einem Blick übersehen kann; in Ansehung des andern, daß man eine jede Redensvorstellung in ihre gehörige Beziehung auf die Hauptvorstellung stelle, und ihr die gehörige Ausführlichkeit gebe. Wenn man allen Theilen einer Vorstellung gleichen Grad der Lebhaftigkeit geben wollte, so würde der Gegenstand nichts weniger, als augenscheinlich werden. **Lohenstein** und seine Nachbeter sind häufig in diesen Fehler gefallen, daß sie einen jeden Gedanken auf das möglichste ausschmückten. Auf sie kann man anwenden, was ein gewisser Dichter sagt:

Die Herren dieser Art blendt ein zu helles Licht,
Sie sehn den Wald vor lauter Bäumen nicht.

Man sehe die Artikel: Deutlichkeit und Gewißheit.

Augenschmalz s. Augenlieder.

Augenschröpfen. Diese Operation bestehet darinnen, daß man mit einem zu deren Verrichtung besonders bestimmten Werkzeuge verschiedene Theile des Augs, vornemlich aber die Augenlieder, kratze, um dadurch die Blutgefäße dieser Theile auszurunzen, und eine gewisse Menge Bluts herauszulassen.

Es sind zur Verrichtung dieser Operation vielerley Werkzeuge ausgedacht worden. **Hippocrates** und andere Alte sollen sich einer Distelartigen Pflanze, des sogenannten Cardui vulgaris Matthioli, dazu bedient haben. **Celsus** und **Aegineta** führen einige aus Stahl oder Eisen gemachte Werkzeuge an, die die Gestalt eines kleinen Löffels hatten, und an der runden Fläche des eigentlichen Löffels mit vielen kleinen und spitzigen Erhabenheiten, gleich einer Feile, versehen waren. Andere haben noch andere Werkzeuge dazu gebraucht. Heut zu Tage verrichtet man sie mit dem Augenbürstgen, das Herr **Woolhuse** erfunden hat. Dieses Werkzeug bestehet aus den sogenannten Kornhülsen, die an der einen Seite nach unten zu, wo sie an der Aehre befestigt sind, ganz kleine spitze Hälgen haben und sich oben in eine lange Spitze endigen. Von diesen Kornhülsen werden gehen, zwölf, funfzehen bis zwanzig Stücke an den hervorragenden langen Spitzen, die den Stiel des Werkzeuges ausmachen, nach Art eines kleinen Bürstgens mit einem Faden zusammengebunden und an dem unteren Theile, der das eigentliche Bürstgen ausmacht, ganz gleich geschnitten. Zur Verfertigung desselben darf man aber kein altes Stroh nehmen, weil es allzutrocken und zerbrechlich ist, und die Hälgen davon gar leicht im Auge stecken bleiben können; ganz neue Aehren, oder die wenigstens nicht viel über ein Jahr alt sind, von guten festen Feldern, die an einem weder zu trockenen noch zu feuchten Orte gelegen haben, und die noch nicht zerstossen oder zerbrochen sind, sind zu demselben am dienlichsten. Auch kann ein dergleichen Werkzeug, weil es gar leicht stumpf wird, nicht wohl öfter, als einmal, gebraucht werden; weswegen man sich bey der Wiederholung dieser Operation, die — wie wir sehen werden — in den meisten Fällen nöthig ist, jederzeit eines frischen bedienen muß.

Die Theile, an welchen diese Operation vorgenommen wird, sind meistens die Augenlieder, und zwar die innere Fläche derselben; zuweilen wird sie aber auch an anderen Theilen verrichtet, als an der Thränenkarunkel, bey dem Gewächs des grossen Augenwinkels, an dem weißen des Auges, bey den heftigsten Augenentzündungen der Chemosis und Phlegmone, reithen Fellen, weißen Flecken und Geschwüren der Augen, dergleichen an der Hornhaut, bey den eben genannten Fellen, wenn sie über dieselbe gehen.

Die Operation selbst wird folgender Gestalt verrichtet. Der Wundarzt läßt den Patienten entweder auf einem Stuhle sitzen oder auf einem Bette gegen den Tag liegen, und den Kopf desselben von jemand recht fest halten. Hierauf läßt er die Augen gelinde zu machen, drückt mit dem Daumen und Zeigefinger der einen Hand so auf die Augenlieder, daß ihre innere Fläche auswärts zu stehen komme, welches am untersten am leichtesten von statten gehet, und fährt alsdenn mit dem schon beschriebenen Werkzeuge, das er in der andern Hand hält, verschiedenemal ganz geschwind über die umgekehrte innere Fläche der Augenlieder her, so, daß sie zu bluten anfangen. Das hierdurch verursachte Bluten stillt er nicht, sondern läßt es so lange fortdauern, als es will, ja befördert es noch durch beständiges Baden

und Waschen des Auges mit warmen Wasser oder einem warmen zertheilenden Dekokte aus Ehrenpreis oder Isop, vermittelst eines feinen Schwammes oder feinen leinenen Tüchelgens; und mit diesem Bähen und Waschen muß er, um das Auge ganz vollkommen auszureinigen und die zu befürchtende Entzündung zu verhüten, den ganzen Tag anhalten. Was den Verband anlangt, so darf er den Tag über keinen anlegen, sondern muß das Auge vielmehr, um das Verwachsen der Augenlieder mit demselben zu verhüten, zuweilen gelinde bewegen lassen; wenn er es aber des Nachts verbinden will, so muß er vorher, um der eben angeführten Ursache willen, drey bis vier Scharlachkrautsamen oder ein Stückgen von einem Gosdschlägerblasgen, das er mit einer Augensalbe bestrichen hat, unter das Augenlied bringen, und auf dasselbe einen entweder gebratenen oder faul gewordenen Apfel legen. Diese Vorschriften müssen auf das genaueste beobachtet werden, weil aus der Versaumung derselben schlimme Folgen entstehen können.

Diese Operation muß meistentheils einigemal hinter einander wiederholt werden, es darf aber niemals eher als erst nach Verfließung einiger Tage geschehen; und alsdenn geben die Heftigkeit des zu hebenden Zufalls und die vorhandene Eiterung zu erkennen, wie oft sie wiederholt und zu welcher Zeit sie wieder vorgenommen werden muß. Es dürfen aber bey der Anwendung derselben die übrige, vor den gegenwärtigen Fall dienende Mittel nicht aus der Acht gelassen werden.

Aus der gegebenen Beschreibung dieser Operation, dem Werkzeuge, womit sie verrichtet wird, und den Theilen, an welchen sie vorgenommen wird, sehen wir den Unterschied derselben von der Augenaderlässe; diese wird jederzeit an der weißen Augenhaut verrichtet, das Schröpfen aber vornemlich an der inneren Fläche der Augenlieder, das Aderlassen geschiehet mit einer Lanzette oder Scheere (s. Augenaderlässe) das Schröpfen aber mit dem eben beschriebenen Werkzeuge.

Die Krankheiten, um derer willen diese Operation vorgenommen wird, sind: die Stockung des Bluts und heftige Entzündung in den Augen, besonders diejenige, die von äusserlichen Verletzungen, als Schlägen, Stößen oder einer andern vorhergegangenen Operation, als des Staars, Eiterauges u. d. gl. entstanden sind; nach einer äußerlichen Verletzung hinter der Hornhaut ausgetretenes Blut, oder eben daselbst sich befindender Eiter — das sogenannte Eiterauge — um diese Feuchtigkeiten zu zertheilen; die sogenannte Ophthalmoponia oder heftige mit einer völligen Unleidlichkeit des Lichts verbundene Augenschmerzen; rothe Fellen, weiße Flecken und Geschwüre der Augen, um die nach denselben gehende Gefäße zu zerschneiden oder zu zerreissen; das abnehmende oder blöde Gesicht bey dem Anfange des schwarzen und grauen Staars, um dadurch die stockende Feuchtigkeiten abzuleiten; das Augenschwinden, um den natürlichen Zufluß der Feuchtigkeiten in das Auge zu verstärken oder wiederum in dasselbe zu leiten; die Lähmung und der heisse Brand der Augenlieder, die in denselben steckende Säfte zu zertheilen.

Aber so nützlich diese Operation in den eben angegebenen Krankheiten seyn kann, so schädlich kann sie bey andern ausfallen. Bey folgenden darf man gar keinen Gebrauch von ihr machen; sie sind: die sogenannte Exophthalmie oder trockene Augenentzündung; die von einer venerischen oder scorbutischen Ursache herkommende Augenentzündung; das Eiterauge, wenn die Zertheilung nicht mehr Statt hat, sondern der stockende Eiter durch die eigene Operation herausgeschafft werden muß; der wirkliche graue und schwarze Staar; die sogenannte Anchylops; die Abhärtung des obern Augenliedes; das Auswärtsstehen des unteren Augenliedes.

Diese Operation, die, wie schon im vorhergehenden angeführt worden ist, schon von Hippocrates und vielen andern Alten ausgeübt worden, nachgehends aber in vollkommene Vergessenheit gerathen, und aus dieser endlich wieder von Woolhusen herausgezogen und aufs neue wieder bekannt gemacht worden ist, hat die Vortheile, die man sich von ihr versprochen hat, nicht gewährt. Herr Heister sagt von ihr, daß er entweder gar keine oder wenigstens keine so große Wirkungen von derselben bekommen habe, als Woolhuse von ihr gerühmt hat, daß Woolhuse selbst sie zu verschiedenemalen ohne Wirkung verrichtet habe, daß er, Herr Heister, zwar zu verschiedenenmalen, sonderlich bey Augenentzündungen, Besserung darauf beobachtet habe, doch aber, wegen dem vorhergegangenen oder gleichzeitigen Gebrauche anderer Mittel, als: Aderlassen, Purgiren, gemeines Schröpfen, Blasenziehen u. d. gl. nicht mit Zuverlässigkeit wissen könne, ob die Besserung dem Augenschröpfen allein zuzuschreiben sey, da die meiste Augenentzündungen durch die eben angegebene Mittel, ohne Schröpfen, geheilt werden. Und denn, sagt er, giebt es wenige, die sich dazu entschließen, diese Operation an sich verrichten zu lassen, noch weniger, die sie zum zweyten- oder drittenmal an sich vornehmen lassen, wenn sie das erstemal keine Besserung von derselben verspürt haben. Frauenspersonen sind selten dazu zu bringen; und an Kindern, die den Augenentzündungen häufiger als erwachsene, ausgesetzt sind, kann sie gar nicht verrichtet werden. Ferner, der Wundarzt mag bey der Verrichtung derselben so vorsichtig zu Werke gehen als er immer will, so kann er doch nicht Bürge davor seyn, andere Theile des Auges, insonderheit die Hornhaut, wenn er an der weißen Haut operiren will, nicht zu verletzen und dadurch gröbere Uebel zu veranlassen, weil der Patient, wegen der heftigen Schmerzen, das Auge nicht vollkommen stille und unbeweglich halten kann. Und endlich, da einige Hälfen des Werkzeuges von obngefehr in dem Auge stecken bleiben können, wofür der Wundarzt ebensalls nicht ganz und gar gut seyn kann, so könnten heftigere Entzündungen und größere Uebel, als die vorhergehende gewesen, dadurch verursacht werden. Diese Operation ist also, fährt Herr Heister fort, auch bey den Krankheiten, bey welchen sie am meisten angerühmt wird, noch vielen Schwierigkeiten unterworfen, da der von ihr zu erwartende Vortheil die Ungemächlichkeiten, Schmerzen und Gefahr, die sie verursacht, nicht hinlänglich überwiegt; und deswegen möchte ich sie nur im höchsten Nothfalle, wo nichts mehr helfen will, und wo man schon alles mögliche fruchtlos angewendet hat, in Ausübung gebracht haben.

Augenschwamm. (Corall.) *Spongia oculata* Linn. und Pallas; *Spongia sus fucus* Baubin; *Spongia ramosa britannica* Ellis Corall. tab. 32. fig. F. *Spongioides ramosissima, marino oculata* Ray hist. Thes. I. tab. 5. *Spongia ramosa, oculata, viridis, fruticosa* Boccone *Mus. stal.* tab. p. 116. *Spongia cratta, ramosa, mollis ac subtilis* Seba Thes. M. tab. 97. fig. 5. 6. 7. Pondoppidan Norwegen I. tab. 12. Müller Naturspst. VI. tab. 29. fig. 4. Der heilgraue oder gelbliche, weiche und zähe Meerschwamm, mit hervorragenden großen etwas zusammen gezogenen Oeffnungen, welche sich in häufige Zweige vertheilt, Gestalt. Es sind ästigte Saugschwämme, welche

nemlich ausser dem Stiel mit welchem sie in der See befestiget sind, Aeste treiben, und zwar oft in sehr grosser Menge. Alle Saugschwämme sind aus einem Fadengewebe zusammen gesetzt. Bey dem Augenschwamm sind die Fädens einfach zart, weich und biegsam, daher das Fadengewebe zartartig ist, und sich der Schwamm wie ein Tuch angreift. Die Aeste vervielfältigen sich gar sehr, aber sie sind selten regelmäßig geordnet, häufiger, wie die Abbildung im Ellis lehret, zusammen und sonst noch auf mancherley Weise verwachsen. Oben sind alle Aeste abgestumpft. Eben dieses feine Gewebe ist wohl die Ursache, warum die Aeste so gar durchsichtig sind. So unregelmäßig auch die Aeste immer gegen einander senn können, so sind sie doch alle gerade, aber gegen den Rändern der Seite zu sind sie ein wenig zusammen gedruckt. Auf der Oberfläche entdeckt man in gewissen Entfernungen kleine runde Löcher, welche einen zarten Rand haben, und eben diese Oeffnungen sind der Grund warum der Ritter von Linne diesen Schwamm Spongiam oculatam, den Augenschwamm genennet hat. Herr Professor Müller hält diese Löcher für zufällig. Herr Ellis aber für Mündungen, weil ersterer den animalischen Ursprung der Corallen und der Schwämme leugnet, letzterer sie aber für Thiere hält. Bey den mehresten Saugschwämmen ist die Sache gleichwohl noch ungewiß, so entschieden sie auch bey den eigentlichen Corallen zu seyn scheinet. Der Augenschwamm erreicht bisweilen eine Höhe von acht Zoll, wird aber häufiger kleiner gefunden. Die englischen und norwegischen Küsten sind das wahre Vaterland dieser Augenschwämme.

Augenschwanz, (*papilio Stelenes*). Aus einer grünen Raupe, welche einen weißen und scharlachrothen Streif, und einen Schwanz mit zwey Dornen hat, kommt dieser amerikanische Tagschmetterling, welcher zu den griechischen Rittern gehört, und ohngefehr die Größe des Admirals hat. Seine Flügel sind gezähnt, und ein wenig geschwänzt. Die Grundfarbe der Oberseite ist schwärzlich. Wann die Flügel ausgebreitet sind, so erscheint ein breites grünes Band, welches fast von der Spitze der Vorderflügel in unterbrochenen 3 bis 4 größeren Flecken schief durch die Mitte lauft, und sich mit dem ungethellten Flecken der Unterflügel vereiniget. Innerhalb um den äussern Rand siehet man noch eine Reihe weißlich grüner Flecken, welche auf den Hinterflügeln größer sind. Die untere Seite der Oberflügel ist braun, und pranget mit drey großen grünen Flecken in der Mitte, und einem weißen Streif, welcher fast in der Mitte des Flügels anfängt, und mit dem Oberrand parallel gegen die Basis läuft. In dem äussern Rand siehet man 7 kleine weiße Flecken.

Auf der untern Seite der Hinterflügel befindet sich in der Mitte ein weißes Fleckenband, welches einwärts mit einem breiten grünen auf allen Seiten schwarz eingefaßten Band, und auswärts mit 7 ovalen grünen Flecken eingeschlossen ist. Das übrige ist braun.

Augenschwinden. Diese Krankheit, die in der Vertrocknung und allmähligen Abnahme des Auges bestehet, kommt sehr selten vor, und macht nicht leicht eine Krankheit vor sich aus, sondern ist zuweilen mit der Verengerung oder Verschließung des Augensternes verbunden, zuweilen aber ein Zufall der allgemeinen Schwindung des Körpers; sie nimmt auch deswegen, wenn diese nicht mehr zu heben ist, keine Heilung an.

Man darf diese Krankheit nicht mit dem sogenannten kleinen Auge, welches dem angebohrnen fehlerhaften Bau zuzuschreiben ist, verwechseln.

Augenschlen, *Solea oculata*. ſ. Schle.

Augensperrer oder Augenspiegel, stellet ein chirurgisches Werkzeug vor, dessen sich der Wundarzt zur Oeffnung und Feststellung des Auges bedient, um allerley Operationen an demselben verrichten zu können.

Man hat zweyerley Gattungen von diesem Werkzeuge: die eine ist dazu bestimmt, die Thränenpuncte zu entblößen, dieselben zum Einspritzen tüchtig zu machen, und die Haut, welcher sich nahe an der Vereinigung der Augenlieder an dem grossen Augenwinkel befindet, auszuspannen, um die Operation der Thränenfistel verrichten, oder andere Grunschnitte machen zu können; die andere dienet zu den übrigen chirurgischen Operationen, die an dem Auge vorgenommen werden, wo es nöthig ist, dasselbe fest zu stellen.

Augenspiegel, ein Tagschmetterling. ſ. Apollo.

Augenspiegel, (*phalana Polyphemus*). Ein Nachtschmetterling aus der Classe der Atlasse, welcher in Amerika zu Hause ist. Seine Größe ist sehr ansehnlich, und seine Zeichnung sehr niedlich. Die Hauptfarbe seiner Flügel ist braungrau. In der Mitte der Vorderflügel befindet sich ein röthlichgraues Band, und ein länglich runder glasartiger durchsichtiger Flecken; die Basis ist röthlich, und ein breites, schwarzes, von aussen weiß eingefaßtes Band liegt hinter dem gelblichgrauen Saum sowohl auf den Vorder- als Hinterflügeln: diese letztern haben in der Mitte noch zwey große Augen, welche ein schwarzer Ring umgiebt, und in dem innern mit verschiedenen Zeichnungen und Farben pranget. Die untere Seite aller Flügel ist dunkelgrau und röthlich weiß marmoriert.

Augenspitze, (*papilio Timantes*). Diesen Namen führet ein indischer Tagschmetterling aus der Classe der bäuerlichen Dickköpfe. Er gleichet an Größe und Gestalt dem Argus. Obenher sind alle Flügel braunschwarz oder braunblau. Unterher aber grünblau. Auf eben dieser Unterseite, siehet man in allen Flügeln 4 bis 5 braune breite überzwerche Bänder, ein grüngelbes Auge an der Spitze der Vorderflügel, und einige andere Augen, unter welchen verschiedene blind sind, an dem Hinterrand der Hinterflügel.

Augensprossen, nennen die Jäger das unterste Ende an einer Hirschstange, welches an denselben zunächst über dem Auge anſitzt. Ein Hirsch, der diese nebst den Spiessen ausgewachsen und keine Enden mehr hat, heißt ein Gabelhirsch.

Augenstein, (mineralog.) gehört zu dem Onyx und Achatarten: eigentlich werden unter denselben diejenige Augensteine genannt, die durch ihre gebildete Ringe und Cirkel einige Aehnlichkeit des Auges vorstellen; sie sind ein bloses Spiel der Natur, haben aber doch nach der Verschiedenheit ihrer Bildung, verschiedene Benennungen erhalten, als z. B. Beli-Oculus, Katzenaug, wenn der Stein in einem weißen Ring einen schwarzen Augapfel in der Mitte mit einem güldenen Glanz bildet.

Leucophtalmus, rothglänzend mit einem weißen und schwarzen Auge, hat er noch einen grauen Ring, so ist er dem Menschenauge ähnlich.

Licophtalmus, Wolfsauge. Ist rothglänzend, blutfarbig, erscheinet dabey der schwarze Mittelpunct mit einem weißen Ring umgeben, so hat es alle Aehnlichkeit mit dem Wolfsauge.

Erytrophtalmus wenn ein roth oder Carniolfarbiger Ring den Mittelpunct umgiebt: gemeiniglich findet man diese Erscheinung bey ein und andern Sardonyx.

Digitized by Google

Aegrophthalmus soll eine Aehnlichkeit mit dem Bocks-Auge haben.

Monophthalmos, diophtalmos, triophtalmos, wenn ein Stein zween oder drey Augen enthält: Und so könnte man nach der Aehnlichkeit mit den Augen verschiedener Thiere, diesem Bildstein noch mehr Benennungen beylegen.

Augenstein, (Versteiner.) Unter den sogenannten Staarenbötzern, die vorzüglich bey Chemnitz in Churſachſen gefunden werden, haben diejenigen den Namen der Augensteine erhalten, deren Figuren, die aus durchgehenden Röhren entſtehen, nicht ſowohl cirkelrund, als vielmehr länglich und oval ſind. Sie haben dadurch einige Gleichheit mit dem Auge. ſ. Staarenholz.

Augenstein, *Lapis divinus*, oder *ophthalmicus*, (Pharmacie). Er beſteht aus blauem Vitriol, Salpeter und rohem Alaun, die in einer gelinden Wärme geſchmolzen, und dann mit etwas Campher vermiſcht werden: da er faſt ganz aus Salzen beſteht, ſo iſt er im Waſſer auflöslich, und wird daher vornemlich unter dieſer Geſtalt in Augenwaſſern gebraucht. Und bey ſolchen Krankheiten der Augen, welche kühlende, gelinde zuſammenziehende, etwas ätzende und zertheilende Mittel erfordern, kann er auch von ſehr gutem Nutzen ſeyn.

Augensterns Erweiterung, iſt eine widernatürliche Erweiterung des Augenſterns, die, obgleich das Licht ganz frey und ungehindert einfallen und auf das Auge wirken kann; doch bey allen Graden deſſelben, denen der Kranke auch ausgeſetzt iſt, unverändert bleibt, und dadurch verſchiedene Zufälle, in Anſehung des Geſichts, verurſacht. Es erſcheint nemlich bey einigen eine Wolke vor den Augen, die man zuweilen für den Anfang des Staars anſieht, die Gegenſtände ſtellen ſich verworren dar, einige glauben einen Flor vor den Augen zu haben, der ſie des Vermögens die kleinen Gegenſtände zu unterſcheiden beraube, und erblicken dabey die Gegenſtände kleiner, als ſie natürlicher Weiſe ſind, und bisweilen doppelt.

Die Urſachen dieſes Uebels haben entweder in oder außerhalb der Traubenhaut ihren Sitz. Diejenige, die ſich an der Traubenhaut ſelbſt befinden, beſtehen entweder in dem Krampf des erweiternden Augenſternmuskels, ohne daß der Augenſternſchließmuskel einige Veränderung erlitten habe, oder in der Schwäche oder Lähmung des Augenſternſchließmuskels, ſo daß der erweiternde Augenſternmuskel in ſeinem natürlichen Zuſtande geblieben iſt, oder in der Lähmung des Augenſternſchließmuskels und Krampf des erweiternden Augenſternmuskels zugleich; worzu der lange Aufenthalt an einem finſtern Orte, allerley äußerliche Gewaltthätigkeiten, als Stiche, Schläge, Quetſchungen, dergleichen die ſogenannte krampfhafte Krankheiten, Gelegenheit geben. Zu den außerhalb der Traubenhaut befindlichen, den Augenſtern erweiternden Urſachen, gehören das Hervorſtehen oder die Verrückung der Kryſtallinſe und die Vermehrung der gläſernen Feuchtigkeit.

Was die Heilung dieſes Uebels anlangt, ſo muß dieſelbe nach der Verſchiedenheit der Urſachen eingerichtet werden. Diejenige, die von einem langen Aufenthalte an einem finſtern Orte herrühret, heilt man dadurch, daß man dergleichen Perſonen nach und nach wiederum an das Tageslicht gewöhnt, indem man ihnen die Augen mit einer Larve mit Glasaugen, worinn ein Löchelchen gebohrt iſt, bedeckt, und damit ſo lange fortfährt, bis die geſchwächte Faſern ihre gehörige Spannungskraft wieder bekommen haben. Iſt dieſes Uebel von einer äußerlichen Gewaltthätigkeit, als Stichen, Schlägen, Quetſchungen, entſtanden, ſo vergeht es von ſelbſt wieder, wenn dieſe Zufälle gehörig behandelt worden ſind. Kommt dieſes Uebel von vorhergegangenen krampfichten Krankheiten her, ſo läßt es ebenfalls nach, wenn dieſe gehörig gehoben worden ſind. Sollte inzwiſchen die eine oder andere der eben angeführten Urſachen dieſes Uebels eine Lähmung des Augenſternzuſchnürmuskels oder Krampf des erweiternden Augenſternmuskels, nach ihrer vollkommenen Hinwegräumung, zurückgelaſſen haben: ſo muß man im erſten Falle, nachdem man die etwa nöthigen Aderläſſe und Purgirmittel vorausgeſchickt hat, ſtärkende Mittel in Gebrauch ziehen, als einen mit Wein gemachten Aufguß von Quendel, Salbey, Rosmarin, Majoran, Lavendelblumen, Gen ürznellen u. dgl. in welchen man Bäuſchgen eintaucht und auf das zugeſchloſſene Auge appliciert, oder Campher- und Safranweingeiſt, oder Lavendel- Mayblumen- Rosmarin- oder Ameiſengeiſt u. dgl., womit man die Augenlieder benetzt; im andern Falle aber, nemlich dem Krampfe des erweiternden Augenſternmuskels, krampfſtillende Mittel appliciren, als erweichende Umſchläge von Camillen, Hollunderblumen, Steinklee, Safran, in Milch gekocht, oder Muskatennußöl mit ein wenig Lavendel- Majoran- oder Rautenöl vermiſcht, womit man die Augenlieder beſtreicht. Da es aber gar oft ſehr ſchwer iſt, ausfindig zu machen, welcher von beyden Zufällen, die Lähmung des einen oder der Krampf des andern Muskels, zurückgeblieben ſey, ſo iſt die Heilung in dieſem Falle ſehr vielen Schwierigkeiten unterworfen, und muß man, wenn man gegen den einen Zufall oft eine Zeitlang vergeblich geſtritten hat, von dieſem ablaſſen, und den andern angreifen. Wenn die Erweiterung des Augenſterns ihren Grund in dem Hervorſtehen oder der Verrückung der Kryſtallinſe, oder Vermehrung der gläſernen Feuchtigkeit hat, ſo nimmt ſie nur alsdenn die Heilung an, wenn ſich dieſe Zufälle heben laſſen.

Augensterns Verengerung und Verſchlieſſung. Dieſe beyde Krankheiten ſind nur in Anſehung des Grades von einander unterſchieden. Die Verengerung des Augenſterns (*Pitchiſis pupillæ*) beſtehet darinnen, daß dieſer in eine entweder rund herum ganz gleich laufende, oder ungleiche Geſtalt, mit der gänzlichen Unbeweglichkeit des Regenbogens, der bey allen und jeden einfallenden Lichtſtrahlen ganz und gar keine Veränderung leidet, ſo zuſammengezogen iſt, daß er an einem nicht hinlänglich erleuchteten Orte ein ſtumpfes und undeutliches Sehen verurſacht. Bey der Verſchlieſſung des Augenſterns (*Synizeſis pupillæ*) hat die vollkommene Zuſammenziehung und zuweilen Verwachſung deſſelben ſtatt, ſo daß faſt ganz und gar keine Spur von Oeffnung mehr übrig iſt, und das Sehen gar ſehr abgenommen hat, ja vollkommen verlohren gegangen iſt.

Die Zeichen, woran man dieſe beyde Krankheiten erkennt, ſind folgende: die merkliche Verengerung des Sterns, wenn man ihn mit ſeinem natürlichen Zuſtande in Vergleichung ſetzt, die endlich ſtuffenweiſe ſo ſehr zunimmt, daß kaum eine Oeffnung übrig bleibt, wodurch man einen Stecknadelskopf durchbringen kann; die Unbeweglichkeit des Sterns, wenn er ſich nemlich bey einem ſtärkeren oder ſchwächeren Grade des Lichts, oder wenn man den Augapfel an dem obern Augenlieder reibt, nicht wechſelsweiſe zuſammenzieht und erweitert; die veränderte Geſtalt des Sterns, die zwar gewöhnlich, ſo wie im natürlichen Zuſtande, rund herum ganz gleich, zuweilen aber ungleich, d. i. eckigt iſt, oder einen ſenkelrechten oder in die Quere laufenden Spalt vorſtellt; die Farbe des Sterns, die nemliche, wie ſie

durch

durch die enge Oeffnung natürlich schwarz durchscheinen kann, wenn die Krystalllinse und gläserne Feuchtigkeit noch in ihrem natürlich gesunden Zustande sind, und sich in der zweyten Augenkammer kein fremder Körper befindet; die meistens im natürlichen Zustande verbleibende Farbe und Gestalt des Regenbogens: doch verwandelt sich seine Farbe zuweilen in eine röthliche oder schwarzbraune, davon die erste eine Entzündung, die andere eine Blutunterlaufung zum Grunde hat; die zuweilen, welches aber sehr selten vorkommt, aus dem Rande des Sterns hier und da auslaufende, und entweder den Rand des Sterns selbst zusammenwebende, oder den Regenbogen an die Hornhaut heftende Fiberchen; die gleichen aus der Fläche des Regenbogens, näher oder entfernter von dem Stern, gleich wildem Fleisch auswachsende und sich frey bewegende, schwammichte Fiberchen, welchen Zufall Woolhuse Hyperaxyresis nennt; die einigermaßen erfolgende Erweiterung des noch gesunden Sterns des anderen Auges; das, nach der mehreren oder wenigeren Verengerung des Sterns, mehr oder weniger dunkel gewordene Gesicht, woraus eine Art der nächtlichen Blindheit (Nyctalopia) entsteht, dabey aber die Gegenstände weder größer noch geringer gesehen werden, als sie wirklich sind, oder sonsten mit gesunden Augen brobachtet werden.

Die vollkommene Verschließung des Augensterns erkennt man an seiner gänzlichen Zusammenziehung, die beständig bleibt und weder bey dem Lichte noch dem Reiben des Auges einige Veränderung leidet, an der einigermaßen erfolgenden Erweiterung des noch gesunden Sterns des anderen Auges, und an dem ganz und gar verlohren gegangenen Sehen, da kein anderes Vermögen zu sehen übrig bleibt, als das Gesunde haben, wenn sie die Augen verschließen, nemlich eine geringe Empfindung des Unterschieds zwischen Licht und Finsternis.

Diese beyden Zufälle müssen von andern, die einige Verwandschaft mit einander haben und mit denen man sie also leicht verwechseln kann, sorgfältig unterschieden werden. Sie sind aber folgende: die natürliche Engigkeit des Sterns, wobey dieser seine natürliche Bewegung behält und das Gesicht keine Verdunkelung leidet, welches beydes bey der Verengerung und Verschließung des Sterns nicht statt hat; die sogenannte Akinesia, bey welcher die Beweglichkeit des Sterns verlohren ist, dieser aber seinen natürlichen Durchmesser behält, welches letztere man bey diesen Zufällen nicht beobachtet; die Mydriasis, die ebenfalls die verlohrengegangene Beweglichkeit des Sterns zum Grunde hat, wobey aber der Durchmesser des Sterns größer ist, als er im natürlichen Zustande zu seyn pflegt, welcher letztere Umstand ebenfalls hier nicht statt hat; die Rhogme, die in der Zerreissung des Randes des Sterns bestehet, und also einen ungleichen und ebenfalls widernatürlich großen Durchmesser verursacht; die Parastrophe, bey welcher der Stern, ohne daß er in Ansehung seines Durchmessers einige Veränderung leidet, von dem Mittelpuncte des Regenbogens merklich verrückt und entfernt ist; die Verschließung des Sterns von einem dichten Körper, wenn z. B. ein Theilchen der Krystalllinse in denselben getreten ist und ihn verstopft.

Die nächste Ursache dieser beyden Krankheiten kann von verschiedener Art seyn. Sie kann einmal in der Schwächung oder Lähmung des erweiternden Augensternmuskels, und der, wegen aufgehobener Gegenwirkung, davon abhangenden natürlichen Zusammenziehung und fortdauernden Wirkung des Augensternschliessmuskels, oder in der widernatürlichen krampfichten Zusammenziehung eben desselben Muskels bestehen, ohne daß der erweiternde Augensternmuskel einige Veränderung dabey erlitten habe. Das andermal kann sie ihren Grund in der Verschließung oder Verstopfung haben, die von andern um den Stern herum befindlichen Körpern verursacht wird, ohne daß die zur wechselsweisen Bewegung des Sterns dienende Muskeln widernatürlich angegriffen seyen.

Die, zu den eben angeführten widernatürlichen Bewegungen der Augensternmuskeln Gelegenheit gebende Ursachen sind folgende: das lange dauernde Anschauen der Sonne oder anderer Dinge, die ein häufiges Licht, und dieses stark zurückwerfen; die anhaltende genaue Betrachtung sehr kleiner Gegenstände; die zu starke Annäherung der Augen zu einem Gegenstande; der häufige und langwierige Gebrauch einschläfernder und betäubender Mittel, als des Mohnsafts, Bilsenkrauts u. dgl. desgleichen der Trespe oder Culps unter dem Korn oder Haber; das langwierige und halbseitige Kopfwehe; harte an das Auge angebrachte Schläge und Stöße; Geschwüre und Fisteln der Hornhaut, vermöge ihres Eiters, den sie auf den Regenbogen ergießen; die auf einmal erfolgende Auslerung der wässerichten Feuchtigkeit durch eine Wunde der durchsichtigen oder undurchsichtigen Hornhaut, weil die Traubenhaut keine Unterstützung mehr hat und zusammenfällt; an dem Regenbogen, meistens nahe an dem Stern vorgegangene Verletzungen bey verschiedenen Arten von Verwundungen und selbst auch der ungeschickten Niederdruckung des Staars; die Entzündung des Ader- und Netzhäutchens; das Eiterauge, oder die Ansammlung von Eiter zwischen dem Regenbogen und der Hornhaut; die sogenannte Empyesis oder Ansammlung von Eiter zwischen der Traubenhaut und Krystalllinse; der eiterichte Staar oder Abscess der Krystalllinse; das Augenschwinden, wobey, da alle Theile des Auges zusammenschrumpeln und sich gleichsam in sich selbst verzehren, der Augenstern auch nothwendig kleiner und enger werden muß. Die Verschließung oder Verstopfung des Augensterns, ohne daß die zu seiner Bewegung dienende Muskeln widernatürlich angegriffen seyen, veranlassen: die durch Verletzungen an dem Regenbogen vorgegangene Absonderung mehrerer oder wenigerer Fäserchen an dem Rande des Sterns, die denselben entweder selbst verwoben und verschließen, oder den Regenbogen an die Hornhaut heften, und dadurch die sogenannte Synechia verursachen; der durch die nemliche Ursache veranlaßte Auswuchs mehrer oder wenigerer schwammichter, dem wilden Fleische gleicher Fiberchen aus der Fläche des Regenbogens, näher oder entfernter von dem Stern, welchen Zufall Herr Woolhuse Hyperaxyresis nennt; eben dergleichen bey Verwundungen der Hornhaut, aus ihrer verschwornen inneren Fläche widernatürlich auswachsende und bis an den Rand des Sterns sich erstreckende Fäserchen, die denselben umfassen, und dadurch entweder verzerren, oder verschließen; die widernatürlich an den Rand des Sterns angewachsene und innerhalb denselben hervorragende Krystalllinse; die nemliche, daß sie von ihren natürlichen Banden abgelöst, ausgetrocknet, verhärtet und deswegen kleiner ist; ein von derselben abgesondertes Stück z. B. nach der Zerschneidung und Zerstückelung des Krystallstaars; ein Stückgen geronnenes Blut; verdichter hartgewordener Eiter.

Da die Ursachen dieser beyden Krankheiten so sehr verschieden sind, und es bey der Behandlung derselben auf die Wegräumung der Ursachen besonders ankommt,

so müssen wir, um die rechte ausfindig zu machen, dieselben nach ihren besonderen Kennzeichen sorgfältig von einander zu unterscheiden suchen. Wenn die Ursache dieser Zufälle in einem Geschwüre oder Risse der Hornhaut, einer an dem Regenbogen vorgegangenen Verletzung und daherrührenden Entzündung, dem Eiterauge, dem Augenschwindel, der Absonderung mehrerer oder wenigerer Fäserchen an dem Rande des Sterns, die denselben entweder selbst verschließen, oder die sogenannte Synechia verursachen, dem schwammichten Auswuchs des Regenbogens oder der sogenannten Hyperacresis u. d. gl. bestehet, so ist sie leicht, im Falle die Hornhaut ihre natürliche Durchsichtigkeit entweder ganz oder wenigstens größtentheils behalten hat, durch eine aufmerksame Betrachtung zu erkennen. Haben aber die Ursachen hinter dem Stern oder auch selbst in dem Regenbogen ihren Sitz, z. B. wenn der erweiternde Augensternmuskel geschwächt oder gelähmt, oder der Augensternschließmuskel krampfhaft zusammengezogen ist, wenn das Aderhäutchen oder die Traubenhaut entzündet sind, so sind sie viel schwerer zu erkennen und zu unterscheiden. Die Schwäche und Lähmung des erweiternden Augensternmuskels erkennt man an der innerlichen zusammenziehenden Empfindung, die von dem in seinem natürlichen Zustande gebliebenen und beständig fortwirkenden Augensternschließmuskel verursacht wird, der allmählichen Verengerung des Sterns, der Abwechselheit des Reizes um den Stern herum. Der Krampf des Augensternschließmuskels offenbaret sich durch die innere zusammenziehende Empfindung, die erste plötzliche Verengerung des Sterns, den vorhergegangenden und mit verbundenen Reiz von einer Verletzung, scharfen Eiter u. d. gl. Die innere Augenentzündung unterscheiden wir durch den innerlichen stechenden, reissenden, klopfenden Schmerzen, die Hitze, den Brand, die große Unleidlichkeit des Lichts, das halbseitige Kopfwehe, die Fieberzufälle.

Da des Augensterns Verengerung in ihrem Anfange gewöhnlicher Weise mit seinem Schmerzen oder anderen Beschwerden verbunden ist, so können die Kranke dieselbe lange haben, ohne das geringste davon gewahr zu werden. Und da dieser Zufall allmählich so sehr zunimmt, daß endlich keine Spur von dem Stern mehr übrig bleibt, und der Regenbogen dadurch nicht nur eine, gleich in jedermanns Augen fallende, häßliche Gestalt bekommt, sondern auch das deutliche Sehen ganz und gar verlohren gehet, so darf man ihr im geringsten nicht vernachläßigen, sondern muß ihn in Zeiten durch eine gehörige Heilart behandeln. Alsdenn setzt uns aber dieser Zufall billig in Furcht, wenn der Regenbogen, von innerlich erzeugten Eiter oder der Gauche eines bösartigen Geschwürs benetzt, eine aus dem Weißen in das Gelbliche oder Grünliche fallende Farbe bekommen hat, wenn entweder gar keine oder eine nur geringe Empfindung des Lichts übrig ist, wenn, bey geöffneten Augenliedern, in der Finsternis nicht einmal diejenige Empfindung vom Lichte übrig ist, die gesunde Personen bey geschlossenen Augenliedern zu haben pflegen. In diesem letzten Falle ist der Regenbogen entweder ganz und gar verdorben, oder es sind andere von diesem Zufalle unterschiedene Krankheiten hinter der Traubenhaut z. B. die Verdunkelung der Kryſtallinse oder gläsernen Feuchtigkeit, oder ein Fehler in der Netzhaut oder dem Sehenerven, der die sogenannte Amaurosis ausmacht. Wenn aber des Augensterns Verengerung oder Verschließung mit den obengenannten Zufällen verbunden ist, so müssen diese erst nach aller Möglichkeit, gehoben werden, ehe man zur Erweiterung des Augensterns Anstalten macht, weil sonsten an keine vollkommene Wiederherstellung des Gesichts zu gedenken ist.

So wie man bey jeder Krankheit, wenn sie gehörig geheilt werden soll, auf die Hinwegräumung der gelegenheitlichen Ursachen, worauf die nächste meistens von selbst nachläßt, sein Augenmerk zu richten hat, so hat es auch vorzüglich bey dieser statt. Man muß sich also sorgfältig angelegen sein lassen, diese Ursachen ausfindig zu machen, und alsdenn seine Heilschläge nach der Beschaffenheit derselben einrichten. Die schädliche Gewohnheiten — als das lange dauernde Anschauen der Sonne oder anderer Dinge, die ein häufiges Licht, und dieses stark, zurückwerfen, die anhaltende genaue Betrachtung sehr kleiner Gegenstände, die zu starke Annäherung der Augen zu einem Gegenstande und den zu häufigen Gebrauch einschläfernder und betäubender Mittel — muß man auf das strengste verbieten, und die gegenwärtige, diese Zufälle veranlassende, Krankheiten — als das langwierige und halbseitige Kopfwehe, die Folgen harter, an das Auge angebrachter, Schläge und Stöße, die Geschwüre und Fisteln der Hornhaut, die Ausleerung der wässerichten Feuchtigkeit, die an dem Regenbogen vorgegangene Verletzungen, die Entzündung des Ader- und Netzhäutgens, das Eitergauge, die Empyesis, den eiterichten Staar, und das Augenschwinden — durch ihre eigene Mittel zu heben suchen. Während der Heilung dieser Krankheiten aber muß man, um die noch mehrere Verengerung des Augensterns zu verhüten, den Patienten ein starkes und häufiges Licht, desgleichen den langen Aufenthalt bey demselben, verweiden lassen, da dieses bey vielen der angegebenen Krankheiten nicht nur sehr beschwerlich ist, sondern auch den Stern, wenn er noch einige Beweglichkeit hat, immer noch mehr zusammenzieht und verengert. Bey einer Wunde der Hornhaut, die ganz und gar durch dieselbe durchgedrungen ist, und ihren Folgen, dem Ausflusse der wässerichten Feuchtigkeit, der Niedersetzung der Hornhaut, der wechselsweisen zu starken Annäherung dieser und des Regenbogens, desgleichen bey einem inneren Geschwüre der Hornhaut und der ebenfalls davon abhangenden zu starken Annäherung desselben zu dem Regenbogen, die beyde zur Verwachsung der Hornhaut und des Regenbogens unter einander, und dadurch zur Verengerung des Augensterns Anlaß geben, muß man das Licht wechselsweise in das gesunde und kranke Auge einfallen lassen, um dadurch den Regenbogen in beständiger Bewegung zu erhalten, damit er die Hornhaut nicht erreichen möge, oder, wenn er schon angefangen hat, sich an dieselbe anzuhängen, in Zeiten wiederum abgesondert werde. Wenn man die gelegenheitlichen Ursachen gehoben hat und das Uebel nichtsdesteweniger noch fortdauert, so muß man die nächste Ursache, d. i. den Krampf des einen, oder die Schwäche oder Lähmung des andern Augensternmuskels durch angemessene Mittel bekämpfen. Gegen den Krampf des Augensternschließmuskels bedient man sich der sogenannten krampfstillenden Mittel. Aeußerlich legt man auf das Auge einen Bertpumschlag, der aus Hollunderblumen, Steinklee, Wollkraut, Leinsaamen, Saffran und weißen Brodkrumen, die man zusammen in Milch abgekocht hat, bestehet, und die Augenlieder und Augenbraunen der angegriffenen Seite bestreicht man dabey oft mit einem, aus Bieberschmalz, ausgepreßtem Muscatnußöl, destillirtem Rauten- und Lavendelöl bestehenden, Balsam. Man kann auch einen Senfumschlag oder ein Blasenpflaster hinter das Ohr der kranken Sei-

Digitized by Google

te legen. Innerlich zieht man dabey den gereinigten Salpeter, flüchtiges Hirschhornsalz, Biebergeil, Mohnsaft, Denmit Aethein bereiteten Hirschhorngeist, den mineralischen schmerzstillenden Saft des Hofmanns u. dgl. in Gebrauch. Der Schwäche oder Lähmung des erweiternden Augensternmuskels setzt man nervenstärkende Mittel entgegen. Neuferlich zieht man einen Aufguß von Gewürznelken, Quendel, Rosmarin, Lavendelblumen, mit rothem Wein gemacht, in Gebrauch; man applicirt ihn durch Bäuschgen, die man in denselben eingetaucht hat, drükket ihn auch in geringer Menge lauwarm in das kranke Auge. Wenn dieses Mittel den Augapfel zu stark angreifen sollte, so kann man es mit Lavendel- und Rosmarinwasser schwächen. Man kann auch folgendes, aus zehen Tropfen destillirten Lavendel- Quendel- und Rosmarinöls, zwey Quentchen Ameisen- und Kampferweingeist und einem Quentchen mit Kalch bereiteten Salmiakgeist bestehendes Mittel fleißig in die Augenlieder einreiben. Innerlich bedient man sich der Fieberrinde, Zimmetrinde, Cascarillrinde, des Eichenmistels, Eisenvitriols, der Eisenfeile u. dgl.

Wenn der Augenstern ganz und gar zusammengezogen und in eine zusammenhangende Membran verwachsen ist (der Patient mag nun diesen Zufall mit auf die Welt gebracht, oder ihn erst in der Folge durch allerley Zufälle bekommen haben) so ist kein anderes Mittel, als die chirurgische Operation, übrig. Ehe diese aber verrichtet wird, wird es nicht undienlich seyn, dem Patienten einige Tage vorher eine gelinde Darmreinigung zu geben, und, im Falle er vollblütig ist, auch eine Ader auf dem Fuse öffnen zu lassen. Das Werkzeug, womit diese Operation verrichtet wird, ist eine zweyschneidige oder wenigstens einschneidige Nadel. Um die Augenlieder, während der Verrichtung derselben, offen zu erhalten, bedienete sich Herr Cheselden des Augensperrers; Herr Mauchart erinnert aber, daß dieses Werkzeug gar wohl zu entbehren sey, weil es mehr Hindernisse in den Weg lege, als es Vortheil verschaffe, und daß es deswegen weit zuträglicher sey, entweder mit den Fingern der andern Hand beyde Augenlieder, oder durch einen fein polirten Haacken, den sich der Wundarzt von einem Gehülfen halten läßt, nur das obere Augenlied offen zu erhalten. Wenn der Wundarzt im Begriffe ist, die Operation zu verrichten, so muß er alle Geräthschaft zum Verbande bereit liegen haben, als eine schickliche Binde, um beyde Augen damit verbinden zu können, und eine Handvoll Baumwolle, die mit dem, aus Rosenwasser und Eyweiß durch das Zusammenquirlen bereiteten, Schaume benetzt ist. Desgleichen muß ein Bett in gehöriger Bereitschaft da stehen, damit sich der Patient gleich nach der Operation in dasselbe begeben könne. Das Gemach, worinn die Operation verrichtet werden soll, muß recht helle seyn, damit der Wundarzt die natürliche Stelle des Sterns, desgleichen diejenige, wo er die Nadel eindringen will, und die Richtung und Bewegung derselben recht deutlich beobachten könne. Die Stelle, wo die Nadel eingebracht wird, ist die nemliche, die der Wundarzt bey der Operation des Staars wählt, also in der harten Haut, eine oder anderthalb Linien ohngefähr von dem äußeren Zirkel der Hornhaut, und fast eine Linie unter dem Halbmesser, den man aus dem Mittelpuncte der Hornhaut querdurch bis an die harte Haut gezogen hat. Das gesunde Auge muß vor der Operation mit einem Bäuschgen bedeckt und mit einer schicklichen Binde verbunden werden. Die Stellung des Kranken sowohl als des Wundarztes ist die nemliche, die sie bey der Operation des Staars haben. Die übrige zu beobachtende Vorschriften sind ebenfalls die nemliche. Die Operation selbst wird folgendermassen verrichtet. Wenn die Augenlieder in die, zu dieser Operation nöthige, Stellung gebracht worden, so läßt der Wundarzt den Patienten sein krankes Auge gegen den inneren Augenwinkel richten und in dieser Stellung erhalten. Hierauf bringt er die Nadel an der eben angegebenen Stelle der harten Haut auf einmal, jedoch auf seine zu sehr ungestümme Art, in die hintere Augenkammer, treibt dieselbe hierauf gegen die Traubenhaut, durchsticht diese und den Regenbogen entweder an der natürlichen Stelle des Sterns, oder an den Seiten desselben, so, daß die Spitze der Nadel in der vordern Augenkammer durchscheint, giebet alsdenn die Nadel wieder zurück und erweitert den Stich noch durch ferneres Einschneiden; wobey er sich aber wohl in Acht zu nehmen hat, daß er den Rand des Sterns oder die Traubenhaut nicht zerreche oder verwunde. Dieses ist eine Erinnerung von Herrn Woolhuse, die er um deswillen macht, weil der Regenbogen und die Traubenhaut überaus empfindlich sind, sehr viele Gefäße in dieselbe gehen, verschiedene Lagen von Muskelfasern sich an denselben befinden, und die durch die Operation abgeschabte Schwärze der Traubenhaut die wässerichte Feuchtigkeit sehr und lange trüb machen würde. Aber die Erfahrung hat bey vielerley Verletzungen der Augen und der Traubenhaut, als bey dem Staphyloma, der Parastrophe, allerley Geschwüren und Verwundungen gelehrt, daß sie zwar sehr schmerzhaft und gefährlich seyen, aber dieses nicht jederzeit wegen der verletzten Traubenhaut allein. Und denn hat auch Cheselden die Traubenhaut und den Regenbogen nicht allein an der gewöhnlichen Stelle des Sterns, sondern auch außer dem Mittelpuncte des Regenbogens, an seinen Seiten (wegen einem, an dem oberen Theile der Hornhaut sitzenden, Leucom) mit glücklichem Erfolge durchstochen und eröffnet. Der auf diese Art gemachte künstliche Stern bekommt einen Durchmesser von zwey oder drey Linien, und, statt der natürlichen runden Gestalt, eine länglichte, die entweder vollkommen in die Quere gehet, oder eine schiefe Richtung hat. Wenn der Wundarzt den Einschnitt in den Regenbogen gemacht und denselben gehörig erweitert hat, so kann er die Nadel in dem Auge ein wenig stille halten und zusehen, ob die Oeffnung die gehörige Weite habe. Zu gleicher Zeit kann er, wenn er einen mit verbundenen Staar der Krystallinse gewahr wird, bey sich zu Rathe gehen, ob er ihn nicht zu gleicher Zeit niederdrücken könne, oder wenn eine Empyesis, d. i. eine Ansammlung von Eiter in der hinteren Augenkammer zugegen wäre — welches er wegen dem ganz und gar verschlossen gewesenen Stern vorher nicht sehen konnte — diesem durch die, in die harte Haut gemachte, Oeffnung, die er unter der Ausziehung der Nadel ein wenig erweitern kann, zu gleicher Zeit einen Ausgang verschaffen könne. Das nemliche muß er thun, wenn sich bey dieser Operation eine beträchtliche Menge Bluts an die hintere Augenkammer ergießen sollte. Wenn er siehet, daß seine gemachte Oeffnung die gehörige Weite hat und daß nichts widernatürliches in dem Auge mehr zugegen ist, oder wenn er, im Falle das Gegentheil statt hat, auch dieses zu gleicher Zeit hinweggeschaft hat, oder es vor dienlicher hält, es zu einer anderen Zeit zu verrichten, so ziehet er seine Nadel wiederum gerade aus dem Auge heraus, und läßt den Patienten gleich rücklings in das in Bereitschaft stehende Bett legen, so daß sein ganzer Körper sich in einer ganz gleichen Lage befinde. Und denn legt er die mit dem Eyerweißschaum benetzte

Baumwolle, nebſt einem Bäuſchgen, auf das Auge, und befeſtigt dieſes alles auf eine gelinde Art mit einer Binde.

Iſt der Stern durch unter einander laufende Faſerchen verengert oder gänzlich verwachſen, ſo kann er ebenfalls auf keine andere Art, als durch die chirurgiſche Operation, wieder in ſeinen natürlichen Zuſtand verſetzt werden. Das Werkzeug, deſſen ſich der Wundarzt in dieſem Falle bedient, iſt gewöhnlicher Weiſe eine entweder runde oder platte Nadel, dergleichen bey der Operation des Staars gebraucht wird. Aber die runde ſowohl als platte Nadel ſcheinen beyde Herrn Maucharten zu Verrichtung dieſer Operation nicht recht tauglich zu ſeyn, weil der Wundarzt mit der einen zwar, vermöge ihrer ſcharfen Spitze, leicht durch die Haute durchdringen, aber die kleine Oeffnung in dem Regenbogen nicht hinlänglich erweitern, mit der andern aber (die zwar einen Vorzug vor der erſten hat) ſowohl die den Stern verſchlieſſende Faſern nicht durchſchneiden, als auch ebenfalls die in die Traubenhaut zu machende Oeffnung nicht hinlänglich erweitern kann, weil ſie gleichfalls keine ſchneidende Seiten hat. Er empfiehlt deswegen eine der Staarnadel faſt ähnliche, nur an einer Seite ſchneidende Nadel, oder ein fehr ſchmales Meſſerchen, deren ſich Cheſelden bediente. Man kann auch eine dreyſpitzige, ſchneidende, mit einer ſcharfen Spitze verſehene Nadel, dazu gebrauchen. Wenn eine etwas groſſe und ganz neue Oeffnung in die Traubenhaut zu machen iſt, ſo iſt des Cheſeldens Nadel den übrigen vorzuziehen. Ueberhaupt muß der Wundarzt unter dieſen verſchiedenerley Werkzeugen dasjenige auszuſuchen wiſſen, welches ihm zu dem vorhandenen Falle am ſchicklichſten zu ſeyn ſcheint. Von dieſen bringt er nun eines an der ſchon angegebenen Stelle der harten Haut auf die vorerwähnte Art in die hintere Augenkammer, beugt es hierauf gegen die Traubenhaut und die natürliche Stelle des Augenſterns, davon er entweder noch einige Spur über der Hornhaut erblickt, oder die er ſich, wenn dieſes nicht ſtatt hat, ohngefehr in der Mitte des Regenbogens und der Traubenhaut aufſuchen muß, ſchneidet alsdenn die den Augenſtern verſtrickende widernatürliche Faſern vorſichtig mit ſeinem Werkzeuge durch, und drehet daſſelbe (es darf aber hier keine ſchneidende, ſondern ſtumpfe Seiten haben) einigemal in dem Augenſtern herum, um ihn hierdurch mehr und mehr zu erweitern. Auch hierbey muß er ſich nach Woolhuſens Erinnerung, wohl in acht nehmen, den Rand des Sterns oder die Traubenhaut, wegen der im vorhergehenden angegebenen Urſachen, nicht zu zerſtechen oder zu verwunden. Die übrige Behandlung nach der Operation iſt die nemliche, die ſchon im vorhergehenden angegeben worden iſt.

Wenn die ſogenannte Synechia, oder Verwachſung der Trauben- und Hornhaut unter einander mit der Verſchlieſſung des Augenſterns verbunden iſt, ſo muß jene erſt durch ihre eigene Operation gehoben werden. Der Wundarzt muß deswegen, wenn er die Nadel durch die Hornhaut in die vordere Augenkammer gebracht hat, erſtlich die mit einander verbundene Trauben- und Hornhaut von einander abſondern, und alsdenn den Stern eröffnen und erweitern, damit er nicht nöthig habe um dieſer Urſach willen die zweyte Operation, nemlich die ſchon im vorhergehenden beſchriebene Durchſtechung der harten Hornhaut, vorzunehmen. Herr Woolhuſe macht dieſe Anmerkung, ſagt aber auch zugleich dabey, daß die Eröffnung des verſchloſſenen Augenſterns weit beſſer in der hinteren als vorderen Augenkammer vor ſich gehe. Auch bey dieſer Operation müſſen der Kranke ſowohl als der Wundarzt die nemliche Stellung, als bey der Operation des Staars haben; die übrige zu beobachtende Vorſchriften ſind gleichfalls die nemlichen.

Wenn der Augenſtern durch den Vor- oder Eintritt eines fremden Körpers in denſelben verſtopft iſt, ſo muß dieſer durch eine der ſchon angegebenen Nadeln abgeſondert werden. Dieſes muß aber mit vieler Vorſicht geſchehen, damit man nicht durch allzu vielen Reiz oder Zerreiſſung gröſſeren Schadens als der vorhergehende geweſen, verurſache; der abgeſonderte Körper wird eben ſo, wie bey der Operation des Staars, auf den Grund der hinteren Augenkammer niedergedrückt. Sollte aber der ſchon abgeſonderte Körper in die vordere Augenkammer treten, ſo muß man den Fall auf die nemliche Weiſe behandeln, wie man mit dem, entweder ganz, oder zum Theil, von der gläſernen Feuchtigkeit abgeſonderten und in die vordere Augenkammer getretenen Kryſtallſtaar verfährt. Wenn dieſer Körper die verhärtete, undurchſichtige und kleiner gewordene Kryſtallinſe iſt, ſo muß man zwar ihre Abſonderung und Niederdruckung verſuchen, aber auch gleich davon ablaſſen, wenn ſie feſt und allenthalben anhängt. In dieſem Falle ſcheint es am beſten zu ſeyn, Herrn Cheſelden nachzuahmen, der den Staar ganz unberührt gelaſſen, die Traubenhaut aber und den Regenbogen ein wenig über dem Stern geöffnet und dadurch den Lichtſtralen über dem Staar einen Eingang verſchafft hat. Der Erfolg dieſer Operation iſt um deſto glücklicher, je kleiner die mit dem Staar behaftete Kryſtallinſe meiſtens in dergleichen Fällen iſt. Auch nach dieſer Operation muß ſich der Patient gleich in das Bette legen und rücklings, ſo daß Kopf und Bruſt in gleicher Richtung ſich befinden, ganz ruhig liegen bleiben; die übrige im vorhergehenden ſchon gegebene Vorſchriften müſſen ebenfalls aufs genaueſte beobachtet werden. Das Auge wird hierauf mit dem Eyerweisſchaum verbunden; und gegen die etwa zu befürchtende Entzündung, die heftige Schmerzen, Schlafloſigkeit und andere Zufälle werden die angemeſſene innerliche ſowohl, als äuſſerliche Mittel angewendet. Der Verband an dem kranken Auge muß jedesmal ganz gelinde angelegt werden; und wenn er ganz und gar von dem Auge hinweggenommen wird, ſo muß der Patient noch einige Tage, an einem mäßig erleuchteten Orte, rücklings, mit etwas vor ſich geneigtem Kopfe liegen bleiben, bis man keine Entzündung mehr zu befürchten hat und das Auge das Licht wiederum leicht vertragen kann. Wenn der Regenbogen keine Entzündung und Verſchwärung zeigt, ſich in gehöriger Entfernung von der inneren Fläche der Hornhaut befindet und der Rand des neuen Sterns nach Verlauf einiger Tage mit einem Häutchen oder Narbe überzogen zu ſeyn ſcheint, alsdenn kann ſich der Patient in ſeinem Bette aufrichten, oder auſſerhalb demſelben in einem Stuhle ſitzen, weil man alsdenn die ſogenannte Synechia, oder Verwachſung des Regenbogens mit der Hornhaut, wohl nicht mehr zu befürchten hat.

Die Feſzen der in den Regenbogen und die Traubenhaut gemachten Oeffnung werden, da ſie in einer gutartigen, dem Eyerweis gleichen Feuchtigkeit, der ſogenannten wäſſerichten nemlich, ſchwimmen, von ſelbſt mit einem Häutchen überzogen. Die in die zuſammenfügende, harte und übrige Augenhäute gemachte Wunde heilt gleichfalls ganz leicht entweder von ſelbſt zu, oder durch die äuſſerliche Application des Arcäus Wundbalſam. Und damit der neue Stern ſeine zum Durchgang der Lichtſtralen nöthige Weite beſtändig behalten möge, muß ſich der Patient eine Zeitlang an einem finſteren

Digitized by Google

Orte aufhalten; worzu auch noch der natürliche Durchfluß der wässerichten Feuchtigkeit und die Würkung des erweiternden Augensternmuskels das ihrige beytragen. Die Kunst vermag hier wenig oder gar nichts.

Wider die etwa zurückgebliebene Schwäche des Auges ziehet man die bekannte stärkende Mittel in Gebrauch. Die Klarheit kommt von selbst wieder, wenn alle Vorschriften gehörig in Ausübung gebracht worden sind. Die natürliche Gestalt des Sterns kann weder bey der ersten noch zweiten Verfahrungsart jederzeit vollkommen, und bey der letzten ganz und gar nicht wieder hergestellt werden, da sie jederzeit etwas länglicht seyn und sich zuweilen ausserhalb dem Mittelpuncte befinden muß; dieses ist aber dem Gesichte eben nicht sehr nachtheilig.

Wenn der künstliche Stern bey diesen verschiedenen Verfahrungsarten einen mäßigen Durchmesser bekommen hat, so muß das Gesicht, der Analogie und einer gehörigen Schlußfolge gemäß, unverletzt bleiben; ist aber der Durchmesser größer gerathen, so muß ein starkes Licht dem Auge nicht nur beschwerlich seyn, sondern auch das Gesicht in Unordnung bringen. Ob der künstliche, nach Herrn Cheseldens Methode gemachte Stern die deutliche Bewegung der Zusammenziehung und Erweiterung beybehalten werde, daran ist sehr zu zweifeln, weil der Augensternschließmuskel zerschnitten ist. Inzwischen ist in diesem Falle um destoweniger Gefahr vorhanden, daß dieser Stern sich wiederum verengern werde, weil der erweiternde Augensternmuskel seine Wirksamkeit größtentheils behalten hat, und die beständig durchfließende wässerichte Feuchtigkeit ebenfalls das ihrige dazu beyträgt, denselben beständig offen zu erhalten.

Augentia, werden in der Rhetorik diejenige Beweise genennt, wodurch die Größe einer Sache sichtbar gemacht wird. Es ist ein grober Fehler, in welche manche, die gern pathetisch reden wollen, fallen, daß sie ihren Gegenstand auf Unkosten der Wahrheit vergrößern. Schon Quintilian redt diesen Fehler zu seinen Zeiten, und bemerkt insonderheit, daß eine solche Vergrößerung den Absichten des Redners schnur straks entgegen sey. Nein, ein Redner ist kein Lügner, er macht die Sachen nicht größer, als sie sind; aber er unterläßt auch nichts, ihre Größe deutlich vorzustellen. Hierzu gehört erstlich, daß er die Ursachen einer Sache aufsuche, und besonders solche, die in der Größe der Seele und ihren Entschließungen liegen; ferner daß er die Würkungen einer Sache, sowohl in Ansehung ihrer Art als Menge vorstelle; weiter, daß er die Natur der Sache, von der er redet, aus einander setze; Zeit, Ort, und Umstände dienen gleichfalls nicht wenig dazu, die Größe einer Sache einleuchtend zu machen; auch durch Vergleichungen bekommen wir eine Idee von der Größe einer Sache. Alles dieses begreifen die Lehrer der Beredsamkeit unter den sogenannten vergrößernden Argumenten.

Augentriefen, nasse Augenentzündung, s. Augenentzündung.

Augentrifenet, Tragea ophthalmica, (Pharmacie) ein süsses gewürzhaftes Pulver aus Augentrost, präparirten Kellereseln, Muscatblüthe, Cubeben, Fenchel, Zimmet und Zucker, von welchem sich die Alten träumen ließen, daß es ein schwaches Gesicht stärke.

Augentrost, eine Sache oder Person, die man vorzüglich liebt, und in deren Besitz man seine ganze Glückseligkeit setzt. Vorzüglich geliebte und oft deswegen verzogene Kinder werden insonderheit so genennt.

Augentrost, *Euphrasia* Linn. Dieses Pflanzengeschlecht gehört in die zweyte Ordnung der 14ten Linneischen Klasse. Eine Gattung dieses Geschlechts wurde ehedem mit dem Namen Zahntrost, Odontites, belegt, welche aber Hr. v. Linne mit Recht zu dem Geschlechte des Augentrostes rechnet. Der Kelch desselben ist einblätterich, cylindrisch, in vier ungleiche Lappen getheilt und fortdauernd. Die Krone ist einblätterich in zwo Lippen getheilt; die Röhre ist so lang als der Kelch; die obere Lippe ist vertieft und eingekerbt, die untere hingegen flach und in drey gleiche stumpfe Einschnitte getheilt. Die vier Staubfäden, deren zween etwas länger sind als die andern, sind unter der Oberlippe verborgen. Ihre Staubbeutel sind zweylappig, und die zween, welche auf den kürzern Trägern sitzen, endigen sich unterwärts in eine vorragende Spitze. Der Fruchtknoten ist eyrund, die Staubröhre fadenförmig, mit den Staubfäden von einerley Gestalt und Stellung. Die Narbe ist stumpf und ganz. Auf die Blüthe folgt eine eyrundlängliche, platt zweyfächrige Saamenkapsel, in welcher viele, sehr kleine runzliche Saamenkörner enthalten sind. Die bekannten Gattungen dieses Geschlechts sind folgende:

Breitblättriger Augentrost, (*Euphrasia latifolia* Linn.) mit gezähnten handförmigen Blättern und beynahe kopfförmigen Blumen. Die Blüthenblätter sind handförmig und etwas haarig.

Dreyspitziger Augentrost, (*Euphrasia tricuspitata* Linn.) mit handförmigen dreyzähnigen Blättern. Die Blume dieser Gattung siehet dem officinellen Augentrost gleich.

Gelber Augentrost, (*Euphrasia lutea* Linn.) mit handförmigen sägeförmiggezähnten Blättern, deren obere unverletzt sind. Er wächst auf dürren Hügeln und Bergen in den mittägigen Gegenden von Europa.

Klebricher Augentrost, (*Euphrasia glutinosa*) mit handförmigen Blättern und leimichaarigen Kelchen.

Leinblättriger Augentrost, (*Euphrasia linifolia* Linn.) mit lauter handförmigen ganz unverletzten Blättern und glatten Kelchen. Das Vaterland dieser und der vorhergehenden Gattung ist Helvetien, Italien und Frankreich.

Officineller Augentrost, (*Euphrasia officinalis* L. weißer Augentrost, Tagleuchte, weiße Leuchte,) mit eyrund-handförmigen, spitzgezähnten Blättern. Die europäischen dürren Triften, Wiesen und Wälder sind das Vaterland dieser vormals berühmten Pflanze. Die Blüthe kommt im Heumonat zum Vorschein. Der Name des ganzen Geschlechts ist ein Beweis, wie viel Vertrauen die Alten in Augenkrankheiten auf diese Pflanze gesetzt haben. In den neuern Zeiten, da man die Bestandtheile der Pflanzen genauer untersuchte, fand sich wenig tröstliches an diesem Trost. Außer ihrer geringen Bitterkeit und Schärfe hat sie keine flüchtige medicinische Bestandtheile, folglich ist das bekannte Augentrostwasser nicht besser als reines Quellwasser, und man braucht überhaupt die ganze Pflanze heutiges Tages wenig oder gar nicht mehr. Eben so gehet es folgender Gattung, dem

Zahntrost, oder braunen Augentrost, (*Euphrasia odontites* Linn.) mit handförmigen und sägeförmiggezähnten Blättern. Sie wächst ebenfalls in unsern hiesigen europäischen trocknen Gegenden, und blühet im Heumonat. Man würdiget diese Pflanze kaum noch, sie in die Apotheken aufzunehmen, weil sie doch nur einen Büchsenhüter abgeben würde.

Augentrosterract, (*Extractum euphrasiae*) (Pharmacie), ein gelinde zusammenziehendes mit Was-

Digitized by Google

ser zubereitetes und alſo in Waſſer auflösliches Extract, das aber ſo wenig als andere Zubereitungen aus dem Augentroſte, oder als das Kraut ſelbſt, beſondere Kräfte in Krankheiten der Augen hat.

Augentrostgras, ſ. Meirich, Schmelen, Sternpflanze.

Augentrostwasser, *Aqua euphrasiae* (Pharmacie), ein geruch- und geſchmackloſes Waſſer, das nach der gewöhnlichen Art über dem Kraute des Augentroſtes abgezogen iſt, und vor gemeinem reinen Waſſer keine vorzügliche Kräfte hat.

Augentrostzucker, *Conferva euphrasiae* (Pharmacie), iſt nichts anders, als das friſche Kraut des Augentroſtes mit noch einmal ſo vielem Zucker abgerieben, in welchem die eigenthümlichen Kräfte des Augentroſtes ſehr gut erhalten ſind.

Augenvögel, Augenschmetterlinge. Mit dieſem Namen unterſcheiden die Sammler diejenige Gattungen der Schmetterlinge, welche mit Augen auf ihren Flügeln verſehen ſind, von den übrigen, welche keine Augen haben. Ob nun gleich auch unter den Dämmerungs- und Nachtſchmetterlingen dergleichen äugigte Gattungen vorkommen: ſo iſt doch nur dieſer Name bey den Tagſchmetterlingen üblich. Es gehören zu ihnen die Nymphen mit äugigten Flügeln, und noch einige andere, welche Linne unter die bäuerliche Dickköpfe gezählet hat.

Augenwasser, blaues, *Aqua ophthalmica ſapphirina* (Pharmacie), iſt im Grunde nichts anders, als eine ſapphirblaue Kupferauflöſung in ſcharfem Salmiakgeiſt, und wird aus einem Pfund Kalkwaſſer und einem Quintchen Salmiak zubereitet, die man vier und zwanzig Stunden lang in einem kupfernen Gefäße ſtehen läßt. Als ein reinigendes ganz gelindes ätzendes Mittel kann es äußerlich in Krankheiten der Augen, die ſolche Mittel erfordern, entweder in die Augen getropft, oder Tücher, die damit befeuchtet ſind, aufgelegt werden. Sein Gebrauch erfordert aber viele Vorſicht, und muß ja nicht auf alle Krankheiten der Augen ausgedehnt werden.

Augenwasserſucht, *Hydrophthalmia*, *Hydrops oculi*, nennt man im eigentlichen Verſtande diejenige Augenkrankheit, in welcher die Augenhäute, durch die allzuſtarke Anhäufung der wäſſerichten Feuchtigkeit in den beyden Augenkammern, vornemlich an der vordern Seite des Auges dergeſtalt ausgedehnt werden, daß der Augapfel dadurch eine widernatürliche Größe bekommt.

Man erkennt dieſe Krankheit an folgenden Kennzeichen: der Augapfel nimmt allmählig an Größe zu, und überſchreitet die natürliche Größe des Auges um ein Drittheil, oder die Hälfte, oder wohl gar um das Ganze; unter dieſer allmähligen Ausdehnung hat der Patient die Empfindung einer beſtändig ſtärker werdenden Spannung in dem Auge; die durchſichtige Hornhaut wird gewölbter, und ragt mehr als gewöhnlich hervor; die Traubenhaut entfernt ſich immer mehr von der innern Fläche der Hornhaut; der Stern wird unbeweglich und erweitert ſich zuweilen, meiſtens aber wird er enger; das zu Anfange unverletzt geweſene Geſicht wird nach und nach ſchwächer und dunkler, vornemlich wenn, wie es zuweilen geſchiehet, die durchſichtige Hornhaut gänzlich verdunkelt und die wäſſerichte Feuchtigkeit ganz und gar trübe wird; einige empfinden um den Grund des Auges herum einen gelinden, aber anhaltenden, ſpannenden Schmerzen, bey andern aber iſt er ſtärker und zugleich mit dem halbſeitigen Kopfwehe der kranken Seite, einer Unempfindlichkeit der Geſichtstheile, zuweilen auch mit einer Windgeſchwulſt der ganzen Seite, Zahnweh und Träumen verbunden; endlich geſellt ſich bey der immer mehr zunehmenden Größe des Auges (denn es bekömmt zuweilen die Größe eines Ochſenauges, da es denn auch den Namen Ochſenauge, Buphthalmus, Buphthalmia, führt,) der Augapfelvorfall, der Thränenfluß und die Umſchlagung des untern Augenliedes dazu.

Man muß dieſe Krankheit von der Waſſerſucht der zuſammenügenden weißen Haut, womit man ſie leicht verwechſeln kann, unterſcheiden. Dieſe wird von einer unter dieſer Haut ſtockenden wäſſerichten Feuchtigkeit verurſacht, wovon ſie entweder ganz und gar, oder doch wenigſtens meiſtentheils (in welchem Fall nur ein kleiner Raum zum Durchſcheim der durchſichtigen Hornhaut übrig bleibt), ſo aufgetrieben wird, daß ſie um einige Linien hervorragt. Aber die im vorhergehenden beſchriebene, mit der Augenwaſſerſucht verbundene Zufälle unterſcheiden dieſe beyde Krankheiten gar leicht von einander.

Die zu ſtarke Anhäufung der wäſſerichten Feuchtigkeit in den beyden Augenkammern iſt entweder eine Folge des zu ſtarken Zufluſſes der Feuchtigkeiten und der davon abhangenden zu ſtarken Abſonderung der wäſſerichten Feuchtigkeit durch die zuführende Gefäße, oder der Verſtopfung der abführenden Gefäße, die das Ueberflüſſige nicht wieder zurückzuführen vermögend ſind. Hierzu geben die Dicke des Bluts und der Lymphe, der Gebrauch zu ſehr zurücktreibender Augenmittel und eine ſtarke Verletzung des Auges Gelegenheit; und wenn die letzte Urſache vorhergegangen iſt, ſo iſt es wahrſcheinlich, daß einige lymphatiſche Gefäße zerriſſen ſind.

Dieſes Uebel hat meiſtentheils einen ganz unmerklichen Anfang, und nimmt ſo allgemach zu, und es verſtreichen gewöhnlich Monate, bis es einen recht merklichen Grad der Größe bekommt. Sehr ſelten vergeht es von freyen Stücken wieder; und wenn ſich dieſes zuträgt, oder wenn man das Glück gehabt hat, es durch Arzneymittel zu heben, ſo hinterläßt es doch ein mehr oder weniger geſchwächtes Geſicht. Wenn die wäſſerichte Feuchtigkeit noch dünne, flüßig und klar iſt, ſo hat man noch ziemliche Hoffnung zur Heilung; wenn ſie aber dick und trüb iſt und einen Staar vorſtellt, ſo hat man ſich nicht viel Gutes zu verſprechen. Noch größer iſt das Unglück, wenn ſich eine Entzündung zu dieſem Uebel geſellt. Es geſchieht alsdenn gar leicht, daß die innern Theile des Auges durch die Eiterung zerſtört werden, daß die durchſichtige Hornhaut zerfreſſen wird, und, wenn man nicht in Zeiten mit einem Einſchnitt oder Stich zu Hülfe kommt, aufborſtet und die Feuchtigkeiten ausfließen läßt.

Die gläſerne Feuchtigkeit häuft ſich ebenfalls zuweilen widernatürlich an, und giebt zu einer merklichen Vergrößerung des Auges, und dahertührenden Spannung in demſelben, Anlaß. Wenn dieſe Krankheit mit keiner widernatürlichen Anhäufung der wäſſerichten Feuchtigkeit verbunden iſt, ſo kann man ſie, wie Hr. Woolhuſe ſagt, leicht dadurch unterſcheiden, daß ſich der äußere Umfang der gläſernen Feuchtigkeit um die Kryſtalinſe herum erhebt, auf derſelben Schatten macht und ein Schielen nach oben verurſacht, daß der Augapfel eine außerordentliche Härte hat, und daß der Patient einen ſtumpfen Schmerz, mit einer merklichen Verminderung des Geſichts verſpürt. Herr Mauchart vermuthet, daß auch der Regenbogen alsdann der durchſichtigen Hornhaut näher ſtehe, und gewölbter als im natürlichen Zuſtand ſey. Endlich giebt auch die widernatürliche Ausdehnung des Sterns ein ziemlich unterſcheidens-

Digitized by Google

des Zeichen. Viel schwerer ist diese Krankheit zu erkennen, wenn sie mit der widernatürlichen Anhäufung der wässerichten Feuchtigkeit verbunden ist; und daß sich dieses zuweilen zutrage, hat Ruck durch Beobachtungen bewiesen. Über die mehrere und schneller zunehmende widernatürliche Größe des Auges, die mehrere Härte des Augapfels und das Sodeln geben uns wohl die Verbindung dieser beyden Uebel zu erkennen.

Bey der Cur muß man suchen den zu starken Zufluß der Feuchtigkeiten gegen das Auge abzuleiten, die flockende Feuchtigkeiten aufzulösen und auszuleeren, und den erschlafften Gefäßen ihre gehörige Stärke wieder zu geben. Das erste erhält man, nach Beschaffenheit der Umstände, durch Aderlassen, Schröpfen, Darmreinigungen, reizende Klystiere, Fußbäder, Fontanelle, Haarseile, Blasenpflaster. Das andere verrichtet man durch den innerlichen Gebrauch auflösender Mittel, als des rohen Spießglases, des Spießglasschwefels von der dritten Niederschlagung, des versüßten Quecksilbers ꝛc. und äußerlicher zertheilender Mittel, als Bähungen oder Säcken von gewürzhaften Kräutern. Wenn man auf diesem Wege nicht glücklich ist, so muß man die Feuchtigkeiten durch folgende Operation auszuleeren suchen. Man macht, wie Hr. Heister anräth, mit einem subtilen Troicar, oder einer Lanzette, an dem untersten Theil des Auges eine Oeffnung in die undurchsichtige Hornhaut, läßt das Wasser herauslaufen und bindet alsdenn ein gewöhnliches Bleyplättchen auf das Auge. Das Ablassen des Wassers muß man täglich, oder über den andern Tag so lange wiederholen, bis das Auge seine natürliche Gestalt behält. Alsdenn verbindet man das Auge mit Campe, die man mit Eyweiß und Rosenwasser angefeuchtet hat, und applicirt das Bleyplättchen über dieselbe; und über dieses legt man eine mit Brandwein befeuchtete Compresse und befestigt hernach alles zusammen mit einer Binde. Wenn die Gestalt des Auges schon beiordnen und das Sehen verlohren gegangen, wenn die Schmerzen immer zunehmen und andere üble Zufälle zu befürchten sind: so muß man das Auge durch einen Einschnitt in die Quere oder in das Kreuz öffnen und die Feuchtigkeiten ausdrücken. Hierauf reinigt man das Auge gleich einem andern Geschwüre, und drückt es recht wohl, um das Zusammenfallen der Augenhäute zu befördern, und alles gehörig unter die Augenlieder zu bringen, mit Compressen und einem festen Verbande zusammen. Wenn das Auge, nach der Auslerung der Feuchtigkeiten, noch zu groß seyn sollte, als daß es von den Augenliedern bedeckt werden könnte, so müßte man mit einer Scheere oder Messerchen, soviel als nöthig wäre, hinwegnehmen und ein künstliches Auge einsetzen.

Die dritte Anzeige, den erschlafften Gefäßen nemlich ihre gehörige Stärke wiederzugeben, hat alsdenn statt, wenn man so glücklich gewesen ist, die stockende Feuchtigkeiten aufzulösen und zu zertheilen, oder wenn man bey noch unverderbener Gestalt des Auges und noch unverlohrnem Sehen genöthigt gewesen ist, die Feuchtigkeiten durch den Troicar oder die Lanzette auszuleeren. Man erfüllet sie durch den innerlichen Gebrauch der Chinarinde, der Eisenfeile, des künstlichen Eisenvitriols ꝛc. und den äußerlichen Gebrauch des Schmiedeschwassers, des weißen Vitriols, der Zinkblumen, beyde mit Rosenwasser vermischt, des Silberglättespiß.

Augenweide, ist eine Sache, an deren Schönheit man sich vergnügt, und die Augen gleichsam weidet; überhaupt alles, was prächtig in die Augen fällt.

Augenwimpern, sind die Haare, welche in ordentlichen Reihen, an dem Rand eines jeden Augenliedes stehen. Sie sind selten einzeln, sondern sitzen meistens doppelt, oder dreyfach beyeinander, sind steif, gekrümmt, an dem obern Augenlied länger und über sich gekrümmt, an dem untern aber kürzer und unterwärts gebogen. Sie gehen nicht weiter, als der Knorpel des Auglieds geht, und dienen hauptsächlich dazu, um theils einen kleinen Schatten vor das Auge zu machen, daß das Licht nicht zu stark einfalle, theils auch den Augapfel vor dem einfallenden Staub zu verwahren.

Augenwinkel s. unter Knochen und Augenlieder.

Augenwinkels, des großen Gewächs, ist ein an dem großen Augenwinkel zum Vorschein kommendes Gewächs, das meistentheils aus der Thränenkarunkel, öfters aber auch aus dem rothen, an der besagten Karunkel liegenden Häutgen hervorsproßt und zuweilen so groß wird, daß es nicht nur die Thränenpunkte, sondern auch einen großen Theil des Augapfels bedeckt, und dadurch große Häßlichkeit, ein beständiges Augenthränen und zuweilen auch Entzündung und Verhinderung des Sehens verursacht. Es ist von zweyerley Gattung, gutartig und bösartig. Wenn es gutartig ist, so verursacht es keine Schmerzen, hat eine röthliche Farbe und ist dabey weichlich anzufühlen; ist es aber bösartig, so ist es hart, verursacht stechende Schmerzen, ist an Farbe blaulich oder bleyfarbig und hat etwas krebsartiges an sich.

Dieses Gewächs nimmt meistens von einem, nach der Operation des Augenfügels zurückgebliebenen Stückgen Haut seinen Ursprung. Zuweilen entstehet es auch von der allzugroßen Schärfe der Thränen, die die Oberfläche der Thränenkarunkel oder des rothen, an derselben liegenden Häutgens durchfrißt, desgleichen von stockendem Blut, das sich in den ganz kleinen um diese Theile herumliegenden Aederchen befindet, dieselben auftreibt, ja wirklich ohne daß von außen eine Schwärung vorgienge, anfrißt, sich dadurch immer mehr anhäuft und zur Aufschwellung des ganzen Gewebes des besagten Theile und Entstehung des Gewächses Anlaß giebt.

Die Heilung dieses Uebels ist verschieden, je nachdem es gut- oder bösartig ist. Wenn es von gutartiger Beschaffenheit ist, so kann man es zuweilen im Anfange durch öfteres Starificiren, mit dem vorsichtigen Gebrauch gelinder Ezmittel verbunden, hinwegbringen. Das gelindeste Ezmittel, das man hier mit Nutzen gebrauchen kann, ist ein, aus vier Theilen Canarienzucker und einem Theile weißen Vitriol oder gebrannten Alaun bestehendes Pulver. Mit der Application desselben muß man vorsichtig zu Werke gehen, und jedesmal eine kleine Weile darauf das Auge mit lauichten Wasser auswaschen; auch muß man mit dem Gebrauche desselben so lange anhalten, bis das Gewächs vollkommen weggezehrt ist. Erlangt man hiermit seinen Zweck nicht, so kann man es — welches aber mit dieser Behutsamkeit geschehen muß — mit dem Höllenstein bestreichen; worauf man das Auge ebenfalls nach Verfließung einer kleinen Zeit wiederum auswaschen muß. Mit dem Gebrauche dieser Mittel muß man auch zu gleicher Zeit diejenige verbinden, die zur Auflösung der Feuchtigkeiten und Ableitung derselben von dem Auge dienen, als das Extract vom blauen Eisenhütgen, versüßtes Quecksilber, Spießglasschwefel von der letzten Niederschlagung, darmreinigende Mittel, Fontanelle, Haarschnüre, Senfpflaster, Blasenpflaster. Kann man aber das Gewächs durch den Gebrauch dieser Mittel nicht hinwegbringen, oder hätte man, anderer Ursachen wegen, sich der Ezmittel nicht bedienen wollen, so muß man es hinwegschneiden. Man fasset es zu dem Ende, wenn es

Digitized by Google

klein iſt, mit einem Zängelchen oder Häfgen an, hält dieſes mit der linken Hand, zieht das Gewächs gelinde an, und ſchneidet es alsdann mit einer Scheere oder Meſſergen, die man in der rechten Hand hat, an der Wurzel weg; iſt das Gewächs groß, ſo durchſticht man es mit einer Nadel, zieht einen Faden durch, macht mit demſelben eine Handhabe, nimmt dieſe in die linke Hand und verfährt übrigens auf die ſchon beſchriebene Art. Bey dem Wegſchneiden muß man ſich aber in Acht nehmen, daß man das Auge nicht verletze, und die Thränenkarunkel nicht ganz und gar hinwegſchneide, weil dieſes zu dem ſogenannten Thränenauge Anlaß geben würde. Es iſt deswegen rathſamer, lieber etwas von dem Gewächſe zurück zu laſſen, als zu viel hinweg zuſchneiden, weil man das überflüßige noch nachher entweder durch ein gelindes Cymittel, oder die Scheere, hinwegbringen kann; wobey man aber beſtändig darauf zu ſehen hat, daß man ſoviel übrig laſſe, als die Thränenkarunkel natürlicher Weiſe ausmacht. Wenn das Gewächs vollkommen hinweggeſchafft iſt, ſo heilt man die zurückgebliebene Wunde mit trocknenden und heilenden Mitteln, als einem mit Tutien, Myrrhen und Aloe vermiſchten Augenwaſſer. Wenn dieſes Gewächs bösartig oder krebsartig iſt, ſo darf man weder Cymittel auf daſſelbe bringen, noch die Operation vornehmen, weil es gewöhnlich durch beyde noch mehr verſchlimmert wird; nur trocknende, kühlende und ſchmerzſtillende Augenwaſſer oder Salben können ohne Gefahr angebracht werden; überhaupt, es erfordert die nemliche Vorſichten, die man bey den meiſten Krebsſchäden zu beobachten hat. Doch wie keine Regel ohne Ausnahme iſt, ſo hat es auch hier ſtatt; Purmann hat ein dergleichen ſehr bösartiges Gewächſe durchs Abbinden und Brennen der zurückgebliebenen Wurzel mit dem glücklichſten Erfolg hinwegebracht.

Augenwunde, ſ. Wunde.

Augenwurzel, ſ. Baldrian.

Augenzähne, ſ. Zähne.

Augenzeichen, ſ. Augenflecken.

Augenzeltlein, *Sinae album* (Pharmacie) ein ſtärkendes, trocknendes, und die Schärfe einhüllendes Pulver aus arabiſchem Schleim, Tragant, Stärkmehl, Bleyweis, und Fleiſchleim (Sarcocolea) zuweilen auch noch Monſaft (unter einem Quintchen des Ganzen anderthalb Grane). Es wurde vormals häufig in äuſſerlichen Augenarzneyen, vornemlich in der Augenentzündung, die von einer Schärfe herkomat, gebraucht.

Augenzeuge, ſ. Zeuge.

Augenzier, ſ. Ochſenzunge.

Augeri, ſagte man von den Opferthieren, welche man nachzuopfern pflegte, oder die man kurz auf einander zum Opfer abzuſchlachten gewohnt war, wenn das erſte, oder die nachfolgenden nicht ſo ausfielen, daß man ſich etwas gutes davon verſprechen konnte. So ſagt Suetonius im Auguſt: Circa Perſiam, ſacrificio non litante, cum augeri hoſtias imperaſſet, wobey zugleich zu bemerken, daß das Wort, litare, nicht opfern überhaupt, ſondern ein rechtmäßiges und glückweiſſagendes Opfer darbringen, anzeige. So ließ ehemals der berühmte Ueberwinder des letzten Macedoniſchen Königes Perſeus bis auf das ein und zwanzigſte Opferthier fortopfern, welches ihm endlich den Sieg verkündigte. Dies ſagt ohne Zweifel auch Virgil, wenn er von der Dido erzehlet: inſtauratque diem donis, pecudumque reclufis pectoribus inhians ſpirantia conſulit exta.

Auges, (Baukunſt) werden in einem Bathhauſe, die bedeckten Gänge genennt, welche an den Seiten des Bathhauſes angelegt worden, und die man, ſoweit ſie ſich erſtrecken, mit Netzen behängt. Dieſe Netze ſind beſtimmt, die Bälle aufzuhalten, die hineinfallen, damit ſie nicht verlohren werden. Man macht die Gänge 2 auch 3 Fuß breit, an deren äuſſern Enden ſich leichte bölterne Säulen alſo befinden, daß jedesmal eine jedem großen Schlußbalken gegen über ſtehet, welche ſich unter dem verlängerten Dache befinden. Auch macht man Vorhänge von Leinewand an, welche man, wenn die Sonne ſcheint, zuzieht, um die Zurückwerfung ihrer Strahlen in das Bathhaus zu hindern.

Auges, ſind Kähne aus einem Stücke Holz gemacht. Die Griechen nannten dergleichen Manoxilon und wir dürften davor wohl Tröge ſagen. Man bediente ſich ihrer unter andern zum Brückenbau.

Auget. Von dem Heerde oder dem Orte, wo die Zündung geſchiehet, bis zur Minenkammer oder Ofen leget man eine Wurſt oder einen mit Pulver gefüllten Schlauch von Leinewand oder Parchent. Damit dieſe Wurſt nicht gequetſcht werde, wenn man den Gang, durch welchen ſie laufet, verbauet und verſtopfet, theils keine Feuchtigkeit in ſich ziehe und alſo weder auf die eine noch auf die andere Weiſe zur Fortbringung des Feuers untüchtig werde, ſchließet man ſie in eine hölzerne Rinne, die ringsum zu iſt, ein. Sie wird aus Brettern, die einen Zoll dick ſind, viereckigt zuſammengeſchlagen, und bekommt im Lichten eine Weite von anderthalb Zollen, und dieſe Röhre oder Rinne wird Auget genannt. Wann man ſie leget, ſo iſt ſie noch oben offen, um die Wurſt bequem darein bringen zu können. Wenn aber dieſe eingebracht iſt, wird der Deckel mit hölzernen Nägeln, weil man ſich der Gefahr halber alles Eiſens in der Nähe des Pulvers enthält, zugenagelt.

Augias, ein Tagſchmetterling, ſ. Schiefband.

Augig, ſagt bey den Berg und Hüttenleuten ſoviel als hohl, blaſig, löchrig.

Augites, ein Beyname des Beryllo, ſ. dieſen Artikel.

Augmentatio, hat in den Schulen der Rhetoriker eine doppelte Bedeutung; einmal verſteht man darunter die lebhafteſte Vorſtellung der Größe einer Sache; und hiernächſt auch, wenn man in einer Rede ſtuffenweis ſteigt, ſo daß die folgende Vorſtellung immer ſtärker wird, als die vorhergehende. Longin ſagt, die Natur hat uns einen unüberwindlichen Hang gegen dasjenige gegeben, was für uns groß iſt. Redner und Dichter haben von dieſer natürlichen Anlage von jeher Gebrauch gemacht, und durch die Vergrößerung ihrer Gegenſtände das Vergnügen und die Bewegung ihrer Leſer und Zuhörer zu erhalten geſucht. Solche Vorſtellungen geben unſerer Seele gleichſam einen Schwung, daß wir uns über die gewöhnliche Sphäre hinausſetzen. Das Kunſtſtück nun, einen Gegenſtand groß, und ſeine Größe eindringend vorzuſtellen, nennt man die Augmentation. Nur muß hier vor allen Dingen darauf geſehen werden, daß ein Gegenſtand nicht zu groß wird. Wenn die Vorſtellungen ſo augmentirt werden, daß ihr Umfang nicht mehr ſinnlich überſehen werden kann, ſo verliert die Größe. Milton iſt häufig getadelt worden, daß er ſeine Teufel ſo ungeheuer groß malt, daß, man mag ſich drehen wie man will, man das Ungeheuer nicht ganz, ſondern allemal nur einen Theil davon überſieht. Verſchiedene Vorſtellungen in Arioſt's raſenden Roland ſind von gleichem Schlag. Selbſten moraliſche Geſinnungen, wenn ihre Größe übertrieben augmentirt wird, verlieren. Die wahre Augmentation aber kann auf

Digitized by Google

zweyfache Art erhalten werden; einmal durch die Gegenſtände an ſich, und hernach durch die Ausdrücke. Wenn viele ſinnlichen Theile einer Sache in eine Idee zuſammen gefaßt werden, ſo daß wir ſie auf einmal überſehen, ſo wird der Gegenſtand durch ſich ſelbſt augmentirt. Dieſe Theile können nun entweder neben einander ſeyn, oder aufeinander folgen. Von der erſten Art iſt unter ſo vielen Dichtern Kleiſts Frühling, ein unnachahmliches Beyſpiel. Von der andern Art, mag folgende Stelle aus Hallers Gedichten zum Beyſpiel dienen.

Ich häufe ungeheure Zahlen,
Gebürge Millionen auf
Ich wälze Zeit auf Zeit, und Welt auf Welt zu Hauf ꝛc.

Man vergleiche damit, was wir oben unter dem Artickel: Augentia, geſagt haben. Die andere Art, wie ein Gegenſtand augmentirt werden kann, liegt in dem Ausdruck der Gedanken. Derjenige, der einen Gegenſtand auf dieſe Art augmentiren will, muß eine gewiſſe natürliche Anlage des Geiſtes haben, ſich über das Gewöhnliche hinauszuſetzen, und auch Stärke und Entſchloſſenheit genug, ſeine Empfindungen auszudrücken. Er muß die Kräfte ſeines Geiſtes anſtrengen, daß er in einen gewiſſen Enthuſiasmus geräth, der aber nicht in das Abentheuerliche fällt. Wenn z. E. ein Dichter einen Löwen dermaſſen brüllen ließ, daß ſich ſogar ſein Schatten davor entſetzte; ſo würde dieſes die Sache unnatürlich übertrieben, nicht aber augmentirt ſeyn. Bey Zuſammenſetzung der Charactere muß ſich der Dichter hüten, daß er die Aeußerungen derſelben nicht auf Unkoſten der Wahrſcheinlichkeit zuſammen häufe. In dem Geizhals des Moliere tadeln einige Kunſtrichter, daß er das Lächerliche dieſes Laſters in einigen Stellen zu ſtark übertrieben habe. Es giebt eine Art der Augmentation, da durch die Kürze des Ausdrucks die Seele mit einer Menge Ideen erfüllt wird, ohnerachtet der Dichter wenig ſpricht. Als Jukle in der bekannten Gellertſchen Erzählung, im Begriff war, ſeine Rettern, Yarike, die ihn ſo zärtlich liebte, ſeinem ſchändlichen Geldgeize aufzuopfern; läßt ſie der Dichter flehen:

mich, die ich ſchwanger bin, mich!

Dieſes einzige mich! enthält mehr Augmentation, als die Seitenlange Strafpredigt, die ein gewiſſer Verbeſſerer dieſer Fabel in rauſchenden Hexametern herbrauſt. Unter den Fehlern, die in Abſicht auf die Augmentation können begangen werden, zeichnen ſich hauptſächlich zweene aus. Der eine iſt, wenn ſich der Redner und Dichter in den Wolken verliert und Vorſtellungen bildet, die übertrieben und höher ſind, als ihre Objecte; man nennt ihn gewöhnlich Schwulſt. Der andere Fehler iſt die Weitſchweifigkeit. Hierein verfallen meiſtentheils gute Köpfe, deren Geſchmack keine richtige Bildung erhalten hat. Sie holen ihre Gleichniſſe aus Miſiſippi, plündern das ganze Naturreich, ſammeln ſich Fülöhrner, ſchmücken ihre Gedichte mit den Reichthümern aller Länder aus; wenn ſie in Vergleichungen fallen, ſo können ſie nicht ſatt werden; ſie überladen ihre Gedichte mit Zierrathen, und indem ſie gefallen wollen, ſo erregen ſie Eckel. ſ. mit mehrern, Trockenheit, Schwulſt, Weitſchweifigkeit.

Die Augmentation in der andern Bedeutung, da die Rede in ihren Vorſtellungen ſtuffenweis ſteigt, wird mit einem beſondern Namen, Auxeſis genennt, davon wir an ſeinem Ort reden werden.

Augmentativa, ſind ſolche Beywörter, die eine Vermehrung anzeigen, und ſich in oſus, und lentus, endigen. Z. E. animoſus, bellicoſus, fraudulentus, opulentus. In Anſehung der erſtern aber muß man ſich beſonders in Acht nehmen, weil viele nach der Aehnlichkeit ſolcher Wörter neue gebildet, und ſie unter die guten Ausdrücke gemiſcht haben. Z. E. nach vitioſus, hat man virtuoſus, nach prodigioſus, miraculoſus, nach pretioſus, ſeriosus, gemacht. Eine ſorgfältige Lecture der Alten lehret das ächte von den falſchen unterſcheiden.

Augmentum, iſt ein grammaticaliſcher Ausdruck, und man verſteht darunter die Hinzuſetzung eines oder mehrer Buchſtabens an den Anfang der Zeitwörter, wodurch man die Zeiten derſelben beſtimmt. Es iſt eigentlich in der griechiſchen Sprache zu Haus, und wird zu den præteritis, aoriſtis und paullopoſtfuturo hinzugeſetzt. Man theilt es ein in das ſyllabicum und temporale. Jenes beſtehet darinnen, wenn ein Zeitwort, das mit einem Mittauter anfängt, vorne mit einer, oder zwo Sylben vermehrt wird. Z. E. τυπτω, ἐτυπτον, τετυφα, ἐτετυφειν; dieſes iſt, wenn der Selbſtlauter, womit das Zeitwort anfängt, in einen langen verändert wird. Hier wächſt das Zeitwort nicht um eine Sylbe, ſondern nur an der proſodiſchen Quantität; da nun dieſe in der griechiſchen Sprache χρονος, tempus, heißt; ſo iſt die Benennung temporale davon hergekommen. Z. E. ἐχω, εἰχον, ἡχομαι, ἠχομην, ἀγω, ἠγον, ὀφειλω, ὠφειλον, αἰρω, ἦρον, αὐξανω, ηὐξανον, οἰκιζω, ᾠκιζον. Was das augmentum ſyllabicum anbelangt, ſo ſetzt es in den imperfectis und aoriſtis, ein ε, in den perfectis und paullopoſtfuturo, außerdem noch den erſten Buchſtaben des verbi, und in den plusquamperfectis noch ein ε hinzu. Doch ſind hievon ausgenommen 1) die verba, die mit einem ϐ anfangen, welche in allen temporibus ſein anderes augmentum, als die Sylbe εϐ haben, 2) die verba, die mit ζ, ξ, ψ, ingleichen zween Mitlautern, die eine vollkommene poſition machen, nicht weniger mit γν, γλ, anfangen. Die übrigen grammaticaliſchen Ausnahmen und nähern Beſtimmungen anzuführen, würde zu weitläuftig ſeyn; denn nicht nur in den verſchiedenen Mundarten der griechiſchen Sprache, zeigen ſich unter andern auch Verſchiedenheiten in Anſehung des Augments, z. E. anſtatt des Augments η ſagen die Attiker und Joner εα; ſondern es wird auch von den Dichtern oft gar weggelaſſen, oft verſetzt, oft vergrößert, oft verkleinert. Wenn man alle dieſe Fälle mit einander vergleicht, ſo ſollte man faſt auf die Gedanken kommen, daß die ältern Griechen gar kein anderes augmentum, als das ſyllabicum gehabt haben, und ſolches in der folgenden Zeit erſt in das temporale durch eine contraction verwandelt haben, z. E. anſtatt εοικιζον, ſagen ſie kurz ᾠκιζον, anſtatt εἰχον, εἶχον ꝛc. Auch in der lateiniſchen Sprache findet man Spuren eines augmenti, und zwar des ſyllabici, in einigen verbis, die die erſte Sylbe verdoppeln, z. E. curro, cucurri, tondeo, totondi; des temporalis, in ago, egi, emo, emi. Die neuern Griechen kennen kein anderes augmentum als das ſyllabicum, von αὐξανω, ſagen ſie αὐξηνω, von ἀλαστω, ἀλαξαν. Auch darinnen gehen ſie von den alten Griechen ab, daß ſie bey denen mit Präpoſitionen zuſammengeſetzten verbis das augmentum vor die Präpoſition ſetzen, z. E. von καταδεχομαι, anſtatt κατεδεχομην, ſagen ſie ἐκαταδεχομην.

Augne, *Points d'*, eine Sorte von ganz feinen Spitzen, welche fürnemlich zu feinen Anzügen und Manſchetten gebraucht werden.

Augſpurger Bär, (*Noctua Matronula*) ſ. Dame, auch Bärraupen.

Augſpurger Balſam. Unter die große Menge von Arzneyen, welche ohne Bekanntmachung der Bereitungsart und Ingredienzen verkauft werden, gehört auch der bekannte Augſpurger Balſam, eine Auflöſung mancherley ätheriſcher Oele in Weingeiſt. Hat viele gedruckte Privilegia, einen Gebrauchszettel, und iſt nicht allein beynahe, an allen Orten zu haben, ſondern auch ſo bekannt, daß es überflüſſig wäre zu ſeinem Lob oder Tadel hier mehreres zu ſagen. Im Grunde leiſtet der Hofmänniſche Lebensbalſam, welcher in jeder Apothek zu haben iſt oder andere ähnliche balſamiſche Mittel, eben dieſe Dienſte.

Augſpurgiſche Confeſſion. Bey der Trennung der evangeliſch lutheriſchen und catholiſchen Kirche wurde von den erſtern eine Schrift aufgeſetzt, in welcher ihre Unterſcheidungslehren von dieſer Kirche enthalten waren, ſie wurde dem Kayſer Carl V. nachdem es von den Evangeliſchen unterſchrieben war, zu Augſburg auf einem dortigen Reichstag übergeben, und vor der Reichsverſammlung den 25ten Junii 1530 verleſen. Von dem Orte Augſpurg hat es den Namen Augſpurgiſche Confeſſion. Der Kayſer hatte bey dem Ausſchreiben zum Reichstage befohlen, daß die proteſtantiſchen Stände ihre Meynung und Lehre in Schriften ſtellen und übergeben ſollten. Der Churfürſt von Sachſen Johannes, übertrug daher den Wittenbergiſchen Theologen, Martin Luther, Joh. Bugenhagen, Juſt. Jonas, und Philipp Melanchthon, einen ſolchen Aufſatz oder kurzen Inbegriff der proteſtantiſchen Lehre zu entwerfen, und ihm den 21ten März zu Torgau zu Händen zu ſtellen. Es hatte Lutherus ſchon auf Verlangen eines Convents der Proteſtanten in Schwobach zu mehrerer Einigkeit in der Lehre einige Artickel bereits vor dem kayſerlichen Befehl entworfen, und daſelbſt den proteſt. Ständen übergeben laſſen, welche auch die Schwobachiſche Artickel heißen, und jetzt zum Grunde gelegt wurden. Es wurde dieſe Schrift zwar hauptſächlich von Luthero verfaßt, aber doch von den andern Theologen mit überſehen, und dem Churfürſten zu Torgau übergeben, wovon ſie den Namen torgiſche Artickel bekam. Dieſe beſtunden aus 17 Artickeln, und enthielten den Stoff der ſogenannten Augſpurgiſchen Confeſſion. Der Churfürſt gieng mit denſelben nach Augſpurg, ließ den D. Luther weil er noch in der Reichsacht war, in Coburg zurück, nahm aber Philipp Melanchthon, Joh. Agricola und Georg Spalatin mit ſich. Er erwartete den Kayſer bis den 15ten Junii. Während der Zeit mußte Melanchthon mit den ſächſiſchen, ſchwäbiſchen, und fränkiſchen Theologen, die auch ihre Aufſätze zu einem Glaubensbekenntniß mitbrachten, wohin beſonders Erh. Schnepf, Joh. Brentius und Andr. Oſiander gehörten, conferiren, er verfertigte darauf aus ihren Aufſätzen und den torgiſchen Artickeln, die Augſpurgiſche Confeſſion. Indeſſen hatte Luther nicht nur ſeine Erinnerungen nach Augſburg geſchickt, ſondern es wurde ihm auch die ganze Confeſſion nach Coburg zugeſchickt, um ſie zu durchgehen. Dieſe beſtund aus 28 Artickeln. 21. betrafen Glaubenslehren und 7 die Mißbräuche welche abzuſtellen wären. Von der ganzen Schrift war der Styl von dem Melanchthon und die Materie eigentlich von Luthero beſorgt. Die lange Verzögerung des Kayſers bis zu ſeiner Ankunft in Augſpurg hatte denen

Proteſtanten Gelegenheit gegeben, dieſes Bekenntniß in die gegenwärtige Ordnung zu bringen. Wie es fertig war, ſo wurde es von den proteſtirenden Ständen unterſchrieben, nemlich von Johann, Churfürſt von Sachſen, Georg, Marggraf von Brandenburg, Ernſt, Herzog von Lüneburg, Philipp, Landgraf von Heſſen, Wolfgang, Fürſt von Anhalt, die Reichsſtädte Nürnberg und Reutlingen und im lateiniſchen Exemplar auch von dem Churprinz von Sachſen, Johann Friedrich. Der Reichstag wurde den 20. Junius eröffnet und an demſelben iſt auch die Unterſchrift geſchehen, da ſie denn dem Kayſer und zwar lateiniſch und deutſch übergeben wurde, der ſie auch und zwar das deutſche den 25ten öffentlich vor der Reichsverſammlung und in ſeiner Gegenwart von dem Churſächſiſchen Canzler D. Chriſtian Baier in der Capelle auf dem Biſchoffs Hofe verleſen ließ. Das lateiniſche Exemplar behielt der Kayſer vor ſich, und ließ es nach Brüſſel bringen, das deutſche Exemplar erhielt der Churfürſt von Mainz als Reichs-Canzler ins Reichs-Archiv. Nachdem die Confeſſion bereits übergeben war, wurde ſie noch von den Reichsſtädten, Kempten, Heilbron, Windheim und Weißenburg unterſchrieben, und nachher traten noch mehrere hinzu. Zu eben der Zeit übergaben auch die 4 Städte Straßburg, Coſtnitz, Memmingen und Lindau, ein eignes Bekenntniß, welches confeſſio tetrapolitana genannt wird, von Bucero aufgeſetzt und dem Zwinglichen Lehrbegriff gemäß war; es wurde aber nicht angenommen. Auch Zwinglius hatte eine Confeſſion verfertigt und dem Kayſer überreichen laſſen, welche aber eben ſo wenig angenommen wurde. Dieſe beyde zurückgegebene Bekenntniſſe werden zwar von dem Orte Augſpurg auch zuweilen Augſpurgiſche Confeſſionen genannt, ſie ſind aber von der proteſtantiſchen leicht zu unterſcheiden. Dieſe wurde 1530 in 4to und wie man vermuthet zu Lindau oder Coſtnitz gedruckt: denn der Ort war weder in dieſer noch in einigen andern Ausgaben gemeldet. Die erſte Ausgabe, wobey der Ort angezeigt worden, hat Melanchthon lateiniſch zu Wittenberg mit einer Vorrede 1531 beſorgt. Sie wurde auch ſehr bald in andere Sprachen überſetzt. Der Kayſer ſelbſt ließ ſie ins Spaniſche, Portugieſiſche, und Italiäniſche, auch der päbſtliche Legat noch beſonders ins Italiäniſche übertragen, und ſo wurde ſie an die Höfe geſchickt. Sie wurde aber auch bald ins Franzöſiſche, Polniſche, Böhmiſche, Niederländiſche, Wendiſche und Croatiſche und endlich auch ins Griechiſche überſetzt, wodurch ſie bald ſehr ausgebreitet und die darin vorgetragene Lehre allenthalben bekannt wurde.

Dieſes Glaubensbekenntniß beſteht aus der Vorrede, Abhandlung und dem Beſchluß. In der Vorrede wird hiſtoriſch die Veranlaſſung deſſelben durch den Befehl des Kayſers im Ausſchreiben, deſſen Rede, womit er den Reichstag geöffnet, und die Abſicht des Bekenntniſſes angeführet, daß die Proteſtanten ſie zwar nicht zur Entſcheidung dem Kayſer und den Reichsſtänden vorlegen aber zur Erörterung in einem zu haltenden unpartheyiſchen Concilio übergeben wollten. Die Abhandlung beſteht in 2 Theilen, in dem erſten werden die Lehren, und im andern die Mißbräuche vorgetragen. Bey den Lehren ſind nur die vornehmſten in 21 Artickeln angeführt, worinn die Proteſtanten theils ihre Lehre vertheidigen, theils die angeraebenen Irrthümer widerlegen wollen. Es wird in dem erſten Artickel die Richtigkeit des Nicäniſchen Symboli von der Dreyeinigkeit nach der heil. Schrift erkannt, und beſonders das Wort Perſon gegen unrichtige Erklärungen oder Mißdeutungen

Digitized by Google

beſtimmt, die Manichäiſchen, Arianiſchen, Samoſakeniſchen und Muhamedaniſchen Irrthümer aber verworfen; in dem zweyten wird die Lehre von der Erbſünde vorgetragen, und daß dieſelbe auch wenn keine wirkliche Sünde erfolgt, verdammlich ſey, daher das Verdienſt Chriſti für alle Menſchen nöthig ſey, desgl. die Taufe, obgleich der unverſchuldete Mangel derſelben nicht für verdammlich erklärt wird. Dabey wird die Pelagianiſche Lehre verworfen. In dem dritten, wird von Chriſto nach dem apoſtoliſchen Symbolo, gehandelt, und weil dagegen kein Widerſpruch war, ſo werden auch hierbey keine Irrthümer verworfen. Im vierten wird die Rechtfertigung des Menſchen vor Gott vorgetragen. Es wird alles Verdienſt der Werke ausgeſchloſſen, und dagegen gelehrt, daß der Menſch umſonſt aus Gnaden, um Chriſti willen und durch den Glauben an ihn vor Gott als ein Gerechter angeſehen und behandelt werde, und Vergebung der Sünden erhalte. Hier wird die gegenſeitige Meynung aus Beſcheidenheit gar nicht angeführt. Im fünften, iſt die Rede vom Lehramt als dem Mittel, deſſen ſich Gott zur Hervorbringung des Glaubens bediene. Es werden dabey diejenigen nicht genennt, welche durch dieſen Artickel widerlegt werden. Im ſechſten: von der Nothwendigkeit guter Werke, als Früchte des Glaubens. Auch hier wird aus Beſcheidenheit der Catholicken nicht gedacht. Im ſiebenten: von der chriſtlichen Kirche, beſonders in Beziehung auf die unſichtbare Kirche: von der beſtändigen Fortdauer derſelben, den Kennzeichen der wahren Kirche, nemlich der Verkündigung des reinen Evangelii, und der rechten Verwaltung der heil. Sacramente. Im achten: von der Miſchung gute und böſer Glieder in der ſichtbaren Kirche, und daß die Sacramente ihre Kraft behalten, wenn ſie auch durch unbekehrte Lehrer verwaltet werden: Es werden dabey die Meynungen der Donatiſten und anderer ungenannten verworfen. Im neunten: von der Taufe, ihrer Nothwendigkeit und Würkung beſonders der Kindertaufe; es werden die Meynungen der Wiedertäufer verworfen. Im zehnden: von dem heil. Abendmahl und der wahrhaften Gegenwart und Genießung des Leibes und Blutes Chriſti in demſelben. Im eilften: daß die Beichte zulälig und nützlich ſey, doch ohne daß ſie einen göttlichen Befehl vor ſich habe; dabey wird die Erzählung aller einzelnen Sünden für unmöglich und unnöthig erklärt. Im zwölften: von der Buße, der Zerknirſchung des Herzens und dem Glauben an Chriſtum, der ſich im neuen Gehorſam beweiſe, dabey wird gezeigt, daß ein Menſch aus der Gnade fallen aber auch wieder aufgenommen werden könne, daß hier im Leben keine völlige Unſündlichkeit möglich ſey, und man ſelbſt nicht für die Sünden genug thun könne. Im dreyzehnden: von den Sacramenten, daß ſie nicht blos Zeichen eines äußern Religionsbekenntniſſes, ſondern Zeichen der göttlichen Gnade gegen uns ſeyen, wornit er unſern Glauben befeſtige und erhalte; daß der wahre Glaube zum heilſamen Gebrauch derſelben nöthig ſey, und der Gebrauch an ſich nicht auf eine phyſiſche Art den Nutzen hervorbringe. Im vierzehnden: vom Lehr- und Predigtamt, der Nothwendigkeit eines rechtmäßigen Berufs zu demſelben, und den geiſtlichen Verrichtungen gottesdienſtlicher Perſonen, oder Lehrer. Im funfzehnden: von den Kirchengebräuchen, und deren Beybehaltung ſoweit ſie unſündlich ſeyen; ohne daß man darauf ein Verdienſt ſetzen dürfe. Im ſechszehnden: von der Rechtmäßigkeit des bürgerlichen und weltlichen Standes, und des Unterſchiedes, auch der Geſchäfte in demſelben: Im ſiebenzehnden: von der Zukunft Chriſti zum Gericht, Auferſtehung der Todten, ewigen Seeligkeit und Verdammniß, mit Verwerfung eines weltlichen Reichs Chriſti, das er auf Erden noch errichten werde. Im achtzehnden: vom freyen Willen, dem gänzlichen Unvermögen des Menſchen in geiſtlichen Dingen, ob er gleich in natürlichen Dingen noch Kräfte habe. Im neunzehnden: daß Gott zwar der Schöpfer der Natur ſey, aber doch das Böſe nicht von Gott, ſondern von dem Menſchen ſelbſt, und dem Teufel komme. Im zwanzigſten: von der Nothwendigkeit der guten Werke, und daß man die Proteſtanten fälſchlich beſchuldige, als wenn ſie ſolche verwürfen, oder nicht für nothwendig hielten, da ſie nur die Verdienſtlichkeit derſelben leugneten, und daß dieſe ihre Lehre eine wahre Beruhigung für die Menſchen enthalte. Der ein und zwanzigſte: wie man ſich zwar der verſtorbenen Heiligen erinnern und ſich zu ihrer Nachfolge ermuntern, aber ſie nicht anbeten dürfe. Zum Beſchluß wird erinnert, wie dieſe ihre Lehre mit der heil. Schrift übereinſtimme, und die alten Kirchen-Väter eben dieſelbe bekannt hätten. Der zweyte Theil der Abhandlung hat es mit den Mißbräuchen zu thun, und enthält 7 Artickel. Im erſten wird erinnert daß das Abendmahl nicht unter einer, ſondern beyderley Geſtalt gehalten werden müſſe, und daß es nicht in Proceßionen herumgetragen werden dürfe. Im zweyten: daß man dem geiſtlichen Stande die Ehe nicht unterſagen ſolle und dürfe. Im dritten: daß man zwar die Winkel und Privatmeſſen abgeſchaft, und den Irthum vom Meßopfer verworfen habe, aber nicht das heil. Abendmahl, welches mit aller Ehrfurcht und in der Mutterſprache gehalten werde. Im vierten: daß man die Beichte nicht abgeſchaft, aber eine beſſere und zweckmäßige Einrichtung derſelben gemacht, die Erzählung aller aller Sünden im Beichtſtuhl keinen Grund habe, und verwerflich ſey. Im fünften wird der Schaden gezeigt, der aus den menſchlichen Aufſatzen, und Verbindlichkeit erfolge, weil dadurch das Evangelium verdunkelt, die göttlichen Geſetze verachtet, und die Gewiſſen beunruhigt würden; es ſey aber falſch, daß ſie die Nothwendigkeit der Creuzigung des Fleiſches leugneten. Uebrigens ſeyen die äußern Kirchengebräuche frey. Der ſechſte handelt von dem offenbaren Verfall des Mönchsſtandes, von der Beſchaffenheit und Unverbindlichkeit der Kloſtergelübde, und wie unrichtig darauf ein Verdienſt geſetzt werde; daß dieſen Gelübden die wahre Eigenſchaft verbindlicher Gelübde fehle, und man ohne Verſündigung den Kloſterſtand verlaſſen könne. Im ſiebenten: von der Kirchengewalt und der obrigkeitlichen Macht, und den wahren Grenzen eines jeden Standes. Die Lehrer könnten ſich keine obrigkeitliche Gewalt anmaßen. Im Beſchluß wird endlich angeführt, warum dieſe Artickel gewählt worden, nemlich um ſie öffentlich vorzulegen, wobey die Abſicht dieſer feyerlichen Uebergabe nochmals erklärt wird. Dieſe Confeſſion iſt durchgehends in der lutheriſchen Kirche als ein ſymboliſches Buch und zwar als das erſte und wichtigſte angenommen worden. Doch ſind von Zeit zu Zeit einige Veränderungen darinn vorgegangen, davon ſ. **Augſpurgiſche Confeſſion veränderte oder variata.** In der lutheriſchen Kirche iſt auch über das Anſehen derſelben und ihre Verbindlichkeit zuweilen geſtritten worden, wovon in dem Artickel von ſymboliſchen Büchern mit mehrern gehandelt werden wird. Von denen Ueberſchriften, die jeder Artickel hat iſt noch zu merken, daß ſolche ſpäter ſind, und eben daher auch nicht immer vollkommen auf den jedesmaligen Inhalt paſſen.

Digitized by Google

In denen Exemplarien, die dem Kayser übergeben wurden, waren bloße Paragraphen, ohne Ueberschriften.

Augspurgische Confession, veränderte, *Variata* und *Invariata*. Melanchthon, welcher die Feder bey der Augspurgischen Confession geführt hatte, war gewohnt, in seinen Schriften immer zu ändern oder zu poliren. Eben dieses geschah auch von ihm in der Augspurgischen Confession, so daß er sowohl vor der Uebergabe derselben an den Kayser, als auch nach derselben bey deren Ausgaben manches umänderte. Zuerst betraf dasselbe blos eine andere Wahl von Redensarten, auch wohl einige glimpflichere Ausdrücke, gewisse Abkürzungen oder weitere Ausführungen, ohne daß die Sache selbst oder der Inhalt dabey im geringsten litte und geändert wurde. Bis dahin war noch alles unschuldig; doch konnte freylich seine Freyheit nicht völlig gut geheißen werden. Denn da es einmal ein symbolisches Buch der Kirche war, so stund es weder ihm noch jemand anders frey, darinn irgend eine Aenderung vorzunehmen. Wie er aber 1540 eine neue Auflage veranstaltete, und darinn mit den Lehren selbst etwas frey umgieng, und aus allzuübertriebener Liebe zum Frieden sich in den Lehrsätzen, die die Evangelisch-Lutherische Kirche von der Reformirten trennt, dunkel und zweydeutig ausdrückte, erregte er nicht geringe Aufmerksamkeit. Die Evangelischen fiengen an unzufrieden zu werden, und die Catholiken warfen ihnen vor, daß sie von ihrem Bekenntniß abgewichen seyn, und sich daher der denen Augspurgischen Confessionsverwandten versicherten Freyheiten im römischen Reiche nicht weiter zu erfreuen hätten. Die wichtigsten Veränderungen betrafen den vierten Artickel, von der Rechtfertigung, den er nicht nur ausnehmend vergrößerte, sondern auch noch darinn behauptete: das Evangelium sey eine Predigt zur Buße, strafe Sünde, und fordere Buße. Eben das that er im fünften Artickel, da von eben dieser Wahrheit gehandelt wird, so wie er ihn auch aus der Apologie ohne Noth vergrößerte. Im zehnten Artickel hatte es vorher geheißen, daß der Leib und das Blut Christi im heil. Abendmahl wahrhaftig zugegen sey, und allen Communicanten wirklich ausgetheilt werde, und daß die gegenseitige Lehre verworfen werde; dagegen setzte Melanchthon in seiner neuen Ausgabe: der Leib und das Blut Christi werden mit dem Brod und Wein wirklich denen Communicanten dargereicht, (welches so ausgelegt wurde, als könne es auch von dem Genuß der Früchte der Vorsehung, ohne wahrhafte Gegenwart des Leibes und Blutes Christi, verstanden werden). Inzwischen gab es auch viele Theologen, die Melanchthon entschuldigten, und mehr eine Veränderung der Worte, als der Sachen, bemerken wollten, und behaupteten, die vorgenommenen Aenderungen seyn zu Erhaltung und mit Wissen Luthers geschehen, und beziehen nur in einer mehrern und deutlichern Auseinandersetzung der Sachen, oder es sey nicht Aenderung, sondern Erklärung der Augspurgischen Confession, mit Bepathung Luthers, gewesen. Um nun die deshalb entstandenen Unruhen beyzulegen, und die Vorwürfe der Catholiken, daß die Protestanten von ihrem Glaubensbekenntniß abgewichen seyn, zu vernichten, haben die Protestanten ein Jahr nach dem Tode Melanchthons An. 1561 zu Naumburg einen Convent gehalten, und darinn beschlossen, die unveränderte Augspurgische Confession, so wie solche dem Kayser übergeben worden, wieder herzustellen. In dieser Absicht wurden die ersten Ausgaben und die von Spalatin und Brentius auf dem Reichstage zu Worms 1530 selbst geschriebene Exemplaria verglichen. Diese Ausgabe bekam darauf den Namen der Invariatæ, und als An. 1580 die formula concordiæ herauskam, gab man sich Mühe, aus dem Mayntzer Archiv eine Copie von dem auf dem Reichstag übergebenen Exemplar zu bekommen. Diese Invariata ist von der Zeit an das eigentliche symbolische Buch der Lutherischen Kirche, die vom Melanchthon geänderten Editionen aber heißen die Variata, welche die Reformirten annahmen, weil sie ihren Lehrsätzen nicht entgegen war.

Augspurgische Confessions-Verwandte, heißen alle mittelbare und unmittelbare Glieder des deutschen Reichs, welche sich äußerlich zu der auf dem Reichstage zu Augspurg im Jahr 1530 übergebenen Glaubensformel bekennen. Nachdem diese Benennung ihnen zum erstenmal im Nürnberger Reichsabschiede vom Jahr 1543. §. 34. beygelegt war: so ist sie hernach im Passauischen Vertrage, in dem Religions- und Westphälischen Frieden, in der Cammergerichts- und Reichshofraths-Ordnung, in dem jüngsten Reichsabschiede und andern neuern Reichsgesetzen so häufig gebraucht worden, und Gebrauch und Annahme derselben hat so wenig Bedenklichkeit gefunden, daß die deutsche Staatsgrammatik diese Benennung ganz vorzüglich gestempelt zu haben scheint. Man begriff anfänglich darunter allein die Lutheraner; der Westphälische Friede dehnte aber die Benennung, so wie die Rechte der darunter begriffenen Religionspartheie, auch auf die Reformirten aus. (I. P. O. art. VII. §. 1.) Seit dem werden in allen Stellen der Reichsgesetze, wo der Augspurgischen Confessionsverwandten Erwähnung geschieht, sowohl Reformirte als Lutheraner verstanden.

Der Westphälische Friede hat (art. V. §. 1.) postiven den Catholischen und Augspurgischen Confessionsverwandten in Deutschland die vollkommenste Gleichheit gestiftet, soweit nemlich dergleichen mit den übrigen Anordnungen dieses und anderer Reichsgrundgesetze bestehen kann. Was zufolge derselben dem einen Theil Recht ist, soll auch dem andern Theil Recht seyn. Alles gewaltthätige und eigenmächtige Verfahren gegen einander ist beyden Theilen untersagt, und gütliche Unterhandlung ist der einzige Weg, die zwischen ihnen entstandenen Religionsirrungen beyzulegen. Dieser völligen Gleichheit haben sich nicht allein unmittelbare Glieder des Reichs, sondern auch ihre Unterthanen zu erfreuen. (I. P. O. art. V. §. 35.) Letztere dürfen ihrer Religion halber nicht der Verachtung ausgesetzt oder bey Innungen und Zünften deshalb ausgeschlossen werden; keine ihnen nach den Gesetzen des Landes zugefallene Erbschaften und Vermächtnisse können der Religion wegen versagt werden; alle für Kranke, Arme und Gebrechliche bestimmte Stiftungen sollen, ohne Unterschied der Religion, jedem, der ihrer bedarf, zu gute kommen; vornemlich aber soll nie ein Theil den andern hindern, seine Todten an den hiezu bestimmten öffentlichen Plätzen und mit den gewöhnlichen Ehrenbezeugungen zu beerdigen. Auch soll bey solchen Begräbnissen keines Theils Geistlichkeit von den Angehörigen eines Verstorbenen des andern Theils etwas mehreres, als die gewöhnlichen Leichengefälle, fordern; und der Verschiedenheit der Religion ohngeachtet sollen die Bürger und Einwohner eines Orts überhaupt gleichen Schutz und gleiche Rechte genießen.

Die Augspurgischen Confessionsverwandten fordern also, vermöge dieser Verordnung, eine eben so vollkommene Religionsfreyheit, als die Catholischen an ihrem Theil. Sie halten allen Zwang für widerrechtlich, der sie zu etwas nöthigt, was den Grundsätzen ihres Glau-

Digitized by Google

bensbekenntnisses zuwiderläuft. Dahin gehört die Anbetung der Hostie, die Bilderverehrung, die Besuchung der Messe, die Ablegung des Eydes nach catholischer Weise, die Beobachtung der im canonischen Rechte verbotenen Grade bey den Heyrathen, die Heiligennennung der römischen Kirche u. s. w. Sie halten es auch um so mehr für ungesetzlichen Zwang, wenn ein protestantischer Landesherr genöthigt werden will, den catholischen Kirchen und Klöstern in seinem Lande ein jus Asyli zuzugestehen, da selbst catholische Landesherren sich heutzutage berechtigt halten, solches einzuschränken; (s. Asylum).

Was die Besuchung der Messe insonderheit bey der Kayserwahl und Krönung anbetrift, so ist seit der Wahl K. Maximilian II. ein beständiges Herkommen, daß die Augspurgischen Confessionsverwandten, solange die Messe dauert, sich entfernen.

Damit auch wegen der Eydesformel nicht weiter zwischen beyden Religionsparthien Streit seyn möchte: so hat man sich über eine Formel verglichen, deren sich sowohl Catholische als Protestanten, ohne Anstoß ihres Gewissens, bedienen können und sollen; (s. Eydesformel.)

Als eine natürliche Folge der ihnen zustehenden Religionsfreyheit, haben sich die Augspurgischen Confessionsverwandten auch berechtigt gehalten, ihre symbolischen Bücher so oft weder auflegen zu lassen, als es ihnen beliebte; und als man gleichwohl versuchte, sie daran zu hindern, wurde in der Wahlcapitulation (art. II. §. 8.) dem Reichshofrath anbefohlen: sich nicht anzumaßen, den heilsamen Reichssatzungen zuwider über neue Ausgaben ihrer symbolischen Bücher, welche sie vor oder nach dem Religionsfrieden dafür angenommen hätten, oder noch annehmen möchten, den Fiscal zuhören, oder Processe ausgehen zu lassen.

Die Reichsstände, welche der Augspurgischen Confession zugethan sind, machen zusammen ein eigenes Corpus aus; (s. Corpus Evangelicorum). Nach der vollkommenen Gleichheit zwischen ihnen und den Catholischen, muß sowohl bey ordentlichen als außerordentlichen Reichsdeputationen von beyden Theilen eine gleiche Anzahl Stände ernannt werden (s. Deputation des Reichs). Desgleichen muß aus eben dieser Ursach bey Bestellung der Reichsgeneralität, der Kriegsrathsdirectoren, bey Besetzung des Reichs-Cammergerichts und Anordnung der Senate an selbigen, auf die Gleichheit der Religion gesehen werden. Wie sich ferner die Wirkung dieser vollkommenen Gleichheit beyder Religionsparthien in allen andern deutschen Staatsangelegenheiten, insonderheit auf dem Reichstage und bey den höchsten Reichsgerichten äußere, wird unter den hier hingehörigen Artikeln gezeigt werden. Hier ist nur überhaupt davon noch folgendes anzumerken.

Zufolge dieser vollkommenen Religionsgleichheit fordern ferner die der Augspurgischen Confession zugethanen Stifter in Deutschland eben die Ehre und eben den Rang, welchen sie vor der Reformation gehabt haben. Jedoch ist auf dem Reichstage, um manchen Schwierigkeiten abzuhelfen, für die Bischöfe der Augspurgischen Confessionsverwandten ein besonderer Sitz beliebt worden (s. Queerbank). Uebrigens bedienen sich aber die protestantischen Bischöfe und Prälaten eben solcher Insignien, als die Catholischen, und empfangen gleiche Titel mit ihnen.

So wie überhaupt jedermann erlaubt ist, von einer Religionsparthie zur andern überzugehen: so hat auch insonderheit die Religionsveränderung eines protestantischen Bischofs oder Prälaten auf seine Person eben die Wirkung, welche dergleichen Veränderung auf die Person eines catholischen hat (s. Reservatum ecclesiasticum). Gleichermaßen haben die Augspurgischen Confessionsverwandten zu Canonicaten und Ritterordens gleiches Recht mit den Catholischen, und das Entscheidungsjahr allein muß ausweisen, aus und von welcher Religionsparthie eine eröffnete Stelle zu besetzen sey. Diejenigen, welche von den Augspurgischen Confessionsverwandten zum Genuß solcher Pfründen gelangen, genießen eben den Rang und alle die Vorzüge, deren sich ihre catholischen Mitbrüder zu erfreuen haben. Ueberdem bedienen sie sich noch mancher anderer Freyheiten, die sich mit den Grundsätzen ihres Glaubensbekenntnisses besser, als mit dem Statu clericali der Catholischen, vereinigen lassen. Dahin gehört die Freyheit, sich zu verheyrathen, wofern solche nicht durch entgegengesetzte Statuten eingeschränkt ist; die Befugniß, über ihr Vermögen letzte Willensverordnungen zu machen; weltliche Lehen zu erben; Bürgschaft zu leisten; Vormundschaften zu übernehmen; nach Wechselrecht sich zu verbinden und dergleichen.

Das jus Diœcesanum und die ganze geistliche Gerichtbarkeit der catholischen Bischöfe, mit allen ihren besondern Arten, über die Stände der Augspurgischen Confession und deren Unterthanen, wie auch über die protestantische Reichsritterschaft, ist bis zu einer christlichen Wiedervereinigung der getrennten beyden Religionsparthien suspendirt, und die Ausübung der hierunter begriffenen Rechte, bis dahin auf die Gränzen ihres Territoriums eingeschränkt. (I. P. O. art. V. § 48.) Jedoch mit Ausnahme solcher Renten und Gefälle, in deren Genuß die catholischen Bischöfe und Prälaten im Entscheidungsjahr offenbar gewesen sind; desgleichen wo die Augspurgischen Confessionsverwandten die geistliche Gerichtbarkeit der catholischen Bischöfe im Entscheidungsjahr über sich erkannt haben. Nur muß dieses solche Sachen betreffen, die keine Beziehung auf den Inhalt der Augspurgischen Confession haben; denn hierwider darf ihnen, so wie überhaupt nichts, was ihrem Gewissen entgegen wäre, durch die geistliche Gerichtbarkeit auferlegt werden. Nicht weniger haben auch die catholischen Bischöfe ihr jus Diœcesanum über die catholischen Unterthanen protestantischer Obrigkeiten an solchen Orten behalten, wo diese catholische Unterthanen im Jahr 1624 eine öffentliche Religionsübung genossen, und die Bischofe haben über sie in gedachtem Entscheidungsjahre ihr jus Diœcesanum ausgeübt haben.

Was für Rechte die der Augspurgischen Confession zugethanen Reichsstände, nachdem das jus Diœcesanum und die geistliche Gerichtbarkeit der catholischen Bischöfe suspendirt ist, über ihre protestantischen Unterthanen in geistlichen und Kirchensachen behaupten; so wie die verschiedenen Gründe, aus welchen solche hergeleitet zu werden pflegen, soll unter den Artikeln Collegialsystem und Territorialsystem ausführlich gezeigt werden.

So viel endlich die Augspurgischen Confessionsverwandten betrift, welche einer catholischen Herrschaft unterworfen sind, so hatten diese ehedem nur eine freywillige Duldung zu genießen. Aber auch für diese ist im Westphälischen Frieden gesorgt, und ausdrücklich festgesetzt (art. V. §. 31.): daß Landsassen, Vasallen und Unterthanen der catholischen Reichsstände, welche im Jahr 1624 eine öffentliche oder Privat-Religions-

Digitized by Google

übung nach der Augspurgischen Confeßion, es sey aus welchem Rechtsgrunde es wolle, gehabt haben, solche auch künftig, und zwar in eben dem Grade, und mit allem, was derselben im gedachten Jahre anhängig war, genießen sollen; bis eine Vereinigung beyder Religionstheile dem bisherigen Zwiespalt ein Ende machen würde. Ob nach dieser Anordnung den catholischen Reichsständen eine geistliche Gerichtbarkeit oder zus sacrorum über ihre Unterthanen, welche der Augspurgischen Confeßion zugethan sind, zukommen könne? ist eine Frage, deren Beantwortung sehr viele und zum Theil heftige Streitigkeiten veranlaßt hat. Die Gründe beyder Theile sollen unter dem Artikel Catholische Stände vorgetragen werden.

Hätte der Geist des Friedens beyde Theile jederzeit so in der Anwendung dieser gesetzlichen Verfügungen belebt, als die hohen Friedensstifter sich durch ihn, bey Gebung dieser Gesetze, leiten ließen: so wäre nicht nothig, hier die Leser noch weiter auf den Artikel Religionsbeschwerden zu verweisen.

Augsleiche, s. Eiche.

Auguraculum, war bey den Römern der Ort, wo man die Auguriun beobachtete; und weil dieses zu Rom auf dem Capitole, das auch Arx genennet wurde, zu geschehen pflegte, so haben einige die Wörter arx und auguraculum wiewohl fälschlich, für gleichgeltend angenommen, und also eine von dem Festus gegebene Beschreibung des Auguraculum unrecht verstanden. Die Wörter: **Augurale**, **Auguratorium** und das griechische ὀιωνιστηριον haben mit dem Auguraculum einerley Bedeutung. Da die Feldherrn ebenfalls im Lager das Augurium befragen mußten, und der Ort, wo dasselbe veranstaltet wurde, einen Theil des Hauptquartiers zur rechten Hand ausmachte; so bezeichnet das Wort Augurale auch zuweilen das ganze Hauptquartier. Da die heiligen Hühner bey der Auguration allzeit aus ihrem Kefich herausgelassen wurden, so zweifelt man billig, ob, wie Nieupoort behauptet, der Kefich der heiligen Hühner selbst Auguraculum sey genennt worden.

Augurale s. **Auguraculum.**

Augurales Libri, waren diejenigen Bücher, darinnen das System des Auguralischen Aberglaubens, und die Vorschriften bey jeder Gelegenheit auguralische Beobachtungen anzustellen und daraus zu weissagen nebst den Vorrechten der Augurn enthalten waren. Festus beruft sich ausdrücklich auf solche geschriebene Denkmale dieser Kunst, Marrobius beruft sich insbesondere auf das sechszehende Buch derselben, und der alte Grammatiker Prisian versichert, daß Cäsar selbst ein solches Auguralbuch verfertiget habe. Es ist von keinem etwas übrig geblieben.

Auguratorium s. **Auguraculum.**

Augures und **Augurium.** Unter den mancherley Arten der Wahrsagungen, hatte das Augurium zu Rom den Vorzug, war eins der vornehmsten Stücke des öffentlichen Gottesdienstes und zugleich ein sehr wichtiger Theil der politischen Verfassung dieses mächtigen Staats. Man kann zu der Auguralwissenschaft im allgemeinen Verstande sowohl das eigentlich sogenannte Augurium als auch das Auspicium und das Aruspicium rechnen. Genau zu reden war das Augurium eine Zeichendeutung, welche aus Zeichen, die am Himmel erschienen; das Auspicium eine Vogeldeutung aus dem Fluge, Gesange und Fressen der Vögel, das Aruspicium aber eine Opferdeutung, die aus der Besichtigung des Eingeweides der Opferthiere genommen wurde.

Gleichwohl beobachteten auch die Augures den Gesang der Vögel und man leitet sogar ihren Namen ab avium garritu von dem Gezwitscher der Vögel her.

Daß diese Art der Wahrsagerey sehr alt sey, beweißt das Mosaische Verboth, wo die Achtung auf das Vogelgeschrey unter die Canaanitischen Gräuel gesetzt wird. Die Chaldäer werden fast durchgehends, so wie von den nützlichsten Künsten und Wissenschaften, also auch von den meisten Arten des Aberglaubens, besonders auch von dem Augurium, für die ersten Erfinder gehalten. Bey den ältesten Griechen war diese Wahrsagerey eine sehr geachtete Kunst. Tiresias und Calchas waren berühmte Meister darinnen. Homer läßt den König Priamus, als er sich um den Leichnam seines Sohnes Hectors loszukaufen, zu der griechischen Flotte begeben wollte, die Vögel wegen des glücklichen Ausganges dieses Vorhabens um Rath fragen. "Sende, spricht der trojanische König, von jenem Olymp den heiligen Vogel, die himmlische Vordedeutung. Gebeut, o Zeus, dem starken Regenten des geflederten Volks, daß er sich auf der rechten Seite des ätherischen Raums schwinge: so wird dein Anbeter, von dir gestärkt, unverzagt die bezeichnete Reise antreten. Jupiter erhörte seine Bitte, und schickt seinen Vogel von seinem Throne. Der schnellfliegende Jäger der Vögel, bey den Göttern Perenos der schädigte genannt, breitet seine großen Flügel aus, die den aufgemachten großen Thürflügeln eines Palastes gleichen, und schießet in sausenden Wirbeln auf der rechten Hand durch die Luft herniederr. Die freudenvolle Röthe färbt alle Angesichter, und bekümmerte Matronen trocknen ihre zaghafte Thränen ab." Von den Griechen kam diese Kunst nach Hetrurien, woselbst ein gewisser Tages darinnen einen ausserordentlichen Ruf erlangte. Numa, der Stifter der römischen Staatsreligion, und der dem Augurio bey seiner Wahl soviel schuldig war, ließ die geschicktesten Meister dieser Kunst aus Hetrurien kommen, um sich derselben bey den gottesdienstlichen Verrichtungen zu bedienen und zugleich auch die Bürger Roms darinnen zu unterrichten. In den folgenden Zeiten schickten die Römer alle Jahre junge Leute, die aus den besten Familien Roms ausgelesen waren, nach Hetrurien, damit sie diese im Staate so nothwendige Kunst daselbst erlernen mögten. Wie groß die Hochachtung der Römer für diese Wissenschaft gewesen, oder wie stark vielmehr die Kunstgriffe und Betrügereyen derselben in die geheimsten Grundsätze der römischen Staatsverwaltung müssen seyn eingeflochten gewesen, erhellet aus einem der Gesetze der zwölf Tafeln, welches den Ungehorsam gegen die Augurn bey Lebensstrafe in folgenden Ausdrücken bey dem Cicero untersagte: Quæ Augur injusta, nefasta, vitiosa, dirave desiverit, irrita infectaque sunto: quique non paruerit, capitale esto: d. i. Was der Augur für unrecht, der Religion nachtheilig, fehlerhaft und schrecklich ein für allemal erklärt, das soll ungültig und verbast seyn; wer das nicht befolgt, soll sein Leben verwürkt haben.

Numa war, wie wir schon gesagt haben, eigentlich der erste, welcher von Staatswegen Augures anordnete, wie dieß der Tribun Canulejus bey dem Livius ausdrücklich behauptet: obgleich nicht zu leugnen ist, daß schon Romulus selbst diese Kunst verstanden hat. Die Augures mußten bis auf das Jahr von Roms Erbauung 450 aus patricischem Geschlechte seyn. In diesem Jahre wurden erst auf heftiges Verlangen der Tribunen fünf Augures aus dem Volke in dieß Collegium aufgenommen, und bestund also dasselbe nun-

Digitized by Google

mehr aus neun Personen, zu denen der Dictator Sulla in der Folge noch sechs andere hinzuthat, daß also jederzeit eine ungerade Zahl nach Römischer Sitte dabey statt fand. Das Haupt dieser Gesellschaft hieß Magister Augurum. In der Folge hatten die Kayser außer diesen Staatsauguren, ihre eigne besondere Augures, welche in dem kayserlichen Palaste wohneten, und die Kayser auf ihren Reisen begleiteten. Auch gab es Städte in dem Römischen Gebiete, die ihr auguralisches Collegium hatten, dessen Anzahl sich z. B. zu Lyon auf drenhundert erstrecte.

Man ist noch nicht einig, ob die Wahl der Auguren anfänglich vom Volke geschehen sey. Es scheint wahrscheinlich, daß die Gesellschaft der Auguren so, wie die übrigen angesehene geistlichen Collegia zu Rom, das Recht gehabt habe nach ihren Gefallen die erledigten Stellen mit würdigen Personen wieder zu besetzen. Ein solcher Candidat mußte sich einer ernsthaften Prüfung unterwerfen, nach welcher er entweder von der Gesellschaft aufgenommen, oder abgewiesen wurde. Ueberhaupt brauchte man bey der Wahl der Auguren große Behutsamkeit, und derjenige, welcher diese Würde erhalten sollte, mußte von einem untadelhaften Leben seyn, und kein Leibesgebrechen an sich haben. Der mit der Augurwürde ertheilte Character war unauslöschlich, und man konnte einen Augur um keiner Ursache willen absetzen. Ihre Amtsverrichtungen waren für den Staat und die Religion von großer Wichtigkeit. Der Senat konnte sich an keinem andern Orte versammlen, als an einem solchen, den sie vorher geweihet hatten. Wenn sie, während der Versammlung des Senats oder des Volks, eine übele Vorbedeutung wahrnahmen, so hatten sie die Macht diese Versammlung zu zerreißen, desgleichen auch diejenigen obrigkeitlichen Personen, deren Wahl unter unglücklichen Auspicien geschehen war, für unfähig zu ihrem Amte zu erklären. Wie bedeutend in den blühenden Zeiten der Republik diese Augurwürde gewesen seyn müsse, erhellet aus der Größe des Verdrusses, den der große Marius empfand, als ihm dieselbe nicht zu Theil wurde. Er brachte es durch den Tribun Domitius bey dieser Gelegenheit dahin, daß dem Collegio der Auguren das Wahlrecht genommen und dem Volke gegeben wurde. Diese Verordnung wurde zwar bald darauf vom Sulla aufgehoben, aber in den folgenden Zeiten durch den Cäsar wieder erneuert, bis endlich diese angesehene Gesellschaft vom Kayser August das Wahlrecht ihrer Mitglieder wieder erhielt.

Zu Rom wagte man keine Unternehmung von einiger Wichtigkeit, keinen Krieg, keine Belagerung, kein Treffen, keine Wahl obrigkeitlicher Personen, ohne vorher die Auguren um Rath zu fragen. Waren die bey dieser Gelegenheit beobachteten Vorbedeutungen günstig, so antworteten die Augures, id aves addicunt, das sagen die Vögel zu, und billigen es; waren sie aber schlimm, adversa, infausta, piacularia, so war ihre Antwort: id aves abdicunt, das mißbilligen die Vögel. Wenn die Vorbedeutungen sich selbst darbothen, so hießen sie dargebothene, oblativa; wenn sie aber nicht eher erschienen, als bis man sie suchte, so hießen sie erlangte, impetrativa. Die Vorbedeutungen wurden auf unterschiedene Art wahrgenommen, und allzeit mit besondern Ceremonien. Man leitete sie aus dem Vogelfluge her, und beobachtete dabey drey Dinge, das Augurium, das Auspicium und das Tripudium. Man leitete sie aber auch aus dem Eingeweide der Opferthiere her, und dieß wurde Extispicium, die Beobachter selbst Haruspices auch Extispices genennt. Man leitete sie aus den Wunderzeichen, aus den Luftzeichen und Erscheinungen am Himmel her. Unter allen Arten der Vorbedeutungen war diese letztere die glaubwürdigste und sicherste, weil dergleichen Lufterscheinungen nicht dem Betruge ausgesetzt waren, und sich ordentlicher Weise in einem Tage nicht wieder sehen ließen. Wenn also das Haupt der Augurum eine Versammlung zerreißen wollte; so durfte er nur öffentlich bekannt machen, daß er Zeichen am Himmel wahrgenommen hätte, mit der Formel: alio die, auf einen andern Tag. Doch diese Auguralische Prieftermacht, die oft gemißbraucht wurde, ward endlich eingeschränkt; indem der Rath verordnete, daß solche Auguralbekanntmachungen und öffentliche Anschläge eine auf rechtmäßige Art zusammenberufene Versammlung ferner nicht mehr zerreißen sollten.

Nicht alle Zeichen am Himmel waren bedeutend in der Auguralwissenschaft. Solche nichts bedeutende Zeichen hießen in der Augursprache bruta, vana. In eben dieser Sprache wurden diejenigen, so eine bevorstehende Begebenheit ankündigten, satidica genennt. Ferner sind bekannt rathgebende Zeichen, die bemerkt wurden, wenn über etwas gerathschlaget wurde. Es gab signa auctoritatis, Bekräftigungszeichen, die sich erst nach der Sache Ausführung eräugneten, signa postulatoria, Forderungszeichen, signa monitoria, warnende Zeichen. Besonders wurden Donnerschläge und Blize genau beobachtet. s. Fulmen.

Nicht alle Tage und Jahreszeiten waren zur Wahrnehmung der Vorbedeutungen gleich geschickt. Metellus verboth, nach dem Zeugnisse des Plutarchs, das Augurium aus dem Fluge, Fressen und Singen der Vögel nach dem Augustmonate, weil zu dieser Jahrszeit sich die Vögel mausterten. Auch war der Tag nach den Idus eines jeden Monats ein unschicklicher Tag, weil der Mond alsdenn im Abnehmen war. Auch war der Nachmittag überhaupt keine rechtmäßige Zeit zu diesem heiligen Geschäfte. Der Ort, wo die Vorbedeutungen sollten aufgenommen werden, hieß Templum und Auguraculum, und das zu dieser Absicht geheiligte Feld Ager effatus. s. diese Artickel.

Die Art des Auguriums war folgende: Wenn das Wetter still und heiter war, denn bey einer andern Beschaffenheit der Luft war es nicht erlaubt Augurien anzustellen, setzte der Augur, wenn alle andere Ceremonien verrichtet worden waren, sich in seinem Rocke, Lana oder Trabea genannt, und mit dem Augurstabe in seiner rechten Hand, an dem Eingange seines Zeltes nieder, und sah auf alle Seiten herum. Nachdem er hierauf die Gegenden des Himmels mit seinem Augurstabe bemerkt, und von Morgen gegen Abend, wie auch von Mittag gegen Mitternacht eine linie gezogen hatte: so brachte er das Opfer dar, und richtete folgendes Gebeth an den Jupiter: "Vater Jupiter, wenn du der Beschützer von Rom und dem Römischen Volke bist, so gieb, daß diese Vorbedeutung mir günstig sey;" oder, wie Livius bey Gelegenheit der Wahl des Numa saget: "Vater Jupiter, wenn wir diesen Numa Pompilius, dessen Haupt ich in meinen Händen halte, zu Roms Könige wählen dürfen; so gieb, daß die Zeichen, die in dem Umkreise, welchen ich gezogen habe, erscheinen werden, klar und gewiß seyn mögen." Nach Verrichtung dieses Gebets gab der Augur zur Rechten und Linken Achtung, und bemerkte, nach welcher Gegend die Vögel flögen, um darnach zu entscheiden, ob die Vorbedeutung günstig oder schlimm sey. Jedermann wohnete dieser gottesdienstlichen Handlung

Digitized by Google

mit der gröſten Ehrerbietung bey, und beobachtete während derſelben, wie auch bey dem Opfer und Gebet, das tiefſte Stillſchweigen. War das Auſpicium günſtig, ſo verließ der Augur den Ort, auf welchem er ſeine Beobachtungen angeſtellet hatte, und kündigte es dem Volke mit der bereits angeführten Formel an. Bisweilen erwartete man auch noch ein neues Beſtätigungszeichen.

Die Vögel, auf deren Flug und Geſang man am meiſten bey dem Augurium Achtung gab, waren der Adler, der Geyer, der Milve oder Hühnergeyer, die Eule, der Rabe, die Krähe. (ſ. Avis.) Eine der feyerlichſten Arten der Auguricn aber beſtund darinnen, daß man genau beobachtete, auf welche Weiſe die heiligen Hühner, die man gemeiniglich zu dieſer Abſicht aus der Inſel Negroponte kommen und in Käfichten aufbewahren ließ, die ihnen vorgeworfenen Körner auffraßen. Der zu ihrer Fütterung und Aufſicht beſtellte Wärter hieß Pullarius. Man war zu Rom ſo ſehr für dieſe Art des Auguriums eingenommen, daß man kein Geſchäffte von Wichtigkeit ohne daſſelbe vornahm. Dieſe heiligen Hühner wurden ſelbſt in den Krieg mitgenommen um ſie zu Rathe zu ziehen, ehe man eine Schlacht lieferte. Wenn der Conſul demjenigen, der die Aufſicht über die heiligen Hühner hatte, angedeutet hatte, daß er alles, was zur Erforſchung der Vorbedeutung nöthig war, veranſtalten ſollte, ſo warf der Pullarius, oder der Feldherr wohl ſelbſt den Hühnern, wenn ſie aus dem Keſicht herausgelaſſen worden, die Körner oder ihren Brey vor. Verſchlucken ſie dieſe ihre Speiſe mit herumtrampelnden Sprüngen begierig, ſo daß ihnen ein Theil des Fraſſes aus dem Schnabel fiel, und die Erde berührte, welches Tripudium ſolistimum hieß, ſo war dieß eine glückliche Vorbedeutung: zeigten ſie aber keine Luſt zu freſſen, ſo war das Auſpicium ſchlimm, und man unterließ die Handlung, um derentwillen man ſie zu Rathe gezogen hatte. Der Befehl des Conſuls an den Hühnerwärter ihnen ihr Futter vorzuwerfen und ihr Betragen dabey zu beobachten, druckt die Redensart aus: Conſul pullarium mittit in auſpicium. Die Römiſche Politik wußte dieſen Aberglauben den Abſichten des Senats und der Feldherrn gemäs einzurichten. Es war ſehr natürlich, daß eingeſperrte und mit Vorſatz ausgehungerte Hühner begierig über ihr Futter herfielen, und alſo das ſchon beſchloſſene Vorhaben durch ein Tripudium ſolistimum in den Augen des abergläubiſchen Pöbels als ein von den Göttern genehmigtes beſtätigen mußten.

Einige merkwürdige Exempel und Mährchen, welche ohne Zweifel dem abergläubiſchen Volke oft genung von den Auguren werden erzählt worden ſeyn, dienten dieſer Thorheit zur Unterſtützung. Wir wollen einige davon anführen: Tarquinius Priſcus wollte die vom Romulus eingeführte Reuterey vermehren, und dieß widerrieth ihm der Augur Attius Mävius. Der hierüber mißvergnügte König fragte ihn, ob eine andere Sache, die er im Sinne hätte, thunlich wäre, und dieß bejahete der Augur. Darauf bat ihn der König einen Wetzſtein mit einem Scheermeſſer zu zerſchneiden. Dieß that der Augur vor den Augen des Königs. Tiberius Gracchus fragte bey einer gewiſſen unglücklichen Unternehmung die Vögel um Rath, und dieſe weisſageten ihm nichts gutes. Er gieng darauf aus ſeinem Hauſe, fiel und beſchädigte ſich den Fuß. Er gieng demohngeachtet weiter, und drey Raben ließen mit großem Geſchrey ein Stück von einem Ziegelſtein vor ihm niederfallen. Auch dieſe Vorbedeutung verachtete er, begab ſich auf das Capitolium, wo der Pontifex Maximus, Scipio Naſica, ein Stück von einem Stuhle abbrach, und ihn damit tödtete. Als Claudius Puler in dem erſten Puniſchen Kriege der feindlichen Flotte ein Treffen liefern wollte, ſo befragte er die Auguren. Die heiligen Hühner wollten aber weder aus dem Korb laufen, noch ihr Futter freſſen. Der erzürnte Claudius ließ ſie darauf ins Meer werfen, und ſagte: wenn ihr nicht freſſen wollt, ſo ſollt ihr ſauffen. Er büßete aber dieſe Verwegenheit in der unglücklichen Seeſchlacht mit dem Tode.

Unterrichtete uns nicht Livius von den eigentlichen Abſichten, welche der kluge Numa bey der Einführung des römiſchen Aberglaubens gehabt, wüßten wir nicht aus deutlichen Zeugniſſen, daß die ganze Religion der Römer eine meiſtens in den Händen der Patrizier befindliche Staatsreligion geweſen, über deren ſchlechten innern Gehalt die klügſten der Römer ſelbſt geſpottet haben: ſo würde man mit Recht erſtaunen, daß ein ſo ernſthaftes und ſo weiſes Volk dieſe Jahrhunderte nach einander einem ſo findiſchen Aberglauben habe nachhängen und die wichtigſten Unternehmungen von der Sattigkeit und Luſtigkeit eines Huhnes habe abhängen laſſen können. Es iſt wahr, der Pöbel, den vornehmern Theil deſſelben nicht ausgeſchloſſen, glaubte mit Herz und Mund dieſe Thorheiten. Allein der Pöbel iſt in allen Zeiten, bey allen Nationen und in allen Religionen allzeit ein Sclave des lächerlichſten Aberglaubens geweſen. Und dieſer ſtarke Hang des gröſten Theils der Menſchen zum Aberglauben bleibt immer das Kinderband, daran ſie von dem klügern Theile bald zu ihrem Glück, bald zu ihrer und des geſunden Menſchenverſtandes völliger Unterjochung geleitet werden. Will man aufrichtig ſeyn, ſo muß man ſogar geſtehen; daß dieſe Neigung zum wunderbaren, außerordentlichen und übernatürlichen ſich zuweilen auch bey den erleuchtetſten Menſchen gezeiget, und dem Aberglauben dadurch eine neue Stütze verſchaft hat. Dergroße Newton mit ſeinen apokalyptiſchen Träumen mag ſtatt aller Beyſpiele dienen. Wie ſind aber doch wohl die Menſchen zuerſt darauf verfallen aus dem Fluge, und überhaupt aus dem Betragen der Vögel, ihre eigne Schickſale zu weiſſagen? Was hat z. B. das gierige Freſſen eines Huhns mit dem glücklichen Erfolg einer Schlacht, was die Erſcheinung eines Rabens mit dem üblen Ausgang einer Unternehmung für eine geheime Verbindung? Wäre es wahr, was uns der wenigſtens noch nicht widerlegte Satz des berühmten Wolfs von der allgemeinen und genaueſten Verkettung aller Dinge in der Welt lehren will, ſo wäre allerdings zwiſchen jenen angeführten Dingen eine genaue Verbindung. Allein welcher Sterbliche würde ſo verwegen ſeyn zu behaupten, daß er mit der Einſicht in die eigentliche Beſchaffenheit dieſer Verbindung begabt ſey? Einige Vertheidiger der Zeichendeuterey aus dem Geſange der Vögel haben ſich nicht geſcheuet den Vögeln eine Kenntniß des zukünftigen, und eine ſelbſt gewiſſen glücklichen Menſchen verſtändliche Sprache beyzulegen. Das erſtere ſoll Hiob in der Stelle: quis gallo dedit intelligentiam. Salomo in dem Prediger durch die Worte: avis cœli profert vocem, & ales indicabit rem, beſtättiget haben. Das letztere ſuchen ſie durch das Beyſpiel Adams zu beweiſen, der die Sprache der Thiere verſtanden, und alſo auch der erſte Augur geweſen, und ſich öfters, da er noch keine geſprächige Geſellſchafterinn an der Eva gehabt, mit den Thieren in angenehmen Geſprächen unterhalten habe. Von Adam, ſagen ſie, ſey die Augurenwiſſenſchaft von Geſchlecht zu Geſchlecht fortgepflanzet worden bis auf den Noah, dem dieſe Kunſt große

Dienſte

Digitized by Google

Dienste in der Arche, besonders bey der Aussendung der Rabe und der Taube geleistet habe. Dieser neue Stammvater des menschlichen Geschlechts habe sie seinen Söhnen mitgetheilet, von dem Cham sey sie auf den Tages gekommen, der sie nach Europa gebracht hätte. Der berüchtigte Apollonius von Tyana soll besonders ein grosser Kenner dieser Vögelsprache gewesen seyn. Dieser Afterwunderthäter des ersten Jahrhunderts, den das sinkende Heidenthum dem Erlöser entgegensetzte, soll nach der Erzählung des Philostratus, dessen Held er ist, merkwürdige Beweise von dieser Geschicklichkeit gegeben haben.

Ohne Zweifel haben gewisse physicalische Erscheinungen und Beobachtungen bey den Thieren, besonders bey den Vögeln, Gelegenheit zu dem augurirenden Aberglauben gegeben. Jedermann weis, daß diese Bewohner der Luft mehr, als alle andere Geschöpfe, an den Veränderungen und Abwechslungen dieses Elements Antheil nehmen, und deswegen von dem Schöpfer mit sehr feinen Empfindungswerkzeugen begabt worden, damit sie dieselben, sobald sie sich nur von weitem nähern, sogleich fühlen und voraus wissen. Der bekannte Sturmvogel merket eine geraume Zeit vorher in den obern Regionen der Luft den langsam herannahenden Sturm, senkt sich auf die Oberfläche des Meers und warnet den erfahrnen Schiffer vor der bevorstehenden Gefahr. Ueberhaupt geben die Vögel diese in der Luft sich ereignenden und dem Menschen noch unmerklichen Veränderungen bald durch den Gesang und die Stimme, bald durch ihren Flug, ihre Haltung und Stellung, die sie annehmen, dem aufmerksamen Beobachter zu erkennen, und kündigen den Wechsel des Wetters an. Virgil, wenn er die Kennzeichen des guten Wetters angiebt, befingt diesen so sichern Naturtrieb der Vögel als ein philosophischer Dichter, indem er sagt: „zwar glaube ich nicht, daß diese das Wetter vorhersagenden Vögel etwas göttliches in ihrem Naturtriebe besitzen, und von der Einrichtung der Welt mehr Einsicht und Erfahrung haben. Nein, sondern wenn das Sturmwetter und die veränderlichen Dienste der Atmosphäre ihren Weg geändert, und der von Süden her träufende Jupiter die dünnen Regionen der Luft verdicket, und das dicke Gewölke verdünnet, so verändern sich auch bey ihnen die Bilder in der Seele, und die Herzen füllen sich wieder mit andern den Veränderungen der Luft gemäßen Empfindungen an. Daher kommen die vollständigen Concerte der Vögel auf den Feldern, darum thut das Vieh so fröhlich, und deswegen frohlocket der Rabe aus voller Kehle."

Das auf dieses Betragen der Thiere, besonders der Vögel, aufmerksame Alterthum hatte also daran gleichsam ein Barometer, und einen Calender nach deren Veränderungen es seine Feldarbeiten und Geschäfte einrichtete. Die fröhliche Munterkeit und das niedergeschlagene Wesen, und alle Zeichen von beydem, waren in diesem Theile der Schöpfung, besonders bey den Bewohnern der Luft bloße Folgen der Veränderungen dieses Elements, die dem Menschen erst bey ihrem völligen Ausbruche empfindbar sind. Und in so weit ist diese physicalische Auguralwissenschaft unta delhaft und in der Natur gegründet. In der Folge aber glaubte die unbedachtsame und fast allzieit leichtgläubige Neugierde des Menschen in diesem Betragen der Vögel auch seine Schicksale und die Veränderungen in der moralischen Welt entdecken zu können. Gewinnsüchtige Betrüger suchten ihren Vortheil in dieser Leichtgläubigkeit, und gaben sich für Dollmetscher der Sprache der Vögel aus. Der Zufall bestätigte zuweilen diese Thorheit; und diese in ihrem ersten Ursprunge so unschuldige Kunst wurde nach und nach durch den Aberglauben und seine Betrügereyen bis zum abscheulichen und abgöttischen Gräuel verfälscht und erniedrigt, von dem selbsten unsere Zeiten nicht gänzlich frey sind.

Auguriſta, ist ein von Augur hergeleitetes Wort, womit Einige die heutigen Wahrsager benennen.

Augurium coactum, eine erzwungene Augural-vorbedeutung. Bisweilen ließen die Römer ihre heiligen Hühner mit Fleiß recht aushungern, damit sie bey dem ihnen vorgeworfenen Futter recht hastig fressen, und ein Tripudium solistimum machen mögten. Der Pöbel, welcher von dem vorhergehenden Zustande der Hühner nicht unterrichtet war, ließ sich blenden, und glaubte, die Götter billigten die Unternehmungen, um derentwillen diese Hühner waren befragt worden.

Augurium coeleſte, διοσημια, ein Augural-zeichen am Himmel, wohin besonders Blitze und Donner gerechnet wurden. Von dem Beobachter derselben sagte die Auguralsprache: augur de cœlo ſervat. ſ. Fulmen.

Augurium impetrativum, hieß dasjenige, welches sich begab, wenn man es ausdrücklich gesucht und erbeten hatte. Alsdann mußte man es wirklich für eine Vorbedeutung annehmen, welches bey einem Augurio oblativo (ſ. dieses) nicht nöthig war.

Augurium nauticum, war der jenige Vögelflug, den die Schiffer vornemlich beobachteten. Dieß waren die Schwäne, die wenn sie sich sehen ließen, den Schiffern immer frohe Hoffnung zu heiterm Himmel machten; denn diese Vögel tauchen sich niemalen ins Wasser.

Augurium oblativum, war ein Auguralzeichen, das jemanden von ohngefehr aufstieß, und wobey es bey ihm stund, ob er es als eine Vorbedeutung ansehen wollte oder nicht.

Augurium Salutis, Σωτηρια ὀγουρα, war ein ganz außerordentliches Augurium, welches die Wohlfarth des Staats zur Absicht hatte, und durch welches man bestimmen wollte, ob es den Göttern angenehm wäre, für das Wohl des römischen Volkes zu beten. Diese öffentliche gottesdienstliche Handlung, da die höchste obrigkeitliche Person zu Rom die Auspicien aus gedachter Absicht befragte, durfte an keinem andern Tage vorgenommen werden, als an welchem im ganzen römischen Reiche durchaus ein völliger Friede herrschte, so daß weder Legionen zu Felde lagen, noch ein Feind im Felde die Römer bedrohete. Der kriegerische Geist der Römer erlaubte also nur selten diese Ceremonie vorzunehmen. In dem Consulate des Cicero, gleich nach dem mithridatischen Kriege, welchen Pompejus so siegreich geendiget hatte, veranstaltete man zum letztenmal in der freyen Republik dieses Augurium Salutis. Nach der Hand fand sich erst im fünften Consulate des Augusts ein Tag des allgemeinen Friedens, an welchem der Janustempel geschlossen, und dieses Augurium wieder vorgenommen werden konnte. Tacitus meldet, daß diese Ceremonie unter dem Kayser Claudius nach einer fünf und zwanzigjährigen Unterlassung sey wiederholet worden: woraus zu schließen ist, daß zwischen dem Augustus und dem Claudius der Kayser Tiberius dieses Augurium im Jahr von Rom 777 habe ebenfalls veranstaltet, wenn die Schließung des Janustempel anderst ins Jahr 725 gesetzt werden muß.

Augurſtab. ſ. Augures, auch Lituus.

Auguſt, (mathem.) ist der sechste Monat des Jahres vom März an, woher er ehedem bey den Römern Sextilis hieße. Seinen jetzigen Namen hat er dem Kayser Augustus

zu Ehren erhalten, als welcher darinn zum erstenmal römischer Burgemeister worden, drey herrliche Siege erfochten, Egypten überwältiget, und dem bürgerlichen Kriege ein Ende gemacht. Seinen deutschen Namen Erndtemonat hat er Carln dem großen zu danken. In dem letzten Drittel dieses Monathes tritt die Sonne in die Jungfrau, obwohl dieselbe also bereits ziemlich von dem höchsten Puncte der Ekliptik zurücke gewichen, so ist er doch gemeiniglich dem Julius an Hitze gleich. Er hat 31 Tage und darunter sechs beständige oder unbewegliche Feyertage, nemlich am 1ten Petri Kettenfeyer, am 10ten Laurentius, am 15ten Mariä Himmelfarth, am 20ten Bernhardus, am 24ten Bartholomäus und am 29ten Johannis Enthauptung. Auf den ersten fället der Engländer Lammas-day, und in denselben fielen ehedem die Vulcanales, wovon man unter diesen Titeln mehreres finden kann.

Augustd'or, ist eine sächsische Goldmünze, die im Jahr 1753 zu Dresden geschlagen wurde. Es wurden aus der rauhen Mark Gold ohngefehr 354 Stück gemünzet, und im Korn hielten sie 21 Karat 8 Gran. Dem äußern Werthe nach wurden sie, wie die alten französischen Louisd'or, auf 5 Thaler gesetzet, und hiernach haben sie ihre Verhältniß gegen den Curs der Gelder nach dem 24 Guldenfuß zu 8 fl. 45 Kr. bis 9 fl.

Augustmonath, (ökonomisch). Der Landwirth, der Gartner, der Weinbergsmann, der Schäfer, der Fischer haben alle in diesem Monathe ihre von der Natur ihnen übertragene Geschäfften.

Der Land- oder Ackersmann, welcher in einigen wärmern Gegenden schon Ende Julii, in kältern Anfangs Augusts mit seiner Rogger, Dinkel oder Spelzen und Waizen Erndte fertig ist, nimmt zu Ende Augusts seinen zur Winteraussaat zu bestellenden Brachacker wieder unter die Arbeit, bey einem Regen, etwa einen Tag nachher, da das Feld nicht mehr so schmirig ist, ergreift er die Ege, überfährt dasselbe und zerbricht die großen Stücke, pflügt es hierauf nach etlichen Tagen um, also den untergepflügten Mist wieder herauf, welches das zweyte Felgen in einigen Ländern heißet; dies zweyte Felgen bleibt auch öfters, wo die Aecker nicht begraßt sind, und man sonst vieles zu arbeiten hat, weg.

In verschiedenen Gegenden werden gleich nach Bartholomäi die Wiesen zum zweytenmal, oder welches eben so viel ist, das Grummet, Ohmet gemähet, gedörrt und heimgebracht; der Bauer hat das Sprüchwort: was nach Bartholomäi noch an Gras zuwächst, das jagt der Wind beym Dörren und Aufladen wieder weg; (die starken Westwinde nehmen da gemeiniglich wieder ihren Anfang) daher eilt er sein Grummet zu mähen und einzubringen.

Die Früchten, welche nun zeitigen, es zeitigen aber jetzt nach und nach deren mehrere, sammlet er ein; wollte man sagen, welche; so würde man sich verfehlen; dann die Zeitigung dieser und jener Frucht erfolgt wegen der Verschiedenheit des Clima und weil sie in einem Dorfe früher, in einem andern später, oft so in einem und eben dem Flecken, da sie von einem Bewohner früher oder später gesäet wird, eher oder später; die Zeitigung bestimmt die Erndte und nicht der Monath, die Woche oder der Tag.

Will man aus Weidenreisig Körbe flechten lassen, und von solchen Ruthen das Bast abschelen, so müssen sie in diesem Monath, da sie erstarckt sind und doch noch Saft haben, abgeschnitten und sogleich abgeschelt werden.

Zu Ende dieses Monaths und Anfang des folgenden wird auch der Hopfe abgenommen, gezupft, getrocknet und aufbewahret.

Der Blumengärtner, sammlet in diesem Monath den Saamen von seinen Blumen; er nimmt die eingeschnittenen Nelcken oder Grasblumen-Ableger oder Ziger ab und verpflanzet sie, Ende dieses oder Anfangs künftigen Monaths, die Beeten werden dazu durch diesen Monath gedüngt, ein paarmal umgearbeitet und wohl zubereitet. Ueberhaupt, welches Blumengewächs über Winters aufbewahret werden soll, das wird nun verpflanzet.

Der Kuchengärtner, säet Ende dieses Monaths das, was er im Herbst, im Winter oder im Frühjahr nutzen will. Z. E. Körbel, Spinat, Schnittkohl, er leget Lauch, Sirgen u. dgl. er säet Wörsching an vorm rauhen Winde verwahrte Orte, Frühpflanzen künftig zu haben.

Mehreres wird, wann es gezeitiget ist, ausgenommen, als Zwiebeln u. dgl. und auf diese Beete werden jene Gewächse gesäet oder verpflanzet.

Der Baumgärtner, hat zwar keine bestimmte Zeit, in der er seinen Bäumen nachsiehet, das ist sein alltägliches Geschäfte, doch soll er vornemlich in diesem Monath die falschen Schosse abnehmen, die im Frühling beschädigten mit Baumsalbe überstrichene Stellen aufs neue untersuchen, wo er Ungeziefer findet, die alte Salbe wegnehmen und sie frisch überstreichen. Er kann da, wo er im Herbste Bäume einsetzen will, die Gruben graben und solche mit vergohrnem Dunge, so, wie es gut ist, beschütten.

Er nimmt das gezeitigte Obst ab und benutzet es nach Mißfürr, so gut er kann. Sein gezeitigtes Obst wider die Wespen zu schützen, hängt er in dem Garten, an vielen Orten, kleine Glasfolben, die halb mit Wasser gefüllt, inwendig mit etwas Honig bestrichen sind, auf diesen fliegen die Wespen, Hornisse und andere Insekten zu und versaufen darinnen.

Sind die Bäume mit Obst sehr beschweret, so werden sie forsam unterstützt; es ist möglich, daß die Stütze mehr schadet als nutzet, man muß hier ein wenig mathematisch zu Werk gehen.

Der Weingärtner, hält den August für den Kochmonath der Trauben und fordert oder wünschet, daß die Witterung warm, mit Regen etwas gemischt seye, er sagt: was der August nicht kocht, das kann der September nicht braten. Die Arbeit des Weingärtners in diesem Monath ist, daß der im Anfange desselben den Boden felget, das ist, ihn mit der Haue oder dem Karst nur so obenhin aufschärfet, ihn locker zuhalten, auch vornemlich das Gras zu vertilgen, je nachdem es also häufig wächst, wiederholt er diese Arbeit zu Ende dieses Monaths noch einmal. Nach dem Sprüchwort: Um Lorenzen muß man die Weingärten schwänzen, schneidet er den Stöcken die hoch aufgeschossene Rancken oder Schwänze hinweg, bricht auch hie und da die Blätter, welche die Trauben zu sehr wider die Sonne decken, aus, beydes bindet er in kleine Bündgen zusammen, steckt sie hin und her auf die den Stöcken zugegebenen Pfähle, wo sie abdorren, hernach heimgebracht und als ein schmackhaftes, nützliches Futter Winters hindurch den Schaafen gegeben und vorgelegt werden. Hier merkt man noch an, daß der Weingärtner dieses Abschneiden der Ranken bin und her bis zu Ende des Augusts aufschiebet und das aus der Ursache, weil er in der Mitte des Augusts noch Hagelschläge befürchtet und er mehrmalen gesehen haben will, daß die Weinberge, welcher Ranken bey Hagelschlägen

noch nicht abgeschnitten waren, bey weitem soviel nicht gelitten hatten, als die, die ihre Ranken schon vorher verlohren hatten. In diesem Monath will der Weinbergsmann im Stand seyn zu urtheilen, wie die Weinlese und der Most an Güte ausfallen werde; sein Sprüchwort; Bartholomäus, muß wissen, wo er den Most hohlt.

In Ansehung der Viehzucht, und zwar in Absicht auf die Schäferey geschiehet im August folgendes: Die Lämmer, welche bis daher an den Müttern gesogen haben, werden nun, da die Waide auf den Stoppelfeldern wieder gut ist, abgewöhnt, abgestoßen und fern von denselben auf dürren trockenen Aeckern und Einöden alleine gewaidet. Die Hämmel, die alten, überlossene Schaafe, welche gebrackt oder ausgemerzet und abgeschafft werden sollen, werden zur fettesten Waide getrieben und nach und nach zum Verkaufe oder Stich gemästet. Nun beginnet auch der Pferch oder Hurtenschlag der Schaafe, da diese, seitdeme abgeerndet ist, genugsame Fütterung haben, aufs neue gut zu werden, und der Landmann bedient sich derselben auf seinen Aeckern mit Nutzen; besonders, wann er von seinem abgeerndetem Felde umbricht, es pferchen läßet, und solches wieder auf den Herbst mit Roggen, Spelzen oder Wintergerste besäet. Sonst wurden auch Anfangs Augusts oder noch viel ehe die Schaafflämmer geschwänzt, das ist es wurden ihnen die Schwänze bis nahe am Leib abgeschnitten; heutiges Tages ist man klüger, glaubt, daß die Natur nichts umsonst thue, und daß dadurch, daß man dem Schaaf den Schwanz läßt, viele Wolle erhalten werde.

Man war gewohnt, das Rindvieh nach der Erndte auf die Stoppeln zu treiben; das hört aber bey der nützlicher eingeführten Stallfütterung auf: Schaafe, Schweine, Gänse mögen die abgeerndeten Felder einnehmen; das Rindvieh wird nützlicher mit Kleegras versehen.

Die Fischerey, ruhet gewissermaßen noch. In den stehenden Wassern und Seen ist nun nichts zu thun; in den Bächen aber und Flüssen gehet das Krebsen immer noch fort: man bedient sich der Klebgärner zum Fischen, man fängt Aale, Hechte mit den Legangeln.

Um das Ende des Augusts fliegen auch in der Abenddämmerung die Augst oder Augustmucken; sie fliegen in Wolken auf Bächen und Flüssen, und die Fische, die sie vorzüglichst lieben und zur Speise suchen, sind um solche Stunden ganz unruhig und auf der Höhe der Wasser, alles scheint im Flusse zu leben, sie springen aus dem Wasser und fangen die Mucken, fällt eine ins Wasser, das begegnet vielen, so ist sie augenblicklich gefangen. Die Fischer bedienen sich dieses Umstandes: um eben diese Zeit nehmen sie den Setzhammer und fangen die Fische, wie sie nur wollen. — Dabey machen sie auf den Brücken, am Rande oder Ufer des Wassers hin und her Feuer an, in welches sich die Augustmucken zu Millionen hineinstürzen, die Flügel verbrennen, und ihnen eine Baiz für die Fische sodann abgeben werden; sie werfen sie in den Fluß und beschließen sodann mit Garn und Hammen öfters eine sehr große Menge Fische, die sich da sammleten, ihre Lieblingsspeise zu genießen. Der Aal gehet auch noch in diesem Monath, bey schwülen Tägen, Donnerwettern, Platzregen und trübem Wasser in die Hinterfälle der Mühlen oder in die Aalfänge, welche zu der Zeit geöffnet und die Mühlengänge zugestellt werden.

Hausgeschäfte: die jetzt besorgt werden sollen, sind folgende: das Wintergetraide ist nun in der Scheune, und die Aussaatzeit desselben ist nun nicht mehr gar ferne, sie fällt Ende Septembers schon ein. Je näher man der Herbstzeit kommet, je mehr häufen sich die Geschäfte, man findet jetzt kaum mehr Zeit und Raum, das Saamengetraide ausdreschen zu können, folglich muß man schon im August jeden regnerischen Tag, da man nicht aufs Feld hinaus kann, zum Ausdreschen des Saatkorns anwenden. Man thut wohl, wann man die Garben nur stegelt und das, was gerne herausfällt, dazu wählet; diese Körner sind die zeitigsten und vollkommensten, die gestegelte Garbe legt man zur weitern Reinigung auf den Winter zurück.

Hat man sich mit Butter und Schmalz noch nicht auf den Winter versehen und solches bisher verkauft, so thut man es jetzt; so sollen auch die Eyer, welche das Huhn zwischen der Mitte des Augusts und Septembers leget, am sichersten, ohne daß sie verderben, aufbewahret werden können, das thut man dann also auch. Jetzt viel Brod im Vorrath zu backen ist nicht räthlich; jetzt schimmelt es am liebsten; aber sich Mehl im Vorrath zu halten, ist nöthiger; weil jetzt gar oft lange anhaltende trockne Witterung, da es den Mücken an Wasser gebricht, einfället. Das Obst, so jetzt durch öfters entstehende schüttende, heftige Winde abfällt, ist aufzusammlen, in Zässen zerquetscht aufzubewahren, solches zum Brandeweinbrennen zu gebrauchen.

August oder Augustmücken, heißet man diejenigen großen Mücken, welche in der Zeit des Augustmonats am späten Abend häufigst herumschwirmen. Diese zu vertilgen und ihre Brut zu zernichten, sie vor der Setzzeit zu tödten, schüret man gegen den Abend, da sie herumschwärmen mehrere kleine Feuer an, in welche sie sich häufigst hineinstürzen und umkommen.

Augusta (antiquar. u. diplomat.). In Römischen Monumenten und Steinschriften kommen Matres Augustæ, auch Junones Augustæ vor, so nicht anders bedeuten, als geheiligte Weiber, so mit göttlichen Geheimnissen ausgerüstet und begabet waren. Wenn also die Gemahlinnen der Römischen Kayser auf Münzen diesen Ehrennamen führen, so hat man aus Schmeicheley, um ihre Majestät den Göttern gleich zu stellen, und heilig zu machen, selbigen ihnen beygelegt. Also führt schon diesen Ehrentitel die Antonia des Drusus Gemahlin, die Messalina des Claudius Gemahlin, die Octavia des Nero Gemahlin, wiewohl sie den Gebrauch dieses Titels nicht allemal von dem Römischen Senat erhalten, sondern die Colonien, wo die Münzen gepräget sind, solchen ihnen nur beygelegt haben. Von den Gemahlinnen des Domitianus und des Antoninus Pius hergegen findet man bey den Römischen Geschichtschreibern, daß der Senat die Erlaubniß ertheilet, sich dieses Ehrentitels bey aller Gelegenheit zu bedienen.

Von den Römern ist dieser Ehrenname auf die fränkischen, und von diesen auf die deutschen Kayser übergegangen. Vor der Kayserkrönung hieß die Gemahlin eigentlich nur Regina, nach solcher aber, so gut wie er, Augusta. Es findet sich solches schon von der Irmengard Gemahlin des Kaysers Ludovici Pii, der Hildegard Caroli Calvi Gemahlin ꝛc. Des Kaysers Ottonis I. Gemahlin Adelheid hieß vor der Kayserkrönung nur Regina, nach derselben Augusta. Die mehresten Kayserlichen Gemahlinnen sind zugleich mit dem Kayser gekrönet worden, wovon die Geschichtschreiber dermaliger Zeit alsdenn den Ausdruck gebraucht haben, Imperatrix *in Augustam* a Uno Papa promota & consecrata est. Sie haben sich auch in Urkunden dieses

Ehrentitels bedienet. In zweyen, ſo Erath. p. 14. u. 15. von Originalien edirt hat, iſt die Gemahlin des Kayſers Ottonis I. die Mathildis Auguſta genennet. In neuern Zeiten hat die unterbliebene Krönung der Kayſerin den Gebrauch dieſes Titels weder gehindert noch eingeſchränkt, ſondern die Annahme deſſelben beruhet allein auf die Vermählung mit dem Kayſer. So wie ferner die Kayſer ſich Semper Auguſtus genennt haben: ſo finden ſich auch einige Beyſpiele älterer Zeiten, daß eine Kayſerin iſt mit dem Titel Semper Auguſta beehrt worden. Z. E. die Gemahlin des Kayſers Ottonis IV. hat auch ſchon auf ihren Siegel bey dem Heineccius Tab. VIII. Nro. 6. den Titel *Semper Auguſta* gebraucht. Jedoch hat ſich dieſe Nachahmung nicht bis auf die ſonderbare Ueberſetzung erſtreckt; denn die Kayſerinnen ſind, zum wenigſten in unverdächtigen Urkunden, nie: zu allen Zeiten Mehrerin des Reichs, genennt worden.

Auguſta Charta, war eine Art von egyptiſchen Papier, welches in den ältern Zeiten *charta hieratica*, heiliges Papier deswegen genennt wurde, weil die egyptiſchen Prieſter ihre heiligen Bücher darauf zu ſchreiben pflegten. Die Schmeicheley gegen den Kayſer Auguſt veränderte den urſprünglichen Namen. Bald nach dem Auguſt, unter dem Kayſer Claudius, verlohr dieſes Papier wegen ſeiner allzudünnen Feinheit ſeinen Vorzug, und man bediente ſich deſſelben nur zu Briefen. Man kann es alſo mit unſerm Poſtpapier vergleichen. ſ. Papier.

Auguſta Hiſtoria, ſ. Hiſtoria Auguſta.

Auguſtale, ſ. Auguſteum.

Auguſtales, hieſſen diejenigen Soldaten welche der Kayſer Nero in das Amphitheater ſtellte, um ihm wenn er ſelbſt fuhr, oder eine ſonſtige Uebung vornahm, zu acclamiren, oder Beyfall zuzurufen. Es waren ihrer 5000. Sie heiſſen auch Auguſtani. Ferner hieſſen die Kayſerlichen Bedienten ſo, deren Amt es war, die Leute vor den Kayſer zu führen. Auch führten einige obrigkeitliche Perſonen, welche ihren Rang unter den Decurionen hatten, von denen ſie erwählt wurden, dieſen Namen.

Auguſtales Sodales, wurden die Prieſter genannt, welche dem Auguſtus zu Ehren nach ſeinem Tode angeſtellt wurden. Tiberius war der Stifter dieſer Geſellſchaft, und nebſt dem Druſus, Claudius, und Germanicus ſelbſt ein Mitglied davon. Sonſt waren ihrer ein und zwanzig, welche aus den vornehmſten Bürgern zu Rom durchs Loos ausgezogen wurden, und welchen Tiberius Beſoldungen angewieſen hatte. Sie opferten in dem Tempel des Auguſts, welchen Tiberius hatte erbauen laſſen. Von Rom aus kamen ſie auch in die Provinzen, wo man ebenfalls dem Auguſt zu Ehren Tempel erbauete. Nachher erhielt ein jeder Kayſer nach ſeinem Tode und ſeiner Vergötterung Prieſter, welche, da die Kayſer alle den Namen Auguſt führten, ebenfalls Auguſtales genennt wurden, auch wohl beſondere Namen nach dem Familiennamen der Kayſer führten, und z. E. Flaviani u. ſ. f. genennt wurden.

Auguſtalia, ein Feſt, welches die Römer zur Ehre des Auguſtus Cäſar angeordnet, nachdem derſelbe in Sicilien, Griechenland, Syrien, Aſien und Parthien den Frieden zu Stande gebracht und wieder nach Rom gekommen war; bey welcher Gelegenheit ſie ihm auch einen Altar mit der Innſchrift: Fortunæ reduci, errichteten. Dieß Feſt fiel auf den zehenten Auguſt, und acht Jahre nach der erſten Anordnung dieſes Feſtes wurden auf Verordnung des Senats noch öffentliche Spiele, Auguſtales ludi damit verbunden.

Auguſtalis Præfectus, ſ. Præfectus Auguſtalis.

Auguſtani, ſ. Auguſtales.

Auguſtaticum, hieß das Geſchenk, das die Römiſchen Kayſer den Soldaten bey dem Antritt ihrer Regierung und auch wohl hernach z. E. zur Zeit der Quinquennalien, oder Decennalien geben mußten. Man nennte es auch Donativum. Den Urſprung dieſer Gewohnheit ſetzt man unter den Claudius. Was anfänglich ein Geſchenk war, wurde bald ein Recht, und mancher Kayſer verlohr darüber das Leben, wenn er entweder nicht oft genug, oder nicht anſehnliche Geſchenke machen wollte, oder konnte. Blos um dieſe Geſchenke bey einer neuen Regierung wieder und größer zu erhalten, entſtunden Meutereyen und Empörungen, und war dieſes eine Haupturſache von dem Verfall der Diſciplin und des Reichs. Kayſer Juſtinian ſchafte endlich dieſe Gewohnheit ab.

Auguſtea, nemlich Auxilia, war ein Corps Hülfstruppen, welche dem Auguſtus zu Ehren ſo benennt worden, und auch unter den folgenden Kayſern ſtatt fand.

Auguſteiche, ſ. Eiche.

Auguſteum, heißt 1) ein gewiſſes Forum zu Rom, das von dem Kayſer Auguſt den Namen führte. 2) Eben ſo viel als Auguſtale, oder das Prätorium, oder das öffentliche Gebäude, worinnen ſich die Decurionen in den Provincialſtädten zu verſammlen pflegten. 3) Ein Tempel des Auguſts, dergleichen ſchon bey ſeinen Lebzeiten in den Provinzen, nach ſeinem Tode auch in Rom ſelbſt aufgeführt wurden.

Auguſtin, (Sanct) iſt eine Art lateiniſcher Typen, die in franzöſiſchen aber nicht in deutſchen Druckereyen üblich iſt. Sie iſt, von der kleinſten an zu rechnen, die neunte und auf eine mit derſelben abgedruckte Zeile gehen noch einmal ſo viele Buchſtaben, als auf eine mit klein Canon geſetzte.

Auguſtina, ein Feſt welches dem Auguſtus zu Rom geſetzet wurde. Es fiel auf den 12ten October, und wurde zum Andenken ſeiner glücklichen Rückkunft aus dem Orient begangen. ſ. Auguſtalia.

Auguſtiner, ſind Ordensgeiſtliche, die ſich zur Ordensregel des catholiſchen Kirchenvaters Auguſtinus bekennen. Hauptſächlich giebt es derer drey Gattungen, nemlich Mönchsorden, Prieſterorden, Frauenorden. Der Mönchsorden war der erſte darunter, und die Glieder deſſelben ſind die eigentlichen Auguſtiner, oder ſogenannte Eremiten des heil. Auguſtinus. Ihr Ordensſtifter beſtimmte ſie anfänglich gar nicht zum prieſterlichen Stande, ſondern ließ ſie als Laien in einer Gemeinde unter einem geiſtlichen Oberhaupte nach dem Beyſpiele des Einſiedlers Antonius beyſammen leben, und ſich in Abtödtung, Bethen, Faſten und Wachen u. ſ. f. üben, ſo wie er anfänglich zu Agaſt mit etlichen gleichgeſinnten gelebt hat. Nach der Hand ward er ſelbſt wider ſeinen Willen zu Hyppon zum Prieſter geweihet, und richtete alſo ſein zweytes Kloſter in Hyppon ſo ein, daß ſeine Mitglieder nicht nur zum Prieſter- ſondern auch zum Biſchofsthume fähig und befördert wurden. Dieſer Orden verbreitete ſich in kurzer Zeit recht ſehr nicht nur in Africa, ſondern auch in Europa, und wuchs in viele Nebenzweige, oder verſchiedene andere Orden und Congregationen aus, die dieſe Ordensregel annahmen. Beſonders merkwürdig iſt die Congregation der baarfüßigen oder ungeſchuhten Auguſtiner, von dem P. Thomas von Jeſu aus dem portugeſiſchen Geſchlechte von

Digitized by Google

Andrada. Weiter sind 2) die Grandimontenser, vom Jahre 1076. 3) der heil. Kreuzorden in Italien 1117. 4) die italienischen Kreuzbrüder 1175, die sich mit Bedienung der Kranken in Spitälern beschäftigten. 5) die demüthigen Brüder oder Humiliaten. 6) die Dominikaner 1205. 7) die Thalschüler (Vallis Scholares) von drey Professoren zu Paris Guillelm, Richard und Eberhard gestiftet 1218. 8) die Sackbrüder, oder Bußeremiten Jesu, die allemal in einem öffentlichen Bußkleide erschienen 1218. 9) der Orden der freywilligen Armen in Deutschland, die sich mit ihrer Handarbeit nährten 1470. Ihr Hauptconvent war zu Hildesheim. 10) der Orden von der Buß der Martyrer 1237, der achtzehn Provinzen zählte. 11) der Pinianusorden unter dem Schutze des heil. Guielmus 1234. 12) die Serviten in Italien 1235. 13) die Kreuzbrüder 1246. 14) die Serviten in Frankreich, die sich von den Italienern in der Kleidung unterschieden 1257. 15) der Orden des heil. Demetrius eingesetzt von etlichen polnisch und deutschen Edelleuten 1256. 16) die gutherzigen Brüder eingeführt von Richard Grafen zu Cornubien 1257. 17) die büßenden Brüder der heil. Magdalena von Bertram einem Grafen in Frankreich 1277. 18) der Orden von der Liebe unserer Frau zur Bedienung der Kranken 1290. 19) die florentinischen Serviten vom Philippus Benitius 1233. 20) der Orden von der Stiege zu Siena vom Ordensgeneral Augustin Novellus 1298. 21) die Armenianer oder Bartholomäer so genannt von ihrem ersten Kloster St. Bartholomäus zu Genua 1303. 22) der Orden des Einsiedlers Paulus wiederum hergestellt von einem gewissen Eusebius in Ungarn 1308. 23) der Alexiorden, der sich mit Begrabung der Verstorbenen und Hülfleistung der armen Seelen im Fegfeuer beschäftigte 1309. 24) der berühmte Dreyfaltigkeitsorden des heil. Johannes von Matha einem Portugiesen 1198. 25) der Agonizantenorden, die den in letzten Zügen liegenden Armen sowohl als Reichen beystunden. 26) die Jesuater unter dem Schutze des heil. Hieronymus vom Johannes Columbinus von Siena 1367. 27) der Orden des Erlösers der Welt, oder der Birgittinerorden 1368. 28) der Orden des heil. Hieronymus vom Petrus Fernandez einem Spanier 1370. 29) der Orden des heil. Ambrosius beym Walde außer Mayland 1375. 30) Der Orden der Eremiten des seligen Petrus von Pisa unter dem Schutz und Namen des heil. Hieronymus 1380. 31) die Kreuzträger vom Stern 1393. 32) der Orden des heil. Hieronymus von Fiesola 1441. 33) der Orden der kleinen Apostel, die sich vom Barnaba dem Gefährten des heil. Paulus herleiten wollen 1496. 34) die Eremiten des heil. Paulus, die ehemal in Portugall sich befanden 1562. 35) die barmherzigen Brüder gestiftet von Johannes de Deo zu Bedienung der Kranken 1572. 36) die Eremiten des heil. Antonius, die etliche Convente in Flandern hatten 1615. Alle diese Orden waren in den angezeigten Jahren vom römischen Stuhle bestätigt; verfielen aber zum Theile wiederum, und zum Theile sind sie unter einer andern Gestalt da.

Unter dem Priesterorden des heil. Augustinus werden hauptsächlich die regulirten Chorherren verstanden, wovon man den Artikel: Canonici regulares sehen kann, wiewohl nunmehr auch alle Augustinereremiten Priester sind, und nur in jedem Kloster oder Convente etliche Laien zur Bedienung oder Besorgung ihrer Hausgeschäfte haben.

Augustinerinnen, sind Nonnen, die sich auch Eremitinnen des heil. Augustinus nennen, und nach seiner Regel leben. Wie alt sie sind, weis man eigentlich nicht; doch wollen sie schon zur Lebzeit des heil. Augustinus da gewesen seyn. In Rom sind ihre berühmtesten zwey Klöster bey St. Catharina und den vier gekrönten Märtyrern. In dem ersten werden, nebst vielen Kostkindern, hundert und zehen arme Mädchen unterrichtet und zur Heurath ausgesteuret; im zweyten sind eben zum Unterrichte hundert Mädchen da, die weder Vater noch Mutter am Leben haben. In Spanien und Portugall sind seit dem Jahre 1509 auch barfüßige Augustinerinnen. Die sogenannten barmherzigen Schwestern nennen sich auch manchmal Augustinerinnen, und haben insgemein Augustiner zu Beichtvätern. Nebst dem obigen ersten Hauptstamme des Ordens dienen unter dieser Regel 2) die Lateranenfischen Canonissinnen, welche die ältesten ihres Stammes sind. 3) Die Birgittinerinnen von der seligen Fürstin Birgitta 1344. 4) Die Recollectinnen oder Birgittinerinnen von der seligen Marina von Escobar. 5) Die Klosterfrauen des heil. Ambrosius beym Walde 1474. 6) Die Theatinerinnen der unbefleckten Empfängniß, von der Versammlung genannt, von der Neapolitanerin Ursula Benitosa 1583. 7) Der Orden der Englischen oder Guastallinen von der Gräfin Aloysia Torelli von Guastalla 1536. 8) Die Ursulinerinnen von der sel. Angela von Brescia. 9) Die sogenannten himmlischen von der Verkündigung, die von der sel. Victoria Fornori mit der Bedingniß gestiftet worden, daß sie sich aller menschlichen Gesellschaft entziehen, und ihren Gesichtsschleyer sogar vor ihren Eltern die Tage ihres Lebens nicht aufdecken, folglich sich nimmermehr vom Angesichte sehen lassen sollen, 1613. 10) Der Orden des heil. Salesius von der Heimsuchung Mariä, 1618. 11) Der Orden von der Opferung Mariä von dem sel. Bischofe Nicolaus Sanguin, der sich eigentlich dem Unterrichte der Jugend widmet, 1628. 12) Die Philippinerinnen vom Philippus Nerius, ihrem Schutzpatrone. 13) Der Orden von der Zusucht Mariä von der sel. Elisabetha von Kreutz, der zu Nancy in Lothringen entstund, und wozu hauptsächlich diejenigen Personen ihre Zusucht nahmen, die sich von einem öffentlich freyen und eiteln Lebenswandel zur Buße wenden, und die fernern Tage ihres Lebens in der Abtödtung zubringen wollten, 1634. 14) Der Orden von der Barmherzigkeit unserer lieben Frau, oder die sogenannten barmherzigen Schwestern, 1633. 15) Der Orden von dem eingefleischten Worte von der sel. Johanna Maria Chezard von Matel. Die Absicht dieses Ordens war, die Geheimnisse von dem Menschgewordenen Sohne Gottes zu betrachten und zu verehren, und zugleich auch die Unbilden zu ersetzen, die dem eingefleischten Worte Gottes auf dieser Welt widerfahren sind. 16) Der Orden von der Liebe unserer Frau von dem sel. P. Eudes für diejenigen gestiftet, die unter der Verehrung des Herzens Jesu und Mariä ernstliche Buße thun wollen. 17) Der Orden von der erschaffenen Dreyfaltigkeit, d. i. Jesu, Maria und Joseph, von Franciscus von Surdis, Erzbischofe zu Bourdeaux, zur Erziehung der Waysen gestiftet, 1672. 18) Der Orden von der Anbetung des allerheiligsten Sacraments, von dem sel. Antonius von Guieu, aus dem Orden des heil. Dominicus. Dieser Orden erhielt nur ein einziges Kloster zu Marsilien. Hierzu kann man noch das königliche Stift bey St. Cyr, unweit Versailles, rechnen, welches von Ludwig XIV. zur Erziehung und Unterrichte des weiblichen Geschlechtes gestiftet, und vom Pabst Innocentius XII. im Jahr 1692 bestä-

Digitized by Google

tigt war. Die merkwürdigern Orden hiervon (denn die minder merkwürdigen ſind allenthalben wiederum von ſich ſelbſt zerfallen) ſehe man in ihren eigenen Artikeln.

Auguſtinianer, hießen die Anhänger eines gewiſſen Auguſtins im ſechzehnten Jahrhundert, welcher unter die Wiedertäufer gerechnet wird. Er lehrte, daß die abgeſchiedenen Seelen nicht eher als bis an dem jüngſten Tag zur Seligkeit oder Verdammniß gelangten, daß Chriſtus noch nicht gen Himmel gefahren ſey, ſondern ſolches erſt nach dem jüngſten Gericht geſchehen würde.

Auguſtinianer. Unter dieſem Namen werden oft die Janſeniſten, als welche ihre Lehre mit der Lehre des heiligen Auguſtinus für eine und dieſelbige ausgeben, verſtanden. Man nennet aber auch eine gewiſſe catholiſche Schulparthey mit eben dieſem Namen, welche ſich den Moliniſten und Thomiſten entgegengeſetzt hat. Die Ordensgeiſtliche des heil. Auguſtinus ſchlagen ſich gemeiniglich zu dieſer Parthey, und noch zu unſern Zeiten hat der gelehrte Pater Berti, ein Auguſtinermönch aus Italien, das ganze Syſtem in ein Licht geſetzt, welches ein ſo dunkler und an die tiefſten Geheimniſſe der Religion ſo nahe angränzender Gegenſtand fähig iſt. Man will von allen Seiten der Schulen den bequemſten und leichteſten Weg ausfinden, auf dem man in das große Geheimniß des freyen Willens und der eindringenden göttlichen Gnade dringen könne; was aber mit allen dieſen Entdeckungen bis hieher gefruchtet wurde, und ob alle dieſe ſo hartnäckig von ganzen Ordensgemeinden vertheidigte Lehrgebäude der Kirche einen größern Dienſt, als ihre Zänkereyen, Schaden zugefügt haben, das läßt man an ſeinem Orte beruhen.

Die Meynung der Auguſtinianer iſt eigentlich dieſe: der gefallene Menſch braucht zu jenen gottſeligen Handlungen eine übernatürliche an und vor ſich ſelbſten wirkſame Gnade, die der Menſch in ſeiner erſten Unſchuld vor dem Falle nicht nöthig hatte, indem er in dieſem Stand die Kräfte ſeiner Seele noch nicht geſchwächt, und die Leidenſchaften, die im Gleichgewicht waren, noch nicht gegen das Gute aufgebracht fand.

Dieſe Gnade enthält, nach dem Auguſtinianerſyſtem, verſchiedene Grade, und iſt nicht allzeit gleich ſtark, ſondern verhältnißweis gegen die mehr oder weniger aufwallende Begierlichkeiten mehr und weniger kräftig, alſo, daß, wenn Gott dem Petrus und dem Judas fünf Grade der Gnade verliehen hat, Petrus aber von Neigungen, die vier Grade, Judas aber von ſolchen, die fünf Grade hielten, angefochten wurde, Petrus mit eben der Gnade ſtehen blieb, mit welcher Judas fiel. Es ſteht aber in dem freyen Willen des Menſchen, die an ſich kraftvolle Gnade zu überwältigen, wenn er nemlich ſeine Leidenſchaften und Begierlichkeiten anſtrengt und ſtärker macht, als die Kräfte der gegenwärtigen Gnade wirklich ſind. Jedennoch geben die Auguſtinianer zu, daß Gott an dieſe Gradenberechnung nicht gebunden ſey, ſondern manchen Menſchen ſolche Gnaden ertheile, die allen Anfechtungen, ſie mögen noch ſo ſtark ſeyn, gewachſen bleiben. Sie zeichnen ſich dadurch von den Thomiſten aus, daß dieſe alle Bewegungen und Eindrücke der würkenden göttlichen Gnade bey einem wie bey dem andern Menſchen gleichſetzen, weil ſie die Einwürkung dieſer Gnade von der Weſenheit der erſten würkenden Urſache, nemlich von Gottes nöthigen Einfluß auf alle erſchaffene Würkungen herleiten; folglich, gleichwie alle freye Handlungen Ausflüſſe der Geſchöpfe ſind, alſo müſſen ſie auch alle gleiche Kräfte und Unterſtützungen von dem erſten Urweſen aller Dinge enthalten.

Die Auguſtinianer ſagen ferner, daß die würkende Gnade Gottes in einer ſiegreichen Liebe gegen Gott beſtehe, welches, den Janſeniſten geläufige Wort, ihnen viel Verdruß von den Gegenpartheyen zugezogen und den Vorwurf veranlaßt hat, daß ſie förmliche Janſeniſten wären: allein ſie vertheidigen ſich dadurch, wenn ſie behaupten, daß dieſe obſiegende Liebe den Willen des Menſchen zum Guten nicht nöthige, ſondern nur erleichtere, daß er dasjenige mit Freude und Vergnügen thue, was er zu thun hat.

Nach dieſem Grundſatz verwerfen ſie den Ausſpruch der Janſeniſten, daß die Gerechten, wenn ſie auch mit Ernſt wollen, dennoch einige Gebote Gottes nicht halten können, weil ihnen die zureichende Gnade abgehe; indem die Auguſtinianer fur ungezweifelt halten, daß den Gerechten die hinlängliche Gnade niemal fehle. Ueberhaupt muß man erinnern, daß die Auguſtinianiſche, wie die Thomiſtiſche und Moliniſtiſche Partheyen ihre Gedanken in ſolche lateiniſche Schulausdrücke einhüllen, die man ſchwerlich in der deutſchen Sprache deutlich und verſtändlich vortragen kann. Es wäre durchgehends zu wünſchen, daß dieſe leichte Scharmützel unter den Theologen aufhörten: allein ſobald einmal eine Meynung in einen Ordenshabit eingekleidet iſt, wird ſie ſelten ehender, als der Orden ſelbſt, erlöſchen.

Auguſtus, (antiquariſch). Dieſer Name der Römiſchen Kayſer, welcher im Griechiſchen durch das Wort Σεβαστος ausgedruckt wird, hat dem Stifter der Römiſchen Monarchie, dem Cäſar Octavianus, ſeinen Urſprung zu danken. Er bedeutet ſo viel, als eine geheiligte Perſon, und wurde, nach dem Vorſchlage des Munatius Plancus, als ein unterſcheidender Character dem Octavianus von dem Senate gegeben. „Man war, ſagt der Geſchichtſchreiber Dio, wegen eines ehrenvollen Titels, den man dem Octavian geben könnte, in Verlegenheit, und brachte zu dem Ende unterſchiedene in Vorſchlag. Er ſelbſt hätte es gerne geſehen, wenn man ihn Romulus genennt hätte. Weil er aber befürchtete, ſich dadurch verdächtig zu machen, als wenn er nach der königlichen Würde ſtrebe, ſo ſtand er davon ab. Man nannte ihn alſo Auguſtus, und ſetzte ihn durch dieſen Namen eine Stufe über die Menſchheit hinauf. Denn mit dieſem Worte benennen die Römer die heiligſten und ehrwürdigſten Gegenſtände. Und von dieſer Zeit an gaben ihm die Griechen den Beynamen Σεβαστος, welcher die Würdigkeit der göttlichen Verehrung anzeiget.“

Dieſer dem Octavian als etwas perſönliches beygelegte Titel wurde in der Folge, beſonders ſchon von den Zeiten des Nero an, ein Titel der Würde und ein Ehrenzeichen der höchſten Macht. Dioletian und Maximian, ob ſie gleich den Purpur und das Regiment niedergelegt hatten, behielten doch den Namen der Auguſtorum, und nennten ſich nach ihrer Abdankung bald ſchlechtweg Auguſtos, bald Seniores Auguſtos, um ſich durch den Beyſatz von den regierenden Kayſern zu unterſcheiden, niemals aber Imperatores.

Da die Kayſer anfiengen, ſich Reichsgehülfen an die Seite zu ſetzen, welche, im Fall ihres Abſterbens, ihnen ohne Widerrede, ſo wie heutzutage der römiſche König dem Kayſer, nachfolgeten: ſo gaben ſie ſolchen zwar den Titel der Cäſaro, für ſich ſelbſt behielten ſie aber

Digitized by Google

den Titel der Augustorum, als den unterscheidenden und geheiligten Namen der höchsten Majestät.

Augustus ist auch der Name, den der Monath Sextilis, zur Ehre des Kayſers Augustus, durch einen Rathſchluß erhielt; weil, wie Cenſorin erzählt, in dem Monathe Sextilis dieſer Kayſer die wichtigſten ſeiner Thaten verrichtet, und darinnen dem römiſchen Staate ſeine völlige Ruhe wieder geſchenkt hat. ſ. Calendarium romanum.

Augustus (Diplomat.) Marcus Aurelius und Lucius Verus ſind die erſten, ſo zugleich den Ehrentitel Augustus in ihren Reſcripten und Verordnungen geführet haben. Commodus gebrauchte ihn die letzten drey Jahre, Caracalla und Geta faſt beſtändig. Auf ihren Münzen hergegen iſt er ſchon nach dem Auguſto von dem K. Tiberio und in der Folge faſt ohne Ausnahme gebraucht worden. Auf den Münzen des Trajans, des Alexander Severus, des Gallians ꝛc. findet man, daß ſie zuweilen auch den Titel Perpetuus Augustus angenommen haben, und auf etlichen Steinſchriften bey dem Grutero daß Septimius Severus, Diocletianus und Maximinus ſogar Semper Auguſti genannt ſind. Auch die Fränkiſchen Könige des erſten Stammes, bildeten ſich ſeit dem Chlodowich in ihrem Getränge ꝛc. nach den Römiſchen Kayſern und Theodobert ſein Enkel hat gleichfalls den Titel Augustus auf einer goldenen Münze, die Harduin beſchreibt, geführet. Kayſer Carl der Große gebrauchte ſchon dieſen Ehrennamen in ſeinen Urkunden, jedoch nur ſparſam, und zwar ſeit dem J. 800. oder ſeiner Kayſerkrönung. Ja in ſeinem erſten Capitular bey dem Baluzius vom J. 806. heißt er gar Imperator Cæſar Carolus Rex Francorum inuicteſſimus et Romani Rectior imperii, pius, felix ac triumphator *semper Auguſtus*. Allein dieſe übertriebene Titulatur gehört nicht zu dieſem Object, wo nur von Diplomen im eingeſchränkten Verſtande die Rede iſt. Er iſt der erſte von den Fränkiſchen Königen, ſo ihn angenommen, ſeine Nachfolger haben ihn, ſobald ſie die Kayſerkrönung erhalten, beſtändig geführet, und wie der Caroliniſche Stamm ausgeſtorben iſt, ſo hat Kayſer Otto I. ihn beſtändig, ſeitdem er zu Rom gekrönet, in allen Urkunden gebrauchet, den die folgenden deutſchen Kayſer überall beybehalten haben. Von dem Kayſer Friedrich I. aber findet man auch zwey Urkunden, ſo Schöpflin in ſeiner Alſat. Diplom. Tom. I. p. 237. 240. von Urſchriften ediret hat, worinnen er des Titels Augustus vor ſeiner Kayſerkrönung, als deutſcher König ſich ſchon bedienet hat. Ja Conrad der III. hat ihn ſchon vorher im J. 1144. bey dem Gudenus Tom. I. p. 156. ebenfalls als deutſcher König gebrauchet. Zu welcher Zeit aber der Zuſatz *Semper* Auguſtus zu erſt aufgekommen iſt, darüber iſt man nicht einig. Einige meynen Kayſer Friedrich I. habe ihn zuerſt in ſeinen Urkunden angenommen, und es iſt ganz zuverläßig, daß er ſich in einer Urſchrift vom J. 1157 die in dem Chronic. Gothwic. Tom. I. Tab. XXIV. aus dem Archiv zu S. Emmeran in Kupfer geſtochen iſt, *Semper Auguſtus* genennt hat. Eine große Anzahl Urkunden dieſes Kayſers, ſo von Originalien ediret ſind, haben dieſen Zuſatz nicht zu einem Beweiſe, daß er ſich ſehr ſelten deſſelben bedienet. Der Verfaſſer des vorgedachten Chronic. Gothwic. iſt zwar a. a. O. p. 312. der Meynung, daß bereits Kayſer Heinrich V. ſelbigen in zwey Urkunden bey dem Hundio und in dem Bullario Caſinenſi gebrauchet hat, auch daß ſolcher noch früher ſchon im Gebrauch geweſen, allein man hat Urſach ſtark daran zu zweiffen, weil nicht allein die zwey von ihm angeführte nur von Copeien gedruckt ſind, und in dem Bullario Caſinenſi überhaupt, als auch bey dem Hundio ſehr viele falſche Abdrücke ſind, ſondern auch die übrigen bey dem Leuffeld, Lünig ꝛc. auf gleiche Art unzuverläßig ſind. Nimmt man alle die Urkundenſammlungen zur Hand, die von Originalien pflichtmäßig und getreu ediret ſind, wie Schöpflin, Erath, Gudenus, Zyllefius und ſelbſt das Chronic. Gothwic. ſo wird man darinnen keine einzige unverdächtige Urkunde finden, die vor Friedrichs des I. Zeit den Titel *Semper Auguſtus* führet, und noch iſt er ſehr ſparſam von ihm gebrauchet worden. Man ſetzt alſo den Satz der bisher für gewiß angegeben iſt, daß der Titel ſchon weit älter im Gebrauch geweſen, in ſtarken Zweifel, weil man mit Fleiß nachgeſehen, und bis jetzo noch in keiner einzigen von Original gedruckten Urkunden ſelbigen vor die angegebene Zeit angetroffen hat. Aus Documenten ſo von Copien ediret ſind, und wo die Herausgeber die Urſchriften und das Archiv, wo ſie hergenommen ſind, nicht angezeiget haben, laſſen ſich keine diplomatiſche Bemerkungen noch Regeln machen, auf die man ſicher fußen kann.

Der Verfaſſer des Chronici Gothwic. will ſogar p. 167. behaupten, daß der K. Otto II. ſich ſchon alſo genennet, und führet aus dem Schaten, Lünig und Leuffeld dieſerwegen drey Urkunden an, allein welchem diplomatiſchen Kenner iſt unbekannt, wie ſchlecht alle drey ihre Sammlungen beſorgt haben, und wie wenig man ſich auf ſie verlaſſen darf, welches ſchon Heinecius in Tr. de Sigill. p. 106. angemerket hat, und man nöthigenfalls aus vielen Stellen beweiſen will, ob man gleich nicht leugnet, daß Otto II. ſeine Mutter Mathild in einer Urkunde vom Original bey dem Erath. p. 15. Semper Auguſtam nennet, und der Papſt Johannes XIII. in einer Urk. a. a. O. p. 14 dem Kayſer Otten dem I. gleichfalls den Titel Semper Auguſtum beylegt. Hier iſt aber von der ſelbſtgebrauchten Titulatur die Rede, nicht von der, ſo andere den Kayſern gegeben haben. Weil eine ſo große Anzahl von Originalien edirter Urkunden bis auf den Kayſer Friedrich I. dieſen Titel mit dem Zuſatz Semper nicht angeben, ſo iſt die Vermuthung, daß er bis dahin nicht gebraucht worden, ſtärker, als daß die wenige expeilliche ſchlechte Abdrücke das Gegentheil diplomatiſch und regelmäßig erweiſen.

In der Folge iſt er von Heinrich dem VI. Philipp, Friedrich dem II. deſto häufiger gebraucht, und man findet keinen Unterſchied bey den Urkunden, die vor und nach der Kayſerkrönung ausgeſtellet ſind, ſondern ſie haben ſich deſſelben als Röm. deutſche Könige gleichfalls bedienet.

Indeſſen iſt nicht zu leugnen, daß die Aufſchriften Conſtantins und die Münzen Julians ſchon dieſen beyden Kayſern den Titel Semper Auguſtus beylegen. Symmachus giebt ſeinem 26ſten Brief an den Kayſer Theodos I. die Aufſchrift: Diuo Theodoſio Semper Auguſto etc. Der Kayſer Juſtinianus nennet ſich in der Verordnung, worinne er ſeine Inſtitutiones beſtätiget, Semper Auguſtus und Theodobert König von Auſtraſien giebt in ſeiner Aufſchrift an den Juſtinian ihm den Titel: Illuſtri inclito ac Triumphatori *Semper Auguſto*, Juſtiniano Imperatori Theodebertus Rex, anderer Beyſpiele zu geſchweigen. Es iſt alſo dieſe Titulatur eine Nachahmung, ſo die deut-

Digitized by Google

schen Kayser auch in vielen andern Stücken von jenem angenommen haben.

Augustus, (publicistisch.) Nach Kayser Friedrich I. Zeiten haben alle Römische Kayser und auch Römische Könige, ohne Unterschied und ununterbrochen den Titel Semper Augustus in ihren lateinischen Urkunden nicht allein sich selbst beygelegt; sondern sie haben ihn auch so wohl von ihren Unterthanen, als von fremden Mächten erhalten; und dieses ohne Rücksicht auf die Römische Krönung. Bey den Westphälischen Friedenstractaten wurde zwar wegen des Gebrauchs dieses Titels von den Kronen Frankreich und Schweden Schwierigkeiten gemacht: allein sowohl der Kayser als die Reichsstände bestanden darauf, daß man diesen nach einem uralten Herkommen dem deutschen Oberhaupt zukommenden, und dem ganzen Reich zur Ehre gereichenden Titel sich so wenig entziehen lassen könne, als ein König von Frankreich sich des Titels Christianissimus werde wollen berauben lassen. Die beyden Kronen gaben auch hierauf nach, und der Titel Semper Augustus wurde dem Kayser nicht nur im Westphälischen Friedensinstrument selbst beygelegt, sondern er führt ihn auch noch jetzt, und bekommt ihn sowohl von auswärtigen Mächten als von den Gliedern des deutschen Reichs.

Andere gekrönte Häupter erhalten wenigstens im Canzleystyl so wenig den Titel Augustus, als Semper Augustus. Dagegen pflegt ihnen wohl in Privatschreiben der Titel Augustissimus beygelegt zu werden.

Die richtige Auslegung des Titels Semper Augustus ergiebt sich aus seiner vorhinbemerkten wahren Abstammung. Man hätte ihn also im Deutschen durch allezeit geheiliger oder Hochheiligster, oder durch allergloreichster übersetzen sollen. Allein eine ganz falsche Ableitung von *Augere* hat daraus zu allen Zeiten Mehrer des Reichs gemacht; und die tyrannische Gewalt des Canzleygebrauchs hat diese falsche Uebersetzung nun einmal bestätigt. Selbst die Wahlcapitulation scheint eine Anspielung darauf zu enthalten, wenn der Kayser in Art. 2. verspricht: Wir sollen und wollen das Reich soviel in unsern Kräften ist schirmen und vermehren. Diese Uebersetzung ist übrigens sehr alt. Schon Kayser Rudolph I. nennt sich in dem zu Würzburg 1287. errichteten Landfrieden: ain romischen Kunig und ain Merer des Reichs. Man hat zur Rechtfertigung dieser sonderbaren Uebersetzung anführen wollen, daß der Kayser dadurch an seine Pflichten erinnert werden sollte, damit er, wie sich der Verfasser des sogenannten Schwabenspiegels ausdrückt: das Reich allezeit mehren, und nicht ärmer machen solle. Andere vermuthen, man habe es nicht wagen dürfen diesen Titel richtig durch hochheilig zu übersetzen, aus Furcht damit einen Eingriff in die päpstliche Titulatur zu thun, und den Römischen Hof dadurch gegen sich aufzubringen. Allein diese Vermuthungen sind viel zu gezwungen, als daß sie auch nur einen geringen Schein der Wahrheit haben könnten. Die grobe Unwissenheit der Canzleypersonen des mittlern Zeitalters in allem, was zur Sprach- und Alterthumskunde gehörte, erklärt die Entstehung und Einführung dieser falschen Uebersetzung am allernatürlichsten.

Aviatica Sareditas oder **Aviatica Bona** kömmt in den alten Gesetzen der Ripuarier Tit. LVI. §. 3. und andern vor, wodurch man alle Stamm- und Erbgüter verstanden hat, doch ist l Feudor. 1. auch von Lehngütern verordnet, daß, wenn jemand keine Söhne hinterließ, so sollte das Lehn (beneficium) an den Enkel fallen, der hier Aviaticus genannt ist.

Avicennia oder Avicennische Pflanze, *Avicennia* Linn. ist ein in den neueren Zeiten entdecktes Pflanzengeschlecht das in die zweyte Ordnung der vierzehnten Linneischen Classe (Didynamia angiospermia) gehört. Der Kelch in fünf Abschnitte getheilt und fällt nicht ab; die Abschnitte selbst sind fast eyrund, stumpf, vertieft, gerad stehend und mit dren Schuppen besetzt. Die Krone besteht aus einem Stück; ihre Röhre ist kurz und glockenförmig, ihre Mündung zweylippig. Die Oberlippe ist fast viereckig, gekerbt und platt. Die Unterlippe dreyspaltig. Von den vier Staubfäden sind zween etwas länger als die andern. Der eyrunde Fruchtknoten verwandelt sich, wenn die Pflanze abgeblühet hat, in eine ledertarige eyrundrautenförmige, platte, einfächrige, zweyklappige Samenkapsel, welche nur ein großes, wie die Kapsel gestaltetes Samenkorn enthält. Bis jetzt sind nur noch zwey Gattungen dieses Geschlechts bekannt:

Filzige Avicennie (*Avicennia tomentosa* Linn.) mit eyrundherzförmigen unterwärts filzigen Blättern. Sie stammt aus America.

Glänzende Avicennie (*Avicennia nitida* Linn.) mit lanzetförmigen auf beyden Flächen glänzenden Blättern; wohnt in Ost- und Westindien.

Avicula, (Conchylie) ist der gewöhnliche Name einer zum Austergeschlecht gehörigen und unter dem Namen des Vögelgen bekannten Muschel. Eigentlich ist es die Conchylie, welche Linne Mytilus hirundo nennet, und welche Knorr Th. IV. tab. 8. fig. 5. Th. V. tab. 10. fig. 1. 2. Th. VI. tab. 2. fig. 1. Rumph tab. 46. fig. G. Bonanni recreat. Class. II. fig. 58. Klein tab. 8. fig. 13. Gualtieri tab. 94. fig. A. B. Argenville tab. 19. fig. B. abgebildet haben. Klein aber macht aus dem Wort Avicula einen Geschlechtsnamen, und zählet dahin folgende Gattungen: 1) rubra & nigra; 2) longicauda, das ist die Gattung, von der ich vorher Zeichnungen angeführet habe; 3) Pecten tenuis, aure altera productiore; 4) Sartaniello. s. Vögelgen.

Avignon, Florence, Zindel- oder Futtertaffent, ist die leichteste Art von Taffent, der im Riedblatte 1200 einfache Fäden stehet, und im Rohre 4 eben solcher einfachen Fäden hat, so daß die ganze Kette nur 2800 Fäden enthält, da der doppelte oder englische Taffent deren 6400 bekommt. Weil er solchergestalt die wenigsten Kettenfäden besitzet, so wird er auch gemeiniglich nur mit vier Kämmen und zwey Fußtritten gewebet. Hernach hat die Lade des Stuhls, statt des Deckels, nur eine verlohrne Kappe, oder eine Latte, damit das Riedblat unterweilen prellet, welches um so leichter angehen kann, weil dieser leichte Taffent ohnehin streifig wird. Die Breite dieses Zeugs ist selten über ein, und höchstens nur $1\frac{1}{4}$ Elle, die Länge aber erstrecket sich auf 100 Ellen, welche jedoch von dem Weber schon in zwey gleiche Theile, jedes zu 50 Ellen, zerschnitten wird. Sonst heißen auch diejenigen zur gelben Farbe dienlichen Beeren des Färberwegedorns, welche man in Avignon, wie auch in andern Gegenden des südlichern Frankreichs, an steinigten Orten, besonders zwischen den Felsen, sammlet, trocknet, und zum Gebrauch für die Maler und Färber verkaufet, Avignen.

Avila, ist eine indianische Frucht, von der wir weiter keine Kenntniß haben, als daß sie etwas größer als eine Pomeranze, von runder Gestalt und gelb von Farbe ist. Inwendig enthält sie drey zehen Nüsse mit harter holziger Schale

Digitized by Google

Schale und weißen Kernen. Von der Pflanze, welche diese Frucht liefert, iſt nichts bekannt, als daß ſie zu den kriechenden Gewächſen gehört, die an andere ſtärkere Bäume geſtützt in die Höhe ſteigen.

Avis. Die Vögel ſind in der Auguralwiſſenſchaft der Römer, und überhaupt in dem Syſtem des alten Aberglaubens, der ſich bis auf uns fortgepflanzt hat, von ſo großer Bedeutung, daß eine in dieſer Abſicht gemachte Claſſification derſelben einen beſondern Artickel verdienet. Ehe wir dieſelbe geben, wollen wir vorher einiger ſchon alten lächerlichen Gebräuche und Meynungen, die ſich auf die Vögel beziehen, gedenken. Wenn ein Vogel irgendwo in einem Gebäude niſtete, ſo hielt man es für ein böſes Zeichen. Doch ſcheinen die Schwalben, wie auch bey uns, eine Ausnahme gemacht zu haben. Wir ſchließen dies aus einer Stelle des **Plinius**, wo er erzählt, daß ein gewiſſer römiſcher Ritter **Cäcina**, der Eigenthümer von Quadrigen, auf dem Circus einige aus dem in ſeinem Hauſe befindlichen Neſte mit ſich genommene Schwalben mit der Farbe der ſiegenden Parthie beſtrichen, vom Circus habe fortfliegen laſſen, um ſeinen Freunden von der ſiegenden Faction auf das geſchwindeſte Nachricht zu geben. Die Nachtvögel, die Fledermäuſe und die ſogenannten Todtenvögel ſchlugen die Alten ſchon kreuzweiſe ausgeſpannt an die Thoren. Sie glaubten dadurch dem durch dieſe Vögel angedrohten Unglücke zu entgehen. Man verbrannte auch mit den Todten zugleich die Vögel, die ſie bey ihren Lebzeiten zur Luſt unterhalten hatten, vielleicht in der Hoffnung, daß ihre Schatten den Schatten ihrer Herrn in den Elyſiſchen Gefilden zum Vergnügen dienen ſollten. Die überhaupt viele Völker der alten und neuen Zeiten ihren Todten die ihnen im Leben liebgeweſenen Geräthſchaften, Thiere, ja Sclaven und Weiber in dem Tode folgen laſſen.

Die allgemeine Claſſification der Vögel in der Augurenwiſſenſchaft der Römer theilt dieſelben ein in **Oscines**, die mit ihrem Geſange, in **Alites**, die mit ihrem Fluge, in **Dullos**, die durch die Art ihres Freſſens, beſonders durch das **Tripudium**, wann ihnen aus allzugroßer Begierde das Futter aus dem Schnabel fiel, zukünftige Dinge andeuteten. In Abſicht der von dieſen Vögeln vorbedeuteten Dinge ſind in der Sprache der Augurien und Auſpicien folgende Arten:

Avis admiſſiva, der zulaſſende Vogel, der dem Befragenden das, was er im Sinne hatte, zuſagte, und alſo einen glücklichen Ausgang weiſſagte.

Avis alba, der weiße Vogel, ward für glücklich gehalten.

Avis altera, der andere Vogel, hieß in dieſer wunderlichen Sprache, wo ſich die Augures, ſo lange ſie in der am Himmel bezeichneten Stelle, in dem **Templum**, den Vogelflug beobachteten, aller bösbedeutenden Mißtreff enthalten, und dieſelben mildern mußten, ein unglücklicher Vogel.

Avis ambuſtanea, auch **incendiaria**, der Brand und Feuer anzeigte. **Avis antedextra und anteſiniſtra**, ſ. dieſe beyde Wörter.

Avis arceva, der hindernde, der alſo die vorhabende Handlung aufzuſchieben anrieth.

Die **Augurvögel**, durch welche, nach der Meynung der Römer, die Götter den Menſchen ihren Willen entdeckten, waren der **Accipiter**, Habicht, ein Unglücksvogel; der Adler, **Aquila**, welcher, weil er der Lieblingsvogel des Jupiters war, Glück bedeutete, und nur bey wichtigen Fällen zu Rathe gezogen wurde; **Bubo**, die Nachteule, war bey den Römern ein trauriges Zeichen; **Buteo**, der Buſſart oder Mäuſeweihe, aus dem Habichtgeſchlechte, bald glücklich, bald unglücklich; **Columba**, die Taube, ein Auſpicium für Könige; **Cornix**, die Krähe, ein zweydeutiger Vogel; **Corvus**, die Rabe, bedeutet von der Rechten Glück, von der Linken Unglück; **Strix**, eine Art von Eulen, ein Unglücksvogel, deſſen man ſich auch zu Zaubereyen bediente; **Vultur**, der Geyer, ein zweydeutiger Vogel.

Avis candida, ein weißer Vogel, war ein gutes Vorbedeutungszeichen.

carnivora, ein Raubvogel, war ſonſt ein gutes Zeichen; wenn aber dergleichen Vögel einer Armee truppweiſe nachzogen, ſo hielt man es für eine unglückliche Erſcheinung.

clivia, ein Vogel, der ſich auf den Höhen aufhält, bedeutete Unglück.

inebra, oder **inſida**, ein jeder böſer Vogel, welcher Unglück bedeutet, oder eine Unternehmung aufhalten kann. Der letztere hieß auch **remora**.

ſecunda, ein glücklicher Vogel überhaupt.

ſiniſtra, ein Vogel, der von der linken Hand her erſchien, wurde für ein glückliches Zeichen gehalten.

ſupervaganea, welcher von der Höhe oder der höchſten Spitze eines Orts geſehen wurde.

titia, welchen die Geſellſchaft der Titier zu beobachten pflegte. ſ. dieſes Wort.

volſgra, ein Vogel, der ſich mit dem Schnabel oder den Klauen rupft. Er wurde für eine gute Vorbedeutung gehalten.

Dieſe angeführten Vögel kommen in Anſehung der Wahrſagerey am häufigſten in den Schriften der Römer vor, und dienen alſo zum nähern Verſtande der claſſiſchen Schriftſteller.

Avis, ein Geſtirn, ſ. **Schwan**.

Avis, der Ritterorden von Avis, oder der Vögelsorden, ein geiſtlicher Orden in Portugall, welchen der König **Alphonſus I.** im Jahr 1146 oder 1147, zum Andenken einer tapfern That wider die Mohren geſtiftet hat. Es hatten ſich nemlich einige Ritter, welche ſich Mitbrüder der h. Maria von Evora nennten, vereinigt, und bey Eroberung der Stadt Evora große Thaten gethan. Ihnen zu Ehren ſtiftete der König den Orden, und räumte ihnen das Städtchen Avis, ohnweit Evora, zum immerwährenden Beſitz ein.

Er unterwarf ſie den Regeln der Benedictiner, gab ihnen einen weißen Mantel, ein kurzes Scapular mit einem grünen lilienförmigen Kreuz. Der erſte Großmeiſter war des Königs natürlicher Sohn Don **Pedro**. Einige Zeit hernach vereinigten ſich die Ritter von Avis mit den ſpaniſchen Rittern von Calatrava, trennten ſich aber wieder von ihnen im funfzehenten Jahrhundert. Letztere beklagten ſich darüber auf dem Concilium zu Baſel, und behielten Recht: waren aber zu ſchwach, um ihr Recht zu behaupten.

Die Großmeiſterſchaft wurde einige Zeit durch den Abt **Zeitra** verwaltet, welcher den Rittern einige Conſtitutionen, nach Art der Ciſtercienſer machte, und ſie durch den Pabſt **Innocentius IV.** beſtätigen ließ. Endlich zogen die Könige die Großmeiſterſchaft an ſich, und haben ſie noch bis auf den heutigen Tag. Der Orden hat dadurch ſeinen Flor und Glanz noch beſtändig behalten und vergrößert. Er beſitzt gegenwärtig in Portugall ohngefähr vierzig Commenthureien. Die Ordenskleidung iſt jetzt ein blauer langer Mantel, auf deſſen linker Seite ein grünes Lilienkreuz ſtehet, an deſſen unterſter Spitze zwey Vögel zu ſehen ſind.

Avisamenta Constantiensia und Moguntina, auch **Avisara Aschaffenburgensia**. Unter dieser Benennung sind die Gravamina und Beschwerden der deutschen Nation über die Bedrückung und Eingriffe des päbstlichen Stuhls, und wie solche abzustellen ꝛc. bekannt. Das Wort selbst kömmt wahrscheinlich von dem französischen *Avis* her, und bedeutet eigentlich in dem Latein der mittlern Zeit Consilium, Deliberatio &c. mithin hat man damit hier vorläufige Untersuchung über die Beschwerden ꝛc. andeuten wollen.

Die ersten Avisamenta sind auf der Kirchenversammlung zu Costnitz im Jahr 1418 abgefaßt, und daselbst dem Kayser Sigismund übergeben worden. Man findet solche am besten in des von der Hardt Actis Concil. Constant. I. Th. p. 999. abgedruckt, und diese enthalten eigentlich die Beschwerden ꝛc. Weil aber denselben nicht abgeholfen, noch die Sache damals beendiget ward, so ist sie auf dem Concilio zu Basel weiter behandelt worden. Man hat daselbst in XXIV. Sessionen viele Mißbräuche und Beschwerden abgestellet, weil aber in der XXV. Session die Versammlung in Uneinigkeit kam, und ein neues Schisma in der Kirche entstand, so vereinigten sich die Churfürsten dahin, daß sie innerhalb sechs Monat überlegen wollten, ob sie bey dem Papst Eugenio bleiben, oder der Basseler Kirchenversammlung folgen wollten. Die letzte setzte indessen ihre Versammlung fort, und gab zum Besten der deutschen Kirche viele vortheilhafte Decrete. Man hielte zu Mainz im Monat Februar 1439 unter dem Könige Albrecht einen großen Convent, wo außer dem päbstlichen Legaten und den Reichsständen, auch die Gesandten vieler auswärtigen Fürsten waren. Auf selbigem wurden die Decrete des Basler Concilii, in so fern sie den dasigen neuen Unterhandlungen nicht entgegen waren, solenniter mit gewissen Modificationen angenommen, und das Instrumentum Acceptationis daselbst am 26. März 1439 ausgefertiget, so Horix in den Concordatis Nat. German. integris I. Th. S. 38. drucken lassen. Und diese sind bisher unter dem Titel Avisamenta Moguntina bekannt, obwohl sie falsch in die Jahre 1430 und 1441 versetzt worden. Diese Acceptation hat der K. Friederich III. durch eine besondere Urkunde bestätiget.

Weil aber mittlerweil der Pabst Eugenius die beyden Erzbischöfe von Trier und Cöln als Anhänger des Basler Concilii absetzte, welches ein neuer Eingriff war, so machten die Churfürsten im Jahr 1446 zu Frankfurt die berühmte Verein, worinn sie dem Pabst viele Conditionen vorgeschrieben, mit der Auflage, daß wenn er solche nicht annehmen, noch sie bestätigen wollte, sie von ihm abstehen und dem Basler Concilio anhängen würden. Man verabredete zugleich eine Gesandtschaft des Kaysers und der Churfürsten an den Pabst, die auch sogleich veranstaltet worden, und von der guten Würkung war, daß der Pabst sofort auf den zu Frankfurt festgesetzten Convent seinen Legaten schickte, welchem in einer ansehnlichen Versammlung von vielen Fürsten und Gesandten verschiedene Artickel und Concordate abgefasset sind, so der Pabst eingehen und bestätigen sollte. Die vornehmsten waren, daß 1) ein General-Concilium gehalten, 2) die Gravamina der deutschen Nation hinreichend abgestellet, und 3) die beyde abgesetzten Erzbischöfe von Trier und Cöln wieder eingesetzt worden sollten.

Mit diesem Auftrage giengen die Gesandten an den päbstlichen Hof, und der Pabst genehmigte durch vier besondere Bullen die vorgedachten Artickel. Diese vier Bullen, nebst dem vorhergedachten Acceptationsinstrument, machen unstreitig schon einen großen wirklichen Theil der Concordaten aus.

Der Pabst Eugenius starb gleich darauf, und Nicolaus V. ward sein Nachfolger, der die Facta seines Vorfahren ratihabirte. Gleichwohl wollten ihn einige Reichsstände nicht erkennen, und weil man schon dem Eugenio in Betracht der von ihm angenommenen und bestätigten Concordaten etwas zur Wiedervergeltung versprochen hatte, so ward abermal ein großer Convent nach Aschaffenburg auf das Jahr 1448 ausgeschrieben, wohin der Pabst Nicolaus seinen Gesandten, den Cardinal Johannes von S. Angelo schickte, diese weitläuftige Sache völlig zu beendigen. Die auf dem Convent vorläufig gehaltene Deliberationes, worinn auch der Pabst Nicolaus für rechtmäßig anerkannt worden, sind unter der Rubrik Avisata Aschaffenburgensia bekannt. Auf denselben erhielt der Legat, durch Beyhülfe des schlauen Aeneas Sylvius, von dem K. Friederich III. und den mehresten Churfürsten und Fürsten, jedoch mit Widerwillen vieler Reichsfürsten, die Concordata, vermöge deren dem Pabste die Annaten, Provisionen, und Alternatio bey Vergebung der geistlichen Beneficien ꝛc. zugestanden ist. Doch sind darinn auch die Concordata mit dem Eugenio IV. expreß bestätigt worden. Diese Aschaffenburgische Concordata sind den 17. Februar 1448 datiret, und in der vorgedachten Sammlung des Horix S. 147 nach dem Original abgedruckt, obwohl aus dem Dato selbst nicht constiret, daß sie daselbst wirklich ausgefertiget sind.

Schließlich ist aus dem angeführten noch kurz zu bemerken, daß 1) diejenige Concordata, so zu Frankfurt 1446 im September abgefasset, und zu Rom am 5. Febr. 1447 bestätiget sind, dasjenige enthalten, was der Pabst zum Besten der deutschen Kirche zugestanden hat, und wohin auch besonders das Instrumentum Acceptationis der Basler Decreten gehöret, die sogenannten Aschaffenburgischen Concordaten aber 2) so am 17. Febr. 1448 zu Stande gekommen sind, die dem Pabst Eugenio versprochene Recompensation in Ansehung der Annaten, Provisionen ꝛc. mithin dasjenige, was dem Pabste zugestanden ist, begreifen. Alles zusammengenommen aber ist darunter begriffen, was man Concordata Nationis Germanicæ cum sede Apostolica nennet. S. Concordata.

Avis aquatica, s. Täucherente.

Avisatio de periurio vitando, Warnung vor Meineid. Wann solche Personen schwören sollen, von denen man glaubt, daß sie nicht hinlänglich von der Natur und verbindenden Kraft des Eides unterrichtet seyen; oder auch wann der schwören sollende zwar darinn unterrichtet ist, aber das Object von großer Wichtigkeit und ein Meineid zu besorgen ist: so erkläret der Richter dem, welcher schworen soll, den Eid, oder läßt es durch einen Geistlichen thun, und diese Handlung heißt: avisatio de periurio vitando, im deutschen den Eid schärfen.

Avisbrief, s. Advisobrief.

Avis Carolina, s. Stelze Motacilla L.

Avisjacht, s. Advisjacht.

Avis Maderaspatana, s. Maderaspatanischer Vogel.

Avis medica, ein Beyname des Pfaues.

Avis mellifora, s. Kolibri.

Avis Miliaria, ein Beyname der Fettammer. s. Ammern.

Avis Norwegica, s. Mewe, Strandjäger.

Digitized by Google

Avis paradisiaca, ein Gestirn, s. Indianischer Vogel.

Avis paradisiaca, (Naturhistorie) Paradiesvogel.

Avis Petri, Petervogel, s. Sturmvogel.

Avis pugnax, s. Kiwitz, Krampfhahn.

Aviver, ein in Frankreich erfundenes Pulver, wodurch man die Farbe des schlechten Goldes erhöhet. Die Benennung kommt von dem französischen Worte Aviver (Aviver) etwas ausputzen, poliren, frischer, netter machen, neues Leben und Ansehen geben, her.

Aula, Αὐλή. In den Häusern der alten Griechen, welche wie die Häuser der jetzigen Einwohner dieses Landes, ordentlich nur einen Stock gehabt haben, kam erst das Vorhaus, πρόδομος, ihm folgte der Vorhof, πρόαυλον, und diesem erst der innre Hof, αὐλή. Diese Aula bezeichnet also ordentlicher Weise und in seiner ursprünglichen Bedeutung den freyen Platz an den Gebäuden, den die Luft durchstreichen kann, oder dasjenige, was wir den innern Hof an einem Gebäude zu nennen pflegen, und ist also ungefähr eben das, was das Atrium in den römischen Wohnungen war. In dieser Aula waren Hallen und Säulengänge angelegt, um daselbst bey dem Spazierengehen und Arbeiten der frischen Luft und des Sonnenscheins geniessen zu können. Die Aula hatte ihr Parapetasma oder Vorhang der wie an unsern Kutschenschlägen durch einen Strick konnte vor und weggezogen werden. Winkelmann glaubt eine solche Aulam auf einem Basrelief abgebildet zu sehen. s. Monum. inedit. pag. 121. Monum. 90. Die an der sonnigten Seite angelegte Gallerie der Aula hieß ἀϊθουσα, welche nach dem Scholiasten des Homers ist περίστυλον, eine Gallerie, ein Säulengang, τὸ πρὸς πλὸν τετραμμένον τοῦ παρὰ τὸ αἰθεσθαι, d. i. eine gegen die Sonne gekehrte Halle, darinnen man der Wärme geniessen kann. Hier konnte sich das Frauenzimmer aufhalten. Ohne Zweifel redet Vitruv von diesen Hallen, wenn er von den griechischen Häusern sagt: „man siehet grosse Säle, wo die Weiber mit ihren Gehülfinnen arbeiten. Auf den Gallerien von der Seite und die Speise- und Schlafzimmer. Der innerste Theil des Hauses heißt Gynæconitis. Die Männer haben ihre abgesonderten Zimmer, welche Andronitis heißen.“ Nach den Zeiten des Homers bezeichnet Aula schon öfters den Pallast eines grossen Herrn, in welchem Verstande es häufig bey den römischen Schriftstellern vorkommt, so wie auch jetzt das deutsche Wort Hof in einem ausnehmenden Verstande von den Wohnungen der Grossen gebraucht wird; entweder deswegen, weil sich bey solchen Pallästen dergleichen vorzüglich prachtige Aulä befanden, oder weil die Trabantenwache in diesen Höfen der Pallaste ihren eigentlichen Posten hatte, oder, wie es die griechische Sprache ausdruckt, παρεμβάλλεται. So heißt Aula Augustana der Kayserliche Pallast auf dem Palatinischen Berge zu Rom.

Aulad Allah, heißt nach der wörtlichen Uebersetzung aus dem Arabischen, soviel als Kinder Gottes. Die heidnischen Araber benennten einige Geister, denen sie gottesdienstliche Verehrung erwiesen, mit diesem allgemeinen Namen, einem unter ihnen aber legten sie den Namen Benat Hascha bey, und erwiesen ihm vorzügliche Ehre.

Aulæum. Unter dieser Benennung begriff man nach der wahrscheinlichsten Erklärung, alle Verzierungen und Vorhänge der Aula, oder des Atrimus, wodurch die darinnen befindlichen Gallerien, Zimmer und Speisesäle gegen den Staub, den Wind und die daher entstehenden Unbequemlichkeiten gesichert wurden. Dies bestätigt besonders eine Stelle des Horaz, darinnen er den lächerlichen Pracht des Epicureers Rasidienus beschreibt. Der Scholaste Servius behauptet, diese Zimmerdecken, welche gemeiniglich kostbare Vorhänge und gestickte Tapeten waren, mit welchen letztern man bey festlichen Gastereyen auch die Tischbetten zu belegen pflegten, wären eine Erfindung des pergamenischen reichen Königes Attalus. Doch Virgil läßt solche schon in dem Palaste der Dido sehen, wie wohl dieser Dichter hat sich öfters die Freyheit genommen das Uebliche zu verlassen, und Anachronismen zu begehen.

Diese Aulären waren aber auch ein nothwendiges Stück auf dem alten Theater. Wann die Scenen sich eröfneten, so wurden diese Aulären aufgezogen, und fielen wieder herunter, wenn der Schauplatz verändert werden sollte.

Aule, ist eben so viel als Atrium der Kirchen, wie auch so viel als Aula.

Aulea, heißet bey Alberti eine Art von Kugelgewölb, an welchem vier Seiten dergestalt abgeschnitten worden, daß die äußere Grundfläche des Gewölbes ein Quadrat wird, die innere aber ein Zirkul bleibt. Mit diesem Gewölbe haben die Alten Tempel, Thürme und andere Gebäude gedecket, deren innerer Raum die Gestalt eines Zirkuls, der äußere aber die Gestalt eines Quadrats hatte. Heut zu Tage wird diese Art eines Gewölbes selten gebraucht, theils weil die Gebäude nicht leicht diese Form erhalten, theils auch, weil ein dergleichen Gewölb schwache Wiederlager auf vier Seiten desselben erhält.

Aulia, ist der gewöhnliche Name, den die Türken ihren Heiligen geben; durch einen Beysatz nennen sie sie, Aulia Allah, das ist, Freunde Gottes. Sie machen sehr erhabene Vorstellungen von ihnen. Nach dem Ausspruch des Korans fürchten sie nichts, sie haben keine Bekümmernis, weil sie den wahren Glauben haben, und nach diesem Glauben Gott einen vollkommenen Gehorsam leisten, von dem sie auch eine reiche Belohnung in dieser und jener Welt erwarten. Wer sind denn nun aber diejenigen, welche die Muhamedaner mit der ehrwürdigen Benennung, Freunde Gottes, bezeichnen? Die Vorstellungen, die uns ihre Schriftsteller von ihnen machen, sind sehr verschieden. Einige sagen, es wären diejenigen, die in dieser Welt am genauesten mit Gott vereinigt wären, und seine Gegenwart auf eine besondere Weise genössen. Andere sagen, es wären diejenigen, die in dieser Welt Feinde gegen sich selbst wären, und davor in jener Welt Freunde Gottes würden. Noch andere sagen von ihnen: sie sind ein lebendiges Gesetzbuch, ein Beweis aller Wahrheiten und Geheimnisse; auswendig ist ihr Character, daß sie das Gesetz beobachten, inwendig beweisen sie Selbstverleugnung, und entsagen allen weltlichen Dingen; sie arbeiten für die Ewigkeit, sie verlassen in ihrem ganzen Leben die geheiligten Wohnungen Gottes nicht; aus ihrem Herzen haben sie allen Stolz und Heucheley verbannt; Gott offenbaret ihnen seine Geheimnisse, und diese bewahren sie in einem heiligen Stillschweigen. Weil sie durch die Liebe mit Gott auf das genaueste verbunden sind, so stehen sie auch mit ihm in der genauesten Freundschaft. Ueber diese allgemeine Eigenschaften der Gerechten machen die Ausleger der muhammedanischen Religion noch ihre besondere Anmerkungen. Wenn gesagt wird, daß sie keine Furcht haben, so verstehen sie dieses von denjenigen

Furcht, die durch die Strenge der göttlichen Gerichte und von dem erſchrecklichen Ende der Welt verurſacht wird. So lange ſie in dieſer Welt leben, haben ſie beſtändig Engel zur Seite, und wenn das Ende ihres Lebens herbeykommt, ſo läßt ſie Gott denjenigen Platz, der im Himmel für ſie beſtimmet iſt, voraus ſehen. Auch die Hochachtung, die ſie in dieſer Welt von andern Menſchen genießen, und die Ehre, die ihnen nach dem Tode erwieſen wird, gehört unter die Vorzüge, deren ſie Gott würdigt. Sie haben im Schlaf beſondere Träume und Erſcheinungen. Hier haben ſie von Gott die gewiſſe Verheiſſung der Glückſeligkeit, und in jener Welt den Genuß; hier müſſen ſie ſtreiten und ſiegen, dort werden ſie verherrlicht und belohnt; wer hier rein und ſtandhaft iſt, genießt dort die Gegenwart Gottes. Das Leben dergleichen heiligen Perſonen iſt von vielen muhamedaniſchen Schriftſtellern beſchrieben worden. Eine Sammlung ſolcher Lebensbeſchreibungen hat Jafei, eine andere Fadhel Ben Zakaria, und Ali Ben Mainum al Edriſi, al Hoſſain noch eine geſchrieben, welche von andächtigen Muhamedanern mit vieler Erbauung geleſen werden.

Aulique, Aulicus Actus, Aulica Theſis. So benennt man auf einigen franzöſiſchen Univerſitäten, inſonderheit zu Paris, diejenige Diſputation, wobey ein junger Theolog reſpondirt, wenn ein Licentiat der Theologie den Doctorhut erhält, worauf derſelbe ſogleich bey dieſer Diſputation präſidirt. Das Wort kommt her von Aula, welches ſonſt einen Hof, hier aber einen Saal der Univerſität, bedeutet. Zu Paris geſchieht es in einem Saal des Erzbiſchoffs.

Aulodia, das Accompagniren der Flöte zum Geſang; *αὐλῳδία ἀγωνιστικὴ*, der Wettſtreit der Flöte im Begleiten der Stimme, oder des Geſanges; *αὐλῳδὸς*, ein Flötenſpieler, welcher den Geſang begleitet. In dem dritten Jahre der acht und vierzigſten Olympiade ſetzten die Amphictyonen auch einen Preiß auf die Geſchicklichkeit, ſowohl die Flöte allein zu blaſen, als auch den Geſang mit der Flöte zu begleiten. In der Folge wurde das Singen bey der Flöte wieder aufgehoben, und als eine traurige Muſik verworfen, weil man Elegien und Klagelieder zu den Flöten ſang. Das letztere beweiſt der eherne Dreyfuß, den Chembrotus dem Hercules zu Theben gewidmet hatte, deſſen Aufſchrift alſo lautet: „Echembrotus aus Arcadien hat dieſes Bild dem Hercules zu Theben gewidmet, als er in den Kampfſpielen der Amphictyonen den Griechen Lieder und Elegien geſungen, und damit den Preiß gewonnen.“

Aulos, Αὖλος die an der Kegelförmigen Spitze, Φαλὸς, des griechiſchen Helms befindliche Röhre, in welcher der Federbuſch, λόφος, ſteckte.

Αὖλος iſt auch der Name eines Längenmaßes, deſſen mehr gewöhnlicher Name Stadium iſt, und nach dem Eiſen ſchmid neun und vierzig rheinländiſche Ruthen und beynahe ſieben Schuh beträgt, als ſoviel die Entfernung des Ziels bey dem Wettlaufe der Griechen ausmachte. Hieraus erhält auch das Wort, διαυλος, ſeine Erklärung, wenn es von den Wettläufern geſagt wird. Es heißt nemlich ein verdoppeltes Stadium, wenn der Lauſer um das Ziel herum wieder an den Anfang der Laufbahn, ohne auszuruhen, zurückkehret, und alſo, ſo zu ſagen, in einem Odem einen Weg von beynahe hundert rheinländiſchen Ruthen zurückleget. ſ. Stadium.

Autozonum, iſt die Benennung des Druckers in der Orgel oder der Krücke an den Mundſtücken der Schnarrwerke.

Aumarium, wurde von den Alten ein gemein heimlich Gemach oder Abtritt genannt, in welchem die auf den Gaſſen wandelnde ſowohl Fremde als Einheimiſche ihre Nothdurft verrichten konnten. Es wurde ſolches in die Flüſſe unter die Brucken, an die Stadtmauren, an Pachhäuſern und andern Oertern mehr gebaut, wie ſolches noch heut zu Tage in Paris, London, Berlin und andern großen Städten gebräuchlich iſt.

Aumone, wurde ein Hoſpitalgebäude genennt, in welchem arme alte und ſchwächliche Manns- und Weibsperſonen aufbehalten werden, dabey ſie aber vor ihren Unterhalt ſelbſten zu ſorgen haben. Es iſt alſo ein ſolches Gebäude von einem wirklichen Hoſpital verſchieden, in welchem die Armen auch ihren Unterhalt und Verpflegung erhalten. Dach und Fach, die Bette und nöthigſte Mobilien, die zu genieſſende Stifftungen und Almoſen anderer, wie auch die Verpflegung wenn ſie krank ſind, machen hier die zu genieſſende Wohlthaten derjenigen Armen aus, welche ſich in ſolchen aufhalten. Es werden dieſe Gebäude zu Vermeidung des Bettelens gern in die Vorſtädte angelegt, und man erhält noch den Nutzen dabey, daß ſie durchſtreichendere Luft daſelbſt erhalten, wodurch der von denſelben kommende unangenehme Geruch nicht ſo empfunden wird. In ihrer innern Einrichtung werden ſie den Hoſpitälern viel gleich, beſonders in der Lage und Austheilung der Gemache, nur daß die Einrichtungen vor die Oeconomie hinwegbleiben, weil hier die Arme ſich ſelbſt zu verpflegen haben.

Aumonier, heißt eigentlich ſoviel als Almoſenpfleger, oder Austheiler. In Frankreich verſteht man darunter: 1) die ordentlichen Geiſtlichen oder Prieſter, welche der König bey den Regimentern und auf den Schiffen unterhält; 2) eine Art von Hofgeiſtlichen, welche Prinzen oder Biſchöffe bey ſich haben. Der König hat deren fünfe: einen erſten, (premier) welcher von dem Grand-Aumonier unterſchieden iſt, und vier andere, welche Aumoniers de quartier heißen. Die Königin hat ebenfalls einen ſogenannten erſten Aumonier; die Prinzen von Geblüt, und die Biſchöffe haben gleichfalls ihre Aumoniers.

Der *Grand-Aumonier* de France oder Groß-Almoſenierer, wie er auch teutſch überſetzt wird, iſt ein Kronbeamter. Dieſe Würde wird jetzo Niemand mehr ertheilt, wer nicht von vornehmer Geburt iſt. Gemeiniglich iſt es ein Cardinal. Er diſponirt über den Fonds, welcher zu den Almoſen des Königs beſtimmt iſt, verrichtet den Gottesdienſt in des Königs Kapelle, oder ernennt die Prälaten, die es thun, wie auch die Prediger, welche vor dem Könige predigen ſollen. Er iſt der Biſchoff des Hofes, und verrichtet alles was zu dieſer Würde gehört, er mag ſich in einer Diöces befinden, in welcher er will, ohne die Erlaubnis des Biſchoffs der Diöces nöthig zu haben. Er hat auch die Aufſicht über das Hoſpital der Quinze-vingts zu Paris. Er leiſtet den Eyd der Treue in die Hände des Königs, und iſt vermöge ſeiner Würde gebohrner Commandeur von den Orden des Königs.

Auch in England findet ſich ein Groß-Almoſenierer, welcher der Lord Almoner oder Lord High-Almoner genennt wird, wovon unter dem Artickel: Lord weiter nachzuſehen iſt.

Aumelette, Omelette ſ. Eyer- auch Pfannenkuchen.

Aumicia, Aumucia ſ. Almutium.

Digitized by Google

Avo, wird ein Baum in Madagascar genennt, welcher in der Oeconomie sehr dienlich ist, denn die Einwohner spinnen nicht nur aus dem Baste seiner Rinde ein feines Garn, sondern bereiten auch Papier daraus. Schade, daß wir weiter keine Beschreibung dieses Baumes haben.

Avocation der Acten, ist ein Befehl des Oberrichters an den Unterrichter, daß dieser die Acten an jenen einschicken solle. Sie hat alsdenn statt, wenn der Unterrichter widerrechtlich verfährt, partheyisch ist, den Proceß ohne Noth aufhält. Sie ist von der Appellation darinn verschieden, daß sie an kein gewisses fatale gebunden ist; kommt aber darinn mit ihr überein, daß durch die Avocation dem Unterrichter eben so die Hände gebunden werden, als durch die Appellation. Wer die Avocation verlangt, muß rechtmäßige Ursachen anführen und bescheinigen. Weil die Avocation der Acten für den Unterrichter beschimpfend ist, so wird gewöhnlich, ehe man dazu schreitet, dem Unterrichter zuvor befohlen: daß er einen pflichtmäßigen Bericht erstatten; oder: daß er die Acten ad videndum einschicken solle, oder auch daß er dem Supplicanten gebührende und unpartheyische Justiz administriren, widrigenfalls der Avocation der Acten gewärtig seyn soll.

Avocatio causarum in iudicio camerali pendentium. Die Abforderung einer rechtshängigen Sache beruhet überhaupt genommen zwar auf der Oberrichterlichen Gewalt, und diese kommt dem Kayser auch ohne Widerspruch in Rücksicht auf das Reichscammergericht zu. Da aber doch dieser hohe Gerichtshof, sowohl was seine Anordnung, als auch die über dasselbe auszuübende Gesetzgebende Gewalt betrift, vom Kayser und den Ständen des Reichs zugleich abhängt: so folgt daß wenn eine Abforderung einer am Cammergericht rechtshängigen Sache geschehen sollte, dieselbe auf das vereinigte Ansehen von Kayser und den Ständen des Reichs sich gründen müßte. Der Kayser allein kann also keine solche Abforderung thun oder sonst dem Lauf des Processes Hindernisse in den Weg legen. Alles aber, was gegen dieser Grundsätze am kayserlichen Hofe ausgewirkt werden mögte, ist im jüngsten Reichsabschiede §. 166. für unkräftig erklärt. Auch in der neuesten Wahlcapitulation K. Josephll. ist diese Sanction art. 16. §. 7. 8. und 17. wiederholt und geschärft worden. Eben so wenig ist das churfürstliche Collegium, wenn es mit Abfassung der Wahlcapitulation beschäftigt ist, dazu berechtigt, es sey denn, daß die Einwilligung der übrigen Stände des Reichs hinzukomme. Noch viel weniger können einzelne Reichsstände dergleichen rechtshängige Sachen vom Reichscammergericht, etwa unter dem Vorwand ihrer Rechte der ersten Instanz, abfordern. Gleicher Weise darf sich weder der Reichshofrath, noch zur Zeit eines Interregnums die Vicariatsgerichte dergleichen Abforderungen anmaßen, denn das Reichscammergericht erkennt keinen dieser Gerichtshöfe für eine höhere Instanz, sondern hat mit ihnen eine concurrente Gerichtbarkeit. So wie dieses in der Natur der Sache gegründet ist: so sind auch insonderheit dem Reichshofrath in Absicht dieses Puncts durch die ausdrücklichen Verordnungen in der Reichshofrathsordnung Tit. 2. §. 8. und in der neuesten Wahlcapitulation Art. 16. §. 7. die Hände gebunden. Auch enthielt die Instruction, welche der Churfürst von Bayern als Reichsvicarius, nach dem Ableben K. Carls VII. dem Rheinischen Vicariatsgericht ertheilte, die ausdrückliche Anweisung, daß denen am Cammergericht rechtshängigen Sachen ihr Lauf gelassen und selbige nicht von dorten avocirt, sondern die Partheien von dem Vicariatsgericht ab, und dorthin verwiesen werden sollten. (s. J. V. L. B. de *Cramer.* Opuſc. Tom. II. p. 299.)

Avocatorien, sind feyerliche und öffentliche Gebote, wodurch der Kayser nach beschlossenem Reichskrieg, diejenige Reichsglieder und Vasallen abruft, welche sich in Kriegsdiensten feindlicher Mächte oder friedbrüchiger Mitstände befinden. Der Kayser erläßt solche allgemeine Abforderungsgebote an alle Glieder, Fürsten, Vasallen und Insassen des Reichs. Die Verkündigungen und Vollstreckung derselben geschieht in den Kreisen durch das Kreisausschreibamt; dahingegen einzelne Stände solche Avocatorien besonders in ihren Staaten verkündigen lassen, und dadurch ihre eigene Vasallen und Landsassen aus feindlichen Diensten abrufen. Es werden darunn die Kriegsbedienten, sowohl Beschlshaber, als Gemeine ihrer geleisteten Eydespflicht entbunden und befohlen, daß sie die Dienste eines Reichsfeindes und öffentlichen Friedensbrechers verlassen sollen, und in sofern solches einen des Friedensbruch schuldigen Reichsstand betrift, ergehet dergleichen auch an seine Unterthanen und Vasallen. Beyde sowohl mittelbare als unmittelbare Glieder des Reichs sind verpflichtet, den Avocatorien schleunigen Gehorsam zu leisten, und die Dienste zu verlassen, worinn sie nur als Unterteue und Empörer gegen ihr Vaterland, den Kayser und ihre Mitstände die Waffen tragen können.

Der Fälle, worinn diese Avocatorien statt haben, sind zween: 1) Wenn eine auswärtige Macht von dem Reich wirklich für einen gemeinen Reichsfeind erklärt und der Reichskrieg wider sie von dem gesammten Reichstage beschlossen ist. 2) Wenn ein Reichsstand einen wirklichen offenbahren Friedensbruch begeht, denselben überführt, und vom Kayser und Reich für schuldig erkannt worden ist.

Der Anfang in dieser Sache muß also mit Berathschlagungen auf dem Reichstag gemacht werden; es muß dasselbst jemand für einen Reichsfeind erklärt und der Reichskrieg gegen ihn beschlossen seyn. Alsdann erst können Avocatorien ergehen, weil diese jenes Verfahren nothwendig voraussetzen. Bey Kriegen, die weder das Reich selbst angehen, noch mit dessen Vorwissen und Einwilligung unternommen werden; bey Kriegen, die nicht von dem Kayser als Oberhaupt des deutschen Reichs, sondern von ihm als Besitzer seiner Erblanden geführt werden, mithin keine Reichskriege, sondern Kriege des kayserlichen Hauses sind, können keine verbindliche Avocatorien erlassen werden. Auch ist in dem zweyten Fall nicht zureichend, daß etwa nur der Reichshofrath die Unternehmungen eines Reichsstands für einen Friedensbruch erklärt, oder für so notorisch hält, daß sie keines Beweises bedürfen.

Denn eine Erklärung der Acht und des Reichskriegs, welche bey Avocatorien zum voraus gesetzt werden, dürfen nicht ohne Einwilligung und Vorwissen des Reichstags, auch nicht ohne vorhergehendes ordentliches gerichtliches Verfahren geschehen (Wahlcapitulation Art. 20. §. 2-5.) auch ist nie ein Friedensbruch so offenbar, daß er keines Beweises bedürfte.

Diese Grundsätze, welche ein angesehener Lehrer des deutschen Staatsrechts, der Verfasser der Abhandlungen aus dem deutschen Staats- und Lehnrecht. Halle 1757. in 8. f. 31. f.) wohl entwickelt hat, werden zwar an und vor sich selbst leicht von jedermann als richtig und der deutschen Reichsverfassung angemessen erkannt. Allein die Anwendung derselben ist vielen Widersprüchen ausgesetzt.

Digitized by Google

Avogatobaum, ein Americaniſcher Baum; welchen der Herr v. Linne unter das Geſchlecht des Lorbeerbaumes bringt und ihm den Beynamen Perſea giebt. ſ. Lorbeerbaum.

Avoſetta, ſ. Krummſchnabel.

Avoyer, iſt in einigen Städten des Cantons Bern der Titel der vornehmſten obrigkeitlichen Perſon, und ſoll ſoviel heißen, als Stadtſchultheis.

Aura ſ. Arabe, papageyſchnabblichte.

Aurad, werden einige Stücke des Korans genennt, die bey gewiſſen Gelegenheiten von den Muhamedanern abgeleſen werden. Man hat verſchiedene Sammlungen davon. Eine wird Aurad al Sabeat oder die ſieben Abtheilungen des Korans genennt; eine andere iſt von Zeinedi Mohammed al Hafi veranſtaltet worden; noch eine andere führt den Titel: Quelle der Geheimniſſe. ſ. Alkoran.

Aurantia mala oder **poma**, nennen die älteren Schriftſteller die Pomeranzen. Das deutſche Wort kommt eben von der Benennung: Poma aurantia her, und das franzöſiſche Wort: Orange von Aurantia allein.

Aurantium, iſt die gewöhnliche ältere Benennung des Pomeranzenbaumes.

Aurantium marinum (Verſteiner.) iſt der Name womit Worm die Echiniten belegte. Ob er in der Vergleichung dieſer verſteinten Seethiere mit einer Pomeranze auf ihre Form, oder auf ihre Farbe, die ſie als natürliche Körper an ſich tragen, geſehen habe? kann ich nicht ſagen. Er habe aber das eine oder das andere im Sinne gehabt, ſo dachte er unrichtig. Ich habe noch keinen einzigen Seeigel geſehen, der eine Pomeranzenfarbe gehabt hätte, wenigſtens behalten ſie dieſe Farbe im Tode nicht bey. So iſt es auch bekannt, daß einige Seeigel, roth, andere grün, noch andere blau u. d. gl. gefärbt ſind. Wer mehrere Seeigel geſehen hat, und wer ſie nicht geſehen hat, kann ſie in Kleins naturali diſpoſitione echinodermatum zu ſehen bekommen, und er wird nun zugleich gewahr werden, daß die wenigſten natürlichen und verſteinten Seeigel die Form einer Pomeranze angenommen haben. ſ. Echiniten und Seeigel.

Unter den Alcyonien beſchreibet Herr Pallas S. 357. eine Gattung, die er *Alcyonium aurantium* nennet, die wir auch im Steinreiche unter dem Namen der Alcyonienäpfel kennen, und welches Marſigli tab. 14. fig. 72. 73. und Donati tab. 10. abbilden. ſ. Alcyonienäpfel und Alcyonien.

Aurantius, (Conchyl.) **Thalaſſiarchorum princeps**, iſt der Name womit im Seba der Orangeadmiral oder der Admiral von Oranien *Ammiralis aurifacus* Linn. *d'Ammiral d'Orange*, *de Orange Admiraal*, *Oranjen-Admiral*, *Amiral-orange* Martini tab. 57. fig. 636. 637. Knorr Th. I. tab. VIII. fig. 3. Th. V. tab. 24. fig. 1. Rumph tab. 34. fig. 8. Valentyn tab. 12. fig. 100. Seba Th. III. tab. 48. fig. 7. belegt. Er hat ihm dieſen Namen wegen den orangenfarbenen Bändern gegeben damit er prangt. ſ. Orangeadmiral.

Aurata, nemlich **Penſio**, wurde die Abgabe genennt, welche im morgenländiſchen Kayſerthum diejenige Privatperſonen in Gold entrichten mußten, welche Goldbergwerke hatten. Sie wurde im Griechiſchen Chryſargyron genennt.

Aurarie, iſt ein Beyname des Queckſilbers.

Aura ſeminalis, ſ. Saamengeiſt.

Aurata, ſ. Meerbraſem.

Aurata Bahamenſis, ſ. Goldbraſem.

Aurati, *Equites aurati* ſind erklärt unter Angelici.

Aura vitalis, ſ. Lebensgeiſter.

Aurea Alexandrina, iſt der Name eines Gegengiftes oder Opiats, welches die Benennung deswegen erhalten hat, weil Gold mit in die Miſchung kommt, und der Erfinder ein Arzt Namens Alexander geweſen ſeyn ſoll.

Aurea Bulla, ſ. güldene Bulle.

Aurea Domus, dieſes auftrordentliche große und prächtige Gebäude des Nero lag zwiſchen dem Palatium und den eſquiliniſchen Gärten des Mäcens, und erfüllete, nach dem Sueton, den ganzen zwiſchen dieſen beyden Gränzen gelegenen Raum. Nero baute dieſen einer Stadt ähnlichen Palaſt auf, und nennte ihn, weil er einige Quartiere der Stadt in ſich faßte, und jedermann alſo einen freyen Zu- und Durchgang durch denſelben hatte, tranſitoriam domum. Nachdem aber dieſes Wunder einer ausſchweifenden Baukuſt in dem von dem wüthenden Unſinne dieſes Kayſers verurſachten Brande der Stadt Rom ebenfalls war verwüſtet worden; ſo ließ er es mit noch weit größerer Pracht wieder aus ſeiner Aſche hervorſteigen, und gab ihm wegen des dabey verſchwendeten Golds, den Namen aurea domus, das goldne Haus. Aller dieſer Pracht wurde aber gleich nach dem tragiſchen Ende des Erbauers durch eine zwote Feuersbrunſt wieder vernichtet.

Aurea Mala, iſt ein Beyname der gemeinen Pomeranzen.

Aurea Roma. Man findet dieſe Aufſchrift auf verſchiedenen Kayſerlichen und Päbſtlichen goldnen und bleyernen Bullen, die ſie bey ihren Diplomen haben anhängen laſſen. Der Kayſer Otto ſoll zuerſt dieſelbe auf einer bleyernen Bulle, die bey dem Baronio *Tom. XII. p.* 847. beſchrieben iſt, gebraucht haben, welchen hierinne einige von ſeinen Nachfolgern nachgeahmet haben.

Die Päbſte ſuchten in der Folge die Oberherrſchaft über die Stadt Rom ſich anzumaßen, und fiengen auch an auf ihren Bullen die Aufſchrift ſetzen zu laſſen, wahrſcheinlich damit die angemaßte Oberherrſchaft anzuzeigen, wie denn die Päbſte Victor II. und Nicolaus II. ſie wirklich auf ihren Bullen gebraucht haben, obwohl die deutſchen Kayſer am wenigſten damit zufrieden waren.

Daß die Kayſer dieſer Aufſchrift ſich bedienet haben, iſt wohl aus keiner andern Urſache geſchehen, als daß es 1) eine Nachahmung von römiſchen Münzen geweſen, worauf die Aufſchriften (*Vrbs Roma*, *Roma aeterna*, *Roma inuicta*) gebraucht ſind, und 2) daß man die Herrſchaft über die Stadt Rom damit hat anzeigen wollen.

Woher man aber den Ausdruck *Aurea Roma*, das goldne Rom gebraucht, iſt nicht von dem goldnen Metall, wovon die Bulle verfertiget war, hergenommen, weil derſelbe auch auf den bleiernen angewandt iſt, ſondern daher, daß man in der mittlern Zeit dasjenige, was anſehnlich und vortreflich war *aureum* golden nannte, um das Große und Vortrefliche damit anzuzeigen. Alſo hieß das Stift Corvey Corbeja aurea, die fette und vortrefliche Gegend um der Stadt Duderſtadt Aurea Marchia, und eine andere von dieſer Güte in Thüringen an den Unſtrut die güldne Aue.

Man hat aber auch dieſe Aufſchrift auf den Kayſerlichen Bullen oft verändert, und ſtatt deſſen hat ſchon Otto III. auf ſeiner Bulle, die bey dem *Erath in Cod. dipl. Quedlimb. Tab. X.* in Kupfer geſtochen iſt, *Renouatio Imperii Romani* ſetzen laſſen. Der Kayſer

Conradus II. gebraucht die Aufschrift: *Roma Caput mundi, regit orbis frena rotundi* und auch dabey *Aurea Roma*. Friederich II. von dem man die mehresten güldnen Bullen findet, hat gleichfalls die Aufschrift: *Roma caput mundi Etc.* in Gebrauch gehabt, der auch hernach beybehalten ist, und vorzüglich auf des Kayſers Caroli IV. Bullen angetroffen wird.

In der Caßinischen Chronik bey dem Muratorio *Tom. II. p.* 353. und den andern alten italienischen Geschichtschreibern ist die Stadt Rom auch vorzüglich *Aurea Urbs* genennt.

Aurea Urbs, mit dieser Benennung prangt die Stadt Mainz. Der ganze Titel ist: *aurea urbs, ecclesiæ romanæ specialis vera filia*. Woher die Benennung aurea urbs komme, darüber sind die mainzischen Geschichtschreiber nicht einig. Verschiedene leiten sie von einem Bischof Namens Aureus her. Andere glauben, daß die Stadt von einer goldnen Eichel, welche vormals auf dem bekannten Eichelstein gestanden haben soll, diesen Titel erhalten habe. Noch andere leiten sie von dem Ueberfluß und Reichthume der Stadt ab.

Aurecht, Angerrecht, Gaa, ist in Schlesien gebräuchlich, und hat seinen Namen von Aue oder demjenigen Platz eines Dorfs, welcher von den Wohnungen und Wirthschaftsgebäuden der Bauren abgesondert ist. Das Eigenthum dieses Platzes behaupten die Erb-Grund- oder Gerichtsherren gegen alle Ansprüche der Bauern, als welche von ihnen des Aurechts unfähig erklärt werden, weil sie sich nichts weiter anmaßen sollen, als was in ihren Kauf- und Lehebriefen ausdrücklich benannt ist. Dagegen finden sich auf dem Aurecht allerley Gebäude, welche füglich als gemeine Häuser betrachtet werden können; als die Kirche, Schmiede, Hirten- und Beckerhäuser. Wenn den Bauern aber der Gebrauch deſſelben von den Gerichtsherren verstattet wird: so geschieht solches gemeiniglich gegen Entrichtung eines jährlichen Zinſes. Jedoch können sie durch keine Verjährung zum Eigenthum deſſelben gelangen.

Aurelia, so nennen die Lateiner diejenige Tagschmetterlings Puppen, welche goldglänzende Flecken haben. Der Grieche aber gebraucht das Wort Chrysalis. Wann man aber die Puppen der Inſekten überhaupt benennen will: so bedient man sich im Lateinischen des Worts Nympha, welches im Deutschen durch Puppe ausgedruckt worden. Man sehe das weitere hiervon unter Inſekten.

Aurelia. Diesen Namen führen zwey europäische Tagschmetterlinge, welche sehr gemein sind, Goldflecken an ihren Puppen haben, und einander sehr ähnlich sind. Der eine heißt die große Aurelia (papilio polychloros): der andere die kleine Aurelia (papilio urticæ). Beyde gehören in die Classe der Nymphen mit gezähnten Flügeln ohne Augen.

Die große Aurelia ist braunroth. Alle Flügel haben eine schwärzliche breite Einfassung am äußern Rand, welche durch eine gelbe Fleckenlinie getheilt ist, und über jedem Fleckgen einen blauen Mond im schwarzen Grund hat. An dem obern Rand der Vorderflügel befinden sich 3 größere schwarze Flecken, unter welchen der letzte gegen den Körper der kleinste ist, und der Rand nicht berühret; unter diesen Flecken stehen ohngefehr in der Mitte des Flügels 4 kleinere rundliche schwarze Flecken. Die untere Seite aller Flügel ist vom Leib an bis in die Mitte braunschwarz mit schwärzern Flecken: das übrige bis auf den braunschwarzen Saum ist heller mit gelb marmoriert; in der Mitte der Hinterflügel steht ein weißer Punct. Auf der Spitze der schwarzen Zähnchen befindet sich ein gelbes Fleckgen. Dieſer Schmetterling kommt aus einer schwärzlichblauen Dornenraupe, über deren Rücken ein braungelber breiter Streif, den eine schwarze Linie durchlauft, die Länge hinzieht. Noch eine braungelbe Linie zieret die Seite über den Füſsen. Die Dornen, mit welchen die Absätze beſetzt sind, haben mit den Bauch und Nachschieberfüßen einerley braungelbe Farbe. Weilen der Schmetterling seine Eyer um ein Aeſtgen der Birn, Weiden, Kirſchbäumen und anderer, zusammenlegt, so findet man diese Raupen in großer Menge bey einander an, und machen den Baum, worauf sich sich befinden, sehr kahl. Sind sie zu ihrer rechten Größe gewachsen, so verwandeln sie sich in eine brännliche, bald mit, bald ohne Goldflecken, und mit 2 Hörngen am Kopftheil versehene Puppe, welche blos am Hintern angesponnen unterſt zu oberſt frey und schwebend hängt. Im Sommer geht der Schmetterling in 14 Tagen aus der Puppe hervor. Die sich aber im Herbſt verwandeln, hängen über Winter, und sind die erſten, welche im Frühling zum Vorschein kommen. Raupe und Puppe dieses Schmetterlings sind oft sehr verschieden. Man trifft, wiewohl seltener unter ihnen ganz schwarze mit gelben Streifen versehene Raupen an, welche sich in eine schwarze Puppe mit blauen Puder bedeckt verwandeln; allein es kommt immer einer und eben derſelbe Schmetterling aus ihnen zum Vorschein; eine Bemerkung, welche Naturliebhaber aufmerkſam machen muß, daß sie nicht gleich neue Gattungen aus den Abweichungen von den gewöhnlichen schaffen.

Die kleine Aurelia ist nicht viel von der vorigen unterſchieden. Sie ist nur kleiner, hat auf den Vorderflügeln außer den 3 größern schwarzen Flecken am Oberrand nur 3 kleinere in der Mitte, und auf den Hinterflügeln ist das Feld vom Leib bis in die Mitte ganz schwarz: ihre Farbe ist ein wenig heller, die Fühlhörner weiß geringelt; und auf der Unterſeite der Hinterflügel fehlt der weiße Punct, den die vorhergehende hat.

Wann ihre Raupe jung ist, so hat sie eine schwarzbraune glänzende Farbe. Erwachsen von verschiedenen Zeichnungen und Farben. Eine ist mehr gelb, eine andere mehr schwärzlich, ein dritte ganz schwarz; alle aber haben in die Länge laufende Linien, und Dornen auf den Abſätzen, deren Aeſte nicht lang sind. Man findet sie geſellig auf der großen Neſſel, um deren Stiel der Schmetterling seine Eyer legt. Ihre Verwandlung, Puppe, Zeit des Daseyns kommt mit der vorhergehenden überein.

Aureliana, ist ein Synonymum der Kraftwurzel.

Aureola, nemlich Corona, eine goldne oder goldfarbige Krone, heißt der Schein womit Bildhauer oder Mahler das Haupt der Götter oder Heiligen zu umgeben pflegen. S. Nimbus, wie auch Heiligenschein.

Aureum Sáculum ſ. Aetas aurea.

Aureum Vellus, das goldene Fließ. Die Eroberung deſſelben war die Hauptabſicht der Argonauten. Ueber die eigentliche Beſchaffenheit deſſelben ist von jeher gestritten worden. Nach der Fabel war es ein ganz auſſerordentlicher Widder, welcher den Phrixus und deſſen Schwester Helle zu ihrer Flucht behülflich gewesen, und erſtern glücklich nach Colchis gebracht. Er hatte nemlich ein goldenes Fell oder Fließ, hatte Flügel und beſaß die Gabe zu ſprechen; indem er diesen beyden unglücklichen Geſchwiſtern von den böſen Abſichten ihrer Stiefmutter Jno Nachrichtgegeben. Phrixus opferte diesen seinen Retter auf eine eben nicht gar dankbare Weise bey seiner Ankunft in Colchis dem Jupiter, und widmete sein goldenes Fell in dem Tempel dieſes Got-

Digitized by Google

tes, welches darauf von einem Drachen bis auf die Ankunft des Ebentheuers Jason bewacht wurde. So sagt die Fabel. Neuere Gelehrte, welche mit vielem Witze und wenigem Verstande in dem mythologischen Wuste gewühlet haben, sind bey Erklärung dieser Fabel auf die ungereimtesten Dinge verfallen. Die Freunde der Goldmacherey haben darinnen den Stein der Weisen, ein französischer Schriftausleger die Geschichte des Abrahams, des Moses und Josua, Forscher des Handels in der alten Welt die Reise einiger griechischen Kaufleute, um an den östlichen Küsten des Pontus Euxinus einen einträglichen Handel anzufangen, und andere etwas anders zu finden geglaubt. Die vernünftigste Erklärung s. in Argonauten. Diese Fabel vom goldenen Vließe hat einem berühmten Ritterorden den Ursprung und Namen gegeben. Siehe hiervon: goldenes Vließ, Ritter desselbigen.

Aureus, mit dem darunter verstandenen Hauptworte Nummus, heißt überhaupt ein goldenes Stück Geld. Dieser Aureus war aber im besondern Verstande eine goldene Römische Münze, welche, nach dem Zeugnisse des Dio, fünf und zwanzig Denarios, oder hundert Sesterzien betrug. Es ist schwer den eigentlichen Werth dieses Aurei nach unserer Münze zu bestimmen, wegen des unterschiedenen Verhältnisses des Goldes zum Silber, welches nach dem genauen Forscher dieses Theils der Alterthümer, dem Eisenschmid, sich bey den Römern verhielt wie 12 : 1, bey uns aber, wie $15\frac{1}{2}$ nach dem Leipziger Fuß, oder $14\frac{1}{2}$ nach dem Conventionsfuß: Hierzu kommt noch die eigentliche Bestimmung des Römischen Pfundes, wovon unter dem Artickel: As nachzusehen ist. Ausserdem waren diese Aurei nicht zu allen Zeiten einerley, und man muß zwischen den alten oder consularischen, und den neuern oder kayserlichen einen großen Unterschied machen. Molinet hat den ältesten Römischen Aureus, der noch vorhanden ist, gewogen, und seine Schwere dem französischen Louisd'or gleich gefunden. Dieser Aureus hat auf der einen Seite den Kopf der zur Göttin Juno personificirten Stadt Rom, auf der andern aber einen Castor und Pollux zum Gepräge. Die kayserlichen Aurei waren dem Verhältnisse nach verschieden. Aurelian ließ z. B. 40 Aureos aus einem Pfunde prägen; Justinian hingegen zwey und siebenzig Stück aus der gleichen Menge.

Wollte man diese unterschiedenen Arten von Aureis nach Ducaten bestimmen, so würde ein consularischer Aureus $2\frac{1}{2}$; ein kayserlicher $2\frac{1}{4}$; einer vom Constantin und dessen Nachfolgern geprägter Solidus — denn so heißen in diesen Zeiten gewöhnlicher Weise diese Aurei — $1\frac{1}{4}$ Ducaten ausmachen. Das Römische Pfund, libra, pondo, würde aber alsdenn beynahe 95 Ducaten betragen.

In den Schauspielen theilte man gemeiniglich an die Sieger im Wettrennen fünf Aureos aus.

Aurian s. Enzian Tausendgüldenkraut.

Aurichalcum album, war ein weißes sehr glänzendes Metall, wovon man noch Schalen und andere Geräthe in dem Herculanischen Museo findet. Es wurde von den alten sehr geschätzt, und sogar zur Zelte unter die Edelsteine gebraucht. Virgilius beschreibt den Thorax des Turnus als mit diesem Metall ausgeziert, und vermuthlich hießen bey den Griechen diejenigen Soldaten, die dergleichen trugen λευκοθωρακες, λευκασπιδες. Man bediente sich derselben auch die Gemmen damit statt des Goldes zu fassen.

Aurikel (botanisch) s. Schlüsselblume.

Aurickeln, Bärenohr, (in der Gärtnerey) ist eine schöne Blume, welche, überhaupt davon gesagt, die Gestalt der Schlüsselblume, die auf allen Wiesen in gelber Farbe blühet, hat. Insonderheit aber von ihr gesprochen, übertrift sie an Schönheit und Gestalt jene bey weitem; variirt und hat allerley Farben, gemischt und nicht gemischt, auch ihre Gestalten sind verschieden. Ihre Schönheiten werden nach Epochen geschätzet — auch hierbey schätzet man nach Moden. — Es wäre zu weitläufig, hievon zu schreiben. Chacun a son gout — gilt auch hier.

Ihr Vaterland sind hohe Gebürge, rauhe Gegenden, die Alpen; daher vertragen sie auch die kältesten Winter auf frey offenem Felde. Die Blume bestehet auch nicht lange, wann sie nicht wider die heiße Sonne geschützt und im Schatten erhalten wird; daher die Stöcke in einem Ort, den die Mittagssonne nicht trift, sehr gut stehen. Man hat sie von den Alpen in niedere, wärmere Gegenden verpflanzt.

Sie vermehret sich durch Fexer, oder ihre Nebenschosse, auch durch ihren Saamen. Will man sie durch jene vermehren, so reißt oder schneidet man ihre Nebensprossen so ab, daß sie einige Wurzeln mit hinnehmen.

Will man sie durch den Saamen erhalten, und vermehren, so nimmt man diesen, wann er gezeitiget ist, aus den Saamenkapseln heraus, bearbeitet im Herbst ein gut Land, bedeckt es mit etwas Moos, säet den Saamen drauf ein, und begießt die Stelle mit Wasser, und so thut man fernerhin öfters, bey trockener Witterung. Der Saame liegt vielmalen unaufkeimend bis in den Frühling.

Durch diese Art der Vermehrung bekommt man allerhand Arten, die man vorhero niemals gehabt hat; die Blume artet aus Saamen erzogen sehr aus.

Sie schön zu erhalten, groß mit vielen Glocken zu erziehen, bedarf der Stock recht fette Erde, und muß mit fettem Wasser öfters begossen werden; stehet er in einem Scherben, so muß der Scherbe unten weiter seyn als oben. s. Scherbe, Blumenscherbe.

Auricula, ist der Gattungsname den Hr. von Linne dreyen Pflanzen giebt, der Aurikel Schlüsselblume, dem Mäuseöhrchen Habichtkraut und der dritten Gattung der Galleria.

Auricula, (Conchyl.) ist in der Conchyliologie eingewöhnlicher, bald Geschlechts- bald Gattungsname, und wird besonders von solchen Conchylien gebraucht, deren Mundöffnung die Form eines Ohrs hat, und weil die mehresten Gattungen, die man hieher zu zählen pflegt, zu den kleinern Conchylien gehören, so hat man sich im Ausdruck des Diminutivi bedient. Beym Klein ist das Wort Auricula ein Geschlechtsname, worunter er drey Gattungen bringt, unter denen das große Spizhorn der süßen Wasser *Auricula stagnorum* oben anstehet. Andere gebrauchen das Wort für einen Gattungsnamen. Hier heißt *Buccinum auricula*, *Helix auricularia* Linn. Die Ohrschnecke unter den Flußconchylien Lister animal. tab. 2. fig. 23. Bonanni recreat. Class. III. fig. 54. Gualtieri tab. 5. fig. F, G. Argenville deutsch tab. 27. fig. 7. tab. 28. fig. 22. Zoomorph. tab. 8. fig. 6. Gmanni Th. II. tab. 1. fig. 3. Acta Helvet. Th. V. tab. 3. fig. 27. 28. Berlin. Magaz. Th. IV. tab. 11. fig. 59. Schröter Flußconchyl. tab. 6. fig. 3-6. s. Ohrschnecke. Ferner heißt *Auricula Midae* das Midasohr, das sich gern in morastigen Gegenden aufhält, und folglich mehr unter die Conchylien der süßen Wasser als des Meeres gehö-

Digitized by Google

gehöret. Martini tab. 43. fig. 436-438. Knorr Th. VI. tab. 25. fig. 1. Rumph tab. 33. fig. H. H. Klein tab. 7. fig. 122. Gualtieri tab. 55. fig. G. Argenville tab. 10. fig. G. Seba Th. III. tab. 71. fig. 21. 22. ſ. Midasohr. Ferner heißt *Auricula muris* das kleine ſeltene unburchlöcherte Meerohr, das Mäuſeohr, *Patella lutea* Linn. Martini tab. 17. fig. 154. 155. Rumph tab. 40. fig. I. ſ. Mäuſeohr. Endlich wird das große Spitzhorn der ſüßen Waſſer, welches verſchiedene nicht richtig genug den Raben nennen, *Auricula ſtagnorum*, vom Linne *Helix ſtagnalis*, vom Staatsrath Müller *Buccinum ſtagnale* genennet. Liſter animal. tab. 2. fig. 21. Bonanni recreat. & muſ. Kirch. Claſſ. III. fig. 55. Gualtieri tab. 5. fig. I. L. Schwammerdam tab. 9. fig. 4. Klein tab. 3. fig. 69. Argenville tab. 27. fig. 6. a. b. Zoomorph. tab. 8. fig. 5. Ginanni Th. II. tab. I. fig. A. B. C. Seba Th. III. tab. 39. fig. 41-46. 52. 53. Acta Helv. Th. V. tab. 3. fig. 25. 26. Berl. Magaz. Th. IV. tab. 9. fig. 33. A. Schröter Flußconch. tab. 7. fig. 1. 2. tab. min. C. fig. 1. ſ. Spitzhorn, das große der ſüßen Waſſer.

Auricula atra, ſ. Caracal.

Auricula cordis, ſ. Herz.

Auricula Judæ, (Mater. medic.) ſ. **Tremella.**

Auricula leporis, eine Benennung, welche von einigen älteren Botaniſten dem Haſenöhrchen, von andern der Aurikelſchlüſſelblume iſt gegeben worden.

Auricula muris. Dieſer Name iſt noch allgemeiner als der vorhergehende, und hat mehr als zehn Bedeutungen unter den ältern Botaniſten; bald iſt es das wahre Mäuſeöhrchen (Myoſotis), bald das Habichtkraut, bald eine Gattung Ehrenpreis u. ſ. w.

Auricula urſi, iſt von den meiſten älteren Botaniſten zum Beynamen der Schlüſſelblume gebraucht worden.

Auriculam tangere. Wenn man einen bey den Römern zum Zeugen erbat, ſo berührte man ihm das Ohrläppchen. Die Urſache war, weil ſich einige Alten einbildeten, dieſer Theil des Leibes ſey der Sitz des Gedächtniſſes.

Auricularia, ſ. Ohrenpflanze.

Auricularia, ein Inſekt, ſ. Ohrwurm.

Auricularia, (Conchol.) iſt der gewöhnliche lateiniſche Name, womit die Conchyliologen die Kupferhörner oder Käſtchensſchnecken belegen; ſ. Kupferhorn. Luid beirgt mit dieſem Namen eine Verſteinerung, welche nach ſeiner Beſchreibung den Gryphiten ähnlich iſt, und vielleicht gar unter die Gryphiten gehöret. ſ. Gryphiten.

Auricularius, hat in der Sprache des Mittelalters verſchiedene Bedeutungen. Bald bedeutet es einen geheimen Rath, bald einen Secretair, bald einen Beichtvater.

Auriflamma. Den dem reichen und berühmten Kloſter zu S. Dionys in Frankreich war die ſo bekannte mirakuloſe Fahne, die man, nach der wahrſcheinlichſten Auslegung, von dem Worte Flamma und Flammula (ſo in der mittlern Zeit eine Fahne hieß), und von der mit Gold überzogenen Stange, woran ſie getragen ward, **Auriflamma** nannte.

Das Kloſter gebrauchte dieſe Fahne, wenn es wegen ihrer anſehnlichen Güter und Gerechtigkeiten Streitigkeiten hatte, und dieſerwegen Krieg führen mußte. In ſolchen Fällen übergab ſie ſolche mit vielen Feyerlichkeiten, und einem beſonders dazu abgefaßten Gebete, ihrem Schirmvogte, der ſie aus der Hand des Abts empfieng und ſie bey dem Kriege tragen mußte, wohero er auch den Namen *Signifer eccleſiæ* führte.

Die Vilcaſinischen Grafen, in deren Gebiete viele Kloſtergüter lagen, waren die Schirmvögte des Kloſters S. Dionys, und dieſe haben ſie im Dienſt des Kloſters öfters gefähret zur Beſchützung der Kloſtergüter und Gerechtigkeiten. Die Schriftſteller damaliger Zeit nennen ſie gemeiniglich *Vexillum S. Dionyſii*, weil ſie dem Kloſter privative gehörte, und dieſes iſt der wahre Urſprung der berühmten Auriflamma.

Nach der Zeit iſt ſie wegen ihres großen Rufs in wichtigern Kriegen von den Königen von Frankreich ſelbſt gebraucht worden, und kömmt bey den Geſchichtſchreibern ſelbiger Zeit genug vor, welches aber doch vor die Zeiten des Königs Ludewigs VI, ſo die Vilcaſiniſche Grafſchaft an ſich gebracht hat, kaum zu behaupten iſt.

Von dieſer Auriflamma hat man auch bey andern Völkern zuweilen die vornehmſte oder Hauptfahne alſo genannt, wie aus dem Albertino Muſſato de Geſtis Henrici VII. Cap. II. und andern erweislich iſt.

Auriga, ſ. Fuhrmannsbinde.

Auriga, (antiquariſch) Ἡνίοχος, ein Wettfahrer in den griechiſchen Spielen und bey den Römern im Circus. Beyde Worte bezeichnen ſonſt in der weitläuftigern Bedeutung jeden Fuhrmann oder Kutſcher. Wir wollen bey dieſer Gelegenheit nur ein und anderes von dieſen bey den Römern ſo merkwürdigen Perſonen bemerken, das übrige aber in dem Artikel Olympiſche Spiele nachholen. In Griechenland waren dieſe Wettfahrer freygebohrne und meiſtens angeſehene Perſonen. Zu Rom aber waren ſie anfänglich Sclaven, oder Freygelaſſene, oder Ausländer und Fremde. Nach und nach gewöhnten ſich ſogar die vornehmſten Römer an dieſe Uebung; und wir finden unterſchiedene Kayſer, welche ſich nicht ſchämten, in dem Circus in eigner Perſon um den Preiß des Wettrennens zu kämpfen.

Die Wettfahrer auf dem Circus theilten ſich anfangs nach den unterſchiedenen Farben ihrer Tracht in zwo, die weiße und rothe, nachgehends aber, da noch die grüne, proſinus, und die blaue, venetus, Farben hinzukamen, in vier Factionen oder Partheyen. Das römiſche Volk, deſſen höchſter Wunſch auf pancm und circenſes gerichtet war, nahm jederzeit Antheil an den Factionen dieſer Wettfahrer, verurtheilte große Summen und theilte ſich in ähnliche Partheyen, woraus nicht ſelten Lärmen und Auflauf entſtund. In den ſpätern Zeiten des morgenländiſchen Kayſerthums, wo das Volk durch dieſe Schauſpiele immer unterhalten wurde, entſtund zu Conſtantinopel unter dem Kayſer Juſtinian wegen eines Streites zwiſchen der grünen und blauen Faction ein ſolcher Aufruhr, daß, nach der Erzählung des Zonaras, an die vierzig tauſend Menſchen dabey ums Leben gekommen.

Die Wagen dieſer Wettfahrer waren entweder mit zwey oder vier Pferden beſpannt, doch ſo, daß im letztern Falle alle vier Pferde neben einander, und alſo nicht, wie bey uns, paarweiſe angeſpannet waren.

Ihre eigentliche Circuskleidung legten ſie erſt auf dem Circus in beſondern darzu beſtimmten Zellen an. Manchmal wechſelten ſie auch in einem Wettrennen mehrmals ihre Kleidung, und giengen alſo zu einer andern Parthie über, weswegen ſie Martial Ueberläufer, transfugas, tergiduos nennet. Ihre Hauptkunſt beſtund darinn, daß ſie geſchickt die Kehre um das Ziel, meta, nahmen, und ſich keinen der Nachfahrenden vorkommen ließen. Wendeten ſie zu nahe am Ziel, ſo ließen ſie Gefahr, umzuwerfen und den Wagen zu zer-

brechen; wendeten sie aber in einem gar zu weiten Abstande von demselben, so konnte ein anderer wegen des kürzern Wegs sie einholen, zwischen ihnen und dem Ziele einfahren und ihnen zuvorkommen.

Der Sieger erhielt von den Preißrichtern oder seinem Herrn den Preiß, wobey ein Herold auch seine übrigen schon erkämpften Siege ausrief. Zuweilen wurden ihre Namen in Stein gehauen, sie erhielten auch wohl Statuen, welche bey den Griechen, wenn solche Wettrenner in den Olympischen Spielen dreymal gesiegt hatten, den Sieger nach dem Leben vorstellten, und von dem Plinius statuæ iconicæ, von dem Athenäus ἀγάλματα εἰκονικὰ genennt werden. Auf den alten Marmorn findet man auch häufig die Namen, mit welchen, so wie heutzutage die englischen Rennpferde, jene siegreiche Pferde des Circus benennt worden. Eine Menge derselben hat der große Alterthumsforscher Montfaucon gesammlet.

Die Schutzgöttin der Wettfahrer war Hippona, von ἵππος, ein Pferd. Die Lateiner nennen sie mit einiger Abänderung Epona. Ihr Bildniß wurde gemeiniglich an den Krippen der Pferdeställe aufgerichtet. Den Schmuck ihrer Pferde aber weiheten die Sieger dem Neptun. Folgende Steinschrift eines alten Marmors beschreibt die Geschicklichkeit eines solchen Siegers, der auch mit sechs zu zehen neben einander gespannten Pferden den Preiß mehrmals davon getragen. M. AVRELIVS. POLINICES. NAT. VERNA. QVI. VIXIT. ANNOS. XXIX. MENSES. NOVEM. DIEBVS. V. QVI. VICIT. PALMAS. DCCLXIX. SIC. IN. RVSSEO. DCCXV. IN. PRASINO. IV. IN. VENETO. XII. IN. ALBO. XVII. DECEMIVGE. VIII. SEIVGE. III.

Auriga, circensis, (archäologisch). Die Kleidung dieser Wettrenner im Circus war besonders. Ihr Gewand war nemlich überall mit Binden um den Leib festgeschnürt, ohngefähr so wie sich unsere Läufer und Courier gürten, der Gewalt der Luft Widerstand zu thun. Bey Winkelmann Monum. ined. Pl. 203. und im Text p. 265. findet sich ein solcher Auriga quadrigarius abgebildet mit vier Pferden vor sich, eine Art von Stilet mit einem Griff und einer krummen Klinge, wie unsere Gärtner Messer im Gürtel haben; in der rechten Hand hält er die Zügel, und in der linken die Peitsche. Daher erklärt sich, was Suetonius vom Caligula c. 19. sagt, daß er in der Kleidung eines Quadrigarii gebliehen, und darinn die von ihm erbaute hölzerne Brücke über den Meerbusen von Baja paßirt sey. Bey Caylus Rec. d'ant. T. I. pl. LXXIII. ist eine eben dergleichen Figur abgebildet. Sante Bartoli machte diese Tracht zuerst sichtbar auf seinen Grabmaallampen S. Antich. Lucern. pl. 27. & 30. Winkelmann irrt sich daher in seinen Zusätzen zur Geschichte d. K. wenn er glaubt, diese Binden sesen von dem Fuß an nur bis an die Schenkel hinauf gegangen.

Auriga, aurigator, ein Gestirn, s. Fuhrmann.

Aurigarius, Aurigator, s. Auriga.

Aurillas, wird ein Pferd auf der Reitschule genennet, welches lange Ohren hat und sie oft beweget.

Aurin, s. Gentiam, Tausendgüldenkraut.

Aurinia, ein Tagschmetterling s. Fritillarienschmetterlinge.

Auripigment, s. Operment.

Auris. Das Ohr war bey den Griechen und Römern der Göttin Mnemosyne, oder dem Gedächtnisse, nach andern der Minerva geheiliget, weil Weisheit, Künste und Wissenschaften, damals wenigstens, mehr durch die Ohren, als durch irgend einen andern Sinn, dem menschlichen Geiste mitgetheilt worden. Man pflegte daher auch in den Tempeln der Minerva silberne Ohren zu weihen, wie dies überhaupt gebräuchlich war, aus Silber und Gold, auch schlechterer Materie, verfertigte Theile des menschlichen Körpers den Göttern, unter deren Schutz solche Glieder besonders stunden, zu weihen, wenn man ihre Hülfe erfahren hatte. Nach dem Clemens von Alexandrien hielt man das Berühren der Ohren für ein Zeichen der Liebe und Gewogenheit. Ein sehr zärtlicher Kuß war es bey den alten Griechen, wenn Eltern ihre Kinder bey den Ohren fasseten und sie alsdann küsseten, oder wenn sich Eltern auf diese Weise von ihren Kindern küssen ließen. Dieser Kuß hieß χυτρα. „Die jungen Mädchen in Griechenland, sagt Guys, der vortreffliche Beschreiber der heutigen griechischen Sitten, haben unter einander ein Spiel, welches darinnen bestehet, daß sie sich auf die Augen küssen, und dabey einander an die Ohren greifen. Dieser zärtliche und liebreiche Kuß ist sehr alt. Ich liebe nicht die Aleippe, sagt ein Schäfer des Theocrits, weil sie mich nicht bey den Ohren ergriffen und geküßt hat, als ich ihr eine schöne Taube schenkte."

„In dem Ohrläppchen, sagt Plinius, ist der eigentliche Sitz des Gedächtnisses." Bey den Römern pflegte man deswegen diejenige Person, welche man zum Zeugen aufrufte, am Ohrläppchen zu zupfen, damit sie den Gegenstand des Zeugnisses wohl behalten möchte. An diesem dünnen Theile des Ohrs, den die Griechen λοβὸς, die Lateiner auricula nennten, und ihn durchbohrten, trugen sie die bekannten Ohrgehänge, ἐλλόβια, inaures. Das Ohr war auch schon bey diesen Völkern ein Gegenstand der abergläubischen Zeichendeuterey. Das Klingen und Sausen im linken Ohre bedeutete, besonders den Mädchen, etwas übles, z. B. einen Tadel; im rechten Ohre aber etwas angenehmes. So haben sich mit den Künsten, Sprachen und Wissenschaften zugleich auch die Thorheiten dieser Völker auf uns fortgepflanzt! In den bekannten Hieroglyphen des Horus Apollo bedeuten die mit einem Ohre versehene menschlichen Gliedmaßen die baldige Vollziehung solcher Handlungen, darzu man solche Glieder braucht. Ἀκοὴ ζωγραφουμένη μᾶλλον ἤ γνῶναι σημαίνει. Ohne Zweifel daher, weil bey verschiedenen Thieren das Ohrenspitzen eine besondere Aufmerksamkeit und Gierigkeit anzeigt; daher auch vielleicht die Fabel dem grösten Fresser und Liebhaber, dem Hercules, bey gewissen Gelegenheiten die Gabe, seine Ohren zu recken, beygelegt hat.

Auris, (Conchyl.) ist in der Conchyliologie ein gewöhnlicher Name, dessen sich sonderlich die lateinischen Schriftsteller bedienen, theils gewisse Theile an den Conchylien, theils durch Hülfe eines Beynamens Geschlechter, oder Gattungen von Conchylien dadurch zu bezeichnen. Gewisse Muscheln, die wir unter dem Namen der Mäntel alle kennen, haben oben in der Gegend des Schlosses gewisse schaligte Hervorragungen, bald an jeder Schale zwey, bald an jeder Schale nur eine; und diese Hervorragungen nennen die Conchyliologen Ohren, die Muschel aber bald Conchas auritas, bald Pectines auritos. Diese schaligten Theile haben nie die Gestalt eines Ohrs, sondern sie ragen an der Schale hervor, wie etwa ein Ohr an dem Körper eines Menschen, oder eines Thieres. Daß diese Bedeutung ein wenig weit hergeholet sey, wer siehet das nicht. Inzwischen ist es ein gewöhn-

Digitized by Google

licher Name der weiter keiner Zweydeutigkeit unterworfen iſt. Mehreres Recht auf dieſe Benennung haben gewiſſe Conchylien, bald Geſchlechter bald Gattungen, weil entweder der Bau ihrer ganzen Schale, oder wenigſtens ihrer Mundöffnung eine Aehnlichkeit mit dem menſchlichen Ohr hat. Man wiederhole bey dieſer Gelegenheit die Citaten beym Wort Auricula. Sonſt ſind es folgende Conchylien die ihre Benennungen vom Ohr haben.

1) *Auris aſini*, das Eſelsohr, der dickſchalige Fechter, *Strombus auris Dianæ* Linn. Martini tab. 84. fig. 838. 839. Knorr Th. II. tab. 15. fig. 1. 2. Rumph tab. 37. R. Gualtieri tab. 32. D. H. Klein tab. 6. fig. 106. Argenville tab. 14. fig. O. Leßer fig. 79. ſ. Fechter.

2) *Auris Dianæ*, iſt eben dieſes Eſelsohr.

3) *Auris gigantum*, iſt das Rieſenohr *turbo marmoratus* Linn. Knorr Th. III. tab. 26. fig. 1. tab. 27. fig. 1. Regenfuß Th. I. tab. 5. fig. 52. Rumph tab. 19. fig. A. B. Klein tab. 7. fig. 124. Gualtieri tab. 64. fig. A. Argenville tab. 8. fig. B. Seba tab. 74. fig. 1. ſ. Rieſenohr.

4) *Auris Lunæ*, ſind drey Conchylien des Rumphs, die Klein mit dieſem Namen belegt, und die wir im Rumph tab. 22. fig. 3. 4. 5. abgezeichnet finden. Klein hat ſie alle drey unter ſeinem Geſchlecht *Platyſtoma*, worunter er die Maahoorns der Holländer verſteht, oder unſere gewöhnlichen Mondſchnecken, dahin zum Beweis die Deſtrucge gehören. Schynoet hat ſie als einen Anhang zum Rumph unter die Neriten, oder halben Mondſchnecken geſetzt. Linne führet die eine Gattung nemlich tab. 22. fig. 4. unter dem Namen Nerita undata an, und nach den Figuren des Rumphs und des Knorr Th. VI. tab. 13. fig. 2. gehören ſie zuverläßig unter die Neriten, deren eigentlicher Geſchlechtscharakter die halbförmige Mundöffnung beſtimmt; daher ſie auch bey den Holländern *halve Maanſhoorns* halbe Mondſchnecken genennet werden. Schynoet beſchreibet freylich dieſe Figuren viel zu kurz, wenn er ſagt: No. 3. iſt die rechte Mondſchnecke welche ſelten gefunden wird. No. 4. iſt eine andere Art, dieſe beyden ſind ſchwarz und weiß gefleckt. No. 5. iſt eine dritte Art, die weiß und ſchwarz gefleckt iſt, und orangenfärbige Bänder hat. Darinne kommen dieſe drey Gattungen überein, daß ſie unter die bauchigten oder gewölbten Neriten gehören, deren Windungen ſichtbar hervortragen, ſie haben auf ihrem Rücken Furchen und Rippen die ſchmäler oder breiter ſind, ihre Mundöffnung iſt gezähnelt, und die entgegengeſetzte Lippe runzlicht und knotigt. Die Beſchaffenheit der Rippen, und der ſchwarzen und weißen Flecken, das Daſeyn oder Mangel von Bändern hat beym Klein die Gattungen dieſer drey ſeltenen Conchylien beſtimmt. Ihr Bau und ihre Zeichnung hat viele Aehnlichkeit mit der ſchwarzen gerippten Klappenſchnecke, mit der gerippten Dotter mit ſchwarz und weißen Flecken, Valvata ſulcata nigra des Rumphs *Nerita groſſa* Linn. Rumph tab. 22. fig. N. Knorr Th III. tab. 1. fig. 5. Gualtieri tab. 66. fig. T. Argenville tab. 7. fig. B.

5) *Auris marina*, iſt ein ganzes Conchylliengeſchlecht, das Klein ſchlechthin Auris nennet, und das alle Conchylienfreunde unter dem Namen Meerohr oder Seeohr kennen. ſ. Meerohr.

6) *Auris Midæ*, iſt ebenfalls ein ganzes Conchylliengeſchlecht, das aber ſeinem äußern Bau nach den Trompetenſchnecken verwandt iſt, und das wir unter dem Namen Midasohr alle kennen. ſ. Midasohr.

7) *Auris piloſa*, das rauhe Ohr, das haarigte Ohrbohrn, die Grimaße *Murex anus* Linn. Martini tab. 41. fig. 403-406. Knorr Th. III. tab. 3. fig. 5. Rumph tab. 24. fig. F. Gualtieri tab. 37. fig. B. E. Argenville tab. 9. fig. H. Seba Th. III. tab. 60. fig. 4. 6. 7. ſ. Grimaße.

8) *Auris veneris*, iſt der Name, den Columna dem Meerohr giebt.

Auriſiacus, (Conchyl.) ſ. Aurantius.

Auriti pectines, heißen bey manchen Schriftſtellern die Mäntel unter den Conchylien. Das ſind diejenigen Schriftſteller, welche das Wort Peckten, oder Kammuſchel von allen Conchylien gebrauchen, die eine mehr, oder weniger erhabene Schale, eine runde Peripherie, und die Länge herab laufende Striche, welche den Kammzinken gleichen, haben. Nach dieſem allgemeinen Begriff gehörten hieher nicht nur die geſtreiften Gienmuſchein, *Cardium edule* Linn. ſondern auch die Jacobs und andere Mäntel. Da nun die erſten keine Ohren, die letztern aber Ohren, oder Hervorragungen oben am Schloße haben, ſo theilte man dieſes Geſchlecht in zwey Gattungen und nannte die eine Peckines auritos, die andere aber Peckines non auritos. ſ. Gienmuſchel, Jacobsmantel, Mäntel, und die für die Verſteinerungen gehörigen Artickel: Chamiten, und Pectiniten.

Auriwittes, ſ. Finke.

Aurora, die heydniſche Göttin des Morgens, und Vorläuferin des Phöbus. Heſodus nennet ſie die Tochter des Hyperion und der Theia, andere aber geben den Titan und die Terra für ihre Eltern aus. Die Alten vergötterten unter dieſem Namen der Aurora der Lateiner, und ἠὼς der Griechen, die Morgenröthe, dieſe ſo prächtige Erſcheinung in der Natur. Die alten Dichter, welche nicht weit vom Meere wohnten, ſtellten ſie vor, wie ſie aus dem Meltmeere auf einem Wagen herborſteigt, und mit roſenfarbigten Fingern, von welchen der ſanfteſte und erquickendeſte Thau tröpfelt, die Pforten des Tags aufſchließet. Virgil beſpannet ihren von Licht glänzenden Wagen bald mit zwey, bald mit vier raſchen Pferden. Dieſe den Sterblichen ſo holde Göttin verliebte ſich in den ſchönen Cephalus, und gebahr ihm den Phaeton. Dieſer Cephalus war nach der Erzählung der Dichter ein Sohn des Aeolus, und Ehemann der Procris, der Tochter des athenienſiſchen Königs Erichtheus. Ihn ſahe Aurora oft auf der Jagd, verliebte ſich in ihn und nahm ihn mit ſich in den Olymp. Da aber ſeine Treue gegen ſeine geliebte Procris unverbrüchlich war, ſchickte ſie ihn unter der Geſtalt eines Kaufmanns zu derſelben um ihre Beſtändigkeit zu prüfen. Er fand in ihr ein Weib. ſ. Cephalus.

Aurorens größter Liebling war Tithonus, der Sohn des Laomedon, ein Prinz von großer Schönheit und ausnehmenden Gaben. Dieſen nahm ſie mit ſich nach Delus, von da nach Aethiopien, und zuletzt in den Olymp. Hier erbat ſie für ihn von den Parzen die Unſterblichkeit, vergaß aber unbedachtſamer Weiſe die ununterbrochene Fortdauer ſeiner Jugend mit zu erbitten. Erward daher bey zunehmendem Alter ſo elend und hinfällig, daß er ſich den Tod, wiewohl vergebens, wünſchte. Aus Mitleiden verwandelte ihn daher endlich Aurora in eine Heuſchrecke, in welcher Geſtalt er die dem Alter gewöhnliche Schwatzhaftigkeit beybehalten.

Aurora, (*papilio Cardamines*) ſ. Kreßweißling.

Aurora borealis, ſ. Nordſchein.

Auroraſchlange, ſ. Schitzſchlange.

Aurora surgens, aufgehende Morgenröthe. Dieſes Wort brauchten in vorigen Zeiten die Alchymiſten und verſtanden dadurch die Eigenſchaft des Steines der Weiſen, vermöge deren er das Gold wohl tauſendfach vermehren und wachſen machen ſoll. Wie überhaupt die meiſten allegoriſchen Benennungen der Goldmacher wenig Sinn haben, ſo gehet es auch dieſer.

Aurorfarbe, iſt eine Farbe, die aus der Vermiſchung von gelb und roth entſtehet. Der Färber bedient ſich dazu des Rorcokuchens (ſ. Rocco). Er zerſchlägt nemlich dieſen in Stücke, wirft dieſelbe in einen metallenen Durchſchlag, ſetzt dieſen in einen Keſſel voll heißes Waſſer und reibet den Rorco im Durchſchlage, damit die aufgelöſete Farbe ins Waſſer fließe. Ohngefehr eben ſoviel Weinſteinaſche bringet er auf eben dieſe Weiſe in daſſelbe Waſſer, und von dieſer Vermiſchung gießet er etwas in einen Keſſel voll Flußwaſſer, erwärmet dieſes etwas mehr als laulicht, tauchet die Seide, die er färben will, darein und ſpület ſie darauf aus.

Aurula, ein Kunſtwort von der Baukunſt. Leo Baptiſta Alberti gebraucht daſſelbe, und verſtehet darunter die Grundmauer unter einer Säulenſtellung, welche angelegt wird, die Unebenheiten des Bodens auszugleichen.

Andere nennen es das **Pulvinar**. Es wird ſolches auf der Oberfläche mit ſteinernen Blatten auch mit Marmor belegt, und iſt nicht genug daß daſſelbe nur von dem Boden an, aufgeführet werde. Ein dergleichen Werk würde bezeit von der Laſt der Säulen und dem nachgiebigen Boden auseinander weichen und ſich ſenken, wenn nicht hierzu ein Fundament aus dem Boden gegraben, und mit gutem Mauerwerk heraus geführt würde. Die Grundfläche dieſes Fundaments darf nicht, wie die Oberfläche des Bodens ſteigen, ſondern ſie muß genau wie die Oberfläche der **Aurula** horizontal liegen. Auf dieſe **Aurulam** werden die Säulenfüße geſetzet, auf ſolche die Stämme, und auf dieſe das Gebälke.

Aurum, (mineralogiſch) das edelſte Metall, ſ. Gold.

Aurum (antiquariſch). Der Gebrauch des Goldes zur Pracht zum Geld und zur Münze iſt ſchon den älteſten Zeiten bekannt geweſen. David hinterließ ſchon hundert und acht tauſend Centner Goldes, eine Summe, die in ihrer erſten Angabe unbegreiflich iſt, und fünf tauſend Millionen harte Thaler betragen würde, die aber nach dem vom Ritter Michaelis beſtimmten Werthe des Sekels zehnmal weniger, nach einem von Kennirot gefundenen Fehler der Abſchreiber aber, hundertmal weniger, d. i. zehen Millionen ſolcher harten Thaler ausmacht. Da das Gold gediegen und öfters ganz unvermiſcht mit andern Metallen und Körpern in den Flüſſen und Eingeweyden der Erde zum Vorſchein kommt, und alſo ohne ſehr große Vorbereitung verarbeitet werden kann; ſo iſt nicht zu verwundern, daß ſein Gebrauch den Alten ſo frühe bekannt geweſen. Bey den Römern war es in den erſten Zeiten des Staats ſehr ſelten. Sie konnten in dem Frieden, den ſie im Jahr 365 von den Galliern erkauften, kaum 1000 Pfund zuſammen bringen. Auch prägte man es zu Rom 72 Jahre ſpäter, als das Silber, und zwar ungefähr im Jahr 657 von Rom. Nach dieſer Zeit, beſonders durch die Aſiatiſchen Eroberungen, wurde dieß Metall, daran Italien ſelbſt ziemlich unfruchtbar iſt, gemeiner, ſo daß man einſtens 864000 Pfund in der Schatzkammer beyſammen hatte. Sein Verhältniß gegen das Silber ward damals, wie 12: 1, da es jetzt in Europa, wenigſtens in Deutſchland, wie $15\frac{1}{10}$: 1 nach dem Conventionsfuß ſich verhält, berechnet wird. Da das Gold einen Theil der Pracht ausmachte, ſo legten ſowohl Römer, als Griechen in der Trauer alles Gold und den Purpur der Kleidung ab. Den Todten pflegten die Römer etwas Gold mit ins Grab zu geben: ſo wie dieß bey den Egyptiern und den einigen alten mittenächtigen Völkern, auch bey den ehemaligen Bewohnern gewiſſer tatariſcher Provinzen üblich geweſen.

Aurum ad Reſponſum, Stafeten-, Courier- oder Poſtgeld, auch die Geldtaxe, daraus die Stafeten, und Courier unter den Kayſern bezahlt wurden, wenn ſie mit den Reſponſis derſelben abgeſchickt wurden. Der Caſſier bey dieſer Caſſe hieß Primicerius ſcrinii auri ad reſponſum.

Aurum comparatitium oder **comparativum**, wurde das Geld genennt, welches bey den Römern die Provinzen, die ihnen Tribut entrichten mußten, beſonders zur Montirung der Armee geben mußten.

Aurum coronarium, oder Cronengold, auch Cronengeld. In den ältern Zeiten beſchenkte man gewöhnlich berühmte Sieger, beſonders zur Verherrlichung ihres Triumphs, zur Bezeugung der Ehrerbietung und Hochachtung, mit goldnen Cronen. Dieß geſchahe nicht ſelten, und faſt immer, von ganzen Nationen und Staaten. (ſ. Corona) Endlich verwandelte ſich dieß freywillige Geſchenk in eine Schuldigkeit und ordentliche Abgabe, oder in eine gewiſſe beſtimmte Summe Geldes, welche nicht blos die überwundenen Völker, ſondern auch die Alliirten und Bundsgenoſſen bey den merkwürdigſten Veränderungen der Kayſer entrichten mußten. In Anſehung des Antrittes der kayſerlichen Regierung könnte man es füglich Crönungsgeld nennen.

Dieſe Gewohnheit, oder vielmehr dieſes Recht haben die deutſchen Kayſer nachgeahmet. Man findet aber eigentlich nur, daß ſie ſolches bey den Juden ausgeübet haben.

Daß die Juden vormals durch das ganze römiſche Reich den Kayſern ausſchließlich zugehöret, und dieſe jene ſtark genutzet, dagegen ſie aber auch in ihren beſondern Schutz genommen haben, iſt eine bekannte Sache. Sie gehörten zur Kayſerlichen und Reichskammer (*ad Domanium imperii*), mußten außer der Cronſteuer auch außerordentliche Abgaben entrichten, und jährlich auf Weynachten den ſogenannten Opferpfenning, der einen Goldgulden betrug, zur Kayſerlichen Kammer liefern. Sie hießen daher auch Kayſerliche und Reichskammer Knechte.

Unter welchem Kayſer das **Aurum coronarium** die Cronſteuer zuerſt gefordert worden, iſt unbekannt, wahrſcheinlich aber iſt ſolches ſchon in den älteſten Zeiten geſchehen, indem ſchon die Carolinger die Juden ſehr ſtark genutzet haben. Urſprünglich mußten alle Juden, im römiſchen Reiche, ſie mochten wohnen wo ſie wollten, dieſe Steuer geben, wie aber die Kayſer das Recht Juden aufzunehmen und zu ſchützen, auch an die Reichsſtände erblich und pfandesweiſe überließen, ſo hat es öfters dieſerwegen vielen Streit gegeben. Der Kayſer Albrecht I. forderte ſogar ſolche von den Juden ſo in Frankreich wohnten, welches aber doch nur von den zum Arelatiſchen Reiche vormals gehörigen Provinzen zu verſtehen iſt. Wie der König Adolf nach ſeiner Wahl von den Juden zu Frankfurt am Mayn, zu Beſtreitung ſeiner Wahl- und Crönungskoſten die Steuer verlangte, ſo widerſetzte ſich der daſige Reichsſchultheiß (*Annales Colmarienſes ad A.* 1292.), und Kayſer Carl der IV. gab im Jahre 1349. der Stadt Frankfurt, wie er ins ſelbigen Jahre ihr die Juden für 15200 Pfund Heller

Digitized by Google

verpfändet hatte, die Versicherung, daß er ferner von den dasigen Juden nichts an Steuren verlangen wollte.

Ja es pflegten auch wohl die Kayser mit den Reichsstädten wegen der von ihren Juden zu bezahlenden **Cronsteuer** sich zu vergleichen, und ein gewisses Geld dafür zu nehmen, wie K. Sigismund A. 1414. vor seiner Crönung zu Aachen gethan hat.

Aus einem Schreiben der K. Barbara an den Pabst Eugenium IV. von A. 1347, worinn sie denselben ersuchet, die in dem Kirchenstaat angesessne Juden dahin anzuhalten, daß sie die ihr von ihrem Gemahl dem K. Sigismund geschenkte Cronsteuer an ihr bezahlen sollten, erhellet, daß diese Steuer nicht nur von der Judenschaft in Deutschland, sondern auch in Italien, und sogar in dem Kirchenstaate gefordert worden, und dieses mit völligem Rechte, weil diese Länder zum römischen Reiche gehörten, und sogar die Kayser die Oberherrschaft über die Stadt Rom hatten.

Die Juden mußten diese **Cronsteuer** entrichten, nicht allein, wenn die Kayser zu Aachen ꝛc. gekrönet wurden, sondern auch hernach, wenn solche zu Rom wiederholet worden.

Obwohl die **Juden** in den Reichsstädten anjetzo unter einer jeden Stadt Magistrat und dessen Gerichtsbarkeit stehen, und dem ihre Abgaben entrichten, so sind sie doch gewissermassen unter Kayserlicher Protection und auch Nutzung geblieben, nemen sich auch noch, wie wirklich A. 1670 geschehen ist (bey dem Sondorp Tom. IX. p. 716.), **Kayserliche Kammerknechte**. Aus diesem Grunde verlangte der Kayser Leopold bey dem damaligen Türkenkriege von den Juden in **Frankfurt** 100000 Gulden, der dasige Magistrat aber befreyete sie durch einen Vergleich und Bezahlung von 20000 Gulden von dieser Forderung.

Zu der Krönung Conradi III. haben die Juden in **Frankfurt** eine goldne Krone mit Edelgesteinen und Perlen gegeben (Lersners, **Frankfurt. Chron. Lib.** I. S. 35.). Vor dem Tage der Krönung des Kaysers Caroli VI. A. 1711. hat die dasige Judenschaft dem Kayser einen silbernen stark vergoldeten Becher 24 Mark schwer, worinn ein Beutel mit 400 Goldgülden, statt des Auri coronarii überreichet, woraus also der noch würkliche Besitz dieses Kayserlichen **Reservats** vorliegt.

Dieses versteht man von den **Reichsstädten**, ob die Juden in den Ländern der Reichsfürsten auch die **Kronsteuer** zu geben schuldig sind, wie Lochner und andere behaupten wollen, gehört hier nicht zur Untersuchung, wenigstens würde es vielen Widerspruch finden ꝛc. Von dieser Materie hat man zwo Dissertationes, Lochner, *de Reservato Imperatoris exigendi aurum coronarium a Judaeis ctiam in aliorum statuum imperii degentibus*, **Altorffi** 1726. und Pertsch, *de jure Imperatoris exigendi a Judaeis Aurum coronarium*, *Helmstad.*

Aurum fulminans, s. **Anallgold.**

Aurum horizontale vegetabile, ein lateinischer Beyname des officinellen **Bärlappen.**

Aurum gemmatum, mit Edelgesteinen besetzte goldne Gefäße. Der auf irgend einer römischen Aufschrift vorkommende Name eines ferui ab auro gemmato bezeichnet also einen Sclaven, der die Aufschrift über diese kostbaren Gefäße seines Herrn hatte.

Aurum glebale, Grundzinß. Sie wird auch Follis genannt. Unter Constantin dem Großen kam sie auf.

Aurum lustrale, eine Abgabe welche die Kaufleute und Handwerker alle vier Jahre bezahlen mußten. Sie kam im dritten Jahrhundert auf. Sie heißt auch **Aurum negotiatorium**, und **pónosum**, letzteres weil sie den armen Handwerkern sehr lästig war.

Aurum musicum, **Aurum mosaicum**, Saitengold. Es hat gar nichts mit dem Golde gemein ausser den Namen. Die Bereitung desselben ist folgende: man nimmt vier Theile englisch Zinn, reines Quecksilber, Schwefel und Salmiac von jedem ein Theil. Das Zinn und Quecksilber wird amalgamirt, mit den übrigen Stücken zu einem feinen Pulver gerieben, und in einem beschlagenen Glaskolben sublimirt. Man braucht dieses Präparat bey dem Glasmachen und zur Malerey.

Aurum oblatitium, ein freywilliges Geschenk welches der römische Senat den Kaysern bey dem Antritt der Regierung oder auch zu andern Zeiten machte.

Aurum obrussum oder **obryzum**, ist Gold, welches öfters durch das Feuer geläutert, dadurch von allem fremden Zusatze gereiniget und also ganz feuerbeständig und in Ansehung seiner Farbe dem Feuer ähnlich geworden ist. Das Beywort **Obrussum** leitet sich von Obrussa her, welches die durch das Feuer angestellte Probe des Goldes bedeutet. Man kann also das **Aurum obrussum**, durch sehr feines **Gold** übersetzen.

Aurum philosophicum (chymisch). Da sich die Alchymisten vormals den glänzenden Namen der Philosophen beylegten, so gaben sie vielen zur Goldmacherkunst gehörigen Zubereitungen ebenfalls das Beywort **philosophisch**. Nicht immer bedeutet das Wort einerley: hier heißt es soviel als ein durch besondere Handgriffe und Zubereitungen verfeinertes Gold, welches von dem natürlichen Golde ganz verschieden ist, und bey Verfertigung des Steins der Weisen mit dem **besetzten** Quecksilber entweder vereiniget werden muß oder wie einige behaupten schon damit vereiniget ist.

Aurum potabile, (chymisch) hierunter wird in der Chymie nichts anders verstanden als eine Auflösung des Goldes in reinem und hoch rectificirtem Weingeist. Da das Gold bekanntermassen schwer auszulösen ist, so war es nothwendig seine Theile zuvor durch mancherley Handgriffe und Zubereitungen zu verfeinern und geschickt zu machen, damit sie sich mit einem so leichten und süßen Auflösungsmittel als der Weingeist ist, vermischen und verbinden ließen. Man findet daher gar vielerley Processe bey den älteren Chymisten, welche sich mit dieser Sache sehr viel zu schaffen machten, weil sie fast einmüthig die größte Tugenden und Heilkräfte von ihrem Auro potabili erwarteten. Da die Sache in jetzigen Zeiten in Abgang gekommen ist und da man das Gold zu nützlichern Dingen anzuwenden pflegt, so wird an dergleichen Goldtincturen wenig mehr gedacht. Ueber das steht es noch dahin, ob jemals ein Chymist im Stande gewesen ist, das Gold so zu zerlegen und zu verfeinern daß es sich nicht allein in Weingeist auflösen lasse, sondern auch welches ebenfalls bey dem wahren Auro potabili erforderlich war, mit über den Helm gehe. Und wenn es möglich ist, so ist doch gewiß der Proceß so mühsam und kostbar, daß ihn wenige Scheidekünstler zu Stande bringen dürften. s. auch **Goldtinctur.**

Aurum sacratum, nennte man zu Rom das Gold, welches man in einen Tempel entweder gelobet, oder wegen eines Triumphs aufgehängt hatte, oder auch für die äußersten Bedürfnisse des Staats daselbst verwahrte.

Aurum sophisticum, heißt eine aus Kupfer, Messing, Zinn und andern Metallen zusammengesetzte Mischung, die die Farbe des Goldes hat. s. **Prinzmetall.**

Digitized by Google

Aurum tironicum, hieß bey den Römern das Geld so zum Unterhalt junger Soldaten bezahlt werden mußte, welche Tirones hießen. ſ. diesen Artickel.

Aurum vicesimarum, oder der zwanzigſte Pfenning, erhielt seinen Namen vom Golde, weil er gewöhnlicher Weise in den ältern Zeiten des römiſchen Staates in Golde entrichtet wurde. So ſehr man darinnen einig iſt, daß dieſe Einfünfte des zwanzigſten Pfennigs in der geheimen Schatzkammer, oder im Tempel des Saturns, und zwar nur für die Bedürfniſſe des Staates, aufbewahrt worden; ſo ungewiß iſt es aber, woher eigentlich dieſer zwanzigſte Pfennig erhoben worden. Die gewöhnlichſte Meynung iſt, daß derſelbe von den Freygelaßnen ſey bezahlt worden. Allein man kann nicht wohl begreifen, wie der auf dieſe Art entrichtete zwanzigſte Pfennig ſchon im Jahre der Stadt 543 habe 4000 Pfund Goldes betragen können, da doch dieſe den Freygelaſſenen aufgelegte Abgabe erſt im 398ſten Jahr der Stadt aufgekommen, und das Gold in dieſem Zeitraume zu Rom noch ſehr ſelten geweſen iſt.

Ausäſten, heißt, den Bäumen einige von ihren Aeſten wegnehmen. Bey den Obſtbäumen iſt dies nothwendig, daß man, um ihnen eine ſchöne Geſtalt zu geben, und die Nahrungsſäfte zum Nachtheil des Fruchttragens nicht allzuſehr vertheilen zu laſſen, diejenigen Aeſte abſchneidet oder abſäget, oder abbauet, welche ſchlecht gewachſen ſind, oder andern geſunden, ſtarken und fruchttragenden Aeſten im Wege ſtehen, oder auf der einen oder andern Seite der Bäume zu viel ſind (ſ. Beſchneiden der Bäume). Was die wilden Bäume betrift, ſo kann man allerdings die jungen Bäume in den forſtwirthſchaftlichen Baumſchulen oder Holzplantagen auch mit großem Vortheil ausſchneiteln oder ausäſten. Dadurch, daß man ihnen die hervorwachſenden Seitenäſte nimmt, welches aber durch accurates ganz dicht an den Stämmen zu verrichtendes Abſchneiden geſchehen muß, wachſen die jungen Bäumchen ſehr ſchnell in die Höhe: allein im Großen, nemlich in den Waldungen, läßt ſich ein ſolches accurates Ausſchneiteln der Bäume nicht wohl practicirn. Man hat es auch da nicht nöthig, wenn man nur dick genug, das iſt, lieber zu dick als zu dünne, geſäet hat. Denn in ſolchen jungen Dickungen putzen ſich die Bäume ſelbſt, alle Seitenäſte verdorren nach und nach, und die Bäume treiben einander in die Höhe, ſo wie auch die geſunden und ſtarken die kränklichen und ſchwachen ganz unterdrücken. ſ. Waldungen.

Ausantwortung der Urkunden, ſ. Editio documentorum.

Ausantwortungseyd, ſ. Juramentum Editionis.

Ausarbeitung, (ſchöne Wiſſ.) Wenn ſie der Ausführung entgegengeſetzt wird, iſt die Beſtimmung und Einrichtung aller zufälligen Theile bey einem Werk des Geſchmacks, oder des ſiedenkenden Verſtandes. Wenn der Künſtler, oder der Gelehrte, nach ſeinem gemachten Plan, alle einzelne Theile bearbeitet hat, und ſie nunmehr in ein Ganzes zuſammenſetzt; ſo ſieht er, daß hier etwas zu viel, dort zu wenig geſagt iſt; daß hier ein Gedanke an einem unrechten Ort ſteht, der an einem andern eine beſſere Würkung thun würde; daß dieſer Gedanke noch nicht genau genug beſtimmt iſt; daß dieſes Wort dem Gedanken, den es ausdrücken ſoll, nicht recht angemeſſen iſt; daß hier die Reinigkeit der Sprache, dort der Wohlklang Noth leide, und dergleichen. Wenn er nun alle dieſe Fehler hinwegwiſcht, und ſeinem Werk die möglichſte Vollkommenheit giebt, deren es fähig iſt; ſo ſagt man, daß ſein Werk ausgearbeitet ſey. Hierdurch wird der höchſte Ton der Wahrheit, der Einfalt, der Leichtigkeit, und der Zierlichkeit erhalten: durch ſie wird die Bezeichnung der Gedanken, die Schreibart, dem Character eines Werks vollkommen angepaßt. Die vollkommenſte Ausarbeitung kann alſo erſtlich ohne Reinigkeit der Schreibart nicht ſtatt finden. Es iſt zwar nicht zu leugnen, daß es Werke des Geſchmacks giebt, die auch ohne die vollkommene Ausarbeitung dennoch einen großen Werth haben, beſonders, wo ſtarke Empfindungen erregt werden ſollen; allein hierdurch können doch Fehler gegen die Sprache nicht gerechtfertigt werden. Dieſe bleiben allemal ein Fehler, und hindern die Würkung der Vorſtellungen. Der Leſer wird zerſtreut, ſobald er auf Entſchuldigungen des Schriftſtellers denken muß. Es verhält ſich damit, als wie mit den bildenden Künſten. Ein Gegenſtand, der weit aus dem Geſicht ſteht, darf zwar nicht mit ſolcher Genauigkeit ausgemahlt werden, als wie die Hauptfigur in einem Gemälde; aber er darf doch auch nicht gegen die Regeln der Zeichenkunſt und der Symmetrie anſtoßen. Zweytens erfordert die Ausarbeitung, daß alle Theile des Ganzen in dem genaueſten Verhältniß mit einander ſtehen. Man nennt dieſes inſonderheit die Concinnität. Hiedurch werden alle Theile der Rede ſo ineinander gefügt, daß nicht nur die rechte Symmetrie der Gedanken daraus entſtehe, ſondern ſolche auch eine ſchöne Harmonie der Ausdrücke bewürken. Die Rundung der Perioden iſt ein wichtiges Stück, welches hiedurch erhalten wird. Wir wollen zwar nicht ſagen, daß ein jeder Theil einer Rede periodiſch ſeyn müſſe; aber wir ſagen auch nicht, daß alle Theile einer Rede mit einerley Genauigkeit ausgearbeitet ſeyn ſollen. In ſolchen Stellen, wo das Gemüth heftig bewegt iſt, findet die periodiſche Schreibart gewiß nicht ſtatt, und hier überſieht man eine Nachläßigkeit in der Stellung der Worte gern, wenn nur die Hauptwürkung, die Mittheilung der Leidenſchaft, erhalten wird.

Das dritte Stück, das zur genauen Ausarbeitung gehört, iſt der Wohlklang der Rede. Hievon laſſen ſich wenig Regeln geben. Cicero ſagt: obſequendum eſt auribus, quarum ſuperbiſſimum eſt iudicium. Die ganze Sache muß dem zarten und feinen Gehör überlaſſen werden. Das muſicaliſche Gehör iſt hier der ſicherſte Lehrmeiſter. Wenn man ſich ſeine Arbeiten ſelbſt laut vorlieſt, ſo wird man hier und dar noch etwas auszubeſſern finden, und die ſchönſten Geiſter haben ſich von jeher nicht geſchämt, ehe ſie ihre Werke bekannt machten, ſolche dem Urtheil der Ohren zu unterwerfen. (ſ. den Art. Recitation.) Endlich muß ein ausgearbeitetes Werk auch die möglichſte Zierlichkeit beſitzen. Es giebt gewiſſe kleinere Theile einer Rede, die blos zur Vermehrung des Reichthums und der äuſſerlichen Schönheit dienen. Hiezu rechnet man z. E. diejenigen Tropen und Figuren, die nicht eigentlich zum beſtimmtern und kräftigern Ausdruck, ſondern blos zur Annehmlichkeit und Beluſtigung dienen; einzelne Worte und Redensarten, die dasjenige, was ſie ausdrücken ſollen, mit Annehmlichkeit und Geſchmack ausdrücken. Dieſe Art der Ausarbeitung iſt beſonders da nöthig, wo größere weſentliche Kraft fehlt, und ſie muß beſonders bey denjenigen Schriften angebracht werden, wo es nicht auf heftige Leidenſchaften und Empfindungen ankommt. Aus dem was wir bisher geſagt haben, erhellet alſo, daß zur vollkommenen Ausarbeitung anhaltende Betrachtung und kaltblütiges Nachdenken erfordert werde. Das iſt das, was Horaz ſagt: ſi quid ſcripſeris, nonum premas

Digitized by Google

tur in annum. Wenn ein Werk frisch aus der Feder gekommen ist; so sind wir von den Haupttheilen desselben noch zu stark eingenommen, als daß wir unsere Aufmerksamkeit auf die kleinern Theile wenden sollten. Die Stärke unserer Empfindung läßt uns keine Zeit zum Nachdenken; unsere Einbildungskraft läßt uns keine Ruhe auf Kleinigkeiten zu reflectiren, sondern täuscht uns, daß wir in unsern Arbeiten mehr sehen als da ist. Wir sind des Gegenstandes so voll, daß wir uns einbilden, andere Leute hätten eben die Empfindungen, die wir haben. Tausend Fehler entwischen uns, die wir bey kaltem Blut und guter Muße entdecken. Alsdenn erst, wenn sich das Feuer bey uns gelegt hat, wenn wir durch öfteres Durchlesen mehr mit demselben bekannt sind; da sind wir erst im Stand, eine Menge Kleinigkeiten, die wir vorhin im Allgemeinen angeführt haben, zu bemerken, und unserm Werk in der Ausarbeitung die möglichste Vollkommenheit zu geben. Hier muß die Kunst dem Genie nacharbeiten. Pope sagt deswegen in seinen Gedanken über die Critik:

Die Kunst, nicht bloßer Zufall, macht den wahren leichten Styl,
So wie die kunstverständigen Tänzer sich am leichtesten bewegen.

Daß diese letzte Ausarbeitung viele Mühe und Fleiß erfordere, kann man sich leicht einbilden; daß sie aber auch von dem Leser selten erkannt wird, ist eben so richtig, und das ist eben die Kunst, die Kunst so zu verstecken, daß man sie nicht für ängstliche Kunst, sondern für leichte Natur hält. Es ist bekannt, daß Fontanen, Sarassin, und Voiturens ihre Schriften viele Mühe gekostet haben, und durch wiederholtes Aendern und vieles Ausstreichen zu der Leichtigkeit, die sie so berühmt machte, ausgearbeitet worden sind. Moliere soll ganze Tage über ein schickliches Beywort, oder einen Reim zugebracht haben, und dennoch herrscht in seinen Versen alle Flüßigkeit und Freyheit des natürlichen Gesprächs. Diese glückliche Leichtigkeit vergleicht man mit den Terrassen in einem Garten; man wird nicht gewahr, was sie gekostet haben, sondern sie scheinen ein Werk des Zufalls und der Natur zu seyn. Man hat hier zwey Abwege zu vermeiden. Der eine ist: wenn man sich um die Ausarbeitung gar nicht bekümmert; der andere: wenn man zu ängstlich darum bekümmert ist, und darüber das Wesentliche vergißt. Der erste Fall beweist, daß die Kunst noch nicht zur höchsten Vollkommenheit gekommen, sondern noch im Steigen ist; der andere giebt zu erkennen, daß die Künste ihrem Verfalle nahe sind. Wenn man nach diesen Grundsätzen die Deutschen und Franzosen mit einander in Vergleichung setzt, so ergiebt sich, daß jene die französischen Schriftsteller in der künstlichen Ausarbeitung ihrer Schriften es allen Nationen zuvor thun, die wenigsten Deutschen aber solche als einen Theil der Kunst ansehen. Wenn bey den letztern dieser Mangel durch höhere Vollkommenheit ersetzt würde; so könnte man für die Zukunft für unsere Nation ein eben so günstiges Prognostikon stellen, als einige französische Schriftsteller für ihre Nation aus eben dem Grund ein Nachtheiliges stellen.

Ausarbeitungen, sind in einer andern Bedeutung diejenige Versuche, die man macht, um sich im schönen Denken und Schreiben zu üben. Sie sind von einer zweyfachen Gattung. Die eine bestehet darinnen, wenn man ohne die Regeln der Kunst zu verstehen, es wagt, seine Gedanken zu Papier zu bringen. Dergleichen Ausarbeitungen können als Prüfungen angesehen werden, ob wir Genie haben, und wozu es vornemlich geneigt sey. Man sollte sie von der Jugend öfters ausfertigen lassen. Allein man fängt es gemeiniglich verkehrt an. Ehe der Jüngling noch die geringste Versuche gemacht hat, ob er Anlage zu poetischen Gedanken habe, wird er zum Dichter geschlagen. Dies geht ohngefehr auf folgende Art zu: Man bringt ihm zuerst die Regeln der Prosodie und des Sylbenmaaßes bey; nun befiehlt man ihm selbsten Hand anzulegen und Verse zu machen. Ist er so glücklich, einen Gedanken zu erhaschen, der gut, oder wenigstens erträglich ist, so zwingt er ihn in das Sylbenmaas; geht es nicht an, so wird er verworfen, man sucht einen andern, und dreht ihn so lang herum, bis er in das Geleise paßt, er mag so schlecht seyn, als er will. Dieses sind Spielwerke, und keine Ausarbeitungen. Mit den rednerischen Ausarbeitungen geht es nicht besser. Wie lang sind die Schüler mit den Apthonianischen Chrien, mit den sogenannten Variationen per Casus, mit den Veränderungen und Versetzungen der Perioden gemartert worden. Siehe ein jedes an seinem Ort.

Ausarbeitung (schöne Künste). Diese mag nun flüchtig oder fleißig seyn, so muß sie den ersten Absichten des Werkes entsprechen, und dem Hauptplan des Künstlers gemäs seyn. An ihr erkennt man eigentlich das wahre Genie, und ob der Mann etwas unternommen habe, wozu er die Kräfte hatte. Sie ist das eigentliche Attestat des Gelingens. Weder die feinere noch gröbere Art der Ausarbeitung bestimmt ihr Verdienst, und es kann eine Statue höchst geendigt seyn, bey welcher nicht alle Extremitäten prononcirt, sondern sowohl die Züge des Gesichts als der Hände, und der Drapperie noch en bloc gelassen worden. Eine ganz feine Andeutung aller Kleinigkeiten würde für einen hohen und entfernten Augenpunct einen stumpfen Eindruck des Ganzen hervorgebracht, und die Hauptwirkung vernichtet haben. Rembrands Malereyen sind zum Theil mit ihren aufgeklatschten ganzen Farben und krellen Lichtern und Dreckmassen von Schatten eben so gut ausgearbeitet als das feinste Gemälde eines Franz Mieris oder Netscher wenn man nur in den gehörigen Augen- und Distanzpunct tritt, wofür sie bestimmt waren. So ist es auch mit den verschiedenen Manieren selbst bey den Künstlern des Stillebens beschaffen. Jeder hat seine eigene einmal angenommene Art von Ausarbeitung, und nach der Schärfe seines Auges, nach der Art des Mediums, wodurch er die Gegenstände sah, ist die Vollkommenheit seiner Ausarbeitung zu beurtheilen.

Bey den geschnittenen Steinen glaubt man den Hauptcharacter, der das Antike vom Modern scheidet, in der Ausarbeitung zu finden. Man sieht nemlich selten in den Werken der Neuern den hohen Grad von Schärfe in allen Contouren ohne Aengstlichkeit und Dürre wie bey den Alten.

In allen Werken der Kunst kann durch eine zu große Ausarbeitung und zu fleißige Behandlung dem Geist des Werks geschadet werden. Manches Gemälde, Zeichnung oder Kupferstich wird dadurch steif und kalt, daß der Künstler zu lange dabey verweilt, jeden Gegenstand als besonders behandelt, zu deutlich und ausführlich darstellt, so daß darüber das Ganze verlohren geht. Die Gesetze der Haltung müssen den Künstler hier in allen Theilen und bey allen Augenblicken leiten, so wie diese überhaupt der ersten Idee des ganzen Werks muß untergeordnet und angepaßt werden.

Digitized by Google

Ausarbeitung der Bauriſſe, (Baukunſt) nennt man einen aus Linien beſtehenden Bauriß mit Tuſche oder Farbe dergeſtalt ausarbeiten, daß die erhabenen Theile ſich vor den tiefer liegenden, und die vordere ſich vor denen weiter hintenliegenden zeigen. Die Weiſe wie mit Tuſche ein Bauriß überlegt wird, nennt man tuſchiren, (ſ. tuſchiren) wie er aber mit Farben zu überlegen, das laviren (ſ. laviren) bey dieſen letztern wird auch gern der Schatten angedeutet, die hervorragende Theile deſto beſſer zu zeigen, welches man das ſchattiren nennt. (ſ. ſchattiren.) Die Theile, welche in den Bauriſſen durch tuſchiren oder laviren ausgearbeitet werden, ſind in dem Grundriß: Mauren, Fenſter, Treppen, Oefen, Ofenlöcher, Kuchenheerd, Schornſteine. Nachdem der ganze Riß tuſchirt oder lavirt und ſchattirt, ſo werden die Druckerlinien gezogen, (ſ. Druckerlinien) welche man gern von ſchwarzem Druckertuſche ſowohl bey tuſchirten als lavirten Bauriſſen ziehet, andere aber auch die Druckerlinien von eben der Farbe machen, von welcher die Theile angelegt ſind, welche die Druckerlinien erhalten ſollen, nur mit dem Unterſchied, daß dunklere Farben darzu erwählt werden. Nach Vollendung des Riſſes mit den Druckerlinien, wird ein Rand von ſtark ſchwarzen Linien um den Riß alſo gezogen, daß ein Parallelogram erhalten werde. Es werden drey Tuſchſtriche gemacht. Zwey dünne und in deren Mitte ein viermal breiterer.

Ausarbeitung. (Muſik.) Was man in mechaniſchen Künſten ausfeilen, im Malen verfeinern heißt, nennt man in der Muſik ausarbeiten. Dieſe Arbeit des Geiſtes muß mit jener nicht vermiſcht werden, die unter die eigentlichen Namen: Ausführung und Fortführung gehören.

Wenn die Ausführung oder Fortführung vollendet, das ganze Stück roh fertig iſt, und der Tonſetzer an Pult zurückkehrt, um die kleine Vorſchläge mit Geſchmack benzufügen, Kleinigkeiten wie in der Redekunſt die Verbindungswörter einzuſchalten, um die Stärke und Schwäche, hievon das Ab- und Zunehmen genau zu beſtimmen, die Schwingungen des Bogens das Stoßen und Schleifen an alle Orte, für jede Inſtrumenten verhältnißmäßig zum Ganzen betrachtet richtig zu bemerken — Dann heißt es: er beſchäftigt ſich mit der Ausarbeitung.

Die äußere Stimmen, die heftiger aufs Ohr, als die inneren wirken, kommen daben vorzüglich in Betracht. Die Tonſtücke, deren Schönheit faſt weſentlich in einem niedlichen Vortrage beſtehet, haben dieſer äußeren Ausſtaffirung unentbehrlicher als die große, die ſich auf einer kraftvollen Harmonie ſtützen, und mit einer innerlichen Macht den Zuhörer überfallen, und die Geheimniſſe der Natur ſtreng erforſcht haben.

Dieſe Ausarbeitung kann von Niemand als einem verſuchten und geduldigen großen Praktiker erlernt werden, der in allen Gattungen der Tonſtücke bewandert iſt. Denn er muß, wenn der Schüler glaubt mit dem Werke fertig zu ſeyn, alle Anſtände erläuteren, die vielleicht durch den Zuſammentritt der weſentlichen Theile entſtehen können; er muß alles Rohe und ungehobelte auf die Seite ſchaffen; die Blumen hinſtreuen, wo es matt iſt, um die Schwäche des Zöglinges zu bedecken.— (Die Ausarbeitung iſt ein ſubtiles Geſchäft) und kurz, ein Tonlehrer muß im Stande ſeyn, alle mögliche Aufſätze von ſeinen Zöglingen anzunehmen, und zu einem gewiſſen Grad der Vollkommenheit zu bringen.

Ausartung. Man braucht dieſes Wort ſowohl bey den Pflanzen als auch bey den Thieren und es heißt

überhaupt die Unähnlichkeit eines Thieres oder Gewächſes mit ſeinen Stammältern. Da man in der ganzen Natur keine zween Gegenſtände antrift die ſich einander ganz ähnlich ſehen, ſo folgt daraus daß man von jeder Generation ſagen könne, ſie ſey mehr oder weniger ausgeartet. Indeſſen iſt die Verſchiedenheit des Erdbodens, der Luft und Witterung, und der Climate, Schuld, daß man zuweilen bey einer Pflanze beynahe ihre Abkunft nicht mehr erkennen kann, weil ſie gänzlich aus der Art geſchlagen iſt. Man drauchet nicht weit zu gehen, um im Reich der Pflanzen allenthalben Beyſpiele zu finden. Die allerbekanntſten ſiehet man faſt an allen Obſtbäumen. Welche Verſchiedenheit von Aepfeln, Birnen, Pflaumen, Aprieoſen und Weintrauben! und wer ſollte wohl den wilden Holzapfelbaum und die herbe Feldbirn für die Stammältern der meiſten ſchmackhaftſten Aepfel und Birnen halten? So ſehr die Veränderung eines rauhen mageren Bodens in einen fetten fruchtbaren, den Geſchmack und das Anſehen der Früchte verändert, eben ſo ſehr artet auch die ganze Geſtalt und alle Säfte einer Pflanze, durch die Abänderung des Bodens aus. Man betrachte nur z. E. das Vergißmeinnicht, Mausöhrchen (Myoſotis) wenn es auf naſſen Plätzen wächſt, ſo ſind ſeine Blätter glatt, groß und ſeine Blumen anſehnlich, aber eben dieſe Pflanze hat auf trockenen mageren Plätzen rauhe Blätter und kleine unanſehnliche Blümchen. Der Sumpfeppich (Apium palustre) iſt eine Waſſerpflanze, welche, wie die meiſten Waſſerdoldengewächſe, giftig iſt; dennoch legt ſie durch Veränderung des Bodens und durch die Cultur dieſe Eigenſchaft gänzlich ab, und, wer hätte das geglaubt, verwandelt ſich in den ſchmackhaften Sellerei. Sin eben ſo ſehr in die Augen fallendes Beyſpiel haben wir an dem Kohl. Faſt alle ſeine Theile hat man durch Cultur und Clima verändert. Die Wurzel oder eigentlich der Stamm iſt zu einer erſtaunenden Dicke, bey der Ausartung die wir Kohlrabi oder Kohlrüben nennen, angeſchwollen. Die Blätter ſind gekräuſelt bey dem Wirſing, geröthet und in einen Kopf zuſammen geballt bey dem Kopfkohl, und mit ganz beſonderen fleiſchigen krauſen Auswüchſen geziert, bey dem Blumenkohl. Die meiſten und wunderbarſten Ausartungen finden ſich in der Farbe und Geſtalt der Blumen. Die Tulpe, die Nelke, der Aſiatiſche Hahnenfuß oder Rannukel machen unzählbare Ausartungen und prangen auf unſern Blumenbeeten in allen Farben und Schattirungen. Alle auf ſolche Weiſe durch die Cultur und den Boden entſtandene ausgeartete Gewächſe belegt man mit dem Namen Spielarten (Variationes, und man begreift von ſelbſt, wie ſehr verſchieden ſie von den Gattungen ſind, denn eine Pflanzengattung kann durch keine Cultur oder Boden in eine andere Gattung verwandelt werden, z. E. niemals wird man einen Apfelbaum in einen Birnbaum verwandeln können.

Man hat zwar in vorigen Zeiten das Vorurtheil gehegt, welches auch noch jetzt dem Landmann und zuweilen dem, der klüger ſeyn ſollte, nicht auszureden iſt, daß eine Getraidegattung in eine andere ausarten könne. So ſoll z. E. der Rocken in Treſch und der Kein in Dotter ausarten. Allein die ſorgfältigſten Verſuche die man darüber angeſtellt hat, haben bewieſen, daß niemals dergleichen Verwandlungen entſtehen, welches ſich denn auch auf keine Weiſe erklären oder begreifen lieſe. Man hat zwar auf einem Halm zweyerley Getraidegattungen bemerkt, allein bey genauer Unterſuchung fand ſich daß die Wurzeln zwar mit einander verwachſen waren, aber doch wirklich ſich unterſcheiden und trennen ließen.

Außer

Digitized by Google

Außer der beschriebenen Ausartung giebt es noch eine andere Ausartung, die durch die Vermischung zweyer verschiedenen Pflanzen oder Thiergattungen entstehet, die wir unten in dem Artikel Bastart besonders abhandeln werden. Viele Unähnlichkeiten bilden zuweilen die Krankheiten und Beschädigungen der Pflanzen durch die Stiche der Insecten, allein man kann dieses keine eigentliche Ausartung nennen.

So wie die Pflanzen der Ausartung unterworfen sind, eben so sind es auch die Thiere. Das vornehmste Geschöpf der Mensch sogar, ist nicht frey von Ausartung, ja sie ist bey ihm stärker und in die Augen fallender als bey irgend einem Thier. Welche Verschiedenheit zwischen einem Deutschen in blendendem Schmuck aufgeblähten Mädchen, und einem lappländischen zwergartigen Mißgeschöpf mit grünzelben herabhängenden Wangen, oder einer schwarz überfirnißten Mohrin mit ihrem Wollhaar und ihrer Stumpfnase. Aber wir dürfen nicht so weit gehen die Ausartungen zu bemerken, selbst bey einzelnen Nationen sind sie schon stark genug. Wenig Ehre macht es z. E. uns Deutschen, wenn man einen heutigen in Paris gebildeten deutschen Stutzer, mit bleichen Wangen, mit seinen marklosen Knochen und Sperlingsbeinen, gegen einen unserer Vorfahren hält und eine Vergleichung anstellet. — Es würde den Raum eines ganzen Bandes anfüllen, wenn wir unsere Leser auf alle Verschiedenheiten jeder Nation des Erdbodens führen wollten. Ohne also viele Beyspiele anzuführen, bemerken wir nur kürzlich, daß sich überhaupt vier Stücke abstrahiren lassen, welche hauptsächlich den Unterschied der großen Familie des Menschengeschlechts ausmachen. Zuweilen nemlich ändert sich die Farbe der Haut, der Augen und der Haare ab; zweytens ist zuweilen die Größe des Körpers verschieden; drittens findet sich ein merklicher Unterschied in dem Verhältnis der Theile gegen einander und endlich arten viertens die natürliche Eigenschaften, die Sitten, das Betragen, die Stimme ꝛc. so sehr aus, daß man fast die Abkunft nicht mehr bemerken kann. Und woher kommt nun diese Verschiedenheit, woher der mächtige Abstand und Veränderung des menschlichen Geschlechtes? Da wir gewiß wissen, daß von einem einzigen Paar alle Generationen entstanden sind, so bleibt uns nichts zur Erklärung und Beantwortung dieser Frage übrig, als dieß: die Verschiedenheit des Clima, der Speisen und der Lebensart sind die wahren Ursachen. Die bekannten Beyspiele von Menschen, welche in der Kindheit in Einöden und von Menschen unbewohnte Oerter gerathen sind, geben uns hiervon den kräftigsten Beweis. Fast alle Kennzeichen, die den Menschen über andere Thiere erheben, waren bey ihnen erloschen. Der aufrechte Gang war ihnen nicht mehr natürlich, sondern sie liefen weit schneller auf Händen und Füßen. Der ganze Leib war mit dichten Haaren bewachsen, die Nägel der Hände und Füße glichen den Ahrenklauen, keine Spur von Sprache war zu bemerken. Der Mund hatte eine so außerordentliche Größe, daß man ihn nachher bey einem solchen Wilden auf beyden Seiten zunähen mußte, so wie man die Hasenscharten zu heilen pflegt. Aber das merkwürdigste war der gänzliche Mangel der Vernunft. Denn ob man gleich an ihren Handlungen einigen Verstand bemerkte, so waren doch die Spuren davon so schwach, daß sie sich nicht über den Affenverstand erhuben. Laßt uns nun auf den Grund dieser erstaunenden Abartung zurückgehen. Die Eltern dieser wilden Menschen, die sich von andern Menschen nicht besonders auszeichneten, waren an diesen Veränderungen nicht Schuld. Blos die Lebensart, also die Speisen und die Luft enthielten die Ursachen davon, eben so, wie wir oben bey den Pflanzen angemerkt haben. Außer diesen Abänderungen giebt es aber auch, eben so wie bey den Pflanzen, solche Verschiedenheiten und Verunstaltungen des menschlichen Körpers, die ihren Ursprung von Krankheiten haben. Hieher rechnen wir die Mißgeburten, Zwerge und solche Menschen, bey denen ein oder der andere Theil des Körpers verunstaltet ist. Zuweilen sind dergleichen Verunstaltungen ganzen Gegenden eigen, wie z. E. die Kröpfe, aber allemal findet man doch die Ursachen in der Schädlichkeit der Speisen oder des Getränkes oder auch der Kleidungen. Wir lassen uns hier nicht weiter über diese Materie heraus, sondern gehen gleich auf die Abartungen der unvernünftigen Thiere herunter. Hier finden sich eben so viele Beyspiele, als bey den Menschen, davon wir einige anführen wollen. Alle zahme oder hausthiere, welche in Gesellschaft des Menschen leben und von ihm ihre Speise und Verpflegung erhalten, sind der Ausartung weit stärker unterworfen, als die, welche in der Wildnis oder ihrer natürlichen Freyheit leben. Man sehe nur die verschiedene Arten von Hunden an, welche wahrscheinlicher Weise alle von einem Stammpaare entstanden sind. Denn obgleich einige Naturforscher mehr als eine Stammgattung annehmen, so sehen wir doch nicht ab, warum man dieses annehmen sollte, da wir, um von der Analogie zu schließen, bey dem Menschen eben so große Abänderungen wahrnehmen, ob wir gleich gewiß wissen, daß sie alle von einem Stammpaare entstanden sind. Von einer Gattung also, welche verschiedene Nachkommenschaft! wie groß ist der Unterschied zwischen einem Englischen Doggen und einem auf dem Schooße unserer Damen herumhüpfenden Bologneser Hündchen; oder zwischen dem langbeinigten hageren Windspiele und einem Dachshunde. Doch wir haben noch mehrere Beyspiele. Man betrachte die vielen Gattungen oder Racen von Pferden. Fast jedes Reich bringt andere und zuweilen sehr sichtbar verschiedene Arten hervor, sowohl an Größe und Dauerhaftigkeit als auch an Farbe und Schönheit. Eben so verhält sichs auch mit den Schaafen und dem Rindvieh. Man darf nur den Ungarischen Ochsen gegen einen Deutschen oder die Spanischen Schaafe gegen die unsrigen halten, man wird bald die große Verschiedenheit wahrnehmen, ohne eben ein großer Beobachter zu seyn. Es mag an diesen Beyspielen genug seyn, aus denen man schon hinlänglich auf den Grund der Ausartung schließen kann, welcher eben sie, wie bey dem Menschen, in weiter nichts zu suchen ist, als in dem Clima, dem Futter und Behandlung oder der Verpflegung des Thieres. Wäre noch ein anderer Grund vorhanden, so müßten auch die in der Wildnis lebende Thiere, welche einerley Speise und einerley Verpflegung von der Natur erhalten, eben so stark ausarten, das aber wirklich nicht geschiehet. Fast die einzige Abänderung findet man in der Farben der Haare, doch nicht bey allen Gattungen. Aber auch dieses ist zuweilen augenscheinlich und unwidersprechlich ein Werk des Clima. Man siehet ja, daß sich der schwarze oder anders gefärbte Pelz verschiedener Thiere z. E. des Bären in den kalten Nordländern gänzlich verändert und weiß wird. Ja auch umgekehrt werden die weiße Bären aus den Nordländern, in wärmeren Gegenden verändert und farbig. Wie denn überhaupt die Wärme und Kälte bey den meisten Thieren einen beträchtlichen Unterschied der Haare verursacht. Da sich also bey den in der Freyheit lebenden Thieren keine so

Digitized by Google

starke Abartung findet, so ist es wohl gewiß, daß die Verpflegung das meiste dazu beyträgt. Warum aber, möchte hier mancher Leser fragen, sind bey dem Hunde die Ausartungen so groß, hingegen bey den Katzen, welches gleichwohl doch auch zahme Hausthiere sind, nicht so groß? Ob man gleich keine ganz vollständige Antwort auf diese Frage geben kann, welche alle Schwierigkeiten aus dem Wege räumte, so läßt sich doch einiger Grund angeben. Vor erst ist die Nahrung der Katzen doch immer einfacher als die Nahrung des Hundes. Die meisten fressen nichts oder bekommen nichts anders, als Mäuse oder geraubte Vögel. Die Hunde hingegen werden an allerley Futter aus dem Pflanzenreich sowohl, als aus dem Thierreich gewöhnt. Zweytens werden mit den Katzen wenig Künsteleyen oder andere Beschäftigungen vorgenommen, die einen Einfluß auf ihre Ausartung haben könnten. Allein wie vielerley Behandlung hat der Hund auszustehen? Wie viele Verrichtungen muthet man ihm zu, welche auf den Körper und Wuchs desselben den größten Einfluß haben. Dieß alles ist zu bekannt um es noch weitläuftiger auszuführen. Wir gehen nun weiter und kommen zu der zweyten Classe der Thiere, den Vögeln. Auch hier trift man Beyspiele genug von Ausartung an, aber eben so, wie bey den Säugthieren, am meisten bey den zahmen Gattungen. Ohne viele Beyspiele anzuführen, darf nur jeder Leser auf seinen Taubenschlag gehen oder wenn er kein Liebhaber hiervon ist, in seinem Hof die Hühner betrachten. Alle seine Pfauenschwänze, Kröpfer, Federbüsche, Mörven, Bastarte, Feen und andere Tauben, wie sie Namen haben mögen, sind weiter nichts, als ausgeartete Nachkömmlinge der wilden Taube, und so alle Hühner geschwänzte und ungeschwänzte mit oder ohne Federbüsche auf dem Kopf sind nichts als Spielarten und Ausartungen eines Stammpaares, deren Grund wahrscheinlicherweise eben so, wie bey den Säugethieren in dem Clima und der Verpflegung lieget. Bey den übrigen Classen der Thiere hat man noch keine sehr beträchtliche Ausartungen wahrgenommen. Sie leben aber auch in ihrer Freyheit und werden von der Mutter Natur genährt und erzogen. Wenn man sich aber die Mühe gäbe, genauere Sorgfalt auf die Insekten zu wenden, so sollte man doch denken, man müßte wenigstens Bastarte hervorbringen können. Indessen würde es für den Naturforscher nicht gut seyn, wenn das große Buch der Natur, das ohnehin schon weitläuftig genug ist, durch die Ausartung der Fische, Amphibien, Insekten und Gewürmen noch um viele Bände vermehrt würde, da die, welche wir haben, noch nicht ausgelesen sind.

Ausathmen der Luft s. Athemholen.

Ausbacken, heißt dem Brode, das gebacken wird, die Gare geben, daß es nichts teigartiges, oder kleisterigtes mehr hat, sondern aller seiner überflüßigen Feuchtigkeiten beraubt und durchaus wohl aufgelockert und mit einer guten nicht verbrannten Rinde versehen ist. s. Backen.

Ausbaggern der Canäle. Wird eine Arbeit der Wasserbaukunst genennt, welche darinnen besteht, daß man durch Schöpfgeräthe den Sand herausziehet, in Kähne einschüttet, und darauf am Lande auswirft. Wo der Sand einmal fest liegt, wird solcher mittelst eines Sandpflugs (s. Sandpflug) vorherd losgemacht, aufgerissen und an die Seiten getrieben oder hinweggespühlet, hierauf aber entweder in Küsten geschöpft, welche auf einem Gerüste auf die Ufer gebracht werden, oder aber mit darzugemachten eisernen Sandpfannen, in Kähne geschöpft, und in solchen an die Ufer geführt, bey welchen er ausgeladen, und entweder zum Gebrauch bey dem Bauen oder andern Bestimmungen aufbehalten wird.

Ausbalgen oder **Ausstopfen**. Da es nicht möglich ist alle Thiere, womit man sich in der Naturgeschichte beschäftiget, lebendig zu erhalten, theils weil es zu kostbar wäre, theils, weil es bey vielen Thieren, welche unser hiesiges Clima gar nicht vertragen, eine Unmöglichkeit ist, so hat man darauf gedacht die Haut der Thiere gehörig zuzubereiten und in den Naturalienkabinetten aufzubewahren. Bey allen Thieren deren Haut einige Festigkeit hat, ist dieß practicabel. Nicht nur die meisten vierfüßigen Thiere, sondern auch die Vögel, viele Amphibien und Fische, ja sogar viele Raupengattungen lassen sich sehr zierlich ausbalgen. Wir wollen die Methode, solches zu bewerkstelligen kürzlich beschreiben und zwar zuerst bey den Säugethieren. Sobald der Tod die Laufbahn des Thiers beschlossen hat, muß man die Ausbalgung vornehmen, ehe die Haut von der Fäulnis mürbe und unschembar geworden ist. Man macht dem zu Folge eine Oeffnung, von der Brust gerade herunter über den Bauch und nimmt zuerst die Gedärme und Eingeweide heraus, alsdenn sondert man mit einem scharfen Messer die Haut von den Schenkeln herab bis an die Fersen und schneidet, ohne die Haut zu verletzen, die Füße im Fersengelenke ab. Hat das Thier viel Fleisch oder Fett an den Füßen, so müssen die Füße nachher ebenfalls herausgenommen werden, das aber bey kleinen oder mageren Thieren nicht nöthig ist. Sind die Füße und der Schwanz gehörig abgesondert, so streifet man nun den Balg über die Brust in die Höhe und fährt mit Absonderung der Haut fort, bis an die Vorderfüße. Mit diesen verfährt man eben so, wie mit den Hinterfüßen und so kommt man endlich bis an den Kopf. Diesen kann man entweder herausnehmen oder bey kleinen und magern Thieren in der Haut lassen. Doch müssen die Augen und die Zunge bey allen Thieren behutsam herausgenommen werden. Sobald die Haut völlig abgezogen ist, wird sie mit einer Vermischung von Küchensalz und Alaun bestreuet und gerieben. So läßt man sie einen Tag liegen und macht derweilen den Bolsen womit man die Haut ausfüllet. Zuerst wird von Draht ein Gestell gemacht das die Größe des Thieres hat, dieß wird mit Werg oder Hanf umwickelt, bis es die Form des Körpers bekommt. An den Beinen läßt man den Draht etwas hervorragen und feilet ihn spitz zu. Dieses Gestell kann man zu besserer Conservation durchaus mit gepülverter Aloe bestreuen. Ehe man nun die Haut überziehet muß das Gehirn sehr sorgfältig durch das Loch am Hinterhaupt herausgenommen und der ganze Schädel mit Aloe, Myrrhe und Judenpech ausgefüllt werden. Ist endlich der Ueberzug fertig, so nähet man die Oeffnung am Bauch zu, und setzet die Augen ein, d. h. man steckt statt der Augen schwarze gläserne Knöpfe oder besonders dazu verfertigte gläserne Augen in die Augenhöhlen. Nunmehr ist weiter nichts mehr übrig als daß man das ausgebalgte Thier auf ein Brett befestiget, indem man nur die durch die Beine gesteckte und hervorragende Drahtspitzen in das Brett feststeckt. Man kann dergleichen ausgestopfte Thiere, ehe man sie in das Kabinet setzt, zuvor in einem Backofen, welcher aber einen sehr gelinden Grad der Wärme haben muß, völlig austrocknen, doch ist dieses mehrentheils nicht nöthig.

Das Ausbalgen der Vögel kommt zwar in den wesentlichen Stücken mit der obenbeschriebenen Art über-

Digitized by Google

ein. Doch ist noch ein und der andere Unterschied dabey zu merken. Man macht die Oeffnung bey denselben nicht gerne am Bauche weil die Noth zu sehr ins Gesicht fällt, sondern besser in der linken Seite unter dem Flügel herab bis an den Schenkel, welcher alsdann in die Höhe gedrückt und im Gelenke abgeschnitten wird. Hierdurch bekommt man schon etwas Platz, den ganzen Hindern abzusondern. Wenn man dieses verrichtet hat, so kann man zuweilen bey einigen Vögeln den ganzen Körper abziehen, ohne die Gedärme und Eingeweide herauszunehmen. Mit der abgezogenen Haut verfährt man eben so, wie bey den vierfüßigen Thieren. Wenn man den Balsen hineinsteckt, so werden zwey spitzgefeilte Ende Drath unter der Haut über den Knochen des Fußes bis herabgestoßen, so daß sie an der Fußsohle herausgehen. Die Knochen der Füße und der Flügel werden bey allen Vögeln in der Haut gelassen, sofern nemlich kein Fleisch oder Fett daran ist. Man kann die ausgebalgte Vögel ebenfalls zuvor in einem Backofen völlig austrocknen lassen, ehe man sie in die Sammlung bringt, doch haben wir viele ohne diese Vorsorge lange Zeit ohnverletzt erhalten. Nicht alle Vögel sind zum Ausbalgen tauglich, dahin gehören die Wasservögel, welche mehrentheils eine sehr dünne und mürbe Haut haben und daher mit der äußersten Behutsamkeit behandelt werden müssen. Ganz kleine Vögel wie z. E. der Zaunkönig sind ebenfalls schwer auszubalgen; man thut daher besser, wenn man nur die Augen, die Zunge und das Gehirn herausnimmt, die Höhlungen mit Salz, Alaun, Aloe und Myrrhen ausfüllt, und sie im Ofen ganz austrocknet. s. auch Aufsetzen der Vögel.

Endlich kann man auch einige Gattungen von Raupen ausbalgen, nemlich die, welche eine haarige Haut haben. Man bereitet ein Stückchen Holz und giebt ihm die Größe und Gestalt der Raupe. Wenn man nun durch eine Oeffnung, die am Hintertheil der Raupe gemacht worden, alle Eingeweide und den ganzen sehr saftigen Körper herausgenommen hat, so zieht man die Haut über das eben gedachte Stück Holz und die ganze Bereitung ist nun fertig.

Ausbauchung der Säulen, s. Bauchung der Säulen.

Ausbeißen. Die junge Biene liegt in einer Celle, welche oben mit Wachs, als einem Deckel, zugeschlossen ist, darinn formt sie sich und wächst; ist sie ausgewachsen, so beißt sie den Deckel der Celle durch und kriecht heraus. Diese Arbeit wird mit dem Worte Ausbeißen bezeichnet.

Ausberaten, Kinder ausspatten, s. Ausgeradete Kinder.

Ausbessern, einen Aufsatz, s. Corrigiren.

Ausbessern (schöne Künste). Ausbessern der Statuen ist eine nothwendige Kunst, weil keine einzige ausgegraben wird, der nicht etwas fehlte, und wovon auch oft die fehlende Theile sich gar nicht wieder gefunden haben. In Rom ist man in dieser Geschicklichkeit weit gekommen. Die Hauptsache worauf es ankommt, ist die Beschaffenheit des Marmors oder Steins überhaupt wohl zu wählen, ihn glänzend zu machen, die alten Brüche zusammen zu fügen und zu kitten. Um die neue Stücke von den alten unkennbar zu machen, bedient man sich allerley Kunstgriffe, man läßt den neuen Marmor herzhaft mit Scheidewasser durchfressen, giebt ihm auch wohl eine beliebige Farbe, und stellet die Statue alsdenn an einen solchen Ort, wo das Auge des Kritikers nicht hinreichen kann. Die meisten Fehler welche bey diesen Ausbesserungen vorgehen, bestehen darinn, daß der Künstler selten den richtigen Standpunnt beobachtet, für welchen ehemals die verstümmelte Statue bestimmt war, und daß er auch schwerlich die wahre Bewegung und Handlung, die die Figur gehabt, zu bestimmen weis. Michael Angelo selbst weigerte sich den Arm des Laocoon zu ergänzen, und doch hat sich ein anderer gefunden, der die Kinder mit vielem Muth wieder hergestellt hat. Die beste Ergänzung die man in neuern Zeiten gewagt hat, ist die von den Füßen des Farnesischen Herkules.

Die Gemälde werden auf verschiedene Art ausgebessert. Ist die Leinwand verfault, und das Gemälde übrigens gut so wird es hinten auf neue Leinwand mit Kleister aufgezogen. Sind Ritze, Löcher, darinn, oder hat sich die Farbe oder der Grund hier und da abgebröckelt, so muß man es, nachdem es zuvor auf neue Leinwand gezogen worden, wieder rein machen, und die Löcher mit einer gewissen Composition anfüllen, die aus Malerfirniß, Kreide und Braunroth oder Oker besteht, wobey aber darauf zu sehen ist, daß sich keine Farbe unter dieser Composition befinde, die noch schwärzt. Einige füllen diese Löcher mit Bleyweiß aus, das mit Wasser abgerieben ist. Allein diese Behandlung bringt Schaden. Das Bleyweiß zieht das Oel ein, die reparirte Stelle schlägt ein, und weil sich diese Wasserfarbe nicht wohl mit dem Oel vereinigt, so bröckelt sich das neu eingesetzte leicht wieder ab. Man besitzt auch in Paris das Geheimniß, ganze Malereyen sowohl von Holz, als auch von Gyps abzunehmen, und sie auf eine neue Leinwand zu ziehen.

Das Verfahren ein Gemälde von einer alten Leinwand auf eine neue zu ziehen ist aber bekannt, und geschieht folgender Gestalt. Ueber das ganze Gemälde wird mit Kleister eine feine Leinwand oder ein graues starkes Papier aufgeklebt. Wenn es trocken ist, legt man es auf einen Tisch, und zwar die alte Leinwand oben, macht diese mit einem feuchten Schwamm nach und nach feucht, anfänglich nur von einer Seite; durch vieles Anfeuchten wird der alte Leim feucht, womit der Grund angemacht war, und man versucht ganz sachte die alte Leinwand abzunehmen, welche sich auf diese Art von dem Gemälde absondert. Nun zieht man eine neue Leinwand darunter. Ist diese recht trocken, und auf eine Blendrahme gezogen, so feuchtet man die erste Leinwand oder das graue Papier, das anfangs auf die obere Seite des Gemäldes gelegt worden, an, und sucht es abzunehmen. Nun waschet man das Gemälde, und fängt an die leeren Stellen auszumalen.

Es ist aber schwer den alten Ton zu treffen, weil die Zeit immer nachmalt, und man nicht erkennen kann, wie das Gemälde anfangs ausgesehen habe. Daher ist es immer zu rathen, die Tinten frischer, oder höher zu halten, als die alten, und so wenig als möglich Oel dazu zu nehmen. Man glaubt das beste sey Oelgemälde mit Wachsfarben auszubessern.

Ausbessern, (Landwirthschaft) sagt man, wenn man das, woran eine Sache Schaden genommen hat, wieder ersetzet. Eine Hecke z. E., welche einige Stöcke verliert, die, wenn sie frisch gesetzt oder gepflanzt wird, verderben, und nun wieder nachgepflanzt werden, wird so ausgebessert. Dies Ausbessern muß bald geschehen; jedes Loch, so nicht gleich zugestickt wird, reißet bald weiter, und dann, wenn in der Hecke die nebenstehende Sträucher ein klein wenig vorgeschlagen haben, so gehet es hart her, daß ein frischgepflanzter neben ihnen aufkommen sollte; die schon angewurzelte nehmen alle Nahrungssäfte vor weg, machen Schatten und lassen also

nichts mehr so leichte neben sich aufwachsen. Wenn das Ausbessern gleich, sobald man dessen Nothwendigkeit wahrnimmt, geschiehet: so ist es sehr gut. Dieses alles kann bey allen Gewächsen eines Gartens gesagt und beobachtet werden, und der Oconome wird überhaupt sehr wohl thun, wenn er keinen Schaden groß werden läßet; wenn ihme ein Ziegel vom Dache abfällt, so steckt er sogleich wieder einen andern ein, und wartet damit nicht, bis der zweyte und dritte auch abspringt.

Ausbeute, (bergmännisch). Dasjenige, was einer Gewerkschaft nach Abzug aller Kosten, die auf den Bergbau verwendet worden, von den geförderten und zubereiteten Erzen übrig bleibt. Wenn die erschürfte Bergwerke aus Flözen, Gang- oder Stockwerken bestehen, edel, mächtig und anhaltend, dabey nicht kostbar zu bearbeiten sind, und wo man zugleich einen vortheilhaften Absatz oder Verkauf der Erze treffen kann, so kann man sich einen guten Ueberschuß oder reichliche Ausbeute versprechen. Selten wird die Ausbeute mit dem Metall, wie es die Saigerhütte liefert, sondern in gemünzten Geldsorten entrichtet; das Kupfer und anderes Metall wird daher von den Vorstehern des Werks verkauft, das Silber aber zur Präge in die Münze gegeben; daher kommen die **Ausbeutthaler**, die alsdann nach ihrer Schönheit und Seltenheit unterschiedene Liebhaber finden.

Ausbeute, (juristisch). Eine oft vorkommende juristische Frage ist: ob einer, welcher den Nießbrauch eines Bergwerks hat, die Ausbeute selbst sich zueignen und in seinen Nutzen verwenden könne, oder ob er sie zu Geld und Capital machen, und sich mit den Zinsen begnügen müsse. Einige Rechtsgelehrte behaupten das erste; andere das letzte; andere machen einen Unterschied zwischen Metallen, welche nachwachsen, und solchen, die dies nicht thun. Jene sollen dem Usufructuarius eigenthümlich gehören, diese nicht. Allein die Meynung, daß die Ausbeute ohne Unterschied dem Usufructuar zustehe, scheint die richtigste zu seyn; denn alle Metalle wachsen, wie die besten Mineralogen behaupten, nach. Daß es sehr langsam geschiehet, thut nichts zur Sache; denn der Usufructuar darf ja Bäume umhauen, die sehr langsam nachwachsen. Dazu kömmt noch ein anderer Grund: Ein Usufructuar darf alles thun, was ein guter Haushalter mit seinen eigenthümlichen Sachen zu thun pflegt. Nun läßt sich aber nicht behaupten, daß einer, der ein eigenes Bergwerk hat und die Ausbeute verzehrt, nicht zu Capital schlägt, darum ein schlechter Wirth sey; folglich ist auch der Usufructuar berechtigt, die Ausbeute zu verzehren. Diese Meynung ist auch in verschiedenen Ländern, z. E. im Braunschweig-Lüneburgischen, angenommen. Hingegen in Churſachsen gilt, wenigstens bey dem gesetzlichen Nießbrauch, das Gegentheil.

Ausbeut heben. Den Ueberschuß von einem Bergwerk entweder an gutem Vorrath oder Erz und Metall, oder an baarem vom Verkauf desselben gelößten Gelde, am Schluß des Jahres oder jeden Quartals empfangen.

Ausbeutkuxe. Ein Kuxe, oder der 128ste Theil eines Werks, wird zuweilen dem Schichtmeister über seinen Lohn, von Ausbeutzechen, als ein Geschenk von der Gewerkschaft freygelassen.

Ausbeut schließen. Wenn nach geschlossener Berechnung aller Kosten eines Bergwerks noch so viel Vorrath und Ueberschuß vorhanden ist, daß noch zum künftigen Quartal alle Kosten und Ausgaben können bestritten werden, zugleich auch noch gute Anbrüche in den Gruben und starker Erzvorrath auf der Zeche vorhanden ist: so wird zur Austheilung geschritten, und der Ueberschuß nach den Kuxen der Gewerkschaft berechnet und abgegeben, welches die Ausbeut schließen heißt.

Ausbeutstock. Diejenige verwahrte Kasten, in welchen die edle Metalle, Silber und Gold, auf dem Silberwagen nach der Münzstätte verschickt werden, wogegen neue Münzsorten und Ausbeutthaler in dem Ausbeutstock zurückgesandt werden.

Ausbeutzechen. Diejenige, in welchen so viel und reiche Erze brechen, daß ein Ueberschuß davon ausgetheilt werden kann.

Ausbeutzeddel. Ein Verzeichniß aller Zechen, derjenigen sowohl, welche eine Ausbeute geben, als auch solcher, die noch Zubuße erfordern, welches mit Bemerkung aller sündigen Gänge, und wie viel jeder Kuxe an Zubuße oder Ausbeute zukommt, beym Schluß eines jeden Quartals ausgegeben werden soll, damit jeder Theilhaber sehen kann, wie das Verhältniß oder die Billance gegen einander stehet.

Ausbicken, oder **auspicken**, sagt man, wenn das Küchlein im Ey so groß und vollkommen ist, daß nun die Eyerschale aufbricht; das geschiehet aber am ersten da an der Schale, wo der Schnabel des Küchleins, als das härteste an ihnen, anliegt. Wenn nun auch schon, wie es ohnmöglich ist, das Küchlein nicht picken kann, so hat man diese Erscheinung doch mit dem Namen des Auspickens belegt.

Ausbiethen, heißt **erstlich** eine Sache feilbiethen; **zweytens**, wird es zuweilen statt Abbiethen oder **Ueberbiethen** gebraucht, wenn derjenige, welcher überbothen wird, die als Pachter bisher besessenen Güter räumen muß; **drittens**, heißt es auch oft das letzte Gebot in der Auction thun. **Viertens**, sagt man auch einem Miethmann oder Pachter ausbiethen, das heißt, ihm befehlen die gepachtete Sache zu räumen.

Ausbildung, ist die Verschönerung eines Gegenstandes durch Hinzusetzung zufälliger Theile, die die Stärke des Ganzen befördern. Sie macht die Hauptvorstellung entweder deutlicher, oder lebhafter, oder pathetischer. Bilder, die in keines von diesen dreyen Stücken einen Einfluß haben, sind unnöthige Verzierungen, und werden in den Werken des Geschmacks mit Recht getadelt. Es ist allemal das Kennzeichen eines schönen Geistes vom ersten Rang, wenn man keine unnöthige Ausbildungen bey ihm findet, im Gegentheil zeigt es allemal einen Verfall des feinen Geschmacks, wenn man sich mit unnöthigen Auszierungen hilft. Es fehlt alsdenn dem Genie die Kraft, den Gegenstand selbst gehörig zu bearbeiten, und man sieht sich genöthigt, auf allerhand Spielwerk zu denken, um damit den Mangel der wahren Schönheit zu ersetzen. So gewiß es ist, daß ein mäßiger und mit Vernunft begleiteter Gebrauch der Ausbildungen den Werken des schönen Geistes Annehmlichkeit und Reizung giebt; eben so gewiß ist es auch, daß überhäufte und ohne Geschmack angebrachte Verzierungen, das beste Werk verächtlich machen. Es ist ein gewisses Zeichen eines vorzüglich schönen Geistes, wenn man keine unnöthige Ausbildungen bey ihm findet. Homer hat deren weniger, als Virgil, und Demosthenes weniger als Cicero; niemand trägt aber auch Bedenken ihre Größe nach diesem Verhältnisse zu bestimmen. Wir wollen von den verschiedenen Gattungen der Ausbildungen besonders reden.

Ausbildungen, die die Verstärkung der Vorstellungskraft zur Absicht haben, geben eine anschauende Erkenntnis desjenigen Gegenstandes, den sie vorstellen wollen. Abstracte Vorstellungen werden dadurch gleich-

Digitized by Google

sam dem Auge vorgestellt, und allgemeine Urtheile in einzelne Fälle verwandelt. So bildet Haller den Satz: Gott ist in der ganzen Natur wirksam, auf folgende Art aus:

Den unermessnen Raum, in dessen lichten Höhen
Sich tausend Welten drehen, und tausend Sonnen stehen,
Erfüllt der Gottheit Glanz. Daß Sterne sonder Zahl
Mit immer gleichen Schritt, und ewig hellen Strahl
Durch ein verdeckt Gesetz vermischt, und nicht verwirret,
In eignen Kreisen gehn, und nie ihr Lauf verirret,
Macht ihres Schöpfers Hand — Kein Stern. bedeckt die Erde,
Wo Gottes Weisheit nicht in Wundern thätig wäre ꝛc.

Hieher gehören alle diejenigen Vorstellungen, wodurch die Deutlichkeit vermehrt wird, die nach ihrer äußerlichen Form, und der Art wie sie angebracht werden, verschiedene Namen bekommen. Sind es besondere und einzelne Fälle, woran man die Wahrheit eines allgemeinen Ausdrucks erkennt; so nennt man sie Beyspiele. Sind es Dinge von anderer Art, die neben die Sache gestellt werden, so nennt man sie Gleichnisse. Setzt man eine bildliche Vorstellung ganz an die Stelle der Sache, wovon man redet, so nennt man sie bald Allegorie, bald Fabel, bald Parabel. Setzt man eine ganz andere und unähnliche Sache neben sie, um sie dadurch desto deutlicher zu machen, so nennt man es Contrast. ſ. einen jeden von diesen Begriffen, unter seinem eignen Artickel. Diese Art der Ausbildung nennt man auch argumenta illustrantia. Ein besonderer Kunstgriff bey solchen Ausbildungen ist es, wenn man seinen Vorstellungen soviel Leben giebt, als es möglich ist. Z. E. wenn man gering scheinende Umstände anbringt, die aber die Sache stark erheben; wenn man die Sache so vorstellt, wie sie auf mehrere Sinnen zugleich wirket; wenn man unter leblose Gegenstände empfindende Wesen, als Nebensachen, einmischt. Kleist ist unter den neuern Dichtern besonders glücklich in solchen Ausbildungen, und er nennte seine Spaziergänge, auf welchen er sich die Ideen dazu sammelte, nur insgemein seine Bildersagd. Unter die Ausbildungen dieser Art gehören auch die Charakterisirungen der Sachen und Personen, die in einem Werk des Geistes vorkommen. Man verstehet darunter das Eigenthümliche, wodurch sich eine Sache von andern besonders auszeichnet. Diese sind entweder Haupt- oder Nebenpersonen, beyde fordern eine besondere Bearbeitung. ſ. den Artickel Character. Es gehört viel Beobachtungsgeist dazu, um solche Merkmale vor Augen zu legen, wodurch man in das Innere der Menschen hineinschauen kann. Sie sind die Abbildungen der Seele, und tragen zur Deutlichkeit ungemein viel bey.

Die andere Art der Ausbildungen ist diese, die besonders auf die Einbildungskraft würken, und die Gegenstände lebhaft machen. Es giebt sehr viele Mittel dieses zu bewürken. Man muß Psychologe seyn, und die Natur und Würkung der Einbildungskraft kennen; man muß aber selbst von der Natur mit einer guten Gabe derselben versehen seyn, wenn man sie zur Lebhaftigkeit anwenden will. Sie gründet sich auf feinere Sinnen, auf eine vorzügliche Sinnlichkeit der ganzen Seele, auf eine Gegenwart des Geistes, und schickliche Uebung. Diese ist die Vorrathskammer, aus welcher der schöne Geist seine Materialien nimmt, um seinen Vorstellungen eine Lebhaftigkeit und Mannigfaltigkeit zu geben, die die Leser einnimmt. Er muß also seine Sinnen für jeden Gegenstand unaufhörlich offen halten, und ein scharfer Beobachtungsgeist muß ihn überall begleiten. Einer lebhaften und mit hinlänglichem Reichthum angefüllten Einbildungskraft, die Geschmack und Beurtheilung zur Seite hat, ist es ungemein leicht, einen Gegenstand mit solchen Bildern auszuschmücken, die ihn der Einbildungskraft der Leser in der schönsten Lebhaftigkeit vorstellen. Wir wollen einige Arten der Ausbildungen, die die Einbildungskraft beleben, anführen. Die allgemeine Regel ist diese: gebe deinen Vorstellungen so viele Mannichfaltigkeit, als mit der Einförmigkeit des ganzen Werkes bestehen kann. Unsere Natur ist nun einmal so geartet, daß wir uns nicht gern lange bey einem Gegenstande verweilen. Der Redner, der Dichter, überhaupt der schöne Geist, muß uns immer mit neuen Bildern unterhalten; sonst werden wir schläfrig. Wenn wir aber immer von einer Idee zur andern fortgeführt werden, die mit der vorhergehenden das Gefühl einer angenehmen Abwechslung erzeugt, so wird unsere Einbildungskraft geschäftig, und der Gedanke wird lebhaft. Es ist also sehr verdrießlich, wenn ein Dichter oder Redner, immer auf einerley Einbildungen verfällt. Es giebt gewisse Lieblings Ideen, die manche Leute beständig anbringen, die aber eben deswegen, weil sie zu oft kommen den Leser und Zuhörer schläfrig machen. Hieraus entsteht eine Monotonie, die allemal mißfällt. Um sich bey dieser Armuth des Geistes zu helfen, haben einige unverständige Lehrer der schönen Wissenschaften den unseligen Einfall gehabt, ganze Sammlungen von sogenannten Realien herauszugeben. Sie haben sich, weil sie zu keiner bessern Arbeit geschickt waren, die Mühe gegeben, aus den berühmtesten Schriftstellern die Bilder, womit sie ihre Werke ausgeschmückt haben, und die an ihrem Ort die angenehmste Lebhaftigkeit gewürkt haben, zusammen zu lesen, und sie unter dem Namen der Blumenlesen, Schatzkammern u. dgl. herausgegeben. Dergleichen Schriften verursachen den größten Schaden. Man gewöhnt sich an einen Mischmasch, und enkwöhnt sich vom eigenen Denken. Die Werke die daraus zusammengesetzt sind, gleichen einem Bettlersmantel, der aus allerhand Zeug zusammengeflickt ist. Das ist keine Mannichfaltigkeit, sondern Gemengsel, welches nur zur Beschimpfung der schönen Geister zusammengeschleppt ist. Die Mannichfaltigkeit der Ausbildungen darf niemals der Einförmigkeit schaden. Wer einen Zufluß von sinnlichen Ideen hat, die ihm auf jeden Wink zu Gebote stehen; wer Biegsamkeit und Gelenksamkeit genug hat, einen Gegenstand von allen Seiten anzusehen; wer Standhaftigkeit besitzt, und sein Feuer nicht verrauchen läßt; der wird Ausbildungen genug finden, die seinem Werk die vergnügende Lebhaftigkeit gewähren. ſ. unter dem Artickel, Bilder, ästhetische.

Die dritte Art der Ausbildungen sind endlich diejenige, die die Erregung der Leidenschaft zur Absicht haben. So wie die Leidenschaften in der Natur erregt werden, so geschieht es auch in der Kunst. Der schöne Geist muß nothwendig die Ursachen und Eigenschaften der Leidenschaften kennen, ehe er seine Ausbildungen darauf gründen kann. Diese Arten der Ausbildungen sind die schwersten. Wir haben zwar viele Systeme darüber, aber sie weichen größtentheils von der Natur und der Wahrheit ab. Einer erkünstelt Definitionen, und modelt seine Seele darnach; ein anderer macht witzige Tiraden, und spielt mit den Empfindungen; ein dritter

Digitized by Google

sieht nur auf sich, beobachtet seine Empfindungen, allein er geht zu sehr in das Besondere, und macht seine Denkungsart zur allgemeinen Denkungsart des Menschengeschlechtes. Der vierte benutzt die Beobachtungen anderer, ohne Machtsprüche im Allgemeinen zu thun. Der schöne Geist muß alles dieses zusammen nehmen, um einen festen Grund zu haben, auf welchen er seine Ausbildungen gründet. Er schildert entweder Personen, die im Affect sind, und stellt die Würkungen derselben dem Auge vor; oder er legt die Gegenstände, wodurch die Leidenschaften erregt werden, vor Augen. Hier hat die Kunst nicht viel Antheil, sondern die Natur würkt fast allein. Ein Beyspiel von der erstern Art ist die Rede, die Virgil der zornigen Juno im ersten Buch seiner Aeneis in den Mund legt. Der Zorn blitzt aus allen Zeilen hervor, und es müßte jemand von Holz seyn, wenn er nicht zum Zorn und zur Muth geretzt werden sollte; hier geht es just so, wie Canitz sagt:

Wir lesen ja mit Lust Aeneas Abentheuer
Warum? stößt ihm zur Hand ein grimmig Ungeheuer,
So hat es sein Virgil so glücklich vorgestellt,
Daß uns, ich weis nicht wie, ein Schrecken überfällt.
Und hör' ich Dido dich von Lieb und Undank sprechen,
So möcht ich deinen Hohn an den Trojanern rächen.

Künstliche Ausbildungen sind hier am unrechten Ort angebracht. Homer enthält sich bey den unruhigsten Stellen in der Iliade alles Schmucks. Was Jnkle in ihrem Herzen erfunden hat, als sie ihren treulosen Liebhaber anredet, „mich, die ich schwanger bin, mich!„ wird durch die wenigen Worte so stark ausgedrückt, daß alles, was man hinzu thun wollte, die Sache nur schwächen würde. Oft thut hier das bloße Stillschweigen mehr Würkung, als die affectvollste Rede. Wie Dido den Aeneas in der Unterwelt antrift, so geht sie vorbey, ohne ein Wort zu reden: und dies thut die herrlichste Würkung. Die heftigste Leidenschaften äußern sich auf die einfachste Weise. So auch in Ansehung der Gegenstände, durch welche die Leidenschaften erregt werden. Wenn sie in ihrer einfachen Gestalt stark genug sind, leidenschaften zu erregen, so müssen sie ohne alle Ausbildung erzählt werden. Livius liefert hierinnen viele unnachahmliche Beyspiele. Es giebt aber auch sanftere Leidenschaften, bey welchen die künstliche Ausbildung allerdings statt hat. Hier muß der Künstler ein scharfes Auge haben, um den Unterschied, wo Ausschmückungen nöthig, oder nicht sind, zu bemerken. Die Absicht, die der schöne Geist bey dergleichen Fällen hat, ist nicht blos, die Leidenschaft zu schildern; denn dieses gehört zur vorhergehenden Gattung der Ausbildungen, sondern Gesinnungen zu erregen, die aus den Leidenschaften fließen. Hierüber wollen wir noch einige Anmerkungen machen. Jede Leidenschaft hat einen gewissen Ton, nach welchem die Gesinnung, die aus ihr entspringt, gestimmt werden muß. Der schöne Geist muß sich also völlig in den Character und die Leidenschaft der Person, die er aufstellt, hinein setzen. Das Mittel dazu ist eine lebhafte Einbildungskraft, wodurch die Täuschung verursacht wird. Zweytens, die Leidenschaften bleiben niemals eine Zeitlang gleichförmig, sondern sie wanken hin und her, und steigen und fallen wechselsweis. Alle affectvolle Reden im Homer, sind Beyspiele, die hieher gehören. Drittens, die Erschütterungen einer Leidenschaft und ihre verschiedene Richtungen müssen von ihrem Anfang bis zu ihrem Ende in ihrem eigenthümlichen Gange vorgestellt werden. Die Eifersucht des Otbello wächst nach und nach, bis sie völlig Wuth wird.

Diese drey Arten der Ausbildungen, die wir die lehrende, die unterhaltende, und die bewegende nennen wollen, müssen beständig mit einander abwechseln, damit der Horazianische Ausspruch: & prodesse volunt & delectare poëtæ, erfüllt werde. Wir wollen es an einem einzigen Beyspiel zeigen. Die zehnte Ode des zweyten Buchs aus dem Horaz soll zum Grunde gelegt werden. Der Dichter trägt erst seinen Satz ungekünstelt vor: „ein weißer Mann muß sich weder durch Glück zu gefährlichen Thaten verleiten, noch durch Unglück davon abhalten lassen. Diesen Satz trägt er in einer Allegorie vor. Hierauf fällt er in eine affectvolle Anpreisung eines durch Mäßigkeit glücklichen Lebens. Da er einmal in die pathetische Ausbildung gefallen war, so fährt er darinnen fort, und zeigt die Unruhe, die die Hoheit begleitet. Seine Imagination giebt ihm die allegorische Bilder von der Gewalt der Winde, und der Gefahr, deren hohe Berge beym Blitz ausgesetzt sind, ein. Dann fällt er wieder in den ruhigen Ton, und zieht daraus den Schluß, daß ein gegenwärtiges Unglück eine bessere Zukunft hoffen lasse. Er erläutert dieses durch Beyspiele und Vergleichungen.

Bey allen diesen Ausbildungen hat man sich vor zweyen Fehlern in acht zu nehmen; und zwar in Ansehung der beyden ersten Arten; daß man nichts überflüßiges beymische, wodurch man matt und frostig wird, ein Fehler, in welchen Ovid mehrmals gefallen ist: in Ansehung der pathetischen Ausbildungen aber, daß man sie nicht bey Kleinigkeiten anbringe. Martial hat hiervon eine herrliche Regel in dem bekannten Sinngedicht Non de vi &c. angebracht, und diejenigen, die bey Kleinigkeiten viele Umständе machen, beissend bestraft.

Ausbinden, ist eine Verrichtung der Buchdrucker. Wenn nemlich der Setzer die Columnen, die er auf dem Schiffe gesetzt, um sie davon gemächlich auf das Setzbrett zu bringen, mit einem Bindfaden zusammen bindet, desgleichen auch wenn er Schriften, die nicht in die Kästen gebracht werden können, zusammen bindet, so heißt er dieses ausbinden.

Ausblasen des Lichtes oder Feuers. Der Körper der Flamme bestehet aus lauter kleinen sogenannten brennbaren Theilen, welche augenblicklich zerplatzen, und die Lichtmaterie hervorbrechen lassen (s. Flamme und Brennbares). Dieses Brennbare bricht aus dem brennenden Körper hervor und muß, wenn er fortbrennen soll, in hinlänglicher Menge vorhanden, und hervorzubrechen bestimmt seyn. Diese Bestimmung erhält es dadurch, daß die die Flamme bildenden Theile lange und nahe genug um den brennenden Körper bleiben und ihn durch ihren Aostos in der stätternden Bewegung erhalten, auch wenn das Docht irgend seine Nahrung aus einem dasselbe umgebenden Körper, z. E. Unschlitt, Wachs, oder dergleichen bekommt, dieses erweichende Mittel durch die Wärme der Flamme flüßig genug wird. Bläset nun der durch das Blasen verursachte Wind, diese Flammtheilgen zu schnell von dem brennenden Körper weg, so wird natürlich das Hervorbrechen der zur Flamme nöthigen Theile gehemmet, und das Licht muß verlöschen.

Ausblasen des Ofens, heißt wenn nach vollendeter Schmelze der Ofen durch das Gebläß abgekühlt wird.

Ausblühen. Der Baum, der Weinstock u. dgl. hat ausgeblühet, d. i. die Blüthe vollendet und geendigt; wann die Blätter der Blüthen abfallen, so ist jenes geschehen.

Digitized by Google

Ausblühen, *Efflorescentia* (Chemie). Viele Körper aus der Classe der Salze, oder auch andere, welche Salze enthalten, zeigen, vornemlich bey ihrer Verwitterung an der freyen Luft, einen ästigen Beschlag wie Moose oder ganz kleine Bäumchen, oder auch wie feine krause Wolle. Von diesen sagt man, sie blühen aus und die Veränderung selbst nennt man das Ausblühen.

Ausbohren eine Kanone, s. Kanone.

Ausbohrer, werden bey den Salzwerken zu Schönar bey Epperes Salzsieder genennt, welche das angeschossene Salz aus den Salzpfannen, mittelst einer Auflegschaufel (s. Auflegschaufel) nehmen, und in die Salzkörbe schlagen. Ihre Arbeit hat mit ihrer Benennung keine Aehnlichkeit; in andern Orten nennt man diejenige welchen diese Verrichtung zukommt, Auflieger.

Ausbracken, heißt in der Landwirthschaft das untaugliche Vieh vor Winter wegschaffen.

Ausbragen, ist ein Ausdruck der Kürschner, welchen sie gebrauchen, wenn sie die Felle über ein Eisen, das etwas schärfer und breiter ist als der Buckeler, ausziehen.

Ausbrecheisen, ist ein Werkzeug der Weißgerber, worüber sie die stärkern Leder, vorzüglich aber das sämische ausdehnen, oder nach dem Kunstwort zu sprechen, stollen. Dieses Werkzeug, welches hier anstatt der eigentlichen Stolle gebraucht wird, ist ganz von Eisen, und mit seinen zu beyden Seiten schief abstehenden Armen, in und an der Wand der Werkstätte befestiget. Außerhalb auf demselbigen stehet eine eiserne Scheibe, die stumpfartig ist; hierauf werden die Leder der Länge nach gestollet. Unter der Scheibe ist ein anderes zirkelbogiges Eisen, das ebenfalls eine stumpfe Schneide hat, und auf dieser Seite wird jedes Leder nach der Breite gestollet oder ausgebrochen.

Ausbrechen (Landwirthschaft). Das Pferd, das Schaf, bricht aus, d. i. es verliert seine letzten zween Milchzähne, das geschieht beym Schaf im dritten und beym Pferd im fünften Jahre seines Alters.

Das Wort: **Ausbrechen** wird auch bey Bienenstöcken gebraucht, da nemlich, wann man ihnen die Tafeln ihres Gebäudes, alle oder einige, nimmt. Dieses **Ausbrechen** wird auch mit dem Wort Zeidlen verwechselt. Solches Ausbrechen oder Zeidlen geschiehet im Herbste, wann die Biene nichts mehr einzutragen findet und fette ist.

Man war bisher sehr nachtheilig vor sich und seinen Bienenstand gewohnt, die Bienen vorher zu tödten und ihre Tafeln alsdenn auszubrechen; jetzt aber läßt man sie leben und nimmt ihnen nur die Tafeln, deren sie selbst zu ihrer Erhaltung nicht benöthiget sind.

Ausbrechen, der Biene bricht aus. Am späten Herbst werden Fluglöcher der Bienen verstopft, sie im Winter inne zu halten; bey warmer Witterung aber pflegen sie sich öfters andere Ausgänge zu verschaffen, fliegen oder brechen alsdann aus. Dieses zu verwehren bedarf der Bienenvater öfterer Nachsicht.

Ausbrechen, ist die Arbeit des Gärtners und des Tabackbauers. Der Gärtner bricht am Kohl oder Kopfkraut und an andern Kohlgewächsen die falschen Keime aus. Er bricht, wann er starke Grasblumen oder Nelken haben will, die Nebensprossen aus.

Der, welcher Taback pflanzet, muß eben dieß thun, man heißt diese Nebensprossen, die ausgebrochen werden, Geizen, und die Arbeit: das Geizen ausbrechen, oder den Taback ausgeizen. Diese Geizen oder falsche Keime braucht man zum schlechtesten schwarzen Taback.

Ausbrechen, Auslenken, (bergmännisch) sagen die Bergleute, wenn sie auf einem überfahrne Gang weiter fortbrechen.

Ausbrechen, (Baukunst) geschiehet an den alten Mauern, wenn solche von Heuchelsteinen aufgeführt werden, die an ihrem Haupte erfroren sind, daß sie Stückerweis auffallen, worduch nicht nur die Mauer an dem Ansehen viel leidet, sondern auch die Festigkeit dergestalt geschwächt wird, daß sie zuletzt einstürzen, wenn nicht die Schaden genommene Steine vollends ausgenommen und an deren Stelle neue eingesetzt werden. Dieses Ausnehmen von dergleichen Steinen nennt man das Ausbrechen. Es muß solches verjahrungsweise, d. i. also vorgenommen werden, daß wechselsweise immer ein Stein tiefer als sein Nachbar ausgebrochen werde, um dadurch ein verjahrtes Mauerwerk zu erhalten (s. verjahrt Mauerwerk), weil sonsten der Nachsturz des übrigen Mauerwerks, von der nachdruckenden Last, zu besorgen ist.

Ausbrechen, geschiehet von den Weißgerbern bey dem Leder, wenn sie die stärkere und insbesondere das sämische Leder, über dem sogenannten Ausbreicheisen, ausdehnen und dadurch die etwann darinnen entstandene Falten wegnehmen. Ein Hauptzweck dieses Ausbrechens des Leders ist auch dieser, daß die durch den Alaun im Abtrocknen hart gewordene Leder zart und geschmeidig werden, daher geschiehet das Ausbrechen vorzüglich an den starken Lederstellen.

Ausbreiten, Ausspannen die Flügel der Insecten, s. Aufstreckung der Insecten.

Ausbreitung, *Dilatation*, ist diejenige aus eigener Bestrebung erfolgende Bewegung der Theile eines Körpers, wodurch es geschiehet, daß er einen größeren Raum einnimmt, als er vorher eingenommen. Sie ist also die Würkung einer in dem Körper selbst wohnenden Kraft, der Elasticität, wovon unter diesem Titel nachgelesen werden kann, und unterscheidet sich dadurch von der Verdünnung oder Rarefaction, als welche einer äußerlichen Ursache zuzuschreiben ist, z. E. der Wärme. Die Ausbreitung ist also die thätige und die Verdünnung die leidende Ausdehnung. Die Kraft, womit sich ein Körper ausbreitet, widerstehet der Kraft, womit er zusammengedrücket wird und würket ihr entgegen, unter beyden muß daher die schwächere weichen, und es ist folglich ein Zeichen, daß sie einander gleich sind, wenn sie gegen einander ruhen. Weil demnach der Körper sich mit desto größerer Gewalt ausbreitet, je mehr er zusammen gedruckt worden; so würket sie im ersten Augenblicke, da der Druck aufhöret, am heftigsten und nach und nach schwächer. Inzwischen nimmt doch die Geschwindigkeit, womit sich die Theile von einander entfernen, zu. Denn nachdem ihnen die Kraft im ersten Augenblicke der Ausbreitung einen gewissen Grad der Geschwindigkeit eingedrückt, ist der Körper noch wirklich compriniret, allein weniger als vorher, die Kraft würket also noch fort und theilet ihnen im zweyten Augenblicke noch einen neuen, wiewohl kleinern, Grad der Geschwindigkeit mit u. s. f. Daher wird die Kugel aus einer Windbüchse viel heftiger getrieben, wenn man mit voller, als wenn man mit gelbeilter Luft schießet, denn im letzten Falle empfängt sie nur den Stoß des ersten Augenblicks, im ersten auch die folgende.

Ausbreitung der christlichen Religion. Aus der Geschichte ist erwiesen, daß sich die christliche Religion gleich nach der Himmelfahrt Christi durch die mündliche und schriftliche Lehre der Apostel und der von ihnen bestellten Lehrer bald und weit ausgebreitet habe,

Digitized by Google

und schon im ersten Jahrhunderte in vielen Ländern ansehnliche christliche Gemeynden errichtet waren. Einige haben sogar, obgleich ohne historischen Beweis und wider alle Wahrscheinlichkeit, behauptet, das Christenthum sey sogar in dem ersten Jahrhundert in America angepflanzt geworden. Es ist die Frage: ob diese schnelle Ausbreitung der christlichen Religion nicht zugleich ein Beweis ihrer Göttlichkeit sey, zumal da sie sich unter einem so grosen Druck und unter einer so heftigen und blutigen Verfolgung mit solcher Macht der Herzen der Menschen bemächtigt habe, daß man daher das Blut der Märtyrer als einen Saamen ansehen konnte, woraus das Christenthum eine reichere Ausbeute erhielte. Wirklich hat man mehrentheils die Ausbreitung desselben als ein Kennzeichen der Göttlichkeit gebraucht; andere aber haben es nicht dafür ansehen wollen, oder wenigstens behauptet, daß dieser Beweis nur für solche gebraucht werden könne, die schon vorher von der Wahrheit überzeugt sind. Diejenigen, welche glauben, daß sich die schnelle Ausbreitung der christlichen Religion aus natürlichen Gründen erklären lasse, führen an: daß das Christenthum nicht nur eine unschädliche, sondern auch eine nützliche und heilsame Religion enthielte, weil die Tugenden, die es empfiehlt, sowohl dem Staate überhaupt als einzelnen Menschen vortheilhaft sind. Die Christen predigten überdem nicht nur solche edle Grundsätze, sondern übten sie auch selbst aus, und zeigten sich als gute wohlthätige gehorsame und unschuldige Menschen. Die ausnehmende Geduld in ihren Leiden, die Sanftmuth, die sie gegen ihre Verfolger und Peiniger blicken liesen, rührte die Zuschauer und nahm sie für die Märtyrer und die Religion derselben ein. Das Mitleiden gegen diese unschuldige Schlachtopfer des Verfolgungsgeistes wurde rege. Man hasste den Verfolger und bekam ein gütes Vorurtheil für den Verfolgten, der mit so edler Standhaftigkeit und Grosmuth starb. Man unterrichtete sich von der Lehre dieser Leute, und gewann sie lieb. Ueberhaupt, sagt man, ist die Verfolgung, selbst gegen Irrende, ein Mittel, den Irrthum auszubreiten und ihm Anhänger zu verschaffen. Kein Wunder also, wenn die Verfolgungen nur zur Ausbreitung der christlichen Religion dienten. Die Vorsehung bediente sich nun zwar dieser Verfolgungen zur Ausführung ihrer Absichten, aber die schnelle Ausbreitung der Religion ist deswegen doch noch kein Beweis ihrer Wahrheit und Göttlichkeit. Denn auch Irrthümer breiten sich aus, und werden durch Verfolgung nur mehr ausgestreuet. — So weit urtheilt man noch mit Billigkeit, und niemand kann leugnen, daß die angeführten Umstände allerdings das ihrige zur Ausbreitung des Christenthums beygetragen haben. Nur ist die Frage, ob sie schon allein genug gewesen, sie zu befördern, und zwar in der Maasse, in welcher es geschehen ist. Man weis aus der Geschichte, daß nicht immer die Verfolgung ein Mittel gewesen sey, eine verfolgte Parthie auszubreiten. Oft ist sie dadurch völlig gedämpft worden.

Andere, die es nicht so gut mit dem Christenthum meynen, gehen etwas weiter. Sie sagen: die Ausbreitung desselben rühre von dem Enthusiasmus der Christen her, Proselyten zu machen. Die Heiden bekümmerten sich darum nicht, wenn andere Menschen andere Götter verehrten, und gaben sich keine Mühe, ihre Religionssätze andern anzupreisen. Die Juden, aus welchen die Apostel gewählt waren, waren schon mehr darauf bedacht, besonders zu Christi Zeiten, Proselyten zu machen, Matth. 23, 15. Die Christen aber übertrafen darinn alle andere; und bretteten sich in dieser Absicht in alle Theile der Welt aus, predigten ihre Lehre, und zeigten den Ungrund der andern Religionen. Die Heiden konnten auch leicht das Falsche ihrer Religion fühlen, so wie die Juden und Heiden das Beschwerliche und Kostspielige der Opfer endlich hasten und eine leichtere Religion lieber vorzogen, (welches doch nicht erwiesen ist). Ueberdem kam die Sittenlehre der Christen der Stoischen Philosophie, die zu der Zeit allgemein beliebt war, sehr nahe, und empfahl sich den Menschen, vornemlich bey dem damaligen Drucke unter heidnischer Obrigkeit desto mehr. Und was dergleichen zum Theil auf die Unehre des Christenthums abzielende Ursachen mehr sind.

Nun ist allerdings wahr, daß man aus einer blosen geschwinden Ausbreitung an sich noch keinen Schluß auf die Wahrheit oder Göttlichkeit der Sache machen könne; denn es haben sich falsche Religionssätze, z. E. die Lehre des Muhamеds und anderer, auch schnell ausgebreitet, und auch zum Theil erhalten. Auch aus der Verfolgung der Märtyrer, ihrer Standhaftigkeit und dem dadurch erregten Zulauf zu der christlichen Religion, läßt sich noch nichts sicheres auf die Göttlichkeit dieser Religion schließen. Denn es ist offenbar, daß manche Irrende den Märtyrertod willig übernommen, und der Eigensinn oft nicht wenig Antheil an der Standhaftigkeit habe. Ja man kann nicht in Abrede seyn, daß den manchen Märtyrern der ersten Kirche etwas Tadelhaftes mit untergelaufen, und höchstens würde daraus folgen, daß die Märtyrer die Religion für gewiß und göttlich gehalten. Allein besondere Umstände treten bey der ersten Ausbreitung der christlichen Religion zusammen, die eine ganz besondere Direction und einen Finger Gottes anzeigen. Muhamеds Religion läßt sich hier gar nicht mit der christlichen in Vergleichung setzen; denn da wurden Gewalt und Ränke gebraucht, und die Lehre selbst war für den Menschen und seine Lüste überaus bequem. Hier aber traten einige arme Fischer auf, geringe Leute aus Galiläa, die in keiner Schule eines Philosophen, Redners oder Sophisten gebildet, sondern zu gemeynen Handthierungen erzogen waren. Zwar ehrliche, aber keine verschlagene Männer, und Leute, welche keine grose Weltkenntniß hatten, und nichts durch Ansehen oder Geld ausrichten konnten. Sie traten gerade zu einer Zeit unter den Juden auf, in welcher diese äusserst gegen Christum aufgebracht waren, und schlechterdings einen irdischen König an dem Messias verlangten. Sie trugen eine Lehre vor, die ihr väterliches Gesetz, um welches sie bis zum Tode eiferten, über den Haufen stieß; und wie schwer ist es, alte eingewurzelte und mit der Muttermilch eingesogene Vorurtheile und herrschende Gewohnheiten zu verdrängen? Die Heiden waren stolz auf ihre Wissenschaften, und Griechenland hatte grose Philosophen und Redner, unter welche sich diese von aller menschlichen Gelehrsamkeit und Kunst verlasene Apostel wagten, und bey allem Widerstande dennoch siegten. Alles schien wider das Christenthum zu seyn und seine Ausbreitung zu verhindern. Es griff den Menschen an seinen liebsten Neigungen an, forderte eine innere Reinigung und Heiligkeit des Herzens. Es wieß dabey auf eine künftige Glückseligkeit nach dem Tode; hier aber in diesem Leben konnten die Verehrer desselben, wie die Apostel frey heraussagten, auf kein sogenanntes Glück, wohl aber auf Leiden und Verfolgung rechnen. Es war auch nicht blos Sittenlehre, die die Apostel predigten. Die Hauptsache war Evangelium, und daraus leiteten sie die Tugendlehre her. Und wenn denn auch diese so einleuchtend gewesen, und etwa mit ihren Grundsätzen

sätzen übereingekommen wäre, welches doch nicht ist, (denn die Steifste Unempfindlichkeit war doch von der Geduld der Christen himmelweit unterschieden): so hätten sie ja solche ohne die Glaubenslehre, und besonders die Geheimnisse, annehmen können. Die Heiden wartey auch keinesweges dabey gleichgültig, wenn man ihren väterlichen Gottesdienst angriffe und ihre Götzen verwerfen wollte. Das Verhalten der Leute in Ephesus, da es um die Verehrung ihrer Göttin Diana gethan zu seyn schiene, beweiset das Gegentheil. Nicht geringe Leute allein, sondern auch gelehrte billigten nicht nur die christliche Religion und ließen sie etwan auf ihren Ort beruhen, sondern sie nahmen sie auch an, und waren derselben mit einem unaussprechlichen Eifer zugethan, den sie auch unter allerley Umständen bis zum Tode bezeigten.

Aus diesen besondern Umständen, die bey der schnellen Ausbreitung des Christenthums unter den Apostels, (denn von dieser ersten Zeit ist hier nur die Rede) zusammenkommen, schließt man theils überhaupt auf eine offenbare Hand Gottes in der Sache, theils auf die Kraft der Wahrheit, und glaubt, daß sie eine nicht geringe Bestätigung der Göttlichkeit der christlichen Religion sey. Ganz anders aber sieht es freylich in der Folge aus, da oft ein sehr übel verstandener und falscher Eifer die christliche Religion ausbreitete, und Politik die Ursache wurde, sie anzunehmen; da man falsche Mittel, die dem Christenthum nicht anders als nachtheilig seyn konnten, einschlug, und die Vorschrift und das Beyspiel Christi und der Apostel, die Wahrheit auszubreiten, ganz aus den Augen setzte. Schrift und Vernunft weisen uns an, daß wir andere belehren und überzeugen müssen, wenn sie glauben sollen, es ist für den Menschen und die Religion auf gleiche Art ernedrigend, von jemand mit Gewalt Beyfall zu erpressen, und ihn zu zwingen, etwas zu glauben, was er nicht weis, wovon er nicht überzeugt ist, oder welches gar wider sein Gewissen, es sey nun ein wahres oder irriges, läuft. Doch ist es wider alle Billigkeit und auch wider die offenbare Wahrheit alle Ausbreitung des Christenthums in den folgenden Zeiten, z. E. unter Constantin, Carl dem Großen u. allen politischen und unreinen Ursachen zuzuschreiben. Gott bedient sich freylich auch der Schwachheiten und der Fehler der Menschen zur Ausführung seiner Absichten, aber bey vielen solchen Erweiterungen seiner Kirche ist offenbare Direction und absichtliche Veranstaltung Gottes. Man darf nur an die Mißverständnisse der Engländer, Dänen u. s. w. denken. Warum die christliche Religion nicht gleich und auch noch jetzt in allen Gegenden der Welt ausgebreitet sey, davon s. Berufung. In dem Artikel Christliche Religion wird gezeigt werden, in welchen Ländern sie ausgebreitet ist, und zu welcher Zeit sie in einem jeden zuerst bekannt geworden.

Ausbrennen, (Landwirthschaft). Die Viehwaiden und Hutben, welche in Ungarn Busten heißen, und im Frühling noch viel altes Gras, Rohr u. dgl. aufhaben, werden angezündet und ausgebrannt; fällt bald ein Regen darauf, so grünet durch die Asche die Buste grün und fett auf.

Ausbrennen. Dieses Worts bedient sich der Bienenvater alsdann, wenn er die neuen Bienenkörbe, welche noch rauh sind, in denen noch hin und her Stroh, Bande u. dgl. hervorstechen, über ein Feuer setzet und ausbrennet, ihnen eine mehrere den Bienen beliebte Glätte zu geben.

Ausbrennen, (bergmännisch), wird bey Zinn- und Stockwerken gesagt, wenn man Feuer in der Grube setzt und eine Wettung macht, bey dem Schmelzofen aber, wenn nach vollendeter Schmelze die Bälge abgehängt werden.

Ausbrennen, Tressen u. dgl. Wenn man das Silber oder Gold von den seidenen Fäden, worüber es gesponnen ist, absonders will, so wickelt man die daraus gewebene Tressen u. dgl. sehr fest über einander, bindet sie mit einigen zarten Fäden zusammen und überwickelt sie mit Papier, welches man gleichfalls mit Faden wohl zusammenbindet. Alsdann legt man den Ball ins Feuer und läßet ihn so lange darinn liegen, bis man verspürt ist, daß ihn das Feuer ganz durchdrungen. Hierauf nimmt man ihn heraus, läßet ihn kalt werden, nimmt die Kohlen des Papiers davon hinweg, leget das übrige in einen Mörser und stößet es, damit die Kohlen von der Seide herausstäuben. Kleine Abbrüche des Silbers, die unter diesem Kohlenstaube unten im Mörser liegen bleiben, wirft man mit demselben in eine Schüssel voll Wasser, in welchem dieser schwimmt und jene zu Boden sinken. Man bekömmt sie also alleine, wenn man das Wasser davon abgießet, und desto reiner, wenn man diese Operation einigemale wiederholet.

Eben diese Absonderung kann man auch dadurch erhalten, daß man die Tressen in Seifensiederlauge kochet; denn in dieser löset sich die Seide völlig auf und lässet das Silber allein zurücke. Man hat bey dem letzten Verfahren den Vortheil, daß nichts abgehet, wie bey dem ersten geschiehet, und daß, wenn es goldene Tressen waren, die Vergoldung auf dem Silber sichtbar bleibet, welches beym Ausbrennen nicht geschiehet.

Ausbringen, (juristisch) heißt zuweilen, eine Sache mit Zeugen erweisen; zuweilen, und meistens, ein Decret vom Richter erhalten.

Ausbringen, (bergmännisch) heißt bey Roh- und Bleyarbeit das Gewicht der Erze und den Gehalt richtig herausschmelzen; wenn man nemlich von so und so viel Centner Erz die darinnen enthaltene Pfundzahl Metall herausschmilzt.

Ausbringen, (Seesprache). Wenn die Schiffe seegelnd so liegen die Boote oben auf dem Verdecke. Wenn man aber Anker wirft und an das Land will, oder sonst ihrer bedarf, so lässet man sie in das Wasser und sagt, man bringe sie aus. Es geschiehet durch die an die Raa angehängte Rolle und Tauen, und man setzet das kleine Boot zuweilen mit denen schon auf dem Schiffe in dasselbe eingetretenen Leuten in See.

Ausbringen, heißt in der Münzwissenschaft so viel, als: einen bestimmten Geldwerth setzen, oder einen bestimmten Geldwerth machen. Wenn man fragt, wie hoch die feine Cölnische Mark Silber ausgebracht werde, so will man wissen, wie groß die Guldenanzahl sey, die man aus der feinen Mark Silber ausprage. Nach dem Leipziger Münzfuße wird die feine Mark Silber auf zwölf Thaler, oder achtzehn Gulden, nach dem Conventionsfuß aber auf zwanzig Gulden ausgebracht.

Ausbrödung, heißt so viel, als Auswitterung. s. Witterung.

Ausbruch. Edenburger, Tockayer Ausbruch ist der Wein, welcher daselbst auf eine besondere Art gemacht wird, und der beste ist. Man läßt zu diesem Wein die Trauben bis zum Frost und Schnee hängen, ausgefroren, runzlicht, ausgeleert von Feuchtigkeiten ziehet man sie aus dem Schnee hervür, gießet, wann sie in ein Gefäße gebracht sind, andern guten Wein über, und kelteret oder drücket sie aus.

Ausbrühen, einen Topf, Faß und dergleichen heißt, dieselbigen mit siedenden Wasser reinigen. Milchtöpfe müssen ausgebrüht werden, damit die Milch nicht zusammenlaufe. Fässer zu Wein und Bier werden auf folgende Weise ausgebrüht. Man gießet in jedes leere Faß einen oder mehr Eimer voll siedend heißes Wasser und bewegt das Faß schnell hin und her, und läßt es zugestopft eine Nacht liegen. Alsdann gießet man das Wasser heraus. In das Wasser, womit die Bierfässer ausgebrühet werden sollen, werfen einige ein paar Hände voll Salz und Wachholderbeeren, welches dem Bier einen angenehmen Geschmack giebt. Ausgebrühete Weinfässer müssen, ehe sie gefüllt werden, aufgebrannt werden (s. Aufbrennen), bey andern Fässern aber ist dies nicht nöthig.

Ausbrüsten, heißt bey den Metzgern die Brusthöhle eines geschlachteten Viehes öffnen, und das Innere herausnehmen.

Ausbrüten. Man braucht dies Wort von allem Federvieh, zahmen und wilden. Es pflanzt sich durch seine gelegte Eyer fort; diese Eyer legt das Weibchen jeder Seite derselben, wenn es sich setzt überlassen ist, in einer gewissen Anzahl in ein verfertigtes Nest, das Männchen und Weibchen verschiedener Arten setzen sich, einander ablösend, darüber, und bleiben, etwa die Zeit ausgenommen, da sie sich scheren und tränken, in einem hin so lange darüber sitzen, um sie so lange zu erwärmen, bis sich in solchen die Jungen gebildet haben, die Schale zerbrechen und herauskommen. Diese Verrichtung nennt man ausbrüten.

Man kann die Eyer einer Art der andern Art unterlegen, wenn sie nur nicht in der Größe von einander zu weit abstehen; der Sperling würde das Ey der Gans nicht decken, und die Gans das Ey des Sperlings zertreten: aber das Huhn brütet Enten, das Trut- oder indianische Huhn brütet aller Gattungen Eyer aus; und da man jedem Weibchen so viel unterlegen darf, als es wohl decken und erwärmen kann: so ist es vortheilhaft, sich der Truthühner zum Ausbrüten der Enten- und Hühnereyer zu bedienen.

Viele Arten des Federviehes, als wie die Tauben, legen und brüten des Jahrs mehr als einmal aus; das geschichet auch von den Vögeln, und alsdann, wenn ihnen ihre Eyer oder Jungen ein oder zweymal beym ersten und zweyten Brüten genommen worden sind, vornemlich.

Mit dem Ausbrüten wird das Federvieh verschiedener Arten in verschiedenen Zeiten fertig: das Huhn in drey Wochen, die Gans und auch die Enten in vier Wochen, die Tauben in zwanzig Tägen.

Es ist sehr begreiflich, daß die Eyer, wenn man ihnen so viel Wärme durch die Kunst geben kann, als ihnen die Natur giebt, durch jene so gut als durch diese ausgebrütet werden können. Man hat davon die glücklichsten Versuche gemacht, wie dann dergleichen Fabriken in Egypten vorgefunden werden, wo sie die Eyer im Ofen beym Feuer, wie andere in Betten und im Mist, ausbrüten. Ein mehreres hievon s. unten im Artickel **Brüten der Vögel.**

Ausbüchsen, ist bey verschiedenen Handwerkern gewöhnlich, und heißt, eine Höhlung mit einem Ringe ausfüttern, damit nichts aufspringen möge.

Ausbüchsen ein Zündloch. Wenn sich an Schießgewehren das Zündloch zu sehr erweitert hat, so wird ein Schraubengewind hineingeschnitten und ein Stück Meßing feste eingeschraubt. In diesen meßingenen Stöpsel wird alsdann ein neues Zündloch gebohrt. Dies nennt man ausgebüchset.

Ausbürgen ein Pfand, eine verpfändete Sache durch Bürgschaft frey machen.

Ausbürgen einen Schuldigen oder Gefangenen, ihn durch Bürgschaft aus dem Gefängniß befreyen.

Ausbüßen, Garne oder Netze, heißt bey den Jägern so viel als, sie ausbessern, ausflicken.

Ausbüßen. Soviel sich der Hutmacher immer Mühe giebt, dem Filze an allen ähnlichen Orten des Hutes eine gleiche Dicke zu geben: so giebt es doch immer Stellen daran, wo er merklich dünner ausfället. Diese sucht er beym Filzen und Walken sorgfältig auf, indem er ihn zwischen dem Daumen und Zeigefinger fasset und von einer Stelle zur andern führet, auch ihn gegen das Licht hält, um die hellen Flecke wahrzunehmen. Nachdem er die dünnern Plätze entdeckt, rupft er von anderm Filze Stückchen ab, welche, weil sie nicht abgeschnitten, sondern abgerupft werden, an den Rändern dünne und fäsericht bleiben. Mit diesem Stückchen Buße beleget er die allzudünnen Stellen, überleget sie mit Papier, schlägt das Filztuch darüber, feuchtet es an, wenn es nöthig ist, und fähret fort, auf gewöhnliche Weise zu filzen oder zu walken; denn das Ausbüßen gehört sowohl zu der einen als zu der andern Art von Arbeit.

Ausburgeri, s. **Ausburgeri.**

Auscultator, heißt in einigen Gerichten so viel, als ein Beysitzer, der gar keine Stimme hat, und nur hören darf.

Ausdehnen, expandiren. Man sagt, ein Körper dehne sich aus, wenn seine Theile sich von einander entfernen, und also einen größern Raum einnehmen als vorher, es geschehe nun durch eine innerliche Kraft, die Elasticität oder durch eine äußerliche, z. E. die Wärme. Ausdehnung ist also ein allgemeines Wort, und begreift die Ausbreitung und Verdünnung unter sich (s. **Ausbreiten, Verdünnung**). Die meisten Körper werden durch die Wärme auseinander getrieben, besonders die Metalle, über deren verschiedene Ausdehnung im Feuer Muschenbroek eine eigene Tafel in seine Naturlehre eingerückt, aus welcher wir nur dieses anführen wollen, daß das Bley am meisten, das geschmiedete Eisen aber am wenigsten expandiret werde. Es giebt hingegen auch andere Körper, die durch die Kälte ausgedehnet werden. Andreas Celsius hat dieses in dem ersten Bande der Abhandlungen der Schwedischen Academie der Wissenschaften durch sorgfältig angestellte Erfahrungen vom Holze erwiesen, und vom Wasser ist bekannt, daß es, wenn es gefrieret, die Gefäße zersprengt, und daß das Eis auf ihm schwimmt, welches beydes beweiset, daß es und vermuthlich alle gefrierende Feuchtigkeiten im Frieren sich ausdehnen.

Ausdehnende Kraft, s. **Elasticität, Federkraft, Schnellkraft.**

Ausdehnung, Extension. Man kann sich zweyerley Arten vom Theilen vorstellen; erstlich solche deren jeder seine nicht blos gedachte sondern wirkliche Grenzen rings um sich hat, deren also jeder von seinen benachbarten wahrhaftig abgesetzt ist und nicht wieder Theile besitzt, die man mit eben dem Rechte zu dem angiengen den andern als zu ihm rechnen kann, und zweytens solche die an und vor sich in keine bestimmte Schranken eingeschlossen sind, an denen man sich nur, wenn man es nöthig findet, Schranken denkt und zwar wie man will, bey welchen also ein Aufhören des ersten und Anfangen des zweyten in der That selbst nicht, sondern nur nach

Digitized by Google

unſerer beliebigen Annahme ſtatt hat, ſo daß es blos von uns abhänget, ob wir eine gewiſſe Portion vor die letzte des erſten oder vor die erſte des zweyten Theiles gelten laſſen wollen, da ſie vor ſich eben ſowiel zum erſten als zum andern gehöret, und eigentlich zu reden kein erſter und anderer da iſt, ſondern beyde zuſammen nur eins ſind. Jene pfleget man wirkliche, dieſe blos mögliche Theile zu nennen. So ſind zum Beyſpiele die Scheiben, das Bley, die einzeln Stücke der Rahmen, die Nägel, das eiſerne Beſchlage u. ſ. w. wirkliche Theile eines Fenſterflügels; die Theile hingegen einer Scheibe, ſo lange ſie noch unzerbrochen iſt, ſcheinen blos mögliche Theile zu ſeyn. Zu den letzten kann man auch die Dinge wovon kein Name da iſt, rechnen, woraus Sachen, die abſolut untheilbar ſeyn ſollen, beſtehen (ſ. Atomen). Denn wenn man ihnen den Namen der Theile läſſet, ſo kommen ſie im übrigen mit den blos möglichen überein. Das Ausſereinanderſeyn zugleich vorhandner blos möglicher Theile iſt die Ausdehnung. Blos möglicher Theile; denn die Dinge, denen wir Ausdehnung zuſchreiben, z. E. ein Stück Death, ein Blatt Papier, eine marmorne Säule ſind alle von der Art, daß ſie nur ſolche Theile zu haben ſcheinen, und wenn wir auch andern Dingen, woran wir die wirklichen Theile mit Augen ſehen, Ausdehnung beylegen, ſo lehret uns doch eine geringe Aufmerkſamkeit auf uns ſelbſt, daß es aus der Urſache geſchehe, weil wir die Schranken dieſer Theile, an welchen uns dieſesmal nichts gelegen iſt, nicht in Betrachtung ziehen. Der Kaufmann ſchreibt einer Elle Spitze eben die Ausdehnung zu die er einer Elle lederne Riemen zuſchreibt; weil er an jener die Zwiſchen-Räumgen mit und eben ſo theuer verkauft, als die mit Faden erfüllte und daher die Spitze anſiehet, als wenn ja den Raum ſo gut ausfüllete und ſo ſtätig an einem fortgienge, als der Riemen. Wo wir abgeſetzte Theile wahrnehmen, deren jeder aus nicht abgeſetzten beſtehet, da ſollten wir eigentlich ſagen: es ſind mehrere Ausdehnungen da; nicht eine. Wir glauben aber die Summe mehrerer Ausdehnungen vor eine Ausdehnung gelten laſſen zu dörfen; daher ſchreiben wir dem aus wirklichen Theilen beſtehenden Ganzen eine Ausdehnung zu, welches wir nicht thun würden, wenn wir vor Augen hätten, daß die Summe mehrere Einheiten nicht eine Einheit iſt. Endlich wenn wir von der Ausdehnung einer Sache reden, ſo ſubſtituiren wir unvermerkt den Raum, den die Sache einnimmt, vor die Sache ſelbſt und ſchreiben einer Sache wie der andern ohne Rückſicht auf die Beſchaffenheit der Theile die Ausdehnung des von ihr bewohnten Raumes zu.

Man ſiehet hieraus, daß, nachdem man ſich blos mögliche Theile nur vor einander, oder zugleich vor und neben einander, oder endlich zugleich vor, neben und unter einander vorſtellet, man ſich eine Ausdehnung entweder nur in die Länge, oder in die Länge und Breite, oder in die Länge, Breite und Dicke gedenket.

Wenn es an dem iſt, daß alles Wirkliche völlig und gänzlich beſtimmt ſeyn müſſe (ſ. Beſtimmt); ſo folget daraus, daß keine in der Welt vorhandene theilbare Sache aus blos möglichen Theilen, als die vermöge ihres Begriffes in Anſehung der Größe und Figur unbeſtimmt ſind, beſtehen könne. Von untheilbaren Atomen iſt ſchon oben bemerket worden, daß ſie fälſchlich vor möglich angeſehen werden, und was vom Raume zu halten, wird man unter deſſen Namen finden. Daher ſiehet man, daß die Ausdehnung eine von den Beſchaffenheiten ſeye, die ſo, wie wir ſie an den Körpern zu finden meynen, nicht wirklich bey denſelben ſtatt haben, d. i. daß die Ausdehnung unter die Erſcheinungen gehöre (ſ. Erſcheinungen, *Phænomena*). So wenig alſo roth, blau und alle Farben, weil ſie gleichfalls nur Erſcheinungen ſind, abſtracte Begriffe genennet werden können (ſ. Abſtraction); ſo wenig gebühret auch dieſer Titel der Ausdehnung. Mit dieſer Anmerkung wollen wir dieſen Artikel beſchlieſſen, damit wir den Leſer, der nicht Luſt hat, ſich in methaphyſiſche Schwierigkeit einzulaſſen, nicht damit beheiligen. Wer geſonnen iſt, ſich damit zu beſchäftigen, ſchlage die Artikel unendlich, Theilbarkeit ins Unendliche u. dgl. auf.

Ausdehnung der Körper überhaupt. Ein Körper wird ausgedehnt, wenn er einen gröſſern Raum einnimmt als vorhin. Es müſſen daher bey jeder Ausdehnung die Theile des Körpers aus ihrer vorigen Verbindung geſetzt werden, und weiter von einander entfernt werden als zuvor.

Ausdehnung der Körper, durch den Froſt. Es iſt eine ſehr gemeine Erfahrung daß die flüſſigen Materien durch den ſie treffenden Froſt ausgedehnt werden. Die gefrorne Feuchtigkeit unter dem Pflaſter hebt daſſelbe in ſtrengen Wintern. Die gefrierenden Säfte in den Bäumen ſprengen die Rinde deſſelben: die gläſernen und irrdenen Gefäſſe werden von den in ihnen gefrierenden flüſſigen Materien zerſprengt, und die Gewalt des Eiſes iſt ſo groß, daß es auch verſchloſſene Flintenläufe und Pompen ſprengt. Dieſe nemliche Ausdehnung des Eiſes wird auch durch ſein Schwimmen auf dem ungefrornen Waſſer beſtätiget. Es fraget ſich, wie dieſes zugehe? zumal da man ſonſt ſo geradehin behauptet: nur die Wärme dehne die Körper aus, die Kälte aber ziehe ſie vielmehr enger zuſammen. Es haben an dieſer Erſcheinung gar mancherley Umſtände und Urſachen Antheil. Es kann nicht geläugnet werden, daß die Luft vorzüglich einen großen Antheil haben müſſe, denn beyy bey dem Zerſplatzen des Eiſes entſtehet ein ſehr merklicher Schall, welcher die plötzliche Befreyung der Luft beſtätiget. Folglich muß in dem Eiſe die Luft eingeſchloſſen geweſen ſeyn und gegen die Seiten der Höhlungen, in welchen ſie eingeſperret war, gedrengt haben. Hiebey entſtehet aber der Zweifel: daß alſo während dem Gefrieren, entweder mehr Luft in das flüſſige Weſen eindringen; oder die ausdehnende Kraft der ſchon vorhin in ihm vorhanden geweſenen verwehret werden müſſe, und man begreift weder das eine noch das andere. Vielmehr ſcheint gewiß, daß bey dem Anfang der Kälte die Waſſertheile natürlich nemlich näher zuſammen treten, und alſo eben ſo ſehr den Zugang der neuen Luft als den Ausweg der ſchon vorhandenen verſperren müſſen. Es kommt alſo darauf an, ob wir begreifen können, wie die ausdehnende Kraft der vorhin ſchon in dem gefrierenden flüſſigen Weſen vorhandenen Luft während dem Gefrieren vermehrt werden könne? und das; denk ich, iſt leicht begreiflich. Man beobachte nur einmal fleiſig genug alle Umſtände und Erſcheinungen bey dem Gefrieren z. E. des Waſſers: in einem offenen Gefäſſe, ſo wird man wahrnehmen: a) das Waſſer fängt allermal von oben her an zu frieren, b) das Uebrige friert ſchichtweis an die erſte obere gefrorne Schicht an, c) da, wo das Waſſer gefrieren will, wird es trübe und weniger durchſichtig als zuvor; d) ſetzt man das Gefäſſe mit dem Waſſer, das man gefrieren laſſen will in die ſogenannte künſtliche Kälte, ſo gefrieret es von unten aufwärts, e) während dieſem Gefrieren ſieht man augenſcheinlich kleine und gröſſere Luftblaſen empor ſteigen.

Dieſe Erſcheinungen vorausgeſetzt, kann nicht geläugnet werden, daß während dem Gefrieren die in den Höh-

Digitized by Google

lungen der flüßigen Wesen befindliche Luft, aus einigen und mehrern derselben herausgezwungen, und in andere, in welchen noch keine Luft war, eingedrängt wird; das bestätigt es und e, des vorhergehenden, daß nemlich das Wasser wo es gefrieren will trübe wird, und man sogar das Aufsteigen der Blasen deutlich sieht. Soll aber nun nicht die ausdehnende Kraft der Luft vermehrt werden, wenn sie enger zusammen gepfropft und gepreßet wird? hierzu kommt aber noch auf der andern Seite, daß zugleich mit der auf diese Weise vermehrten ausdehnenden Kraft der in größere Höhlungen gepfropften Luft, auch der Widerstand der Wände der Höhlungen vermindert wird. Man weis es, daß die Summe der Oberflächen vieler kleinen Kugeln weit größer ist und seyn muß, als die einzige Oberfläche der größern Kugel in welche alle die kleinen zusammen gefaßt würden. Folglich ist auch die Oberfläche der Stände der Höhlung in welcher die größere Blase eingeschlossen ist, kleiner als die Summe der Oberflächen der kleinen Höhlungen in welchen die einzelen Bläsgen eingeschlossen waren. Nun ist aber der Widerstand der Anzahl der resistirenden Theile, d. i. der Berührungspunct proportionirt; folglich muß der Widerstand des Wassers während dem Gefrieren, nemlich während dem Sammeln der kleinen Bläsgen in größere, allerdings geringer als vorhin, und folglich die Ausdehnung des Ganzen desto mehr befördert werden.

Aehnliche Bewandniß hat es mit allen durch Verlust des hinlänglichen Grades der Wärme fest werdenden Körpern, ich meyne, mit den geschmolzenen und denn wieder fest werdenden Metallen und dergleichen. Alle diese Körper werden wieder leichter, als sie in dem Zustand der Flüßigkeit waren, wie man augenscheinlich daraus wahrnehmen kann, daß ein festes noch ungeschmolzenes Metall, in dem durch die Wärme flüßig gemachten, von der nemlichen Art, schwimmet. Z. E. ungeschmolzenes Bley schwimmt auf geschmolzenem. Wiewohl zu diesem Schwimmen auch dieß etwas beytragen kann, daß wenn es unterfinken sollte, dazu gehörte, daß sich das feste Stuck von dem dasselbe umgebenden Flüßigen losreissen müßte, welches aber um so weniger geschehen kann, weil die flüßige Materie dem festen Körper mit dem es homogen ist, und an ihm viel Berührungspuncte findet, sehr starf, und stärker anhängen muß als die flüßigen Theile unter sich.

Ausdehnung der Körper durch die Wärme. Alle Körper werden durch die Wärme ausgedehnt. Man bringe einen Darm, oder eine Thierblase welche überall zugebunden ist, und nur wenig Luft irgend zwischen den Falten enthält, in die Wärme, so wird diese wenige Luft so ausgedehnt werden, daß sie den ganzen Darm, oder die Blase ganz füllt. Wie die Wärme alle flüßige Materien so merklich ausdehnt, sieht man an den gewöhnlichen Thermometern. Aber auch die festesten Metalle werden durch die Wärme ausgedehnt, wie das Muschenbroekische Pyrometer sinnlich weiset. Wahrscheinlichst hat es mit dieser Ausdehnung der Körper durch die Wärme folgende Bewantniß: die Flammtheilgen sehst haben, eine Fliehkraft vor einander indem die sehr elastischen Feuertheilgen aus ihnen nach allen Richtungen hervorbrechen. Dringen nun diese Theilgen wirklich in den Körper hinein, so ist es kein Zweifel daß sie auch die Theile des Körpers, zwischen welche sie dringen, auseinander treiben. Da ferner alle Körper Zwischenräume haben, die mit fremden Theilen zumal mit Luft angefüllt sind, diese aber an und vor sich selbst ein so großes Bestreben zur Ausdehnung hat (s. Luft), welches aber, so lange sie in den Zwischenräumen der Körper ruhig haften muß, unwirksam ist, so ist es kein Zweifel, daß die meisten Körper dadurch ausgedehnt werden, daß die in ihren Zwischenräumen befindliche Luft durch die Wärme erschüttert, und dadurch zu ihrer Ausdehnung wirksam wird; und folglich gegen die Seitenwände der Zwischenräumgen zwingt.

Endlich ist das die gemeine Wirkung des Feuers und der Wärme, daß die Theile der von ihnen durchdrungenen Körper selbst nur anfangen zu schwingen, und folglich nicht mehr so stark zusammenhang in einander wirken können; dadurch sie denn sowohl sich selbst von einander entfernen, als dem Zwängen der Luft, und der Feuertheilgen desto leichter nachgeben müssen.

Ausdehnung des Holzes, (Baukunst). Die Lehre von der Ausdehnung des Holzes ist in der Baukunst zwar eine neue aber nothwendige Lehre, worauf sehr viel von der Dauer und Festigkeit beruhet. Wen der Feuchtigkeit dehnet sich das Holz aus, und von der Wärme ziehet es sich zusammen. Das Knacken des Holzes ist ein Merkmal seiner Ausdehnung. Je stärker die Ausdehnung in einer gewissen Zeit geschiehet, desto stärker ist das Knacken. Die Ausdehnung des Holzes rühret her 1) vom Anziehen der Fasern durch Kräfte, 2) von der Veränderung der Witterung. Hölzer von gleicher Größe und Materie werden durch einerley Kräfte mit gleicher Gewalt ausgedehnt, so wie solche von verschiedener Materie, nach dem Verhältniß der Festigkeit derselben, woraus ein jedes besteht, ausgedehnt werden. Von Veränderung der Witterung dehnt sich das Holz aus; 1) nach der Länge der Fasern, 2) nach der Breite derselben. Daß das Eisen und andere Metallen sich in der Kälte zusammenziehen in der Wärme aber ausdehnen ist eine bekannte Wahrheit, daß sich aber auch das Holz in der Kälte gar ausdehnet, und zwar nach der Länge ist eine neue Wahrheit die Celsius erfunden. Es hat dieser bey einer Wärme von 14 Grad über dem Gefrierpunct nach Reaumurs Termometer und einer Kälte von 14 Grad unter dem Gefrierpunct also 28 Grad, Differenz, nachstehende Tabelle experimentirt.

Tabelle.	In der Wärme Theile	In der Kälte Theile	Untersch. der Theile
trocken Tannenholz	1594	1564	30
frisch Fichtenholz	1755	1736	19
trocken Fichtenholz	1490	1467	23
trocken Ebenholz	1959	1938	21
trocken Birkenholz	1818	1797	21
trocken Espenholz	1952	1929	23
trocken Eschenholz	1870	1837	33
trocken Ahornholz	1787	1762	25
frisch Kirschbaumholz	1650	1621	29
frisch Aepfelbaumholz	1684	1657	27

25 beraleichen Theile geben $\frac{1}{1656}$ Theil einer geometrischen Linie, so viel nemlich 3 Ellen verlängert worden. Das Holz an welchem die Tabellen experimentirt worden ist 3 französische Ellen lang. 21 Theile machen $\frac{1}{79}$ einer Linie aus bey Fichtenholz. Mithin hat die Kälte jede Stange $\frac{1}{79}$ länger ausgedehnt als sie in der Wärme gewesen. Eine französische Klafter wird also im Winter um $\frac{72}{79}$ Theile vermehrt. Dasist; sie wird um $\frac{1}{4}$ linie im Winter länger und im Sommer um $\frac{1}{4}$ linie kürzer. Alle Meßstangen sind dahero im Winter länger als im Sommer, und ein damit gemessenes Feld wird im Sommer einen größern Quadrat Inhalt bekommen als im Winter. Es verdient dieses bey großen

Digitized by Google

Feldern oder andern Sachen wirklich in Betrachtung gezogen zu werden. Man hat sich dahero auch bey langen Balken, Bruckenrathen, Säulen ꝛc. wohl vorzusehen, daß man trocken Holz wähle, sonst wird alle gute Verbindung durch die Einziehung des Holzes vereitelt werden. Man siehet auch hier die Ursache, warum in hölzernen Gebäuden die Gypsdecken so gerne Risse erhalten. Zu besserem Gebrauch habe ich aus obiger nachstehende Tabelle berechnet.

Gattung des Holzes	Wann das Holz lang 10 Fuß 100 Fuß So ist die Größe der Ausdehnung
Tannenholz	1 Z. 9 L. — 1 F. 9 Z.
Fichtenholz	1 Z. 5 ½ L. — 1 F. 5 Z. 4 L.
Erlenholz	1 Z. 3 ½ L. — 1 F. 1 Z.
Birkenholz	1 Z. 1 ½ L. — 1 F. 1 Z. 5 ½ L.
Espenholz	1 Z. 1 ½ L. — 1 F. 1 Z. 8 L.
Kirschbaumholz	1 Z. 6 L. — 1 F. 6 Z. 9 L.
Apfelbaumholz	1 Z. 3 L. — 1 F. 0 Z. 6 L.
Eschenholz	1 Z. 7 L. — 1 F. 7 Z.

Das Ausdehnen und Zusammenziehen des Holzes wird das Schwinden genannt. Da der Zusammenhang mit der Annäherung der Berührungspunkte und deren Dichtigkeit in Verhältniß stehet, und — je gröser solche desto gröser auch der Zusammenhang der Körper ist, so muß der Zusammenhang der Körper abnehmen, sobald sich derselbe ausdehnet und dünner wird. Das Holz dehnet sich in der Kälte und Feuchtigkeit aus, und geht in der Wärme und Trocne zusammen. Es wird also dessen absolute Stärke im Sommer gröser als im Winter seyn. Wenn das Holz feuchte oder naß ist, so ist es ausgedehnt, und wenn es trocken wird, so gehet es zusammen, das ist, es schwindet. Geschiehet die Trocknung schnell, so biegt sich das Holz — geschiehet sie noch schneller so zerspringt dasselbe gar. Man siehet also, daß man keine noch nicht völlig ausgetrocnete Bretter zu Belegung der Stubendöden nehmen soll, daß man die Bretter nicht gleich auf die Rippe ganz annagen, bis die Bretter vorhero gehörig geschwunden, sondern bis dieselbe gehörig getrocknet, nur aufhesten soll, (s. Aufhesten) desgleichen, daß man bey Reinigung des Stubendoens nicht gleich darauf stark einheitzen darf, und man zu Vertäfelungen, Thüren und dergleichen gut trocken Holz zuerwehlen hat. Wann man ein Brett in das Wasser legt, dasselbe stark auf den Boden oder sonst wohin nagelt, und sodann durch die Sonne oder Ofenhitze trocknen läßt, so wird es bey dem Kern zerspringen. Das durch die Feuchtigkeit des Wassers ausgedehnte Brett, wird anfangen zu trocknen, sobald die Wärme auf solches würken, und die in solchem enthaltene Feuchtigkeit ausziehen kann; da nun das Holz bey dem Trocknen schwindet, die Theile und Fasern des Brettes aber welches an beeden äußern Enden angenagelt ist, einander sich nicht nähern können, so müssen solche an dem Ort des schwächsten Widerstands sich von einander begeben, und weil solcher an dem Kern des Holzes anzutreffen, so wird solches bey demselben auseinanderreißen. Dieses ist die Ursach warum Gartenthüren, desgleichen andere angenagelte Bretter an der Sonne so gern zerspringen. Eine frisch ausgemaurte Wand hat viele Feuchtigkeiten in sich, welche solche durch Ausdunsten nach und nach von sich zu schaffen bemühet ist. Bringt man nun an eine dergleichen Wand ein hölzernes Getäfel so kommen die aus der Wand dringende Feuchtigkeiten nicht gleich in die freye Luft, sondern werden genöthigt zuvor in die Vertäfelung zu dringen, welche sich von solchen ausdehnt bey Einheitzung des Zimmers aber wieder schwindet; man wird also wohlthun, wenn man die Vertäfelungen an einer noch nicht ganz ausgetrockneten Wand meidet. Ueberhaupt geben die angeführten Erfahrungen und Versuche die allgemeine Regel, sich bey dem Bauen vor unzeitig und nassem Holz sehr zu hüten. Die mechanische Arbeit, welche man bey dem Biegen des Holzes zu dem Schiffbau, Räderwerk, Fässer u. dgl. vornimmt, ist in dieser Lehre begründet.

Ausdehnung, (chirurgisch) das Mittel, dessen man sich bedient, ein verrenktes oder zerbrochenes Glied wieder in seine natürliche Lage zu bringen. s. Beinbruch, Verrenkung.

Ausdehnung, Gegen- heißt ein verrenktes oder zerbrochenes Glied nach der Seite des Mittelpuncts des Körpers zu ziehen, um dasselbe wiederum in seine natürliche Lage zu bringen. s. Beinbruch, Verrenkung.

Ausdehnung der Wörter. Die Dichter nehmen sich bisweilen die Freyheit, durch Einschiebung eines Buchstabens ein Wort auszudehnen, um ihm eine Sylbe mehr zu geben, weil es nicht in den Vers passen würde, wenn sie es ließen, wie es ist. Z. E.

Ich hab ein Bockesbein zum Nachtmahl aufgekaut.

In diesem Opitzischen Vers steht statt eines zweysylbigen Bocksbeins ein dreysylbiges Bockesbein. Gute Dichter nehmen sich nur selten diese Freyheit; die Versmacher aber sehr oft.

Ausdeichen, heißt ein Stück Landes vermittelst eines Deichs oder Damms ausschließen, damit es trocken werde, und gebraucht werden kann. s. Eindeichen.

Aus dem Loos stoßen. Die Krämer-Handwerker pflegen auf den Märkten um die Stände zu loosen und vor die Macht mit zu loosen etwas z. E. einen Kreutzer zu erlegen, wenn sie sich deswegen melden. Meldet sich einer, wider welchen die andern wegen ihrer Handwerksgebräuche etwas einzuwenden haben; so wird ihm sein Kreutzer zurück gegeben, er darf nicht mit den andern loosen, sondern muß unten an stehen, und dieser heißet aus dem Loos gestoßen.

Aus dem Ziel gehen, sagt man von den Handwerksgesellen, welche die versprochene Zeit bey dem Meister nicht aushalten.

Aus den Haaren geschoren, wird das Tuch, wenn es zum erstenmal, da es noch naß ist, geschoren, also eigentlich aus den groben Haaren geschoren wird.

Aus den Haaren gezogen, wird das aus der Walke kommende Tuch, wann man es auf den Tisch leget und mit den Händen streichet, daß die abgegangene Haare danon weggebracht worden.

Ausding s. ausgelegt Ding.

Ausdingen, heißt 1) sich etwas durch einen Vertrag ausdrücklich versprechen lassen, besonders alsdenn, wenn man sich etwas versprechen läßt, welches sonst in dergleichen Art von Verträgen nicht gewöhnlich ist; 2) gegen eine Handlung protestiren.

Ausdörren, s. Saigern.

Ausdreschen, Ausgedroschen, sagt man von der Garbe, deren Aehren alle von den Körnern ausgeschlagen und leer gemacht sind.

Ausgedroschen, sagt man auch, ists, wann der Bauer alle seine Garben, all seine Getraide ausgedroschen, und die Körner aus der Scheune gebracht, also Niederfalle gemacht hat. s. Niederfalle.

Ausdruck, (schöne Wissensch.) ist in der allgemeinsten Bedeutung eine jede Bezeichnung unserer Ideen. Es kann dieses auf mancherley Weise geschehen. Das gewöhnlichste Zeichen, wodurch wir andern unsere Gedanken zu

Digitized by Google

erkennen geben, sind die Worte, und die aus der Verbindung derselben entstehende Rede. Es gehören ferner hieher die Minen, wodurch wir unsere Entschließungen und Gemüthsbewegungen entdecken; die Stellung und Bewegung des Körpers; die Bewegung der Hände; die Töne in der Musik; Gemälde, Kupferstiche, ausgehauene Bilder, Verzierung des Theaters, und noch mehrere andere Dinge, die dazu dienen können, die Vorstellungen des andern zu erkennen. Man schreibt deswegen allen diesen Dingen einen Ausdruck zu. Der tiefdenkende Philosoph, der schöne Geist, der Künstler, würden vergeblich in der Welt seyn, wenn sie ihre Vorstellungen nicht ausdrucken könnten. Das allgemeine Gesetz, nach welchen ein jeder Ausdruck, er mag nun in Worten, oder in Tönen, oder in Geberden, Bewegung und Stellung bestehen, beurtheilt werden muß, ist dieses: der Ausdruck muß nicht nur für sich betrachtet, schön seyn, sondern auch in Absicht auf die Gedanken, die er ausdrucken soll; er muß so beschaffen seyn, das aus ihm der ganze Gedanke in seiner Schönheit und Stärke erkannt werden kann; er muß gerade das bedeuten, was er bedeuten soll; er muß dem Character der Vorstellung gemäß seyn; er muß richtig, bestimmt, klar und rein seyn. Nun wollen wir auf die besondern Gattungen desselben gehen.

Die Sprache ist vielleicht die größte Erfindung des menschlichen Geistes. Man mag sie erklären, wie man will, so sind alle übrige menschliche Erfindungen für nichts zu achten. Selbst die Vernunft und ihre Cultur hängt davon ab. Die Ausdrücke der Gedanken, die vermittelst derselben geschehen, verdienen also vorzüglich unsere Aufmerksamkeit. Durch sie zerstreuen wir unsere Betrübniß, lassen unsere Frölichkeit merken, theilen andern unsere Heimlichkeiten und Anschläge mit, und lassen andere das Innerste unserer Seelen sehen. Da nun die Bezeichnung unserer Gedanken das Wesentliche der Ausdrücke ausmacht; so ist die Deutlichkeit derselben die Haupteigenschaft derselben, und sie darf keiner andern Schönheit, sie mag so groß seyn, als sie immer will, aufgeopfert werden. Wenn auch einige Kunstrichter die Deutlichkeit für keine eigentliche Schönheit halten wollen; so ist der Mangel derselben gewiß der größte Fehler. Die Deutlichkeit des Ausdrucks zeigt sich theils in einzelnen Worten, theils in ihrer Stellung, theils in der ganzen Rede. Wörter, als einzelne Bestandtheile der Rede betrachtet, müssen nichts unbestimmtes, nichts dunkeles, nichts zweydeutiges haben, sonsten schwächen sie den Eindruck, den der Gedanke auf uns machen könnte, offenbar. Nur in so fern empfindet der Geist einen Gedanken, nachdem er ihm durch dieses Mittel kenntbar gemacht wird. Der schöne Geist giebt also seinen Worten die genaueste Bestimmung, die ihm möglich ist; er ahmt hierinnen den Philosophen nach, nur daß er sich vor der ängstlichen Trockenheit hütet. Die Leichtigkeit, die bezeichnete Sache mit dem Zeichen zu verbinden, trägt vieles dazu bey, dem Ausdruck die gehörige Deutlichkeit zu geben. Alle Schwierigkeit verursacht Dunkelheit; am allermeisten aber, wenn sie schon in einzelnen Worten liegt. Es giebt Schriftsteller, die einen besondern Ruhm darinnen suchen, ihre Schriften mit ungewöhnlichen, veralteten, oder auch ganz neuen und unverständlichen Worten auszuspicken, bey denen es heißt:

O warlich, warlich, warlich, das ist schön,
Der Teufel selbst kanns nicht verstehn.

Können sie sich wohl eine gute Wirkung bey ihren Lesern versprechen? Es würde thörigt seyn, wenn man heut zu Tage so reden wollte, wie man zu Hanns Sachsens Zeit redete; obgleich nicht zu leugnen ist, daß unsere Vorfahren viele Begriffe recht nachdrücklich und rein ausgedrückt haben, welche Ausdrücke aber der Eigensinn der neuen Moden verdrängt hat. Die Deutlichkeit des Ausdrucks hindert also nicht, gute und nachdrückliche, aber aus der Mode gekommene Worte, wieder in Gang zu bringen, und die Sprache dadurch wieder zu bereichern. So braucht man heut zu Tage das veraltete Wort: bider, mit gutem Erfolg. Eben dieses gilt in Ansehung der neuen Worte, bey deren Gebrauch man besondere Behutsamkeit nöthig hat. Wenn sie verständlich sind; wenn man kein bekanntes und gebräuchliches Wort hat, wodurch man den Begriff anzeigen kann; wenn sie den Regeln der ausgebesserten Sprache gemäß sind: so können sie allerdings gebraucht werden. Eine geschickte Wahl der eigentlichen und uneigentlichen Worte trägt zur Deutlichkeit des Ausdrucks nicht weniger, als die bisher angeführten Cautelen bey. Es läßt sich im Allgemeinen schwer bestimmen, wenn man die einen, oder die andern wählen soll. Der eigentliche Ausdruck dienet vornemlich in ganz einfachen Vorstellungen zur Deutlichkeit; aber wo die Vorstellung sehr zusammengesetzt oder weitläuftig ist; da ist ein metaphorischer Ausdruck besser. Begriffe, die aus vielen Vorstellungen zusammengesetzt sind, können durch Bilder sehr deutlich ausgedrückt werden. Zum Exempel, wenn Haller sagt:

Geschätztes Nichts der eitlen Ehre,
Dir baut das Alterthum Altäre,
Du bist noch jetzt der Gott der Welt:
Bezaubernd Unding, Kost der Ohren,
Des Wahnes Tochter, Wunsch der Thoren,
Was hast du denn, das uns gefällt?

so tragen diese metaphorischen Ausdrücke viel bey, die Deutlichkeit des Begriffs zu erhöhen. Wie viele Worte hätte Cicero machen müssen, wenn er das, was er nundinationem fori & fortunarum nennt, mit eigentlichen Worten hätte bezeichnen wollen.

Die einzelnen Worte können alle klar und verständlich, und der Ausdruck dennoch undeutlich seyn, wenn man es in der richtigen Stellung der Worte versieht. Einerley Worte in verschiedener Stellung, können oft einen ganz verschiedenen, wenigstens zweydeutigen Sinn verursachen. Ein Schriftsteller muß also seinen Ausdruck scharf in Absicht auf die Fügung der Worte beurtheilen. Wortfügungen, die gegen die Regeln der Sprachkunst anstoßen, sind überall zu vermeiden. Aber es giebt auch Versetzungen, die den Regeln der Sprachkunst vollkommen gemäß sind, und den Ausdruck doch undeutlich machen. Z. E. folgende zwey Ausdrücke: ein großer Stein, den ich nach langem Suchen am Seeufer von ohngefehr fand, diente mir zu einem Anker: und, ein großer Stein, den ich nach langem Suchen von ohngefehr am Seeufer fand ꝛc. sind doch wirklich verschieden. Es hat zwar jede Sprache ihre besondern und eigenthümlichen Regeln; aber es giebt auch einige, die sich auf alle Sprachen anwenden lassen. Wir wollen einige anführen. Eine Stellung der Worte, aus welchen der Verstand klar und richtig folgt, ist harmonischer, als diejenige, die den Verstand zweifelhaft ausdrückt. Worte, welche Dinge, die man in Gedanken verbindet, ausdrücken, müssen so nahe neben einander gestellt werden, als es möglich ist. Wenn man Worte, die eine genaue Verbindung unter einander haben, gewaltsam von einander trennt, so bringt es allemal eine schlimme Wirkung hervor. Bey der Stellung einer

Digitized by Google

Periode muß man darauf sehen, in welchem Theile derſelben ein Wort ſeine gröſte Figur macht, ob im Anfang oder im Lauf, oder am Ende. Aus dieſen wenigen Regeln ſieht man, daß die Verſetzung der Worte ganz und gar nicht gleichgültig iſt. Viele von den neuern, beſonders lateiniſchen Schriftſtellern, ſuchen ihren Schriften durch willkührliche Verſetzung eine Zierlichkeit zu geben, von welcher die Alten gar nichts gewußt haben und welche der Deutlichkeit dermaßen nachtheilig iſt, daß man oft ihre Verbindung mehr errathen muß, als finden kann. Doch es giebt auch eine Verſetzung der Worte, die nicht nur der Deutlichkeit des Ausdrucks nicht ſchadet, ſondern ſie vielmehr befördert, indem der Ausdruck dadurch bald lebhafter und nachdrücklicher, bald feuriger und feyerlicher wird. Zum Exempel, wenn Hagedorn ſagt:

Verlohren iſt der Tag, und ſchändlich ſind die Stunden,
Die, wenn wir ſähig ſind, Bedrängten beyzuſtehn,
Beym Anblick ihres Harms uns unempfindlich ſehn.

ſo iſt es weit nachdrücklicher, als wenn er in natürlicher Ordnung geſagt hätte: der Tag iſt verlohren, und die Stunden ſind ſchändlich, die uns, wenn wir ſähig ſind ꝛc. Ueberhaupt liegt in dieſer Veränderung eine ſolche Kraft des Ausdrucks, daß man nur ſein eigen Gefühl fragen darf, um davon überzeugt zu werden.

Endlich zeigt ſich die Deutlichkeit des Ausdrucks auch in dem Fortgang der ganzen Rede. Hier darf nur der Schriftſteller klar gedacht haben, ſo hat er die Grundlage des deutlichen Ausdrucks. Alle ſchönen Geiſter haben einen Gegenſtand, ehe ſie ihn beſchreiben, in dem vollkommenſten Lichte vor ſich, und alsdenn drücken ſie ihn ſo aus, wie ſie ihn denken. Jenes lernt man nicht durch Regeln, ſondern es iſt ein Geſchenk der Natur, wodurch man angetrieben wird, ſich bey einem Gegenſtand ſo lang zu verweilen, bis man ihn auf das genaueſte gefaßt hat. Dieſes aber lernt man durch die Kunſt, da man ſich, theils durch den Umgang, theils durch das Leſen einen Reichthum an Wörtern ſammelt, und ihn mit Scharfſinnigkeit beurtheilt. Wer beyde Stücke beyſammen hat, dem wird es an der Deutlichkeit des Ausdrucks nicht fehlen. Und es bleibt dabey, was Horaz ſagt:

Scribendi recte ſapere eſt, et principium et fons,
Verbaque proviſam rem non invita ſequentur.

Die übrigen Eigenſchaften eines guten Ausdrucks werden wir nunmehr um ſo viel leichter entwickeln können, da ſie ſich größtentheils auf die Deutlichkeit gründen. Die Richtigkeit und Beſtimmtheit deſſelben iſt, wenn die Worte und Redensarten gerade das bedeuten, was ſie bedeuten ſollen. Der Ausdruck iſt das Zeichen, worauf wir den Gedanken erkennen; es iſt alſo ganz natürlich, daß er nicht mehr, und nicht weniger ſage, als was wir eigentlich ſagen wollen. Er muß ſich alſo nicht nur zu den Gedanken überhaupt, ſondern auch inſonderheit zu dem Grad ihrer Schönheit, Lebhaftigkeit und Stärke ſchicken. Niedrige Worte ſchicken ſich zu niedrigen, und erhabene zu erhabenen Vorſtellungen. Kein Schriftſteller ſoll ſich alſo Ausdrücke erlauben, welche der Erbarkeit zuwider ſind, und nur von dem niedrigſten Pöbel gebraucht werden; keine, welche unedle Nebenbegriffe mit den Gedanken verbinden; keine, die uns den Gedanken nicht in ſeiner eigenen characteriſtiſchen Geſtalt zeigen. Zeit, Ort und Perſonen, haben ein gegründetes Recht auf die Schicklichkeit des Ausdrucks. Hierinnen verſehen es viele Ueberſetzer der Alten, die, indem ſie populair ſchreiben wollen, Perſonen aus dem ehrwürdigen Alterthume ſo reden laſſen, daß man oft nicht weiß, ob man einen Patriarchen, oder franzöſiſchen Marquis ſprechen hört. Wenn der berufene Wertheimer Bibelüberſetzer die Worte 1 B. Moſ. 18, 3. ſo überſetzt: mein Herr, du wirſt doch nicht vorben gehen, und deinem Diener die Ehre anthun, dich ein wenig bey mir aufzuhalten: ſo iſt dieſes Complimentenſprache unſerer heutigen Geſellſchaft, aber kein richtiger und beſtimmter Ausdruck für die Zeiten und Perſon Abrahams. Ein neuerer Ueberſetzer hat das neue Teſtament ſo modernisirt, daß er häufig gegen die Schicklichkeit des Ausdrucks anſtoßt. Ein Ausdruck kann oft durch eine unmerkliche Kleinigkeit mehr oder weniger beſtimmt werden, ſo daß der Gedanke dadurch eine ganz andere Wendung bekommt. Den ſcharfſinnigſten Schriftſtellern entwiſcht oft eine Unrichtigkeit im Ausdruck, die zwar an ſich betrachtet eine Kleinigkeit iſt, aber dennoch einen Einfluß in die Wirkung des Gedankens hat. Wenn wir uns auch darüber hinausſetzen wollen, wenn wir auch merken, was er eigentlich hat ſagen wollen; ſo iſt uns doch ein unbeſtimmter und unſchicklicher Ausdruck immer anſtößig. Im Gegentheil empfinden wir ein inniges Vergnügen, wenn wir jedes Ding ſo recht mit ſeinem Namen nennen hören. Wir rechnen es unter die beſondern Geſchicklichkeiten eines Schriftſtellers, wenn er ſagen kann, was er will, das heißt: wenn ihm der Ausdruck zu Gebote ſteht, einen jeden Gedanken, ſo wie er ihn gedacht hat, zu bezeichnen. Eine andere Vollkommenheit des guten Ausdrucks iſt ſeine Fruchtbarkeit, das iſt, wenn die Worte und Sätze viele Gedanken ohne Verwirrung zugleich bezeichnen. Die nachdrückliche Schreibart iſt beſonders dem denkenden Leſer angenehm. Endlich muß ein Schriftſteller, der ſeine Leſer mit Vergnügen unterhalten will, auch auf den Wohlklang des Ausdrucks ſehen. Es iſt eine allgemeine Erfahrung, daß die Empfindungen durch das Gehör, lebhafter und nachdrücklicher ſind, als diejenigen durch das Geſicht. Töne würken ſtärker auf uns, als die Farben. Es iſt deswegen der Wohlklang im Ausdruck in den Werken des Geſchmacks nicht blos als eine Annehmlichkeit anzuſehen, ſondern auf ihn beruhet zum Theil auch die in der Rede liegende Kraft. Mittelmäßige Vorſtellungen können durch einen wohlklingenden Ausdruck ſehr große Würkungen hervorbringen. ſ. den Artickel: Wohlklang, Schreibart.

Da der Ausdruck in den redenden Künſten, eine ſo große Kraft hat; ſo ſind die Lehrer der ſchönen Wiſenſchaften von jeher bemühet geweſen, nicht nur die Tugenden und Vollkommenheiten deſſelben zu beſtimmen, ſondern auch die Fehler namhaft zu machen, die denſelben verunſtalten. Wir wollen noch die vornehmſten der letztern namhaft machen. Der Hauptfehler iſt, wie wir bereits angemerkt haben, die Unverſtändlichkeit. Es kann dieſe aus verſchiedenen Quellen entſtehen. Dunkelheit der Begriffe erzeugt auch eine Unverſtändlichkeit im Ausdruck. Altfränkiſche und neumodiſche Worte und Redensarten machen die Rede im gleichen Grad unverſtändlich. Wenn man Provinzialworte, Worte aus fremden Sprachen, einmiſcht, ſo wird der Ausdruck nicht nur dunkelheitig, ſondern auch unverſtändlich. Die übrigen Fehler, wollen wir nur ganz kurz namhaft machen. Hieher gehört das κακοφατον, oder der häßliche Klang, der widrige Nebenbegriffe erwecken kann; die ἀλεξολογιαι, wenn der Ausdruck ungereimende und üppige Nebenbegriffe erweckt. E-

Digitized by Google

mißbilligten die Lateiner den Ausdruck cum nobis, weil er in der Aussprache leicht etwas obscenes bedeuten könnte, und sagten davor nobiscum. *Tapinosis*, der niedrige Ausdruck, der der Würde und Größe einer Sache schadet. Hieher gehören einige Ausdrücke des Cicero: ins Verrinum, pyxis Caciana. Schupp, Riemery und Abraham von Sancta Clara sind Helden, die sich ein Geschäfte daraus machten, durch niederträchtige Ausdrücke dem Pöbel zu gefallen. Einige neuere Scribenten, die das Ansehen haben wollen, recht kräftig zu schreiben, suchen die Energie ihrer Ausdrücke oft in der Sprache des Hannswurstes. Tautologie, wenn ein und ebendieselbe Sache mit mehrern, den Sinn nicht verstärkenden Ausdrücken gesagt wird. Der weitschweifige und gezierte Ausdruck, den die Griechen *Makrologia*, und *Periergia*, nennen, wenn man ohne Noth viele Worte macht, ohne viel dabey zu denken. Der übertriebene Ausdruck, da alles überspannt wird, worein sich manche so verliebt haben, daß ihnen nichts allerliebst, nichts unvergleichlich, nichts erstaunend genug ist. Der phantastische Ausdruck, da eine ausschweifende Einbildungskraft die ungereimtesten Worte erfindet, und die seltsamsten Metaphern und Allegorien ersinnt. Die Mystiker fallen häufig in diesen Fehler. Ein guter Schriftsteller muß alle diese Fehler vermeiden, und seinem Ausdruck die obengenannten Tugenden mittheilen, und ihn so vollkommen machen, als es möglich ist.

Ausdruck in der Action ist, wenn der Redner und Schauspieler, durch den Ton der Sprache, Stellung, Bewegung der Gliedmassen, Geberden, Gesichtszüge, die Empfindungen, die er hat, so zu erkennen giebt, daß sie der Zuhörer und Zuschauer dadurch mit empfindet. Alle Gliedmassen unsers Körpers helfen dem Redner sprechen. Können wir nicht mit den Händen fordern, versprechen, rufen, verabscheuen, fürchten ꝛc.? Die instinctmäßige Würkungen der Leidenschaften zeigen sich in allen Gliedern. Wenn nun ein Redner und Schauspieler dieses wirklich leistet, so sagt man, daß in seinen Actionen Ausdruck sey. Die Natur muß dabey die Hauptsache verrichten, aber die Kunst kann die Fähigkeit sich in fremde Empfindungen zu versetzen erweitern. Es gehört ungemein viel dazu, in dieser Art des Ausdrucks vollkommen zu seyn. Man muß nicht nur Empfindungen haben und sie an den Tag legen, sondern dieses auch auf eine solche Art thun können, wie es einem jeden Character angemessen ist. Der Held trauert und freut sich ganz anders, als der gemeine Mensch. Man kann hier der Sache eben so leicht zu wenig, als zu viel thun. Eine Action ohne Ausdruck macht bey den Zuschauern eine eben so schlechte Würkung, als wenn er übertrieben ist. Edler Stolz wird oft als hochtrabender Hochmuth, stiller tiefsitzender Schmerz durch wildes Geheul vorgestellt. Der falsche Ausdruck verdirbt hier alles. Weil wir hievon anderwärts gesprochen haben, so wollen wir den Leser nur auf die Artickel verweisen. s. Anstand, Action, Aufführung des Schauspiels, Schauspieler, Redner.

Ausdruck, (schöne Künste). „Ausdruck ist eine Nachahmung des wirkenden und leidenden Zustandes unserer Seele und unsers Körpers, und der Leidenschaften sowohl als der Handlungen. In beyden Zuständen verändern sich die Züge des Gesichts und die Haltung des Körpers, folglich die Formen, welche die Schönheit bilden, und je größer diese Veränderung ist, desto nachtheiliger ist dieselbe der Schönheit.“ So weit Winckelmann. Da den Alten in den meisten Vorstellungen, die religiöse Gegenstände ausgenommen, die Schönheit der höchste Endzweck war, so opferten sie diesem alles auf, und der Ausdruck ward nur in so fern angeordnet, als er die Schönheit nicht verdrängte. Daher ist die Stellung ihrer Götter und der Ausdruck ihrer Minen meist ruhig und bescheiden, und ruft den Zuschauer nicht von weiten an. Die neuern Bildhauer, wie Bernini, haben hingegen geglaubt, sie könnten nicht heftigkeit genug in ihre Figuren bringen. Auch die französischen Künstler irren hierinn, und sie glauben, nie genug ausgedruckt zu haben. Ein Beyspiel davon sieht man in Neu-Sanssouci, wo antike und moderne Statüen untereinander gemischt sind, und wo der Contrast auffallend genug ist. Unter den Malern zeichnet sich besonders die Römische Schule in dem bescheidenen, wahren, tiefen und schicklichen Ausdruck ihrer Figuren aus, wie man in den Werken Raphaels, des Giulio Romano und Dominichino sehen kann. Unter den Franzosen sind le Brun, Poußin, le Sueur und Jouvenet berühmt deswegen. Unter den Flamändern wirft man Rubens zu viel Heftigkeit des Ausdrucks vor.

Außerdem ist noch der **Ausdruck überhaupt** zu betrachten, der jeden Gegenstand so zeigt, daß er scheint, was er scheinen soll, und in diesem Verstand kann man sagen, daß die Niederländischen Maler, die die niedrigsten Gegenstände bearbeitet haben, wie ein Brower, Ostade, Teniers, auch sogar die Maler des Stillebens, wie ein De Heem, Rachel Ruysch, Kalf u. s. w. den Ausdruck überhaupt in einem hohen Grade besessen haben.

Man sagt von einer Zeichnung sie habe Ausdruck, wenn sie viele Ideen in der Fantasie des Zuschauers zurücklässt. So sagt man sogar von einer Skize, die als flüchtige Curentschrift zu betrachten ist. Mit sehr wenigen aber höchstbedeutenden Zügen und durch die Hauptanordnung der Tinten kann sie gewisse Ideen isoliren, und dadurch einen hohen Grad von lebhaften Gefühl erregen.

Ein Gemälde hat Ausdruck, wenn der Ton des ganzen Heldunkten dem Sujet angemessen ist, die Lokalfarben wahr ausgedruckt sind, und die Arbeit des Pinsels dem Character des Sujets entspricht. So kann man von Weenix sagen, daß er in todten Thieren den höchsten Grad des Ausdrucks besitze. Denn bey ihm sieht man ganze ungequälte Lokalfarben, und die Pinselstriche nach jeden Gegenstand anders geführt.

Ein Kupferstich hat Ausdruck, wenn er durch die besondere Anordnung seiner Schraffirungen jedes Dings Charakter anders bezeichnet. Die Cleopatra von Wilke nach Netscher gestochen, ist ein Beyspiel, wie sehr alle Lokalfarben und Oberflächen auch im Kupferstich können angedeutet werden. Denn Atlaß, Leinwand, Teppich, Holz, Cälaturvergoldung, Brocad, und Carnation ist jedes nach seiner Art auf eine verwunderungswürdige Weise behandelt.

Ausdruck, (musikalisch). Der Gegenstand des musikalischen Ausdrucks ist zweyerley: 1) die Leidenschaften des Menschen, 2) die Natur, oder die belebte Schöpfung. Die Würkung, 1) Empfindungen rege machen, 2) Bilder malen. Der Endzweck ist 1) das Herz bilden, 2) die Sinne überzeugen. In der ersten Gattung waren die Alten lange vor uns ziemlich bewandert, ohne doch die Ursachen der Empfindung genau zu kennen. Der Eindruck, den ihre Musik auf die Herzen würkte, kam vielleicht mehr von der Seltenheit, und folglich der Werthschätzung und Achtsamkeit bey den Aufführungen her, als

Digitized by Google

als daß eigentliche innere Kraft alle diese große Thaten, die uns manchesmal sehr romantisch erzählt werden, verursachet habe. Es ist daher nicht wenig lächerlich, daß man in dem System der jetzigen Tonschriftsteller manchesmal sich in den Hauptsätzen auf die Alten beziehet, die griechischen Ausrechner zum Orakel anrufet, da doch diese Leute weder von der Wissenschaft, noch Ausübung, solche tiefe und gelaüfige Kenntnisse gehabt haben, wie wir. Man durchgehe nur die Werke der neuen systematischen Tonlehrer, man stelle sie selbst zu Rede: und wenn sie anderst nicht mit fremden Farben prangen, und mit einem uneigentlichen Namen sich brüsten, so wird man von voriger Aussage hinlänglich überzeugt werden.

Die Musik war seltner bey den Griechen als bey uns, und wurde blos zu Feyerlichkeiten, woran eine ganze Nation Theil nahm, angewandt. Dadurch wurde der Tag, und folglich auch das Mittel, die Tonkunst, verherrlichet. Daß aber Ihre Ausdrücke so lebhaft seyn konnten, wie unsere, da sie den Ursprung der wahren Harmonie mißkannten, weder gründlich vom einfachen, mannigfaltigen, lustigen, traurigen zu urtheilen wußten, da die Abwechslung der verschiedenen Stimmen, das karakterisirende der Instrumenten, das malerische der unendlichen Bewegungen, das bunte der blasenden und Bogeninstrumente noch versteckt war: ist so unglaublich, als tausenderley hizige Aussage von unbesonnenen Enthusiasten sind; die z. B. die Bekehrung des Augustins blos dem andächtigen Gesange in Ambrosiens Kirche zu Mayland zuschreiben wollen. Ja wir sind noch itzo mit hundererley gespenstigen Erzählungen betäubt, wenn man uns Deutschen so viel Himmlisches, Hetzaubrendes und Unbeschreibliches von den zwey Kirchenmusiken des Bajo und Allegri über den Psalm Miserere daherschwätzt. Nur Leute, die selbst in Rom die Aufführung dieser zwey Stücken auf den Charmittwoch, Gründonnerstag und Charfreytag mit angehört haben, loben etwa zum höchsten noch den Vortrag, der in etwelchen Auszierungen bestehet, wissen aber nichts von einer bezaubernden Musik, und ihre Ueberraschung, die diese Musik bemeistert hätte, bestehet vielleicht blos darinn, daß sie eine seltne Versammlung des römischen Pabstes, der Cardinäle, Prälaten und fast sämmtlicher römischer hohen Geistlichkeit da angetroffen, und unter einer Zusammenstimmung von fünf Solosängern, von zwey Sopranisten, einem Altisten, Tenoristen und Bassisten Gelegenheit und Muse gehabt haben, so viele Köpfe gemächlich zu betrachten. Wir wollen nun kürzlich das innere Gebäude und Kraft der Musik in Ansehung des Ausdrucks erklären.

Unser erster Satz ist folgender: daß, um Empfindungen rege zu machen, gewisse Ursachen in der Natur müssen erforscht werden. Das System der Alten war sehr matt; sie setzten wohl solche Tonstücke: allein sie wußten niemal mit Sicherheit etwas gewisses zu bestimmen. Ihre Tonleiter fieng vom A an; ihre natürliche Tonart war demnach die weiche, die in der Natur nicht gegründet ist. Ihre Herleitung war arithmetisch. Sie machten von der harmonischen Ableitung nicht den wahren Gebrauch, ob diese schon den Mathematikern nicht unbekannt war. Sie hatten noch nicht die Entdeckung der Natur bemerket, daß nemlich eine einzele aufgespannte Saite drey verschiedene Klänge vernehmen lasse, und daß aus der nemlichen Ursache zum entgegengesetzten, aber nicht widersprechenden Beweise, auch drey eben so gestimmte Orgelpfeifen dem Gehör wie ein einzeler Ton vorkommen.

Diese Mannigfaltigkeit also, die in einem klingenden Körper sich contentrirt, und doch der Einheit nicht schadet; diese Einheit aber, die von dreyen verschiedenen Körpern ein vereintes Resultat dem Ohre liefert, ohne jemal der Mannigfaltigkeit Eintrag zu thun, waren noch nicht der Gegenstand (wie anizo unserer ist) der Betrachtungen. Sie wußten nicht, daß der fünfte Ton der verwandteste zum ersten Tone sey, daß seine Siebente nur allein diejenige sey, die das Ohr unterhalten könne, ehe man noch an Ausweichungen an Ueberraschungen denke. Welche Producte konnten nun von solchen taumelnden Practikern gezeigt werden? Wo war die Kraft der Musik, die mit zuverläßiger Sicherheit das Muntere allein zu bestimmen fähig ist? Je munterer die Leidenschaft ist, desto rascher muß die Harmonie seyn. Hier verlohren sich schon die Alten; denn sie glaubten ihrer unrichtigen Leiter gemäß, daß die weiche Tonart die natürliche Tonart, und diejenige mit der großen Dritte eine unvollkommene sey. Wollten sie etwas Trauriges ausdrücken: so war ihnen die verminderte Siebente, verminderte Dritte, und alle hievon abstammende Umwendungen ganz unbekannt.

Wenn nicht ein großer Geist Palästrina in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts, der Kapellmeister in Rom zu St. Peter, und Costanzo Porta in Loreto aufgestanden wären, und angefangen hätten, das vorher unbedeutende Geschwäz der Singstimmen in andächtige Ehöre zu verwandeln, die Kirchenmusik zu reformiren, ihre wegen ihrem Verfall zur Aergerniß ausgeartet war, und aus den Kirchen von den Päbsten selbst zu der Zeit schon verbannt werden sollte; so müßte man vielleicht jezo nicht einmal, was Kirchenmusik wäre. Diese berühmten Kapellmeister bedienten sich aber meistentheils der weichen Tonart, und aus Abgang obigen theoretisch-arithmetischen Gründen wußten sie nicht zu überraschen. Daß ihre Stücke andächtig ausgefallen sind, ist die Ursach, weil sie viele weiche Tonarten einmischten (s. Tonfolge). Daß ihre Stücke aber trocken waren, ist die Ursach: weil ihre andere Tonarten nicht nach den zwey Hauptonarten vom harten C und weichen A abgeglichen waren. Sie hatten beym weichen E und harten G, beym weichen D und harten F keine Kreuz noch b vorgezeichnet; folglich waren bald die Zwente oder Siebente zu tief, bald die Sechste oder Vierte zu hoch (s. Choral). Daß ihre Stücke sehr ernsthaft waren, ist die Ursach: weil sie die schlußfälligmäßige Versezung der sieben Töne der Leiter immer anwendeten. Daß ihre Stücke sehr matt waren, ist die Ursach: weil sie wenig Ausweichungen einmischten, und selten fremde Töne als Haupttöne auftreten ließen. Deswegen wurden die kräftigen Schlußfälle mißkannt, vermittelst denen man jezo das Gemüth aufzumuntern und das Gehör mit unendlich schnellen Uebergängen und feurigen Ausweichungen in steter Achtsamkeit zu erhalten sucht.

Der erste Ton ist das Fabsal des Gehörs, der fünfte Ton dienet zur Unterhaltung, der siebente vertritt manchesmal die Stelle des fünften. So wie der fünfte die Leidenschaft und den Affect erhöhet, die Rede durch ihn wächst: so mäßiget der vierte Ton die Hitzes die Rede weicht zurück und mäßet den Schatten, der das Licht desto glänzender vorstellen muß. Die Ursach hievon ist mathematisch und unwidersprechlich; denn wie sich 3 : 2 verhält: so verhält sich umgewandt 4/3. Soll sich nun der Affect verstärken, so muß das Tonstück immer Fünftenweis höher, das ist, vorwärts schreiten. Soll sich aber die Hize mäßigen: so muß das Tonstück immer Fünften tiefer, das ist, zurücksinken. Die übrigen drey Töne mit der kleinen Dritte, und der siebente

Digitized by Google

Ton mit der kleinen Fünfte, dienen blos zur Abwechſelung.

Wie ſich nun zum C in der harten Tonart das G und F verhalten: ſo ſind in der weichen Tonart zum A das E und D verwandt, mit dem Unterſchiede, daß man nicht ſowohl in der weichen Tonart mit den hauptſächlichſten ein ganzes Stück beſtreiten könne, als in der harten geſchiehet. Die Urſache hievon haftet in der Schwäche der weichen Tonarten, die gar zu matt ausfallen müſſen, wenn ſie nicht von einer harten vermittelt ſind. Der erſte und fünfte Ton in der harten Tonart ſind die angenehmſten und bündigſten; deswegen muß ein gänzlicher Schlußfall auf dieſen zwey Tönen ruhen. Wenn dieſer Schlußfall umgewandt wird, kann er einen Theil der Rede endigen, wird aber ſelten zuletzt, als in bedenklichen traurigen Tonſtücken gebraucht, wenn man glauben ſolle, die betrübte Harmoniker ſchlieſſen ohne Entſcheidung. Iſt die Rede aber noch nicht geſchloſſen, ſo darf der Schlußfall nicht ſo entſcheidend ſeyn; folglich muß ein anderer Ton die Stelle des Fünften vertreten, und dieſer wird von der Tonwiſſenſchaft als der ſiebente jeder harten Tonleiter gefunden. Wenn nun die Rede nicht geſchloſſen und etwas erwartet wird, ſo aber, daß es nur eine Frage oder Ausrufung ſey: dann hat dieſer Schlußfall ſtatt. Nur die Melodie der obern Stimme, es mag nun eine ſingende oder ein Inſtrument ſeyn, zeichnet die Frage von der Ausrufung aus. Eine Frage erwartet die Antwort noch, und darf nicht ſinken, wie es bey der Ausrufung (gleichſam bey einem folgernden Herzen) nach dem Steigen geſchieht. Eben dieſe Schlußfälle haben ſtatt, wenn eine Bedingniß in der Rede vorkömmt, wenn man den Zuhörer aufhalten und eine Suſpenſio ausdrucken will. Der ſchlußfallmäßige erhöhte vierte Ton kann gleiche Wirkung haben. Die ſchlußfallmäßigen Töne der weichen Leiter haben dieſelbige Beſtimmung, wie diejenige in der harten, nur mit dem ihnen eigenen Unterſchied, daß ſie niemal zu muntern, ſondern zu kläglichen, auch hitzig-traurigen oder wüthenden Affecten taugen. Wer hievon die thätigen Beyſpiele ſehen wollte, darf nur die Schrift der Mannheimer Tonſchule leſen. Wir begnügen uns damit, dasjenige entwickelt aus ſichern Gründen beſtimmt zu haben, was man bisher nur als Wirkungen eines unregelmäßigen Ohngefähr betrachtet hatte, und nun ſchreiten wir zu den Gemälden über.

Das Auge hat mit dem Ohr ſehr vieles gemein. Die Leiter der Farben und Töne kommen mit einander ziemlich überein. Wie die Orangenfarbe in die rothe übergeht, wenn ſie ſich verdunkelt: ſo wird aus dem Tone c, d, wenn es ſich verhältnißmäßig ermediget. Das Helle in den Farben iſt im Stande, dem Auge die glänzende Sonnenſtralen lebhaft zu malen, das Dunkle hingegen ſtellet die Dämmerung vor. Eben ſo ſind die hohe und ungedämpfte Schwingungen mehr fähigen Töne dazu geeignet, die heitere Schilderung eines hellen Tages; die tiefen hohlen und weniger elaſtiſchen aber, die Wirkung der ſtillen und dunklen Nacht vorzuſtellen. Nur dieſer kurze Vergleich wäre ſchon hinlänglich, um einen Philoſophen von der Wahrheit deutlich zu überzeugen, daß die wiſſenſchaftlichen Gründe auf alle Phänomene in der Natur ihren ſichern Anſpruch haben, wenn auch keine andere Beweiſe vorkommen ſollten. Deren ſind es aber unzählige. Wir wollen die thätigen Beyſpiele den Tonlehrern überlaſſen; hier iſt nur nöthig, kurz die Hauptурſachen anzuzeigen, ohne daß der weitläuftige Bezug auf alle untergeordnete Fälle mit angeregt werde.

Keinem Maler wird jemal einfallen, das Waſſer gelb vorzuſtellen, ſondern er wird jedesmal eine weißlichte, halb grüne oder bläuliche Farbe wählen, um ſich der Natur zu nähern. So müſſen wir auch in der Muſik hiezu Töne anbringen, die nicht zu feurig auf das Gehör wirken. Soll dieſes Waſſer den Styx vorſtellen, dann muß ein düſterer Ton, wo viele gedämpfte Saiten und weite Griffe vorkommen, in die Reihe treten. Es iſt deswegen ein Fehler, wenn ein Ripienviolinſt ſeine Kunſt nur im Greifen zeigen will, und vielleicht auf dem tiefen g diejenigen Töne nimmt, die vom vierten Finger ſchon auf dem d hätten ſollen gezeugt werden. Hiedurch wird der Vortrag ſehr dumpfig, und der Zweck des Componiſten weit verfehlt. Aber aus einer gegengeſetzten Urſache fehlen die Geiger, wenn ſie Töne, die alle mit einander gebunden werden ſollen, auf verſchiedenen Saiten zuſammenſetzen, und die Abſicht der Harmonie ſowohl als Melodie ſchlechterdings vereiteln. Je freyer die Saiten in einem Stück vorkommen, deſto ſchwingender iſt die Elaſticität, die Wirkung heiter, feuriger, ſchneidender und eindruckvoller. Die Urſach hievon iſt eine mathematiſche Simpathie, die ſich auf den in der Natur gegründeten, von ſich ſelbſt ertönenden harmoniſchen, in drey Wurzelzahlen beſtehenden 1 ½ oder 3. 2. 1. Dreyklang fußet. Solche Töne können nur zu Feyerlichkeiten, zu muntern Ausdrücken, zu hellen Gemälden gebraucht werden. Man muß alſo nicht die Gleichheit in den Ausweichungen ſuchen, wo der Ausdruck leidet. Jemehr b aber vor den Tönen erſcheinen, deſto ſeltner ſind die Schwingungen, die die leere Saiten vom Anſchlage der gegriffenen Saiten wegen der nahen, vielleicht Achtenverhältniſſen leiden: folglich deſto matter, unkräftiger und dunkler fällt die Wirkung aus. Der Ton C hält ſich beynahe in der Mitte.

Steigen wir Fünftenweis G, D, A, E: ſo wächſt immer die Stärke, der Eindruck, das ſchneidende und durchdringende. Fallen wir Fünftenweis F, B, Es, As: ſo ſinkt alle Kraft, der Eindruck wird matter und dunkler; deswegen wird zu einem Gemälde, zu den puren Waſſerarien, zu lautern Gegenſtänden vielleicht C der fähigſte Ton ſeyn. Das G iſt ſchon munterer, aber doch nicht aufbrauſend. Die naive Handlungen, beſonders des unſchuldigen ländlichen Vergnügens, können hierinn ſimpler als in den andern Tönen ausgedrückt werden. Das D wirft Feuer in die Herzen. Nun wird der ganze Körper belebt, der Geiſt ſchwingt ſich zu Heldenthaten, wird zu frechen, freudigen, ja etwas ausgelaſſenen Lobgeſangen aufgemuntert. Auch der Donnergott hat Anſpruch auf dieſen Ton. Das A iſt noch ſpitziger: da aber ſein Umfang nicht die Mitte der Geige, nemlich wie das D die zwey mittlern Saiten d und a beherrſchet: ſo kann das A nicht ſowohl zum Aufbrauſenden, wie das D, dienen. Glücklicher wird das Feuer der verliebten und dabey zärtlichen Leidenſchaft, als einer raſchen, hierdurch gemalt. Das E kann das Feuer am allervorzüglichſten ſchildern, in ſo weit es durch die Heftigkeit der durchdringlichſten Flammen in das Auge fällt. Das F dient zu einer Mittelſtufe; das B zur Dämmerung; das Es zur Nacht; das As zum plutoniſchen Reiche. Und dies ſoll für die erſte Zeichnungen des Pinſels der Töne einsweilen genug ſeyn. Was die Tonkunſt vor der Malerey vorzügliches hat, iſt die Bewegung.

Nun kehren wir auf unſere vorige Beſchreibung zurück, die die allmählige Folgen des Wetters enthielt. Vermittelſt der Bewegung und vermittelſt der verſchiedenen Bewegung, die in verſchiedenen Stimmen ein mannigfaltiges Ganzes geſtalten können, müſſen Gemälde entſtehen, die kein Farbenpinſel eines Raphael, Michael

Digitized by Google

Angelo, Titian, Rubens, Paulo Veroneſe jemals zu ſchildern im Stande war.

Die Strahlen der Sonne, wie ſie glitzern, werden durch feine Bogenſtriche, die abgeſtuft und flüchtig dahin geworfen ſind, aber eine Entfernung durch Achtenverhältniſſe andeuten, dem Ohre ſichtbar. Die Bewegung der Wolken darf nur durch die zweyte Geige und der Bratſche nemlich durch die innere Stimmen ausgedrücket werden. Die Töne können den Glanz verlieren, dunkler werden, und endlich etwas ſchwarzes den mit Regenwolken überzogenen Himmel deutlich vorſtellen. Das Sprudlen des Waſſers erklärt ſich durch viele Noten, die auf den nemlichen Tönen fortrieſeln. Die Töne können ſich eben ſo durchkreuzen, wie die Wolken. Man darf nur dem Violonzell eine widrige Bewegung mit der Bratſche anweiſen, dann wird die Harmonie dunkel und dem Ausdrucke gemäß das Drängen der furchtbaren Wolken leicht malen. Eine geſchwinde rollende Bewegung, die durch mehrere Abtheilungen, wie es der Umfang der Geigen leidet, in der Geſchwindigkeit von der äuſſerſten Höhe zur innerſten Tiefe fährt, die alle Töne mitreißt, eben ſo wie das Feuer die ganze Atmoſphäre durchdringt, unter einem heftigen Gepraſſel der Mittelſtimmen, die den Regen nachahmen, mit dem raſenden Gemurmel der Pauke begleitet, malt uns das Donnerwetter wie es nur immer lebhaft ſeyn kann. Eh nun dieſer Auftritt ſich endigen ſoll, muß das Donnern aufhören, die Bewegung der Noten mäßiger werden; die Mittelſtimmen etwas ſanfter gehen; der Ton ſich ändern; helle Intervallen und Tonverbindungen vorglänzen. Dann darf eine ſanfte Bewegung die ganze Natur in ihr Gleichgewicht zurückſetzen, dadurch, daß ſie noch etwas ſchwache doch unruhige Austheilung der Noten anhält, z. B. wenn im vier Viertelsſchlage ein Achtel drey Viertel und wieder ein Achtel geſetzt werden. Kein Geſang findet noch zur Zeit ſtatt, ſondern immer volle und ſich allmählig ſchwächende Harmonie, zum endlichen Ausdrucke der ſanften Stille wird nicht unſchicklich eine Art von gebundenen dritten und vierten c a, g e, eine wankende Tonfolge vom erſten und fünften Tone angebracht u. ſ. w.

Wir ſehen alſo, daß alle Gemälde ſich auf die Natur gründen, daß ihre Geſetze einfach ſeyen, aber gleichförmig dem Auge und Ohre vorkommen. Nun entdecket ſich das bisher ſo einheilig angeprieſene verderbliche Vorurtheil. Wie ein Genie im Stande ſeye, ſolche Gründe oder ſolchen Gründen gemäße Wirkungen von ſich ſelbſten zu erfinden. Wie leicht muß es nicht einem wiſſenſchaftlichen Tonſetzer, der dieſe ſichere Entdeckungen zum voraus hat, alle möglliche Gemälde mit zuverläßiger Sicherheit zu unternehmen; wie wär es aber, wenn er noch zuſammengeſetzte Ideen abzuſchildern hätte? z. B. ein wiegendes Schiff, wüthend anprellende Fluthen, gewaltſam ſich durchkreuzende Wellen, das Sauſen der Winde, die Dunkelheit des Himmels? Er müßte hier vielleicht der erſten Geige eine Bewegung anweiſen, die mit demſelbigen Bogenſtriche z. B. das tiefe mittlere und hohe g verbänd. Die Mittelſtimmen, die zweyte Geige und Bratſche könnten das Durchkreuzen der Wellen mit verwickelten Bewegungen, und das Anprellen durch ein von den andern dreyeſchiffenen Sechzehntel abgetrofenes ſehr lebhaft ſchildern.

Das Sauſen der Winde könnte durch das wechſelweis ab- und zunehmende Gebrüll der Walhorne; der Schaum der Wellen durch ein Anhalten der Hoboen, das Pfeifen der Luft durch das klägliche Heulen der Flöten glücklich copieret werden.

Wollen nun die Violonzelle auch mit einem faſt unkennbaren Herumdrehen und unruhigen hin und her winden dabey thätig ſeyn: ſo muß der Ausdruck überraſchender als alle Farben ſeyn. Wir übergehen mit Stillſchweigen alles dasjenige, wovon noch unter dem Artikel Gemälde, Pantomim, Singſtück, Recitativ u. dgl. gehandelt werden ſoll.

Ausdruck in der Geſetzgebung, in Staatsreden, und Staatsſchriften, ſ. dieſe Artickel.

Ausdrucken, iſt ein Kunſtwort des Kammmachers. Nachdem er die Platten, worein das Horn zerſchnitten worden in der Preſſe gepreſſet, hat es öfters noch hin und wieder Stellen, die nicht völlig gerade geworden. Er erwärmet ſie deswegen nochmals über dem Kohlfeuer, leget ſie zwiſchen zwey eiſerne Platten, und preſſet ſie abermals in einem gewöhnlichen Schloſſerſchraubeſtock. Dieſe Arbeit heißet er ausdrucken.

Ausdrusch, heißt ausgedroſchenes Getraide. Die Dreſcher pflegen nach einer an vielen Orten üblichen Regel, den zehnten Theil des Ausdruſchen, als Dreſcherlohn zu bekommen.

Ausdünſten, *Exhalare Evaporare.* (Chymie.) Alle Körper auf unſerer Erde ſelbſt die härteſte und läteſte verlieren, vornemlich durch die Kraft des Feuers, welches ſich vielleicht mit einigen ihrer Theilchen vermiſchet, und ſie durch ſeine Beymiſchung leichter, als ſie urſprünglich ſind, ſelbſt leichter als die Luft, die über ihnen ſchwebt, oder doch gleich leicht macht, und dadurch ihre Trennung von den übrigen, welche zurückbleiben, befördert, unaufhörlich unſichtbarer Weiſe etwas von ihren Theilchen und wenn ſie nicht andere dagegen aus der Luft einfaugen, nothwendig auch an ihrem Gewichte und zwar immer deſto mehr, wie lockerer ihre Theile an ſich zuſammenhängen, wie flüchtiger, mit wie einer gröſeren Oberfläche ſie der freyen Luft bloßgeſtellt, wie wärmer, und, wenigſtens, wenn es Flüſſigkeiten ſind, wie ſtärker ſie bewegt ſind, wie reiner und ſtärker bewegt die Luft iſt, die über ihnen ſchwebt. ſ. übrigens **Abdampfen**.

Ausdünſtung, (phyſik.) Es giebt wenige oder gar keine Körper im Reich der Natur, welche von ſo dichter Conſiſtenz ſind, oder deren Beſtandtheile eine ſo innige und feſte Verbindung mit einander haben daß ſich keine Zwiſchenräume darinn finden ſollten. Nur bey den härteſten Edelſteinen kann man ſie nicht demonſtriren, aber daraus folgt noch nicht, daß ſie gar keine hätten. Denn da das Glas ein ſehr dichter Körper Zwiſchenräume hat, ſo läßt ſich hieraus mit Wahrſcheinlichkeit ſchlieſen, daß auch andere noch dichtere Körper, welche haben. Nun ſagt uns die Erfahrung, daß die Zwiſchenräume der Körper entweder leer oder mit Luft oder mit einer andern fremdartigen Materie angefüllt ſind. Dieſes würde ſchwerer zu beweiſen ſeyn, wenn nicht jeder Körper an ſeiner Oberfläche mit Oeffnungen verſehen wäre, welche mit den inneren Zwiſchenräumen eine Verbindung oder Gemeinſchaft haben, und durch welche die enthaltene Materie ihre Wirkungen äuſſert. Sie verläßt nemlich die Zwiſchenräume des Körpers und reißt durch die Oeffnungen der Oberfläche (Pori) die man im Deutſchen mit dem nicht ganz ſchicklichen Namen der Schweislöcher belegt, heraus. Dieſes Herausſtrigen oder Vortreten der flüßigen Theile, über die Oberfläche der Körper heißt Ausdünſtung (Exhalatio) die Theile ſelbſt aber, welche das Vermögen haben, ſich leicht über die Oberfläche der Körper zu erheben, heißen flüchtige Theile und wenn ſie wirklich verfeinert worden und die Maſſe des Körpers verlaſſen haben, ſo belegt man ſie

mit dem Namen Dünste (Effluvia). Daß nun die meisten Körper die Eigenschaft oder Kraft ausdünsten haben, läßt sich hauptsächlich durch diese drey Gründe erweisen: 1) durch den Geruch. Denn die riechende Theile, so fein sie auch sind, entstehen und dunsten von dem Körper aus, welcher Geruch hat. 2) Durch den Augenschein selbst. Man siehet ja bey warmen Wasser die Dünste in die Höhe steigen; wir sehen die Dünste von Gebürgen wie Wolken aufsteigen; und folgender Versuch, wenn es nöthig ist noch Versuche anzustellen, zeigt eben das. Man gieße starken Salmiakgeist in ein Glas das oben eine weite Oeffnung hat. Diese Oeffnung bedecke man mit einem Stück Löschpapier, welches mit Scheidewasser oder einer andern starken mineralischen Säure benetzt, und in Gestalt einer Filtrirdutte zugespitzt und gefalten ist. Nun werden sogleich die vorher unsichtbare Dünste sichtbar werden und in Gestalt eines Nebels in die Höhe steigen. Endlich beweißt auch 3) die Verminderung des Gewichts und der Größe die Ausdünstung der Körper unwiderspreblich. Es bleibt uns also nicht der mindeste Zweifel daß die meisten Körper mehr oder weniger ausdünsten: Ich sage mit Fleiß mehr oder weniger; denn besitzt ein Körper viele flüchtige Theile, so dünstet er stark aus, und umgekehrt dünstet er wenig aus, wenn er wenige solcher Theile besitzt; besteht er aber aus lauter flüchtigen Theilen, so dünstet er ganz aus.

Da man alle Körper in feste und flüssige eintheilen kann, so wollen wir sehen, wie sich beyde in der Ausdünstung verhalten. Jeder fester Körper ist entweder trocken oder feucht. Die feuchten Körper wollen wir mit den flüssigen nachher betrachten, und jetzt nur das vornehmste von den trocknen anführen. Da die Beständtheile der trocknen Körper fester mit einander verbunden sind, so erhellet es klärlich, daß ihre Ausdünstung nicht so schnell und stark seyn kann, als bey feuchten und flüßigen Körpern. Dieß beweißt uns die Erfahrung, denn es kann ein fester Körper viele Jahre lang Ausdünstungen von sich geben, die man durch den Geruch empfindet, ohne daß er merklich an seinem Gewicht verlieret. Ein Stückchen Biesam kann wohl zehn Jahre ein großes Zimmer mit seiner Ausdünstung anfüllen, welche freylich sehr fein seyn muß, doch aber immer noch so viele Kraft besitzt, eine Ohnmacht bey hysterischen Weibern zu bewirken. Eben dieses siehet man an dem Kampfer, welcher in ganzen Stücken lange Zeit erfordert zu verfliegen, da er hingegen gepülvert, sehr schnell sich in Dünste auflöset. Zuweilen ist aber auch die Ausdünstung trockener und fester Körper gar nicht merklich, wenn nicht vorher die flüchtige Theile durch Reiben in Bewegung gebracht werden. Dieses beweisen die elektrische Körper, und andere aus dem Mineralreiche, davon wir hernach Beyspiele sehen werden. Oefters sind auch die flüchtigen Theile so genau mit den trocknen und festen Körpern verbunden und hangen ihnen so stark an, daß sie sich nicht von selbst davon entfernen, wenn man sie nicht durch Beymischung anderen Körper trennet und losreisset. Man siehet dieses an dem bekannten Beyspiele, das uns der Salmiac giebt. Dieses Salz enthält sehr viele flüchtige Theile, die aber sehr genau mit den festen verbunden sind und nur durch beymischung feuerbeständiger Laugensalze, oder anderer Zusätze, getrennt, und so zur Ausdünstung geschickt gemacht werden. Wir gehen nun zur Ausdünstung der flüssigen Körper über. Da die Theile der flüssigen Körper weniger Zusammenhang haben, als die Theile fester Körper, so können sie leichter getrennt und in Dünste aufgelöst werden. Dieß beweiset ebenfalls die Erfahrung. Alle wässerige Körper werden ganz in Dünste aufgelöst, welche man mit dem Namen der Dämpfe (vapores) die Verwandlung aber in Dünste, mit dem Namen Abdämpfung (evaporatio) belegt. Ausser den wässerigen Körpern giebt es noch andere, welche zwar nicht ganz, aber doch immer leichter und geschwinder ausdünsten als feste Körper. Dahin gehören alle Arten von Oehl, die ausgepreßten sowohl als die ätherischen. Da die flüssigen Körper eben sowohl ihre Zwischenräume haben als die festen, welche entweder mit Luft oder andern frembdartigen flüchtigen Theilen angefüllt oder wie man sagt geschwängert sind, so kann es nicht fehlen, daß diese frembdartige Theile um soviel leichter und eher ausdünsten, da die flüssigen Körper so leicht beweget werden. Doch haben wir auch Beyspiele, daß das Anhängen der flüchtigen Theile oder ihre Vereinigung so feste und stark ist, daß man keine merkliche Ausdünstung gewahr wird. Man löse z. E. Kampfer in Vitriolöhl auf, so wird aller Geruch dieses sonst so flüchtigen starkriechenden Körpers verschwinden und nur alsdann wieder merklich werden, wenn man Wasser in die Auflösung giesset. Wir haben endlich auch flüssige Körper, welche entweder gar nicht oder nur mit Hülfe starker Erhitzung ausdünsten. Dahin gehöret das Quekßilber und andere geschmolzene Metalle, die nur durch starkes Feuer zur Ausdünstung können gebracht werden. Ausser den jetzt betrachteten flüssigen Körpern, giebt es noch andere, welche eine Vermischung von nassen und trockenen oder mit andern Worten von flüssigen und festen Theilen enthalten. Dieß sind die feuchten Körper. Ihre starke Ausdünstung ist aus der Verminderung ihrer Größe oder aus ihrem Schwinden so deutlich zu bemerken, daß wir weiter nichts hiervon zu erklären brauchen; wir können also von der Betrachtung der generellen Ausdünstung, nun so gleich auf die Ausdünstung der Naturkörper insbesondere fortgehen. Zuerst wollen wir die Mineralien in Erwägung ziehen. Diese dünsten, wie wir schon oben erinnert haben, zum Theil nicht so stark aus, als andere Körper. Dahin kann man die Edelsteine und die Metalle rechnen. Da aber doch einige Metalle einen merklichen Geruch haben, wie z. E. das Zinn, so kann man ihnen die Ausdünstung nicht ganz absprechen. Weit stärker aber dünsten sie aus, wenn sie noch in dem Schoos der Erde mit Arsenik und Schwefel vererzt sind, wovon uns die sogenannten Bergschwaden deutlich genug überzeugen, welches nichts anders als solche Ausdünstungen sind. Eben so deutlich lassen sich auch die Dünste anderer Mineralkörper erweisen, z. E. der Steinkohlen, des Bergöhls, des Stinksteins, des Torfes u. a. m. Denn der Geruch in den Gruben dieser Mineralien, läßt sich schon von weitem empfinden. Alle diese Ausdünstungen sind für die Gesundheit mehr oder weniger schädlich, ja zuweilen äussern sie die Kraft des Giftes und tödten auf der Stelle. Ausser den vielen Beyspielen der Bergleute, welche von den sogenannten bösen Wettern (den mineralischen Ausdünstungen) getödtet werden, giebt uns die berüchtigte Hundshöhle (Grotta de Cani) im Königreich Neapel, einen in die Augen fallenden Beweis der giftigen Eigenschaften der Mineralien. Ich darf mich hier über diese Materie nicht weiter herauslassen, welche in dem Artikel Gift schicklicher abgehandelt werden kann, und eben so wenig darf ich auch die brennbare Ausdünstungen der Erde, die man Irrwische oder Irrfackeln nennet, hier erklären, welche gelegentlich in einem besonderen Artikel

Digitized by Google

vorkommen werden. Daher gehen wir nun auf die wäſſerige Ausdünſtung des Meeres über. Da die Ausdünſtung des Waſſers ſo groß iſt, welches nach Muſſchenbröcks und anderer Naturforſcher Verſuchen, die mit einem Atmometer (ſ. dieſen Artickel) angeſtellt worden ſind, an einem freyen Ort, in Zeit von einem Jahre 29 bis 30 Rheinländiſche Zoll ausdünſtet, ſo läßt ſich hieraus ſchon abnehmen, welche Menge von Dünſten ein ſo viele tauſend Meilen großes Behälter wie das Meer, verlieren müſſe, beſonders da das Waſſer darinn faſt in beſtändiger Bewegung iſt, und daher jedes Jahr bey 60 Zoll von ſeiner Oberfläche verliert, alſo gerade doppelt ſoviel, als ſtillſtehender Waſſer. Hieraus läßt ſich die Richtigkeit von Halleys Berechnung ſchließen, welcher gefunden hat, daß das mittländiſche Meer allein jeden Tag 5280 Millionen Tonnen Waſſer durch die Ausdünſtung verliert. Welche Menge muß nun der Ocean verlieren! Und wo kommt dieſes Waſſer hin? Die wohlthätige Natur ſchöpft es aus dieſem großen Behälter, führet es auf den Flügeln der Winde herbey und begießet unſere Garten und Felder damit. — Wir überlaſſen es dem Leſer dieſe Betrachtung fortzuſetzen und wenden uns nun zu der Ausdünſtung der organiſirten Körper in dem Pflanzen- und Thierreich.

Man ſiehet bey genauer Betrachtung der Pflanzen, daß ſie aus wäſſerigen und trockenen Theilen beſtehen, und daß die wäſſerigen in beſonderen Saftröhren enthalten ſind, die ſich von der Wurzel an bis an die äuſſerſte Ende erſtrecken. In dieſen Röhren und Kanälen wird der Saft zur Nahrung der Pflanze zubereitet, die überflüſſige Feuchtigkeit aber gehet durch die Dunſtlöcher, die ſich allenthalben auf der Oberfläche der Pflanzen finden, wieder weg, und erhält alsdann wie bey allen organiſirten Körpern den Namen Transpiration. Ob nun alſo gleich alle Theile der Oberfläche bey den Pflanzen mit Dunſtlöchern verſehen ſind und tranſpiriren, ſo iſt doch die Ausdünſtung beſonders an den Blättern am ſtärkſten; dieſe ſind gleichſam wie Herr v. Linne ſagt die Lungen der Pflanzen, und dünſten nicht allein die meiſte Feuchtigkeit aus, ſondern ziehen ſie auch aus der Luft wieder ein, denn man hat durch viele Verſuche gefunden, daß beſonders die obere Fläche der Blätter, welche mehrentheils glatt iſt, die Feuchtigkeit der Luft einſauget, die untere Fläche aber nur ausdünſtet. Wenn wir nun die Erfahrung ſelbſt zu Rath ziehen, ſo finden wir allenthalben den Satz bekräftiget, daß alle Pflanzen ausdünſten. Man darf nur im Frühling in einen Wald treten, ſo wird man ſchon die Ausdünſtungen durch den lieblichſten Geruch empfinden. Aber nicht allein die Bäume, ſondern jede kleinere Pflanze beweiſt dieſes eben ſo deutlich. Erfüllet nicht eine einzige Lilie das gröſte Zimmer mit ihrem Geruch und folglich mit ihrer Ausdünſtung? Siehet man nicht daß die Fenſter in Gewächshäuſern frets von den Ausdünſtungen naß ſind? Wen aber dieſes alles noch nicht genug überzeuget, der leſe die Verſuche, welche Hales mit vielen Pflanzen angeſtellt, und deren Ausdünſtungen er genau abgewogen hat. Er fand unter andern, daß eine Sonnenblumenpflanze, welche drey und einen halben Schuh hoch war, in Zeit von 24 Stunden 22 Loth ausdünſtete; folglich beynahe eben ſoviel als eine Waſſerfläche von drey Quadratſchuhen im Sonnenſcheine, in eben ſoviel Zeit. So klar und deutlich nun aus den angeführten Verſpielen die Ausdünſtung der Pflanzen überhaupt erhellet, ſo folgt doch daraus noch nicht, daß alle Pflanzen gleich ſtark ausdünſten. Denn da es ſo viele Pflanzen giebt, welche gar wenig Saft enthalten, z. E. viele Moose und Flechtengattungen ſo läßt ſich daraus leicht begreifen, daß dieſe weniger ausdünſten müſſen als andere. Die Vernunft und Erfahrung lehrt uns überdas auch, daß ſolche Pflanzen, welche ſehr fleiſchig ſind und im Verhältniß ihrer Maſſe, wenig Oberfläche haben; z. E. die Aloe und Cactusarten, die Bartblume u. a. m. lange nicht ſo ſtark ausdünſten können als andere, welche mehr Oberfläche haben. Ja auch die Zeit der Ausdünſtung iſt bey den Pflanzen verſchieden; denn man findet daß ſie gewöhnlich des Abends und des Morgens ſtärker ausdünſten, als am Tage und des Nachts. Der Thau welcher zum Theil von den Pflanzen ſelbſt ausdünſtet, beweiſt dieſes deutlich genug.

Es iſt nun noch die Betrachtung des Thierreiches übrig, welches ſo wie in vielen andern Stücken, auch in Abſicht auf die Ausdünſtung die gröſte Aehnlichkeit mit dem Pflanzenreiche hat. Wir werden hier weniger zu ſagen nöthig haben, da vieles davon in dem beſonderen Artickel unmerkliche Ausdünſtung vorkommen wird. Ohne uns lange mit dem Beweis aufzuhalten, daß die Thiere ausdünſten, welches wohl jedermann ohnehin glaubt, wollen wir nur das nöthigſte von dem Unterſchied der thieriſchen Ausdünſtung berühren. Da die Wärme des Körpers und der Kreislauf des Blutes vieles zur Ausdünſtung beytragen, ſo kann man leicht daraus abnehmen, daß diejenigen Thiere deren Wärme geringer iſt, und deren Blut langſamer circulirt, weniger ausdünſten müſſen. Alſo muß die Ausdünſtung bey den Fiſchen, Amphibien und Inſekten, deren Blut oder Säfte mehrentheils ganz kalt ſind, und ſehr langſam circuliren, gar ſchwach ſeyn. Es kann ferner die Ausdünſtung nicht ſo ſtark ſeyn, wenn die Oberfläche eines Thieres feſt und mit wenig Dunſtlöchern verſehen iſt, welches wir ebenfalls bey vielen Inſekten ſehen, denen über das auch noch die Lunge fehlet, durch welche die Ausdünſtung ſehr vermehret wird. Auch die Verſchiedenheit der Zeit hat bey den Thieren eben ſo wie bey den Pflanzen einen groſſen Einfluß auf ihre Ausdünſtung. Viele Thiere, welche den ganzen Winter über in einer Erſtarrung liegen ohne einige Speiſe und Trank zu ſich zu nehmen, können ohnmöglich ſtark ausdünſten, weil ſie ſonſt in dieſer langen Zeit ganz vertrocknen oder abzehren würden, das man aber in der That nicht findet. Endlich iſt bey den Thieren eben ſo wie bey den Pflanzen ein Unterſchied in der Ausdünſtung ſelbſt. Denn es findet ſowohl eine grobere wäſſerige, als auch eine feinere Ausdünſtung ſtatt, welche letzte man theils an dem Geruch, (wie uns die Witterung des Wildprets überzeugt) theils an andern Eigenſchaften wahrnehmen kann. Bey manchen Thieren z. E. hat ſie eine electriſche, bey manchen eine noch unbekannte und unerklärbare Eigenſchaft und Würkung. Wie z. E. bey den Katzen, deren Ausdünſtung einigen Menſchen ſo unerträglich iſt, daß ſie davon in Ohnmacht fallen. Doch wir dürfen in Betrachtung der Eigenſchaften der Ausdünſtung ſelbſt nicht weiter gehen, weil dieſes weitläuftige Feld, in dem Artickel Dünſte noch beſonders wird bearbeitet werden. Wir kommen alſo nun auf den wichtigſten Punct, die Urſache und den Grund der Ausdünſtung.

Wir wollen hier nicht die verſchiedene Meynungen der Naturforſcher über dieſe Materien anführen, noch uns mit der Widerlegung derſelben aufhalten, vielmehr ſagen wir nur kurz, wie wir uns die Sache vorſtellen. Wenn wir annehmen, daß die Luft eben ſo gut ein Auflöſungsmittel vieler Körper iſt, als andere flüſſig

Digitized by Google

keiten, so nehmen wir nicht eine bloße Hypothese an, sondern wir können diesen Satz deutlich und hinlänglich genug beweisen. Die Luft ist ein flüßiger Körper, welcher eben sowohl als andere Auflösungsmittel die Oberfläche anderer Körper ganz oder zum Theil berühret, umgiebt, anhängt und leichter ist, als sie. Dieses dürfen wir ohne Beweis annehmen. Nun ist nur noch zu erweisen, daß sie auch in die Zwischenräume der Körper dringt. Dieses erhellet aber deutlich aus allen angestellten Versuchen, da man die in den Zwischenräumen der Körper befindliche Luft, sowohl durch die Luftpumpe herausjagen, als auch hineintreiben kann, von welchem letzteren uns die neuere Entdeckungen des Hrn. Priestley überzeugen. Da also die Luft alle Eigenschaften eines Auflösungsmittels hat, warum sollte sie nicht auch die Würkungen äußern, den Zwischenraume der Körper auszudehnen, ihren Zusammenhang trennen, und die getrennte Theile nun in ihre eigene Zwischenräume aufnehmen? Und wenn dieses wirklich geschiehet, (da kein Grund zum Gegentheil vorhanden ist) was heißt es anders, als die Luft macht die Körper ausdünsten, indem sie dieselben auflöset. Vielleicht aber möchte uns jemand einwerfen, daß die Ausdünstung auch in dem luftleeren Raum vor sich gehe, und also diese ganze Theorie umstoße. Allein wir können diesen Einwurf leicht aus dem Wege räumen. Da es nemlich bekannt ist, daß ausdünstende Körper sehr viele Luft in ihren Zwischenräumen haben, so ist es sehr natürlich daß diese schon mit aufgelößten Theilen geschwängerte Luft, bey aufgehobenen Gleichgewicht nach und nach den Körper im Vacuo verlassen und hervortreten muß. Sobald aber der Körper völlig von Luft ausgeleert ist, so hat auch die Ausdünstung ein Ende. Da also die Ausdünstung nichts anders ist als eine Auflösung der feineren Theile eines Körpers in der Luft, so ist es weiter nicht unbegreiflich, wie die aufgelößten Theile des Wassers oder die Dämpfe in der Luft in die Höhe steigen, und darinnen schwimmen können; denn man siehet bey allen Auflösungen von Metallen, daß ihre Theile ob sie gleich ebenfalls von schwererer Art sind, als das Auflösungsmittel, dennoch darinn herumschwimmen ohne zu Boden zu fallen. Zwar haben die Auflösungsmittel einen stärkeren Zusammenhang oder Zähigkeit, wodurch die in den Zwischenräumen hängende aufgelöste Theile gehalten werden, als die Luft; allein was ihr an dem Zusammenhängen abgehet, wird durch die stete Bewegung ersetzt, durch deren Hülfe sie vermögend ist weit gröbere und schwerere Körper zu tragen, wie wir z. B. an den Staub und Sandwolken sehen, welche in den arabischen Sandwüsten zuweilen viele Meilen weit weggeführt werden und den Reisenden oft beschwerlicher sind, als Wasserwolken.

Aus dem was wir vorher erinnert haben, wird es nun gar begreiflich seyn, daß die Wärme, wie auf andere Auflösungen, so auch auf die Ausdünstung einen großen Einfluß haben, und sie sehr vermehren muß. Die Erfahrung bestätiget dieses wirklich bey allen Körpern, und der Grund davon ist leicht einzusehen. Denn da die Wärme die in den Zwischenräumen der Körper enthaltene Luft und die Zwischenräume und Dunstlöcher selbst ausdehnet, jene verdünnet und zum Theil austreibet, diese erweitert, auch die enthaltene Flüßigkeiten in Bewegung setzt, so ist leicht einzusehen daß sowohl das Losreißen, als das Weegehen der enthaltenen Theile erleitert werden müsse. Folglich muß alle Wärme sie mag nun durch wirkliches Feuer oder durch Reiben oder auch durch die Gährung entstehen, die Ausdünstung sehr vermehren, die Kälte hingegen, welche von allem das Gegentheil würkt, muß sie vermindern. Außer der Wärme, welche das Gleichgewicht der Luft aufhebt, können aber noch andere Umstände zur Vermehrung oder Verminderung beytragen. Wenn nemlich die Luft schon mit Dünsten stark angefüllt und gleichsam gesättiget ist, so kann der Körper den sie umgiebt nicht mehr so stark ausdünsten. Daher kommt es, daß feuchte oder flüßige Körper in einem Keller nicht viel ausdünsten oder austrocknen. Endlich kann vielleicht die verschiedene Beschaffenheit der Luft, je nachdem sie mit dieser oder jener Art von Dünsten geschwängert ist, vieles zur Vermehrung der Ausdünstung beytragen. Denn da wir bey andern Auflösungen sehen, daß dieses statt findet, warum sollte die Luft davon ausgeschlossen seyn? Gemeines Wasser z. E. löst niemals das Oehl auf; wohl aber geschiehet dieses, sobald es mit Laugensalztheilen geschwängert ist. Es wäre also dieses wohl einer genauerer Erwägung der Naturforscher werth, da unseres Wissens noch keine Versuche darüber angestellt worden sind.

Ausdünstung, *Exhalatio*, *Evaporatio*, (Chemie). So nennt man nicht nur die Arbeit durch welche man bey einer gelinden Wärme einen Theil der Flüßigkeiten in unsichtbare Dünste auflöst, und unter dieser Gestalt davon jagt, sondern auch die Theilchen selbst, die durch das Ausdünsten verlohren gehen, und gemeiniglich durch eine gröbere Kälte verdickt gesammlet, und wieder sichtbar gemacht werden können: Meistens haben sie feine Feuertheilchen die sich bey der Verdickung wieder scheiden, und Luft in ihrer Mischung; die übrige Bestandtheile sind nach der Natur der Körper, von welchen diese Ausdünstungen kommen, selbst nach dem Grad der Wärme, in welchem sie aufgetrieben sind, verschieden; sie bestimmen vornemlich entweder durch ihre eigene Natur, oder durch die Veränderungen, die sie durch ihre Beymischung in der Luft machen, die Unschädlichkeit und den verschiedenen Grad der schädlichen oder heilsamen Wirkfamkeit der Ausdünstungen überhaupt: Sehr oft wirken sie, wann sie auch so fein sind, daß sie unseren Augen entgehen, auf unsere Geruchsnerven, zuweilen auch auf die Geschmacksnerven. s. Abdampfen.

Ausdünstung des Salzwassers, beyden Salzwerken geschiehet, indem die Wassertheile auf der Oberfläche des Salzwassers nach und nach in Dünsten in die Höhe steigen, wodurch die Wassermenge zwar vermindert wird, das Salz aber in dem übrigen Wasser zurück bleibet. Es wächset also mit der Abnahme der Wassermenge, das Verhältniß des in solcher vorhandenen Salzes an. Die Kälte, die Wärme, der Wind vermehren die Größe der Ausdünstung, und die in Ruhe befindliche Sohle dunstet nicht nur stärker aus als die bewegte, sondern es ist auch die Größe der Ausdünstung noch immer der Größe der Oberfläche von der ausgedunsteten Sohle proportional angetroffen worden. Man hat auch zur andern Zeit wahrgenommen, daß je tiefer solche in einem Behältniß, nur destoweniger ausdünste, ein weißes Behältniß die Ausdünstung befördere und das einmal gesottene nicht so stark als das noch nicht gesottene Salzwasser ausdünste. Bey Vergleichung der Ausdünstung des Salzwassers gegen dem süßen Wasser hat man erfahren, daß das Salzwasser nicht so stark als das süße ausdünste, und daß das Salz in dem zurückgebliebenen Wasser jedesmal zurück bleibe, mithin das der Luft ausgesetzte Salzwasser am Salzgehalt reicher werde. In den neuern Zeiten ist man darauf verfallen, zu untersuchen ob nicht bey der Ausdünstung des

Digitized by Google

Salzwaſſers ein Theil des Salzes mit verlohren gehen möchte, weil man wahrgenommen, daß es große Gegenden in Ungarn und Polen giebt, in welchen bey heiſſer Sommerszeit das Salz dergeſtalt aus der Erden gezogen wird, daß gutes Salz einen ſtarken Meſſerrücken dick auf die Art, als wenn es außerordentlich ſtark gereift hätte, auf der Erdfläche angetroffen wird, welches die armen Leute mit Brodſcharren abkratzen, ſolches auslaugen, und in Keſſeln zu Salz ſieden. Man hat zu dem Ende Stangen über die Salzwaſſerbehältniſſe, und Stäbe über die mit Salzwaſſer gefüllte Gefäße gelegt, um zu erfahren ob ſich an ſolchen etwas Salz anhänge, und da man deſſen hiedurch überzeugt worden, ſo glauben ſie daß bey Ausdünſtung des Salzwaſſers ein Theil des Salzes wirklich mit verlohren gehe; inzwiſchen verdient dieſe Unterſuchung, welche in dem Salzweſen einen großen Einfluß hat, mehrere wiederholte Verſuche. Weilen ſich die Lehre vom Gradiren vorzüglich auf die Ausdünſtung des Salzwaſſers gründet, ſo hat man hier und da dieſe Lehre mit mehrerem Fleiße zu bearbeiten angefangen, als wohl vorhero geſchehen. Richmann hat ein Inſtrument erdacht, die Ausdünſtung zu meſſen, in England haben Boyle und Brownrig, in Schweden Nils Wallerius, in der Schweiz Haller, und in Sachſen Heun Verſuche angeſtellt die Größe dieſer Ausdünſtung durch ganze Monate, und Jahre zu meſſen, und es iſt zu wünſchen, daß bey mehreren Salinen dergleichen Verſuche angeſtellt, und dem Publico das Reſultat derſelben bekannt gemacht würde.

Ausdünſtung der Inſecten, ſ. Inſecten.

Ausdünſtung, unmerkliche, des thieriſchen Körpers. Der menſchliche, und überhaupt der thieriſche Körper iſt mit einer Menge von ausdünſtenden Gefäßen (ſ. Gefäße) verſehen, durch welche im natürlichen Zuſtand, ſowohl in die gröſſern und kleinern Höhlen des Körpers, als auch auf der Haut verſchiedene Feuchtigkeiten ausdünſten. Hier wollen wir nur von derjenigen unmerklichen Ausdünſtung reden, welche auf der Oberfläche der Haut geſchieht, und von den übrigen alsdann handeln wann uns die Ordnung nach und nach zu der Betrachtung derjenigen Theile und Höhlen führt, in welchen ſie geſchehen. Daß bey einer ſtarken Bewegung und Erhitzung des Körpers, ſo wie auch bey dem Gebrauch warmer und hitziger Getränke, und überhaupt durch alles, was das Blut in ſchnellere Bewegung ſetzt, ſich eine Feuchtigkeit auf der Haut, unter dem Namen des Schweiſſes, in Tropfen anſammle, dieſes lehrt die tägliche Erfahrung und war den Menſchen von Anfang an bekannt. Daß aber auch ohne dieſe heftige Bewegungen des Bluts und bey einem ordentlichen Kreislauf deſſelben, eine unſichtbare und unmerkliche Feuchtigkeit beſtändig aus den Gefäſſen der Haut ausdünſte, dieſes war vor den Zeiten des Sanctorius unbekannt und die Ehre der Entdeckung davon ihm vorbehalten. Man konnte zwar aus der ausdünſtenden Feuchtigkeit der Lungen, welche bey der Kälte der Luft ſichtbar wird, weiter ſchlieſſen und muthmaſſen, allein durch die Sanctorianiſche Verſuche, ſind wir erſt von dem weiten Umfang dieſer Ausführung überzeugt worden. Dieſer Sanctorius fande, indem er ſeinen Körper, ſeinen Stuhlgang und Urin täglich abwoge, daß von acht Pfund Speiſen und Getränk drey Pfund, durch die ſichtbaren Ausleerungen weggiengen, da er aber bemerkte, daß von den übrigen fünf Pfunden der Körper weder ſchwerer noch auch etwas davon auf eine ſichtbare Art aus dem Körper abgeſondert wurde, ſo ſchloße er, daß ſie ſich durch die Gefäße der Haut, auf eine unmerkliche Art verlieren mußten. Noch mehr wird man aber von der Wahrheit des Sanctorianiſchen Syſtems überzeugt, wann man einen Spiegel an die bloſe warme Haut anhält; denn alsdann wird derſelbe von den aus der Haut aufſteigenden Dünſten ganz trübe. Eben ſo, wann man in eine gläſerne Flaſche eine warme Hand ſteckt, ſo werden ſich in derſelben nach und nach Tropfen ſammeln. Die Menge der Ausdünſtung iſt aber unter allen Umſtänden nicht einerley. So dünſten die Menſchen in den wärmern Gegenden mehr, als in den kälteren aus, und dieſes mag die Urſache ſeyn, warum Sanctorius, der in Italien lebte, die Ausdünſtung etwas häufiger angegeben hat, als man ſie in kälteren Ländern beobachtet, ob man gleich dieſes zugeben muß, daß die unmerkliche Ausdünſtung wahrſcheinlich noch ſtärker iſt, als man ſie nach der genoſſenen Speiſen und Getränke berechnen und angeben kann, weil auch eine Menge von Feuchtigkeiten durch die einfaugende Gefäße der Haut in den Körper gebracht wird. Bey jugendlichen männlichen ſanguiniſchen Körpern, bey der Freude, ferner wann die Gefäße der Haut dichte, und frey ſind bey dem Genuß von warmen geiſtigen Getränken, leicht zu verdauenden Speiſen, zu der Zeit, wenn der Milchſaft gröſtentheils in Blut verwandelt worden, in einer ſchweren Luft, im Sommer dünſtet man mehr aus, als bey den entgegengeſetzten Umſtänden.

Die unmerkliche Ausdünſtung ſteht mit andern Abſonderungen im Körper, z. E. der Abſonderung des Urins, und des Saſts, welcher in die Höhle der Gedärme ausſchwitzt, in einer genauen Verbindung, und daher bemerkt man, daß wenn die Abſonderung der durch die Haut dünſtenden Feuchtigkeit ſich vermehrt wie im Sommer die Secretion des Urins abnimmt, im Gegentheil geht der Urin im Winter häufiger ab, weil die von Kälte der Luft zuſammen gezogene Haut, die unmerkliche Ausdünſtung unterdrückt. Eben ſo vermindert ſich nun auch bey einem vorhandenen Durchlauf die Ausdünſtung der Haut.

Nicht an allen Theilen des Körpers beobachtet man eine gleiche Ausdünſtung, ſondern die wärmern Oerter, z. E. der Kopf, die Bruſt u. dgl. haben darinn einen Vorzug.

Was die Natur der unmerklich ausdünſtenden Feuchtigkeit anbetrift, ſo beſteht dieſelbe, den angeſtellten Verſuchen nach hauptſächlich aus Waſſer, welches theils durch das Getränk, theils durch die einfaugende Gefäße der Haut ins Blut gekommen. Daß aber auch ein flüchtiges Laugenſalz mit derſelben weggehe, läßt ſich aus der Natur des Bluts, woraus ſie abgeſondert wird, welches viel Laugenſalz in ſich enthält, ſo wie auch aus den übelen Folgen einer zurückgetriebenen ausdünſtenden Feuchtigkeit, und von faulen Krankheiten ſchlieſſen, die entſtehen, wann man eine Menge von Menſchen in einen engen Ort einſperrt, und den Zugang der friſchen Luft verhindert.

Wann die Ausdünſtung in der gehörigen Menge und Ordnung geſchiehet, ſo zeigt ſie einen geſunden Körper an, und hat den Nutzen, daß ſie den Körper von den überflüßigen, wäſſerigen und faulen Theilen befreyt. Sie macht auch dadurch die Oberhaut, und die Nervenwärzchen der Haut weich. Wann ſie aber zu ſtark iſt, ſo ſchwächt ſie auch den Körper: da die Secretion dieſer Feuchtigkeit, wie eben erwehnt worden, dem Körper ſo nützlich und nothwendig iſt, ſo iſt es nicht zu verwundern, warum die Unterdrückung derſelben ſo vielen Schaden nach ſich zieht, warum dadurch faule Krankheiten, Seitenſtich, Lungenentzündungen u. dgl. erzeugt

Digitized by Google

werden. Es iſt auch daher eine höchſt nothwendige diätetiſche Regel, daß ein jeder Menſch, und beſonders ſchwächliche Körper, ſoviel als möglich, alles vermeiden was die unmerkliche Ausdünſtung hindert, z. E. eine kalte, naſſe, nebligte Luft, Erkältung durch Zugwinde, oder kalte Getränke, nach vorhergegangener Erhitzung des Körpers, (wohin auch neuerer Erfahrungen zufolge, der unvernünftige Gebrauch der Sonnenfächer zu rechnen) wie auch den übermäßigen Gebrauch der fetten und ſüchten Speiſen, beſonders des Schweinenfleiſches. Von dem Schweiß, der nichts anders als eine vermehrte und ſich auf der Haut in Tropfen anſammelnde ausdünſtende Feuchtigkeit iſt, wird in einem beſondern Artickel gehandelt werden.

Auseinander laufende oder divergierende Linien, werden diejenige genennt, die, wie ſie weiter fortgeſetzet werden, ſich weiter von einander entfernen. Ein gewiſſes Zeichen, daß zwey Linien AB und FD auf der Seite G auseinander laufen *, iſt, wenn eine, jene beyde durchſchneidende, dritte Linie CE, zwey innere Winkel AEC und FCE auf derſelben Seite mit jenen macht, die zuſammen genommen gröſſer ſind als zwey rechte. Denn wenn man GI durch den Durchſchneidungspunct E mit FD gleichlaufend ziehet, ſo ſind GEC und FCE zweyen rechten gleich, alſo muß nun AEC gröſſer als GEC ſeyn, und folglich GE einwärts innerhalb den Raum AECF fallen. Richtet man demnach in C auf FD den Perpendickel auf, ſo muß das Stück AC deſſelben gröſſer ſeyn als GC. Der Perpendickel EH aber iſt, da GI mit FD parallel, gleich GC. Alſo iſt AC gröſſer als EH, und da dieſe Perpendickel die Entfernungen der Linien AB und FD zwiſchen EH und AC ausdrücken, ſo ſind die beyden genannten Linien auf der Seite gegen G weiter von einander entfernt, als auf der Seite B, und laufen alſo auf der Seite G auseinander. In den Optiſchen Wiſſenſchaften hat die Betrachtung dieſer Linien ihren Nutzen, wovon wir nur zur leichten Probe den Satz anführen wollen, daß dem Geſichte des Kurzſichtigen auseinanderfahrende Strahlen zu ſtatten kommen.

Auseinandertreibende oder zertheilende Binde, ſ. Binde.

Auseiſen, iſt in den Berg- und Hammerwerken ein hochgeſtieltes Eiſen, mit einem runden Stiel, welches ohngefähr 6 Fuß lang und 1 Zoll dick iſt; es wird mit dieſem Eiſen, wenn geſtochen werden ſoll, in dem Ofen eine Oeffnung gemacht.

Auſen, iſt eine Benennung, womit die Gothen ihre Feldherrn belegten, wenn ſie einen Sieg erfochten hatten. Es ſoll ſoviel als Halbgötter bedeuten, wie der Griechen ihre Heroen. Andere leſen Anſen.

Auserleſen, ſ. Ausleſung.

Auſeron, ein ſeltene und koſtbare Specerey die aus Perſien gebracht wird.

Auserwählte. Nach der eigentlichen Bedeutung würden dadurch diejenigen Menſchen, Engel oder überhaupt Dinge verſtanden werden, die nach einer vernünftigen Wahl aus mehrern ausgeſucht werden, und einer gewiſſen Abſicht wegen ſie ſich von andern ſchicken. Es kommt aber hier eigentlich auf die Bedeutung an, welche das Wort theils in der heiligen Schrift theils in der Theologie hat. In dem alten Teſtament wird das Volk Iſrael als eine Nachkommenſchaft Abrahams auserwählt genannt, weil es Gott aus andern Völkern nach ſeiner Weißheit erwählt hatte, ihnen ſeine Offenbarung anzuvertrauen, unter demſelben den wahren Gottesdienſt aufzurichten, zu erhalten und auszubreiten. Einzelne Menſchen werden auserwählt genannt, weil ſie Gott zu einem gewiſſen Amte oder Geſchäfte beſtimmt hatte, und daraus entſtand denn auch die Redensart, daß es zuweilen ſoviel heißt als vortrefflich, gut, geliebt. In dem neuen Teſtamente wird es in einem edlern Sinn von den Chriſten gebraucht, die ein auserwähltes Geſchlecht Gottes genannt werden, und zwar beſonders heißen ſie in Abſicht ihrer Rechtſchaffenheit ſo. Auf dieſe Art werden theils rechtſchaffene berühmte Lehrer, die ihren Beruf mit aller Treue erfüllen, theils überhaupt wahre und ungeheuchelte Chriſten ſo genannt. Z. E. Matth. 20, 16. Matth. 24, 22. 24. 31. Marc. 13, 27. Das Wort auserwählt heißt daher in dem neuen Teſtamente, wenn es daſelbſt von den Chriſten gebraucht wird, eben ſoviel als heilige Geliebte. In der Theologie aber hat es auch eine eingeſchränktere Bedeutung. Man verſteht in derſelben diejenigen Chriſten darunter, welche im wahren Glauben bis ans Ende beharren und wirklich die Seligkeit erhalten. Diejenigen von welchen Gott nun von Ewigkeit vorher geſehen hat, daß ſie im Glauben ſterben werden, werden ſeine Auserwählte genannt. ſ. Erwählung, Gnadenwahl, Prädeſtination.

Auserwählte, Electi, bey den Manichäern, ſ. Manichäer.

Auserwählte, Jsbranici, eine Secte unter den Ruſſen, ſ. Kookolnicken.

Ausfahren, (Landwirthſchaft) ſagt man, wann man das Vieh auf die Waide treibet. Ich will ausfahren; Ich will austreiben; Beyde Redensarten haben einerley Verſtand.

Ausfahren, (bergmänniſch) heißt, wenn die Bergleute Schacht oder Feyerabend machen, und aufhören zu arbeiten.

Ausfahren der Haut, ſ. Ausſchlag.

Ausfahrendes Feuer, Pumpenfeuer. Man verfertiget Röhren, theils aus Papiere, theils aus Holze, aus welchen man allerley Feuerwerk, nemlich Schwärmer, Sterne, kleine Leuchtkugeln, Feuerregen, Luftſchläge u. d. gl. wie Kugeln aus dem Geſchütze ſchieſſet, und dieſe aus ſolchen Röhren, die man Pumpen auch Patronen nennet, geſchoſſene künſtliche Feuer werden mit dem Namen des ausfahrenden Feuers beleget. Von den Röhren und ihrer Zubereitung findet man in dem Artickel Pumpe Nachricht, und wir wollen daher hier nur deſſen erwähnen, womit ſie geladen werden.

Wenn Luftſchläge, die man unter dieſem Namen beſchrieben findet, aus den Röhren getrieben werden ſollen; ſo bereitet man * eine Hülſe ABCD aus Papier 3 bis 4 Zolle länger als der Luftſchlag EFGH, und eine Linie im Lichten weiter; würget dieſe Hülſe am Ende DC, damit ein ſo großes Loch übrig bleibt, in welches ein Federkiel 1 geſteckt werden könne, und füllet dieſe Federkiel mit einem langſam brennenden Satze. Auf den Boden der Hülſe bringet man eine Ladung gekörntes Pulver, ſetzet den Luftſchlag ſo darauf, daß der Stärkerſatz deſſelben unmittelbar auf das Pulver zu ſtehen komme und leimet endlich die Hülſe in ein Loch, das durch ein Bret KL gebohret werden, ſo feſte, daß es von der Gewalt des Pulvers nicht herausgetrieben werden kann. Zuletzt giebt man dem Satze im Federkiele Feuer, welches das Pulver auf dem Boden der Hülſe entzündet, das ſowohl den Luftſchlag aus der Hülſe heraustreibt, als deſſen Schwärmerſatz in Brand ſtecket. Man kann mehrere dergleichen Hülſen in mehrere durch daſſelbe Bret gebohrte Löcher neben einander befeſtigen, auch mehrere

* ſ. Geometr. Tafel, Fig. 10.

* ſ. Tafel der Luſtfeuerwerk. Fig. 1.

Digitized by Google

mehrere dergleichen auf einmal anzünden, wenn man ihre Zundröhren durch Leitfeuer mit einander verbindet.

Will man kleine Leuchtkugeln oder Sternfeuer aus dergleichen Röhren werfen, so befestiget man* die papierne Hülse A B C D unten auf eine genau darein paſſende Walze E F D C, leimet in den Boden derſelben eine Scheibe von Ehartenpapier E F und bringet eine Ladung Pulver darauf, über welche man abermals eine Scheibe von Holz oder Pappe K L leimt, die mitten ein Zündloch hat. Von einem nicht ſehr raſch brennenden Satze, den man aus zerriebenem Pulver, Salpeter, Schwefel und Kohlen wohl gemiſcht hat, trägt man auf dieſe Scheibe ſoviel als beliebet, etwa 1, 1½ bis 2 Caliber hoch, hierüber eine kleine Ladung Kornpulver und darüber einige Sterne oder kleine Leuchtkugeln (ſ. Stern, Leuchtkugel). Hierauf bringet man abermal von dem angeführten Satze, alsdenn Pulver und zuletzt wieder Sterne oder Leuchtkugeln. Und ſo fährt man fort, bis die ganze Röhre voll iſt. Zuletzt verſchlieſſet man die Hülſe mit einem papiernen Deckel, der abgenommen werden kann, nimmt die hölzerne Walze, die unten in der Hülſe ſtacke, ſo lange man ſie füllete, heraus, und ſetzt eine andere gleich hohe und gleich dicke an ihre Stelle, an welcher ſich unten ein breiterer Abſatz G H und darunter eine lange Spitze I befindet. Will man die Röhre anzünden, ſo ſtößt man die Spitze I feſt und ſenkrecht in die Erde, nimmt den papiernen Deckel ab, und zündet den Satz oben in der Hülſe an. Dieſer wird eine Zeitlang brennen, hierauf die Sterne oder Leuchtkugeln und alsdann auch das darunter befindliche Pulver anzünden, welches jene Sterne oder Leuchtkugeln in die Höhe herauswirft und zugleich wieder den folgenden Satz entzündet. Solchergeſtalt ſprudelt wechſelsweiſe der Satz ſein Feuer in die Höhe, und das Pulver wirft die Sterne und Leuchtkugeln heraus, bis das Feuer zuletzt das unterſte Pulver durch das Zündloch in der darüber gefeſtelten Scheibe K L ergreift, welches mit einem ſtarken Knalle losgehet und dem Spiele dieſer Röhre ein Ende macht.

Wenn Schwärmer aus dergleichen Röhren getrieben werden, nennet man ſie Schwärmerfäſſer, und wenn mehrere dergleichen Schwärmerfäſſer in einander ſtecken, die alſo ihre Schwärmer nuhrmahlen hintereinander in die Luft ſchicken, ſo heiſſen ſie Luftpumpen und man wird unter ihren eignen Namen finden, was man von ihnen zu wiſſen begehret.

Ausfall, (militariſch) iſt ein Ausrucken eines Theiles der Beſatzung einer Feſtung aus ihren Werken auf den vom Feinde beſetzten Platz um denſelben daraus zu vertreiben, und ſeine daſelbſt befindliche Anſtalten zu vernichten. Es giebt alſo Ausfälle ins Feld, und Ausfälle in bereits vom Belagerer eroberte Werke. Jene werden theils mit dem Vorhaben wirklich Gewalt zu brauchen, und daher mit einer verhältnißmäßigen Anzahl von Truppen unternommen, theils nur um die feindliche Arbeiter zu erſchrecken und zu verjagen, mit weniger Mannſchaft ausgeführet. Wir wollen zuerſt von den groſſen Ausfällen ins Feld reden.

Dieſe pflegen, wo nicht ſelten vorkommende Umſtände das Gegentheil rathen, nach Mitternacht gegen den Tag zumalen bey ſchlimmen windigem und regnerichtem Wetter, an welchem der Soldat in den Trenſcheen unnöthig und ſein Gewehr nicht recht brauchbar iſt, theils um von der Dunkelheit, theils um von der Müdigkeit und Schläfrigkeit der Truppen in den Laufgräben zu profitiren, in der Abſicht vorgenommen zu werden, um theils die Wache in den Laufgräben über den Haufen zu werfen, dieſe und die Batterie zu Grund zu richten, die Stücke wegzunehmen oder zu vernageln; theils wohl ſelbſt die nächſte Quartiere der Belagerer aufzuheben. Das Letztere ſetzet, wenn einiger Anſchein des glücklichen Erfolges vorhanden ſeyn ſoll, eine ſtarke Beſatzung und ſchwache belagernde Armee, und keine oder übel getathene oder übelverwahrte Verſchanzung deſſelben zum voraus, und iſt jedezeit wegen der Entlegenheit des Ortes, wo der Angriff geſchehen ſoll, ſehr gefährlich; woſern nicht etwa zugleich die Belagerer von auſſen durch eine zum Entſatz herbeykommende Armee attaquirt, und ſie alſo durch die auffallende Beſatzung zwiſchen zwey Feuer gebracht werden. Selbſt bis auf 300 Klafter von den Feſtungswerken ſich zu entfernen, auf welche Diſtanz eben deswegen der Marſchall von Vauban die erſte Parallele (ſ. Parallele) anzulegen verordnet, iſt überaus viel gewagt, weil man von dem Feuer derſelben vieles auszuſtehen hat, bis man es mit Wirkung erwiedern kann, und der Gefahr abgeſchnitten zu werden ſich ſehr ausſetzet. Solche Ausfälle fangen alſo erſt an unter gehörigen Vorausſetzungen rathſam zu werden und Erfolg zu verſprechen, wenn an der zweyten Parallele gearbeitet wird. Die alle Ausfälle, ſo beſonders dieſe ſind mit gröſter Vorſichtigkeit und Ueberlegung, nie ohne wahrſcheinlichſte Hoffnung, daß man ſeine Abſicht glücklich erreichen werde, zu unternehmen. Denn der verlohrne Mann der Belagerten iſt nicht ſo leicht wieder zu erſetzen, als eine verlohrne Compagnie der Belagerer, und überhaupt ſtimmt es mit dem Begriffe einer ächten Feſtung und ihrer Vertheidigung nicht überein, die Truppen unbedeckt und, ohne etwas beträchtliches vor dem Feinde zum voraus zu haben, fechten zu laſſen, wenn man nicht den augenſcheinlichen Vortheil gleichſam in Händen hat. Daher haben dergleichen Ausfälle nur hauptſächlich ſtatt, wenn die Feſtungswerke zu keiner ſonderlichen Vertheidigung aufgelegt ſind, und man alſo alles anwenden muß, um den Feind ſich nicht nahe auf den Hals kommen zu laſſen, und wenn eine mehr als genugſame, zumal mit Proviant nicht überflüßig verſorgte, Garniſon vorhanden iſt. Der Commendant der Feſtung, an deſſen Perſon mehr gelegen iſt, als daß ſie an der Ausführung des Ausfalls Theil nehmen dürfte, hat dieſelbe einem Officier, der viel Kopf und Herz und ein wohl gemäßigtes Feuer hat, anzuvertrauen, wenn er ſich von einer ſolchen, woſern der Feind das Handwerk verſtehet, allezeit mißlichen Unternehmung einen glücklichen Erfolg verſprechen will.

Wenn die Zeit heran kömmt, läſſet man die zu dem Ausfalle beſtimmte Truppen entweder auf den Lärmplätzen der Stadt, oder in den nächſten Auſſenwerken, oder im trocknen Graben, oder im bedeckten Wege ſich verſammlen, und befiehlt ihnen, weiſe papierne Cocarden oder weiſſe Schnupftücher auf den Hüten zu befeſtigen, damit ſie ſich im Finſtern erkennen können. Nachdem ihre Anzahl groß iſt, marſchiren ſie an mehreren Orten aus denen zu dem Ende geöffneten Schlägen auf der gegen die Attaque gekehrten Seite, auch wohl noch aus denen weiter zur rechten und linken Hand befindlichen, in gröſter Stille heraus, ſobald das in dieſem Falle der Uebereinſtimmung halber nöthige Signal gegeben wird. Die Diſpoſition iſt gewöhnlich folgende: Das erſte etwa aus 120 Mann beſtehende Detaſchement wird in 4 Glieder geſtellet, deren jedes alſo 30 Mann ſtark iſt. Das letzte Glied beſtehet aus Grenadieren mit ihren gewöhnlichen Waffen, die Solda-

* ſ. Taf. der Luftfeuerw. Fig. 2.

ten der andern drey Glieder hingegen haben Kürasse an, führen einen Degen und eine Pistole in der Gurte, in der Hand aber eine Partisane oder sonst einen Spieß mit einem Haken, dadurch der letzte zum Einreißen der Schanzkörbe und Faschinen dienet. Das hierauf folgende zweyte Detaschement, welches stärker ist und z. E. aus 180 Mann bestehen kann, führt seine gewöhnlichen Gewehre, nur das erste Glied ist wiederum bewaffnet, wie die drey ersten Glieder des ersten Detaschements. Nach diesem zweyten Detaschement marschieren die Arbeiter mit dem zu ihrem Vorhaben erforderlichen Schanzzeuge. Einige wenige derselben haben Pechkränze u. dgl. um das zu verbrennen, was aus Mangel der Zeit nicht eingerissen werden kann. Andere haben Hägel, Aexte, u. s. w. die Canonen, wenn man sie nicht wegbringen kann, zu vernageln, und die Lafseten zu zerhauen. Das dritte Detaschement macht den Schluß, das aus 3, 4 und mehr hundert Mann bestehet, und den übrigen zur Bedeckung dienet. Endlich die, wenn der Ausfall noch ziemlich weit ins Feld hinaus gehet, gewöhnlich zugeordnete Cavalerie unterstützt zum Theil die Infanterie und stellet sich zum anderen Theil der feindlichen Cavalerie entgegen. In dieser Ordnung marschieret man auf die Laufgräben los und zwar, sobald man merkt, daß man entdeckt ist, in größter Geschwindigkeit, um dem Feinde keine Zeit zu lassen, sich in die gehörige Verfassung zu setzen. Das erste Detaschement unterstützt vom zweyten trachtet den Feind zum Weichen zu bringen, und, wenn es gelingt, so kehret das erste bald in die Laufgräben zurücke, das zweyte ziehet sich etwas näher zur Festung und das dritte bleibet an einem noch näheren solchen Orte stehen, wo es den andern beyden Detaschementen, sobald sie Hülfe nöthig haben, und bey dem Zurückzuge den nachdrücklichsten Beystand leisten kann. Die Cavalerie postieret sich auf beyde Flügel des Ausfalles, um die feindliche abzuhalten, daß sie solche nicht angreifen kann. Inzwischen machen sich die Arbeiter an die Laufgräben und werfen soviel davon nieder als ihnen möglich ist, andere ruiniren die Batterien, zu welchen sie kommen können, vernageln die Canonen, zerhauen und verbrennen die Lafseten, verderben das vorgefundene Pulver u. s. w. Hat man sein Vorhaben ausgeführt, so kehret man in so guter Ordnung, als das Verhalten des Feindes verstattet, zurücke, das bisherige erste Detaschement hält so lange aus, bis die Arbeiter abmarschiret sind, und rücket mit denselben sodann vor das zweyte, das die Arrieregarde abgiebt. Mittlerweile hat man sich auf den Wällen und im bedeckten Wege in die gehörige Verfassung gesetzt, um den Feind, wann er sich bewgehen ließe, den Ausfall bis aufs Glacis zu begleiten, mit einem tüchtigen Feuer zu begrüßen. Sobald die Truppen wiederum im bedeckten Wege angekommen, wirft man Leuchtkugeln an die verstörte Oerter, um die Feinde, die sich sogleich angelegen seyn lassen werden, das Ruiniren herzustellen, zu entdecken und das grobe Geschütz auf sie zu richten, das alsdenn gute Wirkung thun wird.

So ist die Rechnung von Seiten der Belagerten, durch welche die Belagerer so viele Striche zu machen wissen, daß öfters wenig davon übrig bleibet. Das hauptsächlichste Mittel wider die Ausfälle sind die Paralellen oder Waffenplätze, wovon man unter jenem Titel gehörige Nachricht findet. Sie werden mit einer Menge Truppen, die der Besatzung der Festung und den von derselben zu besorgenden Ausfällen proportioniret ist, besetzet und zwar im Mittelpuncte und auf den Flügeln am stärksten, damit man aufs kürzeste überall, wo es nöthig ist, succurriren kann. Man treibet weiter vorwärts keine Laufgräben bis jene völlig fertig und diese zu vertheidigen im Stande sind. Ueber dieses stellet man Schildwachten in größerer und andere Posten in geringerer Entfernung vor die Arbeiter, auch lässet man zuweilen kleine Detaschements so nahe bey der Festung, als möglich, sich auf die Erde legen, damit sie alles gewahr werden, was im bedeckten Wege vorgehet, durch deren zeitige Nachricht die unvermuthete Ueberfallung verhütet wird, und unterstützet sie mit einer oder mehreren Grenadiercompagnien, und die Cavalleriewacht ist beständig aufmerksam um, sobald ihre Hülfe nöthig ist, bey der Hand zu seyn. Die Arbeiter sowohl als die vor ihnen stehende Wachten und Detaschementen bekommen Befehle, wenn ein Ausfall anrücket, die angefangene Arbeit zu verlassen und sich an einen in den Parallelen angewiesenen Ort zurücke zu ziehen. In der Verfassung erwartet man den Ausfall, macht auf ihn aus der Paralele und andern dazu geschickten Logements ein lebhaftes Feuer und sobald er sich auf 15 bis 18 Schritte genähert, also auch schon manchen Mann verlohren, prellen nicht nur die Grenadierer und die dazu beorderte Piquete auf ihn an, sondern kleine von der Cavalleriewacht inzwischen detachierte und von erfahrnen Subalternofficiers angeführte Corps von 30 bis 40 Mann fallen ihm auf ein demselben gegebenes Zeichen in vollem Gallop in die Flanke und in den Rücken. Der Ueberrest der Cavallerie hält sich in der Nähe bereit, sowohl dem detaschierten Corps zu Hülfe zu kommen, als der feindlichen Cavalerie, die den Ausfall unterstützen möchte, die Spitze zu bieten, oder ihm den Rückweg abzuschneiden. So wenig man dem Ausfall entgegen gehet, sondern ihn, ob er gleich einige nicht ausgemachte Werke niederreißet, nahe ankommen und das Feuer der Trancheen versuchen lässet; so wenig verfolget man ihn, damit man nicht unter das Feuer der Festung gerathe, das empfindlichen Schaden zufügen würde; wofferne man nicht im Sinne hat, mit ihm einzudringen und sich bey der Gelegenheit eines Werkes durch Ueberrumpelung zu bemeistern.

Kleine Ausfälle im Feld, werden entweder nur unternommen um blinden Lärmen zu machen, oder auch im Ernste um einen Theil der feindlichen Arbeiten zu ruinieren.

Im ersten Falle ist der Endzweck theils den Feind heraus ins Freye nahe bey die Festung zu locken und alsdenn durch ein starkes Artillerie und Musketenfeuer ihm viele Leute zu tödten; theils zu machen, daß die Arbeiter aus den Transcheen entlaufen und deren Fortgang also dadurch zu hemmen. Mierzig, dreyßig, ja wenniger Mann reichen zu diesen Absichten hin, und sie beobachten denselben gemäß jetzo mit Fleiß die oben vorgeschriebene Stille nicht, sondern machen ein Geräusche doch so, daß man nicht merkt, daß es mit Fleiß geschiehet. Die schon angezeigten Vorsichten der Belagerer machen dergleichen Unternehmungen meistens fruchtlos. Denn die Vorposten entdecken gleich, daß es kein Ernst ist, und können, wofern sie wohl angeordnet, von verständigen Anführern geführet und von den weiter hinter ihnen stehenden stärkeren Detaschementen wohl unterstützet werden, die wenige Leute, wenn sie etwas zu dreiste sind, leicht fangen oder tödten. Die erste Falle wird überdas vermöge des vorhergehenden einem vorsichtigen Feinde dergebens gelegt, und die andere Absicht bereitelt die den Arbeitern zugegebene Bedeckung und falls von ihr etwas erreichet wird, so nehmen die Piquete von den Bataillonen der Transchenwacht die

Digitized by Google

Schaufel in die Hand und helfen das zu Stand bringen, was in dieser Nacht hat fertig werden sollen. Der gröste Nutzen, den man von dieser Art Ausfälle hoffen kann, bestehet wohl darin, daß man dadurch den Feind sorglos zu machen und durch eine darauf erfolgende ernsthafte Unternehmung ihm einen desto härtern Streich beyzubringen gedenket, und die Lage, worinn er sich befindet, seine Anstalten, seine Vorsichtigkeit oder Unvorsichtigkeit, den Ort wo er am fleißigsten arbeitet, den Ort wo Truppen unbedeckt stehen die Arbeiter zu unterstützen u. dgl. auszukundschaften und sich darnach bey dem folgenden ernsthaften Ausfall und beym Feuern aus der Stadt zu richten.

Die andere Art der kleinen Ausfälle, die gleichfalls nur mit 10, 20, oder, wenn man mehr zu thun finden möchte, mit 30 bis 40 Mann ausgeführet werden, geschiehet, wenn der Feind schon sehr nahe mit seinen Laufgraben angerückt ist, wenn er an seiner dritten Parallele oder andern auf dem Glacis befindlichen Werken arbeitet. Man intendiret dadurch ein Stück der Sappen umzuwerfen, Schankörbe der Logementer einzureißen, was mit Faschinen gebauet ist, anzuzünden und zu verbrennen, Batterien zu zerstören und Geschütz zu vernageln u. s. w. Weil man nur wenige Leute hiebey exponiret, die unversehens aus dem bedeckten Wege herausbrechen, bald an dem Orte anlangen, wo sie zu thun haben, und bald wiederum in Sicherheit sind; dem Feinde aber durch die Ruinirung seiner Werke an einer Stelle, wo ihre Verfertigung so gefährlich ist, dennoch ziemlicher Abbruch geschiehet: so ziehet der Marschall von Vauban diese kleine den erst beschriebenen großen Ausfällen mit Recht vor. Inzwischen, wenn der Feind auf seiner Huth ist, so wird dadurch auch nicht viel ausgerichtet. Denn ist die dritte Parallele bereits fertig, so hält sie der Belagerer mit Truppen, welche auf die Ausfallende ein starkes Feuer machen können, wohl besetzt. Ist sie noch nicht fertig, so stehen diese Truppen sowohl in der zweyten, als in der weiter vorwärts angelegten halben Parallelen, und thun daselbst den nemlichen Dienst. Uebrigens läßt man sich nicht verleiten, aus den Parallelen auszurücken und dem heftigsten Feuer aus den Vestungswerken, das nur auf diesen Fehler wartet, sich auszusetzen; sondern schicket, wenn die Ausgefallenen erst nahe genug gekommen, einige Grenadierer ab, die sie zur Retirade nöthigen, die Sappirer aber und ihre Bedeckung ziehen sich bey dem ersten Anblick derselben zurück. Um das in Brand gesteckte bey guter Zeit löschen zu können, hält man an verschiedenen Orten der laufgräben Tonnen voll Wasser, oder man schlägt Erde auf die brennende Faschinen, oder bedeckt sie mit angenetzten Häuten frischgeschlachteten Viehes.

Eine mittlere Art zwischen den beyden letzten Gattungen von Ausfällen, die auch voraussetzet, daß der Feind schon sehr nahe ist, bestehet darinn, daß 10, 12 oder mehrere kühne und beherzte Soldaten aus dem bedeckten Weg sachte an die vorderste Werke hinschleichen, alsdenn mit Geschrey und großer Geschwindigkeit darauf losspringen und Granaden darein werfen. Das ist genug, um die Arbeiter, die ohnehin nur auf schickliche Gelegenheit dazu warten, davon laufen zu machen. Sobald aber dieses geschehen, und etwa noch einiges Feuerwerk auf die Faschinen geworfen worden, müssen sich die Ausgefallenen wieder fortmachen und ja in kein Gefecht einlassen, als über welches ihnen sicher zu viele auf den Hals kommen und die Rückkehr verbieten würden.

Die innern Ausfälle geschehen theils den bedeckten Weg wieder zu erobern, theils den Feind von der Bresche der Außenwerke zu vertreiben, theils den Uebergang über den Graben zu erschweren, theils den Mineur an seiner Arbeit zu hindern. Im ersten Falle sucht man den Feind aus seinen annoch unvollkommenen Logements zu vertreiben, und hat Fladdermine bereit, um solche, wenn er sich widersetzet und deswegen viele Mannschaft herbeyziehet, zu zünden und einen guten Theil desselben in die Luft zu schicken. Eben deswegen bezeiget sich der Feind in Vertheidigung solcher noch nicht haltbarer Werke nicht hartnäckigt, sondern ziehet sich daraus in standhaftere zurück, und läßt dagegen seine Ricochets und Trenschen-Cavaliere wirken. Haben diese einigermaßen aufgeräumet, so läßt er schleunig einige Compagnien Grenadierer zum Angriff anrücken, von welchen drey oder vier, oder mehrere mit Aexten versehene in den bedeckten Weg springen, den Eingang in die Minen auffuchen und die Pulverwürste abschneiden oder sonst verderben. Kömmt aber eine Fladdermine zum Sprung, so logiret er sich augenblicklich in ihrem Trichter, und hänget ihn mit den übrigen Logaments zusammen.

Sucht man den Feind von der Bresche der Außenwerke zu verjagen, so nimmt man Schankörbe, Faschinen, Sandsäcke u. dgl. mit, um sie schleunig ausbessern und den Feind zu zwingen, daß er sie von neuem erobern muß. Dieser wird, wenn er sich noch nicht im Stande findet, festen Fuß zu halten, nach einer oder zwey Salven sich, wie im vorigen Falle, retiriren, hingegen seine Canonen auf die Bresche richten und einen Granaden- und Steinhagel darauf fallen lassen, der die Ausgefallenen zum Rückmarsch disponiren und ihm die Gelegenheit verschaffen wird, seinen Posten wieder einzunehmen.

Den Uebergang über den Graben greiffet man an, um das Epaulement, das ihn bedeckt, zu vernichten und die dazu gebrauchte Faschinen zu verbrennen, wie auch den etwa angehängten Mineur tod zu schlagen, oder vermittelst einer in seine Höhle geworfenen Pulvertonne zu ersticken. Der Feind bedienet sich hierwider seiner im bedeckten Wege nahe am Rande des Grabens angelegten Logements, und feuert daraus mit Musketen auf den Ausfall. Desgleichen richtet er seine zur Einstürzung der Flanken bestimmten Canonen in den Graben, und schicket aus jeder einige Karteschen hinunter. Ueber das errichtet er sogleich, als er den Eingang in den Graben eröffnet hat, Logements, die 25 bis 30 Grenadierer aufnehmen, auf beyden Seiten desselben hart an der Contrescarpe, aus welchen er den Raum rechter und linker Hand des Ueberganges der Länge nach bestreichen kann. Zur fernern Vorsorge gräbet er in demselben, wenn es angehet, einige Löcher bis aufs Wasser, und netzet daraus die Faschinen von Zeit zu Zeit, damit sie so leicht nicht Feuer fangen.

Ausfall, poterne, nennet man auch eine kleine Thüre im Hauptwerke oder in einem großen Außenwerke, z. E. in einem Horn- oder Kronenwerke, die man an einem dem Feinde nicht in die Augen fallenden Orte, z. E. hinter den Orillons oder, wenn dergleichen nicht da sind, in der Curtine nahe bey den Flanken wenig über dem Grunde des Grabens anbringt, um dadurch in den Graben gelangen zu können. Der Gebrauch, wozu sie den Namen haben, bestehet darinn, daß die Mannschaft, die einen innern Ausfall, zumalen auf den Uebergang des Grabens, unternehmen soll, durch sie unvermerkt herausmarschiren und wiederum zurückkommen kann. Man kann sie aber auch zur Communication mit den Außenwerken, sowohl über einen trockenen als nassen Graben brauchen. Soll grobes Geschütz dadurch geführ-

Digitized by Google

ert werden, so muß ihre Weite und Höhe darauf eingerichtet und ihre Abfahrt herunter in die Tiefe als eine schief liegende Fläche angelegt seyn; sonst macht man diesen in Gestalt einer Treppe, und giebt der Thüröffnung selbst nur 4½ Schuhe zur Höhe und gegen 3 Schuhe zur Breite, damit man nur Mann für Mann gebückt durchpassiren und der Feind also nicht mit Gewalt dadurch eindringen kann, wenn er Zugang zu derselben gefunden. Leget man auf beyden Seiten des Ganges Magazine an, so kann man darinn allerley Dinge verwahren, deren man in den Außenwerken bedarf, und die man bey den Gelegenheiten braucht, da man durch ihn zu gehen nöthig hat. Sowohl um vor Ueberfallungen sicher zu seyn, als Wachten zu ersparen, pflegt man dergleichen Thüren in Friedenszeiten mit einer dünnen Mauer zu verschließen, die man zu seiner Zeit wegbricht und ihre Stelle mit einem wohlverwahrten Thürflügel ersetzet.

Ausfall, (juristisch). Wenn eine Stadt, z. B. in Sachsen, die ausschließliche Braugerechtigkeit in einem gewissen Bezirk oder den sogenannten Meilenzwang hat, und das Bier, so ein anderer in diesem Bezirk gebrauet hat, wegnehmen läßt, so sagt man: sie habe einen Ausfall gethan.

Ausfall, (in der Fechtkunst) heißt, wenn man aus der gewöhnlichen Positur gegen den Feind ausstößt, und mit dem vordersten Fuß gegen den Gegner austritt, umdemselben seinen Stoß anzubringen.

Ausfallen des Getraides, wird verhütet, wenn man selbiges nicht auf dem Halm überzeitig werden läßt, und sich statt des Abmähens des Schneidens bedienet. Bey der Gerste, die nicht allein ausfällt, sondern in ganzen Aehren abbricht, ist es überdem eine nöthige Vorsicht, selbige nicht in den Mittagsstunden, sondern gegen Abend oder in aller Früh, zusammenbringen und aufbinden zu lassen.

Ausfallen der Haare. Das Ausfallen der Haare, besonders am Kopfe, geschieht auf verschiedene Art. Geschieht das Ausfallen so, daß dadurch runde leere Plätze auf dem Kopf oder an andern Orten entstehen, so wird dieses **Alopecia** genennet; im Gegentheil aber heißt es **Ophiasis**, wenn diese leere Plätze schlangenförmige Krümmungen vorstellen. Manchmal bemerkt man, daß vor dem Ausfallen die Haare eine andere Farbe, als sie vorher gehabt haben, annehmen.

Die Ursache von dem Ausfallen der Haare liegt theils in der verminderten Nahrung derselben, wodurch ihre Wurzeln absterben, theils in scharfen Säften, die die Haare an ihren Wurzeln, manchmal auch, wie in der Ophiasis, die Haut selbst verzehren. Aus diesem Grunde fallen in der Schwindsucht, nach überstandenen heftigen Krankheiten, bey einer allgemeinen Verderbung der Säfte, wie in der Liebesseuche, die Haare aus.

Die Mittel zur Wiederherstellung der ausgefallenen, und überhaupt zum Wachsthum der Haare, werden verschiedentlich angegeben. Man soll den Körper reinigen, wenn die Haare wegen einer Verderbung der Säfte ausgefallen sind; eben so soll die in der Haut und um die Wurzeln der Haare sich aufhaltende bösartige Materie durch auflösende und reinigende Mittel weggeschafft, und an die von Haaren entblößte Oerter verschiedene topische, besonders reizende Medicamente, wie z. E. Senf, Lorbeeröl, weiße Lilienwurz, Nießwurz und dgl. aufgelegt werden, um durch den dadurch vermehrten Zufluß der Säfte den Wachsthum der Haare zu befördern. Endlich müßte man auch in Ansehung der Diät alle scharfe, gesalzene Speisen vermeiden. Die Erfahrung hat aber gelehrt, daß alle die angeführte Hülfsmittel bey diesen Umständen öfters fruchtlos gewesen sind.

Ausfallen der Zähne. Die Zähne fallen entweder auf Befehl der Natur von selbst aus, oder durch eine Krankheit. Das erste geschiehet bey allen Kindern. Niemals behält der Mensch die ersten Zähne, die er in der Kindheit erlangt, sondern sie fallen mehrentheils vor dem siebenten Jahre aus, indem der in der Zahnlade liegende Keim der zweyte Zahn sich entwickelt, vergrößert, und den ersten Zahn in die Höhe treibet, der alsdann ohne sonderliche Schmerzen ausfällt. Nur die letzten Backenzähne, welche nach dem siebenten Jahre hervorwachsen, bleiben stehen und fallen nicht aus. Aber auch durch Krankheiten können die Zähne ausfallen, entweder, wenn das Zahnfleisch Schaden nimmt, wie z. E. durch den Scharbock, durch generische Krankheiten und Mundfäule; oder wenn der Zahn selbst durch die Fäulniß verdorben wird. Im letzten Fall muß er mehrentheils zwangsweise durch die Hand des Wundarztes ausfallen, wenn er nicht von selbst weichen will. Endlich können auch scharfe an die Zähne und das Zahnfleisch gebrachte Sachen das Ausfallen bewirken; wie wir denn selbst einen Mann gekannt haben, dem ohngefähr in seinem vierzigsten Jahre alle Zähne in Zeit eines Monates aus dem Munde fielen, ohne ihm sonderliche Schmerzen zu verursachen, da er das Zahnfleisch mit einer Zahntinctur bestrichen hatte, die ihm ein herumziehender Zahnarzt oder Störger zur Befestigung und Conservation der Zähne gegeben hatte.

Ausfallende Ströme, nennen die Wasserbaumeister die Flüsse an den Orten, wo solche in das Meer fallen. Sie sind entweder offene Ströme, welche erst mit einem Deiche geschlossen werden sollen, oder sie sind schon mit Schleusen gefasset und eingeschränket. Wenn sie annoch offen sind, so erfordert deren Durchdämmung die meisten Umstände. Alle dergleichen Ausflüsse und Ströme müssen nun, woferne die Bedeichung nicht mit einem Schenkeldeiche davon wiederkehren, und ein offener Strom gelassen werden soll, durchgedammet, mithin der Deich darüber fortgeführt werden. Die gewöhnlichen, auch ziemlich großen Balsen können ganz zugeschlagen, und hiernächst das zu hoch darinn stehenbleibende Wasser abgeleitet werden. Es muß aber der Damm hoch genug und nach beyden Seiten aus offen ablaufend gemacht werden, damit das Wasser darüber keinen Sturz gewinne. Hingegen Ströme, wodurch Siele oder Flüsse ausfallen, dürfen nicht ganz zugedammt werden, sondern es muß nur blos, und wenn kein starker Eisgang darinnen ist, entweder die Höhlung ohne Erde, zu Stande gebracht, oder die Mitte so weit offen gelassen und an den Seiten eingedämmt werden, daß keine übergroße Vertiefung daher entstehe. Solchergestalt kann wohl ein Drittheil an jeder Seite hineingedammt, und ein Drittheil in der Mitte nur offen gelassen werden, wodurch man nicht allein viele Zeit, sondern auch noch einige Anschickung und Verringerung großer Ströme gewinnen kann. Die Zudämmung der Ströme ist nun eines der wichtigsten Geschäfte beym Deichbau, wozu die meiste Ueberlegung und Erfahrung gehöret, wovon dieser Artickel nachzulesen.

Ausfaseln, Auströdeln, heißt, einige Fäden eines Gewebes aus dem Ganzen wegnehmen. So hat man sonst Leinwand ausgefaselt, und bald dogigt, bald glatt zur Trauer getragen. Man ziehet auch in feiner Leinwand einen Faden aus, um selbige gerade zu schneiden; wie auch um nach diesem ausgezogenen Faden zu nähen.

Digitized by Google

Ausfausten. Nachdem der Hutmacher den Hut angeformet hat (s. Anformen), tauchet er ihn sammt der Forme wiederum in den Kessel und lässet ihn so lange darin, bis er wohl heiß geworden. Alsdenn setzt er ihn mit dem Fuß der Forme auf den Tisch, streichet mit dem Plattstampfer alle annoch übrige Runzeln heraus, bieget den Rand, dessen Umfang jetzo noch viel zu klein ist, als daß er mit dem Fuße der Forme in einer Ebene liegen könnte, rings um den Kopf herum in die Höhe, und arbeitet nun den Rand gegen den Umfang mehr auseinander, bis er die flache Ringsgestalt erhält. Diese letzte Arbeit heißet das Ausfausten und geschiehet folgender Gestalt. Der Hutmacher setzt seine beyden Hände zwischen den Kopf des Hutes und den in die Höhe gebogenen Rand und drücket auf diesen, um ihn, soviel auf diese Weise geschehen kann, nieder zu bringen. Hierauf fasset er den Rand außerhalb an einem Orte mit der linken und nahe dabey mit der rechten Hand, ziehet diese beyden Stellen mit aller Gewalt auseinander und wiederholet diese Operation so oft, bis er rings herum ist. Weil durch einmal Herumarbeiten die Absicht noch nicht gänzlich erhalten wird, so nimmt er sie noch einmal vor und nachdem er solchergestalt zweymal der Länge oder vielmehr dem Umfange nach den Rand auseinander gezogen, so ziehet er ihn auch noch einmal in etwas der Breite nach auseinander, um den Rand zu einem, soviel möglich, flachen oder ebenen Ringe zu bilden.

Wenn dieses erhalten ist, so mißt man die Breite des Randes allenthalben, und wenn sich dabey zeiget, daß der Kopf nicht genau in der Mitte stehet, so bindet man die Formschnur, deren im Artickel Anformen gedacht worden, auf, ziehet das Stück des Kopfes, das an dem zu schmalen Stücke des Randes anliegt, mehrmalen, bis es sich merklich gelanget, bindet alsdenn die Formschnur wieder um und drückt sie mit dem Hohlstampfer wiederum herunter.

Sowohl durch diese letzte Verrichtung als auch durch das Ausfausten des Randes entstehen in demselben hin und wieder einige Runzeln und ungleiche Stellen, welche zuletzt noch gleich gefausket werden müssen. Dieses geschiehet dadurch, daß man den Hut öfters in den Kessel tauchet, auf die Tafel setzet und den Rand mit dem scharfen Unterheile des Plattstampfers an den Orten überstreichet, wo man Ungleichheiten gewahr wird, bis deren keine mehr übrig sind.

Ausfauthe, ist in der Pfalz der Titel eines Beamten, welcher zur Ausübung des Wildfangsrechts bestellt ist. s. Wildfangsrecht.

Ausfegen, den Camin ausfegen, ist ein Geschäfte, welches in einem Hause sehr nothwendig ist. Die Caminfeger haben es zu besorgen; der Hausvater aber hat darauf zu sehen, daß sie es thun. Das Geschäfte bestehet darinnen, daß sie allen Ruß im Camin des Jahres zwey, drey, viermal, je nachdem mehr oder weniger gefeuert wird, abfragen, abkehren, damit sich derselbe nicht entzünde, und das Gebäude nicht in Feuer setze, noch in die Asche lege. Der Bauer bezahlt diese Arbeit gemeiniglich unter dem Artickel: Caminfegerlohn, an die Herrschaft, und diese verpachtet die Arbeit um etwas gewisses an die gelernten Caminfeger.

Ausfehmen, heißt in der Landwirthschaft als die in die Mast gethane Schweine wieder herausnehmen.

Ausfertigen, ein Decret, Reskript, Bericht u. dgl. heißt den Aufsatz mundiren, unterschreiben oder unterschreiben lassen, unterfiegeln u. dgl. und so weit fertig machen, daß er an die Behörde abgehen kann.

Ausferrigung, s. Ausfeuer.

Ausfeyern, wenn die Bergleute nicht die volle Wochenschicht machen dörfen, sondern von der Arbeit abgewiesen werden. Für diejenige die etwas versehen haben, ist es also eine Strafe, wenn sie ausfeyern müssen, dann da sie nicht zur Arbeit gelassen werden, und nicht anfahren können, so erhalten sie auch solang keinen Wochenlohn.

Ausfischen, heißt aus einem Teiche, oder andern Wasser, alle darinne befindliche Fische herausnehmen. Was in Ansehung dieses wirthschaftlichen Geschäftes zu beobachten ist, das kommt in dem Artikel: Fischerey vor.

Ausflammen, heißet in der Artillerie in ein Stück etwas weniges Pulver z. E. in eine halbe Carthaune ein halbes Pfund Pulver laden, dasselbe an den Boden anschieben, einen ganz leichten Vorschlag von lockerem Stroh gelinde aufsetzen und auf gewöhnliche Weise losbrennen. Man pfleget dieses zu thun, ehe man anfängt aus einem Stücke, das eine Zeitlang nicht gebraucht worden, wirklich zu schiessen, damit die Feuchtigkeit, welche sich in der Seele des Stückes anzusetzen pfleget, aus derselben herausgejaget und dieselbe also gereiniget werde.

Ausfleischeisen, ist ein länglichrundes mit einer doppelten Schneide versehenes Eisen, womit der Weißgerber die abgehaarten und durch Wasser rein und milde gewordene Felle auf dem Schabebaum ausfleischet, d. i. das an der Fleischseite alsdann noch sitzende Fleisch und Fett wegschabet. Dieses geschiehet mit dem inwendigen Theil dieses Ausfleischeisens, welcher daher, damit er nicht zu sehr eingreifen könne, nicht ganz scharf seyn darf. Der äußere oder erhabene Theil hingegen ist sehr scharf, weil solcher zum Beschneiden dienet. Ein solches Ausfleischeisen kann, ohne einige Schärfung, drey ganzer Monate gebraucht werden.

Ausfleischen, Häute ausfleischen, welches auch aasen, abaasen genennet wird, ist bey den Weißgerbern dieses, wenn das an den Blösen (abgehaarten Fellen) an der Fleischseite noch befindliche Fleisch und Fett, auf der Schabebank, vermittelst des Ausfleischeisens, hinwegenommen wird. Hierzu bedörfen die Blösen einer zweyfachen Vorbereitung; 1) müssen sie vorher fliesen, d. i. sie müssen etliche Tage, im Winter 3 und im Sommer wenigstens 2, in ein fliesendes Wasser gehänget und alle zwo Stunden mit einem Hacken umgewendet werden, dadurch werden sie gelaukert, milde und zur Ausfleischung geschickt. Von diesem Geschäfte selbst redet der Artickel, fliesen lassen, weiter. 2) Schneidet man die Enden der Pfoten, des Kopfs, die Ohren, die Brustzipfeln, den Beutel und Schwanz, und bisweilen auch einige Riemen vom Bauche ab, damit das ganze Fell frisch sey, welches zur schönen Ausfleischung ebenfalls vieles beyträgt. In der Gerbersprache heißet diese Handlung, die Felle vergleichen, wovon der Artickel: Vergleichen handelt.

Ausflicken, heißt zerrissene oder sonst schadhafte Sachen wieder ergänzen, besonders bedient man sich aber dieses Ausdrucks bey schadhaften Spitzen, deren Ausbesserung entweder mit ganz feinen Spitzengarn, oder mit ausgezogenen Fäden aus Musslin geschiehet.

Ausflug, heißt bey den Jägern der ebene und lichte Platz vor einem Jagen, wohin das Wild getrieben wird, damit es geschossen werde.

Ausflucht, Bemäntelung. Wenn sich einer gerne rechtfertigen will, da er es doch eigentlich nicht kann; nach einer wirklich unterlassenen guten oder begangenen bösen That, um den verdienten Vorwürfen, Verweisen, und Strafen auszuweichen; so sagt man von ihm;

Digitized by Google

er ſuche und mache Ausflüchte. Ausgeſonnene Ausflüchte, um dadurch ſeine Vergehungen zu beſchönigen, ſind einem freymüthigen und offenen Herzen unanſtändig, und vermehren die Schuld.

Ausflucht (juriſtiſch), ſ. Exceptio.

Ausfluß, iſt der Ort, wo das Waſſer von einem Fluß See oder Graben heraus in einen andern Ort: in einen Acker, in eine Wieſe oder andere Gegend fließet.

Ausfluß, Syſtem des Ausfluſſes, *Syſtema Emanationis*. Sobald der Menſch anfängt, über ſich ſelbſt und die Dinge, die ihn umgeben, nachzudenken; ſo wünſcht er ſich die Frage beantwortet zu ſehen: woher alles entſtanden ſey. Daß die Welt einem Ungefähr und einem bloßen Zufall ihren Urſprung zu danken habe, iſt ihm ganz widerſinnlich zu denken: weil dieſes Ungefähr in der That ein leeres Wort iſt, womit ganz und gar kein Begriff verknüpft werden kann. Daher auch die Philoſophen, welche bey der Entſtehung der Welt das Ungefähr mit zu Hülfe nahmen, doch in der That eine andere Quelle noch außer demſelben aufſuchten, nemlich eine ewige Materie, oder gewiſſe kleine Theilgen und Atomen, den Grundſtoff aller Dinge, welcher nicht von ungefähr entſtanden, ſondern von Ewigkeit her und nothwendig wirklich ſey, (ſ. Atheiſten). Nur wenn ſie erklären ſollten, wie dieſe Theilgen in Bewegung gerathen ſeyen, ſo daß ſie ſich zuſammengeſetzt und geordnet haben, und der ganze Bau der Welt entſtanden iſt, ſo bezogen ſie ſich auf das Ungefähr oder den Zufall. Auf gut deutſch heißt dieſes weiter nichts, als: wir wiſſen die erſte Urſache und Veranlaſſung der Bewegung dieſer ewigen Theilgen nicht. Aber ſo deutlich zu reden verſtatteten den Philoſophen ihr Stolz nicht. Sie erdachten ein Wort, um ihre Unwiſſenheit zu bemänteln, ohne ſich darum zu bekümmern, ob ſie dadurch etwas widerſprechendes ſagten. Genug, der Einfältige, welcher nun hörte, daß der Zufall die Urſache von der Entſtehung der Welt ſey, meynte nun wirklich etwas gelernt zu haben, und bewunderte die Weisheit des Philoſophen, obgleich das Wort nichts mehr und nichts weniger bedeutete als die ſogenannte *Qualitas occulta*, womit man durch ſo viele Jahrhunderte ſo viel erklären wollte, und nichts erklärte.

Eben ſo wenig natürlich iſt es dem Menſchen zu denken, daß Dinge, die er täglich entſtehen, ſich verändern und wieder vergehen ſieht, in einer unendlichen Reihe von andern ebenfalls veränderlichen Dingen entſpringen ſollten. Er will in ſeinen Gedanken endlich einmal einen Punct haben, wooon er ausgehen und anfangen kann; er will feſten Fuß faſſen und ruhen. Sogar diejenigen, welche einen Rückgang ins Unendliche behaupten, verſtehen es doch nur ſo, daß immer neue Dinge aus andern entſtünden, und nehmen dabey eine ewige Materie an, woraus zuletzt alles herkomme. Unendlich heißt alſo in der That bey ihnen weiter nichts, als unbeſtimmt: d. i. man weiß nicht, wie lange die Abwechſelung der Erzeugung und Vergehung der Dinge gedauert hat. Einmal muß ſie einen Anfang gehabt haben; allenfalls auch nur aus der bloßen Materie, welche immer war. Wenn ſie dieſen Rückgang ewig nennen; ſo verſtehen ſie, wenn ſie ſich ſelbſt verſtehen, und nicht, wie einige, widerſprechende Dinge behaupten wollen, durch das Wort: ewig weiter nichts als eine unbekannte oder unausſprechlich lange Zeit.

Es mußte alſo ein gewiſſer Urſprung, oder eine gewiſſe Quelle aller in der Welt vorhandenen Dinge angenommen werden. Aber hier theilten ſich die Weltweiſen. Einige nahmen nur eine einzige Quelle an; andere aber zwey, die gleich ewig ſeyen, nothwendig, und vermöge ihrer Natur immer exiſtirten.

Die erſtern waren nicht von einerley Gattung. Juden und Chriſten glaubten ein ewiges und allervollkommenſtes Weſen, das alle Dinge, nicht blos die bereits zuſammen geſetzten, ſondern auch die einfachſten Dinge, hervorgebracht habe; welches man die Schöpfung aus nichts nennt. Der Menſch konnte nicht wiſſen, was vor ſeinem Daſeyn vorgegangen war: Gott hatte ihm die Entſtehung der Welt aus Nichts geoffenbahrt. Aber man vergaß dieſes entweder mit der Zeit; oder wollte die Sache begreiflicher machen, als ſie der menſchliche Verſtand faſſen kann. Man erklärte alſo die Hervorbringung der Dinge durch einen Ausfluß aus dem Weſen Gottes. Man hielt ſich dazu berechtigt, weil außer Gott nichts vorhanden war, und eine Entſtehung der Dinge aus Nichts eine Sache iſt, bey der ſich unſere Gedanken ganz verlieren. Die Erſchaffung der Welt aus nichts iſt eine Lehre, die keine innere Klarheit bey ſich hat; ein Geheimniß das wir blos auf die Ausſage Gottes glauben, wie die Schrift ſelbſt lehret. Ebr. 11, 3. Vielleicht war das Wort: Ausfluß in ſeinem erſten Urſprung blos ein figürlicher Ausdruck, mit welchem man weiter nichts ſagen wollte, als: alle Dinge ſind von Gott. Weil aber hiermit die Neugierde noch nicht befriedigt war; ſo nahm man ein Wort zu Hülfe, das die Sache einigermaſſen erläutern konnte. Gott, ſagte man, iſt die Quelle woraus alles gefloſſen iſt. In der Folge dachte man ſich etwas beſtimmteres bey dieſem Wort: man ſagte: alle Dinge ſind aus dem Weſen Gottes entſtanden, und alſo entweder Theile Gottes, deſſen Weſen folglich die ganze Welt ſelbſt iſt, welches der Pantheismus genennt wird; oder Ausbrüche, die aus ſeinem Weſen hervorgekommen ſind, ſo wie die Flamme von einem Licht in ein anderes, ohne dem Anſehen nach, etwas zu verlieren, übergeht, oder ein Waſſer aus einer Quelle herſpringt, ohne daß die Quelle ſelbſt aufhöret.

Dieſes iſt nun das berühmte Syſtem des Ausfluſſes im Groben vorgeſtellet, welches wir weiter unten zeigen wollen, in ſo mancherley Arten von Philoſophien, Ketzereyen und Meynungen, als der erſte Grundirrthum ſichtbar iſt, und welches ſo viele Einbildungen, die zum Theil mit in die chriſtliche Religion eingemiſcht worden ſind, veranlaßt hat.

Andere leugneten das Daſeyn Gottes ſelbſt, weil ſie glaubten, es ſey genug nur ein Weſen, nemlich die Welt ſelbſt anzunehmen, wobey ſie alſo ganz und gar keinen Gott brauchten. Dieſes ſind die Atheiſten in dem ſtrengſten Verſtand. Sie gehen weiter, als die Pantheiſten, welche ein höchſtes allervollkommenſtes Weſen annehmen, wofür ſie jedoch die Welt halten; wiewohl es im Grunde auf eins hinauslauft. (ſ. Atheiſten.)

Es gab aber auch Leute denen es nicht hinlänglich ſchien, nur eine Quelle oder Principium anzunehmen. Sie ſetzten alſo Gott und die Materie neben einander, und machten ſie beyde gleich ewig. Dieſes nennt man eben deswegen, weil man zwey erſten Grundweſen annahm, das Dualiſtiſche Syſtem, deſſen wir auch gedenken müſſen, weil beyde nicht nur zuweilen in einander laufen, ſondern auch verſchiedene Grundſätze unter andern, daß aus Nichts Nichts entſtehen könne, mit einander gemein haben. Die Anhänger dieſes Syſtems waren unter einander ſelbſt nicht einig, wie man leicht denken kann. Einige ließen zwar einen Gott zu, wenigſtens den Worten nach, gaben ihm aber mit der Welt nichts zu thun, weil dieſe ohnehin allenfalls durch

Digitized by Google

einen Zufall oder auch Nothwendigkeit aus der ewigen Materie entstanden sey, und er sich auch wohl um deren Erhaltung nicht bekümmere. Andere aber hielten Gott in sofern für den Schöpfer der Welt, als er die vorhandene Materie in Ordnung gebracht hätte, oder doch der erste Urheber der Bewegung in derselben gewesen wäre, wodurch hernach das übrige bis zur völligen Bildung der Welt nach den natürlichen Gesetzen der Bewegung erfolgt sey. Vielleicht würde man bey jener wichtigen Frage nicht so sehr auf Abwege gerathen seyn, wenn sich nicht noch eine andere, die einem jeden nachdenkenden Menschen ebenfalls auffallen muß, mit hineingemischt hätte. Man sah und fühlte, daß viel Unvollkommenheit, viel Böses in der Welt war. Man fragte also: Wo kommt das her? Von Gott dem allervollkommensten Wesen konnte es nicht herkommen. Man leugnete also entweder das Daseyn Gottes ganz, weil man das Daseyn des Bösen nicht leugnen konnte, oder weil dieses doch den meisten selbst denen, die die Vorsehung Gottes leugneten, und Gott zu einem in Absicht auf die Welt ganz müßigen Wesen machten, zu hart schien; so suchte man andere Auswege. Außer Gott war nichts als die Materie. Also mußte das Böse darinnen seine letzte Quelle haben. Eben deswegen nahm man an, daß die Materie von Ewigkeit her und von Gott unabhängig sey. Auf diese Art hoffte man Gott am besten rechtfertigen zu können. Oder wenn man auch die Materie selbst von Gott herleitete, wie in dem System des Ausflusses geschieht; so suchte man doch durch allerley unerwiesene Hypothesen die Sache so einzurichten, daß Gott an dem Bösen unschuldig blieb: So tief ist diese Wahrheit dem menschlichen Herzen eingeprägt! Durch die zweyte hinzugekommene Frage wurden also die bisher angezeigten Systeme entweder ursprünglich veranlaßt, oder doch auf mancherley Art verändert und modificirt. Diese beyde Fragen sind die Klippen woran alle die, so sich darum bekümmert haben, und nicht von der göttlichen Offenbahrung erleuchtet wurden, gescheitert sind.

Wir wollen die Meynungen der Philosophen kurz vorstellen, und hin und wieder unsere Anmerkungen hinzufügen.

Die Chaldäer glaubten einen Gott, Untergötter und verschiedene Arten von Geistern, aus den nemlichen Gründen, durch welche die Menschen überhaupt zur Abgötterey verleitet wurden (s. diesen Artickel). Diese Meynung, welche fast bey allen Völkern gewöhnlich war, stund nun den Klügern entweder gar nicht an, oder sie suchten sie zu verfeinern, und begreiflich zu machen. Daher entstunden nun unter allen Völkern gewisse Cosmogonien, wodurch die Philosophen die Entstehung der Welt erklären wollten, und die sie an die Stelle der Theogonien setzten, worinnen aus den verstümmelten und vergrößerten Sagen, und durch Vermischung der göttlichen Eigenschaften wie auch der Untergötter oder Geister mit den Thaten berühmter, wirklicher Personen, ein fabelhaftes und übel zusammenhängendes Götterssystem entstanden war, dessen Ungrund freylich den Philosophen einleuchtete. Aber nicht immer hatten sie etwas besseres an die Stelle zu setzen, und sie behielten wohl manche Sagen bey, die sie mit ihren Hypothesen zu vereinigen suchten, entweder weil sie ihnen nicht ganz erdichtet schienen, oder weil sie aus Furcht vor dem gröbern Haufen, der jene Sagen und Fabeln glaubte, und durch seine Priester auch Porten darinnen bestärkt wurde, sich nicht unterstanden, ganz frey mit der Sprache herauszugehen; sondern daher aus ihren eigenthümlichen Lehren ein Geheimnis machten, sie in Bilder einkleideten, und nicht selten die Sprache des Pöbels redeten, ihr aber andere Begriffe unterschoben. Dieses ist im allgemeinen der Gang, den die Philosophen genommen haben.

Unter den Chaldäern suchten eben sowohl als unter anderen Völkern einige Weisen das Götterssystem begreiflich, wenigstens erträglich zu machen. Die ersten Menschen nach der Sündfluth schärften ihren Nachkommen das Daseyn eines einigen Gottes oft genug ein; daher erhielt sich einiger Begriff davon unter allen Völkern, ungeachtet der Vielgötterey, von welcher man glaubte, daß sie damit bestehen könnte, wenn man nur den einigen Gott zum obersten Gott machte. Ja! es verflossen einige Jahrhundert, in denen, nach den wenigen Nachrichten, die wir übrig haben, zu urtheilen, keine Spur der Vielgötterey gefunden wird. Die Eigenschaften Gottes wurden durch die Verweisung auf die Werke der Schöpfung bewiesen, bey der damaligen Gedenkungsart und der Armuth der Sprache durch sinnliche Ausdrücke erleutert und der Grund aller Religion, daß Gott alles sehe, höre, wisse und regiere, oder mit einem anderen Wort, die Allgegenwart Gottes fleißig eingeschärft. Da man aber Gott nicht mit den Augen des Körpers sah, so war dieser Begriff, wie noch itzo den Kindern, sehr schwer zu fassen. Man erläuterte ihn mit der Seele des Menschen, welche den ganzen Körper durchdringt, bedeckt, und regiert und an allen Orten des Körpers gegenwärtig ist und empfindet.

Nun stellte man sich die Gottheit als eine große Seele vor, die durch die ganze Welt gienge. Nun fand man es begreiflich, warum sich die Sonne und die Gestirne bewegten und warum in so vielen Dingen Leben und Thätigkeit war. Es ist ungewiß, wer diesen Gedanken zuerst aufgebracht hat; vermuthlich ist er an mehreren Orten zugleich entstanden. Denn er findet sich sehr frühzeitig bey verschiedenen Völkern, ohne daß man beweisen kann, daß ihn das eine Volk von dem andern empfangen habe. Weil man aber aus der Sage her, von höhern Geistern oder Engeln, welche man nach und nach für Untergötter ansah, einige Nachrichten hatte; so suchten nun die Philosophen diese Nachrichten, die sie vielleicht nicht ganz leugnen konnten, mit ihrer Meynung von der Weltseele zu vereinigen und nahmen an, entweder daß diese Geister mit ihren mancherley Classen wie auch die menschliche Seele, Theile jener großen Weltseele, oder der Gottheit seyen; oder, wenn ihnen dieses nicht edel genug schien, aus der Gottheit hervorgebracht worden, ausgeflossen, oder wie ein Funke aus einem Licht oder Feuer entstanden seyen. Denn es ist nichts seltenes unter den Philosophen, daß sie die menschliche Seele einen Funken des göttlichen Wesens nennen.

Es halten zwar einige, und selbst Brucker dafür, daß die Meynung von der Weltseele der erste Ursprung aller Abgötterey gewesen seyen. Aber dieselbe ist für den gröbern Haufen schon zu subtil, und wir haben die Sache in dem Artickel: Abgötterey auf eine andere Art begreiflich gemacht, ohne diese Weltseele zu Hülfe zu nehmen. Die Sache ist vielmehr umgekehrt gegangen. Die Vielgötterey war da; die Philosophen dachten der Sache nach, erfanden Systeme und Cosmogonien; wiewohl hiermit nicht geleugnet wird, daß man vorher die Lehre von der Allgegenwart Gottes nicht zuweilen durch das Gleichniß von der menschlichen Seele erläutert haben sollte. Aber die Folge, daß nun alle thätige und lebende Dinge in der Welt, das ist, alle Geister und menschliche Seelen, Theile oder Ausflüsse jener großen Weltseele seyen, scheint uns, insonderheit was den Ausfluß betrift,

Digitized by Google

über den Begriff des gemeinen Haufens wenigstens der ältern Zeiten hinauszugehen. Auch kommt uns die Folge, daß man nun die Geister als Theile der Gottheit verehren müsse, zu künstlich vor. Vielmehr war die Verehrung derselben durch andere Veranlassungen entstanden (s. Abgötterey). Nun aber kamen die Philosophen, suchten sie zu rechtfertigen, und gaben der Sache eine systematische Gestalt.

Die Chaldäischen Weisen hielten die Gottheit für eine durch die ganze Welt ausgebreitete Seele. Ob sie aber die übrigen Geister, die sie in Götter, Dämonen, und Heroen (Halbgötter, Menschen göttlichen Ursprungs,) eintheilten, wie auch die Seelen der Menschen für Theile oder Ausflüsse der Gottheit angesehen haben, ist nicht ausgemacht. Denn auf das, was die Alexandrinischen Philosophen ihnen, wie so vielen andern berühmten Leuten, angedichtet haben, kann keine Rücksicht genommen werden. Die Weltkörper hielten sie nicht für Theile der Gottheit, wie sie einige beschuldigt haben: sondern sie glaubten, daß, obgleich die Materie ewig sey, dennoch die Welt in Absicht auf ihre Form, Ordnung und Schmuck von der Gottheit herrühre. Die Weltkörper werden von gewissen Geistern oder Untergöttern regiert, wiewohl der Pöbel, wie an mehrern Orten sie für Götter selbst hielt. Die Dämonen sind böse Geister, die den Göttern entgegen sind, und sich für Götter ausgeben. Woher sie entsprungen seyen, ist ungewiß; aber wahrscheinlich, wie die Meynung anderer Völker auch war, aus der Materie, ohne Zuthun Gottes. Mehr gehört nicht hieher; man sehe das übrige unter dem Artickel: Chaldäische Philosophie.

Die Egyptischen Philosophen und Priester lehrten in den ältern Zeiten, ehe ihre Philosophie fremde und insonderheit griechische Zusätze bekam, ungefehr folgendes: Die Gottheit ist wie eine Seele durch die ganze Welt ausgebreitet; die Geister und Seelen sind entweder Theile oder Ausflüsse der Gottheit, und letztere auch deswegen unsterblich. Die Materie ist von Ewigkeit. Sie ist das leidende Grundwesen, woraus die Gottheit, oder das thätige Grundwesen die Welt zusammengesetzt hat. Beyden ist ein drittes Grundwesen das seiner Natur nach böse ist, entgegen, und von diesem kommt alles Böse in der Welt her, welche aus diesen dreyen besteht. Die Himmelskörper werden von edlern Theilen der Gottheit, oder höhern Geistern regiert. Von den nemlichen vorzüglichen Natur sind die Helden, (Heroen) und Erfinder nützlicher Künste, die nach ihrem Tode sich unmittelbar wieder mit der Gottheit vereinigen; da im Gegentheil die gemeinen Seelen, weil sie in dem Körper sich mit dem Bösen befleckt haben, erst durch eine gewisse Reinigung durchgehen müssen (s. Seelenwanderung). Das thätige Grundwesen nennten sie Osiris, das leidende Isis und das Böse Typhon; Namen, die aus der Geschichte hergenommen waren. Im Grund sagt diese ganze Philosophie nichts, als: es ist eine Ursache vorhanden, woraus alle thätige und geistige Dinge hergeleitet werden müssen, eine andere, woraus die Körper; und eine dritte, woraus das Böse entspringen ist. Eine jede Ursache nennten sie mit einem von einer berühmten Person hergenommenen Namen, personificirten die abstracten Begriffe, und glaubten nun, daß sie die Sache erklärt hatten.

Die alten Perser machten sich wie die vorhergehenden Völker den nemlichen Begriff von der Gottheit, und hielten sie für eine durch die Welt ausgebreitete Seele. Sie gaben ihr den Namen Mithras. Auf sie folgten zwey Grundwesen, die Quelle alles Guten, oder des Lichts, womit sie das Gute verglichen, und die Quelle alles Bösen, oder der Finsterniß. Jenes nennten sie Oromasdes, dieses aber Arimanius (s. den Artickel: Ahriman). Wo aber diese beyde Grundwesen hergekommen, ob sie von dem Mithras entstanden, oder ob sie mit demselben gleich ewig seyen; davon findet sich nichts. Eigentlich war dieses wieder nichts, als blose Personification, und eben das, was die Egypter mit andern Worten ausdrückten. Die Magier scheinen die Nothwendigkeit, den Ursprung dieser beyden Grundwesen zu erklären, gefühlt zu haben. Sie gaben daher vor, daß sie beyde gleich ewig, und von einander unabhängig seyen. Jenes nennten sie Yazdan, dieses aber belegten sie mit dem alten Namen Arimanius. Es ist ungewiß, ob sie den Mithras auch in ihrem System hatten. Wenn sie seiner nicht gedachten; so leugneten sie ihn nicht gerade, sondern glaubten vielleicht, wie so viele Alten, daß derselbe, (die Gottheit,) in einem unergründlichen Abgrund verborgen liege, und von dem Menschen nicht erkannt werden könne; in welcher Meynung, wie gemeiniglich, wahres und falsches vermischt war. Oder sie vermengten den Mithras mit dem Yazdan, d. i. dem guten Grundwesen. In dem letztern Fall sind sie Dualisten. Wenn mann sie für Erfinder des Dualistischen Systems hält, so mag dieses daher kommen, daß sie sich weitläufiger, als andere, darüber erklärt haben. Denn das System selbst von zweyen gleich ewigen Wesen, woraus alles entstanden seyn sollte, findet sich schon bey den Chaldäern, und Egyptern, welche, wie gezeigt worden, Gott und die Materie gleich ewig machten; wiewohl die Egypter, vermuthlich erst mit der Zeit, nachdem sie mehr mit ausmärtigen Völkern insonderheit der magischen und persischen Philosophie, bekannt wurden, noch das dritte Wesen hinzufügten, und insofern Trialisten waren; welches auch die alten Perser und selbst die Magier gewesen sind, wofern jene den Mithras, Oromasdes, und Arimanius, diese aber den Mithras, Yazdan, und Arimanius für gleich ewig und unabhängig gehalten haben.

Indessen ist schwer zu sagen, was die Magier unter dem Arimanius verstanden haben. Sie nahmen das Wort als einen abstracten jedoch personificirten Begriff für die Quelle alles Bösen. Alsdann hieß die Antwort auf die Frage: wo kommt alles Böse her? von dem Arimanius, in der That weiter nichts, als: das Böse hat eine Ursache; es ist etwas da, das die Quelle alles Bösen ist. Vielen mochte dieses nicht hinlänglich scheinen. Sie sahen sich also nach einem Concretum, nach einer gewissen Sache um, und da sie das Böse nicht von Gott, nicht von dem guten Grundwesen herleiten konnten, und außer der Materie weiter nichts wirklich existirendes fanden, so suchten sie den letzten Sitz aller Unvollkommenheit, alles Bösen, in der Materie, wozu sie noch durch andere Ursachen, die in dem Artickel: Ahriman angegeben sind, bewogen wurden. In Concreto ist also das böse Grundwesen die Materie selbst. Allein die Materie war etwas lebloses, unthätiges, und blos leidendes, das nicht völlig hinreichte den Ursprung des Bösen zu erklären. Dieses mochten einige eingesehen haben. Sie nahmen also einen bösen mit der Gottheit gleich ewigen Geist an, der seinen Sitz in der Materie hatte, und vermittelst derselben das Böse hervorbrachte. (Noch eine andere Veranlassung ist in dem Artickel Ahriman angeführt worden.) Es ist zwar ungewiß, ob die alten Magier dieses gelehrt haben.

Allein

Digitized by Google

Allein die Manichäer, die unter den Persern entſtunden, lehrten ſolches (ſ. den Artickel), und da in der Folge viele Abänderungen und Modificationen dieſes Syſtems vorkommen, ſo iſt es nicht unwahrſcheinlich, daß, da ohnedem der Irrthum mancherley Geſtalten fähig iſt, mehrere Meynungen ſtatt gefunden haben mögen. Es laſſen ſich wenigſtens in dem dualiſtiſchen Syſtem der Magier mehrere Meynungen, als möglich, gedenken. Wenn die zwey Grundweſen nicht blos perſonificirte Begriffe ſind, die zur Bedeckung der Unwiſſenheit erfunden worden, ſo war erſtlich Yazdan entweder die Gottheit ſelbſt, das iſt, das thätige Weſen, von dem alles Geiſtige herkommt; oder es war, wenn der Mithras davon unterſchieden wird, ein anderes Weſen, wovon alles Thätige, Geiſtige und Gute ſeinen Urſprung hat, allenfalls nach unſerer Art zu reden, ein höherer Geiſt, der dem Mithras ſubordinirt und etwa von ihm ausgefloſſen war. Denn an eine Schöpfung aus Nichts iſt bey ihnen nicht zu gedenken. Dagegen war Ahriman das leidende Grundweſen, oder die Materie, von welcher alles Körperliche und Böſe herkam, und welche von Ewigkeit her wirklich war. Zum andern war Ahrimau zwar auch die Materie, hatte aber doch noch ein anderes geiſtiges, ewiges, unabhängiges, zu gleicher Zeit auch böſes Weſen in ſich, wodurch ſie regiert, und das Böſe überhaupt hervorgebracht wurde. In dieſer letztern Meynung ſind eigentlich nur zwey Götter, zwey gleich ewige und zugleich auch geiſtige Weſen, davon ein jedes ſein eigen Reich hat. Das eine hat alles Gute, geiſtige, oder das Licht unter ſich; das andere alles böſe, materialiſche oder die Finſterniß. Beyde liegen mit einander in einem beſtändigen Krieg, welchen die Manichäer umſtändlich zu beſchreiben wiſſen. Das iſt ein Krieg im eigentlichen Verſtand, wo zwey geiſtige Weſen denſelben lenken, und ein jedes von ihnen gewiſſe geringere Geiſter hervorgebracht hat, durch welche der Krieg geführt wird. Der gute Gott hat gute Geiſter hervorgebracht, und der böſe ſeines gleichen. Letztere aber haben etwas materialiſches an ſich. Eine weitere Ausführung und Anwendung dieſer Träume auf die Hervorbringung und den Fall des Menſchen ſiehe in dem Artickel Manichäer. Nach der erſten Meynung iſt dieſer Krieg nur figürlich zu verſtehen. Das heißt, zwiſchen dem thätigen Grundweſen und der Materie iſt keine Uebereinſtimmung, und inſofern ein Streit, ſo wie zwiſchen dem Licht und der Finſterniß keine Gemeinſchaft iſt.

Gemeiniglich pflegt man das dualiſtiſche oder magiſche Syſtem ſo vorzuſtellen, als wenn zwey Götter (das iſt, zwey gleich ewige und zugleich geiſtige Weſen) darinnen ſtatt gehabt hätten. Allein es giebt mehrere Vorſtellungsarten deſſelbigen, wie ſchon in dem Artickel Ahriman erinnert worden. Diejenigen, welche die Materie blos als das leidende Weſen anſahen, ohne einen beſondern böſen Geiſt, der ihr vorſtand, anzunehmen, können nicht beſchuldigt werden, daß ſie zwey Götter lehrten. Denn die Materie iſt bey ihnen kein Gott; ſondern das iſt nur Yazdan (oder Mithras); ſie iſt blos leidend und leblos. Es iſt alſo ein Unterſchied zwiſchen folgenden Ausdrücken: zwey Götter und zwey ewige Grundweſen. Zur Gottheit wird erfordert, daß ſie geiſtig und thätig ſey, welches bey der Materie nicht nothwendig iſt: genug, daß ſie ewig iſt. Man hielt damals die Ewigkeit für keine der Gottheit allein zukommende Eigenſchaft, wie die Chriſten gemeiniglich thun, und daher ein jedes Weſen, das von Ewigkeit her iſt, mit dem Namen: Gott, zu belegen pflegen; wiewohl auch noch jetzo chriſtliche Philoſophen gefunden werden, welche behaupten, daß die Welt von Ewigkeit erſchaffen worden, ohne daß ſie die Welt mit Gott vermengen, und ſie für unendlich und von der Gottheit unabhängig anſehen. Uebrigens muß der Urſprung guter und böſer Geiſter, oder Dämonen, nach den beyden ſo verſchiedenen Meynungen auch verſchiedentlich erklärt werden. Denn wenn kein wirkſames böſes Grundweſen angenommen wird, ſo ſind z. E. die böſen Dämonen blos aus der Materie ohne weiteres Zuthun entſtanden, wovon an ſeinem Ort ein mehreres.

Endlich kam Zoroaſter. Es ſey nun Ruhmbegierde, der Stifter einer neuen Secte zu ſeyn, oder Haß gegen die Magier, die damals (ſ. Ahriman) viel von ihrem Anſehen verloren hatten, oder Ueberzeugung, daß das Syſtem der Magier unzureichend ſey, welche ihn bewogen, ein neues Syſtem aufzubringen: ſo machte er doch die Sache nicht viel beſſer. Er nahm nur ein höchſtes Weſen an, welches er Mithras, nach einigen auch Akerouanne, oder die Zeit ohne Gränzen nennte. Aus dieſem waren zwey andere Principia oder Grundweſen, die alſo jenem höchſten Weſen ſubordinirt waren, jedoch auf verſchiedene Art ausgefloſſen; nemlich die Quelle alles Guten und des Lichts, oder der Oromaſdes, welchen Namen man wieder hervorſuchte; und die Quelle des Böſen und der Finſterniß, oder der Arimanius. Dieſes war alſo das Syſtem der alten Perſer, ehe daß das Syſtem der Magier aufkam, wenigſtens in der Hauptſache. Doch gieng Zoroaſter etwas weiter, und erklärte den Urſprung ſeiner beyden Principien, und zwar durch einen Ausfluß, welches ſeine Vorgänger, wenigſtens nicht ſo deutlich, gethan hatten. Er wird alſo in ſo fern für den Erfinder des Syſtems des Ausfluſſes angeſehen. Doch iſt wahrſcheinlich, daß, wo nicht die Perſer, doch wenigſtens Egypter, ſich auf eine ähnliche Art erklärt haben mögen. Denn Pythagoras, welcher etwas älter iſt als Zoroaſter, und unfehlbar in Egypten war, hat auch ſchon etwas ähnliches, welches er daſelbſt erlernt haben mag. ſ. Pythagoriſche Philoſophie.

Zoroaſter glaubte, wie alle alte Philoſophen, daß aus Nichts nichts würde. Er nahm alſo ein erſtes und oberſtes Weſen an, das von Ewigkeit war, und aus deſſen Schoos alles, was iſt, ausgefloſſen wäre. Dieſes Weſen iſt ganz vollkommen und ein geiſtiſches Feuer; daher auch das Feuer in der Welt deſſen Bild iſt. Es iſt unendlich, bewegt ſich und alles übrige, belebt alles, und iſt die letzte Quelle aller andern ſowohl geiſtiſcher als materialiſcher Dinge. Da aber die letztern von einer ganz verſchiedenen Natur ſind, als jenes Weſen; ſo glaubte er die Sache am beſten ſo zu erklären, daß er zwey unterſchiedene, jenem oberſten Weſen unte. geordnete Principien annahm. Beyde waren aus Gott ausgefloſſen, aber nicht auf einerley Art. Das gute Grundweſen, oder der Oromaſdes, kommt von Gott unmittelbar her, und iſt ihm ähnlich und Licht; das böſe Grundweſen, oder der Arimanius, rührt nur mittelbarerweiſe von ihm her, als eine nothwendige Folge, und iſt ihm unähnlich und Finſterniß. Nemlich wie das gute Principium oder das Licht ausfloß, ſo floß das Gegentheil deſſelben, das Böſe und die Finſterniß mit aus, und zwar durch die Nothwendigkeit der Sache ſelbſt, weil das Licht nicht unendlich ſeyn konnte, ſondern Gränzen hatte, außer welchen alſo kein Licht mehr, ſondern Finſterniß iſt, welche dem Licht ſo folgt, wie der Schatten dem Körper.

Bis dahin hat Zoroaster wenig erklärt. Alles dieses heißt weiter nichts, als: Es ist ein Gott, von dem alles zuletzt herkommt; ob er aber von Gott mehr als einen abstracten Begriff gehabt habe, steht noch dahin; denn er nennt ihn die Zeit ohne Gränzen, oder die Ewigkeit. Das kann heißen: Es war eine Zeit, wo noch nichts war: hernach entstund etwas; man wußte nicht wie, half sich aber durch einen figürlichen Ausdruck und sagte: dieses Etwas ist aus der Ewigkeit, die man nun personificirte, ausgeflossen. Da aber die Dinge theils körperlicher, theils geistlicher Natur sind, so sagte Zoroaster mit seinen beyden Principien wieder nichts, als: Es ist eine Grundursache da, wovon alles gute und geistige; und eine andere, von welcher alles böse und materialische herrühret. Diese Ursachen oder Principien personificirte er nun auch, wie man schon gewohnt war, und nennte sie Oromasdes und Arimanius.

Allein er mochte wohl selbst merken, daß hiermit der Sache noch nicht geholfen war. Er nahm also an, daß aus dem guten Grundwesen, und also mittelbar aus Gott, mehrere geistige Wesen ausgeflossen seyen, und ein Geist den andern hervorgebracht habe, doch so, daß die folgenden Ausflüsse und Zeugungen, je weiter sie von der ersten Quelle waren, immer weniger Licht in sich hatten, und weniger vollkommen waren. Die Materie floß zuletzt aus, und zwar eigentlich und unmittelbar aus dem Arimanius. Sie hat weder Licht noch Wärme, noch Bewegung in sich. Weil nun alles, was nicht Licht, nicht thätig, nicht geistisch ist, auch nicht vollkommen und insofern böse ist; so ist die Materie auch böse; wobey aber Gott unschuldig ist: denn dieses alles rührt nicht von seiner Natur, sondern von der Natur des Ausflusses her. Wenn wir dem Zoroaster neue Ausdrücke leihen dürfen, so sagte er: die Unvollkommenheit gewisser Dinge kommt von ihrer Endlichkeit, von ihrer nothwendigen Einschränkung her. Aber auch hiermit war der Ursprung des Bösen noch nicht deutlich erklärt; ob sich gleich viele Neuern auch einbilden, es sey hiermit genug. Denn die Endlichkeit bringt weiter nichts mit sich, als die Möglichkeit, aber bey weitem nicht die Wirklichkeit des Bösen. Ein endliches Wesen kann irren und sündigen: aber folgt ohne weitern Zusatz schon hieraus, daß es wirklich sündigt? Alle endliche Wesen müßten nothwendig und immer sündigen, wenn dieses eine Folge der Eingeschränktheit wäre: denn eingeschränkt sind und bleiben sie immer.

Zoroaster hatte die Leyenung aller alten Philosophen, daß das Böse bey dem Menschen von dem Körper, oder welches im Grunde einerley ist, von der Materie herrühre. Denn von der Seele, weil sie thätig und geistig ist, glaubte man, daß sie entweder ein Theil des göttlichen Wesens oder ein Ausfluß aus demselbigen sey. Dieses mochte wohl die erste Veranlassung gewesen seyn, daß man die Materie überhaupt und schlechthin für böse erklärte; sonst hätte der Körper des Menschen, der aus Materie besteht, nicht böse seyn können. Wenn also Zoroaster das Böse aus dem Körper herleitet: so sagt er in der That etwas, obgleich nicht mehr als andere Philosophen, die vor ihm gewesen waren. Die Materie war aus dem Arimanius ausgeflossen, und also, da dieser auch aus Gott herkam, auf eine entferntere Art ebenfalls aus Gott.

Hieraus ist klar, daß Arimanius bey ihm zwey Bedeutungen hat. Erstlich ist es ein bloßer abstracter Begriff, der Mangel des Lichts, oder die Finsterniß. Er personificirte, wie schon erinnert, diesen Begriff. Hernach ist es ein Concretum; denn er faßt die Materie, die etwas Positives ist, indem aus derselben alle Körper bestehen, aus jener Privation ausschließen; welches in der That widersprechend ist. Aber über der Personification derselben vergaß er, daß er die Finsterniß, oder den Arimanius, als einen bloßen Mangel des Lichts beschrieben hatte. Da die Materie kein Licht und Thätigkeit in sich hat, so muß sie unselbstbar aus dem Arimanius herkommen. Aber warum nennt er denn nun die Materie auch so, da er doch dieselbe als einen Ausfluß aus jener Quelle des Bösen, aus dem Arimanius, beschrieben hatte? Warum verwechselt er die Quelle mit ihrem Ausfluß, die Würkung mit ihrer Ursache? Warum nimmt er das Wort Arimanius bald in abstracto, bald in concreto? Weil er merkte, daß die bloße Privation zur Erklärung unzulänglich war, und doch den Satz nicht fahren lassen wollte, daß die Materie selbst böse sey. Denn weil diese nicht die Vollkommenheiten geistiger Wesen hatte, so hielte man sie durch einen Sprung im Schließen schlechthin für unvollkommen. Was sagte also nun Zoroaster am Ende? Wenn wir es mit heutigen Redensarten ausdrücken sollen, nichts weiter als: das Böse, das in der Welt ist, rührt vom Körper oder der Materie her. Die Materie selbst hat eine Quelle, oder eine Ursache ihres Daseyns. Diese muß zuletzt in Gott gesucht werden. Weil aber Gott vollkommen ist, so ist er zwar die Quelle der Materie, aber nicht der Unvollkommenheit in derselben: sondern diese rührt von ihrer Einschränkung her, welche er personificirte. Wie kommt aber die Materie von Gott her? Hat er sie erschaffen? Nein! davon wußte Zoroaster nichts, und glaubte auch, daß aus Nichts nichts würde. Sie mußte aber doch von Gott herrühren; also sagte er: sie ist ausgeflossen. Dieser figürliche Ausdruck bedeutet aber am Ende nichts, als: sie rührt von ihm her. Folglich sagte zwar Zoroaster: Gott ist unschuldig am Bösen: aber er erklärte doch den Ursprung desselben nicht eigentlich; denn mit seinem Arimanius, wenn er ihn von der Materie unterschied, sagte er nichts, als: Es ist eine Ursache da. Das wußte man ohnehin: aber welches sie sey, und wie solches alles mit Gott, als dem allervollkommensten Wesen, übereinstimmte, davon war die Frage, die er so wenig, als andere, zu beantworten wußte.

Indessen fand diese System, dessen weitere Ausführung in dem Artickel: Zoroastrische Philosophie zu suchen ist, an den meisten Orten des Orients großen Beyfall, doch so, daß man hin und wieder daran zusetzte und besserte.

Hieraus entstund die sogenannte orientalische Philosophie, wovon ein eigener Artickel handelt. In demselbigen liegt das System des Ausflusses zum Grunde. Aus der Gottheit sind verschiedene geistige Kräfte geflossen, die jedoch ihre eigene Würklichkeit haben, sich in dem unermeßlichen Raum, welcher Pleroma oder die Fülle genennt wird, aufhalten, und mit zu dem unendlichen Wesen oder der Gottheit gehören. Diese Kräfte oder Wesen, die man Aeonen nennte (s. diesen Artickel), haben, da sie unterschiedenes Geschlechts sind, andere ihres gleichen hervorgebracht, die aber nach dem Grade, in welchem sie von der Gottheit entfernt sind, immer weniger vollkommen seyn können. Einer, allenfalls auch mehrere, gelangten bis an die Gränzen des Pleroma, verirrten sich auch wohl hinaus und nahmen sich vor, ein neues Reich zu schaffen, welches die sichtbare Welt war, so wie das Pleroma mit den Aeonen die unsichtbare ausmachte. Ein solcher Aeon führt den Namen Demiurgus, oder Weltschöpfer. Er schuf

Digitized by Google

entweder die Welt ſelbſt, oder andere Weſen und Engel, die er hervorgebracht hatte, thaten es. Er hatte, da er aus dem Pleroma war, nichts mehr von dem himmliſchen Licht an ſich, ſondern war finſter und in ſo fern materialiſch geworden. Er nahm von dieſem Materialiſchen etwas, und erbaute die Welt daraus. Er erſchuf Menſchen: aber die guten Aeonen gaben denenſelben eine himmliſche aus der Gottheit entſprungene, gleichſam abgeriſſene, Seele. Daher kömmt es nun, daß die Materie und die Welt böſe iſt, und die geiſtige Seele durch die Verbindung mit dem Körper allerley Flecken an ſich genommen hat, von welchen ſie durch mancherley Ceremonien, inſonderheit aber dadurch gereinigt werden kann, wenn ſie den Körper ſo viel möglich unterdrückt, ihn faſten läßt und ſo ferner. Hierdurch wird die Seele geſchickt, ſich mit ihren Gedanken zu Gott zu erheben, zu welchem und in deſſen Schoos ſie wieder zurückgeht, wenn die Reinigung vollbracht iſt. Geſchieht dieſes nicht völlig in dieſem Leben, ſo geſchieht es nach dem Tode allenfalls durch Wanderungen der Seele oder andere fortgeſetzte Reinigungen. Die böſen Dämonen ſind aus dem ſchlechteſten Theil der Materie entſtanden, und machen den Seelen viel Verdruß, und ſo weiter.

Dieſes iſt das Syſtem im Allgemeinen, wodurch ſie den Urſprung der Welt und des Böſen trefflich erklärt zu haben vermeynten, ob es gleich lauter unerwieſene Sätze und offenbare Träumereyen waren. Verſchiedene unter den Juden ſchöpften aus dieſer Philoſophie, und ſuchten ſie wohl gar mit den Schriften Moſis zu vereinigen. Dieſes brachte die Cabbaliſtiſche Philoſophie hervor, worinnen die ſogenannten Sephiroth am Ende nichts weiter als jene Aeonen waren. ſ. dieſe beyden Artickel.

Aus dieſer Philoſophie ſchöpften auch die Gnoſtiker jene berühmte Ketzer unter den Chriſten in den zweyten Jahrhundert, die ſogar dieſe Träume mit der chriſtlichen Religion vereinigen wollten. Sie waren aber nicht von einerley Art. Einige inſonderheit in Egypten behielten das Syſtem des Ausfluſſes unvermindert bey. Andere inſonderheit in Syrien, verknüpften das Dualiſtiſche Syſtem damit. Es war Gott, aus welchem alles Geiſtige und die Aeonen oder Engel, wie ſie auch wohl redeten, herkamen, und ausgefloſſen waren; es war aber auch die Materie von Ewigkeit her, welche einem gewiſſen ewigen böſen Geiſt zum Fürſten und Oberherrn hat. Jene Aeonen oder guten Weſen, erſchufen die Welt aus der Materie, ohne Wiſſen des Fürſten derſelben, der ſie hernach verdarb: oder dieſer Fürſt der Finſternis und böſe Gott ſchuf ſie ſelbſt: oder es war auch noch ein drittes Weſen zwiſchen Gott, und dem Fürſten des Böſen, welcher die Welt erſchaffen hat. Denn dieſe Leute waren nicht einig. Eben ſo wenig waren es die, welche in ihrem Syſtem keine ewige Materie annahmen, ſondern dieſelben von irgend einem Aeon herleiteten. Der eine machte eine kürzere, der andere eine längere Reihe von Aeonen bis auf denjenigen der die Welt erſchaffen hatte, über welchen ſie auch nicht einſtimmig dachten (ſ. Gnoſtiker). Alle aber kamen darinnen überein, daß das Böſe von der Materie auf irgend eine Art ſeinen Urſprung hätte, und die Seele geiſtig wäre und zur Gottheit zurückkehren würde, wozu ſie allerley Mittel vorſchlugen, welche den Menſchen zu offenbahren Chriſtus ein guter Aeon aus dem Pleroma auf Erden gekommen ſey, über welchen ſie ſich jedoch wieder nicht auf einerley Art erklärten. Den Körper des Menſchen hielten ſie alle für den Sitz des Böſen. Einige ſchrieben daher eine ſtrenge Moral vor, um den Körper zu bezähmen; andere aber erlaubten ſich alle Wollüſte des Körpers, weil die göttliche Seele dadurch nicht befleckt werden könnte.

Aus dem Dualiſtiſchen Syſtem, inſofern ſolches der Materie einen ewigen böſen Geiſt oder Gott vorſetzt, nahmen die Manichäer ihre Grundſätze her, welche ſie auch mit dem Chriſtenthum in Uebereinſtimmung zu bringen ſuchten. Auch ſie hielten die Materie und den Körper für böſe, ſchlugen ebenfalls Reinigungen in dieſer Welt vor, welche allenfalls in jener fortgeſetzt werden müſten. ſ. Manichäer.

Die Alexandriniſchen oder Eclectiſchen Philoſophen im zweyten und dritten Jahrhundert beſtritten zwar die Gnoſticker, und ſuchten ſie mit ihren mancherley Aeonen und Claſſen von Ausflüſſen und Zeugungen derſelben, wie man wohl konnte, lächerlich zu machen. Im Grund aber hatten ſie doch ſelbſt das Syſtem des Ausfluſſes; denn ſie behaupteten, daß alle Dinge aus Gott, der erſten Quelle, ausgefloſſen ſeyn; nicht nur geiſtige Weſen, welche man als Götter zu verehren pflege, ſondern auch die Materie. Von dieſer leiteten ſie das Böſe her, und meynten, daß die Seelen der Menſchen wieder zur Gottheit zurückkehren würden, wozu ſie ſich durch allerley Reinigungen und Kreuzigungen des Körpers geſchickt machen müſten. Das war doch wohl nichts anders, als orientaliſche Philoſophie; wiewohl ſie alle dieſe Lehren auf verſchiedene Art erläuterten, auch in andere Ausdrücke einkleideten, weil ſie die Abſicht hatten, dieſelbigen der chriſtlichen Religion, der ſie daher auch manche Ausdrücke abborgten, entgegen zu ſetzen. Sie behaupteten daß die wahren Lehren des Chriſtenthums, (denn alle konnten ſie nach ihrem Syſtem nicht für wahr halten,) nichts neues, ſondern den alten Philoſophen, dem Orpheus, Zoroaſter, Pythagoras, Plato u. ſ. f. jedoch dem einen mehr, als dem andern, bekannt geweſen ſeyen; wobey ſie freylich zugaben, daß das gemeine Volk manches übel verſtanden hätte, woher die vielen Fabeln entſtanden ſeyen. Man müſſe dieſelbigen aber nicht buchſtäblich, ſondern auf eine allegoriſche Weiſe verſtehen. Ihre Erklärungen waren nicht ſelten ſehr gezwungen, und mußten es ſeyn, wenn man manchen Fabeln eine erträgliche Geſtalt geben, und die Syſtemen der Philoſophen, die oft weit genug von einander abgiengen, vereinigen wollte.

Die Chriſten fanden an dieſer Philoſophie ſelbſt Geſchmack. Sie hielten ſie vergleichungsweiſe für vernünftiger, als die gemeine Götterlehre, und andere philoſophiſche Syſteme: ſie nahmen auch wohl aus derſelben Waffen her, die Heyden zu beſtreiten. Viele chriſtliche Lehrer waren vorher Philoſophen geweſen; und als ſie Chriſten wurden, hielt es ihnen hart, die alten eingenurzelten Meynungen abzuleaen. Sie ſuchten ſie vielmehr mit der chriſtlichen Religion in Uebereinſtimmung zu bringen. Daher kann nicht nur die allegoriſche Erklärungsart, welche auch ſchon bey den Juden, und zwar aus dem nemlichen Grund, um ihre Träume mit der Religion zu vereinigen, gewöhnlich war, in die chriſtliche Kirche: ſondern es ſchlichen ſich auch manche Lehren mit ein, (wir reden hier als Proteſtanten,) von dem großen Nutzen des Faſtens, des Wachens, der Caſteyungen des Körpers, von der Reinigung der Seele nach dem Tode u. ſ. f. Daß die Seele, nemlich die vernünftige, wovon man die ſinnliche oder thieriſche unterſchied, ein Funke oder Ausfluß des göttlichen Weſens ſey; daß das Böſe von der Materie und dem Körper herrühre; daß die höchſte Glückſeligkeit des Menſchen in der Betrachtung geiſtlicher Dinge und der Erhebung der

Seele zu Gott bestehe, welches letztere freylich in seiner Art wahr ist; daß man allerley Mittel und Uebungen vornehmen und unter andern die Einsamkeit suchen müsse, um hierzu zu gelangen; dieses waren lauter Sätze die aus jenem System flossen, die fast allgemein gelehrt wurden, die sich bey den Ascetern, so wie schon vor ihnen bey den Essäern, welche sie aus der orientalischen Philosophie her hatten, beliebt machten, die auf das Klosterleben und die Mönchsmoral Einfluß hatten, und die sich bey allen Mystikern unter allen Religionsparthey en bis auf den heutigen Tag erhalten haben.

Hieraus wird man leicht ermessen, warum wir ein System, das so manche und zum Theil noch fortdaurende Folgen hat, und auf welches wir uns bey so vielen andern Artikeln dieses Werks werden beziehen müssen, weitläufiger vorgestellt haben, als manche, die dergleichen Sachen gar nicht, oder nur obenhin kennen, für nöthig erachten dürften. Wir können in unserm Werk nicht auf eine einzige Classe von Lesern sondern müssen auf alle Rücksicht nehmen. Wir müssen nach unserm Plan von allen Materien, und nicht blos von Modestudien, die vielleicht bey Vollendung unsers Werks schon wieder aus der Mode seyn könnten, handeln. Alle Wissenschaften gehören in diesen Plan. Es ließe sich von den hier nur berührten philosophischen Systemen noch vieles sagen: aber dieses muß man unter den eigends davon handelnden Artikeln suchen.

Die Alexandrinischen Philosophen gaben vor, daß sie das meiste von dem Plato entlehnt hätten, weil Plato, wie er dann in einigen Stücken bessere Gedanken, als andere Philosophen, äußerte, bey den Ehrsüchtigen das meiste Ansehen hatte; und daher werden sie auch die neuern Platoniker genennt. Indessen hatte Plato dieses System doch nicht eigentlich, obgleich die Alexandriner nicht unterließen, ihm solches durch allerley gezwungene Auslegungen anzudichten. Plato hat das Dualistische System. Er nimmt einen Gott, und die Materie an, die er bende für gleich ewig hält. Er behauptet zwar auch Ausflüsse aus der Gottheit, wovon in dem Artikel: Platonische Philosophie, das weitere vorkommt. Aber er ließ doch die Materie nicht von der Gottheit ausfliessen, welches das Unterscheidungsmerkmal des Systems des Ausflusses ist. Uebrigens suchte er den Sitz des Bösen, wie alle Alten, in dem Körper, und trägt daher die nemlichen Lehren vor, welche, wie wir gezeigt haben, Folgen dieser Meynung waren. Aristoteles hat auch das Dualistische System von der gleichen Ewigkeit Gottes, und der Materie, oder gleich, wie man wahrscheinlich glaubt, da er keine Begriffe von einer Schöpfung aus nichts hatte, von seinen sogenannten Intelligenzen behauptete, daß sie aus der Gottheit ausgeflossen, nicht ausgeschlossen wären, wie durch einen Druckfehler in dem Artikel: Aristotelische Philosophie im ersten Band S. 766. gesagt worden. Die Stoiker hatten auch das Dualistische System. Ob sie gleich nur ein Ding, das Universum oder Weltall annahmen, so behaupteten sie doch zwey Grundwesen, aus welchen jenes bestehe, Gott, und die Materie. s. weiter: Stoische Philosophie. Dagegen hatte Pythagoras den Gedanken, daß Gott die Materie aus sich selbst hervorgebracht und gleichsam ausgestossen habe; und auf den Pythagoras pflegten sich die Alexandriner auch häufig zu beziehen. (s. Pythagorische Philosophie). Die übrigen philosophischen Secten haben entweder das System des Ausflusses gar nicht, oder sind nur Zweige und gleichsam Töchter der hier namhaft gemachten Philosophien, oder sind auch nicht berühmt genug, daß wir uns dermalen weiter mit ihnen aufhalten müßten.

Ausfluß des Geldes. Das Geld ist der allgemeine Maaßstab, wornach die Menschen den Werth der Producte, und der Arbeiten abschätzen, und welchen sie zugleich als das vorstellende Zeichen aller übrigen Werthe angesehen, und zum allgemeinen Zahlungsmittel aller Waaren und Dienste angenommen haben. Vom Ursprunge und von den Veränderungen in der Form und dem Werthe des Geldes wird der Artikel: Geld alles nöthige und wissenswürdige sagen. Hier haben wir es nur mit der wichtigen Materie der politischen Oekonomie von dem Ausflusse des Geldes aus den Staaten zu thun. Es ist nicht zu begreifen, wie man es noch immer als eine der ersten Policey- und Staatsmaximen lehren, und anpreisen, und auszuüben suchen mag, daß ein weiser Staat um seines Glückes willen den Einfluß des Geldes aus seinen übrigen Mitstaaten in sein Gebiete beständig befördern, den Ausfluß des Geldes aber auf alle nur mögliche Weise verhüten müsse. Dieses Principium würde ganz unverwerflich seyn, und von einem jeden rechtschaffenen Gliede der Gesellschaft als das unverletzlichste Gesetz beobachtet werden müssen, wenn das Geld selbst den wahren Reichthum, und das Glück der Länder ausmachte, und wenn der wahre Reichthum, und das Glück eines Landes fortdaurend erhalten werden könnte, ohne sich in andere Länder zu ergießen, und aus andern Ländern wieder zurückzufließen. Allein so ists wirklich nicht, sondern es ist ganz das Gegentheil. Der wahre Reichthum der menschlichen Gesellschaft und aller Staaten besteht in der Masse der Geniessungen, wodurch das Leben der Menschen erhalten, nützlich angewendet, erhöhet, und vervielfältiget werden kann. In keinem Orte auf dem Erdboden, und in keinem Staate, er mag liegen wie er will, und seine Verfassung mag seyn, welche sie will, kann es an Glück für die Innwohner fehlen, wenn sie die zu ihrer Nothdurft, Bequemlichkeit und Freude erforderlichen oder dienlichen Geniessungen in genugsamer Menge haben, und wenn ein jeder nach Maßgab seiner Arbeiten, und Gewerbe sich die nöthige, oder gewünschte Portion davon verschaffen kann. So wie nun ein Staat alle Jahr an der Masse dieser Geniessungen wächst, oder abnimmt, wird er auch offenbar glücklicher, oder unglücklicher. Das Geld selbst ist von diesen Geniessungen der Menschen unendlich weit unterschieden, und giebt durch sich selbst keine von denselbigen. Um die Masse der wirklichen Geniessungen für die Innwohner der Staaten zu vermehren, und also den Menschen immer mehr Stoff zu einem glücklichen Leben herbeyzuschaffen, beruhet alles auf der vollkommensten Bearbeitung und Benutzung der Grundstücke aller Classen, und auf der blühenden Arbeitsamkeit in allen Gewerben und Berufen. Daß muß der einzige große Zweck einer weisen Staatsverwaltung seyn, wenn sie ihre Länder und Völker reicher, und glücklicher machen will. Das Geld ist für die Menschen und Staaten nur in so fern ein wirkliches Gut oder ein Mittel zum Reichthum und Glück zu nennen, in wie fern man damit die Bedürfnisse, Bequemlichkeiten und Freuden des Lebens bezahlen oder erkaufen kann. Daher ist auch der Werth des Geldes einzig und allein durch die Menge der Geniessungen zu bestimmen, welche mit einem bestimmten Geldquantum vergütet werden können. Tausend feine Mark Silbergeld, oder nach unserm 24 Gulden Fuße, 24 tausend Gulden, sind wohl mehr Geld, als zweyhundert feine Mark Silbergeld, oder 4800 Gulden; aber

Digitized by Google

wenn man mit den 200 feinen Mark Silbergelde, oder mit der Summe der 4800 fl. eben soviel Genießungen, nemlich Getraide, Wein, Holz, Fleisch, Kleidungen, und andere Materien und Waaren erkaufen kann, als mit jenen tausend feinen Mark, oder mit 24 tausend Gulden, so ist man mit 200 feinen Mark Silbergelde eben so reich und glücklich, als mit tausend feinen Mark, und hat noch dazu ins ersten Falle weniger Last und Unbequemlichkeiten bey Aufbewahrung und Zählung des Geldes, als im letzten Falle. Wenn ein Kaufmann für seine Haushaltung und sein ganzes Gewerbe jährlich 52000 fl. braucht, aber dieses in der Verhältniß, daß er wöchentlich 1000 fl. auszugeben nöthig hat; so ist er eben so reich und glücklich, wenn ihm durch den ungehinderten Umlauf der Waaren und des Geldes zu Ende einer jeden Woche 1000 fl. und zwar immer die nemlichen 1000 fl. eingehen, und er also immer nur eine Summe von 1000 fl. beysammen hat, als wenn er zu Ende jeden Jahres 52000 fl. auf einmal einnimmt. Mithin ist nicht die Masse, oder die Menge des Geldes für den wahren Reichthum, oder das Glück der Länder anzusehen, sondern die Verhältniß des Geldes gegen die Masse oder Menge der Genießungen, die damit bezahlet werden können. Wenn nun in einem Staate die Masse des Geldes in jedem folgenden Jahre nochmal so groß wird, als im vorhergehenden; so kommt es nun, um die Würkung dieser zunehmenden Geldmasse zu bestimmen, auf die vorhandene Menge der Genießungen an. Entweder bleibt der vermehrten Geldmasse ungeachtet die Menge der Materialien, Waaren und Arbeiten, wie sie vorher war; oder sie wird geringer als vorher; oder sie wächst auch, wie die Geldmasse wächst. Im ersten Falle kostet das nemliche Waarenquantum in jedem folgenden Jahre doppelt soviel Geld, als im vorhergehenden Jahre, und folglich ist der Staat bey der alle Jahr sich verdoppelten Geldmasse doch nicht reicher und glücklicher, als vorher bey der hälfte der Geldmasse. Im zweyten Falle werden die Waaren und Genießungen weniger, des Geldes aber immer mehr. Daher bekommt man für doppelt soviel Geld nun nicht einmal soviel Waaren, als man vorher für die hälfte Geldes bekam, und also ist der Staat nunmehro bey seiner sich immer verdoppelnden Geldmasse alle Jahr wegen des zunehmenden Waarenmangels unglücklicher und ärmer. Im dritten Falle, da nemlich auf der einen Seite die Masse des Geldes, und auf der andern Seite die Masse der Genießungen sich alle Jahr verdoppelt, bleibt die völlig gleiche Verhältniß zwischen beyden, wie vorher. Man bekommt für das nemliche Geld noch die nemliche Quantität von Waaren. Der Staat ist also auch unter diesen Umständen, um seines vermehrten Geldes willen, nicht reicher und glücklicher als er vorher war. Ganz andere Resultate zeigen sich, wenn sich die Masse der Producte, Waaren und Arbeiten in einem Staate von Jahr zu Jahr verdoppelt, die Masse des Geldes aber unverändert bleibt, oder auch gar abnimmt. Bey der jährlichen Verdoppelung der Genießungen verdoppelt sich unmittelbar und geradezu der Stoff zur Unterhaltung, Ergetzung und Vervielfältigung des Menschenlebens, und zur Betreibung aller Gewerbsamkeit. Nun können alle Innwohner des Staates ihre Wünsche doppelt so leicht befriedigen, alle Nahrungsgeschäfte und Gewerbe können doppelt so leicht in Activität gesetzt und erhalten werden. Die vorige Geldmasse ist bey ungestörter Freyheit des Umlaufs immer hinlänglich, die alle Jahr sich verdoppelnde Masse der Genießungen zu bezahlen, weil es itzt keinen andern Unterschied macht, als daß man für weniger Geld mehr Waaren und Arbeiten giebt und empfängt. Hieraus also ist klar, daß der wahre Reichthum und das Glück der Staaten nicht in der Geldmasse, sondern einzig und allein in der größtmöglichen Masse der Genießungen, und in deren lebhaftesten Umsatze und Vertheilung unter der größtmöglichen Menge von Menschen bestehe; daß das Geld nur das Hülfsmittel sey, den Umsatz und die Vertheilung der Genießungen zu erleichtern und zu beschleunigen, und daß es bey dieser Absicht nicht auf die Masse des Geldes, als solche, sondern auf die Geschwindigkeit des Umlaufes, d. i. auf die geschwindestmögliche Vertauschung des Geldes gegen Producte und Waaren ankomme.

So gewiß aber der wahre Reichthum der Länder nur in der beständigen Zunahme der Masse und des Verbrauchs der Genießungen zu finden ist: so gewiß ist auch dieß, daß dieser Reichthum, dieses Glück der Staaten, ganz gehemmt wird, wenn man nur das Geld aus andern Staaten herausziehet, aber den Aus- oder Zufluß desselbigen in andere Staaten verhindert. Dieser Gegenstand ist der größten Aufmerksamkeit aller Gesetzgeber im höchsten Grade würdig, und verdient daher in seinen Gründen vollständig erwogen zu werden. Wir wollen die Sache im Allgemeinen betrachten. Der Staat A soll in diesem Jahr eine bestimmte Menge Geld in seinem Gebiete gegen seine Producte und Arbeiten im Umlaufe haben, die wir die Summe X nennen wollen. Gesetzt nun, dieser Staat A will aufs künftige Jahr die gleiche Geldsumme X in seinem innern Umlaufe behalten, und noch eine neue gleiche Summe aus seinem Nebenstaate B in sein Gebiete hineinziehen, um dadurch die Geldsumme von 2X zu bekommen: Muß nun nicht der Staat A an den Staat B eine gewisse Menge von Producten, und Arbeiten verkaufen, die der Staat B mit der Geldsumme X bezahlt? die Folge ist offenbar. Itzt hat also im folgenden Jahr der Staat A eine Geldmasse von 2X; die Geldmasse des Staates B aber hat sich um die Summe X vermindert. Wenn nun der Staat A von seiner von X auf 2X vergrößerten Geldmasse nichts mehr in seinen Nebenstaat B ausfließen läßt, sondern die ganze verdoppelte Summe in seinem Gebiete behält, so ist die unmittelbare Folge auf Seiten des Staates A diese, daß dessen Innwohner anstatt der vorigen einfachen Geldmasse X jetzt die verdoppelte Masse 2X in Händen haben. Vorher war das eine X in den Händen der Innwohner des Staates A, und die andere Hälfte der Geldmasse, auch von X groß, in den Händen der Innwohner des Nebenstaates B. Die ganze Geldmasse von 2X also war in den Händen der Innwohner von den beyden Staaten A und B vertheilt. Da aber also mehr Darbringer und Verkäufer des Geldes, als nun, wenn die Masse des Geldes von 2X nur allein in die Hände der Innwohner des Staats A gekommen ist, und nicht wieder in die Hände der Innwohner des Staats B zurückfließen darf. Je weniger Darbringer und Verkäufer des Geldes aber für die Waaren und Arbeiten eines Landes da sind, von desto wenigern Personen werden die Waaren und Arbeiten des Landes gesucht, und desto geringer wird der Verkaufspreiß derselbigen. Das Interesse der Landesinnwohner nimmt also ab, diese Waaren und Arbeiten in der vorigen Menge zum Verkauf zu bringen. Folglich wird die Menge der Nahrungsgeschäfte, wodurch sonst diese Waaren gewonnen, und die Arbeiten getrieben wurden, im Lande vermindert, und die Anzahl der glücklichen Menschen wird kleiner. Dieses Uebel wird alle Jahr größer, wenn der Staat A fortfährt, aus seinen Neben-

staaten nur Geld an ſich zu ziehen, und ihnen keines wieder zufließen zu laſſen. Das Geld kommt auf dieſem Wege immer in weniger Hände zuſammen; die Concurrenz der Käufer der Waaren des Staates A und der Verkäufer des Geldes an die Waarenbeſitzer des Staates A wird geringer; die Strebſamkeit und Induſtrie des Staates A, die Waaren zu vervielfältigen, verliert alſo ihr vornehmſtes Reſſort und der Staat muß ärmer werden.

Was ſoll es auch dem Staate A nutzen, alle Jahr mehr Geld aus fremden Staaten zu ziehen, und es nicht wieder in dieſelbige ausfließen zu laſſen? Sollen die Inwohner des Staates A, welche das Geld für ihre Arbeiten und Waaren bekommen, dieſes Geld ungenutzt liegen laſſen, ohne es zu Genießungen anzuwenden? Solch eine Veranſtaltung iſt offenbar ungerecht, und kann und wird keine andere Folge haben, als daß es bald keinen, oder nur wenige Inwohner mehr intereſſiren wird, durch ihre Gewerbſamkeit aus fremden Staaten Geld herbeyzuziehen, das ſie nicht zu Erweiterung ihrer Genießungen nach ihrem Gefallen brauchen können. Sollen aber die Inwohner des Staates A, welche für ihre Waaren und Arbeiten aus fremden Staaten Geld gewinnen, dieſes Geld vielleicht nur zu Erkaufung und Verbrauchung inländiſcher Producte und Waaren anwenden? Das werden ſie ſelbſt thun, wenn die inländiſche Producte und Waaren ihnen Reiz zu Genießungen ſind, oder wenn ſie dabey profitiren. Wenn das aber nun nicht iſt, ſondern ausländiſche Waaren von einer gewiſſen Art die Reizungsmittel ſind, um welcher willen ſie Geld zu gewinnen, und alſo ihre Nahrungsgeſchäfte und Gewerbe mit Eifer zu betreiben ſuchen; werden ſie nicht die Luſt zu ihren Arbeiten und zu Gewinnung des Geldes aus fremden Staaten verlieren, wenn man ſie doch zwingen will, für ihr Geld die ausländiſche Waaren nicht zu kaufen, um deren willen es ihnen intereſſant war, Geld zu erwerben? Es iſt alſo auch aus dieſen Gründen unmöglich, Strebſamkeit, Arbeitſamkeit und Eifer, die Genießungen für die menſchliche Geſellſchaft zu vervielfältigen, in einem Staate aufrecht zu erhalten und zu erhöhen, wenn man den Ausfluß des Geldes in fremde Staaten oder welches einerley iſt, den Einkauf ausländiſcher Genießungen für baares Geld willkührlich verbindert.

Je mehr Geld und andere Zahlungsmittel in den benachbarten Staaten gewonnen werden, deſto mehr Geld und andere Zahlungsmittel kann man für ſeine Producte und Arbeiten aus denſelbigen wieder ziehen, und deſto mehr Vortheile hat man, die Maſſe der Producte unabläßig zu vergrößern und die Arbeiten zu vervielfältigen, um davon in den fremden Staaten einen größern Abſatz zu machen. Wenn man aber den Ausfluß des Geldes in andere Staaten nicht willkührlich verbindert, ſondern in ſeinem natürlichen Laufe fortgehen läßt, ſo bekommen die fremde Staaten dadurch mehr Hülfsmittel, ihre Grundſtücke zu benutzen, ihre Producte zu vermehren, ihre Induſtrie zu erhöhen, ihre Commercien auszubreiten, und alſo ſowohl durch Betreibung der Bergwerke, als auch durch den Handel immer mehr Geld und andere Zahlungsmittel zu gewinnen. Aus dieſen vergrößerten Reichthümern der benachbarten Staaten kann man nun als aus den ſegensreichſten Quellen für ſeine Waaren und Arbeiten zuverläſſig immer mehr Geld und andere Zahlungsmittel erwerben, und folglich reicher und glücklicher werden. Dieſe glückliche Folgen darf ſich hingegen kein Staat verſprechen, der arme Nachbaren hat, oder der mit Staaten umgeben iſt, die wenig Geld und andere Zahlungsmittel haben. Aber dieſe traurige Situation iſt bey allen unvermeidlich, wenn ſie den mutuellen Aus- und Einfluß des Geldes gegen einander hemmen, und alſo einander die Quellen blühender Nahrung und Gewerbe verſtopfen.

Man läßt aus einem Staate Waaren in die übrigen ausführen, um dafür Geld zurückzuerhalten. Aber das Geld iſt für die Glückſeeligkeit der Staaten nicht ſoviel werth, als die Producte und Waaren, um welcher willen die Menſchen das Geld ſuchen. Das Geld iſt allen Staaten nur nöthig und dienlich, um dafür Genießungen erwerben zu können. Wenn man alſo in der Staatsverwaltung nicht nach widerſprechenden Maximen handeln will, ſo muß man auch das Geld aus den Staaten ausfließen laſſen, um dafür den Reichthum an Waaren und Genießungen und folglich das Glück der Menſchen zu vergrößern.

Doch wir müſſen auch noch von den Wegen und Anſtalten reden, welche der Regulirgeiſt der unächten Policey braucht, um den Ausfluß des Geldes in fremde Länder zu verhindern. Man fordert: erſtlich, daß in jedem Staate alles, was ſeine Inwohner brauchen, und ſuchen, hervorgebracht und verfertiget werden ſolle; zweytens, daß der Staat, das, was er von Fremden einhandelt, mit ſeinen Landesmaaren, und nicht mit baaren Gelde bezahle, und drittens, daß die Einfuhre aller unnöthigen und überflüßigen Waaren aus den fremden Staaten gänzlich verboten, oder doch durch Auflagen empfindlich beſchweret werden möge. Allein es ſind wohl keine Maximen grundloſer und verkehrter, als dieſe. Bey der erſten ſollte man doch bedenken, daß jedes Land nach ſeiner individuellen Beſchaffenheit, und Lage zur Hervorbringung und Verfertigung gewiſſer Producte und Waaren ſeine eigene vorzügliche Diſpoſition habe und daß es am meiſten gewinnt, wenn es dieſer ſeiner Diſpoſition gemäs wirthſchaftet, hervorbringt, ſolicitirt, und handelt. Jeder Staat ſoll das hervorbringen und verfertigen, was er in der größten Menge, mit dem kleinſtmöglichen Aufwande hervorbringen und verfertigen, und in dem beſten Verkaufspreiße für andere Waaren oder Geld an fremde Staaten abſetzen kann. Wenn die Landespolicey unter ihren Inwohnern hierüber immer größeres Licht ausbreitet, und allgemeine Freyheit einführt, bey welche ein jeder ſeine Eigenthum und ſeine Fähigkeiten nach ſeinen beſten Einſichten zu ſeinem Vortheile brauchen kann; ſo darf man aller Orten die geſegnete Folge erwarten, daß das Land ſeiner wirklichen Beſchaffenheit gemäs aufs intereſſanteſte benutzet, und zu ſeinem höchſtmöglichen Ertrage und Reichthume erhoben wird. Es iſt daher oft unendlich vortheilhafter für einen Staat, gewiſſe Waaren von anderen einzukaufen, als ſolche ſelbſt hervorzubringen oder zu verfertigen, wenn nemlich der fremde Staat dieſe Waaren, da ſie ſeiner Verfaſſung am angemeſſenſten ſind, am wohlfeilſten liefert, und der andere Staat, der ſolche Waaren ſucht, bey ſich in der nemlichen Zeit und mit dem nemlichen Aufwande andere Waaren von einem größern Werthe hervorbringen kann. Man regulirt alſo der Natur zuwider, daß ein jeder Staat alle Waaren, die er ſucht, bey ſich ſelbſt zu gewinnen ſuchen ſolle, um nach aller Möglichkeit von fremden Staaten in ſeinen Bedürfniſſen und Verbrauche unabhängig zu ſeyn. — Bey der zweyten Maxime wider den Ausfluß des Geldes kommt es nicht blos auf den kaufenden Staat an, womit er die Waaren ſeiner Nebenſtaaten bezahlen will. Wenn der Verkäufer die Waaren, die ihm zugehören, und darüber er Herr iſt,

Digitized by Google

nicht anders als gegen ein bestimmtes Zahlungsmittel weggeben will, so muß sich der kaufende Staat hierinne dem Willen des Verkäufers unterwerfen, oder auf den Einkauf dieser Waaren bey seinem Nachbar Verzicht thun. Das letzte ist immer ein Schade für den kaufenden Staat, wenn er dadurch den Weg verliert, eine, oder die andere Art seiner Producte und Waaren entweder unmittelbar, oder vermittelst des Geldes in einen vortheilhaften Umsatz zu bringen. — Die dritte Maxim ist, soviel scheinbares sie auch an sich hat, dennoch den ächten Regierungsgrundsätzen ebenfalls zuwider. So unnöthig und überflüßig die Waaren eines fremden Landes immer seyn mögen, so gereichen sie doch einem Staate zum offenbarsten Nutzen, wenn sie das Ressort abgeben, um dessen Willen die Inwohner dieses Staates ihre Grundstücke am besten nutzen, und ihre Industrie aufs vollkommenste betreiben. Gesetzt, ein Staat kann durch die beste Cultur seiner Ländereyen jährlich eine Masse von einer Million Centner Producten hervorbringen, welche bey der Freyheit der Gewerbe und des Handels sechs Millionen Thaler werth sind. Höher im Werthe sollen seine jährlichen Reichthümer nicht gebracht werden können. Nun wollen wir einmal annehmen, die Triebfeder, wodurch die Inwohner so strebsam erhalten werden, daß sie alle Jahr die gedachte Million Centner Materien und Waaren gewinnen, wäre darinne zu finden, daß sie für diese Producte sich sechs Millionen Thaler verschaffen, von dieser Summe aber eine halbe Million Thaler zu Zucker, Caffee, Schokolade, und andern solchen fremden Waaren und die übrigen fünf und eine halbe Million Thaler zu ihren übrigen Bedürfnissen, zu den Auslagen ihrer Cultur und Industrie, und zu den Abgaben an den Staat verwenden könnten und wollten. Warum will man nun den Erkauf des Zuckers, des Caffee, und der Schokolade unter dem Vorwande verbieten, damit nicht eine halbe Million Thaler baares Geld für die unnöthigen und überflüßigen Waaren in fremde Länder ausfließe? Nach unserer Voraussetzung kann das Land nicht mehr, als den Werth von sechs Millionen Thalern hervorbringen; und diese Benutzung des Landes kann festgesetzt werden, und wird festgesetzt, wenn gleich alle Jahr die halbe Million Thaler zu den sogenannten überflüßigen fremden Waaren verwendet wird. Diese Verwendung hindert die vollkommenste Benutzung des Landes nicht, so lange nur die zur jährlichen Hervorbringung der sechs Millionen Thaler erforderlichen Auslagen nicht angegriffen werden. Auf die Cultur und Benutzung des Landes kommt alles an, das Ressort zu diesen wirthschaftlichen Fleiße bestehe, worinn es wolle, in baaren Geldes, oder in Genießungen von allerley Art. Der ganze Zweck und Plan einer weisen Staatsverwaltung soll nur unveränderlich dahin gerichtet seyn, daß alle Grundstücke der Erde aufs vollkommenste cultiviret und die Masse und der Werth der Producte durch Freyheit der Gewerbe, des Handels und des Verbrauchs stets vervielfältiget und erhöhet werden. Was für Genießungen aber nun von diesem gewonnenen, und alle Jahr wiederkommenden Reichthume erkauft, und ob sie unmittelbar mit den Producten und Arbeiten, oder vermittelst des durch den Umsatz dieser Producte erworbenen Geldes bezahlt werden, das kann und soll der Regierung ganz gleichgültig seyn. Stört sie diesen natürlichen Gang der Sachen, so vermindert sie die Ressorts zur besten Benutzung und Bereicherung des Landes. s. auch den Artikel: Geld, und Nahrungsstand.

Ausfluth, wird ein Graben hinter dem Damm eines Teiches genennt, in welchem das überflüßige Wasser aus demselben ablaufen kann. Bey allen Teichen von alter und neuer Art, deren Bau große Aufsicht erfordert, werden nach Beschaffenheit des Zuflusses, räumliche Ausfluthen gemacht, damit in Fluthzeiten, wenn die Teiche voll sind, das übrige Wasser dadurch seinen Abfluß haben könne, und das Wasser nicht über die Dämme gehe, dieselben mit fortreisse, und alles, was darunter belegen, in große Gefahr und Schaden setze. Die Ausfluthen werden an einem Ende des Dammes, wo sichs am besten schicket, angeleget. Wo wenig Zufluß ist, allda werden solche Ausfluthen ein Lachter weit, und wo mittelmäßige Zugänge zehen Fuß in zwey Feldern, jedes von fünf Fuß weit, und vom Damm an ½ Lachter tief, eingeräumet, bey etlichen Teichen aber, wo starke Wasser zusammenkommen, ist die Ausfluth vier bis fünf Lachter weit, und ½ Lachter tief eingegraben. In vorigen Zeiten waren dieselben durchgehends an beyden Seiten, wie auch das Fluthbette, mit Holz verwahret. Weil aber das Holzwerk nicht lange dauret, und bey etlichen, welche lang, breit und tief waren, zur Reparation manchmal 24 bis 30 Stamm Holz erfordert wurden: so hat man solche nach und nach in Mauerwerk gesetzet. Vorne beym Einflusse sind zwo Eckſäulen und wenn die Ausfluth mittelmäßig oder gros ist, eine, zwo oder drey Mittelſäulen von eichenem Holze in eine dergleichen Schwelle vor dem Damme eingesetzet, eingegraben und befestiget, welche mit einem Halben zusammen gefasset sind. Die in mittelmäßigen und weiten Ausfluthen zwischen eingesetzte Säulen dienen dazu, daß bey mäßigem Zufluß des Wassers etliche Bohlen übereinander können vorgesetzt, und das Wasser damit aufgehalten werden kann, damit der Teich nicht weit ablaufe; zu welchem Ende die Säulen zum vortreten der Bohlen eingeschnitten sind. Wenn aber der Zufluß bey Regenwetter zu stark wird: so werden solche Bohlen bis auf die Schwelle weggenommen, und wird dem Wasser damit Raum gemacht, daß es völlig durch die Ausflucht kommen kann, worauf die Grabensteiger und Teichwarter Acht zu geben haben. Etliche Teiche sind auch wohl am anderen Ende noch mit einer Nothausfluth versehen, das ist mit einer solchen, die, wenn bey lang anhaltenden Regen, oder wenn zu Herbst-Winter- und Frühlingszeiten der Schnee durch anhaltenden Regen in geschwinden starken Fluß kommt, die ordentliche Ausfluth die sämmtliche zufließende Wasser ohne zu besorgende Gefahr des Dammbruchs nicht geschwinde genug abführen kann, durch Ausnehmung der Vorsetzhölzer aufgezogen wird, und die allzuvielen Wasser mit abführen muß. An einigen Orten erfordert der Umstand, daß, anstatt der Ausfluth an einem Ende des Dammes, eine Umfluth durch den Berg muß gebrochen werden.

Ausfördern, das Gebürg, Erz u. dgl. was die Bergleute aus der Grube herausschaffen und zu Tag bringen.

Ausforderung zu einem Duell; von deren Strafe. s. Duell.

Ausfrischen, die Hunde, heißt bey den Jägern so viel als denselben eine Purganz eingeben.

Ausführen, (musikalisch). Wenn es möglich ist, einen einfachen Vortrag, einen langsamen Zuwachs der Mannigfaltigkeit; kleine niedliche abgestufte Sinne, dann lange mit mancherley Aufhaltungen angespickte Perioden, hitzige Ausfälle, und minder kalte Ueberle-

Digitized by Google

gungen mit Tönen zu bestreiten: so kann es einem philosophischem Ohre nicht mehr auffallend seyn, daß wie die Rede, so auch die Tonkunst fähig sey, jeden Satz auszuführen.

Man muß die Begriffe ausarbeiten, ausführen, fortführen, wiederholen erst auseinandersetzen, eh sich vorhabender Artikel erklären lasse. Die innere Ausschmükung eines Stückes, nachdeme der Plan richtig gewählet, mehrere Perioden schicklich zusammengesetzt, und das Einfache mit der Mannigfaltigkeit genau verbunden worden, heißt die Ausarbeitung, wie es unter dem eigentlichen Artickel schon vorgekommen ist. Wenn man die nemlichen Sinne, um stärkeren und dem Ausdrucke mehr verhältnißmäßigen Eindruck zu machen, öfter setzt: so nennt man es eine Wiederholung. Die Ursach und Wirkung dieser musikalisch-rethorischen Figur soll im eignen Artickel etwas weitläufiger bestimmt werden. Alle Gesänge einer Musik sowohl, als alle Zusammenstimmungen, können Perioden vorstellen. Mehrere Perioden machen ein ganzes Tonstück aus. Die Perioden müssen sich zusammenschicken, sie müssen im nemlichen Gelaise bleiben, der Einheit nicht widersprechen, ein Ganzes vorstellen, so daß es scheinen sollte, als hörte man noch das erste Gesang und dieses heißt das Gesang fortführen. Dieser Name kömmt dem zweyten Gesange in einem Rondo eigentlich zu. Wenn aber in allen Stimmen wechselweis das nemliche Gesang vernommen wird, wenn Schlag auf Schlag, Eintritte auf Eintritte folgen, und sich zu der ersten Melodie conformiren, wenn immer dasselbe, aber in verschiedenen Gesichtspunkte zu betrachten aufgestellet ist, wenn die feine Ausarbeitung das Thema zur steten Vorschrift wählet; die Wiederholung des einfachen immer mannigfaltiger wird; die Fortführung nebst dem strengen Bezug auf den Hauptsatz ihn wechselweis zum Vorschein bringt, dann heißt es: der Satz ist ausgeführet. Beym Ausführen müssen drey Stücke wohl verstanden werden: 1) der Vortrag, 2) die Wendung, 3) der Schluß. Der Vortrag kann niemal einfach und kenntlich genug seyn; denn er muß sich im ganzen Stücke während einer mannigfaltigsten Ausführung in allen Stimmen, wo er nur hinfällt, deutlich auszeichnen können. Wir wollen die Mannheimer Sinfonien vor dem Vorwurfe einer edelhaften Gleichheit nicht schützen, wenn man sagt, daß sie alle im Einklange anfangen, doch wird gemäß dem ersten Begriffe des Vortrages schwerlich etwas einfachers oder kenntlichers zu finden seyn, als jene Gattung, worinn alle Stimmen in einem Tone mit langen Noten prächtig gesetzt sind, und klar sich gleichsam dem Ohre präsentiren, dann ihre Wendungen abwarten lassen. Der nemliche Sinn, derselbige Hauptstof, muß auf eine so mannigfaltige Weise versetzt werden, daß immer neue Wendungen hievon entspringen.

Die Wendungen sind unendlich, sie können aber vorzüglich auf drey Hauptgattungen gebracht werden: 1) die Umkehrung, 2) die Umwendung, 3) die Stürzung. Wenn der nemliche Sinn scheint wiederholet zu werden, und dabey ein wesentlicher Unterschied in der Lage der Schläagen herrschet: so wird diese Versetzung eine Umkehrung genannt. Selbst die mathematische Verhältnisse geben uns schon eine deutliche Erklärung, und lieferen das offenbahrste Beyspiel, man darf nur ganze Zahlen in Brüche, oder Brüche in ganze Zahlen verändern.

Harmonisches				Arithmetisches		
1/1	1/2	1/3	Ebenmas	4.	3.	2.
C	G	c		C	F	c
F	C	f		G	c	g
G	d	g		D	G	d

Im Falle, daß man sich ein Thema gewählet, wovon die Hauptklänge die oberen Töne CGc wären, so kann der Tonsezer diese vier Umkehrungen mit dem besten Erfolg anbringen. Der Zuhörer wird von der Mannigfaltigkeit unterhalten werden, und niemal das Einfache dabey vergessen. Diese Umkehrung nimmt ein weites Feld in der Fuge ein, besonders, was die Antwort betrift. Ausführlicher im Artickel Fuge und Umkehrung.

Wenn der nemliche Sinn scheint wiederholet zu werden, und dabey ein wesentlicher Unterschied in der Lage der Töne herrschet: so wird diese Versezung eine Umwendung genannt. Diese Umwendung fuß sich blos darauf, daß der Hauptklang nicht zum Grunde liegt. Um dieses wohl zu verstehen, muß man die Begriffe Hauptklang, Hauptton, Grundton, nicht vermischen. Der Hauptklang ist derjenige Klang in der Natur, wovon die andern alle hergezählet werden müssen, oder derjenige Ton, welcher in jeder Harmonie gefunden wird, wenn alle nur mögliche Beziehungen auf die einfachste Wurzelzahlen 1. 3. 5. zurückgeleitet werden. Diejenige Zusammenstimmung aber, worinn diese Beziehung nicht vorkömmt, heißt Umwendung. Mehreres hievon im eigenen Artickel.

Der Hauptton ist derjenige Ton, auf den sich das ganze Stück beziehet. Gleichwie das Wort Klang einen mehr umfassenden Begrif hat, als das Wort Ton oder der musikalische Klang: so erstrecket sich auch der Hauptklang viel weiter, als der Hauptton. Ein jeder Hauptton kann Hauptklang seyn, nicht aber jeder Hauptklang ein Hauptton. Jede Beziehung mit 3 und 5 bestimmt den Hauptklang zum Grunde, wird nun die Umwendung durch eine verschiedene Beziehung entdecket: so liegt der Hauptklang in der Höhe; folglich sind so viele Hauptklänge in jedem Tonstücke, als Harmonien sind. Der Hauptton aber ist der erste Ton, mit dem das Stück anfängt und aufhöret, und welcher dem Stücke die Benennung giebt, daß es aus diesem oder jenem Tone gehe. Wenn die Ausweichungen jezniger Zeit solche Ausschweifung der unrichtigen Tonsezern sind, daß man darüber gar die Tonscinheit vergesse; so liegt es nicht am Tone, sondern an dem Mangel der Kenntniß eines musikalischen Redners, der irrig glaubet, eine Rede von einer halben Stunde und ein eben so langes widersinniges Geschwäz sene einerley.

Grundton ist der tiefeste Klang, das ist derjenige der im Baß u. s. w. vorkömmt. Wenn der erste Ton im Grunde liegt, und die Bejieferung von 3. 5 erhält: so concentriren sich die drey Begriffe, Hauptton, Grundton, und Hauptklang. Ausführlicher wird unter den eignen Rubriquen hievon gehandelt werden.

Nicht nur in den Fugen, sondern auch in allen Arten der galanten Schreibart, leistet die Umwendung treffliche Dienste. Dies ist eben die wahre Ausführung, wenn in allen Stimmen dasselbige immer erscheinet. Dies ist eine nähere Bestimmung, was das sagen wolle: Einheit im Satze, Mannigfaltigkeit in der Ausführung. Nemlich, mit einschikvoller Wahl eines versuchten Ohres, nicht zu oft (denn das ist Wiederholung) nicht zu selten (sonsten ist es nur Fortführung) sondern in alle Stimmen gemäß ihrer Stärke, Höhe und Tiefe,

Geläuf-

Digitized by Google

Geläufigkeit, Sangbarkeit, das nemliche Gesang in alle Töne, gemäß der Absicht, die durch die Schlußfälle zu erreichen ist, anbringen. Die Umwendung verhält sich zur gleichtönenden Zusammenstimmung (harmonia simultanea) wie die Umkehrung zur gleichfolgenden Zusammenstimmung (harmonia successiva). Wenn der nemliche Sinn scheint wiederholet zu werden, und dabey ein wesentlicher Unterschied in der Austheilung der Töne herrschet: so wird diese Versetzung eine Stürzung genannt. Diese Stürzung kann den Hauptklang im Grunde, oder eine Umwendung haben, sie besteht blos darinn, daß von den obern Stimmen, einige bald höher, bald tiefer kommen, ohne daß der Beziferung Eintracht geschehe. So erfordert z. B. die Beschaffenheit und Umfang der Singstimmen und Instrumenten, daß dieser oder jener Satz itzt um fünf Töne höher, ein andersmal um 4 Töne tiefer; itzt um vier Töne höher, dann um fünf Töne tiefer erscheine; bald die Fagotte, bald Flöten, Waldhorne, Hoboen, Trompeten, Clarinette, um acht Töne höher oder tiefer vortragen. Also kann man nicht sagen, daß es eine Umwendung sey, wenn der Organist statt $\frac{5}{3}$ mit $\frac{6}{4}$ accompagniret, sondern dieses ist eine Stürzung, und verhält sich zur Umwendung in Ansehung der obern Stimmen, wie sich zum Hauptklange die Umwendung in Ansehung des Baß verhält.

Es können auch, nach eingezogener Kenntnisse der Umkehrung, Umwendung und Stürzung, noch tausenderley Versetzungen angebracht werden, ie sondern sich aber nicht so eigentlich mehr von vorigen Begriffen, und werden alsdenn wenigstens leichter zu verstehen seyn.

Die Ausführung kann ihre mannigfaltige Gleichheit mit dem Stof in Tönen und Noten äußern. Erstere Gleichheit wird durch die Umkehrung, Umwendung und Stürzung, erzielet. Die andere kostet nicht weniger Ueberlegung. Man erinnert sich an einem gewissen Orte, ein ganzes Orchester zertrennt gesehen zu haben; weil im nemlichen Gelaise, so mancherley Noten vorkamen, die ohnmöglich nach einander sanft fließen konnten, und deren Werth sogar den Musikern selbsten schwer fiel und unfaßlich vorkam.

Was wir jetzo von der innern Ausführung erklärt haben, bestätigt sich noch mehr durch ein Gleichniß mit der Rede. Wie zwey Theile mit ab- und zunehmender Stärke, ihre Beweistümer einfädeln, ihre Proben verketten, manchesmal dem starren Zuhörer den Athem benehmen, und dann nach einer kleinen schwachen Pause, wieder einholen lassen; eben so kräftig muß die innere Ausführung einer rhetorischen Musik beschaffen seyn. Wir könnten die praktischen Beyspiele von jeder Aussage herſetzen, wenn es der bestimmte Raum gegenwärtigen Wörterbuches zuließe.

So mißkannt gegenwärtige Anmerkung den meisten praktischen Tonsetzern war; so einhellig trafen die ausgezeichneten in diesem überein. Sie hatten freylich Müh, um sich vom staubigten Pöbel zu erheben, und der Gottheit zu nähern, wie leicht werden wir nicht diese süßeingesogene Grundsätze, mit welcher Sicherheit ins künftige, wenn die Vorurtheile entfernt sind, benützen können!

Der Schluß muß bündiger seyn, als alles vorhergehende. Er ist die Summe des Ausdruckes, der Ueberzeugung, die durch ein vorhabendes Stück zu erreichen war. Die Schlußfälle bestimmen die Perioden. Ehe man noch an Töne denkt, muß der Plan eines Stückes schon vollständig überdacht seyn. Gedanken mit Gedanken, Sinne mit Sinne häufen, ist das Werk der unerfahrnen Schülern. Besonders, wenn man merkt, daß auch dieser auch jener Satz, bald diese bald jene Schönheit, mit Gewalt seyen eingezwungen worden.

Der einfachste Plan eines Stückes, ist z. B. folgender: Das Stück fängt aus dem C an, es muß in dem verwandtesten Tone dem fünften, im G den ersten Theil schließen; im G den zweyten Theil anfangen, und im ersten Tone dem C den zweyten Theil endigen. Will man drey Theile setzen; so kann zur Abwechslung auch einer in die verwandteste weiche Tonart, nemlich dem A mit der kleinen Dritte ausweichen. Dann setzen wir vom ersten Theile die Hauptschlußfälle fest. Z. B. der erste Ton kann den Vortrag gleich wieder endigen. Dann darf ein Schlußfall in fünften, noch bündiger in den fünften vom fünften Tone, vom G ins D folgen. Eine schwankende Bewegung vom fünften Tone D und dermalig ersten Tone G wird schicklich zur Unterhaltung gewählet werden, dann fällt der Beschluß vom fünften D in den ersten Ton G sehr natürlich. Der zweyte Theil kann das G ins weiche A leiten, wenn das G die Unterhaltungssibente bekömmt, und durch die Vorzeichnung eines Kreuzes, zum schlußfälligen siebenten Tone vom weichen A wird. Auch ist das harte F sehr nah, und bedarf nur seinen fünften schlußfälligen Ton C mit der Unterhaltungssiebente b. Dann heißt es, wie der erste Theil vom C ins G gieng: so wandert, vermittelst der leichtesten Versetzung, das Tonstück vom F ins C. Dies ist nun ein verständlicher Plan. Man darf nur die Hauptklänge hinschreiben, und diesen zufolge einen Baß schreiben, die Umwendungen bezeichen, und hieraus ein Gesang ziehen. Dieses bewiest sogar, daß manchesmal ohne musikalische Einfäde doch vermittelst einer bloßen Aufführung einer so thätigen Theorie, ein neues Stück könne gesetzt werden. Mehreres hievon im eigenen Artikel Plan.

Gegen diese Ausführung streitet ein verderbliches Vorurtheil solcher ausschweifenden Tonsetzern, die noch keine Grenzen der Ausweichung erkennen, und glauben, daß dasjenige Stück, welches im C anfängt und aufhöret, aus dem C gehe, ohne zu wissen, daß ein himmelweiter Unterschied die Ausführungen sogar der beyden verwandtesten Tonarten, des harten C und weichen A trenne, ob schon die vier anderen verwandten Töne das weiche E und D, das harte G und F gleichmäßigen Anspruch haben. Die Ausführung muß eben so sorgfältig die Monotonie vermeiden, als die Tonseinheit aufs äußerste suchen. Man sollte zwar glauben, diese beyden Wörter haben gleiche Bedeutung, und Monotonie sage im Griechischen, was Tonseinheit im Deutschen ausdrücket. Aber, weit gefehlt! Ein anders ist: immer einen Ton hören; ein anders: sich stets auf einen Ton beziehen. Monotonie stellt also eine verdrüßliche Tonseinheit vor; wie in besondern Artikeln noch umständlicher soll erkläret werden.

Was den Beschluß der Ausführung noch eigentlicher betrift, so bestehet er in einer engen Einschränkung, und gedrängten Wiederholung alles desselben, was im ganzen Stücke bisher vorgekommen war. Nicht alle galante Sonaten befolgen dieses Gesetz, um so weniger bündig sie seyn sollen. In einem gesetzten, soliden prächtigen Tonstücke, besonders in Fugen, hat diese Anwendung statt. Man nennt es deswegen in italienischer Sprache Arretto, wenn die gähen Eintritte, und die kurzgefaßten Vorträge und Antworten, sich im engsten Raume concentriren, und im Umfange eines einzigen

Digitized by Google

Schlages, dasjenige sagen, was in vier oder mehrern vorher nicht erschienen war.

Hier lernt man einen vernünftigen Gebrauch vom Begriffe Pedale zu machen, das sonsten einen erbärmlichen Dudelsack vorstellet. Man läßt im Baß den fünften Ton, der zu seiner Harmonie ohnehin der Hauptklang und zum ersten Ton der fünfte ist, anhalten. Diese zwey Harmonien schwanken mit einander, und bestimmen mit unwidersprechlichen Beweisthümern diese zwey als die herrschenden und vorzüglichsten Töne, bis endlich der Hauptton das Uebergewicht erhält und mit einem prachtvollen Schlußfalle aufhöret.

Ausführer eines Testamento, s. Executor testamenti.

Ausführlich, nennt man ein Werk, wenn es alles hat, was es haben soll, oder mit allen nothwendigen Theilen versehen ist. Es wird dem Unvollständigen, Mangelhaften und Abgekürzten entgegengesetzt. Ein ausführlicher Begriff ist, der alle Merkmale hat, wodurch der Gegenstand jedesmal, in jeder Verbindung, von allen andern unterschieden werden kann. Ein ausführlicher Beweis, der alle Umstände, die der Sache Gewißheit geben können, enthält. Eine ausführliche Erzählung ist, wo kein Umstand ausgelassen ist, der zur Bestimmung der ganzen Begebenheit nöthig ist. Die Ausführlichkeit muß allemal nach der Absicht beurtheilt werden, die man bey der Sache hat, und sie mag angetroffen werden, wo sie will, da erregt sie Vergnügen. Die richtige und genaue, d. i. ausführliche Auflösung einer Aufgabe, der bündige Beweis eines Satzes sind dem denkenden Geist eben so angenehm, als die vollständige Schilderung eines Characters dem empfindenden. Wahrheit, Ordnung, Richtigkeit, Klarheit machen die Ausführlichkeit in den Werken des Geistes aus, und wer diese Eigenschaften seinen Schriften geben kann, macht sie vollständig. Sie hat, wie alle Tugenden, zwey Seiten, auf welchen man ausschweifen kann. Die eine ist unverständliche und trockne Kürze, da man weniger sagt, als man sollte; die andere ermüdende Weitläuftigkeit, da man Dinge sagt, die nicht zur Sache gehören.

Ausführliche Begriffe, s. Begriffe.

Ausführung, (schöne Wiss.) ist an einem Werke des Geistes die Bearbeitung der einzelnen Theile, damit sie diejenigen Aufklärungen bekommen, die zur Erreichung ihrer Absicht erfordert werden. In der Anlage werden die Hauptheile nach ihren wesentlichen Beschaffenheiten bestimmt; und in der Ausführung werden die kleinern Theile richtig bestimmt. Einen Beweis ausführen, heißt also nichts anders, als allen denjenigen Stücken, die in demselben liegen, ihre gehörige Deutlichkeit und Stärke geben. Einen Plan ausführen heißt, dasjenige, was in der Anlage angezeigt ist, zur Wirklichkeit bringen. Durch die Ausführung zeigt es sich, ob ein Schriftsteller Genie habe oder nicht. Es können zween Köpfe nach einerley Plan arbeiten, und ihre Ausführung ist unendlich von einander verschieden. So können zween dramatische Dichter einerley Handlung zum Grunde legen, und in der Ausführung, das heißt, in der Bearbeitung der einzelnen Theile, z. E. der Situationen, Sentiments ꝛc. sehr von einander abgehen. Da die Ausführung eines Werks des Geschmacks blos vom Genie abhängt: so lassen sich auch keine Regeln davon geben, und die Lehrer der Beredtsamkeit und Dichtkunst, die sich dergleichen unterstanden haben, haben im Grunde nichts anders gethan, als wenn sie einem Menschen Fesseln anlegten, damit er die Schritte gerade so groß machte, als sie haben wollten. Was heißt nun eine Ausführung mit Genie? Wo ich nicht irre, so kömmt hier alles darauf an, daß jemand, der einen Plan gut ausführen will, eine Geschicklichkeit habe, sich die Sachen, die durch die Worte bezeichnet werden, selbst vorzustellen; daß er eine solche Erkenntniß habe, die nicht bey den Worten stehen bleibt, sondern ein inneres Bild in der Seele von dem Gegenstand enthält, wie derselbe in seinen Verhältnissen und Verbindungen beschaffen ist; oder, um kunstmäßig zu reden, wenn wir die Sache, von der wir reden wollen, nicht in abstracto, sondern in concreto erblicken, mit ihren Würkungen, Zufälligkeiten und Veränderungen, die in derselben aus dem Verhältniß mit andern entstehen. Man kann also sehr viele Gelehrsamkeit und Wissenschaft besitzen, und doch die Anlage eines Werks schlecht ausführen; wenn man nemlich ein Werk aus den gegebenen Data nach den vorgeschriebenen Regeln zusammensetzt, aber solche so roh und unbearbeitet läßt, als wie sie vorher waren. Wer im Gegentheil einen Gegenstand mit Genie bearbeitet, thut an ihm dasjenige, was der Juwelierer an dem Diamant thut, den er schleift und faßt, wodurch der kostbare Stein Juwel wird. So kann einer viele Wahrheiten, wichtige Wahrheiten zusammensetzen, wenn er sie aber nur hinwirft, ohne sie mit Geschicklichkeit in einander zu passen: so verdient seine Arbeit den Namen der Ausführung nicht. Es müssen viele Seelenvermögen zusammen würken, wenn ein entworfener Plan ausgeführt werden soll. Eine feurige Einbildungskraft und ein lebhafter Witz müssen zwar den Geist beleben, aber sich dessen nicht so bemeistern, daß er von der Vernunft und Beurtheilungskraft keine Befehle annehmen könnte. Die glückliche Ausführung der gemachten Entwürfe hängt von der richtigen Einsicht ab, die der schöne Geist von der Natur der einzelnen Gegenstände, und von dem Zusammenhange derselben unter einander, von ihrer Uebereinstimmung oder Contrast haben muß. Es ist ein sicherer Beweis von der Stärke eines Geistes, wenn er aus einer beynahe unabsehlichen Menge Gedanken, die ihm seine Einbildungskraft und erfinderischer Geist eingiebt, gleichsam als aus einem Chaos von verschiedenen Gedanken, diejenigen herausfucht, die in einen schicklichen Zusammenhang gebracht und zu Erhebung seines Gegenstandes gebraucht werden können. Nach den verschiedenen Arten der Producte ist also die Ausführung selbst verschieden. So wird ein Gedanke in einer Ode auf eine ganz andere Art ausgeführt, als in einer Rede; eine Handlung wird anders im Drama bearbeitet, als in der Epopee. Wenn es Regeln zur Ausführung giebt: so müssen sie von den besten Mustern in jeder Art der Würkungen des Geistes abstrahiret werden. s. Anlage, Ausarbeitung, Ausbildung.

Ausführung, (mathematisch) **Verzeichnung einer Gleichung**, *Constructio æquationis*, heißt die Erfindung oder Bestimmung derjenigen Linien, welche die Wurzeln derselben vorstellen, durch Zeichnung, wobey vorausgesetzet wird, daß die in der Gleichung als bekannt angenommene Größen in Linien gegeben sind. Man fordert dazu, und zwar, wie in die Augen fället, mit Recht, daß sie accurat, kurz und schön seyn. Alles, was das erste betrifft, wird man eine Construction, wozu man eine krumme Linie nöthig hat, daran man einige Punete geometrisch bestimmt, das übrige mit freyer Hand auszieht, einer andern nachsetzen, worinn alles mit Zirkel und Lineale dergestalt ausgeführet wird, daß die freye Hand nichts dabey zu thun hat. In An-

Digitized by Google

sehung des andern ziehet man eine Construction, welche durch zwey, drey leichte Operationen alles fertig bringet, einer andern vor, die vier, fünf schwerere und weitläuftigere Operationen erfordert. Um das dritte zu erhalten, entwirft man erst eine Construction nach den allgemeinen Regeln, deren einige sogleich vorgetragen werden sollen; hernach überlegt man, wie man alle Bestimmungen der Linien in eine wohl ins Gesicht fallende Figur zusammenfassen, und darinn einer jeden Linie eine geschickte und solche Lage geben könne, aus welcher man sie durch bloßes Drehen des Zirkels um einen Punct in eine andere Lage, in welcher man sie wiederum nöthig hat, übertragen könne. Was den letzten Posten anbetrifft, so ist die Theorie von der Schönheit der Constructionen von den Mathematikern zur Zeit noch nicht mit Fleiß bearbeitet, und man hat daher noch keine Regeln, deren Beobachtung sogleich auf die vollkommenste und schönste Ausführung leitete; sondern sie werden durch vielfältiges Verändern und Verbessern in die geschickteste Gestalt gebracht, an welcher ein vom Glücke abhangender guter Einfall auch öfters seinen Antheil hat.

Die Construction der Gleichungen vom ersten Grade erfordert wenig Kunst. Alles kommt darauf an, daß man denjenigen Bruch, welchem die unbekannte Größe gleich ist, in eine geometrische Proportion verwandele, welches zu verrichten wir an einigen leichtern und schwerern Exempeln lehren wollen.

Die Gleichung seye $x = \frac{ab}{c}$. Weil $c : a = b : \frac{ab}{c}$; so ist x die vierte Proportionallinie zu c, a und b, welche zu finden im Artikel **Proportionallinie**, gelehret wird.

Es seye $x = \frac{abc}{de}$. In diesem Falle suchet man erst in folgender Proportion das vierte Glied, $d : a = b : \frac{ab}{d}$, und, wenn man dieses hat, nachmals das vierte Glied in folgender Proportion, $e : c = \frac{ab}{d} : \left(\frac{abc}{dc}\right) x$; oder man macht erst die Proportion $a : d = e : \frac{de}{a}$, und darauf noch folgende $\frac{de}{a} : b = c : \frac{abc}{de}$.

Es seye $x = \frac{a^2 - b^2}{c}$. Weil $a^2 - b^2 = (a+b)(a-b)$; so ist $c : (a+b) = (a-b) : \left(\frac{a^2-b^2}{c} = \right) x$. Oder man beschreibe über der graden Linie * $AB = a$ einen halben Kreis, trage von A nach C die Sehne $AC = b$ und ziehe CB, so ist, weil $\angle ACB$ ein bey C rechtwinklichter Triangel seyn muß, vermöge des Pythagorischen Lehrsatzes $CB^2 = a^2 - b^2$, also $CB = \sqrt{a^2 - b^2}$. Nun suche man noch in folgender Proportion das vierte, oder vielmehr dritte Glied $c : \sqrt{a^2 - b^2} = \sqrt{a^2 - b^2} : \left(\frac{a^2-b^2}{c} = \right) x$.

Wir wissen also auch $x = \sqrt{a^2 - b^2}$ zu construiren.

Wenn $x = \frac{a^2 + b^2}{c}$, so mache man erst $c : a = a : \frac{a^2}{c}$,

* s. Geometr. Tafel, Fig. 11.

hernach $c : b = b : \frac{b^2}{c}$, endlich seze man die Linien $\frac{a^2}{c}$ und $\frac{b^2}{c}$ zusammen, so hat man $\frac{a^2+b^2}{c}$ oder x. Auf eine ähnliche Weise hätte man x im vorhergehenden Falle durch die Subtraction finden können. Oder man seze die beyde Linien a und b rechtwinklicht zusammen, und ziehe die Hypothenuse, so ist dieselbe $= \sqrt{a^2 + b^2}$. Nachdem diese gefunden, macht man noch die Proportion $c : \sqrt{a^2 + b^2} = \sqrt{a^2 + b^2} : x$.

Wir wissen also auch $x = \sqrt{a^2 + b^2}$ zu construiren.

Es seye $x = \frac{a^2 b - bc^2}{ad}$ oder $= \frac{a^2 b + bc^2}{ad}$. Man suche erst $\frac{a^2 - c^2}{d}$ oder $\frac{a^2 + c^2}{d}$ und suche alsdann das vierte Glied in folgender Proportion $a : b = \frac{a^2 \pm c^2}{d} : x$.

Es seye ferner $\frac{a^2 b + b^2 c}{de} = x$. Erstlich construire man $d : a = a : \frac{a^2}{d}$, alsdenn $d : b = c : \frac{bc}{d}$. Beyde gefundene Linien zusammengesetzt geben $\frac{a^2 + bc}{d}$ und die Proportion $e : b = \frac{a^2 + bc}{d} : \frac{a^2 b + b^2 c}{ed}$ liefert das gesuchte x. Hieraus erhellet von sich selbst, wie man $x = \frac{a^2 b - b^2 c}{de}$ zu construiren hat.

Es seye wiederum $x = \frac{a^2 b \mp bad}{af + cg}$, wovor man setzen kann $\frac{ab \mp bd}{f + \frac{cg}{a}}$. Es ist schon bekannt, wie man $\frac{cg}{a}$ findet. Hat man diese Linie, so setze man f hinzu, und suche in folgender Proportion das vierte $f + \frac{cg}{a} : b = a + d : x$.

Endlich seye $x = \frac{a^2 b + bcd}{af + bc}$ oder $= \frac{a^2 + cd}{\frac{af}{b} + c}$. Nachdem man $\frac{af}{b}$ gefunden, suche man zwischen * $AB = c$ und $Bc = d$ die mittlere Proportionallinie $BD = \sqrt{cd}$, mache $BE = a$, so ist $DE = \sqrt{a^2 + cd}$. Endlich suche man in der Proportion $\frac{af}{b} + c : \sqrt{a^2 + cd} = \sqrt{a^2 + cd} : x$ das vierte.

An diesen Mustern wird man vermuthlich so viel abnehmen können, daß man sich in allen andern Fällen wird zu helfen wissen.

Die Gleichungen vom zweyten Grade haben eben so wenig Schwierigkeiten, als die vom ersten.

Es seye $x^2 = ab$. Also ist x die mittlere Proportionallinie zwischen den beyden andern a und b.

$x^2 = a^2 - b^2$ giebt $x = \sqrt{a^2 - b^2}$; $x^2 = a^2 + b^2$ giebt $x = \sqrt{a^2 + b^2}$; $x^2 = a^2 + cd$ giebt $x = \sqrt{a^2 + cd}$. Also sind uns alle diese Fälle schon bekannt.

* s. Geom. Tafel, Fig. 8.

Digitized by Google

Es seye also noch in einer unreinen quadratischen Gleichung $x^2 - ax = \pm b^2$, so ist (s. Gleichung quadratische unreine) $x = \frac{1}{2}a \pm \sqrt{\frac{1}{4}a^2 \pm b^2}$. Man suchet also auf die Weise, wie wir kaum gesehen, $\sqrt{\frac{1}{4}a^2 + b^2}$ oder $\sqrt{\frac{1}{4}a^2 - b^2}$, und setzet diese Linie zu $\frac{1}{2}a$ dazu, und ziehet sie davon ab, so hat man das größere und das kleinere x, also beyde verlangte Wurzeln.

Höhere Gleichungen lassen sich nicht durch bloße grade Linien und Kreise construiren, sondern erfordern andere Arten von krummen Linien, sind aber nicht an eine gewisse Gattung derselben gebunden. Welche Gattung den Vorzug vor andern verdiene, ist eine Frage, worauf man in dem Artickel Aufgabe die Antwort findet, und mit welcher wir uns daher jezo nicht weiter aufhalten. Ueberhaupt ist der Nutzen der Ausführung höherer Gleichungen nicht sehr groß. Denn muß man die Linien, nachdem man einige Puncten derselben geometrisch bestimmet, vollends mit freyer Hand ausziehen, so bekömmt man das Gesuchte nicht mit der Genauigkeit, womit man es verlanget, und vor jede hat man nicht ein eigenes Werkzeug, womit sie beschrieben werden kann. Selbst auch die Werkzeuge, welche vor einige erfunden worden, sind nicht von so zuverläßigem und bequemem Gebrauche, als der Zirkel und das Lineal. Die alten Mathematiker hatten mehr Ursache zur Auflösung ihrer Aufgaben dergleichen Vorzeichnungen zu suchen, weil ihnen die heutzutage bekannten Vortheile, die Wurzeln solcher Gleichungen durch Rechnung theils völlig, theils so genau zu finden, als man zu jedem practischen Gebrauche immer mehr fordern und gewiß durch keine Vorzeichnung schärfer gewähren kann, nicht bekannt waren.

Inzwischen wollen wir doch die Regeln vortragen, nach welchen zuvörderst die cubische und biquadratische Gleichungen zu construiren sind. Sie sind folgende: 1) Man löse die gegebene Gleichung in eine geometrische Proportion auf, darinn die unbekannte Größe zum zweyten Gliede wird. 2) Man nehme an, wie sich das erste Glied zum zweyten verhält, so verhalte sich das zweyte zu einem gewissen dritten. 3) Man bringe dieses dritte Glied in die vorgegebene Aequation durch Substitution vor anderes gleiches und suche diese Regel, wenn es angehet, mehrmal auszuüben. 4) Man addire zu zwey und zwey dergleichen durch Einschiebung des neuen Gliedes formirte Gleichungen zusammen; desgleichen subtrahire man sie von einander. 5) Alle die durch 3 und 4 erhaltene neue Gleichungen halte man gegen die geometrische Oerter (s. Geometrischer Ort) und beurtheile dadurch, zu welcher krummen linie jede Gleichung gehöre. 6) Man wähle sich unter diesen krummen Linien zwey aus und zeichne sie nach der Anweisung, die man in dem kaum angeführten Artickel findet, und füge sie endlich 7) so zusammen, daß die in beyden übereintreffende Linien auf einander fällen. Der Durchschneidungspunct der beyden krummen Linien wird die gesuchte Wurzel offenbahren. Wir wollen an einer cubischen Gleichung ein Exempel sehen. Sie seye $y^3 = a^2 b$.

Nach n. 1. verwandelt man sie in folgende Proportion:
$a : y = y^2 : ab$

Nach n. 2. setzet man $a : y = y : x$
woraus folget I. $ax = y^2$

Nach n. 3. substituirt man x oder ax in der ersten Proportion, oder in der vorgegebenen Gleichung selbst.

$a : y = y^2 : ab$ | $ax = y^2$
$a : y = y : x$ | $a^2x^2 = y^4 = y^3 \cdot y$
$y : x = y^2 : ab$ | $a^2x^2 = a^2 by$
$xy^2 = aby = ab$ | III. $x^2 = by$

II. $xy = ab$

Nach n. 4. addiret und subtrahiret man zwey und zwey solcher neuen Gleichungen.

(3) $x^2 = by$ | (3) $x^2 = by$
(1) $ax = y^2$ | (1) $ax = y^2$

IV. $x^2 - ax = by - y^2$ V. $x^2 + ax = by + y^2$ u.s.w.

Wenn man nach n. 5. diese Gleichungen gegen die geometrische Oerter hält, so findet man, daß

I. $y^2 - ax = o$ an der Parabel
II. $xy - ab = o$ an der hyperbel zwischen den Asymptoten
III. $x^2 - by = o$ an der äußeren Parabel
IV. $y^2 + x^2 - by - ax = o$ an dem Zirkel
V. $y^2 - x^2 + by - ax = o$ an der gleichseitigen Hyperbel seyn.

Nach n. 6. wählet man hieraus zwey krumme Linien, z. E. die Parabel oder I. $y^2 - ax = o$ und den Zirkel oder IV. $y^2 + x^2 - by - ax = o$ und zeichnet beyde nach der im Artickel: geometrischer Ort, zu findenden Anleitung. Was die Parabel * betrift, so fället in die Augen, daß man weiter nichts nöthig hat, als sie mit dem Parameter a zu beschreiben, und daß alsdenn jede Abseiß AD ein x und jede Semiordinate DE ein y vorstellet. Was aber den Zirkel angehet **, so muß man $\frac{1}{2}a$ von dem Mittelpuncte C nach B tragen, dem Perpendikel BA die Länge $\frac{1}{2}b$ geben, und sowohl mit der Hypothenuse AC $= \sqrt{\frac{1}{4}b + \frac{1}{4}a^2}$ als Halbmesser den Kreis beschreiben, als durch A mit BC die Linie AD parallel ziehen. Alsdenn stellen alle AD ein x und alle DE ein y vor.

Endlich nach n. 7. bringt man die beyde Figuren g und h so auf einander, wie man fig. 10. siehet, nemlich daß AD fig. 9. auf AD fig. 8. und A auf A passet, so schneiden sich der Zirkel und die Parabel in E einander, und DE ist das beyden gemeinschaftliche y und daher dasjenige dessen Würfel $= a^2 b$, wie verlanget worden. Dieses auseinander bringen der beyden Figuren bestehet darinn, daß man im Scheitel A der Parabel fig. 10. den Perpendikel $AB = \frac{1}{2}b$ aufrichtet, BC mit AD parallel ziehet, $\frac{1}{2}a$ von B bis C träget und mit AC den Zirkel zeichnet. Daß wenn $DE = y$ ist, alsdenn $y^3 = a^2 b$; siehet man folgende Gestalt. Wir wissen schon, daß das Quadrat des Halbmessers, womit der Zirkel beschrieben worden, oder $AC^2 = \frac{1}{4}b^2 + \frac{1}{4}a^2$. Nun suche man auch aus dem Begriffe der Parabel CE^2. Weil nemlich

$ax = y^2$, so ist AD oder $x = \frac{y^2}{a} = BF$; also, da

$BC = \frac{1}{2}a$; $CF = \frac{y^2}{a} - \frac{1}{2}a$; und weil $DE = y$ und

$DF = AB = \frac{1}{2}b$, so ist $FE = y - \frac{1}{2}b$. Folglich

$CF^2 = \frac{y^4}{a^2} - y^2 + \frac{1}{4}a^2$

$FE^2 = y^2 - by + \frac{1}{4}b^2$ Daher

$CE^2 = \frac{y^4}{a^2} - by + \frac{1}{4}a^2 + \frac{1}{4}b^2$

Aber $AC^2 = CE^2$ und, wenn sie folglich von einander abgezogen werden, muß nichts übrig bleiben.

* s. Algebr. Taf. Fig. 8.
** s. ebendas. Fig. 9.

Digitized by Google

$$\text{Also von } CE^2 = \frac{y^4}{a^2} - by + \tfrac{1}{4}a^2 + \tfrac{1}{4}b^2$$
$$\text{abgezogen } AC^2 = \qquad\qquad \tfrac{1}{4}a^2 + \tfrac{1}{4}b^2$$
$$\text{bleibt} \qquad \frac{y^4}{a^2} - by = o$$
$$\text{daher} \qquad y^4 - a^2by = o$$
$$\text{und} \qquad y^3 = a^2b, \qquad \text{W. Z. E.}$$

Eine allgemeine Regel, alle cubiſche und biquadratiſche Gleichungen, durch den Zirkel und die Parabel zu conſtruiren, wird unter dem Titel Central-Regel vorkommen.

Eine ganz allgemeine Regel jede höhere Gleichung zu conſtruiren iſt folgende: Die Gleichung ſeye $x^3 + ax^2 - b^2x + c^3 = o$. Man beſchreibe eine krumme Linie EMBCFD *, deren Gleichung ſeye $x^3 + ax^2 - b^2x + c^3 = y$, die AP vor x und die PM vor y genommen. Die Puncte B, C, D, worinn die krumme Linie ihre Axe ſchneidet, gewähren die Wurzeln AB, AC, AD, der Gleichung, denn daſelbſt iſt allemal $y = o$. Wenn alſo jedes $y = x^3 + ax^2$ u. ſ. w. ſo iſt in den Puncten B, C, D, $x^3 + ax^2$ u. ſ. w. $= o$. Die Wurzeln ſind bezeind oder verneinend, je nachdem die Puncte B, C, D, auf die eine oder andere Seite von A fallen, und wenn die krumme Linie ihre Axe nicht in ſo vielen Puncten ſchneidet, als die unbekannte Größe in der Gleichung Dimenſionen hat, ſo ſind ſoviel eingebildete Wurzeln (radices imaginariae) da, als Schneidungspuncte fehlen.

Der erſte, der höhere Gleichungen zu conſtruiren gelehrt, war der berühmte Franciſcus Vieta, nach welchem Carteſius, Sluſius, Craig, Backer, Halley, Newton, de l'Hopital, Phil. de la Hire, Guiſnee und andere.

Ausführungen, (medicinisch) ſ. Abführungen.

Ausführung der Delinquenten, ſ. Delinquenten.

Ausführungsgang. Iſt ein Gang, welcher die in einer Drüſe, oder einem Eingeweyde, von dem Blut abgeſonderte Feuchtigkeit, an die von der Natur beſtimmte Oerter hinbringt. Hieher gehören nun die Speichelgänge, die Harngänge, die Gallengänge, u. ſ. w. von denen in der Folge in beſondern Artickeln noch die Rede ſeyn wird. Die Ausführungsgänge entſpringen in dem innern der Drüſen und Eingeweyde, mit unzähligen kleinen Aeſten, fließen immer in größere zuſammen, bis endlich ein Hauptaſt daraus entſteht, der den Saft an den gehörigen Ort hinführt.

Ausfuhr des gemünzten, und ungemünzten Goldes und Silbers. ſ. die Artickel: Gold und Silber, und Münze.

Ausfuhr der Waaren. Die Ausfuhr überhaupt iſt eine Ueberbringung der Producte und Waaren eines Staates an Fremde; die Einfuhr aber eine Ueberbringung ausländiſcher Producte und Waaren in den Staat. Die Waaren, von deren Aus- und Einfuhr die Rede ſeyn kann, ſind theils rohe Producte, welche ſich zuerſt in den Händen der Eigenthümer und Benutzer der Grundſtücke befinden, theils Waaren, die ſchon durch die Induſtrie der Handwerksleute, Fabrikanten, und Künſtler umgeformet, oder verarbeitet worden ſind. Wir müſſen alſo beydes von der Aus- und Einfuhr der rohen Producte, und der verarbeiteten Waaren reden, und die Maximen einer weiſen Geſetzgebung darüber vorlegen.

* ſ. Algebr. Tafel Fig. 11.

Bey den rohen Producten müſſen die zur Nahrung und zum Unterhalte der Menſchen nothwendigen, oder dienlichen Mittel, von den unmittelbar zur Beſchäftigung der Kunſtinduſtrie beſtimmten rohen Materien, unterſchieden werden. Unter den erſten ſteht das Getraide oben an. Daher fragt ſich in der Politik, ob und wie weit die Aus- und Einfuhr des Getraides in einem Staate nützlich, oder ſchädlich, und folglich zu erlauben, oder zu verbieten ſey. Zuverläßig wird ſich die Maſſe des Getraides in den Staaten, und auf ihren Märkten immer vermehren, wenn das Intereſſe derer, die Getraide bauen, und derer, die mit Getraide handeln, nie willkührlich vermindert, ſondern unter allen Umſtänden aufrecht erhalten, und begröſſert wird. Dies iſt ſo ſonnenklar, daß man unmöglich Widerſpruch deshalben befürchten darf. Aber das Intereſſe der Getraidebauer, und der Getraidehändler, kann unmöglich auf einem andern Wege aufrecht erhalten werden, als auf dem Wege der ganz uneingeſchränkten Freyheit, Getraide aus- und einzuführen. Nur dann, wenn die Aus- und Einfuhr des Getraides ganz frey iſt, findet die gröſtmögliche Concurrenz der Käufer und Verkäufer des Getraides ſtatt, und eben dieſe Concurrenz iſt der einzige Grund von den höchſtmöglichen Getraidepreiſen zum Vortheil der Verkäufer, und zugleich von dem gröſtmöglichen Zuſammenfluſſe des Getraides, zum Beſten derer, die Getraide kaufen, aufſchütten, und einen nützlichen Handel damit treiben wollen. Da iſt alſo einem jeden Getraidebauer, und einem jeden Getraidekäufer und Händler, ſein gröſtmögliches Intereſſe aufs vollkommenſte verſichert.

Was insbeſondere die Ausfuhr des Getraides aus einem Staate betrift, ſo iſt ohne dieſelbige nie zu erwarten, daß die Cultur des Getraides zu ihrer gröſten Vollkommenheit gebracht werde. Wir wollen ſetzen, die Grundeigenthümer eines Feldbaustaats, können alle Jahr von ihren Ländereyen, die ſich ihrer Natur nach am beſten zum Getraide ſchicken, eine halbe Million Malter Früchte, außer ihren eigenen Bedürfniſſen, nur zum Verkauf hervorbringen. Werden ſie nicht auf einen weit höhern Werth dieſer halben Million Malter rechnen können, wenn ſie nicht nur an ihren Mitbürgern, ſondern auch an Ausländern, und zwar nicht blos an ihren nächſten Nachbaren, ſondern an allen nahen und entfernten Fremden, Concurrenten, oder Mitwerber zum Einkauf ihres Getraides finden? Werden ſie alſo bey dieſer groſſen Concurrenz von Käufern, das iſt, bey der ihnen verſicherten Freyheit, ihr Getraide auf die innländiſche, und auch auf die auswärtige Märkte zu führen, oder an Fremde, die ſich in dem Staate als Getraidekäufer, und Händler einfinden, zur Ausfuhr zu verkaufen, nicht durch ihr offenbares Intereſſe gereizt werden, ihre Getraidefelder immer beſſer zu bauen, zu einem höhern Ertrage zu bringen, und folglich die Maſſe der Früchte zu vervielfältigen? Da iſt nun der Staat am vollſtändigſten verſichert, daß ihn die Noth des Getraidemangels nicht treffen werde, und daß er unaufhörlich auf ſichere Einkünfte aus ſeinem Getraidebau zählen könne. Ueberdies werden bey der Freyheit der Ausfuhr in den Jahren, da die Früchte gut gerathen, und ihr Einkaufspreiß niedrig ſteht, immer Einheimiſche und Fremde das wohlfeile Getraide kaufen, und Magazine anlegen, um alsdenn, wenn die Früchte wieder zuſammengehen, und im Preiße aufſchlagen, ſolche verkaufen, und einen Gewinn daran machen zu können. Dieſer Aufkauf des wohlfeilen Getraides gereicht den Anbauern und Eigenthümern deſ-

Digitized by Google

selbigen zum größten Vortheil, und erhält ihren Eifer, die Cultur immer fortzusetzen, und die Getraideernden zu vermehren. Auf der andern Seite ist der Staat durch die geschehene Aufschüttung der Früchte, und durch die angelegten Getraidemagazine versichert, daß kein Fruchtund Brodmangel entstehen kann. Wenn alsdenn zu allen Zeiten das aus fremden Staaten eingebrachte Getraide ohne Einschränkung und Hinderniß, und ohne Last für den Eigenthümer, nach allen Orten hin wieder ausgeführet werden darf, so wie es die Convenienz des Eigenthümers erfordert, so werden in einem solchen Staate immer so viele Getraidebedürfnisse concurriren, daß es den Inwohnern zur größten Leichtigkeit und Bequemlichkeit gereicht, ihre benöthigte Früchte in hinreichender Menge sich zu verschaffen.

Die freye Ausfuhr des Getraides aus einem Ackerbaustaate, hat auf das Interesse der Eigenthümer der Grundstücke, und auf die Wiedererhervorbringung des Getraides, so fruchtbringende Einflüsse, daß dieselbige eher durch Belohnungen befördert zu werden verdienet, als daß man ihr die geringste Hinderniß im Wege legen sollte. Englands Beyspiel in diesem wichtigen Theile der Politik, sollte billig allen Staatsverwaltungen unveränderlich vor Augen seyn. Vor dem Jahr 1689 war England noch nicht im Stande, seine eigene Getraidebedürfnisse hervorzubringen, sondern es kaufte dieselbige oft von Ausländern. Dahey empfand es die größten Nachtheile aus den Ungleichheiten und plötzlichen Veränderungen der Fruchtpreise, welche einmal durch ihre allzugroße Niedrigkeit den englischen Landmann, und ein andermal durch ihr allzu hohes Aufsteigen die Getraideverbraucher in Verzweifelung brachte. Die Landwirthe in England sahen auch in reichen Emden keine Vergrößerung ihres Interesse, weil sie wußten, daß Afrika, Sicilien, und Pohlen immer vermögend waren, durch den Ueberfluß ihres Getraides, und die geringen Preise desselbigen, den Verkauf des englischen Getraides gutz zu hindern. Aber im ersten Regierungsjahre König Wilhelms, nemlich im Jahr 1689 erging eine Parlementsverordnung, die für die Landwirthschaft und den Wohlstand Großbritanniens, Epoche machte. Man bestimmte eine Belohnung für das Getraide, welches auf englischen Schiffen ausgeführt werden würde, wenn sein Preiß in England einen von dem Gesetz bestimmten nicht überträfe. Im fünften Jahre der Königinn Anna, und im dritten Georg des zweyten, wurde die Acte erneuret. Nach diesen Verordnungen ist

vom Quarter zu 480 Cölln. Pf.	wenn der Preiß nicht geht über	die Belohnung
	Pf. Sterl. Schil.	Schill. Pfen.
Waizen — —	2 · 8	5 — —
Rocken — —	1 · 12	3 — 6
Gerste — —	1 · 4	2 — 6
Gerstenmalz — —	1 · 4	2 — 6
Waizenmalz — —	2 · 8	5 — —

Man gieng bey dieser wichtigen Policeyeinrichtung so zu Werke. Man suchte den mittlern Getraidepreiß aus den 43 Jahren, die vor dem Jahr 1689 vorhergiengen, und bestimmte nun den Preiß des Getraides, bey welchem die Belohnung gezahlt werden sollte, noch unter jenem mittlern Preiße. Es zwar z. E. dieser Mittelpreiß die bemerkten 43 Jahre bey dem Waizen vom Quarter 2 Pf. Sterl. 10 Schil. 8 Pfenning. Man setzte also den Waizenpreiß, wenn die Belohnung der Ausfuhr statt finden sollte, auf 2 Pf. Sterl. 8 Schil. Die Wirkung dieser weisen Staatsmaxime war erstaunlich. Man hätte glauben können, daß England, welches die Ausfuhr des Getraides durch Belohnungen beförderte, wo nicht Mangel an demselbigen haben, doch gewiß immer den berechneten Mittelpreiß der vorhergehenden 43 Jahre bezahlen würde. Allein so wars nicht. Seit 1689 bis 1752, und also in einem Zeitraume von 64 Jahren ist der ordentliche, oder Mittelpreiß des Quarter Weizen nur 2 Pfund Sterl. 2 Schill. 6 Penny gewesen, welches 8 Schill. 2 Penny weniger macht, als der Mittelpreiß der vorigen 43 Jahre, da die Ausfuhr des Getraides in England noch nicht so begünstiget und gereizet wurde, und 5 Schill. 6 Penny weniger, als selbst der zu Belohnung der Ausfuhr bestimmte Preiß. Die Belohnung that eben die Wirkung, die sie natürlicher Weise thun mußte, daß die Grundeigenthümer in England den Ackerbau mit Macht verbesserten, immer mehr Auslagen auf die Verbollkommnung desselbigen verwendeten, und also soviel Getraide bauten, daß sie einen großen Theil davon ausführen, und doch die englischen Märkte mit wohlfeilen Früchten versehen konnten. Die freye und sogar angereizte Ausfuhr des Getraides, war Englandes Glück. Nur in den 5 Jahren von 1746, bis 1750 führte England 5,289,847 Quarter von allen Sorten Früchte aus, welches das englische Quarter zu 480, und das deutsche Malter zu 200 Cölnischen Pfund gerechnet, weit über 12 Millionen Malter beträgt. Jährlich macht es auf dritthalb Millionen Malter. Die Vortheile waren für England ausserordentlich. Für sein ausgeführtes Getraide bekamen von andern Ländern den Werth desselbigen, der im Gelde 7,405,786 Pfund Sterling, oder nach dem itzigen 24 Gulden Fuße bey uns, auf 68½ Millionen Gulden, das ist, jährlich weit über 15 Millionen Gulden macht. Das meiste wurde auf englischen Schiffen ausgeführt. Dahey ist die Schiffahrt befördert, und eine große Anzahl Menschen bey diesem Handel und bey der Schiffarth nützlich beschäftiget worden. Und der starken Ausfuhr ungeachtet, konnten doch die englischen Fabrikanten, Handwerksleute, und Arbeiter und Taglöhner und alle übrige Getraideverbraucher ihr Getraide viel wohlfeiler einkaufen, als in dem ehemaligen mittlern Preiße. Gerade in den eben bemerkten Jahren, darinne die Ausfuhr des Getraides so groß war, galt der Quarter Waizen nur 1 Pfund Sterling 16 Schillinge. Man sieht sogar aus einem wichtigen Verzeichniß der Waizenpreiße und der Belohnungsgelder der Ausfuhr, welches der Herr von Dangueil in seinen Anmerkungen über die Vortheile und Nachtheile von Frankreich und Grosbritannien liefert, daß der gangbare Waizenpreiß immer geringer geworden ist, je mehr die Ausfuhrbelohnungsgelder betragen haben, und je größer also die Ausfuhr selbst gewesen ist. Hier ist die wichtige Tabelle:

Jahre	Summe der Belohnungsgelder	gangbarer Waizenpreiß
	Pfund Sterl.	das Quarter
1746 —	99,385 — —	1 Pf. Sterl. 19 Schil.
1748 —	202,637 — —	1 — — 17 —
1759 —	228,566 — —	1 — — 16 —
1750 —	325,405 — —	1 — — 12½ —

Also ist nach dieser Tabelle der Waizenpreiß in England immer mehr gefallen, je mehr die Summe der Belohnungsgelder und folglich die Ausfuhr gestiegen ist. Zuverläßig also ist es, daß die Freyheit der Ausfuhr des Getraides nicht nur keine schädliche, sondern die nützlichsten Wirkungen hervorbringt, wenn man nur

Digitized by Google

diese Freyheit fest versichert, nicht davon abweicht, und nicht durch andere verderbliche Maaßregeln, z. E. durch Handels- und Consumtionsimposten, den Flor des Nahrungsstandes und den glücklichen Wachsthum der Cultur in einem Staate verhindert. Das Verbot der Ausfuhr der Früchte ist nie vermögend, die Quantität des Getraydes in einem Staate zu vermehren. Es wirkt vielmehr auch für die Folge das Gegentheil. Die Landwirthe des Staats werden dadurch zurückgehalten, den Aufwand auf den Fruchtbau zu vergrößern, und reichere Fruchternden hervorzubringen. Die Händler, die sonst sich mit Aufschüttung des Getraydes und mit Fruchtmagazinen abgeben würden, lassen sich nun um des Verbots der Ausfuhr willen nicht mit diesem Handel ein. Daher kommt nun der Staat nothwendiger Weise in die Gefahr, in manchen Jahren Mangel an Getrayde zu empfinden, und seine gewerbtreibende Personen sind in der traurigen Nothwendigkeit, das Korn in hohen Preisen einzukaufen, die bey der Freyheit des Getraydehandels durch einen beständigen starken Zusammenfluß von Früchten zum besten aller Gewerbe herunterfallen würden.

Auch ist sogar nichts ungerechter, als den Grundeigenthümern und Anbauern der Früchte die Ausfuhr ihres Getraydes zu verbieten, die Umstände im Staate mögen seyn, welche sie wollen. Der Geist aller Gesetze und aller Anstalten im Staate muß sich auf die wahre unveränderliche Gerechtigkeit gründen, und durch keine Vorstellung, durch keine Einbrüche, sie mögen Namen haben, welche sie wollen, sich davon wegführen lassen. Aber die ächte Gerechtigkeit ist Unverletzlichkeit des Eigenthumsrechts eines jeden. Jeder Vorwand, der den Gesetzgeber zieht, eines einzigen Menschen, auch des allergeringsten, den man so nennt, Eigenthum zu verkürzen, einzuschränken, zu verletzen, ist Verblendung, und Irrlicht zum Verderben der menschlichen Gesellschaft. Nichts ist gut, und nichts ist das beste, als wobey jeder Mensch das hat und behält, was zu seinem Eigenthum gehört, und wider alle fremde willkührliche Eingriffe in dasselbige gesichert ist. Daher erfordert die Gerechtigkeit, daß jeder Bürger sein wahres Eigenthum nach seinen Einsichten zu seinem besten Interesse benutzen könne, und also die Früchte seiner Arbeiten, und seines Eigenthums nach seinem Gefallen brauchen, und verkaufen dürfe, wie, wohin, und an wen er will. So ist also die unverletzliche Freyheit der Ausfuhr des Getrapdes ein ewiges Fundamentalgesetz der wahren Gerechtigkeit. Dann ist kein Bürger des Staates mehr sicher, täglich immer weitere Verletzungen seines Eigenthums aller Arten erleiden zu müssen, wenn die Ausfuhr des Getrapdes durch einen einzigen Vorwand willkührlich gehemmet werden kann. Alles, was man sich auch von Nothfällen, für den Staat das Getrapde zurückzubehalten, einbildet, vermag nicht, die Abweichung von der offenbahren Gerechtigkeit zu entschuldigen. Gewiß giebts keinen Nothfall, der die Menschen zwingt, die heiligkeit des Eigenthumsrechts irgend eines seiner Mitmenschen zu verletzen, und Hungers sterben ist unendlich weniger als ungerecht seyn. Schlettwein hat über diesen Gegenstand im zweyten Theile seiner wichtigsten Angelegenheit weitläuftig gehandelt und wir können unsere Leser hier darauf verweisene. Die Freyheit des Getrapdehandels und der Ausfuhre des Korns überhaupt aber, ist nach ihren Gründen und vortheilhaften Wirkungen in den beyden Theilen der Schlettweinischen wichtigsten Angelegenheit, in des Herrn von Münchhausen Saußvater und in des Reimarus vortreflichen Aufsatze von der Ausfuhr des Getraydes, besonders aber in des Herrn de la Riviere unsterblichen Werke: l'intérêt général del'état, ou la liberté du commerce des blés, so klar und auffallend vorgestellet worden, daß es uns schlechterdings unbegreiflich ist, wie man noch für die Einschränkungen der Ausfuhre des Getrapdes nur das geringste sagen kann.

Unter den unentbehrlichen Erfordernissen des Lebens haben wir nach dem Getraide das Holz. Auch hier ist es, wie bey dem Getraide. Durch das Verbot der Ausfuhr des Holzes wird das Wachsthum des Holzes nicht befördert, und die Quantität des vorhandenen Holzes nicht vermehrt. Um einen Ueberfluß an nothwendigen und nützlichen Holzarten in einem Staate zu haben, müssen die tauglichen Plätze mit den rechten Holzsorten vollkommen angebauet werden; den Waldungen muß man eine gute Wartung und Pflegung verschaffen; und dann müssen reiche Bau- Nutz- und Brennholzmagazine angelegt werden. Geht man diese Wege, so fehlts gewiß nie an Holze. Allein eine ganz unumgängliche nothwendige Bedingung ist dabey die uneingeschränkte Freyheit der Ausfuhr des Holzes. Denn ohne dieser Freyheit versichert zu seyn wird es den Waldeigenthümern nie interessant genug werden können, die Holzcultur sich recht ernstlich angelegen seyn zu lassen, und hinlänglichen Aufwand darauf zu machen, und den wettläuftigen und kostbaren Holzhandel wird nicht leicht jemand in einem Lande treiben, darinne er gebunden ist, nur an Inländer seinen Holzvorrath zu verkaufen, und den vortheilhaftesten Preisen zu entsagen, die einzig und allein durch die Concurrenz der inländischen und ausländischen Käufer erhalten werden können. Das Holz gehört unter die wiederwachsende Reichthümer in der menschlichen Gesellschaft, welche durch Geschicklichkeit, und Auslagen der Grundeigenthümer aus dem Boden hervorgebracht werden müssen. Geschicklichkeit aber und Auslagen, die Grundstücke der Erde aufs beste zu bearbeiten, und ihren Ertrag aufs höchste zu treiben setzt Lust, Eifer und Anstrengung voraus, und diese können nicht anders, als durch die unverletzliche Versicherung des größtmöglichen Interesse der Grundeigenthümer erwartet werden. Dieses Interesse ist durch die Freyheit der Ausfuhr, und sonst nicht, aufrecht zu erhalten.

Auf gleiche Weise verhält es sich mit dem Wein, und allen zur Nahrung der Menschen dienlichen Erdgewächsen und Baumfrüchten. Staaten, die an diesen Producten einen Ueberfluß haben wollen, dürfen das Interesse der Anbauer nicht durch willkührliche Einschränkungen des Handels mit diesen Erzeugnissen stören, und müssen den Eigenthümern sowohl, als auch den Händlern die größtmögliche Concurrenz der Käufer und folglich die größten Vortheile durch Herstellung der Freyheit der Ein- und Ausfuhre offen erhalten. Dann giebts gewiß Wein, gute Gemüsarten und Obst, frisches und getrocknetes, in den Staaten, im Ueberfluß.

Besonders ist die Ausfuhr des Viehes, und der zur Speise der Menschen dienlichen Nuzungen desselbigen ein Hauptvorwurf der Sorgen une des Schutzes einer weisen Staatsverwaltung. Die Viehzucht ist die Grundmauer des ganzen landwirthschaftlichen Gebäudes. Je mehr Vieh, desto mehr Düngung, und desto mehr Stoff zur Fruchtbarmachung des Erdbodens. Je mehr Vieh also, desto mehr vervielfältigen sich die Erzeugnisse der Grundstücke der Oberfläche des Erdbodens aller Arten zum Leben, und zum Glück der menschlichen Gesellschaft. Alles, was die Innwohner der Staaten reizet, ihren

Digitized by Google

Viehstand zu vergrößern, ist ganz geradezu ein sicheres Beförderungsmittel eines blühenden Feldbaues. Was im Gegentheil eine Verminderung des Viehstandes bewirkt, das hindert auch die Aufnahme der Cultur der Ländereyen und zieht Mangel an Genießungen für die Staaten nach sich. Das Vieh ist auch unter die nach- und wiederwachsenden Producte zu zählen, deren Hervorbringung, Wartung und Vervielfältigung von recht theilnehmender und anstrengender Sorgfalt der Menschen abhängt. Wie wird man nun in einem Staate die größtmögliche Vermehrung des Viehstandes erwarten dürfen, wenn man von Seiten der Regierung oder Policey den Werth des Viehes willkührlich herunterdrückt? wenn man solche Verfügungen macht, daß ein Eigenthümer eines Stücks Viehes, der aus dem Verkauf desselbigen 30 oder 50 Gulden lösen könnte, nur mit 20 oder 40 Gulden zufrieden seyn soll? da erstickt man im Volke gewiß die Lust, auf die Vergrösserung des Viehstandes und auf Verbesserung der Viehzucht zu denken, und anstatt viel und gutes Vieh im Lande zu haben, wird wenig und schlechtes Vieh und folglich auch Mangel über Mangel bey der Cultur und in der Haushaltung der Landwirthe zu sehen seyn. Dieß ist gerade die Wirkung, welche die eingeschränkte Ausfuhr des Viehes nach sich zieht. Man darf nur von Seiten der Policey die willkührliche und den verderblichen Despotismus hauchende Einrichtung machen, daß die Landleute ihre Schafe, Kühe und Ochsen nur an die inländischen Metzger eines gewissen Ortes verkaufen sollen, so ists eben so gut, als wenn man dem Landvolke die Vermehrung ihres Viehstandes verboten, und die Verminderung desselbigen anbefohlen hätte. Der Werth des Viehes wird durch eine solche Policeyverfassung willkührlich heruntergesetzt, und das heißt befehlen, daß weniger Vieh gehalten, oder wenigstens nicht auf Verbesserung der Viehzucht gedacht werden soll. Also ist die freye Ausfuhr des Viehes, und der davon kommenden zur Speise dienlichen Materien, nemlich der Butter und Käse eine wesentliche Bedingung zum Reichthum und Glück der Staaten.

Was die Ausfuhr der rohen Handwerks- und Fabriken-Materialien anlanget, so finden wir in den Schriften der Staatskundigen und Cameralisten hierüber nicht einerley Systeme. Diejenigen, die keine andere Regierungskunst kennen, als die willkührliche Verordnungsmacherey, halten es für eine nothwendige Maxim einer weisen Staatsverwaltung, daß man die Ausfuhr der rohen Materien, die zu Handwerken, Künsten, Manufacturen und Fabriken tauglich sind, wo nicht ganz verbieten, doch durch allerley Auflagen sehr erschweren müsse, um solche im Lande zu behalten, und darinnne selbst verarbeiten zu lassen. Man sieht die Manufacturen und Fabriken für reichhaltige Bergwerke für die Staaten an, für Gründe der glücklichen Bevölkerung und der Macht der Staaten, und glaubt, daß ein rohes Material durch seine im Lande erhaltene Verarbeitung in seinem Werthe sieben, zehen, zwanzig, ja oft hundert und mehrfältig erhöhet werde, und schließt nun daraus, daß es den Staaten zu ihrem wahren Glück gereiche die rohen Manufactur- und Fabrikenwaaren nicht ausführen zu lassen, sondern selbst umzuformen. Es sind aber andere Kenner der Staatswissenschaften, die eine unveränderliche Gesellschaftsordnung zur unverletzlichen Richtschnur aller Geschäfte der Staatsverwaltung machen, und nach solcher behaupten, daß die Manufacturen und Fabriken keinem Staate neue Reichthümer geben, die er nicht schon bey dem uneingeschränkt freyen Verkaufe seiner rohen Producte habe, und daß man, um selbst Manufacturen und Fabriken zu haben, den freyen Handel, und die freye Ausfuhr der rohen Materialien nicht hemmen dürfe, ohne das Glück des Staates zu untergraben.

Gesetzt, ein Staat A bringt jährlich 100,000 Centner Wolle hervor. Wir wollen annehmen, daß der Wollenhandel, und die Ausfuhr dieses Productes im Staate ganz frey ist, und bey dieser Freyheit auf dem Platze der Centner Wolle 40 fl. kste. Wenn nun kein Pfund Wolle im Staate verarbeitet, sondern alles ausgeführt wird, in einen andern Staat, der von Hutmachern, Tuchwebern, Strumpfstrickern und Webern wimmelt; so löst der Staat A aus seinen 100,000 Centner Wolle alle Jahr 4 Millionen Gulden. Wir wollen weiter annehmen, zur Verarbeitung dieses ganzen Wollenquantums würden jährlich die Arbeiten von 50000 Menschen erfordert, und jeder von diesen 50,000 Menschen brauchte zu seinem completen Unterhalte an Lebensmitteln, und andern Producten den Werth von 100 fl. Es würde also für diese 50,000 Menschen jährlich an Lebensmitteln und andern Producten der Werth von 5 Millionen Gulden erfordert. Wenn nun der Staat A diese Lebensmittel und Produte selbst durch seine Cultur hervorbringt; so giebt er dann seinen 50000 Wollenarbeitern diese gesammte Subsistenzmittel für die vorgedachte 5 Millionen Gulden. Sind aber die 50,000 Wollenarbeiter nicht im Staate A, sondern alle Wolle wird in fremde Länder ausgeführt; so löst der Staat A aus den Lebensmitteln und Subsistenzproducten, die für die 50,000 Wollenarbeiter bestimmt werden mußten, und nun bey der Freyheit des Productenhandels in fremde Länder ausgeführt werden können, den Werth von wenigstens 5 Millionen Gulden. Nun wollen wir diese beyden Summen aus dem Verkauf der rohen Wolle und der rohen Subsistenzproducte zusammensetzen. Hat der Staat A keine Wollenfabriken, so löst er aus seinen 100,000 Centner Wolle bey der freyen Ausfuhr derselbigen 4 Millionen, und aus der Ausfuhr der Lebensmittel und Subsistenzproducten, die sonst die Wollenfabrikanten verbrauchen würden, 5 Millionen Gulden. Dieß macht zusammen 9 Millionen Gulden, die der Staat A jährlich bey der Freyheit der Ausfuhr zieht. Nun wollen wir auf der andern Seite annehmen, der Staat A wolle durch 50,000 Menschen alle seine Wolle selbst verarbeiten lassen, und verbiete zu dem Ende die Ausfuhr der rohen Wolle, und der übrigen für die 50,000 Wollenarbeiter erforderlichen rohen Producte. Wenn auch die Wolle, und die rohen Subsistenzproducte in ihren vorigen Werthe bleiben, so verbraucht der Staat A nun in seinen Wollenfabriken für 4 Millionen Wolle, und für 5 Millionen Gulden Subsistenzmittel für die sämmtliche Wollenfabrikanten, d. i. überhaupt den Werth von 9 Millionen Gulden. Mehr wird durch die Wollenfabrikanten nicht gewirkt, als daß sie die 100,000 Centner Wolle, d. i. den Werth von 4 Millionen Gulden, in einer Zeit von einem Jahre, welche ihnen zu ihrer Subsistenz gerade 5 Millionen Gulden kostet, umformen, oder in eine andere Figur versetzen, als sie vorher hatten. Also ist nun alle fassonirte Arbeit, welche die Fabrikanten in einem Jahre geformt haben, auf dem Platze nicht einen Heller mehr werth, als den Werth der Wolle, und den Werth ihrer Arbeit und Zeit, d. i. des Aufwandes auf ihren ganzen Unterhalt und Verbrauch während der Zeit die sie auf die Verarbeitung der Wolle gebraucht haben, folglich nicht mehr als zusam-

men

Digitized by Google

men 9 Millionen Gulden. Da zeigt sich also bey diesen Voraussetzungen, daß der Staat A durch Hülfe der 50,000 Wollenfabrikanten nicht einen Pfennig Werth mehr erhält, als er in den rohen Materialien zu den Fabriken, nemlich in der Wolle, und in den Lebensmitteln, und Subsistenzproducten für die Fabrikanten hatte. In beyden Fällen war der Reichthum 9 Millionen Gulden. Doch es ist nicht einmal soviel Werth in dem Staate A vorhanden, wenn die 100000 Centner Wolle mit 50000 Menschen umgearbeitet werden, und die Ausfuhr der rohen Materien verboten oder erschweret ist, als wenn der Staat die Wolle, und die Subsistenzmittel für die 50000 Fabrikanten bey der Freyheit des Handels in fremde Länder verkauft. Im letzten Falle beträgt die Wolle auf dem Platze A, und die Masse der Subsistenzmittel für die Fabrikanten 9 Millionen Gulden. Im ersten aber wird die Wolle sowohl, als jedes andere zum Unterhalt der Menschen erforderliche Product wegen verhinderter Freyheit des Handels und der Ausfuhr im Preise merklich herunter gedrückt. Wenn der Centner Wolle bey uneingeschränkter Freyheit des Verkaufs, und der Ausfuhr auf dem Platze 40 fl. kostet, so gilt er bey verbotener Ausfuhr gewiß nur 35 oder 36 fl. d. i. 10 bis 12½ pro Cent weniger, und so ist es auch mit dem Preiß der Subsistenzproducte. Also zieht der Staat A für die Wolle und Subsistenzprodukte, die er bey der Freyheit des Handels an Ausländer für 9 Millionen Gulden auf dem Platze verkauft, in dem Falle, wenn er die Ausfuhr der rohen Materien verbietet, und selbst Wollenfabriken anlegt, nur 7875,000 bis höchstens 8,100,000 fl.

Was den Handel mit der rohen Wolle und den Subsistenzproducten und den Handel mit den verfertigten wollenen Waaren betrift, so zeigt sich auch auf dieser Seite der bemerkenswürdigste Unterschied. Wird die Wolle roh verkauft, so braucht man um 100,000 Centner auszuführen 25 Schiffe, jedes von 200 Tonnen, oder 4000 Centner, oder an Landfuhren über 1600 Lastwägen, jeden zu 60 Centner. Die Subsistenzproducte für 50000 Wollenfabrikanten betragen, wenn jährlich auf jeden nur 30 Centner in allem gerechnet werden, 1,500,000 Centner, oder Ladungen für 375 Schiffe von der angegebenen Größe, oder für 25000 Lastwägen. Es erfordert also der Ausfuhrhandel für die Wolle, und die Subsistenzproducte der Fabrikanten entweder 400 Schiffe jedes von 200 Tonnen, oder 26,600 Lastwägen, jeden zu 60 Centner. Werden aber die 100,000 Centner Wolle verarbeitet, so bleiben in den verarbeiteten Waaren etwa nur 90,000 Centner an Wolle übrig, welche alsdenn ohngefähr 1500 Lastwägen, oder 22 Schiffe des angeführten Innhaltes belasten können. Die Subsistenzproducte, welche die 50,000 Fabrikanten verzehren, werden nicht ausgeführet, und können also weder Schiff noch Lastwagen beschäftigen. Wenn also von dem Staate A der rohe Productenhandel in auswärtige Staaten betrieben wird, so braucht er in dem zum Grunde gelegten Falle 378 Schiffe, oder 25,100 Lastwägen mehr, als wenn er die nemlichen Producte verarbeitet, und die verarbeiteten ausführt. Nun rechne man die Frachten, welche der Staat mit diesen 378 Schiffen, oder 25100, Lastwägen verdient. Diese 25,100 Lastwägen, die, jeder zu 60 Centner, 1506000 Centner führen, ziehen von den Ausländern gewiß allerwenigstens für den einmaligen Transport einige Millionen Gulden für ihre Dienste, davon immer mehr als die Hälfte in den Staat A hineingeht, und durch den Umlauf jehen- auch zwanzigmal soviel Wirkungen hervorbringt. Dieß alles zeigt also hinlänglich, daß der Staat A weit größere Reichthümer erwerben kann, wenn er seine rohen Materialien und Producte frey ausführen und verkaufen kann, als wenn er, um sie selbst zu verarbeiten, die Ausführung derselbigen zu unterlassen gebunden ist.

Ist in dem Staate die Freyheit der Gewerbe, und des Handels erst hergestellt, blühet die Cultur, wird die Industrie nicht durch Handels- Gewerbs- und Consumtionsauflagen beschweret, sind gute Anstalten da, Geschicklichkeit in den Gewerben auszubreiten! so werden sich bey der Freyheit der Ausfuhr der rohen Producte und Materialien immer von selbst diejenigen Künste und Fabriken erheben, die der Lage und den Umständen des Staates am angemessensten sind. Wenn unter den vorausgesetzten Umständen gewisse Manufacturen und Fabriken nicht von selbst entstehen und fortwachsen, so ist es das gewisseste Kennzeichen, daß sie sich noch weit weniger durch willkührliche Zwangsanstalten, dergleichen auch das Verbot der Ausfuhr der rohen Materialien ist, in einen gesegneten Gang setzen lassen. Wenn der Ausländer für das rohe Material zu seiner Fabrik einen bestimmten Preiß bezahlen kann, den der inländische Fabrikant nicht auch zu geben im Stande ist; so ist das schon Beweis genug, daß in dem Staate sonst wichtige Ursachen sind, die sich dem Aufkommen einer solchen Fabrik entgegensetzen. Diese zu heben muß sich eine weise Regierung angelegen seyn lassen, ohne die Eigenthümer der rohen Materialien um die guten Preiße zu bringen, die sie von ausländischen Fabrikanten rechtmäßiger Weise erhalten konnten.

Will man die rohen Materien darum nicht ausführen lassen, um durch deren Verarbeitung im Lande desto mehr Menschen zu beschäftigen, und also die Volksmenge des Staates zu vergrößern; so sollte man nur bedenken, daß erstlich die Anzahl der Menschen, die man im Lande blos zu bestimmten Fabrikationsarbeiten braucht, nicht zu andern Berufen angewendet werden kann und darf, ohne diese Fabrikationen zu hemmen, und daß also der Staat von diesen Menschen nicht mehr Nutzen hat, wenn sie in seinem Gebiete leben, und fabriciren, als wenn sie auswärts in einem fremden Staate leben, und für jenen Staat die gleichen Fabrikationsarbeiten thun. Zweytens ist bey der verhinderten Ausfuhr der rohen Materialien, und bey der Fabricirung derselbigen im Lande immer ein Zurückschlag an der Hervorbringung der Producte, und, wie bereits vorher gezeigt worden ist, an dem ausländischen Handel. Da gehen also die Menschen dem Staate wieder ab, die durch die vergrößerte Hervorbringung der rohen Waaren, und durch den ungleich ausgebreiteteren Handel in dem Staate zuverlässig leben würden. Blühende Cultur, und starker landwirthschaftlicher Handel können weit mehr Menschen ernähren und beschäftigen, als alle Kunstindustrie. s. Bevölkerung.

Nun sind endlich noch die verarbeiteten Waaren übrig, von deren Ausfuhr die Frage seyn kann. Unwidersprechlich ist es, daß ein Staat A seine fabricirten Waaren desto höher absetzt, jemehr die Concurrenz der der Sucher und Käufer derselbigen zunimmt. Je uneingeschränkter und freyer also die Ausfuhr der verarbeiteten Waaren ist, desto mehr Werth löst der Staat aus denselbigen. Dadurch steigt das Interesse der Innwohner des Staates, ihre Kunstindustrie zu vervielfältigen, und zu erhöhen, um immer mehr verarbeitete Waaren verkaufen zu können. Das Wachsthum der Kunstindustrie in einem Lande verursacht immer einen größern Verbrauch der rohen Materialien, und der Subsistenzpro-

ducte, und also gröſsere Progressen in der Landwirthschaft. Man hat also die triftigsten Ursachen, die Ausfuhr der verarbeiteten Waaren in den Staaten nicht nur auf keine Art zu hemmen, sondern durch Befreyung von allen Lasten und durch guten Unterricht zu begünstigen und zu befördern, damit die Cultur der Grundstücke, und die Masse der Geniesungsproducte, oder der wahren Reichthümer, zum Besten der Gesellschaft immer gröſser werde. Wenn ein Staat einmal das Glück erreicht, daſs er für fremde Staaten viele Waaren verfertiget, so werden ihm seine Arbeiten von den Inwohnern anderer Länder entweder mit Gelde, oder mit Producten und Waaren bezahlt. Es mag aber das eine oder das andere geschehen, so bekommt der Staat für seine Arbeiten immer mehr Mittel, die Lebensbedürfnisse, und die Freuden der Menschen zu vermehren. Der Staat nimmt an Reichthum und Glück unaufhörlich mehr zu, und der Hauptvortheil ist der, daſs die Inwohner mehr Auslagen bekommen, die einzige wahre Quelle aller Geniesungen, nemlich die Grundstücke des Erdbodens aller Arten, an Producten ergebiger zu machen.

Worinne die in der groſsen Handlung aus einem Staate in die übrigen ausgeführt werdenden Waaren bestehen, das zeigt der besondere Artikel, der von der Handlung jeden Staates redet.

Ausfüllen, wird von den Dachdeckern genennt, wenn sie zwischen die ordentliche Latten auf dem Dache noch eine Reihe anderer Latten schlagen. Es geschiehet dieſs wenn man mit kleinern Ziegeln ein Dach decken will, welches vorhero mit gröſsern gedeckt war, auch wenn man ein Hohlziegeldach ab, und solches wieder mit platten Dachziegeln eingedecken gesonnen ist, da alsdenn zwischen jede Reihe Latten noch eine geschlagen wird.

Ausfüllen der Zähne. Wenn ein Zahn dermaſsen angefressen ist, daſs eine Höhlung, in welcher sich der Nerve und die Gefäſse desselben befinden, angegriffen worden, so erfolgen heftige Schmerzen sobald Kälte oder Hitze eindringen kann, es seyt sich auch von den Speisen ein Theil in die Höhle des Zahns, gehet bald in Fäulniſs und erregt einen sehr unangenehmen Geruch aus dem Munde, vermehrt auch den Beinfraſs der Zähne. Diesem Uebel abzuhelfen sucht man die Höhle des Zahns auszufüllen. Wenn aber, wie insgemein zu geschehen pflegt, die Fäulniſs oder der Beinfraſs des Zahns bereits tief eingedrungen ist, so muſs der Nerve durch den Gebrauch eines heiſsen Eiſsens erst vernichtet werden, sonst ist das Ausfüllen nicht leicht auszuhalten. Einige fürchten aber dieses Brennen zu sehr, und unterwerfen sich demselben nicht leicht; bey diesen kann man einen Tropfen Vitriol oder Salpetergeist auf das Ende einer Sonde fallen lassen, und damit vorsichtig in die Höhlung des Zahns fahren, ein Tropfen Seifensiederlauge, ein Stückgen Höllenstein, oder jedes andere trockne Aetzmittel wird zwar diesen Dienst auch thun, allein da der Punct, wo sie wirken sollen, nicht so leicht und genau getroffen werden kann und der zuflieſsende Speichel ihre ätzende Eigenschaft schwächt, so behält das würkliche Brennen allemal den Vorzug. Wenn der Schmerz bereits sehr heftig ist, so ist das Brennen eine mislliche Sache, und man verfährt sicherer, mit Zimmet oder Nelkenöl, das man in die Höhlung bringt, den Nerven unempfindlich zu machen oder zu zerstören; dieſes geschiehet dadurch langsamer und sanfter als mit andern Aetzmitteln, dieſes Oel benimmt dem Zahn in etlichen Tagen die Empfindlichkeit so stark, daſs man die angefressene Theile wegschaffen, die Oeffnung vergrössern und mit Gold oder Bley ausfüllen kann, um dem Zugang der Luft, dem Aufenthalt der Speisen und dem fernern Wachsthum der Krankheit auf die Zukunft vorzubauen. In einigen Fällen wo das Gold oder Bley zu dem Ausfüllen nicht gebraucht werden kann, bedienet man sich statt dessen zäher harziger Substanzen, z. B. Tacamahac, Wachholderharz, grauen Kimber, Mastix u. dgl. Wenn der Beinfraſs die Zähne von der Seite angreift, so dienen diese harzige Sachen, wenn aber die Oeffnung in der Krone eines Backenzahns befindlich ist, so dienet das Bley oder Gold zum Ausfüllen besser als jene, wenn nur die Theile nicht zu empfindlich sind und es vertragen können, sonst muſs man auch hier die erwähnte harzige Substanzen gebrauchen; das eingefüllte darf aber nie hervorstechen oder höher als die Zähne seyn.

Ausgabe. Was Ausgaben sind, und wie sie geordnet, ist etwas bekanntes. Es erfordert die gute Wirthschaft, daſs man die Ausgaben, so wie die Einnahmen in gewisse Classen bringe; sorgfältig die nöthigen, von den nicht so nöthigen, aber doch sonst nutzlichen und diese von den unnöthigen unterscheide; die Einnahme mit der Ausgabe vergleiche und so viel immer möglich ist, einer jeden Ausgabe eine eigene Einnahme bestimme.

Nöthige Ausgaben sind solche, die entweder auf eine entfernere oder gar auf eine unmittelbare und nähere Weise zur Erhaltung des Lebens und der Gesundheit gereichen. Hieher rechnet man die Ausgaben für Essen und Trinken, Kleider, Wohnung. — Man kann hieher aber auch noch die Ausgaben für die zur Treibung seines Gewerbes, Kunst, Führung seines Amts, Vorstehung seiner Profession dienlichen Dinge rechnen.

Die nicht so nothwendigen Ausgaben werden gröſstentheils nach unserer uns eigenen Liebe zur Gemächlichkeit, Bequemlichkeit, Gewohnheit, und dem Wohlstande, so wie auch der jedesmal herrschenden Mode gemäſs bestimmt. Sind wir im Besitze des zulänglichen Vermögens und können es reichlich erweichen; so dient dieſes zur Rechtfertigung dieser Ausgaben. **Ganz unnöthige Ausgaben** macht sich aber nur der Verschwender; so wie der Geizige auch die nöthigsten Ausgaben einschränkt.

Ausgabe, ist im Rechnungswesen alles dasjenige, was das Vermögen worüber Rechnung geführet wird, vermindert. Sie wird eben so wie die Einnahme in beständige und unbeständige, die beständige aber wieder in unveränderliche und steigende und fallende Ausgabe getheilet. Beständige unveränderliche Ausgaben kommen nicht nur jährlich sondern auch allemal in der nemlichen Gröſse z. B. wenn von einem Hauſs oder sonst unbeweglichen Grundstücke ein jährlicher bestimmter Grundzinſs ohne die geringste Mehrung oder Minderung desselben bezahlt werden muſs. Beständige dabey aber steigend- und fallende Ausgaben ergeben sich zwar auch alle Jahre, aber niemals in der nemlichen Gröſse, z. B. der Ertrag des Geldes für angekauftes Brennholz, welcher nach Beschaffenheit eines langanhaltenden Frostes oder eines gemäſsigten Winters, dann mehr, dann weniger ausmachet. Unbeständige Ausgaben ereignen sich nur dann und wann, und bleiben einige derselben wohl viele Jahre ausgesetzet, z. E. Baukosten für neuaufgeführte Gebäude u. d. gl. Sonst pflegen die Ausgaben auch wohl in vorherzusehende und nicht vorherzusehende oder zufällige Ausgaben eingetheilt zu werden, welche Eintheilung wegen der Rubrik Insgemein oder wie sie nach Herrn Cammerraths Klippstein Meynung besser heiſsen soll: allgemein, welche Rubrik in Rechnungen gewöhnlich die letzte ist,

Digitized by Google

in Acht zu nehmen ſtehet. Endlich theilen ſich die Ausgaben, wenn ich ſo ſagen darf, nach ihrem moraliſchen Character, in die nöthigen, welche nach dem Grade ihrer Nothwendigkeit unentbehrlich werden können, — in die nützlichen und in die, welche zur Bequemlichkeit gehören. Bey fürſtlichen Rentkammern, pflegen die Ausgaben, welche in einem Jahre vorkommen ſollen, überſchlagen und eben ſowohl wie die Einnahme, in einen Etat gebracht und dem Rechnungsführer zu deren Beſorgung zugeſtellt zu werden, welcher Etat beydes überhaupt, als auch den beſondern Rubriken nach nicht überſchritten werden darf. Würde die Rentkammer im Verfolge, aus Vergeſſenheit ihres gemachten Etats, der zur Verhütung deſſen beſtändig auf dem Rathstiſche liegen ſollte, über die eine oder andere Rubrik hinaus decretiren, ſo iſt des Adminiſtrators Schuldigkeit ſolches ſogleich anzuzeigen und Vorſtellung dagegen zu thun. Nach dem Gebrauch haben die Ausgaben bey fürſtlichen Cammern weit mehr Recht und Gewalt als bey andern öffentlichen oder auch Privatcaſſen, die nur ihre beſchränkte Einkünfte haben; z. B. bey geiſtlichen Stiftungen, bey Stadt- oder ſonſtigen Gemeinde- und andern ähnlichen Caſſen. Bey jenen iſt die Ausgabe der Maasſtab der Einnahme und muß letztere ſo groß gemacht werden als es jene erfordert, welche hernach von den contribuirenden Landesbewohnern, nach dem Maaſe ihres Vermögens entrichtet werden muß. Dieſer der geiſtlichen Stiftungen oder Gemeindscaſſen Ausgabe aber muß ſich nach der beſtimmten Einnahme bequemen, und iſt hier darauf zu ſehen, daß ſelbige nicht eben ſo groß, und noch vielweniger größer als die Einnahme ſey, weil man ſonſt nur gar zu bald dem Sack auf den Boden fühlen, und ſtatt des Einkommens vom Vermögen, das bereiteſte Vermögen ſelbſt in Ausgabe bringen würde. Ob es ſchon nicht zu dem Weſen einer guten Verwaltung gehöret, ſo ſehen kluge und vorſichtige Cammern doch ſehr darauf, daß eine jede Ausgabe auch eine beſondere ihr ganz eigenſt gewidmete Einnahmsquelle habe, und da bleibt es allemal natürlich, daß den nothwendigen Ausgaben die allerſicherſten Einnahmsquellen angewieſen werden. Was ſich ſonſt bey der Ausgabe in einer Rechnung, in Abſicht auf einen beſtellten Rechnungsführer denken läſſet, kommt fürnemlich auf folgende 2 Puncte an; alle Ausgabsanſätze müſſen: 1) beglaubiget und 2) paßirlich ſeyn. Beglaubiget werden ſie durch Quittungen, paſſirlich aber durch Atteſtate, durch Autoriſation und durch Moderation (ſ. die Artickel hievon). Die Ausgabe iſt übrigens der zweyte Theil der Rechnung, und ſtehet ordentlicher Weiſe hinter der Einnahme, und derſelben, aus den verſchiedenen Rubriken gezogenen Hauptſumma, und zwar mit Recht, weil erſt eingenommen werden muß, ehe etwas ausgegeben werden kann. Doch würde das, wenn etwan ein unverſtändiger Rechnungsführer die Ausgabe der Einnahme vorhergehen ließe, eine ſonſt im ihren Haupttheilen klare und deutliche Rechnung ganz und gar nicht ungültig machen. (ſ. den Artickel Rechnung.) Alle Ausgabsanſätze werden nicht nur nach ihren Rubriken laterirt und ſummiret, ſondern endlich auch in eine Hauptausgabsſumme oder Summe Summarum gebracht und von der Haupteinnahmsſumme abgezogen, durch welche Handlung ausgemacht wird, ob und wieviel nach geleiſteter Ausgabe, an der gehabten Einnahme noch übrig bleibe, welches der Beſtand der Rechnung genennet wird (ſ. den Artickel Beſtand.) Eine Frage kommt noch bey der Ausgabe einer Rechnung vornemlich wenn aus dem Vermögen, es ſey aus dem Fond, oder auch aus den erübrigten Einkünften deſſelben ein Capital ausgeliehen wird, ob ſolches eine wahre Ausgabe ſey, und ob es daher in der Rechnung als eine Ausgabe verſchrieben werden könne? wenn wir bey der im Anfange dieſes Artickels angenommenen Beſchreibung der Ausgabe bleiben, und nur das für wirkliche Ausgaben halten, was das Vermögen verringert; ſo iſt die Antwort auf dieſe Frage wegen eines ausgeliehenen Capitals, allemal verneinend. Es darf nicht in die Ausgabe verſchrieben werden, denn obſchon der Rechnungsführer dieſes Capital nicht mehr in ſeinem Beſchluſſe hat, ſo iſt daſſelbige doch nicht zur Verminderung des Vermögens, als vielmehr zu deſſen Vergrößerung ausgegeben, da es jetzt beſſer benutzet wird, als vorher. Man ſollte alſo eigentlich damit gewähren, das iſt, ſolches unter die Poſten ſetzen, womit man zeiget, wo dasjenige ſtickt, was der Rechnungsführer von dem eingenommenen noch über die gethane Ausgabe in Händen haben ſoll. (ſ. den Artickel: Gewährung.) Inzwiſchen arbeitet die Praxis bey allen Rechnungskammern noch immer dagegen, welche, wie ſie die eingehobene Capitalien in Einnahme zu ſetzen befiehlet, alſo auch die auf Penſion gelichene gleichfals wieder in Ausgabe verſchrieben haben will.

Ausgaben der alten Schriftſteller, ſind in der Critik zu kennen nöthig. Es ſcheint, daß in den älteſten Zeiten ein jeder die Ausgabe ſeiner Schriften ſelbſt beſorgt habe. Sie bedienten ſich zum Abſchreiben derſelben einer gewiſſen Art Knechte und Mägde, die ſie librarios und librarias nennten. Oft ſchrieb nur einer ein Buch allein ab; oft aber ſchrieben ihre mehrere, und einer dictirte. Wenn einer eine hinlängliche Anzahl ſolcher Knechte hatte, ſo konnte er ſich durch ſeine eigene Abſchreiber die Bücher, welche er wollte abſchreiben laſſen, und eine jede Abſchrift, war gleichfam eine beſondere Ausgabe. Sie ließen auch von einem Buch mehrere Abſchriften nehmen, und verkauften ſie alsdenn gegen andere, oder verkauften ſie. So wird vom Hermodorus erzählt, daß er die Schriften des Plato zum Verkauf habe abſchreiben laſſen. Nach den Autoren beſorgten diejenigen, denen ein Buch zugeſchrieben wurde, die erſten Ausgaben deſſelben, die entweder ſelbſt den Nutzen der Bekanntmachung genoſſen, oder ſolchen den Buchhändlern überließen. Wir finden in den Schriften der Alten ſelbſt Spuren davon. Diogenes Laertius erzählt, daß nachdem der Philoſoph Zeno Schiffbruch gelitten habe, und wieder ans Land gekommen ſey, er zu Athen bey einem Buchhändler abgetreten, der den Gelehrten eben damals Xenophons Denkwürdigkeiten des Socrates vorgeleſen habe. Ehe alſo ein Buch abgeſchrieben wurde, ſo hohlte man vorher auf dieſe Art die Urtheile der Gelehrten darüber ein. Man kann leichtlich urtheilen, wie vieles Geld man damals nöthig gehabt habe, um ſich eine nur mäßige Bibliothek anzuſchaffen. Im übrigen findet man ſchon in jenen ganz alten Zeiten Spuren des Betrugs, da man die Namen berühmter Leute entlehnte, ſie auf die Bücher ſetzte, und ihnen dadurch deſto leichter Käufer zu ſchaffen ſuchte. Daß auch nicht alle Schreiber von gleicher Geſchicklichkeit geweſen, und daß auch manche Bücher ſehr fehlerhaft abgeſchrieben wurden, läßt ſich leicht vermuthen. An die Stelle der Knechte kamen in der mittlern Zeit die Mönche, die ſich mit den Abſchriften oder Ausgaben der Bücher beſchäftigten. Die Biſchöffe hatten ihre Schreiber, welche manchmal auch Bibliopolä genannt wurden, ohne-

achtet sie die Bücher nicht zum Verkauf abschrieben. Mehreres werden wir unter dem Titel: Handschriften und Librarius sagen.

Nach der Erfindung der Buchdruckerey bekam die Sache ein ganz anderes Ansehen, und man wande diese Kunst sehr frühzeitig an, die besten Schriften der Alten, die man Auctores classicos nennt, bekannt zu machen. Wir finden unter den ersten Denkmälern dieser Kunst schon Ausgaben von diesen Schriften, und in der Folge der Zeit wurden sie so oft wiederholt, daß die Geschichte der Editionen von ihnen ein ganzes Buch ausmachen würde. Wir wollen hier nur einige allgemeine Anmerkungen darüber machen. Bey einer jeden Ausgabe muß das äußere und das innere wohl von einander unterschieden werden. Zu dem ersten rechnen wir saubere Schrift, gutes und dauerhaftes Pappier, und Abwesenheit der Druckfehler. Hierinnen empfehlen sich besonders die Aldinischen, Juntinischen, Stephanischen, Wechelischen, Gryphischen, Plantinischen, Elzevirischen, Oporinischen, Wettsteinischen Ausgaben. Einige von diesen werden so hoch geschätzt, daß sie beynahe den Handschriften gleich gehalten werden. Man gab sich nicht allemal Mühe, den Text recht zierlich abzudrucken, sondern man suchte ihn auch so correct zu liefern, als es möglich war. Zu dem Ende schämten sich die gelehrtesten Leute nicht, sich als Correctoren in den Druckereyen brauchen zu lassen. Sylburg war Corrector in der Wechelischen Druckerey, Raphelens in der Plantinischen, Ranconet nebst den beyden Stephanis in der Stephanischen. Diese verglichen die Handschriften mit aller Genauigkeit mit einander, und weil sie selbsten alle die Hülfsmittel der Gelehrsamkeit besaßen, so lieferten sie meistens gute Ausgaben. Wir wollen einige von den ältesten und raresten in dieser Absicht nennen. Wir rechnen hieher die Ausgabe des Plinius von Verona 1468, von Rom 1470, von Venedig 1472, des Livius von Rom 1470 von Meiland 1480, des Lucanus von Rom 1469, des Silius Italicus von Rom 1471, des Celsus von Florenz 1478, des Gellius von Rom 1469, des Virgilius von Venedig 1475, des Sallustius von Venedig 1474, Ciceros Buch de officiis, von Johann Faust, wo es am Ende heißt: Præsens M. Tullii clarissimum opus Jo. Faust, Moguntinus civis, non atramento plumali; canna neque ærea, sed arte quadam perpulcra, manu Petri de Gernsheim, pueri mei, feliciter effeci. Finitum anno MCCCCLXVI quarta die mensis Februarii. Doch findet sich in den Editionen jener Zeit noch einiger Unterschied, einige sind mit mehr oder weniger zierlichen Buchstaben gedruckt, einige sind mit ausgemalten, oft mit Gold eingelegten Buchstaben gezierl. Was die äußere Schönheit des Drucks anbelangt, so sind freylich die neuern Ausgaben, besonders die Holländischen und Englischen, den ältern weit vorzuziehen; je mehr Vollkommenheit die Druckerey in den neuern Zeiten bekommen hat. Es wäre zu wünschen, daß wir dieses auch in Ansehung der Richtigkeit des Textes sagen könnten; aber wir müssen bekennen, daß die prächtigsten Editionen der neuern an der Menge Druckfehler sich nicht selten von den ältern eben so sehr auszeichnen, als durch die Schönheit des Drucks.

In Absicht auf den innern Gehalt theilen sich die guten Ausgaben in zwey Classen: einige liefern blos einen critisch-correcten Text, ohne Anmerkungen, andere sind mit mehr oder weniger weitläufigen Erklärungen und Anmerkungen versehen. Die ersten wählen unter mehrern vorhandenen verschiedenen Lesearten, diejenige, die dem Herausgeber die wahrscheinlichste ist. Es ist nicht zu leugnen, daß der Text der alten Schriftsteller an vielen Orten verdorben ist, ihn wieder in seiner ersten Reinigkeit herzustellen, ist das Amt eines Critikers. Man bedient sich hiezu entweder der Autorität der Handschriften oder der Conjectur. Jene wird mit guten Erfolg gebraucht, wenn entweder durch Versehen, oder durch Verfälschung ein- oder etliche Worte ausgelassen sind; wenn die Namen von Personen und Sachen unrecht geschrieben sind; wenn Randglossen in den Text gerückt worden sind und dergl. (s. Lesearten.) Diese, wenn man die Fehler entweder aus dem Zusammenhang, oder innern Natur des Gedankens, oder andern Gründen, die das Ingenium an die Hand giebt, zu verbessern sucht. Beyde Arten, den Text zu berichtigen, müssen bey guten Ausgaben mit einander verbunden, und mit besonderer Behutsamkeit und Klugheit angewendet werden. (s. Critik.)

Die andere Art von Ausgaben sind diejenige, die mit Anmerkungen versehen sind. Wenn diese ihrer Absicht gemäß sind, d. i. daß sie die dunkeln Stellen erläutern, die ungewissen berichtigen, die schweren erleichtern; so können sie mit gutem Nutzen gebraucht werden. Aber es ist nicht zu leugnen, daß man oft viel Geld ausgiebt, und wenig Realitäten davor bekommt. Wir wollen einige Fehler dergleichen Ausgaben, die mit Anmerkungen überladen sind, anführen. Es ist ein Fehler, wenn sie weiter nichts liefern, als blose Varianten und Parallelstellen, womit die Herausgeber ihre Vermuthungen zu beweisen suchen, aber was eigentlich einer Aufklärung bedarf, mit Stillschweigen übergehen. Bentley's Horaz und Burmanns Ovid, verdienen diese Critik. Ein anderer Fehler ist, wenn sie in uneingeschränkte Weitläuftigkeit verfallen und einen ungeheuren Schatz von Gelehrsamkeit auskramen, der aber zum gegenwärtigen Zweck wenig oder gar nichts dient. Solche Anmerkungen könnten bey einem jeden Schriftsteller gebraucht werden, wenn nur einerley Worte vorkommen. Noch ein anderer, und zwar sehr gemeiner Fehler solcher Ausgaben ist, wenn man nicht auf die Verbindung der Worte, Stärke der Beweise, Schönheit der Gedanken u. d. gl. sieht, sondern nur, was einem bey einem jeden Wort einfällt, hinschreibt. Die Dichter haben besonders das Unglück gehabt, daß die Herausgeber und Notenmacher selten auf die poetische Schönheiten gesehen haben. Heynens Virgil, und Jans Horaz, machen eine Ausnahme hievon. Die Anmerkungen, die zu den Autoren hinzugefügt werden, haben entweder die Absicht, der Jugend den Verstand derselben zu erläutern, oder, sie sind für Kenner und Gelehrte geschrieben. Daß sie nach dieser Absicht unendlich verschieden seyn müssen, ist ohne unser Erinnern klar. Nur diese einzige Erinnerungen fügen wir in Absicht auf die erstern hinzu, daß die Herausgeber solcher Anmerkungen darauf sehen müssen, daß sie nicht mehr verderben, als gut machen. Es ist allerdings nöthig, der Jugend philologische und grammaticalische Schwierigkeiten zu erklären; aber Lexica auszuschreiben, und in den sogenannten Anmerkungen den Schülern den Text vorzuconstruiren, und zu übersetzen, ist offenbar Nahrung der Faulheit. Wie vielen Dank sagen faule Schüler einem Germanicus und Emanuel Sinceras, daß sie ihnen wie Gottschling in der Vorrede zu seinem Horaz sagt, die Schriftsteller so leicht gemacht haben.

Unter den Anmerkungen, wodurch die alten Schriftsteller erläutert worden sind, zeichnen sich insonderheit

Digitized by Google

diejenigen aus, die von den alten Grammatikern herstammen, und die man insgemein Scholien zu nennen pflegt. Sie sind eine Sammlung von mehrern Auszügen, die aus den Commentarien der Grammatiker, und aus den Glossarien zusammen getragen worden sind. Thomas Magister, und Demetrius Triclinius sollen den Anfang dazu gemacht haben, und von den folgenden setzte immer einer etwas von dem seinigen dazu. Wir werden unten unter ihrem eigenen Artickel mehr von ihnen reden. Hier merken wir nun an, daß wenn ein Herausgeber Gebrauch von ihnen machen will, er sie vornemlich erst in Ordnung bringen muß; denn es kommt oft über eine Stelle einerley Anmerkung etlichemal vor; ferner muß er sie mit einander vergleichen, denn es ist gar nichts seltenes, daß sie sich einander widersprechen. Nicht weniger zeigt der Augenschein, daß sie an vielen Orten versetzt sind. Es muß sie also der Herausgeber erst selbst berichtigen, ehe er sie zur Erläuterung des Textes brauchen kann. Was wir von den Griechen gesagt haben, das gilt auch von den Lateinern, nemlich dem Donat über den Terenz, dem Asconius Pedianus über den Cicero, dem Servius über den Virgil dem Aeron und Porphyrius über den Horaz, die ebenfalls critisch bearbeitet zu werden verdienen, ehe sie mit den Autoren herausgegeben worden. Westerhov und Masvig haben sich an diese Arbeit gemacht, aber dennoch noch vieles zu thun übrig gelassen.

Zum Beschluß dieses Titels wollen wir noch von einigen Arten von Ausgaben reden, von denen unter den Gelehrten viel Sagens, obgleich nicht allemal Rühmens ist. Die erste Classe machen diejenigen aus, die man insgemein die editiones in vsum Delphini zu nennen pflegt. Unter der Regierung des Königs in Frankreich, Ludwigs des Vierzehenten, wurden die Gelehrten von allem Stand und Character durch ansehnliche Belohnungen ermuntert, daß sie die lateinischen Schriftsteller nach den Handschriften mit auserlesenen Anmerkungen aus der Geschichte, Philologie und Critik, herausgeben sollten. Die Einladung war nicht fruchtlos; die meisten Autoren sind unter dieser Rubrik herausgegeben worden, nemlich Plautus vom Operario, Terenz vom Camo, Lucrecius und Manilius von Faye, Catullus, Tibullus, Propertius, vom Splvius, Cornelius von Curtin, die Reden des Cicero von Merouille, seine Briefe von Quartier, Sallustius und Ovidius, von Crispin, Cäsar, von Godrin, Livius vom Doulat, Virgil von Ruäus, Horaz vom Desprez, Plinius vom Hardouin ꝛc. Allein die Urtheile darüber sind verschieden, von einigen werden sie unmäßig gelobet, von andern eben so sehr getadelt. Alle sind sie sich nicht gleich. Plinius, Virgil und Curtius sind am besten gerathen.

Eine andere Classe von Ausgaben sind diejenigen, die man insgemein cum notis variorum zu nennen pflegt. Es kamen in Holland einige auf den Einfall, die Anmerkungen, womit verschiedene Gelehrte die alten Schriftsteller hier und da erläutert hatten, zu sammeln, und sie mit denselben heraus zu geben. Der Einfall war so bös nicht, wenn nur die Herausgeber zwey Fehler vermieden hätten, einmal daß sie nicht die ganze Anmerkungen hingesetzt hätten, wodurch nothwendig viele unnütze Wiederholungen hineinkommen mußten; und hiernächst, daß, wenn sie blose Auszüge lieferten, sie die Wahl mit mehrerer Beurtheilungskraft angestellt haben, als der Augenschein zeiget. Doch auch diese sind nicht alle gleich gut, aber gleich schlecht. Unter die schlechten gehören diejenigen, die den Namen Antonius Thysius, und Corn. Schrevelius an der Stirne führen. Gut sind diejenigen, welche Gräv, Keuchen, Burmann, Veenhusen, Knipping, Almeloven, Brouckhus, Clerieus, Gronov, Heinsius, Drackenborg, Oudendorp, und noch mehrere andere, besorgt haben. Endlich wollen wir auch diejenigen Ausgaben anführen, die man ad modum Minellii zu nennen pflegt. Minell hatte angefangen, die Autoren mit kurzen Anmerkungen zum Gebrauch der Schuljugend herauszugeben. Seine Anmerkungen nach dieser Absicht beurtheilt, sind meistens gut, wenn er nur mehr vor die Richtigkeit des Textes gesorgt hätte. Diejenige aber, die seiner Manier gefolgt sind, haben größtentheils ihre Sache schlechter gemacht. Christian Junker, und Erdmann Ulbse hatten sehr wohl gethan, wenn sie mit ihren Erscheinungen zu Hause geblieben wären.

Seit einigen Jahren haben Gesner, Ernesti, Heyne, und andere angefangen, die Autoren auf eine solche Art herauszugeben, die den Wünschen derjenigen vollkommen gemäs ist, die insonderheit für die fernere studierende Jugend gesorgt haben. Es wäre zu wünschen, daß die editiones ad modum Minellii und Sincerii, ganz dadurch verdrängt würden!

Ausgaben des Staats, Staatsaufwand. In der großen Staatshaushaltung ist die Frage, **was für Aufwand ein Staat zu machen hat, wie und in welcher Ordnung die gesammten Ausgaben des Staats zu bestreiten sind, und wie die Verrechnung der Ausgaben am vollkommensten eingerichtet werden soll,** eine der vorzüglichsten, von denen genauen und richtigen Auflösung ein Hauptheil des Wohlstandes des Regenten, und des Volkes abhänget. Die vollständige Kenntniß von den **verschiedenen Rubriken der Staatsausgaben, und ihren Wirkungen** ist das erste und größte Anliegen eines Staatswirthes, der seine hohen Obliegenheiten erfüllen will. Das ganze Geschäft der Staatsverwaltung, oder Regierung zielt auf nichts anders, als auf die größtmöglichste Wohlfahrt ob, welche der Staat nach seiner Lage, und ganzen individuellen physischen Beschaffenheit zu erreichen vermögend ist, und zu dieser Absicht beobachtet sie diejenige Ordnung, die geradeju auf diesen Effect hinführet. Die Glückseligkeit der bürgerlichen Gesellschaft besteht allgemein in der größtmöglichen Masse der Geniessungen für die Glieder, und in dem ungestörten und ruhigen Gebrauche derselbigen. Daher sind alle Geschäfte der Regierung nichts anders, als Anstalten, die Masse der Geniessungen unablässig zu vermehren, und den ruhigen Genuß derselbigen, allen Gliedern der Gesellschaft zu versichern. Ganz unumgänglich nothwendig also wird zum Regieren, oder zur Verwaltung des Staates erfordert, erstlich, daß der Regent Kräfte und Einrichtungen aufstelle, die alle innerliche und äußerliche Stöhrung der Sicherheit und Ruhe der Gesellschaft durch Gewalt verhindern, und tilgen können; zweytens, daß er Personen dazu bestimme, den Gliedern des Staats das, was zu den Ihrigen gehört, bey entstandenen Streitigkeiten und Zweifeln zuzuerkennen; drittens, daß er durch Diener, die dazu geschickt sind, die gesammte Inwohner des Staates in den Lehren derjenigen Ordnung unterrichten lasse, durch welche sie geschickt und geneigt werden, einander nicht in dem Ihrigen zu stöhren, und nach allen Kräften die Geniessungen zur Vervielfälti-

Digitized by Google

gung des Lebens zu vermehren; vierdtens, daß er alle die äußerlichen Umstände im Staate realisire, die zu Erhaltung der Ruhe und der Gerechtigkeit, und zu Vergrößerung der Masse der Genießungen günstig sind, und doch nicht von einzelnen Bürgern, oder besondern Gesellschaften, vollkommen hergestellt werden können; fünftens, daß er auf die Verhältnisse des Staates gegen andere, immer ein wachsames Auge haben, und alles, was friedliche und freundschaftliche Verbindungen befördert, ins Werk setzen, was aber Mißverstand, und Zwistigkeit, und Feindschaft erwecket, und unterhält, entfernen lasse; sechstens, daß er Männer anstelle, die auf den ganzen Zusammenhang aller dieser großen Angelegenheiten des Staates aufmerksam sind, und durch deren Sorge und Kräfte die ganze Ordnung der Glückseeligkeit in ihrem vollständigen Gange erhalten wird. Diese Erfordernisse sind die eigentlich sogenannten Staatsangelegenheiten, und der Aufwand, oder die Ausgaben, die auf diese Angelegenheiten nothwendig gemachet werden müssen, sind eigentlich Staatsausgaben. Wir haben deren sechs Hauptclassen. Die erste begreifet die Ausgaben auf den Kriegsstaat; die zweyte, die Ausgaben auf die Justizverwaltung; die dritte, die Ausgaben auf das Instructionswesen, oder auf den Kirchen- und Schulstaat; die vierdte, die Ausgaben auf die Landespolicyeverfassung; die fünfte, die Ausgaben auf die auswärtige Staatsaffären: die sechste, endlich die Ausgaben auf das oberste Staatsdirectorium und allen dazu gehörigen Gegenständen der Gesetzgebung.

Diese sechs Classen von Staatsausgaben sind mit der wahren Wohlfahrt der bürgerlichen Gesellschaft so unzertrennlich verbunden, daß keine davon unterbleiben, oder geringer seyn darf, als nach Beschaffenheit der Größe des Staates, und nach seiner ganzen individuellen Lage nöthig ist. Wir wollen daher jede Classe besonders nehmen, und in ihren Wirkungen und Verhältnissen betrachten.

Der Kriegsstaat, der nur die Aufrechthaltung der Sicherheit und Gerechtsame des Staates von innen und außen zur Absicht hat, fasset nach der verschiedenen Lage der Staaten die Land- und Seemacht in sich. Die Größe von beyden muß einzig und allein durch die Größe des Staatsgebietes und die Vielheit der Umstände bestimmt werden, durch welche die Sicherheit des Staates entweder einer Gefahr ausgesetzt, oder begünstiget wird. So braucht ein Staat, dessen Gebiete weitläuftig ist, dessen Inwohner zu Unruhen geneigt sind, und der von allen Seiten mit Nachbaren umgeben ist, die mächtig sind, und durch ihre Vergrößerungsbegierde gereizt gern weiter um sich greifen, eine größere Kriegsmacht, als ein anderer, der unter den entgegengesetzten Verhältnissen ist. Hierinne ist die Norm von der Größe der Land- und Seemacht mit Rücksicht auf den Werth, der bey den Stöhrungen der Sicherheit verlohren werden kann, hauptsächlich zu suchen. Wenn freylich der Regent eines Staates sein Volk weislich, gerecht, und gütig regiert, und seine Unterthanen in der Ordnung leitet, die ihrem Interesse am angemessensten ist, so fällt die Furcht vor innerlichen gewaltsamen Unruhen weg, und die Aufstellung und Haltung einer Kriegsmacht, wird auf dieser Seite unnöthig. Ist nun auch der Staat in einer solchen Verbindung und Lage, darinnen er keinen gewaltsamen Angriffen von außen ausgesetzt ist, oder in seinen Verbindungen alle nöthige Gegengewalt findet, so ist auch auf dieser Seite kein Kriegsetat für den Staat nothwendig. In diesem Falle befinden sich die meisten Reichsstände unsers Deutschlandes. Die beträchtlichsten Ausgaben auf das Militardepartement könnten allerdings die meisten ersparen. Wenn nur jeder sein kleines Volk als ein guter weiser Vater nach den Grundsätzen des physiokratischen Systems, das wir schon in den Artikeln: Arbeitsamkeit, Arbeitslohn, Anlagen, Auflage, Aufkommen ꝛc. klar genug dargelegt haben, führet, so ist von Innen nie Aufruhr, oder gewaltsame Entgegenstrebung gegen den Regenten, und seine Anstalten möglich, und von außen ist ohnehin wegen des deutschen Reichssystems, die Sicherheit für die kleinen Stände so gut befestiget, als sie es wünschen können. Mit dem Aufwande auf das unbeträchtlichste Kreiscontingent, würde also für die meisten alles gethan seyn. Doch sind die Wirkungen, welche die Ausgaben auf das Militardepartement in den Staaten hervorbringen, nicht, wie so viele Politiker und Publicisten noch immer glauben, verderblich, sondern vielmehr sehr heilsam. Die ganze Aufwandssumme auf das Militare, besteht in der baaren Löhnung für die Soldaten, in der Gage für die Generalität, und sämmtliche Officiers von verschiedenen Range, ingleichen für das ganze Kriegsconseil, und sein ganzes Personale in dem zum Unterhalt der Soldaten erforderlichen Brod, in Leinwand und Trillich zu Hemden, Kitteln, Säcken ꝛc. in Schuhen, Stiefeln, und Leder zu Sohlen; in den gesammten Montirungsstücken; in dem Werthe der nöthigen Handwerksarbeiten der Wagner, Sattler, Schmiedte, Gürtler, ꝛc. Wir wollen itzt nur zur Aufklärung der großen Wirkungen dieser Ausgaben auf die baare Löhnung sehen. Gesetzt, ein gemeiner Soldat soll täglich 5 Kreuzer bekommen, und die Anzahl der gemeinen Soldaten soll sich in einem Staate auf 10000 Mann erstrecken. Es macht also die Löhnung alle Tage 50000 Kreuzer, oder wöchentlich 350,000 Kreuzer, das ist, 5833⅓ Gulden, oder jährlich 303,333⅓ fl. An dieser Löhnung behalten die Soldaten nichts zurück, sondern geben alles für Küchengewächse, Gemüser, Obst, Butter, Schmalz, Käse, Mehl, Eyer, Fleisch, Bier, und andere dergleichen gemeine Consumtibilien wieder aus. Die wöchentliche Totalsumme der Löhnung von 5833⅓ fl. geht geradezu in die Hände der Bauren, der Metzger, und anderer solcher Leute, die mit den Landleuten unmittelbar handeln, und die gemeinsten Producte der Landwirthschaft absetzen. Da ist also diese Summe eine directe unmittelbare Vergütung der landwirthschaftlichen Producte an die Classe der Bauren, oder Grundeigenthümer, und an die, welche unmittelbar mit den Grundeigenthümern in Handel stehen. Die wöchentlichen 5833⅓ fl. werden von den Bauren und denen, die mit den Bauren unmittelbar handeln, für mancherley Handwerkswaaren wieder aufgewendet. Der eine kauft sich Schuhe, oder Leder zu Sohlen, der andere einen Hut, der dritte läßt etwas an seinem Hause ausbessern, der vierdte kauft sich einen Pflug, oder läßt ein neues Wagenrad machen u. s. w. Alle diese Leute, welche von den Bauren, oder den Küchenkräuter- Obst- und Butterhändlern ꝛc. dieses Geld bekommen, geben es wieder in andere Hände. Sie kaufen bey den Beckern Brod, bey den Bierwirthen Bier, bey den Metzgern Fleisch, und so geht der Umlauf des Geldes zur Vergütung der Waaren und Arbeiten, ohne Ende fort. Die andere Woche kommen schon wieder neue 5833⅓ fl. aus den Händen der Soldaten unter die erwähnten Händler und unter die Bauren, und so geht

Digitized by Google

es das ganze Jahr durch. Also wird durch die Löhnung der Soldaten eine unaufhörliche Geldcirculation unter den Erzeugern der Producte, das ist, unter den Landleuten, und auch unter den gemeinen Handwerkern erhalten. Wenn jede Summe jährlich nur zehenmal umgekehret wird, und als eine Vergütung von Waaren und Arbeiten durch zehen verschiedene Hände geht, welches noch gar nicht viel ist; so machen die wöchentlichen 5833⅓ fl. schon eine Vergütung von Waaren und Arbeiten von 58,333 fl. und die jährliche Summe der 303,333⅓ fl., welche durch die Soldaten Löhnung in Umlauf kommt, würkt eine Vergütung von Producten, Waaren und Arbeiten, im Werthe vom 3,033,333 fl. das heißt: Wenn eine gewisse Masse von Waaren, die im Jahr verbraucht werden, und eine gewisse Summe von Diensten, die jährlich geleistet werden, 3,033,333 fl. werth ist, und auch wirklich mit so viel baaren Gelde bezahlt werden müßte, wenn man man sie nach Verfluß des Jahres, auf einmal zahlen wollte; so brauchte man zur Bezahlung oder Vergütung aller dieser Waaren und Dienste nur 303,333⅓ fl., wenn man sie unter die Soldaten als Löhnung ausgiebt. Wenn diese Summe von 303,333⅓ fl. in den Händen der reichen Grundeigenthümer zurückbleibt, und nicht als Steuer und Abgabe an den Staat bezahlet wird; so kann dieser Vortheil in dem Umsatze der Waaren und Dienste, nicht entstehen, und es geht dem Staate in mancherley Betrachte reeller Schade zu. Die reichen Grundeigenthümer legen gewiß einen Theil dieser Geldsumme zurück, und entziehen soviel der Circulation; einen andern Theil verwenden sie auf Waaren des Luxus, und der geht also wieder nicht geradezu in die Hände der Landleute, und gemeinen Handwerker, die dessen am meisten benöthiget sind. Wenn sie aber auch die ganze Summe der 303,333⅓ fl. auf lauter Handwerks und Fabrikenwaaren verwenden, so geschieht doch die Vertheilung davon nicht in so viele kleine Portionen, und so geschwind im Staate, als sie durch den Weg der Löhnung der Soldaten geschiehet. Alle Woche 5833⅓ fl. baares Geld an 10,000 gemeine Soldaten auszahlen lassen, heißt dem Staate einen Umsatz von Waaren und Diensten verschaffen, der bey einem jährlichen zehnfältigen Circul im Werthe 58,333 fl. beträgt, oder jährlich an 10000 Mann Soldaten an Löhnungsgeldern 303,1334 fl. ausgeben, ist eben soviel, als eine Anstalt machen, durch welche in dem Staate für 3,033,333 fl. Producte, Waaren und Arbeiten hervorgebracht werden. So sind also die Ausgaben auf den Militaretat in den Staaten von den segensreichen Folgen fürs nützliche Volk. Wenn der Staat die nemliche Summe von 303,333⅓ fl. jährlich für grosse Künstler, Schauspieler, Gelehrte, und Bediente ausgiebt; so wird bey der geringen Menge der Leute, die dieses Geld nun erhalten, und bey der gewöhnlichen Lebensart derselbigen die entgegengesetzte minder nützliche Folge solcher Ausgabe sogleich ins Gesicht fallen. Bekommt jeder 1000 fl. jährlich, so hat man ohngefähr 303 Personen, in deren Hände die 303,333⅓ fl. kommen. Diese 303 Personen können ihre Gelder unmöglich so geschwind unter den Händen der Bauren und gemeinen Handwerksleute vertheilen, als 10,000 gemeine Soldaten mit der nemlichen Geldsumme thun. Denn oder wenden die 303 Personen, wo nicht alle, doch gröstentheils alle Jahr einen Theil ihres Geldes auf Gold und Silber auf Kleidern, oder in Geräthschaften; einen andern Theil wenden sie zu Spielen und mancherley Ueppigkeiten an; und einen dritten Theil verwahren sie in der Casse. Es soll dies zusammen bey jedem jährlich 300 fl. ausmachen. Folglich beträgt es von der ganzen Anzahl der 303 Personen 90900 fl. Diese Summe circulirt nun nicht in den Händen der Landleute und gemeinen Handwerksleute, wie sie durch die Hände von 10,000 gemeinen Soldaten circulirte. Der Staat verliert blos hierinnen einen jährlichen Werth an Producten und Diensten von ohngefähr einer Million Gulden. — So gehts auch mit den übrigen Ausgaben auf das Militare. Alle haben den graden gesagneten Effect, daß sie durch den Circul einen jeden und mehr fältigen Werth an Producten und Diensten in den Staaten vergüten, und also auch in der Wirklichkeit erhalten. Wenn nun noch gar ein Regent durch die Soldaten immer wichtige Unternehmungen der grosen Landespolizey realisiren, nemlich Land- und Heerstraßen durch sie herstellen, nützliche Canäle graben, Ströme und Flüsse reinigen, und schiffbar machen, öde steinigte Districte ausreuten, an grosen Flüssen Dämme verfertigen, und andere solche öffentliche Arbeiten von dauerhaften Nutzen verfertigen lässet, und ihnen nebst ihrer ordentlichen Löhnung noch eine weitere Vergeltung ihrer Arbeiten ertheilet; so wird das wahre Beste des Staats aufs vorzüglichste befördert. Der ächte Staatsmann, der den Gang der Sachen kennet, soll also die Ausgaben auf den Militaretat eher vermehren, als vermindern, um dadurch den Nahrungsstand der Landleute und der gemeinen Handwerksleute aufrecht zu halten, und blühender zu machen. Das ist keine Folge von der Vergrösserung des Militaretats, und soll es auch nie seyn, daß die Anzahl der Hände vermindert wird, welche zu der vollkommenen Cultur erfordert werden.

Die Ausgaben auf die Justizverwaltung, welche die zweyte Classe der Staatsausgaben ausmachen, begreifen den ganzen Aufwand in sich, der auf die Gerichte, alle dazu gehörige Personen, und Hülfsmittel, und Einrichtungen bestimmt werden muß. Die Richter sollen allerdings reichlich bezahlet werden, damit sie nicht in Versuchung gerathen, sich durch Geschenke von dem Wege der Gerechtigkeit abwendig machen zu lassen. Sind die Besoldungen der Richter hinlänglich, daß sie mit Würde leben, und auch für ihre Familien etwas davon ersparen können: so verdienen sie alsdenn, wenn sie sich auch nur die geringste Bestechung zu Schulden kommen lassen, die schärfste Ahndung. Auch selbst die Advocaten sollten von dem Staate ihre bestimmte gute Besoldung erhalten, damit sie nicht nöthig hätten, in der Vervielfältigung und langwierigkeit der Processe ihre Vortheile und Bereicherung zu suchen.

Die Ausgaben des Staats auf Kirchen und Schulen gehören unter die importantesten. Da muß nichts fehlen, wenn man die Erleuchtung und Ausbildung eines Volks in ihrer Vollkommenheit veranstalten will. Nur durch gute Besoldungen wird man vermögend seyn, geschickte und große Männer zu Kirchen- und Schullehrern zu bekommen; und der Aufwand auf Instrumente, Modelle, Zeichnungen, Naturalien- und Kunstcabinetter für Realschulen wird dem Staate das reichlichste Interesse einbringen. Die Kosten zu Herstellung guter Seminarien für Kirchen- und Schullehrer sind nothwendig, und tragen zum Besten der Staaten die gesegnetesten Früchte.

Die Landespolicey fasset so viele wichtige Gegenstände in sich, daß die Ausgaben, welche der Staat auf dieses Departement verwenden sollte, allerdings beträchtliche Summen ausmachen. Die vornehmsten sind

Digitized by Google

1) Anordnungen und Aufsicht, um die Verletzungen alles Eigenthums im Staate zu verhüten; 2) Einrichtungen und Anstalten zur Entfernung der Ursachen ungesunder und schädlicher Ausdünstungen in Städten und Dörfern, und zu Herstellung solcher Ursachen und Umstände, wodurch die Luft gesunder und angenehmer gemacht wird; 3) Anstellung geschickter Aerzte, Wundärzte und Hebammen; 4) hinlängliche Versorgung der Armen und damit verbundene Abschaffung des Bettelns; 5) Herstellung und Unterhaltung reiner und gesunder Brunnen, guter Strassen, schiff- und flößbarer Ströme und Canäle, und 6) hinlängliche Anstalten wider große allgemeine Unglücksfälle der Länder, oder wenigstens wider deren traurige Folgen ꝛc. Wenn ein Staat zu seinem wahren Glücke geleitet werden soll, so müssen alle diese Gegenstände auf öffentliche Kosten, oder durch öffentliche Ausgaben bestritten werden, weil es sonst unmöglich ist, zu rechter Zeit die nöthigen Veranstaltungen zu machen, und ihre größtmögliche Vollkommenheit zu erzielen. Die meisten von diesen Ausgaben, als die nemlich, welche auf öffentliche Arbeiten und auf die Armen verwendet werden, kommen in so viele Hände und in so kleine Portionen, daß dadurch die nützliche Circulation zur Vermehrung der Reichthümer des Staates bewirket wird.

Die Ausgaben auf die auswärtige Staatsverhältniß bestehen hauptsächlich in dem Aufwande auf Gesandtschaften oder Commissionen und alle damit verbundene Geschäfte. Bey der jetzigen wirklichen Lage der Sachen ist dem Regenten eines Staates höchst nützlich, mit seinen Nachbaren besonders in gutem Vernehmen zu stehen und sich darinn zu erhalten, die Anlässe und Ursachen der vielen so leicht entstehenden Differenzien oder Streitigkeiten gleich bey ihrer ersten Geburt zu ersticken, und vorzüglich die vortheilhaftesten Commercialverhältnisse des Staates mit den Nachbaren in Gang zu bringen. Daher sollte allerdings der Regent allezeit an den benachbarten Höfen einige seiner geschicktesten und redlichsten Männer als Gesandte oder Commissarien haben, welche jene Absichten zu realisiren und fortdaurend zu erhalten suchen. Die Ausgaben auf diese Verschickungen werden dem Staate dadurch reichlich vergolten, daß er von den Nachbaren in der Güte erlangt, wozu sonst ewige kostbare Processe oder verderbliche Gewaltthätigkeiten nöthig sind.

Die Ausgaben auf das oberste Staatsdirectorium und dessen Geschäfte bestehen in der Anstellung solcher Männer, die den ganzen Umfang der Gesetzgebung nach allen ihren Theilen übersehen, die Ordnung der Wohlfahrt des Staates vollständig kennen, und die geprüfteste Redlichkeit und unüberwindliche Thätigkeit haben, und in allen den Hülfsarbeitern und Mitteln, deren dieses oberste Staatscollegium benöthiget ist, um den Gang aller übrigen Departementer, und die Resultate in der Gesellschaft jederzeit zuverlässig sehen zu können. Dieses Collegium hält alle Theile der ganzen Staatsmaschine zusammen; alle übrige Departementer müssen ihm über die Erfüllung ihrer Obliegenheiten Rechenschaft ablegen; es muß beständig an den grossen Tabellen und Charten arbeiten lassen, welche alle Jahre zeigen, ob und in wie weit das gesammte Vermögen des Staats zu- oder abgenommen hat, wo und auf welche Seite die Zunahme noch vergrößert, und wie die Ursachen jeder Abnahme in jedem der übrigen Staatsdepartementer entfernet werden können; und endlich muß es immer auf die übrigen Departementer aus seinem Cirkel neuen Unterricht, wiederholte väterliche Erinnerungen und geschickte Aufmunterungen zur Beobachtung der wahren Ordnung der Glückseligkeit der Gesellschaft ausfließen lassen. Die Ausgaben, welche dieses Collegium nothwendig erfordert, ersetzen sich gewiß durch den ganzen Staat mit immer vervielfältigten Reichthum und Glück des Volks und des Regenten.

Dies sind nun die eigentlichen Staats- oder Regierungsausgaben. Wenn aber der Regent mit wirklichen Anlegen diese für den Staat geradezu nothwendigen Ausgaben bestreiten soll; so wird erfordert, daß 1) auch auf die Person und Familie des Regenten zu ihrem Unterhalte und zu ihren Freuden Aufwand gemacht werde, und daß 2) alle diejenigen Quellen, Güter und Rechte, welche zu Bestreitung der verschiedenen Ausgaben benutzet werden sollen, in ihrer Vollkommenheit verwaltet, und die Summe des Aufwands auf diese Verwaltung in hinreichenden Maaße bestimmet werden. Die Ausgaben eines Staates, welche geradezu für die Person und Familie des Regenten verwendet werden, sind im allgemeinen Verstande die eigentlichen Hofausgaben; diejenigen aber, welche auf die Verwaltung der gesammten Einkünfte des Staates und ihren Quellen gemacht werden, sind eigentlich Staatswirthschaftliche oder Cameralausgaben, auch Finanzausgaben. Diese beyde Arten von Ausgaben sind himmelweit von den wirklichen Staats- oder Regierungsausgaben unterschieden. Keine von jenen zielt geradezu auf Beförderung des Wohlstandes, Reichthums und Glücks der Staaten ab, wie es diese thun. Doch stehen sie mit den wirklichen Staatsausgaben in der engsten Verbindung, und bedürfen der allergrößten Aufsicht, damit sie den Zweck der Staatsausgaben nicht verhindern oder unmöglich machen.

Zu den Hofausgaben gehören die Handgelder des Regenten, die Deputate für die gesammte zur Familie des Regenten gehörigen Personen, der Aufwand auf die Garderobe des Regenten, auf seine Bibliothek, auf die für ihn angelegte Naturaliencabinette, auf seine Gärten, auf den Marstall, auf das herrschaftliche Bauwesen, auf die Hofconjunction oder Küche und Keller, auf den gesammten Hofstaat, auf die Meubles bey Hof von allen Gattungen und auf alles übrige, was der Regent und seine Familie für ihre Personen und für ihre Häuser oder Schlösser brauchen, und endlich auch der Aufwand auf Schauspiele und andere öffentliche Lustbarkeiten des Hofes und was dergleichen mehr ist.

Die Wirkungen sind nicht einerley, welche die verschiedenen Hofausgaben auf die Wohlfahrt des Staates hervorbringen. Diejenigen, welche einen beträchtlichen Verbrauch von rohen Producten verursachen, und welche viele Dienste gemeiner Handwerksleute bezahlen, sind natürlicherweise der Beförderung des Wohlstandes der Staaten gemäßer als diejenigen, welche diese Folgen nicht haben, sondern vielmehr eine große Verminderung der Masse der Producten für die menschliche Gesellschaft nach sich ziehen, und einen Geist des unfruchtbaren und schädlichen Aufwandes ausbreiten. Die Ausgaben auf den Marstall z. E. ordnet ein weiser väterlichgesinnter Regent so mäßig an, als nur immer möglich ist, weil er weis, daß jedes Hundert von Pferden schon die Production von fünf bis sieben hundert Morgen Land alle Jahre wegnimmt, und die Masse der Subsistenzmittel für die Menschen um so viel vermindert, als dieser

Digitized by Google

ser Distrikt bey Verwendung desselbigen für die Nahrung der Menschen oder für die Rind- und Schaafviehzucht ertragen würde. Die Ausgaben auf den Hofstaat, das ist, auf die Anzahl der Hofbedienten von allerley Range richtet der weise und gute Regent auch so eingeschränkt ein, als er es nur immer vermag, weil er überzeugt ist, daß jeder Hofbedienter größern und mindern Ranges, der zu viel da ist, auf Kosten des Staates im Müßiggange unterhalten wird, und daß diese Classe von Menschen gerade diejenigen sind, welche Sinnlichkeit, Weichlichkeit und Ueppigkeit in einem großen Theile der menschlichen Gesellschaft ausbreiten, und dadurch die Kräfte zu nützlichen Anstrengungen und Arbeiten immer mehr schwächen. Die Ausgaben auf das Theater werden von einem weisen Fürsten alsdenn erst gemacht, wenn keine Felder und Gewerbe im Staate mehr sind, die zu ihrer Cultur und Betreibung jene Summe erfordern, und wenn keine elende Menschen mehr über Mangel an Brod und Unvermöglichkeit, dem abzuhelfen, seufzen müssen. Ganz anders ist es mit den Ausgaben auf das herrschaftliche Bauwesen und auf die Hofconsumtion. Jene bringen unter vielen Classen von Handwerksleuten, und diese unter den Landleuten und denen, die unmittelbar mit Landleuten handeln, einen starken Geldumlauf zuwege, der sich immer mit dem Effecte endiget, daß die Masse der Producte, die das Menschenleben begünstigen, vergrößert wird. Die nützlichen und schädlichen Seiten der übrigen vorher bemerkten Hofausgaben fallen von selbst in die Augen, wenn man sie aus den gleichen Gründen anschauet.

Unter den eigentlichen Finanz- oder Staatswirthschaftlichen Ausgaben sind begriffen: 1) der Aufwand auf alle Domainen und Regalien des Staates, um sie in den besten Benutzungsstand zu setzen; 2) der Aufwand auf die ganze Erhebung der Einkünfte des Staats aus ihren verschiedenen Quellen; 3) der Aufwand auf die gesammte Departementer und Bediente und Geschäfte, welche mit der Verrechnung und Verwaltung der Einkünfte und Ausgaben des Staates zu thun haben.

Die erste Classe von Finanzausgaben ist die wichtigste in der Ordnung. Ihr Zweck und ihre Bestimmung ist, die Quellen der Genießungen für die Menschen zu vervielfältigen, und also geradezu die Wohlfahrt des Staates zu vergrößern. Die beyden übrigen Classen aber sind nicht von der Würkung. Die Art der Erhebung, Verrechnung und Verwaltung der Einnahmen und Ausgaben des Staats muß so einfach seyn, und mit so wenigen Bedienten und Kosten geschehen, als es nur möglich ist, weil durch Erheben, Verrechnen und so Distribuiren oder Verwalten, wie es die schon gemachte Bestimmung erfordert, nichts zur Vermehrung der Masse der Genießungen und der Einkünfte des Staats bewirket wird. Daher muß der Betrag dieser Finanzausgaben der Kleinstmögliche seyn, um nur ihre Absichten erreichen zu können. Das physiocratische System wird diesen Zweck im vollkommensten Grade befördern helfen.

Wenn das bisher Ausgeführte zum Grunde gelegt wird, so kann der zweyte Theil der im Anfange aufgeworfenen Hauptfrage, wie und in welcher Ordnung die Ausgaben des Staates bestritten werden sollen, leicht beantwortet werden, ohne daß wir hier viel davon sagen dürfen. Die Regel der Ordnung ist diese: „Es wird vor dem Anfange eines jeden Jahres „ein Plan gemacht, darinne unter Voraussetzung der „für jedes Jahr gewiß zu erwartenden Einkünfte alle „Arten von Ausgaben nach der Verhältniß ihrer Noth„wendigkeit zur Aufrechthaltung des Staats, und nach „der Verhältniß ihrer Würkungen zur Vergrößerung „der Reichthümer und Einkünfte desselbigen dergestalt „bestimmt und festgesetzet werden, daß man mit der „Summe der gewiß zu hoffenden Einkünfte alles be„streiten, und noch einen Hinterhaltsfond davon für „außerordentliche Fälle übrig behalten kann.“ Dabey muß der Staatswirth immer bedenken, daß die Vergrößerung des Wohlstandes der Gesellschaft von Jahr zu Jahr und stuffenweise höher steigen soll, aber nicht in einem Jahre und auf einmal ihre oberste Stufe erreichen kann.

Was die vollkommenste Art der Verrechnung der Ausgaben des Staats angeht, das wird in dem besondern Artickel Staatsrechnungswesen dargelegt werden.

Ausgähren, s. Gähren.

Ausgänge. Der Jäger sagt: der Hirsch hat schöne Ausgänge, wo er sich solche Pläze erwählt, von welchen er nicht weit zum Wasser, zu Wiesen und Feldern hat.

Ausgang (schöne Wiss.), bedeutet in der epischen und dramatischen Dichtkunst diejenige Begebenheit, wodurch eine Handlung ihr völliges Ende erreicht, so daß nun nichts mehr geschehen kann, was zu dieser Handlung gehört. Die Verwicklung in epischen und dramatischen Werken wirkt natürlicherweise Erwartung; diese Erwartung darf nicht unbefriedigt bleiben; sie kann aber nicht anderst, als durch den Ausgang befriedigt werden, und daher muß jede epische und dramatische Handlung einen Ausgang haben. Der Ausgang muß auch vollkommen seyn; die Erwartung des Lesers oder Zuschauers muß völlig befriedigt werden. Die Ursachen, die den Ausgang bewirken, müssen in der Handlung selbst liegen. Dabey muß er etwas außerordentliches oder sonst stark rührendes haben, damit sein Eindruck unauslöschlich bleibe; wie z. B. Emiliens Errettung von den Nachstellungen eines wollüstigen Prinzen durch den Dolchstoß ihres eignen Vaters.

Das Trauerspiel hat gemeiniglich einen traurigen; das Lustspiel aber einen glücklichen, frohen Ausgang. Ein Lustspiel mit einem fatalen Ausgang würde freylich eben dadurch in ein Trauerspiel verwandelt werden. Im Trauerspiel aber kann auch ein froher Ausgang statt finden, wenn es die Absicht des Dichters erfordert. Der Graf Wallbron wird in dem Augenblicke begnadigt, da man um seinetwillen in der schrecklichsten Angst ist, er würde ohne Rettung angeklagt werden. Mit diesem frohen Ausgang müssen alle Zuschauer aufs höchste zufrieden seyn, weil alle ihn sehnlichst wünschen. Hätte das Stück einen fatalen Ausgang; müßte der Graf sterben: so würden es wenige zum zweytenmale sehen wollen.

Ausgang, Ausgehen des heil. Geistes. Es wird das Wort Ausgehen in der heil. Schrift öfters von der zweyten und auch der dritten Person im göttlichen Wesen gedacht. Wenn von der zweyten Person gesagt wird, sie sey vom Vater ausgegangen Joh. 16, 27. 28. so zeigt es an, daß er vor seiner Offenbarung im Fleisch schon gewesen und zielt auf Joh. 1, 1. nach welchem er von Ewigkeit bey dem Vater war, und daß diese göttliche Natur sich auf Erden in der Zeit und in der menschlichen Natur auf eine besondere Art geoffenbaret habe. Doch zeigt dieser Ausdruck bey Micha 5, 1. auch seinen Ursprung von Ewigkeit an, wo dieser Prophet sagt, daß der Aus-

Digitized by Google

gang des Herrn in Israel, der zu Bethlehem gebohren werden sollte, von Anfang und von Ewigkeit sey.

Besonders aber wird dieses Wort ausgehen (ἐκπορεύεσθαι) von dem heil. Geist gebraucht. Wenn Christus von seinem Ausgehen von dem Vater, von dem er gesandt worden, redet, so bedient er sich eines andern griechischen Worts, als dieses, das er Joh. 15, 26. von dem Ausgehen des heil. Geistes vom Vater anführt. Dieses Ausgehen kann auch hier nicht soviel als Senden bedeuten, weil Christus das Senden in der angeführten Stelle von Ausgehen dadurch ausdrücklich unterscheidet, daß er sagt, daß der Geist, den er den Jüngern vom Vater senden werde, vom Vater ausgehe. Man erklärt es daher von dem innern Verhältniß dieser dritten Person in dem göttlichen Wesen, und glaubt daß es auf eine ähnliche Art, wie die Zeugung des Sohns vom Vater, die Art anzeige, nach welcher die dritte Person, das göttliche Wesen vom Vater habe, oder mit den andern Personen im göttlichen Wesen bestehe. Daß der heilige Geist eine vom Vater und Sohn unterschiedene Person oder Subject und diese unterschiedene Person wahrhaftig Gott sey, erhellet aus andern deutlichen Beweisen der heil. Schrift (s. heiliger Geist), das Ausgehen aber vom Vater leitet uns auf etwas ähnliches mit der Zeugung des Sohnes vom Vater. Dieses innerliche Verhältniß, nach welchem die dritte Person ihr göttliches Wesen, welches ungetheilt und eben dasselbe göttliche Wesen ist, das der Vater auch hat, besitzet, und von der ersten Person von Ewigkeit mitgetheilt, (ein etwas unbequemer deutscher Ausdruck, der nicht zu weit ausgedehnt werden muß) bekommen hat, und diese Art, wie dieselbe in dem göttlichen Wesen bestehet, ist uns freylich eben so geheimnißvoll als die Zeugung des Sohnes vom Vater, und dient uns nur dazu, daß wir vor falschen Begriffen von Gott bewahret werden, und den wirklichen Unterschied der dreyen Personen, aber auch die Einigkeit des göttlichen Wesens selbst erkennen sollen.

Es ist aber dieses Ausgehen nicht der alleinige Beweis für das Verhältniß dieser dritten Person gegen die erste. Denn es wird der heilige Geist gar oft in der Schrift, der Geist des Vaters und der Geist aus Gott genannt, und selbst das griechische Wort, womit der heil. Geist bezeichnet wird πνευμα und welches man nach seiner Etymologie durch Hauch übersetzen könnte, druckt eine gewisse Handlung und ein Mittheilen aus, wie es denn auch von Christo heißt: Er bließ seine Jünger an und gab ihnen den heil. Geist, wo durch das Anblasen und Anhauchen natürlich eine Wirkung Christi verstanden wird. Wie daher die Worte: Zeugung bey Christo, Sohn Gottes, Sohn aus Gott das innerliche Verhältniß der zweyten Person vor der ersten anzeigt, und dieses daraus erklärt wird, so geben uns die gleichen und ähnlichen Redensarten bey der dritten Person einen Grund, auch eben ein solches Verhältniß hier zu erkennen.

Sowohl die Catholiken als Protestanten behaupten, daß der heil. Geist vom Sohne oder der zweyten Person eben sowohl ausgehe als vom Vater, und also bey dem innern Verhältniß der drey Personen dieses ewige Mittheilen des Wesens an die dritte Person eine Handlung der beyden ersten Personen sey. Zwar findet man keine Stelle in der heil. Schrift, in welcher auch vom Sohne gesagt wird, der heil. Geist gehe von ihm aus. Allein man hat andere Gründe, woraus man solches beweiset. Ueberhaupt sagt man, daß alle göttliche Werke, welche dem Vater zukommen, auch dem Sohn zugeschrieben werden, in so fern sie nicht wider das innere Verhältniß derselben gegen die erste Person streiten, und dadurch auch diese ewige Mittheilungshandlung der zweyten Person zukommen müsse. Dieser Grund macht wenigstens eine Wahrscheinlichkeit aus. Besonders aber sieht man auf die Aehnlichkeit der Redensarten und Ausdrücke der heil. Schrift, die die dritte Person auf eben die Art einen Geist des Sohnes, den Geist Christi, den Geist aus Christo nennt, wie sie ihn den Geist des Vaters und den Geist aus Gott zu nennen pflegt. Dazu pflegt von einigen noch die Erklärung Christi hinzugethan zu werden, daß alles, was der Vater habe, auch sein sey oder ihm zukomme, welche Stelle aber nach der Auslegung anderer geschickten Männer hieher nicht gezogen werden will. Daß dieses Ausgehen von Ewigkeit sey, ist zwar in der heil. Schrift nicht mit deutlichen Worten gesagt; allein nicht nur die Aehnlichkeit mit der Zeugung sondern auch die Sache selbst beweiset es. Denn wenn die dritte Person das ewige unendliche unveränderliche und nur ein einzigesmal existirende Wesen hat, so kann auch dieses Ausgehen nicht anders als von Ewigkeit seyn. Ob zwischen Zeugung und Ausgehen ein gewisser Unterschied sey, und worinn derselbe bestehe, darüber belehrt uns die heil. Schrift nicht. Wir sehen eine große Aehnlichkeit in den Ausdrücken womit beyde Verhältnißhandlungen angezeigt werden, und gleichwohl auch wieder eine Verschiedenheit des Ausdrucks. Ueberhaupt aber ist eines wie das andere ein unsere Vorstellung weit übersteigendes Geheimniß.

Nicht die ganze christliche Kirche ist in dieser Lehre einig. Die griechische Kirche geht darin von denen andern ab, daß sie dieß Ausgehen nur allein vom Vater behauptet und von dem Sohne leugnet. Der erste Streit der lateinischen und griechischen Kirche betraf eigentlich die Sache selbst nicht. Die Griechen beschuldigten anfänglich nur die lateinische Kirche, daß sie in dem Nicänischen und nachher mit Zusätzen von dem Constantinopolitanischen Concilio versehenen Glaubensbekenntniß, worinn vorher blos gestanden, daß der heil. Geist vom Vater ausgehe, eigenmächtig hinzugesetzt habe: und vom Sohn. Daß dieser Zusatz später gemacht worden, haben einige in der catholischen Kirche leugnen und dagegen behaupten wollen, daß ihn die Väter des Constantinopolitanischen Concilium selbst hinzugethan hätten, doch geben andere gerne zu, daß gegen das Ende des 6ten und im 7ten Jahrhundert das Symbolum diesen Zusatz bekommen habe, und zwar erst in Spanien, woher es auch in andere Länder gekommen, und endlich allgemein in der lateinischen Kirche geblieben. Inzwischen hatten die Griechen im Anfange gegen die Lehre selbst nichts, daß der heilige Geist auch vom Sohn ausgehe, bis im 9ten Jahrhundert der Constantinopolitanische Patriarch Photius in einem Circularschreiben an die Bischöffe der griechischen Kirche die römische unter andern Beschuldigungen auch deswegen öffentlich anklagte, daß sie das Glaubensbekenntniß durch diesen Zusatz verändert habe. In der folgenden Zeit blieb man dabey, daß man mit der Bestreitung des Zusatzes auch die Sache selbst bestritte. Die griechische Kirche hält fest darauf, daß der Sohn nicht vom Vater ausgehe. Sie beruft sich darauf, daß Christus solches nur vom Vater behauptet habe, daß in dem alten Symbolo der Zusatz nicht gestanden, und endlich, daß in den Schriften ihrer alten Lehrer oder Väter nichts davon enthalten sey. Von den mehrsten wird aber dieser ganze Streit nicht für sehr erheblich gehalten, weil die Griechen und mit ihnen verwandten Kirchen der Monophysiten und Nesto-

Digitized by Google

rianer doch die Gleichheit des Wesens der dritten Person mit der ersten bekennen, auch sagen, daß der heil. Geist vom Sohne, wie vom Vater gesendet werde.

Ausgang der Israeliten aus Egypten. Dieses ist die wichtigste Begebenheit in der ganzen Geschichte dieses Volks, und fällt nach der Ausrechnung der geschicktesten Zeitforscher in das 2513te Jahr nach Erschaffung der Welt, (1 Mos. 15, 13. vergl. mit Gal. 3, 17.) nachdem die Israeliten, wie man die Sache gemeiniglich erklärt, von der Berufung Abrahams 430, oder von der Geburt Isaacs ohngefähr 400 Jahre theils als Fremdlinge in Canaan, theils in Egypten gewohnt hatten. Die Geschichte selbst, und die Umstände die dabey vorgegangen sind, erzählt Moses 2 Buch 12. genau, deren Untersuchung aber nicht für unser Werk gehört. Doch verdient der Durchgang der Israeliten durch das rothe Meer eine genauere Untersuchung, da sowohl ältere als neuere Schriftsteller ganz verschiedene Meynungen davon hegen. An der Wahrheit der Sache überhaupt ist schlechterdings nicht zu zweifeln, da außer der mosaischen Erzählung auch Profanschribenten von dieser Sache Meldung thun. Diodor aus Sicilien hat folgende merkwürdige Stelle: „die Ichthyophagen, sagt er, welche an dem Ufer des rothen Meeres wohnen, erzählen eine gewisse Sache, die sie als eine Tradition von ihren Voreltern erhalten haben. Sie sagen, das Meer habe sich einsmals soweit zurück gezogen, daß dieser ganze Theil seines Grundes trocken geworden wäre, und grün ausgesehen habe; kaum aber wäre dieser Grund aufgedeckt worden, als es auf einmal wieder zurück gekommen wäre, und sich in seine gewöhnliche Ufer begeben habe. In der Erklärung der Art und Weise aber, wie diese Begebenheit geschehen sey, sind die Meynungen der Ausleger verschieden. Einige nehmen an, daß sich das Meer wirklich und in eigentlichem Verstand von einander getheilt habe, und auf beyden Seiten so lange fest gestanden hätte, bis die Israeliten hindurch gegangen wären. Origenes führt, um das Wunder zu vergrößern eine alte jüdische Tradition an, welche sagt, Gott habe das Meer in zwölf Säulen abgetheilt, damit ein jeder Stamm besonders habe durchgehen können. Viele Rabbinen nehmen diese Erzählung als wahr an, sie hat aber weder in der mosaischen Erzählung noch in andern Umständen einigen Grund. Andere sagen Moses habe die Israeliten nicht an der Spitze des rothen Meeres von einem Ufer zum andern sondern nur an der Küste, gleichsam in einen halben Cirkel herumgeführt. Die Gründe, welche die Freunde dieser Meynung anführen, sind folgende; erstlich sagen sie, der Busen des rothen Meeres, sey an dem Ort, wo er am schmälsten sey, zwölf bis funfzehn deutsche Meilen breit, folglich hätten die Israeliten nicht unter drey bis vier Tagen hinüber kommen können. Zweytens, heiße es 4 B. Mos. 33, 8. Moses habe sie wieder nach Etham gebracht, und dieses wäre eben derjenige Ort, wo sie den Tag zuvor, ehe sie hindurch gegangen, gewesen waren 2 B. Mos. 13, 20. Drittens führen sie an, heiße es ausdrücklich, daß die Israeliten, nachdem sie aus dem Meere herausgekommen wären, an dem Ufer, die Körper der Egyptier, welche die Wellen dahin geworfen hätten, gesehen hätten; sie müßten also damals an dem Ufer gegen Egypten zu gewesen seyn. Hieraus schließen sie, daß sie Moses um die Spitze herum, und zur Zeit der Ebbe wieder zurückgeführet habe. Wir haben soviel Zutrauen zu unsern Lesern, daß sie das Schwache und Seichte dieser Meynung von selbsten einsehen werden. Eine dritte Meynung führt die Israeliten gerade durch das rothe Meer von dem westlichen zum östlichen Ufer, aber sie leitet den Ablauf der Wasser von der Ebbe her. Wir wollen diese Meynung umständlich anführen. Moses, sagt man, beschreibt die Austrocknung des arabischen Meerbusens nicht als ein eigentliches Wunder, sondern als die Wirkung einer natürlichen Ursache, die Gott gebraucht habe, nemlich des Windes. Hier entsteht nun ganz natürlich die Frage: wie konnte der Wind das Meer dermassen hinwegtreiben, daß die Israeliten trockenen Fusses hindurch gehen konnten? Die Freunde dieser Meynung antworten darauf, daß der Wind freylich das Meer nicht habe so seichte machen können, daß man trockenes Fußes hindurch habe gehen können; aber Ebbe und Wind habe zusammen dasjenige ausrichten können, was einzeln keinem von beyden möglich gewesen wäre. Ein widriger Wind konnte Ebbe auf Ebbe machen, und das Wasser also weit mehr, als in einer einfachen Ebbe zurücktreiben. Nun haben zwar einige gezweifelt, ob in dem arabischen Meerbusen wirklich die Ebbe und Fluth bis an dessen Spitze reiche; aber die Beobachtungen der neuern Reisebeschreiber bestimmen die Sache ganz richtig. Herr Niebuhr beobachtet zu Surs, wo wahrscheinlich der Uebergang geschehen war, daß das Wasser bey der Ebbe 3½ Schuh senkrecht fiel, welches bey einem Meere, das sehr viele Untiefen hat, schon eine große Abnahme des Wassers ist, zumal wenn man annimmt, daß jedesmal Ebbe ohne dazwischen kommende Fluth sich ereigne. Nun stellt man sich die Sache auf diese Art vor. Moses streckt seinen Stab gegen die See aus, und es entsteht ein heftiger Sturm, aus Nord-Nord-West, der die Fluth, die nunmehr wieder eintreten sollte, zurück hält; es gab also einen Stillstand von sechs Stunden, oder das Wasser nahm wohl noch mehr ab, weil der Sturm nicht allein die Fluth hinderte, bey Babelmandel einzudringen, sondern trieb auch das Wasser noch mehr gegen Süden zu. Nach diesen sechs Stunden folgte eine neue Ebbe, die der Wind noch stärker machte, und hiedurch mußte der Boden des seichten Meeres an solchen Orten entblößt stehen, wo er sonst nie entblößet gewesen war. Man hat sich mit diesen allgemeinen Erklärungen nicht begnügt, sondern der Herr Ritter Michaelis hat nach Maasgabe der Niebuhrischen Beobachtungen die Sache noch genauer berechnet. Er nimmt an, daß die Israeliten in der Nacht vom 21 und 22sten durch das rothe Meer gegangen sind. Die Niebuhrische Beobachtung sagt, daß am Tage des Vollmonds zu Mittag 12 Uhr 30 Minuten die höchste Fluth war. Und nunmehr berechnet folgende Berechnung, daß an dem Ort, wo die Israeliten durchgingen, an dem Tage ihres Ausgangs aus Egypten, und die folgenden, da die Ebbe alle Tage 48 Minuten fortrückt, das Wasser also gestanden habe:

höchstes Wasser den 15	—	12 Uhr.	30 Min.
16	—	1	18
17	—	2	6
18	—	2	54
19	—	3	42
20	—	4	30
21	—	5	18.

Es wäre also an dem Tage vor dem Durchgang der Israeliten die tiefste Ebbe mittags um 11 Uhr 6 Min. gewesen. Um diese Zeit hätte etwa Moses seinen Stab gegen die See ausgestreckt; nun entstund ein heftiger Sturm, der der Fluth entgegen wehete, und sie bis nachmittags um 5 Uhr nicht nur abhielt, sondern noch mehr zurück trieb. Nun kam die neue Ebbe, und gegen Mitternacht war das niedrigste Wasser. Während

dieſer Zeit, ehe die neue Fluth wieder merklich anwachſen konnte, giengen die Iſraeliten durch das Meer von Suez, welches an einigen Orten nur eine geringe Breite hat, und ſo wie etwa die Fluth zunahm, waren ſie ſchon über die Mitte der See hinaus, wo ſich der Boden nach dem arabiſchen Ufer zu allmählig erhob. Die Egyptier waren ihnen in einer Entfernung gefolgt, wurden aber von der wiederkommenden Fluth erreicht; da ſie merkten, daß das Waſſer zunahm, und die Räder ihrer Wagen zerbrachen, wollten ſie wieder zurück, flohen aber immer tiefer in das Waſſer, und erſoffen. So ſcheinbar nun aber auch dieſe Meynung vorgetragen wird, ſo ſtehen doch derſelben noch verſchiedene Schwierigkeiten entgegen. Wird zur Zeit der Ebbe der Boden des Meers dermaſſen ausgetrocknet, daß ein Volk von wenigſtens drittehalb Millionen Menſchen, in wenigen Stunden, trockenen Fußes hindurch gehen kann? Wie breit haben ſie ſich ausdehnen können, um in den Raum, den die Ebbe waſſerleer gelaſſen hat, mit ihrem Vieh hinüber zukommen? Kannten die Egyptier die Ebbe und Fluth nicht, daß ſie ſo unbeſonnen den Iſraeliten nachſetzten? ꝛc. Wir entſcheiden hier nichts; ſo viel können wir aber doch nicht unbemerkt laſſen, daß wenn man auch die Austrocknung der See aus der Ebbe auf Ebbe herleitet; ſo bleibt es doch allemal ein Wunder, daß ſich dieſe Begebenheit gerade zu der Zeit, da ſie die Iſraeliten erretten mußte, ereignet hat; und Gott rechnet ſie ſelbſten in vielen Stellen der Bibel unter die wunderthätige Erweiſungen ſeiner Macht. So viel ſey genug von den hiſtoriſchen Umſtänden des Ausgangs der Iſraeliten aus Egypten.

Wir wollen nur noch einige Puncte dabey bemerken. Erſtlich gründet Moſes das Gebet, den Jehovah allein zu verehren, auf die wunderbare Ausführung aus Egypten, 2 B. Moſ. 20, 2. Zweytens befiehlt er, das Andenken dieſer Begebenheit alle Jahre an dem Tage, da ſie geſchehen iſt, zu feyern, und verordnet deswegen ſolche Gebräuche, die ſich auf den Ausgang ſelbſt beziehen, 2 B. Moſ. 12, 14. Drittens erklärt er dieſen Monat für den erſten im Kirchenjahr, und ob er gleich das politiſche Jahr in ſeinem bisherigen Anfang im Monat October läßt, ſo macht er es doch dadurch davon abhängig, daß er den ſiebenten Neumond von Oſtern an, beſonders auszeichnet, daß an demſelben, als dem Feſt der Poſaunen, das neue Jahr feyerlich begangen werden ſollte. Viertens bringen alle übrige bewegliche Feſte der Iſraeliten von dem Oſterfeſt ab; funfzig Tage darnach fiel das Pfingſtfeſt; am zehenten Tag des ſiebenten Monats von Oſtern der große Verſöhnungstag, und am vierzehenten das Lauberhüttenfeſt ein. Fünftens hieng die Heiligung der Erſtgeburt von dieſer Begebenheit ab. Sechſtens befiehlt ihnen endlich Gott, dieſe Begebenheit nicht aus den Gedanken zu laſſen, und nicht nur ſelbſten derſelben beſtändig eingedenk zu ſeyn, ſondern auch ihren Kindern die Urſache und den Grund der Gebräuche, die ſich darauf beziehen, zu erklären. Die Worte, deren ſich Gott bey dieſer Gelegenheit bedient: dies ſoll dir ein Zeichen auf deine Hand und zum Denkmal vor deinen Augen (Stirnblatt vor deine Augen) ſeyn, erklären die Juden im buchſtäblichen Verſtand, und leiten davon ihre Tephilim, Tallis und Zizith her. Von allen dieſen ſ. die beſondern Artickel: Neujahr, Feſte der Juden, Erſtgeburt, Denkzeddel, Tphillim, Zizith, Tallis, Phylacteria. Wie wichtig den heutigen Juden noch dieſe Begebenheit ſey, und was ſie außer den von Gott gebotenen Gebräuchen noch vor Menſchenſatzungen, die ſich darauf beziehen, haben, werden wir beſonders, wenn wir von der Oſterfeyer der Juden reden werden, umſtändlich zeigen.

Ausgangs- oder ausgehende Rechte, oder den den Franzoſen *Droits de Sortie*, ſind alle diejenigen Abgaben, welche von den Waaren bey ihrer Ausfuhr aus einem Orte oder einem Lande entrichtet werden müſſen. Sie beſtehen immer in gewiſſen Arten von Zöllen. ſ. Auflage, auch Zoll.

Ausgebäude, ſ. Erker.

Ausgeben, Ausgeberin, heißet, von dem in einer ordentlichen Haushaltung ſich allezeit befindlichen Vorrathe den Dienſtleuten ſo viel einhändigen, als ſie zu den von ihnen verlangten Verrichtungen nöthig haben. So wird z. E. an die Köchin zur Beſtellung der Küche das Nöthige an Fleiſch, Gewürz, Mehl, Eyer, Butter und dergl. ausgegeben. Insgemein ſind in Häuſern, wo die Haushaltung anſehnlich und die Wirthſchaft groß iſt, eigene Perſonen zum Ausgeben beſtellt, die den Namen der Ausgeberinnen, Haushältrerinnen, Hausjungfern u. dgl. führen. Sie übernehmen den ihnen anvertrauten Vorrath an Victualien, auch Geſchirren, nach einem gewiſſen Inventario, berechnen den jedesmaligen Abgang und ſind für deſſen Erſetzung gehörig beſorgt. Sonſt iſt das Ausgeben die Sache einer jeden guten Hausmutter.

Ausgeben, gebrauchen die Jäger von dem Bellen der Leithunde. Der Hund giebt aus; das iſt, er bellet.

Ausgeber des Wechſels, heißt der Traſſant, oder der das Geld ziehet und dagegen den Wechſel ausſtellt.

Ausgebeten Lehn. Darunter verſtehet man entweder 1) ein Lehn, ſo auf dem Fall ſtehet und von dem Lehnherrn eventualiter ausgebeten wird, wenn der letzte Beſitzer mit Tode abgehen würde, in welchem Fall ſolches als eine Expectanz anzuſehen iſt; oder 2) wenn das Lehn durch Abſterben des letzten Vaſallen actu an den Lehnherrn verfallen iſt, und jemand bittet ſich daſſelbe aus, ihn damit von neuem zu belehnen. Dieſer Fall geſchieht in den Ländern am erſten, wo es hergebracht iſt, daß der Landes- und Lehnherr die ihm eröffnete Lehn nicht zu ſeiner Cammer einziehen darf, ſondern ſie an Wohlverdiente vergeben muß, wie z. B. in Meklenburg die Obſervanz iſt, ſo vermuthlich daher rühret, daß die Meklenburgiſche, ſo wie die Pommerſche, aufgetragene Lehne ſind.

Ausgebogen, (*curvatus, emmanché, courté*) heißt in der Wappenkunſt eine Figur, welche aus krummen, und zwar nach dem Felde zu ſich biegenden Linien beſtehet, da ſie gewöhnlich mit geraden Linien gemacht wird (ſ. Gebogen und Eingebogen). Man hat ausgebogene Spitzen (Fig. 46), eine beſondere Art davon Fig. 112. ausgebogene Sparren (Fig. 222. iſt eingebogen), Pfähle, Balken und andere Figuren. Sie ſind von den ausgeſchuppten und geflueten Figuren dadurch unterſchieden, daß ſie in jeder Linie nur eine einzige Krümmung oder eine krumme Richtung, jene aber mehrere Krümmungen und eine gerade Richtung haben.

Ausgebogen. Ausgebogene Manſchetten u. dgl. ſ. Auszacken.

Ausgebreitet, (*expanſus, éployé*) wird in der Wappenkunſt hauptſächlich von zwo Figuren, dem Adler und dem Flug, geſagt. Was ein ausgebreiteter Adler ſey, ſ. unter Adler; ein ausgebreiteter Flug (*jugum expanſum*, vel *éployé*) iſt ein Paar Flügel, welche mit ihren Achſen gegen einander ſtehen und die Schwingen auswärts kehren *. Das weitere wird unter dem Art. Flug erklärt.

* ſ. Herald. Taf. Fig. 221.

Digitized by Google

Ausgebrochen, (*evacuatus, vuidé*) heißt in der Wappenkunst eine jede Figur, in deren Mitte ein leerer Raum iſt, welcher eben dieſelbe Figur wieder vorſtellet. Beſonders ſind zu merken die **ausgebrochene Raute**, welche ein rautenförmiges Loch hat (Fig. 215.), und das **ausgebrochene Kreuz**, in deſſen Mitte ein leerer Raum bleibt, welcher ein ſchmales Kreuz vorſtellet und die Tinctur des Feldes hat. (Fig. 133.)

Vom Ausgebrochenen iſt das **Mittenausgebrochen** zu unterſcheiden. Eine mitten ausgebrochene Figur hat in der Mitte einen viereckigten leeren Raum mit der Tinctur des Feldes (Fig. 134.), oder ein rundes Loch, (Fig. 216.): in dieſem letztern Fall heißt ſie auch **durchbohrt**.

Ausgedinge, (juriſtiſch) ſ. **Ausdingen.**

Ausgeding, (ökonomiſch). Wenn der Landmann ſeine Güter an ſeine Kinder oder auch an Fremde abgiebt, ſo pflegt er ſich gemeiniglich lebenslänglich vorzubehalten und zu bedingen, daß ihm über den Kaufſchilling noch etwas gewiſſes von dem Hof oder Gut jährlich abgegeben, und auch ſolchem zugeſtanden werde. Dasjenige nun, ſo er ſich alſo bedinget, heißt **Ausgeding**.

Er dinget ſich an Nahrungsnothwendigkeiten, Getraide, Wolle, Flachs, Eyer, Schmalz oder Butter ſo viel aus, daß er und ſein Weib davon leben können; ſtirbt eines von ihnen, ſo fällt gemeiniglich die eine Hälfte des Ausgedings hinweg. Dieſer Ausgeding beſtehet bald in dem, bald in jenem. Er bedingt ſich Wohnung, Stube, Kammern, Feuerung, Licht; dazu die Hälfte des Einkommens auf dem ganzen Hof; da wird dann Einnahme und Ausgabe zur Hälfte gegen einander berechnet. Er bedingt ſich auch, das fünfte Theil des Ertrags des Hofes frank und frey zu beziehen, oder es wird ein gewiſſes Maas, eine gewiſſe Anzahl dieſes oder jenes beſtimmt: ſo viel Korn, ſo viel Erbſen, ſo viel Eyer, ſo viel Schmalz u. ſ. fort. Dieſer Ausgeding haftet auf dem Hof, und der neue Gutbeſitzer mag immerhin verderben, ſo bleibt er hernach wie zuvor darauf haften.

Der Ausgeding iſt alſo beynahe das, was das Leibgeding iſt; ſ. **Leibgeding.**

Ausgefaſelte Leinwand, ſ. **Ausfaſeln.** Von dem chirurgiſchen Gebrauch ſ. **Carpie.**

Ausgefüllete Mauren, werden in der Baukunſt diejenige alte Mauren genennt, welche man vorn und hinten, von außen vorhaupt, mit gehauenen Steinen oder Ziegeln gemauert, dazwiſchen inne aber mit allerhand unordentlichen, mit und ohne Kalk vermiſchten Steinen antrifft. Stadtmauren, Thorthürme, Wachtthürne, ja ſogar Kirchen und Kirchenthürne, nebſt Mauren in den Gebäuden, findet man in Deutſchland beynahe überall aufgeführt. Ein Baumeiſter, welcher Oeffnungen durch ſolche zu brechen bekommt, hat ſich wohl vorzuſehen, daß die Ausfüllung mit Steinen ohne Mörtel nicht nachſtürze, und dahero, ſobald er eine kleine Oeffnung durchgebrochen, das Füllgemäur wohl zu unterſtützen.

Ausgegrabene Beulen. Godron Creux, ſind Beulen mit doppeltem Zug, welche in die gedruckten Pfuhls, beſonders bey dem Attiſchen Säulenfuß, gern gebraucht werden *, zeigt in dem großen Pfuhl dergleichen ausgegrabene Beulen.

Ausgehauen Feld. So viel, als **ausgebauet**, wo nemlich alle Ergänge in der Grube ausgefördert werden.

* ſ. Tafel Bürgerl. Baukunſt, Fig. 13.

Ausgehen, Ausſtreichen eines Gangs. Einige Erzadern, vorzüglich ſolche, die ein unordentliches Gewebe haben, liegen ſchief in der Erde, andere aber, die blätterich und ſchieferartig geſtaltet ſind, liegen parallel mit dem Horizont. Jene heißen Gänge, dieſe aber Flötze. Das Ausgehende des Gangs nennen die Bergleute den Schweif, und ſprechen, wenn ſie geröſchet und das Ausgehende eines Gangs berührt haben: Wir ſind auf den Schweif kommen. Durch dieſen Schweif zeigen die Gänge nicht ſelten in der äußern Rinde der Erde ihre Erze an, und in dem Fall ſagt man: der Gang ſtreicht zu Tage aus; eben dieſes Ausdrucks bedienet man ſich auch den den Flötzen, und ſagt alsdann: die Flötze gehen zu Tage aus. Dieſes Ausſtreichen der Gänge und Flötze iſt ein zuverläßiges Kennzeichen von den in der Nachbarſchaft befindlichen Erzen, und giebt Hoffnung zu einem guten Bergwerk; daher ſagt der verſtändige Bergmann mit Recht: Wer Bergwerke fündig machen will, der begehe die Gebürge und ſehe, was zu Tage ſtreicht. Denn viele Gänge und Flötze ſtreichen mit weißen, grauen, blauen, rothen und ſchwarzen Erdarten, die ſich von den übrigen Erdlagen genau unterſcheiden, zu Tag aus; und dieß iſt das eigentliche Ausgehen oder Ausſtreichen des Gangs oder des Flötzes. Man bemerkt vorzüglich, daß die weiße, graue, blaue und gelbe Erdarten oft Anzeigen von Bergwerken die edle, die übrigen aber von ſolchen, die unedle Metalle führen, doch aber iſt dieſe Regel gar nicht allgemein; die ſchwarzen Bergarten indeſſen weiſen, wie der Bergmann ſagt, gemeiniglich auf Schiefer oder Kohlen, deren Natur und Beſchaffenheit ſich ſehr leicht verrathen. Nicht ſelten ſiehet man auch einige Gänge nur mit einem Riz oder mit einer Kluft zu Tage ausgehen.

Ausgehender Winkel, ſiehe **Ausſpringender Winkel.**

Ausgehöhlt, heißt ein Blatt, wenn es an dem Rande oder dem Umriß merklich tiefe krummlinigte Einſchnitte hat, ſ. **Blatt.**

Ausgehöhlte Säulen, ſ. **Cannelirte Säulen.**

Ausgeizen, heißt in der Landwirthſchaft, inſonderheit dem Tobaksbau, ſo viel als, die kleinen Blätter, ſo nach den abgebrochnen größen wieder gewachſen ſind, abbrechen.

Ausgekämmter Moſt, iſt derjenige Moſt oder Wein, welcher aus den Traubenbeeren, von denen die Kämme vorher abgeſondert wurden, ehe man ſie auspreßte, gekeltert oder gemacht wurde. Es iſt nicht zu leugnen, daß die Kämme der Trauben, wenn ſie bey den Beeren gelaſſen, mit ihnen auf die Kelter gebracht und gepreßt werden, dem Wein eine gewiſſe Stärke, Rauhigkeit ſollte man ſagen, geben, durch die er vielleicht ſpäter trinkbar, aber doch auch haltbarer wird. Allein es iſt auch nicht zu widerſprechen, daß der ausgekämmte ſüſſer, annehmlicher iſt, auch einen höhern Preiß hat. ſ. **Beermoſt** oder **Wein.**

Ausgekerbt, (*volutatus, cartouché*) heißt in der Wappenkunſt ein Schild, welches am Rande durch allerley Capitäten, Einſchnitte, Spitzchen, Blättchen und Laubwerk verziert iſt. Dergleichen Verzierungen ſchreiben ſich mehrentheils von der Phantaſie des Malers her, und ſind kein weſentliches Stück; dürfen deswegen auch in der Beſchreibung nicht angezeigt werden. Die weſentliche Geſtalt oder Nationalfigur des Schildes bleibt unverändert; denn man kann alle Arten von Schilden nach Belieben auskerben. Doch iſt die Auskerbung zu unſern Zeiten, da man alles, was gothiſch oder altfrän-

Digitized by Google

lisch schmeckt, aus den Wappen verbannet hat, nicht viel mehr gebräuchlich.

Ausgeklärt Mehl, ist das beste Waitzenmehl, wovon das sogenannte Herrn- oder Franzbrod gebacken wird. An Speisen thut es auch fürtreffliche Dienste.

Ausgekrage, s. Auskragen.

Ausgelegt Ding, hieß in mittlern Zeiten ein zu gerichtlicher Untersuchung eines Rechtshandels angesetzter Tag, s. Ding.

Ausgenähte Sachen, s. Auonähen.

Ausgepauschte Schlacken, sind diejenige Schlacken, die als Zuschlag dem Erz im Schmelzofen bereits zugesetzt gewesen, also nunmehr ganz unnütz sind, oder wie die Hüttenleute sagen, schon vorgeschlagen und zu Tode gearbeitet sind, s. Pauschen.

Ausgeradete oder ausgeratete Kinder, heißen im Sachsenspiegel Kinder, welche verheurathet und mit einer Ausstattung versehen worden sind; kurz ausgesteuerte Kinder, wie der Schwabenspiegel sie nennet.

Ausgerissen, (*evulsus, arraché*) heißen in der Wappenkunst Erdgewächse, welche mit ihren Wurzeln vorgestellt werden, als ob sie aus der Erde gerissen wären, wie Fig. 217.

Ausgerundet, (*extremitatibus rotundis, les extremités arrondies au pommetées*) heißen einige Figuren in der Wappenkunst, deren äußerste Enden rund gemacht werden, da sie sonst spitz oder stumpf sind. Besonders sind zu merken die ausgerundeten Spitzen, deren Enden, anstatt sich zuzuspitzen, runde Knöpfe vorstellen, * und das ausgerundete Kreuz, (welches auch sonst das Tatzenkreuz oder das mantuanische Kreuz heißt, *Crux patula, pedata. Croix patée*), dessen Linien laufen also auswärts, daß Pfahl und Balken an den Enden viel breiter werden, als sie in der Mitte sind, und also zwischen sich einen ausgerundeten leeren Raum lassen. **

Ausgeschlagen, heißt in der Wappenkunst soviel als herausgestreckt; z. E. ein Adler mit einer ausgeschlagnen Zunge.

Ausgeschnitten, heißt ein Blatt wenn es an der Spitze eine kleine Kerbe oder Ausschnitt hat. s. Blatt.

Ausgeschnitten Pergament, heißt das von Pergament formirte Laubwerk und die abgetheilten Figuren, die beym Sticken mit Gold, Silber und Seide, untergelegt werden. Diese erhabene Stickerey ist aber jetzt außer Mode.

Ausgeschnittene Naht, s. Ausschneiden.

Ausgeschnittene Zettel. Es geschah vormals zuweilen, daß Contrahenten einen Contract auf Zettel schrieben, diese zerschnitten, und jeder die Hälfte behielt. Diese Stücke hießen alsdenn ausgeschnittene Zettel, *Schedæ partitæ*, auch Kerbzettel.

Ausgeschuppt, (*imbricatus, engrêlé*) heißt in der Wappenkunst eine Linie oder Theilung, welche aus vielen an einanderhängenden kleinen Halbzirkeln besetzet, und deren Bucken oder Schuppen einwärts, die Spitzen aber auswärts gekehrt sind. *** Dem ausgeschuppten stehet das eingeschuppte entgegen, wenn die Spitzen einwärts gekehrt sind, (s. Fig. 105.)

Die Wörter **auswärts** und **einwärtsgekehrt** sind von zweifelhafter Bedeutung, wenn von Theilungen die Rede ist. Denn die Spitzen mögen stehen, wohin sie wollen, so stehen sie nach einem Rande, und also auswärts. Man nennt sie aber, bey queren und schrägen Theilungen, auswärtsgekehrt, wenn sie auswärts und einwärtsgekehrt, wenn sie niederwärts stehen. Man thut daher weit besser, wenn man in diesen Fällen die Wörter aufwärts und niederwärts brauchet, wie wir unter dem Artickel Aufwärtsgehend gezeigt haben. Geschieht die Theilung in die Länge, so sagt man, anstatt auswärtsgekehrt, besser: die Spitzen zur Rechten gekehrt; und, anstatt einwärts, besser: die Spitzen zur Linken gekehrt. Durch diese Methode könnte man jene unverständlichen Ausdrücke gänzlich wegschaffen.

Bey Figuren, die geschuppt sind, lassen sich diese Ausdrücke leichter verstehen. Auswärts heißt da, was von der Figur wegsteht; und einwärts, was nach derselben zustehet. Was also z. B. ein ausgeschuppter Querbalken, ein ausgeschupptes Kreuz sey, kann nicht zweifelhaft seyn.

Ausgeschweift, heißt ein Blatt, wenn sein Rand hin und wieder seichte vertieft ist. s. Blatt.

Ausgesetzte Schafe, sind solche, welche aufgehört haben Zähne zu setzen.

Ausgesetzte Steine: Bossagen, (*Lapides eminentes*) nennt man in einem Mauerwerk oder Pfeiler die erhabene Steine und Theile desselben, welche etwas weiter hervorstehen, und als Quadern ausgehauen und gerichtet sind. Ein Werk, welches mit dergleichen ausgesetzten Steinen geziert oder aufgeführt worden, heißt ein Bäurisch Werk. (s. Bäurisch Werk) Die Vorwände werden nicht allein mit den Ordnungen, sondern auch öfters mit ausgesetzten Steinen, welche die Ecken derselben einfassen, geziert. Man hat sich hierbey nach der Bestimmung des Gebäudes zu richten, und eben so einige Theile mehr, und andere weniger Bäurisch zu machen, als man in den Gebäuden einen Unterschied in Uebereinanderseßung der Ordnungen zu machen pflegt. Man siehet daher an den Erhebungen der Steine allerley Veränderungen, welche bey dem Gebrauch derselben mit verschiedenen Namen belegt werden. Als: erstlich, an den Kanten abgeschnittene Steine, dergleichen Rustikensteine, Kohlensteinsteine, und Hohlsteinsteine. Zweytens, vertieft ausgesetzte Steine, Bossage, revalé. Drittens, Tafel ausgesetzte Steine, saillant. Viertens, glatt ausgesetzte Steine, quarré. Fünftens, an den Kanten schräg abgeschiene Steine, Bossage à Chamfrain. Sechstens, in der Mitten gestippte, und mit einem Rand versehene ausgesetzte Steine, Bossage à anglet piqué. Siebentens, Wurmsteine, welche eben so gestippt, als wie die Würmer herumkriechen, Bossage vermiculé, und achtens, Diamantartig ausgesetzte Steine, Bossage à pointe de Diamant. (davon an eines jeden Stelle mehr zu sehen) Der Gebrauch dieser verschiedenen Veränderungen von ausgesetzten Steinen ist manchfaltig. Man findet sie angebracht oder und unter denen Fenstern. An den Ecken der Mauern werden solche zu Einfassung derselben also gebraucht, daß wechselsweise ein langer und schmaler untereinander dergestalt angebracht wird, daß sie als Eckquader und Binder der Mauer aussehen. Ein langer verhält sich allemal zu einem breiten, wie 3: 2, und die Höhe des ersten, zur Länge, wie 1: 2, und bey dem zweyten wie 3: 4, damit solche gleiche Höhe erhalten. An Pforten und Fenstern werden die ausgesetzten Steine sehr oft zur Auszierung gebraucht (s. Bäurische Pforten und Bäurische Fenstern). Wann die ausgesetzte Steine mit abgeschnittenen Ecken, an dem Schnitt ausgekehlt sind, sehen sie vor andern leicht aus, und können bey Jonischen und auch Corinthischen Werken gebraucht werden, z. B. an den Ecken der Gebäude,

* s. Tafel Herald. Fig. 223.
** s. ebend. Fig. 142.
*** s. ebendas. Fig. 104.

Digitized by Google

deren Vorlagen mit Jonisch- oder Corinthischer Ordnung gezieret sind; Uebrigens wird diese Zierath mehr an glatten Wänden, als neben den Ordnungen, bey welchen sie zu viel Verwirrung verursachen, zugelassen. Diese Zierde der ausgesetzten Steine, wird den Gebäuden gegeben, erstlich indem man dieselben mit großen Steinen anführet, und denselben die bemeldte Gestalten giebt, wie in den Ländern geschieht, wo die Sandsteine wohl zu haben. In Absicht der Versetzung dieser Steine verfährt man nicht überall auf gleiche Art, an einigen erhalten die Lager und Anstoßseiten glatte Flächen, wie alle andere Steine, und werden durch den Mörtel verbunden, an andern hingegen werden die Steine nach Bogen oder nach Winkeln auf den Lager und Anstoßseiten also ausgehauen, daß sie auch ohne Mörtel binden, obschon dabey der Mörtel gleichfalls gebraucht wird. Zweytens, indeme man das von gebrannten oder anhern kleinen Steinen aufgeführte Mauerwerk mit Mörtel überzieht, die Steine aber dergestalt ausgesetzt, und den Mörtelbewurf also einrichtet, daß die verlangte Art von ausgesetzten Steinen eben so erhalten wird, als wann das Gebäude mit großen Steinen aufgeführet worden wäre. Drittens, werden die ausgesetzten Steine mit Farben zu Ersparung der Kosten blos in dem nassen Kalk aufgetragen, und nach Verlangen in Licht und Schatten derasslalt gemahlt, daß das Aug in der Entfernung getäuscht, solche für wirklich vorhanden ansiehet.

Ausgesiebtes Sämig, d. i. allerhand Saamen vom Unkraut: Tresper, Raden, Vogelwicken, u. dgl. welches man unter der Süd oder dem Vözig des Getrands, so man es aus und durchsiebet, erhält; damit pflegt man gemeiniglich die Haustauben zu füttern.

Ausgesogen. Dieses Worts bedienet sich der Bauer bey Gütern: Aeckern, Wiesen, Gärten, Weinbergen, u. dgl. welche ehedem fruchtbar waren, jetzt aber es nicht mehr sind, die keine fruchtbarmachende Dungtheilgen mehr enthalten, also nur immer angebaut, besäet, beerndet, aber nicht gedungt wurden, denen man durch das darauf stets gebaute und eingeerndte Getrande alle Säfte entzog, ausfog, und keine mehr gab, durch den Mist oder andern Dungmaterialien keine mehr zuführte. Ausgesogene Güther sind Wirkungen der Pachtungen auf einige Jahre, da der Pachter soviel auf den Gütern bauet, als er kann, und so wenig düngt, als möglich ist, die letzten Jahre Stroh und Heu verkauft, wenigeres Vieh hält, und den Mist noch heimlich auf andere, seine nahe eigene Güter etwa abführet, oder um baar Geld von andern auf ihre Feldungen abführen läßt.

Es ist auch nicht ohne, daß fettere Früchten die Felder aussaugen; dann sie bedürfen mehrerer Nahrungstheilgen als andere: z. E. die Gerste mehrerer als der Haber; daher auch die Pachter durch das mehrere Anbauen jener, auf das Ende des Pachts, die Felder aussaugen.

Ausgesogene Felder können also durch nichts anderes wieder hergestellt werden, als durch Dung, oder dadurch, daß man sie einige Zeit dem Einfluß der Luft überläßt, ohne von ihnen was zu erndten, und welches eben soviel ist, daß man sie ungebauet liegen läßt; oder die Erde zu hohen Aufwürfen, in der Forme der Todtengräber, gleichwohl noch zwey, dreymal so hoch, reyhenweis aufwirft, und sie so den Luftsalzen zur Schwängerung darleget.

Ausgestreckter Arm, (Baukunst) heißt ein hölzerner Arm an einem Wegzeiger der alten Deutschen, welcher in einem hölzernen in dem Boden gegrabenen Stock bestundt, aus dem ein ausgestreckter Arm mit Hand nach demjenigen Ort hinzeigte, wohin der Weg gienge, welcher auf solchen geschrieben war. Gewöhnlich wurden sie an die Straßen gesetzet, wo einige Wege auseinander giengen, um dem Wanderer zu zeigen, wohin ein jeder gehet; ihre große Bequemlichkeit hat sie bis auf unsere Zeiten aufbehalten, wo man sie hier und da noch antrift. Bleche werden an die Seitn des Stocks genagelt, worauf die Entfernung der Orte geschrieben stehet. Solche vor der Fäulniß und den schädlichen Folgen der abwechselnden Witterung zu schützen, werden sie gemeiniglich mit Oehlfarb etlichemal angestrichen; und unten so tief als sie in den Boden gegraben werden angebrannt, auch nachgehends mit Holze fest eingerammt.

Ausgewachsen s. Auswachsen.

Ausgewachsenes Fleisch s. Fleisch. (wildes.)

Ausgeworfene Zweige, (*Gousset*) ist eine Laubverzierung an den alten Jonischen Kapitälern, welche aus drey Zweigen oder langen Blättern bestehet, die aus den Schnecken zurück in das Kapital treten, * und hier und da in neuern Gebäuden nachgemacht worden.

Ausgezackt oder gezähnt, heißt ein Blatt, wenn sein Rand mit merklichen Zähnen besetzt ist. s. Blatt.

Ausgezimmerter Schacht. In einem weichen leichtbrüchigen Gebürg muß der Schacht und Stollen mit Holz unterstützt und verzimmert werden, sonst sinkt er nieder und stürzt zusammen; bey denjenigen, die ins feste Gestein gearbeitet werden, ist das nicht zu befürchten, und heißt ein ausgemauerter Schacht.

Ausgezognes Eisen, nennen die Schmiede ein Eisen, das zu stark ist, wenn sie es kleiner schmieden, oder das abgebrochen ist, und nun durchs Schmieden wieder verlängert wird.

Ausgezopfte Leinwand s. Carpie.

Ausgießen, heißt, das geschmolzene Werk aus dem Heerd in eiserne Pfännen schöpfen, diese Ausgußpfannen sind Schalen von gegossenem Eisen, und halten ohngefehr 25 Pf. Bley. Von diesem Ausguß nimmt der Hüttenmeister Stückgen zur Probe, die Stückprobe genannt.

Ausgießer, heißet derjenige Arbeiter bey den Hammerwerken, welcher alle daselbst vorkommende Eisenschmieden verrichten muß, was ihm die Schmidte anbefehlen, z. E. bey dem Staabschmieden hat er den glühenden Staab, Amboß und Hammer mit Wasser abzukühlen und abzufrischen.

Ausgießung des heil. Geistes, war eine von den feyerlichsten Begebenheiten und den größten Wundern, worauf sich die erste Anpflanzung der Kirche Christi gründete. Christus hatte seinen Apostelen vor seiner Himmelfarth den Befehl gegeben sich nicht von Jerusalem zu entfernen bis der Geist Gottes ausgegossen wäre. Dieß war nicht von jeder kleinen Entfernung oder Zwischenreise zu verstehen, sondern sie sollten den Auftrag in allen Gegenden das Evangelium zu predigen; nicht eher ausrichten, bis sie durch die Ausgießung des heil. Geistes dazu tüchtig gemacht worden. Die Begebenheit selbst erzählt Lucas in der Ap. Gesch. 21, 13. Als der Tag der Pfingsten erfüllet, und die Apostel und Jünger Christi einmuthig versammlet gewesen, sey schnell ein Brausen vom Himmel entstanden, gleich einem gewaltsamen Winde, wovon das ganze Haus, worinn sie bey einander waren, erfüllt worden. Man habe an ihm darauf eine Art Feuerflammen wahrgenommen, die sich auf jeden niedergelassen, und sie seyn mit dem heil. Geist erfüllet worden, daß sie angefangen

* s. Taf. Bürgerl. Baukunst, Fig. 24.

fangen in andern Sprachen zu predigen, je nachdem der Geiſt ihnen gab auszuſprechen. Eine Menge von Menſchen ſey bey dieſem Geräuſche der Luft und der Nachricht von dieſer Begebenheit an dem Ort wo die Apoſtel waren zuſammen gekommen und beſtürzt geworden, daß ein jeder von ihnen ſeine Sprache reden hörte und zwar von Männern, die aus Galiläa waren. Die Zeugen dieſer Begebenheit ſeyn Parther, Meder, Elamiten, Leute aus Meſopotamien, Judäa, Cappadocien, Pontus und Aſien, Phrygien und Pamphilien, Egypten in den Theilen Lybiens, welches bey Cyrenen liegt wie auch ausländiſche Römer, Juden und Judengenoſſen, Cretenſer und Araber geweſen.

Den Apoſteln war zwar die Verheißung gegeben, daß ſie in nicht langer Zeit den heiligen Geiſt erhalten würden, aber es war ihnen die Zeit ſelbſt noch nicht beſtimmt. Die gegenwärtige Verſammlung derſelben hatte daher auch nicht eine gewiſſe Erwartung dieſer Verheißung um dieſe Zeit zum Grunde, ſondern vielmehr ihren gemeinſchaftlichen Gottesdienſt, den ſie an dem Sonntage abwarteten. Denn daß dieſes Wunder an einem Sonntage geſchehen, darinn ſtimmt das Zeugnis der ganzen erſten Kirche überein. Lucas ſagt: die Begebenheit ſey geſchehen, da der Tag der Pfingſten erfüllet worden. Durch das Wort Pfingſten verſtehen einige das Pfingſtfeſt der Juden, andere aber den 50ſten Tag nach der Auferſtehung Chriſti. Einige nehmen es in dem letztern Verſtande, und denn wäre die Sache ohnſtreitig am Sonntage vorgefallen. Sie glauben, daß wenn man das Pfingſtfeſt der Juden verſtehen wolle, ſo würde dieſes nicht auf den Sonntag noch auf den Sonnabend in dieſem Jahre gefallen ſeyn, weil Chriſtus am Freytage gekreuzigt worden, welcher der erſte Tag der ſüſſen Brode war. Den folgenden Tag nach dem Tage der ſüſſen Brode wurde die Erſtlingsgarbe gebracht, und von dieſem Tage rechnete man weiter 50 Tage, an welchem das Pfingſtfeſt war. (ſ. Pfingſten.) Dieſes Feſt würde alſo dieſes Jahr nicht auf den Sonntag, ſondern Sonnabend gefallen ſeyn, welches aber dem einſtimmigen Zeugniß des Alterthums entgegen iſt, welches die Ausgieſung des heil. Geiſtes auf einen Sonntag ſetzt. Man ſetzt noch hinzu, daß wenn dieſe Begebenheit am Pfingſttage geſchehen ſey, ſo ſey nicht wohl zu begreifen, wie ſich die ganze Menge der Juden und Judengenoſſen um die dritte Stunde des Tages habe nach dem Hauſe ziehen können, wo die Apoſtel verſammelt waren, weil gerade um dieſe Stunde die Juden ſich zu ihrem Gebete im Tempel verſammleten.

Andere behalten dagegen die Erklärung, daß hier von dem Pfingſtfeſte der Juden geredet werde, und glauben, es laſſe ſich damit die Wahrheit gar wohl verbinden, daß die Sache an einem Sonntage geſchehen; denn das Pfingſtfeſt der Juden ſey wirklich dieſes Jahr auf einen Sonntag gefallen. Die Bemühungen, dieſe Uebereinſtimmung zu zeigen, ſind verſchieden. Einige glauben daß die Worte: da der Tag der Pfingſten erfüllet war anzeigen, daß das Pfingſtfeſt völlig geendiget geweſen, und dieſe Redensart nichts anders ſagen wolle, als den Tag nach Pfingſten. Allein dieſe Erklärung iſt wieder die Bedeutung des griechiſchen Worts erfüllet ſeyn, welches eben ſo viel iſt, als: da der Tag da war, oder wirklich ſchon angebrochen war. Eben auf die Art heißt es: daß Chriſtus kommen ſey, da die Zeit erfüllet oder wirklich vorhanden war, die die göttliche Weisheit beſtimmt hatte, und daß er beſchnitten ſey da acht Tage um waren, oder am achten Tage. Andere ſagen, daß weil in dieſem Jahr der Tag der ſüſſen Brode auf den Freytag gefallen und der folgende Tag der Sabbath geweſen ſey, ſo habe die Erſtlingsgarbe an dieſem Sabbathe nicht gebracht werden können, weil alle Arbeiten und alſo auch die Einſammlung der Erſtlingsgarbe daran verboten geweſen. Folglich ſey ſolche erſt den Tag darauf nemlich am Sonntag gewebt worden, und von dieſem Tag angerechnet, ſey der 50ſte Tag oder das Pfingſtfeſt auf den Sonntag gefallen. Allein der Grund, welcher hier angegeben worden, iſt falſch und unerwieſen, daß ſolche Arbeiten oder Geſchäfte, die ſelbſt zum Gottesdienſte gehörten, an dem Tage nicht ſollten erlaubt geweſen ſeyn. Noch eine andere Erklärung iſt folgende: nemlich man ſieht auf die Verordnung vom Pfingſtfeſt 3 Moſ. 23, 15. wo es heißt: Ihr ſollt euch von dem andern Tage nach dem Sabbath, nehmlich von dem folgenden Tage nach dem erſten Tag der ſüſſen Brode, (denn dieſer war immer ein Ruhetag oder Sabbath, weil an demſelben keine Arbeit vorgenommen werden durfte,) ſieben vollkommene Sabbathe zählen, bis an den andern Tag nach dem ſiebenten Sabbathe ſollt ihr funfzig zählen. Nun rechnete man von dem Abend des 16ten Monats Niſan, und zählte vollkommen 7 Wochen bis Pfingſten. Der Pfingſttag war nicht einer der 49 Tage, denn da wären keine vollkommene 7 Wochen vorhey geweſen ſondern der 50ſte Tag, und dieſer war daher der Sonntag. Es wird aber bey Pfingſten von dieſer Rechnung der 50 Tage mehr zu reden ſeyn. Allein die natürlichſte Erklärung iſt dieſe: daß in dem Todesjahr Chriſti das Paſſah auf den Donnerſtag Abend bis Freytag Abend fiel. Vom Freytag Abend bis Sonnabend Abend war der erſte Tag der ſüſſen Brode, und der folgende Sonntag war der Ruhetag von welchem man die 50 Tage zu zählen anfieng, alſo fiel der 50ſte Tag oder das Pfingſtfeſt der Juden auf einen Sonntag.

Dieſe Meynung, daß Lucas von dem Pfingſtfeſte der Juden rede, ſtimmt auch mit dem Ausdruck: der Tag der Pfingſten oder Pfingſtfeſtes (πεντηκοστης) überein.

Dieſe Zeit war ſehr bequem zur Abſicht des Wunders. Denn es gehörte das Pfingſtfeſt zu den Feyertagen, an welchen ſich die Juden nach Jeruſalem verfügen mußten; und gemeiniglich blieben die entfernten von Oſtern bis zu Pfingſten daſelbſt. Diejenigen, welche nun Zeugen der Erniedrigung und des Todes und Auferſtehens Chriſti geweſen waren, ſahen nun auch die Herrlichkeit des erhöheten Erlöſers, für ſie ſelbſt konnte dieſe Begebenheit von großen Nutzen ſeyn, und zur Annahme der Religion Chriſti gerechen; auch ihren Landsleuten konnten ſie dieſes große Wunder bey ihrer Rückkehr erzählen; die Apoſtel hatten daher den Vortheil, daß ſie bey ihren Reiſen beynahe allenthalben, wo ſie hinkamen, Leute antrafen, die Zeugen dieſer Begebenheiten geweſen waren, und durch welche ſie einen beſſern Eingang mit ihrer Lehre bey andern finden konnten.

Die Perſonen, welche an dieſem Tage verſammlet waren, und über welche der heil. Geiſt ausgegoſſen wurde, werden nicht ausdrücklich von Lucas angeführt. Er ſagt nur überhaupt: ſie waren alle einmüthiglich beyſammen, daher kommt es, daß einige darunter die Apoſtel allein verſtehen, andere aber auch alle andere Glaubigen in Jeruſalem mit zu dieſer Verſammlung rechnen. Dieſe Verſchiedenheit hat zwar in die Sache ſelbſt keinen ſo großen Einfluß. Inzwiſchen wenn man dieſe Meynungen beurtheilen will, ſo kommt es darauf an, daß man beyderſeitige Gründe gegen einander halte.

Diejeni-

Digitized by Google

Diejenigen, welche annehmen, daß hier allein von den Aposteln die Rede sey, berufen sich darauf: 1) daß man Handschriften des neuen Testaments finde, in welchen ausdrücklich stehe: es waren alle Apostel einmüthig beysammen; allein wenn man diese wenigen Handschriften mit den mehrern wichtigern vergleicht, so hat dieses Argument keine Erheblichkeit; 2) man müsse auf C. 1, 13. zurücksehen, da Lucas sagt: Es wären Petrus und Jacobus, Johannes und Andreas, Philippus und Thomas, Bartholomäus und Matthäus, Jacobus, Alphei Sohn und Simon Zelotes, und Judas Jacobi auf einem Söller gewesen, und v. 14. diese seyen stets beysammen gewesen. Auf diese benannten Personen werde auch in der Erzählung der Ausgiesung des heil. Geistes C. 2. gesehen. Auch dieses Argument entkräftet man dadurch, daß man sagt: man müsse nur weiter lesen, denn es heiße V. 14. daß diese Jünger stets beysammen gewesen sammt den Weibern und Maria der Mutter Jesu und seinen Brüdern und V. 14. es war die Schaar der Namen zu Haufe bey hundert und zwanzig. Von dieser Menge werde nun auch gesagt, daß sie am Pfingsttage einmüthiglich versammlet gewesen, und den heil. Geist erhalten habe. 3) Folgert man, daß die Apostel nur allein hier verstanden werden müssen, daraus, daß C. 2, 14. nur Petri gedacht werde, und der eilfen, welche zu dem versammleten Volke geredet hätten, und dieses Volk habe auch V. 37. Petrum und die andern Apostel angeredet: was sollen wir thun? Auf dieses Argument antwortet man, daß es gar wohl miteinander bestehen könne, daß die ganze Menge der Christen versammlet gewesen und den heil. Geist erhalten habe, und doch die Apostel allein aufgetreten seyen und das Wort geführt haben: denn diesem kam ersklich das Lehramt zu. Auch sey gar nicht nöthig anzunehmen, daß alle versammlete Christen die Gabe fremde Sprachen zu reden erhalten haben. Diese besondere Gabe sey ein Vorrecht der Apostel: ja eben diese ausdrückliche Anführung, daß die Apostel aufgetreten, zeige vielmehr an, daß noch mehrere andere zugegen gewesen seyn müssen. Es sey nun freylich auch ganz natürlich, daß die Zuhörer ihre Frage, was nun zu thun sey? an diejenigen richteten, welche ihnen den Vortrag gethan hatten. 4) Christus habe nur den Aposteln die Verheissung gegeben, daß zu erst der heil. Geist auf sie ausgegossen werden solle, Ap. Gesch. 1, 4. Dagegen sagt man, daß hier gar nicht ausschliessungsweise geredet werde; dagegen habe Christus Joh. 7, 38. 39. Marc. 16, 17. auch andern Glaubigen den heil. Geist versprochen, ja Petrus sage ausdrücklich in seinem Vortrage V. 16. 17. daß hier die Weissagung des Propheten Joels in Erfüllung gehe, daß Söhne und Töchter weissagen sollten. 5) Es würden diejenigen, die in fremden Sprachen reden, hier Galiläer genannt. Dieses Argument schwächt man dadurch, daß hier nur von denen die Rede sey, welche wirklich aufgetreten wären und dieß wären die Apostel gewesen. Auch kann man gar wohl sagen, daß wenigstens die mehrsten der ganzen Christenversammlung aus Galiläa gewesen seyen, wo Christus am mehrsten sich aufgehalten und gelehrt hätte. 6) Endlich sey es ja doch ein Vorzug der Apostel gewesen, daß sie durch Handauflegung andern den heil. Geist mitgetheilt haben, und daher sey zu schliessen, daß auch sie allein den heil. Geist unmittelbar empfangen haben. Diesen Schluß aber geben andere nicht zu, sondern sagen, daß freylich die Apostel als Apostel und Lehrer diesen Vorzug vor den andern Christen erhalten haben, welches aber doch nicht nothwendig andere von den Gaben des heil. Geistes ausschließe. Jene konnten ein gröſsers und diese ein geringers Maaß erhalten haben. Man sieht hier also zugleich die Gründe derjenigen, welche glauben, daß an dem Pfingsttage die Gläubigen überhaupt versammlet gewesen und an der Ausgiesung Theil gehabt haben, wozu man noch anführt, daß wirklich die Diaconen und andere Christen z. E. Cornelius in der ersten Kirche den heil. Geist erhielten. Als die Apostel verordneten, sieben Diaconen zu wählen, so geboten sie daß man sieben Männer aussuchen sollte voll des heil. Geistes und von Weisheit Cap. 6, 3. Es müssen also die Gaben des heil. Geistes über mehrere als die Apostel ausgegossen seyn. Auch die alten Kirchenväter Hieronymus, Chrysostomus, Augustinus und Oecumenius haben die Ausgiesung des heil. Geistes über die 120 Glaubigen verstanden. Es scheint auch dieses der natürlichste Verstand der Erzählung des Lucas zu seyn, und schwerlich würde man auf den Gedanken gerathen seyn, daß nur die Apostel hier verstanden werden müssen, wenn man sich nicht überredet hätte, daß der heil. Geist blos und allein zur Führung des Lehramts ausgegossen worden und man sich nicht durch das Wort weissagen hätte verleiten lassen, anzunehmen, daß hier blos vom Lehren geredet werde, da doch Weissagen nichts anders hier bedeutet, als von den Thaten Gottes reden.

Ein anderer Nebenumstand, worüber die Meynungen, doch unbeschadet der Sache selbst verschieden sind, ist der Ort, an welchem sich diese Begebenheit der Ausgiesung zugetragen. Lucas hat diesen Ort nicht benannt, er redet Cap. 1, 13. von einem Söller und bey dieser Geschichte erzählt er Cap. 2, 2. daß das ganze Haus worinnen die Christen versammlet waren, von der starken Bewegung und dem Brausen in der Luft erfüllet worden. Die Meynungen der Gelehrten hierüber sind verschieden. Einige nehmen an, daß der Ort, wo sich die Christen damals versammlet hatten, ein Saal im Tempel gewesen sey. Denn aus der Beschreibung, die die heil. Schrift von dem Tempel giebt, erhellet, daß rund um der Kammern und auch Obersäle waren. Weil es nun heißt, daß die Apostel Luc. 24, 53. allezeit im Tempel gewesen, und auch Barnabas ein Levit war, so konnten durch diesen die Apostel und die ersten Christen leicht in einen der Säle im Tempel eingelassen worden seyn. Einige nehmen besonders hier den Saal an, dessen Josephus in seinen jüdischen Alterthümern gedenkt, welcher in dem dritten Stockwerk, und über den untern Sälen und Kammern war. Man glaubt, diese Meynung schicke sich am besten zur Sache selbst. Denn um die dritte Stunde, oder nach unserer Rechnung Morgens um 9 Uhr, war das Volk im Tempel, und hätte daher nicht das, was bey den Apostoln vorgieng, mit ansehen können, wenn solches in einem Privathause vorgefallen wäre; der angeführte große Saal aber sey ganz bequem gewesen, 3000 und mehr Menschen zu fassen, welches auch in einem andern Hause nicht statt finden können. Lucas sage zwar, daß das Haus worinnen sie waren, erschüttert worden, allein οἶκος bedeutete auch ein Zimmer oder einen Saal. Die Sache schicke sich auch überhaupt am besten für den Tempel, weil ohnehin alles Volk um diese Zeit nach demselben hingegangen war, und die Begebenheit auch zu der Herrlichkeit mit gehöre, mit welcher der zwyte Tempel erfüllet werden sollte. — Indessen bleiben andere lieber bey der Meynung, daß die Sache in einem Privathause sich zugetragen habe. Denn wenn gleich gesagt

Digitized by Google

werde, daß die Apostel beständig im Tempel gewesen, so verstehe sich doch von selbst, daß solches nicht so weit ausgedehnt werden müsse, als wenn sie darinn ihre Wohnung gehabt, und sich beständig auch außer dem Gottesdienst daselbst aufgehalten hätten. Christus sagt auch von sich, Joh. 18, 10. daß er allezeit im Tempel gelehrt habe, ob er gleich nicht darin einen steten Aufenthalt hatte. Die Zimmer und Säle in dem Tempel waren auch theils für heilige Dinge darinn aufzubewahren, theils für Priester und Leviten, und es läßt sich gar nicht erweisen, daß außer diesen andere das Recht hatten, sich darinn aufzuhalten oder darinn zu sitzen, wie hier von den Aposteln gesagt wird. Denn im Tempel mußten sie stehen. Es sey gar nicht wahrscheinlich, daß man den Aposteln, die ohnehin so verhaßt in den Augen der Priesterschaft waren, dergl. vergönnt, und sogar einen öffentlichen Vortrage erlaubt haben würde. Es sey nicht wahrscheinlich, daß οἶκος hier den Tempel oder ein Zimmer im Tempel bedeute, weil die Apostel dieses Wort sonst nie vom Tempel gebrauchten. Ueberdem so sage Lucas nicht, daß die Menge des Volks schon im Tempel gewesen, sondern sich, nachdem sie von dem Wunder gehört hatten, allererst nach dem Hause der Apostel begeben hätten. Es konnten also die Juden durch das außerordentliche was hier vorgieng bewogen geworden seyn, sich auch selbst aus dem Tempel hieher zu verfügen. Man müsse daher ein Privathaus, entweder ihre Herberge, oder sonst ein anders Haus, annehmen; manche haben, doch ohne weitern Beweis, den Saal dazu genommen, in welchem Christus das Passah gehalten hat. Die alten Kirchenväter sagen, daß die Apostel ihren Aufenthalt in einem Hause auf dem Berge Zion gehabt. Gemeiniglich hatten die Juden in dem obersten Theil ihres Hauses ihre Betplätze, und nach dieser Gewohnheit hatten vermuthlich die Apostel auch einen geräumlichen Saal ausgesucht, sich daselbst zu ihrem Gottesdienst zu versammlen. Es ist aber auch nicht nothwendig, daß das zusammen gekommene Volk alle in den Saal eingedrungen, sondern die Apostel konnten aus dem Hause herausstreten und unter ihnen predigen.

Was das Brausen eines starken Windes betrift, so wurde also ein Schall in der obern Luft gehört, welcher sich näher zur Erden, und endlich auf das Versammlungshaus zog. Dieser Schall war dem Brausen eines Windes ähnlich, und es wird nicht gesagt, daß hier ein wirklicher Wind gewesen, noch auch von demselben das Haus erschüttert worden. Dieser Schall war so stark, daß er von den Leuten die theils nach dem Tempel giengen, theils im Tempel waren, gehört wurde, und da die Richtung desselben auf das Haus gieng, worinn die Apostel waren, so wurden sie durch das außerordentliche dahin getrieben. Es kann zwar auch heißen, daß sie durch das entstandene Gerücht bewegt worden, sich hieher zu begeben, allein die erstere Meynung behält wohl in dem Zusammenhange den Vorzug. Von einem Donnerwetter und Blitz aber läßt sich dieser Schall nicht erklären, denn hier war zuerst das Getöse, und alsdenn erst die Feuerflammen. Dieser Schall aber mußte vorhergehen, damit dadurch die Menge der Menschen erst herbey gelockt wurde, und Petrus mit desto größern Seegen das Evangelium predigen konnte.

Die Ausgießung des heil. Geistes geschah unter dem sichtbaren Zeichen eines Feuers oder der Feuerflammen. Lucas sagt, man habe an ihren zertheilten Zungen wie vom Feuer gesehen. Man würde die Sache sehr verkehrt vorstellen, wenn man glauben wollte, daß die

Zungen der Apostel zertheilt geworden: denn dies hätte den Juden so leicht nicht in die Augen fallen können, und wäre der Predigt Petri und der andern Apostel mehr nachtheilig als beförderlich gewesen. Bey den Juden heißt eine Flamme von Feuer eine Zunge von Feuer, womit Jesaias 5, 24. übereinstimmt. Ja man hat nicht einmal Grund hier eine wirkliche Feuerflamme anzunehmen, denn es heißt nur, es sey das Phänomen wie Feuer gewesen, oder habe Farbe und Bewegung von Feuerflammen gehabt. Diese Flammen ähnliche Spitzen wurden (wie es eigentlich nach den Worten heißt) von ihnen, nämlich den Aposteln und Christen gesehen, und es setzte sich auf oder über einen jeden in dieser Versammlung eine oder mehrere dergleichen Flamme. Einige stellen sich die Sache so vor, als wenn zuerst ein Phänomen vom Feuerklumpen gesehen worden, der sich nachher in mehrere kleine Flämmchen getheilt habe, oder daß diese Flämmchen zuerst zerstreuet sich in dem Saal gezeigt, und sich dann auf jeden besonders niedergelassen hätten. — Man hat hier zum Theil ganz ungegründete, zum Theil auch widersprechende und ungereimte Meynungen oder Erklärungen angenommen. Es ist bereits bemerkt worden, daß man sich unter dem Schall und den Flämmchen keinen Donner und Blitz gedenken könne, und doch haben sich einige die Sache so vorgestellt, als wenn nicht nur beydes hier geschehen, sondern auch die Versammlung dadurch mit einmal stille geworden und verstummt sey, welches denn durch das Zertheilen der Zunge angedeutet seyn solle. Eine nicht bessere Einbildung ist es, wenn man sagt, es sey nur den Christen in ihrer Imagination dergleichen vorgekommen, aber sie hätten dergleichen Flammen nicht wirklich gesehen. Hier müßte man in der That ein eben so großes Wunder annehmen, um nur ein anders zu leugnen. Noch andere glauben diese ganze Vorstellung zeige nur bildlich an, daß die Apostel fremde Sprachen geredet hätten. Allein es ist hier die Rede von etwas, das wirklich in die Augen gefallen war; und es ist nichts ungewöhnliches, daß sich Gott überhaupt bey seinen Offenbahrungen sinnlicher Dinge bediente.

Der Erfolg war, daß sie den heil. Geist in einem reichen Maße erhielten, und durch denselben in Sprachen zu reden anfiengen, die sie nicht gelernt hatten, wie Christus schon Marc. 16, 17. solches den Jüngern vorher verkündigt hatte. Diese Sprachen redeten sie dabey mit einer solchen Fertigkeit, als wenn es ihre Muttersprache gewesen wäre. Da eben Juden aus allen Gegenden zur Zeit des Pfingstfestes in Jerusalem versammlet waren, so hörten dieselben, und zwar jeder die Sprache seines Landes, welches eine allgemeine Verwunderung und Bestürzung erregte. Denn sie wußten, daß diese Leute keine Gelehrte und auch keine Ausländer wären, und nannten sie daher Galiläer. Verschiedene Juden, die die Apostel andere Sprachen reden hörten, und diese Sprachen nicht verstunden, kamen auf den Gedanken, als wenn hier lauter leere Töne vorgebracht würden, und sagten daher, daß dieses bloße Würkungen eines süßen Weins wären, welches Petrus schon allein dahar widerlegte, daß es noch früh im Tage war. Die Juden aber genossen bis das Morgenopfer gebracht war, und also vor 9 Uhr weder Speise noch Tranck.

Man kann sich leicht vorstellen, daß über dieses Wunder allerley Meynungen und auch mancherley Einwendungen gegen dasselbe entstanden sind. Einige haben angenommen, daß die Apostel keine andere, als ihre eigene Muttersprache geredet hätten, dem Volke und zwar denen Fremden sey es so vorgekommen als wenn sie

Digitized by Google

ihre Landessprache hörten. Bey dieser Meynung würde in der That ein größeres Wunder angenommen werden, da in einigen 1000 Menschen von Gott ganz andere Vorstellungen gewürckt werden, als sie natürlich mit den Zeichen der Gedanken, die sie hörten, verknüpfen konnten. Es steht aber in der Geschichte nichts davon, daß das Wunder an den Zuhörern, sondern an den versammleten Christen geschehen sey, daß die Apostel wirklich in fremden Sprachen geredet haben, daß die Juden eben deswegen, weil sie eine andere als die gewöhnliche Landessprache hörten, auf die Beschuldigung kamen, daß sie voll Weins seyn, und daß ja nach der übrigen Geschichte der Schrift wirklich die Gabe fremder Sprachen in der ersten Kirche statt gefunden, wie sie denn auch Christus den Aposteln ausdrücklich verheißen hatte.

Es versteht sich aber ohnehin, daß man nicht denken müsse, als wenn die Apostel zu gleicher Zeit und durch einander geredet hätten, wodurch freylich keiner den andern würde verstanden haben. Die Erzählung des Lucas enthält nichts von diesen verwirrten Predigen der Apostel unter einander. Es redete vielmehr einer nach dem andern, einmal in dieser Sprache mit Leuten dieser Nation und ein andermal mit andern von einer andern Nation, in der denselben eignen Sprache. Die besondere Rede Petri aber, welche eine so gesegnete Würkung hatte, daß 3000 zum Glauben an Christum gebracht worden, ist ohne Zweifel in der in Jerusalem gewöhnlichen Landessprache gehalten worden, damit sie ein jeder verstehen konnte.

Eine besondere Schwierigkeit oder Art des Widerspruchs scheint es zu seyn, daß unter den fremden Sprachen auch die Sprache in Judäa selbst mit gezählt wird, die doch die eigentliche Muttersprache der Apostel war. Einige haben es für einen Schreibfehler gehalten, und glauben, daß man Indien anstatt Judäa lesen müsse. Allein weil man dieses in keinen Handschriften und Uebersetzungen vorgefunden hat, so hat man auch kein Recht eine solche Verwechselung der Worte anzunehmen. Hat gleich einer und der andere unter den Kirchenvätern dieselbe behauptet, so ist sie doch eine bloße Meynung dieser Männer, die diese Schwierigkeit auf keine andere Weise heben konnten. Andere erklären die Sache durch die Verschiedenheit der Dialekte, und glauben, daß die Apostel, ohngeachtet sie aus Galiläa waren, und eigentlich den Dialekt dieser Landschaft hatten, doch ohne weitere Belehrung und mit einmal den jüdischen Dialekt, wie er in Judäa geredet wurde, vollkommen gesprochen hätten. Auch dieses schreint keine genugsame Antwort zu enthalten, und die Sache nicht zu erschöpfen, weil hier vielleicht von mehrern und verschiedenen Sprachen geredet wird. Insbesondere erhellet dieses aus dem 7. Vers, nach welchem das Volk sich wunderte, daß Leute aus Galiläa so redeten, daß der Unterschied unter dem Dialekt in Galiläa und Judäa sehr groß gewesen. Noch andere haben gemeynt, unter den Leuten aus Judäa werden nicht Leute aus Palästina, sondern aus dem Lande verstanden, worinn sich die Juden, die von dem Assirischen Könige Salmanasser in die Gefangenschaft geführt worden, und die sich die Erlaubniß Cyri in ihr Vaterland zu gehen, nicht zu Nutze machten, aufhielten. Dieses Land habe auch den Namen Judäa, doch steht dieser Meynung entgegen, daß dieses Land ausdrücklich Medien genannt wird, und diese Landschaft hier schon besonders angeführt wird. Ueberdem sich die ganze Meynung auf eine jüdische Fabel gründet, daß einige Stämme der Juden sich ganz erhalten, und ein besonders jüdisches Oberhaupt behalten hatten. Die Meynungen, welche die mehreste Wahrscheinlichkeit haben, sind diese: Entweder, hätten sich die Zuhörer gewundert, daß diese Männer alle die benannten Sprachen, sowohl die einländische als fremden geredet; oder es sey die Sprache von Judäa, die reine hebräische Sprache gewesen, wie sie in den Schriften des alten Testaments vorkommt. Denn diese war bey dem gemeinen Volk so sehr aus der Uebung gekommen, daß wenn ein Stück ihrer heiligen Schriften vorgelesen wurde, alsdenn solches erst wieder in der sprochaldäischen der damaligen Landssprache übersetzt werden müssen, woraus auch die Paraphrasen oder der Tardum entstanden sind, doch wurde die reine hebräische Sprache noch von Gelehrten geübt und gelernt, und in dieser reinen Sprache hätten auch die Apostel geredet.

Daß diese Begebenheit zu den größten Wundern gehöre, ist wohl unleugbar. Wie viel Zeit und Mühe wird besonders bey alten Leuten erfordert, eine fremde Sprache zu lernen, und es dahin zu bringen, sie vollkommen fertig zu reden und in derselben ganze zusammenhängende Vorträge zu halten. Und hier war nicht die Kenntniß einer, sondern so vieler fremden Sprachen in einem Augenblick in ihrer ganzen Vollkommenheit da. Männer, die nicht einmal angewiesen waren, ihre eigne Sprache nach den Regeln der Sprachkunst zu reden, redeten alle Sprachen, und waren mit allen Zeichen der Gedanken und Vorstellungen bekannt, die doch ganz willkührlich sind; mit einmal so bekannt, als wenn sie solche von Kindheit an geübt hätten. Selbst die Juden konnten das Wunderbare in der Sache nicht leugnen; und nur einige, die die fremden Sprachen welche die Apostel selbst nicht verstunden, und sie für leere Töne hielten, sagten aus Unwissenheit aber auch zugleich Unverschämtheit, daß diese Sache eine Würkung des Weins sey, Lucas sagt uns, wie es auch ein jeder vernünftiger Mensch zugeben muß, daß der heil. Geist der Urheber dieser Begebenheit gewesen. Daß diese Gabe der Sprachen auch nicht blos für diese Zeit, sondern für das ganze folgende Leben den Aposteln eigen gewesen, ist augenscheinlich. Die Geschichte sagt uns nichts, daß solche in der Folge aufgehört, sondern wenn man die Weisagung Christi von dieser Gabe an die Apostel mit dieser Erzählung der Ausgiesung des heil. Geistes vergleicht, so ist gewiß, daß sie von nun an beständig bey ihnen geblieben sey. Dazu kommt die Absicht dieser wundervollen und großen Begebenheit. Sie erhielten diese Sprachgaben, um die großen Thaten Gottes in denselben zu den Menschen aus den verschiedenen Ländern verkündigen zu können. Zwar hätten sie in der jüdischen Landessprache jetzt von allen verstanden werden können, aber man muß hier weiter als auf den gegenwärtigen Augenblick sehen, und die ganze Absicht vor Augen haben. Die nächste Absicht war, daß die große Menge des Volks, welche nun im Begriff war, wieder in ihre eigentliche Wohnsitze zurückzugehen, durch dieses Wunder aufmerksam gemacht, und von der Auferstehung Jesu, der Wahrhaftigkeit und Göttlichkeit seiner ganzen Lehre, und auch der göttlichen Sendung dieser Apostel überzeugt werden, und nun das was sie selbst gesehen und gehört hatten, als Augenzeugen den übrigen und ihren Landesleuten verkündigen sollten. Durch dieses Wunder wurden daher nicht nur sogleich drey tausend Menschen zum christlichen Glauben gebracht, sondern die Lehre Christi auch sogleich in so viele Länder ausgebreitet. Die Apostel hatten den Befehl in alle Welt auszugehen und das Evangelium zu predigen. Nur so lange mußten sie zusammen bleiben, bis sie erst durch

dieſes Wunder in den Stand geſetzt worden, mit den Nationen, zu welchen ſie gehen wollten, in ihrer Sprache reden zu können. Jetzt waren ſie alſo tüchtig, ihren Auftrag auszurichten, und durch dieſe Neubekehrten fanden ſie auch allenthalben einen Eingang, und deſto mehrere Gelegenheit ihr Amt mit Nutzen zu verrichten. Die Geſchichte des neuen Teſtaments erzählt uns zwar nicht die Reiſen aller Apoſtel, denn es war nicht die Abſicht uns eine weitläuftige und vollſtändige Geſchichte der erſten Ausbreitung der chriſtlichen Religion zu geben. Es iſt aber gar kein Grund daran zu zweifeln, und genug daß ſie ſich nach dieſer Begebenheit ausbreiteten, und die Geſchichtſchreiber der erſten Zeit uns weitere Nachricht davon geben.

Ausgleichen. Um die zu groben Münzen beſtimmte Platten insgeſammt von gleicher Schwere oder Schrote zu erhalten, werden ſie alle einzeln gewogen, denen Allzuwichtigen das Ueberflüſſige abgenommen und die allzuleichte ausgeſchoſſen zu werden. Dieſe Verrichtung heiſſet das Ausgleichen.

Ausgleichen des Abfalls, nennen die Dachdecker eine Verrichtung, welche darinne beſtehet, daß er bey Strohdächern die Halme, welche über die Unterlagen hervorragen, mit den Händen wegreiſet. Wird der Decker gewahr, daß ſich einige Stellen finden, welche nicht mit hinlänglichen Stoppeln verſehen ſind; ſo beſſert er ſie mit neuen aus, welche er vermittelſt der Patſche hineinbringet (ſ. Patſche). Dieſes Werkzeug dienet ihm auch noch dazu, daß er die Halme der Stoppeln, welche nur ein wenig über die Unterlagen vorſtoßen, hineinbringt, indem er mit der Fläche darauf ſchlägt. Iſt demnach die Arbeit ſolchergeſtalt ausgebeſſert; ſo bringet ſie der Arbeiter dadurch vollends zu Stande, daß er zwiſchen das Mauerwerk des Giebels, und den Rand der Schaube, die ſolchen decken, mit einer Kelle eingemachte Erde wirft.

Ausgleichung der Wände, wird in der Baukunſt eine Verrichtung der Steinhauer und Maurer genannt, bey welcher ſolche die Unebenheiten der Mauren an den Gebäuden eben und die gruppichten und zerſtoßene Theile, welche der Zierde des Ganzen nachtheilig ſind, gleich und glatt machen, welches ſie Ausgleichen nennen. Die Steinhauer verrichten das Ausgleichen, indem ſie mit dem Breiteiſen über die erhabnen Theile fahren, und ſolche glatt meiſeln. Das Bäuriſche Werk (ſ. Bäuriſch Werk) wird fleißig durchgegangen und die Kannten oder Ecken an den ausgeſetzten Steinen ſcharf gemacht, auch die hervorſtehenden abgenommen. Auf gleiche Art durchgehen ſie die Säulen, und andere Arbeit. Die Maurer gleichen mit Mörtel nicht nur das neue, ſondern auch das alte Mauerwerk aus.

Ausglühen Metall, heiſſet ſoviel als daſſelbe ins Feuer legen und ſo lange darinn liegen laſſen, bis das Feuer ausgegangen und das Metall erkaltet iſt. Man macht es dadurch wiederum geſchmeidig, wenn es durch vieles Schlagen ſpröde geworden und ſich daher weder biegen noch mit der Feile und Meiſel gut bearbeiten laſſen will. Der Schmidt verrichtet dieſes gemeiniglich dadurch, daß er, wenn er nicht mehr arbeitet und den Blasbalg ſtehen läſſet, das Eiſen in die Kohlen wirft und ſo lange darinn liegen läſſet, bis die Kohlen zu glühen aufgehöret. Will er ſein Eiſen noch geſchmeidiger machen, ſo ſchlägt er es erſt in Lahm ein, läſſet es über Nacht im Feuer liegen und nimmt es den folgenden morgen erkaltet heraus. Der Feilenhauer legt den Stahl, der bis zum Hauen fertig iſt, mit Lahm überzogen in die Kohlen der Eſſe und läſſet das Gebläſe ſo lange gehen, bis die Feile weißwarm iſt, alsdenn nimmt er die oben darauf liegende Kohlen weg, und läſſet ſie in den übrigen erkalten. Will er geſchwinder fertig ſeyn, ſo läſſet er die unüberzogene Feile nur braun d. i. kaum ſichtbar glühen, hebet auch die obern Kohlen weg und läſſet ſie blos in den untern kalt werden. Sie wird aber nicht ſo geſchmeidig als durch die vorige Weiſe. Meſſing und die edle Metalle, wann ſie durch Schlagen hart geworden, werden gleichfalls ausgeglüet. Jenes macht man roth glühend und läſſet es, wie das Eiſen ſachte erkalten; glühend verträgt es keine Schläge, ſondern zerſpringet.

Das Ausglühen iſt auch eine von den nothwendigen Münzoperationen. Wenn die edlen und ihre gehörige Legirung erhaltene Metalle geſchmolzen, und zu Schienen ausgegoſſen worden ſind, ſo werden ſie in einen kleinen aus Eiſen verfertigten Wagen gelegt, als welches um der Bequemlichkeit willen ſo geſchieht, und auf dieſem Wagen in den Glühofen geſchoben, und ſo lange im Feuer gelaſſen, bis ſie ganz feuerroth ſind. Nun wird der Glühwagen mit den Schienen durch Hülfe eines eiſernen Haackens herausgezogen, die Schienen vermittelſt einer Gabel herausgehoben, und auf einem ſteinigten Fußboden gelegt, bis ſie ſo weit erkalten, daß man ſie mit der Hand halten kann. Da kommen ſie dann auf die Münzſtrecke, auf welcher ſie in die Länge ausgedehnet, und nach und nach immer dünner werden, bis ſie die Dicke derjenigen Münzplatten erhalten, die man daraus machen will. Es iſt aber zu bemerken, daß ſie jedesmal, wenn ſie zwiſchen den Walzen der Strecke durchgegangen ſind, von neuen ausgeglühet werden müſſen, ehe ſie wieder auf die Strecke kommen.

Ausgraben, Bäume ausgraben, die man verpflanzen will, iſt eine Arbeit, welche man zu der Zeit anfangen kann, da der Saft in denſelben dicke wird und ſtockt, und mit der man ſo lange anhalten kann, als er dicke und ſtockend bleibet. Er ſtockt, wann die Blätter abfallen, und iſt alsdann wieder flüßig, wann er wieder Blätter antreibet; alſo in dieſer Zwiſchenzeit kann man den Baum ausgraben und verpflanzen, ohne beſorgen zu dürfen, daß er verderbe.

Die Urſache iſt: Es kommt alles darauf an, daß der Baum, wann er Nahrung bedarf, auch Nahrung erhalten kann, und wirklich erhält; bedarf er keine, ſo kann er ſie auch entbehren, und beſtehet doch. Seine Nahrung iſt das Waſſer, welches er durch die Poros oder Anziehungslöchergen ſeiner Wurzeln hauptſächlich erhält. Es iſt nicht möglich, daß ſich das Waſſer in rechtem Maas: nicht zu viel, nicht zu wenig, in nöthiger Reinigkeit in dieſe Löchergen ziehen kann, wo es nicht unmittelbar mit denſelben verbunden und ihnen nicht zugeführt wird. Es iſt ausgemachte Sache, daß die Erde ſelbſt die Nahrung der Bäume nicht iſt, ſie iſt nur der Behälter oder die Vorrathskammer der Nahrung, ſie führt die Nahrung dem Baum im rechten Maaſe zu, ſie verbindet ſich mit den Wurzeln, und ſo wie ſie ihnen unmittelbar anliegt, ſo liegt auch durch ſie das Waſſer, die Nahrung dem Baume, den Wurzeln an, und gehet durch die Erde als durch ein Sieb in dieſelben in nöthiger Feinigkeit ein. So lange alſo dieſe unmittelbare Anliegen nicht iſt, ſo lange haben auch die Bäume keine Nahrung; bis jenes, das unmittelbare Anliegen, aber erfolget, brauchet es Zeit, längere Zeit; nichts iſt ſo leicht zu faſſen, als dieſes.

Dazu nehme man dieſes noch: daß der Baum ſobald Nahrung von unten bedarf, als ſein Saft oben wieder ausdünſtet; dieſe unmerkliche Ausdünſtung gehet aber,

Digitized by Google

wann sein Saft flüßig ist, welches zur Zeit der Wärme, des Frühlings, des Sommers so ist, immerhin fort, folglich bedarf der Baum vom Frühling bis zum Herbst in einem hin frischer Nahrungssaften von unten, und so er diese nicht in einem hin erhält, so trocknet er aus, seine Saftcanäle werden leer, fallen zusammen, und werden starr, und zwar so starr, daß sie sich nimmer mehr aufschließen, vermögen.

Im andern Falle so lange der Baum oben nicht ausdünstet, bedarf er unten keinen Zusatz von Nahrung, er nimmt auch keinen ein; er ist starr, der Saft hart und stockend, das ist im Winter, folglich wann er auch im Winter keine Nahrung erhält, so bleiben seine Saftcanäle dennoch gefüllt, trocknen nicht aus, werden nicht leer, fallen auch nicht zusammen, er bleibet der Baum, der er war.

Dieß alles nehme man nun dann zusammen, so siehet man aus Gründen ganz deutlich ein: warum ein Baum im Herbste gegraben und versetzt, so leicht nicht verdirbt, als der, so im spaten Frühling verpflanzet wird. Die Erde kann sich an die Wurzeln des im Herbste gepflanzten Baums hinlänglich, genugsam allenthalben unmittelbar bis dorthin, daß sein Saft im Frühling flüßig wird und anfängt auszudünsten, mit ihrer Nahrung anlegen, diese Nahrung kann in den Baum eindringen, und die oben ausdünstende Säfte also gleich wieder ersetzen, folglich gehet ihme nichts ab, fortzuwachsen und zu bestehen; da im Gegentheil der im Frühling gepflanzte jetzt bald schon anfängt auszudünsten, wann sich die Erde mit ihrer Nahrung noch nicht mit seinen Wurzeln unmittelbar verbunden hat, und folglich, die Ansaugung des Safts, dessen er jetzt sogleich bedarf, nicht möglich ist, und noch nicht geschehen kann.

Diese Betrachtung sagt dem Gärtner nun soviel: je ehe er den Baum, dessen Säfte einmal gestockt sind, (die Zeit wann dieses geschehen ist, berechnet er aus dem Abfall seiner Blätter) aus seinem jetzigen Standorte nimmt, und ihn verpflanzet, je mehr hat er Hoffnung auf sein Bekommen.

Aber, wie den Baum ausgraben? Das vorangeschickte beantwortet auch dieß: Wenn der Baum seinen Saft, sobald er am folgenden Frühling in ihme flüßig wird, nach und nach verdünstet und seiner von außen in ihn mehr eingehet, also verdirbt, so muß er zusammt den Werkzeugen, durch die er Saft anziehet, ausgegraben werden, um mit solchen wieder gepflanzt werden zu können, damit er wieder frischen Saft anziehe; diese Werkzeuge sind aber die Wurzeln, jemehr also deren im Ausgraben beybehalten werden, je besser ist es, weil ihme durch dieselben wieder Saft zukommt, und desto weniger verdirbt.

Dieß zu gewinnen, muß man im Ausgraben die Erde, in welcher der Baum stehet, weit außen um ihn herum aufbrechen, nach und nach mit Behutsamkeit wegräumen, und die Wurzeln ohne Noth weder abhauen, noch verwunden; da es aber doch ohnmöglich ist, sie alle: große und kleine, zu erhalten, so thut man soviel als man kann und hilft sich dabey auf eine andere Weise.

Wie der Baum durch seine Wurzeln das Wasser und durch das Wasser allein seine Nahrungen: Oel, Salz, feine Erde anziehet, so dünstet er auch durch seine Aeste wieder vieles davon aus. Hätte er nicht so viele Aeste, so dünstete er auch weniger aus, so bedürfte er auch weniger Zusatz von unten.

Also folgt: hat der Baum nicht viele Wurzeln erhalten, wie man sie dann niemal oder gar selten alle erhalten kann, so nehme man ihme auch nach dem Verhältniß derselben die Aeste und haue sie ab. Dieß Abhauen einiger Aeste schaft, auch beym Ausgraben und Versetzen, im Wegbringen des Baums eine große Erleichterung. Das übrige suche man unter den Artickeln: Bäume und Verpflanzung der Bäume.

Ausgraben eines todten Körpers, s. Straffen nach dem Tode.

Ausgrößern, ist ein Ausdruck der Kammmacher wenn sie den zwischen zwo Zähnen eingeschnittenen Zähnen vermittelst der Größerfeile erweitern.

Ausguß, Gußstern (oeconomisch), heißt man den Ort oder den zinnenartig verfertigten Stein, in welchem man das genutzte Wasser u. dgl. von der Küche aus ausgießet, wegschüttet und weglaufen lässet. Gute Oeconomen richten diesen Ausguß allezeit so, daß das, so ausgegossen wird, entweder unmittelbar auf ihre Dung oder Mistsette fällt, oder in eine Grube, worinn sie Erde, Geströh oder etwas Mist bringen, ihn da zu sammlen, einlaufet; denn alles das, so aus der Küche gebracht wird: Saltwasser, Lauge, Beinet, Fedem u. dgl. ist von sehr guter Dungkraft, und dient zu allem recht vorzüglich.

Ausguß, (juristisch) ist das Recht, mein unreines Wasser auf des Nachbars Boden fließen zu lassen, s. Servitus cloacae.

Ausguß, (bergmännisch) bedeutet einen Schlauch, durch welchen das Wasser aus der Pumpe läuft. In der Schmelzhütte das Werk, so aus dem Heerd geschöpft worden; ingleichen dasjenige wenige, so von dem Werk zur Stichprobe genommen worden.

Ausgußblech, eine Rinne von Kupfer oder Eisenblech mit zwölf Buckeln, in welche die verschlackte Erzproben, die auf Silber probirt werden können, gegossen werden.

Ausgußkelle, ein großer eiserner Löffel mit einem langen hohlen Stiel oder Dülle, in welchen ein hölzerner Stengel gesteckt wird, um damit das geschmolzene Werk nach abgehobenen Schlacken und Steinen aus dem Schichtheerd zu schöpfen und in die Ausgußpfänget zu gießen.

Ausgußpfännel, sind Schaalen von gegossenem Eisen, die man bey den Blenwerken nöthig hat; eine jede fasset ohngefähr einen Viertelcentner geschmolzen Blei oder Ausguß; von diesem Ausguß nimmt der Hüttenschreiber gewöhnlich eine Probe, und probiret den Vorläufern oder Hüttenmeistern nach, ob sie den Gehalt richtig angegeben haben.

Ausgußrinnen, sind Rinnen, welche das Wasser theils zu den Ober- theils zu den mittelschlächtigen Wasserrädern liefern. Sie werden von Bretern, auch von Dielen gemacht, je nachdem eine Stärke vor solche erforderlich. Ihre Gestalt war bisher meistens gerade, daher es kam, daß wenn das Wasser oben in denselben 14 Zuß hoch gestanden, dasselbe unten bey dem Ausguß in die Schaufeln kaum etliche Zoll hoch gefallen, und dadurch einen großen Theil seiner Würkung auf das Rad verloren. Diesen großen Fehler unserer bisherigen Ausgußrinnen hat man zwar schon lange eingesehen, niemalen aber recht zu verbessern gewußt. Man stimmte bald aber das Wasser, um solches desto höher in die Ausgußrinnen leiten zu können, und verlohr dadurch einen Theil des Wasserfalls. Einige machten die Räder größer und gaben den Ausgußrinnen weniger Gefälle, sie verlohren aber dadurch an Geschwindigkeit bey der Maschine, indeme mehr Zeit erfordert wird, ein großes als kleines Wasserrad umzudrehen; und noch andere suchten die Verbesserung in dem Gerinnen, welches

Digitized by Google

sie so legten, daß es weniger Abschüßigkeit bekam, mithin auch die Wasserhöhe bey dem Auslauf so gar merklich nicht abnehmen konnte. Das Wasser, welches auf dem langen Weg dieser Rinne durch das Reiben auf dem Boden und an den Seiten desselben einen großen Theil seiner Kraft verlohren hatte, raubte ihnen auf der einen Seite das, was sie auf der andern zu erhalten hofften. Endlich mußte ein gelehrter Schwede alle auf den rechten Weg weisen. Polhem erwies aus unumstößlichen Gründen, daß wenn das Wasser in dergleichen Ausgußrinnen unten so breit und so hoch ausgießen soll, als solches oben in der Rinne ist, die Ausgußrinne eine hyperbolische Gestalt erhalten muß. Die Abtheilung eines dergleichen Gerinnes ist nicht schwer. Man theile die Horizontallänge desselben in gleiche Theile, deren jeder so groß, als die Rinne im lichten breit; man gebe dem ersten Theil zur Senkung die halbe Breite, dem zweyten Theil $\frac{1}{4}$ der Breite zur Senkung, dem dritten Theil $\frac{1}{6}$ der Breite, dem vierten Theil $\frac{1}{8}$ der Breite, dem fünften Theil $\frac{1}{10}$ der Breite und so weiter. Zum Beyspiel: Es sey die horizontale Länge der Ausgußrinnen $* ab$; gesetzt, man wolle solche in sechs gleiche Theile theilen, so erhält man bey dem Theil ac zur Senkung ch, einen halben Theil oder $= \frac{1}{2} ac$; bey dem Theil hd zur Senkung $di = \frac{1}{4}$; bey dem Theil ie zur Senkung $ek = \frac{1}{6}$; bey dem Theil kf zur Senkung $fl = \frac{1}{8}$; bey dem Theil lg zur Senkung $gm = \frac{1}{10}$; und bey dem Theil gb zur Senkung $bn = \frac{1}{12}$. Ziehet man nun durch alle die Puncte $ahiklmn$ eine Linie, so erhält man die verlangte hyperbolische Linie vor die Gestalt der Ausgußrinne.

Aushaaren, sich haaren, sagt man vom Vieh, wenn es im Frühling die Haare verliert. Geht dies gut von statten, so wird man dadurch von der Gesundheit des Rindviehes und der Pferde gewiß; wenn man dem Vieh viel Salz giebt, so wird das Aushaaren befördert.

Die Schaafe haaren sich gegen und im Frühling auch öfters aus, und verlieren von ihrem Pelz; dies ist aber das deutlichste und gewisseste Kennzeichen, daß sie krank sind und nicht mehr lange bestehen werden.

Aushacken, bey den Schustern, heißt die Schuhe mit kleinen Sticken und Schnitten zieren; bey den Faßbindern heißt es, die Dauben im Walde dünner hauen. Aushacken den Taffent und dergl. s. **Auszacken.**

Aushacker, ist bey den Schustern und Frauenzimmerschneidern ein eigenes Instrument von Eisen, das zum Aushacken oder Auszacken gebraucht wird.

Aushängebogen, wird in der Druckerey ein abgedruckter Bogen genannt, den man sogleich, als er fertig ist, besonders zum Trocknen aufhängt, um ihn alsdann dem Verfasser, Verleger oder Corrector zuzustellen.

Aushängen der Bienen. Wenn der Korb voll von Bienen ist, wenn es sehr warm ist, wenn die Biene bald schwärmen will, etwa in fünf oder sechs Tagen, so sammlen sich eine Menge dieser Vögel am Flugloche, und hängen sich unterhalb demselben aneinander, fast in Form einer Traube oder eines Topfes an; dies heißt man nun ausbängen: der Bien hänget sich aus.

Aushalten. Ich will eine Stufe aushalten, sagt der Bergmann, wenn er ein schön Stück Erz zum Versenden oder zu einem Cabinetstück von dem Berg absondert.

Aushauchen des heil. Geistes, (*Spiratio activa*), ist bey den Theologen die innere Handlung in dem göttlichen Wesen, nach welcher die beyden ersten Perso-

* s. Tafel der Hydraulic, Fig. 2.

nen der dritten ihr Wesen von Ewigkeit mitgetheilt haben, s. Ausgang des heil. Geistes. Man hat das Wort hauchen aus dem Griechischen πνεω, πνευμα hergenommen, und einige haben daher den Gedanken gehabt, daß man vielleicht anstatt Geist das Wort Hauch gebrauchen könnte.

Aushauen, (bergmännisch). Wenn schwarz Kupfer gegossen wird, haut man oben von den Scheiben und unten von dem Königstück etwas weniges aus, um dasselbe auf Gahrkupfer und Silber zu probiren und den Gehalt richtig zu bestimmen. Bey dem Blaufarbenwerk wird gesagt, die Farben oder Eschelfässer, Muster oder Proben aushauen.

Aushauen der Messger, s. Aufhauen.

Aushauen eines Spanes. Wenn man Besitz von einem Hause ergreift, so haut man zuweilen einen Span aus, zum Zeichen, daß man den Besitz des Hauses gehabt habe. Auch in dem Falle, wenn man jemanden ein Gebäude übergeben will, und die wirkliche Uebergabe nicht möglich ist: so giebt man ihm einen aus dem Gebäude ausgehauenen Span. Dies ist also eine Gattung der symbolischen Tradition, wovon man den Artickel **Tradition, symbolische,** nachsehen kann.

Aushauer, ist ein Werkzeug, dessen man sich bedienet, runde Stücke aus einer Platte von Metall herauszuhauen. Die Gold- und Silberarbeiter, wie auch die Gürtler und andere haben dergleichen, welche fünf, sechs Zoll lange stählerne Stempel sind, die sich auf der einen Seite in eine runde und scharf zugeschliffene Hülse endigen. Diese setzen sie auf die Silber- oder Messingplatte, die auf Bley aufliegt, und schlagen mit einem Hammer darauf, um runde Scheiben mit geringer Mühe zu erhalten, woraus sie Knöpfe und dergl. verfertigen. Die Schlosser führen auch Aushauer, mit welchen sie aber nicht sowohl runde Scheiben aus dem Eisen zuhauen, sondern vielmehr runde Löcher in dasselbe zu machen gedenken, die auf der untern Seite keinen Grad haben sollen, welcher nicht vermieden werden kann, wenn man die Löcher mit dem Durchschlage macht. Diese Art von Aushauer sind eine Gattung von Hohlmeisel, zuweilen halb- zuweilen ganz rund, und mit einem Stiele versehen. Der Schlosser nimmt seine eiserne Platte aus der Esse, leget sie auf einen Lochring, setzet den Aushauer auf die Platte und ein anderer schläget darauf.

Aushauer, (bergmännisch) oder **Aushubmeisel,** ist ein kurzes gutgestähltes Eisen, womit der Guardian, Waradein oder Probirer vom einkommenden Brandsilber unten und oben, um die Probe damit anzustellen, ein Stückchen aushauet und ausschlägt; diese Probestückchen heißen Aushiebe, und ihr **Aushubgewicht** darf nicht über ein Loth betragen.

Aushaußen, heißt an vielen Orten, in seinem Nahrungsstande so weit herunterkommen, daß man die nöthigen Ausgaben nicht mehr bestreiten, und sein Gewerbe oder seinen wirthschaftlichen Beruf nicht mehr fortsetzen kann. Die Ursachen, welche das häufige Aushaußen der Inwohner in den Ländern bewirken, sind verschieden. Die ausschweifende Sinnlichkeit, Weichlichkeit und Ueppigkeit auf der einen Seite, die Hemmung der Arbeitsamkeit durch willkührliche Einschränkungen der falschen Polizey, und durch Auflagen der mächten Finanzkunst auf die Gewerbsamkeit und den Umsatz und Verbrauch der Waaren auf der andern Seite, und endlich die Bedrückungen der Landleute, wodurch sie zu den nöthigen Auslagen der Cultur immer unvermögender werden; dies sind die vorzüglichsten, die von

Digitized by Google

einer weisen Staatsverwaltung beherziget und je eher je lieber gehoben werden sollen. ſ. Nahrungsſtand.

Aushauung mit Ruthen, ſ. Staupenſchlag.

Ausheben zu Kriegsdienſten, ſ. Kriegsdienſt.

Ausheben, Geſellen, iſt den Meiſterwittwen, die das Handwerk forttreiben wollen, geſtattet. Sie haben nemlich das Vorrecht, unter den Geſellen einen, von welchem ſie glauben, daß er vor andern geſchickt ſey, ihrer Werkſtätte vorzuſtehen, auszuſuchen, und, wenn dieſer nicht Luſt hat, die Arbeit anzunehmen, ſo kann er davon nicht anders loskommen, als daß er dieſe Stadt verläßt und weiter wandert.

Ausheben, Mannſchaft, heißt unter den jungen oder im Nothfall auch älteren Leuten im Lande, die zum Kriege tüchtige, ſie wollen oder wollen nicht, herausnehmen und als Rekruten unter die Regimenter ſtecken. Zuweilen werden auch bey Muſterungen und zu andern Zeiten aus den Compagnien oder Regimentern ſelbſt Soldaten ausgehoben, um ſie zu andern Regimentern zu thun, oder neue aus ihnen zu formiren.

Ausheben, Typen. Der Setzer ſetzet anfänglich in einem beſondern Werkzeuge, das er Winkelhaken nennet, und unter dieſem Namen beſchrieben wird, die Typen in Reihen neben einander. Wenn er aber drey bis vier Zeilen fertig hat, ſo nimmt er ſie zugleich aus demſelben und bringt ſie in derſelben Lage, die ſie auf dem Winkelhaken hatten, auf das Schiff, wovon gleichfalls an ſeinem Orte geredet wird. Dieſes Uebertragen der Zeilen vom Winkelhaken auf das Schiff heißt in der Druckerey ausheben.

Ausheben der Uhr. Das Schlagwerk ſtehet beſtändig in Ruhe, bis ein am Gehewerk angebrachter Kegel einen Theil deſſelben von dem, was deſſen Bewegung hemmete, abſondert und dadurch veranlaſſet, daß das Schlagwerk anfängt zu laufen und ſeine Schläge zu verrichten. Dieſe Abſonderung nennet man das Ausheben, und wird unter dem Titel Schlagwerk nähere Beſchreibung davon zu finden ſeyn.

Aushebespan, heißt bey den Buchdruckern auch ſonſt **Setzlinie**, und iſt ein dünnes Meſſingblech, welches ſo lang, aber etwas ſchmäler iſt, als die Zeile, die er nach Maasgabe des Formates zu ſetzen hat. Wenn er eine Zeile mit Lettern ausgeſetzet hat, ſo leget er dieſes Blech darauf und ſetzet darüber die folgende Zeile. Sobald dieſe Zeile fertig iſt, ziehet er das Blech, welches, um deſto bequemer gefaſſet werden zu können, obenher über die Lettern auf beyden Seiten etwas hervorraget, dazwiſchen heraus, leget es auf die kaum fertiggewordene Zeile, und ſetzet darüber abermals die neue, u. ſ. f. Der Vortheil, den der Buchdrucker davon hat, beſtehet ſowohl darinn, daß ſeine Zeilen fein gerade werden, als daß er ſie bequem aus dem Winkelhaken ausheben und auf das Schiff übertragen kann.

Ausheckeln, ſ. Secheln.

Ausheften. Tuch ausheften geſchiehet in den Tuchmanufacturen, und iſt diejenige letzte Handlung an völlig gepreßten Tuche, wenn daſſelbige ſolchergeſtalt, daß das Mantelende obenhin kommt, zuſammengeſchlagen, mit farbigen Bändern gebunden und ein Stück Bley, worauf die Numer und das Ellenmaas ſtehet, demſelben angeheftet wird.

Ausheiſchung, bedeutet die Abrufung an ein fremdes Gericht.

Aushelfen aus dem Gefängniß. Wer einem Gefangenen aushilft, iſt entweder Gefängnißwärter, Hüter u. dgl. oder ein dritter, der den Gefangenen nicht zu bewachen hat. Jene Perſonen helfen dem Incarcerirten entweder vorſetzlich aus, oder ſie laſſen ihn aus Nachläßigkeit entſtehen. Im letzten Fall hat eine willkührliche Strafe ſtatt; im erſten Fall aber ſollen ſie zwar, nach Carls V. H. G. O. Art. 180. mit derſelben Strafe belegt werden, die dem Gefangenen zukam; allein in der Praxis wird dieſe Verordnung nicht befolgt. Man geht nicht weiter, als auf die Juſtigation. Nur alsdann, wenn einem Majeſtätsſchänder (perduellii) vorſetzlich ausgeholfen wird, ſoll, wie die Juriſten ſagen, die Todesſtrafe ſtatt finden. Auch in den Militairgerichten wird zuweilen die Talionsſtrafe noch dictirt. Wenn ein Fremder, der nicht Gefangenwärter, Wächter ꝛc. war, dem Gefangnen forthilft: ſo wird eine willkührliche Strafe erkannt, die ſchwerer iſt, wenn der Befreyete neue Verbrechen begeht; außerdem gelinder, wenn ein Freund oder Verwandter einen Gefangnen befreyet, als wenn es ein Mitverbrecher thut, oder als wenn es aus Gewinnſucht geſchieht. Iſt die Befreyung mit Gewalt geſchehen: ſo wird der Thäter als ein Aufrührer und Friedensbrecher am Leben geſtraft. Auch hat die Todesſtrafe ſtatt, wenn der Gefangene des Laſters der beleidigten Majeſtät (perduellionis) ſchuldig und deswegen incarcerirt war.

Aushölungen, ſind in der Baukunſt rund um einen Säulenſtamm von oben herunter bis an den Ablauf gezogene Eintiefungen oder Rinnen. Sie werden von einigen **Striges** und die zwiſchen zweyen Aushölungen ſtehen gebliebene erhabene Reiffen **Stria** genannt. Das erſtere ſtammt von ſtrix, eine Rinne. Barbaro giebt Strix italieniſch Canalature und Stria bleibt italiäniſch Stria; Perault giebt Strix franzöſiſch Cannelure und Stria umſchreibt er: l'entre deux des Cannelures. Die Aushölungen haben bey den alten Griechen durch Nachahmung der Falten an den Weiberröcken ihren Urſprung erhalten, welche vornemlich die Joniſche Ordnung einer Frauen verglichen. Daß dieſer Grund auf dem ſolche Auszierung beruhet ſehr ſchwach, haben einige eingeſehen, und da ſie noch überdieß das Anſehen der Säulen ſchwächen, die noch enger ihrer Stärke gefallen ſoll; ſo wollen ſolche einige nicht billigen, und es hat ſie auch aus dieſem Grunde Wolff aus ſeinen Elementis Architecturæ weggelaſſen. Die Anzahl dieſer Vertiefungen, welche auf dem Umkreis einer Säule gemacht werden, iſt unbeſtimmt, ſie werden in größerer Anzahl an den Säulenſtämmen der zarten Ordnungen, als an den ſtarken gemacht. Derowegen ſollen an den zärteſten Ordnungen, wie man an etlichen alten Beyſpielen ſiehet, 24 bis 30 ſeyn, auch ſollen die Pfeiler nach einiger Meynung auf jeder Seite 7 haben, und wird dieſe Meynung deren ihrer vorgezogen, welche 9 Aushölungen bey Pfeilern auf jede Säule ſetzen. Dann gleichwie der Durchmeſſer des Säulenſtamms zu ſeinem Umkreiß ſich beynahe wie 7 gegen 22 ſich verhält, alſo kann auch der Pfeiler, welcher ſo breit als der Durchmeſſer des Säulenſtamms 7 Aushölungen haben, und ſich verhalten wie 7 zu 24, als worduch die Aushölungen alsdenn nicht enger als an den Säulen werden.

Die Aushölungen werden nicht von allen von gleicher Tiefe und auf gleiche Weiſe gemacht. Einige machten ſolche aus $\frac{1}{8}$ andere aus $\frac{1}{9}$ und noch andere aus $\frac{1}{4}$ Zirkelſtück, und Vitruv iſt der erſte, welcher uns hinterlaſſen, wie ſie dem Auge angenehm gemacht werden ſollen. Nach dieſem giebt die Tiefe der Aushölung ein Zirkelſtück, zu welchem der Mittelpunct auf dem Umkreiß des Säulenſtamms genommen werden muß, und

Digitized by Google

nicht auf der geraden Linie, welche von einer Ecke der Aushölung bis an das andere gezogen wird.

Die Säulen innerhalb an dem Pantheon beweisen, daß sie auf diese Art tief genug sind.

Auf solche Art erhält Fig. 25. der Reifen (Stria) a, die halbe Weite oder Breite einer Aushölung, und die Säule muß demnach in 3 mal so viele Theile auf dem Umkreiß getheilt werden, als sie Aushölungen erhalten soll. Z. E. der Säulenstamm *, welcher 24 Aushölungen hat, ist in 72 Theile getheilt. Goldmann theilt die Aushölungen bey jeder Säule anderst aus. Die Umkreise der Dorischen Ordnung theilt er in 192 Theilgen, und nimmt hievon 6 derselben zu einer Aushölung auch 2 zu einem Zwischenstaab. In der Jonischen theilt er den Umkreiß in 192 Theilgen und nimmt 6 zu einer Aushölung, wie bey den erstern. In der Römischen Ordnung theilt er den Zirkel in 240 Theilgen und nimmt 8 davon zu einer Aushölung zum Zwischenstaab aber 2 Theilgen, auf gleiche Weise verfährt er bey den Corinthischen. Auf diese Art bekommen alle Stämme um und um 24 Aushölungen. Sturm giebt seiner deutschen Ordnung 18 Aushölungen, und giebt von dem in 90 Theile getheilten Umkreiß jeder Aushölung 4 dem Zwischenstab aber 1 Theile. Goldmann giebt auch bey den Ordnungen verschiedene Arten dieselben zu verzeichnen an. In der Dorischen Ordnung setzt er auf die bemelten 6 Theilgen ein Quadrat, ziehet dessen Diagonalen zusammen, und beschreibt aus dem Puncte des Durchschnitts derselben die Linie der Aushölung. In der Jonischen Ordnung setzt er den Zirkel in den Umkreiß der Säule, und giebt der Aushölung von solchem die Gestalt eines halben Zirkels. In der Römischen Ordnung, setzt er auf die 8 Theilgen der Aushölung einen gleichseitigen Triangel und ziehet aus dessen Spitze den Zirkelbogen der Aushölungen. In der Corinthischen verfährt er wie bey der Jonischen. Sturm ziehet die Aushölungslinie der deutschen Ordnung, wie Goldmann solche bey der Römischen. Die Aushölungen verjüngen sich auch gegen dem Knauff der Säule, wie der Säulenstamm selbsten. Dergleichen ausgehölte Säulen verlieren durch die Aushölungen einen Theil ihrer Stärke nicht nur, sondern wenn die Säulen mithin auch die Auskiefungen groß werden, so kommen sie einigen zu einförmig vor, und setzen also aus dieser gedoppelten Ursach in die Hölungen Stäbe oder andere Zierathen. Auch an den Ecken der ausgehölten Pfeiler werden, wie an dem Pantheon zu sehen, in die Aushölungen runde Stäbe gesetzt, den Ecken mehr Festigkeit zu geben. In der Antiquität findet man die Marmorsteinernen Säulenstämme mit runden Stäben, theils bis an den 3ten Theil belegt, wie zum Beyspiel bey den Corinthischen Säulen an dem Bogen Constantini, theils mit platten abgeschnittenen Stäben, wie an dem Pantheon in Rom zu sehen. Die mit Laub ausgezierte Aushölungen findet man in der Antiquität zwar nicht so häufig als der erstere, inzwischen weil sie der Stärke des Säulenstamms eben so wenig als die Blätter an dem Corinthischen Knauf zuwider sind, so läßt sich die Gewohnheit einiger solche mit Laub zu verzieren nicht so schlechterdings verwerfen, und weilen die Säulen innerhalb der Gebäude jedesmal reichlicher geziert seyn sollen als die äußern, so schicken sich zu jenen wann das übrige auch darnach eingerichtet wird, dergleichen geschnizte Aushölungen nicht uneben. Die ausgehölten Säulen und Altarverkleidungen, sind zu solcher Verzierung sehr geschickt, weil man sie in Holz gar wohl schneiden kann.

* s. Tafel der Bürgerl. Baukunst Fig. 25.

Aushölzen, heißt bey den Schustern den hölzernen Absätzen durch Beschneiden die gehörige Gestalt geben.

Ausholen, zu weit, ist ein Fehler in den Werken des Geschmacks und des Geistes, da man das entfernteste dem nähern vorzieht. Ein jedes Ganze, es mag eine Rede, ein Gedicht, von größern oder kleinern Umfang seyn, muß einen Anfang haben, dem in derselben nichts vorgehen kann, und was allen andern Dingen vorhergehen muß. Was über diese Gränzen hinausliegt, und nichts zur deutlichen Einsicht des Ganzen oder seiner Theile beyträgt, liegt ausser dem Umfang der Sache, und gehört nicht dazu. Wenn nun aber jemand aus Liebe zur Weitläuftigkeit dieser dennoch hineinmischt, so sagt man von ihm daß er zu weit ausholle. Die Handlung, die in der Iliade zum Grund liegt, ist der Streit des Achilles und Agamemnons; alles, was bey der Belagerung von Troja vorher vorgegangen war, gieng dem Dichter nichts an, noch weniger, was vor dem Ausbruch des Kriegs hergegangen war. Man kann die ganze Handlung begreifen, wenn man auch von allen dem, was vorhergegangen ist, nicht ein Wort weiß. Man hatte in den ältern Zeiten noch eine Iliade, welche ob sie gleich einen weit größern Zeitraum in sich begriff, als die Homerische, nur zum Spott die kleine Iliade nennte; diese holte zu weit aus, und fieng die Geschichte von der Zerstörung Troja, von dem unglücklichen Ende des Meleagers, und dem Ey der Lede an. Der Verfasser wird deswegen mit Recht vom Horaz getadelt; denn man erkennt daraus die Ursache des Kriegs nicht unmittelbar. Solche Umschweife geben der Vorstellung eine anstößige Unvollkommenheit. Wollte man zur Entschuldigung sagen, daß ja alle Begebenheiten in der Welt mit den vorhergehenden verbunden wären; so muß bedenken, daß man keine Universalhistorie, die sich vom Anfang des menschlichen Geschlechts anhebt, sondern abgesonderte Handlungen und Begebenheiten erzähle. Sobald man unsere Vorstellung befriedigt habe und uns nichts vorhergegangenes zu suchen übrig läßt; so ist es genug; was weiter her geholt ist, ist fehlerhaft. In den dramatischen Werken bedient man sich der Erzählungen der nothwendig zu wissenden Stücke, um den Anfang der Handlung nicht zu weit hinauszusetzen. Auch in philosophischen Abhandlungen kann man zu weit ausholen, wenn man nicht mit Gründen, die die gegenwärtige Materie zu nächst und unmittelbar bestimmen, sondern mit weit entfernten anfängt. Es war einmal eine Mode in Deutschland eine jede philosophische Abhandlung mit dem Satz des Widerspruchs anzufangen, und durch alle metaphysische Grundsätze durchzusetzen, bis man endlich auf die Hauptsache kam, deren Ausführung oft kaum den vierten Theil des Ganzen ausmachte. Redner, so wohl geistliche als weltliche, fallen manchmal in den Fehler, den Rabner in seiner Geschichte der Glückwünschungsschreiben, so beissend gerügt hat.

Ausholer, der großen Blinden, ist an der Boegspriet ein Tau, womit die Raa nach außen zu gehalten wird.

Ausholeisen, ist ein scharfes Eisen, dessen sich die Lohgerber bedienen die Häute, auf welchen von dem Abhaaren einige Grundhaare stehen geblieben, zu scheeren. Die Ungarische Gerber haben zu dieser Arbeit ein besseres aber künstlicher zu regierendes Werkzeug, welches sie die Griffisenß nennen und an seinem Orte beschrieben wird.

Aushubmeisel, ein Hohlmeisel. s. Auohauer.

Aus-

Aushubüberrest; was nach gemachten Proben vom Silber übrig bleibt; es wird bey dem jährlichen Abschluß im Zehenden gutgeschrieben und eingeliefert.

Aushungern eine Festung, s. Bloquade.

Ausjätten. Wenn man das Unkraut in den Gemüß- und Blumengärten ausraufet, auf die oder jene Weise wegnimmt, so sagt man: man jätte aus; das Werkzeug, die Haue oder das Messer, womit man ausjättet, heißet: die Ausjätthaue, das Ausjättmesser.

Wie nothwendig diese Arbeit in den Gärten seye, wird man wohl einsehen, wann man überleget: daß das Unkraut, welches gemeiniglich in größerer Menge und schneller wächst als die guten Pflanzen, folglich diesen auf zweyerley Art schade: einmal, daß es die Nahrung wegnimmt, sie den Pflanzen entzieht und ihren Wuchs hindert, dann, daß es die Pflanzen überschattet, die Sonne nimmt, und sie also zu Grund richtet.

Diese Arbeit aber ist sehr mühsam, und fordert ein genaues Verfahren, um nicht mit dem Unkraut die Pflanzen selbst auszuraufen, welches gar leicht geschehen kann.

Wann man sich dieses Handgriffes bedient, daß man alle Pflanzen und Gewächse in Reihen saet und pflanzet, so erleichtert man sich diese Arbeit um vieles; man kann mit einer schmaler Haue, welche unter dem Namen der Jätthaue bekannt ist, zwischen den Reihen alles Unkraut, ohne die Pflanzen zu beschädigen, gar leichte heraushauen; bleibt auch dabey zwischen den Pflanzen etwas Unkraut zurück, so nimmt man es, da es schon locker stehet, ohne Mühe mit der Hand weg.

Ob man das Unkraut auf den Getraydeäckern ausjäten, ausgraben solle, wie es einige Ackersleute thun, andere nicht thun, ist leicht zu entscheiden. Ich trete den letztern bey, und wenn die erstern mehr Fütterung hätten, und sich mit diesem Ausgraben nicht elendig behelfen müßten, so würden sie thun wie ich. Die Natur saget es selbst: lasset das Unkraut stehen bis zur Erndezeit! — Dann 1) wann der Acker gut gebauet, mit Mergel wohl versehen wird, so ist des Unkrautes wenig; 2) wann man auch mit dem Ausgraßen Nutzen schaffen würde, so schadete man dabey doch auch auf der andern Seite durch Mitausraufen und Vertreten des Saamens nicht wenig; 3) zudem hat das Getrayde das Unkraut in trockener Witterung bald überwachsen, und erstickt, und bey nasser Witterung wird das Ausgraßen wenig oder nichts fruchten; das Unkraut wird sich bald wieder sammlen und erholen.

Ausjätthaue. Ist eine kleine Haue, wie eine andere geformt; hat aber auf seiner Gegenseite zween Zinken, wie ein Karst; die Zinken sind nicht rund, sondern etwa Fingersbreit geschlagen, und vorn geschärft; diese Gestalt hat sie deswegen, damit man mit diesen beeden Zinken, mit zween zugleich oder mit einem alleine da, wo man mit der Haue in einen engen Raum nicht eingreifen kann, eingreife, und das Unkraut ohne Schaden der Pflanzen zwischen herausnehme.

Auskämmekamm, ist diejenige Art aus Horn bereiteter Kämme, welche blos zum auseinanderkämmen der Haare gebraucht wird, und daher starke, gleichlange, etwas weit und gleich von einander entfernte Zähne hat. Eben dieselbe Art, wenn sie über dem Feuer krumm gebogen wird, macht die krumme Kämme aus, die die gemeine Leute in den Haaren zu tragen pflegen, und von welchen sich die Chignonkämme der Frauenzimmer nur dadurch unterscheiden, daß die Zähne der letzten weiter von einander entfernet, und nach einer Bogengestalt an den beyden Enden kürzer und in der Mitte länger sind.

Auskappen, bedeutet bey den Metzgern etwas ohne Schnitt aus dem geschlachteten Vieh herausnehmen.

Auskaufungsrecht, ist ein der Obrigkeit zustehendes Recht, nach welchen die Unterthanen sich müssen gefallen lassen, daß ihnen ihre Güter und Ländereyen, gegen Empfang des Werths derselben genommen werden. Vornemlich ist solches in Churſachsen üblich. In der Marggrafschaft Meissen, stehet einer jeden Obrigkeit frey, ihre Unterthanen auch wider Willen derselben auszukaufen, wenn sie gleich nicht mit dieser Befugniß ausdrücklich belehnt worden ist. Der Ursprung dieses Rechts liegt vermuthlich in dem ehemaligen Haß gegen die wendischen Einwohner. Der Mißbrauch dieses Rechts hat veranlaßt, daß in einigen Provinzen dem Adel ausdrücklich verbothen ist die Unterthanen auszukaufen.

Auskegeln, s. **Auskötzen**.

Auskehlen; heißt in der Baukunst und bey den Schreinern etwas mit hohlen Streifen oder Rinnen versehen. s. Kehlen.

Auskehren das Haus. Es ist dabey darauf zu sehen, daß der Staub nicht zu schnell, und stark aufgefahre, und sich an die Wände und Meublen anlege. Durch etwas vorher naß gemachten Sand, oder angefeuchte Sägespähne, die auch den subtilesten Staub, wenn sie über den Boden hingeschoben werden, mitnehmen, läßt sich dieses am besten verhindern.

Auskehrigt, wird das, so mit dem Besen aus der Stuben u. dgl. ausgefegt und weggeschaft wird, geheißen; da nun aber auch an diesen Orten vieles Dungreiche sich vorfindet, so muß man dieses Auskehrigt allezeit auf die Mistſtätte aufschütten.

Auskeilen; **Der Gang keilt sich aus**. Wenn ein Erzgang und Anbrüche je länger je schmäler werden, und sich zuletzt in eine Spitze endigen und verlieren, so heißt es der Gang keilt sich aus.

Auskeltern, s. **Keltern**.

Auskernen, (ökonomisch) sagt man, wann man die Kerne oder die Hülsen, oder Schalenfrucht aus der Hülse oder Schale nimmt. Wenn man auf der Mühle den Kern des Dinkels oder Spelzens aus den Hülsen mahlet, so heißt es Gerben. s. **Gerben**.

Auskernen, (bergmännisch) heißt bey Bergwerken das beste und reichhaltige Derberz von den geringern absondern.

Auskesseln. Wenn bey dem Bergbau ein Schacht oder eine Grube eindricht oder verschüttet wird, so giebt es oben zu Tage eine Vertiefung die die Gestalt eines Kessels hat, daher sagt man, der Schacht hat sich ausgekesselt.

Auskexern, sagen die Bergleute, wenn sie eine Wand aufsetzen oder versetzen wollen, und erst Ritzen hineinhauen müssen, um Keile hineintreiben zu können.

Auskflaftern, heißt im Forstwesen den körperlichen Inhalt eines noch nicht gefälleten Baums, nach dem Klaftermaaß bestimmen.

Auskflagen, einen verklagen, und den Proceß bis zu einem rechtskräftigen Endurtheil fortsetzen.

Auskflauben, (bergmännisch) ist soviel wie auskernen oder auslassen, nemlich, das Gute von dem untauglichen absondern.

Auskleinen. Wenn noch einige gute brauchbare kleine Erzstückgen auf den Halden oder sonst am Tage zerstreuet liegen, und es der Mühe verlohnt sie auszulassen und auszuklauben.

Ausklopfen, das ist eine oft vorkommende und immer sehr nöthige häusliche Verrichtung. Man muß die Kleider, Pelzwerke, Tapeten, Teppiche, Stühl- und andere Polster, Bettungen u. dgl., durch **Ausklopfen** vom Staube reinigen, und dadurch gegen Motten und anderes Ungeziefer sichern.

Ausklopfen, (bergmännisch) ist ein Zeichen mit starkem Anklopfen in der Grube, welches andeutet daß nun die Schicht vollendet ist. Sobald dieses gemeldet wird, schlägt der nächste Hauer so es höret mit dem Fäustel aufs Gestein, und so giebt einer dem andern das Zeichen weiter, daß es Zeit sey vom Ort und Schlägel wegzufahren und Schicht zu machen.

Auskneblen, heißt bey den Jägern einen Hund von der Fette losmachen.

Auskörnen, s. **Auskornen**.

Auskothung bey den Pferden. Eine Verrenkung an der Köthe entweder der Vorderfüße oder Hinterfüße, nennt man eine **Auskothung**. Es geschieht dieselbe, wann Pferde entweder auf einem ungleichen Boden fallen, oder beym schnellen Umwenden ausglitschen.

Man merkt diese Auskothung gar bald an einem Pferde, wenn es nämlich nur die Spitze der Zehe auf den Boden setzt; und ausgewichene Knochen auf einer, oder der andern Seite herworstehen u. dgl.

Die Auskothung ist an sich immer gefährlich, gefährlicher aber, und auch schwerer zu heilen, wann sie die Hinterfüße betrift.

Um die verrenkten Knochen wieder gehörig einzurichten, muß man durch verschieden. Personen den Fuß gleich über der Köthe, und bey dem Horn des Hufes fest fassen, und das verrenkte Gelenk nach und nach auseinander ziehen lassen, unterdessen, daß der Knochen wieder eingerückt wird. Wann er gehörig eingerichtet ist, so wird das Pferd wieder auf den Fuß treten können. Manchmal kann die Einrichtung nicht eher geschehen, bevor man nicht die zu große Geschwulst, und die Entzündung am Gelenke, durch zertheilende Mittel, vertrieben hat.

Weil die Bänder des Gelenkes bey der Verrenkung öfters stark geschwollen sind, so muß man nach der Einrichtung es fleißig mit Brandewein oder Kampferspiritus waschen, oder Umschläge mit warmen Wein, in dem zertheilende Kräuter gekocht worden sind, machen. Auch ist es gut dem Thier im Anfang Ader zu lassen.

Auskommen, wird fürnemlich in Rücksicht auf das zeitliche Vermögen gebraucht; und man sagt von einem, daß er **auskomme**, wenn es ihm an Gelde nicht fehlet, und er davon so viel hat, als er gebraucht. Ist einer eben nicht reich, hat aber doch soviel von zeitlichen Gütern, oder kann jährlich soviel erwerben, als er zu seiner Erhaltung, zum Wohlstande, und überdem noch zu einem erlaubten Vergnügen gebraucht; so hat er sein reichliches **Auskommen**. Und wer nur soviel von dem zeitlichen Vermögen besitzet, oder auch jährlich erwirbt, als er zur Noth braucht, der hat sein nöthiges **Auskommen**.

Auskommen, nothdürftiges (juristisch) s. **Competenz**.

Auskragen, wird in der Baukunst vornemlich von den Mauern gebraucht, wenn sie in einer gewissen Höhe weiter herausgerückt werden.

Auskratzung und Ausstreichung einzelner Worte und ganzer Stellen in Urkunden und Handschriften. In dem mittlern Latein heißt solches *Su perinductio, litura, caraxatura.* Man findet sowohl original Urkunde, als auch richtige Handschriften, worinnen sowohl einzelne Wörter, als ganze Stellen ausgekratzet, oder ausgestrichen sind. Es ist darüber in der Diplomatic die Frage, ob diese ausgekratzte und ausgestrichene Stellen, die Urkunde und die Handschrift verdächtig machen, oder gar als falsch und interpolirt angeben. Sie ist mit vieler Behutsamkeit zu beantworten.

Allerdings giebt es ganz ächte Originalurkunden, wo ein Unverständiger, der gewisse Ausdrücke nicht verstanden, noch in der Chronologie erfahren gewesen ist, aus Unwissenheit nicht allein die Jahrzahl verändert, sondern auch sogar Worte und Stellen verändert hat, ohne dabey eine boshafte Absicht zu haben. Muratorius giebt in sein *Antiquit. Italiæ Th. III.* S. 68. davon zwey sehr merkwürdige Beyspiele. — Allein die Auskrazung, ist nicht allemal aus Unwissenheit geschehen, man hat allezeit Ursach die ausgekrazte Stelle genau zu critisiren, ob sie nicht einen gegründeten Verdacht an sich hat. Betrift die ausgekratzte Stelle die Hauptsache des Documents von einer Schenkung, Vermächtniß und anderer wichtigen Umstände, so ist sie allerdings verdächtig, und muß scharf untersuchet werden. Wenn man sie, nur in der Eingangsformel, Erzählung, Schlußformeln mit einem Worte nur in Nebensachen des Documens findet, so ist wenig darauf zu attendiren, und man kann sie aus dem Grunde mit Recht nicht verwerfen. Ein anders ist, wenn die Urkunde in der Jahrszahl falsch ist, obwohl auch hierinnen die Falschheit der Urkunden nicht allemal sicher anzunehmen ist, indem man Beyspiele nachweisen könnte, daß die Notarii und Concipienten der Urkunden sich geirret, und selbst Fehler genug bey der Ausfertigung begangen haben. Und wie leicht ist es nicht möglich, daß er statt ein C zwey CC oder umgekehrt hinsetzet, und so geht es mit den andern Zahlen auch an. Zu den Zeiten, wo noch die Kanser und Fürsten beständig in den Ländern von einem Palatio zum andern zogen, mithin die Canzeley gleichfalls von einem Orte zum andern geschleppt ward, und also die Urkunden öfters geschwind genug ausgefertiget sind, ist dieser Vorfall sehr leicht möglich gewesen. Wenn also nicht mehr und erhebliche Data hinzu kommen, so macht dieser Fehler eigentlich keine Supposition kenntbar. Wenn mit anderer Tinte, und auch mit einer andern Hand eine ausgekrazte Stelle in einer wichtigen Sache des Documents beschrieben ist, so muß man allerdings allen Verdacht gegen die Stelle haben, und sie genau untersuchen. Die Urkunde selbst kann deswegen allemal ächt, und richtig ausgefertiget seyn, sie ist alsdenn aber nur interpolirt. In Nebensachen kann es immer seyn, ohne daß man nöthig hat, darüber unruhig zu werden.

Die Ausstreichung ist an einem sehr verdächtigen Orte anzusehen, wenn solche z. B. die Einsetzung eines Erben, die Zeitangabe, die Unterschrift eines Testaments, die geschenkten Güter und deren einzelne Theile ꝛc. betrift. Kann man aber hinreichend beweisen, wenn solches auch in der Hauptsache geschehen ist, daß solches aus Versehen, und nicht in böser Absicht gethan worden, so bleibt die Acte in ihrem Werth. Der heilige **Remigius** in **Rheims**, sagt in seinem Testament: si qua litura vel charaxatura fuerit inventa, facta est me præsente, dum a me relegitur & emendatur, wenn sich einige Auskrazung darinn befindet, so ist solche in meiner Gegenwart geschehen.

Das Auskrazen eines oder mehr abgeschabten Worte

Digitized by Google

ist bisweilen nicht so stark und völlig geschehen, daß man nicht die erste Schrift noch lesen könne. Alsdenn ist aus dem Zusammenhang der Urkunde leicht zu urtheilen, ob die zwote Schrift betrüglicher Weise angebracht ist, oder ob es eine Verbesserung des ersten Concipienten und Schreibers ist.

Man findet ächte Originalurkunden, wo man alte unnütze abgeschabet, und um das Pergament zu brauchen, neue darauf geschrieben hat. Diese haben im Grunde keinen Verdacht gegen sich. Aus der Ursache hat man Diplomen abgeschabet und das Pergament zu den Handschriften genommen, auch umgekehrt aus Handschriften ausgeschnitten, und zu Diplomen gebraucht. Der Pabst Alexander III. hat in den Decretal *Lib. III. Tit. XXII.* die Entscheidung gegeben, daß ein abgeschabtes und ausgekratztes Päbstliches Rescript in einer unverdächtigen Stelle nicht für fehlerhaft gehalten werden sollte. Man zeigte auch wohl gar an, daß die Abschabung und Auskratzung von dem Concipienten und Schreiber selbst geschehen sey. Also liefet man in einer Urkunde von A. 1399. Raturas factas in octava linea sub eodem signo meo fideliter approbo. In Frankreich beschrieb man im XIV. Jahrhunderte die Zwischenzeilen und Auskratzung besonders, und attestirte, daß solches nicht aus Boßheit sondern aus Versehen geschehen sey. Unter einer Urkunde von A. 1363. ist attestirt: "Zum Zeugniß dessen haben wir auf Bericht des beeideten Gerichtschreibers diesen gegenwärtigen Brief mit dem Siegel der Prevote zu Auxerre, indem wir die Zwischenzeile, die mit dem Worte grace gemacht worden, billigen, welche Zwischenzeile aus Versehen des Schreibers und nicht aus Betrug gemacht worden, so wie es uns gehörig eröffnet worden. Dat. Auxerre den Montag nach den Feste der Reinigung Mariä A. 1363."

Von Handschriften findet man sehr viele, die man abgekratzet und abgeschabt hat, um das Pergament zu gebrauchen, und eine andere darauf zu setzen. Der große Montfaucon schreibt in seiner Palæographie S. 37. 213. 231. daß er in verschiedenen alten Bibliotheken viele Manuscripte aus dem achten, neunten, und noch ältern Jahrhunderten gefunden habe, deren erste Schrift man abgekratzet, um eine andere an deren Stelle zu setzen. Maffei verschiert solches von einem alten Manuscript des Sulpicius Severus, so gleichfalls abgeschabt worden, um etwas anders darauf zu schreiben. Auch hat man sogar die Gewohnheit gehabt, daß man die Blätter in die Quere gelegt, und so beschrieben hat, womit die neue Schrift die alte durchschneidet. Auf solche Art ist das alte Fragment des Livius, so Herr P. J. Bruns aus einer uralten Handschrift der Vaticanischen Bibliothek 1773. edirt hat, beschaffen gewesen. Das Fragment des Livius nemlich ist mit Majuskel Schrift auf 2 klein Folioblättern von sehr dünnen Pergament geschrieben. Der Herausgeber hält es so alt, wie der Vaticanische Terentius wo nicht älter und setzet es wenigstens in die Zeiten vor Constantin den Großen. Der zweyte Schreiber hat diese 2 kleine Foliobogen in 4 Octavblätter umgebogen, und quer über den alten Text mit Uncialbuchstaben sehr zierlich und fein aufs neue beschrieben, doch so, daß der Herausgeber den alten Text des Livius zwar mühsam, aber doch deutlich hat lesen können. Es war also ein Codex rescriptus.

Einen Codicem rescriptum nennet man eigentlich einen geschriebenen Codicem, der nachher nochmals in die quer oder zwischenher überschrieben ist, mithin eigentlich zwey Manuscripte enthält. Man glaubt und erinnert sich, aber doch ungewiß, weil das Buch nicht bey der Hand ist, daß das Fragment des Ulphilas, so Knittel von einem alten Codice der Wolfenbüttelschen Bibliothec in 4. drucken lassen, auch von dergleichen Codice rescripto genommen ist.

Auskriechen oder **Ausschliefen**, sagt man von den Insekten, wann die Raupe oder die Made aus dem Ey, oder das vollkommene Insekt aus seiner Puppe hervorkommt.

Auskutten, sagt soviel wie **Ausklauben** der Halden, oder die gute brauchbare Erzstücke herauslesen. Auskutten kommt vermuthlich von Kaute eine Grube.

Ausladen, heißt aus einem geladenen Feuerrohr, das nicht losgezündet werden soll, die Ladung wiederum herausnehmen. Aus Kanonen werden die Kugeln und der Vorschlag mit dem Kugelzieher, aus kleinem Schießgewehre mit dem Kräzer gezogen (s. **Kugelzieher, Kräzer**), und wie das Pulver herausgebracht werde, verstehet sich von selbst.

Ausladen, ist auch ein Wort des Kohlenbrenners. Wenn nemlich der Meiler gar, die alten Stücke weggenommen und derselbe durch die Bewerzung mit neuer abgekühlet ist, so holet er nach und nach mit dem Langhaken Kohlen heraus und lässet sie am Fuße des Meilers kalt werden. Dieses nennet er **ausladen** oder **ausstoßen**.

Ausladung, (Baukunst) **Auslauf, Auslaufung**, (*Projectura.*) nennt man die Weite, um welche ein Glied von der Achse der Säule ausschweift. Vitruv nennt sie **Scphora**, der Franzos **Saillie** und der Italiener, **Sporto, Proggettura**. Also ist Kl* der Auslauf des obern Gliedes, und eb des untern Gliedes. Man hat sie zu wissen nöthig, wenn man die Ordnungen zeichnen will, daher werden auch solche in die Tabellen zu Zeichnung der Säulenordnungen gesetzt. Bey dem Säulenstuhl müssen sich die Ausläufe alle nach dem Würfel richten. Da nun derselbe 2¼ Modul hoch, mithin als Würfel eben so dick wird, so beträgt die halbe Dicke oder der Auslauf 1¼ Modul oder 41½ Modultheile. Der Fuß des Säulenstuhls, welcher unten um ½ Modul über dem Würfel hervorragt, lauft also auf 56½ Modul im Grundstein aus. Die Ueberragung des Deckels, welcher ½ Modul hoch stehet, 8 Theile vor, mithin wird die ganze Ausladung des Deckels vom Aerstrich 59½ Modultheile. Der Säulenfuß tritt unten ¼ Model vor die Säule, da nun die halbe Säulendicke unten am Schaft = 1 Modul, so wird der Auslauf unten an dem Säulenfuß = 1¼ Modul seyn. Der Untertheil des Unterbalkens hat mit dem obern Theil des Säulenschaftes gleichen Auslauf, das ist 25 Modultheile, oben aber hängt er bey der Toskanischen Säule 4 Modultheile und so bis bey der Corinthischen 5 Modultheile über. Der Borten hat mit dem Obertheil des Säulenschafts gleichen Auslauf, d. i. 25 Modultheile. Dem Kranz wird gemeiniglich soviel Ausladung gegeben, als derselbe hoch ist, das ist 1¾ Modul. Die starke Ausladung der Karnieße durchschneidet in den Kirchen bey den freystehenden Säulen die Höhe zu sehr, sie unterbricht die senkelrechte Linie der Höhe, und verursacht dadurch, daß die Kirche bey weitem nicht so scheint als sie wirklich ist. Daher scheinen die neu erbaute Kirchen bey weitem nicht so hoch als sie in der That sind. Der starken Ausladung des Karnieses ist diese übele Wirkung zuzuschreiben, wordurch man nicht

* s. Taf. der bürgerl. Baukunst. Fig. 26.

Digitized by Google

mehr siehet, wie der obere Theil des Gebäudes auf dem untern ruhet, und den Eindruck verliehrt, welchen die Höhe machen würde. Bey den Gothischen Kirchen merkt man ihre große Höhe, weil sie durch nichts unterbrochen wird. Sie fällt stark in die Augen, weil eine gerade Wand senkelrecht von dem Grunde bis dahin, wo das Gewölbe anfängt, empor steigt, und durch die Rippen, welche den Bogen abzeichnen, verlängert wird, dergestalt, daß nichts den Eindruck, welchen die Höhe macht, verringert, sondern daß alles vielmehr darzu beyträgt, die Höhe ansehnlicher zu machen. Es wäre zu wünschen, daß bey den Ausladungen der Säulen mehr darauf gesehen würde, wie sie zum bestimmten Gebrauch der Säule sich schicken, als daß man den alten Säulen ohne Rücksicht des Orts wohin solche gestellt wird, gleiche Ausladung macht.

Man verstehet auch in einigen Orten unter Ausladung einen Erker. (S. Erker.)

Ausladung, (Physik.) Wenn man bey der Electrisirmaschine einer Verstärkungsflasche die electrische Kraft mittheilt, so nennt man solches die Versärkungsflasche laden. Lockt man hingegen einen erschütternden Funken heraus, welcher ihr die mitgetheilte Kraft benahe ganz raubet, so nennt man dieß die Ausladung.

Ausladungsgestelle, (*Decharge*) ist ein Gestelle von Holz, auf welchem bey den Schiefersteinbrüchen der Begleiter (s. Begleiter) eine Tafel unter den Kasten schiebt, wenn die Maschine denselben aus dem Steinbruch in die Höhe gehoben hat. Dieses Gestelle * besteht aus einer Rahme von 4 Hölzern, a b c d nach Beschaffenheit der Länge derselben von 7 bis 9 Zoll dicken Balken zusammengesetzt, auf welchen zwey Schiebriegel g e und f g liegen, welche an den eisernen Nageln g beweglich, und worauf die Tafeln h gleichfalls in i mit eisernen Zägeln befestigt sind. Wenn also der Kasten in die Höhe kommt, und so weit erhoben ist, daß er über dem Ausladungsgestelle hangt, so rucket der Begleiter beyde Schiebriegel g e und f g nach k, damit der Kasten darauf ruhen, gereinigt und geleert werden kann.

Ausländer, (Insectologie). Dieser **Blattkäfer**, (*Chrysomela 8 punctata*) kommt aus Surinam, und steht in der Ordnung derer, welche einen länglichen Körper und schmalen Brustschild haben. Er ist schwarz, sein Brustschild aber Ziegelroth, und die Flügeldecken sind mit vier gelben Puncten gezieret.

Ausländer. In der Gesetzgebung ist es ein Hauptgegenstand die Einflüsse genau zu wissen, welche die Ausländer auf das Interesse des Staates in den verschiedenen Verhältnissen, darinne sie sich befinden können, hervorbringen. **Die erste Verhältniß**, darinne wir die Ausländer gegen den Staat zu betrachten haben, ist die, da sie noch in ihrem Vaterlande wohnen, und also unserm Staate noch fremde sind. In dieser Verhältniß befördern sie das Glück unsers Staates, wenn sie uns unsere Producte abnehmen und verbrauchen, und dagegen die Zahlungsmittel zuwenden, deren wir benöthigt sind, oder die wir zur Vergrößerung unseres Glückes verwenden können. Jeder Fremde, wenn er auch an der äußersten Spitze der bewohnten Erde sich befindet, vermehrt unsern Reichthum, wenn er uns unsere Produkten oder Arbeiten abkauft. Das ist und bleibt ewig der einzige Weg, wie wir in unserm Staate in der Benutzung der Länderenen immer weiter gehen, und den Totalerwachs und Profit der Cultur vergrößern, und immer mehr Arbeiten hervorbringen können, daß wir durch das immer aufrechtstehende und höhersteigende Interesse, welches durch die sich immer ausdehnende Nachfrage nach unsern Produkten und Arbeiten, und also durch den sich erweiternden Absatz, oder Verschluß derselbigen bewirket wird, Lust und Eifer und Vermögen bekommen, die Productionen und die Gewerbe zu vervielfältigen. Jeder Concurrent also, er mag hier bey uns, oder in China wohnen, ein jeder, der uns für unsre Produkte und Arbeiten seine Zahlungsmittel zuwendet, ist ein Beförderer unserer Produktion und unserer Gewerbe. Daher ist das wahre Interesse der Gesetzgebung dahin gerichtet, nicht die Armuth und Schwäche der Ausländer, sondern vielmehr ihren Reichthum und ihr Glück zu wünschen, und alles zu dessen Erhaltung und Erweiterung nach Vermögen beyzutragen. Denn je reicher die Ausländer sind, desto mehr sind sie im Stande, durch den Ueberfluß ihre Zahlungsmittel, sie mögen bestehen, worinne sie wollen, die Produkte und Waaren unsers Staates zu vergüten und desto mehr suchen sie unsere Waaren und Arbeiten. Arme und entkräftete oder ausgesegene Ausländer können das nicht, und unser Staat leidet also immer, wenn die Ausländer durch Bedrückungen und Verfall ihrer Wirthschaften in armseelige Umstände versetzt werden. Alle weit die falsche Staatskunst von diesem Wege abweicht, das ist in unsern Tagen notorisch. Sie will ihren Staat von allen übrigen immer unabhängiger machen, und die Quellen der Reichthümer für die Ausländer verstopfen; eben als wenn es nicht sonnenklar wäre, daß der Staat immer reicher und mächtiger wird, wenn viele Fremde ihre Reichthümer ihm zufließen lassen, und also selbst immer reicher werden.

Die andere Verhältniß, darinne die Ausländer gegen den Staat zu betrachten sind, ist die, da sie in unsern Staat kommen uns zu besuchen, oder ihre Geschäfte darinne zu führen. In dieser Verhältniß können sie unserm Staate große Vortheile, aber auch großen Schaden zufügen. Das **erste** geschieht durch den vergrößerten Verbrauch unserer Produkten und Arbeiten; Das **andere** aber, wenn sie Unruhen in dem Staate anstiften, oder einen unsittlichen und verderblichen Geist der Weichlichkeit, der Sinnlichkeit und Ueppigkeit ausbreiten, der die Kräfte unserer Bürger entnervet, und die Arbeitsamkeit schwächet, und die Auslagen auf die Cultur der Grundstücke und der Gewerbe vermindert. Auf diese Verhältnisse hat eine weise Staatsverwaltung die sorgfältigste Aufmerksamkeit zu lenken. Ein solches Gift, das einmal die nützliche bürgerliche Thätigkeit erschlaffet hat, läßt sich alsdenn schwerlich in seinen Fortwirkungen aufhalten. Es ist politische Wachsamkeit nöthig, damit allen den Fremden, die in unsern Staat kommen, in allem Betrachte die genauste Gerechtigkeit verwaltet, und durch friedliches und freundschaftliches gastfreyes Betragen das Leben angenehm gemacht, aber auch zugleich wider jene zu befürchtende Folgen durch neue lebhaftere Aufklärung des aus ihnen fließenden Verderbens und durch gute Sicherheitsanstalten der Policey alle nur ersinnliche Vorkehrung getroffen werde. Die Geschichte des Handels der Nationen und kleinern Staaten zeigt bey diesem Puncte gemeiniglich die größten Fehler der Regierungen. Bald gab ein Staat Gesetze, welche Ausländern untersagten bey ihm ihre Waaren andern Fremden zu verkaufen, und sie zwangen, nur an die Bürger des Staates ihre Waaren zu überlassen, und keine Waaren, die von Aus-

* s. Tafel der Machinenbaukunst Fig. 1.

Digitized by Google

ländern gebracht waren, einzukaufen und auszuführen; bald wollte er den Ausländern bey sich keinen Handel als mit baaren Gelde schließen lassen; bald erlaubte er die Güter, welche die Ausländer ihm zuführten, mit Arrest zu belegen, wegen der Forderungen, die ein anderer Fremder machte u. s. w. Bey solchen Verfassungen, die der wahren wesentlichen Gerechtigkeit und dabey auch dem freundschaftlichen Betragen nichts weniger als gemäs sind, werden die Ausländer abgehalten, den Staat zu besuchen, und dieser verliert die großen Vortheile, die mit der vermehrten Consumtion seiner Produkte und Waaren verbunden sind, und die ihm durch den Ueberfluß der Geniessungen auf seinen Märkten verschaffet werden.

Die dritte Verhältniß, in welcher wir die Ausländer aufstellen können, ist die, da wir wünschen, sie in unsern Staat als Innwohner oder Bürger zu ziehen. In dieser Verhältniß enthebt die Frage: unter welchen Umständen ist es einem Staate nützlich, Ausländer zu Bürgern aufzunehmen, und sie dazu einzuladen, und wie kann dieser Endzweck am besten erreicht werden? der erste Theil dieser Frage ist besonders für die Gesetzgebung von der allergrößten Wichtigkeit. Der wahre Reichthum und das Glück eines Staates hängt einzig und allein von der größtmöglichen Benutzung seiner Grundstücke ab. Daraus kommt alles an. Alle übrige Gewerbe und Künste, alle Arbeiten bedürfen nur genugsamer Producte der Grundstücke, so nehmen sie einen thätigen Gang, wenn sie nicht gehindert werden. Sind die Grundstücke des Staates so cultiviert, daß die Nahrungsmittel, und die rohen Materialien zur Unterhaltung der Kunstindustrie immer in Abundanz vorhanden sind, so finden sich ausländische Handwerksleute, Künstler, Fabrikanten, wenn man ihnen nur die völlige Freyheit ihrer Gewerbe von allen Lasten zusichert, zuverlässig in der größten Menge ein, und man hat da nichts weiter zu thun, als nur diesen glücklichen Zustand des Staates öffentlich bekannt zu machen. Unter diesen Voraussetzungen hat man keine besondern Aufmunterungen, oder Belohnungen nöthig, Ausländer in den Staat zu ziehen. Nur muß der Einzug nicht beschwerlich gemacht werden. Wenn es aber noch an der Cultur in einem Lande fehlt, so zeigt sich hierinne ein großer Unterschied. Wenn große ode Districte in den Marknungen der Dörfer und Städte noch zu sehen sind, und wenn sich im Staate nicht genug Unternehmer finden, die vermögend sind, die beträchtlichen Grundauslagen auf die Urbarmachung solcher Wüsteneyen zu verwenden, und dann die Instrumentalauslagen der Cultur zu bestreiten, und die Benutzung zu veranstalten; so hat ein Staat alle Bewegungsgründe in der Welt, reiche Ausländer zu diesen edlen, und für den Staat ewig ersprießlichen Unternehmen einzuladen, und durch alles, was reitzend ist, zu locken. Solche Ausländer werden nun wahre Wohlthäter des Staates, Vermehrer der Geniessungen für den Staat, und Beförderer des Glückes seiner Bürger, und der öffentlichen Einkünfte des Staates. Wenn aber der Mangel der Cultur eines Staates sich darinne zeigt, daß zwar keine ode Districte mehr zu finden sind, aber der Baurenstand so übersetzt und degradirt ist, daß die meisten Landwirthe wegen ihrer allzukleinen Güterportionen und folglich wegen des Unvermögens starke Auslagen auf die Cultur zu machen, die Benutzung der Grundstücke nicht hoch treiben, und kaum für sich und ihre Familien die lebensnothwendigkeiten erwerben können; so ist jeder Ausländer, den man in den Staat, als neuen Bürger lockt, für sich unglücklich und für den Staat eine neue Last. Da es so schon an Lebensmitteln für alle die, welche nicht zu dem Baurenstande gehören, in einem solchen Staate fehlt; so wird die Last durch einen jeden neuen Sucher und Verzehrer für ihn selbst und für andere größer. Der neu ankommende Fremde mag ein Gewerbe treiben, welches er will, so muß er in einem solchen Staate beym Einkauf der Nahrungsmittel, und der rohen Materialien Mangel und Noth empfinden, und immer aus fremden Ländern seine Bedürfnisse hereinzuziehen suchen. Mit dem Absatz seiner Gewerbe kann er auch in diesem Lande wenig Glück hoffen, weil es da, wo der Baurenstand soweit herunter gekommen ist, und wo es an genugsamen rohen Producten mangelt, wenige wohlhabende Sucher der Gewerbswaaren geben kann. Der zweyte Theil der Frage, wie nemlich die Ausländer in den Staat gezogen werden können, läßt sich höchst leicht beantworten. Es muß allen Bürgern des Staates, sie mögen neue oder alte seyn, die vollkommenste Gerechtigkeit in völlig gleichen Maaße in allen Verhältnissen wiederfahren; die neuen müssen an allen Nutzungen und Gerechtsamen in der Gesellschaft gerade wie die alten Antheil haben können; Aemter und Würden müssen für die neuen eben so gut offen stehen, als für die alten. Kurz! es muß für die neuen die vollkommenste Naturalisirung im Staate statt finden. Die Bürgeraufnahme muß mit keinen Kosten oder Lasten von Seiten der Regierung beschweret werden, und man muß den Bürgern besonders aber den Ausländern, die man ruft, die uneingeschränkte Freyheit zugestehen, sich ohne Last wieder aus dem Lande wegzubegeben, wenn es ihnen nicht gefällt. Geht eine Regierung so zu Werke, und ist im Staate unverletzliche Gewissens- Gewerbs- und Handelsfreyheit eingeführt, und der arbitrarische Despotismus entfernt; so darf der Staat zuverlässig erwarten, daß Ausländer sich drängen werden an seinem Glücke als neue Bürger Theil zu nehmen, und in denselbigen hineinzuziehen.

Ausländer von Rom, sind in der Apostelgeschichte Juden, die sich zu Rom aufhielten, und auf dem Pfingstfest in Jerusalem waren.

Ausländisch, nennen die Handwerksleute an verschiedenen Orten diejenigen, die nicht mit ihnen zu einerley Zunft gehören.

Ausländischer Handel, heißt der Handel, den ein Staat mit seinen Waaren oder mit seinen Zahlungsmitteln in einen fremden Staat treibt. Immer müssen die auswärtige Staaten den unserigen entweder seine Waaren und Arbeiten, oder seine Zahlungsmittel abkaufen, und folglich entweder ihre Zahlungsmittel oder ihre Waaren und Arbeiten zur Vergütung geben, wenn ein ausländischer Handel statt finden soll. Niemals kann ein solcher Handel blühend werden, als wenn man in einem wie in dem andern Staate die Masse der Producte, und die Menge der Gewerbe oder Arbeiten, und folglich auch die Quantität der Zahlungsmittel immer vergrößert, und die reciprocke Ein- und Ausfuhr nicht belästiget, sondern ganz frey läßt. Will der Staat A immer mehr Waaren in den Staat B verkaufen, so will er eben dadurch immer mehr Waaren, oder Zahlungsmittel von dem Staate B einkaufen. Also muß der Staat B immer mehr Waaren oder Zahlungsmittel bekommen, wenn der Staat A immer mehr bey demselbigen verkaufen will. Daher besteht abermal das Interesse des Staates A darinne, daß der Staat B immer reicher werde, und umgekehrt ist es mit dem Staat B gegen A wieder so. Ferner zeigt sich aus diesen Verstellungen deutlich, daß ein handelnder Staat seinen aus-

Digitized by Google

ländischen Handel sich selbst verderbt, wenn er Auflagen dabey ziehen will. Der Staat A verkauft Materien oder Waaren in den Staat B, um dagegen andere Waaren oder Zahlungsmittel dafür von dem Staate B einzukaufen. Nun soll einmal der Staat A Auflagen bey diesem Handel auflegen. Entweder wird er diese Auflagen auf den Verkauf seiner Landeswaaren legen, oder auf den Einkauf der fremden Waaren. In jenem Falle macht er geradezu den Verkauf seiner eigenen Waaren schwerer, und im andern Falle vertheuert er sich seine eigene Bedürfnisse, die er von andern Staaten braucht. Immer handelt er also wider sich selbst, wenn er bey dem ausländischen Handel Abgaben fordert. Seine eigene Bürger müssen diese Abgaben entrichten, und nicht der fremde. Nimmt man sie von den Waaren, die man von den Fremden einkauft, oder die der fremde Staat verkauft, und zwar aus den Händen der Fremden, so schlagen diese den Betrag der Abgabe auf die Waare, und die innländischen Käufer müssen sie ganz allein entrichten. Erhebt man sie aber von den Waaren, die aus dem Staate in den fremden verkauft werden, und zwar wieder aus den Händen der Fremden, so helfen sich diese entweder dadurch, daß sie jenem Staate weniger abkaufen, oder dadurch, daß sie ihre Zahlungsmittel jenem Staate theurer verkaufen. In beyden Fällen liegt also die Last der Abgabe wieder nicht auf den Fremden, sondern auf den Innländer. s. auch den Artickel: Handel.

Auslängen, Auslenken. Einen Ort neben dem Erzgang auch quer durch das Gestein treiben; dieses geschiehet wenn man noch Erz in einer Strosse oder Absatz bemerkt, so fährt man auf dieser Spur mit der Arbeit fort, und nennt solche auslängen oder ein Längort.

Auslaufte, heißen die Einkünfte von Salzlothen, welche der Eigenthümer derselben empfängt, wenn er gewisse Pfannen anderen zu versieden überläßt. Bey den Salzwerken zu Halle werden aber auch unter den Auslaufften überhaupt alle reinen Einkünfte einer Salzlothe, welche nach Abzug aller Abgaben übrig bleiben, verstanden.

Auslautung der Messe, s. Messe.

Auslage gegen die Weltgegenden, ist eine Sache auf welche bey Gebäuden und Gärten vieles ankommt. Die gegen Norden gekehrte hat kaum im hohen Sommer früh morgens und abends spät ein wenig Sonne und ist den kalten stürmischen Winden sehr exponiret. Die gegen Abend gekehrte wird vom Regen und den feuchten Winden am meisten getroffen. Die nach Mittag stehende genießet den gelindesten Winter und ist im Sommer der meisten Hitze ausgesetzet. Die Morgengegend ist im Winter kühl hat die Sonne früh und verlieret sie, wenn die Hitze am größten wird. Vitruvius giebt den Rath, die Häuser so zu stellen, daß sie die Ecken den vier Hauptgegenden entgegen bieten. Die Gartengewächse wollen, so wie sie zärtlicher sind, vor der Kälte und den Winden mehr gewehret seyn. Die Pfirsinge stehen am besten gegen Mittag und Morgen; die Birne gegen Morgen und Abend; Abricosen und Aepfel mögen gegen Morgen, Mittag und Abend gepflanzet werden; Pflaumen nehmen selbst mit der mitternächtigen Auslage vorlieb.

Auslagen, Vorschüsse, Unkosten, Aufwand, (*avances*), so nennet man überhaupt die Summe oder den Werth, vermittelst dessen man einen bestimmten Effect hervorbringen will. Alles, was die Menschen unternehmen, hat einen Aufwand, oder eine Summe von Auslagen oder Unkosten nöthig; daher sich mit leerer Hand in allen Geschäften der Nahrung nichts Einträgliches thun läßt.

Auslagen der Cultur in der Landwirthschaft, oder Culturauslagen, sind die Auslagen, welche man in der Landwirthschaft zu Betreibung der Cultur der Ländereyen aufwenden muß. Die Theorie der landwirthschaftlichen Auslagen ist eine von den wichtigsten Grundsäulen der wahren Staatswissenschaft. Wir wollen sie also unsern Lesern in ihrer größten Vollständigkeit vorlegen. Wenn die Oberfläche des Erdbodens in ihrer größtmöglichen Vollkommenheit bearbeitet und benutzet werden soll, so sind folgende verschiedene Arten von Auslagen unumgänglich nothwendig. **Erstlich,** man muß Auslagen machen, um dem Grund und Boden die Einrichtung zu geben, daß man ihn mit der vollkommensten Sicherheit benutzen, und seine Producte gewinnen und zu seinem Vortheile brauchen kann. **Zweytens** muß man diejenigen Geräthschaften und Werkzeuge anschaffen, die man zur besten Bearbeitung und Benutzung der Grundstücke bedarf. **Drittens** müssen alle Erforderniße und alle Arbeiten realisirt werden, welche zu den Cultur- und Benutzungsgeschäften nöthig oder dienlich sind. Diejenigen Auslagen, welche man auf die Grundstücke selbst verwendet, um das Eigenthumsrecht darüber zu erhalten, und um sie in die Verfassung zu setzen, daß sie nützlich cultivirt werden können, werden **Grundauslagen** (*avances foncieres*) der Landwirthschaft genennet. Die Auslagen und Vorschüsse aber, die man auf die Werkzeuge und Geräthschaften macht, deren man zu Führung der landwirthschaft benöthiget ist, heißen **Instrumental-** oder **Inventarienauslagen.** Die französischen Oeconomisten nennen sie erste Auslagen (*avances primitives*). Diejenigen Auslagen endlich, die man auf die wirkliche Bearbeitung und Benutzung der Grundstücke verwendet, sind die jährlichen **Benutzungsauslagen** (*avances annuelles*).

Die landwirthschaftlichen **Grundauslagen** sind eigentlich das Capital, welches der Eigenthümer der Güter auf die Erwerbung und auf die Substanz der Güter aufwendet, und welches er durch die jährlichen Einkünfte aus den Gütern zu benutzen sucht. Wer ein landwirthschaftliches Gut, das ist, eine bestimmte Menge von nutzbaren Grundstücken sammt den dazu nöthigen und dienlichen Gebäuden eigenthümlich haben will, der muß nothwendig entweder einen gewissen District von der Oberfläche des Erdbodens erst zu einem landwirthschaftlichen Gute einrichten; oder solches in seiner Einrichtung, die er schon hat, von einem andern, dem es zugehörte, erkaufen. Man sieht aber von selbst, daß der erste Eigenthümer sich sein landwirthschaftliches Gut zurechte machet. Morastiger oder sumpfigter Grund und Boden muß abgetrocknet werden; aus dem steinigten Boden muß man die Steine ausreuten; ein District voll Hügel und Vertiefungen und Löcher muß auf seiner Oberfläche ebengemacht werden; ein allzutrocknes Land muß mit Wässerungsteichen und Canälen versehen werden; taugliche Gebirge werden zu Weinbergen angelegt; andere Districte zu Waldungen und zu Fischteichen; und damit der Eigenthümer wegen der Gränzen seines Eigenthums mit den Nachbarn nicht in Streit komme, werden die Gränzen der Güter umsteinet oder mit andern Zeichen richtig bestimmt. Dann muß ein Wohnhaus, Scheuer, Stallung, Fruchtboden, Keller ꝛc. hergestellet werden, um die landwirthschaftlichen Geschäfte treiben und die landwirthschaftlichen Nutzungen erforderlich genießen zu können. Alles dies erfordert eine größere

Digitized by Google

oder kleinere Summe von Auslagen oder Unkosten, die, wenn sie gemacht sind, in dem wirklichen Wesen der dadurch hergestellten Güter stecken, und deswegen eben Grundauslagen genennet werden müssen.

Wenn nun der Eigenthümer sein landwirthschaftliches Gut durch seine Grundauslagen hergestellet hat, so hat er doch noch keine Nutzungen davon. Er hat zwey Wege vor sich, aus dem Capital der aufgewendeten Grundauslagen jährliche Einkünfte zu ziehen. Er kann nemlich sein Landgut entweder einem andern verpachten, und eine jährliche Revenüe von dem Pachter sowohl in Naturalien, als auch an Gelde erheben, oder auch selbst bearbeiten und benutzen. Er mag einen Weg einschlagen welchen er will, so ist immer nöthig, um die wirkliche Bearbeitung und Benutzung der Grundstücke anzufangen und fortzusetzen, daß vorher das zur Arbeit und zur Düngung der gesammten Feldstücke erforderliche Vieh, und die nöthigen Ackergeräthschaften und übrige Gefäße und Instrumente angeschaffet werden. Eher ist an die gute Bearbeitung und Cultur der Grundstücke nicht zu gedenken. Will der Eigenthümer des Gutes die Cultur selbst besorgen, so muß er nun nothwendig das zweyte Capital aufwenden, nemlich das Capital auf alle die ebenbenannte Instrumente und Inventarienstücke. Will er sich nicht selbst damit abgeben, so muß der Pachter dieses Capital auslegen, um die erforderlichen Hülfsmittel zur Cultur des gepachteten Guts mitzubringen. Dies sind also die Vorbereitungs- oder Instrumentalauslagen der Landwirthschaft. Sie sind eine Hauptangelegenheit dessen, der ein Landgut oder Grundstücke des Erdbodens, es sey nun als wirklicher Eigenthümer, oder als Pachter, zu seinem Nutzen wirklich bearbeiten will.

Die Größe und der Werth dieser Instrumentalauslagen stehet alleyeit mit der Größe des zu benutzenden Landgutes, oder der zu bearbeitenden Grundstücke, in der genauesten Verhältniß. Je größer die Anzahl der zu benutzenden Grundstücke ist, und je vollkommener sie bearbeitet und benutzet werden sollen, desto mehr und desto besseres Vieh ist zur Bearbeitung und Düngung derselbigen nothwendig, und desto stärkere und dauerhaftere Acker- und andere Wirthschaftsgeräthschaften bedarf man zu seiner Absicht. Ganz unmöglich ist es, daß die Cultur eines Landgutes zu ihrer größtmöglichen Vollkommenheit gebracht werden kann, wenn es dem Eigenthümer oder dem Pachter an der erforderlichen Größe der Instrumentalauslagen fehlt, oder wenn sie nicht im Stande sind, zur rechten Zeit diese Auslagen zu machen, und alle Erfordernisse in Bereitschaft zu stellen. Durch Hülfe dieser Instrumentalauslagen muß den Grundstücken alles das gegeben werden, was ihre productive Kraft zu dem größtmöglichen Grade erhöhet; und durch Hülfe derselbigen muß auch an der zur Bearbeitung und Benutzung erforderlichen Zeit so viel, als nur möglich, gewonnen, und jedes Product unter die vortheilhaftesten Umstände gesetzet werden. Es ist daher die unvermeidliche Folge, daß die Cultur der Grundstücke und Landgüter unvollkommen bleiben muß, und nie der größtmögliche Ertrag der Ländereyen erwartet werden kann, wenn die Eigenthümer oder Pächter der Landgüter entweder aus Mangel der Kenntniß, oder aus Unvermögen und Armuth nicht genug, und wohl noch dazu nur schlechte Culturgeräthschaften auch nicht genug, und kein gutes, sondern nur schlechtes Vieh zur Arbeit und zur Düngung anschaffen, und nicht alles dies immer in completen Stande erhalten können.

Die gesammten Ackergeräthschaften und das Vieh, welche zur Bearbeitung und Benutzung der Grundstücke erfordert werden, sind nun noch nicht die wirkliche Cultur der Ländereyen, sondern nur die Hülfsmittel dazu. Die zu veranstaltende und unaufhörlich fortzusetzende Cultur erfordert nun noch alle diejenigen Geschäfte und Verwendungen von Producten und Kräften, die, wenn sie geschehen, die Cultur und Benutzung der Grundstücke sogleich darstellen oder ausmachen. Der Landmann und alle die Personen, die zur Cultur und den damit verbundenen Geschäften gebraucht werden, müssen während der die Cultur ausmachenden Arbeiten und Verwendungen zur Erhaltung ihres Lebens die nöthige Subsistenz haben; das zur Arbeit und Düngung erforderliche Vieh muß ernähret und gewartet werden; die Gebäude, und Schiff und Geschirr müssen in einem brauchbaren Zustande erhalten werden; die Grundstücke selbst müssen nun gehörig besäet oder bepflanzet, und nach der Anblümung mit den zum Wachsthum der Pflanzen erforderlichen Nothwendigkeiten versehen werden; die Gewächse müssen endlich, wenn sie reif und nutzbar sind, nach ihren verschiedenen Gattungen geschnitten oder gehauen, oder gelesen, oder gefället und eingeerndtet, oder an ihren Verwahrungsort gebracht, und bis zu ihrem ersten Verkaufe zubereitet und auf den ersten Verkaufsplatz geführt werden. Diese Geschäfte und Verwendungen machen die Cultur und Benutzung der Grundstücke selbst aus, und heißen deswegen die wirklichen Cultur- oder Bauungs- oder Benutzungsgeschäfte. Die Kosten, welche sie verursachen, sind die jährlichen Benutzungsauslagen (avances annuelles). Nebst diesen wirklich auf die Cultur aufzuwendenden Ausgaben hat der Landbenutzer auch zugleich einen unvermeidlichen Abgang an Vieh, an Schiff und Geschirr; ingleichen an den sämmtlichen ökonomischen Gebäuden. Dieser Abgang, der sich bey dem Vieh und Culturgeräthe wenigstens auf zehn pro Cent, und bey den Gebäuden, welche alle funfzig oder hundert Jahre erst wieder neu gebauet werden dürfen, auf ein oder zwey pro Cent erstrecket, ist um der Cultur willen zu leiden, und gehört daher unter die wirklichen jährlichen Culturauslagen. Der Werth dieser sämmtlichen jährlichen Benutzungsauslagen bestehet 1) in dem Werth der Sämereyen oder Pflanzen, mit welchen man ein bestimmtes Grundstück besäen oder bepflanzen muß; 2) in dem Werth der natürlichen oder künstlichen Düngung, welche man dem Grundstück geben muß, um es gehörig fruchtbar zu machen; 3) in dem Werth der zur Sichererhaltung oder Nutzbarmachung des Grundstücks, z. E. zu dessen Einfassung zu verwendenden und mit der Benutzung des Grundstücks unbrauchbar werdenden Materialien; 4) in dem Werth des ganzen Unterhalts, welchen der Landmann, der das Feld bearbeitet, während der Arbeiten, die er auf das Grundstück von dessen ersten Zubereitung zur Einsaat oder Anpflanzung an, bis auf die Zubereitung der eingesammelten Producte zu ihrem Verbrauche verwendet, für sich und seine Kinder, die noch nichts verdienen können, erwerben und genießen muß; 5) in dem Werth des ganzen Unterhalts, den man dem Arbeitsvieh während der Culturarbeiten, wozu man es braucht, verschaffen muß; 6) in dem Werth der Unterhaltung des Schiffes und Geschirres und der Hausgeräthschaften des Landwirths während der Zeit, da er sich jener Mobilien zur Benutzung der Grundstücke bedienet; 7) in dem Werth der nothwendigen Reparationen der Grundauslagen, welche während der Zeit der Benutzung der Grundstücke vorgenommen und berechnet

Digitized by Google

werden müssen; 2) in dem Interesse aus dem in Gebäuden und Hausgeräthschaften steckenden Capital, und aus den ersten wirthschaftlichen Einrichtungsauslagen auf die Zeit, da man landwirthschaftliche Geschäfte treibt, und das Vieh, und Schiff und Geschirr wirklich zur Cultur und Benutzung der Grundstücke braucht.

Die richtige Erkenntniß von den drey Arten der wirthschaftlichen Auslagen, nemlich den Grund-Instrumental- und jährlichen Bauungsauslagen ist in der politischen Oeconomie das wahre Fundament, auf welches sich alle Maximen und Anstalten zur Vergrößerung der Genießungen und des Glücks der Staaten gründen müssen. Die Grundauslagen liegen immer dem Eigenthümer des Gutes ob; der muß sie machen, erhalten und erweitern, um ein größeres oder einträglicheres Gut zu erhalten. Sie sind, wenn man es ganz einfach ausdrücken will, der Fond oder das Capital, wodurch man sich das Recht verschafft, aus dem Gute oder den Grundstücken eine jährliche Revenüe vermittelst der Cultur zu ziehen. Es ist ein großer Irrthum derer, welche das System der Physiocraten allzuflüchtig und kaum halb studirt haben, daß bey der Landwirthschaft das durch die Arbeit und Auslagen auf dem Gute hervorgebrachte ganze Product (Produit total) auch die Ersetzung der Grundauslagen enthalten müsse. Nein! nur das Interesse aus dem Capital der Grundauslagen und die Revenüe, die man durch den Aufwand der Grundauslagen erkauft, die sind es, welche der Grundeigenthümer alle Jahr aus dem Totalertrage der Grundstücke zieht. Das jährliche Totalproduct des Gutes soll nicht, und kann auch ordentlicher Weise nicht, die Summe der aufgewendeten Grundauslagen ersetzen, sondern nur Einkünfte liefern, die als ein gutes Interesse von dem Capital der Grundauslagen angesehen werden können. Die Instrumentalauslagen müssen eigentlich von dem wirklichen Benutzer der Grundstücke aufgewendet werden. Auch diese gehen nicht in einem Jahre zu Grunde. Sie sind ihrem Eigenthümer auf viele Jahre, und zwar wenigstens immer auf zehn Jahre brauchbar. Das verlangt also kein Landwirth, und so noch weniger der Physiocrat, der in seinem System nur die natürlichen Verhältnisse zum Grunde legt, daß die jährliche Totalproduction des Gutes die Summe der Instrumentalauslagen, das ist, den Betrag des Werthes, der in dem angeschafften Vieh und in den Ackergeräthschaften steckt, wieder ersetzen solle. Es ist ganz unphysiocratisch, solch eine Idee zu bilden. Der Totalertrag soll nur das Interesse der Instrumentalauslagen bringen, damit man durch Hülfe desselbigen die gesammten landwirthschaftlichen Instrumente, wenn sie nach Verlauf von zehen Jahren ganz zu Grunde gegangen sind, wieder neu anschaffen könne. — Ganz anders ist es mit den jährlichen eigentlichen Benutzungsauslagen. Diese werden ganz auf das Gut verwendet, und der Landwirth behält nichts von ihrer Substanz zu seinem Gebrauch. Er muß sie alle Jahr von neuen haben und aufwenden, wenn er die Bearbeitung und Benutzung seiner Grundstücke fortsetzen will. Da ist es nun ganz natürlich, daß man die Ersetzung der ganzen Summe dieser jährlichen Culturauslagen von dem jährlichen Totalerwachse des Gutes erwarten kann und muß. Giebt das Gut nicht die ganze Summe der jährlichen Culturauslagen wieder, so ist offenbarer Verlust dabey, die Grundstücke so zu bearbeiten, und die Vernutt erfordert, daß man die Art der Cultur unterlasse, bey welcher der Landwirth offenbar Verlust hat.

Es ist übrigens ein sehr wichtiger Satz der politischen Oeconomie, daß unter den jährlichen Culturauslagen, die der Landwirth von dem Totalerwachse seines Gutes alle Jahr wieder zurücknehmen muß, auch der Lohn für alle seine Hülfsarbeiter, sowohl für die sämmtlichen landwirthschaftlichen Taglöhner, als auch für alle die Handwerksleute, deren Dienste der Landwirth zu seinen Culturinstrumenten und Geschäften braucht, enthalten sey. Dieser Lohn oder Unterhalt der sämmtlichen landwirthschaftlichen Hülfsarbeiter und Handwerksleute, er mag sich so hoch erstrecken als er wolle, wird nicht, wie man gleichwohl diese ganz falsche Idee ins physiokratische System einschiebt, aus dem jährlichen reinen Ertrag oder Profit des Eigenthümers, sondern aus den jährlichen Culturauslagen, die schon vor dem reinen Ertrage zurückgenommen werden müssen, entrichtet. Der ganze Totalerwachs des Gutes besteht in Genießungen und wahren Reichthümern. Seine beyden Theile, die Culturauslagen und der reine Ertrag geben Unterhalt für die Menschen; jene für die Benutzer der Grundstücke und alle ihre Hülfsarbeiter, dieser aber für alle Eigenthümer, die ihre Grundstücke nicht selbst benutzen, sondern durch andere benutzen lassen, für den Regenten, und alle Bediente des Staats, und für alle Fabrikanten, Künstler, Kaufleute, Handwerksleute u. die nicht unmittelbar für die Landwirthe arbeiten.

Man sieht aus diesen bisherigen Ideen gewiß mit Ueberzeugung ein, daß der blühende Zustand der Cultur der Länder auf den drey Classen der Auslagen hauptsächlich beruhet. Eine jede Regierungs- und Finanzverfassung, die eine Verminderung dieser Auslagen nach sich zieht, die den Landwirthen diese Auslagen durch irgend eine Last oder Anstalt beschwehrlicher macht, wirkt schnurgerade auf die Verminderung der Cultur der Grundstücke los, und folglich auf den Ruin der menschlichen Gesellschaft. Es ist im Effecte völlig einerley, ob die Regierung den Befehl ergehen läßt, daß die Landwirthe von ihren gesammten Grundstücken nur halb soviel als bisher einernden und Profit haben sollen; oder ob sie die Eigenthümer und Pachter unvermöglich macht, die erforderliche Anzahl von Vieh zu halten, die zur Düngung der Grundstücke nöthig ist, wenn sie den bisherigen ganzen Nutzen abwerfen sollen; oder ob sie durch die Auflagen auf Handwerke, und auf die Personen der Taglöhner und Hinterstassen die Erfordernisse, welche der Landmann von diesen leuten zu seiner Cultur bedarf, doppelt so theuer macht als sie bisher waren; oder ob sie den Verkauf der eingeernbeten Producte so beschwert, daß der Landwirth nur die Hälfte seiner bisher verkauften Producte anbringen, oder nur den halben Preiß daraus lösen kann. In einem wie in dem andern Falle geht die Cultur des Landes rückwärts, und Armuth und Calamitäten werden größer. Auf dem entgegen gesetzten Wege kommt der gegenseite Effect für den Staat. Jemehr die Instrumentalauslagen zur Cultur in Verhältniß auf die Grundstücke complet verhanden sind, und je mehr die jährlichen Culturkosten zur rechten Zeit und in der erforderlichen Größe aufgewendet werden: desto reicher werden die Ernden, und desto größer der Profit für den Eigenthümer. Daher macht nun dieser auch größere Grundauslagen um sein Gut zu erweitern, und es zur vollkommenen Cultur immer geschickter einzurichten. Bey diesem Gange der Sachen muß nothwendiger Weise die Cultur der Länder alle Jahr zunehmen, und mit ihr der Reichthum und das Glück der Staaten.

Wie

Wie hoch sich eigentlich die Summe der jährlichen und der instrumentalen Culturauslagen bey einer bestimmten Anzahl von Grundstücken belaufe, das kann wegen der verschiedenen Vollkommenheit in der Cultur nicht allgemein bestimmt werden. Die französischen Oekonomisten setzen die Verhältniß zwischen den jährlichen Auslagen, und den ersten Einrichtungsauslagen, wie 1 zu 5, d. i. wenn die jährlichen Culturkosten bey einem Gute auf 2000 französische Pfund zu stehen kommen, so sollen die ersten Einrichtungsauslagen 10,000 solcher Pfunde betragen. Bey dieser Rechnung aber sind unter den jährlichen Auslagen der 2000 Livres die Zinsen des Capitales der ersten Einrichtungsauslagen, die sich auf 1000 Livres belaufen, nicht begriffen. Rechnet man diese, wie es seyn soll, auch unter die jährlichen Culturauslagen, so ist die Summe derselbigen für den angenommenen Fall 3000 Livres, und also ihre Verhältniß zu den ersten Einrichtungsauslagen wie 3 zu 10. Das Gut, das einen jährlichen Culturaufwand von 3000 Livres und eine Summe erster Auslagen von 10,000 Livres erfordert, setzen sie auf 120 französische Arpent, und fordern dazu einen tüchtigen Pflug mit vier guten Pferden. Diese Rechnung und Verhältnisse in derselbigen hat aber noch keiner der Oekonomisten detailirt dargelegt. Für Deutschland hat Schlettwein in seiner politischen Oekonomie eine Rechnung gegeben, nach welcher 24 Morgen Land, davon der dritte Theil Wintergetraide, der dritte Theil Sommergetraide, und der dritte Theil Klee trägt und alles gut gebauet wird, mit einem Pfluge und zwey tüchtigen Ackerpferden bearbeitet werden müssen, und einen ersten Einrichtungsaufwand von 569 Gulden, aber einen jährlichen Culturkosten von 576 Gulden erfordern. Wenn freylich die Cultur schlecht ist und kein Klee gebauet wird, so bleiben zwar die nemlichen ersten Einrichtungsauslagen, aber die jährlichen Culturauslagen vermindern sich um ein Beträchtliches, doch nicht zum Nutzen, sondern zum Schaden des Eigenthümers, weil er bey dieser Verminderung den großen Profit einbehren muß, der durch diese Auslagen würde erzeuget worden seyn.

Was nun durch die gesammten Culturauslagen für ein jährlicher Ertrag der Grundstücke zu erwarten ist, das wird in dem Artikel: Ertrag gezeigt werden.

Auslagen der Fabrikation. Wenn eine Fabrik angelegt werden soll, so muß auf die nöthigen Gebäude, auf die einzurichtende Werkstätte, und auf die erforderlichen Geräthschaften ein gewisses Capital aufgewendet werden. Eher läßt sich die wirkliche Fabrikationsarbeit nicht anfangen, und nicht mit dem gehörigen Nutzen betreiben, als bis diese Vorschüsse geschehen sind. Man nennet die Auslagen, die in den Gebäuden und Werkstätten stecken: Grundauslagen, diejenigen aber die auf die Geräthschaften der Fabrik gemacht werden, die Instrumentalauslagen. Sind diese gemacht, so geht erst die Fabrikationsarbeit an, und die Kosten, die dazu bestimmt sind, heißen: weil sie ununterbrochen fortgesetzt werden müssen, die jährlichen Fabrikationskosten. Diese stecken: 1) in dem Werthe der rohen Materien, welche der Künstler umformen will; 2) in dem Werthe aller Consumtibilien, welche theils unmittelbar zur Verarbeitung der Materien, theils auch zum Unterhalte der sämmtlichen Arbeiter bey der Fabrik verbraucht werden; 3) in dem Lohne der Arbeiter Aufseher und Bedienten der Fabriken; 4) in der Abnuzung und den daher entstehenden nothwendigen Reparationen der Gebäude, Werkstätte und Geräthschaften; 5) in den Interessen aus diesen Grund- und Instrumentalauslagen, um solche, wenn sie endlich ganz unbrauchbar werden, ganz neu machen zu lassen.

Alle diese Fabrikationsauslagen aufer der rohen Materie, die in der Fabrik von Waaren noch übrig ist, bestehen in einem wirklichen Verbrauche einer gewissen Summe von Naturprodukten. Die werden während der Fabrikation aufgezehrt, und verlieren ihre Existenz ganz. Nun wird aber durch die Fabrikation nichts anders hergestellt, als eine besondere Figur in der Materie, die man verarbeitete. Durch diese Figur wird keine Materie ersezt. Offenbar also ist es ein unrichtiger Satz, daß die Fabrikation die Masse der Produkte gleich erhielte. Die Fabrikanten verzehren während ihrer Arbeiten ein gewisses Quantum von Lebensmitteln, welches da zu seyn ganz aufhört. Wir wollen setzen, es betrage jährlich 1000 Centner Getraide. Anstatt dieser 1000 Centner Getraide, die von den Fabrikanten während ihrer Arbeiten völlig aufgebraucht, und aus der Masse der Produkte wirklich zernichtet werden, bekommt man durch die Fabrikation selbst kein Stäubgen Materie wieder, sondern nur eine besondere Form in der Materie, die verarbeitet wird. Wenn nicht durch die Cultur der Grundstücke, die so ganz von der Fabrikation unterschieden ist, die völlig aufgebrauchte Masse der 1000 Centner Getraide wieder ersezt wird; so bleibt sie ganz weg. Der Fabrikant also vermindert die Centner Zahl der vorhandenen Producte, er erhält sie aber nicht. Wenn sie wieder da seyn soll, so muß sie der Benuzer der Grundstücke durch seine Culturarbeiten wieder herstellen.

Wenn der Fabrikant seine Auslagen gemacht, und nun durch deren Aufwand seine Waare fertig geformt hat, so bestimmt er selbst den Kostenden Preiß seiner Waare durch den Preiß der rohen Materie, die er umformte, und der sämmtlichen Auslagen, die er auf die Arbeit und um der Arbeit willen machen mußte. So rechnet jeder Fabrikant in der ganzen Welt. Jeder unterscheidet den Kostenden Preiß seiner Waare, und den wirklichen Verkaufspreiß derselbigen genau voneinander. Den Verkaufspreiß sieht kein Fabrikant für ein Werk seiner Fabrikation an. Er weiß, daß dieser Preiß lediglich von der Concurrenz der Sucher seiner Waaren abhängt, und daß die Fabrikation diese Concurrenz von Käufern, und die Zahlungsmittel, womit sie die fabricirte Waare vergüten nicht wirket. Er muß erst warten, seiner künstlichen Industrie ungeachtet, ob andere Menschen kommen, und ihm das für seine Waare wiedergeben, was er während der Fabricirung derselbigen ganz aufgezehrt hat. Wie will man also die Fabrikation ein productives Geschäft nennen, da sie das nicht ersezen kann, was sie ganz aufgebraucht, und aus der Masse der Producte vernichtet hat?

Auch der Handelsmann, oder Kaufmann hat seine Auslagen, die berechnet werden müssen, wenn man in der Ordnung wirthschaften will. Außer den Grundauslagen, die in Gebäuden und Magazinen bestehen, und außer den Instrumental- oder ersten Einrichtungsauslagen, welche die gesammten zu Treibung des Handels erforderlichen Werkzeugen, und Geräthschaften unter sich begreifen, sind diese jährlichen Auslagen nothwendig: 1) der ganze Werth in den Waaren, womit gehandelt wird; 2) das Interesse dieses Aufwandes während der Zeit, darinne er in den unverkauften Waaren tod liegt, und dem Eigenthümer keinen Nuzen bringt; 3) die Kosten, welche auf die Verwahrung der Waaren gemacht werden; 4) der Werth in

dem Abgange der Waaren; 5) die Kosten, die auf die Erwerbung des Debites und auf Correspondenzen deshalben gemacht werden; 6) die Kosten bey der Versendung der Waaren; 7) der Betrag des ganzen Verlustes, den der Kaufmann bey seiner Handlung jährlich leidet; 8) Der Unterhalt und der Lohn des Kaufmanns und seiner sämmtlichen Hülfspersonen. Diese Summen bestimmen die eigentliche jährliche Handelsunkosten, oder anzurechnende Auslagen. Der Kaufmann mag nun geschäftig seyn, wie sehr er will: so ists doch seine Geschäftigkeit nicht, die ihm alle diese anzurechnende Unkosten wieder giebt. Andere Menschen, die den Betrag dieser Auslagen schon in Händen haben, müssen sie dem Kaufmann für seine Waaren geben wollen; und eben deswegen bewirbt er sich um so viele Freunde. Es ist also mit den Auslagen der Handlungsgeschäfte, wie mit den Fabrikationsauslagen: jene produciren eben so wenig, als diese. Sie verringern vielmehr die Masse der vorhandenen Producte und der Kaufmann muß nun erst auf die Ersetzung derselbigen von einem dritten warten. Das Ende ist auch hier, der Grundeigenthümer muß die Producte durch seine Culturarbeiten wieder herbeyschaffen, die der Kaufmann während seiner Handelsgeschäfte verzehret hatte.

Ausland, heißt in den Marschländern, welches von der Stelarbeit in Natura befreyt ist, aber dafür zu den baaren Kosten doppelt zahlt; da im Gegentheil Einland dasjenige heißt, welches den ordentlichen Geldbeytrag giebt, und die Arbeiten in Natura verrichtet.

Man hat aber auch diesem Wort eine neue Bedeutung gegeben. Man versteht dadurch das Gegentheil vom Vaterland, oder was man sonst fremde Länder, auswärtige Nationen nennt.

Auslassen, (bergmännisch) so viel als Schicht machen, aufhören in der Grube zu arbeiten, aufhören zu schmelzen.

Auslassung eines oder mehrern Buchstabens in einem Wort, (grammatik.) ist eine grammatische Figur, die nachdem sie am Anfang, oder in der Mitte, oder am Ende geschieht, eine besondere Benennung bekommt. **Aphäresis** wird sie genannt, wenn am Anfang des Worts ein Buchstabe ausgelassen wird. **Gottsched** nennt es die Enthauptung (lachen sie nicht meine Herrn!) z. E. mitte, für omitte, 'nein für hinein, 'unter, für herunter. Ist in der Mitte ein Buchstabe ausgelassen, so nennt man es **Syncope**, deutsch nach Gottscheden, Verbeißung. Z. E. cœlicolûm, für cœlicolarum, vinclis für vinculis, amarunt, für amaverunt, drinnen, für darinnen, gröste, anstatt größeste, g'wesen, statt gewesen. Geschieht endlich die Auslassung am Ende, so heißt sie **Apocope**, Abkürzung, oder nach Gottscheden Verdollmetschung, Stutzung. Z. E. adspectu für adspectui, vidistin, anstatt vidistine, Gnad, für Gnade. Einige neuere Schriftsteller haben seit einiger Zeit eine Mode angefangen, dergleichen Auslassungen bis zum Ekel anzubringen. Sie wollen sich dadurch der abgekürzten Art, deren man sich im gemeinen Umgang bedienet, nähern, und setzen so viel Apostrophen hinein, daß die Buchdrucker oft nicht Zeichen genug haben. Z. E. hab' 's g'than, und will 's 'erzählen, wollt's wohl machen, aber kann nit, 's 'n Seufzer!

Auslassung eines Buchstabens, einer Sylbe, eines Worts, giebt in den alten Handschriften oft eine Gelegenheit zu einer Variante. Es geschiehet nicht selten, daß wir dergleichen Schreibfehler begehen; warum sollten wir die alten Handschriften davon freysprechen? Besonders geschieht es im Abschreiben oft, wenn einerley Worte bald nach einander zweymal vorkommen, ingleichen wenn einerley Buchstabe, Sylbe oder Wort zweymal nach einander vorkommen. Es geschieht aber diese Auslassung nicht immer aus Unachtsamkeit, sondern auch manchmal aus Vorwitz, wenn ein Abschreiber z. E. seinen Schriftsteller verschönern will, oder wenn er glaubt, daß etwas überflüßig gesetzt sey, oder wenn er etwas für anstößig hält; überhaupt, wenn er nicht abschreibt, was der andere geschrieben, sondern wenn er schreibt, was er sich in Kopf gesetzt hat, daß der andere hätte schreiben sollen. Die Critik giebt besondere Regeln, wie Varianten, die aus der Auslassung entstanden sind, beurtheylt werden müssen. Wenn man sagt: die vollständigere Lesart sey der mangelhaften vorzuziehen, so ist dies zwar eine richtige Regel, die aber ihre starke Einschränkung nöthig hat. Die Anzahl der Zeichen und die Umstände müssen die Bestimmung geben, wenn man für oder gegen die Auslassung sprechen soll.

Auslassung einiger Worte, die zum Verstand der ganzen Rede nöthig sind, wird **Ellipsis** genennt. Man hat in allen Sprachen Wortfügungen, die sich darauf gründen; nur muß man sich in acht nehmen, daß man keine erdichte, wo keine sind. Man findet allemal Stellen, worauf eine elliptische Wortfügung ergänzet werden kann. Diese muß man zum Grund legen, wenn man solche erklären will. Es ist also offenbar, theils, daß man die Natur der Sprache vollkommen in seiner Gewalt haben, theils auch daß man nicht eine Sprache nach der andern beurtheilen müsse wenn man in der Ergänzung der Ellipsium glücklich seyn will. Eine jede Sprache hat ihre eigenthümliche Ellipses, die sich nicht aus einer andern ergänzen lassen. Um die Ellipses der griechischen Sprache hat sich **Lambert Bos**, und diejenigen, die sein Buch vermehrt haben, sehr verdient gemacht. s. **Idiotismus**.

Auslassungszeichen. Gewisse in Schreiben gebräuchliche Zeichen, die eine Auslassung andeuten. Es giebt derselben zwey. Das erste ist der Apostroph (') der von einigen Hinterstrich, von andern Oberstrich genennt wird. Z. E.

Ohn' ihn, der sich für mich geopfert hat,
Könnt' ich nicht dein seyn.

Das andere ist das Zeichen einer abgebrochenen Rede signum aposiopeseos (— — —). Z. E.

Ich weiß, daß dich Geschäfte halten;
Doch — — — Schweig! fiel Amphant ihm ein.

Daß dieses Zeichen bey vielen gemißbraucht wird, und auch da gesetzt wird, wo man nicht abbricht, wo man nichts denkt, wo man nichts empfindet, zeiget der Augenschein. s. Gedankenstrich.

Auslauf beyden Jägern, ist eben das was oben **Ausflug** benennt worden.

Auslaufen, (ökonom.) sagt man, wenn die Wurzeln der Bäume auf dem Erdboden ausschlagen und Schosse oder Bäumger herfürtreiben; die Wurzeln der Quetschenbäume sind dazu, zumal wenn der Boden umgereisen wird, gar sehr geneigt. Der Gärtner nimmt solche Auslaufer sorgsam weg, damit sie dem Baume die Nahrung nicht vorwegnehmen, und er, da sie aus seinen Wurzeln kommen, nicht verderbe, welches, oder wenigstens doch das Zurückstehen, nach dem Maße der Anzahl und der Größe solcher Auslaufer, gewiß sonsten erfolgte.

Auslaufen, (typographisch). Wann ein Buch bey einer neuen Auflage Vermehrungen und Zusätze erhält, also auf mehreren Seiten als vorher abgedruckt wird;

Digitized by Google

so sagen die Buchdrucker, es seye um soviel Bogen oder Seiten ausgelaufen.

Auslaufen, (bergmännisch). Wenn Erz und Berg aus einem Schacht herausgezogen worden, solches aber nicht sogleich ausgestürzt werden kann, so müssen die Erze in demjenigen Karn, worinnen sie aus dem Stollen kommen, in dem Auslauffarn, an ihre Behörde sogleich fortgebracht werden, den Gang oder Stein- und Erde, stürzt man über die Halde weg. Auslaufen heißt auch, wenn in der Grube das geförderte von eines Schachtes Hängebank zu des andern Schachtes Füllort ausgelaufen, oder in dem gewöhnlichen Schub- oder Auslauffarn, mit welchem die Erze und Berge auch aus der Kaue, oder vom Haspel auf die Halde geschaft werden.

Auslaufer, *Stolo*, ist eigentlich nichts anders als eine Art von Zweigen, welche sowohl an der Wurzel, als auch an dem Stamm einer Pflanze entspringen, und daher verschiedene Benennungen bekommen. **Wurzelsprossen** nennt man sie, wenn sie von der Wurzel entspringen. Sehr viele Pflanzen vermehren sich auf diese Weise und zwar leichter und gewöhnlicher, als durch den Saamen, z. E. das Süßholz, die Quecken, die Viole, und viele andere mehr. Diese Sprossen, welche auf die Seiten weit weg laufen, treiben Stengel in die Höhe, trennen sich nachher von der Mutterpflanze, und vermehren sich folglich eben so, wie im Thierreich der Polyp. Aber nicht nur die Wurzeln, sondern auch der Stamm treibt Auslaufer. Bey gar vielen Pflanzen, welche man Kriechende repentes nennt, kann man dergleichen Auslaufer sehen, welche mit dem Namen Ranken (Flabella), belegt werden. So wie die Wurzelsprossen ihre Keime in die Höhe stoßen, so bekommen auch die Ranken kleine Keime, welche in die Erde dringen und Nahrung dadurch erlangen. Endlich verwandeln sich diese Keime in Wurzeln, und die Ranken trennen sich von der Mutterpflanze. Wie weislich hat also der Schöpfer manchen Pflanzen mehr als eine Vermehrungsart zugetheilt und den Menschen selbst auf den Weg geführt, bey vielen Pflanzen auf diese Weise durch die Kunst eine Vermehrung zu bewürken, welche durch den Saamen zuweilen nicht ohne viele Schwierigkeiten erhalten werden könnte.

Auslaufhahn. Ist ein Hahnen, welcher bey dem Auslauf einer Röhren angebracht wird, um solche eröffnen oder verschließen zu können, nachdem es die Umstände erfordern. Sie werden zu dem Ende auch bald von Holz bald von Meßing gemacht. Sind die Röhren von Eisen, so sind auch metallene Hahnen nöthig. An Sammelkästen, bey Salzwerken, bey welchen die Sohle abgeeben wird, werden sie so gemacht, daß man sie verschließen kann * und damit weder das Auslaufrohr noch der Hahn beschädigt werden kann, so wird ersteres von Eisen, und letzterer von Meßing gemacht. Man macht auch Auslaufhahnen unten an das Auffatzrohr, damit man solches zur Winterszeit bey großer Kälte nicht nur eröffnen und auslaufen lassen kann, daß es nicht einfriere, wovon die Röhren zerspringen, sondern auch nachsehen zu können, wenn ein Kolben gelediert worden, ob derselbe sein gehöriges Wasser gebe oder nicht, und ob er zu leicht oder zu hart in dem Stiefel gehe.

Auslaufrohr. Ist ein Rohr, die Sohle aus einem Sammelkasten oder Röhrenfarth zum Abgeben zu lassen. Bey hölzerner Röhrenfarth ist es von Holz, bey einer eisernen aber von Eisen, in beeden Fällen hat es einen Auslaufhahnen. Bey Wasserabgraben gehet das Rohr gemeiniglich auf die Straßen, und muß also von Eisen gegossen werden, wenn man sich nicht boshaften Händen Preis geben will.

* s. Tas. Salzwerkswissenschaft. Fig. 2.

Auslaugen, *Elixivare*, *Elixare* (Chemie), nemlich sagt man von Asche und andern Körpern, welche Salztheilchen enthalten, wenn man diese Theile durch Wasser auszieht; oft erfordert die genaue Verbindung der Salztheilgen mit den übrigen oder auch die Menge derselbigen kochende Hitze, vieles Wasser, und so oft wiederholtes Aufgiesen desselbigen bis es keinen Geschmack mehr von dem Körper annimmt, über welchen man es hingegossen hat. Die zurückgebliebene Körper, in so fern man sie noch benutzet, erhalten alsdenn den Namen ausgesüßte Körper. Die Aussüßung (*Edulcoratio*) ist also im Grunde ein und ebendieselbe Operation. Wir werden unter einem besondern Artickel noch einige Worte davon erwähnen.

Was besonders die Salpetererde betrift, so wird dieselbe folgendergestalt ausgelauget. In eine Bütte, die im Boden ein mit einem Zapfen verschlossenes Loch hat, leget man Stroh oder Reiser und befestiget dieselbe mit darüber ausgespannten dünnen Hölzern. Hierauf trägt man eine Hand hoch Salpetererde und darüber eine halbe Hand hoch ein Gemengsel aus dreyen Theilen ungelöschten Kalkes und zweyen Theilen Asche, so aus Holz das nicht im Wasser gewesen, gebrannt worden. Hierüber bringt man wieder Salpetererde und darüber das vorige Gemengsel und so fort, bis die Bütte so weit angefüllet ist, daß nur noch eine Hand hoch oben leer bleibet. Alsdenn giesset man soviel Wasser auf, daß es ein Paar Finger hoch über die eingetragenen Lagen gehet, und lässet es ohngefähr zwölf Stunden also stehen. Nachdem Verstreichung ziehet man den Zapfen aus dem Loche im Boden und lässet das Wasser in eine unter der vorigen befindliche Bütte tröpfeln. Dieses abgetröpfelte Wasser giesset man wieder in eine andere Bütte, worinn dergleichen Lagen aus Salpetererde und der Vermischung von Kalk und Asche übereinander sind, die kaum beschrieben worden, und zapfet es nach Verlauf von zwölf Stunden wiederum ab. So fähret man fort bis die Lauge stark genug ist um gesotten werden zu können. Die ausgelaugte Erde schüttet man an einem bedeckten Orte zwey, drey, bis vier Schuhe hoch auf einander, und hebet sie zwey bis drey Jahre also auf, so generieret sich der Salpeter von neuem darinn und sie kann wieder ausgelauget werden.

Auslaugung der Alaunerde, s. **Alaun.**

Auslausen, wird bey den Bergzimmerleuten genennt, wenn die Zimmerung nicht allugenau abgenommen ist, und klaffet, daß sie sich dahero genöthiget sehen, zu Befestigung derselben hölzerne Keile, welche sie Läuse nennen, hineinzutreiben. Diese Keile verursachen wenn sie durch das Eintreiben mit Gewalt eingespannt werden, manchmal eine Senkung der Joche, daß sie ihre horizontale Lage verlieren, wodurch öfters die erste Gelegenheit bey einem Schachtbau gegeben wird, daß die Theile desselben auseinander weichen.

Ausleger, im Ebräischen Turgeman, von dem Wort תרגם dolmetschen, war in der ältern jüdischen Synagoge derjenige, der die vorgelesenen hebräischen Stücke des Gesetzes und der Propheten, sogleich in das Chaldäische übersetzte. Denn als das jüdische Volk in der babylonischen Gefangenschaft die hebräische Sprache größtentheils vergessen, und an deren statt die Chaldäische gelernt hatte; so mußte es einen solchen Ausleger haben, welcher das Gesetz sogleich in diese Sprache übersetzte,

Digitized by Google

damit sie es verstehen konnten. Dieser Ausleger stund zunächst bey demjenigen, der das Gesetz las, und so wie ein Vers im Hebräischen gelesen wurde, so übersetzte er ihn sogleich. Solches aber mußte von ihm stehend und aufrecht geschehen, ohne daß er sich anlehnen noch setzen durfte. Er mußte wenigstens funfzig Jahr alt seyn. Zuweilen hielte er auch eine Predigt über den gelesenen Text. Zuerst las er einen oder etliche Verse stehend ab, hernach setzte er sich nieder, und machte seine Erklärung darüber, während der Zeit das Volk immer stehen blieb. Der Ort, wo er sich setzte, war etwas erhaben. Oftmals wurde diese Verrichtung auch einem Fremden ehrenthalber überlassen. Nehem. 8, 4. Matth. 4, 23. 1 Cor. 14, 2. Luc. 4, 16. s. Turgum.

Ausleger, heißt in der Seesprache ein mit einer Brustwehre und Kanonen versehenes einer Prame ähnliches Fahrzeug, das auf Strohhmen gebrauchet wird, die Paßierung der feindlichen Schiffe zu verhindern und die Stelle eines Vorpostens zu versehen. Schiffe, die zur See eben dieselbe Dienste leisten, heißen Pataches und können unter diesem Namen aufgesucht werden.

Auslegung. Einen mündlichen oder schriftlichen Vortrag auslegen heißt den Sinn oder die Gedanken, welche der Urheber derselben mit seinen Worten verknüpft wissen will, deutlich machen. (s. hievon weiter im Artikel: Auslegungskunst, allgemeine.)

Es giebt mancherley Arten von Auslegungen. Die authentische wird diejenige genannt, wo der Urheber der Worte, oder auch ein anderer dem dieses Recht zukommt, dieselben so erkläret, daß man sich damit beruhigen muß. Ein jeder hat das Recht seine eigene Worte auszulegen; weil er am besten seine Absicht, warum er sie gebraucht hat, wissen muß. Wenn nun diese seine Erklärung seinen vorhergehenden Aeußerungen nicht schnurstracks entgegen ist, sondern dieselbe eine solche allenfalls vertragen kann, so läßt man sie gelten. Ein Gesetzgeber legt auf diese Art auch seine Gesetze aus. Davon wird im besondern Artikel: Auslegung der Gesetze gehandelt. In Ansehung der heiligen Schrift ist es eine authentische Auslegung, wenn eine Stelle an einem andern Ort förmlich erklärt wird. Auf diese Art erklären Christus und die Apostel manche Stellen des alten Testaments, Weissagungen und Vorbilder. Da sie nun unrüglich waren, so ist eine solche Erklärung allerdings eine wahre und richtige Auslegung, wofern sie dem Zusammenhang im alten Testament nicht widerspricht. Denn wenn sie diesem entgegen ist, so ist sie keine Erklärung, sondern nur Erläuterung einer andern Sache, oder Accommodation (s. diesen Artikel, wie auch Auslegungskunst der heiligen Schrift). Die Protestanten gestehen sonst niemand das Recht der authentischen Auslegung zu. Die Catholiken aber eignen solches auch der Kirche zu, weil sie dieselbige ebenfalls für unfehlbar halten, verstehen aber unter der Kirche theils das Oberhaupt derselben, den Pabst, theils die ganze jedoch nur repräsentirende Kirche, das ist die Bischöffe.

Eine andere Art der Auslegung ist die übliche, (*Interpretatio usualis*,) oder das Herkommen, vermöge dessen man eine Stelle immer oder meistens so verstanden hat. Bey der Auslegung der Gesetze kann sie mit Vortheil gebraucht werden (s. diesen besondern Artikel). Bey andern Schriften gilt sie nichts: denn es ist möglich, daß man sich bisher in Erklärung einer Stelle geirrt habe. Die Catholiken nehmen sie eigentlich zu reden, auch nicht bey der Bibel an. Denn wenn sie sich gleich auf die bisherige Observanz beziehen, so gilt diese doch nur in so fern, als die Kirche das Recht einer authentischen Auslegung hat, oder eine von Christo und den Aposteln gegebene und nicht nachher aufgeschriebene Erklärung durch die Tradition bis auf gegenwärtige Zeiten erhalten worden, welche also eine Art der Tradition ist (s. Traditio). Die Observanz beweist im ersten Fall weiter nichts, als daß die Kirche ihre Meynung über eine Stelle, es sey nun ausdrücklich oder stillschweigends, d. i. ohne der Auslegung berühmter Kirchenlehrer zu widersprechen, würcklich erklärt habe, welcher Erklärung jeder catholischer Ausleger beyzustimmen schuldig ist. Im andern Fall aber ist die Kirche Richter, wenn es strittig werden sollte, welche Erklärung in der ächten Tradition enthalten sey oder nicht.

Die dritte ist die kunstmäßige oder wissenschaftliche (*Interpretatio doctrinalis*). Sie bedient sich verschiedener aus der Beschaffenheit der auszulegenden Stellen, und andern Wissenschaften hergenommener Hülfsmittel und Regeln. Man sehe das nöthigste hiervon in dem Artickel: Auslegungskunst, allgemeine oder philosophische. Die übrigen Abtheilungen kommen in diesem und andern von der Auslegung handelnden Artickeln vor.

Auslegung der Gesetze, ist überhaupt die Erklärung dunkeler Gesetze. Es können bey der Auslegung eines Gesetzes zwey Fragen gemacht werden: 1) wer es erkläre, und 2) wie es erklärt werde? Was die erste Frage betrift; so erklärt dasselbe entweder der Gesetzgeber, oder ein anderer. Im ersteren Fall wird die Auslegung die gesetzliche (interpretatio legalis), im andern Fall die künstliche, kunstmäßige, gelehrte (interpretatio artificialis oder doctrinalis) genennt. Diese geschieht nach gewissen Kunstregeln, welche die jurisstische Auslegungskunst lehret. s. Auslegungskunst (jurisstische). Die gesetzliche Auslegung ist wieder zweyerley; denn entweder macht der Gesetzgeber die Auslegung seiner oder seiner Vorfahren Verordnungen ausdrücklich, oder er genehmiget stillschweigend die von seinen Unterthanen gemachte Auslegung, welche bisher immer das Gesetz in einem bestimmten Sinn genommen und befolgt haben. Jene wird insbesondere die authentische Auslegung (interpretatio authentica), diese die gebräuchliche oder gewöhnliche (interpretatio usualis) genennt. Hier macht der bisherige Gebrauch, und die Uebung die Auslegung, und in so fern sagt man, daß die Gewohnheit die beste Auslegerin sey. Bey der Frage, wie die Auslegung gemacht werde, ergeben sich wieder mancherley Gattungen derselben. Denn entweder beschäftiget sich die Auslegung nur mit den Worten des Gesetzes, sucht die wahre Bedeutung derselben anzugeben, die Fesearten zu berichtigen u. dgl. und alsdenn wird sie die wörtliche, critische Auslegung (interpretatio verbalis, grammatica critica) genennt, wiewohl dieses mehr das Amt des Critikers als des Auslegers ist. Oder der Ausleger sucht aus dem Grunde des Gesetzes den wahren Sinn desselben anzugeben; da sie denn die philosophische Auslegung (interpretatio dialectica, logica, mentalis) genennt wird. Diese ist wieder dreyerley. a) Wenn das Gesetz auf Fälle ausgedehnt wird, die in den Worten desselben nicht enthalten sind, so wird sie die einschliessende oder ausdehnende Auslegung (interpretatio extensiva) genennt. So erklärt man die l. 2. C. de resc. vend., in welcher dem Verkäufer erlaubt wird, den Verkauf, in welchem er über die Hälfte lädirt ist, vom Richter umstossen zu lassen, auch vom Käufer, und allen Verträgen, in welchen sich die Partheyen zu wechselseitigen Leistungen anheischig machen, z. E. vom Tausch-

Digitized by Google

Pachtcontract u. dgl. b) Wenn das Gesetz auf wenigere Fälle eingeschränkt wird, als in den Worten desselben enthalten sind, so heißt dieß die ausschließende oder einschränkende Auslegung (interpretatio restrictiva). So wird der, welcher ein Gartenhaus angesteckt hat, nicht mit der Strafe belegt, welche nach der Halsgerichtsordnung Carls V. ein muthwilliger Brenner verwirkt; weil die Ursache des Gesetzes bey ihm nicht statt findet; das heißt, weil er nicht andere Menschen in Gefahr setzt, Leben und Güter zu verlieren. Bey der einschließenden Auslegung nimmt man daher an, daß der Gesetzgeber mehreres gedacht, als geredet habe, bey der ausschließenden aber behauptet man, er habe mehreres geredet, als gedacht. c) Wenn das Gesetz weder ausgedehnt noch eingeschränkt wird, sondern schlechtweg von den Fällen verstanden wird, die in den Worten desselben enthalten sind: so ist dieß die erklärende oder erläuternde Auslegung (interpretatio declarativa).

So muß nach der wahrscheinlichern Meynung die Stelle Lev. 18, 27. erklärt, und nicht auf den Fall ausgedehnt werden, da ein Onkel seine Niece heirathen will. Nun merke man noch folgendes: a) verschiedene Juristen z. E. Thomasius u. a. behaupten, daß die gesetzliche Auslegung keine wahre Auslegung, sondern vielmehr ein neues Gesetz sey. Diese Meynung ist nicht allerdings wahr; denn entweder wird die gesetzliche Auslegung nach den Regeln der juristischen Auslegungskunst gemacht, und also dem Gesetz kein neuer Sinn gegeben, sondern der dunkele nur erklärt, und alsdenn ist eine wahre Auslegung und kein neues Gesetz vorhanden. Geschieht aber dieß nicht, und der Gesetzgeber giebt einen Sinn an, den man mit Anwendung aller Hermeneutischen Regeln in demselben nicht findet, so ist es ohnstreitig ein neues Gesetz. Eben dieses gilt auch von der gebräuchlichen Auslegung (interpretatione usuali). Uebrigens hat diese Frage einen practischen Nutzen. Ist nemlich die legalische Auslegung eine wirkliche Erklärung: so kann man sie auf vergangene Handlungen anwenden. Ist sie aber ein neues Gesetz: so läßt sie sich nur auf künftige, nicht auf schon geschehene Facta appliciren. b) Wenn eine gebräuchliche Auslegung (interpretatio usualis) richtig seyn soll, so muß das Gesetz so erklärt worden seyn, wie man vernünftig glauben kann, daß der Gesetzgeber dasselbe würde erklärt haben. Ist dieses nicht, so ist es keine Auslegung. So wird z. E. in der H. G. O. der ein gefährlicher Dieb genennt, welcher in ein Haus steigt oder einbricht; demohngeachtet hält man fast in ganz Deutschland nur den für einen gefährlichen Dieb, welcher in ein Haus steigt und einbricht; dieß ist dem Sinne des Gesetzgebers offenbar zuwider, und kann demnach keine Interpretatio usualis seyn. Indessen kann eine solche dem Sinn des Gesetzgebers widersprechende Erklärung doch als eine Gewohnheit gelten, nemlich wenn die Erfordernisse einer Rechtsgewohnheit vorhanden sind. c) Wir haben sowohl in der Sammlung des bürgerlichen als canonischen Rechtes verschiedene Gesetze, welche dunkele Sätze und Worte, die zuweilen in andern Gesetzen vorkommen, erklären und ihren Sinn und Bedeutung bestimmen. So wird z. E. in dem Titel der Pandecten de penu legata erklärt, was penu heißt. In der clem. saepe de V. S. wird erklärt, was de simplici et plano verfahren heißt, und überhaupt gehört der Titel de verborum significatione aus beyden Rechten hieher. Wenn nun ein solches Wort in einem andern Gesetz vorkommt, so kann die in den ersten Gesetzen davon gegebene Erklärung gleichsam als eine authentische Auslegung (interpretatio quasi authentica) davon angesehen werden. d) Es giebt Juristen, welche die philosophische Auslegung (interpretationem logicam) verwerfen. Es ist aber ein bloser Wortstreit, und es kommt darauf an, was man unter der Auslegung versteht, und wie man sie nimmt. Nimmt man sie in dem weiten von uns angegebenen Verstande, so ist sie allerdings eine wahre Auslegung. e) Gleich wie jede Auslegung nicht nach Willkühr, sondern nach gewissen Regeln geschehen muß, so hat besonders die ein- und ausschließende Auslegung (interpretatio extensiva & restrictiva) ihre Fundamentalregeln. Bey der ersten gilt die Regel: wo in einem Falle der Grund des Gesetzes eintritt, da tritt auch dessen Verordnung ein. Bey der letztern hat die Regel statt: wo der Grund des Gesetzes wegfällt, fällt auch dessen Verordnung weg, s. mehreres in dem Artickel: **Auslegungskunst**, juristische.

Auslegung des Lehnrechts und der Lehnsgesetze. Das Lehnrecht ist ein Inbegriff (complexus) der Lehnsgesetze und Gebräuche, so die wechselseitige Verbindlichkeiten des Lehnherrn und Vasallen enthalten. Mithin ist Jurisprudentia feudalis eine Wissenschaft und genaue Kenntniß derselben, so mit einer richtigen Anwendung auf Lehnsachen und Vorfälle verbunden seyn muß.

Der erste Anfang des Lehnrechts gründet sich lediglich auf Gebräuche (consuetudines), und die einzelne Stellen, so man davon in den alten deutschen Gesetzen, und vorzüglich in den fränkischen Capitularien, findet, zeigen nur ein Jus consuetudinarium. Die Verordnungen Kayser Conradi II. Lotharii und Friderici I. so in den Roncalischen Feldern gegeben sind, betreffen zwar eigentlich nur die italiänische Vasallen, wohin hernach die Sammlungen und Glossen der Mayländischen Bürgermeister Oberti ab Orto und Gerardi Nigri gekommen sind, woraus unter der Regierung des Kaysers Friderici I. das Longobardische Lehnrecht, so unter dem Titel: Liber Feudorum bekannt ist, compiliret worden, es ist aber doch daraus verschiedenes in die deutschen Gesetze und Gewohnheiten nach und nach eingeschlichen und übergegangen. Seit dem vierzehnten Jahrhundert hat man es freywillig in Deutschland aufgenommen, dergestalt, daß es bey der Regierung des Kaysers Maximilian I. schon unter die gemeine Rechte gerechnet, und durch die Cammergerichtsverordnungen von An. 1495 und 1521. expreß recipiret worden; welches hernach durch den Reichstagerecess von A. 1654. §. 105. und die Reichshofrathsordnung Th. I. §. 15. noch mehr bestätiget ist.

Diese Reception ist aber nur so zu verstehen, daß das Longobardische Lehnrecht, wie überhaupt die gemeine Rechte nur alsdenn zu Hülfe genommen und gebraucht werden soll, wenn die Landesgesetze und Gebräuche in der Streitsache ꝛc. keine Auskunft geben, mithin ist und bleibt es ein Jus subsidiarium, und darnach muß also auch die Auslegung und Anwendung gemacht werden.

Was die deutschen Lehnsgesetze und Gebräuche anlangt, so hält man dafür, daß der bekannte Vetus auctor de beneficiis der erste sey, so davon eine Sammlung und Compilation gemacht, die aber nur privatim gesetzehen ist. Zu welcher Zeit der Compilator gelebt, und ob die Verfasser des sächsischen und schwäbischen Lehnrechts ihn genuzet und ausgeschrieben, oder er diese, darüber ist man noch nicht einig. Hierauf folget das sächsische Lehnrecht und hiernächst das schwäbische, so wahrscheinlich beyde im dreyzehnten Jahrhundert

Digitized by Google

compiliret, und auch als eine Privatarbeit anzusehen sind. Endlich ist noch eine Privatsammlung hinzugekommen, die unter dem Namen Kayserrecht bekannt ist.

Alle diese Sammlungen haben eigentlich keine gesetzmäßige Kraft. Was man von alten Lehnsgebräuchen daraus bey den Lehnhöfen eingeführet und zur Observanz geworden, ist nur dadurch rechtskräftig geworden, und nach diesen Grundsätzen kann nur ihre Auslegung und Anwendung brauchbar seyn.

Es folget aus dem Angeführten also von selbst, daß, da das longobardische Lehnrecht nur in subsidium gilt, und die übrigen Compilationen nicht völlig gesetzmäßig sind, die Landesgesetze jeder Provinz vorzüglich zu Rath gezogen werden müssen und beobachten. Bey allen vorfallenden Lehnsstreitigkeiten hat man zuerst auf den ältesten Lehnbrief zu sehen, weil dieser den Vertrag des Lehnherrn mit den Vasallen enthält, und wenn solcher in einigen Fällen nicht klar ist, so muß er nach der Natur der Lehne einer jeden Provinz, und den Gebräuchen derselben Lehnscurie erkläret werden. Hieher gehören auch die Reversales, so der Vasall vor der Belehnung zuweilen ausstellen muß, die Landesrecesse und Reversalien der Fürsten gegen die Landstände, worinnen in Absicht der Lehne entweder Privilegia ertheilet, oder auch streitige Fälle decidiret sind, die Familienverträge, und am meisten wirkliche Lehnsverordnungen, so die Particularrechte des Lehnhofes an die Hand geben. Wenn auch diese keine Auskunft geben, so wird die Observanz eines jeden Lehnhofes zu Rath gezogen, und wenn eine andere Observanz in der Provinz, worinn das Lehn liegt, vorhanden, so von der bey dem Lehnhofe unterschieden ist, so hat die letzte den Vorzug, es sey denn, daß in dem Lehnbriefe oder Reversalien steht, es soll nach der Observanz der Provinz, worinn es liegt, behandelt werden. Ist dieses nicht, so versteht sich von selbst, daß der Vasall sich stillschweigend bey der Belehnung die Rechte des Lehnhofes gefallen lasse.

Wenn alle diese Particularrechte den vorkommenden Fall nicht decidiren, so tritt das gemeine deutsche Lehnrecht ein, und zuletzt in Subsidium das longobardische Lehnrecht, wie schon vorhin erwähnet ist, zu welchen man billig, aber nur im äußersten Nothfall und bey den Reichslehnen, mit der größten Behutsamkeit recurriren muß, wobey überall die Hauptcautel in acht zu nehmen ist, daß man bey der Untersuchung und Anwendung der Gesetze niemals von der Natur der Lehne abweiche, um nicht durch Vermischung mit andern Rechten auf Abwege zu gerathen.

Nach dieser Classification und Beurtheilung der Lehnsgesetze wird man am besten übersehen können, wie solche auszulegen und nach welcher Ordnung sie bey den streitigen Lehnssachen anzuwenden sind. Ein Gesetz auslegen, heißt den Sinn und die Begriffe des Gesetzgebers, die er bey Verfertigung des Gesetzes mit den darinn gebrauchten Wörtern verbunden hat, deutlich und überzeugend vorlegen, und dadurch beweisen, daß man desselben Meynung richtig eingesehen, indem man eben die Begriffe mit den von ihm gebrauchten Wörtern verknüpfet, die er damit verknüpfet hat. Diese Gesetzauslegung geschiehet entweder von dem, der die Macht hat, Gesetze zu geben, und zu dem Endzweck, daß seine Auslegung in Zukunft als ein Gesetz gelten soll, welche *Interpretatio authentica* eine gesetzkräftige Auslegung genennet wird, oder sie geschiehet durch einen andern, der deutlich und überzeugend darlegt, daß der Gesetzgeber mit seinen Worten diesen Sinn und Verstand gehabt, den er jetzo damit verbindet, und dieses heißt *Interpretatio doctrinalis* die unterrichtende und lehrmäßige Auslegung. Auf die erste Art kömmt es nicht darauf an, ob der Landesherr das vorhergehende Gesetz richtig ausgeleget hat, weil seine Auslegung die Kraft eines Gesetzes hat, indem es der Wille des Oberherrn ist. Wenn z. B. bey einem streitigen Fall ein zweydeutiges Lehngesetz angewendet werden will, und der Landesherr interpretirt solches, so fällt die Zweydeutigkeit weg, und seine Auslegung ist als ein neues Gesetz anzusehen. Die andere Art, die unterrichtende Auslegung beruhet hauptsächlich auf eine völlig hinreichende genaue Kenntniß der Sache (wie hier des Lehnrechts), und auf eine natürliche Scharfsinnigkeit, gründliche Beurtheilung und Prüfung der bey jeder Sache vorkommenden Umstände, damit die Worte und der Sinn des Gesetzes, z. B. bey einer begangenen Felonie ꝛc. richtig ausgelegt und auf das Factum angewendet werden.

Bey Auslegung der alten Lehnsgesetze, zumal des longobardischen Lehnrechts, muß man nicht allein die Sprache, nemlich das damalige schlechte Latein und ihre Provinzialwörter ꝛc. genau verstehen, sondern auch die Historie der Gesetzgeber und der damaligen Zeit gründlich kennen, wenn man die Absicht und die wahre Meynung des Gesetzes mit Gewißheit verstehen will. Eben dieses ist auch von der alten deutschen Sprache und deren Terminologien in den ältesten Lehnsbriefen zu bemerken, worinn auch öfters Formeln und Ausdrücke vorkommen, die nur der Kenner und Diplomatist versteht, ein gemeiner Advocat und Richter aber oft genug falsch ausleget. Wenn z. B. in den Brandenburgischen Lehnbriefen das Wort *Fruſtum* (ein Stück Geldes) sehr häufig vorkömmt, wo es heißt: der Vasall ist im dem Dorfe mit etlichen *Fruſtis* beliehen, so will das so viel sagen, daß er mit so viel Winspeln (Maltern) von Kornfrüchten, oder an baaren Gelde, das Fruſtum zu zwey Gulden gerechnet, beliehen sey, weil die Einkünfte daselbst nach *Fruſtis* als einem principio regulativo bey der Steueranlage angeschlagen sind. Dieses verstehet der zehnte Advocat und Richter nicht, und macht also zum Schaden der Parthepen öfters eine falsche Auslegung. Wenn der *Vetus Auctor de beneficiis* Th. II. §. 45. schreibt: Homo incuſatori ſuo reſerat (reſponſum) quoties colloquium exeat, so hat Thomaſius den Text so ausgelegt: der Vasall soll seinem Kläger antworten, so ofte er zu dem Gespräch gehet, und suppliret nach dem Worte quoties-*ad*. Wahrscheinlich aber ist das suppliete *ad* unnöthig, und der Verfasser hat sagen wollen, so ofte das Gespräch geendiget ist, das heißt, er soll auf die Klage antworten, bevor er aus dem Gerichte gehet. Eine Hauptcautel bey der Auslegung der Gesetze ist diese, daß man dem Text keine Gewalt anthun muß ꝛc. Ein anderer Hauptfehler bey der Auslegung der Lehnsgesetze bestand vormals darinn, daß man dieselbe durch Hülfe der römischen Gesetze erläuterten, und mit römischen Rechtsideen die dunkeln Stellen auslegen wollte und wirklich auslegte, wie die alten Commentatores in ihren Schriften über das Lehnrecht deutlich überzeugen. Es gab die gesunde Vernunft, daß die römischen und deutschen Gebräuche weit unterschieden waren; und da das Lehnrecht sich vorzüglich auf Gebräuche gründet, so war es deswegen unschicklicher, bey der Auslegung das römische Recht zu gebrauchen, und durch falsche Begriffe den Sinn der Gesetze zu verderben.

Auslegung der Reichsgrundgesetze. Sie ist eben so mannigfaltig und beruhet auf eben die allgemei-

Digitized by Google

nen Grundsätze, auf welche die Auslegung anderer positiven Gesetze beruhet. Bey der Freyheit über das deutsche Staatsrecht zu reden und zu schreiben, ist also erstlich jedem, der die dazu erforderliche Kenntnisse und Einsichten besitzt, erlaubt, seine Meynung über den richtigen Verstand der Reichsgesetze zu sagen, oder dieselben auszulegen (interpretatio doctrinalis). Auch die von den Reichsgerichten herrührende und in ihren Urtheilssprüchen zum Grunde gelegten Auslegungen gehören in diese Classe. Was hingegen zweytens die authentischen oder solche Auslegungen anbetrifft, welche eine gesetzgebende Gewalt voraussetzen: so kann dergleichen mit den deutschen Reichsgrundgesetzen niemand vornehmen, als der Kayser in Verbindung mit den sämmtlichen Ständen des Reichs. Der Kayser hat deshalb in der Wahlcapitulation Art. II. §. 5. versprochen: „daß er allein keine Interpretation der Reichssatzungen und Friedensschlüsse vornehmen, noch dergleichen dem Reichshofrath oder Cammergericht gestatten, sondern mit gesammter Stände Rath und Vergleichung auf Reichstägen damit verfahren, zuvor aber nichts verfügen noch ergehen lassen, als welches solchenfalls unqültig und unverbindlich seyn soll.“ Aus den letzten Worten ergiebt sich deutlich genug, daß auch weder dem Kayser noch den Reichsgerichten in solchen Fällen, wo eine authentische Auslegung erforderlich ist, bis zu deren Erfolg eine sogenannte interemistische Auslegung zukomme, und darauf von ihnen richterliche Verfügungen mit Rechtsbestand gebauet werden können; als welches bey dem bekanntlich langsamen Gange unserer Reichstagsdeliberationen, deren entscheidender Schluß so leicht verhindert werden kann, eine sehr bedenkliche Sache seyn würde. Die Reichsgerichte haben sich dergleichen auch nie selbst angemaßt, sondern mehrmalen solche Sachen, deren Entscheidung von einer bey dem Gericht selbst streitigen Auslegung der Reichsgesetze abhängt, auf den Reichstag verwiesen. Wozu sie auch besonders durch den Westphälischen Frieden Art. V. §. 50. und 52. angewiesen sind. Es versteht sich aber dabey übrigens von selbst, daß in den angeführten Stellen des Westphälischen Friedensschlusses und der Wahlcapitulation den Reichsgerichten eben so wenig überhaupt alle Auslegung der Reichsgesetze abgesprochen sey, wie einige gewähnt haben: als wenig jede Stelle der Reichsgesetze gleich einer authentischen Auslegung bedarf, wenn nur die streitenden Parthien, und nicht die Gerichte, selbst über den wahren Sinn derselben getheilt sind. Es kann also auch aus dieser Anordnung eigentlich kein Recurs an den Reichstag gerechtfertigt werden (s. Recursus an den Reichstag). Von der Auslegung der Wahlcapitulation insonderheit wird noch unter dem Artickel Wahlcapitulation zu reden seyn.

Auslegung in der Musik, ist jenes kritische Studium, wenn man harmonischer Klängen, die sonst ganz gleichgültig oder wenigstens zweydeutig seyn könnten, bestimmte Bedeutung untersuchet.

Der Mensch drückt sich durch Geberden und durch Töne aus. Beyde sind die Charactere seiner Empfindungen. Eben, wie die feurigste Empfindung Stellungen zeigt, die einer der Sprache unkundiger verstehen kann: so giebt es auch gewisse Tonverhältnisse und harmonische Combinationen, die einem Blinden den Verstand eines gewissen Ausdruckes angeben. Aber eben, wie dieselbige Stellungen zu ganz entgegengesetzten Leidenschaften passen: so können auch die nämlichen Töne zu verschiedenen Ausdrücken gebraucht werden. Hier muß also eine scharfsichtige Beurtheilungskraft das eigene vom gemeinen so zu unterscheiden wissen, daß auch durch die Mischung der unbedeutenden Dinte eine neue Characteristik entstehe.

Vom Ausdrucke haben wir etwas weitläuftiger unter dem eigenen Artickel gesprochen. Nur ist hier noch zu erinnern übrig, daß die wenigsten niuklalische Recensenten, die Tonstücke aus jedem Gesichtspuncte betrachten, wie sie betrachtet werden sollten. Einer giebt ganz abstractt nur auf das Gesang Acht, der andere will Bilder vermehren, es mag Gesang dabey seyn oder nicht, wenn auch die Singstimm vielleicht eben soviel zum Ganzen beyträgt, als die Bratsche.

Dessegen gehört zur Auslegung einer Musik mehr als die rohe Töne zu kennen. Man muß wissen, ob an diesen oder jenen Orte, dieser oder ein anderer Satz characteristisch genug ausfalle, ja man muß eben so das ganze, wie jede einzelne Theile genau durchathen, und hiervon auf die Wirkung der Stücke schließen.

Auslegungskunst, (Hermeneutik) ist die Wissenschaft, welche uns lehrt, den mündlichen oder schriftlichen Vortrag eines andern zu verstehen, und mit seinen Worten den nemlichen Sinn zu verknüpfen, den er damit verknüpft hatte. Man sollte Auslegungswissenschaft sagen, da Kunst eigentlich die Fertigkeit bedeutet eine Sache regelmäßig zu verrichten. Weil man aber andere unstreitige Wissenschaften auch oft mit dem Namen Kunst belegt, z. E. Redekunst, bey welcher die Regeln, die darinnen vorkommen, die Wissenschaft (Scienz, Disciplin) ausmachen, die Kunst aber die Beredsamkeit selbst ist: so kann man es auch hier geschehen lassen. Man theilt sie in die allgemeine und besondere. Jene giebt Regeln, die sich auf alle Arten von Schriften schicken. Diese aber, die nach den Schriften, die man zu erklären vor sich nimmt, mancherley seyn kann, enthält zwar wohl auch die allgemeinen Regeln, welche auf die besondere vorliegende Gattung von Schriften angewendet, und mit Beyspielen erläutert werden, fügt aber noch die besondern Regeln hinzu, welche einer gewissen Classe von Schriften eigenthümlich sind. Die letztere Auslegungskunst bekommt nach den Gegenständen, womit sie umgeht, besondere Namen, als: die bibliische Auslegungskunst, die juristische, oder die Auslegungskunst der Gesetze, wozu man die Auslegungskunst der sogenannten classischen Schriftsteller noch hinzufügen kann.

Auslegungskunst, die allgemeine oder philosophische. Es ist natürlich, daß man sich erst das Allgemeine einer Sache bekannt macht, ehe man sich auf die besondere Arten derselben einläßt. Das ist der kürzeste Weg, die nöthigen Regeln zu erlernen, und anzuwenden, ob man gleich in der Erfindung derselben gemeiniglich umgekehrt verfahren, und von besondern und einzelnen Fällen auf das Allgemeine vermittelst der Abfonderung hinaufsteigen muß, als auf welche Art die meisten Wissenschaften erfunden worden sind. Die allgemeine Auslegungskunst heißt auch die philosophische, weil man oft alles das Philosophie nennt, was allgemeine Erkenntniß, allgemeine Theorie ist. Sie ist wirklich ein Theil der Philosophie und zwar der Logik oder Vernunftlehre. Da diese Wissenschaft alle allgemeine Regeln enthält, welche den rechten Gebrauch des Verstandes, das ist hier, der ganzen Erkenntnißkraft der Seele, angehen: so muß auch in derselbigen gezeigt werden, wie man durch eigne Bemühungen zu Gedanken und Wahrheiten gelangt, welches die Erfindungskunst ist: und wie man das, was andere Leute bereits vorgetragen haben, benutzen soll: indem man von andern Leuten lernen muß, und nicht alles aus eigenen Nachdenken herausbringen kann.

Digitized by Google

Dieses aber kann nicht geschehen, wenn man die Schriften anderer nicht gehörig versteht. Die Erfahrung lehrt, daß nicht alle Schriften, ja nicht alle Stellen einer einzigen Schrift, eine gleiche Klarheit haben. Es muß also wegen der dunklern Stellen eine gewisse Bemühung angewendet werden, um den Sinn zu finden. Die Auslegungskunst wird also bey dem Theil oder Kapitel der Logik, worinnen man von den Mitteln handelt, anderer Leute Schriften zu benutzen, vorausgesetzt.

Einige sehen die allgemeine Auslegungskunst als eine eigne Wissenschaft, und trennen sie von der Logik, in welcher man sie seit der Verbesserung der Philosophie gemeiniglich abhandelt. Hierauf kommt nichts an: genug, wenn sie gelehrt und gelernt wird, und man ihr den Namen einer philosophischen Wissenschaft nicht abspricht. Diese theilen die Philosophie ein in die Instrumental- und Realphilosophie. Die letztere beschäftigt sich mit eigentlichen Sachen: die erstere aber enthält die wichtigsten Regeln wie man sowohl durch eignes Nachdenken, als durch den Gebrauch mündlicher und schriftlicher Lehrer zur Erkenntnis der Sachen gelangen, und, wenn man dieselbe besitzt allenfalls andern wieder mittheilen soll. Bey diesen gehört die Auslegungskunst zur Instrumentalphilosophie, und zwar als eine eigne Unterwissenschaft, oder auch als ein Theil der Logik.

Die Alten, zu deren Zeit man das Gebiet der Philosophie noch nicht so sehr erweitert, und noch nicht völlig deutliche Begriffe von der Natur der Wissenschaften, ihrer Verbindung, Unterschied und Abtheilung hatte, rechneten die Auslegungskunst auch zur Grammatik. Dieses war nicht ganz richtig. Denn, wenn gleich die Grammatik die Philosophie einer Sprache genennt werden kann, und auch in der allgemeinen Auslegungskunst manches vorkommt, das sich auf die Sprache überhaupt bezieht; so enthält sie doch noch manche andere Regeln, welche genau zu reden nicht die Sprache, am allerwenigsten eine bestimmte Sprache, womit sich die Grammatik beschäftigt, angehen. Aus dem nemlichen Grund ist es ebenfalls nicht richtig, wenn man wie einige thun, die Auslegungskunst zur Philologie rechnet. Denn Philologie ist nichts als die Kenntnis einer, oder mehrerer Sprachen, und sie begreift die Grammatik, und dann die übrigen hieher gehörigen Kenntnisse in sich. Andere rechnen sie zur Critik. Da aber Critik eigentlich die Wissenschaft ist, ein Buch oder einen Vortrag zu beurtheilen, und wenn sie bey dem allgemeinen stehen bleibt, eben sowohl als die allgemeine Auslegungskunst zur Philosophie und Logik gehört; so sieht man leicht, daß diese Wissenschaft zwar mit der Critik in Verbindung steht, aber eigentlich kein Theil derselbigen ist.

Schon Aristoteles, dem wir die meisten Wissenschaften, soweit nemlich unsere Nachrichten reichen, ursprünglich zu danken haben, hat von der Auslegung geschrieben. Seine Arbeit aber ist sehr unvollständig, und nichts weniger als eine allgemeine Auslegungskunst: denn er handelt nur die Lehre von den Sätzen ab. Weiter giengen auch seine Nachfolger und die Scholastiker nicht, als welche das vornehmste von dieser Lehre in der Logik anbrachten, wohin es auch gehört, ob es gleich auch bey der Auslegung Dienste thut. Es wurden also die Regeln der allgemeinen Auslegungskunst ziemlich vernachläßigt, bis daß man in dem vorigen und jetzigen Jahrhundert, so wie man die ganze Philosophie nach und nach verbesserte, mehrern Fleiß darauf wendete, nachdem theils Theologen, theils Juristen, jene bey der biblischen Auslegungskunst, diese aber und unter ihnen vorzüglich Grotius in seinem bekannten Buch von dem Recht des Kriegs und Friedens, und Pufendorf in seinem Natur- und Völkerrecht, bey der Lehre von der Auslegung der Gesetze, verschiedene Regeln vorgebracht hatten, die entweder allgemein auf alle Schriften paßten, oder doch leicht allgemein gemacht werden konnten. Es wurden jedoch selten Bücher über die allgemeine Auslegungskunst geschrieben. Dannhauer und Herr D. Joach. Ehrenfr. Pfeiffer, jener in seinem Buch: Idea boni Interpretis dieser in seiner Hermeneutica vniuersali sind unter den Protestanten, und Huetius unter den Catholiken in dem ersten Theil seines Buchs: de Interpretatione, die vornehmsten. Die übrigen haben diese Sachen entweder nur gelegentlich z. E. in der biblischen Auslegungskunst berührt, oder sie in der Logik, wie es noch gewöhnlich ist, oder als einen besondern Theil der Instrumentalphilosophie, wie z. E. Budeus angebracht. Die Philosophen handeln seit Wolfs Zeiten hiervon durchgehends in ihren Logiken; und was da vorgebracht wird, kann hinlänglich seyn, wenn es gehörig mit Beyspielen erläutert wird. Denn in den besondern Arten der Auslegungskunst müssen doch alle diese allgemeinen Regeln ohnehin wiederholt werden.

Die vornehmsten Regeln, welche in dieser Wissenschaft vorkommen, und die wir wegen den nachstehenden Artikeln von den besondern Arten der Auslegungskunst beybringen müssen, bestehen ungefähr in folgendem: Wenn der Text seine Richtigkeit hat, als welches zu beurtheilen der Critik zukömmt, so bekümmert man sich um die Bedeutung der Worte und Redensarten. Diese erlernt man aus der Sprache und allen den hier nicht zu erzählenden Hilfsmitteln, durch welche man Sprachen lernt, vorzüglich aber aus dem Redegebrauch des Schriftstellers, den man vor sich hat, indem fast ein jeder Schriftsteller, ausser der allgemeinen Sprache, in verschiedenen Stücken seine eigene Sprache hat. In dieser Absicht betrachtet man die Stellen, wo dergleichen Ausdrücke sonst noch vorkommen, welches man den wörtlichen Parallelismus nennt (s. dieses Wort). Ist man so weit gekommen, so hat man den Sinn, der allenfalls im Allgemeinen möglich ist. Ob aber nun die Bedeutung, welche man den Ausdrücken beylegt, auch in der That die wahre sey, dieses wird aus dem Zusammenhang oder Contert erkannt, (s. diese Artikel). Man sieht auf die Prädicate, welche dem Subject beygelegt werden, und umgekehrt: man sieht auf die Beweise, mit welchen ein Satz unterstützt wird: man schränkt die sonst bekannte Bedeutung der Wörter ein, oder erweitert sie, wie es diese Umstände mit sich bringen. Man bemüht sich, den Zweck des Schriftstellers ausfindig zu machen, welchen man, wenn er ihn nicht deutlich angiebt, nach dem Zusammenhang nicht blos des unmittelbar Vorhergehenden oder Nachfolgenden, sondern oft einer ganzen Stelle, oder auch der ganzen Schrift beurtheilt; wozu die Einsicht in die Gelegenheit, welche die Schrift veranlaßt hat, und die Kenntniß der damaligen Zeitumstände sehr vieles beyträgt. Man hält andere klare Stellen, worinnen die nemliche Sache allenfalls mit andern Worten vorgetragen wird, welches man den reellen Parallelismus nennt, (s. diesen Artikel). Man vergleicht die übrigen Sätze des Schriftstellers mit der herausgebrachten Bedeutung, insofern solche mit dem gegenwärtigen als Gründe oder Folgen in Verbindung stehen, und erklärt ihn aus seinen eigenen Meynungen, aus seinem System, welches man

Digitized by Google

die

die **Analogie** nennt, wovon unter **Analogia fidei** bereits in Anwendung auf die heilige Schrift geredet worden ist. Freylich wird man, weil es zuweilen bey einigen Stellen an Hülfsmitteln fehlt, es nicht immer bis zur Gewißheit bringen: allein alsdann muß man sich, wie in so viel tausend andern Fällen, mit der Wahrscheinlichkeit begnügen.

Hieraus folgt, daß man weder seine eigene Meynungen und Vorurtheile, noch sonst etwas fremdes in den Schriftsteller hineintragen, noch auch wie sogar gewöhnlich ist, schließen dürfe: diese Ausdrücke haben anderswo, im gemeinen Leben, in andern Stellen des Buchs in andern Schriftstellern, die zu ganz unterschiedenen Zeiten und bey völlig verschiedenen Umständen gelebt und geschrieben haben diese oder jene Bedeutung: also haben sie dieselbige auch in der vorliegenden Stelle, wozu sie sich doch oft ganz und gar nicht schicken will. Findet man, daß ein ungereimter Sinn herauskommt, so muß man nicht gleich mit Beschuldigungen des Widerspruchs und des Unsinns gegen einen Schriftsteller zufahren, der sonst eine gesunde Vernunft und Scharfsinn gezeigt hat: sondern man muß lieber gegen sich selbst mißtrauisch seyn, den Schriftsteller mehrmalen lesen, und die Stelle zu unterschiedenen Zeiten prüfen.

Von der gewöhnlichen **Bedeutung** der Worte muß man nicht **ohne Noth** abgehen. So richtig diese Regel ist, so schwer ist die Anwendung derselben. Denn das Gewöhnliche kann nicht immer nach der Sprache im gemeinen Leben, oder wenn es alte und fremder Nationen Schriftsteller betrift, nach dem Gebrauch, der heutiges Tages bey uns statt findet, in sofern jene Ausdrücke übersetzt worden, beurtheilt werden. Sondern man muß auf die damaligen Zeiten und Sitten und hauptsächlich auf den **Redegebrauch** sehen, den sich der Schriftsteller gleichsam selbst gemacht hat; und folglich sich nicht schlechterdings auf Wörterbücher, Uebersetzer und andere Ausleger verlassen, welche insgesammt, insonderheit beyde letztern ihre eigene Absichten haben können, ihre Meynungen zu bestärken, oder sich durch die Liebe zum Paradoxen, und eine vermeynte Scharfsinnigkeit hervorzuthun.

Von eben der Gattung ist die Hauptregel, daß man nicht ohne Noth von dem **buchstäblichen** Sinn der Worte abgehen soll. Sie ist wenigstens sehr zweydeutig. Versteht man unter dem **buchstäblichen** Sinn weiter nichts als denjenigen, welchen die Worte auf den ersten Blick geben, und welchen einige den Sinn des **Buchstabens** (Sensus literæ in oppositione ad sensum literalem) nennen, so kann man oft sehr betrogen werden. Denn ein abgerissener Satz kann für sich eine Bedeutung haben, die er in dem Zusammenhang schlechthin nicht haben kann, oder, wenn er sich auch noch mit dem nächsten Zusammenhang verträge, der Absicht des Schriftstellers und andern klaren Stellen geradezu widerspricht.

Versteht man unter dem **buchstäblichen** Sinn denjenigen, welchen man den **eigentlichen** Sinn (Sensus proprius) nennt, und dem verblümten und figürlichen (Sensus improprius, metaphoricus,) entgegen setzt; so ist wiederum klar, daß man nicht immer den eigentlichen Sinn beybehalten, sondern oft den figürlichen vorziehen müsse. Auch hier muß der Zusammenhang, der Zweck des Schriftstellers, und seine übrigen Stellen und Meynungen den Ausschlag geben. Es muß also von dem buchstäblichen Sinn nach beyden Bedeutungen, **abgegangen** werden, **erstlich**: wenn daraus ein Widerspruch des Schriftstellers mit sich selbst entsteht, dergleichen man von einem vernünftigen Mann nicht vermuthet. Da es aber doch möglich ist, daß Menschen fehlen, und ein Schriftsteller hinten vergißt, was er vornen gesagt hat: so kann er sich auch wohl widersprechen. Alsdann aber muß man von beyden Stellen, die man für widersprechend ausgiebt, wo nicht gewiß, doch sehr wahrscheinlich zeigen können, daß eine jede Stelle, nach den bisher angeführten Regeln den Sinn auch wirklich habe, den man ihr beylegt; daß sich nun beyde Sätze, nachdem sonst bekannten System des Autors gar nicht vereinigen lassen, und folglich keine bloße Scheinwiderspräche da sind. **Zum andern**: wenn eine offenbare Ungereimtheit aus dem der Stelle gegebenen Sinn und ein Widerspruch gegen andere völlig ausgemachte Wahrheiten entsteht. Aber hier ist Behutsamkeit nöthig. Wir halten oft etwas, das in der That bloße Einbildungen oder höchstens Hypothesen sind, für ausgemachte Wahrheiten, und beurtheilen also den Schriftsteller nach unsern Meynungen. Manches ist auch in den heutigen Zeiten ausgemacht, das ehedem und bey andern Nationen noch ganz unbekannt oder doch noch nicht zu dem gehörigen Grad von Gewisheit gelangt war. Man muß also darthun können, daß der Schriftsteller diese Wahrheiten gekannt habe. Man muß die vorgebliche Ungereimtheit nach den Zeiten des Autors, nach seiner sonst bekannten Gedenkungsart, und nach seinem übrigen System beurtheilen. Denn die Alten zum Exempel hatten manche neuere Kenntnisse nicht, und fanden also manches glaublich, das wir heutiges Tages mit Recht für falsch und abgeschmackt ansehen. Das ist es, was man haben will, wenn man sagt: man müsse sich in die Scene des Autors **hineindenken**, und seine Schriften mit eben dem Geist lesen, womit sie geschrieben sind. Freylich bleibt es hier auch noch möglich, daß sich der Schriftsteller geirrt habe, welches man durch diese Vorsichtsregeln nicht ableugnen will. Man will nur haben, daß man behutsam zu Werk gehen, und Widersprüche und Ungereimtheiten von einem sonst vernünftigen Schriftsteller nicht blos präsumiren dürfe, sondern beweisen müsse.

Begreift man unter dem **buchstäblichen** Sinn auch den figürlichen mit, so daß man denselben nur dem sogenannten geheimen oder mystischen Sinn entgegen setzt, den einige den allegorischen nennen, welches Wort aber, wie in dem davon handelnden Artickel gezeigt worden, zweydeutig ist: so ist noch mehr Behutsamkeit nöthig. Der **mystische** Sinn ist derjenige, der gar nicht aus den Worten fließt, sie mögen nun eigentlich, oder verblümt genommen werden, sondern welcher durch die vorgestellte Sachen oder Personen verursacht wird. Er ist ebenfalls ein wahrer Sinn, weil der Autor will, daß wir dasjenige, was er dabey gedacht hat, auch denken sollen. Er verträgt sich mit dem buchstäblichen Sinn, und setzt denselben voraus. Wenn in der Fabel der Fuchs nicht in die Höhle des Löwen will, so ist dieses buchstäblich klar. Aber der Schriftsteller will und durch diese Fabel mehr sagen, und eine gewisse Regel der Moral oder der Klugheit beybringen; und diese macht in gegenwärtigem Fall den mystischen Sinn aus. Giebt solches der Autor selbst zu verstehen, so hat die Sache keine Schwierigkeit. Thut er es aber nicht, so muß man aus der Betrachtung der vorgestellten Sachen oder Personen schließen, ob dieselbigen nur ein Bild einer andern Wahrheit seyn sollen. Wenn aus dem buchstäblichen Sinn eine offenbare Ungereimtheit folgt, nach den Zeiten und dem System des Schriftstellers zu urtheilen, so muß seine Vorstellung, wenn sie nicht wahrer

Unsinn seyn soll, einen geheimen Verstand haben. Noch niemand ist es eingefallen, Fabeln von Thieren und Bäumen, die sich unterredet haben, blos buchstäblich zu verstehen. Sie sind Bilder von den Handlungen der Menschen: das weiß man zu allen Zeiten und unter allen Nationen. Wenn ein heutiger Schriftsteller die Götter der Griechen handelnd einführt, so sind sie, theils Maschinen seines Gedichts, theils blos allegorische Personen. Aber solche findet bey den alten Autoren nicht immer statt: denn zu ihren Zeiten hielt man sie für wirkliche Personen. Es würde also erzwungen seyn, aus allen Verwandlungen, die Ovidius erzählt, wenn sie gleich keine wahre Begebenheiten sind, Allegorien zu machen, und einen geheimen Sinn darinnen zu suchen. Reicht das vorgeschlagene Mittel nicht hin, so muß man die Absicht des Schriftstellers zu entdecken suchen. Diese erhellt entweder aus der ganzen Beschaffenheit und dem ganzen Gang, den der Schriftsteller genommen hat, oder aus dem Zusammenhang und der Vergleichung einer vorliegenden Stelle mit andern. Ist nun nicht die geringste Spur vorhanden, daß der Schriftsteller einen geheimen Sinn zur Absicht gehabt hat; so ist es abgeschmackt, denselben willkührlich bey ihm zu finden und mit bloßen Machtsprüchen oder weithergeholten Gründen zu erweisen. So machten es verschiedene Philosophen, insonderheit die neuern Platoniker mit der griechischen Mythologie: Sie suchten viele Geheimnisse der Naturlehre darinnen, und dichteten unter andern dem Homer Absichten an, die er offenbar nicht hatte, wenn er Fabeln erzählt, welche man zu seinen Zeiten glaubte, wenn er sie auch allenfalls nicht selbst glaubte, sondern sie blos als Maschinen seines Gedichts (s. diesen Artickel) behandelte. Dieses heißt unerwiesene Gedanken in den Schriftsteller hineintragen, wie zum Exempel Tasso that, welcher, als er sein Gedicht von dem befreyten Jerusalem fertig hatte, auf den sonderbaren Einfall gerieth, daß dasselbige im ganzen betrachtet, wohl eine Allegorie seyn könnte. Hieran hatte er während der Arbeit nicht gedacht, und es wird auch kein Leser daran denken, so wenig als er die Ilias oder die Aeneide für eine Allegorie erklären wird. Führt der Schriftsteller eine Sprache, bey welcher alles, ohne den mindesten Zwang buchstäblicherweise verstanden werden kann, und giebt er nicht den mindesten Wink, daß unter seiner Rede ein Geheimniß verborgen liege: so hat man keinen Grund ihn mystisch zu erklären, er mag nun Lehren oder Geschichten vortragen. Wenn Livius verschiedene wahre Geschichten erzählt, so mengt er auch wohl etwas Fabelhaftes, eine Götterercheinung, und dergleichen mit unter, wobey er es bisweilen selbst zu verstehen giebt, daß er es nicht glaube. Aber man hat keinen Grund, sie für eine Allegorie auszugeben, und ihr einen geheimen Sinn beyzulegen. Denn, wenn gleich der Schriftsteller eine solche Begebenheit selbst für fabelhaft und ungereimt hält, so kann er sie doch als Begebenheit erzählen, weil man sie geglaubt hatte. Es ist also zum Exempel bey der Erklärung eines Geschichtschreibers widersinnisch, wenn man unter zehen Begebenheiten eine herausnimmt, und sie für eine sinnbildliche Vorstellung erklärt, welche doch von demselben mit unter den übrigen, und auf die nemliche Art, mit den Umständen der Zeit, des Orts, und der Personen erzählt wird. Sie kann falsch und ungereimt seyn: Aber bey der Erklärung eines Schriftstellers ist die Frage nicht, ob etwas wahr oder falsch ist: sondern blos, was er gesagt hat, und wie er verstanden seyn will. (Mehreres s. in dem Artickel:

mystischer Sinn. Einiges ist auch bereits bey Allegorie, Allegorischen Personen, und Allegorischem Sinn vorgekommen.

Es ist also ein Fehler, wenn man einen Schriftsteller nach der Wahrheit oder Falschheit eines Lehrsatzes erklärt. Es folgt nicht, daß der Schriftsteller einen gewissen Satz nicht vortrage, weil er falsch ist. Denn es ist möglich, daß er sich geirrt und den Satz für wahr angesehen hat. In diesen Fehler fallen viele zum Exempel bey der Erklärung alter Weltweisen, zuylchen sie Sätze andichten, an die sie nicht dachten, noch auch, ihrem System und ihren Zeiten gemäs, denken konnten. Man läßt den Schriftsteller nicht sagen, was er wirklich gesagt hat, sondern was er, allenfalls unserer Meynung nach, hätte sagen sollen: Man schiebt ihm neuere Begriffe und Kenntnisse unter, und zerrt nun seine Worte so lange herum, bis man sie einigermaßen zu seinen Absichten gepaßt hat. Es waren Zeiten, wo man den Plato; es waren andere, wo man den Aristoteles beynahe für unfehlbar hielt. Man bemerkte jedoch, daß sie der christlichen Religion nicht ganz gemäs lehrten. Was that man? Man drehete die heilge Schrift und den Plato, oder den Aristoteles so lange herum, bis sie, wenigstens dem Schein nach, mit einander übereinstimmten, und that beyden Theilen Gewalt an. Daher entstund die Platonische Theologie der meisten Kirchenväter der ersten sechs Jahrhundert; daher entstund die Aristotelisch-Scholastische Philosophie und Theologie der mittlern Zeiten, welche noch nicht ganz verbannt ist. (s. Aristotelische Philosophie.) Eben so verfuhren die sogenannten Alexandrinischen oder Neu-Platonischen Philosophen. Sie wollten alle Weltweisen vorhergehender Zeiten in Uebereinstimmung bringen, und gaben sich bey dieser Philosophischen Spnerretisteren, die nicht ohne gewaltsame Verdrehung der Ausprüche jener Weltweisen durchgesetzt werden konnte, noch dazu den prächtigen Namen der Eclectiker welchen sie nicht verdienten. (s. diesen Artickel.)

Alles, was aus dem Vortrag eines Schriftstellers richtig folgt, ist auch in sofern seine Meynung, als man erweisen kann, daß er die Folge vorausgesehen habe. Aber es ist eine Consequenzmacherey, wenn man entweder Folgen herausgiebt, die in der That nicht aus seinen Ausprüchen fließen; oder, wenn die Folgen zwar richtig sind, doch nicht darthun kann, daß der Schriftsteller sie vorausgesehen, mit zur Absicht gehabt, und gleichsam vorläufig für die seinigen erkannt habe. Denn oft sieht der Schriftsteller aus bloser menschlicher Schwachheit und Vergessenheit nicht so weit hinaus: Oft irrt er sich aber auch darinnen, daß er glaubt, die Folgen flößen nicht aus seiner Meynung, oder stünden wenigstens nicht mit derselben im Widerspruch: oft war es vermöge der Zeiten, worinnen er lebte, und des Systems, dem er zugethan war, nicht einmal möglich, daß er die ihm nachhergemachten Folgen, wenn sie gleich richtig sind, voraussehen konnte.

Unsere Absicht ist hier nicht, so wenig als sie es in andern Artickeln ist, die ganze Wissenschaft der Auslegungskunst vorzutragen und zu erschöpfen. Aber wir mußten doch soviel sagen, als erforderlich war, daß der Leser deutliche Begriffe von der Natur dieser Wissenschaft, und ihren vornehmsten Materien, die in besondern Artickeln weiter ausgeführt werden, überkommen konnte, wenn wir ihn nicht mit einer bloßen kahlen Worterklärung, und also in der That unbelehrt, zurückschicken wollten. Aus dem nemlichen Grund haben wir

Digitized by Google

auch der vornehmsten Fehler, die begangen werden, und einige Vorsichtsregeln dagegen beygebracht.

Nun wird der Leser von selbst urtheilen können, von welcher Wichtigkeit die Wissenschaft von der Auslegungskunst überhaupt sey. Wir müssen einen großen Theil unserer Kenntnisse aus Büchern schöpfen; und bey verschiedenen Gattungen von Wissenschaften, z. E. der historischen, ist das bloße Nachdenken schlechterdings unzureichend. Es beruht also ungemein viel darauf, diese Bücher richtig zu verstehen.

Es ist ein Vorurtheil, welches man in unsern Tagen, wie so viele andere, Mode zu machen sucht, daß man zu diesem Geschäfte ganz und gar keiner Regeln bedürfe, sondern alles auf einen guten Verstand und die Uebung ankomme. Wir leugnen nicht, daß ein gesunder Verstand auch hier, wie in allen Beschäftigungen, vorausgesetzt werde. Aber wenn dieser allein zureichte, warum lernt man die Kunst zu denken und zu schreiben nach Regeln, die man in der Logik, Aesthetik und Redekunst findet? Und wenn dieses Beyspiel nicht einleuchtend genug seyn möchte, weil wirklich viele aus Unwissenheit oder Mißverstand diese Wissenschaften auch verachten: warum lernt man nach Regeln rechnen, zeichnen, tanzen, fechten? Wenn die Regeln nicht falsch, nicht blos willkührlich, sondern aus der Natur der Sache hergenommen sind; so sind sie eine große Erleichterung, und bewähren für manchen Abwegen. Man sehe das nach, was wir von der nemlichen Materie bereits in dem Artickel Aesthetik vorgebracht haben. Man hat nicht Gelegenheit, alles durch die bloße Uebung zu erlernen, weil uns unsere eigene Erfahrung nicht auf alle Fälle führt, welche andern vorgekommen sind, und worzu sie die Regel abgezogen haben. Es erfordert die Uebung auch eine lange Zeit, und es wird manche vergebliche Mühe angewendet, und manche Uebung verkehrt angestellt, wenn nicht dabey auf Regeln Rücksicht genommen wird. Und zuletzt fehlt es doch immer an der so wichtigen allgemeinen Erkenntniß. Man hat einzelne Fälle genug vor sich gehabt, aber man übersieht doch die Sache nicht im Ganzen. Wenn etwas vorkommt, das man noch nicht unter Händen gehabt hat, so stutzt man, weil man keinen Leitfaden hat, wotan man sich halten kann. Es geht uns alsdann wie vielen Schulmeistern, welche blos mechanisch rechnen gelernt haben, sobald ihnen ein Exempel vorgelegt wird, das sie noch nicht gerechnet haben, oder in ihrem Exempelbuch nicht zu finden ist; da im Gegentheil der Mathematiker alles rechnen kann, weil er die Kunst versteht, dasjenige, was unbekannt ist, auf ihm bekannte Begriffe und Regeln zurückzuführen. Uebungen und Regeln müssen auch hier verbunden werden. Bloße Regeln sind nicht zureichend, weil sie geläufig seyn müssen, welches erst durch ihre öftere Anwendung erfolgt, und die Uebung auch auf viele besondere Kunstgriffe führt, die in unserer ersten allgemeinen Theorie nicht bemerkt waren. Ja! man kann und muß sogar, wie wir in dem Artickel Aesthetik von den schönen Wissenschaften und der Logik erinnert haben, mit einzelnen Uebungen den Anfang machen, hernach die Regeln darauf setzen und mit den Uebungen fortfahren. Wir wollen dieses in dem folgenden Artickel: Classische Auslegungskunst weiter entwickeln. Uebrigens ist der Grund dieses angezeigten Vorurtheils im Allgemeinen darinnen zu suchen, daß man durch einen falschen Schluß die Regeln schlechthin verachtet, weil sie keinen Dummkopf gescheut machen können, und ohne hinzugekommene Uebung freylich wenig nützen, (s. davon Aesthetik). Es giebt noch mehrere Quellen dieses Vorurtheils, wovon in dem Artickel biblische Auslegungskunst, welcher auch gleich folgt, geredet werden soll.

Aber auch Regeln und Uebungen sind zusammengenommen nicht hinlänglich, einen guten Ausleger zu bilden: sondern man muß auch noch gewisse andere Erfordernisse besitzen. Man muß einen gesunden Verstand haben, und von Vorurtheilen frey seyn, damit man sich nicht durch das Neue oder Neuschnende, Seltene oder Paradox, wie so viele Ausleger, verleiten lässigezwungene und weitbergeholte Erklärungen den leichten und natürlichen vorzuziehen. Der Verstand muß durch gewisse Uebungen, als die Erlernung der Wissenschaften, insonderheit der Philosophie, und durch das Lesen einiger, wenigstens leichter Bücher, gestärkt worden seyn. Man muß Gedächtniß haben, um das, was aus den Sprachen und Wissenschaften erforderlich seyn möchte, gleich greifen zu können. Insonderheit muß man in dem Buche, das man erklären will, recht zu Hause seyn, welches durch das öftere Lesen, wenn man auch gleich nicht alles anfänglich verstehet, erhalten wird. Das öftere Lesen zu unterschiedenen Zeiten, und wenn das Gemüth in verschiedenen Lagen ist, ist nicht selten ein bewährtes Mittel, den wahren Verstand dunkler Stellen zu finden; zu geschweigen, daß man eben hierdurch am besten mit der eigenthümlichen Sprache und Gedenkungsart des Schriftstellers bekannt wird, welches alles Gedächtniß erfordert. Wir sagen nichts von Witz, Einbildungskraft und Scharfsinnigkeit; denn wir rechnen sie zum Verstand. Ohne die beyden erstern ist gar kein Verstand möglich: sie werden also vorausgesetzt. Doch muß sie die kalte Vernunft in Schranken halten; denn die ausschweifende Einbildungskraft, und der überspannte Witz so vieler Ausleger, ist an unzähligen schlechten Erklärungen, insonderheit auch an dem Fehler schuld, daß man alles mögliche aus allen, selbst den entferntesten Wissenschaften, Schriftstellern und Nationen herholt, was einige Aehnlichkeit haben mag, im Grunde aber nichts im geringsten erläutert; sondern allenfalls nur den Witz, die Einbildungskraft, das Gedächtniß und die Belesenheit des Erklärers beweiset. Scharfsinnigkeit ist ein hoher Grad des Verstandes, und thut also treffliche Dienste, wenn sich die Liebe zu Spitzfindigkeiten und der Stolz nicht dazu gesellt, vermöge dessen man Sachen sehen und sagen will, die kein anderer vernünftiger Mensch sehen kann, oder sehen mag. In Absicht des Willens ist eine gewisse Redlichkeit, Wahrheitsliebe und Gelassenheit erforderlich. Man muß nichts in dem Schriftsteller suchen, was man sich schon vorher vorgenommen hat, darinnen zu finden. Man muß ihn nicht lesen, um Bestätigungen seiner eigenen Meynung oder auch Fehler zu finden, wie so viele Leute thun, welche, anstatt die Bücher zu lesen, um etwas daraus zu erlernen, das Gute darinn anzupreisen, und Vorschläge zur Verbesserung der Fehler und Lücken zu thun, das traurige, meistens unnütze, oft menschenfeindliche Geschäft übernehmen, allenthalben Fehler herauszuklauben. Man muß einen Schriftsteller billig behandeln, wie einen jeden ehrlichen Mann, und ihn nicht beschuldigen, was ihm in der That nicht zur Last fällt, und was dergleichen Regeln mehr sind, die auch in andern Fällen beobachtet werden müssen, und aus der Sittenlehre bekannt genug sind.

Man muß ferner die Sprache verstehen, darinnen der Schriftsteller geschrieben hat, wozu oft viele andere Kenntnisse aus der Critik, Geschichte, den Alterthümern und so weiter, erforderlich sind, und welche auch zum Verstand der vorgetragenen Sachen, wie auch zur Kennt-

Digitized by Google

niß der Person und der übrigen Zeitumstände des Schriftstellers vieles beytragen, und also aus einem gedoppelten Grund wichtig seyn können.

Natürlicherweise muß man auch die Wissenschaften verstehen, in welche die Sachen einschlagen, die der Schriftsteller vorbringt. Wer eine philosophische Schrift erklären will, muß die Philosophie vorher durch mündlichen Unterricht und eignes Nachdenken hinlänglich gefaßt haben. Eben das gilt in seiner Art von andern Wissenschaften. Jemehr man überhaupt Wissenschaften versteht, je leichter geht dieses Geschäfte von statten; denn in diesen findet man oft die Grundsätze, welche zur Erläuterung dunkler Stellen, Anspielungen und Ausschweifungen nothwendig sind.

Vor allen Dingen muß man deutliche Begriffe von der Schreibart überhaupt, von den vornehmsten Arten derselbigen, insonderheit derjenigen, worinnen der Schriftsteller geschrieben hat, aus der Aesthetik, Redeund Dichtkunst, und dem Lesen guter und mit Geschmack geschriebener Bücher sich verschafft haben. Bey einer jeden Schreibart finden sich eigenthümliche Regeln, welche auf die Erklärung Einfluß haben. Ein Redner muß anders behandelt werden, als ein bloßer Geschichtschreiber oder kalter Philosoph, und ein Dichter wiederum ganz anderst, als diese insgesammt. Ein Satyrenschreiber, der sich der Ironie zu bedienen pflegt, wird anderst beurtheilt, als ein ernsthafter Autor. Wenn der Schriftsteller polemisirt, so geht er anderst zu Werk, als wenn er dogmatisirt oder erzählt. Der Mangel dieser Kenntnisse ist eine Hauptursache so vieler schlechter Erklärer. Denn wenn sie noch so viel Sprach- und Sachkenntnisse besitzen, und nicht mit den Geheimnissen der schönen Wissenschaften bekannt sind, folglich einen Schriftsteller wie den andern behandeln, ohne auf die verschiedenen Schreibarten und Einkleidungen Rücksicht zu nehmen; so werden sie dennoch manches dunkel finden, das der Mann von Geschmack sogleich versteht.

Da nun auch vielen, die sich große Ausleger dünken, so manche namhaft gemachte Kenntnisse und Erfordernisse fehlen: so ist es nicht zu verwundern, daß so viel abgeschmacktes und unsinniges Zeug in diesem Fach auf die Bahn gebracht wird.

Auslegungskunst, classische, oder der classischen Scribenten. Wir glauben nicht, daß in dieser Art der Auslegungskunst viel Grundsätze vorkommen können, welche nicht schon zu der allgemeinen Auslegungskunst gehören sollten. Denn was die übrigen Kenntnisse betrift, welche man zum Verstand der classischen Autoren nöthig hat, und welche aus der Erdbeschreibung, den mancherley Arten Geschichte, den Alterthümern, der Fabellehre, der Redekunst, der Poesie und so ferner entlehnt werden, so sind sie zwar allerdings unentbehrlich, aber sie gehören zu den so eben genannten Wissenschaften selbst, und nicht zur Auslegungskunst, bey welcher sie vorausgesetzt werden, wenn man die wirkliche Erklärung jener Schriftsteller vornehmen will.

Dennoch halten wir eine Wissenschaft dieser Gattung für sehr nützlich. Sie würde nichts anders seyn, als die allgemeine Auslegungskunst auf die classische Scribenten angewandt, so daß die Regeln derselben mit lauter classischen Beyspielen aus jenen Scribenten erläutert, und, wenn sich die Gelegenheit darbietet, besondere Bemerkungen zu besserm Verstand derselben eingestreuet würden.

Unsere Meynung aber geht nicht dahin, daß man mit dieser Wissenschaft den Anfang im Unterricht machen, und die Schriftsteller indessen liegen lassen solle: sondern man fängt mit den Schriftstellern an, erklärt sie ordentlich, und zwar erstlich die Sprache, und hernach die darinn enthaltenen Sachen, insonderheit auch die Schönheiten der Schreibart. Man setzt diese Arbeit, wodurch der Lehrling nach und nach mit der Grammatik, der Sprache, den mancherley Sachen, der Redekunst und Poesie bekannt wird, beständig fort, weil ohne diese Kenntnisse in der Auslegungskunst, wenn sie wissenschaftlich behandelt wird, das meiste dunkel seyn dürfte. Man streut aber auch gelegentlich die wichtigsten Regeln der Auslegungskunst mit ein, so wie wir eine ähnliche Methode in den schönen Wissenschaften und der Logik in dem Artickel Aesthetik empfohlen haben.

Hierdurch verschafft man dem Lehrlinge verschiedene Vortheile. Der Lehrer überzeugt ihn, daß er nicht willkührlich verfährt, sondern die Schriftsteller nach natürlichen und wohlgegründeten Regeln erklärt. Dieses schärft nicht nur die Beurtheilungskraft des Schülers, auf deren Verbesserung noch allzuwenig bey dem Unterricht gesehen zu werden pflegt; sondern man reizt ihn auch unvermerkt zur Nachahmung, so daß wenn er sich auf die Autoren vorbereitet, er nach dem gegebenen Muster verfährt. Die Autoren werden ihm dadurch selbst deutlicher, indem er nicht blos einsieht, daß diese oder jene Stelle einen gewissen Verstand hat, sondern auch bemerkt, warum sie denselbigen hat, und keinen andern haben kann. Selbst die Sprache wird ihm nun leichter, da er den Werth und die Kraft einer jeden Redensart einsieht, weil er seinen Autor hinlänglich versteht. Eine Ursache mit, warum die Sprachen so schlecht erlernt werden, und die meisten einen Esel dagegen überkommen, ist, daß man die Autoren nicht recht erklärt, und fast blos das Gedächtniß, und nicht auch die Beurtheilungskraft der Schüler zu schärfen bedacht ist. Man schwätzt zwar jetzo allenthalben von der Cultur des Verstandes junger Leute: aber am Ende ist doch das meiste, was man treibt, Gedächtnißwerk, Mechanismus, und allenfalls auch bloßes Spielwerk. Bey Erklärung der Autoren, die durchgehends scharfsinnige, witzige und kluge Männer waren, wäre der rechte Ort, wo man auf eine spielende Art (in gutem Verstande) Kindern die nützlichsten Kenntnisse für ihr ganzes Leben beybringen könnte, und zwar schon zu einer Zeit, wo sie einen zusammenhängenden Vortrag noch nicht fassen können.

Außerdem würden nun auch die Schüler mit den vornehmsten Regeln dieser Wissenschaft selbst bekannt. Wenn sie nun indessen andere Sachen, auch etwas Logik, Aesthetik, Oratorie und Poesie gefaßt hätten, sowerd nemlich solche Dinge auf niedere Schulen gehören, (denn dieselben überspannen, ist Thorheit): so wäre es Zeit, einen kurzen Begriff der allgemeinen Auslegungskunst, der ihren Fähigkeiten gemäß ist, vorzunehmen, und eine jede Regel, wo möglich, mit Beyspielen aus dem vorhergegangenen Unterricht zu erläutern, welches denn, weil die Beyspiele schon bekannt sind, sehr einleuchtend seyn müßte. Hierdurch würden ihnen die vorige Regeln, die man einigen beygebracht hatte, tiefer eingeprägt, die ehemals zerstreuten Regeln in einen ordentlichen Zusammenhang, und die Lehrlinge dadurch zu einer gewissen Festigkeit im Urtheilen gebracht. Führe man mit dem Erklären der Autoren selbst beständig fort, so daß man zuweilen auf die nun förmlich vorgetragene Regeln Rücksicht nähme: so könnte es nicht fehlen, daß nicht die meisten in der Sprache und dem Nachdenken stärker werden, mehr Geschmack an den Autoren, mehr Lust, sie zu lesen, überkommen, und mehr Fleiß auf die Vorbereitung derselben anwenden sollten.

Digitized by Google

Diese Vorbereitungen, und das nachmals fortgesetzte eigene Lesen derselben, sind die besten Uebungen und die einzigen practischen Hülfsmittel, um Bücher verstehen zu lernen. Denn wer dieses unterläßt, sich nie selbst vorbereitet, nie darauf bedacht ist, durch eigene Bemühung einen Schriftsteller zu verstehen, sondern sich alles von dem öffentlichen oder Privatlehrer vorkauen und seinen ganzen Fleiß dabey bewenden läßt, der lernt gewiß nichts rechts; so wenig als der schwimmen lernt, welcher niemals anfängt, selbst schwimmen zu wollen. Wie ist es aber möglich, daß ein junger Mensch, der nicht gerad ein außerordentliches Genie ist, sich gehörig auf seine Lectionen vorbereiten, und seine Kenntnisse sogar durch ein für sich selbst angestelltes Lesen erweitern soll, wenn man ihm niemals zeigt, wie er es anzufangen habe. O daß so viele Leute, die von Gelehrsamkeit strotzen, Lehrer sind, und doch gerad die wichtigste Kunst eines Lehrers nicht verstehen, dem Schüler, der Kopf hat, auf die Spur zu helfen, daß er selbst denken lernt! Denn der Lehrer kann nicht alles eintrichtern; und wenn er es könnte, so würde es am Ende lauter Gedächtnißwerk und selten brauchbar seyn. In dem Mangel dieser Methode, die den Kopf aufklärt, und in ihrer Art bey allen Lectionen gebraucht werden kann, wovon aber hier weitläuftiger zu reden der Ort nicht ist, liegt die vornehmste Quelle, warum so viele Stümper und in der Welt unbrauchbare Männer, bey allem ihrem ehemals angewandten Fleiß, gezogen, und manche Schüler, wie schon Quintilian klagte, aus den Schulen dümmer wieder herauskommen, als sie hineingegangen waren. Und warum gehts nicht besser? Hauptsächlich weil die Lehrer selbst es nicht besser verstehen, selbst nicht besser unterrichtet worden sind, selbst nicht denken können, oder wenigstens über die bessere Lehrart nicht nachdenken, und auf die traurigen Würkungen ihrer schlechten Methode nicht Acht geben mögen.

Noch mehr; wenn jener Vorschlag befolgt würde, so würde er die herrlichsten Vortheile bey wichtigen Arten der Auslegung haben, wir meynen bey der Erklärung der Gesetze, und der heiligen Schrift, davon in besondern Artickeln geredet wird: denn es würde eine wahre Vorbereitung zu derselben seyn. Warum erklären manche die heilige Schrift auf eine solche Art, daß man glauben muß, entweder hätten die biblische Scribenten, oder ihre Ausleger keinen Menschenverstand? Warum erlauben sie sich bey denselbigen Sachen, die man, wenn man sie bey weltlichen Schriftstellern vornehmen wollte, lächerlich oder unsinnig finden würde? Darum, weil sie mit den Regeln der allgemeinen Auslegungskunst die bey allen Büchern in der Welt gelten, nicht bekannt genug sind. Denn diese würden sie alle Augenblicke bey den Classischen Autoren bestätigt gefunden haben, wenn sie gewohnt wären, dieselbigen vernünftig anzusehen. Darum, weil sie in der Anwendung dieser Regeln nicht geübt genug sind, und also, wie man zu reden pflegt, mit ungewaschnen Händen zu dem wichtigsten Buch kommen, das in der Welt ist.

Man hat in verschiedenen Schriften von der rechten Art die Classische Autoren zu lesen, manche einzelne gute Regeln von ihrer Erklärung beygebracht. Aber die Schriften, worinnen diese Regeln gesammlet, in Ordnung gestellt, und wissenschaftlich behandelt worden, sind sehr selten. Johann Heinrich Ernesti hat ein Compendium Hermeneuticæ profanæ seu præcepta nonnulla de legendis Scriptoribus profanis geschrieben. Wir haben aber dessen nicht habhaft werden können. Der berühmte Clericus hat in seiner Arte critica in dem zweyten Theil verschiedene Canones de interpretatione verborum ac locutionum beygebracht, und mit Exempeln aus den alten Autoren auch wohl der heiligen Schrift erläutert. Aber es fehlt Ordnung und Vollständigkeit, zuweilen auch Richtigkeit. Außerdem ist es viel zu weitläuftig, als daß man es zur Grundlegung in Schulen gebrauchen könnte. Indessen könnten Lehrer manche vortreffliche Sachen daraus lernen, wenn nicht viele zu stolz wären, etwas von andern zu lernen, andere aber sich gerne so hoch verstiegen möchten, oder könnten.

Wenn ein solches Buch verfertigt werden soll; so muß es nur die Regeln der allgemeinen Auslegungskunst enthalten. Wo bekommt man die her? Aus einer guten Logik, in Vergleichung mit einer guten biblischen Hermeneutik, wo man das wegläßt, was der heil. Schrift eigenthümlich ist, aus dem darüber angestellten Nachdenken, aus der Erfahrung und den Autoren, von denen man zu dem Ende einige mit Achtsamkeit durchgeht.

Alles was diesen oder jenen Autor einzeln betrift, alles was zur vorläufigen Kenntniß, zur Geschichte, den Alterthümern, der Sprache und so weiter gehört, bleibt aus dem Buch weg, wird aber in der mündlichen Erklärung desselben nach Befinden der Sache zugesetzt.

Eine jede Regel wird mit einem oder etlichen Beyspielen aus einem Autor ganz kurz erläutert. Es steht bey dem Lehrer, ob er diese oder andere Beyspiele durchgehen und zergliedern will. Er thut wohl, wenn er dieselbigen, so viel möglich, aus den kurz vorhergegangenen Lectionen nimmt, wo sie noch im frischem Andenken sind. Denn weithergeholte Beyspiele zu deren Erklärung selbst wieder viele Zeit erfordert wird, sind zu vermeiden. Man könnte die hieher gehörigen und angezeigten Stellen der Autoren besonders in Form einer sogenannten Chrestomathie abdrucken lassen, um sie gleich bey der Hand zu haben.

Man muß aber die Beyspiele nicht aus allen Classischen Autoren wählen, von denen der Schüler manchen nie zu sehen bekommt, und auf Schulen wenigstens nicht verstehen lernt. Man muß solche Autoren gebrauchen die ohnehin in den Schulen eingeführt, und dem Schüler also in etwas bekannt sind.

Man muß die Exempel aus Briefschreibern, Rednern, Geschichtschreibern und Dichtern nehmen, und sie mit Philosophen und andern tief in Wissenschaften hineingehenden Schriftstellern verschonen. Sich über alle griechische und römische, oder gar französische, englische, italiänische Scribenten, die die Schüler oft kaum dem Namen nach kennen, ausbreiten zu wollen, ist zu der Absicht, die wir angegeben haben nicht nöthig. Jeder Schriftsteller hat ohnehin noch etwas Eigenthümliches, welches man aber bald bemerkt, wenn man ihn zu seiner Zeit vornimmt, und das Allgemeine, warum es hier blos zu thun ist, gefaßt hat.

Doch wünschten wir, daß wenigstens, wenn das Büchlein zum erstenmal durchgegangen wird, auch aus deutschen Autoren Exempel gewählt würden, weil dieselben leichter sind, und nicht soviel Nebenerläuterungen, als lateinische und griechische, erfordern. Sieben bis acht Autoren können Exempel genug hergeben. Diese müssen ohnehin in andern Stunden wegen der deutschen Sprache und Schreibart durchgegangen werden, und sind also dem Schüler nicht unbekannt. Gutgeführte Schüler pflegen dergleichen deutsche Schriften, und oft mehr als einmal, in ihren Nebenstunden zu lesen. Und es ist immer viel gewonnen, wenn man Beyspiele von schon bekannten Sachen hernehmen kann.

Digitized by Google

Indessen müssen sich Schullehrer, bis jemand auch hier die Bahn bricht, einstweilen mit der Ertheilung des oben vorgeschlagnen practischen und gelegenheitlichen Unterrichts begnügen. Sie müssen nicht nur Sprachlehrer, sondern auch Exegeten und Ausleger seyn, und ihre Lehrlinge, soweit es die Grenzen der Schulen erlauben, zu Auslegern bilden. Wer die Theologie oder Rechtsgelehrtheit studiert, bedarf dieser Kunst alle Augenblicke; ja es kann sie niemand wer Bücher lesen und benutzen will, ganz entbehren. In Schulen müssen die Gründe von demjenigen gelegt werden, was man im gemeinen Leben braucht; und Sachen, welche eine lange Uebung erfordern, müssen frühzeitig angefangen werden.

Auslegungskunst der heiligen Schrift. (catholisch) Die catholische Lehre behauptet, daß die Schrift in verschiednen Stellen schwer, und sehr schwer zu verstehen sey: in welchem zwar alle Glaubensgemeinden und ihre Lehrer, die in der Auslegungsarbeit jemal etwas versucht haben, gar leicht einstimmen werden; wenn man diejenigen Schwierigkeiten betrachtet, die in den heiligen Büchern aus sehr zahlreichen Ursachen und Veranlassungen entspringen. Die Catholiken geben aber noch weiter, und sagen, daß auch solche Stellen schwer zu verstehen sind, welche wichtige und zum Ganzen des christlichen Lehrgebäudes gehörende Wahrheiten enthalten: nicht zwar, alswenn die heilige Schriftsteller diese Wahrheiten mit Fleiß in einen dunkeln Vortrag eingekleidet hätten; sondern weil sie Wahrheiten auszudrucken hatten, die über alle sinnliche Bilder und Vorstellungen erhaben, mit Worten nicht wohl ausgedruckt werden konnten, welche nicht eines schiefen und unrichtigen Verstandes fähig wären. Der Beweis hievon fällt in der Offenbahrung der hohen Geheimnissen der Dreyeinigkeit und Menschwerdung Christi sehr ins Auge. Und die immer neu aufkeimende Irrlehren in den ersten sowohl, als folgenden Jahrhunderten der Kirche über diese Geheimnisse, zeigen sehr augenscheinlich, daß man von Zeit zu Zeit nöthig hatte, die Begriffe und Gedanken mit solchen Worten immer näher und enger zu bestimmen, die der Fähigkeit der Menschen und der Lage der mehr oder weniger aufgeklärten Zeiten angemessen wären. Freylich ist die Dunkelheit nicht an- und für sich selbst solche (Absoluta) sondern in Rücksicht auf die Köpfe; für welche jedoch die Offenbahrung geschrieben ist (Relativa). Die Quellen und Veranlassungen solcher Schwierigkeiten sind so vielfältig, daß es zu weitläuftig fallen würde, sie hier anzuführen, und daß man bey aller Bemühung, exegetische Regeln zu machen, dennoch sowohl über die Regeln selbst, als über deren Anwendung von den geschicktesten Männern Streit erregen siehet.

Da nichts destoweniger die Auslegungen der göttlichen Bücher in den ältesten und neueren Zeiten von Catholiken fortgesetzt, und besonders nach dem funfzehenten Jahrhundert die beste Köpfe mit dieser Arbeit beschäftiget wurden, so folget hieraus, daß entweder die catholische Ausleger eine Arbeit übernommen hätten, die ihren Zweck nothwendiger Weis verfehlen mußte; oder daß sie geglaubt haben, es müßten nicht alle Auslegungen der privat Schriftsteller über alle Ungewißheit und Zweifel weggesetzt seyn. Und hieraus entsteht die Eintheilung in die Auslegung der gelehrten (doctrinalis) und in die authentische Auslegung (authentica).

Die erste hat ein offenes Feld, in welchem sie nach Belieben auslaufen kann; wenn nur die von der Kirchenversammlung zu Trient vorgeschriebene Bedingnissen gehalten werden: diese aber befiehlt, in der vierten Sitzung, daß alle Bücher, die von Religionssachen handlen, eher nicht gedruckt werden sollen, als bis sie von den Bischöflichen Büchertrichtern durchgesehen und gutgeheissen worden sind. Der Cardinal Bischof von Tient ist durch die Veranlassung dieser Verordnung verschiedenen Bischöfen und Schulweisen Theologen durch den Sinn gefahren, von welchen einer verlangte, daß niemand über die heilige Bücher eine Auslegung herausgeben sollte, der nicht auf einer hohen Schule entweder Doctor oder Baccalaureus sey: der andere gar behauptete, es seyen schon Auslegungen genug in der Welt, daß man also die neueren wohl entbehren könnte. Der redliche und gründlichgelehrte Dominicus Soto gab den Bischofen den Unterschied an die Hand, welcher bey der Auslegung der Schrift in Betreff der schon entschiedenen Glaubens- und Sittenlehren, und anderen Erklärungen, die den Glauben und die Lebenspflichten nicht angiengen, beobachtet werden sollte; und alles war in seiner Ordnung: der Glaube war vor bösen und schiefen Verdrehungen gedeckt; und die natürliche Freyheit des menschlichen Verstandes hatte ihre Laufbahn geöffnet. Die Bischöflichè Büchertrichter haben sich zeither ihres Amtes so bedient, daß unendlich viel und verschiedene Schriften über die heilige Bücher in den catholischen Landen herauskamen, ohne daß man ihre Verfasser in allzu enge Grenzen eingeschränkt hätte; und der große Pabst Benedict der XIV, hat bey Herausgebung des neuen Index der verbotenen Bücher den Büchertrichtern selbst Schranken gesetzt, damit sie nicht unter dem lieben Vorwande der Religion ehrliche Leute quälen, und den Wissenschaften schaden sollen. Man will aber hiedurch keineswegs alle Urtheile dieser Büchertrichter rechtfertigen — es hat dergleichen gegeben, und giebt ihrer noch, die durchaus nichts gelten lassen wollen, als was sie selbst aus ihren Schulbüchern in ihren jugendlichen Jahren gelernt, und noch so halb und halb in ihrem Gedächtnisse behalten haben, allein; so, wie die Wissenschaften ihre Stralen nach und nach über die Länder verbreiten, je nachdeme werden auch die gute Auslegungen der heiligen Schrift nach dem Willen des Cardinals de Vio, der unter dem Namen, Cajetanus, besser bekannt ist, geschrieben und gutgeheißen; seine Worte, die er im Eingang seiner Auslegung über das erste Buch Moses geschrieben hat, sollen weiter unten, wo von den Schicksalen der Auslegungskunst gehandelt wird, vorkommen.

Man muß sich aber nicht einbilden, als wenn den katholischen Schriftstellern nur über die zu der Wesenheit der Religion nicht gehörige Gegenstände zu schreiben erlaubt wäre. Nein: sie dürfen alle Glaubensartickel, die in den göttlichen Büchern enthalten sind, nach allen ihren Theilen beleuchten: sie dürfen sie nach den Regeln der scharfsten Critik und der strengster Hermenevtik prüfen: das verbietet die Kirche nicht: da aber eine Wahrheit der andern nicht widersprechen kann; so muß der Kopf des Gelehrten, wann er seine Einsichten und Schlüsse gegen einen von der Kirche entschiedenen Glaubenssatz anstoßen sieht, so bescheiden seyn, daß er eher ein Mißtrauen auf seine schwache Einsicht, als auf die Entscheidung einer ganzen Kirche setze; Männern, die nicht halbgelehrt, sondern tief zu denken gewohnt sind, kömmt diese Demüthigung am allerleichtesten vor: sie haben gelernt, daß sie sogar in den natürlichen Wissenschaften nichts wissen, und sie bescheiden sich gern, daß sie dem Allmächtigen in seinen Werken eben so wenig, als in seinen Offenbahrungen auf allen Schritten nachspühren können.

Digitized by Google

Um diesen Endzweck bey allen Auslegern der Offenbarung zu erreichen, hat die Kirchenversammlung zu Trient, in ihrer vierten Sitzung, die eben so behutsame als gemäßigte Vorschrift mit diesen Worten gemacht „die Kirchenversammlung verfügt, um die ausschweifende Köpfe im Zaum zu halten, daß niemand auf seine Einsichten sich verlassen, und in Sachen, die den Glauben oder die Lebenspflichten betreffen, und zu Erbauung der Christenlehre gehören, die heilige Schrift nach seinem Eigendünkel verdrehen, und gegen die Auslegung der Kirche, als der rechtmäßigen Auslegerin des Schriftverstandes, oder auch gegen den einstimmigen Sinn der heiligen Väter, erklären soll.“ Nach diesem Maase hat auch der Pabst Pius IV. in die Formel des Glaubensbekenntnisses, die bey vielen Gelegenheiten, besonders, wenn jemand einen academischen Gradum annimmt, abgelegt werden muß, den Zusatz eingeschoben: daß er die heilige Schrift anderst nicht, als nach dem Verstand der heiligen Kirche auslegen wolle: in der nemlichen Formel findet sich, in Betreff der übereinstimmigen Auslegung der heiligen Vätern eine Aenderung, die man in den Worten der Kirchenversammlung zu Trient nicht antrift; in dieser heißt es „es soll sich niemand erfrechen, eine Stelle der heiligen Schrift gegen die einstimmige Auslegung der Väter zu erklären.“ In der päbstlichen Formel aber macht der Glaubensbekenner sich anheischig, „die heil. Schrift anderst nicht zu verstehen und zu erklären, als nach der einstimmigen Auslegung der Väter,“ woraus dann durch eine dialectische Spitzfindigkeit gefolgert werden könnte, daß man keine Erklärung geben dörfte, die nicht den einstimmigen Sinn der Kirchenväter zur Seite hätte; welches die Auslegung der heiligen Bücher unendlich sauer, schwer und selbst unmöglich, wenn man die Sache im Ganzen betrachtet, machen würde; indem es nicht erlaubt wäre, eine Erklärung über einen Text zu machen, wenn man nicht über eben diesen Text die einstimmige Auslegung der Väter vor sich hätte. Es ist aber viel glaublicher, daß der Pabst nach dem Sinn der Synode zu Trient seine Worte eingerichtet habe, als daß er hier eine Aenderung der tridentinischen Verfügung habe vornehmen wollen: sollten aber grübelnde Gottesgelehrten durchaus auf den strengen Verstand der Dialectik bestehen, so könnte man ihnen sagen, daß hiermit ein jeder rechtschaffener Catholik den heiligen Vater verlassen, und der Braut Christi, d. i. der ganzen Kirche anhangen müsse.

Nach diesem tridentinischen Gesetz kann und muß man also die Meynung der catholischen Kirche bemessen, wenn man ihre Gesinnung in Betreff der Schriftauslegung bestimmen will. Der ganze Satz läßt sich in zwo Haupttheile zergliedern. Nach dem ersten darf kein Catholik über eine Stelle der Schrift eine Auslegung machen, welche der ausdrücklichen Auslegung der Kirche, oder der einstimmigen Erklärung der Kirchenväter widerspricht. Dieser Theil leidet eine Unterabtheilung, deren erstes Glied die richterliche Gewalt der Kirche, die aus der Erklärung entstehende Zweifel zu entscheiden, einschließt. Das zwote Glied aber der Tradition anzeigt, welche in den einstimmigen Aussagen der Kirchenvätern enthalten ist. Nach dem andern Haupttheile muß die Auslegung der Kirche, so wie die zusammenstimmende Erklärung der Väter einen Satz betreffen, der einen Glaubensartickel in sich enthält; es mag nun dieser in einem Geheimniß, und in einer Wahrheit besehen, die blos den Glauben und die Unterwerfung des Verstandes erfordert; oder er mag eine Wahrheit angehen, die unsere Lebenspflichten nach dem göttlichen Gesetz einrichtet (res Fidei & morum); in beyden Fächern schreibt sich die catholische Kirche die Macht zu, die heilige Schrift untrüglich auszulegen.

Was nun den ersten Haupttheil betrift, so hat die Kirche zu Trient nichts weniger, als eine neue Satzung erfunden: sie lehauptet von je her, daß, wenn sie in einer Sache untrüglich sey, sie es darinn seyn müsse, wenn die Bücher erklärt werden sollen, so unsere Religion enthalten, und aus welchen alle Irrlehrer von Anbeginn der christlichen Gemeinde bis hieher ihre Irrthümer durch schiefe Auslegungen der Schriftstellen zu unterstützen suchten. Und eben hierinn bestehet das Richteramt der Kirche, über die streitige Fragen, zu entscheiden, welche Auslegung dieser und jener Schriftstellen dem Sinn des Geistes Gottes angemessen seyen, und welche es nicht seyen: entweder hier, oder nirgendswo muß das kirchliche Ansehen den Ausschlag geben, damit nicht, wie sich die Synode der Reformirten zu Carenton im Jahr 1644 ausdrückt, eben so vielerley Religionen entstehen, als es Pfarreyen oder Köpfe giebt.

Weil aber die Kirche keine neue Offenbarungen von dem Himmel erhält, so folgt nothwendig, daß diejenige Wahrheit, die sie in spätern Zeiten als geoffenbaret angiebt, schon voraus in der göttlichen Offenbarung enthalten sey. Und da nur zwey Behältnisse dieser Offenbarung bekannt sind: das geschriebene Wort Gottes nemlich, und die Tradition, welche von einzelnen Kirchen und den Kirchenvätern aufbehalten ward, die Kirche nicht zugeben kann, daß man dem Glauben solcher Kirchen und Väter, wenn er einstimmend ist, widerspreche; indem man selbst der Tradition widersprechen würde: so dachte und lehrte die Kirche, so weit man in eine aufsteigende Reihe durch die Kirchengeschichte hinaufgehen kann. Allgemeine und besondere Kirchenversammlungen, Väter und Kirchen-Schriftsteller bezeugen einhellig, daß man bey zweifelhaften Erklärungen der heil. Schrift immer zuerst und zuletzt seine Zuflucht zu der Tradition, die bis auf die apostolische Zeiten hinreichte, genommen habe: die erste Kirchenschriftsteller, die wir noch haben, oder von deren Werken auch nur einige Ausjüge bey dem Eusebius und Irenäus noch übrig sind, wusten keine festere Gründe wider die Ketzer ihrer Zeiten, als diese Tradition, auf die sie sich eben so berufen, wie die Kirchensynoden in den ersten und nachfolgenden Zeiten des Christenthume: sie sagen ausdrücklich, daß man sich anderst gegen die Verdrehungen der Schriftsteuen nicht helfen könne, als durch die Aussagen der Alten, die von den Apostoln und ihren Jüngern die Auslegung der bestrittenen Schriftstellen so und nicht anderst überkommen hätten. Aus vielen nur eines zu erwähnen: so macht die allgemeine Kirchenversammlung zu Ephesus dem Nestorius den scharfen Vorwurf, daß er den stolzen Gedanken hege, als sey er allein derjenige, der die Schrift besser verstehen wolle, als alle Väter und Vorfahrer an den bischöfflichen Kirchen; der von allen Religionsgemeinden hochgeschätzte Vincentius von Lerins hat in dem ersten sowohl, als in seinem zwoten Commonitorium über die Sonderlingsmeynung des Nestorius, wie auch über die ganze Lehre von der Tradition, und der Schuldigkeit, den alten Lehrern in Sachen des Glaubens und der Schrifterklärung zu folgen, solche helle und richtige Begriffe vorgetragen, daß man sie in der That als den besten Commentarius über das tridentinische Decret brauchen kann, obgleich dieses mehr als tausend Jahre später erschienen ist.

Die Väter sahen in ihren Studierstuben eben so, wie in den Kirchenversammlungen ein, daß man mit keiner

Digitized by Google

Irrlehre, die immer eine Menge Menschen, und unter diesen auch feine Köpfe einnimmt, fertig werden könne, ohne auf die Tradition und den Ausspruch der Kirche zu kommen: und unsere Zeiten lehren mehr als jemals, daß die Auslegungsregeln, wenn sie auch noch so gelehrt und systematisch sind, nicht Kraft genug haben, eine einmal mit ihrer Auslegung eingenommene Parthey zu der Erkenntniß der Wahrheit zurückzuführen. In dritthalb hundert Jahren, sollte man denken, hätte doch eine Regel oder ein ganzes Lehrgebäude aufgestellt werden können, durch welches die einzige Stelle beym Matthäus am 26 Cap. „dieß ist mein Leib“ deutlich und entscheidend erklärt; und dadurch erläutert werde; ob dieser Text dem Buchstaben nach, oder figürlich verstanden werden müsse. Die ewige Dauer der Höle, die Nothwendigkeit einer übernatürlichen Gnade, die Erbsünde, die Gottlichkeit unsers Heylandes, die Dreyeinigkeit, und was die Socinianer mehr bestreiten, werden auf diese Art Jahrtausende fortdauren, bis sie eingestehen werden, daß ihre exegetische Regeln falsch gewesen seyen. Diese und noch andere Betrachtungen, die man gar nicht aus polemischer Zankſucht hergesetzt hat, bewogen die Kirche zu dem Verbote, die Schrift nicht wider die Aussprüche der Kirche, oder die einträchtige Erklärung der Kirchenväter, auszulegen, sondern uns an ihre Entscheidung fest zu halten. Wobey aber ein Hauptaugenmerk auf den Ausdruck zu machen ist, daß die Kirchenväter untereinander in der Hauptsache einstimmig seyn müssen, wenn ihr Ansehen heilig und unverletzlich seyn soll; man darf nur einen Blick in die Commentarien der Catholiken thun, besonders jener, die die heiligen Väter ausgeschrieben haben; so wird man Väter gegen Väter auftreten sehen; man wird Väter finden, die sich selbst nicht überall gleich waren, besonders in Materien die nicht zu Glaubenswahrheiten gehören; man wird aber auch finden, daß diese ohne Bedenken in ihrem Werth oder Unwerth gelassen werden, ohne sich eine Verbindlichkeit zu machen, diesem oder jenem Theil der Väter zu folgen. Trift aber der Fall ein, daß alle Väter sich über einen Punct der Glaubens- und der Sittenlehre vereinigen; liegen ihre Aussprüche, ohne gekünstelte, und wie es oft bey den scholastischen Theologen geschieht, mit Schrauben herbeygezogene Auslegung, klar vor Augen; so begehet der Catholic, der ihnen widerspricht, die Sünde einer unverschämten Frechheit, eines unerträglichen Stolzes, und eines wahren sträflichen Ungehorsams gegen das Gebot der Kirche in der tridentinischen Kirchenversammlung; noch keiner Ketzerey darf man ihn beschuldigen, weil zu diesem Brandmark gehöret, daß die Entscheidung der Väter als einstimmig und als eine ächte Tradition von der Kirche aufgestellt und als ein verbindender Glaubensartickel zu glauben vorgelegt worden seyn. Diese unvergleichliche Brustwehre gegen die unbillige Ketzermachern lassen sich die dogmatischen Theologen nicht nehmen, die sich durch das in den Schulen oft sehr ungebührliche Feuerrufen „dico: de Fide est“ nicht irre machen lassen, und ihren Verstand nicht eher gefangen geben, als bis es von allen Seiten berichtiget und ausgemacht ist; daß Gott geredet, und die Kirche diese Gottessprache der Welt verkündiget habe. Und eben dieses ist die authentische Schrifterklärung; wenn nemlich die ganze Kirche ausdrücklich sagt, daß diese oder jene Stelle der heiligen Schrift so und nicht anderst zu verstehen sey: wer also nach diesem Ausspruch die Stelle anderst und gegen die Erklärung der Kirche auslegt, fällt nicht allein in die Sünde des Ungehorsams, sondern auch in die Sünde der Ketzerey, und verliert die Rechte eines Mitgliedes der catholischen Kirche.

Ob und wie weit der römische Pabst die Schrift authentisch erklären könne, hängt von der Schulfrage ab, ob dieser erste Bischoff der Kirche unträglich sey, welches immer mehr und mehr von den Catholiken geläugnet wird, je nachdem die Kirchengeschichte, die Critik, und das Lesen der Schriften der alten Kirchenväter getrieben und allgemeiner wird. Es ist also eine falsche Aufbürdung, wenn man sagt und schreibt, daß die Auslegung der heiligen Schrift nach dem Willen des Pabstes geschehen müsse.

Nun wieder auf das Tridentinische Decret zu kommen; so sahen auf der andern Seite die Väter zu Trient wohl ein, daß sie die Vollmacht nicht hätten, durch willkührliche Machtsprüche den Catholiken die Freyheit über Recht und Billigkeit abzuschneiden. Die merkwürdige Worte „in Sachen, die den Glauben und die Lebenspflichten betreffen,, sind die einzige Grenzsteine, die der catholische Bibelforscher nicht überschreiten, noch ausreißen, das ist, wider solche allgemeine Abschiede eine neue Auslegung der göttlichen Offenbarung zu Markt bringen darf. Im übrigen ist ihm nicht verboten, (und dieß gehört zum zweyten Haupttheile des zergliederten Tridentinischen Decrets) eine Meynung auszufinden, welche zu Erklärung ein und anderer Schriftstelle tauget: sie mag so neu seyn, als sie will; wenn sie nur keinen entschiedenen Glaubenspunct antastet; wenn auch kein einziger Vater mit einem Wort etwas davon erwähnt haben sollte; oder wenn auch viele, wie in der Meynung, daß es keine Gegenfüßler gebe, wenn alle Väter dagegen geschrieben hätten; genug, daß die Sache, die Religion nicht angeht, und keinen Gegenstand enthalte, der den Glauben, oder die Lebenspflichten betrift. Also sind einmal die Gegenstände der Philosophie außer dem Bezirk dieses Verbotes; es sey dann, daß der Satz aus der Philosophie mit einer Religionswahrheit so fest und eng verbunden wäre, daß keine ohne die andere stehen oder fallen könnte. Z. B.: ob diese Welt von Ewigkeit her stehe, denn wer diesen Satz behaupten würde, müßte das erste Buch der heil. Schrift und viele andere Stellen derselben Lügen strafen. In andern philosophischen Fragen aber, die mit der Religion nicht so verflochten sind, kann der Christ denken und lehren, was er will. Gott, der durch die heilige Bücher seine Weltweise sondern gute Christen bilden, kein philosophisches Lehrgebäude errichten, sondern die Menschen zu ihrer übernatürlichen Glückseligkeit führen wollte; dieser Gott hat in seiner Offenbahrung den Künsten und Wissenschaften keine Regeln vorgeschrieben, sondern solche dem Menschenverstand, und die Welt ihren widereinanderlaufenden Meynungen überlassen. Die Kirche hat sich, diesem Grundsatz zufolge, wohl gehütet, solche Entscheidungen zu geben, die in das philosophische Fach eingeschlagen wären; jeder Gelehrte weis, mit welchem lärmenden Getöse die Schulphilosophen das Kopernicanische Lehrgebäude von der stillstehenden Sonne und der sich umdrehenden Erde verschrien haben, wie häufig sie mit Schriftstellen umhergeworfen, und die Anhänger dieser Meynung verketzert haben: man will auch den allzuglücklichen Schritt nicht verheelen, den die Verketzerungssucht in Rom gemacht hat, als sie den ehrlichen Galilai unter das Ketzergericht und selbst in den Kerker gebracht hat. Die heutig Gelehrten von Italien schämen sich noch wegen des harten und des mittleren Zeitalters würdigen Verfah-

Digitized by Google

rens

rens, womit man diesen würdigen Mann in Rom unter dem Pabst Urban VIII. auf Anrathen des Cardinals Bellarmin begegnet ist; nachdem man schon unter Paul V. das Buch des Kopernikus verworfen, und seine Lehre vom Stillstehen der Sonne und vom Bewegen der Erde als widersprechend der heil. Schrift und der wahren catholischen Auslegung verdammt hatte. Es ist aber eine laut bekannte Sache, daß die Urtheile der römischen Congregationen, die dergleichen barbarische Machtsprüche gethan haben, nichts weniger als untrüglich, sondern sich selbst zuweilen widersprechend sind.

Nicht nur in philosophischen Gegenständen, sondern auch in andern findet man die Mäßigung der catholischen Kirche, welche mit der Religion selbsten näher verwandet sind: die langwierige Streitigkeiten über die Gnadenmittel (de auxiliis) oder wie man die Freyheit des menschlichen Willens mit den Kräften der göttlichen Gnade am besten vereinbaren könne; hätten der Kirche Gelegenheit genug gegeben, denen Gährungen unter zwey der mächtigsten geistlichen Orden und ihren bis zu Verketzerungen getriebenen Zänkereyen ein Ende zu machen; die von Jahrhunderten her aufgestellte Frage, ob die Mutter Jesu unbefleckt empfangen sey, die Bemühung so vieler gekrönten Häupter und ganzer Nationen für die bejahende Erklärung, die Unverfänglichkeit dieser Erklärung, indem schon lang keine Gegner mehr da sind, alles dieses hätte die Kirche reitzen können, ihr entscheidendes Urtheil für dieselbe zu geben, sich Könige und Kayser dadurch zu verbinden, und dann die häufig angeführte Schriftstellen sowohl für die unbefleckte Empfängniß, als für eine der beyden Meynungen in dem Streit, de auxiliis, authentisch auszulegen; denn es wurden für und wider jede Meynung soviel Stellen aus der Schrift, so viele Sprüche der Väter in beyden Fällen angeführt, daß man davon einen Folianten anfüllen könnte. Allein sie that in allen diesen Fällen keinen endlich entscheidenden Ausspruch, sondern sie ließ es dabey bewenden, daß sie durch den römischen Pabst das Stillschweigen in einem auftegt, und das öffentliche Bestreiten im andern Fall von der unbefleckten Empfängniß verbot. Wahrscheinlicher Weise, wird sie auch noch lange nichts Entscheidendes herausgeben, weil die Tradition, so wie sie zu dergleichen Entscheidungen nöthig ist, nicht aufgebracht werden kann; und weil die Kirche die Köpfe und Gewissen der Glaubigen über die Gebühr nicht binden will, und nicht binden kann; wenn solches nicht das Beste des Glaubens und der Sittenlehre erfordert.

Gleichwie nun die Kirche nicht zugeben kann, daß die zum Glauben und den Lebenspflichten gehörige Sätze auf das neue immer wieder untersucht, ab- und zugesetzt, oder gar durch die Schriftauszleger aufgehoben werden; gleichwie diese Kirche ihre wahre Ehre darinn setzt, daß sie nicht mit den Zeiten oder mit den Gelehrten, die neu entstehen, auch ihren Glauben ändere, und deswegen in der Kirchenversammlung zu Trient die Lehre der Kirche und jene der Väter, wenn sie einstimmig sind, heilig und unverletzlich gehalten wissen will; also erlaubt sie auch und muß erlauben, daß die catholische Schriftforscher alle mögliche Regeln der Hermeneutik gebrauchen, die entweder zu Erfindung oder zu Bestätigung des wahren Schriftverstandes dienlich sind, und dieß ist die eigentliche Auslegungskunst der heil. Schrift. Man weis catholischer seits sehr wohl, daß die Catholiken den Namen haben, als hätten sie entweder das Herz nicht, nach den Auslegungsregeln eine Erklärung zu wagen, oder eben das oben belobte tridentinische Gesetz müsse sie nothwendigerweise träg und schläfrig machen, weil sie durch die eiserne Hand der Kirche sogleich zurückgedruckt würden, wenn sie etwas in diesem Fach vorbrächten, was sie nicht schon in den altväterischen Schriften und Postillen enthalten fänden. Allein, man kann von Seiten der Catholiken die ganze Welt versichern, daß außer dem erst erwähnten Kirchengebot uns kein weiterer Zwang angethan werde, der uns verböte, über die Bibel vom ersten Buch bis in das letzte Auslegungen, Umschreibungen, kurze und lange Abhandlungen nach einem jeden Sinn der Schrift an das Licht zu stellen. Es sind ganz andere Ursachen, die das biblische Studium in den mehresten Ländern erstickt haben, als eine Furcht, die Kirche zu beleidigen. Offenherzig von der Sache zu sprechen, so fehlte es bis hieher daran, daß wir weder gute Lehrer der morgenländischen Sprachen, noch gute und manchfältige Bücher über dieselbe, und besonders über die Philologie hatten; sondern alles wurde so schläfrig und seicht behandelt, daß den jungen Lehrlingen die Lust nicht ankam, oder gar vergienge, eine Kenntniß sich zu erwerben, die ihnen niemal in ihrem Glanz und nach ihrem ganzen Umfang, wie es doch hätte geschehen sollen, vorgezeigt worden ist. Die Schulweisheit hatte das unverdiente Glück, das erste und beste Studium eines Gottesgelehrten, wo nicht zu verdrängen, doch ziemlich eng einzuschränken. Die edle Bemühungen, die sich unsere Gottesgelehrten vor zwey und drittehalb hundert Jahren, durch ihre Gegner aufgemuntert, gegeben haben, blieben seitdem meistens liegen, weil man glaubte, das Feuer sey gelöscht, und die Gefahr des Glaubens verschwunden; doch erhielten wir auch von Zeit zu Zeit besonders aus Frankreich solche Commentarien, deren sich die schönste Zeiten der biblischen Studien nicht schämen dörfen. Ein Calmet gilt doch für sehr viele Meßschriften über diesen und jenen Text der Bibel, dessen Auslegung längstens bekannt, durch die Länge der Zeit aber vergessen, und nun wieder mit andern Worten vorgetragen wird.

Nun aber, nachdem sehr viele Vorurtheile weggefallen, und die philosophische sowohl als theologische Wissenschaften unter Männer von allerley Ständen und Röcken vertheilt sind, da der Geschmack an den morgenländischen Sprachen allmählig allgemeiner wird; nun wird man, geliebt es Gott, in wenig Jahren, mehrere und freyere biblische Abhandlungen von den Catholiken zu lesen bekommen; glückt es nicht gleich in einem Land, so ist in einem andern das Schicksal günstiger. Die Vorschrift des tridentinischen Gebots aber wird und muß immer unverrückt bleiben, und es ist besser, lieber weniger Bücher und Abhandlungen zu erhalten (den Kameral- und Handlungsnutzen abgerechnet) als durch allzufreye Schriften die christliche Religion selbst aus der Bibel wegraisonniren zu lassen. Uebrigens können und sollen die catholische Gelehrten eben so viele und eben so gute Werke über die göttliche Bücher verfertigen, als immer die Gelehrte aus einer andern christlichen Gemeinde; dann sie können die nemliche Regeln der Auslegungskunst und die nemliche Hülfsmittel, wie diese, sich zu Nutze machen. Wer hindert einen Catholiken, diese hier folgende Vorschriften bey seiner Auslegung zu befolgen? der Verstand der Stelle, den der Ausleger giebt, muß mit dem Verstand einstimmen, den der Urheber der Stelle gehabt hat. Da nun der Urheber einer Schriftstelle Gott selbst ist, so muß immer die hermeneutische Richtigkeit mit der historischen, dogmatischen und moralischen Richtigkeit der Stelle selbst eintreffen. Die Erkenntnißquellen des richtigen Verstandes sind die Aus-

drücke und der Zweck des redenden. Die heil. Schrift muß sich selbst erklären; diese Regel muß, um das Anstößige bey manchen Catholiken zu vermeiden, so erklärt werden: da der redende Mann Gottes bey seiner Rede einen Zweck gehabt hat, auf welchen seine Rede zielte; da er auch vernünftig seine Worte vorgetragen, und solche Worte gewählet hat, aus denen sein Sinn an und vor sich selbst erreichet werden kann, da er etwa anderstwo unter einer gleichen Redensart den nemlichen Sinn ausgedrucket, und durch mehrere zur Sache dienliche Umständen sich näher bestimmt hat, so läßt sich wohl sagen, daß die Schrift aus der Schrift selbst erklärt werde. Dieß läßt sich sehr wohl von vielen Stellen sagen, aber gewiß nicht von allen denen, die unter den Religionsparthey en bey alten und neuen Zeiten im Streit lagen. Wie wenn nun alle diese exegetische Hülfe zwey gerade wider einander streitende Religionsparthey en nicht vereinigen kann? wenn der Streit um einen wichtigen Gegenstand z. B. um die Nothwendigkeit der Kindertaufe, oder gar um die Göttlichkeit des Heylandes getrieben wird; alsdenn hält sich der Catholik an seine Tradition und an den Ausspruch der Kirche. Die andere Religionsgemeinden aber müssen eine jede entweder sich allein, für Gelehrte halten, oder zugeben, daß man sage, ihr System schwanke auf einem lockeren Grund, und seye gar nicht gemacht, die von dem Heyland und seinen Jüngern so sehr empfohlene Einigkeit des Glaubens zu erhalten.

Die andere Auslegungsregeln laufen leichter im gleichen Schritte unter den Catholischen sowohl, als andern Gemeinden fort. Als: man muß die Bedeutung der Worte und der davon abhangenden Redensarten wohl einsehen, ob die Bedeutung im gewöhnlichen oder sonderbaren Verstand zu nehmen sey; und den Sprachgebrauch der Völker und Zeiten, in denen das Buch geschrieben ward, zu Rathe ziehen. Um dieses einzusehen, muß man die älteste Ueberſetzungen, die am nächsten an die Zeit des ursprünglichen Textes hinreichen, vergleichen, weil die zeitgleiche Leute eher den nemlichen Sprachgebrauch beybehalten haben. Bey historischen Erzählungen und Reden der Schrift muß man auf den Urheber der Rede, die Personen, an welche die Rede gehalten wird, die Zeit, den Ort und die Veranlassung überlegen, wenn, wo, und wie diese Rede entstanden sey; der Ausleger muß sich in die Gemüthsverfassung des Urhebers hinein denken, und aus psychologischen Regeln die nöthige Hülfe hernehmen. Er muß sowohl den ganzen Zusammenhang der Rede, die erklärt wird, übersehen; als hernach ein jedes Stück auseinander legen, um solches pünctlicher und genauer betrachten zu können. Hier hat er Acht zu haben, daß die Abschnitte der göttlichen Bücher in Kapitel und Versen, nicht bey ihrem Ursprung, sondern lange hernach aufgekommen sind; auch die Interpunctionen lassen sich hier und da, wenn zureichende Gründe vorhanden sind, ändern. Jemehr der Ausleger den allgemeinen und besondern Endzweck des göttlichen Schriftstellers einsiehet, desto leichter kann er dessen Sinn in dem Ausdruck sowohl, als in der Sache selbst erreichen. Ist einmal die Wahrheit, die in der auszulegenden Stelle liegt, getroffen, so muß solche nach der Uebereinstimmung ähnlicher Schriftstellen, auch nach der Uebereinstimmung aller in der Schrift enthaltenen Wahrheiten, oder nach der Analogie des gesammten Glaubens erklärt werden, weil sich Gott in keinem Stücke widersprechen kann. Hier schlägt ein, daß man oft eine Stelle des alten Gesetzes aus einer des neuen erklären kann; wenn nemlich aus dieser erweislich ist, daß die Stelle des alten Bundes auf eine Sache im neuen durch den Doppelsinn gezielet habe, wovon unten ein mehreres gesagt wird. Ferner muß der Schrifterklärer auf den Nachdruck einer Stelle sehen, der darinn besteht, daß der Vortrag einer Rede außer den eigentlichen Hauptvorstellungen, so dadurch erweckt werden sollen, noch einige Nebenvorstellungen verursacht, die mit dem Endzweck des redenden zusammenhangen, und wodurch das Gewicht und die Würkung der Hauptvorstellungen vermehrt wird. Wann die Wahrheit der Stelle ganz eingesehen, und nach allen Einschränkungen bestimmt ist; so muß der Ausleger die erweisliche Folgerungen und Anwendungen daraus ziehen, und die eigentliche Fruchtbarkeit des göttlichen Wortes dadurch benutzen. Er muß nebst allem diesen eine starke Begierde haben, die Wahrheit zu finden, alle die Vorurtheile ablegen, die ihm im Wege stehen können, die Wahrheit zu entdecken; alle Fähigkeiten und Kräften dahin anwenden, und sich nicht übereilen; auch soll er gute Ausgaben der Schrift und ihrer Uebersetzungen, eine vollständige Sammlung der verschiedenen Lesearten bey der Hand haben. Er muß endlich mit allen denjenigen Hülfsmitteln versehen seyn, die zu einer guten Auslegung eines Buches nöthig und dienlich sind, welches so alt, so mannigfaltig in seinem Innhalt und so fruchtbar am Verstande ist. Die morgenländischen Sprachen, Naturgeschichte, Erdbeschreibung und Sternkunde, Einsicht in die Gebräuche der Zeiten, Handlung und Künste der Alten müssen ihm bekannt seyn, und alles dieses nicht nur obenhin, sondern gründlich und mit ausgebreiteten Einsichten. Man kann über alle Vorschriften und Hülfsmittel zu der Schrifterklärung, in der Vorrede des Jesuiten Bonfrere am 21ten Kapitel, sechs und vierzig Anweisungen, und allein über den eigentlichen Ausdruck der hebräischen Sprache und ihrer Redearten acht und dreyßig Regeln lesen; welcher Arbeit nichts abgehet, als daß sie nicht in ein ordentliches System gebracht ist. Die schöne Abhandlung des Abt Duguet von den Regeln die Schrift zu verstehen, zu welcher der Abt d'Asfeld die Vorrede schrieb, und daher als der Verfasser des Werkes angesehen ward, hat den Beyfall aller Gelehrten erhalten; und nach diesen, wenn der Catholik arbeitet, wird er gewiß ein richtiges und fruchtbares Werk über die göttliche Schriften aufstellen können.

Nun von dem **Doppelsinn** verschiedener Stellen der heiligen Schrift, welcher auch in die Regeln die göttliche Bücher zu erklären, hauptsächlich gehöret.

Die Catholiken behaupten, daß manche Stellen der heil. Schrift einen mehrfachen Verstand haben: dieser wird in zwey Hauptäste getheilt, in den buchstäblichen (litteralis) und in den geistlichen oder geheimen Sinn (mysticus). Dieser letzte wird wieder in drey andere Unterabtheilungen zergliedert: als den historischen (allegoricus), den sittlichen oder für die Lebenspflichten (tropologicus), den, der die Trostgründe fürs künftige Leben enthält, (anagogicus): man kann auch diese Abtheilungen bemerken: der typische Verstand einer Schriftstelle, oder, wenn gewisse Stücke der göttlichen Schrift alten Bundes, Ebenbilm selbst und seine Kirche vorzeichnen: der allegorische: wenn leibliche Dinge zu Vorstellung geistlicher Dinge gebraucht werden; der parabolische: wenn die Erzählung einer nie geschehenen Begebenheit eine noch zukünftige Sache vorstellet. Nach allen diesen Verstandsarten giebt es noch eine, die man accomodatitius oder den anspielenden nennen kann. Er unterscheidet sich von allen andern

Digitized by Google

dadurch, daß ihn der redende göttliche Mann bey seiner Rede nicht im Sinn, auch nicht zum Zweck seiner Rede hatte, sondern das ihn Menschen zu einer Sache gebrauchen, die mit dem Gegenstand der Schriftstelle eine zufällige Aehnlichkeit hat. Alle diese Unterabtheilungen haben ihre Namen den Gelehrten zu danken; obgleich die Sache selbst in der göttlichen Schrift liegt. Ferner ist anzumerken, daß die Schriftsteller älterer und mittlerer Zeiten das Wort Allegorie nicht im nemlichen Verstand allemal genommen haben: oft wird der Verstand allegorisch genennt, besonders in dem mittleren Zeitalter, welcher nichts anderst, als der accommodirte (accommodatitius) ist. Wir wollen uns dabey aber nicht aufhalten: sondern die Hauptfragen abhandeln, und zwar die erste: giebt es einen Doppelsinn in den heiligen Schriftstellen? Zweytens: läßt sich aus dem geistlichen Sinne ein Beweis führen? Drittens: haben alle Stellen diesen geistlichen Sinn bey sich? Viertens: ist es die Lehre der katholischen Kirche jemals gewesen, daß alle Schriftsteller einen geistlichen Sinn haben?

Was die erste Frage betrift; so ist zu wissen, daß der buchstäbliche oder Wortverstand derjenige ist, den der Redende kraft seiner Worte unmittelbar ausdrücken, oder den er durch die gebrauchte Worte bey dem Zuhörer erwecken wollte. Die Vorstellungen also, welche zunächst und allein durch die Worte einer Rede dem Zweck des Redenden gemäß erweckt werden, sind der unmittelbare, wörtliche oder buchstäbliche Verstand. Dabey versteht sich von selbst, daß die verblümte und uneigentliche Redensarten, sie mögen nun eine Metathaphor, eine Metonymie, einen Synecdoche, oder Ironie enthalten, nicht nach dem dürren Worte, sondern nach dem Zweck des Redenden und der Sache gemäß, die durch diese Tropen bedeutet wird, genommen werden muß: so, daß wenn die Stelle von einer Löwen gleichen Stärke redet, nicht das Bild des Löwen, sondern eine besondere große Stärke in die eigentliche Vorstellung komme. Durch diese Bestimmung fällt die Eintheilung weg, die manche Theologen in den eigentlichen und metaphorischen Verstand gemacht haben. Der geistliche, mystische und unmittelbare Verstand ist der, den die Sachen, die in dem Wortverstand liegen, also erwecken, daß der Redende erweislich diese Sachen in seinem Sinn und zu seinem Zweck gehabt haben muß; folglich, daß dieser Redende zwey Gegenstände zugleich im Sinne hatte, die er der Vorstellung anderer beybringen wollte. Eben daher wollen viele Gelehrte, daß man diesen mystischen, mittelbaren Sinn schlechterdings buchstäblichen nennen soll, weil der Urheber diesen so gut, als den unmittelbaren im Sinne und zum Zweck habe. Die Sache geht aber auf einen Wortstreit hinaus. Hieraus gehet nun die gemeine Antwort der Catholiken: man kann anderst nicht, als einen Doppel- und geistlichen Sinn der heil. Schrift annehmen; wo nicht, so müßte man entweder den Worten des neuen Testamentes Gewalt anthun; oder man müßte die Schriftsteller des neuen Bundes eben so beurtheilen, wie einen guten Theil der geistlichen Schriftsteller im Christenthum, die aus allen Stellen der göttlichen Schrift einen himmlischen geistlichen Sinn auspressen, oder man müßte die Jünger Jesu für Betrüger halten, die mit falschen Beweisthümern die Juden getauschet, und sich ihre Einfalt zu Nutze gemacht hätten.

Die Worte deren sich die Evangelisten und Apostel bey Anführung der alt Testamentlichen Stellen bedient haben, sind allzu auffallend und nachdrücklich, als daß man sie blos für Anspielungen auf die Stellen des alten Bundes ansehen kann. Also, wenn der heilige Paulus mit deutlichen Worten im ersten Brief an die Corinter Cap. 10. die Begebenheiten der Israeliten im Durchzug durch die Wüste, ein Vorbild der Christen nennt. Wenn er in dem Brief an die Galater Cap. 4. die Ehegattinnen Abrahams und ihre Kinder mit den beyden Testamenten vergleicht, und ausdrücklich sagt, daß diese Sachen im alten Bunde durch Vorbilder, oder bildliche und sinnliche Vorstellungen geredet worden seyen, deren Gegenbilder Paulus selbst bestimmet und mit Namen nennt; wenn eben dieser Paulus einen ewigen Vergleich zwischen den bildlichen Begebenheiten und Opfern; wie er im Brief an die Hebräer durchgehende thut, mit den Begebenheiten und Einrichtungen der christlichen Kirche anstellt, wenn er aus allen diesen Typen und Bildern gegen die Juden einen Beweis zu führen sucht; so siehet man keinen Ausweg, die Eingebung des göttlichen Geistes, die dem heiligen Paulus bey seinen erstgenannten Schriften wiederfahrt, anderst zu retten, als wenn man sagt, daß Paulus und der heil. Geist am besten und weit besser, als alle neuere Kritiker den Zweck und Sinn gewußt haben müssen, den die Urheber der Bücher des alten Bundes bey ihren Reden gehabt haben. Ein gleiches muß man von jenen Redensarten sagen, welche die Evangelisten gebrauchen. Dieses ist geschehen (im neuen Bunde) damit erfüllet würde, was geschrieben ist in den Propheten (des alten Bundes). Obgleich die wirkliche Anwendung einer Thatsache des alten Testamentes auf eine Thatsache im neuen etwas hart auffallen scheinet. Die Redensarten eines Volkes, welches vor Jahrtausenden gelebt hat, wenn man auch die Sache nur natürlich betrachtet, können so verschieden, und selbst mit unsern Vergleichen so widersinnig aussehen, daß wir darinn Ungereimtheiten zu finden glauben, die nach dem Verhältniß der damaligen Denkungsarten ganz natürlich waren; besonders wenn man betrachtet, daß der ganze Zweck der natürlichen und der mosaischen Religion immer und hauptsächlich auf den großen, und in der Welt den allergrößten Zweck, nemlich auf den Gottmenschen gerichtet waren. Kommt nun noch hinzu, daß Männer vom Geist Gottes gerühet, und die anderthalb tausend Jahr näher an den ganz alten Zeiten waren, als wir, die Begebenheiten und Bilder des alten Bundes, auf diesen großen Zweck der Welt, auf den Weltheiland, und seine neue Haushaltung, deutlich, ausdrücklich, und mit dürren Worten ausgelegt, und erklärt haben; so haben diejenige, die diese buchstäbliche Erklärungen nicht buchstäblich verstanden wissen wollen, keine andere Wahl, als zu zeigen, daß zwischen dem Vorbild und Gegenbild, ein gewisser, offenbar in die Augen fallender Widerspruch obwalte. Es hilft ihnen nichts, wenn sie die alte Stelle in einem guten buchstäblichen Verstand erklären können, ohne das Gegenbild aus dem neuen Bunde zu Hülfe zu nehmen; sondern sie müssen streng beweisen, daß die Stelle des alten Bundes eine ausschließende Bestimmung gegen die gleichfalls buchstäbliche Deutung auf das Gegenbild im neuen Bunde bey sich habe. Wenn man die Worte im funfzehenten Psalm „du wirst meine Seele in der „Hölle nicht lassen, noch zugeben, daß dein Heiliger „die Verwesung sehe,“ mit dem Zusammenhang des ganzen Psalmen vergleicht, so wird einem, der die biblische Sprache versteht, und weis, daß mit der Hölle oder Grube eine sehr große Drangsale, mit der Verwesenheit aber ein gänzliches und unwiederbringliches Unglück, wie Calmet an eben dieser Stelle anmerkt,

oft verwechselt werde. In diesem Falle lauft der Verstand des ganzen Liedes sehr natürlich in der Anwendung auf den David fort, ohne daß man sich einen andern Gegenstand vorzustellen nöthig hat. Wenn ich aber in den Apostelgeschichten Cap. 2. und Cap. 13. den heiligen Petrus und Paulus diese Stelle vor der ganzen jüdischen Synagoge mit einer so zuverläßigen Miene auf den aus dem Grabe erstandenen Christum anwenden, und dabey die Bekehrung so vieler Juden aus eben dieser Predigt sehe; so müßte ich mit einem mehr als stolzen Blick den Petrus und Paulus mit der Synagoge zu übersehen glauben, wenn erster einen so seichten Beweis geführt, die letzte aber sich auf eine so frostige und witzkünstliche Anspielung ergeben hätten. Wenn man die Stelle Johannis Cap. 19. von dem gekreuzigten Heyland lieſt „Ihr sollt kein Bein an ihm zerbrechen“ und betrachtet die dabey stehenden Worte „dies ist geschehen, damit die Schrift erfüllet werde“, welche 2 Mos. Cap. 12. das nemliche von dem Osterlamme befiehlt; so fällt jedem unbefangenen Kopf von selbst ein, daß das Osterlamm ein gestissentlich ausgesuchtes Vorbild und Christus das Gegenbild gewesen sey. Denn aus welchem Grund sollte dem Osterlamm bey dem Bereiten und Speisen keine Beine gebrochen werden? Die Worte „das ist geschehen, daß die Schrift erfüllet werde“ müssen solang im eigentlichen Verstande genommen werden, bis ein Widerspruch oder eine Augenfällige Ungereimtheit einen andern Verstand nothwendig machen. Imgleichen stelle man sich vor, daß man den Hohenpriester Kaiphas dieses Staatsurtheil in dem jüdischen Rathe fällen höre „Ihr Männer, es ist euch nütze, daß einer für das Volk sterbe, damit das ganze Volk nicht zu Grunde gehe.“ Kein Mensch, der zugegen war, und keiner der Folgezeiten wird etwas anderst unter diesen Worten verstehen, als daß Kaiphas gerathen habe, Christum aus dem Weg zu räumen, damit er nicht das ganze Volk als König an sich zöge, dadurch aber die Römer aufbrächte, die Juden als Rebellen zu behandlen, Jerusalem zu belagern, und das ganze Geschlecht auszurotten: so würde so müßte man denken; allein, sobald der göttliche Schriftsteller dazusetzt: das hat Kaiphas aus sich nicht gesagt, sondern Prophezeyhungsweis, weil in diesem Jahre das Hohepriesteramt auf ihn gefallen war: er deutete auf Christum, der für das Volk zu seiner Erlösung sterben sollte. Alsoalein beuget man seine Fähigkeit, die Worte und Reden zu verstehen, unter das Joch des Glaubens, und hält sich überzeugt, daß der Ausspruch des Kaiphas etwas mehr bedeute, als die Worte und ihr Zusammenhang mit sich bringen. Ob aber alle Stellen des neuen Bundes, welche aus den Stellen des alten genommen sind, auf den Doppelsinn des Urhebers der alten Stelle zurückgeführt werden sollen? Dies ist eine ganz andere Frage: wobey man mit Behutsamkeit verfahren muß.

Es giebt im alten Testament Geschichten, Sentenzen, und Sprüchwörter, die im neuen Testament angeführt werden, so wie die guten Aussprüche der Alten von uns. Wollte man erzwingen, daß die Urheber dieser Geschichten und Sprüche allzeit aus einem Doppelsinn auf die Thaten, Reden und Handlungen, die im neuen Testament vorkommen, gezielt, und diese zum Zweck oder Gegenstand ihrer Reden gehabt hätten; so würde man der Sache gewis zu viel thun: du sollst dem Ochsen, der das Korn austritt, nicht das Maul zubinden, ist ein artigs Sprichwort der Alten: 5 Mos. Cap. 25. welches der heilige Paulus in seinem ersten Brief an die Corinther also anwendet: wenn dem Ochsen nicht verbothen seyn soll, von der Frucht zu essen, die er austritt; um soviel weniger kann man einem Kirchendiener verbieten, für seine Arbeit sich die nöthige Nahrung geben zu lassen. Er setzt hinzu, Gott, dem die Ochsen keine solche Angelegenheit machten, habe dieses nicht wegen diesem Thiere, sondern wegen dem Menschen geredet — nimmt darauf aus der Frucht, die der Ochse austritt, Anlaß von dem Saamen des göttlichen Wortes, welches die Kirchendiener aussäen, pflegen und einerndten, zu sprechen: die ganze Rede des Apostels kann in ihrer vollen Kraft bestehen, ohne daß der Verfasser des fünften Buch Mosis, oder der heilige Geist diese Paulinische Stelle zum Zweck ihrer Rede genommen, oder der heilige Paulus geglaubt habe, daß die alte Stelle auf die apostolische Arbeiter im geistlichen oder buchstäblichen Sinne zu verstehen sey. Christus stellt Matthäi 12. einen Vergleich zwischen Salomon und sich, zwischen der Königin von Saba, und den lebenden Juden an, und spricht: diese Königin kam vom Ende der Erden, um die Weisheit des Salomons zu hören, ihr Juden aber möget euch nicht bemühen, mich, der ich ohne Vergleich mehr, als Salomon bin, anzuhören — wer wollte sagen, daß in dieser Stelle Christus behauptet hätte, Salomon sey in diesem Falle im dritten Buch der Könige am 10. Cap. als das Vorbild Christi, und Christus als das Gegenbild anzusehen gewesen: obgleich in andern Stellen Salomon als das Vorbild unsers Heilands betrachtet wird. Man kann zuverläßig sagen, daß alle heilige Väter und die Kirchenversammlungen, die wider die Irrlehrer in Betreff der Menschwerdung Christi und der Dreyeinigkeit gestritten haben, einhellig den Doppel- oder mystischen Sinn zu Hülfe genommen haben: kömmt es aber auf die Frage an, ob diese oder jene Stelle des alten Bundes mystisch oder nach dem Doppelsinne zu erklären sey; so muß jedesmal die Untersuchung stückweise geschehen, ob eine wahre, zusammenhangende und bis an die apostolische Zeiten hinreichende Tradition vorhanden sey. Einzelne Theologen aber und Facultäten können keine Glaubensartickel stiften: die Kirche muß ihn als einen solchen erklären.

Auf die zwote Frage: ob aus dem Doppelsinne ein Beweis herzunehmen sey, fällt die Antwort leicht; wenn man dazu die abgehandelte erste Frage zum Grund legt. Ist es einmal erwiesen, daß die Stellen des neuen Bundes, die ausdrücklich sich auf die Stellen des alten beziehen, und sagen, daß die alte Stellen auf die neue als ihren mittelbaren Zweck im Sinne des Urhebers der alten Stellen gewesen seyen; so ist der Beweis so gut als fertig, daß man aus dem Doppel- oder geistlichen Sinne etwas beweisen kann; denn auf diese Art hat der heilige Geist den mittelbaren Verstand der alten Schriftstelle so gut, als den unmittelbaren offenbahren wollen; und dieses macht den höchsten Grad eines möglichen Beweises aus.

Die dritte Frage lautet: ob allen Stellen der h. Schrift ein mittelbarer, geistlicher oder mystischer Sinn eigen sey? die Antwort ist verneinend, und der zureichende Grund dieser Antwort liegt in der Nichterweislichkeit dieses allgemein denen Schriftstellen beywohnenden Doppelsinnes.

Es ist ein für allemal zu erinnern, daß der Doppelsinn, er mag nun doppeltbuchstäblich seyn, wie einige wollen, daß es dergleichen Stellen gebe, oder theils buchstäblich, theils mystisch; so ist ausgemacht, daß niemand befugt sey, dem unmittelbaren Sinn des

Digitized by Google

Textes noch einen mittelbaren oder geistlichen Sinn beyzufügen, wenn er dieses nicht beweisen kann; ein solcher Beweis ist aber von allen Schrifterklärern noch nicht geführet, und vielleicht nicht einmal versucht worden, so sehr auch viele Schrifterklärer aus sehr vielen Stellen einen mystischen Sinn herauspressen wollten. Es ist zwar an dem, daß Prediger und Schrifterklärer, dem Namen nach, gegen alle Wahrscheinlichkeit aus Stellen, die sich gar nicht dazu schicken, einen mystischen Verstand ausklaubten. Allein dieß waren durchgehends Leute, wenn man den Origenes davon ausnimmt (sofern er ganz in diese Klasse gehört) welche mehr zum Zeitvertreib, als aus exegetischen Gründen diese Arbeit vorgenommen haben. In unsern Tagen würde sich derjenige lächerlich machen, der, ich will nicht sagen, alle, sondern nur die meiste oder auch nur viel mehrere, als die schon gäng- und giebig sind, mystisch auslegen, und diese Auslegung der Welt als ächt und gelehrt aufdringen wollte; wie weit man aber vor dem sechszehnten Jahrhundert in dieser Schwärmeren gegangen sey, wird unten, wenn von den Schicksaalen der Auslegungskunst geredet wird, das mehrere vorkommen. Allem Ansehen nach hat dieser große Mißbrauch der elenden Commentarien und Postillenschreiber, den schon tiefersehenden Alphonsus Tostatus, der unter dem Namen: Abulensis besser bekannt ist, bewogen, daß er den mystischen Sinn und dessen Zähigkeit, etwas zu beweisen, gänzlich verwarf; so redet Bonfrere von ihm. Eine gleiche Meynung, sagt dieser Jesuit in seinen Vorreden zur heil. Schrift, C. 20. habe auch der Kornelius Jansenius Bischoff von Gent gehabt. Der Verfasser dieses Aufsatzes hat diese zwey Bücher nicht bey der Hand, um selbst in die Originale einsehen zu können: es wäre aber in gewissen Rücksichten erwünschlich, daß man sie nachschlüge, um zu sehen, ob sie in diesem rohen Verstand allen mystischen Sinn verworfen haben; und noch mehr: ob diese ihre Meynung von den nachherigen Gelehrten so ungerupft durchgelassen worden sind?

Die vierte Frage war: ob es jemals die Lehre der catholischen Kirche gewesen sey, daß jede Schriftstelle einen doppel- und geistlichen Sinn gehabt habe? Diese Frage führet diesen Artickel auf die Schicksaale der Auslegungskunst, von den ersten christlichen Zeiten, bis auf diese gegenwärtige, zum voraus aber kann man ungezweifelt versichern, daß die Kirche niemal angenommen, oder gesagt habe, daß der mystische Verstand allen Schriftstellen eigen sey, oder daraus erzwungen werden könne. Die Catholiken können nie genug erinnern, daß man doch die Privatmeynungen ihrer Gottesgelehrten, wenn es auch ganze Schulen wären, für die Meynung der allgemeinen Kirche aufnehmen wolle. Die obwaltende Frage aber wird folgendermaßen beantwortet:

Die ersten Christen machten sich ein Hauptgeschäft und einen großen Theil ihres Gottesdienstes daraus, die heilige Schrift zu lesen. Die Oerter, wo die Christen ihren Gottesdienst hielten, waren zugleich die Schulen, in denen sie die Religion aus der Schrift lernten; man las solche theils in der Grundsprache, wo diese üblich war; theils in der lateinischen Uebersetzung, weil diese Sprache in den Abendländern die Muttersprache war. Die Bischöffe hatten also eine große Erleichterung, wenn sie in den Kirchen oder Zusammenkünften den Christen die heilige Bücher erklären wollten, Männer und Weiber lernten sie beynahe auswendig. Da nun tausend Stellen der Schrift aus tausend andern ein Licht bekommen, so konnten die Väter und Lehrer der ersten Kirche, die in dieser Wissenschaft, oder in der Kenntnis der Bibel vollkommen geübt waren, aus dem Stegreif diejenigen Stellen erklären, die auf selbigen Tage in der Versammlung gelesen wurden. Der Zweck, den sich die Väter dabey vorsetzten, war nichts weniger, als sich und ihre Gelehrsamkeit zu zeigen; sie wendeten alles an, gute Christen zu bilden, und ihre größte Kunst bestand darinn: daß sie die Schrift eben so erklärten, wie sie ihnen von ihren Bischöffen in ihrer Jugend oder bey ihrem Uebergang in die christliche Gemeinde erklärt worden war. Und da die Lesung und Auslegung der göttlichen Bücher ihre Hauptarbeit bey ruhigen Stunden und bey dem Gottesdienst war, so erinnerten sie sich immer derjenigen Erklärung, die sie selbst eingesogen hatten; durch dieses Mittel wurden in den ersten Zeiten der Kirche manche Irrlehren erstickt, weil sie kein Gehör fanden, so bald der Bischoff sagte: daß diese Lehre neu und von den Vätern und ältern Bischöffen nicht gelehrt worden sey. Die Väter und Mütter beheelten, was sie in den gemeinen Versammlungen von ihrem Bischoffe gehört hatten, und lehrten es zu Hause weiter ihren Kindern, und dieß waren die schönsten, die kräftigsten und nüzlichsten Kommentarien über das heilige Buch. Das Evangelium war ihnen, was uns heut zu Tage die Taschenbücher sind, und die einfachsten Erklärungen desselben legten sich ihnen mehr an das Herz, als in den Kopf, um darüber zanken zu können.

Da die Bischöffe alle Hände voll Arbeit hatten, so haben sie gewiß sehr oft ohne weitere Vorbereitung das in der Kirche abgelesene Stücke oder Kapitel der Bibel ausgelegt; hieraus entstanden die Homelien, und zugleich dieses, daß sie oft vom buchstäblichen Verstand wenig, sehr viel aber von jenem sagten, der die Sitten zu recht brachte; oft wendeten sie auch den abgelesenen Text auf die Umstände der Zeit oder einer kirchlichen Angelegenheit, oder eines gegebenen Aergernisses, oder auf sonst eine andere Veranlassung an. Hieraus mußte nothwendiger Weise der allegorische, tropologische oder anagogische selbst auch der anspielende oder accommodirte Verstand entspringen; denn eine jede Stelle giebt nicht ein schickliches Thema zu allen Gelegenheitsreden. Bey diesen Zeiten und Menschen hatte es nichts zu bedeuten, wenn die Predigt nicht nach dem Muster der Wohlredenheit ausfiel; die Bischöffe und ihre Heerden lebten in einem großen Vertrauen zusammen, und sie konnten bey ihnen, wie die Väter bey ihren Kindern, ohne Gefahr anzustoßen, in dem Nachtkleide erscheinen. Schade für uns, daß die ganz ersten Homelien der Bischöffe nicht auf unsere Zeiten gekommen sind. Vielleicht waren sie aufgeschrieben, und giengen verlohren; vielleicht dachten auch die ersten Christen, wie die alten Deutschen, die lieber große Thaten verrichten, als solche niederschreiben wollten.

Man giebt den Vätern Schuld, daß sie die Platonische Weltweisheit in ihre Schrifterklärungen eingewürkt haben; es mag seyn: Männern, die eine Wissenschaft vorher in den Kopf gebracht haben, ist es beynahe unmöglich zu verhindern, daß solche bey auftoßender Gelegenheit sich nicht unvermerkt in ihre Reden und Schriften einschleiche. Ob sie aber, was man gern daraus folgern mögte, die Platonische Sätze zu Glaubenswahrheiten aufgestellet und dadurch die Religion mit neuen Glaubensartickeln vermehrt haben; dieß ist eben eine ganz andere Frage, zu welcher die Catholiken Nein sagen. Hat die Platonische Philosophie Aehnlichkeiten mit manchen catholischen Sätzen, so folgt daraus: daß diese Sätze in der gesunden Vernunft ihre Anlage,

Digitized by Google

oder wenigstens mit derſelben keinen Widerſpruch haben; ſollte aber aus dieſer Aehnlichkeit gleich auf die Uebertragung dieſer Sätzen aus dem Plato in die Religion geſchloſſen werden, ſo würden die Chriſten überhaupt eine ſchwere Arbeit haben, wenn ſie das im Jahr 1700. herausgekommene Buch: le Platonisme devoile: ou essai touchant le verbe Platonicien aus dem Grund widerlegen und überzeugend darthun wollten, daß das Geheimniß der heiligen Dreyeinigkeit nicht auch als ein Myroſpreißgen aus der Platoniſchen Weisheit in die chriſtliche Kirche eingeimpfet worden ſey. Dieß im Vorbeygehen! Sobald heidniſche Gelehrte in die chriſtliche Kirche übergegangen, und in derſelben zum Lehramt gekommen waren, miſchte ſich auch in ihre Schriften über die Religion und göttliche Schrift die weltliche Gelehrſamkeit; oft war dieſe Vereinigung gut, oder doch erträglich; bisweilen aber brachte ſie mehr Schaden als Nutzen. Clemens von Alexandrien giebt von allen dieſen Verhältniſſen einen Beweis: ſeine Bücher, die er als Katechet der neubekehrten in der Alexandriniſchen Schule ſchrieb, um die Heiden von der Falſchheit ihrer Religion zu überzeugen. Jene, und die er Stromata nennt, ſind mit weltlicher Beleſenheit und mit Platoniſchen Betrachtungen genug durchwebt; allein, dieſe Schattirungen an ſeinen Tapeten ſchaden der Religion nicht, ſeine Hypotypoſes aber, wie uns Photius berichtet, ſollen ſo mit der Platoniſchen Weisheit verbunden geweſen ſeyn, daß Dupin von ihm glaubt: er habe dieſe Bücher, die ein Kommentarius über die ganze heilige Schrift waren, geſchrieben, als er in den chriſtlichen Lehren noch ein Schüler geweſen, dabey aber entſchloſſen war, ſeine Lieblingsphiloſophie auf Unkoſten der Religion mit dem Chriſtenthum zu verbinden. Tillemont wollte lieber behaupten: dieſe Bücher ſeyen von den Irrlehrer nachherziger Zeiten verfälſcht worden. Soviel iſt gewiß, daß auch die catholiſchen Gelehrte damit nicht zufrieden ſind, daß die Schule zu Alexandrien, in welcher eben dieſer Clemens unter dem Pantanus ſtudirt hat, ſich zu hartnäckig auf die Platoniſche Weltweisheit gelegt habe. Eben dieſe Verfaſſung der Alexandriniſchen Schule, ſie habe nun von dem Hang zu der Platoniſchen Lehre, oder von der unter den Juden zu Alexandria beſonders üblichen Gewohnheit, die Schrift myſtiſch und allegoriſch zu erklären, ihren Urſprung; mag den ſonſt ſcharfſehenden Origenes verleitet haben, daß er mit der lieben Einfalt der göttlichen Bücher unzufrieden, in denſelben bey den mehreſten Stellen, wo nicht bey allen, Geheimniſſe, wie verborgene Schätze aufgraben wollte, da das Gold offen vor ſeinen Augen lag. Seine Schriften ſtifteten den Schaden, daß ſie eine große Menge müßiger Köpfen als Schüler nach ſich zogen, die ſogar diejenigen, welche beym Buchſtaben blieben, als plumpe, unwiſſende Leute anſahen, die mit den Juden nicht über den Buchſtaben hinaufdringen könnten; allein ſo ſtark dieſe Rolle der Origeniſten, beſonders unter den Mönchen war, ſo ſehr widerſetzten ſich die Väter der damaligen Zeiten; Epiphanius in einem Brief an den Johannes von Jeruſalem, Hieronymus in der Vorrede zum fünften Buche über den Jeſaias, Gregorius Nazianzenus in der zweyten Rede von der Oſterfeyer brauchten ſtarke Ausdrücke gegen den Origenes, und nennten ihn einen alten Geken, einen Träumer, weil er den geiſtlichen verborgenen Sinn zu hoch erhob, und überall zu finden glaubte. Selbſt Origenes kam zu Zeiten wieder zu ſich ſelbſten von ſeinen Schwärmereyen zurück, wenigſtens ſagt er in ſeiner eilften Homelie, man müſſe nicht in allen Stellen der Schrift einen verborgenen Sinn aufſuchen; jedoch ließ er ſich in allen ſeinen Schriftserklärungen durch feinen einmal angenommenen Trieb zu den myſtiſchen Auslegungen fortreiſſen.

Ob es Nachahmung der Alexandriniſchen Schule, ob es eigener Trieb der Zeitgleichen und nachfolgenden Kirchenväter war, daß ſie durchgehends den verborgenen Sinn der heil. Schrift in ihren geiſtlichen Reden anführten; ſo iſt einmal nicht zu läugnen, daß, wo nicht alle, doch die mehreſten, beſonders aus der lateiniſchen Kirche, dieſen geiſtlichen Schriftverſtand vorzüglich in ihren Predigten und geiſtlichen Büchern gebraucht haben; man kann noch hinzuſetzen, daß ſie mehr als einmal auf ſolche Gedanken verfielen, die nicht über das Spielwerk des Witzes hinausragten. Manchmal äußerten ſie cabbaliſtengleiche Erklärungen, die aus dem Verhältniſſe gewiſſer Zahlen hergeleitet waren. So richtig aber dieſe Anmerkung iſt, ſo muß man doch auf der andern Seite auch betrachten, daß der ſcharfſinnige Biſchof von Hippon, Auguſtinus, hierüber eine unvergleichliche Erinnerung an ſeine Zeitgenoſſen gegeben hat; nemlich, daß (es ſind die Worte des heil. Auguſtinus aus ſeinem 36ſten Cap. von der chriſtlichen Lehre) diejenigen, welche aus den Worten der heil. Schrift einen Sinn ausjögen, um dadurch die Liebe Gottes und des Nächſten zu erbauen, jedoch alſo, daß ſie nicht behaupteten, daß der göttliche Schriftſteller dieſen Sinn in dieſer Stelle habe ausdrücken wollen, daß dieſenigen in der That zwar in keinem ſchädlichen Irrwahn ſeyen, daß ſie aber jedennoch in Irrthum ſtecken; und ob dieſer Irrthum gleich auf die Erbauung der Liebe gienge, ſo müſſe man nichts deſtoweniger daran ſeyn, dieſen Irrthum zu heben, und ihnen zeigen, wieviel nützlicher es ſey, den geraden Weg nicht zu verlaſſen, aus Furcht, ſie mochten wegen dieſem Selbſtbetrug in einen Abſturz fallen. Er ſpricht noch nachdrücklicher von der Nothwendigkeit, den buchſtäblichen Verſtand vorzutragen, im 17ten Buch, de Civitate Dei, c. 3. Wäre dieſer goldenen Vorſchrift in dem fünften und folgenden Jahrhunderten genau nachgegangen worden, ſo würden wir von dieſen Zeiten mehr buchſtäbliche als ſittliche und myſtiſche, und was noch ſchlimmer iſt, eigenmächtig erſonnene und unſchickliche Auslegungen vorzuweiſen haben. Dem ſey aber, wie ihm wolle, ſo haben wir auch in den Vätern des dritten, vierten und fünften Jahrhunderts gute, genau getroffene buchſtäbliche Auslegungen der heil. Bücher, ob ſie gleich in verſchiedenen ihren Werken zerſtreuet und nicht in einem Commentar beyſammen ſind. Man muß die Arbeiten der Väter unterſcheiden. Die Schriften und Predigten, die ſie an das Volk richteten, hatten gröſtentheils den moraliſchen und zu Erbauung dienenden Schriftſinn zum Grunde. Sie wollten alle Gelegenheiten benutzen, das Volk fromm und tugendhaft zu machen; dahingegen aber, wenn ſie mit Heiden, Juden und irrgläubigen Chriſten zu thun hatten, ſie den buchſtäblichen Sinn nach allen Kräften aufſuchten und verfolgten. Der heil. Auguſtin wußte wohl, daß man mit willkührlichen Auslegungen keinen Ungläubigen oder ſtreitſüchtigen Irrgläubigen bekehren konnte. Er ſagt es deutlich im 15ten Buch c. 13. contra adverſ. leg. Der heil. Hieronymus iſt im 13. E. über den Evangeliſten Matthäus gleicher Meynung, wo er ſagt: ein zwar andächtiger, aber aus Gleichniſſen und dunkeln Sprüchen entlehnter Verſtand könne ſich niemal zu einem Lehrſatz er-

Digitized by Google

heben. Beyde wahrhaft gelehrte Männer hatten in ihrer Jugend, dieser den Propheten Abdias, jener das erste Buch Mosis im geistlichen mystischen Sinn erklären wollen: allein beyde erkannten bey reifern Jahren theils die Unmöglichkeit, wie Augustin, theils die Ungereimtheit, wie Hieronymus, der sich nicht schämte zu gestehen, in der Vorrede zum Abdias, daß er in seinen jungen Jahren diesen Propheten allegorisch erklärt habe, weil er die Geschichte der Zeiten des Abdias damals nicht gewußt, und sich also ausser Stand befunden hätte, den buchstäblich-historischen Verstand zu erreichen.

Wenn der heil. Justinus mit dem Tryphon spricht, so dringt er immer auf den natürlichen und richtigen Verstand der Propheten. Irenäus, in seinen Schriften wider die Ketzer, giebt sich ganz besondere Mühe, den allegorischen Verstand der Schrift, auf den sich die Gnostiker und Valentinianer fußeten, durch den buchstäblichen zu verdrängen. Wenn die Donatisten durch die läppische Auslegung der Stelle des Hohenliedes behaupten wollten, daß ihre Kirche gleich dem Bräutigam in einer mittägigen Gegend liege, so macht sie Augustin eben darum lächerlich. Andere Väter, als Hilarius, Basilius, Gregorius von Nazianze und noch mehrere, welche gegen die Irrlehren ihrer Zeiten geschrieben haben, drangen eben so auf den buchstäblichen Verstand, wenn sie gegen solche Leute schrieben, die anderst nicht, als durch Beweis und Ueberzeugung belehrt werden mußten. In der griechischen Kirche hat man dem Diodorus von Tarsus den besondern Dienst zu danken, daß er den buchstäblichen Verstand mehr als andere beybehalten, und dadurch in den Gang gebracht hat. Der heil. Chrysostomus folgte diesem schönen Schritte, und ward ein großer buchstäblicher Ausleger der Schrift. Er zog die besten Köpfe nach sich. Einen Theodoretus, Theophylactus, Oecumenius, Procop von Gaza, Isidor von Damietta.

Man macht diesen guten Vätern von Seiten derer Gelehrten, die in der catholischen Gemeinde nicht sind, den bittern Vorwurf, daß sie nicht Gelehrsamkeit genug gehabt hätten, die biblischen Bücher recht zu erklären. Die catholischen Gelehrten aber, die mehr als die Schulwissenschaften getrieben haben, widersprechen und sagen, daß man einen Unterschied zwischen der Gelehrsamkeit machen müsse, die zu diesem Werk wesentlich gehört, und zwischen jener, die nicht dazu gehört. Zu der ersten Gattung rechnen sie jene Wissenschaft, mit deren Beyhülfe all das aus der h. Schrift herausgebracht werden kann, was ein Christ glauben, und was er thun oder lassen soll. Sie setzen hinzu: aus diesem Ziel und End habe Gott seine Offenbarungen in die Welt geschickt; und wer diesen Zweck erreichen werde, habe den Hauptzweck der Offenbarung glücklich erzielet. Die andere Arten von Gelehrsamkeit seyen schön, und zieren den Verstand; es seye zu wünschen, daß alle Väter in diesem Fache vollkommen bewandert gewesen seyen: allein diese schöne Künste und Wissenschaften seyen zu der ganzen Heilsordnung nicht nöthig, und selbst die Schrift könne dem wesentlichen Verstand nach erklärt werden, ohne daß der Ausleger ein starker Critikus, Natur- und Sternkundiger, Zeitrechner, alter Sprachenverständiger und was dergleichen mehr sey. Uebrigens haben viele dieser Väter einen guten Theil dieser Hülfsmittel besessen: als der heil. Hieronymus, Augustinus, Origenes, Hilarius, Chrysostomus und Gregorius, welche sehr oft sich auf Originalsprachen und die ältesten Uebersetzungen bezogen haben. Die Catholicken machen ferner noch diese Betrachtung: wie schlimm es um die Kirche und heil. Schrift sonst gestanden haben müsse, wenn von dem Anfang des Christenthums bis auf das sechzehente Jahrhundert keine gute, getreue Auslegung der heil. Schrift auf der Welt gewesen wäre. Diese Betrachtung fällt wichtig auf, und man glaubt, daß eben dieselbe den Hugo Grotius bewogen habe, mit mehr Bescheidenheit von den alten Vätern zu sprechen, als die neuern und ziemlich rasche Critiker zu thun pflegen. Einmal, die Väter kamen mit ihren Schrifterklärungen so weit, daß die Irrthümer und die Irrenden großentheils bey ihren Lehzeiten zurecht gewiesen wurden, indem sie das einzige zu diesem Ende kräftige Mittel, das Ansehen der Tradition und der Kirche, zu Hülfe nahmen.

Von dem fünften Jahrhundert an nehmen die Arbeiter in der Bibelauslegung, so wie in allen andern Wissenschaften merklich ab; je nachdem die Einfälle der Barbaren in die römische Provinzen zunahmen. Isidorus Pelusiota eifert in diesen Zeiten gegen diejenigen, welche alle Stellen des alten Bundes auf den Heiland drehen; und Theodorus Mopsuestenus läugnet sogar in der Hitze gegen die Origenisten, daß die Prophezeyungen des alten Testaments einen andern Sinn und Verstand, als den historischen, hätten, der durch die Geschichte ihrer Zeiten ganz erschöpft und erfüllt worden seye, ohne daß es nöthig wäre, ihn auf den Heiland der Welt zu erklären. Er wurde deswegen in der zweyten zu Constantinopel gehaltenen allgemeinen Kirchenversammlung verdammt.

Im sechsten Jahrhundert findet man beym Richard Simon, in seiner kritischen Geschichte, von den fürnehmsten Schrifterklärern, den obengenannten Procopius von Gaza, Gregor den Großen, Isidor von Hispalis, und noch einige andere. Sie liebten aber alle den mystischen und moralischen Schriftverstand, denn sie aber, wenigstens die besten, den buchstäblichen zum Grunde legten. Um eben diese Zeiten fangen die Commentarien an, die unter dem Namen Catenæ bekannt sind, weil sie eine Kette von Erklärungsstellen aus den h. Vätern zusammengeschrieben haben.

Im siebenten Jahrhundert wurde weiter nichts Sonderliches von Auslegungen der heil. Schrift bekannt. Man merkt schon die Barbaren auch an den Büchern. Die Gelehrten der damaligen Zeit dünkten sich genug gethan zu haben, wenn sie aus einem oder dem andern Kirchenvater verschiedene Stellen zusammentrügen. Hätten es die nachfolgenden doch lieber auch nicht weiter treiben wollen, so würden wir eine Menge elender Commentarien weniger haben, die aus der bloßen Einbildung müßiger Köpfe entsprangen, und alles in alten Schriftstellen fanden, was sie nur suchen wollten.

Das achte Jahrhundert war nicht glücklicher in Bearbeitung der Schrifterklärungen. Es wurden immer Ketten von väterlichen Stellen zusammengesetzt; und selbst Carl der Große trieb auf diese Arbeit. Beda, Alcuin, Johannes Damascenus waren die Sammler besagter väterlichen Stellen.

Im neunten, zehenten und eilften ward mit den Ketten fortgefahren. Einige Köpfe wagten auch ihre Gedanken; es gieng aber meistentheils auf den allegorischen und willkührlich erfundenen geistlichen Verstand hinaus. Ein Benedictinermönch aber von Corbie in Frankreich setzte den guten Satz an, daß der buchstäbliche Verstand der Schrift der Grund zu einer guten Erklärung seye, und derjenige unvernünftig handle, der den mystischen Sinn aufsuche, und den buchstäblichen vernachläßige. Es scheint aber nicht, daß er mit dieser Wahrheit seine

Digitized by Google

Zeitgenossen bekehrt habe. In diesen Jahrhunderten wird immer der accommodirte willkührliche Sinn für den mystischen oder allegorischen fälschlich genommen.

Im zwölften Jahrhundert giengen die allegorischen Auslegungen der Schrift ihren Gang fort. Wer die spitzfindigste, seltsamste Erklärung ausbringen konnte, war des Ruhms eines großen Gelehrten gesichert. Die scholastischen Philosophi und Theologi spigten die Köpfe noch mehr, und erhizten die Einbildung, alle beliebige Bilder in jeder Stelle der Schrift zu finden und durch Syllogismen zu berichtigen. Hier eben in diesem Jahrhundert war man nicht zufrieden, Allegorien aus den Schrifttexten auszugrübeln, sondern man stellte solche, wenn sie einmal in mehrern Büchern standen, zu Lehrsäzen auf; und machte daraus Folgerungen, die in die Sitten, und selbst in die wichtigsten Staatsangelegenheiten ihren unmittelbaren Einfluß hatten. Auf diese Art wurden die zwey unschuldige Schriftstellen: „Gott schuf zwey große Lichter, ein kleineres und ein größeres," und diese: „siehe, hier sind zwey Schwerdter," also erklärt, daß der Pabst das größere Licht, die weltliche Herrschaft aber das kleinere: ein Schwerd die weltliche Macht des Pabstes über Könige und Königreiche: das andere das Schwerd der Fürsten zum Dienst und Willen des Pabstes, angezeigt haben mußte. Noch nie hat eine schief angebrachte Allegorie so viele Zerrüttung in die Welt und in die Kirche Gottes gebracht, als diese. Wem dieses zu rasch und rauh zu seyn scheinet, der lese den fünften Discurs des Abbt Fleury über die Kirchengeschichte am 12. §. und dann seinen Lieblingsspruch im vierten Discurs §. 13. Man muß, spricht er, die Wahrheit ganz sagen, wie sie an sich selbst ist.

Im dreyzehenten Jahrhundert waren die Commentarien nicht besser, als im vorigen. Die scholastischen Theologen giengen wenigstens in dem von ihnen ab, daß sie ihre Catenen aus den Auslegungen der Alten fortsezten, und lieber im Anführen dieser als trockene Schriftsteller, als im Erfinden der Allegorien fruchtbar seyn wollten. Ihr Handwerk zwang sie, Proben zu führen, und dies ließ sich durch selbstgewählte Erklärungen ohne zureichenden Grund nicht thun. Alexander de Ales, Thomas von Aquin, Albertus Magnus und andere, waren in der That Männer, die sich so leicht nichts weismachen ließen. Hätten sie die Mittel und Anweisung gehabt, die man bey unsern Zeiten theils, was die Methode angeht, durch die Mathesis entdeckt, theils aus den ganz alten Zeiten hervorgesucht hat: wir würden gewiß die schönsten Arbeiten über die göttliche Schrift ihnen ganz gern verdanken.

Im vierzehenten Jahrhundert haben wir einen schönen Anfang zu Verbesserung der biblischen Arbeiten gehabt; indem der Pabst Clemens V. in der Kirchensynode zu Vienne die Verordnung gemacht hatte, die nachher unter die Elementinischen Decretalen eingerückt ward. Kraft dieser sollten die hebräische, arabische und chaldäische Sprache auf den hohen Schulen in Spanien, Frankreich, Engelland, Schottland, Irrland und Italien gelehrt, und die Lehrer aus den Kircheneinkünften gezahlt werden. Freylich war diese Sprachenkenntniß dahin abgesehen, daß man dadurch die Ungläubigen bekehren möchte. Wäre es aber nur so fortgesezt worden, wir würden dadurch den schönsten Anfang zu Erlernung der morgenländischen Sprachen erhalten haben. Wie weit und wie lang diese Anstalten getrieben wurden, ist nicht bekannt. Der Franciskanermönch, Nicolaus de Lyra, der in diesem Jahrhundert lebte, war der hebräischen Sprache kundig. Er lernte sie, da er noch ein Jude war, suchte aber durch das Mittel derselben den buchstäblichen Verstand der Schrift zu erreichen, und war darinn für seine Zeiten glücklich genug. Ferner bemerkt man in diesem Jahrhundert den Streit, der unter den biblischen und philosophischen Theologen gährte; welche lezten die ersten verachteten, weil sie auf den Text der Schrift und die im Auszug in den Catenen enthaltenen Väter hielten; diese aber durch ihre Aristotelische Philosophie die Religionswahrheiten so ins Feine treiben wollten, daß beynahe nichts davon übrig blieb.

Endlich kam mit dem funfzehnten Jahrhundert die Morgenröthe der guten Künste und Wissenschaften wieder hervor. Die erfundene Buchdruckerey, die Erneuerung der griechischen Sprache, ein besseres Latein, die gedruckten Ausgaben der Bibel in den Muttersprachen, die Erfahrung der Gelehrten in den Streitigkeiten mit Mißlef und den Hußiten, daß die Schrifterklärungen, die der fruchtbareste Kopf in seiner Einbildungskraft ausgebrütet hat, gegen Gegner nichts gilt, der am rechten Ort Beweise verlangt. Diese und noch andere günstige Umstände erweckten die Christen, wenigstens den Anfang zu einem guten biblischen Studium zu machen.

Das nachfolgende Jahrhundert hatte das Glück, die schönste Geister mit der Bibel sich beschäftigen zu sehen. Erasmus von Rotterdam verdient vielleicht unter allen, die in diesen Zeiten über die Schrift geschrieben haben, den Vorzug. Seine ausgebreitete Gelehrsamkeit machte es ihm leicht, auch über die heil. Schrift etwas besonders zu schreiben. Die Polyglotte des Cardinal Ximenes bringt dem ganzen Jahrhundert Ehre. Der Cardinal Cajetanus, oder Devio suchte gegen die Allegoristen, so wie Erasmus, die dunkle Wolke, die lange genug über den Köpfen gehangen war, durchzubrechen und licht zu machen. Seine Gedanken sind allzubedeutend, als daß man sie hier vermissen sollte; hier sind sie: nachdem er im Eingang seines Commentarius über das erste Buch Moses gesagt hatte, daß es erlaubt seyn müsse, eine neue Erklärung vorzubringen, die vorher noch nicht in der Welt war, setzt er diese nachdrucksame Ursach hinzu, „Gott hat die Erklärung der heil. Schrift keinesweges an der Auslegung der alten Lehrer angebannt, sondern selbst der Schrift, im ganzen genommen, überlassen, und dieses unter dem Richteramt der catholischen Kirche; ansonsten würde uns und unsern Nachfolgern alle Hoffnung abgeschnitten, die heil. Schrift auszulegen; es seye dann, daß wir ein großes Buch in ein kleines zusammen ziehen wollten." Hierbey ist zu erinnern, daß manche Theologen, und unter diesen, Melchior Canus, diese Stelle zwerch nehmen, und den ehrlichen beherzten Devio einer wider das Tridentinum vor hineinanstoßenden Rede beschuldigen; allein der Cardinal Pallavicini in seiner Geschichte der Tridentinischen Kirchenversammlung L. 6. c. 18. nimmt diese Worte ganz anderst, und so: daß Devio mit dem Ausspruch des Tridentinums vollkommen vereinigt sey; er will die Freyheit haben, eine neue Meynung über eine biblische Stelle beyzubringen, wenn schon solche die alte Lehrer nicht gehabt haben, und er hat Recht: denn da eben diese alte Lehrer, selbst die Kirchenväter mit einander über viele Stellen nicht einig sind, die zum Glauben nicht gehören und da die wenigste Väter über alle Stellen der Schrift, Auslegungen zurückgelassen haben, so blieb dem Cajetan, wie andern Schrifterklärern, ein weites Feld offen, ihre Fähigkeit auslaufen zu lassen, und neue Gedanken zu

besserer

Digitized by Google

besserer Auslegung der Schrift zu erfinden. Glücklicherweise kam vor und gegen diese Zeit die Liebe zu der hebräisch- und griechischen Sprachen unter die Europäer; der Herzog Picus von Mirandola, der im Jahr 1494. starb, trug sehr viel dazu bey, daß die hebräische Sprache den Gelehrten angenehm, und beliebt ward. Niemand mißkennt die Verdiensten des eigenlich Beförderers der hebräischen Sprachkunde, Johann Reuchlins, der alle seine Kenntnissen in dieser Kunst, die er in Frankreich und Italien gesammuletthatte, über Deutschland verbreitete und auf diese Art diese Sprache allgemeiner machte. Er lernete das Hebräische von dem gelehrten Johann Wessel aus Gröningen, der diese und die griechische Sprache so liebte, daß er sich von dem Pabst Sixtus IV. seinem sehr guten Freund nichts ausbat, als eine hebräisch- und griechische Bibel, da er ein Bischthum davontragen konnte. Bey diesen Vorbereitungen konnte es nicht fehlen, daß die Auslegungskunst der heil. Schrift nicht einen großen Schritt gewinnen sollte. Franz Vatablus Lehrer der hebräischen Sprache machte kurze Noten über die Bibel, die den buchstäblichen Sinn sehr gut trafen, und die, ob sie gleich vom Buchdrucker verfälscht und deswegen verbothen wurden, auch noch heut zu Tage hochgehalten werden.

Endlich machte die große Religionsänderung in Deutschland auf einmal die biblische Arbeiten nothwendig, die, welche dieser Veränderung beypflichteten, wollten behaupten; daß man aus der Bibel alle Glaubensliehren erweisen müsse; der Ausspruch der Kirche war ihnen verdächtig, und die Väter wurden entweder verworfen, oder zweifelhaft ausgelegt, und immer auf die Bibel die ganze Entscheidung der streitigen Puncten zurückgeschoben. Die Protestanten in Deutschland und Frankreich legten sich mit allen Kräften auf diese Arbeit; die Erlernung morgenländischer Sprachen wurde von ihnen mit dem größten Ernst getrieben; nichts, was zur biblischen Philologie gehöret, wurde vergessen; dieser Eifer mußte bey den Catholiken nothwendigerweise einen gleichen erwecken; in Spanien, Welschland, Frankreich und dem catholischen Deutschland wurden Männer erweckt, die mit dem größten Fleiße die heil. Schrift studirten und erklärten. Man wird einem Sixtus von Siena, einem Arias Montanus, Huetius Maldonatus, Serarius, Bonfrere, Turnemin, Estius, du Muis, Lorin, Tirin, Menoch, den Ruhm guter und auf den eigentlichen buchstäblichen Sinn eindringenden Schriftausleger nicht streitig machen: Richard Simon hat durch seine Critik und sonstige Beyträge zur Bibelkenntniß sich auf eine Höhe geschwungen, die ihm die Bewunderung von allen Religionsverwandten erworben hat. Dupin in seinen Dissertationen über die Bibel; Morin und Lami in ihren bekannten Schriften über dieses Fach und ohne Vergrößerung zu reden, sehr viele andere, die theils Anweisungen, theils besondere Abhandlungen über alle Theile der Philologie herausgegeben haben, zeigen von dem Fleiße und der Fähigkeit der Catholiken, dem buchstäblichen Schriftverstand nachzuspüren. Und bey unsern und unserer Vätereiten haben wir aus Frankreich die schönsten und gelehrtesten Werke über die Bibel erhalten. Calmet wird die Ehre dieses Jahrhunderts noch lange bleiben, und wir haben die schöne Aussicht, daß der Orden der Benedictiner so wie er im mittleren Zeitalter gleichsam der Archivarius der Kirche gewesen ist, also auch dermalen nach dem Beyspiel der Abtey zu Sanct Blasius den Eifer, das biblische Studium weiter zu verbreiten, noch weiter fortsetzen werde. Man hofft dieß um so eher, weil die Einrichtung der Theologischen sowohl als andern Schulen, besonders jener, die die schönen Wissenschaften treiben, überall auf einen besseren Fuß gesetzt zu werden beginnen, und weil sich nun Fürsten und Bischöffe eine Pflicht daraus machen, das Beste solcher Schulen zu besorgen, die zeither einem einzigen Provinzial auf gut Glück anvertraut waren. Noch ein paar Worte von dem Schriftverstande, den man den accomodirten nennt:

Dieser ist von dem allergeringsten Werth unter allen, und verdiente lange das Glück nicht, das er hatte, in dem mittleren Zeitalter unter dem Namen des allegorischen und mystischen Sinnes der Schrift angesehen zu werden. Er ist nichts weniger als dieses. Denn da nach der oben ausgeführten Erklärung, der allegorische Sinn bey den alten Vätern durchgehends der historische, der mystische oder verborgene Sinn aber derjenige ist den die Sache vorstellt, die in dem Text ausgedruckt wird, und welche Vorstellung selbst dem Urheber der Schrift eben so gut, als der buchstäbliche Verstand erweislich im Sinne war: so hätte man die Grillen eines müßigen Kopfs mit dem geheimen Sinn des heil. Geistes nicht verwechseln sollen; es war aber nun einmal so: und da die fromme und vor der Welt heilig gehaltenen Männer sich einmal in diese Art von Erklärung eingelassen hätten, so war niemand kühn genug, ihnen diese Arbeit niederzulegen; eine Aehnlichkeit in Worten, Bilder oder Sachen, sie konnte noch so weit entfernt seyn, war genug, eine Anspielung oder eine Anwendung auf die Sache zu machen, die man in einer Predigt oder in einem geistlichen Buch vortragen wollte, in der großen Seltenheit und Theurung der Bücher vor der Buchdruckerey, war nichts schwerer und kostspieliger, als viele alte Handschriften zu besitzen und durchzulesen. Die Abneigung vor dergleichen Litteratur kam hinzu, und die, welche noch etwas arbeiten wollten, liesen ihrer andächtigen Phantasie den Lauf, und machten in ihren Zellen allegorische Auslegungen nach Belieben. Selbst die Kirchengebeter in der heiligen Messe sowohl, als in den Tagezeiten, sind mit dergleichen Stellen angefüllt und der heilige Bernardus hat in vielen seiner Schriften mit einer großen Menge diesen accomodirten Sinn angebracht. Man muß sich vorstellen, daß die Geistlichen, die die Kirchengebeter, die andächtigen Bücher und Reden gemacht haben, die lateinisch übersetzte Bibel beynahe auswendig gelernt hatten. Da sie nun ein geistliches Werk schrieben, und ihnen die Stellen göttlicher Schrift ganz geläufig waren, redeten sie, wie es leicht zu begreifen ist, mit den Worten der heiligen Schrift: dieß wolle aber der Himmel nicht, daß jemand aus dergestalten angewendeten Stellen einen Schluß auf den buchstäblich- oder mystischen Sinn erpressen wollte. Bey jedermann würde sich ein solcher in unseren Zeiten lächerlich machen.

Auslegungskunst der heiligen Schrift, biblische, *Hermeneutica sacra* (protestantisch). Sie begreift eigtlich die Anwendung der Regeln der allgemeinen Auslegungskunst auf die heilige Schrift, und zum andern die besondern Regeln, welche bey der Erklärung der Bibel, die so viel Eigenthümliches hat, zu wissen nöthig sind.

Daß sich dunkle Stellen in der Schrift befinden, lehrt der Augenschein. Warum aber dieselbe keine solche hohe Deutlichkeit habe, oder vielleicht haben könne, daß man keiner Erklärung bedürfte, wird in dem Artickel: heilige Schrift, wie auch Deutlichkeit derselben gezeigt werden. So sehr indessen die Meynungen

Digitized by Google

der Christen von dem Grade dieser Deutlichkeit verschieden sind, so gewiß kommen sie doch darinnen überein, daß die Schrift überhaupt betrachtet, ein verständliches Buch sey, eben sowohl wie andere vernünftige menschliche Bücher. Denn warum suchten sie sonst die Begriffe und Gründe ihrer Lehrsätze aus derselben zu erweisen? Auch diejenigen Religionsparthenen, welche den Grundsatz haben, daß die Schrift nach den Aussprüchen der Kirche erklärt werden müsse, leugnen hierdurch die Verständlichkeit der Schrift selbst nicht; sondern bedienen sich in der Erklärung eben derselben Hülfsmittel, die man bey menschlichen Büchern gebraucht, berufen sich auf die Sprache, den Zusammenhang, den Zweck und so ferner. Nur wollen sie nicht, daß man eine Erklärung für wahr und ausgemacht annehmen soll, wenn sie nicht mit der Auslegung der Kirche übereinstimme, weil einzelne Menschen der Gefahr zu irren ausgesetzt seyn, die Kirche aber nicht irren könnte.

Ist nun die Schrift ein verständliches Buch wie andere menschliche Bücher, so folgt: daß die nemlichen Regeln der Auslegung, die man bey allen Büchern überhaupt für richtig und anwendbar erkannt hat, auch hier statt finden müssen. Gott würde wider seine Absicht gehandelt, und uns die Schrift ganz unbrauchbar gemacht haben, wenn er sie in einer solchen Schreibart hätte abfassen lassen, bey welcher sonstige ungezweifelte Regeln gar nicht hätten angewendet, oder Regeln festgesetzt werden müssen, welche jenen geradezu widersprechen. Denn wie hätte man sich von der Gewißheit einer Auslegung versichern können? Wenn also gleich die Schrift, wie auch einzelne menschliche Bücher viel Eigenthümliches an sich hat, woraus besondere Regeln entstehen; so dürfen diese doch den allgemeinen und ausgemachten Regeln nicht widersprechen.

Dieses scheinen viele Ausleger aller, insonderheit der neuern Zeiten, vergessen zu haben, indem sie Auslegungen hervorgebracht, und Regeln zum Grund gelegt haben, welche, wenn man sie bey menschlichen Büchern gebrauchen wollte, alle Wahrheit und Gewißheit umstoßen würden, wie wir schon in dem Artikel: Allgemeine Auslegungskunst bemerkt haben. Man hat den buchstäblichen Sinn gering geachtet, oder ganz geleugnet, und dagegen einen geheimen Sinn in Stellen gesucht, wovon nicht die geringste Spur oder anderweitiger Grund vorhanden war. Von dieser Art der Auslegung nach und nach mit der babylonischen Gefangenschaft große Freunde. Die Gelehrten unter ihnen wurden nach und nach mit der heydnischen Philosophie, insonderheit der Pythagorischen, Platonischen und sogenannten Orientalischen bekannt. Sie konnten die neuerlernten Meynungen nicht mit ihren heiligen Büchern reimen; auch schienen ihnen dieselben zu einfältig gegen die vermeynt liche in schwere, und am Ende nichts sagende Räthsel versteckte Weisheit der Philosophen. Die Erzählungen Mosis von der Schöpfung der Welt und dem Sündenfall reimten sich nicht zu den Grundsätzen jener Philosophien: man gab ihnen daher einen geheimen Verstand, so wie es viele noch jetzo thun, weil sie dieselben nicht mit ihren sonstigen Meynungen zu vereinigen wissen. Von den Juden gieng diese Seuche zu den Christen über und breitete sich um so mehr aus, als auch die Eclectischen Philosophen eben diese Art der Auslegung bey den Götterhistorien annahmen, und viele Christen und christliche Lehrer Freunde der Eclectischen Philosophie waren. Unter allen christlichen Religionsparthenen finden sich Liebhaber solcher mystischen Auslegungen, wovon mehr in dem Artikel: mystischer Sinn vorkommen wird.

So wenig man bey einem menschlichen Buch einen geheimen Sinn erdichten darf, wozu kein Grund vorhanden ist; so wenig ist es auch bey der Bibel erlaubt, wenn man dieselbige am Ende nicht ganz ungewiß und unverständlich, und alle Auslegungen willkührlich machen will. Denn daß wir nicht alle mystische Erklärungen verwerfen, ist bereits aus dem Artikel: Allegorischer Sinn ersichtlich.

In die Classe falscher Grundsätze gehört auch der Satz: daß insonderheit die Verfasser des neuen Testaments, um den Juden verständlich zu werden, eine Sprache geredet hätten, die auf Vorurtheile gebaut gewesen, und ihr Vortrag also nach der damaligen Sprache beurtheilt werden, man folglich immer fragen müsse, wie die Juden damaliger Zeit ihre Aussprüche schon verstanden hätten. Es ist aber hier, wie gemeiniglich, wahres und falsches durcheinander gemengt. Ein Schriftsteller bedient sich der Sprache seiner Zeit, wenn gleich die Ausdrücke durch einen vorhergehenden Irrthum gebildet worden sind, und hat zum Beyspiel kein Bedenken, von einem Menschen zu sagen, daß ihn ein Mädchen bezaubert habe, wenn er auch gleich selbst nichts von der Zauberey glaubt. Aus einem solchen Ausdruck kann man nicht schließen, daß der so ihn gebraucht, wirklich Zauberey glaube, noch weniger, daß er dieselbige leugne. Er nimmt den Ausdruck ohnehin nicht eigentlich, sondern figürlich, und da ist es oft genug, daß die Sache, wovon er gebraucht wird, eine Aehnlichkeit mit der Sache habe, die man zu einer gewissen Zeit, unter gewissen Nationen geglaubt hat, wenn auch gleich solches Irrthum gewesen wäre. So braucht noch jetzo mancher, der keine Besessene glaubt, doch den Ausdruck von tollen, oder äußerst bosshaftigen Menschen: Warum? weil ihr Betragen eine Aehnlichkeit mit demjenigen hat, wie man uns die Besessenen abschildert. Ein Sternkundiger braucht im gemeinen Leben Ausdrücke, die genau zu reden, nicht richtig sind. Es ist ihm genug, daß er dadurch verständlich wird, weil fast jedermann die Sache, von der sie hergenommen sind, zu glauben pflegt, und dieses um so mehr, weil dieselbige, so wie sie geglaubt wird, in die Sinnen fällt. Er spricht also von dem Lauf der Sonne in der gewöhnlichen Sprache, wenn er gleich glaubt, daß dieselbe stille stehe. Ist ist es auch anderst zu reden nicht einmal möglich. Alle Leute und selbst die tiefsinnigsten Philosophen sagen von der Seele, daß sie etwas fasse, begreife u. s. f. Und doch sind diese Ausdrücke von dem Körper entlehnt. Wollte man sie bey der Seele in ihrer eigentlichen Bedeutung nehmen: so würde man einen Irrthum begehen, und die Seele körperlich machen. Aber man braucht sie auch nicht in der eigentlichen, sondern in einer figürlichen und gewissermaßen erhöhten Bedeutung.

Wie kann man nun aus solchen Ausdrücken schließen, daß derjenige, der sich ihrer bedient, den Irrthum, dem sie ihren Ursprung zu danken habe, zugleich mitbilige, und z. E. der Philosoph die Seele für körperlich halte? Aus solchen Ausdrücken ist gar nichts zu schließen: nicht daß jemand eine gewisse Meynung von welcher sie entstanden ist, annehme; noch auch, daß er sie verwerfe. Zwey Philosophen, davon der eine die Seele für körperlich, der andere für geistig hält, gebrauchen beyderseits den Ausdruck: begreifen. Er beweißt also für sich selbst und allein genommen nichts für die Meynung dessen, der ihn gebraucht, sondern dieses muß aus andern Gründen, Aussprüchen und Aeußerungen des Schriftstellers hergenommen und erwiesen werden.

Digitized by Google

Steht nun allenfalls der Irrthum worauf ſich eine Redensart gründet, mit der Sache, wovon die Rede iſt, in ganz und gar keiner Verbindung; ſo hat der Schriftſteller auch gar nicht nöthig, dieſen Irrthum anzuzeigen, oder zu widerlegen. Er geht ihn ganz vorbey, weil es eine unnöthige Weitläuftigkeit ſeyn würde, von einer Sache zu reden die nicht zu ſeinem Zweck gehört. Wer erzählt, daß ein gewiſſes Mädgen einen jungen Menſchen bezaubert habe, der hat nicht nöthig ein Glaubensbekenntniß abzulegen, was er von der Zauberey halte. Denn davon iſt die Frage nicht: der Ausdruck ſagt weiter nichts, als daß das Mädchen die Geſchicklichkeit oder auch das Unglück gehabt habe, den Jüngling äuſſerſt in ſich verliebt zu machen.

Wenn man jemand, von einem gewiſſen Irrthum überführen will, ſo hat man eben nicht nöthig, gerad alle Gründe zu entkräften, worauf derſelbige beruht. Man kann manchmal einen Irrthum ſtehen laſſen, ihn ſogar einſtweilen als Wahrheit annehmen, und dem Gegner einen andern Irrthum, von dem eigentlich die Frage iſt, doch benehmen, indem man ihm zeigt, daß derſelbe nicht aus dem vorhergehenden Satz, den er für wahr hält, flieſſet. Wenn jemand eine ganz natürliche Begebenheit für eine Geſpenſtererſcheinung hält; ſo iſt es oft genug, ihm zu zeigen, daß die Begebenheit natürlich zugeht, und von keinem Geſpenſte herrührt. Zeit, Abſicht und Beruf erlauben es nicht immer ihm die Meynung, daß es Geſpenſter gebe, gänzlich zu benehmen. Oft würde dieſes zu weit von der Hauptabſicht abführen, die kürzer erreicht werden kann: oft würde ſolches ſogar der Abſicht hinderlich ſeyn. Dieſe Meynung iſt vielleicht bey einem Menſchen ſo tief eingewurzelt, als daß er ſich ſolche ſo geſchwind nehmen laſſen ſollte. Er würde einen Widerwillen gegen die geſammten Vorſtellungen bekommen, und man würde in den Wind geredet haben. Dieſe Art zu verfahren findet oft bey dem ſogenannten Disputiren ſtatt. Man nennt Gründe dieſer Art Argumenta ad Hominem, kat Anthropon, auch wohl kat Oeconomiam, und man ſagt, daß man ex concessis disputire, oder ſchlieſſe.

Alles dieſes iſt kluge Herablaſſung, deren wir uns täglich im gemeinen Leben, und auch in Schriften bedienen. Wir gebrauchen figürliche Ausdrücke, ohne den Irrthum daraus ſie entſtanden ſeyn möchten, mit zu billigen. Wir ſagen von einem äuſſerſt magern Menſchen, er ſey ein Geſpenſt, wenn wir gleich keine Geſpenſter glauben. Es iſt ein verblümter Ausdruck, eine Metapher, wo es nicht darauf ankommt, ob die andere Sache wahr iſt, ſondern blos darauf ob, wenn ſie wahr wäre, als welches man dermalen ganz unentſchieden läßt, eine Aehnlichkeit mit der, wovon wir reden, ſtatt findet. Wir laſſen Irrthümer unberührt, wenn ſie uns nichts angehen, nicht in unſerer Abſicht hindern. Wir bauen ſogar zuweilen unſere Widerlegung auf Irrthümer, wenn der Gegentheil ſie für Wahrheiten hält, und ſie uns zur Erreichung unſerer Abſicht beförderlich, wenigſtens nicht hinderlich ſind.

Aber wenn wir ausdrücklich (ex profesſo) von der Sache handeln, in eigentlichem Verſtand lehren, und die ganze Materie vortragen; ſo bedienen wir uns entweder gar keiner verblümten Ausdrücke, oder doch nur ſolcher, von welcher wir wiſſen, daß kein Irrthum in den Gemüthern der Zuhörer entſtehen kann, weil ſie bekannt genug ſind, oder endlich nur ſolcher, deren wir gar nicht überhoben ſeyn können. Der Philoſoph der die Kräfte der menſchlichen Seele beſchreibt, kann das Wort: Begreifen, Schlieſſen und ſo ferner gar nicht entbehren. Wenn er von der Seele ſpricht, ſo enthält er ſich aller figürlichen Redensarten, nennt ſie nicht den Steuermann der am Ruder des Körpers ſitzt; ſagt aber wohl, daß ſie den Körper bewege und regiere, weil der letzte Ausdruck, ob er gleich figürlich iſt, doch deutlich iſt, keinen Mißverſtand und Irrthum veranlaßt, und ohnehin durch den vorhergehenden erklärt wird. Der Sternkundige der die Lehre von der Bewegung der Erde und der Sonne erklären will, ſagt zwar vielleicht anfänglich, daß die Sonne laufe; erklärt ſich aber gleich darauf deutlich, daß dieſes nur ſo ſcheine, daß die Sonne ſich zwar um ihre Achſe drehe, aber nicht um die Erde, ſondern dieſe um jene laufe. Er kann den Irrthum, daß die Sonne ſich um die Erde bewege, (als wofür er dieſen Satz anſieht,) unmöglich mit Stillſchweigen vorbey gehen, ſondern er muß ihn widerlegen, wenn er als ein rechtſchaffener Lehrer handeln will. Der Philoſoph läßt vielleicht im Geſpräche die Frage unentſchieden, ob alle Handlungen gut oder böſe ſeyen. Er braucht dieſen Satz nicht, weil er blos darthun will, daß eine gewiſſe und beſtimmte Handlung böſe ſey. Kommt er aber in ſeinen Vorleſungen auf die Materie, oder ſchreibt er gar ein Buch darüber; ſo erklärt er ſich ganz deutlich über die Frage, ſagt ſeine Meynung, und nennt auch wohl das Gegentheil derſelbigen ausdrücklich einen Irrthum. Wenn er mit jemand zu thun hat, der die Unſterblichkeit der Seele aus dem Grund leugnet, weil ſie materiell ſey; ſo giebt er, der Kürze halben, den letzten Satz zu und beweiſet, daß die Seele dennoch unſterblich ſey. Man kann hieraus nicht ſchlieſſen, daß er würklich ſelbſt glaube, die Seele ſey materiell. Aber wenn er die Seelenlehre ſelbſt vorträgt, ſo unterſucht er die Frage, ob ſie materiell oder geiſtig ſey, führt die Gründe von beyden Theilen gehörig an, und ſagt endlich deutlich, was er ſelbſt für gewiß und wahrſcheinlich hält; zumal wenn er keine Furcht, oder kein Intereſſe hat, mit ſeiner eigenen Meynung zurückzuhalten. Findet er endlich Sachen und Begriffe, wozu ihm die Ausdrücke fehlen, ſo ſchmiedet er nicht gleich neue und unverſtändliche Worte; ſondern nimmt Worte aus dem gemeinen Leben, giebt ihnen eine andere beſtimmtere, auch wohl edlere und erhabnere Bedeutung. So ſpricht er von Einbildungen in gutem Verſtand, und verſteht darunter Gedanken die ehtmals in der Seele waren, und nun wieder zurückgebracht werden. Im gemeinen Leben heißt das Wort ſoviel als Träume, unrichtige Vorſtellungen, falſche Hoffnung u. ſ. f. Aber der Philoſoph verbeſſert daſſelbige, und ſchaft ſich eine neue jedoch verſtändliche Sprache. Dieſes geſchieht in allen Wiſſenſchaften, wenn ſie erfunden, oder auch erweitert werden.

Und es geſchieht auch in der heil. Schrift. Sie braucht öfters figürliche Ausdrücke, die einige neuere Schriftſteller, die den Menſchen nicht kennen, und keinen Geſchmack haben, gerne ganz aus der Religion verbannt wiſſen möchten; worauf ſie alsdann, wenigſtens denn gemeinen Leſer, der abſtracte Redensarten weit weniger als figürliche verſteht, ganz unverſtändlich werden würde. Solche figürliche Redensarten ſind keine Irrthümer. Eigentlich erzählen die Himmel die Ehre Gottes nicht. Aber wenn man ſie betrachtet, ſo iſt es eben ſo gut, als wenn uns jemand die herrlichkeit Gottes, die aus ſeinen Werken ſo ſehr hervorleuchtet, erzählte; ja der Eindruck iſt, wenn wir ſelbſt ſolche beobachten, noch gröſſer. Warum ſollte man alſo einen Ausdruck, worinnen ſo viel Aehnlichkeit ſteckt, und welcher ſo deutlich iſt, nicht gebrauchen dürfen? Juden, Heyden und Chriſten wiſſen alle was Opfer ſind. Iſt es dann dunkel wenn

die Schrift die Erlösung Christi oder auch das Gebet u. s. f. ein Opfer nennt?

Irrthümer die gar keinen Einfluß auf die Religion haben, gehe die Schrift ganz vorbey, so wie der Philosoph einen ihm vielleicht nicht unbekannten historischen Irrthum seitwärts liegen läßt, wenn derselbige keine Verbindung mit der Sache hat, davon er redet. Die Schrift ist uns nicht gegeben, daß wir daraus alle menschliche und bürgerliche Wissenschaften erlernen sollen, wir auch einige Träumer, so wie verschiedene die Schätze aller Wissenschaften im Homer gesucht haben. Indessen ist doch noch niemand gewesen, der auch in äußerwesentlichen Sachen, die nicht zur Religion selbst gehören, der Schrift mit Grund Irrthümer hätte vorwerfen können. Es ist nicht genug zu schreyen: dieses ist Irrthum! dieses ist Chaldäisch- oder Babylonischer; dieses ist Persisch- oder magischer Irrthum! dieses ist Jüdischer Irrthum insonderheit! denn an Schreyern fehlts nie. Aber man muß beweisen, erstlich daß gewisse Sätze die für Irrthümer ausgegeben werden, es auch würklich sind: und hernach daß diese Sätze von den biblischen Schriftstellern gebilligt, und für die ihrigen anerkannt werden. Alle Gelehrsamkeit, die man verschwendet, zu beweisen, daß Chaldäer, Perser, Juden etwas geglaubt haben, ist hierzu offenbar unzulänglich, und nur ein Satz in dem Beweiß, außer welchem noch mehrere erwiesen werden müssen. Und selbst an den historischen Beweisen fehlt es oft sehr: und man hat schon oft diesen Völkern Meynungen zugeschrieben, von welchen es gewiß ist, daß sie nicht daran gedacht haben.

Ob sich die heilige Schrift der Beweisart bediene, die man ad hominem nennt, ist noch eine große Frage, da die Redensarten, auf welche man sich beruft, figürlich erklärt werden können. Indessen gesetzt, es sey so, so kann doch daraus allein nichts entschieden werden. Denn in jedem vorliegenden Fall muß ein tüchtiger Beweis, entweder aus der gesunden Vernunft, oder aus andern klaren Stellen, geführt werden, daß ein Satz von dem die Frage ist, Irrthum sey. Man sagt, Christus habe den Irrthum der Juden vom Teufel gebilligt, als er sagte, daß wenn ein Satan mit dem andern uneins würde, sein Reich nicht bestehen könne. Man giebt sich erstaunliche Mühe solches mit dem Character Christi zu reimen. Aber man vergißt zu beweisen, daß die Lehre vom Teufel, wie sie in der Bibel vorkommt, (als welche alle andere auswärtige abergläubische Zusätze nichts angehen) Irrthum sey. Eben so macht man es mit der vertretenden Versöhnung Christi. Man sagt, Christus und die Apostel hätten die Sprache der Juden geredet, und das Leiden Christi eine Versöhnung und ein Opfer genennt, weil die Juden den Irrthum gehegt hätten, Gott müsse, und zwar durch ein Opfer versöhnt werden, wenn er gnädig seyn sollte. Man sagts; aber man beweiset es nicht, beweiset wenigstens nicht, was man soll. s. die Artickel: **Genugthuung, Versöhnung.** Und so ist es mit allen andern Exempeln beschaffen, die man zum Behuf des Satzes anführt. Christus, sagt man, billigt den Levitischen Gottesdienst und die Opfer. Aber hatte er da unrecht? waren sie nicht von Gott befohlen? „Ja! aber sie sollten aufhören.“ Gut! die Zeit aber mußte doch abgewartet werden, die Gott ersehen hatte. „Allein Christus tadelt anderstwo die Opfer.“ Recht; aber nur den Misbrauch, wenn sie nicht mit frommen Bewegungen des Herzens, nicht mit guten Werken verknüpft waren. In dieser Absicht sagt er: ich habe Wohlgefallen an Barmherzigkeit, und nicht am Opfer.

Wenn man aber auch zugiebt, daß Christus und die Apostel allenfalls irrige Gründe ad hominem hätten brauchen können: so folgt, daß sie, die sich für Lehrer einer neuen und geoffenbarten Religion ausgaben, an andern Orten, wo sie nicht disputirten, sondern gerade zu lehrten, wo Christus seine vertrauten Jünger allein und förmlich unterrichtete, wo die Apostel mit Juden und Heyden, die oft ganz entgegengesetzte Irrthümer hatten, einerley Sprache führten, doch ihre wahre Meynung als redliche Leute hätten sagen müssen, wie wir oben von Lehrern überhaupt gezeigt haben. Nun aber reden sie an den Orten wo sie gerade zu lehren, völlig die nemliche Sprache, welche man für eine Sprache ad Hominem ausgiebt, aus welcher kein Beweis für eine Lehre geführt werden könne. Folgt also nicht natürlich daß sie das, was sie an dem einen Ort sagen, eben so wohl für Wahrheit halten, als das, was sie an einem andern Ort sagen? es ist ja beydes das nemliche. Alle Lehren, die man bisher durch jenen Grundsatz umzustoßen gesucht hat, werden in so vielen andern Stellen, wo schlechterdings nicht disputirt wird, positiv gelehrt. Was will man weiter? oder will man einem Lehrer den man als einen redlichen Mann kennt, es nicht zu glauben, wenn er einen Satz an hundert Orten seiner Schrift bey verschiedenen Gelegenheiten, in manchen Wendungen und veränderten Ausdrücken, und zwar meistens wenn er lehrt, und nicht blos widerlegt, als seine Meynung vordringt? muß man aber dieses thun; so muß man ja der heiligen Schrift die nemliche Gerechtigkeit wiederfahren lassen, wenn sie auch nichts als ein menschliches Buch wäre. Denn bey der Auslegung ist die Frage noch nicht, ob das, was sie lehrt, wahr und göttlich sey; sondern blos, ob sie es lehrt?

Die heiligen Schriftsteller lassen sich also herab, zu den Begriffen der Menschen überhaupt, auch wohl der Gedenkungsart und den Sitten der damaligen Zeiten; denn wie hätten sie sich sonst verständlich machen können? Sie lassen sich auch zu ihren Irrthümern insofern herab, daß sie dieselbigen, wenn sie nicht zur Religion gehören, vorbeygehen, ohne jedoch etwas für oder wider sie zu entscheiden. Sie gehen auch wohl wirkliche Religionsirrthümer in verschiedenen Fällen vorbey, die sie anderstwo umständlich vortragen, wenn es gerad damalen ihre Absicht nicht war, ihrer zu gedenken, oder sich auch keine Gelegenheit dazu zeigte, wie alle vernünftige Schriftsteller in der Welt auch thun. Aber sie lassen sich nicht so tief herab, daß sie Religionsirrthümer billigten. Sagen sie nicht alles auf einmal, sondern geben sie stufenweise im Unterricht zu Werk, wie es alle kluge Lehrer machen: so widersprechen sie ihren in ihrem ersten Unterricht geäußerten Sätzen doch nicht. Wer die Herablassung, welches Wort von vielen so übel verstanden und so sehr gemißbraucht wird, weiter erstreckt, der begeht an den heiligen Schriftstellern eine Ungerechtigkeit, die man ihm an einem weltlichen Schriftsteller nicht verzeihen würde (s. auch **Accommodation**), und nun sind es sogar göttliche Schriftsteller, wovon hernach.

So wie die heiligen Scribenten sich zu den Fähigkeiten des gemeinen Haufens herablassen, so suchen sie auch ins Gegentheil dessen Begriffe zu reinigen, zu veredlen und zu erheben, wie ein jeder guter Lehrer zu thun pflegt. Denn sie wollen nicht bloß verständlich seyn, sondern auch den Verstand beleuchten und das Herz zu heiligen Entschließungen erheben. Daher haben manche Ausdrücke bey ihnen zwar auch die Bedeutung, die sie im gemeinen Leben haben, aber auch noch eine andere bessere, wodurch die denselben eigenthümliche Sprache entsteht.

Digitized by Google

Glauben heißt im gemeinen Leben, etwas um eines Zeugnisses willen für wahr annehmen: so kömmt es oft in der Schrift vor. Aber welch eine höhere Bedeutung dieses Worts, ſich mit Zuverſicht auf das Verdienſt Chriſti verlaſſen, der Vergebung ſeiner Sünde und der göttlichen Gnade vergewiſſert zu ſeyn, und hierinnen eine Ruhe finden, die man in der ganzen Welt vergeblich ſucht! Gerechtigkeit iſt im gemeinen Leben, wie auch oft in der Schrift ſelbſt, eine einzelne Tugend gegen den Nächſten. Aber oft begreift es auch alle Tugenden, ja alle Erforderniſſe eines Chriſten zuſammengenommen, in ſich, wodurch er Gott angenehm ſeyn kann.

Es kann ſeyn, daß die Juden mit dieſen Begriffen zuweilen Irrthümer verbanden, oder doch wenigſtens nicht genug dabey dachten. Sie glaubten zwar, daß der Meſſias Gottes Sohn ſey, aber nicht in der vollen Bedeutung dieſes Worts. Chriſtus und die Apoſtel ſuchen ihren Begriff zu erweitern und zu berichtigen. Die Juden hielten das Reich des Meſſias für ein irrdiſches Reich. Die bilderreiche Beſchreibungen der Propheten berechtigten ſie zwar keinesweges dazu; aber genug, ſie glaubten es, und ſelbſt den Jüngern Jeſu hielt es ſchwer, dieſes Vorurtheil abzulegen. Aber nirgends bekräftigt ſie Jeſus darinnen, wie einige ohne Grund vorgeben; ſondern er lehrt oft, daß ſein Reich nicht von dieſer Welt ſey, und ſeine Unterthanen anſtatt irrdiſcher Herrlichkeit Kreuz und Trübſale zu erwarten hätten. Sogar Johannes der Täufer ſucht in der erſten Predigt des neuen Teſtaments den Juden dieſes Vorurtheil zu benehmen, Matth. 3. Wie kann man alſo wider allen Augenſchein behaupten, daß Chriſtus die Juden, wenigſtens zuweilen, in dieſen Vorurtheilen beſtärke? Er konnte den Ausdruck Reich gar wohl gebrauchen; derſelbe war für ſich nicht unſchicklich. Er ſammlete ſich ein Reich in ſeinen Anhängern; es war ein Oberhaupt und König, es waren Geſetze, es waren Unterthanen darinnen. Aber die Juden hatten einen falſchen Zuſatz zu dieſem Begriff gemacht, indem ſie ſich ein irrdiſches Reich dachten; und dieſen Irrthum widerlegte Jeſus oft genug.

Es iſt alſo ein wunderlicher und offenbar falſcher Grundſatz der Auslegung, den man in den neuern Zeiten geltend zu machen ſucht: nemlich, daß wir die Worte gerad in derjenigen Bedeutung nehmen müßten, worinnen ſie diejenigen, an welche ſie zuerſt gerichtet geweſen, genommen hätten. Gleich als wenn es nicht möglich wäre, daß Leute, die mit Vorurtheilen angefüllt ſind, die deutlichſten Vorſtellungen mißverſtehen könnten. Lehrt dieſes nicht die tägliche Erfahrung? Laßt einen Philoſophen von Einbildungen der Seele ſprechen: wird derjenige, der mit der Philoſophie noch nicht bekannt iſt, ſich etwas anderſt, als hirngeſpinnſte, vorſtellen? Spricht mit einem gemeinen Mann von dem Daſeyn Gottes: was wird er dabey denken, als ſeine Gegenwart? Soll nun der Philoſoph dergleichen Ausdrücke nicht in einer andern Bedeutung nehmen dürfen? Was wird er thun? Er wird ſo viel Beſchreibungen und Prädicate hinzuſetzen, daß ihn ein jeder verſtehen kann. Hat er unachtſame oder eigenſinnige Zuhörer, die die wahre Bedeutung ſeiner Rede nicht treffen, oder nicht treffen wollen: wer wird ihm dieſes zur Laſt legen? Ein anders wäre es, wenn man ihn nicht verſtehen könnte. Chriſtus erklärt ſich deutlich genug, was er zum Exempel unter dem Wort Reich verſteht. Selbſt der Ausdruck Himmelreich ſagt ſchon, daß es kein irrdiſches Reich ſey. Eben das ſagen ſo viele andere Prädicate, die damit verknüpft werden. War es alſo ſeine Schuld, wenn ihn viele Juden nicht verſtunden, oder eigentlich zu reden, nicht verſtehen wollten? Welcher vernünftige Menſch wird die Unachtſamkeit oder das Vorurtheil eines Zuhörers zum Maasſtab nehmen, um die Verſtändlichkeit eines Lehrers darnach zu beurtheilen? Alle Bücher in der Welt würden da unverſtändlich ſeyn. Genug, wenn der Lehrer alles gethan hat, was ſeine Pflicht war, um nicht mißverſtanden zu werden. Dieſes hat Chriſtus gewiß gethan: die Juden verſtanden ihn auch in den meiſten Fällen. Nur wollten ſie mit aller Gewalt einen irrdiſchen Erlöſer und König haben, und deswegen blieben ihnen, und ſelbſt ſeinen Jüngern, manche Ausdrücke dunkel, die heutiges Tages ein jedes Kind, das aber auch noch nicht eingenommen iſt, auf den erſten Blick verſteht.

Aber mit dieſem Grundſatz möchte man gern alle Lehren ausmuſtern, die man nicht vertragen kann. Er würde hierzu, wenn er auch wahr wäre, wenig helfen. Denn es iſt nicht genug, dictatoriſch zu verſichern, daß die damaligen Zuhörer eine gewiſſe Rede ſo und ſo verſtanden haben: man muß dieſes auch beweiſen, und nicht, wie ſo oft geſchieht, gerade das Gegentheil von dem vorgeben, was der Augenſchein lehrt. Und wenn dieſe Regel richtig iſt, warum will man die Gottheit Chriſti und ſeine Ewigkeit nicht auch glauben? Es iſt doch gewiß, daß die Juden die Rede Jeſu, Joh. 5, 17. 18. ſo verſtunden, daß er ſich Gott gleich mache, und Joh. 8, 56–59. daß er vor dem Abraham ſchon wirklich geweſen. Es iſt gewiß, daß ſie Matth. 26, 64. 65. ſeine Rede, wo er ſich für den Sohn Gottes bekannte, für eine Gotteslästerung anſahen. Iſt nun jene Regel richtig; ſo muß ſie auch hier gelten, und Jeſus muß Gott gleich, muß ewig, muß ſelbſt Gott ſeyn. Warum will man denn hier eine Ausnahme machen? Und wo iſt der Grund dazu? Es iſt kein anderer, als weil man die Gottheit Chriſti, vermöge dieſer Regel, zugeben müßte; und das will man eben nicht. Wozu dient dann eine Regel, die man nicht allenthalben anwenden kann, und von welcher es offenbar mehr Ausnahmen geben muß, als die Regel ſelbſt Fälle begreift? Geſetzt, es ſey dieſe Regel in einigen Fällen gültig; ſo iſt ſie doch gewiß keine allgemeine Regel. Gilt ſie aber nicht allenthalben, ſo müſſen die Fälle, in welchen ſie gelten oder nicht gelten ſoll, beſtimmt und erwieſen werden: ſonſt kann man ſie ja gar nicht brauchen. Aber hat man das wohl gethan? Nein! man hat ſie hingeworfen, ohne ſie zu beweiſen und zu beſtimmen, und war zufrieden, daß man die Einfältigen damit blenden konnte. Sie hat einigen Schein; aber in der That nur auf den erſten Blick. Sie iſt ſchlechterdings willkührlich; aber ſo Regeln wollte man haben, damit man mit der einen eine Lehre aus der Bibel wegſchaffen konnte, welches mit einer andern nicht angieng, wiewohl dieſe vielleicht gegen eine andere Lehre Dienſte thun konnte.

Wir ſind mit Willen über dieſe falſche Grundſätze umſtändlich geweſen, jemehr ſie heutiges Tages angeprieſen werden. Wenn in der Auslegungskunſt Gewißheit ſeyn ſoll, ſo dürfen die erſten Grundſätze nicht falſch ſeyn. Auf dieſen beruht das ganze Gebäude. Wer die Bibel nach den angeführten Grundſätzen erklärt, der bekömmt freylich auch eine ganz andere Religion, als die proteſtantiſche iſt. Und hieran iſt doch wohl etwas gelegen. Ein vernünftiger Menſch will und muß wiſſen, auf welcher Seite die Wahrheit iſt, und wie er ein Buch anzuſehen hat, worauf alle ſeine Hoffnung und ſein ganzer Troſt beruht.

Digitized by Google

Ob man gleich in der Auslegung der heiligen Schrift wie bey allen andern menschlichen Büchern verfährt: so muß man doch nicht vergessen, daß sie, wie ein jedes Buch, ihre Eigenthümlichkeiten hat, und daß sie überhaupt Gottes Wort ist. Hieraus fließt nicht nur, daß man bescheiden und vorsichtig mit derselben umgehen, und den Zweck nicht vergessen dürfe, um welcher willen sie uns gegeben ist: sondern es entstehen auch daraus einige besondere und weiter bestimmte Regeln.

Die Schrift rühret von Gott her: darinnen sind alle christliche Partheyen einig, und wenn man mit einem Gegner der christlichen Religion zu thun hat; so muß dieser Satz zuvor ins Reine gebracht werden, ehe die Beweise, die man für einzelne Lehren aus der Schrift selbst hernimmt, etwas an ihm verfangen können.

Aber nicht alle sind über den göttlichen Ursprung einzelner biblischer Bücher einig. Die Protestanten verwerfen verschiedene als apocryphisch (s. diesen Artikel), welche die Catholicken als göttlich annehmen. Auch finden sich heutiges Tages viel einzelne Gelehrten, welche bald an diesem, bald an jenem biblischen Buch Anstoß nehmen, wovon hier weiter zu handeln der Ort nicht ist. Ob nun gleich dieses auf die Auslegung eigentlich keinen Einfluß haben sollte, als bey welcher man bloß fragt, was der Schriftsteller lehrt, und nicht was wahr ist; so hängt doch die letztere Frage genau mit der ersten zusammen. Denn um derselben willen nimmt man die Auslegung vor. Man bezieht sich, um eine Auslegung zu rechtfertigen, auch zum öftern auf ein anderes biblisches Buch, welchem man durch die Annahme einer andern Erklärung widersprechen würde, worum man bey weltlichen Scribenten unbekümmert ist. Bücher, die göttlichen Ursprungs sind, können sich nicht widersprechen. Man muß also natürlicherweise vorher von dem göttlichen Ursprung eines jeden biblischen Buches, das man auslegt, oder bey der Auslegung mit zu Rath zieht, überzeugt seyn.

Dieser göttliche Ursprung aber wird nicht von allen auf einerley Art erklärt, welches auf die Auslegung wiederum einen großen Einfluß hat. Die meisten Christen sind darinnen einig, daß Gott die biblischen Scribenten nicht nur zum Schreiben angetrieben, sondern auch während demselben für allen Fehlern und Irrthümern bewahrt habe. Und dieses versehen sie, wenn sie sagen: die Schrift sey von Gott eingegeben. Sie läugnen dadurch nicht, daß Gott nicht zuweilen, zum Beyspiel bey Dingen, die den Schriftstellern ganz unbekannt waren, bey Geheimnissen oder Weißagungen auch die Ausdrücke eingegeben haben möchte. Aber sie meynen nicht, daß eine Eingebung der Worte durchaus nöthig, sondern daß es genug gewesen, wenn Gott den Schriftstellern die Sachen eingegeben, die Wahl der Worte ihnen selbst überlassen, sie aber dabey für allen Fehlern bewahrt hätte. Dieses aber sey unumgänglich nöthig gewesen, weil die Sachen zum Theil weit über alle menschliche Vernunft hinausgiengen, Menschen sie also nicht von selbst wissen könnten, und keine völlige Zuverläßigkeit entstehen könnte, wenn wir nicht versichert wären, daß die Schriftsteller in dem Vortrag derselben keine Fehler begangen hätten. Auch bey solchen Sachen, die sie selbst wußten, oder wissen konnten, sey diese Bewahrung für Fehler nöthig, weil man sonst sich nicht versichern könnte, daß Leute, die in dem Vortrag derselben Fehler gemacht hätten, in andern Stücken fehlerfrey seyen; den wenn man mehrmalen falsch gefunden habe, dem traue man auch da nicht mehr, wo er vielleicht Wahrheiten sage. Die Schrift enthalte viele Dinge, die der Vernunft ganz unbekannt, zum Theil auch ganz unbegreiflich seyen, und hierauf werde die ganze christliche Religion und alle Hoffnung des Christen gebauet. Lehren dieser Gattung könnten nicht nach innern Gründen der Wahrheit entschieden werden, weil die menschliche Vernunft nicht so weit reiche: sie müßten also bloß auf das Zeugniß der heiligen Schriftsteller geglaubt werden, von welchem Zeugniß man bey einer solchen wichtigen Sache versichert seyn müßte, daß es auch völlig richtig und zuverläßig sey; welches aber nicht seyn könnte, wenn dieselben Irrthümer mit eingestreut und Fehler begangen hätten, da kein Kennzeichen möglich wäre, dieselben von der Wahrheit zu unterscheiden.

Andere gestehen dieses alles ein, setzen aber noch hinzu, daß auch die Worte selbst den heiligen Schriftstellern von Gott eingegeben seyen. Wenn wir nun versichert seyn könnten, daß wir in allen einzelnen Fällen noch die ersten und ursprünglichen Worte der Schriftsteller übrig hätten, so würde dieser Zusaz allerdings einen großen Einfluß in die Auslegung haben. Da aber solches in vielen Fällen nicht mehr möglich ist; so kann auch hierauf keine Rücksicht genommen werden. Genug, daß in allen diesen Fällen, in so weit nicht viel auf die verschiedenen Lesearten ankommt, da theils der Sinn bey andern Worten oft der nemliche bleibt, theils die Sache oder Lehre, gegen welche aus der Verschiedenheit der Lesearten ein Zweifel entstehen könnte, in vielen andern Stellen, wo dergleichen nicht ist, bestätigt werden; denn die heilige Schrift muß immer im Ganzen genommen werden. Bey der Auslegung eines einzelnen biblischen Buchs muß man darauf bedacht seyn, den übrigen nicht zu widersprechen. Denn auch diese rühren von Gott her, welcher sich nicht widersprechen kann. Uebrigens bleiben auch noch Mittel übrig, unter den verschiedenen Lesearten diejenigen zu erkennen, welche wahrscheinlicherweise die richtige ist. Wahrscheinlichkeit ist hier um so mehr hinlänglich, als die Sache selbst an mehrern Orten vorkommt, wo keine Verschiedenheit der Lesart statt findet. Die Mittel, die man hier gebraucht, sind wiederum die nemlichen, die man bey menschlichen Büchern anwendet, um die Richtigkeit eines Textes zu beurtheilen; s. weiter: Critik, biblische Critik, Lesearten.

Es giebt zwar auch Leute unter den Christen, welche den göttlichen Ursprung der biblischen Bücher ganz anderst erklären. Viele meynen, die Schrift enthalte in der That nichts weiter, als die natürliche Religion, und leugnen also schlechthin alle Geheimnisse. Geben sie dennoch eine Offenbahrung zu, so erstrecken sie dieselbige nicht weiter, als auf die Bekanntmachung und Wiederherstellung der vergessnen natürlichen Religion. Diese haben freylich nicht nöthig, den biblischen Scribenten eine göttliche Eingebung beyzulegen, weil alsdann die Lehren selbst, da sie nach der Vernunft beurtheilt werden können, ihre innere Beweise und Klarheit bey sich haben, und keines göttlichen Zeugnisses bedürfen. (Wenn sie Weißagungen annehmen, welche jedoch die meisten von ihnen verwerfen, so müssen sie in Ansehung derselben eine kleine Ausnahme machen.) Schreiben nun diese Leute der heil. Schrift einen göttlichen Ursprung zu, so verstehen sie weiter nichts dadurch, als daß sie, wie alles übrige Gute, von Gott herrühre, der Christum und seine Jünger, auch einige Schriftsteller des alten Testaments mit größern Gaben ausgerüstet habe, so wie er dem Socrates, Confucius, oder andern berühmten Männern des Alterthums, nach dem ordentlichen Lauf seiner Regierung vermittelst des Lichts

Digitized by Google

der Vernunft einige gute Kenntniſſe vor ihren Zeitgenoſſen verliehen habe. Das iſt alles, was ſie unter der Eingebung verſtehen, wen ſie dieſes Wort noch gebrauchen. Es iſt begreiflich, daß ſie den heiligen Scribenten keine Untrüglichkeit zugeſtehen. Nach ihrem Syſtem iſt ſolche unnöthig, weil nichts von ihrem Zeugniß, ſondern alles von der innern Wahrheit der vorgetragenen Sachen abhängt. Man glaubt den bibliſchen Scribenten, wie man einem Lehrer der Philoſophie glaubt, nicht weil er es ſagt, ſondern weil man aus der Natur der Sache einſieht, daß es gegründet iſt. Bey dieſen Leuten kann man weiter nichts thun, als ſich der Regeln der allgemeinen Auslegungskunſt bedienen, die ſie gelten laſſen müſſen, wenn ſie vernünftig ſind; wiewohl auch viele derſelben, wie oben gezeigt worden, ganz falſche Regeln annehmen. Man bringt ſie wohl vielleicht zuletzt dazu, daß ſie geſtehen, dieſes oder jenes ſey die Meynung eines bibliſchen Schriftſtellers: aber deswegen, meynen ſie, ſey ſie nicht ſchlechterdings Wahrheit, welche auf andern Gründen beruht, indem ſich derſelbe ja wohl habe irren können. Im Gegentheil ſchließen andere Chriſten, und unter dieſen auch alle ächte Proteſtanten ſogleich, daß ein Satz wahr ſey, wenn zu erweiſen iſt, daß er in der Bibel ſtehe, und die Erklärung, die gegeben wird, dem Sinn des Schriftſtellers gemäß iſt, weil ſie demſelbigen eine Untrüglichkeit im Schreiben, vermittelſt der ihm wiederfahrnen göttlichen Eingebung beylegen. Wer dieſes leugnet, für den ſind die folgenden beſondern Regeln der Auslegungskunſt, die daher genommen ſind, daß die Schrift von Gott eingegeben ſey, unbrauchbar. Man muß ihm die Eingebung und die den Schriftſtellern geſchenkte Bewahrung für Irrthümern und Widerſprüchen zuvor erweiſen; welches aber nicht hieher gehört. Man ſehe den Artickel: Eingebung.

Wer nun mit dem größten Theil der Chriſten zugeſteht, daß Gott die heilige Schriftſteller während des Schreibens für Irrthümern bewahrt habe, für den ſind noch folgende Hauptregeln bey der Auslegung der Schrift zu bemerken.

Die bibliſchen Schriftſteller können weder ſich ſelbſt, noch auch einer dem andern widerſprechen. Man muß daher nicht gleich über Widerſprüche ſchreyen, wenn man nicht geſchickt genug iſt, ſie zu heben, ſondern die Vorſchläge, welche bereits zu deren Hebung geſtiftet ſind, zu Rath ziehen, und alles vorſichtig prüfen. Junge Leute bauen oft gleich ein Syſtem auf eine übelverſtandene Stelle, welches ſie nicht gethan haben würden, wenn ſie ſich vorher beſſer erkundigt, die Stelle, und anderer Leute Erklärungen fleißiger unterſucht hätten. Die Widerſprüche und Dunkelheiten ſind auch nicht alle von einerley Art. Einige beziehen ſich nicht eigentlich auf die Religion ſelbſt. Geſetzt man könnte ſie nicht gerad heben, ſo kann man ſich doch beruhigen. Man muß ſie aber, weil man es für ſeine Perſon nicht kann, nicht gerad ſchlechthin für unauflöslich anſehen: vielleicht haben ſie andere Leute glücklich aufgelöſt. Vielleicht liegt die Schuld der Dunkelheit an uns ſelbſt, oder an zufälligen Urſachen. Die Zeitumſtände und Sitten der damaligen Nation ſind uns vielleicht nicht mehr ſo bekannt, daß wir den Grund von einem jeden Ausdruck angeben, und eine jede Dunkelheit aufhellen könnten. Dieſe Behutſamkeit gebraucht man bey allen alten Schriftſtellern, denen man nicht gleich Unſinn andichtet, wenn man ſie in einigen Orten nicht verſtehen kann. Man muß ſie um ſo mehr bey der Bibel brauchen, je gewiſſer es iſt, daß ſie von Gott eingegeben iſt, und daß ſich Gott nicht widerſprechen kann. Blieben alſo doch noch einige Widerſprüche übrig, ſo können es nur Scheinwiderſprüche ſeyn. Man hat die Sache ehemals klar genug eingeſehen; jetzo aber fehlen uns vielleicht einige Erforderniſſe dazu. Genug, daß dergleichen Stellen uns nicht zunächſt angehen, wiewohl bereits ſolche Erklärungen von denſelben vorhanden ſind, die wenigſtens nicht unwahrſcheinlich ſind. Und wie oft muß man ſich bey andern Schriften mit Wahrſcheinlichkeiten begnügen? Und wie wenig hindert uns ſolches, wenn es bloße Nebenſachen betrift. Das Jahr, worinnen eine gewiſſe Begebenheit geſchehen iſt, iſt z. E. oft eine bloße Nebenſache. Die Begebenheit wird dadurch nicht ungewiß, daß man das Jahr nicht beſtimmen kann; ſo wenig als wir eine ehemals ſelbſt gehabte Erfahrung für ungewiß oder falſch halten, wenn wir uns gleich nicht mehr auf das Jahr beſinnen können, worinnen wir ſie gehabt haben.

Weil ſich Gott nicht widerſprechen kann, ſo ſind alle Erklärungen falſch, welche den ausgemachten Wahrheiten der geſunden Vernunft widerſprechen. Denn auch dieſe rühren von Gott her, und die heil. Schrift iſt ſelbſt darauf gebaut. Man muß aber nicht gerad dieſes oder jene philoſophiſche Syſtem, wie man faſt in allen Zeiten gethan hat, nicht die Platoniſche, nicht die Ariſtoteliſche, nicht die Wolfiſche Philoſophie, für die geſunde Vernunft ſelbſt anſehen, oder einen jeden eignen, oder eines andern angeſehenen Mannes Einfall, für eine ausgemachte Wahrheit halten, und nun die Schrift eines Irrthums beſchuldigen, oder dieſelbige hiernach zum Trutze aller übrigen Auslegungsregeln, erklären. Man muß die Religion nicht nach menſchlichen Gedanken abmeſſen. Vieles in der Haushaltung Gottes ſcheint uns unnöthig oder ſchädlich, das es nicht iſt. Vieles halten wir ohne genugſame Gründe für unmöglich; und im Gegentheil ſcheint uns manches möglich und thunlich, das in der That nicht ſo iſt. Wie manche Lehren der Schrift, die man nach allen übrigen Hermeneutiſchen Regeln zu urtheilen, wirklich darinnen findet, hat man für falſch erklärt, weil man die Sache für unmöglich, für Gott unanſtandig, und ſeinen Eigenſchaften widerſprechend gehalten hat? Dieſes iſt jetzo ſehr gewöhnlich, und drinnen fehlet uns ſowohl die Naturlehre, als auch die natürliche Religion ſchon, daß wir nicht immer von ſolchen Sachen urtheilen, noch die Wege Gottes durchſchauen, und ſeinen ganzen Plan, wodurch die Sache oft eine ganz andere Geſtalt bekommt, überſehen können. Mit den ſogenannten Beweiſen a priori will man heutiges Tages alles entſcheiden. Es wäre aber zu wünſchen, daß man jedesmal ausgemachte Wahrheiten zum Grunde legte, und keine andere als richtige Folgen daraus zöge. Man behauptet z. B. es ſey wider die Eigenſchaften Gottes, daß er dem Teufel zulaſſe, die Menſchen zu verführen, zeigt doch nicht, wie man es mit den göttlichen Eigenſchaften vereinigen könne, wenn Gott zulläßt, daß ein Menſch den andern zur Sünde verführt. Kann man dieſes nicht; ſo folgt, daß wenn wir auch die Urſachen von jenem Verfahren Gottes nicht beſtimmt wiſſen, doch gar nicht daß ein ſolches Verfahren auch nicht ſtatt finden könne. Denn es iſt auſſer Streit, daß Gott zuläßt, daß ein Menſch den andern verführt, kränkt, und quält. Kurz! Man ſetzt ſeine eigne Meynung, ſein eignes unerwieſnes Syſtemchen von Vernunft zum Grunde, und ſchließt nun gegen die Schrift, oder verdreht ſie wenigſtens auf die gewaltſamſte Weiſe.

Geht man bis zur letzten Quelle, ſo iſt, ſo ſehr man

Digitized by Google

es auch zu verbergen sucht, folgender Satz darunter verborgen: was ich nicht begreifen kann, ist auch nicht wahr. Eine mäßige Kenntniß seiner selbst, wie auch der Natur, und insonderheit der natürlichen Religion, welche auch ihre Geheimnisse und Tiefen hat, könnte einen jeden leicht von dem Ungrund jenes Satzes überzeugen. Man stellt sich auch oft wirklich so, als wenn man davon überzeugt wäre; und sucht daher andere Gründe auf, um zu zeigen, daß eine Lehre wirklich wider die Vernunft sey. Besteht man die Sache genau, so verwechselt man die beyden Begriffe: wider, und über der Vernunft. Man beweißt daß gewisse Lehren über die Vernunft, und unbegreiflich; aber man beweißt nicht, daß sie wider dieselbe, und falsch seyen. Von der ersten Art sind die sogenannten Geheimnisse, die viele ganz und gar nicht in der Religion leiden wollen. (s. hiervon diesen Artickel.) Wenn diese Geheimnisse ganz unverständlich wären, so wären sie allerdings nicht in der Schrift zu suchen: denn sie könnten keinem Menschen nutzen. Aber sie sind nicht ganz, sondern nur auf einer Seite dunkel. Man kann gar wohl verstehen, was die Schrift mit ihnen haben will, obgleich manches darinnen bleibt, das über unsere Begriffe hinausgeht. Das letztere muß nun der Ausleger nicht weiter erklären wollen: dieses ist sein Amt nicht; und auch ohnehin unmöglich.

Alle Erklärungen, wodurch andern klaren Stellen und ausgemachten Lehren der Schrift selbst widersprochen wird, sind falsch, weil sich Gott nicht widersprechen kann. Es muß also bey einer jeden Erklärung auf die übrigen Lehren, und das ganze System der Schrift Rücksicht genommen werden, oder wie man sonst sagt: sie muß der Analogie des Glaubens gemäß seyn. s. weiter hiervon Analogia Fidei.

Weil Gott alles voraussieht, so sind alle richtige Folgen, die aus seinem Wort fließen, auch wahr, und seiner Absicht gemäß, welches bey menschlichen Schriften nicht immer statt hat. Es müssen aber richtige Folgerungen, und keine Trugschlüsse seyn, zu deren Beurtheilung eine gute Kenntniß der Regeln der Vernunftlehre erforderlich ist, welche aber vielen Auslegern fehlt. Daher sie oft bloße Möglichkeiten für Wahrscheinlichkeiten und diese für Gewißheit ausgeben; oder auch alles bey einer Stelle anbringen, was ihnen Gelehrtes einfällt, ob es gleich zur Aufklärung derselben im geringsten nichts beyträgt, wodurch so viele ungeheure Bände von Schrifterklärungen entstanden sind. Man muß oft zwanzig Blätter über einen Vers lesen, und am Ende ist man ungewisser als vorher. Eben dieses findet bey so vielen frommen Einfällen statt, welche man allenthalben anbringt, und dadurch die Bücher ohne Noth vergrößert, indem oft wenige Winke dem Leser hinlänglich wären, und Auslegungen ohnehin keine Predigten sind. Das Schlimmste ist, daß solche fromme Folgerungen, oder Porismata, wie man sie nennt, oft gar nicht aus dem Text fließen, oft ins Läppische fallen; so sehr auch die Erbauungsbücher damit angefüllt sind. (s. weiter Porisma.)

Dieser Fehler kommt hauptsächlich aus der mißverstandnen Regel her, daß, weil die heil. Schrift sehr fruchtbar sey, man die Worte jedesmal im weitläuftigsten Verstand nehmen müsse. Dieses ist nur in sofern wahr, als dasjenige, was man für Verstand oder Sinn ausgiebt, auch wirklich der Sinn der Schriftstelle, das ist, dem Sprachgebrauch, dem Zusammenhang, dem Zweck der Stelle gemäß ist, oder aus derselbigen logicalisch richtig folgt. Man geht aber zu weit, wenn man den möglichen Sinn, den die Worte außer dem Zusammenhang haben können, mit dem wirklichen Sinn verwechselt, oder Accomodationen, vermöge deren man die Worte auf ganz andere Sachen anwendet, woran der Schriftsteller nicht dachte, noch gedacht wissen wollte, für den Sinn derselben ausgiebt. (s. Accommodationen) Der nemliche Fehler wird begangen, wenn man Beweisarten durch Exempel für Folgen des Textes und Erklärungen ansieht. Man kann aus einer in der Schrift erzählten Begebenheit eine Regel des Verhaltens herausziehen, wie selbst die Apostel zuweilen thun. Allein man kann nicht behaupten, daß nun eine solche moralische Regel auch den Sinn einer Stelle mit ausmache. Denn man kann die Stelle verstehen, und richtig erklären, wenn man auch an eine solche daraus erläuterte Anmerkung nicht gedenkt. Man erklärt in diesem Fall nicht eigentlich, sondern wendet die Stelle zu einer Erläuterung eines andern Satzes und zu einem Exempel an. Wenn dieser auf eine natürliche und ungezwungne Art geschieht, so ist es nicht zu tadlen; aber man kann eine solche nebenher gemachte Anmerkung und Application nicht eher für den Sinn einer Stelle ausgeben, bis man beweisen kann, daß sie der Absicht des Schriftstellers auf eine bejahende Art gemäß ist. Die Stelle verträgt vielleicht diese Anmerkung; es ist also dem Urheber der Schrift nicht zuwider, daß sie gemacht wird. Denn wirklich ist vieles in der Schrift aufgezeichnet, wovon nicht ein solcher Gebrauch gemacht werden kann. Aber sie folgt doch nicht aus der Stelle selbst, und macht also ihren Sinn nicht aus. Man sehe, was wir in dem Artickel: allegorischer Sinn von dem sogenannten tropologischen Sinn über diese Materie bereits erinnert haben.

Eine jede Schriftstelle hat vielmehr nur einen einzigen, nemlich buchstäblichen Sinn. Alles übrige was man hinzusetzen mag, gehört entweder zum mystischen Sinn, oder besteht in Anwendungen der Stelle auf andere Sachen. Mit dieser Regel will man nicht sagen, daß mancher Satz, wenn er für sich allein genommen wird, nicht mehr als einen Sinn haben könnte; sondern man meynt nur, daß wenn derselbe im Zusammenhang und in Verbindung mit der Schrift im Ganzen betrachtet, genommen wird, nur ein Sinn der wirkliche und wahre Sinn sey, weil sonst die heil. Schrift durch Zweydeutigkeit dunkel und unbrauchbar seyn würde. Man behauptet auch nicht, daß wir in allen einzelnen Fällen, mit Gewisheit sagen könnten, welches der einzige wirkliche Sinn sey. Denn es sind zuweilen zwey Erklärungen möglich, und es fällt schwer zu sagen, welche vorzuziehen sey, da keine von beyden der Absicht dem Zusammenhang und der Analogie der Schrift widerspricht. Einer von beyden ist wohl der wahre Sinn; uns aber verschlägt es nichts, wenn wir solches nicht entscheiden können, weil beydes nichts enthält, was der Schrift zuwider wäre. Es findet sich dieser Fall jedoch nicht gar häufig, und wenigstens nicht bey solchen Stellen, worinnen wesentliche Religionslehren vorgetragen werden; wofern man solche Stellen, wie billig, nicht für sich allein, sondern im Verhältniß mit allen übrigen von dergleichen Lehren handelnden Stellen betrachtet. Was in einem Brief eines Apostels zweydeutig scheint, das wird durch einen andern gehoben, und wenn die ersten christlichen Gemeinen dieses Hülfsmittel in den frühesten Zeiten noch nicht hatten, so haben sie dagegen den mündlichen Unterricht der Apostel vorher gehabt, wodurch sie also den wahren Verstand leicht finden konnten.

In

Digitized by Google

In der heiligen Schrift kann man nicht schlechthin bey dem Sinn des Buchstabens verbleiben, als welcher oft der wahre Sinn nicht ist, wie schon im allgemeinen Artikel erinnert worden. Man muß von ihm abgehen, wenn er dem Zweck, Zusammenhang oder andern klaren Stellen widerspricht. Eben die Bewandniß hat es mit der gewöhnlichen Bedeutung der Worte, die auch, wie im allgemeinen Artikel gezeigt worden, nicht immer beybehalten werden kann, wenn es die mit einem Wort verknüpfte Prädicate oder die andern so eben angeführten Ursachen nicht verstatten. Den eigentlichen Sinn (Significatio propria) soll man zwar nicht ohne Noth verlassen. Es ist aber eine Nothwendigkeit vorhanden, wenn die Absicht des Schriftstellers, der Zusammenhang und die damit verbundene Prädicate die eigentliche Bedeutung nicht vertragen, wie man auch bey menschlichen Büchern thut. Widerspricht die eigentliche Bedeutung andern klaren Stellen des Schriftstellers oder bekannten und ausgemachten Wahrheiten der Vernunft, so thut man es auch; ob es gleich bey menschlichen Schriften immer noch möglich bleibt, daß ihr Urheber sich geirrt und sich selbst widersprochen habe. Dieses fällt bey der heiligen Schrift weg. Folglich muß allemal von der eigentlichen Bedeutung abgegangen werden, wenn dadurch andern klaren Stellen, dem ganzen System der Schrift, oder der Analogie widersprochen würde. Aber dieser Widerspruch muß gehörig erwiesen werden; denn es giebt auch Scheinwidersprüche sowohl in Erzählungen, als Lehren. Die andern Stellen müssen klar seyn, oder die Erklärung, die man von ihnen giebt, nicht gezwungen, noch den übrigen hermeneutischen Regeln zuwider seyn; denn sonst macht man einen Zirkel im Beweis. Man verwirft die Erklärung einer Stelle, weil sie einer andern widerspricht: aber man erklärt diese andere Stelle willkührlich, seinen eigenen Meynungen gemäß, und kann eine solche Auslegung am Ende vielleicht nicht rechtfertigen. Eben so muß die eigentliche Bedeutung verlassen werden, wenn man dadurch ausgemachten Wahrheiten der Vernunft widersprechen würde. Was aber hierbey für Behutsamkeit nöthig sey, ist oben angezeigt worden.

Wo also keine von den angeführten Ursachen eintritt, oder gar Zusammenhang, Zweck und andere Stellen für das Gegentheil sind, da ist es nicht erlaubt, von dem eigentlichen Sinn abzugehen und einen figürlichen Sinn zu erdichten. Es ist nicht genug zu sagen, daß die Morgenländer eine verblümte, bilderreiche und allegorische Schreibart geliebt haben. Das weis jedermann: aber solches giebt weiter nichts, als eine bloße Möglichkeit, welche oft bey der Betrachtung einer Stelle im Zusammenhang und der darinnen gebrauchten Prädicate sogleich verschwindet. Denn es kommt immer darauf an, ob in dem vorliegenden Fall eine uneigentliche Bedeutung statt finden müsse, und die eigentliche gar nicht statt finden könne. Man weis, daß nicht nur in der Schrift, sondern auch noch täglich im gemeinen Leben abstracte Begriffe als Personen vorgestellt werden. Werden nun die Engel in der Schrift auch so vorgestellt, so ist es nicht genug, sich darauf zu berufen, daß Personendichtungen etwas sehr gewöhnliches sind: sonst schließt man in der That von der Möglichkeit auf die Würklichkeit. Sondern man muß zeigen, daß so oft Engel vorkommen, weiter nichts als ein abstracter Begriff zum Grund liegen müsse, und daß die Prädicate, wodurch wir sie als wirkliche Personen und Geister anzunehmen bewogen werden sind, ganz natürlich anderst erklärt werden können.

Wie wenig man auch hier mit dem Grundsatz: daß sich die heiligen Schriftsteller zu den Irrthümern und Vorurtheilen der Menschen herablassen, ausrichten könne, ist oben gezeigt worden. Es ist dem Character eines jeden redlichen menschlichen Lehrers zuwider, und widerspricht also noch vielmehr dem Character göttlicher Lehrer, die ihre Lehre von Gott hatten, keine menschliche Absichten hegten, kein Interesse suchten, keine Furcht empfanden, um welcher willen sie sich allenfalls so sehr hätten erniedrigen können. Es ist bereits bemerkt worden, daß eine solche Herablassung keine Klugheit ist; und aus dem ganzen Betragen der biblischen Schriftsteller ist klar, daß sie keine Freunde einer ängstlichen und übertriebenen Klugheit waren. Sie gehen gerad mit der Sprache heraus, tadeln ungescheut, was sie für unrecht halten, sagen ausdrücklich, daß sie nicht Menschen gefällig zu werden suchten. Es ist auch kein Exempel aus der Schrift beyzubringen, daß sie solches gethan hätten, wenn nicht bereits dasjenige als erwiesen vorausgesetzt wird, wovon doch erst noch die Frage ist, ob es auch wirklich Vorurtheil und Irrthum sey. Wenn Petrus einmal diese Schwachheit begangen hat, so ist auch dabey ausdrücklich angemerkt worden, daß ihn Paulus darüber bestraft habe. Und bey Christo selbst fällt ohnehin diese Schwachheit ganz weg. Jener Grundsatz ist auch ferner in der Auslegung unzureichend, da der eine dieses für Irrthum und Vorurtheil hält, was der andere für Wahrheit ansieht. Betrifft es Lehren, die nicht schon aus der Vernunft beurtheilt werden: so kann man gar nicht entscheiden, ob sie Wahrheit oder Irrthum sind, wenn man nicht ein glaubwürdiges, das ist in dem gegenwärtigen Fall, ein göttliches Zeugniß vor sich hat. Aber ein solches Zeugniß würde ja eben dadurch allen Werth verlieren, weil man niemals wissen könnte, ob hier Wahrheit gelehrt oder Vorurtheile gebilligt würden. Solange also angenommen wird, daß in der Schrift geoffenbarte Lehren sind, die ganz außer dem Begirk der Vernunft liegen, solange fehlt es bey diesem Grundsatz an einem sichern Kennzeichen, Wahrheit und Irrthum zu unterscheiden. Und ob man wohl eins aufgebracht hat: nemlich, daß nur dieses eine wahre und göttliche Lehre sey, welche den Menschen bessere und beruhige; so ist doch auch dieses Kennzeichen viel zu unbestimmt, als daß man sich darauf verlassen könnte: indem der eine eine Lehre dazu für tüchtig, der andere aber für ganz untauglich erklären wird, und folglich niemals eine Gewißheit zu hoffen steht. Die Wahrheit eines Satzes kann ohnehin nicht nach der Würkung beurtheilt werden, die er hat, und die bey manchen Menschen mancherley seyn kann. Höchstens beweist sie die Brauchbarkeit und den Nutzen desselbigen. Die Wahrheit einer Auslegung beruht auch nicht darauf, ob der Satz, den der Schriftsteller vorträgt, wahr sey. Sind die Apostel keine göttliche Lehrer, und haben sie die Gabe der Untrüglichkeit nicht besessen: so ist man bey einem jeden Ausspruch, der über die Vernunft hinausgeht, ungewiß, nicht ob sie ihn gesagt haben, denn das wird und muß aus den angeführten hermeneutischen Gründen im allgemeinen Artikel entschieden werden; sondern ob er wirklich wahr ist. Aber eben die Wahrheiten, die über die Vernunft sind, wollte man ausmustern, und deswegen hat man jenen Grundsatz erfunden. Niemand hat ihn daher auch häufiger betrieben, als die Socinianer, und die ihnen gleichgesinnet sind, wenn sie gleich diesen Namen nicht tragen. Es ist für einen, der ein Christ seyn will, eine große Verwegenheit, Lehren, die in der Schrift für Wahrheiten ausgegeben werden, für Irr-

thümer zu erklären, weil sie seinen Meynungen zuwider sind.

Daß verschiedene Stellen in der Schrift einen mystischen Verstand haben, kann keinem Zweifel unterworfen seyn, da solcher in menschlichen Schriften bey allen äsopischen Fabeln, Allegorien, Gleichnißreden (Parabeln) statt hat. So wie aber in diesen jedesmal der buchstäbliche Verstand vorausgesetzt wird, so auch in der Schrift. Auch in dieser ist der mystische Sinn ein wahrer Sinn, wenn man beweisen kann, daß er der Absicht des Schriftstellers gemäß ist. Die Worte geben den buchstäblichen Sinn; die vorgestellten Sachen oder Personen den mystischen, welcher geheim genennt wird, nicht weil er räthselhaft wäre, sondern weil er unter einer andern Sache verborgen liegt, und nicht gleich auf den ersten Blick sichtbar ist.

Verschiedene haben allen Stellen einen mystischen Verstand beygelegt, und nicht selten den buchstäblichen ganz beyseit gesetzt, da es doch unmöglich ist, einzusehen, was ein gewisses Bild vorstellen soll, wenn man das Bild selbst nicht gehörig kannt. Sie sind hierzu durch Mißverstand bewogen worden. Sie haben geglaubt, es gehöre zur Fruchtbarkeit der Schrift, daß man allenthalben noch einen geheimen Verstand annehme; wobey sie aber nicht bedacht haben, daß sie dieselbe zu einem zweydeutigen und unverständlichen Buch machen. Denn wenn ein mystischer Verstand ohne alle Beweise angenommen wird: so ist es leicht möglich, wie auch die Erfahrung bestätigt, daß der eine diesen, der andere jenen geheimen Sinn einer Stelle beylegt, wodurch man dann am Ende ganz ungewiß wird, was sie bedeuten soll. Sie haben ferner den figürlichen oder uneigentlichen Sinn, welcher doch zu dem buchstäblichen gehört, mit dem mystischen Sinn verwechselt, weil beyde oft mit der Benennung des allegorischen Sinns belegt werden (s. diesen Artickel). Sich selbst zu kreuzigen heißt, nach dem bloßen Buchstaben und eigentlich zu reden, sich ans Kreuz schlagen. Wenn aber dieses in der Schrift befohlen wird, so ist es uneigentlich zu verstehen. Endlich haben sie den Fehler begangen, daß, weil eine jede Stelle in der Schrift sowohl als bey weltlichen Scribenten entweder auf eine andere oft sehr verschiedene Sache angewendet werden kann, welches man Accommodationen nennt (s. diesen Artickel), oder aus derselben eine moralische Lehre gezogen werden kann, sie dieses alles mit dem mystischen Sinn verwechselt haben. Ein jeder Ausspruch, eine jede Erzählung eines Schriftstellers kann Gelegenheit zu einer Art von Application oder Nutzanwendung geben. Aber man kann diese nicht eher einen Sinn nennen, bis man darthun kann, daß der Schriftsteller dieselbe zur Absicht gehabt. Wie viele Anmerkungen und Nutzanwendungen macht ein Lehrer, wenn er einen alten Autor erklärt, woran derselbe nie gedacht hat, noch denken konnte! Die Stellen der heiligen Schrift, welche einen mystischen Verstand haben, können Allegorien genennet werden. Allegorien sind Vorstellungen eines Gegenstandes durch einen andern, der mit dem, welcher eigentlich vorgestellt und gemeynt, aber nicht selbst genennt wird, eine große Aehnlichkeit hat; denn wenn er genennt und beyde Gegenstände neben einander gestellt werden, so hat man entweder ein Gleichniß, oder eine Vergleichung, oder eine Metapher (s. diese Artickel). Unter die Allegorien gehören auch die sogenannten Gleichnißreden oder Parabeln, welche man nicht mit den Gleichnissen (Similibus) verwechseln muß, wie auch die wenigen sogenannten äsopischen Fabeln, die in der Schrift vorkommen, als die von den Bäumen, die sich einen König wählen wollten, wie auch die von den Schafen des Propheten Nathans. Allegorien sind unter andern die im Prediger Salomo Cap. 12. vorkommende Beschreibung des Alters, die beym Jesaias Cap. 5. von einem Weinberg, die beym Hesekiel Cap. 37. von der Wiederherstellung des jüdischen Volks. Auch das neue Testament ist damit angefüllt.

Man erkennt sie aus der Betrachtung ihrer selbst und des Zusammenhangs. Oft wird ausdrücklich hinzugefügt, daß es eine Gleichnißrede sey, oft wird dieselbige gar gedeutet. Geschieht solches aber nicht, so zeigt doch der Zusammenhang und die Absicht des Schriftstellers bald, wovon die Rede sey. Man darf alsdenn nur die mancherley Prädicate, woraus das Bild besteht, zusammenhalten und vergleichen, so wird man den Gegenstand, der dadurch vorgestellt werden soll, oder das Gegenbild bald finden. Sollte mehr als ein Gegenbild sich zu den gebrauchten Prädicaten schicken, so muß dasjenige gewählt werden, welches sich am besten zum Zusammenhang und Zweck des Schriftstellers schickt. Man hat auch hier die nemlichen Auslegungsregeln zu brobachten, die bey der Erfindung des buchstäblichen Verstandes Dienste thun.

Es ist also nicht sogleich ein mystischer Verstand anzunehmen, wenn eine Beschreibung allenfalls auf einen gewissen andern Gegenstand paßt; wiewohl man vielfältig allegorische Auslegungen gemacht hat, die nicht einmal diese Eigenschaft haben. Z. E. man hat die Schöpfungsgeschichte beym Moses als ein Bild von der geistlichen Schöpfung oder der Widergeburt angesehen. Man sieht noch jetzo sehr häufig alle Stellen, worinnen des Teufels gedacht wird, als Bilder eines abstracten Begriffs des moralischen Bösen an, obgleich die in diesen Stellen vorkommende Prädicate solches nicht erlauben. Wenn die Allegorie auf einen gewissen Gegenstand auch ganz paßt, so ist das doch höchstens nur ein möglicher, noch lange aber kein wirklicher und wahrer Sinn, wenn man nicht zugleich wenigstens wahrscheinlich erweisen kann, daß der Schriftsteller diesen Gegenstand zur Absicht gehabt habe. Gesetzt, die ganze Beschreibung beym Prediger Salomo schickte sich auch auf einen andern Gegenstand, als das Alter, so würde doch dieses anzunehmen dem Zusammenhang widersprechen heißen. Eben so würde es bey dem Hesekiel seiner eigenen Erklärung zuwider seyn, wenn man seine angezeigte Beschreibung von der Auferstehung der Todten verstehen wollte. Wenn also entweder der Zweck und Zusammenhang offenbar zuwider ist, oder doch keine Spur vorhanden ist, daß eine gewisse Vorstellung ein bloßes Bild seyn soll, sondern dieselbige sogar buchstäblich erklärt werden kann; so ist es ungereimt und willkührlich, eine Allegorie anzunehmen, zu welcher kein Grund vorhanden ist. Die Erzählung Moses von dem Sündenfall kann, ungeachtet einiger verblümten Ausdrücke, die gar wohl mit einer buchstäblichen Erzählung bestehen können, buchstäblich erklärt werden, und muß so erklärt werden, wenn man bedenkt, daß Moses als Geschichtschreiber erzählt, und die buchstäbliche Erklärung im Neuen Testament bestätigt wird. Eben dieses gilt von den Erzählungen der Evangelisten von der Austreibung des Teufels, welche mitten unter andern wirklichen Geschichten stehen, und wovon nicht der mindeste Wink gegeben wird, daß es bloße bildliche Vorstellungen seyn sollen. Will man ohne eine sichere Regel Allegorien annehmen, so kann man auch die ganze Geschichte von dem Leiden und der Auferstehung Jesu zur Allego-

Digitized by Google

rien machen, wie auch bereits wirklich einige wider alle gesunde Vernunft gethan haben. Sollte das, was buchstäblicher Sinn einer Stelle ist, wider alle Vernunft und eine schlechterdings unmögliche Sache seyn: so müßte man freylich eine Allegorie annehmen, wenn man dem biblischen Schriftsteller nicht alle Vernunft absprechen wollte. Denn daß menschliche Schriftsteller mehrmalen Sachen wider die Vernunft vorgebracht haben, wohin z. E. d.e Göttergeschichten gehören, ist bekannt. Sie eigentlich zu verstehen, und also für Wahrheit zu halten, ist wider die Vernunft: aber jene Heiden wußten es nicht besser, und nahmen sie im eigentlichen Verstand für wahre Begebenheiten an. Einige Philosophen machten Allegorien daraus, aber auf eine sehr gezwungene Weise, daß man ihre Erklärungen in der That nicht für Auslegungen ansehen kann. Gesetzt, es wäre erwiesen, daß so ein böser Geist, wie ihn die Schrift beschreibt, ein bloßes Hirngespinste sey; so müßten freylich alle von ihm handelnde Stellen Allegorien seyn. Aber dieses müßte man zuvor beweisen und nicht blos sagen.

Bey einigen Allegorien haben alle Prädicate eine Beziehung auf das Gegenbild; bey andern aber liegt die Beziehung nur in der Hauptsache, und das übrige sind Verzierungen des Bildes (s. Beyspiele in dem Artickel: **Allegorie in den redenden Künsten**). Oft ist die ganze Vorstellung Allegorie, wie in so viel Parabeln; zuweilen sind nur einzelne allegorische Züge, Bilder und uneigentliche Redensarten mit eingemischt. Auch von der letztern Art finden sich viele Beyspiele in weltlichen und biblischen Büchern. Man hat nicht Grund, alsdann die ganze Vorstellung deswegen für eine Allegorie zu erklären, wie so viele bey der Geschichte des Sündenfalls gethan haben, weil der Teufel eine Schlange genennt, und auf eine sinnbildliche Art von ihm gesagt wird, daß er Staub essen soll u. s. f. Man müßte sonst auch die Erzählung von der Taufe Johannis Matth. 3. für eine bloße Allegorie halten, weil mit unter in seiner Rede ein Bild von einem Baum vorkommt, dem die Axt an die Wurzel gelegt ist.

Wenn in der Stelle selbst, welche für eine Allegorie ausgegeben wird, nicht der mindeste Grund und Wink dazu vorhanden ist, so muß man andere Stellen der heiligen Schrift zu Rath ziehen. Die Apostel erklären manches aus dem alten Testament allegorisch, wiewohl auch zuweilen nur blose Accomodationen gemacht werden. Sagen sie, daß eine Sache oder Person eine gewisse Bedeutung habe, und sich auf das neue Testament beziehe; so glauben wir ihnen billig, da sie vermöge des heiligen Geistes, der sie regierte, wohl wissen mußten, was derselbe bey einer Stelle für eine entferntere Absicht gehabt hatte. Ihre Erklärungen sind alsdann authentische Auslegungen. Auf diese Art erklären sie manche Stelle von Christo, die wir ohne ihren Vorgang schwerlich von ihm verstanden haben würden. Solche Stellen sind von verschiedener Art: einige sind so beschaffen, daß man aus ihrer Betrachtung selbst schon einsieht, daß sie auf niemand anderst gehen können. Z. E. der 110. Psalm, der sich gar nicht auf den David schickt. Diese Stellen handeln in buchstäblichen Sinn von Christo, und es giebt deren verschiedene, die nicht im neuen Testament angeführt werden, z. E. Dan. 9, 24. 25. die wir demungeachtet mit Recht, als wahre Weißagungen von Christo ansehen. Bey andern wäre es wohl möglich, daß sie von einer andern Person, als von Christo, buchstäblich handelten, z. E. der 2te Psalm. Allein da die Apostel ausdrücklich sagen, daß darinnen die Rede von Christo sey: so ist es ebenfalls eine wahre Weißagung im buchstäblichen Verstand, und zwar wegen des Zeugnisses der Apostel. Wenn Stellen des alten Testaments im neuen in einem ganz andern Sinn genommen werden, als den sie im alten haben, wenn man den ausgemachten hermenevtischen Regeln nachgeht; so sind es blose Anwendungen oder Accommodationen, keine Weißagungen, keine Erklärungen, sondern nur Erläuterungen, z. E. Matth. 2, 15. Im alten Testament ist die Rede vom Volk Israel. Will man dergleichen Accommodationen mystische Auslegungen nennen: so verläßt man den Redegebrauch; denn der mystische Sinn geht nicht auf Worte, sondern auf Sachen und Personen.

Christus und die Apostel führen aber auch oft Sachen, Personen und Begebenheiten aus dem alten Testament an, und deuten sie auf Christum und andere Dinge des neuen Testaments. Jene heißt man Vorbilder, und diese, wiewohl nicht sehr genau, Gegenbilder. Wenn sie nun ein Vorbild auslegen, so ist diese Auslegung eine mystische. Wir nehmen sie billig als richtig an, weil die heiligen Männer den Geist Gottes hatten. Für uns selbst würden wir nicht darauf gefallen seyn, daß die Erhöhung der ehrnen Schlange, die Kreuzigung Christi, oder die Errettung Jonas, seine Auferstehung abgebildet hätten, wenn uns das neue Testament solches nicht sagte. Man enthält sich daher bey den Vorbildern billig einer jeden Erklärung, die nicht durch das neue Testament bestimmt gerechtfertigt werden kann, da man die Gabe nicht besitzt, wodurch die Apostel solches wußten. Viele halten sich zwar berechtigt, auch anderwärts Vorbilder zu suchen, und sie geben die Regel: daß oft solche Prädicate von gewissen Sachen und Personen gebraucht würden, die für dieselbigen zu hoch und ehel schienen, womit folglich etwas wichtigeres im neuen Testament abgebildet würde. Allein wenn die Prädicaten sich gar nicht zu dem Gegenstand im alten Testament, dagegen aber nur auf einen im neuen schicken; so handelt die Stelle im alten Testament buchstäblich von einer Sache im neuen, und wenn man sie so erklärt, so ist es genau zu reden, eine buchstäbliche und keine mystische Erklärung z. E. Psalm 8, 7. Man muß auch acht haben, ob nicht manches Prädicat aus dem poetischen Stil, der in den Psalmen und Propheten herrscht, von David, oder einer andern Person des alten Testaments erklärt werden kann, ob es gleich auf den ersten Blick nicht so scheinen möchte. Diesen haben die wenigsten Ausleger gehörig gekannt, und sind daher auf mancherley widrliche Auslegungen und Spiele des Witzes verfallen. Hiermit wird nicht geleugnet, daß nicht manche Weißagungen von Christo und der Kirche des neuen Testaments im alten befindlich seyen, die im neuen nicht angeführt werden; sondern blos behauptet, daß Deutungen dieser Art keine mystische, sondern in der That buchstäbliche Auslegungen seyen. Wenn verschiedene behaupten, daß manche Weißagungen zweymal erfüllt worden, einmal buchstäblich noch im alten, das zweytemal aber mystisch im neuen Testament; so leugnen wir wieder nicht, daß eine solche Weißagung oft auf eine Begebenheit des neuen Testaments angewendet werden könne. Aber es ist alsdann Accomodation, und keine Erklärung.

Vorbilder sind Arten von Allegorien, die nur dieses besondere haben, daß sie sich aufs neue Testament beziehen; da im Gegentheil manche andere Allegorien diesen Bezug nicht haben, sondern ihr Gegenstand aus ihnen selbst erkannt wird, welches auch bey den Para-

Digitized by Google

beln des neuen Testaments statt findet. Uebrigens heißen Vorbilder auch zuweilen 1 Cor. 10, 6. 11. Begebenheiten, die uns zu Beyspielen dienen können, ob sie gleich nicht gerad deswegen erfolgt sind. Man kann aus vielen Begebenheiten Regeln des Verhaltens ziehen, woraus nicht folgt, daß sie unsertwegen geschehen sind. Wir thun dieses bey alten weltlichen, wie auch neuern Geschichten. Das Herausziehen einer Lehre ist keine Auslegung der von dieser Begebenheit handelnden Schriftstelle; sondern eine Anwendung oder Application der Begebenheit oder eines Umstands derselben auf ähnliche Fälle.

Um in der Auslegung der heil. Schrift glücklich fortzukommen, muß man außer der Sprache, auch die allgemeinen Regeln des Vortrags, der Beredsamkeit und Poesie anderstwoher gefaßt, und sich wie in dem Artikel: **Auslegungskunst der classischen Schriftsteller** gezeigt worden, zuvor an weltlichen Büchern geübt haben. Der Mangel dieser Kenntnisse hat unzählige schlechte Ausleger hervorgebracht, und ist eine Mitursache, warum man in Worten und Redensarten einen sogenannten Nachdruck (Emphasis. s. diesen Artikel) gesucht hat, der nicht darinnen liegt, warum man bloße Zierrathen und Ausbildungen eines Gedankens für besondere Theile desselben angesehen, von einem jeden Zug in einem Bild oft auf die gezwungenste Weise ein Gegenbild gesucht, und aus einem jeden Wort, oder auch wohl der Stellung der Worte fromme obgleich nicht richtige Folgerungen gezogen hat; welches alles nicht erfolgt seyn würde, wenn man besser mit den Regeln der mancherley Gattungen von Schreibart, insonderheit der rednerischen und poetischen, bekannt gewesen wäre. Indessen muß man doch auch hier nicht auf den andern Abweg verfallen, nicht alles nach den Mustern der Griechen und Römer oder spätrer Morgenländer beurtheilen, keinen Orientalismum (s. dieses Wort) zum Nachtheil der übrigen allgemein anerkannten hermeneutischen Regeln, blos um seine eigne Meynungen zu rechtfertigen, erdichten. Die heilige Schrift hat viel Eigenthümliches in der Schreibart: sie handelt von vielen Sachen die der Vernunft ganz oder zum Theil unbekannt sind, oder wovon Griechen, Römer und Morgenländer keine, oder keine richtige und hinlängliche Begriffe hatten. Daher kommen Wörter und Redensarten in der Schrift in einer Bedeutung vor, die anderstwo nicht gefunden wird, und welche also aus ihr selbst erklärt werden müssen. Die Verfasser der biblischen Schriften hatten ganz andere Absichten, als weltliche Scribenten. Sie sehen zwar zunächst auf ihre Zeiten; aber ihre Schriften waren auch zum Unterricht der folgenden Welt, und nicht allein der Gelehrten, sondern auch des größern Haufens bestimmt. Sie sind den Fähigkeiten des letztern auch angemessen, und für alle Arten von Lesern, die den Zweck derselbigen nicht aus den Augen setzen. Es ist also sonderbar, sie in Auslegungen und Uebersetzungen nur für eine Classe von Lesern, für die heutige Modewelt, einzurichten und zu modernisiren; welches man an Uebersetzungen alter Autoren unausstehlich findet, ob es gleich auch zuweilen versucht wird. Denn man liest darinnen den alten Autor nicht eigentlich, sondern nur die Vorstellungen, die sich der Uebersetzer nach der Modesprache, Gedenkungsart, und oft falschem Geschmack eines gewissen, selten lange dauernden Zeitalters, davon gemacht hat. (s. Uebersetzung.)

Außer den allgemeinen Regeln der Schreibart muß man auch die besondern Regeln der einzelnen Art, die man gerad vor sich hat, wissen, und daher zum Beyspiel nicht aus mehrern historischen Erzählungen eine Begebenheit mitten herausreißen, und eine Fabel, Erdichtung oder Allegorie daraus machen; nicht in lehrenden oder dogmatischen Stellen Allegorien oder bloße Beweise ad Hominem annehmen, wo weder Grund noch Spur davon ist; in Briefen keinen ängstlichen Zusammenhang oder scientifische Methode suchen; in rednerischen und poetischen Stellen nicht aus einer jeden einzelnen Redensart, die oft nur zur Lebhaftigkeit und Ausmahlung des Bildes, des Gleichnisses, der Beschreibung gehört, Geheimnisse und Beziehungen herauszwingen wollen. Dergleichen besondere Regeln müssen hauptsächlich aus der Schrift selbst abgesondert und aus Beyspielen derselben herausgefunden werden. So haben z. E. die Propheten viel Eigenthümliches. Sie reden von der Zukunft, als wenn die Sache schon gegenwärtig, oder gar vergangen wäre, um die Gewisheit ihrer Weissagungen anzudeuten. Sie mahlen geistliche Sachen in sinnlichen Bildern u. s. f. (s. Propheten) Die poetische Stücke haben viel kühne und unter uns Abendländern ungewöhnliche Bilder und Vergleichungen, und was dergleichen besondere Bemerkungen mehr sind, die an ihren Orten vorkommen werden. Kurz! Man muß niemals vergessen, daß man sein menschliches, sondern ein göttliches Buch vor sich hat, dessen letzter Zweck ist, uns den der Vernunft unbekannten Weg zur wahren und ewigen Glückseligkeit zu zeigen, und das daher unsere ganze Ehrfurcht verdient.

Endlich muß man auch die Sachen verstehen, welche in der Schrift vorkommen, und zwar erstlich die Religion selbst. Diese wird aus den klaren Stellen, die wenn man nicht bereits eingenommen ist, keinem Zweifel unterworfen sind, geschöpft; und hierauf wird hernach bey dunklen Stellen Rücksicht genommen. Ferner die Geschichte, die Alterthümer, die Erdbeschreibung u. s. f. Das meiste hiervon kann wieder selbst aus der Schrift genommen, auch menschliche Nachrichten zu Rath gezogen werden. Drittens die Philosophie, welche viel allgemeine Grundsätze, insonderheit der natürlichen Religion und der Moral enthält; theils weil die Schrift selbst darauf gebaut ist, theils um die vorgebliche Widersprüche derselben mit der Vernunft zu heben, theils um einzusehen, wie weit sich die Kenntnisse der Vernunft in der Religion erstrecken, und was die Schrift zusetzt. Vor allen Dingen muß man eine gesunde Logik im Kopf haben, um Wahrheit und Irrthum zu unterscheiden, die Kraft der Beweise einzusehen und zu entwickeln, die Gültigkeit eines Zugnisses zu beurtheilen u. dgl. Von der Unentbehrlichkeit der Rede- und Dichtkunst ist schon gesprochen worden. Auch andere Wissenschaften können manchmal Dienste thun, und Erläuterungen abgeben, z. E. die Naturgeschichte, Naturlehre, Mathematik u. s. w. Ein Ausleger muß also wie der Redner, und ein jeder Gelehrter ein Polyhistor, in dem guten und möglichen Verstand dieses Worts, seyn. Zu allen diesen Erfordernissen muß hernach ein fleißiges Lesen, Nachdenken und Vergleichen kommen, wie sich von selbst versteht. Man muß nicht gleich in der ersten Hitze urtheilen, und in die Welt hineinschreyen, sondern sich Zeit zur Ueberlegung nehmen, je beträchtlicher der Schaden ist, den man durch eine falsche Auslegung wichtiger Schriftstellen in den Gemüthern von viel Tausenden stiften kann.

Die Theologen empfehlen auch das Gebet bey der Auslegung der heil. Schrift, und das mit Recht. Denn durch dieses werden wir an unsere und unserer Vernunft Schwä-

Digitized by Google

che, an die Ehrfurcht und Dankbarkeit gegen Gott und sein heiliges Wort erinnert, und von Leichtsinn und andern Abwegen bewahrt; nicht zu gedenken, daß ein wahrer Christ, als welcher nur allein recht beten kann, von vielen geistlichen Sachen eine eigene Erfahrung hat, die ihm manche Stellen verständlich macht. Es hat hierbey eben die Bewandniß als mit dem guten Geschmack in Absicht auf Redner und Dichter. Wer denselbigen besitzt, und also durch öftere Uebung ein gewisses und feines Gefühl sich erworben hat, der sieht und empfindet manche Schönheiten eines Schriftstellers, die einem andern ganz entwischen. Ueberhaupt aber hilft das Gebet ohne die übrigen Sprach- und Sachkenntnisse nicht, und ein bloßes Gefühl kann ohne weitere Beweise nicht Richter von dem Verstand einer Stelle seyn.

Was die Schicksale dieser Wissenschaft betrift, so hat es vor den Zeiten Christi nicht an Leuten gefehlt, welche die Schriften des alten Testaments ausgelegt haben. In den jüdischen Synagogen wurden nach der Babylonischen Gefangenschaft Stellen, welche verlesen waren, zuweilen ausgelegt, und wir finden, daß Christus selbst dergleichen gethan hat. Man kannte auch einige Regeln, welche man aus der Erfahrung unter der Hand lernte; aber man hatte dieselbigen noch nicht in die Form einer Wissenschaft gebracht. Auch mischten sich schon falsche Grundsätze mit ein: man setzte die Traditionen dem geschriebenen Wort an die Seite, erklärte dieses nach jenen, aber nach den Meynungen einer ausländischen Philosophie, und suchte in Worten und Buchstaben Geheimnisse; wovon in den Artikeln: **Auslegungskunst der Juden, Pharisäer, und Cabbala** weiter nachzusehen ist.

Unter den Christen nahm die Auslegungskunst, als Wissenschaft betrachtet, ihren Anfang in dem vierten Jahrhundert, ob es gleich vorher schon Ausleger der heil. Schrift gab, und dieselbigen auch hin und wieder einzelne hermeneutische Regeln einstreuten. Die ersten Christen bedurften keiner Regeln, weil noch Leute unter ihnen waren, welche die Gabe der Auslegung, die auch zuweilen Prophetia genennt wird, vom heil. Geist, als eine Wundergabe empfangen hatten, dergleichen Männer es auch außer den Aposteln gab. (s. Propheten) Nachher aber sah man sich, weil die Wundergaben aufhörten, und allerley Streitigkeiten über wichtige Lehren entstunden, genöthigt, auf Auslegungsregeln zu denken, die man aber nur da anführte, wo man sie brauchte, und oft so bildete, wie man sie brauchte. Der erste, welcher einige Regeln mitemander verband war Ticonius, oder Tichonius aus Africa, welcher sieben hermeneutische Regeln erfand, die Augustinus aufbehalten hat, und wovon er urtheilt, daß sie zwar in verschiedenen Fällen gute Dienste thun könnten, bey weitem aber nicht hinreichend seyen, und daß es deren weit mehrere, wie auch Beyspiele gebe, wo man ganz andere Regeln zu Hülfe nehmen müßte. Dergleichen gab denn nun Augustinus wirklich in seinen vier Büchern de doctrina Christiana, wiewohl sie auch noch andere Sachen weiter enthalten. Aus dem fünften Jahrhundert ist Eucherius Bischof von Lyon anzuführen, welcher zwey Bücher Instructionum ad Salonium filium schrieb, worinnen er verschiedene schwere Fragen die heil. Schrift betreffend, wie auch hebräische Namen erklärte. Um die nemliche Zeit gesetzt schrieb Adrianus in griechischer Sprache eine Einleitung in die heil. Schrift, worinnen er auch von der Auslegung handelt. In dem sechsten Jahrhundert sind Junilius Africanus wegen seiner zwey Bücher de partibus divinæ legis, und Cassiodorus wegen seiner zwey Bücher de divinis lectionibus sive de institutione divinarum Scripturarum hieher zu rechnen. Indessen sind alle diese und viele folgende Schriftsteller, die wir der Kürze halben übergehen, nicht Philosophen genug gewesen, um vollständige hinlängliche und zusammenhangende Grundsätze zu geben, und dieselbigen bis zu dem Rang einer förmlichen Wissenschaft zu erheben. Sie berühren vieles gar nicht, und sind auch nicht frey von den Vorurtheilen ihrer Zeit, wo man den buchstäblichen Sinn meistens verabsäumte und dem mystischen nachjagte, wozu man theils durch das Beyspiel der Juden, und der Alexandrinischen Philosophen, theils durch das große Ansehen des Origenes, ungeachtet des Widerspruchs den er und seine Nachfolger zuweilen erfuhren, veranlaßt wurden. (s. allegorischer Sinn, Origenisten, wie auch exegetische Theologie unter welchem letztern Artikel die Ausleger selbst weiter beschrieben werden.)

Nach der Wiederaufklebung der Wissenschaften im funfzehnten Jahrhundert wurde man mit den besten Schriften der Alten wieder bekannter, und der gute Geschmack den man ihnen abgewann, zeigte sich auch in der Erklärung der heiligen Schrift. Durch die im sechszehnten Jahrhundert erfolgte Reformation bekam die Auslegung der heil. Schrift unter den Protestanten eine ganz andere Gestalt. Denn diese waren nun nicht mehr an die Auslegungen der Kirche, und der Kirchenväter verbunden. Der erste welcher eine Art der Auslegungskunst versuchte, war Matthias Flacius, in dem zweyten Theil seines clavis scripturæ sacræ. Er handelt darinnen von den Ursachen der Schwierigkeiten in der heiligen Schrift, von den Regeln, welche die Kirchenväter über die Erklärung der Schrift gegeben haben, von den Theilen der Rede, den Tropen, Figuren, und dem Stil der Schrift u. s. f. Der nächste nach ihm ist Wolfgang Franzius in seinem Werk: Tractatus theologicus novus & perspicuus de interpretatione sacrarum Scripturarum. Er giebt verschiedene Regeln insonderheit von der Art und Weise die Schrift zu lesen, von dem Zusammenhang der Rede, als dem Hauptmittel, den Sinn derselbigen ausfindig zu machen, und erläutert dieselbigen mit vielen Exempeln. Hierauf kam Salomo Glasius, welcher in seiner bekannten Philologia sacra unter andern auch umständlich von der Hermeneutick handelte, und wovon wir eine neue und verbesserte Auflage von Herrn Prof. Dathe haben, von welcher jedoch der Theil, worinnen die Hermeneutik stehen soll, noch erwartet wird. Aus diesen dreyen Männern haben die nachfolgenden meistens geschöpft, wovon wir nur den Rambach, und den Herrn D. Joachim Ehrenfried Pfeiffer anführen wollen, theils weil man in diesen beyden alles, was die übrigen haben, beysammen findet, theils, weil ihre Bücher so geschrieben sind, daß man eben nicht, wie bey vielen andern eine mündliche Erklärung dazu nöthig hat. Denn kleine Lehrbücher, die blos zum academischen Vortrag bestimmt sind, anzuzeigen, ist unsere Absicht nicht. Unter den Reformirten, welche mit den Lutheranern einerley hermeneutische Regeln überhaupt betrachtet, annehmen, ist vorzüglich des Andreas Rivetus Isagoge seu Introductio generalis ad Scripturam sacram, weil in derselbigen verschiedene von der Auslegungskunst enthalten ist, und Campegius Vitringa wegen seines Typi doctrinæ propheticæ, worinnen hauptsächlich Regeln zur Erklärung der Weisagungen enthalten sind, zu

Digitized by Google

merken. Von den Arminianern haben Simon Episcopius, und Daniel Brenius, von den Socinianern aber Ludwig Wolzogen einige kleine hieher gehörige Abhandlungen ihren übrigen Schriften einverleibt.

Die geistliche Auslegungskunst hat zu allen Zeiten das Schicksal gehabt, daß eine jede Religionsparthey gewisse Regeln festgesetzt hat, um ihre Unterscheidungslehren desto besser zu beweisen, welche die übrigen Parthenen als unrichtige Grundsätze verwerfen. Daher streiten Catholiken und Protestanten mit einander, und beyde zusammengenommen mit den Socinianern u. s. f. Die Quaker und andere Leute, welche durch eine innere Erleuchtung den Verstand der heiligen Schrift finden wollen, oder vielmehr dieselbige gering schätzen, weil ihnen das innere Licht (s. diesen Artikel) weit über den todten Buchstaben geht, wie sie die Schrift nennen, haben keine Auslegungskunst, und es ist daher schwer mit ihnen zu streiten, weil man keinen gemeinschaftlichen Standpunct hat, von welchem man miteinander ausgehen könnte.

Die jedesmalige herrschende Philosophie hat sowohl in die Regeln der Auslegungskunst, als auch in die Art und Weise, dieselbige zu ordnen, eben sowohl als in andere Theile der Theologie ihren Einfluß gehabt. In den ersten fünf oder sechs Jahrhunderten waren es Neu-Platonische, in der Folge aber Aristotelische Grundsätze, worauf man die Auslegung baute. In dem vorigen Jahrhundert gebrauchte man die Cartesianische Philosophie dazu, und in dem jetzigen richtete man, wo nicht die Regeln, doch den Vortrag nach der Wolfischen Philosophie ein, und schrieb Hermeneutiken in mathematischer oder scientifischer Methode, wovon man jedoch wie von vielen andern Moden, bereits wieder abgekommen ist. Gegenwärtig suchen sehr viele in der protestantischen Kirche solche Hermeneutische Regeln geltend zu machen, wodurch wenn sie richtig wären, nicht blos der Socinianismus, sondern der Naturalismus befördert, und die heilige Schrift um ihr ganzes Ansehen gebracht werden kann. Wir haben die vornehmsten in dem vorhergehenden bereits berührt.

Noch ist keine Hermeneutick erschienen, worinnen alle gegebene Regeln, oder deren Anwendung in Beyspielen, so klar und richtig wären, daß sie keinem Zweifel mehr unterworfen seyn könnten. Allein die Schuld ist nicht an der Wissenschaft, sondern an der menschlichen Schwachheit. Die Hermeneutick hat dieses Schicksal mit allen Wissenschaften, allen menschlichen Büchern, und Werken: daher dieses kein Grund ist, sie zu verachten. Genug, daß die Hauptregeln klar und deutlich sind, und mit tüchtigen Grundsätzen und aus der Vergleichung menschlicher Bücher erwiesen werden können; und diese sind hinlänglich, um die Schrift wenigstens in so weit zu verstehen, als zur Seligkeit erforderlich ist.

Von der Streitfrage: ob die Vernunft Richterin der Auslegung in der Bibel sey, und welche man bejahen, und verneinen kann, je nachdem man sich darüber erklärt, ist nicht nöthig weitläufig zu seyn, da die Sache in dem Vorhergehenden berührt ist. Die Vernunft ist allerdings Richterinn über die hermeneutischen Regeln, die man festsetzt. Sie kann entscheiden, ob dieselbige nicht nur selbst richtig sind, sondern auch ob sie in einzelnen Fällen gehörig angewendet worden sind, und der Ausleger denselbigen treu geblieben ist. Sie hat auch das Recht eine jede Auslegung zu verwerfen, welche den ausgemachten Wahrheiten, die als solche erwiesen sind, worunter aber die Hypothesen gewisser philosophischer Secten nicht gehören, zuwider sind. Aber sie darf die Wahrheiten der heiligen Schrift, welche über die Vernunft hinausgehen, nicht vor ihren Richterstuhl ziehen.

Nun noch etwas von der Auslegungskunst der heiligen Schrift, in Absicht auf protestantische Layen. Ein gelehrter Laye ist der allgemeinen Auslegungskunst kundig, hat alle Bücher in Schulen erklären hören, und neue gelesen. Er kann sich also an den meisten Orten der heiligen Schrift selbst helfen, und wenn er die Originalsprachen nicht versteht, lateinische und andere abendländische Uebersetzungen zu Rath ziehen, auch im Nothfall in einen Commentarius hineinsehen. Es ist also die Rede hier blos von Ungelehrten.

Alles das, was einem Ungelehrten unumgänglich zu wissen nöthig ist, ist ohnehin klar. Allein er will doch weiter lesen, und stößt also auf manche dunkle Stellen. Außerdem stehen den klaren Ausspruchen über die Hauptlehren oft dunkle Stellen zur Seite, wodurch er also selbst in den klaren Stellen anfängt, ungewiß zu werden. Diese Ungewißheit wird vermehrt, wenn er andere Stellen vergleicht, in welchen dem ersten Anschein nach das Gegentheil enthalten ist. Soll man ihm deswegen den Gebrauch der heiligen Schrift entziehen? Nein! Es ist eine andere Auskunft übrig. Ein guter Lehrer kann ihm soweit helfen, daß er, von dem weitern Forschen in der Schrift Nutzen hat, und einen großen Theil derselben selbst verstehen lernt.

Er kann ihm die Regeln der Auslegungskunst nicht förmlich und wissenschaftlich beybringen. Aber er kann ihm doch einige Hauptregeln unter der Hand bekannt machen, so wie sich die Gelegenheit darzu darbietet. Sollte es nicht möglich seyn, daß wenn der Prediger, wie er oft thun muß, eine Stelle selbst erklärt, er die Regel, wornach er verfährt, kurz und ohne alle gelehrte Ausdrücke zuweilen angäbe, solches bey andern Stellen wiederholte, und sie dadurch dem Zuhörer unvermerkt einprägte? Kann dieser eine Regel eines klugen und christlichen Verhaltens fassen: warum sollte er es nicht auch fassen können, wenn man ihm sagte, wie er es anzugreifen hätte, um das Buch, woraus er seine wichtigsten Kenntnisse hernimmt, zu verstehen; wenn man es ihm so sagte, daß man sich zu seinen Fähigkeiten herablieffe, es ihm mehrmalen mit veränderten Ausdrücken sagte, und jedesmal mit ganz deutlichen Beyspielen, die aus dem ohnehin zu erklärenden Texte hergenommen wären, erläuterte? Ist es denn so schwer einem gemeinen Mann begreiflich zu machen, was die Absicht einer Rede sey, wie viel auf den Zusammenhang derselben, und auf die Vergleichung mit andern Stellen ankomme? Soll man ihm den Unterschied zwischen einem eigentlichen und verblümten Ausdruck nicht anschauend genug vorstellen können? Soll man ihm nicht zeigen können, was man mit dem geheimen Sinn haben wolle, was Weissagungen und Vorbilder, was Gleichnisreden, was Beschreibungen sind? Der Prediger muß ja hierzu die Gründe hernehmen, womit er seine gegebene Erklärung eines Textes bestätigt. Er wird doch wohl dem Zuhörer nicht zumuthen, daß er ihm auf sein Wort glauben soll, sondern er muß ihm Beweise vorlegen, und sich bemühen, ihm die Kraft der Beweise fühlbar zu machen. Thut das nicht jeder rechtschaffene Prediger, wenigstens wenn er eine sogenannte classische Schriftstelle einer gewissen Lehre erklärt? Wie leicht ist es alsdann, die Regel hinzuzusetzen?

Dieses hat für den Zuhörer den Nutzen, daß er hernach die Regel von selbst in andern Fällen anwendet.

Digitized by Google

Man hat dieses längst erkannt, und daher in so vielen Bibelausgaben Vorreden vom rechten Gebrauch der Schrift vorangeschickt, worinnen man jedoch mehr auf die Herausziehung nützlicher Lehren, als auf die Beförderung des Verstandes der Schrift gesehen, auch meistens Regeln mit eingemischet hat, die die Probe nicht halten; z. E. von dem geheimen oder geistlichen Sinn u. s. f. Es dürfen der Regeln natürlicher Weise nicht viel; es dürfen keine willkührliche Sätze seyn, die nur zum Missbrauch der Schrift führen. Wenige sichere Regeln thun dem Leser die Dienste, daß er das meiste versteht. Bleibt ihm eins und das andere dunkel, so hindert dieses doch seine Belehrung und Erbauung nicht. Unsere besten Dichter werden täglich von Leuten gelesen, die nicht alles verstehen, nicht alle kleine Schönheiten bemerken, die der Kenner sieht; und doch werden die Leser unterrichtet und gerührt. Der Zuhörer muß dabey von allem dem was zum Wesentlichen der Religion gehört, hinlänglich belehrt seyn, und angewiesen werden, daß er sich bey Stellen, die sich hierauf nicht beziehen, beruhigt. Man muß ihn vorzüglich anhalten, das neue Testament fleißig zu lesen, und ihn vor der Begierde verwahren, prophetische und hohe Bücher gänzlich verstehen zu wollen. Wegen des neuen Testaments muß er auch das alte lesen. Das meiste, was er zu dessen Verstand daraus nöthig hat, ist aus den historischen Büchern desselben zu nehmen, bey welchen die Schwierigkeiten, insofern man keine anderweitige Absichten hat, so groß nicht sind. Die Weissagungen der Propheten von Christo, welche besonders hervorstechend sind, müssen ihm ohnehin vom Prediger erklärt werden: und die so im neuen Testament angeführt sind, wird der Leser, bis auf einige, die freylich auch ihre Schwierigkeiten haben, fast von selbst verstehen, wenn ihm nur ein wenig auf die Spur geholfen wird, welches um so nöthiger ist, da bey dem gemeinen Mann, der sonst keine Bücher hat, die Uebereinstimmung der beyden Testamente, einer der hauptsächlichsten Beweise von der Wahrheit der christlichen Religion ist.

Zu dem Ende wäre nöthig, daß der Prediger den Zuhörer auch mit den erforderlichen Realkenntnissen aus der Geschichte und den gottesdienstlichen Gebräuchen des alten Testaments, welche zum Verstand des neuen unumgänglich nothwendig sind, versorgte, wozu die Bibel selbst wiederum hinlänglich ist. Wenn ein Prediger den Text hat, worinnen Christus ein Osterlamm genennt wird, so sagt er soviel von demselben, als erforderlich ist, den Text zu verstehen. Dieses thut jeder Prediger. Weil er aber bey dem unnöthigen Zwang der sogenannten Evangelien und Episteln, welcher noch bey den meisten lutherischen Kirchen herrscht, nicht immer Gelegenheit hat, die nöthigen Kenntnisse dieser Art beyzubringen, so muß er der Sache auf eine andere Art helfen. Er kann zu Zeiten einige historische Predigten halten, z. E. von dem Zweck der vier Evangelisten, von den Büchern Moses, den Propheten, Psalmen u. s. f. Darinnen sagt er, gleichsam als in einer Einleitung in die biblische Bücher, das wichtigste was von ihren Urhebern, ihrer Einrichtung und Beschaffenheit, und denen zum Verstand derselben führenden Regeln zu bemerken ist. Reicht eine Predigt zu einer Materie nicht zu, so kann er zwey dazu nehmen. Interessant kann man solche Materien allemal machen, wenn man sie gleich nicht immer rührend machen kann. Das ist ohnehin nicht in allen Predigten nöthig: man muß auch den Verstand zu belehren suchen. Wenn alle Predigten gleich rührend sind, so ist es beynahe so gut, als wenn es keine wäre: denn gewöhnliche Dinge werden nicht geachtet; Abwechslung aber vergnügt den Zuhörer. Auf eine ähnliche Art können die vornehmsten Geschichten des alten Testaments insofern sie einen besondern Einfluß auf das neue haben, in Predigten abgehandelt werden. Es ist auch nicht schwer zu dergleichen Materien insgesammt allgemeine Texte zu finden, die nicht viel Zeit in der Erklärung wegnehmen, damit man Zeit behalte, das Uebrige zu sagen. Denn noch zur Zeit ist es nicht rathsam, ohne einen Text zu predigen, ob man es gleich in der ersten Kirche oft that.

Endlich gehe ihm der Prediger auch hierinnen mit einem guten Beyspiel vor. Er erwähle sich einzelne Stellen der Evangelisten, und zeige durch seinen Vortrag, wie die Erzählungen der übrigen damit in Uebereinstimmung zu bringen seyn. So lernt der Zuhörer unvermerkt die Regeln des historischen Vortrags, und wie man Vergleichungen anstellt. Er nehme einen kleinen apostolischen Brief, gehe ihn ganz durch, wähle die Stellen nicht zu lange, aber auch nicht zu kurz, damit er eines Theils den Zusammenhang und die Absicht derselben zeigen könne, und andern Theils nicht genöthigt werde fremde Materien herbeyzuholen, oder eine ganze Glaubens- oder Lebenslehre förmlich abzuhandeln, als welches der Zweck nicht ist. Finden sich Scheinwidersprüche in anderwärtigen Stellen, so hebe er sie, und mache den Zuhörer geschickt, ihm nachzudenken, und das nemliche mit der Zeit selbst zu thun. Aus dem alten Testament nehme er einige der unentbehrlichsten Geschichten, einige Weissagungen von Christo, und einige Psalmen, und erkläre sie auf die nemliche Art. Er wird alsdann Gelegenheit genug haben, nicht nur die allgemeinen Regeln der Auslegungskunst öfters zu wiederholen und zu bestätigen, sondern auch soviel von dem Eigenthümlichen der heiligen Schrift beyzubringen, als dem Layen nöthig ist. Ganz wird er ihm dieselbe nicht erklären können, welches auch die Absicht nicht ist. Aber er wird durch die allgemeine Abhandlungen z. E. von den Propheten, oder den Psalmen überhaupt, den Zuhörer in den Stand setzen, sich in vielen Fällen selbst zu helfen, und einzusehen, worauf es bey dieser Art von Stellen, auch wohl einzelner bi lischen Büchern vorzüglich ankommt. Insonderheit sind die Psalmen dasjenige Buch des alten Testaments, welches von den Layen am meisten gebraucht wird. Und doch wissen die wenigsten unter ihnen, ja selbst viele Prediger nicht, aus welchem Gesichtspunct man dasselbe ansehen müsse.

Es versteht sich von selbst, daß ein Prediger die hierzu erforderliche Realkenntnisse nicht nur, sondern auch die Gabe besitzen müsse, alles faßlich genug vorzustellen. Freylich werden viele hierzu erforderliche Wissenschaften insonderheit: Auslegungskunst, Logik, Redekunst und so ferner, von vielen Studirenden versäumt. Die meisten begnügen sich, wenn sie eine dogmatische oder moralische Materie ordentlich vorstellen, wiewohl manche ihren ganzen Zweck auf das Auswendiglernen und Hersagen bereits vorhandner Predigten einschränken. Aber es sind in der That doch keine Sachen darunter, die man nicht von einem jeden Prediger zu fordern berechtigt wäre. Es versteht sich, daß derselbe selbst richtige Grundsätze haben, sich des Spielwerks ungegründeter Allegorien, sich des Schematisirens, sich aller Folgerungen enthalten müsse, die man mehr fromm, als wahr zu nennen pflegt. Noch weniger darf er gelehrte und kritische Sachen vorbringen. Es war einmal eine Zeit, und in verschiedenen Gegenden ist sie noch, wo man auf der Kanzel Cathedermäßig sprach, den Grundtext alle

Digitized by Google

Augenblicke im Munde führte, die Ausdrücke der Schrift aus verwandten Dialecten, oder aus heydnischen Gebräuchen erläuterte, die Ausleger namentlich anführte, und mit unter tapfer widerlegte, auf das geringste Wörtchen einen schweren Nachdruck legte, weit hergeholte fromme Folgerungen daraus zog, und den deutlichsten Stellen, die offenbar nur buchstäblich verstanden werden können, einen geistlichen Sinn andichtete; und was des Zeugs mehr seyn mag, das ein vernünftiger Mann, der Unterricht und Erbauung zum Zweck hat, verabscheut. Es versteht sich endlich von selbst, daß der Prediger beständig fortstudiren müsse, theils um seine Kenntnisse zu erweitern, theils um seinen Vortrag faßlicher einzurichten.

Uebrigens kann dieses Geschäfte, sowohl in Predigten als auch und zwar vornemlich in Catechisationen bey den Beweisprüchen betrieben werden, als wo man die beste Gelegenheit hat, sich herablassen. Die bey den Protestanten gewöhnliche Betstunden wären hierzu der beste Ort. Anfänglich war es auch eine Hauptabsicht, die Leute besser in die Schrift zu führen. Sie werden aber in der Woche selten gehörig besucht. In den Städten werden dergleichen Sonntags auch wohl gehalten: weil aber bereits zwey oder drey Predigten schon den nemlichen Tag vorangegangen sind, so werden sie wenig geachtet. Wenn sie auf dem Lande Sonntags Nachmittags insonderheit des Winters gewöhnlich sind, so können sie, da sie doch gemeiniglich stark besucht werden, dazu angewendet werden. Man muß aber alsdann nicht ganze große Capitel auf einmal nehmen, wodurch der Erklärung zu viel Zeit benommen wird, daher auch die meisten nach dem Verlesen desselben nur ein paar Porismata hinzufügen, wodurch der Zuhörer schlecht von dem Sinn der Schrift unterrichtet wird. Man muß die Capitel nicht der Reyhe nach nehmen, sondern dieselbigen wählen, wodurch man nicht nur der Unachtsamkeit vorbeugt, welche daher entsteht, weil man vorher weiß, was kommen wird, sondern auch Gelegenheit erhält alles nöthige zu sagen, dem Zuhörer zur Einsicht in alle Arten von Schriftstellen zu verhelfen, und welcher Zweck zugleich mit erreicht werden kann, die wichtigsten Glaubenslehren und Lebenspflichten unmittelbar aus der Quelle zu erläutern. Man muß in den Stellen gehörig abwechseln, um nicht durch Einförmigkeit zu ermüden. Man muß sie meistens aus dem neuen Testament nehmen, und nur selche aus dem alten gebrauchen, die zur Einsicht in das neue unumgänglich erforderlich sind. Man kann auch eigene Predigten zu diesem Geschäfte bestimmen, doch so, daß man nicht zu viele von einerley Art hinter einander hält, und mit dem Vortrag der Glaubenslehren und Lebenspflichten abwechselt. Darf man schlechterdings nicht von dem Evangelio abgehen, so liest man daselbe gleich Anfangs vor, erklärt es kurz im Eingang, und schreitet hernach zu einer ganz andern Materie, wie bereits Spener in einem ganzen Jahrgang gethan hat. Kurz! Wenn man will, so hat man hierzu Gelegenheit. Der Zuhörer würde alsdann besser mit der Bibel, worauf er so oft verwiesen wird, bekannt, und in den Stand gesetzt werden, die übrigen dogmatischen und moralischen Predigten desto leichter zu verstehen, die nach dem künstlichen Leisten und der beständigen Einförmigkeit wornach man sie abfaßt, einem großen Theil von Zuhörern wenig nutzen, zumal wenn man, wie es ziemlich Mode ist, die Glaubenslehren, die doch der Grund sind, gänzlich bey Seite setzt, ewig moralisirt, welches zuletzt lästig wird, oder die ganze Kunst des Redners in einen Schwall von Worten, Bildern und Figuren setzt, wodurch der Verstand ganz leer, das Herz meistens auch kalt bleibt, oder wenns hoch kommt, eine vorübergehende Hitze angezündet wird, die sogleich wieder verlöscht, und keine Spuren zurückläßt.

Auslegungskunst der heiligen Schrift, nach der Meynung der Rabbinen. Nach der Meynung der Rabbinen kann die heilige Schrift auf eine vierfache Art erklärt werden. Diese vier Arten sind: פשט Pschat der buchstäbliche, דרש Drasch oder Draschah, der Allegorische, רמז Remes, der anspielende und סוד Sod, der geheime Verstand. Sie glauben, daß die vier Erklärungsarten von Gott herkommen. Sie bezeichnen sie insgemein nach den vier Anfangsbuchstaben פרדס und sprechen es Pardes, oder das Paradies aus, daher sie von einem Menschen, der diese vier Erklärungsarten wohl versteht, sagen: er sey in das Paradies eingedrungen. Nun wollen wir sie umständlich erklären:

Der Pschat, oder buchstäbliche Verstand ist der erste Endzweck der Rede, wo man auf den Verstand und nicht auf die Worte sieht. Dieß ist der Hauptzweck eines Propheten, wiewohl auch zuweilen die Worte nach der Schönheit der Sprache, nach der Rede und Dichtkunst geordnet werden, ohne deswegen die Absicht nach den verschiedenen Bedeutungen der Worte einzuschränken. Oefters aber sagen die Rabbinen, muß man es genauer nehmen, und die Bedeutung jedes Worts mit richtiger Wage abwägen. Man bedient sich: fahren sie fort, gleichgültiger Worte und Redensarten, nicht von ungefähr, sondern um dadurch auf eine versteckte Art anzuzeigen, was man sonst nicht so klar und deutlich sagen wollte. Es ist dieses zwar nicht die eigentliche Absicht des Redenden, kann aber doch mit dem buchstäblichen Verstand bestehen. Diese Art der Erklärung ist die Draschah oder allegorische Erklärungsart. Die Rabbinen sind in diese Erklärungsart so verliebt, daß sie oft über einen Text darschen, das ist, allegorisiren und hernach erst nach dem Wortverstand fragen. Man hat ganze Bücher voll dergleichen allegorischer Erklärungen über biblische Bücher, die man insgemein מדרשים Medraschim nennt. Z. E. Medrasch Thillim, allegorische Erklärung über die Psalmen, Medrasch Koheleth, allegorische Erklärung über den Prediger. Aber Esra sagt von diesen Erklärungsarten: "einige sind Räthsel, Geheimnisse und verblümte Gleichnisse, so verblümt, daß sie bis an die Sterne reichen, andere dienen, die in den schweren Capiteln ermüdete Herzen zu erquicken, andere stärken die Schwachen und füllen die Leeren; daher der Sinn der heiligen Schrift den Körpern, die Allegorien aber den Kleidern gleich sind, welche an dem Leib hangen. Einige sind so subtil, wie Seiden, andere so derb und grob, wie Sacktuch." Wir wollen ein Exempel einer solchen Draschah anführen. 1 B. Mos. 44, 18. sagt Juda zum Joseph: כמוך כפרעה du bist in meinen Augen wie Pharao, und diese Stelle allegorisirt das Medrasch auf diese Weise: du wirst um feinetwillen mit Ausatz geschlagen werden, wie Pharao wegen meiner Urgroßmutter Sara mit Ausatz geschlagen wurde, da er sie eine Nacht zurück behalten hat. Seine Nebenabsicht war ihm zu Gemüth zu führen, wenn er auch so hoch als Pharao, er doch nicht mehr noch besser sey, er könnte eben sowohl als jener Pharao geschlagen werden.

Die dritte Art der Rabbinischen Schrifterklärung wird רמז Remes oder Accommodation genennt. Hier sieht

der

Digitized by Google

der Ausleger nur auf die Rede, die er vor sich hat, und sucht darinnen eine Nebenabsicht, wenn sich gleich dieselbe weder in den Zusammenhang mit der vorhergehenden noch nachfolgenden schickt; er reißt die Stellen auseinander, und bringt Erklärungen heraus, die kein Mensch da suchen würde. Sie bedienen sich hiezu der Anfangs- und Endbuchstaben, und ihrer Zusammensetzung, die sie Notaricon nennen, oder auch der Zahl, die die Buchstaben ausmachen, Gematria (s. beydes an seinem Ort) oder auch der Puncte über den Buchstaben, ingleichen der Figuren der Buchstaben, und machen aus allen diesen Kindereyen Anspielungen. Z. E. wenn das Wort בְּהִבָּרְאָם 1 B. Mos. 11, 4. mit einem kleinern He geschrieben ist, so erklären sie es so, durch das He, das ist, sich selbst, hat er sie erschaffen; oder weil 1 B. Mos. 32, 6. das Wort גַּרְתִּי Garti, an der Zahl 613 ausmacht, so erklären sie es, ich habe die 613 Gebote gehalten.

Endlich die vierte Art wird סוֹד oder der mystische Sinn genennt, welchen der Schriftsteller zwar im Sinn gehabt, aber solchen als ein Geheimnis vor dem Volk verborgen gehalten. Hieher gehören die Erklärungen der bildlichen Vorstellungen, Weissagungen, Parabeln, und das ganze Heer der Cabbalistischen Kunstgriffe, davon unter dem Artickel Cabbala das nöthige gesagt werden soll.

Um eine oder die andere von diesen Erklärungen herauszubringen, bedienen sie sich allerhand Kunstgriffe, davon wir einen und den andern anführen wollen. Erstlich nehmen sie sich die Freyheit die Vocale im Text nach eigenem Gutbefinden zu ändern. Das Rabbinische Waidsprüchelchen: אַל תִּקְרֵא כֵן אֶלָּא כֵן, lese nicht so, sondern so, ist nichts anders, als die Sprache der ältern Critiker: meo periculo lie lege. So wollen sie Ps. 46, 9. nicht שְׁמוֹת sondern שַׁמּוֹת gelesen haben; Wenn Moses 5 Buch 23, 13. sagt: וְיָתֵד תִּהְיֶה לְךָ עַל אָזְנֶךָ so verändern sie das Wort אָזְנֶךָ in אָזְנְךָ und bringen den Satz heraus: man soll den Finger in die Ohren stecken, wenn man etwas unanständiges hört. Zweytens begnügen sie sich nicht mit der Veränderung der Vocalen, sondern sie legen auch ihre Hände an die Buchstaben. Ps. 96, 9. verändern sie das Wort in בַּהֲדְרַת in בְּחַדְרַת, anstatt im heiligen Schmuck, erklären sie es in heiliger Furcht. Hos. 9, 2. für שִׁכְלוֹתִים ich will sie in ihrer Kinder berauben, lesen sie שִׁכְחוֹתִים ich will sie in Vergessenheit setzen. Ps. 45, 5. für הַדְרֶךָ dein Schmuck, lesen sie הַדַּרְכְּךָ deine Schärfe, und erklären es: es müsse dir durch deinen scharfen Verstand gelingen. Drittens setzen sie Buchstaben dazu, und nehmen sie weg, versetzen sie, theilen ein Wort in zwey, ziehen zwey Worte in eines, setzen ein Wort an die Stelle des andern, wenn es ihnen bequem scheinet ꝛc. Ist ihnen der Wortverstand zu schwer herauszubringen; so nehmen sie ihre Zuflucht zu einen von diesen Hülfsmitteln, und dann wird ihnen der allegorische Verstand federleicht. Einige Exempel werden es deutlicher machen. Wenn 4 B. Mos. 27, 11. befohlen wird, daß wenn jemand ohne Leibeserben oder Brüder zu hinterlassen stürbe, seine Verlassenschaft seinem nächsten Freund gegeben werden sollte; so wissen die Juden durch Versetzung herauszubringen, daß seine Frau die Erbin sey. Anstatt der Worte נַחֲלָת לִשְׁאֵרוֹ lesen sie nemlich נְחֹלֶת שְׁאֵרוֹ לוֹ Die Worte Ps. 119, 126. עֵת לַעֲשׂוֹת לַיהוָה הֵפֵרוּ תּוֹרָתֶךָ es ist Zeit, daß der Herr dazu thue, sie haben dein Gesetz zerrissen, versetzen sie also, daß folgende Erklärung herauskommt: Die Frommen übertreten dein Gesetz, wenn es die Zeit erfordert, daß es zur Ehre Gottes geschehe. Es schrint, daß die Juden das Ungereimte in solchen Schrifterklärungen selbst fühlen, deswegen sagen sie, die Rabbinen brauchten sie nicht eher, als wenn sie keine andere Beweise, um etwas darzuthun hätten, und nennen sie deswegen אסמכתות d. i. unächte Beweise.

Die Juden haben dreyzehen Grundsätze, nach welchen sie das Gesetz erklären. Der Erfinder oder vielmehr Sammler derselben, (denn sie sollen vom Mose herkommen und durch mündliche Fortpflanzung auf die Aeltesten gekommen seyn) waren R. Ismael, der Sohn Elischa, und R. Akiba, die im zweyten Jahrhundert nach Christi Geburt, gelebt haben sollen. Die Juden halten auf diese Grundsätze soviel, daß sie sie in ihren täglichen Morgengebeten hersagen. Sie werden insgemein nur die dreyzehen Middoth genennt. Wir wollen sie anführen, kürzlich erklären, und die Anwendung einer jeden Regel an einem Beyspiel zeigen.

Der erste hermenevtische Canon wird genennt מִקַּל וָחוֹמֶר mikkal vechomer d. i. wenn man von dem leichtern auf das schwerere und umgewandt von dem schwerern auf das leichtere einen Schluß macht. Z. E. die Stelle 4 B. Mos. 12, 14. wenn ihr Vater ꝛc. erklären die Rabbinen also: wenn der Mirjam von ihrem Vater wäre ein Verweis gegeben worden, so müßte sie sich schämen, und sieben Tage von ihres Vaters Angesicht fliehen; vielmehr, da sie mich beleidigt ꝛc. daher lasse sie sieben Tage äusser dem Lager verschliessen. Ein Exempel von der entgegen gesetzten Art ist 1 B. Mos. 4, 24. Cain soll siebenmal gerochen werden ꝛc. Hier commentiren die Rabbinen also: Lamech habe den Cain auf der Jagd ohnversehnerweise erschossen. Lamech habe also sagen wollen: wenn Cain, der seinen Bruder aus Vorsatz getödet hat, erst nach dem siebenten Geschlecht soll gestraft werden; so soll Lamech, der den Cain unversehens getödet hat, erst in der sieben und siebenzigsten Geschlechtsfolge gestraft werden.

Der zweyte Canon wird גְּזֵרָה שָׁוָה Gserah Schwa genennt, und ist dieser: wenn in zwo biblischen Stellen einerley Redensart gebraucht und wiederholt werden, die zum Verstand nichts sonderlich beyzutragen scheinen, so kann man von der einen einen Schluß auf die andere machen. Z. E. 2 B. Mos. 22, 7 und 10. kommt der Ausdruck: daß er seine Hand nicht gelegt an seines Nächsten Gut, zweymal vor; die Rabbinen geben davon folgende Erklärung: gleichwie derjenige, der seines Nächsten Ochsen, Esel u. d. gl. in Verwahrung gehabt, zum Schwur zu lassen, ob solche Sache nicht entwendet worden: so also befehle auch das Gesetz, wiewohl nicht mit ausdrücklichen Worten, es müsse derjenige ebenfalls vor Gericht beschwören, ob er dem andern auch wirklich dergleichen Dinge in Verwahrung gegeben habe.

Der dritte Canon heißt: בִּנְיַן אָב מִכָּתוּב אֶחָד Binjan mikkathubh echad d. i. wenn man den Hauptverstand aus einer Stelle herausliebt, und auf eine andere anwendet. Dieß ist eines von den Hauptaxiomen der Rabbinen. Sie sagen: die Schrift rede kurz und wiederhole nicht leicht etwas; wenn daher mehrere Stellen von einer Sache handelten, so pflege sie insgemein nur an einem Ort dasjenige ausführlich hinzuzusetzen, was

Digitized by Google

zur Erklärung der andern gleichgültigen Stellen dienlich sey. In den Büchern Moses kommt oft vor, daß diese oder jene Sache mit Feuer verbrannt werden solle, es wird aber nicht gesagt, wenn es geschehen soll. Da nun 2 B. Mos. 12, 10. ausdrücklich steht, dasjenige, was vom Osterlamm übrig bleibe, soll man des andern Morgens verbrennen; so enthält nach der Meynung der Rabbinen diese Stelle den Schlüssel zu den übrigen und wird befohlen, alles, was verbrennt werden soll, müsse des Morgens früh verbrannt werden. Noch eine Probe 4 B. Mos. 5, 2. steht: gebeut den Kindern Israel, daß sie aus dem Lager . . die Kinder Israel thaten also. 3 B. Mos. 24, 2. heißt es: gebeut den Kindern . . . das sey ein ewiges Recht bey euern Nachkommen. Hier wird von zwey ganz verschiedenen Sachen geredet. In beyden Stellen ist der Anfang: gebeut, und dieß ist das Hauptwort, worauf die Rabbinen sehen. Die erste setzt hinzu: und sie thaten also; die andere: das sey ein ewiges Recht bey euern Nachkommen: jenes sieht auf die gegenwärtige Zeit, und dieses auf die zukünftige. Nun verbinden die Rabbinen das Wort: gebeut, mit den beiden Redensarten, und bringen folgende hermeneutische Regel heraus; daß diese zwey Gebote, sowohl als alle andere, die in der Schrift durch das Wort: gebeut, angedeutet werden, solche Gebote sind, welche man nicht nur damals als sie gegeben wurden, sondern auch in der Zukunft allezeit halten müsse.

Die vierte Regel heißt: כלל ופרט mikkelal uperat, und schließt vom Allgemeinen auf das Besondere, die fünfte: מפרט וכלל mipperat umikkelal, und schließt vom Besondern auf das Allgemeine. Ein Exempel der ersten Art ist 3 B. Mos. 1, 2. welcher unter euch ein Opfer thun will, der thue es von dem Vieh, von Rindern und Schafen. Wenn ein generaler Begriff genennt wird, und die speciellern werden dazu gesetzt, so giebt es zugleich von andern speciebus, die unter dem gesetzten genere enthalten sind. In der angeführten Stelle werden zwar wilde Thiere ausgeschlossen, aber nicht Böcke, welche mit unter בהמה gehören. Die zweyte angeführte Regel ist nur die umgewendte vorhergehende.

Die sechste Regel: wenn zwischen zweyen allgemeinen Begriffen einige besondere in der Mitte stehen, so müssen alle andere untergeordnete Begriffe zugleich mit verstanden werden. Auf diese Art erklären die Rabbinen die Stelle: 5 B. Mos. 14, 26. gieb das Geld um alles, was deine Seele gelüstet, Rinder, Schafe, Wein, starken Trank, oder um alles, was deine Seele wünschet ꝛc. Die in der Mitte stehende besonders genennte Dinge, sagen sie, können alle unter den Hauptbegriff gebracht werden ולר ולדות הארץ valadh uledoth haarez, solche Sachen, welche die Erde als Kinder hervorbringt; es sey also erlaubt gewesen, das Fleisch von allen reinen Thieren, und auch von Wildpret zu essen; so sey auch erlaubt gewesen, Kirschen, Nüsse, Oliven, Aepfel, Birn, zu essen, weil alle diese Dinge mehr als drey Jahre in der Erde wurzelten, hingegen wären keine Hülsenfrüchte, Melonen, Gurken, zu verstehen, weil diese nicht einmal ein ganzes Jahr in der Erde wurzelten.

Die siebente Regel: wenn in einer Stelle das Allgemeine und in einer andern das Besondere angeführt wird, so muß jene nach dieser erklärt werden. Z. E. 2 B. Mos. 13, 2. heißt: heilige mir alle Erstgeburt ꝛc. 5 B. Mos. 15, 19. steht: alle Erstgeburt, das ein Männlein ist, sollst du dem Herrn deinem Gott heiligen. Wenn nun die Mutter vorher ein, oder mehrere Weiblein zur Welt gebohren hat, und sodann erst ein Männlein gebiert; so fragt sichs: ob dieses Männlein für eine Erstgeburt zu halten. Diesem Zweifel wird dadurch begegnet, daß ein particularer Ausdruck in der ersten Stelle dabey stehet: das zu erst die Mutter bricht. Es ist also der Sinn: alles, was die Mutter bricht, das ein Männlein ist, soll dem Herrn geheiligt seyn.

Der achte Canon: was von einer specie gesagt wird, das gilt von allen. Z. E. 2 B. Mos. 22, 18. die Zauberin sollst du nicht leben lassen, ist so viel als: alle, die mit zauberischen Künsten umgehen, sollen gesteinigt werden. Diesen Canon drucken sie noch auf eine allgemeine Art aus: ein præceptum particulare wird öfters durch ein generale besonders ausgedruckt, um dadurch zu lehren, daß man entweder von diesem General- oder Specialgebot auf andere Dinge schließen soll. Z. E. 2 B. Mos. 35, 2. heißt es überhaupt, es solle niemand am Sabbath eine Arbeit thun, und V. 3. steht noch dabey, man solle kein Feuer anzünden. Nun sagen die Rabbinen, da alle Arbeit überhaupt verboten sey, so sey ja das Feueranzünden schon darunter begriffen; allein Gott habe damit anzeigen wollen, daß doch sonst irgendwo am Sabbath ein Feuer anzuzünden, müsse erlaubt gewesen seyn, z. E. im Tempel: es sey also das Feueranzünden in den Wohnungen, nicht aber im Tempel verboten.

Der neunte und zehnte Canon: wenn eine Gattung eines Dinges besonders genennt, und von den übrigen ausgenommen wird, es mag der Handlung gleich, oder nicht gleich seyn, so geschieht es, um die Sache zu verringern, nicht aber größer zu machen. Der eilfte Canon: wenn ein Ding, das unter andern enthalten ist, davon ausgenommen wird, und eine andere oder neue Handlung bedeutet, so darf man es nicht wieder in die Summe bringen, bis ein klarer Vers im Text solches befehlt. Der zwölfte Canon: man muß eine jede Sache nach ihrem Subject, von welchem gehandelt wird, beurtheilen. Endlich der letzte Canon ist: wenn zwey Verse einander zu widersprechen scheinen; so muß ein dritter den Ausschlag geben.

Dieses sind die allgemeinen Grundsätze der jüdischen Auslegungskunst. Man tritt darinnen zum Theil unordentliche und verworrte, zum Theil unnöthige und überflüßige, zum Theil aber auch einige gute Gedanken an. Außer diesen allgemeinen hermeneutischen Grundsätzen haben sie auch noch einige besondere Regeln, die sich besonders vom R. Jose, dem Galiläer herschreiben. Wir wollen auch hievon einige namhaft machen:

Die Partikeln גם, אף, את vermehren den Sinn der Stelle, wo sie angetroffen werden. Z. E. 1 Mos. 21, 1. heißt es: ויהוה פקד את שרה Hier sagen sie, das die Partikel את bedeute, daß nicht allein Sarah, sondern alle unfruchtbare Weiber schwanger worden wären. Die Partikeln אך und רק vermindern die Bedeutung. Z. E. ורואר אך נוח und Noah wurde mit genauer Noth erhalten, denn, sagen sie: er hatte die Lungensucht. Wenn von den die Bedeutung vermehrenden Partikeln mehrere zusammengesetzt werden, so müssen so viele Dinge mit begriffen werden, als Partikeln da stehen. Weil in der Stelle 1 Sam. 17, 36. die Partikel גם zweymal mit את vorkommt, so sagen die Rabbinen, daß David nicht allein einen Löwen und Bären, sondern zwey Junge von dem Löwen und einen von dem Bären getödet habe. Mit den verrin-

Digitized by Google

gernden Partikeln ist es umgewandt. Wenn ein Wort von zwo Sachen gebraucht wird; so schließen sie, daß beyde Sachen einerley Beschaffenheit haben. Ingleichen, wenn zwey Sachen mit einander verglichen werden, so wird oft diejenige, mit welcher die gegenwärtige verglichen wird, durch diese erläutert. Wenn ein Wort gebraucht wird, an dessen Stelle ein anderes gleichviel bedeutendes gesetzt werden könnte; so liegt in dem gegenwärtigen ein besonderer Nachdruck. Z. E. Wenn Hanna in ihrem Gebet 1 Sam. 1, 11. sagt: o Herr Zebaoth, so suchen die Rabbinen hier einen besondern Nachdruck, und umschreiben die Stelle also: o Gott, der du zwey Welten erschaffen hast, die obere, wo man nicht zeugt und gebiert, und die untere, die durch die Fortpflanzung des Geschlechts erhalten wird. Gehöre ich zu dieser, so schenke mir Kinder; gehöre ich zu jener, so gieb mir die Unfruchtbarkeit. Was in einer Stelle mit Stillschweigen übergangen ist, kann oft aus einer andern ersetzt werden. Oft wird etwas mit einer Einschränkung gesagt, was ohne dieselbe verstanden werden muß. Wenn von zweyen Sachen geredet wird, davon eine jede ihr eigenes Prädicat hat; so werden oft beyde Prädicate einer jeden beygelegt, jedoch unter gewisser Einschränkung. Oft wird etwas von einer Sache gesagt, das von einer ganz andern verstanden wird. Oft wird die Gattung für die Art, und diese für jene gesetzt. Unter mehrern Unterbegriffen wird oft das vorzüglichere genennt, und das andere darunter verstanden. Parabeln dürfen für keine wirkliche Geschichte gehalten werden ꝛc.

Auch von diesen Regeln sind viele ganz gut und richtig; viele aber auch unbestimmt. Im Ganzen genommen, fehlt es den Rabbinen an den meisten Hülfsmitteln, die einen guten Exegeten bilden. Sieht man ihre Erklärungen an, wie sie in ihren Schriften vorkommen, so leidet meistens der gesunde Menschenverstand; doch ist auch nicht zu leugnen, daß hier und dar noch etwas gutes darinnen ist. Vorzüglich nehmen sich Aben Esra, Kimchi, und Jarchi aus; auch Abarbenel hat vieles brauchbare. Prüfet alles, und das Gute behaltet. s. Rabbinen, ingleichen Biblia Rabbinica.

Auslegungskunst (juristische), ist die Wissenschaft der Regeln, die bey Erklärung der Gesetze angewendet werden müssen, und die Fertigkeit, dieselbe in vorkommenden Fällen anzuwenden. Seit dem man angefangen hat, die Rechte gründlicher zu erlernen, und sich nicht mehr mit der von der Glosse gemachten Auslegung befriedigte, sondern mit Beyhülfe anderer Wissenschaften der Critik, der Sprachkunde, der Alterthümer u. dgl. die Wortbedeutung und den Sinn des Gesetzes aufspürte, so ergaben sich von daher auch gewisse Regeln, nach deren Vorschrift man bey einer gründlichen Auslegung der Gesetze sich zu richten habe. Es fanden sich endlich auch große Männer, welche dieselbe sammelten, in ein System brachten, und die Richtigkeit derselben mit augenscheinlichen aus der Natur der Sache, der Rechtsgeschichte, den juristischen Alterthümern, der Sprachkunde u. s. w. hergenommenen Gründen darthalten. Diesen Weg gieng z. E. Hunius, Horn, Eckard u. a. m. Auf diese Art entstand eine besondere Wissenschaft in Bezug auf die Gesetze, welche die juristische Auslegungskunst (juristische Hermeneutik, hermeneutica juris) genennt wird. Nur müssen wir anmerken, daß ein Fehler noch nicht vermieden sey, der Fehler, daß man nemlich die juristische Critik von der juristischen Auslegungskunst bisher noch nicht abgesondert und beyde untereinander abgehandelt hat, da sie doch offenbar nicht einerley sind; und überhaupt fehlt es uns noch an einem System der juristischen Kritik. Da unser Plan es nicht zuläßt, systematisch zu schreiben, so wollen wir hier nur ein Skelet von den Regeln der juristischen Auslegungskunst entwerfen. Die Regeln, welche man bey der Auslegung der Gesetze anzuwenden hat, sind entweder allgemeine, die bey einem jeden Aufsatz, er mag aus einer Wissenschaft seyn, aus welcher er will, angewendet werden können, (s. davon den allgemeinen Artikel Auslegungskunst) oder es sind Regeln, welche der Rechtswissenschaft eigen sind, und nur bey Erklärung der Gesetze ihre Anwendung haben. Diese haben ferner entweder bey Erklärung aller Gesetze, von was für Art dieselbe auch seyn mögen, statt, oder können nur bey einer besondern Art z. E. blos bey römischen, oder blos bey deutschen bürgerlichen u. s. f. angewendet werden. Die Regeln welche bey allen Gesetzen gelten, sind ohngefähr folgende.

I. Wenn nur die Worte eines Gesetzes erklärt werden sollen, so sind dieselben entweder richtig und ächt, oder sie sind unrichtig, interpolirt, versetzt, durch unrichtige Interpunctionen getrennt oder mit Unrecht verbunden u. dgl. Hier müssen vor allem andern die Worte des Gesetzes und deren Zusammenfügung durch die Critik berichtigt werden (s. den Artickel Critik, juristische). Sind die Worte ächt und richtig, und ihre Bedeutung ist dunkel, so entstehet die Dunkelheit entweder a) daher, weil das Wort vieldeutig und es also zweifelhaft ist, was es hier bedeute; alsdenn muß man den ganzen Context, das vorhergehende und nachfolgende, den Hauptinhalt des Gesetzes, dessen Veranlassung, das, was von der Sache prädicirt wird u. dgl. einsehen, um die gegenwärtige Bedeutung des Worts zu bestimmen. So sind z. E. in dem römischen Rechte die Worte jus, judicium, legitima, familia, receptum u. a. in den deutschen Rechten bannum, Aufgebot, Pfalzbürger, jurisdictio u. a. vieldeutige Worte, und die jedesmalige Bedeutung derselben kann nicht anderst als nach der gegebenen Regel erörtet werden; b) oder die Dunkelheit kommt daher, weil das Wort ein veraltetes und nicht mehr übliches Wort ist. Hier muß der Ausleger die Sprache der Zeit verstehen, worinn das Gesetz gemacht worden ist. Als Hülfsmittel dienen ihm die Glossarien und juristischen Wörterbücher. Ferner, wenn das Gesetz in eine andere Sprache übersetzt worden ist, muß er die Uebersetzung zu Rathe ziehen, diese aber nach den Regeln einer gesunden Critik zu beurtheilen wissen. Gar oft ist c) die Bedeutung der Worte wegen der unregelmäßigen Zusammenfügung und Versetzung derselben dunkel, der Ausleger muß sich daher die Worte in der Lage und Zusammenfügung denken, welche den Regeln der Grammatick gemäß ist. Ferner wenn d) die Abkürzungen und Abbreviaturen die Ursache der Dunkelheit sind, so folgt von sich selbst, daß er sich diese erläutern muß. An Hülfsmitteln fehlt es auch in diesem Stück nicht mehr. Ueberhaupt muß der Ausleger die Grammatick der Sprache, in welcher das Gesetz geschrieben ist, aus dem Grunde verstehen, sonst ist er zur Auslegung desselben ganz ungeschickt u. s. w.

II. Wenn der Sinn und die Verordnung eines Gesetzes dunkel ist, und durch eine geschickte Auslegung bestimmt werden soll, so muß der Ausleger vor allem den Satz, Abschnitt u. dgl. in dem Gesetze aufsuchen, worin die eigentliche Disposition, und der verbindende Wille des Gesetzgebers erklärt ist, und denselben von andern Sätzen, in welchen der Gesetzgeber nur erzählet, etwas anführt oder erklärt, ohne dadurch eine Verbindlichkeit

auflegen zu wollen (verba enunciativa & assertiva a dispositivis. ſ. die Artickel Verba assertiva, dispositiva, enunciativa,) absondern. Kennt er nun die Stelle, worinn eigentlich das Geſetz enthalten iſt, und der Sinn des Geſetzgebers iſt ihm zweifelhaft, er weiß nicht, ob dieſer oder jener Fall mit in dem Geſetze begriffen ſey oder nicht, ſo muß er die hinlängliche Grundurſache des Geſetzes, oder die Abſicht des Geſetzgebers, die er bey der Geſetzgebung zu erreichen ſuchte, unterſuchen. Dieſe iſt die Seele des Geſetzes, und ohne genaue und richtige Kenntniß derſelben läßt ſich der Sinn des Geſetzes ohnmöglich beſtimmen. Dieſe Grundurſache iſt entweder im Geſetze ſelbſt vom Geſetzgeber erklärt worden, oder nicht. Iſt das letzte: ſo hat der Ausleger mehr Schwierigkeit, und die Wege, die er einſchlagen muß, um die Abſicht des Geſetzgebers aufzuſuchen, ſind keine andere, als die Geſchichte des Geſetzes und die Alterthümer. Aus dieſen muß er die Veranlaſſung des Geſetzes, den Zuſtand des Staates zur Zeit der Geſetzgebung, die Sitten der Bürger, welche das Geſetz nothwendig machten, die Maximen des Regenten u. dgl. erlernen, deren Wiſſenſchaft ihm den Grund des Geſetzes oft ganz zuverläßig angeben wird. Wir wollen das, was wir bisher geſagt haben, mit einigen Beyſpielen erläutern. Aus der Geſchichte des Macedonianiſchen Rathſchluſſes, und der darinn enthaltenen Veranlaſſung deſſelben entdeckt ſich klar, daß der Grund deſſelben die dem Vater zu verſchaffende Sicherheit vor den Nachſtellungen ſeiner Kinder ſey. Wenn man aus der deutſchen Reichsgeſchichte der mittlern Zeiten, den damaligen betrübten Zuſtand unſers Vaterlandes erfährt, da die allgemeine Beſehdungen ſogar die öffentlichen Heerſtraſſen unſicher machten, der wird von ſelbſt einſehen, aus was für einem Grund das Geleit der zur Königswahl reiſenden Churfürſten in der goldenen Bulle verordnet worden iſt. Weis nun der Ausleger den Grund des Geſetzes, ſo ſind drey Fälle zu unterſcheiden. I. Da der Ausleger wiſſen will, ob ein gewiſſer Fall in dem Geſetze begriffen ſey, deſſen in den Worten deſſelben keine Meldung geſchieht. II. Wenn er behaupten will, daß ein Fall in dem Geſetze nicht enthalten ſey, welcher doch in den Worten deſſelben enthalten zu ſeyn ſcheint. III. Wenn er das Geſetz gerade von den Fällen, welche in den Worten ausgedrückt ſind, nicht von mehrern, und nicht von wenigern verſtehen will. Im erſten Fall muß er ſich nach folgender Fundamentalregel richten: wenn der Grund des Geſetzes auf mehrere Fälle, als in den Worten deſſelben ausgedrückt ſind, paßt, alsdenn muß auch die Verordnung des Geſetzes auf ſolche ausgedehnt, und von denſelben verſtanden werden. Z. E. wenn der Landesherr die Ausfuhr des Getraides verbietet, um einer zu befürchtenden Theurung zu ſteuern, ſo muß man behaupten, daß auch die Ausfuhr des Mehls verbotten ſey, indem der Grund des Verbots nemlich die Abwendung des Mangels auch auf dieſen Fall paßt. Nur muß 1) der Ausleger gewiß ſeyn, daß er die hinlängliche Grundurſache des Geſetzes vor ſich habe, ſonſt iſt der Irrthum in der Anwendung der besagten Regel unvermeidlich; 2) hat dieſe Regel bey Privilegien und Verordnungen die gewiſſen Perſonen und Sachen oder auch einer gewiſſen Claſſe von Perſonen oder Sachen eine Rechtswohlthat geſtattet haben, keine Anwendung. Die Verordnung, daß ein Minderjähriger, wenn er in einem gewiſſen Geſchäfte, oder deſſen Unterlaſſung u. dgl. Schaden gelitten hat, die Rechtswohlthat der Wiedereinſetzung in vorigen Stand (Restitutionis in integrum, ſ. dieſen Artickel) genieſen ſoll, hat zum Grund, daß dergleichen Leute nicht durch die Unreife ihres Verſtandes und den Abgang eines hinlänglichen Einſicht und Ueberlegung von andern leicht überſchnellet werden, und in Schaden kommen mögen. Niemand wird leugnen, daß es manchen Großjährigen noch an der vollkommenen Ueberlegung und Einſicht fehle, und alſo bey ihnen der Grund der vorigen Verordnung vorhanden ſey. Deswegen aber wäre es doch höchſt irrig, bey dieſen ebenfalls dieſelbe anwenden zu wollen. Eben ſo wollen die Geſetze nicht, daß eine Weibsperſon aus ihrer Bürgſchaft ſoll belangt werden können, weil ſie nach ihrem angebohrnen Leichtſinn ſich zu dergleichen Handlungen, bey denen die Gefahr Schaden zu leiden noch entfernt iſt, leicht beſchwätzen läßt. Nun aber giebt es Mannsperſonen von ſolchem Leichtſinn genug; welchen man gleichwohl gegen den Willen des Geſetzgebers dieſe Rechtswohlthat geſtatten würde. 3) Bey Verordnungen, in welchen ein gewiſſer Nachtheil, Verluſt und Strafe auf eine Handlung oder deren Unterlaſſung feſtgeſetzt iſt, kann ebenfalls die angeführte Hauptregel nicht ſo ſchlechtweg angewendet werden; ſondern der Ausleger muß ſehen, ob der Grund des Geſetzes in demſelben klar angegeben ſey, oder doch ganz zuverläßig und augenſcheinlich daher geleitet werden könne, oder ob der Grund nur durch mühſam erbrachte Vermuthungen einigermaſſen zu entdecken ſey. Im erſten Falle leiden auch dergleichen Verordnungen eine ausdehnende Auslegung. So läßt ſich die Strafe des Meuchelmords aus der Strafe, welche die H. G. O. auf den Mord überhaupt ſetzt, leicht beſtimmen. Im andern Falle aber, da der Grund eines ſolchen Geſetzes nicht ganz zuverläßig iſt, darf auch keine ausdehnende Auslegung gewagt werden. 4) Bey einer Verordnung, welche eine ältere ganz oder zum Theil abändert, hat zwar nach der richtigern Meynung der Rechtsgelehrten, die vorgetragene Fundamentalregel ihre Anwendung, jedoch nur unter folgenden Einſchränkungen: a) muß der Grund des Geſetzes ganz zuverläßig und gewiß ſeyn. Wir wiederholen hier das, was wir ſo eben unter Num. 3. geſagt haben. b) Muß der Geſetzgeber nicht ſelbſt ausdrücklich oder ſtillſchweigend alle ausdehnende Auslegung verboten haben. So dürfen z. B. auſſer den in der Nov. 115. angegebenen Entbungsurſachen keine andere mehr für hinlänglich und rechtmäßig gehalten werden u. ſ. f.

Man pflegt zwar noch mehrere einzelne Regeln anzugeben, wenn eine ausdehnende Auslegung ſtatt habe; z. E. ſo ſagt man, daß das Geſetz erweitert werden müſſe, wenn die Billigkeit erfordere, daß eine in Anſehung gewiſſer Perſonen, Fällen, Sachen u. dgl. gemachte Verordnung auf andere Perſonen, Fälle und Sachen ausgedehnt werde. Ferner wenn der Geſetzgeber an einem Ort weitläuftiger als am andern geſprochen habe, daß man die engere Verordnung daher erklären, und folglich ſie auch ausdehnen müſſe; oder wenn offenbar etwas ungereimtes und eine Unbequemlichkeit im Staate ſeyn würde, wenn man das Geſetz ſo genau nach den Worten verſtehen, und nicht auch auf andere Fälle ausdehnen wollte. Allein alle dieſe Regeln laufen auf die von uns gegebene Hauptregel hinaus.

In dem zweyten Fall, wenn der Ausleger das Geſetz einſchränkend erklären will, muß folgende Hauptregel angewendet werden, daß, wo der Grund des Geſetzes in einem Fall wegfalle, der Fall auch in der Verordnung nicht enthalten ſey, ob er gleich in den Worten des Geſetzes begriffen zu ſeyn ſcheint. So befreyet zwar der Velleianiſche Rathſchluß die Frauenzimmer überhaupt und in einem allgemeinen Ausdruck von der

Digitized by Google

Verbindlichkeit, welche sie in Bürgschaften u. dgl. für jemand anders auf sich genommen haben; jedoch darf man das Gesetz nicht von solchen Fällen verstehen, da ein Frauenzimmer ihre Rechtswohlthat wissend durch List den Gläubiger zu hintergehen gesucht, oder von ihrer Bürgschaft einen ansehnlichen Vortheil gezogen hat u. dgl. Nur muß 1) die Regel von der wahren und eigentlichen Grundursache, und nicht von der bloßen Veranlassungsursache verstanden werden. Denn obgleich diese in manchen einzelnen Fällen aufhören kann, so fällt doch die Verordnung des Gesetzes in denselben nicht weg. So veranlaßte die unverschämte Caja Afrania (Calfurnia oder Carfania) das Prätorische Edict, in welchem den Frauenzimmern im Gerichte für andere zu postuliren verbothen ward; demohngeachtet darf das Edict nicht blos von unverschämten Schwätzerinnen verstanden werden, sondern muß auch auf eingezogene Frauenzimmer, und die mit der größten Modestie im Gericht reden würden, ausgedehnt werden. 2) Muß der Grund des Gesetzes ganz zuverläßig und gewiß seyn. Ist er nur wahrscheinlich, durch bloße Muthmaßungen, die nur trügen können, entdeckt: so darf der Ausleger keine Einschränkung des Gesetzes wagen. 3) Wenn der Grund des Gesetzes die Abwendung einer allgemeinen Gefahr, eines allgemeinen Uebels, welches sonst in dem Staate entstehen würde, ist, so darf ein oder der andere Fall, bey welchem die Gefahr und das Uebel nicht zu befürchten ist, von der allgemeinen Verordnung des Gesetzes nicht ausgenommen werden. So haben die Gesetze bey den Verehlichungen gewisse öffentliche Solennitäten eingeführt, um die leichtfertigen Beywohnungen, Ehebrüche u. dgl. zu verhüten, die sonst leicht überhand nehmen würden, und oft nicht einmal geahndet werden könnten. Wenn nun auch dergleichen Uebel aus einer gewissen Ehe nicht zu befürchten wären, weil man z. E. anderstwoher von der unter den Personen verabredeten ehelichen Verbindung gewiß wäre, u. dgl. so folgte doch keineswegs, daß in diesem Falle die gesetzlichen Solennitäten unterbleiben könnten. So darf der Vormund unbewegliche Grundstücke seines Pupillens außer einem Nothfall, ohne obrigkeitliche Erlaubniß nicht veräußern, der Grund des Gesetzes ist, daß solche Personen nicht durch die Treulosigkeit ihrer Vormünder ganz um das Ihrige gebracht würden; demohngeachtet ist ein redlicher und treuer Vormund, der auch durch die Veräußerung das Beste seines Pflegbefohlnen besorgt, von dieser Verordnung nicht ausgenommen. Ferner hat 4) die einschränkende Auslegung nicht statt, wenn der Gesetzgeber befohlen hat, das Gesetz, wie es lautet, und nach dem Buchstaben zu befolgen; wofern nicht hier und da eine offenbare Ungereimtheit herausfäme, oder eine Unbilligkeit müßte angenommen werden; denn in solchen Fällen läßt sich von einem vernünftigen und billigen Gesetzgeber nicht anderst vermuthen, als daß er eine Ausnahme von seiner auch noch so allgemein lautenden Verordnung wolle gemacht haben. Allein auch hier muß der Ausleger mit der größten Behutsamkeit zu Werk gehen, indem, was an sich unbillig zu seyn scheinen kann, im Staate nach dessen besondern Verfassung und Absichten sehr billig ist. So scheint die Verjährung sehr unbillig zu seyn, indem dadurch der eine mit Schaden des andern reicher wird; und doch ist sie im Staate mit vielen Vortheilen fürs Ganze verbunden u. s. w. Die Rechtsgelehrte pflegen auch hier noch manche besondere Regeln vorzutragen, nach welchen ein allgemein redendes Gesetz zuweilen eingeschränkt worden muß, die aber wieder mit der gegebenen Hauptregel übereinkommen, und dieselbe mehr erläutern. So muß z. E. ein allgemein verordnendes Gesetz eingeschränkt werden, wenn in einem Theile desselben eine Ausnahme gemacht worden ist. Ferner gehört der Fall hieher, wenn schon ein Specialgesetz vorhanden ist, und der Gesetzgeber nun ein Generalgesetz giebt, dann in diesem Fall sieht man das alte Specialgesetz als eine Ausnahme des neuen Generalgesetzes an. So ist in l. fin. C. de inoff. test. verordnet, daß die Kinder nicht schuldig seyn sollen, ihren Eltern von dem, was sie sich im Kriege oder durch freye Künste erworben haben, (ex peculio castrensi vel quasi) den Pflichttheil zu lassen. Dieser Fall macht von der nachfolgenden allgemeinen Verordnung in Nov. 115., daß die Kinder ihren Eltern den Pflichttheil von ihrem Vermögen verlassen sollen, eine Ausnahme, und muß demnach die Nov. 115. aus der speciellen Verordnung der l. fin. C. de inoff. test. eingeschränkt werden. Auch gehört die Regel hieher, daß die Concessionen des Landesherrn, in welchen er jemand von seinen Unterthanen mit Regalien begnadiget, so viel, als möglich ist, eingeschränkt erklärt werden müssen. So hat der, welchem der Landesherr die Gerichtsbarkeit verliehen hat, nur die bürgerliche, nicht aber die peinliche Gerichte, und der, dem auch alle Gerichte verliehen sind, hat deswegen die geistliche Gerichtsbarkeit nicht, wenn derselben in der Concession nicht ausdrücklich Meldung geschehen ist. Also dem bisher vorgetragenen wird man leicht schließen können, was von dem bekannten: odia restringenda sunt & favores ampliandi, zu halten seyn, denn da das odiosum & favorabile blos relativisch, und das was einem odiosum, dem andern favorabile, und so umgewendet ist, so hat dieses Axiom keinen Nutzen in der Anwendung.

Endlich wenn der Ausleger eine blos erläuternde Auslegung von dem Gesetz machen will, so muß der Grund des Gesetzes auf alle in den Worten desselben enthaltene Fälle passen, und auf keine andere mehr anwendbar seyn. Dies ist demnach die Regel, welche der Ausleger im dritten Falle zu beobachten hat. Mit einem Wort: es muß weder eine ausdehnende noch einschränkende Erklärung statt haben. Hier trift demnach dasjenige wieder ein, was wir zur Erläuterung der vorigen beyden Hauptregeln angemerkt haben. Noch merken wir an, daß auch aus der Analogie der Rechte gar oft der Sinn eines dunkeln Gesetzes bestimmt und erklärt werden müsse. s. Analogie der Rechte.

Was nun die besondere Regeln der Auslegungskunst betrift, welche nur bey einer gewissen Art von Gesetzen angewendet werden können; so sind 1) in Ansehung des römischen Rechts folgende hauptsächlich zu bemerken:

a) die Regeln der juristischen Critik, welche gemeiniglich mit unter den Regeln der Auslegungskunst pflegen abgehandelt zu werden. s. in dem Artikel: Critik (juristische).

b) Muß dem Ausleger die den römischen Juristen eigene Bedeutung verschiedener lateinischen Wörter hinlänglich bekannt seyn. Dergleichen sind: postulare (causam agere), usurpare (interrumpere præscriptionem), exhibere (alere) &c. Auch muß er die mancherley Bedeutungen eines und desselben Worts wissen, derer sich dieselbe zuweilen bedient haben. So wird der Ausdruck: damnum facere sowohl von dem, welcher den Schaden zufügt, als auch von dem, welchem er zugefügt wird, gebraucht, u. s. f. Ferner muß er auch der griechischen Sprache hinlänglich kundig seyn, um die griechischen Wörter, Constructionen und Redensar-

Digitized by Google

ten, deren eine Menge in den Büchern des römischen Rechts vorkommt, verstehen zu können.

c) Muß der Ausleger den Grundstoff und die einzelnen Particken jedes Theils des römischen Gesetzbuches kennen. Er muß also wissen, daß dasselbe eine Compilation von ältern und neuern Gesetzen, Rathschlüssen, Befehlen der Magistratspersonen, Verordnungen der Kayser sey, er muß die Chronologie der Juristen, der Kayser und ihrer Verordnungen verstehen. Denn da oft einzelne sich widersprechende Stücke darinn angetroffen werden, so wird sich der Ausleger aus den Widersprüchen nicht zu helfen wissen, wenn er nicht weiß, welches Stück älter, welches jünger sey.

d) Muß er die Lehrsätze sowohl der Philosophie überhaupt, als der Stoischen insbesondere wissen. Denn da die römischen Juristen derselben am meisten zugethan waren, so behaupteten sie auch in ihren Commentarien, rechtlichen Gutachten, ꝛc. Stoische Grundsätze, die denn auch daraus in das Justinianische Gesetzbuch geflossen sind. Nur muß der Ausleger die Sache nicht übertreiben, und Stoicismus suchen wo keiner ist. Vor dreyßig und mehr Jahren war es herrschende Mode die Gesetze der Pandecten aus der Stoischen Philosophie zu erklären, und dies wurde gar oft übertrieben, daß man zuweilen den Sinn eines Gesetzes und seinen Grund nicht richtig anzugeben vermögend sey, ohne Hülfe der Stoischen Gesetze, geben wir gerne zu. So gestatten z. E. die ältern römischen Juristen einem noch nicht gebohrnen Kinde gar kein Erbrecht, die Abtreibung der Leibesfrucht wurde in den ältern Zeiten gar nicht, und in den neuern sehr gering gestraft. Die Ursache davon lag in dem Grundsatz der Stoischen Weltweisheit, daß ein noch nicht gebohrner Mensch kein wahrer Mensch sey, und nicht eher eine vernünftige Seele habe, bis er gebohren sey. u. s. f.

e) Trägt zur richtigen Auslegung der Gesetze ungemein viel bey, wenn der Ausleger weiß, welcher Secte der Jurist zugethan war, der der Verfasser des zu erklärenden Gesetzes ist. Diese Regel hat besonders in Ansehung der ältern und vor Hadrian lebenden Rechtsgelehrten ihre Anwendung. Denn da die beyden Secten in vielen Rechtsmaterien auch verschiedene und von einander abweichende Grundsätze hatten, und selbst in der Auslegung der Gesetze von einander abgiengen: so ist der Innen dieser Regel offenbar. So klebten z. E. die Proculeianer mehr an den Worten des Gesetzes, die Sabinianer hingegen suchten sie nach der natürlichen Billigkeit zu erklären, wenn sie ihnen hart schienen u. dgl.

f) Muß der Ausleger die Ueber- und Unterschriften der Gesetze vor Augen haben, welche bey der Auslegung von ungemeinem Nutzen sind. Sie dienen hauptsächlich dazu, um den ganzen Context eines Gesetzes, mit dem vorhergehenden und nachfolgenden zu finden, und daher den wahren Sinn desselben besser zu bestimmen als sonst möglich ist. Man kann nemlich durch Hülfe der Ueberschriften sehen, welche Gesetze zusammen gehören, und vormals ein ganzes ausgemacht haben. So ist unter den Rechtsgelehrten eine bekannte Streitigkeit: ob man sich über das, was Einem in dem Testament verlassen ist, vergleichen könne, ehe man das Testament eingesehen habe, und dessen Inhalt wisse. Diejenigen, welche leugnen, daß man in diesem Falle sich vergleichen könne, berufen sich auf l. 6. D. *de transact.* worinne auch ihre Meynung allerdings gegründet zu seyn scheinet. Allein da dieses Gesetz ein Stück der l. 1. D. testam. quemadm. aper. ist, in welcher der Jurist Cajus die Billigkeit des Prätorischen Edicts: daß jeder, der wahrscheinlich dabey interessirt ist, befugt seyn soll, das Testament einzusehen und abzuschreiben, zeigen will, und davon die Ursache angiebt: weil man ohne das Testament eingesehen zu haben, nicht transigiren, oder in einem darüber entstandenen Proceß die Wahrheit wissen könne; so sieht man deutlich, daß in dem l. 6. D. de transact. eine solche Transaction nicht für ungültig, sondern für nicht thunlich, nicht rathsam oder nicht wohl möglich erklärt worden sey. Daß aber beyde Gesetze zusammen gehören, und vormals ein ganzes ausgemacht haben, zeigt die Ueberschrift, die von beyden: ex Cali libro septimo decimo ad edictum provinciale, heißt. Dadurch wird ferner der Ausleger 1) in den Stand gesetzt, einzusehen ob das Gesetz, welches der Gegenstand seiner Auslegung ist, interpolirt oder defect sey; 2) wird ihn leicht seyn, manche Scheinwiderspräche zu heben. So scheint der Jurist Marcianus gegen alle Grundsätze der Rechte zu sprechen, wenn er in l. 5. §. 1. D. de pignor. & hypothec. sagt, daß pignus und hypotheca nur dem Wortklange nach verschieden wären, indem in andern Gesetzen mehr als ein Unterschied auch in der Sache selbst angegeben wird; z. E. daß der Gläubiger den Besitz des Pfands nicht aber der Hypothek bekomme, wie Ulpian in l. 9. §. 2. D. de pignor. act. u. dgl. sagt. Allein da die angeregte l. 5. aus Marciani libro singulari ad formulam hypothecariam genommen ist, wie die Ueberschrift desselben ausweist; so sieht man zugleich, daß er von dem Pfand und der Hypothek nur in Ansehung der Klage rede, denn da aus beyden actio quasi serviana angestellt wird, so kommt den derselben nichts darauf an, ob sie sich auf ein Pfand oder eine Hypothek gründe.

g) Muß der Ausleger allezeit auf den Fall, der in dem Gesetze aufgestellt, und auf welchen die Entscheidung gegeben worden ist, Rücksicht nehmen. Die deutliche Vorstellung desselben, wird ihm den Sinn des Gesetzes, dessen Grundursache, und die Statthaftigkeit einer ausdehnenden, einschränkenden oder nur erklärenden Auslegung hinlänglich angeben, und oft das einzige Mittel seyn, Scheinwidersprüchen auszuweichen. In dieser Kunst, den wahren Fall, von dem das Gesetz redet, mit seinen Umständen zu bestimmen; (arte casuistica) waren die Glossatoren große Meister.

h) Ist in unserem Gesetzbuche eine ältere Verordnung abgeändert: so muß der Ausleger sich vor allem dies alte Gesetz hinlänglich bekannt machen, um die neue Gesetzgebung sich desto klärer zu machen. So wird niemand das, was Justinian in Nov. 115. bey der Enterbung von neuem verordnet hat, deutlich einsehen, der nicht weiß, was vor diesem bey derselben Rechtens war. Z. E. niemand wird deutlich genug verstehen, wann Justinian sagt, das Testament solle nur der Erbeseinsetzung nach null seyn, wenn er er nicht weiß, daß vordem das inofficiose Testament ganz auch mit den Legaten, Fideicommissen u. dgl. über den Haufen fiel.

i) Wenn eine Verordnung, die in dem Codex steht, dunkel ist: so muß der Ausleger den im Theodosianischen Codex oder in den Fragmenten der ältern befindlichen vollständigern Text einsehen, und daher sich Licht zu verschaffen suchen.

k) Dienen zur Erklärung der römischen Gesetze ungemein viel die griechischen Uebersetzungen derselben; wohin vorzüglich die Basilica gehören, die demnach der Ausleger zu Rathe ziehen muß. Die Basilikenbücher wurden zur Zeit gemacht da die Manuscripte des Justi-

Digitized by Google

nianischen Gesetzbuches noch reiner und ohne die Fehler waren, die hernach durch mancherley Ursachen z. E. durch die Nachläßigkeit der Abschreiber u. dgl. hinein gekommen sind. s. mehreres davon unter dem Artickel: Basilica, Critick, juristische.

Die Regeln, welche der Ausleger bey der Erklärung der canonischen Gesetze zu beobachten hat, sind vorzüglich folgende: I. in Ansehung des Gratianischen Decrets muß der Ausleger a) eine gründliche Kenntniß der Kirchengeschichte besitzen, um aus derselben die kirchlichen Einrichtungen und Anstalten, deren in dem Decret Erwähnung geschieht, zu erklären. Daher wird er sich allein deutliche Begriffe eines Bischofs, Metropoliten, Primaten, Patriarchen, der Kirchenbuße, der Consecration u. a. m. verschaffen können, ohne welche er in diesem Theil des canonischen Rechts gar nichts sieht.

b) Da Gratian nicht selbst an die Quelle gegangen ist, sondern aus trüben Bächen geschöpft, und daher unzählige Unrichtigkeiten und Fehler in seine Compilation gebracht, auch gar oft einen andern, und mehr nach der Disciplin seiner Zeit eingerichteten Sinn alten Kirchensatzungen angedichtet, oder dieselbe doch zerstückelt hat, so ist unumgänglich nöthig, daß der Ausleger, um den wahren Sinn eines Canons zu bestimmen, das, was Gratian hat, mit den Quellen vergleiche, und daher zuweilen auch die Werke des Regino, Burchards, Ivons u. a. nachsehe, die derselbe ausgeschrieben hat.

c) Muß der Ausleger alle unächte und untergeschobene Canones kennen, die Gratian für ächt und richtig gehalten hat; denn sonst wird er auch nothwendig eine gezwungene und falsche Auslegung machen. Z. E. wenn er in einem Canon, welcher als ein Excerpt aus dem Briefe eines römischen Bischofs vom zweyten Jahrhundert überschrieben ist, von Appellationen, Titeln u. dgl. liest, und nicht weis, daß das Original erst zu Ende des achten Jahrhunderts einem solchen Bischof untergeschoben worden ist, wie viel Unrichtigkeiten und Irrthümer wird der Ausleger dann nicht machen?

d) Muß auch der Ausleger immer sein Augenmerk auf die besondere Methode, derer sich Gratian bedient hat, richten; sonst wird er sich der Widersprüche nicht entwehren können. Denn da derselbe einen gewissen Satz festsetzte, und nachdem Gründe und Gegengründe aus der Bibel, den Satzungen der alten Kirchenversammlungen, den Briefen der römischen Bischöfe und den Werken anderer Kirchenväter sammlete, die er hernach nach der damals üblichen scholastischen Methode durch subtile Distinctionen und Eintheilungen zu vereinbaren suchte: so muß der Ausleger alles wohl voneinander absondern, um sich einen deutlichen Begriff des ganzen Contexts machen zu können.

e) Muß der Ausleger das, wovon Gratian Verfasser ist, von dem, was er compilirt hat, unterscheiden, damit er nicht dem erst das Ansehen beylege, das dem gehört, was in dem Decret gesetzlich ist.

f) Endlich da auch die unter den Päbsten Pius IV. und V. Gregor XIII. vorgenommene Verbesserung des Decrets nicht in allen Stücken vollkommen ist: so darf der Ausleger auch bey Erklärung seiner verbesserten Stelle nicht blos der gemachten Verbesserung trauen, sondern muß auch hiebey die Quellen vergleichen, um zu sehen, ob die gemachte Verbesserung denselben gemäß sey oder nicht. Beyspiele zur Erläuterung dieser Regeln s. bey dem Artickel: Decretum Gratiani.

II. Was die Decretalensammlungen betrifft: a) so sind dieselbe bekanntlich aus schon vorher erlassenen und meistens auch in andern Sammlungen befindlich gewesenen Decretalen und Canonen der Kirchenversammlungen ausgezogen und abgekürzt worden, wodurch nothwendigerweise der Sinn von manchen dunkel und unverständlich geworden ist, so daß er nicht anderst als aus dem ganzen Context erortert und bestimmt werden kann. Diesen muß also der Ausleger einsehen. Ein hervorstechendes Beyspiel davon ist das cap. 6. X. qui filii sint legit. welches Raymundus so ungeschickt aus dem Context gerissen hat, daß der wahre Sinn desselben auf keine andere Weise, als aus der Quelle und mit Rücksicht auf den ganzen Zusammenhang bestimmt werden kann. Die Worte des Capitels sind folgende: tanta est vis matrimonii, ut, qui antea sunt geniti, post contractum matrimonium legitimi habeantur. Si autem vir vivente uxore sua aliam cognoverit, & ex ea prolem susceperit; licet post mortem uxoris eandem duxerit; nihilominus spurius erit filius, & ab hereditate repellendus; praesertim si in mortem uxoris prioris alteruter eorum aliquid fuit machinatus. Hier hat Raym und 1) die eigentliche Speciem facti, oder den Fall mit den Umständen, wie er dem Pabste vorgelegt war, daß nemlich die Ehebrecherin der ersten Frau nach dem Leben gestanden habe, weggelassen; 2) hat er die Entscheidungsursach des Pabsts nicht angeführet: weil sie keine rechtmäßige Ehe unter sich haben eingehen können; und 3) hat er statt des Worts *sacramenti*, welches in der Decretale des Pabsts steht, das Wort matrimonii hingesetzt. Nimmt man dieses zusammen, so ist es klar, daß der Pabst nicht von jedem aus einem Ehebruch erzeugten Kinde, sondern nur von einem solchen rede, dessen Eltern eine gültige Ehe haben eingehen können. Mehrere Beyspiele von dieser Art hat Espen in oper. iuris can. Part. VIII. cap. I. §. V. angeführt. Um in diesem Stück dem Ausleger die Arbeit zu erleichtern, haben verschiedene grose Männer, z. B. Antonius Contius, Gonzalez Tellez, J. H. Böhmer zu den Capiteln den ganzen Context getheilet, zu welchen deswegen der Ausleger seine Zuflucht nehmen muß.

b) Da auch in die Decretalensammlungen gar viele Verordnungen aus dem Römisch-Justinianeischen Rechte gekommen sind, ja manche Verordnungen desselben in dem canonischen Rechte eine Abänderung erlitten haben; so versteht sich von selbsten, daß der Ausleger des canonischen Rechts das Justinianeische Gesetzbuch gründlich verstehen müsse. Beyspiele von solchen Abänderungen sind in cap. 5. X. de cauf. poſſeſſ. & proprietat. wo Innocentius III. erlaubt hat, das poſſeſſorium und petitorium zu cumuliren (s. den Artickel: Cumulatio Actionum). Ferner in cap. 5. X. ut ſite non conteſt. und in cap. 4. X. de confir. utili vel inut. in cap. 16. & 18. X. de teſt. & uit. volunt. u. a. m.

c) Ferner da viele Stücke aus dem deutschen Staats- und Privatrechte in den Decretalensammlungen vorkommen: so muß der Ausleger auch in diesen Fächern der Rechtsgelehrsamkeit bewandert seyn. Dahin gehört z. E. das cap. 2. X. de conſuet. cap. 2. X. de locat. & cond. cap. 8. & 24. de decimis. cap. 6. X. ne cler. vel monach. ſecul. cap. 8. X. de in integr. reſtit. u. a. m. d) Muß der Ausleger um die wahre Speciem facti beforgt seyn, auf welche die Decretalis sich beziehe; denn da gar oft ein Umstand des Falles die Entstehung bestimmt, welche ohne denselben ganz anders wäre gegeben worden, so kann der Ausleger, ohne den Fall mit allen Umständen zu wissen, nicht sicher eine Auslegung vornehmen. Die Speciem facti trifft man in den

Digitized by Google

Quellen und ganzen Decretalen an, aus welchen Raymundus seine Auszüge gemacht hat, wenn sie nicht auch schon von ihm angeführt worden ist.

Bey der Auslegung der H. G. O. Carls V. mögen folgende Hauptregeln beobachtet werden: a) der Ausleger muß die deutsche Sprache des sechzehnten Jahrhunderts, und die damaligen Gebräuche, Verfassung und dgl. wissen. Z. E. wenn er nicht weis, was in den damaligen Zeiten die Austreter waren (s. den Artikel **Austreter**), so wird er den 128sten Art. der H. G. O. nicht deutlich verstehen.

b) Muß er das römische Recht inne haben, weil sich Carl V. sehr oft darauf beziehet.

c) Muß er die Bambergische H. G. O. als die Mutter der Carolinischen, Tenglers Layenspiegel und Goblers Uebersetzung zu Rath ziehen; wiewohl nach der Bemerkung eines der besten neuern Criminalisten diese letztere zum Verstand des Originals wenig beyträgt.

Ausleihen, s. Leihen.

Auslese, Auslesmost, Ausleſen, ist das Geschäfte des Weingärtners, welcher seine Weingärten durchgehet, die besten und gezeitigste Trauben vorwegnimmt, besonders thut und auspreſſet, und so den allerbesten Wein erhält. Ein solcher von ausgelesenen Trauben verfertigter Most heißet schlechtweg **Auslese**, oder **Auslesemost**.

Auslesung, (*Electio*). In der Apothekerkunst brauchet man dieses Wort bey vielen Arzneywaaren, welche man **ausgelesene** nennt: z. E. **auserlesene Manna, auserlesene Myrrhe, Mastix, Rhabarber** ꝛc. Man verstehet darunter die besten ausgesuchten Stücke, welche man besonders verwahret und um einen höhern Preiß verkauft. Die noch nicht ausgelesene Waare, welche noch mit schlechten Stücken und zuweilen vielen Unreinigkeiten vermischt ist, führt das Beywort: in sorte, und um geringern Preiß verkauft.

Ausleute, s. Ausmänner.

Auslichten, oder auslichten, heißt im Forstwesen so viel, als aus einem Walde die Bäume einzeln aushauen, und dadurch denselbigen dünner, oder heller und durchsichtiger machen. Wenn die Waldungen eines Staats aufs vollkommenste benutzt werden sollen, so muß dies der einzige Plan seyn, daß jeder District so viel von tauglichen Holze trägt, als er tragen kann, und daß sie alle in der Abtheilung und Ordnung gehauen werden, nach welcher man immer wieder von vorne anfangen kann, wenn man mit dem letzten fertig ist. Dieser unaufhörliche ewige Cirkel in der Benutzung der Waldungen ist der einzige Weg, die Waldungen immer in ihrem gehörigen Holzbestande zu erhalten, und denselbigen zum Besten des Staats zu vergrößern. Es ist daher zu Aufrechthaltung und höchstmöglicher Benutzung der Waldungen unumgänglich nöthig, daß Laub- und Tangelholzwaldungen nicht anders, als in abgetheilten Gehauen abgeholzet, und diese Gehaue, wofern das geschlagene Holz aus dem Stamm nicht wieder ausschlägt, wie dies bey dem Nadel- oder Tangelholze und bey demjenigen Laubholze, das man zu besondern Absichten sehr stark und alt werden läßt, statt findet, von allem Unrath und Stöcken befreyet und wieder besäet werden müssen. Wenn man den entgegengesetzten Weg betritt, und die Wälder auslichtet, oder bald hie bald dort einen Baum ausbauet, so wird der Ertrag des Walddistrictes immer geringer, weil durch dieses Auslichten die Anzahl der vorhandenen Stämme immer kleiner wird, und das junge Holz auf diesen unaufgeräumten Waldplätzen nicht so nachwachsen kann, daß es die weggehauene Bäume wieder zu ersetzen im Stande wäre. Wenn man endlich mit allem erwachsenen Holze in solchen Waldungen fertig ist, so fehlt es alsdann an starken nutzbaren Holze, und der Staat empfindet den bittersten Mangel. Das ist und bleibt ewig die Folge vom Auslichten der Wälder. s. übrigens den Artickel: Forstwirthschaft.

Auslieferung der Missethäter. Nach dem römischen Recht muß der Richter, welcher einen Missethäter arretirt hat, an den, in dessen Gerichtsdistrict das Verbrechen begangen worden ist, ausliefern. Da in Deutschland mehrere einzelne Staaten und Regenten sind, so läßt sich die Verordnung des römischen Rechts so schlechterdings nicht anwenden; sondern man muß folgende Fälle unterscheiden: 1) Wenn beyde Richter unter einem und demselben Landesherrn stehen, so muß der Richter den Delinquenten, welcher in einem andern Gerichtsbezirk ein Verbrechen begangen hat, in dem seinigen aber in Verhaft genommen worden ist, an den Richter des Orts, wo er delinquirt hat, ausliefern, wenn dieser die Auslieferung begehrt; denn in diesem Fall steht der Beobachtung und Anwendung des römischen Rechts nichts entgegen. Wenigstens ist dies bey solchen Richtern, die Amtsjurisdiction (iurisdictionem administratoriam) haben, außer Zweifel. Bey den Patrimonialgerichten sind viele Juristen anderer Meynung. 2) Wenn beyde Richter unter verschiedenen Landesherrn stehen, so sind entweder Verträge wegen der Auslieferung der Missethäter unter beyden Richtern festgesetzt, die alsdenn beobachtet werden müssen. Oder dergleichen Verträge sind nicht vorhanden, in welchem Fall die Auslieferung nicht nothwendig geschehen muß; es sey denn, daß der Delinquent anderwärts arretirt worden ist, nachdem ihm schon vom Richter des Orts, wo er delinquirt hat, der peinliche Proceß gemacht worden war, in welchem Falle derselbe schon ein Recht auf den Missethäter hat. Uebrigens wird die Auslieferung nicht sehr oft gefordert, indem der peinliche Proceß mit vielen Kosten verbunden ist, welche selten vergütet werden.

Auslieger, (*Hydrotechnie*), sind schräge gegen den Strom gerichtete Bäume an den alten Steinkünsten im Wasser, über welche die Schweden ehedem Brücken bauten. Sie sind beynahe eben das, was in unsern Brücken die Eisbäume sind. Ihr Gebrauch hatte den Nutzen, die Macht des Stroms auf die Brücke nicht nur zu zertheilen, und das Eis, welches auf solche aufrennen sollte, zu zerbrechen, sondern es dienten solche den alten Steinkünsten auch zugleich zur Befestigung.

Auslochen, (Baukunst), nennen die Zimmerleute eine Arbeit, wenn sie mit der Zweeraxt in die Schwellen, Pfetten, Riegel und Säulen, Zapfenlöcher (s. Zapfenloch) hauen. Der Steinhauer versteht unter Auslochen eine Arbeit, wenn er in eine steinerne Platten, Quader, Tritt, Gwind oder anders Stück Stein mittelst des Meisels ein Loch zu hauen hat, in welches eine eiserne Stange, Klammer, Kloben oder Bankeisen kommen soll.

Auslochen, (bergmännisch). Wenn die Bergleute nur unter dem Firsten, unter dem Rasen bauen, so heißt es: sie lochen die Erze im Taggehäng aus.

Auslöshaken, wird ein bey Rammmaschinen oder Pfahlrammeln gebräuchlicher eiserner Haken genennt, welcher in das Oehr des Schlägels oder Knechts eingehänget, und wenn derselbe hoch genug aufgezogen worden, ausgelöset wird, daß der Schlägel herunter auf den

Digitized by Google

den Pfahl falle, und durch den ihm mittheilenden Stoß solchen in den Boden treibe. Es erhält solcher die Gestalt eines gebogenen lateinischen S, und in der Mitten ein Loch, worein er an das Seil befestigt wird, welches sowohl solchen, als den Schlägel, in die Höhe ziehet. Mit dem einen Bogen haket er sich in das Ohr des Schlägels ein, und an dem andern Haken ist ein Seil, daß wenn man an solchem ziehet, sich derselbe auslöset, oder ist er auch so gerichtet, daß er sich auch ohne solches Seil von selbst auslöset, wenn nemlich der Schlägel ganz in die Höhe gezogen wird, daß das andere Ende des Auslöshakens oben anstoßen kann.

Auslöschung des Namens, ist eine Art, die Erbeseinsetzung und Vermächtnisse wieder aufzuheben. Wann nemlich der Testirer den Namen eines eingesetzten Erben mit Vorsatz ausstreicht, oder di Stelle, worinn er einem etwas vermacht hat, durchstreicht: so fällt die Einsetzung oder das Vermächtniß weg.

Auslöschung in den Urkunden, s. Auskrazung.

Auslösen, wieder einlösen, retrahiren, s. Abtrieb. Zuweilen heißt es auch reluiren, s. Reluitio.

Auslösung, (juristisch). Man versteht in Sachsen darunter die Diäten, welche die Deputati der Landstände bey einem Landtage bekommen. Einer von den allgemeinen Edelleuten erhält 2 fl. Einer aus dem weitern Ausschusse 2 fl. tägliche Auslösung.

Auslösung, (Uhrmacherkunst), ist ein Stängelchen, welches mit einem Ende auf den Schlagnägeln des Rades in der Uhr lieget, von welchen dasselbe, so oft es schlagen soll, in die Höhe gehoben wird. Damit nicht eine Sache mehrmalen gefagt werden müsse, sehe man die Artickel Schlag- und Repetirwerk nach.

Auslösung der Erstgeburt. Da bey den Israeliten alle Erstgeburt dem Herrn geheiligt war, gleichwohl nicht alle Erstgebohrne auf den Altar gebracht werden konnten (s. Erstgeburt); so konnte alles, was nicht zum Opfer auf den Altar diente, losgekauft werden. In Absicht auf die erstgebohrnen Söhne war dies eine Schuldigkeit der Eltern, bey unreinen Thieren aber stund es in der Willkühr der Eigenthümer. Von beyden wollen wir sowohl nach den mosaischen Verordnungen, als auch nach der heutigen jüdischen Observanz handeln.

Die Loskaufung eines erstgebohrnen Kindes geschah, wenn es einen Monat alt war, oder eigentlich am 31sten Tag nach seiner Geburt. Fiel dieser Tag auf einen Sabbath ein, so wurde es bis auf den folgenden Tag verschoben. Starb das Kind zwischen dieser Zeit, so durfte es nicht gelöset werden; denn es war Gott und dem Priester, dem es bis dorthin gehörte, gestorben. Der Priester mußte das Kind schätzen; sie hatten also nicht alle einerley Preiß, sondern es scheint, das kränkliche, dessen Ende man täglich erwartete, ingleichen das Kind des Dürftigen, war geringer geschätzt; doch mußte der Vater allemal etwas als eine Recognition des Rechts, das Gott an der Erstgeburt hatte, geben. Es war eine Taxe gesetzt, über welche der Priester nicht schreiten durfte, nemlich fünf Seckel. Was der Priester forderte, mußte gegeben werden; accordiren durfte der Vater des Kindes schlechterdings nicht: wollte aber der Priester aus freyen Stücken etwas nachlassen, so stund es ihm frey.

Die Ceremonien, welche die Juden heutzutage bey der Loskaufung eines erstgebohrnen Sohnes machen, sind folgende. An dem im Gesetz bestimmten Tag stellt der Vater eine Mahlzeit an, wozu er zehen Ehemänner und den Cohen, oder Priester, einladet. Hierauf legt der Vater das Kind auf einen Tisch, und darneben eine ansehnliche Summe Geldes. Der Priester legt alsdenn der Mutter des Kindes folgende Fragen vor: ist das euer Kind? seyd ihr eine reine Jungfrau gewesen, da ihr diesen euern Mann genommen habt? könnt ihr das mit euerm guten Gewissen sagen? habt ihr auch im Anfang eurer Ehe neben euern jetzigen Mann etwa die Gedanken gehabt, oder was noch mehr ist, wirklich Unzucht getrieben mit einem fremden Ehemann, oder mit einer ledigen Mannsperson? habt ihr auch eure göttliche Gebote und Gesetze von der weiblichen Zeit, mit Backen und Abschneiden des Teigs, mit Lichteranzünden vor Eingang des Sabbaths, gehalten? habt ihr euch zu gewissen Zeiten von euerm Ehemann entfernt? ꝛc. Wenn nun alle diese Fragen beantwortet worden, so gehet der Vater zum Priester, nachdem er das Kind auf eine große Schüssel gelegt und zu ihm gebracht hat, und sagt: dies ist mein erstgebohrner Sohn, der die Mutter gebrochen hat. Darauf fragt ihn der Priester: weißt du lieber deinen Sohn haben, oder die fünf Seckel geben, die du nach dem Gesetz zu geben schuldig bist? Wenn nun der Vater diese Frage bejahet, und das Geld hingereicht hat; so macht er den gewöhnlichen Segen:

בָּאי אמה אקנו על פדיון הבן gelobet seyst du, Herr, unser Gott, du König der Welt, der du uns geheiligt hast mit deinen Geboten, und hast uns befohlen zu lösen die Erstgeburt. Hierauf fragt der Priester beyde Eltern noch einmal, ob sie ihr Kind von ihm lösen wollten, über welches er jetzo die Macht habe, solches zu sich nehmen. Auf die Beantwortung dieser Frage sagt der Priester: „das ist der erstgebohrne Sohn, welchen Gott zu lösen befohlen hat. Da du noch im Mutterleibe warest, hatte dein himmlischer Vater und deine Eltern das Recht über dich; nun aber bist du in meiner Gewalt, weil ich Priester bin. Doch haben deine Eltern dich, als den Erstgebohrnen, und der dem Herrn geheiligt ist, zu lösen beschlossen, und es wird für deine Lösung das Geld gegeben. Wesern ich dich nun rechtmäßiger Weise befreyet habe: sollt du frey seyn; wo nicht, so bist du dennoch dem Gesetz und der Judenordnung nach frey. Wachse in der Furcht Gottes, begebe dich alsdenn in den Stand der Ehe, und befleißige dich aller guten Werke, Amen.“ Darauf halten sie eine gute Mahlzeit, und sollte auch dieser Tag ein Fasttag seyn.

Dieses sind die Ceremonien, welche heutzutage bey der Auslösung der Erstgeburt vorgehen; nun sind noch einige Fragen dabey zu erörtern übrig. Wenn es sich zuträgt, daß der Vater des Kindes vor dem 30sten Tag, und ehe es noch gelöset werden kann, stirbt; so darf die Mutter ein solches Kind nicht lösen, sondern sie muß demselben ein Blech an den Hals hängen, worauf diese Worte geschrieben stehen: בכור שלא נפדרה d. i. ein Erstgebohrner, der nicht gelöset ist; oder auch: בן הכהן Sohn des Priesters. Wenn ein solches Kind erwachsen ist, so muß es sich selbst lösen. Eine andere Frage ist diese: Wenn eine von ihrem Manne geschieden worden, und hätte darauf gleich einen andern Mann genommen, sie käme auch nicht lange darnach mit einem Sohne nieder, man wüßte aber nicht, ob das Kind vom ersten oder zweyten Mann wäre; so darf der Vater solches Kind nicht lösen, sondern es muß, wenn es erwachsen ist, sich selbst lösen. Wenn eine Christin eine Jüdin wird, so muß sie ihren ersten Sohn, den sie nach ihrem Uebergang gebieret, lösen; hat sie aber ihr erstes Kind schon vorher gebohren, so braucht sie es nicht. Wenn Zwillinge beyderley Geschlechtes gebohren werden, und

Digitized by Google

man nicht weiß, welches das Erſtgebohrne iſt, ſo braucht man das Söhnchen nicht zu löſen; ſind ſie aber gleiches Geſchlechts, ohne daß man weiß, welches das erſte iſt; ſo legt ſie der Vater unter obigen Ceremonien auf eine Schüſſel, und zahlt nicht mehr dafür, als für einen. Prieſter und Leviten ſind von der Auslöſung frey.

Auch die Erſtgeburt vom Vieh, das nicht auf dem Altar zum Opfer tüchtig war, mußte gelöſet werden; wollte es aber der Eigenthümer nicht thun, ſo mußte er ihm den Hals brechen. In der moſaiſchen Verordnung 2 B. Moſ. 13, 13. wird zwar nur des Eſels gedacht: allein da 4 B. Moſ. 18, 15. überhaupt geſagt wird, daß die erſte Frucht eines unreinen Viehes gelöſet werden ſoll: ſo wird die erſte Stelle durch die zweyte erklärt. Andere im Gegentheil behaupten, daß unter allen unreinen Thieren keines dem Recht der Erſtgeburt unterworfen geweſen, als der Eſel. Alle reine erſtgebohrnen Thiere mußten in den Tempel zum Opfer gebracht werden, ihr Blut mußte auf den Altar geſprengt, ihr Fett verbrannt werden, das Fleiſch aber gehörte dem Prieſter. Wenn aber ein Erſtgebohrnes vor der Opferung einen unheilbaren Fehl bekam; ſo wurde es mit Geld gelöſet. War der Mangel vor der Heiligung nur eine zeitlang da, oder das Vieh war bis an die Heiligung ohne Fehl, und bekam ſolchen erſt hernach, ſo war es von dem Recht der Erſtgeburt frey. Die Zeit der Heiligung war bey den Iſraeliten der achte Tag nach der Geburt. Heutzutage darf man die Erſtgeburt dem Prieſter nicht eher geben, als bey dem kleinen Vieh am 30ſten, beym großen aber am 30ſten Tag. Iſt kein Prieſter an dem Ort, ſo muß der Hausvater eine ſolche Erſtgeburt behalten, bis er einen bekommt, der ſich rühmen kann, aus prieſterlichem Geſchlecht zu ſeyn. Der Prieſter darf ſich nicht weigern ſolche anzunehmen, doch darf er ſie nicht eſſen oder verkaufen, als bis ſie einen merklichen Fehl bekommt. Dieſer Fehl aber muß von ſich ſelbſt kommen, und nicht durch den Prieſter und Hausvater verurſacht worden ſeyn. Wenn ein Chriſt Theil an einem Thier hat, ſo darf es der Jud nicht löſen. Wenn ein Jud eine Heerde Vieh hätte, wovon er einem chriſtlichen Fürſten den Zehenten in natura geben müßte, ſo ſind alle Erſtgebohrne von der Löſung frey; wo nicht, ſo muß er ſie löſen. Deswegen ſehen es die Juden gern, wenn ein erſtgebohrnes Vieh von Jugend auf einen Fehl bekommt, damit ſie es nicht zu löſen brauchen; ſ. Bechorim, Baib Moſe.

Auslohen, heißt bey den Stückgießern den Mantel oder die Form, worinn das Stück gegoſſen werden ſoll, nachdem man die Erde, worüber ſie bereitet worden, herausgenommen, in die zu der Abſicht vorhandene Grube bringen, mit angegründeten Reifern ausflammen und dadurch zum Guſſe vorbereiten. Man heißet es auch ſonſt ausſchmogen.

Auslohnen. Den Berg- und Hüttenleuten wöchentlich, monatlich oder Quartalweis den Arbeitslohn auszahlen.

Ausloſung, iſt eine Art, die Kriegsvölker zu vermehren, da man die jungen und zum Kriege tüchtigen Leute aus einem jeden Orte des Landes zuſammenkommen läſſet, und diejenige herausnimmt, die das Loos trifft.

Ausloſungsrecht, ſ. Abtrieb.

Ausmachen, oder **ausſondern**, heißt in der Forſtwirthſchaft den Saamen aus den Zapfen oder Aepfeln des Nadel- oder Tangelholzes, nemlich der Fichte, der Weißtanne, der Forche oder Kiefer, und des Lerchenbaumes ꝛc. abgeſondert und rein darſtellen. Im October wird der Saame der Weißtanne, zu Ende des Novembers aber der Saame der Fichte, Kiefer und Lerche reif. Man läßt die Zapfen in dieſen Monaten, wie auch im December, und noch im Jenner und Hornung des folgenden Jahres, brechen und einſammlen. Die Ausmachung des Saamens aus dieſen Zapfen wird auf verſchiedene Weiſe verrichtet. Man kann ſie nemlich an der Sonne, aber auch in geheizten Zimmern veranſtalten. Das erſte geſchieht alſo: Man legt die Zapfen auf einem breiternen Gerüſte, wie es Bechmann in ſeinen Beyträgen zur Forſtwirthſchaft S. 152. ff. abgezeichnet und beſchrieben hat, an die Sonne, bis durch die Würkung der Sonnenſtralen die Schuppen aufſpringen, und der Saame, wenn ſie in einem Siebe geräuttelt werden, aus ihnen herausfällt. Während der Zeit, da ſie an der Sonne liegen, müſſen ſie aber vor Regen und Thau, und aller Näſſe wohl in acht genommen werden, weil ſonſt das Aufplatzen ihrer Schuppen verzögert wird. Allein nach dieſer Methode muß man freylich einen ganzen Sommer auf die Ausmachung des Tangelholzſaamens verwenden, wodurch man in Abſicht auf die Ausſaung des Saamens ein ganzes Jahr verliert. Daher hat die zweyte Methode, nach welcher man den Saamen in warmen Zimmern den Winter über ausmacht, bey Cramern, Zanthier, Brocke und andern einſichtsvollen Forſtmännern den Vorzug erhalten, den ſie der Natur der Sache nach verdient. Man läßt Gerüſte aus Latten zuſammenſchlagen, in welche Fächer kommen, die etwa einen Fuß hoch von einander abſtehen, und auf welche man Horden legt, die ohngefähr fünf Fuß lang und zwey Fuß breit ſeyn können. Auf dieſe Horden bringt man die Zapfen. Anfänglich legt man dieſe Horden mit den Zapfen auf die Gerüſte, die am weiteſten vom Ofen entfernet ſind. Wenn die Zapfen anfangen zu knacken, ſo iſt es ein Zeichen, daß die Schuppen von einander ſpringen. Man trägt nun dieſe auf ihren Horden auf ein anderes Gerüſte, das dem Ofen näher iſt, und alſo mehr Wärme hat. Ihr dieſer ſtärkern Hitze ſpringen die Zapfen endlich ganz auf, und der Saame fällt, wenn die Horden geräuttelt werden, aus. Der Boden eines ſolchen Zimmers muß immer rein gehalten werden, damit man den Saamen, der aus den Zapfen von den Horden herunterfällt, rein zuſammenkehren kann. — Ehedem that man die Zapfen in Backöfen, und ließ ſie darinne aufſpringen: allein die Hitze kann da leicht zu ſtark ſeyn, daß alſo der Saame dadon verbrennt und zum Aufgehen ganz untüchtig wird. Daher iſt dieſe Methode nicht ſo ſicher, als die vorher erklärten ſind.

Mit der **Ausmachung des Lerchenbaumſaamens** verhält ſichs jedoch etwas anders. In der Wärme verſchließen ſich die Zapfen des Lerchenbaumes wegen ihres Terpentins immer feſter. Durch den Dampf von ſiedenden Waſſer und durch das Kochen der Zapfen im Waſſer verdirbt vieler Saame und wird zur Ausſaat untauglich. Man muß alſo die Zapfen mit einem ſpitzigen Meſſer oder andern Inſtrumente, nachdem man den Stiel abgeſchnitten hat, von unten aufſtechen, und ohne ihn durchzuſchneiden, in vier oder mehr Theile von einander reißen. Alsdenn kann man an jedem dieſer Stücke mit dem Meſſer eine Schuppe nach der andern bequem losbiegen, da denn der Saame rein herausfällt.

Ausmachen, heißt zuweilen den Kern von der Schale trennen.

Ausmachen, heißt in dem Brandenburgiſchen ſo viel, als einem ein Vermächtniß hinterlaſſen.

Ausmachen den Zonig, ſ. Seimen.

Digitized by Google

Ausmachung, bedeutet zuweilen einen Vergleich, ſ. Vergleich.

Ausmachung des Muttertheils, ſ. Muttertheil.

Ausmänner, Ausleute, ſind Fremde, oder ſolche Perſonen, die das Bürgerrecht in einer Stadt nicht erlangt haben, auch nicht darinn, ſondern außerhalb derſelben wohnen. Gemeiniglich iſt ihnen durch beſondere Statuten die Ankaufung der Grundſtücke unterſagt. Ferner iſt es auch eine Benennung ſolcher Leibeigenen, welche außerhalb Landes wohnen, und dennoch ihrem vorigen Herrn zugehörig bleiben.

Ausmärker, heißt in der Wetterau und in andern Gegenden einer, der in der Holzmark wohnt, aber die Rechte und Freyheiten der Mark nicht zu genieſſen hat. ſ. Holzmark.

Ausmäſten. Man mäſtet das Vieh, indeme man ihme durch beſſere Fütterung mehr Fleiſch und Fettigkeit giebt. Wann es ſo voll iſt, daß man kein Bein, keine Rippe mehr fühlet, daß das Fleiſch und das Fett ganz hart an ihme zu greifen und anzufühlen iſt, dann heißet es ausgemäſtet.

Hierauf ſiehet der Fleiſchhacker, der Ochſenhändler, der das fette Vieh zum Handel einkauft, und es viele Meilen, zu 20, 50, 100 Meilen, wegtreibet, ſehr. Ein ſolches Stuck bleibet bey ſchlechtem Futter, beym Haberſtroh, wann es auch 100 Meilen weit weggehet, immer bey Fleiſch und Fett; da das nur halbgemäſtete bald gänzlich zuſammenfällt.

Es giebt ein falſches Ausmäſten, ſo mehr aufblähet, als füllet. Dieß iſt die Maſtung mit Leinmeet. Ein ſolches damit gefüttertes Maſtvieh füllet in den zween Tagen, da es weggetrieben wird, gänzlich zuſammen, und verlieret ſein vormaliges beſtes Anſehen bald. Der Geruch des Leins im Stalle, der Geruch der Auswürfe, kann den Käufer vor ſolcher falſchen Kunſt warnen.

Ausmahlen, heißt den mehligten Theil des Getraides auf der Mühle von den Hülſen, oder den Kleyen abſondern. Das Getraide wird alſo ſtark ausgemahlen, wenn man viel Mehl, und wenig Kleyen macht. Völlig wird es ausgemahlen, wenn man es ſo oft aufſchüttet, daß man die kleinſtmögliche Quantität von Kleyen, und die größtmögliche Quantität von Mehl daraus erhält. ſ. Mahlen.

Ausmarken, ſ. Markſteine.

Ausmarſchieren mit klingendem Spiele, ſ. Klingendes Spiel.

Ausmarſchieren aus dem Lager, u. ſ. w. ſ. Aufbruch einer Armee.

Ausmatrazen, iſt ein Ausdruck bey den Sattlern, und bedeutet etwas mit Haaren oder Wolle ausſtopfen.

Ausmauern eines Schachtes und Stollens. Wenn das Holz in einer Gegend ſehr theuer iſt, ſo mauert man die Schächte aus, welches zwar anfänglich koſtbar iſt, aber wenn die Schächte ſehr lang im Gang bleiben, und mehrmalen neu verzimmert werden müſſen; doch rathſam iſt; daher iſt auch beſſer einen Stollen auszumauern, wann das Holz theuer iſt, und derſelbe mit ſchweren Koſten im Gezimmer erhalten werden muß.

Ausmelken, Melken, und ausmelken die Kühe, Gaiſen, Schafe, ſind von merklichem Unterſchied, und geſchehen in verſchiedenen Abſichten. Darinn kommen ſie überein, daß ſie das Geſchäfte ſind, durch welches man die Milch aus dem Euter mittelſt der Hand, den Fingern, herausdrückt; Man kann aber melken, und noch viele Milch im Euter zurücklaſſen, wann man aber ausmelkt, ſo heißt das: ſo melken, daß gar keine Milch im Euter zurückbleibet. Man melkt, um Milch zu erhalten; man melkt aber aus, daß die Kuh in Zukunft ihre Milch nicht verſage, an der Vielheit derſelben nicht abbreche, noch nach und nach immer weniger, oder bald gar keine mehr ausgebe. Dann es iſt unſtreitig gewiß, daß die Kuh, wo man ſie heute nicht ganz und rein ausmelkt, morgen ſchon etwas an der Vielheit der Milch abbricht; und derſäumet man das Ausmelken nur etliche Täge, ſo geſchiehet es, daß eine neumelkende Kuh in wenigen Wochen alle Milch gänzlich verſaget.

Woher dieß? wenn man vom Ganzen auf den Theil ſchlieſſen und ſagen kann: wie es mit jenem gehet, ſo ergehts auch mit dieſem; ſo iſt da bald Auskunft: wann man die Kuh gar nicht mehr melkt, ſo geben die Säfte, aus welchen die Milch wurde, ins Geblüt über und die Milch bleibt ganz weg, die Milchgefäße fallen zuſammen; iſt nun aber dieß, ſo mögen auch die einzelne Theile, die nicht ganz ausgemolken oder ausgeleert worden ſind, zuſammenſchrumpfen, und künftig keinen Milchſaft mehr einnehmen, und folglich auch keinen mehr abgeben.

Wie aber zu helfen? Wie dem Verſagen der Milch zu wehren? Wie das Ausmelken zu befördern, ſicher zu erhalten?

Gewiß iſts aus der allgemeinen Erfahrung derer, die ſich jemals im Stalle mit dem Melken beſchäftiget haben, daß die Kuh, wann ſie friſch und hurtig gemolken wird, weit mehr Milch, und die auf einmal in kürzerer Zeit, abgiebt als wann ſie langſam und faul gemolken wird.

Woher dieß? Erfahrung iſts, und bleibt alſo Wahrheit, wann man auch die Urſache davon nicht verſtünde; vielleicht aber liegt der Grund in der heftigen Bewegung beym hurtigen Melken, welche einmal die Milchkanäle der Strichen des Euters mehr erweitert, und dann die Milch erwärmt und flüßiger macht, daß ſie alſo heftiger zu und heraus rinnet.

Wann nun alſo die Heftigkeit der Bewegung ſolches verurſachet, ſo kann durch das ſchnelle Melken das Ausmelken geſchehen, und kommt der Fleiß der Magd noch dazu, daß ſie nicht eher aufhöret zu melken, bis das Euter ganz leer iſt, und keine Milch mehr ausgepreßt werden kann, ſo iſt die ganze Abſicht erreicht. Die Hexe holt ſo die Milch nicht mehr! Wann die Meynung daß die Hexen die Euter melken, und die Kühe deswegen alle Milch verſagten, dadurch gehoben wird, und man den Grund davon in der Faulheit der Magd, die nie ausmelkt, findet, ſo iſt ein Aberglaube auf dieſer Welt weniger.

Ausmergeln. Damals, als man ſich des Mergels, die Aecker damit zu verbeſſern, zu bedienen anfieng, hatte der Mergel ſehr viele Feinde, und das Mergeln, als was neues, wie alles andere, auch das allerbeſte Neue, wurde von ſehr vielen widerſprochen und widerrathen. Man konnte zwar ſeine heftigſte Wirkung auf den beſſern Getraidertrag nicht leugnen, er war jedem ſo ganz überzeugend vor Augen; doch gab man dabey vor: eben dieſe ſeine heftige Wirkung erweiſe nur allzuklar, daß er die innern Kräften des Ackers auf einmal ſo ſehr erſchöpfe, daß ſolcher hernach auf einmal verſagen müßte. Dieß wurde ſo oft geſagt, daß man nachher, wo man ſagen wollte: dieß oder das erſchöpfe die Kräften eines andern, ſchlechtweg ſagte: es mergle aus. Daher dann auch das Sprüchwort: Mergeln macht reiche Väter und arme Kinder, d. i. der Mergel treibt anfangs dem, der ihn

führet, so viele Früchten, daß er freylich reich werden müsse, aber er erschöpfe auch die Kräften des Ackers so sehr, daß derselbe in wenigen Jahren, etwa nach Verlauf so vieler Jahre, als ein Gutbesitzer leben könne, gänzlich und ohne alle Hoffnung auf eine mögliche Wiederherstellung verderbe, so, daß also der folgende Besitzer, das Kind des vorigen Eigenthümers, arm werde, und arm bleiben müßte. Das war nun eine so heftige als ungegründete Anklage des ganz unschuldigen, ja äusserst wohlthätigen Mergels. Hatte man auch etwa nachtheiliges bey dem Gebrauche des Mergels bemerkt, so lag der Grund nicht im Mergel selbst, sondern in dem verkehrten Gebrauche desselben: man nahm vielleicht bald zu viel, bald zu wenig, bald schlechten Mergel, bald Mergel, auf einen zum Mergeln unschicklichen Acker, vielleicht ließ man den beyzusetzenden nöthigen Dung weg; denn der Mergel selbsten ist kein eigentliches Dungmittel, welches das Oelige auf den Acker bringet, sondern nur das, welches das dahin gebrachte Dungreiche in sich gut aufnimmt und den Gewächsen ernährender zuführet oder übergiebt. s. Mergel, Mergeln.

Ausmerzen oder **Bracken**, heißt soviel, als, das Schlechtere vom Bessern absondern. **Ausmerzen** hat einen allgemeinern Sinn, als **Bracken**. **Ausmerzen** braucht man von allen Viehsorten, wann man das schlechtere vom bessern Vieh wegthut, schlachtet oder verkaufet; des Worts: **Bracken**, aber bedienen sich vornemlich die Schäfer bey den Schafherden, wann sie die Schafe, denen sie kein langes und gesundes Leben oder keinen guten Wuchs zutrauen, die schlechte Wolle tragen, schon alt sind, oder andere Mängel haben, ausfangen und wegschaffen. Solche Schafe heißen sie **Brackschafe** oder **Brackgut**. Dieß Geschäft wird von ihnen alle Herbste wenigstens vorgenommen, weil die Schafe in ihrer Gesundheit öfters wanken und des Ausmerzens bedürfen. Ein Schaf, so im Herbste schon kränklich hersiehet, erhält sich schwerlich noch ein Jahr; was würde es also anderst als Verlust seyn, ein so kränkliches Schaf Winters durch zu füttern, und es alsdann im Frühling verlieren? Ein einmal krankes Schaf kann nicht zeitlich genug ausgemerzet werden. Statt des Ausmerzens oder Brackens bedient man sich bey größern Viehsorten, Pferde, Ochsen, Kühen, ꝛc. des Worts: **ausmustern**.

Ausmessen, heißet die Größe einer Sache oder ihr Verhältniß gegen das Maas durch unmittelbare Application des Maaßes auf die Sache finden. Z. E. Man misset die Länge des Tuches aus, wann man es von seinem Anfange an über die Elle ausstrecket, und von da an, wo die Elle aufhöret, wieder über die Elle streckt, und also fortfähret, so oft es geschehen kann, bis man am Ende sagen kann, das Tuch ist z. E. 24 Ellen lang. Wie man Linien in allerley Fällen, Winkel u. dgl. messen muß, findet man unter den Artikeln **Linie**, **Entfernung**, **Winkel** u. s. w. Desgleichen von dem Ausmessen der Schwere oder dem Wägen, und den andern Arten des Ausmessens, die eigene Namen haben, schlage man **Wägen** und die andern Namen auf. Ausmessen wird von einigen auch vor ausrechnen gebraucht; wie letzteres aber von ersterem unterschieden seye, lehret die gegebene Erklärung des Wortes ausrechnen.

Ausmessen, heißt bey den Bergleuten soviel, als ausstreiben, wo der ältere den jüngern aus dem Felde treibt. s. Vierung.

Ausmessung, Dimension. Es können drey und nicht mehrere grade Linien dergestalt durch einen Punct gezogen werden, daß jede mit allen übrigen rechte Winkel macht. Denn die zwey erste auf einander senkrechte grade linien müssen, weil sie einen gemeinschaftlichen Punct haben, in einer Ebene miteinander liegen. Nun bilde man sich eine durch diese erste Ebene in der ersten der gedachten beyden Linien durchgestellte andere Ebene ein, auf welcher in dem Puncte, worinn die erste Linie von der zweyten durchschnitten wird, auf der ersten Linie eine dritte senkrecht aufgerichtet seye; so wird man leicht begreifen, sowohl, daß diese dritte Linie immer auf der ersten senkrecht bleibet, wie man die andere Ebene um sie herum drehet; als daß diese dritte Linie niemals auf der zweyten senkrecht stehet, als wenn die andere Fläche selbst senkrecht auf der ersten Fläche stehet. Also muß die dritte Linie, die auf zweyen senkrechten Linien senkrecht stehen soll, auf einer Fläche gezogen seyn, die auf der Ebene der beyden ersten Linien in einer derselben senkrecht stehet, und muß ferner auf der Durchschneidungslinie dieser beyden Flächen im Durchschneidungspuncte der beyden ersten Linie senkrecht stehen. Es kann aber auf einer Ebene in einer gegebenen graden Linie nur eine einzige andere Ebene und auf einer graden Linie in einem gegebenen Puncte nur einzige andere grade Linie in derselben Ebene senkrecht aufgerichtet werden. Daher giebt es nur eine einzige dritte Linie die auf zweyen andern senkrechten senkrecht stehet. Das Maaß des Körpers nach der einen dieser dreyen Linien heißet seine Länge; das Maaß desselben nach der andern, seine Breite und das Maaß desselben nach der dritten, seine Höhe; man mag unter diesen dreyen vor die erste, zweyte und dritte nehmen, welche man will. Die Maaße, die an einem Körper nach allen in einem Puncte einander senkrecht durchschneidenden Linien genommen werden können, heißen die Dimensionen oder Ausmessungen desselben. Daher giebt es drey und nicht mehr Dimensionen oder Abmessungen, die ein Körper haben kann. Abstrahieret man von einer derselben und gedenket sich nur noch zwey, die man, vermöge des gesagten, allezeit Länge und Breite nennen kann, so hat man die blose Fläche vor Augen. Abstrahieret man von zweyen und denket nur die einzige dritte, die allezeit Länge heißen kann, so denket man sich die blose Linie.

Weil, wenn man die Länge in die Breite multipliciret, oder vielmehr die Anzahl der Quadratschuhe, die in einer Reihe neben einander liegen, in die Zahl der Reihen, die hintereinander liegen, der Gehalt der Fläche gefunden wird, und wenn man den Gehalt der Fläche, oder vielmehr die Zahl der Cubicschuhe, die über den kaum gedachten Quadratschuhen dieser Fläche stehet, also die Schichte, in die Höhe oder Anzahl der Schichten multipliciret, den Innhalt des Körpers erhalten wird; so nennet man das Product zweyer Buchstaben, die man als Länge, Breite u. s. w. vorstellend gedenket, ab oder a^2, die zweyte; dreyer Buchstaben abc oder a^3 die dritte Dimension in der Algebr; so wie man einen Buchstaben allein, die erste Dimension nennet. Man sagt daher ferner, in einer einfachen, quadratischen, cubischen Gleichung habe die unbekannte Größe die erste, die zweyte, die dritte Abmessung. Diesemnach hat in der quadratischen Gleichung $ax - b^2 = x^2$ die unbekannte Größe die zweyte, und in der cubischen $abx - a^3 = x^3$ die dritte Abmessung.

Weil nur drey Abmessungen möglich sind, so scheinet einer geometrischen Größe, die durch $abcd$, ab^3, a^2b^2, a^4 ausgedrücket wird, desgleichen einer Gleichung von höheren Abmessungen z. E. $x^4 = a^3x + ab^3$ kein Begriff zu entsprechen. Allein dieser Zweifel läßet sich auf mancherley Weise leicht heben. Folgende eine wird zu unserer Absicht hinreichend seyn.

Digitized by Google

Der Ausdruck z. E. a^4 soll nicht anzeigen, daß die damit bezeichnete geometrische Größe vier Dimensionen habe, sondern daß man eine gewisse Zahl, die man, weil man sie nicht bestimmen will oder kann, *a* nennet, dreymal in sich selbst multipliciren mußte, um diejenige Zahl zu bekommen, welche die jetzt vor Augen habende Größe exprimiert. Jeder algebraische Buchstabe kann als eine unbenennirte Zahl angesehen, und jede Zahl kann, so oft man will, in sich selbst und noch in so viel andere, als man will, multiplicirt werden. Ein anders ist also, der algebraische Ausdruck ab^3 hat vier Ausmessungen, ein anders ist, die darunter zu denkende geometrische Größe hat vier Ausmessungen; dieses ist unmöglich; jenes kann gar wohl seyn, und involviret dieses nicht.

Wenn die Dimension eines Productes um eines vermehret wird, wenn man dasselbe in einen neuen Factor multiplicirt; so muß seine Dimension um eines vermindert werden, wenn man es wiederum mit einem dividiret. Daher ist $\frac{a^4}{b}$ von der dritten, $\frac{a^3}{b^2}$ von der zweyten Ausmessung. Folglich $\frac{a^4}{b^4}$ von der Dimension 0, und $\frac{a^4}{b^5}$ von der Dimension — 1, $\frac{a^4}{b^6}$ von der Dimension — 2, und man siehet aus dem vorherzehenden, daß die Ausmessung — 2 so viel sagen will, als, wenn man diese Größe in eine andere Größe von gegebener Ausmessung multiplicirt, ein Product herauskommt, das zwey Ausmessungen weniger hat, als diese andere Größe.

Ausmeubliren ein Haus oder Zimmer, heißt ein Haus oder Zimmer mit dem nöthigen Hausrath versehen.

Ausmiethen, heißt in einigen deutschen Gesetzen so viel, als einen aus der Miethe vertreiben.

Ausminder, heißt im Hamburgischen Stadtrecht einer, der in den Auctionen ausruft.

Ausmisten, ist die Arbeit in den Ställen, durch welche man dieselben vom Miste des Viehs reiniget und ausfeget. Sie geschiehet durch Karst, Gabel und Besen. Diese Arbeit ist aus vielen Ursachen nöthig: das Vieh reinlicher zu halten, sich selbst, wann man es wartet, weniger zu besudlen, das Lager dem Vieh bequemer machen zu können, eine bessere Luft dem Stall zu verschaffen, u. dgl. m.

Im Sommer ist es gut, den Stall des Rindviehes, der Pferde, alle zwey Tage auszumisten. Im Winter läßt man dem Rindvieh seinen Mist ganzer acht, auch mehrere Tage, und sucht nur alle Tage, ihn mit etwas frischer Streue zu überstreuen.

Der Mist ist im Winter bey trockener Fütterung auch nicht so weich und besudlend, er giebt bey der Winterkälte warm, man kann den Stall so verschlossen, und das Vieh warm halten. Im Sommer fallen diese Ursachen weg, und die gegenseitigen treten ein, folglich wird auch die gegenseitige Behandlung allerdings nothwendig.

Bey den Pferden ist es eine andere Sache. Man hält sie reinlicher als das Rindvieh; die Ausmistung ist da alle Tage gewöhnlich. Man schüttelt die Streue früh auf, bringt das Trockene der Streue unter den Trog, und die Ballen oder den Abfall außer den Stall: Abends streuet man das unter dem Troge wieder mit frischem Stroh unter, sind einige Tage vorbey, dann mistet man auch alles ganz aus.

Die Schweine, so lange ihre Streue trocken ist, oder nicht zu hoch liegt, da man ihnen alle zwey Tage etwas frische Streue giebt, bedürfen das Ausmistens etwa alle Woche zweymal.

Die Schaafe liegen den ganzen Winter auf ihrer Streue. Ihnen wird alle Woche zweymal frisch gestreuet, und im Frühling ihr Mist von der Schaafscheune oder dem Schaafstall aus auf die Feldungen verführet. Sehr wohl ist es gethan, so man diesen Mist, wann die Schaafe gegen das Frühjahr wieder im Pferche liegen, nimmer zum Stalle kommen, folglich da nicht mehr auf den Mist harren, er aber doch gleichwohl noch etliche Wochen liegen bleibet, also gar leichte wegen Abgang der Feuchtigkeiten Schaden leidet, alle acht Tage mit etwas Wasser überschüttet.

Ausmünzen. Dies ist die große Operation, dadurch die Metalle diejenige Form erhalten, unter welcher sie als Geld in der Gesellschaft gebraucht werden, oder cursiren sollen. Es kommen hier lauter Fragen von der ersten Wichtigkeit vor. 1) Was für Metalle können zu Geld gebraucht werden, und werden dazu gebraucht? 2) In welchem Werthe sollen die Metalle das Geld ausmachen, oder als Geld cursiren? 3) Wie geht man beym Ausmünzen zu Werke, oder welche sind die Ausmünzungsgeschäfte? Die erste Frage erhält ihre vollständige Antwort, wenn man den wesentlichen Zweck des Geldes voraussetzt, und die Eigenschaften der bekannten Metalle damit vergleicht. Das Geld ist der allgemeine Maasstab von dem Werthe aller Waaren, und Arbeiten, welche zugleich zum vorstellenden Zeichen und allgemeinen Entgeltungsmittel aller derkäuflichen Sachen gebraucht werden soll. Es muß also die Materie des allgemeinen Werthmaaßes, oder des Geldes, einer sehr großen Theilbarkeit fähig seyn, ohne dadurch ihren eignen innern Werth zu verlieren. Denn sonst würde man nicht alle mögliche Grade des Werthes der Sachen dadurch messen können, und man würde nicht im Stande seyn, einen jeden möglichen Werth dadurch zu vergüten. Ferner muß die Materie des Geldes in ihrem Innern so unveränderlich seyn, als möglich ist, weil sonst ihre Bestimmung, Werthmaaß der Dinge zu seyn, bey der innern Veränderlichkeit nicht vollkommen erhalten werden kann. Auch muß die Materie des Geldes selbst für die Menschen einen wahren Werth, und zwar, soweit es die übrigen Erfordernisse zulassen, im höchstmöglichen Grade besitzen, weil sie eben dadurch am geschicktesten ist, allgemeines Entgeltungsmittel von allen verkäuflichen Sachen zu seyn. Daher muß sie allerdings die Eigenschaft haben, daß sie sich durch keine bestimmte Form untauglich machen läßt, alle übrige bey ihr mögliche Formen wieder anzunehmen. Endlich muß die Materie des Geldes seltener seyn als die übrigen Producte gröstentheils; sie muß auch in kleiner Quantität den Aufwand einer weit größern Quantität von andern Producten kosten, und also in kleiner Quantität eine weit größere Quantität anderer Waaren werth seyn, damit sie auch mit Bequemlichkeit gegen andere verkäufliche Sachen vertauschet werden kann. (s. Geld) Diese Eigenschaften finden wir nirgends als in den Metallen, und besonders in den edlen, dem Gold, und Silber beysammen. Gold und Silber sind außerordentlich dehn- und ziehbar, und lassen sich in sehr kleine Theile zerstückeln, ohne daß sie an ihrer Gold- und Silberqualität etwas verlieren. Sie sind in ihrem Innern sehr beständig und unveränderlich. Wenn sie rein sind, so lassen sie sich nicht durch Wasser, Luft, und Feuer

Digitized by Google

wie andere Producte, zerstöhren. Sie haben die große Eigenschaft, daß sie aus einer jeden Form, die man ihnen giebt, wieder in ihre erste unförmliche Masse zurückgebracht, und zu neuen Formen umgearbeitet werden können. Die Hervorbringung des Goldes und Silbers aus ihren Gebirtsorten in der Erde, erfordert so viele Kosten, daß sie schon aus diesem Grunde einen größern Verkaufspreiß, als die meisten übrigen Producte haben müssen; und dabey wirkt ihre Seltenheit, und die festgesetzte Ordnung, daß sie nicht unter die wiederwachsenden Reichthümer, wie die Pflanzen und Thiere sind, gezählet werden können, ebenfalls zur Erhöhung ihres Preißes über den Preiß der übrigen Producte des Erdbodens. Daher sind die edlen Metalle ganz vorzüglich geschickt, die Materie des Geldes abzugeben. Unter den unedlen ist das Kupfer in seinen Eigenschaften den edlen am nächsten; weshalben auch dieses zu Gelde gebraucht werden kann, und wirklich in den meisten Staaten zu kleinen, in einigen aber auch, z. E. in Schweden zu groben Geldsorten gebraucht wird.

Die zweyte Frage, was für ein Werth den zu Geld ausgemünzten Metallen zu bestimmen sey, oder was für Gesetze bey Ausmünzung des Geldes zum Grunde geleget werden sollen, ist eine der interessantesten in der Politik, aber auch eine der schwersten Aufgaben. Sie löst sich in verschiedene andere auf, nemlich: 1) was für eine Verhältniß zwischen Gold und Silber bey dem Ausmünzen des Geldes festgesetzt werden müsse; 2) in welchem Grade der Vollkommenheit oder Reinigkeit, die edlen Metalle beym Ausmünzen des Geldes verwendet werden sollen; 3) wie viel Stück der bestimmten Geldsorte aus einem bestimmten Gewichte des edlen Metalles gemünzet werden sollen; 4) wie hoch im Werthe die ausgemünzten Stücke einzeln, oder in einer bestimmten Anzahl im Handel und Wandel umlaufen, oder in Zahlungen gültig seyn sollen. In der politischen Bestimmung dieser Fragen besteht der eigentlich sogenannte Münzfuß eines Staates, dessen wesentlicher Zweck auf die Festsetzung des Werthes des Geldes gerichtet ist, zu welchem die Metalle ausgemünzet werden, und in welchem sie ihren Curs haben.

Was zuerst die Verhältniß zwischen Gold und Silber beym Ausmünzen anbetrift, so ist die oberste Regel, welcher eine weise Staatsverwaltung zu folgen hat, diese: Gold und Silber müssen in einer solchen Verhältniß zum Ausmünzen gebraucht werden, darinne sich dasjenige unter diesen beyden Metallen, mit welchem man in den Comercien am meisten ausrichten kann, nicht durch das andere, mit welchem nicht so viel im Handel und Wandel zu bewirken ist, aufwechseln läßt. Es ist nemlich der einzige wahre Zweck des Geldes nur der, daß man dadurch Genießungen anschaffen kann. Je leichter und bequemer man also im Stande ist, mit einer bestimmten Geldsorte seine Genießungen zu bezahlen, und jemehr Genießungen man dafür bekömmt, desto größer ist der Werth dieses Geldes. Jeweniger Genießungen aber mit einer gewissen Geldmasse erkauft werden können, und je unbequemer sie zum ordentlichen Umlauf ist, desto geringer ist ihr Werth. Nun lehrt aber die Erfahrung allzu überzeugend, daß das Silber in diesen Rücksichten vor dem Golde sehr große Vorzüge hat. Zu dem gemeinen Handel und Wandel, der in allen Staaten von der ersten Nothwendigkeit ist, und durch welchen die allseitige Mittheilung der Genießungen zur Bestreitung der täglichen Bedürfnisse erfolget, kann wohl das Silber, aber nicht das Gold verwendet werden. Man kann aus dem letzten nicht so kleine Münzsorten schlagen, als aus dem ersten. Die Nothwendigkeit des innern täglichen Handels wächst, wie die Bevölkerung und die Gewerbe zunehmen. Daher ist einem Staate um dieser Absichten willen, das Silber zu seinen Münzen weit unentbehrlicher, als das Gold. Ueberdies ist das Silber in dem ostindischen, und levantischen Handel mit weit größern Vortheilen zu gebrauchen, als das Gold. Wenn also die europäische Staaten den außerordentlich interessanten Handel in die Levante, der zur Unterstützung der europäischen Industrie, so viele rohe Producte und Waaren liefert, nemlich Baumwolle, Seide, Wolle ꝛc. und der sich freylich von dem für ganz Europa höchst verderblichen ostindischen Handel (s. diesen Artickel) unendlich weit unterscheidet, mit Nutzen treiben wollen, so müssen sie auch aus diesem Grunde das Silber mehr als das Gold zurückzuhalten, und zu gewinnen, und zu ihren Münzen zu verwenden suchen. Daraus entsteht also die große Maxim, daß die Verhältniß zwischen Gold und Silber dergestalt bestimmt werden müsse, daß man nicht vermögend ist, mit dem Golde das Silber auszuwechseln, und also die Masse des Silbers und Silbergeldes, welche zu der innern Circulation, und zu dem einträglichen und höchstwichtigen levantischen Handel nothwendig sind, zu vermindern.

Allenthalben giebt man für eine Mark Gold mehr Mark Silber, weil das Gold vollkommener und seltener ist, als das Silber. Aber die Verhältniß ist sehr verschieden. In Frankreich giebt man in den ausgemünzten Geldern, eine Mark Gold für ohngefehr $14\frac{1}{2}$ Mark Silber, und setzt also die Verhältniß zwischen Gold und Silber, wie 1: $14\frac{1}{2}$; in Holland ist sie ohngefehr, wie 1: $14\frac{9}{10}$; in Spanien, wie 1: $14\frac{10}{11}$; in Portugall, wie 1: $13\frac{1}{3}$; in England, wie 1: $15\frac{1}{4}$; und in Deutschland nach dem Leipziger Fuß, wie 1: $15\frac{1}{15}$, aber nach dem Conventionsfuß, wie 1: $14\frac{4}{11}$. Man hat nicht viel Nachdenken nöthig, um vollständig zu begreifen, daß unter allen diesen Verhältnissen die englische und die deutsche, nach dem Leipziger Fuß gerade die verkehrtesten und verderblichsten sind, weil es nach diesen schlechterdings unmöglich ist, gute ausgemünzte Silbersorten, und auch selbst rohes feines Silber in den Ländern zu behalten, sondern alles feine Silber und Silbergelder, mit dem dagegen so hoch angesetzten Golde aufgewechselt, und in diejenigen Staaten gebracht werden können, die das Silber gegen das Gold bey der Ausmünzung ihrer Gelder höher schätzen. Die Verhältniß, welche in unserm Deutschlande der Conventionsfuß bestimmet, ist eben deswegen für unsere Länder von ganz vorzüglichem Nutzen, weil nach solcher, wenn man pünctlich dabey bleibt, fremdes Silber herbeygezogen, und das einmal vorhandene Silber und Silbergeld erhalten, und zu dem reichen und nützlichen Handel in die Levante, wo die Verhältniß zwischen Gold und Silber ist höchstens wie 1: $12\frac{1}{2}$, zum größten Glück für die deutsche Industrie verwendet werden können.

Der Grad der Vollkommenheit oder Feinheit, in welchem die edlen Metalle zu Gelde ausgemünzet werden sollen, wird das Korn der Münzen genennet. Bey dem Golde wird es durch die Anzahl der Karate und Grän bestimmt, welche die Mark Gold haben soll, die man vermünzen will, bey dem Silber aber durch die Anzahl der Lothe und Grän in jeder zu vermünzenden

Digitized by Google

Mark. Man theilt nemlich die Feinheit des Goldes auf die Mark von 16 Lothen, oder in Rücksicht auf die Mark in 24 Theile ein, die man Karate nennet, und jeder Karat hat 12 Grän, wornach auf die Mark 288 Grän kommen. Die Feinheit des Silbers aber wird auf die Mark in 16 Lothe getheilt, und jedem Lothe 18 Grän gegeben, welches auch 288 Grän beträgt. Man drückt also das Gold nach dem Grade seiner Feinheit immer durch das Wort karatig mit Vorsetzung der Anzahl der Karate, und das Silber durch das Wort löthig mit Vorsetzung der Anzahl der Lothe aus, und wenn die Karate beym Golde, und die Lothe beym Silber nicht ganz voll, sondern auch noch Grän darüber sind, so werden Karate, Lothe und Grän in ihren bestimmten Zahlen ausgedrückt. Wenn z. E. in einer Mark Masse 22 Karate Gold, und 2 Karate Kupfer sind, so ist die ganze Masse 22 karätiges Gold; sie heißt 24 karätiges, oder ganz feines Gold, wenn in einer Mark gar kein fremder Zusatz, sondern lauter Gold ist. Eine Masse von Silber, die in einer Mark von 16 Lothen, 12 Loth Silber, und 4 Loth Kupfer enthält, wird 12löthiges, und eine Masse, die gar keinen andern metallischen Zusatz hat, sondern lauter Silber ist, 16löthiges, oder ganz feines Silber genennet. Sagt man von einer Goldmünze, daß sie 23 Karate und 8 Grän in der Feine, oder im Korn halte, oder von einer Silbermünze, daß sie 14 Loth 4 Grän im Korn fein seye, so heißt jenes, die Goldmünze werde aus einer Masse gemacht, die in der Mark von 16 Loth an Golde 23 Karat und 8 Grän, und an geringern Zusatze in Kupfer, oder andern, die an der ganzen in 24 Karaten bestehenden Mark noch fehlenden 4 Grän enthalte; dieses aber, die Silbermünze werde aus einer Masse verfertiget, die in der Mark 14 Loth 4 Grän gutes Silber und 1 Loth 14 Grän geringern Zusatz habe.

Nun ist die Frage in der Politik in Absicht auf die Ausmünzung: was für ein Grad der Feine, oder was für ein Korn ist den Gold- und Silbermünzen zu bestimmen? Von selbst fällt es in die Augen, daß das Korn oder der Feingehalt der Münzen ein Mittel seyn müsse, den innerlichen Umsan der Waaren und Dienste zu befördern, die schädliche Auswechselung und Umschmelzung des Geldes zu verhüten und mehr Gold und Silber in die Münzstädte zum Ausmünzen herbeyzuziehen. Damit das Korn der Gold- und Silbermünzen ein Mittel werde, die innerliche Umsetzung der Waaren und Dienste zu vervielfältigen, muß die zur Circulation bestimmte Münze nicht ganz fein seyn, sondern immer einen Zusatz eines geringern Metalles z. E. des Kupfers haben. Dadurch wird die Ausmünzung zugleich eine Vergütung des Kupfers, vermehrt den Umsatz dieses Metalles, vergrößert die Benutzung der Kupferbergwerke, und den Reichthum der Grundstücke. Doch muß nach dem wesentlichen Endzweck des Geldes bey den groben zum großen Handel bestimmten Geldsorten der Feingehalt am Silber dem Gewicht und Raume nach den Zusatz des Kupfers, oder eines andern unedlen Metalles merklich übertreffen. — Damit durch das Korn der Münzen ihre schädliche Auswechselung und Einschmelzung nach Möglichkeit verhindert werde, muß der Feingehalt der Münzen ganz anders bestimmt werden, als der Feingehalt des Goldes und Silbers, welches die Gold- und Silberfabrikanten verarbeiten dürfen. Denn auf diese Weise wird es dem Gold- und Silberarbeiter schon schwerer gemacht, die Münzen mit Vortheil einzuschmelzen. Wenn z. E. diese Fabrikanten 13löthig Silber verarbeiten müssen, und die Silbergelder auch gerade 13löthig im Korn sind, so dürfen die Fabrikanten nur eine Parthie von den Silbermünzen in den Tiegel werfen und schmelzen, so haben sie den Stoff zu ihren Arbeiten ohne weitere Mühe. Wenn aber die Silbergelder in Korn 13 Loth 6 Grän, oder mehr, oder weniger halten, so müssen die Arbeiter in den beyden ersten Fällen die Operation des Legirens, und im dritten Falle die Zusetzung eines feinern Silbers veranstalten. Das eine und das andere verursacht, daß sie erst Berechnungen über die Verhältniß zwischen dem mehr- und wenigerfeinen nach der sogenannten Alligations- oder Vermischungsregel machen, und dann noch andere Sorten von Silber suchen oder anschaffen müssen, um solche mit den Silbergeldern zusammenzuschmelzen. Dieß alles ist mit mehr Mühe und Weitläuftigkeiten verbunden. Also muß ein weiser Regent das Korn seiner Münzen so bestimmen, daß es von dem Feingehalte des Goldes und Silbers, welches die Fabrikanten verarbeiten dürfen, unterschieden ist. — Damit aber auch endlich das Korn einer Münze Anlaß und Mittel seye, mehr Gold und Silber in die Münzen zu ziehen, und mit den geringstmöglichen Kosten zu vermünzen, so muß solches so bestimmt werden, daß es dem Feingehalte der vorhandenen größten Menge des verkäuflichen Goldes und Silbers so nahe kommt, als möglich, oder um etwas noch geringer ist. Auf solche Art läßt sich das verkaufliche Gold und Silber mit leichterer Mühe und größerer Bequemlichkeit einschmelzen und ummünzen, als wenn das Korn der Gelder um ein beträchtliches feiner bestimmet wird, als das Gold und Silber, welches am meisten durch den Kauf zu haben ist. Es ist immer leichter und vortheilhafter aus besserm Silber ein geringhaltigeres zu machen, als aus geringhaltigern Silber Geldsorten von feinerm Gehalte zu schlagen. In Europa ist das Spanische Piasterssilber das, welches die größte Quantität von verkäuflichen Silber ausmacht. Die meisten Staaten brauchen die Piaster für ihre Münzstädte. Sie halten allerwenigstens in der Feine, oder im Korn 12 Loth 8 Grän Silber auf jede Mark. Wenn also ein Staat seine Silbergelder im Korn zu 13 Loth 6 Grän ausmünzet, wie es bey den Conventionsthalern geschiehet, so kann er mit mehrern Vortheil die Piaster dazu anwenden, als wenn er seinen Silbermünzen ein feineres Korn bestimmet. Dieses Korn von 13 Loth 6 Grän ist auch dem in unserm Deutschland so häufig anzutreffenden Silber von Augspurger Probe, welches in der Feine 13 Loth, oder 12 Loth 15 bis 16 Grän hält, so nahe, daß man dieses Silber sehr leicht zu Silbergelde ummünzen kann, welches aber nicht so leicht ist, wenn man den Silbermünzen ein feinerers Korn bestimmt, als 13 Loth 6 Grän. Was das Gold anlanat, so kommt das meiste, welches in Europa in Umlauf gebracht wird, aus Amerika, nemlich aus Brasilien, Mexiko und Peru. In Portugall und Spanien wird es zu 21¾ bis 22 Karaten vermünzet, und in diesem Korne wird es durch die Commercien in die übrigen europäischen Staaten gebracht. Die allermeisten Staaten münzen ihre Geldsorten nicht höher, als auf dieses Korn von 21 bis 22 Karaten aus. Holland und Italien geben zwar in die europäischen Commercien Ducaten und Zechinen, die im Korne 23 Karat 8 Grän und drüber halten. Da aber gleichwol die Goldsorten von dem vorherangeführten geringern Gehalte viel häufiger sind, und überdieß die allgemeine Regel auch hier statt findet, daß es von größerm Vortheil ist, das Korn der Goldsorten

Digitized by Google

lieber geringer, als höher zu bestimmen, als die meisten in den großen Commercien befindlichen Goldmünzen haben; so ist es der Weisheit eines Gesetzgebers gemäß, den Feingehalt der Goldsorten auf 21 oder höchstens 22 Karate oder noch besser auf 20 oder 18½ Karate zu setzen, wie man das letzte in unserm Deutschland mit den Carolinen gemacht hat. Dieß würde auch dazu dienen, daß das höchstschädliche Einschmelzen der Goldmünzen in den Werkstädten der Gold- und Silberfabrikanten verhindert wird.

In Ansehung der Anzahl der Stücken, welche aus einer Mark Gold- oder Silber ausgestückelt, und gemünzet werden sollen, und welche man das Schrot der Münzen nennet, ist es auch nicht gleichgültig, wie man die Bestimmung davon macht. Es kommt hierbey auf den Zweck der Münzsorten an. Von denjenigen Münzen, welche im gemeinen Handel und Wandel gebraucht werden, und zur Vorstellung der geringern Waaren, und der kleinen Grade in dem Werthe der Dinge circuliren sollen, können und müssen viele Stücke aus dem Gold und Silber gemacht werden. Denn je mehr Stücke von diesen Geldern vorhanden sind, desto leichter können sie vertheilt werden in den Händen der Käufer und Verkäufer, und desto leichter wird es einem jeden Menschen für seine Waaren und Dienste oder Arbeiten, Vergütungen in Gelde zu erhalten. Da man auch diese Geldsorten in einem geringen Korn ausmünzet, so müssen sie durch Zusatz an Kupfer eine größere Ausdehnung haben, als sie sonst haben würden. Bey der Ausmünzung jener Sorten aber, welche zu der großen Handlung gebraucht, und in großen Summen, besonders an Ausländer, bezahlet werden sollen, muß eine kleine Anzahl von Stücken aus jeder Mark ausgeschroten werden, weil es sonst zuviel Zeit und Unbequemlichkeit erfordern würde, große Summen vor ihrer Ausbezahlung und nach ihrem Empfang zu zählen. Man sieht aber im großen Handel hauptsächlich auf den Werth des Goldes und Silbers, welches in den Münzsorten befindlich ist. Man muß daher bey der Stückelung der Gelder die Absicht haben und befördern, daß die commercirenden Personen in der größten Geschwindigkeit wissen können, wieviel Mark Silber oder Gold in einer bestimmten Anzahl derselbigen vorhanden ist. Wenn erst die Kaufleute lange ausrechnen müssen, wieviel feines Gold, oder Silber sie in einer bestimmten Summe Geld haben, so ist dieß für die Handlung schon unnöthige Beschwerde, die man vermeiden kann, wenn man nach einer solchen Verhältniß ausstückelt, die ohne weitläuftige Berechnung gleichsam durch sich selbst ins Gesicht fällt. Der Conventionsfuß giebt bey den Silbergelderen ein würdiges Beyspiel. Die Ausstückelung, oder Ausschrotung geschieht da immer durch zehen. Man macht aus der feinen Mark Silber 10 Conventionsthaler, 20 Guldenstücke, 40 halbe Guldiner, 60 Drittelsgulden, 120 halbe Kopfstücke, oder Sechstelsgulden, 240 Viertelskopfstück u. s. w. Nach dieser Ausstückelung ist es höchst leicht, auch der größten Summe von Thalern und Gulden gleich anzusehen, wieviel feine Mark Silber man darinne hat. Es machen z. E. 89756 Conventionsthaler gerade 8975⅗ feine Mark Silber aus. Das zeigt sich gleich ohne mühsame Rechnung. Wenn aber, wie es bey dem Leipziger Münzfuß geschieht, 9 Stück Thaler aus der feinen Mark Silber geschroten werden, so muß man schon die Division mit der Zahl 9 bey der großen Summe von 89756 anstellen, um zu wissen, wieviel Silber man im Ganzen hat.

Was endlich den äußerlichen Werth der ausgemünzten Gelder anbetrifft, so beruht alles dabey auf der ersten Geldeinheit, aus welcher alles Geldwerth besteht. Je größern Werth die kleinste Geldeinheit hat, daraus alle größere Geldsorten in ihrem Werthe zusammengesetzt sind, desto mehr kann man mit der nemlichen Geldsumme ausrichten. Ein Kupfer- oder Silberkreuzer, der schwerer ist, und also einen größern innern Werth hat, als ein anderer von gleicher Materie, ist natürlicher Weise ein Zahlungsmittel fur mehr Waare, als der letzte. Wenn also der äußerliche Werth der größern Geldsorten dergestalt bestimmet wird, daß er wenige, aber gewichtige einfache Geldeinheiten in sich begreifet, so ist derselbige zur Bequemlichkeit in der Handlung vortheilhafter, als wenn er mehrere, aber leichte einfache Geldeinheiten ausdrückt. Ein Guldenstück von 60 Kr., deren jeder in Kupfer ½ Loth schwer ist, wirkt im Umsatze mehr, als ein Guldenstück von 60 Kr. deren jeder nur ¼ Loth Kupfer enthält. Die Vermehrung oder Erhöhung des äußerlichen Werthes des Geldes ist immer mit der Verminderung des Gewichts und des Werthes der kleinsten Geldeinheiten verbunden. Wenn die Mark fein Silber zu 20 gleichen Stücken ausgemünzet wird, deren jedes ein Gulden von 60 Kreuzern heißt, und man will nun ein solches Stück nicht mehr einen Gulden, sondern ein Stück von einem Gulden und 12 Kreuzern nennen, oder ein Stück von 72 Kreuzern, so ist ja offenbar, daß jeder von diesen 72 Kreuzern leichter seyn muß, als jeder von den 60 Kreuzern im ersten Falle. Alle unnöthige und nur zur Rechnungsweitläuftigkeit führende Verwickelungen in dem äußerlichen Werthe der Münzen müssen vermieden werden. S. auch Münzfuß.

Nun ist noch die Frage: wie man beym Ausmünzen selbst zu Werke geht, oder welche die Ausmünzungsgeschäfte sind? Wir wollen sie so darstellen, wie sie wirklich in den practischen Verfahren aufeinander folgen. Erstlich, muß der Münzmeister seine Legirungsberechnung machen, um die Metalle so zu vermischen, wie es die Münzgesetze erfordern. Zweytens werden diese Metalle in großen eisernen oder schwarzen Ingertiegeln in einem gutangelegten starkziehenden Schmelz- oder Windofen geschmolzen, wobey dieß hauptsächlich zu beobachten ist, daß die Metalle wie Wasser fließen, oder kreiben müssen. Drittens wird, wenn das Metall in diesem guten Flusse ist, mit einem eisernen Löffel darinne stark gerühret, damit die Masse recht durch einander geht, und nicht das feine, oder schwere Metall unten in größerer Menge sitzen bleibt, und dann wird sogleich eine Portion ausgeschöpft, und in einen Inguß ausgegossen. Viertens läßt man den Tiegel mit dem Metall im Feuer stehen, und giebt noch länger so starkes Feuer fort, daß das Metall nicht erkaltet, sondern wie vorher gut im Flusse bleibt; von dem ausgegossenen Zaingen aber wird eine Probiermark ausgeschnitten, und sowol von dem Münzmeister als auch dem Münzwardein auf der Capelle probiret, ob der Feingehalt wirklich da ist, den die Gesetze verlangen. Man nennet diese Probe die Tiegelprobe, und diese ist eigentlich die Hauptangelegenheit für den Münzmeister. Ist der Gehalt bey dieser Probe nicht accurat erfunden worden, so muß der Münzmeister, der beym Legiren geirret hat, die Legirungsberechnung nochmal machen, und das was noch von dem einen, oder andern Metall im Tiegel fehlt, hinzusetzen. Ist aber die Probe gut, so wird fünftens alles Metall aus dem Tiegel ausgeschöpft und in eine

Masse

Digitized by Google

Masse von Sand und Asche ausgegossen, womit ein großer hölzerner Kasten, der auf kleinen Rädern hin und her bewegt werden kann, angefüllet ist, und in welche man mit den dazu bestimmten Stecheisen, so die Form von den Zainen, Stangen oder Schienen haben, die man dem zum Vermünzen geschmolzenen Metall geben will, Löcher gestochen hat. Sind diese Schienen oder Stangen kalt, so werden sie mit Zangen herausgezogen, und nun sechstens in dem Glüheofen ausgeglühet, und dann auf die Strecke gebracht und soweit ausgedehnt, bis sie die erforderliche Dicke oder Dünne zu dem Münzsorten haben, die man daraus machen will. Siebentens werden diese ausgestreckten und dünner gemachten Schienen auf dem sogenannten Durchschnitte zu den runden Münzplatten ausgeschnitten. Achtens kommen diese Münzplatten in die Justirstube, wo sie gehörig ausgeglichen oder auf accuraten Wagen nach dem Gewicht des Richtpfennings abgewogen, die zu schweren abgefeilet oder justiret, und die zu leichten ausgeschossen werden. Neuntens werden die justirten Münzplatten, die ganz schwarz oder röthlich aussehen, beym Silber durch Hülfe einer Vermischung von Salz und Weinstein, oder etwas Scheidewasser, und beym Golde durch Salmiak und Grünspan weiß- oder gelbgesotten, hernach in der Scheuertonne mit zarten Kohlengestübe gescheuert und alsdenn in geräumigen flachen kupfernen oder eisernen Becken oder Kesseln über dem Weißsiedeofen getrocknet. Zehntens werden diese gesottene Platten randirt, das ist, durch Hülfe einer besondern Randiermaschine auf ihrem Rande eingeherum getränselt oder mit einer Aufschrift versehen. Eilftens kommt das Prägen, welches entweder durch ein Schlag- oder Klippwerk, oder durch das Taschen- oder Walzwerk, oder durch den Anwurf verrichtet wird. Zwölftens wird nun aus dem ganzen Haufen der geprägten Platten von dem Münzwardein eine oder ein paar herausgenommen, solche zerschnitten, auf der Probierwage eine Probiermark davon accurat gewogen, und auf der Capelle probirt, welches die Stockprobe genennet wird. Zeigt sich bey dieser Probe, die wohl einigemal wiederhohlet werden soll, daß der gesetzmäßige Feingehalt da ist, so wird der ganze Haufen der ausgeprägten Münzplatten in ein besonderes Zimmer gebracht, eine beträchtliche Parthie davon durch den Münzwardein einzeln, oder stückweise, nachgewogen, um auch die gesetzmäßige Richtigkeit des Schrotes bezeugen zu können, und dann alles durch ihn und die übrigen dazu bestellten Münzoffizianten gezählet, eingepackt, und an den Ort seiner Bestimmung geliefert. Findet aber der Waradein in der Stockprobe nicht den gesetzmäßigen Feingehalt oder beym Nachwägen nicht das gesetzlich verordnete Schrot der Münzen, so erklärt er das ganze ausgeprägte Werk für unausgangbar; und der Münzmeister muß es wieder einschmelzen, und von neuem ummünzen.

Ausmünzung s. Münzfuß.

Ausmustern. Gleichwie man mit diesem Worte überhaupt soviel sagen will, als das untauglichere vom tauglichern absondern und letzteres allein beybehalten, so heißt auch ausmustern besonders bey den Truppen soviel, als diejenigen Leute, die entweder die gehörige Größe nicht haben, oder zu alt geworden, oder kränklich, oder sonst zum Dienste nicht brauchbar genug sind, von ihren Regimentern hinwegthun und verabschieden oder unter andere geringere Regimenter verstecken.

Ausmustern s. Ausmerzen.

Ausnähen, Ausnehen, heißt Leinwand, Nesseltuch, Musslin, Filet, Marli, oder Batist, mit Blumen und Bildern von Zwirn, Seide, Gold und Silberfaden oder auch Wolle in der Rahme, oder in freyer Hand ausfüllen. Die vornehmsten Arten des Ausnähens waren sonst 1) Knörchene, wo sich viele Stiche in einem Knoten durch das ofte umschlingen der Nadel vereinigen, welche auf Canefas und Leinwand genäht wurden. 2) Marseille, welche beyde Arten auszunähen ganz aus der Mode sind. 3) Die Durchbruchsstiche aber, wo durch Zählen der Fäden im Zeuge nach ihrer Länge und Quere und durch deren Zusammenziehung, Spitzenähnliche Löcher entstehen; diese werden zum Grunde gebraucht, und durch Streparbeit oder Sommermarseille, oder auch Durchhäcken oder Kettennaht, die erhabenen Blumen darein formirt. Sedenn gehört auch noch 4) zu dem jetzt modischen Ausnähen des Brodiren des Flors und Filets. Man spannt es auf das Musterpapier, legt Batist, Musslin oder Milchtor auf, nähet es nach dem Muster mit einem etwas groben Faden von Stoppgarn, Seide, Silber oder Gold, und diesen mit einem feinen, z. E. den Goldfaden mit gelber Seide, den Silber mit weißer an, schneidet das Dessein fein aus und stüret, wo man es für gut findet, etwa die Blätter oder das Centrum der Blumen mit Stichen aus. Eine andere Art von Brodiren ist die, wo man gewisse Knötchen statt des dicken Fadens gebrauchet.

Ausnahme, Exception. Wenn man etwas allgemein von einem ganzen Geschlechte oder einer ganzen Art ausgesagt hat, das von einer oder etlichen besondern Arten oder einzelen Dingen nicht hätte sollen gesagt werden; so heißet die Anzeige der Arten oder einzelen Dinge, von welchen der Satz nicht wahr ist, die Ausnahme. Ohne die Ausnahme also, ist der Satz zu allgemein, enthält Falsches neben dem Wahren, und ist also unbestimmt. (s. Satz.) Ueberleget man demnach genau, von welchen Dingen und unter welchen Bedingungen etwas wahr ist, und sagt folglich nichts mehr, als getrade das, was man beweisen kann, so hat man nicht nöthig zuviel gesagtes durch die Ausnahme wiederum zurücke zu nehmen. Allein die Ausführung der vorgeschriebenen Regel ist dem Menschen nicht allezeit möglich; weil bald die Bedingungen, welche ein gewisses Prädicat nach sich ziehen, vor unserm Verstande verborgen, bald die Anzahl derselben zu groß ist, als daß wir sie alle unterscheiden könnten u. s. w. und in diesen Fällen müssen wir uns wohl mit zu allgemeinen Sätzen und denselben angehängten Ausnahmen behelfen und froh seyn, wenn wir die Ausnahmen alle wissen und keine derselben übersehen. z. E. in der Gärtnerey unerfahrene sollten wohl den Satz vor allgemein wahr erkennen: alle Aepfelbäume blühen, ehe sie Früchte tragen. Allein es giebt eine Gattung, die Feigenäpfel, die eben daher ihren Namen haben, welche Früchte trägt, ohne zu blühen. Es würde höchst schwer, vermuthlich dem Menschen unmöglich fallen, die Bestimmungen anzugeben, welche der Apfelbaum haben muß, wenn er keine Früchte bringen soll, ehe er geblühet. Man muß also mit dem Satze vorlieb nehmen: Alle Aepfel, außer den Feigenäpfeln, blühen erst, ehe sie Früchte ansetzen. In eben den Fällen, da die Bedingungen häufiger sind, als die Gattungen, die vom allgemein gesagten Satze müssen ausgenommen werden, kommt man auch durch dergleichen Exceptivpropositionen dem Gedächtnisse zu

Digitized by Google

Hülfe, und man siehet also, wie weit das Sprichwort wahr ist: keine Regel ist ohne Ausnahme.

Ausnahme von dem Gesetz, s. Collision der Gesetze.

Ausnehmen, heißet bey den Jägern, was der Hirsch zwischen den Klauen an nassem Laub oder Erdreich gefasset hat und im fortschreiten auswirft. An diesem Zeichen erkennet man denselben in seiner Fährte.

Ausnehmen, in der Fechtkunst, heißt: die rechten Streiche und Stöße von den Finten entscheiden, und im Contrafechten gehörigermaßen pariren, und wie man sich niemals unbedachtsam aus seinem Vortheile geben und blösen soll.

Ausnehmen, ist ein Kunstwort der Ziegelbrenner, und bedeutet die Waaren, nachdem sie vollkommen gebrannt sind, nach ihrer Abkühlung aus dem Ofen herausziehen.

Ausnehmen, heißet in der Küche bey Thieren das Eingeweide herausnehmen; z. E. man sagt: Federvieh, Fische ꝛc. ausnehmen.

Ausnehmzange, ist eine kleine subtile Zange des Knaufmachers, womit er die Platten, nachdem er mit der Presse das Muster darauf geprägel, von dem in der Unterlage des Fußgestelles derselben eingesetzten Stempel abnimmt.

Auspacken, ist bey Kaufleuten die Ballen und Kisten, und Fässer öffnen, um die darinnen befindlichen Waaren herauszunehmen. Dies geschieht, wenn fremde Waaren ankommen, auch wenn man sie auf Märkte führt, um sie da zu verkaufen, und endlich, wenn etwa bey Zoll- Mauth- und Accisämtern die Waaren visitiret werden sollen.

Auspariren, in der Fechtkunst s. Pariren.

Auspauken. Unter diesem Ausdruck werden an verschiedenen Orten die besonderen mit der Landesverweisung liederlicher Weibsbilder verbundenen Ceremonien angedeutet. Nachdem sie nemlich am Pranger die gesetzte Zeit mit einem Strohkranze auf dem Haupte gestanden haben, wird ihnen ein Zopf Haare abgeschnitten und sie sodann zum Thor hinausgeführt. Es geht dabey ein Scharfrichtersknecht mit einer sehr großen Trommel voraus, welcher aber nur einen einzigen ziemlich großen Klöppel hat, womit er die Trommel schlägt, um Zuschauer herbeyzulocken.

Auspauschen, Auoschlagen, bey dem Schmelzen der Erze die Schlacken solang als Zuschlag gebrauchen und so oft durchsetzen, bis sie nichts Metallisches mehr enthalten und ausgepauscht sind.

Auspeitschen s. Staupenschlag.

Auspex, Οἰωνοσκοπος. Der Vogelbeobachter der ältern Zeiten des römischen Staates beobachtete eigentlich den Flug, und nicht den Gesang der Vögel, um daraus zu weißagen. In den spätern Zeiten aber waren Auspex und Augur einerley Personen. (s. Augures.) Die griechischen Augurn trugen nicht, wie die römischen, purpurfarbene, sondern weiße Kleider, mit einem goldenen Kranz auf dem Haupte, wenn sie ihre Beobachtungen anstelleten. Sie hatten auch ein Οἰωνιστηριον d. i. einen zu ihren Beobachtungen bestimmten Ort oder Sitz, der auch Σκηνος und Ξυστος genennt wurde, dergleichen dem weißagenden Tiresias bey dem Sophocles und Euripides gegeben wird, und auf welchem, wie der Scholiaste anmerkt, der Augur Macht hatte die benöthigten Vögel aus allen Orten herbey zu locken. Tiresias hat auch bey dem Euripides eine Schreibtafel um darauf die aus dem Gesange gemachten Beobachtungen — denn der alte Wahrsager war damals schon blind — aufzuzeichnen.

Auspfändung, ist eine gerichtliche Handlung, durch welche dem im Proceß besiegten Theile von seinen beweglichen Gütern soviel weggenommen wird, als zur Befriedigung des Siegers nöthig ist. Man nimmt zuerst das baare Geld, alsdenn andere Sachen, und zwar zuerst die weniger kostbare. Zuletzt nimmt man Betten, Kleider, Handwerkszeug, Bücher der Gelehrten, Ackerwerkzeug u. s. f. s. Execution.

Auspfützen, wird bey den Steinbrechern genannt, wenn sie eine Wasserlache oder Sumpf in dem Steinbruch, welcher die Arbeiter hindert, und nicht ablaufen kann, ausschöpfen. Es geschiehet dieses von denselben nach der Tiefe und Lage des Steinbruchs und der vorhandenen Menge Wassers auf verschiedene Weise, durch Pompen, Eymer an Schwengel und Wasserschöpfen.

Auspicandi Ratio. Griechen und Römer pflegten keine Sache von Wichtigkeit vorzunehmen, ohne vorher die Vögel um Rath zu fragen. Ja andere Arten der Divinationen wurden öfters nicht geachtet, wenn sie nicht von den Vögeln bestätiget wurden. Der König und der Senat zu Lacedämon hielten beständig einen Augur, den sie um Rath fragten. Der Grieche gründete diesen seinen Aberglauben auf das beständige Herumfliegen der Vögel, die also die geheimsten Handlungen des Menschen wahrnähmen, und um seine Begegnisse wüßten. "Wir sind, sagen die Vögel bey dem comischen Dichter Aristophanes, euch so gut, als Jupiter Ammon, als Delphi, als Dodona und Phöbus Apollo. Denn erst kommt ihr Rathfragend zu den Vögeln, und denn unternimmt ihr alles." Wenn der Grieche glaubte etwas so gethan zu haben, daß es kein Mensch wisse, so pflegte er zu sagen: Οὐδεις οἰδε τι ἐμοιγε, πλην ὀρνις ὀρνις, niemand weiß, was ich gethan habe, als etwa ein Vogel.

Die eigentliche Art aus dem Fluge der Vögel zu weissagen, Auspicandi Ratio, gründete sich bey den Griechen und Römern auf einen und ebendenselben Hauptgrundsatz: daß nemlich die Vorbedeutungen, die sich nach der Morgenseite hinwärts sehen ließen, deswegen durchgehends für glücklich gehalten wurden, weil von dieser Himmelsgegend her die Sonne, als die Quelle alles Lichts und Wärme, aller Bewegung und alles Lebens ihre wohlthätigen Wirkungen auszubreiten anfängt. Da im Gegentheile aber die auf der Abendseite sich ereignenden Vorbedeutungen deswegen für unglücklich geachtet wurden, weil die Sonne in dieser Gegend untergehet. Weil aber die griechischen Augurn sich mit dem Gesichte gegen Norden und die Römischen nach Süden zu wendeten; so waren die linken Omina der Römer eben das, was die δεξια, die glücklichen Vorbedeutungen der Griechen gewesen. Homer bestätiget diese auspicandi rationem der Griechen, wenn er den Hector zum Polydamas sagen läßt, daß er sich an den Flug der befiederten Vögel nicht kehren solle, sie mögten nun zur Rechten gegen Auroren und die Sonne, oder zur linken gegen den dunkeln Abend fliegen. Bey den Griechen heißt daher ein jedes glückliches Zeichen δεξιον, bey den Römern aber Sinistrum. Doch drucken sich die lateinischen Dichter zuweilen in dieser Sache nach Art der Griechen aus, und nennen unglückliche Zeichen Sinistra omina.

Auspichen ein Faß s. Pichen.

Auspicium. In den ältern Zeiten Roms ist Auspicium vom Augurium ohne Zweifel unterschieden gewe-

Digitized by Google

sen, so daß jenes nur allein den Vogelflug zum Gegenstand seiner Beobachtung gehabt hat. (s. Auspex und Augurium.) Das Wort Auspicium bezeichnet auch bey den lateinischen Schriftstellern jeuweilen den ersten Versuch und den feyerlichen Anfang einer Sache, und besonders das, was am Neujahrstage unternahm, um es das ganze Jahr hindurch mit gutem Glücke fortzusetzen. Die römischen Gelehrten fiengen am Saturnalfeste an bey Licht zu studiren, oder sie auspicirten ihre Lucubrationen. In der Kriegssprache der Römer bezeichnete man mit diesem Worte die höchste Gewalt eines Feldherrn, der in seiner Person den Staat vorstellete, so lange er das Obercommando führete. War er bey der Armee gegenwärtig, denn wurden die Unternehmungen unter seiner Anführung und nach der ihm eignen Gewalt und Vollmacht, *ductu* & auspiciis suis, ausgeführt; war er abwesend, so geschah alles, was die andern Generale unternehmen wollten, unter seinem Namen, oder unter seinen Auspicien.

Auspicium ex Acuminibus, das Vorbedeutungszeichen aus dem Blinken der Spitzen des Gewehrs. Man ist noch nicht recht einig, worinnen eigentlich diese Vorbedeutung bestanden habe. Einige sind der Meynung, daß die Römer, welche schon sehr auf den Putz und Glanz ihres Gewehrs sahen, geglaubt hätten durch den blendenden Schein desselben dem Feinde einen Schrecken einjagen zu können, wenn die Sonnenstrahlen sich darauf gespiegelt hätten. Sie sollen also daraus eine gute Vorbedeutung für den glücklichen Ausgang der Schlacht gezogen haben, weil dem Feuer, ihrer Meynung nach, alles weichen müsse. Wirklicht ist folgende Vermuthung nicht ganz unwahrscheinlich. Wir finden bey den römischen Schriftstellern unterschiedene Nachrichten von dem ihnen damals noch unbekannten electrischen Feuer, welches auf den Masten der Schiffe unter dem Namen Castor und Pollux, heut zu Tage das Elmsfeuer, für ein glückliches Zeichen geachtet wurde. Dieß nemliche electrische Feuer zeigte sich aber auch zuweilen an den Spießen der Soldaten. „Ich habe gesehen, sagt Plinius, wie bey den nächtlichen Wachen der Soldaten auf ihren Spießen vor dem Walle eine Art von blitzenden Flammen gesessen.“ Seneca in seinen natürlichen Fragen erzählt, daß auf der Lanze des Gylippus, als er nach Syrakus gesegelt, ein Stern sich gesetzt und in dem römischen Lager die eisernen Spitzen der Spieße geleuchtet haben.

Im Cäsar vom africanischen Kriege wird gemeldet, daß die Spitzen der Lanzen bey der ganzen fünften Legion in einer sehr stürmischen Nacht gebrannt hätten. Livius thut zwoer ähnlichen Begebenheiten Erwähnung. Ohne Zweifel hielt man diese Erscheinung deswegen, weil Castor und Pollux bey den Schiffen eine gute Vorbedeutung hatten, auch für glücklich und siegbedeutend, und waren also vielleicht die Auspicia ex Acuminibus nichts anderst, als diese aus den Spitzen der Lanzen hervorströmenden electrischen Funken. Dieser Vermuthung kommt die Beschreibung des Dionys von Halikarnaß zu statten, welcher, wenn er von dieser Art des Auspiciums redet, unter andern sagt: „aus den Spitzen der mit Eisen beschlagenen Lanzen oder langen Wurfspieße, mit denen gemeiniglich die Schlacht angefangen wird, kamen in der Nacht kleine Flämmgen hervor, und erleuchteten, gleich wie Fackeln, das ganze Lager. Aus diesem Wunderzeichen schloß man deswegen auf einen baldigen und leichten Sieg, weil dem Feuer alles weichen müsse, und seine Hitze alles verzehret.“

Auspicium caducum, die Vorbedeutung des ungefehren Entfallens. Wenn jemand etwas im Tempel, oder sonst bey einer feyerlichen Gelegenheit entfiel: so sahe der römische Aberglaube darinnen etwas bedeutendes und ein Zeichen eines Unglücks.

Auspicium clive, das Wort clive bezeichnet eben das, was difficile, oder eine jede Sache, die mit Schwierigkeiten verknüpft ist. Das Auspicium clive widerräth also eine Unternehmung als eine solche, die mit zu vielen Schwierigkeiten verbunden ist.

Auspicium coactum, s. Augurium coactum.

Auspicium juge, das Auspicium vom Zugvieh. Sollte das Auspicium glücklich seyn, so mußte das Zugvieh, welches dem Augur von ungefehr begegnete, ausgespannet werden. Ließ das ausgespannte Vieh von ungefehr seinen Mist fallen, so hieß man dieß ebenfalls Auspicium juge.

Auspicium liquidum, dasjenige so bey heiterm Himmel angestellt wurde.

Auspicium majus und minus. Die Auspicien oder Vogelbeobachtungen waren bey den Römern grösser oder kleiner geachtet, je nachdem die obrigkeitlichen Personen, welche die Auspicia einholeten, grössere oder kleinere Staatsämter bekleideten. Die Auspicien der erstern hatten jederzeit eine staatskräftige Gültigkeit, die der andern aber keine, wenn beyde in Collision kamen.

Auspicium nauticum, s. Augurium nauticum.

Auspicium pedestre und viale, ὁδιον, das ungefehre Aufstoßen eines Thieres auf dem Wege. Gewisse Thiere machten Auspicien, wenn sie quer über den Weg liefen. Dahin rechnete man sonderlich die Wiesel. Wollte man nun dem dadurch angezeigten und vorbedeutenden Unglücke entgehen und vorbeugen, so mußte man entweder nicht weiter fortgehen und warten, bis eine zwote Wiesel über den Weg lief, oder drey Steine über den Weg werfen. Dieser alte Aberglaube ist in unsern Zeiten noch bey vielen sehr kräftig, und man scheuet einen quer über den Weg laufenden Haasen eben so sehr, als die Römer jene Wiesel. Nur wird diese ganze heutige Ratio auspicandi von Vernünftigen mit unter das weitläuftige Gebiete der Nockenphilosophie gerechnet.

Auspicium perenne, das stete Auspicium. Zu Rom gab es zwey solcher steten Auspicien von Erheblichkeit: das erste, das petronische Wasser, über welches die obrigkeitlichen Personen wegzugehen pflegten, wann sie sich auf das Martisfeld begeben wollten; das andere, der Fluß, über welchen das Volk zog, wann es am dreyzehnten März das Fest der Anna Perenna feyerte. Auch die Armeen giengen nicht ohne Auspicien über einen Fluß. Diese Auspicien sind den διαβατηριοις der Griechen ähnlich, welches Opfer waren, die man den Göttern darbrachte um einen glücklichen Uebergang über einen Fluß von denselben zu erhalten.

Auspicium pestiferum. Dieses Auspicium bedeutete dem Staate ein schreckliches Unglück, und fand statt, wenn man in den Eingeweiden der Opferthiere kein Herz, oder keinen Kopf, d. i. den gewöhnlichen oberen Theil, an der Leber fand.

Auspicium piaculare, konnte sich nur beym Opfern eräugnen, wenn entweder das Opferthier davon lief, oder unter dem Schlage brüllete, oder auf die unrechte Seite fiel. Alles dieß bedeutete dem Opfernden etwas trauriges. Und so verwandelt der Aberglaube fast alle Gegenstände und Zufälle des Lebens, und die

Digitized by Google

Religion selbst, in furchtbare Mittel den Menschen zu quälen und die Ruhe seiner Seele, für die er zu sorgen vorgiebt, immerfort zu stören.

Auspicium prätermine, dasjenige welches angestellt wurde, wenn die Römer über ihre Gränzen in ein fremdes Land rückten.

Auspicium sinistrum, s. Auspicandi ratio.

Auspicium viale, s. Auspicium pedestre.

Auspicium urbanum, dasjenige welches die Stadtobrigkeit in Rom selbst beobachtete.

Ausplatzen, wird von den Steinbrechern genennt, wenn sie so festes Gestein in einem Steinbruch antreffen, daß wenn sie mit dem Zweyspitz darauf schlagen, um einen Schram einzuhauen, das Gestein das Eisen nicht eindringen läßt, sondern solches zurück prallt. Der Steinbrecher sagt hiebey, das Eisen platzet aus. Eben dieses verstehen sie auch von den eisernen Keilen; wenn sie nemlich einen Schram in ein Stuck Felsen eingehauen haben, und nunmehro die Keile in den Schram setzen, um mittelst aufschlagen mit dem eisernen Schlägel denselben zu treiben, die Keile aber mit jedem Schlag aus dem Schram springen, so sagen sie daß die Keile ausplatzen.

Auspochen, s. Ausklopfen.

Auspochgräben, sind große Tröge in den Pochwerken, worauf die Gefälle sind. s. Gefälle.

Ausprägen, heißt den verfertigten Münzplatten auf ihren beyden Seiten diejenigen Formen oder Zeichnungen eindrücken, unter welchen sie als Geld cursiren, oder als Schaustücke gebraucht werden sollen. Wie dieses Geschäft verrichtet werde, und was für Hülfsmittel und Geräthschaften dabey nöthig oder dienlich sind, davon ist der Artickel: Prägen nachzusehen.

Auspressen (Pharmacie), durch diese Arbeit erhält man aus Kräutern und andern saftigten Theilen von Pflanzen sogenannte ausgepreßte Säfte, und aus mehreren süßen und mehligen Samen fette Oele, selbst aus einigen ölreichen Schalen von Früchten (wie z. B. in Italien aus den Pomeranzen- und Citronenschalen) wohlriechende Oele. Immer muß man die Körper, die man dazu bestimmt hat, zuvor klein zerschneiden, oder in reinen Mörsern grob zerstoßen, wie nachdem sie an sich weicher und saftiger, oder härter und trockener sind. Bey den ausgepreßten Säften bringt man den Körper, aus welchem man sie pressen will, am besten in Säcken aus Haar, zwischen hölzernen Pressen in die gemeine Presse, und preßt darinn so lange, als noch einige Flüssigkeit zum Vorschein kommt; ölichte Samen hingegen bringt man, ohne sie vorher zu erwärmen, und noch weniger zu rösten, in einem Beutel von Cannevas, der noch in ein Tuch von Haar eingewickelt ist, zwischen eiserne Platten, die aber, wann das Oel nicht gleich anfangs einen widrigen etwas scharfen Geschmack, oder eine Anlage, desto eher ranzig zu werden, bekommen soll, nicht erhitzt werden müssen, und preßt da stark und so lange, bis kein Oel mehr herausläuft.

Auspumpen. Eine Pumpe heißt eigentlich eine Maschine vermittelst welcher ein Raum, mehrentheils eine Röhre, bald von Luft ausgeleert; bald mit derselben oder einer andern flüßigen Materie durch den Druck der Luft gefüllt wird; doch nennt man auch das eine Pumpe, wo nur durch das Ausziehen und Einstossen eines besonders eingerichteten cylinderförmigen Stockes, das Wasser gehoben wird. Pumpen heißt eine solche Maschine in Bewegung setzen, und auspumpen das Wasser oder jede andere flüßige Materie durch Pumpen aus einem Behältnisse bringen.

Ausputzen des Bienenstocks; dieß geschiehet von den Bienen selbst, welche die Unreinigkeiten herausstragen; öfters aber ist deren zuviel, daß ihnen der Zeidler oder Bienenwärter dabey Hülfe leistet; solches thut er vorzüglich am Frühling, wann er die Körbe aufsetzet.

Ausraden, s. Ausgeradene Rinder.

Ausradiren, s. Auskratzen.

Ausradirte Arbeit, wird auf Glaß gemacht, und gehöret mit unter die Arbeiten des Staffiermalers. Er überziehet nemlich große Schriben Spiegelglaß auf der Rückseite mit einem gefärbten Firnisse und, wann derselbe trocken geworden, entwirft er darauf Inschriften, Blumen und andere beliebige Figuren. Innerhalb den Umrissen dieser Figuren radiret er den Firniß weg und klebet auf den leeren Stellen ächte Gold- oder Silberblätter mit einem durchsichtigen Glasfirnisse auf. Diese goldene und silberne Figuren nehmen sich zwischen dem gefärbten Firnisse wohl aus. Soll die Glastafel ein Stück Marmor vorstellen, so überziehet man sie mit einem Lackfirnisse von der Farbe irgend eines beliebigen Marmorgrundes, radiret darauf Adern aus, und überstreichet abermals die leeren Stellen mit einem Firnisse von einer andern Farbe, die die Adern haben sollen. Damit die Arbeit recht natürlich ausfalle, hat man beym Radiren ein Stück Marmor zum Muster vor Augen.

Ausräden, Ausrädeln, heißt das kleine körnige Erz durch ein Sieb von dem untreinen scheiden.

Ausräuchern ein Zimmer, Stall u. dgl. bey einer Seuche, s. Räuchern.

Ausrauhen, wenn das feine Tuch gewaschen worden ist und wieder aus der Walke kommt, wird es den Rauhern übergeben, die es folgender Gestalt, ausrauhen. Sie legen das Tuch in den Rauhtrog, gießen Wasser darüber, bis es damit ganz bedecket ist, ziehen hierauf den Anfang des Tuches über die Stangen und geben ihm vier, fünf bis sechs Striche mit stumpfen, oder einige mit den ersten und die letzte mit alten Karden, während welcher Arbeit sie es immer mit Wasser begießen. Hierauf bringet man das Tuch auf den Tisch und trägt es in dem Rahm, damit es daselbst das Eisenmaaß und durchaus gleiche Breite erhalte. Das in die Rahme gespannte Tuch überlaufet der Scherer längst den Rahmen hin mit alten Karden, oder in unseren Gegenden mit den Kniestreichen und zuletzt mit den großen Absatzbürsten, um das Haar niederzustreichen, worauf man es trocken werden lässet.

Ausraumen, wird bey arsenikalischen Kobold und blaufarben Werken gesprochen, die Mühle die die blaue Smalte mahlen, den Giftfang, wo sich der Arsenikdampf anlegt, den Schmelzofen u. dgl. ausleeren und ausraumen.

Ausrechnen, heißet die Größe oder das Verhältniß einer Sache gegen das Maaß aus andern gegebenen Größen durch Rechnung bestimmen. Wie es gemacht wird, muß man unter den besondern Namen der Sachen, die da sollen ausgerechnet werden, aufsuchen. Z. E. wie der Innhalt eines Dreyeckes ausgerechnet wird, findet man unter dem Artickel: Dreyeck.

Ausreheden, ein Schiff, bedeutet, dasselbe mit Masten, Segel-Takel-Tau und Ankerwerk und aller zu einer Reise erforderlichen Nothdurft versehen. Wie ausreheden von ausrüsten unterschieden ist, lehret die Vergleichung mit der Erklärung des letzten Wortes. s. auch Rehderey.

Digitized by Google

Ausreibeblech, iſt ein Stück Eiſenblech, das diejenige Handwerker brauchen, die mit Zinn löthen. Sie reiben nemlich die gebrauchten kleineren Löthkolben darauf mit Colophonium und Zinn ab, ohne welche Vorſichtigkeit dieſelbe ſchwarz anlaufen und nicht mehr verlöthen. Größere Kolben reibet man auf einem Steine mit Zinnaſche, Salmiac, Talg und Colophonium ab.

Ausreiben des Grobens, iſt eine Verrichtung des Hutmachers, die darinn beſtehet, daß er den ganzen Hut im Keſſel naß macht, ihn auf die Tafel breitet, mit der flachen Hand darauf drücket, und alſo drückend allenthalben reibet. ſ. Grobe.

Ausreiben mit Bimſteine, nimmt der Hutmacher an den feinen Kaſtorhüten vor, um die langen Haare davon zu bringen. Er bedienet ſich eines wohl gerade gemachten Stückes Bimſtein, welches daher auf den Filz wohl aufſchließet und ihn durchaus berühret, und reibet damit erſtlich den Rand, den er auf eine ebene Tafel geleget hat. Wenn er eine Stelle eine Weile gerieben, ſo ſtreichet und bläſet er das Abgeriebene weg, um zu ſehen, ob die Haare genugſam abgerieben ſind, und gehet alsdenn zu einer andern Stelle fort, bis er rings herum iſt. Finden ſich auf der Tafel vorſtehende Theile, oder ſiegen grobe Sand- und dergleichen Körner darauf, die ſich bey dieſer Verrichtung in den Filz eindrücken, ſo reibet der Hutmacher Löcher in denſelben, und muß ſich alſo davor hüten. Wenn er mit dem Rande fertig iſt und den Kopf ausreiben will, ſo ſetzt er denſelben zuvor auf die Forme.

Ausreiber, iſt eine Art von Hohlbohrer, deren ſich die Schreiner und Drechsler bedienen. Gegen die Spitze iſt er ſchmäler und gegen den Griff breiter, dienet alſo Löcher zu machen, die vorne enger und hinten weiter ſind.

Ausreibholz, heißet das aus Buchsbaum oder auch aus Knochen gemachte Werkzeug des Schuhmachers, womit er die auswendigen Näthe oder den Riß zuſtreichet, und die ſogenannten ſchwarzen Stiche, das iſt, diejenigen Näthe, welche mit ſtarkem Drathe genehet werden, ebnet.

Ausreibknochen, iſt ein Knochen oder auch ein Holz von verſchiedener Länge und Breite, deſſen ſich der Schuhmacher zur Ausputzung ſeiner Arbeiten, als Pantoffeln, Schuhen und Stiefeln bedienet. Der gröſſeſte Ausreibknochen kann 5 Zoll lang und 1 oder 1½ Zoll breit ſeyn, die übrigen ſind 4. 3. ja wohl auch nur 2 Zoll lang, nach welchem Maaß ſich auch die Breitung richtet. An einer der Grundflächen eines ſolchen Ausreibeknochens, befindet ſich nur eine, auf der andern aber mehrere Kerben nach der Breite. Mit der erſten nur einmal gekerbten Grundfläche wird der Sohlenrand an dem Abſatze der Frauenzimmerſchuhe glatt gerieben, mit der andern aber reibet der Schuhmacher die Mannsund Frauenzimmerſchuhe ab, weil der weiße Drath währrend der Arbeit insgemein ſchmutzig wird. Eine Hauptabſicht dieſes Werkzeugs, und welche auch glücklich dadurch erreichet wird, iſt dieſe, daß die etwann erhobener liegende Drathſtiche den übrigen niedrigern vollkommen gleich gedrückt werden.

Ausreiden, heißt etwas mit allem nöthigen verſehen. So ſagt man z. B. ein Schiff ausreiden.

Ausreißen. Wenn der Zinngießer bauchigte Gefäße, z. E. Kruge verfertiget, ſo gießet er den unteren und oberen Theil derſelben jeden beſonders, drehet nachgehends auf ſeiner Drehebank an den zuſammengehörigen Känften Falzen aus, damit er den oberen Theil auf den untern ſo aufſetzen kann, wie man den Deckel auf eine Schachtel ſetzet, und löthet ſie alsdenn zuſammen. Ehe er das Gefäße auswendig fertig macht, drehet er erſt inwendig die Stelle, wo er gelöthet hat, ſauber ab; und dieſes Abdrehen heißet bey ihm Ausreißen.

Ausreißen ein Auge, ſ. Auge ausreißen.

Ausreißen der Zähne, ſ. Zahnarzneykunſt.

Ausreißer, ein Soldat, der ſein Regiment böslich verläßt, und ſich anderwärts hinbegiebt, um entweder nie oder eine Zeitlang nicht wieder zu kommen. Wenn er nie wiederkommen will: ſo heißt er ein Deſerteur, die Strafe des Ausreißens iſt nach den Kriegsordnungen Leibes- oder Lebensſtrafe.

Ausreiten den Hafer z. E., geſchieht an einigen Orten, anſtatt des Ausdröſchens. Man reitet mit Pferden darauf herum, bis er ausgetreten iſt.

Ausreiter, Landreiter, 1) ein obrigkeitlicher Diener, der in öffentlichen Angelegenheiten zu Pferde geſchickt wird. So haben z. E. die Beamten an manchen Orten einen Landreiter, den ſie in Amtsgeſchäften brauchen; 2) heißt auch Ausreiter oder Reitmeiſter in einigen Klöſtern ſoviel als ein Schaffner, ein Aufſeher über die öconomiſche Einrichtungen; weil er nemlich die Aufſicht über die Sofraite hat.

Ausreuten. Wann man aus einem Felde Bäume, Büſche, Stauden, und deren Stöcke herausnimmt, ſo heißt man dies, das Feld ausreuten. Die Abſicht dabey iſt gemeiniglich dieſe: das Land urbar zu machen, es entweder zu Aeckern, Wieſen oder überhaupt in eine beſſere Nutzung zu verwenden.

Dies Ausreuten kann mit der Haue, aber auch mit andern mechaniſchen Werkzeugen geſchehen. Man hat dergleichen, mit denen man Stöcke und ganze Bäume herausbehet und umwirft. Hier iſt nur ſo viel zu ſagen, daß man bey einer groſſen Volksmenge eines Landes ſehr wohl thut, wann man eine jede Einöde oder Heide ſo ausreutet und zu des Nahrungsſtandes Beſtem alſo verwendet, zu Aeckern und Wieſen verkehret und umſchaffet.

Soll aber dies geſchehen, ſo muß alles Wurzelwerk vorſichtig aus dem Boden genommen werden, damit der Pflug überall durch kann. Soll dies geſchehen, ſo erleichtert man ſich die Arbeit nicht wenig, wann man die Bäume nicht vorhero abhauet und hernach erſt die Stöcke auszugraben gedenket, ſondern den ſtehenden Baum rund um weit umgräbt, die Wurzeln untergräbt, einige und die gröſten derſelben weit vom Stamme weg abhauet, wann der Baum dann fällt und er wird bey mäßigem Winde fallen oder man bindet ein langes Seil oben an ſeinen Wipfel an, und zieht ihn ſehr leichte herum, ſo reißt er nun ſelbſt alle übrige Wurzeln tief und ganz, die ſonſt auf keine Weiſe durch alle Arbeiten nicht zu gewinnen wären, mit ſich aus dem Boden heraus.

Ausrichten, (bergmänniſch). Sagen die Bergleute, wenn der gefüllte Bergkübel oder die Tonne, bey dem Fördern, das iſt bey dem Heraufziehen, unterwegs ſtecken bleibt, und wieder los gemacht wird. Ein Ausrichter iſt alſo eine bey einem Kunſt- und Stangenwerk nöthige Perſon, gemeiniglich ein erfahrner und geſchickter Bergmann, der bey dem Treiben, oder wenn das Erz oder Berg aus der Grube gezogen wird, auf alles genau acht haben muß, daß es nicht aufgehalten und allen Verhinderungen im Schacht abgeholfen werde. Er muß deswegen außen am Tage nach den Treibtonnen ſehen, ob der eiſerne Beſchlag noch nagelfeſt iſt, ob der Boden und die Tauben eine Ausbeſſerung nöthig haben; wenn es mit dem Treiben oder Heraufziehen ſehr

Digitized by Google

langsam gehet, oder wohl gar nicht fort will, muß er mit dem Licht in den Schacht fahren, und um die Seilbrüche zu verhüten, alle Wechsel wohl besichtigen ob sich ein Nagel oder eine Schiene gezogen, an welche die Tonne im Herausstreben unterfassen, oder im Niedergehen sich aufsetzen könnte, er muß die Walze im Treibschacht, worauf das Seil gehet untersuchen, ob sie im Schmeer gehen und gut umlaufen: er bemühet sich überhaupt jeden Anstand und Hinderniß bey dem Treiben zu entdecken und wegzuschaffen: bey solcher Besichtigung beobachtet er zugleich ob er dem Treiben eine neue Erleichterung mit neuen Walzen oder andern Vortheilen geben könne. Die gefährlichste Arbeit des Ausrichters ist, wenn ein eisernes Trumseil, (das ist das Ende eines Seils,) bricht, und die Tonne in den Schacht hineinfällt, dann muß er, wann vorher der Schützer die Wasser abgeschlagen, oder wann das Kunstwerk durch Pferde getrieben wird, der Fuhrmann still gehalten und die Pferde gebremset hat, oben im Schacht anfangen alle Wechsel wo die Stangen zusammenstoßen, zu besichtigen, und wenn der Schnörpel, das ist, das Ende das mit der Tonne in den Schacht hineingefallenen Seils, Stangen losgerissen, so muß er solche wieder annageln und befestigen, bey dieser Verrichtung tritt er in eine dahin gelassene Tonne, weil er selten anderst Fuß fassen kann; dies muß er von einem Wechsel zum andern thun, bis er den Bruch, das ist, die hineingefallene Tonne mit dem daran befindlichen Seil und Schnörpel findet; er löset die Tonne mit welcher er hinein gefahren, ab, hängt den Bruch oder den Schnörpel an das hineingetriebenen Seils Ende an, und klopfet drey Schauer, das ist, dreymal drey Schläge, welches in die Höhe oder aufwärts bedeutet, dieses zeigen die Stürzer, die oben Achtung geben, dem Schützer oder dem Fuhrmann mündlich an, oder geben dem entfernten durch eben solche drey Schauerklopfen mit dem Gestäng und Hammer zu erkennen, daß die Pferde oder das Wasser angelassen werden soll; dies muß sehr langsam geschehen, damit der Ausrichter Achtung geben kann, daß das im Schacht liegende Seil sich nicht verwirre oder um eine Stange herumschlinge und dieselbe losreiße; wenn still gehalten werden soll, so giebt er das Zeichen mit einmahligem Schauerklopfen, und wenn er fertig mit drey Schauerklopfen, das Zeichen zum Ausfahren. Ausrichter wird auch in einigen Gegenden der erste Zünder eines Erzgangs genannt.

Ausrichten, (Baukunst). Nennt man bey Maschinen, welche gebraucht werden, allerley Sachen in die Höhe zu ziehen, wenn die in die Höhe zu ziehende Sache, sie sey eine Tonne, Kübel, Stein, Holz oder was es wolle, an den Wänden, an welchen sie hinaufgezogen wird, sitzen und hangen bleibt, daß sie wieder losgemachet werden muß, damit man solche vollens in die Höhe bringen kann. Wo man Baumaterialien auf die Gebäude oder Thürme ziehet, befestiget man an solche ein Nebenseil, welches man das Schwankseil nennt. (S. diesen Artickel) Damit einige Mann, mittelst desselben, welche unten auf dem Boden das Seil halten, die ganze Last richten können, wie sie wollen, und mithin solche von dem Gebäude ausrichten, daß an demselben nichts zu Schaden gebracht wird.

Ausrichten oder **Zurichten einen Strumpf.** Hierunter verstehet der Strumpfstricker und auch der Strumpfweber, diejenigen beyden Geschäfte, wenn jenes nach der Walke wieder trocken gemachte gestrickten des letztern aber ebenfalls gewalkte und darauf getrocknete Taffetstrümpfe, **geraubet** und **geschoren** werden.

Ausrichten, nennt der Kupferschmied die Arbeit, vermittelst welcher er die Beulen in einem Geschirr durch Hammerschläge herausbringt.

Ausrichter, derjenige welcher in den Bergwerken die Arbeit thut, welche man Ausrichten nennt. (s. diesen Artickel) An einigen Orten bedeutet auch Ausrichter einen Lehnträger bey Landsiedelgütern.

Ausrichter eines Testaments, s. *executor testamenti.*

Ausrichtung, s. Ausesteuer.

Ausringen. Ist ein Wäschausdruck und heißet das Wasser aus dem reingewaschenen Zeuge durch Zusammendrehung eines jeden Stückes, geschickt bringen.

Ausroden, heißt soviel, als die Stöcke, oder Stumpfen der abgehauenen Bäume aus dem Boden herausmachen. s. Ausstockung der Wälder.

Ausrollen, heißt etwas vermittelst des Rollsiebs reinigen.

Ausrotten, s. Ausreuten.

Ausrottung, ist eine von den Strafen, womit Gott im alten Testament die Uebertreter seiner Gesetze zu belegen drohet. Man ist nicht einig, was eigentlich darunter zu verstehen sey. Einige erklären sie so, daß Gott durch die verborgene Wege seiner Providenz die Anstalten mache, daß ein Mensch frühzeitig aus der Welt gerafft werde, und sein Leben nicht hoch, nicht über sechzig Jahre bringen sollte. Allein diese Erklärung scheint sehr gezwungen zu seyn; und es ist überhaupt unwahrscheinlich, daß Gott die unmittelbare Strafe so vieler Verbrechen, z. E. derer, die sich von levitischen Unreinigkeiten nicht auf die vorgeschriebene Art reinigen liessen, selbst übernehmen sollte. Daher erklären sie andere für die ordentliche Lebensstrafe. Es kommen Stellen in der Bibel vor, wo es nichts anders als ordentliche Lebensstrafe heißen kann, z. E. 3 B. Mos. 18, 29. 20, 17. 4 B. Mos. 14, 30. vergl. mit Ep. Paul. an die die Hebräer 10, 28. Indessen haben doch einige gewesen, ob dieser Ausdruck immer diese harte Bedeutung habe; und ob nicht die Ausrottung eine gelindere Art von Strafe, etwa Verlust des Bürgerrechtes oder Landesverweisung bedeuten könne. Gegen diese Erklärung wendet man ein, daß sie nicht in den Plan der mosaischen Gesetzgebung passe. Eine Hauptmaxime, worauf Moses seinen Staat gründete, war, die Israeliten noch der Abgötterey abzuhalten. Um die Zeit, da alle benachbarte Völker Heiden, und die Vielgötterey noch der allgemeine ansteckende Irrthum des menschlichen Geschlechts war, würde jeder des Landes verwiesene Israelite in das Heidenthum hineingeworfen worden seyn. Eigentliche Landesverweisung kann es also wohl nicht gewesen seyn. Nach der babylonischen Gefangenschaft finden wir wirklich eine Ausrottung, die von der Lebensstrafe verschieden war, und welche darinne bestund, daß alles Vermögen des Schuldigen confiscirt, er selbst aber vom Volk abgesondert war. Uebrigens nennt der Talmud sechs und dreyßig Verbrechen, wodurch man sich die Strafe der Ausrottung zuziehen kann. Man findet sie in dem Traktat von den Strafen der Ausrottung in dem fünften Theil der Mischnah. Die Rabbinen theilen daher die Ausrottung in drey unterschiedene Arten: in eine leibliche, die in einer Abkürzung des natürlichen Lebens bestehe, und von Mose auf sechs verschiedene Arten der Versündigung gedrohet werde; eine geistliche, die in einer Zernichtung der Seele nach dem Tode bestehe, und auf sieben und zwanzig Arten der Sünden erfolge; und endlich eine Ausrottung des Leibes und der Seele. Diese letztere sey eine Abkürzung des natür-

Digitized by Google

lichen Lebens und damit zugleich verknüpfte Zernichtung der Seele, und zwar auf dreyerley Sünden.

Ausrücken, eines Corps aus dem Lager u. ſ. w. ſ. Aufbruch.

Ausrüſten, ein Schiff, heißet daſſelbe dadurch in wehrhaften Stand ſetzen, daß man es mit allem, was zur Vertheidigung nöthig iſt, ſowohl an Kanonen und anderm Schießgewehr, Kugeln, Pulver und dgl. als an Matroſen, Soldaten und was zu deren Unterhaltung gehöret, verſiehet.

Ein halb zum Kriege ausgerüſtetes Schiff iſt ein Kauffartheyfahrer, der zu ſeiner Vertheidigung Officiere und Soldaten nebſt zugehörigen Waffen und Munition an Bord hat. Die franzöſiſchen Kauffahrer, die weite Reiſen thun, ſind alle alſo ausgerüſtet, machen alſo mehrere Koſten und bringen folglich weniger ein als die holländiſchen, die mit dergleichen Bewaffnung nicht verſehen ſind.

Ausruf, (*exclamatio*). Eine Figur der Rede; ihr Name iſt ihre Erklärung. Sie iſt eine natürliche Würkung heftiger Leidenſchaften, ſie mögen angenehm oder widrig ſeyn. Man erkennt ſie leicht, entweder an gewiſſen Tönen, z. E. O! Ach! Heu! Proh! oder daran, daß der Redende mehr ſchreyet, als redet. Sie ſtehet am rechten Platz, wenn ſie entweder vor einer affectvollen Vorſtellung hergeht, oder darauf folgt. So bricht Cicero in gerechtem Zorn über die zügelloſe Bosheit des Catilina in den bekannten Ausruf aus: o tempora! o mores! Er ſieht einige unter den Mitgliedern des Senats, vor welchen er redet, die es mit dem Catilina halten, die in der vergangenen Nacht in ſeiner Geſellſchaft geweſen, die an ſeinen ruchloſen Anſchlägen Theil nehmen. Er geräth darüber in den heftigſten Unwillen, in ein Erſtaunen, das mit Furcht und Angſt vermiſcht iſt. Die Gewalt dieſer Empfindungen preßt ihm die Worte aus: O Dii immortales! vbinam gentium ſumus? quam rempublicam habemus! in qua vrbe vivimus!

Eine der ſtärkſten Exclamationen findet ſich in dem ſechzigſten Geſang der Meſſiade. Joar und Seba ſterben nach einer langen vertrauten Freundſchaft zugleich, und ſtehen vor Gericht. Seba wird angenommen und Joar verworfen. Das Urtheil wird geſprochen, das entſetzenvolle Urtheil: Scheidet! Joar hört; unausſprechliche Angſt ergreift ſeine Seele;

O Himmel (ruft er aus) und Erd' und alles, was heilig iſt, Menſchen,
Engel, und all' ihr Weſen der ewigen Dauer! verworfen!
Scheiden! verworfen! haſt du, haſt, Donnerer, ſcheidet! gerufen;
Macht der Mächte, wo biſt du? . . Ach Seba, Seba! Geliebter! u. ſ. w.

Geht die Ausrufung vor der Vorſtellung der Sache her: ſo reizt ſie die Aufmerkſamkeit des Zuhörers ſehr ſtark. Der Redner oder Dichter muß alſo auch etwas ſehr wichtiges, das einer ſolchen Ausrufung werth war, folgen laſſen. Geſchieht dieſes nicht, ſo verfällt er in das Froſtige, und wird lächerlich. Ein Rathsherr in einer kleinen Reichsſtadt, ein Schneider von Profeſſion, wollte ſich bey einer feyerlichen Gelegenheit mit einer förmlichen Rede hören laſſen. Sein Vortrag war voll Exclamationen, und alles, was er ſagte, war kein Ach und kein O werth. Einer von den Zuhörern ward unwillig, und es war ihm kaum zu verdenken, daß er ſeinen Unwillen dem, der zunächſt neben ihm ſaß, mit dem lächerlichen Ausruf zu erkennen gab: o Himmel! o Hölle! o Schneidersgeſelle!

Noch ſchlimmer gieng es einſt dem berühmten engliſchen Dichter Jacob Thomſon. Er hatte in ſeinem Trauerſpiel Sophoniſbe den affectirten Ausruf angebracht: o Sophoniſbe, Sophoniſbe o! Da dieſe Exclamation bey der Aufführung des Stücks bohrte, rief einer von den Zuſchauern auf der Stelle aus: o Jacob Thomſon, Jacob Thomſon o! und erregte durch dieſe parodirende Critik ein allgemeines Ziſchen.

Ausrufen, heißt eine Sache öffentlich bekannt machen durch einen Ausrufer.

Ausrufen, heißt daher auch ſo viel, als Verbothe aufbieten, ſ. Aufgebot.

Ausrufen, geſchiehet bey einer Armee unter Trommeln- Trompeten- und Paukenſchall, wenn Verordnungen bekannt gemacht oder Deſerteurs ſich wiederum bey ihren Compagnien einzuſtellen eingeladen werden. Desgleichen wenn Truppen in Cantonirungs- und Winterquartiere einrücken, wird auf ähnliche Weiſe bekannt gemacht, ſowohl wie ſie ſich während der Zeit ihres Aufenthaltes zu betragen haben, als daß die Bürger, wenn ſie gegründete Klagen haben, dieſelbe bey ihren Vorgeſetzten anbringen ſollen, welche ſie dem Commandanten vortragen wird, der unverzögliche Satisfaction geben und die Verbrechen gebührend ſtrafen werde.

Ausrufen, iſt auch eine bey den Bergleuten noch gewöhnliche Redensart, die von einem veralteten Berggebrauch ihren Urſprung hat, wo nemlich der Schichtmeiſter das jenige Erz, was er nicht ſchmelzen konnte, auf einen Sonntag an der Kirche feilbieten und ausrufen mußte. Es war alſo ein ſehr ergiebiges Werk, wenn es hieß, ſie müſſen ausrufen, wenn ſie nemlich Ueberfluß am Erz hatten.

Ausrufer, ein Menſch, der öffentlich bekannt macht, wenn etwas zu verkaufen iſt; auch einer, der bey Auctionen das höchſte Gebot jedesmal ausruft. Von den Ausrufern der Alten ſ. Præco.

Ausrufung des Friedgebots, ſ. Friedgebot.

Ausrufungszeichen, iſt dieſe Figur (!), womit man den Ausruf, Verwunderung, Verſpottung, ja eine jede heftige Anrede in ſchriftlichen Aufſätzen bezeichnet. Siehe! Adam iſt worden, als unſer einer! Höret, ihr Himmel! und du, Erde, nimms zu Ohren! Es würde das gute Leſen bey der Jugend ſehr erleichtern, wenn man für alle Arten ſtärkerer Empfindungen, die durch das Leſen ausgedruckt werden ſollen, beſondere Zeichen hätte. Ein empfindſames Gemüt brauchte keine, und ein unempfindſames würde ohne Gefühl leſen, wenn auch über jedem Wort ein Strich wäre.

Ausrupfen des Tuchs. Wenn derſelbe mit dem Bimſteine fein abgerieben iſt (ſ. Abreiben), ſo wird er noch allenthalben mit einem wohl ausgezogenen und recht gleichen Stück Fiſchhaut ſanft und ſo gleichförmig, als möglich iſt, gerieben. Der Rand liegt bey dem auf einer ſehr ebenen und wohlgereinigten Tafel, und der Kopf ſitzt auf der Forme. Hierdurch wird auf dem Hute ein kurzes Haar zum Vorſchein gebracht, er fühlet ſich zärter an, und er nimmt die Farbe beſſer an.

Ausſaat, ausſäen, iſt diejenige Beſchäftigung des Gärtners und des Baurens, da ſie ihren Saamen in die Erde ausſtreuen. Dieſes kann geſchehen mit voller Hand oder nur mit den Fingern; jenes geſchiehet, wenn die Körner groß ſind; dieſes, wenn der Saame klein iſt; nach der erſten Art verfährt der Bauer, nach der zweyten der Gärtner. So wie der Bauer von jeher gewohnt war, den Saamen mit der Hand auszuſäen, ſo

Digitized by Google

hatte man vor nicht gar vielen Jahren einen Säepflug erfunden, mit dem man pflügte, und der durch eine an ihm angebrachte Maschine vor sich selbst, indem er das Land durchschnitte und hingieng, auch saete: allein es scheint, daß man diese Art zu säen wieder aufgegeben habe; bisher hat man weniges und seit etlichen Jahren von einem ausgebreiteten Gebrauche dieses Säepfluges gar nichts mehr gehört.

Ob die Aussaat gut oder schlecht ausfallen werde, kann man im voraus so leicht, ja wohl mit Gewißheit gar nicht, und wenns viel ist, nur muthmaßlich bestimmen. Es hängt dabey sehr vieles von der Beschaffenheit des Saamens, von der Bestellungsart und Beschaffenheit des Ackerfelds, von der Witterung bey und nach der Saat ab.

Wie der Saame beschaffen seyn soll, soll in dem Artikel Saame gesagt werden.

Das Ackerfeld kann ohne vorhergehende gute Zubereitung, mit Hoffnung auf ergiebige Erndten, gar nicht besäet werden; und doch, wenn es öfters aufs allerbeste bestellet und gedüngt ist, wird gleichwohl nicht selten Arbeit und Hoffnung zu schanden.

Der Acker sollte allerdings mürbe seyn, damit der Saame leicht herfürkeimen und Wurzel schlagen könnte; ist er nun auch so, und es folgt kein Regen auf die Einsaat, sondern anhaltende Wärme und Trockene: so ist sie auf diesem Felde verlohren, und auf dem am schlechtsten bearbeiteten, voller Erdklöße liegenden Felde gedeyhet sie am besten. Der Acker des Faulen also ist öfters gesegneter als der Acker des Fleißigen; dies ist aber nur Zufall, und wenn der Fleißige zugleich einsichtig ist: so kann er den anscheinenden Schaden schon abhalten. So bedarf ein mürbes Ackerfeld, beym Mangel des Regens, nur die Walze, den Uebertrieb einer Heerde Schaafe z. wovon künftig bey schicklicher Gelegenheit ein mehreres. Von dem Maas des Saamens und der Zeit der Aussaat s. weiter unten Saamen, Säezeit.

Aussaat der Holzsämereyen, s. Holzsaat.

Aussage der Zeugen, s. Zeuge.

Aussagen, (juristisch), heißt, sich mit den Kindern erster Ehe abtheilen, und ihnen aussetzen, was sie zu fordern haben. Hamb. Stadtr.

Aussagen im Kartenspiele, wird gebraucht, wenn einer glaubt, sein Spiel gewonnen zu haben, und nun weiter zu spielen einhalten läßt. Es heißt alsdenn, er hätte sich ausgesagt. Besonders kömmt dieser Ausdruck beym Triset- und Mariagespiel vor.

Aussatz, (medicinisch), ist eine bösartige Krätze, welche man wegen dem verschiedenen Grad der Bösartigkeit verschiedentlich eintheilt. Bey dem gelindern Aussatz wirft sich die Haut gleichsam in Fischschuppen auf, ist nach dem Anfühlen sehr rauh, juckt und beißet sehr stark. Er gehet aber öfters nicht tiefer als die Haut, und man trifft daher das Fleisch unter ihr, wenn sie abgegangen, ganz gesund an. Die zweyte Gattung von Aussatz wird der griechische Aussatz genennt. In demselben sind die Säfte schon mehr verdorben, die Schärfe dringet auch tiefer in alle feste Theile ein, so, daß der Schade immer weiter um sich frißt, und über den ganzen Leib eine krebsähnliche Verderbung ausbreitet. Die dritte Gattung von Aussatz, als der heftigste Grad desselben, wird der arabische Aussatz, oder bey den Griechen Elephantiasis genennt. Dieser nimmt auch den ganzen Körper ein, und verstellt denselben, besonders das Gesicht, außerordentlich, so, daß diese Krankheit daher von dem Galen, weil die Patienten den in den Fabeln abgebildeten Waldgöttern oder Satyrs ähnlich werden, Satyriasmus genennt wird. Die Lippen werden ganz dick, die Nase schwillt auf und wird eingedrückt, die Ohren werden klein, die Backen roth, und an der Stirn werfen sich hie und da Geschwülste auf, wie Hörner; zugleich werden auch die Muskeln in dem Angesicht hin und her verzogen, und das Kinn breiter gemacht, wie bey lachenden Personen. Die Haut ist überhaupt hornartig, bekömmt Risse, aus welchen Blut oder eine stinkende Materie ausfließt. Die Patienten empfinden in dem ganzen Körper eine außerordentliche Müdigkeit, sollen aber, nach einiger Bericht, sehr geil seyn. Wann das Uebel immer mehr zunimmt, so werden endlich auch die weichen und festen Theile des Körpers zerfressen, besonders geschieht dieses an den Gaumen und Nasenknochen, ja sogar sollen sich an Händen und Füßen unter den Geschwülsten die Finger und Zehen verlieren. Endlich gesellet sich ein schleichendes Fieber hinzu, welches dem Kranken das Leben nimmt. In den letzten Zeiten hat man, älterer und neuerer Erfahrungen zufolge, Würmer von besonderer Art an dem Körper der Aussätzigen bemerkt. Diese Krankheit bemerkt man überhaupt heutzutage in Europa seltner, als in vorigen Zeiten, indem man eigene Hospitäler für solche Kranken aufgerichtet, von denen man noch jetzt in gewissen europäischen Gegenden Ueberbleibsel antrifft. Häufiger bemerkt man dieselbe in Arabien, Palästina und Egypten. Besonders ist sie unter den Juden sehr gemein gewesen, wie uns davon die heilige Schrift belehret, aus welcher auch erhellet, wie ansteckend diese Krankheit ist. Die Ursache davon wird auf verschiedene Art angegeben. Ueberhaupt kömmt sie von einer allgemeinen Verderbung der Säfte her, die, nach einiger Meynung, einer übeln Beschaffenheit der Luft, nach andern, den schlechten und verdorbenen Nahrungsmitteln, dem Mißbrauch vom Wein und andern geistigen Getränken, oder auch, wie noch andere wollen, zuweilen dem venerischen Gift zuzuschreiben ist. Weil man, wie vorher erwehnt worden, bemerkt hat, daß die mit dem arabischen Aussatz behaftete Personen außerordentlich geil gewesen, und die Verschnittene, wie einige vorgeben, niemals diese Krankheit sollen bekommen haben, ja sogar durch das Castriren, mit Beyhülfe anderer Medicamenten, die Krankheit in ihrem ersten Grad soll gehellt worden seyn; so ist man auf die Muthmaßung gekommen, ob nicht diese Krankheit von einem zu großen Ueberfluß und verdorbener Beschaffenheit des Saamens entspringen könne? welches man an seinen Ort will gestellt seyn lassen. Man hat dieser Krankheit verschiedene Mittel, aber öfters ohne den geringsten Nutzen entgegengesetzt, z. E. Purgiermittel, Aderlassen, Mercurialmittel, Biperniren, warme und kalte Gesundbrunnen, schwächtreibende Mittel u. dgl. Wenn sie schon ziemlich eingewurzelt ist, so ist fast gar keine Hoffnung zur Genesung übrig.

Aussatz, Aussätzige, (antiquarisch) Diese Krankheit war unter den Juden sehr gewöhnlich. Deswegen macht Moses einige besondere Verordnungen, die diese Krankheiten zum Gegenstand hatten. Erstlich giebt er die Kennzeichen an, woran der Aussatz von einer jeden andern Hautkrankheit unterschieden werden konnte. Nicht ein jeder Ausschlag an der Haut war Aussatz. Er unterscheidet davon eine Krankheit, die er Bohak nennt. Diese war weder ansteckend noch gefährlich. Es fuhren zwar Flecken auf der Haut aus, sie waren aber von dem eigentlichen Aussatz leicht zu unterscheiden. Ihre Farbe war dunkelweis und etwas röthlich.

Diese

Digitized by Google

Diese Krankheit war weder ansteckend noch erblich, und verursachte dem Körper gar keine Unbequemlichkeit. Da der Aussatz levitisch unrein machte, so mußte Moses auch diese Krankheit characterisiren, damit nicht jemand unschuldigerweise als ein Aussätziger angegriffen wurde. Moses nennt noch eine Krankheit, die mit dem Aussatz eine scheinbare Aehnlichkeit haben konnte, und es doch nicht war; es ist dieses Karrach, oder Kahlkopf. Wenn das Ausfallen der Haare mit andern Zeichen verbunden war; so konnte es ein Merkmal des Aussatzes werden: aber es war es nicht immer. Moses unterscheidet also auch dieses von dem wahren Aussatz. Das Urtheil über den Aussatz selbst überläßt Moses nicht den Patienten, sondern den Priestern. Einmal mußte jemand bestimmt werden, für den man einen jeden, der des Aussatzes verdächtig war, bringen konnte. Da diese Krankheit so schleichend und schwer zu erkennen war, so mußte jeder Israelite das Recht haben, bey dem mindesten Zeichen des Aussatzes auf Untersuchung und Besichtigung zu dringen, und dem unschuldig Angeklagten, war auch daran gelegen, sein Unschuld an den Tag zu legen. Daß aber hiernächst den Priester dieses Geschäfte aufgetragen wurde, ist daraus klar, weil sich die Leviten und Priester überhaupt mit der Medicin abgaben. Nichts war der Absicht des Israelitischen Staats gemäßer, als diese Verordnung. Wirklich angesteckte Personen wurden außer Stand gesetzt, dieses Uebel weiter zu verbreiten. Ohne diese Vorsicht hätte ganzen Familien der größte Nachtheil zuwachsen können. Unschuldige Personen aber, die im geringsten verdächtig gewesen wären, hätten sich und andern zur unerträglichen Last seyn müssen, weil sich jeder vor ihnen würde gescheuet haben. Beyden Uebeln ist durch die gerichtliche Besichtigung der Priester vorgebeuget worden.

Die andere Verordnung, die Moses machte, war, daß diejenige, welche nur im geringsten für angesteckt erklärt wurden, sogleich von den Reinen abgesondert werden, und in besondern Quartieren wohnen mußten. Man verfuhr nicht gleich mit völliger Strenge. War bey der ersten Besichtigung das Zeichen des Aussatzes noch einigermaßen zweifelhaft, so wurde die Person nicht sogleich für angesteckt erklärt; damit aber den übeln Folgen vorgebeugt werden möchte, so wurden sie sieben Tage eingeschlossen, um zu sehen, ob der verdächtige Fleck sich ausbreitete, oder vergieng: war alsdenn die Sache noch nicht entschieden, so wurde die Einschließung so oft wiederholt, bis man hinlängliche Sicherheit hatte, ob wirklicher Aussatz da sey, oder nicht. Die besondern Fälle werden 3 B. Mos. 13, 30 ff. angeführt. War nun der Zustand der Patienten wirklich entschieden, daß er mit dem Aussatz angesteckt sey; so wurde er sogleich von dem übrigen Volk abgesondert. Nichts war billiger, als dieses. Niemand würde vor dem Anstecken sicher gewesen seyn. Daher, als die Juden noch in der Wüste waren, so mußten sich die Aussätzige außer dem Lager aufhalten, und hiervon war nicht einmal die Schwester Mosis befreyet. Wie sie in das Land Canaan kamen, und in besondern Städten wohnten, so wurden den Aussätzigen besondere Häuser angewiesen, wo sie sich aufhalten mußten. Ein solches Haus hieß Beth Ofhoschith, oder das Haus der Unreinigkeit. In einem solchen Hause mußte sich selbst der aussätzige König Asarja aufhalten, obgleich die Rabbinen kein eigentliches Krankenhaus, sondern eine einsame Landwohnung darunter verstehen, wo sich der König aufgehalten, ohne an den Regierungsgeschäften Theil zu haben. Durch eine solche Absonderung war der Aussätzige in das Haus, nicht als wie in einen Kerker eingesperrt; er durfte ausgehen: aber er mußte sich durch seine Kleidung kenntlich machen. Er mußte mit zerrissenen Kleidern, entblößten Haupt, verhüllten Kinn, herumgehen, und jedermann, der ihm begegnete, zurufen: ich bin unrein, ich bin unrein: und dies erstreckte sich nicht nur auf die physicalische, sondern auch levitische Unreinigkeit; folglich, wer einen Aussätzigen anrührete, wurde selbsten dadurch, wenn er auch nicht angesteckt wurde, bürgerlich unrein.

Die dritte Verordnung, welche Moses hierüber macht, betrift die notorische Reinsprechung eines des Aussatzes unschuldig verdächtigen, oder, der von seinem Aussatz geheilet war. Diese geschahe nicht eher, als bis der Priester hinlängliche Gewißheit hatte, daß kein Zeichen des Aussatzes mehr vorhanden war. Wer bey der ersten Beschichtigung für rein befunden wurde; der wurde ohne Umstände für rein erklärt. Bey wem das vermeinte Merkmal des Aussatzes verschwunden war, wurde rein gesprochen, mußte aber seine Kleider waschen. Wer den Aussatz wirklich gehabt hatte, und davon geheilt worden war, mußte ein Opfer bringen, welches 3 Buch Mos. 14. umständlich beschrieben ist. Man nahm nemlich zween reine Vögel, und Cedernholz, rosinfarbene Wolle und Isop. Dem einen Vogel mußte man über einem irrdenen Gefäß am fließenden Wasser die Kehle abschneiden; die übrigen Dinge aber nebst dem noch lebendigen Vogel in das Blut des geschlachteten Vogels tunken. Damit wurde derjenige der gereinigt werden sollte siebenmal besprengt; er mußte darauf seine Kleider waschen, sein Haar abschneiden, und sich in Wasser baden; den lebendigen Vogel aber ließ man fortfliegen. Der auf solche Art gereinigte gieng darauf in das Lager, mußte aber noch sieben Tage außer seinem Zelt bleiben. Am siebenten Tage mußte er sich noch einmal bescheren, seine Kleider noch einmal waschen, und sich noch einmal baden. Am achten Tage mußte er zwey Lämmer und ein jähriges Schaaf, nebst etwas Oel und Mehl zum Opfer bringen. Dieses wurde nebst dem der gereinigt werden soll, vor die Hütte des Stifts gestellt, das eine Lamm wurde als ein Sündopfer geschlachtet, und von dessen Blut wurde dem gereinigten Aussätzigen auf das Ohrläppkein, auf den Daumen der rechten Hand, und auf die große Zehe seines rechten Fußes geschmieret. Von dem Oel wurde siebenmal gegen den Herrn gesprengt; die erstgenennten Gliedmasen damit gesalbet, und das übrige auf sein Haupt gegossen. War der Aussätzige arm, so brachte er nur ein Lamm, nebst etwas Mehl und Oel, und zwo Turteltauben, oder zwo junge Tauben, und das Opfer der Reinigung wurde auf die vorige Art vollzogen. Nunmehr war er rein, und niemand durfte ihm einigen Vorwurf machen.

Moses redet auch von einem Aussatz der Häuser und Kleider, die aber bey weiten nicht diejenige Krankheit ist, die bey den Menschen der Aussatz heißt, auch nicht ansteckend, wie jener ist. Was den Aussatz der Häuser anbelangt, so beschreibt ihn Moses umständlich 3 Buch 14. Er besteht in grünlichen und röthlichen Grübchen, die sich am Gemäuer zeigen, und sich immer weiter ausbreiten. Es ist eben das, was wir heutzutage den in die Gebäude kommenden Salpeter zu nennen pflegen. Bey uns findet er sich häufig in Kellern, kommt aber auch höher an den Gebäuden hinauf. Wenn ein Hausherr solche Flecken bemerkte, so mußte er solches sogleich anzeigen, damit es von einem der Sache verständigen, das war der Priester, besichtigt

werden sollte, um dem Uebel bey seinem ersten Entstehen vorzubeugen. Der Eigenthümer hatte dabey den Vortheil, daß er vor der Besichtigung das Haus ausräumen durfte, damit nicht, in dem Fall, wenn das Haus für unrein erklärt würde, alle Meubeln zugleich mit für unrein erklärt würden. Hiedurch wurde er um so mehr angetrieben, so bald er etwas merkte, solches anzuzeigen. Zeigte sich bey der ersten Besichtigung die Sache nicht sogleich entschieden, so wurde das Haus verschlossen, und nach Verlauf von einer Zeit von acht Tagen noch einmal besichtigt. Fand es sich, daß sich der Salpeter, während dieser Zeit weiter ausgebreitet hatte; so wurden die angefressenen Steine ausgebrochen, und weggeschaft, und das Haus wurde frisch übertündt. Brach der Aussatz von neuen aus, so mußte das Haus niedergerissen werden, und die Materialien außer der Stadt an einen unreinen Ort gebracht werden. Der Schade, den die Gesundheit der Einwohner, und die in demselbigen befindlichen Waaren leiden möchten, ist wichtiger, als der Verlust des eingerissenen Hauses, da die Häuser der Israeliten nicht aus vielen Stockwerken bestunden, und viel Geld kosteten. (s. Bauart der Israeliten) Wurde das Haus bey der zwoten Besichtigung für rein befunden, so wurde es auf eine feyerliche Art, nebst Darbringung eines Opfers, dafür erklärt. Wer vorher hineingieng, war unrein, und mußte seine Kleider waschen. Die Ceremonien bey dem Reinigungsopfer, waren beynahe eben diejenigen, die bey der Reinsprechung eines vom Aussatz befallen gewesenen Menschen, beobachtet wurden. (s. Salpeter).

Von dem Aussatz an Kleidungsstücken können wir heutiges Tages wenig zuverläßiges sagen. Moses beschreibt ihn, als grüne oder röthliche Flecken, die unausgehtet alles Waschens bleiben, und sich ausbreiten, bey denen das Tuch bald auf der rechten, bald auf der linken Seite kahl wird, und die sich bald an dem Aufzug bald an dem Eintrag zeigen. Einige Rabbinen sehen diese Krankheit an Kleidern als ein Wunder, welches nicht von natürlichen Ursachen herkäme, an; andere aber glauben, daß es eine natürliche Krankheit sey, und auch von natürlichen Ursachen herrühre. Sie sagen, daß sie von einem Fehler herrühren konnte, den man in der Zubereitung der Wolle, der Häute und der Zeuge begieng, weil diese Arten der Arbeiten zu den damaligen Zeiten viel unvollkommener, als in den spätern war. Die Hitze der Gegend, vielleicht auch einige Würmer, die in den Kleidern erzeugt wurden, konnten etwas dazu beytragen. Andere sind auf die Vermuthung gekommen, daß der wirkliche Aussatz von den Körpern in die Kleider gekommen, dieselbe zerfressen, und sich auf solche Art in dieselbe eingeschlichen habe, wodurch sich diese Krankheit, eben so wie die Pest durch Wolle, weiter habe ausbreiten können. Allein diese Meynung ist aus verschiedenen Gründen unwahrscheinlich. Der Herr Hofrath Michaelis hat eine Muthmaßung gewagt, die wir dem Leser hier mittheilen wollen. Er meint, diese Krankheit habe von der Sterbewolle, d. i. von der Wolle solcher Thiere, die nicht von dem Messer, sondern an einer Krankheit gestorben wären, ihren Ursprung gehabt, von welcher die Erfahrung bezeuge, daß nach und nach die Spitzen abfielen. Ob aber die Häute solcher Thiere, die an einer Krankheit gestorben waren, und deren Aas denjenigen der es anrührte, verunreinigte, unter den Israeliten verarbeitet worden, wird hiebey ohne Beweis vorausgesetzt. Die Krankheit mochte nun von einer Ursache herkommen, von welcher sie wollte; so verordnete Moses, daß so bald ein Kleid verdächtig würde, solches von dem Priester sieben Tage eingeschlossen, und wenn der Fleck während dieser Zeit größer worden, unverzüglich verbrennt werden sollte: waren die Flecken aber nicht größer worden, so mußte es der Priester waschen lassen, und noch sieben Tage verschließen; blieb alsdenn noch der Flecken, so wurde es verbrennt. Zeigte sich aber die Farbe an dem angefressenen Ort schwach, oder dunkel, so mußte das angefressene Stück herausgerissen werden; zeigten sich neue Flecken, sie mochten von einer Farbe seyn, von welcher sie wollten, so mußte es verbrennt werden. So viele Mühe gab sich dieser Gesetzgeber, daß sein Volk reinlich erhalten wurde, damit es nicht an seiner Gesundheit Schaden litte, besonders, da in warmen Gegenden die Unsauberkeit weit nachtheiliger ist, als in kalten. Viele Ausleger haben sich Mühe gegeben, von diesen Verordnungen eine mystische Erklärung zu geben, die wir aber hier nicht anführen wollen.

Aussatz der Bäume. Ist ein Grind an der Rinde, den lauter Blättergen, die gleichsam aufgesprungen sind, formiren. Es findet sich gar häufig an den Bäumen der Winterbergemotte. Es scheinet diese Krankheit zwo Haupturſachen zu haben: 1) den übermäßigen und corrosiven Saft, welcher von einer zu heftigen Düngung des Baums mit Mist entstehet, und eingefogen wird. 2) Die Baum- oder Blattläuse, welche sich an die Aeste der Bäume ansetzen, sie durch ihre Stachel anstechen, und den Saft aussiehen, woraus alsdenn dieser Aussatzgrind oder Krebs zu folgen scheinet.

Aussatz im Billard, s. Billardspiel.

Aussatz der Schweine, s. Finnen.

Aussatzfliege, (*Musca lepra*). Diese Fliege ist kleiner als eine Laus, und glänzend schwarz. Ihre Vorstenförmige Fühlhörner, die Füße und der Bauch sind weiß. Die Augen glänzen wie Gold, und an der Wurzel des Rüßels nimmt man zu beyden Seiten ein Zähngen wahr. Die Made dieser Fliege hält sich in dem Aussatz der Negern in Amerika auf.

Aussaugen, heißt überhaupt die Luft aus einem damit angefüllten Ort wegsagen, und dadurch andere Flüßigkeiten herbeyziehen, welche den leeren Raum wieder ausfüllen. So wird das Blut, die Milch und andere Säfte des menschlichen Körpers aus den Wunden, den Brüsten und andern Theilen ausgesogen, und zwar theils mit dem Munde, theils mit andern Werkzeugen, z. E. mit Spritzen, Zugflaschen, Blutigeln, Milchpumpen, Schröpfköpfen, ꝛc. wovon an den gehörigen Orten mehreres wird gesagt werden. s. auch Wunde, giftige.

Aussaugen. Man bedient sich dieses Wortes eigentlich beym Feldbau, wenn man ausdrücken will, daß dem Grundstücke die Kräfte zur Hervorbringung der Producte beträchtlich vermindert, oder entzogen werden. Gemeiniglich saugt ein Pachter die Felder des gepachteten Gutes stark aus, wenn er sie vom Eigenthümer nur auf kurze Zeit, und gegen einen jährlichen hohen Pachtzinß erhalten hat. Er will in diesem Falle viele Producte aus dem Gute ziehen, und doch wenige Auslagen auf dessen Bearbeitung, Besserung, und Benutzung aufwenden. Daher bauet, besaet, und bepflanzt er das Feld nach aller Möglichkeit, und giebt ihm doch die Materie zur neuen Fruchtbarkeit nicht wieder. Das heißt: er saugt das Gut ganz aus. Um dieses zu verhüten, muß der Eigenthümer in der Wahl des Pachters weislich zu Werke gehen, und einen Mann suchen, oder annehmen, der die sogenannten Instrumentalauslagen in hinreichender Menge gemacht hat, und

Digitized by Google

mitbringt, oder machen kann, und der genugsame Mittel zu Aufwendung der jährlichen Culturkosten in Händen hat; der Pachtzinß muß nach Proportion des reinen Ertrages gefordert, und nicht zum Nachtheil des Pachters übertrieben werden, und dann muß man den Pacht auf lange Jahre, nemlich auf 9 oder 12, und mehrere Jahre schließen. Auf diese Weise ist nicht zu besorgen, daß der Pachter das Gut zum Schaden des Eigenthümers **aussaugen** werde. — Zweytens sagt man auch, daß die verschiedenen Arten des Unkrautes den Acker aussaugen, weil sie ihm die Nahrungstheile entziehen, die zur Hervorbringung der nützlichen Producten wirksam seyn würden. Wider dieses **Aussaugen** der Felder ist kein anders Mittel, als die Aecker oft und gut zu bearbeiten, und das Unkraut, ehe es reif wird, und seinen Saamen wieder ausfallen läßt, auszujäten.

Hiernächst braucht man auch das Wort **Aussaugen** in der Politik, wenn man das Verderben ausdrücken will, das durch Auflegung und Vervielfältigung schädlicher Imposten von bösen Cameralisten gewirket wird. Durch unnatürliche und verkehrte Finanzeintichtungen werden die Länder **ausgesogen**, weil man dadurch die Unterthanen in die traurigen Umstände setzt, daß sie nicht vermögend bleiben, auf die Cultur der Grundstücke des Staates und auf die Gewerbe die nöthigen Auslagen zu verwenden. s. die Artickel: **Auflagen** und **Auslagen**.

Aussaugende Gefäße, (*vasa emulgentia*) heißen die Adern welche das Blut aus der Aorta in die Nieren, und wieder zurück in die Hohlader bringen. Eine genauere Beschreibung davon, s. unter den Artickeln: Schlagadern und Blutadern.

Ausschälen, s. Auskernen. Ist zwar mit Auskernen bey vielen Dingen eins; doch da einige Gewächse, als z. E. die Nüsse, zwo Schalen haben, so heißt man das ausschälen, wann man die äußere Schale nur wegnimmt, und das auskernen, so man die Schale die den Kern unmittelbar umgiebt, aufmacht und auskeret.

Ausschaffen der Fremden bey der Rayerwahl, s. Rayerwahl.

Ausschalen, geschiehet bey den Decken in Zimmern, wenn sie mit leichten rauhen Brettern versehen werden, damit man sie gypsen, oder bewerfen könne.

Ausschalmen, heißt an einigen Orten soviel, als die Bäume durch Beschälung der Stämme auszeichnen.

Ausschartungseisen, ein eiserues Werkzeug der Kirschner, womit sie die farbigten Leder, oder auch die Futtertücher, welche man unter die Pferdedecken setzet, ausrunden. Es formiret einen halben dichtgezähneten Mond; aus dem ein Stiel mit einem Knopfe herausgehet.

Ausschaufeln (Maschinenbau), heißt bey den Wasserrädern an die Stelle der schadhaften oder fehlenden neue Schaufeln machen. Diese Arbeit ist fleißig und so oft vorzunehmen als das Werk leer stehet, weilen durch den Mangel der Schaufeln die Maschine nicht nur an Geschwindigkeit verliert, daß nicht mehr soviel ausgerichtet werden kann, sondern auch mehr Aufschlagwasser das Werk zu treiben erfordert wird, wordurch sich theils das Werk selbsten, theils auch andern Maschinen unterhalbs dem Strom das Wasser nimmt.

Ausschaufeln (Hydrotechnisch), wird bey dem Wasserbau genennt, wenn man einen Graben oder Canal ausgräbt, und die erde desselben mittelst eiserner Schaufeln heraus auf die Ufer wirft. Ein dergleichen Arbeiter wird ein Schaufler genennt. Niedrige, nicht gar tiefe und kleine Graben, werden gewöhnlich durch Ausschaufeln gemacht, und diese Arbeit bey nicht gar zu trockner Witterung vorgenommen.

Ausscheden, wird bey Poch- und Scheidwerken gesagt, und heißt das gute und die derbe Erzstückgen von dem Berg oder Gestein absondern.

Ausscheeren, heißt bey den Tuchmachern ein Tuch zum drittenmal, nachdem es gefärbt worden, scheeren.

Ausscheiden (Chemie), s. Scheiden.

Ausscheiteln, ist bey den Tuchmachern eben das, was bey andern Webern aufbäumen oder aufziehen heißt.

Ausschenken, einen Gesellen, heißt bey den Handwerkern dem Gesetten bey dem Wegwandern den Ehrentrunk reichen. Sonst heißt ausschenken auch soviel, als Getränke einzeln in kleinen Maaßen verkaufen.

Ausschießen, heißt überhaupt in den Gewerben, und im Handel und Wandel soviel, als ein Product, oder eine Waare darum von den übrigen zum Gebrauch, oder Verkauf dienlichen absondern, weil sie ihre erforderliche Vollkommenheit nicht haben. Man nennet deswegen eine solche unvollkommene Waare **Ausschuß** oder **Ausschußwaare**. Alle gewerbtreibende Personen sind um ihres eigenen Interesse willen verbunden, ihre Waaren, die sie entweder verfertiget, oder eingekauft haben, um sie zu verhandeln, oder in Umsatz zu bringen, aufs genaueste zuvor durchzusehen, und den **Ausschuß** davon abzusondern, und diesen besonders zu brauchen. Ist gute und schlechte Waare untereinander, so verschlagen solche Händler sich selbst ihre Kunden, und bringen sich um ihren Waarenvertrieb.

Man braucht das Wort **ausschießen** aus gleichem Grunde in den Münzstädten. Wenn man ein Werk von Gold- oder Silbermünzen ausprägt, so werden vorher die Münzplatten genau durchgesehen, ob sie nicht etwa Risse, oder andere in die Augen fallende Fehler haben; auch werden sie gewogen, ob sie etwa zu leicht sind. Alle die, welche in der Qualität, oder im Gewicht diese Mängel haben, werden **ausgeschossen** und unter das bey einem folgenden Werke wieder einzuschmelzende Schrot geworfen. Ist man mit dem Ausprägen fertig, so werden die Gelder beym Nachzählen nochmal durchgegangen. Diejenigen Stücke, die schlechtes Gepräge haben, die allzuviele und zu starke Feilstriche beym Justiren bekommen haben, oder die etwa nicht weiß genug, sondern noch schwarz oder roth sind, werden ausgeschossen, und dieses Ausschießen geschieht auch besonders bey den groben Münzsorten, welche die Schönheit und den Glanz nicht haben, den man ihnen um ihrer besondern Bestimmung willen zu geben nöthig findet.

Ausschießen, ist eine Verrichtung, welche mit dem Papier, woraus Spielcharten verfertiget werden sollen, in der Fabrik vorgenommen wird. Man besichtiget nemlich Bogen vor Bogen und bemerket, ob Knoten darin und Flecken darauf sind. Die Knoten werden mit einem Federmesser weggenommen, zumalen an den Mittelbogen oder denen, die in die Mitte der Charte kommen, als welche sich beym Leimen und Pressen im Vorder- und Hinterbogen ausdrücken und dadurch veranlassen, daß beym Glätten aus diesen Bogen ein Stücken wegzuschärfet wird. Fleckichte dörfen nicht zu den Hinterbogen genommen werden, weil sie die Charte kennbar machen, können also nur zu Vorderbogen gebraucht werden und, weil man an den Bildern nicht viel weißes zu sehen bekommt, so kann man die Bogen mit größeren Flecken zu ihnen und die mit kleineren zu den Augen nützen.

Ausschießen, nennet man auch, wenn bey einem Bestätigungs- oder Hauptjagen das ganze gejagte Wild-

Digitized by Google

pret von der Herrschaft aus den Zeltern oder dem sogenannten Schirme geschossen wird, es seye zu Land oder bey einer Wasserjagd.

Ausschiffen beym Landen einer Flotte. Diese wichtige Unternehmung setzet voraus, daß man von einer feindlichen Flotte nichts zu befürchten habe, es seye nun daß überhaupt der Feind damit nicht versehen, oder sie in einem vorhergegangenen Gefechte außer Stand gesetzet worden etwas zu unternehmen, oder in einem Haven bloquirt gehalten wird u. s. w. Ferner muß man dazu einen bequemen Ort aussuchen und den Widerstand des Feindes zu Land aus dem Wege räumen. Den ersten findet man an einer Rheede, die eine gute Front darbiet, hauptsächlich an einer zwischen zweyen Buchten liegenden Erdzunge oder Vorgebürge, weil in jene sich kleine Fahrzeuge legen und die Landung decken können. Den Widerstand des Feindes zu vereiteln muß er in Ungewißheit gesetzet werden, wo man landen will, weswegen man die Esquadren vertheilt und an mehreren Orten Versuche macht und auf andere dergleichen Listen denkt. Weil aber der Feind seine schwächste Ufer natürlicher Weise kennen und bereit seyn wird die Landenden zu empfangen und auf sie zu fallen, ehe sie sich verschanzt oder auch zu schlagen in Stand gesetzet haben; so muß man die nöthige Anstalten machen, ihm dieses zu verwehren. Zu dem Ende läßet man die leichten Schiffe, die sich dem Ufer mehr, als schwerere, nähern können, auf beyden Flügeln vorrücken und auf jeder Seite einen Bogen formiren. Galeeren sind hiezu wohl zu brauchen, die ein horizontales Feuer in die Flanke des Feindes und, wo es die Lage zuläßet, in den Rücken seiner Verschanzungen, wenn dergleichen vorhanden, machen können. Läßet sich der Feind blicken, so macht man aus diesen Fahrzeugen ein kreuzendes Feuer auf ihn und beschießet ihn in die Front aus den großen entfernteren Kriegsschiffen, bis er weggetrieben ist. Man feuert nicht lagenweise, als welches dem Feinde vortheilhafte Zwischenzeiten veranlassete, sondern Schuß vor Schuß, damit das Feld immer voll Kugeln flieget und kein sicherer Augenblick vor den Feind statt hat. Hinter den Kriegsschiffen liegen die Transportschiffe vor Anker oder lagen bey. Nunmehr gehet es an das Ausschiffen selbst, wobey zu beobachten, daß erst das Fußvolk, hierauf die Pferde, alsdenn die Lebensmittel und zuletzt das Hospital und der Rest der Geräthschaft ans Land gebracht wird. Was erstlich die Truppen betrift, so machen sich dieselbe vorher zum Gefechte völlig fertig, d. i. sie kleiden sich an, hängen ihre Taschen um und laden ihr Gewehr. Alsdenn werden die auf jedem Schiffe befindliche in zwey Parthien abgetheilt und davon die erste auf dem Verdecke, die andere unter den Lucken angestellet, auch die spanische Reuter, welche man alsobald am Lande nöthig haben wird, in Bereitschaft und die Schaluppen ins Wasser gebracht. Die Schaluppen werden in Esquadren abgetheilet, die sich, wie die Schiffe selbst, durch Flaggen unterscheiden; in jeder befindet sich ein Land- und ein Seeoffizier und über alle hat ein vornehmerer Offizier das Commando, welcher wie ein Admiral seine Adjutanten hat, durch welche er seine Befehle ausrichten lässet. Jeder Schaluppe ist angewiesen, von welchen Leuten sie bestiegen und in welcher Ordnung sie fortgebracht werden sollen und was weiter nöthig ist, wird durch Signale angekündiget. Sobald also hiezu das Zeichen gegeben wird, fahren die Schaluppen an die Schiffe, wozu sie beordert sind, unter den Wind, wenn er stark ist, oder auf beyden Seiten, wann er schwach ist; man steiget in vorgeschriebener Ordnung aus den Schiffen in dieselbe und fähret ans Land mit Wind und Ruder in breiter Front, soviel möglich, zugleich mit aller Vorsicht, um nicht aufzulaufen. Kommt der Feind wieder zum Vorschein, wenn die Schiffe ausfahren müssen zu feuern, weil die Schaluppen im Wege sind; so bedienen sich diese ihres Geschützes und setzen ihre Fahrt fort, sobald der Feind vertrieben ist. Kommen sie ans Land, so springen die Soldaten alsobald heraus und machen sich sogleich fertig, auf den wiederkommenden Feind zu feuern. Welche Schaluppen am Ufer nicht ankommen können, die legen sich mit ihrem Vordertheil an das Hinterntheil anderer und man marschiret durch letztere durch ans Land. Die Generale formieren die Truppen, wie sie nach einander ankommen und die spanische Reuter werden sogleich aufgestellet. Inzwischen nähern sich nicht nur die Transportschiffe dem Ufer, sondern die geleerte Schaluppen fahren auch zurück, um die übrige Truppen abzuholen, welche eben so, wie die ersten, ans Land gebracht und nach Umständen ins zweyte Treffen oder auf die Flanken gestellet werden. Unterdessen daß dieses geschiehet, werden die Pferde in den Schiffen gelüftet und mit Wasser begossen, weil sie sonst Schaden nehmen würden, wann sie aus dem heissen Behälter, worinn sie bisher waren, auf einmal in die kalte See kämen. Die Pferdeschiffe kommen nun, sobald sie das Signal dazu empfangen, so nahe ans Ufer, als sie immer können, man hebet die Pferde mit der Winde über Bord, läßet sie herunter ins Wasser, die auf Fahrzeugen daneben haltende Reuter fangen sie an den Halfterstricke, und sie schwimmen neben den Fahrzeugen ans Ufer. Wenn Noth da ist, werden die Pferde mit Sattel und Zeug ins Wasser gelassen und zu dem Ende die Bügel aufgezogen, die Gurten gelüftet und die Zügel in den Mähnen fest geknüpfet. Außer dem Nothfall aber werden die Sättel, und was weiter dazu gehöret, vorher aus den Schiffen gebracht. Wenn man so weit ist, so folget auf ein vom Admiral gegebenes Signal auch gleich die Ausschiffung dessen, was zum Hospital gehöret, und des übrigen Geräthes, wofern man nemlich dessen alsobald bedarf; sonst kann es noch an Bord bleiben, auch wohl an einer andern Stelle, wohin die Truppen ihren Marsch nehmen, ans Land geschaffet werden.

Ausschindling, wurde ehemals ein Kind genennt, welches aus dem zeibe seiner Mutter ausgeschnitten worden.

Ausschirren, heißt einem Pferd das zum Ziehen gehörige Geschirr, abnehmen, so wie im Gegentheil durch **aufschirren** die Anlegung des Geschirres verstanden wird. s. **Geschirr der Pferde.**

Ausschlachten, heißt bey den Metzgern einem geschlachteten Vieh die Haut ablösen, das Eingeweyde herausnehmen, und das Fleisch zerhauen.

Ausschlacken, heißt bey dem Probiren der Erze die sich angelegte Schlacken von dem Metall losschlagen und absondern.

Ausschläger, derjenige, welcher in den Bergwerken das Ausschlagen verrichtet. s. diesen Artickel.

Ausschlag (medicin.), lat. *Exanthemata*. Unter dieser allgemeinen Benennung wird ein ganzes Heer von Uebeln begriffen, welche nicht nur große Beschwerlichkeiten und Schmerzen, sondern auch den Tod in ihrer Mitte führen. Es ist daher schwer eine allgemeine Beschreibung zu geben was Ausschlag ist. Gemeiniglich verstehet man darunter alle Krankheiten der Haut, welche von einer sich dahin gezogenen critischen Materie schnell entstehen und die Haut nicht tief verletzen. Ei-

Digitized by Google

nige Aerzte dehnen aber diese Definition weiter aus, und rechnen auch die Pestbeule und den Rothlauf dazu. Doch wir wollen nicht um Worte streiten, auf welche hier sehr wenig ankommt. Wichtiger ist die Eintheilung der vielen Arten von Ausschlag. Sie können entweder mit einem Fieber vergesellschaftet seyn, oder nicht. Zu der ersten Classe gehören erstlich die ansteckenden Ausschlagsfieber das Flecksieber, das weiße Friesel, die Blattern und Rötheln, ja die Pest selbst. Zweytens gehören dahin die nicht ansteckenden, das Scharlachfieber, Nesselfieber, das rothe Friesel und der Rothlauf. Ausschläge ohne Fieber sind die falschen oder wilden Pocken, das scorbutische Friesel, die mancherley Krätz- und Flechtenarten, der Grindkopf, die Milchkruste, die Nachtblattern, die Zitzblätterchen, die Wasserblätterchen, die Feuerblätterchen, die Zinnen und andere mehr.

Die wirkende Ursache von allem Ausschlag ist, wie wir in der Definition gesagt haben, eine nach der Oberfläche des Körpers getretene critische Materie. Denn da die Natur in allen Krankheiten sich bestrebet die schädliche Materie, welche an ihrer Zerrüttung Schuld ist, aus dem Körper zu schaffen, so stehen ihr verschiedene Wege offen, durch welche diese Absonderung geschehen kann, zuweilen geschiehet es durch den Magen und Gedärme, zuweilen durch die Lunge, zuweilen durch die Oberfläche des Körpers. Ist nun die auszuführende Materie fein genug, so wird sie durch die unmerkliche Ausdünstung und durch den Schweiß bewirkt, ist sie aber von gröberer Art oder sehr scharf, so richtet sie dadurch den Schaden an, den wir beschrieben. Es haben zwar einige neuere Aerzte behauptet, daß einige Gattungen des Ausschlags, z. E. die Krätze, blos von einer äußerlichen Ursache herrührten, nemlich von kleinen in der Haut wohnenden Insecten. Wir geben auch zu, daß dieses möglich sey, ob es gleich noch nicht erwiesen ist. Da aber doch jedem Arzt die fürchterliche Uebel bekannt sind, welche eine in den Körper zurückgetriebene Krätze verursachen kann, so glauben wir doch, daß sich allemal eine schädliche Unreinigkeit nach der Haut ziehet, sie mag nun von der Natur selbst, oder durch den Reiz von dergleichen Insecten dahin gelockt werden.

Ueber die sehr verschiedene Heilungsart des Ausschlags können wir uns hier nicht weiter herauslassen, welche in den besondern Artikeln von jeder einzelnen Gattung wird erklärt werden.

Ausschlagsfieber, s. Fieber.

Ausschlag, wird bey Pottaschen- und Salpetersiedereyen, die ausgelaugte Asche genannt.

Ausschlag der Gebäude. Wenn nach lang angehaltener strenger Kälte ein schnelles Thauwetter entstehet, so werden die Mauern der Gebäude und andere festere Theile wie mit Schnee oder Reif überzogen. Man nennt dies den Ausschlag der Gebäude: sollte es aber eigentlicher den Anschlag derselben nennen; denn es hat damit folgende Bewandnis. Dichte feste Körper behalten die Kälte länger als dünnere. Wird nun die Luft schon gelinder, so wird sie mit vielen aufthauenden wässerigen Theilen und Dünsten erfüllt: diese ziehen sich, nach den Gesetzen des Zusammenhangs, gegen den kältern Ort, das ist, gegen das dichtere Mauerwerk und dergleichen hin, legen sich da an, werden ihrer Wärme beraubt und gefrieren zu Schnee.

Ausschlag der Waage, wird genennt, wenn solche dergestalt aus dem Gleichgewicht, daß nicht nur das Gewicht auf der einen Seite größer, als die Friction erfordert, sondern auch noch über solches Gewicht die Waage aus dem Gleichgewicht gebracht ist. Die Größe des Ausschlags wird durch die Schwere des Gewichts bestimmt, welches die Waage aus dem Gleichgewicht bringt. Wenn z. B. 4 Pfund vier andere Pfund im Gleichgewicht bey einer gleicharmigten Waag halten: so werden 5 Pfund einen Ausschlag von 1 Pfund geben nach derjenigen Seite, wo solches Gewicht liegt. Bey ungleich armigten Waagen, z. B. bey Schnellwaagen, muß das Moment von der Größe der Waagbalken mit in Betrachtung kommen, wenn man den Ausschlag bestimmen will. Es halte z. B. bey einer solchen Waage 10 Pfund an dem kürzern Waagbalken, 3 Pfund an dem langen Waagbalken das Gleichgewicht, so werden 4 Pfund an dem langen Waagbalken nicht 1 Pfund Ausschlag geben, sondern der Ausschlag wird in Verhältniß der Länge der Waagbalken wie 3 : 10 stehen; man wird also $3 : 10 = 4 : x$. das ist $\frac{10 \times 4}{3} = \frac{40}{3} = 13\frac{1}{3} = x$. vor das Gleichgewicht von vier Pfund, mithin $13\frac{1}{3} - 10 = 3\frac{1}{3}$ Pf. Ausschlag erhalten. Man sieht auch zugleich hieraus, wieviel ein Ausschlag bey einer Schnellwaage zu bedeuten habe.

Ausschlagen. Dieser Ausdruck hat sehr viele Bedeutungen: Erstlich heißt er so viel, als Würkung haben oder Würkung hervorbringen, wenn man sagt: das Vorhaben oder die Unternehmung schlägt gut oder übel aus. Dieses Ausschlagen der Unternehmungen gründet sich auf die vorhergemachten guten oder schlechten Plane, und auf die Umstände, die mit der Ausführung derselbigen verbunden sind. Zweytens heißt Ausschlagen ein erhaltenes Anerbieten wegweisen, oder sich weigern, solches anzunehmen, und diese Weigerung erklären. Man sagt: ein angetragenes Amt ausschlagen ꝛc. Drittens wird ausschlagen gebraucht, wenn an irgend einem Theile des thierischen Körpers auf dessen Oberfläche eine solche widernatürliche Veränderung vorgeht, daß sich dabey Flecken oder Hervorragungen von einer besondern Farbe in der Haut zeigen. So redet man vom Ausschlagen des Kopfes und des Mundes, und der ganzen Haut. Ausschlag ist das allgemeine Wort, womit der Arzt alle Exanthemata bezeichnet. Viertens ist Ausschlagen bey den Pflanzen so viel, als neue organische Theile in oder aus Knospen oder Augen hervortreiben, s. den Artickel Baum und Pflanze. Fünftens spricht man auch vom Ausschlagen der Pferde, wenn sie nicht gern ruhig stehen, sondern mit ihren Füßen nach Menschen und Thieren schlagen.

Ausschlagen heißt auch die Münzplatten oder Schrötlinge gehörig breit schlagen. Dies thut man zu der Zeit, da das Streckwerk und der Durchschnitt in den Münzstädten noch nicht erfunden war, s. Münzen, und Schroten, und Schrötlinge.

Ausschlagen, sagen die Bergleute, wenn sie die zu Tag herausgeförderte Erzstücke mit dem Ausschlagsäustel zerfesen oder mit einem Hammer zerschlagen, damit man siehet, ob die innere Güte mit dem äußern Ansehen übereinkommt. Bey Blaufarbenwerken sagt man, den Schmelzofen, auch den rothen Glasfluß, nachdem er eingefotten ist, aus dem Kessel ausschlagen. Der Ausschlagsäustel, den man bey Zechen zum Zerschlagen der Erze braucht, ist ein etliche Pfund schwer eiserner Hammer, unten und oben geviret: derjenige aber, den man in Hütten und Blaufarbwerken braucht, ist mit unten geviret und oben zugespitzt.

Ausschlagen, zu grünen anfangen. Wenn die

Digitized by Google

Bäume am Frühling Blätter treiben, so sagt man: sie schlagen aus, s. Auge.

Ausschlagen, bey den Zimmerleuten, heißt so viel, als an einem Baum, den sie beschlagen wollen, einige Späne heraushauen, damit die Späne bey dem Beschlagen nicht zu lange werden.

Ausschlagen, im Forstwesen, heißt, die Bäume mit dem Waldeisen (oder der Waldaxt) bezeichnen und aussondern. Die Jäger brauchen es für: abhauen.

In der Fechtkunst heißt es: pariren.

Ausschlagen, die Blöse, s. Aufschlagen.

Ausschlagen, war ehedem eine Verrichtung in der Münze, ehe das Streckwerk und der Durchschlag eingeführt waren, welche auch noch an einigen Orten, z. E. in Holland, vorgenommen wird. Wenn nemlich die Zainen oder die etwas dicker, als die Münze werden soll, gegossene Bleche auf dem Ambose mit dem Hammer ausgetrieben, und darauf zu einzelnen Stücken oder Schrötlingen zerschnitten waren, wurden dieselben durch Hammerschläge noch mehr verdünnet und zur gehörigen Breite gebracht, und diese letzte Operation hieß ausschlagen.

Ausschlagmilbe, (*Acarus exulcerans*). Linne macht diese Milbe zur Ursache der bösartigen Krätze. Ihre zwey Vorderfüße sind kurz, die übrigen aber lang und borstenförmig.

Ausschlagsverkauf, ist ein Kauf mit dem Pacto Addictionis in Diem. s. Addictio in Diem.

Ausschlegeln. Die gar zu dunkeln und von Farbe allzusehr gesättigte Steine werden unterwärts ausgehöhlt oder hohlgeschliffen, welches man ausschlegeln nennet. Dieses ausschlegeln geschiehet auch, wenn die Steine innwendige Fehler haben. Sie erhalten durch diese Arbeit eine reinere Durchsichtigkeit, lebhaftere Farbe und mehreres Feuer. Ist aber ein Stein so fehlerhaft und unrein, daß man so viel nicht abnehmen kann als nöthig ist den Fehler durch das Schleiffen herauszubringen, so ist er des Schleiffens gar nicht werth und bezahlt die Kosten nicht, würde auch einen schlechten Schmuck abgeben, und verdient höchstens nur eine Stelle in den Naturaliensammlungen.

Ausschleifung, Schleifen, um eine Lebensstrafe zu erhöhen, führt man zuweilen den Delinquenten nicht zum Gerichtsplatz, sondern schleift ihn dahin. Man legt ihn gebunden auf eine Schleife, Bret, Horden oder Kühhaut, und der Scharfrichter oder dessen Knecht schleift ihn mit einem Pferde von dem Gerichtshaus an bis an die Stelle, wo die Execution geschieht. Vor Zeiten band man auch wohl das Cadaver des Delinquenten nach der Execution einem Pferde an den Schwanz und schleppte es ein Stück Weges herum. Carl V. dictirt das Schleifen in der Verrätherey Art. 124. der Vergiftung Art. 130. und bey dem Mord an hohen trefflichen Personen, an des Thäters Herren, an einem Ehegatten und nahen Verwandten Art. 137. Er verordnet auch daß man im Urtheil sich des Formulars bedienen solle: "Inquisit soll durch die unvernünftige Thiere auf die Richtstatt geschleift werden." Allein alle diese Verordnungen werden an vielen Orten nicht beobachtet.

Ausschlichten, heißt die Zaine der Metalle, die vermünzet werden sollen, auf einem Ambos mit dem Hammer so dünne schlagen, als die Münzplatten seyn sollen, die man daraus schneiden will.

Ausschlichten. Oben im Artikel **Ausschlagen** ist gemeldet worden, daß man vor der Erfindung der Streckwerke in den Münzen die gegoßnen Zainen auf dem Ambose mit dem Hammer getrieben und dünner geschlagen. Diese Verrichtung hieß das ausschlichten.

Ausschliefen, sagt man: wann ein junges Thier z. E. Vogel, Insect aus dem Ey kriecht.

Ausschließen, Ausstoßen, im kirchlichen Verstand s. Excommunicatio.

Ausschließen, von der Erbschaft s. **Enterbung.**

Ausschließen, heißet bey den Setzern in der Buchdruckerey einer Zeile Typen, Quadraten u. s. w. die gehörige Breite geben, daß sie genau zwischen die Wände des Winkelhakens passet, (s. Winkelhaken). Hierzu dienen die sogenannten Spatien (s. Spatien). Denn gewöhnlich setzt man bey ordinärem Drucke zwischen jede zwey Wörter, um sie gehörend von einander zu entfernen, zwey Spatien. Wird nun die Reihe nicht voll, so setzet man noch das dritte zu. Daher spricht man in der Druckerey: mit zwey Spatien wird gesetzt und mit dem dritten ausgeschlossen. Setzet man aber bey kleinen Drucke nur mit einen, oder bey weitläuftigen mit dreyen: so schließet man in jenem Falle mit zweyen, in diesem mit dreyen aus.

Ausschließende Rechte, werden in der Politik alle die Rechte genennet, die ein einzelner Mensch, oder eine Gesellschaft hat, ein gewisses nützliches Geschäft allein zu treiben, oder einen jeden andern von Treibung dieses nützlichen Geschäftes auszuschließen. Sie heißen auch **Monopolien** oder **monopolistische Rechte** im allgemeinen Verstande. Alle Staaten sind itzt mehr oder weniger mit Monopolien angefüllt, und daher ist es sehr schwer, sich nicht für irgend ein oder mehrere ausschließende Rechte einnehmen, und bis zur Vertheidigung derselbigen reizen zu lassen. Es treten über die Frage, ob alle **ausschließende Rechte** oder **Monopolien** ohne Unterschied den Staaten nachtheilig sind, oder ob es von dieser Regel Ausnahmen gebe, und ob solche Einschränkungen statt finden, unter welchen ein ausschließendes Recht unschädlich werden kann? zwey Partheyen treten auf. Die **Physiokraten** behaupten, daß es keinen einzigen Fall gebe, darinne ein ausschließendes Recht einem Staate unnachtheilig seyn könnte, und daß kein Monopolium, man mag daran, und dabey bestimmen, und einschränken, wie man will, nützlich werden könnte, daß also alle ausschließende Rechte ohne Unterschied der Wohlfahrt, und Stärke der Staaten schnurgerade zuwider wären. Die **Antiphysiokraten** oder die **Freunde der Regulirkunst** gestehen zwar zu, daß in der Regel keine Monopolien in einem wohlregirten Staate eingeführt und geduldet werden könnten, daß aber Ausnahmen von der Regel statt fänden, welche solche Einschränkungen darbothen, unter welchen die Monopolien zulässig würden und man sogar die Gewährleistung für deren Unschädlichkeit übernehmen könnte. Einige drücken sich gar so darüber aus, daß die ausschließende Rechte an und für sich der bürgerlichen Gesellschaft im geringsten nicht nachtheilig, im Gegentheil zur gemeinen Wohlfahrt nöthig, und ein wesentlicher Theil der Regierung wären.

In dem System der Physiokraten beweißt man von den ausschließenden Rechten oder Monopolien diese wichtigen Säze: 1) daß ein jedes ausschließendes Recht oder Monopolium der wahren unveränderlichen Gerechtigkeit unter allen Umständen schlechterdings zuwider sey; 2) daß durch ein jedes ausschließendes Recht oder Monopolium der einzige Grund, auf welchen sich Geschicklichkeit und Fleiß der Menschen, und Ueberfluß der Producte und Waaren in den Staaten gründet, niedergerissen, und also der Grund zur Unthätigkeit,

Digitized by Google

Trägheit, Ungeschicklichkeit und zum überhandnehmenden Mangel an Producten und Waaren geleget werde; 3) daß ein jedes Wohl des Ganzen, oder gemeines Beste, unter dessen Vorwande die Gerechtigkeit nur in dem geringsten Stück verletzet, und also ein ausschließendes Recht eingeführet werde, nur in der Einbildung bestehe, und ein Deckmantel des blos arbitrarischen Verfahrens, und des allen Staaten zum Verderben gereichenden Despotismus sey. Zur festen Begründung des ersten Satzes berufen sich die Physiokraten auf jene Wahrheit, die sie für eine allgemein evidente und jedem gesunden Menschensinn faßliche Wahrheit ansehen, daß die wahre wesentliche Gerechtigkeit, außer welcher es sonst keine Gerechtigkeit gebe, und die in allen menschlichen Anordnungen und Verfassungen zum Grunde geleget werden müsse, einem jeden Menschen alles das als sein heiliges und ewig unverletzliches Eigenthum zusprechе, was er allein durch seine Personalfähigkeiten, ohne in das Eigenthum eines andern Menschen einzugreifen, bewirke und bewirken könne. Sie halten die se Wahrheit für die Grundsäule aller Sicherheit der Person und des Eigenthums eines jeden Menschen, und erklären daher eine jede Anstalt und Verfassung, welche dieser Wahrheit zuwider ist, für offenbar ungerecht, und alle Verordnungen und sogenannten Gesetze, welche diese Heiligkeit und Unverletzlichkeit des Eigenthums auch nur eines einzigen Menschen nicht zu ihrer Grundlaue nehmen, für blos willkührliche Dispositionen, die sich entweder auf Unwissenheit oder auf Eigennutz, Ehrgeiz, und Habsucht gründeten. Sie behaupten ferner als eine evidente ewig heilig zu haltende Wahrheit, daß nach der wahren von aller Willkühr unabhängigen Gerechtigkeit das Eigenthumsrecht des einen Menschen dem Eigenthumsrechte eines jeden andern völlig gleich gehalten, und kein Mensch vor dem andern in seinem Eigenthumsrecht begünstiget werden müsse. Aus diesen Wahrheiten ziehen nun die Physiokraten diese Schlüsse: Ein Mensch hat über seine eigene Personalfähigkeiten nicht mehr und nicht weniger Recht zu disponiren, als der andere; dieses Recht ist bey dem einen gerade so groß und so heilig als bey dem andern. Mithin ist es der wahren Gerechtigkeit schnurgerade zuwider, und nur ein Act der blosen Willkühr, wenn man einen Menschen wider seinen Willen von der Disposition über seine Personalfähigkeiten verdränget, und einem andern, oder mehrern andern allein diese Disposition überläßt. Daher ist jedes ausschließendes Recht oder Monopolium der wahren wesentlichen Gerechtigkeit zuwider. Eines Menschen Gutdünken und Wille kann und soll das nie gerecht machen, was schon nach der Natur ungerecht ist. Jede menschliche Verordnung, man mag sie nennen, wie man will, ist nur in soweit gerecht, und weiter nicht, in wieweit sie die allgemeine gleiche Heiligkeit des Eigenthumsrechtes eines jeden Menschen zum Grunde hat, oder aufrecht stehen lässet. Da nun dieß bey Ertheilung eines ausschließenden Rechtes offenbar nicht geschieht, so ist jede solche Ertheilung ausschließender Rechte ein Eingriff in die einzige unverletzliche niemals trügende Gerechtigkeit.

Den zweyten Satz, daß jedes ausschließende Recht den einzigen Grund der Thätigkeit der Menschen und des Ueberflusses der Genießungen schwäche, oder ganz niederreiße, legen die Physiokraten wider aus ganz evidenten Gründen dar. Sie sagen: die freye Concurrenz derer, die eine bestimmte Sache verfertigen, oder herbeyschaffen, und derer, die diese Sache suchen, kaufen, und verbrauchen, ist ganz allein das Mittel, soviel von der Sache herbeyzuschaffen, als gesucht und verbraucht wird, und soviel zu suchen und zu gebrauchen, als verfertiget und herbeygeschaffet wird. Die Größe des Suchens, das ist, die Menge der Käufer und Verbraucher bestimmt den Absatz und das Interesse des Herbeyschaffers, und es werden also immer mehr Herbeyschaffer sich zeigen, und es einander in ihrem Eifer, das gutes und wohlfeiles herbeyzuschaffen, zuvorzuthun suchen, wenn die Menge der Käufer und Verbraucher uneingeschränkt bleibt, und sich nur durch ihr eigenes Interesse vermehren darf. Die Größe des Absatzsuchens, das ist, die Menge der Verfertiger oder Herbeyschaffer bestimmt die Güte und den wohlfeilen Preiß der Sachen, und also den Reiz in andern Menschen, die Sache zu kaufen und zu verbrauchen, und es werden also immer mehr Nachfrage nach der Sache, mehr Kaufer und Verbraucher kommen, und nun durch ihr Suchen, was gutes und wohlfeiles zu haben, den Eifer der Verfertiger immer mehr anfpornen, noch mehr gutes und wohlfeiles, herbeyzuschaffen. Da muß also die Thätigkeit der Menschen, und ihre Industrie, und ihr Raffinement nothwendig wachsen, und die Abundanz der Genießungen muß größer werden. Das Gegentheil erfolgt unaufhaltbar, wenn die Concurrenz der Verfertiger und Herbeyschaffer, oder die Concurrenz der Sucher und Verbraucher, eingeschränkt wird. Diesen Grund der Geschicklichkeit und des Ueberflusses reißt jedes ausschliessende Recht oder Monopolium nieder, weil dieses nur einen, oder wenige bemächtiget, Sachen herbeyzuschaffen, oder Arbeiten zu verrichten, oder Sachen und Arbeiten zu kaufen und zu verbrauchen, und also immer die Concurrenz und Verhältniß der Herbeyschaffer, oder der Arbeiter, und der Abnehmer oder Verbraucher höhet. Daher ist jedes Monopolium, oder ausschließende Recht geradezu ein Hinderniß der Geschicklichkeit und Arbeitsamkeit der Menschen, und des Ueberflusses der Genießungen. Zugleich zeigt sich hier die Ungerechtigkeit der Monopolien auf einer neuen Seite. Durch ein jedes ausschließendes Recht schränkt man entweder die Zahl der Herbeyschaffer, oder die Zahl der Abnehmer und Verbraucher einer Waare ein. Das erste heißt eben soviel, als willkührlich befehlen, daß die Sucher und Verbraucher der Waare die Vortheile des wohlfeilstmöglichen Einkaufers und der bestmöglichen Waare gar nicht haben, und nicht darnach trachten sollen. Es ist völlig einerley, ob ein Regent den Befehl ergehen läßt, daß sein Volk seine wollene Tücher, die es braucht, nur bey dem mit dem ausschließenden Recht versehenen Fabrikanten Argyrophilus kaufen soll, oder ob er befiehlt, daß sein Volk sich nicht unterstehen sollte, die vollkommenstmögliche Tücher in den wohlfeilstmöglichen Preißen zu erkaufen zu suchen. Wer wird denn aber diesen letzten Befehl nur in irgend einem Falle für gerecht erkennen können? Schränkt man aber die Anzahl der Abnehmer und Verbraucher einer Waare, oder einer Arbeit ein, so heißt das eben soviel, als willkührlich befehlen, daß der Eigenthümer der Waare und Arbeit nicht trachten solle, durch den Verkauf seiner Waare und Arbeit, alle die Vortheile zu gewinnen, die er mit freyen Willen der Sucher und Verbraucher gewinnen kann. Hier ist es nun wieder einerley, ob der Regent befiehlt, daß niemand, als der mit einem ausschließenden Rechte versehene Monopolist, eine bestimmte Waare einkaufen solle, oder ob er befiehlt, daß die

Digitized by Google

Eigenthümer der Waare einen Theil von dem Werthe ihrer Waaren dem Monopolisten umsonst hingeben sollen, oder ob er befiehlt, daß der Monopolist berechtiget seyn solle, den Eigenthümern der Waare gerade soviel von dem übrigen zu nehmen, als der Werth beträgt, der ihnen durch die verminderte Concurrenz der Sucher und Verbraucher entzogen wird. Aber können solche Befehle nur in einem einzigen Falle gerecht seyn? Auch selbst gegen die Sucher und Verbraucher einer Waare und Arbeit, die nun von dem Einkaufe derselbigen zum Vortheil des Monopolisten ausgeschlossen werden, ist die Ertheilung des ausschließenden Rechtes höchst ungerecht, weil ihnen dadurch ihre Zahlungsmittel, womit sie jene Waare und Arbeit kaufen könnten, unwerther gemachet, oder in ihrem Werthe verringert werden, und es also gerade soviel ist, als wenn der Regent dem Monopolisten befohlen hätte, diesen Verbrauchern einen Theil ihres Vermögens wider ihren Willen wegzunehmen. Immer sollte ein jeder Gesetzgeber die Wahrheit lebendig fühlen, daß jede Anstalt, wodurch ein Unterthan in den Zustand hineingezwungen wird, daß er sein Eigenthum nicht in dem Grade nutzen kann, in welchem ers benutzen könnte und würde, eben soviel ist, als eine gewaltthätige Verminderung des Vermögens dieses Unterthanen, oder eine gewaltthätige Wegnehmung eines Theils seines Vermögens. Dann würde die Ungerechtigkeit der Monopolien immer fühlbar seyn, und deren Ertheilung in einem jeden Falle, wie Diebstahl und Raub, verabscheuet werden.

Was nun aber an sich ungerecht ist, und den Grund der Arbeitsamkeit und des Ueberflusses der Geniessungen untergräbt, das kann sich in keinem einzigen Falle durch den Vorwand eines gemeinen Besten oder des Wohls des Ganzen entschuldigen lassen. Die Physiokraten können sich gar keinen Begriff von dem Wohl des Ganzen machen, welches berechtigen soll, auch nur einen einzigen Menschen wider seinen Willen, und ohne daß er was Böses verdient hat, in seinem Eigenthumsrechte zu stören. Sie beweisen, daß ein solches gemeines Beste eine Chimäre und ein Deckmantel des für die Menschheit höchst verderblichen Despotismus sey. Sie berufen sich darauf, daß die Sicherheit des Eigenthumsrechtes eines jeden einzelnen Gliedes das Fundament sey, auf welchem allein alle übrige Theile der Glückseligkeit eines jeden feststehe, und daß bey dem Ganzen keine wahre Vollkommenheit und Glückseligkeit möglich sey, wenn nicht diese Sicherheit des Eigenthumsrechtes aller einzelnen Glieder vorausgesetzt werde. In der That ist kein Glied im Staate wegen seines Eigenthums völlig gesichert, wenn es Principium ist, daß, um zu entscheiden, ob in einem vorkommenden Falle einem Bürger sein Personal- oder Realeigenthum nicht zu vermindern oder einzuschränken sey, erst das ganze Gebäude des Staats übersehen, und alle seine Zustände und Verhältnisse calculirt werden müßten. So wills die wesentliche Gerechtigkeit, und Gott, ihr Stifter, nicht. Diese fordern, daß, sobald die Menschen sehen, daß etwas zum Personal- oder Realeigenthum eines einzelnen Gliedes der Gesellschaft gehöret, auch keiner unter irgend einem Vorwand dieses Eigenthum seines Mitbruders einschränken, oder, welches einerley ist, einschränken solle. Eigenthum ist als Eigenthum zu erkennen, und einem jeden als sein Eigenthum zu lassen, wenn man gerecht seyn will. Um zu sagen, daß etwas ein Eigenthum eines Menschen sey, und daß dieses Eigenthum unverletzlich seyn müsse, brauchts keiner Uebersehung des Ganzen, und soll nicht erst Uebersehung des Ganzen gesucht werden. Vom Ganzen hängts nicht ab, und kann und soll nicht davon abhängen, daß das Eigenthum eines jeden Menschen sein Eigenthum sey, und als solches ein unverletzliches Heiligthum seyn und bleiben müsse. Will man erst das Ganze übersehen, und dann erst als Uebersehen des Ganzen sich zu dem einzelnen Bürger herunterlassen, um aus dem übersehenen Ganzen zu beurtheilen, ob es recht sey, dem einzelnen Bürger in seinem Eigenthum, nemlich dem Personal- und Realeigenthum, einen Theil zu entziehen, oder dasselbige zu beschränken; so ists gewiß mit der wahren Sicherheit des Eigenthums in der Gesellschaft ganz geschehen, und alle Gerechtigkeit wird Abstraction und Blendwerk. Der einzige Grund von der Unverletzlichkeit des Eigenthums ist in dem wesentlichen Gefühl des Menschen von seinem Eigenthumsrecht selbst, nicht aber in der Verbindung des Menschen mit dem Ganzen. Um das Ganze der Gerechtigkeit gemäß einzurichten, muß man mit dem unveränderlichen Grundsatze anfangen, daß jeder einzelne Bürger die allervollkommenste Sicherheit seines Personal- und Realeigenthums haben und geniessen soll, nicht aber erst ein Ganzes ausdealisiren, und dann fragen, ob sichs in das Ganze hineinschickt, daß jeder einzelne Bürger das soll behalten, und anwenden und geniessen können, was zu seinem Eigenthum gehört, und daß die Gränzen keines einzigen bürgerlichen Eigenthums wider Wissen und Willen des Besitzers verengert werden dürfen. Die Uebersehung des Ganzen ist für einen jeden, der nach diesem Ziele strebt, immer nach dem Maaß seiner Fähigkeiten, seiner schon erlangten Kenntnisse, seiner Gesinnungen und seiner ganzen Situation mit größerer oder minderer Gefahr verbunden, zu irren, oder einige Verhältnisse ganz zu verlieren. So viel selbststrebte Uebersehungen des Ganzen verschiedener Köpfe: so viel differente Charten über das Ganze. So viel Revisionen dieser Charten zu verschiedenen Zeiten, und unter verschiedenen Umständen, und mit verschiedenen Einsichten: so viel neue Abänderungen oder Zusätze in den Charten. Wie kann also in einem Staate die Sicherheit des Eigenthums auf die Uebersehung des Ganzen, die so vielen Veränderlichkeiten und Irrthümern unterworfen ist, ausgesetzt werden? Nur dann ist das Eigenthum aller Bürger eines Staats vollkommen sicher, wenn es unabweichliche Staatsmaxime ist, jedem sein ganzes Eigenthum unverletzt, unvermindert, uneingeschränkt zu lassen, weil ein jeder Bürger, einer wie der andere, sein ganzes Eigenthum als ein solches empfindet, das ihm ganz allein zugehört, und weil dieses Gefühl nicht, wie die Uebersehung des Ganzen, Ungewißheiten, Zweifeln, Disputen und Veränderlichkeiten ausgesetzt ist. Dies ist das System der Physiokraten.

Nun wollen wir unsern Lesern auch die Ideen und Schlüsse der Antiphysiokraten vorlegen. Daran hat aber noch keiner derselbigen gedacht, daß er die Gerechtigkeit der ausschließenden Rechte, oder der Monopolien, aus unzweifelhaften Gründen gezeigt, oder auch nur die Gründe, wodurch die Physiokraten die Ungerechtigkeit der ausschließenden Rechte schon so oft erwiesen haben, hinlänglich beurtheilt und entkräftet hätte. Alles, was man thut, ist das, daß man darthun will, der Staat habe in besondern Fällen für seine Gewerbsamkeit und seinen Handel von den Monopolien keinen Schaden, sondern noch Vortheile zu erwarten. Wären auch die Antiphysiokraten im Stande, dies zu zeigen, so könnten die Physiokraten immer noch, und zwar gewiß mit dem Beyfall aller Freunde der Menschheit,

Digitized by Google

heit, dagegen erinnern, daß es der wesentlichen Gerechtigkeit zuwider sey, Reichthum durch ausschließende Rechte zu suchen, so wie es dieser Gerechtigkeit widerspreche, durch Diebstahl, oder Raub, oder Betrug diesen Zweck zu bewirken. Allein auch das Unschädliche, oder gar das Einträgliche der ausschließenden Rechte ist noch nicht erwiesen worden, und wird auch schwerlich erwiesen werden können. Diejenigen Gründe, die noch den meisten Beyfall erhalten haben, bestehen darinnen: „Zum Wohl des Staats, spricht man, müssen Fabriken angelegt werden. Um dieses glücklich zu bewirken, hat die Regierung keine andere Mittel, als entweder Monopolien zu ertheilen, oder starke Prämien auszusetzen, oder Vorschüsse zu bewilligen, oder die Fabriken selbst zu übernehmen. Aber, fährt man fort, die drey letzten Mittel haben zum Theil gar keine vortheilhafte Würkung, und zum Theil sind sie starken Mißbräuchen unterworfen. Daher muß die Ertheilung der ausschließenden Rechte oder Monopolien gewählet werden.“ Hierauf antworten die Physiokraten, erstlich: es sey besser, jedes von den übrigen drey Mitteln den Monopolien vorzuziehen, weil die letztern an sich ungerecht wären, jedes von den ersten aber mit der Gerechtigkeit bestehe, und die Mißbräuche und Unwirksamkeit durch gute Aufsicht verhütet werden könnten; zweytens: es sey außer den angegebenen vier Mitteln zur Beförderung der Fabriken noch ein anderes vorhanden, das der Gerechtigkeit vollkommen gemäß sey, und den größten Flor der Fabriken ganz zuverläßig würke, das sey blühende Cultur und allgemeine Freyheit der Industrie von allem Zwange und von allen Gewerbs- und Consumtionsauflagen. Bey dieser Verfassung, sagen die Physiokraten, fehlts schlechterdings nicht, daß geschickte Fabrikanten und Kaufleute durch ihr offenbares Interesse bewogen werden, ohne weitere Bedingungen Manufacturen und Handel in einem solchen Staate aufzurichten und fortzusetzen, weil sie gute Waaren in wohlfeilsten Preißen liefern, und also den stärksten Absatz zuverläßig hoffen können. Drittens: es trügen eigentlich die Fabriken zur Vergrößerung des Reichthums und zur nützlichen Bevölkerung der Staaten nichts bey (s. Ausfuhr der Waaren und Fabriken), und verdienten also auch nicht, daß man der Gerechtigkeit zuwider einem Bürger zur Bekränkung seiner Mitbürger ausschließende Rechte gäbe, um durch ein solches Opfer Fabriken zu erzwingen; wenn sie nicht von selbst im Staate entstünden, so sey das höchste, was eine weise und gerechte Regierung thun könne und müsse, um Fabriken zu bekommen, dies, daß sie solche durch Auflagen unterstütze, und den Vertrieb der Waaren theils durch Befreyung derselbigen von allen Fabrikations- und Handelsimposten, theils durch Erkaufung derselbigen zu den eigenen Bedürfnissen begünstige.

Die Antiphysiokraten fahren weiter fort: „Die Prädilection des Fremden und Ausländischen sey das größte Hinderniß der Fabriken in einem Lande, und dieses Hinderniß zu heben, sey das Monopolium das kräftigste, oder vielmehr das einzige Mittel.“ Aber die Physiokraten sagen hiebey, es sey ein unendlich vollkommeneres Mittel, die Prädilection des Ausländischen zu entfernen, wenn die Regierung durch Herstellung der allgemeinen uneingeschränkten Gewerbs- und Handelsfreyheit den Grund zur Vollkommenheit und wohlfeilen Preißen der inländischen Fabrikenwaaren lege, und wenn der Regent und alle zum Hof und zur Staatsverwaltung gehörige Personen mit guten Exempeln in dem Gebrauche der inländischen Waaren vorgingen.

Als Einschränkungen, unter welchen die Monopolien, die man in der Regel für schädlich ansieht, ohne Bedenken ertheilt werden könnten, geben die Antiphysiokraten folgende an: 1) nur die Fabriken, die wahrscheinlich vortheilhafte Aussichten fürs Land und ein gutes Fortkommen haben, müßten mit einem Monopolium begünstiget werden. Allein die Physiokraten sagen, das ausschließende Recht bleibe auch bey diesen Fabriken ungerecht, und das einzige rechtmäßige und zuverläßige Mittel zu ihrem Aufkommen sey eben die unschätzbare uneingeschränkte Freyheit im Handel und Wandel, und die Aufhebung der Gewerbs- Handels- und Consumtionsauflagen (s. Auflagen). 2) Die Regierung müßte dahin sehen, daß der Alleinhändler leidliche Preiße, und zwar gleich anfangs, mache, wozu die bisherigen Waarenpreiße genugsame Nachweisung gäben, über welche Grenze nicht weit hinausgegangen werden müßte. Allein hierauf geben die Physiokraten die Antwort: erstlich könne die Regierung für die neuerrichtete Fabrik nach den bisherigen Waarenpreißen keine Taxe machen, weil es lediglich darauf ankomme, wie der Preiß der rohen Materien und der Lebensmittel im Lande stehe, und was für Auflagen im Staate gefordert werden, und wie geschickt die neuen Fabrikanten in ihren Arbeiten sind; zweytens könne die mit dem Monopolium versehene Fabrik der Preißsetzung ihrer Waaren ungeachtet die Regierung hintergehen, und an der Qualität der Waaren so viel abbrechen, daß sie doch ihren unrechtmäßigen Profit ziehe, ohne daß ihr gänzlich hierinne gesteuert werden könnte; drittens, endlich werde das Monopolium dadurch weder gerecht, noch unschädlich, daß die Waaren des Monopolisten starrer werden, weil immer die Concurrenz der Arbeiter zum Nachtheil der Käufer und Verbraucher eingeschränkt bliebe, und auch die letzten abgehalten würden, sich vor ihre Zahlungsmittel an andern Orten die größtmögliche Vortheile zu verschaffen. 3) Gut und heilsam wäre es, wenn mehrere Fabriken von einer Art zu gleicher Zeit mit einem Alleinhandel privilegirt würden, weil dadurch der nützliche Wetteifer bewirkt würde, billige Preiße zu machen, und die Fabriken früher zu ihrer Vollkommenheit zu bringen. Darauf erinnern die Physiokraten, daß eben dieses Principium die Monopolien ganz aufheben müsse, weil nur die uneingeschränkte Freyheit die allergrößte Concurrenz unter allen Arbeitern würke und allgemeinen Wetteifer erregе, alle Gewerbe in ihrer größten Vollkommenheit zu treiben, und die Waaren in den wohlfeilsten Preißen zu liefern. 4) Die Monopolien müßten höchstens nur auf zwanzig oder fünf und zwanzig Jahre gegeben werden. Wie willkührlich, sagen die Physiokraten, ist diese Einschränkung gemacht! Wie willkührlich ists gesagt, daß höchstens diese Reyhe von Jahren zu der schwersten Unternehmung hinlänglich sey! Wenn es aber auch so ganz richtig wäre, fügen sie hinzu, so bleibt das ausschließende Recht auf jede Minute, geschweige auf zwanzig Jahre, ungerecht, und dem größtmöglichen Wetteifer in der Gewerbsamkeit ganz entgegengesetzt.

Diejenigen, welche die Ertheilung ausschließender Rechte gar für einen wesentlichen Theil der Regierung ansehen, wollen ihrem Gedanken dadurch ein Gewicht geben, daß sie sagen, ein Regent würde einen beträchtlichen Mangel in der Ueberfedung des Ganzen verrathen, wenn oft einem oder dem andern Geschäfte zu treiben erlaubt würde, die derselbe

Digitized by Google

nicht verstünde, oder welche doch durch einen andern besser betrieben werden könnten; wenn mehrere Personen ein Geschäft überlassen würde, das seiner Natur nach nur von wenigen betrieben werden sollte, weil nur wenige davon hinreichende Nahrung haben können. Aber die Physiokraten antworten: ein Regent, der den Gang der Dinge kenne, wisse auch, daß der, welcher ein Geschäft übernimmt, das er nicht versteht, bey der allgemeinen Gewerbsfreyheit von selbst aufhöre, solches zu betreiben, weil er keine Nachfrage, keine Sucher und Käufer seiner Arbeiten haben, sondern jeder sich einen geschickten Arbeiter suchen würde; auch brauche es keiner obrigkeitlichen Verordnung und seiner Uebersehung des Ganzen, zu befehlen, daß ein Geschäft, das seiner Natur nach nur von wenigen getrieben werden könne, nicht von mehreren getrieben werden solle, die Natur selbst habe das schon so geordnet, daß bey der Freyheit keiner ein Gewerbe treibt, oder zu treiben fortfahre, das schon von einer hinreichenden Anzahl von Arbeitern betrieben werde; das sey alles schon, ohne erst auf die so schwankende Ueberlegung des Ganzen zu warten, von der Natur festgesetzt, daß der, welcher ein Gewerbe besser verstehe und vollkommener treibe, und bessere Preise gebe, als ein anderer, bey der uneingeschränkten nur auf der Gerechtigkeit ruhenden Freyheit immer einen Vorzug vor dem letzten habe, und daß also der letzte seine Arbeiten von selbst einstelle, und ein anderes Geschäft wähle, dem er besser gewachsen sey.

Die Geschichte der Monopolien, und wie weit die europäischen Staaten in der Gesetzgebung in Absicht auf die Monopolien gekommen sind, findet sich in dem Artikel: Monopolien.

Ausschließliches Recht, heißt ein Recht, welches einer Person allein, und keiner andern zusteht; oder ein Recht, von dessen Ausübung ich jeden andern abhalten kann. Von dieser Art ist z. E. das Eigenthumsrecht. Hingegen das Recht, eine Sache, die niemandes ist, zu occupiren, ist kein ausschließliches; denn es mir gleich dieses Recht zukömmt: so haben es doch alle andere Menschen eben sowohl.

Ausschmalen, heißt, rund um den Kohlenmiehler oder Meiler her alle größere Zwischenräume mit ganz schwachen, und höchstens nur bis auf ein paar Zoll dicken Holze ausfüllen, damit die Erde, die man auf den Miehler nachher werfen muß, nicht so leicht zwischen dem Holze durchlaufen könne. Man nennt es auch den Meiler schlichten, s. Kohlenwesen.

Ausschmogen, s. Auslohen.

Ausschmückung, s. Ausbildung.

Ausschneidemesser, s. Messer.

Ausschneiden, Waaren, die zerschnitten werden, z. E. Tuch in einzelnen Ellen zu verkaufen, s. Ausschnitt.

Ausschneiden, oder ausböhlen den Absatz, ist das Verfahren des Schuhmachers an dem hölzernen Absatze, wenn er dem nur aus dem gröbsten gearbeiteten Absatze, durch das Wegschneiden des überflüßigen, diejenige Gestalt giebt, die er haben muß, wenn er zu der bestimmten Absicht geschickt seyn soll. Dieses Beschneiden geschiehet mit dem krummen Messer (Kniep, Kneip oder Kneif); mit demselben höhlet der Schuhmacher den Absatz an der einen Seite aus, und schneidet ihn an der hintern Seite rund, damit er sowohl in der Breite als Höhe die gehörige Gestalt bekömmt. Ferner wird dieser Absatz auch auf der platten Seite, welcher Ort gemeiniglich die Grube oder der Fleck des Absatzes heißet, desgleichen gegen die Vorderseite zu, oberhalb seiner Dicke, und endlich auch unten ein wenig ausgehöhlet.

Ausschneiden, heißt beym Nähen die aufgenähte Blumen oder Dessein mit einer feinen Scheere sauber von dem aufgelegten Zeuge trennen, sodann einige Blätter oder das Inwendige von einigen Blumen mit dem Grundzeuge herausschneiden, und diesen leeren Platz mit Spitzen oder andern Stichen wieder anfüllen.

Ausschneiden des Auges, s. Augenausschneiden.

Ausschneiden der Bilder, geschieht mit der Scheere oder durch ein feines scharfes Messerchen, indem man Figuren auf Papier, Pergament und dergl. gemalt oder auch Kupferstiche mit Unterlegung eines glatten Brettes behutsam ausschneidet; solche ausgeschnittene Bilder werden nachgehends häufig zum Lackiren auf Pappe zur Belegung der Tische, künstlichen Tapeten und dgl. gebraucht, s. Lackiren. Die feinsten ausgeschnittenen Bilder liefern zum Theil die Nonnenklöster. Man hat auch Formen erfunden, welche eine Figur auf einmal ausschneiden.

Ausschneidung der Zunge. Diese Strafe wird in der H. G. O. Caris V. und in andern peinlichen Particulargesetzen auf die Blasphemie gesetzt. Sie wird aber heutiges Tages schwerlich noch dictiret werden. In dem Böhmischen Stadtrecht ist auch verordnet: der sich rühmet, eine ehrliche Jungfrau erkannt zu haben, dem soll man ein Stück von der Zunge schneiden und Landes verweisen. Allein K. Joseph I. hat diese Strafe aufgehoben und eine willkührliche an deren Stelle gesetzt.

Ausschneiteln, heißt bey den Gärtnern die kleinen Nebenzweige an den Bäumen wegschneiden, damit das übrige desto mehr Nahrung bekäme.

Ausschnellen, ist ein Ausdruck, so in den Münzmandaten häufig gebraucht ist. In einer Münzverordnung des K. Ferdinandi von A. 1567. ist besonders den Juden alles Einwechseln der inländischen alten Münzen, Brennen, Scheiden, Ausschnellen, Granuliren, Beschneiden, Befeilen, Pagamentiren ꝛc. aufs schärfste bey Strafe des Feuers verboten. Man versteht darunter die Aussonderung und Auswägung der schweren Stücke unter den leichtern. Weil man damals noch nicht die genaue Stückelung, das heißt, die Platten zu ründen, wovon viele Stücke und Zwickel übrig bleiben, verstand, so gab dieses den Juden zu dem Ausschnellen Gelegenheit.

Ausschnitt, das Recht, wollene Tücher, Seidenzeug, Linnen ꝛc. in einzelnen Ellen verkaufen zu dürfen; z. E. man sagt, die Tuchmacher haben an diesem Ort den Ausschnitt, an jenem keinen Ausschnitt.

Ausschnitt, (Baukunst). Embrasur, ist bey steinernen Gebäuden der Raum XX* zwischen der Brüstung und dem Zimmer selbst, welcher aus der Mauer gleichsam ausgeschnitten worden, damit man näher zum Fenster kommen möge. Penter verstehet hierunter auch die Erweiterung der Mauer bey den Thüröffnungen, damit solche weit geöffnet werden können: allein sowohl der gemeine Sprachgebrauch, als andere Baubücher, wissen von der Ausdehnung dieser Benennung nichts, sondern schränken sie blos ein auf den Ausschnitt bey der Fensterbrüstung, und belegen letztere mit dem Namen Schmiege (s. Schmiege).

Ausschnitt heißt auch bey den Dachdeckern, wenn aus einer oder mehreren Dachlatten auf dem Dach ein

* s. Tafel der Bürgerl. Baukunst Fig. 17.

Digitized by Google

Stück ausgeschnitten wird, um dadurch eine Oeffnung, nachdem die Ziegel davon abgedeckt worden, zu erhalten, durch welche man auf das Dach steigen kann, (s. Aufbrechen). Weil das ausgeschnittene Lattenstück wieder genau in die ausgeschnittene Stelle passen muß, so wird solches mit einer Verzahnung also ausgeschnitten, daß das ausgeschnittene Stück leicht wieder fest gemacht werden kann.

Ausschnitt der Ellipse. Man kann zwar aus dem Abschnitte des Kreises leicht den Schluß machen, was in einer jeden anderen krummen Linie ein Ausschnitt sagen wolle. Weil aber aus dem Artickel: Anomalia media bekannt ist, daß * in der Astronomie vieles auf den elliptischen Ausschnitt MSA ankommt, darinn der Brennpunct S den Ort der Sonne, M den Ort des Planeten in seiner Bahn und A seine Sonnenferne vorstellet, und in dem angeführten Artickel gesagt worden, der elliptische Ausschnitt MSA verhalte sich zur Fläche der ganzen Ellipse, wie der Kreisausschnitt NSA zur Fläche des ganzen excentrischen Kreises ADPnA, vorausgesetzt, daß der Bogen AN durch den verlängerten Perpendikel KM abgeschnitten werde, oder die excentrische Anomalie seyn; so wird es nicht undienlich seyn bey diesem Ausschnitte sich ein wenig aufzuhalten. Man setze AC = a, BC = b, AR = x, also PR = $2a - x$, und RM = y. Weil die Natur der Ellipse mit sich bringt, daß

$$BC^2 : CA^2 = MR^2 : PR.RA, \text{ oder}$$
$$b^2 : a^2 = y^2 : 2ax - x^2 \text{ also}$$
$$y^2 = b^2 (2ax - x^2) : a^2$$
$$\text{und } y = b\sqrt{(2ax - x^2)} : a$$

also das Element von AMR oder MR in das Differential von AR multipliciret $= bdx\sqrt{(2ax - x^2)} : a$; so ist der Inhalt der Fläche AMR $= \int bdx\sqrt{(2ax - x^2)} : a$. Setzet man $b = a$; so verwandelt sich die Ellipse in den excentrischen Kreis und die Fläche ANR ist $= \int dx\sqrt{(2ax - x^2)}$. Also

$$\text{AMR : ANR} = \frac{\int bdx\sqrt{(2ax - x^2)} : \int dx\sqrt{(2ax - x^2)}}{a}$$
$$= \frac{\int bdx\sqrt{(2ax - x^2)} : \int adx\sqrt{(2ax - x^2)}}{b \qquad\qquad ; a}$$

Allein die Ellipse verhält sich zum Kreise, der die große Axe zum Durchmesser hat, wie $b : a$ (s. Ellipse). Also der Abschnitt der Ellipse zum mehrbenannten Abschnitte des excentrischen Kreises, wie die ganze Ellipse zum ganzen Kreise. Ferner die Dreyecke SMR und SNR, die einerley Grundlinie SR haben, verhalten sich wie die Höhen MR und NR, d. i.

$$\text{SMR : SNR} = \frac{b\sqrt{(2ax - x^2)} : \sqrt{(2ax - x^2)}}{a}$$
$$= \frac{b\sqrt{(2ax - x^2)} : a\sqrt{(2ax - x^2)}}{b \qquad\qquad ; a}$$

Weil sich also sowohl AMR zu ANR als SMR zu SNR verhält wie die Ellipse zum Kreise; so verhält sich auch die Summe von AMR und SMR zur Summe von ANR und SNR, das heißt, der elliptische Ausschnitt AMS zum mehr bestimmten Kreisausschnitte ANS wie die ganze Ellipse zum ganzen Kreise.

Ausschnitt des Kreises, wird der Raum ** AC BDA oder ACFDA genennet, der zwischen zweyen Halbmessern AC, AD und dem Kreisbogen CBD oder CFD enthalten ist, und zwar heißt jener der kleinere, dieser der größere Ausschnitt. Der halbe Kreis muß der gegebenen Erklärung zu folge auch unter die Ausschnitte gerechnet werden, und dieser zeiget sowohl, daß nicht alle Ausschnitte dreyeckichte Räume, als auch daß nicht alle von den Abschnitten unterschieden sind. Denn der halbe Kreis hat nur zwey Ecken, und ist sowohl ein Ausschnitt als ein Abschnitt der seinem Complemente zum ganzen Kreise gleich ist. Die Weise, wie der Inhalt des Ausschnitts aus dem gegebenen Halbmesser und dem in Graden gegebenen Bogen ausgerechnet wird, ist bereits im Artickel Abschnitt vorgetragen worden.

Ausschnitt der Kugel, ist ein Körper, der entstehet, wenn der Ausschnitt eines Kreises, z. E. BCA sich um seinen Halbmesser BA beweget. Ist der Kreisausschnitt ein Quadrant, so ist der Kugelausschnitt die halbe Kugel, und diese gehöret daher auch unter die Ausschnitte, sowohl als sie auch unter die Abschnitte gehöret. Wie man den körperlichen Inhalt des Kugelausschnittes berechnet, kann man im Artickel Abschnitt der Kugelfläche finden.

Ausschnittling s. Ausschindling.

Ausschöpfen. Der Glasfluß bey Blaufarbenwerken, wird aus den Höfen im Schmelzofen, mit einem Ausschöpflöffel in den Ausschöpftrog herausgeholt, und dieses heißt ausschöpfen.

Ausschöpfkelle, heißt in den Glashütten ein großer eiserner Löffel, der einen ausgeholten eisernen Stiehl hat, in welchen ein hölzerner Handgriff befestigt ist, und mit welchem das zuletzt übriggebliebene unreine Glas ausgeschöpft und beyseit gethan wird.

Ausschramm, wird von den Steinbrechern der Thon und Letten genennt, welcher sich in den Klüften der Felsen findet, und das Gestein dadurch von einander trennt, daß es leichter abgehet. Die Steinbrecher haben den Ausschramm in den Steinbrüchen gern, weil sie alsdenn die Mühe ersparen, durch das Schrammeisen Schramme in das Gestein zu hauen, indem solches an den Orten, wo dieselbe vorhanden, leicht zu heben ist. Der Ausschramm wird von vielen vor einen Auswurf und Sediment von demjenigen Wasser gehalten, welches sich von dem Tagewasser durch die Felsenklüfte gezogen, und zurück geblieben.

Ausschreiben, (juristisch) ein allgemeiner schriftlicher Befehl des Landesherrn (Edictum Principis).

Ausschreibende Fürsten, s. Creyßausschreibende Fürsten.

Ausschreibgeld, heißt an einigen Orten das Geld, welches wegen der absterbenden Unterthanen eines Landes, an den Landesherrn entrichtet werden muß. Man nennt es deswegen auch das Ausschreibgeld von Verstorbenen. Es beläuft sich von jedem Kopf insgemein nur auf wenige Kreutzer, gehört aber unter die Abgaben, welche nicht aus der rechten Quelle gehoben werden, und also um des wahren Besten der Länder willen abgeschaffet werden müssen. s. Auflage.

Ausschreibung eines Landes- oder Reichstags. s. Landtag, Reichstag.

Ausschrift, s. Abschrift.

Ausschroten, heißt ein volles Faß aus einem Keller vermittelst der Schrotleiter, Seile und Haspel herausbringen. An einigen Orten heißt es auch so viel als: Faßweiß verkaufen.

Ausschuhung, oder Chaliza, ist eine Ceremonie bey den Juden, wodurch eine jüdische Wittwe ihres verstorbenen Mannes Bruder die Pflicht, sie zu heyra-

* s. Astronomische Taf. Fig. 5.
** s. Algebr. Tafel Fig. 2.

Digitized by Google

then, entläßt. Von dieser Ehe selbst, werden wir unter dem Artikel: Leviratsche, umständlich reden. Hier schränken wir uns nur auf den Fall ein, wenn sie der Bruder des verstorbenen Mannes nicht haben wollte. Moses zwingt ihn zwar eigentlich nicht dazu, verbindet aber die Verweigerung mit einer gewissen Art von Beschimpfung. Sie hatte die Erlaubnis ihm öffentlich vor Gericht den Schuh auszuziehen, und ihn anzuspeyen, oder wie es andere erklären, durch Scheltworte ihrem Herzen Luft zu machen; er selbst bekam den Namen eines Barfüßers, mit dem ihn ein jeder belegen konnte, ohne daß darüber eine Klage statt fand. Dieses ist die kurze Erzählung, die Moses von dieser Ceremonie macht. 5 B. Mos. 25, 9. 10. Man hat sich viele Mühe gegeben, den Grund von dieser von unsern Sitten so sehr entfernten Gewohnheit aufzusuchen. Balduin hat den wunderlichen Einfall gehabt, weil der Schuh gemeiniglich die Füße drücke, so hätte man durch das Ausziehen des Schuhes zu erkennen gegeben, daß man sich den Verdruß eine Frau wider Willen zu nehmen, ersparen wollte. Dieser Gedanke möchte noch einigermaßen zu entschuldigen seyn, wenn es der Mann freywillig gethan hätte, daß er durch Ablegung eines Schuhes einer Frau los geworden wäre: aber es war gerichtlicher Zwang. Der ganze Gedanke verdient keine Widerlegung. Andere suchen den Grund mit mehrerer Wahrscheinlichkeit darinnen, daß der Schuh in den ältesten Zeiten für ein Zeichen des Eigenthums, und des Rechts, das man über eine Sache habe, gehalten wurde: wenn jemand an einen andern sein Recht abtrat, so zog er den Schuh aus, und übergab ihn dem andern. B. Ruth 4, 7. 8. Dies paßt vollkommen auf den vorhabenden Fall. Hierdurch begab sich der Bruder des Mannes das Recht, das er auf seine Schwägerin hatte, und diese nahm die Renunciation an; die ganze Strafe und Beschimpfung bestund darinnen, daß nicht er, sondern sie, den Schuh abnahm. Weiter sagt uns Moses von dieser Ceremonie nichts. In den folgenden Zeiten aber, da die Rabbinen ihre Zusätze auskrantten, führten sie auch hier verschiedene Nebenceremonien ein, die in den Mischnah in einem besondern Tractat: Malscheeth lebamoth, enthalten sind; davon wir das vornehmste anführen wollen.

Wenn der Fall eintrat, daß sich einer von der Heyrath seiner Schwägerin los machen wollte; so wurden drey Richter und zwey Beystände erwählt, die zwar alle von Israeliten abstammen mußten, aber weder unter sich, noch mit den Partheyen verwandt seyn durften. Der Ort, wo es geschah, war entweder die Synagoge, oder ein anderer ansehnlicher Platz. Nachdem die Richter diesen Ort den Tag vorher zu dieser feyerlichen Handlung erklärt hatten, so ließen sie der Frau sagen, sie sollte des andern Tags vor der Handlung nichts essen und trinken, während derselben sich nicht anlehnen, und nicht mehr reden, als man ihr sagen würde; dem Manne aber, daß er seine Füße wasche, und die Nägel abschneide. Des Morgens, wenn die Ausschuhung geschehen sollte, erschienen die Richter auf dem bestimmten Platz, und der Rabbiner setzte sich in die Mitte. Man rufte von dem dabey versammelten Volk noch so viel hinzu, daß zehen Personen beysammen waren, die sich aber während der Handlung nicht setzen durften, sondern in einer gewissen Entfernung stehen mußten. Nunmehr erschienen die beyden Hauptpersonen in Trauerkleidern, und gaben ihre Erklärung. Nachdem darauf der Rabbiner einen Seegen gesprochen hatte; so stellte er die Frau dem Manne zur rechten, und fragte die Zeugen; ob dieses des verstorbenen N. N. Bruder sey? ob er der älteste von den noch lebenden Brüdern sey? ob diese des verstorbenen Frau sey? ob sie nicht jünger als 12 Jahr und 1 Tag sey? ob es schon 92 Tage sey, daß ihr Mann verstorben? Er that auch an die Hauptpersonen selbst noch einige Fragen. Der Mann muß darauf seinen Fuß noch einmal waschen, etlichemal auf und abgehen, und alsdenn den entblößten Fuß in die Höhe stellen. Darauf zieht ihm der Rabbiner den besonders zu dieser Handlung verfertigten sogenannten Calisaschuh an. Dieser ist von glatten Corduan, sowohl an obern Theil als der Sohle verfertigt; beyde sind anstatt der Naht mit weißen kalbledernen Riemen zusammengeschlungen. Diesen Riemen windet ihm der Rabbiner dreymal um den Fuß herum, und knöpft ihn mit verschiedenen Knoten zusammen. Er geht damit ein wenig vor den Richtern herum, und lehnt sich darauf ein wenig an. Nun stellt man die Frau vor ihm hin, und zwar so, daß sie beyde die Seite gegen die Richter zu kehren. Es wird ihnen verboten, daß keines in des andern Freundschaft heyrathen soll, und ihnen das oben angeführte mosaische Gebet hebräisch vorgelesen. Der Mann stellt darauf den Fuß fest auf die Erde, und die Frau bindet ihm die gemachten Knoten mit der rechten Hand auf, mit der linken macht sie den Fuß blos, und hebt ihn in die Höhe, und zieht alsdenn mit der rechten den Schuh aus, und wirft ihn so weit von sich weg, als sie kann. Alsdenn befiehlt der Rabbiner der Frau, Speichel in den Mund zu sammeln, und ihn gegen den Mann aus zu speyen. Sie thut es, und der Rabbiner untersucht den Speichel, ob er natürlich sey. Alsdenn sagt er die Worte: also soll man thun —— —— des Barfüßers Haus, 5 B. Mos 25, 9. 10. dreymal, und thut das Gebet: es wolle seine Tochter in Israel, weder in meine Hand zum Chalizah, noch in meine Hand zur Schwägerschaft kommen. Er thut darauf den Bann, daß niemand dieser Chalizah widerspreche, und damit hat die Ceremonie ihr Ende, und beyde Theile sind frey.

Heutzutage ist es gang und gar ablommen, daß einer seines verstorbenen Bruders Wittwe heyrathet, doch muß allezeit der hinterbliebene Bruder der Wittwe eine schriftliche Chalizah, oder Lossagung geben, ja es geschieht manchmal, daß eine solche Frau noch Geld dazu geben muß. Deswegen wird schon bey den Ehepacten davor gesorgt, daß die Brüder des Bräutigams der Braut bey der Trauung einen Chalizahbrief, d. i. schriftliche Versicherung geben, daß sie, wenn der Mann ohne Kinder sterben sollte, sie von der Levitatsche befreyen, und kein Entgeld dafür verlangen wollen; dagegen verschreibt ihr der Vater der Braut, den halben Erbtheil eines nachgelassenen Sohns in Form eines Schuldscheins.

Ausschüren, sagen die Hüttenleute und Schmelzer, wenn sie mit eisernen Hacken und Schaufeln, die Ofenbrüche und Schlacken aus dem Ofen werfen.

Ausschürfen. Wenn die Bergleute bey dem Einschlagen, oder so bald sie den Berg an einer Stelle entblößt, und eine Grube gemacht haben, einen Erzgang finden, so heißts, wir haben schon ausgeschürft, und einen Gang angetroffen.

Ausschütteln. Geschiehet vor der Fütterung des Viehes am Geströh, am Heu und Grummet, um dem Staub aus solchem heraus zu bringen, daß ihn das Vieh nicht schädlich einfresse. Pferden, Schaafen, vorzüglich auch dem Rindvieh, ist beständig, sange Fütterung allezeit schädlich.

Digitized by Google

Ausschütten, wird an einigen Orten von der Arbeit gebraucht, vermittelst welcher man die Weinstöcke, welche vor Winter zugeworfen worden, wiederum von der Erde befreyt, und aufräumt.

Ausschütten, gebrauchen die Jäger von den Hunden, Katzen, auch dem Wildpret, für Werfen, oder Junge machen.

Ausschuß, eine Anzahl Personen, die von den übrigen ihres gleichen zu einem gewissen Geschäft abgesondert werden. Z. E. wann nicht alle Reichs- oder Landstände, sondern einige im Namen und statt aller zusammenkommen, so sagt man ein Ausschuß, eine Deputation habe sich versammelt.

Ausschuß. Unter diesem Namen verstehet man an einigen Orten die Landmiliz, wovon unter diesem Titel gesprochen werden wird. Sonst aber bestehet des sogenannte alte Ausschuß aus allen verheyratheten oder sonst ihre eigene Haushaltung führenden und gemeine Nutzbarkeiten genießenden Bauern, und wird in Compagnien abgetheilt, die ihre Ober- und Unterofficiere haben, welche Bauern sind, wie die andern auch. Die Compagnien kommen jährlich ein oder zweymal zusammen und exerciren, so gut sie können; haben aber weder uniforme Kleidung noch uniformer Gewehr, sondern ein jeder bringt es mit, so gut er es hat. Wie sie zu nichts gebraucht werden, so bekommen sie auch keinen Sold; sondern die Oberofficiere haben vor ihre wenige Mühe die Personalfreyheit zu genießen.

Ausschuß bey Waaren. Da sowohl bey rohen Handlungsproducten als auch bey Fabrik- und Manufacturwaaren nicht alle Stücke gleiche Güte haben können, so ist es nöthig, daß sie bey dem Verkauf ausſortirt werden müssen, d. h. es muß alles was mangelhaft ist, besonders gelegt werden. Diese fehlerhafte oder unvollkommene Stücke nun, belegt man mit dem Namen Ausschuß oder Auswurf.

Ausschußtäge, nennt man diejenigen besonderen Versammlungen der Landstände, zu welchen nur die vornehmsten Landstände nach der in den Landesverträgen enthaltenen Bestimmung berufen werden. Sie pflegen auch wohl Deputationstäge genannt zu werden. Sie sind von zweyfacher Gattung; denn auf einigen erscheint nur der engere, auf anderen der weitere oder größere Ausschuß. Mehreres hievon s. unter dem Artickel Landtag.

Ausschußtagsabschied, heißt die Sammlung von Schlüssen eines Ausschußtags, welche am Ende desselben gemacht und publicirt wird. s. auch Landtagsabschied.

Ausschweif, heißet diejenige schmale kleine Tresse, die sich an einer oder auch an beyden Seiten der ordinairen Tressen befindet und daselbst solchergestalt voraus besonders gewebet wird, daß der Bordenwirker bey ihrer Verfertigung auf der Seite eine Ausjackung oder einige Riegel vom Gespinste, nach dem Augenmaße vorstehen läßet. Bey Verfertigung der Tressen ist dieser Ausschweif auf einer besondern Schütze, und man befestiget ihn, nach Maaßgebung des Musters an einigen Fäden des Ausschweifs. Dergleichen Tressen sind auf beyden Seiten rechts, und werden, wenn sie nur auf einer Seite einen Ausschweif haben, Einfaß genennet, besitzen sie aber dergleichen auf beyden Seiten, so heißen sie Garniturarbeit.

Ausschweifen, Ausschweifung. So wie man überhaupt von einem solchen sagt, daß er ausschweife, der durch Umwege, die er nimmt, sich vom graden Wege, den er nehmen sollte, entfernet; so braucht man dieses Wort insbesondere von Personen, die sich gerne, wenn sie etwas vorbringen, in Nebendinge einlassen, und sich darüber von dem, was sie eigentlich vorbringen wollen, entfernen. Im sittlichen Verstande beschuldiget man diejenigen einer Ausschweifung, welche den graden Weg der Tugend, so wie ihn die Gesetze vorzeichnen, verlassen, und sich durch verbotene Abwege davon zu ihrem Schaden entfernen.

Ausschweifung (schöne Wissenschaften), Digreſion. Eine Unterbrechung der Hauptvorstellungen in einer Rede, in einem Gedicht, oder in einer Abhandlung, durch Einmischung fremdscheinender Vorstellungen, die aber doch mit der Hauptsache in Verbindung stehen, und ihr daher mittelbar nützlich sind. So ist das Lob Sicilliens in der zweyten Rede des Cicero wider den Verres eine Ausschweifung, wodurch er jedoch seine Absicht, den Verres als einen strafwürdigen bösen Haushalter darzustellen, desto leichter erreichen konnte. In Romlers Ode an Delia findet sich zuletzt eine geschickte Ausschweifung über den Champagnerwein, welcher die vorhergehenden Warnungen an die unvorsichtige Gattin des treuen Gemahls stärker und eindringender macht.

Die Ausschweifungen können manchmal solche Vorstellungen enthalten, die von der Hauptmaterie sehr weit entfernt sind. Demohngeachtet müssen sie mit derselben in einiger Verbindung stehen, um ihr nützlich seyn zu können. Sie dörfen auch weder zu lang gedehnt, noch zu sehr gehäuft werden; ausgenommen in scherzhaften Werken, in komischen Erzählungen, satyrischen Romanen u. dgl. deren gröste Annehmlichkeit bisweilen auf gehäuften Digreſionen beruhet. In Trauerspielen, besonders wann die Verwicklung soweit gekommen ist, daß man in begieriger Erwartung des Ausgangs stehet, würde eine Ausschweifung eine widrige Wirkung thun.

Die Digreſionen der Obendichter, welche um so natürlicher sind, je weniger man ihnen zumuthen kann, in ihrem Enthusiasmus auf nahe Verbindungen ihrer Vorstellungen zu achten, sind von zweyerley Art. Bald bestehen sie in nachdrücklichen Sentenzen, bald in Beyspielen aus der Historie oder aus der Mythologie, wodurch der Dichter seine Behauptung erläutern oder bestärken will.

Ausschweifung. (Musik) Ein jeder Gesang kann seine Gränzen haben. Was er innerhalb den Gränzen umfasset, heißt sein Umfang. Dieser Umfang aber kann sich seiner Töne oft oder selten bedienen, und nach Maaßgab der Höhe, der Tiefe, des Springen und des Steigen wird ein Gesang einfach oder trocken, mannigfaltig oder verzert seyn. Die Mannigfaltigkeit aber die mit der Einheit stets verbunden seyn soll, bildet einen geschweiften Vortrag, eine gemodelte Melodie, eine angenehme Ausschweifung, die dem Gehöre die nemliche Wirkung, wie dem Auge eine niedliche Krümmung bringt.

Dieser Begriff, ob er schon neu, ist von ausserordentlichen Nutzen. Ein Tonsetzer der diese Anmerkung inne hat, wird sich in tausenderley Fällen leicht helfen können. Z. B. Wenn er den Gesang der Solostimm oder des concertirenden Instruments im Eingange des Tonstückes vortragen will: so muß er gemäß dem Unterschied des Instruments, der Geläufigkeit und Trockenheit, genau wissen, welcher Gesang einfacher, welcher ausgeschweifter seyn solle. Er wird die Bewegungen dem zu Folge einrichten, er wird glänzender seyn, wenn er ihn mehr ausschweifet; auffallender, je weniger er geschweift ist; und täuschender, je einfacher er geschweift seyn wird.

Diese Ausschweifung, oder eigentlicher zu reden, Schweifung, darf mit jener tollen Abweichung vom

Digitized by Google

natürlichen Satze, mit jener Ausschweifung nicht vermischt werden.

Eine Ausschweifung in der Musik ist also ein Satz, der sich vom ordentlichen Gelaise trennet, und einen unbetretenen aber auch fast ungangbaren steilen Weg suchet.

Diese Ausschweifung gefällt jetziger Zeit allen denjenigen, die einen verdorbten Geschmack haben, und deren sind nicht wenige. Dieß ist aber auch die Ursach, daß unsere neumodische Hutschneider mit ihren Tonstücken nur vielleicht einen einzigen Winter gefallen, und daß ihr Lob keinen Bestand hat.

In Ansehung der Tonfolge und der Ausweichung wollen wir zwey Fälle anführen. In Ansehung der Tonfolge glaubt vielleicht ein unversuchter Witzling einen neuen Leuchtstern zu entdecken, wenn er dem Allegro einer Sinfonie im harten D haßig ein Andante aus dem harten B auf den Nacken wirft. Oder er fängt im harten D ein Stück an, und schließet es im seldigen Tone. Nun glaubt er ein Stück aus dem harten D gesetzt zu haben. Er ist dabey noch stolz, daß er so künstliche Ausweichungen ins weiche D ins harte F ins harte B, harte C u. dgl. m. gefunden habe. Und, wenn man eine genaue Untersuchung anstellen wollte, welches der Haupt- und herrschende Ton sey: so würde derjenige am wenigsten dazu Anspruch machen dörfen, womit es anfängt und aufhöret.

Ausschweifungen in Ansehung des Ausdruckes, die manche unharmonische Tonsezer begehen, sind unzählig. Sie vergessen wirklich, daß es ein König ist, oder daß er singt. Sie häufen Stimmen mit Stimmen, rasen durch alle Töne, wüthen in allen widrigen und Gegenbewegungen herum, schwärmen wie sinnlos von einem Tone zum andern, von einer Bewegung zur andern, bringen dem Hauptsaz völlig aus dem Gehöre, verdrängen die Einheit und dann — sie sind musikalische Sonderlinge ohne Richtung.

Ausschweifungskreise, *circuli excursuum*, sind zwey auf der Himmelskugel auf beyden Seiten der Ekliptik mit derselben gleichlaufende Kreise über welche hinaus die Planeten sich niemals von derselben entfernen. Die Bahnen, nemlich der Planeten, machen mit der Ekliptik kleine Winkel, und zwar die Bahnen verschiedener Planeten verschiedene Winkel; die Ausschweifungskreise aber schließen den Raum ein, innerhalb welchem alle diese Bahnen begriffen sind und innerhalb welchem also die Planeten sich beständig aufhalten. Die Venus, die am weitesten ausschweifet, kommt nie weiter von der Ekliptik weg als 9 Grade und ohngefähr 48 Minuten, daher entfernet man die Ausschweifungskreise von derselben um 10 Grade. Die dadurch bestimmte 20 Grade breite und eben so, wie die durch dessen Mitte zirkelnde Ekliptik selbst, in 12 Zeichen eingetheilte Streifen, der den Namen des Thierkreises führet, fället sonderlich auf der Sphæra armillari deutlich in die Augen.

Ausschweißen, das Eisen, heißet bey dem Schlosser denjenigen eine innerliche Verbesserung dadurch geben, daß man es heiß, wie es aus der Esse kommt, schlägt und strecket.

Ausschwingen, das Werg aus dem Flachs oder Hanf, s. Schwingen.

Aussehen, *Scenographia*, heißt in der Baukunst ein Riß, welcher ein Gebäude, Zimmer ꝛc. also vorstellet, wie es in einer gewissen Entfernung davon dem Auge sich vorstellet. Man nennt diese Vorstellung eines Gebäudes auch einen perspectivischen Riß. Der Nuzen dieser Art von Baurissen erstreckt sich auf diejenige, welche keine Verständige von Baurissen sind, und aus dieser Gattung eher verstehen können, wie sich das Gebäude und dessen Theile dem Auge vorstellet, wenn es wirklich aufgeführt worden. Sie werden nach den Gesezen der Perspectiv gezeichnet. Es kommt sehr viel darauf an, an welchem Orte der Gesichtspunct angenommen wird, weil ein dergleichen Riß aus einem übel gewählten Gesichtspunct angenommen, dem Auge das Gebäude schlecht darstellet. Er kann von der einen Seite betrachtet häßlich und ungefaltet aussehen, von der andern aber ordentlich und schön in die Augen fallen. Und weilen die Zeichnung in der grössesten Vollkommenheit nicht besser aussehen kann, als die Sache selbst in den angenommenen Gesichtspuncte aussiehet, so hat man sich Mühe zu geben, in dergleichen Zeichnungen der natürlichen Vorstellung sich soviel möglich zu nähern. Den vortheilhaftesten Gesichtspunct muß also gewählt werden, daß die Hauptheile des Gebäudes welche deutlich und vollständiger als andere in das Auge fallen sollen, weder von andern bedeckt, noch durch die Entfernung zu sehr verkleinert und undeutlich werden; es muß also das Aug denselben näher seyn, und sie von derjenigen Seite beschauen, an welcher man das meiste und vorzüglichste davon übersiehet. In Rücksicht der Entfernung des Gesichtspunctes vom Bilde ist es nicht ganz willkührlich solchen nach Gefallen anzunehmen. Wird er zu nahe an dem Gegenstande angenommen, so werden die äußersten Theile zu sehr verzogen und verlieren die guten Verhältnisse; betrachtet man sie zu entfernt, so werden sie im Gegentheil zu klein und ungefaltet gegen den andern. Es ist also der Gesichtspunct von dem Gebäude soweit entfernt anzunehmen, daß er innerhalb den Gränzen des deutlichen Sehens liege, d. i. nach den Gesezen der Optik der Gesichtspunct mit denen äußersten Gränzen des Gebäudes einen Winkel mache, der 90 Grad halt. Eben diese Gesetze bestimmen, daß die Grundlinie der Seiten des Gebäudes in der Vorstellung nicht unter 45 Grad unter der Horizontallinie liegen dörfen, desgleichen daß die über die Horizontallinie emporstehenden Gegenstände nicht über 45 Grade über dieselbe erhoben seyn sollen. Wie ein Saal oder ein Gebäude ꝛc. von außen in die Perspectiv zu bringen oder ein perspectivischer Baurisß zu verfertigen, hat man bisher theils in den Büchern der Baukunst theils in der Perspectiv mit so vielen Weitläuftigkeiten gezeiget, daß es sehr viele Mühe und Zeitverlust erforderte einen genauen dergleichen Riß zu verfertigen. Lambert war so glücklich einen Weg zu finden, uns dieses ungleich kürzer zu lernen, und uns vieler Mühe hierdurch zu überheben. Ich will die Weise wie man dabey zu verfahren hat, hier an dem beygelegten Zimmers zeigen, weil diese nüzliche Erfindung noch nicht so allgemein bekannt, als sie es zu seyn verdient. Es sey * das Zimmer im Umfange im lichten 24 Schuh lang, 16 Schuh breit, und 12 Schuh hoch. Die Höhe des Auges solle so groß seyn, daß das Zimmer am natürlichsten ins Aug falle, folglich muß sie die mittlere Höhe des Auges bey einem aufrechtstehenden Menschen nicht übertreffen; wir nehmen sie also von 5 Schuh an.

Die Entfernung des Auges von der Tafel wollen wir so annehmen, daß die beyden längere Wände so groß, als es die Schranken des deutlichen Sehens erlauben, ins Aug fallen, daher wir dieselbe der Entfernung des Augenpuncts von dem äußersten Ende der Tafel gleich machen. Man machet nach einer dazu verfertigten Scala die Linie A B 16 Schuh lang, richtet an beyden Enden

* s. Taf. der bürgerl. Baukunst. Fig. 36.

Digitized by Google

Perpendicularen auf von 12 Schuh, und vollendet das Viereck ABDC, welches den Umfang des Zimmers im Lichten giebt. Auf der Mitte AB in Q richtet die Perpendicular QP von 5 Schuh auf, und ziehet OPV mit AB parallel, so ist P der Augenpunct, OV, die Horizontallinie. Da das Ecke C am weitesten von P hinweg ist, so traget man die Distanz CP, aus P in O und V, so ist PO und PV die Entfernung des Auges von der Tafel und die Bedingnisse der Zeichnung sind beobachtet. Man ziehet aus A, B, C, D linien in den Augenpunct P, und zählet von B gegen A 23 Schuh, ziehet in das Ende der Zählung aus V die linie Vr, welche BP in b durchschneidet, so ist Bb die Länge des Zimmers. Wenn ihr nun ba mit BA parallel ziehet, in a und b die Perpendicularen ac, bd bis an die linien CP, und DP aufrichtet, und endlich cd zusammenzieht, so wird abdc die hintere Wand ACca, BDdb die Seitenwände, CcdD die Decke, und AabB den Boden des Zimmers vorstellen. Sollte nun in die Wand AcCA eine Thür gezeichnet werden, so zählet man von A bis G ihren Abstand von A, z. E. 2 Schuhe, von G bis H ihre Breite im Lichten, z. E. 3 Schuhe, und ziehet OG, OH, welche die linie AP in g und h durchschneiden. Traget aus A in l die Höhe der Thür, z. E. 9 Schuhe, und ziehet lP, richtet endlich auf g und h Perpendicularen auf, so wird gkl h die innere Oeffnung der Thür vorstellen. Um den Thürpfosten und die obere Schwelle zu zeichnen, so sey EA die Dicke der Wand, ziehet EP und machet hm und In mit AP parallel, richtet auf m die Perpendicular mn auf, und ziehet endlich pn gegen P. Auf gleiche Weise könnet ihr auch die Oeffnung zeichnen. Da übrigens in diesem Risse alle Linien, so in die Länge gehen, in dem Augenpunct zusammenlaufen, die andern aber entweder aufrecht stehen, oder mit AB parallel sind, so hätte man die linie PQ von Q bis an q in Schuhe eintheilen, und dadurch auf dem Boden alle Maasse bestimmen können, denn so wird z. E. auf der Scale Qq den Abstand gy von der Grundlinie 2 Schuhe, hi aber 5 Schuhe haben. So z. E. wenn ein Fenster zu zeichnen, so seye BG die Dicke der Mauer, gG die Dicke des Gesimses, ziehet gP, GP, so könnet ihr to auf der Scale Qq von 6 Schuh Zs von 5½ Schuh nehmen, und dadurch die Puncten t, s bestimmen. Das übrige von der Verzeichnung des Fensters zeigen die punctirten Linien deutlich genug an, wenn sie mit denen, so bey der Thür gezogen worden, verglichen werden.

Die Brauchbarkeit dieser Lambertischen Anweisung und die großen Vortheile, welche solche jedem, welcher von Gebäuden nach dem Aussehen Risse zu entwerfen hat, bringen, verdienen es hier noch ein Beyspiel von Zeichnung der Aussicht eines Gebäudes zu geben. Es sind: * die Grundlinie 122 Schuh, und die Entfernung derselben vom Fuße des Zuschauers 68 Schuh. Ziehet die Grundlinie AF und macht sie Schuhe lang. Aus einem Punct Q derselben richtet die Perpendicular QP von 5 Schuh als der Höhe des Auges auf, und ziehet die Horizontallinie VPW mit der Grundlinie parallel. Durch die gegebene Entfernung des Auges, welche PQ gleich ist, theilet man die Horizontallinie in Grade ein, nach der ersten Aufgabe, so ist die Vorbereitung gemacht. Die besondern Stücke werden nun so gezeichnet: das Haus ABC desselben Seite BC solle an Augenpunct P laufen, folglich die Seite AB mit der Grundlinie parallel seyn. Machet AB als die halbe Breite, nach der auf der Grundlinie gezeichneten Meßleiter, z. E. 14 Schuh und richtet die linie Bb von 30 Schuh Aa von 50 Schuh perpendicular auf, ziehet a und b zusammen, so ist ABba die halbe vordere Seite, darauf die Fenster nach der Scale AF geometrisch gezeichnet werden. Die Seite BC solle 35 Schuh lang seyn; zählet von B bis V 35 Schuh, ziehet BC in den Augenpunct P und vC in V in den 45 Grad der Horizontallinie, so ist CDab hintere Eck. Ziehet endlich ad und bc in Augenpunct P und Cc mit Bb, cd mit ab parallel, so ist BbcC die Seite, abcd die Fläche des Daches. Die obere Rahmen der auf dieser Seite stehenden Fenster laufen gleichfalls in Augenpunct P, und werden nach der Scale AE auf Bb getragen, die Seitenrahmen aber werden von B gegen v gezählet, und auf der linie BC die Puncte, wo sie aufstehen, eben so bestimmt, wie wir die Puncte C, c gefunden haben. Eben so wird die Lage der Dachläden auf dem Dache gefunden. NM ist ihre Höhe, Mn lauft in den Augenpunct, BK ist der Abstand von dem Ende des Daches, K, k lauft in den Theilungspunct V, KL ist mit Bb und Ll mit ab parallel, so wird der Punct m und die Linien mn, ml gefunden. Mit den Camineu hat es eben die Bewandniß. Das Haus IEG die Seite EG dieses Hauses laufe in den 30 Grad der Horizontallinie PV, so lauft die andere Seite in den 60 Grad derselben im Theile PW weil man den Winkel GEI 90 Grad setzet. Daher ist nun die Abtheilungen auf EG zu finden, der Theilungspunct auf dem 30 Grad in PW, und für die Seite EI liegt derselbe auf dem 15. Grad in PV. Wenn also die ganze Seite EG von 43 Schuh ist, so zähle man von E bis H 43 Schuh und ziehe HG in 30 Grad, auf PW; so wird die in 30 Grad auf PV gezogene Linie EG in G durchschneiden und EG wird das Bild einer Länge von 43 Schuh seyn. Eben so wird die Seite EF aus dem 15ten Grad auf PV eingetheilt. Da das Eck E auf der Grundlinie stehet, so wird die Höhe Ee von 30 Schuh nach der Scale auf der Grundlinie aufgetragen, die linie eg in den 30. Grad auf PV gezogen, und Gg perpendicular aufgerichtet, damit man die ganze Seite EG ge bekomme. Die Höhe des Giebels trage man aus E in i, und ziehe if in den 60sten Grad auf PW, so ist Eefl die halbe Seite des Hauses. Ziehet Gp im 60sten Grad auf PW, lp und fh in 30 Grad auf PV, richtet auf p die linie ph auf, ziehet endlich ef, gh, so habt ihr die Fläche des Daches ghfe. Die Fenster, Dachläden und Schornsteine werden eben so, wie bey dem ersten Hause gezeichnet.

Ausseigen, durchsehen: so sagt man, wann man einen flüßigen Körper, um ihn von seinem fremden Inhalt zu reinigen, durch ein Tuch, Fließ- oder Löschpapier laufen läßt, das thut man mit Wasser, Wein, Bier, Brandewein ꝛc. Das Wasser läßt man auch, um es zu reinigen, durch Sand laufen.

Ausseigern, das Kupfer u. d. gl. ist so viel als Ausschmelzen.

Aussehen s. Ausseigen.

Ausseimen den Sonig s. Seim.

Aussenteich, Vorland, (Baukunst) wird von den Wasserbaumeistern in den Marschländern das Band vorund außer dem Deich genennt, und ist zweyerley: Erstlich das neue Band oder der neue Anwachs, welcher sich außer dem Deiche angesetzt, und zweytens: das ausgedichte abgedeichte Land, welches man auch Groden vor dem Worp nennt. (s. Groden.) Jenes, das neue Anwachs, welcher mit dem Namen Vorland gemeiniglich in besonderm Verstande genennt wird, er-

* s. Tafel Bürgerl. Baukunst. Fig. 37.

Digitized by Google

hält bey Flüssen, wo aus den Platen oder Sandbänken Eiländer werden, (s. Eiländer) und nach ihrer Vereinigung sich an dem Deiche anseßen, auch wohl den Namen Sand. Ist solcher Anwachs noch neu, weich und niedrig, daß er erst zu beginnen anfängt, so heißt er ein junger Anwachs, Quendelgroden. (s. Quendelgroden.) Ist er hingegen schon hoch und fest, mit Gras oder Andel bewachsen, ein Grodel, Andelgroden ꝛc. und dieser reif jener aber unreif. Bey Machung der Anstalten zur Bedeichung erhält man öfters Schwierigkeiten in Ansehung der Theilhaber des Aussendeiches. In dem Deichrecht wird gezeigt, daß theils wegen der Bedürfniß der innwendigen Ländereyen zu Erhaltung nothdürftiger Abwässerung, theils wegen gemeinschaftlichen Nutzens, theils auch zur Beförderung des öffentlichen Besten, wenn es nur ohne eigenen Schaden der Participanten geschehen kann, die Eigenthümer eines Grodens verpflichtet sind, denselben zu bedeichen, sobald er dazu reif ist, und die Umstände es erfordern. Wenn nun ein Vorland der Herrschaft allein gehöret, so wird diese zwar nicht ansehen, sobald die Bedeichung mit Vortheil, oder da es der Unterthanen Nothdurft erforderte, nur ohne Schaden geschehen kann solche ausführen zu lassen: allein, wenn mehrere theilbar sind, welche nicht des Vermögens wären, daß sie die Auslage der Bedeichungskosten ausstehen könnten; so kommt es blos darauf an, daß, ohne derselben Credit zu schwächen, und ohne ihnen die bisher gehabten Einkünfte zu schmälern, ihr Antheil vorgeschossen oder negotiiret, und entweder aus dem Kaufschilinge erstattet, oder davon abgezogen, oder, falls sie das Land selbst behalten wollten, die Erstattung auf solche jährliche Termine gesetzet werde, welche entweder von dem eigenen Gebrauche, oder der Heuer, nach Abzug der vorigen Aussendeiches gehabten Nutzung und Heuer erübriget werden können. Wenn solchergestalt nur auf eine unschädliche Weise die Mitdeichung geschehen kann; so fällt schon aller Grund zum Widerspruch und desfälligen Ausflucht weg. Mithin kann auch dieser Umstand, welcher sonst einer Bedeichung die gröste Hinderniß zu machen pfleget, seine Erledigung erhalten, und gedachtermaßen regulirt werden. Der zweyte Fall kann noch seyn, daß eine Bedeichung auf der Gränze von zweyerley Landeshoheiten vorfalle. Dabey kommt es dann nicht sowohl auf den Ausspruch der Deichrechte, als auf eine Vereinbarung zwischen beyderley Herrschaften an; und darnach wird entweder die Bedeichung auf gemeinschaftliche Kosten bewerkstelliget oder auf der Gränze aneinander geschlossen, oder wenn ein Theil nicht mitdeichen will, so muß ein Flügeldeich geleget, und das Püttwerk innerhalb der Gränze genommen werden.

Aussen-Teichs-Land, (juristisch) wird im Herzogthum Bremen dem Binnen-Teichs-Lande entgegen gesetzt; und zwischen beyden wird ein großer Unterschied gemacht, wenn von Vermehrung des gegenwärtigen Contributionsanschlags die Rede ist, indem von letzterm die einmal festgesetzte Contribution nicht erhöhet werden darf; wohl aber von ersterm, sobald sie durch die Cultur einen höhern Grad der Fruchtbarkeit erlangt haben. Aussen-Teich-Land wird aber genannt, was ausserhalb den Haupt-Elb-Teich oder Damm nach der Elbe zu gelegen, und der Fluth und der Ueberschwemmung des Wassers annoch ausgesetzt ist. Binnen-Teichs-Land aber nennt man, was zwischen dem an der Elbseite aufgeworfenen Haupt-Elb-Teich, und zwischen dem nach der Geest- oder trocknen Seite, zur Zurückhaltung des Regen- oder Moor-Wassers angelegten Achterteiche gelegen, von solchem Teichbande auf beyden Seiten eingeschlossen, und dadurch für Ueberschwemmungen der Elbe, ingleichen des Regen- und Moor-Wassers gesichert ist. Von beyden ist noch das Achter-Teichs-Land unterschieden, welches ausserhalb des Achter-Teichs, im Moor an der Geestseite gelegen, und gegen die Ueberschwemmungen des Regen- und Moor-Wassers nicht gesichert ist.

Aussenwerke, werden an einer Festung alle diejenigen Werke genennet, welche ausserhalb dem Hauptgraben ihren Platz finden. Es giebt dieselben Arten derselben, davon die ältere insgesammt ihre eigene Namen haben, z. E. halbe Monde, Hornwerke, Kronenwerke u. s. w. die von neueren aber erfundene meistens noch ohne Benennung sind. Von den besondern Arten werden besondere Artickel handeln; hier wollen wir uns nur mit der allgemeinen Betrachtung derselben beschäftigen, und die Eigenschaften überlegen, die sie haben müssen, wenn sie ihrer Absicht völlig entsprechen sollen. Der erste und gröste Dienst, den die Aussenwerke der Festung leisten sollen, bestehet darin, daß sie die Hauptwerke decken, damit diese der Feind vom Felde aus, wo er der grossen Front halber seine Ueberlegenheit empfinden lassen kann, nicht beschädigen möge. Hieraus folget nicht nur, daß der Belagerer so wenig gerade zu als schief neben dem Aussenwerke vorbey das von ihm zu deckende Hauptwerk muß treffen können, sondern auch daß die Aussenwerke dergestalt rings um das ganze Hauptwerk umgeben müssen, daß nirgends eine Lücke bleibe, zwischen welcher durch das letztere beschossen werden könne. Ferner folget hieraus, daß den Aussenwerken eine solche Höhe zu geben sey, daß die dahinter liegende Hauptwerke vom Felde aus vor ihnen nicht zu sehen sind, und also die Regel keinen Grund habe, vermöge welcher man zu fodern pfleget, daß die Hauptwerke um ein beträchtliches, so gemeiniglich auf 9 Schuhe gesetzet wird, (s. Commandement) über die Aussenwerke und eben so die Hinterausenwerke über die ferner oben vor ihnen liegende hervorragen sollen. Mit dieser letzten Einrichtung ist der Vortheil verbunden, daß die Wälle der Aussenwerke, wenn sich der Feind derselben bemächtiget, nicht mit sinkendem sondern mit horizontalem Feuer beschossen und enfilliret werden können. Weil sie aber zugleich nach sich ziehet, daß aus dem Hauptwerke nicht über die Aussenwerke hin ins Feld canonnirt werden kann, so müssen die letztern selbst alles zur Bestreichung des Feldes nöthige grobe Geschüz aufnehmen und deswegen nicht nur ihre Wälle völlig darauf zugerichtet, sondern es muß auch vor eine sichere und gänzlich ungehinderte Communication mit den innern Werken gesorget seyn. Der zweyte Dienst hänget mit dem ersten sehr genau zusammen und bestehet darin, daß die Aussenwerke dem Feinde einen engen und beschwerlichen Raum anweisen, auf welchem er seine Batterien wider die annoch unversehrten nahe liegenden und ihn von allen Seiten schenden innern Werke aufrichten und daher mit dem belagerten in Ansehung der von jeden vorher besessene Vortheile und Nachtheile täuschen muß. Sollen die Aussenwerke diesen Nutzen gewähren, so müssen theils die Wälle derselben nicht breiter und nicht schmäler, als daß die belagerte, so lange sie davon Meister sind, ihr auf kurzen Lafeten liegendes Geschüz darauf gehörig brauchen können, folglich nicht aus bloser Erde, deren nöthige starke Böschung weiter unten mehrere Breite gewähret, aufgebauet sondern vorne und hinten mit Mauer gefüttert seyn, ja, wenn es nöthig ist, mit einem

Digitized by Google

nem Theile des Wallganges auf einem Hohlbaum ſtehen, der anfänglich zu vielerley gebraucht und, ſo bald es nöthig iſt, eingeſtürzet werden kann; theils hinter- oder innerhalb der Wällen keinen, wenigſtens keinen dem Feinde in irgend einer Abſicht dienlichen und weitläuftigen Raum laſſen. Ferner müſſen ſowohl die Wälle der Auſſenwerke, als der allenfalls hinter denſelben befindliche Raum, wenn die Natur eines gewiſſen Auſſenwerkes ſolchen nothwendig nach ſich ziehet, oder ein beſonderer dadurch intendirter Vortheil ihn rathſam macht, ſowohl in Flank als in Front, ja ſoviel möglich iſt, in Rücken mit einem horizontalen, nahen und unbenehmlichen Feuer beſtrichen ſeyn. Darum müſſen die Auſſenwerke gegen die Feſtung vollkommen offen und nach dem Abzuge der Belagerten von denſelben nichts darin verhanden ſeyn, von Traverſen und wie es ſonſt heißen mag, was den Proſpect aus den inneren Werken in dieſelbe hemmet und den Feind, er ſtehe wo er wolle, decket, oder gar eine Bruſtwehre vor ihn abgiebt, die er zur Beſchädigung der hinteren Werke brauchen kann. Endlich der dritte Dienſt der Auſſenwerke zeiget ſich darinn, daß ſie zuſammen eine Vorfeſtung ausmachen, deren Eroberung den Feind Zeit, Geld und Leute koſtet und folglich den Muth und die Kräfte zum Angriffe des Hauptwerkes mächtig ſchwächet. Hieraus ergiebt ſich, daß bey den Auſſenwerken dieſelben Regeln, wornach die innern anzulegen ſind, gleichfalls müſſen beobachtet werden. Nemlich es muß keine Linie an ihnen ſeyn, die nicht von einer andern von außen genugſam beſtrichen wird; dieſe vertheidigende Linie muß mit der von ihr vertheidigten, oder ihrer Verlängerung, einen rechten Winkel machen, und von ihrem jenſeitigen Ende nicht über einen Musketenſchuß entfernet ſeyn. Weil aber zwiſchen den Auſſenwerken durch vermöge des obigen vom Felde aus kein Schuß auf das Hauptwerk muß angebracht werden können; ſo müſſen die Auſſenwerke auswendig nicht ſowohl von den Haupt- als von nebenliegenden Auſſenwerken vertheidiget werden, ſo daß jenen blos die Vertheidigung derſelben von innen zu überlaſſen. Weil aber die Auſſenwerke eine ſchlechte Verfaſſung vorſtellen würden, wenn ſie in der Kehle überfallen werden könnten, ſo muß davor geſorget werden, daß dieſes, ohnerachtet ſie gegen innen gänzlich offen ſind, nicht geſchehen könne, ja daß nicht allein ſie ſelbſt nicht im Rücken vom Feinde geſehen und beſchoſſen ſind, ſondern auch ihre Communication unter einander und mit den Hauptwerken keineswegs gehemmet, alſo auch der Beſatzung nicht gewehret werden möge, ſich nach deren Verluſt wiederum darinn einzufinden, ſie auf lang oder kurz wiederum in Beſitz zu nehmen, wenigſtens die darin errichtete feindliche Logements und Batterien zu zerſtören, und dadurch den Feind zu einer mit vielem Verluſt an Zeit und Volk verknüpften neuen Erbauung derſelbigen zu nöthigen. Damit das letztere deſto ſicherer und leichter geſchehen könne, müſſen die Belagerer, wenn der Feind in ein Auſſenwerk eindringet, nicht ſogleich genöthiget ſeyn, daſſelbe gänzlich zu verlaſſen, ſondern ſichere gewölbte oder ſonſt oden bedeckte, wenigſtens wohl flankirte und dem Feuer aus den dahinter liegenden Werken nicht im Wege ſtehende Retirade darinn haben, worinn wenigſtens ſo lange, bis der Feind Kanonen dawider aufzuführen ſich in Stand geſetzet, ſo viele Mannſchaft ſich aufhalten kann, als nöthig iſt, dem Feinde alle ſeine Arbeiten durch Feuern und perſönlichen Zuſpruch zu erſchweren. Weil aber die Auſſenwerke eher in des Feindes Hand ſind, als die Hauptwerke; ſo muß niemals die Vertheidigung der letzten den erſten überlaſſen, wohl aber die Einrichtung ſo getroffen werden, daß man den Feind zwinget zur Seite, ja wohl auſſer der attaquirten Front liegende Auſſenwerke wegzunehmen, und ſich dadurch immer mit mehreren Linien zu engagiren, zweil man ihn im Angriffe auf die innere Werke ſonſt daraus in Rücken beſchießen könnte. Auſſenwerke, die nach dieſen Regeln eingerichtet ſind, müſſen dem Feinde ſo viel zu ſchaffen machen, daß es nicht nöthig iſt, ſie haufenweis vor einander zu legen, welches ohnehin theils dem Begriffe der Veſtung, in welcher ſich wenige gegen viele mit Vortheil ſollen wehren können, widerſpricht, theils auch, wenn die vorgeſchriebene Regeln nicht dabey beobachtet werden, zu nichts hilft, theils einen Mangel der Einſicht des Angebers verräth, welcher durch die Menge der Mittel erzwingen will, was er durch die vernünftige Wahl und Anordnung derſelben hätte erhalten ſollen. Schließlich iſt noch zu erwähnen, daß Auſſenwerke auch zuweilen dazu genuget werden, daß man theils dem Feinde vortheilhaftige Stellen damit beſetzet, um ſie ihm wenigſtens nicht umſonſt zu überlaſſen, theils ſich ſolcher Oerter, an welchen der Veſtung gelegen, z. E. zur Ueberſchwemmung nöthiger Schleuſen und dergl. dadurch verſichert.

Auſſergerichtlich. Eine Handlung heißt gerichtlich, wenn ſie vor dem Richter geſchehen iſt, entweder an der Gerichtsſtätte, oder anderwärts, auſſergerichtlich, wenn der Richter dabey nicht concurriret, z. E. ein Teſtament heißt ein gerichtliches, wenn man es dem Richter geſchrieben an die Gerichtsſtelle bringt, oder es ihm daſelbſt zum Protocoll dictirt, oder den Richter zu ſich bittet, und ihm das Teſtament ſchriftlich übergiebt, oder auch mündlich bekannt macht; ein auſſergerichtliches, wenn es auf keine dieſer Arten gemacht iſt.

Auſſergerichtlich, heißt am Reichs-Cammergericht alles dasjenige, was nicht in den ſogenannten Audienzen vorgeht, ſ. Audienzen.

Auſſergerichtlicher Eyd, ſ. Eyd.

Auſſermeßwechſel, irreguläre Wechſel, werden diejenigen Wechſel genennt, welche auſſer der Meſſe ausgeſtellt worden, oder auch auſſer derſelben fällig ſind.

Auſſernatürlich, ſ. Natürlich.

Auſſertief, (Hydrotechnie), wird ein Graben genennt, der das Waſſer aus dem Siele in den Strom oder in die See leitet. Es wird dieſer den geradeſten Weg geführet, damit er mit der möglichſten Geſchwindigkeit das Waſſer fortſchaffe; ſonſt ſtehet er in der größeſten Gefahr, von der übertretenden Fluth zugeſchlicket und verſandet zu werden. Wo dieſes zu beſorgen, faſſet man ihn zu beyden Seiten mit einer guten Bewallung ein. Sollte allenfalls der Siel nicht Waſſer genug geben, oder dieſes nicht ſchnell genug fließen, den Schlick oder Sand vor ſich herzutreiben und in die See zu ſtürzen: da pflegt man noch das Waſſer der benachbarten Hauptſieles mit zu Hülfe zu nehmen, und beyde in ein gemeinſchaftlich Auſſertief zuſammenzuleiten. Es iſt eine Hauptforderniß eines Auſſertiefs, daß ſich ſolches von ſelbſt reinige und in gangbarem Stande erhalte, weil ſonſt die Unterhaltungskoſten zu dem öftern Ausräumen und Ausbaggern ſehr hoch ſich betragen. Die beſte Schleuſe bereitet die darauf geſetzte Hoffnung, wofern entweder der Zufluß nicht ſtark, oder der Abfluß zur ſelbſt eigenen Reinigung nicht lebhaft genug ausfällt. Bey eingefloßten Auſſertiefen kömmt ſelbſt die abfließende Ebbe der Reinigung des Canals zu ſtatten, welches auch ſehr nöthig iſt, wo im Sommer nicht Vorrath genug vom Binnenwaſſer vorhanden. Jedoch dieſen

Nutzen lässet die Ebbe nur alsdenn zurücke, wenn der Graben entweder hohe Ufer besitzet oder mit einer Bewallung begleitet wird, zwischen welcher sich das ausgetretene Fluthwasser aufhält und mit einem lebhaften Sturze in die See zurückfließet. Wenn die Fluth schlicket, wenn sie die niedrigen Gründe durch ihre Wellen versandet; so wird wohl ein jeder leicht ermessen, wie nöthig es sey, alle Mittel zu Hülfe zu nehmen, daß nicht ein gleiches dem Ausserliefe widerfahre, und die von dem Siel erwartete Hülfe vereitelt werde. Wasserflüssiger Sand folget dem Sielstrome gutwillig; spület der Sturm den Graben zu; so räumet das Sielwasser ihn wieder auf, und man darf nur auf seiner Hut seyn, daß der Canal nicht seitwärts seine Bahn ändere; der Schuß des ausgestürzenden Wassers wird für das übrige schon sorgen. Nicht aller Orten kömmt uns die Natur zu Hülfe: es giebt Gegenden, die so morastig sind, wo auch das Vorland so hoch und uneben ist, daß man sich gedrungen siehet, den Canal mit einer hölzernen Beschalung und Verpfählung einzufassen, welche Arbeit viele Unkosten erfordert. Hier aber hat man sich wohl vorzusehen, daß der Graben nicht enger abgestochen werde, als der Siel Breite besitzet, sonst wird der Ausstürz des Sieles gehemmet. Ist man aber zu freygebig mit der Breite gewesen, so versandet ihn die Fluth des Meers, und das schwache Sommerwasser ist nicht im Stande, die Sandbänke bald genug fortzuschlemmen. Die Erweiterung der Grabenwände gegen die See erfordert viel Behutsamkeit und Ueberlegung der Gegenstände, wenn das Wasser durch die Zurückwürkung der See nicht aufgehalten werden soll.

Aussetzen, heißt 1) ein Geschäfft, welches man zu verrichten hat, auf einige Zeit aufschieben, oder unterlassen; 2) einen Posten in einer Rechnung unter diejenigen bringen, die zu einer Totalsumme zusammengezogen werden sollen, und die nicht, wie man zu reden pflegt, innerhalb Zalles aufgeschrieben werden, sondern vornen oder hinten auf der Seite des Blattes zu stehen kommen; 3) Producte, Waaren, oder Werke der Kunst an einem bestimmten Orte entweder zum Verkaufe öffentlich zusammenbringen und ausstellen; 4) etwas bestimmen und darbieten, um dadurch eine Würkung zu befördern, wie man denn in diesem Sinne vom **Aussetzen der Preise** und **Belohnungen** redet, die man denjenigen anbietet, welche eine nützliche Handlung ausführen, oder eine vorgelegte Frage am besten beantworten (s. **Preiß**); endlich 5) den andern überlassen, was er in Ansehung eines ihm gegebenen Rathes gut findet, in welchem Verstande man sagt, einen gemachten **Antrag zur Resolution des Regenten aussetzen.**

Aussetzen der Kinder, (antiquarisch). Es giebt Länder, sagt Montesquiou, wo der Mensch nichts, ja auch Länder, wo er noch weniger als nichts gilt. In solchen unglücklichen Ländern, deren Unglück vom Despotismus, oder einer andern üblen Staatsverfassung, vom Aberglauben, vom Luxus, von der Fruchtbarkeit der Menschen und der Unfruchtbarkeit, oder dem engen Bezirke des Landes und andern Ursachen mehr herrühret, wird fast jederzeit der Kindermord und das Aussetzen dieser kaum gebohrnen, von der Hülfe und dem Beystande der Eltern ganz allein abhängigen schwachen Wesen, wo nicht durch ausdrückliche Gesetze erlaubt, doch durch die Strafloßigkeit dieser unnatürlichen Handlung begünstiget. Wir wollen das merkwürdigste von dieser grausamen Gewohnheit, welche das Andenken der sonst so gesitteten Griechen und Römer schändet, erzählen, und alsdann einige Bemerkungen beyfügen.

Erstlich von den Griechen. In den meisten Staaten derselben war es dem Vater, der sich durch die allzustarke Fruchtbarkeit seiner Frau belästiget zu seyn glaubte, erlaubt, sich der, seiner Meynung nach, überflüssigen Kinder ohne viele Umstände zu entledigen. Selten wurden zwar solche Unglückliche getödtet: der den Herzen der Eltern eingeprägte Trieb der Zärtlichkeit widersetzte sich dieser Grausamkeit. Man setzte sie also an einem öden Orte oder anderstwo aus, und überließ sie ihrem Schicksal. Man nennte dies ἐκτιθέναι, ἀποτιθέναι, auch χυτρίζειν, weil die Kinder in irdenen Gefäßen manchmal ausgesetzt wurden. Diese Aussetzung der Kinder war zwar grausam genug; sie wurde aber doch dadurch etwas gemildert, wenn man die Kinder an öffentlichen Oertern, dergleichen zu Athen Cynosarges, und zu Rom Columna lactaria waren, aussetzte, wo sie leicht gefunden und von andern ernährt und erzogen werden konnten. Solche Findlinge nennten die Griechen θρέπτους, und die Römer alteilos. Die Töchter erfuhren das Schicksal, ausgesetzt zu werden, bey den Griechen häufiger, als die Söhne, weil ihre Erziehung, Versorgung und Ausstattung mit mehr Sorgen, Ungemächlichkeiten und Ausgaben verknüpft waren. Dies Schicksal hatten auch ungestalte und schwächliche Kinder. Besonders überließen sich arme Eltern dieser Unmenschlichkeit, um ihre Armuth für sich allein desto leichter ertragen zu können. Die mütterliche, gewöhnlicherweise grössere Zärtlichkeit konnte diesen Entschluß, ein Kind auszusetzen, nicht umstossen, weil er, als eine Folge der übelverstandenen väterlichen Gewalt, ganz allein von dem Willen des Vaters abhieng. Diese Grausamkeit wurde so wenig für ein Verbrechen, oder nur für eine tadelnswürdige Sache angesehen, daß vielmehr einige Gesetzgeber es erlaubten, und andere es ausdrücklich befördernten und befahlen. Die Lacedämonier sind in dieser Absicht vor andern merkwürdig; denn sie erlaubten den Vätern nicht, ihre Kinder zu erziehen, wenn sie gleich darzu geneigt waren; sondern sie mußten alle neugebohrne Kinder gewissen angesehenen Männern ihrer eignen Zunft, die sich an einem Orte, der Λέσχη hieß, versammleten, zur Untersuchung darbringen. Diese besichtigten alle ihnen dargebrachte Kinder mit großer Genauigkeit. Fanden sie solche gesund und wohlgebildet; so gaben sie Befehl, sie zu erziehen, und setzten an gewisses Stück Landes zu ihrer Unterhaltung aus. Waren sie aber schwächlich und übelgestaltet, so ließen sie dieselben in eine tiefe unterirdische Höhle am Berge Taygetus legen, in der Meynung, daß es weder den Kindern, noch dem Staate vortheilhaft seyn würde, sie zu erziehen, weil die Natur sie mit einer schwächlichen Gesundheit versehen, und sie dadurch der Mittel beraubt habe, ihr Glück zu befördern und dem Staate zu dienen. Um die eigentliche Beschaffenheit der Kinder recht zu prüfen, wurden sie bey dieser Gelegenheit mit Wein gewaschen.

Die Kinder pflegten in Windeln gewickelt, oder auch in ein Gefäß gelegt, ausgesetzt zu werden. Außer dem oben schon angeführten Namen dieses Gefäßes findet sich auch bey dem Aristophanes das gleichbedeutende σκεῦος, in der Stelle, wo er vom Oedipus sagt, daß derselbe im Winter sey ausgesetzt worden. Sehr oft gaben die Mütter denen Kindern, die sie aussetzten, Edelgesteine, oder Ringe, oder sonst etwas mit, um sie künftig, wenn die Vorsehung sie erhalten sollte, wieder

Digitized by Google

erkennen zu können. Sie hatten aber auch dabey die Absicht, theils diejenigen, welche die ausgesetzten Kinder fanden, zu bewegen, daß sie für ihre Verpflegung und Erziehung sorgen, oder, wenn sie schon todt waren, solche anständig begraben möchten. Diese letztere Absicht scheint Euripides anzuzeigen, wenn er von der Creusa sagt, daß sie ihren Sohn mit ihrem jungfräulichen Schmucke versehen habe, als sie ihn aussetzte, daß er sterben sollte. Sostrata giebt den dem Terenz noch eine dritte Ursache dieses Gebrauchs an. Sie sagt nemlich, daß sie ihre Tochter deswegen habe aussetzen lassen, um sie gegen die Grausamkeit ihres Mannes zu schützen, der streng befohlen hätte, sie sogleich zu tödten, um derselben desto gewisser und geschwinder los zu werden. Und, fährt sie fort, wie wir arme Thörinnen dann sehr gewissenhaft sind, so zog ich, als ich das Mädchen aussetzen bergab, einen Ring vom Finger, und befahl, ihn dem Kinde mitzugeben, damit es, wenn es stürbe, doch etwas von unserm Vermögen möchte erhalten haben.

Die Thebaner verwarfen den unmenschlichen Gebrauch der Kinderaussetzung. Nach ihren Gesetzen war solches ein Hauptverbrechen. Waren ja manche Eltern nicht vermögend genug, ihre Kinder zu versorgen: so mußten sie dieselben, sobald sie gebohren waren, der Obrigkeit darbringen, die für ihre Verpflegung zu sorgen verbunden war, und sich dagegen dieser Kinder, wenn sie erwachsen waren, als Sclaven bediente, um dadurch für die an sie angewendeten Kosten und Mühe einige Vergeltung zu haben.

Die älteste Verfassung des römischen Staats war der Kinderaussetzung nicht sehr günstig. Romulus legte, nach dem Berichte des Dionys von Halicarnaß, allen Bürgern auf, alle ihre männliche Erben, nebst den ältesten Töchtern, zu erziehen. Wären aber die Kinder ungestalt und schreßlich, so erlaube er sie auszusetzen, wenn sie vorher fünfen der nächsten Anverwandten wären gezeigt worden. Diese Erlaubniß, die Romulus gab, die jüngeren Töchter auszusetzen wurde aber auch bald durch die Zärtlichkeit der Eltern, und überhaupt durch die politische Verfassung Roms, nicht aber durch ausdrückliche Gesetze, eingeschränkt. In einem erst anfangenden und darzu ganz kriegerischen Staate, dessen Stärke also in der Menge der Bürger bestund, der sich außerdem immer mehr und mehr durch seine Eroberungen benachbarter Länder vergrößerte, hat der einzele Mensch, und besonders auch die andere Hälfte des menschlichen Geschlechts, einen großen Werth. Die Gesetze der zwölf Tafeln, die im Jahr der Stadt 301 gegeben wurden, waren zwar größtentheils ein griechisches Product, das aber auf eine sehr kluge Weise auf den römischen Boden verpflanzt und nach der eigenthümlichen Verfassung des römischen Staates eingerichtet worden. Diese Gesetze, ob sie gleich von einem Volke herkamen, welches das Aussetzen der Kinder so sehr begünstigte, erlaubten doch nur das Aussetzen der monströsen Kinder. Es ist wahr, die Römer waren in der Folge in diesem Stück nicht so gewissenhaft, und die Gesetze nicht immer sehr strenge. Allein dies war ein bloser Mißbrauch, der sich in den letzten Zeiten eingeschlichen hatte, als die verschwenderische Pracht und die ausschweifendste Ueppigkeit verursachten, daß man nicht genug zu leben hatte, als vertheilte, unter Kinder vertheilte Schätze, Armuth hießen, als der Vater das für verlohren schätzte, was er seiner Familie gab, und diese Familie von seinem Eigenthum unterschied, als die Römer, wie Plutarch sagt, sich verheyratheten, um Erben zu seyn, nicht um Erben zu haben.

Sobald eine Römerin Mutter wurde, pflegte die Hebamme das neugebohrne Kind auf die Erde zu legen, und dem Vater von diesem Zuwachs seiner Familie Nachricht zu geben. Das Schicksal des Kindes hieng nun von dem Willen des Vaters ab. Wollte er es erziehen, so hob er es von der Erde auf. Daher der Ausdruck, tollere infantem, soviel bedeutet, als ein Kind erziehen. Im entgegengesetzten Falle aber gab er es der Amme, oder sonsten jemand auszusetzen. Solche unglückliche Opfer des Geizes wurden in einem Körbgen an dem Velabrischen Sumpfe, an der Columna lactaria und auch an den Cloacken hingesetzt und dem Mitleiden der etwa Vorübergehenden überlassen. Und damit diese einigermassen zur Erhaltung und Erziehung dieser Elenden möchten angereizet werden, so wurden einige Dinge von Werth, so wie bey den Griechen, z. B. Ringe, in das Körbgen gelegt, welche zugleich auch darzu dienen konnten, um ein solches Kind, wenn es etwa den Leben bleiben sollte, daran wieder zu erkennen. Diese Stücke hießen bey den Griechen, γνωρισματα, bey den Römern, crepundia, welches letztere Wort auch außerdem die Spielsachen der Kinder anzeigt. Zugte es sich, daß ein solches von seinen Eltern verlaßnes Kind durch die Menschenliebe eines Fremden erhalten wurde, so hatten seine wahren Eltern keinen Anspruch weiter auf dasselbe, und die väterliche Gewalt war durch jene an dem neugebohrnen Kinde bewiesene Unbarmherzigkeit erloschen. Erst in den spätern Zeiten des römischen Reichs verboten die Kayser Valentinian, und Gratian die Aussetzung der Kinder durch ausdrückliche Gesetze, und unter gewissen, uns nicht bekannten, aber, wie aus dem ganzen Zusammenhange der Gesetze erhellet, nicht sehr strengen Strafen. Dem Christenthume, und desselben grösserer Ausbreitung ist die Menschheit die völlige Abstellung dieser unmenschlichen Gewohnheit schuldig.

Es ist merkwürdig, daß die beyden Stifter der mächtigsten Reiche, Cyrus und Romulus, und einer der vornehmsten Helden des tragischen Theaters der Griechen, der Oedipus, durch das Schicksal bey ihrer Aussetzung sind erhalten worden.

Man glaubt gemeiniglich, das im Anfange des römischen Staats den Vätern gegebene so unumschränkte Recht der väterlichen Gewalt, habe auch ein unumschränktes Recht der Aussetzung der Kinder, nebst der Neigung sich desselben zu bedienen, hervorgebracht. Allein wir haben schon oben gemeldet, wie sehr die Kinderaussetzung, ohngeachtet jener vollständigsten väterlichen Gewalt durch die ältesten Gesetze sey eingeschränkt gewesen, und daß nur erst mit dem Verfalle der alten römischen Sitten das in der schändlichsten Wollust versunkene Rom sich dieses grausame Verfahren gegen die Kinder habe zu erlauben angefangen. Außerdem konnte der hohe Begriff, den sich jeder römischer Vater von seiner väterlichen Gewalt mit Recht machen durfte, ihn mehr anreizen sein Kind zu erhalten und aufzuziehen, als solches auszusetzen, besonders da es dem in jenen ersten Zeiten dieses aufblühenden Staats ganz ausserordentlichen Patriotismus ungemein schmeichlen mußte, dem Vaterlande immer mehr und mehr neue Bürger, Vertheidiger und Helden zu schenken.

In den griechischen Staaten war die Aussetzung der Kinder eine Folge der fehlerhaften politischen Verfassung, welche die Anzahl der Bürger entweder nach der Frucht-

Digitized by Google

barkeit, dem Ertrage und dem Bezirke des Landes einzuschränken suchte, oder die körperliche Vollkommenheit und Stärke als das einzige Verdienst in einem kriegerischen Volke ansah. Der große Plato verlangte in seinen politischen Träumen, man solle nach Beschaffenheit der Umstände die Fortpflanzung entweder hemmen oder befördern, und jederzeit die Anzahl der Heyrathen so einrichten, daß die Republik nie überladen werde. Aristoteles erklärt sich in seinen philosophischen Discursen noch deutlicher und auf eine fast die Menschlichkeit beleidigende Weise. „Wenn das Landesgesetz, sagt er, das Wegsetzen der Kinder verbietet, so muß man die Anzahl der Kinder einschränken, die jeglicher zeugen soll. Ja er erfordert, daß man im Fall des Ueberflusses der Frau die Frucht, doch ehe solche zu leben anfange, abtreiben solle. Bey dieser Gelegenheit führt dieser Weltweise die schändliche Sitte der Cretenser an, um einer gar zu großen Anzahl Kinder vorzubeugen. Es ist wahr, daß das Clima öfters die Fruchtbarkeit der Ehen außerordentlich begünstiget, da indessen die Unfruchtbarkeit des Bodens das dergestalt sich stark vermehrende Volk drücket, und mit dem Hunger bedrohet. Die Auswanderungen ganzer Nationen, die aus dem Vaterlande ausgesandte Colonien, waren ohne Zweifel weit menschlichere und der Vernunft gemäßere Mittel, als jene von Plato und Aristoteles gebilligte Aussetzungen, und abscheuliche Vernichtungen der sich entwickelnden Keime von Menschen. Das heutige Europa hat bey seinen in den drey übrigen Theilen der Welt, besonders in America angelegten Pflanzstätten, bey seinem über die ganze Fläche des Erdbodens ausgebreiteten Handel und der hierzu erforderlichen Schifffahrt, bey seinen blühenden Manufacturen und besonders wegen des stehenden Soldaten, nicht Ursach die ihm eigne vorzügliche Fruchtbarkeit der Weiber einzuschränken. Religion, Politik, Vernunft und Menschlichkeit vereinigen hier ihre Stimme zum Vortheile der Bevölkerung, da indessen noch anderstwo, besonders in Asien, jene Abscheulichkeiten geduldet, ja gar unter dem Scheine der Religion befördert und befohlen werden. So verbietet auf der Insul Formosa die Religion dem Frauenzimmer vor dem fünf und dreyßigsten Jahre, zwar nicht zu heyrathen, aber doch Kinder auf die Welt zu bringen. Haben sie dieses Alter noch nicht erreicht, so preßt ihnen die Priesterinn den Bauch und treibt ihnen unter den größten Schmerzen die Frucht ab. In dem außerordentlich fruchtbaren China ersticken die Hebammen die Kinder in einem Becken mit heißen Wasser, oder man wirft solche Unglückliche in den Fluß, nachdem man ihnen vorher einen ausgehöhlten Kürbis auf den Rücken gebunden hat, so daß sie noch lange Zeit herumschwimmen, ehe sie den Geist aufgeben. Das klägliche Geschrey, welches sie dabey erheben, würde sonst überall die menschliche Natur zum Schauder bringen: dort aber ist man durch die Gewohnheit schon dagegen verhärtet. Die dritte Art der Aussetzung besteht darinnen, daß man sie auf die Straßen hinlegt, wo jeden Morgen, besonders zu Peking, Schuttkarren kommen, worauf man dergleichen des Nachts ausgesetzte Kinder ladet, und sie nachher in eine Grube wirft, ohne sie mit Erde zu bedecken, in Hoffnung, daß Mahometaner kommen und einige derselben herausziehen werden. Die Jesuiten versichern, in einem Raume von drey Jahren 9702 Kinder in Pecking gezählt zu haben, welche solchergestalt zur Schindergrube durch die abscheulichste Art der Aussetzung bestimmt geworden, ohne diejenigen mitzurechnen, welche unter den Füßen der Pferde und Maulesel zertreten waren, oder welche man in den Canälen ersauft hatte, oder welche die Hunde und Schweine aufgefressen, oder welche man gleich nach der Geburt erstickt hatte, noch auch diejenigen zu zählen, welche die menschlichen Mahometaner gerettet hatten. Die Ursache dieses schrecklichen Kindermordes liegt ohne Zweifel in der fehlerhaften politischen Verfassung von China, in dem diesem Volke ganz vorzüglich eignen Geize und Gewinnsucht, und der daher entstehenden Begierde sich nach den Handelsstädten zu drängen und längs den Flüssen aufzuhalten, und das innere Land unbewohnt zu lassen; in dem daselbst bey allem Flor, und bey aller Beförderung des Ackerbaues oft sich ereignenden Miswachse des Reißes und der dadurch plötzlich erscheinenden Hungersnoth, verglichen mit der sehr starken Fruchtbarkeit der Chineserinnen. Dieß Volk ist bey diesem Kindermorde um so weniger zu entschuldigen und mit jenen Griechen zu vergleichen, weil ihm die Gesetze erlauben seine Kinder zu Sklaven zu verkaufen und sich dadurch wegen der angewandten Erziehungskosten einigermaßen schadlos zu halten. Sie schonen deswegen noch wohl eher der Knaben, als der Mädchen, indem ihr Eigennutz bey dem Morde der letztern mehr Vortheil findet, weil die Erziehungskosten den Preiß, dafür ein Mädchen einstens verkauft werden könnte, etwas übersteigen. Das eigentliche America giebt uns keine Beyspiele des Kindermordes und der grausamen Aussetzung. In den ganz neuerlich entdeckten Südländern, namentlich auf der glücklichen Insul Otaheite, findet sich aber diese Abscheulichkeit, und zwar als eine Folge der ausschweifendesten Ueppigkeit, oder der Furcht vor den dortigen Vorrechten vornehmer Kinder in den daselbst gewöhnlichen Arreoys wieder. Wenn in diesen der Venus Vulgivaga gewidmeten Gesellschaften eine Frauensperson schwanger wird, welches sich bey dieser Lebensart doch selten zuträgt, so wird die Frucht, so wie sie gebohren wird, erstickt, damit sie der Mutter in Vergnügung ihrer Lüste nicht beschwerlich fallen möge. Eine Person, die sich bey dieser Gelegenheit der mütterlichen Zärtlichkeit überläßt, wird aus der Gesellschaft gestoßen, hat alle Ansprüche auf die Vorrechte und Vergnügungen des Arreoy verwirkt, und erhält den unter diesen Umständen schimpflichen Namen der Kindergebährerin.

Aussetzen der Kinder (juristisch). Nach dem römischen Recht verliert der Vater über das ausgesetzte Kind die väterliche Gewalt. Die alten deutschen Gesetze haben von diesem Verbrechen nichts insbesondere verordnet, vielleicht weil sie glaubten, daß das Verbrechen nicht vorkommen, und die Eltern gegen ihr eigenes Fleisch und Blut wüthen würden, ob man gleich auch annehmen kann, daß das Verbot dieses Verbrechens aus dem Verbot des Todtschlags von selbst fließe. Die H. G. O. verordnet von diesem Verbrechen Art. 132. folgendes: so ein Weib ihr Kind, um daß sie des abkomme, von ihr legt, und das Kind wird gefunden und ernähret, dieselbige Mutter soll, wo sie des überwunden und betreten wird, nach Gelegenheit der Sach, und Rath der Verständigen gestraft werden. Stürbe aber das Kind von solchem Hinlegen, so soll man die Mutter nach Gelegenheit des gefährlichen Hinlegens, am Leib oder Leben strafen. Es kommt also darauf an, ob das Kind in der Absicht es zu tödten ausgesetzt worden oder aus einer andern. Im ersten Fall ist ferner darauf zu sehen, ob es noch lebendig gefunden worden, oder ob es gestorben ist. Ist es todt; so hat die Lebensstrafe

Digitized by Google

statt, es mögen nun die Eltern oder andere die Aussetzung vorgenommen haben. Lebt es aber noch: so wird Staupenschlag oder auch wohl eine andere gelindere Strafe dictirt. Wann hingegen das Kind ohne die Absicht es zu tödten, exponirt worden, und dennoch gestorben ist: so wird die Justigation erkannt; ist es am Leben geblieben, so spricht man auf die Landesverweisung oder Gefängnißstrafe. Entsteht übrigens die Frage, aus welcher Absicht die Aussetzung in dem gegebenen Falle geschehen sey: so muß dieß der Richter aus den Umständen beurtheilen; indem er untersucht, wann, wo, auf welche Weise ꝛc. das Kind exponirt worden ist. Wer ist aber schuldig ein ausgesetztes Kind zu erziehen? der Finder ist dazu nicht verbunden, so wenig als der auf dessen Grund und Boden das Kind ausgesetzt worden ist. Insgemein behauptet man, der sey dazu verpflichtet, welchem die peinliche Gerichte zustehen; allein ohne hinlänglichen Grund. Mit mehrerem Rechte behauptet man, daß dem Landesherrn diese Pflicht obliege.

Daß ein exponirtes Kind im Zweifel für ehelich gebohren gehalten werde, ist eine Rechtspräsumtion, die sich nicht auf das gewöhnliche, sondern auf die Gunst gegen die eheliche Geburt (favorem legitimæ nativitatis) gründet.

Aussetzen, Geld, es auf Zinsen ausleihen.

Aussetzen, eine Tochter, sie mit Brautgabe versehen.

Aussetzen sich, im Billard s. Billard.

Aussetzen, (Baukunst) der Wöhre und Schleusenböden mit Steinen geschieht theils, mit Abschußsteinen, theils mit Afterack (s. Afterack) theils von Mauersteinen. Es werde keine Wöhre ausgesetzt als diejenige, welche an Schwellen, Riegel und Rippen mit Holz abgebunden werden, und bey welchen die Zwischenräume * a, oder Fächer des Wöhrs mit Steinen ausgesetzt werden. Hierbey wird auf zweyerley Weise verfahren: Nach der ersten mauert man die Fächer mit guten Steinen also aus, daß dieselben auf die schmalen Kannte gestellt werden, und einander wechselsweise binden, so, daß das Haupt der Steine, über die Oberfläche der hölzernen Fächer 1 bis 1½ Zoll hervorragt, wobey aber die Steine in jedem Fache dergestalt spannen müssen, daß es nöthig ist solche mit einem hölzernen Schlägel einzustoßen. Nach der andern wird eben so verfahren, und nur der Unterschied gemacht, daß die Fächer nicht so hoch sondern tiefer mit Steinen ausgesetzt werden, daß das Holz der Fächer rings herum nur 5 bis 6 Zoll hervorstehe. Diese Vertiefung setzet man mit Abschußsteinen dergestalt aus, daß solche sowohl unter sich als mit dem Holz wohl verklammert und mit Ruten gut gefüget, auch in Preis gesetzt werden. Wird ein Schleusenboden von Steinen ausgesetzt, so werden quer über den Boden Grundhölzer gelegt, solche mit Nadeln auf den Grund gehefstet, und die Fächer darzwischen auf eben diese Weise mit Steinen ausgesetzt. Aus dieser Beschreibung aber fällt nun von selbst in die Augen, daß ein steinerner Boden, den man dem Klange nach für ein standhafteres Werk, als einen hölzernen halten sollte, nichts weniger als solches, hingegen vielem Gebrechen unterworfen sey. Erstlich kann er nicht länger als das Holz unter demselben halten. Da nun dieses im Wasser nicht vergehet, ob es gleich nur von Dannen, Eltern und Büchen genommen wird; so kann auch dasselbe, und noch weniger anderes darüber, oder in dessen Stelle gelegtes Eichenholz, nicht vergehen, ob es gleich nicht mit Stein bedecket ist; denn dies thut zur

* s. Taf. Architect. Hydrotechnie. Fig. 3.

Sache nichts. Zweytens kann nicht allein ein steinerner Siel leicht von der getingsten Sinkung bersten, sondern auch wenn sich zwischen demselben und den Thüren etwas klemmet, von dem Anschlage leicht ein Stück auspringen, und endlich gar dieser dadurch verlohren gehen. Drittens kann der Afterack, der Klammern ungeachtet, auch leicht spalten und auspringen, folglich von einem einstürzenden Strome um und zwischen den Thüren übereinander geworfen werden.

Aussetzen, heißet auch in der Seefrache jemand aus dem Schiffe ans Land gehen lassen, oder Geschütz, Waare u. d. gl. ans Land bringen.

Aussetzender Pulsschlag s. Pulsschlag.

Aussetzung (juristisch) s. **Exmissio.**

Aussetzung der Kosten, heißt bey den Juristen, wenn in dem Urtheil noch nicht entschieden wird, ob die Kosten sollen verglichen oder einer von beyden Theilen in dieselbe condemnirt werden solle; sondern diese Entscheidung bis zu einem künftigen Urtheil aufgeschoben wird.

Aussetzung des Sacramento des Altars, zur öffentlichen Anbetung. Dieser Gebrauch der catholischen Kirche besteht aus zwey Stücken: das eine gehört zum Glauben, als ein wesentlicher Glaubenssatz der Kirche; das andere aber zur Kirchenzucht oder Disciplin. Das erste gründet sich auf die in der catholischen Kirche angenommene Lehre, daß Christus unter den Wein- und Brodgestalten wahrhaft mit Leib und Seele, mit Gottheit und Menschheit zugegen sey, wenn gleich diese sacramentalische Gestalten nicht genossen werden; folglich da man Gott anbeten kann und muß; so hat die Kirchenversammlung zu Trient in der 13ten Session, Can. 6. die Entscheidung, als eine Glaubensregel gegeben, daß der, welcher sagen würde: Christus der eingebohrne Sohn Gottes sey in dem heiligen Altars Sacrament nicht anzubeten, dem Kirchenfluch unterworfen seyn soll. Auf diesen Grund ward also der andere Theil oder Gebrauch der catholischen Kirche gebauet, daß das Sacrament zur Anbetung, öffentlich in besondern hierzu gefertigten Gefäßen ausgestellt wird. Von diesem Gebrauch als einem gottesdienstlichen Disciplinarpunct ist hier die Rede, indem der Glaubensartickel anderwärts vorkommt.

Es ist ein sehr alter und in den ersten christlichen Zeiten eingeführter Gebrauch gewesen, das heilige Abendmal aufzubehalten; selbst die Bestimmung desselben, daß es einem jeden Christen, auch den Kranken gegeben und zugeschickt ward, erfoderte diese Aufbewahrung, wenn es erwiesen wäre, daß die gesegnete Brode, Eulogiæ, die die Bischöffe einander und ihren Priestern, und durch diese den Layen zuschickten, dieses Abendmal gewesen seyen; so wäre ein starker Beweis für die Aufbewahrung mehr; da aber selbst von catholischen Gelehrten diese Eulogien als ein blos geweyhtes Brod angesehen werden; obgleich sehr viele das Gegentheil sagen, daß dieses Brod das Abendmal gewesen sey; so läßt sich daraus für die Aufbewahrung kein bündiger Schluß folgern. Gewisser aber läßt sich diese aus dem heiligen Ambrosius darthun, der von seinem Bruder Satyr schreibt, daß er in der Gefahr eines Schiffbruchs von den Christen, die mit ihm in dem Schiffe waren, das Altarssacrament verlangt habe; als er solches erhielt, ließ er es sich in einem Tuch um den Hals hängen, und überließ sich im Vertrauen auf dieses Heiligthum der Gefahr; er dorfte es nicht genießen, weil er noch nicht getauft war. Dieser Gebrauch das heilige Altarssacrament bey sich zu tragen, ward allgemein; sowohl bey Bischöf-

Digitized by Google

fen und Priestern, als bey den Mönchen, da sie noch bloß Layen waren. Aus vielen nur eine Probe zu geben, so befahl der Apostel Deutschlands, Bonifacius in seiner 22ten Satzung, bey dem d'Acheri spicileg. Tom. 9. daß kein Mönch reisen solle, ohne dieses Sacrament bey sich zu tragen. Die Könige der Franken Robert, und Ludwig der Heilige, hatten es auch auf ihren Reisen mit sich genommen, und es ist sehr wahrscheinlich, daß der noch heut zu Tage übliche Gebrauch, daß die Päbste bey ihren Reisen dieses heilige Sacrament mit großer Pracht vor sich hertragen lassen, aus den älteren Zeiten herrühre, denn Stephan III. und V. Gregor VII. Urban II. und andere hatten auf ihren Reisen das heilige Sacrament an dem Halse hängen.

Ehe aber das heilige Sacrament zur öffentlichen Anbetung ausgesetzt ward, giengen viele Verbereitungen in den ältern Zeiten der Kirche vorher, die immer mehr und mehr zu dem Gebrauch der Aussetzung den Weg bahnten. Die alten Kirchenväter, als Ambrosius über das Evangelium Lucä C. 1. Chrysostomus Buch 6. vom Priesterthum, Gregorius der große Dialog, Buch 4. C. 58. äußern die fromme Meynung, daß die Engel des Himmels Christum in dem Altarssacrament anbeten. Die hohe Achtung, welche die Kirchendiener für dieses Heiligthum bezeigen mußten, läßt anderst nichts gedenken, als daß man von dem sacramentalischen Brod und Wein geglaubt habe, es müsse mehr als die Natur und das Gebet der Kirche darinn seyn. Ein altes Pönitenzialbuch in dem Kloster zu Bobio, in welchem die Bußen für gewisse Sünden aufgezeichnet sind, welches Mabillon Tom. I. Mus. Ital. über tausend Jahre alt schätzt, enthält diese Bußvorschriften: "wenn jemand das Sacrament verliert, der soll ein Jahr lang büßen; wenn einer dieses Sacrament vernachläßiget, daß es von den Würmern gefressen wird, sechs Monat in Wasser und Brod fasten. Läßt ein Priester bey dem heiligen Opfer das Sacrament fallen, und findet es nicht wieder, so soll er den Platz wo es hinfiel, auskehren, das Kehrig verbrennen, die Asche davon unter den Altar vergraben, und ein halbes Jahr in der Buße leben; fällt das Sacrament auf die Erde, so muß der Priester den Platz ablecken, und dabey Buße thun. Fällt ein Tropfen des Opfers auf eine Tafel, soll er sie abkratzen, wo nicht: soll er eine Tafel darüber legen, damit das Blut Christi nicht unter die Füße komme." Von gleichem Schlag sind die Bußen, die in dem Bußebuch des Beda, des Gregors III. des Halitgarius Bischofs zu Cambrai enthalten sind. Alle diese Bußebücher sind vor den Zeiten des Paschasius Ratbertus geschrieben. Die Morgenländischen Kirchen schrieben ihren Dienern des Altars eine gleiche Behutsamkeit vor, wie beym Renaudot über die coptische Liturgie zu sehen ist. Bey dem Gottesdienst der alten Zeiten waren solche Gebräuche eingeführt, die, ohne der Sache einen Zwang anzuthun, ganz natürlich auf eine Anbetung des Altarssacraments schließen lassen. In dem ersten Ordo romanus, den Mabillon im ersten Tom des Musäi Italici herausgab, ist befohlen, daß vor dem Bischoff, der an den Altar gieng, Messe zu halten, einige Kirchendiener vortreten mußten, die in einer Kapsel ein Stück des Sacraments trugen, welches den vorigen Tag geopfert wurde; sobald sie dieses auf den Altar gelegt hatten, betete der Priester das Heiligthum an. (adorabat sancta.) In den alten gallischen Kirchen war unter der Regierung der ersten fränkischen Könige ein gleicher Gebrauch eingeführt, wie man aus der Auslegung der Messe sieht, die der Bischoff Germanus von Paris in der Mitte des sechsten Jahrhunderts geschrieben, Martene aber in seinem 5ten Tom des Thesauri anecdot. herausgegeben hat; nach dieser trug der Diacon das heilige Sacrament in einer Büchse, die die Gestalt eines Thurms hatte, auf den Altar. Gregor von Tours im 1. Buch: de Gloria Martyrum bestätiget diesen Gebrauch durch ein geschehenes Wunderwerk, welches wenigstens die damalige Einrichtung und Meynung der Christen beweiset. Nach der Ausgabe des Ruinarts, welcher in allen Handschriften das Wort: Mysterium angetroffen hat, anstatt daß Thiers und Mabillon, Ministerium in ihrer fehlerhaften Edition gelesen hatten, hat die Stelle Gregors ihre ganze Kraft den angegebenen Satz zu beweisen. Von dieser Zeit an findet man eine große Menge solcher Thürme aufgezeichnet, in welchem das heilige Sacrament aufbehalten ward; sie wurden in Frankreich gemeiniglich über die Altäre aufgehängt und vertraten ohne Zweifel die Stelle der goldenen und silbernen Tauben, die gleichfalls in den ersten Jahrhunderten der Kirche über den Altären hiengen, und das heilige Sacrament einschlossen. In Frankreich sieht man noch welche, die inwendig hohl und zu einem Behälter bestimmt sind; an vielen solcher Tauben hiengen auch oft Büchsen, in welchen das heilige Abendmal verwahrt wurde. Da aber einmal die Thürme aufkamen, worinn dieses Heiligthum aufbehalten ward, so findet man überal Schenkungen und milde Stiftungen solcher Gefäße in die Kirchen, die von kostbaren Steinen, von Gold, Silber, Elfenbein, auch von Holze waren; wo es die Einfünfte der Kirchen litten, mußte immer ein Licht vor dem Heiligthum oder eine sogenannte ewige Ampel brennen, wenn gleich das heilige Sacrament nicht auf dem Altar, sondern in einem Nebenzimmer, welches die Griechen: Pastophorium, die alten Lateiner: Thalamus, wir aber: Sacristie nennen, aufbehalten wurde.

Aus allen diesen Anstalten, wenn man auch das wenigste sagen will, läßt sich schließen: daß die Christen dem Sacrament des Altars eine weit größere Ehre, als allen übrigen Heiligthümern erwiesen haben, und daß, wenigstens bey dem Meßopfer dieses heilige Sacrament in der morgenländischen Kirche sowohl, als in der abendländischen angebetet wurde. Hierauf, und nachdem alles dieses vorgegangen war, fieng man an, in öffentlichen Processionen das heilige Sacrament, jedoch in einer Kapsel verdeckt mitzutragen. Lanfraneus, der nachher Erzbischoff von Canterburi ward, beschreibt eine solche Procession im eilften Jahrhundert, die auf den Palmsontag von den Benedictiner-Mönchen gehalten wurde; unter andern sagt er: trugen zwo Priester in weissen Kleidern ein Kästgen, in welchem der Leib Jesu Christi aufbehalten wird, mitten durch die Clerisey, und diese beugeten dem heiligen Sacrament die Knie. Endlich kam im dreyzehnten Jahrhundert das Fest des Frohn- oder Herrnleichnams, durch folgende Veranlassung auf.

Im Jahr 1230 hatte eine Nonne zu Lüttich, Juliana, ihrem Vorgeben nach, viele Jahre hindurch Erscheinungen, welche endlich von ihr und ihrem geistlichen Gewissensrath dahin ausgelegt wurden, daß in der Kirche noch das Fest des heiligen Altarssacraments abgehe. Die seltsamste Umstände trafen hier zusammen; daß diejenige Geistliche, denen Juliana durch einen vertrauten Canonicus zu Lüttich ihre Erscheinungen glaubhaft machen ließ, zu den größten Würden in der Kirche hernach gekommen sind. Dreyen Domini-

Digitized by Google

canermönchen vertraute dieser Canonicus besonders die Erscheinungen an, unter welchen Hugo von Thierri, Jacob Pantaleon von Troyes waren, der erste ward hernach Cardinal, der andere aber sogar Pabst unter dem Namen: Urban IV. Diese und sehr viele andere aus allen Ständen hatte Juliana in ihr Geheimnis gezogen, und sie zweifelten keineswegs an der Wahrheit der Erscheinungen. Noch eine Nonne von Lüttich, Namens Eva eine vertraute Freundin der Juliana, beiferte sich aus allen Kräften den Zweck der Erscheinungen, die Feyer des besagten Festes einzuführen. Nachdem Juliana ihre Erscheinungen durch so viele und angesehene Männer bestätigt und ihre Absichten begünstigt sah; ließ sie das Officium oder die Tagzeiten von dem heil. Sacrament aufsetzen, wozu sie selbst die Anlage gab; auf diesen Schritt folgte noch jener, daß der Bischoff Robert von Lüttich, im Jahr 1246 dieses Fest in seinem Kirchsprengel ordentlich einführte; und zwar in einer Diöcesansynode, wo seine versammelte Geistlichkeit Theil daran nahm. Der Festtag wurde wie ein Sonntag gefeyert, den Tag vorher eine Faste angesagt, und auf den Festtag selbst alle knechtliche Arbeit verboten; da aber der Bischoff Robert gleich darauf starb, und die Nonne Juliana solche Widersacher und verdrüßliche Händel bekam, daß sie aus ihrem Vaterlande weichen mußte, so kam dieses Fest nicht einmal in der Lütticher Diöces zu Stand.

Der Cardinal Hugo, der noch als Dominicaner Prior von Lüttich, der Offenbarungen der Juliana, und des dadurch abgezweckten Festes das Wort geredet hatte, ward nun päbstlicher Legat in diesen Gegenden; er also und sein Nachfahrer Capoccio suchten das mehr beschriebene Fest durch eine besondere Verordnung durchgehends einzuführen. Die Nonne Eva gab ihre Bemühungen dazu, den Bischoff von Lüttich zu bewegen, daß er das Fest eben so in der Diöces aufrichten möchte, wie es die Stiftsgeistliche zum heiligen Martin in Lüttich vom Jahr 1242 angenommen und bis hieher beybehalten hatten. Da nun um eben diese Zeit Urban IV. auf den päbstlichen Thron kam, der schon, als er noch Archidiaron von Lüttich war, für die Erscheinungen und das neue Fest eingenommen war, so konnte an der Erreichung des Zwecks, den Juliana sich vorgestellt hatte, nichts mehr fehlen; nur die Vielheit und Wichtigkeit gröserer Kirchenangelegenheiten standen noch dem Pabst im Weg, daß er nicht gleich Hand an das Werk legen konnte. Endlich kam zu den Julianischen Erscheinungen noch das Wunder zu Bolsena, wo sich eben der Pabst mit seinem Hofstaat aufhielt; daß aus einer Hostie, so lauteten wenigstens die Nachrichten, Blut herausgeflossen, und das leinene Tuch, welches Corporale genennet wird, davon roth gefärbt worden sey; andere sagten, so spricht der Cardinal Lambertini nachmaliger Pabst Benedict XIV. über dieses Fest des Frohnleichnams, daß ohngefähr ein Tropfen des verwandelten Weins ausgeschüttet, und davon das Corporal roth geworden sey. Urban der IV. untersuchte die Sache und, da eben um diese Zeit die Irrlehre des Berengarius von der Nichtverwandlung des Brods und Weins, um sich zu greifen anfieng, entschloß er sich, in Rücksicht auf die ihm bekannte Vorgänge zu Lüttich, das Fest Corporis Christi oder des Frohnleichnams oder der Gottestracht in der allgemeinen Kirche einzuführen. Der hiezu gewählte Tag war der Donnerstag nach dem Sonntag nach Pfingsten; das Fest wurde den feyerlichsten in der Kirche beygezählt. Wunderlich ist es, daß die Bulle, die noch heut zu Tage in dem Bullario steht, ohne Datum und Ort, wo sie geschrieben ward, ausgefertigt, wenigstens so im genannten Bullario zu finden ist. Der Pabst unterließ aber doch nicht, in der Bulle sich an die geheime Offenbarungen der Juliana zu erinnern. Vom Jahr 1264 den 8ten September ist das Breve aus Orvietto von eben diesem Pabst an die mehr erwähnte Nonne Eva nach Lüttich über dieses neue Fest abgegangen. Auf alle diese große Anstalten wollte jedoch dieses Fest in der Christenheit, außer der Lütticher Diöces, nicht durchkommen; es unterblieb bis auf das Jahr 1311 wo in der Kirchenversammlung zu Vienne in Frankreich endlich solches mit Nachdruck anbefohlen, und da es auch da nicht überall anerkannt wurde, endlich durch den Pabst Johannes XXII. nochmalen eingeschärft ward. Endlich als die Franzosen sich dazu bequemt hatten, kam es nach und nach auch in andern Ländern in den Gang. Ein unschätzbares Beyspiel, welches uns lehret, daß die päbstliche Bullen, zumal in Disciplinarsachen, nicht gleich auf den Knien von der ganzen Christenheit angenommen werden müssen, sobald sie aus der Hofkanzley ausgegangen sind.

Zwey Betrachtungen verdienen, hier angemerkt zu werden; die erste: daß bey allen diesen feyerlichen Festbegehungen keiner Procession, mit dem heiligen Sacrament oder Venerabile, und die zweyte: daß keiner Aussetzung des hochwürdigsten Guts oder Sacraments gedacht wird: nichts als das bloße Fest kömmt in allen Nachrichten zum Vorschein: die Procession, und die Aussetzung des Altarssacraments kamen noch später hinzu. Da aber die besten Schriftsteller, die am richtigsten denken, und am wenigsten mit Vorurtheilen behaftet sind, wie Thiers, Baillet, Chardon einhellig gestehen, daß dieses Frohnleichnamsfest die Gelegenheit zu der Aussetzung des Sacraments gewesen sey, und da diese und das Fest in einer genauen Verbindung mit einander stehen, so schiene es der Mühe werth, die Anstellung dieses Festes in ihrem Ursprung aufzusuchen. Die erste authentische Nachricht von solcher Procession haben wir aus der Bulle des Pabstes Martin V. vom 26. May 1429. Thiers, der die Frage von Aussetzung des heil. Sacraments ganz erschöpft hat, sah einige andere Handschriften, die er für ächt und ungezweifelt hält, von den Jahren 1320. 1323 und 1330., in welchen von dieser feyerlichen Procession in verschiedenen Provinzen Meldung gethan wird: wenn man Vermuthungen vorbringen darf; so ist es sehr natürlich, daß diese Procession eben so wie das Fest, anfangs willkührlich von einem oder dem andern Bischof, oder Prälaten, oder Mönche versucht worden ist; als aber dieser Gebrauch, wie es mit den Feyerlichkeiten zugeschehen pflegt, den Nachbarn gefallen hatte, machten dieses nach, und so kam endlich diese Procession in den Schwung. Da der Ursprung der Processionen so dunkel ist, so ist es jener der öffentlichen Aussetzung des Altarssacraments noch mehr: denn obgleich aus der Bulle Martini V. erweislich ist, daß bey den aufgekommenen Frohnleichnamsprocessionen das Sacrament des Altars mitgetragen wurde, so folgt hieraus doch noch nicht, daß es in einem durchsichtigen Gefäße jedermanns Augen sichtbar war — denn vor und um diese Zeiten wurde das heil. Sacrament in einer kostbaren Büchse, und diese in einem schätzbaren Käschen verwahret; wie aus den Acten der heil. Clara erhellet, die das Sacrament bey dem Einfalle der Saracenen an die Pforte ihres Klosters in solch einem Behälter bringen ließ, und Thiers bezeuget, daß noch 120 Jahr vor seinen Zeiten bey der

Digitized by Google

Frohnleichnamsprocession, das Sacrament verdeckt mitgetragen worden sey; zu welcher Zeit also die sogenannten Monstranzen gebraucht wurden, welche das Heiligthum in einer Einfassung von Crystall oder Glaß zeigen, ist schwer zu bestimmen. Es kam vermuthlich bey dieser ohnehin willkührlichen Art, das Sacrament auszustellen, auf den Einfall eines Geistlichen oder Künstlers an, der die erste durchsichtige Monstranz gemacht hat, so folgten andere diesem Beyspiel, und die Monstranzen vervielfältigten sich unvermerkt. Die Kirchensynode zu Cölln am Rhein im Jahr 1452. gedenkt einer solchen Monstranz, welche bey den Franziscen bald Ostensoires, bald Melchisedechs, Soleils und Custodes heißen. In einem Inventarium der Liebfrauenkirch zu Paris vom Jahr 1338. wird einer Monstranz von vergoldetem Silber und in der Form eines Creuzes gedacht; andere stellten eine Sonne vor, die ihre Strahlen von sich giebt; die meisten und die ältesten haben die Form eines Thurms, und wurden vermuthlich an denen Thürmen abgesehen, die, wie oben erinnert ward, im sechsten und siebenten Jahrhundert, zu Aufbehaltung des heil. Sacraments für die Kranke und sonstige Gebräuche üblich waren. Thiers hat aus alten Meßbüchern und Chorbüchern, deren Anfangsbuchstaben in Miniaturgemälden dergleichen Moustranzen abgezeichnet enthielten, so viel herausgebracht, daß diese Monstranzen nicht lang nach der eingeführten Frohnleichnamsprocession entstanden sind.

Aus allem diesem, was bisher gesagt wurde, lassen sich gewisse Sätze abziehen, die auf die gegenwärtige Abhandlung passen.

1. Daß die Aussetzung des hochwürdigsten Sacraments zu der catholischen Religion nicht wesentlich gehöre.

2. Daß solche Aussetzung nur in den spätern Zeiten der Kirche aufgekommen sey.

3. Daß sie durch das Fest des Frohnleichnams nach und nach veranlaßt ward.

4. Daß eben dieses Fest durch eine privat Offenbarung, die einer Nonne geschehen seyn soll, ihre Veranlassung, und durch ein Wunder im dreyzehenten Jahrhundert ihren Trieb bekommen habe.

5. Daß die öffentliche Aussetzung nicht einmal durch ein Päbstliches Gebot befohlen, auch selbst das Fest des Herrnleichnams mehr durch das Beyspiel einzelner Kirchen, als durch den Befehl der Päbste entstanden sey.

6. Daß die ganze Sache von dem Fest, von der Procession und von der öffentlichen Aussetzung des heil. Sacraments lediglich zu der Kirchenzucht gehöre, und deswegen alle Tage geändert, oder gar aufgehoben werden könne. Nun zu dem Kirchengebrauch der gegenwärtigen Zeiten wobey in Betrachtung kömmt

die Zeit, wenn die Aussetzung,
die Art, mit welcher sie geschehen soll.

Da bis auf die Entstehung des Frohnleichnamsfestes die Aussetzung des hochwürdigen Sacraments in den vorigen Zeiten nur selten und anderst nicht als in dem Meßopfer vorkömmt, so läßt sich leicht begreifen, daß bey ihrem Anfang nicht oft daran gedacht wurde. Die Cathedral- und Abteykirchen, die auf die ursprüngliche Gebräuche mehr als andere zu halten pflegen, übertreiben es bis auf die heutige Stunde noch nicht mit dem öftern Aussetzen; daß aber schon im fünfzehenden Jahrhundert darinn ein Misbrauch begangen worden sey, erhellet aus der Kirchensynode zu Cölln am Rhein im Jahr 1452. welche, wie sie selbst sagt, um dem heil. Sacrament eine größere Verehrung zu verschaffen, verboten hat, das heil. Sacrament weder in einer Processsion, noch sonsten in einer Monstranz auszusetzen, als auf das Fest des Herrnleichnams und dessen octave — sodann im Jahr nur noch einmal, in einer jeden Stadt und Landpfarrey, und dieses nicht anderst, als mit Erlaubnis des Bischofs; wie wenig aber diese heilsame Verordnung gehalten worden sey, zeigen die Klagen des rechtschaffenen Archidiacons von Cölln, Johannes Gropper, der, bey dem Thiers, bedauert, daß das heilige Sacrament gar zu oft, sowohl bey Processionen als ausser diesen, dem Volk öffentlich ausgesetzt und gezeiget werde — und wollte doch Gott, setzt er hinzu, diesen Misbrauch bessern, und denen, die Amtswegen darüber gesetzt sind, den guten Gedanken eingeben, solches zu änderen. Der heilige Carolus Borromäus, Erzbischof von Mayland, befiehlt, daß das heil. Sacrament nicht ausgesetzt werde, als aus einer wichtigen und allgemeinen Ursach.

Man braucht eben nicht lang nachzudenken, wie und durch welche Leute die Aussetzung vervielfältiget worden sey: die Ordensgeistliche, die man Mendicanten nennt, griffen in dem funfzehenten und sechzehenten Jahrhundert überall in den Pfarrgottesdienst ein; ihre häufige Päbstliche Exemptionen schützten sie selbst gegen die Bischöfliche Verfügungen; damit sie also das Volk aus den Pfarrkirchen in die ihrige zögen, setzten sie das hochwürdige Gut oder Venerabile nach dem Geschmack und Belieben des großen Haufen sehr oft aus, welches aber in den Pfarr- und Cathedralkirchen nicht geschah: die römische Congregation, die über die Kirchengebräuche zu sprechen hat, mußte im Jahr 1644. in einer Streitigkeit des Erzbischofen von Bourdeaux, mit den Dominicanern durch einen Spruch die letztere belehren, daß auch die Ordensgeistliche das heilige Sacrament selbst in ihren Klosterkirchen ohne allgemeine und von dem Bischof gebilligte Ursach, nicht öffentlich aussezen dürften. Dieser Ausspruch mußte noch oft sowohl von besondern Kirchensynoden, als von der französischen Geistlichkeit wiederholt werden, damit durch das allzuoft wiederholte Aussezen des Sacraments, eben die Anbetung desselben nicht lau und geschwächt würde.

Die einmal eingeführte Aussetzung des heil. Sacraments, zog nicht lang hernach besondere Andachten nach sich: ein Kapucinermönch aus Mayland mit Namen Joseph, stiftete im Jahr 1556. eine vierzigstündige Aussetzung und Anbetung des heil. Sacraments, zu Erinnerung der vierzig Stunden, welche Christus im Grabe zugebracht hat. Die Päbste Pius IV. und Clemens VIII. machten gleichmäßige Einrichtungen, und stifteten oder bestätigten gewisse Brüderschaften, die sich verbanden, zu gewissen Zeiten das Venerabile in den Kirchen anzubeten: von Italien gieng diese Andacht in die mehreste Länder der Catholiken: in dem Mainzischen Land setzte sich eine Brüderschaft zusammen, welche im Jahr 1674. vom Pabst Clemens X. bestätiget ward; und das ganze Jahr hindurch ein ewiges immerwährendes Gebet vor dem ausgesetzten heil. Sacrament verrichtete: diese immerwährende Bettstunden wurden im Jahr 1721. in den vollkommenen Stand gesetzt, und alle Diocesanorte erhielten ihre angewiesene Stunden; so daß im ganzen Jahr bey Tag und Nacht keine Stunde ist, welche nicht zu dieser Anbetung verwendet würde. Clemens X. versichert in seiner Bestätigungsbulle, daß solche Bettstunden auch in Bayern und vielen Diöcesen in Frankreich eingeführt wären. Vermuthlich hat diese Andacht ihren Ursprung dem Beyspiel von Rom zu verdanken, wo der Pabst Clemens VIII. im Jahr 1592.

dieses

Digitized by Google

dieses ewige Gebet wegen den Unruhen in Frankreich und wegen der Furcht für den Türken, eingeführet hat. Die Franzosen pflegen aber auch in diesem Stück oft an die alte Gewohnheit, daß sie auch sogar bey dem vierzigstündigen Gebet, welches sie mehrmalen ausübten, das Venerabile nicht aussetzten, und doch durch einen lebhaften Glauben, der sehr leicht den Tabernakel durchdringt, andächtig den Gott im Altarssacrament anbeteten. Bey unsern Zeiten ist das Volk dermaßen an die öftere Aussetzung des heil. Sacraments gewöhnt, daß die Einziehung und Verringerung derselben nur von beherzten, und über alle Furcht vor den Vorurtheilen weggesetzten Bischöfen zu erwarten stehet, als welchen in ihren Sprengeln die Einrichtung und Mäßigung der Andachten überlassen ist.

Die Art und Weise, welche bey dieser Aussetzung beobachtet wird, ist eben so verschieden, als die Länder, wo sie gängig ist, mannigfaltig sind. Italien sollte allem Ansehen nach andern Provinzen das Muster seyn: der Cardinal Lambertini machte zu Bononien nach dem Beyspiel und den Vorschriften von Rom nachstehende Verfügungen, oder besser zu reden, er bestätigte den in Italien üblichen Gebrauch. In seiner Institutione XXX. Bonienſi

1. Soll das Venerabile anderst nicht, als auf dem hohen Altar ausgestellt werden.

2. Ist es ausgestellt; sollen alle Reliquien und Bilder von dem Altar weggeräumet oder zugedeckt werden.

3. Die Bilder der Engel können bleiben, welche Leuchter in den Händen haben, um brennende Kerzen darauf zu stecken.

4. Wenigstens müssen 12 Kerzen dabey brennen.

5. Das Allmosen sammeln, sogar die Aufstellung der Gefäßen zu dieser Sammlung ist untersagt.

6. Unter denen Messen darf wenn das Venerabile ausgesetzt ist, mit den Schellen nicht gekingelt werden; wie bey andern Messen, vom zwölften Jahrhundert her gebräuchlich ist.

7. Wenn in den Klosterkirchen ein Festtag gefeyert, oder das Bildniß der heil. Mutter Gottes auf einen Tage ausgestellet wird, soll das Venerabile dahin nicht ausgesetzt werden, wenn gleich eine lange Gewohnheit dessen eingeführet wäre.

Andere Vorschriften, die mit den Gebräuchen der deutschen Kirchen näher übereinkommen, werden hier mit Stillschweigen übergangen.

Aussicht, s. Servitus Prospectus et ne Prospectui officiatur.

Aussicht eines Gebäudes, wird genennt, wenn ich ohne von einem Gegenstand gehindert zu werden, in die Ferne sehen kann. Ansehnliche publique Gebäude sollen eine freye Aussicht haben damit sie sich in ihrer Majestät zeigen. Man legt dahero solche gern bey grossen Plätzen, langen und breiten Gassen an, damit sowohl das Gebäude selbst mehr Anstand, als die Gassen mehrere Zierde und eine angenehme Aussicht erhalten mögen. Ein Gebäude hinter welchem ein Garten, soll nach den vorzüglichsten Anlagen desselben eine freye Aussicht nicht nur haben, sondern es sollen sich auch bey dem Gebäude in der Entfernung die schönsten Zierathen desselben nicht aus dem Gesicht verlieren. Dieses zu erhalten ist erforderlich, eines theils die Alleen so vortheilhaft anzuziehen, daß allezeit ein Hauptstück darauf treffe, und ihr Ende durch solche Entdeckung desto angenehmer gemacht werde, welche sich dem Auge um so schöner vorstellt, je ferner und abwechslender die Gegenstände sind; andern theils hat man die Abhänge der Alleen dergestalten einzurichten, daß ich, wenn ich an dem Ende derselben stehe, das ganze davor liegende Gebäude sehen kann, wenn auch gleich das Terrain bey der Anlage nöthigen würde, hohe Absätze vor dasselbe anzulegen.

Aussichtfenster, ein Fenster, durch welches man eine freye Aussicht hat, im Gegentheil der Lichtfenster, die nur das Tageslicht einlassen, aber nicht geöffnet werden dürfen, um hinauszusehen.

Aussieben. Ist die Arbeit, wann man das untaugliche, den Unkrautssaamen u. dgl. von dem Getraide durch ein Sieb absondert.

Aussieden, (Chemie) sagt man von Goldmünzen, wann man, um alle Kupfertheile auf ihrer Oberfläche hinwegzunehmen, sie in einer Auflösung von weissem Vitriol, Salmiak und Spangrün siedet.

Aussieden, heißt auch die auf der Oberfläche des Silbers befindliche Kupfertheile durch das Absieden mit Salz, Alaun und Weinstein auflösen und wegbringen. Hierdurch wird das Silber ganz weiß, und erlangt das Ansehen, als wenn es ganz fein wäre.

Aussiekern, wird von den Bergleuten das genennt, was man sonst: Auströpfeln nennt.

Aussöhnung, s. Aussühnung, wie auch Versöhnung.

Aussondern ein Kind, es absinden, abtheilen. s. Abtheilung der Kinder.

Ausspähnen der Stubenböden, geschiehet von den Schreinern, wenn dieselbe von der Schwindung der Bretter grose Klüfte und Spalten erhalten, und in solche lange Spähne, welche so lang als die Fußboden Bretter, genau einleimen, und einhoblen. Dieses Ausspähnen der Stubenböden ist nicht allein der Zierde, sondern auch des Ungeziefers und der Feuersgefahr halber nöthig. Das Ungeziefer findet durch die Klüfte in den Stubenböden Gelegenheit unter solche zu kommen, sich Nesterweiß aufzuhalten, und mit ihrem Gestank und Verwesung nicht nur das Zimmer zu verunreinigen, sondern es bringt noch öfters an den Meubles grosen Nachtheil. Und wie leicht kann nicht etwas von dem brennenden Licht in solche Klüfte aus Unvorsichtigkeit des Gesindes und der Kinder geworfen werden, wodurch sich schon zu Zeiten auf einmal ein mächtig verborgen Feuer entdeckt.

Ausspänner, heißen in Sachsen diejenigen Bauern, welche Aecker besitzen und ihren Gerichtsherren Spanndienste leisten müssen. Sie werden auch Fuhrner genannt; nicht weniger Anspänner.

Ausspann. Unter diesem Namen kommt hin und wieder in Urkunden das Atzungsrecht vor.

Im gemeinen Leben heißt es soviel als ein Wirthshaus, Herberge, oder ein jeder andere Ort, wo man oft hingeht.

Ausspanneisen, gebraucht der Pergamentmacher bey denen verschiedentlich zubereiteten und nun zum trucknen auf die Rahme scharf angespannten nochgiten Häuten, um das Wasser, das ist die Kalkbrühe des Aeschers heraus zu bringen, welches so rein als möglich ist, geschehen muß. Denn ein Fell, welches mit dem Kalkwasser trocknet, wird allemal schwarz, welches bey dem Pergament der gröseste Fehler seyn würde. Dieses Anspanneisen selbst ist eine halbe verstählte Scheibe, die in ihrem Umfange eine nicht gar zu scharfe Schneide hat, und etwas schief an einem hölzernen Handgriffe befestiget ist. Hiermit streichet der Pergamentmacher das Wasser zwar mit dem gröseten Nachdruck, doch aber auch zugleich mit äußerster Behutsamkeit solcher-

Digitized by Google

gestalt aus der Narbenseite der angespannten Häute heraus (auf der Fleischseite geschiehet solches durch aufgetragene Kreide) daß das Eisen zwar mit seiner Schärfe fest an die Narben anschließen muß, die Narben selbst aber im geringsten nicht verletzen darf.

Ausspannen. Dieses Ausdrucks bedient sich das Frauenzimmer, wenn sie etwas das sie feste in eine Rahme angespannt haben, nachdem es fertig geworden, wieder heraus nehmen.

Ausspanner, werden in den Werkstätten der Zeugmacher diejenigen an beyden gegen einander überstehenden Wänden eines Hausehrens festgemachten zwey Leitern von etwann 4 bis 5 Sprossen genennet, worauf die geleimte Kette ausgespannt gehänget und darauf wieder getrocknet wird. Die Kette der Zeugmacher wird in verschiedenen Fällen und aus mancherley Absicht geleimet. 1) Wenn das Garn einfach und zu dünne ist, um dadurch das öftere Reißen zu verhindern. 2) Wenn es zwar stärker und gezwirnt ist, aber nun auch stärker auf dem Stuhle gespannt gehalten werden soll. 3) Wenn die Kette im Rohr des Rieds hoch zu stehen kommt, das ist, wenn viele Kettenfäden zwischen zwey Rohrstiften des Rieds zu liegen kommen. Ungeleimt würden solche viele sich oft und stark reibende Kettenfäden bald zerreißen. Das Leimen der Kette geschiehet also: man löset den Leim in siedendem Wasser auf, gießet ihn durch ein leinenes Tuch, damit sich keine Leimklöse in die Kette setzen, und taucht die Kette, wenn das Leimwasser so warm ist, daß man eine Hand darinn leiden kann, (durch zu heißes Leimwasser wird die Wolle verbrannt) ganz in dieses Leimwasser ein. Nach diesem Eintauchen wird die Kette sogleich Stück vor Stück ausgerungen und hierauf getrocknet. Das Trocknen könnte freylich in freyer Luft am bequemsten und schnellsten geschehen, weil aber solches in verschiedener Absicht unangenehme und zum Theil neue Arbeit und Kosten verursachende Wirkungen auf die Kette hat; denn die Sonnenhitze sprengt den Leim ab, durch den Regen, Nebel, feuchte Luft u. dgl. wird er weich und die Kette schlaff, und überhaupt entsiehet in der freyen Luft nie eine erforderlich steife Kette, so trocknet der Zeugmacher seine geleimte Kette am besten in seinem Hausehren, auf dem Ausspanner, und auf die Weise wie oben davon gesagt worden ist, denn es wird schwerlich ein Hausehren in der ganzen Welt, am wenigsten aber bey einem Zeugfabricanten oder Weber gefunden werden, der so lang, als eine solche Zeugkette ist, wäre, und worauf solche desfalls der Länge nach ausgespannt werden könnte.

Ausspanner, (Insectol.) s. Spanner.

Ausspendung des Abendmahls, ist so viel als die Austheilung desselbigen.

Ausspeyen für einen, ist ein Zeichen einer öffentlichen Beschimpfung. Wenn noch jetzt die Araber einen schimpfen wollen, so speyen sie aus, und sagen, Fi. Der vornehme Stand macht hierinnen keinen Unterschied, sondern der vornehme Araber macht es hierinnen, wie bey uns der niedrigste Pöbel. Wenn 5 B. Mos. 25, 10. eines Wittwe, die ihres verstorbenen Mannes Bruder nicht heyrathen wollte, vergannt wird, ihn vor Gericht ins Angesicht zu speyen, so kommt einigen diese Handlung zu wunderständig vor, und geben ihr deswegen eine andere Erklärung. Sie sagen das hebräische Wort יָרַק bedeute in der arabischen Sprache soviel als ausschelten, fast wie im lateinischen, dilem evomere. Daher erklären sie dieses Ausspeyen so: sie hätte das Recht ihn im Gericht auszuschelten soviel sie wollte. Wenn sich dieser Fall in den spätern Zeiten ereignet; so speyet die Wittwe wirklich gegen des Mannes Angesicht aus, und der Rabbiner untersucht, ob es natürlicher Speichel, oder Blut, oder nur helles Wasser sey. s. Ausschuhung.

Ausspeyen, (medicin.). s. Auswurf.

Ausspielen, gewöhnlich spielet der dem zuerst die Karten gegeben werden aus, und man sagt von einem solchen daß er die Vorhand habe. So ist es wenigstens im l'Sombre, Taroc, Triset und andern Spielen.

Ferner heißt es etwas durch ein Spiel anbringen und verkaufen. Z. E. ein Pferd ausspielen.

Ausspitzen, heißt bey den Maurern und Steinhauern, wenn sie aus den Quadern eines Mauerwerks mit dem Zweyspitz (s. Zweyspitz) einige derselben ausbauen, welche Schaden genommen haben, um andere an ihre Stelle wieder setzen und mit dem übrigen Mauerwerk verbinden zu können. Die alten Steine müssen so fest ausgespitzt werden, daß die neuen, welche in deren Stelle gesetzt werden, gut sich mit dem übrigen Mauerwerk verbinden. Es geschiehet auch nicht selten, daß man die Steine mit Pulver ausspreng, und nur das Zurückgebliebene mit dem Zweyspitz ausspitzt, welches vorzüglich vorgenommen wird, wenn eine Fenster- oder Thüröffnung durch ein Mauerwerk gebrochen werden muß.

Ausspottung, s. Verspottung.

Aussprache, ist entweder die Modification der Sprachwerkzeuge, um einen Ton so vorzubringen, daß er dem Gehör des andern nicht nur verständlich, sondern auch angenehm ist; oder die Ablegung einer Rede nach den Regeln des guten Geschmacks. In der ersten Bedeutung gehört sie für den Sprachlehrer, in der andern für den Lehrer der Redekunst. Wir wollen von beyden reden. Jedes Volk hat seine besondere Organisation, wodurch ihm die Aussprache einiger Töne leicht wird, und sie ist ihm so eigen, daß andere Völker gewisse Töne, entweder gar nicht, oder wenigstens nicht auf die nemliche Art aussprechen können. Jedes Volk hat sein Schibboleth, woran es erkannt wird. Bey ausgestorbenen Sprachen ist es fast unmöglich, die rechte Aussprache zu treffen; daher ein jedes Volk solche nach seiner Mutteraussprache ausspricht. Der Deutsche spricht das Lateinische nach seiner Art, und der Engländer nach seiner; und wenn Cicero von den Todten auferstehen sollte, so würde er vielleicht keinen verstehen, wenn er lateinisch spräche. Bey lebendigen Sprachen ist es sehr viel daran gelegen, wie man sich von Jugend an gewöhnet, die Worte auszusprechen. Die Feinheit der Organen, und die Macht der Gewohnheit bestimmt die Nothwendigkeit, solche benzeiten nach guten Regeln einzurichten. Eltern, die mit ihren Kindern kindisch lallen, dürfen sich nicht beklagen, wenn ihre Kinder eine schlechte Aussprache bekommen; sie haben sie selbst verdorben. Die Regeln einer guten Aussprache lassen sich sehr kurz zusammenfassen. Sie muß vollständig, deutlich und angenehm seyn. In Ansehung der ersten Vollkommenheit, müssen alle Modificationen, die einem jeden Wort eigen sind, ausgedrückt werden, also keine Buchstaben ausgelassen oder verschluckt, keine in einem andern Ton ausgesprochen werden, als einer jeden Sprache angemessen ist. In Ansehung der zweyten, muß die Verbindung der verschiedenen Theile so ausgedrückt werden, daß man sie sowohl einzeln unterscheiden, als in ihrem Zusammenhang überhören kann; folglich weder zu langsam, noch zu geschwind. Hieben müssen die äußern Umstände, unter welchen man spricht, in Erwegung gezogen wer-

Digitized by Google

den. In Anſehung der dritten Vollkommenheit, muß man auf den Wohlklang ſehen. (ſ. den beſondern Artikel hierüber.) Hiebey muß das Zeitmaaß der Sylben mit beobachtet werden. Die Griechen und Römer hatten hierinnen ein ſo feines Gehör, daß ſie die Länge und Kürze der Sylben auch in dem alltäglichen Sprechen ausdrücken und bemerken konnten. Bey andern Völkern trift man dieſe Genauigkeit nur bey Dichtern an, von deren Beyſpielen man die Regeln abgezogen hat. Es iſt außerordentlich widerlich, wenn man einen Menſchen ſprechen hört, der gegen dieſe Regel anſtößt. Nun wollen wir auch die Ausſprache beurtheilen, wie ſie ſich auf den Inhalt der Rede beziehet. Dieſes iſt das Geſchäfte des Redners, wovon Quinctilian ſehr gute Regeln gegeben hat. Es iſt nicht genug, daß man ein jedes Wort deutlich, vollſtändig und richtig höre, ſondern daß man auch mit Geſchmack und Anſtand ſprechen, man mag nun entweder leſen, oder aus dem Kopf reden. Es gehört eine gewiſſe Erfahrung und viel Nachdenken dazu, wenn man im Stande ſeyn will, ſeinen Worten den Ton und das Maaß zu geben, welches ſich jedesmal zu dem Ausdruck ſchickt. Eine wohlklingende und beugſame Stimme, nebſt einem genauen Gehör, ſind Gaben der Natur, die bey einer vollkommenen Ausſprache zum Grunde liegen müſſen. Das übrige erſetzt die Kunſt. Hieher gehört erſtlich eine genaue Interpunctation, als wovon oft die Deutlichkeit, oder Zweydeutigkeit einer Rede abhängt. Dieſe lehret, die Stellen einer Rede, wo man anhalten, und den Sinn durch den Ton verſtändlich und eindringend machen ſoll, zu bemerken. Wir haben viele dergleichen Zeichen in unſerer Sprache, aber es wäre zu wünſchen, daß wir ſo viel Zeichen, als beſondere Ausdrücke der Leidenſchaften, hätten; die Ausſprache und das Leſen würden viel dabey gewinnen. Anders muß die Ausſprache ſeyn, wenn wir ruhig reden, anders wenn wir wünſchen, befehlen, bitten, ſpotten, u. dgl. Wer die Ausſprache in ſeiner Gewalt haben will, muß in ſeiner Rede alles dieſes bemerken. Daher kommt es, daß ſo wenig Menſchen gut leſen, weil ſie die Grundſätze der Ausſprache nicht kennen. Sie leſen Acten, Zeitungen, Predigten, Schauſpiele, alles in einem Ton. Wir wollen nur einige wenige Hauptſätze anführen, worauf es bey der redneriſchen Ausſprache, wie wir ſie nennen wollen, ankommt. Man muß den Ort und die Zahl der Perſonen bemerken, vor welchen man ſpricht, damit man die Stärke der Stimme ſo einrichte, daß man von allen kann verſtanden werden. Man muß ſtets Herr von ſeiner Stimme ſeyn, und ſie anſtrengen und nachlaſſen können, wo man will. Nichts iſt unerträglicher, als die Monotonie die in den Schulen gemeiniglich herrſchend iſt. Man muß den ſchlechten Accent vermeiden, und beſonders denen, die ein feines Gehör haben, Genugthuung verſchaffen. Man muß die Veränderung der Stimme, nach den Empfindungen des Ausdrucks beſtimmen. Man muß den Character der Rede in der Ausſprache ausdrucken. Eine jede Art erfordert eine beſondere Ausſprache. Weitläuftiger wollen wir hier nicht ſeyn, damit wir uns nicht zu viel in das Beſondere einlaſſen. Wir werden noch Gelegenheit haben, von einzelnen Arten der guten Ausſprache zu reden. (ſ. Declamation, Recitation.)

Ausſprechen, ein Wappen (*explicare, interpretari, eloqui, blasonner*) ſ. Blasoniren.

Ausſprechen. Ein Terminus, der zu Halle in Sachſen im Gebrauch iſt. Des Sonnabends ſitzet der Salzgräfe mit dem Ober- und Unterbrunnenmeiſter nebſt andern dazu gehörigen auf dem Thalhauß. Alle Meiſter erſcheinen hiebey, und ſagen an, wie viel Stuck Salz ſie noch im Vorrath haben. Der Vorrath des Salzquanti wird hiernach berechnet, und berathſchlaget, ob und wie viel Tage in den künftigen Wochen geſotten werden ſoll. Iſt nun viel Vorrath vorhanden, hingegen der Weg ſchlimm, dabey auch ſonſt vor die künftige Wochen kein ſonderlicher Salzverſchluß zu erwarten, ſo wird ein Kaltlager (ſ. Kaltlager) beliebet oder ausgeſprochen; iſt im Gegentheil Hofnung zu Salzabſatz vorhanden, ſo wird einige Tage oder die ganze Woche zu ſieden beliebet, und ſolches den Meiſtern befohlen, welches man **Ausſprechen** nennt.

Ausſprengen eines Pferdes, iſt: wenn man es aus dem Schritte gleich von der Fauſt in den Galop oder Carriere anſprengen läßt.

Ausſpringender Winkel, heißet an einer Figur ein Winkel der ſeine Spitze von dem inneren derſelben wegkehret, und wird dem eingehenden entgegengeſetzt, der ſeine Spitze dem innern der Figur zukehret.

Ausſpritzen. Es würde für den Zergliederer des menſchlichen Körpers eine unbeſchreibliche Mühe ſeyn, wenn er die von Blut und Säften leeren Adern eines Todenkörpers bis auf ihre kleinen Aeſte verfolgen ſollte. Man hat daher ein Mittel erfunden, wie man die Blutgefäße nicht nur leichter bearbeiten, ſondern auch ganz von dem Körper trennen und aufbewahren kann. Dieſes geſchiehet durch das Ausſpritzen, auf folgende Weiſe: Wenn der Leichnam gehörig gereiniget iſt und die Haare weggeſchoren ſind, legt man ihn in einen Trog und gießet ſoviel heißes Waſſer (nicht aber kochendes) darüber, daß er überall damit bedeckt iſt. Damit er nicht ſchwimmen könne, legt man einen Stein auf die Bruſt, und läßt ihn ſo wenigſtens ſechs Stunden lang liegen, während dem man zuweilen das kalt gewordene Waſſer abſchöpfet und wieder warmes zugießet. Einige pflegen auch durch einen gemachten Einſchnitt warmes Waſſer in die Bauchhöhle zu ſpritzen; doch dieſes iſt nicht nöthig. Wenn alle Theile des Körpers durchaus warm ſind, ſo ſchreitet man zum Einſpritzen. Man hebet deswegen den Körper unten etwas in die Höhe, daß die Schenkel und der Bauch aus dem Waſſer hervorragen und macht auf einer Seite, etwa drey bis vier Finger breit unter dem Poupartiſchen Band einen Einſchnitt bis auf die Schenkelſchlagader. Wenn dieſe gehörig entblößt und von der Schenkelblutdecke getrennt iſt, ſo macht man der Länge nach eine Oefnung und unterſticht die Arterie ſowohl über der Oeffnung, als auch unter derſelben mit einem gewichſten Faden zwirn. Nun wird der Einſatz der Spritze, welcher mit einem Zahn verſehen iſt, in die gemachte Oeffnung, von unten in die Höhe nach dem Leib zu, eingeſteckt und mit dem durchgezogenen Faden feſte verbunden; der untere Theil der Arterie wird ebenfalls mit dem gedachten Faden feſte zugebunden, damit nicht das eingeſpritzte Wachs durch die Seitenäſte wieder herauslaufe. Wenn man mit dieſer Zubereitung fertig iſt, ſo ſchreitet man auch zu den Blutadern. Zuerſt öffnet man die Rosenader (Vena Saphena) der andere Seite auf dem Fuß, da wo man gewöhnlich zur Ader läßt, und bindet auf die beſchriebene Art einen Einſatz ein. Das Unterbinden des unteren Theils iſt hier nicht nöthig, weil die Klappen der Blutadern das Zurücklaufen ſchon verbindern. Nach geendigter Zubereitung wird der Leichnam wieder ins warme Waſſer gelegt, während den man die Maſſe zum Einſpritzen fertig macht. Man hat gar viele Arten und Miſchungen davon, ſowohl gröbere als feinere.

Die gewöhnlichſte gröbere, beſtehet aus vier Theilen Wachs: zwey Theile Terbenthin und zwey Theile Hirſchtalg. Die feinere aber aus bloſem gefärbten Terbenthinöhl. Dieſe Einſpritzung wird, nachdem ſie bey gelinden Feuer flüßig gemacht worden, zum Theil mit Zinnober roth, zum Theil mit Grünſpan grün gefärbt. Hat nun die Maſſe ihren gehörigen Grad der Wärme, daß man nemlich den Finger einige Augenblicke ohne ſich zu verbrennen darinn leiden kann, ſo legt man den Körper auf einen Tiſch, mit dem Kopf und Oberleib etwas tief und ſpritzt zuerſt einige Spritzenvoll von der rothen feineren Maſſe in die Schlagadern, alsdenn aber fährt man mit der gröberen ſo lange fort, bis man einen ſtärkeren Widerſtand gewahr wird, und bis die kleinen Aederchen in dem Weiſſen der Augen ihre rothe Farbe erhalten. Bey Erwachſenen kann man wohl drey bis vier Pfund von der Maſſe einſpritzen, ehe man dieſe Zeichen der gänzlichen Anfüllung bemerkt. Während dem Einſpritzen müſſen die Arme und Füße mit Tüchern umwickelt und ſtets warmes Waſſer darüber gegoſſen werden, damit der Körper nicht zu kalt werde. Wenn man nun mit dieſer Verrichtung fertig iſt, ſo reiniget man die Spritze von der rothen Maſſe und nimmt die grüne zur Hand, welche man auf eben die Art in die Rosenader einſpritzt, und ſo lange fortfährt, bis das Aufſchwellen der Droſeladern und der ſtarke Widerſtand zu erkennen geben, daß die Adern angefüllt ſind. Da aber die Ventil oder Klappen verhindern daß ſich nicht alle Blutadern anfüllen können, ſo muß man auf die beſchriebene Weiſe auch die Rosenader des andern Fußes, die Hauptadern der beyden Hände, und zuletzt die Stirnader ausſpritzen. Iſt dieß alles geſchehen, ſo begießet man den Körper mit kaltem Waſſer, damit das Wachs deſto geſchwinder erkalte.

Auf dieſe Erklärung von dem Ausſpritzen der Adern überhaupt, ſollte nun auch eine Beſchreibung folgen, wie man einzelne Gliedmaßen und Eingeweide des Körpers z. E. das Herz, die Nieren, einen abgenommenen Arm ꝛc. ausſpritzt. Da aber das weſentliche davon, mit der beſchriebenen Methode übereinkommt, auch die nöthigſten Anmerkungen, bey den beſonderen Artickeln dieſer Theile werden berührt werden; ſo halten wir hier den Leſer nicht länger damit auf.

Ausſproſſen, in den Schmelzhütten. Man ſagt dieſes vom Silber, wenn kleine Körner ſtehen bleiben und nicht ſchmelzen wollen.

Ausſpruch, (Redekunſt.) **Sentenz, Zeugniß**, bedeutet eine Rede eines angeſehenen Mannes, die man zur Beſtätigung eines Satzes anführt. Wenn derjenige, welcher redet, ſelbſt noch nicht Anſehen genug hat, ſo erſetzt er den Mangel durch den Ausſpruch eines Mannes, deſſen Rede Gewicht genug hat, andere zu überreden. Alte und neue Redner haben ſich dieſes Kunſtgriffs mit großem Vortheil bedient. Wenn Cicero zum Vortheil des Dichters Archias redet, und überhaupt das Anſehen der Dichter erheben will, ſo beruft er ſich auf das Zeugnis des Ennius, welcher die Dichter heilige Männer nennt. Nur hat man hiebey in Obacht zu nehmen, daß der Ausſpruch von einem Manne ſey, der wirklich durch ſein Anſehen eine überredende Kraft hat; daß man ſolchen nicht bey alltäglichen Wahrheiten, die kein Menſch in Zweifel ziehet, anbringe; und daß man beſonders ſolche wähle, die von dem größten Theil der Nation, als wichtig, erkannt werden. Gewiſſe Schriftſteller haben ſich bey ihren Nationen in ſolchen Credit geſetzt, daß viele ihrer Ausſprüche, als Sprüchwörter, angenommen werden.

Homer unter den Griechen, Boileau unter den Franzoſen, und Gellert und Haller unter den Deutſchen haben dieſe Ehre.

Ausſpruch, göttlicher, des wahren Gottes ſ. Zeugniß, göttliches; der falſchen Götter ſ. Orakel.

Ausſpruch, (juriſtiſch) bedeutet zuweilen den Beſcheid eines Richters, ſ. Beſcheid, Sentenz. 2) Im Pübiſchen Recht iſt es der Theil, welchen die abgeſonderte Kinder bekommen. 3) In der Mark Brandenburg bedeutet dieſer Ausdruck ein Vermächtniß.

Ausſpühren, heißet bey den Jägern die Spur des Wildes mit dem Spurhunde aufſuchen.

Ausſpünden, bey den Schreinern heißt: etwas inwendig mit Bretern bekleiden.

Ausſtacken, Ausſtücken, iſt eine Verrichtung der Kleber- und Lehmarbeiter bey Gebäuden, und beſtehet darinn, daß ſie den Raum zwiſchen zweyen Balken, Riegeln und andern Hölzern, mit ſchwachen Scheidholz ausſchlagen, nachdem ſie zuvor die Balken oder andere Hölzer ausgeriſſen, und darüber mit Stroh wohl durchgetretenen Leimen tragen, und alles nachher ausgleichen. Sollen ſie nicht ſchwinden und bey der Trocknung Riſſe erhalten; ſo hat man darauf zu ſehen, daß ſie nicht auf einmal zu ſtark übergetragen werden, ſondern jedesmal vorher der Auftrag etwas feſt werde, ehe ein neuer Uebertrag erfolgt, auch die Austrokung nicht durch Einheizen zu ſehr beſchleunigt werde, ſondern nach und nach trockne. Heut zu Tage wird dieſes Ausſtacken der Riegelwände in den Wohngebäuden des ſüdlichen Deutſchlands nicht mehr wohl gebilliget, ſondern man hat es in einigen Bauordnungen verboten, und ſucht davor das Ausmauern der Riegelfelder einzuführen, weil man wahrgenommen, daß bey Feuersbrünſten, durch das brennende Stackholz und Stroh die Gefahr vergrößert worden.

Ausſtämmen, bey den Schreinern, heißt etwas vermittelſt des Stämmeiſens oder Meiſels aushöhlen.

Ausſtäuben. Die Kleider, die Pelze ausſtäuben; daß die Kleider nach und nach mit Staub belegt werden, welches ſie verſteckt und ihnen endlich ſchädlich werden kann, leugnet wohl wider die Erfahrung niemand und daß man eben deswegen, um ſie ſauber und gut zu erhalten, ſie ausjuſtäuben; als guter Haushalter verpflichtet ſey, giebt wohl jedweder zu; wenn aber nun noch hinzu kommt, daß ſich in die wollene Kleider, in die Pelzwaaren auch freſſende und ſie auf den Grund verderbende Inſekten oder Maden leicht und in Menge einniſten; ſo wird dies Geſchäfte in einem Hauſe noch nothwendiger und unentbehrlicher. Alle Inſekten thun im Sommer mehr Schaden als im Winter, in welchem ſie meiſtentheils ſchlafen und ruhen. Daher iſt und wird das Ausſtäuben im Sommer nothwendiger als im Winter. Im Sommer ſollten die Kleider und Pelzwaaren alle drey, vier Wochen tüchtig ausgeſtäubet werden. Dies geſchiehet, daß man ſie mit einer Ruthe, die keine Aeſte, Knoten oder Splitter hat, damit dieſe nicht Löcher machen, von innen und auſſen wohl durchklopfe, denn mit der Bürſt durchbürſte, auch nachher, wo möglich, in weißleinenen Zeug einwickle.

Ausſtäuben, wird bey den hohen gothiſchen Kirchengewölben als eine nöthige Arbeit vorgenommen, wenn ſich der Staub von dem Auskehren der Kirche, welcher ſich in die Höhe gezogen, nach und nach an ſolchen ſtark angehängt, und die Kirche hierdurch ihr Licht und Schönheit verliehrt. Man reinigt alſo von Zeit zu Zeit d. i. alle 3 bis 5 Jahre das gothiſche hohe Gewölb von dieſem Staube, welches man das Ausſtauben nennt. Es geſchiehet dieſes, indem man ein ſtarkes Seil an das

Digitized by Google

Gebälk des Kirchenbodens oder dem Gewölbe mit dem einen Ende fest bindet, das andere Ende aber durch die in den Rippen des Gewölbs befindliche Löcher gehen läſſet, und innen in der Kirche einen Flaſchenzug wohl daran befeſtigt. An das eine Seil des Flaſchenzugs wird ein Fahrſeſſel (ſ. Fahrſeſſel) befeſtigt, worinn ein Mann mit einem Abſtöberbeſen ſtehet, welcher mit demſelben den Staub abwiſcht, und die Kirche ausſtaubt. Das andere Seil des Flaſchenzugs iſt an einem Haſpel befeſtigt, an welchem zwey Mann den Fahrſeſſel auf- und ablaſſen, drehen und wenden, nachdem es erforderlich. So oft ein Theil ausgeſtaubt und ein anderer vorgenommen wird, ſo wird der Flaſchenzug verändert, und das Seil durch ein ander Loch der Rippen des Gewölbes gezogen. Altäre, Kanzeln, und andere in der Kirche vorhandene ſaubere Sachen, werden indeſſen mit groſſen Tüchern und Decken vor dem Staub bedeckt; auch muß hiebey bey dem niedrigen Theil der Kirche in dem Schiff oder Langhaus der Anfang gemacht, und bey dem höhern nemlich dem Chor beſchloſſen werden, weil ſich der Staub nach der Höhe ziehet, und das Chor von dem Staube des Langhauſes wieder verunreinigt würde, wenn das Chor vorher gereinigt worden wäre.

Ausſtäubern, wird von den Hunden gebraucht, wenn ſie auf der Jagd etwas ausſuchen. Man ſagt auch Aus- und Aufſtöbern.

Ausſtäupen ſ. Staupenſchlag.

Ausſtaffiren, bey den Schneidern heißt: 1) das Oberzeug und Futter eines Kleides am Saum umſchlagen, und zuſammen nehmen. 2) Ein Kleid mit Treſſen, Borten, Schnüren u. d. gl. beſetzen. Im gemeinen Leben heißt es ſoviel, als einen mit Kleidung und Geräthe verſehen.

Ausſtand, Rückſtand, (*arrerage*), heißt diejenige Summe von Geld oder Naturalien, welche der Schuldner zu der Zeit, da er ſie zu entrichten ſchuldig war, nicht bezahlet hat, und nun nachzubezahlen verpflichtet iſt. Je längere Zeit nach dem erſten Verfallstermine verflieſt, ehe die Zahlung geſchieht, deſto älter wird der Ausſtand. In der groſſen Staatshaushaltung muß vorzüglich darauf geſehen werden, daß die öffentlichen Einkünfte, die dem Staate gebühren, zur rechten Zeit eingehen, und daß alſo ſeine Rückſtände bleiben; weil ſonſt in Anſehung der nöthigen und planmäßig beſtimmten Ausgaben zum Nachtheil des Staates Mängel erſcheinen müſſen. Alle Cameralbediente müſſen die gemeſſenſten Weiſungen haben, daß ſie ja nichts von den öffentlichen zu ihrer Receptur gehörigen Gefällen in Ausſtand kommen laſſen; und man muß, um dieſe feute von aller Nachläßigkeit und untreuen Nachſicht abzuhalten, die Grundemrichtung machen, daß jeder herrſchaftliche Einnehmer oder Rentenbeziehet alle Rückſtände von ſeinem Eigenthum bezahlen muß, wenn ihm bewieſen werden kann, daß er ſich in Nichteinkreibung derſelbigen eine offenbare Nachläßigkeit oder ein noch gröſſeres Verſehen zu Schulden kommen laſſen. Ganz gewiß häufen ſich in vielen Ländern die Ausſtände der Gefälle blos darum an, weil die Einzieher derſelbigen ſorglos, oder gar durch Beſtechung nachſichtsvoll ſind.

Wenn die Unterthanen in einem Staate ihre Schuldigkeiten nicht entrichten, ſondern ſtarke Rückſtände aufwachſen laſſen; ſo iſt das gewöhnliche Mittel der Execution gemeiniglich nicht hinreichend, dem Regenten zu dem Seinigen zu helfen, und der Unterthan wird dadurch in tieferes Verderben geſtürzet. Je mehr Executionen, deſtomehr Nebenausgaben des Schuldners in den Executionsgebühren, und deſto gröſſer die Verminderung ſeines Vermögens, ſeine nothwendigen Ausgaben zu beſtreiten, und ſeine Hauptſchulden abzutragen. Alle unzeitige und unnöthige Executionen müſſen in einem wohleingerichteten Lande ſchlechterdings unterbleiben, und den Einziehern der herrſchaftlichen Gefälle bey der empfindlichſten Strafe verboten werden. Es kömmt allemal, wenn die Unterthanen nicht zahlen, was man ihnen aufgelegt hat, darauf an, ob die Nichtzahlung eine Würkung ihres Unvermögens, oder ihrer Nachläßigkeit und ſträflicher Wirthſchaft iſt. Im erſten Falle iſts die gröſte Ungerechtigkeit, ſolche Armen um der Rückſtände willen zu exequiren, und ihnen ihr Elend noch mehr zu vergröſſern. Schon das iſt ungerecht, ſolchen bedaurenswürdigen Inwohnern Auflagen aufzuladen, die ihr Vermögen überſteigen. Wo alſo ein offenbares Unvermögen des Unterthanen ſich zeigt, die Schuldigkeiten, die man ihm abfordert, zu entrichten: da muß dem Unterthan die ganze Abgabe oder ein Theil derſelbigen abgenommen werden, bis man ihm in die Unſtände geholfen hat, daß er vermöglich iſt, eine gröſſere Auflage tragen und abrichten zu können. Im andern Fall aber, wenn die Nichtzahlung von Nachläßigkeit oder böſer Wirthſchaft des Unterthanen herrührt, verdient ein ſolcher Unterthan die Strenge der Gerechtigkeit. Exequiren hilft auch bey dem nichts; das macht ihn gemeiniglich liederlicher und zugleich auch zum Zahlen unvermöglicher. Am beſten iſts in dieſem Fall, dem Unterthan einen Termin zur Berichtigung ſeiner Schuld anzuſetzen, von welchem man weis, daß er zu der Zeit Zahlungsmittel hat, und ihm dabey anzudeuten, daß, nach fruchtloſer Verſtreichung dieſes Termins, ohne alle weitere Nachſicht ein Theil ſeines Vermögens ihm werde genommen und verkauft, und aus dieſem Kaufſchillinge ſeine Schuld bezahlt werden. Wenn die Obrigkeit dies wirklich thut, und ihre Drohungen pünctlich realiſirt, ſo wird ſie durch ein ſolches gerechtes unnachſichtliches Verfahren ganz gewiß die nachläßigen und liederlichen Unterthanen, wo nicht alle, doch gröſtentheils zur pünctlichen Zahlung ihrer Schuldigkeiten bewegen, und viele andere von gleicher Nachläßigkeit und Liederlichkeit abhalten. Nur muß bey dem Vermögensangriff zur Hauptregel genommen werden, daß man den Landleuten nicht die Culturinſtrumente und die zur Beſtellung der Grundſtücke und zu Fortführung der Ackerwirthſchaft erforderlichen Auslagen, und den Profeſſioniſten nicht die Arbeitsgeräthſchaften entziehe, ſo lange ſie noch etwas anders vom Werthe in Vermögen haben. Bey den Bauern insbeſondere iſts beſſer, man verkauft ihnen ein Stück Feld, als daß man ihnen ihren Zugochſen oder ihre Kuh wegnimmt. Denn durch das letzte macht man immer zugleich den Ertrag eines Grundſtücks kleiner, durch das erſte aber kömmt der Fond der Production nur in eine andere Hand, und kann noch gut bearbeitet und benutzt werden.

Damit in einem Staate nicht aus Noth des Landes die jährlichen Ausſtände ſich vergröſern, ſo muß eine weiſe Regierung ein ſolches Auflagenſyſtem einführen, bey welchem nur vom wahren reinen Ertrage des Landes alle Schuldigkeiten der Unterthanen gezogen werden, und bey welchem alſo das Vermögen der Unterthanen, ihre Zahlungen zu leiſten, nicht vermindert, ſondern vermehret wird. Bey den bisherigen Einrichtungen des Cammer- und Finanzweſens kann es gar nicht anders ſeyn, als daß immer mehr Unterthanen der Länder im Rückſtande an ihren Zahlungen bleiben, oder, um dieſe zu leiſten, Schulden über Schulden machen

Digitized by Google

müssen. Alle bisherige Auflagen gehen schnurgerade darauf, die Quelle, die einzige Quelle aller Genießungen und aller Gewerbsamkeit, nemlich die Cultur der Grundstücke unergiebiger zu machen, s. Auflagen.

Wenn nun aber die Frage ist, welches der beste Weg sey, die Ausstände einzutreiben, ohne die unnützen und meistentheils ganz schädlichen Executionen verhängen zu lassen? so muß man ja nicht auf den unglücklichen Gedanken gerathen, anstatt der bisher gewöhnlichen Executionen, und um der Ausstände willen noch besondere Aemter im Staate einzuführen, und also die zu Erhebung der Einkünfte des Staats bestimmte Bedienten noch durch besondere Officianten, etwa unter dem Namen der Mahner, zu vervielfältigen. Wer sollte diese neuen Bedienten besolden? das Amt vielleicht, für welches der Mahner oder Treiber bestellt ist? das wäre offenbar ungerecht, daß alle Amtsunterthanen ohne Unterschied, auch diejenigen nemlich, die alle Jahr ihre Schuldigkeiten gehörig abtragen, ohne Rückstände sichen zu lassen, zur Besoldung eines Mannes etwas abgeben sollten, der nur um der Einziehung der Rückstände der unordentlichen Zahler willen gesetzt ist. Soll ihn der Regent besolden? dies wäre eine Last für den Regenten, die man ihm mit nicht der geringsten Gerechtigkeit auflegen kann. Die Unterthanen, die gewisse Abgaben in Verhältniß ihres Vermögens entrichten sollen, sind zu der pünctlichen Zahlung derselbigen verbunden, und also auch nach der Gerechtigkeit schuldig, alle Lasten zu tragen, die sie durch ihre Rückstände verursachen. Der Regent ist an diesen Folgen nicht schuld, und kann also auch mit Gerechtigkeit nicht an ihn verlangt werden, besondere Mahner zu besolden. Soll also der Mahner jeden Amts alle Jahr nur von den Unterthanen seine Besoldung erhalten, die im Ausstande geblieben sind? Der Gerechtigkeit ist dies allerdings nicht zuwider: aber nun sind die Unterthanen durch solche Mahner gegen die bisherigen Executionseinrichtungen wenig oder nicht gebessert. Ueberdies bekommt ein Staat durch die neue Mahner- oder Treiberbedienungen noch eine Menge Canäle mehr, welche in den höhern Collegiis die Aufsichten und die Geschäfte vervielfältigen, und doch immer gar zu leicht von dem Vermögen des Landes einsaugen, was ihnen nicht gebührt.

Wir haben viel natürlichere und unschädlichere Wege, die Eintreibung der Rückstände in den Ländern besorgen zu lassen. Die Beamten oder Einzieher der herrschaftlichen Gefälle müssen jährlich zu bestimmten Zeiten accurate Ausstandsverzeichnisse in einem jeden Ort an die Vorgesetzten übersenden, und diesen den in den höhern Verordnungen festgesetzten Zahlungstermin und Befehl, bey fruchtloser Vertreibung desselbigen die nachläßigen oder halsstarrigen Schuldner an ihrem Vermögen ohne weitern Aufenthalt anzugreifen, wegen der ganz unvermöglichen aber umständlichen, mündlichen oder schriftlichen Bericht zu ertheilen, bekannt machen, oder in Erinnerung bringen, und zu ihrer Pflicht auffordern. Die Vorgesetzten lassen nun in ihren Gemeinden alle verzeichnete Schuldner vor sich kommen, und werden durch Eröffnung jener höhern Befehle, und dann durch ihre pflichtmäßige Zusprüche am besten im Stande seyn, einen jeden zu Abtragung seiner Ausstände zu bewegen. Auf den verfallenen Termin werden die Schuldner, die noch nicht bezahlt haben, und doch zahlen können, nochmal vor die Vorgesetzten vorgefordert, um ihre Schuldigkeiten sogleich mitzubringen. Die Summen, welche bezahlt werden, liefern die Vorgesetzten nun an den Gefällverrechner ein, und in Ansehung der übrigen Schuldner, die nicht bezahlt haben, wird der erforderte Bericht entweder wegen der gänzlichen Unvermöglichkeit derselbigen, oder wegen des nach den Verordnungen zu veranstaltenden Vermögensangriffes erstattet.

Es entsteht nun noch in der Materie der Ausstände die letzte Frage, ob nemlich der Regent nicht von allen den Ausständen, die ihm seine Unterthanen schuldig bleiben, von der Verfallzeit an bis auf den Tag der geleisteten Zahlung Zinsen fordern, und dadurch seinen Einkünften einen Zuwachs verschaffen könne und solle. Kaum sollte man vermuthen, daß diese Frage eine bejahende Antwort erhalten würde, und dennoch geschiehet es, und dies noch zu einer Zeit, da die Länder größtentheils Erleichterungen in ihren jährlichen Abgaben bedürfen. Man legt den Satz zum Grunde, daß jeder Schuldner von der Zeit an, als er seine Schuldigkeit abzutragen gehalten gewesen, die Zinsen zu geben schuldig sey, und schließt nun daraus, daß der Landesherr, der die Zinsen von den Ausständen seiner Unterthanen zu fordern berechtiget wäre, selbst ein Capital aufnehmen könnte, wovon die nachläßigen Bezahler die Zinsen zahlen müßten. Aber die Freunde der armen Menschen werden ohne Zweifel hierbey sehr vieles, das wohl zu beherzigen gewesen wäre, übergangen finden. Erstlich ist der Satz, daß von allen Schuldigkeiten, von ihrer Verfallzeit an, Zinsen gezahlt werden müssen, nicht allgemein, und noch weniger in der wahren Staatskunst, als eine Fundamentalregel anzunehmen. Höchstens kann er nur von den Capitalien gelten, die einer zu seinem Nutzen von dem andern, der auch damit würde gehandelt haben, verlehnungsweise empfängt, (s. Zinsen). Die herrschaftlichen Gefälle aber, welche die Unterthanen an den Staat zu entrichten haben, sind nicht mit jenen Capitalien in eine Classe zu setzen. Sie sind, wenigstens größtentheils, Portionen von den Nutzungen des Eigenthums der Unterthanen, nicht aber Capitalien, die sie von dem Regenten zu ihrem Gewerbe erhalten haben, und die der Regent selbst würde zu Interessen oder zu Gewerbsgeschäften gebraucht haben. Will man recht genau reden, so sind die Abgaben der Unterthanen ein Theil der Interessen aus ihren eigenen Fonds, die zusammen den Staatsfond ausmachen. Zweytens sind die allermeisten Unterthanen in allen Ländern, welche im Rückstande bleiben, wegen ihres Nahrungsverfalls außer Stande, zur gehörigen Zeit zu zahlen. Fordert man diesen nun noch gar Zinsen von ihren Ausständen ab, so wird das Uebel ärger, als es ist. Will man nun von den Inwohnern Interessen aus den Ausständen fordern, die vermögend waren, zu zahlen, und solches nicht thaten, so wird meistentheils die Verbesserung der Staatseinkünfte von dieser Seite nicht viel zu bedeuten haben, und es wird auch hierbey dem Noter eines Volks viel besser anstehen, von allem, was nur einem wucherlichem Gewerbe von Ferne ähnlich sieht, sich zu enthalten.

Ausstand, ausstehendes Geld, Geld, das jemand an einen zu fordern hat.

Ausstandstermine, sind eine alte Art Cammerzieler, in welchen die rückständigen Cammeranschläge der Reichsstände bezahlt werden sollten. Der jüngste Reichsabschied hatte §. 19. deren zwölf bestimmt, welche in so viel halben Jahren fällig waren, und worinn jeder Stand zwey Drittel seines Rückstandes abtragen sollte. Hievon sollten, der damaligen Anordnung zufolge, die rückständigen Besoldungen derer Cammerge-

Digitized by Google

richtsbeyſitzer, welche im Jahr 1654 bereits verſtorben waren, bezahlt werden. Wie wenig dieſes in Erfüllung gegangen ſey, iſt inſonderheit aus dem Bericht zu erſehen, welchen das Reichs-Cammergericht im Jahr 1771. wegen Vermehrung und Unterhaltung der Beyſitzer abgeſtattet hat, (Fabri Staatscanzley Th. 32. Cap. 5. §. 314.), worinn angegeben wird, daß dieſe Rückſtände nach der letzten im Jahr 1769 entworfenen Specification, 72,132 Rthlr. 62 Kr. betragen haben, und daß man im Begriff ſey, die Competenten zu dieſen Ausſtänden, ſo gut es möglich ſey, annoch zu ſpecificiren.

Ausſtattung, ſ. Ausſteuer.

Ausſtechen. Wenn ein Bergmann in der Arbeit, oder bey dem Fördern und Aufſahren, den andern übertrifft und ihm zuvorkommt, ſo wird der Träge vom Rüſtigen ausgeſtochen.

Ausſtechen der Augen, ſ. Augenausſtechen.

Ausſtecken, heißt die Gränzen eines Platzes, der zu einem Gebäude oder zu einer andern Abſicht, z. E. zu einem landwirthſchaftlichen Gute, zu einem Wald, zu einem Teiche, zu einem Canal oder zu einer Straße ꝛc. beſtimmt iſt, mit Pfählen oder Steinen bezeichnen oder bemerklich machen, um bey der wirklichen Ausführung des Planes nach dieſen Gränzzeichen arbeiten zu laſſen.

Ausſtecken, heißt bey den Seefahrern ein Seil oder Tau nach- oder auch gänzlich fahren laſſen; z. E. wenn man nicht Zeit hat, den Anker aufzuwinden und ihn nicht kappen, d. i. das Seil abhauen, mag; ſo läßt man es gänzlich vom Schiffe abfallen, indem man davon fährt, und dann iſt es ausgeſteckt.

Ausſtehen, heißt bey Zünften ſeine Lehrjahre aushalten; 2) bedeutet es an einigen Orten ſo viel als einen Dienſt, ein Amt verlaſſen.

Ausſteifen, iſt ein bey Schneidern gewöhnlicher Ausdruck, und heißt die Seitentheile oder Schöſſe an Mannskleidern mit Matten und beſonders dazu gemachten geleimten Steifelementuche, ſo zwiſchen dem Futter und Ueberzeuge belegen, daß es ſteif wie ein Brett ſtehet. Es iſt dieſes Ausſteifen aber faſt ganz aus der Mode gekommen, und werden jetzt nur noch ganz ſchmale Streifen von dem gedachten ſteifleinen Tuche unter die Knopflöcher gelegt.

Ausſteinen, heißet die Steine, die ſich in Aeckern, Wieſen, Gärten, Weinbergen, auf oder unter ihrer Oberfläche befinden, ausgraben, ausleſen, wegbringen.

Man hat nicht allemal einen Ort, wo man ſie bequem und ohne viele Mühe und Koſten hinbringet; manche Gutheſitzer, ſonderlich die Weingärtner, haben auch öfters das dazu benöthigte Zugvieh nicht; die Gegenden, wo ſie weggeſchaft werden, als die Weinberge ſonderlich, ſind auch öfters ſo gelegen, daß man mit keinem Fuhrwerke beykommen kann; kann man ſie mit Bequemlichkeit, ohne ſondere Mühe und Koſten ferne wegbringen, gut! kann das durch Menſchen oder durchs Vieh geſchehen, wieder gut! aber wie iſt nun zu verfahren wo das nicht iſt? Läge der Flecke an einem hohen und ſteilen Berge, ſo könnte man die Steine, wo es geſchehen darf, in die Tiefe nach und nach herunter rollen; doch da ſie in den Gegenden worüber ſie rollen, Schaden anrichten: den Graßboden beſchädigen, die Erde mit wegnehmen, Löcher eingraben, ſo wird das der Nachbar nicht zugeſtehen, und wann man auch ſelbſt, ſolchen Flecken eigen hätte, ſo würde man es nicht thun wollen, wie hülfe man da? Wann man durch mehrere Bretter eine breite Rinne von oben herab, bis in die Tiefe machet, ſo rollen in ſolcher die Steine, ohne Schaden anzurichten, ſehr behende und bequeme herunter. Da aber doch öfters das Wegbringen derſelben auf keine Weiſe angehet, auch vielmalen ein Ort abgehet, wo man ſie hinbringen könnte, ſo fragt es ſich nun: wohin dann mit ihnen jetzt? Da iſt nun keine andere Auskunft als dieſe: daß man ſie auf dem Gute ſelbſt, welches man ausſteinet, läſſet, ſammlet und hinlegt. Unſere Alten häuften die Steine auf den Seiten des Gutes gleichſam zu einer daſſelbe beſchützenden Mauer auf: ſo ſieht es in den Weinbergen faſt überall her und die der Länge nach hingeſchüttete und hochaufgehäufte Steinhügel haben daher den Namen: Steinmauren, erhalten. Solche Steinmauren aber nehmen einen nicht geringen Platz von dem Gute hinweg und verurſachen daher einen anſehnlichen Schaden; nachdem man bey größerer Volksmenge und mehrerer Einſicht jenes überdachte und die Oberfläche der Erde beſſer zu benützen bedacht, ſo hat man auf eine Abhülfe geſonnen und ſie auch gefunden, ſie iſt aber dieſe: Man gräbt ein Loch in das Feldrein, nimmt die Erde heraus und ſchüttet ſie ausgetheilt auf den Feinberg oder Acker herum; bringet dagegen die Steine in das Loch, gräbt jetzt weiter und wirft die oberſte Erde zurück auf die hinter ſich ſchon eingeſenkte Steine; treat die Erde auf ihnen drey Fuß hoch, ſo wird die weiter aus der Tiefe gegrabene auf die Oberfläche ferner vertheilt, das Loch wieder mit Steinen ausgefüllt und ſo wird von Strecken zu Strecken die Erde ausgegraben, vertheilt und das Loch mit Steinen und Erden gefüllt. Es verſteht ſich von ſich, daß man, das Loch ſchon ſoweit und tief aufzugraben, anfängt, als es die Menge der Steine erfordert, dann daß man die erſte Strecke ein Paar Ehlen breit ausgräbt und von einer ſo breiten Strecke zur andern fort geht, bis alle Steine derſelben fein und die Oberfläche wieder mit ſo vieler Erde bedeckt iſt, daß man das, ſo man darauf bauen und pflanzen will, pflanzen und bauen kann.

Hierdurch nun gewinnet man dreyerley: 1) den Raum der Oberfläche zum Anbau, 2) die übrige Oberfläche erhält die Bauerde tiefer, und 3) die Steine bringt man ohne allzugroße Koſten wohl unter. Man kann dieß Geſchäfte auf einmal vornehmen und endigen; man thut aber auch wohl, wann es von Jahren zu Jahren geſchiehet, und man alſo durch die ausgegrabene Erde die Oberfläche nach und nach verbeſſert und dunget; dann gemeiniglich da, wo viele Steine ſich vorfinden, iſt auch die untere Erde ſehr tief, gut und dungreich. Keine Regel ohne Ausnahme! ſollte nun alſo auch ſolche Erde weniger oder gar nicht dungreich, ſondern ganz und gar kraftlos ſeyn, ſo daß ſie die Oberfläche mehr verderben als verbeſſern würde, ſo iſt es allemal auch deswegen räthlich, nicht auf einmal ſo viele heraus und aufzuſuchten, um das Feld nicht auf einmal zu verderben; ſobald ſolche unterirdiſche Erde heraus an die Witterung kommt, ſo wird ſie durch dieſelbe bald verbeſſert, folglich, wann ſie nach und nach herfür gehölt, verbeſſert und durch die Witterung verbeſſert wird, ſo muß ſie ſo weit weniger ſchaden als nutzen, und mehr nutzen, als ſchaden. Davor ſtehen Erfahrungen Bürge!

Noch eins! es entſteht die Frage: iſt es aber jedwedem Felde gut und zuträglich, ausgeſteint zu werden? Die Natur, ſagt man mit Recht, thut nichts umſonſt und daher iſt man auch des Dafürhaltens, daß ein Boden, welcher mit Steinen durchſäet iſt, dieſelben zu derjenigen Frucht oder denjenigen Gewächſe, welches auf ihn zu ſtehen, von der Natur beſtimmt iſt, bedürfe, und daß eben ſie zu deſſen beſſerem Gedeyhen alles beytragen, wohl nicht ganz ohne Grund; geſchähe es alſo, daß eine Gattung Frucht oder eine Gewächsart da nicht gut.

Digitized by Google

fortschläge, so wäre es eben diejenige, welche nach der Natur dieses Feldes nicht hieher gehörte; der Fehler also, welcher da gemacht würde, würde nicht den Steinen, sondern dem Menschen, der, was er hieher hätte bringen sollen, nicht gewußt hat, zuzuschreiben seyn.

Dieß mag allerdings so seyn, wann man dabey nur auch annimmt, daß die Natur auch einige Arbeiten von uns fordert, und uns übertragen hat, die Steine, welche sie beschweren und ihre Arbeiten vernichten, auf die Seite zu räumen und dazu zu gebrauchen, wozu auch sie eigentlich da sind, die übrigen mögen immerhin bleiben; dann soviel ist gewiß, daß die Steine dem Weinstocke nutzen, und Wein auf Felsen, zwischen Steinen gewachsen, vorzüglich Feuer und Geist hat; ferner da die kleinen Steine gemeiniglich auf fruchtbaren, röthlichtem, Leimenfelde gefunden werden, welches bald austrocknet, durch die Winde die Erde von den Wurzeln des Saamens des Getreides leichtlich weggejaget wird, so scheinet es, da die Steine die Feuchtigkeit unter sich länger erhalten, das Erdreich beschweren und feste machen, daß sie ein solches Feld zu ergiebigen Erndten unterstützen. Weiß man ja doch, daß kandwirthe dergleichen Felder absteinten und sie dadurch völlig untragbar gemacht haben, auch sie dadurch alleine, daß sie die Steine wieder hineinführten, wiederum herstellen.

Ausstellen, einen Acker, ein Gut, heißt dasselbige bauen und besäen. Man sagt auch die Saat ausstellen.

Aussteller eines Wechsels, *Trassans, Dator, Cambisans, Campsor, Cambist*, Wechselgeber, heißt bey einem trassirten Wechsel derjenige, welcher das Geld empfängt und verspricht, an dem bestimmten Orte nach Wechselrecht wieder auszahlen zu lassen. Er hat den ersten Namen deshalb, weil er den Wechselbrief ausstellt. s. Wechsel.

Ausstellung eines Wechsels, was dazu erfordert werde, s. unter dem Artickel Wechsel.

Ausstellung der Gemälde. In verschiedenen großen Städten werden zu gewissen Zeiten an einem bestimmten Orte die Gemälde, Bildhauerarbeiten, Zeichnungen, architektonische Risse, Modelle zu Münzen u. dgl. vor Augen der Kenner ausgestellt, um ihr Urtheil darüber zu vernehmen. Die berühmteste derselben ist im Louvre zu Paris im Monat August, und die darüber schon oft im Druck erschienene Critiken können dem angehenden Kenner zum Leitfaden seiner Urtheile dienen. Außer dieser haben verschiedene Akademien vor gut befunden, diesem Beyspiel zu folgen, wie die Akademie der freyen Zeichenschule zu Paris, die Zeichnungsakademie zu Florenz, die königliche Akademie der Künste in London, die Dresdner Akademie. Auch setzen am Frohnleichnamsfeste auf dem Platz Dauphine einige Künstler Gemälde und Zeichnungen aus, um das Urtheil des Publicums zu erwarten.

Ausstellung der Leichname. Die Griechen und Römer pflegten bey dem Tode ihrer Anverwandten und Freunde nicht allein den Trieben der zärtlichsten Traurigkeit, sondern auch den Vorschriften einer nachahmungswürdigen Vorsichtigkeit zu folgen. Von letzterm ist außer vielen andern bey dieser Gelegenheit üblichen Gebräuchen auch diese Schauausstellung der Leichname ein Beweis. Die Griechen nennten diese Handlung προθεσις, προτιθεσθαι, die Lateiner aber componere, oder collocare, welches doch zuweilen auch soviel, als deponere, beysetzen, den Aschenkreug der Erde, dem Grabmal übergeben scheint angezeigt zu haben. Man pflegte nemlich die Leichname in dem Vordertheile des Hauses zuerst auf die Erde, darauf auf eine Bahre zur Schau, und zwar dergestalt zu legen, daß die Füße gegen die Thüre des Hauses gerichtet waren. Dieses Geschäfte wurde von den nächsten Anverwandten des Verstorbenen, oder in deren Abwesenheit von seinen Freunden verrichtet. Man sahe die Unterlassung dieser Pflicht als höchst unanständig an; und der Kayser Tiberius wurde getadelt, daß er seine Mutter Livia weder in ihrer Krankheit besucht, noch sie nach ihrem Tode mit eignen Händen ausgestellet hatte. Während dieser Ausstellung wurde der Leichnam immerfort sorgfältig bewacht, theils um die Fliegen abzuhalten, und ihn gegen alle Beschimpfungen und Beleidigungen zu verwahren, theils aber auch aus Gründen des lächerlichen Aberglaubens, den uns Apuleius in dem Anfange seiner Verwandlungen so lustig geschildert hat. Die Hauptursachen dieser öffentlichen Schauausstellung waren ohne Zweifel theils die Verhütung einer zuvoreiligen Beerdigung oder Verbrennung eines noch lebenden und nur in Ohnmacht versunkenen Menschen, theils aber und hauptsächlich, daß jedermann möge untersuchen können, ob der Verstorbene irgend eine Wunde, oder sonsten ein Zeichen eines gewaltsamen und beschleunigten Todes an sich trage. Diese Ausstellung geschahe nicht bey Kindern, die frühzeitig starben, und welche ἀωρίαιοι παῖδες, ἄωροι θάνατοι, bey den Lateinern oft acerbo morte defuncti, oder auch minores rogo deswegen genennet wurden, weil man sie nicht verbrannte, sondern gleich beerdigte.

Nicht allein aber schon verstorbene, sondern auch todtkranke Personen pflegten auf eine ähnliche Art, und zwar deswegen ausgestellet zu werden, damit die Vorübergehenden ihnen auf irgend eine Art mit Rath und That beystehen möchten. Diese also ausgestellten Kranken hießen τὰ ἐν θύραις κείμενοι, im Lateinischen desperati. Diese Gewohnheit war schon nach dem Strabo und Herodot bey den Assyriern und Egyptiern, von welchen sie sich auf die Griechen, und von diesen auf die Römer fortpflanzete. Daß solches der Erweiterung und Vervollkommung der Arzneywissenschaft unter den Alten sehr beförderlich müsse gewesen seyn, ist leicht zu erachten.

Die zur Schau ausgestellten Leichname blieben ordentlicherweise unbedeckt und frey. Zuweilen aber wurden sie bedeckt, wenn sie nemlich durch einen gewaltsamen Tod oder durch die Heftigkeit der Krankheit außerordentlich verstellet waren, und hießen alsdann funera larvata.

Aussterben. Man sagt, ein Haus, ein Dorf, eine Stadt sey ausgestorben, wenn niemand von den Personen, die darinne beysammen lebten, oder nur noch eine unbeträchtliche Anzahl davon mehr am Leben ist. Dies kann sich ereignen, wenn pestilenzialische und andere böse Seuchen in einem Lande oder in einem Orte einreissen. Man spricht auch vom Aussterben einer Familie, wenn alle, die von der Familie sind und den Familiennamen führen, wegsterben. Es ist kein Staat, der nicht Exempel von gänzlich ausgestorbenen Familien, niedrigen und höhern Standes, in großer Menge aufweisen kann. Nach dem Aussterben oder der Erlöschung des Mannsstamms der hohen Familien, des Adels und der Großen, entstehen wegen des Successionsrechtes in die hinterlassene Länder und in das Mobiliarvermögen gemeiniglich große Streitigkeiten, die wegen ihrer Folgen bey Menschenfreunden und redlichen Weltbürgern den Wunsch erregen, daß das Leben und der Flor der Mächtigen auf der Erde in ihrem Mannsstamme bis ans Ende der Tage fortdauren möchten. s. Successionsrecht nach Erlöschung des Mannsstammes in hohen Familien.

Digitized by Google

Aussteuer (juristisch), hat verschiedene Bedeutungen: 1) nach Lübischem Recht wird darunter dasjenige begriffen, was die Söhne bey ihrer Abfindung erhalten. 2) In einigen Provinzen benennt man damit die Geschenke, welche dem Brautpaar von den Hochzeitgästen gemacht werden. Bisweilen heißet auch 3) die sonst sogenannte Fräulein- oder Prinzessinsteuer also. Verschiedentlich wird 4) selbst bey Rechtsgelehrten die ganze Ausstattung einer Tochter, an baarem Geld, Grundstücken, Capitalien, Hausgeräth u. s. w. darunter verstanden. Wenn man das Wort aber 5) in seinem eigentlichsten Sinn gebraucht: so wird es dem Brautschatz entgegen gesetzt, und bezeichnet alsdann alles, was der Braut an Kleidern, Betten, Linnen, Schränken, Kasten, Zinn, Silbergeschirr, Kleinodien und allen Hausgeräth, auch unter Bauern an Vieh, in Natur mitgegeben wird, oder das Geld, was außer dem eigentlichen Brautschaz, zu Anschaffung aller dieser Dinge besonders gegeben wird. Hierbey entsteht alsdann vorzüglich die Frage: ob dergleichen Aussteuer auch die dem Brautschatz (*dos*) in den Rechten ertheilten Privilegia und Vorzüge genieße, oder ob sie vielleicht nur den Paraphernalgütern gleichzuachten sey? Da aber diese Aussteuer mit dem eigentlichen Brautschatz völlig einerley Absicht hat, und auch oft sogar unter dem Namen mitbegriffen ist; so sind die angesehendsten Rechtsgelehrten der Meynung, daß Aussteuer und Brautschatz in allen Fällen gleiche Vorzüge genießen.

Aussteuer (römische Antiquit.), s. Dos.

Aussteuer (jüdische Antiquit.), ist bey den Juden in einer weitläuftigen Bedeutung alles dasjenige, was bey der Verheyrathung eines Juden des Bräutigams und der Braut Vater den jungen Eheleuten geben. Es besteht solches theils in dem wirklichen Vermögen, das sie beyderseits einbringen, theils in Kleidungsstücken und Brautgeschenken, theils was sich die Eltern dem Brautpaar nach der Hochzeit zu geben anheischig machen, z. E. freye Wohnung und Tisch, Verschreibung des halben Theils eines nachgebohrnen Sohnes an die Braut, Unkosten zur Hochzeit, u. dgl. Alles dieses wird durch die Unterhändler verabredet, und sodann durch beyderseits Eltern in den ersten Ehepacten bestätigt; welches sodann bey der Trauung selbst durch den ordentlichen Trauungsbrief rechtskräftig wird (s. Heyrath, Ehe). In einer besondern Bedeutung aber versteht man unter der Aussteuer dasjenige, was der Bräutigam der Braut gegen ihr eingebrachtes Vermögen verschreibt. Nach den Satzungen der Rabbiner ist es nicht erlaubt, mit einer Frau zu leben, ehe man ihr nicht ein Bestimmtes zur Morgengabe und Ehegeld verschrieben, das sie heben kann, wenn sie verwittwet, oder verstoßen wird. Diese Morgengabe muß sich wenigstens auf 200 Sus (eine alte jüdische Münze, wofür die neuern Juden Gulden setzen), für eine Jungfrau, und hundert für eine Wittwe, belaufen. Dieses nennt man כתובה עיקר oder den Grund- und Hauptcapital des Trauscheins. Jedoch kann der Bräutigam solches nach Mitführ vergrößern, und das Instrument, das darüber ausgefertigt wird, heißt הוספת כתובה Tosaphath Ketubah. In dieser Eheverschreibung wird auch das Eingebrachte der Frau, welches נדוניא Neduniah genennt wird, berechnet, und der Bräutigam muß seiner Braut ein Drittel darüber verschreiben. Dieses wird ohne Unterschied des Vermögens durch 200 Sekukim ausgedrückt, welches aber nach einiger Meynung eine bloße Formalität seyn, und zu nichts verbinden soll. Uebrigens sind die jüdischen Rechtslehrer hierinnen nicht einig. Einige sagen, daß die Frau nichts mehr bekomme, als sie dem Mann wirklich eingebracht habe, nebst der gewöhnlichen Vermehrung von funfzig vom hundert; andere im Gegentheil sagen, daß die Verschreibung der 200 Sekukim wirklich verbindlich sey, wenn das Eingebrachte nebst der Vermehrung nicht mehr austrage, und soll dieses die geringste Summe seyn, die eine Frau von dem Vermögen ihres Mannes zu fordern habe. Die Frau bekommt also für jedes eingebrachtes hundert, hundert und funfzig verschrieben, die Kleidungsstücke ungerechnet. Alle Güter, die eine jüdische Frau zur Aussteuer mitbringt, sind entweder Baarschaften und Kaufmannsgüter, oder Grundstücke, Mobilien, Kleidung, Vieh ꝛc. und diese werden dem Ehemann entweder für einen bestimmten Werth angerechnet, oder ohne Schäzung des Werthes hingegeben. Die erstern werden genennt ברזל נכסי, Güter des eisernen Viehes, die andern aber נכסי מלוג, Nuzungsgüter. Die ersten müssen nach aufgehobener Ehe in eben dem Zustand wieder überliefert werden, wie er sie bekommen hat, und stehen bis dahin auf seine Gefahr und Rechnung. Die übrigen genießet der Mann während der Ehe, und liefert sie alsdenn, in dem bessern oder schlimmern Zustand, wie sie sind. Es kann die Frau ihrem Mann von dem ihr verschriebenen Ehegeld etwas nachlassen, sie muß aber einen besondern Befreyungsbrief darüber ausstellen. s. Eheleute.

Aussteuer (griechische Antiquit.). In den ältesten Zeiten wurden die Weibespersonen der Griechen ohne Mitgift ausgestattet; denn die Ehemänner kauften ihre Weiber, und gaben den Anverwandten derselben Geschenke. Dieser Gebrauch aber kam nach und nach ab, und Aristoteles führt es als einen Beweiß von den ungebildeten Sitten der alten Griechen an, daß sie die Gewohnheit gehabt hätten, ihre Weiber zu kaufen. Sobald also die Griechen ihre Wildheit ablegten, so verliessen sie auch diesen Gebrauch, und es wurde just das Gegentheil Mode, daß die Frau Geld mitbringen mußte. Einige setzen hierinnen den wesentlichen Unterschied zwischen einer rechtmäßigen Frau, und einer Concubine, weil jene mit einer Mitgift ausgestattet wurde, diese aber gemeiniglich keine mitbrachte. Wenn daher jemand auch eine Frau ohne Mitgift nahm, so bekam er dennoch ein feyerliches Instrument, als wenn er dergleichen bekommen hätte, und ein solches Instrument, welches προικῶα genennt wurde, vertrat die Stelle der Mitgift. Diejenige Weiber aber, welche eine Mitgift mitbrachten, glaubten dadurch ein Recht erlangt zu haben, daß sie freyer mit ihren Männern umgehen konnten, und erwarteten auch mehr Achtung von ihnen, als die andern, die ihren Unterhalt ihren Männern lediglich zu verdanken hatten. Lycurg kannte die Unbequemlichkeiten, die aus der Mitgift entstunden, daher schafte er sie in Sparta ganz und gar ab, theils damit die Frauen nicht über ihre Männer herrschen, theils damit die Männer bey der Wahl ihrer Weiber mehr auf ihre Person, als auf das Geld derselben sehen, theils daß arme Frauenspersonen dadurch nicht gehindert werden möchten, Männer zu bekommen. Mit dem Lycurg stimmte auch Solon überein, und ob er gleich die Mitgift nicht ganz abschafte, so schränkte er sie doch in einiger nichts bedeutenden Hausgeräthe und drey Kleider ein, welches aber mehr Brautgeschenke, als eigentliche Mitgift war. Doch fanden auch Ausnahmen bey diesem Gesetz statt. Wenn z. E. ein Vater keine Söhne hatte, so war es ihm erlaubt, sein ganzes Vermögen seinen Töchtern zu vermachen, und alle Erbinnen mußten ihren nächsten Verwandten heyrathen, damit das Vermögen bey der Fa-

milie bleiben möchte; hingegen hatte auch die Frau das Recht, wenn ihr Mann der ehelichen Pflicht keine Genüge leisten konnte, den nächsten Anverwandten bey sich schlafen zu lassen. In Ansehung der verwayßten Jungfrauen wurde auch eine Ausnahme gemacht. Wer der nächste Blutsfreund einer Jungfrau war, die keine Eltern und kein Erbtheil hatte, mußte sie entweder heyrathen; oder ihr eine standesmäßige Aussteuer setzen; war er von der reichsten Classe, so mußte er ihr 500 Drachmen geben; war er von der zweyten, 300, war er von der untersten, 250. Hatte eine solche Person mehrere gleich nahe Verwandten, so mußten sie verhältnißmäßig zusammenschießen; waren mehrere Frauenzimmer vorhanden, so mußte der nächste Verwandte nur die eine heyrathen, oder aussteuern. Weigerte er sich, so konnte ihn die Obrigkeit mit Gewalt dazu zwingen. Hatten verwayßte Frauenzimmer keine Anverwandten die sich ihrer annehmen konnten; so bezahlte der Staat die Ausstattung. Allein mit der Zeit änderte sich auch dieses in Athen. In den spätern Zeiten war das Geld gemeinglich dasjenige, was die Zuneigung erregte; auch in Sparta gieng man hierinnen von den Verordnungen des Lycurgs ab. Wie groß nun in den spätern Zeiten die Mitgift gewesen sey, läßt sich nicht genau bestimmen. Wenn die Frau mit einer Mitgift ausgestattet wurde, so mußte ihr der Mann etwas gewisses aussetzen, wenn sie durch den Tod oder die Ehescheidung von ihm getrennt wurde; gemeiniglich bestund es in einem Haus, oder liegenden Stück, welches ἀποτιμημα, gleichsam ein Aequivalent, oder ἀντιφερνη, oder ὑποβολον genennt wurde. Wenn keine solche sichere Hypothek gegeben werden konnte, so mußte der Mann, im Fall einer Ehescheidung, die ganze Mitgift herausgeben. Wurde das Vermögen des Mannes confiscirt, so zog die Frau ihre Mitgift heraus. Es wurden daher bey der Bestimmung der Mitgift Zeugen gestellt, die die Ausstattungsdocumente unterschreiben mußten. Hatte der Mann kein Document darüber ausgestellt, so konnte auch nichts von ihm gefordert werden. Alles übrige, was die Frau ohne die Mitgift zu ihrem Manne brachte, wurde παραφερνα, und in den spätern Zeiten ἐπιφερνα genennt.

Austisch, ist der Name des Weins oder Mosts, welcher der beste überhaupt oder in einem Orte, auf einem Berg, in einem recht warmen Jahr gewachsen ist; man sagt: dieß ist Austisch; heuer ist ein Austisch gewachsen; auf diesem Berg, in diesem Ort da wächst ein Austisch von Weinen! Dieß Wort also so einen sehr guten, den besten Wein unter allen einer Gegend, eines Jahrgewächses, oder der Gewächse mehrerer Jahre anzeigt, ist allerdings von ausziehen oder hervorstechen vor einem andern, entstanden, und hat den Sinn: Uebertreffen.

Austockung, oder **Austockung der Hunde**, besteht darinne, daß die Forstmeister, oder Waldvögte an den Orten, wo sie solches nach Ausweisung der Lagerbücher, oder anderer rechtsgültiger Urkunden, oder nach dem Herkommen zu thun berechtiget sind, herrschaftliche Hunde dem Amtmann, oder Schultheißen und Richtern überantworten, um solche im Flecken durch die Gemeindsleute ausziehen zu lassen.

Austockung der Wälder. Die ächte pfleg liche Forstwirthschaft erfordert, daß bey der Benutzung der Wälder, sowohl der Laub- als der Nadelholzwälder, jeder abgeholzter Distrikt so behandelt werde, daß er in einer nach der Beschaffenheit des Holzes bestimmten Reihe von Jahren wieder baubares Holz hervorbringe, und zwar in der größtmöglichen Menge, die auf solchem Districte wachsen, und zu ihrer Vollkommenheit gelangen kann. Wenn also die Stöcke des abgehauenen Holzes nicht wieder ausschlagen, und das Gehaue auf diesem Wege nicht wieder zu einem hinlänglichen Holzbestande kommen kann; so muß der District von neuen mit Holzsamen besäet, oder mit tauglichen Holzarten bepflanzet werden. Es kann aber weder das eine, noch das andere in gehöriger Vollkommenheit bewerkstelliget werden, wenn man die Stöcke auf den Gehauen stehen läßt. Denn wo solche Stöcke stehen, da kann auch, so lange jene nicht ausfaulen, kein anderer Baum nachwachsen, und zu seiner gehörigen Stärke kommen. Ueberdieß können durch Ausrodung der Stöcke in den Wäldern viele hundert Klafter Brennholz gewonnen werden, welche sonst auf eine unverantwortliche Art in dem Boden zum Verfaulen zurückgelassen werden. Wenn man sich vor den Forsten scheuet, welche auf das Austockten erfordert werden; so darf man nur den armen Unterthanen die Erlaubniß zu diesem Geschäfte ertheilen, und ihnen die Stöcke unentgeltlich überlassen. Man wird auf diese Art die Stöcke zum wahren Besten der Menschen verwenden, und zuletzt die Waldpläze wieder in den Zustand gesezt erhalten, daß sie sich mit Vortheil umbrechen, und von neuen besäen, oder bepflanzen lassen. Es muß aber dieses Austocken geschehen erstlich bey den Laubholzwäldern, in welchen man die Holzarten, die sonst aus den Stöcken wieder ausschlagen können, zu alt werden lassen, daß sie aus den Stumpen nicht mehr in hinreichender Stärke zu treiben im Stande sind; zweytens bey den Nadelholzwäldern, deren Holz aus den Stöcken niemals wieder ausschlägt und nachwächst.

Man braucht zur Herausreißung der Stöcke aus dem Boden verschiedene Hülfsmittel. Die kostbaren bestehen in besondern Maschinen, die aus Zebladen, Stoßbäumen, Hacken und Retten zusammengesetzt sind. Man findet Zeichnungen, und Beschreibungen solcher Maschinen in der Moserischen Forstökonomie, und in den Berner ökonomischen Sammlungen vom Jahr 1760 die einfachern und weniger kostbaren sind; Aexte, Hauen oder Hacken, Hebeeisen, Keile und Schlägel, mit welchen man die frischen Stöcke, nachdem man sie von ihren großen Wurzeln losgehauen hat, sehr bald herauszuhauen vermögend ist.

Austöbern, s. Ausstäubern.

Austopfen Vögel, s. Aufsezen und Ausbalgen.

Austoß, nennet man in der Feuerwerkerey die bald aus Korn- und bald aus Mehlpulver bereitete Ladung, die in den Boden der Lukkugeln gethan wird, damit sie die Vorsezung derselben herausstoße und anzünde. Eben deswegen vermischt und schwächt man das Kornpulver mit Mehlpulver, weil jenes allein die Vorsezung nicht heftig und geschwinde fortstößet, ehe sie gehörig Feuer fangen können.

Austoßeisen, ist dasjenige Eisen der Lohgerber, womit sie das zum völligen Lohgarwerden in die warme Lohbrühe einzulegende Leder, auf dem Schabebaum, ausstreichen. Es ist, wie andere Schabereisen, krumm, darf aber nicht scharf seyn.

Austoßen, im kirchlichen Verstand. s. Bann und Excommunicatio.

Austoßen, (bergmännisch). Wenn nach vollendetem Schmelzen das Gebläse, oder die Bälge, abgehangen, die Vorwand des Schmelzofens aufgebrochen und die Ofenbrüche herausgenommen worden. Bey dem Treibheerd heißt Austoßen, den Heerd mit dem

Digitized by Google

Stoßeiſen ausbrechen, und die Körner des verblichten Werkſilbers herausnehmen.

Ausſtoßen, geſchieht von den Metzgern beym Abziehen der abgeſtochenen Kälber, wenn ſie nach gemachtem hinlänglichen Einſchnitt in das Fell, daſſelbe mit der Hand vom Fleiſch abſtoßen. Durch dieſe Abſtoßung wird das zwiſchen Fell und Fleiſch liegende Häutgen an das Fleiſch gebracht, welches demſelben ein gutes Anſehen giebt, und bey dem Verkaufe zu nicht geringer Empfehlung dienet.

Ausſtoßen, iſt ein bey den Hutmachern gebräuchliches Wort. Wenn nemlich aus dem anfänglich kegelförmig geſtalteten Filze der Kopf durch Informen gebildet und der Rand ausgefauſet, alſo die völlige Huigeſtalt vorhanden iſt, ſo ſagen ſie er ſeye ausgeſtoßen. Zuweilen verſtehen ſie auch unter ausſtoßen das Niederſtreichen der Spitze des Kegels, welche zum Kopfe oder der Kappe werden ſoll, ins flache bis die Form hineingebracht werden kann. ſ. Informiren auch Ausfauſern.

Bey den Kohlenbrennern heißt Ausſtoßen ſoviel, als Ausladen, welches Wort ſchon oben vorgekommen.

Ausſtreichen, nennen die Lohgerber, wenn ſie das zum andernmal aus der Pfundgrube herausgebrachte, vom Loh geſäuberte und etwann einen Tag zum Trocknen aufgehängt geweſene Leder, entweder ganz, oder, nach ſeiner beſtimmten Abſicht, halb von einander geſchnitten, in Lohbrühe einlegen oder auch nur einwäſſern, und nun das an der Aasſeite losgenagte Fleiſch mit dem Ausſtoßeiſen, auf dem Schabebaum, abſchaben.

Ausſtreichen (das) **eines Ganges**, iſt bey den Bergleuten ſoviel als deſſen Ausgehen, wo er an der Oberfläche (zu Tage) zum Vorſchein kommt.

Ausſtreichen die Kohlenſtätte, ſ. Aufmachen.

Ausſtreichung in den Urkunden, ſ. Auskratzung.

Ausſtrich, iſt dasjenige von Gebürg und Steinarten, ſo durch die Waſſerfluthen aus den Ritzen und Klüften der Berge herausgeſpült worden. Dieſer Ausſtrich verräth zuweilen die innere Beſchaffenheit des Gebürgs und enthält Anzeigen auf Erz. Daher geht der Bergmann, wenn er Anzeige ſucht, den Waſſerrizen nach, und erforſcht den Ausſtrich.

Ausſtrichholz, wird bey den Pochwerken ein Brettgen genannt, um damit die Planen, oder grobe Zwilchtücher, worauf der gepochte Erzſchlich abgeläutert wird, auf dem Waſſerheerd gleich zu ſtreichen.

Ausſtrichholz, heißt ferner ein Stückgen Brett, mit welchem die Maurer bey dem Gießen der Aeſtriche den Guß eben machen und ausſtreichen, damit er weder Erhabenheiten noch Vertiefungen erhalte. Es erhält ſolches auf der einen Seite einen Angriff, worau es mit der Hand gehalten werden kann.

Ausſtudiren, heißt theils, etwas durch Nachdenken herausbringen, theils ſein Studiren auf Univerſitäten zu Ende bringen. ſ. Studiren. Im eigentlichen Verſtand ſtudirt niemand aus; es bleibt immer noch etwas zu lernen übrig.

Ausſtückeln, heißet in der Münze aus den geſtreckten Zainen runde Scheiben von der Größe ausſchneiden, die die daraus zu prägende Münze haben ſoll. Ehedem geſchahe es mit einer dazu beſtimmten Scheere, welche die Blechſcheere genannt wurde. Heutzutage verrichtet man es viel geſchwinder und zugleich accurater durch Hülfe des Durchſchnittes und des Drückers, weswegen dieſe Namen nachzuſchlagen ſind.

Ausſtückelung der Münzen, heißt im Münzweſen aus einem beſtimmten Gewicht, z. E. aus einer Mark, oder einem Pfunde des zu vermünzenden Metalles gerade ſo viele Stücken, als die Münzgeſetze verlangen, in ihrem erforderlichem Gewichte ausſchneiden. Die Operation geſchiehet durch Hülfe des ſogenannten Durchſchnitts. (ſ. dieſen Artickel.) Damit die Münzſtücke nach ihrer gänzlichen Ausprägung die gehörige Schwere genau haben, muß beym Ausſtückeln der Münzplatten einem jeden ein gröſeres Gewicht gegeben werden, als es nach der Ausprägung haben ſoll. Denn ehe das Prägen vorgenommen wird, müſſen die Münzplatten erſt weiß oder gelb geſotten werden. Durch dieſen Sud verlieren ſie einen Theil des Kupfers, das ſie bey ſich haben, und werden alſo nothwendig leichter. Wenn man nun bey der Ausſtückelung ſie nicht ſchwerer macht, als ſie nach der Ausprägung ſeyn ſollen, ſo fallen ſie ſodann alle leichter aus, als die Geſetze erfordern, und die Münzmünzung wird unrichtig. Bey denjenigen Sorten, die ein feineres Korn haben, frißt der Weiß- oder Gelbſud weniger weg, als bey denen Sorten, die ein geringeres Korn haben. Daher muß ſich der Münzmeiſter bey der Ausſtückelung nach dieſem Unterſchiede richten, und den letzten auf jede rauhe Mark ein gröſeres Uebergewicht geben, als den erſtern. Die Erfahrung lehrt z. E. daß bey einer Münzſorte, die in der rauhen Mark 7 Loth Silber hat, wie die Sechskreuzerſtücke nach dem Conventionsfuße, beym Ausſieden auf jede rauhe Mark zwey bis drey Pfenninge im Gewicht weggefreſſen werden können. Daher muß die Ausſtückelung ſo gemacht werden, daß die 105 Stück Platten, die aus der rauhen Mark gemacht werden, nicht genau ihre Mark, ſondern bey drey Pfenninge darüber wiegen.

Ausſtümpeln, iſt ein gebräuchlicher Ausdruck beym Kohlweſen. Das grobe Holz, welches zum Verkohlen beſtimmt wird, machet allzu große Zwiſchenräume; das Feuer bekommt nun zuviel Luft, und brennt das Holz, anſtatt es zu verkohlen, leicht gar zur Aſche. Dieſe Zwiſchenräume müſſen alſo mit kleinern Holze ausgefüllt werden, und man muß das Holz zu dem Ende in ganze kurze Stücken hauen laſſen. Dieſes nennt man **Ausſtümpeln**.

Ausſtürzen, iſt eine bey den Bergleuten gewöhnliche Redensart, den Kübel ausſtürzen, die Fäſſer mit Kobold ausſtürzen, und heißt ſoviel als ausſchütten. Der **Ausſtürzer**, ſo die Verrichtung dieſer Arbeit über ſich hat, muß die ausgeſtürzte Tonnen richtig zählen und auf ein Kerbholz bemerken, damit bey dem Treiben und Schmelzen, die erforderliche Menge Zuſchlag zu dem Erz gethan wird.

Ausſühnungen, Lustratio. Der Begriff von einer über alles waltenden und auf die Handlungen der Menſchen aufmerkſamen Vorſehung, iſt der Vernunft ſo einleuchtend und dem menſchlichen Herzen ſo tief eingeprägt, daß er ſich auch mitten in dem finſterſten Aberglauben und bey dem abgeſchmackteſten Götzendienſte erhalten hat. So ſehr auch das Heydenthum ſeine Götter zu den Schwachheiten und Laſtern der Sterblichen erniedriget hatte, ſo blieben doch immer einige der oberſten Gottheiten in dieſem Syſtem der Abgötterey wohlthätige und für die Menſchen ſorgende Weſen, welche einen Wohlgefallen an Tugend und Weisheit, und das höchſte Misfallen an Laſter und Thorheit bezeugten. Ja der Vater der Götter und der Menſchen, **Jupiter**, war doch jederzeit der Beſchützer der Gerechtigkeit, und der ſtrafende Rächer der Bosheit, ſo ſehr er auch durch

Digitized by Google

die ihm vom Homer angedichteten Schwachheiten verunstaltet worden. Die daher in dem Heydenthume durchgehends anerkannte Abhängigkeit des Menschen von Gott, als seinem höchsten Richter, die Vorwürfe des Gewissens, die Erkenntnis der menschlichen Unvollkommenheit und Neigung zum Bösen, die Idee der göttlichen Heiligkeit verglichen mit der vollkommensten Weisheit und Liebe der Gottheit, und der daher entspringende Begriff von der höchsten Gerechtigkeit dieses unumschränkten Beherschers der Welt, machten es auch sehr bald in dem Heydenthum zu einer der wesentlichsten Pflichten der Religion in den Augen der Götter und bey ihrem Dienste, nicht als ein Unheiliger und Ruchloser zu erscheinen, sondern sich vielmehr auf irgend eine Art und Weise von den Vorwürfen des Gewissens befreyt, vor diesen Beobachtern und Richtern der Menschen darzustellen. Aus dieser Quelle entsprangen, die, so wie überhaupt bey den Abgöttern, also auch besonders bey den Griechen und Römern, so merkwürdigen Sühnungen oder Lustrationen. Sie waren aber Religionshandlungen, deren Absicht war diejenigen, welche ein Verbrechen begangen hatten, oder die Oerter, welche man für befudelt hielt, wieder zu reinigen und den Göttern wohlgefällig zu machen. Außer diesen zweyen Fällen bediente man sich dieser Religionsgebräuche auch bey verschiedenen andern Gelegenheiten. Die Furcht für öffentlichen Unglücksfällen, die Hoffnung die erzürnten scheinenden Götter zu besänftigen, führten verschiedene Arten der Reinigung und Versühnung ein. Ungeheuer, Wunderzeichen, Angezichen, Vogeldeutungen, alles dieß war ein Anlaß dazu; und es gab fast keine Handlung weder im gemeinen Leben, noch im Staate, wo diese Ceremonie der Reinigung nicht vorhergegangen, oder darauf nicht gefolgt wäre. Es mogte ein Feldherr das Commando über die Armee übernehmen, oder man mogte Spiele und Feste feyern wollen; es mogte eine Versammlung angekündiget werden, oder man mogte sich zum Mitglieds der unterschiedenen Geheimnisse einweihen lassen; so ermangelte man niemals seine Zuflucht zu den Sühnopfern zu nehmen. Auch im Privatleben sorgte jeder, nicht allein bey den geringsten Fehlern, sondern auch bey andern Vorfällen, die ihm der Aberglaube als schlimme Vorbedeutungen darstellte, sich zu reinigen. Solchergestalt bedeuten die Worte, die in den Schriften der alten griechischen und lateinischen Schriftsteller so oft vorkommen, καθάρσιον, περίσια, καθάρματα, expiare, lustrare, purgare, februare, procurare, und in den ältesten Zeiten der lateinischen Sprache auch eluere (woher die Venus Cluacina des Plinius ihren Namen hat) soviel, als heilige Gebräuche beobachten, um entweder das Andenken einer Missethat auszulöschen, oder die Unglücksfälle, mit denen man bedrohet wurde, zu entfernen. Wir wollen nun die unterschiedenen Arten der Sühnungen und die bey jeder Art üblichen Gebräuche, welche die Religion und die Gesetze vorschrieben, bemerken.

Erstlich die Aussühnung bey Wunderzeichen, welche eine der feyerlichsten war. Was und wie mancherley diese Wunderzeichen gewesen seyen, davon s. den Artickel Wunderzeichen. In diesem Falle mußten die Bewahrer der sibyllinischen Bücher auf Befehl des Senats dieselben zu Rathe ziehen, um zu erfahren, was man bey dergleichen Gelegenheiten zu thun habe. Diese sibyllinischen Bücher ertheilten, wie aus der ganzen Einrichtung der römischen in den Händen und der Aufsicht der Patricier sich befindenden Religionsverfassung leicht zu urtheilen ist, solche Antworten und Befehle, welche die Klugheit des Senats und der Aberglaube des Pöbels erforderten. Man kündigte nemlich Fasttage, Feste, besonders das Fest der Lectisternien oder Göttermahle, Spiele, öffentliche Gebeter und Opfer an. Man sahe alsdenn öfters ganz Rom, und nach diesem Beyspiele alle andere Städte des römischen Gebiets in Trauer und Bestürzung. Die Tempel waren ausgeschmückt, an den öffentlichen Oertern wurden die Göttermahle zugerichtet, und die Sühnopfer wiederholet. Die Rathsherrn und Patricier, ihre Gemahlinnen und Kinder trugen Kränze auf den Häuptern. Alle Zünfte zogen unter dem Vortritte des Pontifex Maximus und der heiligen Zweymänner mit einem anständigen Ernste durch die Straßen, und diesem feyerlichen Aufzuge folgte die ganze Jugend nach, welche heilige Lieder sang und Gebeter hersagte, da indessen die Priester in den Tempeln für die Wohlfahrt des Staats, Sühnopfer darbrachten. Lucan und Livius beschreiben uns die nähern Umstände solcher feyerlichen Aufzüge. Merkwürdig ist es, daß die Knechte von diesen heiligen Gebräuchen ganz ausgeschlossen waren, und daß man auf die gedritte und geneunte Zahlen bey dieser Feyerlichkeit, ein besonders Vertrauen setzte. Man liebte die ungleichen Zahlen überhaupt, weil man sie für ein Bild der Unsterblichkeit hielt, und achtete hingegen die gleichen Zahlen für unglücklich und für ein Bild der Vergänglichkeit, weil sie sich durch andere Zahlen, wenigstens durch die Zahl zwey, theilen ließen, deswegen kamen in jener von dem Livius beschriebenen Procession siebenundzwanzig, oder wie es dieser Schriftsteller nicht ohne Ursach ausdruckt, dreymal neun Jungfrauen.

Die zwote Art der Reinigung und Sühnung betraf vorzüglich vorsetzliche und unvorsetzliche Mörder; doch forderten auch andere schwere Verbrechen diese Art der Entsündigung. Fast alle Gesetzgeber des Alterthums sahen es als einen Hauptzweck der Gesetzgebung und Gründung eines Staats an, daß das Leben des Menschen in Sicherheit gesetzt werde: Bürgerliche Strafen allein waren zu schwach diese Absicht zu erreichen. Der in diesem Zeitpuncte der Menschheit noch wilde und kriegerische Muth, der weder durch wahre Begriffe von Ehre, noch durch das sittliche Gefühl geleitet wurde, mußte durch die Bande der Religion gezähmet werden. Dem Mörder wurde als einem Unheiligen, welcher die unmittelbare Rache der Gottheit sich zugezogen, der Eintritt in die Tempel und jede Art der Gemeinschaft bey gottesdienstlichen Handlungen untersagt. Ja man glaubte, daß, woferne ein solcher Verbrecher es wagen würde gewisse Tempel zu besuchen, ihn sogleich die Rache der Götter ergreifen werde. So war, nach dem Berichte des Pausanias, der vom Orestes dem Eumeniden geweihete Tempel beschaffen, daß wenn ein Unreiner denselben besuchte, er sogleich von Schrecken überfallen, und seiner Vernunft beraubt wurde. Ja, um das Blut des Menschen noch mehr zu heiligen, und das Leben zu sichern, belegte die Religion sogar diejenigen, welche von einem über einen rechtmäßigen Feinde erfochtenen Siege zurückkamen, mit einer Art von Strafe. Sie durften vorgeschehener Reinigung nicht eingehen und kein öffentliches Gebet verrichten. „Strafbar ist es, sagt der tapfere Hector bey dem Homer, mit Blut befleckt dem wolkenbändigenden Jupiter Gelübde zu bringen.“ Und in der heiligen Geschichte soll nicht der kriegerische David, sondern sein in Frieden herrschender Sohn dem Gotte des Friedens den gelobten Tempel bauen. Die Aufhebung dieser fast in allen Religionen der ältesten Völker

Digitized by Google

auf den Mord gesetzten Strafe, war schon in den heroischen Zeiten mit sehr feyerlichen und beschwerlichen Cerimonien verbunden, wodurch die Strafe selbst erhöhet wurde. Apollonius von Rhodus beschreibt uns diese Versühnung der Mörder folgendermaßen, da er den Mord des Absyrtus, des Bruders der Medea, erzählt, den Jason umgebracht hatte. „Als, sagt er, dieser Prinz mit der Medea auf der Insel Aea angelangt war, ließ er die Circe ersuchen, daß sie die Handlung der Versühnung über sich nehmen möchte: und da ihm erlaubt worden, in den Palast dieser Prinzeßin zu kommen, so näherte er sich mit Medeen, beyde mit niedergeschlagenen Augen nach der Gewohnheit der Demüthigbittenden, dem Heerde. Hier steckte Jason sein Schwerdt, mit welchem er seinen Schwager umgebracht hatte, in die Erde. Ihr Stillschweigen und ihre Stellung gaben der Circe deutlich zu verstehen, daß sie Flüchtlinge wären, die sich eines Todtschlags schuldig gemacht hätten, und sie schickte sich an, sie zu versühnen. Zuförderst ließ sie ein Ferkel herbeybringen, welches noch an seiner Mutter saugte, erwürgte dasselbe, und betieb mit seinem Blute die Hände des Jasons und der Medea. Hierauf verrichtete sie zu Ehren Jupiters, des Versühners, Opferausgießungen. Nun ließ sie das übrige vom Opfer vor den Saal hinauswerfen, verbrannte auf dem Altare Kuchen, die von Mehl, Salz und Wasser gebacken waren, und begleitete dieses alles mit Gebeten, die fähig waren, den Zorn der Eumeniden zu besänftigen, welche die Verbrecher zu verfolgen pflegen. Nach Endigung dieser Ceremonie ließ sie für ihre Gäste prächtige Stühle setzen, um sie zu bewirthen. Merkwürdig ist es, daß Jason, noch ehe er zur Circe kam, eine Art der Reinigung selbst vornahm. Als er nemlich die äußersten Glieder des Absyrtus abgeschnitten, so leckte er dreymal dasselben Blut auf, und spuckte diese reinigenden Mittel dreymal wieder aus. „Denn so, sagt Apollonius, müssen Mörder den begangenen Meuchelmord aussühnen.“ Da in den ältesten Zeiten überhaupt, besonders auch in Griechenland und Rom, sich die Könige mit priesterlichen Handlungen, besonders mit Opfern, zuzuweilen abzugeben pflegten; so trugen auch selbst Könige kein Bedenken, diese gottesdienstliche Handlung der Aussühnung bey angesehenen Verbrechen zu verrichten. So versühnte Erösus den unglücklichen Mörder Adrast. Oft mußte sogar der Held, der sich eines Todtschlags schuldig gemacht, viele Länder durchstreichen, weil er niemand fand, der ihn aussühnen wollte; wie dies dem Hercules widerfuhr, dem endlich noch der König Ceyx zu Trachyna diesen Liebesdienst erzeigte. Die Gebräuche der Römer in dieser Sache waren von den griechischen einigermaßen unterschieden. Dionys von Halicarnaß beschreibt uns die vorzüglichsten Umstände derselben, da er vom Horaz redet, der seine Schwester in der Hitze des Patriotismus getödtet hatte. „Der junge Horaz, sagt dieser Schriftsteller, wurde von dem Verbrechen des Schwestermords losgesprochen. Doch der König glaubte nicht, daß in einer Stadt, welche ihre Ehre darinnen suchte, die Götter zu fürchten, das Urtheil der Menschen hinlänglich wäre, einen Verbrecher loszusprechen. Er ließ daher die Pontifices kommen, und verlangte, daß sie die Götter und Genios besänftigen möchten, und daß der Verbrecher alle gebräuchliche Handlungen anhalten sollte, durch die man Verbrechen versühnte, an denen der Mitle keinen Antheil hätte. Die Pontifices errichteten daher zwey Altäre, den einen der Juno, der Beschützerin der Schwestern, den andern einem gewissen einheimischen Gotte, der in der Landessprache Janus geheißen, nachmals aber den Namen der Curiazier trug, welche Horaz getödtet hatte. Auf diesen Altären brachte man unterschiedene Sühnopfer dar, nach deren Vollendung man den Verbrecher unter dem Joche, d. i. unter einem Querholze, das von zwey andern gestützt wurde, hingehen ließ.“ So sehr auch alle diese Gebräuche des Heidenthums das Gewissen täuschten, so hatten sie doch, so lange sie beschwerlich blieben, den bürgerlichen großen Vortheil, daß sie jedem einen gerechten Abscheu vor dem Mord einflößeten. Mit dem Verfall der römischen und griechischen Sitten ließ auch die bey diesen Aussühnungen übliche Strenge und Unpartheylichkeit nach: und da dienten diese Ceremonien zu weiter nichts, als heuchlerische Bösewichter zu machen. So tödtete der Brudermörder Catilina, der seinen schon erschlagenen Bruder vom Sulla auf die Liste der Verbannten setzen ließ, den M. Marius, brachte dem Sulla, zum Beweis seiner Dankbarkeit, das Haupt dieses seines Feindes, gieng hin zu dem Weihkessel des Apolls, der in der Nähe stund, und wusch darinnen seine Hände.

Die dritte Art der Aussühnungen war die Reinigung der Städte und Länder; und diese ward mit vieler Feyerlichkeit vollzogen. Zu Rom waren gewisse Tage zu dieser Handlung im römischen Calender angesetzt, besonders war der fünfte Februar dazu bestimmt. Das den dieser Gelegenheit gewöhnliche Opfer hieß Amburbale oder auch Amburbium. Die feyerliche Reinigung zu Rom geschah aber alle fünf Jahre, weswegen auch dieser fünfjährige Zeitraum Lustrum genennt wurde. Außerordentliche Zufälle nöthigten die Römer bisweilen, diese Feyerlichkeit außerhalb der gesetzten fünfjährigen Zeit zu begehen; wie dies nach der Verjagung der Tarquinier und der Vertreibung der Gallier aus Rom geschah. Auch eine solche außerordentliche Reinigung der Stadt hieß Lustrum, doch, wie man vorgiebt, mit dem unterscheidenden Ausdrucke des bey gesetzten Zeitworts facere und condere, so, daß lustrum facere die Feyer eines außerordentlichen Lustrums bezeichnen soll, (s. Lustrum). Es wurden aber nicht allein ganze Städte und Länder, sondern auch besondere Oerter, Gegenden und Gebäude, welche man für beydelt und entweihet hielt, wieder ausgesühnt. So reinigte Ulyß bey dem Homer, nach em er Penelopens Freyer getödtet hatte, seinen Palast mit Feuer und Schwefel. So wurden bey den Römern die Wegscheiden, compita, und die Felder versühnet, welches erstere das Fest der Compitalien, das andere der Ambarvalien hieß. Es ist merkwürdig, daß die Römer diese ihre Compitalien lange Zeit mit Menschenopfern befleckt haben. Sie opferten nemlich unter den letzten Königen an diesem Feste den Laren und der Göttin Mania, zum Heil der Einwohner Roms, einige Knaben. Ohngeachtet der erste Burgermeister des freygewordenen Roms, Junius Brutus, dieser Unmenschlichkeit schon Einhalt zu thun suchte, und man statt der wirklichen Menschen nur Bilder derselben (s. Oscilla) darbrachte: so findet man doch bis auf das Jahr 657 der Erbauung Roms noch viele Spuren dieser Abscheulichkeit. Weit mehr muß man aber erstaunen, daß das so gestittete, so leutselige Athen an seinen Thargelien, so hieß ihr öffentliches Sühnungsfest, sich mit Menschenblute befleckt hat. Das Fest selbst hatte seinen Namen von dem Monate Thargelion, unserm April, in welchem es gefeyert wurde. Der Vorsteher dieser Lustration hieß καθαρτης, auch περιτ-

Digitized by Google

ἀρχος. Der öffentliche Ausrufer verrichtete ein feyerliches Gebet für die Wohlfahrt des Staats und den glücklichen Ausgang der Unternehmungen des Volks, und endigte dieſe Wünſche mit den ſchrecklichſten Flüchen, die er allen denen androhete, welche etwas zum Nachtheil ihres Vaterlandes vornehmen würden. Vor dieſen feyerlichen Gebete giengen aber die gewöhnlichen Gebräuche und Opfer der Expiation vorher. Die Perſonen, welche zum Sühnopfer der Stadt beſtimmt waren, und Pharmaker von einem gewiſſen Kirchenräuber Pharmakus genennt wurden, waren eine Manns- und eine Weibsperſon. Der einen wurden weiße, der andern ſchwarze Feigen um den Hals gehangen; man gab ihnen Käſe, Kuchenteig, der Maza hieß, und Feigen in die Hand, ſchlug ſie ſiebenmal mit Meerzwiebeln und mit Zweigen von Feigenholz, führte ſie ſodann ſchön geputzt nach dem Klange der Muſik zur Stadt hinaus, verbrannte ſie darauf mit Holz aus dem Walde, und ſtreute ihre Aſche in den Wind. Welche wunderbare Würkungen des Aberglaubens bey einem ſo erleuchteten Volke! Doch ein einziger Auto da Fe übertrifft gewiß in den Augen des unpartheyiſchen Beobachters der Menſchen alle dieſe Gräuel des Heidenthums, welches nicht allezeit bey dergleichen Sühnungsfeſten ſo grauſam verfuhr. So hatten z. B. die Aethiopier eine weit menſchlichere Art ihr Land durch zwey Ausländer, welche ſie darzu auffiengen, auszuſühnen. Sie ſetzten ſelbige mit Kronen geſchmückt, und mit einem Vorrath von Lebensmitteln auf ſechs Monate verſehen, auf ein Schiff, das zwar nicht groß war, aber doch auf dem Meere aushalten, und von zwo Perſonen leicht regiert werden konnte. Darauf befahlen ſie ihnen, gegen Mittag zu ſegleu, wo ſie auf die glückliche Inſel kommen würden, die von ſehr gutgeartenten Leuten bewohnt wäre, bey denen ſie ein glückliches Leben zu führen hoffen konnten. Dadurch würde eine lange ununterbrochene Glückſeligkeit und Ruhe von ſechshundert Jahren ſich über ihr Volk verbreiten. Würden ſie ſich aber durch die Länge dieſer Reiſe ſchrecken laſſen und zurückkehren, ſo würde man ſie als Ruchloſe und als die Peſt des Landes auf das härteſte beſtrafen. Man ſtellte zu gleicher Zeit bey der Abfahrt dieſer Sühnopfer an den Küſten große Feuerlichkeiten an, und ſchlachtete koſtbare Opfer.

Zu den öffentlichen Ausſühnungen gehöret ferner das Armiluſtrium, da man entweder vor oder nach einem Treffen das Kriegsheer reinigte, wobey, nach dem Berichte des Plinius, das Räuchern mit Lorbeerblättern gewöhnlich geweſen. Die Griechen ſühnten, als Apoll ihr Heer mit der Peſt ſchlug, daſſelbe nach dem Homer dadurch, daß ſie gewiſſe Fegopfer ins Meer warfen, und darauf dem erzürnten Gotte am Ufer des Meers vollſtändige Hekatomben von Stieren und Ziegen darbrachten. Die bey den Macedoniern in dieſer Abſicht gebräuchlichen Ceremonien beſchreiben uns Curtius, und noch vollſtändiger Livius. Ein Hund wurde in der Mitte entzwey gehauen. Die vordere Hälfte, woran der Kopf war, nebſt dem Eingeweide, wurde auf die rechte Seite des Wegs, durch den das Kriegsheer durchziehen ſollte, die hinterſte Hälfte aber auf die linke Seite deſſelben gelegt. Zwiſchen dieſem alſo zertheilten Opferthiere mußte die ganze Armee bewaffnet durchziehen. Voran wurden die königlichen Waffen aller ehemaligen macedoniſchen Regenten getragen; darauf erſchien der König mit ſeinen Prinzen, zunächſt folgte ihm ſeine Leibwache, und den Beſchluß machte der Zug des ganzen übrigen Heers. Nach vollzogener gottesdienſtlichen Handlung hatte man die Gewohnheit, die ganze Armee in zwey Haufen zu vertheilen, und ſie als zwey feindliche Heere gegen einander anrücken zu laſſen. Auch die Flotten wurden vor ihrer Abfahrt bey den Griechen und Römern luſtrirt, beſonders wenn man glaubte, irgend eine beleidigte Gottheit verſühnen zu müſſen. Bey den erſtern waren Menſchenopfer bey dieſer Gelegenheit gebräuchlich, wie die Beyſpiele der Iphigenia und des lügenhaften Sinons bezeugen. Die Römer pflegten dieſe Feyerlichkeit folgendermaßen zu begehen. Nachdem die zu Rathe gezogenen Auguru die Abfahrt der Flotte gebilliget hatten, wurden am Ufer Altäre errichtet. Dem Apoll und Neptun ſchlachtete man Stiere, ſodann opferte man den Winden, und zwar den günſtigen ein weißes Opferthier, gemeiniglich ein Lamm; den ſtürmiſchen und widrigen aber ein ſchwarzes. Man betete auch zu dem Caſtor und Pollux; endlich brachte man auch dem ſtillen Meere ein Opfer. Hierauf gebot der Herold Stillſchweigen: und der Admiral, deſſen Haupt mit Oelzweigen umkränzt war, und der die Eingeweide in ſeiner Hand hielt, fuhr mit den Opferprieſtern dreymal um die Flotte herum, und brachte dieſe Eingeweide, nebſt einem Trankopfer von Wein, den Göttern dar, indem er ſie aus dem Admiralitätsſchiffe ins Meer warf. Das Volk am Meere begleitete ſie mit eifrigen Wünſchen; darauf ließ man eine weiße Taube fliegen, welche eine gute Vorbedeutung der glücklichen Rückkehr ſeyn ſollte, und gieng unter Segel. Es iſt zu bemerken, daß das Armiluſtrium der Römer öfters auch nur eine bloße Muſterung der Armee bezeichnet, ſo wie das Wort Luſtrum auch die Zählung des Volks andeutet, welche bey der fünfjährigen Luſtration pflegte vorgenommen zu werden.

Griechen und Römer nahmen auch eine Reinigung mit ſich dor, wenn ſie ſich, ihrer Meynung nach, zu außerordentlich würdigen und den Göttern gefälligen Handlungen des Götzendienſtes vorbereiteten. So giengen vor den heiligen Spielen feyerliche Luſtrationen her. Die Sechzehenweiber und Hellanodiken, welche in Elis den Heraen, oder junoniſchen Spielen vorgeſetzt waren, unternahmen keine Amtsverrichtung, ohne ſich vorher mit einem Sühnopfer, das in einem Schweine beſtand, und mit Waſſer aus dem Brunnen Piera gereiniget zu haben. Vor den ſäculariſchen Spielen in Rom ſahen die Funfzehnmänner einige Tage lang vorher ſchon auf dem Capitole und in dem palatiniſchen Tempel, und theilten an das Volk die zur Sühnung nöthigen Dinge, nemlich Fackeln, Schwefel und Harz aus. Die ſo beſchwerlichen Einweihungen zu den großen und kleinen eleuſiniſchen Geheimniſſen, zu den Geheimniſſen des Mithras, zu den Orgien des Bacchus, erforderten ſolche Zubereitungen und Reinigungen der Candidaten, ſ. Geheimniſſe.

Den Beſchluß dieſes Artickels ſollen die Privatſühnungen machen, deren man ſich faſt bey allen etwas wichtigeren Vorfällen des menſchlichen Lebens bediente. Hochzeiten, Leichenbegängniſſe, Vorbedeutungen, Träume und tauſend andere Zufälle nöthigten dieſe Sklaven des Aberglaubens zu ſolchen gottesdienſtlichen Handlungen ihre Zuflucht zu nehmen. Wir werden Gelegenheit finden unter den vier angeführten Artickeln das beſondere der dabey üblichen Sühnung beyzubringen, und bemerken hier nur ein und das andere, welches nicht wohl unter beſondern Artickeln ſeine Stelle finden kann. Unter den Uebeln, zu deren Hebung man die Sühnopfer für beſonders nöthig erachtete, ſtunden Wahnwitz und Raſerey oben an. Faſt zu allen Zeiten bey allen Nationen und in allen Religionen hat man dieſen Zu-

Digitized by Google

stand als eine unmittelbare Strafe der Gottheit, oder als die Wirkung schädlicher Dämonen, die dergleichen Unglückliche besessen, angesehn, und daher, statt philosophische Aerzte zu Rathe zu ziehen, diese Krankheit den Priestern und den Gaukeleyen des Aberglaubens überlassen. Gewitter und Hagel suchte man zu sühnen und sich dadurch gegen ihren schädlichen Einfluß zu verwahren. Der Poppysmus oder ein gewisses Klatschen mit den Händen oder dem Munde sollte das Gewitter; gewisse Gesänge und Opfer, und in Ermangelung des letztern, das Reißen der Finger zum Bluten, den Hagel abtreiben. Doch war es bey dergleichen Privatsühnungen nicht allezeit, wie bey den öffentlichen, nöthig ein Opfer darzubringen. Eine bloße Abwaschung war schon hinreichend. Dabey wurde aber das Meerwasser dem Flußwasser, und das Wasser der Ströme dem stehenden Wasser vorgezogen. Auch war es nicht immer nöthig den ganzen Leib zu baden. Hippolytus bey dem Euripides, welcher auch schon dadurch befleckt zu seyn glaubte, weil ihn seine Stiefmutter Phädra zum Laster reizen wollte, glaubte nur sich deswegen die Ohren waschen zu müssen. Die bey dergleichen Abwaschen vom Körper abgesonderten Unreinigkeiten, welche bey den Griechen λύματα und καθάρματα hießen, warf man in das Meer, oder verscharrete sie in die Erde, wie dies letztere bey dem Orest geschah, als er sich vom Muttermorde im Trözenischen Gebiete reinigen lassen. Diese καθάρματα des Orestes müssen sehr fruchtbar gewesen seyn: denn ein Lorberbaum sproßete aus ihnen hervor, den man dem Geschichtschreiber Pausanias noch zeigte. So hat jedes Land, jede Religion, jede Secte ihre Legenden. Eine ganz aufserordentliche Art der Aussühnung fand statt bey denen, welche, nachdem man sie lange für todt gehalten, nach einer langen Abwesenheit wieder kamen, oder die während ihres schon veranstalteten Leichenbegängnisses wieder aus ihrer Ohnmacht zu sich gekommen, und also gleichsam wieder lebendig geworden waren. Bey den Griechen hießen solche Personen: Δευτεροπότμοι auch ὑς ἀπότμοι und durften vor ihrer Reinigung nicht in den Tempel der Cumeniden kommen. Sie wurden aber zu Athen dadurch gereiniget, daß sie durch den Schooß eines Widderrocks gezogen wurden, damit es das Ansehen haben mögte, als wären sie von neuem gebohren. Die Römer ahmeten dieser Gebrauch der Athenienser in gewisser Absicht nach. Denn, wenn jemand, nach vorhergegangenen Gerichte von seinem Tode, aus einem Kriege oder aus der Kriegsgefangenschaft zurückkam: so gestattete man ihm nicht durch die ordentliche Thür ins Haus zu gehen, sondern man machte eine Oeffnung im Dache, und ließ ihn so ins Haus hinab. Er wurde also, wie man dies ausdrückte: per tegulas & impluvium in das Haus gelassen, damit es scheinen mögte, als sey er beständig in der Stadt gewesen. Dadurch erlangte er jure postliminii, wie es die Römer nannten, alle Vorrechte wieder, deren er als Kriegsgefangener vorher beraubt gewesen war.

Aussüßen, edulcorare, (Chemie.) heißt eigentlich scharfen Körpern ihr Salz, und mit diesem ihre Schärfe nehmen, so daß das, was alsdenn zurückbleibt, ganz geschmacklos ist: dieses geschieht zuweilen mit Weingeist am häufigsten aber mit Wasser, bald mit kalten, bald mit kochendem, wie nachdem das Salz, als der Grundstoff der Schärfe und des Geschmacks leichter oder schwerer auflöslich, in geringerer oder größerer Menge vorhanden, lockerer oder fester mit den übrigen Bestandtheilen gebunden ist: darauf beruht es auch, wie oft man das Aufgießen des Wassers wiederholen muß.

Aust, Uferans s. Ephemeren.

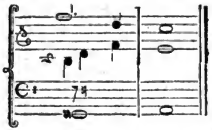
Austausch von Ländern. Es ist in der Politik ein sehr wichtiger Gegenstand, daß sich ein Staat angelegen seyn lasse, seine Ländereyen, und Besitzungen in eine solche Verbindung und Lage zu bringen, daß er sie am leichtesten und bequemsten und vollkommensten regieren und benutzen kann, und daß sie so wenig, als möglich, von andern beschädiget werden können. Nun findet aber oft der Fall statt, daß ein Staat ein Stück Land hat, welches von seinem Hauptgebiete ganz abgerissen, und von lauter fremden Ländereyen umgeben ist, oder welches an solchen Nachbaren angrenzet, von welchen leicht verdrüßliche Störungen im Handel und Wandel, oder in manchen andern Rücksichten befürchtet werden müssen, und daß der Nachbar ein anderes Stück Land besitzet, welches entweder in dem Gebiete des ersten Staats liegt, oder an daselbige angrenzet. In diesem Falle ist für beyde Staaten nichts interessanters, um ihre Länder nutzbarer zu machen, und ihnen mehr Sicherheit zu verschaffen, als mit einander einen Tausch einzugehen. Die Hauptsache zur Berichtigung eines solchen Ländertausches besteht zuförderst in den guten Vorbereitungsanstalten, daß die Staaten durch geschickte und redliche Männer, welche das Interesse der Länder genau kennen, und Talente und Gesinnungen zu glücklichen kreislen Unterhandlungen haben, einander die reciproken Vortheile aus dem Ländertausche recht empfindbar machen lassen. Ist dies geschehen, und ist man von beyden Seiten geneigt, die Austauschung anzutreten, so schreitet man alsdenn zur Würdigung der Länder oder zum Anschlage derselbigen. (s. Anschlag der Länder) Nach dieser Operation können sodann die wirkliche Austauschung selbst, bey welcher zur vollkommenen Sicherheit die Einwilligung der hohen Agnaten von beyden Seiten und wenn es Lehne sind, der Lehnherrn nöthig ist, vorgenommen, die ausgetauschten Länder einander eingeräumet, und die dazu gehörige sämmtliche Documente überantwortet werden.

Austauschung. (Musik.) Wenn ein Uebelklang in der Musik nicht von derselbigen Stimme aufgelöset wird, die ihn vorbereitet hatte: so leidet das Gehör eine unangenehme Empfindung; wird aber der Uebelklang von einer andern Stimme der ersten abgenommen, und dann von ihr aufgelöset: so heißt diese Vermittelung eine Austauschung. Diese Art ist sehr neu, und ob sie schon vielleicht von mehreren Tonsetzern auf gerade wohl gefunden und in Ausübung gebracht worden, so war dieser Begriff noch in keinem Lehrgebäude der Tonsetzkunst enthalten. Wir erhalten hiebey einen doppelten Vortheil: 1) Daß das Ohr nicht mehr eine unangenehme Harmonie ertragen müsse, um den Gesang natürlich zu haben, 2) daß kein Gesang mehr verdorben werden darfe, um die Harmonie richtig zu erhalten.

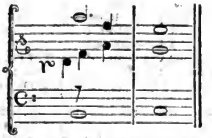
Diese Vermittelung, wo die natürliche Regeln der Harmonie, dem angenehmen ungezwungenen Gesange ohnbeschadet, immer können beybehalten werden, läßt sich am füglichsten bey solchen Uebelklängen anwenden, die, ihrer Wesenheit nach, frey sind, zu springen, oder ohne Vorbereitung einzutreten. Wir wollen auch mit den anderen Uebelklängen den Versuch anstellen, in wieweit die Austauschung statt finde. Wir setzen die Unterhaltungssiebente und ihre Austauschung die verminderte siebente, die siebente des siebenten Tones, die neunte, die eilfte, zum Beyspiele her:

Digitized by Google

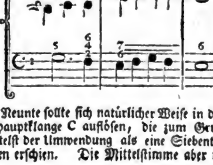
Die Unterhaltungsſiebente, die um das Gehör zu befriedigen, ins e fallen ſollte, wird von der Mittelſtimme abgenommen und ausgetauſcht.



Die verminderte Siebente des ſiebenten ſchlußfallmäßigen Tones der weichen Leiter wird von der Mittelſtimme abgenommen und in die Fünfte aufgelöſet.



Die kleine Siebente des ſiebenten Tones in der harten Leiter ſollte in die Fünfte g ſich auflöſen, dieſes geſchieht aber von der Mittelſtimme, die ſie der oberen abnimmt.



Die Neunte ſollte ſich natürlicher Weiſe in die Achte c zum Hauptklange C auflöſen, die zum Grundtone e vermittelſt der Umwendung als eine Siebente mit der Sechſten erſchien. Die Mittelſtimme aber tauſcht ſie aus.

Die Eilfte ſollte ſich natürlicher Weiſe in die Zehnte e zum Hauptklange c auflöſen, die zum Grundtone e vermittels der Umwendung als eine Neunte mit der Sechſten erſchien. Die Mittelſtimm aber tauſcht ſie aus.

In beyden letzteren Fällen, da dieſe zwey Uebelklänge nicht frey eintreten können, darf auch ihr Anſchlag in der Mittelſtimme nicht anderſt als ein Zwiſchenklang, das d zwiſchen e und c, das f zwiſchen g und e betrachtet werden.

Dieſe neue Entdeckung, die zwiſchen der Ausartung der Harmonie und der Trockenheit des Geſanges einen breiten Weg gebahnet, kann uns noch um ſo mehr vor einem ſo verderblichen Vorurtheile der unwiſſenden Muſikern ſchützen, wenn ſie glauben, daß man, um den einfachen Geſang beyzubehalten, ſich von den Ketten der ſtrengen Regeln losreiſſen, oder um die Harmonie richtig zu ſetzen, alle natürliche Melodien aufopfern müſſe.

Auſter, ſ. Südwind.

Auſterfiſch, Auſterfreſſer, iſt ein Fiſch, von dem wir weiter keine Nachricht haben, als welche uns Dampier davon gegeben hat, nemlich daß ſie ſich häufig an den Küſten der Inſel Timor aufhielten. Ihre Geſtalt gleiche dem Roßfiſch (Cavallis), und nähreten ſich von den Schaalthieren der daſigen Gegend.

Auſterfiſcherlaus, (*pediculus Haematopi*). Dieſes Inſect iſt die Quaal desjenigen Vogels, welchen man den **Auſterfiſcher** nennt. Es iſt ſo groß als ein Floh, und ganz eiſengrau. Der Kopf iſt rundlich, gewölbt. Der Hinterleib oval mit zehen überzwerchen Einſchnitten verſehen. Füße und Fühlhörner ſind ſehr kurz; der Bruſtſchild übraus enge, und an den Seiten des hinterſten Theils des Leibes ſitzen Härchen.

Auſtermann, Auſterdieb, (*Haematopus oſtralegus* Linn.) Meereliſter. Dieſer Vogel gehört unter die Sumpfvögel (grallae). Seine Größe iſt ohngefähr den Krähen gleich. Der Schnabel iſt gerade ohngefähr 3 Zoll lang, an den Seiten platt, vorn keilförmig, von Farbe roth; die Naſenlöcher ſind ſchmal und enge. An der Wurzel des Schnabels befinden ſich viele Zähne, vorne aber iſt er ungezahnt. Die Augen umgiebt ein rother Ring, der Regenbogen aber iſt gelbbraun. Unter den Augen befindet ſich ein kleiner weißer Fleck. Der Hals, der Kopf, der Rücken und die Kehle ſind ſchwarz, die Bruſt, der Bauch und der Hindern weiß. Die Schwungfedern der Flügel ſind auswärts ſchwarz, an der innern Hälfte weiß, ihre Deckfedern aber mit weiſſen Queerſtücken gezeichnet. Der Schwanz iſt kurz, halb ſchwarz und halb weiß. Die Füße ſind lang, geſchuppt, roth von Farbe, und haben nur dren kurze Zehen, welche nicht zuſammen hängen. Das Fleiſch dieſes Vogels iſt ſchwarz und hart, alſo wohl eben ſo wenig zum Eſſen dienlich, wie das Fleiſch der meiſten Sumpfvögel. Der Aufenthalt dieſes Vogels ſind die europäiſchen und americaniſchen Seekülten, wo er ſeine Nahrung in den

Digitized by Google

den Fiſchen und Conchylien beſtehet. Nach den Nachrichten des Herrn v. Linné gehört er zu den Zugvögeln, welche im Herbſt die nordiſchen Küſten verlaſſen und in wärmere Gegenden weichen.

Auſtern. (Conchylien) Der deutſche Name Auſter iſt nicht ſo ſprechend, als durch den Herrn von Linné der lateiniſche Name Oſtrea geworden iſt. Dieſer große Naturforſcher gab bey der Geſchlechtskennzeichen, die er ſeinen Oſtreis gab, daraus, daß die hieher gehörigen Muſcheln, 1) Ohren haben, 2) ungleiche Schalen, 3) kein gezahntes Schloß, ſondern nur ein Grübchen beſitzen müſſen. Nach dieſen Kennzeichen nahm er der Gattungen dieſes Geſchlechtes an, welche alle einerley Thier bewohnet: a) ſolche, welche gleichſeitige Ohren haben; b) ſolche, welche ungleichſeitige Ohren haben; c) ſolche, welche ſchiefe Ohren haben, und d) ſolche, welche eine rauhe und uneben Schale haben. Blos die letztere Gattung iſt das Auſterngeſchlecht der Alten, da die drey erſtern die Mäntel- oder Kammmuſcheln ſind, welche man ehedem nicht unter die Auſtern zehlte. Müller überſetzt das Wort Oſtrea durch Kammmuſchel und trägt dadurch meinen Theil auch zur Vermehrung der entſtandenen Verwirrung bey, da man nicht eine einzige eigentliche Auſter aufbringen kann, welcher dieſer Name gehörte. Martini und Meuſchen beſtimmen das Auſterngeſchlecht beſtimmter, wenn ſie darunter diejenigen Muſcheln verſtehen, welche ein unvollkommenes Schloß haben, ſomlecardines, und erſterer macht nun aus den blätterigten, den gefalteten und den figurirten Auſtern drey beſchriebene Gattungen. Nach dieſen Kennzeichen fallen freylich die ſo genannten flachgeſichten Auſtern, die ſonſt mit dem allgemeinen Namen der Lazarusklappen belegt, weg. Da der Conchyologe faſt kein beſtimmteres Merkmal an den Muſcheln, als das Schloß kennet, ſo können die Lazarusklappen nicht hieher gehören, weil ſie ein wahres Schloß mit eingreifenden Zähnen haben. Wie der Lithologe das Wort verſteinte Auſter zu nehmen pflege, wollen wir unten unter dem Namen Oſtraciten zeigen. Jetzo merke ich nur um der Vollſtändigkeit willen an, daß man am gewöhnlichſten ſolche Schalen hieher zehle, die uneben und rauh, und in ihrem Bau unregelmäßig ſind; und ſo gehören die Lazarusklappen ebenfalls unter die Auſtern. Der Lithologe muß freylich ſeinen eigenen Weg einſchlagen, weil er unter tauſend Beyſpielen kaum eins findet, an dem er die Beſchaffenheit des Schloſſes zuverläßig erkennen, und unter hundert Beyſpielen wieder kaum einen, welches er auf ein bekanntes Original zurückführen kann. Jetzo rede ich von den eigentlichen Auſtern, und ich werde dabey die gemeinen eßbaren Auſtern immer vor Augen haben, bey der Beſchreibung, die ich nun mittheile.

Die gemeine Auſter, die auch darum weil ſie häufig genoſſen wird, die eßbare Auſter, und vom Ritter Linné Oſtrea edulis genennet wird, hat eine ſchiefrigte Schaale, welche aus lauter Blätterchen beſtehet, die über einander liegen. Die Schale iſt von außen dick und unförmlich, mehrentheils abgerundet, inwendig aber weiß, glatt und glänzend. Die eine Schale, welche man gemeiniglich für die obere annimmt, iſt platt, die andere aber mehr bauchigt. Nach der Beſchaffenheit ihres Alters und mancher Gegenden ſind die Auſtern größer, oder kleiner, und ihre Schale ſtärker oder dünner. Die mehreſten haben von außen eine ſchwarzgraue Farbe, die in das Grüne ſpielt, andere aber ſind blau und aſchgrau, und noch andere röthlich. Sie haben kein eigentliches Schloß, ſondern nur ein muſculöſes Band, mit welchem aber das Thier ſeine Schale ſo feſt verſchlieſſen kann, daß man dieſelbe nur mit Mühe zu öfnen vermag. Sie ſind um ihres öftern Gebrauchs willen bekannt genug, und werden auch an den meiſten Ufern der Meere beſonders bey den Ausflüſſen der Ströme gefunden. Daher iſt in der Nordſee, in dem Ocean, und in dem mittelländiſchen Meere ein beträchtlicher Auſterfang vorhanden. Sie halten ſich gern auf den Oberflächen der Sandbänke auf, obgleich die größten viel tiefer in den Sand eingegraben ſind, doch hängen ſie ſich auch zuweilen an die Felſen, und nähern ſich dadurch der Gewohnheit ihres ganzen Geſchlechtes, daß ſie ſich gern an andere Körper zu hängen pflegen, und faſt gar nichts, was nur in der See beweglich, oder unbeweglich ſeyn kann, mit ihrer Gegenwart verſchonen. Das Thier was dieſe Schale bewohnt, ſo häufig wir es auch zu eſſen pflegen, ſo wenig glückt es den Naturforſchern, daſſelbe gründlich zu betrachten. Das Auſterthier öfnet ſeine Schale nicht ſonderlich weit, und läßt uns nur auſſer ſeinem Arm und den Franzen nicht viel ſehen. Daher kommt es, daß die Naturforſcher dieſes Thier nicht ganz auf gleiche Art beſchreiben. Argenville ergrif den ſicherſten Weg, da er von der obern Schale den Theil ablöſete, der nicht an die Sehne befeſtiget war, um dadurch das Thier zu einer nähern Betrachtung ganz zu ſchonen. Nun fand er an der Auſter, die er auf dieſe Art genau betrachten konnte, alle Theile, die den übrigen Schaalthieren eigen ſind, Ohren, einen Mund, ein weiches Herze hartes Stück Fleiſch, das zur Befeſtigung des Thiers in ſeiner Schale dient, einen Magen, Lippen, Saugrüſſel, ein Gekröſe, eine Leber, einen bis zur Abführungsröhrung reichenden Darm, Lungenbläſter und ein Herz. Dieſes Thier, das wegen ſeiner Schwere immer unbeweglich liegen bleibt, öfnet ſeine Schale höchſtens nur einen Zoll weit, damit es Othem hole, durch ſeinen Saugrüſſel Waſſer ſchöpfe, und die nöthigen Nahrungsmittel zu ſich nehme. Es nimmt nur mit ſeinem obern Theile einige Bewegung vor, der untere iſt immer unbeweglich und vertritt die Stelle eines Widerſtehungspunctes. Ihr Mund öfnet ſich zwiſchen den Ohren, und iſt mit zwey groſſen Lippen, die mit Saugrüſſeln verſehen ſind, eingefaßt. Hierdurch wird eine Art einer durchſichtigten harten Krauſe gebildet, welche die inneren Wände beyder Schalen auf beyden Seiten bekleidet. Der Darm iſt länger als bey andern Conchylienthieren, und dadurch kann dies Thier viel Waſſer einſaugen und aufbewahren, und das iſt auch die Urſache, warum die Auſter auſſer dem Waſſer wenigſtens einen Monat leben kann, zumal wenn ſie in einem kühlen Keller aufbewahret wird. Ihre Zeugungsglieder ſind ſchwer zu entdecken. Ihrer vier Lungen bedienet ſie ſich, ſich einer gewiſſen überflüßigen Feuchtigkeit zu entledigen und friſche Nahrung zu holen. Die Nahrung der Auſter iſt der Saft gewiſſer kleinen Thiere, Pflanzen, und gewiſſe Körner von einer ſchlammigten Erde. Die Auſter hat ein weiches Fleiſch und eine weiſſe Haut, in welcher eine gelbe und dunkelbraune Materie enthalten iſt, vielleicht ſind das die Eingeweide der Auſter. Herr von Argenville behauptet, daß vermuthlich aus dieſer dicken zuſammengeronnenen Materie derjenige milchigte Saft gebildet werde, wodurch die Auſter ihren Saamen bereitet und ihr Geſchlecht fortpflanzet. Ueber dieſe Zeugung und Fortpflanzung der Auſtern haben die Gelehrten mancherley Gedanken gehabt. Ob die Auſter befruchten und befruchtet werden könne? oder ob ſie ohne Befruchtung ihres Gleichen zeuge? Das ſind Fragen, darüber uns die Natur ihre

geheimen Werkstätte noch nicht geöffnet hat. Fast scheinet das erste unmöglich zu seyn, und fast sind wir überzeugt zu glauben, daß sich die Auster ohne Befruchtung fortpflanzen könne. Es ist entschieden, daß Aristoteles Hist. animal. Lib. V. cap. 15. unrecht hat, wenn er den Ursprung der Austern aus dem Unflath der sich in dem Grunde des Meeres aufhält, herleitet, und nur aus diesem Grunde behauptet, daß unter den Austern weder Männchen noch Weibchen sey. Denn so weit haben es die Naturforscher in ihren Beobachtungen gebracht, daß die jungen Austern aus Eyern entstehen, und daß sie ihre Schale sogleich mit aus dem Ey bringen, ja daß die Schale schon nach 24 Stunden, nachdem die alte Auster gelaicht hat, in dem Ey beobachtet werden könnte. Dennoch gehöret die Auster nicht unter die lebendig gebährenden Conchylien, weil sie Eyer legt, alsdann erst die Jungen Schalen bekommen, und nun aus ihren Eyern hervorkriechen. Aber wie entstehen diese Eyer? Ich habe oben gesagt, daß sie Argenville von einer gewissen Feuchtigkeit herleitet, die sich in dem Eingeweide der Auster befindet. Dieser milchigte Saft, sagt er, nimmt durch verschiedene Grade des Wachsthums zu, ehe die beyden Schalen der jungen Brut, die mitten in den Eyern liegen, darinnen sichtbar werden. Diese Eyerchen hängen sich in den Bart, oder die Franzen der Auster, wo sie nach und nach ausgebrütet, und endlich noch in einer unendlich kleinern Gestalt, durch die Bewegung der Franzen zur Schale herausgeworfen werden. Diese Eyer hängen sich entweder an die alte Auster selbst, oder sie stürzen in die See, wo sie sich an die Klippen, oder andere Körper hängen, und nach einigen Jahren so gewachsen sind, daß man sie genießen kann. Oft finden die Austerfischer alte eßbare Austern, die ganz mit jungen besetzt sind. Die Fruchtbarkeit der Austern muß erstaunend groß seyn, denn wenn wir bedenken daß die Krebse, die Seesterne und die Polypen denen jungen Austern sehr nachstellen, denen sie ein Leckerbissen sind, und daß gleichwohl viele tausende jährlich vertheilet werden, so müssen sie sich in grosser Anzahl vermehren. Die Zeit wenn die Austern laichen wird von den mehresten in den May, von wenigern in den Junius gesetzt. Es ist falsch, wenn einige vorgeben, daß man in dieser Zeit wenig Austern finde, weil sie ihre Eyer in dem Abgrund der See abzulegen pflegten. Das aber ist richtig, daß man die Austerfischeren vom May bis zum August einstellet, ja gar in Spanien und andern Orten durch Landesherrliche Befehle einstellen muß. Man hat dabey zwey Absichten: Erstlich sucht man auf diese Art die Zerstöhrung der jungen Brut zu hindern. Zernach ist auch die Auster in diesen Monaten krank, folglich ungesund und unschmackhaft. Das merkwürdigste dabey ist dieses, daß man die Austern zur Laichzeit voller kleiner rother Würmer findet, die man zu einer andern Zeit bey ihnen entweder gar nicht, oder wenigstens seltener findet. Die Naturforscher haben gefragt; wozu die Gegenwart dieser kleinen rothen Thierchens? Löwenhoek, Hartsöker, Deslandes, Argenville und mehrere haben es durch Versuche erwiesen, daß sie zur Beförderung der Geburt vieles beytragen, und Argenville behauptet gar, daß sie die Austereyer befruchteten. Wenn man dieses auch gleich nicht zuverläßig beweisen kann, so thut es doch ein Versuch des Deslandes dar, daß sie den Austern zur Geburtshülfe unentbehrlich sind. Er nahm weibliche Austern, die mit solchen Würmern angefüllt waren, setzte sie in ein Gefäß mit Wasser und sahe bald eine zahlreiche Nachkommenschaft zu seinem wahresten Vergnügen. In ein ander Gefäs brachte er Austern von denen er alle rothe Würmer entfernte; sie laichten zwar, aber es sahe keine junge Brut. Die Austern führen zu der Zeit auch weisse glänzende Würmer bey sich, die aber zu einem andern Endzweck vorhanden zu seyn scheinen. Will man sich von ihrem Daseyn überzeugen, so muß man frisch eingelegte Austern wählen, sie an einem finstern Orte, doch ohne Gewaltthätigkeit öfnen, und sie nachgehends wider einen harten Gegenstand z. B. auf den Fußboden einer Küche werfen, da dann ein Feuer wie Funken herumspringt, dessen lebhafter Glanz aber bald verschwindet. Wenn man einige von diesen Würmern aufhebt, so bemerket man an denselben eine leuchtende Eigenschaft, die 6. oder 7. Minuten dauert. Da man unterdessen nicht allemal so glücklich ist, solche mit Würmern erfüllten Austern zu entdecken, so kann es freylich vielen fehlschlagen, dieses eigne Schauspiel zu sehen. Daß es inzwischen mehr leuchtende Schalthiere giebt, hat Herr Adanson in seiner Reise nach Senegal erwiesen. (Brandenburg 1773. S. 149. f.)

Da die Austern eine so gewöhnliche Speise der Grossen und der Reichen sind, so hat man auch an allen denen Oertern, wo sich eßbare Austern aufhalten, sogenannte Austerfischereyen angelegt, welche in England unter der Gerichtsbarkeit der Admiralität stehen. Man fängt sie entweder mit schweren Netzen, oder mit einer Art von Schaufel an welcher ein Kasten angebracht ist, in der That ohne große Mühe. Da, wie ich schon oben bemerkt habe, oft auf einer alten Auster viele junge sitzen, so werden diese mit einem Messer sorgfältig abgeschoben, und zum künftigen Gebrauche in die See zurück geworfen. Eine ganz ungewöhnliche Art Austern außer dem Wasser zu fangen ist auf den antillischen Inseln, und wie Childrey sagt, ohnweit Plymouth üblich. Man findet sie dort auf den Bäumen, und zwar oft so häufig, daß die Aeste davon brechen. Wenn das räthselhaft und ungläublich scheint, dem sagen wir, daß bey stürmischem Wetter, das Meer sehr weit in das Land hineinstreicht, und die Austern, die es mitgeführet hat, auf Bäumen und Sträuchen absetzet, wo sie sich anhängen, und nur von den Einwohnern gefunden und abgelesen werden. Man bringet die Austern auf verschiedene Art zu uns: 1) frisch in ihren Schalen; 2) frisch ausgestochen und mit ihrem eignen Wasser in Fäßgens gelegt; 3) eingemacht, wo sie mit Salz, Pfeffer, Lorbeerblättern u. dgl. in Fäßchen eingelegt sind. Die Austern sind für grose und reiche Personen ein Leckerbissen, doch darf man diese Art des Luxus nicht unter die neuen Erfindungen der Menschen rechnen. Schon die Römer aßen die Austern gern und wählten erstlich die, aus dem Lukrinischen See, dann die von Brindisii, und zuletzt die aus dem atlandischen Meere. Sie fiengen ihre Gastmahle mit Austern an, beschlossen auch dieselben damit, ja nicht selten tractirten sie mit blosen Austern. Die Schriftsteller erzählen, daß einige ihrer Gäste bis auf hundert Stück essen konnten, eine Kunst, die ihnen die Holländer und Engländer ja sogar einige Deutsche nachthun können. Man sagt allgemein daß sie roh besser zu essen und für den Magen gesünder wären, als gebraten. Unterdessen hat es auch solche gegeben, welche von den Austern entweder nicht vortheilhaft sprachen, oder sie wenigstens nicht achteten. Seneca, der keine Austern essen wollte, weil er in ihnen nichts nahrhaftes zu finden glaubte, redete eben nicht allzuvortheilhaft von ihnen; und die Gesinnungen des Cicero wird man leicht errathen können, wenn man an seinen Ausspruch gedenkt, ich kann auch ohne Austern leben.

Digitized by Google

In dem Königreich Siam sind zwar die Austern sehr gemein, aber die Siamesser essen sie nicht; sie geben sich nicht einmal die Mühe, sie für diejenigen, die sie essen möchten von den Felsen wegzunehmen; wer sie geniessen will, der muß sie selbst holen. Auch die Fremden, die sich ihrer Handlung wegen in dem Königreich Siam aufhalten, essen selten davon. Johann Dedmann sagt in den Abhandlungen der königlich Schwed. Acad. der Wissenschaften, daß man dreyerley Arten eßbarer Austern habe. 1) Thonaustern, welches die allerschlechtesten und kleinsten sind. 2) Sandaustern, die man vom Seeboden aufsichet, die etwas besser und manchmal so groß sind als die Bergaustern, aber weder guten Geschmack noch festes Fleisch haben. 3) Bergaustern, von welchen es wieder zwey Arten giebt. Diejenigen welche nördlich und nordöstlich hängen, sind die besten, ganz gelb und groß. Aber die gegenüber in Süden, Südwesten und Osten sitzen, sind wohl groß, wie die andern von aussen anzusehen, aber mager. Die Ursache ist, daß die ersten, die unter dem Winde liegen, von den brausenden Wellen der See nicht beunruhiget werden, die letztern aber unaufhörlichen Sturm und Wetter ausstehen müssen. Die Austern die sich in Gräben, Canälen und andern stehenden Wassern am Meer aufhalten, werden für die besten gehalten, das ist die Ursache, warum ausser den englischen Colchester Austern mit kleiner dünner Schale, die grünen Austern, welche die Holländer *Groenbartjens*, Grünbärter nennen, für die besten gehalten werden. Um dergleichen grüne Austern zu bekommen, setzen die Austerscher dieselben am Ufer des Meers in drey Fuß tiefe mit Pallisaden verwahrte Gräbens, welche nur zu gewissen Zeiten von dem Meer überschwemmet werden, und dieser Kunstgriff soll die Austern überaus schmackhaft machen. Allein andere erzählen die Sache wahrscheinlicher also: die Fischer setzen in diese mit Pallisaden verschanzte Gräben junge Austern, damit sie alsdann einen hinlänglichen Vorrath von guten und schmackhaften Austern fangen können.

Ausserdem, daß die Austern für manche Mäuler verderbissen sind, so werden sie auch von manchen Völkern in der Haushaltung genützt. Wenn gleich die englischen Sätter nicht unter die gemeinen ebbaren Austern gehören, so kann ich doch bey dieser Gelegenheit nicht umhin anzumerken, daß die Chineser dieselben in viereckigte Täfelchen schneiden, und sie zu Fensterscheiben machen. Von Holland aus treibt man einen ansehnlichen Handel mit den zu Kalk gebrannten Austerschalen, und einige behaupten, daß sich die Türken nach einer gewissen Zubereitung derselben, zur Färberey des türkischen Garnes bedienten. Daß man auch die Perlenmutteraustter zu allerley künstlichen Arbeiten anwende, wer weis das nicht? die Siamesser reinigen den obern Theil dieser Auster mit Essig, oder Citronensaft, und sägen hernach diese Schalen ab, um daraus allerley Arbeiten zu verfertigen. Ja man pflegt auf diese Schalen allerley Bilder zu graben, davon Seba im III. Bande seines Thesauri schöne Beyspiele hat abstechen lassen. So gemein inzwischen die ebbaren Austern sind, so hebt man sie in den Cabinetten gleichwohl auf, wählt aber freylich diejenigen, welche vorzüglich schön sind. Von der Art sind im Knorr Th. III. tab. 24. fig. 2. tab. 25. fig. 2. einige Zeichnungen, dergleichen auch im Lister animal. tab. 4. fig. 26. Baster opuſc. Th. I. tab. 8. fig. 8. 9. vorkommen. Die ebbare Auster mit dem Thier hat Argenville in der Zoomorphose tab. 5. fig. A. abgebildet.

Das Geschlecht der Austern fasset viel mehr Gattungen in sich, als die einzige eßbare Auster, die ich nun ausführlich beschrieben habe. Mit der Beschreibung der übrigen Gattungen kann ich desto kürzer seyn, weil sie mehrentheils unter andern Namen bekannt sind, und unter ihren bekanntern Namen beschrieben werden müssen. Indessen muß ich doch die Gattungen anführen, welche die Schriftsteller mit den Namen der Austern belegen, und ich werde dabey zugleich den Namen anführen, wo man die ausführliche Beschreibung erwarten kann. Das Geschlecht der Austern ist freylich sehr groß und weil sie nicht allein überhaupt einen ganz unregelmäßigen Bau haben, sich in seinen Gattungen nicht ganz gleich. Sie häufen sich nicht nur unter sich selbst oft in großen Gruppen zusammen, sondern setzen sich auch nicht selten auf andere Körper, und richten sich daher nach demselben bey ihrem Bau. Daher haben die Schriftsteller manche Austern blos nach ihren Farben benennen können, wodurch aber die Terminologie ziemlich zweydeutig geworden ist. Andere zum Austergeschlecht gehörige Körper sind unterdessen in ihrer Figur bestimmter, und diese haben ihre eigenen Gattungsnamen erhalten, die sie auch wirklich verdienen, und manche z. B. das Vögelchen, der englische Sattel, der polnische Hammer, um ihrer Seltenheit und großen Kaufpreises willen doppelt verdienen. Hier ist die Anzeige der gewöhnlichsten Austern nach deutschen Benennungen.

1) Die Bernsteinauster, *Anomia electrica* Linn. Rumph tab. 47. fig. L. Knorr Th. V. tab. 25. fig. 6. s. Bernsteinauster.

2) Die citrongelbe Auster. Dieser gedenket Argenville, sagt aber von derselben weiter nichts, als dieses, daß sie blätterigt und citronfarbig sey: daß die eine auf einer Madrepore sitze, die andere aber mit Seekulpen besetzt sey. Vermuthlich gehöret sie unter diejenigen Austern, welche in ihrem Bau unregelmäßig sind, und blos durch ihre Farbe von andern unterschieden werden können.

3) Die dickschalige Auster, dieses ist der gewöhnlichste Name, alle Austern zu belegen, welche ausser einer vorzüglich starken Schale sonst nichts characteristisches haben. Man bezeichnet aber auch wohl mit diesem Namen die größte unter allen Muscheln, die sonst unter den gewöhnlichern Namen der Vaternoahmuscheln bekannt sind. s. Noahmuschel.

4) Die eßbare Auster, *Ostrea edulis* Linn. Das ist diejenige, die ich vorher ausführlich beschrieben habe.

5) Die flache und glatte Auster. Diese Benennung ist beym Argenville ein ganzes Geschlecht der Austern; wodurch er diese Austern von den blätterigten, den stachlichten und dergleichen Austern unterscheidet. Er rechnet dahin die schuppigte gemeine Auster, die grüne Auster, die ostindische Auster, die Perlenmutterauster, den englischen oder polnischen Sattel, die Bernsteinauster, das Vögelgen u. dgl. Dadurch daß er sie glatt nennet, leugnet er ihren schuppigten Bau gar nicht, den alle Austern haben müssen, sondern er setzet das Glatte dem Blätterigten, Stachelichten u. dgl. entgegen. Wenn wir nach der Beschaffenheit des Schlosses urtheilen, so gehören die stachelichten Austern, die wir unter dem nähern Namen der Lazarusklappen kennen, nicht unter die Austern, weil sie ein wahres Schloß haben. Nach der Beschaffenheit der Schale und des Schlosses zugleich getheilet, behielten wir nach der Argenvilischen Methode nur zwey Geschlechter, schuppigte und blatterigte Austern, man könnte mit ihm der Hahnenkämme wegen noch ein drit-

tes Geſchlecht feſtſetzen, und dieſes die gefalteten Auſtern nennen.

6) Die gedrehete Auſter, *Arca tortuoſa* Linn. Knorr Th. I. tab. 22. fig. 3. Rumph tab. 47. fig. K. Klein tab. 8. fig. 16. Gualtieri tab. 95. fig. B. 2. Argenville tab. 19. fig. I. ſ. Haſpelduplett.

7) Die gemeine Auſter, *Oſtrea edulis* Linn. iſt die von mir vorher beſchriebene eßbare Auſter.

8) Die gezackte Auſter, *Spondylus gaideropus* L. Knorr Th. V. tab. 9. fig. 1. tab. 13. fig. 1. Th. VI. tab. 9. fig. 1. Rumph tab. 47. fig. E. Klein tab. 8. fig. 23. Gualtieri tab. 99. fig. E. F. G. tab. 101. fig. A. B. Argenville tab. 20. fig. I. K. ſ. Lazarusklappe.

9) Die große gefaltene Auſter, *Mytilus hyotis* Linn. Knorr Th. I. tab. 29. fig. 1. Rumph tab. 47. fig. C. Argenville tab. 20. fig. F. ſ. Hahnenkamm.

10) Die kleine gefaltene Auſter, *Mytilus criſta gallis* Linn. Knorr Th. I. tab. 29. fig. 2. Th. IV. tab. 8. fig. 3. tab. 10. fig. 3. 4. 5. Th. V. tab. 16. fig. 1. tab. 17. fig. 1. 2. 3. Rumph tab. 47. fig. D. Gualtieri tab. 104. fig. E. Argenville tab. 20. fig. D. ſ. Hahnenkamm.

11) Die grüne Auſter, iſt eine bloße Abänderung der vorherbeſchriebenen eßbaren Auſtern, welche denen, die Auſtern zu eſſen pflegen, vorzüglich ſchätzbar iſt.

12) Eine kleine beſondere Auſter. Dieſer wird in den Beſchäftigungen der Geſellſch. naturforſch. Freunde zu Berlin Th. III. S. 429. gedacht, aber nichts weiter von ihr geſagt, als daß zu Tranquebar in den kleinen Pfianzen eine große Menge von einer ganz kleinen flachen Art Auſtern gefunden werde. Weiter kann ich von ihnen keine Nachricht geben.

13) Die ockergelbe Auſter. Regenfuß Th. I. tab. 4. fig. 44. ſ. Lazarusklappe.

14) Die oſtindiſche Auſter. Dieſer gedenket Argenville, ſetzt ſie bey die eßbaren Auſtern, ſagt aber weiter nichts von derſelben. Vermuthlich iſt dies die eßbare Auſter, wie ſie in Oſtindien geſiſchet wird, und gehört unter diejenigen, die ich vorher ausführlich beſchrieben habe.

15) Die papuiſche Auſter, *Oſtreum papuanum* Bon. *Arca tortuoſa* Linn. ſ. Num. 6. und Haſpelduplett.

16) Die Perlenmutter-Auſter, *Mytilus margavitiferus* Linn. Knorr Th. II. tab. 24. fig. 1. Th. IV. tab. 18. fig. 1. Rumph tab. 47. fig. F. Gualtieri tab. 84. fig. E. F. G. Argenville tab. 20. fig. 8. ſ. Perlenmutterauſter.

17) Die pfannenkuchenförmige Auſter, *Oſtrea ephippium* Linn. Knorr Th. V. tab. 29. fig. 1. Rumph tab. 47. fig. B. Gualtieri tab. 104. fig. B. Argenville tab. 19. fig. C. Müller Naturſyſt. Th. VI. tab. 13. fig. 1. ſ. Engliſcher Sattel.

18) Die Sattelauſter, iſt ein Name der vorhergehenden.

19) Die mit blätterigten Schuppen überzwerg beſetzte pomeranzenfarbige Auſter. Regenfuß Th. I. tab. 9. fig. 30. ſ. Lazarusklappe.

20) Die reiſige Auſter, *Oſtrea folium* Linn. Knorr Th. I. tab. 23. fig. 2. Rumph tab. 47. fig. 8. Klein tab. 8. fig. 22. Gualtieri tab. 104. fig. A. Argenville tab. 19. fig. D. F. ſ. Lorbeerblatt.

21) Die Seryauſter, iſt ein Name der vorhergehenden.

22) Die ſtachlichte Auſter, *Spondylus gaideropus* Linn. ſ. oben N. 8. und Lazarusklappe.

23) Die Steinauſter, *Chama Lazarus* Linn. Knorr Th. I. tab. 8. fig. 1. Th. III. tab. 6. fig. 1, Th. V. tab. 14. fig. 1. Regenfuß Th. I. tab. 4. fig. 48. tab. 9. fig. 34. Rumph tab. 48. fig. 3. Argenville tab. 20. fig. K. ſ. Felſenduplett.

24) Die Stockauſter. Rumph tab. 46. fig. O. Klein tab. 8. fig. 17. ſ. Felſenduplett.

Das ſind die Muſcheln, welchen die Schriftſteller den Namen der Auſtern gegeben haben, welcher ihnen aber, wenn wir die Eintheilung der Muſcheln von dem Schloſſe hernehmen, nicht allen durchgängig gehört. Inzwiſchen muß man doch dieſe Namen wiſſen, wenn man die Schriftſteller verſtehen will. Hingegen werden nun auch einige Conchylien zu den Auſtergeſchlechte, oder zu den Muſcheln mit unvollkommenen Schloſſe gerechnet, welche den Namen der Auſtern nicht führen. Es ſind folgende:

25) Der pohlniſche Hammer, *Oſtrea malleus* L. Knorr Th. III. tab. 4. fig. 1. Rumph tab. 47. fig. H. Klein tab. 8. fig. 10. Gualtieri tab. 96. fig. D. E. Argenville tab. 19. fig. A. Müller Vl. Th. tab. 12. fig. 2. Seba Th. III. tab. 91. fig. 4. tab. 93. fig. 1. ſ. Creuzmuſchel.

26) Das Vögelgen, *Mytilus hirundo* Linn. Knorr Th. IV. tab. 8. fig. 5. Th. V. tab. 10. fig. 1. 2. Gualtieri tab. 94. fig. A. B. Argenville tab. 19. fig. B. ſ. Vögelgen.

27) Das Füllhorn, *Chama gryphoides* Linn. Gualtieri tab. 101. fig. F. G. I. ſ. Füllhorn.

28) Die Zwiebelſchalen oder Fenſterladen, *Anomia ephippium* Linn. Argenville tab. 19. fig. C. Müller Vl. Th. tab. 12. fig. 3. ſ. Fenſterladen.

Nun ſollte ich auch die verſteinten Auſtern beſchreiben, da ſie aber in der Lithologie den gewöhnlichen Namen der Oſtracitern führen; ich auch, wie die vorhergehende Liſte natürlicher Auſtern darthut, manches Original zu dieſen Verſteinerungen noch beſchreiben kann: ſo will ich dieſe Arbeit bis dorthin verſparen, ſ. Oſtraciten.

Auſterkuchen, (*Oeſter Kooks*), iſt eine von getrockneten Auſtern und Mehl gemachte Compoſition, ſo in England beſonders Mode iſt, es hält ſich ein ganzes Jahr, und macht alle Speiſen angenehm und ſchmackhaft. Wenn man einige Loth davon mit Butter, Weinzitronenſaft eine Viertelſtunde kocht, ſo kann man es zur Sauce an Gebratenes und Gekochtes brauchen.

Auſterpatelle, eine Conchylie, die Herr Hofrath Walch (im Naturforſcher St. X. S. 79. und tab. 1. fig. 5.) zuerſt beſchrieben und abgebildet hat. Sie iſt nur von mittlerer Größe, und gehöret unter die ſogenannten Pantoffele, d. i. unter die ovalen und flachen Patellen, welche eine übergehende Klappe haben, und dadurch auf ihrer untern Seite die Form eines zugeſpitzten Pantoffels bekommen. Die kleinern Auſterpatellen ſind etwa ſechs, die größern zehn Linien lang, alle aber mehr oval als rund. Auf der äuſſern Schalenfläche ſind erhabene ſtachlichte Streifen, die ſich vom Wirbel nach dem gegenüberſtehenden Rande zu ziehen. Dieſe ſtachlichte Streifen ſind aus lauter ſtark gebogenen Schuppen gebildet. In der Farbe ſind ſie einander nicht gleich. Einige ſind von weiſſer, andre von röthlicher und braunröthlicher Farbe, und noch andre haben auf weiſſen Grund hellbraune Strichſtecken. Der Wirbel iſt bey ihnen allezeit auf die linke Seite ſtark gekrümmet und gebogen. So ſtark er aber auch gekrümmt iſt, ſo bildet er doch nie eine vollkommene Spiralmündung, ſondern endigt ſich in eine kuglicht ſtumpfe Spitze. Der innere Theil iſt nicht bey allen gleich ſtark verſieht, bey

Digitized by Google

einigen mehr, bey andern weniger. Eine etwas vertieft liegende Klappe deckt die innre Schalenfläche fast bis auf die Hälfte. Die aus Schuppen gebildeten Stacheln haben ihr den Namen der stachlichten Austerpatelle mit Recht erworben. Mit dieser darf man zwey andre stachlichte Patellen nicht verwechseln. Die eine beschreibt Herr Walch am angeführten Orte ebenfalls, und bildet sie tab. 1. fig. 6. ab. Sie hat keine Klappe und gehört also nicht unter die Pantoffeln, ihr hackenförmiger gekrümmter Wirbel liegt nach der rechten Seite zu, man könnte sie also zu den Linksschnecken zählen, sie ist völlig rund dickschalig, hat weit mehrere und dichtere gebogene Stachelschuppen als die vorhergehende, die aber bey dieser nicht so regelmäßig stehen, als bey jener. Sie hat eine schmutzigweisse Farbe. Die andere ist, die kleine kammmuschelförmige Napfschnecke, die gelbliche und schwarzbunte (oder schwarze) Mütze mit körnigten Streifen. Martini tab. 12. fig. 115. 116. Sie hat ganz die Form einer Kammmuschel, aber sie hat ebenfalls keine Klappe, sondern sie ist inwendig ganz hohl. s. Mütze.

Austerschalen (medicinisch). Die Apothekerpräparate, die man unter dem Namen Muscheln findet, sind nichts anderst als die gereinigten und auf einem Reibstein mit Wasser fein geriebene Schalen der Austern. Man findet zweyerley Arten von präparirten Austerschalen. Die eine Art ist blos fein gerieben und getrocknet, die andere ist mit Citronensaft gesättiget. Man gießet nemlich auf die gestossene Austerschalen eine hinlängliche Menge dieses Saftes, welcher als eine Säure ein starkes Aufbrausen verursachet. Sind nun die Muscheln gehörig gesättigt, so werden sie getrocknet und unter dem Namen Conchae citratae aufgehoben. Die Heilkräfte der ohne Säure bereiteten Austerschalen sind blos absorbirend und ihr Gebrauch ist oben im Artikel absorbirende Mittel schon erklärt worden. Die mit Citronensäure gesättigte Muschelschalen hingegen haben die absorbirende Kraft größtentheils verloren, sind aber dagegen auflösender oder eröfnender, von welcher Kraft ebenfalls der besondere Artikel nachzusehen ist.

Austerstein, s. Ostracites.

Austheiler, heißt überhaupt die Bestimmung desjenigen Beytrages, den jedes Glied einer Gesellschaft zu einem gewissen Ganzen entrichten soll. Man bedienet sich dieses Wortes insbesondere bey der Steuer- oder Schazungeumlage. s. diesen Artikel.

Austheiler, heißt derjenige Bergofficiant, welcher die Ausbeute und Ueberschuß einem jeden Theilhaber der Gewerkschaft, gegen dessen Quittung und Unterschrift des Ausbeutzettels bezahlt. Er ist verbunden hierüber ein richtiges Ausbeutbuch zu führen, und empfängt dagegen von jedem Gulden einen Theil, oder gewisses pro Cent Austheilergebühren; dagegen muß er für die Richtigkeit seiner Berechnung und gemachten Austheilung stehen, darf auch nur an den Gewerken selbsten, oder dessen richtige Vollmacht und schriftliche Anweisung zahlen, und ist schuldig alles Versehen ohne Behülf aus seinen eigenen Mitteln zu entrichten.

Austheiler, *Ichneumon praeyrator*. Eine von denen einheimischen Schlupfwespen, welche ihre Eyer in die Raupen legen, und als Maden sich von dem Eingeweide derselben nähren, bis sie ihre gehörige Größe erreichet, und zu ihrer Verwandlung herauskriechen. Gegenwärtige Schlupfwespe wohnt als Made in der Larve des Ringelfüßes (*phalaena falcula*) und gehört in die Ordnung derer, welche ein mit dem Brustschild gleichfarbiges Schildlein und ganz schwarze borstenförmige Fühlhörner haben. Uebrigens hat unsere Gattung einen länglichen aber stumpfen Leib, und ist bis auf die Füße, welche gelb sind, ganz schwarz. Ihre Fühlhörner haben kaum die Länge des ganzen Körpers.

Austheilung der Gemächer, (Baukunst). Hierunter verstehet der Deutsche die Eintheilung und Zusammenordnung der Theile eines Gebäudes oder der in solchem erforderlichen Gemache. Vitruv begreift solche unter Distribution, und nennt sie eine richtig und wirthschaftliche Anwendung der Baumaterialien und des Platzes nach den Umständen desjenigen, der den Bau aufführen läßt. Er unterscheidet sie gar wohl von der Disposition, welche er eine geschickte Stellung aller Theile und Gemache eines Gebäudes nennt, daß sich jedes an dem Ort befinde, an welchen es seiner Eigenschaften gemäs gehöret. Die Lehre von Austheilung der Gemächer, ist in den Anweisungen zur Baukunst, zumal in solchen, die sich in Anfangsgründen der sämmtlichen mathematischen Wissenschaften befinden, sehr nachläßig abgehandelt worden, so sehr sie auch mit unter die wesentlichsten Absichten der Baukunst gehöret. Suecov und Lambert haben sich hierinn mit gutem Erfolge einige Mühe gegeben, um die Austheilung der Gemache nach Gründen und Absichten zu bestimmen. Es sind diese die in dem Gebäude vorzunehmende Verrichtungen, oder die Bestimmung des Gebäudes derselben, die in dem Lande, in welchem man bauet übliche Art zu leben und zu wohnen, die Lage des Gebäudes gegen den Himmelsgegenden, oder gegen den benachbarten Häusern und der Gassen oder Straße selbst, die Höhe des Gebäudes, die Größe der Zimmer, die Schönheit, Pracht und Weitläuftigkeit, welche man dardurch zeigen will, die bequeme Anlag der Zimmer und vortheilhafteste Nuzung des Raumes, und endlich gar, der Eigensinn und Eigendünkel des Bauherrn, dem man sich unterwerfen muß. Die Austheilung der Gemache ist vor einen Minister anders als vor einen Prediger, vor solchen anders als vor einen Rathsherrn und vor solchen anders als vor einen Professionisten nöthig. Ein Gasthof, ein Kaufmannshaus, ein Brauhaus, ein Beckerhaus, ein Böttgerhaus, jedes hat seine eigene Austheilung, und jedes Gewerb erfordert beynahe eine veränderte Anlage der Gemache eines Gebäudes, wenn solches mit Nuzen und Bequemlichkeit des Besizers bewohnt werden soll. Die Lebensart eines Landes verändert die Austheilung der Gemache vielfältig. In Städten wohnt man aus Mangel des Raums in vielen Stockwerken übereinander, auf dem Lande aber nicht. In einigen erhalten die Säle ihre Lage im untern, in andern im mittlern und in noch andern im obersten Geschoß. Gewisse Gemache eines Gebäudes fordern ihre Anlage in dem untersten Geschoß, andere gegen dem Hof, und noch andere an diesem oder jenem Zimmer. Die schöne Austheilung verlangt zur Größe des Gebäudes wohlproportionirte Gemache. Hierwider findet man sehr häufige Fehler in allen Arten von Gebäuden. Diese häufigen Fehler kommen daher, weil die Baumeister bey dem Entwurfe ihrer Gebäude meistens auf eine der Natur der Sache zuwider laufende Weise verfahren. Anstatt die Theile ihres Gebäudes nach dem Ganzen zu proportioniren, so fangen sie an den gemachten Entwurf von den Theilen in Ordnung und in eine gewisse Symmetrie zu bringen. Gefällt ihnen einmal der Entwurf, so bekümmern sie sich nachher nicht sehr darum, ob das Verhältniß im Ganzen so genau beobachtet ist. Etwas zu viel oder zu wenig kommt nicht sehr bey ihnen in Betrachtung, weil sie wohl

Digitized by Google

wissen, daß das Auge die Harmonie nicht so scharf beurtheilet, als das Ohr. Man müßte von Rechtswegen zuerst die drey Maasen des Platzes, welcher bebauet und verziert werden soll, bestimmen; und alsdenn die Anordnung darnach einrichten. Allein diese Methode macht dem Baumeister mehr zu schaffen, sie vermehrt die Mühe der Ausführung der einzelnen Theile, erfordert mehr Wissenschaft und geht nicht so geschwind von statten. Man wählt einen kürzern Weg. Daher kommt es aber auch, daß den den meisten Gebäuden das Ganze lange nicht die Wirkung thut, die es thun sollte. Man merkt, daß den Gebäuden etwas fehlt, ohne zu wissen, wo es steckt. Bey genauer Untersuchung würde man finden, daß dieser Fehler, dessen Ursache man nicht gleich entdeckt, in den falschen Verhältnissen zu suchen sey. Dieses alles hat mit der besten Anlage der Zimmer und vortheilhaftesten Nuzung des Raums nichts zu thun, sondern lenket vielmehr davon ab, inzwischen fällt dieses Problem bey burgerlichen Gebäuden am meisten vor, besonders in Städten, wo man sehr auf den Raum zu sehen hat. Der Hauptumstand, der dieses Problem merklich einschränkt, ist, daß jedes Zimmer das Tageslicht nicht von oben herunter, sondern durch die an den Seiten angebrachten Oeffnungen, die man Fenster nennt, erhalten muß. Denn sonst würde es ein leichtes seyn, jeden viereckichten Raum nach Belieben in kleinere Quadrate oder Rectangel zu theilen. So aber müssen wir uns folgende Einschränkungen gefallen lassen, wenn anders jedes Zimmer unmittelbar das Tageslicht haben soll: 1) Wenn nur auf einer Seite oder vorne heraus Fenster angebracht werden können, so ist auch nur eine Reihe von Zimmern möglich. 2) Kann das Gebäude auch hinten heraus Fenster haben, so sind nur zwo Reihen von Zimmern möglich. 3) Können auf allen vier Seiten Fenster angebracht werden, so sind drey Reihen von Zimmern möglich, jedoch so, daß in der mittleren Reihe nur zwey Zimmer seyn können, und dadurch wird die Länge des Gebäudes merklich eingeschränkt. 4) Vier und mehr Reihen von Zimmern lassen sich, ohne daß mitten im Gebäude ein Hof oder mehrere seyn, nicht gedenken. Zu diesen Einschränkungen, die wir hier nur überhaupt vortragen, kommen noch einige andere, welche machen, daß eben nicht alles Zimmer seyn kann, und daß selbst die Anlage der Zimmer nicht so schlechthin willkührlich ist. Einmal nimmt die Treppe immer den Raum eines größern oder kleinern Zimmers und den Gebrauch von einem oder zwehen Fenstern weg, weil die Treppe so gut und noch mehr, als die Zimmer, Licht haben soll. Die Oefen und Camine zum einheizen lassen sich nicht allemal schicklich anbringen, besonders bey hohen und mit 3 oder 4 aufeinander gebauten Geschossen. Sodann haben Zimmer, die von einander unabhängig sind, etwas vorzügliches. Man soll soviel möglich nicht nur aus einem Zimmer ohne viele Umwege in jedes andere, sondern auch von der Hausthür an gerechnet unmittelbar in jedes Zimmer kommen können, ohne vorerst durch andere zu gehen. Diese Bedingung hat auch nur da eine schlechthin zulässige Ausnahme, wo zwey oder mehrere Zimmer zusammen gehören. Z. E. das Wohnzimmer, Schlafzimmer, Garderobe ꝛc. das Studirzimmer, der Büchersaal ꝛc. die Küche, die Speisekammer u. s. w. In allen übrigen Fällen ist es besser, wenn jedes Zimmer für sich geöffnet und geschlossen werden kann. Dieses macht Vorhäuser, Vorsäle, Gänge u. s. w. nothwendig, die eben daher, daß sie auch nicht stockfinster seyn sollen, der Vertheilung und selbst der Anzahl der Zimmer Schranken setzen. Zu diesen Umständen kommt nun noch, daß der Symmetrie zu gefallen, die Hausthür in der Mitte seyn soll. Dieses ziehet gewöhnlich auch einen mitten durch das Haus gehenden Gang nach sich, und wenn dieser Gang durchgängig seyn soll, so wird noch seitwärts ein Raum für die Treppe erfordert, und so geschieht es, daß das Vorhaus, der Gang und die Treppe nicht selten den dritten Theil oder gar die Hälfte des untern Hauses, und zuweilen auch des ersten Stockwerks wegnehmen, und eine übrigens nothwendige oder wenigstens brauchbare Verbindung der Zimmer trennen. Endlich ziehet die symmetrische Lage der Hausthür noch die Folge nach sich, daß die Anzahl der Fenster die Hausthür mitgerechnet, 3, 5, 7, 9, 11 ꝛc. das will sagen, immer eine ungerade Zahl seyn muß. Es geschieht aber hierbey, daß, wo man an den Raum gebunden ist, oder denselben weder größer noch kleiner annehmen kann, z. E. 3 Fenster zu wenig, 5zu viel seyn würden, und man folglich der Symmetrie zuwider 4 anbringen muß. Eben so müssen zuweilen 6 seyn, wo nemlich 5 zu wenig, 7 zu viel seyn würden. Man kann demnach der Symmetrie nur da unbedingt Gnüge leisten, wo die Anzahl der Fenster noch größer ist, weil sich alsdann jedem Fenster und jedem Schaft soviel zugeben oder behehmen läßt, als nöthig ist, die Anzahl ungerade zu machen. Nach diesen vorläufigen Betrachtungen läßt sichs nun stufenweise gehen. Man setze z. E. es können zwey Zimmer in die Länge und zwey in die Breite seyn, so giebt dieses 2 mal 2 = 4 Zimmer, wovon aber wegen des Ganges und der Treppe eins wegfällt, und die Breite der Zimmer ungleich wird. Man setze drey Zimmer in die Länge, und drey in die Breite. Dieses giebt 3 mal 3 = 9 Zimmer, wovon das mittlere wegfällt, weil es kein Licht haben kann; sodann fällt auch wegen des Vorhauses und der Treppe noch ein Zimmer hinweg. Wenn nur vornen und hintenheraus Fenster seyn können, und überhaupt, wenn der Breite nach, nur zwey Zimmer seyn sollen, so kann der Länge nach eine jede beliebige Anzahl seyn. Nimmt man nun noch zu den hier betrachteten Fällen diejenige, wo einem Hause Flügel angesetzt werden, oder wo in der Mitte ein Hof gelassen wird, so wird man, wenigstens von den einfachsten Arten, einen fürgegebenen Raum in Zimmer einzutheilen, eine Abzählung vornehmen können. Flügel, die mit dem Hauptgebäude in einer Linie fortgehen, unterscheiden sich von demselben dadurch, daß sie entweder schmäler, oder von weniger Stockwerken, oder auch beydes zugleich sind. Bey gleicher Höhe und Breite müßten sie eigene Hausthüren, Gänge, Treppen haben, um sich von dem Hauptgebäude wenigstens in etwas zu unterscheiden, ohne jedoch besondere Gebäude vorzustellen. Sind sie aber nicht in einer Linie, sondern so angelegt, daß sie mit dem Hauptgebäude rechte Winkel machen, so können sie nicht unbedingt zwo Reihen von Zimmern haben, dafern nicht das innere Eckzimmer a ohne Licht seyn soll. Man siehet übrigens leicht, daß eine Abzählung aller möglichen Fälle, wo man von den einfachen zu den zusammengesetzteren fortgeht, und für jeden einen besonderen Riß zeichnen will, eine weitläuftigere Sache ist, als es die Absicht dieses Articels zuläßt. Ich lasse es demnach bey der allgemeinen Anzeige bewenden, da es genug ist, hier die Möglichkeit der Sache und die Art dabey zu verfahren angegeben zu haben. Die Hauptclassen sind folgende: I. Fenster auf einer Seite, demnach nur eine Reihe von Zimmern: 1) nur ein Fenster, welches demnach zugleich die Thür ist, wie z. E. bey kleinen Buden. 2) Zwey, drey, vier Fenster,

Digitized by Google

welche ein oder zwey Zimmer geben, wo auch die Thür ein Fenster seyn kann ꝛc. In solchen Fällen ist gewöhnlich nur ein Stockwerk. 3) Mehrere Fenster, mit oder ohne Gang hinter den Zimmern, nachdem es der Raum zuläßt, oder die Zimmer unabhängig seyn sollen. 4) Flügel zu beyden oder auch nur auf einer Seite, es sey in einer Linie oder solche, die einen Hof bilden. Im letzteren Fall wird hier gesetzt, daß die Fenster nur gegen den Hof sind. II. Fenster auf zwo Seiten, wie bey Eckhäusern. Hier ist ebenfalls nur eine Reihe von Zimmern, die aber im Eckzimmer einen rechten Winkel bilden, wenn nemlich das Eckzimmer nicht das einzige mögliche ist, sondern zu beyden Seiten noch wenigstens ein Zimmer hat. Denn man sieht leicht, daß die bey der ersten Hauptclasse erwähnte besondere Fälle auch hier vorkommen. Ist das Eckgebäude sehr lang und breit, so kann man in dem einen Ecke einen Hof anlegen, und dadurch Heilung vor noch mehrere Zimmer in das Gebäude bringen. III. Fenster auf zwo Seiten, nemlich: vorne und hinten heraus. Auch hier kömmt die Abzählung der besonderen Fälle auf die Anzahl der Fenster an. Die allgemeinste Unterabtheilung, die hier gemacht werden kann, kommt darauf an, ob der Raum der Breite nach zwo Reihen von Zimmern zuläßt, oder nur eine. 1) Der erste Fall ist, wo zwo Reihen von Zimmern, davon jede eine Reihe Fenster hat. Je nach der Breite des Gebäudes kann zwischen den Zimmerreihen ein Gang oder auch keiner erhalten werden. Es sind auch noch solcher die Zimmer in der Länge und Breite zu stellen. Die Treppen kommt hier gewöhnlich in das mittlere Feld der hintern Fensterreihe, und die Kuchen in die eine Ecke der hintern Fensterreihe, oder auch bey ganz schmalen kommt die Treppe in die hintere Ecke. 2) Der andere Fall, wo nur eine Reihe von Zimmern seyn kann, ungeachtet vorne und hinten heraus Fenster seyn können, kommt wiederum auf die Anzahl der Fenster und Zimmer der Länge nach an. Sollen viele und unabhängige Zimmer seyn, so muß hinten heraus entweder ein Gang innerhalb der Hauptmauern, oder in den oberen Stockwerken Lauben, die mit einem Nordache auf Säulen ruhen, angebracht werden. 3) Der dritte Fall, wo 3 auch 4 Reihen Zimmer seyn können, wenn nemlich in der Mitten des Gebäudes zwischen den beyden äußern Fensterreihen weiter erhalten werden. Das Vorder- und Hintergebäude werden durch eine oder zwey Gallerie verringt, je nachdeme das Gebäude breit ist. IV. Fenster auf drey Seiten, wie bey Eckhäusern, die auch gegen den Hof oder hinten heraus Fenster haben können. Dieser Fall läßt sich sowohl für zwo Reihen, als auch für eine Reihe von Zimmern aus den vorhergehenden Fällen zusammensetzen. V. Freystehendes Haus, so nemlich auf allen vier Seiten Fenster haben kann: 1) ein einziges Zimmer z. E. bey Gartenlogen; 2) eine Reihe von Zimmern, wenn das Gebäude eine geringe Breite hat, welcher von dem Fall III. 2, nicht viel unterschieden; 3) zwey Reihen von Zimmern, welche gleichfalls aus obigen leicht abzuleiten; 4) drey Reihen von Zimmern; 5) vier Reihen von Zimmern. Diese müssen ins gevierte liegen, und in der Mitte einen Hof haben. Es ist aber auf diese Art betrachtet, eigentlich nur eine Reihe, die nach allen vier Seiten eines Quadrates herumgeht, und welche mit behöriger Einschränkung und Anlage der innern Eckzimmer verdoppelt werden kann. Will man nun noch weiter gehen, so legt man wie Escurial gebaut ist, das Gebäude in Form eines Rostes an. Jedoch ich will es nun den Liebhabern von architectonischen Zeichnungen überlassen, von allen hier angezeigten Arten von Gebäuden, Grundrisse zu entwerfen, welche überhaupt auch den obenangeführten Bedingungen Genüge leisten. Auf diese Art wird den angehenden Baumeistern ein Werk in die Hände geliefert werden können, woran sie sich in Absicht auf die Vertheilung und Anlage der Zimmer klug studiren mögen.

Austheilung des Salzbrunnen, die Salzbrunnen werden meistentheils nach Art der Bergwerke, wie in Kuxen ausgetheilt angetroffen. Die ausgetheilte Theile haben verschiedene Benennungen erhalten. Zu Hall in Schwaben ist der Solbrunn in 3 Pfannen eingetheilt. Zu Halle in Sachsen aber in Stühle, diese in Quart, und das Quart in Pfannen. Der deutsche Brunn daselbst ist in 32 Stühl, davon jeder 4 Quart, und 1 Quart 12 Pfannen hat. Der Gutjahrsbrunn hat 12 Stühle, jeder hält 7 Quart, jedes 12 Pfannen, thut 1008 Pfannen. Der Mettrig hat 4 Stühl, jeder 20 Quart, das Quart 2 Röseł, das Röseł 8½ Pfannen, thut 1360 Pfannen. Der Hakeborn hat 2 Stühl, ein Stuhl 16 Röseł, 1 Röseł 6½ Pfannen.

Austhun, heißt soviel, als in dem Register, oder Buche, darinne der Gläubiger seine Schuldner aufgezeichnet hat, bemerklich machen, daß man nichts mehr an den andern zu fordern habe. Die Art, wie man dies bemerklich macht, ist unterschieden. Man kann den Namen des Schuldners ganz durchstreichen, oder die geschehene Zahlung mit Strichlein bezeichnen, oder, welches das beste ist, die Zahlungssumme, und Art, und Tag ganz bestimmt dabey ausdrücken. Nach der accurateſten Rechnungsmethode soll in einem **Abrechnungsbuche** nichts ausgestrichen, sondern auf der einen Seite die Schuld, und auf der andern gegen über die Zahlung unter jedem Date, da sie geschieht, eingetragen werden. s. **Rechnungsmethode**.

Austonnen. Den Schacht austonnen, wenn derselbe mit Brettern beschlagen wird, damit der Bergkübel im Heraufziehen, an die ungleiche Hölzer nicht anstößt, sondern leicht auf und nieder gehen kann. Die Bretter werden auf die Joche dergestalt genagelt, daß ihre Länge die Richtung nach der Tiefe des Schachts erhält.

Austonnen, heißt auch eine Brunnquelle die man nicht mit Steinen fassen und ausmauren will, mit einem ausgehölten Baumstamm fassen.

Austrägen, sind gewisse unter öffentlicher oder privat Autorität ein für allemal bestimmte Schiedsrichter, von welchen Rechtshändel unmittelbarer Glieder des deutschen Reichs, in der ersten Instanz untersucht und entschieden werden müssen. Einige Forscher deutscher Rechtsalterthümer wollen ihre Benennung von dem Wort Treuga ableiten, weil sie glauben, daß in den Treugis conventionalibus, oder Friedensgelobungen gegen die Befehdungen, der Ursprung der Austrägen zu suchen sey. Sie nehmen auch beybald an, daß das Wort Austrage ursprünglich und eigentlich mehr den Vertrag selbst, worinnen diese Art Streitigkeiten beygelegen verabredet worden, als die darinn zu Richtern bestimmten Personen bezeichnen. Allein, so wenig das letztere durch Beyspiele aus Urkunden zu erweisen stehet, indem darinn Ustdräge allezeit die erwählten Schiedsrichter selbst, und Ustdrag ihren Urtheilsspruch bedeutet: so wenig verdient auch das erste Beyfall; denn man findet nie, daß sie nach dieser Ableitung des Worts, wären Austreugen genannt worden, sondern sie heißen allenthalben von den ältesten Zeiten her, Ustdrägen oder Austragen. Natürlicher und glaubwürdiger ist die gemeine Meynung,

Digitized by Google

nach welcher die Austrägen ihren Namen von dem alten deutschen Zeitwort Austragen, d. i. entscheiden oder den Streit schlichten, erhalten haben.

Ihr Ansehen gründet sich entweder unmittelbar auf eine gesetzliche Anordnung, oder auf eine willkührliche Verabredung und Verfügung unmittelbarer Glieder des Reichs. Zu der ersten Gattung gehören die gesetzlichen und privilegirten, zur zweyten aber die willkührlichen Austrägen. Diese willkührlichen Austrägen haben ihren Ursprung theils aus Testamenten, theils aus Verträgen, und können deshalb in testamentarische und Vertragsausträgen abgetheilt werden; die Vertragsausträgen haben wiederum entweder eine ausdrückliche oder stillschweigende Einwilligung dere, welche dabey interessirt sind, zum Grunde, d. i. sie sind entweder durch einen ausdrücklichen Vertrag, oder durch die Observanz eingeführt.

Es giebt also nach dieser Classification, welche nach den verschiedenen Gründen ihres Ansehens gemacht ist, eigentlich nur zwo Hauptarten der Austräge, nemlich gesetzliche und willkührliche, oder wie sie sonst pflegen genannt zu werden, *necessarii* und *voluntarii*. Der juristische Sprachgebrauch rechtfertigt auch diese Benennung, indem nach selbigem alles, was sich auf gesetzliche Anordnung gründet, *necessarium*, alles andere aber *voluntarium* genannt wird. Einige Schriftsteller haben aber doch diesen letztern Benennungen andere Bedeutungen untergelegt. Man muß dieselben wissen, wenn man diejenige verstehen will, welche sich ihrer bedienen. Sie betrachten nemlich die nothwendigen und freywilligen Austrägen, nicht als eine Hauptabtheilung, die mit den gesetzlichen und willkührlichen synonimisch ist; sondern sehen sie als eine Unterabtheilung der willkührlichen Austrägen an. Sie nennen alsdann nothwendige Austrägen (necessarias austraegas) diejenigen, welche durch Verträge bestimmt sind, und rechnen dahin vier Arten, nemlich 1) die Bundesausträge, 2) die sogenannte *austragas unionum*, die gemeinsiglich unter Personen gleichen Standes, durch Verträge festgesetzt sind, 3) die Stammhaus- und Erbausträgen, und 4) die Burg- und Ganerbenausträgen. Allein in dieser Unterabtheilung sind die Dinge ohne Ursach vervielfältigt, wenigstens ist die erste und zweyte Art nur den Namen nach von einander verschieden. Die dieser Gattung entgegengesetzten freywilligen Austrägen sollen solche seyn, die von den Parthien durch eine Compromiß erwählt sind, daß sie bey vorfallenden Streitigkeiten die Stelle der Austräge vertreten sollen. Diese Erklärung ist aber so unbestimmt, daß man überhaupt nicht sieht, was damit erreicht werden soll. Denn ist den Austrägen durch das Compromiß, wovon hier die Rede ist, auf alle künftige Streitigkeiten gewisser Personen die Untersuchung und Entscheidung überlassen worden, so sind sie in der That von den Bunds- und Unionsausträgen nicht unterschieden. Sind sie aber nur zur Entscheidung einzelner Fälle durch jedesmalige Einwilligung der Parthien bestimmt, so sind sie nichts weiter als gemeine Schiedsrichter und nicht wirkliche Austrägen. Man thut also zu Vermeidung aller Verwirrung am besten, wenn man sich blos der ersten hier vorgetragenen Eintheilung bedient.

Der Ursprung der Austrägen ist im mittlern Zeitalter in einem Zusammenflusse mehrerer Ursachen zu suchen. Die vornehmste darunter ist die schlechte Beschaffenheit, und der oft gänzliche Mangel ordentlicher Gerichte, zu Entscheidung der Rechtshändel unmittelbarer Glieder des Reichs, und das daraus entstandene Faustrecht. Die Stände wollten durchaus von ihres gleichen und unter kayserlicher Autorität gerichtet seyn. Allein die öftere Abwesenheit der Kayser, das Unvermögen derselben, ihren richterlichen Ausspruchen denerforderlichen Nachdruck zu geben, die Einschränkungen, wodurch die Päbste das richterliche Ansehen derselben schwächten, und andere Umstände waren Ursach, daß dergleichen *judicia parium* nur selten vom Kayser angeordnet, und zweckmäßig unterstützet werden konnten. Dagegen suchten die sogenannte *Missi dominici* und die kayserliche Landgerichte sich oft eine ihnen nicht zustehende Gewalt über die Stände anzumaßen. Dieses erregte thätige Widersetzung; und wer sich mächtig genug fühlte, griff zu den Waffen, um sich selbst zu seinem Recht zu verhelfen. Auf diese Weise traten Befehdungen an die Stelle richterlicher Hülfe. Diese veranlaßte zuerst friedliebende Reichsstände, sich lieber den Aussprüchen gewisser Schiedsrichter auf beständig zu unterwerfen, als die Entscheidung auf den zweyfelhaften und mit so vielem Elende verknüpften Ausgang der Befehdungen ankommen zu lassen, oder eine ihrem Stande nicht angemessene richterliche Gewalt über sich zu erkennen. Die Kayser, welche weder Einsicht noch Macht genug besaßen, die ihrem oberstrichterlichen Ansehen nachtheilige Befehdungen zu hindern, billigten dieses friedlichere Mittel, Rechtshändel beyzulegen, beförderten dasselbe in der Folge selbst, indem sie diesen Ständen durch ihre Privilegien dergleichen Austräge ertheilten, die andere sich selbst durch Verträge erwahlt hatten; und endlich wurden eben diese Austräge ein Gegenstand der allgemeinen Gesetzgebung.

Die älteste Gattung der Austrägen sind also die gewillkührte, auf diese folgen der Zeitordnung nach die privilegirten, und dann die gesetzlichen.

Die gesetzlichen sind erst unter Kayser Maximilian I. mit dem Landfrieden und der Anlegung des Cammergerichts zu Stande gekommen. Sie sollten den Widerwillen mildern, den verschiedene Stände des Reichs gegen die Anlegung des Reichscammergerichts äußerten. Die Kayser Wenceslaus, Albrecht II. und Friedrich III. hatten zwar in ihren Landfrieden ebenfalls schon dergleichen gesetzliche Austräge angeordnet, allein ihre Verfügungen waren ohne den gewünschten Erfolg geblieben.

Von den privilegirten Austrägen finden sich die ältesten zuverläßigen Beyspiele nicht früher, als unter dem Kayser Carl IV. Diejenige, welche ältere Beyspiele von Kayser Friedrich II. Rudolph I. Albrecht I. anführen, vermischen andere die Gerichtbarkeit betreffende kayserliche Privilegien, mit den Privilegien über Austräge.

Das eigentliche Alter der gewillkührten Austrägen, läßt sich so wenig auf eine gewisse Jahrzahl oder Regierung eines Kaysers bestimmen, als das Alter so vieler andern nach und nach zusgebildeten Stücken unserer deutschen Staatsverfassung. Soviel ist aber aus der Geschichte ziemlich klar, daß man weder bis in die früheste Zeiten der Carolingischen Kayser deshalb hinaufgehen, noch diesen Ursprung bis in das sogenannte große Interregnum herabsetzen könne. Diejenige, welche das erste thun, sehen Beyspiele von gemeinen Schiedsrichtern des natürlichen und römischen Rechts, für Austrägen an. Und diejenigen, welche der letztern Meynung beypflichten, weil sie in den ältern Beyspielen nicht alle heutige Erfordernisse der Austrägen wahrnehmen, bedenken nicht, daß eine nach und nach durch sich selbst ausgebildete Sache, in ihren allerersten Erschei-

nungen,

Digitized by Google

nungen, sich nicht in derjenigen Vollkommenheit zeigen kann, zu welcher sie hernach gelangt ist. Freylich mußte das Faustrecht erst eine Zeitlang wüten, ehe man darauf verfiel, den traurigen Folgen desselben dadurch auszuweichen, daß man durch eine veränderte und erweiterte Gewalt der Schiedsrichter, den Mangel ordentlicher Gerichte ersetzen könnte. Allein es finden sich doch schon in den sogenannten Spiegeln Nachrichten von gewillkührten Austrägen, und eben dieses beweiset, daß zur Zeit, da die Verfasser dieser Rechtsbücher lebten, dergleichen schon ziemlich bekannt gewesen seyn müssen. Es finden sich auch aus dem Anfang des dreyzehenden Jahrhunderts förmliche Austrägalsentenzen, z. E. beym Gudenus T. I. p. 425. 563. 570. T. II. p. 101. 133. 148. folg. In dem großen Interregno aber wurden dieselbe erst recht gemein, und fanden so viel Beyfall, daß man im vierzehenden Jahrhunderte fast keine andere richterliche Entscheidung wichtiger Rechtshändel kannte, als die Entscheidung der Austrägen, und wo es zu dieser nicht kommen konnte, oder der Ausspruch der Austrägen von keiner Würkung war, da blieb nichts anders, als die Selbsthülfe des Faustrechts übrig.

Als unter Maximilian I. dem Mangel ordentlicher Gerichte zur Entscheidung der Rechtshändel unmittelbarer Glieder des deutschen Reichs durch Anlegung des Cammergerichts abgeholfen wurde, so hätte man erwarten sollen, daß nunmehr die Austregalentscheidung als überflüßig aufhören würde. Allein die Stände waren einmal viel zu sehr daran gewöhnt, und sahen sie als einen ihrer wichtigsten Vorzüge an, welchen sie durchaus nicht fahren lassen wollten. Der Kaiser mußte daher nicht nur zugeben, daß die bisherigen willkührlichen und privilegirten Austrägen dennoch fortdauerten: sondern es wurden auch noch über diese die gesetzlichen Austräge eingeführt. Daben aber wurde allen Arten der Austrägen eine gemeine Art zu verfahren vorgeschrieben, und dieses für die erste Instanz in den Rechtshändeln der Stände des Reichs erklärt, wo deren Ausspruch jedoch jeder Parthie an das Cammergericht zu appelliren erlaubt seyn solle. Das letztere war der eigentlichen Natur eines Compromisses und Schiedsrichterlichen Ausspruchs eben so sehr zuwider, als die ganze Beybehaltung und Erweiterung des Austrägalgerichts, nach erfolgter Anlegung des Cammergerichts absichtslos war. Die ganze Begebenheit gehört unter die lebhaften Beyspiele deutscher Anhänglichkeit an alte Verfassung. Die Stände wollten auch da noch ihre Austrägalgerichte nicht fahren lassen, als die Ursach derselben wegfiel, und eben die, welche bisher fast gar keine ordentliche Gerichte für ihre Rechtshändel gehabt hatten, verlangten nun auf einmal zwo Instanzen. Ob die hierdurch verursachte Weitläuftigkeit der Processe nicht vielleicht ein härteres Uebel, als das abgeschaffte Faustrecht selbst sey? Ob nicht die Verwaltung der Gerechtigkeit gewinnen und Deutschland glücklicher seyn würde, wenn die Stände des Reichs aufhörten, die Austrägalinstanz (diese wahre Reliquie des Faustrechts) als ein Heiligthum eifersüchtig zu behaupten? sind Fragen, die man leichter aufzuwerfen als zu beantworten sich getrauet.

Es sey bey diesem außerordentlichen Falle und in einer so wichtigen Sache erlaubt, das Urtheil eines sehr angesehenen und der Sache vollkommen kundigen Schriftstellers, und zwar, um dem Gewicht desselben nichts zu benehmen, mit seinen eigenen Worten hier einzurücken. Experientia teste (sagt Ludolf in Comm. syst. de jure cam. sect. I. §. 10. n. 18. not. 3. p. m. III.) plerumque inseruit auctoritatem exceptio non maturationi justitiae in foro primae instantiae, quam ei fini, ut actor per infinitas moras cum sua actione remitti possit ad calendas graecas.

In den folgenden Reichsgrundgesetzen, insonderheit in der neuesten Cammergerichtsordnung, sind diese Austrägalgerichte nach und nach immer genauer bestimmt worden, daß ihre gegenwärtige gesetzliche Einrichtung nunmehro auf folgenden Grundsätzen beruhet.

Was erstlich die gesetzlichen Austräge, welche auch Austräge der Ordnung genennt werden, weil sie in der Cammergerichtsordnung eingeführt sind und ihre allgemeine Bestimmung durch sie erhalten haben, anbetrifft, so werden diejenigen, welche dergleichen hatten, in zwo Classen getheilt. Zu den ersten gehören: Churfürsten, Fürsten und Fürstenmäßige Personen; zur zweyten aber: Prälaten, die nicht gefürstet sind, Grafen, Freyherrn und alle andere Reichsunmittelbare von Adel. Die von der ersten Classe genießen das Recht der Austrägen, ohne alle Rücksicht auf den verschiedenen Stand der Kläger, sogar auch, wenn der Kläger des Beklagten eigener Unterthan ist. Die von der zweyten Classe aber haben sich dieses Vorzugs nur alsdann zu erfreuen, wenn der Kläger von höherm oder mit dem Beklagten gleiches Standes ist; ist der Kläger aber von niedrigerm Stande, oder dem Reiche mittelbar unterworfen, so können sich die Beklagten von der zweyten Classe auf keine Austrägen berufen.

Daß hier die Reichsgrafen in der zweyten Classe sich befinden, beruhet eigentlich darauf, daß sie in den Cammergerichtsordnungen von 1500 und 1555, worinn das gesetzliche uneingeschränkte Austrägalrecht der ersten Classe zuerst seine genaue Bestimmung erhalten hat, nicht ausdrücklich genennt werden. Die Auslegung und Anwendung der Gesetze, welche die Austrägalmaterie betreffen, bleibt aber bey dem strengsten Wortverstande, und alle ausdehnende Auslegungen werden hier, so genau auch der gesetzliche Grund auf andere Personen passen möchte, beyseite gesetzt. Die Grafen haben sich hierüber bey verschiedenen Gelegenheiten beschwert, unter andern meldeten sie sich im Jahr 1731 bey Entwerfung der Wahlcapitulation, und stellten vor, daß kein Grund vorhanden sey, warum sie in diesem Stück sollten eingeschränktere Rechte genießen, als andere Fürsten und Stände. Weil man aber diese Sache für eine Abänderung der Cammergerichtsordnung hielt, welche für das ganze Reich gehöre, und glaubte, daß dieser Unterschied zwischen den Fürsten und Grafen auf ein bestandiges Herkommen beruhe, so fand ihr Bitten kein Gehör, und es blieb bey der alten Regel.

Ist indessen der Kläger kein Deutscher, sondern ein Fremder, so wird, nach verschiedener Rechtsgelehrten Meynung, jener Unterschied zwischen der ersten und zweyten Classe ganz beyseite gesetzt, und der Beklagte genießt ohne Unterschied derselben die Austrägalinstanz. Andere Rechtsgelehrten hingegen behaupten, daß in diesem Falle weder der einen noch der andern Classe der Reichsstände eine Austrägalinstanz zukomme, sondern daß die Sache bey den höchsten Reichsgerichten anzubringen sey.

Die Reichsstädte haben gar keine gesetzlichen Austräge, sondern es kömmt bey ihnen allein darauf an, ob sie vielleicht, vermöge kayserlicher Privilegien, dergleichen sich zu erfreuen haben. Die Ursach, warum den Reichsstädten keine gesetzliche Austräge ertheilt sind, scheint darinn zu liegen, daß nach Abschaffung des Faust-

Digitized by Google

rechts und Anlegung des Cammergerichts, die Hauptabsicht der beybehaltenen und erweiterten Austrägalgerichte dahin gieng, den Ständen des Reichs eine erste Instanz zu verschaffen. Dergleichen bedurften aber die Reichsstädte nicht, weil sie vor ihren Voigten und Schultheisen schon eine erste Instanz hatten.

Nach dem Unterschied der beyden bemerkten Classen ist auch die Bestellung der Austrägen verschieden.

Gehören erstlich sowohl Kläger als Beklagter in die erste Classe, so ist der Beklagte schuldig, auf gehörige Anzeige des Klägers, innerhalb vier Wochen, vier regierende Churfürsten, Fürsten oder Fürstenmäßige, die nicht aus einem Hause geboren, und davon zween geistlichen, zweene aber weltlichen Standes sind, vorzuschlagen. Aus diesen muß der Kläger sodann einen zum Richter dieser Austrägalinstanz erwählen (C. O. Th. 2. Tit. 2. §. 1. & 2. C. D. C. G. O. Th. 2. Tit. 2. §. 1.)

Gehört zweytens der Beklagte in die erste, und der Kläger in die zwote Classe, oder ist der Kläger gar nur ein mittelbarer Reichsunterthan, so hat derselbe acht Wege vor sich, aus welchen er einen nach seinem Gutdünken einschlagen kann. Dieses sind folgende: 1) Daß der Beklagte gebeten werde, neun seiner Räthe, darunter wenigstens fünf von Adel, die übrigen vier aber Doctores der Rechte sind, nach Entlassung ihrer Pflichten als Richter niederzusetzen. C. D. Th. 2. Tit. 4. im Anfange. 2) Wenn der Kläger nicht vor allen diesen neun Räthen klagen will, daß er daraus sieben oder fünf erwähle, die alsdann so viel Macht, Recht zu sprechen haben sollen, als jene neun (C. G. O. a. a. O. §. 6.)

3) Daß der Beklagte auf Ansuchen des Klägers drey unpartheyische Fürsten in Vorschlag bringe, unter welchen der Kläger einen zum Richter wählen kann. C. G. O. a. a. O. §. 8.

4) Daß der Kläger befugt ist, bey dem Kayser oder, in dessen Ermangelung, bey demjenigen Reichsverweser, in dessen District der Beklagte wohnt, sich einen Commissarium zu erbitten, der aber wenigstens ein Prälat oder Graf seyn muß. Ein Weg, der aller dagegen erregten Beschwerden ohngeachtet dem Kläger dennoch offen gelassen ist. (C. G. O. a. a. O. §. 9.)

5) Daß der Kläger aus neun ihm von dem Beklagten vorgeschlagenen Räthen drey erwähle, und an seiner Seite auch dem Beklagten neun redliche Personen anzeige, aus welchen dieser zween ernennen kann, welche sind alsdann in der Sache Richter seyn sollen. (C. G. O. a. a. O. §. 10.)

6) Kann der Beklagte zween von seinen Räthen, und der Kläger dagegen zween andere unpartheyische Personen zu Richtern ernennen, und wenn diese vier wegen der Entscheidung getheilt sind, und sich auch nicht mit Vorwissen der Parthie über einen Obmann vergleichen können: so will der Kayser einen solchen Obmann, der den Ausschlag geben soll, ernennen. (C. G. O. a. a. O. §. 11.)

7) Daß der Kläger aus des Beklagten Räthen fünf erwähle, welche den Rechtshandel untersuchen und entscheiden sollen, jedoch so, daß dem Beklagten frey stehe, einen oder zween von den Erwählten auszunehmen, um sie in dieser Sache für sich arbeiten zu lassen, (C. G. O. a. a. O. §. 12.) oder endlich

8) Daß der Beklagte unter des Klägers Räthen neun dazu aussuche, unter welchen jedoch fünf von Adel seyn sollen. (C. G. O. §. 14.)

Unter diesen verschiedenen Wegen scheinen die beyden ersten für den Kläger die vortheilhaftesten zu seyn, weil er auf selbigen keine Kosten oder Dieten zu geben braucht, indem der Beklagte, nach dem Ausdruck der Cammergerichtsordnung (Th. 2. Tit. 4. §. 6.) seine Räthe selbst zu verlegen schuldig ist. Es treten aber dagegen oft andere überwiegende Bedenklichkeiten auf, und diese sind Ursach, daß der dritte und vierte Weg die gebräuchlichsten sind. Sie sind auch in der That die kürzesten, und empfehlen sich überdem durch die auf ihnen am sichersten zu findende unpartheyische Justiz.

So wie diese acht verschiedene Wege überhaupt statt finden, wenn ein Mittelbarer einen Reichsstand aus der 1sten Classe belangt, so treten sie insonderheit auch alsdann ein, wenn einer dieser Stände von seinen eigenen Unterthanen belangt wird. Dabey hat aber der Kläger noch vorzüglich auf eines jeden Landes innere durch Verträge mit den Landsständen und das Herkommen bestimmte Verfassung Rücksicht zu nehmen. Die Verabsäumung dessen, was nach solcher zu beobachten ist, zieht für das ganze darauf folgende Verfahren der Reichsgerichte Nullitäten nach sich. Jedoch sind auch auf der andern Seite die Beklagten Churfürsten, Fürsten und Fürstenmäßige schuldig, dergleichen besondere Verfassung zu erweisen; denn sie haben auch in dem Fall, wann einer ihrer Unterthanen gegen sie klagen will, kein Recht ihm nach eigenem Gutfinden vorzuschreiben, welchen unter den etwa beschriebenen acht Wegen er einschlagen soll. Sind aber in einem Lande einmal durch gültige Verträge und ein erweisliches Herkommen gewisse Gerichtshöfe bestimmt, vor welchen die Landesherren gegen ihre Unterthanen Recht geben und nehmen, so fällt die Austrägalinstanz weg. Dergleichen Einrichtung ist aber in sehr vielen Landen der angesessenen deutschen Reichsstänben, z. E. in Sachsen, in Hessen, im Churbraunschweigischen u. s. w. Ferner fallen diese Austrägalgerichte auch alsdann weg, wann die Klage der Unterthanen etwa wegen harter gleich zu erweisender Bedrückung sich zu einem Mandato sine clausula qualificiret, als welches seiner Natur nach von keinem Austrägal Richter erkannt werden kann, weil es eine wahre Jurisdiction voraussetzt, dergleichen die Austräge nicht haben. Jedoch ist den Reichsgerichten im jüngsten Reichsabschiede §. 105. sehr umständlich anempfohlen, in Ertheilung solcher Mandaten ohne Clausul behutsam zu seyn, vorher alles wohl zu erwägen, bey Erkänntnis der Processen die Austräge fleißig in Acht zu nehmen, was dargegen vorgegangen ist, wieder abzuthun, insonderheit aber auf Ansuchen der Unterthanen gegen ihre Obrigkeit nicht leicht Processe zu erkennen, sondern vorher um Bericht zu schreiben.

Es ist ferner drittens noch zu erwägen, wie es gehalten werde, wenn der Kläger in die erste Classe und der Beklagte in die zwote gehört. Auf diesen Fall schreibt die Cammergerichtsordnung (Th. 2. Tit. 2.) einen zwiefachen Weg vor, entweder der Churfürst, Fürst oder Fürstenmäßige als Kläger soll befugt seyn, vom Kayser oder in dessen Ermangelung von demjenigen Reichsverweser, dem der Beklagte unterworfen ist, einen unpartheyischen Commissarius, der mit ihm gleichen Standes, jedoch von dem Amtworter oder Beklagten nicht über zwölf Meilen entfernt wohnt, zu erbitten, welcher alsdann nach dem für die Austrägalinstanz vorgeschriebenen Lauf des Processes die Sache untersuchen und entscheiden soll: oder der Kläger soll zu gleichem Zweck aus dreyen von dem Beklagten in Vorschlag zu bringenden unpartheyischen Churfürsten, Fürsten oder Fürstenmäßigen, die von dem Kläger nicht über zwölf Meilen entsessen sind, einen erwählen.

Digitized by Google

Endlich der vierte Fall wäre, daß sowohl Kläger als Beklagter zur zweiten Classe gehörten. Alsdann sind ebenfalls zween Wege durch die Cammergerichtsordnung (Th. 2. Tit. 5.) angewiesen. Entweder soll der Kläger aus denen von dem Beklagten vorgeschlagenen und von dem Kläger nicht über zwölf Meilen entfernten Churfürsten, Fürsten oder Fürstenmäßigen einen erwählen: oder er soll sich einen unpartheyischen Commissarius vom Kayser erbitten, welcher die Sache ordnungsmäßig unterſuch und entscheidet.

Es sind über die bey diesen vier Fällen durch die Gesetze vorgeschlagenen Wege noch einige allgemeine Anmerkungen zu machen: 1) In allen Fällen, wo der Beklagte erfucht wird, Austräge zu ernennen oder zur Auswahl des Klägers in Vorschlag zu bringen, ist der Beklagte schuldig, solches binnen vier Wochen zu thun. Wird diese Zeit verabsäumet, so fällt die Austrägalinstanz weg, und die Sache kann nun sogleich, wegen verweigerter Justiz, bey einem der höchsten Reichsgerichte anhängig gemacht werden. (C. G. O. Th. 2. Tit. 2. §. 4.)

2) Die auf eine gesetzliche Art erwählte Austräge können sich ohne gegründete Entschuldigung, der auf sie gefallenen Wahl nicht entziehen, sondern sind schuldig, die Untersuchung anzustellen (C. G. O. a. a. O. §. 1.) und binnen Jahresfrist durch einen Ausspruch, den sie entweder selbst thun, oder in ihrem Namen durch eine Facultät der Rechtsgelehrten können thun lassen, zu endigen. (C. G. O. a. a. O. §. 2.)

3) Wegen der Religion findet sich in den Reichsgesetzen, soviel die Austrägen betrift, zwar nichts ausdrücklich bestimmt; allein die Anordnung des westphälischen Friedens (Art. 5. §. 41.) und der Wahlcapitulation (Art. 18. §. 5.) wegen zu ernennender Commissionen leidet auch bey den Austrägen gegründete Anwendung. So oft daher Kläger und Beklagter einer Religionspartheie zugethan sind, so müssen aus derselben Religionspartheie auch die Austrägen erwählt werden; so bald sie aber verschiedener Religion sind, muß auch die Religionsgleichheit in Ernennung der Austrägen beobachtet werden.

4) Wegen der Kosten, welche diese Austrägalinstanz verursacht, ist vorhin schon bemerkt, daß so oft das Austrägalgericht allein aus den Räthen des Beklagten besteht, dieser dieselben allein trägt. Diesem ist ferner noch beyzufügen: daß wenn das Gericht aus einen jeden eigenen Räthen durch beyder Wahl bestellt wird, jeder Theil die von ihm ernannte bezahlen muß; daß aber die Kosten einer vom Kayser erbetenen Commission auf die Austräge dem Kläger allein zur Last fallen.

5) So oft eine solche Commission gesucht wird, muß dieselbe ausdrücklich auf die Austrägen erbeten werden, dann auf ein bloses Gesuch um einen kayserlichen Commissarius wird gemeiniglich nur eine Hofcommission erkannt. Diese unterscheidet sich aber sehr von jener. Denn von einem Commissarius auf die Austräge kann nicht nur an den Reichshofrath, sondern auch an das Reichscammergericht appellirt werden; eine Commission auf die Austräge erlöscht auch mit dem etwa vor Endigung derselben erfolgten Tod des Kayſers; auch darf ein solcher auf Austräge ernannter Commissar nicht über zwölf Meilen von dem Beklagten entfernt wohnen, welches alles sich bey der kayserlichen Hofcommission anders verhält.

6) Es pflegt hierbey noch die Frage aufgeworfen zu werden: Ob auch a) geistliche Fürsten, die zwar gesetzmäßig erwählt oder postulirt sind, aber die Investitur noch nicht erhalten haben, b) das Capitel während Sedisvacanz, c) ein appanagirter Herr, und d) die Gemahlinnen und Wittwen unmittelbarer Stände des Reichs sich dieser gesetzlichen Austräge zu erfreuen haben? Gegen das Austrägalrecht aller dieser Personen lassen sich zwar einige Zweifel erregen, jedoch sind überwiegende Gründe vorhanden, um welcher Willen diese Austrägalinstanz zugestanden wird. Jedoch soll nach dem Zeugniß eines ehemaligen Cammergerichtsbeysitzers dem Austrägalrecht der Domcapitel während der Sedisvacanz die Praxis des Reichscammergerichts entgegen seyn. (Cramer. Obs. Jur. vniv. Tom. I. obs. 109.)

Bis hierhin war die Rede von den gesetzlichen Austrägen. Es ist nunmehr dasjenige, was die willkührlichen eigenthümliches haben, in Betrachtung zu ziehen. Die willkührliche Austrägen beruhen auf besondern Verträgen und Testamenten der Ständen. Es giebt daher Stamm- Haus- oder Erbausträge, desgleichen Bunds- Burg- und Ganerben- Austräge. Nur unmittelbare Stände des Reichs sind befugt, dergleichen unter sich anzuordnen. Ob die kayserliche Bestätigung hierzu nothwendig sey? wird von einigen mit ja, von andern mit nein beantwortet. In Absicht der ältern vor der Cammergerichtsordnung gemachten Verträge dieser Art kann man sicher antworten, daß damals keine kayserliche Bestätigung nothwendig gewesen sey. Sie haben aber hernach alle durch die Cammergerichtsordnung ihre Bestätigung erhalten. (C. G. O. Th. 2. Tit. 2. im Anfang.) So viel aber die andern nach der Cammergerichtsordnung errichteten Verträge und Testamente dieser Art anlangt: so ist wenigstens so viel gewiß, daß die höchsten Reichsgerichte darauf keine Rücksicht nehmen, wofern ihnen die kayserliche Bestätigung mangelt. Sie sind übrigens so gemein, daß sich in den meisten altfürstlichen Häusern dergleichen finden. Auch die Churfürsten haben in ihrem Verein dergleichen unter sich angeordnet. (s. Churfürstenverein.)

Die dritte Art der Austrägen sind endlich die privilegirten. Man hat die Ertheilung solcher Privilegien in Deutschland allezeit als etwas unregelmäßiges und der Justizpflege nachtheiliges betrachtet; der Kayser hat im jüngsten Reichsabschiede §. 116. versprochen, mit Ertheilung derselben einzuhalten, und dieses Versprechen ist auch in der Wahlcapitulation wiederholbt worden. (Art. 18. §. 7.) Durch Privilegia haben theils solche Stände Austräge erhalten, die schon gesetzliche oder auch willkührliche Austräge hatten (wovon Herr von Moser im Staatsrecht Tom. 23. S. 182. ein ganzes Verzeichniß liefert) theils auch solchen, die dergleichen sonst nicht haben.

In diese letzte Classe gehören vornemlich die Reichsstädte. Man kann aber die Privilegia, worauf sie sich beziehen, in ausdrückliche und stillschweigend-eingeräumte eintheilen; nachdem sie entweder des Kayſers ausdrücklichen Willen, oder dessen stillschweigende Genehmigung ihrer durch Observanz eingeführten Austrägen zum Grunde haben. Bey beyden kommt es vorzüglich darauf an, daß das Privilegium und die Observanz erwiesen sey. Es hat bey weitem nicht mit allen Reichsstädten, von welchen dergleichen behauptet wird, seine Richtigkeit. In dem alphabetischen Verzeichniß, welches Pfeffinger (Vitriarius illustratus Tom. 4. p. 528. f.) davon gesammlet hat, sind viele, die entweder gar nicht in diese Classe gehören, oder von welchen doch die Sache sehr zweifelhaft ist. Oft werden auch die den Städten ertheilte Privilegia de non

evocando und andere ihre Gerichtbarkeit und Gerichtstand betreffende Privilegia für Austrägalprivilegien irrig angesehen. Genug! um gegen die gewöhnliche Behauptungen von der großen Anzahl Austrägalprivilegien der Reichsstädte Mistrauen zu erwecken.

Dieses sey hinreichend von den einzelnen Arten der Austrägen und den besondern Eigenschaften einer jeden. Jetzo sind noch diejenige rechtlichen Bestimmungen derselben kürzlich in Erwägung zu ziehen, welche ohne Rücksicht auf ihre verschiedene Arten beobachtet werden müssen.

Da diese Austrägalgerichte die erste Instanz in den Rechtshändeln deutscher Reichsstände ausmachen, so sind die Reichsgerichte in vielen Stellen der Reichsgesetzen, insonderheit im Westphälischen Frieden (Art. 5. §. 56.) und in der Wahlcapitulation (Art. 18. §. 4.) aufs nachdrücklichste angewiesen, nichts zu verfugen, was denselben zuwider wäre. Dennoch fehlt es nicht an Beschwerden, daß solches nicht genau befolgt werde, und man will behaupten, daß die Reichsgerichte die von der Austrägalinstanz ausgenommenen Fälle oft zuweit ausgedehnt hätten. In der That sind auch die Beyspiele, da eine Sache von den Reichsgerichten zurück, und an die Austrägen verwiesen wäre, ziemlich selten. Die Parthien lassen aber solches oft gern geschehen. Denn da die Bestellung der Austrägalgerichte große Kosten erfordert, so pflegen sie meistentheils selbst stillschweigend dieser Instanz zu entsagen, und der Beklagte bedient sich der exceptionis Austrægarum selten anders, als wenn er die Absicht hat, den Rechtshandel in die Länge zu spielen.

Wenn die Frage aufgeworfen wird: ob die Austräge eine wirkliche Gerichtbarkeit haben? so hängt die Antwort von dem Begriff ab, den man sich von der Jurisdiction macht. Verdient die durch Gesetze ertheilte oder bestätigte Gewalt, Streitigkeiten zu untersuchen und zu entscheiden den Namen der Gerichtsbarkeit: so ist kein Zweifel, daß die Austrägen eine solche Gerichtbarkeit haben. Nimmt man aber das Wort Gerichtbarkeit in dem Sinn, welchen ihm das römische Recht beylegt, und betrachtet auch die Gewalt, den richterlichen Ausspruch zu exequiren, als ein wesentliches Stück derselben; so kommt den Austrägen keine Gerichtbarkeit zu, weil sie dergleichen Gewalt nicht haben. Man kann ihnen alsdann nur dasjenige zugestehen, was im römischen Recht Notio heißt. Auf diese Weise ist der verschiedene Sprachgebrauch der Rechtsgelehrten leicht mit einander zu vereinigen.

Man hat ferner gefragt: ob die Gerichtbarkeit der Austrägen eine *jurisdictio ordinaria* oder *delegata* sey? Allein die richtige Bestimmung dieses Unterschieds hat keinen Einfluß auf die Rechte der Austräge und der Parthien, und die Widersprüche hierüber laufen folglich auf einen Wortstreit hinaus.

Vor diese Austregalinstanz gehören der Regel nach alle Civilsachen, und zwar sowohl dingliche als persönliche Klagen, sie mögen das Petitorium oder Possessorium zum Zweck haben, in sofern solche durch die Reichsgesetze nicht ausdrücklich davon ausgeschlossen sind. Es sind aber ausgeschlossen: 1) alle Sachen, die nach den Reichsgesetzen, ohne Unterschied der Personen, gleich in erster Instanz für das Cammergericht gehören; z. E. welche den Landfrieden und Religionsfrieden betreffen, Fiscalsachen, wie auch Streitigkeiten, die wegen der continentiæ causæ dahin gezogen werden. 2) Alle Sachen, worinnen keine Appellation an das Cammergericht statt findet, denn wo die zweyte Instanz nicht statt haben kann, da fällt auch diese erste weg. 3) Criminalsachen, 4) geistliche Sachen, und insonderheit auch Ehesachen der Reichsstände; 5) Lehenssachen. Jedoch haben hier noch besondere Verabredungen, bisweilen die willkührlichen Austräge statt, davon sich in der Erbverbindung zwischen Sachsen und Hessen, wie auch in andern Verträgen alter fürstlicher Häuser Beyspiele finden, 6) Sachen, die mehr für Regierungs- als für Justizsachen zu halten sind, 7) die Bestellung der Vormünder und Curatoren. 8) Alle Sachen, die nicht ohne Nachtheil der Parthien Aufschub leiden. 9) Die Fälle, in welchen nach der Cammergerichtsordnung, ein Mandat ohne Clausul ertheilt werden darf. Kann jedoch erwiesen werden, daß die Sache hierzu nicht qualificirt sey, so ist das Mandat ungültig und die Ausflucht der Austrägen kann alsdann mit Grunde entgegengesetzt werden. 10) Sachen, die bey einem der höchsten Reichsgerichte bereits rechtshängig sind, und wohl gar nur auf die Execution warten. 11) Wenn der Kläger auf das Privilegium solcher Personen Anspruch machen kann, die sich in privatsachen Umständen befinden, (*miserabilium personarum privilegium*). 12) Wenn die Parthien der Austrägalinstanz ausdrücklich oder stillschweigend entsagt haben. Letzteres geschieht vornemlich durch die sogenannten *clausulas executivas*, welche den Contracten eingerückt zu werden pflegen, z. E. die Clausul: mit oder ohne Recht. Auch gehört dazu einiger Meynung, wie schon angemerkt ist, hieher, wenn ein Fremder gegen einen Reichsstand klagt. 14) Wenn eine der beyden Parthien gerechte Ursachen angeben kann, um welcher willen er sich von Austrägen keine unpartheyische Justiz zu versprechen hat.

Was die Art in den Austrägalgerichten zu verfahren anbetrift, so haben die durch Privilegien, Testamente und Verträge bestimmte Austräge vor allen Dingen dasjenige zu befolgen, was ihnen bey ihrer Anordnung vorgeschrieben ist. Im übrigen müssen sie, wie die gesetzliche Austräge, denjenigen Proceß beobachten, welcher in den Reichsgesetzen bestimmt ist. (C. G. O. Th. 2. T. 2. 4. 6. C. der C. G. O. Th. 2. Tit. 2. u. 3.) Er stimmt in der Hauptsache mit den Grundsätzen des sonst üblichen Reichsprocesses überein, daher denn auch in solchen Puncten, über welche durch die Gesetze nichts ausdrücklich verordnet ist, die Regeln des gemeinen Proceßes eintreten. So ist z. B. das von dem Kläger an den Beklagten zu erlassende Erschuchungsschreiben um Austräge, oder die in der C. G. O. sogenannte Forderung vor die Austräge, weil sie die Kraft und Absicht einer Citation hat, auch nach den Rechten der Citation zu beurtheilen; folglich muß die Insinuation derselben, welche in der Cammergerichtsordnung die Verkündigung genannt wird, eben so wie die Citation, durch Notarien, und zwar nirgend anders als in der Residenz des Beklagten geschehen. Wenn insonderheit die Fatalien, welche bey der in den Reichsgesetzen beschriebenen Verfahrungsart festgesetzt sind, nicht gehörig beobachtet werden: so geht das Recht der Austrägalinstanz verloren, und die Sache kann mit Uebergehung dieser ersten Instanz sogleich an die Reichsgerichte gebracht werden. Wird aber alles genau befolgt, bis die Sentenz der Austrägen (der Austrag, das *Laudum austregale*) erfolgt ist: so kann derjenige, welcher sich durch dieses Urthel beschwert glaubt, auf die in den Rechten sonst vorgeschriebene Art an die Reichsgerichte appelliren.

Digitized by Google

Bisweilen findet sich bey den durch Verträge und Testamente, verordneten Austrägen ein Verbot, daß von ihrem Ausspruch nicht an die Reichsgerichte appellirt werden soll. Sind dergleichen Verträge und Testamente vom Kayser bestätigt: so haben sie allerdings eine verbindliche Kraft; denn die kayserliche Bestätigung enthält in diesem Falle ein wahres Privilegium de non appellando. Fehlt es aber an dieser kayserlichen Bestätigung: so dürfte ein solcher Vertrag bey den Reichsgerichten schwerlich als gültig angesehen werden, wenn sich auch aus allgemeinen Rechtsgründen die Verbindlichkeit desselben vertheidigen ließe.

Wenn nicht dagegen appellirt worden, und nun eine Execution erfordertlich ist: so muß der obsiegende Theil die Sache an eines der höchsten Reichsgerichte bringen, und bitten, daß die Execution demjenigen Crensausschreibamt übertragen werde, welchem sie zukommt. Die Austräge haben also selbst keine Macht ihre Urtheile zu exequiren, und es würde auch in einigen Fällen, z. B., wenn das Austrägalgericht aus des Beklagten eigenen Räthen bestehet, in der That lächerlich herauskommen, wenn man dergleichen von ihnen erwarten wollte.

Im Austrägalgericht findet übrigens auch, wie in andern Gerichten, die Wiederklage statt, jedoch mit Ausnahm des einzigen Falles, wo das Gericht aus des Beklagten eigenen Räthen bestehet.

Endlich ist wegen der Collision der verschiedenen Arten von Austrägen, noch diese Regel zu bemerken: daß, wenn privilegirte, desgleichen testamentarische und Vertragsausträge vorhanden sind, diese allezeit den gesetzlichen nicht allein vorgehen, sondern dieselben gänzlich ausschließen. Daher denn auch nach der durch jene geendigten ersten Instanz, die Sache mit gänzlicher Vorbeygehung der letztern sogleich an die Reichsgerichte gelangen kann.

Noch eine politische Reflexion über den Werth der Austräge, die derjenigen ziemlich gleich kommt, die am Ende des historischen Theils dieses Artikels eingerückt ist, soll diesen Artikel beschließen. Sie hat einen Schriftsteller zum Urheber, dessen aufrichtiger Character dem Publicum eben so bekannt ist, als seine tiefe Einsicht in unsere Reichs- und Gerichtsverfassung: „die Absicht, sagt er, ist zwar bey allen Austrägen sehr löblich und gut, und wenn selbiger in Praxi nachgegangen wird, sind sie ein Kleinod der Stände, welche deswegen in soweit billig auf deren Conservation bedacht sind. Es geht aber leider! damit oft, wie mit andern zur Beförderung des Justizwesens angesehenen Mitteln, daß selbige nemlich nach der Praxi zu urtheilen, gerade eine der ärgsten Justizhinderniße sind, unter deren Bedeckung der Stärkere den Schwächern nur auf eine andere Art, als zur Zeit des Faustrechts geschehen, in den Sack schiebt. Und dieses ist wahr, einige mögen es gern hören, oder nicht. Dabero ja so sehr nöthig wäre, auf Reichs- und Wahlzägen Gesetze, sowohl gegen diesen Mißbrauch, als für den rechten Gebrauch zu machen." (Johann Jacob Moser im deutschen Staatsrecht, Tom. 23.)

Austrag, die Entscheidung eines Rechtshandels, z. E. der Richter spricht: Kläger ist bis zum Austrag der Sache im Besitz zu schützen ꝛc.

Austrag, ist an einigen Orten ein Haus dazu keine Aecker gehören, und das ein Taglöhner bewohnt.

Austragen einen Streit, ist ein alldeutscher Ausdruck, und heißt 1) einen Streit durch gewisse Schiedsrichter, die man Austräger nennt, (s. den Artikel) entscheiden lassen; 2) heißt es auch eine Streitigkeit durch einen Zweykampf entscheiden.

Austragen, ist ein Kunstwort der Töpfer und Fayance-Fabrikanten, und heißt: die Waaren nach ihrer vollendeten Brennung und Abkühlung aus dem Ofen herausnehmen.

Austragslöcher, sind diejenige mit Rinnen versehene Oeffnungen unten an jedem Pochkasten, wodurch das Trübe aufs Gefäll und von da weiter in die Schlemmgräben und Sümpfe geleitet wird. Vor dem Austragloch stehet im Troge das Vorstehblech. Durch dieses führet das Wasser das klein gestößene mit sich durch das Austragloch in das Schoßgerinne, in deme das, was noch grob ist, vor dem Blech im Troge unter dem Austragstempel bleibt.

Austragstempel, wird in einem Pochwerk bey Bergwerksmaschinen, der letzte Stempel genennt, der die gepochten Erze durch das Austragloch austragt, oder auswirft. In seiner Gestalt und Schwere ist er den übrigen Pochstempeln gleich.

Austreiben, das Vieh austreiben, das Vieh auf die Waide treiben. Dieses Wort wird bey allen Gattungen des Viehes: von Pferden, Rindern, Schaafen, Schweinen gebraucht.

Vor diesem, da die Erde weniger bewohnt war, man auch nicht Einsicht genug hatte, zu verstehen, wie schädlich die Waiden sind, oder nicht Verstand genug besaß, wie man sich genugsame Fütterung zur beständigen Stallfütterung anschaffen sollte, da hatte jeder Ort seine Waide: ein großes Stück Feld, wo man das Vieh einer Stadt, eines Dorfs, Weilers oder Hofes hinaustrieb; jetzt aber, da die Waiden abgeschaft werden, das Vieh beständig im Stall gehalten und da gefüttert wird, nimmt auch das Austreiben desselben nach und nach immer mehr ab.

Man wande zuletzt wider die Stallfütterung ein: Eine Kuh, die nicht ausgetrieben werde, suche den Stammochsen nicht oder wenn sie ihn auch suche, und von ihme besprungen werde, so werde sie doch öfters auf zween oder drey, vier Ritte in verschiedenen Zeiten nicht trächtig; da man aber wider diese Erscheinung und ziemlich gegründete Bemerkung, auch hinlängliche Vorschläge that, so verlieret das Austreiben seinen Werth immer mehr und mehr, und man kann kaum etwas mit solcher Gewißheit voraussagen, als dies, daß man vom Austreiben des Viehs jetzt überall bald gewiß und gänzlich abstehen werde. Das Vieh hat auf der Waide schlechte Fütterung, nimmt dadurch und durch Witterung Krankheit und Seuchen auf und mit sich nach Hause. Alles dieses nebst noch vielen andern wichtigen Ursachen rathen das Austreiben des Viehes jedermann ab. Es war vormals die Sache einer noch ungebauten Welt.

Austreiben (bergmännisch). Eine ältere Gewerkschaft ist berechtigt eine neuere, die ein ihr zuständiges Feld zu bauen unternimmt, aus dem Feld zu treiben und ihr die weitere Arbeit zu untersagen; eben so verhält sichs wenn eine Gewerkschaft der andern mit ihrer Arbeit zu nahe, oder gar in das ihr zuständige Gebürg treibt; so wird dieselbe ausgetrieben; das heißt, ihr, nach vorher geschehener gerichtlichen Besichtigung, die Arbeit verboten, und die Wiedererstattung des zugefügten Schadens und Abgebung der geförderten Erze zuerkannt.

Austreiben, wird auch gesagt, wenn böse Wetter, schädliche und unhaussteßliche Dünste und Wasser, die

Digitized by Google

Begleute nöthigen die Gruben zu verlassen, und sie vertreiben.

Austreiben des Teufels, s. Exorcismus.

Austreibende Binde, s. Binde.

Austreibende Mittel, s. Schweistreibende und Gifttreibende Mittel.

Austreibung der unreinen Luft, s. Reinigung der Luft.

Austreten (juristisch), heißt überhaupt entweichen. Im eigentlichen Verstande aber brauchen es die altdeutschen Gesetze von unruhigen Leuten, die aus Furcht vor Strafe entfliehen, oder ihr Recht nicht durch den Richter suchen wollten, sondern weggiengen, drohten und Schaden thaten. Diese Leute werden auch **Austreter** genannt.

Austreten. Dieses Wort wird verschiedentlich gebraucht. Es heißt erstlich soviel, als aus einem Lande wider Wissen und Willen der Obrigkeit sich entfernen, und in andere Orte begeben, um mit fremder Hülfe gewaltsame, oder aufrührische Unternehmungen wider ihre Landesobrigkeit, oder Mitbürger ihres Landes zu verrichten. Auf dem Reichstage zu Augsburg vom Jahr 1555 wurden §. 45–48 der Executionsordnung des Religionsfriedens wider solche ausgetretene Unterthanen gemessene Verordnungen erlassen, und auch wider die Enthalter, und Beherberger solcher **Austreter** gleiche Strafen verfüget.

Zweytens wird das **Wort austreten** auch bey verschiedenen Gewerben gebraucht. In den **Stärkefabriken** wird der aus dem geschrotenen Waizen verfertigte dünne Teig in einen Sack gethan, und einem Buttiche oder **Treckfasse** so lange von Menschen **ausgetreten**, bis keine Stärke mehr herausgeht (s. Stärke). Auch wird die gefärbte Seide in Säcke gesteckt, und sodann in fliessendem Gewerben gebraucht. In den **Stärkefabriken** wird der aus dem geschrotenen Waizen verfertigte dünne Teig in einen Sack gethan, und einem Buttiche oder **Treckfasse** so lange von Menschen **ausgetreten**, bis keine Stärke mehr herausgeht (s. Stärke). Auch wird die gefärbte Seide in Säcke gesteckt, und sodann in fliessendem Wasser gefärbt.

Austreten eines Flusses, nennt man, wenn er also anwächset, daß er seine Ufer übersteigt, und das an demselben gelegene Land überschwemmt. Das Austreten der Flüsse entstehet theils durch niedrige Ufer, durch Stromengen, durch erhöhete Strombette, Werke welche zur Aufschwellung des Wassers angelegt worden, Wolkenbrüche, langwierige Regen u. dgl. m.

Austreten des Mastdarms, s. Vorfall des Mastdarms.

Austreten der Mutter, s. Vorfall der Mutter.

Austretung des Blutes, s. Blutergießung.

Austriä Canonici Regulares. Regulirte Chorherrn in Oesterreich. Ein Herzog **Leopold** übergab ihnen die Abtey Neuburg im Jahr 1140. Sie tragen einen Chorrock ohne Aermel, und eine schwarze oder graue Kappe; an Festtagen aber statt derselben graue Felle, welche Ferratura auch Almutia heißen.

Austritt, nennt man jeden Platz und Gang außer dem Fenster eines Gebäudes, und werden gemeiniglich oder die Hauptthüre angelegt. Ist der Austritt nicht bedeckt sondern frey und mit einem Geländer allein versehen, auch nicht breiter als ein Fenster, so wird er ein Balcon (s. Balcon) genannt; ist solcher aber bedeckt, so heißt er ein Erker (s. Erker). Begreift der nicht bedeckte Austritt aber mehrere Fenster zugleich, und lauft von solchen mit seiner Brüstung hinweg, so nennt man solchen eine Fensteraltane (s. Fensteraltane). Wenn sie aber bedeckt, und von dem auffallenden Regen beschützt ist, eine Fenstergallerie. s. Fenstergallerie.

Austro-africus, s. Süd-Süd-West-Wind.

Austrocknen (Physik). Trocknen ist das dem Feuchten entgegengesetzte. **Austrocknen** heißt daher die Feuchtigkeit aus einem Körper bringen: dieses geschieht durch Beförderung der Ausdünstung theils durch Ausgesetzung des Körpers an die freye Luft, oder gar an den Wind, oder durch die Sonnen- oder andere Wärme. Die Luft und zumal der Wind trocknet, indem sie an die feuchten Theile anstößt, mit ihn zusammenhängt, und sie los- und mit sich fort reißt; und diese Wirkung öfters wiederholt: die Wärme aber, weil sie die Ausdünstung und folglich die Befreyung der feuchten Theile überhaupt befördert. s. **Ausdünstung** durch die Wärme.

Austrocknen (Chemie), heißt einem Körper alle seine flüßige und feuchte Bestandtheile nehmen; da diese gemeiniglich flüchtiger Art sind, so wird der Endzweck auch meistens durch Wärme, und trockene stark bewegte Luft erreicht; sehr oft geschieht es in der Absicht um die Körper gegen Gärung oder Fäulung zu sichern.

Austrocknen (Chirurgisch), bestehet in der Zertheilung der überflüßigen Feuchtigkeit einer Wunde oder eines Geschwürs. s. Wunde, Geschwür.

Austrocknen des Fußes bey Pferden, s. unter Rührkrankheit.

Austrocknen (ökonomisch). Sümpfe, Seen austrocknen. Ein heilsames Geschäfte in Absicht auf die Gesundheit der Landeseinwohner, auf die Aufnahme des Feldbaues, auch der Fischereyen selbst. Sümpfe in Aeckern lassen kein Getraide wachsen, in Wiesen kein gutes Gras; folglich ist es nöthig sie da auszutrocknen; dabey erhält man viel Getraide und gute Fütterung.

Seen so auf fettem jum Feldbau: zu Wiesen, Aeckern, gut gelegen, sind wahrhafter Schade und verdienen abgelassen und ausgetrocknet zu werden. Ueberhaupt, ein Land mit vielen Sümpfen und Seen angefüllt, ist ungesund, kalt, ernähret wenig Inwohner sehr schlecht und kann nicht besser behandelt werden, als wann diese schädlichste Hindernisse der Bevölkerung vertilget und diese Quellen alles Schadens ausgetrocknet werden.

Ein See, der See bleiben soll, wann er von unfürdenklichen Jahren an mit Wasser gefüllt geblieben ist, wann er kaum abgelassen worden ist, sogleich wieder angefüllt wurde, zeugt auf die letzte die schlechteste Fische. Das Austrocknen aber giebt ihm wieder seine vorige Güte. Man lasse ihn ab, über Winters leer liegen, baue darinnen über Sommers Getraide, Hafer, Kartoffeln, Rüben u. dgl. und lasse ihn sodann mit Wasser wieder an, so wird man ihn zum ehemaligen Nutzen wieder herstellen. Aber wie muß man verfahren, wenn er in eine Wiese, in einen Acker verkehrt werden soll? Vor allem ist sein Damm auf etliche Ellen weit zu durchgraben, die Rinne heraus zu nehmen, von den Quellen oder von dem Ort an, wo sein Wasser einkauft, müssen auf etliche Schuhe weite und tiefe Gräben auf die Oeffnung des Damms zu, ausgegraben werden. Und, da es nicht möglich ist, alle seine inhabende Quellen sogleich beym Ablassen des Wassers zu entdecken, so muß man während des Winters und bey Ausgang desselben Acht haben: wo sich beym Frost ohne Schnee das meiste Eiß ansetzt und sich sonderlich übereinander nach und nach aufsetzt. Wo, wann es nicht friert und nur gegen den Frühling hinschmelzet, der Schnee am ersten wieder abgehet, da, wo beydes geschiehet, ist gewiß eine Quelle verborgen, die muß folgenden Sommer aufgesucht und in die Hauptgräben geleitet werden.

Sümpfe auszutrocknen, wenn diese niedrige Gegenden um sich her haben, so ist durch Ableitungsgräben,

Digitized by Google

welche in dieſe niedrige Gegenden ausgeführet werden, gar bald und ſehr leichte geholfen; doch, um hier viele Arbeiten zu erſparen, wann der Sumpf an Anhöhen oder Bergen liegt, muß man außen am Sumpf um den Berg her einen weiten Hauptgraben und den ſo tief führen, daß ſein Boden um etliche Schuhe tiefer iſt, als die ganze Oberfläche des Sumpfs. Weil alles Waſſer von den Bergen in die Tiefen herabfällt, ſo werden ſich in dieſem Graben die verborgenen Quellen bald zeigen; wird nun dieſer Grabe gegen die Tiefe hingehen, ſo wird das Waſſer dahin und nicht mehr in den Sumpf laufen, dieſer wird ſich bald ſetzen, und feſte werden können. Findet ſich noch eine Quelle im Sumpfe ſelbſt, und man ſiehet ſie da ausbrechen, ſo gräbt man einen beſondern Graben auf ſie hin und führet auch hierdurch ab. Um dem Sumpfe nun frühere Feſtigkeit, gutes Gras zu verſchaffen, ſo thut man wohl, wann man ſchlechte oder auch gute Erde, Schutt oder nur Steine in denſelben hineinbringt, und das Werk alſo beſchleuniget.

Es iſt freylich wahr, in einigen weiten platten Gegenden legen ſich einem ſolchen Unternehmen ſehr ſchwere Hinderniſſe in den Weg; doch bey Arbeit, Fleiß und vorgeſtrecktem nöthigen Aufwand iſt der Kunſt faſt weniges mehr ohnmöglich. Die Kenntniſſe des Menſchen überwinden, wie ſie täglich mehr anwachſen, bey ſolchen Gegenſtänden alles. Was vormals ohnmöglich ſchien, wird doch nach und nach möglich. Die Maſchinenkenntniß trägt alles hiezu bey. ſ. Falloch.

Austrocknen der Kräuter, ſ. Auflegen.

Austrocknende Arzneymittel, werden diejenigen genennt, welche den Zufluß der Säfte nach einem oder dem andern Theil des Körpers, der verletzt iſt, dadurch hemmen und unterdrücken, daß ſie die Abſonderungswege entweder zuſammenziehen oder verſtopfen. Alle adſtiptiche Mittel und die meiſten erdige, gehören zu dieſer Claſſe; welche letztere zuweilen beyde Eigenſchaften zuſammen zu ziehen und zu verſtopfen beſitzen. Wenn der Zufluß der Säfte nach einem verletzten Theil, gehemmet wird, ſo gehet der Wachsthum des Oberhäutchens beſſer und geſchwinder von ſtatten, daher iſt es begreiflich, daß die austrocknende Mittel zugleich auch eine heilende Eigenſchaft beſitzen.

Austrocknung der Inſecten. Einige wollen die Inſecten zum Aufbewahren in Cabinetten in einer Ofenhitze oder in der brennenden Sonne zu trocknen, vor gut halten. Allein zu geſchweigen daß ſie dadurch vieles an der Schönheit ihrer Farben verlieren, ſo ſchrumpft auch durch ſchnelle Austrocknung ein großer Leib allzuſtark ein, daß er ſeine Geſtalt verliert. Beſſer iſt es immer, wenn ſie nach und nach in einem Zimmer, das trocken iſt, und außer den Sonnenſtrahlen getrocknet werden (ſ. Aufſtekung der Schmetterlinge). Man ſagt auch von den Puppen der Inſecten, daß ſie ausgetrocknet ſeyen, wenn ſie aus Mangel einer feuchten Lage, welche ſie gewohnt geweſen, abſterben, ſteif und hart werden.

Austrocknung, (Waſſerbau) nennt man in der Hydrotechnie eine Verrichtung, nach welcher man einen ſumpfigten Grund mittelſt Hinwegſchaffung des Waſſers in demſelben trocken macht. Es geſchiehet ſolches auf dreyerley Weiſe, 1) durch Ableitung des Waſſers, 2) durch Austrocknungsmaſchinen, 3) durch Eindammung des Landes, 4) durch Erhöhung des Grundes. Durch die Ableitung des Waſſers, wird das Waſſer ſo die Erde aufgeſchwellt und ſich in dieſelbe hineingeſetzet, fortgeſchafft, indeme man Ableitungsgräben (ſ. Ableitungsgräben) anlegt, in welche das Waſſer des benachbarten Grundes fließt, und in ſolchem nach einem niedrigerm Ort fortlauft, (ſ. Ableiten des Waſſers) zwiſchen dem Adda Fluß und dem Po, wo ſich der Teſſino und Lambro in den Po ſtürzen, trifft man die lieblichſten Geſilde Italiens an, die ihme zur Luſt und Ehre gereichen. In dieſer Gegend des Mayländiſchen Gebiets, giebt es ſehr viele Flüſſe, die noch von den Schweizergebürgen, beſonders dem Comeeſee und dem Lago maggiore herfließen; welche nebſt dem Po ſehr große Ueberſchwemmungen machen könnten, wenn nicht Menſchenhände durch Fleiß und Kunſt dieſes Unglück der Länder zu einer Quelle ihres Wohls und Seegens gemacht hätten. Nun ſieht man da die erfreulichſten Auen mit dem höchſten und ſüßeſten Klee bewachſen, wo ſich oft noch alte Leute an einigen Stellen Sümpfe und Moräſte gedenken können. Das Land iſt nemlich mit ſoviel und theils tiefen Canälen durchſchnitten, daß ſich bey den Ergießungen des Po und der übrigen Flüſſe, die endlich abſonderlich im Sommer, nicht alle mit einander anlaufen, das Waſſer hineinzieht, und ſich dermaſſen zertheilet und an andern Orten wieder ablaufet, daß die Oberfläche nicht den mindeſten Schaden, ſondern ſo man will, noch den größten Nutzen davon hat. Dies geſchiehet alſo: die Canäle haben hie und da Schleuſen, welche geſchloſſen werden, da dann, wie oben gezeigt, das Waſſer geſchwellt wird, daß es im Früh und Spatjahr, oder mäſig in trockenem Sommer, austritt, das Land befeuchtet, und mit dem fruchtbarſten und fetteſten Schlamm dünget. Das ganze Jahr hindurch wird kein Karren Dung aufgefahren, und doch ſiehet man die Kühe bis an die Knie im fetteſten Klee weiden, wenn auch ſchon eine Heuernte geſchehen. Die Fettigkeit und der angenehme Geſchmack der Parmeſaniſchen Käſe, rühret von ſolchen vortreflichen Wieſen her. Der Canäle aber ſind nach und nach ſo viele worden, daß oft ein Platz nur einer Stuben groß davon eingeſchloſſen wird. Trocknen die Canäle aus, oder iſt das Waſſer ſehr klein; ſo ſchlägt man den Schlamm aus und breitet ihn auf der Wieſe aus. Aber die wenigſten geben ſich ſolche Mühe, und laſſen ſich an ihrer künſtlichen Ueberſchwemmung begnügen. Es iſt wohl wahr: dieſe Canäle werden anfangs große Mühe gemacht haben, und ſie nehmen auch viel gutes Land hinweg. Wenn man aber an den reichen Ertrag denket, und daß all dies Land ohne ſolche Canäle meiſtentheils ein unbrauchbarer und ungeſunder Sumpf ſeyn würde, wie die Pontiſche Sümpfe; ſo vergißt man alle Mühe und opfert den geringſten Theil gerne auf, um das übrige Ganze hernach genießen zu können. Indeſſen kann man auch das Waſſer nicht allemal ohne Umſtände in den benachbarten Fluß leiten; man findet öfters Berge dazwiſchen, welche manchmal durchgraben oder mit einem Stollen durchbohrt (ſ. Durchbohren der Berge) werden müſſen. Claudius hat bey dem Celaner See einen Berg durchgegraben, um denſelben durch Ableitung des Waſſers aus ſolchem in dem dahinter gelegenen niedrigern Fluß auszutrocknen, und M. Curius hat eben dieſes mit dem Remorenſer See vorgenommen, welchen er nach Durchgrabung eines Bergs in den Laurenter See leitete. Man findet auch in Torfmooren, daß das Waſſer gemeiniglich darum oft ſtehen bleibt, weil es nicht in der Tiefe des Bodens ſich verlaufen kann. Dann iſt gemeiniglich unter dem Torf, oder ſchwarzen ſchwammigten Boden, eine etliche und mehrere Schuh tiefe Thonlage Schuld, welche das Waſſer nicht durchläſſet. Wenn man aber den Thon oder Letten durchſticht, ſo gelangt man gemeiniglich auf

Digitized by Google

Sand, der das Waſſer am allerleichteſten durchläßt. Keine Austrocknung ſumpfigter Wieſen, ja ganzer Torfmoore, beſonders wenn ſie etwas erhöhet liegen, wäre nun leichter und wohlfeiler, als wenn man an etlichen Orten tiefe Gruben machte, bis man völlig auf den Sand käme, hernach durch Gräben das Waſſer von andern Gegenden dahinführet, und wenn man den Platz wieder eben und zugefüllt haben wollte: ſo könnte man ihn mit hohlkantigten und vieleckigten Steinen, Dornbüſchen und Erlenholz verbauen, gleichwie auch die Gräben, davon ſchon oben etwas vorgekommen. Auf dieſe Weiſe würde ſich das Waſſer alles in dem Sand verlaufen und der Sumpf völlig ausgetrocknet werden. An Orten, wo der benachbarte Fluß höher als das Land liegt, wird daſſelbe zu Zeiten überſchwemmt; da nun das Waſſer, welches bey ſolcher Ueberſchwemmung auf daſſelbe gekommen, wegen dem niedrigen Grund nicht in den benachbarten Fluß wieder läuft, ſo bleibt ein Theil auf ſolchem ſtehen, bis ihn Sonne und Wind durch die Ausdünſtung wieder hinwegſchaffen. Es würde dieſe Ueberſchwemmung vor die Wieſen ein Vortheil und kein Schaden ſeyn, ſie würde eben ſo nützlich ſeyn als die Gewohnheit, die Wieſen zu wäſſern, wenn ſie theils zur gehörigen Zeit geſchähe, das Waſſer nicht ſo lange ſtehen bliebe, daß dadurch der Grund erweichet und dem Lande große Nachtheil dadurch zugezogen würde. Zur Abführung dieſes Waſſers, ſo durch Ueberſchwemmungen dahin gebracht wird, hat man Maſchinen erfunden, die man Austrocknungsmaſchinen nennt (ſ. Austrocknungsmaſchinen). Es giebt Länder, welche über der niedrigen und unter der hohen Waſſerſteigung liegen, (ſ. Waſſerſteigung). Dieſe werden von Zeit zu Zeit von dem Waſſer des benachbarten Fluſſes überſchwemmt und dadurch ſumpficht. Sie können trocken gemacht werden, wenn man das benachbarte Waſſer von ſolchem abdammt; das iſt, das Land eindammt (ſ. Eindammen). Andere ziehen auch von dem Fluß große Gräben durch das Land, um die Austretung des Fluſſes dadurch abzuhalten (ſ. Nothſchatten). Cäſar ließ bey Hylerda viele Graben ziehen, um einen Theil des Sicoris, eines Fluſſes in Spanien, abzuwenden und deſſen Ueberſchwemmung zu verhindern. Auch Cyrus hat durch 360 Gräben den Gangesfluß dergeſtalt abgeſchnitten, daß man beynahe trocknen Fußes durch ſolchen gehen konnte. Wenn nun das Waſſer auf die vorbeſchriebene Weiſen von dem Boden gebracht worden, ſo wird derſelbe, welcher von ſeiner natürlichen Feuchtigkeit an den niedrigen Orten von jedem Schritte erſchüttert wird, durch das beſtändige Ablaufen des Waſſers trocken und veſt werden. Iſt er von Natur ſehr ſumpficht geweſen, ſo wird er durchgehends einen Fuß und noch tiefer ſinken, er wird veſt unter den Füßen bleiben, ohne erſchüttert zu werden, und Fuhrwerke tragen können. Ich habe Länder geſehen, auf welchen Pferde mit ihren Hufen die Raſen durchgeſchlagen hatten, und bis an den Bauch hineingeſunken waren, die aber durch dieſe Methode ſo hart geworden, daß man in kurzer Zeit mit Wagen darauf fahren konnte; und auf Länder, die einem unter den Füßen wie ein ſchwaches Eis gebebet, hat man nachgehends mit Kutſchen gefahren. Mit einem Worte, es laſſen ſich allmählig die feuchteſten und ſumpfichſten Länder dadurch ſo veſt machen, daß man ſie auf allerley Art bebauen kann. Man hat aus der Erfahrung, und dies faſt in allen Ländern, daß niedrige Plätze, ja ganze Thäler, die vorher nichts als Sumpf geweſen, endlich zu den beſten und ſchönſten Auen geworden, wo man noch jetzo die einträglichſten Wieſen hat, und diß ohne jemands Benhülfe. Die Bergwaſſer und andere durchfließende Bäche haben durch öftere Ueberſchwemmungen und Zuführungen von Erde und Schlamm, ſo theils von Bergen, theils von höher liegenden Aeckern herkamen, manche ſumpfigte Thäler dergeſtalt nach und nach erhöhet, die alten Lücken zugefüllt, daß nun, wie geſagt, die fetteſten Wieſen jetzo da ſind, wovon noch unſere Alten wiſſen, daß es nichts als Sumpf, Moos und elendes Geſträuche war. Die Kunſt kömmt der Natur zu Hülfe, und bringt all' dieſes durch eine künſtliche Erhöhung des Grundes zuwege. (ſ. Erhöhung des Grundes.)

Austrocknungsmaſchinen, werden Maſchinen genennt, welche man zu Austrocknung eines ſumpfichten Grundes oder Landes gebraucht, welches von einem benachbarten Fluß überſchwemmt worden, aus Mangel des zum Ablauf nöthigen Gefälles aber ſich von ſolchem von ſelbſten nicht entledigen kann. Es iſt vor Anlegung derſelben zuvörderſt, in Anſehung deren zu beſtimmender Anzahl und Größe, nicht allein die Größe der zu bemahlenden Gegend, und der Umſtand, ob ſelbige blos eigenthümliches Waſſer, oder auch fremden Zufluß habe, ſondern auch vornehmlich in Erwägung zu ziehen: ob ſie durch mahlen allein trocken gehalten, oder ob letzteres nur dem gewöhnlichen Abfluß zu Zeiten wenn derſelbe nicht ſchnell genug iſt, zu Hülfe kommen ſolle? Imgleichen wie hoch das Waſſer aufgemahlen werden müſſe? ſolglich iſt nach der Menge des Waſſers und der Zeit, worinn es weggemahlen werden ſoll, die Anzahl und Größe der Mühlen zu beſtimmen; wobey man nach der Erfahrung zum Grunde leget: Erſtlich, wie hoch das Waſſer ſich jährlich gewöhnlichermaßen zu einer Zeit auf höchſte ſammlen könne; und zweytens, wie viel eine Mühle, von einem gewiſſen Geſticke, durch die Bank, in 24 Stunden wegzumahlen vermögend ſey? Die Austrocknungsmaſchinen ſind in ihrer Zuſammenſetzung ſehr verſchieden, und werden nach dem Gebrauch derſelben eingeſchränkt. Die vorzüglichſten ſind: die Hollandoiſe (ſ. Hollandoiſe) wird gebraucht, wenn das Waſſer nicht über $1\frac{1}{2}$ Fuß zu heben iſt. Die Fluttermühle (ſ. Fluttermühle) dient eben ſo zu geringen Waſſerſtetten als die erſtere, und muß nachdem ſich der Wind ändert umgeſetzt werden. Die Schwanz- oder Steertmühle hat dieſe Unbequemlichkeit der Umwendung nicht, weil ſie von dem Wind durch die an ſolcher angebrachten Windfahne ſich ſelbſt wendet. (ſ. Steertmuhle.) Inzwiſchen thun ſie doch keine ſonderliche Dienſte wofern ſie nicht von einem ſteifen Winde ſo ſchnelle umgetrieben werden, daß ſie das Waſſer mit einem Schwunge überwerfen, weilen ſie ſonſten umgehen können ohne Waſſer überzubringen. Sollte das Waſſer aber nicht allein höher gehoben, ſondern auch häufiger und anhaltender ausgemahlen werden, ſo werden größere Austrocknungsmaſchinen erfordert. Dergleichen das Segelrad (ſ. Segelrad) welches auf der engliſchen Inſul Cli vorzüglicher Weiſe die Maſchine genennt wird. Die Kochermühle (ſ. Kochermühle) kann das Waſſer über eine Fluthbettung heben ſo $\frac{1}{4}$ von der Höhe des Rades über die Grundbettung von ſolchem hoch. Die Waſſerſchraube (ſ. Waſſerſchraube) gebraucht man in Holland hierzu mit vielem Vortheil, ſo wie auch, die Schöpfplombe (ſ. Holländiſche Schöpfplombe), welche von Windmühlenflügeln getrieben werden. So ſtark auch der Gebrauch des Windes bey dergleichen Arten von Maſchinen iſt, ſo bedient man ſich doch öfters mit ungleich größerm Vortheil des in einiger Entfernung vorbeyfließenden Waſſers, zur Bewegung der Maſchine, nicht

Digitized by Google

nicht nur, sondern bedient sich auch bey denen an dem Meere gelegenen Ländern des Ebbe und Fluthwassers. Es ist hierzu fürnemlich ein Wasserstand oder Behältniß erforderlich. In Ermangelung dessen müßte das Wasser unmittelbar durch den Deich gemahlen werden, alsdenn fünde aber die Mühle stille, so lange das Wasser außen höher ist, als die Mühle heben kann, oder diese müßte soviel größer seyn, und über das höchste Außenwasser heben können. Damit nun die Mühle nicht übergroß seyn dürfe, und auch zur Fluthzeit mahlen könne; so wird ein so großes bedeichtes Behältniß inwendig angeleget, welches soviel Wasser fassen kann, als die Mühle in der Zeit, da der Ausfluß verschlossen ist, aufzumahlen vermögend ist. Und wenn keine andere bequeme Gelegenheit dazu vorhanden ist; so brauchet man dazu ein Stück des Sieltiefes von erforderlicher Länge. Soll die Mühle auch zur Zeit, wenn der Siel ohnedin mit abziehen kann, und indessen jene stille stehen müßte, noch bey der Ebbe immer fort mahlen können; so muß nothwendig ein besonderer Wasserstand mit einer besondern Pumpe durch den Deich angeleget werden. Findet sich aber keine anderweitige Gelegenheit dazu, und es ist hinlänglich, daß nur die Mühle zu Zeiten, da der Siel von selbst nicht ziehet, auch hiernächst nur bey der Fluth mahle: immassen auch jene soviel größer gebauet werden kann, um währender Zeit sie gehet, destomehr zu beschicken; so kann sie an dem Sieltiefe gesetzet, und diesem so weit zurücke als zum Wasserstande nöthig ist, ein Verlaath angeleget werden, welches, sobald der Siel zugehet, auch zufällt; alsdenn währendem hohen Außenwassers, die Mühle immer fort gehen, hiernächst aber auch bey der Fluth so lange gemahlen werden kann, bis das eingemahlene Wasser bey der ersten Ebbe weggefallen ist, wornächst sich das Verlaath öffnet, und das Wasser gewöhnlichermassen nachstehen läßet. Die Größe und Geräumigkeit des Wasserstandes richtet sich also hauptsächlich darnach, daß solange darinn gemahlen werden könne, bis sich der Siel oder die Pumpe öffnen, und das Wasser auslassen muß. Hebet die Mühle so hoch, daß auch bey vielem Außenwasser dasselbe bey der Ebbe übergemahlen werden kann; so brauchet das Behältniß nicht größer zu seyn, als in den Stunden da der Siel verschlossen ist, darinn Platz habe. Wenn hingegen die Mühle nicht hoch hebet; so muß der Wasserstand desto größer seyn, damit allenfalls einige Fluthen lang, bey zustehendem, oder wenig auslassendem Siele, jene fortmahlen möge. Auch in besonderen Fällen kann mittelst eines solchen Wasserstandes eine Mühle angeleget werden, ohne daß von benachbarten Ländereyen es gehindert würde, wie hiernächst gezeiget werden wird. In Ansehung dieser sind wenn nur von einigen Interessenten eine Mühle angeleget wird, ersilich solche Anstalten vorzukehren, mittelst deren denen übrigen Ländereyen der Sielachtkein Schade zugefüget werde. Hohe Ländereyen haben keine Ursache zu widersprechen, so lange ihre Abwässerung nicht schlimmer wird, als der Mühlen Ländereyen ihre nach angeleget Mühle verbessert wird. Hingegen derer übrigen niedrigen Ländereyen Wasserlöse muß immer um soviel beschwerlicher werden, als das in das Sieltief gemahlene Wasser, so wenig es auch austräget, darinn höher vorstauet. Die Mühle werde nun aus Noth oder zur Verbesserung angeleget; so muß in beyden Fällen die neue Einrichtung dem übrigen gleich niedrigen Lande entweder unschädlich oder gemeinnützlich gemachet werden. Auf eine unschädliche Weise kann nun von einigen eine Mühle angeleget werden, wenn in dem Bezirke ihres Landes ein so großer Wasserstand zu machen wäre, worinn das Wasser eingemahlen werden, und nur durch eine enge Oeffnung nicht geschwinder und stärker ins Sieltief fließen könnte, als es sonst darinn gefallen seyn würde, mithin so lange in dem Behältniß stehen bliebe, bis es unschädlich mit wegflöße. Wenn aber dies nicht angehet; so muß nach obigem die gemeinschaftliche Nothdurft oder Verbesserung so groß seyn, daß deswegen andere mit angehalten werden können, gleicherweise Mühlen anzulegen; widrigenfalls sie es zu gestatten, oder sich selbst zu schützen haben. Wenn aber die Bewegursache nicht von der Erheblichkeit ist; so können auch die ersteren sich ohne Verbesserung behelfen; und wenn denn der Lage nach auch nicht möglich wäre, eine ganz abgesonderte Abtheilung zu machen; so findet die Anlage einer Mühle gar keine statt. Aus gleichen Gründen darf auch in einer Commune, wo die niedrigen Ländereyen schon alle mit Mühlen versehen sind, einer den andern nicht höher, als zu nachbargleicher Nothdurft erforderlich ist, übermahlen: oder wenn Verordnungen und Vereinbarungen es vorschreiben: so darf nicht stärker als nach der bestimmten bisherigen Höhe, und mit denen bisher gebabten Mühlen gemahlen werden. Wenn aber keine gewisse Vorschriften oder hergebrachte Gewohnheiten sind; so kann sich jeder, einem dritten unschädlich, dem andern nachbarlich machen. Und die Deichrechte ergeben überdem, daß solches gar auf gemeinschaftliche Kosten verlanget werden möge.

Auströsseln, Auströrteln, s. **Aussasseln.**

Austromantie, eine abergläubische Kunst aus den Winden bevorstehendes Glück oder Unglück wahrzusagen.

Austrommeln, s. **Auspauken.**

Ausübung, ist die wirkliche Befolgung einer Regel. Regeln sind in Wissenschaften und Künsten eben so wenig zureichend, als in der Moral und Religion, wenn sie nicht in Ausübung gebracht werden. Eine jede Wissenschaft oder Kunst hat daher zwey Theile; einen theoretischen, welchen einige den erwägenden nennen, und einen practischen oder ausübenden Theil. In dem letztern werden entweder allgemeine Regeln auf besondere Gegenstände angewendet, wie in der practischen oder angewandten Mathematik; oder es werden die Kunst- und Handgriffe gezeigt, wie die Regeln ins Werk gerichtet werden. Denn es ist nicht genug die Regel zu wissen, sondern es werden noch oft gewisse besondere Vorschriften erfordert, wodurch man erst geschickt wird, die Regel zu befolgen, und dasjenige wirklich zu machen, wovon man weiß, wie es gemacht wird. Mehr s. unter den Artickeln: **Kunst, Praxis**, und **Practisch.**

Aus- und einschenken, drücket einen bey einigen Handwerken eingeführten Gebrauch aus, vermöge dessen die ein- oder auswandernde Gesellen von denen, die vor ihnen da sind, oder nach ihnen da bleiben, ein gewisses genanntes Geschenk empfangen. Handwerke, bey welchen dieser Gebrauch nicht statt hat, werden **Unschenken** genannt.

Auswachsen (Chemie), s. **Ausblühen.**

Auswachsen (medicinisch). Man bemerkt an verschiedenen Theilen des Körpers, daß manchmal an denselben widernatürliche Hervorragungen entstehen. So findet man daß zuweilen an den Knochen äußerlich, und innerlich, z. E. im Hirnschädel; an den Gefäßen, Eingewenden, z. E. der Mutter, so wie auch an dem äussern Augenwinkel, zwischen dem Auge, und den Augenliedern, in den Mandeln, dem Zahnfleisch, dem Hintern, auf der Haut in Gestalt der Warzen u. dgl. solche Auswachsungen zum Vorschein kommen, von deren

Digitized by Google

Natur und Heilung, noch unter verschiedenen Artikeln wird gehandelt werden.

Auswachsen des Getraides (ökonomisch), dieses erfolget auf dem Felde und in den Scheunen. Auf dem Felde, wann das abgeschnittene oder abgemähete Getraide, sowohl unaufgebunden als aufgebunden, anhaltend lange beregnet wird; in den Scheunen aber, wenn solches noch feucht und naß nach Haus gebracht, und darinn eingesammlet wird. In beyden Fällen stossen öfters die Körner der Früchten handlange Keimen aus, und dieses heißt man auswachsen des Getraides. Dieses ist aber ein sehr merklicher Schade; dann solches Getraide ist nicht wohl zum Verbacken, nicht zum Aufbewahren; es mag endlich noch zum Verfüttern mit dem Vieh oder zum Branteweinbrennen gebraucht werden können, es hat also sehr geringen Werth.

Der Ackersmann thut also wohl, um diesem Schaden zu entgehen, wann er zu der Aberndung seiner Felder anhaltendes helles Wetter abwartet und niemal bey regnerischer Witterung sein Getraide niedermähet. Bemerkt er einen Regen, ein Donnerwetter, so muß er das eben erst abgeschnittene, wann es auch nicht recht abgedorret ist, aufsammlen und eiligst nach Hause zu bringen suchen; kommt er aber bey aller Vorsicht doch mit seiner Erndte in solche regnerische Zeiten, so ist nöthig, daß er das abgehauene Getraide, wann die Sonne nun etwas wieder scheinet, umwendet, auseinander leget, die Garben aufstellet, sein Getraide also der Sonne und den Winden zum Abtrocknen vorleget und, wann es möglich ist, solches wohl abgedorret, und nicht eher in die Scheune bringet; zweifelt er dann noch, ob alles recht abgetrocknet seye, so soll er die Aehren im Lager nicht auswärts, sondern in den Haufen einwärts legen, welches das Auswachsen in etwas verhindert.

Das Getraide kann auch, wann es schon ausgedroschen, aber noch feuchte ist, oder durch Einschlagen des Regens, des Schnees durchs Dach in dem Boden erst feuchte wird, zum Auswachsen gebracht werden. Der Kornboden muß also vor aller Nässe verwahrt, und das Getraide öfters gewendet oder herumgeschaufelt, trocken erhalten werden.

Auswachsung (Chemie), s. Ausblühen.

Auswältigen, heißt einen aus dem Besitz eines Gutes vertreiben.

Auswärmen, wird von dem Kupfer gesagt, wenn es bey dem Gahrkupfermachen in der Saigerhütte geglühet wird. Der Ofen in welchem die Hartstücke glühend und dadurch zum Hämmern geschickt gemacht werden, heißt der Auswärmofen; diese Stücke werden, nachdem sie genugsam geglühet worden, mit der Auswärmzange aus dem Ofen hervorgenommen.

Auswärtig Revier, nennen die Bergleute denjenigen Bezirk, der in ein andres Bergamt gehört.

Auswärtige Staatssachen, s. Staatssachen.

Auswärtsgekehrt (in der Wappenkunst), s. Ausgeschuppt.

Auswärtsstehen des unteren Augenliedes, s. Augenliedes Umkehrung.

Auswärtswerfen die Vorderschenkel, wird vor eine sonderliche Zierde der Pferde im Gehen und Traben gehalten, und manchmal auch als eine außerordentliche Kunst reichlich bezahlet. Es ist aber unter die unnützen Künste zu zählen, weil die Nerven des Pferdes dadurch zur Ungebühr angestrenget, und durch das Anstossen des Hufeisens, das Pferd auf höckerigten Wegen und Steinen, leicht zum fallen gebracht werden kann.

Auswanderung der Unterthanen, ist eine freywillige Verlassung des Landes, darinne sie bisher gewohnt haben. Da allerdings daran gelegen ist, daß in einem jeden Staate die Anzahl der glücklichen Inwohner so groß sey, als immer möglich ist; so muß eine weise Staatsverwaltung das Auswandern ihrer Unterthanen zu verhüten suchen. Aber wie soll dies geschehen? nicht durch wirklkührliche Verbote, antworten die Physiokraten, und nicht durch gewaltsame Hindernisse, oder durch Abforderung starker Abzugsgelder von denen, die das Land verlassen. Diese Mittel sind der Natur der Menschheit nicht angemessen, als welche nicht zur gewaltsamen Sclaverey, sondern zur Freyheit bestimmt ist. Menschen, die man nur mit Zwang oder mit Ketten und Banden in einem Lande zurückhält, werden auch immer nur wie angeschmiedete Sclaven thätig seyn, d. i. nicht aus Liebe fürs Land, oder die Regierung desselbigen, und nicht aus Lust ihre Fähigkeiten verwenden, um das Glück des Staats zu befördern, wie sie könnten und sollten. Das Land kann von solchen eingesperrten sclavischen Unterthanen wenig Glück erhalten, und ihnen auch wenig Glück geben. Der einzige wahre Weg, die Auswanderung der Unterthanen eines Staates zu verhüten, ist dieser, daß man es dem Volke so interessant macht, im Lande zu bleiben, daß es Verlust oder Nachtheile darinne empfindet, wenn es nur daran denkt, sich aus denselbigen wegzubegeben. Nirgends aber ist es den Menschen interessant zu seyn, und zu bleiben, als wo sie ihres ganzen Personal- und Real-Eigenthums völlig versichert sind, in Freyheit ihrem Gott dienen, und ungestört ihre Talente und Fähigkeiten zu ihrem Vortheil nach ihrem Gutbefinden verwenden, in uneingeschränkter Freyheit unter dem Schirme der Gerechtigkeit Gewerbe, Handel und Wandel treiben, und ihr ganzes Eigenthum, und die Früchte desselbigen in eben solcher Freyheit geniessen können, und keine andere Auflagen tragen dörfen, als die sich auf den Profit der Grundstücke des Landes gründen. In einem Staate von dieser Verfassung ist und bleibt gewiß jederman so gern, daß es ihm Leiden ist, nur von ferne an einen Weggang zu denken. Aber wird nicht Gott danken, in einem Lande zu seyn, in welchem alle Quellen der Geniessungen aufs vollkommenste geöffnet sind, und jeder Inwohner nach seinem Vermögen schöpfen kann, soviel er will? gewiß wird aus einem solchen Staate nur der auswandern, der böse ist, und nicht verdient im Lande gehalten zu werden, und der, den äusserliche Verbindungen wider seinen Willen dazu nöthigen, und also dieser ihm selbst traurigen Auswanderung wegen zu bedauren, und nie zu belästigen ist. s. Bevölkerung.

Auswanderung der Völker, s. Colonien, wie auch Völkerwanderungen.

Auswaschen (chirurgisch), heißt eine Wunde oder Geschwür mit einem flüßigen, und zwar entweder warmen oder kalten, Arzneymittel zu wiederholtenmalen benetzen oder befeuchten, um sie theils zu reinigen, theils zu besserer Annehmung der Wirkung anderer Arzneymittel vorzubereiten. Man bedient sich der geistigen Flüßigkeiten und Pflanzendekokten am gewöhnlichsten dazu. s. Wunde, Geschwür.

Auswaschen (ökonomisch), heißt das Zeug, nachdem es vorher mit warmen Wasser und Seife rein gewaschen ist, aus kaltem Wasser so auswaschen oder abspülen, daß alle Ueberbleibsel von der Seife heraus kommen. Wenn die Wasche gebleichet wird, geschieht es nach geschehener Bleiche; wenn sie aber nicht gebleicht wird, so

Digitized by Google

geschihrt es gleich, nachdem sie aus dem letzten Wasser und Seife gewaschen ist.

Auswechseln, heißt eine Geldsorte gegen eine andere vertauschen. In der That ist beym Auswechseln und Einwechseln der Gelder nichts anders, als daß man die eine Sorte mit der andern einkauft. Man giebt zwar gemeiniglich in den Staaten Gesetze wider das Verwechseln der Gelder, bey welchem der eine Theil von dem andern dem gesetzlich bestimmten Geldwerthe nach mehr empfängt, als er ihm in der andern Geldsorte giebt. Allein wie können solche Gesetze bestehen und wirken, wenn die Münsorten so beschaffen sind, daß man mit der einen im Handel und Wandel mehr ausrichten kann als mit der andern? s. Agio und Auswechsel.

Auswechseln. Wenn die Bergleute das anbrüchige und dem nahen Verderben ausgesetzte Holz aus dem Gebäude herausnehmen, und dagegen frisches an die Stelle einziehen: derjenige, so hierauf zur nöthigen Sicherheit fleißige Aufsicht führen und die Zimmerung beym Auswechseln verrichten muß, heißt der Auswechselhäuer.

Auswechselung, (juristisch), s. Tausch.

Auswechslung, (militarisch). Wenn Kriegsgefangene auf freyen Fuß gestellt werden sollen, so müssen sie ranzionirt oder gegen sie vom Feinde andere Kriegsgefangene losgelassen werden. In dem letzteren bestehet die Auswechslung. Man pflegt sich hierbey theils nach der gemeinen Kriegsobservanz, theils nach besondern deswegen geschlossenen Cartelen zu richten. Ganz natürlich ist es, daß Gleiche gegen Gleiche ausgewechselt werden, z. E. Reuter gegen Reuter, Fußgänger gegen Fußgänger, Hauptmann gegen Hauptmann, Oberst gegen Oberst. Allein theils hat man nicht jederzeit auf der andern Seite einen Gefangenen von demselben Character, theils ergeben sich sonst noch zweifelhafte Fälle, welche öfters selbst in den Cartelen nicht ausgemacht und also von den kriegführenden Potentaten noch besonders entschieden werden müssen.

Ausweichen, (musikalisch). Bey Gelegenheit der musikalischen Ausführung wurde gezeigt, daß die Einheit und Mannigfaltigkeit sich auf die Noten und auf die Töne beziehen. Wenn Einheit in den Tönen herrschen und sich immer ein Hauptton auszeichnen soll: so muß ein jeder Ton seine besondere Eigenschaft haben. Wenn aber Mannigfaltigkeit den Zuhörer stets unterhalten und mit Abwechslungen belustigen sollte: so muß jedes Stück verschiedene Töne hören lassen. Diese wandelbare Herrschsucht eines jeden besondern von allen andern ausgezeichneten Tones heißt mit einem Worte: Ausweichung. Zwey Töne wie das harte C und weiche A können übereinander, hiebey aber sondern sich alle andere und unterscheiden sich merklich. Dieses vorzügliche Unterscheidskennzeichen besteht in seiner Leiter. Wie die Tonleiter gebildet werde, erkläret der Artickel Tonleiter. Warum diese oder jene Stufen in einem Tone so, in dem andern anderst gelegt seyn müssen, bestimmt die Tonkunst. Das Characterisirende der harten und weichen Leiter untersucht der Artickel von der Tonart.

Nur schlägt hier die Frage ein, wie man von einem Tone in die andern übergehen könne. Wenn man in einem Tone schließt und in einen Ton fällt: so wird der Satz ein Schlußfall genennt. Will man von einem Tone in den andern ausweichen: so muß man die Leiter beyder Töne und die Art der Vermittelung, nemlich den Schlußfall, wohl kennen.

Obschon im eigentlichen Artickel alle zehn Schlußfälle ausführlich noch behandelt werden: so muß hier doch vorläufig eine deutliche Erklärung von den vier schlußfallmäßigen und entscheidenden Tönen angebracht seyn, eben wie ohne summarische Beschreibung der Tonleiter dieser Artickel nicht kann verstanden werden. Also die Kenntniß der Tonleiter und der Schlußfälle ist einzig und allein im Stande, richtige Bestimmungen von der Ausweichung zu treffen.

Die Tonleiter ist nichts als eine stufenmäßige Ordnung gewisser Töne, die mit einander mittelbar verwandt sind. Die nächste Verhältniß von einem Tone zum andern, der nicht nur durch die Erhöhung oder Erniedrigung mit der nemlichen Steigzahle, wie die Achte 1, 2, 4, 8 u. s. w. sich sondert, ist die Fünfte. Also ist zum C das g der verwandteste Ton, wie sich aber das g zum C verhält, eben so verhält sich das hohe C als die Gränze dieser stufenmäßigen Ordnung und Wiederholung desselbigen Tones zum f: folglich finden wir hier die nahe Verwandtschaft dieser drey Haupttöne c f und g. Will man zum C noch seinen zweyten etwas weiter zwar abstehenden, doch immer noch verwandten Ton, das e, die große Dritte, und eben so zum f das a, zum g das h setzen; werden diese sieben Töne in Ansehung der Höhe und Tiefe in die stufenmäßige Ordnung gebracht: so entstehet eine Leiter von sieben Tönen, die auf dem Claviere die sieben niedere Tasten inne hat. Statt daß e zu c eine große Dritte und g zum e eine kleine Dritte ist: so kann man auch a, c und e zusammensetzen, wodey die kleine Dritte unten zwischen a und c und die große oben zwischen c und e liegt.

Will man nun eine ganze Leiter mit diesem Unterschiede haben, darf man nur dem ersten, vierten und fünften Tone statt vorigen großen Dritte die kleine beylegen und vom A anfangen, wo alsdann auch die niedrigen Tasten die weiche Tonleiter A angeben können. Hieraus ersehen wir, daß beym harten C und weichen A zur Bildung der Tonleiter keine andere Vorzeichnung vonnöthen sey, daß aber bey allen den andern ihre Tonleiter nach gegenwärtiger müsse abgeschrieben werden, und daß noch einmal soviel Tonarten als Töne seyn. Es entstehen also von 12 Tönen 24 Tonarten, und in Ansehung deren sind die Ausweichungen auf eine bestimmte Zahl zu bringen, welches in vielen Lehrbüchern, nebst mehrern andern Erklärungen, bisher vermißt wurde.

Da der Unterschied der harten und weichen Tonart desselbigen Tones blos nur darinn bestehet, daß dieser eine kleine, jener eine große Dritte angewiesen wurde: so macht es im Ganzen keinen Unterschied, ob man vom weichen C ins harte oder vom harten ins weiche übergehen wolle. Die übrigen Töne, wenn man von einem gewissen Tone in sie ausweichen will, sind 11: folglich sind, ohne Rücksicht auf die Tonarten, 11 Ausweichungen. Da nun aber z. B. vom harten C ins harte F, vom weichen C ins weiche F, vom harten C ins weiche F, vom weichen C ins harte F, also auf viererley Arten man übergehen kann: so muß die obige Zahl mit vier vervielfältigt werden, und hier erhalten wir die Bestimmung der 44 Ausweichungen.

Die vier entscheidenden schlußfallmäßigen Töne sind:
der fünfte von beyden Tonarten,
der siebente } in der weichen Leiter.
der vierte }
der zweyte

Weis man die Vorzeichnungen des Tones, den man verläßt, und desjenigen Tones, wohin man will, und kennt man nur diese vier schlußfallmäßigen Töne: so läßt sich leicht auf die bisher so dunkelgeschienene Streitfrage antworten, nemlich:

Digitized by Google

Ob es möglich sey, von einem Tone in alle andere, vermittelst einer einzigen Zwischenharmonie, überzugehen.

Ja, es ist wohl möglich! Die Arten sind unendlich und nicht zu bestimmen: da aber die Schlußfälle dabey unentbehrlich sind, so muß man immer die Vorzeichnung und diese entscheidende Töne vor Augen haben.

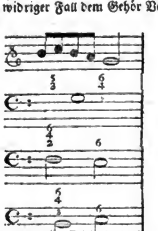
Hier ist der Raum zu enge, von den zweydeutigen, dunkeln Harmonien, ihrem Ursprunge und Würkung umständlich abzuhandeln. Wir vertrösten den Leser auf alle eigentliche Artickel. Wer aber den ganzen Umfang dieser Harmonien mit allen den möglichen musikalischen Beyspielen, sammt einer systematischen Herleitung genau einsehen will, den verweisen wir auf die Mannheimer Schriften hierüber.

Die unrichtigen Systeme, die zeither zur Ausweichung gebraucht wurden, müssen ehe vergessen werden, als man bündige Regeln fassen möge. Die Franzosen balgten sich immer mit dem siebenten Tone der Leiter herum; sie nennten ihn Note sensible, wie das musikalische Capitolium sie Subsemitonium modi hieß.

Wenn man dieser Namen und Regeln nur entbehren könnte: so ist schon einleuchtend genug, daß alle diese unnöthige Hirnmartern wegbleiben dürfen. Da aber diese unrichtigen Begriffe durch tausend unvermeidliche Wendungen dem getäuschten Tonschüler neue Wesenheiten vorstellen: so müssen sie wie das Unkraut aus einem fruchtbaren Felde von innern der ergiebigen Erde ausgewurzelt werden.

Der siebente Ton ist: zum fünften die große Dritte, zum vierten die große Vierte, zum zweyten die große Sechste. Die Franzosen beobachteten, daß, dem einfachen Gesange zu steuren, der siebente Ton süglicher hinaufsteige; hierauf folgten nun schon drey Regeln, nebst der ersten Beobachtung vom H als Haupttone, nemlich, daß die große Dritte, die große Vierte, die große Sechste sich hinaufzu bewegen, ja hinaufzu auflösen müssen, gleich als wäre dieser Ton jezo übelklingend geworden. Es ist wahr, daß dieser Ton gewöhnlicherweise in den nächsten halben Ton steiget: hieraus folgt aber nicht, daß diese Willkühr ein Gesetz ausmache, weil auch ein widriger Fall dem Gehör Vergnügen verschaffen kann.

Z. B.



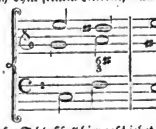
Es ist auch wahr, daß, wie wir vorher ersehen haben, die zwey gewöhnlichsten Schlußfälle mit dem fünften oder siebenten Tone selbst geschehen.

Sowohl in der harten als weichen Tonart muß der fünfte Ton seine große Dritte haben, und diese Dritte ist der siebente Ton: folglich muß der siebente Ton auch in der weichen Tonart erhöhet werden; und dies ist,

was sie mit ihrer verworrenen Note sensible andeuten wollten.

Im Deutschen erschienen zwey Uebersetzungen hievon, die den Begriff nicht weniger undeutlich machen: 1) die den Ton bezeichnende Note, 2) der Leitton.

Wie wär es aber, wenn man von einem Ton in den andern, ohne seinem Leittone, ausweichen könnte?

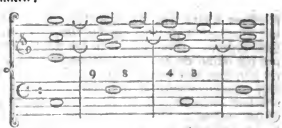


Dieser Schlußfall hier geschiehet vermittelst des schlußfallmäßigen erhöhten vierten Tones Dis vom weichen A, ohne die bekannte note sensible hören zu lassen. Nach ihrer Meynung wäre das Dis der Leitton vom weichen E, dem das F im Grunde widerspricht.

Oder

Dieser Schlußfall geschiehet vermittelst des schlußfallmäßigen zweyten Tones H in der weichen Leiter A mit seiner großen Dritte Dis und kleinen Fünfte f.

Wie wär es, wenn auch Uebelklänge der Leitton seyn könnten?

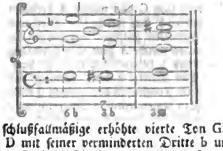


Vermittelst dieser Neunte und Elfte wird F der Hauptton nach dem C.

Wie wär es, wenn ohne Note sensible ein Schlußfall geschehen könnte?

Wir gehen vom C ins G über, ohne ein Kreuz beyzufügen. Wie wär es, wenn, ohne von den bisherigen Tonschriftstellern bemerkt noch verstanden zu werden, eine Ausweichung geschehen könnte?

Digitized by Google



Der schlußfallmäßige erhöhte vierte Ton Gis vom weichen D mit seiner verminderten Dritte b und verminderten Siebente f ist so zweydeutig, daß man glauben sollte, es wär der schlußfallmäßige fünfte Ton von beyden Tonarten Es, mit seiner Unterhaltungssiebente.

Wer nun die zehn Schlußfälle, fünf in der harten, fünf in der weichen Leiter, und gegenwärtigen vom Vierten in Fünften wohl inne hat, wird nicht so leicht von dergleichen fremden Gängen überrascht, noch weniger in die Nothwendigkeit versetzt, zu gestehen, daß er nicht einmal wisse, in welchem Tone das Stück sey.

Man muß also die Eigenschaften der Töne, ihre Verzeichnungen, ihre natürliche und alterirte, veränderte Stufen (le corde alterate) wohl kennen, und immer fragen, welcher Ton gegenwärtiger vom zukünftigen sey, z. B. ob C oder His in der Leiter vom cis statt finde u. s. w. Dann muß er die Schlußfälle wohl zu benutzen wissen, und somit das einfache aber weitwendige Geschäft der Ausweichung, mit einem scharfsichtigen Blicke durchstreichen, worinn es niemals fehlen wird, neue Wendungen erfinden zu können.

Die Ausweichung ist in den Tonstücken vom weitesten Umfange. Sie trägt in den meisten Stücken das Wesentliche zur Schönheit bey. Bis hieher haben wir noch keinen deutlichern Begriff vom Schönen, noch kein bündigern harmonischen Grundsatz, (principio armonico) worüber doch schon unzählige Folianten sind gefüllet worden, annehmen können, als die gefällige Eintracht der Einheit mit der Mannigfaltigkeit. Nur allein die Ausweichung ist im Stande eine solche harmonische Verbindung zu stiften, und nur die Ausweichung, ist das Wesentliche, was man den Tonkreis des musicalischen Zodiacus nennen zu dürfen befugt wäre. Da aber die Einheit mit der Mannigfaltigkeit; die Mannigfaltigkeit mit der Einheit zu verpaaren ist: so muß die Ausweichung solche Gesetze haben, wodurch gleicher Anspruch zweyer Schwestern beybehalten werde, und keiner zuviel noch zu wenig geschähe.

Um die Einheit zu erhalten, darf kein Stück in mehrere Töne, als in die sechs Töne der Leiter ausweichen.

Die harte Tonart sondert sich von der weichen dadurch, daß den drey fürnehmsten Tönen die große Dritte zukomme. Zwey Tonarten haben die nemlichen Töne wie das harte C und weiche A, also: beyde Tonarten haben drey Töne mit großer, und drey Töne mit kleiner Dritte; alle sechs Töne mit großer Fünfte.

Die weiche Tonart entsteht durch die Verrückung der zwey Dritten, und sie bekömmt ihre große Dritte zwischen der kleinen Dritte und der Fünfte. Keine Tonart kann nur mit zwey kleinen Dritten ohne der kleinen Dritte und großen Fünfte bestehen.

Folglich, darf ein Stück in harter Tonart nicht in den siebenten
in weicher Tonart nicht in den zweyten } Ton
ausweichen.

mit der kleinen Dritte u. gro- | mit der großen
ßer Fünfte. | ßer Fünfte.

B.	b	d	c	e	h	a	f
		e	h	a	c	g	f	d
	C	G	F	A	E	D	H
	I	V	IV	VI	III	II	VII in harter } Leiter
	III	VII	VI	I	V	IV	II in weicher }

Wollte man dem H als zweyten Tone in weicher, oder als siebenten Ton in harter Leiter seine große Fünfte beylegen: so wäre er erstlich keine Stufe mehr der nemlichen Tonart, zweytens würde seine Leiter zwey Creuze zur Vorzeichnung erhalten, welche dem Haupttone C ohne Creuze widerspricht. Dieses H findet Platz als Hauptklang, nicht aber als Hauptton.

So philosophisch diese Regel ist: so häufig kommen wider sie Fehler vor. Man glaubt besonders unter unsern Landsleuten, ein Tonstück sey nicht gelehrt, wenn nicht hundert Ausweichungen einander auf die Füße treten. Sie wissen nicht, daß in jedem Tonstücke die Einheit des haupttones immer hervorschimmern müsse. Je verzerrter die Ausweichung ist, für desto künstlicher geben sie ihren Satz aus. Der Gesang kann nicht mehr fließen, sie zerkümmeln ihn, mit beständig anhaltenden Uebergängen. Wenn sie im harten C anfangen: so besinnen sie sich nicht lang, auch ins weiche sich zu wagen, dann gewinnt das harte Es die Oberhand, hier rasen sie in alle benachbarte Gegenden herum, plündern die arme weiche mit den versehene Tonarten so grausam, daß das Ohr nicht mehr Harmonie, nicht mehr die Eintracht der Töne, sondern ein wahres Wirrwar, einen verworrenen Krieg der Klänge vernehmen kann.

Es giebt Fälle, worinn die Tonseinheit nicht mehr statt findet; aber Fälle die schon durch unsere philosophische Ursache gerechtfertiget sind. Wenn in einer Balleimusik Empfindungen auf Empfindungen folgen, die mit einander contrastiren; Vorstellungen auf Vorstellungen erscheinen, die das Gemüth von einem Gesichtspunete zum andern versetzen; so darf keine Einheit mehr in Tönen herrschen. Wenn nach dem herrlichen Anblicke des seligen Elysiums, die feurige Wohnung des höllischen Plutons sich öffnet, wenn nach der dunklen Todesgruft der beweinten Aleste, die Liebesgötter auf wimmernden Wagen des glänzenden Aethers daher schwimmen, dann darf keine Tonseinheit, die allen vernünftigen Ohren zur ekelhaften Monotonie würde, mehr beybehalten werden.

Ein Organist hat die entfernte Ausweichungen besonders nöthig, wenn ein Gesang in einem Tone schließet, und in einem andern weit entfernteren Tone wieder ein anders Stück anfangen solle.

In Phantasien, wobey kein gewisser Zweck befolgt wird, wobey blos das Herz verschiedene und wandelbarere Empfindungen auszuleeren sucht, die ihren Namen nach schon etwas unbestimmtes, unbegränztes auszudrücken, lassen sich tausenderley Ausweichungen, und wenig zusammenhängende Sätze anbringen. Nur in denjenigen Stücken, die etwas ganzes sagen sollen, die nicht der Unbeständigkeit oder dem Wetterhahne gleichen dürfen, nur dort findet gegenwärtige Anempfehlung der Tonseinheit statt.

Solche Stücke, die einer wohlgesetzten bündigen immer zum Zwecke greifenden Rede gleichen, müssen nicht nur allein die Tonseinheit in Ansehung der Verwandtschaft und Ausweichung beybehalten, sondern auch eine richtige Wahl in Ansehung der Andauer dieser mehr

Digitized by Google

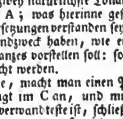
oder jenes weniger verwandten Tones, genau beobachten, d. i. der zweckmäßigen Tonseinheit geschiehet noch keine Genüge, daß ein Stück aus dem harten C oder weichen A nicht in andere Töne ausweichet die mehr als um ein Creutz oder ein b entfernt sind, wenn nicht auch das harte C vom weichen A, oder das weiche A vom harten C als Haupttone sich merklich auszeichnet.

Um die Dauer eines jeden verwandten Tones unter sich selbst und gegen den Haupttон mit dem untrüglichen Maaßstabe der Verhältniß abzugleichen, kann folgende Anleitung die deutlichste seyn. Wir halten uns immer an die zwey natürlichste Tonarten, dem harten C und weichen A; was hierinne gesagt wird, soll auch für alle Uebersetzungen verstanden seyn. Das Tonstück mag einen Endzweck haben, wie es nur will; so lang es aber ein Ganzes vorstellen soll: so muß die Tonseinheit genau gesucht werden.

Diesem zu Folge, macht man einen Plan und sagt: der erste Theil fängt im C an, und muß im fünften Tone, welcher der verwandteste ist, schließen: der zweyte Theil fängt im G an, und muß wieder im ersten Tone, welcher der vorzüglichste ist, schließen. Der fünfte Ton kann ziemlich herrschen, er darf aber nicht soviel vom Stücke einnehmen als der erste: dies wär zuviel; sollte er aber nur die Hälfte solang in Besitz kommen als der erste: dies wär zu wenig. Treffen wir also einen billigen Vergleich, daß der erste Ton in Ansehung der Dauer sich zum fünften Tone verhalte wie 1 : $\frac{1}{2}$

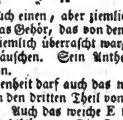
Diejenige weiche Tonart, die mit dem C gleiche Vorzeichnung erhält, und sowohl das C als das e die große Dritte zu seiner Harmonie rechnet, ist die weiche Tonart A.

Z. B.



Als kann das A auch einen, aber ziemlich engen Raum einnehmen, um das Gehör, das von den aufbrausenden harten Tonarten ziemlich überrascht war, mit zärtlichen weichen sanft zu täuschen. Sein Antheil könnte z. B. $\frac{1}{4}$ zum Ganzen seyn.

In dieser Gelegenheit darf auch das weiche E auftreten, welches kaum den dritten Theil von der Dauer des weichen A erhält. Auch das weiche E theilt mit dem harten C zwey Wohlklänge. Sie sind aber eben die schwachen, nemlich eine kleine Dritte, und das weiche E ist um so auffallender, da seine matte Harmonie bey dem durchdringenden fünften Tone dem harten H unendlich verlieret.



Sein Antheil könnte mit dem Bruche $\frac{1}{7}$ zum Ganzen ausgedrücket werden. Wenn die Rede wächst: so muß die Ausweichung vor sich, d. i. Fünftenweis höher stugen. Soll die Rede aber dem Ende zueilen: so kann der vierte Ton, der ohnehin die Umkehrung von der Verhältniß des ersten zum fünften vorstellt. Z. B.

C	G	c	F	c
$\frac{1}{4}$	$\frac{1}{4}$	$\frac{1}{8}$	4	3	2

als der Haupttон erscheinen. Seine Dauer darf nicht länger seyn, als jener des ersten Tones im ersten Theile, wenn das C zum G den vierten Ton abgiebt. Diese könnte vielleicht als das Fünftel zum ersten Theile, und als das Zehntel zu beyden Theilen betrachtet werden.

Wie sich nun zum C das weiche A verhält: so verhält sich zum harten F das weiche D. Diese weiche Tonart kann zur Mittlerin zwischen den beyden Tonarten dienen. Da das weiche A zum C in Empfang seines Antheils wie das $\frac{1}{4}$ behandelt würde: so darf das weiche D hievon das Drittel haben, nemlich das $\frac{1}{12}$ in der Dauer. Ein Tonstück in der weichen Tonart kann nicht eben sowohl in seinem fünften Ton, im weichen E, oder wenigstens nicht so lange darinn harren, wie vorigem Plane gemäß das G emen großen Raum erhielt. Die weiche Tonart A ist an sich schon matt, und deswegen hält sich meistentheils das Stück so lang im weichen E auf, wie voriges im weichen A, und eben so lang im harten C, wie voriges im harten G. Die drey übrigen Töne, das weiche D verhält sich zum weichen A wie das harte F zum harten C. Die zwey harte Tonarten F und G können auch mit den nemlichen Antheilen im weichen A vorlieb nehmen, wie die zwey weiche Tonarten E und D vom harten C behandelt wurden. Wenn also vorigen Planes Verhältnisse in ganze Ziefer gebracht werden, und letztere Töne eben diejenigen Zahlen nach Maaßgab ihrer Verwandtschaft erhalten: so darf vielleicht folgende Tabell mit gutem Erfolg zum Leitfaden dienen, und wenn z. B. ein Tonstück aus 88 Schlägen bestund,

Im harten C im weichen A		
das harte C das weiche A	30	Schläge.
das harte G das harte C	24	—
das weiche A das weiche E	20	—
das harte F das weiche D	10	—
das weiche E das harte F	3	—
das weiche D das harte G	1	—

Ausweichen auf der Straße. Wenn sich Leute auf der Straße begegnen, und die Frage ist, wer ausweichen müsse: so muß man vorerst zusehen, ob besondere Gesetze oder Privilegien vorhanden sind. So hat z. E. die Post das Privilegium, daß ihr alles Fuhrwerk ausweichen muß. In Nürnberg soll es gewöhnlich seyn, daß ein Wagen, der in die Stadt fährt, dem, welcher herausfährt, weichen müsse. Die Ursache, die man davon anführt, ist ungemein ingeniös. Die Wagen, heißt es, welche in die Stadt gehen, befördern der Stadt Bestes, die herausgehenden thun das nicht! In Ermangelung solcher Verordnungen muß der weichen, der es am bequemsten kann; also der Fußgänger dem Reuter, dieser dem Fuhrwerk, der leere Wagen dem beladenen ꝛc.

Ausweichungen, nennt man bey dem Wasserbau die Ausweichung der Erde eines Dammes, wenn solche nach der Höhe des Dammes sich zwar setzet, an dem Grunde aber zu den Seiten ausweichet. Man hat Beyspiele genug, daß man einige Jahre lang Sommer und Winter hindurch mit Erde den Damm nachholen müssen, bis sich das Ausweichen und Sinken geendiget hat, und der Damm in der erforderlichen Höhe erhalten werden können. Es muß also nach der Jahrszeit, und der Beschaffenheit des Grundes auch der aufzudeichenden nassen oder trocknen Erde wohl überlegt werden, ob man es darauf ankommen lassen dörfe, daß sich die Ausweichung bald vor ihr eigenes Gegengewicht setzen werde oder ob noch andere Mittel angewandt werden müssen, zu verhüten, daß die Sinkung nicht lange Zeit fortdaure

sie trocknen und sich setzen könne. Wenn aber die Erfahrung alsdenn weiset, daß kein Aufhören des Sinkens bald zu hoffen ist, oder die Tiefe des weichen Grundes nothwendig eine fortdaurende Sinkung befürchten lässet, auch der Winter erst bevorstehend ist, daß man es mithin gar nicht auf den Versuch ankommen lassen darf; so muß nothwendig eine stärkere Hölzung vorgeschlagen werden, welche von Bestand ist, allenn ferneren Auswechen-Einhalt zu thun. Hat man schon den Sommer durch aufgedeichet, und die Erde weichet noch immer aus; so kann die neue Hölzung in der ausgewichenen Erde geschlagen werden, und braucht alsdenn nicht so lang zu seyn, als wenn sie über dem ersten Grunde in der Brake freystehend geschlagen wäre. Man kan annehmen, daß die ausgeflossene Erde wenigstens ein halbes Gegengewicht zu geben vermögend sey, daß folglich die Pfähle darinn als halbfreystehend, halb aber in demselben schon als im Grunde steckend zu betrachten seyn. Z. E. die Brake wäre 22 Fuß tief gewesen; die Höhe des Deiches sey 12 Fuß, und die Erde wäre da, wo aufs neue durchgerammet werden sollte, mit Morfeld gleich ausgewichen; so ist der Bestick so einzurichten, als wenn die Tiefe noch 11 Fuß wäre. Zu der halben Deichshöhe von 6 Fuß, und der als freystehend zu betrachtenden Länge der Pfähle oder Höhe des Unterdammes von 11 Fuß, ist also noch die Hälfte solcher Summe mit 5½ Fuß, benebst der freystehenden gerechneten halben Höhe der Pfähle in der ausgewichenen Erde von 11 Fuß hinzuzuschlagen: Folglich brauchen die Pfähle nur 36½ Fuß lang zu seyn, anstatt sie sonst bey der anfänglichen Tiefe von 22 Fuß, im weichen Grunde hätten 49 Fuß lang seyn müssen. Nur die Schaaren müssen im Verhältnisse etwas länger als sonst seyn, weil da, wo sie in den Grund reichen, wegen des abnehmenden Gegengewichtes ihre freystehende Länge schon größer zu achten ist. Die Stärke kann gleichfalls nach Verhältniß der freystehend zu achtenden Länge ausgerechnet werden. Diese ist nemlich außerhalb des Grundes zu 11 Fuß angeschlagen; die im weichen Grunde steckende halbe Länge ist 8½ Fuß: folglich muß der Pfahl auf 10 Fuß vom Kopfe ab wenigstens 13 Zoll Dicke im Durchschnitte halten. Eine Bekleidung ist dabey nicht nöthig, sondern die Pfähle allein stützen schon genugsam. Nachdem die Hölzung weiter vom Deichfuse frey abgeschlagen werden soll, muß zwar die Länge und Stärke etwas zunehmen, weil die Pfähle so viel länger blos zu stehen kommen; jedoch in etwas geringern Verhältnisse, als an einer andern nahe unterm Deiche geschlagenen Rammung. Denn der Druck des Deiches selbsten verlieret sich immer mehr in dem Gegengewichte der ausgewichenen Erde, je weiter die Hölzung von demselben abgeschlagen wird: folglich kommt auf einige Ruthen davon die Höhe desselben gar nicht mit in Anschlag; hingegen muß die Hölzung bekleidet werden, um das weitere Ausgleiten völlig zu stützen. Vor allen ist dabey auch der Unterschied mit in Betracht zu ziehen, ob die stärkste Auswechung schon geschehen, oder noch zu befürchten sey. Wenn zweytens die Pfähle in einem Lauf oder Treibsande zu kurz geschlagen wären, und die Vertiefung größer würde als man sie vermuthet hätte; so ist kein ander Rath, als den Grund mit Schanzkörben in und vor der Kiste soweit aufzufüllen, daß die Pfähle dadurch die erforderliche Enthaltung erhielten. Wären aber dieselben so kurz, daß durch die erforderliche Anfüllung ein Ueberfall entstehen müßte; so würde wohl sonst keine Hülfe seyn, als für die losgespülteten Pfähle neue und längere zu schlagen. Bey einem solchen Grunde, worinn die Pfähle anfangs nicht tief genug eingerammet werden können, ist es daher nöthig, daß die mittelsten Pfähle nicht eher geschlagen werden, als bis von den Seiten die Füllung schon so weit geschehen, daß dadurch der Strohm beenget, und der Grund in der Mitten genugsam ausgelaufen ist.

Auswerden, heißt bey den Jägern einem Wilde das Eingeweide herausnehmen. Von Hasen, Füchsen, und kleinern Raubthieren braucht man auch auswerfen, von großem Wildpret auch: ausbrechen.

Auswiesen ein Urtheil, das ist: es bekannt machen, publiciren; **auswiesen eine Tochter**, sie verheyrathen und ausstatten.

Auswißen ein Zimmer, geschieht, wenn die Wände und Decken desselben von Lichtrauch u. d. gl. anfangen schwarz zu werden. Daß es, wo man Kalk hat, mit einem dünne aufgelößten Kalk, wo man Gyps hat, mit Gyps geschiehet; daß die Wände dreyja mehrmalen, nachdem sie mehr oder weniger schwarz geworden, damit überstrichen werden müssen; daß das Weisen mit Kalk mehr Zeit erfordert, als mit Gyps; daß die Wände erst mit Leimen ausgeflicket werden müssen, wo sie zerstoßen sind u. s. w. ist allgemein bekannt. Daß man an diesen Kosten beynahe vier, fünf Theile ersparet, nämlich unter fünf Wänden nur eine braucht anstreichen zu lassen, ist ein Nutzen den die Tapeten gewähren, die über dieses den Zimmern ein besseres Ansehen und mehr Wärme geben. Daß endlich die weiß Farbe angenehmer aussället, wenn man unter den letzten Anstrich ein wenig Schmalde menget, worüber sie etwas bläulicht wird, und daß man sich hüten müsse, ein frisch gewesenes Zimmer wieder zu bewohnen, so lange man noch den mindesten Geruch gewahr wird, ist nicht unwürdig den Liebhabern des Schönen und ihrer Gesundheit, die es nicht wissen möchten, gesagt zu werden.

Ausweisung der Ländereyen aus gemeiner Heyde. Das Eigenthum der gemeinen Heyden und Weideplätze gehört der Regel nach den Landesherren, und die Disposition darüber pflegt den fürstlichen Rentcammern anvertrauet zu seyn. Der Landesherr, oder dessen Rentcammer, ist daher auch berechtigt einen entbehrlichen Theil solcher gemeinen Heyden unter beliebigen Bedingungen zur Cultur an Privatpersonen zu überlassen und zu diesem Ende Colonisten aufzunehmen. Jedoch müssen die Gemeinen, wenn sie erweisen wollen, daß dadurch ihre nothdürftigen Weyde Abtrieb geschehe, billig gehört werden; und wenn zwischen ihnen und der Rentcammer deshalb keine friedliche Uebereinkunft getroffen werden kann: so muß die Frage, ob durch solche Auswerfungen der Gemeine ein wirklich unentbehrlicher Weydeplatz genommen sey? gerichtlich untersucht und entschieden werden.

Auswendige Verzierung, eines Gebäudes muß demselben ein majestätisches Ansehen geben. Eine ansehnliche Höhe des Gebäudes, thut hier große Wirkung, besonders wenn solche zugleich wohl proportionirt. Sie stellt dem Zuschauer eine große Masse dar, welche ihn in Verwunderung setzt, worauf bey publiquen Gebäuden besonders zu sehen ist. Die Kuppeln der Kirche der Invaliden, und zu Val de Grace, auch das Pantheon sind große Massen, welche sich durch ihre Höhe gut in der umgebenen Luft dem Auge darstellen, und große Wirkung thun. Die Römer setzten dahero gern publique Gebäude auf Anhöhen, Aggeres und dergleichen, und durch die Erhöhung des Grundes dem Gebäude mehr Ansehen zu geben. Eine allzubreite Vorderseite von glei-

Digitized by Google

cher Höhe schwächt die auswendige Verzierung derſelben. Die große Friedrichsſtraße zu Berlin, welche der höchſtſeelige König Friedrich Wilhelm anlegen laſſen, thut bey weitem die Wirkung vor das Auge nicht, weil die Gebäude alle gleich hoch ſind, welche man ſonſt von einer ſo langen Straßen erwarten ſollte. Gleiche Beſchaffenheit hat es mit den andern Straßen auf der Friedrichsſtadt daſelbſten. Friedrich der zweyte und Große hat die geringe Wirkung gleichhoher Gebäude auf das Auge eingeſehen, er gab Befehl die Gebäude, welche in dieſem Theil der Stadt abgebrochen und zur Verſchönerung der Stadt neu und höher aufgeführt werden, nicht gleich hoch ſondern von abwechſelnder Höhe zu machen. Es ſoll alſo auch die Vorderſeite eines Gebäudes, welches ſehr lang oder breit iſt, durch ein Dach von ungleicher Höhe oder Riſaliten gebrochen werden. Die Theile der auswendigen Verzierung ſollen nicht zu klein und zu gekünſtelt, auch ſo angeordnet ſeyn, daß ſie von der Witterung nicht Schaden nehmen. Es können auch die auswendigen Verzierungen eines Gebäudes aus dreyerley Urſachen ein verſchiedenes Urtheil von einem und eben demſelben Umfange zu wegen bringen: einmal das Verhältniß der verſchiedenen Maſſen; zum andern, die verſchiedenen Eintheilungen; und drittens die Vergleichung, welche wir mit den in der Nähe ſtehenden Dingen, als Häuſern, Bäumen, Menſchen, Thieren, deren Größe wir ohngefehr wiſſen, anſtellen.

Auswendiglernen. Je mehr über den Werth des Auswendiglernens, inſonderheit heutiges Tages, geſtritten wird, deſto nöthiger iſt es, daß wir dieſe Materie auf deutliche Begriffe zurückführen. Man lernt etwas auswendig, wenn man ſich bemüht, daſſelbige ſo deutlich dem Gedächtniß einzuprägen, daß man es zu ſeiner Zeit wörtlich wiederholen kann. Eigentliche Sachen oder Realien lernt man zwar, aber nicht auswendig. Es ſind nur Worte, oder andere ähnliche Zeichen der Sachen, die man auswendig lernt. Derjenige der eine Begebenheit, wobey er ſelbſt zugegen war, oder die er gehört oder geleſen hat, wieder erzählen will, bekümmert ſich nicht darum, die Worte, die der erſte Erzählende gebraucht, oder mit welchen er ſelbſt als Zuſchauer, ſich die Sache zum erſtenmal gedacht hat, beyzubehalten, ſondern iſt zufrieden, wenn er ſich aller Umſtände gehörig erinnern kann; daher erzählt er die Begebenheit wohl mehrmalen mit andern Worten. Nur alsdann, wenn auf die eigenen Worte irgend einer handelnden Perſon etwas ankommt, ſucht er auch die Worte ſelbſt ſo viel möglich beyzubehalten. Wer eine philoſophiſche Definition, oder einen mathematiſchen Beweis auswendig gelernt hat, kann noch nicht ſchlechterdings ſagen, daß er die Sache verſtehe und behalten habe. Er hat weiter nichts als Worte und Zeichen im Kopf, wodurch die Sache, die er vielleicht nicht durchſchauet, abgebildet worden iſt. Das Auswendiglernen geht nicht nur auf Worte eines andern, die wir leſen oder hören, ſondern auch auf unſere eigene, die wir zu dieſer Abſicht aufgeſetzt haben, welches in der Hauptſache keinen Unterſchied macht.

Es iſt eine unläugbare Erfahrung, daß eine Sache, die einen ſtarken Eindruck auf uns gemacht hat, die wir in einer vorzüglichen Klarheit gedacht, und die wir oft genug in unſerer Vorſtellung wiederholt haben, leicht und lange im Gedächtniß erhalten werde. Das nemliche gilt auch von Worten, es ſeyen nun einzelne Worte oder Redensarten, oder ganze Stellen. Hieraus fließt, daß wer Dinge dieſer Art behalten will, zweyerley beobachten muß. Erſtlich muß er ſich um einen deutlichen Begriff von den Worten bewerben, und hernach muß er denſelben mit ſeinen Zeichen oft wiederholen. Einzelne oder mehrere mit einander verbundene Worte ſind die Sache nicht ſelbſt, ſondern nur die Zeichen derſelben. Die Sache, die durch dieſe Zeichen abgebildet werden ſoll, macht die Bedeutung aus. Ohne zu wiſſen, was die Sache ſelbſt iſt, hat man nur einen bloßen Schall in dem Kopf. Wer ein Wort aus einer fremden Sprache hört, deſſen Bedeutung er nicht weiß, der vergißt es entweder bald wieder, oder wenn er durch die öftere Wiederholung ſich auch zwingt, daſſelbe zu behalten, ſo weis er doch nicht, wo er es gebrauchen ſoll. Er verfehlt alſo ſeinen Zweck, warum er es gelernt hat, oder hat, eigentlich zu reden, gar keinen vernünftigen Zweck gehabt.

Bey dem Auswendiglernen müſſen deutliche Begriffe vorangehen. Man muß z. E. wiſſen, nicht nur was das Wort überhaupt heißt, ſondern auch, was es in der Verbindung heißt, worinnen es ſteht; was es allenfalls in einer andern Verbindung bedeuten möge; wo es herkommt, wenn ſolches zu wiſſen nöthig oder möglich iſt; was es für mancherley Abänderungen leidet, warum dermalen dieſes Wort, und kein anderes, gebraucht worden iſt; wieos von denen, die ihm in dem Klang, oder in der Bedeutung ähnlich ſeyn möchten, unterſchieden iſt, und ſo ferner. Vermittelſt des deutlichen Begriffs den er hiervon bekommen hat, hat er ſich das Wort ſelbſt nicht einmal, ſondern vielleicht zehnmal, jedesmal in einem andern Verhältniß und in einer andern Situation gedacht, und alſo das Wort mit den darunterliegenden Begriffen ſchon in der That öfters wiederholt. Sucht er nun dieſe Begriffe bey ſich gegenwärtig zu erhalten, ſo fällt ihm, vermöge des Geſetzes der Einbildungskraft, das Wort wieder bey, wenn er auf irgend eine Vorſtellung kömmt, bey welcher das Wort gebraucht worden war, oder ihm etwas einfällt, das mit jenen Vorſtellungen und dem gebrauchten Wort eine Aehnlichkeit hat. Hat er nachher Gelegenheit, das Wort mehrmalen, und vielleicht in ganz andern Verhältniſſen und Verbindungen zu hören, ſo erinnert er ſich natürlicherweiſe wieder an die erſten Vorſtellungen. Auf dieſe Art erhält er nicht nur den vollen Begriff des Worts, und lernt ſeinen Gebrauch in ſeinem ganzen Umfang; ſondern er wird auch durch die vielen Vorſtellungen und Nebenbegriffe, die er bereits mit dem Wort verbunden hatte, oft ohne ſein Zuthun, durch die ſich ſelbſt gelaßne Einbildungskraft, darauf zurückgeführt, und kann es alſo ſo leicht nicht wieder vergeſſen.

Dieſes iſt die einzige vernünftige Art des Auswendiglernens, welche dieſen Namen mit Recht verdient, weil man nicht allein bey dem erſten Hören, ſondern auch bey dem nachmaligen Wiederholen Vernunft und Verſtand gebraucht, und nie das Wort und den Schall allein gedenkt. Die Art der Uebung und Wiederholung, welche Kinder, die ſchlecht geführt werden, auf folgende Art vornehmen, taugt ſchlechterdings nichts: ſie haben ein Wort, und von dieſem nur etwas ſehr weniges, etwa nur eine einzige Bedeutung, und dieſe wohl auſſer allem Zuſammenhang, oder auch nur eine einzige Abänderung (Flexion) und dergleichen gehört, worauf ſie jedoch ſelten aufmerkſam geweſen ſind. Der Gedanke davon iſt nicht lange genug in der Seele geblieben, weil die mancherley Unterſcheidungsmerkmale nicht gefaßt, oder nicht bemerkt worden ſind. Der Eindruck iſt nicht ſtark genug geweſen, und alſo auch nicht von Dauer. Nun wiederholen ſie das nemliche Wort, daß heißt: den

Schall

Digitized by Google

Schall, gehen und mehrmalen hintereinander, ohne an die Bedeutung zu denken, welche ohnedem durch das öftere Wiederholen des nemlichen Schalls, als durch eine stärkere Empfindung, bald wieder aus der Seele verdrängt wird. Ist es ein Wort einer fremden Sprache, so gehen sie zwar das deutsche Wort bey der Wiederholung hinzu; allein sie denken in diesem Fall doch auch wieder nichts als einen Schall, ein Zeichen eines Begrifs, aber nicht den Begriff selbst. Was Wunder, daß sie das Wort, welches sie wohl geschwind genug durch eine Art des Herplapperns auswendig gelernt haben, doch bald wieder vergessen? Sie haben eigentlich nichts dabey gedacht, und es ist eben so, als wenn jemand gedankenlos, oder in andere Gedanken vertieft, auf schnell vorübergehende Personen blickt, erinnert sich vielleicht mit der Zeit wieder, daß er eine gewisse ihm vorkommende Person einmal und irgendwo gesehen haben möchte; aber das ist auch alles. Eben so erinnert man sich wohl, daß man das Wort einmal gehört, oder gar gewußt hat; aber man weiß es jezo nicht mehr, weil man seine Bedeutung nicht mehr weiß.

Was hier von einzelnen Wörtern gesagt worden ist, ist leicht auf die Verbindung mehrerer Wörter in Redensarten und Sätzen anzuwenden. Je deutlicher die Vorstellung von den einzelnen Wörtern und der Art ihrer Verbindung war, und je öfter dieselbige wieder vorkommt, desto leichter bleibt alles hängen. Ein Lehrsatz aus der Mathematik wird bald wieder vergessen, wenn man nichts als den Schall gefaßt hat, und nicht weiß, was für Begriffe unter dem Subject und Prädicat verborgen liegen, in welcher Verbindung sie mit einander stehen, und aus was für Gründen dieselbige erwiesen werden muß. Und so verhält es sich mit allen nicht nur dogmatischen, sondern auch historischen Sätzen. Man präge sich den Satz ein: Alexander der Große hat im Jahre der Welt 3648 (nach Petavischer Zeitrechnung) die Regierung angetreten: wie bald wird derselbige wieder vergessen seyn? Weiß man aber, wer Alexander war, was er gethan und wie er insonderheit das Persische Reich zerstört hat? Weiß man ferner: wie lange dieses Reich ohngefehr gestanden hat? und wenn folglich Cyrus der Stifter desselbigen gelebt hat? wer dieser Cyrus war? wie er die Juden aus der Babylonischen Gefangenschaft entlassen hat? wie lange diese gedauert hat? wie viel Jahre von der ersten Zerstörung Jerusalems bis auf den Bau des Tempels und von dar bis auf den Ausgang der Israeliten aus Egypten rückwärts gezählt werden müssen? so wird das Jahr, in welcher Alexander die Regierung übernommen hat, durch die vielen damit verbundenen Zeitbestimmungen leichter behalten, oder falls es vergessen worden ist, doch bald wieder gefunden werden können.

Bey ganzen Stellen, die man auswendig behalten will, ist erforderlich, daß man sich zuvor den Inhalt derselben, die vornehmsten Sätze und deren Verbindung, den Plan, die Disposition, den Gang, den der Schriftsteller genommen hat, bekannt macht. Hierauf muß man die Verbindung eines jeden einzelnen Satzes mit dem vorhergehenden und folgenden zu entdecken suchen. Endlich muß man auf den Ausdruck eines jeden Satzes aufmerksam seyn, und sich bemühen die Gründe auszuforschen, warum der Schriftsteller in Absicht auf alle diese Stücke so und nicht anderst zu Werk gegangen ist. Hat man sich dieses ein paarmal deutlich vorgestellt, und man überliest die Stelle alsdann noch etlichemal, so werden auch die Worte selbst ungemein hängen bleiben.

Es ist ein gutes Hülfsmittel, daß man bey allen hier namhaft gemachten Fällen, dasjenige was man bereits in der erforderlichen Deutlichkeit überdacht hat, laut ausspricht, und also zum Beyspiel ein Wort etlichemal laut hersagt, oder eine Stelle mit dem gehörigen Affect und Nachdruck herliest. Durch die laute Aussprache drückt sich alles viel stärker ein; nicht blos Verstand und Gedächtniß, sondern auch Sinnen werden dadurch beschäftigt, und durch die Empfindung, welche in dem Ohr erregt wird, werden wegen ihrer Stärke zugleich andere Nebengedanken, die in der Seele seyn möchten, und dem Hauptgedanken viel von seiner Stärke benehmen, verdrungen. Man muß sich aber hüten, dieses laute Hersagen nicht eher vorzunehmen, bis man alles in der gehörigen Deutlichkeit gedacht hat; sonst prägt sich am Ende weiter nichts als ein Schall ohne Begriffe ein, welcher nicht dauerhaft seyn kann.

Wird das Auswendiglernen auf diese Art angestellt, so ist es nicht nur untadelhaft sondern auch zum Behalten der Wörter und Ausdrücke, wofern solches erforderlich seyn sollte, hinreichend. Die Erfahrung lehrt, daß wir auf diese Art nicht nur Sprachen ohne große Beschwerung lernen, sondern auch ganze Stellen guter Schriftsteller wörtlich behalten, und lehteres wohl alsdenn, wenn wir nicht einmal diese Absicht hatten. Die deutlichen Vorstellungen von den Sachen und deren Einkleidung, der Geschmack den wir an dem Schriftsteller gefunden haben, das Vergnügen das uns sein Vortrag gemacht hat, das öftere lesen einer Stelle, die uns gefallen hat, sind die wahren Ursachen, warum wir sie endlich wörtlich, obgleich ohne es selbst zu bemerken, auswendig behalten haben.

Aber ein Auswendiglernen, wobey wenig oder gar nicht auf die Sachen, sondern nur allein auf die Töne der Wörter, wo nicht auf die Verbesserung des Verstandes, sondern nur auf das Gedächtniß und die Erinnerung allein gesehen wird, können dieses nicht so bewirken, daß alles feste hängen bliebe. Es ist wahr, man kann sich durch das öftere Herplappern und Wiederholen einer und des nemlichen Worte, der nemlichen Redensart, der nemlichen Stelle zwingen, sie zu behalten. Allein, da die Seele nichts dabey denkt, so ist es nicht von Dauer. Es giebt wohl Leute, die die Gabe haben, auch das, was sie ohne Verstand auswendig gelernet haben, auf eine lange Zeit und für beständig zu behalten. Aber das sind Ausnahmen, nach welchen man keine Regel festsetzen kann. Und gesetzt, diese Art des Auswendiglernens thue so viel Wirkung, daß man das Gelernte jederzeit wieder wörtlich vorbringen könnte: was hat man denn davon für Nutzen, wenn man nicht weiß, wie und wozu man es gebrauchen soll? Und dieses kann man nicht wissen, wenn man nicht vorher deutliche und vollständige Begriffe von der Sache erhalten hatte.

Gegen jenes verkehrte und blos mechanische Auswendiglernen eifert man, wenn man das Auswendiglernen tadelt, und nicht gegen dieses Geschäfte überhaupt. Denn es giebt Fälle, wo man allerdings ehemalige Vorstellungen wieder wörtlich zurückzubringen im Stande seyn muß.

Aber es ist auch ein Fehler, wenn man glaubt, daß dieses in Absicht auf alles das, was man gelernt hat, nöthig sey. Der Satz: so viel wissen wir, als wir im Gedächtniß haben, (Tantum scimus, quantum memoria tenemus.) ist wahr, wenn er weiter nichts heißt, als: man muß sich an das was man gelernt hat, wieder erinnern können; denn sonst ist es in der

That soviel, als wenn man es nie gelernt hätte: Man muß das, was man zu wissen vorgiebt, auch sagen können. Falsch aber ist es, wenn man jenen Satz soweit ausdehnt, daß man glaubt, man müsse alles auswendig wissen. In allen Fällen, wo der Verstand schon hinreicht, das ehemals Gelernte wieder anzubringen, welcher Verstand ohnehin nie ohne Gedächtniß seyn kann, ist es nicht nöthig, auf das Auswendiglernen zu dringen. Es giebt viel tausend Fälle, wo es genug ist, die Sachen zu wissen, ohne daß wir der Worte, worinnen sie uns zuerst vorgetragen worden, oder wir sie selbst gedacht haben, nöthig hätten. Und gegen dieses unnöthige Auswendiglernen hat man eben soviel Grund zu eifern, als gegen das Verkehrte.

Denn es ist eine offenbar vergebliche Arbeit, etwas zu thun, das man nicht nöthig hat, und das doch dabey nicht nur Mühe, sondern auch Zeit kostet, während welcher man etwas nützlichers hätte thun können. Wenn es genug ist, die Sache zu wissen, zum Exempel eine Geschichte, wofür brauche ich mir die Mühe zu geben mir auch noch die Worte einzuprägen, welches doch nicht ohne eine zeitverderbliche Wiederholung abgehen kann? Hernach hat auch nicht ein jeder die Gabe, alles, was er wirklich faßt, und begreift, wörtlich zu behalten. Wenn nun solches nicht nöthig ist, und er von dem Erlernten doch gehörig Gebrauch machen kann: wofür will man ihn plagen, auch noch die Worte zu behalten? Denn wirklich ist es für denjenigen, welcher kein starkes Gedächtniß hat, eine große Plage. Endlich bleiben noch Dinge genug übrig woran das Gedächtniß sein Amt thun kann, und die man wörtlich behalten muß, ohne daß man nöthig hat, daßelbige mit unnützen Geschäften zu beschweren, und einem Menschen, der vielleicht lieber denkt als auswendig lernt, das Lernen zu verleiden.

Allein man sieht bald, daß es mit diesen allgemeinen Grundsätzen, ob sie gleich richtig sind, und von niemanden geleugnet werden, noch nicht ausgemacht ist. Denn alles beruht auf der Anwendung derselben. Es ist also die Hauptfrage: in welchen Fällen ist das Auswendiglernen nöthig? wir verstehen aber das vernünftige Auswendiglernen, bey welchem der Verstand mit geschäftig ist, und deutliche Begriffe voraussetzen. Denn die andere Art des Auswendiglernen, wobey dieses nicht geschieht, ist schlechterdings verwerflich.

Bey Sprachen muß allerdings eins und das andere auswendig gelernt werden. Es finden sich hier erst die Wörter selbst, hernach ihre Abänderungen nach der Grammatik, und dann ihre Verbindungen zu ganzen Redensarten, theils wiederum nach den Regeln der Grammatik, theils nach dem Gebrauch zu bemerken.

Wenn man eine Sprache erlernen will, und dieselbige nicht schlechterdings ohne alle Regeln durch die bloße Uebung (wodurch jedoch sehr selten auch sogar bey lebenden Sprachen etwas rechts herauskommt, welches wir unter dem Artickel: Sprachen und deren Erlernung zeigen wollen,) erlernen will; so muß man, wenn man lesen kann, sich die Etymologie bekannt machen. Sehr viele Wörter werden durch die sogenannten Declinationen und Conjugationen auf mancherley Art abgeändert. Wollte man alles hier auf die bloße Uebung ankommen lassen; so würde solches nicht nur eine sehr lange Zeit erfordern, sondern man würde auch nicht zu dem gehörigen Grad der Gewißheit gelangen. Man zeige also die mancherley Abänderungen der Wörter nach gewissen Abtheilungen und Classen. Hierdurch ersparet man sich die Mühe, solches von allen einzelnen Wörtern zu thun. In allen Sprachen giebt es viel Wörter, die auf einerley Art abgeändert werden. Man zeige dieses bey der ersten Classe durch drey, vier Exempel. Aus den Exempeln komme man hinten nach auf die Regel, so ist sie nicht nur begreiflich, sondern auch leicht zu behalten. Ist die Regel gesagt worden, so füge man mehrere Exempel hinzu, und mache den Lehrling auf das aufmerksam, worinnen alle Exempel übereinstimmen. Denn dieses giebt eigentlich die Regel. Nun schreite man zu einer andern Classe von Wörtern und verfahre auf die nemliche Art. Ist dieses geschehen, so zeige man wodurch beyde Classen von einander unterschieden sind. Indem man nunmehr das Characteristische einer jeden Classe bemerkt, so verhindert man nicht nur, daß der Lehrling beyde Classen mit einander verwirrt, sondern man übt ihn auch in der That durch eine Art von Wiederholung, indem man ihn veranlaßt, sich die vorhergehende Classe wieder deutlich vorzustellen. Ist der Verstand die Gabe sich deutliche Begriffe von einer (einzigen) Sache zu machen; die Vernunft, das Vermögen sich mehrere Begriffe in ihrer Verbindung zu denken; der Witz, die Kraft der Seele das Aehnliche mehrerer Gegenstände zu bemerken, und sie mit einander zu vergleichen; die Scharfsinnigkeit, die Kraft den Unterschied der Dinge wahrzunehmen: so ist es begreiflich, daß durch die vorhin beschriebene Lehrart alle diese Kräfte der Seele zugleich mitgeübt werden, welches kein geringer Vortheil ist, indem wir dieser Kräfte sowohl in Wissenschaften als im gemeinen Leben, wenigstens eben so sehr benöthigt sind, als des Gedächtnisses. Aber auch dieses wird hierbey nicht vernachläßigt, indem durch die öftern Wiederholungen einer und der nemlichen Sache, Regel und Bemerkung, die Aufmerksamkeit immer auf neue darauf gelenkt wird, wodurch dann das Gedächtniß in der That gestärkt wird. Neben diesem beschriebenen Geschäfte läßt man die sogenannten Paradigmata in der Grammatik vorlegen, oder zeichnet sie an eine Tafel, läßt die Wörter darnach formiren, und besteht endlich, daß dieses alles, außer der Lehrstunde nach Anleitung des gedruckten Buches geschehe, und examinirt nach der Hand den Lehrling, und berichtiget und ergänzt seine Vorstellungen. Auf diese Art lernt er, wenn er nicht abscheulich dumm ist, (als welches ein seltener Fall ist) die Declinationen, Conjugationen und die übrige Etymologie spielend; er lernt in der That auswendig, ohne daß es das Ansehen des so sehr verhaßten Auswendiglernens hat, welches billig verhaßt ist, wenn man alles auf den Lehrling allein und sein öfteres Herhersagen ankommen läßt, ohne ihm durch deutliche Erklärungen behülflich zu seyn.

So wie das Vornehmste und Regelmäßige in der Etymologie gefaßt worden, schreitet man zu dem Wesentlichsten des Syntaxes, und zeigt die Hauptregeln, die zur Verbindung der Worte gehören, und deren nur wenige sind. Man erläutert sie mit faßlichen Beyspielen, und sobald dieses geschehen ist, schreitet man zu einem leichten Schriftsteller, und fängt ihn an zu exponiren. Man zeigt den Gebrauch der bisherigen etymologischen und syntactischen Regeln abermals an den Beyspielen, die der Schriftsteller darbietet; und dann müßte es ein Unglück seyn, wenn durch die öftere Wiederholungen die Regeln nicht hängen bleiben sollten, die man zu mehrerer Deutlichkeit in der Grammatik jedesmal aufschlagen läßt. Alsdann braucht man weder nicht zu dem förmlichen Auswendiglernen seine Zuflucht zu nehmen. Der Lehrling weiß die Regel, ehe er sichs selbst versieht, und was noch mehr ist, er versteht ihren Gebrauch. Man braucht sie also nicht wörtlich auswendig lernen zu

Digitized by Google

lassen, wie so viele Lehrer aus Unverstand oder aus Gemächlichkeit thun; als welches hier die Triebfedern zu seyn pflegen. Wofür braucht man eine Regel wörtlich auswendig zu wissen, wenn man die darinnen enthaltene Sache versteht, und sie zu gebrauchen weiß? Sind dann die Worte der zum Grund gelegten Grammatik ein Heiligthum, wovon man schlechterdings nicht abweichen dürfte. Sind die Hauptregeln der Etymologie und des Syntaxes recht geläufig; so kann man nach und nach zu den Ausnahmen und Besonderheiten schreiten, so daß man allenfalls die Grammatik der Reyhe nach durchlauft, bey dem Exponiren des Schriftstellers aber vorzüglich darauf bedacht ist, diese Dinge, so wie sie vorkommen, nachzuholen. Und aus dem fortwährenden Gebrauch eines oder mehrern Schriftsteller erlernt man endlich auch den mancherley Gebrauch der Wörter in Absicht auf ihre Verbindung, Construction und Regimen, welches eben nicht alles in den Grammatiken stehen kann. Es ließe sich hiervon noch vieles sagen; wir müssen aber abbrechen, um nicht zu weitläufig zu fallen. Was gesagt ist, kann hinlänglich seyn, zu beweisen, daß das blos mechanische Auswendiglernen auch nicht einmal in Absicht auf die Anfangsgründe einer Sprache nöthig sey, wo es doch die meisten für unentbehrlich halten.

Allein vielleicht ist es in Absicht auf die Wörter und ihre Bedeutung nöthig? Auch nicht! Der Lehrer exponirt dem Schüler eine schickliche Stelle vor, zeigt ihm die Bedeutung eines jeden Wortes theils überhaupt, theils in Absicht auf den Zusammenhang, und macht die nöthigen grammatikalischen Anmerkungen. Den andern Tag muß der Schüler dieses selbst nachholen, und die Stelle exponiren. Weil es aber anfänglich geschehen kann, daß derselbe die vergessenen Wörter noch nicht in einem Wörterbuch finden kann, so ist es gut, ein solches Buch zu wählen, wo bey oder hinter einer jeden Stelle die Wörter abgedruckt sind. Der Lehrer läßt sie herlesen, und erklärt bey einem jeden die Bedeutung, und sagt, was er sonst in Absicht auf die Declination, Conjugation und dergleichen zu erinnern findet. Hierdurch kann der Schüler alle die Wörter zu Hause ohne Mühe auswendig lernen, wenn er sie ein paarmal überliest, vorzüglich aber, wenn er dieselbigen mit der aufgegebenen Stelle zusammenhält, und sich also darauf vorbereitet. Hierdurch erspart man ihm im Anfang das Nachschlagen, welches ihm noch zuviel Mühe und Zeit kosten dürfte, und versicht ihn einstweilen mit den nothwendigsten Wörtern, die er gerade braucht. Sobald er im Nachschlagen hinlänglich geübt ist, und auch soviel Grammatik verjteht, daß er sich einigermaßen helfen kann, läßt man ihn die Wörter zu Hause nachschlagen. Dieses hat mancherley Vortheile. Erstlich findet er bey einem jeden Worte mehrere Bedeutungen, welches ihn für dem Fehler bewahrt, der oft großen Männern in Erklärung insonderheit der heil. Schrift anklebt, beständig und sclavisch an derjenigen Bedeutung hängen zu bleiben, welche er bey dem ersten Auswendiglernen des Worts gefaßt hatte. Hernach muß er die Beurtheilungskraft gebrauchen, und unter den mancherley Bedeutungen, die er verzeichnet findet, so lange wählen, bis er diejenige trift, welche in den Zusammenhang paßt, welches eine sehr nützliche Uebung ist. Wenn nun dieses alles lange genug fortgesetzt, und mehrere Schriftsteller durchgegangen werden, so kann es nicht fehlen, er muß die meisten Wörter oft für sich, und endlich ohne Auswendiglernen ins Gedächtnis bekommen. Die öftere Wiederholungen der Wörter in so mancherley Verbindungen, und bey so mancherley Materien setzen ihn in den Stand nach und nach alle oder doch die wichtigsten Bedeutungen eines Worts kennen zu lernen. Bey dem Nachschlagen denkt er das Wort mehr als einmal, und zwar so oft als er mancherley Bedeutungen angemerkt sieht. Bey dem Vergleichen mit der aufgegebenen Stelle denkt er sich dasselbe auch wiederum verschiedenmal, indem er eine Bedeutung nach der andern probiert, ob sie sich zur Stelle schickt. Dieses ist also in der That eine öftere Wiederholung, und zwar keine gedankenlose Wiederholung des Worts nach dem blosen Schall. Und hierinnen liegt der Grund, warum die Wörter, die auf diese Art gelernt werden, weit sicherer hängen bleiben, als durch das blose Herplappern eines und eben desselbigen Wortes, bey dem mechanischen Auswendiglernen. Es ist wahr, ein Mensch der hieran gewohnt ist, kann vielleicht in kürzerer Zeit weit mehr Wörter lernen und herfagen, als ein anderer auf die beschriebene Art thun kann. Allein dieser behält die Wörter desto besser, und weiß auch den Gebrauch derselbigen; da sie jener bald wieder vergißt, oder die schickliche Bedeutung doch nicht kennt. Beyde haben ein Ziel vor sich: der eine lauft bisig, wird bald müde, und bleibt stehen; der andere geht langsamer, dauert dadurch länger aus, und kommt doch zuerst ans Ziel.

Wenn also die Umstände das eigentliche und förmliche Auswendiglernen der Wörter nicht nöthig machen, so ist es am besten, wenn es unterbleibt. Zuweilen kann eine Ausnahme gemacht werden, wobey jedoch immer nach der vorhin beschriebenen Lehrart verfahren werden muß. Z. E. wenn man sieht, daß der Schüler die Wörter seines aufgegebenen Pensums gar nicht weiß, so nöthigt man ihn wohl dazu, sie nach einem vorhin beschriebenen Buch auswendig zu lernen; oder auch wenn er sein Pensum gut exponirt, man aber gewahr wird, daß er sich dasselbige von einem andern hat vormachen lassen, und demselbigen schlechterdings nachsetzt. Alsdann ist es erforderlich die einzelnen Wörter zu fragen. Es kann auch seyn, daß die Wörter, die jemand wissen muß, nicht alle, nicht oft, oder nicht bald genug, bey den Schriftstellern vorkommen. Alsdann kann man eine gewisse nicht allzugroße Zahl auf einmal aus einem Buch, wo sie nach ihrer Ableitung verzeichnet stehen, welches die Sache erleichtert, auswendig lernen lassen. Der Lehrer hat bey dem Abhören eine sehr schöne Gelegenheit manches Wort weiter zu erklären und den Gebrauch desselben, insonderheit in Sprüchwörtern, die im gemeinen Leben so oft vorkommen u. s. f. zu erläutern, wozu die Schriftsteller nicht immer Gelegenheit darbieten. Dieses rechtfertigt vorzüglich das Auswendiglernen der Wörter, wenn es mit Maaße, nicht zu früh, nicht zu tyrannisch verlangt wird.

Die Redensarten einer Sprache, insofern die Grammatik hierzu unzureichend ist, einzuprägen, ist es am besten, daß man bey den Schriftstellern, wo sie vorkommen, darauf aufmerksam macht, sie unter allerley Veränderungen (Variationen) wiederholt und den Gebrauch derselben zeigt. Nach und nach übersetzt der Lehrling ohnehin aus seiner Sprache in die fremde: wenn er nun hierbey gleich an ein Wörterbuch geräth, bey welchem eine gute Phraseologie ist, und der Lehrer bey der Correctur den Gebrauch der gewählten Redensarten deutlich und oft genug zeigt; so wird der Schüler nicht nöthig haben sich mit dem Auswendiglernen der Redensarten zu plagen. Denn dieses ist sehr mühsam, und hilft am Ende doch nichts, weil dieselben zuviel aus dem Zusammenhang gerissen sind, und, wenn wir so reden

mögen, zu isolirt dastehen, und also der Verstand zu wenig dabey zu denken hat.

Man wird hieraus ohne Mühe den Schluß machen können, daß wir auf das Auswendiglernen ganzer Stellen, in Absicht auf die Sprache, wenig halten. Denn in Beziehung auf die Sachen werden wir hernach davon reden. Wenn gleich Worte und Redensarten dabey nicht aus dem Zusammenhang gerissen werden, so ist dieses Geschäfte doch viel zu mühsam, und der Nutzen der heraus kommt, der Beschwerlichkeit, die dasselbe verursacht, gar nicht angemessen. Viele werden dadurch schlechterdings vom Lernen abgeschreckt, indem der treflichste Kopf eben nicht gerad die Gabe besitzt, lange Stellen, insonderheit in fremden Sprachen wörtlich zu behalten. Die Erfahrung bezeugt auch, daß man unter hundert Stellen, die man vielleicht in seiner Jugend wörtlich gelernt hat, oft kaum eine mehr weiß. Wofür also Sachen zu lernen, die man so leicht wieder vergißt? (in spem futuræ oblivionis.) Wofür Mittel einzuschlagen, von denen die ganze Welt einsieht, daß sie ihre Würkung nicht thun, und daß man den Zweck durch andere weit leichtere Mittel erreichen kann?

Wir reden von allen diesen und folgenden Dingen aus eigner Erfahrung. Der Verfasser dieses Artickels hat den Weg dieses mechanischen Auswendiglernens selbst betreten. Auf einem nicht unberühmten Gymnasio unter einem Director, der in vielen Stücken ein vernünftiger Mann war, mußte er, wie andere seiner Mitschüler wöchentlich eine bestimmte Anzahl lateinischer, griechischer, und hebräischer Wörter auswendig lernen; Dann eine Anzahl von Versen aus den hebräischen Psalmen, und aus dem griechischen Testament, und zwar nicht ausserlesne Stellen, sondern in einer Reihe hintereinander fort; ferner eine Anzahl von Definitionen aus der Philosophie, und, was noch schlimmer war, aus einer alten Rhetorik, wie auch einem alten theologischen Lehrbuch; und endlich ein oder zwey Capitel aus einer Ciceronianischen Rede, und etwa sechzig Verse aus dem Virgil, welche beyde Autoren vorher durchgegangen worden, da solches bey den übrigen genannten Lectionen nicht geschah. Dieses kostete bey einem guten Gedächtniß, über dessen Mangel sich der Verfasser damals nicht zu beschweren hatte, und bey einem anhaltenden Fleiß, den ihm sein Lehrer nicht absprach; täglich zwey bis drey Stunden. Es gieng einige Zeit vorbey, ehe der Verfasser, der noch jung war, an dem Werth dieser Beschäftigungen zu zweifeln anfieng. Nachdem er aber merkte, daß er mit allem diesem Auswendiglernen nicht sonderlich fortgerückt war, so war er so gutherzig zu glauben, die Schuld läge an ihm, weil er die Sachen nicht oft genug wiederholte. Er glaubte sich also nicht besser zu rathen, als wenn er sich mit einigen fleissigen Mitschülern vereinigte, und in deren Gesellschaft vorzüglich die griechischen und hebräischen Wörter, die in der Schule hergesagt worden waren, oft wiederholte. Dieses geschah; aber man that noch mehr. Man nahm noch ausserdem täglich ein frische Anzahl von Wörtern beyder Sprachen auswendig zu lernen über sich, kam täglich zusammen, um einander abzuhören, wiederholte alle Sonnabende das Pensum von der ganzen Woche, stellte zu Ende eines jeden Monats eine allgemeine Wiederholung an, und überlief zum Schluß des halben Jahrs alles noch einmal. Zu diesem überverdienstlichen Werk wurde man um so mehr bewogen, als der Lehrer immer behauptet hatte, daß in dem Hebräischen des alten Testaments nur ohngefähr 6000 Wörter, und in dem Griechischen des neuen Testaments (denn weiter gieng damals die Absicht der kleinen Gesellschaft nicht,) eben soviel enthalten wären, welche dann leicht nach Tagen ausgeschlagen, und gelernt werden könnten. Diese Rechnung war doch fehlerhaft: denn erstlich hat manches Wort 4. 5. und mehr Bedeutungen, die nicht immer aus der ersten Bedeutung hergeleitet werden können; und es war also im Grund eben soviel als wenn die Anzahl viermal so stark gewesen wäre. Hernach wurden nur die gelernten Wörter in Anschlag gebracht, nicht aber diejenigen, die wieder vergessen wurden, welches eben soviel ist, als blos die Einnahme in Rechnung bringen, und die Ausgabe verschweigen. Allein man zweifelte damals nicht an der Richtigkeit eines Raths, der sich dem Ansehen nach sogar durch ein Berechnung erweisen ließ. Man wurde aber bald durch die Erfahrung von der vergeblichen Arbeit die man gethan hatte, überzeugt. Die kleine Gesellschaft zerstreute sich einen Monat lange während den Schulferien. Als man wieder zusammenkam, und das was man im verflossnen halben Jahr auswendig gelernt hatte, nachsehen wollte, so fand man, daß ein jeder wenigstens neun Wörter von zehen in einer solchen kurzen Zeit vergessen hatte, und also das so mühsam erbaute Gebäude zusammengestürzt war. Man hätte offenbar thörigt seyn müssen, wenn man dieses Verfahren fortgesetzt hätte. Die Gesellschaft gieng mismuthig auseinander. „Aber man hätte selbst unter den Ferien die Wiederholung fortsetzen sollen." Wohl! Aber, wenn eine solche kurze Zeit schon eine so große Verwüstung in der Erkenntniß anrichten konnte, so hätte man durch seine ganze Lebenszeit die Wörter auswendiglernen müssen, um die Lücken beständig zu ergänzen; welches doch wohl ungereimt genug ist. Wenn zuweilen Schulleher sich auf ihr eigen Beyspiel beziehen, daß sie so viele Wörter, wie auch ganze Stellen wörtlich behalten können; so kommt dieses von dem ewigen Abhören derselben her, welches durch ihre ganze Lebenszeit fortgesetzt wird, wogegen aber andere ehrliche Leute wichtigere Sachen zu thun haben, als immer einerley zu wiederholen.

Der Verfasser dieses Artickels hat hierbey die Absicht nicht, von sich selbst zu reden, oder sich auf eine verstreckte Art zu rühmen: sondern er will, nachdem er den Ungrund des allzuvielen und mechanischen Auswendiglernens aus pfychologischen Gründen dargethan hat, denselben auch durch die Erfahrung, und zwar eine solche die er selbst angestellt hatte, handgreiflich zeigen. Aus dieser Absicht erzählt er fort. Er setzte also das öffentliche Auswendiglernen in der Schule selbst fort, um keinen Verdruß zu haben, weil er sich nicht selbst davon dispensiren konnte. Für sich aber lernte er nichts mehr auswendig; sondern nahm die Schriftsteller vor sich, schlug die Wörter auf, sah nach ob sie in den Zusammenhang paßten, und wenn er nicht fortkommen konnte, so bediente er sich auch wohl der Uebersetzungen. Er hatte ganze Bücher voll lateinischer und französischer Redensarten, jene auf Geheiß seiner Lehrer, diese aber wider den Rath seines Sprachmeisters, der weiter sah, für sich selbst auswendig gelernt. Da er aber auf einmal ein solch einleuchtendes Beyspiel an sich selbst erlebte, daß alle diese Dinge ungeachtet unsäglicher Arbeit nicht hängen bleiben, so griff er es anderst an, unterließ alles Auswendiglernen, wozu er nicht gezwungen war, lase die Schriftsteller fleißiger, als zuvor, und gelangte dadurch in weit kürzerer Zeit in verschiedenen theils gelehrten, theils ausländischen Sprachen zu Kenntnissen, wozu ihn das Auswendiglernen nicht hatte bringen können.

Digitized by Google

Nachdem er dieſe leichtere und vernünftige Art Sprachen zu erlernen, auf hohen Schulen fortgeſetzt und mancherley Wiſſenſchaften, ohne welche ſelbſt nicht einmal eine zureichende Kenntnis der Sprachen möglich iſt, damit verbunden hatte; ſo führte ihn die Vorſehung in ein Amt, wo er von Sprachen wenig Gebrauch machen konnte, wiewohl er ſie durchs Leſen für ſich ſelbſt weiter fortſetzte. In dieſem Amte, das er verſchiedene Jahre bekleidete, überzeugte ihn die Erfahrung, wenn er es nicht ſchon auf dem Gymnaſio eingeſehen hätte, daß er alle die ganzen Stellen, die er wörtlich aus dem Cicero, dem Virgil, dem griechiſchen Teſtament und der hebräiſchen Bibel, wie auch alle rhetoriſche und philoſophiſche und Ellenlange theologiſche Definitionen, die er auf der Schule hätte auswendig lernen müſſen, ſchlechterdings nicht mehr wußte, ja ſich auf keine einzige mehr ganz genommen (denn einzelne abgeriſſene Stücke wußte er wohl noch,) beſinnen konnte, wenn es ihn auch das Leben hätte koſten ſollen. Auf Univerſitäten hatte er mehr zu thun, als dieſe Dinge durch eine ewige Wiederholung, welche doch nicht einmal zureichend geweſen wäre, in dem Kopf zu erhalten. Das Beſte war, daß ihm während ſeiner ganzen Amtsführung nicht ein einziger Fall vorkam, wo er etwas von beſagten Dingen hätte wörtlich auswendig wiſſen müſſen. Wofür erlernt man alſo mit ſo vieler Mühe und Aengſtlichkeit Dinge, die man doch nicht behalten kann; die man ſchlechterdings wieder vergißt, und nothwendig vergeſſen muß; die man nicht vermißt, wenn man ſie wieder vergeſſen hat; und die man, wenn man ſie wirklich behalten hat, nicht nöthig hat, nicht gebrauchen kann?

Aber vielleicht muß wenigſtens ein Schullehrer ſolche Sachen wiſſen, und eine ſolche Methode einſchlagen? Eben ſo wenig. Der Verfaſſer wurde nun zu einem Schullehrer an einem Gymnaſio berufen; und fand während dieſes Amts, das er eine geraume Zeit verwaltet hat, nicht die geringſte Nothwendigkeit von jenem mechaniſchen Auswendiglernen bey ſeinen Untergebenen Gebrauch zu machen. Er lehrte während dieſes Zeitraums die lateiniſche, griechiſche, hebräiſche, und noch drey ausländiſche Sprachen; er lehrte Erdbeſchreibung, Geſchichte, Philoſophie und ſchöne Wiſſenſchaften; er unterrichtete nicht nur Deutſche, ſondern auch Ausländer in der deutſchen und andern Sprachen, wie auch in mancherley Wiſſenſchaften. Und nirgends fand er die geringſte Veranlaſſung, zu dem mechaniſchen Auswendiglernen ſeine Zuflucht zu nehmen. Er folgte der obenbeſchriebenen Methode in Abſicht auf die Sprachen, und ſuchte durch deutliche Begriffe, die er beybrachte, und durch öftere Wiederholungen, bey welchen der Verſtand immer beſchäftigt wurde, das vorgeſetzte Ziel zu erreichen; und daß er hierinnen glücklich geweſen iſt, könnte er mit einer beträchtlichen Menge von Zeugniſſen erweiſen, wenn nicht die ganze Sache ſelbſt ſo beſchaffen wäre, daß ſie einem jeden vernünftigen Menſchen, der das Auswendiglernen nicht aus Nebenabſichten empfiehlt, von Vorurtheilen frey iſt, Erfahrung hat, und den Lauf der Welt kennt, einleuchten müſſe.

Ueber das Auswendiglernen der Definitionen, oder gar ganzer Beweiſe, wollen wir nicht weitläuftig ſeyn. Denn die ganze Welt muß geſtehen, daß derjenige, der ſie auswendig herſagen kann, die Sache noch lange nicht verſteht, und folglich irre wird, ſobald man ihm etwas vorhält, das er nicht auf eben die Art gefaßt hat; da im Gegentheil derjenige, der die Sache ſelbſt einſieht, und ſeinen Verſtand nach den Regeln der Vernunftlehre und durch die Erlernung der Wiſſenſchaften geübt hat, fähig iſt, die erforderlichen Definitionen und Beweiſe wieder aus ſeinem Kopf herauszuwickeln und in Worte einzukleiden (Verba praeviſam rem non invita ſequentur. Horat.) Indem er nun die Wahrheiten ſelbſt durchſieht und ſelbſt denkt, hat er nicht nöthig, die Worte eines andern, die vielleicht nicht einmal immer paſſend ſind, nachzubeten.

Vielleicht aber dürfte das Auswendiglernen in den hiſtoriſchen Wiſſenſchaften, wo ſo viele Namen und Jahrszahlen vorkommen, eher als anderſtwo erforderlich ſeyn? Der Verfaſſer dieſes Artickels dachte auch ſo, weil es ihm immer vorgeſagt wurde, daß Hiſtorie ein Gedächtnißwerk ſey. Da in dem gedachten Gymnaſio wenig Fleiß auf dieſe Wiſſenſchaften gewendet wurde, ſo wollte er ſich ſelbſt helfen. Er lernte alſo die Namen der Kayſer und Könige mit den Jahrszahlen ihrer Regierung auswendig. Er that noch mehr, als er merkte, daß ſo vieles auf den Synchronismus ankomme; er verfertigte ſich aus einem elenden Lehrbuch (denn kein anderes hatte er noch) ſynchroniſtiſche Tabellen mit unſäglicher Mühe, und lernte auch dieſe auswendig. Er gerieth auf ſogenannte Gedächtnißverſe, in welchen ſowohl in lateiniſcher als deutſcher Sprache die Regenten, z. E. die Kayſer, in ihrer Folge vorgeſtellt waren. Man kann leicht begreifen, daß er dieſes für einen herrlichen Fund gehalten habe. Er lernte ſie alſo auch auswendig. Nachdem er dieſes Geſchäfte faſt ein Jahr lang getrieben hatte, ſah er ein, daß er auch damit nichts lernte. Er ließ alſo auch dieſe Methode fahren, las die Geſchichte, ſo wie er nun zu Büchern gelangte, in ihrer natürlichen Ordnung, wiederholte ſie von Zeit zu Zeit, verglich ein Reich mit dem andern und ſo ferner. Zu ſeinem Glück gerieth er auf einige Bücher, die pragmatiſch geſchrieben waren. Er ſah daher bald ein, daß zwar das Gerippe der Geſchichte Gedächtnißwerk, das übrige aber in der That für den Verſtand und das Herz beſtimmt ſey. Und ſo ſuchte er ſich auch hier durch deutliche Begriffe zu helfen. Er forſchte nach den Urſachen und Veranlaſſungen der Begebenheiten, überlegte die bey der Erzählung vorkommenden Umſtände, ob es Haupt- oder Nebenſachen ſeyen, bedachte die Folgen der Vorfälle, bemerkte die Charactere der Perſonen, die Gewalt der Leidenſchaften, wodurch ſie etwa dahingeriſſen wurden, die Klugheit, womit ſie etwas unternommen hatten und ſo ferner, welches ihm immer leichter wurde, je mehr er zugleich mit der Philoſophie und andern Wiſſenſchaften bekannt wurde, neben welchen er das Studium der Geſchichte fortſetzte. Auf dieſe Art lernte er Begebenheiten, die er ſich ſo oft, ſo umſtändlich gedacht hatte, in dem Kopf zu behalten, wozu ihm das bloße Auswendiglernen nicht verhelfen konnte, weil zu wenig Sachen dabey vorkamen. Perſonen, die er genau hatte kennen lernen, verwechſelte er nicht mehr nach dem bloßen Namen, wie vorher, wo er nur den Schall im Kopf hatte. Selbſt die nöthigen Jahrszahlen blieben hängen.

Denn man muß merken, daß man in der Geſchichte nicht von allen Vorfällen das Jahr wiſſen müſſe, welches auch ſchon daher klar iſt, daß es ſchlechterdings unmöglich iſt, viele Jahrszahlen auswendig zu behalten, wenn man ſich mit dem Auswendiglernen und Wiederholen auch noch ſo ſehr martert: was aber unmöglich iſt, das kann nicht zu gleicher Zeit nothwendig ſeyn. Der größte Hiſtoriker, der in einem Buch, das er ſelbſt geſchrieben hat, viel tauſend Jahrszahlen angebracht hat, weis nur ſehr wenige davon auswendig, und nimmt zu ſeinem eignen Buch ſeine Zuflucht, wenn er das Jahr beſtimmt wiſſen muß. Dennoch weis er den Zuſam-

Digitized by Google

menhang und die Folge der Begebenheiten, welches ohne Jahrszahlen gar wohl möglich ist. Von diesen weis er nur so viel auswendig, als nöthig ist, die Begebenheiten in eine gewisse Ordnung zu bringen, und die Zeiten nicht mit einander zu verwechseln. Bey den meisten Begebenheiten ist es, wenn man nicht ausdrücklich darüber schreiben will, hinlänglich, die ungefähre Zeit zu wissen. Zwanzig bis dreyßig Jahrszahlen, die man auswendig weis, nicht, weil man sie mühsam auswendig gelernt, sondern weil man sie nebst den grossen Begebenheiten, wozu sie gehören, oft wiederholt hat, weil dieselbigen Epoche gemacht haben, sind hinlänglich, die meisten Begebenheiten der Geschichte an ihren rechten Platz zu stellen, zumal wenn man von diesen Begebenheiten selbst deutliche und vollständige Begriffe hat, wie bereits erinnert worden. Man kann alsdenn die ungefähre Zeit leicht finden, wenn man nur einige Zahlen im Gedächtniß hat. Gesetzt, man wüßte das Jahr, worinnen Alexander der Große die Regierung überkommen hat, so kann man die Zeit des Socrates leicht ausfindig machen; vorausgesetzt, daß man die Geschichte des Socrates hinlänglich kennt, und sich nicht blos damit begnügt zu wissen, daß er gelebt hat. Socrates hatte viele berühmte Schüler, unter welchen Plato einer der vornehmsten war. Dieser war der Stifter einer Schule, in welcher der eben so berühmte Aristoteles eine geraume Zeit über ein Zuhörer war. Aristoteles aber war der Lehrmeister Alexanders des Großen. Gesetzt, ich wüßte dieses alles, wie es denn ein jeder weis, der nur einmal in der griechischen Geschichte Unterricht genossen hat; gesetzt ich wüßte ferner, daß Alexander der Große im Jahr 3648 (nach Petavischer Rechnung) zur Regierung gelangt sey; so kann ich muthmaßen, daß Aristoteles, der zwanzig Jahre über ein Schüler des Plato gewesen war, damals wenigstens funfzig Jahr, und also dreyßig Jahr älter als Alexander gewesen sey. Folglich rechne ich funfzig Jahre von 3648 zurück. Plato möchte wohl auch dreyßig Jahr älter gewesen seyn als Aristoteles; und so auch Socrates dreyßig Jahr früher geboren worden seyn, als Plato. Hier habe ich also 110 Jahr, welche ich von jener Jahrszahl abziehe, und so bekomme ich 3538 Jahr. Da ich nun weis, daß Socrates schon ziemlich bey Jahren war, als er umkam, so kann ich etwa 60 Jahr hinzufügen, um die Zeit seines Todes zu finden. Diese fiel also in das Jahr der Welt 3598. Dieses ist freylich das wahre Jahr nicht, sondern 3584. Aber es ist doch zur ohngefähren Zeitbestimmung hinlänglich. Ich kann noch kürzer, ohne beschwerliche Rechnung, abkommen, wenn ich sage: Socrates lebte ungefähr zwey Menschenalter vor dem Alexander, also 60 bis 70 Jahre. Ziehe ich die nun in Gedanken von 3650 ab, (welches anstatt 3648 wegen der runden Zahl angenommen wird): so komme ich in das Jahr 3580 oder 3590. Und dieses ist die ungefähre Zeit, wo Socrates sein Leben beschlossen hat. Auf die nemliche Art kann man eine Menge von Begebenheiten gleichsam zusammenbinden, und durch die Vergleichung die ungefähre Zeit von selbst herausfinden, ohne sich den Kopf mit dem Auswendiglernen der Jahrszahlen zu zerbrechen.

Daß man in Absicht auf die Sprache nicht nöthig habe, ganze Stellen aus andern Schriftstellern auswendig zu lernen, ist schon erinnert worden. In Absicht auf die Sachen ist es noch weniger nöthig; denn diese bleiben einerley, wenn auch nicht die nemlichen Worte behalten werden. Vielleicht aber ist solches bey biblischen Sprüchen und dem Catechismus nöthig. Ohne uns darauf einzulassen, daß einige Catechismen so weitläufig und schwer sind, daß es eine wahre Marter ist, dieselbigen auswendig zu lernen, bemerken wir nur, daß wenn dergleichen Sachen nicht allzu weitläuftig und verwickelt sind, das Behalten so viele Mühe nicht macht. Man erkläre dem Lehrling die Sachen so gut als immer möglich ist: man sey zufrieden, wenn er dieselbigen wieder vorbringen kann, ohne auf die vorgeschriebene Worte Acht zu haben; genug, wenn seine Vorstellungen und Antworten richtig sind. Will, oder muß man ja darauf dringen, daß sie wörtlich behalten werden; so lasse man dieselbigen zum öftern laut herlesen: Man erkläre sie gelegentlich wieder von neuem, und frage nach dem Verstand der Stellen. Durch dieses Mittel und durch die öftere Wiederholung werden endlich die Worte auch hängen bleiben, zumal wenn mehrere Kinder da sind, davon das eine dieselbigen herliest oder hersagt, und die übrigen zuhören. Man verschone sie aber mit allzulangen Stellen, und lasse sie doch ja nicht ganze große, oft den Kindern unverständliche Psalmen und Lieder auswendig lernen. Einige wenige sogenannte Kernsprüche und einzelne Strophen aus guten Liedern sind genug. Und auch diese dürfen, wenn man bey Kindern nicht einen Ekel an religiösen Sachen erwecken will, schlechterdings nicht mit Zwang beygebracht werden. Wenn man dieselbigen oft aufschlagen und herlesen läßt, und eben so oft erklärt; so bleiben sie unvermerkt hängen, und die Kinder können solche Sachen schon auswendig, ehe sie noch wissen, daß sie sie auswendig lernen sollen. Dieses Geschäft aber ist himmelweit von dem bloßen mechanischen Auswendiglernen verschieden, welches so vielen, die eben kein starkes Gedächtniß haben, zur Last wird. Weil sie solche Sachen in der That mehr mit dem Verstand, als dem Gedächtniß gefaßt und einigen Geschmack daran gefunden haben: so bleiben sie desto länger hängen. Und gesetzt, sie sollten mit der Zeit die Worte wieder vergessen: was wäre es dann für ein Unglück, wenn sie die Sachen behalten und in ihre eigne Worte einzukleiden wissen. Wer will, kann die Erfahrung an Kindern täglich machen. Er nehme z. E. eine ihnen schon etwas begreifliche Fabel des Gellerts. Er lasse sie herlesen, zeige ihnen den Inhalt, den Haupt- und die Zwischengedanken, die Ausdrücke und die Schönheiten. Er frage hierüber zuweilen dazwischen, um die Kinder in der Aufmerksamkeit zu erhalten, und zu sehen, ob sie ihn völlig begreifen. Er lasse den Hauptinhalt und den ganzen Gang der vorgestellten Begebenheiten ein oder ein paarmal erzählen, und helfe den Kindern zurecht. Endlich lasse er die Fabel noch ein- oder zweymal vorlesen, oder lese sie auch einmal wegen der nöthigen Declamation vor. Wenn dieses geschehen ist, so kann man Bürge dafür seyn, daß gewiß die Hälfte der Kinder sie schon wörtlich hersagen können. Wäre es nun nöthig, daß die übrigen solches auch können müßten; wäre es nöthig, daß man so etwas für die Zukunft wörtlich behalten müßte: so brauchte es nichts weiter, als diese Sache noch in ein oder ein paar Stunden auf andere Täge fortzusetzen, und nachgehends zuweilen zu wiederholen. Was man deutlich eingesehen und mit einigem Vergnügen einige Zeit über betrachtet hat, das kann man bald auswendig; höchstens erfordert es ein paarmaliges Ueberlesen. Dieses ist die einzige wahre und vernünftige Methode.

Und hiermit ist auch zugleich der Einwurf einiger zu beantworten, welche glauben, man müsse das Gedächtniß jünger Leute durch ein förmliches Auswendiglernen

Digitized by Google

ganzer Stellen stärken, damit dasselbige seine Kraft nicht verliere, nicht gleichsam verrotte, sondern immer stark genug bleibe, etwas von neuem auswendig zu lernen. Allein hiezu bedarf es keines mechanischen Auswendiglernens. Das Gedächtniß wird geübt, wenn Sprachen auf obgemeldte Art erlernt werden; es wird geübt, wenn man sich eine Sache nach ihren mancherley Theilen und Merkwürdigkeiten vorstellt, oder einen Satz aus seinen Gründen herleitet, und alles dieses nach und nach und zusammen überdenkt; es wird geübt, wenn man etwas liest, sich den Inhalt wieder vorstellt, sich auf die Ausdrücke besinnt; es wird geübt, so oft der Verstand mit geübt wird. Verstand ist nie ganz ohne Gedächtniß. Diese beyde Kräfte der Seele sind nicht so von einander unterschieden, daß die eine in dieser, die andere in jener Gegend der Seele ihren Sitz hätte, und daselbst allein regierte. Es mag Leute geben, die viel Gedächtniß und wenig Verstand haben: vielleicht hat man den Verstand unangebaut liegen gelassen und das Gedächtniß allein geübt, wodurch es dann freylich fähig geworden ist, alles mechanisch zu behalten. Wer wird aber dieses für einen Vorzug ansehen? Wer wird sichs wünschen, alles auswendig behalten, und dabey von seiner Wissenschaft keinen Gebrauch machen zu können? Wozu kann man die Leute brauchen, die keinen Verstand haben, und blos Gedächtniß sind? Ist nicht ein mittelmäßiges Gedächtniß besser, wenn es mit einem guten Verstand verknüpft ist? Ein Mensch, der diesen hat, ist auch allemal im Stande, dasjenige wörtlich zu behalten, was er auf diese Art behalten muß; und das ist gewiß sehr wenig, wie wir gezeigt haben. Müßte er wegen gewisser Umstände weiter gehen, nun so mache er es auf die Art, wie wir es so oben durch ein Beyspiel an einer Geliertschen Fabel gezeigt haben: so wird er so große Mühe nicht anzuwenden haben. Wie viel Sprüche und Stellen guter Schriften wissen wir auswendig, und behalten sie wörtlich, die wir nie auswendig gelernt haben? Aber wir haben sie mit Einsicht, Geschmack und Vergnügen gelesen, und oft gelesen, und darum sind sie hängen geblieben. Der Verfasser ist sich noch vieler Stellen aus Dichtern alterley Nationen wörtlich bewußt, die er nie gelernt hat; und gerad diejenigen, die er auf Schulen mechanisch auswendig gelernt hat, weis er nicht mehr. Und diese Erfahrung werden noch mehr Leute haben. Wo kömmt denn dieses her, wenn es nicht aus den angeführten Ursachen herkommt? Wofür will man also das Gedächtniß blos deswegen üben, damit es stark werde, und zwar an solchen Dingen, die keinen Nutzen haben, da man nützlichere Gegenstände malen könnte; und auf eine Art, wodurch man doch seinen Zweck verfehlt? In Wahrheit, man hat nothwendige Dinge genug zu thun, daß es unverantwortlich ist, die kostbare Zeit so unnützlich und zweckwidrig zu verderben, wie insonderheit so manche Schullehrer mit ihren Unterredungen zu thun pflegen.

Man folge doch auch hierinnen dem Pfad, den uns die Natur vorzeichnet. Wenn wir etwas gehörig verstehen, und die vorgestellte Sache uns hinlänglich interessirt, so behalten wir, zumal wenn einige Wiederholung hinzu kommt, auch meistens die Ausdrücke, unter welchen uns die Sachen vorgestellt wurden. Gesetzt also ein Prediger (denn dieses ist vielleicht der einzige, der seine Aufsätze oder Aussprüche der heil. Schrift wörtlich wiederholen muß) will sein Concept auswendig lernen; h at er die Sachen gehörig überdacht, und alles selbst ausgearbeitet, so kann es nicht fehlen, er muß auch seine eigene Worte behalten können, wenn er alles ein paarmal überliest. Und wie wenn er zuweilen in dem Vortrag selbst einige andere Gedanken und Ausdrücke mit einmischte, die nicht in seinem Aufsatz stünden? Wäre dann dieses ein Verbrechen? Wenn sich dieselbigen nur zur Sache schicken, so ist es ja einerley, ob er dieses oder jenes, so oder mit andern Worten sagt; und schicken werden sie sich allemal, wenn er seiner Materie gehörig kundig, und der Sprache Meister genug ist; und das sollte er doch wohl billig seyn. Freylich Leute die entweder gar nichts, oder nicht genug gelernt haben, die von ihrer Materie schlechterdings nichts weiter wissen, als was sie in ihren Aufsatz zusammengetragen haben, die kein gutes Buch gelesen, und sich nie in Absicht auf Sprache und Schreibart geübt haben, oder gar anderer leute Arbeiten wörtlich hersagen wollen, wie so viele thun; diese alle, aber auch nur diese, bedorfen einer gewissen Stärke in dem mechanischen Auswendiglernen, da im Gegentheil bey allen übrigen Verstand, Geschmack und vorhergehende Kenntnisse eine solche Anstrengung des Gedächtnisses unnöthig machen. Und also blos um dieser schlechten Köpfe willen, die nicht denken gelernt haben, oder zu träge sind, sich noch Mühe zu geben, sollen junge Leute ohne Unterschied mit dem mechanischen Auswendiglernen ganzer Stellen aus Schriftstellern gemartert, und von nützlichern Geschäften während dem abgehalten werden? Man sage doch jungen Leuten oft genug, daß es unendlich leichter sey, ein solches Amt zu verwalten, und einen öffentlichen Vortrag zu thun, wenn man das Seinige hinlänglich, in der Ordnung, mit Verstand, zur rechten Zeit erlernt, als wenn man alles blos auf das mechanische Gedächtniß ankommen lassen will, welches jedoch, wenn es auch noch so stark wäre, nicht immer ausblift. Denn wie oft muß ein Prediger Vorträge thun, wo er nicht Zeit hat alles wörtlich aufzuschreiben, noch weniger auswendig zu lernen, und wo er weder zu der Concordanz noch zu dem Commentarius, noch zu den Postillen seine Zuflucht nehmen kann?

Auswerfen. Man braucht dieses Wort in vielerley Bedeutungen. Erstlich heißt es soviel, als eine gewisse Summe Geldes zu einer Absicht bestimmen. So wirft man in der kleinen und großen Haushaltung zu einer jeden Rubrik der Ausgaben eine Summe aus, wenn man in Rücksicht auf die Einnahmen, für eine jede Ausgabe nach dem Grade ihrer Nothwendigkeit, und ihres Nutzens eine festgesetzte Summe bestimmt. Zweytens heißt auswerfen auch, in eine Rechnung einen Posten unter die zusammensummirende Größen, oder Zahlen setzen, und nicht blos innerhalb Falzes bemerken, oder stehen lassen. Drittens, bedeutet auswerfen soviel, als eine Materie aus dem Hasse und durch den Mund ausfondern oder ausspeyen, die im vollkommen natürlichen Zustande entweder nicht in der Qualität und Form oder nicht in der Menge ausgesondert wird. Viertens braucht man auswerfen bey der Schiffarth, wenn man die Waaren, die im Schiffe sind, um solches zu erleichtern, zum Theil über Bord, d. i. ins Wasser wirft (s. Werfen). Fünftens ist auswerfen auch soviel, als Geld unter die Leute auf einem öffentlichen Platze werfen, daß es derjenige haben soll, der es zuerst aufnimmt.

Auswerfen, heißet bey den Handwerkern, die auf den Märkten aufbauen, soviel als aus dem Loos stoßen. s. Aus dem Loos stoßen.

Auswerfen, heißet auch bey den Jägern, das Eingeweide aus dem getödteten Wilde herausnehmen.

Digitized by Google

Auswerfen, heißt bey Rechnungen die Ziffern oder Zahlen außer den Linien an den Rand setzen. Oft heißt es die Summe ziehen oder bestimmen.

Auswerfen. Man sagt: das Pferd wirft gut aus, wenn es im Gang seine vordere Füße gegen beyde Seiten hoch und hinaus aufhebet, so daß es bey jedem Aufheben der vordern Füße die Eisen auf der Seite sehen läßt.

Auswerfen, sagt man auch von Pferden, Rindvieh, Schweinen, wann sie wallachet, verschnitten, verheelet, und ihnen die Zeugungsgefäße genommen oder ausgeworfen werden.

Auswerfung, bedeutet erstlich die Handlung, wann jemand Geld oder geldeswerth unter das Volk wirft; einige Rechtsgelehrten sehen es als eine Tradition, andere als eine Dereliction an. Bey der Kayserkrönung wird von dem Erbschatzmeister Geld unter das Volk ausgeworfen. Zweytens heißt es auch soviel, als die Exmission eines Schuldners, s. diesen Artickel, desgleichen den Artickel: Execution. Was es bey dem Münzwesen heißt, s. unter Münzauswerfung.

Auswerke, Sonnenwerke, nennt man in der Salzwerkswissenschaft Werke, durch welche sowohl das Seewasser des Weltmeers, als die Sohle oder Salzwasser der Salzbrunnen gradirt, und an Salzgehalt gestärket wird. Man erwählt zur Anlage derselben eine schickliche Lage an einem ebenen flachen Meerufer wovon die See durch einen Damm abgehalten wird, welcher den ganzen Raum, der zu dem Auswerk bestimmt ist, einschließt. * a b c d e. Dieser Damm welcher von Erde aufgeführet, und nach der Höhe der höchsten Fluth eingerichtet wird, erhält bey a eine Schleuse, welche man eine Auswerksschleusen nennt, und von solcher ein Kanal a f bis an die See (s. Auswerksschleuse) geht. An den inwendigen Seiten dieser Schleuse schließt sich gleichfalls ein kurzer und nur 200 bis 300 Fuß langer Canal an, der sich an dem Hälter g endigt (s. Sälter), von diesem Hälter aus führet man einen langen Graben h i k welcher bey h in dem Hälter mit einer Schütze versehen, damit man nach Gefallen das Meerwasser aus dem Hälter in solchen lassen, oder auch verschließen kann. Dieser Graben ist so zu richten, daß er bey Regenwetter bedeckt werden kann, damit man die Sohle zur Regenzeit aus dem Hälter abzapfen und in diesen vor dem Regen beschützt laufen lassen kann. Er muß auch zu dem Ende noch einmal soviel Raum enthalten, als der Hälter g, damit er nicht nur das von dem Hälter g erhaltene Salzwasser auffassen möge, sondern auch beständig soviel in demselben zur Sonnegradirung enthalten sey, als in dem Hälter g gehet. Die Richtung h i des Grabens muß jederzeit von Morgen gegen Abend, oder von Abend gegen Morgen liegen. Längst an dem Graben h i, werden 9 bis 12 Sohlgruben in gleicher Entfernung von einander angelegt, welche durch kleine Graben m, mit dem Hauptgraben verbunden werden, und auch eine Schütze erhalten, damit man nach Gefallen das Salzwasser in solche lassen kann (s. Sohlgruben). Außer dieser Reihe Sohlgruben, werden noch zwey Reihen o und p, angeordnet, und durch kleine Graben n und q mit einander also vereinigt, daß jede besonder geschlossen und eröffnet werden kann; zu Ende dieser werden 3 Sonnenpfannen s (s. Sonnenpfannen) in einer Reihe angelegt, und durch kleine Gräben r mit einander verbunden. Hinter diese kommt noch eine große Sonnenpfannen, welche mit den Sonnenpfannen s durch die Gräben u und v vereinigt ist, und worinn die letzte Gradirung vorgenommen wird. Von dieser wird durch w nach x in ein tieferliegenden Brunnen das gradirte Salzwasser geleitet; auf diesem ist ein 40 auch 60 Fuß hoher Thurm erbaut, auf welchen durch 4 Handgaukeln, davon immer zwey übereinanderstehen, dasselbe in einen Sammelkasten gebracht wird, von welchem es in den Wasserleitungen Z welche auf Pfeilern ruhen nach den bedeckten Sammelkästen A fließt (s. Handplombkunst). Diese Sammelkästen sind Gebäude, worinn 4, 5, auch 6 Kasten übereinander liegen, und das gradirte Salzwasser aufzubehalten dienen (s. Sammelkasten). Von diesen kann man dieselbe in die Siedhäuser B, wenn man deren benöthiget, durch hölzerne Röhren in die Pfanne laufen lassen. Was diese Glieder und Theile eines Auswerks betrift, welche wie die Glieder einer Ketten aneinander hangen, so müssen solche wohl gegen einander proportioniret seyn, weil es bey der Anlage derselben sehr viel darauf ankommt. Es wird also wenn man zum Maasstaab einen Modul nimmt, der Hälter g lang 9 Modul, breit 2 Modul. Der Graben h i lang 33 Modul. Der Graben i k lang 18½ Modul, mithin k lang 51½ Modul. Die Breite dieses Hauptgrabens wird ½ Modul stark. Die Länge jedes Zwischendammes m, n, q, r, = 1 Modul, die Breite jeder Sohlgrube l, o, p, = 1 Modul, und die Länge jeder derselben = 2 Modul. Die Distanz derselben von einander 1½ Modul. Die Länge einer Sonnenpfannen s = 9 Modul, und die Breite = 2 Modul. Die Länge der großen Sonnenpfannen T = 14 Modul, die Breite aber 4 Modul. Die Größe des Sammelkastens A, und Anzahl der Siedhäuser lassen sich nicht bestimmen, sondern richten sich nach der Güte des Meerwassers, der Größe der Ausdünstung, und der Größe des Moduls in Fußen. Bey Salzbrunnen dergleichen Aus- und Sonnenwerke anzulegen ist ebenfalls vorgeschlagen worden, und wenn auch gleich dieser Vorschlag noch bey keiner Saline in Ausübung gebracht worden, so wird er doch allemal einer der nützlich und thunlichsten Vorschläge bleiben, von dem Brunnen leitet man die Sohle oder Salzwasser in Rinnen und Kretzen in die Sohlgruben, und so von einer Sohlgruben in die andere, und von der letzten in den Sammelkasten, von welchem die Sohle in die Siedhäuser gelassen wird. Nimmt man an, die Sohle welche in den Auswerken gradirt werden soll, seye so gering, daß in einem Cubic Schuh Sohle mehr nicht als $\frac{1}{16}$ Salz enthalten, da sie doch bey der besten Güte derselben beynahe $\frac{1}{4}$ Salz enthalten könnte, und erwäget, daß die Erfahrung gezeigt hat, daß man bey der Sonnengradirung vom März bis zu Anfang des Novembers einen Tag in den andern gerechnet, wenn der Regen abgehalten wird, 30 bis 32 Tag erforderlich sind, diese Sohle von $\frac{1}{16}$ bis auf $\frac{1}{4}$ Salz zu bringen, so wird man innerhalb dieser Zeit auf einer Fläche von einem Quadrat-Fuß 8 Cubic-Fuß völlig zum sieden fertige Sohle gradiren können, daß aber auch auf einem Quadrat-Fuß Graderwandfläche bey weitem nicht soviel jährlich bey ungleich größern Kosten gradiert werden kann, weis ein jeder Salinenaufseher, welcher hierauf seine Aufmerksamkeit gerichtet.

Auswerksschleuse, nennt man eine in den Damm eines Auswerks angelegte Schleuse welche gewöhnlich von Holz angelegt wird. Sie erhält keine Thürm sondern eine Aufziehschütze (s. Aufziehschütze), durch welche man bey Eröffnung derselben das Meerwasser in den Hälter des Auswerks lassen, auch wenn solcher gefüllt verschließen kann. Die Weite dieser Schleuse so wie die

* s. Taf. Salzwerkswissenschaft. Fig. 3.

Digitized by Google

die Breite dieser Stüze ist gewöhnlich 6 bis 8 Fuß, die Höhe und Länge wird von der Höhe und Dicke des Dammes bestimmt.

Auswinden, Leder, verrichten die Weißgerber an dem aus der Klepbeize genommenen Leder folgendergestalt: an zwey gegen einander überstehenden Wänden der Werkstätte sind zwey Ständer, in welche eine Windestange eingezapfet ist, die man aber, wenn man sie nicht gebraucht, zur Gewinnung des Raums, wieder wegzunehmen pflegt, denn die Windestange liegt gerade in der Mitte der Werkstätte, damit der Gerber Platz hat die Leder förmlich und gehörig auszuwinden. Nach der Klepbeize nun spühlt der Gerber die Felle im Wasser aus und hängt 3 bis 4 Stücke über einander nach der Länge über die Windestange, so daß die Leder nach der Länge zur Hälfte an jeder Seite der Stange hinabhangen. Nun ergreift er mit der Krümmung des eisernen Windeisens, die sämmtlichen aufgehangenen Leder, und macht einen Bund, da er sie nemlich recht scharf zusammen windet, und hierdurch die Brühe der Klepbeize, so rein als möglich ist, auswindet. Jedes ausgewundene Fell breitet der Gerber mit den Händen aus, schwingt es in der Luft, wodurch der Klep abfällt, und reket es zugleich an den Füßen aus, damit diese nicht einschrumpfen. Die auf diese Art ausgewundene Felle werden sämmtlich auf einen Haufen geworfen, doch aber auch noch an dem nemlichen Tage in die Klaunbrühe gebracht, weil sie das Stehen über Nacht nicht nur blau sondern auch wurb machen würde.

Auswintern, sagt man, wann man dem Vieh den Winter hindurch das nöthige Futter gegeben hat, und es so bis in den Frühling hinaus bringt: es ist auswintert, sagt man alsdenn. Von Gewächsen, wann man sie in einer Winterung d. i. in einer Kammer, Stube, einem Gewölbe in einem Glaß oder Gewächshause den Winter hindurch wohl versorgt, erhalten und in den Frühling hinein wohl behalten gebracht hat.

Zur Auswinterung des Viehes gehöret Fütterung hinlänglich; um Lichtmeß soll der Bauer noch die Hälfte von der Fütterung haben, die er bey Anfang des Winters, da er aufhörte vom Felde grün zu füttern, in der Schreune hatte.

Soll ein Gewächs gut durch den Winter gebracht werden, so muß es vor dem Froste verwahret werden, es muß sich an ihme keine Fäulnis ansezen, es muß nicht aufgailen, oder gelb auswachsen; daher, wann es in einem warmen Orte: Gewölbe, Kammer oder Gewächshause stehet, so muß ihm bey jedweder im Winter erfolgter gelinder regnerischer Witterung durch Aussetzen in die freye Luft, oder Eröffnung der Fenster frische, stärkende Luft und Erquickung gegeben werden. Gewächse, so Winters hindurch in Scherben oder Töpfen stehen, sollen keine fette Erde haben, sie sollen selten begossen werden und wann man sie ja anfeuchten will, so muß außen herum, nahe am Rande des Scherben, ein Kreis etwa zwey Fingers breit und tief eingegraben und das Wasser darein so gegossen werden, daß es nicht an die Gewächse oben anlauft.

Noch besser! man schütte Wasser in eine Becke, stelle den Blumenscherben in solche, so wird das Gewächse mittelst der Löcher auf dem Boden des Scherben von unten herauf trinken, so mit vor der besorglichen Fäulnis verwahrt und gut ausgewintert werden.

Auswipfeln, nennt man den Bäumen ihre obersten Aeste und Gipfel abschneiden, oder abhauen. s. Ausästen, auch Beschneiden der Bäume.

Auswippen; so nennt man das Geschäft, da jemand von gewissen Münssorten die schweren auswegt, und zu dem Ende von den übrigen leichten absondert, um sie entweder unmittelbar einzuschmelzen, oder markweise zum Einschmelzen zu verkaufen. Man sieht von selbst, daß durch das Auswippen zum Nachtheil des Publicums die schweren Münssücke weggebracht, und die leichten angehäufet werden, wodurch nachher nichts anders entstehen kann, als der schädlichste Aufwechsel der groben und guten Sorten durch die in allzugroßer Menge cursirenden schlechten und leichten Gelder. Damit dieses wucherliche Geschäft des Auswippens nach aller Möglichkeit verhütet werde, muß jede Geldsorte recht accurat justirt werden. Wenn man Stück vor Stück von derselbigen bey der Ausmünzung abwiegt, und jedes, das zu leicht ist, ausschießt, jedem aber, das zu schwer ist, durch die Feile sein richtiges Gewicht giebt, und also alle Piegen einander völlig gleich machet, und solche alsdenn gut randirt, daß man gleich an dem Mangel eines guten Randes die Unrichtigkeit des Gewichts schließen kann; so wird sich nicht leicht jemand finden, der bey solchen justirten Sorten mit dem Auswippen sich abzieht. Man würde gewiß manchen Tag die Mühe umsonst übernehmen, aus vielen hundert, ja vielen tausend Stücken nur wenige zu finden, die am Gewicht einen merklichen Vorschlag vor andern haben. Dieses Justiren muß nicht blos auf die groben Gelder, sondern auch, und zwar recht vorzüglich auf die kleinen Münssorten gehen, weil gerade die leztern diejenigen sind, mit welchen man das schädliche Aufwechseln der groben Sorten treibt. Darinne hat nun abermal der Conventionfuß einen sehr großen Vorzug, daß nach demselbigen auch die kleinsten Silbersorten nemlich die Groschen justirt werden müssen.

Auswirken des Teiges, geschiehet alsdenn, wenn der mit der Hefe angesezte Teig genugsam gegangen; alsdenn wird er mit den Händen ausgewirkt, und mit einem Melgerholz zum Kuchen gewelgert. Die Becker bedienen sich auch dieses Ausdrucks wenn sie den Teig in Brodlaibe machen.

Auswirken, heißt das übrige an dem Horne oder Hufe eines Pferdes mit dem Werkeisen oder Wirkmesser ausschneiden, daß das aufzuschlagende Hufeisen wieder füglich liegen könne.

Auswirken, heißt auch in der Salssiederey das in der Pfanne angeschossene Salz mit Schaufeln herausnehmen und in Körbe füllen.

Auswirken, heißt bey den Jägern ein Stück Wildpret aus der Haut nehmen und zerlegen.

Auswirkung, Auswirkungskreis, nennt man den ganzen Inbegriff aller der Wirkungen, welche eine Kraft sie mag nun physisch, oder moralisch, oder politisch seyn, hervorbringen kann. Wer dieses Auswirkungskreis einer Kraft, oder eines Guten bestimmen will, der muß die Kraft, oder den Gegenstand, von welchem die Rede ist, auf das genaueste, und vollständigste kennen zu lernen sich bemühen, und alle ihre Verhältnisse, in welchen sie sich mit andern Gegenständen befinden kann, zu durchschauen trachten. Nach dem Unterschiede der Kräfte müssen auch die Wege zu dieser Kenntnis verschieden seyn. Man redet vom Auswirkungskreise der Seelen, der Genies, der Tugend, der Gesetze des Geldes u. wovon in den Artickeln dieser Gegenstände mehreres vorkommen wird.

Auswittern: wann Frost, Regen, Winde den Getraidesamen im Frühjahr mit vereinten Kräften hart anfallen, so daß er darüber ausstockt, vergeht, verkommt, so sagt man: der Saame ist ausgewittert.

Digitized by Google

Man braucht es auch da, wann das stürmische, regnerische, windigte Wetter aufhört und gutes, stilles, warmes Wetter eintritt.

Auswittern, wird auch von den Bienen gebraucht, und gesagt, sie wittern aus, wann sie nach einer trüben regnerischen Witterung beym Sonnenschein lustig um ihre Körbe herumschwärmen.

Auswittern, Auswitterung der Erze. Das Feuer, das Wasser und die Luft, sind die vornehmsten Auflösungsmittel der mineralischen Körper: von dem ersteren ist hier die Rede nicht, und so leicht auch das Wasser einige Erden, Steine und Salze auflöset, so leicht es in die Zwischenräume der Körper eindringt, so gehet es doch nicht durch alle Körper. Aber die Luft, als ein dünnes, flüßiges Wesen, das in einer beständigen Bewegung ist, durchdringt jeden Körper, ist das dritte peripatetische Auflösungsmittel, und zieht vorzüglich andere wässerige und salzige Theilgen und Körpergen an sich, und so wie wässerige und salzige Theile andere Dinge auflösen und die Luft in alle Körper dringt, die sie umgiebt, dabey ihre Bewegung durch die Kälte und Wärme viele Abwechselung leidet, ist sie ein wahres Zertrennungs- und Auflösungsmittel, und so wird sie die Ursache von der Auswitterung der Erze, wenn sie nemlich Theile von dem festen Körper trennen und losreisen. Durch das Wasser, durch Feuer und andere Auflösungsmittel, trennen sich Theile und vermengen sich mit der Luft, diese können leicht durch die beständige Bewegung der Luft fortgetrieben werden, daher befördert die Luft die Röstung der Erze, die Gradirung der Salzwasser so wie jede Evaporation, und ist überhaupt ein Mittel zur Gährung und Fäulniß. Setzen sich die entführte Theile wieder an andern Orten an, so heißt es anwittern neuer Körper. Das Auswittern siehet man deutlich an dem Rost des Eisens und des Kupfers, an dem Zerfallen und Verwittern der Steine, der Schwefel, der Alaunerden und vielen andern Sachen mehr, die dem freyen Zugang der Luft ausgesetzt werden.

Auswurf. Unter demselben versteht man eine Materie, z. E. Blut, Schleim u. dgl. die entweder aus der Luftröhre oder den Lungen, oder aus andern Orten, durch den Mund ausgespien wird, wovon noch unter verschiedenen Artickeln die Rede seyn wird. Der Auswurf ist in verschiedenen Krankheiten, z. E. bey der Lungenentzündung, dem Seitenstich u. dgl. wann er, wie Hippocrates lehret, zu der rechten Zeit geschieht, und die gehörige Eigenschaften hat, eine wohlthätige Bemühung der Natur, wodurch sie die Krankheit zu heilen sucht, die daher der Arzt aufmerksam beobachten, auf alle Weise unterstützen, keineswegs aber unterdrücken muß. Hievon ein mehreres unter Crisis, Seitenstich u. dgl.

Auswurf, s. Lex Rhodia de Jactu.

Auswurf bey Waaren, s. Ausschuß.

Auswurf der Bienen. Die Bienen halten sich Winters durch stille, wann die guten Frühlingstäge kommen, so setzt sie der Bienenvater aus, öffnet ihr Flugloch, da sie dann ihren Auswurf oder Koth in einer gelben Matterie häufig fallen lassen. Wann man sie so das erstemal auslässet, muß seine weiße Wäsche um solche Gegend ausgebreitet seyn, weil sie solche gar gerne besudlen.

Auswurfhacken, s. Klinkhacken.

Auszacken, heißt allerhand Arten von Weißzeug, als Manschetten, Halstücher, Schürzen u. d. m. so aus Nesseltuch, Muslin oder Batist bestehen, bogenweise an den Enden ausschneiden, solche entweder umschlingen; oder mit Spitzenzäckchen besetzen. Bey Taffent, Leder, oder Tuch bedient man sich zum Auszacken, besonderer dazu gemachten Auszackeisen, mit welchen man eine ganze Menge auf einmal durchzacken kann.

Auszahnen, s. Zahn, oder Zahnen.

Auszapfen, heißt soviel, als ein Getränk, nemlich Bier, Wein, Branderwein, im Detail, d. i. Maaß- und Schoppenweise verkaufen, oder ausschenken. s. Wirthschaft treiben.

Auszehnden (jurist.), heißt den Zehnden nehmen; daher kommt auch Auszehnder, Auszehndung. s. Zehnden.

Auszehnden (oecon.). Nach fast allgemeiner Observanz giebt der Landmann von beynahe allem dem, so er jährlich auf seinem Hofe gewinnet, den Zehnten, theils an die Landesobrigkeit, theils an andere Zehntherren ab.

Wann die Garben auf den Aekern verfertiget sind, so nimmt der Zehntherr die zehnte; da aber von manchem Betrug zu vermuthen, so stehet dem Zehntherrn frey, die achte, neunte anstatt der zehenten zu nehmen; hat der Bauer seine Garben alle, wie es seyn sollte, gleich groß gemacht, so wird er dadurch wohl nichts verlieren und der Zehntherr wird diesen Handgriff, dessen er so nicht bedarf, gewißlich nicht machen.

Auf den Wiesen giebt der Bauer die zehnte Breite, oder den zehnten Haufen oder überhaupt einen Haufen nach beschriebenem Maaße. Das zehnte Schwein von den Jungen, die zehnte Gans, ein Hun von einer Gluckhenne gehört dem Zehntherren. Die Art die kleinen, Flut- und Heuzehnten zu sammlen, ist verschieden und nicht in einem Orte, wie in dem andern. Hat ein Bauer etliche Aecker und es bleiben im ersten Acker nach der zehnten Garbe, die der Zehntherr weg genommen hat, noch eine, oder mehrere übrig, so zählet er auf dem zweyten Acker darauf; doch ist dieses auch nicht durchgängig üblich.

Auszehrung. Unter derselben verstehet man eine solche Krankheit, bey der der Körper nach und nach abnimmt, weil er seiner Nahrung, wodurch die verlohrte Theile wieder ersetzt werden sollen, beraubt wird. Weil nun das Geschäfte der Ernährung (s. diesen Artickel), so wie alle übrige Functionen des menschlichen Körpers, nicht blos von der Gesundheit eines Theils, sondern mehrerer Theile zusammen genommen abhängt, so entsteht auch die Auszehrung bald von der Verletzung dieses, oder jenes Theils, oder mehrerer Theile, die die Ernährung im natürlichen Zustande bewürken helfen. Wann daher die Speisen im Magen, aus irgend einer Ursache nicht gehörig verdauet werden, oder aber wegen mangelnden Appetit (s. Appetit) ein Mensch wenig zu sich nimmt, oder in den Gedärmen wegen Schwäche derselben, verhindertem Einfluß der Galle, oder ihrer schlechten Beschaffenheit, oder andern Fehlern der hiebey mit würkenden Säften, ein schlechter Milchsaft aus den Speisen ausgezogen wird; wann ferner der ausgezogene Milchsaft entweder gar nicht in die Milchgefäße eingesogen wird, weil sie verstopft, erschlappt sind, oder ein zu zäher, aus groben Speisen verfertigter Milchsaft sich selbst den Weg durch diese Gefäße und die Gekrösdrüse verschließt, in denselben stehen bleibt, und sie verstopft, wodurch zuweilen der ganze Leib aufschwillt, wie man dieses bey zarten Kindern bemerkt, wenn sie zuviel mit Kartoffeln ernährt werden; wenn Würmer in den Gedärmen vorhanden, die den Milchsaft verzehren; wann der Brustcanal (ductus thoracicus) verletzt ist, oder eine widernatürliche Beschaffenheit hat; der Milchsaft in dem Blut wegen Schwäche, oder Steifheit der Gefäße und Eingewende, oder verdorbenem Blut in seine gute lympha (s. Lympha) verarbeitet wird; so

Digitized by Google

muß den Theilen dadurch ihre Nahrung entzogen werden, und eine Auszehrung erfolgen. Dieses aus den eben erwähnten Urſachen entſtehende Abnehmen des Körpers belegt man mit dem beſonderen Namen der Atrophie, und die Heilung muß ſich nach den Urſachen richten, von denen ſie entſprungen iſt, worvon in andern Artikeln wird gehandelt werden. Wann aber, von ſtarken äuſſerlichen oder innerlichen Verretzungen, z. E. der Lungen, Leber u. dgl. und dem damit verbundenen hectiſchen Fieber eine Abnahme des Körpers entſteht, ſo nennt man dieſelbe Schwindſucht, Lungenſucht u. ſ. w. ſo wie diejenige Auszehrung, welche ſich hauptſächlich am Rücken äuſſert, und von einem durch Ausſchweifungen, beſonders in Anſehung des Beyſchlafs, zerrütteten Nervenſyſtem herkommt, den Namen Rückenmarkszehrung erhalten hat. Von allen dieſen wird unter beſondern Artickeln gehandelt werden.

Auszeichnen, heißt das Ueberſchlagen des Setzers in der Druckerey, durch Zählen der Linien auf andere Seite und der Buchſtaben in einer Linie, wieviel des Manuſcriptes auf eine mit einer vorgeſchriebenen Art von Typen geſetzte Columne gehet, um ohngefähr beurtheilen zu können, wie viele Bogen das ganze Werk ausmachen wird.

Auszeichnen, Auszeichnung, heißt im Forſtweſen denenjenigen Bäumen im Walde, welche abgegeben oder verkauft werden ſollen, das ſogenannte Waldzeichen anſchlagen. Man hauet nemlich die Rinde, oder Borke des Baumes etwa einer Hand groß weg, und ſchlägt mit dem Waldzeichen, oder einem Stempel, der den Namen des Herrn, und etwa des Forſtes, und die Jahrzahl enthält, auf das friſche Holz, in welchem nun das benannte Zeichen eingedruckt wird. Man nennt dieß auch den Baum anſchlagen; und unangeſchlagen, oder unausgezeichnet ſoll kein Stamm gefället, und aus dem Wald weggelaſſen werden. ſ. Waldzeichen.

Auszeichner, iſt bey dem Sattler, Riemer und Täſchner, dasjenige eiſerne oben am Haupte auf zwey Seiten krumm auslaufende und mit einem hölzernen Stiel verſehene Werkzeug, womit er ſich den Umfang derjenigen Lederarbeit, welche er zuſchneiden will, auf dem Werkbrett vorher abzeichnet.

Auszeichnung, der Länder, wird eine ſolche Vertheilung derſelben genennt, bey welcher die abgetheilten Herren im Geſammtbeſitz verbleiben, und nur die Regierung des Landes und die Einkünfte unter ſich vertheilen. Das Gegentheil hievon iſt die Todtheilung, wobey ein mehrerer hievon vorkommen wird.

Auszichen, ſ. Auszug.

Ausziehen, die Quadrat- und Cubic-Wurzeln, ſ. Wurzeln.

Ausziehen (Chemie), ſagt man, wann man gewiſſe Beſtandtheile eines Körpers durch ein ihnen angemeſſenes Auflöſungsmittel von den übrigen ſcheidet, die von dieſem Auflöſungsmittel nicht angegriffen werden: ſo zieht man durch Waſſer die ſcheimige, durch Weingeiſt die harzige Theile aus den Pflanzen aus.

Ausziehen, wird ferner von Bienen geſagt, wann ein junger Schwarm ausfliegel, ſich eine andere eigene Wohnung zu ſuchen. Er zieht auch aus, d. i. fleugt davon, wann er, da er ſich irgendwo angehängt hat, nicht bey Zeiten gefaßt wird.

Ausziehen ein Lehn oder Gut. Dieſer Ausdruck kommt in dem alten ſächſiſchen und ſchwäbiſchen Lehnrechte vor und bedeutet eigentlich den Umſtand, daß, wenn der Lehnherr dem Vaſallen das Lehngut aus dieſer oder jener Urſache in Beſchlag genommen, und es ihm abgeſprochen hatte, ſo mußte dieſer binnen geſetzter Friſt von einem Jahr und ſechs Wochen den Beſchlag und die Abjudication ſuchen aufzuheben und das Gut alſo wieder frey machen, welches hieß das Gut ausziehen. That er ſolches nicht, und ließ die geſetzte Friſt verſtreichen, ohne ſich deswegen zu bemühen, ſo war es dem Lehnherrn verfallen. Auf gleiche Art war es auch mit Erbgütern beſchaffen, ſo alsdenn dem Fiſco anfielen. In dem Lehnrechts-Richtſteig Cap. X. heißen die Worte alſo: — Wil de Mann auer ſin Gut ût theen, dat mach he don binnen jar und dage, dat ſind ſes Weken unde ein jahr —" Es ſoll eigentlich bedeuten, der Vaſall ſoll binnen einem Jahr und ſechs Wochen ſuchen das in Beſchlag genommene Gut wieder frey zu machen, und alſo aus den Händen des Lehnherrn wieder herauszuziehen.

Auszichen, heißet bey den Blechſchmieden oder Klempnern ſo viel als poliren. Die Arbeit ſelbſt aber beſtehet in folgendem: Zuerſt reiben ſie das Meßing- oder weiſſe Blech mit klar geſchabter Kreide und einem leinenen Tuche; alsdenn legen ſie die abgeriebene Seiten zweyer Bleche, die ſie jedesmal zugleich poliren, auf einander, bringen ſie auf den Polirſtock d. i. einen kleinen ganz ebenen und glatten Ambos, und ſchlagen erſt die Rückſeite des einen und hernach auch die Rückſeite des andern über und über mit dem Polirhammer, welcher eine ausgerundete Bahn hat. Weil aber hierdurch die Bleche nicht ganz eben werden, ſo ſchlagen ſie ſolche zuletzt auch noch auf den genannten Seiten mit dem Gleichziehhammer, deſſen Bahn eben und glatt iſt. Wenn durchbrochene und geſtochelte Arbeit verfertiget werden ſoll, ſo ſind die Meiſter der Kunſt darinn nicht einig, ob das Ausziehen beſſer vor dem Durchbrechen und Flächeln, oder dieſes beſſer vor jenem vorgenommen werde.

Ausziehen, heißet bey den Tuchmachern das eingegangene Tuch wiederum bis zu ſeiner gehörigen Länge auseinander ziehen, welches durch Hülfe eines Klobens an den Rahmen verrichtet wird.

Ausziehen, heißet auch bey dem Böttcher oder Faßbinder das Holz mit dem krummen Eiſen bearbeiten und wird dem ſtreifen oder bearbeiten mit dem graden Eiſen entgegen geſetzt.

Ausziehen, Becken oder Strecken, heißt das reingewaſchene und ſchon getrocknete Zeug (Wäſche) von Stück zu Stück, ehe es gemangt, (geroulet) oder gebügelt, (geplattet) wird, an den entgegengeſetzten Enden anziehen, in den Falten ausſtreichen, und in die gehörige Form bringen.

Ausziehen. Dieſes Wort gebraucht man bey dem Panſterzeug, und verſtehet die Arbeit darunter, daß man die Panſterräder aus dem Waſſer ziehet. Die Salzſieder verſtehen das Ausziehen des Flößholzes auch dem Fluß darunter.

Ausziehe-Stirnrad, ſ. Aufziehrad.

Ausziehende und **ausgezogene Stände.** Wenn ein mächtiger Reichsſtand einen ſchwächern ſeiner Unmittelbarkeit und Reichsſtandſchaft beraubt, und ihn zu ſeinem Landſaſſen macht: ſo wird jener ein ausziehender und dieſer ein ausgezogener Stand in den Reichsgeſetzen genannt. Sie heißen auch ſonſt noch eximirende und eximirte Stände. Im ſechszehenden Jahrhundert ſind dergleichen Exemtionen häufig vorgefallen. Theils die Schutzgerechtigkeit oder Advocatie, theils aber auch die Oblationes der ſchwächern Reichsſtände in Subfeudum, und andere Umſtände, gaben den mächtigeren Ständen Gelegenheit, dergleichen Rechte bis zu

Digitized by Google

einer Landesherheit über den Schwörtheren auszudehnen. Da mit diesem Verlust der Unmittelbarkeit zugleich für das Reich der Verlust eines Theils seiner Contributionen zu den Reichssteuern verknüpft war, indem die ausziehenden Stände die ausgezogenen in den gemeinen Reichsbedürfnissen nicht zu vertreten pflegten: so gab dieses schon im sechzehenten Jahrhunderte zu vielen Beschwerden Anlaß, daß durch dergleichen Exemtionen die Lasten der übrigen Stände unrechtmäßiger Weise vergrößert wurden. Es lassen sich daraus allerley sehr gerechte Ansprüche des Reichs in Corpore gegen einzelne Glieder desselben formiren. Auf der andern Seite ist aber ebenfalls große Behutsamkeit in Beurtheilung dieser Ansprüche nöthig. Denn es ist gewiß, daß in den ehemaligen unruhigen Zeiten sich manche Grafen und Städte bey Gelegenheit der Reichsmatrickel in die Reihe der unmittelbaren Reichsstände einzuschleichen gesucht haben, die hernach von ihren ehemaligen Landesherren mit Recht wieder ausgezogen sind, ohne daß das Reich ihrentwegen an den ausziehenden Ständen einige Ansprüche machen kann. Im Reichsabschied von 1548. ist von dieser Sache §. 52. 64. verordnet, daß ersstlich alle in der Reichsmatrickel verzeichnete und wirklich steuernde Stände, welche wegen ihrer Unmittelbarkeit in Anspruch genommen werden, bis nach rechtlichem Austrag der Sache, bey ihrer unmittelbaren Reichssteuerbarkeit geschützt werden; und daß zweytens die wirklich ausgezogenen, im Fall sie nicht im Besitz der Steuerfreyheit sind, nach Maaßgabe ihres ehemals gehabten Anschlags von den ausziehenden Ständen in der Reichssteuer unweigerlich vertreten werden sollen. Die Unterschung, ob eine solche Exemtion mit oder ohne Recht geschehen sey? gehört für die Reichsgerichte, wobey nach den verschiedenen Interesse sowohl der Reichsfiscal, als der ausgezogene Stand, die Stelle des Klägers vertreten kann. Dieses sind allgemeine Grundsätze, von ausziehenden und ausgezogenen Ständen. Dieselbe auf besondere Fälle anzuwenden vermeidet man billig, um bey einer so delikaten Sache in einem zum allgemeinen Gebrauch bestimmten Werke, niemanden anstößig zu werden.

Auszichende Mittel (*attrahentia*), s. Anziehende Mittel.

Auszichküle, heißt ein Brettgen mit einem Stiel oder Handbahe, das vor das Gefäll des Planenheerds geschoben wird.

Auszierung, (Baukunst) wird sowohl von Gebäuden, als Gärten und Schaubühnen gebraucht. Die Auszierung mag überhaupt vor eine Empfindung auf uns machen, welche sie will, so ist gewiß, daß wir von den uns vors Gesicht kommenden Gebäuden urtheilen, nachdem diese Empfindung häufig und stark ist. Oft zieht ein Gebäude wegen der glücklichen Verhältnisse unsere Augen auf sich, wir betrachten es, untersuchen alle kleine Theile, und empfinden eben das Vergnügen dabey, als wenn wir einen schönen Gegenstand in der Natur ansehen. Zuweilen macht der große Geschmack eines Gebäudes sowohl von innen als von aussen, die Wahl unterschiedenen und vorstechende Theile, der weite Umfang, oder die ansehnliche Höhe einen starken Eindruck auf unsere Seele. Wenn das Auge eine große Menge kleiner in sich verschiedenen Gegenstände auf einmal gewahr wird, so empfindet man viele schwache Eindrücke zugleich. Wenn sich eine geringe Anzahl großer Gegenstände auf eine neue Art darstellen, vermehren sie die angenehmen und starken Eindrücke, welche man beym Anblicke der schönsten Verzierungen fühlet. Die Auszierung eines Gebäudes und dergleichen wirkt auf eine dreyfache Empfindung auf uns, sie rührt uns nemlich durch das Angenehme, durch das starke Majestätische, und durch die Abwechselung. Sie machen das Schöne an einem Gebäude aus, ob man es gleich selten beysammen findet. Das Angenehme in der Auszierung eines Gebäudes erfordert nicht blos die Vermeidung des Anstößigen, sondern vorzüglich eine genaue Verbindung der Mannigfaltigkeiten in eins, welches durch die Verschiedenheit der Theile und Mannigfaltigkeiten, durch gute Verhältnisse hervorgebracht wird. Das Majestätische setzt den Menschen in eine Art von Ehrfurcht; der unermeßliche Umfang des Himmels, ein weiter Prospect von Ländern und Meeren, wenn man von einem Berge herabsieht, oder sich auf der See befindet, erheben gleichsam unsere Seele, und geben den Gedanken eine gewisse Größe. Auf eben die Art machen die grossen wichtigen menschlichen Werke einen Eindruck auf uns, wir bekommen bey ihrem Anblicke eine starke Empfindung, die weit vorzüglicher als eine blos angenehme ist, dergleichen nur die kleinen Gebäude zuwege bringen können. Inzwischen ist die Empfindung bey dem Anblick der Gebäude nicht allemal nach Proportion ihrer Größe stark, sondern sie hängt oft mehr von der Art der Eintheilung der Massen, und der Oberfläche, als von der Eintheilung allein ab. Wir wollen uns z. E. das Pantheon in Rom, inwendig in viele Kapellen, davon man nur eine nach der andern sehen kann, abgetheilt und an der Vorderseite mit verschiedenen Ordnungen übereinander vorstellen, so wird uns das Inwendige viele schwache Empfindungen nach und nach, und die Vorderseite eben solche, aber auf einmal geben. Jetzo hingegen übersehen wir den ganzen inwendigen Platz auf einmal z die hohen Säulen auf dem Platze vor der Kirche, ihre große Menge, die vielen Säulenweiten, und was man dadurch in der Tiefe des Ganges sieht, alles dieses zusammen macht einen sehr starken Eindruck. Dieser wird durch die Empfindung, welche alle Gegenstände, und die verschiedenen von der Tiefe des Platzes vor der Kirche herrührenden Würkungen des Lichts, auf uns machen, so vermehret, daß unsre Seele beym Anblicke der Vorderseite des Pantheons weit mehr, als bey dem von der Peterskirche gerührt wird, obgleich die Säulen des Portals dieser Kirche weit dicker und größer sind. Der einzige Unterschied zwischen diesen und denen vom Pantheon besteht darinn, daß die in der Peterskirche halb in der Mauer stehen, und also die starke Würkung, welche die Tiefe der Colonnaden verursacht, nicht thun können. Der Eindruck, den diese beyden Vorderseiten machen, ist so allgemein, daß ihn fast jedermann, der beyde ansieht, empfindet. Die Abwechslung bey der Auszierung ist eine nöthige Eigenschaft derselben. Eine glatte Mauer giebt nur einerley Gegenstand dar, woran man sich bald satt siehet. Gesetzt die ganze Fläche der Vorderseite des Pantheons bestünde aus einer glatten Mauer ohne alle Verzierung, und wäre in der Mitte nur mit einer kleinen Thüre versehen, so würde sie gewis keinen so starken Eindruck auf uns machen, als jetzt, da sie aus 8 Säulen besteht, und da man vermöge der Durchsicht durch die Säulenweiten viele Gegenstände entdeckt. Hieraus folgt also, daß die Verzierung der Vorderseite vom Pantheon viel von ihrer Schönheit verlieren würde, sowohl wenn man die Theile, woraus sie besteht, durch die Vervielfältigung zu klein machte, als wenn man auf der andern Seite die Anzahl dieser Theile zu sehr verringerte, und im letzten Falle würde das Ansehen noch weniger angenehm seyn. Hieraus erhellet, daß die Ein-

Digitized by Google

theilungen, welche bey einer gegebenen Fläche die gröſte Wirkung thun, und in enge Gränzen eingeſchränkt ſind, die Mittelſtraße zwiſchen den gebäuten und zu ſehr verminderten Eintheilungen halten müſſen. Wenn dieſe Gränzen einander gleich gerade entgegen ſind, ſo haben ſie doch etwas ähnliches mit einander. Denn läßt man die Eintheilungen auf der Fläche weg, ſo fällt zugleich alle Verzierung weg; und zu zuviel Eintheilungen verlieren ſich in einander; beydes macht keinen Eindruck auf uns. Durch zu zuviel kleine Eintheilungen erreicht man gerade den entgegengeſetzten Zweck, als man geſucht, wie bereits Montesquieu ſehr ſcharfſinnig geurtheilet hat. Die nach Proportion ihrer Anzahl immer kleiner werdenden Eintheilungen, würden uns nur ſchwach rühren, und zuletzt würden wir, eben wegen der Menge, und der daraus folgenden Unordnung, gar nichts mehr dabey empfinden. Aus dieſem Grunde ſetzen die Maler ihre Gemälde lieber aus wenigen Figuren, die ſtark rühren, zuſammen, als daß ſie ſolche häufen, und durch die gehäuften Gegenſtände unſere Aufmerkſamkeit theilen. Hieraus läßt ſich eine ähnliche Anmerkung, worauf man nicht genug acht giebt, ziehen, nemlich wie lange die Aufmerkſamkeit der meiſten Menſchen gerührt werden und anhalten kann, welcher zufolge die groſſen Dichter und Virtuoſen, die unſere Aufmerkſamkeit nur ein paar Stunden unterhalten dürfen, in unſerer Seele wenige, aber deſto ſtärkere Empfindungen zu erregen ſuchen, anſtatt daß die mittelmäßigen, denen es am Geſchmack fehlt, bald dieſen bald jenen Affect in uns erwecken, aber daher auch nie ſtark rühren. Die Gröſſe der Flächen, die der Architekt verzieren ſoll, iſt gewiſſermaßen für ihn eben das, was bey den Dichtern und Componiſten, die fürs Theater arbeiten, der vorgeſchriebene Zeitraum iſt. Sie machi, daß jener beym erſten Anblicke nicht ſo viel ſtarke Empfindungen hervorbringen kann, als er wünſcht. Da unſere Seele nicht vieler zugleich fähig iſt, ſo muß er ſolche dadurch vermehren, daß er ſie wie der Dichter nach und nach entſtehen läßt; und muß ſich nicht wie der Maler im Gemälde, blos auf die Empfindungen, die auf einmal erreget werden können, einſchränken. Ein Gedicht, ſagt Marmontel in ſeiner Dichtkunſt, welches der Seele eine Reihe abwechſelnder Gemälde darſtellt, iſt intereſſanter für uns, als ein wirkliches Gemälde, welches uns nur einen einzigen Zeitpunct in der Natur zeigt. Dieſe beſtändige Bewegung, worinn die Dichkunſt uns unterhält, iſt vielleicht die Urſache, warum man ſie der Malerey vorzieht. Wenn man die Baukunſt mit gedachten beyden Künſten vergleicht, ſo kann man ſagen, daß ſie wie die Maleren oft ein Gemälde, das ſich nicht verändern läßt, zuweilen aber auch eine Reihe von Gemälden, wie die Poeſie vorſtellt. Wir wollen z. E. zwo Vorderſeiten anſehen, die eine beſteht aus Pfeilern, die an die Wand geſetzt ſind, die andere aus Säulen, die eine freyſtehende Colonnade ausmachen; bey beyden ſollen die Säulenweiten gleich und auf einerley Art verzieret ſeyn: dem ungeachtet wird die letztere wahre Schönheiten haben, welche der erſtern fehlen, und dieſe kommen blos von den verſchiedenen Ausſichten und Gemälden her, welche dem Zuſchauer in die Augen fallen, wenn er auf den Hintergrund der Colonnade ſieht. Wir finden beym Anblicke der Gebäude die Eigenſchaft, daß ſelbige die Empfindung vervielfältigen, ohne ſie zu ſchwächen; und dies iſt ein beträchtlicher Vortheil, welchen man bey den Colonnaden in einem viel ſtärkern Grade, als bey andern Arten von Verzierungen bemerkt. Die Auszierung muß der Natur gemäß geſchehen. Alles Natürliche gefällt nicht nur uns, ſondern hat auch den Alten und wird auch unſern Nachkommen gefallen. Die Bauart der Griechen und Römer iſt daher eine natürliche und beſtändige Bauart. Natürlich, weil ſie ſich auf die Natur der Dinge gründet; beſtändig weil ſie nicht nur viele Secula gefallen hat, ſondern auch noch gefällt. Die Auszierung nach dem Geſchmack der Griechen und Römer einzurichten iſt alſo viel vernünftiger, als wenn ſolches nach Mode geſchieht. Die Bildhauer geben ihren Statuen eine alte römiſche und keine heutige Modekleidung. Die Auszierungen nach der Natur dürfen zwar ſolche übertreffen, keinesweges aber widernatürliche Sachen machen, oder die Schönheiten in einer einzigen Geſtalt zuſammenhäufen, welche die Natur unter mehrere vertheilt hat. Löwen mit Adlersſchnäbel, Fiſche mit Menſchengeſichtern, ſind Ueberbleibſel des ſchlechteſten Gothiſchen Geſchmacks, welcher die Natur verſtümmelte und den Raub durch lächerliche Erdichtungen erſetzte. So ſchön bey ihnen ihr Pegaſus, ſo artig ihr Centaurus, ihre Satyre und ihre Delphinen bey ihnen gefielen, ſo häßlich würden ſie uns in der Natur vorkommen. Die Auszierungen ſollen dabey dem Gebrauch einer Sache nicht zuwider ſeyn. Eine marmorirte Thür, iſt den Augen etwas zerbrechliches. Mit Farben bemalte Kirchenfenſterſcheiben, machen eine Kirche finſter. Die Schicklichkeit iſt ferner eine nothwendige Eigenſchaft der Auszierung. Es muß ſolche nach der Abſicht und dem Endzweck auch Gebrauch des Gebäudes vorgenommen werden. Der Verſtand eines Baumeiſters läßt ſich hieraus beurtheilen. Einen Hoſpital, eine Caſerne, mit Säulen auszuzieren, iſt unſchicklich. Es muß auch nach dem Stand des Beſitzers die Auszierung übereinſtimmen. Es iſt thöricht einem Bierbrauer Helme und Armaturen auf ſein Gebäude zu ſetzen. Eben ſo erforderlich iſt es, daß auch ein Gebäude nach der Beſchaffenheit und Weite der Straßen ausgeziert werde. Ein Haus in einer engen Straße mit bis unter das Dach gehenden Säulen, macht eine ganz entgegengeſetzte Würkung vor das Aug. Die Auszierung muß ſich auch mit nach dem Geſichte richten. Das Geſicht, der vorzüglichſte unſerer Sinnen, iſt nicht allemal getreu. Wir urtheilen in der Kindheit ſehr unvollkommen von der Gröſſe und Geſtalt der Dinge. Der Blindgebohrne, dem Cheſelden in dem Alter, wo die Kräfte der Augen am ſtärkſten ſind, zum Geſichte verhalf, irrte ſich anfangs alle Augenblicke, wenn er einen vorkommenden Gegenſtand beurtheilen wollte. Das Geſicht wird ihm noch ſo neu, daß er oft durchs Gefühl den Irrthum der Augen zu verbeſſern ſuchte. Wenn wir mit den Jahren uns gewöhnen, auch noch ſo gut von der Form, Farbe und Gröſſe der Gegenſtände zu urtheilen, ſo ſind unſere Urtheile doch oft nicht ſicherer, als die von dem blinden des Cheſelden. Wir häufig erfahren wir nicht, daß unſere Augen ſich betrügen. Warum ſcheinen die Sonne und der Mond am Horizonte viel gröſſer, als wenn ſie über unſerm Kopfe ſtehen? Warum dünkt uns ein Ort von mittelmäßigen Umfange oft ſehr groß zu ſeyn? und warum kommt uns ein weitläuftiger Platz oft viel eingeſchränkter vor, als er in der That iſt? Die Vergleichung, welche wir alſo mit den uns vorkommenden Gegenſtänden anſtellen, hat auf die Beurtheilung ihrer Gröſſe ein groſſen Einfluß. Wir wollen ſehen, was ſich aus dieſer gegründeten Erfahrung, in Anſehung der von aufen und inwendig zu verzierenden Gebäude, für Folgerungen ziehen laſſen. Bey den auswendigen Verzierungen eines Gebäudes können dreyerley Urſachen ein verſchiednes Urtheil von einem und eben demſelben Um-

Digitized by Google

fange zuvege bringen: einmal das Verhältniß der verſchiedenen Maaßen; zum andern die verſchiedenen Eintheilungen; und drittens die Vergleichung, welche wir mit den in der Nähe ſtehenden Dingen, als Häuſern, Bäumen, Menſchen, Thieren, deren Größe wir ohngefähr wiſſen, anſtellen. Inwendig in verſchloſſnen Theilen eines Gebäudes ſind gemeiniglich nur zwey Dinge, darnach wir die Größe eines Platzes und deſſen Maaßen beurtheilen, wir vergleichen nemlich die Maaßen entweder unter ſich oder mit andern dabey befindlichen, und wenn nicht von ohngefähr Menſchen oder andere Gegenſtände, deren Größe uns bekannt iſt, dazu kommen, ſo haben die äußerlichen Gegenſtände keinen Einfluß auf unſer Urtheil, weil wir keine ſehen. Daher begehen wir in Beurtheilung des Umfangs eines inwendigen Theiles oft große Fehler, wenn wir die Maaßen und ihre Eintheilungen unter einander beſtimmen wollen, weil wir ſie nicht nach äußern Gegenſtänden ſchätzen können. Die Theile welche zu Auszierung der Gebäude gebraucht werden, ſind Bauzierden (ſ. dieſen Artickel) und Säulen. Den erſten Gebrauch der Säulen hat man, wie bekannt, gemacht, um die Balken und Decken zu tragen; man lernte aber bald einſehen, daß ſie außer der Nothwendigkeit, auch viel zum guten Anſehen der Gebäude helfen. Hätten die Egypter nicht bereits in den allerältеſten Zeiten dieſe Schönheiten gekannt, warum hätten ſie die großen und prächtigen Eintheilungen ihrer Tempel mit Säulen gemacht, und ſolche in ſo groſſer Menge dabey angebracht? Würden die Griechen und Römer in ihren Tempeln aus- und inwendig, und in den Höfen ringsherum, bey ihren öffentlichen Plätzen, Theatern, und andern Gebäuden Säulen geſetzt haben? Warum ſehen endlich alle erleuchteten Nationen in Europa die Säulen, als die Quelle der gröſten Schönheiten in der Baukunſt an, und halten die Colonnaden für diejenige Art von Verzierung wo die Säulen ihrem Urſprunge am gemäßeſten, und mit dem beſten Erfolge angebracht werden? Wenn man in den Ländern, wo die Baukunſt am meiſten geblühet, wegen der Feſtigkeit, oder Nothwendigkeit Galerien zu haben, aus Oeconomie oder andern Urſachen, oft bedeckte Gänge angelegt hat, ſo iſt es bekannt, und durch Beyſpiele klar, daß man vorzüglich Colonnaden dazu gewählt, und daß dieſe unter allen Verzierungen den angenehmſten Eindruck auf uns machen. Dies iſt nicht der einzige Vortheil, den man von der Verzierung mit Colonnaden hat, ſie geben dem Gebäude gewiſſen groſſes edles Anſehen, und machen auch einen ſtarken Eindruck auf uns, ohne welchem auch die regelmäßigſte Baukunſt uns nur ſchwach rühren wird.

Auszierung der Glieder. Die Glieder, welche in der Baukunſt bey den Säulen gebraucht werden, pflegt man zu Zeiten auf eine mannichfaltige Weiſe gezierd zu gebrauchen. Man muß die Verzierungen mit groſſer Geſchicklichkeit ſehr ſparſam anbringen, ſonſt werden die Geſimſe undeutlich und plump. Einige Schönheit und Zärtlichkeit davon zu erhalten, muß man glatte Glieder unter geſchnitzte miſchen, an dieſen das Auge gleichſam eine Ruhe und in dieſer Zuſammenſtimmung ein Vergnügen finde. Alſo darf man die Kranzleiſten und die Streifen der Unterbalken oder Bogeneinfaſſungen nicht leichtlich ausſchnitzen, ohne wo ein ſonderlicher Pracht der Geſimſe erfordert wird: wie an den Verzierungen der Altäre, daran man alle Glieder, bis auf die Riemlein, mit Schnitzwerk ziehen kann; auch kann der Wulſt entweder auf ſeiner runden Fläche ausgeſchnittene Blätter oder Muſcheln haben, oder Eyerrundungen, welche in denſelben eingelaſſen werden, weil dieſes ohnedem runde und hocherhabene Glied würde zu ſchwer werden, wenn deſſen Zierathen erhoben wären; eben wie an den Stäben, an denen man Perlen, Paternoſter, Oliven und knottichte Schnüre ausſchneidet. Die Auszierungen, womit man die Glieder zieret, ſind theils unbeſtimmte, theils beſtimmte. Jene verfertigt man nach Belieben an den Gliedern, dieſe aber haben jederzeit eine gewiſſe Bedeutung: daher ſie als Symbola, das Abſehen des ganzen Gebäudes an kleinen Stücken zu eröffnen, gebraucht werden. Beyderley Sorten werden theils auf die Glieder derſelben erhoben, theils aus ihnen als herausgegraben geſchnizet. Was am gemeinſten an allerhand Werken und nach Belieben gemacht wird, ſind allerhand Eyerſpitzherzen, oder Herzblätter, ſowohl nach der Natur als der Phantaſie gemachte Blumen und Blätter, Ausböhlungen wie runde Thür- oder Galleriebögen. Alle dieſe Schnitzwerke, als Eyerſpitzherze, Blätter, Zahnſchnitte, Oliven ꝛc. ſollen fein bleyrecht übereinander zutreffen, und dis alles ſich nach dem gröſten richten, als nach denen Sparrenköpfen und Zahnſchnitten.

In der Antiquität findet man, daß zu Auszierung der Glieder an den Säulen gebraucht worden: Herzlaub, Kleeblattzug, Beerenklaubblätter, Kleezug mit Palmzängen, Stäbe, Pförtigen, Blatter, Eyer, Schneckenzug, Schild, Spiegel, Verbrechung mit Roſen, geſchlungene oder Kettenzüge, ionſche Blumen, Bündel, Laubwerk, Schlangenzug, Binſenzug, Beulen, Säulen, Kernbeulen, Paternoſter, Schneckenzug und Irrwege.

Auszipfeln, bey den Weißgerbern, wenn ſie die Enden der ausgehängten Felle auseinander ziehen.

Auszug. Auszüge aus Büchern ſind Bemerkungen des wichtigſten Inhalts derſelben. Manche Werke ſind ſo weitläuftig, und handeln einen jeden Theil mit ſolcher Umſtändlichkeit ab, daß es nicht nur nöthig, ſondern auch angenehm iſt, die Hauptſache in der Kürze vor ſich zu ſehen. Es kömmt nur darauf an, ob ein ſolcher Auszug mit Geſchmack und Beurtheilungskraft gemacht iſt. Derjenige, der einen guten Auszug machen will, muß das Werk in ſeiner völligen Ausdehnung überſehen. Er muß eine vernünftige Wahl anſtellen, was er eigentlich in das Kurze zuſammenziehen ſoll. Dieſes wird durch die Abſicht, die er dabey hat, hinreichend beſtimmt. Er muß durchgehends eine gewiſſe Gleichheit beobachten; doch kann er bey dem Merkwürdigen ſich weiter ausdehnen, als bey minder merkwürdigen Gegenſtänden. Die Zunft der Epitimatoren iſt zu allen Zeiten groß geweſen. ſ. Epitimator.

Auszug, *Extractum*, (Pharmacie), ſind ſchleimige, ſeifenartige oder ſalzige Pflanzenſäfte, die man durch Waſſer, oder auch harzige, die man durch Weingeiſt oder gemiſchte, die man durch Wein, oder auch durch Weingeiſt und Waſſer ausgezogen, und nachdem man den gröſten Theil des Auflöſungsmittels durch die Ausdünſtung wieder davon gejagt, zu einer zähen Maſſe verdickt, oder ganz, bis ſie trocken ſind, eingekocht hat. Wenn die erſtere ſchon, ſo wie ſie in der Pflanze ſind, genug Waſſer haben, ſo gröſt man ſie blos aus, läßt ſie ein wenig ſtehen, damit ſich das Erdhafte daraus zu Boden ſetze, und kocht ſie dann ein, bis ſie ungefähr ſo dick, als Honig ſind. Haben ſie es aber nicht, ſo kocht man ſie, nachdem ſie ein wenig getrocknet und klein gemacht ſind, mit einer gehörigen Menge reinen Waſſers in einem weiten irrdenen glaſirten Gefäße, ſo lange bis man an ihrer Farbe und an ihrem Geſchmack erkennt, daß das Waſſer genug ausgezogen hat; dann läßt man

Digitized by Google

es durch ein Tuch laufen, nachher einen oder etliche Tage lang stehen. Wenn sich genug zu Boden gesetzt hat, gießt man das klare sachte ab, kocht es wieder ein wenig und läßt es wieder erkalten, damit sich noch mehr daraus niedersetze; dann läßt man es in weiten (am besten in gläsernen oder porrellanen) Gefäßen, die nicht tief sind, unter fleißigem Umrühren abdampfen, und hütet sich durch beständiges Abscharren von den Seiten des Gefäßes, daß das Extract, wenn es dick zu werden anfängt, nicht anbrenne, oder bringt es in dieser Absicht, sobald es so dick als ein Syrup ist, in breite irrdene Pfannen, die man auf einen mäßig warmen Ofen mit offenen Thüren setzt, oder auch in ein Marienbad; diese Auszüge (*Extracta aquosa*, oder *gummosa*) werden am besten in Blasen, die man von außen mit süßen Oele überschmiert, aufbehalten, und um sie vor dem Schimmel zu verwahren, von Zeit zu Zeit mit Weingeist besprengt. Sie sind gemeiniglich braun, bald heller, bald dunkler, (die wesentliche Salze des Grafen la Garaye, die im Grunde nichts anders als wässerichte Auszüge sind, haben weniger Farbe) fast ohne, wenigstens ohne eigenen Geruch, gemeiniglich von dem Geschmack der Pflanze, aus welcher sie gezogen sind; sie lösen sich ganz in Wasser auf, brennen im Feuer mit einer Flamme und lassen immer eine etwas gefärbte Asche nach sich, aus welcher sich ein feuerfestes Laugensalz auslaugen, und Kalkerde, Kieselerde und Eisentheilchen entdecken lassen. Sie haben den Geschmack und die Kräfte der Pflanzen in sich concentrirt, wenn diese Eigenschaften der Pflanzen auf solchen Theilchen beruhen, die sich in Wasser auflösen und in der Hitze des kochenden Wassers nicht flüchtig werden; diese muß man also nun zu wässerichten Auszügen wählen; denn solche, deren kräftige Theile in der Hitze des kochenden Wassers flüchtig sind, oder sich gar nicht in Wasser auflösen, geben ganz kraftlose Auszüge. In dem letztern Fall sind sie oft von der Art, daß sie sich in Weingeist auflösen, und dann taugen sie desto besser.

Zu den geistigen Auszügen (Extracta spirituosa oder resinosa), die das Harz, und selbst etwas von dem ätherischen Oele der Pflanzen in sich haben, weil man hier bey einer sehr gelinden Wärme das Auflösungsmittel wieder abdampfen kann. Man bereitet die Körper, welche hier vornemlich trocken seyn müssen, eben so zu, wie zu den wässerichten Auszügen, gießt dann gereinigten starken Weingeist, ungefähr vier Finger hoch darüber, läßt ihn einige Zeit lang in einem verdeckten Gefäße, bey einer ganz gelinden Wärme, darüber stehen, dann, wenn er sich stark genug gefärbt hat, gießt man ihn langsam ab, seigt ihn durch Löschpapier, und dämpft ihn dann entweder in einem offenen Gefäße bey einer ganz gelinden Wärme ganz ab, oder bringt ihn in Destillirgefäße, und sammlet den Weingeist wieder in der Vorlage, oder gießt, wenn ein großer Theil des Weingeistes abgeraucht ist, auf den Rückstand Wasser; so fällt das Harz aus seinem Auflösungsmittel, dem Weingeiste, zu Boden, und muß nun in kleine Stücke zerschnitten und bey einer ganz gelinden Wärme getrocknet werden. Bey diesen Auszügen, die sich ganz in Weingeist, aber nicht in Wasser auflösen, werden viele flüchtige Theile, und also auch mehr Geruch und mehr von den Heilskräften, die auf diesen Theilen beruhen, erhalten. Zuweilen gründen sich die Heilskräfte der Pflanzen theils auf solche Theilchen, die der Weingeist theils auf solche, die das Wasser auszieht; da bedient man sich nun entweder des Weins (Extracta vinosa) oder eines mit Wasser verdünnten Weingeistes, oder man zieht zuerst mit starkem Weingeist alles aus, was sich dadurch ausziehen läßt, und macht einen geistigen Auszug: dann kocht man den Rückstand mit Wasser, seigt es durch ein Tuch, kocht es ein, daß es ungefähr so dick als Honig wird, und rührt bey dem Abdampfen immer den geistigen Auszug nach und nach darunter. Viele Pflanzen und ihre Theile haben außer den kräftigen Theilen, die sich im Wasser auflösen, auch noch flüchtige, die bey dem gewöhnlichen Verfahren verloren gehen. Bey Pflanzen, deren Schädlichkeit auf diesen flüchtigen Theilen beruht, mildert dieses ihre zu heftige Wirksamkeit: aber bey andern verliert sie dadurch zuviel von den heilsamen Theilchen. Bey solchen Pflanzen also ist es vortheilhaft, den Auszug bey einer ganz gelinden, aber desto länger anhaltenden Wärme zu verfertigen. Die meisten Auszüge macht man nur aus einem Körper auf einmal (einfache Auszüge). Die Alten gebrauchten aber öfters mehrere Körper zugleich darzu (zusammengesetzte Auszüge).

Auszug, bedeutet 1) die Verlassung einer Wohnung; 2) ein Verzeichniß creditirter Waaren; 3) was sich einer, welcher einem andern eine Sache übergiebt, ausbehält. In diesem letzten Verstande ist es zweyerley: entweder haftet es auf der Person des Besitzers, oder auf der Sache selbst. s. den Artikel Auszug der alte Theil ꝛc.

Auszug, simpler, im Lotto, s. Unbestimmter Zug, auch bestimmter.

Auszug, nennen die Handwerksleute die solenne Prozession, worinn sie ihre Lade von dem bisherigen zu dem neugewählten Obermeister tragen.

Auf dem Auszug sind die Handwerksgesellen nach einer bey ihnen gebräuchlichen Redensart, wenn sie von dem Meister den Abschied bekommen und sich auf der Herberge aufhalten, entweder um andere Arbeit zu erwarten oder weiter zu wandern.

Auszug, bey den Bergwerken, ist ein Werkzeug, womit die Kunströhren am Ende ausgebohrt werden.

Auszug der alte Theil, das Alt- oder Großvaterrecht, heißt derjenige Theil der Einkünfte eines Bauerngutes, welchen sich abgelebte Eltern, wenn sie ihre Güter nicht selbst mehr zu verwalten im Stande sind, vorbehalten, indem sie dieselben einem ihrer Kinder übergeben. Man sagt von ihnen in diesem Fall, daß sie sich auf den alten Theil setzen. Da diese Sache sowohl den Gutsherren als den Bauergütern selbst zum großen Nachtheil gereichen kann, insonderheit wenn der Vater noch Kräfte genug besitzt, der Wirthschaft selbst vorzustehen, oder die Kinder noch zu jung sind, um eine Haushaltung zu übernehmen, oder auch der Auszug selbst so hoch gesetzt wird, daß er den neuen Besitzer zurück und in Schulden bringen könnte: so wird hierzu des Gutsherrn Einwilligung erfordert. s. auch Auszugsleute.

Auszugsleute, werden diejenigen Bauern genennt, welche ihre Güter an ihre Kinder oder andere Personen übergeben, und sich zu ihrem Unterhalt ein gewisses Einkommen vorbehalten haben, welches der Auszug heißt. Wenn sie keine besondere Wohnung beziehen: so werden sie in Dienstsachen und andern Angelegenheiten der Gemeine als Hausgenossen oder Inquilini betrachtet; beziehen sie aber eine besondere Wohnung: so sind sie schuldig, die sogenannten Reihedienste zu thun, und andere Gemeindelasten zu tragen.

Auszupfen, heißt an allerhand kleinen gesammleten Stückchen von Seidenzeugen und Band die Fädenaus-

Digitized by Google

ziehen, welche man hernach kartätschen, zurechte machen, spinnen, und dann allerhand Seidenes daraus wirken und ſtricken läßt. Leinenzeug zupft man aus, um Carpien zum Gebrauch in der Chirurgie daraus zu machen.

Auszwicken, geſchieht bey den Maurern, wenn die Maurer die Abgänge von Marmor oder Aſſulat, Ziegelſtücke und andere kleine Steine in die Fugen, Klüfe und Oeffnungen der Mauren, nachdem man vorher etwas Mörtel mittelſt der Mauerkelle geworfen, mit dem Mauhammer feſt eintreibt, daß ſie die großen Steine zu beſſerer Dauer aneinander ſpannen. Dieſes Auszwicken der Mauren geſchiehet theils gleich bey Anlegung, theils auch bey Ausbeſſerung alter Mauren.

Authenta, iſt ein Ehrenname der heutigen Griechen, welcher bey ihnen ſoviel als Herr bedeutet. Es wird auch Aphenta, oder Aphentes geſchrieben, und iſt aus dem Griechiſchen in die türkiſche Sprache gekommen, worinnen Aphend für Herr gebraucht wird. Megas Aphentes iſt der Großherr oder der türkiſche Kayſer.

Authentica, oder authenticum Jus, werden die ſogenannte Novellen des Kayſers Juſtinians genennt, ſ. Novellen. Die Benennung kömmt daher: ehe man noch den Text von den besagten Novellen hatte, bediente man ſich des Auszugs der Novellen des Kayſers Juſtiniani, welchen Juliani, ein Rechtslehrer zu Conſtantinopel, unter dem Titel der Novellarum Juſtiniani, verfertigt hatte. Nachdem nun die Novellen ſelbſt an das Licht kamen, ſo nennte man ſie Authentica oder Authenticum Jus, um ſie von dem Epitome des Juliani zu unterſcheiden.

Authenticae. Dieſes Wort bedeutet bey den Rechtsgelehrten zweyerley Dinge: 1) verſtehen ſie darunter Verordnungen, welche die Kayſer Friedrich I. und II. auf ihren Romerzügen in den Roncaliſchen Feldern publicirt haben, und die nachher von den Juriſten des mittlern Zeitalters in den Codex unter die Titel, wohin ſie einigermaßen paßten, geſetzt worden ſind; 2) giebt man auch gewiſſen Auszugen aus den Novellen, die man in den Codex geſetzt hat, den Namen Authenticae. Nemlich in den Novellen Juſtinians worden die Verordnungen des Codex theils beſtätiget, theils abgeſchafft, eingeſchränkt, beſtimmt ꝛc. Man hat daher Auszüge aus den Novellen gemacht, und dieſe in den Codex gebracht, damit die Leſer des Codex ſogleich ſehen könnten, ob in den Novellen etwas neues von der Materie enthalten ſey; kurz, man hat Noten zum Codex aus den Novellen gemacht, und dieſe heißen authenticae. Sie haben verſchiedene Streitigkeiten veranlaßt. Denn man ſtreitet einmal darüber, wer ſie gemacht und in den Codex geſetzt habe; und zum andern, was ſie für Autorität in den Gerichten haben. In jenem Streite ſind Cornelius von Bynkershöf und Alexander Arnold Pagenſtecher die Hauptſtreiter. Der letztere ſchrieb eine Diſſertation unter dem Titel: Irnerius injuria vapulans, und behauptete, daß Irnerius oder Werner, den von je her die meiſten für den Verfaſſer der Authentiken gehalten haben, der Verfaſſer nicht ſey, und daß er folglich wegen der in den Authentiken enthaltenen Fehler mit Unrecht Streiche leide. Bynkershöf gab dagegen diatribam de auctore auctoribusve authenticarum heraus, worinn er die Meynung vertheidigte, daß Irnerius zwar nicht von allen Authentiken Verfaſſer ſey; daß man aber doch nicht behaupten könne, er habe keine davon gemacht. Die Authentiken alſo ſeyen theils vor Irnerius, theils von ihm, theils von andern Rechtsgelehrten des zwölften und dreyzehnten Jahrhunderts gemacht worden. Weil Bynkershöf hie und da Pagenſtechern ſehr höflich widerlegte: ſo erhob ſich eine Fehde, die mit der äußerſten Hitze in verſchiedenen Schriften geführt, und zuletzt mit Boetaktrichtsmäßigem Schimpfen geendiget wurde. Die Geſchichte davon findet man am ausführlichſten in den Halliſchen Beyträgen zur juriſtiſchen gelehrten Hiſt.

Soviel von dieſem Streite. Die drey verſchiedene Meynungen, in Anſehung jener erſten Frage, ſind folgende: 1) behaupten die meiſten ältern Juriſten, Irnerius habe alle Authentiken verfertiget; 2) der vorhin angeführte Pagenſtecher, und ſchon vor ihm Molinäus, Strauch und andere glauben, Irnerius habe keine der Authentiken verfaſſet; ſie ſeyen ſämmtlich viel älter. Endlich nehmen Bynkershök und mit ihm heutiges Tags alle, oder doch wohl beynahe alle Rechtsgelehrten an, daß einige Authentiken älter als Irnerius, andere von ihm verfaſſet, noch andere von Juriſten zu und nach deſſen Zeiten gemacht worden ſeyen. Die Gründe dieſer dritten Meynung hier auseinander zu ſetzen, wäre zu weitläuftig.

Wie ſteht es aber mit der geſetzlichen Autorität der Authentiken. In Anſehung derer, welche mit den Novellen, woraus ſie genommen ſind, übereinſtimmen, hat die Sache keinen Zweifel. Allein es giebt Authentiken, die von ihrer Quelle abweichen, wo der Epitomator entweder aus Verſehen oder aus Vorſatz etwas in die Authentike gebracht hat, das in der Novelle nicht ſteht. Z. E. in der Nov. 134. wird den Deſcendenten, und nachher den Aſcendenten bis auf den dritten Grad ein Succeſſionsrecht in den Gütern ihres zum Tode verurtheilten Verwandten gegeben. Die Auth. bona damnatorum c. de bon. proſcript. giebt dieſes Recht allen Deſcendenten, allen Aſcendenten, und den Collateralverwandten bis auf den dritten Grad. Einige Rechtsgelehrte behaupten, daß in dem Falle eines ſolchen Widerſpruchs die Authentike gelte. Andere geben der Novelle den Vorzug; und dies ſcheint die richtigere Behauptung zu ſeyn. Dann es iſt vernunftwidrig einem von Privatperſonen gemachten Auszuge mehr Anſehen beyzulegen, als dem Original und der Quelle, die vom Geſetzgeber herkommt. Wann übrigens eine ſolche Authentike, die von ihrer Mutternovelle abweicht in der Praxis beſonders und der Novelle zuwider recipirt iſt: (wie dies viele Rechtsgelehrten wirklich von einigen behaupten) ſo iſt kein Zweifel, daß die Authentike der Novelle vorgehe.

Authentica Perſona ſind vormals vornehme Perſonen vom Herrenſtande, Grafen, Freyherren ꝛc. und vom geiſtlichen Stande, Prälaten und Aebte ꝛc. genennt worden, wahrſcheinlich daher, weil man ihrer Geburt und Würde wegen, ihnen großen Glauben beylegte. In einer Urkunde der Grafen von Habsburg vom J. 1259. verſprechen ſelbige bey einer Reſignation dem Kloſter Murbach im Elſaß — quod cujuſcunque forme literas confirmi fecerint, ipſas noſtris ſigillabimus ſigillis, et *aliarum authenticarum perſonarum* ſigillis — promoyebimus ſigillari — bey dem Schöpflin in Alſat. diplomat. Tom. II. p. 426. woran auch der Probſt Heinrich von Baſel, und der Archidiaconus daſelbſt auf der Grafen Bitte ihre Siegel haben hängen laſſen.

Daher heißt es, in einer Synodal-Verordnung vom J. 1114. daß die Verträge, Schenkungen ꝛc. von Authentiſchen Geiſtlichen, das iſt, von Biſchöfen, Aebten und Prälaten oder von den Archidiaconen gemacht werden ſollten. Eben der Ausdruck iſt in einem Concilio vom J. 1200. gebraucht worden, worinn verordnet iſt, daß

Digitized by Google

daß kein Fremder zum Predigen zugelassen werden sollte, er sey denn eine Persona authentica, oder auch von dem Bischoff oder Archidiacon dazu gesandt worden.

Authenticität, in sofern sie dem Untergeschobenen entgegen gesetzt ist, ist die Gewißheit, daß die Bücher, denen man sie zuschreibt, wirklich von den Verfassern herrühren, von denen solches behauptet wird. Die Gründe dazu sind theils innere, d. i. die aus dem Character der Person und der Schrift selbst hergenommen sind; theils äußere, das Zeugnis gleichzeitiger Scribenten, ingleichen Allegationen von solchen, die nicht lang nach ihnen gelebt haben. Die besondern Gründe müssen von den Umständen derjenigen Schrift hergenommen werden, welcher die Authenticität entweder zu- oder abgesprochen wird.

Authenticum und **Authenticare**, (im diplomat. Verstande). Die Urkunden haben bey den alten Schriftstellern mancherley Benennungen, worunter auch diese gehöret. Sie verstehen darunter eigentlich *Authenticum exemplar* oder *Authentica Charta* eine Original Urkunde, die wir jetzo deutsch die Urschrift nennen. Das Wort selbst ist aus der griechischen Sprache hergenommen, und ist der Copei (ἀντίγραφον) entgegen gesetzet. Man hat es schon in den ältesten Zeiten in diesem Verstande gebrauchet, und dadurch allerley Gattungen von Original-Briefen und Urkunden angezeiget. Der Kayser Carl der Große schreibt an den Erzbischoff Magnum von Sens — et hanc Authenticam diligenter — transscribi percenseas" Die Päbste bedienten sich vorzüglich in ihren Bullen sehr häufig dieses Ausdrucks, zumal, wenn solche eine Verordnung, Privilegium, Bestätigung ꝛc. eines Prälaten oder Bischoffs zum Vortheil einer Kirche oder anderer geistlichen Sachen seines Kirchensprengels betrafen. In einem Briefe des Pabstes Nicolai I. steht — et epistolas authenticas — misimus.

Zuweilen hat man auch ein gerichtliches öffentliches Instrument darunter verstanden, und besonders das Wort *authenticare* gebraucht, wenn Bestätigungs und andere Urkunden öffentlich vor Gericht, bey geistlichen Versammlungen ꝛc. ausgefertiget sind. In des Petri de Vineis Lib. III. Epist. XIV. heißt es: — Mandata quoque generalia — *Authenticari per manum publicam* faciatis. "

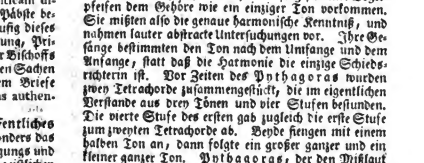
Ueberdem hat man auch bey der Römischcatholischen Kirche, das Kirchenbuch, worinn die Antiphonien und Responsoria nach der Ordnung, wie sie gesungen werden müssen, befindlich sind, Authenticum genannt, und wenn jemand vom Pabste canonisiret, und in die Zahl der Heiligen versetzet worden, so hieß er Authenticatus.

Noch heutiges Tages hat der bey dem Magistrat der Stadt Lüneburg stehende Secretarius, so von Originalien ꝛc. videmirte beglaubte Abschriften ausfertiget, den Titel: **Authenticarius.**

Authentie der heiligen Schrift, ist in der Theologie soviel als das göttliche Ansehen derselben und wird synonimisch mit Autopistie und Axiopistie gebraucht. In der catholischen Kirche nennt man auch die lateinische Uebersetzung, die man unter dem Namen Vulgata hat, authentisch. s. Vulgata.

Authentisch. Dieses Wort hat in der Critik mehrere Bedeutungen. Einmal heißt es soviel als ein Original. So redet Tertullian von authentischen Briefen der Apostel, und verstehet darunter die Orginalhandschriften, die sie entweder selbst geschrieben, oder unterschrieben hatten. In dieser Bedeutung wird es der Abschrift entgegen gesetzt. Hernach heißt es auch oftmals soviel als unverfälscht, und wird dem Untergeschobenen entgegengesetzt. Endlich heißt es auch soviel, als eine Schrift, die durch öffentliches Ansehen einer Urkunde gleich gehalten wird. In dieser Bedeutung erklärt man es, wenn es in der sechsten Session der Tridentinischen Kirchenversammlung heißt: sancta synodus statuit et declarat, vt hæc ipsa vetus et vulgata editio, pro authentica habeatur, et vt nemo illam rejicere quouis prætextu audeat vel præsumat. 'Hier kann wohl authentisch nicht so viel, als Originalschrift heißen, denn Harduins Vorgeben, daß die lateinische Sprache die Originalsprache des neuen Testamentes sey, möchte wohl wenig Anhänger finden. Andere erklären es so, daß es so viel heiße, daß die Vulgata eine Uebersetzung ohne Fehler sey. Noch andere endlich, geben diesem Wort eine gelindere Bedeutung, und erklären es durch rechtskräftig. Weil nemlich das Concilium in dieser Uebersetzung keine Fehler bemerkte, die andere Glaubensschreren beybringen könnten, so soll die Glaubenslehre für erwiesen gehalten werden, die aus ihr erwiesen ist: und in so fern wird die Uebersetzung für authentisch erklärt.

Authentisch. (Musik.) Die Griechen hatten unsere Tonleiter nicht. Sie wußten nicht, daß eine einzele aufgespannte Saite schon zwey Töne mit vernehmen lasse, und daß im Gegentheile drey eben so gestimmte Orgelpfeifen dem Gehöre wie ein einziger Ton vorkommen. Sie mißten also die genaue harmonische Kenntniß, und nahmen lauter abstracte Untersuchungen vor. Ihre Gesänge bestimmten den Ton nach dem Umfange und dem Anfange, statt daß die Harmonie die einzige Schiedsrichterin ist. Vor Zeiten des Pythagoras wurden zwey Tetrachorde zusammengestückt, die im eigentlichen Verstande aus drey Tönen und vier Stufen bestunden. Die vierte Stufe des ersten gab zugleich die erste Stufe zum zweyten Tetrachorde ab. Beyde fiengen mit einem halben Ton an, dann folgte ein großer ganzer und ein kleiner ganzer Ton. Pythagoras, der den Mißlaut vom ersten zum letzten Tone heben wollte, setzte noch einen Ton im Anfange bey, der zum achten Tone wie 1 zu $\frac{1}{2}$ oder 2 : 1 klingen sollte. Diese beyde stätigen Tetrachorde waren nach unserer gegenwärtiger Benennung



Der vom Pythagoras beygesetzte Ton war nach unserer jetziger Benennung A. Da sie nun ihre Melodie unabhängig von der Harmonie betrachteten: so war es ihrer Denkungsart zufolge ein wesentlicher Unterschied, ob ein Stück mit dem Tone e oder mit dem Tone a anfienge, ob sein Umfang im A vom e, zu e oder vom a zum a, oder im D vom a zu a, oder vom d zu d sich erstrecke, und sie nannten diejenigen Tonarten, deren Umfang sich vom Haupttone bis auf seine Achte erstreckte, die authentische; diejenigen aber, deren Umfang sich von der Fünfte des Grundtones erstreckte, die plagalischen Tonarten, wie noch ausführlicher im Artickel: Choral, Tonart wird gezeiget werden.

Authentische Auslegung s. Auslegung und Auslegungskunst.

Digitized by Google

Autocabdali, Musici bey den Griechen, welche einen Epheukranz trugen.

Autocephali. So wurden ehmals diejenigen Bischöffe genennt, welche von andern Metropolitan-Bischöffen und Patriarchen ganz unabhängig waren, und in ihren eigenen Provinzen (oder Diöcesen) niemand Rechenschaft geben durften, ausser dem Provincial-Synodo. Ursprünglich waren dieses alle Bischöffe. Als aber bereits im dritten Jahrhundert die Metropoliten andere Bischöffe unter sich zogen, und hernach die Patriarchen sich auch über die Metropoliten erhoben; so behielten jedoch verschiedene Bischöffe z. E. in Cypern, Iberien, Armenien und Carthago ihre alte Unabhängigkeit bey, so wie es auch verschiedene Metropoliten gab, die keine Patriarchen über sich erkannten. Dergleichen war der Metropolit von Bulgarien, welchen seit dem 9ten Jahrhundert sowohl der Patriarch von Rom als von Constantinopel unter sich zu ziehen bemüht waren, und welches keine der geringsten Ursache von der Trennung der Lateinischen und Griechischen Kirche war, wovon in diesem Artickel nachzusehen ist. Von der nemlichen Art war auch der Erzbischoff von Caerleon in Britannien, unter welchem die übrigen Bischöffe dieses Landes stunden, der aber selbst dem Patriarch von Rom nicht unterwürfig war, bis daß auch dieser nach und nach insonderheit durch Hülfe des Mönches Augustinus, der erst nach Britannien zu Ende des 6ten Jahrhunderts geschickt hatte, seine Herrschaft daselbst ausbreitete.

Zum andern heissen **Autocephali** diejenigen Bischöffe, welche zwar unter keinem Metropoliten aber doch unter einem Patriarchen stunden, und also diesem unmittelbar unterworfen waren. So hatte der Patriarch von Constantinopel 39 solcher Bischöffe, die unmittelbar unter ihm stehen. Der Patriarch oder Pabst von Rom hat dergleichen auch fast in allen Ländern. So steht in Deutschland der Bischoff von Bamberg unmittelbar unter dem Pabst. Diese Bischöffe heissen daher immediate, exemte oder eximirte Bischöffe, wovon weiter nachzusehen ist.

Autocheaner, ein Beynahme der halben oder feinen Arianer, welche zwar zugaben, daß der Sohn Gottes ein ähnliches Wesen mit dem Vater habe, aber leugneten, daß er aus dem Wesen des Vaters gezeugt worden.

Autochirie s. Selbstmord.

Autochthones. Eine allen Völkern des fabelhaften und ältern Zeitalters gemeine Eitelkeit verleitete sie auf ein sehr hohes Alterthum Anspruch zu machen. So hatten die Egyptier, die Scythen und Phrygier die stolze Einbildung, als wären sie der erste Stamm des menschlichen Geschlechts; ja die Arcadier rühmten sich sogar, προσελήνοι, das ist, eher als der Mond gewesen zu seyn. Der Mangel der Schrift trug zu diesen Meynungen nicht wenig bey. Denn da es bey diesen Umständen jeder Pflanzstadt an Mitteln fehlte, das Andenken ihrer Vorfahren durch schriftliche Urkunden zu erhalten, und auf die Nachwelt zu bringen; so vergassen sie nach wenigen Generationen ihr Muttervolk, und glaubten ihr eigenes Land von Anfang der Welt bewohnt zu haben. Das lächerliche Vorurtheil der zweydeutigen Erzeugung, und der ungefehren Entstehung der Thiere und Menschen aus dem Schlamm und der durch die fruchtbarmachende Kraft der Sonnenstrahlen geschwängerten Erde, befärkte dieses Vorgeben, und man glaubte, die ersten also erzeugeten Menschen wären erst nur halbvollendete Wesen ihrer Art gewesen. Daher wurden solche ursprüngliche **Autochthones** — denn so wurden diese aus der Erde entsprungenen Menschen von den griechischen Wörtern: αὐτος selbst und, χθων der Erdboden genennt — an dem Oberleibe als vollkommene Menschen, am Unterleibe aber als Schlangen abgebildet. Aus diesem im Anfange noch unvollkommenen Individuen entstunden, dieser Meynung zu Folge, nach und nach erst die vollkommenen, aber riesenmässige Geschlechter der Menschen, welche denn endlich bey den abnehmenden Kräften der altwerdenden Natur in kleinere und jetzt gewöhnliche Gestalten ausarteten.

Besonders hatten die Athenienser diese Eitelkeit, und machten unter allen griechischen Völkern den stärksten Anspruch auf ein so hohes Alterthum. Sie gaben vermöge jener träumerischen Erzeugung aus der Erde vor, daß sie zu gleicher Zeit mit der Sonne entstanden seyen, und legten sich vorzüglich den Namen **Autochthones** bey. Daher kam überhaupt bey den Alten der Name γηγενεις, terræ filii, Söhne der Erde, welche als fürchterliche Riesen beschrieben werden. Wegen dieses eingebildeten Ursprungs nennten sich die Athenienser zuweilen τεττιγες oder Grashüpfer und einige unter ihnen trugen goldene Heuschrecken, die sie in ihr Haar einflochten, als Ehrenzeichen und Merkmale, wodurch sie sich von andern weniger alten Nationen unterscheiden wollten. Denn ihre Unwissenheit in der Naturgeschichte beredete sie, daß diese Thiere durch eine ungefehre Zeugung aus der Erde entstünden. Freylich verwarfen vernünftige Schriftsteller dieser Nation einen solchen thörigten Wahn, und wenn sie ihr Volk **Autochthones** nennten, so verstanden sie dadurch nichts anders, als daß Athen von denenjenigen erbauet worden, die schon lange vorher, seit uralten Zeiten, in Attica gewohnt hätten. Aus einem ähnlichen Vorurtheile würden die ältesten Bewohner von **Latium Aborigines** oder **Indigenä** genennt. Ohne Zweifel ist jene lächerliche Meynung von den aus der Erde erzeugten Menschen nichts anders, als eine in Fabeln eingehüllete Ueberlieferung von den wenigen in jenen berühmten Flüthen des Alterthums auf den Gebürgen erhaltenen Menschen, welche, nachdem sich die Gewässer wieder verlaufen, gleichsam aus dem Schlamme schienen hervorgekommen zu seyn.

Autocrator, heißt soviel als Selbstherrscher oder Monarch. Die Griechischen Kayser führten diesen Titel. Er war ein Vorzug des regierenden Kayſers; da im Gegentheil der Titel **Basileus** nicht allein dem regierenden Kayser, sondern auch dem von ihm angenommenen Mitregenten gegeben wurde. Auch die Russen haben jenen Titel in ihre Sprache aufgenommen. Wir pflegen ihn gemeiniglich durch Selbstherrscher oder Selbsthalter im Deutschen auszudrücken.

Auto da Fe, oder **Fede**, (franz. *Acte de Foi*; lat. *Actus Fidei*,) ist insonderheit in Spanien und Portugall der Name des feyerlichen Gerichtstages, an welchem das Inquisitionsgericht über diejenigen, welche schuldig befunden worden, Urtheil und Strafe verhängt, die übrigen aber losspricht. Es wird ein Sonn- oder ein hoher Feyertag, zum Beyspiel Allerheiligen, dazu genommen. Die Spanier und Portugiesen stehen in der Meynung, daß sie dadurch ihren Glauben beweisen, und sich öffentlich als ächte catholische Christen zum Unterschied von Ketzern, Juden, und Mahomedanern bezeugten; und daher ist der Name entstanden, welcher soviel als Glaubenshandlung bedeutet. s. weiter: Inquisitionsgericht.

Digitized by Google

Autodiaconia, heißt bey den Griechen soviel als Selbstbedienung. Man verstehet darunter diejenigen Verrichtungen, welche die Könige und Helden bey Opfern und Feyerlichkeiten selbst verrichteten, wozu hernach Bedienten gebraucht wurden.

Autodidactus, heißt derjenige, welcher eine Kunst oder Wissenschaft von sich selbst erlernt; es sey nun daß er schlechterdings gar keine Anweisung dazu gehabt, und alles aus eigenem Nachdenken herausgebracht; oder daß er nur keinen mündlichen Unterricht genossen, sondern die Sachen blos aus Büchern erlernt hat. Es ist ein Unterschied zwischen demjenigen, welcher alles, was er weiß, ohne alle Beyhülfe oder allenfalls nur ohne mündlichen Unterricht erlernt hat; und demjenigen, welcher nur eine oder die andere Wissenschaft auf diese Art gefaßt hat. Das letztere ist nicht nur weit leichter als das erstere, sondern auch oft nothwendig. Man hat nicht immer Gelegenheit über eine jede Sache mündlichen Unterricht zu bekommen; man hat auch nicht immer die erforderlichen Bücher bey der Hand, und muß also das eigene Nachdenken zu Hülfe nehmen; nichts davon zu sagen, daß man in allen Wissenschaften, wenn man sie auch durch Bücher oder mündliche Lehrer erlernt hat, mit der Zeit selbst nachdenken und weiter gehen, oder wenigstens manche practische Bemerkungen und Kunstgriffe aus der Erfahrung erlernen muß. Wer von einer Sache nichts weiter weiß, als was er gehört, und gelesen hat, und dieselbige sich nicht durch angestellte Bemerkungen, Uebungen und Ueberlegungen zu eigen gemacht hat; der ist ein bloser Gedächtnißlehrer.

Es ist ein Unterschied unter den Künsten und Wissenschaften; indem einige leichter aus blosen Büchern geschöpft werden können, als andere. Alle historische Wissenschaften können Vergleichungsweise weit eher ohne mündlichen Unterricht gefaßt werden, als philosophische oder mathematische, ob dieser gleich bey jenen auch noch immer seinen großen Werth hat.

Sind die gehörigen Grundsätze vorangegangen, sie mögen nun aus Büchern oder aus dem mündlichen Unterricht genommen worden seyn, so ist das Fortschreiten vermittelst des blosen Nachdenkens bey einigen Wissenschaften wiederum leichter, als bey andern. In der Philosophie kann man seine Kenntnisse durch das Nachdenken, insonderheit über eigene Erfahrungen gar wohl erweitern, ohne eben vieler Bücher nöthig zu haben; und so in mehrern Wissenschaften, wo nach dem Ausdruck Hallers die Erfahrenheit statt tausend Bücher dient; so wie im Gegentheil Bücher oft die Stelle der eigenen Erfahrung ersetzen. In historischen Wissenschaften, als solchen, ist ohne Bücher und dergleichen Hülfsmittel kein Fortschreiten, kein Wachsthum möglich; indem das eigene Nachdenken schlechterdings unzulänglich ist.

Hat man einige Wissenschaften durch den ordentlichen Weg, nemlich durch schriftliche oder mündliche Beyhülfe gefaßt; so ist alsdann der Verstand durch die angestellten Uebungen fähig geworden, auch andere Sachen von selbst oder doch blos aus Büchern zu erlernen. In dieser Absicht ist es so schwer nicht ein Autodidactus zu seyn, und es wird wenig Gelehrte und Menschen geben, die es nicht sind.

Desto schwerer aber ist es, alles ursprünglich und schlechthin aus Büchern, ohne allen mündlichen Unterricht, zu erlernen. Es erfordert dieses eine besondere Fähigkeit und Stärke des Geistes, und eine unauslöschliche Begierde nach Kenntnissen. Gemeiniglich versuchen auch nur solche Leute diesen Weg, welche entweder gar keinen mündlichen Unterricht haben können, oder denen der sonst bekannte Weg eines solchen Unterrichts in einer oder der andern Wissenschaft verboten ist, oder welche durch ungeschickte Lehrer, deren schlechte Kenntnisse und Methode sie eingesehen haben, eine Art von Abscheu gegen den mündlichen Unterricht bekommen haben.

Wenn man diesen Weg mit Vorsatz betritt, ohne durch die Umstände genöthigt zu seyn; so ist es ein wahrer Umweg. Ein guter mündlicher Lehrer macht eine Sache durch wohlgewählte Beyspiele, die meistens in den Büchern fehlen, deutlich; er unterscheidet Haupt- und Nebensachen, die in den Büchern oft vermischt unter einander stehen; er bemerkt die Folgen und Brauchbarkeit eines jeden Satzes, welches in Büchern nicht immer an einem jeden Ort geschehen kann; daher manches sonen vorkommt, dessen Werth man erst gegen das Ende des Buchs einsehen lernt; er mischt endlich allerley nützliche Regeln und so zu reden Handgriffe mit ein, wodurch man erfährt, wie man eine jede Art von Wissenschaften und Wahrheiten anzugreifen habe, um sie nicht nur geschwind und leicht zu fassen, sondern auch zu wiederholen und zu behalten, und was noch mehr ist, dieselbige auf andere Gegenstände nicht nur in Wissenschaften, sondern auch in Vorfallenheiten des gemeinen Lebens wiederum anzuwenden. Aller dieser Vortheile des mündlichen Unterrichts (s. diesen Artickel) entbehrt derjenige, welcher sich blos mit Büchern behelfen muß. Alles, was er liest, ist ihm im gleichen Grade wichtig; und weil er alles behalten will, so behält er oft nichts, oder doch Nebensachen anstatt der Hauptsachen. Jene kosten ihm wo nicht mehr, doch wenigstens eben soviel Mühe, als diese, worüber viel Zeit verlohren geht. Weil er den Werth und die Brauchbarkeit eines jeden Satzes nicht immer früh genug einsieht, so übersieht er dergleichen Sätze nicht selten als Kleinigkeiten, und wird dadurch unfähig das Folgende zu fassen. Sätze, die einige Dunkelheit bey sich haben, kosten ihn Mühe zu verstehen, und wenn er sich lange geplagt und hin und her gedacht hat; so erhält er doch oft weiter nichts als eine schiefe oder auch mangelhafte Vorstellung davon, welche ihm in dem folgenden nicht wenig Verwirrung macht, so daß er wohl zuweilen das Buch wegwirft, und die Hofnung aufgiebt, die Sache jemals zu begreifen. Strengt er sich aber dennoch an, so leidet seine Gesundheit, oder gar sein Verstand, und man hat Leute genug, die durch langes eigenes Nachdenken über schwere Sätze, die ihnen ein mündlicher Lehrer sogleich deutlich gemacht haben würde, den Verstand verlohren haben. Kommt es auch nicht so weit, so entstehen doch gemeiniglich andere Fehler. Der Autodidactus weiß sich anderen selten deutlich genug zu machen, weil er nicht mit ihnen den nemlichen Weg des Unterrichts gegangen ist. Er hat eine ihm eigene Sprache, und eigene Kunstwörter, die er sich selbst gebildet hat, und die nach dem Redegebrauch in dem gemeinen leben oder in den Wissenschaften oft ganz etwas anders bedeuten, wodurch viele Verwirrungen entstehen; wiewohl auch andere Gelehrte dieses als einen Kunstgriff gebrauchen, um sich das Ansehen zu geben, als sagten sie neue Wahrheiten. Der Autodidactus wird leicht zu einem Pedanten, (s. diesen Artickel) weil er den Werth einer Sache nicht sowohl nach dem Gebrauch, den man davon machen kann, sondern nach dem Grade der Mühe berechnet, den sie ihn einzusehen gekostet hat; ein Fehler, der auch vielen Lehrern nicht

Digitized by Google

nur auf Gymnasien sondern auch hohen Schulen anzuhängen pflegt, als welche alles groß und anpreisungswürdig finden, was sie Mühe gekostet hat, oder was sie in der, ihnen eigenen Lebensart brauchen, wenn es gleich die übrige Welt entbehren kann.

Dennoch hat diese Art zu lernen und zu studiren auch ihre Vortheile. Der Autodidactus übt sich nicht nur sehr in dem eignen Nachdenken, welches so viele neben dem mündlichen Unterricht vernachläßigen. Er dringt in viele Materien tiefer ein, als ein anderer, der gewöhnlich nur bey demjenigen stehen bleibt, was ihm gezeigt worden ist, und zufrieden ist, wenn er dieses verstehen und gebrauchen kann. Weil er alles durch eigenes Anstrengen herausgebracht hat; so hat seine ganze Gelehrsamkeit und sein Vortrag etwas originalmäßiges, das nicht nach andern Mustern geformt ist. Will man also sicher gehen, so bediene man sich des mündlichen Unterrichts in allen Stücken, wo man ihn haben kann, und suche sonderlich die Anfangsgründe einer jeden Wissenschaft wohl zu fassen. Hierauf, und nicht eher, schreite man zum Lesen einiger Hauptbücher, die über eine solche Wissenschaft geschrieben sind. (s. Lesen.) Es versteht sich, daß man in beyden Fällen zugleich mit denken, und nicht blos auswendig lernen müsse. Allein das eigentliche Nachdenken über eine ganze Wissenschaft, und eine jede Hauptmaterie, muß zuletzt folgen, und dabey nicht weiter nachgeschlagen werden, wofern es nicht die Noth erfordert. Auf diese Art gelangt man in der Geschwindigkeit sehr weit. Man prüft seine erslernten Grundsätze, und hält sie unter einander selbst und mit der Erfahrung zusammen. Man kommt dadurch auf neue Erfahrungen oder vielmehr Beobachtungen. Man sammelt sich neue Bemerkungen und Regeln, und schließt aus diesem allem weiter fort; (s. Nachdenken) und so wird man durch die Verbindung der beyden Wege leichter zum Ziel gelangen, als wenn man sich nur des einen bedient.

Was bisher von den Mängeln sowohl als Vorzügen derjenigen gesagt worden, welche wo nicht alles, doch beträchtliche Wissenschaften aus bloßen Büchern lernen wollen, gilt beydes in einem weit höhern Grad, von denjenigen, welche ganze Wissenschaften ohne alle Beyhülfe, und selbst ohne Bücher erlernen. Die Fälle sind selten; und alsdenn sind es außerordentliche Köpfe, die einen durch keine Hindernisse überwindlichen Hang zu einer Sache haben, noch ehe sie wissen, daß es Wissenschaften darüber giebt. Mit dieser Neigung ist jedesmal eine sehr große Fähigkeit zu einer bestimmten Art von Kenntnissen verbunden, die sie in Stand setzt, dasjenige in kurzer Zeit zu begreifen, wozu andere Jahre nöthig haben. Kommt nur ein klein wenig Unterricht dazu, so thun sie Riesenschritte, und werden Meister in ihrer Kunst. Selten bringen sie es noch in einer andern Kunst zu einem vorzüglichen Grad, wenn auch gleich ein hinlänglicher Unterricht hinzukommt, weil die Seele durch die bisherige Anstrengung bereits ihre eigene Richtung erhalten hat. Andere Kenntnisse haben nicht soviel Reitz für sie, als ihre Lieblingswissenschaft. So gründlich sie in dieser sind; so seicht urtheilen sie gemeiniglich in andern Fächern, und so leicht werden sie Pedanten. Indessen thun sie den Wissenschaften gemeiniglich durch neue Erfindungen große Dienste. (s. weiter Genie, Originalgenie.) Wenn sie andere Leute, die das Ihrige von mündlichen oder schriftlichen Lehrern gelernt haben, verachten, so ist das eine Zufälligkeit; wozu sie gar leicht veranlaßt werden können, wenn sie sehen, daß Halbgelehrte, die nur nachbeten, aber nicht nachdenken, von vielen Sachen äußerst seicht und zugleich dreist urtheilen. Einen wahren Gelehrten, der selbst denkt, werden sie nicht leicht verachten, sondern es bedauern, daß sie nicht die nemlichen Hülfsmittel, wie er, gehabt haben. Sollten sie es aber dennoch thun; so sind das Fehler einzelner Personen, die unter andern Gelehrten, die einen mündlichen und schriftlichen Unterricht gehabt, ebenfalls sehr häufig sind. Vornemlich finden sie sich bey solchen, die wenig selbst gedacht haben, den eigentlichen Umfang einer Wissenschaft, die darinnen noch vorhandene Lücken, die Eingeschränktheit menschlicher Kenntnisse, und den Werth einer jeden einzelnen Materie nicht gehörig kennen. Denn was ist stolzer, als ein bloßer Gedächtnisgelehrter oder Wörterkrämer?

Autodikiä ius, s. Selbsthülfe.

Autogeusdes Dioscoridis, soll die Narcisse bedeuten.

Autogra, Togra, oder **Nichan**, heißt derjenige Zug, welchen der türkische Kayser auf seine Befehle, Patente und Briefe, statt der Ueberschrift, zu setzen pflegt.

Autographa, werden die eigentlichen Urschriften oder Originalien genannt, deren Copien dagegen Apographa heißen, und die in gedruckte und ungedruckte eingetheilt werden. (s. diesen Artickel) In Ansehung der heil. Schrift, sind die Autographa die Originale oder ersten Schriften, welche von den heil. Männern entweder selbst geschrieben, oder andern in die Feder dictirt und von ihnen unterschrieben wurden. Die Urschriften des alten Testaments wurden, wie man glaubt, bey der Stiftshütte oder nachher in dem Tempel niedergelegt und aufbehalten, so wie es mit den Schriften Mosis geschehen war. Die Juden erzählen, daß Moses 13 Exemplare vom Pentateuchus verfertigt, und 1 bey der Lade, die andern 12 aber unter die 12 Stämme zum aufbehalten hingegeben habe. Bey den jüdischen Unruhen aber und zwar besonders in der babylonischen Gefangenschaft sind diese Urschriften verlohren gegangen, und eben das ist denen nach der babylonischen Gefangenschaft aufgesetzten Schriften nachher wiederfahren. Gott hat durch dieses Schicksaal der Urschriften manchen Aberglauben verhindert, der mit den Buchstaben wahrscheinlich getrieben worden wäre: und weil in den Autographis selbst Aenderungen von den heiligen Händen hinzukommen könnten, so wurde der Text nun desto sicherer, da er durch mehrere Abschriften erhalten wurde. Ohnehin kommt es hier eigentlich auf die Sachen selbst, und nicht auf die Buchstaben an. Esras hatte ein großes Verdienst um die heil. Schrift, und als ein von Gott dazu erweckter und inspirirter Mann, ließ er nach der babylonischen Gefangenschaft richtige Abschriften der heil. Schrift verfertigen. Aus dem vierten Buch Esra 14, 21. ist die Meynung entstanden, daß alle Handschriften bey der Einnahme und Zerstöhrung Jerusalems von den Chaldäern, verlohren gegangen; und Esras auf göttliche Eingebung solche wieder hergestellt habe. Selbst einige Kirchenväter z. E. Tertullian, Hieronymus, Basilius, Chrysostomus, und nach diesen verschiedene Catholiken sind dadurch für diese Meynung eingenommen worden. Allein da dieses vierte Buch Esra selbst keinen Glauben verdient, sondern ein falsches untergeschobenes Buch ist, so wird diese Meynung billig verworfen, und auch von andern Catholiken als eine Erdichtung angesehen. Aus verschiedenen Stellen Daniels ist offenbar, daß man die heil. Schriften in der babylonischen Gefangenschaft gehabt habe; wenigstens beruft sich derselbe auf das Gesetzbuch. In den ächten Schrif-

Digitized by Google

ten des alten Testaments ist keine Spur von jenem Vorgeben, und weder Esras, noch Nehemias, noch Malachia, noch Haggai, noch Sacharja, erwähnen etwas davon. Die Juden hatten nicht nur viele Abschriften, sondern auch zu viel Hochachtung gegen diese Bücher, als daß sie solche nicht sorgfältigst hatten erhalten sollen, wie dann auch die göttliche Regierung für die Erhaltung dieser so wichtigen Schriften gesorgt hat. Ein eben so unerwiesenes Vorgeben ist, daß die Urschriften, wenigstens von dem Pentateucho, mit nach Chaldäa, und von da zurück nach Palästina gekommen und in den Händen Esra gewesen seyen. Man hat auch vorgegeben, daß das eigenhändige Exemplar des Esra noch in Bononien in der Kirche St. Dominici verwahrt werde. Dieses Manuscript aber sey von den Juden, die es einstmalen im Verfaß gehabt, sehr verfälscht worden. Es ist in Bononien unter einem doppelten Verschluß, so daß der Magistrat einen Schlüssel und die Dominicanermönche den andern dazu haben. Nach des Montfaucons Bericht in seinem Itinerario Italico enthält es blos den Pentateuchum, und ist ein Codex wie er für die Synagogen gebraucht wird. Es ist aber nicht der geringste Beweis für ein solches Alter vorhanden.

Was die Autographa des neuen Testaments betrift, so sind diese zwar nicht alle eigenhändig von den Aposteln geschrieben worden, wie aus 1 Cor. 16, 21. Colossi. 4, 18. und Röm. 16, 22. (welchen Brief einer mit Namen Tertius geschrieben, so wie der Apostel sich in andern Briefen des Sosthenis 1 Cor. 1, 1. des Timothei 2 Cor. 1, 1. Colossi. 1, 1. oder Sylvani 1 und 2 Thess. 1, 1. bedient hat) erhellet: doch unterschrieb er solche mit eigner Hand und setzte den Gruß selbst hinzu. 2 Thessal. 3, 17. Auch die Urschriften des neuen Testaments sind längst verlohren gegangen. Man hat zwar vorgegeben, daß man das Originale des Evangelii vom heil. Marcus, welches lateinisch sey geschrieben worden, noch in Venedig aufbewahre, und das Chronicon paschale sagt, daß die Urschrift des Evangelii Johannis damals noch zu Ephesus vorhanden gewesen. Das Evangelium Matthäi wie es mit des Barnabä Hand geschrieben, soll auf der Insel Cyprus unter der Regierung des Kayſers Zeno gefunden worden seyn. Auch zu Toulouse will man das eigenhändige Evangelium Johannis haben. Des Apost. Pauli Autographa sollen noch in der Vaticanischen Bibliothek, wie einige vorgeben, befindlich seyn. Allein alles dies beruhet auf bloßen Erdichtungen. Schon längst sind diese Urschriften nicht mehr; sie haben das Schicksaal aller andern Schriften erfahren, da sie nicht nur durch das viele Herumschicken und Mittheilen an andere Gemeinden, sondern auch bey den Verfolgungen der Christen, in welchen die heil. Schriften von den Feinden zusammengesucht und verbrannt wurden, leicht verkommen konnten. Wie lange aber diese Autographa in der Kirche erhalten worden sind, ist ungewiß, und man ist darüber nicht einerley Meynung. Einige glauben, daß solche gar bald verlohren gegangen und die Lehrer der ersteren Jahrhunderte solche nicht mehr gekannt und gesehen hätten. Andere glauben das Gegentheil und berufen sich auf einen Brief des Ignatius an die Philadelphier, worinn er (im achten Briefe) sagt, daß sich einige auf die Urschriften beriefen, denen er aber entgegensetze, daß seine Urschrift Jesus Christus sey, und schließen daraus, daß zu der Zeit die Urschriften noch vorhanden gewesen, und sehr wohl in Acht genommen worden seyen. Allein es ist in diesen Worten sehr viele Dunkelheit, und man kann sich nicht wohl einbilden, daß Ignatius eine solche Antwort im Ernste geben können. Zudem haben einige Abschriften dieses Briefes statt Urschrift Archive, und nach dieser Lesart würde er sagen, daß sich einige auf ihre Archive berufen hätten, die sie bey ihren Kirchen hatten, und worinnen die Abschriften aufbehalten wurden. Doch kann das Wort, welches Urschrift heißen soll, überhaupt alte Schriften bedeuten, und denn würde Ignatius weiter nichts sagen, als daß sich einige auf das alte Testament berufen hätten, denen er aber die Lehre Christi entgegensetzte. Etwas deutlicher ist eine Stelle des Tertullianus der in seinem Buche de praescriptionibus c. 36. sagt. Man könne nur zu den apostolischen Kirchen gehen, so werde man sehen wie daselbst noch die authentischen Schriften der Apostel gelesen würden. Sey man nicht weit von Achaja, so dürfe man nur nach Corinth gehen, oder wenn man Macedonien nahe sey, so habe man Philippen und Thessalonich: oder man könne nach Ephesus oder Rom reisen. Doch wollen einige diesem Zeugniß des Tertulliani keinen Beyfall geben, weil es gar nicht glaublich sey, daß die Urschriften in den Gemeinden bis zu Tertulliani Zeiten zum Vorlesen (sie nehmen solches im eigentlichsten Verstande) gebraucht worden. Es kommt inzwischen gar nicht darauf an, wenn und wie die Autographa verlohren gegangen sind, da von ihnen die Wahrheit und Gewißheit der christlichen Religion nicht im mindesten abhängt. So viel ist wahrscheinlich, daß sie zu Augustini Zeiten nicht mehr vorhanden waren: denn dieser Kirchenlehrer würde sich gegen den Manichäer Faustum darauf berufen haben, mit welchem er über die Exemplare der heil. Schriften stritte.

Automathismus, wird von einigen die Begierde genannt, alles von sich selbst, ohne Beyhülfe mündlicher Lehrer zu erlernen. S. Autodidactus.

Automatia. Timoleon, der berühmte Befreyer der Stadt Syracus, ließ der Göttin Fortuna unter diesem Namen eine Kapelle erbauen, als er die syracusanischen Tyrannen vertrieben hatte. Dieses Beywort der Göttin kommt vom griechischen αὐτόματον her, welches sonsten eine Maschine bezeichnet, die sich, wie Vaucansons Flötenspieler und der Wienerische Schachspieler, wenn sie einmal durch verborgene Triebfedern in Gang gesetzt worden, für sich selbst eine zeitlang darinnen erhalten kann.

Automaton, nannten die Griechen eine sich selbst bewegende Maschine, das ist eine solche bey der man von außen nicht sehen konnte, was solche in Bewegung setzte. Hero schrieb von diesen, und lehrte wie man einen Tempel bauen könnte, in welchem der Bachus in einer Hand einen Becher in der andern eine Trommel hielte. Nicht weit davon setzte er ein Panterthier nebst Altar, und stellte um solche die Bachides mit Trommeln herum, zu oberst des Tempels aber die Victoria mit gekröntem Haupte und ausgebreiteten Flügeln. Sobald das Feuer auf dem Altar angezündet, sollte der Bachus Milch aus dem Becher auf das Panterthier gießen, die Bachides Trommel schlagen, und um solchen herum tanzen, die Victoria sich im Kreis drehen, und die Posaune blasen. In den folgenden Zeiten wurden mancherley Automata erfunden, und ins Werk gerichtet. Die Alten zählten hieher des Archytae fliegende Taube, die Federuhren, laufende Bilder, welche sich mittelst eines Uhrwerks in denselben bewegten, und andere mehr.

Automaton, heißet in dem vorhergehenden Artickel nach dem gewöhnlichen Gebrauch des Worts eine Ma-

Digitized by Google

schine, die den Grund ihrer Bewegung in sich selbst enthält: nach der Herkunft des Wortes aber in einem allgemeineren Verstande eine Sache, die den Grund ihrer Veränderungen in sich selbst hat. Wir gedenken dieser Bedeutung hier, weil der große Leibnitz die Seele ein automaton spirituale genannt, welchen Namen sie in seinem Systeme mehr, als in jedem andern, verdienet. Denn nach ihm bringt nicht nur die Seele ihre allgemeine Gedanken, Schlüsse, Begierden u. s. w. selbst hervor, sondern entwickelt auch sogar alle ihre Empfindungen aus sich selbst, die nach den Systemen anderer Weltweisen ihr von außen eingedrücket werden. Wer diese Gedanken weiter zu verfolgen Lust hat, kann die Artikel: Empfindungen, vorherbestimmte Harmonie nachschlagen.

Automaton Planetarium, ist eine astronomische Maschine, welche die Bewegung der Planeten um die Sonne, und der Nebenplaneten oder sogenannten Trabanten um die Hauptplaneten vorstellt, so daß man sich davon einen sinnlich deutlichen Begriff machen kann. s. weiter Planeten, wie auch Systema Planetarum, oder Mundanum, Weltsystem.

Automato-poetica, nennen einige die Uhrmacherkunst. Eigentlich ist es die Kunst Maschinen überhaupt zu verfertigen, die wenn sie aufgezogen, oder angelassen worden, nun eine zeitlang von selbst fortgehen, dergleichen es außer den Uhren noch viele andere giebt. (s. Automaton, auch Maschine). Poetica heißt in jenem Wort nicht Dichtkunst, sondern es wird hier nach seinem ersten Ursprung, und in etymologischer Bedeutung für die Kunst etwas überhaupt zu machen, genommen.

Automedon; dieses ist der Name eines Surinamischen Tagschmetterlings, welcher zu Linne's griechischen Rittern gehöret. Seine dunkelblaue Farbe auf den Flügeln, welche in Purpur changieret, und rund um schwarz eingefaßt ist, giebt ihm ein prächtiges Ansehen. In der Spitze stehen 2 schwarze runde auf einer Seite weiß eingefaßte Flecken. Unten ist braun die Hauptfarbe. Mitten durch alle Flügel lauft ein weißliches Band, welches sich hinter dem After in eine Spitze zusammenschließet. Außer dem siehet man unter den Vorderflügeln gegen die Spitze vier längliche Flecken, von welchen der erste ganz schwarz ist, der zweyte orangefarben, der dritte und vierte schwarz mit weißen Puncten und einer orangefarbenen Einfassung. Die Hinterflügel aber zeigen in einem dunklern Grund hinter dem weißlichen Band fast in der Mitte der Flügel ein schwarzes Auge mit einem weißen Mond, und einer orangefarbenen ungleichen Einfassung. Alle Flügel sind unten mit vielen Strichgen und Puncten bedeckt. So sieht das Männchen aus. Das Weibchen unterscheidet sich von jenem, daß es nicht changirt, aber brauner ist.

Autonomia (antiquarisch), das Recht sich selber und zwar nach eigenen Gesetzen zu regieren.

Ohne Zweifel ist die Autonomie die erste Regierungsform gewesen, als sich die Staaten in den ältesten Zeiten zuerst bildeten. Auch da, wo man zuweilen die königliche Gewalt abschüttelte, verfiel man auf eine autonomische Regierung, welche aber öfters in eine Anarchie ausartete. In den ersten Zeiten regierten sich auch die Städte in Asien nach ihren eigenen Gesetzen. Unter den Persern verlohren sie diese Freyheit. Einige erhielten solche durch den großen Alexander wieder. Und wenn in den folgenden Zeiten die Seleuciden dieser Städte ihre Autonomie antasteten, so ergriffen gemeiniglich die Römer diesen Umstand als einen Vorwand, und eine Gelegenheit zum Kriege. Sylla, Lucullus und Pompejus gaben nach und nach diesen Städten ihre alten Vorrechte und Freyheiten wieder. Daher kommt es, daß man auch, unter der Herrschaft der Römer selbst, Münzen findet, worauf die Städte αὐτονόμους genennt werden. Was die Autonomie solcher Städte unter den Römern betrift, so bestund sie darinnen, daß sie ihrem Staate eigene Gesetze geben, sich eigene Obrigkeiten wählen, und eine eigene Gerichtsbarkeit haben durften, ohne den Stadthaltern und Landpflegern der Römer unterworfen zu seyn. Unter solchen Autonomis der ältern Zeiten, und der nachfolgenden unter den Römern, sind vorzüglich merkwürdig, die Achäer, Antiochener, Araber, Armenier, Athenienser, Cilicier, Cretenser, Cyzicener, Elevtherocilicier, Elevtheroiaconen, die griechischen Städte in Asien, die Hasikarnasser, Alyrier, Ismaeliten, Juden, Lycier, Maßilienser, Phönizier, Samer, die Stadt Seleucien in Syrien, die Thessalier.

Autonomia der hohen Familien in Deutschland. Man muß die Autonomie der hohen deutschen Familien nicht mit der Landeshoheit, oder der gesetzgebenden Gewalt verwirren. Vermöge der letzten geben die hohen Stände des deutschen Reichs ihren Unterthanen Gesetze, und machen Ordnungen für ihre Länder. Aber vermöge der ersten machen sie aus eigener Gewalt Einrichtungen in ihren Familienangelegenheiten. Von jeher regulirten die hohen deutschen Häuser, wie es in Ansehung der Erbfolge in ihren Gütern und Ländern, in Ansehung der Ausstattung ihrer Töchter, in Ansehung der Vormundschaften ꝛc. gehalten werden sollte, und diese Freyheit behielten sie auch noch bey, als sich fremde Rechte in Deutschland einzudringen anfiengen. Für ihre eigene Familiensachen konnte man, und kann man noch izt aus diesen Rechten nichts brauchen, als was sie selbst daraus als für sie auch gültig annahmen, und wodurch sie in ihren Familiengebräuchen eine Aenderung gemacht wissen wollten. Wenn also in hohen deutschen Häusern in Successions-Vormundschafts-Vermählungs- und andern die Familie selbst angehenden Sachen Streitigkeiten entstehen, so muß man immer zuerst auf die eigenen besondern Familiengesetze solcher hohen Häuser seine Zuflucht nehmen, sodann auf die in den deutschen hohen Familien in solchen Angelegenheiten hergebrachten gewissen und den herrschenden Geiste ihrer Verfassung gemäßen Gebräuche sehen, ehe man die eingeführten fremden Rechte z. E. das Römische und Longobardische zu Hülfe ruft. Sogar die allgemeinen deutschen Reichsgesetze, die auf eigenen deutschen Boden gewachsen sind, lassen ordentlicher Weise, die eigenen Familiengesetze und Gebräuche der einzelnen hohen Häuser unverletzt und aufrecht stehen, wenn nicht in dem einen, oder andern Stücke selbst mit Bestimmung der Interessenten eine ausdrückliche Abänderung gemacht worden ist. Die Würkungen dieser erklärten Autonomie der hohen deutschen Familien werden wir in den wichtigen Artikeln: Erbfolge, Vormundschaft ꝛc. vorzulegen Gelegenheit haben.

Autonomia in der Religion, s. Gewissensfreyheit.

Autophoros, ein Dieb der über dem Diebstahl ertappt wird. s. Diebstahl.

Autopistie der heiligen Schrift, ist die Eigenschaft der heil. Schrift nach welcher alles was in derselben enthalten ist, untrüglich und unwidersprechlich wahr

ist, oder alle Sätze derselben blos um ihrer selbst willen, für wahr erkannt werden müssen. Diese Eigenschaft gründet sich auf den göttlichen Ursprung derselben und ihre Eingebung von Gott. Was Gott sagt, kann keinem Zweifel unterworfen seyn, wenn wir auch an unserm Theil die Gründe davon nicht einsehen können. Sobald daher nach vernünftigen und richtigen Auslegungsregeln ausgemacht ist, daß etwas in der heil. Schrift wirklich stehe, so braucht es weiter keines Beweises, sondern der Mensch muß es glauben. Kann gleich eine Schriftwahrheit auch aus andern Gründen, Zeugnissen oder natürlichen Beweisen erhärtet werden, so wächst doch dadurch derselben keine mehrere Gewißheit zu; bey uns aber kann dergleichen anderweitiger Beweiß dazu dienen, daß manche Schwierigkeiten, Zweifel oder Vorurtheile desto leichter gehoben werden können.

Autopsie, der Götzendienst; die Philosophie und die Religion haben ihre Schwärmer, welche die Würkungen einer erhitzten Einbildungskraft in die Stelle der Empfindungen setzen, die dasjenige Wesen, welches nur dem forschenden Geiste des tiefsinnigen Weltweisen, oder dem Auge des Glaubens fühlbar und erkenntbar ist, auf ihrem Augennetze abgebildet zu sehen und durch eine ihnen selbst nicht erklärbare, fast körperliche Vereinigung mit der Gottheit, zugleich einen Antheil an der Allmacht erhalten zu haben glauben. Der Fakir, welcher Tage lang mit unverwandten Blicken die Spitze seiner Nase in geistiger Betrachtung beschauet, der heilige Franz von Sales, welcher in die Umarmungen Gottes entzückt und in vollkommener Seelenruhe bis zur völligen Vergötterung erhöhet wird, der tiefsinnige Malebranche, der alles in Gott selbst sieht, und ein neuerer Enthusiast, der sich durch die Stärke des Gebets in den Stand der wunderthätigen Allmacht versetzen will, diese alle glauben den Weg gefunden zu haben in stiller Beschaulichkeit die Gottheit in ihrem eigentlichen Wesen, so wie ein Mensch den andern siehet, zu erblicken, und mit ihrer herrlichen Macht bekleidet zu werden. Diese Ausschweifung des menschlichen Geistes ist schon den ältesten Zeiten der Philosophie und des Heidenthums bekannt gewesen, sie nannten solche die Autopsie, und sie war ein Theil, oder vielmehr die höchste Stufe der Theurgie. Die älteste Zauberkunst, welche durch Hülfe der Götter, vermittelst des Gebrauchs gewisser Wörter und Cerimonien Dinge hervorzubringen suchte, welche das Vermögen der Menschen überstiegen, nahm bald zu wohlthätigen, bald aber zu schädlichen Wesen ihre Zuflucht. Die erstere, welche Theurgie, so wie die letztere Goetie, hieß, war ein Hauptheil des Studiums der Weissen des Heidenthums. Sie hielten diese Theurgie für eine göttliche Kunst, die dazu dienen sollte den Verstand vollkommener, und das Gemüthe reiner zu machen. Diejenigen, welche vermittelst dieser heiligen und erhabenen Zauberkunst so glücklich waren zur Autopsie zu gelangen (einem Zustande, durch den man in die vertrauliche Gemeinschaft der Gottheit versetzt wurde, und zur Beschauung der Götter selbst gelangte) glaubten, daß sie nun auch mit aller Macht derselben bekleidet wären, und daß ihnen nun nichts mehr unmöglich wäre (s. Theurgie). Das Wort Autopsie heißt nach seiner Ableitung eine Selbstbeschauung, oder vielmehr die Beschauung des Gegenstandes selbst.

Autor, s. Schriftsteller.

Autor. Urheber einer Handlung, (philosophisch). Man versteht darunter die wirkende Ursache einer freyen Handlung. Man kann also Autor einer Handlung seyn, die man selbst gethan hat; man kann aber auch Autor von der Handlung seyn, die ein anderer gethan hat. Wenn ich z. E. meinem Bedienten befehle, einen Menschen zu schlagen: so bin ich Urheber dieser Handlung. Der Autor ist entweder autor instrumentalis oder principalis. Wenn ich eine Handlung durch einen andern thun lasse: so bin ich der autor principalis, der andere ist autor instrumentalis. Man kann auf mancherley Art Autor einer fremden Handlung werden. In ein paar alten Versen sind diese mancherley Arten also ausgedrückt:

Justio, consilium, consensus, palpo, recursus,
Participans, mutus, non obstans, non manifestans.

In dem Artikel Imputation wird mehr von dieser Sache vorkommen.

Autor. Dieses Wort bedeutet in der Rechtsgelahrtheit 1) einen, der seine Einwilligung giebt. Wenn z. E. der Pflegbefohlne mit des Vormunds Einwilligung ein Geschäft schließt, so sagt man, er thue es *tutore autore*, (s. Auctoritas Tutoris); 2) wird Autor der genennt, der einem eine Sache übergeben hat, z. E. der Verpachter, Verkäufer. Wenn jemand eine solche Sache in Anspruch nimmt, so hat entweder mein Autor sein ganzes Recht, das er an der Sache gehabt hat, auf mich transferiren wollen, dergestalt, daß ich dieselbe nun als die meinige (meo nomine) besitze, oder nicht; ich besitze dieselbe noch als die seinige (nomine alieno). Im ersten Fall hat die Klage gegen mich statt. Wird mir aber die Sache abgestritten, so kann ich mich wegen der Eviction an meinen Autor ordentlicherweise halten, (s. Evictio); z. E. wenn die Sache, die ich von jemanden gekauft habe, mir von einem dritten abgestritten wird. Im andern Fall aber kann ich mich von der Klage und dem Proceß losmachen, wenn ich meinen Autor sogleich namhaft mache. Das heißen die Rechtsgelehrten *nominare*, oder *laudare auctorem*. Z. E. wenn eine Sache, die ich gepachtet oder in Verwahrung habe, in Anspruch genommen wird: so nenne ich den Eigenthümer, und verweise an ihn den Kläger.

Autor legis, hieß bey den Römern der, welcher durch eine an das Volk gehaltene Rede ein in Vorschlag gebrachtes Gesetz dem Volk empfahl. Wenn nemlich eine neue Verordnung im Vorschlag war: so wurde sie öffentlich angeschlagen, damit sie jeder Bürger lesen und prüfen konnte. Auch der, welcher sie in Vorschlag gebracht hatte, trat auf und suchte das Volk zu überreden, daß es diese Verordnung billigen und bestätigen möge; oder er ließ durch seine Freunde dieses thun. s. davon mehr im Artikel Lex.

Autor vetus de Beneficiis. Hierunter versteht man eine Privatsammlung von den damals in Deutschland üblichen Lehngesetzen und Gewohnheiten, die der Verfasser in ein Corpus zusammengebracht hat.

Es ist bekannt, daß die Franken schon vor K. Carls des Großen Zeiten Lehngüter (*beneficia*) gehebt. Die Capitularien bey dem Baluzio geben davon deutliche Beweise, und diese Stellen gehören mit Recht unter die ersten Lehnsgesetze und Gewohnheiten von Deutschland. Von den ersteren Kaisern nach Abgang der Carolinger bis auf Heinrich II. haben wir keine wirkliche Lehnsgesetze in privatem Verstande, weil die angeblische Constitution von K. Otto dem Großen, so Goldast zuerst ediret hat, den größten Verdacht gegen sich hat. Auch dasjenige von Lehnsgesetzen, so man von gedachtem Heinrich II, Conrad II, Lothar II. gemeiniglich anführet, und zum Theil nur aus gewissen das Lehnrecht betreffenden Stellen bestehet, gehet mehr Italien wie Deutschland an, und ist kaum, wenn ich einige

Digitized by Google

Lehnsverordnungen von Lothar II. ausnehme, hieherzu ziehen. Gundling in seinen Gundlingianis im III. Stück will zwar aus einer Stelle des Gervasius behaupten, daß Lotharius II. ein gemeines Gesetz von den Lehnen gegeben, aber die angeführten Gründe wollen der Sache kein Gewicht geben, und sie sind von andern hinlänglich widerlegt. Von K. Conrad II. ist nicht zu läugnen, daß von ihm eine Lehnsconstitution vorhanden, die aber offenbar nur Italien betrift. Wahrscheinlich hat er auch eine für Deutschland gegeben, wie die bekannte Stelle aus dem Wippo glaublich macht, sie ist aber nicht auf uns gekommen. Unterdessen kann man nicht geradezu und allgemein behaupten, daß gar keine Lehnsverordnungen vor den angeführten Zeiten, so Deutschland angehen, existent gewesen. Sie können verloren gegangen seyn, wie viele andere Sachen; man spricht nur von dem, was die Gelehrten dafür ausgegeben haben, und aus vielen Ursachen verdächtig ist. In den alten Gesetzen der Longobarden, Burgundionen, Gothen, Sachsen, Alemannen, Franken ꝛc. findet man überall viele deutliche Stellen und Spuren von Beneficiis. Ueberdem muß man annehmen, daß durch die Gewohnheit manche Verordnung von diesem oder jenem Fall als ein Jus beneficiarium consuetudinarium eingeführt worden, und auf solche Art viele von dem Longobardischen ganz unterschiedene Lehngesetze in Deutschland aufgekommen sind.

Aus solchen nach und nach aufgekommenen Lehngesetzen und Gewohnheiten ist das bekannte Buch, de Beneficiis, zusammengeschrieben, das man insgemein Autor antiquus de Beneficiis nennet, und welches allerdings seinen großen Werth hat. Zu welcher Zeit der Verfasser und Sammler dieser Lehnsgesetze, oder vielmehr Gewohnheiten, gelebt und das Buch zusammengetragen hat, darinnen sind die Gelehrten von sehr unterschiedener Meynung. Thomasius, der solches von neuem drucken lassen, hat in zwey Dissertationen weitläuftig und ausführlich darüber gehandelt, worinn er behauptet, daß der Verfasser im zehnten Jahrhundert gelebt, und unter der Regierung des Kaysers Ottonis III. oder Henrici II. das Buch zusammengetragen hat. Die Gründe, so er anführt, sind in der neuen Edition dieser Sammlung, so der Hr. v. Königsthal in dem II. Theil des Corp. Jur. German. mit dem Commentar des Hrn. von der Lahr drucken lassen, von dem letztern scharf-eritisiret, und von ihm gar behauptet worden, daß diese Sammlung gar nicht alt, sondern aus dem Sächsischen Lehnrechte genommen sey. Einige Stellen in dem §. 65. 91. 92. geben dazu Vermuthung, andere aber verrathen hinwieder ein höheres Alterthum, so daß man im Ganzen, was das Alterthum dieser Sammlung betrift, dem Hrn. von der Lahr nicht beyfallen kann. Senkenberg in seinen Primis Lineis Jur. feud. §. 75. setzet diese Sammlung in die Regierung des Kayſers Conradi II, und beziehet sich auf den Heinecciumin der Vorrede zu seiner Historie des Röm. und Deutschen Rechts S. 22, der daselbst diesen Satz bewiesen hätte. Andere machen die Sammlung noch neuer, und versetzen sie gar in das zwölfte Jahrhundert. Dem sey wie ihm wolle, man findet darinn einen Schatz von alten Lehnsgewohnheiten, und obwohl es nur privatim zusammengetragen, und nie die Kraft eines wirklichen Kayserlichen Gesetzes gehabt: so siehet man doch aus der Zusammenhaltung, daß die Verfasser des Sächsischen und Schwäbischen Lehnrechts, vorzüglich der erste, das mehreste aus dieser Sammlung genommen, ja fast wörtlich übersetzet haben.

Ihre Zusätze sind gröstentheils nur Erklärungen, die sie nach ihren Einsichten, und nach den Zeitumständen, worinnen sie lebten, hinzugethan haben. Und obgleich auch diese beyden Lehnrechte nicht die Kraft eines wirklichen Gesetzes gehabt, so hat man doch die darinn enthaltenen Lehnsgewohnheiten genau beobachtet, und sie also als ein Jus consuetudinarium angenommen.

Vorbelobter Thomasius hat vorzüglich den großen Nutzen dieser Sammlung in vielen Lehnrechtsfragen a. a. O. gezeiget, z. B. darinn, 1) ob in Führung des Beweises der Lehnherr oder der Vasall vortheilhafter stehe? 2) ob der Oberlehnsherr den Aftervasallen ihre Lehngüter einziehen kann, wenn sein Vasall stirbt? 3) ob er bey Absterben des Vasallen, der mehr männliche Erben hinterläßt, einen davon auswählen und belehnen kann, oder die Kinder die Wahl haben? u. d. m.

Havichorst hat wahrscheinlich diese Sammlung zuerst bey des Duarens Commentar. in Consuetud. feudor. 1570. 8. drucken lassen, welcher Abdruck aber sehr fehlerhaft ist. Thomasius, so geglaubt, daß dieses Buch noch gar nicht gedruckt, hat solches in seinen Selectis feudal. ediret und durch zwo Dissertationen erläutert: worauf Burgermeister es dem Corpori jur. Germ. publ. & privat. nochmals einverleibt hat. Zuletzt ist es in des Hrn. v. Königsthal Corp. Jur. Germ. II. Theil, zu Frankfurt am Mayn A. 1766. in Fol. herausgekommen, mit dem Commentar des Hrn. von der Lahr mit Mspten verglichen, am accuratesten abgedruckt worden.

Autores, *Autores classici*. In der weitläuftigsten Bedeutung verstehet man darunter diejenigen Schriftsteller, die als Muster der guten und feinen Schreibart angesehen werden. Sie haben ihre Benennung von den civibus classicis in Rom, welches nach ihrer Verfassung die reichsten und angesehensten Bürger waren, die die erste Classe derselben ausmachten. Sobald sich bey einer Nation die Vernunft und der gute Geschmack bis auf einen gewissen Grad entwickelt hat, so zeigen sich gar bald Genies, die nicht mehr an der äußern sinnlichen Seite hängen bleiben, sondern auch die Gegenstände, die nicht unmittelbar auf die Sinne würken, mit Aufmerksamkeit betrachten, und die feinern Beziehungen derselben bemerken. Hier entdecken sie eine ganz neue Welt, und tausend Gegenstände entwickeln sich ihnen, die der ganz gemeine Menschenverstand übersiehet. Nur die besten Köpfe einer Nation, die sich die Cultur des Verstandes angelegen seyn lassen, erreichen diese Höhe. Sie empfinden nicht nur selbsten diese feinere Natur, sondern sie machen auch diejenige, die mit ihnen umgehen, darauf aufmerksam; sie lernen Dinge hochschätzen, die in der gemeinen Natur ganz unbemerkt geblieben sind; der aufgeklärte Verstand und der feine Geschmack breitet sich nunmehr immer weiter aus. Die Schriften, die solche Köpfe herausgeben, haben dieses Gepräge an sich. Und daher kommt es, daß die feinsten Köpfe aller Nationen, die sich auf diese Art gebildet haben, an den classischen Schriftstellen der andern Nationen so vieles Vergnügen finden, weil sie hier auf diesem Punct zusammen treffen. Man darf nicht glauben, daß ein Schriftsteller, der einem großen, ja wohl gar dem größten Theil einer Nation gefällt, dadurch ein Recht bekomme, sich den Namen eines classischen Schriftstellers anzumaßen. Es muß eine Nation im Ganzen genommen, die Cultur der Vernunft auf das höchste gebracht haben; und wer unter diesen die Oberstelle behauptet, der ist ein classischer Schriftsteller. Auch zeigt sich das Wesen eines solchen Schriftstellers nicht in abstracten

Digitized by Google

fracten und subtilen Ideen; denn sonsten müßten unter den Scholastikern viele dieses Namens würdig seyn: allein, wer nennt unter dem ganzen Haufen der Scholastiker nur einen einzigen einen klassischen Schriftsteller? Der klassische Schriftsteller wird nicht im Cabinet gebildet, sondern er entwickelt sich in der Welt, unter den Geschäften, und in dem Umgang mit den Menschen. Die Reinigkeit der Sprache, worinnen der classische Schriftsteller schreibt, ist zwar eine Eigenschaft eines solchen Schriftstellers, aber sie macht nicht sein ganzes Verdienst aus. Er macht seine, ein durchdringendes Auge erfordernde Beobachtungen, und trägt sie in einer Sprache, die seiner Denkungsart vollkommen entspricht, vor.

Unter allen Völkern haben sich die Griechen und Römer am meisten in der Cultur des Geistes hervorgethan; daher kommt es auch, daß man ihre vorzüglichen Schriftsteller in einer besondern und eingeschränkten Bedeutung, autores classicos zu nennen pflegt. Jene waren, wo nicht das einzige, doch wenigstens das erste Volk, welches sich ohne fremde Beyhülfe durch sich selbst von ihrem ersten Keim, bis zum völligen Wachsthum entwickelt hat; sie haben sich durch tausendfältige Versuche zu einer Vollkommenheit empor geschwungen, welche alle gesittete Völker als das Ziel der menschlichen Fähigkeiten erkennen. Im Anfang war zwar ihre Sprache hart und rauh, aber ihre sanftere Himmelsgegend war ihnen nebst andern Ursachen nach und nach behülflich, und ihr Genie bekam mit ihrer Sprache eine feinere Cultur; es erfolgte vorzüglich eine Liebe zur Musik und Dichtkunst, und in der letztern lieferten sie Meisterstücke, nach welchen sich die classischen Schriftsteller aller Nationen beurtheilen. Geschickte Köpfe suchten es einander immer mehr und mehr zuvorzuthun; es wurden zu den Wettstreiten Kreise aufgesetzt, die von dem größten Ruhm waren. Dies vertrieb die Barbarey, und machte, daß die ersten Gelehrten unter den Griechen mit Hintansetzung anderer Wissenschaften sich auf die Dichtkunst legten. Daher bestissen sie sich mit ganzem Eifer auf die Ausbesserung ihrer Sprache, und ihre Absicht gieng vornemlich dahin, daß Gedanken, Worte, Ton und Ausdruck in der größten Harmonie mit einander stunden. Sie erfanden die Gesetze der Sylbenmaaße, und ihre Sprache erlangte den größten Wohlklang, dessen eine Sprache fähig ist. Nunmehr wurden die Griechen auch in andern Arten der menschlichen Producte classisch. Ihre Rednerstühle zeigten Männer, die noch immer Nachahmung verdienen, und von wenigen erreicht werden. Ihre politische Nationaleinrichtung trug sehr vieles dazu bey. Ein Volk, das stolz auf seine Freyheit, keine andere Regierungsart kennt, als die es sich selbst vorschreibt, befindet sich just in dem Zustand, wo es der Beredsamkeit am günstigsten ist. Zu der Zeit, als die Macht der Macedonischen Könige der griechischen Freyheit gefährlich wurde, zeugte Griechenland die größten Redner. Dichtkunst und Beredsamkeit vereinigten sich nunmehr, und in beyden wurden die größten Meisterstücke geliefert. Der feine Grieche wurde nun auch ein Denker. Er abstrahirte aus den Meisterstücken der Beredsamkeit und Dichtkunst die Regeln, die jene ältere Genies zeichneten; er bauete Systeme, und seine bisher bilderreiche Sprache formte sich zur deutlichen, bestimmten und philosophischen Prose. Die griechischen Redner, Dichter, Künstler und Philosophen gaben den herrschenden Ton, nach welchem sich die feinen Köpfe der ganzen Welt bildeten. Sie waren nicht nur für ihr Vaterland classisch, sie wurden es auch für andere Völker, und diese wetteiferten mit dem Mutterland der Musen. Die Colonien der Griechen nach Kleinasien, und die Züge Alexanders nach Persien brachten die griechische Litteratur in jene Gegenden, und wo sie hinkam, da wurde es Licht. Die Gelehrten machten keinen besondern Stand aus, und dies war eine Ursache, daß die Griechen fast in allen Theilen der menschlichen Kenntnisse classische Schriftsteller lieferten. Wer in Fabrizens bibliotheca græca die Menge der griechischen Schriftsteller sieht, muß über den Reichthum ihres Genies erstaunen.

Man kann die Menge dieser Autoren in verschiedener Absicht eintheilen. Eine der wichtigsten und brauchbarsten Eintheilungen ist diese, da man sie nach dem Inhalt ihrer Schriften ordnet. Vermöge derselben findet man unter ihnen Dichter, Redner, Geschichtschreiber und Weltweise. Unter den ersten bemerken wir 1) diejenigen, welche die Theorie der Dichtkunst beschrieben haben, Aristoteles und Dionysius Longin, 2) Schäferdichter, Theocrit, Bion, Moschus, Longus, 3) heroische Dichter, Musäus, Homer, Apollo von Rhodus, und wenn man will, Orpheus, 4) lyrische Dichter, ein ganzes Heer, Archilochus, Alkman, Stesichorus, Sappho, Erinna, Tyrtäus, Mimnermus, Alcäus, Ibycus, Anacreon, Pindar, Corinna, Kallimachus, 5) Lehrdichter, Hesiodus, Theognis, Phocylides, Aratus, 6) komische Dichter, deren zählt Fabrik über dreyhundert; die vornehmsten sind, Epicharmus, Phrynichus, Kratinus, Eupolis, Aristophanes, Theophilus, Philemon, Menander, 7) tragische Dichter, unter der ungeheuern Anzahl merken wir nur an den Aeschylus, Sophocles, Euripides, Philoxenus, Lycophron, und endlich 8) Romanendichter, Parthenius, Heliodor, Aristänet, Xenophon von Ephes, Achilles Tatius.

Die griechischen Redner sind erstlich solche, welche Anweisung zur Beredsamkeit geschrieben haben, Aristoteles, Demetrius Phalereus, Dionysius von Halicarnaß, Aristides, Hermogenes, und andere; zweytens eigentliche Redner, Antiphon, Lysias, Antisthenes, Isocrates, Lycurg, Isäus, Demosthenes, Aeschines, Demedes, Aristides, Hyperides, ꝛc. und drittens Briefschreiber, Phalaris, Theano, Themistocles, Aristippus. Nicht weniger liefert uns Griechenland eine Menge der besten Geschichtschreiber. Bey ihnen findet man dasjenige, womit so viele neuere Geschichtschreiber prahlen, es aber nicht besitzen, das ist, das Pragmatische. Sie erzählen nicht nur, sondern leiten die Begebenheiten aus ihren Quellen her, und würzen die Erzählungen mit den ausgesuchtesten Anmerkungen. Diodor und Aelian, binden sich an keine Grenzen sondern liefern eine Art allgemeiner Geschichte; Strabo, giebt eine kurze morgenländische Geschichte; Plutarch, nehmen den Stoff aus der Vaterländischen Geschichte, und sind beyweitem die besten; von den Byzantinischen Geschichtschreibern werden wir in einem besondern Artickel handeln. In Ansehung der ausländischen Geschichte verdient Polybius, und Dionys von Halicarnaß das Lob der Genauigkeit; Appian und Herodian sind auch nicht zu verachten. Auch in der Erdbeschreibung liefern uns die Griechen einige Schriften, die zwar bey weitem nicht so vollkommen sind, als wir sie heuttutage haben; uns aber dennoch eine Kenntnis der Welt geben, so wie sie damals bekannt

war. Strabo und Ptolemäus ſind die vorzüglichſten darunter.

Die letzte Claſſe der griechiſchen Schriftſteller begreift endlich die Weltweiſen, und diejenige, die ſich um die ſogenannten höhern Wiſſenſchaften verdient gemacht haben. Kein Volk hat es ſo weit gebracht, als die Griechen, deren philoſophiſche Syſteme Jahrtauſende hindurch ein Muſter geblieben ſind, nach welchen ſich andere Völker bildeten. Bey den Griechen fand die Weltweisheit die ſicherſte Freyſtadt. Man muß wirklich erſtaunen, wenn man überlegt, mit wie ſchnellen Schritten und in welch einem kurzen Zeitraum die Philoſophie ihrer Vollendung entgegen geilt iſt. Vom Anaxagoras und Socrates bis auf den Epicur und Zeno verfloſſen nicht völlig zwey Jahrhunderte, in welche alle menſchliche Weisheit und Thorheit bey den Griechen ſo ſehr erſchöpft wurde, daß die folgenden Zeitalter faſt nichts als verbeſſern, wählen oder wegwerfen konnten. Etwas wunderbares bey den griechiſchen Weltweiſen iſt, da ſie von ſolchen Unterſuchungen anfiengen, womit ſie aller Wahrſcheinlichkeit nach hätte aufhören ſollen. Alle Philoſophen vor dem Socrates verloren ſich in unergründliche Speculationen, und die practiſchen Theile waren unter allen die ſpätesten, die in Griechenland ausgearbeitet wurden. Nachdem durch die Werke der größten Geſchichtſchreiber, durch die Bemühungen der Redner, durch den tiefdringenden Geiſt der Dichter Vorbereitungen gemacht waren, ſo ruckte nunmehr die Weltweisheit mit eben ſo ſchnellen Schritten fort, als vorher die übrigen Theile der menſchlichen Kenntniſſe fortgegangen waren. Nunmehr erſchien Aeſchines, Cebes, Timäus, Plato, Ariſtoteles, Plutarch, und viele andere, die theils ganze philoſophiſche Syſteme bildeten, theils ſich über beſondere Materien ausbreiteten. Auch die Mathematiker hatten einen Euclides, einen Apollon, einen Hero, einen Polyän, die ſich theils um die theoretiſche, theils ausübende Mathematik verdient machten. Nicht wenjaer fand auch die Naturkunde ihre Stützen an einem Ariſtoteles, Theophraſt, Antigonus, Dioſcorides; die Sternkunde an einem Autolykus, Aratus, Manethon, Eratoſthenes; die Aerzte an dem Hypocrates, Aretäus, Galen, Oribaſius; endlich die Tonkünſtler, an dem Ariſtoxenus, Nicomachus, Alypius, und Ariſtides. Wer mehrere Nachrichten von dieſen und andern griechiſchen Schriftſtellern verlangt, findet ſie umſtändlich beym Fabriz, den wir eben ſchon genennt haben.

Freylich ſind dieſe angeführte griechiſche Schriftſteller nicht alle von gleichen Werth, auch nicht alle claſſiſch, in der Bedeutung, wie wir das Wort oben erklärt haben; denn ein ſo blinder Verehrer des Alterthums wird wohl nicht leicht jemand ſeyn, der alle griechiſche Schriftſteller, blos weil ſie griechiſch geſchrieben haben, für claſſiſch erklären wird. Wir wollen einige von den vornehmſten herausheben, die unter den claſſiſchen Schriftſtellern billig obenan ſtehen. Homer iſt der älteſte unter allen noch vorhandenen Profanſchribenten. Viele haben ihn enthuſiaſtiſch gelobt, ohne ihn gelesen zu haben, blos weil es der Moderton war, von dieſem Dichter mit Hochachtung zu reden; andere haben ihn eben ſo ſehr herkleinert, weil ſie ſich nicht in ſeine Zeiten und Umſtände ſetzen konnten. Aus ihm leiteten die Griechen ihre alte Hiſtorien, ihre Geſchlechtsregiſter, ihre Landbeſchreibung, her; die Künſtler entlehnten aus ſeinen Gedichten viele Ideale ihrer Kunſtwerke. Aber er hatte eben ſo viele Widerſacher. Zoilus unter den alten, und Perrault, Teraſſon und andere unter den neuern haben nichts unverſucht gelaſſen ſeinen Ruhm zu ſchmälern. Am weiteſten geht aber Hodelin, der dem guten Homer ſogar die Exiſtenz abſpricht, und behauptet, die Gedichte, die unter ſeinem Namen herumgiengen, wären eine Sammlung alter griechiſchen Lieder, und bey weiten nicht der Mühe werth, daß man ſo viel Aufſehen damit machte. Wer wird ſich mit der Widerlegung ſolcher Träume abgeben. Wir haben noch keine vollkommene critiſche Ausgabe dieſes Schriftſtellers; denn die Handſchriften, die man von ihm hat, ſind viel zu jung, als daß ſie für glaubwürdige Zeugen der Lesarten könnten gehalten werden; die Excerpte aus den alten Scholiaſten, Grammatikern, Gloſſarien, müſſen erſt ſelbſt berichtigt werden, ehe ſie zur Beſtimmung der richtigen Lesart können gebraucht werden. Wer die Ausgaben dieſes Dichters, ſowohl mit, als ohne Scholien will kennen lernen, findet ſie beym Fabriz, und was die neuern anbelangt in HARLESII introductione in hiſtoriam græcæ linguæ. Seine Gedichte ſind häufig in andere Sprachen überſetzt worden; aber mit ungleichen Erfolg. Er iſt zu weit von unſerer Lebensart, Sitten, Gedenkungsart entfernt, welches alles eine Ueberſetzung ungemein ſchwer macht. Die engliſche Ueberſetzung, welche wir dem Pope zu danken haben, wird für die beſte gehalten. Einige Franzoſen haben ihn modernſirt, und dadurch den ehrwürdigen Alten ganz lächerlich gemacht. Auch die Deutſchen haben ſich an ihn gewagt. Zu gleicher Zeit erſchienen zwey Verſuche. Der Graf Stolberg, und Bürger verſuchten ihr Heil, und machten einen Anfang mit etlichen Büchern, um die Urtheile der Kenner darüber zu hören, ehe ſie den ganzen Homer in deutſchen Gewand lieferten. Einige halten ihn ganz für unüberſetzbar.

Zunächſt an den Homer grenzt Heſiodus, der vielleicht um hundert Jahr jünger iſt. Alles beweiſt das Alterthum dieſes Dichters. Seine Theogonie liefert uns die älteſten Denkmäler der heydniſchen Begriffe von der Entſtehung der Welt. Er ſtunde bey den Alten in großen Anſehen. Schon die Knaben in Schulen laſen ihn, und lernten außer moraliſchen Sentenzen ihre Theologie aus ihm. In ſeinem Werk vom Ackerbau iſt er einförmig in ſeinem Plan, und einfältig in der Ausarbeitung. Er entfernt ſich wenig von ſeiner Materie, und lehrt die Arbeiten, und die Tage, an welchen ſie geſchehen müſſen. Man ſieht es dieſem Gedichte an, daß es das erſte in ſeiner Art iſt. Eine neue Erfindung erſcheint ſelten in ſeiner ganzen Vollkommenheit, deren es fähig iſt. Le Fevre urtheilt zu ſchlecht von ihm, wenn er ſagt, Heſiodus ſey wenig mehr, als Calendermacher. Quintilian urtheilt beſſer von ihm; er erhebt ſich zwar ſelten, ſagt er, und ein großer Theil ſeines Werks beſteht in Namen; aber er iſt doch ſprudreich, und hat einen ſanften Stil. Unter den neuern Ausgaben iſt die Oxforder vom Jahr 1737. in 4, welche Robinſon beſorgt hat, und die Heinſiche vom Jahr 1603. die beſte; erſtere ſoll mit Reiskens Vermehrungen neu herauskommen " Was die Engländer Pope und Wood an dem Homer gethan, das hat Corke an dem Heſiodus geleiſtet.

Unter den lyriſchen Dichtern iſt Pindarus bey weitem der vornehmſte. Er lebte zu den Zeiten, da die olympiſchen Spiele die Augen von ganz Griechenland auf ſich zogen, und die Siege in denſelben ſind der Gegenſtand aller ſeiner Lieder. Er iſt der beſte Gelegenheitsdichter, — wenn man dieſe heutzutage faſt ſchimpflich gewordene Benennung von einem Dichter, wie

Digitized by Google

Pindarus ist, brauchen darf. Er nimmt bald einen ungewöhnlichen Flug, und gleicht einem Strom, der vom Gebirge herabstürzt, über seine Ufer hinaustritt, und schäumend fortrauscht; bald wird sein Ton sanfter und zärtlicher, und schleicht sich in das Herz. Alles verräth ein Genie, das aus seinem eigenen Reichthum schöpft. Außer einigen Fragmenten sind seine Olympische, Pythische, Nemeische und Isthmische Lieder auf uns gekommen. Man hat zwey Hauptausgaben, welche allen übrigen zur Grundlage gedient haben, die Aldinische und Callierginische, unter welchen insonderheit die letzte durch den kritischen Fleiß der nachfolgenden Gelehrten ist verbessert worden. Die beste unter diesen ist die Schmidische; in derselben sind die ältern Ausgaben mit den Handschriften verglichen, und viele verdorbene Stellen glücklich hergestellt worden. Die Fehler die sie hat, sind in der Heynischen Ausgabe vom Jahr 1773. in 4. angezeigt. Man erwartet auch einen Commentar, und der Name Heyne verspricht viel.

Die drey tragischen Dichter, Aeschylus, Sophocles und Euripides verdienen vorzüglich Aufmerksamkeit. Ihre Verdienste um das tragische Theater der Griechen werden unter dem Artickel, Trauerspiel, umständlich vorkommen. Hier reden wir nur von ihren Schriften. Vom Aeschylus haben wir noch sieben Trauerspiele übrig. Er ist der Erfinder des regelmäßigen Trauerspiels, hat aber noch viele Fehler an sich, die seine Nachfolger verbessert haben. Sein kühner Schwung verleitet ihn zu manchen Fehlern; das Alterthum leuchtet aus seinen Schriften sehr hervor. Stanley hat sich am besten um ihn verdient gemacht. Sein Nachfolger auf dem tragischen Theater, Sophocles, brachte das Trauerspiel zur höchsten Vollkommenheit. Er hat die feyerliche Sprache mit der größten Simplicität, hohe Gedanken in dem passendesten Ausdruck, Verwickelung ohne Verwirrung, Auflösung ohne Zwang; überall gesunde Moral, treffende Reflexionen, ohne in den didactischen Ton zu fallen. Von seinen vielen Trauerspielen sind nicht mehr als sieben übrig geblieben. Bereits die alten Grammatiker haben Anmerkungen darüber gemacht, die in verschiedenen Sammlungen, unter den Namen der Scholien bekannt gemacht worden. Johnson hat in London im Jahr 1746. die beste Edition in drey Octavbänden besorgt. Einige von seinen Trauerspielen sind besonders herausgegeben worden. Von dem dritten tragischen Dichter, dem Euripides, haben wir noch die meisten Stücke, nemlich zwanzig übrig. Seinen Schriften sieht man es an, daß er ein vertrauter Freund des Socrates war; dessen moralische Lehren er überall in seinem Dialog verwebt hat. Man tadelt an ihm, daß er zu oft in das Sentenziöse fällt. In seinen Planen ist er gekünstelter als Sophocles, aber nicht so glücklich. Quinctilian räthet seine Lectüre besonders denjenigen an, die sich der Beredsamkeit widmen wollen. Die berühmteste und seltenste Ausgabe dieses Dichters ist diejenige, welche Barnes 1694 in zwey Folio Bänden geliefert hat; allein von den Critikern wird noch sehr vieles davon ausgesetzt. Keine vollkommene Ausgabe im Ganzen haben wir noch nicht von diesem Dichter, ob gleich einige Stücke desselben, z. E. die Phönicierinnen, sehr wohl ausgearbeitet sind. Wenn sich der Fleiß der Critiker erst an einzelnen Stücken wird gezeigt haben; dann kann ein Sammler sich ein Verdienst machen, das beste zusammen zu tragen: aber er muß selbst genug Critikus seyn, und mit eigenen Augen sehen.

Die komische Dichtkunst hat noch den einzigen Aristophanes unter den Griechen übrig, einen Mann, der soviel Gutes hat, daß man ihn nicht genug loben kann, und soviel Böses, daß man ihn nicht genug tadeln kann. Ein unerschöpflicher beissender Witz, aufbrausende Vaterlandsliebe, und die herrschende Begierde, Böses aufzusuchen, um darüber zu spotten, machen die Hauptzüge seines Characters aus. In einer von seinen Comödien ist mehr Witz, als in einem halben hundert der neuern, aber auch mehr Grobheiten, als in den schlechtesten Hanswurststücken. Seine beyden Comödien, die Wolken und Plutus sind noch die erträglichsten, und doch kann man sie nicht, ohne roth zu werden, ganz durchsehen. Seine Plane sind nicht regelmäßig, nicht destwegen, daß es ihm an Fähigkeiten dazu gefehlt hätte, sondern seine Lebhaftigkeit war zu stark, als daß er seine Entwürfe mit kaltem Blut überdenken konnte. Seine Charactere aber zeichnet er mit unglaublicher Stärke, aber nicht mit so vieler Mannichfaltigkeit, als sie zu erfordern scheinen. Seine Satire war blos persönliche Spötterey; sein Dialog ist unverbesserlich; in seinem Ausdruck ist eine Harmonie, die sich besser empfinden, als beschreiben läßt. Die Frau Dacier ist so von ihm eingenommen, daß sie sagt, wenn man alle griechische Schriftsteller studirt, den einzigen Aristophanes aber nicht gelesen hätte; so wäre man in den Schönheiten Griechenlandes noch völlig ein Fremdling. Küsters und P. Burmans Ausgaben dieses Dichters sind bis jetzo noch die besten.

Dem Aristophanes setzen wir den Lucian an die Seite; ob er gleich in Ansehung der Zeit weit von ihm entfernt ist. Was der Spottgeist dem Menschen eingeben kann, treffen wir bey diesem Schriftsteller beysammen an. Weder Götter noch Menschen, weder Vornehme noch Geringe, sind vor seiner Geisel sicher. Er kannte die Philosophen seiner Zeit, und machte sich kein Bedenken daraus, ihre schwache Seite jedermann zu zeigen, und auch noch jetzo liest man seine Spöttereyen mit Vergnügen. Nach dem Geschmack der Alten schrieb er meistentheils in Dialogen, die oft nicht weit vom wirklichen Drama entfernt sind. Seine Schriften machen eine ziemliche große Anzahl aus, wovon ihrer viele einzeln herausgekommen sind. Er war einer mit von den ersten griechischen Schriftstellern, die man nach der Wiederherstellung der Wissenschaften herausgab. Schon im Jahr 1496 besorgte man zu Florenz eine Ausgabe seiner sämmtlichen Werke. Darauf folgte in den folgenden Jahren eine ungeheure Anzahl; die schlechteste unter diesen ist diejenige, welche Clericus im Jahr 1687 besorgt hat; die beste und vollständigste aber, welche Hemsterhuis und Gesner mit vereinigten Kräften herausgegeben haben. Die meisten seiner Schriften sind in die gewöhnlichsten europäische Sprachen übersetzt.

Unter den classischen Dichtern der Griechen von der sanftern Art, ist Anacreon einer der lieblichsten. Man giebt ihm Schuld, daß er dem Trunk bis zur Ausschweifung ergeben gewesen. Dem sey wie ihm wolle, so waren doch seine Lieblingssätze, auf welche sich seine ganze Philosophie erstreckte, diese: das Leben ist kurz, es verfliegt wie ein Traum, der alles verwüstende Tod lauret im Hinterhalt, das sinnliche Vergnügen ist die letzte Bestimmung des Menschen, die Runzeln des Alters verändern zwar die Stirne, aber nicht das Herz, denke nicht auf die Zukunft, sondern schmeichle den Sinnen so lang du kannst. Dies ist sein philosophisches System, ob er nun aber sein ganzes Leben mit Wein und Mädchen vertändelt, und nichts, als Wein, Rosen und Salben getrunkt habe, läßt sich nicht bestimmen; wenigstens sieht er die ganze Natur so an, wie sie anlacht, und sie-

Digitized by Google

ner Wollust Nahrung giebt. Die Leichtigkeit seiner Empfindungen flößt ihm neue Gedanken ein, und die Freude ist der herrschende Ton seiner Lieder. Einige Kunstrichter sind der Meynung, daß der größte Theil der Lieder, die unter seinem Namen vorhanden sind, nicht den Tejischen Weisen zum Verfasser haben, sondern von einigen neuern Dichtern, die noch bey dem Flor der griechischen Litteratur gelebt haben, herkommen. Unter die seltensten Ausgaben dieses Dichters gehöret diejenige, die der nachherige Abt de la Trappe, J. Bouthilier Rance, in dem dreyzehenten Jahr seines Alters 1620 herausgegeben hat; ferner die Maittairische, vom Jahr 1740. die Pariſche vom Jahr 1732. die aber den Text sehr willkührlich ändert.

Anacreon wird es sich nicht verdrießen lassen, wenn wir ihm die heftig verliebte Sappho an die Seite stellen, wenigstens werden sie sich hier so gut mit einander vertragen, als in den Editionen, wo sie beysammen stehen. Wir haben nur noch einige Fragmente von ihr übrig, woraus man zur Genüge abnehmen kann, zur welchen Begeisterung ihre Liebe und Eifersucht gestiegen ist. Longin hat ein Stück eines Liedes von ihr aufbehalten, und es als ein Muster des Erhabenen aufgestellt. Sie stund bey den Alten in solchem Ansehen, daß man sie nur die zehente Muse zu nennen pflegte. Von ihr stammt eine besondere Art der Oden her, die man Sapphische nennt, davon an seinem Ort soll gehandelt werden. Die Uebereinstimmung dieser Lesbischen Dichterin stehen meistentheils beym Anacreon; Wolf in Hamburg hat auch einige herausgegeben.

Auch unter den Alexandrinischen Dichtern sind verschiedene, die unter der Zahl der classischen Schriftsteller einen Platz verdienen. Callimachus gab Hymnen über die Götter heraus, welche Ez. Spanheim mit einem gelehrten und weitläuftigen Commentar erläuterte. Theocrit schrieb Idyllen, oder Hirtenlieder, die die Lebensart der alten Nomaden vortreflich abschildern. Seine Gedichte sind Gemälde aus der wirklichen Natur; er zeichnete wirkliche Originale, und hatte dadurch den Vortheil, daß er eine Menge kleiner lebhafter Züge und naiver Wendungen anbringen konnte, die seinen Nachfolgern, die nur blos nach Erdichtungen arbeiteten, entwischen mußten. Seine Lieder sind in dieser Dichtungsart dasjenige, was in den Künsten die Antiken sind, nach welchen sich die neuern Künstler zu bilden suchen. Seine Züge sind zwar nicht allemal sehr fein, und seine Farben oft nicht ganz unschuldig; aber er hat auch auf der andern Seite durch die Fesle der Kunst nicht soviel abgeschabt, als die neuern Dichter dieser Art. Moschus und Bion betraten eben den Weg. Sie haben wirklich mehr Freyheit und ausgesuchte Wahl, als Theocrit; aber sie sind auch bey weiten nicht so munter und lebhaft als jener. Sie erfanden eine neue Gattung dieser Hirtenlieder, ich meine die allegorischen, worinnen sie die Person eines Hirten annahmen, und in dem Hirtenstand die Bilder aufsuchten, die sie hernach nach ihrem Zweck ausmalten. Sie theilten Lob und Tadel auf die feinste Art aus, und nicht selten liegen unter ihren ländlichen Bildern Geheimnisse der verfeinerten Staatskunst verborgen. Unter so vielen Editionen des Theocrits zeichnet sich insonderheit die Wartonische, Oxford 1770 in groß 4 aus.

Nur noch ein Paar Worte vom kriegerischen Dichter Tyrtäus. Er schrieb Kriegslieder und feurte dadurch den Muth eines bereits geschlagenen Heers dermaßen an, daß sie aufs neue angriffen, und auf dem Schlachtfeld die rühmlichsten Lorbeeren erndeten. Der größte kriegerische Enthusiasmus ist in wenig Lieder zusammen gedrängt. Der lacedämonische Nationalgeist ist die Haupttriebfeder, die alles in Bewegung setzt. Hier ist keine attische Weichlichkeit, kein zarter Witz, sondern nichts als blutige Krieger. Von den Gedanken der Unsterblichkeit und der Ehre hingerissen feuert der Dichter seine Leser zu kriegerischen Thaten an. Longin sagt deswegen von diesen wenigen Gedichten, daß sie mehr als andere Gedichte im Stande wären, die höchste Bewunderung zu erregen. Weis hat sich durch eine feine Uebersetzung, und Klotz durch einen gelehrten Commentar verdient um sie gemacht.

Wir gehen nun zu den prosaischen classischen Schriftstellern der Griechen fort, und wollen auch da die vorzüglichsten herausnehmen, und kürzlich beurtheilen. Herodot ist einer der ältesten Geschichtschreiber, seine Hauptabsicht ist, den Krieg, den die Lydier und Perser mit den Griechen geführt haben, zu beschreiben; er nimmt dabey Gelegenheit bis in die ältesten Zeiten der Nationen hinaufzusteigen, und die Schicksale und Veränderungen derselben aufzusuchen. Ueber seine historische Glaubwürdigkeit ist viel gestritten worden. Daß er viele Fabeln auf Treu und Glauben der Priester, von denen er sie bekommen hatte, weiter erzählt, kann nicht geleugnet werden; daß er aber auch in vielen Stücken entschuldigt werden kann, ist auch gewiß, indem er sich größtentheils auf die gemeine Sage beruft. Seine Schreibart hält das Mittel zwischen der zierlichen und erhabenen. Er befleißiget sich mehr des eigentlichen Ausdrucks, als der Figuren und Tropen; wenn er die letztern anbringt, so geschieht es auf eine leichte und natürliche Art; in der Bildung seiner Perioden ist er ungezwungen, doch nähert er sich oft der Poesie. Kein Schriftsteller scheint die Tiefe seines Genies genauer ergründet zu haben, als er. Daher rührt der leichte und sichere Schritt, den er geht: er schweift niemals aus, und schwingt sich niemals zu hoch. Wesselings Ausgabe vom Jahr 1763 ist die beste.

Dem Herodot setzen wir den andern großen Geschichtschreiber der Griechen, den Thucydides an die Seite. Er hat die Geschichte des langwierigen Peloponesischen Krieges beschrieben. Seine Glaubwürdigkeit ist noch von niemanden in Zweifel gezogen worden, und sein Ansehen ist in den ältesten Zeiten sehr groß gewesen. Man sagt, Demosthenes habe seine Geschichtbücher achtmal mit eigener Hand abgeschrieben. Er hat in seiner Schreibart Schönheiten, die ihm allein eigen sind; er strebt nach einer Hoheit des Styls, die ihm meistentheils glückt. Indem er oft zugleich erhaben und zierlich schreiben will, so werden seine Perioden dadurch oft dunkel und verwickelt. Wenn man nach wiederholtem Durchlesen den Verstand seiner Erzählungen erreicht, so belohnt die Richtigkeit und Hoheit seiner Gedanken die Mühe reichlich, die man darauf gewendet hat. Sein Styl ist gedrungen, abgebrochen, und oft beym ersten Anblick unverständlich; oft ist er auch trocken und steif in seinen Erzählungen, obgleich in seinen Erzählungen eine gewisse Reinigkeit und Pracht hervorleuchtet. Es ist sehr schwer, in andern Sprachen das Eigenthümliche seiner Schreibart auszudrücken. Die Heilmannische deutsche Uebersetzung hat vor den andern vieles voraus. Eine vollkommene Ausgabe dieses Geschichtschreibers, womit die besten Critiker zufrieden wären, haben wir noch nicht; unter denen, welche jetzo vorhanden sind, ist diejenige die beste, welche Duker zu Amsterdam 1731 in Folio besorgt hat. Reiz

Digitized by Google

hat eine neue versprochen, auf die man mit vieler Begierde wartet.

Wo Thucydides aufhört, da fährt Xenophon in der vaterländischen Geschichte fort. Er hat aber außerdem noch sehr vieles geschrieben, welches theils zur Geschichte, theils zur Staatskunst, theils zur Philosophie gehört. In seinen Erzählungen ist er vollkommen treu. Was man gegen die Glaubwürdigkeit seiner Cyropädie einwendet, läßt sich leicht beantworten. Es ist ein Roman, wobey eine wahre Geschichte zum Grund liegt, die aber mit angenehmen Erdichtungen ausgeschmückt ist. Er war ein vertrauter Freund des Socrates, und durch ihn haben wir die meisten Nachrichten von seinen Reden und Thaten erhalten. Er war bey weitem der angenehmste prosaische Schriftsteller unter den Griechen, und wurde deswegen von den Alten die attische Biene, auch Muse genennt. Sein Ausdruck ist sanft, annehmlich und zierlich, seine Worte natürlich, und zur Sache schicklich; seine Beschreibungen stark, lebhaft, und interessant; seine Reden scharfsinnig, unterhaltend und im gemeinen Leben brauchbar; seine Sittenlehren natürlich und verständlich; seine Gedanken richtig und edel, mit einem Wort seine ganze Schreibart ist im höchsten Grad rein, natürlich und ungekünstelt; doch fällt er bisweilen in das poetische, und man sieht, daß er den Homer gelesen hat. Man hat sehr viele Ausgaben von ihm, sowohl im Ganzen, als in besondern Theilen. Die schönste Edition ist diejenige, welche Wells in Oxford in fünf Bänden herausgegeben hat, aber es fehlt ihr die kritische Genauigkeit. Die Leipziger Ausgabe, die Thieme besorgt hat, ist nach dieser abgedruckt, aber nicht sorgfältig genug. Zudem hat auch der Herr Herausgeber sein Versprechen schlecht erfüllt. Er versprach in zweyen Bänden eine Sammlung der auserlesensten Anmerkungen der Gelehrten über diesen Schriftsteller, sowohl in Ansehung der Sachen, als der Lesearten, inglechen auch ein vollständiges Register; aber beydes ist bisher nicht geschehen. An wem mag wohl die Schuld liegen? an dem Herausgeber oder Verleger?

Unter den übrigen griechischen Geschichtschreibern verdient Polybius hier auch noch eine Stelle. Er beschreibt die Begebenheiten, die sich vom zweyten punischen Krieg an, bis zum Ende des macedonischen Reichs zugetragen haben. Wenn jemand unter den Alten eine pragmatische Geschichte geliefert hat, so ist es gewiß Polybius. Er verbindet die Begebenheiten mit ihren Ursachen, und urtheilt mit tiefdenkender Vernunft über die Quellen derselben; er zeigt, wo Weisheit oder Thorheit die Triebfeder war, wodurch Begebenheiten veranlaßt worden sind. Er ist unpartheyisch und lobt die Tugend, und bestraft die Laster, wo er sie findet. Unter seine Erzählungen mischt er practische Anmerkungen, die aus der Sache fließen. In seiner Schreibart hat er nicht die attische Reinigkeit; er hat in den Wörtern und ihrer Verbindung vieles neue; oft mischt er wirkliche poetische Ausdrücke unter seine Prosa. Uebrigens ist er in der Geschichte unentbehrlich. Ueber das sechste Buch vom 27 bis 40 Capitel wo er von dem Kriegswesen der Römer handelt, sind sehr viele Erklärungen geschrieben worden. Lipsius, Thuillier, Folard, Guischard haben Anmerkungen darüber gemacht. Unter den Originalausgaben dieses Schriftstellers ist die Gronovische in drey Octavbänden die beste; nach dieser ist die Ernestische abgedruckt; die auch die Fehler, welche jene hat, meistermäßig verbessert hat.

Unter den vielen griechischen Rednern nehmen sich Demosthenes und Isocrates vor allen andern aus, die im eigentlichen Verstand classisch sind, aber jeder auf eine besondere Art. Ersterer war der eifrigste Vertheidiger der griechischen Freyheit, als ihr Philipp von Macedonien gefährlich wurde. Er war ein eben so großer Staatsmann, als feuriger Redner. Bey ihm stieg die Beredtsamkeit auf den höchsten Gipfel. Alle Lehrer dieser Kunst sehen ihn als das vollkommenste Muster darinnen an. Er bringt in seinen Reden die edelsten Zierathen an, welche die Erfindung der Menschen nur entdecken kann. Manchmal ist er zierlich, sanft, einschmeichelnd; gleich darauf setzt er uns durch ein kühnes Feuer, eine heftige Hitze, durch die verwegensten Bilder, und alle Pracht der Sprache in Erstaunen. Eine Periode ist lang in ihren Abmessungen, die folgende ist kurz, nachdrücklich, abgebrochen; eine ist rauh, und beleidiget mit Vorsatz das Ohr: eine andere ist sanft und wohlklingend. Er war ein unumschränkter Herr über das Herz und seine verschiedene Neigungen; er kann Zorn, Haß, Unwillen, Freude, Liebe, Hochachtung, Furcht, Betrübniß, Mitleiden erregen, wenn er will. Niemand kann dem reißenden Strom seiner Beredtsamkeit widerstehen. Seine durchdringende Scharfsinnigkeit machte, daß er die äußersten Gränzen jeder Sache, darauf er seine Gedanken richtete, auf einmal übersehen konnte, und seine schnelle Erfindungskraft versahe ihn bald mit dem edelsten, erhabensten und rührendsten Ausdruck. Wenn jemals ein vollkommener Redner gewesen ist, so ist es Demosthenes. Seine Fehler werden durch seine Vollkommenheiten dermaßen verdunkelt, daß sie ganz und gar verschwinden. Diejenigen, die seine Kenner der griechischen Sprache sind, dürfen ihn nur nicht nach der Reiskischen deutschen Uebersetzung beurtheilen. So sehr sich Reiske durch seine Ausgabe um den griechischen Demosthenes verdient gemacht, so sehr hat er sich, durch seine deutsche Uebersetzung an ihm versündigt. Unter so vielen Editionen nehmen sich die Taylorische und Reiskische vorzüglich aus. Jene kam in dem Jahr 1748 und folg. zu Cambridge in fünf Quartbänden heraus; diese in den Jahren 1770—1775 zu Leipzig in zwölf Octavbänden. Letztere enthält einen reichen critischen Vorrath von den besten Anmerkungen.

Der andere griechische Redner, der sich vorzüglich auszeichnet, ist Isocrates. Sein Haus war die Academie der Rhetorik für alle junge Leute in Griechenland. Er war ein großer Redner, ein vollkommener Lehrer, und ob er gleich niemals vor Gericht öffentlich geredet hat, so hat er sich doch in seinem Hause den größten Ruhm erworben. Er war der erste, der Sylbenmaaß und Füße in die Prose einmischte. Was wir am meisten an ihm bewundern, ist die leichte und zierliche Art, wie er seine moralische Gedanken vorträgt: sie fließen in einem sanften Strom, und der Leser wird durch gefällige Einschmeichelungen gewonnen und zur Hochachtung gegen die Tugend gewonnen; seine Perioden aber lassen nicht mit der besiegenden Stärke und Heftigkeit, als im Demosthenes. Der letztere bemächtiget sich des Beyfalls seiner Zuhörer mit Gewalt; der erstere schmeichelt sich durch Zärtlichkeit und Annehmlichkeit in die Gunst seiner Zuhörer ein. Selten erhitzt er seine Leser, aber, da alles, was er sagt, aus einem rechtschaffenen Herzen und aus einer redlichen Absicht herzurühren scheint, so hören wir ihm mit dem größten Vergnügen zu. Seine Reden sind überall voll von schönen richtigen und edlen Gedanken. Von seinen Reden sind nicht mehr als ein und zwanzig auf uns gekommen. Wir

Digitized by Google

haben auch von diesem Schriftsteller noch keine vollkommene Ausgabe. Wenn W. Battie die critischen Hülfsmittel, die er hatte, recht zu gebrauchen gewußt hätte, so würde man eine so ziemlich erträgliche Ausgabe besitzen; demohngeachtet ist sie unter den vorhandenen noch die beste. Sie ist zu London im Jahr 1749. in zwey Octavbänden herausgekommen. Wenn Morus, der dieser Sache vollkommen gewachsen ist, sein Versprechen, eine neue Ausgabe dieses Schriftstellers zu liefern, erfüllt, so muß ihm die gelehrte Welt Dank wissen.

So wenig sich gemeiniglich die Philosophen und Denker um die Reinigkeit der Sprache, und die Feinigkeit des Ausdrucks bekümmern, und so wenig unter ihnen den Namen eines classischen Schriftstellers verdienen; so großes Recht hat unter den Griechen Plato auf diese Benennung. Er ist sowohl Philosoph, als schöner Geist, und verdient eine genauere Beurtheilung. Durch ihn erhielte die griechische Philosophie eine ganz andere Gestalt, als sie vorher hatte. Sie sonderte sich von den gemeinen Kenntnissen ganz ab, wurde ins strengsten Verstande Wissenschaft, und verlangte ein eigenes Studium. Daher entfernte sich auch die Sprache dieses Philosophen von der Sprache des gemeinen Lebens, der Redner und Geschichtschreiber eben so sehr, als sich ihre Bekenner von den übrigen Ständen absonderten. Er war der erste gelehrte Philosoph, der seine Beobachtungen seinen Freunden mittheilte, und die Kenntnisse der vorhergehenden Philosophen in sich vereinigte. Er sammelte zu viel, und konnte deswegen niemals zu einem zusammenhängenden System seiner Gedanken gelangen. In seinen Schriften zeigte er eine große Stärke der Einbildungskraft und bedient sich einer prächtigern Sprache. Longin sagt von ihm: er hat aus den reichen homerischen Quellen tausend Bäche gezogen, um seine eigene Werke zu bessern und zu nähren. Viele von seinen Gesprächen sind einzeln herausgegeben, auch in andere Sprachen übersetzt worden. Den ganzen Plato hat niemand schöner herausgegeben als Serenus, doch tadelt man an der beygefügten lateinischen Uebersetzung, daß sie mehr schön und zierlich, als treu sey; im Gegentheil ist die Uebersetzung der Marsilii Ficini um so viel genauer, jemehr sich dieser in das Platonische System hineingesetzt hat.

Aus dieser kurzen Critik einiger der vornehmsten griechischen Schriftsteller siehet man zur Genüge, daß man vollkommen recht habe, wenn man sie zum Muster des schönen Denkens macht. Zugleich aber ist es eben so gewiß, daß sie so wie alle andere Völker ihre Perioden gehabt haben. Es ist zwar überhaupt schwer, die Epochen zu bestimmen, nach welchen in dem Reich der Wissenschaften die wichtigsten Veränderungen geordnet werden: dennoch aber bieten uns die Umstände der Griechen und ihre Geschichte von selbsten die Grundsätze dar, nach welchen man sie setzen kann. Die Erscheinung Homers, die Regierung Alexanders des Großen, und die Unterjochung der Griechen unter die Römer haben in ihren Geist und die Bildung ihres Genies einen allzugroßen Einfluß gehabt, als daß wir die classischen Schriftsteller der Griechen nicht nach dieser Zeitordnung eintheilen sollten. Man theilt also die Schriftsteller der Griechen nach folgender Ordnung ein: Die erste Classe enthält diejenigen, die über die Zeiten des Homers hinausgehen. Hier ist alles voller Fabeln, und die Schriften, die vor diesem Zeitalter angegeben werden, sind entweder untergeschoben, oder ganz verfälscht. Orpheus, Linus, Musäus, Sanchuniathon, und andere gehören in diese Classe. Die zweyte begreift die Schriftsteller von dem Homer an bis auf Alexander den Großen. Dies ist die beste Periode der griechischen Litteratur; man kann sie mit dem goldenen Zeitalter der Lateiner vergleichen. Hier sieht man was Freyheit und öffentliche Ehre zur Ermunterung der Genies beytragen kann. Die Schriftsteller aus diesem Zeitalter, waren Männer, die im Krieg und im Staat, die wichtigsten Stellen bekleidet haben. Die meisten von denen, die wir beurtheilt haben, gehören in diese Classe. Die dritte Periode gehet von den Zeiten Alexanders bis auf die Ueberwindung der Griechen durch die Römer. Nachdem die Freyheit unterdrückt war, so verlohr zuerst die Beredsamkeit ihre Stärke, und die Geschichtschreiber getrauten sich auch nicht mehr so von Herzen weg zu schreiben, wie zuvor. Doch blieb die Dichtkunst noch in Werth, und die sectirische Philosophie nahm am meisten überhand. Durch die Züge Alexanders in die andere Welttheile, kam die griechische Gelehrsamkeit auch in jene Gegenden. Die Schriftsteller der Griechen vermehrten sich zwar sehr stark, aber ihre Güte nahm ab. Nach dieser Zeit verlohr sich die Stärke der Griechen immer mehr und mehr, und der zeigten sich noch einige Funken des Genies, aber sie waren selten. Die innern Kriege und die Einfälle der Barbaren unterdruckten endlich alles schöne Denken. Anstatt der Geschichte bekam man elende Chronicken, anstatt der Gedichte leere Verse. In dieser letzten Periode schrieben zwar viele Griechen, aber keiner unter ihnen ist classisch; deswegen wollen wir auch weiter nichts von ihnen reden.

Von den Griechen kam sowohl die schöne als gründliche Gelehrsamkeit auf die Lateiner. Rom hatte sich durch die Gewalt seiner Waffen den Völkern der Erde bereits fürchterlich gemacht; schon hatte die feine Staatskunst einen Entwurf gemacht, wie Rom die Beherrscherin des ganzen Erdbodens werden konnte: allein um Künste und Wissenschaften bekümmerte man sich wenig. Ja, da meistens griechische Lehrer der Beredsamkeit nach Rom kamen, so konnten sie daselbst keinen sichern Aufenthalt finden. Sie mußten wieder fort. Erst nach dem zweyten Punischen Krieg fing es an unter ihnen Licht zu werden, und da sie hernach Griechenland unter ihre Gewalt brachten, so verpflanzten sie die griechischen Künste auf römischen Boden. Und nunmehr gieng die Cultur derselben mit riesenmäßigen Schritten fort. Auch die Bildung der lateinischen Sprache nahm ihren Antheil daran. Die Rauhigkeit verlohr sich nach und nach, nachdem Plautus und Lucrez angefangen hatten, ihr eine bessere Gestalt zu geben; und in der folgenden Zeit wurde sie zur schönsten Reinigkeit gebracht. Es stunden eine Menge der schönsten Schriftsteller auf, die in aller Bedeutung classisch waren; von denen wir itzt genauer reden wollen.

Daß unter den lateinischen Schriftstellern ein himmelweiter Unterschied sey, ist jedem, der nur einige Kenntniß davon hat, bekannt. Man bemerkt einen großen Unterschied in dem innern Gehalt ihrer Schriften, wenn man sie nach der Zeit beurtheilt, worinnen sie gelebt haben. In der freyen Republik erstreckte sich die Freyheit bis auf die Sprache. Man machte sich kein Bedenken, seine Gedanken, wenn sie nur vernünftig, gerecht, und edel waren, gerade herauszulegen, ohne zu befürchten, daß man darüber werde zur Verantwortung gezogen werden. Die Geschichtschreiber sahen sich nicht gezwungen zu lügen, und sich die Gnade eines Großen zu erwerben; noch gewisse Dinge mit Still-

Digitized by Google

schweigen zu unterdrücken, um einen großen Mann nicht zu beleidigen. Der Redner bestrebte sich seine Bürger zu Entschließungen zu überreden, ohne furchtsame Umschweife zu machen, um diesem oder jenem nicht wehe zu thun; er vertheidigte die Unschuld des Niedrigen, mit edelmüthiger Unerschrockenheit, ohne dem Laster niederträchtige Complimente zu machen. Der Dichter schrieb, wie es ihm sein Genie eingab, und der Weltweise sagte seine Meynung ohne Rückhalt. Dieses ist die Gestalt der classischen Schriftsteller Roms zu den Zeiten der Freyheit, und in den ersten Jahren des Augusts. Wie sahe es aber in den folgenden Zeiten aus, da es gefährlich war, an die Tugend zu denken, und Halsbrechend, die Wahrheit zu reden? Der Redner wurde zum Sophisten und frostigen Lobredner; der Geschichtschreiber zum Lügner und Schmeichler; der Dichter lobte und tadelte, nachdem es seine Staatsabsichten, nicht aber die Wahrheit erforderte, der Philosoph trachte zuerst nach dem Hofsystem, und darnach bildete er sein eigenes. Auf diese Art wurden in Rom die classischen Schriftsteller selten.

Ein anderer Unterschied unter den lateinischen Schriftstellern zeigt sich in ihrer Schreibart. Sie schrieben alle lateinisch, aber nicht alle gleich gut. Dieser Unterschied zeigt sich, theils in der Wortfügung und dem Schwung, theils in dem Ausdruck. Einer schränkt sich in eine Kürze ein, die dennoch nicht dunkel, oder räthselhaft, sondern ausdrückend, stark, und voll ist; der andere redet mit abgekürzten Worten, und läßt den Leser die Hälfte errathen; ein anderer ist weitschweifig, und ist mit seinen Zierrathen freygebig; er streuet überall Blumen hin. Sallustius und Cicero, sind von einander eben so sehr unterschieden, als Cäsar und Livius.

Ferner theilt man sie nach dem Inhalt ihrer Schriften ein. Hier finden wir: 1) Dichter, von verschiedener Gattung. In dem Heldengedicht zeigt sich Virgil, Lucan, Silius Italicus, Valerius Flaccus, Statius und Claudian. Im Trauerspiel haben wir den einzigen Seneca. In der lyrischen Dichtkunst that sich Horaz und Catull hervor. Die dogmatische Poesie hat einen Lucrez, Virgil, Manil, Calpurn, und noch einige minderbedeutende, die comische Dichtkunst, den Plautus und Terenz, die Satire den Horaz, Persius und Juvenal, die Elegie, den Catull, Tibull, Propertius, Gallus und Ovid, die Fabel den Phädrus und Arion, das Sinngedicht, den Catull, Martial und Ausonius. 2) Geschichtschreiber. Hier sind die Römer eben so fruchtbar, als in der vorhergehenden Gattung. Sie haben Geschichtschreiber, die von vielen, ja allen damals bekannten Völkern der Erde handeln, und die nach unserer Art zu reden, Universalhistorien geschrieben haben, wozu man auch noch die Erdbeschreibung rechnen kann. Hieher gehört, Justin, Paulus Orosius, Sulpicius Severus, Ammianus Marcellinus, Pomponius Mela. Sie haben auch ihre Partikularhistorienschreiber, Livius, Vellejus Paterculus, Tacitus, Florus, Eutropius, Aurelius Victor, Sallustius, Cäsar, Curtius, Nepos, Suetonius, Spartianus, Jul. Capitolinus, Lampridius, Gallicanus, Pollio, Flavius Vopiscus, Valerius Maximus. 3) Von Philosophen hatten sie den Cicero, Seneca, den ältern Plinius, den Minucius Felix und Lactantius. 4) Redner sind uns keine übrig geblieben, als Cicero, etwas vom ältern Seneca, der jüngere Plinius und Quinctilian. Man wird sich wundern, da Rom zur Zeit der Freyheit größtentheils durch die Beredsamkeit regiert worden, daß man nicht mehrere Redner unter den Römern nennt: allein man wird aufhören sich zu verwundern, wenn man bedenkt, daß die Reden des Cato, des Hortensius und viele andere große Redner nicht auf unsere Zeiten gekommen sind. Die folgenden Zeiten brachten keine Redner sondern blos Sophisten; denn bey der veränderten Regierungsform durfte man nicht mehr vor Gericht und zum Volk reden, sondern man stellte nur zu Haus in der Stille mit seinen Schülern Redeübungen an, und dadurch hat sich die Beredsamkeit in Rom gar bald verlohren. Endlich müssen wir auch 5) der Briefschreiber nicht vergessen, unter welchen Cicero, der jüngere Plinius die vornehmsten sind.

Es ist ferner eine sehr bekannte Eintheilung der lateinischen Schriftsteller, da man sie nach gewissen Zeitaltern eintheilt, die man nach der mythologischen Benennung, das goldene, das silberne, das eherne und eiserne zu nennen pflegt. Das goldene Zeitalter läßt man von den Zeiten des andern punischen Krieges anfangen, da Künste und Wissenschaften zu Rom bekannter wurden. Die ersten Versuche der lateinischen Schreibart aus diesen Zeiten sind zwar nicht sehr golden, allein damit man sich wegen einiger Ueberbleibsel nicht ein besonderes Zeitalter aussinnen darf, so läßt man sie mit durchwischen. Die Gränzen dieses Zeitalters setzt man in die letzten Jahre des Kayfers August. Plautus, Ennius, Terenz, Cato, Lucilius, Lucretius, Catull, Cäsar, Nepos, Cicero, Properz, Sallustius, Varro, Gallus, Virgilius, Tibull, Vitruv, Grattius, Horaz, Phädrus, Hyginus, Ovid, Manilius, Livius, sind die vornehmsten classischen Schriftsteller dieses Zeitraums. Das silberne Zeitalter geht bis zum Tode des Trajans, und in demselben schrieben, Valerius Maximus, Vellejus Paterculus, Columella, Pomp. Mela, Curtius, Persius, Asconius, die beyden Seneca, Lucan, Petron, die beyden Plinius, Silicus, Val. Flaccus, Solinus, Juvenal, Statius, Martial, Quinctilian, Frontin, Tacitus, Gellius, Florus, Sueton, Apicius. Im ehernen Weltalter, das bis auf das Jahr 410 geht, waren: Justin, Apulejus, Minucius Felix, Rutilius, Jul. Obsequens, Samonicus, Terentianus Maurus, Censorinus, Calpurnius, Nemesianus, Spartianus, Eutropius, Lactanz, Avienus, Marcellinus, Vegetius, Macrobius, Ausonius, Aur. Victor, Claudian, Sulp. Severus, Martianus Capella. Die folgenden Schriftsteller verdienen hier keinen Platz. Litteratur und Gelehrsamkeit fiel immer mehr und mehr, und artete endlich in vollkommene Barbarey aus. Andere benennen diese Perioden nach den Abwechselungen des menschlichen Lebens, Kindheit, jugendliches, männliches, hohes Alter ꝛc.

Wenn man die griechischen und lateinischen Schriftsteller mit einander vergleicht; so könnte man die Frage aufwerfen, welche von beyden vorzüglicher wären. Im Ganzen genommen, gestehen die Römer selbst den Griechen den Vorzug zu. Die berühmtesten Leute unter ihnen erkennen die Griechen für ihre Lehrmeister. Crassus, der vor den Zeiten des Cicero für den berühmtesten Redner in Rom gehalten wurde, schreibt

Digitized by Google

seine ganze Geschicklichkeit dem Unterricht, den er von den Griechen genossen hatte, zu. Cicero bildete sich nach seinem eigenen Bekenntniß, nach den Griechen. Horaz erklärt die Griechen für die einzigen Muster des schönen Denkens. Sieht man auf die Zahl der schönen Geister, so gewinnen die Griechen ohnfehlbar. Unter den Philosophen haben die Lateiner den einzigen Cicero, der etwas bedeutet; und wie weit steht dieser hinter dem Xenophon und Plato? wie viele sind außer diesen unter den Griechen berühmt? Die Lateiner haben unter den tragischen Dichtern den einzigen Seneca; wie wenig kömmt dieser einem Sophocles, einem Aeschylus, einem Euripides bey? Den drey römischen Geschichtschreibern, die den Namen classischer Scribenten verdienen, dem Livius, Sallustius und Tacitus, können die Griechen ein ganzes Heer entgegensetzen. Doch wir wollen auch einige Schriftsteller beyder Nationen mit einander vergleichen, und aus jeder Gattung die zwey vornehmsten gegen einander setzen. Homer und Virgil, Pindarus und Horaz, Thucydides und Livius, Demosthenes und Cicero, sollen mit einander in eine Parallele gesetzt werden. Was die beyden Heldendichter anbelangt, so ist nicht zu läugnen, daß Homer eine weit größere Erfindungskraft gezeigt hat, als Virgil, als welcher seine Hauptpersonen entweder vom Homer entlehnt, oder darnach gebildet hat: allein auf der andern Seite ist die Erzählungsart des Virgils weit mehr verfeinert, allein Homer ist auch viel älter und lebte zu viel rauhern Zeiten. Pindarus hat einen höhern Schwung, größern Reichthum der Gedanken, kühnern Flug, mehrere Mannichfaltigkeit; Horaz hat von mehrern Gegenständen gesungen, ist mehr für das Herz gemacht, und belustigt und rühret mehrere Arten von Lesern. Thucydides ist genau in Sammlung der Materialien seiner Geschichte, seine Schreibart ist kurz, und verräth den tiefdenkenden Staatsmann; er ist der erste, der die Geschichte pragmatisch behandelt hat, und schreibt von solchen Begebenheiten, die kurz vor seiner Zeit, auch wohl zu seiner Zeit geschehen waren. Livius im Gegentheil geht in Zeiten hinein, wo es schwer war, die Wahrheit zu entdecken; er zeigt nicht so viel Erfahrung in Staatssachen, als Thucydides, er ist aber in seinen Erzählungen verständlicher und populärer, mischt Reflexionen unter seine Erzählungen, überladet sie aber nicht damit; seine Reden, die zwar erdichtet sind, sind den Zeiten und Umständen vollkommen angemessen. Was endlich die beyden großen Redner des Alterthums anbelangt: so sind sie in Ansehung der Ordnung, Erfindung und Beweise einander sehr ähnlich; aber in Ansehung der Elocution sind sie verschieden. Der Grieche ist kurz und gedrungen, der Römer weitläuftig und umständlich; jener ist scharfsinnig, dieser nachdrücklich; jenem kann man nichts nehmen, ohne ihn zu verderben; und diesem nichts geben; jener lehrt nicht, dieser thut es. Wem sollen wir nun den Vorzug einräumen? Hier wird die Wahl schwer werden.

Nun ist noch eine Vergleichung übrig, wobey aber die Entscheidung nicht so schwer werden dürfte, als bey der vorhergehenden. Es ist die Frage aufgeworfen worden, welche von beyden Schriftstellern, die alten oder die neuen, einander vorzuziehen sind. Von dieser Sache ist schon oben unter dem Artikel Alten gehandelt worden.

Es ist eine ausgemachte Sache, daß die Regeln des schönen Denkens allein aus den classischen Schriften der Alten müssen abstrahirt werden. Die genaue Beurtheilung der Redner zeigt uns den Entwurf ihrer Rede, die Beschaffenheit und Anordnung ihrer Beweise, den kornigten, starken und angemessenen Ausdruck, die Schönheiten der Sprache ꝛc. Von allen Arten von Gedichten liefern sie uns Muster. Wenn wir auch keine andere Gründe hätten, als daß sie zum Theil etliche Jahrtausende die Probe ausgehalten haben, ob sie gleich viele Verächter gehabt haben; so würde dieses schon Vortheil genug seyn. Wer sich an sie gewöhnt, findet gewiß an der schönen Einkleidung, an der Beredtsamkeit, an dem Schmuck, an der Artigkeit, mit welcher sie ihre Sachen vortragen, einen Geschmack. Uebersetzungen lassen uns nur gleichsam die umgewendete Seite eines Gemäldes sehen; aber die Originalsprache, und in keiner andern soll man sie lesen, zeigt uns den Geist der Alten in seiner wahren Gestalt.

Autorisation, ist im Rechnungswesen diejenige schriftliche Genehmigung einer dazu verpflichteten Person oder eines ganzen Rechnungscollegii, wodurch eine Ausgabe in Rechnung paßirlich gemacht wird. s. Autorisiren.

Autorisiren, kommt beym öffentlichen Rechnungswesen vor, und heißt, durch ein schriftliches Bekenntniß genehmigen, daß eine zur Nothdurft und Nutzen eines fremden Vermögens gereichende Ausgabe, von dem angestellten Verwalter desselben, wirklich geleistet und in Rechnungsausgabe verschrieben werden darf. Vorzeiten machte das Nöthige und Nützliche einer Ausgabe dieselbige immer und ohne weitere Nachfrage in Ausgabe paßirlich; aber das ist heutzutage gar nicht genug, sondern es wird da auch noch oft die Bewilligung einer dazu verpflichteten Person erfordert, welche der schriftlichverabfaßten Forderung eines Creditoris, oder dem sogenannten Conto, seinen Namen oder auch nur das bloße Wort: vidi, unterschreibet. Hiedurch erhält der Rechnungsführer erst Vollmacht zur Auszahlung und zur Verschreibung unter die gehörige Ausgabsrubrik. Wenn diese Zahlungsbewilligung von einem ganzen dem Rechnungsführer vorgesetzten Collegio herfließet, so klingt dieselbige etwas weitläuftiger, und heißt alsdann so: Vorstehende Rechnung kann mit so und so viel bezahlt werden, oder paßirt mit so und so viel in Ausgabe. Decretum N. N. den . . . Aus Fürstlicher Rentkammer daselbst. Nunmehr bekömmt aber diese Bewilligung auch einen größern Namen, und heißt die Ratification.

Autorität, heißt überhaupt die Macht, die Einsichten und den Willen eines andern zu bestimmen und zu lenken. Daraus sieht man sogleich, in wie fern Personen und Schriften, oder Büchern eine Autorität beygelegt werden kann, und wie in Ansehung der ersten die persönliche und die Amtsautorität unterschieden werden muß. Immer muß die Person, oder die Schrift, welche auf andere eine Autorität äußern soll, in irgend einer Beziehung einen solchen Eindruck auf die andern machen, dadurch die Einsichten und der Wille des mit Autorität versehenen Subjects bey den andern Grund werden, ihre Einsichten und Willen auch darnach zu bestimmen und zu lenken. Immer sind Glaube und Gehorsam die Wirkungen, welche die Autorität, wenn sie bey andern lebendig ist, hervorbringt. Alle diejenigen, welche dazu berufen oder bestimmt sind, andere Menschen zu gewissen Absichten zu lenken, müssen, wenn sie anders nützlich seyn sollen und wollen, der Folgsamkeit derselbigen gewiß seyn, und also die größtmögliche Autorität bey ihnen haben, und sich darinnen zu erhalten suchen.

Auto-

Digitized by Google

Autorität der Obrigkeit. Die hohe Obliegenheit der Obrigkeit besteht im Wohlregieren. Regieren aber heißt nichts anders, als den Menschen den Weg zeigen, wie sie in der Gesellschaft ihr größtes Glück befördern und geniessen sollen; selbst diesen Weg gehen, und diejenigen, die sich verirren und auf falsche Wege abweichen, wieder zurechte weisen; diejenigen aber, welche den wahren Weg zum Glück verderben, oder ihre Mitmenschen auf Abwege führen, von diesen ihren bösen Handlungen abhalten, und die Gesellschaft wider das Böse nach aller Möglichkeit in Sicherheit setzen. Soll also die Regierung eines Staats einen glücklichen Gang gehen, so müssen die Inwohner des Staats dem Willen der Obrigkeit Gehorsam leisten, und nach der von der Obrigkeit festgesetzten Ordnung ihre Kräfte und ihr Eigenthum zum Glück der Gesellschaft verwenden. Dieser Gehorsam der Unterthanen gründet sich nun entweder auf Furcht, oder auf Liebe und Vertrauen; und dies sind denn auch die beyden Gründe der Autorität der Obrigkeit. Es bedarf aber nicht viel Nachdenkens, daß die Autorität der Obrigkeit, die sich auf Liebe und Vertrauen der Unterthanen stützet, einen unendlichen Vorzug vor einer hat, die durch Furcht erzwungen und unterhalten wird. Liebe und Vertrauen des Volks gegen den Regenten, und alle thätigende Diener der Staatsverwaltung, wirken immer zuvorkommende redliche Beyeitwilligkeit, den Anordnungen der obersten Gewalt aufs genaueste zu folgen, und die Absichten derselbigen in der größten möglichen Vollkommenheit zu befördern. Das aber kann Furcht und Zwang nicht thun. Diese ziehen Geist und Herz zusammen, immer in einen engern Kreis, und vermindern die wohlthätige Auswirkung von beyden. Was die Unterthanen eines Staats durch Zwang und Furcht thun, das wird entweder nur halb, oder doch schief gethan, und der Endzweck der Regierung kann nicht in seiner Vollkommenheit erreichet werden. Es ist daher die größte Weisheit der Obrigkeit diese, daß sie, um die wirksamste Autorität zu erhalten, sich bey dem Volke immer mehr Liebe und Vertrauen erwerbe, und alle ihre Anordnungen und Einrichtungen zu wahren Wohlthaten für ihre Untergebenen mache. Da ist nun abermal keine Regierungsverfassung, in welcher dieses Glück realisirt werden könnte, als die physiokratische, die einem jeden Bürger, einem wie dem andern, sein ganzes Eigenthum aufs vollkommenste versichert; die durch den besten Unterricht für alle den Weg helle macht, ihr Interesse im rechtsten Maaße zu befördern; die einem jeden unter dem Schirm der Gerechtigkeit die Freyheit läßt, seine Fähigkeiten und sein Eigenthum nach seinem Wohlgefallen zu seinem größtmöglichen Vortheile anzuwenden, und die endlich keine andere Auflagen, als vom wirklichen reinen Gewinn des Landes, giebt. Bey dieser Regierungsverfassung sieht das Volk, daß die Obrigkeit in allen ihren Anstalten nur sein Bestes bewirke; und daher beeifert es sich in allen Fällen, den Gesetzen und Verordnungen der Regierung mit freudiger Empfindung über sein eigen Glück den pünctlichsten Gehorsam zu beweisen. Größere Autorität kann keine Obrigkeit erlangen, als die, welche sich auf das Interesse der Unterthanen des Staates selbst gründet.

Autorität der Prediger. Die wirksame Erleuchtung der Menschen über die Wahrheiten, welche dem moralischen Sinn der Seele seine rechte Kraft und Richtung geben, ist in einem jeden wohlregierchteten Staate eine der ersten Absichten einer guten Regierung. Den Predigern ist diese Leitung der Seelen vorzüglich aufgetragen, und diese müssen also in einer solchen Autorität stehen, daß die Menschen, deren Seelen von ihnen gepflegt werden sollen, ihre Organen und ihren innern Sinn dem Vortrage, den Erinnerungen und Ermahnungen ihrer Seelsorger mit herzlicher Willigkeit öffnen, und Eifer fühlen, diesen erhaltenen Ideen Folge zu leisten. Aller Gehorsam, den die Menschen um der weltlichen Gesetze willen den ihnen vorgesetzten Predigern erzeigen müssen, vermag wenig oder nichts zur moralischen Ausbildung ihrer Seelen und zum Guthandeln. Nur die Achtung und Liebe, welche die Geistlichen den Seelen derer, die ihrer Pflege anvertrauet sind, einflößen, haben diese gesegneten Wirkungen. Diese Autorität, die man mit Grunde die moralische nennet, muß sich ein Prediger nur durch seine Einsichten, durch sein exemplarisches, Religion ausübendes Leben, durch seine edle alle Herzen bezwingende Liebe, und wie es nothwendig damit verbunden ist, durch die männlichste Verabscheuung der Weichlichkeit, der Eitelkeit, und aller Arten der Liebhaberey und des Eigennutzes erwerben. Es ist ganz begreiflich, von dem Predigtamte heilsame Folgen in der Verbesserung unserer so sehr gesunkenen Menschengeneration zu erwarten, wenn nicht das Leben der Prediger auffallende Praxis der Gerechtigkeit, der Liebe, der Wahrheit ist, wenn nicht Kraft Gottes aus demselbigen sich ergießt, die Seelen zu gleichmäßigen göttlichen Gesinnungen anzuzünden. Dies ist die rechte Predigerautorität. s. Predigtamt.

Autorität der Schullehrer. Das Amt der Schullehrer ist die Ausbildung der Jugend an Geist und Herzen zu einer gemeinnützigen Thätigkeit. Ohne genugsame Autorität kann kein Schullehrer dieses wichtige Amt mit glücklichem Success verwalten. Aber es ist großer Irrthum, wenn viele, die dieses Amte vorstehen, nur die bürgerliche Autorität von den Gesetzen der Obrigkeit für sich suchen. Wenn sie sich nicht selbst die Autorität verschaffen, die im Geister- und Seelenreiche die einzige beherrschende und befördernde ist, die Autorität nemlich, die aus Achtung und Liebe der Schüler quillt: so werden ihre Wirkungen für die Glückseligkeit des menschlichen Geschlechts wenig Effect haben. Achtung erwirbt sich der Lehrer, wenn er Talente hat, der Jugend nützlich zu seyn, und auch ein uneigennütziges liebevolles Bestreben, das Glück der Jugend zu befördern. Liebe aber gewinnet er bey der Jugend, wenn er ihnen im Unterrichte, im Ermahnen, im Züchtigen und Strafen, und im Belohnen von seiner Seite Vaterliebe beweist. Die Jugend muß in ihrem Lehrer einen einsichtsvollen, eifrigen, treuen und mit Vaterliebe wirkenden Mann verehren, wenn er das erforderliche Ansehen zur glücklichen Verwaltung seines Amtes haben soll. s. Schullehrer.

Autorität der heiligen Schrift, s. Ansehen der heil. Schrift.

Autorität des Pabstes, der Kirchenversammlungen, der Kirchenväter u. dgl. Dieselbe ist überhaupt die Macht, den untergebenen Gläubigen der Kirche eine Verbindlichkeit aufzulegen. Diese beziehet sich entweder auf Glaubenslehre, welche dieselbe als solche annehmen müssen (autoritas in dogmaticis); oder auf Vorschriften des Kirchenzucht (autoritas in disciplinaribus). Wie groß das Gewicht jeder Autorität insbesondere sey, s. bey den einzelnen Artikeln: Pabst, Kirchenversammlung u. s. f.

Autorität eines Zeugen, Autoritas Testimonii, s. Zeuge und Zeugniß.

Digitized by Google

Autorität, heißt in der Prosodie der Schluß, den man auf die Länge oder Kürze einer Sylbe daher macht, weil sie von irgend einem guten Dichter lang oder kurz gebraucht worden. Z. E. die erste Sylbe in Apella könnte lang; sie könnte auch kurz seyn. Die prosodischen Gesetze lassen beydes unentschieden. Man weis es aber aus der Autorität, daß sie kurz ist. Horaz ist der Autor, der sie kurz gebraucht hat, in dem bekannten Vers:

— credat Judaeus Apella!

Autorität, (in der Musik), kann von großer Wichtigkeit bey Erzählungen seyn, wenn es auf den Beyfall ankömmt, den ein angesehener Schriftsteller verdient: allein bey Wissenschaften soll dasjenige nichts gelten, was nicht gründlich bewiesen war.

Dem Vorurtheil der Autorität hat man lange Zeit den Verfall der Wissenschaften zuschreiben müssen. Möchten nur unsere Tonschriftsteller philosophischer denken, eine eklektische Meynung immer festsetzen, d. i. eine Meynung, die die überzeugendste ist, und nicht jene, die sich auf das Ansehen unrichtiger Vorgänger fußet.

Alle Grundsätze, die man in den Lehrgebäuden antrift, gehen dahin, daß man die Werke dieses oder jenen großen Mannes studire. Wie soll man aber praktische Aufsätze untersuchen, wenn noch kein gewisser Probierstein angegeben werden kann? Recensirea sie auch die herausgekommenen Schriften oder die neuen Compositionen: so geschieht es entweder aus einem verblendeten Enthusiasmus, oder aus einem vergalleten Neid.

Autorität sollte in der Tonkunst eigentlich das ungebildete Gehör, die von irrigen Vorurtheilen enthitzte Natur seyn. Diese kann entscheiden, nur diese ist im Stande, den wissenschaftlichbestimmten Regeln ihre Geltung zu verschaffen. Die versuchten Meister, deren es sehr wenige giebt, theils aus Mangel der Gelegenheit, theils aus Abgange einer Lehrbegierde, durchreisten mehrere Länder; sie ließen ihre Tonstücke hören, und merkten genau auf den verschiedenen Beyfall, den sie in mehreren Städten, von allerley Alter und Stande der Zuhörer erhielten; und sie dachten an den Eindruck, den sie auf weniger und mehr empfindsame Herzen gewirket hatten. Dieser Beyfall, dieser Eindruck machte bey ihnen die Autorität aus. Die andern Genien, die sich von den sklavischen Ketten der Eigenliebe losreißen wollten, legten sich jemand bey, der mit ihnen am Clavier saß. Mit kaltem Geblüte mußte er unter verschiedenen Thematen, Einfällen, Sinnen und Gedanken, die der feurige Dichter in Vorschlag brachte, sich eins wählen; und diesen Geschmack nahm er sich zum Orakel an, und befolgte ihn genau.

Diese zweyerley Gattungen von Autorität sind würdig, jedem Tonseger anempfohlen zu werden, wenn er gehörige Gründe kennet. Die andere blinde Autorität aber, die leere Schwätzereyen für Gründe ansiehet, die der Beobachten als Ferneu anrathet, kann mit der alten Philosophie, wo es hieß: jurare in verba magistri, unter ihrem häßlichen Schutte modern.

Autoritas Senatus, hat bey den lateinischen Schriftstellern mancherley Bedeutungen. Denn es bedeutet 1) das Ansehen, desgleichen die Rechte des römischen Senates. Worinn diese Rechte bestanden, davon s. den Artickel Senat, römischer; 2) einen rechtsgültigen Schluß des Senats, senatusconsultum; 3) einen solchen Senatsschluß, der nicht gültig war, und kein gesetzliches Ansehen hatte; weil z. E. der Rath sich nicht an dem vorgeschriebenen Ort, Tag ꝛc. versammelt gehabt hatte; weil nicht die erforderliche Zahl der Senatoren zugegen gewesen waren; weil die Volkstribunen dagegen protestirt hatten ꝛc.

Autoritates und **Præcepta**, hießen vormals sowohl päbstliche und bischöfliche Befehle und Verordnungen, als auch kayserliche und königliche Urkunden von der Art. Die Benennung hat ihren Ursprung dem römischen Rath und den römischen Kaysern zu danken. Man nennte die Verordnungen und Edicte des Raths zu Rom, welchen sich die Tribuni widersetzten, Autoritates, weil sie des Widerspruchs ohngeachtet doch einigen Nachdruck hatten, obwohl sie sonsten selten nachgelebet wurden.

Die fränkischen und nachherige deutsche Kayser und Könige haben beyde Benennungen häufig gebraucht, und ihre Diplomen von unterschiedener Art nicht sowohl als Verordnungen und Befehle, sondern allgemein darunter verstanden. Man findet daher gemeiniglich bey dem Schluß ihrer Urkunden die Formel — Et ut *haec Auctoritas* (oder auch *hoc praeceptum*) perpetuum robur obtineat, manu propria, ut infra videtur, subtus firmavimus. Der Kayser Otto I. gebraucht in vielen Urkunden, sie mögen Schenkungen, Confirmations oder andere Objecte betreffen, die Formel — Et ut hoc nostrae *auctoritatis praeceptum* firmum & stabile permaneat. Und Ludovicus Pius in einer Urkunde für das Kloster Corvey von An. 823. hat den Ausdruck — Et ut haec auctoritas immunitatis atque confirmationis nostrae per futura tempora inviolabilem obtineat firmitatem.

Man findet außerdem a) **Autoritates Firmitatis, Schutzbriefe**, worinn der Landesherr die Kirchen mit ihren Gütern in seinen Schutz nahm, und ihr gewisse Freyheiten und Vorrechte ertheilte. b) **Autoritates Ingenuitatis**, waren die Briefe, wodurch die Knechte freygelassen wurden; c) **Autoritates traditionis, Schenkungsbriefe**, die man auch **Eleemosinæ Autoritates** nannte. s. **Præceptum**.

Autormotte. Linne giebt einem großen Theil der Motten die Namen berühmter Insectenforscher, und unter denselben auch seinen eigenen Namen der gegenwärtigen. Weilen aber Müller in der Uebersetzung des Linneischen Natursystems keinen von diesen Namen passiren ließ: so setzte er auch hier statt Linne'omotte, **Autormotte**. Man trift sie in unsern Obstgärten an. Der Umfang der Vorderflügel ist schwarz, die Mitte derselben aber röthlich braun; in diesem Feld befinden sich drey silberne sehr erhabene Puncte, welche die Gestalt einer halben Kugel haben, und an dem Unterrand sieht man noch ein silbernes unterbrochenes Kinchen. Die schwarzen Fühlhörner sind an der Spitze weis.

Autoschediasma, (in der Baukunst), nannten die Griechen ein Gebäude, welches in der Geschwindigkeit und nur obenhin aufgeführt war, ohne auf dessen Auszierung und Ansehen zu sehen. Auch heutzutage werden noch dergleichen Gebäude hie und da aufgeführt. Das Herzoglich Würtembergische Opernhaus zu Ludwigsburg ist von außen ein wahres Autoschediasma, weil es in der Geschwindigkeit mit Holz aufgeführt und nur mit Bretern außen bekleidet worden. Die griechische Kirche in Potsdam kann, nebst andern ähnlichen Gebäuden, welche man beynahe an allen Orten antrift, hierunter gezählt werden.

Autoschediasma, (in der Redekunst), s. **Ausarbeitung**.

Autour. Man hat von diesem Pflanzenproduct keine hinlängliche Nachricht. Das, was wir davon bey den Schriftstellern finden, bestehet in folgendem: daß es

Digitized by Google

nemlich eine aus der Levante herstammende Rinde sey, welche in der Farbe und Gestalt dem dicken Zimmet ähnlich siehet, sehr leicht und schwammig ist, und weder Geruch noch Geschmack hat. Sie soll bey der Bereitung der Carmesinfarbe gebraucht werden.

Autumnales Planta, Herbstgewächse nennet man diejenigen Pflanzen, welche hier zu Lande im Herbst blühen. Dergleichen sind meistentheils die aus Nordamerica hiebergebrachte Gewächse.

Autumnus, der Herbst, bald eine allegorische Gottheit, welche, gleich der Pomona, der Zeitigung der Früchte vorstehet; bald ein personificirtes Wesen, welches Dichter und Maler mit solchen Attributen vorstellen, welche eine merkliche Beziehung auf diese Jahreszeit und die darinnen gewöhnlichen Früchte und Veränderungen der alles zur Reife bringenden Natur haben.

Man siehet den Herbst auf einem antiken Basrelief. Er kehrt sich da mit dem Gesichte nach der Seite des Sommers hin. Auf dem Kopfe hat er eine Krone von Weinlaub und Trauben. Mit der rechten Hand reichet er nach dem Laube im Weinberge, und sein kleiner Genius hat auch dergleichen Laub in seinem Füllhorne. Von der Seite, welche zunächst an den Sommer stößt, ist er blos; auf der Winterseite aber bekleidet. Auf dem Altare des Poliphilus bildet der Herbst einen nackenden Jüngling in einer lächelnden Miene ab. Auf dem Kopfe hat er eine Krone von Weinlaub. In der linken Hand hält er ein Rehschoß, woran viele Trauben sind, in der rechten Hand aber ein Füllhorn, welches ebenfalls mit Weinlaub und Trauben angefüllet ist. Zu seinen Füßen liegt ein Bock mit der Innschrift:

MVSTVLENTO. AVTVMNO. S.

Graf Caylus glaubt ihn auf einem Gefäß zu entdecken, wo er in der einen Hand eine Schüssel voll Früchte hält, und vor ihm ein Haase läuft. So ist er auch auf einem Medaillon des Kayfers Commodus vorgestellt, wo die vier Jahrszeiten abgebildet sind. Caylus Rec. d'Antiq. T. I. p. 99. Winkelmann findet ihn auf einem Basrelief, das die Hochzeit des Peleus und der Thetys vorstellen soll. Man lese darüber seine Erkl. in den Monum. ined. p. 152.

Auturgia, heißt bey den Griechen 1) die eigne Bearbeitung des Feldes und anderer landwirthschaftlichen Geschäfte, welche Könige und Helden in den ältesten Zeiten noch selbst übernahmen. Auch die Römer hielten in den ersten Zeiten der Republik solche Arbeiten nicht zu gering. 2) Alle Güter auf dem Lande, welche von sich selber eintragen, als Wiesen und dergleichen.

Auvernas, ist eine Art von rothem sehr geistreichem französischem Weine, welcher von blauen Trauben gemacht wird, die den Namen Auvernas führen.

Auvernat, nennen einige einen zähen und dicken Wein, der aus Orleans kommt, und wegen seiner überaus flüchtigen Theile Kopfbrecher heißt. Man kann ihn nur ohne Schaden trinken, wenn er ein, oder etliche Jahre alt ist.

Avunculus, der Mutter Bruder. In diesem eigentlichen Verstande haben die Schriftsteller der mittleren Zeit, und die Concipienten der Urkunden dieses Wort, und dessen Bedeutung selten genommen. Dieses zu beweisen will ich nur ein Paar Beyspiele aus Urkunden anführen. In einem Kaufbriefe des Dynasten Johanns von Adenop, worinn er an den Grafen Gerhard von Halremunt seinen Hof in Eldogsen A. 1315 verkauft, nennet er selbigen nostrum Avunculum. Scheidt, in den Anmerkungen über Moser's Br. Lüneburg Staatsrecht, wo gedachte Urkunde p. 639. ediret ist, hat aber daselbst bewiesen, daß der Concipient unter dem Worte den Schwester Sohn verstanden hat. Ein anderer Dynast Bernhard von Loo, nennet die Grafen Burchard von Mölpe, und Johann von Munstorf in einer Urkunde von A. 1282. a. a. O. p. 646. gleichfalls Avunculos suos. Beyde Grafen aber hatten nur die Mutter-Schwestern des Dynasten zur Ehe, welches also von der eigenthümlichen richtigen Bedeutung des Worts weit entfernt ist, wovon man überzeugende Beyspiele in Menge anführen könnte.

Aux, ist ein allgemeines Wort, womit sowohl die Erd- als Sonnenferne ausgedrückt werden kann. Es bedeutet nemlich den Punct in der Bahn eines Planeten, wo er am weitesten von dem Mittelpunct der Welt abstehet; also in der alten Astronomie, die den Erdboden vor den Mittelpunct annimmt, des apogæum oder die Erdferne, und in der neuen, die die Sonne in den Mittelpunct setzet, das aphelium oder die Sonnenferne. Die Alten nenneten auch zuweilen den Bogen der Ekliptik vom Anfange des Widders bis zum Apogæo der Sonne oder eines Planeten den augem. Mehreres findet man in dem Artickel: Erdferne.

Axesia. Diese und die Damia, bey dem Pausanias, vielleicht durch einen Schreibfehler, Lamia, waren zwo besondere Gottheiten zu Epidaurus und Trözen, die uns Herodot folgendermassen beschreibt. „Das Gebiete der Epidaurier war unfruchtbar geworden: seine Bewohner wandten sich daher an das delphische Orakel. Dies ertheilte ihnen die Antwort, daß diese Unfruchtbarkeit aufhören würde, wenn sie der Damia und Axesia zwo Bildsäulen heiligen würden. Diese Bildsäulen mußten aber aus Olivenholze verfertiget werden. Da nun in ganz Griechenlande nirgends, als blos in Attica derselben Bäume gepflanzet wurden; so traten die Epidaurier desfalls mit den Athenienser in Unterhandlung, die ihnen auch ihr Begehren zugestanden, doch unter der Bedingung, daß sie jährlich der Minerva Polias und dem Erechtheus Geschenke und Opfer darbringen sollten. Die Bildsäulen wurden verfertiget, die Unfruchtbarkeit hörte auf, und die Epidaurier erfüllten den Vergleich. Als aber mit der Zeit die Argineten ihnen diese Bildsäulen entführt hatten; so weigerten sie sich ferner nach Athen zu kommen, und die gewöhnlichen Opfer zu bringen, indem sie saaten, daß sie den Vergleich erfüllet, so lange sie die Bildsäulen besessen, und daß man sich in Zukunft an die Argineten halten müße An diese schickten daher die Athenienser, und ließen sie fragen, ob sie die den Epidauriern vorgeschriebenen Bedingungen erfüllen wollten; und da diese solches abschlugen, so rüsteten sie sich ihnen diese Bildsäulen mit Gewalt wegzunehmen. Weil aber die beyden Göttinnen sich an diesem neuen Orte ihres Aufenthalts sehr wohl befanden, so widerstanden sie allen Bemühungen ihrer Räuber, änderten ihre Stellung und knieten nieder, und blieben nach der Hand jederzeit in dieser stehenden Stellung.“ Herodot setzt hinzu, daß er diesen letzten Umstand unmöglich glauben könne; und ohne Zweifel finden sich noch mehr solcher Ungläubigen.

Da Herodot von dem eigentlichen Ursprunge dieser beyden Göttinnen nichts meldet, so muß man sich darinnen an die Trözenier halten, welche denselben ebenfalls eine gottesdienstliche Verehrung leisteten. Nach ihrer Erzählung waren es aber zwo junge Mädgen, die gerade zu der Zeit von Creta nach Trözen gekommen, als eben diese Stadt durch innerliche Rotten zerrüttet wurde.

Digitized by Google

In diesem Aufruhre büßeten sie ihr Leben ein, und wurden todt gesteiniget. Dieses Verbrechen zu sühnen, feyerten die Thebaner nachgehends alle Jahre ein Fest, das man die Steinigung nennte.

Auxesis, ist die Vermehrung einer Sache, oder eines Gegenstandes, um ihn desto lebhafter vorzustellen. Diese Figur findet hauptsächlich in heftigen Leidenschaften statt, wo wir uns die Sachen größer vorstellen, als sie sind. Wenn z. E. der Dichter von einer Schlacht sagt:

Dort schießt ein Blutstrom von der Höh'
Gerinnet, steht, und wird zur See;

so ist dieses eine übertriebene Vorstellung. Man bedient sich auch oft dergleichen Vergrösserungen im gemeinen Leben; z. E. wenn man sagt, der Mensch ist nichts als Haut und Knochen. Hieher gehört auch der Ausdruck des Cicero: ne pilum quidem viri boni habet. Man nennt diese Figur auch Hyperbole. Einige erklären diese Figur auch durch eine Vermehrung der Vorstellungen in den folgenden Theilen einer Rede. Dieses aber ist eigentlich Incrementum, davon s. den besondern Artickel, ingleichen auch Hyperbole.

Auxilia (antiquarisch). Die Hülfstruppen der Römer hatten diesen Namen. Man nahm solche von den fremden alliirten Nationen, die sie dem römischen Staate zum Beystand und zur Unterstützung schickten. Im strengsten Verstande sind diese Auxilia nicht einerley mit den Sociis oder Bundsgenossen. Diese letztern wurden eigentlich nur aus den italiänischen Völkern genommen, erhielten von den Römern weiter nichts, als Brod und Fourage, und hatten ihren eigenen Quästor, oder Zahlmeister, der ihnen den von ihrem eigenen Volke und Vaterlande bestimmten und zugemessenen Sold auszahlte; da im Gegentheile die Auxilia, oder Hülfsvölker außer dem Proviant auch noch ihren Sold von den Römern zogen. Doch zuweilen unterhielten sie auch ihre Könige auf ihre eigene Kosten. Die Bundsgenossen oder Socii mußten zur Armee schwören, die Auxilia waren aber frey von diesem Soldateneide. Varro sagt: auxilium ab auctu, cum acceſſerant, qui adjumento eſſent *alienigenae*; und Festus erklärt sie: auxiliares dicuntur, in bello, socii Romanorum, *exterarum nationum*. Dieser Unterschied zwischen den Sociis und Auxiliis wurde aber in den spätern Zeiten unter den Kayſern nicht mehr so genau genommen. Wir bemerken noch, daß die Hülfsvölker, beydes die Reuterey und Fußvölker, ordentlicher Weise auf den Flügeln der römischen Armee gefochten, und daß gemeiniglich die Reuterey der Hülfsvölker stärker, als die römische gewesen.

Auxilia (juristisch), Franz. *Aides*, Hülfsgelder. Unter dieser Benennung hat man nach alten englischen und französischen Gesetzen ursprünglich eine gewisse Gattung von Steuren und Auflagen verstanden, die der Vasall in gewissen Fällen, wenn es die Noth erforderte, seinem Lehnherrn geben mußte. Man theilete die Auxilia ein in a) legitima, b) conſuetudinaria, c) rationabilia, und d) gratioſa.

Die Auxilia legitima hatten daher den Namen, weil sie in den Gesetzen gegründet waren. Diese Steuren mußten von den Vasallen gegeben werden, 1) in dem Fall, wenn der erstgebohrne Sohn des Lehnherrn das Eingulum militare erhielte, oder zum Ritter gemacht wurde, welches nach englischen Gesetzen vor dem 15 Jahr nicht geschehen durfte. 2) Wenn der Lehnherr seine erstgebohrne Tochter verheyrathete, so mußten die Vasallen zu der Mitgabe eine determinirte Summe Geldes aufbringen, die noch jetzo in Deutschland in verschiedenen

Provinzen üblich ist, und die Prinzessinsteuer genennt wird. Wie der Kayser Heinrich seine Prinzessin Mathild an den Herzog von Sachsen verheyrathete, so hat jeder Vasall eine Mark dazu steuren müssen; a quolibet milite Marcam unam in ſubſidium nuptiarum exegit. Nach einem Gesetze des Königs Eduard I. ist zum Besten der Vasallen festgesetzet, daß diese Prinzessinsteuer nicht eher gefordert werden sollte, als wenn die Prinzessinn 7 Jahr alt, und daß alsdenn von einem ganzen Lehngute nicht mehr als 20 Solidi (Schillinge) von dem Vasallen dazu bezahlet werden sollten. 3) Wenn der Lehnherr von dem Feinde gefangen worden, zum Lösegelde ihn wieder frey zu machen. Dieses hieß Auxilium pro Redemptione Corporis Domini. Als der König Richard von England gefangen ward, so liefet man bey dem Hovedeno, daß von einem Lehngute (de unoquoque feodo Militis) der Vasall 20 Solidos zu diesem Behuf bezahlet hat. Diese 3 Gattungen von Auxiliis legitimis waren nicht allein bey den Engländern, Normannern und Franzosen hergebracht und wirklich gesetzlich, sondern auch bey unsern deutschen Fürsten. In einem Vergleiche, den die Markgrafen von Brandenburg Johann, Otto, und Conrad A. 1281 mit ihren Vasallen wegen den Steuren und Auflagen geschlossen haben, so in des Gercken *Diplomatar. Vet. Marchiæ Brandenb. Tom. I. p.* 15. gedruckt ist, sind sie gleichfalls namentlich bestimmet, und von der damals fixirten Auflage ausgenommen. Daß dieses auch in andern deutschen Ländern geschehen ist, ergeben ihre Urkunden-Sammlungen. In Frankreich sind gleichfalls die Auxilia pro militia Domini den gesetzmäßigen zugeschrieben worden, wie aus einer Urkunde von A. 1214 erweislich ist. Zu dieser Sattung rechnet man ferner auch die Auxilia pro Relevio, die man deswegen den legitimis zugesellet hat, weil der Lehnherr sie mit Recht bey Absterben und Veränderung pro renouatione feudi & inueſtituræ fordern konnte.

Die Auxilia conſuetudinaria und rationabilia haben daher den Namen, daß sie nach und nach durch Gewohnheit eingeführet, und deswegen rationabilia genannt sind, weil sie nach Verhältniß der Einkünfte, so der Vasall von dem Lehnstücke ziehen konnte, billig angeschlagen wurden. Deswegen heißt es in dem *Statuto Weſtmonaſterienſi* Cap. XXXVI. Poterit idem liæres *rationabilia Auxilia* ab hominibus ſuis exigere, ita tamen moderate, *quod ſecundum facultates et quantitatem feudorum ſuorum non videantur nimis grauari*, man sollte die Sülfsgelder auf einen billigen Fuß nach dem Werth und Ertrag des Lehns anschlagen, daß der Vasall nicht Ursach hätte sich zu beschweren.

Die mehresten Auxilia waren gratioſa, freywillige Steuren und Sülfsgelder. Nach der gegründeten Meynung vieler Rechtslehrer, hat die Steuerfreyheit des Adels nicht allein in den Lehndiensten sondern vielmehr in der alten deutschen Freyheit der Ingenuorum seinen Grund. Wenn sie also wirklich Steuren und Hülfsgelder bezogen, so geschahe solches die mehreste Zeit freywillig. Man versteht aber eigentlich nur diese Steuerfreyheit von dem zu ihren Wohnsitze (*Curia*) gehörigen Gütern, die sie selbst in Cultur hatten, und zu ihrer Wirthschaft und Unterhalt gebrauchten. Ihre Coloni, Bauren und Unterthanen sind nicht allemal unter diese Freyheit begriffen, sondern mußten gesetzmäßig steuren. Diesen Satz beweiset vor andern auch der kurz vorher angeführte Vergleich der Markgrafen von Brandenburg vom J.

Digitized by Google

1281. Eine anderweitige österreichische Urkunde bey dem Pez in seinem *Thesauro Anecdotor. Tom. VI. p.* 286. überzeuget hievon noch mehr, wenn es von einer damals geforderten Landsteuer heißt, daß die Vasallen und Ebelleute sich geweigert, solche von ihren wirklichen Wohnsitzen zu entrichten — sed ad hoc, *ut sui Coloni contribuerent*, consenserunt — ihre Unterthanen aber dazu verpflichtet gehalten hätten. Und also ist es in den mehresten Fällen fast in allen deutschen Ländern geschehen, daß der Adel durch seine Unterthanen gesteuret hat, wiewohl auch nicht zu leugnen ist, daß sie in Nothfällen zuweilen auch selbst jedoch freywillig Hülfsgelder gegeben haben.

Ob die Auxilia pro Subsidio Terræ sanctæ auch hieher zu ziehen sind, daran zweifle, weil sie in den französischen Urkunden deutlich mit dem Worte Exactiones ausgedruckt sind. Die Könige von Frankreich und die Großen des Reichs, wenn sie aus einem heiligen Eifer Creuzzüge übernahmen, belegten ihre Vasallen und Unterthanen mit dergleichen Steuer, wie im J. 1246. von dem Könige Ludwig dem VII. geschehen ist, wovon Matthäus Parisiensis ad A. 1246. schreibt — Tunc enim per totam Galliam facta est *exactio generalis*, nec sexus, vel ordo, vel dignitas quempiam exemsuit, quin *auxilium* regi conferret. — Auf gleiche Art ist es auch in Teutschland gegangen.

Dahin gehört auch noch vorzüglich das Auxilium pro ædificatione et Munitione Castri zum Schloßbau ꝛc. wovon man auch bey deutschen Fürsten häufige Beyspiele findet, so in den alten Regiſtern unter der Rubrik von Schloßbaugelder aufgeführet sind. Auch zum Bau großer Brücken hat man Hülfsgelder aufgebracht. Weil diese zum allgemeinen Vortheil des Landes und zur Beförderung des Commercii gereichen; so sind auch schon in den ältesten Zeiten die Geistliche von der Auflage nicht frey gewesen. Von der großen Brücke über den Rhein bey Maynz, so zu K. Carls des Großen Zeiten neu gebauet worden, schreibt der *Monachus San Gallensis de Vita Caroli M. ap. Hahn Monument. Tom. II. p.* 561. daß ganz Deutschland (nemlich zu verstehen, soweit es dem Kayser unterwürfig war,) zum Bau derselben beygetragen habe, und kein Bischoff noch Kloster davon frey geblieben sey.

Zur Beschützung des Landes, und wenn der Fürst ꝛc. nach dem Kayserlichen Hoflager (ad Curiam Imperatoris) reisen, oder ihn auf den Römerzügen begleiten mußte, so waren die Vasallen im ersten Fall schuldig in Person zu dienen, und die Unterthanen mußten Hülfsgelder dazu aufbringen, im andern Fall begleiteten sie auf Erfordern denselben, und die zurückblieben, gaben Hülfsgelder, doch beyde Fälle gehörten eigentlich unter die Lehndienste, und die Hülfsgelder sind von andern Unterthanen vielmehr entrichtet worden, davon man Klagen genug über die schwere Aufbringung derselben bey den alten Geschichtschreibern lieset.

Auch die Bischöffe ließen sich von den Stiftern, Klöstern, und Unterthanen in vielen Fällen Auxilia geben. 1) Auxilium pro Consecratione, wenn der Bischoff geweihet ward, welches allemal mit großen Gepränge und vielen Aufwand geschahe, 2) Auxilium pro redimendo Pallio, wenn der Erzbischoff das Pallium von dem Pabste erhielte, zu welchen sehr kostbaren Gewand sowohl die Untergeistliche und Klöster, als auch die Unterthanen Hülfsgelder hergeben mußten, 3) Wenn der Bischoff nach Rom gieng, oder das Kayserliche Hoflager besuchen mußte ꝛc. Die Archidiaconi bekamen gleichfalls Auxilia von den Unterthanen ihres Archidiaconats, wie aus einem Briefe Petri von Blois (Petri Blesensis Epist. CLII.) erhellet. Mit einem Worte, die Unterthanen waren in alten Zeiten auch schon genug mit Auflagen belästiget, man mogte sie entweder gesetzmäßig auflegen und fordern, oder freywillig unter dem gelinden Namen: Hülfsgelder bittweise verlangen. S. den vorhergehenden Artickel: Aides, und künftig Steuern.

Auxilia gratiæ, Streit darüber s. Gnade.

Auxiliarbücher, Auxiliarrechnungen, werden alle diejenigen Bücher und Rechnungen genennet, welche man nur als Hülfsbücher und Rechnungen führet, um nicht die Hauptrechnung oder das Hauptbuch mit dem Detail solcher besondern Rechnungen anfüllen zu dürfen. Sowohl im Merkantilischen, als Staats- oder Cameralrechnungswesen kommen Auxiliarrechnungen vor. Ihr Hauptzweck geht immer dahin, in der Hauptrechnung eine Weitläuftigkeit zu vermeiden, die wegen einer sehr großen Menge von kleinen verschiedenen Posten, oder wegen vieler besonderer angestellten Handels- oder Finanzoperationen, auf welche die Auxiliarrechnungen gehen, leicht Verwirrungen verursachen könnte. S. Rechnungsmethode.

Auxiliare Carmen, eine Zauberformel, oder ein Segenspruch, dem man eine magische Kraft zuschreibt. Dahin gehören z. B. das Abracadabra gegen das Fieber, das Sicucuma wider den Blutfluß, das Anafaga, gegen das Zahnweh, und das dreymal neun im Singen wiederholte Sörmelgen: terra pestem teneto, salus hic maneto in meis pedibus gegen das Podagra. Der Juden ihr Schaktiri, kiri, kiri, ri, gehört ebenfalls unter diesen Tand des aussichweifenden Aberglaubens, woran diese Nation überhaupt einen reichen Vorrath besitzt.

Auxiliarruppen s. Hülfstruppen.

Auxiliarworte. Es sind nicht alle Sprachen so beschaffen, daß sie sich derselben bedienen; sie sind also auch zur Bestimmung des Zeitworts nicht absolut nothwendig. Die morgenländischen Sprachen haben sie weniger als die abendländischen, und unter diesen hat ihrer die lateinische Sprache weniger, als andere. Man kann in einer Sprache durch die bloße Endigung eben dasjenige ausdrucken, wozu man in andern besondere Hülfswörter braucht. Der Grieche und Lateiner braucht das einzige Wort amor, φιλοῦμαι, der Franzos dagegen sagt in mehrerern Worten: je suis aimé, der Spanier soy amado, der Engländer i am loved, der Italiäner sono amato u. s. w. Man darf also von der Natur dieser Worte nicht andere, als Beziehungsweise auf die Sprache, worinnen sie üblich sind, nicht aber auf andere Sprachen urtheilen. Sie sind nichts anders, als eine Umschreibung eines einzelnen Worts anzusehen, und enthalten grösstentheils einen logicalischen Satz. Zum Exempel: ich bin gekommen, ist nach der gewöhnlichen Art zu reden, die erste Person in der vergangenen Zeit. Untersucht man es genauer, so ist das Wort: ich, das Subject, bin, zeigt ein gegenwärtiges seyn an, und, gekommen, ist entweder das Participium, oder ein Beywort; und wenn man das durch Hülfswörter zusammengesetzte Zeitwort auflösen wollte, so würde es folgendermaßen müssen ausgedruckt werden: ich bin derjenige wirklich, der gekommen ist. Warum rechnet nun der Lateiner eo und habeo nicht unter die Hülfswörter, und sagt doch gleichwohl, ire deliberatum habeo persuasum etc.? Die Grammatiker hätten also den Hülfswörter und der

Digitized by Google

Weitläuftigkeiten, die daraus entſtehen, gar wohl überhoben ſeyn können, wenn ſie nur das Zeitwort von dem Nennwort, das ſie dazu ſetzten, unterſchieden, und das zuſammengeſetzte Tempus, für dasjenige ausgeben hätten wollen, was es iſt, nemlich eine Umſchreibung. Sie würden ſich manche Regeln haben erſparen können. Allein da man die neueren Sprachen nach der lateiniſchen modeln wollte, ſo ſahe man ſich in die Nothwendigkeit geſetzt, viele unnöthige Regeln einzuführen, welche weggefallen ſeyn würden, wenn man eine jede Sprache nach ihrem Genius ſtudirt hätten. Wir werden hievon unter dem Artickel: Sprache mehr reden.

Auxilium populare, war bey den Römern ein Hülfsmittel, wodurch ein Beklagter vor Gericht loskommen konnte. Gemeiniglich rechnet man folgende Fälle hieher: 1) wenn die Auſpicia entgegen waren, oder ſich ſonſt ein Zeichen am Himmel, oder ein ander Omen begab, welches die Verſammlung des Volks hinderte; 2) wenn der Beklagte krank war; 3) wenn er freywillig ins Exilium gieng; 4) wenn der Kläger die Klage fallen ließ; 5) wenn der Beklagte ſich auf das Volk berief, und daſſelbige ſich durch ſein Bitten oder wegen ſeiner ſonſtigen Verdienſte bewegen ließ, ihn ohne weitere Unterſuchung loszuſprechen; 6) wenn ſich die Tribuni plebis hineinmiſchten, und ihm loshalfen. Man ſieht bald, daß eigentlich nur die beyden letzten Fälle dieſen Namen verdienen.

Auxo. Ein Dämmerungsſchmetterling, ſ. **Rundflügel.**

Aury, Laines Aury. So nennen einige eine Art von Wolle, die in den Gegenden von Abbeville in Frankreich durch die ſogenanten **Flockenſpinner** geſponnen, und zu den feinſten gewirkten und geſtrickten Strümpfen gebraucht wird. ſ. **Wollenſpinnerey.**

Auzuba, iſt nach der kurzen unvollſtändigen Beſchreibung der Reiſenden ein hoher Baum auf der Inſel Hiſpaniola, deſſen Früchte ſehr ſüße aber ſo unſchmackhaft ſind, daß man ſie nicht eſſen kann, wenn man ſie nicht zuvor in Waſſer einweicht.

Awo-Sangi, iſt eine Art von Waliſch, ſ. **Waliſch.**

Aramenta, ſ. **Aſſamenta.**

Axe, Wagenaxe. Ein Theil eines Wagens, Karrens, einer Kutſche u. dgl., in welchen die Räder eingeſteckt werden, und worinnen ſie laufen. Da die ganze Laſt des Wagens auf dieſem Theile ruhet, alſo die ganze Schwere der Ladung trägt, ſo iſt allerdings nothwendig, daß dazu das dichteſte, feſteſte, zäheſte Holz genommen werde. Das beſte Holz hierzu iſt, die Hecken- und Steineiche, wann ſie nicht alt iſt, und zwar ihres Stamms unterſter Theil; auch die Rauchbuche, und die Glattbuche, wann ſie an einem offenen, ſteinigten, rauhen Orte gewachſen und nicht alt ſind, taugen hiezu.

Axe der Bewegung, iſt eine gerade Linie, welche an ihren beyden Enden ausliegt, um die ſich der um ſolche befindliche Körper bewegt. Die Axe ſelbſt bleibt feſte, ſo lange zwey Puncte derſelben, gehalten werden, wenn gleich alle übrige Puncte des Körpers in Bewegung ſind. Sobald aber einer oder beyde Puncte dem Druck auf ſie weichen, ſo kommt die Axe ſelbſt in Bewegung.

Axe der Brechung, Brechungsaxe, *axis refractionis*, * wird in der Dioptrik die auf die brechende Fläche AB durch den Brechungspunct C im brechenden Mittel AEB ſenkrecht gezogene grade Linie CE genannt.

Axe der Erdbahn, iſt eben das, was im Artickel Apſides iſt Apſidum Linea genennet worden, wenn man nur vor den Planeten überhaupt, wovon dorten

* ſ. Dioptriſche Tafel. Fig. 3.

geredet worden, hier insbeſondere die Erde ſubſtituiret. Wir finden daher dieſesmal nichts weiter von ihr zu bemerken nöthig, als daß ihre Lage nicht allezeit dieſelbe bleibet; ſondern ſie jährlich um 1 Minute 54 Secunden ſich nach der Ordnung der Zeichen drehet, wie de la Caille in ſeinen Tabb. Solar. angiebt, alſo daß nahe in 11 Jahren um 12 Minuten fortrücket, dergeſtalt daß, wenn die Erdferne im Julius 1738. war in 3 ☌. 8° 19′ 8″, ſie 22 Jahre hernach oder im Julius des Jahrs 1760 in 3 ☌. 8° 43′ 8″ gewesen ſeyn muß. Aus dieſem Grunde kommt es, daß der anomaliſtiſche Umlauf der Sonne um die Erde 27 Minuten 17 Secunden mehr Zeit erfordert, als der tropiſche. ſ. **Anomaliſtiſcher Umlauf der Sonne um die Erde.**

Axe der Erde, iſt im Copernicaniſchen Syſteme die grade Linie, um welche ſich die Erde innerhalb 24 Stunden von Abend gegen Morgen herumdrehet. Sie laufet alſo ſenkrecht durch den Mittelpunct des Aequators und bleibet während der jährlichen Bewegung der Erde um die Sonne immer mit ſich ſelbſt parallel. Die übrigen Planeten, die Sonne und höchſtwahrſcheinlicher Weiſe alle himmliſche Körper haben gleichfalls ihre Axen, um welche ein jeder in ſeiner beſondern Zeit ſich drehet. Mehreres ſ. im Artickel **Erdaxe.**

Axe der krummen Linie, nennet man * die grade Linie AB, welche alle innerhalb der krummen Linie gleichlaufend mit einander gezogene grade Linien CD, cd, cd, EF u. ſ. w. rechtwinklicht in zwey gleiche Theile zerſchneidet. Fället das einzige Wort: rechtwinklicht, hinweg, ſo heißet ** die grade Linie AE, welche alle andere gleichlaufende CD, cd, cd in zwey gleiche Theile zertheilet, ein Durchmeſſer der krummen Linie, ſ. **Durchmeſſer.** Daher iſt die Axe der ſenkrechte Durchmeſſer. Heutzutage nennet man öfters überhaupt jede in der Ebene der krummen Linie gezogene grade Linie, auf welche ſich die gegebene Gleichung vor dieſelbe beziehet, ihre Axe. Z. E. *** wenn auf EF die Linien EG, eg die x oder Abſciſſen vorſtellen und mit EH, welches durch den Anfang der Abſciſſen E laufet aber auf EF unter jedem Winkel ſtehen mag, die y oder Semiordinaten Gc, gc parallel ſind, ſo nennet man EF die Axe der x, oder Axe der Abſciſſen oder ſchlechtweg Axe; hingegen EH die Axe der y oder Axe der Semiordinaten, und den Punct E den Urſprung der x. Wenn man daher auf die Axe der Abſciſſen ein beſtimmtes x = Eg träget, auf die Axe der Semiordinaten aber ein dazu gehöriges beſtimmtes y = EH und ziehet He mit Eg und gc mit EH parallel, ſo iſt der Durchſchneidungspunct c der geſuchte Punct in der krummen Linie. Wenn das Wort Axe in dieſer allgemeineren Bedeutung genommen wird, ſo nennet man die im Anfange dieſes Artickels beſchriebene die Hauptaxe der krummen Linie. In dem Artickel: Krumme Linie, wird ſich zeigen, daß nicht jede derſelben eine Hauptaxe habe, hingegen jede Axe im allgemeineren Verſtande ſo viele, und in welchen Lagen man will, haben könne. Nachdem der Unterſchied beyder Axen größer oder kleiner iſt; nachdem wird die Ellipſe mehr oder weniger längſicht. Werden jene beyde gleich, ſo wird dieſe zum Kreiſe.

Insbeſondere die Ellipſe † hat zwey dergleichen ſenkrechte Durchmeſſer, deren erſter AC den andern BD und alle damit gleichlaufende Linien, wie GH, und der andere BD den erſten AC und alle mit ihm gleichlaufende Linien wie IK ſenkrecht in zwey gleiche Theile thei-

* ſ. Algebr. Taf. Fig. 12.
** ſ. ebendaſ. Fig. 4.
*** ſ. ebend. Fig. 12.
† ſ. ebend. Fig. 6.

Digitized by Google

let. Der größere darunter AC gehet durch die beyden Brennpuncte E und F und heißet die große Axe, der kleinere aber BD, iſt die mittlere Proportionallinie zwiſchen dem größeren und dem Parameter, ſ. Ellipſe, und heißet die kleine oder Nebenaxe, *axis minor ſive conjugatus*.

Wenn man von der Spitze eines Kegels auf ſeiner Umfangsfläche ſo viele grade Linien ziehet, als man will, und dieſelbe über die Spitze hinaus verlängert, ſo liegen alle dieſe Verlängerungen auf der Umfangsfläche eines zweyten ähnlichen aber verkehrt gegen den erſten liegenden Kegels, und die Entſtehungsart der Hyperbel, ſ. Hyperbel lehret, daß die Ebene, welche ſie aus einem dieſer beyden entgegengeſetzten Kegel ſchneidet, zugleich eine ähnliche aus dem andern Kegel ſchneide, und daß * die Axe AP der einen verlängert bis an den entgegengeſetzten Kegel in B und durch denſelben weiter fortgeſetzet, z. E. bis F die Axe BF der andern abgiebt. Das Zwiſchenſtück AB dieſer Linie wird die Zwerchaxe, *axis tranſverſus*, der einen und andern Hyperbel, als zweyer zuſammengehörigen oder vielmehr einer krummen Linie, genennet; die mittlere Proportionallinie aber zwiſchen ihr und dem Parameter heißet, wie bey der Ellipſe, die Nebenaxe, *axis conjugatus*, *ſecundus*, und giebt die Zweyaxe der Nebenhyperbel ab. ſ. Nebenhyperbel im Artikel Hyperbel.

Die Zwerchaxe der Hyperbel wird auch die determinirte oder beſtimmte Axe derſelben genennet, *axis determinatus*, weil ſie in jeder Hyperbel eine abgemeſſene und beſtimmte Länge hat, und aus eben dieſem Grunde gebühret dieſer Name auch ihrer Nebenaxe und den beyden Axen der Ellipſe. Die Axe MF der Hyperbel aber wird dagegen die unbeſtimmte Axe, *axis indeterminatus*, genennet, weil ſie keine vorgeſchriebene Länge hat, ſondern ſammt der Hyperbel ſo weit verlängert werden kann als man will. Die Ellipſe hat daher keine unbeſtimmte Axe, wenn man dieſes Wort auch bey dieſer krummen Linie anwenden will; die Parabel keine beſtimmte und die Hyperbel beyde.

Axe der Kugel, wird derjenige Durchmeſſer derſelben genennt, um welchen ſich die Kugel drehet, oder zu drehen gedacht wird. Die Axe der Erde und der Welt geben Beyſpiele ab, auf deren erſte der erſte, und auf die andere der andere Ausdruck paſſet. Desgleichen nennet man auch den Durchmeſſer des Halbkreiſes, durch deſſen Umdrehung die Kugel erzeuget wird, ſ. Kugel, ihre Axe.

Axe der Oſcillation, nennet man eine grade horizontale Linie, um welche ſich ein Pendel hin und her beweget. Daß man dieſelbe bey der Unterſuchung der Bewegung des Pendels nöthig habe, erhellet ſchon zur Genüge daraus, weil man leicht begreift, daß z. E. ein an ſeiner Spitze aufgehangener Triangel ſeinen Mittelpunct der Oſcillation nicht an einem Orte haben werde, wenn die Axe der Oſcillation mit dem Triangel in einer Fläche lieget und wenn ſie auf derſelben ſenkrecht ſtehet.

Axen der Räder an Wagen und Laffetten iſt bekannter, als daß ſie einer Beſchreibung bedürfte. Wir wollen nur davon anmerken, daß man ſie aus Rüſter-Haimbuchen- oder Rothbuchenholz zu verfertigen pfleget, und heutzutage ſich vielfältig der eiſernen ſelbſt zu Artillerievägen, Laffeten und Protzwägen der Felzſtücke bedienet, und in die Naben von Metall gegoſſene Büchſen einläſſet, wodurch die Reibung ſehr vermindert und alſo die Leichtigkeit der Bewegung vergrößert wird. Zum Einſchmieren derſelben braucht man eine Vermiſchung von Talk und Oele, welche beſſer iſt als Theer, weil letzterer nach Verlauf einiger Stunden, wenn die flüſſigſten Theile derſelben verflogen und die darzichten noch allein übrig ſind, die Reibung ehr vermehret, als vermindert. Damit die hölzerne Axen nicht abgenutzet werden, unterleget man ſie mit Axenblechen oder Axeneiſen, ſ. Axeneiſen.

Axe der Walze. Da die grade Walze entſtehet, wenn ſich eine Rechteke um eine ſeiner Seiten herumdrehet, ſo nennet man dieſe Seite, um welche die Drehung geſchiehet, die Axe der Walze. Eine ſchiefe Walze, als welche durch eine ſolche Drehung nicht entſtehet, hat demnach keine Axe in dem angezeigten Verſtande. Weil aber in jener die Axe vom Mittelpunete der oberen zum Mittelpuncte der untern Grundfläche laufet, und eine ſolche grade Linie in der ſchiefen Walze auch ſtatt hat, ſo nennet man dieſe Linie auch in der ſchiefen Walze die Axe.

Axe der Welt, heißet die grade Linie, um welche ſich das ganze Weltgebäude von Morgen gegen Abend in 24 Stunden zu drehen ſcheinet, und nach dem Ptolomäiſchen Syſteme wirklich drehet. Sie gehet alſo vom Nordpole zum Südpole durch den Mittelpunct der Erde, und iſt, ſoweit ſie innerhalb dem Erdkörper lieget, eben dieſelbe Linie, um welche ſich nach dem copernicaniſchen Syſteme die Erde drehet, und alſo in ſoweit mit der Axe der Erde einerley. ſ. Axe der Erde

Axe des Aequators, des Horizontes, der Ekliptik, u. ſ. w. ſind die grade Linien, welche auf den Flächen dieſer Kreiſe in ihrem Mittelpuncte ſenkrecht ſtehen. Die Axe des Aequators alſo iſt mit der Axe der Erde und der Welt einerley; die des Horizontes gehet durch das Zenith und Nadir; die der Ekliptik aber durch die Pole der Ekliptik und iſt von der Axe des Thierkreiſes nicht unterſchieden.

Axe des Einfalls, Einfallsaxe, *Axis incidentia* * wird in der Dioptrik die auf die brechende Fläche AB durch den Brechungspunct C in dem Mittel ADB, darin ſich der einfallende Strahl FC befindet, ſenkrecht gezogene grade Linie DC genennet. Sie iſt alſo die Verlängerung der Brechungsaxe (ſ. Axe der Brechung), oder vielmehr, beyde ſind nur eine grade Linie, die durch zweyerley Mittel ſtreichet und in jedem einen beſondern Namen führet.

Axe des Kegels, heißet im geraden Kegel diejenige Seite des rechtwinklichten Dreyeckes, um welche ſich daſſelbe drehet, wenn es den Kegel erzeuget, überhaupt aber die gerade Linie, welche man ſich von der Spitze des Kegels bis in den Mittelpunct ſeiner Grundfläche innerhalb demſelben gezogen vorſtellet. Man vergleiche hiemit, was eben unter dem Titel: Axe der Walze geſagt worden.

Axe des Magnets nennet man die gerade Linie, welche von einem Pole des Magnetes zum andern gehet. ſ. Magnet.

Axe des Sehens, Sehaxe, (*Axis opticus*) wird der Lichtſtral genennet, der ſenkrecht auf die Mitte des Kryſtallkörpers fället, folglich ungebrochen durch denſelben durchgehet. Er wird alſo durch die gerade Linie vorgeſtellet, welche von dem Mittelpuncte des Auges in den Punct, worauf daſſelbe gerichtet iſt, gezogen wird.

Axe geſchliffener Gläſer, iſt die grade Linie, welche auf den beyden Flächen, wodurch ein optiſches Glaß begränzet wird, zugleich ſenkrecht ſtehet. Weil auf der Kugel keine andere Linie ſenkrecht ſtehet, als die durch

* ſ. Algebr. Taf. Fig. 5.

* ſ. Dioptr. Tafel, Fig. 2.

Digitized by Google

ihren Mittelpunct gehet; so muß die Axe eines auf beyden Seiten erhabenen, oder auf beyden Seiten vertiefen; oder auf einer Seite erhabenen auf der andern vertiefen Glaſes durch die Mittelpuncte beyder Kugeln, von deren Oberflächen die Flächen des Glaſes Theile ſind, ſtreichen; hingegen die Axe eines auf der einen Seite ebenen auf der andern erhabenen oder vertiefen Glaſes der Perpendikel von dem Mittelpuncte der letzten Fläche auf die erſte ſeyn. Wann das Glaß recht centriret iſt (s. Centreren), ſo muß ſeine Axe genau durch deſſen Mitte gehen, und alſo eins ſeyn mit der Axe der hohlen Walze oder Röhre, worinn das Glaß aufgeſtellet iſt.

Axenbrett, iſt ein Brett an dem Hintertheil des Geſtelles an einer Kutſche, auf welchem ein Bedienter ſtehen oder ein Coffer aufgebunden werden kann. Es lieget zum Theil über, zum Theil hinter der Hinteraxe, und iſt auf die Axenkiege befeſtiget.

Axendreyeck, nennet man den Durchſchnitt durch einen Kegel, in deſſen Ebene die Axe deſſelben lieget. Man hat ſeiner nöthig, um die Gleichungen der ſogenannten Kegelſchnitte aus den verſchiedenen Durchſchneidungen des Kegels herzuleiten, wie aus dem Artickel Kegelſchnitte zu erſehen.

Axeneinſchnitte, heißt man diejenigen viereckigten Einſchnitte A † unten an beyden Wänden der Stücklaſſeten, in welche die Axe eingepaſſet wird.

Axeneiſen, iſt die eiſerne Schiene, womit die hölzerne Axe an der Laffete eines Stückes der Länge nach unterleget und verſtärket wird. Sie iſt aus zweyen in der Mitte durch ein Ringband an einander befeſtigten Theilen zuſammengeſetzt, und wird durch fünf Bänder mit der hölzernen Axe verbunden.

Axengeld, heißt an einigen Orten die Abgabe, welche von Wägen, Karren, oder anderm Fuhrwerke entrichtet werden muß. Gemeiniglich iſt es eine Art von Weggeld, oder ein Zoll. ſ. dieſe Artickel.

Axenklötze, heißen bey den Wagnern oder Stellmachern zwey lange ſchmale Hölzer, deren eins auf jeden Baum der Kutſche über und hinter der Hinteraxe der Länge nach aufgeſetzet wird, um eine Erhöhung zu formieren, über welcher das Axenbrett ſeine Stelle bekommt.

Axennägel, nennet man die beyden ſtarken eiſernen Nägel C * in den Axenſchartenlöchern, wodurch die Axe in die Axeneinſchnitte, Fig. 7. A, der Stücklaffetenwände befeſtiget wird.

Axenriegel, iſt, von vorne zu zählen, der zweyte Riegel B ** zwiſchen den Laffetenwänden der Kanonen, der ſonſt Ruheriegel heißet, ſ. Ruheriegel.

Axenringe, heißen die ringförmige eiſerne Beſchläge DD *** womit die beyden Enden der Axe an der Stücklaffete gefaſſet werden. Es trägt zu deſto beſſerem Halte bey, wenn man ſie ſo breit macht, daß das Loch durch ſie durchgebohret werden kann, in welches die Vorſteclinie geſtecket wird.

Axenſchartenlöcher, ſind die beyden Einſchnitte AB, AB in der Axe einer Stücklaffete, worein die Wände derſelben gepaſſet werden. Dieſe und die Axeneinſchnitte dienen zur Verſchränkung der Axe und der Laffetenwände, welche alle Verrückung vor- hinter- oder ſeitwärts verhindern.

† ſ. Artillerie Tafel. Fig. 7.
* ſ. ebendaſ. Fig. 8.
** ſ. ebendaſ. Fig. 7.
*** ſ. ebendaſ. Fig. 8.

Axi, benennen die Indianer den ſpaniſchen Pfeffer.

Axifuga vis, ſ. Centralkräfte.

Axilla, ſ. Blattwinkel.

Axinomantia, die Axtwahrſagerey. Die Alten waren ſehr für dieſe Art des Wahrſagens eingenommen. Es gab zwo Arten davon. Einmal legte man einen Gagat auf eine glühende Kohle; wenn derſelbe nicht verbrannte, ſo hatte man Hofnung ſeine Wünſche erfüllet zu ſehen. Auſſer dieſer gab es noch eine andere eigentliche Axinomantie, in der man aus der Bewegung des Steels der Axt den Namen eines Diebs erfahren konnte. Eine dem heutigen Siebdrehen ähnliche Thorheit!

Axioma, ſ. Grundſatz.

Axiomata hypoſtatica. Die Theologen gebrauchen dieſen Ausdruck in der Lehre von der Dreyeinigkeit und zeigen damit die Eigenſchaften an, welche einer Perſon im göttlichen Weſen zum Unterſchiede der andern zukommen. Die drey Perſonen ſind zwar dem Weſen nach nicht von einander unterſchieden. Denn dieſes iſt nur einmal, weil nur ein Gott iſt; es iſt auch in Anſehung der weſentlichen Eigenſchaften, die Gott zukommen und die nur einmal ſeyn können, unter den Perſonen kein Unterſchied; aber dennoch iſt etwas in denenſelben, wodurch ſie drey ſind, und woraus erkannt wird, daß der Vater nicht auch der Sohn und der Sohn nicht auch der Vater, der heil. Geiſt nicht der Vater und der Sohn iſt. Die heil. Schrift giebt uns Merkmale an, woraus das verſchiedene Verhältniß dieſer Perſonen erkannt werden kann. Sie ſchreibt dem Vater die Zeugung des Sohns, und das Ausſhauchen des heil. Geiſtes zu; dem Sohn daß er gezeugt worden vom Vater, und der heil. Geiſt von ihm ausgehe; und dem heil. Geiſt, daß er von den beyden erſtern Perſonen ausgehe. Ein ſolches Unterſcheidungsmerkmal einer jeden Perſon im göttlichen Weſen, heißt axioma oder idioma hypoſtaticum. ſ. Dreyeinigkeit.

Axiopiſtie der heil. Schrift, iſt die Glaubwürdigkeit der heil. Schrift; ſie gründet ſie auf die Autopiſtie derſelben. Denn weil alle ihre Sätze eben deswegen untrüglich wahr ſind, weil ſie in der heil. Schrift ſtehen, und weil dieſe von Gott eingegeben iſt, ſo müſſen ſie auch alle von uns geglaubt und mit völligem Beyfall angenommen werden. Sie nicht glauben oder bezweifeln, wenn man gleich erkannt und nach richtigen Erklärungsregeln eingeſehen hat, daß ſie darinn ſtehen, iſt eine Verläugnung der Allwiſſenheit oder Wahrhaftigkeit Gottes ſelbſt. Doch verſteht es ſich von ſelbſt, daß dieſes nur von den Ausſprüchen gelte, die Gott zugeſchrieben werden, oder von denen heiligen Männern herrühren. Denn es werden auch menſchliche Reden zuweilen angeführt, auf welche dieſe Axiopiſtie nicht geht. Daß dergleichen Reden hiſtoriſch wahr, das iſt, wirklich ausgeſprochen worden, beruht ebenfaus auf dem Zeugniß der Schrift. Ob ſie aber dogmatiſch betrachtet wahr ſind, das muß aus andern Gründen erwieſen werden, wofern die Schrift ſie nicht ausdrücklich billigt, und zu den ihrigen macht.

Axioſis, iſt der dritte Theil einer ordentlichen Exordii, und wird ſonſt Apodeſis genennt. Es begreift gleichſam eine neue Propoſition, welche die Sache genauer beſtimmt. ſ. Exordium.

Axis. Ein Saugthier vom Geſchlechte des Hirſches. ſ. Hirſch.

Axis oder **Epiſtropheus**, wird das zweyte Wirbelbein des Halſes benennet, ſ. Knochen.

Axis conjugatus, ſ. Axe der krummen Linie.

Axis incidentiæ, ſ. Axe des Einfalls.

Digitized by Google

Axis indeterminatus, s. Axe der krummen Linie.

Axis in peritrochio, s. Rad an der Axe.

Axis maior, minor, s. Axe der krummen Linie.

Axis mundi, s. Axe der Welt.

Axis opticus, s. Axe des Sehens.

Axis oscillationis, s. Axe der Oscillation.

Axis refractionis, s. Axe der Brechung.

Axis secundus, wie auch **transversus**, s. Axe der krummen Linie.

Axolote s. Eydechse.

Arond oder Sadre Alkond, ist in Persien einer von den vier Sadres oder vornehmen Geistlichen, welche als Gewissensräthe und geistliche Richter den Kazis oder weltlichen Richtern zugeordnet sind. Der erste heißt Sadre Kassa, der zweite Sadre Elmen Alek, der dritte Sadre Alkoud oder Arond. Der zweite ist dem Divan Begui oder obersten weltlichen Richter beygegeben. Unter ihm stehet der dritte, oder Arond, von welchem also an den Elmen Alek appellirt wird. Von diesem appellirt man entweder an das ganze Collegium der Sadres, oder an den König selbst.

In Persien stehet es jedem Kläger frey, an welchen Richter, oder an welches Collegium er sich wenden will. Daher bekommen dann die geistlichen Richter von dem Pöbel den meisten Zulauf. Sie haben eigentlich zur mit Verträgen, Ehesachen, Ehescheidungen und Erbschaften, sonderlich mit Vermächtnissen und Streitigkeiten über milde Stiftungen, zu thun. Allein sie mischen sich in die meisten Reichs- und Justizangelegenheiten. Die vier Sadres haben den Rang mit den sechs sogenannten Reichssäulen, mit welchen sie auch wohl, bey wichtigen Vorfällen, zusammen treten, und ein ganzes Justizcollegium formiren, worinn der König selbst zuweilen präsidirt und den Ausspruch thut.

Axones. Solon, und nach dessen Beyspiele alle andere, die zu Athen Gesetze gaben, ließen ihre Gesetze schriftlich abfassen. Sie unterschieden sich darinnen vom Lycurgus und den Gesetzgebern anderer Städte, die es für rathsamer hielten, solche den Gemüthern ihrer Mitbürger einzuprägen, als sie auf Tafeln eingraben zu lassen, weil es wahrscheinlich sey, daß sie dadurch in Vergessenheit gerathen und unbeobachtet bleiben könnten. An einigen Orten war es, sonderlich vor der Erfindung der Buchstaben, üblich, die Gesetze in Lieder zu bringen, solche gesungen zu lassen, und sie dadurch dem Gedächtnisse desto besser einzuprägen. So verfuhren die Priester unserer Vorfahren, die Druiden, so machte es selbst der Gesetzgeber der Juden, und verfertigte auf Befehl Gottes kurz vor seinem Tode ein Lied, das von den Israeliten zum ewigen Andenken der über sie waltenden Vorsehung sollte gelernet werden. Dieß nemliche thaten, nach dem Zeugnisse des Cicero, die alten Pythagoräer, und faßten ihre Lehren in Lieder ab. So es ist glaublich, daß alle alte Völker den Gebrauch gehabt haben, ihre Gesetze und wichtigsten Lehrelieferungen in Liedern zu verfassen. Wesswegen auch Strabo vermuthet, daß die gebundene Schreibart älter, als die ungebundene gewesen. Aristoteles, der diesen bey den Gesetzen beobachteten Gebrauch auch den Agathyrsen, einem an die Scythen angrenzenden Volke beyleget; behauptet bey dieser Gelegenheit, daß aus dieser Ursache die musikalischen Vorschriften, nach welchen Melodie und Tact sich richten, bey den Griechen Nomoi, seyen genennt worden.

Solon dachte aber ganz anderst. Er hielt es für den sichersten Weg, seine Gesetze schriftlich aufzuzeichnen, und glaubte, daß sie auf diese Art vollständig erhalten, und unmöglich verdorben werden könnten; da hingegen die ungeschriebenen Traditionen anderer Gesetzgeber, theils durch die Nachlässigkeit und Vergeßlichkeit der einen, theils durch die List und Bosheit der andern entweder in eine gänzliche Vergessenheit gerathen, oder durch immerwährende Verfälschungen und Abänderungen dem Volke unnütze, wohl oder verrätherischen und ehrsüchtigen Leuten zur Erreichung ihrer Absichten und Neuerungen dienlich werden konnten. Die Tafeln, auf welche Solon seine Gesetze schrieb, waren, wie Plutarch sagt, von Holz, und hießen Axones, von dem Griechischen Worte Ἄξων, welches eigentlich eine Wagenachse, darnach auch ein hölzernes Brett bezeichnet. Sie hatten eine solche Form, daß sie in länglichte Futterale und zusammengelegt werden konnten. Einige derselben waren noch zu den Zeiten des Plutarchs vorhanden, und man konnte sie im Prytaneum zu Athen sehen. Sie waren, nach dem Berichte des Aristoteles, eben so beschaffen, als die Κυρβεις, welches nach dem Pollux eigentlich dreyeckigte Tafeln sollen gewesen seyn, und von denen einige glauben, daß auf ihnen diejenigen Gesetze eingegraben gewesen, welche die Opfer und gottesdienstliche Gebräuche enthielten, und daß alle übrige Ἄξονες geheißen hätten. So sagt wenigstens Plutarch, der von dem Scholiasten des Aristophanes angeführte Apollodor giebt hingegen vor, daß die Κυρβεις steinern gewesen, daß darunter alle Tafeln, auf welchen Gesetze oder öffentliche Verordnungen geschrieben worden, verstanden werden, und daß sie ihren Namen bekommen haben παρα το κεκορυφωθαι εις υψος, weil sie in die Höhe gestellet wurden, oder von den Corybanten, den ersten Erfindern derselben. Außer dem schon angeführten Pollux, sagt auch Aristoteles, daß sie die Gestalt eines Dreyecks gehabt, so wie ersterer die Axones als viereckigt, und nicht aus Holz, sondern aus Erz gemacht, beschreibet.

Es ist nicht möglich zu bestimmen, wie viel Axones gewesen seyen. Die Schriftsteller beobachten desfalls ein allgemeines Stillschweigen. Sie wurden anfänglich in der Citadell verwahrt, nachher aber in das Prytaneum gebracht, damit ein jeder in alten Fällen seine Zuflucht zu denselben nehmen könnte. Indessen sagen einige, daß nur Abschriften derselben dahin gebracht worden, und daß das mit Solons eigner Hand geschriebene Original beständig in der Burg geblieben sey. Daher kam es, wie Pollux meynet, daß die Gesetze eingetheilt wurden, in της κατω θεν und της ανω θεν νομος. Der erstere Ausdruck soll die im Prytaneum befindliche, der andere aber die Originalien derselben, welche in der Citadell, oder in der Oberstadt sich befanden, anzeigen. Nach der Meynung anderer aber verstehet Demosthenes unter dem Ausdrucke εκκαιδεκα νομος, dessen er sich bediene, weiter nichts, als den untern Theil der Tafel. Ohnstreitig aber würde in diesem Falle Demosthenes, wie er sich anders in manchen Stellen zu thun pflegen, die Zahl der Tafel genennt, und uns nicht in Ansehung der Tafel, welche er eigentlich gemeint, in Ungewißheit gelassen haben. Hierzu kommt, daß der untere Theil der Tafel bisweilen den Anfang des Gesetzes enthalten konnte, den man auf eine unschickliche Art το κατω θεν, neu-

Digitized by Google

nen würde, als welches Wort etwas anzudeuten scheint, das unter dem übrigen, oder gegen das Ende einer Sache sich befindet. Eine Tafel war nemlich nicht allezeit groß genug das ganze Gesetz zu fassen, wie Plutarch lehret, in welchem man unter andern findet, daß das achte Gesetz auf der dreyzehnten Tafel eingegraben gewesen. Der berühmte Petit meynt, daß Demosthenes mit den Worten: ὁ κατωθεν νομος, nichts, als das Gesetz habe andeuten wollen, welches von ihm weiter unten, d. i. nachher, in eben der Rede angeführt worden. Noch andere verstehen diesen Ausdruck von der untern Zeile, weil die Gesetze βουστροφηδον, (s. diesen Artickel) sollen seyn geschrieben gewesen, oder, um dieses Wort kürzlich zu erklären, auf eine solche Art, daß die zwote Zeile umgekehrt und nach der entgegengesetzten Richtung geschrieben wird, folglich da anfängt, wo die erste aufhört. Die Gesetze verboten es auf das schärfste ein Decret auf irgend einer Tafel, einem Axon auszulöschen, oder das geringste daran zu ändern. Um dieses desto besser zu verhüten, waren gewisse Personen bestellet, die von ihrem Amte γραμματεις hießen, und deren Geschäfte es war, sowohl alle Verfälschungen der Tafeln zu verhindern, als auch, wie ihr Name zu erkennen giebt, die alten Gesetze abzuschreiben, und die neuen in die Tafeln einzutragen.

Axtstrich, heißt in der bürgerlichen Baukunst ein senkelrechter Mittelstrich a b, * welcher mitten durch eine Säule gehet, und zum Grunde der Zeichnung einer Säulen dienet, weil nicht nur die Höhen auf solchen getragen, sondern auch die Auslabungen von demselben an, auf den Axtstrich senkelrecht gezogen werden.

Axt, Beil, ein landwirthschaftliches, bekanntes Werkzeug, vornemlich zum Holzhauen bestimmt; je stärker das Holz ist, so damit behauen werden soll, je schwerer soll die Axt seyn. Die Axt des Zimmermanns ist also schwerer, als die Axt des Bauren; und da man die Axt zu unterschiedenen Arbeiten nöthig hat, so hat man auch Aexten von unterschiedenen Formen. — Die Axt, die so bekannt ist, bedarf einer weiteren Beschreibung wohl nicht. —

Axt der Zimmerleute, ist ein nützliches Werkzeug, welches nach dem Gebrauch verschiedene Gestalten und Benennungen erhält. Sie bedienen sich zu dem Ende, der Bind oder eigentlichen Zimmeraxt, das Bauholz zu beschlagen, und zu Waldrechten — einer Schlichtaxt es zu schlichten — einer Kreuz oder Stichaxt, die Zapfenlöcher auszustoßen und auszulochen. Ein Zimmergesell muß dieserhalb 5 Stück Werkzeuge mitbringen, und dem Meister vor jedes Stück so er ihme vorhält, wöchentlich einen Groschen innen lassen; nemlich: eine Zimmeraxt, eine Zwergaxt, eine Stichaxt, eine Schlichtaxt oder Beil und ein Winkeleisen. Im übrigen kommt die Hauptzusammensetzung einer vollkommenen Axt, wie gedacht, auf den Dertem oder Hebel, vornemlich aber auf den Keil, welches das fünfte Rüstzeug in der Mechanik ist, an. Aus der Lehre vom Keil in der Mechanik kann man also auch den rechten und verschiedenen Gebrauch, ja die eigentliche Natur dieses so nöthigen Werkzeuges verstehen. Ein jeder Keil bestehet aus einem festen Körper, der zwey schiefliegende Flächen ausmacht, und insonderheit nach den besondern Zwecken seines Gebrauchs, sehr harte und feste, folglich gut bestählet, und endlich auch mit Schärfe und Schneide an dem Zusammenlauf der zwey dünnen Enden des schiefliegenden Flächen versehen wird; denn wenn er bey harten oder weichen Materien nur zum spalten und auseinanderreißen, deren der Länge nach aneinander liegenden Fibern eines Körpers, z. E. eines Holzes, oder aber auch zugleich zum Stoß, Stich, und zum Schnitt des Körpers nach seinen Fibern in die Quere oder schief gebraucht werden soll, so siehet man, daß dadurch eine verschiedene Einrichtung entstehen muß. Und eben das ist die Ursache der verschiedenen Einrichtung einer Schlicht- Stich- und einer Bindaxt. Die spaltende Kraft verhält sich indessen zu dem Widerstand dessen, so man damit auseinander treiben will, wie die halbe Breite des Keiles zu der Länge der Linie, welche man sich von der Spitze oder Schärfe an, bis auf die Mitte der Grundlinie des dicken Endes, Kopfes, oder Nackens einer Axt einbilden kann. Wenn daher die halbe Dicke oder obere Stärke der Axt oftmals in der Länge derselben enthalten, so besitzet sie destomehr Vermögen, oder eine scharfe und daher lange Axt, richtet mehr aus, als eine stumpfe, dicke und kurze Axt. Auf diese Art kann man die Natur und das Vermögen aller Werkzeuge der Handwerker, wobey die Würkung durch einen Keil, und einer damit verbundenen Bewegungskraft eines Menschen, Thieres, des Wassers, oder des Gewichts ꝛc. erlangt wird, z. E. der Messer, Nadeln, Pfriemen, Scheeren, Zangen, Hobel, Schnitzemesser, Meißel ꝛc. gründlich erkennen. Und da man sie solchergestalt nicht nur sinnlich und nach der Einbildungskraft, sondern nach ihrem zureichenden Grunde erkennet, und gleichsam analasiret, so ist man im Stande, sehr viele Veränderungen, theils in ihrer Structur, theils in ihrer Verbindung mit den Bewegungskräften, und mit andern Rüst- und Werkzeugen, vorzunehmen und zu erfinden, neue Werkzeuge herauszubringen, oder ihren Gebrauch zu erleichtern, oder denselben würksamer zu machen. Bey einer Axt wird ihr Gebrauch sehr würksam durch den damit verbundenen Hebel, oder Stiehl, deßwegen der Axtkeil oben so eingerichtet ist, daß ein guter Stiel von frstem Holze in einem Loche seines Kopfes befestiget werden könne. Denn dadurch kann bey einer Axt nicht nur die Kraft eines Schlages von einem schwehren Körper, als eines Hammers oder Schlägels, oder des Gewichts, oder der Druck der Armen, sondern auch die Kraft ihrer eigenen Schwehre, vermittelst einer Hebung derselben, und eines Schwunges, folglich die Kraft der Arme noch auf andere Weise angebracht werden. Wenn die Handwerksleute durch praktische Zubereitung in der Mechanik in den Stand gesetzt würden, ihre Werkzeuge dergestalt zu untersuchen, und einzusehen, so würden sie nicht nur viel geschickter und vernünftiger damit umzugehen, viel leichter und ehe lernen, sondern auch ihren Gebrauch und Einrichtung selbst vervielfältigen, neue Erfindungen und Verbesserungen aber zu ihrer Arbeit machen können, wenn nur ein wenig lebhaftigkeit des Ingenii, und Uebung damit bey verschiedenen Objectis und Zwecken dazukämen. Im übrigen siehet man leicht, daß der Keil und dessen Anbringung vermittelst einer jetzt beschriebenen Axt überhaupt durch nichts anders, als die Mechanik erfunden, die Erfindung selbst aber damals erst veranlasset werden können, als die Menschen, sonderlich aus Holz, bequemere und künstlichere Gebäude aufzurichten anfiengen, das Metall des Eisens und Stahls aber schon längst bekannt gewesen. Denn ob man wohl auch in Indien Nationen gefunden, die aus hartem Holze solche Aexte gemachet, so hat man doch Nachricht, daß die ältesten Aexte von Eisen und

* s. Tafel Bürgerl. Baukunst, Fig. 26.

Digitized by Google

Stahl gewesen, wie sie es noch sind, daher es auch eine Waare der Grobschmiede, sonderlich aber der Zeug-, Beil- und Sägenschmiede ist, aus deren Händen die Zimmerleute solche bekommen. Denn bey uns stellet sie sich vor als ein eisernes, vorne mit Stahl belegtes, und mit einer Schärfe versehenes Werkzeug, welches aus dem Keil und einem hölzernen Stiel, den man Axtheim nennet, bestehet. Der Keil aber wird in die Schärfe, den Rumpf, und den Nacken, oder Kopf eingetheilet. In dem Kopf aber ist ein Auge, Ohr, oder Loch zur Befestigung des Axtheims gemachet. Die Heyden und unter denselbigen, sonderlich Plinius L. VII. H. N. schrieben die Erfindung der mechanischen Baukünste und Werkzeuge, und also auch das Werkzeug der Axt, dem im Alterthum so berühmten Künstler Dädalo von Athen zu. Allein da diese Leute lange nach den Zeiten Salomonis, ja sogar Elisa, gelebet, zur Zeit Salomons aber, sonderlich die Tyrier zum Tempelbau schon viele Zimmerleute gefunden, vormals auch die Stiftshütte in der Wüsten so wenig, als die erstaunenden Gebäude der alten Egypter, darunter das beschriehene Labyrinth, davon erst lange hernach Dädalus bey seinem Labyrinth in Creta das Muster nur genommen hat, ohne dieses Werkzeug nicht zu Wege gebracht werden können, zu Elisä Zeiten aber bekannter maßen, das Wunderwerck mit der Axt, die ins Wasser fiel, von dem Propheten aber schwimmend gemacht wurde, bereits vorgieng, der doch um Anno Mundi 3000 herum schon gelebet hat; so ist dieses Vorgeben mehr einer Prahlerey der Griechen, die sich alle Erfindungen bey den Alten zueigneten, und diese sonderlich aber auch die Römer desfalls hintergiengen, und folglich vor ein Vorgeben, so Plinius und andere aus Unwissenheit nachgeschrieben, zu halten. Polydorus hat also mehr Recht, wenn er die Erfindung den Hebräern zueignet, und wir werden nicht unrecht thun, wenn wir sie endlich in dem künstlichen alten Egypten suchen, wo alle Baukünste längst vor Mose floriret haben.

Axtdamen, sind Ritterinnen, welche im Jahr 1148 zu Tortosa in Arragonien von Raymundo Berengario, dem letzten Grafen von Barcellona, gestiftet worden; zum Andenken einiger tapfern Frauen, die die Stadt von einer Belagerung der Mohren, vermuthlich durch Hülfe der Aexte und Beile, befreyet hatten. Sie trugen einen langen Rock, und auf dem Haupt ein Mützchen, fast wie die Kapuciner, an welchem eine karmesinrothe Axt zu sehen war. Einige behaupten, sie hätten eine Axt oder ein Beil auf dem Rücken getragen, oder vielmehr ein Stückchen rothes Zeug, in Figur einer Axt, auf das Kleid genähet.

Ihre Vorrechte, die sie als Ordensdamen genossen, waren wichtig; denn sie waren von allen herrschaftlichen Abgaben frey. In Gesellschaften und bey Feyerlichkeiten hatten sie vor den Männern den Rang, (welcher hernach von den Axtdamen auf das französische und deutsche Frauenzimmer fortgeerbt ist) und nach der Männer Tod erbten sie alle Juwelen und weiblichen Hausrath für sich allein.

Axt stauchen, sagt der Beraschmidt, wenn er die Axt wieder ausschmiedet und zu fernerem Gebrauch tüchtig macht.

Aexte, steinerne, Secures lapideæ, Lithoglyphi arte factisecuri formes. Man findet dergleichen in alten Grabhügeln. Die gemeinen Leute sehen sie für Donnerkeile an, und gebrauchen sie zu mancherley abergläubischen Verrichtungen; es sind aber wirkliche Aexte von Stein, die in den ältesten Zeiten vielleicht als Kriegsgeräthschaft oder zu anderm Behuf im Gebrauch gewesen, wie noch in jenen Gegenden, wo der Gebrauch des Eisens nicht bekannt oder dasselbe selten ist, bis diese Zeit geschiehet.

Axungia, s. Fett.

Axyris, s. Miergel.

Ay, ist ein Doppellaut, welcher wie ei, oder ai lautet, und füglich entbehrt werden könnte, wenn man das y wegen den eigenthümlichen Namen; z. E. Mayn, Maynz und dergleichen selbst entbehren könnte; wiewohl verschiedene dasselbe auch in solchen Wörtern ausmerzen. Daß einige den Mund recht voll nehmen, wenn sie: ay, z. E. in Bayern u. s. f. aussprechen, ist kein Grund, denselbigen beyzubehalten. Denn diese Aussprache, worinnen statt: ay, beynahe: oy ausgesprochen wird, ist fehlerhaft.

Aychding, Aychinding, ein altdeutsches Wort, das einige du: rechtmäßiges Gericht, andere durch Gericht, das unter den Eichen gehalten wurde, erklären.

Aychen, ein Gefäß, s. Aichen.

Aycora, s. Massel.

Ayenia. Das unter diesem Namen bekannte Pflanzengeschlecht gehört in die vierte Ordnung der zwanzigsten Linneischen Klasse (*Gynandria pentandria*). Der Kelch bestehet aus fünf ausgebreiteten eyrunden zugespitzten verwelklichen Blättchen. Die Krone ist ebenfalls aus fünf oberwärts mit dem Honigbehälter in Gestalt eines Sternes verwachsenen Blättern, deren Nägel haarförmig sehr lang und herausgekrümmt sind. Die Platten der Kronblätter sind verkehrt herzförmig, herabgekehrt, so daß die Spitze mit dem keulförmigen Stachel in die Höhe stehet. Das glockenförmige Honigbehälter sitzt auf einer walzenförmigen geraden Säule, die so lang ist, als der Kelch. Die fünf Staubfäden sind sehr kurz, und stehen auf dem Rand des Honigbehälters. Ihre Staubbeutel sind rundlich. Der Stempel hat einen rundlichen Fruchtknoten auf dem Grunde des Honigbehälters, eine walzenförmige Staubröhre und eine stumpfe fünfseitige Narbe. Die auf die Blume folgende Saamenkapsel ist fünffächrich und fünfklappig; die darinn enthaltene Saamenkörner sind einzeln und länglich. Ueberhaupt hat der Bau der Blume so ein besonderes Ansehen, daß er sich ohne ein Gemälde nicht ganz deutlich beschreiben läßt. Man zählt drey Gattungen davon:

Große Ayenia, (*Ayenia magna* Linn.) mit herzförmigen haarigen Blättern und aufsitzenden Fruchtknoten. Sowohl diese als die beyden andern Gattungen wachsen in den Südländern, Jamaica und Cumana.

Filzige Ayenia, (*A. tomentosa* L.) mit eyrunden auch rundlichen filzigen Blättern.

Kleine Ayenia, (*A. pusilla* L.) mit herzförmigen glatten Blättern. Von dieser Gattung hat Hr. v. Linne seine Beschreibung des Geschlechts genommen, weil die andern sehr selten und von wenig Botanisten gesehen worden sind.

Aypi. Unter diesem Namen führt Leer eine Wurzel an, welche in Brasilien wächst, die Dicke eines Menschenschenkels haben soll, und von den Einwohnern zu einer Art von Mehl bereitet werde. Mehrere Nachricht haben wir nirgends finden können.

Ayri, s. Ebenholz.

Az, Azung, soviel als Speise. So heißt man einige Fütterungen des Viehes; den Abgang beym Bierbrauen, beym Brandweinbrennen, welchen man mit dem Vieh

Digitized by Google

verfüttert; Eichel und Buchekern im Wald, die man den Schweinen preisgiebt.

Azabe-Kaberi, wird die Strafe genennt, welche die Gottlosen, nach der Meynung der Mahomedaner, im Grabe auszustehen haben. Sobald ein Todter begraben ist, besucht ihn der Engel des Todes (Azrail), welcher von zwey andern Engeln, Monkir und Nekir, begleitet ist. Diese halten Untersuchung und Gericht über den Todten, den sie, wenn er gerecht gelebt hat, in Ruhe liegen lassen, wenn er aber schuldig befunden worden, mit großen Hämmern oder Stäben von Eisen zerschlagen. Wenn sie fortgehen, so schließt die Erde den Todten so fest zusammen, daß er große Schmerzen empfindet. Hierauf kommen zwey Engel aus der Hölle, welche dem Todten eine sehr häßliche Creatur oder Ungeheuer zur Gesellschaft bringen; am Tage des Gerichts aber wird der Todte zur Hölle verwiesen, woselbst er die von der göttlichen Gerechtigkeit verordnete Zeit aushalten muß.

Azalea, s. Felsenstrauch.

Azamoglan, sonst auch Agam-Oglan, Agem-Oglan, Agiamoglan, und Azcmoglan, sind Knaben, welche der türkische Sultan zu Janitscharen bestimmt hat, und dazu auferziehen läßt. Das Wort kömmt her vom Arabischen, barbarus, und puer; müßte also eigentlich Agam-Golam geschrieben, und übersetzt werden, Kinder der Unglaubigen.

Es werden nemlich an einigen Orten in der Türkey von den Christen, statt des Tributs für die Religionsfreyheit, Kinder aufgehoben. Der Großsultan schickt zu diesem Geschäft eigne Commissarien aus, welche allemal den dritten Knaben den Eltern wegnehmen, und zwar immer die schönsten und stärksten, die sie bey ihnen finden.

Diese werden nach Gallipoli oder Constantinopel gebracht, wo man sie vor allen Dingen beschneidet, alsdann die türkische Sprache lehret, in der mahommedanischen Religion unterrichtet, und, wenn sie größer werden, in den Waffen übet, bis sie tüchtig sind, zu den Janitscharen oder regulirten Truppen genommen zu werden.

Diejenigen, welche zu Janitscharen nicht tauglich sind, werden zu den niedrigsten Verrichtungen im Serail gebraucht: als Küchenjungen, Gartenjungen, Pferdsknechte u. s. w. Ihr ganzes Glück, das sie in diesem Stande machen können, besteht darinn, daß sie sich bis zu einem kleinen Aemtchen emporschwingen, wobey sie täglich sieben bis acht Asper zum Sold haben; denn gewöhnlich bekommen sie gar nichts. Diejenigen hingegen, welche Janitscharen werden, kommen in gute Umstände und genießen das beste Leben. Sie sind die vornehmste Stütze des türkischen Thrones, und werden deswegen frühe zur Treue gegen den Sultan angewöhnt. Zehen bis zwölf Jahre aufs höchste sind sie alt, wenn sie in das Erziehungshaus der Azamoglans gebracht werden. Von dieser Zeit an kennen sie keinen andern Vater, als den Sultan, der sie ernährt. Daher vergessen sie ihre Eltern und Anverwandten, deren Armen sie entrissen worden, gänzlich. Und dies ist die Ursache, warum keines Muselmanns Kinder, sondern lauter Unglaubige, und zwar aus entfernten Gegenden, dazu genommen werden. Man befürchtet, jene möchten noch eine gewisse Anhänglichkeit gegen die Ihrigen behalten, und darüber etwas von ihrer Treue dem Sultan entziehen, oder wohl gar weglaufen und ihre alte Ernährer wieder suchen.

Allein man irret sich sehr, wenn man alle Janitscharen für geraubte Christenkinder halten will. Der Kindertribut ist heutiges Tages fast überall abgeschafft, und die Christen bezahlen ihre Religionsfreyheit lieber mit schwerem Gelde, als daß sie sich ihre Kinder nehmen lassen. Nur in einigen armen Gegenden, z. E. in Mingrelien und um das schwarze Meer; desgleichen in Morea, Albanien und Griechenland, wo der Druck etwas hart ist, geschiehet es noch zuweilen, daß den Christen ihre Kinder weggenommen werden, wenn sie entweder zu arm sind, ihren Tribut zu bezahlen, oder wenn man bey übler Laune Ursache an sie sucht, um sie zu entkräften. Sonst hat der Sultan Mittel genug, um seine Janitscharenschule beständig voll zu erhalten. Der Name Azamoglan kömmt allen denen zu, welche sich in dem Erziehungshaus befinden, wo sie zu Janitscharen bestimmt sind; sie seyen nun von Christen, Juden, Tatarn oder sonst woher. Der Sultan nimmt sie von allen Völkern. Er erkauft sie von Tatarn, Georgiern, Turkomannen und dergleichen Völkern, die als Kinderdiebe bekannt sind. Diese stehlen sie nicht allein von ihren Feinden, sondern auch — besonders in Georgien — von ihren Freunden und Nachbarn, und verkaufen sie hernach, wo sie können. Ferner nimmt der Sultan zu Azamoglans alle Knaben, die er im Krieg gefangen bekommt. Und endlich bekommt er auch viele Ueberläufer, Vagabunden und böse Buben, die aufgefangen werden, oder Sclaven, die ihm geschenkt werden.

Findet man bey einem Azamoglan ein außerordentliches Genie, so erhebt man ihn unter die Jchoglans (s. dieses Wort), und läßt ihn am Hofe studiren. Beyde zusammen kosten den Sultan jährlich soviel, daß er dafür eine regulirte Armee von vielen Tausenden halten könnte.

Azareka, eine keyerische Parthey unter den Mahomedanern, welche keine geistliche noch weltliche Macht über sich erkennen wollten, den Ommajadischen Chalifen zwar eine zeitlang viel Verdruß machten, und verschiedene Schlachten lieferten, aber eben wegen dieses ihres Grundsatzes in die Länge nicht bestehen konnten, und ausgerottet wurden. Sie sollen ihren Ursprung von einem gewissen Nafi Ben (Sohn des) Azrack haben, und gehören in die letzte Hälfte des siebenten Jahrhunderts.

Azarole, s. Hagedorn.

Azafar, ist ein Beyname der Myrabolanen.

Azazel, hebräisch עזאזל. Hierdurch wird derjenige Bock bezeichnet, auf welchen an dem großen Versöhnungstag der Juden die Sünden des ganzen Volks gelegt, und welcher darauf hinaus in die Wüste gejagt wurde. So einstimmig die Ausleger hierüber sind, so uneinig sind sie in der Erklärung dieses Worts. Einige verstehen darunter den Bock selbsten, der weggeführt wurde, und nehmen an, daß das Wort aus עז und אזל zusammengesetzt sey. Andere verstehen hierunter den Gegenstand, wozu der Bock bestimmt gewesen, und glauben, daß es der Teufel sey, dem der Bock zugeschickt worden wäre. Sie berufen sich hauptsächlich auf das ל welches 3 B. Mos. 16, 8. für diesem Wort stehe. Noch andere halten dafür Azazel sey der Name desjenigen Orts, wo der Bock hingeführt worden wäre; es sey nemlich ein Berg gewesen, neunzig Stadien von Jerusalem entfernt, wo dieser Bock hingeführt worden wäre; oder nach anderer Meynung ein steiler Felsen, wo er herabgestürzt worden wäre. Von allen diesen Meynungen gehen diejenigen ab, die das Wort Azazel, weder durch Bock, noch durch einen Ort, übersetzen; sondern die es

Digitized by Google

durch: für die Heerde, erkläret. Ihre Meynung ist kürzlich diese. Die zwey Böcke, die für dem Herrn gestellt wurden, machten nur ein einziges Opfer aus, welches ein Vorbild Christi seyn sollte. Hebr. 9, 7-12. Beyde Böcke waren zur Versöhnung bestimmt. Der lebendige Bock, der weggeführt werden sollte, wird v. 20. ausdrücklich von Azazel unterschieden: der eine Bock dem Jehova, der andere dem Azazel. Durch jenen wird die Genugthuung angezeigt, die Gott geschehen ist; durch diesen der Nutze, den die Menschen davon geniessen sollten. Durch לעזאזל wird also nichts anders angezeigt als: der Heerde, d. i. zur Versöhnung des Volks. Nun mag der Leser aus diesen verschiedenen Meynungen eine wählen, welche er will. Wir wollen nichts entscheiden; sondern die Ceremonien unter welchen der Bock לעזאזל hinausgeführt worden, erzählen. Nachdem der Bock, der hinweggeführt werden sollte, durch das Loos bestimmt, und der andere Bock geopfert war; so näherte sich ihm der Hoheprieser, that eine feyerliche Bekenntnis der Sünden, und legte solche auf ihn. Er wurde hierauf hinaus in die Wüsten Zuck geführt, welche 12000 Schritte von Jerusalem war. Hiezu wurde ein besonderer Mann bestellt, den man zuvor wohl unterrichtete, was er thun sollte. Man nahm nicht gern einen Israeliten, sondern lieber einen Fremdling dazu. Sobald dieser den Bock ergriffen hatte, so drung jedermann auf ihn, daß er eilen sollte. Von der Stadt an, bis zur Wüsten Zuck, waren zehen Hütten aufgerichtet, in welche des Tags vorher etwas Wasser und Speise gebracht wurde. So wie der Mann mit seinem Bock vor einer Hütte vorbey kam, so wurde ihm etwas Speise und Trank angeboten. In einer jeden Hütte waren etliche Personen, die ihn bis zur nächsten Hütte begleiteten. Wenn er an den Ort der Bestimmung gekommen war, so theilte er das Scharlachband, das dem Bock unmittelbar nach der Verlesung umgebunden worden war, entzwey; band die eine Hälfte an den Felsen, und die andere dem Bock zwischen die Hörner. Hierauf stürzte er ihn rücklings über den Felsen hinunter, daß er sich an den Klippen zerschmetterte. Und hierauf kehrte der Mann wieder zurück, und wusch seine Kleider. Die Rabbinen setzen nun noch allerhand Zusätze hinzu. Sie sagen, wenn das Scharlachband weiß geworden wäre, so wäre dieses ein Zeichen der gewissen Erhörung und Vergebung der Sünden gewesen; wäre es aber roth geblieben, so wäre dieses ein böses Zeichen gewesen. Im ersten Fall hätte der Führer sogleich ins Horn geblasen, und dieses Zeichen, wäre von einem Zelt zum andern, bis in die Stadt gekommen. Auch soll im ersten Tempel das Band nicht mit in die Wüste hinaus gebracht, sondern über des Tempels Thür aufgehängt worden seyn, damit das Volk ein sichtbares Zeichen der gnädigen Erhörung Gottes, und der Vergebung ihrer Sünden haben möchte. s. Feste der Juden.

Azazil, ist der Name derjenigen Engel, die nach der Lehre der Mahomedaner dem Thron Gottes am nächsten sind. Sie werden gemeiniglich den Astrafil (Seraphim) oder den Kerubim (Cherubim) beygesellt. Wenn Gott den Creaturen Gnade erzeigt, so sagen sie: von dir, Herr, kommt alle unsere Glückseligkeit.

Azebro, eine Gattung wilder Pferde in Niederaethiopien, die ungemein schnell laufen, aber schwer lebendig zu fangen und mit sehr großer Mühe zu zähmen sind. Ihr Fell ist scheckigt und voll weißer und schwarzer Flecken, welche mit noch andern, die sich aufs rothe und blaue ziehen, untermenget sind.

Azedarach, (*Melia Linn.*) s. Zedarach.

Azelfoge, werden zwey Sterne der vierten Größe im Schwanze des Schwanen genennet, welche Bayer mit ν bezeichnet.

Azen, Aezen, Aesen: wenn man dem jungen Vieh, sonderlich dem Federvieh, da es selbst noch nicht zu fressen versthet, die Speise ins Maul, in den Schnabel giebt. s. Aesen.

Azerbo, s. Zebrapferd.

Azereth, wurde der achte Tag des Laubertüttenfestes genennt. Das hebräische עצרת wird auf verschiedene Art übersetzt. Einige übersetzen es, durch eine feyerliche Versammlung; andere aber mit mehrerm Recht, eine Aufhaltung, weil sich das Volk an diesem Tage noch zu Jerusalem aufhalten mußte. Bey den andern Festen sagen die Rabbinen, war man nicht gezwungen, bis an das Ende derselben zu Jerusalem zu bleiben; aber bey diesem mußte man, wenn das Fest vorbey war, sich noch einen Tag aufhalten. In einer solchen allgemeinen Bedeutung wird auch der letzte Tag des Passahfestes, ingleichen auch des Pfingstfestes Azereth, und Asartha genennt; wie denn auch alle große Solennitäten, in der Religion manchmal Azereth genennt werden. In der eigentlichen Bedeutung aber ist es der letzte Tag des Laubertüttenfestes, welcher auch Joh. 7, 37. der letzte und große Tag des Festes genennt wird. Man las an diesem Tag die letzte Paraschah, welches aber von andern bestritten wird. Es war dieser Tag nicht sowohl ein Theil des Festes, als vielmehr ein besonderes Fest, oder Beschluß des Festes. Dieser Tag wurde in Freuden mit Opfern und andern Ceremonien zugebracht, doch war er nicht so herrlich, als die ersten sieben Tage. Es wurde zwar beym Morgen- und Abendopfer, Trank- und Speisopfer geopfert, und auch eine Nachfreude gehalten; aber es wurden doch nicht so viel Farren, als an den ersten Tagen, geopfert, nemlich nur sechse, nebst zween Widdern und vierzehen jährige Lämmern; auch trugen sie an diesem Tage keine Büsche, oder Lulab, hatten auch keine Citronen, oder Esroh, in den Händen, wohnten auch nicht mehr in ihren Hütten, sondern in ihren Häusern. Der Rabbi Moses Ben Maimon giebt hievon die Ursache an, um die Freude ganz vollkommen zu machen, welches in Hütten nicht so gut, als in Häusern geschehen könnte. Es wurde an diesem Tag das große Hallel gesungen, und der Morgendienst mit einem feyerlichen Seegen geendigt. An diesem Tage hielten sie auch Gottesdienst in ihren Schulen, sungen und beteten darinnen, und beschlossen den Tag mit Freuden. Die heutigen Juden nennen zwar den achten Tag auch עצרת שמיני aber es ist nicht der letzte Tag des Festes, sondern sie haben noch einen Tag hinzu gesetzt, den sie שמחת תורת Simhas Thorah, oder die Gesetzfreude nennen; davon wir an seinem Ort reden werden. s. Feste der Juden.

Azimech. Es giebt zwey Sterne am Himmel, die diesen Namen führen. Der erste, ein Stern der ersten Größe, der sonst Arcturus heißt und von Bayer mit α bezeichnet ist, stehet in Bootes und zwar unten im Saume seines Rockes. Der andere findet sich in der Garbe oder Haar der Berenice und hat bey Bayer den Buchstaben L.

Azimuth, heißt in der Astronomie der Bogen * des Horizontes AH oder AR, der zwischen dem Mittagskreise des Ortes, wo wir uns befinden, HZ RN und dem Verticalkreise ZSN, worinn die Sonne oder ein anderer Stern S stehet, begriffen ist. Also hat der

* s. Astron. Taf. Fig. 11.

Stern kein Azimuth, wenn er im Mittagskreise selbst stehet, und das Azimuth HA oder RB des im Aufgang oder Niedergang begriffenen Sternes A oder B vom Quadranten HO oder OR abgezogen, lässet die amplitudinem ortivam oder occiduam meridionalem AO oder septentrionalem OB übrig. s. Amplitudo. Um das Azimuth eines Sternes ohne Azimuthalquadrant zu messen, ziehet man auf einer horizontalen Ebene die Mittagslinie AE* und hänget in C einen Faden CA dergestalt auf, daß die feine Spitze des unten daran befestigten Gewichtes A so nahe, als möglich, über derselben schwebe. Man hänget ferner in D einen andern Faden DB mit einem gleichfalls unten fein zugespitzten und die Horizontalfläche beynahe erreichenden Gewichte B auf und erwartet den Augenblick, da man den Stern mit beyden Faden in einer Ebene siehet. Hierauf zeichnet man sich den Punct B und ziehet von demselben nach A und einem andern beliebigen Puncte E in der Horizontallinie die beyden graden Linien AB und BE. Denn wenn man diese nebst AE vermittelst eines in kleine Theile getheilten Maasstabes misset, so kann man durch die Trigonometrie den Winkel BAE berechnen, dessen Maas der Bogen des Horizontes ist, den man suchet. Ein anderer Gehülfe kann zugleich mit einem Quadranten die Höhe des Sternes messen. Wenn man durch Hülfe der Himmelskugel das Azimuth der Sonne auf eine gegebene Zeit finden will: so stellet man zuvörderst die Kugel auf die Polhöhe des vorgeschriebenen Ortes; schraubet den Höhenquadranten am Zenith an; bringt den Ort der Sonne, den man allenfalls aus dem Kalender ersehen kann, unter den Mittagskreis; stellet den Zeiger auf die zwölfte Stunde des Stundenkreises; drehet die Kugel, bis der Zeiger auf die vorgeschriebene Stunde weiset; wendet den Höhenquadranten, bis er durch den Ort der Sonne, oder durch einen gegebenen Stern, dessen Azimuth man wissen will, gehet, und zählet die Grade des Horizontes von dem Mittagskreise an bis an den Ort, wo der Höhenquadrant einfället. Mehrere dergleichen Aufgaben z. E. aus den gegebenen Orten der Sonne und dem Azimuth der Sonne oder eines Sternes die Stunde des Tages zu finden u. dgl. wird man nunmehro von sich selbst aufzulösen wissen. Eben dasselbe aber durch Rechnung auszurichten, wird man aus diesem Buche nicht zu lernen verlangen.

Azimuthal-Compaß, s. Compaß.

Azimuthal-Kreise, sind eben das, was man auch sonst Verticalkreise nennet, nemlich Kreise, die durch das Zenith und Nadir laufen und folglich auf dem Horizonte senkrecht stehen. Ein solcher ist ZSAN**. Auf ihm wird die Höhe des Sternes AS gemessen und durch ihn wird das Azimuth AH oder HR abgeschnitten, von welchem letztern Gebrauch er seinen Namen hat.

Azimuthal-Quadrant, ist ein gewöhnlicher astronomischer Quadrant, der sich um den Mittelpunct eines gleichfalls fein getheilten horizontalen Ringes, dessen o und 180ter Grad genau auf die Mittagslinie fallen, in einer beständigen verticalen Stellung herumdrehen lässet. Wenn das Fernrohr genau mit der Fläche des beweglichen Quadranten parallel liegt, so schneidet letzte auf dem horizontalen Ringe zugleich das Azimuth ab, wenn man die Höhe des Sternes misset. Man hat dem Instrumente verschiedene Einrichtungen gegeben, deren eine vor der andern in Ansehung der Bequemlichkeit und Genauigkeit den Vorzug verdient. s. Quadrant.

* s. Astron. Tab. Fig. 12.

** s. Ebendas. Fig. 11.

Azimuthal-Sonnenuhr, heißet eine jede horizontal- oder vertical- u. s. w. Sonnenuhr, in welche die Azimuthe eingetragen sind. In der Horizontaluhr bestehen diese Azimuthe in graden aus dem senkrecht unter der Zeigerspitze liegenden Puncte gezogenen, in der Verticaluhr in andern graden mit der Mittagslinie gleichlaufenden Linien, durch deren Berührung mit dem Schatten der Zeigerspitze das der Zone zu selbiger Zeit zukommende Azimuth angezeiget wird. Im Artikel Sonnenuhr wird sich besser beschreiben lassen, wie diese Linien gezeichnet werden.

Azinge, Aeoge, hieß unter den Friesen im mittlern Zeitalter der Richter, welchen eine Gemeinde sich selbst erwählt hatte. s. auch Asingsrecht.

Azius, nannten einige ältere Chymisten die Steine, auf denen ein Salz ausschlägt oder wächst.

Azlam, werden die Pfeile genennt, deren sich die arabischen Göhendiener bedienten, womit sie eine Art von Wahrsagerey trieben. Diese Pfeile hatten weder Eisen noch Federn, sondern waren aus bloßem Rohr gemacht. Die Art, wie sie ihre Wahrsagerey damit trieben, war folgende. Das Haupt der Wahrsager, den sie in ihrer Sprache Mohawer Hobal nennten, hatte einen Sack in der Hand; in diesen steckten sie drey von diesen Pfeilen. Auf dem einen Pfeil stunden die Worte: Herr, gieb mir Befehl; auf dem andern: Herr verbiete oder verhindere es; der dritte hatte gar keine Aufschrift. Wollte nun jemand über eine vorzunehmende Handlung das Orakel des Götzen um Rath fragen; so gieng er zu dem Wahrsager, doch nicht mit leerer Hand, sondern er brachte ihm Geschenke mit. Der Sack mit den Pfeilen wurde darauf gerüttelt, und so wie ein Pfeil zuerst heraus kam, so bestimmte er die Antwort. Kam derjenige zu erst heraus, auf welchem stund: Herr, gieb mir Befehl, so unternahm der Araber die Handlung, worüber er gefragt hatte, unverzüglich. Kam der gwopte, mit der Aufschrift: Herr verbiete es, zu erst heraus, so wurde die Handlung noch ein Jahr verschoben. Kam endlich der Pfeil ohne Ueberschrift heraus, so mußte das Loos noch einmal gezogen werden. Die alten Araber brauchten diese Wahrsagungen bey allen Vorfallenheiten, bey Heyrathen, Beschneidungen, Reisen, Kriegsrüstungen, Theilungen u. dgl. Diese Art der Wahrsagung war sehr alt, und man findet ihrer schon beym Ezechiel 21, 21. gedacht. Ueber welche Stelle der heil. Hieronymus folgende Anmerkung macht: „ sie schrieben die Namen der Städte, die sie angreifen wollten, auf Pfeile; diese steckten sie in einen Sack oder Köcher, und zogen sie heraus, wie man das Loos zieht. Diejenige Stadt nun, deren Name zu erst heraus gezogen wurde, war zuerst mit Krieg überzogen. Obgleich Muhamed seinen Anhängern diese Wahrsagung verboten hat; so findet man dennoch auch noch heut zu Tage in den Morgenländern solche Wahrsager. Sie sitzen auf der Erde, lesen etliche Capitel aus dem Koran, und geben Acht, wie sich die Pfeile, die sie vor sich liegen haben, bewegen. s. Belomantie, auch Rhabdomantie.

Azoch, Azoth oder **Azock**. Die Bedeutung dieser chymischen Benennung ist nicht ganz bestimmt; denn die ältern Chymisten und Alchymisten haben mehrere Dinge damit belegt. Es bedeutet bey einigen ein allgemeines Auflösungsmittel (s. diesen Artickel) bey einigen ein Gemisch aus Quecksilber, Gold und Silber, welches für ein vortreffliches Arzneymittel ausgegeben wurde. Die Alchymisten geben dem beseelten Mercurius oder dem Quecksilber, welches die vermehrende und verwandelnde Goldtheile in sich enthält, diesen Namen. Auch das aus

Digitized by Google

edlen Metallen gezogene Quecksilber, und endlich das durch Kunst fixirte Quecksilber (welches aber wohl nie existirt hat) wird also benennet. Ueberhaupt wenn ein Alchymist seinem Mercurius seltene Eigenschaften und Wirkungen zuschreibt, nannte er ihn ein wahres Azoth.

Azogeschiffe, heißen in Spanien diejenige Schiffe, welche das Quecksilber aus Cadix nach Mexico fahren.

Azoni, Azones. Die Römer verehrten unter diesem Namen gewisse Gottheiten, welche man aller Orten ohne Unterschied anbeten konnte, wo man auch nur immer mehr seyn mogte, so daß also diese Gottheiten an keine Zone gebunden und in keinen Himmelsstrich eingeschränkt waren, wie z. B. die Sonne, der Mond, der Pluto. Azoni Dii waren auch diejenigen, welche von zween feindlichen Partheien angebetet wurden, wie Mars, Bellona, Victoria.

Bey den Lateinern hießen sie auch in ihrer Sprache communes dii, gemeinschaftliche Götter. Dieser Aberglaube fand schon bey den Chaldäern statt, deren Götter zum Theil ihre Gottheit nur in gewissen Gegenden äußern konnten, Cœnacor hießen, da im Gegentheile andere an allen Orten würksam, und also a Cœno, waren. Jene bewohnten die sichtbaren Theile der Welt, deren Grenzen sie nicht überschreiten durften. Auch herrschte diese Meynung bey den Egyptiern, und Serapis, Isis, und Osiris waren Azoni.

Azonus bezeichnet auch wegen des Eigenthümlichen in der römischen und griechischen Tracht, einen, der seine Toga oder das Pallium übel aufgeschürzt hatte, discinctus, malecinctus, welches als ein Merkmal der Liederlichkeit angesehen wurde. Und weil der Gürtel cingulum, baltheus, ein Hauptstück der römischen Soldatenkleidung ausmachte, so bezeichnet auch das Wort discinctus, azonos einen muthlosen. Vielleicht in diesem gedoppelten Verstande warnte Sylla den Pompejus vor dem jungen Cäsar mit diesen Worten: cave tibi illum puerum male præcinctum.

Azonvalala. Diesen Namen führet eine auf der Insel Madagascar wachsende Frucht. Sie soll die Größe der Johannisbeeren haben, angenehm von Geschmack seyn und auf einer buschigen Staude wachsen.

Azophi, ein Gestirn, s. Otache.

Azoth, s. Azoch.

Azotos, heißt im Griechischen ungegürtet, und figürlich liederlich. Die griechische Christen benennen den Sonntag Septuagesima so, weil an demselbigen das Evangelium vom verlohrnen Sohn verlesen wird.

Azusa, ein Thier davon wir weiter keine Beschreibung haben; als daß es in vielen Gegenden von America lebet, und das Menschenfleisch so begierig frißt, daß es sogar die Leichname auf den Kirchhöfen auswühlet.

Azrail, ist der Name des austreibenden Engels bey den Mahomedanern, welcher die Seelen von dem Körper absondert, oder der Engel des Todes. Dieser Engel soll auch bey der Schöpfung Adams gebraucht worden seyn. Gott schickte die Engel Gabriel, Michael, und Israfil nach einander aus, um ihm sieben Hände voll Erde aus verschiedenen Gegenden, und von mancherley Farben zu holen. Allein die Erde hat dieselbigen, sie möchten Gott vorstellen, daß sie beförchte, es möchte das Geschöpf, das aus ihr gebildet werden sollte, wider Gott einen Aufruhr erregen, und ihr darüber den Fluch zuziehen. Die Engel giengen hierauf unverrichteter Sache fort, worauf Azrail hingesandt wurde, der sich nicht an die Bitte kehrte, sondern Erde überbrachte. Deswegen muß er nun die Seelen von dem Körper trennen.

Azubene, ist die Benennung theils eines einzelen Sternes im Krebse, der schon oben unter dem Namen Acubene vorgekommen, theils des ganzen Sternbildes der Waage, unter welchem Titel davon geredet werden wird.

Azubo. Unter diesem Namen beschreibt Oviedo eine kleine, apfelförmige, wohlschmeckende indianische Frucht, welche von den dortigen Einwohnern rohe und eingemacht genossen wird.

Azung, s. Azungsgerechtigkeit.

Azurblau. Man giebt diesen Namen mehreren blauen Farben. Das Bergblau, der Ultramarin werden nicht allein so genennt, sondern auch in Frankreich heißt man die blaue Stärke oder Schmalte Azur; von diesen dreyen Producten wird in besonderen Artikeln gehandelt werden.

Azurium, ist eine Benennung älterer Chymisten die sie der Mischung aus Quecksilber, Schwefel und Salmiak geben.

Azurnis, von Azur. Ein Name der Chorherren des heil. Georgs in Alga, der von ihrer blauen Kleidung hergenommen ist.

Azurstein. Dieser Name, der dem Lazurstein, Lapis Lazuli, wegen seiner himmelblauen Farbe auch beygelegt wird, kommt ursprünglich aus dem Arabischen her, und wird von dem Wort Azul, welches den Himmel bedeuten soll, hergeleitet.

Azygos, s. unter Blutadern, Ader ohne Paar.

Azyma, heißen überhaupt Brode, in welchem kein Sauerteig war; insonderheit verstehet man darunter diejenigen Brode, oder Kuchen, die die Juden auf ihrem Osterfest essen mußten, und welches daher auch das Fest der ungesäuerten Brode genennt wurde. Gott hatte unter den härtesten Strafen verboten, daß die Juden während der Feyer des Osterfestes kein gesäuertes Brod essen durften; alles, was vom Sauerteig vorhanden war, mußte aus dem Hause geschaft werden. Den Teig vor der Zubereitung dieser Brode schöpfte der Hausvater selbst das Wasser dazu, und verwahrte es verdeckt in seinem Hause. Den folgenden Tag, nemlich den 14ten des Monats Nisan, machte die Hausmutter süße und ungesäuerte Kuchen. Einen Theil von dem Teig brachte sie in den Tempel, und überlieferte ihn den Priestern; aus den übrigen machte sie ihre Kuchen zurecht, bildete sie rund und dünn, und stach viele Löcher hinein, damit die Luft hindurch gehen, und alle Säuerung abhalten möchte. Weil nun diese Brode sehr ungeschmackt waren, und sie die Juden zugleich an ihr ausgestandenes Elend und eilfertige Flucht aus Egypten erinnern sollten; so wurden sie 5 B. Mos. 16, 3. Brode des Elends genennt. Heut zu Tage sind die Juden mit Ausfegung des Sauerteigs und mit Zubereitung ihrer MWD oder Mazzen, d. i. ungesäuerter Kuchen, ungemein sorgfältig beschäftigt. Wenn es am 13ten des Monats Nisan völlig Nacht ist, so zündet der Hausvater ein einfaches Wachslicht an, nimmt einen Kehrwisch und Löffel, und gehet damit im ganzen Hause herum, und suchet alles Brod zusammen; die Brumen kehrt er in den Löffel, und sagt dabey den Segen: gelobet seyst du, Herr, unser Gott, du König der Welt, der du uns geheiligt hast mit deinen Geboten und hast uns befohlen, den Sauerteig auszufegen; darauf sagt er: alles gesäuerte, was bey mir ist, was ich weder gesehen, noch aufgehoben habe, das soll zerstreuet und dem Staub der Erde gleich gemacht werden. Er nimmt darauf alles mit einander und bindet es in ein Bündelein; hänget solches an einen Ort auf, wo keine Mäuse dazu kommen können. In der

Digitized by Google

Ausfegung des Sauerteigs ſind ſie bis zum Aberglauben gewiſſenhaft. Z. E. wenn zwey Judenhäuſer neben einander ſtehen, und es gehet von dem einen in das andere ein Loch durch die Wand; ſo müſſen ſie die Hand durch das Loch ſtecken, um allen Sauerteig, wenn etwas davon darinnen ſeyn ſollte, wegzuſchaffen. Alles zuſammengeſammelte Geſäuerte muß der Jud den folgenden Tag entweder verkaufen, oder verbrennen. Nunmehr, wenn das Haus gereinigt iſt, ſo ſchreiten ſie zur Verfertigung der ungeſäuerten Kuchen. Den Maizen, aus deſſen Mehl ſolche verfertigt werden, müſſen ſie ſchon dreyßig Tage vor Oſtern in Bereitſchaft haben; ſie müſſen ſolchen ſelbſt in die Mühle bringen; der Müller muß den Stein auf welchem er gemahlen werden ſoll, ſauber abputzen, von neuen zuhauen, und einen neuen Beutel an dem Mehlkaſten machen; ſollte etwa in der Mühle ein Gang neben demjenigen ſeyn, auf welchem der Jude ſein Oſtermehl bereitet, ſo muß ein Tuch dazwiſchen gehängt werden, damit kein Staubchen fremdes Mehl unter des Juden ſeines komme; der Jud muß nicht nur ſelbſten beym Mahlen bleiben, und wohl zuſehen, daß kein fremdes Mehl darunter komme, ſondern er darf es auch nicht einmal durch einen andern, vielweniger durch einen Chriſten, mahlen laſſen; zu dem Mehl müſſen ſie ganz neue Säcke nehmen, oder wenigſtens die Räthe an den alten Säcken auftrennen, und ſolche ſorgfältig auswaſchen, damit kein altes Mehl darinnen bleibe; den Maizen müſſen ſie etliche Tage vorher mahlen, ehe ſie Kuchen backen, damit das Mehl nicht noch warm ſey, und noch der Anfeuchtung in eine Gährung gerathe. So ſorgfältig die Juden in der Zubereitung des Mehls ſind, eben ſo ſorgfältig ſind ſie auch in Abſicht auf das Waſſer, welches ſie zu ihren Oſterkuchen gebrauchen. Sie nehmen einen ganz neuen Topf und bedecken ihn oben mit feinem weißen ungeſteiften Tuch; hiedurch laſſen ſie das Waſſer hindurch laufen, damit nichts Unſauberes hineinkomme. Das Waſſer behalten ſie in zween neuen reinen Geſchirren auf, und zwar in dem einen zu denjenigen Matzen, die ſie מצות מצוה Mazzoth Mizveh nennen, d. i. über welche ſie die zwey erſten Segen ſprechen; in den andern zu denjenigen, welche ſie das Feſt über eſſen. Wenn ſie das Waſſer ſchöpfen, ſo müſſen ſie dabey ausdrücklich ſagen, wozu ſie jetzt das Waſſer ſchöpfen. Dieſes behalten ſie über Nacht in ihren Häuſern an einem kühlen Ort auf. Sollte in dieſer Nacht etwa Tekupha einfallen, oder ein Todter ſich im Hauſe befinden, wo ſie alles Waſſer ausſchütten müſſen; ſo iſt das Waſſer, ſo zu den Oſterkuchen beſtimmt iſt, davon ausgenommen. Damit ſie nun nicht zuviel oder zu wenig von dem Waſſer nehmen, ſo meſſen ſie es auf folgende Art. Sie füllen einen Topf mit Waſſer bis oben an, hernach werfen ſie 43 Hühnereyer hinein, was überläuft, iſt bey ihnen ein Epha, und damit machen ſie den Teig an. Den Teig ſetzen die Weiber recht feſt an, und verdünnen ihn hernach. Sie legen ihn darauf auf einen Tiſch und würken ihn aus, thun aber weder Salz noch Gewürz daran; ſie bearbeiten ihn beſtändig, ohne ihn eine Minute ruhen zu laſſen; ſie arbeiten ſo emſig, daß ihnen der Schweiß ausbricht; mit dieſem Schweiß waſchen ſie ſich die Stirne ab, und berufen ſich auf Ezech. 9, 4. wo ſie das מצות auf den Schweiß bey dem Matzenkneten anwenden. Sie machen dabey allerhand wunderliche Geberden. Aus dieſem Teig nun machen ſie runde Kuchen, die ſie voller Löcher ſtopfen, damit ſie nicht aufgehen, ſchießen ſie alsdenn in den Backofen und backen ſie, hüten ſich aber, daß ſie nicht braun werden. Zuerſt machen ſie neun ſolcher Kuchen, die ſie מצות מצוה die Kuchen des Gebots nennen; an den drey erſten machen ſie gewiſſe Zeichen, woran ſie ſie kennen können; der erſte iſt für den Prieſter, der zweyte für den Leviten, und der dritte für den Iſraeliten, weil ſie Gott ſelbſten in dieſe drey Claſſen getheilt habe. Wenn die Matzen in dem Ofen ſind, ſo müſſen ſie genau darauf ſehen, daß ſie einander nicht berühren und wohl ausgebacken werden, ſonſt ſind ſie unbrauchbar.

Die Juden machen auch noch einen beſondern Matzen, den ſie den Erubmatzen nennen. Hiezu trägt ein jeder jüdiſcher Hausvater etwas bey. Dieſen legen ſie in ihrer Schule auf einen Stern, aus hölzernen Leiſten, die faſt wie ein Bierzeichen zuſammengefügt ſind, und dieſer hängt oben über dem Almemor, oder der hölzernen Altane. In einigen Schulen verwahren ſie ihn in einem beſondern Schrank über dem Eingang. Sie brauchen ihn, um die Vermiſchung der Speiſen damit zu machen, wovon wir in einem beſondern Artikel reden werden, ſ. auch Feſte der Juden.

Azymiten. So werden die lateiniſchen Chriſten von den griechiſchen benennt, weil jene bey dem Abendmahl ungeſäuertes Brod, als welches das Wort bedeutet, zu gebrauchen pflegen, da dieſe im Gegentheil geſäuertes Brod dazu nehmen. Ueber dieſe unerhebliche Sache ſind viele Streitigkeiten zwiſchen beyden Kirchen geführt worden. Wenigſtens hat dieſelbige zum Vorwand dienen müſſen, daß der Patriarch von Conſtantinopel, *Michael Cerularius*, im Jahr 1051 die lateiniſche Kirche in den Bann that, und den Namen der Azymiten aufbrachte, wodurch denn die bisherige öftere Trennungen beyder Kirchen befeſtigt worden ſind. Die ſogenannte orthodoxe griechiſche Kirche giebt dieſen Namen auch den Armeniern und Maroniten, weil dieſelbigen ebenfalls ungeſäuertes Brod gebrauchen. Verſchiedene ſind der Meynung, daß der Gebrauch des ungeſäuerten Brodes erſt kurz vorher aufgekommen ſey, weil die griechiſche Kirche der lateiniſchen nicht früher deswegen Vorwürfe gemacht hätte, welches von der Erbitterung beyder Partheyen wohl zu erwarten geweſen wäre. Andere leiten das ungeſäuerte Brod von dem Pabſt *Alexander* aus dem Anfange des zweyten Jahrhunderts her, Allein noch andere haben mit beſſern Gründen dargethan, daß in der lateiniſchen Kirche bis ins achte Jahrhundert ohne Unterſchied geſäuertes und ungeſäuertes Brod gebraucht worden ſey, bis endlich das letztere allein beliebet worden.

Azzaps, eine Art türkiſcher Infanterie, die zu dem Seraiaili gehöret. Sie beſtehet aus kleinen Corps, die in der Provinz, von welcher ſie ſind, hin und wieder vertheilet ſind. Sie ſtehen insgeſammt unter einem Generale, Azzap-Agaſy, und unter einem Commiſſaire, von dem ſie ihre Zahlung empfangen, Azzap-Kiatibo. Jede Compagnie, oder Oda, hat ihren Oda-Baſey und ihre Baictatars, und zehen Corporals oder Derys.

Digitized by Google

B.

B, ist der zweyte Buchstabe, und erste Mitlauter in den meisten morgenländischen und abendländischen Sprachen. Er wird mit den Lippen ausgesprochen, und kann deswegen auch von den Kindern am leichtesten hervorgebracht werden. Die beste Aussprache hält das Mittel zwischen P und W; allein da in allen Sprachen diejenigen Buchstaben, die durch einerley Sprachwerkzeug hervorgebracht werden, gern mit einander verwechselt werden, so geschieht dieses auch mit dem B, als welches dann und wann mit F, P, W, Ph, verwechselt wird. Quinctilian sagt schon, obmangleich obtinuit schriebe, so spräche man es doch nicht anders aus, als ob es optinuit geschrieben wäre. In den alten Inschriften trift man auch häufig apsens, pleps, poplicus, für absens, plebs, publicus, an. Buchrist die Verwechselung des b und v im Lateinischen, den Alten sehr gewöhnlich gewesen, z. E. abe für ave, berna für verna, bixit für vixit, Birgilius für Virgilius. Dahin gehört auch eine Scherzrede des Kayfers Aurelians, der dem Bonosus seine Neigung zur Trunkenheit durch folgende Zweydeutigkeit, die aus der Verwechselung dieser Buchstaben entsteht, vorwarf: natus est, non ut vivat, sed ut bibat. Es wird auch oftmals des Wohlklangs wegen b in u verwandelt, z. E. in den lateinischen Wörtern sagt man nicht abstero, sondern aufero, nicht abfugio sondern aufugio. Was den Namen dieses Buchstabens anbelangt, so wird er im Hebräischen בית Beth, genannt, woron die Benennung desselben in andern morgenländischen, auch in der griechischen Sprache hergeleitet worden ist; (S. oben unter Alphabeth) in andern Sprachen wird er blos Be genennt. Beyde Benennungen kommen bey den Lateinern vor. Die ersten in dem Vers des Juvenals:

Hoc discunt omnes ante alpha & beta puellæ;

die andern in folgendem Vers, welchen Sulpathius anführt:

Is fatus pernde ac ovis, be, be, dicens incedit.

Ob diese Benennung von der Nachahmung des Blökkens der Schaafe, oder aus der Aussprache dieses Buchstabens, wenn er mit keinen andern zusammengesetzt wird, wo er ein stummes e bey sich führt, entstanden ist, mögen andere untersuchen; wenigstens ist es doch höchst wahrscheinlich, daß das lateinische Wort belare davon herkommt. Varro in seinem Buch vom Landwesen sagt es ganz deutlich: oves beclare vocem efferentes, a quo bellare dicant, de re rustica. II, 1. 7. Das griechische B ist auch ein Zahlzeichen, und bedeutet, wenn es allein steht, zwey, mit einem Accent oben darüber, zweytausend.

In den römischen Aufschriften hat es ausser dem, was oben unter dem Artikel: Abkürzungen vorgekommen ist, noch folgende Bedeutungen:

B — — — —		Badio. Balbus. Beatus. Beleno. Bene. Beneficiarius. Berna, (Verna) Binus. Bixit (vixit) Brutus. Burra. Bustum. Bonus.
B. A — —		Bixit (vixit) annis. Bonam Actionem.
B. AV. — —		Bonis auspiciis. Bonis Avibus.
BASC. - - -		Basilici.
B. B. - - -		Bene, bene, i. e. optime.
B. C. - - -		Bene Cessit. Bona Caduca.
B. COS - - -		Beneficiarius Consulis.
B. D. - - -		Bonum Datum.
B. DD. - - -		Bonis Deabus.
B. DE. SE. ME -		Bene de se merenti.
BHNH MHRHNTI.		Bene merenti.
BIINI MIIRIINTI.		— — —
BEDVA - - -		Vidua.
BEN. - - - -		Beneficiarius.
BENEF. LATIC -		Beneficiarius Laticlavii.
B. F. - - - -		Bonum Factum. Beneficiarius. Bona Fide. Bona Fortuna. Bona Filia. Bona Femina. Bene Fecit.
B. F. A. - - -		Bubus furvis aratro innectis.
B. F. C. - - -		Bona fide contractum.
B. F. C. - - -		Beneficiarius Consulis.
B. F. P. - - -		Bonæ fidei possessor.
B. G. - - -		Bona gratia.
B. G. POS. - -		Biga gratis posita.
B. H. - - - -		Bonus homo. Bona hereditaria.
B. H. M. - - -		Bene hic maneat.
B. I. - - - -		Bonum judicium.
BIAR. CVS - -		Biarum (Viarum) custos.
B. I. I. - - -		Bonum Judicis Judicium.
BISSIT - - -		Vixit.
B. L. - - - -		Bona Lex.
B. M. - - - -		Bonæ Memoriæ. Bene Merenti. Bene Maneat. Bonis Manibus.
B. M. C. F. - -		Bene Merenti Curavit Faciendum. Bene Merenti Cinerarium Fecit.
B. M. D. - - -		Bonæ Memoriæ Dedit. Bene Merenti Dedit.
B. M. F. - - -		Bonæ Memoriæ Erexit.
B. M. F. - - -		Bene Merenti Fecit.
B. M. H. E. L. -		Bene Merenti Heredes & Liberi.
B. M. H. I. C. -		Bene Merenti Hoc Ipse Curavit.
B. M. P. P. - -		Bene Merenti Publice Posuit.
B. M. P. Q. - -		Bene Merenti Posterisque.
B. M. P. T. - -		Bene Merenti Posuit Titulum.
B. M. P. I. - -		Bene Merenti Posuit Infelix.
B. N. - - - -		Bonum Nomen. Bona Nostra.
B. O. - - - -		Bene optime.
B. E. - - - -		Bonus Eventus.
B. P. - - - -		Bona Possessio. Bonum Publicum. Bona Paterna. Bonus posuit.
B. P. D. - - -		Bono publico Datum.
B. Q. - - - -		Bona quæsita. Bene Quiescat.

Digitized by Google

B. R. . . . Bonorum Rector. Bonorum publicæ.
B. R. E. C. H. . . Bonum Requietorium Electoris Caravit Heres.
B. R. P. N. . . . Bono reipublicæ Nato.
B. S. D. . . . Beleno sacrum Dedit.
B. S. F. . . . Bene fatisfecit.
B. T. . . . . Bonorum Tutor. Beneficiarius Tribuni.
B. V. . . . . Bene Vale. Bene Vixit. Bonus Vir.
B. X. . . . . Bixit, (vixit).

Auf den egyptiſchen Hieroglyphen wird dieſer Buchſtabe durch ein Schaaf angezeigt, vermuthlich um der Aehnlichkeit des Blöckens dieſer Thiere willen, davon wir bereits oben ſchon geſprochen haben.

B. Dieſes Buchſtabens bedienet man ſich in der Vernunftlehre in der Materie von der Reduction der Schlüſſe zweyter dritter und vierter Figur auf die erſte. (ſ. Figur der Schlüſſe, Reduction.) Nemlich alle Schlüſſe dieſer Figuren, deren Kunſtnamen mit B anfangen, als Baroco, Bocardo, Baramis, werden auf Barbara, ſo auch mit B anfänget, reduciret.

B, B. (Der Buchſtab B diplomat.) Der Alterthumsforſcher und Diplomatiſt muß die Buchſtabenfiguren verſchiedener Jahrhunderte mit einander vergleichen, wenn er das Alterthum der Handſchriften und Urkunden richtig erkennen, und beſtimmen will. Mithin iſt es nothwendig die Figur eines jeden Buchſtaben, wie nach und nach ſeine Geſtalt verändert worden, zu bemerken, und davon auch hier eine kurze Anweiſung zu geben.

Die älteſten griechiſchen B hatten zwey Dreyeck  auf einer Hauptlinie, ſo entweder gerade oder ſchief ſtand, mit welchen das B der Lateiner übereinkam, worauf hernach das Dreyeck zugerundet, und dieſe Figur B geworden iſt. Die römiſche Steinſchriften haben ſchon dieſe Figur  Einige kleine Abweichungen findet man häufig, jedoch iſt die Grundfigur geblieben. Die Merovingiſche B iſt von der Fränkiſchen in der Grundfigur wenig unterſchieden, und unſerm jetzigen großen lateiniſchen B faſt gleich. Dieſes iſt von den Handſchriften ꝛc. mit Unicialbuchſtaben zu verſtehen.

Im Merovingiſchen Urkunden hat er dieſe Figur  auch wohl  in Fränkiſchen hergegen  iſt er oben ſtark geſchwänzt  womit auch der kleine Buchſtabe b. gröſtentheils übereinkömmt, indem beyde Schriftarten in Anſehung der großen und kleinen Buchſtaben ſelten unterſchieden ſind.

Die Handſchriften des X. XI. und XII. Jahrhunderts zeigen zwar viele kleine Abweichungen in der Geſtalt des

großen B. zumal, daß ſie bald gerade bald ſchief geſtellet iſt. Die Grundfigur aber iſt geblieben, obwohl ſie auf vierterley Art verzieret iſt. Die kleine b. hat gröſtentheils die Figur  In den Urkunden der Sächſiſchen Periode hat die große B. eine vielförmige Geſtalt, wovon man nur dieſe abzeichnen will  Die übrigen kommen mit der Merovingiſchen ziemlich überein. Die kleine b. iſt auf gleiche Art mißhandelt, jedoch iſt die Hauptfigur  wovon der oberſte Zug beſonders oft verändert iſt  In dem XI und XII. Jahrhundert, wo die Buchſtaben gröſtentheils kraus, und mit vielen Krümmungen oberwärts lang geſchwänzt ſind, hat man die kleine b. davon frey gelaſſen. Sie hat gemeiniglich die ſimple Figur  ſelten  und 

Die Urkunden des XIII. und XIV. Jahrhunderts gebrauchen in Anſehung der großen B. zum Theil die Figur  und in Anſehung der kleinen b. gröſtentheils  Doch findet man ſchon häufige Abweichungen; und auf gleiche Art iſt die Veränderung in Betracht der Züge in den folgenden Jahrhunderten noch ſtärker geworden, ſo daß man aus den Zügen einzelner Buchſtaben mit Grund keinen Schluß auf das Alter und Jahrhundert machen kann, welches ſich auch ſchon von vorhergehenden Zeiten behaupten läßt, obwohl nicht zu leugnen iſt, daß aus der völligen Schrift der vorliegenden Urkunde im Ganzen genommen mit mehr Sicherheit etwas Gewiſſes von dem Alter derſelben zu beſtimmen iſt. Die älteſten Jahrhunderte haben hierinnen einen großen Vorzug, in den neuern hat man es mit den Zügen nicht ſo genau genommen, ſondern ein jeder Notarius hat die Buchſtaben nach ſeiner Art gebildet, und nur die Grundlinie und Hauptfigur beibehalten. Nimmt man hergegen zu den Bemerkungen über die Figur eines jeden Buchſtaben noch jedweden Jahrhunderts, und deſſen Abänderungen in der Folge noch hinzu die Art zu ſchreiben, den Strich, die Verbindung der Buchſtaben, ihre Abbreviaturen, Interpunction, Geſtalt und Farbe der Anfangsbuchſtaben, Formeln, Unterſchriften, Monogrammen, und noch eine große Anzahl anderer Merkmale und Kennzeichen mehr, ſo kann man allerdings durch deren geſammte Uebereinſtimmung, und aus dem Anblick der Schrift, und dem Geſchmack ſo darinnen herrſchet, ſichere Merkmale von dem Alterthum einer Urkunde angeben.

Digitized by Google

B. Der Buchſtabe B hat in der Muſik zweyerley Bedeutung, 1) einen gewiſſen Ton, 2) ein Erniedrigungszeichen. Vor Pythagoras Zeiten dachte man noch gar nicht an eine ſtufenmäßige Ordnung der Töne, die wir jetzo Leiter nennen. Die Alten überſahen den Umfang der Stimme eben ſo wenig, als ſie beſtimmte Abtheilungen feſtſetzen konnten. Sie begnügten ſich lediglich damit, daß ſie etliche Töne unter eine gewiſſe Rubrik brachten, wie nun das Tetrachordon ein Tongeviertes, Pentachordon ein Tongefünftes, Hexachordon ein Tongeſechſtes die Geburten ihrer Erfindungskraft waren. Dieſe Reihen von Tönen fiengen eigentlich faſt alle mit einem halben Tone an. Wenn z. B. zwey Tongevierte, wovon jedes auch mit einem halben Ton aufhörte, ſo zuſammengeſtücket worden, daß der letzte Ton des erſten mit dem erſten Tone des andern zuſammenſchmelzte: ſo entſtund eine Anzahl von ſieben ſtufenmäßigen Tönen. Hiernun entdeckte Pythagoras einen Mißlaut, nemlich des erſten mit dem ſiebenten Tone, welche nach unſerer jetzigen Benennung H und a waren, und fügte vorne am Syſtem einen Ton bey, der einen ähnlichen Klang mit dem letzteren hatte, und die Leiter wohltönender machte. Erſt zu Ende des ſechſten Jahrhunderts fieng der Pabſt Gregorius an, ſtatt den vorigen orakelmäßigen Attributen von jedem Tone, die erſten Buchſtaben vom Alphabete zu wählen, und hiermit auf die allereinfachſte Art die Tonleiter zu benennen.

Man wußte aber noch nichts von einer in der Natur ſchon gegründeten an und vor ſich ſelbſten, ohne unſere Beyhülfe mittönenden Harmonie, deutlicher. Man mißkannte die ſo herrliche Erfindung der Hauptklänge, die ſich dadurch äußern, weil zu jedem Tone in der Natur noch zwey Töne mitklingen. Man ſah die Vorzüge der großen Dritte vor der kleinen nicht ein, und folglich fiel die Ordnung und Wahl auf eine unvollkommene und weiche Tonart, wie das unſrige A mit der natürlichen hierliegenden kleinen Dritte iſt; eine Ordnung, die der Natur ſchnurgrad widerſpricht, da immer zu jedem möglichen Tone, z. B. zum C, ſeine große Fünfte das g und große Dritte e, jene harmoniſchen Antheile, die vom Drittel und Fünftel derſelbigen Saite ertönen würden, ſich deutlich und untrennbar vernehmen laſſen.

Die Alten alſo wählten ſich eine Tonleiter, worinn die drey vornehmſten Töne: der erſte, der fünfte zum erſten, und der vierte, wovon der wiederholte erſte den fünften vorſtellet, die kleine Dritte bekommen. Das iſt: ihr vermeyntlicher erſter Ton das A, ſein fünfter Ton das E, ſein vierter Ton das D, wovon das zweyte a die Fünfte iſt, haben ihre kleine Dritten c, g und f. Statt daß in unſerm jetzigen Syſteme wir vom C anfangen, worinn die drey fürnehmſten Töne das C ihre große Dritten e, G das h und F das a haben. Die Alten begriffen ſonſt auch noch zwey Töne mit der nemlichen Benennung, und gemäß dem nachmaligen Guidoniſchen Syſteme ſagten ſie b f a, wenn dom a zum folgenden nur der Unterſchied eines halben Tones war; und b mi, wenn der Abſtand einen ganzen Ton ausmachte, ſtatt deſſen wir Deutſche uns des achten Buchſtaben h bedienen.

Deswegen iſt nicht mehr zu wundern, daß der erſte Buchſtab im Alphabet, das A unſern ſechſten, das b der zweyte Buchſtab unſern ſiebenten oder gar achten Ton bedeute; und dies iſt der Begriff des Tones b.

Unſere Tonleiter, wie gemeldet worden, hat ſieben Stufen. Die drey vornehmſten Töne C haben ihre große Dritten e, G das h und F das a.

Die drey andern Töne, die ſich auf das weiche A beziehen, A haben ihre kleine Dritten c, E das g und D das f.

Der ſiebente Ton H hat ſeine kleine Dritte und kleine Fünfte. Dies iſt die natürliche und harte Tonleiter.

Wenn man nun dieſe vorige drey vornehmſten Töne als Nebentöne, die vorige Nebentöne aber als Haupttöne betrachtet, wodurch der ſiebente Ton das H zum zweyten wird — kurz, vom A zu zählen anfängt: ſo entſtehet die weiche Tonart.

Dieſe zwey einfachen und der Lage auf dem Clavier gemäß natürlichen Tonleiter, beziehen ſich auf das harte C und weiche A. Soll dieſe Tonleiter aber zu andern Tönen angewendet werden: ſo müſſen fremde Töne eingemiſcht werden; denn e kann zum C eben ſo wenig die kleine, als das c zum A die große Dritte heißen.

Wir haben fünf Linien, und wollen ſie dieſerhalben nicht verſtärken, ſondern auf dem nemlichen Platze, wo c ſteht, kömmt auch das cis hin, auf denſelbigen Raum vom e wird das es geſetzt. Dieſe Veränderung geſchiehet durch zwey Zeichen, eines das um einen halben Ton erhöhet, und Kreuz heißt, das andere, welches um ſo viel erniedriget und b genennet wird. Dies iſt die Beſtimmung des b als Erniedrigungszeichen.

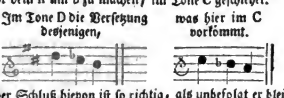
Alle Töne, welchen ein b vorgeſetzt wird, erhalten das Beywort es, nur das einzige h, deſſen erniedrigter Ton ſchon b heißt, und das erniedrigte a, welches ohnehin einen Selbſtlauter vor dem s hat, ſind davon ausgenommen, alſo ces, des, es, fes, ges.

Dieſes b wird ſonſten noch b rotundum, ein rundes b, ein weiches b, b molle zum Gegenſatz eines Auflöſungszeichen des b Quadrati genannt. Eigentlich, wenn ein Tonſtück nach verſchiedenen Ausweichungen wieder in den Hauptton zurückkehret, die fremde Vorzeichnungen aufhebt, und die durch Kreuze und einer fünftenmäßigen Fortſchreitung vorwärts erhöhten Töne, oder die durch b und einer fünftenmäßigen Fortſchreitung zurückwärts erniedrigten Töne in ihre wahre Geſtalt wieder einſetzt: ſo bedient man ſich des viereckigen b ♮.

Man ſollte dieſer Beſtimmung nach niemal ein Quadrat ſetzen, wenn ein fremder Ton eintritt, ſondern nur, wenn der natürliche weder herzuſtellen iſt. Aus demſelbigen Grunde aber dörfte auch kein neues Kreuz oder b mehr vor den wahren Urtönen der Leiter kommen, welches doch durch eine widrige Gewohnheit ein ungeltbares Geſetz geworden.

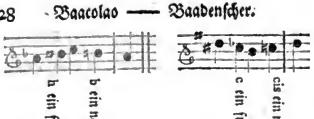
Klarer: wie ſich der Ton b zum c verhält: ſo verhält ſich zum Tone c das D. Im Tone C findet der Ton b nicht ſtatt, und wird nur zum C als fünftem Tone von einem fremden die Unterhaltungsſiebente; gleiche Siebente iſt das c zum D. Dem zufolge müßte vor dem Tone c im D niemal ein Auflöſer als vor einem fremden Tone, ſondern ein b ſtehen, eben ſowohl wie es vor dem h um b zu machen, im Tone C geſchieht.

Im Tone D die Verſetzung deſſenjenigen, was hier im C vorkömmt.



Der Schluß hievon iſt ſo richtig, als unbefolgt er bleibt und bleiben muß, wenn man nicht auch folgendes einführen wollte, was wirklich den muſikaliſchen Vortrag unendlich erſchweren würde, nemlich: wenn man ins F oder ins D zurückkehrt, ein Auflöſer an den natürlichen Tönen und kein Kreuz noch b auf folgende Art ſtehen dörfte. Z. B.

Digitized by Google



Man erſiehet hieraus, daß der vermiſchte Gebrauch unſers Auflöſungszeichen vor den natürlichen Tönen ſowohl als fremden, ob er ſchon nicht den Gründen huldiget, deswegen doch zur Deutlichkeit unendlich vieles beytrage, und daß hingegen, wenn man durchgehends die Natur der Töne mit dem Gebrauch des Quadrats abwiegen wolle, durch ſehr viele wohl entbehrliche Canonen unſere Tonkunſt unnöthig bereichert werde.

Wenn man noch die alten Benennungen hört, B dur, B moll: ſo zeigt letztere etwas ganz anders an, als dieſes Erniedrigungszeichen. B dur deutet den Ton B mit der harten Dritte an, wobey drey b im Schlüſſel erſcheinen; B moll aber iſt die weiche Tonart, welche fünf b vorgezeichnet hat.

B. Auf den franzöſiſchen Münzen braucht man die lateiniſchen Buchſtaben, um die Orte oder Münzſtädte des Königreiches anzuzeigen, wo ſie geſchlagen worden. Der Buchſtabe B bedeutet die Stadt Rouen. Man ſetzt dieſe Zeichen auf die Seite, welche das Bild des Königs nicht darſtellt, das iſt, auf dem Revers. ſ. Münze.

Baacolao. Dieſe Benennung giebt Chomel einem Seefiſche, welcher vermuthlich eine Art des Felſenfiſches (*Tenthus* Linn.) iſt. ſ. dieſen Artickel.

Baadenſcher Friede. Als mit dem Anfange dieſes achtzehenten Jahrhunderts zwiſchen Oeſterreich und Frankreich der ſpaniſche Succeſſionskrieg ausbrach; ſo gab ſich Frankreich eben ſo viel Mühe, die Stände des Deutſchen Reichs zu bewegen, daß ſie ſich in dieſe Sache nicht miſchen möchten, als der kayſerliche Hof die Hülfe derſelben gegen Frankreich zu gewinnen bemühet war. Dieſes hielten die proteſtantiſchen Stände für einen gelegenen Zeitpunct, auf die Abolition der ihnen ſo ſehr nachtheiligen und verhaßten Clauſel des vierten Artickels des Ryßwickiſchen Friedens und alter gegen den Weſtphäliſchen Frieden ihnen zugefügten Religionsbeeinträchtigungen zu dringen. Um ſie zu gewinnen, ließ der König von Frankreich durch ſeinen Geſandten ihnen zu Regenſpurg die Erklärung thun, daß er geneigt ſey, ſie in ihren Religionsangelegenheiten zu unterſtützen, auch ihnen wegen der gedachten Clauſel eine befriedigende Erklärung zu geben, wenn ſelbige von ihm verlangt würde. Allein die evangeliſchen Stände hatten in der gewiſſen Zuverſicht, daß ihnen jetzt am kayſerlichen Hof, und durch dieſen bey den catholiſchen Reichsſtänden, wegen ihrer Forderungen Gerechtigkeit wiederfahren würde, bereits den Entſchluß gefaßt, die kayſerlichen Anſprüche gegen Frankreich mit allen Kräften zu unterſtützen, und hielten derohalben für ſehr überflüßig, von Frankreich die Erklärung einer Clauſel des Ryßwickiſchen Friedens anzunehmen, da ihrer Meynung nach durch die nahe bevorſtehende Reichskriegserklärung die Verbindlichkeit des ganzen Ryßwickiſchen Friedensſchluſſes überhaupt würde aufgehoben werden. Sie hatten nun zwar vorhin auch unter ſich beſchloſſen, daß ſie mit den Catholiſchen ſich auf keine Reichsberathſchlagungen weiter einlaſſen wollten, bevor ihre bisherigen Religionsbeſchwerden vom Reiche zu billiger Erörterung und Abhelfung gezogen worden wären. Aber ſie erklärten ſich dennoch jetzt, daß ſie aus Reſpect gegen den Kayſer und aus Liebe zum gemeinen Beſten ihren Entſchluß in ſo weit ändern, und zufrieden ſeyn wollten, wenn ſie eine hinlängliche Verſicherung erhielten, daß ihre Religionsbeſchwerden mit andern damals vorkommenden Reichsgeſchäften zugleich vorgenommen, und denſelben nach Inhalt der Reichsgeſetze abgeholfen werden ſollte. Sie bekamen hierauf auch durch den kayſerlichen Principal-Commiſſarium eine ſchriftliche Verſicherung, darinn ihnen aufs kräftigſte verſprochen wurde, daß ihrem Verlangen ſogleich gewillfahret werden ſolle; und die catholiſchen Stände gaben unmittelbar darauf eine gleichlautende Erklärung von ſich. Durch das den 30. September 1701. an den Kayſer erſtattete Reichsgutachten wurde hierauf der Krieg gegen Frankreich beſchloſſen, und unter den Urſachen des Kriegs die ungemeine Beeinträchtigung, welche die Krone Frankreich proteſtantiſchen Ständen in Religions- und politiſchen Sachen zugefügt habe, ausdrücklich namhaft gemacht, auch dabey hinzugeſetzt: „daß alle Stände des „Reichs verbunden ſeyn ſollten zu aſſiſtiren, damit zu „aller treuen Reichsſtände und deren Unterthanen Con„ſolation, die abgeriſſene Reichslande recuperiret, in „ihre alten Gränzen wieder gebracht, und in Religions„und politiſchen Sachen in den vorigen, den Reichs„grundgeſetzen und den im Reichsgutachten vom 14ten „Febr. 1689. enthaltenen Friedensſchlüſſen gemäßen „Stand geſetzt würden.“

Nach dieſer Kriegserklärung erwarteten nun die evangeliſchen Stände, daß die verſprochene Erörterung ihrer Religionsbeſchwerden, von welchen die unter dem Vorwand der gedachten Clauſel an vielen Orten vorgenommene Einführung des Simultaneï nicht die geringſte war, ſogleich vorgenommen werden würde; allein ſie fanden bald Urſach zu glauben, daß es den Catholiſchen niemals ein wahrer Ernſt geweſen, den gedachten Beſchwerden abzuhelfen. Sie entſchloſſen ſich daher, ihnen abermals zu erklären, daß ſie zu keiner Berathſchlagung über Reichsangelegenheiten concurriren könnten, bevor ihrem Verlangen wegen der Religionsbeſchwerden kein Genügen geſchehen ſey. Zu Ende des Jahrs 1702 übergaben die ſämmtlichen Geſandten evangeliſcher Mächte, die ſich damals am kayſerlichen Hofe befanden, dem Kayſer eine nachdrückliche Vorſtellung wegen der Religionsbeſchwerden im römiſchen Reich, und den kayſerlichen Erblanden. Inſonderheit wurde darin die Unbilligkeit jener Clauſel gezeigt und verlangt, der Kayſer möchte ſein Anſehen bey den Catholiſchen dahin verwenden, daß dieſe ſich niemals mehr auf die Clauſel berufen dörften; worauf aber dieſes nicht zu erhalten ſtünde: ſo möchte wenigſtens der Kayſer die Erklärung von ſich geben, daß er keinen Antheil an dieſer Clauſel nehmen, auch nicht geſtatten wolle, daß man ſolche den Verordnungen des weſtphäliſchen Friedens entgegen ſetzen dörfte; desgleichen möchte er alle fernere Religionsdeductungen, bey Strafe des Landfriedenbruchs, unterſagen. Allein hierauf erfolgte keine Antwort.

Indeſſen würkte doch jene Erklärung der evangeliſchen Stände auf dem Reichstage ſoviel, daß von Seiten der Catholiſchen eine von beyden Religionsverwandten anzuordnende Commiſſion in Vorſchlag gebracht wurde, welche an denen Orten ſelbſt, wo ſich die Religionsſtr-

Digitized by Google

rungen hervorgethan hätten, dieſelben unterſuchen, und ſie in der Güte beyzulegen ſuchen ſollte. Da aber die Evangeliſchen dieſen Vorſchlag und das ganze Betragen der Catholiſchen in dieſen Angelegenheiten mit mistrauiſchen Augen betrachteten, und nur für Mittel hielten, die ihnen gegebenen Verſicherungen zu eludiren, ſo verwarfen ſie dieſen Vorſchlag, und beſtanden ſchlechterdings auf einer Reichstagsdeputation zu Abſtellung der Religionsbeſchwerden. Der Reichstag gerieth darüber faſt in eine gänzliche Unthätigkeit, und von dieſer hatte das Reich in ſeiner damaligen kritiſchen Lage großes Unheil zu befürchten. Durch Vermittelung des Kayſers kam es indeſſen doch den 11ten März 1704. zu einem Vergleich, nach welchem eine außerordentliche aus ſechs Ständen beſtehende Reichsdeputation zu Abthuung der Religionsbeſchwerden ernannt wurde. Nemlich aus dem Churfürſtlichen Collegio: Maynz und Sachſen, aus dem fürſtlichen Pfalzneuburg und Magdeburg, und aus dem Städtiſchen: Regensburg und Cölln; auch ſollte das Votum commune der Evangeliſchen dem Kayſer als ein Poſtſcriptum dem Reichsſchluß in der Kriegsverfaſſungsmaterie beygelegt werden. Dieſes Votum commune war folgenden Inhalts: „die Evangeliſchen hätten unter der Bedingung mit zu dem Kriege geſtimmt, daß die Religionsbeſchwerden ohne Anſtand vor die Hand genommen, und zugleich mit der Kriegsmaterie tractirt werden ſollten, es ſey aber in anderthalb Jahren nicht einmal zur Eröffnung der Conferenz gekommen; deſſen ohngeachtet wollten zwar die Evangeliſchen mit zu der Kriegsmaterie concurriren; wofern aber die Erörterung der Religionsbeſchwerden nicht neben den andern erfolgte, ſo wollten ſie auch durch den in der Kriegsmaterie gefaßten Schluß zu nichts verbunden ſeyn, ſondern zu ihrer Erhaltung andere Maasregeln nehmen.“

Demohngeachtet glaubten aber die Evangeliſchen bald neue Beweiſe gefunden zu haben, daß ihr voriger Argwohn wohl gegründet ſey, indem die Catholiſchen öffentlich, wider alle ihre zu Anfang des Kriegs gegebene Verſicherungen, vorgaben: „ſie könnten den weſtphäliſchen Frieden nicht für die alleinige Regel, wornach die Religionsbeſchwerden müſſen unterſucht und abgethan werden, erkennen,“ und dadurch alle gütliche Unterhandlungen abbrachen. Dieſes veranlaßte die Evangeliſchen, auf Mittel bedacht zu ſeyn, wie ſie ſich ſelbſt Recht ſchaffen könnten. Der König von Preuſſen ließ den 6 Dec. 1704 allen ſeinen catholiſchen Unterthanen, inſonderheit den Geiſtlichen und Klöſtern bekannt machen: „er würde, wenn die Regensburgiſche Religionshandlungen den gehofften Erfolg nicht hätten, ihnen auf eben die Art begegnen, wie den Evangeliſchen von ihren catholiſchen Obrigkeiten begegnet würde; ſie mögten ſich alſo bey Zeiten an ſolche catholiſche Obrigkeiten wenden, und dieſelbe zu Abſtellung der Religionsbeſchwerden zu bewegen ſuchen.“ Dieſe Drohung, welche auch durch die im Monat Julius 1705 wirklich angeordnete Adminiſtrationscommiſion der in den preuſſiſchen Landen gelegenen, und den Catholiſchen zuſtändigen geiſtlichen Güter in Erfüllung geſetzt wurde, fruchtete nun zwar ſoviel, daß Pfalz wegen der Gewiſſensfreyheit und Kirchengüter ſeiner evangeliſchen Unterthanen mit dem König von Preuſſen auf Vorſtellung der catholiſchen Unterthanen deſſelben, einen Vergleich traf. Allein zu Regensburg wollte dieſes Verfahren doch keine Wirkung thun; vielmehr wurden daſelbſt von den catholiſchen Ständen immer neue Ausflüchte hervorgeſucht, und neue Hinderniſſe in den Weg geſtreuet.

Vorzüglich gehört dahin, daß Chur-Maynz bey der bevorſtehenden Deputation das Directorium führen wollte; daß die catholiſchen Stände verlangten, die Reichsdeputation ſollte an die Reichstagscollegia referiren, und von denſelben ihre Inſtruction erwarten; wogegen die Evangeliſchen die corpore ab Corpus handeln und dieſe Sache der Mehrheit der Stimmen nicht unterwerfen wollten. Nichtweniger verurſachte auch dieſes eine neue Hinderniß, daß die catholiſchen Stände verlangten, die Deputirten ſollten zur Entſcheidung der Religionsſtreitigkeiten entweder nur auf die Rechte überhaupt verwieſen werden, oder wenn ja der weſtphäliſche Friede, der arctior Modus erequendi, und Reichsabſchied von 1654 insbeſondere namhaft gemacht würde, ſo müßte mit dem ryßwickiſchen Frieden ein gleiches geſchehen. Hierinn konnten und wollten nun die Evangeliſchen nicht willigen, ſondern erklärten dagegen öffentlich: daß ſie außer dem weſtphäliſchen Frieden, dem Executionsrecеß, dem arctiori modo erequendi, und dem jüngſten Reichsabſchiede, keinen andern Grund der Entſcheidung in dieſen Angelegenheiten anerkennen könnten, und dieſe in der Inſtruction für die Reichsdeputation ausdrücklich und allein genannt wiſſen wollten. Es erfolgten hierauf dieſe Unterhandlungen, Erklärungen und Gegenerklärungen von beyden Seiten; jeder Theil beharrete auf ſeinem Verlangen; und die Evangeliſche glaubten endlich, daß man ihrer Gedult nur allzulange gemißbraucht habe, und beſchloſſen alſo, nicht weiter mit den Catholiſchen fruchtloſe Unterhandlungen zu pflegen.

In dieſen Umſtänden blieb die Sache bis aufs Jahr 1709 liegen. In den präliminair Friedensartickeln, welche den 28ſten May dieſes Jahrs in dem Haag zwiſchen den kayſerlichen, engliſchen und holländiſchen Abgeſandten verabredet wurden, enthielt der drenzehende Artickel ausdrücklich: „Die Königin von England und die Generalſtaaten hielten dafür, daß die dem vierten Artickel des Ryßwickiſchen Friedens angehängte Religionsclauſel dem weſtphäliſchen Frieden zuwider ſey, und folglich widerrufen werden müßte; man habe daher für gut befunden, dieſe Sache zur Berathſchlagung auf eine allgemeine Friedensunterhandlung auszuſetzen.“ Allein dieſe Präliminarien wurden von Frankreich nicht ratificirt, und aus dem projectirten Friedenscongreß wurde nichts.

Indeſſen nahmen die evangeliſchen Stände von dieſem Vorfall abermals Gelegenheit auf die Abolition der oftbeſagten Clauſel bey den Catholiſchen zu dringen, und durch beſondere Schreiben die Crone England und die Generalſtaaten um ihre Unterſtützung in dieſer Sache zu bitten. Die Catholiſchen gaben dagegen in ihrer Antwort wieder einige Hoffnung, ohne ſich beſtimmt zu erklären, ob und wieweit ſie die Clauſel wollten aboliren laſſen oder nicht? Auf ferners Andringen der Evangeliſchen giengen die Catholiſchen endlich mit der Sprache heraus: „man ſey gemeint, an den Orten, wo alles catholiſch, oder alles der augsburgiſchen Confeſſion zugethan ſey, alles in dieſem Zuſtande zu laſſen; wo ſich aber Unterthanen von beyden Religionen fänden, da könnte das Simultaneum geſtattet, und die Einkünfte und der Unterhalt der Geiſtlichkeit alſo regulirt werden, daß man keine Schwierigkeit darinn fände.“ Die Evangeliſchen behaupteten aber, daß dieſe Erklärung in der That mehr in ſich faßte, und ihnen in der Folge nachtheiliger werden könnte, als die Clauſel ſelbſt. Sie wollten ſich alſo darauf nicht im geringſten einlaſſen, ſondern erklärten ſich einmal über das andere, daß ſie

schlechterdings auf der Abolition jener Clausel beſtünden. Dieſes veranlaßte abermals zwiſchen beyden Theilen einen weitläuftigen Schriftwechſel, welcher ſich damit endigte, daß die Evangeliſchen alle fernere Unterhandlung abbrachen und den Catholiſchen nur noch anzeigten: „ſie hätten ihnen nie aus der Ryßwickiſchen Clauſel einiges Recht zugeſtanden, und mit der Reichsdeputation ſey es ihrer Seits nur auf deren Abolition angeſehen geweſen.“

Es ſchien alſo nunmehro, als ob alle Hoffnung zu Beylegung dieſer Mißhelligkeit allein noch von einem bevorſtehenden Friedenscongreß zu erwarten ſey. Weil aber den Catholiſchen damit keineswegs gedient war, ſo machten ſie wiederholte Verſuche, die abgebrochene Unterhandlung wieder herzuſtellen, und thaten zu dem Ende allerley neue Vorſchläge. Allein die Evangeliſchen beharrten dieſesmal deſto feſter auf dem einmal gefaßten Entſchluß, da Frankreich in den neuen Friedensvorſchlägen, welche den alliirten Mächten, im Monat Februar 1710 gemacht wurden, ausdrücklich ſeine Einwilligung dazu gab, daß die Clauſel des vierten Artickels des Ryßwickiſchen Friedens ſollte annullirt werden.

Bey der in folgendem Jahre nach dem Abſterben des Kayſers Joſeph I. angeſtellten Kayſerwahl verurſachte dieſe Materie auch viele Schwierigkeiten, welche aber endlich durch dieſen Vergleich aus dem Wege geräumt wurde, daß der Kayſer Carl VI. in der Wahlcapitulation verſprechen mußte: „er wolle keinen Frieden ohne Zuthun und Einwilligung der Stände ſchließen, und daran ſeyn, daß das vom Feind occupirte oder in kirchlicher und politiſcher Verfaſſung geänderte, zum Troſt der bedruckten Stände und ihrer Unterthanen wieder in den alten den Reichsgrundgeſetzen und Friedensſchlüſſen gemäßen Stand geſetzt würde.“ Dabey proteſtirten dann die Evangeliſchen, daß ſie unter den Friedensſchlüſſen, deren hier gedacht würde, den Ryßwickiſchen nicht mit verſtanden haben wollten; und die Catholiſchen erklärten, daß ſie dieſe Reſervation der augsburgiſchen Confeßionsverwandten an ihren Ort geſtellt ſeyn ließen.

Bey der hierauf erfolgten Eröffnung der Utrechtiſchen Friedensunterhandlung gaben ſich die Catholiſchen abermals die äuſerſte Mühe, daß die der augsburgiſchen Confeßion verwandten Stände die Sache zu keinem Gegenſtand der Friedensunterhandlung machen möchten; „man müſſe, ſagten ſie, ſich auf dem Reichstage mit einander vergleichen, und den darüber gefaßten Schluß nur dem Friedensinſtrument einrücken laſſen, denn es ſey unſchicklich, dieſe das innere Verhältniß der deutſchen Reichsſtände betreffende Sache der Unterſuchung und Entſcheidung auswärtiger Mächte zu unterwerfen, und es ſchiene, als ob bey dem entgegengeſetzten Verfahren, die Evangeliſchen die Abſicht hätten, den Vortheil aus dem bisherigen Reichskriege allein zu ziehen.“ Die Evangeliſchen äuſerten dagegen: „daß ſie weit entfernt wären, den Catholiſchen etwas zu entziehen, was ihnen nach dem weſtphäliſchen Frieden mit Recht zuſtünde; wenn die Clauſel nicht abolirt werde, ſo würden die Evangeliſchen durch dieſen Reichskrieg entſetzlich verlieren; die Erfahrung habe bewieſen, daß durch Reichstagsunterhandlungen mit den Catholiſchen nichts ausgerichten ſey; und wenn es jetzt unſchicklich ſeyn ſollte, dieſe Reichsangelegenheit den Verfügungen auswärtiger Mächte zu überlaſſen, warum dann die Catholiſchen zu Ryßwick hätten geſchehen laſſen, daß eine fremde ſeindliche Macht dem innerlichen Religionszuſtand des deutſchen Reichs hätte Maaß und Ziel ſetzen, und durch den eigenmächtigen Anhang der verhaßten Clauſel einen Zankapfel ins Reich werfen dörfen?“

Die evangeliſchen Stände nahmen hierauf keinen weitern Anſtand, ihre Angelegenheiten durch ihre Geſandten bey dem Utrechtiſchen Friedenscongreß beſorgen zu laſſen. Schon im Monat May ließen ſie zu dem Ende den kayſerlichen Abgeſandten ein Project eines Artickels, welchen ſie dieſem Frieden einverleibt haben wollten, überreichen. Unter andern wurde darinn auf die gänzliche Caßirung derſ. besagten Clauſel gedrungen. Die catholiſchen Stände waren alſo genöthigt, ihre Geſandten zu Utrecht gleichfalls auf dieſe Sache zu inſtruiren. Allein ihre Hauptabſicht gieng auch dieſesmal wieder nur dahin, die Abgeſandten der alliirten Mächte zu überreden, daß dieſe Sache nicht vor den Friedenscongreß gehöre, ſondern auf dem Reichstag ausgemacht werden könnte und müßte. Dagegen hatte der engliſche Geſandte den gemeſſenſten Auftrag, auf Wiederruf und Vernichtung der ryßwickiſchen Clauſel zu dringen, und die Forderungen der Königin von England an die Krone Frankreich enthielt gleichfalls dieſen Punct, mit dem Zuſatz: „Frankreich ſolle ſich auf keine Weiſe künftig mehr widerſetzen, daß alle Religionsangelegenheiten im deutſchen Reich dem weſtphäliſchen Frieden gemäs eingerichtet würden.“ Eben dieſe Forderung machten auch der König von Preußen, die Generalſtaaten und der Landgraf von Heſſen-Caſſel. Auch verſicherte die Königinn von England ſchon im Monat Junius 1712. ihr Parlament: „daß man ſich franzöſiſcher Seits, ſoviel das Intereſſe der evangeliſchen Religion in Deutſchland betrafe, der weſtphäliſchen Friedensſchlußmäßigen Wiederherſtellung derſelben keineswegs widerſetzen werde.“

Allein eben dieſe vereinigte Bemühungen zum Vortheil der evangeliſchen Stände des Reichs veranlaßten den Pabſt Clemens XI. daß er ſich an den P. le Tellier, Beichtvater des Königs von Frankreich wandte, und ihn in einem Breve beſchwur, bey dem alten Könige und ſeinen Miniſters das äuſerſte anzuwenden, daß ſie in dieſe Caſſation der ryßwickiſchen Clauſel nicht willigen und bey dieſen dringenden Umſtänden ſich den Widerſachern der Catholiſchen tapfer und ſtandhaft widerſetzen mögten. Zu Utrecht hatten indeſſen die Conferenzen der Evangeliſchen wegen Abolition der Clauſel im Januar 1713. ihren Anfang genommen. Man merkte aber bald, daß weder die kayſerlichen noch die übrigen catholiſchen Abgeſandten zu einer beſtimmten Erklärung zu bringen wären: ſondern daß dieſe alle Schuld auf Frankreich ſchieben wollten. Man beſchloß deshalb evangeliſcher Seits mit vereinigten Kräften weiter in ſie zu dringen, und eine poſitive Erklärung wegen Abolition der ryßwickiſchen Clauſel zu verlangen; jedoch mit der Verſicherung: „daß man nach deren Erhaltung einen billigen Vergleich in Anſehung derer Oerter, wo die Catholiſchen bereits eingeſeſſen, und mit Kirchen verſehen wären, ſich nicht zuwider ſeyn laſſen wolle.“ Nicht weniger beſchloſſen ſie: „daß man ſich wegen der Garantie und der Vollziehung des bevorſtehenden Friedens vergleichen, und dadurch allen gefährlichen Folgen vorbeugen müſſe, damit fremden Mächten kein Richteramt in deutſchen Reichsſachen geſtattet werde.“ Aber alle dieſe Bemühungen waren vergeblich. Die Abgeſandten der catholiſchen Stände blieben ein für allemal bey ihrer Erklärung: „ſie hätten die Clauſel nicht in den ryßwickiſchen Frieden gebracht und könnten ſie alſo auch vor ſich allein nicht wieder herausbringen, man müſſe dieſe Sache mit Frankreich ausmachen; ſie

Digitized by Google

wollten ſich vorerſt leidend verhalten, und nach erfolgter franzöſiſcher Declaration ſich weiter erklären.“ Die Evangeliſchen glaubten auch ſehr deutlich wahrzunehmen, daß der Gang, den die Unterhandlung zu Utrecht bisher genommen hatte, lediglich durch die Intriguen des päbſtlichen Nuncii, Grafen Paſſionei wäre geleitet worden. Das ſchlimmſte bey dieſer ganzen Sache oder war dieſes, daß ſie unter ſich ſelbſt nicht recht einig waren, was für Maaßregeln unter dieſen Umſtänden zu nehmen wären.

In den von Frankreich dem Kayſer und Reich hierauf zum zweytenmal gethanen Friedensvorſchlägen wurde der ſtreitige Punct wegen der Clauſel nicht allein mit Stillſchweigen übergangen, ſondern dazu noch in allgemeinen Ausdrücken erklärt, daß der Ryßwickiſche Frieden wieder hergeſtellt werden ſollte. Hingegen wurde in allen drey Friedensſchlüſſen, welche den 11. April 1713. zwiſchen Frankreich an einem, und England, Preußen und den Generalſtaaten am andern Theil getroffen wurden, ausdrücklich zugeſagt, daß der weſtphäliſche Friede in allem, was ſowohl den politiſchen als Religionszuſtand des deutſchen Reichs beträfe, feſt und unverbrüchlich gehalten werden ſollte. Dieſe Verträge enthielten nun zwar keinen ausdrücklichen Widerruf der ryßwickiſchen Clauſel; da aber alle drey Mächte in ihren Unterhandlungen beſtändig auf dieſelbe gedrungen; und Frankreich an ſeiner Seite die Abolition verſprochen hatte; da ferner catholiſche und evangeliſche vollkommen dahin einverſtanden waren, daß die ryßwickiſche Clauſel und der weſtphäliſche Friede einander ſo ſehr zuwider wären, daß die Beſtätigung des einen das andere nothwendig aufheben müſſe: ſo kann man dieſen Friedensſchließenden Mächten wohl keine andere Meynung beylegen, als daß ſie durch dieſe allgemeine und ohne die geringſte Einſchränkung gemachte gegenſeitige Erklärung: „daß alles was in Deutſchland den Religionszuſtand angienge, dem Inhalt des weſtphäliſchen Friedens gemäs ſeyn ſolle, den ryßwickiſchen Frieden, ſoweit er dem Weſtphäliſchen entgegen iſt, aufgehoben haben wollten. Der übrige Inhalt dieſer Friedensſchlüſſe, welcher bisher nicht gehöret, iſt unter dem Articel: Utrechter Friede nachzuſehen.

Gegen den Kayſer und das Reich ſpannte Frankreich die Saiten damals ſo hoch, daß zwiſchen dieſen darüber die Utrechter Friedensunterhandlung abgebrochen, und noch ein Feldzug gemacht wurde.

Allein der Vortheile ohnerachtet, welche die franzöſiſchen Waffen in demſelben durch die Eroberung von Landau und Freyburg gewannen, ſehnte man ſich doch am Ende dieſer Feldzugs ſelbſt franzöſiſcher Seits nach dem Frieden, und veranlaßte einen neuen Friedenscongreß. Dieſer wurde durch die zu Raſtatt den 26. November 1713. erfolgte Zuſammenkunft der beyden commandirenden groſſen Generale, des Prinzen Eugen und Marſchall de Villars eröfnet; und den 6 und 7. März 1714. kam man endlich wegen der Hauptpuncte, worauf ſich der künftige Friede gründen ſollte, zum Schluß.

Der dritte Articel dieſer Präliminarien enthielt den bedenklichen Satz: „es ſollte der weſtphäliſche, nimmwegiſche und ryßwickiſche Friede, ſowohl in Anſehung des Geiſtlichen als des Weltlichen pünctlich vollzogen und künftig heilig gehalten werden.“ Sobald das Corpus Evangelicorum zu Regensburg hiervon Nachricht bekam, ſuchte man durch gemeinſchaftlich dem kayſerlichen Principalcommiſſarius übergebene Vorſtellungen allen zu befürchtenden nachtheiligen Folgen vorzubeugen; auch ergiengen Schreiben an die auswärtige evangeliſche Mächte, um ihre Unterſtützung bey einem bevorſtehenden wirklichen Friedensſchluſſe, oder Ratification der Raſtätter Articel, zu gewinnen. Letztere gaben auch gute Hofnung; daß auf ihr Begehren Rückſicht genommen werden ſolle, und Frankreich ſelbſt ließ die Evangeliſchen nicht ohne angenehme Vertröſtungen. Allein vom kayſerlichen Hofe ſelbſt konnten ſie aller wiederhohlten Erinnerungen und Vorſtellungen ohnerachtet keine poſitive Antwort und Erklärung erhalten.

Indeſſen war zur Ratification der Raſtätter Tractaten der Friedenscongreß zu Baaden angeſetzt, und der Kayſer ließ dem Reiche die Wahl, ob es die im Jahe 1709. beſchloſſene Reichsdeputation zu Beſchickung des Friedenscongreſſes wollte vor ſich gehen laſſen, oder ob es den Kayſer zu Schließung des Friedens bevollmächtigen wollte? das letztere wurde beliebt. Die Reſervationen ſowohl der catholiſchen als evangeliſchen Stände wegen des dritten Articels der Raſtatter Tractaten durften aber der Bevollmächtigung des Kayſers nur als ein Poſſcriptum angehängt werden.

Hierauf erfolgte endlich doch noch den 10. Julius in einem an die Principalcommiſſion gerichteten Reſcript, eine kayſerliche Antwort auf die Vorſtellung der Evangeliſchen, welche aber faſt alle ihre bisher gehabte Hofnung niederſchlug. Denn man erklärte ihnen nunmehr gerade heraus: „daß die verlangte Aenderung ſo wenig in des Kayſers Macht als in Frankreichs Willen ſeyn werde, es mögten ihnen dieſes Miniſtri und andere gleich vorſagen und Hofnung geben, was und wie ſie wollten. Frankreich habe mit des Reichs Wiſſen und der vorhin abgetretenen Bundesgenoſſen Zuthun, im letztern Feldzug die Oberhand erhalten. Man werde nun den Frieden annehmen müſſen, wie er da läge; welches nicht nöthig geweſen ſeyn würde, wenn man zur rechten Zeit den väterlichen Ermahnungen des Kayſers Gehör gegeben, und den erforderlichen Beyſtand geleiſtet hätte. Die Augsburgiſchen Confeſſionsverwandten mögten alſo ihre Angelegenheiten vor jetzo, als ohnehin zu dieſem Friedenscongreß mit einer auswärtigen Macht nicht gehörig, auf ſich beruhen laſſen; und eine künftige friedliche Uebereinkunft auf dem Reichstag abwarten.“

Die Evangeliſchen ließen ſich indeſſen auch dadurch noch nicht ganz abſchrecken; denn kayſerlichen und franzöſiſchen Abgeſandten zu Baaden, durch beſondere Abgeordnete aus ihren Mittein wiederhohlte Vorſtellung zu thun. Die verlangte nunmehr nur, daß dem Frieden nichts ihnen präjudirliches eingerückt, und die ryßwickiſche Clauſulſache an den Reichstag verwieſen werden möchte. Allein ſie ſahen nach aller angewandten Mühe ſo wenig Hofnung vor ſich, daß ſie am Ende auch nicht einmal vor rathſam hielten, bey dem Congreß zu Baaden ſelbſt eine Proteſtation gegen die zu befürchtende nachtheiligen Puncte des Friedensſchluſſes einzulegen. Und da ſie überdem ganz ohne die gehoffte Unterſtützung von England blieben, indem gar kein engliſcher Geſandter, wie ſie gehofft hatten, nach Baaden kam, ſo mußten ſie vollends alles gehen laſſen, wie es gehen wollte.

Den 7. Sept. 1714. wurde alſo der Friede zu Baaden zwiſchen dem Kayſer für ſich, und auf Bevollmächtigung des deutſchen Reichs an einem, und zwiſchen Frankreich am andern Theil geſchloſſen. Der dritte Articel deſſelben enthielt aber ausdrücklich: der ryßwickiſche Friede

Digitized by Google

ſollte ſowohl im Geiſt- als Weltlichen aufs genaueſte vollzogen, und künftig heilig gehalten werden.

Zu eben dieſer Zeit that zwar der engliſche Abgeſandte zu Paris noch dieſe Vorſtellung an dem franzöſiſchen Hofe: "Wenn der Religionszuſtand in Deutſchland wieder auf den Fuß des weſtphäliſchen Friedens hergeſtellet werden ſollte: ſo müßte die ryßwickiſche Religionsclauſel doch abolirt werden; der König mögte alſo deutlich erklären laſſen, daß der dritte Artickel des raſtättiſchen Friedens dem Weſtphäliſchen nicht nachtheilig ſeyn ſollte." Allein es wurde die Antwort darauf ertheilt: "daß zu Baaden nichts weiter zu thun ſey, als was die Ratification des Raſtätter Friedens erfordere, und der kayſerliche bevollmächtigte Miniſter habe alle Zuſätze, die man franzöſiſcher Seits noch hätte machen wollen, verworfen. Die Catholiſchen und Proteſtanten mögten nun unter ſich auf dem Reichstage wegen der Gültigkeit oder Ungültigkeit der Clauſel einig werden, und wenn der König über dieſe Sache, die eigentlich Deutſchland allein angienge, noch etwas zu ſagen hätte; ſo würde derſelbe ſeine Erklärung zu Regensburg thun laſſen." Auf dieſe Weiſe ſchoben die kayſerlichen Abgeſandten die Schuld auf Frankreich, und Frankreich auf die Kayſerliche, daß dieſe wichtige Sache nicht entſchieden würde: und die Ungewißheit, darinn man wegen der Verbindlichkeit der ryßwickiſchen Clauſel ſtand, wurde dadurch gröſſer als jemals.

Dieſe Ungewißheit veranlaßte daher auch die evangeliſche Reichscammergerichtsbeyſitzer zu Wetzlar bey dem Corpore Evangelicorum die Anfrage zu thun; wornach ſie ſich unter dieſen Umſtänden zu richten hätten? worauf dann im folgenden Jahre den 14. Februar die Antwort erfolgte: "daß auf dieſe einſeitige Clauſel in Urtheilsſprüchen um ſo weniger Rückſicht zu nehmen wäre, da dem Cammergericht deshalb nie etwas geſetzlich kund gemacht oder inſinuirt ſey."

Als ferner die Ratification des zu Baaden geſchloſſenen Friedens den Ständen des Reichs mitgetheilt wurde: ſo legten die Evangeliſchen dieſes gemeinſchaftliche Votum in allen drey Reichscollegiis ab. „Weil auf ihre gegen den dritten Artickel des Raſtätter Tractats gemachte Vorſtellung keine Rückſicht genommen, ſondern der dritte Artickel des baadenſchen Friedens demſelben vielmehr völlig gleichlautend ſey: ſo wolle man hierauf von Seiten des Corporis Evangelicorum einmüthig erklären, daß man ſich von dem durch den weſtphäliſchen Frieden geſicherten Religionszuſtande nicht verdrengen laſſen, folglich auch an dieſem zu Baaden geſchloſſenen Frieden, in ſo weit er in Religionsſachen dem Weſtphäliſchen zuwider ſey, keinen Antheil nehmen, noch ſich daran gebunden achten könne, vielmehr ausdrücklich dagegen proteſtire, und alle vorige Reſervationen hiermit wiederhole." Je ernſtlicher dieſe Erklärung abgefaßt war, je weniger wollte man ihrem Verlangen, dieſelbe dem Reichsgutachten einzuverleiben, oder ſie demſelben auch nur in einem Poſtſcripto anzuhängen, willfahren; und ſie konnten nichts weiter erlangen, als daß der Maynziſche Directorialgeſandte bey Uebergebung des Reichsgutachtens an den Principal-Commiſſarium mündlich davon Meldung that, und daß ſolches geſchehen ſey, hernach zum Protocoll anzeigte.

Die kayſerliche und franzöſiſche Verſicherung, daß dieſe Ryßwickiſche Religionsclauſel angelegenheit auf dem Reichstage vorgenommen werden ſollte, veranlaßte hierauf das Corpus Evangelicorum zu wiederholtenmalen am kayſerlichen Hofe auf die Erfüllung dieſes Verſprechens zu dringen. Es erfolgte aber darauf keine Antwort. Die Hinderniſſe, welche ſich den Evangeliſchen allenthalben in den Weg ſtellten, und ſie nirgends Hülfe und Gehör finden ließen, machten nunmehro die catholiſche Geiſtlichkeit deſto dreiſter, daß ſie ſich nicht nur allenthalben der Ryßwickiſchen Clauſel zu ihren Abſichten bedienten, ſondern dieſelbe auch nach eigenem Gefallen auslegten, und auf Fälle und Orte ausdehnten, an welche zur Zeit des Ryßwickiſchen Friedens kein Theil gedacht hatte. Hierüber häuften ſich dann die Religionsbeſchwerden von Tag zu Tage, und veranlaßten die traurigſten Klagen. Alle Interceſſion aber, welche das Corpus Evangelicorum inſonderheit bey Maynz und Pfalzzweybrück that, war fruchtlos.

Endlich ließ auf Veranſtaltung der Krone England der Kayſer ſich nach vielen heftigen und bittern Aeuſſerungen von beyden Seiten gefallen, daß die aus dem vierten Artickel des Ryßwickiſchen und dritten Artickel des Baadenſchen Friedens erwachſene Mißhelligkeiten auf dem Reichstage zwiſchen beyden Theilen erwogen werden ſollten. Beyde Corpora fiengen auch im Jahr 1720 und 1721 an mit einander darüber zu tractiren. Allein der eine Theil bezeigte gleich anfänglich ſo wenig Ernſt, als der andere Hoffnung und Vertrauen auf dieſe Unterhandlung ſetzte. Beyde geriethen daher auch ſelbſt ſchon wegen der vorläufigen Abtheilung der Religionsbeſchwerden nach Vorſchrift des Baadenſchen Friedens und wegen der Local-Commiſſionen in ſo heftigen Streit, daß darüber alle weitere Unterhandlung wegen der Hauptſache gänzlich abgebrochen; und mehrere Jahre hindurch nicht einmal der Name der Ryßwickiſchen Clauſel auf dem Reichstage erwähnt wurde. Der Verfolg dieſer Sache gehört unter den Artickel Wiener-ſcher Friede.

Die Geſchichte des Baadenſchen Friedens iſt hier mit vorzüglicher Rückſicht auf den für die deutſche Staatsverfaſſung wichtigſten Gegenſtand deſſelben, nemlich: die aus der Ryßwickiſchen Clauſel erwachſene Religionsbeſchwerden erzählt worden. Es wird indeſſen doch nöthig ſeyn, auch noch wegen des übrigen Innhalts ein paar Bemerkungen hinzuzuſetzen. Der Raſtätter und Baadenſcher Frieden ſind zwar in der Sprache, worinn ſie abgefaßt ſind, unterſchieden; denn jener iſt in franzöſiſcher, dieſer aber in lateiniſcher Sprache aufgeſetzt. Dagegen ſind ſie aber ihrem weſentlichen Innhalt nach, bis auf die letztere Artickel, faſt völlig gleichlautend. Die vornehmſten Puncte ſind folgende: 1) Nach der Grundlage des Weſtphäliſchen und Ryßwickiſchen Friedens ſollte Frankreich alles Abgenommene, nemlich dem Kayſer Breyſach und Freyburg, und dem Reich Kehl zurückgeben, und die auf dem Reichsboden angelegte Veſtung ſchleifen. 2) Erkannte Frankreich die neunte für Braunſchweig-Lüneburg errichtete Churwürde. 3) Der Kayſer ſollte zwar nach dem Innhalt des mit den Seemächten geſchloſſenen Friedens die ſpaniſchen Niederlande haben, und für ſich und ſeine Erben, nach der Oeſterreichiſchen Erbfolge, behalten. Der Kayſer ſollte ferner 4) gegen Beobachtung des Neutralitätstractats vom 14. März 1713. im Beſitz aller in Italien inne habenden Länder und Plätze verbleiben. Dagegen wurde 5) den beyden Churfürſten von Cölln und Bayern, welche während dem letztern Kriege der franzöſiſchen Macht zugethan geweſen waren, die völlige Herſtellung ausbedungen. Dieſer letzte Artickel veranlaßte noch, daß der Churfürſt von der Pfalz mit ſeinem ganzen Hauſe gegen dieſen Frieden beſonders proteſtirte, weil er in die Bayriſche Herſtellung nicht anders,

Digitized by Google

anders, als gegen ein für ihn auszumachendes Aequivalent einwilligen wollte. Ein gleiches that auch der Eburfürst von Braunschweig-Lüneburg, sofern er die ihm angewiesene achte Stelle im Eburfürstlichen Collegio und das Erzschatzmeisteramt wieder abtreten sollte.

Baadstein, ist nichts anders als ein Topf oder zusammengesinterter Stein, der in vielen Bädern, sonderlich im Carlsbad, häufig angetroffen wird und mancherley Gestalten hat, die allerley Figuren vorstellen, zumal wenn man die Einbildungskraft ein wenig mit zu Hülfe nimmt.

Baake, (Wasserbau), werden an den mittelländischen sowohl als oceanischen Seehäfen, am Strand unterhaltende Nachtfeuer genennt, welche durch allerhand brennende Materien unterhalten werden. Sowohl zu Friedens- als Kriegszeiten ist man von ihrem Nutzen überzeugt, und die durch solche erhaltende Erleuchtung der See kann den Kauffarthey- und Kriegsschiffen sichere Anlandung bey Nachtzeiten nicht nur verschaffen, sondern es können auch solche von dem Flaggenstock aus eher erkannt werden. Damit das Feuer sowohl gut brennen als erleuchten möge, so ist es nicht auf das bloße Erdreich zu machen, wo es sowohl von der Erdfeuchtigkeit am Brennen gehindert, als den Steigen des Wassers ausgesetzt wird, sondern einen steinernen Fuß aufzumauren und auf solchen einen eisernen Feuerrost zu setzen, auf welchem das Feuer unter beständigem Anblasen der Luft desto leichter brennen mögt.

Baaketonnen, sind mit Ketten und Steinen im Grund befestigte Körbe, Fässer, schwimmende Klötze, Stücke von Masten, dadurch die gefährliche Oerter der Fahrt, besonders bey dem Hafen, bemerket werden. Wenn man einen feindlichen Ueberfall zu besorgen hat, nimmt man sie weg, um zu verhindern, daß der Feind in Gefahr und darinn umkomme. Man nennet auch die kleinen Tonnen mit diesem Namen, die man über den ausgeworfenen Ankern schweben lässet, um sie wieder zu finden, wenn man sie kappen oder ihre Tauen abhauen muß. Geschiehet dieses in einem Hafen, so muß der Schiffer seinen Namen, und was sonst zu einem Beweise dienen kann, darauf setzen, um sein Recht an dieselbe darthun zu können.

Baakengeld, heißt die Abgabe, so die Schiffe vor die zu ihrer Sicherheit bey den Häfen unterhaltene Baaken entrichten.

Baal, s. Blaukelchen.

Baal, und in der mehrern Zahl Baalim, bezeichnet in seiner allgemeinen Bedeutung einen Herrn, Eigenthümer, Besitzer; in seiner bestimmten Bedeutung aber die falschen Götter der Cananitischen Völker. Ueber den Ursprung dieser Benennung sind die Forscher des Alterthums eben so uneinig, als über die Bestimmung, was für heidnische Götter darunter verstanden werden müssen. Einige glauben, daß die Baalim der Cananiten nichts anders wären, als die Seelen der verstorbenen großen Männer, die nach ihrem Tode vergöttert worden wären; denn Baal, sagen sie, oder, wie er im Chaldäischen lautet, Bel, war der erste König zu Babel, den man nach seinem Tod vergötterte. Von ihm wurden alle Dämonen nach ihm Baalim genennt, so wie nach dem ersten römischen Kayser, welcher Cäsar hieß, alle nachfolgende Kayser, Cäsaren genennt wurden; daher treffen wir so viele Baalim an, als Cananitische Völker sind, und es ist gar nicht unwahrscheinlich, daß diese vergötterte Helden von einem Volk auf das andere gekommen sind. Andere geben den Baalim einen andern Ursprung. So wie die Menschen nemlich von dem Begriff des wahren und unsichtbaren Gottes abwichen; so verehrten sie anfänglich die großen Weltkörper, von denen unsere Erde erleuchtet und erwärmt wird, als ihre Götter; sie hielten sie für die Herrn und Regenten der Erde, und gaben ihnen den Namen Baalim. Zur Bestätigung dieser Meynung führen sie einen uralten Gott der Chaldäer an, den sie in ihrer Sprache Balsemen, das ist, den Gott des Himmels, nennten; sie sagen ferner, daß Molech, Abrämelech nichts anders wären, als eben diese Sonne, die nebst den übrigen Gestirnen sehr frühzeitig von den Menschen göttlich verehrt worden ist. Beyde Meynungen können gar wohl bey einander stehen; beyde Arten der Abgötterey sind sehr alt, (s. Abgötterey, Aberglauben). Der Dienst dieser Baalim, man mag sie nun für vergötterte Menschen oder vergötterte Elemente halten, ist sehr alt. Als die Israeliten in das Land der Cananiter kamen, so war es über und über damit angefüllt; und sie waren nicht lange darinnen, so wurden sie gleichfalls von dieser Abgötterey angesteckt. Im Buch der Richter Cap. 11, 13. wird schon von ihnen gesagt, daß sie dem Baal und der Astarthe gedient hätten, wovon jenes die Sonne, und dieselbe den Mond bezeichnete. Hesychius erzählt, daß die Sidonier einen Baal verehrt hätten, den man im Griechischen Thalassius, oder den Baal des Meeres genennt hätte. Hieraus erhellet also, daß nicht gerade alle Baalim die Sonne, sondern auch andere Theile der sichtbaren Welt, die der Aberglaube vergöttert hatte, bedeutet haben konnten, obgleich sehr wahrscheinlich ist, daß die Baalim, unter welchen sie die Sonne verehrt haben, unter den übrigen die vorzüglichsten waren, und daß vielleicht ein jedes Volk seinen Baal in die Sonne und den Mond, als die großen Gegenständen ihrer Verehrung, gesetzt haben. Die verschiedenen Benamen einer heidnischen Gottheit zeigen nicht allezeit verschiedene Gottheiten an, indem solche Benamen sehr oft theils die an verschiedenen Orten berühmte Bildsäulen, theils die verschiedenen Verrichtungen und Gebiete einer und eben derselben Gottheit bezeichnet haben konnten. So kann also der Balsemen, oder Himmels-Baal der Chaldäer, eben derjenige gewesen seyn, den die Sidonier den Meer-Baal nennten.

Die vielen Stellen der heiligen Schrift, z. E. 1 B. der Kön. 19, 18. Jer. 2, 8. 23, 13., worinnen von dem Dienst des Baals gehandelt wird, zeigen zur Genüge, daß der Dienst desselben sehr ausgebreitet gewesen. Wir lesen von vierhundert und funfzig Priestern desselben, die blos von dem Tische der Königin Jesebel ernähret wurden. Worinnen aber eigentlich der Dienst der dem Baal geleistet wurde, bestanden habe, wird uns nicht umständlich erzählt. Der Ort, wo er verehret wurde, waren Berge und Wälder. Hier hatte er seine Altäre, auf welchen die Opferthiere verbrannt wurden. Die Diener des Baals tanzten und hüpften um denselben mit den heftigsten Bewegungen herum, und hierauf zieht Abarbanel den Schluß, daß unter dem Baal die Sonne verstanden würde, weil diese alle in Bewegung setzte. Wenn sie sich nun durch die heftigste Anstrengung ihrer Kräfte, durch Schreyen und Tanzen, in die höchste Wuth gesetzt hatten; so fingen sie an, ihre Leiber mit Messern und kleinen Dolchen zu zerschneiden, sie rasten dabey herum, als wenn sie besessen wären. Ob sie ein besonderes Götzenbild gehabt haben, worunter sie ihren Gott Baal vorgestellt haben, daran wollen viele zweifeln, und zwar aus dem Grund, weil sie die Sonne täglich in ihrer vollen Pracht vor Augen gehabt hätten: allein da in der heil. Schrift soviel von Götzenbildern,

denen die Cananitischen Völker Ehre erwiesen haben, geredet wird: so kann man dieses mit Wahrscheinlichkeit auch auf den Baal anwenden, zumal da 2 Chron. 28, 2. ausdrücklich solcher Bilder Meldung gethan wird. Unter den Juden war dieser Baalsdienst dermaßen ausgebreitet, daß nach Jer. 11, 13. auf allen Straßen zu Jerusalem Altäre desselben angetroffen wurden. Gott setzte dermaßen dagegen, daß er auch sogar den Namen Baal nicht dulden wollte. Ob dieser gleich in der hebräischen Sprache auch eine gute Bedeutung hatte, wie wir schon bemerkt haben: so wollte Gott dennoch nicht, daß die Juden diesen Namen im Munde führen sollten, Hos. 2, 17. Aus dem, was wir bisher gesagt haben, ist also offenbar, daß Baal und Baalim, wenn es nicht von einer heidnischen Gottheit insonderheit gebraucht wird, außer seiner ersten Bedeutung überhaupt so viel anzeigt, als einen falschen Gott, oder, wenn es einem andern falschen Gott an die Seite gesetzt wird, die Sonne bedeute.

Es ist eine höchst beschwerliche und dabey undankbare Arbeit, wenn man die Götter der morgenländischen Völker mit denenjenigen der Griechen und Römer vergleichen, und unter der Menge der letztern Namen aufsuchen will, die mit den Namen jener eine und eben dieselbe Gottheit bezeichnen. Man weis, daß die Theogonien der Griechen aus ganz andern Grundsätzen entstanden sind, als die Götterlehre der Morgenländer. Eine zufällige Uebereinstimmung einiger Erzählungen macht die Sache noch nicht aus. Eine jede Nation bildete sich ihren Gott nach ihren National-Eigenschaften. Eine kriegerische Nation machte ihren Gott zum Krieger, eine grausame zum Tyrannen, eine wollüstige zum Regenten der Liebe und des Trunks. So wird es also eben so vergeblich seyn, wenn man die Baalim, Astaroth, Camos, Moloch mit dem Zevs, Apollo, Bacchus, Saturn vergleichen will, als wenn man die Namen der americanischen Gottheiten mit den africanischen vergleichen und aus denselben erklären wollte. Wir könnten also die Baals den Cananiten eigen lassen, ohne uns darum zu bekümmern, wie sie die Griechen genennt haben, da es bey weiten noch nicht so ausgemacht ist, als man glaubt, daß die Religion der Griechen aus den Grundsätzen der phönicischen hergeflossen ist: allein, weil doch viele Gelehrte eine solche Vergleichung angestellt haben, so wollen wir einige ihrer Meynungen anführen, und dem Leser das Urtheil überlassen, was er davon annehmen oder verwerfen will. Erstlich sagt man, daß Baal der Zevs der Griechen oder der Jupiter der Lateiner gewesen. Man führt aber keinen andern Grund an, als, weil die Griechen ihren Zevs zum Vater und König der Götter und Menschen machten, Baal aber einen Herrn, auch wohl gar im Anfange den wahren Gott bedeutet habe: so könne gar wohl der Zevs der Griechen und der Baal der Phönicier einerley seyn. Aber nun fragt sich, haben die Phönicier ihren Baal aus dem Zevs der Griechen, oder diese ihren Zevs aus dem Baal der Phönicier gemacht. Muthmaßlich wird man das letzte behaupten. Aber wie steht es nun mit der Geschichte des Zevs? Hier stehen auf einmal die Muthmaßungen stille. Andere machen aus dem Baal der Phönicier den Kronus oder Saturn der Griechen. Die Freunde dieser Meynung verrathen ihre Unwissenheit in den morgenländischen Sprachen. Sie leiten den Baal von dem hebräischen Wort בעל alt seyn, her, und nun wird es ihnen gar nicht schwer, den Aeltervater der griechischen Gottheiten, Saturn, herauszubringen. Noch andere, und unter diesen Josephus, verstehen unter dem Baal den Mars der Griechen, und erklären diesen Namen durch: Herr der Kriege. Sollen wir unter den verschiedenen Meynungen eine wählen, so möchte wohl diejenige die wahrscheinlichste seyn, die unter dem Baal die Sonne verstehen. Denn außerdem, daß diese Art der Abgötterey die älteste war, so finden wir, daß die ältern Juden die Verehrung des Himmelsheeres sehr frühzeitig von den Cananitischen Völkern angenommen haben. Die Namen Belus, Belenus, Abelius, Alagabaal, (woraus die Griechen Heliogabalius gemacht haben), worunter Apollo, oder die Sonne offenbar verstanden wird, sind gewis Ableitungen von dem hebräischen Baal. Dieses wird dadurch noch mehr bestätigt, wenn man hört, daß nach der Theogonie der Griechen von dem Uranus oder Coelus das ganze Geschlecht der Götter entsprungen seyn soll.

Unter der großen Menge der Baalim, welche von den Cananitischen Völkern verehrt worden sind, werden einige in der heiligen Schrift mit besondern Beynamen bezeichnet, die wir noch kürzlich erklären wollen. Hier kommt vor erstlich

Baal Berith; es war dieses eine Gottheit der Sichemiten, deren B. der Richter Cap. 8, 33. und 9, 4. gedacht wird. Nach der hebräischen Sprache bedeutet es einen Herrn des Bundes. Vermöge dieser Herleitung konnte also Baal-Berith derjenige Gott seyn, zu dessen Verehrung sich seine Anbeter durch ein feyerliches Bündnis mit einander verschworen hatten; oder noch besser, ein solcher Gott, den man für den Richter aller Bündnisse, Verbrechungen, und Vergleiche hielt, dem es zukäme, auf die Haltung derselben zu sehen, und die Uebertreter, oder Bundbrüchige, zu strafen. So einfach und leicht diese Meynung ist, so will sie doch denen nicht gefallen, die überall das Schwere und Gesuchte lieben. Wir wollen einige solcher Meynungen anführen. Einige geben dieser Gottheit einen Cretensischen Ursprung, und machen daraus eine Göttin, welche bey den Cretensern Dereto, oder Atergatis, bey den Syrern aber Britomartis wäre genennt worden. Diese letztere Benennung sagen sie, wäre aus den syrischen Wörtern, Berith, ein Bündnis, und Marath, eine Frau, zusammengesetzt, und bedeute also eine Beschützerin der Bündnisse, welches durch das hebräische Wort nur in dem männlichen Geschlecht angezeigt würde. Andere machen aus dem Baal-Berith, den Bacchus, und verstehen darunter die Sonne. Macrobius führt einen Beynamen des Bacchus, Brissäus an. Diese Benennung soll von dem hebräischen Wort Berith, welches die Chaldäer, wie die heutigen Juden, Bris, ausgesprochen hätten, herkommen: und nun ist Baal-Berith, und Bacchus Brissäus einerley. Bochart erklärt Baal-Berith, durch Baal von Berith, oder Berytus. Nach seiner Meynung ist Baal-Berith, derjenige Baal, den man in der berühmten Stadt Berytus, verehrte; diese Stadt soll ihren Namen von der Berore, einer Tochter der Venus und des Adonis, bekommen haben. Bochart verwandelt also den Baal in eine weibliche Gottheit, und doch findet man das Wort Baal niemals in dem weiblichen Geschlecht gebraucht. Die Sichemiten hatten dieser Gottheit einen Tempel geweyhet, und sich auch dahin geflüchtet, nachdem sie von dem Abimelech, dem Sohne Gideons, überwunden worden waren, entweder weil der Tempel auf einer Anhöhe stund, und zugleich eine Art einer Festung war, oder weil sie sich auf die Heiligkeit dieses Tempels, worinnen zugleich ihre Schatzkammer war, verliessen, B. d. Richter 9, 46.

Baal-Gad, oder auch abgekürzt, Gad war eine

handelt von Ehesachen, und der vierte פרקי יוחן Chofchen beschreibt das gerichtliche Rituale. Man hat sowohl von dem ganzen Werk, als den einzelnen Theilen, mancherley Ausgaben, theils mit, theils ohne Erklärungen. Alkuin gibt diesem Namen hat eben dieser Rabbiner, Randglossen über die fünf Bücher Mosis geschrieben, die in Bamberg und Burtorfs rabbinischen Bibeln eingedruckt sind. Es sind kurze meistentheils rabbalistische Anmerkungen, die aber mit dem oben angeführten Werk nichts gemein haben, ob sie gleich von einigen mit Unrecht für einen Auszug daraus gehalten werden.

Baaleas s. Wallfisch. (Nordcaper.)

Baaliten, waren unter den Juden diejenige, die den Dienst des Jehovah verlassen, und den Baal zu ihrem Gott angenommen hatten. (s. Baal) Unter den abgöttischen Gebräuchen derselben, werden besonders zwey angeführt. Der erste war, daß sie sich mit Messern und Pfriemen ritzten, daß ihr Blut heraus floß. Sie thaten dieses nicht sowohl den Götzen zum Mitleiden zu bewegen, als vielmehr ihr Blut mit dem Blute des Opferthieres zu vermischen. Es war dieses wirklich eine Gewohnheit, die man bey mehrern abgöttischen Völkern der Alten antrift. Lactantius sagt von den Priestern der Bellona: non alieno, sed suo cruore sacrificant. Apulejus sagt, daß die Priester der Syrischen Göttin, wenn sie dieselbe herumgetragen hätten, die Schwerdter ausgezogen, und sich damit verwundet hätten. Der andere Gebrauch war, daß sie ihre Kinder durch das Feuer gehen ließen. Es kann dieses eine doppelte Bedeutung haben, einmal, daß sie von den Priestern nur durch die Feuerhaufen hindurch geführt worden; und sodann, daß sie wirklich als Opfer verbrannt wurden. Von beyden Stücken finden wir Spuren in der heiligen Schrift. Jer. 19, 5. wird von den abgöttischen Juden ausdrücklich gesagt, daß sie die Höhen des Baals gebauet hätten, um ihre Söhne dem Baal zu Brandopfern mit Feuer zu verbrennen. Sie schlachteten sie an den Bächen, unter den Felsen, und verbrannten sie hernach; man vergleiche Psalm 106, 37. 38. Jes. 57, 5. Einige jüdische Schriftsteller haben angenommen, daß man die Kinder nur zwischen zwey Feuer gestellt, oder in Geschwindigkeit durch das Feuer durchgezogen habe, welches eine Art einer Lustration oder Reinigung gewesen wäre. Sie berufen sich auf das Exempel des Königs Ahas, von welchem 2B. Kön. 3, 16. gesagt würde, daß er seinen Sohn durchs Feuer habe gehen lassen, der ihm doch in der Regierung gefolgt sey. Allein dieses Exempel beweißt noch nichts gegen die obenangeführten Schriftstellen; Ahas hatte vermuthlich mehrere Söhne, als den Hiskias, und man kann die Stelle auch so übersetzen: er ließ einen von seinen Söhnen durchs Feuer gehen, d. i. verbrennen. Will man sagen, daß dieser abscheuliche Dienst dem Moloch geleistet worden; so ist anzumerken, daß Moloch und Baal im Grunde nur eine und eben dieselbe Gottheit war, und Jeremias sagt in der angeführten Stelle ganz deutlich, daß die Israeliten ihre Kinder dem Baal verbrennt hätten. Im übrigen aber ist es auch möglich, daß sie nächst dem Verbrennen auch eine Art einer Reinigung, oder Wahrsagung durchs Feuer gehabt haben, wie man bey mehrern heydnischen Völkern antrift. s. Feuer, Moloch.

Baaltis, eine Göttin der Phönizier, die man für die Schwester der Astarte und Gemahlin des Saturns hielt, der aber lauter Töchter mit ihr gezeuget haben soll. Sie wurde vorzüglich zu Byblos, einer Stadt im phönizischen Syrien, nicht weit von Berytus, verehret, und einige halten sie für die Diana der Griechen.

Baaniten, waren eine Parthey der Paulicianer oder Manichäer in Armenien in dem 9ten Jahrhundert. Sie hatten ihren Namen von dem Baanes einem Schüler eines gewissen Sergius, der vielen Anhang, und sich den Namen **Tychicus**, (der ein Schüler des Apostels Pauli gewesen war,) beygelegt hatte. Baanes zerfiel mit seinem Lehrer Sergius, weil ihn derselbe öffentlich bestraft hatte. Darüber entstund das Schisma der Baaniten und Sergionisten. Beyde Theile verfolgten sich, wie auch die Rechtgläubigen, bis endlich der griechische Kayser diesen Händeln durch ausgesandte Truppen ein Ende machte. Baanes führte noch dem Beyspiel seines Lehrers auch den Namen **Epaphroditus**, welcher von einem Schüler Pauli hergenommen war.

Baar, dieses Wort wird: 1) von den Sachen, welche zu der eigentlich sogenannten Baarschaft gehören, gebraucht. So sagt man: Ich habe hundert Gulden baar da liegen. (s. Baarschaft.) 2) Braucht man dasselbe von der Zahlung an Geld, die sobald geschieht, als jemand dazu verbunden ist. So sagt man: **auf baares Geld handeln**, und im Gegensatz: **auf Credit, Conto handeln**. Wenn ich mit jemanden einen Kaufcontract geschlossen, und darinn auf baares Geld mit ihm gehandelt habe: so wird der Käufer so lange nicht Eigenthümer von der angekauften Sache, sondern der Verkäufer behält das Eigenthumsrecht, bis jener den Werth derselben bezahlt hat, wann auch gleich die Sache ihm vor geschehener Zahlung eingehändiget worden ist. Anders ist es, wenn auf Credit oder Conto gehandelt worden ist. Eine sehr wichtige Folge von diesem Satze, zeigt sich bey einem über das Vermögen des Käufers entstehenden Concurses, da der Verkäufer die Sache, die er auf baares Geld verkauft, wofür er aber den Werth noch nicht erhalten hat, woraus aus dem Vermögen des Falliten vindiciren kann, ohne daß er sich in den Concurs einlassen muß. Hat er aber dieselbe auf Conto verkauft: so muß er sich wegen des Kaufschillings classificiren lassen. Uebrigens wird immer vermuthet, daß auf baares Geld und nicht auf Conto gehandelt worden seye; wer also das letzte behauptet, muß den Beweis davon übernehmen.

Ob aber der Verkäufer, wenn auf baares Geld gehandelt worden ist, und derselbe also noch Eigenthümer von der Sache bleibt, auch die Gefahr trage, d. i. wenn in den Händen des Käufers die Sache ohne dessen Schuld zu Grunde gehet, der Verkäufer oder der Käufer den Schaden habe, darüber sind die Juristen nicht einig, indem einige den Schaden dem Verkäufer, andere dem Käufer zumuthen. Die Gründe von beyden Meynungen sehe man in dem Artikel: **Pactum reservati Dominii**.

Baar Geld, Baarschaft, (*nummi parati, pecunia parata*) heißt im eigentlichen Verstande das Geld oder die Münzsorten, die man wirklich zur Disposition in Bereitschaft hat. Man unterscheidet also das baare Geld, oder die Baarschaft von allen übrigen Gütern und Sachen, die Geldeswerth sind, aber doch nicht in wirklichen gemünzten Gelde bestehen. **Unbewegliche Güter** an Grundstücken, Haus und Hof, und alle **bewegliche Sachen**, die man unter dem Namen **Fahrniß** begreift, sie mögen übrigens bestehen, worinne sie wollen, sind von der eigentlichen Baarschaft, oder dem baaren Gelde ausgeschlossen. Selbst die **Kleinodien** aller Arten, nemlich: goldene und silberne Geräthschaften, Juwelen und alles was man dazu rechnet, werden

Digitized by Google

von dem baaren Gelde, oder der eigentlichen Baarschaft unterschieden. Auch die ausstehende Capitalien und sogar die Wechselbriefe und die Billeter, die man liegen hat, sind unter dem eigentlichen baaren Gelde, oder der Baarschaft nicht enthalten. Allen diesen Unterschied muß man machen, wenn man in Rücksicht auf die benannten Gegenstände die erforderliche Genauigkeit beobachten, und Bestimmtheit in den Begriffen haben will, wie sie sich in den Sachen findet.

In der Handlung sowohl, als in gemeinen Kauf- und Verkaufsgeschäften setzet man den Ein- und Verkauf für baar Geld oder per contant, dem Ein- und Verkaufe auf Credit, oder auf Conto, auf Termine, oder Ziel, oder Zeit entgegen. Beym Ein- und Verkaufe für baar Geld wird sogleich und auf der Stelle für den bedungenen Preiß einer Sache wirkliches Geld bezahlet. Beym Ein- und Verkaufe auf Credit, oder auf Zieler aber wird der bedungene Kaufs- und Verkaufspreiß der Sache nicht sogleich mit baaren Gelde berichtiget, sondern erst nach Verfluß einer bestimmten oder unbestimmten Zeit von dem Käufer in Gelde oder Geldeswerthe an den Verkäufer abgetragen. Wer für baar Geld kauft, der bekommt bey der jetzigen Handelsverfassung die Sache um ein beträchtliches wohlfeiler als wer auf Conto oder auf Zieler einkauft. Denn beym Verkaufe auf Credit, oder auf Zieler schlägt der Verkäufer allerwenigstens das Interesse des Kaufschillings auf den Preiß der Sache; beym Verkaufe für baar Geld hingegen fällt diese durch Zuschlagung des Interesse zum Capital entstehende Preißerhöhung weg, und überdies rechnet der Verkäufer auch auf die Vortheile, die er sich mit dem baaren Gelde verschaffen, oder auf die Nachtheile und den Schaden, welchen er mit baaren Gelde zuvorkommen kann, und geht also auch aus diesem Grunde mit dem Preiße seiner Sache herunter. Unter den Kaufleuten darf der Käufer, wenn er baar oder contant bezahlet, oft 4, 8, oder auch 10 pro Centan dem Belauf der Waaren kürzen oder rabattiren, welchen Vortheil aber er einbüßt, wenn er auf Conto einkauft.

So wichtig es immer scheint, den Handel auf Conto, oder Credit treiben zu können; so wichtig ist es für die Gesetzgebung, die Folgen davon bey dem itzigen Zustande, da der Geldreichthum der Hauptzweck des Handels und Credits ist, zu erkennen. Der Käufer, der Producte, und Waaren auf Conto einkauft, bezahlt dieselbige in einem höhern Preiße, als man sie für baares Geld bekommen hätte. Nun muß dieser Käufer, wofern er nicht zu Grunde gehen will, diese höhere Preiße der erkauften Waaren wieder auf seinem Gewerbe zu gewinnen suchen. Er erhöhet also auch die Preiße seiner Producte und Waaren, die er an den dritten zu verkaufen hat, und so geht es mit der Preißerhöhung durch den ganzen Circul des Waarenumsatzes fort. Alle Waaren und alle Arbeiten werden theurer, und die letzten Verbraucher, die nicht wieder Verkäufer sind, müssen nun die ganze Last aller Preißerhöhungen allein tragen. Daher sind nun diese genöthiget, den Verbrauch der Producte und Waaren einzuschränken; und also muß auch die Production und neue Gewinnung der Waaren zum Schaden der menschlichen Gesellschaft abnehmen. Je mehr also auf Conto, oder Credit gehandelt wird; desto größer wird die Abnahme der Masse der Producte und Waaren. Je mehr aber für baares Geld, oder andere Zahlungsmittel, und also contant gehandelt, oder eingekauft wird, desto vortheilhaftere Preiße haben alle Käufer zu erwarten, desto wohlfeiler und leichter können sie alle wieder ihre eigene Gewerbe treiben, desto größer wird der allgemeine Verbrauch der Waaren, und desto mehr Producte und Waaren werden wieder reproduciret.

In Wechselbriefen pflegt der Ausdruck: baar in der Formul: valuta baar empfangen, gebraucht zu werden. Man versteht darunter, es sey der Werth, oder der Betrag des Wechsels in wirklichen Gelde bezahlet worden, wenn der Betrag des Wechsels mit andern Wechselbriefen, nicht aber mit wirklichen Gelde bezahlt wird, so heißt es nicht: valuta baar empfangen, sondern: den Werth gewechselt.

Es entstehen nun sowohl in Absicht auf die Baarschaft und das Erbschaftsrecht in derselbigen, als auch in Absicht auf den Ein- und Verkauf für baares Geld, und auf Credit einige nicht unwichtige Fragen für die Gesetzgebungs- oder Regierungswissenschaft. 1) Wenn die Gesetze eines Landes ausdrücklich bestimmen, was unter der Baarschaft, die einer einem andern schenkt, oder vermacht, oder zu Lehn giebt, verstanden werden soll, daß nemlich unter diesem allgemeinen Namen nicht allein das wirklich vorhandene Geld, sondern auch die ausstehenden Capitalien, die vorhandene Wechselbriefe, und anderer Billeter, die im Gewerbe, oder der Handlung laufende Gelder, und was sonst mehr, enthalten seyn sollen; so kann bey vorkommenden rechtlichen Fragen und Untersuchungen kein Zweifel und Schwierigkeit entstehen. Wenn aber die Gesetze eines Landes keine Bestimmungen von der Art festsetzen, so hängt es nicht vom Richter, oder den Rechtsgelehrten ab, den Umfang der Baarschaft, in Ansehung deren Dispositionen gemacht worden, willkührlich anzunehmen, und aus willkührlichen Ideen Entscheidungen zu machen. Vielmehr müssen sie in solchem Falle den eigentlichen Verstand des Wortes: Baarschaft oder baar Geld beybehalten, es sey denn, daß der, welcher disponirt, deutlich zu erkennen gebe, daß er mehr unter der Baarschaft verstanden wissen wolle, als man sonst im eigentlichen allgemein angenommenen Sinne darunter denkt. Wer demnach z. E. mit dem vorhandenen Gelde unter dem Namen der Baarschaft belehnet wird, der bekommt in dem oben berührten Falle nur die wirklich vorhandene, oder baar daliegende Gelder zum Lehnstamm, nicht aber die ausstehende Schulden, nicht die Mobilien, nicht die vorhandene Kleinodien, auch nicht das Geld, das der Lehnherr in einem Gewerbe, oder sonstiger großen Entreprise stecken hat. Geht die Belehnung aber auf die Baarschaft, und die vorhandene Hauptverschreibungen über sämmtliches baares Geld, so sind auch die ausstehende Capitalien mit zum Lehnstamme zu rechnen. 2) Ist die Baarschaft oder das baare Geld in einem Vermächtnisse, welches ausdrücklich in Geschmeide, Kleinodien, Hausrathe, und Mobilien besteht, und sonst in weiter nichts, unmöglich mit unter den vermachten Sachen zu begreifen, wofern nicht die vorhandenen Gesetze eines Ortes, oder Landes unter einem oder dem andern der ebenberührten Ausdrücke das baare Geld verstanden wissen wollen. Ohnerachtet im Jahr 1622. die Juristenfacultät zu Würzburg beym Herrn von Pistorius in Amœnitat. Historico-Iurid. T. II. p. 522. seqq. entschieden hat, daß in einem Testament unter dem Ausdruck Mobilien auch das baare in Vorrath liegende Geld mit anzunehmen sey; so kann das doch in Ermangelung der Bestimmung ausdrücklicher Landesgesetze um so weniger gelten, als das Geld, als Geld, der allgemeine Maaßstab, das allgemeine Entgeltungsmittel, und das allgemeine vorstellende Zeichen aller Güter, und al-

Digitized by Google

Gottheit der Syrer, die man mit der Bona Fortuna der Römer vergleicht. Die Juden verstehen darunter ein gewisses Gestirne, welches die Syrer angebetet, und von dessen Einfluß sie Glück und Unglück hergeleitet hätten. Man will diese Gottheit schon in den ältesten Zeiten gefunden haben, und einige erklären hievon die Worte 1 B. Mos. 30, 11. בא גד. Dahin ziehen auch einige die Stelle Jes. 65, 10. wo Hieronymus das Wort Gad gleichfalls durch Fortuna übersetzt, und giebt von der abgöttischen Verehrung dieser orientalischen Gottheit folgende Nachricht: „es ist in allen Städten, besonders aber zu Alexandria, die Gewohnheit, daß man an dem letzten Tage des Jahres einen Tisch aufstellt, der mit allerhand Eßwaaren und Getränke besetzt ist, woraus sie Wahrsagungen über das Glück des zukünftigen Jahres machen. Auch bey den Israeliten war diese Gewohnheit eingerissen, daß sie die Opfer auf den Altar des Jehovah zu bringen unterließen, und dagegen solche Gaben auf den Tisch des Götzen brachten.“ Daß der Dienst dieser Götzen ehemals in dem Lande der Cananiter sehr ausgebreitet gewesen, wollen einige daraus herleiten, daß nach der Gewohnheit der Heiden, einige Städte ihren Namen von ihm bekommen haben; B. Jos. 11, 17. 12, 7. Einige Gelehrte aber leugnen schlechterdings, daß unter den Cananiten eine Gottheit unter diesem Namen verehrt worden sey. Sie sagen, daß das Wort Gad in der Stelle Jes. 65, 10. nichts anders anzeige, als einen Haufen, und erklären sie also: ihr bereitet eine Tafel für den Haufen (nemlich der Schwelger) d. i. ihr macht von Fressen und Saufen ein Handwerk, und treibet es aufs Höchste.

Baal-Peor, oder nach einer andern Aussprache des hebräischen פ, Baalphegor, auch Belphegor, ist eine von den schändlichsten Gottheiten, die man in der heydnischen Welt antrift. Sie wurde vornemlich in dem Lande der Midianiter verehrt, und zwar insonderheit von den Weibspersonen, und von diesen wurden auch die Israeliten auf ihrem Zug nach Palästina verführt, daß sie sich mit seinem Dienste verunreinigten. Den Namen Peor leiten einige von dem Ort her, wo er hauptsächlich wäre verehrt worden; andere aber von dem hebräischen Zeitwort פע. Die letztern erklären ihn nicht auf einerley Weise. Einige glauben, daß er von dem aufgesperrten Maul, womit er abgebildet worden, also benennt worden sey; andere aber daher, weil ein Theil seiner Verehrung darinnen bestanden habe, daß man den Hintern vor ihm entblößet, und allerhand Unsauberkeiten vor ihm begangen habe. Der Rabbi Salomo Jarchi sagt: eo quod distendebant coram eo foramen podicis & stercus offerebant. Auch soll man die Schaamglieder vor ihm entblößet haben. Der heil. Hieronymus meynt, daß dieser Götze eben derjenige sey, den die Griechen und Lateiner Priapus genennt hätten. Dieser Meynung tritt auch Athan. Kircher bey, und fügt noch hinzu, daß dieser abscheuliche Dienst aus Egypten herstamme, wo man gegen den Osiris eine ähnliche Unsauberkeit begangen habe. Es sind auch einige, welche glauben, daß dieser Name dem Moabitischen Götzen zum Spott beygelegt worden. Er habe Baal-Raam, oder Ragam בעל רעם der Tonnergott geheißen, der die Hebräer hätten ihn בעל פעור dominum crepitum ventris genennt. So wie sie aus Abscheu gegen die Abgötterey des Jerobeams, die Stadt Bethel, Bethaven, d. i. das Haus der Nichtswürdigkeiten genennt hätten. In dem 105ten Psalm wird gesagt, daß ihm die Opfer der Todten wären gebracht worden, worunter einige nichts anders, als überhaupt unreines Götzenopfer verstehen; andere aber glauben, daß es Opfer für die Todten gewesen wären, und machen daraus den Baal-Peor zum Pluto der Griechen. Aus eben dem Grund machen einige den Baal-Peor zum Adonis, dem zu Ehren man Todtenopfer mit vielen Geschrey und kläglichen Ceremonien brachte; dem zu Ehren man sich die Haare abschnitte, und Mahlzeichen in den Körpern machte. Selden, der sich mit der Untersuchung der alten Götterlehre sehr beschäftigt hat, glaubt, daß Peor der Name eines Berges in dem Lande der Moabiter gewesen wäre, auf welchem der Baal, d. i. die Sonne einen Tempel gehabt habe, und sey diese Benennung nichts anders, als wenn Jupiter, Olympius, Capitolinus, genennt würde. Eben dieser ist aber auch nicht ungeneigt zu glauben, daß Peor der Name eines vergötterten Fürsten der Moabiten gewesen sey. Gewiß ist es, daß man in den ältesten Zeiten, die Personen, gegen welche man Hochachtung hatte, nach ihrem Tode unter die Götter setzte; und in so ferne ist diese Meynung wenigstens möglich. Man vergleiche die Stellen 4 B. Mos. 25, 2. Psalm 106, 28. Hos. 9, 10. mit einander.

Baal-Sebub, oder wie er auch sonst genennt wird, **Belzebub**, war ein Götze der Philister zu Ekron. Nach der gemeinen Meynung soll er seinen Namen von den Mücken, oder Fliegen, haben; allein die Ausleger sind in der Erklärung dieses Namens nicht einig. Einige glauben, er wäre von den rechtgläubigen Juden nur spottweis ein Fliegenkönig genennt worden; sein eigentlicher Name wäre Baalsamen, oder Herr des Himmels, gewesen. Andere sagen, es wäre diesem Götzen deswegen der Name von Fliegen gegeben worden, weil sich die Fliegen, die durch das Blut und Fleisch der Opferthiere wären herbeygelockt worden, sehr häufig auf sein Bild gesetzt hätten, und sein Tempel beständig mit Fliegen angefüllt gewesen wäre; da man im Gegentheil in dem Tempel Salomons nicht eine einzige Fliege gesehen hätte. Noch andere behaupten, man habe ihm diesen Namen deswegen beygelegt, weil die Philister von ihm geglaubt hätten, daß er die Fliegen, wovon ihr Land sehr geplagt worden wäre, verjagt hätte. Sodiel ist gewiß, daß es unter den heidnischen Völkern gar nichts ungewöhnliches war, ihre Gottheiten von den Uebeln zu deren Abwendung sie sie anrufften, zu benennen. So lesen wir, daß die Römer den Hercules unter dem Namen, ἀπομυιος, den Fliegenvertreiber, verehrt haben, Plinius erzählt, daß bey der Feyer der Olympischen Spiele, einem gewissen Gott, der die Fliegen vertrieb, ein Stier geopfert worden, und daß dieses Ungeziefer nach verrichtetem Opfer alsobald aus der Gegend, wo die Spiele gehalten werden sollten, weggeflogen wären. Zu Actium opferte man in dem Tempel des Apollo einen Ochsen, um von diesem Ungeziefer befreyet zu werden. Von dem Baal-Sebub finden wir keine historische Nachricht, daß ihm die Philister diese Kraft der Vertreibung der Fliegen zugeschrieben hätten. Vielleicht gehört eine Stelle aus des Plinii Hist. Nat. X. 27. hieher. Er erzählt, da in Africa einstens eine große Pest wüthete, die durch eine große Menge Fliegen verursacht worden wäre, so sey derselben durch die Tödtung dieses Ungeziefers Einhalt geschehen, nachdem man dem Gott Achore geopfert hätte. Dieses ziehen einige auf den Baal-Sebub, welcher von dem Plinius Achore, anstatt, der Gott zu Akkaron, oder Ekron, genennt worden wäre. Man vergleicht damit die Erzählung 1 B. d. K. 1, 3. f. wo Ahasia diesen Götzen wegen seiner Krankheit um Rath fragen ließ,

weil man ihn für mächtig genug hielt, auch sogar von der Pest zu vertreiben. Die vierte Meynung ist, daß der Baal-Schub, selbsten eine Fliege gewesen, der man zu Akkaron göttliche Ehre erwiesen habe, oder auch ein Götzenbild, auf dessen Haupt oder Hand eine Fliege gemalt gewesen wäre. Zur Unterstützung dieser Meynung beruft man sich auf die Hieroglyphen der Egyptier, als den welchen der Käfer als ein Gott verehrt wurde. Sie erklären diese Hieroglyphe so, daß sie sagen, der Käfer sey ein Bild der Sonne. Die egyptischen Soldaten hatten gegen dieses Ungeziefer eine solche Hochachtung, daß sie in die Ringe, die sie trugen, ein Bild desselben eingraben ließen. Auf phönicischen Münzen will man auch Fliegen wahrgenommen haben, und Philastrius sagt, daß sich der Dienst dieses Thieres noch zu Akkaron erhalten habe, indem daselbst eine gewisse ketzerische Secte gewesen, die dieses Thier göttlich verehrt hätte. Endlich sind auch einige Gelehrte, welche hier von Fliegen gar nichts wissen wollen, sondern welche dieses Wort aus dem Arabischen herleiten, wo es vertreiben, herumschweifen bedeutet, und erklären also Baal-Sebub durch den Gott der vertriebenen Philister. Endlich finden sich verschiedene, welche Beel-Sebul lesen, und darunter eine Gottheit verstehen, welche die Gränzen beschützt, dergleichen bey den Römern der Terminus war. Ein jeder kann eine Meynung wählen, welche ihm die wahrscheinlichste ist. Von der besondern Art der Verehrung dieses Götzen, wissen wir nichts umständlichers zu sagen, als was wir von der Verehrung der Baalim überhaupt gesagt haben. In einigen Stellen des neuen Testamentes Matth. 12, 24. Luc. 11, 15. wird der Name Beelzebub von dem Teufel gebraucht, und damit hat es folgende Beschaffenheit. Die Juden stunden in den Gedanken, daß die Götzenbilder der heidnischen Völker, die um sie herum wohnten, wirklich von bösen Geistern besessen wurden, und daß die Namen womit die Götzen benennt wurden, eigentlich die Namen derjenigen Teufel wären, die ihre Wohnung in denselben hatten. Baal-Sebub wurde noch zu den Zeiten Christi von einigen syrischen Völkern göttlich verehrt; allein der Jude meynte, daß unter den bösen Geistern ein starker mächtiger Geist sey, der Beel-Sebub hieße, und daß dieser, um sich unter den Menschen viele Anhänger zu machen, in das Bild des Götzen gefahren sey, und den Fragenden in dem Tempel Antwort ertheile. Sie glaubten nicht, daß die außerordentlichen Dinge, die von den Wirkungen dieser Götzen erzählt wurden, lauter Lügen und Betrug der Pfaffen sey; es blieb ihnen also nichts übrig, als daß sie sie den bösen Geistern zuschrieben. Nun wie man die Läsierungen der Feinde Jesu, in den vorhin angeführten Stellen des neuen Testaments besser verstehen. Da sie die großen Wunder unsers Erlösers sahen, und die Wahrheit derselben nicht leugnen konnten; so halfen sie sich mit eben der Antwort heraus; sie sagten, eben der mächtige Geist, der bey den Syrern unter dem Namen des Beelzebub herrschte, hätte sich auf unsern Heyland niedergelassen; denn da die Juden keine Bilder duldeten, so hätte dieser böhlische Geist, um seine Absicht zu erreichen, einen Menschen zu seiner Wohnung gemacht. Nunmehr wird man sowohl die Läsierung der Juden, als auch die Antwort unsers Heilandes darauf verstehen. Beelzebub war also nach der Meynung der Juden derjenige Teufel, der unter den übrigen kleinen und mindermächtigen bösen Geistern, die die benachbarte syrische Welt regierten, der stärkste und mächtigste, oder das Oberhaupt derjenigen bösen Geister war, die die Syrer regierten. In dieser Bedeutung wird er der oberste der Teufel, nemlich in Syrien, nicht aber überhaupt, unter allen gefallenen Geistern genennt.

Baal-Zephon, ist nach einiger Meynung der Name einer Stadt, die Eusebius nahe bey Clysma jetzt, die aber den alten Erdbeschreibern völlig unbekannt ist. Nach anderer Meynung ist es der Name eines Götzen, dessen Bild am Ufer des rothen Meeres in Egypten gestanden haben soll. Nach der Etymologie bedeutete er einen Beobachter des Verborgenen. Nach der Meynung der Egyptier sollte er die Leibeigenen und Gefangenen, wenn sie etwa entweichen wollten, wieder zurückbringen. In dem Hierosolymitanischen Talmud steht eine närrische Fabel von ihm. Es wird daselbst erzählt: es habe der Bürgengel alle Bildsäulen der egyptischen Götzen zerstöhrt, den einzigen Baal-Zephon, der ihm allein Widerstand gethan habe, ausgenommen. Dieser habe den Egyptiern eine solche Hochachtung von ihm beygebracht, und ihnen einen so hohen Begriff von seiner Macht eingeflößt, daß sie ihre Andacht gegen ihn verdoppelt hätten. Da Moses wahrgenommen hätte, daß man sich haufenweis bey diesem Götzen versammlete, so habe er sich von dem Pharao die Erlaubniß ausgebethen, auch mit den Israeliten hinzureisen; und er habe sie auch erhalten, weil Pharao geglaubt hätte, Baal-Zephon würde sie schon zurückhalten, daß sie nicht entweichen würden. Indem sich nun mittlerweile die Israeliten damit beschäftigt hätten die kostbaren Steine, welche der Pison in den Gihon und dieser hernach in das rothe Meer führet, zu sammlen; so habe sie Pharao überfallen, doch aber den Angriff auf den folgenden Tag verschoben. Indem nun Pharao, dem Baal Zephon geopfert, und dieser nicht auf die Israeliten Achtung gegeben hätte, so hätten sich die Israeliten diese Gelegenheit zu Nutz gemacht und wären über den arabischen Meerbusen gekommen. Aus dieser dummen Nachricht erhellet doch wenigstens soviel, daß die ältern Rabbinen den Baal-Zephon für einen heydnischen Gott gehalten haben. Andere sagen, daß Baal-Zephon ein Talismann von Erz gewesen wäre, der die Gestalt eines Hundes gehabt habe, und der durch magische Kräfte allemal angefangen habe zu bellen, wenn ein Leibeigener hätte entweichen wollen.

Baal-Hatrurim, ist der Beyname eines Rabbinen, Jacob, des Sohns Ascher, des Sohns Jechiel, den er von einem Buch, worinnen er die Ordnungen und Gebräuche der Juden nach gewissen Abtheilungen beschrieben hat, bekommen hat, fast so, wie aus gleicher Ursache, der bekannte Petrus Lombardus, Magister Sententiarum, genennt wurde. Oft wird auch das Buch selbst so genennt. Es ist ein Auszug aus der Gemara und andern Schriften der jüdischen Rechtsgelehrten, und enthält alle Satzungen und Gebräuche der Juden. Es ist in vier Abschnitte oder Turim, abgetheilt, wovon es auch den Namen hat; ein jeder davon ist wieder in gewisse הלכות, und diese wieder in ihre סימנים oder Capitel abgetheilt. Der erste Abschnitt wird אורח חיים Orach Chajim genennt, und begreift die Gebräuche in sich, die ein Jude von des Morgens, wenn er aus dem Bette aufsteht, bis er wieder schlafen geht, zu beobachten hat; ingleichen die Gebräuche, die insonderheit den Sabbath angehen, die Gebete, die den ganzen Tag über müssen gesprochen werden, nicht weniger, was am Neumond zu beobachten ist. Der zweyte Abschnitt heißt: יורה דעה Joreh Deah, und führt die Gründe von den jetzo üblichen Gebräuchen der Juden an. Der dritte Abschnitt: אבן העזר Eben haeser,

Digitized by Google

ler Werthe, nicht nur der beweglichen, sondern auch der unbeweglichen Sachen ist, und also der Natur der Sache nach von dem Mobiliarvermögen so gut, als vom unbeweglichen unterschieden bleiben muß, wenn nicht Verwirrungen gemacht werden sollen. Man muß übrigens nur nicht einen Geldklumpen, den man als einen Schatz etwa in Kriegszeiten versteckt hat, und den man nicht zur Disposition in Bereitschaft haben wollte, mit baaren Gelde für einerley ansehen.

Die Rechte und Verbindlichkeiten dessen, der etwas für baar Geld oder auf Credit einkauft, sind unter dem Artikel: Kauf und Verkauf enthalten.

Baara. Mit diesem Namen belegt der jüdische Geschichtschreiber Josephus eine Wurzel, welche aber den Botanisten heutiges Tages nicht bekannt ist. Die nach der Fabel schmeckende Erzählung des Josephus sagt, daß sie in Palästina wachse und große Heilkräfte besitze. Ihre Farbe habe einer Feuerflamme gleichen und im Dunkeln wie eine Lampe geleuchtet. Weil es höchst gefährlich war, die Wurzel aus der Erde zu ziehen, indem ihre starke Kräfte den Ausgräber augenblicklich getödtet, so bedienten man sich dazu der Hunde. Man band nemlich dieselben daran fest und gieng weg, da denn der Hund, wenn er seinem Herrn folgen wollte, die Wurzel aus der Erde zog. Sobald dieses geschehen war, hörte die giftige Eigenschaft auf, und man bediente sich nun der Wurzel gegen allerley Krankheiten. Besonders soll sie gegen die Raserey dienlich gewesen seyn, wenn man sie dem Kranken um den Hals hieng.

Baarden, oder **Barden.** So nennet man die Theile, welche den Wallfischen inwendig auf den obern Lippen rund herum wie eine Reyhe Zähne sitzen. Sie sind ganz rauh und haarigt, und an der Farbe braun, schwarz, oder auch gelblicht und haben bunte Streifen. Der Zugut nach sind einige gebogen, wie Säbel oder Schwerdter, andere mehr, oder weniger gekrümmt, dem halben Mond ähnlich. In der Größe sind sie sehr unterschieden. Man macht aus diesen Baarden das Fischbein. In Hamburg kommt der Centner Wallfischbaarden in Hamburger Currentgelde auf 70 Reichsthaler zu stehen. Wie viel dieses in Währung nach dem 20, oder 24 Guldenfuße beträgt, ist aus dem Artickel: Geld zu sehen.

Baardmannatjes, (*Delphinus Turbo*) s. Delphin.

Baaren, Baarden. s. Fischbein.

Baaren, werden auf der See die großen Wellen, welche vom Sturme und Ungewitter, oder auch durch verborgene Klippen verursachet werden, genennet.

Baarfüßer, werden bey den Catholiken gewisse Geistliche genennet, welche keine gewöhnlichen Schuhe tragen, sondern nur Sandalien, oder Sohlen, bald von Leder, bald von Holz, und selbige mit Riemen an den Füßen befestigen. Einige gehen gar nur mit bloßen Füßen. Es giebt unzählige Gattungen Mönche, und Nonnen dieser Art, und die erste Neuerung, welche die Reformatoren einführten, war meistentheils das Baarfußgehen, womit sie sich bey dem Volke sehr beliebt machten. Einige Orden haben diesen Gebrauch schon von ihrem Ursprunge her. So findet man nebst den beschuhten Discalceaten, oder baarfüßigen Franciscaner von allerhand Reformen, Carmeliten, Augustiner, Eremiten, Trinitarier, Mönche von der Barmherzigkeit ꝛc. Vom Anfange hatten diesen Gebrauch schon einige Franciscaner, Capuziner, Camaldulenser, die neu errichtete Congregation von den leiden Christi ꝛc. wie solches alles an seinem Orte angemerket wird. Die Feuillanten, und Feuillantinnen trugen bey ihrem ersten Eifer auch keine Schuhe. Heute hat es sich mit ihnen geändert. Endlich gehen einige nur zu gewissen Zeiten baarfuß, wie die Nonnen unserer lieben Frau von Calvaria, vom ersten May bis auf Kreuzerhöhung.

Baarfüßer in Spanien, Brüder von der Rapuze, oder dem heiligen Evangelio, sind mindere Brüder von der strengen Observanz, welche sich durch unzählige Verfolgungen durchschlagen mußten, bis sie das geworden sind, was sie sind. Ihre Kleidung ist ein enger Rock, der bis auf die Füße reicht, und ein kurzer Mantel, beydes von braunner Farbe. Je mehr selbe geflickt sind, desto besser ist es. Ehmals giengen sie mit bloßen Füßen, und einige beobachten es noch. Ihr Unterscheidungszeichen von den Observanten ist eine Kapuze, welche hier viereckigt, und spitzig seyn muß, weil der heil. Franciscus so eine getragen haben soll. Johann von Guadalupe, ein Schüler des Johannes de la Puebla gab ihnen im funfzehnten Jahrhundert den Anfang, da er auf seine Vorstellungen von Alexander VI. die Erlaubniß erhielt, in Grenada ein Kloster zu erbauen, und Religiosen von der Observanz auch wider den Willen ihrer Obern darinn anzunehmen. Dadurch machte er sich nun natürlicher Weise die Observanten zu Feinden. Noch mehr wurden sie aufgebracht, da ihn der Pabst in seinen Schutz nahm, und dem General der Conventualen unterwarf. Er setzte zwar Statuten auf, und errichtete eine Custodie vom heil. Evangelium, und verbreitete seine Reformation bis in Portugall. Aber die Observanten verjagten sie aus allen Klöstern. Johann starb, ehe sie wieder eingesetzet wurden. Peter von Melgaro sein Nachfolger bezog wieder einige Klöster und erbauete neue. Aber die Observanten trieben sie nochmal in die Einöden, wo sie von Wurzeln kümmerlich leben mußten. Dieses geschah alles päbstlichen Schutzes ungeachtet zum drittenmal, bis sie sich endlich auf dem Generalkapitel, 1517. den Observanten unterwarfen. Dann erhielten sie erst Ruhe, vermehrten sich, und wuchsen so sehr an, daß sie sich in zwölf Provinzen theilen mußten. Sie kamen sogar nach Amerika, wo sie als Missionärs vielen Nutzen schafften. Ihre Observanzen sind zu verschieden, als daß man sie hier anführen könnte. Sie beobachten überhaupt die Regel des heil. Francisus genau, haben viele große Männer, und auch Märtyrer hervorgebracht.

Baarfüßer oder **Barfüßer,** wurde bey den Juden derjenige genennt, der sich weigerte seines verstorbenen Bruders Wittwe zu heyrathen, und sich deswegen den Schuh von ihr mußte ausziehen lassen. Es war eine Art einer kleinen Beschimpfung. s. Ausschuhung.

Baarmeister. (Salzwerkswissenschaft) Werden bey einigen Salzwerken Meister genennt, welche über das Sieden des Salzes und die dabey erforderliche Leute gesetzt sind. Bey andern Salzwerken nennt man sie Siedemeister, Sulenmeister, Sulbmeister, auch Sothmeister.

Baarmeister, heißt auch bey den Lüneburgischen Salzwerken derjenige, welcher die Gerichtbarkeit in Salzwerksachen verhebt.

Baarrecht, s. Bahrrecht.

Baara, (*Persea*) s. Persch.

Baarschaft. Unter diesem Wort verstehet man das Geld, das sich in dem Vermögen eines Menschen befindet. Man rechnet dahin auch die ausstehenden Schulden und andere bewegliche Sachen. Doch unweilen nimmt man auch das Wort Baarschaft in engerer Bedeutung, so daß man bewegliche Sachen, die kein Geld

Digitized by Google

sind, ausschließt. Die Exemtion pflegt am ersten auf die Baarschaft zu geschehen.

Baarblanken, (Wasserbaukunst). Werden in Holland Spundwände genennt, welche von vier Zoll dicken Bohlen, gewöhnlich bey den Schleusen, zu Abhaltung des eindringenden Wassers gemacht werden. Es erhalten die Bohlen, Falze und Nuten, mittelst welcher sie in einander greifen, und unten werden sie zugespitzt, damit sie desto leichter in Grund sich eintreiben lassen. Damit sie sich unten an der Spitze nicht aufstoßen und einen Baart erhalten, so werden sie auch an solcher mit starkem Eisenblech wie die Pfähle mit Pfahlschuhen beschlagen und gewaffnet.

Baat, (st i) eine Silbermünze, und 2) auch ein Gewicht in Siam. Es ist nach französischem Markgewicht 3 Gros, 2 Deniers, und 20 Grans, oder 284 Gräns schwer. Die französische Mark hält 4608 Gräns, und 21 französische Mark machen 22 Cölnische Mark. Daher hat die Cölnische Mark 4398¾ Gräns nach dem französischen Markgewichte. Weil nun die Cölnische Mark in 65536 Richtpfenningestheilgen eingetheilt ist; so betragen die 284 Gräns, welche die Schwere des Siamischen Baat bestimmen, ohngefehr 8462 Reichspfenningestheilgen nach dem Cölnischen Markgewicht, und also mehr noch als eine Unze. — Im Korn, oder Feingehalt ist der Baat nach der französischen Bestimmung 9 Deniers 12 Gräns, oder nach unserer deutschen Rechnung 228 Gran, das ist 124 Loth feines Silber in der Mark. Der einzelne Baat ist also ohngefähr 2 fl. 28 Kr. nach unserm 24 Guldenfuße werth. In China curstirt der Baat auch, und heißt dort Tical. s. dieses Wort.

Bab, bedeutet in der Sprache der alten Perser überhaupt Vater; insonderheit aber geben sie dem Feuer diesen Namen, und sehen dieses, als das Grundwesen aller Dinge an. **Anaxagoras** soll unter den alten Weltweisen diese Meynung gehabt haben. Wir werden davon mehr unter dem Artickel Feuer sagen.

Babe, **Bäbe**, eine Art von Gebackenen, so mit dem, was an andern Orten **Aschkuchen**, **Lochkuchen** heißt, u. s. w. eine Aehnlichkeit haben.

Babia, war eine Gottheit der alten Syrer. Man findet weiter keine Nachricht von ihr, als bey dem **Photius**, welcher aus einigen verlohren gegangenen Büchern anführt, daß die Einwohner von Damascus die neugebohrne Kinder, nach dem Namen einer Gottheit, Babia, genennt hätten. Hieraus wollen einige schliessen, daß Babia die Göttin der Kindheit und Jugend gewesen sey.

Baduino s. Bavian.

Babylonii Numeri, sind bey dem Dichter **Horaz** nichts anders, als astrologische Berechnungen, um die künftigen Schicksale einzelner Menschen und ganzer Reiche dadurch zu bestimmen. Babylon war das Vaterland dieser eingebildeten Wahrsagerkunst, wo die kunstmäßige und astronomische Beobachtung der Gestirne nach und nach in einen albern Tand von Astrologie übergegangen ist. Bey den Römern wurden aus diesen Ursachen, die dem Staate und der menschlichen Zufriedenheit niemals vortheilhaften Wahrsager **Chaldäer** genennt, und aus vernünftigen Gründen mehr als einmal aus Rom und Italien verbannet. Man könnte die heut zu Tage bekannte so sehr täuschende **Punktirkunst** im Lateinischen füglich durch numeros babylonios ausdrücken.

Babylonische Brucke, wird die bey der Stadt Babylon über den Euphrat erbaute Brücke genennt, welche in Orient die älteste ist, und denen morgenländischen Wunderwerken beygezählt worden. Es hatte dieselbe eine bekannte Assyrische Königin mit Namen **Semiramis** auf das kostbarste erbauet, und mit zwey wohlbefestigten Castellen versehen: die Länge der Brücke hielt 5 Stadien oder 625, und die Breite 30 Schuh; sie ruhete auf 12 hohen steinernen Säulen, deren jede 12 Schuh weit von der andern gegründet, vor welchen überall feste Böcke, um die Gewalt des Wassers zu schwächen, den Lauf desselben zu hemmen, und sie also gänzlich vom Stutzen des starkfließenden Flusses zu befreyen, gelegen waren. Die Steine selbst hielten die eisernen Klammern zusammen, und deren Ritzen wurden mit geschmolzenen Bley vergossen, daß also derselben nicht das geringste, so zu einiger Dauerhaftigkeit dienen konnte, vergessen worden. Auf beyden Seiten dieser Brücke hatte Semiramis zwey königliche Lusthöfe, so sich weit von der Stadt präsentirten und derselben statt eines Bollwerks dienen mußten, erbauet, welche billig das Ansehen derselben um ein nicht geringes vermehrten.

Babylonische Gefangenschaft, begreift den Zeitpunct in sich, da der jüdische Staat durch die Chaldäer überwunden und seiner Souverainität gänzlich beraubt, und ein großer Theil der Nation in die Provinzen des Babylonischen Reichs versetzt wurde. Gott hatte dieses Schicksal den Juden lange vorher auf das umständlichste vorherverkündigen lassen: aber, da keine Besserung erfolgte, so brach das Strafgericht wirklich ein, und die Juden mußten den Babyloniern siebenzig Jahre dienen. Diese siebenzig Jahre werden verschiedentlich berechnet. Einige fangen sie von dem vierten Jahr der Regierung des jüdischen Königs **Jehojakim** an, da die ersten Juden durch den **Nebucadnezar** weggeführt wurden; und schliessen mit der Zeit, da der erste Befehl des **Cyrus** gegangen war, die Juden wieder zurück in ihr Land zu schicken. Andere setzen den Anfang in die Zeit der Zerstörung Jerusalems durch das Heer des Nebucadnezars, und das Ende in die Zeit, da **Darius** den Befehl gab, den Tempel wieder zu bauen. Beyde Rechnungen begreifen siebenzig Jahre. Noch einige andere setzen sie etliche Jahre später, nemlich von dem 23sten Jahre Nebucadnezars an, da Nebuzaradan alle Ueberbleibsel der besiegten Juden hinweggeführte, und sie stehen sie bis auf die Einweihung des neuen Tempels. Obgleich eine jede von diesen Meynungen ihre Gründe für sich hat, so sind doch die beyden ersten am wahrscheinlichsten, und unter diesen beyden kommt die erste mit Jer. 25, 11. 2 B. Kön. 24, 20. 2 Chron. 36, 22. Jes. 45, 1. s. am genauesten überein. Es ist hieraus offenbar, daß das jüdische Land weder auf einmal in die gänzliche Verwüstung, noch auch wieder in einen cultivirten Zustand hergestellt worden ist. In dem vierten Jahr des Königs **Jojakim** wurde der Tempel seiner kostbarsten Gefäße, und der königliche Pallast seiner hoffnungsvollesten Prinzen beraubt, die als Bediente am babylonischen Hofe gebraucht wurden; zugleich wurde eine Anzahl angesehener Jünglinge, unter welchen auch **Daniel** war, mit fortgeführt. In dem eilften Jahr der Regierung des Königs **Zedekias** wurde Jerusalem erobert, der Tempel bis auf den Grund abgebrannt, die übriggebliebene Juden fortgeführt und das Land zur Wüste gemacht, bis auf einige wenige geringe Leute, die hier und da zurückgeblieben waren. Die Schicksale der Juden während ihres Aufenthalts in Babel waren bald mehr, bald weniger erträglich. **Evilmerodach**, der Nachfolger Nebucadnezars, befreyete

freyete den gefangenen König der Juden aus seinem Gefängniß, gab ihm einen standesmäßigen Unterhalt, und setzte ihn über die übrigen vornehmen Herrn seines Hofs. Nach seinem Tod wurde Sealthiel, aus der Familie Nathans, das Haupt der Gefangenen, oder ein Fürst und Vorsteher seiner Nation. Die Juden hatten zwar die Unabhängigkeit und Selbstherrschaft verloren, dennoch aber war ihr Staat noch nicht gänzlich zertrümmert. Sie hatten, nach dem Zeugniß der Rabbinen, noch immer einige Personen aus dem Hause Davids, die unter Vergünstigung der Babylonier als Fürsten über den übriggebliebenen Saamen Israels eine Art einer Aufsicht und untergeordneten Regierung führten. Auch wurde ihnen der Besitz eines Eigenthums und Vermögens gelassen, und ob sie gleich als bezwungene Völker ihre Wohnungen ändern mußten: so behielten sie doch das Eigenthum ihrer beweglichen Güter, waren aber doch sowohl für ihre Person, als auch für ihr Vermögen der willkührlichen Gewalt der Könige unterworfen. Ihr Zustand änderte sich dabey sehr merklich. Ihre Sitten würden ganz anders, als sie vorher waren; ihre angebohrne Muttersprache vergaßen sie, und lernten die aramäische oder syrisch-chaldäische Sprache. Die Religion war das einzige Stück, welches die wenigste Veränderung erlitten hatte; so wir finden sie nachher vom Gögendienst und heidnischen Aberglauben gänzlich abgeneigt. Zwey Hauptvortheile wurden also durch diese Versetzung der Juden in die babylonischen Provinzen erhalten; der eine, daß die Lehre von dem wahren Gott auch in der heidnischen Welt stark ausgebreitet wurde, indem theils durch den Umgang mit den Juden, theils auch durch einige sonderbare und wunderbare Begebenheiten, die Lehre, daß nur allein der Jehovah, oder der Gott, den die Juden verehrten, der einzige wahre Gott, bestättigt und ausgebreitet wurde; hiernächst daß überhaupt die groſſenbarte Religion auch unter den Heiden bekannter, und allerhand Vorbereitungen dadurch gemacht wurden, die Religion, welche der Messias stiften sollte, bekannt zu machen.

Etwas besonders ist hiebey der Umstand, daß 2 Chron. 36, 21. zu der Erzählung von dieser Wegführung der Juden nach Babylon, noch angehängt wird: daß hiedurch die Weißagung Jeremiä erfüllet werde, bis das Land an seinen Sabbathen genug hätte. Denn die ganze Zeit über der Verstörung war Sabbath, bis daß siebenzig Jahr voll wurden. Wenn man von dem dritten Jahr des Königs Rehabeams, in welchem eines groſſen Abfalls und besonderer Versündigung gedacht wird, an rechnet: so kommen siebenzig Sabbathjahre heraus. Diese waren von den Juden nicht gefeyert worden, und sie hatten in denselben die Aecker nicht nach dem göttlichen Gesetz ruhen lassen. Eben so viele Jahre mußte nun wegen der Gefangenschaft das Land wüste liegen. Nachdem die Juden die Erlaubniß erhielten, wieder in ihr Land zurückzugehen: so machte sich eine sehr groſſe Anzahl dieser Freyheit zu Nutze, ob sie gleich mit der Menge der Kinder Israel, die unter Mosen aus Egypten gezogen waren, in keine Vergleichung zu setzen ist; denn viele von den Juden blieben in den Ländern jetzt zurück, wohin sie geführt waren, und wo sie sich einmal etablirt hatten. Es scheinen sich aber die Nachrichten in dem Esra und Nehemia von der Zahl der Menschen, die aus der Gefangenschaft zurückkehrten, zu widersprechen. Ersterer hat Cap. 2, 2. mehrere als letzterer C. 7, 10. Allein ersterer redet auch nur von denen, die herauszuziehen wollen, und der andere dagegen von denen, die wirklich zurückkehrten und in Jerusalem ankamen. In einzelnen Berechnungen der Stämme sind auch zuweilen des Nehemiä Verzeichnisse gröſser; denn es können auch einige noch nachgekommen seyn. Auch in des Esra seinen Erzählungen, die C. 2, 4. 5. und V. 64. vorkommen, scheint ein Widerspruch zu seyn; denn in dem ersten wird die Zahl der Wiedergekommenen auf 29818 angegeben, und im 64sten Vers werden 42360 genennt. Diese Schwierigkeit wird auf verschiedene Art gehoben. Einige sagen, daß zuerst nur die Summen der Männer angeführt würden, welche 29818 betragen hätten, dagegen würde V. 64. die Zahl der ganzen Gemeinde, wobin auch Weiber und Kinder gehörten, genannt, die sich denn auf 42360 zusammen belaufen. Andere nehmen die Meynung an, welcher auch die Juden zugethan sind, daß in der ersten Zahl diejenigen begriffen wären, die aus dem Stamm Juda, Benjamin und Levi waren; dagegen kämen in der zweyten Zahl diejenigen hinzu, von denen man nicht mehr wußte, zu welchem Stamm sie gehörten. Die ganze Zahl 42360 findet sich auch bey dem Nehemia C. 7, 66. wodurch noch mehr dargethan wird, daß das Verzeichniß einzelner Stämme von der ganzen Summe alles nach Jerusalem gekommenen Volks unterschieden sey. Die Verschiedenheit der Namen, welche sich zwischen Esra und Nehemia finden, können theils davon herrühren, weil eine Person mehrere Namen hatte, welches nicht ungewöhnlich war, theils weil sich zwischen der Zeit Esra und des Nehemiä viele Veränderungen mit den Personen zugetragen hatten.

Die Gefäße des Tempels, welche Cyrus den Juden wieder herausgeben ließ, waren nach Esr. 1, 9. 10. 2499, und im 11ten Vers werden sie 5400 angegeben. Allein die erste Zahl kann auf die groſsen Gefäße des Tempels gehen, die von den kleinen 2 Chron. 36, 18. unterschieden werden, die letztere Zahl aber kann beyde begreifen. Außerdem aber muß V. 10. nicht übersetzt werden 1000 andere Gefäße, sondern, wie Tremellius anführt, andere Gefäße bey Tausenden. Noch leichter hebt sich der Zweifel, wenn man bedenkt, daß Cyrus zu den Gefäßen des Tempels noch so viel hinzuthat.

Babylonische Hure. In der Offenbarung Johannis werden die Feinde des Christenthums unter dem Bilde einer Hure vorgestellt, welche auf einem Thier sitzt, das viele für den Antichrist halten, welcher also von dieser Hure verschieden ist, (s. **Antichrist**). Es ist eine groſse Frage, wer eigentlich darunter zu verstehen sey, die so leicht nicht aufgelöset werden wird. Denn es beruht sehr viel darauf, ob die hiervon handelnde Weißagungen bereits erfüllt, oder deren Erfüllung noch zukünftig sey. Es hat nicht an Leuten gefehlt, welche das päbstliche Rom unter der babylonischen Hure haben verstehen wollen. Im 12ten und 13ten Jahrhundert finden sich schon manche, unter andern einige Waldenser, wie auch verschiedene von den Franciscanern, welche man Spirituales nennte, welche dergleichen vorgegeben haben. In den nachfolgenden Zeiten gerieth dieses von allerley Leuten, wenn sie mit dem päbstlichen Hofe unzufrieden waren, wenn sie auch gleich nicht in der Lehre abwichen; so daß also diese verhaßte Vergleichung keine Erfindung der Protestanten ist.

Babylonischer Mantel, ein Kleidungsstück, so von dem Ort der Erfindung seinen Namen bekommen hat. Es wurden zu Babel Mäntel verfertigt, von verschiedenen Farben, mit Figuren ausgeziert, nach Art türkischer Tapeten, sehr prächtig und kostbar, die in dem ganzen Morgenland von groſsen Ansehen waren. Sie wurden entweder auf dem Webersstuhl gewirkt, oder mit

der Nadel gestickt. Auch in den Abendländern wurden sie zum größten Staat getragen. Martial sagt:

Non ego prætulerim Babylonica picta superbe
Texta, Seramia quæ variantur acu.

Babylonische Sprachverwirrung. Moses erzählt, daß Gott die Sprache der Menschen, die in dem Bau des Thurms zu Babel begriffen waren, verwirrt habe, daß dadurch das Werk in Stecken gerathen sey. Weil Babel soviel als Verwirrung heißt, so hat der Ort selbst davon den Namen bekommen, 1 Mos. 11, 8. 9. Was es mit dieser Sprachverwirrung für eine Bewandniß gehabt habe, ist überaus streitig. Diejenigen, welche überhaupt keine Wunder und am wenigsten die Wunder, deren die Schrift gedenkt, zugeben wollen, erklären ohnehin diese Sache entweder geradezu für eine Fabel, oder geben ihr doch eine andere Erklärung. Andere glauben, daß wirklich Moses keines Wunders gedenke, und überhaupt nur sage, daß Gott die Sprache verwirrt habe, aber nicht hinzusetze, auf welche Art solches zugegangen sey, wie Heidegger in seiner Geschichte der Patriarchen sagt, eben daher stehe es einem jeden frey, eine Meynung zu erwählen, welche ihm die beste scheine. Die gewöhnliche Meynung aber geht dahin, daß hier ein wirkliches Wunder vorgegangen, und wirklich verschiedene Sprachen unter den Menschen entstanden seyen, und diese letztern theilen sich wieder in verschiedene Meynungen. Es kömmt hauptsächlich darauf an, was Moses von der Sache sage. Er erzählt, daß vorher alle Welt nur eine Lippe und eine Sprache gehabt habe. Gott sey aber herniedergefahren und habe ihre Sprache verwirrt, daß keiner des andern Sprache vernehmen können. Aus dieser Erzählung Mosis ergiebt sich so viel, daß hier wirklich eine unmittelbare Wirkung Gottes vorgegangen sey. Philo hat hier sowohl, als bey der Nachricht vom Thurmbau, angenommen, daß Moses weiter nichts als eine poetische Vorstellung oder ein Lehrgedicht vorgetragen habe. Tindal und mehrere mit ihm haben diese ganze Geschichte verworfen, weil es ganz und gar nicht glaublich und zu denken sey, daß die Menschen die Worte und Bedeutung derselben, mit welchen sie sich bisher verständlich gemacht, und mit andern Menschen geredet, sollten aus dem Gedächtniß plötzlich verloren haben, und zugleich in einem jeden oder mehrern Menschen neue Namen und Wörter in neuen Bedeutungen hervorgebracht worden seyn sollten. Doch ist dieses ganze Argument eigentlich daher genommen, daß die Sache für uns unbegreiflich und ein Wunder ist, oder das Wunder zu groß ist, wobey ein sehr falscher Gedanke zum Grunde liegt, als wenn der Allmacht Gottes ein Wunder oder überhaupt ein Werk schwer sey, oder auch schwerer als das andere sey, oder wir alle seine Werke nothwendig begreifen müßten, wenn wir solche glauben sollten. Inzwischen wird auch diesem Einwurf durch diejenigen abgeholfen, welche diese Sache gar nicht von der Vervielfältigung der Sprache verstehen, weil, wie sie glauben, Moses dessen keine ausdrückliche Erwähnung thue, und die Absicht Gottes, die Menschen von dem Thurmbau abzuhalten, und zu zerstreuen, dergleichen auch nicht nothwendig mache. Diese erklären sich nicht alle auf eine ähnliche Art. Einige sagen: es sey blos eine Veränderung der Aussprache vorgegangen, und Gott habe gewisse Fehler oder Veränderungen in der Rede und in den Organen der Sprache oder im Gehör entstehen lassen, weil es heiße, Gott habe ihre Lippen verwirrt. Der eine habe z. E. gelispelt, der andere geschnarrt, der dritte durch die Nase geredet u. s. w., dadurch wären sie confus geworden, und hätten sich unter einander nicht mehr verstanden, so daß, wenn einer Kalk oder Harz verlangte, ihm Steine oder etwas anders gebracht worden, ja sie hätten wohl des andern seine Art der Aussprache oder Auslegung gar für einen Spott und Beleidigung angesehen, daß darüber Uneinigkeit und Schlägerey entstanden seye.

Clerk, Vitringa und andere nehmen an, daß hier weiter nichts zu verstehen sey, als eine Uneinigkeit, die unter den Leuten, und besonders unter den Häuptern und Directoren des Werks, entstanden sey. Wenn es heiße, daß alle Welt vorher einerley Zunge und einerley Sprache gehabt, so zeige dies weiter nichts an, als daß sie einig gewesen, und einerley Entschließung, wenigstens bey diesem Werk, gehabt hätten, wie man jetzt noch rede, wenn man z. E. sagt, die Leute reden alle aus einem Munde, sie haben einerley Rede. In der heil. Schrift kommen auch wirklich dergleichen Redensarten vor, z. E. Josua 9, 2. wird von den Königen in Canaan gesagt, daß sie sich versammlet hätten, gegen Josua zu streiten, mit einerley Munde; auch 1 Kön. 22, 13. und Pſ. 55, 10. heißt es: Mache ihre Zunge uneins, das doch nicht so viel heißt: gieb, daß sie andere Sprachen sprechen, sondern mache sie uneins. Folglich heiße das Herunterfahren Gottes und sehen, daß die Leute nur einerley Lippe hatten, und das Verwirren der Sprache nichts anders, als: Gott habe die Einigkeit der Menschen gestört. Wie denn auch in dem ganzen Texte das Wort nicht gebraucht werde, das eigentlich Sprache heiße; und wenn man wirklich neue Sprachen annehmen wolle, so würde daraus vieles folgen, was sich nicht erklären lasse. Entweder ein jeder Mensch habe eine andere Sprache bekommen, oder jede Hauptfamilie. Im ersten Fall wäre völlig alle menschliche Societät aufgehoben worden, und in andern Fall hätte das Werk noch können fortgesetzt werden, eben so gut als eine Armee von Soldaten allerley Nation und Sprache unter einer Direction stehen und operiren könne. Man nehme auch ganz ohne Noth ein so erstaunendes und vervielfältigtes Wunder an, daß alle Worte und Begriffe der Worte auf einmal in der Seele erloschen und andere dagegen auch auf einmal und plötzlich entstanden seyn. Dazu komme, daß in den orientalischen Sprachen auch nach der Zerstreuung noch so viele Aehnlichkeit angetroffen werde, daß sich die Leute verstehen können. Wie Abraham nach Canaan und Jacob zu der Rahel kam, so konnten sie mit einander sprechen und sich verstehen. Sollten sie solches nicht auch bey dem Thurmbau thun können?

Inzwischen bleibt es die gewöhnlichste Meynung, die auch die mehresten unter den Alten angenommen haben, daß hier wirklich neue Sprachen entstanden seyn, und Gott solches entweder selbst oder durch einen Engel bewirkt habe. Denn da hier doch einer Wirkung Gottes gedacht, und diese Sache so unständlich mit einer ebenso solchen Feyerlichkeit vorgestellt werde, als die Geschichte der Schöpfung, des Sündenfalls, des Baues der Arche Noä, der Zerstörung Sodoms ꝛc. so erfordere es der natürliche Wortverstand, hier ein Wunder anzunehmen, und vornemlich in solchen Sachen, wo Geschichte und wahre Begebenheiten vorgetragen werden. Es sey doch unläugbar, daß vor dieser Zeit nur einerley Sprache gewesen, und daß wir dagegen nach der Zeit mehrere Sprachen haben, welche wirklich unterschieden sind. Z. E. die hebräische, die griechische, lateinische, sclavonische, die americanische u. s. w. Nun könne zwar eine

Digitized by Google

Sprache in der Länge der Zeit sich abarten, aber gleichwohl bleibe noch immer das Wesentliche der Sprache zurück, wie man allein aus der lateinischen Sprache sehe, wenn man z. E. von des Plauti Zeiten bis zu den Zeiten Theodorici fortgehe. Was man aber davon sage, daß dadurch die Wunder zu sehr gehäuft würden, so kann kein Mensch sagen, daß hier oder da ein Wunder zu viel oder unnöthig sey. Man habe überdem im Neuen Testamente bey der Ausgießung des heil. Geistes über die Apostel etwas ähnliches. Inzwischen muß diese Meynung nicht übertrieben und die Zahl der Sprachen nicht zu sehr vermehrt werden. Die Juden nehmen siebenzig Sprachen an, die hier entstanden seyn; die griechischen Kirchenlehrer zwey und siebenzig, denen die lateinischen gefolgt sind. So viel ist wohl, wenn man die Erzählung Mosis ansieht, unläugbar, daß Gott unmittelbar sich ins Mittel geschlagen, den Thurmbau zu verhindern.

Babylonischer Talmud. Unter dieser Benennung versteht man nicht nur die Sammlung der jüdischen Satzungen, die durch mündliche Nachrichten ehemals fortgepflanzt, und in der Mitte des zweyten Jahrhunderts schriftlich verfaßt, und insgemein die Mischnah genannt wird, sondern auch die Erklärungen, die im vierten Jahrhundert durch die Rabbinen Abina und Aschi darüber gesammlet worden sind, und die man der Jerusalemschen entgegen gesetzt, insgemein die Babylonische Gemara zu nennen pflegt. Beyde Stücke zusammen werden der Babylonische Talmud genennt, der von der gesammten jüdischen Nation als die Quelle des mündlichen Gesetzes angenommen ist. Wir verfparen die weitere Ausführung auf den Titel: Talmud.

Babylonischer Thurm, (Conchyl.) *Murex babylonius* Linn. gen. 323. sp. 549. Lister *Hist. Conchyl.* tab. 917. fig. 11. (schlechte Zeichnung) *Buccinum roſtratum, maculatum, ſtriatum, aſperum ſiſſura ad imum labri.* Rumph tab. 29. fig. L. deutsch p. 64. holländ. p. 97. *Turris babylonica. Babylonische Toren.* Chemnitz Zusätze zum Rumph p. 61. der babylonische Thurm. Martini tab. 143. fig. 1331. 1332. Knorr Vergn. Th. IV. tab. 13. fig. 2. p. 23. Knorr Del. tab. B. IV. fig. 6. neue Ausgabe p. 49. Valentyn tab. I. fig. 8. (größer und schöner als im Rumph) deutsch p. 140. ein seltener leberfarbiger gesprenkelter Babylonischer Thurm. Argenville tab. 9. fig. M. deutsch p. 177. 184. *la tour de Babel.* Gualtieri tab. 22. fig. N. *Strombus canaliculatus roſtratus, ore ſimplici; ſtriis eminentibus craſſis, rotundis circumdatus candidus, maculis rotundis piceis, aliquando ſulvis, denſe notatus.* Leßer Testac. §. 60. zz. p. 295. der babylonische Thurm. Klein *Method.* §. 175. II. 2. c. *Turris babylonica.* Regenfuß Th. I. tab. I. fig. 9. Wenn wir uns bey dieser Spindel, die nicht unter die gemeinere Conchylien gehöret, den langen Schnabel hinweg gedenken, so finden wir an derselben eben die regelmäßige Abnahme der Windungen, die wir sonst an den Schrauben finden, aber sie hat so viele eigenthümliche Schönheiten, die sie von allen Geschwistern ihres Geschlechtes hinlänglich unterscheidet. Ihr Bau ist gerade nicht dickbäuchig oder aufgeblasen, aber auch nicht so dünne wie bey den Nadeln, oder den Pfriemen. Ihre acht bis zehn Windungen sind durch den künstlichen Bau derselben so versteckt, daß man Behutsamkeit anzuwenden hat, keine zu übersehen, sie ist dabey sehr lang gestreckt, und gehet folglich in eine sehr scharfe Spitze oder in einen gestreckten Zopf aus. Das hat diese Conchylie mit andern Spindeln, oder Schrauben gemein. Nun das Unterscheidende? der Schnabel ist nicht viel über einen Zoll lang, überaus dünne, und gleichet einer offnen Rinne. Er ist durchgängig mit schräglaufenden Streifen umlegt, und unten ganz unmerklich gekrümmt. Die Mundöffnung ist oval, und nicht allzuweit, und fast oben wo sie sich endiget, also nahe an dem zweyten Gewinde siehet man einen tiefen regelmäßigen Einschnitt, der nur an kleinen unausgewachsenen Schalen unmerklicher ist, und den Rumph mit Recht zum Hauptkennzeichen der babylonischen Thürme macht. Wozu die Natur dieser Schnecke diesen Einschnitt gegeben habe? das will ich gerade nicht entscheiden; glaube aber daß sie vermöge derselben ihre Beute haschen, verwahren und sich dadurch bequemer nähren kann. Alle die folgenden Gewinde sind mit erhabenen Streifen oder mit Leisten umlegt, die sich nur in der Endspitze verlieren, und hier stehet auf jeder Windung ein größerer und stärkerer Streif zwischen zwey schwächern, daher man auf jedem Gewinde einen erhabenen Wulst zu sehen glaubt. Die Grundfarbe der Conchylie ist weiß wie Elfenbein, und hat bey guten Exemplaren einen überaus großen Glanz; auf diesem Grunde liegen nun eine Menge schwarzer viereckigter Flecken, die bald größer bald kleiner, auf dem Schnabel aber am häufigsten anzutreffen sind. Gemeiniglich fehlen an den beyden äußersten Windungen diese Flecken. Wie Gualtieri diese Flecken maculas rotundas nennen kann, die selbst in seinen Zeichnungen viereckigt sind? das kann ich nicht begreifen. Von dem Deckel, der die Mundöffnung schließet, sagt Rumph weiter nichts, als daß es eine schwarzgraue Klaue und folglich ein hornartiger Deckel sey.

Rumph gedenket noch zweyer Arten dieser Schnecken, die mit der vorhergeschriebenen in allen Stücken übereinkommen, außer daß die eine kleine blasse Puncte hat, die andere aber mehrentheils schwarz ist, beyde aber viel kleiner sind, als der eigentliche babylonische Thurm. Die ansehnlichste Größe, die im Regenfuß und Valentyn erscheinet, hat eine Länge von fünf Zoll.

Dürften wir den Schriftstellern trauen, so zeigte sich der babylonische Thurm seiner Farbe nach in verschiedenen Abänderungen. Valentyn gedenket eines fuchsrothen und eines leberfarbigen gesprenkelten, und Gualtieri und Argenville eines braunroth gefleckten; allein ich befürchte, daß diese Veränderung der Farbe, der Conchylie nicht natürlich sey, sondern daß sich die schwarze Farbe in andere Farben verändert, wenn sie ausbleicht. Ich sehe dies an einigen vor mir liegenden Beyspielen, die durch das Ausbleichen eine blauliche Farbe an sich genommen haben.

Wenn Rumph, Argenville und Lister diese Conchylie unter die Buccina zählen, so sehen sie auf das erste Gewinde mit dem Schnabel; rechnen sie Klein, Leßer und Knorr in den Deliciis zu den Schraubenschnecken, Strombi, so gedenken sie sich den Schnabel hinweg, und nun siehet man eine verhältnißmäßige Abnahme aller Windungen: der Herr von Linne setzet sie unter das Geschlecht Murex wegen der Unebenheiten der Schale: Martini setzt sie unter die Spindeln, und siehet auf ihren verlängerten Schnabel; alle diese Schriftsteller haben doch einen Grund für sich. Wenn sie aber Müller darum, weil sie der babylonische Thurm heißt, unter die Thürmchen setzet, so hat er gar keinen Grund, der ihn rechtfertigen kann.

Warum sie der babylonische Thurm heißt, und welches in der Conchyliologie ein sehr seltenes Beyspiel ist, bey allen Schriftstellern also heißt? davon sind beson-

Digitized by Google

ders zwey Ableitungen bekannt. Die eine, die wahrscheinlichste, weil die hervorragenden Windungen, die Gänge und die schwarzen Flecken, die Fenster des babylonischen Thurms vorstellen sollen. Argenville sagt, sie führe diesen Namen, wegen der Länge des sehr spitzigen Zopfes. Allein der babylonische Thurm ist ja nicht bis zu seiner Endspitze vollendet worden!

Ostindien, und die asiatischen Meere sind das Vaterland dieser Conchylie.

Bey dieser Gelegenheit gedenke ich des unächten babylonischen Thurms, der besonders auf Tranquebar fällt, und wovon wir zwey Gattungen kennen.

Die eine ist ganz weiß, von dem in Martini tab. 143. fig. 1337, 1338. eine Zeichnung vorgelegt wird; sie hat also gar keine Flecken. Die Queerstreifen an der Nase sind vorhanden, sonst ist die Schale ganz glatt, außer daß sie auf jedem Gewinde einen Wulst hat, der die Windungen in gewisse Hohlkehlen abtheilet. Das erste Gewinde ist bauchigter als an dem eigentlichen babylonischen Thurme. Die ovale Mündung hat ebenfalls einen Einschnitt, er ist aber weniger tief und mehr ausgerundet. Die vier letzten Windungen sind mit schwach geförnten Reifen umlegt. Die Nase ist sichtbarer auf die Seite gebogen als bey dem eigentlichen babylonischen Thurme.

Die andere, die Martini tab. 143. fig. 1334. 1335. abzeichnet, und von der ich aus der Sammlung des Herrn Pastor Chemnitz in Kopenhagen ein prächtiges Exemplar in meiner Hand gehabt habe, ist braungrau, gewässert und glänzend, fast ganz wie die vorhergehende gebauet. Ihre Nase ist stärker, und stark gestreift. Der Einschnitt bey der zweyten Mündung ist oval aber enger. Die Reifen auf den Windungen stärker und breiter, und dunkler gefleckt als die Schnede selbst. Das Chemnizische Beyspiel war von der Küste von Coromandel, und hatte noch seinen hornartigen Deckel. C. ist eyrund, aber überaus dünne. Oben nach den Windungen zu ist er am schmählsten, nun nimmt er immer zu, bis er unten allmählig wieder abnimmt. Seine Queerstreifen, die überaus fein und halbmondförmig sind, laufen aus einem gemeinschaftlichen Mittelpunete, der sich gerade in einer entgegengesetzten Richtung mit der Lage des Deckels befindet. Man muß also den Deckel in die Queere vor sich legen, wenn man die Richtung seiner Queerlinien beobachten will. Die Farbe dieses Deckels ist grün und gelb, und da, wo er an die innre Lefze anschließet, hat er einen schmalen übergebogenen Saum. Er verschließet die ganze Mundöfnung, bis an die lange, ofne, und gekrümmte Nase, welches ich darum anmerke, weil einige Deckel nicht die ganze Mündung verschließen.

Rumphs obengenannter schwärzlicher babylonischer Thurm könnte eine dritte Gattung der unächten Kinder dieser Familie seyn.

Babylonischer Thurmbau. Moses gedenkt in seiner Geschichte eines Thurmes, der nach der Sündfluth von denen Menschen an einem Ort, welcher nachher zum Andenken der Sprachverwirrung Babel genannt worden, unternommen, aber nicht ausgeführt worden, weil Gott dieses Werk, das seinen Absichten nicht gemäß war, hinderte. Die Gegend wird das Land Sinear genannt, und als ein sehr angenehmes und vortreffliches Land beschrieben. Die Menschen hatten sich nach der Sündfluth hieher gezogen und wollten sich solange, als möglich war, daselbst zusammenhalten. Wieviel Zeit nach der Sündfluth verstrichen war, ist mit keiner völligen Gewißheit auszumachen. Moses gedenkt derselben nicht, und alles was man davon sagt, sind Muthmaßungen. Einige haben geglaubt, daß man diesen Thurmbau in die Zeiten Pelegs, ein Jahrhundert nach der Sündfluth setzen müsse, weil sie die Theilung der Erde, dessen bey seiner Geburt gedacht wird, von der Sprachverwirrung zu Babel verstehen, welches aber doch eine unerwiesene Deutung ist, und leichter auf andere Begebenheiten und etwan auf physicalische Theilung der Erde gezogen werden kann. Andere glauben, daß in einem Jahrhundert das Menschengeschlecht noch nicht so sehr vermehrt gewesen, als es zu dieser Unternehmung nöthig sey, und es kommt ihnen wahrscheinlicher vor, daß etwan dreyhundert Jahr und drüber nach der Sündfluth dazu angenommen werden müsse. Soviel scheint außer Zweifel zu seyn, daß nun das Werk vor dem Anfang der Reiche, welche 1 Mos. 10. erzählt werden, und ehe sie noch zerstreuet, unternommen worden, weil es ausdrücklich heißt, daß ihre Absicht dahingegangen, sich dadurch vor einer Zerstreuung zu sichern. Die Menschen waren also noch beysammen, und der mehreste Theil nahm an der Erbauung des Thurms Antheil. Doch muß man wohl den Noa und manche andere mit ihm davon ausnehmen. Josephus erzählt, daß Nimrod der vornehmste Anführer gewesen und das Werk dirigirt habe. Die Nachricht von ihm, daß er Städte angelegt, hat zu diesen Gedanken Anlaß gegeben, welches doch gar wohl von den Zeiten nach der Zerstreuung verstanden werden kann, wenigstens kann man keinen sichern Schluß daraus ziehen, daß er die Hauptperson bey dem Thurmbau gewesen. Einige haben auch geglaubt, daß, weil Moses hier der Kinder der Menschen gedenke, man nur die Gottlosen verstehen müsse, die einen solchen Anschlag gefaßt hätten: allein dieser Name wird, besonders da, wo kein Gegensatz von Kindern Gottes vorkommt, allgemeiner genommen, und zeigt überhaupt die damaligen Menschen an.

Die Veranlassung einen hohen Thurm aufzuführen, gab ihnen die überaus schöne Gegend, und der Vorrath von allen Materialien, die sie zur Aufführung desselben nöthig hatten: eine bequeme Erde, Ziegel zu brennen, und ein gutes Harz, das nach dem Diodorus in dieser Gegend so häufig aus der Erde hervorquillt, daß die Einwohner solches sowohl zum Bauen, als Einhetzen gebrauchen. Dieses Harz hat nach dem Plinius und Justinus die Eigenschaft, daß es die Steine so fest bindet, daß eher die Steine zerreißen, als daß das Harz loslasse. Ihr Vorhaben wird von Moses mit den Worten erzählt: Wohlauf! lasset uns eine Stadt und Thurm bauen, dessen Spitze bis an den Himmel reiche, daß wir uns einen Namen machen, denn wir werden vielleicht zerstreuet in alle Länder. Josephus und nach ihm Eutychius, Basnage u. a. glauben, die Menschen hätten sich durch dieses Unternehmen vor einer neuen Sündfluth in Sicherheit setzen wollen. Allein Moses gedenkt dieser Absicht nicht, und sie hat auch ohnedem nicht die geringste Wahrscheinlichkeit. Denn Gott hatte den Menschen schon die Versicherung gegeben, daß er die Welt nicht mehr durch die Sündfluth verderben wolle, und ihnen den Regenbogen dazu zu einem Zeichen gesetzt. Gesetzt aber, sie wären durchaus so ausgeartet gewesen, daß sie dieser Versicherung nicht getraut hätten, welches doch damals wohl noch nicht war: so würden sie wohl schwerlich diesen Thurm auf eine Ebene gebauet, sondern vielmehr eine Anhöhe erwählt haben. Und was hätte dieser einige Thurm der großen Menge der Menschen für Sicherheit geben können, den sie ohnehin nicht so hoch aufführen konnten, daß sie keine Ueberschwemmung

Digitized by Google

zu fürchten gehabt. Eben so willkührlich und ungegründet ist die Meynung, daß sie ihn zu einem Zeichen der großen Sündfluth haben aufrichten wollen. Einige Juden haben angenommen, und darinn sind ihnen auch manche Christen bengetreten, daß die Worte, einen Namen (שם) machen, so viel bedeute, als eine Gottheit oder ein Götzenbild aufstellen, allein es hat nicht die geringste Wahrscheinlichkeit, daß man zu dieser Zeit schon Götzenbilder verehret, und am wenigsten, daß solches damals schon so allgemein gewesen, und daß sie dieses Götzenbild auf einen so hohen Thurm haben aufstellen wollen. Wahrscheinlicher ist die Meynung des Perizonius, daß der Thurm ein Zeichen für die Menschen seyn sollte, die sich mit ihren Heerden von Vieh weit von dem gemeinsamen Aufenthalt entfernt hatten, um sich darnach zu richten, daß sie wieder auf den rechten Weg kamen. Nur daß man keinen Grund hat, das Wort Nahman durch Zeichen zu übersetzen, ob es gleich nach der Mosaischen Erzählung seinen guten Grund hat, daß die Menschen die Zerstreuung vor der Hand und so lange es möglich war, zu verhindern suchten. Dieses also, und eine Eitelkeit war der Grund, daß sie dies Werk unternahmen, welches aber wider die göttlichen Absichten war, der es wollte, daß die ganze Erde angebauet, und früher bewohnt würde.

Der Bau der Stadt und des Thurms wurde nach dem entworfenen Plane würklich vorgenommen. Die Spitze des Thurms sollte bis an den Himmel reichen. Und wenn man auch die orientalische Art zu reden nicht kennete, und nicht wüßte, wie sowohl Poeten als Prosaisten bey den Arabern ehemals und noch heutiges Tages ihre Schriften mehrmalen dergleichen Hyperbeln gebrauchen, so würde doch schon jedem Vernünftigen von selbst begefallen, daß damit nichts anders gemeint sey, als daß man diesen Thurm so hoch als man könne, und bis zu den Wolken aufführen wolle. Vielleicht ist daher die Fabel bey den Heiden von der Bestürmung des Himmels von den Riesen entstanden, nicht aber umgekehrt, hat Moses aus der Mythologie der Heyden diese Geschichte entlehnt, wie Celsus vorgab: denn Moses konnte von keinem Schriftsteller der Heiden etwas hernehmen, der damals nicht existirte.

Nach den morgenländischen Nachrichten, welche der Alexandrinische Patriarch Eutychius in seinen Jahrbüchern gesammlet, hätte eine Gesellschaft von 72 Menschen, oder wie Glycas es besser ausdrückt, 72 Häupter der Familien, das Werk unternommen. Drey Jahr hätten sie damit zugebracht, Ziegel zu streichen und zu brennen, die so groß gewesen, daß eine jede Ziegel 13 Ellen lang, 10 Ellen breit und 5 Ellen dick gewesen. Sie hätten sich darauf an die Stadt und den Thurm gemacht, der Thurm sey 10000 Ruthen hoch geworden, und 40 Jahre hätten sie mit dem Bau desselben zugebracht, da alsdenn ein Engel des Herrn herabgefahren, und sie zerstreut habe, und Cedrenus sagt noch hiezu, daß ein Wirbelwind entstanden, wovon der Thurm gedorsten und zusammen gefallen, und Nimrod unter dem Schutt begraben worden sey. Andere Nachrichten geben ein Erdbeben, andere ein Feuer an, wodurch er verwüstet worden, und nach andern Erzählungen ist er stehen geblieben. Einige arabische Schriftsteller geben dem Thurm eine Höhe von 12 Meilen, Hieronymus sagt, er sey 4000 Schritte hoch gewesen, die Juden im Buche Jalkut haben 27000 und im Buch Pirke 70000 Schritte in der Höhe, und andere bestimmen die Höhe auf eine andere Art. Herodotus aber sagt, daß in der Mitte des Tempels Belus, ein Thurm stehe, der ein Stadium lang und breit ist, auf diesem Thurm stehe wieder ein anderer, und so fort, daß 8 dergleichen Thürme auf einander stünden. Vielleicht bedeutet das Stadium in der Stelle des Herodots die Höhe des ganzen Thurms, wie sie auch Strabo angiebt. Ein Stadium ist der achte Theil einer Meile oder 660 Fuß, oder auch 125 Schritte. Diese Höhe ist schon sehr groß, und die höchsten Pyramiden in Egypten sind nicht einmal 180 Fuß. Es ist aber auch die Erzählung des Herodots nicht einmal wahrscheinlich, da Gott das Werk störte, ehe es so weit getrieben werden konnte. Ueberdem redet Herodot nur von der Breite und Länge, nicht aber ausdrücklich von der Höhe.

Diese auf einander gesetzten Thürme sind nach seiner Beschreibung auf die Art angelegt worden, daß man auf Treppen, die auswärts an dem Thurm angebracht waren, herauf stieg. Von Zeit zu Zeit habe man Kammern und Bänke angebracht, daß diejenigen, welche hinaufgiengen, dajwischen ausruhen konnten. Dabey bleibt noch immer die Frage, ob der Thurm, den Herodot gesehen und beschrieben hat, eben derjenige sey, von welchem Moses redet. Dies ist sehr zweifelhaft und wenn man recht viel ohne Beweiß zugestehen will, so kann man allenfalls sagen, daß in der Folge von Beherrschern zu Babel auf den Ruinen des alten Thurms oder an selbigem Ort ein anderer aufgeführt worden. Noch ungewisser ist es, ob die Ruinen, welche von denen dortigen Einwohnern den Reisenden gewiesen worden, der alte Thurm, den Herodot beschreibt, oder gar der Thurm, von welchem Moses redet, gewesen sey. Denn es ist gar wohl möglich, daß es die Ueberbleibsel von den Arabern sind, die viele prächtige Gebäude aufgeführt haben, die von den Tatarn zerstört worden sind. Es geht überhaupt mit den Ruinen Babylons wie mit den Ueberbleibseln der Arche Noä.

Der Thurmbau zu Babel wurde bald von Gott verhindert. Moses sagt, Gott sey hernieder gefahren, und habe die Sprache der Menschen verwirret. Auch dieses Herniederfahren ist eine menschliche Redensart, die weiter nichts anzeigt, als die besondere Offenbarung seiner Gegenwart, oder gewisse Würkungen seiner Macht, die er bey dieser Gelegenheit bewiesen. Was die Verwirrung der Sprachen betrift, davon s. Babylonische Sprachverwirrung.

Babylonische Zeuge, *Babylonica Texta*. Diese Zeuge waren gestickt, und stellten durch ihre bunten Farben allerley Gemälde, sonderlich von Jagden und Schlachten vor. Die Ursache der Benennung giebt Plinius in folgender Stelle an: „Colores diversos picturae intexere Babylon maxime celebravit, & nomen imposuit.“ Zuweilen werden diese kostbaren Zeuge bey den Schriftstellern auch Polymita, Peristromata, Tapetia genennt. Doch sollen die Polymita, wie einige glauben, eigentlich eine Alexandrinische Erfindung, oder eine Art von Zeugen gewesen seyn, welche vielfärbigt gewebt worden. Wie kostbar diese babylonischen Tapeten und Stickereyen gewesen, meldet ebenfalls Plinius. „Metellus Scipio, sagt er, setzt es mit unter die Beschuldigungen des Capito, daß damals schon die babylonischen Tischtapeten vierzig tausend Gulden gegolten, welche der Nero neulich mit zweymal hundert tausend Gulden bezahlte.“

Wir bemerken bey dieser Gelegenheit, daß die Kunst zu sticken schon zu den Zeiten des Homers bekannt gewesen, daß die Phrygier das Sticken mit der Nadel erfunden, und daher solche mit der Nadel gestickte Kleider Phrygionen genennt worden, daß endlich der König Attalus zu Pergamus die Kunst erfunden, Gold in

Digitized by Google

die Zeuge zu weben, daher solche Zeuge Destes attalicâ sind genennt worden. Ein ganz ausserordentliches Kleid war jenes aus lauter gediegenen Goldfäden gewebte kayserliche Gewand, welches, nach dem Berichte des Plinius, die Kayserin Agrippina bey dem Lustgefechte zur See, welches ihr Gemahl der Kayser Claudius veranstaltete, anhatte.

Babyrussa, Babyrosa, (*Sus Babyrussa*), ſ. Eber (Zirsch-).

Bacario, war ein Gefäß, woraus die Badenden bey den Römern mit Waſſer begoſſen wurden, um ſich abzuſpülen. Auch führte der Sklave, der dieſes verrichten mußte, den nemlichen Namen.

Bacassandouplett, eine Conchylie, das Sanddouplett, eine gegitterte Tellmuſchel Mart. *Tellina gari* Linn. gen. 305. ſp. 48. *teſta ovali, ſtriis tranverſis recurvatis dentibus lateralibus obſoletis.* Rumph tab. 45. fig. D. holl. p. 146. deutſch p. 137. *Tellina gari*, Maleiſch *Bia bocaſſan*, Amboiniſch *Blaſtor* oder *Blaſtol*. Gualtieri tab. 86. fig. C? *Chama inaquilatera, ſtriata, ſtriis obliquis, & proſundis, ex candido fulvida, carneo & ruſo lineatim, faſciata fubalbida.* Im Liſter fehlet ſie, und Herr Huddersfort giebt in der neuen Ausgabe tab. 392. fig. 231. fälſchlich dafür aus. Argenville tab. 22. fig. I. (dunkel und zweydeutig). Knorr Th. II. tab. 20. fig. 5. Th. V. tab. 11. fig. 2. das Strahldouplett, die Bacaſſandouplette. *Tellina arenoſa, Tellina ſtriata & radiata de Bacaſſan. Mart. Bacaſſan doublet, Telline ou Came de Bacaſſan rayée. Zand Doublett.* Es ſcheinet als wenn die Schriftſteller nicht alle einerley Muſchel verſtünden, wenn ſie von Bacaſſan Doubletten reden; aber der Widerſpruch wird ſich leicht heben laſſen, wenn wir bemerken, daß ſich dieſe Telline wirklich in verſchiedenen Abänderungen zeige, und ſich bald unſerer Malermuſchel der Flüſſe, bald aber den runden Tellinen oder den Gienmuſcheln nähere. Rumph kann für uns der beſte Lehrer hierinne ſeyn, denn von ihm ſtammt eigentlich die Benennung her, die dieſe Muſchel führet. Er ſagt, ſie iſt ſo lang wie ein Finger, und einen Querfinger breit. Sie hat keine Streifen, ſondern nur einige Ringe oder Riſſe am Rande, übrigens aber iſt ſie eben, ſchwärzlich oder dunkelblau, mit wenigen blaßweißen oder dunklen Strahlen an den Ecken beſetzt. Die Schalen ſchließen nicht wohl, ſondern ſind am fordern Rande etwas einwärts gebogen, und ſind ziemlich bäuchigt. Der Herr Ritter von Linne ſucht ſich etwas näher zu beſtimmen, wenn er von den Seitenzähnen ſagt, es wären Dentes obſoleti. Das würde ich nicht überſetzen, wie Herr Müller gethan hat, ſie wäre mit ſchwachen Seitenzähnchen beſetzt, ſondern die Seitenzähne ſind kaum merklich, und ſcheinen ganz abgenutzt zu ſeyn. Meine drey Exemplare haben nach dem äußern Bau eine große Aehnlichkeit mit unſern gemeinen Fluß oder Malermuſcheln, ſie ſind nemlich breit und kurz, unterſcheiden ſich aber von ihnen hinlänglich dadurch, daß ſie ihr Schloß gerade in dem Mittelpuncte haben, eine unter ihnen iſt ungleich ſchmaler als die andere, hat eine röthliche Farbe, und dunklere Strahlen, das mehreſte Roth hat ſie am Wirbel und inwendig iſt ſie von blau und röthlich melirter Farbe. Die andere iſt erdfarbig vermuthlich ein wenig ausgebleicht, und hat einzelne röthliche Strahlen, inwendig iſt ſie ganz weiß und glänzend. Die dritte iſt bläulich mit dunklern Strahlen und dieſe iſt inwendig violettblau, doch gehet dieſe Farbe nur die Vertiefung an, der Rand hingegen iſt weiß, und da ſchimmern die äußern Strahlen matt durch und erhöhen die innere Schönheit dieſer Muſchel. Der Wirbel iſt bey derſelben violettblau, auf der einen Seite iſt ſie eingebogen, und hier ſiehet man die mehreſten Strahlen. Die ganze äußere Schale iſt mit feinen ausgeſchweiften Querſtreifen überlegt, und bey den mehreſten gehen hochſt feine Streifen die Länge herunter und bilden folglich ein feines Gitterwerk das eigentlich nur ein bewafnetes Auge ſehen kann. Sie ſind mit einer dunkelbraunen oft haarigen Beinhaut überzogen, und wenn man dieſe behutſam abziehet, ſo erſcheinet die Grundfarbe der Muſchel. Sie ſey welche es wolle, ſo erblicket man nur ſparſame bald weiße, bald blaue Strahlen, die ſich vermehren, wenn man die Schale abziehet, oder wenn ſie ausbleicht. Aber auch da zeigen ſich bisweilen nur wenige Strahlen, zuweilen gar keine. Es giebt alſo verſchiedene Abänderungen dieſer Muſchel, wenn man auf die Beſchaffenheit und auf die Anzahl der Strahlen ſiehet.

So iſt es, wenn man die Grundfarbe in Erwägung ziehet. Rumph gedenket blos der ſchwärzlichen oder dunkelblauen. Valentyn (S. 33. 60. 61.) redet von einer groſſen grauen, 2) von einer haarigen, 3) von einer pomeranzenfarbigen, 4) von einer blauen, 5) von einer roth marmorirten, 6) von einer blau marmorirten, 7) von einer Portugieſiſchen, 8) von einer gegitterten, 9) von der italiäniſchen dunkelrothen, 10) von einer gewürfelten, 11) von der amboiniſchen Bacaſſanmuſchel mit einem weißen Strahl aus dem deutſchen Meere, und endlich 12) von länglichten rauhen Bacaſſanmuſcheln, aus dem mittländiſchen Meer bey Sicilien, welche braun und weiß ſind.

Dem äußern Umfang der Schale nach ſind einige lang und breit, wie die bekannten Sonnenſtrahlmuſcheln, davon ſie aber die Lage der Strahlen und die Seitenzähne hinlänglich unterſcheiden; andere aber ſind mehr rund wie die Chamen, und das iſt die Urſache warum ſie manche Schriftſteller als Tellinen, andere als Chamen betrachten. Es kömmt blos darauf an, was dieſe für Originale vor ſich liegen hatten.

Der Name der Sandmuſchel, *Tellina arenaria* gehöret unſerer Bacaſſanmuſchel, denn Rumph verſichert ausdrücklich, daß man ſie an weichen Stranden, wo die See ſtille iſt, aus einem ſchlammigten Sandgrunde ausgräbt. Nur muß man unſere Muſchel nicht mit der Sandtellmuſchel, oder Sandmuſchel verwechſeln, die Rumph tab. 45. fig. C. abbildet, und die ſich von dem Bacaſſandouplett dadurch hinlänglich unterſcheidet, daß ſie die Länge herabgehende Streifen, wie eine Kammmuſchel hat.

Man bedienet ſich des Fleiſches dieſes Thieres zu einer Speiſe, die eben das ſeyn ſoll, was das bekannte Caviar iſt. Die Römer nannten eine ſolche Koſt Garum, und die Indianer Bacaſſan. Nun kann man es errathen, warum dieſe Muſchel das Bacaſſandouplet und Tellina gari heißt. Rumph redet am angeführten Orte von dieſer Koſt, und deſſen Zubereitung weitläuftig.

Baccalarii. Unter dieſer Benennung begriff man urſprünglich junge Canonicos, und Geiſtliche von geringer Würde. Daher heißt in einer Urkunde von A. 1424. Bacchalaritatus die letzte Stelle im Chor der Canonicorum. In einer andern Urkunde des Biſchoffs Gauceline von Friaul vom Jahre 1038. leſet man una cum conſilio & conſenſu omnium Canonicorum ſuorum & *Baccalariorum*. Von dem geiſtlichen Stande iſt dieſe Benennung hergenommen, und in der Folge auf den weltlichen angewandt worden. Man nannte nicht allein

Digitized by Google

junge Edelleute alſo, ſondern auch anſehnliche Vaſallen, die jedoch nicht von der Würde waren, daß ſie unter einer Fahne eine gewiſſe Anzahl Afterlehnleute in das Feld führen konnten. Man rechnete ſie alſo den Baronen und Bannerherren nicht gleich, ſondern zu einer geringern Claſſe. Doch müſſen ſie in England den Rittern gleich gehalten ſeyn, weil Math. Parisienſis ſchreibt in haſtiludio multi *milites* regni, *quos ſe volunt Bachelarios appellari*, ſunt contriti und auf einer andern Stelle *Militem* ſtrenuum, qui *Bachelarius* annumerabatur.

Bey einer im Jahr 1489 gehaltenen Verſammlung der Stände in Bretagne ſind ſie in dem Inſtrument alſo rangirt: Ad quod Concilium celebrandum omnes & ſinguli Epiſcopi, & Comites, Barones, Banerii, *Baccalarii*. Domini, Milites & alii nobiles.

Endlich iſt dieſer Ausdruck auch bey den academiſchen Würden angewandt, wo er die geringſte Würde begreifet. Nach der erſten Einrichtung der Univerſität zu Paris verſtand man unter dem Baccalario einen alten Candidaten der Gottesgelahrtheit, der über die Theologie leſen durfte, und daher Baccalarius Biblicus hieß. Auch ein junger Lehrer der Rechte führete vormals dieſen Titel. Der Churfürſt Friedrich I. von Pfalz ſchreibt in einer Verordnung zur Verbeſſerung der Univerſität Heidelberg von A. 1452. (*in Vol. I. Actor. Academ. Palat. p.* 424.) und einer Baccalarius in Legibus das iſt in weltlichen Rechten, der auch in Legibus leſe. Bey den Schulen findet man auch von den unterſten Lehrern dieſen Titel gebräuchlich, woraus alſo die Bemerkung zu machen, daß dieſer Ausdruck, ſowohl bey geiſtlichen, als weltlichen Würden, zu einem niedrigen Grad und Claſſe gebraucht iſt.

Alle Privilegia und Statuta der älteſten Univerſitäten ſchreiben Baccalarii, und nicht Baccalaurei. Dieſes verjüngte Wort hat wohl zu der Auslegung, die faſt allgemein iſt, Gelegenheit gegeben, daß ſie bey der Promotion baculum erhalten, und ihnen eine Lorbeerkrone (corona laurea) aufgeſetzet worden, woher ſie den Namen Baccalaurei bekommen, wenigſtens ſchreibt Struve, *in Corpore Jur. publ. p.* 443, der den Conring, *in Antiquit. Academ.* anführt, qui accepto pro inigni doctrinæ *baculo*, & impoſita *corona laurea*, dicti fuerunt *Baccalaurei*. Ob dieſes dem vorangeführten, ſo aus ächten Quellen hergenommen, angenommen iſt, bleibt eines jeden Critik überlaſſen.

Baccalarius, (eine academiſche Würde). Unter den academiſchen Graden iſt dieſer der niedrigſte. Nemlich man hat vier ſogenannte gradus academicos: Baccalaureatum, Magiſterium, Licentiam und Doctoratum. Die Definition der Scholaſtiker von einem Baccalaureus iſt merkwürdig: eſt perſona habens dignitatem baculandi baculum, promovibilis in magiſtrum. Die Etymologie dieſes Wortes iſt ſehr zweifelhaft. Einige leiten es von bacca lauri, andere von baculus, andere vom franzöſiſchen Bachelier her. (ſ. den vorhergehenden Artickel am Ende) Nicht auf allen Univerſitäten ſind die Statuten in Anſehung dieſer Dignität einander gleich. In Cambridge muß man vier Jahre die freyen Künſte ſtudirt haben, wenn man Baccalaureus in denſelben werden will, und hernach noch drey Jahre, um Magiſter zu werden. Nach Verlauf dieſer Zeit muß man noch ſieben Jahre ſich auf die Gottesgelahrheit legen, wenn man Baccalaureus in derſelben werden will. Wenn man zu Paris dieſe Würde erlangen will, ſo muß man zwey Jahre die Philoſophie, und drey die Theologie ſtudirt haben, auch zwey Examina, eines über die Philoſophie, und das andere über den erſten Theil der Summa des Thomas von Aquin, ausſtehen. Dieſe beyde Prüfungen geſchehen unter den Augen von vier Doctoren aus der theologiſchen Facultät, die durch das Loos gezogen werden. Giebt ihm einer von dieſen ſeine Stimme nicht, ſo kann er ſich von der ganzen Facultät ein neues Examen ausbitten; hat er zwo Stimmen gegen ſich, ſo iſt er ſchlechterdings verworfen; ſind ſie alle einſtimmig, ihn für würdig zu erkennen, ſo wählet ſich einen Vorſitzer, von welchem er ſeine Theſes unterſchreiben läßt, die er nach Jahresfriſt öffentlich vertheidigt. Bey der Diſputation ſelbſt ſind alsdenn zehen Baccalaurei als Cenſoren zugegen. Wenn ihm dieſe einſtimmig das Prädicat, ſufficiens geben, ſo erſcheint er bey der erſten Sitzung vor der Facultät, leiſtet ſeinen Eid, und bekommt darüber ſein Diplom. Alsdenn bereitet er ſich zur Würde eines Licentiaten. Man hat zweyerley Gattungen von Baccalaureen, die men primi und ſecundi ordinis nennt. Beyde tragen eine Sutane und langen Mantel. Diejenigen, die die Erlaubnis hatten, über die Bibel zu leſen, wurden ehemals curſores, five biblici, diejenigen aber, die über die ſententias leſen, ſormati, oder ſententiarii genennt. Auf den deutſchen Univerſitäten iſt dieſe Würde zum Theil noch üblich. Z. E. in Leipzig hat man ſie noch; auf andern Univerſitäten aber iſt ſie entweder gar nicht üblich, oder wenigſtens nicht ſehr geachtet.

Baccarinum, ein Rauchwerk bey den Alten, welches vermuthlich aus der Pflanze Baccharis verfertigt wurde. ſ. Baccharis.

Bachanal, bedeutet nach einigen den Ort, wo die Weiber, die man Bachantinnen nennt, dem Bachus zu Ehren tobten. ſ. Bachanalien.

Bachanalia, das Bachusfeſt. Die Orgien und die mancherley Arten von Myſterien machen einen vorzüglichen Theil des alten heydniſchen Gottesdienſtes aus, und geben dem alterthumskundigen Weltweiſen reichen Stoff zum Nachdenken über die Geſchichte der Menſchheit und der Religion der ältern Welt. Wir werden von dieſen Gegenſtänden unter den Artikeln Myſterien und Orgien weitläuftiger handeln, und uns jetzt nur auf die Orgien und Geheimniſſe des Bachus allein einſchränken. Dieſes Feſt, welches auch Dionyſia heißt, war dem Bachus oder Dionyſius heilig, und wird zuweilen auch mit dem allgemeinern Namen der Orgien belegt. Die Griechen feyerten dem Bachus zu Ehren unter verſchiedenen Namen unterſchiedene Feſte. Sie hatten alte, neue, große, kleine, ländliche nächtliche, Frühlings- und Herbſt-Bachusfeſte. Alle dieſe Feſte ſind aber, ſo wie überhaupt die Myſterien des Heydenthums, zuerſt in dem geheimnißvollen Egypten entſtanden: und Plutarch behauptet mit Recht, daß die egyptiſche Iſis mit der Ceres, der zu Ehren die eleuſiniſchen Geheimniſſe gefeyert wurden, und Oſiris mit dem Bachus einerley Perſonen ſeyen, und daß die griechiſchen Dionyſia eben das geweſen, was die egyptiſchen Pamylia waren. Aus Egypten ſollen die Orgien durch Vermittlung eines gewiſſen Melampus zuerſt nach Griechenland übergegangen ſeyn. Griechenland war nicht etwa das einzige Land, darinnen dieſe Orgien gefeyert wurden. Dies Feſt ſcheint ſich vielmehr über einen großen Theil des weſtlichen Aſiens ausgebreitet zu haben. Ohnezweifel war es von demjenigen Feſte nicht unterſchieden, welches die Moabiter, die Midianiter, und einige andere benachbarte Völker dem Beelphegor zu Ehren feyerten, dieſem Götzen

Digitized by Google

der Blöſie, wie ihn Iſidor nennet, der niemand anders als Priapus war. Dieſer aber war mit dem Oſiris der Egypter einerley, und beyde wurden mit einerley Ceremonien verehret.

Auch in Phrygien finden ſich Spuren von dieſen Orgien, und man glaubt, daß Orpheus ſie dahin gebracht habe. Die kleine Kiſte, oder der Korb, welcher bey der Plünderung von Troja dem Euryppylus zum Antheile fiel, iſt wohl nichts anders geweſen, als die myſtica vannus Iacchi, von der wir ſogleich reden werden.

Im Anfange waren bey den Orgien nur wenig Ceremonien gebräuchlich. Man trug blos eine Weintonne und einen Weinreben in einem gottesdienſtlichen Umgange herum. Darauf folgte ein Bock, den man als ein Thier opferte, welches, weil es die Weinreben beſchädigte, der Gottheit Veins nicht leiden konnte. Hierauf erſchien der geheimnißvolle Korb, und dieſem folgten diejenigen, welche den Phallus an einer Stange trugen. Dieſer Phallus, ſtellete aber ein männliches Glied vor, und wird auch Itbyphallus genennt. Den Urſprung dieſer wunderlichen Erſcheinung bey dieſem Feſte ſchreibt die Fabel der Iſis zu, welche die zerſtreuten Gliedmaſſen ihres Gemahls, des Oſiris, der durch ſeinen Bruder Typhon hingerichtet worden, wieder zuſammenbrachte, die Schaamtheile des Leichnams aber nicht finden konnte, weil ſolche von den Fiſchen des Nils bereits waren verzehrt worden, und deswegen die Abbildung derſelben heiligte, und öffentlich zu gewiſſen Zeiten zur Schau von den Prieſtern herumtragen ließ. Die Phallusträger ſangen bey dieſem feyerlichen Aufzuge beſondere Lieder, welche φαλλικα ἀσματα hieſſen. Auf die φαλλοφορους folgten die Ιθυφαλλοφοροι in Weibertracht, in weisgeſtreiften und bis auf die Knöchel herunter hangenden Kleidern.

Dieſe urſprüngliche Einfalt der Bacchanalien hatte nicht lange Beſtand, die Schwelgerey, dieſe natürliche Folge des Reichthums, miſchte ſich bald auch in die gottesdienſtlichen Ceremonien. An dem zu dieſem Feſte beſtimmten Tage, liefen Mannsperſonen und Weibsperſonen, mit Epheu bekränzt, mit fliegenden Haaren, und faſt ganz nackend durch die Gaſſen, und ſchrien, als ob ſie beſeſſen wären, Ευοι σαβοι, Ευοι Βακχε, oder Ιω Ιακχε; welche Worte der trunknen Raſerey der gute Kirchenvater Clemens von Alexandrien, nach einer recht lächerlichen Exegeſe, für fromme Seufzer der Bacchantinnen über die Stifterin alles Uebels auf Erden, die Mutter Eva, gehalten hat. Auf dieſe Art ſchwärmeten Leute von beyderley Geſchlecht, vorzüglich aber das begeiſterte Frauenzimmer, nicht blos in der Stadt, ſondern auch auf entfernten Hügeln, öden Gegenden und an andern Orten, als Wahnſinnige herum. Mitten unter dem Haufen der Bacchanten ſahe man betrunkene Leute, die als Satyren, als Faunen, und Silene gekleidet waren, und ſich in Ungebärden und ſeltſamen und verzerrten Stellungen des Leibes übten, bey denen die Schamhaftigkeit ſo ſehr aus den Augen geſetzt wurde, daß ſich derjenige der Unverſchämtheit ſchuldig machen würde, der dieſelben ausführlich beſchreiben wollte. Hierauf kam ein Haufen, der auf Eſeln ritt, und dieſem folgten Faune, Bacchantinnen, Thyaden, Mimalloniden, Najaden, Nymphen und Satyren, die die ganze Stadt mit ihrem Geheule erfülleten. Hinter dieſem lärmenden Schwarme trug man die Bildſäule der Siegesgöttin, und Altäre, die wie Stammwurzeln von Weinſtöcken geſtaltet waren, und auf denen Weyrauch und andere Specereyen rauchten. Sodann erſchienen unterſchiedene Wagen, die mit Thyrſen, mit Waffen, mit Kränzen, mit Weintonnen, mit Krügen, mit Dreyfüßen und Mannen beladen waren. Dieſen Wagen folgten junge Mädchen, und trugen die Körbe und Käſtgen, in denen dasjenige verſchloſſen lag, was bey dieſem Feſte das geheimnißvolleſte war; aus dieſer Urſache nennte man ſie Kiſtenträgerinnen. Dieſen folgten die Phallusträger mit einem Chore von Ithyphallusträgern. Dieſer feyerliche Aufzug ſchloß ſich mit einem Schwarme von Bacchantinnen, die mit Epheu bekränzt waren, den Zweige von Taxus und Schlangen durchwanden.

In einigen dieſer Feſte, welche unter andern Namen in der That eben dieſelben waren, hieben ſich nackende Frauensperſonen mit Ruthen, andere zerfetzten ſich die Haut. Doch wir wollen den Vorhang vor dieſe Ehrloſigkeiten fallen laſſen; wir wollen nur noch erinnern, daß an dieſen Feſttagen alle Laſter begangen wurden, denen die Trunkenheit, das Benſpiel, die Sicherheit vor Strafe, und die allerzügelloſeſte Freyheit Vorſchub thun konnten. Ja man muß erſtaunen, daß ſelbſt eine Königin, wie Olympias, daß die Mutter des großen Alexanders, dieſen ehrloſen Geheimniſſen beyzuwohnen ſich nicht geſcheuet hat.

Dieſe ehloſen Bacchanalien kamen durch einen griechiſchen Abenteurer, einen lüderlichen Götzenpfaffen, zuerſt nach Hetrurien, und von hier bald nach Rom, wo ſie in kurzem in einer ſo abſcheulichen Geſtalt erſchienen, daß der Senat ſich gezwungen ſahe, ihnen Einhalt zu thun. Schon vorher hatte Diagondas zu Theben dieſes ſchändliche Feſt abgeſchafft, und zu Rom erſchien im Jahr d. St. 568. durch die weiſe Vermittlung des Conſul Poſthumius, das berühmte Senatusconſultum, welches denen, die die Bacchanalien ferner feyeren würden, die Todesſtrafe androhete, und welches heilſamen Geſetzes Abſchrift man auf einer ehernen Tafel zu Ende des vorigen Jahrhunderts in Italien gefunden hat. Gedachter Conſul Poſthumius entdeckte ſelbſten durch einen gewiſſen P. Aebutius und deſſen Liebſte Hiſpala Fecenia die abſcheulichen Gräuel der Bacchanalien, und aus der vom Livius aufbehaltenen Ausſage der Fecenia erhellet die eigentliche Beſchaffenheit dieſes damals unter dem römiſchen Frauenzimmer heimlich eingeriſſenen Bacchusdienſtes. „In den erſten Zeiten, ſagte Fecenia in ihrem vor dem Burgermeiſter abgelegten Geſtändniſſe, wurden die Bacchanalien nur von Perſonen weiblichen Geſchlechts gefeyert, ohne daß man eine Mannsperſon dazu gelaſſen hätte: es waren drey Tage im Jahr zur Einweyhung in dieſen Geheimniſſen feſtgeſetzt, und die Ceremonie geſchahe am Tage. Die angeſehenen Frauen wählten unter ſich Prieſterinnen, die denſelben vorſtehen ſollten. Paculia Minia änderte alles. Sie weyhete ihre beyden Söhne darzu ein, ließ die Ceremonie des Nachts verrichten, und ſtatt es bey drey Tagen im Jahre bewenden zu laſſen, ſetzte ſie für jeden Monat im Jahre fünf darzu feſt. Dieſes Gemiſche von Perſonen männlichen und weiblichen Geſchlechts gab zu gräulichen Ausſchweifungen Anlaß; und wenn in der Geſellſchaft ſich eine Perſon befand, die einen Abſcheu davor bezeugte, ſo machte man ſie zu einem Schlachtopfer, von dem man glaubte, daß es dem Gotte, den man verehrte, ſehr angenehm wäre, man ließ ſie durch Hülfe einer Maſchine verſchwinden, und ſprengte aus, daß ſie in den Himmel wäre aufgenommen worden. Während dieſes Feſtes, ſo fährt noch immer dieſe Freygelaßne in

Digitized by Google

in ihrer Erzehlung fort, ſtellen ſich die Mannsperſonen unſinnig, und unter verſchiedenen Verdrehungen des Leibes ſagen ſie das Zukünftige vorher: da indeſſen die Frauensperſonen, als Bachantinnen gekleidet, und alle mit herabhängenden Haaren, an die Tiber laufen, mit brennenden Fackeln in den Händen, welche ſie in den Fluß tauchen, ohne daß dieſelben erlöſchen, weil ſich Schwefel und ungelöſchter Kalk daran befinden."

Ohngeachtet dieſe ehrloſen Gebräuche, wie geſagt, zu Rom und in ganz Italien auf das ſtrengſte unterſagt wurden, ſo behielt doch der römiſche Staat die Liberalien bey, ein anderes Feſt des Bacchus, der den Namen, Liber Pater, führte, und welches man am ſiebenzehnten März feyerte. Dieſes Feſt näherte ſich noch der erſten Unſchuld, und man opferte dabey ein Getränke aus Honig, das man ins Feuer goß.

Es iſt in der That zu bewundern, daß ſich in einem ſo männlichen und von Ueppigkeit und ausſchweifenden Sitten damals noch ſo ſehr entfernten Staate der Gräuel jener Bachanalien ſo lange ungehindert, und öffentlich erhalten, daß man ſogar mit Genehmhaltung, oder gar auf Befehl des Staates, Münzen darauf geſchlagen, und andere Denkmale derſelben errichtet hat. Dieſe Münzen werden Cistophori genennt, weil man den Korb mit den Schlangen, die ihn umwunden, oder daraus hervorkrochen, darauf geprägt erblickt. Die Denkmäler der Bachanalien aber ſtellen das ganze feyerliche Gepränge dieſer Feſte vor, und man ſiehet darauf nebſt dem Bacchus die Bachantinnen, die Mänaden, die Flötenſpieler, Weiber und junge Mädchen mit dem Krotalum und Tympanum; Faunen, Satyren, welche Geſchirre und Kelche in den Händen halten, Prieſter, welche die Schlachtthiere führen, die zum Opfer beſtimmt waren, z. B. den Eber, den Bock; endlich den alten Silen, der allezeit betrunken auf ſeinem Eſel ſitzt, den er kaum zu lenken vermag.

Wir wollen nun noch einige der bey den Griechen merkwürdigſten Bacchusfeſten anführen. Als zuvörderſt die Διονυσια αρχαιοτερα, das älteſte, und ehrwürdigſte Bacchusfeſt. Dies wurde am zwölften des Monats Anthesterion, November, zu Limnä, im attiſchen Gebiete, wo Bacchus einen Tempel hatte, feyerlich begangen. Die Perſonen, welche dabey gottesdienſtliche Verrichtungen hatten, waren vierzehn Frauen, die der βασιλευς, einer von den Archonten, ernennte, der auch alle zu dieſem Feſte erforderliche Nothwendigkeiten beſorgte. Dieſe Frauen hieſſen γεραιαι, ehrwürdige Matronen. Sie durften ihr Amt nicht eher antreten, als bis ſie vor der βασιλισσα, (ſo hieß die Gattin des βασιλευς) eydlich verſichert hatten von aller Befleckung rein zu ſeyn. Dies Feſt wurde auch entweder wegen der Zeit ſeiner Feyer, oder wegen der dabey gebrauchten Blumenkränze, und alſo von dem Worte, ανθος, eine Blume, Antheſterien genennt. (ſ. dieſen Artikel.)

Διονυσια μεγαλα, die großen Dionyſien. Sie werden auch zuweilen ἀστικα, oder τα κατ' ἀστυ genennt, weil ſie innerhalb der Stadt im Monate Elaphebolium, im Anfange unſers Frühlings, gefeyert wurden. Im vorzüglichen Sinn hieſſen ſie Dionyſia, ohne Hinzuſetzung eines unterſcheidenden Beywortes, weil ſie unter allen dem Bacchus zu Athen geweyhten Feſten das berühmteſte waren; ſo wie überhaupt die Dionyſien zu den wichtigſten Feſten der Griechen gehören.

Διονυσια μικρα, die kleinen Dionyſia. Man nennt ſie auch τα κατ' ἀγρους, weil ſie auf dem Lande begangen wurden. Sie waren eine Art von Vorbereitung zu dem großen Feſte, und fielen in den Herbſt. Einige behaupten, ſie ſeyen mit den Διονυσια ληναια, die von ληνος, eine Kelter, ihren Namen haben, einerley.

Διονυσια βραυρωνια wurden in Brayron, einem attiſchen Canton, begangen, und man überließ ſich dabey allen Arten der Ausſchweifungen und der Unzucht.

Ωμοφαγια waren dem Bacchus Omophagos gewidmet, entweder weil ihm Menſchenopfer dabey dargebracht worden, oder vom Eſſen des rohen Fleiſches, welches die Prieſter bey dieſem Feſte nachzuahmen pflegten. Die bey allen Bachanalien affectirte Raſerey, welche öfters in eine nicht anhaltende wirkliche übergieng, zeigte ſich hier in vorzüglicher Stärke. Man flochte Schlangen in die Haare, und ſtellte ſich bey allem, was man that, unſinnig und raſend.

Διονυσια τριετηρικα, welche alle drey Jahre gefeyert, und vom Bacchus ſelbſten ſollen ſeyn geſtiftet worden, und zwar um das Andenken ſeines Zugs nach Indien, wo er drey Jahre zubrachte, dadurch zu verewigen.

Διονυσια ἀρχαδικα ein Feſt, bey welchem die in der Muſik des Philoxenus und Timotheus, zweyer großen Tonkünſtler des alten Griechenlandes, geübten Knaben auf einem gewiſſen arkadiſchen Theater dem Bacchus zu Ehren tanzten, ſangen und ſpielten.

Bacchanten, Bacchä, Prieſterinnen des Bacchus: ſie hießen gleichfalls Mänades, oder Unſinnige, wegen der bey ihren Feſten gewöhnlichen tollen Ceremonien, wie auch Thyades, d. i. ungeſtümme Raſende. Deutſchlands Lieblingsſchriftſteller ſchildert dieſe Begeiſterten nach der Natur in einem ſehr ſchönen Gemählde des Agathon.

Unter den übrigen Griechinnen thaten ſich beſonders die macedoniſchen Frauensperſonen in dem Dienſte des Bacchus und bey der Feyer der Orgien hervor: und die Mutter des Alexanders, die Olympias übertraf, nach dem Plutarch, die übrigen dergeſtalt an Schwärmerey, daß ſie zahme Schlangen in ihre Verſammlungen brachte, welche ſie um die Thyrſen und Kränze der Bachantinnen wand, um die Zuſchauer vom andern Geſchlechte dadurch zu erſchrecken.

Aus einer Stelle des Virgils: „et te, Bacche vocant per carmina laeta, tibique oſcilla ex alta ſuſpendunt mollia pinu„, verglichen mit dem Herodot, welcher ſagt, daß die egyptiſchen Frauen bey dem Feſte des Bacchus, ſtatt des Phallus, Bilder herumgetragen, deren Glied faſt eben ſo groß, als ſie ſelbſt, geweſen, daß ſie daſſelbe mit Stricken gezogen und bewegt und dabey verſichert hätten, daß dies alles eine geheimnißvolle Bedeutung habe, erhellet leicht ſowohl die eigentliche Beſchaffenheit der Oſcillorum, als auch, daß dieſelben unter dem übrigen Geräthe der Bachantinnen eine Stelle gefunden. Auſerdem behaupteten die Griechen, daß die Einwohner von Attica, welche, weil ſie von dem Bacchusdienſte anfangs nicht feyern wollten, vom Gotte mit garſtigen Krankheiten gezüchtiget wurden, ihrer Plage nicht ehr losgeworden wären, als bis ſie den Bacchus eine Abbildung des Gliedes geheiliget hätten, auf welches die Rache dieſes Gottes gefallen war.

Auf der achten Tafel der Herkulaniſchen Alterthümer ſiehet man einen bärtigen, ſeitwärts gedrehten Kopf

mit einer Binde, und einem gröſtentheils verſchleyerten Schmucke von Wein- und Epheublättern. Es ſcheint, als gäbe dies Bild mit der rechten Hand ein geheimniſsvolles Zeichen. Denn der Zeigefinger wird hinter das linke Ohr gelegt. Es iſt bekannt, daſs auch Mannsperſonen in weiblichen Kleidern, die Ithyphallophori, den Geheimniſſen des Bacchus beygewohnt, und darinnen initiirt worden ſind. Wahrſcheinlich iſt dieſe Figur eine ſolche in dieſen Geheimniſſen eingeweyhete Perſon. In dieſen Orgien aber hatte man, ſo wie überhaupt in den andern Myſterien, gewiſſe characteriſirende Zeichen, durch die ein Mitglied das andere ſogleich erkennen konnte. Bey dem Plautus und dem Apuleyus finden ſich Stellen, die dieſer auſſer allem Zweifel ſetzen. Bey dem erſtern heiſt es: Cedo ſignum, ſi tu harumce Bacharum es, und bey dem andern: ſi quis adeſt eorundem ſolemnium particeps, mihi ſignum dato.

Wie groſs die Raſerey der Bachantinnen öfters geweſen, und mit welcher Ehrerbietung man ihnen, ſelbſt bey ihren Ausſchweifungen begegnet, davon erzehlt Plutarch folgende zwey Beyſpiele. Während dem heiligen Kriege, nachdem die Phocenſer die Stadt Delphi weggenommen hatten, wurden die Bachantinnen mit einer Art von Raſerey befallen; und da ſie in der Nacht herumliefen, ſo kamen ſie, ohne es zu wiſſen, nach Amphiſſa, wo ſie aus Müdigkeit ſich auf dem Markte ſchlafen legten. Die daſigen Frauen, welche befürchteten, die phocenſiſchen Soldaten mögten ſie beleidigen, umgaben ſie in groſser Menge, und beobachteten ein tiefes Stillſchweigen, um ſie nicht im Schlafe zu ſtören. Nachdem ſie erwacht waren, und ſich von ihrem Wahnwitze erholet hatten, ſo wurden ſie von den Einwohnern anſtändig bewirthet, und nach Hauſe begleitet. Das andere Beyſpiel ereignete ſich zu Elis. Nachdem nemlich Ariſtotimus die Regierung über Elis erhalten hatte, ſo ſchickten die daſigen Einwohner, um eine Gunſtbezeugung von ihm zu erhalten, dieſe mit heiligen Kränzen des Bachus gezierten Prieſterinnen an ihn ab. Aber der Tyrann lieſs ſie ſchlagen und fortjagen, und legte jeder eine Geldſtrafe auf. Dies erbitterte die Eleenſer dergeſtalt, daſs ſie ſich wider ihn verſchworen, und ſich ſeiner Regierung entledigten.

Wir wollen dieſen Artickel mit zwo kleinen Bemerkungen beſchlieſsen. Es ſcheint wahrſcheinlich zu ſeyn, daſs die ausgelaſſne Raſerey der Bachantinnen, welche die auch bey den verderbteſten Gemüthern des weiblichen Geſchlechtes immer noch merkbaren Spuren der äuſserlichen Schamhaftigkeit nicht mehr bey ſich blicken lieſsen, nicht blos eine Folge des Enthuſiaſmus und des Weins, ſondern eine Würkung der durch narcotiſche Mittel, z. E. durch eine Art von Opium verſtärkten Begeiſterung und Trunkenheit der Seele geweſen ſey. Zweytens ſollte man faſt denken, daſs die Märchen von den Hexenzuſammenkünften nichts anders, als Ueberbleibſel jener feyerlichen und nächtlichen Schwärmereyen ſeyen, in denen die Bachantinnen öfters auf entlegenen Hügeln bey Mondſchein die Orgien feyerten.

Die eigentliche Stellung der Bachanten nach dem Euripides war, daſs ſie den Thyrſus in der rechten Hand trugen, und den rechten Fuſs in die Höhe hoben. Auch an den Armbändern erkennt man die Bachantinnen, denn keine Göttinn trug dieſelben; wie man aus der Anthologie und den Nonnus lernen kann. Sie hatten ferner um die Knöchel der Füſse gewiſſe Zierathen oder Bänder, (Periſcelides) die man an keinen andern Figuren ſieht. Ihr Haarputz unterſcheidet ſie auch. Sie ſind mit Epheu gekrönt, und bey den allermeiſten iſt das Haar hinten in einen beſondern Knoten zuſammengebunden. Sie haben auch wohl noch geflochtene Zöpfe herunterhangen. Einige ſteht man mit Tigerfellen auf der Achſel behangen; meiſtentheils aber haben ſie Unterkleider von Leinwand ohne Aermel, die unter den Brüſten geſchürzt ſind. Viele ſind auch nackend und haben nur das Peplum über die Achſeln geworfen, und noch andere nur einen dünnen und leichten Mantel. Sie ſpielen und halten oft in den Händen ein Bildchen, das auf zwey Pfeifen bläſt, und das man Oſcillum wegen ſeines kleinen Mundes nennte, und hängen es auch an den Bäumen auf. Oft ſind ſie ſehr ſchön gezeichnet; allein ihr gewöhnlicher Character iſt ein groſser Kopf, kurzer Hals, ſchmale Bruſt, dicke Beine, aufgeſchwollne Lenden, dicke Knie, und breite Füſse. Sehr viele Sujets dieſer Art ſieht man auf Basreliefs, beſchönſte aber auf geſchnittenen Steinen.

Bacharis, ſ. Bacchuspflanze.

Bachejus. Zu Sicyon ſtand in dem Tempel des Bacchus die Bildſäule dieſes Gottes, welche aus Gold und Elfenbein verfertiget war. Neben ihr ſtunden Bachantinnen aus weiſsem Marmor. Die Sicyonier hatten in einer Sacriſtey noch andere Bildſäulen, welche ſie jährlich einmal, nach dem Berichte des Pauſanias, in einer Nacht in den Tempel des Dionyſius aus dem Cosmeterio, oder aus der Schmuckcapelle, und zwar mit Fackeln und unter Abſingung gewiſſer bey ihnen verfertigten Lieder, brachten. Die Bildſäule, welche den Namen Bacheus führte, wurde im Pompe vorangetragen. Ihr folgte die andere, welche den Namen Lyſius führte.

Baches, Bachots, ſind kleine Schiffe, welche man zu Lyon auf der Saone gebraucht; die gröſten darunter, mit welchen man kleine Reiſen unternehmen kann, werden Sapines genennt.

Bachianapäſtus. Ein Bacchius (⏑ — —) verbunden mit einem Anapäſt (⏑⏑ —).

⏑ — — ⏑ ⏑ —

Der Bach rauſcht, wie der Strom.

Bachicon Epiphthegma. Die Loſung zum Bacchuſeſt, waren die feſtlichen Worte, welche die Bachantinnen in ihrer raſenden Schwärmerey ausriefen, z. B. Evoë Bacche, Evan.

Bacchiocanius. Ein Bacchius iſt ein Fuſs von drey Sylben; ein Canius, den man gewöhnlicher Moloſſus nennt, iſt es auch. Der Bacchius hat nach einer kurzen zwo lange; der Moloſſus oder Canius aber drey lange Sylben. Setzt man nun einen Bacchius und einen Canius zuſammen, und zwar ſo, daſs dieſer auf jenen folgt: ſo kommt da natürlicherweiſe eine Compoſition von einer kurzen und fünf langen Sylben heraus. So ein Ding heiſst denn in der löblichen poetiſchen Fuſswiſſenſchaft Bacchiocanius, und wird, wie es denn auch wohl nicht anderſt ſeyn kann, folgender Geſtalt gezeichnet. (⏑ — — — —) Das lateiniſche Wort Senatusconſulto wird als ein Exempel dazu in einer alten Poetik angegeben. Man kann auch nicht füglich etwas dagegen einwenden, weil in dieſem Wort alle Sylben, die erſte ausgenommen, wirklich lang ſind.

Bachiochoräus. Ein Fuſs von ſechs Sylben, einer kurzen, zwo langen, und wieder drey kurzen (⏑ — — ⏑⏑⏑); oder eigentlich ein doppelter Fuſs, der aus einem Bacchius (⏑ — —) und Tribrachys (⏑⏑⏑) zuſammengeſetzt iſt

— — — Gott gieng
⏑ — ⏑ ⏑ ⏑
In ſanftwehenden Geräuſche vorüber.

Digitized by Google

Bacchiodaktylus. Ein Fuß, der aus einem Bacchius (⏑ — —) und einem Daktylus (— ⏑⏑) zusammengesetzt ist. (⏑ — — — ⏑⏑.) Man kann ihn, wenn man will, in folgender Zeile finden.

⏑ — — — ⏑⏑
Des Nordsturms brüllendes Getöse.

Bacchiokreticus. Ein doppelter oder zusammengesetzter Fuß, nemlich ein Bacchius (⏑ — —) und ein Amphimacer (— ⏑ —), welcher auch Kreticus heißt.

Bacchiolatius. Nimm einen Bacchius (⏑ — —) und einen Latius (— — ⏑); verbinde sie mit einander, so hast du einen Bacchiolatius (⏑ — — — — ⏑). Probatum est!

Bacchioskolius. Ein zusammengesetzter Fuß, bestehend aus einem Bacchius und einem Skolius, oder Amphibrachys (⏑ — ⏑ — ⏑).

⏑ — ⏑ — ⏑
Vom Gefühl seines Werths schon erröthend.

Bacchius, oder **Bacheus.** Ein Fuß von drey Sylben; die erste ist kurz, die zwo folgenden sind lang (⏑ — —).

⏑ —
Z. E. Herannahn. Seine übrigen Namen sind: Hypobachäus, Dionotrius, Tripodius, Hyperjambus u. s. w.

Bacchus, der Erfinder und Gott des Weins. Er war ein Sohn des **Jupiters,** den er mit der Tochter des thebanischen Königs **Cadmus,** der **Semele,** zeugte. Nachdem die eifersüchtige **Juno** ihres Gemahls Liebeshändel erfahren hatte, so versteckte sie sich, um sich zu rächen, in die Gestalt der alten Beroe, der epidaurischen Säugamme der Semele, besuchte die letztere, und beredete die leichtgläubige Prinzessin, es sey nicht recht wahrscheinlich, daß sie dem wahren Jupiter ihre Gunstbezeugungen schenke. Sie sollte daher ihren Liebhaber auf die Probe stellen, und ihn bitten, bey seinem nächsten Besuche mit eben der majestätischen Pracht zu ihr zu kommen, in der er sich zu der Juno zu verfügen gewohnt sey. „Er mag dir, läßt Ovid diese falsche Beroe sagen, von seiner Liebe eine Versicherung geben, wenn er es wirklich ist; bitte ihn, daß er dich auf eben die Weise, wie die Juno, umarme, und die Merkzeichen seiner Hoheit mitbringe.“ Semele gehorchte, und zwang den Jupiter durch einen Eid zur Erfüllung dieses Verlangens. Allein da er mit Donner und Blitz bewaffnet ihr erschien, so konnte sie diese Majestät nicht ertragen, sondern starb in seinen Umarmungen. „Jupiter, so sagt der ebenangeführte Dichter, begiebt sich in die Höhe, und auf seinen Wink sammlen sich Wolken, und diese vermischt er mit Sturm, Blitz und Donner. Mit diesen furchtbaren Begleitern begiebt er sich zu der Semele. Aber ihr sterblicher Leib ist ungeschickt, das Ungewitter zu dulden, und wird von den Flammen ergriffen.“ Weil aber Jupiter seinen mit ihr erzeugten Sohn gern erhalten wollte, so zog er ihn im siebenten Monate nach seiner Empfängniß, und also noch nicht zur völligen Reife ausgebildet, aus dem Leibe seiner Mutter, verschloß ihn in seine Hüfte, und behielt ihn darinnen noch die zwey fehlenden Monate über. Nachdem nun Bacchus zum zweytenmale geboren worden: so wurde er der Juno, seiner Muhme, hernach aber den Nysäischen Nymphen zur Erziehung übergeben. Aus dieser Ursache wird er zuweilen Bimater, d. i. einer, der zwo Mütter hat, genannt, indem ihn erst die Semele, und hernach Jupiter selbst gebahr. Bacchus soll, außer dem Weinbau, auch das Pflügen mit den Ochsen erfunden haben, weswegen er zuweilen mit Hörnern auf dem Kopfe abgebildet gefunden wird. Da er noch ein Kind war, fanden ihn die Tyrrhenischen Seeräuber am Ufer schlafend, und wollten ihn wegführen. Aber schon hier zeigte er seinen göttlichen Ursprung; denn plötzlich wurden ihre Masten mit Weinreben, und ihre Ruder mit Epheu umwunden. Sie selbst geriethen in eine plötzliche Verwirrung, sprangen in das Meer, und wurden in Delphine verwandelt. „Das Schiff, sagt Ovid, faßt in dem Meere Wurzel, und bleibt gegen alle anschlagende Wellen unbeweglich. Umsonst bemühen sich die Bootsknechte fortzusegeln. Um die Ruder und Masten windet sich Epheu und verbirgt die Seile unter seinen Blättern. Die Segel werden grün und tragen Beeren. Das ganze Schiff voll, so verwandelt worden, taucht sich bald unter, bald schreyt es über dem Wasser und speyet das verschluckte Meerwasser wieder aus.“

Nachdem Bacchus erwachsen war, verrichtete er viele Thaten, worunter folgende die merkwürdigsten sind. Alcithoe, ein thebanisches Frauenzimmer, verlachte ihn und seine Opfer. Er verwandelte solches darauf nebst ihren Schwestern in Fledermäuse, und ihre Webstühle und Spinnrocken in Weinstöcke und Epheusträuche. „Indem die Töchter des Minyas durch die Fortsetzung ihrer Arbeit den Gott verachten und sein Fest entheiligen: so ertönen plötzlich Pauken und Flöten, und es verbreitet sich ein Geruch von Myrrhen und Safran, und was fast unglaublich scheint, ihr Gewebe wird theils in Epheu, theils in Weinstöcke verwandelt. Sie wollen sich verstecken, bekommen aber eine neue Haut, und müssen ihre Arme mit durchsichtigen und nackenden Flügeln vertauschen. Ein schwacher und kläglicher Laut vertritt die Stelle ihrer Sprache. Sie wählen statt des Waldes die Häuser zu ihrem Aufenthalte, und fliegen als Feindinnen des Lichts nur des Abends herum, von dem sie auch ihre Benennung — (vespertilio) — erhalten.“

Die Rache, welche Bacchus an dem Pentheus, dem Sohne des **Echion** und der **Agava,** ausübte, war nicht weniger scharf. Denn als dieser Prinz die Orgien lächerlich machte, und sich der Feyer dieser Geheimnisse widersetzte; so ward er von seiner eignen Mutter und seinen Schwestern für ein wildes Schwein angesehen und zerrissen. In dem Kriege mit den Riesen leistete Bacchus, in eine Löwenhaut eingehüllt, unvergleichliche Dienste; und damals suchte ihn sein Vater Jupiter durch die Worte ἰὼ υἱὲ, d. i. tapfer, mein Sohn! aufzumuntern, welches zum Gebrauche des Ausdrucks Εὐοε bey den Cerimonien und Opfern dieses Gottes Gelegenheit gegeben hat.

Die Geschichtschreiber stimmen mit den Dichtern in Anschung des Ursprungs dieser Gottheit nicht überein. Einige der erstern geben ihn für einen König zu Nysa, einer Stadt in Arabien, aus, welche zuerst eine Krone aufgesetzt, viele nützliche Dinge für die Menschen erfunden, die ganze Welt durchreiset, und alle östliche Provinzen bis an den Ursprung des Ganges, der in dem indianischen Gebirge entstehet, erobert, und daselbst zwo Säulen aufgerichtet, um anzuzeigen, daß hier die äußersten Gränzen der Welt wären. Als Bacchus den indianischen Feldzug unternahm, so setzte er den Ulysses, seinen Hofmeister, zum Statthalter von Theben, der sich aber bey der Zurückkunft desselben weigerte, die Regierung niederzulegen. Bacchus, der mit ihm öffentlich keinen Streit anfangen wollte, beschloß eine bequeme Gelegenheit, seiner loszuwerden, abzuwarten. Drey Jahre nach ihrer Aussöhnung brachte er unter dem Vorwande, daß er die Trieterica beobachten wollte, Soldaten in weiblichen Kleidern nach Theben, welche

den Nisus gefangen nahmen, und solchergestalt gelangte er wieder zum Besitze seines Reichs.

Die unendlichen Widersprüche, welche sich bey der Fabellehre der Alten zeigen, sind auch in den Nachrichten vom Bacchus anzutreffen. Cicero redet von fünf Göttern dieses Namens. Der erste ist ein Sohn des Jupiters und der Proserpina, der andere der Sohn des Nilus, der dritte der Sohn des Kaprius, welcher letztere ein asiatischer König und der Urheber der sabazischen Gesetze gewesen seyn soll; der vierte war der Sohn des Jupiters und der Luna, oder Diana, dem zu Ehren man die Orphica gestiftet haben soll; und der fünfte der Sohn des Nisus und der Thione. Es ist merkwürdig, daß wir unter diesen fünfen den Sohn des Jupiters und der Semele vermissen, der doch in dem Alterthume die Hauptgottheit dieses Namens gewesen.

Schriftsteller von entschiedenem Verdienste führen, außer den schon beschriebenen sechs unterschiedenen Bacchis, noch den siebenten an, der wahrscheinlicherweise der älteste und wahre Bacchus ist, und der den eitlen Griechen Gelegenheit gegeben, ihre unterschiedenen fabelhaften Götter dieses Namens auszuhecken und an die Stelle des wahren Bacchus zu setzen. Solche Schriftsteller also, als Herodot, Plutarch, Diodor der Sicilianer, erzählen, Bacchus sey in Egypten geboren, und zu Nysa, einer Stadt des glücklichen Arabiens, wohin ihn sein Vater Ammon gesandt habe, erzogen worden; mit einem Worte, er sey kein anderer, als der berühmte Osiris, welcher Indien erobert hat. Und gewiß, so sagen diese Schriftsteller, es ist augenscheinlich, daß dasjenige, was die Alten von dem Bacchus erzählen, keinem jukommen könne, als diesem alten Könige in Egypten. Kann wohl, z. B. die Hülfe, welche dieser Gott in dem berühmten Kriege der Giganten, die sich verschiedene Jahrhunderte vor der Geburt des Cadmus und der Semele eräugnet, dem Jupiter geleistet hat, auf irgend eine Weise dem thebanischen Fürsten zugeschrieben werden, den die Griechen für den wahren Bacchus gern wollten angesehen wissen? Gleichwohl ist es nach der poetischen Sage wahr, daß Bacchus mit einer Löwenhaut, oder auch mit einer Tigerhaut bekleidet, dem Vater der Götter einen sehr starken Beystand geleistet, und daß ihn, wie einige Dichter melden, die Giganten in Stücken zerrissen. Ein Umstand, der auf den traurigen Tod des Osiris zielet, welcher von dem Giganten Typhon getödtet worden. Diodor erinnert nicht ohne Grund dabey, daß der Irrthum der Griechen dadurch könne seyn veranlaßt worden, weil der Dienst des Bacchus, oder des Osiris, dieser alten egyptischen Gottheit nach Griechenland, und zwar vom Orpheus sey hinübergebracht worden, der einige Ceremonien von seiner eignen Erfindung darzugethan, und denselben dadurch unkenntlich zu machen gesucht, in der Absicht zur Ehre der Cadmischen Familie, die ihn sehr wohl aufgenommen, die Fabel von dieser alten in Egypten bekannten Gottheit, und die Ceremonien ihres Gottesdienstes auf irgend einen Prinzen aus dem Cadmischen Hause zu bringen.

Zwischen der Geschichte des Bacchus und des Moses Schicksalen trift man viele Aehnlichkeit an. Der berühmte Vossius behauptete dahrer mit vieler Wahrscheinlichkeit, daß beyde eine und eben dieselbe Person gewesen, und daß die Griechen viele Erzählungen von dem Bacchus aus den morgenländischen Ueberlieferungen entlehnet, die sie von den Phönizirern mögen bekommen haben, welche mit dem Cadmus zu der Zeit, da die Thaten Mosis noch in frischem Andenken waren, nach Griechenland gekommen. Bacchus war in Egypten geboren; Moses auch. Bacchus hieß Διμητωρ, oder der zwo Mütter hat, und Moses verehrte in der Tochter des Pharao seine zwote Mutter. Bacchus soll auf dem Berge Nisa in Arabien seyn erzogen worden. Moses hielt sich 40 Jahr in diesem Lande auf, und der Berg Nisa giebt mit einer geringen Versetzung der Buchstaben den Berg Sina, auf dem das Gesetz gegeben wurde. Das Kriegsheer des erstern bestand aus Männern und Weibern; der letzte war der Anführer eines ähnlichen Haufens. Orpheus nennt den Bacchus Δεσποτορον, den Gesetzgeber, und schreibt ihm eine doppelte Gesetzgebung zu. Dies schickt sich vortrefflich auf den Gesetzgeber Moses und dessen zwo steinerne Tafeln. Moses brachte Wasser aus dem Felsen, und Euripides erzählet, als die Agave nebst den übrigen Bachantinnen die Orgien gefeyert, so habe eine von ihnen einen Felß berührt, worauf Wasser herausgesprungen. Bochart berührt über das einen doppelten Umstand: erstlich meldet Nonnus, Bacchus habe seinen Thyrsus, oder Stab, in die Flüsse Orontes und Hydaspes gesteckt, worauf sie ausgetrocknet, daß er mit seinem Heere habe darüber setzen können: zweytens berichtet er, der Stab des Bacchus wäre, da er auf die Erde geworfen worden, wie eine Schlange gekrochen; und die Indianer hätten in der Finsterniß gesessen, da hingegen das Gesolge des Bacchus Licht gehabt. Ausserdem giebt Plutarch in seinem Gastmahle den Juden schuld, daß sie den Bacchus verehrten. Der gelehrte Bochart schließt aus dieser bewundrungswürdigen Uebereinstimmung der heidnischen Fabellehre mit der heiligen Schrift, daß die erstere nichts anders, als eine Verfälschung der letzten sey.

Einige halten auch den Noa für den Bacchus, weil beyde Weinstöcke gepflanzt haben, und weil über das Philostratus behauptet, daß der alte indianische Bacchus aus Assyrien dahin gekommen, wo sich Noa nach der Sündflut niedergelassen hatte. Noch eine dritte Meynung hält den Bacchus für den Nimrod. Der Name Bacchus ist wenig von dem hebräischen Barchus, der Sohn des Chus, unterschieden. Nun war aber Chus der Vater des Nimrods. Bacchus heißt bey den Griechen Nebrodes, welches fast einerley mit Nimrod ist: auch Ζαγρευς, Jäger, unter welchem Character uns Nimrod bekannt ist. Ueberdas scheint der Feldzug des Bacchus nach Indien ein Abriß der Versuche des Nimrods, seine Herrschaft nach Morgen zu ausjubreiten, zu seyn.

Unter dem Kayser Julian setzten die Heiden, zum Hohn der Christen, die Bildsäule des Bachus in die große Kirche zu Emessa in Palästina, wie auch in die Kirche zu Epiphania. Die Alexandrinische Chronik meldet, daß der Bischof Eustathius, als er die Sistra und andere bey dem Dienste des Bachus übliche Instrumente gehöret, und erfahren, daß man sie in seiner Kirche spiele, sogleich gestorben, nachdem er aus inbrünstiger Andacht Gott angerufen, ihn diese Gräuel nicht überleben zu lassen.

Es wird nicht undienlich seyn, die verschiedenen Namen des Bachus bey dieser Gelegenheit kürzlich zu erklären. Zuförderst ist es sehr wahrscheinlich, daß sein Name Bacchus von dem bey dem Feste dieser Gottheit gewöhnlichen Geheule der Bachantinnen, ἀπο τυ βακχευειν, vilare, incondite clamare, seinen Ursprung erhalten. Warum er bimator, der Zweymütterige, genannt worden, ist schon oben angezeigt.

Durch den Namen **Dionyſius** zielt man auf ſeinen Vater Jupiter, **dis**, und auf den Berg Nyſa, wo er war erzogen worden. **Liber** heißt er, weil der Wein allen Zwang in Geſellſchaft verbannet, und munter macht. Den Namen **Bromius**, des **Lärmens**, hat er von der gewöhnlichen Wirkung des übermäßig genoſſenen Weins. **Lyäus** heißt er, weil er die Sorgen verjaget. **Lenäus** oder **Torcularis**, weil er die Weinpreſſen erfunden. Aus der nemlichen Urſache ſoll er auch, nach der Meynung des **Bocharts**, **Sabazius** heißen. Der **zweyhörnigte**, **biformis**, hieß er, weil er bald als ein Kind, bald als ein bärtiger Mann vorgeſtellt wird. Der Name **Dithyrambus** ſchreibt ſich von der Fabel her, daß die Rieſen den **Bachus** in Stücken zerriſſen, ſeine Mutter **Ceres** aber die zerſtreuten Glieder wieder zuſammengeleſen und aufs neue belebt habe. Auch hieß er der zweyhörnigte, bicorniger, von den Hörnern auf dem Kopfe, mit denen er zuweilen vorgeſtellet wird. Er hieß auch der Corymbenträger wegen der Epheutrauben, die Corymben hießen, und manchmal in ſeine Krone eingeflochten waren.

Dieſem Gotte waren unter den Thieren vorzüglich der Panther und die **Aelſter** geheiliget. Dieſer Vogel ohne Zweifel deswegen, weil man bey den Triumphen, deren Erfinder der Bachus geweſen, die Erlaubniß hatte mit einer ausgelaſſenen Freyheit alles zu reden, und ſelbſt mit Spötterey ſich an den Siegern durch Aufrückung ihrer Fehler zu vergreifen.

Die Egyptier hatten ihrer Gewohnheit nach die Geſchichte des Bachus, oder Oſiris allegoriſch vorgeſtellet. Dies brachte ihre Denkungsart und ihr Geſchmack mit ſich, und ihre ganze Gottesgelahrheit war mit dergleichen Sinnbildern angefüllet. Die Griechen aber, welche dieſelben nicht verſtunden, und welche nicht einſahen, daß ſich alle Attribute des Bachus auf den Wein, und auf die Sonne, deren Sinnbild Bachus war, bezog, nahmen bey der Erklärung dieſer Dinge ihre Zuflucht zu Fabeln. Sie ſagten zum Beyſpiel, daß man dieſem Gott des wegen Hörner beygelegt, weil **Ceres**, welche Jupiter gemißbraucht hatte, mit einem Kinde unter der Geſtalt eines Stiers niedergekommen. Sie gaben vor, daß er darum mit Feigenblättern gekrönt wäre, weil die Nymphe **Syka**, deren Name einen Feigenbaum bedeutet, und in die ſich Bachus verliebt gehabt, in einen ſolchen Baum verwandelt worden. Auf eben dieſe Weiſe erzähleten ſie, daß der Weinſtock und der Epheu ihm geheiliget worden, weil die Nymphe **Staphile** und der junge **Riſſon** in dieſe Gewächſe verwandelt worden. Und ſo verfuhren ſie bey der Erklärung der übrigen Sinnbilder.

Es finden ſich wenige Gottheiten des Heidenthums, von denen uns die Zeit eine gröſſere Anzahl von Vorſtellungen in geſchnittenen Steinen, und auf halberhabener Arbeit, das relief, als von dem Bacchus, erhalten hätte. Verſchiedene davon ſind vorzüglich dienlich, durch die bey ihnen angebrachten Sinnbilder zur Erklärung der Geſchichte dieſes Gottes etwas beyzutragen. Wir wollen daher einige davon hier beſchreiben:

Ordentlicherweiſe wird Bacchus auf dieſen alten Denkmalen als ein unbärtiger Jüngling vorgeſtellet; wiewohl es auch einen bärtigen Bachus giebt. Oft wird er ſogar als ein Kind abgebildet, welches mit Epheu oder Weinlaube umkränzt iſt; und nach dem **Plinius** iſt er der erſte unter den Göttern, der einen Kranz getragen. In der Hand hält er den Thyrſus, in der andern Weinreben, und manchmal auch ein Horn, als ein Trinkgeſchirr der alten Zeiten. Ein ſchönes irrdenes vom berühmten Alterthumsforſcher Spon beſchriebenes Gefäße ſtellet den Mercur vor, wie er den jungen Bachus einer Nymphe, die wahrſcheinlich die **Leucothoe** iſt, übergiebt. Manchmal wurde Bachus nackend vorgeſtellet, zuweilen hat er die Schultern mit einer Pantherhaut bedeckt, auch ſitzt er zuweilen auf den Schultern des **Pans**, oder befindet ſich in den Armen des **Silens**, der, nach einigen, ſein Pflegevater geweſen. Man ſiehet ihn auch auf einer mit Sternen bedeckten Himmelskugel ſitzen. Alsdann iſt er **Oſiris**, oder die Sonne. Dieſen **Oſiris** ſtellet er auch vor, wenn er mit Pfeilen erſcheint, wodurch die Strahlen der Sonne angedeutet werden. Die Sinnbilder, welche dieſem Gotte in den Abbildungen deſſelben am gewöhnlichſten beygeſellet werden, ſind der Thyrſus, der Epheu, das Weinlaub, Weintrauben, die Haut von einer Ziege, oder von einem Leoparden, oder von einem Panther, oder von einem Löwen.

Die Abbildung des Bachus mit dem Zunamen: **Aeſymnetes**, welche ſich nach dem **Beger** auf einem geſchnittenen Steine, und nach dem **Veillant** auch auf einer Münze befindet, enthält etwas hiſtoriſches, welches hier angeführt zu werden verdienet. Der Geſchichtſchreiber **Pauſanias** erzählet uns, daß als die Griechen nach Eroberung der Stadt Troja, den Raub unter ſich getheilt, **Eurypylus** auf ſein Loos eine Bildſäule des Bachus bekommen, welche **Vulcan** verfertiget, und Jupiter dem **Dardanus** gegeben; und daß **Eurypylus**, da er die Kiſte geöffnet, und ſeine Augen auf dieſe Bildſäule geworfen, davon raſend geworden. In einer ſeiner guten Zwiſchenſtunden gieng er nach **Delph**, um das dortige Orakel um Rath zu fragen. Dieß antwortete ihm: er ſolle an dem Orte bleiben, wo er Leute im Begriffe finden würde, ein barbariſches Opfer zu verrichten; daſelbſt ſollte er ſeine Kiſte niederſetzen und ſeine Wohnung aufſchlagen. **Eurypylus** kehrte zu dem Orte, wo ſich ſein Schiff befand, zurück, ſtieg in daſſelbe, und überließ ſich dem Winde, wohin er ihn treiben würde. Er landete an der Küſte zu Paträ, und ſtieg gerade zu der Zeit ans Land, da man der Diana Triklaria, dieſer blutdürſtigen Gottheit, nach Gewohnheit des Landes einen Jüngling und eine Jungfrau opfern wollte. **Eurypylus** ſtellete ſich mit ſeiner Kiſte dar. Die Einwohner des Landes unterbrachen, in der Ueberzeugung, daß ſich irgend eine Gottheit darinnen befinde, ihr Opfer, und empfiengen dieſen Prinzen, der zu gleicher Zeit von ſeinem Wahnſinne befreyt wurde. **Eurypylus** ließ ſich daſelbſt wohnhaft nieder, und nach ſeinem Tode erwieſen ihm die Einwohner große Ehre, und feyerten jährlich ſein Begräbniß. Sie ſtifteten auch zu Ehren des Gottes, der in dieſer Kiſte lag, ein jährliches Feſt, und nennten ihn den Bachus **Aeſymnetes**, ohne Zweifel von den griechiſchen Wörtern **αἰσα** dem Looſe, und **ὑμνητος** berühmt, oder auserwählt.

Zur Verehrung des Bachus **Aeſymnetes**, oder des Gottes im Kaſten, wurden von dem Volke neun anſehnliche Männer, und eben ſo viel Weiber gewählet. Am Feſte ſelbſt nimmt der Prieſter in einer gewiſſen beſtimmten Nacht das Bild aus dem Kaſten. In dieſer Nacht wird auch ein feyerlicher Umgang gehalten. Auch gehen die Knaben der Landeseinwohner mit Kränzen von Kornähren auf dem Haupte an den Milichus. Auf die nemliche Art waren ehemals die, welche zum Opfer geführt wurden, geſchmückt. Die Jünglinge baden ſich im Fluſſe, und ſetzen alsdenn einen Epheukranz auf, und ſo gehen ſie in den Tempel des Bachus **Aeſymnetes**.

Digitized by Google

In den allerälteſten Zeiten Griechenlands begnügte man ſich die Götter durch viereckte Klötze anzudeuten, und ſo ward auch Bacchus anfangs unter der Geſtalt einer Säule verehrt. Daher bedeutete das Wort Κιων (eine Säule) noch in den beſten Zeiten der Griechen eine Statue. Auf geſchnittenen Steinen, wie im Stoſchiſchen Muſeo, und bey den Hetruriern wie man beym Dempſtir Tab. 3. nachſehen kann, ward er mit Zügeln, auch mit einem Donnerkeil vorgeſtellt. "Seine Geſtalt, nach ſeiner ſchönſten Statue in der Villa Medicia iſt bey den Alten ein ſchöner Knabe, welcher die Gränzen des Frühlings des Lebens und der Jünglingſchaft betritt, bey welchem die Regung der Wolluſt wie die zarte Spitze einer Pflanze zu keimen anfängt, und welcher, wie zwiſchen Schlummer und Wachen, in einem entzückenden Traume halb verſenkt, die Bilder deſſelben zu ſammlen und ſich wahr zu machen anfängt: ſeine Züge ſind voller Süßigkeit, aber die fröliche Seele tritt nicht ganz ins Geſicht." So beſchreibt ihn Winkelmann, und ſetzt den Hauptharacter der Form darinnen, daß es eine Idealiſche Jugend von verſchnittenen Naturen genommen mit der männlichen Jugend vermiſcht ſey. Die ſchönſten Figuren dieſes Gottes ſind allezeit mit feinen und rundlichen Gliedern und mit völligen und ausſchweifenden Hüften des weiblichen Geſchlechts. Die Formen ſind ſanft und flüßig, wie mit einem gelinden Hauche geblaſen, faſt ohne Andeutung der Knöchel und der Knorpel an den Knien, ſo wie dieſe in der ſchönſten Natur eines Knabens und in Verſchnittenen gebildet ſind. Nach den griechiſchen Dichtern iſt ſein Haupthaar allezeit blond; es iſt lang wie das Haupthaar des Apollo, aber weniger geringelt, um den Character der Weichlichkeit anzudeuten. Daher kann keine Statue mit krauſen Haaren je für ein Bild des Bacchus gelten. Er iſt auch oft mit einer langen Kleidung abgebildet, und alsdenn kann man ihn für eine verkleidete Jungfrau halten, wie er beym Seneca im Ordipo vorkommt. Unter den Herkulaniſchen Bronzen erſcheint er ſogar in einer weiblichen Kleidung, die man an den zugeknöpften Ermeln erkennt. Auf einer Ara in der Villa Albani kommt er bewaffnet vor, und hat einen Harniſch an, der aus lauter in einander geſchlungenen Ringlein beſteht. Es iſt dies eine ſeltene Abbildung, beweiſt aber was man bey den Alten von ſeiner Statue zu Delphi lieſt. Auf einer Medaille beym Golzius hat er zwey Spieße in der Hand, und dieſes zuſammen genommen, kann ſeinen Beynamen Αρηιος, πολεμιος rechtfertigen. In Sparta trug er einen Spieß ſtatt des Thyrſus. Auf der Ara iſt er auch mit einem Lorber gekrönt, als der Corona magna nach dem Triumfalian und in Abſicht ſeiner in Indien erhaltenen Siege. Bald iſt ſein Haupt mit einer Binde, oder einem Diadem geſchmückt, bald mit Epheu, woran ſich kleine Beeren (corymbi) befinden; daher heißt er Corymbifer, oder auch mit Weinlaub. In der Hand trägt er den Thyrſus oder eine Pateram oder einen Cantharum. Der Thyrſus iſt eigentlich ein langer weißer glatter Staab, der ſtatt eines Scepters dient, zuweilen oben mit Schnitzwerk verſehen, wie einer Blume, einen Vogel, und mit Epheu oder Weinlaub umſchlungen. An Statuen hat ſich der Thyrſus nicht erhalten, nur auf Gemmen und Basreliefs. Warum die neuern Künſtler dem Thyrſus einen Fichtenapfel aufſetzen, iſt nicht einzuſehen; denn die auf den alten Monumenten vorkommende Spitze deſſelben ſcheint eher ein Büſchel von Epheublättern als ein Fichtenapfel zu ſeyn. Die ſpätern

Künſtler gaben ihm eine mit Laub umſchlungene Streitart. Die Figur des Bacchus mit einem Barte iſt eigentlich eine religiöſe Idee, und kommt mehr auf Münzen und Gemmen vor, als an Statuen. Unter den Bronzen des Herculanum Tab. VIII. iſt indeſſen ein bärtiger ſeitwärts gedrehter Kopf mit einer Binde, und einem mehrentheils verſchleyerten Schmuck von Wein- und Epheublättern. Das Gewand ſchlägt ſich von der Bruſt in die Höhe als eine Kappe, der Bart wird zum Theil damit bedeckt. Die Herausgeber halten es für eine Abbildung des Bacchus, und führen in der Anmerkung mehrere bärtige Bacches an. Bacchus mit Hörnern iſt ein ſymbolisches Bild, und kommt bey den Dichtern und auf einigen Münzen vor.

Seine ſchönſte Statue iſt: 1) In der medieiſchen Villa ſ. Maffei 33. Er hat die Nebrin und um den Kopf das gewöhnliche Diadem. 2) der zu Florenz Muſ. Flor. III. 47. vieles daran, beſonders der Kopf iſt neu. Er hält eine Pateram in der Hand, zu ſeinen Füßen iſt ein junger Faun, den Gori ohne Grund nach des Nonni Dionyſ. Ampelum nennet. Am Tronk, worauf er ſich ſtützt, ſind Oſciula (Larven) die man während dem Bachusfeſte an den Baum hängte. 3) In den Orti Ludoviſi zu Rom Perrier 49. Die Statue iſt in Coloſſalgröße mit einem Tigerfell, mit einem jungen Faun gruppirt, und darneben ein Panther. 4) Im Capitol. Muſ. Capitol. III. 30. Eine Copie davon iſt zu Dresden. Der Kopf iſt mit Epheu bekränzt, das Gewand iſt wohl nicht antik.

5) Im Pallazzo Farneſe in Coloſſalgröße aus Baſalt. Er wurde erſt 1724. in den Farneſiſchen Gärten, wo der Pallaſt der alten Cäſarn geſtanden, gefunden. Er iſt ziemlich conſervirt, und mit einem alten Faun gruppirt. Der Thyrſus iſt neu. Die einzige Vorſtellung findet ſich beym Bianchini Palazzo di Eſ. 19.

6) Ein ſchlafender im Pallaſt Barberini Maffei 94. gefunden in den Ruinen der Molis Hadriana, wie man den Grund zum Caſtello S. Angelo legte. Er ſchläft auf der Nebris und iſt gut erhalten. 7) Im Pallaſt des March. de Cavaleri. Maffei 134. in der Gegend des alten Tuſculanum gefunden. Er iſt bekleidet, zur Seite ſteht eine kleine Figur, die Maffei und andere Italiäner eine Spes nennen. Buonarotti Oſſerv. 4. 25. p. 420. Es iſt aber wohl eher eine unbekannte Perſon, die ſich als Bacchus abbilden ließ, und die Figur mag ſeine Tochter ſeyn. 8) In den Orti Caſali. Maffei 138. unter den Ruinen des Marcelli Auguſti, in der Nische wo er geſtanden, iſt er gefunden worden. Das kurze Haar iſt zu merken. Hand und Thyrſus ſind neu. 9) In dem Muſ. Florent. ſind noch mehrere Bacchi meiſtens mit Faunen gruppirt. Tom. III. 47-50. N. 48. hat Reben ums Haupt und Cothurnen an den Füßen. N. 49. ſitzend mit einer Traube in der Hand, wornach ein Panther ſchnappt. N. 50. hat einen ſchlechten modernen Kopf. N. 51-53. iſt eine Arbeit des Michel Angelo von verſchiedenen Seiten aber; beym Epiſcop. 52. 53. 54. Man erzählt bey dieſer Statue die Fabel, die bey mehrern Arbeiten des Künſtlers erzählt wird, daß er von ſeiner Statue Stücke abgebrochen, ſie nach Jahren wiederfinden und als Antiken habe bewundern laſſen. N. 54. im Muſ. Florent. iſt keine Antike, ſondern nur eine Arbeit des Giacomo Dalti genannt Sanſorino.

10) Mehrere Bacchi kommen vor in Galler. Giuſtini. 68. 69. 70. 130. 139. N. 130. iſt ſchön, aber ein Faun wie ſein krauſes Haar beweiſt, 139. auf einem Panther ſitzend, iſt ein ſchönes Stück.

Digitized by Google

11) Die in der Dresdner Galler. 27. 37. 137. ſind Copien von Antiken.

12) Zu Verſailles ſ. Verſaill. Immortalis. Tom. I. p. 335. Tom. II. 35. die erſte davon iſt antik, und nichts beſonders, die zweyte aus Bronze ſchön, und vermuthlich eine Copie.

13) Als Kind auf einem Bock aus der Polignacſchen Sammlung zu Sanſſouci Rec. de Sculpt. ant. de Polignac 1754. 10. 11.

14) Die Gärten zu Rom ſind voll von Bachi, die vor antik gehalten werden. Vorſtellungen einiger davon, ſehe man bey Cavalier. II. 83. 84. und 76. ff. Thomaſſin 31. f. 24. f. In der Villa Borgheſe ſind einige. S. Percier 46. 47. Epiſtop. 52. 53. 54. 60. 61. 62. ein ſchön gezeichneter Tronk iſt 66. Winkelmann redet von einigen Tronken in der Villa Albani mit Entzücken ſ. Anm. z. Geſch. d. K. 42.

15) Cavaceppi führt noch zwey an, die in England ſeyn ſollen, und unter ſeiner Statue Reſtaurate N. 17. und 37. vorkommen.

Ueber die Vorſtellungen des Bacchus auf geſchnittenen Steinen kann man die Lippertſche Dactyliothek und zwar den VII. Abſchn. Tom. I. Bacchus und ſeine Gefährten überſchrieben von S. 145 — 202. nachleſen, wie auch den Mariette T. I.

Bacchus, Dieſen Namen giebt Linne einem europäiſchen Rüſſelkäfer aus der Klaſſe der Langſchnäbel oder Langrüſſel mit ungezähnten Schenkeln. Er iſt durchaus roth, hat einen Goldglanz und zugleich kleine Härchen auf der obern Seite; nur der Rüſſel und die Untertheile der Füße ſind ſchwarz. Schäfer hat ihn in ſeinen Regensburg. Inſecten tab. 37. fig. 13. abgebildet. Scopoli weicht in der Beſchreibung dieſes Inſects Ann. V. Hiſt. Nat. einigermaßen ab; er eignet ihm obenher eine grüngoldene, und unterher eine kupfergoldne Farbe zu. Sein Aufenthalt ſind die Weinſtöcke. Wenn die erſten Blätter hervorkommen, ſo wickelt er ſolche in einen Cylinder zuſammen und legt ſein Ey hinein. Nicht beſſer kann er daher ausgerottet werden, als wenn man in Zeiten dieſe zuſammengerollten Blätter abnimmt und verbrennt.

Bacchus, mit dieſem Namen belegt Plinius einen Fiſch, welcher wahrſcheinlicher Weiſe eine Gattung von Fabelhau (*Gadus Callarias* Linn.) iſt.

Bacchuspflanze. (*Baccharis* Linn.) Dieſes bekannte Pflanzengeſchlecht hat zuſammengeſetzte Blumen und gehöret in die zweyte Ordnung der neunzehenten Linneiſchen Claſſe (Syngeneſia polygamia ſuperflua). Der gemeinſchaftliche Kelch iſt walzenförmig, ziegelweiſe aus ſpitzenbandförmigen Schuppen zuſammengeſetzt. Die zuſammengeſetzte Blumenkrone beſteht aus gleichlangen Zwitterblümchen, mit untermiſchten Weibchen. Jedes Zwitterblümchen iſt trichterförmig fünfſpaltig. Die weiblichen Blümchen haben faſt gar keine Krone. Die fünf Staubfäden der Zwitter haben ſehr kleine haarförmige Träger und walzenförmige Staubbeutel. Der Stempel der Zwitterblümchen hat einen eyrunden Fruchtknoten, einen fadenförmigen Griffel von der Länge der Blume, und eine geſpaltene Narbe. Die weiblichen Blümchen haben eben ſolche Stempel. Auf die Blüthe folget kein Saamengehäuß, ſondern der Kelch bleibet unverändert ſtehen. Die Saamenkörner beyder Arten von Blümchen ſind faſt kurz, länglich und einzeln. Sie haben eine einfache Haarkrone und ſitzen auf dem nackenten Boden. Bey einigen Gattungen dieſes Geſchlechts iſt die Haarkrone ſehr lang, bey andern hat ſie kaum die Länge des Kelches. In vorigen Zeiten belegte Vaillant die Athanaſia des Herrn von Linne mit dem Namen Baccharis. Die jetzt beſchriebene Bacchuspflanze unterſcheidet ſich von andern aus dieſer Claſſe durch ihren nackenten Boden, ihre haarige Saamenrolle, durch den Kelch und die aus weiblichen und Zwitterblümchen beſtehende Krone. Man zählet acht Gattungen dieſes Geſchlechts, nemlich

Die Baumartige Bacchuspflanze (*Bacch. arborea* Linn. *Mant.* 284.) hat elliptiſch-lanzettförmige ganz unverletzte nackente und geſtielte Blätter. Dieſe Gattung iſt der größte Baum des ganzen Geſchlechts. Sie wohnt in Oſtindien.

Die Braſilianiſche Bacchuspflanze, (*Bacch. braſiliana* Linn. *Sp. Pl.* 1205. *Marcgr. braſ.* 81.) mit ungekehrt eyrunden, unverletzten, rauhen, ſtiellöſen, unterwärts abrigen Blättern. Sie iſt der Indianiſchen ziemlich ähnlich, doch ſind die Blätter ſteifer, ganz ſtumpf, kaum ſichtbar gezähnt. Der Stamm iſt etwas eckig. Die Blumenriſpen der Aeſte haben wenig Blätter; die Blumen ſelbſt aber ſtehen wechſelweiſe in einiger Entfernung von einander, und haben ſpitze ſchuppige Kelche. Die Haarkrone iſt roſtfärbig.

Dioskoridiſche Bacchuspflanze, (*Bacch. Dioſcoridis* Linn. Rauwolf *itin.* 54. *t.* 54.) mit breiten lanzettförmigen gezähnten ſtielloſen Blättern, welche mit Blattſtützen verſehen ſind, wechſelweiſe ſtehen, den Stamm halb umfaſſen, oberwärts glatt, unterwärts kaum ſichtbar haarig ſind. Der Stamm ſelbſt iſt gerade, röthlich von Farbe, geſtreift, oben in lange gerade Aeſte getheilt. Die Blumen ſtehen an der Spitze der Aeſte büſchelweiſe und ſind mit kleinen bandförmigen unverletzten Blättchen beſetzt. Ihre Kelche ſind faſt walzenförmig, die Krone ſelbſt von gelber Farbe. Sie kommt ſehr ſpat zur Blüthe. Syrien und Egypten ſind ihr Vaterland.

Indianiſche Bacchuspf. (*Bacch. indica* Linn. *Breyn. cent. t.* 70.) mit umgekehrt eyrunden gezähnelten geſtielten Blättern, welche glatt und in der Mitte ſägeförmig gezähnt ſind. Die Aeſte ſind mit erhabenen Streifen verſehen und entſpringen aus den Winkeln der oberen Blätter. Der große Blumenſtrauß ſtehet an der Spitze der Pflanze und hat eckige mit einigen pfriemförmigen Blumenblättern verſehene Stiele. Die Kelche der Blumen ſind walzenförmig und glatt. Oſtindien iſt ihr Vaterland.

Ivablättrige Bacchuspflanze, (*Bacch. ivaefolia* Linn. *Flor. peruv.* 750. *t.* 37. Pluckenet. *almag.* 400. *t.* 328. *f.* 2.) mit lanzettförmigen ſägeförmig gezähnten Blättern. Dieſe ſtaudenartige Pflanze wird in ihrem Vaterlande in Peru und Virginien fünf bis ſechs Schuh hoch. Sie hat ſehr viele weibliche Blümchen, deren Krone dreyſpaltig iſt, und wenige Zwitter. Sie iſt ziemlich dauerhaft und kann ſowohl durch Zweige als durch Saamen fortgepflanzt werden.

Kreuzwurzblättrige Bacchuspflanze, (*Baccharis halimifolia* Linn. *Elichryſo affinis virginiana fonteſcent, foliis chenopodii glaucis.* Pluck. *Alm.* 134. *t.* 27. *f.* 2. *Argyrocome virginiana, atriplicis folio Petiv. gaz. t.* 7. *f.* 4.) Ihre Blätter ſind umgekehrt epförmig, oberwärts ausgeſchweift-gekerbt. Ihr Stamm wird ſieben bis acht Schuh hoch und wirft die Blätter nicht ab. Im Oktober kommen die weißen Blumen zum Vorſcheine. Der mitternächtliche Theil von America iſt ihr Vaterland. Sonſt heißt ſie auch Kreuzwurzbaum, Bacchuspflanze mit dem Meerportulakblatte.

Oleanderblättrige Bacchuspflanze, (*Baccharis nerifolia* Linn. *Arbuſcula nerii foliis* Boerh. *Lugd.*

Digitized by Google

2. p. 263.) Ihre Blätter sind lanzettförmig, steif, oberwärts mit ein Paar Zähnchen besetzt. Der Stamm wird bis acht Fuß hoch, ist oben in Aeste getheilt. Die Blumen stehen an der Spitze der Zweige in lockren Aehren beysammen. Ihr Vaterland ist Aethiopien.

Stinkende Bachuspflanze, (*Baccharis foetida* Linn. *Conyza americana frutescens foetidissima Dillenii Hort. Elth.* 206. t. 89. f. 105.) Sie hat lanzettförmige, säsförmigzerschnitte, lange, unten bestäubte, häslich riechende Blätter. Ihr holziger Stamm erlangt eine Höhe von sechs bis sieben Schuhen. Die Blumensträuse sind mit Blättern besetzt und kommen im Herbst zum Vorscheine. Virginien ist ihr Vaterland.

Bach. Ein Bach und ein Fluß sind im Wesen eins und sind nur durch ihre Breite und Größe unterschieden. Der Bach ist der Anfang eines Flusses oder der Zusaß eines Flusses. Wann der Fluß aus seiner Quelle kommt, so bleibet er in seinem Fortlaufe eine gute Strecke klein und schmal und da heißet er Bach; so aber wie er weiter lauset, kommen immer noch mehr kleine Bäche zu ihme, vereinigen sich mit ihme und formiren nach und nach den Fluß; gleichwie nun zu dem großen Bach oder Fluße nicht nur die hellen Quellwasser der Bäche, sondern auch andere Wasser: Regen, Mist, See- und Sumpfwasser kommen, so sind große Flüsse meist trübe, wenigstens nicht stets so helle, lauter und kühle als die Bachwasser, welche rein aus der Quelle heraus fließen; je näher also ein Wasser an seiner Quelle flieset, je heller und schöner, je entfernter je mehr das vom Gegentheil: trüber und wärmer.

Hieraus kann man leichte erachten, daß nach der verschiedenen Beschaffenheit der Flüsse und Bäche auch die Bewohner derselben verschieden seyn werden: einige Fische lieben helle, kalte; andere trübe, schlamigte, warme Wasser; einige tiefe, andere flache; einige mit Steinen, andere mit Schlam gefüllte; einige große, andere kleine Wasser, einige alles zugleich; daher sind einige Arten der Wasserbürger nur in Bächen, andere in Flüssen, wieder andere in beeden zu finden. In den Bächen, welche gemeiniglich, wie gesagt, helles, kaltes Wasser, viele kleine Steine haben, nicht tief und schmal sind, halten sich die Forellen, Grundeln, Schmerlen, Steinrupen, Aalrupen, Kressen, Aale, sonderlich auch die Krebse, auch Karpfen, Hechte und bey nahem alle andere Fische gerne auf; wie diese letztere und andere größere gar gerne, wann die Flüsse trübe sind und die Bäche helle laufen in diese einschwimmen, auch zur Laichzeit in dieselben gerne aufsteigen. Bäche sind also nicht nur wegen ihrem Inhaltey der auf dem Tische sehr willkommen ist, einer Gegend erwünscht, sie sind es auch selbst wegen dem Wasser, so man in allerhand Absichten bedarf. Viele Handwerker, als Gerber, Färber u. dgl. würden ohne sie nicht seyn können. Sie sind zu den Bleichen des Leinen, des Wachses, des Cottons u. dgl. erwünscht. Sie dienen zur Wässerung der Wiesen, zum Gange der benöthigten Mühlen.

So erwünscht sie aber sind, so schädlich können sie werden, wann man sie nicht mit einem ökonomischen Auge beständig bewachet. Man kann mittelst der Gräben öfters durch mäßige Stämmungen ganze große Wiesengegenden wässern und zum schönsten Graswuchse erheben; geht dies nicht an, die Wiesen liegen zu hoch, der Bach fließt zu tief, so ist dieses durch ein einziges Schöpfrad, so in demselben angebracht wird, gar leichte, ohne viel Kosten zu bewürken möglich. Dies ist der oeconomische Vortheil der Bäche auf den Wiesen; der Schade, der aus ihnen kommen kann, aber dieser: ein Bach hat ein schmales Bett: der Grabe, darinnen er hinrinnet, ist weder breit noch tief, er selbst lauft ohnehin bey nahem mit allen umliegenden Feldern horizontal und gleich, öfters ist er mit Rohr, mit Büschern, Dorn, Ehrlen, Weiden u. dgl. bewachsen, mit großen Steinen belegt, daß also das Wasser nicht überall und allegeit wohl fort kann; um ihn herum sind hohe Bergen, von welchen sich das Regenwasser in ihn zusammen herabstürt, öfters ist sein Bett; oder sind auch sonst andere Anhöhen außer ihme, von welchen die Abstüsse herrieseln, die mit einer besonders schädlichen Erde belegt sind; es darf bey allen diesen Umständen nur etwas stark wittern, so lauft der Bach über, besudelt das Gras mit Koth und Schlam, nimmt das abgemähete mit sich fort, reiset hie und da Felder ab, macht Schaden in allerhand, so, um Weitläuftigkeit zu vermeiden, hier nicht anzuführen ist, und seßt den Landmann öfters in nicht geringen Verlust.

Diesem kann man nun ausweichen; wohl nicht allezeit, doch oft; nicht allemal ganz, doch vielmalen zur Hälfte. Thue man nur soviel als man kann, so bleibt von den Bächen noch Ueberschuß übrig. Ein Bach muß ausgestochen und sein Grabe, darinnen er laufet, erweitert und vertiefet werden; der den Lauf des Wassers aufhaltende Dinge müssen ausgehauen werden: Weiden, Ehrlen, Dornen, Rohr u. dgl. müssen weggeschaft werden. Das muß von §. 9. 10. Jahren zu §. 9. 10. Jahren immer wiederholt werden. Man verlieret dabey nichts; die ausgestochene sehr dungreiche Erde auf Aecker und Wiesen, wann sie ein oder zwey Jahr gelegen ist, geführt, bezahlt auf den Feldern alle aufgewandte Kosten. Dabey lasse man sich ja nicht einfallen, das Beet oder den Graben eines Baches gleich hin oder schnurgerade zuführen, ihn mit Steinen zu belegen und auszumauren, dies alles ist vergebliche, schädliche Arbeit; in sehr wenigen Jahren lauft der Bach wieder krum und macht allen Aufwand zu nichte. Kein Bach kann geradehin geführt oder so erhalten werden; der Grund hievon liegt in der Natur, davon hier nur zwey Worte: man sehe auf einen Bach oder Fluß, allemal lauft er da an, wo die angränzende Gegend am höchsten und steilsten ist und da weg, wo sie flach, tief und eben ist. Folglich, da die Gränzen des Flusses in Höhen und Ebenen stets unter sich abwechseln, so muß auch sein Gang allezeit gebogen und krumm gehen.

Diese angerathene Säuberung oder Reinigung des Fluß- und Bachbettes ist nun freylich vor Krebse und Fische nicht zuträglich; alleine um eines größern Nutzens willen, durch Abwendung größern Schadens kann man nicht anderst und zu dem bleiben immer noch hie und da einige Wurzel und Löcher übrig, wo die Krebse sich erhalten; Gegenden, Krümmungen, wo die Fische sich wider die Fluthen sichern; in ein, zwey, drey Jahren haben sie sich schon wieder, durch ihre Arbeiten, gegen alles geschützet. Es ist kein Bach, der nicht um der an ihme erbauten Mühlen willen einige Dämme oder Wöhre hätte und diese machen die rechten und wahren Retraiten der Fische allezeit aus.

Man benutzet diese Bäche dadurch vorzüglich, wann man sie als Sie behandelt und in solche alle Herbste oder Frühlinge die Gattung Fische, die sich darinnen wohl hält und die man gerne hätte, in Brutfischen oder Setzlingen einsetzet; soll das geschehen, so muß man sie so weit die Gränze oben, wo der Bach herfließet, gehet, einwerfen, dann die Fluth treibet sie ohnehin immer mehr herab, so aber suchen sie sich im Herabtrieb nach

und

und nach ihre sichere Standorte, wo sie hernach stets bleiben, aus, und setzen sich feste.

Dabey müssen von diesen Bächen die schädliche Enten, zahme und wilde, welche der Brut sehr vieles schaden, abgehalten werden. Den Kindern und andern muß das Baden in den Bächen, wo dem ihr gemeiniglich krebsen und fischen, verwehret seyn und was man etwa noch vor Vorsicht zu brauchen, nöthig erkennet, muß niemals versäumt werden.

Die Fischerey in den Bächen ist leichte und sehr geschwinde geschehen, so daß man einen Bach eben so ansehen kann als einen kleinen See, einen Fischkasten, wo man den Vorrath an Fischen und Krebsen zur Unterhaltung der Küche und des Tisches verwehret, und dergleichen Speisen allezeit vorfinden und haben zu können. s. Fischerey an Bächen.

Bachamsel (*Turdus cinclus* L.), s. Staar.

Bachbachele, (*Cyprinus Phoxinus* Linn.) s. Elritzenkarpfe.

Bachblume, (*Caltha palustris* L.) s. Dotterblume.

Bachbohne, (*Veronica Beccabunga* Linn.) s. Ehrenpreis.

Bachbungen, (*Veronica Beccabunga* Linn.) s. Ehrenpreis.

Bachbungenspringer. Unter den Langschnäbeln der Rüßelkäfer, welche dicke Hinterschenkel haben und springen, beschreibt auch Linne einen auf einer Gattung Ehrenpreis, welche Bachbungen genennt wird, weher er auch seinen Namen führt. Seine Flügeldecken haben braune eine Blutfarbe; allein der Rand derselben und alle übrigen Theile sind braunschwarz.

Bachbungenwasser, *Aqua beccabunga*, (Pharmacie). Wasser das auf die gewöhnliche Art über dem Bachbungenkraute abgezogen ist, aber, da dieses seine oder wenige wirksame Theilchen hat, welche in diesem Grade des Feuers flüchtig werden, von einem andern reinen Wasser keinen Vorzug hat.

Bache, heißt bey den wilden Säuen das Weibchen, so im 2ten Jahre, oder nachdem es solches zurück gelegen, zum erstenmal gerauschet oder mit dem Keuler sich vermischet. Zu dieser Zeit verlieret es den Namen Frischling, und fängt an Bache zu heißen. Die Rauschzeit der wilden Säuen ist um Andreastag. Nachdem sie 16 Wochen getragen, so frischen oder machen sie 4. 5. 6 und mehr Frischlinge. Es giebt wohl auch Bachen, welche außer bezelter Zeit rauschen und auch frischen, wobey man aber vermuthet, daß sie von zahmen Eberh belegt seyn möchten, oder sehr gute Jahre schuld daran seyen, da die Säuen sehr saut oder fett sind.

Bachekau, ist der Name einer ebbaren indianischen Wurzel, davon aber nähere Beschreibungen mangeln.

Bachforelle, s. Trutte.

Bachholunder, Bachholder, (*Viburnum Opulus*) s. Schlingbaum.

Bachholz, an dem Reichskammergericht ist darüber gestritten worden, was unter dem Bachholz eigentlich zu verstehen seyt, und man hat erkannt: daß nicht nur Wellen und Reiser sondern auch grobes Holz darunter verstanden werde.

Bachhündlein, nennet man diejenigen Dachschliefer, welche sich auf den Biber- und Fischottersang abrichten lassen.

Bachkrebs, s. Krebs.

Bachkreßlein, s. Karpfe, Gründling (*Cyprinus Gobio* L.).

Bachmatten, sind ungemein dauerhafte Podolische Pferde, die lange Mähnen, eine vorgebogene Stirne, breite und harte Hufe haben, die keines Beschlages bedürfen. Bey einer Handvoll Gras so sie am Weg ausrausen, können sie ohne weiters gesattert zu werden, oft Tag und Nacht fortlaufen; doch in steinigten und gebirgigten Gegenden sind sie bey weitem nicht sowohl zu gebrauchen, als wo es gleich und eben ist. Sie sind von allerley Farbe; im Winter gemeiniglich langhaarig und kraus, wie ein Pudelhund, des Sommers aber wieder kurzhaarig.

Bachmücke, *Tipula aquatica*. s. unter Lang-Fuß (Bach-).

Bachmünze, (*Mentha aquatica*) s. Münze.

Bachschmerle, (*Cobitis barbatula* L.) s. Sechschauer Bartgrundel.

Bachstelze, (s. Stelze *Motacilla.*)

Bachur, oder nach der verdorbenen Aussprache der Juden, Bache, bezeichnet einen Menschen, der unter der Aufsicht eines jüdischen Gelehrten, sich der Erlernung der rabbinischen Gelehrsamkeit widmet, oder nach unserm Sprachgebrauch, einen jüdischen Studenten. Diese Leute haben verschiedene Namen. Sie werden Propheten-Kinder, Söhne der Weisen, Söhne des Gesetzes, genennt. Die gegenwärtige Benennung, stammt von בחר ab, und bedeutet so viel, als einen Auserwählten, oder, wie es die Juden erklären, einen, der sich besser, als andere dünkt. Hier rechnen einige aus dem Neuen Testamente diejenige Stellen, wo Christus seine vertrautesten Schüler solche nennt, die er erwählet habe. Joh. 13, 18. 15, 16. Es wird ferner die Frage aufgeworfen, ob die jüdischen Studenten vom Mädlen in so fern den Namen haben, weil sie von ihrem Lehrmeister aus dem gemeinen Haufen ausgelesen würden, oder weil sie sich einen Lehrmeister wählten. Die das letzte behaupten, berufen sich sowohl auf die grammatikalische Bedeutung des Worts Bachur, als auch auf die Gewohnheit der Alten. Die aber die erste Erklärung vorziehen, führen eine Stelle aus dem Talmudischen Tractat-Pirke Aboth an, wo es heißt: mache die einen zum Lehrmeister, und wähle dir ihn zum Freunde und beurtheile beide nach der Wage der Unschuld. Aber selbsten die jüdischen Gelehrten sind in Ansehung dieser Stelle nicht einig, sondern erklären sie zum Theil so, daß es soviel heiße, als: dünke dich nicht allein klug, sondern höre auch die Urtheile anderer. Der Grund der Herleitung mag nun seyn, welcher es will, so ist es allgemeiner Sprachgebrauch, daß man unter Bachur, einen Studenten versteht, er mag sich nun aus eigenen Antrieb einen zum Lehrer erwählt haben, oder von ihm erwählt worden seyn. Die Wissenschaften, welche ein jüdischer Student lernen muß, sind erstlich wesentlich das geschriebene Gesetz, sodann der Talmud in seinem ganzen Umfang, ferner die Aufsätze der Schriftgelehrten und die Cabbale. Hiezu können sie, wenn sie wollen, auch noch andere Theile der Gelehrsamkeit fügen, wodurch sie aber den Namen eines Gelehrten nicht erlangen, wenn sie sie verstehen, auch nicht verlieren, wenn sie sie nicht wissen. Nach den jüdischen Gesetzen, sollen zwar alle Juden das Gesetz studieren, aber doch brauchen sie nicht alle die geheimen Wissenschaften zu verstehen. Wer studieren will, muß eine solche Lebensart haben, womit er sich ernähren kann. Es kann sich einer einen Lehrmeister erwählen, welchen er will, doch ist er nicht schuldig, ihm etwas für den Unterricht zu bezahlen. Die Juden machen aber einige Ausnahmen hierinnen; zum Ex. wenn jemand über dem Lehren seine häuslichen Geschäfte versäumt, so darf er sich zwar nichts für den Unterricht, aber doch wohl für die Versäumnis bezahlen

lassen. Es wird bey den Juden nicht leicht gestattet, daß sich einer mehr als einen Lehrmeister erwählt, dem er alsdenn sehr ergeben ist. Zwischen beiden ist eine sehr genaue Verbindung, die sie auch durch die Benennungen, Auserwählter, Sohn, Freund חבר zu erkennen geben. Ehemals mußten alle Schüler für ihren Lehrmeister stehen, und dieser saß allein, nachhero aber bekamen sie die Erlaubniß zu sitzen. Der Unterricht geschiehet durch wechselsweise Fragen, aber in Absicht auf die Schüler ist die Freyheit eingeschränkt. Kein Schüler darf seinen Lehrer mit bloßen Namen nennen, sondern muß jederzeit eine Ehrenbenennung hinzufügen; auf der Straße darf er nicht vor ihm, sondern zur Seite etwas rückwärts gehen; er muß für ihm aufstehen, er muß ihm dienen, wenn er etwas nöthig hat; stirbt der Lehrer, so muß er ihn betrauern, wie einen Vater. Uebrigens ist keine Zeit bestimmt, wie lange einer ein Bachr bleibt.

Bachwanze, *Cimex rivulorum*. In den Essaßischen Bergbächen trift man eine Gattung Wanzen an, welche einen schmalen oder linienglechen Körper haben. Sie sind etwas kleiner als der gemeine Wasserkränzer, haben aber doch dessen ganze Gestalt. Ihre Farbe ist schwarz: die Fühlhörner haben vier Glieder: der Brustschild ist vornenher röthlich, und hat zu beiden Seiten einen kleinen weissen Punkt: auch die Flügeldecken sind mit weissen Punkten besetzt, von welchen man bey geschlossenen Flügeln sechs zählt: vier schliessen das Schildgen ein, von welchen die zwey vordersten länglich sind, die zwey übrigen aber stehen mitten auf dem Rücken hinter einander. Der Leib ist rothgelb, und die Schenkel schwarz, die hintersten sind eingekrümmt und mit zwey Zähnen versehen. Fabricius giebt uns diese Beschreibung in seinem Syst. Entomol. pag. 728. n. 161.

Bacillen-Kraut, *Crithmum*, s. Meerfenchel.

Bacilli, ist der Name, den man in der Versteinerungskunde den kleinen Krebsfüßen giebt, wenn sie einzeln verstreut oder gegraben vorkommen. Man nimmt dabey keine Rücksicht auf die Krebse von denen sie herrühren, so wie es auch in den mehresten Fällen sehr schwer fallen dürfte, das Original, wohin sie gehören, genau zu bestimmen; sondern man begnüget sich damit, die kleinern Füße der Krebse Bacillos zu nennen. s. Krebse.

Bacilli, sind veste Arzneymittel, welche die länglichte Gestalt von Stengelchen haben. s. übrigens Ofenwache, Süßholzstengel.

Bacilli de liquiritia, (Pharmacie) s. gebacken Süßholz.

Bacilli fissi, s. Kerbhölzer.

Bacis, der Name eines Stiers, welcher der Sonne geheiliget war. Man betete ihn zu Hermonthi, einer Stadt in Egypten an, und soll, wie Macrobius erzehlet, alle Tage seine Farbe verändert haben. Auch wuchsen seine Haare wider die Natur dieser Thiere, gleich den Borsten, gerade in die Höhe auf.

Back, heißen alle Kasten in den Zuckersiedereyen. Unter andern der sehr große Kasten im untersten Stockwerke, der bis an das zweyte hinauf reichet und in welchem daher die Maskovade aus dem zweyten Stockwerke eingeschüttet werden muß, heißet der Zuckerback.

In der Cattundruckerey hat man ein hölzernes rundes und niedriges Gefäß, worein man Stärke und Abgang von den Farben schüttet, auf welchem man ein anders zum Drucken nöthiges Gefäß, das Chassis heißt und unter diesem Namen beschrieben wird, schwimmen läßet. Jenes wird gleichfalls Back genennet.

Back, heißt an den Schiffen der vordere innwendige Theil, wo sich die Küche befindet und der Bäting, an welchem die Ankertaue befestiget werden. Desgleichen wird eine hölzerne Schüssel, woraus die Schiffleute speisen, Back genennet. Daher wird eine Cammeradschaft, die mit einander aus einer Schüssel speiset und bey den Engländern aus vier, bey den Holländern aus sechs bis acht bestehet, Backs-Volk genennet.

Backaccis, oder Backpfundzoll, heißt die Abgabe, welche ein Bäcker von jedem Getraidequanto, das er zu Brode verbäckt, oder von dem Brode, das er verkauft, entrichten muß. Man sieht leicht ein, daß der Bäcker eine solche Auflage auf sein Brod schlägt, und daß also die Brodkäufer und Verbraucher es ganz allein sind, welche die Last dieser Auflage tragen und bezahlen müssen. In den Ländern, wo dieser Accis gewöhnlich ist, rechnet sogar die Obrigkeit den Betrag derselbigen mit unter die Unkosten, welche der Bäcker bey seinem Gewerbe hat, und welche ihm beym Brodverkauf wieder restituirt werden sollen. Rechnete die Obrigkeit auch nicht auf diese Art, so würde es dennoch der Bäcker so einrichten, daß er den Backaccis beym Verkauf des Brodes wieder einbringt. Diejenigen, welche den Bäckern ihr Brod abkaufen, sind größtentheils arme Handwerksleute und solche dürftige Familien und Personen, die nicht selbst können Getraide kaufen und Brod backen lassen. Auf diese armen behauernswürdigen Leute fällt nun die Last des Backaccises. Mithin ist diese Auflage ihrer Natur nach eine ungerechte und schädliche Auflage, da sie nicht den Bäcker trift, der das Gewerbe treibt und durch dasselbige gewinnt, sondern die Classe der Brodverbraucher, und besonders der Armen, die durch Noth gedrängt werden, beym Bäcker das Brod zu kaufen. Ausserdem gilt übrigens alles vom Backatsis, was oben unter dem Artikel: Auflage, und unter dem Artikel: Aufschlag von den Accisen überhaupt vorgetragen worden ist.

Backamt, heißt an einigen Orten das Recht, das Bäckerhandwerk in besondern Schutz zu nehmen, und auf die Aufnahme der Bäckermeister Aufsicht zu haben. Es sind mit diesem Amte gemeiniglich auch einige Nutzungen an Brod, Malz ꝛc. ꝛc. verbunden. Beym Struben in observat. Jur. & histor. germ. observ. IX. §. VI. ist ein Beyspiel angezogen, daß die Herrn von Bennigsen mit dem großen Backamte zu Wunstorf von dem Fürstenthum Braunschweig Calenbergischen Theils belehnet worden.

Backaffa, ist ein Schif, fast wie die grosse Almadie (s. Almadie), welches die Caraiben brauchen und auf eine so geschickte Weise rudern, daß man es gar nicht höret. Sie greifen mit dem Ruder, das sie Pagale nennen, so weit sie können, indem sie sich niederbücken, und ziehen, indem sie sich erheben, dasselbe zurücke.

Backbord, ist in der Schifferspracke die linke Seite des Schiffes, wenn man von dem Hintertheile desselben nach dem Vordertheile desselben siehet. Daher ist der Wind Backbord, wenn er die linke Seite des Schiffes trift. Die rechte Seite heißet Steuer- oder Strihord.

Backbrett, wird von den Beckern eine aus zwey gehobelten und an einander geleimten Brettern verfertigte Tafel genennt, welche von tannenen Brettern gemacht, und an beiden Enden mit eichenen Hirnleisten gefaßt und versehen worden. Gemeiniglich wird solches acht bis neun Schuh lang und drey Schuh breit gemacht. Es werden solche auf die Regale gelegt, (s. Regale) damit das Brod von der Würktafel aus (s. Würktafel) auf solches gesetzt werden kann.

Backeisen, (Maschinenbau) Augeisen, wird ein drey Zoll breites, ein Fuß langes, und einen halben Zoll

Digitized by Google

dickes Eisen genennet, welches bey Feldgestängen an den Köpfen der Schwingen eingelassen wird, und in der Mitten mit einem zwey Zoll weiten Loche versehen ist, damit der Zapfen derselben darinn gehen könne. Sie werden mit eisernen Ringen an den Kopf der Schwinge oder dessen Scheere festgemacht, damit sie durch die Erschütterung nicht loos werden, und in das Holz der Schwinge eingelassen. Weilen Eisen in Eisen nicht so leicht als Eisen in Meßing gehet, dahen auch sich die Zapfen sowohl der Wellbäume als auch der Krummzapfen in kurzer Zeit ausdrehen und ausarbeiten, wenn Eisen in Eisen gehet, wodurch die Maschine nicht so leicht mehr gehet und die Gestänge losen, so hat man die Vorschläge gethan, die Backen künftig aus Meßing giessen zu lassen.

Backeisen, n. In den Kupferbämmern steckt jeder Hammer, von an einer 11 Schuhe langen und 1 Schuh dicken hölzernen Stange. Obenher ein Drittel der ganzen Länge vom andern Ende dieses Helmes, auf welches der Zieharm oder der Daume der Welle drückt, um den Hammer in die Höhe zu heben, ist er deswegen mit einem eisernen Ringe, oder Hülse umgeben, die auf beyden Seiten Zapfen hat, vermittelst welcher er sich in zweyen eisernen Pfannen bewegt. Diese Pfannen heißen die Backeisen, und stecken in den beyden aus vier übereinander gelegten Klötzern bestehenden Unterlagen, unter dem untersten Riegel des Hammergestelles, wozwischen sich der Hammer bewegt, und zwar in dem ohneinsuntersten Klotze.

Backeleyer. Mit diesem Namen werden auf dem Vorgebürge der guten Hofnung, die zahmgemachten und abgerichteten Ochsen genennt. Sie sind ihrer Gestalt nach, von unsern Ochsen zwar nicht viel verschieden, allein, die Hottentotten, ein sonst so dummes Volk, wissen sie mit vieler Geschicklichkeit zu behandeln und bedienen sich derselben nicht nur zum Bewachen ihrer Heerden, sondern auch in Schlachten gegen die Feinde. Der Führer darf ihnen nur ein Zeichen geben, so laufen sie in die feindliche Armee, bringen sie in Unordnung und thun dem Feind zuweilen mehr Abbruch, als alle menschliche Angriffe. Eben so wichtig ist der Dienst, den sie den Hottentottischen Kraalen oder Dörfern durch Bewachung der Heerden leisten. Denn sie weiden des Nachts um die Heerde herum und fallen alle Fremde, die sich nahen, mit tödtlicher Wuth an, gegen welche man sich ohne Schießgewehr oder einen bekannten Gefährden schwerlich retten kann. In der Begleitung eines Hottentotten aber, welche der Backeleyer alle genau kennet, kann man sicher hinzugehen.

Backeljau s. Kabeljau. (*Gadus* L.)

Backen, Brodbacken, davon, in sofern es zum Beckerhandwerk gehört, nichts; nur in sofern es zu einer jeden Haushaltung gehört, in dem ökonomischen Fache folgendes gesagt:

Backen heißt man das, wann man aus Getraidemehl, wozu auch noch anderer Beyfatz genommen werden kann, und Wasser einen Teig machet, den gehörig zubereitet in einen erhitzten Ofen bringt und ihn da bis zur begehrten Härte braten läßet, das, was so verfertiget wird, heißt alsdann Brod, Kuchen u. d. gl. Die Form, die Art des Mehls, die Beyfätze ändern die Namen ab.

Backen ist das Geschäfte der Hausmutter im Hause. Sie besorgt es aber so: daß sie das tägliche Brod nicht vom Spelzen- Dinkel- oder Matzenmehl, sondern vom Roggen und von etwa mit untergemischtem Gerstenmehl backet, weil dieses besser als jenes ihr Hausgesinde sättiget, also nicht soviel aufgezehrt wird, auch nicht so übner oder nicht so hoch im Werthe ist; dann, daß sie das Brod im Haus nie so aufgehen läßt, daß kein altgebackenes, wann sie wieder neues backet, mehr vorräthig ist; weil das neugebackene dem Gesinde begieriger, ihm schädlich vor die Gesundheit, häufiger gegessen und so zum Schaden des Hausherrns überflüßiger, unnöthiger Weise verzehrt wird. Sie muß allemal noch soviel altes Brod im Hause haben, daß, bis dasselbe verzehrt wird, das neugebackene die Feuchtigkeiten etwas verliehrt, etwas trocken und auch altgebacken wird. Sie muß darauf sehen, daß ihr Brod nicht, ehe es verzehrt werden kann, verschimmelt und verdirbt; zu dem Ende muß sie beym Backen desselben darauf sehen, weil solches von der Art des Backens viel abhängt und herrühret.

Mehl von neuem, auf dem Felde nicht abgetrocknetem ja gar ausgewachsenem Getraide, welches auch leichtlich erwärmet, giebt solches schimmlendes Brod; das Mehl soll also von wohl ausgetrocknetem Getraide und nicht erwärmet seyn. Sodann hängt auch das Schimmeln davon ab, daß das Brod nicht gehörig durchgebacken ist; wann der Ofen nicht recht durchheizet, oder der Brodlaib zu dick und groß gemacht war; daher muß der Ofen durch ein wohl unterhaltenes Feuer nach und nach drey Stunden durch, hinlänglich geheizt und der Laib nicht zu groß oder zu dicke und hoch geformt werden. Es hanget letztens davon ab, daß der Ofen auf einmal zu heftig angeglühet worden, da dann nur die äußern Theile des Ofens heiß sind, die das Brod schnell hoch aufsetzen, die Kruste verbrennen, keinen Nachtrab oder Nachhall haben, die inwendige Brosamen auch aufzutreiben, damit werden diese von der Kruste getrennt, das Brod zerspitzet, (wie man sagt,) es bekommt Sprünge, Spalte, und in diesen wächst der Schimmel am ersten; also ist nöthig, den Ofen langsam, lange genug zu heizen, daß er durchaus gut heiß seye, dann schießt man das Brod ein, das Brod backt auch so gut aus.

Wann das Brod gut oder schlecht im Backen ausfällt, so sagt die Hausmutter gerne: Es ist mir gut gerathen, oder schlecht gerathen, gleichsam als wann das Backen nur vom Glücke oder Unglücke, von ungefehrem Zufall oder unvermeidlichem Schicksaale abhienge. Der Pöbel glaubt es, daß ihme sein Backen durch Hexereyen verderbt werden könne. Der Aberglaube und die Vorurtheile sind in jedem Hause gar zu alltägliche Dinge.

Es geschiehet nichts, also auch das gute oder schlechte Backen keines weges durch Zufall; wann die Hausmutter dabey einmal, wie das anderemal verfährt, so muß es einmal wie das anderemal ausfallen; und wie zu verfahren? — s. Teig, Einlegen, Kneten, Auswürken, Gebenlassen, Einschieben.

Backen der Confecturen, geschiehet in einer gemauerten Röhre, die einem auf dem Feuerherde angebrachten Bratofen gleichet. Diese Röhre ist vierkantig, drey Schuh lang, zwey und einen halben Schuh hoch, und eben so breit; die Oefnung kann mit einer eisernen Thüre verschlossen werden. Eine eiserne Platte vertritt die Stelle des Heerdes, auf den ein eiserner Rost gesetzt, und die Bleche mit den Confituren gestellt werden.

Backen die Haare. Nachdem der Paruckenmacher jede Parthie gleichlanger sortirter Menschenhaare auf ein eigenes Krauseholz (s. Krauseholz) gewickelt, mit einem Bindfaden umwunden und in einem Topfe mit weichem Regen- oder Flußwasser 2 bis 3 Stunden gekocht, schicket er sie zum Bäcker, der sie über dem Back

ofen trocknet, alsdenn sammt den Krausehölzern und einem leinenen Beutel, worein sie eingenähet sind, in einen Teig von Rockenmehl einschläget, diese ganze sogenannte Pastete in den Backofen schiebet und wohl ausbacken lässet. Der Paruckenmacher zerbricht alsdenn die Pastete, nimmt die Haare aus dem Beutel und verarbeitet sie. Wenn der Teig wohl ausgebacken ist, so behalten die Haare ihre Krause beständig, im gegentheiligen Falle verliehren sie dieselbe bald wieder.

Backen des Stahls, heißt, das Eisen durch Cementiren mit Kohlen, oder andern brennlichen Materien zu Stahl machen. Die ganze Operation, und wie guter Stahl verfertiget wird, s. unter Stahl.

Backen, sind die beyde gewölbte fleischichte Seitentheile des Gesichts, welche unter den Augen anfangen, und sich bis an die untere Kinnladen erstrecken.

Backen, (Conchyl.) Backenschnecken. In der Conchyliologie beleget man mancherley Körper mit diesen Namen. Zuförderst hat man das ganze Geschlecht der Rahnschnecken Backen genennet, und besonders ist bey den Holländern der Name: Teepelbaken, Teepelboorn, Tepelbakshoorn üblich, weil man sich die Rahnschnecken unter dem Bilde eines Backtrogs gedachte. (s. Rahnschnecken.) Insonderheit hat man einige Gattungen von Conchylien mit den besondern Namen der Backen belegt. Es gehören vorzüglich folgende hieher:

1) **Die große Backe**, oder **Backmuschel unter den Rahnschnecken**, *Voluta Cymbium* Linn. Lister tab. 800. fig. 7. Knorr Th. II. tab. 30. fig. 1. Knorr Del. tab. B. 6. fig. 2. Martini tab. 70. fig. 764. 765. s. Neptunuslöffel.

2) **Die philippinische Rahnschnecke**. *Voluta olla* Linn. Lister tab. 794. fig. 1. Gualtieri tab. 29. fig. A. Klein Method. tab. 5. fig. 97. Knorr Th. VI. tab. 22. fig. 2. Martini tab. 71. fig. 766. s. Seegel, große glatte.

3) **Die schwere Bastard Gondel**. Lister tab. 799. fig. 6. Gualtieri tab. 28. fig. 5. Martini tab. 72. fig. 774. tab. 73. fig. 775. 776. s. Gondel.

4) **Die Mohrenkronen**, die im Martini tab. 73-76. fig. 777-788. vorkommen.

Die Holländer geben auch überhaupt den Voluten den Namen der Backen, welchen Namen man auch nach dem Systeme des Herrn von Linne beybehalten könnte, weil nach seinem Systeme die Rahnschnecken unter den Voluten stehen. Nach andern Systemen ist es freylich zweydeutig, die Rahnschnecken und die Voluten unter den gemeinschaftlichen Namen der Backen zu begreifen. s. Voluten.

Backen, (Wasserbaukunst), werden von den Wasserbaumeistern kleine etliche Fuß lange und zwey Zoll dicke unten zugespitzte Pfähle genennt, welche man in den Boden mit einem Hammer treibet, wenn man die Canal- oder Deichlinie eines neu anzulegenden Werks anzeigen und abstecken will.

Backen an Treppen, nennt man bey geringen hölzernen Treppen zwey starke schräg ansteigende Bohlen oder Dielen, in welche die Tritte der Treppen an beyden Enden eingepasset oder gar eingezapft sind. Bey großen Treppen, wo man starke eichene Bauhölzer hierzunimmt, nennt man solche Treppenwangen, (s. Treppenwangen), und wenn die Tritte gar auf solchen liegen, wie an den Treppen der gemeinen Bürger- und Bauernhäuser, so nennt man solche Stiegenbäume (s. Stiegenbäume).

Backen, Kunstwort des Flügel- oder Claviermachers, wenn er vorne dem Seitenbrette inwendig zwey Backen von gleicher Länge, eine neben der Baßaite, die andere an der Discantgegend giebt, worauf ein echterner viereckiger Wirbelbalken mit seinen Wirbeln oder Stiften ruhet, um welche der Anfang der Saiten geschlungen wird. Das weitere ist unter dem Artickel Claviermacher nachzuschlagen.

Backen, an einer Flinte oder anderm Schießgewehr, ist am Fuße des Schaffts, eine vom Büchsenschäfter mit dem Schneidemesser zugeschnittene Wölbung, an welcher derjenige, so mit dem Gewehr schießen will, den Backen anleget und in dieser Stellung zielt.

Backen, nennt man auch an einer in eine Brustwehre oder in eine Mauer eingeschnittene Schießscharte vor Kanonen die beyden Seitenwände. Dieselbe mit Mauer in einer erdenen Brustwehre zu füttern, würde nicht rathsam seyn, weil die darauf treffende feindliche Kugeln vielen Schaden stifften würden. Sie werden also am besten mit gutem Rasen gefaßt, worauf stark um sich wurzelnde Kräuter wachsen, desgleichen mit Hurden, dawor andere eingezogen werden können, wenn sie schadhaft werden. Im Felde füttert man sie mit Faschinen, deren man sich auch bedient, zerschossene in Oeffnungen zu repariren. Die Backen müssen inwendig soweit von einander stehen, daß der Lauf der Kanone dazwischen Platz hat; auswendig aber weiter, theils damit man das Geschütz in etwas auf die Seite richten kann, theils damit der aus der Seele ausfahrende Dunst Platz bekommt, sich auszubreiten, der sonst die Seitenwände wegreißen würde. Daher giebt man ihnen nach Proportion des zu brauchenden Geschützes, inwendig 2 Schuhe und weniger, auswendig aber 9 Schuhe, wenn die Brustwehre 18 Schuhe dick ist, und nach Proportion mehr und weniger, wenn die Brustwehre dicker oder dünner.

Backen, heißen die Messerschmiede die beyden Bleche, welche sie auf beyden Seiten an die Griffe oben, wo die Klinge herausraget, ansetzen.

Backenausschnitt, Kunstwort des Perukenmachers; sie bekommen zwey Reihen Tressen, welche hinter einander an den Wangen herunter bis zu den Ohren festgenähet sind, und gemeiniglich die kleinen Wendungen genennt werden.

Backenbein, s. Knochen.

Backenbeinschleimloch, s. Schleimloch und Oberkieferknochen, unter Knochen.

Backendrüsen. An dem Innern der Lippen und an der innern Seite der Backen befinden sich eine Menge kleiner Drüsen, die einen speichelartigen Saft in die Höhle des Mundes ergießen; s. Drüsen und Kauen der Speisen.

Backeneisen, werden bey Blasbälgen zwey um die Backen eines hölzernen Blasebalgs gehende Eisen genennt, worinn der eiserne Nagel festgemacht ist, um welchen der obere Theil des Blasebalgs beweglich ist. Es kömmt viel darauf an, daß solche stark genug und von gutem zähen Eisen gemacht werden.

Backenmuskeln, s. Muskeln.

Backennerven, s. Nerven.

Backenschnecken, (Conchyl.) s. Backen.

Backenstreich. Der Backenstreich war bey den Römern eine von den bey Manumissionen und Emancipationen gewöhnlichen Solennitäten, (s. diese Artickel). Auch noch heutzutage ist er bey der sogenannten Wehrhaftmachung üblich, da dem jungen Ritter eine Ohrfeige gegeben wird, mit der Formel: die leide von mir

Digitized by Google

und von keinem mehr und dgl. ſ. Wehrhaftmachung. Ferner iſt es bey den Handwerkern noch eine Solennität, daß bey der ſogenannten Losſprechung eines Lehrjungen demſelben ein Backenſtreich gegeben wird. Bey Gränzbegehungen giebt man den jungen Leuten, welche mitgenommen werden, an den Gränz- oder Gemarkſteinen einen Backenſtreich, um dadurch eine beſtändige Erinnerung dieſes Ortes in ihnen zu erhalten. Endlich iſt auch der Backenſtreich in der Catholiſchen Kirche eine Ceremonie bey der Firmung, da der Biſchof dem Gefirmten gelinde auf den Backen ſchlägt, und dabey die Worte: pax tecum, der Friede ſey mit dir, ſaat. Die Parömien: auf eine Lüge gehört eine Maulſchelle, und: auf eine Maulſchelle gehört der Dolch, drücken eine unerlaubte und übermäßige, jetzt nicht mehr erlaubte Privatrache aus.

Backenwunden, ſ. Wunde.

Backenzähne, ſ. Zähne.

Backeriſche Centralregel, ſ. Centralregel.

Backfiſch, iſt eine Benennung, die man in einigen Gegenden von Deutſchland dem **Perſch** (*Perca gattata* Linn.) beylegt; ſ. dieſen Artickel. In einigen Ländern begreift man überhaupt die kleinen Flußfiſche, welche man gebacken zu ſpeiſen pflegt, unter dieſem Namen.

Backgaſt. Die Handwerker haben an manchen Orten unter ſich die beſondere Verabredung getroffen, daß niemand eines andern Kunde annehmen darf, wenn der vorige Meiſter nicht zuvor völlig bezahlt iſt; und wenn dieſes geſchehen iſt: ſo wird eine ſolche nun zu einer neuen Werkſtatt eingehende Kunde ein **Backgaſt** genannt. Außer dieſer nicht gar gewöhnlichen Bedeutung pflegen die Bäcker dieſen Namen jedem zu ertheilen, der ſein Brod und Backwerk gewöhnlich bey ihnen backen läßt.

Backgerechtigkeit, iſt die Befugniß, **Backofen** anzulegen, und darinn für ſich und für andere zu backen. Die Freyheit des natürlichen Rechts erlaubt dieſes einem jeden auf eigenem Grund und Boden zu thun, und dieſelben für ſich allein zu benutzen, oder den Gebrauch derſelben auch andern zu vergönnen. Allein heutzutage iſt die Ertheilung der Backgerechtigkeit faſt aller Orten zu einem Regale geworden. Es iſt nach den Principien der Regaliſten dabey zu beſtimmen: 1) wer das Recht haben ſoll, einen Backofen anzulegen? 2) wie und an welchem Ort oder Stelle derſelbe ſoll geſetzt werden? 3) ob der Eigenthümer darinn nur für ſich, oder auch für andere? 4) ob er von eigenem Mehl zum öffentlichen Verkauf, oder nur fremdes Backwerk für ſogenannte Hausbäcker backen ſoll? 5) ob et dieſe Gerechtigkeit unentgeldlich, oder gegen eine gewiſſe dem Staat zu entrichtende Abgabe ausüben ſoll? 6) ob er vermöge derſelben ein Glied einer Bäcker-Innung wird, oder nicht? 7) ob dieſe Gerechtigkeit an ein gewiſſes Haus und Grundſtück gebunden ſey, oder nicht? 8) ob dieſe Gerechtigkeit jemanden, oder etlichen Perſonen an einem Orte ausſchließlich zukomme, oder ob ſie mehrern Einwohnern zugleich ertheilt werden könne? 9) ob die Einwohner eines Orts ſich eines gewiſſen **Zwangbackofen** (*furnus bannarius*) zu bedienen verpflichtet ſind, oder ob ſie Freyheit haben, ihr Backwerk backen zu laſſen, bey wem ſie wollen? Alle dieſe Puncte ſind Gegenſtände der Geſetzgebung, die nach eines jeden Ortes und Landes beſondern Bedürfniſſen und Gewohnheiten hierüber allerley Policeyverfügungen machy welche ſehr von einander abgehen. Folgende Grundſätze ſind jedoch von den Regaliſten faſt allgemein anerkannt: 1) weder in den Städten noch auf den Dörfern darf ſich jemand, ohne Einwilligung der Obrigkeit, eine Backgerechtigkeit anmaßen. 2) Es hängt auch lediglich von der Obrigkeit ab, dieſe Backgerechtigkeit nach Gutbefinden einzuſchränken und auszudehnen; und zwar ſowohl in der Ertheilung ſelbſt; als auch, aus erheblichen Urſachen, nach bereits hierüber ertheilten Privilegien. 3) Wo die Backgerechtigkeit an eine Gilde gebunden iſt, da kann der, welcher darinn als Meiſter aufgenommen iſt, auch der Regel nach, ohne beſondere Erlaubniß, neue Backöfen anlegen, und die in Verfall gerathenen wiederherſtellen. 4) Wer für ſeine Hausbaltung einen Backofen zu haben die Erlaubniß hat, darf den Gebrauch deſſelben der Regel nach nicht andern verſtatten, noch vielweniger ſein Backwerk für Geld verkaufen. 5) Bey Anlegung des Backofens müſſen die in den Landes- und Stadtgeſetzen zu Verhütung der Feuersgefahr gemachte Vorſchriften beobachtet werden; ſ. Backofen. 6) Eine auf dem Hauſe haftende Backgerechtigkeit, ſo wie das damit verknüpfte Recht, ſich anderer Backhäuſer zu bedienen, wird gewöhnlich mit dem Hauſe veräußert.

Es iſt aber nach dem Syſtem der Phyſiokraten ein Hauptſtück einer weiſen und gerechten Geſetzgebung, daß ſie diejenigen Rechte, welche die Natur den einzelnen Bürgern zur beſtmöglichen Benutzung ihres ganzen Eigenthums verliehen hat, nicht willkührlich zu Regalien mache, und auch nicht einem oder dem andern als ausſchließende Rechte zutheile, und die übrigen davon verdränge. In Anſehung des Brodbackens bringen die Phyſiokraten um ſo ſtärker auf eine allgemeine Backfreyheit, als dieſe das einzige Mittel iſt, daß die Geſellſchaft das nothwendigſte aller menſchlichen Bedürfniſſe, das Brod, im wohlfeilſtmöglichen Preiſe bekommen kann. Nur bey der allgemeinen Backfreyheit raffinirt jedermann darauf, aus jedem Malter Getraide das meiſte, beſte und wohlfeilſte Brod zu backen, um ſtarken Vertrieb zu haben, um viel Getraide mahlen und verbacken, und auſſer einem mäßigen, aber oft kommenden Backverdienſte noch an Kleyen und abgängigen Mehl für mildtragendes Vieh, und zur Schweinmaſtung reichen Gewinnſt ziehen zu können. Man darf nicht fürchten, daß bey ſolcher Freyheit, Brod zu backen und zu verkaufen, eine allzugroße und folglich ſchädliche Concurrenz entſtehe. Freyheit veranlaſſet niemals eine größere Concurrenz, als bey welcher jeder, der das Gewerbe treibt, noch ſein Intereſſe befordern kann. Sobald das Gewerbe keinen Nutzen abwirft, ſo unterläßt es der Bürger, der die Freyheit hat, ſeine Nahrungsgeſchäfte nach ſeinem Gefallen zu treiben. Freyheit der Nahrung und der Gewerbe zieht nie zu viel, ſondern immer gerade ſo viel Mitwerber an, als ſich bey dem Geſchäfte, das ſie ergreifen, gut ernähren können; und eben dieſer Grad der Mitwerbung iſt auch für das ganze Publicum offenbar der nützlichſte. Der erhabene Geſetzgeber in Toſcana, Peter Leopold, deſſen Regierung die ſchönſten Muſter zur Aufklärung des phyſiokratiſchen Syſtems darſtellet, hat in zwey wichtigen Geſetzen vom 26ſten Jenner und vom 6ten Junius 1770 nicht nur jedermann die Freyheit zugeſtanden, Brod zu backen und zu verkaufen, ſondern auch ſogar allen Bäckern erlaubt, ihr Brod in ſelbſtbeliebigem Gewichte zum Verkauf zu verfertigen. Toſcana hat ſeither in dieſer Backfreyheit eine Quelle ſeines Wohlſtandes in Abſicht auf gutes und überflüßiges Brod zu genieſſen gehabt.

Backhaus. Wird überhaupt jedes Gebäude genennt, in welchem das Brod gebacken und zubereitet werden kann. Es dienet ſolches theils zum öffentlichen theils

Digitized by Google

auch zu dem Privatgebrauch, und wird in Städten, auf Dörfern, auch Landgütern aufgeführt. In Städten bey Privatgebäuden verstehet man auch ein mit der Backgerechtigkeit, oder dem Rechte, einen Backofen zu halten und das Beckerhandwerk darinn auszuüben, als einem dinglichen Rechte versehenes Haus. Das Backhaus, als ein zum Backen dienliches Haus betrachtet, erfordert eine Backstube, ein geraumiges Vorhaus, einen Backofen, und Mehlkammer. Die Backstube wird dahin gesetzt, wo am meisten Licht und Helle zu erhalten stehet, (s. Backstuben). In das Vorhaus gehören die Instrumente und Geräthschaften zum Backen, die Holzlege und die Aschengrube. Es darf solches nicht unter 10 bis 12 Fuß von dem Backofen an Breite seyn, weil man sonsten mit dem Brod- und Kuchenschießern, welche lange Stangen haben, nicht wohl umgehen kann. Ein Gestelle an der Wand ist nöthig, an welchem die Brod- und Kuchenschießer, die Krücken und Kehrwische, der Borst- oder Sprengwisch, und andere Geräthschaften aufbehalten werden können, desgleichen eine Tafel das Brod darauf zu legen, ein Aschenkasten oder Aschengrube, die Aschen zu sammlen, ein Kohlenloch zu Aufbehaltung der Kohlen und ein Ort zur Holztag, welche aber von dem Backofen der Feuersgefahr halber entfernt seyn muß. Der Backofen erhält eine Lage wo er von allem Holz befreyt liegt, und den dessen Oefnung hinlängliche Helle erhält. (s. Backofen) In einigen wird auch die Mehlkammer beygefüget, welche aber von dem Backofen so weit möglich zu entfernen ist, damit das Mehl nicht sobald erwarme. (s. Mehlkammer) Der Boden des Backhauses wird mit Backsteinen belegt und darauf grün mit einem Anstrich (s. Anstrich) versehen. Wo möglich muß das Backhaus an einem Ort erbauet werden, wo es nicht gar kalt ist, und daher soll man ein Fenster in selbigem gegen Mittag für den Winter, und ein anders gegen Mitternacht für den Sommer machen. Die Hitze des Backhauses wenn man darinn einheizet, muß eigentlich 10 bis 12 Grad nach dem Reaumürschen Thermometer seyn, und dann wenn der Teig aufgehen soll, bis auf 18 oder 20 Grad steigen.

Es ist vortheilhaft ehe man knetet, fürnemlich bey heißer Witterung frische Luft in das Backhaus zu lassen, ob man gleich nachhre dasselbe wieder zumachen muß, weil beym Aufgehen des Teiges die frische Luft nicht dienlich ist.

Backkörbe, in einem Backhause muß man Backkörbe, Stollenträger, Backschüsseln oder Backnäpfe und Backtücher von verschiedener Größe haben, um das rohe Brod hineinzulegen, ehe man es in den Ofen schiebt, damit es aufgehen könne. Backkörbe und Backschüsseln werden von Birkenholz gemacht. Stollenträger (pannetons) sind lange und enge, innwendig mit Leinewand ausgelegte Körbe. Man hat sie von verschiedener Größe. Zu Broden die unter zwey Pfund und über sechs Pfund sind, bedienet man sich der Backtücher (couches) von verschiedener Breite; man muß sie trocken halten und in die Luft hängen, damit ihre Feuchtigkeit und Hitze keinen üblen Geruch, den sie dem Brode mittheilen würden, geben könne.

Backmulde, s. Backtrog.

Backnapf, s. Backkörbe.

Backofen, ist ein zu Backung des Brods bestimmter Ofen, welcher entweder in einem Backhause angebracht, oder aber auch der Feuersgefahr halben unter einem besondern Dache hinter dem Gebäude stehet, und theils von Stein und Kalk, theils auch von puren Leimen aufgesetzt wird. Ein Egypter Namens Annus soll denselben zuerst erfunden und diesen Gebrauch angegeben haben. In einigen Orten ist es die Arbeit eines Maurers, in andern aber eines Häfners, einen Backofen zu verfertigen. Es ist bey Anlegung desselben auf 6 Stücke zu sehen. 1) Auf die Größe desselben, daß die Größe des Backofens, zu der Größe derjenigen Haushaltung, dor welche man das Brod darinnen backet, proportionirt sey; weil wenn er zu klein, man denselben desto öfter heizen müßte, wodurch das Holz eben so vergeblich als durch einen zu großen Backofen, den man nicht hinlänglich füllen könnte, verbraucht würde, anderer Beschwerlichkeiten nicht zu gedenken. Aus Backproben hat man sich Erfahrungen erworben, nach denen man die Größe der Backöfen vor das schwarze Brod bestimmen kann. Hier sind sie in nachstehender Tabelle:

Berlinische Scheffel.	Länge des Ofens.		Breite des Ofens		Zahl der zu backenden Brode.
	Fuß	Zoll.	Fuß	Zoll.	
Mehl.					
12.	14.	—	12.	—	72.
11.	13.	8	10.	—	66.
10.	13.	—	9.	—	60.
9.	12.	8	9.	—	54.
8.	12.	—	8.	8.	48.
7.	11.	9	8.	2.	42.
6.	11.	—	7.	6.	36.
5.	10.	—	6.	9.	30.
4.	9.	—	6.	—	24.
3.	8.	—	5.	6.	18.
2.	7.	—	4.	—	12.
1.	5.	—	3.	—	6.

Zweytens wird ein genau horizontalliegender Heerd erfordert, welcher fest ist, damit das Brod nicht dadurch ungleich werde, oder einen unreinen Boden erhalte. Er wird der Bequemlichkeit halber von dem Boden um 4 auch 4½ bis 5 Schuh erhöhet. Einige setzen den Heerd auf Fußmauren worüber Bogen gesprengt, und verwahren unter solchem die Aschen, andere aber legen ein Gebälk über die Fußmauren, auf solches Dielen, und darauf den Heerd, und noch andere füllen den Raum zwischen den Fußmauren mit Kummer aus, und legen darauf den Heerd. Daß die erstere Art die vorzüglichste ist, und den den letztern beiden sich die Heerde gerne setzen, hat die Erfahrung gezeigt. Drittens, was die Höhe des Gewölbes betrift, so wird solches nach der Größe des Backofens bestimmt; ein Backofen von 14 Schuh Länge, erfordert 24 Fuß Höhe, eine Länge von 13 Schuh, 24 Schuh Höhe, eine Länge von 12 Schuh 1½ Fuß Höhe, eine Länge von 11 Schuh 1½ Schuh Höhe, eine Länge von 5 Schuh, will 1½ Schuh Höhe haben, auch so nach Proportion die übrigen Maaße. Viertens, die Gestalt des Gewölbes und des Backofens von innen, wird nach einer elliptischen Linie (s. Ellipse) von Backensteinen, oder besonders darzu gemachten Gewölbesteinen gewölbet. Fünftens, wird ein Ofenloch mit darneben befindlichen Licht und Feuerloch erfordert, durch welches der Ofen einhitzt, und das Brod in den Ofen gebracht wird. Ein bis drey Luft- oder Rauchlöcher müssen in der Höhe des Ofens wohl angebracht, und von gleicher Größe seyn, damit sie alle drey wohl und gleich ziehen. Durch Hülfe dieser Lufttöcher, brennet das bey nahe an dem Ofenloch eingelegte Holz hurtiger, und hitzet schneller, weil es von dem stark auswalleten Rauch nicht verhindert wird. Sechstens, schläget man über das Backofengewölb, eine Lehm oder Leimhaube, damit solche die Hitze des Ofens desto besser beyeinander behalten möge. Mit Aufführung des Backofens selbsten, verfahren die

Digitized by Google

Maurer alſo: man ſetzt die Fußmauren des Heerds auf, füllt den Raum darzwiſchen mit Kummer und kleinen Steinen auf, worauf ſolcher ſehr feſte gerammlet, und darauf erſtlich mit Feldſteinen einen halben Schuh hoch überdecket, dieſe aber mit Sand, wohl aus und überſchüttet werden. Nachdem ſolcher zuvor wohl planirt, ſo wird eine dünne Lehmſuppe gemacht, und ſolche darauf gegoſſen, damit ſie ſich in den Sand ziehe.

Mit ſolchen Schichten continuirt man bis die drey Schuhhichte Heerd- und Grundmauer ganz angefüllet iſt. Hierauf iſt nun die oberſte Fläche erſt ganz eben mit Sande zu belegen, und mit gebrannten Mauerſteinen ein gleicher waagenrechter Heerd zu machen, auf dieſe aber eine Schicht ungebrannte Mauerſteine in Lehm der recht in die Fugen geſtrichen werden muß, zu legen. Nach dieſen wird die Stirnmauer, und ſogleich auf dieſem Heerd das Ofenloch mit gebrannten Mauerſteinen aufgeſetzt, jedoch aber muß dieſe Stirnmauer inwendig wieder mit ungebrannten Mauerſteinen in Lehm ausgefüttert, und hierauf das ganze Gewölbe von ſolchen Steinen fortgemauert werden; ſie müſſen alle in die Quere gemauret werden, damit das Gewölbe ſo dicke wird als ein ſolcher Stein lang iſt: nemlich, 1 Schuh dicke; man läßt dieſes alles wohl trocknen, hierauf aber das Gewölbe erſt mit gebrannten Mauerſteinen übermauren. Die Steine müſſen alle ſchößig vorne breit und hinten ſchmal, ſeyn. Endlich wird es mit einer feinen dicken Lehmhaube, darauf Sand geſtreuet wird, wenn ſie noch naß iſt, überzogen, und der Sand fein hineingedrücket. Hinten in der Mauer, ſo dem Ofenloche gleich gegen über ſtehet, wird ein einziges Loch in der Mitte, bald ſo groß als das Ofenloch, eingebracht, und eine Feuermauer daran aufgeführet, in welcher man auch juſt über dem Loche einen Schieber machen, und ſolchergeſtalt dieſelbe zur Verwahrung der Hitze, fein verſchließen und zumachen kann.

Backofen, (juriſtiſch). ſ. Backgerechtigkeit.

Backofen, beweglicher. Man hat zweyerley Arten derſelben erfunden, eine von Eiſen, die andere von gebrannten Steinen. Jene hat man einem Franzoſen, Namens **Lavault**, dieſe dem Dresdniſchen Oberfeldbeckenmeiſter **Zacharias** zu danken, beyde ſind im Felde bey Armeen überaus nützlich.

Das Geſtelle, oder der Hinterwagen, worauf die eiſerne ſtehen, iſt von Holz und mit eiſernen Reifen verſehen. Der Vorderwagen kann, ſobald man da angelanget, wo gebacken werden ſoll, weggenommen und, ſobald der Marſch wiederum angetreten wird, vermittelſt des Schlußnagels wieder angemacht werden, und man kann mit ſammt dem eingeſchoſſenen Brode eben ſowohl fortfahren, als wenn der Ofen kalt und leer wäre. Jeder Ofen iſt im ganzen 4 Fuß und 5 Zoll breit, 14 Fußlang, und wiegt in allem ſammt Wagen, Achſen und Rädern 4500 Pfunde, da eine gewöhnliche Laſt 3500, und der Wagen mit eiſernen Achſen 2000, alſo alles zuſammen um 1000 Pfunde mehr wieget. Daher kann der Ofen leichter fortgebracht werden, als eine gewöhnliche Laſt. In einem Ofen kann man in 24 Stunden 16 mal backen, jedesmal 200 Portionen zu 42 Loth ausgebacken gerechnet, alſo in 24 Stunden 3200 Portionen. Sechs Pferde können einen ſolchen Ofen fortbringen, in Frankreich koſtet einer 650 deutſche Thaler, und er ſoll nach des Erfinders Verſicherung wohl 8 Feldzüge aushalten können, weil er nur ein gelindes Feuer erfordert. Man hat nicht zu befürchten, daß das Brod anbrenne, weil vermittelſt eines Luftloches, das bey der Zugröhre angebracht iſt, die Hitze angehalten und gemindert werden kann. Sie ließen ſich zur Bequemlichkeit der Offiziere auch wohl auf Schiffen in kleinerer Geſtalt anbringen.

Die andere Art iſt wie ſchon geſagt, aus gebrannten Steinen vermittelſt eiſerner Bögen zuſammengeſetzet, im Lichten 4¼ Elle lang, 2¼ Ellen breit. In einer Stunde iſt der Ofen geheizt, und kann alsdenn an einem fort gebacken werden, und zwar in 7 Stunden 6 mal, jedesmal 100 Portionen zu 42 Lothen, alſo 2057 Portionen in 24 Stunden. Ein ſolcher Ofen kann auf einem beſonders darauf zugerichteten Wagen, ſammt zweyen Centnern Mehl, und zweyen Backtrögen, von 4 Pferden gemächlich fortgebracht werden. Sobald man an dem Orte, wo gebacken werden ſoll, angelanget, wird ein Loch gegraben, der Ofen in einer Stunde zuſammengeſetzt, und mit Erde überſchüttet.

Gemein-Backofen, iſt derjenige Backofen, der einer ganzen Gemeinde eines Ortes, Dorfs oder Fleckens eigen iſt, der auf gemeine Koſten erbaut, unterhalten und von jedwedem Bewohner genutzt werden darf. Zu ſo einem Backofen iſt gemeiniglich ein gelernter Becker beſtellt, welcher das Brod der ganzen Gemeinde, ſo ihme entweder an Mehl oder ſchon verfertigtem Teige zugebracht wird, da backet. Es geſchiehet alles nach einer unter den Bürgern beliebten Ordnung, damit der Ofen niemalen leer, alſo beſtändig im Feuer bleibe, daher zur Heizung gar ſehr weniges Holz, oder Geſträuche erfordert und ſo vieles an der Feuerung erſpahrt werde. Hierdurch alleine verliert der eigenthümliche Hausbackofen, der, weil er von einem Backen bis zum andern immer wieder kalt wird, ſehr viel Holz erfordert, allen ſeinen Werth.

Backofengewölb, wird ein jedes nach der Geſtalt eines Backofengewölbes erbautes Gewölb genennt. Eigentlich wird ein Gewölb darunter verſtanden, welches ſowohl nach dem Grund als nach dem Durchſchnitt oder nach der Wölbungslinie (ſ. **Wölbungslinie**) eine elliptiſche Geſtalt hat (ſ. **Ellipſis**). Den körperlichen Inhalt dieſes Gewölbs lehrt **Mallet** alſo zu finden; man multiplicire beyde Durchmeſſer der Grundfläche, deren Product zu dem Inhalt der elliptiſchen Grundfläche ſich wie 14 zu 11 verhält. Sodann multiplicirte man dieſe mit ½ der äußern Höhe des Backofens, ſo erhält man den Inhalt des ganzen äußern groſſen Backofens; von dieſem ziehe man den Inhalt des innern kleinern ab, ſo wird der Reſt den körperlichen Inhalt des Backofengewölbs geben.

Backofenlehn. In Sachſen und Thüringen ſind verſchiedene Edelleute, ſo in ihren Dörfern Zwang-Backöfen haben, worinn die Einwohner für Geld ihr Brod ꝛc. backen, womit ſie zum Theil wirklich in ihren Lehnbriefen beliehen ſind. Man nennet ſie auch Bann-Öfen, auf gleiche Art, wie die Bann- oder Zwangmühlen, weil die Unterthanen gezwungen ſind ihr Brod, Obſt ꝛc. darinn zu backen.

Die Grafen von Hohenſtein haben noch in dem vorigen Jahrhunderte ihre Vaſallen die Herren von **Nebra** zu **Gebra**, und die Herren von **Bock** zu groſſen Wahſungen mit der Backofengerechtigkeit beliehen, vermöge deſſen ihre Unterthanen nirgend anders, wie in ihren Backöfen backen dörfen. Man rechnet auch dieſe Gerechtigkeit, wo ſie auf ſolche Art ſich befindet, mit unter die Regalien.

Backofenzins, heißt erſtlich dasjenige Geld, welches ein Unterthan der Herrſchaft, die Zwangbacköfen hat, für das Backen darinn entrichten muß; zweytens wird auch dasjenige alſo genannt, was eine Privatper-

Digitized by Google

son der andern für die Erlaubniß, ſich ihres Backofens zu bedienen, bezahlt.

Backpfanne. Die Pfanne, darinnen aus dem Schmalz oder Butter gebacken wird. Sie iſt nicht ſo tief als eine andere Pfanne. Der Rand oder Aufſatz iſt ringsum kaum zwey, drey Zolle hoch; der Boden aber iſt breiter als der einer andern Pfanne, darinnen man Waſſer oder ſonſt etwas ſiedet. Man hat auch andere von ganz andern Formen, worinnen Auflaufe, Torten und Paſteten u. dgl. gebacken werden.

Backprobe, heißt die urkundliche Unterſuchung, wieviel Brod aus einem beſtimmten Quanto von Getraide gebacken, und in welchem Preiſe das Brod von dem Becker verkauft werden könne, um nicht Schaden, ſondern rechtmäßigen Vortheil beym Backen, und Verkaufen des Brodes zu haben. Man läßt von Seiten der Obrigkeit ſolche Backproben derſelbigen eine Regulativ haben mögen, wornach man den Preiß des Brodes beſtimmen und eine Brodtaxe ſetzen könne. Man verſtehet, um eine Backprobe zu machen, alſo: unter öffentlicher Autorität und in Beyſeyn eines von der Obrigkeit dazu beſtellten verpflichteten Mannes läßt man ein Malter, oder einen Scheffel Getraide genau mägen, das Gewicht bemerken, und dann mahlen. Dabey wird aufs accurateſte aufgeſchrieben, wieviel Mehl von jeder Qualität, und wieviel Kleyen man von der Mühle erhält, und was für ein Abgang am Gewicht des Getraides ſich noch erzeigt. Dies iſt die ſogenannte **Mahlprobe**, aus welcher man ſich unterrichten will, wieviel Mehl dem Gewicht nach aus einem beſtimmten Getraidequanto erhalten wird. Nun läßt man auch in Beyſeyn einer dazu beſtellten verpflichteten Perſon, das iſt, urkundlich ein gewiſſes Quantum Mehl dem Gewicht nach durch einen Becker, oder eine andere des Backens kundige Perſon zu Teig machen, und daben aufs genaueſte bemerken, wieviel Waſſer das Mehl in ſich ſchluckt, und wieviel Teig dem Gewichte nach man bekommt. Alsdenn wird das Brod gebacken, da ſich denn zeigt, wieviel an jedem Quanto Teig beym Backen wieder ausdünſtet, oder eintrocknet, und wieviel Brod dem Gewichte nach auf das Quantum Mehl, das man genommen hat, übrig bleibt. Dies nennet man nun die **Backprobe**, und man legt ſie zum Grunde, wenn man den Preiß des Brodes durch eine ſogenannte **Brodtaxe** von obrigkeitswegen beſtimmen will.

Es giebt aber weder eine Mahl- noch **Backprobe**, die man von Seiten der Policey zu Verfertigung eines Mahl- und **Backregulatives**, und Anordnung einer **Brodtaxe** mit Beyheit und Gerechtigkeit zum Grunde legen kann. In allen Feldmarkungen der Dörfer und Städte ſind die Früchte von einerley Gattung jeden Jahres in ihrer ſpecifiſchen Schwere von einander unterſchieden. Ein beſtimmtes Maaß Weizen, Rocken, oder Dinkel von einem Dorfe iſt gewiß einem gleichen Maaß Weizen, Rocken, oder Dinkel von einem andern Dorfe, aber von einerley Jahrgewächſe, im Gewichte ungleich. Sogar in einerley Markung unterſcheiden ſich die Früchte von dergleichen Gattung in ihrer Schwere nach dem Unterſchiede der Lage, und des Erdreichs der Aecker, und ſelbſt nach dem Unterſchiede der Bauart, welche die Beſitzer ihren Feldern geben. Auch der Unterſchied in der Witterung, beſonders zu der Zeit, wenn das Getraide blüht, Körner anſetzt, und reifet, wird einen Unterſchied in der Schwere des Getraides an jedem Orte verurſachen. In allen Getraidekörnern iſt der mehligte Theil von den Hülſen, oder Schalen zu unterſcheiden. Die letzten geben, wenn die Früchte gemahlen werden, die Kleyen ab. Die Größe, Dicke und Schwere der Hülſen, oder Schalen des Getraides iſt ebenfalls nach der Verſchiedenheit des Bodens, der Bauart, und der Witterung auf allen Markungen, und in allen Jahrgängen unterſchieden. Der mehligte Theil iſt an einem Orte, und in einem Jahrgange ſchwammigter, und poröſer, an einem andern Orte und in einem andern Jahrgange aber feſter und dichter. Ein beſtimmtes Maaß voll groſſer feſter Körner giebt weniger Hülſen und Schalen, als das gleiche Maaß voll kleiner ſchwammigter Korner. Daher ergiebt ſich der ganz evidente Schluß, daß die Verhältniß zwiſchen dem mehligten Theile, und den Hülſen aller Getraidearten in allen Orten, und in allen Jahrgängen, und an jedem Orte in einerley Jahrgange nach dem Unterſchiede des Bodens, der Lage und der Bauart der Aecker, und nach dem Unterſchiede der Witterung unterſchieden ſey. Nun läßt ſich aber die Natur durch keine Policeyregulative zwingen, auf allen Feldmarkungen und auf allen Aeckern jeder Markung bey der ſo unterſchiedenen Lage, ſo unterſchiedenen Beſchaffenheit des Bodens, ſo unterſchiedenen Bauart, und in allen Jahrgängen bey dem ſo groſſen Unterſchiede der Witterung einerley Verhältniß zwiſchen dem mehligten Theile und den Hülſen oder Schalen des Getraides hervorzubringen. Es kann alſo auch die wahre Regierungsweisheit, die unmöglich von den unveränderlichen Geſetzen der Natur abweichen kann, keine beſtändige Verhältniß zwiſchen Mehl, und Kleyen aus einem beſtimmten Fruchtquantum durch Regulative feſtſetzen. Wenn man alſo von Seiten der Policey nicht gerade der Natur zuwider, oder welches einerley iſt, unweiſe und ungerecht handeln will, ſo kann man auch durch kein allgemeines Geſetz beſtimmen: aus 100 Pfund Getraide von einer gewiſſen Art hat man in einer urkundlichen Mahlprobe ſo oder ſoviel Mehl und ſoviel Kleyen bekommen; mithin muß verhältnißmäßig aus einem jeden vorkommenden Fruchtgewichte von der nemlichen Gattung ſoviel Mehl und ſoviel Kleyen gemahlen werden. Nebſidem iſt auch die Verſtäubung an Mehl auf den Mühlen nicht allgemein gleich zu ſetzen.

So wenig aber regulirt werden kann, wieviel Mehl aus einem beſtimmten Getraidequantum gemahlen werden ſoll; eben ſo wenig läßt ſich auch durch Regulative verordnen, wieviel Brod aus einem beſtimmten Mehlquantum gebacken werden ſoll. Es kommen gar zuviel Urſachen zuſammen, welche in das Brodquantum aus einem beſtimmten Mehlquantum ihren mitwirkenden Einfluß haben. Es zieht nicht ein Mehl ſoviel Waſſer an ſich, als das andere. Der Unterſchied der innern Dichtigkeit und Zeitheit des Mehles, ſein unterſchiedenes Alter, auch ſelbſt der Unterſchied des Waſſers, welches mit dem Mehl vermiſchet wird, machen hier unterſchiedene Effecte. Die Miſchungen unterſchiedener Gattungen von Mehl geben wieder unterſchiedene Würkungen. Die Erfahrung lehrt, daß wenn 3 Pfund Mehl von der einen Getraideſorte nur 1 bis 1½ Pfund Waſſer an ſich zieht, 3 Pfund Mehl von einer andern Sorte 2 Pfund und noch mehr Waſſer in ſich ziehen können. Dies ſind aber lauter Sachen, die ſich durch keine Policeyregulative beſtimmen laſſen. Diejenigen Perſonen, die beym Brodbacken intereſſirt ſind, müſſen ſelbſt Erfahrungen anſtellen, und diejenigen Maaßregeln ergreifen, die mit ihrem ökonomiſchen Nutzen am beſten übereinſtimmen. Da man alſo nicht durch Policeyregulative feſtſetzen kann, wieviel Waſſer ein beſtimmtes Mehlquantum in ſich ziehen kann und ſoll, oder welches einerley iſt, wieviel Teig aus einem beſtimmten Mehlquantum gemacht

Digitized by Google

gemacht werden soll: so läßt sich auch mit Weisheit und Gerechtigkeit nicht befehlen, wieviel Brod aus einem gewissen Mehlquantum von dem Becker gebacken werden soll. Ueberdies verdünstet beym Ausbacken des Brodes ein Theil desjenigen Wassers, welches das Mehl an sich gezogen hat. Diese Ausdünstung ist nach dem Unterschiede der Größe der Brode, welche gebacken werden sollen, sehr unterschieden. Ein Brod, welches nur ½ oder ein Pfund wiegt, dünstet weit mehr aus, als ein anderes von 3 bis 4 Pfunden. Die Erfahrung lehrt es hinlänglich, daß bey kleinen Broden, von ½ bis 1 Pfund schwer, 5 bis 6 Loth an der Schwere des Teiges durch das Ausbacken verloren gehen können; bey großen Broden von 2, 3, 4 Pfunden aber kaum 2 bis 2½ Loth, und oft nicht einmal soviel aufs Pfund Teig an der Schwere zurückschlagen. Aufs Kneten des Teiges und aufs Backen kommt ebenfalls sehr vieles an. Je stärker der Teig beym Kneten durchgearbeitet, und zertheilt wird, desto mehr Wasser nimmt er auf, und desto inniger ist die Vermischung des Wassers mit den Theilen des Mehles, weil durch solches Durcharbeiten, und Zertheilen des Teiges immer mehr Fläche und eine größere Menge Berührungs- und Anhängungspuncte für das eindringende Wasser entsteht. Je inniger aber das Wasser mit den Theilen des Mehls verbunden ist, desto weniger kann auch beym Backen wieder ausdünsten. Auch jeder Grad des Feuers beym Backen thut seinen eigenen Effect auf die Ausdünstung des Teiges.

Vielfältig legen die Regierungen, oder Policeycollegia bey ihren Backregulativen zum Grunde, daß aus 3 Pfund Mehl 4 Pfund gutes ordentliches Hausbrod gebacken werden sollen, und man hat diese Verhältniß zwischen Mehl und Brod in mehr als einem Lande bereits festgesetzt. Allein diese Verfügung heißt nichts. Wenn das Mehl gut ist, so ziehen 3 Pfund desselben 2 Pfund Wasser und auch noch etwas mehr an sich, und geben eine Teigmasse von 5 Pfund und etwas darüber, und man behält davon nach dem Ausbacken mehr als 4 Pfund übrig. Ziehen aber 3 Pfund Mehl nur 1 Pfund Wasser an sich, so ist das Mehl schlecht, und man kann in diesem Falle nicht auf 4 Pfund Brod rechnen. Nimmt man nun beyden Backregulativen die Verhältniß zwischen Mehl und Brod wie 3 zu 4 an, so thut man in allen den Fällen, da aus 3 Pfund Mehl mehr, als 4 Pfund Brod hätten gebacken werden können und sollen, dem Publicum, und in den Fällen, da das Mehl schlecht ist, und man nicht aus 3 Pfund desselbigen 4 Pfund Brod backen kann, dem Becker offenbares Unrecht. Davon kann man versichert seyn, daß die Becker für ihr Gewerbe immer das beste Getraide einkaufen, und um ihres Gewinnes willen die vortheilhafteste Vermischung der Mehlsorten, und die beste Zubereitung des Teiges zu bewirken suchen, und beym Backen aufmerksam sind, und gewiß aus 3 Pfund Mehl immer 4 Pfund Brod, und noch mehr backen können. Wenn also die Backregulative nur überhaupt 4 Pfund Brod, oder diese nicht einmal, auf drey Pfund Mehl voraussetzen, wie es in vielen Orten bisher geschehen ist: so gereichen sie offenbar den Brodkäufern zum Nachtheil, d. i. sie belästigen die Taglöhner, die armen Handwerksleute, die Bettler, und die geringen Bedienten, welche Classen hauptsächlich dem Becker sein Brod abkaufen. Wie kann in solchen Regulativen Gerechtigkeit seyn?

Wir wollen hier eine höchst merkwürdige Tabelle beyfügen, welche außerordentlich wichtige Resultate zeigt. Sie steht in dem leipziger Intelligenzblatt auf das Jahr 1768. S. 334.

Wenn der Scheffel Korn wiegt	So geben ab: zur Mehe dem Müller	zur Verstäubung in der Mühle	zur Kleyen	bleibt am Mehl	daraus wird Brod
lb	lb	lb	lb	lb	lb
140	8¼	4	20	107¾	143
145	9⅛	4	20	111⅞	149⅛
150	9¾	4	20	116¼	155
155	9¹⁵⁄₁₆	4	19	122¹⁵⁄₁₆	163¹⁵⁄₁₆
160	10	4	18	128	170⅔
165	10⅜	4	16	134⅝	179½
170	10⅝	4	15	140¾	187¾

Diese Tabelle beweißt hinlänglich, 1) daß je schwerer ein Scheffel Korn wiegt, desto weniger Kleyen, und desto mehr Mehl entstehen; 2) daß sich doch hierinne keine feste und beständige gleiche Verhältniß zeigt; 3) daß aus drey Pfund Mehl meistens etwas mehr als 4 Pfund Brod verbacken worden. Ueberdies aber legt sie die große und nicht genug zu bemerkende Wahrheit dar, daß jedes Getraidequantum immer ein beträchtliches mehr Brod im Gewichte giebt, als das Getraide selbst gewogen hat, und daß man noch ein Ansehnliches an Kleyen übrig behält. Es geben z. E. 160 Pfund Korn nach Abzug der an den Müller entrichteten 10 Pfund, 170⅔ Pfund Brod. Rechnet man die 10 Pfund Korn, die der Müller bekommt, auch zu Brod, so kommen überhaupt aus den 160 Pfund Korn 182 Pfund Brod heraus, das ist, 22 Pfund mehr, als das Korn gewogen hat. Und doch hat man 18 Pfund Kleyen noch besonders, und auch 4 Pfund Mühlenabgang gerechnet. s. auch den Artickel: Brodtaxe.

Backregulativ, heißt eine Policeyverordnung, welche bestimmet, was die Bürger eines Staates und besonders die Bäcker in Ansehung des Backens, und Verkaufs des Brodes zu beobachten haben. Es gilt von Backregulativen alles das, was überhaupt von Policeyregulativen gesagt werden muß. s. Policeyregulativ.

Backscharre, Trog- und Teigscharre, ist dasjenige Werkzeug, dessen man beym Backen benöthiget ist, damit den Teig von den Wänden und dem Boden des Trogs abzuscharren oder abzukratzen. Sie sind in der Form der Instrumente der Kaminfeger, womit sie den Rus in den Kaminen abkratzen; in nichts als in der Größe von ihnen unterschieden, und um die Hälfte gegen sene kleiner.

Backschaufel, ist ein runder hölzerner Teller in der Form und Größe der Brodlaibe, als solche in Haushaltungen gebacken werden; wann man die Laibe in oder aus dem Backofen bringt, werden sie auf solche gelegt, damit hinein und heraus gethan oder ein und ausgeschossen.

Backschüssel, s. Backkörbe.

Backstein, Brique, Mattone, ist ein aus Leimen und Sand gebildetes Parallelepipedum; so einen Fuß lang, ¼ Fuß breit, und ½ bis ¼ Fuß dick, welches zu Vermaurung statt der natürlichen Steine gebraucht wird. Ist er blos von der Sonne und Luft getrocknet und gehärtet, so nennt man ihn einen ungebrannten Backstein, oder egyptischen Ziegel (s. Egyptischen Ziegel). Ist er aber gebrannt, so wird er ein gebrannter Backstein, oder ein eigentlicher Backstein genennt. Man nennt solche an einigen Orten auch Brandsteine desgleichen an

andern Mauersteine. Diese gebrannten Backsteine werden in dem Ziegelofen, theils ganz durchgebrannt, theils auch nur halb. Die letztern gebraucht man zu Feuermauern, Schornsteinen, Backofen und inwendig ins Trockne der Gebäude, die erstern aber außen an solche, gegen dem Wetter, und an Orte wo sie mehr ausstehen haben. Nicht nur burgerliche sondern auch Staats- und publique Gebäude, sind sowohl in alten als neuen Zeiten damit aufgeführet worden. Aus dem grauen Alterthum finden wir Beyspiele an dem Tempel Jupiters und Herculis, an dem haus Cresi zu Sarda, Gerusia genannt, und dem Mausoleo zu Halicarnaß. In neuern Zeiten kann man außer den königlich Preußischen Residenzschlössern zu Berlin, Potsdam und Sanssouci, eine sehr große Menge Gebäude von Backsteinen aufgeführt sehen. Sie sind sehr vielerley Verbindungen in Absicht ihrer Gestalt, und der damit aufzuführenden Mauerdicke fähig. Backsteine, welche 11¼ Zoll lang, 5½ Zoll breit und 2½ Zoll dick, geben bey ihrer Verbindung allemal einen Cubum, und es ist dieserhalb solche ihre vortheilhafteste Gestalt. Halbschuhige Mauren werden von solchen also aufgeführt, daß man * eine Reihe Backsteine dergestalt an einander leget, daß solche mit ihren schmalen Enden zusammenstoßen. Auf diese Schichte legt man die zweyte eben so, nur mit der Veränderung, daß nicht Zugen auf Zugen, sondern die Mitten eines Backsteins jedesmal über die Zuge des untern zu liegen komme. Die dritte Schichte legt man wie die erste, und die vierte wie die zweyte und so fährt man fort. Mauren von einem Schuh dick oder schuhige Mauren können auf zweyerley Weise gemacht werden, wie in Fig. 54. zu sehen.

Backstube, ist eine Stube in einem Backhause, in welcher das Mehl zu einem Teig und Brod zubereitet wird. Es soll solche heile und geraumig genug seyn, die in solcher vorzunehmen nöthige Verrichtungen und Arbeiten ohngehindert ausüben zu können. Es hat solche einen Ofen, Backtrog, Wirkbank, Regalen und eine Pritsche nöthig. Der Ofen wird zum Heizen der Backstube, theils auch zum Wärmen des Wassers, welches man zu dem Backen nöthig hat, und theils zu Treibung des Backwerks gebraucht. Der Ofen soll nahe bey dem Backtrog stehen, damit der Teig in demselben desto mehr getrieben werde und aufgehen möge. Die Haube des Ofens (s. Ofenhaube) muß eine platte Decke haben, damit eiserne Blech mit eisernen oder mürbem Brod darauf zum Treiben gestellt werden können; an einigen Orten bringt man auch zwischen der obern Decke der Ofenhaube und der Decke der Backstube eiserne Stangen an, zu eben diesem Gebrauch. Der Ofen wird mit einem eisernen Ofenkasten versehen (s. Ofenkasten), damit er desto länger dauern möge und gut heize; auch stellt man solchen gern 2 bis 3 Schuh von der Feuermauer ab, damit man zwischen solchen und derselben einen kupfernen Kessel zu Erwärmung des zum Teiganmachen nöthigen Wassers haben kann (s. Söllhafen). Bey dem Schierloch des Ofens (s. Schierloch) wird ein Vorkamin angelegt, und von demselben der Rauch durch das Backhaus zum Dach hinausgeleitet. Der Backtrog wird nicht weit von der Thür und dem Ofen gesetzt (s. Backtrog). Nicht weit von demselben kommt die Wirkbank, auf welcher die Bäcker das Brod wirken; in Schwaben bringt man solche auf dem Backtrog an (s. Wirkbank). Nächst der Wirkbank werden die Regalen, d. i. Gestelle angebracht, auf die man die Backbretter (s. Backbretter) legt, um das auf der Wirkbank gewirkte Brod von

* s. Tafel Burgerl. Baukunst, Fig. 53.

solcher auf die Backbretter setzen zu können (s. Regalen). Eine Pritsche, oder Ruhestätte ist nöthig, damit die Bäckerknechte darauf ruhen und sich von ihrer Arbeit erholen können s. Pritsche.

Backtrog, Werkzeug des Bäckers; sie sind von verschiedener Größe; die Größe richtet sich nach der Größe des Backofens und nach dem Platze, den man dazu hat. Gemeiniglich nimmt man zu einem Ofen, der 8 Schuh im Durchschnitte hat, einen Backtrog, der auch 8 Schuh lang ist. Sind hingegen die Oefen kleiner, so soll man die Backtröge nicht nach dem nemlichen Verhältnisse kleiner machen, weil, überhaupt betrachtet, in großen und weiten Backtrögen der Teig am besten und leichtesten durchgearbeitet werden kann. Um gute Backtröge zu verfertigen, wählt man eine Holzart, die nicht sonderlich porös, auch nicht fasericht ist, damit sich beym Kneten und Abschaben keine Splitter losreißen. Die Franzosen finden Nußbaum- Birnbaum- Eichen- und Büchenholz dazu am vorzüglichsten; in Deutschland erhält Ahorn- allenfalls Espenholz den Vorzug.

Bey vielen Bäckern stehen die Backtröge auf dem Ofen, welches im Winter zwar gut, im Sommer aber wegen der Hitze sehr schädlich ist, weil eine zu heiße Luft eben so nachtheilig, als eine zu kalte beym Kneten ist. Wer gut Brod haben will, muß so viel Luft, als er kann, in den Teig hineinbringen. An warmen Orten aber ist weniger Luft, als an kalten; denn die Kälte verdicket und die Hitze verdünnet die Luft; auch ist ordentlicherweise die Luft in der Hitze nicht so rein, als in der Kälte, zumalen die starke Ausdünstung der Kneter oder Arbeiter die Luft verderbet, zu geschweigen, daß ein Mensch in der Hitze nicht so stark arbeiten und den Teig gehörig durchkneten kann, als in der Kälte. Uebrigens gehet der Teig nicht gut auf, wenn er zu geschwinde gehet, folglich bäckt es sich bey heißer Witterung nicht so gut, als bey gemäßigter; und endlich ist es ja bequemer auf ebenem Boden im Backhause zu arbeiten, als auf dem Ofen, wo man Wasser und Mehl erst hinauftragen und dann die geformten Brode wieder herunterheben muß, um sie in den Ofen zu schieben.

Backtrog, (Conchyl.) ist in der Conchyliologie ein Name, der einer wahren Zweydeutigkeit unterworfen ist. Man nennet

1) die Zahnschnecken Backen und Backtröge, s. Backen.

2) Eine zu den Arken gehörige Muschel, den Backtrog, von dem ich einige Nachricht geben muß. Beym Rumph heißt diese Conchylie *Pecten saxatilis*, Malteusch *Bia basta*, und man findet Zeichnungen davon beym Rumph tab. 44. fig. L. Lister Hist. Conchyl. tab. 347. fig. 185. Bonanni Recreat. Classif. II. fig. 74. Mus. Kirch. fig. 74. Klein tab. 11. fig. 73. Rumph vergleicht diese Muschel mit einer Kammmuschel, weil sie, wie jene kammzinkenähnliche, die Länge herablaufende Streifen hat; sonst gehört sie, nach dem Herrn Ritter von Linne, ihres vielgezahnten Schlosses wegen unter die Arken, und der Ritter sieht sie in der zehnten Ausgabe als eine Art seiner *Arcae antiquatae* an; denn er beruft sich auf die obige Bonnanische Figur. Allein sie verdient allerdings als eine besondere Gattung unter den Arken zu stehen, weil sie einige ganz eigenthümliche Kennzeichen an sich hat, die ich gleich anzeigen will. Klein machte sogar ein eigenes Geschlecht aus dieser Backtrogsmuschel, das er S. 171. *Malira* nannte, versahe es aber darinne, daß er die Rumphische und Bonnanische Abbildungen zu zwey verschiedenen Gattungen machte, die es doch, wie schon aus den Fi-

Digitized by Google

quren erhellet, nicht seyn können, da die Verschiedenheit der Farbe eigentlich keine besondere Gattungen bestimmt. Ihrem Bau nach ist diese Muschel länglich geschoben, d. i. auf der einen Seite ist sie rund, auf der entgegengesetzten länglich, aber ein wenig verschoben. Sie hat zarte der Länge herunter laufende unten etwas gebogene Streifen oder Rippen. Der Wirbel ist platt, und gehet in zwey höckerichte Erhöhungen aus, ein Merkmal, das die *Arca antiquata* nicht an sich hat, und nun das zweyte; sie hat an dem vordern Rande eine Oeffnung, wo es scheinet, als wenn ein Stückchen Schaale mit Fleiß herausgeschnitten wäre. Dieser Oeffnung bedienet sich das Thier, sich an die Klippen sehr fest anzuhängen. Das Schloß besiehet aus vielen kleinen eingreifenden Zähnen, und außerdem ist es noch ein schwaches lederartiges Band, was beyde Schaalen ziemlich leicht befestiget. Die hervorragende oder längliche Seite ist ein wenig haarig. Von der Farbe sagt uns Rumph nichts, aber er merket als etwas besonders an, daß einige Beyspiele von diesem Pecten fuxtilis so schmal und länglich wären, daß sie einem Backtroge nicht unähnlich wären, und diese Art verdienet den Namen des Backtroges insonderheit. Bonanni sagt, ihre Farbe sey gewöhnlich weiß, zuweilen aber auch schwärzlich. Dupletten von dieser Muschel sind in den Kabinetten gerade nicht die gemeinsten Erscheinungen, so häufig man auch einzelne Schaalen davon an dem Strande zusammenlesen kann.

Backzähne, (Versteiner.) in sofern sie unter das Steinreich gehören, werden von verschiedenen Thieren unter den Fossilien angetroffen. Nehmen wir blos calcinirte Zähne in unsere Sammlungen auf, wie wir in vielen Fällen zu thun genöthiget sind, so ist ihre Anzahl ziemlich beträchtlich. Verschiedene unterirdische Höhlen, besonders die Baumannshöhle, die unterirdischen Höhlen, die in den Bayreuthischen Landen in den neuern Zeiten entdeckt worden sind, reichen dergleichen Backenzähne in guter Anzahl, ob man gleich von den wenigsten das eigentliche Thier angeben kann, dem sie zugehören. In den gewöhnlichen Tophsteinbrüchen kommen dergleichen ebenfalls zuweilen vor, diese aber gehören zuverläßig zu innländischen Thieren, Pferden oder Kühen. Die merkwürdigsten Backenzähne sind die Zähne von Elephanten und von Fischen. s. **Elephantenknochen** und **Fischzähne**.

Baclage, heißt die Ordnung, welche die Schiffe in einem Hafen beobachten müssen, ihre Waaren zu verkaufen; desgleichen auch das Geld, welches sie demjenigen, der die Aufsicht darüber hat, bezahlen müssen.

Baconismus, ist nicht der Name einer Sekte, die Baco nie gestiftet hat, und auch nie hat stiften wollen; sondern blos Benennung der vom Verulam eingeführten Methode, Physik und Naturgeschichte zu behandeln. Franz Baco, Baron von Verulam und Vicomte von St. Alban, wurde im Anfange des 1560. Jahres in England geboren. Schon in seiner frühen Jugend zeigte sein lebhafter und scharfsinniger Geist in mehr als einer witzigen Antwort, daß er die größten Dunkelheiten der Wissenschaften zu durchdringen fähig seyn würde. Die Königin Elisabeth schätzte ihn deswegen und pflegte ihn scherzweise ihren kleinen Siegelbewahrer zu nennen, weil sein Vater diese Stelle an ihrem Hofe bekleidete. Im zwölften Jahre gieng er unter Aufsicht eines Hofmeisters auf die Universität Cambridge; und schon im sechzehnten flößte ihm die Einsicht in die mit großem Fleiß studirte Aristotelische Philosophie Verachtung gegen sie ein. Daß sie mehr zum Disputiren als zur gründlichen Einsicht der Natur diene, erkannte er, und beschloß daher, sich einen eigenen Weg zu bahnen.

Wie er zu dieser Einsicht gelangt sey, sagen uns seine Lebensbeschreiber nicht, und dies wäre doch für die philosophische Geschichte des menschlichen Erfindungsgeistes das wichtigste. Unglücklicherweise ist gerade dieser Punct in den meisten Lebensgeschichten großer Weltweisen unberührt gelassen. Muthmaßlich läßt sich indessen folgendes sagen: in der großen Welt und am Hofe erzogen, hatte er in manche natürliche Begebenheiten richtigere Einsichten erlangt; die scholastischen Quidditäten und verborgenen Qualitäten konnten ihm also unmöglich in Untersuchung der Natur Genüge thun.

Nach vollendetem Studio der Philosophie und freyen Künste leitete ihn sein Vater zu politischen Geschäften, und ließ ihn zu dem Ende mit dem Englischen Gesandten an den französischen Hof gehen. Der Tod seines Vaters übertrug ihm die Sorge für sein Glück, die ihm desto mühsamer wurde, je weniger er, als der jüngste unter mehreren Brüdern, von seines Vaters Verlassenschaft zu genießen hatte. Er legte sich also auf die Rechtswissenschaft, welche er auch mit solchem Erfolge bearbeitete, daß er bald von der Königin unter die außerordentlichen Advocaten aufgenommen wurde. Doch vergaß er dabey die Philosophie nicht, welches sein um diese Zeit herausgegebenes Werk, temporis partus maximus, beweist. Ob er aber gleich bey der Königin sehr beliebt war, so beförderte sie ihn doch, wegen Widersetzung einiger Feinde, nicht sehr.

Desto günstiger war ihm das Glück unter Jacob I. dem er sein Werk: de Augmentis Scientiarum zueignete. Er stieg von Stufe zu Stufe bis zum Canzler von England, und den übrigen obengenannten Ehrenstellen. Dies, nebst einer reichen Heurath, machte ihn zu einem der vermögendsten Männer; allein er war zu wenig Oeconom, und daher den Reizen der Bestechung zu sehr ausgesetzt. Der König hatte, zum Besten seiner Casse, gewisse dem Unterthan schädliche Monopolien eingeführt, und Baco hatte sich durch Geschenke zur Unterstützung derselben bewegen lassen. Im Parlamente widersetzte man sich diesen Neuerungen stark, und brachte den König dahin, den Groß-Siegelbewahrer dem Unwillen der Nation aufzuopfern. Er wurde zu einer ansehnlichen Geldbuße verurtheilt, in den Tower gesetzt und aller seiner Ehren beraubt. Dies Urtheil wiederrief man nach einigen Jahren, und er bekam seinen Sitz im ersten Parlament unter Carl I. wieder. Des Hoflebens aber überdrüßig, widmete er sich seinen Studien in der Einsamkeit; und starb, weil er nie Haushalter seyn konnte, im 76sten Jahre seines Alters, sehr arm.

Scholastische Philosophie war damals die herrschende. Sie wäre wenigstens erträglich gewesen, wenn man sich blos an den Aristoteles gehalten, und nicht den von ihm für die allgemeine Physik gebahnten Weg der Abstraction auch bis in die Anwendung auf besondere Natur-Erscheinungen verfolgt hätte. Cardan und Brunus versuchten zwar neue Wege zu betreten: allein beyde waren bey ihren großen Gaben zu sehr schwärmend und phantastisch, als daß sie eine allgemeine Revolution hätten hervorbringen können. Auch Telesius, nebst den übrigen neuern Eclectikern, hiengen zu sehr an Speculationen aus allgemeinen Begriffen. Baco war der einzige, der erkannte, daß man zur richtigen Kenntniß der Natur nicht durch Hypothesen, sondern nur durch Versuche gelangen könnte,

Diese große Idee hat ihn zum wahren Vater der ächten Physik und zum Lehrer der folgenden Jahrhunderte gemacht. Er folgerte daraus, daß nur der analytische Weg, das ist, der von Erfahrungen und Beobachtungen zu Grundsätzen uns zu richtigen und brauchbaren Kenntnissen führen müsse.

Dies ist der herschende Grundsatz in allen seinen philosophischen Werken, und der Pfeiler, auf welchen er seine instauratio magna, oder Umformung aller Wissenschaften, stützte. Da er in den Schriften der Philosophen bis auf seine Zeit wenig für das gemeine Leben Brauchbares und wenig Zuverläßiges fand: so wollte er alle Wissenschaften von Grund aus umgeschmolzen und auf Erfahrungen gebauet haben. Den Plan dazu entwarf er in dem Werke de augmentis scientiarum. Hier bemühte er sich, alle Wissenschaften zu claßificiren, die noch fehlenden anzuzeigen, und die Behandlungsart der vorhandenen vorzuschreiben. Durch dies Werk wurde er der Gesetzgeber der Philosophie für sein Zeitalter, und er würde es auch noch ganz für das unsrige seyn, wenn er seine Abtheilungen richtiger gemacht und seinen Grundsatz nicht zu einseitig angewandt hätte. Groß ist diese Unternehmung dem ohngeachtet, weil man noch bis dahin keine allgemeine Uebersicht aller Wissenschaften und keinen Stammbaum menschlicher Kenntnisse hatte, und weil auch so Baco mancher nachher bearbeiteten Wissenschaften Grundlinien vorgezeichnet hat.

Nach den drey Vermögen menschlicher Seele: Gedächtniß, Einbildungskraft und Vernunft, theilte er alle Wissenschaften in drey große Aeste: Geschichte, Dichtkunst und Philosophie. Besser wäre es ohne Zweifel gewesen, wenn er die Wissenschaften nach ihren allgemeinen und daraus folgenden besondern Zwecken geordnet hätte. Von Wissenschaften kann man, wie von Werken der Kunst, ohne Betrachtung ihrer Absichten, keine bestimmte Begriffe, vielweniger bestimmte Regeln der Einrichtung haben. Daher kommt es, daß die Erklärungen Verulams von den einzelnen Wissenschaften so schwankend und unzulänglich sind. Die wichtige Eintheilung der Philosophie in die theoretische und practische wandte er nicht auf alle ihre Theile, sondern nur auf einige an, und verlohr dadurch den richtigen Faden der Lehren. Mathematik, Arzneywissenschaft und besondere Physik betrachtete er als Theile der Philosophie, weil er sie nach dem allgemeinen Begriffe, daß Philosophie für die Vernunft gehöre, nirgends bequem un[ter]zubringen wußte. Bey allen Theilen der Philosophie wollte er blos auf Erfahrungen gesehen haben, da doch offenbar die Ontologie größtentheils nur aus der Natur unserer Begriffe abgeleitet werden kann.

Den großen Plan der Erneuerung aller Wissenschaften zu befördern, gab er Rathschläge in dem novo organo. Die Schullogik, nebst ihrem sollogistischen Rüstzeuge, sagte er, dient blos zum Disputiren, und zur Abhandlung der Materien nach hergebrachten Grundsätzen; nicht aber zur richtigen Einsicht der Natur und Erfindung neuer Wissenschaften. Wir haben eine Logik nöthig, die uns in die Geheimnisse der Natur leitet und uns ganz neue Kenntnisse erfinden lehrt. Diese Logik kann sich auf nichts anders, als die Methode der Angemeinmachung der Begriffe und Grundsätze gründen; weil unsere Kenntnisse mit den Empfindungen anfangen und bey den Grundsätzen der Vernunft aufhören. Erst also mußten wir richtige Erfahrungen anstellen und sammlen, und dann aus ihnen feste Sätze, aus diesen allgemeine Sätze, und so bis auf die höchsten Grundsätze hinauf bilden lernen.

Auf diesen Grundsatz bauete er sein neues Organon; er lehrte darinn, wie man die Natur durch mancherley Versuche befragen, ihre Antworten durch Beyseitsetzung der gewöhnlichen Vorurtheile richtig vernehmen, und diese Antworten zur Erbauung eines halt[b]aren wissenschaftlichen Gebäudes benutzen sollte. Zur Lehre von den Versuchen und Erfahrungen kommen hier vortreffliche und vor unsere Logiker noch nicht genug benutzte Vorschriften vor. Nur Schade, daß diese Vorzüge durch die vorsetzlich dunkle Schreibart sehr vermindert worden. Er giebt den mancherley Arten von Versuchen und Vorurtheilen solche ungewöhnliche und gesuchte Benennungen, daß oft fast nur ein Oedipus sie errathen kann. Gerade gegen seine eigene Vorschrift im vorhergehenden Werke, wo er Deutlichkeit und Simplicität zum höchsten Gesetze philosophischer und auch seiner Schreibart gemacht hatte. Zur Entschuldigung läßt sich indessen sagen, theils, daß er seine Werke englisch schrieb, und von andern ins Latein übersetzen ließ; folglich sehr die lateinischen Sprache nicht vollkommen mächtig war: theils auch, daß sein Zeitalter noch von dem gothischen Geziere des Styls und weitgesuchten Figuren angesteckt war.

Um es nicht bey bloßen Projecten bewenden zu lassen, arbeitete er auch einzelne Theile der Physic und Naturgeschichte besonders aus; und sammelte so den folgenden Jahrhunderten einen reichen Vorrath von Erfahrungen. Freylich sind darunter auch manche unzuverläßige, und auf Treu und Glauben zu geschwind angenommene. Ein Beweiß, nicht von der Unzulänglichkeit seiner Regeln, sondern von der zu geringen Anhänglichkeit an sie.

Auch die Kenntniß des Menschen und die Sittenlehre suchte er durch seine Sermones fideles zu befördern. Sie haben zwar bey manchen großen Beyfall gefunden, und enthalten auch würklich gute einzelne Gedanken. Wenn man aber tiefe Untersuchungen darinn erwartet: so irrt man sehr. Abstrackten Forschungen tief nachzugehen, war Bacos Werk nicht; und konnte es auch nicht seyn, da sein Geist von Jugend auf, mehr auf die Betrachtung der natürlichen Substanzen, als der abgezogenen Begriffe gerichtet gewesen war.

Bacoti, ist der Name einer großen Zauberin, die bey den Einwohnern des Königreichs Tunking, in ungemein großen Ehren steht. Sie ist die Hauptperson von denjenigen Wahrsagern, die sie Tay-Boy, auch Tay-Boutoni, nennen. Die Tunkineser glauben, daß diese Bacoti, nebst ihren Amtsgehülfen, im Stande wäre, durch ihre Zauberkünste alle Arten von Krankheiten zu heilen. Sie werden in allen dergleichen Fällen um Rath gefragt; sie überreden das Volk, daß ihre Krankheiten von einem irrdischen, oder Wassergeist herrühren, der durch kein anderes Mittel, als durch bequeme Beschwörungen vertrieben werden könnte, und wovon sie allein das Geheimniß wissten. Wenn man nun zu dieser obersten Beschwörerin schickt, so erscheint sie in einer albernen phantastischen Tracht, und fängt unter dem Schall einer Art von Trompeten, Kesselpauken, Becken, ehrner Pfannen, und anderm fürchterlichen Geräusch, an, etwas herzumurmeln, und damit die Umstehende ihre Worte nicht hören sollen, so läutet sie mit einer Handglocke, um den Lermen noch größer zu machen. Mittlerweile tanzet, springet, wendet und schwinget sie sich nach diesem Ton, bis sie an dem Patienten, über dessen Zustand sie befragt worden, entweder Zeichen zum Leben, oder zum Tode sieht. Im letzten

Digitized by Google

Fall hat ſie Entſchuldigungen genug bey der Hand. Entweder hat man nicht zeitig genug nach ihr geſchickt, oder der böſe Geiſt, von dem die Krankheit herkommt, iſt gegen den Patienten dermaſſen erbittert, daß keine Beſchwörungen helfen. Auch über den Zuſtand nach dem Tod geben ſie Bericht. Wenn z. E. eine Mutter nach dem Tode ihres Kindes wiſſen will, in was für einem Zuſtand ſich ſeine Seele befindet; ſo geht ſie zu der Bacoli, die ſogleich ihre Trommel ergreift, und die Seele des Verſtorbenen citirt. Sie ſagt, der Geiſt wäre ihr in dieſer oder jenen Geſtalt erſchienen. Ihre Nachrichten ſind meiſtens für die Eltern troſtreich. Und ſie weis auch, warum ſie ſo gute Nachrichten aus der andern Welt bringt. Der Botenlohn wird gut bezahlt.

Bacque, iſt eine Art von Gummilack, ſo man in Waſſer zergehen läßt, und bey Bereitung des rothen Saffians anſtatt der Cochenille anwendet.

Bactrianus, (*Camelus bactrianus*) ſ. Kameel Dromedar.

Bactriaſmus, war bey den Alten eine Art eines unzüchtigen Tanzes.

Baculares, im Deutſchen Stäbler, (daher Stablarii gemacht wurde,) wurden an einigen Orten die Wiederkäufer genennt, weil ſie behaupteten, ein Chriſt dürfe keine Waffen, ſondern höchſtens nur einen Stab führen.

Baculi, wird das Gerüſte auf einer Zugbrücke genannt, worauf die Zugbäume liegen.* Es beſtehet ſolches aus Säulen a und b, welche auf Schwellen c ſtehen, die oben mit einem Querholz, oder Helm d verbunden ſind. Die Säulen b, werden auch die Thorſäulen genannt. Das Gerüſt e f g h, nennt man das Zuggerüſt, (ſ. Zuggerüſt) weil man mittelſt deſſelben die Zugbrücken aufziehet.

Baculi St. Pauli (Verſteiner.) Auf der Inſul Maltha iſt es üblich die dort ſich findenden Judenſteine, oder Seeigelſtacheln mit dieſen Namen zu belegen, und ſie ſonſt auch *Baſtoncelli di San Paolo*, oder *Baſtoncini di S. Pauli Melitenſium* zu nennen, ihnen aber ſonſt auch den Namen der Schlangenzungen zu geben. Man behauptet dort, es wären wirklich verſteinte Zungen von Schlangen, die durch ein Wunder des Apoſtels Pauli dorthin gekommen wären. Bey ihnen heißt überhaupt alles Schlangenzungen, was in ihrer Einbildung einige Aehnlichkeit mit einer Schlangenzunge hat. Folglich einmal die langen und runden Judenſteine oder Seeigelſtacheln, die wir ſonſt unter dem Namen der Zaunſtecken kennen; und dieſe werden unter dem Namen Judenſteine beſchrieben werden. Hernach diejenigen Fiſchzähne, die wir unter dem Namen Gloſſopetern kennen, und unter dieſen Namen ausführlicher beſchrieben werden.

Baculometrie. Viele Aufgaben der practiſchen Geometrie, z. E. die Entfernung zweyer Oerter zu meſſen, zu deren beyden, einem, keinem man kommen kann, Figuren in Grund zu legen, laſſen ſich ohne alle andere Inſtrumente durch bloſſe Stäbe und etwas zum Linien Meſſen auflöſen. Die Wiſſenſchaft dieſes zu verrichten, wird die Stabmeßkunſt oder Baculometrie genennt.

Baculus, βακτρον. Antiſthenes, der Cyniker, war der erſte Philoſoph, welcher ſich durch einen Stab und einen Reiſeſack auszeichnete, und von dem alſo die ſogenannten Bactroperaten, oder Philoſophen, die zum Beweiſe ihrer freywilligen Armuth und philoſophiſchen Genügſamkeit weiter nichts, als ein *βακτρον*, und eine *πηρα*, Taſche oder Ranzen, mit ſich trugen, ihre Benennung erhalten.

Die Lacedämonier trugen gewöhnlicherweiſe in ihren öffentlichen Verſammlungen Stöcke bis auf die Zeiten ihres berühmten Geſetzgebers, des Lycurgs. Dieſem ſchlug ein reicher, dabey aber böſer Bube, den die vom Lycurg eingeführte Gleichheit des Vermögens wieder ihn aufgebracht hatte, ein Auge aus; daher legten von dieſer Zeit an die Spartaner den vorher üblichen Stock ab. Bey den Römern trugen nur abgelebte und hinfällige Perſonen einen Stock. Dextram nondum ſubeunte bacillo ſagt in dieſer Abſicht Juvenal. Zu Athen erhielt ein jeder Richter von den Gerichten, welche nach dem Alphabet genennt wurden, einen Stab, welcher mit der nemlichen Farbe, als die Gerichtsſtube, angeſtrichen war. Bey den Römern hatten die Schauſpieler eine Art von krummen Stöcken, welche im griechiſchen *αρτυσκοι* hießen. Die Comici haben einen kurzen krummen Stab, *λαγωβολος* genannt, d. i. womit man nach Haſen wirft, und einen ſolchen Stab hat insgemein die komiſche Muſe Thalia, ſagt Winkelmann in d. G. D. K. D. A. Vormals hatten auch die *ραψωδοι*, oder diejenigen Perſonen in Griechenland, welche die Gedichte des Homers declamirten, und zwar die Sänger der Iliade einen rothen, die Sänger der Odyſſee einen gelben Stock in der Hand. Unſere heutigen Bänkelſänger bedienen ſich auch dieſes Zeichens ihrer Würde, mit dem ſie zugleich durch Darzeigung jedes Stücks der Mordgeſchichte im Gemählde ihren Vortrag kräftig unterſtützen.

Ohne Zweifel war im Anfange des königlichen Regiments, das Zepter nichts anderſt als ein ungekünſtelter Stab, der die dem neuen Regenten übergebene Macht, am Leibe zu ſtrafen anzeigen ſollte. Nach und nach führte Nothwendigkeit und Tyranney die Lebensſtrafe ein, und das Symbol der väterlichen Gewalt der erſten Könige, der Stab, verwandelte ſich in ein gekünſteltes Zepter, an deſſen Seite das Schwerdt war, oder ein Bündel Stäbe, in deren Mitte das Beil ſtecke.

Baculus aſtronomicus ſ. Jacobsſtab.

Baculus paſtoralis. ſ. Biſchofsſtab.

Bacurdus, eine Gottheit, deren auf einigen Inſchriften, die zu Cöln gefunden worden, gedacht wird. Weiter iſt nichts davon bekannt. Wahrſcheinlich war es nur ein Gott dieſer Gegend.

Bad, Balneum. Das Baden iſt ohne Zweifel einer der älteſten Gebräuche der Menſchen, weil es mit den Bedürfniſſen unſerer Natur in einer ſehr genauen Verbindung ſtehet, um ſich entweder vom Schweis und Schmutze zu reinigen, oder gegen die übermäßige Hitze zu ſchützen, oder endlich den ermüdeten Körper zu ſtärken, und mit neuer Kraft und Munterkeit zu beleben. Blos die Befriedigung dieſer Bedürfniſſe war wohl in den älteſten Zeiten die Abſicht des Badens, ſo wie ſie ſolche auch noch heutzutage bey denen Völkern iſt, welche ſich noch urſprünglichen Zuſtande der einfachen und ungekünſtelten Natur noch nicht allzuweit entfernt haben. Mit der Verfeinerung der menſchlichen Geſellſchaft ſind auch ihre Vergnügungen und die Befriedigung ihrer theils wahren, theils eingebildeten Bedürfniſſe verfeinert worden: und das Baden, welches anfangs blos zur Reinlichkeit und Stärkung des Körpers diente, ward nach und nach ein vorzügliches Stück der wollüſtigſten Ueppigkeit. Wahrſcheinlich iſt der Gebrauch der Bäder von den Morgenländern zu den Abendländern übergegangen, und hat den nemlichen Weg mit der Bevölkerung des

* ſ. Taf. Architectur, Hydrotechnie Fig. 6.

Digitized by Google

Erdbodens genommen: und um eine der Gesundheit, und Stärke der Menschen, ja selbsten der Bevölkerung der Länder so zuträgliche Gewohnheit desto gewöhnlicher zu machen, hüllete man sie von jeher in manchen Ländern in die Religion ein.

Griechenland kannte schon zu den Zeiten des Homers die Bäder. Sowohl die künstlichen, als die natürlichen, nemlich Flüsse und Meer, werden von diesem Dichter angeführt. Meistentheils aber, wenn es die Umstände erlaubten, badete man sich in diesen ältesten Zeiten Griechenlandes in Flüssen und im Meere; und das thaten nicht nur Mannspersonen, sondern auch Frauen und Mädchen. Nausikaa, des Königs Alcinous Tochter, fährt bey dem Homer an einen Fluß, um sich mit ihren Dienerinnen zu baden. Europa badet sich bey dem Moschus an der Mündung des Anaurus, und bey dem Theocrit thut es Helena mit ihren Begleiterinnen im Flusse Eurotas. Theocrit richtet sich bey dieser Nachricht nach den Zeiten, da Lycurgs Gesetze in Sparta galten. Denn so wie damals weibliche Personen an den Leibesübungen der Jünglinge einen Antheil hatten, so badeten sie sich auch im Flusse Eurotas, ob es gleich in andern griechischen Staaten nicht üblich war. Daher sagt auch Theocrit, daß Helena sich nach Art der Männer, gebadet habe. Sonsten pflegten sich die Griechen auch im Meerwasser zu baden, wie Diomed und Ulyß thaten, die ins Meer stiegen, um sich vom Schweiße zu reinigen. Man hielt nemlich von jeher das Meerwasser für sehr dienlich die Nerven zu stärken, so daß deswegen sich manche ihrer Gesundheit wegen in Seestädte begaben.

Homer gedenket auch schon künstlicher Bäder, wie aus dem Empfang des Ulyß bey der Circe zu ersehen. Man ließ ein großes dreyschuhiges Gefäße mit Wasser erwärmen, und schüttete es sodann auf den in einer Badewanne sitzenden Badenden. Wenn diese Handlung zwey bis dreymal wiederholet worden; so ward er mit Oehl gesalbt.

In der Folge wurden öffentliche Bäder angelegt, und diese wurde meistentheils mit den Gymnasien der Griechen und den Palästris der Römer verbunden.

Die Bäder der Griechen bey den Gymnasien, bestunden nach der Beschreibung des Vitruvs aus sieben abgesonderten Theilen. Erstlich kam das kalte Bad, *frigida lavatio*, der Griechen Ἀπόλουσις. Darnach das Eläothesium, oder der Ort, wo man sich mit Oehle reiben und salben ließ: drittens das Frigidarium, wo man sich abkühlete; viertens das Propnigneum, oder Präfurnium, oder das Zimmer vor dem Hypocaustum: fünftens die Schwitzstube, oder tepidarium, welches auch im Lateinischen *concamerata sudatio* hieß; sechstens das Laconicum, oder die Trockenstube; siebentens das warme Bad, *calida lavatio*. Was die Bäder außer den Gymnasien anlangt, so waren dieselben meistentheils zweifach und gedoppelt angelegt, ein Theil für die Mannspersonen, der andere für die Weibspersonen. Diese beyden warmen Bäder stießen sehr nahe an einander, damit sie ein Ofen heizen konnte. In der Mitte derselben war ein großes Wasserbecken dahin das Wasser in verschiedenen Röhren geleitet wurde, und man stieg auf einigen Staffeln in dasselbe hinunter. Dies große Wasserbecken war mit einem Geländer umgeben, hinter dem sich ein bedeckter Gang befand, der dieweil man sich darinnen aufhalten, auf das Bad warten, und also noch müßig seyn konnte, die Schola genennt wurde. Diese Bäder waren gewölbt, und empfingen das Licht von oben her, durch eine Art von Kuppel. Die beyden Badstuben, das Laconicum und Tepidarium, waren hier mit einander verbunden. Sie hatten eine zirkelrunde Form, damit sich der Dunst von allen Seiten gleich stark ausbreiten konnte. Sie waren gleich hoch und gleich weit bis zum Anfange der Wölbung, in deren Mitte die Oeffnung für das einfallende Licht gelassen wurde. In dieser Gegend hieng gemeiniglich ein Schild von Erz, welchen man hinaufziehen oder wieder herunterlassen konnte, um den heißen Dunst für das Schwitzen entweder zu verstärken, oder zu mindern. Der Fußboden dieser Badstuben war hohl, damit er die Hitze der Feuerkammer, oder des Hypocaustums desto besser annehmen konnte. Diese Feuerkammer heizte nicht nur die beyden Badstuben, sondern auch das sogenannte Vasarium, worinnen sich die Milliaria, oder die großen kupfernen Gefäße befanden, aus denen das heiße, das laulichte und kalte Wasser, nicht nur für diese Milliaria selbst durch Heber, sondern auch für die Bäder durch Röhren vertheilt werden konnte.

Bey den Römern sind beydes die öffentlichen und besondern Bäder spät eingeführt worden, entweder weil dieses Volk erst spät auf die üppige Weichlichkeit verfiel, oder weil es sehr viel Mühe kostete das Wasser in die Stadtquartire und in die Häuser zu leiten. Erst als sich die Wasserleitungen vermehrten, d. i. eine geraume Zeit nach dem 441sten Jahre d. Stadt, bauete man hier und da einige Bäder und Thermas, wie aus dem Seneca erhellet, der uns diejenigen Bäder beschreibt, welche Scipio Africanus bey Linternum angelegt hatte. Am meisten haben die Palästra, wobey sich das Volk sehr häufig einfand, ihre Einführung befördert. Auch die Aerzte, welche verschiedene Krankheiten durch Bäder heileten, trugen vieles zur Vervielfältigung und Allgemeinheit derselben bey. Aber erst unter dem August und den nachfolgenden Kayfern erhielten sie zuerst die Pracht, die wir noch jetzt mit Erstaunen in ihren Trümmern bewundern. Ammian Marcellin vergleicht diese von den Kayfern erbaueten Bäder wegen ihres ungeheuren Umfangs mit Provinzen, und man wird das Uebertriebene dieses Ausdrucks weniger empfinden, wenn man bedenkt, daß diese Gebäude in ihrem ungeheuern Bezirke außer einer erstaunlichen Anzahl von Zimmern und Sälen, ganze lange Gallerien und Hallen, in denen sich die Athleten übten, ganze große Teiche von fließendem Wasser, ganze Terrassen, Gärten und Wälder eingeschlossen haben.

Die Einrichtung der römischen Bäder war ungefähr die nemliche wie bey den Griechen. Gemeiniglich fand man darinnen einen Teich, βαπτιστηριον, κολυμβηθρα, oder im lateinischen natatio, piscina genannt. Er lag an der Nordseite, und man konnte sich darinnen nicht allein baden, sondern er war auch groß genug zum Schwimmen. Auch die Bäder der Privatleute hatten zuweilen solche Teiche. Der Badbau in den Thermis lag gemeiniglich gegen die Mittagssonne, und hatte eine sehr breite Hauptseite, worinnen sich die Feuerkammer in der Mitte befand; darneben waren zur rechten und linken auf beyden Seiten vier gleichförmige Zimmer, die Gemeinschaft unter einander hatten. Diese Theile des Baues wurden vorzugsweise mit dem allgemeinen Namen der Badzimmer, *Balnearia*, belegt, und bestunden aus der Badstube, aus dem warmen und kalten Bade und aus der Schwitzstube. Der Saal des warmen Bades war noch einmal so gros, als ein jeder andere in den übrigen Badzimmern, weil sich da

Digitized by Google

die gröſte Menge des Volkes einfand. Das Apodyterium, wo man die Kleider ablegte, hat in den Thermis des Diocletians eine ſehr prächtige Bauart gehabt. Es war ein groſſer achteckigter Saal von länglichter Figur, worinn die beyden Hauptſeiten ſich nach einem halben Zirkel bildeten, und das Gewölbe war von etlichen Reihen Säulen von auſſerordentlicher Höhe getragen. Dieſe verſchwenderiſche Pracht fand man nicht blos in öffentlichen Bädern, ſondern die Privatgebäude dieſer Art waren gleichfalls nicht ſelten damit verſehen, und bis zum Ueberfluſſe mit Spiegelglaſs, mit Marmor, und mit dem koſtbarſten Metalle ausgeſchmückt.

Die warmen Bäder waren bey den Alten ſchon üblich. Man kennet die Bäder des Hercules, θερμὰλια Ἡρακλέα, die Vulcan oder Minerva dem ermatteten Hercules ſollen gezeigt haben. Man erinnert ſich aus dem Pindar der warmen Bäder der Nymphen, Θερμὰ νυμφῶν λοετρὰ, und bey dem Homer machte Andromache für ihren in der Schlacht ermüdeten Hector, und Hekamede für den alten Neſtor warme Bäder zurecht. Die Römer waren in den älteſten Zeiten mit laulichten Bädern zufrieden. In der Folge muſten ſie beynahe den Ruſſiſchen Schwitzbädern gleich ſeyn. Antonius Muſa, der Leibarzt des Auguſts, brachte durch eine glückliche Cur dieſes Prinzen das kalte Bad in Aufnahme. Doch fiel das Anſehen dieſer ſo nützlichen Heilungsart, wegen des ohne Zweifel durch die Vermittlung der Livia vergifteten Marcellus in der Folge wieder. Doch brachte es ein Arzt von Marſeille, Namens Charmis, unter dem Nero wieder in das Anſehen, darinnen es bey vernünftigen Aerzten aller Zeiten ſich behaupten wird.

Die vornehmſten Badgeſchirre waren die Balneatia und die Strigiles. Erſtere waren die Badwannen, welche bey den Griechen auch ἀσαμινθοι, und bey den Lateinern, in den Privathäuſern latrinæ und lavatrinæ genennt wurden. Man hatte bewegliche und unbewegliche Badewannen. Unter den erſten befand ſich eine Art, welche ſo gemacht war, daß man ſie ſchwebend aufhängen, und ſich in denſelben zugleich baden und ſchaukeln konnte, welche balneæ pensiles hieſen. Die Strigiles gebrauchte man nicht nur in den Bädern, ſondern auch in den Gymnaſien, um hier die Athleten, und dorten die Badenden damit zu reiben und zu putzen. Man verfertigte ſie aus Horn, aus Elfenbein, auch aus Metall, und ſie beſtunden aus zwey Theilen, dem Handgriffe und der Zunge. Die Zunge krümmete ſich in einen halben Zirkel, war hohl, wie eine Dachrinne, und rundete ſich in dem von dem Handgriffe entfernteſten Theile am meiſten zu. Hierdurch bildete ſie dann gewiſſermaſſen einen Canal für das Ablaufen des Waſſers, des Schweiſſes und des Dehls und der andern Unreinigkeiten, welche ſich durch die Bewegung dieſes Badſtriegels abſonderten.

Folgendes iſt das hauptſächlichſte der Gebräuche und Gewohnheiten bey dem Baden. Die Lacedämonier waren die einzigen unter den Griechen, welche den Gebrauch der Bäder und Gymnaſien für beyde Geſchlechter gemeinſchaftlich hatten. Die ältern Römer ahmten ihnen hierinnen nicht nach; ein Vater badete ſich nicht einmal zugleich mit ſeinem Sohne oder Eidame. In der Folge zwar, wurde dies nicht allezeit ſo ſtrenge mehr beobachtet. Aber die Kayſer verboten wieder von Zeit zu Zeit die Gemeinſchaft der Bäder für beyderley Geſchlecht. Uebrigens ſahe man nicht auf den Rang und Stand in den Bädern. Jedermann genoß vielmehr die vollſtändigſte Freyheit, und die Groſſen waren an dieſen Orten ſo populär, daß ſich auch wohl zuweilen Kayſer mit dem gemeinen Volke badeten.

Die ordentliche Stunde zum Baden war bey den Römern ungefehr die achte im Sommer, oder die neunte im Winter, des Tags, kurz vor der Cœna, und dieſe Stunde kündigte man, ſonderlich für die Athleten, und diejenigen, welche ſich der warmen Bäder bedienen wollten, mit einer Art von Glocke an. Denn wann dieſe Stunden vorbey waren, ſo war das Waſſer ſchon wieder kalt. Auſſerdem muſte jeder Badende für den Eingang etwas weniges an Geld, einen Quadrans, d. i. den vierten Theil eines Aſis, ungefehr einen Pfennig, bezahlen. Eben daher gehörten die freyen Bäder unter die Arten der Freygebigkeit, mit der die Kayſer das Volk bey groſſen Feyerlichkeiten auf eine Zeitlang begnadigten. Wir beſchlieſſen dieſen Artickel mit einer die lateiniſchen Ausdrücke des Bads betreffenden kleinen Anmerkung. Balneum nemlich, bezeichnet im engern Verſtande die Bäder in Privathäuſern. Balneæ, hieſſen die öffentlichen Bäder, und ſonderlich diejenigen, welche durch die Kunſt erwärmt wurden, oder auch die gemeinen Bäder im Gegenſatze auf die Thermas, die Herrnbäder.

Bad, Hochzeitbad, (*Balneum nuptiale.*) Bey den Athenienſern war es üblich, daß der Bräutigam und die Braut ſich am Hochzeittage, ehe ſie zu Bette giengen, die Füſe aus dem Waſſer der Quelle Callirhoe, die nachher Enneakrunos von den neun Eiſternen, die aus derſelben mit Waſſer verſehen worden, genennt wurde, waſchen muſten. Der Knabe, welcher dies Waſſer holete, und ein naher Anverwandter von einem der beyden Neuvermählten ſeyn muſte, wurde von dieſer Beſchäftigung λουτροφορος genennt.

Bad, deſſen bedienten ſich die alten Mönche öfters, weil ſie noch in den Kleidern ſchliefen, und ſtarke Handarbeiten verrichteten, damit ſie den Schweiß, und andere Unreinigkeiten abwüſchen. Hernach aber, als das Baden nicht mehr ſo nothwendig war, wurden gewiſſe Zeiten dazu beſtimmet, etwan das Jahr zweymal, dreymal, oder alle Monate. Es wurde aber der Gebrauch des Badens nur den alten nicht den jungen Religioſen in beſonders dazu eingerichteten Badſtuben, die man noch in mehrern Klöſtern antrift, erlaubet.

Bad, Bäder, warme und kalte, wie ſie entſtehen. (Phyſikaliſch.) Das Waſſer iſt doch ein hinlängliches Auflöſungsmittel der Salze, mit dieſem gleichſam bewafnet, verbindet es ſich nun auch gar mit brennbaren ſchwefelichten Theilgen, und wird immer geſchickter Minern und Metalle aufzulöſen. Nachdem nun eine Quelle, ſie ſey oberirrdiſch, oder unterirrdiſch, zumal in der Bewegung dergleichen Minern antrift, löſet ſie dieſelben auf, und nimmt nur eine Beſchaffenheit an, nach der Art, und dem Verhältniß der ihr ſolchergeſtalt beygemiſchten Theile. Die chymiſche Unterſuchung der warmen Bäder lehrt, daß ſie vorzüglich ein ſaures Salz, brennbares und meiſtentheils Eiſenerde bey ſich führen. Dieſe Ingredienzen aber bringen, der gemeinſten Erfahrung zu Folge, in ihrer Vermiſchung mit Waſſer eine Wärme in hohen Grad hervor. Schon bloſes Waſſer mit Vitriolſäure erhitzt ſich! Wahrſcheinlich wird bey der wechſelsweiſen Auflöſung, welche nicht ohne Reibung der feinſten Theile geſchehen kann, das Brennbare ſo erſchüttert, und deſſen Rinde ſo würbe gemacht, daß es ſich befreyen und wirkſam werden kann. So trift man aber auch in den Gegenden wo ſich warme

Bäder finden, als: beym Berg Hekla, bey Bath, im Carlsbad, Burscheiten u. ſ. w. häufige Koch- und bittere Salze, Eiſen- und alkaliſche Erde, Schwefel, Vitriol u. d. gl. in Menge an.

Faſt paradoxer aber ſind die eben auch nicht ſeltenen ganz kalten Bäder. Man findet dergleichen in Frankreich an dem Fuße des Ventoux, auf den Bergen Genevre und Pila; deren einige in den heiſſeſten Sommertager ſo kalt ſind, daß ſie dem Gefühl unleidlich werden. Das ganze Geheimniß iſt aber entdeckt. Bey einigen nimmt man offenbar verſchiedene Salze, zumal Salpeter wahr, welche ihr Beſtreben zur Ruhe, als dem entgegengeſetzten Zuſtand des Feuers und der Wärme, und durch die Verdichtung des Waſſers, in welchem ſie aufgelöſet ſind. Bey andern hat man gar deutlich wahrgenommen, wie ſie ihren ganzen Zufluß von erſt friſchſchneienden Schnee und Eis auf hohen Gebirgen bekommen und zugleich eben ſoviel Waſſer abfließet, als ſolchergeſtalt zufließet, ehe es in dem Behältniß hinlänglich erwärmt werden kann. Man nehme hinzu, daß ſolches erſt geſchmolzenes Schneewaſſer dem Gefühl um ſo empfindlicher fallen muß, als wir gerade in den heiſſen Sommertagen, natürlich ſelbſt wärmer ſind.

Bad. (medicinisch.) Unter die wirkſamſten und kräftigſten Mittel, die Geſundheit des Menſchen zu erhalten, oder den Verluſt derſelben wieder herzuſtellen, gehöret das Baden, da man entweder einzelne Gliedmaßen oder den ganzen Körper in Flüßigkeiten von verſchiedener Art eintauchet. Aus der Verſchiedenheit der Flüßigkeit entſtehet das kalte und das warme Bad. Wir wollen dem Leſer die Wirkungen aller Arten von Bäder zuerklären ſuchen und alſo zu erſt bey dem kalten Bad ſtehen bleiben, welches aus reinem Waſſer beſtehet, in dem weder mineraliſche noch andere fremdartige Theile enthalten ſind. Dieſes kalte Bad, welches das allernatürlichſte und einfachſte iſt, hat man ſchon von den älteſten Zeiten her gekannt, und als ein Arzneymittel gebraucht. Man findet in den Schriften älterer Autoren Spuren, daß ſich ſchon die Aegyptier des kalten Bades in allerley Krankheiten bedient haben. Wir wollen uns nicht mit Anführung vieler Zeugniſſe aus den Schriften älterer Aerzte aufhalten, dergleichen man beym Hippocrates, Galen, Thallianus, Aretäus viele findet. Genug, daß man ohne Widerſpruch annehmen darf: das kalte Bad iſt von den älteſten Aerzten faſt allgemein gebraucht worden und in Anſehen geweſen. Von dieſen lernten die römiſchen Aerzte den Gebrauch deſſelben und die glücklichen Curen, unter welchen die Heilung des Antonius Muſa am Kayſer Auguſt zu rühmt iſt, brachten das Bad zu Rom in groſſen Aufnehmen. Eben dieſer Antonius Muſa war es, von welchem Horaz (epiſt. 15. lib. 1.) ſagt, daß er auf deſſen Anrathen die warmen Bäder zu Baja verlaſſen und mit kalten verwechſeln ſollte. Wir übergeben die Zeugniſſe des Celſus, und anderer römiſcher Schriftſteller, welche alle den groſſen Nutzen des kalten Bades beweiſen. Aber wie laſſen ſich nun die Wirkungen dieſes Mittels erklären und in welchen Krankheiten ſind ſie nützlich oder ſchädlich? Dieſe Fragen wollen wir nun zu beantworten ſuchen.

Alle Wirkungen, welche das kalte Waſſer auf den Körper äußern kann, entſtehen theils von der Schwere, theils von der Kälte, und theils von dem Anhängen und Eindringen in die Haut. Daß der menſchliche Körper in der freyen Luft einen Druck von 39680 Pfunden leide, iſt erwieſen, da aber das Waſſer ohngefehr achthundertmal ſchwerer iſt, als die Luft, ſo iſt es ſehr begreiflich, daß dieſer Druck weit ſtärker ſeyn muß. Hieraus läſſet ſich leicht ſchließen, daß die Säfte in den kleinſten Aeſten der Adern auf der Oberfläche mehrern Widerſtand leiden und ſich folglich nach den inneren Theilen, wo dieſer Widerſtand nicht vorhanden iſt, zurückziehen müſſen. Ob nun gleich die in dem menſchlichen Körper enthaltene Säfte gleichſam ein Gegengewicht ſind, welches der Wirkung der äußeren Feuchtigkeit widerſteht und mit dem Druck derſelben im Gleichgewicht ſtehet, ſo kann doch die viele in dem Körper befindliche Luft nicht ſo ſtark widerſtehen und es bleibt alſo kein Zweifel übrig, daß der Druck des Waſſers auf die Oberfläche des Körpers beträchtliche Veränderungen in dem Lauf der Säfte bewirken muß. Allein, die Schwere des Waſſers iſt nicht die einzige Eigenſchaft, welche die Säfte nach den inneren ſtärkeren Kanälen zurückweiſet, ſondern auch die Kälte des Waſſers bewirkt dieſes mit vereinigten Kräften. Die Erfahrung lehret es, daß die Kälte die Haut zuſammenziehet und die Oeffnungen der Abſonderungsgefäße verengert und zuſchlieſſet. Je kälter alſo das Waſſer iſt, deſto ſtärker wird die Haut und die in derſelben allenthalben befindliche Blutgefäße zuſammengezogen, das in ihnen enthaltene Blut wird alſo leichter zurück nach dem Herzen fließen und das durch die Schlagadern wieder zufließende wird gehemmet werden. Doch nicht allein die Blutgefäße der Haut werden auf die angezeigte Weiſe von der Kälte afficirt, ſondern auch die Nerven müſſen dadurch eine ſtarke Veränderung leiden. Denn da die Ende oder kleinſte Aeſte allenthalben in der Haut ausgebreitet ſind, ſo muß die Kälte durch Zuſammenziehung der Haut auch ihnen eine gröſſere Spannung mittheilen. Die Erfahrung lehret uns auch dieſes wirklich, daß, wenn man an einem ſchwülen Sommertage, wo alle Faſern und Nerven von der Ausdehnung der Gefäße erſchlafft ſind, in ein kühles Bad gehet, man gar deutlich die Erhöhung der Kräfte, eine Leichtigkeit und Munterkeit des vorher trägen Körpers empfindet. Die dritte Eigenſchaft des Waſſers, von welcher viele Wirkungen des Bades herzuleiten ſind, iſt die anhängende und eindringende Kraft, oder die Näſſe deſſelben. Vermöge dieſer Eigenſchaft muß es in die kleinen Zwiſchenräume der Haut dringen, die Unreinigkeiten, welche die Abſonderungswege oder Schweißlöcher verſtopfen, auflöſen und abſpülen. Da auch noch immer einige einſaugende Kanäle der Haut offenbleiben, ohnerachtet der zuſammenziehenden Kraft der Kälte, ſo iſt es nicht zu leugnen, daß viele wäſſerige Theile in den Körper dringen und von außen in das Blut gebracht werden.

Aus den angeführten Wirkungen laſſen ſich noch verſchiedene Schlüſſe machen. Da das kalte Bad eine Zurücktretung der kleineren Aeſte der Blutgefäße nach den gröberen verurſachet, ſo muß der Kreislauf des Blutes dadurch verſtärkt werden, weil das Herz eine gröſſere Quantität in Bewegung zu ſetzen hat und ſich daher um deſto geſchwinder und ſtärker zuſammenziehet. Ferner muß die Ausdünſtung nach dem Bad beſſer von ſtatten gehen, weil die Schweißlöcher nicht allein aufgeräumt ſondern auch die Spannung derſelben geſtärkt worden iſt. Und da endlich die Nerven bekanntermaßen zuſammenhängen und der Reiz der äuſerſten Enden auch auf die inneren Aeſte und ſogar auf das Gehirn ſelbſt den ſtärkſten Einfluß hat, ſo läßt ſich mit der gröſten Wahrſcheinlichkeit ſchlieſen, daß die Stärkung und hergeſtellte Kraft, welche äuſerlich angebracht worden, ſich auch auf die inneren Theile fortpflanze. Daß endlich

auch

Digitized by Google

auch die wurmförmige Bewegung der Gedärme und die Verdauungskraft des Magens merklich vermehret werde, beweiset der Hunger, den die meisten Menschen nach einem kalten Bade bekommen.

Wir wollen nun die Krankheiten selbst kürzlich betrachten, in denen die Vernunft und Erfahrung den Nutzen des kalten Bades beweiset. Hierher gehöret zuerst jede Schwäche der Nerven und Eingeweide des Körpers. Da es so sehr schwer ist, ein geschwächtes Nervensystem wieder zu stärken und herzustellen, da wir bis jetzt noch so wenige zuverlässige Mittel besitzen, die dieses bewirken, so muß es billig jedem Arzte angenehm seyn, durch kalte Bäder zuweilen mehr leisten zu können, als durch innerliche Arzneymittel. Es würde zu weitläuftig werden alle einzelne Krankheiten anzuführen, welche von einer Schwäche der Nerven, der Blutgefässe und anderer Theile des Körpers herrühren, wir wollen nur einige Beyspiele anführen. Die Zeugnisse des Hippocrates und Celsus beweisen schon, daß das kalte Bad, ja sogar nur das Waschen mit kaltem Wasser das beste Mittel gegen die Schwäche und Schmerzen des Hauptes ist, und dagegen das dienlichste Bewahrungsmittel abgiebt. Eben so findet man schon, daß Celsus das Schwimmen in kaltem Wasser als ein vortreffliches Mittel im gutartigen Saamenfluß anrühmt.

Wenn zu der Schwäche eines Theiles noch eine Stockung der Säfte kommt, so entstehet eine Entzündung. Auch in dieser Art von Krankheiten hat man viele Beyspiele von dem Nutzen des kalten Bades. Allein es ist hier immer sehr nöthig mit aller Vorsicht zu Werk zu gehen, damit nicht die schnelle Erkaltung mehr Schaden als Nutzen bringe, und so sehr auch selbst der Natur der Aerzte, Hippocrates (Sect. V. Aph. 25.) den Gebrauch des kalten Wassers in podagrischen Schmerzen der Gelenke anräth, so kommen doch viele Umstände in Betrachtung, welche eine reife Ueberlegung erfordern. Merkwürdig ist indessen das Beyspiel, welches Bellis (Oper. Tom. II. pag. 314. Edit. Venet.) anführet, da ein Mädchen, welches an einer Entzündung der Hirnhäute (Phrenitis) krank lag, durch nichts geheilt werden konnte, bis sie sich in einen Fluß stürzte und darinn eine zeitlang badete, worauf der heftige Kopfschmerz und die Krankheit sehr bald nachließen.

Eine der fürchterlichsten Krankheiten, wo das kalte Baden empfohlen wird, ist der Biß der tollen Hunde. Mead in seinem Versuch über den tollen Hundsbiß, rechnet dieses Mittel unter die allerkräftigsten, und erläutert die Würkungen desselben von der Schwere und Kälte, vermög deren das Wasser eine Zusammenziehung der Haut und der Schweißlöcher verursachet, wodurch alsdann das aufbrausende Gift gehindert werde, die Blutgefäße auszudehnen. Er gesteht aber, daß er, wenn einmal eine Wasserscheue da sey, niemals eine gute Würkung davon gesehen habe, sondern man müsse das Mittel sogleich nach dem Biß brauchen, und einige mal wiederholen, ehe noch der Kranke eine Furcht und Abscheu vor dem Wasser empfinde. Von der guten Würkung des kalten Bades findet man auch in den Englischen Transactionen (Nro. 448. pag. 274.) und anderwärts viele Beyspiele, doch wollen einige behaupten, das warme Bad sey in dieser Krankheit nützlicher.

Ausser den angeführten Krankheiten giebt es noch viele von man den Nutzen der kalten Bäder eben so leicht demonstriren kann. Um nicht zu weitläuftig zu werden, führen wir sie nur dem Namen nach an. Viele Arten von Blutflüssen, das Mutterweh, die Hypochondrie und die zuweilen darauf folgende Auszehrung, die Melancholie und der Wahnwitz sind theils mit einer Schwäche der Blutgefäße, theils mit einer Schwäche der Nerven und zuweilen mit beyden vergesellschaftet. Wenn man also mit dem Gebrauch innerlicher dienlicher Mittel, den Gebrauch kalter Bäder verbindet, so wird man den besten Erfolg hoffen können.

So wie es aber kein Mittel in der Welt giebt, wenn es auch noch so vortrefflich wäre, das nicht in manchen Fällen schädlich werden kann, so kann man auch eben dieses von dem kalten Bade sagen. Wenn nemlich ein oder das andere Eingeweide des Körpers zu sehr geschwächt oder wohl gar verletzt ist, so kann leicht durch den zu starken Andrang des Blutes, ein Gefäß zersprungen und die gute Würkung völlig zernichten. Wenn ferner die Krankheit schon mit einer zu starken Anspannung der Nerven oder der Fasern, mit Krämpfen der Peripherie wie bey Wechselfiebern verbunden ist, so ist ebenfalls nicht viel tröstliches zu hoffen. Wenn sich endlich ein Mensch des kalten Bades bedienen wollte, der durch Alter geschwächt und durch verzärtelte Erziehung gar keiner Veränderung der Wärme und Kälte gewohnt ist, so würde ebenfalls mehr Schaden als Nutzen daraus entstehen.

Da in unsern Zeiten das kalte Bad als ein diätetisches Mittel, wieder in starke Aufnahme zu kommen anfängt, so wollen wir hier noch einige Regeln geben, welche man dabey zu beobachten hat. Man begebe sich niemals in ein kaltes Bad, wenn der Körper durch starke Bewegung oder durch die äusserliche Wärme oder geistige Getränke, sehr erhitzt ist, oder man hüte sich wenigstens nicht auf einmal sondern nach und nach ins Wasser zu steigen. Wenn man im Sommer badet, so wähle man leichte Flußwasser das nicht gar zu kalt ist. Im Winter kann man nach dem Fahrenheitischen Thermometer dem Wasser eine Wärme von 50-60 Grad geben. Die Zeit welche man in dem Wasser zubringen muß, läßt sich nicht genau bestimmen, sondern richtet sich nach der Wärme desselben. Man kann sich so lange verweilen, bis der zunehmende Frost anfängt unangenehm zu werden. Uebrigens kann man zu allen Zeiten des Jahres oder des Tages baden. Nach ist wohl zu merken, daß man jedesmal nach und nach den ganzen Körper eintauche und einigemal auch den Kopf allenthalben abwasche. Versteht man die Kunst zu schwimmen, so ist es um desto besser und gesünder, solches nicht zu versäumen. So bald man aus dem Bad stiegt, ist es nöthig daß man sich sogleich wieder warm und trocken anziehet, damit die einige Zeit unterdrückte Ausdünstung wieder hergestellet werde.

Zuweilen bedient man sich auch statt des reinen Quell- oder Flußwassers, des mit Salztheilen vermischten Seewassers, oder man löschet in reinem Wasser Eisenschlacken und Stahle ab. Daß durch beydes die angeführten Würkungen und Kräfte des Bades erhöhet werden, ist daraus leicht einzusehen, weil die in dem Seewasser enthaltene Salztheile vieles zum Eindringen in die Schweißlöcher, zum Reinigen der Haut beytragen und zugleich einen gelinden Reiz verursachen. Eben so vermehren die in das Wasser gebrachte Eisentheile die stärkende und zusammenziehende Kraft desselben.

Wir übergehen noch viele Umstände, welche in Betrachtung gezogen werden könnten, und wenden uns sogleich zu dem warmen Bade. Da die Wärme gerade die entgegengesetzte Würkung von der Kälte auf den Körper äußert, so muß das warme Bad auch in ganz andern Krankheiten gebraucht werden, als das kalte. Denn ob wohl die Schwere, der davon abhängende Druck, und

die anhängende oder naßmachende Eigenschaft beyden zukommen, so steckt doch die meiste Kraft in der Wärme, das Wasser mag nun rein oder mit Eisen und Schwefeltheilen geschwängert seyn. Wir wollen zuerst die Würkungen betrachten, welche ein aus reinem warmen Wasser bestehendes Bad äußert. Die Erfahrung lehret es, daß das warme Wasser weit besser in die Oberfläche der Körper dringe und sie erweiche, als das kalte. Wenn man diese Erfahrung auch auf den thierischen Körper anwendet, so ist es sehr begreiflich, daß durch ein warmes Bad die Fasern der Haut schlaffer werden, daß sich das Blut mehr von dem Herzen weg, nach den kleinsten minder angespannten Aesten anhäufet. Hieraus folgt nun ganz natürlich, daß die Schweißlöcher erweitert und die Ausdünstung oder die Absonderung des Schweißes sehr vermehrt werden. Eben so sehr aber werden auch die einsaugende Gefäße der Haut erweitert und das warme Wasser dringt durch diese ins Blut, verdünnet es und vermindert die saßige oder andere Schärfe und Unreinigkeit desselben.

Aus der angezeigten Würkungsart läßt sich nun bestimmen, in welchen Krankheitrn das warme Bad nützlich ist. Dahin gehören erstens einige Krankheiten der Haut, z. E. die Krätze und das scorbutische Frieseln; zweytens die von zurückgetretener Ausdünstung entstandene Krankheiten, wenn die scharfen Theile welche durch die Haut hätten ausgeführet werden sollen, zurück nach den innern Theilen des Körpers getrieben werden und allerley Uebel z. E. Catarrhe, Krämpfe, Ruhr u. a. m. verursachen. Drittens sind warme Bäder ein vortreffliches Hülfsmittel bey verstopften Blutflüssen jeder Art und eben so bey hartnäckigen Verstopfungen des Stuhlganges und des Harnes. Endlich lehret die Erfahrung, daß das Gicht, die von Schlagflüssen entstandene Lähmungen, und die Melancholie oder gar der Wahnwitz zuweilen durch kein ander Mittel haben geheilt werden können als durch warme Bäder. Man findet auch schon bey den ältern Aerzten den Nutzen der warmen Bäder gegen die Wechselfieber angepriesen, wenn man sich derselben den Tag vor dem Anfall bedient. Ueberhaupt gehören noch alle Krankheiten hieher, die entweder von zu stark gespannten oder durch allerley Schärfe gereizten Fasern und Nerven ihren Ursprung haben. Man wird nur zwar einwenden, daß dieses von mineralischen Bädern zwar bekannt und erwiesen sey, allein es sey ein Unterschied zwischen diesen und süßen reinen Bädern. Wir antworten aber getrost, daß die mineralischen fremdartigen Theile eines Bades das wenigste würken, sondern daß ein reines leichtes warmes Flußwasser, in den meisten Fällen eben so würksam sey, als ein mineralisches Bad. Ohne viele Zeugnisse von Schriftstellern anzuführen, wollen wir nur den Leser erinnern, daß schon Fr. Hoffmann unsere Meynung bestätiget hat. (vid. Opuſc. phyſ. med. T. II. p. 467.) Um aber doch die Natur soviel möglich nachzuahmen und den warmen Bädern einen größeren Grad der Würksamkeit zu geben, so kann man etwas Stein- oder Küchensalz, oder etwas Laugensalz, besonders mineralisches, unter das Badewasser mischen, auch wohl glühende Eisen und Schlacken darinn ablöschen, wodurch einige stärkende Kraft erhalten wird.

Wir haben oben gesehen, daß die kalten Bäder in einigen Krankheiten schädlich werden können. Eben diese Bewandtniß hat es auch mit dem warmen Bade. In vielen Krankheiten wird es keine Würkung thun, und in einigen sogar schaden. Wenn der Leib eines Kranken schon durch starke Schweiße abgemattet ist, wenn seine Fasern geschwächt sind, so muß sich die Krankheit nothwendigerweise verschlimmern, wenn man ein warmes Bad brauchen wollte. Ueberdies müssen auch einige Regeln bey dem Baden beobachtet werden, ohne welche ebenfalls die Würkung nicht nach Wunsch ausfallen kann. Dahin gehört z. E. daß man dem Wasser niemals einen größeren Grad von Wärme geben darf, als das Blut hat, nemlich nach Fahrenheits Thermometer sechs und neunzig Grade, höchstens hundert; daß man nicht zu lange in dem Bad verweile, weil sonsten gar leicht eine Ohnmacht zustößt, und andere dergleichen mehr.

So wie man nun den ganzen Körper in kaltem oder warmen Wasser badet, so bedient man sich zuweilen auch eines Bades einzelner Gliedmassen, wenn man z. E. nur die Aerme in kaltes Wasser tauchet, wie es bey der Einpfropfung der Blattern gewöhnlich ist, oder wenn man die Füsse in warmes Wasser setzet. Auch die Augen badet man auf solche Weise (s. Augenbad). Durch diese Partialarbäder werden die Säfte ebenfalls entweder in einen Theil des Körpers angelockt und hingezogen oder zurückgetrieben. Die meiste Würkung thut auch hier das Wasser, ob man gleich gewöhnlich allerley balsamische Kräuter besonders unter die Fußbäder mischet.

Außer den angeführten einfachen Bädern giebt es man noch viele andere Arten, wo man nemlich nicht Wasser, sondern andere flüßige und zuweilen gar trockene Körper zu einem Bad brauchet. Dahin gehören hauptsächlich folgende: das Milchbad, bestehet aus Milch und Wasser, darin man zuweilen erweichende Kräuter kocht und sodann ein warmes Bad daraus bereitet. Seine Würkungen kommen mit den oben erwähnten Würkungen der warmen Wasserbäder größtentheils überein. Das Ameisenbad wird auf zweyerley Weise bereitet. Man bedient sich bey der zur Herstellung gelähmter oder nur sehr geschwächter Gliedmaßen, da man entweder das beschädigte Glied den Stichen der gemeinen Waldameisen aussetzt oder diese Thierchen ins Wasser wirft und dieses zum Bad brauchet. Der von den Stichen und dem sauren Dunst der Ameisen verursachte Reiz hat zuweilen eine gute Würkung, doch kann man sich nicht immer darauf verlassen. Eine andere Art von Bad ist das Dampf oder Schwitzbad, dessen bey den Römern unter dem Namen Balneum laconicum gedacht wird. In den neuern Zeiten quälte man alle mit der Venusseuche behaftete Kranken diese sehr unangenehme Bäder aussuhalten, welches aber in den jetzigen Zeiten fast ganz aus der Mode gekommen ist. Den Nutzen kann man ihnen freylich nicht absprechen, allein der Gebrauch warmer Wasserbäder macht sie entbehrlich, über das würde sich jetzt kein Patient so leicht bequemen, in einen Schwitzkasten zu gehen. Fast eine gleiche Bewandtniß hat es mit dem Mistbade, da sich ein Patient bis an den Hals in einen warmen Mistbaufen legt. Dieses unreinliche Bad ist bey uns gar nicht mehr in Gebrauch. Mehrere Betrachtung verdient das Tropfbad, von welchem viele Beyspiele, die den Nutzen desselben beweisen, vorhanden sind (Man sehe z. E. Theden's Bemerkungen zur Bereicherung der Wundarzneykunst ersten Theil S. 71. wo es gegen die Steifheit der Gelenke nach starken Verwundungen sehr empfohlen wird.) Wenn man sich dessen bedienen will, so nimmt man ein Gefäß das eine hinlängliche Menge Wasser fasset und mit einem Hahn versehen ist; dieses füllet man mit warmen Wasser, und drehet den Hahn soviel auf, daß das Wasser tropfenweise herauslaufet. Nun ziehet man das Gefäß, welches vorher schon an ein langes über eine Rolle laufendes Seil befestiget ist, in die Höhe, und zwar, wenn

Digitized by Google

es seyn kann, 30 bis 40 Schuh hoch. Das herabfließende Wasser läßt man alsdann eine halbe oder ganze Stunde lang auf den leidenden Theil fallen. Statt des Wassers kann man auch andere erweichende Flüßigkeiten nehmen, welche zuvor warm gemacht worden sind. Ob wir nun gleich an dem Nutzen dieser Tropfbäder gar nicht zweifeln, so glauben wir doch, daß in den meisten Fällen ein gewöhnliches warmes Bad die nemlichen Dienste leisten würde. Die noch übrige Art von Bädern, ist das trockene Bad. Es war bey den Römern in großem Werth, heutiges Tages ist es nicht mehr üblich. Die Insolatio der Alten, von welcher Celsus hin und wieder viel Rühmens macht, war eine Art von trockenem Bad. Man rieb den Leib mit Oehl und legte sich sodann in die Sonne oder einen andern warmen Ort. Hierher gehört auch die Behandlung welche man bey Ertrunkenen vorzunehmen pflegt, da man den ganzen Körper in warm gemachten Sand oder Asche steckt um ihn wieder zu erwärmen und ins Leben zurückzurufen.

Ehe wir diesen Artickel beschließen, müssen wir noch ein Paar Worte beyfügen, welche das Baden der Kinder und Säuglinge betreffen, in wiefern es nemlich denselben nüzlich ist. Viele Schriftsteller widerrathen das kalte Bad den schwächlichen Personen und Kindern, und selbst der vortreffliche Hofmeister in der Diät Herr Zückert scheint dieser Meynung zu seyn, wenn er (in seinem Unterrichte zur diätetischen Pflege der Säuglinge §. 14.) anräth die Kinder in den ersten Tagen des Lebens, bis sie ein Viertel Jahr alt sind, täglich mit warmen Wasser zu waschen und zu baden. Wir gestehen es, daß uns die Gründe nicht recht einleuchten wollen, warum ein kaltes Bad den Kindern nicht nüzlicher seyn sollte, und wir getrauen uns im Gegentheil nicht nur viele Gründe, sondern auch Erfahrungen vorzubringen, die den Nutzen der kalten Bäder hinlänglich rechtfertigen. Wenn man den zarten Körper eines Kindes nach und nach an das kalte Wasser gewöhnt, indem man sie zuerst im Gesicht, alsdann über den ganzen Leib, den Kopf nicht ausgenommen, damit waschet, und dieses täglich einige Wochen lang fortsetzt, so wird alsdann das würkliche Baden und Eintauchen ins Wasser niemals einigen Schaden thun, sondern vielmehr den größten Nutzen stiften. Man erhält dadurch den Vortheil, daß der Leib von Jugend auf, an alle Veränderungen der Luft und Witterung gewöhnt und die Haut fest, elastisch, und zu den Absonderungen geschickt gemacht wird. Wir können also getrost alle Aeltern ermahnen sich nicht von dem kalten Bade abschrecken zu lassen, sondern dieses nüzliche Mittel, wenn ihnen das Wohl und die Gesundheit ihrer Kinder am Herzen liegt, anzuwenden.

Bad, *Balneum* (Chemie); so nennt man solche Oefen, bey welchen das Feuer nicht unmittelbar an die Gefäße kommt, in welchen die zu behandelnde Körper enthalten sind, sondern zuvor andere Körper durchdringen muß, ehe es zu diesen gelangt. Diese lezteren Körper müssen immer einen lockern Zusammenhang, sehr feine gleiche Theilchen, und den größten möglichen Grad von Reinigkeit haben, vornemlich von Salzen, und sobiel möglich auch, von brennbaren Bestandtheilen frey seyn, damit das Feuer sie leicht erwärmen, durch sie gleich auf die Gefäße würken und nicht durch Prasseln, Entzündung oder andere dergleichen Zufälle die Arbeit stören kann: sie sind entweder flüßig, wie Oel, (s. Oelbad) Wasser (s. Marienbad) und seine Dünste (s. Dampfbad) oder veſt wie Sand, (s. Sandbad) Ziegelmehl, Asche (s. Aschenbad) und Eisenfeile (s. Eisenfeilbad). Wo also der Scheidekünstler nicht gerade das allerstärkste Feuer nöthig hat, wo er seine Arbeiten nur im Kleinen verrichtet, und wo er, um seine Producte recht rein zu erhalten, gläserne Gefäße gebrauchen muß, die, wann sie der unmittelbaren Gewalt des Feuers bloßgestellt werden, leicht Sprünge und Risse bekommen, da wählt er eines dieser sogenannten Bäder, unter welchen das Marienbad und besonders das Sandbad die vorzüglichste sind, und die übrige entbehrlich machen.

Bad, Bäder mineralische, s. Gesundbrunnen.

Bad, Bäder, und derselben Eintheilung, insofern sie zu dem Geschäfte der Bader gehören.

1) Das Bad zur Reinlichkeit. Der Bader macht das Wasser in dem Wasserkessel warm, heitzet zugleich die Badstube und legt die Decke über die Badewanne. Der, so baden will, entkleidet sich in der Badstube, setzt eine Mütze auf, läßt sich auf einen Sessel nieder, und der Bader fängt an zu reiben. Endlich reiniget er den ganzen Leib mit Seife, so im Wasser zerschlagen und in Schaum aufgelöset ist. Wenn dieses Reiben und Waschen verrichtet ist, tritt der Badende in die Pantoffeln und gehet ins Bad, worinn er eine gefällige Zeit sitzen bleibt. Beym Herausſteigen tritt er abermals in die Pantoffeln und gehet in die Badstube zurück, wo ihn der Bader mit warmen Tüchern abtrocknet und wohlriechendes Wasser vor die Nase hält. Ueberdem legen sich auch einige Personen, wenn sie aus dem Bade kommen, in ein wohlgewärmtes Bette.

2) Das Gesundheitsbad. Es wird auf eben die Art, als das vorige, gebraucht, aber gemeiniglich verschiedene Tage nach einander; jedoch kömmt bey diesem weder Reiben noch Waschen vor, sondern man setzt sich blos ins Wasser und verweilet so lange darinn, als es der Arzt verordnet. Ueber die Ursachen, warum sie verordnet werden, können wir uns hier nicht einlassen; sie gehören für den Arzt, müssen folglich unter gehörigen Artickel nachgesehen werden. Hier wollen wir nur die verschiedene Arten von Gesundheitsbädern nennen; dergleichen sind, außer dem warmen Wasserbade,

das kalte Wasserbad,
das warme Milchbad,
das Bad von erweichenden Kräutern,
das Bad von abgekochten Gewürzkräutern,
das Bad von künstlichen mineralischen Wassern,
das Bad von Eisenfeile und andere mehr.

3) Das kleine Bad, unter welche Rubrik das halbe Bad, da man nur mit dem untern Theile des Leibes sich im Wasser befindet; das Viertelsbad (Zußbad), so nur bis an die Knie gehet; das Gießbad (la douche), da man mineralische oder andere Wasser auf gewisse Glieder des Leibes heruntergießen läßt; das Dunstbad (le Bain d'incession), wenn man nur den Dunst von einem warmen flüßigen Wesen empfängt; das Räucherbad (le Bain de fuffimigation), wenn der Dampf eines gewissen flüßigen warmen Körpers, vermittelst einer Röhre, nach dem kranken Gliede geleitet wird.

4) Das trockne Bad, darunter gehört das Sandbad, da man das kranke Glied in warmen Sand stellt. Das Rosinenbad wird von dem Marke der Rosinen gemacht. Man steckt das kranke Glied in die noch frische, und vorher warm gemachte Früchte.

Alle diese Bäder, können bey dem Bader verrichtet werden, es kommt alles darauf an, daß er sie so appliciret, als es der Arzt verordnet.

Da es viele Leute giebt, die nicht zum Bader gehen, sondern in ihren Wohnungen baden wollen, es jedoch unbequem befunden, das Wasser heiß zu machen, und in dem erforderlichen Grad der Wärme zu erhalten, so

hat man vor kurzer Zeit, eine ſehr bequeme Maſchine, die gleichwohl bey unrechten Gebrauch ſehr gefährlich werden kann, dazu erfunden. Sie iſt von Kupfer, und ſiehet einer groſſen Flaſche ähnlich. Unten an derſelben gehet an jeder Seite eine Röhre hinauf, welche Röhren von dem Gefäſſe ein einige Zoll abweichen. Dieſe ganze Maſchine erfüllt man mit glühenden Kohlen und ſetzt ſich alsdenn in das Badewaſſer. Durch obbeſchriebene Röhren haben die Kohlen den Zug, zugleich aber dienen ſie den Dampf heraus zu laſſen.

Dieſes iſt ſowohl die Beſchreibung der Maſchine, als auch der verwerflichen Gebrauch, zumalen die ſchreckliche Würkungen des eingeſchloſſenen Kohlendampfs bekannt genug ſind. Gegenwärtig wollen wir noch zwey Worte von der Art ſagen, wie dieſe Maſchine bequem, und ohne allen Nachtheil gebraucht werden könne.

Man erwärmet das Waſſer auf obbeſchriebene Art, jedoch nur dem Unterſchiede, daß während der Zeit, da der Cylinder im Waſſer ſtehet, man etwa ein Fenſter oder die Thüre aufmacht, damit friſche Luft in das Zimmer dringen und der Kohlendampf heraus ziehen könne. Wird nachher die Maſchine wieder aus dem Waſſer genommen, ſo hemmt man die veranlaſte Gemeinſchaft mit der äuſſeren Luft und ſteiget ins Bad.

Bad, Bäder, alle Bäder der Seidenfärber, deren ſie von verſchiedenen Arten haben und die insgeſammt unter dem dazu gewidmeten Artickel vorkommen, müſſen gleich nach ihrer Verfertigung gebraucht werden, weil ſie ſonſt ungemein viel von ihrer Farbe verlieren, und mit der Zeit ganz und gar verſchwinden.

Bad, die Seide zu kochen. Man macht in einem ovalen kupfernen Keſſel eine hinlängliche Menge Flußwaſſer heiß; rechnet auf 100 Pfund Seide 30 Pfund Marſeiller, oder andere aus Baumöhl und Soude geferigte Seiffe, ſchneidet die Seiffe in kleinen Stücken, um ſie deſto leichter ſchmelzen zu machen. Iſt die Seiffe im Kochen zergangen, ſo wird der Keſſel mit kaltem Waſſer vollgefüllt, das Feuer unterm Keſſel gedämpft, oder ganz ausgelöſcht, Stöcke oder Stangen durch die Stücken oder Strehnen Seide geſtochen, und mit ſelbigen in das Seiffenbad gehangen, worinn ſie ſolange bleibt, bis ſie die verlangte Weiße und Geſchmeidigkeit erhalten hat, die ſolcherageſtalt von Gummi befreyete Seide, wird auf den hölzernen Nagel (Cheville) gedrehet, damit ſie das Seiffenwaſſer verliert, und ſodann dreſtirt, das heißt: auf den hölzernen Nagel, und über die Hand auseinander gerüttelt. Die Seide wird zwar in andern Abſichten noch mehrmalen gekocht, wovon bey der Seidenfärberey das nöthige nachzuſehen.

Die Seiffenlauge pflegen die Färber zum Waſchen ſchmutziger Wäſche anzuwenden, ſie können aber daraus durchs Einkochen einen in verſchiedenen Abſichten nützlichen Gummi bereiten.

Bad, von Citronenſaft, kommt in den Seidenfärbereyen vor, man nennt es: das Bad ſtärken, (viver le bain) wenn man es mit einer verhältnißmäßigen Menge Citronenſaft verſiehet, alles wohl umrühret, und ſodann die Seide hineinhänget.

Bad, des ſpaniſchen Wollenwebers. Die ſpaniſche Wolle wird nicht vor dem Scheren gewaſchen, daher ſie Schmutz und Fettigkeit bey ſich führt, wodurch die deutſchen Manufacturiſten genöthiget werden, die ſpaniſche Wolle einer beſondern Bearbeitung im Reinigen und Zupfen zu unterwerfen, bey welcher Gelegenheit ſie dann die ſpaniſche Wolle, mit guter Landwolle vorzüglich mit der Schleſiſchen, in gewiſſen Verhältniſſen zu vermiſchen pflegen, und dieſe Vermiſchung dem Wäſcher übergeben. Dieſer vermiſcht in einem eingemauerten Keſſel Flußwaſſer mit gefaultem Menſchenurin, und pflegt etwas Kochſalz oder Potaſche hinzuzufügen, ſo doch nicht nöthig iſt. Dieſes Bad muß ſo warm ſeyn, daß man eine bloſe Hand darinn leiden kann. In dieſes Bad wird ein geflochtner mit Wolle gefüllter Korb geſetzt, auch beſtändig umgerührt. Sobald ſich die natürliche Fettigkeit der Wolle ohne Mühe herausdrücken läßt, muß die Brühe über den Keſſel abtropfen, und die noch warme Wolle, ſammt den Körben in Flußwaſſer gebracht und umgerührt werden. Dieſes Bad und die darauf folgende Wäſche macht eine gute Wolle locker, ſie verlauſcht die gelbliche mit einer vollkommenen weißern Farbe, und nun läßt ſich ihre Güte erſt recht erkennen; man bringt ſie in andere Körbe oder auf Horden zum Abtrocknen.

Bad, Kunſtwort der Wachsbleicher. Sie machen aus den Honigtafeln eine Art von Teig, welchen ſie unter die Preſſe legen, um das gröbſte Honig herauszuziehen, welches mit vielem ſchwarzen Wachs, ſo in den mehreſten Zellen ſich befindet, vermenget iſt; dieſes nennet man gemein Honig, oder Honig zum Baden, (Miel à lavement.) Um dieſes Honig flüſſend zu machen, pflegt man gedachten Teig mit ein wenig warmen Waſſer zu begieſſen; dieſer Gemeine oder Badehonig, wird fürnemlich bey ſchmerzlindernden Badecuren, und äuſſerlichen Ueberſchlägen gebraucht.

Bad, iſt der Engel, oder Genius, welcher nach dem Vorgeben der Magier, oder Nachfolger des Zoroaſters den Winden vorgeſetzet iſt. Er führet auch die Aufſicht über die Begebenheiten, ſo an dem 22ſten Tage jedes Monats des perſiſchen Jahres vorfallen.

Bad, Ritter vom Bad, *Knights of the Bath*, iſt ein militariſcher Ritterorden in England, welchen der König Richard II. geſtiftet, und dabey verordnet haben ſoll, daß die Zahl der Ritter nicht über 4 ſteigen ſollte. Sein Nachfolger aber Heinrich IV. vermehrte ums J. 1399. ihre Zahl bis auf 46. Die Veranlaſſung dazu gab ihm vermuthlich ſeine Erhebung zum Thron; wiewohl einige engliſche Schriftſteller eine andere Veranlaſſung vorgeben, und erzählen, Heinrich ſey einsmal eben im Bade geweſen, als zwo Wittwen ihn aufgeſucht und um Hülfe angeflehet hätten: ein Ritter ſey zu ihm ins Bad gegangen, und habe ihm dieſes erzählt, und da ſey der König eiligſt aus dem Bade geſprungen, mit den Worten: Er müſſe das Geſchäfte, ſeinen Unterthanen Recht zu ſchaffen, dem Vergnügen des Bades vorziehen. Zum Andenken dieſer Begebenheit habe er hernach den Badorden erneuret und erhoben, oder, wie andere behaupten, zu erſt geſtiftet.

Wenn einige das Alter dieſes Ordens viel weiter, und wohl gar in die Zeiten der Sachſen, zurück ſetzen; ſo iſt wohl ein Mißverſtand Schuld daran, indem die Gewohnheit, ſich vor der Aufnahme in einen Ritterorden zu baden, lange vorher, ſowohl in England als in Frankreich, bey allen Rittern üblich geweſen ſeyn ſoll. In folgenden Zeiten iſt dieſe Gewohnheit — auch ſelbſt bey den Badrittern, ob ſie gleich vom Baden den Namen haben — abgekommen.

Die Ritter dieſes Ordens ſind zu allen Zeiten für vornehm gehalten worden: daher eine ſolenne Creation nur bey wichtigen Vorfällen, z. E. bey der Krönung des Königs, bey der Inauguration des Prinzen von Wallis, oder, des Herzogs von York u. d. gl. vorgenommen wurde.

Im J. 1725. hat der König Georg I. dieſen Orden wieder erneuret, und 36 Ritter creirt, ſolche in der

Digitized by Google

Abtey Westmünster mit großem Gepränge installirt, und den Herzog von Montague zum Großmeister ernennt.

Das Ordenszeichen ist eine goldene Medaille, worauf drey Kronen (um die drey Haupttugenden eines Christen anzudeuten) stehen, mit der Ueberschrift: Tria iuncta in vno. Das Band, woran es getragen wird, ist roth.

Badebotting, der Name ehemaliger großer Landgerichte im Stift **Bremen**. Es wurde dergleichen zu Stade, Montags nach Dionisii vor dem bischöflichen Pallast gehalten, nachdem es sechs Wochen zuvor war publicirt worden. s. auch Botting.

Badekammer oder Badstube, war bey dem Tempel zu Jerusalem ein besonderes Zimmer, in welchem sich der Hohepriester badete, wenn er es seiner Amtsverrichtungen wegen thun mußte. Das Wasser wurde aus dem Brunnen Etham in dieses Zimmer gezogen. Dieses Zimmer war über dem Zimmer, welches Happarvah genennt wurde, wo die Felle der geschlachteten Opferthiere gesalzen und die Schenkel und Eingeweide derselben zum Opfer zubereitet wurden. Die Talmudisten sagen, daß sich der Hohepriester in der obern Kammer nur einmal, ehe er den Dienst angefangen, in der untern aber viermal gebadet habe. s. Baden.

Baden, machte in dem äußern Gottesdienst der Juden einen großen Theil der Vorbereitungen, theils der gottesdienstlichen Verrichtungen selbsten aus. So oft der Hohepriester den Gottesdienst halten wollte, so mußte er sich baden. Es war deswegen in den Gebäuden bey dem Tempel eine besondere Kammer, die dazu bestimmt war, daß sich der Hohepriester in derselben baden sollte. Besonders mußte er am großen Versöhnungstage seinen ganzen Leib fünfmal, und die Füße und Hände zehenmal waschen; jenes wird von den Juden טְבִילוֹת dieses aber קִדּוּשִׁין genennt. Auch derjenige Priester, der nach 4 B. Mos. 19, 7. die rothe Kuh verbrennte, war unrein, und mußte sich baden, ehe er in das Lager der Israeliten zurückgieng. Die Talmudisten sagen, der Priester sey durch das Berühren aller Opferthiere, deren Blut man in das Heilige trug, unrein worden, und habe sich nach vollendetem Opfer allemal baden müssen. Allein man kann dagegen einwenden, daß, da die Sündopfer zur Versöhnung und Reinigung bestimmt waren, sie an und vor sich nicht verunreinigen konnten; wie konnte also der Hohepriester, wenn er seine Amtsverrichtungen nach göttlicher Verordnung that, sich dadurch verunreinigen? Die Erklärungen über den Grund, warum die Israelitischen Priester sich so oft reinigen und baden mußten, sind nicht von einerley Art. Einige Gottesgelehrte erklären es auf eine sinnbildliche und typische Art. Sie sagen auf der einen Seite, weil der Hohepriester des alten Testaments, als ein sündiger Mensch, auch bey der heiligen Handlung nicht ohne Sünde war, auf der andern aber, die Frucht und Würkung des einigen Sündopfers Christi dem Hohenpriester so wenig, als dem Volk zu statten kommen konnte, wenn man sich die Versöhnung Christi nicht in reinem Glauben zueignete, so habe Gott diese Wahrheit durch die vorbildliche Vorstellung angezeigt (siehe mehreres unter den Artikeln: Opfer und Reinigung.) Andere aber und unter diesen insonderheit Spencer, leitet das häufige Baden der Priester aus Egypten her. Sie berufen sich auf das Zeugniß einiger alten Schriftsteller. Chäremon z. E. sagt, daß sich die egyptischen Priester alle Tage dreymal, des Morgens, des Mittags, und des Abends am ganzen Leib im kalten Wasser gebadet hätten; Herodot sagt eben dieses. Allein, da Gott in der Einrichtung des jüdischen Gottesdienstes sein Volk nicht nur von andern heidnischen Völkern unterscheiden, sondern insonderheit alles vermeiden wollte, was nur im geringsten eine Begierde nach Egypten zurück zu kehren, erregen konnte; so ist höchst unwahrscheinlich, daß er einige Religionsgebräuche aus Egypten angenommen habe. Ausser den Priestern mußten sich auch die gemeinen Israeliten baden, so oft sie sich levitisch oder physisch verunreinigt hatten. Wer vom Aussatz gereinigt war, wer einen mit einem unreinen Fluß behafteten Mannes Lager anrührte, wer einen Todten begrub u. d. gl. mußte sich baden. In den folgenden Zeiten machten die Rabbinen zu den göttlichen Gesetzen noch verschiedene Zusätze. Nach dem göttlichen Gesetz 2 B. Mos. 20, 19. mußten die Priester, ehe sie in den Tempel giengen, Hände und Füße waschen, in der folgenden Zeit badeten sie sich am ganzen Leib. Von den Essenern sagt Josephus, daß sie sich alle Tage unter gewissen Umständen, zu einer gewissen Zeit des Tages gebadet hätten. Epiphanius gedenkt einer besondern Secte unter den Juden, die sich Sommer und Winter alle Tage, in kalten Wasser gebadet hätten, und die man deswegen Hemerobaptisten genennt hätte.

Auch heut zu Tage trift man unter den Juden das Baden als einen Religionsgebrauch an. Den Tag vor ihrem Neujahr geben sie, wenn es die Witterung leidet, in ein fließendes Wasser, oder in einen Teich, oder auch in besonders dazu eingerichtete Bäder. Da die zehen Tage vor dem neuen Jahr Vorbereitungs- und Bustage sind, so thun sie dieses besonders deswegen, damit sie, wie sie sagen, am neuen Jahrstage rein und sauber für den Gerichtsstuhl Gottes erscheinen mögen. Sie führen hievon noch eine besondere Ursache an. Sie sagen, daß besondere Engel in der Luft herumflögen, welche den reinen Menschen vorgesetzt wären; diese begäben sich herunter auf die untere Welt, und jagen alles unreine, welches von der Erde aufstiege, an sich; diese müßten alsdenn in dem feurigen Bach, den sie Dinor nennen, gereinigt werden, und diese Unreinigkeit von sich abwenden, ehe sie Gott loben dürften; müßten sich nun die Engel reinigen lassen, wie vielmehr müßten es die Menschen thun. Wenn sie nun im kalten Wasser stehen, so beten sie dabey ein gewisses Bekenntniß der Sünden, welches sie Viddui nennen. Dieses Gebet ist nach den zwey und zwanzig Buchstaben des hebräischen Alphabets abgefaßt. Bey einem jeden Wort schlagen sie an ihre Brust, tauchen alsdenn den ganzen Leib unter, und einer muß dem andern das Zeugniß geben, daß er sich recht untergetaucht habe.

Noch ein besonderes Bad ist bey den Juden üblich, das besonders die Weiber angeht, und das man insgemein das kalte Bad nennt. Dieses Bades müssen sich bedienen, erstlich alle Weiber, ehe sie nach ihrer monatlichen Zeit sich ihren Männern wieder nähern; zweytens die Kindbetterinnen, und drittens die Bräute vor der Copulation. Wenn in Ansehung der erstern die sieben unreinen Tage vorbey sind, so muß sie genau Achtung geben, ob sie völlig rein sey. Findet sie nun keine Zeichen der Unreinigkeit mehr an sich, so gehet sie in das sogenannte kalte Bad und badet sich. Der Ort, wo sie sich baden, wird insgemein Mikrah, d. i. מִקְרֵה הַמַּיִם Versammlung der Wasser, oder eine Tuch, genennt. Ein solches Wasserbehältniß muß zum wenigsten einer Elle lang und breit, und drey Ellen hoch seyn. Das Wasser in demselben darf kein geschöpftes, oder Regenwasser seyn, sondern entweder Quellwasser oder solches, welches von einem großen Teich seinen

Digitized by Google

Urſprung hat. An einigen Orten ſind bey mehreren Judenhäuſern ſolche Tucken anzutreffen, an einigen iſt ein gemeines Bad für die geſammte weibliche Judenſchaft des Orts. Hier in Frankfurt iſt es hinter der Synagoge in einem beſondern Haus; es iſt viereckigt, hat eine lebendige Waſſerquelle, die Treppen ſind von Stein, und gehen bis auf den Boden hinunter. Wenn ſich eine Frau baden will, ſo gehet ſie in dieſes Bad. Sie muß alleyeit ein Mädchen, welches zwölf Jahr und einen Tag alt iſt, als eine Zeugin bey ſich haben; kann ſie kein ſolches Mädchen haben, ſo muß ihr eigner Mann mitgehen und Zeuge ſeyn, daß ſie ſich recht getuckt habe; keiner Chriſtenfrau aber iſt es erlaubt, als Zeuge dabey zu ſeyn. Wenn ſie ſich badet, ſo muß ſie folgenden Segen ſprechen: gelobet ſeyſt du, Herr, unſer Gott, der du uns geheiliget haſt mit deinen Geboten, und haſt uns befohlen, zu baden. Wenn die Zeit des Badens auf einen Freytag Abends fällt, ſo darf ſie ſich nicht anders baden, als wenn der Mann dabey iſt. Fällt die Zeit auf einen Sabbath oder Feyertag, ſo muß es den Tag vorher geſchehen. Die Regeln, die eine Frau zu beobachten hat, ſind folgende: Sie muß ſich am ganzen Leibe baden, aber ohne Seife. Sie muß ſich genau durchſuchen, daß ſie nicht das geringſte am Leibe habe, weder einen Ring am Finger, noch Band in den Haaren, noch ein Pflaſter am Leibe, noch daß etwas in den Zähnen bleibe. Sie muß vorher die Nägel an Händen und Füßen abſchneiden, und ſich in Acht nehmen, daß nichts an ihr kleben bleibe. Sie muß ihre Haare genau auseinander kämmen, und wenn ſie ſich tuckt, ſo iſt gemeiniglich eine Frau dabey, welche Achtung geben muß, daß nicht ein einiges Haar von ihr über dem Waſſer bleibe, ſondern alles muß unter dem Waſſer ſeyn. Sie darf ſich auf keinen Ort ſtellen, der leimigt iſt, oder auf ein Brett, welches nicht recht an der Wand angeheftet iſt; ingleichen an keinen ſolchen Ort, wo man ſie ſehen kann. Sie darf ſich nicht mit aufgerichtetem Leibe tucken; ſie darf die Hände nicht zu ſehr an den Leib drücken, ſondern ſie muß ſich ſo in das Waſſer tauchen, als ob ſie einen Teig machen wollte. Die Augen darf ſie nicht zu weit aufmachen, auch nicht zu feſt zudrücken. Sie muß dieſes Baden geheim halten und niemanden etwas davon ſagen. Wenn ſie aus dem Bad nach Hauſe geht, und es begegnet ihr ein unreines Thier, ſo muß ſie wieder zurückkehren, und ſich noch einmal tucken. In dem Bad darf ſie niemand anrühren, noch ihr helfen. Im Winter dürfen ſie das kalte Waſſer durch Zulaſſung etwas warmen Waſſers abſchrecken. Nach dem Bad gehet die Frau in eine warme Badſtube, welche däneben ſteht, ertrocknet ſich, kleidet ſich an, und gehet alsdenn zu ihrem Mann. Auf die nemliche Art baden ſich die Kindbetterinnen, und Bräute. Letztere thun es, den Tag vor der Copulation. Sie werden von einigen Weibern mit klingendem Spiel in das Bad begleitet, und auch wieder herausgeführt, damit jedermann ſehen möge, daß ſie eine Braut ſey. Ja manchmal tanzen und ſpringen ſie vor ihr her, welches aber nicht von allen Juden gebilligt wird; ſo lang eine Weibsperſon ledig iſt, iſt ſie von dieſer Ceremonie befreyt; ſobald ſie aber heyrathet, darf ſich der Bräutigam nicht als Mann zu ihr halten, als bis ſie ſich auf die vorhin beſchriebene Art gereinigt hat.

Unter den morgenländiſchen Völkern treffen wir ihrer ſehr viele an, bey denen das Baden, entweder für ein Symbol, oder wohl gar für eine würkende Urſache der moraliſchen Reinigung angeſehen wird. So iſt bey den Hindoſtanern der Fluß Ganges in einem beſondern Anſehen, weil ſie glauben, wenn ſie ſich zu gewiſſen Zeiten darinnen wüſchten, daß ſie von ihren Sünden befreyet würden. Viele indianiſche Fürſten laſſen deswegen mit vielen Koſten Waſſer aus demſelben holen, um ſich von ihren Sünden damit zu reinigen. Die Japaneſer haben von einigen ihrer warmen Bäder eben dieſe Meynung. Die Mönche, die in der Nachbarſchaft ſolcher Quellen wohnen, geben ihnen beſondere Namen; ſie machen überdies dem gemeinen Volk weis, daß dieſe Bäder zur Reinigung für die Kauf- und Handwerksleute beſtimmt wären. Einer jeden Gattung weiſen ſie ihre beſondere Bäder an. Z. E. diejenigen Bäder, die einen faulen und ſtinkenden Bodenſaz haben, ſollen zur Reinigung derjenigen dienen, die ſchlechten Brandewein brennen; diejenigen, die vielen Schaum von ſich werfen, ſind zur Reinigung der Sünden der ſchlechten Paſtetenbecker; diejenigen, die mit einem Geräuſch aus der Erde heraus quellen, ſind gut für die Zänker, und unruhigen Leute. Bey den Morgenländern hat aber nicht allein der Aberglaube einen großen Einfluß auf den häufigen Gebrauch der Bäder, ſondern auch der mediciniſche Nutzen, und das Vergnügen, welches gar oft in übertriebene Wolluſt ausartet. Man hat faſt in allen großen Städten in Orient gewölbte Gebäude, die zum Baden gebraucht werden. Wenn man hineinkommt; ſo legt man ſeine Kleider ab. Hierauf kommt der Badediener, und legt denjenigen, der baden will, auf eine Tafel, beſprengt ihn mit warmen Waſſer, reibt ihn am ganzen Leib, und zieht ihm alle Glieder auseinander. Er legt ihn hierauf auf den Bauch, ſetzt ihm die Knie in die Seite, paſt ihn bey den Schultern an, und reißt ihn dermaſſen herum, daß ihm das Rückgrad krachen möchte. Hierauf wird der Badende gerieben, bis ihm der Schweiß ausbricht. Und dieſes bekommt ihm ſehr wohl.

Baden, (juriſtiſch). Das canoniſche Recht verbietet ſehr ernſtlich, daß Manns- und Weibsperſonen zuſammen baden. Juſtinian verordnet, eine Frau, welche mit einem fremden Manne bade, ſoll das Eingebrachte, ein Mann der mit einer fremden Frau ins Bad gehe, die Donation propter Nuptias verliehren. Heutzutage wird man dieſe Handlung als eine ſtarke Anzeige des Ehebruchs anſehen.

Baden der Bienen. Man taucht die Bienen, um mit ihnen des Stechens halber beſſer umgehen zu können, wie man will, mit ſammt dem Korb ins Waſſer, läßt ſie etliche Minuten unter ſolchem; dieſes wird ihnen nichts ſchaden, ſetzt ſie in Unverwögenheit zu ſtechen, und giebt alſo dem Bienenvater, bis ſie ſich wieder erholen, Gelegenheit und Raum, mit ihnen in dieſen Abſichten zu thun, was er will.

Baden des Rades. (Maſchinenbau) Man ſagt bey den Waſſerrädern das Rad badet, wenn das Waſſer unter und hinter demſelben ſo hoch ſtehet, daß es die Schaufeln deſſelben erreichet. Es wird ein Waſſerrad durch das Baden deſſelben in dem Waſſer, welches man das Hinterwaſſer nennt, in ſeiner Bewegung nicht wenig gehindert. Das Baden der Räder kann verhindert werden, wenn man erſtlich das Gerinne des Rades gleich hinter demſelben erweitert, weil durch dieſe Ausbreitung des Waſſers die Standhöhe deſſelben ſich erniedriget, zweytens, wenn man das Rad ſtetig ſchäufelt, daß keine Schaufeln fehlen, drittens, wenn man zwiſchen den Schaufeln und den Seiten auch Boden des Gerinnes nicht zu viel Spielraum läſſet, wodurch viele Kraft des Waſſers nicht nur verlohren gehet, ſondern auch das Hinterwaſſer vermehrt wird, viertens, wenn man gleich hinter dem Rad das Gerinne um ei-

Digitized by Google

nen Fuß auch 15 Zoll fallen läßt, damit das Waſſer deſto ſchneller abfließe. Fünftens, wenn man dem Hinterwaſſer ſoviel Gefälle läßt, als zu Fortfließung des Waſſers nöthig iſt, welches gemeiniglich unter 4 Zoll auf 100 Fuß Länge nicht genommen wird.

Badener, *curculio badenſis*. ſ. Küſſelkäfer (Badiſcher)

Bader, heißt derjenige, welcher die Erlaubniß hat, eine öffentliche Badſtube für andere um Geld zu halten, und von Baden und Schröpfen Profeſſion zu machen. Zu dieſer Profeſſion gehören bequeme Zimmer, ein eingemauerter Keſſel zum Waſſer wärmen, zwey Behältniſſe, eines zum warmen, das andere zum kalten Waſſer, aus welchen beydes durch Röhren, die mit Hähnen oder Kranen verſehen ſind, nach Belieben in die Badewanne geleitet werden kann.

Ferner bedarf der Bader in verſchiedenen Zimmern Badewannen, wie auch wohlverwahrte Kleiderkammern, die deswegen Badſtuben genannt werden, weil man ihnen durch Stroßfeuer den Grad der Wärme giebt, welchen ſie eigentlich haben müſſen. Dieſe Stuben ſollen neben den Zimmern ſeyn, wo die Badewannen ſtehen, damit man gleich aus dem einen ins andere kommen könne. Auch bedarf man in den Badſtuben Betten, Schlafröcke, Mützen, Badehemden, und überhaupt alles zum Baden nöthige feinere Geräthe. Pantoffeln mit höltzernen Sohlen und Abſätzen, inwendig mit Barchent gefüttert, ſind nicht weniger nöthig, damit der Badende auf ſelbigen aus dem Badezimmer in die Badſtube gehen könne. Endlich bedienet ſich der Bader auch der Handſchuh, wenn er Salben anwenden will, ferner der Schwämme, auch feinewanden, oder Barchent-Handſchuh zum Reiben, nichtweniger braucht er eine Bedeckung von feinewand oder wollenen Tuch, welche ſo gemacht iſt, daß ſie ſowohl die obere Oeffnung der Badewanne, als auch dieſelbe rund umher bedecket.

Als in Deutſchland das Baden noch häufiger im Gebrauch war; wurden die Bader von den Barbieren und Feldſcheren ſehr unterſchieden; jene durften außer ihrer Badſtube keine Bärte ſcheren, und überhaupt keine chirurgiſche Geſchäfte unternehmen. Daher entſtanden auch zwiſchen ihren verſchiedenen Innungen oft Proceſſe. Heutzutage ſind Bader und Barbirer wenig unterſchieden. Beyden ſind chirurgiſche Geſchäfte zu unternehmen erlaubt, wenn ſie ſich zuvor der in den Medicinalordnungen eines jeden Landes beſtimmten Prüfung unterworfen haben. Ehedem hieng auch den Badern ein gewiſſer geringer Grad von Sprödigkeit (*leviſ notae macula*) an, der wenigſtens ſoviel würkte, daß man gegen die Glaubwürdigkeit ihrer Zeugniſſe vor Gericht Einwendungen machte, und die Kinder derſelben in anderen Handwerkern nicht aufnehmen wollte. Einige deutſche Rechtsgelehrte haben die Urſach hievon in den verſchiedentlich ergangenen Verordnungen des päbſtlichen und canoniſchen Rechtes finden wollen, daß die Geiſtlichen ſich mit keiner Wundarzneykunſt abgeben ſollten, wodurch denn dieſe und alle damit verwandte Beſchäftigungen wären verächtlich worden. Allein dieſer Grund verdient wenig Glauben, wenn man ſich in jene Zeiten verſetzt, und bedenkt, daß nie den Wundärzten, ſondern allein den Badern dergleichen Ehrloſigkeit anhieng; und daß letztere dieſe Verachtung mit Leinwebern, Schäfern, Müllern, Zöllnern, Pfeifern, Trommetern u. ſ. w. gemein gehabt haben. Denn man findet dieſe Geſellſchaft in alten Geburtsbriefen gewöhnlich bey einander. Die Urſach dieſer üblen Meynung von ihnen, muß alſo wohl in einigen Mißbräuchen liegen, welche mit dergleichen Handthierungen gemeiniglich verknüpft zu ſeyn pflegten, und die ſie ehedem nach der Meynung ihrer Zeitgenoſſen verächtlich machten. Um von Badern nur einen Punct anzuführen, ſo finden ſich in den deutſchen Landsordnungen und Stadtgeſetzen voriger Zeiten, verſchiedentliche Vorſchriften, daß die Obrigkeit jedes Orts, auf die Verhütung liederlicher Ausſchweifungen in den Badſtuben, ein wachſames Auge haben, und darauf ſehen ſoll, daß ſich beyde Geſchlechter die Badſtuben von einander abgeſondert blieben. Wenn alſo die Dienſtfertigkeit der Bader ſolche Verordnungen nothwendig machen konnte: ſo darf man ſich nicht darüber wundern, daß man ſie insgemein als ehrloſe Kupler anſahe. Indeſſen haben doch ſchon auch ältere deutſche Geſetzgeber es für ſehr unbillig gehalten, daß dergleichen ehrloſe Gefälligkeit einiger, allen zur Schande gereichen ſollte. Kayſer Wenzel war der erſte der ſich ihrer annahm, und ſie in einer 1406. gegebenen Verordnung nicht nur andern Handwerkern gleich ſetzte, ſondern ihnen auch das Recht ertheilte, zu ihrem Innungs-Wappen eine blanfarbige, knotenveſte gebundene Binde, in deren Mitte ein grüner Papagey ſteht, im goldenen Schilde zu führen. Vielleicht war die dankbare Erinnerung an die treuen Dienſte, welche die Badenagd Suſſgen ihm erwieſen hatte, ein Bewegungsgrund zu dieſer Verordnung; die Reichs-Policeyordnungen von 1548. und 1577. enthalten ebenfalls Geſetze für die Ehrlichkeit der Bader. Und dieſe ſind in vielen Landesgeſetzen wiederholt worden.

Bader Würfel, in der Schweizeriſchen Landvogtey Baden, in der Nähe der Stadt Baden, hauptſächlich in dem Graben bey dem alten Schloſſe und denen umher liegenden Wieſen, desgleichen zu Zurzach, wie auch in und um Zurich findet man unter der Erde kleine meiſtentheils weißgelbe Würfel, die meiſtens 2 Pariſer Linien auch zuweilen größer, nemlich 3, 4 ja 5 Pariſer Linien lang, breit und hoch ſind, und auf welcher die gewöhnlichen Grübgen oder Augen in der gewöhnlichen Stellung, d. h. ſo eingegraben ſind, daß 1 und 6, 2 und 5, 3 und 4 einander gegen über, das einzele Auge jedesmal in der Mitte der darreckigten Fläche, 2 und 3 nach der Diagonallinie derſelben, von fünfen diese in den Ecken und das fünfte in der Mitte ſtehet. Nachdem man ſie in thonichter, ſandichter u. ſ. w. Erde findet, nachdem ſind ſie feſte und wohl behalten, oder auch zerbrechlich und zu beſchaffen, daß ſie zwiſchen den Fingern zerrieben werden können. In der Naturlehre Unterſuchung haben ſie vor Spiele der Natur halten, und die Möglichkeit durch das Steinſalz und den cubiformen Marcaſit beweiſen wollen. Allein zu geſchweigen, daß die Spiele der Natur, ſeitdem man ſich in der Phyſik mit Vorſpielen nicht mehr abkertzigen läßt, alle Achtung verlohren; zu geſchweigen, daß die Regelmäßigkeit der eingegrabenen Augen, keiner blindlings würkenden Kraft zugeſchrieben werden kann; zu geſchweigen, daß man dieſe Würfel nicht in nie aufgebrochener Erde, wie ſonſt verſteinerte Dinge, ſondern in ehedem umgegrabener bey Münzen, Bracteaten und andern dergleichen Dingen findet: ſo verräth ihr Geruch, wenn ſie in Feuer gehalten werden, ihre thieriſche Natur, und wenn man ſie in ſehr dünne, beynahe durchſichtige Scheiben zerſchneidet, ſo ſiehet man die Textur der Knochen deutlich an ihnen und kann wohl erkennen, daß ſie aus Knochen und nicht aus Elfenbein gemacht ſind. Wie, und zu welcher Zeit ſie in ſo beträchtlicher Menge dahin gekommen, iſt eine Frage, von deren Entſcheidung nicht viel

Digitized by Google

abhängen möchte. Betrüger haben auch dergleichen nachgemacht und in allerley Muttern eingesetzt, um ihnen ein desto natürlicheres Ansehen zu geben, die Käufer desto sicherer zu machen, und desto mehr dafür fordern zu können.

Badian, ſ. Sternanis.

Badiat al Ginn, d. i. die Wüsten der Hexen oder Dämonen. Die alten Ueberlieferungen der morgenländischen Völker, welche man ihre Fabelgeschichte nennen kann, melden, daß Gott die Regierung der Welt den Genii entzogen, und dem Adam und dessen Nachkommen gegeben habe; und daß die ersteren Geschöpfe, so sich unwürdig gemachet, solche zu bedölkern, in die angeführten Wüsten beschlossen worden wären, welche die Perser noch jetzt Ginnistan oder das Land der Geniorum, und Badiah Goldar, die Wüste der Ungeheuer, nennen, und welche ihre Romanen ganz auf die Abendseite von Africa setzen.

Badigeon, iſt ein von Gyps, zermalmten Steinen und Wasser componierter Mörtel, dessen sich die Bild- und Steinhauer bedienen, dasjenige, was an ihren Arbeiten zerbrochen iſt, zu flicken und andere Mängel derſelben dadurch zu bedecken.

Badiſchſchwamm, ſ. Meerſchwamm.

Badkraut, *Lagoſtecum* L. ſ. Liebſtöckel.

Bad Meſſih, will ſo viel ſagen, als der Odem des Meſſias. So nennen die Perſer die Macht Jeſu Chriſti Wunder zu thun; denn ſie ſagen, daß er mit ſeinem Odem nicht blos die Todten wieder aufzuerwecken, ſondern auch die unbeſeelten Dinge lebendig gemacht habe. Sie haben in ihrer Sprache ein Buch von der Kindheit Jeſu, welches auch in der erſten Kirche bekannt geweſen iſt, worinnen vorgegeben wird, daß Chriſtus irdene Vögel gebildet, und durch ſeinen Odem zum fliegen geſchickt gemacht habe. Die Bewohner der Morgenländer, und inſonderheit die Muſelmänner, ſagen von einem geſchickten Arzte, er hat den Odem des Meſſias; wodurch ſie ſeine Fähigkeit, Todte aufzuwecken, anzeigen wollen.

Badſchnecke, (Conchyl.). *Turbo thermalis.* Linn. gen. 227. ſp. 629. Müller Naturſyſt. VI. Th. S. 551. *Oryzmat. hiſtor. nat. tom. VII. p.* 608. eine ganz kleine Flußconchylie von der Größe des Kohlſaamens, die in den ſüßen Waſſern bey den Bädern um Piſa, gefunden wird. Sie iſt länglich, aber ſtumpf, und hat einen kleinen Nabel, und beſteht aus vier bis fünf runden und glatten Windungen. Ihre Farbe iſt ganz weiß, und man braucht ein bewaffnetes Auge, wenn man ſie ganz betrachten will. Im Müller iſt zweymal durch einen Druckfehler Bandſchnecke für Badſchnecke geſetzt.

Badſchwamm, gebrannter, *Spongia uſta*, (Pharmacie) ſind nichts anders, als gemeine Badſchwämme die in einem irrdenen etwas zugedeckten Gefäße zu Aſche gebrannt ſind; dieſe iſt vermuthlich von dem ihr beywohnenden mineraliſchen Laugenſalze etwas ſcharf, und ſchon von Arnold, von Villeneuve, und noch neuerlich von Haen entweder blos mit Zucker, oder noch mit andern Körpern verſetzt, bis zu einem Quintchen auf einmal genommen, als ein vorzügliches Kropfmittel angerühmt worden.

Badſtube, (Baukunſt) heißt ein Ort, in welchem man zu baden, ſchröpfen und zu ſchwitzen pflegt. Unſere Badſtuben haben nicht den Schatten mehr von den Bädern der Alten. Sie werden theils in publiquen, theils in privat Badhäuſern angelegt. Bey ihrer Anlage wird geſehen, 1) auf genugſamen Raum, daß nicht nur viele Perſonen ſich zugleich in ſolchen aufhalten können, ſondern daß auch ſolche einander nicht ſehen können. Es iſt dahero ſolche durch Zwiſchenwände in lauter kleine Zellen zu theilen. Jede derſelben ſoll nicht unter 8 Fuß breit, und 12 Fuß lang ſeyn. In jede Zelle kommt eine große Badgelten, und eine Bank zum Aus- und Ankleiden. 2) Auf die Waſſerleitung, welche in jede Zelle warm und kaltes Waſſer liefert, daß es von dem Badgaſt nach Belieben in die Gelten gelaſſen werden kann. 3) Auf die Waſſerkuchen, (ſ. Waſſerkuchen) in welcher das kalte Waſſer aus einem Brunnen in die Waſſerleitung geleitet, und ein Theil davon in einem großen kupfernen Keſſel durch das Feuer warm gemacht wird. 4) Auf eine Schröpfſtuben, welche mit zwey Oefen verſehen, und in die Länge gebaut ſeyn muß. (ſ. Schröpfſtuben). Es pflegen auch Privatperſonen ihre Waſchhäuſer hinter ihren Gebäuden in dem Sommer zu Badſtuben zu gebrauchen.

Badſtube, (ſittlich) heißt erſtlich das Zimmer, worinn gebadet wird; und zweytens die auf einem Hauſe haftende Gerechtigkeit, jedermann öffentlich zum Baden, Schröpfen und Schwitzen für Geld bey ſich aufzunehmen. In dieſem letzteren Sinn pflegen an jedem Orte eine beſtimmte Anzahl Badſtuben zu ſeyn, deren Beſitzer ehedem eine beſondere Innung ausmachten. (ſ. Bader) Das Recht Privatbäder und Badſtuben anzulegen, hat jedermann; nur darf man ſolches nicht zum Schaden der Nachbarn gebrauchen.

Baducca, eine Malabariſche Benennung, und der linneiſche Trivialname einer Kappengattung. ſ. Kappern.

Badwannen auf Wachsblöcken, ſind Gefäße ovalet oder viereckiger Geſtalt, ohngefähr ſo wie man ſie in den Bädern gebraucht. Einige ſind von Stein, andere von Holz mit eiſernen Reifen, noch andere ſind mit Bley ausgefüttert. Gemeiniglich gehet um den obern Theil dergleichen Badewannen ein eiſerner Reif, ſo wie ſie auch an verſchiedenen Orten die Höhe oder Krahnen haben. Der eine dienet friſch Waſſer zu geben, wenn das in der Wanne befindliche durch das zuſchmolzene Wachs erwärmt worden; der andere iſt beſtimmt das erwärmte Waſſer abzuziehen, und der dritte gang unten angebrachte Krahn, dienet die Wanne leer zu machen.

Bady. Ein griechiſches Wort, welches nach dem Dialecte der Laconier, Cretenſer und anderer griechiſchen Provinzen, für ſüß, oder dem gewohnlichſten, wie angenehm, bey folgender Gelegenheit gebräuchlich wurde. Als Lyca faſt alle junge Mannſchaft im Kriege verlohren hatte; ſo ſiehrten die eleiſchen Weiber die Minerva an, daß ſie gleich von der erſten Beywohnung ihrer Männer ſchwanger werden mögten. Ihr Gebet wurde erhöret, und deswegen der Minerva unter dem Namen der Mutter ein Tempel erbauet. Wegen des Vergnügens, das Männer und Weiber in dieſer ſo thätigen Beywohnung empfanden, nannten ſie den Ort derſelben in ihrer Landesſprache Bady, und den Fluß, der daſelbſt vorbey fließt, das Waſſer Bady.

Bäcker. Man hat Brod- Zucker- Pfefferkuchen- Oblaten- Pretzelbäcker. Wir richten hiernächſt unſer Augenmerk blos auf den Brodbäcker, als welcher aus gemahlenem Getraide, und zwar vorzüglich aus Weizen, Spelz, Roggen, Gerſte, Hirſe, Caſtanien, Welſch- oder Türkiſch Korn, ein mehr oder minder vollkommenes Brod bereitet.

Weizen und Spelz, ſo gutes Brod liefern ſollen, müſſen rund, gelb, völlig und ſchwer; folglich nicht brand-

Digitized by Google

dig, nicht schwarzspitzig, nicht lange auf dem Felde beregnet oder wohl gar ausgewachsen gewesen seyn. Auch der ausgewachsene Roggen und Gerste geben kein gut Brod. Der wilde Knoblauch, so unter dem Roggen zu wachsen pflegt, schadet zwar dem Brode nichts, theilt ihm aber einen besondern Geschmack mit. Rade, ein schwarzer Saame, der oft häufig unter dem Korne wächst, giebt bläuliches Mehl; in den Brandweinbrennereyen ist er jedoch so gut als reines Korn zu brauchen. Treiße, eine andere Art von Unkraut, enthält gar kein Mehl. Castanien und Welschkorn liefern ein schweres nicht wohl zu verdauendes Brod, welches sich auch von dem Mehle, so aus Tartuffeln oder Erdäpfel bereitet wird, behaupten läßt. Alle diese Brodarten pflegen daher nur in Ermangelung von Getraide von dem arbeitenden Theil des Menschengeschlechts genossen zu werden.

Altes Mehl, vorzüglich aber das Weitzenmehl, ziehet die Feuchtigkeit der Luft an sich, und muß daher oft, zumalen im Sommer, umgesiochen werden. Alt Mehl giebt besser Brod als neues.

Die Operation des Brodbackens selbst geschiehet in Städten von besondern zunftmäßigen Handwerksleuten. Auf dem Lande bäckt jeder Einwohner sein Brod.

Der Backofen oder die Maschine, worinn das Brod gebacken wird, soll ein verhältnißmäßiges Fundament haben, worüber ein flaches Gewölbe von halbgebrannten, besonders zugerichteten und keilförmig geformten Ziegelsteinen und gutem Lehmen aufgeführt ist; jedoch gilt dieses nur von Provinzen, in welchen man die sogenannte Backofensteine nicht kennt, oder nicht bekommen kann. Der Backofensteim ist ein weicher, am Rhein und der Mosel, vielleicht auch an mehreren Orten befindlicher Sandstein, der in dünne Platten gesäget, der ganze Ofen, sowohl Heerd, als Wände und Gewölbe daraus construirt und zusammengefüttet werden, da sie dann von langer Dauer sind.

Indeß mögen die Oefen aus dieser oder einer andern Materie aufgeführt werden, so muß doch die größte Weite des Gewölbes vom Heerd nicht über 16 Zoll seyn. Die inwendige Länge pflegt 10 bis 12 Schuh, die Breite 7 bis 8 Schuh zu seyn. Das Mundloch, die Luft- und Leuchtröhren, so in dergleichen Ofen nöthig, sind nebst den Werkzeugen des Bäckers allgemein bekannte Sachen, ich will also zur Operation des Backens schreiten.

Weitzen-, Spelz-, Roggen- und Wintergerstenmehl sind die Hauptingredienzien des weißen und schwarzen Brodes, wozu dann Wasser, Salz, Hefen und Sauerteig hinzukommen.

Die allgemeinen Handgriffe beym Brodbacken bestehen im Einsäuern, im Kneten und Auswürken des Teiges, im Backen. Zum Einsäuern bedienet man sich gemeiniglich des Sauerteigs, das ist, ein Stück vom vorigen Backen zurückbehaltenen und in sich selbst fermentirten Teig, in dessen Ermangelung auch andere Dinge, z. E. Honig in Mehl eingerührt und sauer werden lassen, oder Potasche, oder eine Lauge von Hühnerkoth die Stelle vertreten und den Teig aufschwellen, oder, nach dem gewöhnlichern Ausdruck, ihn aufgehen machen. Zum Weitzen oder weißen Brod, welches in den verschiedenen Provinzen auch verschiedene Namen hat, nimmt man anstatt des Sauerteigs gemeiniglich Bierhefen, oder, wo selbige nicht frisch zu haben, kann Eyerweiß mit Zucker und Mehl ähnliche Dienste leisten; so wie man auch statt des Wassers, des Ferments und anderer Flüßigkeiten, das Weitzenmehl mit den innern wässerichten und faserichten Theilen des Kürbisses vermischen kann, als welche nicht allein hinlängliche Feuchtigkeit, sondern auch Ferment (Gährungsemittel), nichtweniger ein gar schmackhaftes und leichtes Brod geben.

Wenn ein oder das andere Gährungsmittel den Teig aufgehen machen, und er wieder zu fallen beginnt, wird warmes, keineswegs aber heißes oder gekochtes, Wasser und Mehl, beydes in verhältnißmäßiger Menge, zugesetzt, und der Teig mit den Händen, an manchen Orten mit den Füßen gearbeitet oder geknetet.

Ist der Brodteig, er sey von Roggen oder von Weitzen, gehörig aufgegangen und geknetet: so wird er ausgewürket, und nach der Brodtaxe in Klumpen von Pfunden und Lothen abgewogen; da aber beym Backen wässerichte Feuchtigkeiten verfliegen, mithin einen Abgang am Gewichte verursachen: so pflegt man auf jedes Pfund in Rockenbrod 5 Loth und in Weitzenbrod 4 Loth Uebergewichte zu geben. Endlich wird dem Brode mit den Händen die verlangte Form gegeben, es auf Bretter gesetzt und mit kaltem Wasser bestrichen, um ihm einen gewissen Glanz zu verschaffen.

Hat der Ofen die erforderliche Hitze, und ist rein ausgekehrt: so wird der Brodteig oder die geformten Brode auf hölzernen Schiebebretern, die an derjenigen Stangen befestiget sind, in den Ofen geschoben, auch das Brod, wenn es vom Heerd losgebacken, auf andere Stellen gerückt, und endlich nochmals mit Wasser bestrichen.

Während des Backen muß der Bäcker die Hitze zu regieren, folglich die Luftlöcher zu rechter Zeit zu verschließen und aufzumachen verstehen, weil davon die Farbe, so das Brod erhalten soll, abhängt.

In Westphalen wird eine Art Brod gebacken, die man Pumpernickel nennt, der an manchen Orten sehr beliebt ist, und in der Gegend von Paderborn am besten gemacht wird. Diese Brodart wird aus doppeltgeschrotenem Roggen bereitet. Man läßt den Teig das doppelte der sonst gewöhnlichen Zeit säuern, arbeitet ihn sodann mit wohlgewaschnen Füßen zu einem recht derben Teige, formirt daraus sehr große länglichte Brode, schiebt selbige in den Ofen, läßt sie 15 und mehrere Stunden in dem wohlverschmierten oder festzugemachten Ofen stehen, worinn die Rinde eine außergewöhnliche Dicke erhält. Dieser Pumpernickel riecht kräftig, und giebt dem daran gewöhnten Magen eine starke Nahrung. Man muß aber das in den Niederlanden und Westphalen gewöhnliche schwarze Brod, so auf die gemeine Art bereitet wird, nicht mit dem wahren Pumpernickel verwechseln.

Bäckerey, Boulangerie, wird ein Bachaus bey Höfen oder in Festungen genennt, in welchem das Brod vor den Hofstaat, oder auch das Commißbrod gebacken wird.

Bäckie, (Baeckea Linn.). Dieses Pflanzengeschlecht hat den Namen dem schwedischen Leibarzt D. Bäck zu Ehren erhalten. Es gehört in die erste Ordnung der achten Classe (Octandria monogynia) des Hrn. v. Linne, welcher es auf folgende Art beschreibt. Der Kelch besteht aus einer einblättrichten trichterförmigen fünfzähnigen fortdauernden Blumendecke. Die Krone hat fünf rundliche ausgebreitete am Kelche festsitzende Kronblätter. Von den acht Staubfäden haben sechse gleiche Größe, die beyden übrigen aber sind sehr kurz und umgebogen. Die Staubbeutel sind fast eyrund und klein. Der Stempel hat einen rundlichen Fruchtkeim, einen fadenförmigen Griffel, der kürzer ist als die Krone, und eine kopfförmige Narbe. Auf die Blüthe folgt ein kugelförmiges, gekröntes vierfächeriges, vierklappiges Saamengehäuse, welches einige rundliche an einer Seite

Digitized by Google

eckige Saamenkörner enthält. Man kennet nur eine einzige Gattung dieses Geschlechts, nemlich

Die staudenartige Bäckie, (*Baeckea frutescens*, Linn. Osbeck. St. 231. tab. 1. *) Sie ist eine immerwährende Pflanze, ohngefähr einen halben Schuh hoch, und hat das Ansehen der Stabwurz. Ihre Aeste sind kurz, gegen einander überstehend und einfach. Die Blätter stehen ebenfalls gegen einander über und sind bandförmig, spitz, glatt und ganz unverletzt. Die Blumen sitzen einzeln in den Blattwinkeln auf nackten Blumenstielen, welche so lang sind, als die Blumen selbst, aber weit kürzer als die Blätter. China ist das Vaterland dieser Pflanze, woselbst sie unter dem Namen Tjongina bekannt ist. Sie verdiente hier zu Lande gezogen zu werden, da die Zweige davon ein bewährtes Mittel seyn sollen, die Motten aus Kleidern zu vertreiben.

Bähen, *fomentare*, heißt eine Bähung an einen gewissen widernatürlich harten Theil des Körpers anbringen, s. Bähung.

Bäher, *Ichneumon fomentator*. Diese Schlupfwespe gehöret zu den Gattungen, welche ein mit dem Brustschild gleichfarbiges Schildgen und schwarze borstenförmige Fühlhörner haben. Sie ist schwarz, und hat ohngefähr die Größe einer Laus. Die Fühlhörner sind kürzer als der Körper. Der Hinterleib ist keulförmig, sichelkrumm, und dessen dritter und vierter Ring an der Wurzel gelb. Das Maul ist etwas wollig, und die Füße ziegelfarbig. Sie gehört unter die schwedische Insecten welche Linne in seinem Natursystem beschreibt.

Bähung, ein warmer Umschlag, fomentatio, von fovere, warm halten, nennt man eine bald nasse, bald trockene Arzeney, die man äusserlich an einem gemeiniglich harten oder geschwollenen, oder blos schmerzhaften Theile warm anbringt. Die nasse Bähung bestehet entweder in einem aus einigen Ingredientien bereiteten warmen Decocte, oder aus warmgemachten Wein, Milch, Eßig, Brandwein ꝛc. Man appliciret sie, indem man entweder Schwämme, oder Filz, oder flanellene Tücher in die angeführte Feuchtigkeit eintaucht und, sie wieder ausdrückt, oder Blasen halb mit denselben anfüllt. Eine Art von nasser Bähung ist es auch, wenn man trockne Ingredientien in ein Säckchen einnäht, sie alsdenn in einer von den benannten Feuchtigkeiten kocht, ausdrückt und so warm überlegt. In Säckchen eingenähete und warm aufgelegte trockne Arzneyen, als allerley starkreichende Wurzeln, Kräuter, Blumen ꝛc. desgleichen Weizenmehl, Habermehl ꝛc. machen den trocknen Umschlag aus. Wenn man Blätter auflegt, die man auf dem Ofen, oder dem Heerde, oder auf warmer Asche hat trocken werden lassen, so hat man ebenfalls einen trocknen Umschlag. Hieher gehören die aus Hollunderblätter, Attichblätter ꝛc. bestehende Umschläge. In einigen Krankheiten erfordert der Gebrauch der Bähungen die äusserste Vorsicht, z. E. bey podagrischen Geschwulsten, und bey starken Entzündungen.

Wo man die Absicht hat, Schmerzen zu stillen oder zu erweichen, werden die trockene Mittel, welche diese Absicht erreichen sollen, mit Wasser oder auch mit Milch gekocht; hat man aber die Absicht, zu zertheilen oder zu stärken: so kocht man sie lieber mit Eßig oder mit Wein, und gießt auch wohl, wenn der Absud vom Feuer kömmt, etwas Brandwein u. dgl. darein; in diesen Absud taucht man alsdann Tücher, und schlägt sie noch ganz naß und warm um den leidenden Theil. Ist der erste Umschlag kalt, so taucht man ein zweytes Tuch in den noch warm erhaltenen Absud: und so fährt man fort, bis die Absicht der Bähung erreicht ist. Die Londner Aerzte haben in ihren Apothekerbüchern noch öffentliche Vorschriften zu solchen Bähungen.

Bälge, Blasbälge, werden sowohl auf Hütten und Hämmern, als in den Werkstätten mancher Professionisten, z. E. der Grobschmidte, der Schlosser u. s. w. gefunden. Jene bestehen meistens aus blosem Holze; diese meistens aus Holz und Leder. Die höltzernen bestehen aus zween, wie eine Schachtel und ihr Deckel, in einanderpassenden bretternen viereckichten Kasten, die sich vornenher, wo das Windrohr eingesetzt ist, zuspitzen. Der untere Kasten, dessen Boden horizontal zu liegen pflegt, stehet fest. Der obere oder der Deckel ist gegen das Windrohr zu abhängig, und lässet sich um einen nahe bey dem Windrohre befindlichen eisernen Stab drehen, und dadurch auf und ab bewegen. Im Boden des unteren Kastens ist ein Loch, über welchem sich eine lederne Klappe befindet, durch welche die Luft, wenn der Deckel aufgehoben wird, hineindringet, aber nicht wieder herausfann. Oben im Deckel ist gleichfalls ein Loch, das man mehr und weniger verschließen kann, nachdem der Blasebalg heftiger oder weniger heftig blasen soll. Damit nicht, wenn der Deckel heruntergedrückt wird, die meiste Luft zwischen ihm und dem Unterheile herausfahre, ist um den Unterheil ein Leder herumgenagelt, und gleichfalls auch an den Rand des Deckels befestiget. Dergleichen Bälge pflegen zwey neben einander zu liegen, davon immer der eine zu der Zeit Luft schöpfet, da der andere bläset, und machen ein doppeltes Gebläse mit einander aus. Sie werden durch ein Wasserrad in Bewegung gesetzt, und zwar folgendergestalt: Unter jedem Balge und dessen Länge nach hängt eine horizontale Stange mit dem einen Ende vermittelst eines Gewerbes an der Mauer des Heerdes, worein der Balg bläset, mit dem andern Ende aber an einer Kette, die von einem am hintern Rande des Deckels befestigten Arme herunterkommt. Hinter und über den beyden Bälgen ist eine horizontale Querstange angebracht, die sich um ihren Mittelpunct hinauf und hinunter bewegen lässet, so daß, wenn das eine Ende sinket, das andere dagegen steiget. Von dem einen Ende dieser Querstange gehet eine Kette herunter an den kaum erwähnten Arm hinten am Rande des einen Deckels, und von dem andern Ende der Querstange gehet eben eine solche Kette herunter an den Arm des Deckels des andern Balges. Wenn daher die Stange unter dem einen Balge heruntergedruckt wird, so wird sowohl der Deckel desselben Balges als das über seinem Arm schwebende eine Ende der Querstange herunter, und folglich das andere Ende der Querstange und damit der Deckel des andern Balges hinaufbewegt. Das Wasserrad, das diese Bewegung hervorbringen soll, hat eine lange Welle, die hinter den Bälgen nahe an demjenigen Ende der unter denselben befindlichen Stangen vorbeystreichet, welches an der vom Arme des Deckels herunterkommenden Kette hänget. Die Welle hat gerade vor der einen und vor der andern Stange zwey einander gegenüber stehende Daumen, und die Daumen vor der einen Stange stehen rechtwinklicht gegen die Daumen vor der andern Stange. Gehet nun das Wasserrad herum, so drücket wechselsweise ein Daumen um den andern seine Stange herunter, und dadurch schöpft und bläset zugleich ein Balg um den andern.

Die Blasbälge der Schmidte und anderer im Feuer arbeitenden Professionisten bestehen aus einem Ober- und einem Unterbrett von einerley Gestalt und Größe. Auf beyden Seiten sind diese Breter gerade, hinten sind

Digitized by Google

sie breit und nach einem Bogen abgerundet, vorne aber schmal und gemeiniglich gerade abgestützt. Am obern Brette gehet hinten in der Mitte ein Zapfen heraus, der am unteren, worinn sich dagegen wiederum ein gegen innen sich öffnendes Ventil oder Klappe befindet, fehlet, und ein rundes Stück Holz, worinn die Windröhre steckt, ist vorn an dem untern Brette angenagelt, am obern aber mit Leder befestiget, damit das letztere sich auf und ab bewegen könne. Endlich ist ein in Falten gelegtes Lederstück ringsum an den Rändern beyder Bretter, und über dieses noch mitten an eine Rahme von ähnlicher Gestalt mit kleinen Nägeln angenagelt. Damit der Balg von demjenigen, der bey dem Feuer stehet, bewegt werden könne, stehet er hinten zwischen zweyen senkrechten Pfosten, von deren einem zum andern in einiger Höhe über dem Balge eine bewegliche runde Welle queer herüber gehet. Durch diese Welle ist eine Stange oder Pengel dergestalt gesteckt, daß das eine Ende von dem bey dem Feuer stehenden ergriffen werden kann, das andere Ende aber gerade über dem vorhergenannten Zapfen am Hinterbrette des Oberbrettes stehet, und von diesem Ende gehet eine Kette herunter bis an den Zapfen, an welchem überdieses ein schwerer Stein mit einem Seile angehängt ist. Drücket der Arbeiter das ihm nahe Ende des Pengels herunter, so gehet das andere Ende desselben in die Höhe und hebet das Oberbrett des Balges auf; lässet der Arbeiter nach, so wird es durch den Stein wieder heruntergedrückt. Bindet man an das Ende, das sonst mit der Hand ergriffen werden müßte, ein Seil, und hängt unten daran einen Steigbügel, worein man den Fuß setzen kann: so kann der Balg durch Treten beweget werden.

Die kleinen Handblasbälge, welche von Professionisten, die mit kleinern Arbeiten beschäftiget sind, desgleichen in der Küche gebraucht werden, sind wie die letztbeschriebenen, nur nach Maasgabe ihres Gebrauchs kleiner.

Bälge (in Bergwerken), sind die große Blasebälge von Holz und Leder, öfters auch ganz von Holz, die bey Schmelzhütten und Hammerwerken durch Wasser, Rad und Welle beweget und getrieben werden, wodurch die angefeuerte Kohlen in steter Hitze gehalten werden. Durch dergleichen Bälge lassen sich auch frische Wetter und Luft in die Gruben eines Bergwerks bringen. Eben so kann man auch den Minirern vor und in Bestungen damit zu Hülfe kommen, wenn es ihnen in ihren Gruben an Luft gebricht.

Bälge (der Orgel). Man braucht verschiedene Bälge. Die großen langsterfettigen Bälge pflegen 10 Schuh lang und 5 breit zu seyn. Man giebt ihnen von Kiefern- oder Eichenholz ein Ober- und Unterblatt, inwendig sind sie beledert und das weiße Schafleder fest angeleimt. Die Falten des Leders und alle Gelenke werden der Länge und Breite nach mit den Sehnen von Pferdefüßen verstärkt. Das Unterblatt des Balges wird an den Trägerbalken, worauf der Balg liegt, fest angenagelt. Das Oberblatt geht mit dem Leder auf und nieder, und wird mit Ziegelsteinen beschwert. Auf dem Oberblatte des Balges liegt der Länge nach ein 6 Zoll dickes Holz, dessen Ende vor dem Oberblatte hervorraget, unter diesem steht senkrecht ein anderes Holz, der Strecher genannt, und unter diesem liegt mit dem Balge selbst parallel, der Kalkantenclavis. Indem dieser niedergetretren wird, steigt der Strecher in die Höhe über sich, und stößt das Oberblatt des Balges in die Höhe. Oberwärts schöpft der Balg durch eine Klappe den Wind in sich. Jeder Balg hat sein besonderes Ventil. Das Balgengehäuse muß gegen Nässe, Sonne und Wind wohl verwahrt werden, damit die Bälge von der Witterung keinen Schaden leiden; sie müssen vollkommen den Wind halten und sich weit genug eröffnen, weil dadurch der Druck der Luft seine Kraft gewinnt, den Wind weit genug von sich zu stossen. Ihr Gang muß gleichförmig, langsam, ohne Erschütterung oder Poltern geschehen; sie müssen schnell Luft schöpfen und sie an keinen Ort seitwärts von sich geben, wozu eine gute Leimtränkung von innen viel beyträgt. Die Roßadern müssen eingebohrt, mit hölzernen Nägeln und Leim festgemacht werden, der Balg muß genau beledert seyn, ein proportionirlich Gewicht tragen, auch leicht niedergetreten werden können. Auch die Positive, so Orgeln im Kleinen mit wenigern Stimmen sind, haben Bälge. Diese erhalten etliche Falten, und werden mit der Hand oder an einem Riemen gezogen.

Bälgen-Ventil ist eine von den fünf Arten von Ventilen, die in den Orgeln angebracht werden; nemlich diejenige, durch welche der Wind in die Bälge eindringet, also welche die Luft schöpfet, die in die Windlade hineingeschaft werden soll.

Bälglein (botan.) *Gluma*, nennet man die Blumendecken bey den Gräsern. Es bestehet aus einem ausgehöhlten zugespitzten Blättchen. Zwey solcher Bälglein welche auf einander liegen, formiren den Kelch und enthalten die Fructificationstheile.

Bälgen-Atlas. Die schlechteste Gattung Ostindischen Atlasses wird mit diesem Namen beleget, und heißt auch sonst Satin.

Bändel. So nennet man an einigen Orten den an dem Kopfputze der Frauenzimmer aus ächten oder unächten Perlen in Form einer runden Masche Band zusammengesetzten Zierrath, der auf dem Haarteste getragen wird.

Bänder, so nennet man die Zierrathen an den Kanonen, das hinterste ist der Zammerband, das mittlere Mittelband, das vordere der Halsband, die Zwischenfelder dieser Halsbänder sind das Zündfeld, der Gurt und der Hals. s. Stückgiesserkunst.

Bänder, bey den hohen Oefen und Eisenhämmern werden aus geschmiedeten Eisen von verschiedener Breite und Dicke gemacht, um darinn die Oefen, Röhrenformen u. s. w. zusammenzuhalten und für das Zerspringen zu bewahren.

Bänder oder Reifen, mit welchen der Faßbinder obere Böttcher die Fässer, Tonnen, Bottiche und dergleichen hölzerne Geräthe bindet. Man pflegt sie von Eichen, Birken, Haßeln, Weiden und andern Holzsorten, auch von Eisen zu machen. Letztere sind die theuersten, aber auch zugleich die sichersten und dauerhaftesten, wodurch zugleich das Holz ersparet wird.

Bänder, sind bey den Ankerschmieden Ringe von breitgeschlagenem Eisen, welche zu Vereinigung der Bündel von eisernen Stäben dienen. s. Anker.

Bänder des menschlichen Körpers. Unter Bändern am menschlichen Körper versteht man weitstarke, elastische, unempfindliche Häute, welche theils zur Verbindung der beweglichen Knochen, an ihren Gelenken theils auch zur Einhüllung gewisser weicher Theile dienen. Sie bestehen ihrer Substanz nach aus einer Menge von Fasern, welches auch die Ursache von ihrer vorzüglichen Stärke ist. Sie lassen sich nur sehr wenig verlängern und ausdehnen, sind aber doch biegsam und nachgebend, wodurch dann die Bewegung der Knochen im geringsten nicht gehindert wird; im Gegentheil, sobald die Bänder anfangen steif zu werden, so vermindert sich auch die Beweglichkeit der Beine. Wann sie mit

Gewalt sehr stark angezogen worden sind, wie bey dem Foltern geschieht, so hält es zwar schwer, bis sie ihre vorige Stärke wieder erlangen; dem ohngeachtet geschieht es nicht leicht, daß sie zerreißen.

Die Lehre von den Bändern des Körpers, oder die Syndesmologie (s. Anatomie) ist von den alten Zergliederern, wenig oder gar nicht bearbeitet worden; in den neuern Zeiten haben sich vorzüglich Winslow und Weitbrecht um dieselbe verdient gemacht.

Die Bänder sind in Ansehung ihrer Größe, Lage und Gestalt sehr von einander verschieden. Einige sind breit, andere rund, einige einfach, andere doppelt.

Unter den Bändern, welche die Gelenke der Knochen befestigen, giebt es einige welche wie kleine Stricke aussehen, und die Knochen theils in ihrer Lage erhalten, theils auch der Bewegung derselben Schranken setzen. Andere umgeben die Gelenke der Knochen wie häutige Säcke, und dienen hauptsächlich außer der Befestigung, welche sie den Gelenken der Knochen leisten, dazu, daß sie den Ausfluß des Gelenkſafts verhüten, und diese belegt man mit dem besondern Namen der Capselbänder.

Man macht auch noch einen Unterschied unter äußern und innern Bändern. Aeußere nennt man diejenige, welche außerhalb den Gelenken sich befinden, und deren sind die mehreste; innere heißen aber die, welche in der Höhle der Gelenke vorhanden sind. Wir wollen nun nach der Ordnung die Knochenbänder betrachten, und diejenigen, welche die weiche Theile befestigen, bey der Beschreibung dieser Theile abhandeln.

An dem Kopf findet man verschiedene Bänder, wodurch die Knochen zusammenhängen.

So werden die Beinknöpfe (Condyli) des Unterkiefers durch zwey Bänder, mit den Gelenkhöhlen der Schlafbeine verbunden, nemlich durch ein Capselband das von dem Umfang der Gelenkhöhle des Schlafbeins, zu dem Hals des Beinknopfs des Unterkiefers geht. Eben so geht ein Seitenband (ligamentum laterale) von dem Winkel des Unterkiefers nach dem hintern Theil der Gelenkhöhle des Schlafbeins.

Ferner werden am Kopf die Beinknöpfe des Hinterhauptbeins, mit den Gelenken des ersten sodann des zweyten und der übrigen Halswirbelbeine durch verschiedene Bänder verknüpft.

So gehen Capselbänder von der Grundfläche der Beinknöpfe des Hinterhauptbeins, zu den Gelenkhöhlen des ersten Halswirbelbeins. Von dem vordern Rand des großen Hinterhauptloch, begiebt sich vorwärts ein breites Band, welches das vordere breite Band heißt, nach dem vordern Bogen des ersten Halswirbelbeins. Auf die nemliche Weise geht hinten, von dem hintern Rand des großen Hinterhauptloch ein Band, welches das hintere breite Band genennt wird, zu dem hintern Bogen des ersten Halswirbelbeins.

Das Band des zahnförmigen Fortsatzes von dem zweyten Halswirbelbein entsteht von dem zahnförmigen Fortsatz des zweyten Halswirbelbeins und geht nach dem vordern Rand des großen Hinterhauptloch.

Das Nackenband entspringt von dem Fortsatz des Hinterhauptbeins, wird allmählich enger, und sezt sich an die Stachelfortsätze der Halswirbelbeine fest.

Die Wirbelbeine hängen an ihren Fortsätzen durch Bänder zusammen, worunter man verschiedene zählt.

Das Queerband des ersten Wirbelbeins entspringt an der inneren Fläche des vordern Bogens, von dem ersten Halswirbelbein, geht queer von der einen Seite zu der andern, und heftet den zahnförmigen Fortsatz des zweyten, an dem Bogen des ersten Halswirbelbeins an.

Das gemeinschaftliche vordere Wirbelbeinband nimmt seinen Ursprung von dem ersten Halswirbelbein, und bedeckt alsdann die gewölbte Fläche der Körper aller Wirbelbeine, bis an das heilige Bein.

Das hintere gemeinschaftliche Wirbelbeinband fängt von dem zahnförmigen Fortsatz des zweyten Halswirbelbeins an, und bedeckt die hohle Fläche der Körper von allen Wirbelbeinen, bis an das heilige Bein.

Die Bänder zwischen den stacheligen Fortsätzen der Wirbelbeine gehen von einem stacheligen Fortsatz zu dem andern.

Die Bänder zwischen den Queerfortsätzen der Wirbelbeine entstehen von der Spize eines Queerfortsatzes, und gehen zu der Spize des andern.

Die Bänder zwischen den Wirbelbeinen, gehen von einem Körper der Wirbelbeine zu dem Körper des andern.

Die Capselbänder von den schiefen Fortsätzen der Wirbelbeine setzen sich an den ganzen Umfang der schiefen Wirbelbeinfortsätze, und schließen sie ein.

Mit den Bändern des letzten Lendenwirbelbeins mit dem heiligen Bein, hat es die nemliche Beschaffenheit, wie mit den vorhergehenden. Sie gehen nemlich von dem letzten Lendenwirbelbein zu dem heiligen Bein.

Die Rippen werden vorwärts mit dem Brustbein, hinterwärts mit den Wirbelbeinen durch Bänder verbunden.

Die Bänder an der hinteren Extremität sind folgende.

Die Capselbänder der größeren Köpfe der Rippen entstehen von den größeren Rippenköpfen, und schließen die Gelenkhöhlen, welche jedesmal zwey Körper der Rückenwirbelbeine bilden, ein.

Die Capselbänder der kleinern Köpfe der Rippen, umgeben den kleinen Kopf der Rippen nebst der Höhle, welche an der Spize der Queerfortsätze bey den Rückenwirbelbeinen sich befindet.

Die äußeren Bänder des Rippenhalses entstehen von dem Hals an der Rippe, und gehen zu dem Queerfortsatz des darüber gelegenen Wirbelbeins.

Die letzte Rippe hat ein besonderes Band, welches von dem Queerfortsatz des ersten und zweyten Lendenwirbelbeins entspringt, und sich an die letzte Rippe anhängt.

Die Bänder, welche die Rippen vorwärts befestigen, sind:

Die Capselbänder der Knorpeln von den wahren Rippen, welche die Rippen mit den Höhlen des Brustbeins verbinden.

Ferner die Bänder der Rippen unter sich selbst, welche ganz perpendiculair durch die wahre und falsche Rippen sich von einer zu der andern begeben.

Das Brustbein hat seine eigene Haut, welche seine äußere und innere Fläche überzieht. Ferner hat auch der schwerdtförmige Knorpel Bänder, die von seiner äußern Fläche entspringen, und sich an dem Knorpel der sieben ten wahren Rippe festsetzen.

An dem Becken sind verschiedene Bänder, welche die Darmbeine mit dem heiligen Bein verbinden.

So sind drey Bänder, welche von dem hintern Darmbeinstachel, zu den stachelichen Fortsätzen des heiligen Beins gehen.

So sind ferner zwey Bänder vorhanden, welche von dem untern und Seitenrand des heiligen Beins, und der Grundfläche des Steißbeins entstehen und sich an den Luftknochenstachel (Spina Ischii) setzen.

Von den zwey Queerbändern des Beckens, die alle beyde von dem hintern Rand des Darmbeins entspringen, geht das eine zu dem Queerfortsatz

Digitized by Google

des letzten lendenwirbelbeins, und das andere zu derjenigen ersten Erhöhung des heiligen Beins, welche dessel-den ersten Querfortsatz vorstellt.

Das länglichte runde Loch des Beckens wird auch von einem besonderen Band verschlossen. Nur oberwärts ist kein Band da, wegen dem Durchgang der Verstopfungsgefäße.

Das Steißbein hat auch eigene Bänder.

So wird seine Grundfläche durch ein Capselband mit der Spitze des heiligen Beins verbunden; von seiner äußern Fläche aber gehen zwey länglichte Bänder zu dem heiligen Bein.

Das Schlüsselbein hat verschiedene Bänder, wodurch es theils an das Brustbein, theils an den obersten Theil des Schulterblatts befestigt wird.

So geht ein Band hinter dem Brustbein, von einem Ende des Schlüsselbeins zu dem andern.

Das vordere Capselband umgiebt das vordere Ende des Schlüsselbeins, und das Gelenke des Brustbeins.

Das hintere Capselband umgiebt das hintere Ende des Schlüsselbeins, und den obersten Theil des Schulterblatts.

Das viereckigte Band entsteht von der untern Fläche des Schlüsselbeins, und geht schief zu dem Knorpel der ersten Rippen.

Das Schulterblatt hat folgende Bänder, nemlich das kegelförmige Band, welches von dem rabenschnabelförmigen Fortsatz entsteht und sich an das hintere Ende des Schlüsselbeins festsetzt; an dem nemlichen Ort hängt auch das dreyeckigte Band an.

An dem Oberarmbein ist ein Capselband befindlich, welches von der Gelenkhöhle des Schulterblatts zu dem Hals des Oberarmbeins geht. An dem obern Theil dieses Bands ist eine Oefnung, durch welche die zweyte Sehne des zweyköpfigen Muskels geht.

Der Ellenbogen hat verschiedene Bänder. Das Capselband des Ellenbogens umgiebt das untere Ende des Oberarmbeins, geht alsdann über dessen Beinknöpfe und setzt sich an den ganzen Rand des Höckers und des spitzigen Ellenbogenfortsatzes an.

Ferner geht ein Band von dem innern Beinknochen des Oberarmbeins zu dem spitzigen Ellenbogenfortsatz, und endlich entsteht ein Band von dem äußern Beinknopf des Oberarmbeins und begiebt sich nach dem Capselband der Armschindel.

Die Bänder der Armschindel, wodurch sie an das Oberarmbein, den Ellenbogen und die Handwurzel angeheftet wird, sind das obere Capselband, welches oberwärts von dem Gelenke des Ellenbogens nach dem Kopf der Armschindel geht.

Das untere Capselband entsteht unterwärts von dem untern Gelenke der Armschindel und geht unterwärts nach dem Hals des Ellenbogenkopfs.

Das schiefe Band entsteht von der kleinen Erhabenheit des Ellenbogens und geht schief nach der Erhabenheit der Armschindel.

Endlich ist ein Band zwischen den beyden Knochen des Vorderarms, nemlich der Armschindel und dem Ellenbogen vorhanden, und geht von dem innern Rand der Armschindel nach dem äußern Rand des Ellenbogens. Oberwärts aber fehlt es.

Die Knochen der Handwurzel werden durch verschiedene Bänder theils unter sich, theils mit dem Vorderarm und mit der Mittelhand verknüpft.

Das Capselband der Handwurzel geht wie ein Sack von der Gelenkhöhle der Armschindel und des Ellenbogens zu der Erhabenheit, die von den drey ersten Knochen der Handwurzel gebildet wird.

Das Querband der Handwurzel geht von dem untern Gelenk des Ellenbogens nach dem keilförmigen Bein.

Ein anderes Querband geht von dem griffelförmigen Fortsatz der Armschindel zu dem Schifbein der Handwurzel.

Eben so geht ein schiefes Band von dem griffelförmigen Fortsatz der Armschindel zu dem mondförmigen Bein.

Ueberdem ist ein Capselband vorhanden, wodurch die erste Reihe der Knochen von der Handwurzel mit den Knochen der zweyten Reihe verbunden wird, so wie auch die Knochen in einer jeden Reihe unter sich durch kurze Bänder zusammengeknüpft werden.

Die Bänder der Mittelhand dienen dazu, um die Knochen der Mittelhand theils unter sich, theils mit der zweyten Reihe der Knochen der Handwurzel zu verbinden.

Die Finger an der Hand haben verschiedene Bänder.

Das Capselband geht bey jedem Finger von einem Glied zu dem andern.

Die Seitenbänder bey den Gliedern der Finger gehen an jeder Seite der Glieder von einem Knochen zu dem andern. Auch umgiebt ein Band den Daumen, und das größere vieleckigte Bein der Handwurzel.

Diejenige Bänder, welche die Sehnen der Handmuskeln in ihrer Lage erhalten, befinden sich theils auf dem Handrücken, theils in der flachen Hand. Die auf dem Handrücken vorkommende Bänder, sind folgende.

Das äußere Querband der Handwurzel, welches von dem rundlichten Knochen, und dem griffelförmigen Fortsatz des Ellenbogens entsteht, und queer auf dem Rücken der Handwurzel, nach dem griffelförmigen Fortsatz der Armspindel geht.

Die Querbänder der Ausstreckersehnen, sind kurze Bänder die auf der Handwurzel, von einer Sehne zu der andern gehen.

Die Bänder an der flachen Hand, sind das innere Querband der Handwurzel, welches sich an den vier Erhabenheiten, die an der innern Fläche der Knochen der Handwurzel vorkommen, ansetzt. Die Sehnen der Biegmuskeln der Hand, werden von verschiedenen Bändern als Scheiden umgeben, die von dem innern Querband entspringen, und die Sehnen an die Knochen anheften.

Die Bänder, welche die Glieder der Finger als Scheiden umgeben, gehen von einem Rand der Glieder der Finger, über die vorhergehende Scheiden herüber, und befestigen die Sehnen in ihrer Lage.

Die Querbänder der Sehnen von den Biegmuskeln gehen in der flachen Hand unter den Fingern, über die Sehnen herüber. Noch einige andere Bänder, gehen von dem ersten und zweyten Glied der Finger, und in den Scheiden der Sehnen eingeschlossen, zu den Sehnen der Biegmuskeln.

Der Kopf des Schenkelbeins, wird durch zwey starke Bänder mit der Pfanne verknüpft. Es entspringt nemlich ein dickes, weites und starkes Band von dem Umfang der Pfanne, und umgiebt den Kopf, und den ganzen Hals des Schenkelbeins.

Eben so liegt ein rundes Band in der Pfanne, und geht von der Grube, die in dem Grund der Pfanne bemerkt wird, zu der Grube, die sich an dem Kopf des Schenkels befindet. An dem Zinn sind auch verschiedene Bänder vorhanden.

Digitized by Google

Das Capselband hängt oberwärts an dem ganzen Umfang der Beinknöpfe des Schenkelbeins, unten an dem Schienbein, und vorwärts an dem ganzen Rand der Kniescheibe an.

Das Hinterband entspringt von dem äußern Beinknopf des Schenkelbeins, geht alsdann schief über das Capselband, und setzt sich unter dem innern Beinknopf des Schienbeins fest.

Das äußere Seitenband, entsteht von dem äußern Beinknopf des Schenkelbeins, und geht zu dem äußern Beinknopf des Schienbeins.

Das innere Seitenband, begiebt sich von dem innern Beinknopf des Schenkelbeins, zu dem innern Beinknopf des Schienbeins.

Die gekreuzte Bänder liegen kreuzweise über einander, und sind innerhalb dem Capselband in dem Gelenk eingeschlossen. Sie entstehen aus dem Einschnitt der Beinknöpfe des Schenkelbeins, und gehen zu den kleinen Erhabenheiten, die in der Mitte der Gelenkhöhlen des Schienbeins sind.

Die geflügelte Bänder sind Verdoppelungen von der inneren Haut des Capselbandes, und laufen neben der Kniescheibe, in das daselbst befindliche Fett.

Die Bänder der halbmondförmigen Knorpel verbinden die halbmondförmige Knorpel zwischen dem Schenkelbein, und dem Schienbein, theils unter sich, theils mit dem Schienbein.

Die Kniescheibe hat auch ein starkes Band, das von der Spitze derselben, nach dem Schienbeinstachel geht.

Die Schienenröhre hat ein Capselband an der oberen Extremität, welches von ihrem Kopf, nach dem äussern Beinknopf des Schienbeins geht.

So ist auch ein Band vorhanden, welches von dem ganzen äußern Rand des Schienbeins, zu dem innern Rand der Schienenröhre geht, und den Raum zwischen der Schienenröhre, und dem Schienbein einnimmt.

An der untern Extremität der Schienenröhre, sind vier Bänder, zwey vordere, und zwey hintere, die schief von dem Schienbein bis zu dem Knöchel der Schienenröhre sich erstrecken. An dem Gelenke der Fußwurzel sind folgende Bänder.

Das vordere Schienenröhrenband geht von dem äußern Knöchel zu dem Sprung

Das mittlere Schienenröhrenband begiebt sich von der Spitze des äußern Knöchels zu dem Fersenknochen.

Das hintere Schienenröhrenband geht rückwärts von dem äußern Knöchel zu dem Sprung.

Das deltaähnliche Band des Schienbeins, geht von der Spitze des innern Knöchels, zu dem Sprung, und dem schiffähnlichen Bein.

Das Capselband nimmt seinen Ursprung von dem Gelenk des Schienbeins, und setzt sich an dem ganzen Umfang des Sprungs fest.

Die Knochen des Mittelfußes, werden theils unter sich, theils mit der Fußwurzel verknüpft.

Das Capselband verbindet den Mittelfußknochen der großen Zehe mit dem keilähnlichen Bein der Fußwurzel.

Die Gelenkbänder, die den Mittelfußknochen mit den Knochen der Fußwurzel verknüpfen, liegen theils auf dem Fußrücken, theils an der Fußsohle, und auch auf der Seite des Fußes.

Die Querbänder auf dem Fußrücken sind drey an der Zahl, und gehen quer, von einem Mittelfußknochen zu dem andern.

Die Querbänder an der Fußsohle, beobachten den nemlichen Lauf, wie die auf dem Rücken des Fußes.

Zwischen den Knochen des Mittelfußes liegen auch verschiedene Bänder, die diese Knochen an einander heften.

Die Zehen werden theils unter sich, theils mit dem Mittelfuß verbunden.

Die Capselbänder der Zehen, umgeben das Ende der Glieder bey den Zehen.

Die Seitenbänder setzen sich an die Seiten der Glieder bey den Zehen, und gehen immer von einem zu dem andern nahegelegenen.

Endlich ist auch noch derjenigen Bänder zu erwähnen, welche die Sehnen der Fußmuskeln in ihrer Lage erhalten, und theils auf dem Rücken des Fußes, theils an der Fußsohle liegen.

Das Scheideband des Schienbeines, entsteht von dem vorderen Rand an dem unteren Ende des Schienbeines, und geht schief über alle Sehnen, bis an die Schienenröhre.

Das Querband der Fußwurzel besteht aus zwey Bändern, die sich an der Fußwurzel kreuzen. Das eine entsteht über dem äußern Knöchel, und geht zu dem innern Knöchel, das andere entsteht von dem vordern Theil des Fersenknochen, und geht zu dem schiffähnlichen Bein.

Das Band der Sehnen von den Schienenröhrenmuskeln, entsteht von dem vordern Theil des Fersenbeins, und geht an die hintere Fläche von dem Körper dieses Knochen.

Ein anderes gleichsam gesaumtes Band entsteht von dem Umfang des innern Knöchels, und breitet sich strahlenweise über alle benbachatte Theile aus, so wie auch an der innern Fläche des Fersenknochens.

Ein anderes Band umgiebt die Sehne des Streckermuskels der großen Zehe.

Eben so umgiebt auch ein Band in der Höhle des Fersenknochen, die daselbst befindliche Sehne des eigenen Biegmuskels der großen Zehe, wie eine Scheide.

An der hohlen Fläche der Glieder bey den Zehen werden die Sehnen der Biegmuskeln, von Scheiden umgeben.

Eben so sind kurze Bänder in den Scheiden der Sehnen, die von den Gliedern der Finger entstehen, und sich an den Sehnen endigen, und endlich Queerbänder der Ausstreckersehnen, die queer von einer Sehne zu der andern laufen.

Bänder, *Fasciae*, (Conchyl.) heißen in der Conchyliologie die farbigten, breitern oder schmälern Streifen, die über den Rücken einer Conchylie hinweglaufen, und also quer durchschneiden. Man redet z. E. von rothen oder gelben Schnecken mit braunen Bändern. Sie führen diesen Namen, weil es in der That scheinet, als wenn sie mit anders gefärbten Bändern umwunden wären. Andere Schriftsteller nennen das Binden, und noch andere Banden, s. bandierte Conchylien, wo eine Menge Beyspiele der Art sollen angeführet werden. Eigentlich gehört der Name der Bänder blos für die Schnecken. Denen Muscheln werden zwar auch Bänder beygeleget, aber in einem ganz andern Verstande. Man nennet nemlich denjenigen hornigten, oder pergamentähnlichen Theil der sich am Schlosse der Muschel befindet, und den zähen, fleischichten oder knorpelichten Theil, womit sich das Thier auf beyden Seiten der Schale befestiget, ihr Band, weil sie wirklich damit ihre beyden Schalen befestigen, und gleichsam zusammen binden.

Bänderbarsch, (*Perca vittata* L.). s. Persch.

Bänderhängen, (*Chrysomela scopolina*). s. Blattkäfer. (Scopoli's.)

Bänderjaspis, ist derjenige Jaspis, der Streifen und Striche von verschiedener abwechselnder Farbe hat, und daher einem streifigten Band ähnlich sieht. Er gehört nicht unter die feinste Jaspisarten, weil er einen etwas sandigen Bruch hat, nimmt aber doch eine gute Politur an, und hat einige Aehnlichkeit mit dem Nannieserstein, welcher unter seinem Namen wird beschrieben werden.

Bänder Kerbeln, heißt das an einigen Stücken der Wäsche oder des leinen Geräths befindliche Band, ehe man es aufhebt, mit einem Messer ausstreichen und in kleinen Fältgen legen. Man hat hierzu auch ein besonders ausgefalztes Instrument, dessen man sich bey Kopf- oder Nachtzeugen bedienet, wie auch bey dem Strohbändgenkräuseln.

Bänderkopf, heißt an einigen Orten, ein von Bandschleifen und Maschen in die Haare geschlungener Aufsatz, über die Stirne von vorne etwas erhöhet.

Bänderlack, ein mit Bandschleifen besetztes, oder blos mit in einander geschlungenem Bande garnirtes Frauenzimmer-Brustſtück, welches aber jetzt nicht mehr getragen wird.

Bändern, *Rubanner*, ist eine eigentliche Wortbenennung der Wachsbleicher, weil durch diese Verrichtung eine Art von Bänder entstehet. Einige Bleicher versichern, daß diese Wachsbänder nicht zu dünne gemacht werden könnten, weil dadurch das Wachs der Sonne mehr Oberfläche anzubieten habe; andere hingegen behaupten, daß bey allzu dünnen Bändern, die Sonne sie schmelze. Wir hingegen sind der Meynung, daß man gemischte Wachse dicker bändern müsse, als die reinen, und daß um diesen Bändern eine gefällige Dicke zu geben, es genug sey, den Cylinder geschwinder oder langsamer zu drehen, weil ein geschwindes Umlaufen dünne Bänder verschaft.

Bänderstein, *Corallachates*, Corallenachate, wird diejenige Gattung Achat genannt, die fast aus allen Steinarten besteht, die sich in dem Achat zu finden pflegen, als Chalcedon, Onyx, Carneol, Krystall, Amethyst, u. dgl. Diese Steinarten laufen schichtweiß und wellenförmig durch diesen Stein, und geben ihm ein Ansehen das den vielfarbigen Bändern gleicht. Man trifft sie in großer Menge in den Sächsischen und Ungarischen Gebürgen an.

Bänderwanze, *Cimex lineatus*. Linne eignet dieser Wanze, welche ein Schildgen von der Länge des Leibs und eine ovale Form hat, eine gelbe Farbe zu: Scopoli aber nennt sie roth, und so finden wir sie auch in den Hessischen Gegenden im May auf verschiedenen Blüthen. Nimmt man die rothe Farbe zum Grund an, so hat der Kopf 2, der Brustſchild 6, und das Schildgen 4 schwarze Linien, welche insgesammt der Länge nach laufen. Der harte Theil der Flügeldecken ist roth, der pergamentne aber rußfarbig. Unten hat das Insekt viele schwarze Punkte, welche Reihenweiß stehen. Fühlhörner, Rüssel und Füße haben eine schwarze Farbe, doch findet man auch Exemplare, welche rothe Schienbeine, andere, die röthliche Schenkel und Fühlhörner haben. Sulzer in seiner abgekürzten Gesch. der Insekten tab. 10. f. 6. hat dieses Insekt abgebildet.

Bändgen, weißes, *Geometra fluctuata*. Insgemein wird dieser Spanner vor Frischs gelbgrünen Spannenmesser gehalten. Wann wir aber Linnes Beschreibung in seiner Fauna, welche in allen Stücken mit dem ganz gemeinen Original zusammentrift, mit Frischen vergleichen: so scheinen sie nicht ganz zusammenzupassen. Der unsrige hat aschgraue Flügel, welche aber mehr ins weiße fallen, und verschiedene weißliche Schlangenlinien zeigen. An der Wurzel der Vorderflügel befindet sich ein braunschwarzes Band: In der Mitte ein breiteres gleichgefärbtes, welches aber eigentlich nur vom Oberrand bis in die Mitte geht, und durch einige krumme Linien und Fleckgen bis an den Unterrand fortgesetzt wird. Hinter der Spitze des Flügels ist noch ein schwarzbrauner Flecken am Oberrand, und unter demselben zwey gleichfarbige nebeneinander liegende stumpfe Kegelspitzen. Die Hinterflügel sind obenher weißlich, und aschgrau gewässert. Alle Flügel sind hinter dem Saum mit schwarzen kleinen Punkten besetzt, welche paarweiß stehen. Kopf und Brustſchild sind braunschwarz, das übrige des Körpers aber weiß mit einem paar schwärzlicher Puncte auf jedem Absatz. Das Männgen hat Kammförmige Fühlhörner. Die Raupe, worauf dieser Spanner kommt, wird auf Pflaumen- Weiden- und andern Bäumen angetroffen.

Bänke, (Baukunſt,) sind in den Ziegelhöfen der Ziegelhütten inwendig an den Schürlöchern, durch welche man zu solchen das Feuer schüret 1 Ellen hoch aufgemauerte Absätze, welche etwas schmäler als der Pfeiler nemlich 2 Ellen gemacht werden, so daß die innern Schürlöcher zwischen den Bänken 21 Zoll, mithin 2 Zoll breiter als die in der Mauer werden.

Bänke, des Weißgerbers, sind von Holz, er setzt sie neben dem Schabbock um die Felle darauf zu werfen.

Bär, *Ursus*. Diesen Namen führet ein merkwürdiges Geschlecht von Säugethieren. Es hat sechs Schneidezähne in dem oberen Kiefer, davon drey wechselsweise inwendig verliert sind. Der untere Kiefer hat ebenfalls sechs Schneidezähne, davon die zween letzte breiter und mit Zacken versehen sind. Die Hundszähne sind einzeln und kegelförmig. Auf dieſe folgen in jedem Kiefer, auf jeder Seite 4 bis 6 Backenzähne, deren erster dichte an dem Hundszahn stehet und kleiner ist, als die andere, welche in einer kleinen Entfernung folgen. Die Zunge ist glatt; die Augen haben ein inneres Augenlied; die Nase raget weit hervor. Das männliche Glied ist mit einem gebogenen Knochen versehen. Dieses sind die Kennzeichen, welche Herr v. Linne dem Geschlecht des Bären giebt, unter welches er vier Gattungen bringt, die wir kürzlich beschreiben wollen:

Coatibär (*Ursus lotor* Linn. *Ursus naso producto & mobili, cauda annulatim variegata*, Brisson Regn. anim. p. 263. *Raton* de Buffon. Müller Linneische Nat. I. p. 284. Tab. XV. f. 1. *Coati ratton* Frisch.) hat viele gelblich weiße Ringe um den Schwanz und eine schwarze Binde queer über die Augen. Den Namen Coati führen mehrere Thiere. Der Graf von Büffon beschreibt unter dieser Benennung den Nasenfrett (*Viverra Nasua* Linn.) Sein Raton aber ist die Bärengattung, die wir hier beschreiben wollen. Einige Schriftsteller geben ihr auch den Namen Mepach; der linneische Beyname Lotor ist von der Gewohnheit des Thieres, seine Speisen im Wasser abzuspülen, hergenommen. So wie ihn Daubenton beschreibt, hat er die Größe eines Dachses und auch in der Gestalt viele Aehnlichkeit mit ihm. Seine Schnauze ist dünne, hervorragend und die Nase gehet weit über die Unterlefze hervor. Der Kopf hat die Größe wie der Kopf des Fuchses und auch die Ohren sind so wie bey diesem gestalt, nur sind sie etwas runder. Die Augen sind grünlichblau und so groß wie bey dem Fuchs. Der Schwanz kommt mit dem Schwanze der wilden Katze überein. Die Vorderbeine sind kürzer als die Hinterbeine; beyde

Digitized by Google

mit fünf langen Klauen versehen. Beym Fressen setzt er sich wie das Eichhörnchen auf die Hinterbeine und nimmt das Futter mit den Vorderpfoten, auf welches er allemal zuvor ins Wasser tauget und reibet. Die Farbe am Leibe ist grau mit schwarz gemischt oder gefleckt; der Bauch röthlich, mit weißen Puncten. Die Lefzen und die Nase sind schwarz. Von der Nase ziehet sich ein schwärzlich brauner Streife bis auf die Stirne in die Höhe und eine breitere Querbinde von eben der Farbe gehet über und unter den Augen, bis an den hinteren Theil des Unterkiefers. Die Seiten der Schnauze, das Kinn, die Seiten des Kopfs, die Ohren, die Seiten des Halses, die Kegel, die Vorderfüße und Hinterfüße sind weißlich; der Unterhals und die Brust, so wie der Bauch, röthlich und weiß gesprengt. Der Schwanz ist mit Ringen umgeben, die eine schwarze mit roth gemischte Farbe haben. Der Zwischenraum aber ist hellgrau. Die Haare dieses Thieres sind am Kopfe und an den Füßen kurz, am Leibe aber lang und strauhig. Die Borsten am Maul sind drittehalb Zoll lang. Der Aufenthalt des Coati ist Südamerica, besonders Jamaica, woselbst es in den Gebürgen ziemlich häufig anzutreffen ist, doch kann es die Kälte der nördlichen europäischen Länder ganz wohl vertragen; denn Herr Klein hat eines in Danzig lebendig auferzogen. Es gesellet sich gerne zu den Menschen, wird bald zahm und lernet seinen Herrn bald sehr gut kennen und unterscheiden; es beisset oder verletzet auch so leicht niemand, wenn es nicht zum Zorne reizet. Seine vornehmste und liebste Speise sind Fische und Fleisch; doch frißt es auch Obst, Brod, Zucker, Milch und allerley Confituren. Seine Bewegung des Leibes ist ziemlich schnell, auch kann es vermittelst seiner langen Nägel behende auf die höchste Bäume klettern.

Dachsbär, (*Ursus Meles* Linn. *Meles pilis ex fordide albo et nigro variegatis vertita, capite taniis alternatim albis & nigris variegato.* Brisson. Regn. anim. p. 253. Müll. Lin. N. S. p. 281. *Taxus* Sonst. Quadr. c. VI. p. 146.) Der gemeine Dachs ist von den Schriftstellern bald zu diesem, bald zu einem andern Geschlechte gerechnet worden. In dem neuen linneischen Natursystem wird er unter das Bärengeschlecht gesetzt und die Farbe als das Unterscheidungskennzeichen angegeben. Sein Schwanz hat dieselbige Farbe wie der Leib, welcher oberwärts graubraun, unterwärts schwärzlich ist. Zwischen den Augen und Ohren lauset eine weißliche Binde in die Höhe, auf beyden Seiten ziehet sich ein dreyeckiger schwarzer Fleck von der Spitze der Nase an, über beyde Augen. Die Gestalt des Dachses kommt der Gestalt des Bären ziemlich nahe. Seine Länge von der Schnauze bis zum Schwanze beträgt ohngefehr drittehalb bis drey Schuh. Der Leib ist in der Mitte ohngefehr anderthalb Schuh dick, das Gewicht des ganzen Thiers beträgt 28 bis 30 Pfund. Der Kopf ist wie am Fuchse, hat eine spitzige hervorragende Schnauze und dicke Backen. Die Ohren sind kurz und rund; der Schwanz reichet bis an die Fersen. Die Beine sind ziemlich kurz und das Thier scheinet fast ganz mit dem Bauche auf der Erde zu kriechen. Das Gebiß hat mit dem Gebisse seiner Geschlechtsverwandten einerley Beschaffenheit, eben so auch die Zehen und Klauen. Die Augen sind klein, mit inneren Augenliedern versehen. Ein besonderes Unterscheidungszeichen ist die am Hindern befindliche Grube. Diese hat zwischen dem After und dem Schwanze eine ziemlich weite Oefnung, ist ohngefehr einen Zoll tief mit einer nicht sehr stark aber übelriechenden Feuchtigkeit angefüllt. Daher kommt der Gestank des Thieres, der sich verlieret, sobald das Fell abgezogen ist. Einige Schriftsteller behaupten: der Dachs stecke seine Schnauze in diese Oefnung und erhalte dadurch im Winter ohne andere Nahrung sein Leben. Da aber jeder Jäger weiß, daß der Dachs mitten im Winter bey Nacht aus seinem Bau gehet und Nahrung suchet, so ist dieses wohl eine bloße Erdichtung. Der Bau des Dachses oder die unterirdische Wohnung, die er sich in einsamen Waldungen in die Erde gräbet, hat oben eine enge runde Röhre unten aber verschiedene Kesselförmige Höhlen, wo das Thier wohnet. Der Dachs bringt die größte Zeit seines Lebens mit Schlafen zu, daher er auch weit fetter wird, als irgend ein in der Wildniß lebendes Thier. Ob er gleich mit guten natürlichen Waffen versehen ist, die er auch gegen die Anfälle der Hunde gut zu brauchen weiß, so verliert er doch nicht leicht jemand, wenn er nicht gereizt wird. Man kann ihn auch zahm machen, wenn man ihn jung unter menschlicher Gesellschaft aufziehet. Die Kürze der Beine hindert den Dachs, daß er nicht sehr schnell laufen kann, auch kann er nicht auf die Bäume klettern, er wird daher von den Hunden gar leicht eingeholet, gegen die er sich mit einem grunzenden Geschrey heftig vertheidiget. Das Futter des Dachses ist allerley Fleisch; doch frißt er auch Früchte und Pflanzen. Man hat einen gewöhnlichen Unterschied bey dem Dachs gemacht und einige Hundsdächse andere Schweinsdächse genennt. Da aber noch kein Jäger und kein Naturforscher mehr als eine Art gesehen hat, so ist dieser Unterschied eine bloße Erdichtung. Einige haben zwar unter dem Namen des Dachses verschiedene in America lebende Thiere beschrieben, allein wahrscheinlicherweise gehören sie gar nicht unter dieses Geschlecht. Alle Dächse, die man in ganz Europa findet, haben einerley Gestalt und Lebensart. Bey der Zergliederung des Dachses findet sich das das Gehirn durch eine beinerne Scheidewand von dem Hirnlein abgesondert ist. Die Leber hat sechs Lappen, die Gedärme sind mit vielem Fett umgeben. Der blinde Darm fehlt. Die männliche Ruthe ist bis zur Vorhaut mit einem Knochen versehen. Eine weitläuftige Beschreibung aller inneren Theile dieses Thieres nebst den Zeichnungen findet man in Daubentons Beschreibung des königl. Cabinets in Frankreich. Hier in Deutschland, wo die Dächse ziemlich häufig anzutreffen sind, werden sie mehr zur Lust als des Nutzens halber von den Jägern erlegt. Mehrentheils suchet man ihren Bau auf, läßt die Dachshunde in die Oefnung kriechen, gräbet endlich den Bau auf, ziehet den Dachs mit Zangen hervor und tödtet ihn alsdenn. Der Balg ist zu Pferdedecken und Reisetaschen gut zu brauchen, weil er feste borstenartige dicht beysammenstehende Haare hat. Außer der Haut dient das Fett hier zu Lande zum Brand auf Lampen. Doch könnte man es weit nützlicher zur Speise brauchen; denn es hat nicht den mindesten unangenehmen Geruch oder Geschmack, sondern kömmt dem Fette von Gänsen sehr nahe. Auch das Fleisch, davon wir mit gutem Appetit gegessen haben, ist sehr wohlschmeckend, und übertrift noch das Schweinewildbret. Vorzeiten brauchte man das Fett in den Apotheken, und legte ihm nicht ohne Grund eine auflösende Kraft in Engbrüstigkeiten bey. Heutiges Tages ist es ziemlich aus der Mode gekommen.

Lisbär, s. Wolfsbär.

Nordischer oder **gemeiner Bär**, *Ursus Arctos* Linn. *Ursus niger, cauda unicolore* Brisson Quadr. 258. Klein Quadr. 82. Außer dem abgestümpften Schwanze den Linne zum Unterscheidungszeichen angiebt,

Digitized by Google

giebt, sind noch folgende Umstände zu merken. Der Kopf ist rundlich und hat eine lange spitze Schnauze. Die Ohren sind kurz und rund; die Augen sehr klein, der ganze leib ist mit sehr langen borstenartigen Haaren von dunkelbrauner ins schwarze fallender Farbe bedeckt, daher erhält er ein unförmliches Ansehen, wozu auch noch die kurze und ziemlich dicke plumpe Beine vieles beytragen. Das Gebiß ist wie bey den andern angeführten Geschlechtsverwandten. Die fünf Zehen seiner Vorder- und Hinterfüße sind mit langen starken Klauen bewaffnet. Die Daumenzehen der Vorderfüße stehen an den äußeren Seiten. Sowohl die Vorder- als Hinterfüße haben in ihrem Bau das besondere, daß erstere den menschlichen Händen und letztere mit den menschlichen Füßen darinn übereinkommen, daß die Handwurzelknochen sehr kurz sind und einen Theil der Fußsohlen ausmachen, und an den Hinterfüßen dienen die Knochen der Fußwurzel, welche bey dem Bär weit kürzer sind, als bey andern Thieren, zur Unterstützung. Aus dieser Ursache ist es dem Bär sehr leicht, sich auf den Hinterbeinen gerade in die Höhe zu richten; und ob er gleich einen so ungeschickten Körper hat, so kann er doch sehr leicht auf die höchsten Bäume klettern. Bey der Zergliederung des Bären findet sich kein blinder Darm, aber der ganze Darmcanal ist beynahe 20 Schuh lang und dünne. Die Nieren bestehen, wie beym Ochsen, aus sehr vielen kleinen in eine gemeinschaftliche Fetthaut eingeschlossenen Stücken. Das männliche Glied hat einen gekrümmten Knochen. Das Vaterland dieses reißenden Thieres ist jede Wildniß der kältern Climate. Denn man findet sowohl in den europäischen als americanischen Wäldern Bären, besonders aber in Polen, Moscau, Schweden und Norwegen: daselbst leben diese Thiere von allen menschlichen Wohnungen entfernt in der Einöde, und bauen ihre Wohnungen in Bergklüfte und Grotten. Im Winter gehen sie selten aus ihren Höhlen und können lange Zeit fasten, ehe sie der Hunger nöthigt hervorzugehen. Daß sie aber den ganzen Winter über in einer Erstarrung liegen oder schlafen sollten, wie einige geglaubt haben, ist ungegründet. Beyde Geschlechter, das männliche und weibliche, wohnen besonders in ihren Höhlen, und begatten sich wie andere Thiere, nicht aber, wie man ehedem vorgegeben hat, auf die Art, daß die Bärin den Bären vorwärts umfasset und an sich drücket. Wie lange die Bärin ihre Jungen trägt, ist noch nicht ausgemacht. Sobald sie die Jungen geboren hat, deren auf einmal drey bis vier sind, so trägt die Mutter die größte Sorge für sie. Sie macht ihnen ein weiches Lager, deckt sie zu und säuget sie an vier Zitzen so lange, bis sie im Stande sind, für ihren Unterhalt selbst zu sorgen und sich ihre Speise zu suchen. Ob die Speise des Bären aus Gewächsen bestehe, oder aus Fleisch, läßt sich nicht allgemein bestimmen. Nach den glaubhaften Nachrichten verschiedener Naturforscher giebt es in America eine Gattung von Bären, welche niemals Fleisch fressen. Denn wenn sie im Winter der Hunger nöthiget, sich den menschlichen Wohnungen zu nähern: so packen sie zwar alles an, was zum Pflanzenreiche gehört, niemals aber berühren sie etwas von Fleisch, und man hat kein Beyspiel, daß ein Mensch jemals in Gefahr gekommen wäre, von ihnen zerrissen und verzehrt zu werden. Allein es giebt in den europäischen Einöden eine Art von Bären, von welcher man dies nicht behaupten kann; denn diese sind so gut Raubthiere, wie die Wölfe, und fressen ohne Unterschied sowohl Pflanzenfrüchte, als Fleisch. Eine der liebsten Speisen aller Bären ist der Honig. Diesem trachten sie sehr begierig nach, und scheuen sich, ihn zu erlangen, nicht für den Stichen der Bienen. Nach der Erzählung des Wormius giebt es noch eine Art von Bären in Norwegen, welche kleiner ist als die andern, und deren hauptsächliches Futter die Ameisen sind. Aus dieser Ursache hat sie den Namen Ameisenbär erhalten. In den kältesten Nordländern finden sich die Bären in Menge, und zwar haben sie, wie fast alle Thiere in dortigen Gegenden, eine ganz weiße Farbe. Von diesen weißen Bären ist es gewiß, daß sie sich von Fleisch und Fischen nähren, welche sie in der See und den Flüssen geschickt zu fangen wissen; denn die Natur hat sie mit der Geschicklichkeit begabt, leicht und weit zu schwimmen, weil ihr Körper mit einer außerordentlichen Menge Fett beladen ist.

Ob der Bär gleich ein sehr scheues, mißtrauisches und träges Thier ist, so läßt er sich doch, wie jedermann weis, sehr zahm machen. Er ist alsdann so gelehrig und folgsam, daß man ihm fast nichts mehr von seiner Unbändigkeit ansiehet. Es würde freylich ein vergebliches Unternehmen seyn, einen erwachsenen alten Bären so künstlich abzurichten; dieses muß vielmehr mit noch ganz jungen geschehen, welche das Glück der Freyheit noch wenig geschmeckt haben. Wenn der Bär hingegen alt ist, so läßt er sich gar nicht mehr zähmen; er fürchtet sich alsdann nicht mehr für den Menschen und stehet nicht einmal vor ihnen, wenn er sie im Walde ansichtig wird. Es ist aus dieser Ursache leicht, den Bären auf der Jagd zum Schuß zu bringen. Doch muß sich der Jäger wohl vorsehen, daß er nicht fehlt; denn der Bär gehet mit der größten Wuth auf ihn los, und bringt ihn durch Kratzen und Drücken gewiß ums Leben. Sobald aber ein anderer Schuß fällt, verläßt er seinen ersten Feind und gehet auf den zweyten Jäger los. Daher wird die Bärenjagd stets in Gesellschaft vieler Jäger verrichtet, die mit Hunden wohl versehen sind. Man ermüdet den Bären durch mehrere Verwundungen so sehr, daß man ihn zuletzt mit besondern Fangeisen oder Bajonetten ohne Gefahr tödten kann. In den Nordländern ist diese Jagd von ziemlicher Wichtigkeit; denn das Fleisch der jungen Bären ist ein schmackhaftes Wildprett; von alten Bären aber werden nur die Tatzen, welche mit vielen Drüsen bedeckt sind, als eine delicate Speise gerühmt. Das Fett der Bären wird auch als ein Arzneymittel in den Apotheken aufbewahrt. Da aber alle thierische Fette bald ranzig werden, so macht man heutiges Tages nicht viel Gebrauch davon. Wichtiger ist der Nutzen des Bärenfettes in America, wo man es zur Speise brauchet; daher wird es daselbst mit aller Sorgfalt ausgelassen und in die benachbarten Länder versendet. Der allervorzüglichste Nutzen aber des Bären ist sein Fell, womit durch ganz Europa ein beträchtlicher Handel getrieben wird. Man macht bekanntermaßen Pferde- und andere Decken auf Reisewagen, auch große Mannsmuffe daraus; weil seine langen borstenartige Haare sowohl die Nässe, als auch die Kälte, sehr gut abhalten.

Seebär. Dieses Thier gehört nicht unter das Bärengeschlecht, sondern unter das Geschlecht des Seekalbes (*Phoca* Linn.), s. diesen Artickel.

Silberbär. Dieses ist eine Varietät des nordischen Bären, mit glänzenden Haaren.

Wolfsbär, (*Ursus lupeus* L. *Urs. glacialis* Frisch. Müller Linn. Natursl.) Dieses ist die vierte von Linne beschriebene Bärengattung, von welcher er weiter kein Kennzeichen angiebt, als daß sie einen langen Schwanz, einen gelblichen rostfarbigen Leib, eine braune

Schnauze, an der Stirne und an der Seite einen weiſslichen Streifen der Länge nach habe. Die gewöhnlichſten Benennungen dieſer Gattung ſind Seebär oder Eisbär, auch weiſser Bär. In der Beſchreibung derſelben herrſchet noch viel widerſprechendes. Das Gemälde, welches der Graf von Buffon in dem Anhange ſeiner Naturgeſchichte der vierfüſsigen Thiere davon giebt, iſt in vielen Stücken der Müllerſchen Beſchreibung ſehr unähnlich. Es erhellet überhaupt, daſs noch kein Naturforſcher dieſe Gattung hinlänglich unterſucht habe. Wir wollen die Nachrichten davon ſo liefern, wie wir ſie gefunden haben. Der Leib iſt ſaſtanienbraun; nach Buffons Beſchreibung aber weiſs. Die Beine und Schnauze ſind ſchwarz, der Rücken von dunkelbrauner Farbe. Die Gröſse iſt nicht beſtimmt; man trifft welche an, die gröſser ſind als der gemeine Bär, andere ſind kleiner. Die Haare des Eisbären ſind weit zärter als beym gemeinen Bär, auch iſt er in ſeinem Lauf weit ſchneller, als dieſer. Die ganze Geſtalt ſoll von der gemeinen Bärengeſtalt ſehr abweichen, und ſich theils dem Wolfe, theils dem Fuchſe nähern. Da das Vaterland dieſer Gattung das kälteſte nahe am Nordpol gelegene Grönland, beſonders die Hudſonsbay iſt, wo wenig Futter aus dem Pflanzenreich zu finden iſt: ſo nähret ſich der Eisbär meiſtens von den Waſſerthieren. Er ſtellet den Seehunden nach, verfolget ſie; und da ſie ihm nicht gewachſen ſind: ſo müſſen ſie ihm meiſtens zur Beute werden. Auſser dieſen dienen die abgeſtandene Wallfiſche und die jungen Wallroſſe dem Eisbäre auch zur Nahrung. Er kann dieſen Raub gar leicht erlangen, da er weit beſſer als andere Bären ſchwimmet und einen ſehr feinen Geruch hat. Daſs er aber, wie einige behaupten, ganze Seen durchſchwimmen und lange Zeit unter dem Waſſer bleiben könnte, iſt ungegründet. Sein Lauf zu Waſſer erſtreckt ſich nicht viel über eine Meile, und alsdann muſs es auf den ſchwimmenden Eisſtoſſen ausruhen. Für die Menſchen iſt er ſehr gefährlich; denn er zerreiſset ſie und friſſet ſie gänzlich auf, wenn ſie ihm nicht an Menge überlegen ſind. Sogar die Kirchhöfe verſchont er nicht, ſondern ſcharret die Todten aus und ſtillet ſeinen Hunger daran. So ſehr nun von vielen Reiſenden der Eisbär als verſchieden angegeben wird, ſo will doch der Graf von Buffon behaupten, daſs es nun eine Abänderung des gemeinen Bäres ſey, darinn wir ihm aber nicht beyſtimmen können.

Bär, Beer, Behr, bedeutet in alten deutſchen Urkunden oft ohne Unterſchied alle Arten von Schweinen; oft aber wird darunter allein der Eber oder das Bockſchwein verſtanden. In der letztern Bedeutung iſt dieſes Wort noch jetzt in manchen deutſchen Provinzen üblich.

Bär, Bar, Baern, heiſst auch in dem Mittelalter eine öffentliche Abgabe. Daher Bärnkammer (*aerarium collectae*), Bärngade, Bärner (die Erheber dieſer Abgabe).

Bär, (Waſſerbau) Betardeau, iſt ein ſteinernes Mehr, welches in einem Graben oder Canal errichtet wird, theils den beſtändigen Zufluſs, theils den freyen Abfluſs des in ſolchem befindlichen Waſſers zu verſperren. Am häufigſten werden die Bäre in Veſtungs- und Schloſsgräben vorgelegt, wo das Waſſer den freyen Zugang zu einem Ort abſchneiden ſoll, beſonders, daſs wenn derſelbe etwas abhängig und das Waſſer dieſerhalb abfallen laſſen würde, der Bär ſolches aufhalte und ſtauche; daher denn zu einer Seite des Bärs das Waſſer hoch ſteigen kann, zur andern aber nicht ſo hoch; auch wird, wenn ein flieſſendes Waſſer durch einen Veſtungsgraben auf beyden Seiten mit Bären eingefaſſet, daſs es mit dem Waſſer in dem Veſtungsgraben keine Gemeinſchaft haben, und wenn es hoch aufſchwölle, nicht in den Graben über- und an die Veſtungswerke treten, und durch das reiſende Anſpülen des Waſſers ihnen Schaden thun könne. Bey Veſtungsgräben hat man auch zu Friedenszeiten die Verhütung der Deſertion zum Augenmerk; deswegen auch mitten auf das Wehr ein runder Thurm oder ſonſt eine Hinderniſs geſetzet wird, daſs der Entläufer nicht etwa auf dem Rücken der Mauer hinüber ſchleichen könne, und zu Kriegeszeiten ſoll dem Feinde der Uebergang über den Graben hiemit ſchwer gemacht werden. Denn hat dieſer ſeine Gallerie über den Waſſergraben zu Stande gebracht: ſo läſſet der Commendant, wenn es die Lage des Stroms ſonſt erlaubet, durch das Schüz des untern Wehrs den Graben ablaufen: dann ſinkt der Feind mit ſeiner Gallerie in Moraſt. Will er Anſtalt machen über den abgelaſſenen Graben, wie über einen trocknen den Zugang zu der Veſtung ſich zu eröffnen: dann wird das Unterwehr zugeſetzet und das Schüz des obern gezogen, damit der Feind wieder vom Waſſer heimgeſuchet werde. Man ſiehet, daſs dieſes Kunſtſtück nur bey Strömen von hohen Gefälle angehe, und daſs der Feind keine Gelegenheit finden müſſe, dergleichen Wehre vorläufig zu Grunde zu ſchieſſen. Indeſſen ſind ſie allemal brauchbar, einen Graben mit Waſſer gehörig zu verſorgen. In Fig. 9. * iſt ein dergleichen Bär vorgeſtellt; a iſt der runde Thurm auf demſelben, und b ſind die Schüzen zum Ablauf des Waſſers.

Bär, (heraldiſch) erſcheint, als eine gemeine Figur, in den Wappen mehrentheils ſchwarz und zum Raube geſchickt; zuweilen eine Helleparte in den Tazen, oder einen Raub im Rachen habend. Gar ſelten erſcheint er ſilbern, aber öfters wachſend.

Bär, der groſse, (aſtronomiſch) ein anſehnliches bey uns niemals untergehendes Geſtirn, das mit der Hälfte des Kopfes und einem Theile des Rückens bis in den mitternächtigen Polarkreis reichet. Gegen Norden gränzet es an den Schwanz des Drachen, gegen Oſten an die Jagdhunde, gegen Süden an den kleinen Löwen und gegen Weſten an den Camelepard und Luchs. Unter den 39 Sternen, die man dazu rechnet, formiren die 7 zweyter Gröſse, deren 4 auf dem hinteren oder öſtlichen Theile des Rückens ein länglichtes Viereck mit einander ausmachen und die übrige 3 im Schwanze einen gegen den Aequator hohlen Bogen bilden, den jedermann bekannten groſsen Wagen, und zwar jene 4 die Räder, dieſe 3 die Pferde. Unter jenen vieren derjenige, der am meiſten gegen Norden und Weſten ſtehet und bey Bayern mit α bezeichnet iſt, hat den Namen Dubhe. Der Aeuſserſte oder Oſtlichſte im Schwanze Bayers η heiſset: Alkatich, Benenaim, Benenaz, auch Alkeid; der innerſte ζ heiſset Riſalioth, Aliath, Mirach auch Mizar und das ſehr kleine nur den ſehr beſten Wetter ſichtbare über dem mittleren Alcor oder der Fuhrmann. Auſser dieſen hat auch noch der weſtlichſte Stern des ganzen Geſtirns σ auf der Naſe deſſelben den Namen des moſichten. Nach dem Aratus war dieſer Bär Jupiters Säugamme Helice, als ihn ſeine Mutter Rhea in der Inſel Creta erziehen lieſs, damit ihn ſein Vater nicht auch aufſreſſe, und iſt nachmals vom Jupiter zur Dankbarkeit in einen Bären verwandelt und in Himmel verſetzt worden. Zu den hinter ihm folgenden zum Theile neuen Geſtirnen reimet ſich Heſiods und

* ſ. Taf. Architectur Hydrotechnic.

Digitized by Google

Ovids Erdichtung besser, nach welchem dieser Bär Lycaons Tochter Callisto seyn soll, die auf der Jagd von Jupiter beschlafen und aus Eifersucht von der Juno in einen Bär verwandelt, von Jupiter aber, als sie ihr eigener Sohn, der sie in dieser Gestalt nicht kannte, auf der Jagd beynahe erschossen hätte, in Himmel aufgenommen worden. Harsdörfer macht einen von den Bären daraus, die die Knaben gefressen, welche den Elisa verspottet, Schiller schaft ihn um in das Schifflein Petri. Sonst heißt auch dieses Gestirn Alrukabah, *Arcturus*, *Arctus major*, *Callisto*, *Dubhe*, *Dubhelachar*, *Dubherathabah*, *Elix*, *Helice*, *Erymanthis*, *Lycaonia*, *Menalis*, *Mexisto*, *Nonacrina*, *Parrhasis*, *Plaustricula*, *Plaustrum majus*, *Septentrio*.

Bär, der kleine, das Nördlichste unter allen Gestirnen begreift 19 Sterne in sich, davon abermals 7 beynahe eben dieselbe Stellung unter einander haben, wie diejenige, die im großen Bären den großen Wagen ausmachen, und daher auch der kleine Wagen heißen. Hierunter der nördliche unter den zweyen vom Schwanze entferntesten heißet Kochab und der äußerste im Schwanze, welcher, wie der vorige von der zweyten Größe ist und nur wenige Minuten vom Pole entfernet ist, der Polarstern. Die alten Poeten haben eben das von ihm gedichtet, was von dem großen Bären gesagt worden. Einige haben auch einen Hund aus ihm gemacht, daher der Polarstern den Namen Cynosura oder Hundeschwanz bekommen. Harsdörfer läßet ihn den andern von Elisa's Bären und Schiller gar den Szeptel Michael vorstellen. Sonst heißt dieses Gestirn: *Septentrio*, *Cynosura*, *Phenice*, *Ursticabah*, *Ezra*, *Alurcabah*, *Elhaix*, *Plaustrum minus*.

Bären. Die Felle der wenigen, die sich auf den Einschotten bey Spitzbergen aufhalten, kommen aus Rußland zu uns. Die Haare sind weich, wie Wolle, lang und weiß und geben schöne Winterschuren und Mannsmäntelchen oder Müffen. Die schwarzen, die öfters 5 Fuß lang sind, bringt man aus Pohlen. Die männlichen grobern geben Pferdedecken u. d. gl. die weibliche zärtern Mannsmüffen. Die graue gleichfalls pohlnische, bestehen aus schwarzen mit silberweißen untermischten Haaren und sind klein. Die röthliche sind von den rothbraunen Honigbären, und werden, wie jene, zu Müffen und Pferdedecken verarbeitet.

Bär (*Phalaena Caja*) s. Bär, braunet.

Bär, (*Staphylinus pubescens.*) Eben diesen Namen führt auch ein Käuber, welcher eine schwarzbraune Farbe hat, haaricht, und mit schwarzen, grünen und grauen glänzenden Flecken besetzt ist. Unten hat er eine Silberfarbe, und das Ende des Leibes ist einigermaßen zugerundet. Wie haben die Bekanntmachung desselben dem Herrn De Geer Inf. IV. p. 17. n. 2. zu danken.

Bär, americanischer gelber, (*Scarabaus Goliath.*) s. Goliathskäfer.

Bär, augspurger s. Dame.

Bär, brauner, (*Phalena Bombyx Caja.*) Dieser Nachtschmetterling aus der Klasse der Spinner hat Caffebraune Vorderflügel, welche mit schlänglichten weißen Streifen durchkreuzet sind. Diese Streifen bilden meistens gegen den äußern Rand ein unförmliches X. Die Hinterflügel sind Scharlachroth mit etwas gelben vermischt, und mit 6 - 7 schwarzblauen Flecken besetzt, unter denen die 3 äußerste die größte und rundeste sind. Kopf und Brustschild sind Caffebraun, aber die Fühlspitzen, das Halsband, der Hinterleib und die Schenkel der Füße wie die Hinterflügel gefärbt. Auf dem Rücken des Leibes hat noch jeder Absatz einen schwarzen Querstrich, und die Fühlhörner sind obenher weiß. Man hat verschiedene Abänderungen von dieser Gattung. Einige haben dieichere Farben, andere schmälere oder breitere weiße Streifen, welche mehr oder weniger die Grundfarbe durchkreuzen, andere unterscheiden sich von einander, durch die mehr oder weniger Anzahl der Flecken auf den Hinterflügeln, welche bald einzeln stehen, bald in einander geflossen sind. Die merkwürdigste Abänderung, wann sie wirklich eine ist, findet man in dem Naturforscher (II Stück, t. 1. n. 4.) Das worinnen sie abweicht, betrift vorzüglich die Flügel. Die Vordere sind Umbrabraun, welches aber gegen den äußern Rand ins Ockergelbe fällt: an der Wurzel ist ein weißer Flecken, und hinter der Mitte gegen den äußern Rande zwey schmale weiße unvollkommene Querbinden, welche, wann man der Abbildung trauen darf, aus weißen Flecken bestehn. Die Hinterflügel sind schmäler als die Vordere, ganz glänzend schwarzblau, und mit gelben Franzen umgeben. Die untere Seite ist Erdfahl, ohne irgend eine andere Zeichnung; auch unterscheiden sich die Füße in Ansehung der dunkelbraunen Farbe, und der kleineren Dornen an den Hinterfüßen. Das übrige aber, Fühlhorner, Kopf, Augen, Brustschild und der Hinterleib ist dem gemeinen braunen Bär ganz gleich. Es ist doch merkwürdig, daß die Farbe der Hinterflügel gerade das schwarzblaue ist, woraus die Flecken bey der gewöhnlichen bestehen. Da nun ohnehin so viele Veränderungen von dieser Gattung in Ansehung dieser Flecken da sind: so kann diese schwarzblaue Farbe bey der gegenwärtigen eben soleicht das rothe verdrängt haben, als das rothe bey andern Spielarten das schwarzblaue in weniger und kleinere Flecken eingeschränkt; überdas ist die Raupe, woraus sie geworden, der gewöhnlichen ganz gleich; denn sie hat eine schwarze Haut, welche mit sehr langen mausfahlenen Haaren besetzt ist; doch sind sie an den Seiten kürzer, und wie die Haare auf den drey ersten Absätzen gelbroth gefärbt. Alle Haare stehen auf weißen oder blaulichen Warzen Büschelweis zusammen. Sie frißt an Johannisbeerstauden, Stachelbeeren, Schlehen, Reben, Nessel, Sallat und andern Gewächsen. Im Junius oder Julius ist sie erwachsen, und verwandelt sich in einem doppelten Gespinst, wovon das äußere weit und mit den längsten Haaren verwebt ist; das innere ist enger und weißer. Im Julius oder August kommt alsdann der Schmetterling aus der Puppe zum Vorschein. Wann er sich gepaart, so legt das Weibgen sogleich seine Eyer; diese gehen noch vor Winter aus, und verbergen sich als Raupen den Winter hindurch. Meilen die Seitenhaare dieser Raupe bey dem Angreifen stechen; so nennt man sie im Brandenburgischen Hundespor. Roesel hat ihn abgebildet Tom. I. phal. 2. t. 1.

Bär, brauner, (*Ptinus testaceo-villosus.*) Eben diesen Namen führt ein länglicher graulichgelbbrauner und haarichter Bohrkäfer, welcher fuchsrothe Fühlhörner und Füße hat. Man findet ihn beschrieben und abgebildet in Degeers Inf. Tom. IV. p. 235. n. 6. tab. 9. fig. 8.

Bär, gelber Purpur, auch gelber s. Linn. *Phalaena Bombyx Purpurea.* Dieser Nachtschmetterling gehöret in die Klasse der Spinner, welche niedergebogene Flügel haben. Die Oberseite der Vorderflügel ist gelb, und mit braunschwarzen Flecken, welche bey manchen ganz verbleicht aussehen, bedeckt: von diesen Flecken

stehen 5 größere am Oberrand, und fast in der Mitte ein anderer, welcher die Gestalt eines verkehrten lateinischen S hat. Die Hinterflügel sind Purpurroth mit 3 bis 4 schwarzen Flecken um den äußern Rand, und 2 bis 3 andern in der Mitte. Kopf, Fühlhörner, Brustschild und der Hinterleib, welcher über den Rücken eine Reihe schwarzer Puncte, und zu beyden Seiten eine gleiche hat, sind gelb. Die untere Seite des Schmetterlings ist gelb mit purpurroth vermischt. Die Flecken scheinen meistens, und zwar unter den Vorderflügeln schwarz durch.

Die Raupe, woraus dieser schöne Schmetterling gezogen wird, ist eine Bärenraupe; hat aber keine solange Haare, als die gewöhnlichen. An einigen fallen die Rückenhaare ins grünliche, bey andern sind sie goldgelb und an den Seiten graulich, und stehen Büschelweiß auf Warzen. Die Haut der Raupe ist schwarz, aber in den Absätzen weißgefleckt. Sie ist sehr schnell im Laufen. Ihr Hauptfutter sind die Ginstern (*Spartium Scoparium*). Man trift sie auf denselben nicht allein im Frühling bis in den Junius, sondern auch schon im Herbst und durch den ganzen Winter an den Stengeln der Ginster an. Außer diesem Futter frißt sie auch Hundszunge, Ochsenzunge, Resseln, Stachelbeerlaub, und im Nothfall auch Rebenblätter, Sallat und andere Kräuter. Sie spinnt sich über der Erde locker ein, und geht im Julius aus. s. Roesel Tom. I. phal. 2. t. 10.

Bär, Kapensischer schwarzer, (*Scarabaeus ursus.*) Vom Vorgebürg der guten Hofnung wird dieser Käfer gebracht. Er ist sehr klein. Der Kopfschild geht über den Kopf hervor, und ist an der Spitze ausgerändelt. Der ganze Körper ist schwarz, und durch lange Haare struppigrauch. Die 4 Vorderfüsse sind bis auf die schwarzen Schenkel zirgelfarbig. Er gehört unter die ungehörnte Käfer, davon Fabricius einem Theil den Geschlechtsnamen Melolontha ertheilt, Voët *Scar. arbor.* tab. 9. f. 74. hat ihn abgebildet und Souris noire genennt.

Bär, kleiner Egyptischer, (*Cimex aegyptius*) s. Wanze, Egyptische.

Bärlein, (*Scarabaeus hirtellus*) s. Rauhkäfer.

Bär, Rußischer, (*Phalaena Noctua Hera*) s. Fahne Spanische.

Bär, schwarzer, Linn. *phalaena Bombyx Villica.* Dieser Spinner hat niedergebogene Flügel, davon die vordere eine schwarze, die hintere aber eine wachsgelbe Farbe haben. In der schwarzen Farbe der Vorderflügel befinden sich acht ungleiche weiße Flecken, davon einer an der Wurzel und ein anderer an dem äußern Rand einsam stehen, die übrigen sechs liegen in der Mitte, und stehen paarweiß beysammen. Die Spitze der Hinterflügel nimmt ein großer schwarzer Flecken ein, und außer diesem siehet man noch einige andere kleinere schwarze Flecken gegen dem Rande und in der Mitten wahr. Der Brustschild, welcher an jeder Seite vor der Einlenkung der Vorderflügel einen weißen Punct hat, ist nebst dem Kopf und den Fühlhörnern schwarz. Der Hinterleib ist roth, und hat eine Reihe schwarzer Puncte auf dem Rücken, und eine andere zu beyden Seiten. Die untere Seite der Flügel ist der oberen gleich, ausgenommen, daß hin und wieder etwas rothes mit den Farben vermischt ist. Man trift zuweilen Exemplare an, welche nur sieben Flecken in den Oberflügeln haben, oder auch in Ansehung der Farben abweichen. Ihre Raupen sind schon vor Winter da, und gehören zu den Bärraupen, sind schwarz, manchmal auch bräunlich. Kopf und Füße haben eine rothe Farbe. Ihr Futter besteht aus allerley Pflanzen, Merpich, Petersilien, Malven, am liebsten aber große Nesseln. Schon im April verwandeln sie sich noch Art der Bärraupen, und geben nach einigen Wochen aus ihren Puppen. Man findet diesen Spinner in Roesels Insekt. Belust. Tom. IV. tab. 28. f. 2. und tab. 29. f. 1-4. abgebildet.

Bärchen (Conchyl.), die kleine Bären, die Bären, Rumph tab. 39. fig. O. holl. p. 118. n. 14. *Vrsulae, Beertjes* deutsch p. 98. Gualtieri tab. 15. fig. L. (zu schwach und undeutlich gezeichnet,) Porcellana minor fimbriata, ex fusco purpurascens, fasciis albis inaequalibus circumdata rima candida. Martini tab. 24. fig. 241. die kleine gefleckte Porcellane, Petit ourlin. Außer den angeführten Schriftstellern, haben dieser kleinen seltenen Porcellane nur noch Klein, Hebenstreidt und Davila gedacht. Lesser führet zwar in seiner Testaceothologie §. 48. hhh. eine gestirnte Porcellainschnecke eines Taubeneys groß an, die er das Bärchen nennet, da er aber Rumph tab. 39. fig. B. anführet, so ist daraus deutlich, daß er zwey verschiedene Porcellanen mit einander verwechselt; und der gestirnten Porcella Martini tab. 30. fig. 326. 327. Namen beyleget, die ihr nicht gehören. Unser Bärchen hat noch lange nicht die Größe eines Taubeneyes, mein Exemplar ist noch nicht einen halben Zoll lang, und die übrigen, die ich aus Zeichnungen kenne, sind nicht viel länger als ein halber Zoll. Es gehöret unter die gesäumten Porcellanen, die auf beyden Seiten eine Menge kleiner Zähne haben, die wie die Mündung, und die ganze Unterseite ganz weiß sind. Eben so ist die Grundfarbe des Rückens, und auf dieser Grundlage befinden sich einige undeutliche braune Zeichnungen, von welchen Rumph sagt, sie gleichen einem Bären oder dergleichen Thier. Martini aber spricht, die verschiedenen braunrothen Flecken sind mit der Figur eines aufgerichteten Bären dergleichen worden. Mein Exemplar hat oben noch zwey eingedrückte dunkelbraune Puncte, die ich an andern Zeichnungen nicht bemerke, und dieser könnte man sich als Augen der Bären gedenken. Aber freylich gehöret dazu eine überspannte Einbildungskraft, zumal da diese Flecken an meinem Exemplar nicht zusammenhangend, sondern abgerissen sind; und Martini hat recht, wenn er sagt: mit gesunden Augen ist diese Aehnlichkeit schwer zu erkennen. Was inzwischen diese Porcellane an der Größe abgehet, das ersetzet ihre Seltenheit, denn man trift sie nur in wenig Kabinetten an.

Bären, nennen einige Bergleute diejenige Asster, die bey den trocken gepochten Kobolhaufschlägen im Siebwaschen aufgehoben werden.

Bären (Conchyl.), s. Bärchen.

Bärendill, (*Athamantha* L.) s. Vogelnest.

Bärendreck, Bärenkoth, s. Süßholzsaft.

Bärenfuß (*Arctopus* Linn.), ein Pflanzengeschlecht welches in die drey und zwanzigste Classe und zweyte Ordnung (Polygamia dioecia) des Ritters von Linne gehöret und also beschrieben wird. Die männliche Pflanze hat lange ungleiche allgemeine und kürzere dichtere besondere Dolden. Die allgemeine Doldenhülle ist fünfblätterich und kurz, die besondere ebenfalls fünfblätterich und so lange als die Dolde selbst. Die Kelche sind fünfmal getheilt und sehr klein. Die allgemeine Blumenkrone ist gleichförmig, die besondere hat fünf unverlegte länglichte Kronblätter. Die Staubfäden besteben aus fünf borstenförmigen Trägern und einfachen Staubbeuteln. Der Fruchtkeim fehlt, doch sind zween borstenförmige mit einfachen Narben versehene Griffel

Digitized by Google

da, welche länger ſind als die Staubfäden. Das Saamengehäuſe fällt unreif ab. Die weibliche auf beſondern Pflanzen wohnende Blumen ſitzen ohne Stiele auf einer beſonderen Dolde beyſammen, welche mit einer viertheiligen, einblätterigen, ausgebreiteten, großen, am Rande mit Stacheln beſetzten, vielblümigen Doldenhülle umgeben iſt. Die beſondere Krone hat eine aus männlichen Blümchen beſtehende Scheibe und einen aus vier fünfblättrigen weiblichen beſtehenden Stral. Ihr Stempel hat einen pfriemförmigen, rauhen, unter dem Boden des Blümchens ſitzenden Fruchtknoten, zween fortdaurende umgebogene Griffel und zwo einfache Narben. Nach der Blüthe ſchließt ſich die Hülle mit ihren Stacheln zuſammen und bedeckt den Saamen, der aus einer herzförmigen zugeſpitzten, auswärtsgebogenen, oben rauhen, zweyfächerigen Frucht beſtehet.

Nur eine Gattung dieſes Geſchlechts iſt bekannt die den Namen der Stachlichen (*echinatus*) führet. Bey Plukenet (Mant. 155. t. 271. f. 4.) findet man eine Zeichnung davon. Ihr Vaterland iſt Aethiopien.

Bärenhäuter, ein Schimpfwort, das urſprünglich einen Menſchen bedeutet, welcher auf der Haut eines Bären, die ehedem in Deutſchland häufiger waren, liegen bleibt, wenn andere in Krieg oder zur Arbeit giengen.

Bärenhüter, Bootes, iſt ein dem großen Bär gegen Oſten liegendes Geſtirn, das gegen Norden an den Drachen, gegen Oſten an den Herkules, die nördliche Krone und den Kopf der Schlange, gegen Süden an den Berg Mänalus und die Jungfrau, und gegen Weſten an das Haar der Berenice und die Jagdhunde gränzet.

Bayer ziehet 34 Sterne darin an, darunter α an dem untern Saum des Rockes von der erſten Größe iſt und *Arcturus*, Bootes, *Aramech*, *Airamech*, *Azimech*, *Kolaurza*, das Schwerdt; der auf der linken Schulter γ *Cegenus*; der an der rechten Hüfte bey dem Gürtel ε Mezez, Mezer, *Mirach*; die drey an der linken Hand ζ η ϑ das erſte zweyte dritte Geſtein; der in der Sichel h. die der Bärenhüter in der linken Hand hält, *Marrha Merga*, und endlich der im Hirtenſtab oder der Keule μ *incalurus* Alcaturops heißet. Er ſoll der von Calliſto mit Jupiter erzeugte Sohn, nach der Erdichtung, die vom großen Bären kaum erzählet worden, von ſeinem Großvater dem Jupiter als ein Gerichte vorgeſetzet und deswegen von dieſem unter die Sterne aufgenommen worden ſeyn. Schiller macht ihn zum D. Spitzreiter, Schickard zum Nimrod und Weigel fabriciret die drey ſchwediſche Kronen aus ihm. Seine andere Nomen ſind: *Arcos*, *Bubulcus*, *Bubulus*, *Ceginus*, *Chegniuus*, *Clamator*, *Icarus*, *Lanceator*, *Lycaon*, *Plidometus*, *Plaustri custos*, *Plovaus*, *Thegius*, Vociferator, *Canis latrans*, *Arimech*, *Aramech*, *Sagittifer*.

Bärenkäfergen, (*Dermeſtes hirtus*) ſ. Schabkäfer (rauher).

Bärenklau, (*Acanthus* Linn. & Tournefort.) weſcher Bärenklau. Dieſen Namen führet ein Pflanzengeſchlecht aus der zweyten Ordnung der 14ten Linneiſchen Klaſſe (Didynamia angioſpermia) mit zween langen und zween kürzeren Staubfäden. Der Kelch beſtehet aus ſechs fortdaurenden Blättchen, davon je zwey und zwey wechſelsweiſe geſtellt ſind. Die Krone iſt einblätterich ungleich. Ihre Röhre iſt ſehr kurz mit einem Bart zugeſchloſſen. Die Mündung hat keine Oberlippe, ſondern nur eine große flache gerade ſehr breite dreylappige ſtumpfe Unterlippe, von der Länge der oberen Kelchlippe. Die Staubfäden beſtehen aus vier pfriemförmigen Trägern welche kürzer ſind als die Krone. Die zween obere ſind etwas länger zurückgebogen, die Spitzen aber ſind wieder vorwärts. Die Staubbeutel ſind länglich platt gedrückt, ſtumpf, paralelſeitig, vorne haarig. Der Stempel hat einen kegelförmigen Fruchtkeim, einen Fadenförmigen Griffel von der Länge der Staubfäden, und zwo ſpitze auf die Seite ſtehende Narben. Auf die Blüthe folgt ein faſt eyrundes, zugeſpitztes, vermittelſt einer Seitenwand in zwey Fächer getheiltes Saamengehäuſe. Der Saamen iſt fleiſchig und krumm, und beſtehet mehrentheils nur aus einigen Körnern. Von dieſem Geſchlechte hat man folgende Gattungen:

Dioſkoridiſcher Bärenklau, (*Acanthus Dioſcoridis* Linn. Gronov. orient. 192. Rauw. itin. 285. Moriſ. Hiſt. 3. p. 604.). Er hat lanzetförmige ganz unverletzte am Rande ſtachliche Blätter. Der Herr von Linne und andere Botaniſten halten dieſe Gattung für den von Dioſcorides beſchriebenen Acanthus. Sie ſtammt aus Paläſtina und beſonders wächſt ſie auf dem Berge Libanen.

Indianiſcher Bärenklau, (*Acanthus maderaſpatenſis* Linn. *Acanth. ciliaris* Burm. ind. 139. t. 42. f. 2. Plükenet. phyt. t. 99. f. 3.) mit vierfachen elliptiſchen unbewehrten Blättern. Der Stamm iſt krautartig, zweyſpaltig (dichotomus). Die Blumen entſproſſen aus den Blattwinkeln, ihr äußerer Kelch iſt ziegelweiſe geſchuppt und beſtehet aus vier Paar eyrund-keilförmigen Blättchen; der innere Kelch iſt vierblätterich und hat auswendig zwey lanzetförmige Blättchen, welche länger ſind als die andern, inwendig aber zwey kleinere bandförmige. Die Saamenkapſel iſt roth. Oſtindien iſt das Vaterland.

Stachelicher Bärenklau (*Acanthus ſpinoſus* Linn. Roy. lugd. 304. *Acanth. aculeatus* C. Bauh. 383.) Seine Blätter ſind gefiedert und endigen ihre Spitzen in einen Dorn. Eben ſolche Stachlen ſitzen auch auf dem Kelche und den Blattſtielen. Die Pflanze iſt fortdaurend und wächſt in Italien wild.

Stechpalmblättriger Bärenklau, (*Acanthus ilicifolius* Linn. Rumph. Amboin 6. t. 71. f. 1. Pluk. phyt. 261. f. 4.) hat ausgeſchweifte gezähnte ſtachliche Blätter, und einen ſtautenartigen ſtachlichen Stamm, der ſich in viele blätterliche Aeſte theilet. Der Blumenkelch beſtehet aus ſechs Blättchen welche ziegelförmig geſchuppt ſind. Die Kapſel iſt zweyfächrich. Die ganze Pflanze gleichet dem weichen Bärenklau, wirft die Blätter nicht ab, und erlanget eine Höhe von einem Schuh. Sie ſtammt aus Oſt- und Weſtindien.

Schwarzer Bärenklau (*Acanthus niger*). Der Herr von Linne hat vermuthlich dieſen für eine Spielart des weichen Bärenklau gehalten. Miller macht eine beſondere Gattung daraus, weil er nicht ausartet, er mag ſo oft geſäet werden als man will. Seine Blätter ſind ausgehöhlt, unbewehrt, glatt und hellgrün. Er heißt auch portugieſiſcher Bärenklau.

Weicher Bärenklau, (*Acanthus mollis* Linnei. Blackw. Tab. 89. Roy. Lugdb. 304.) glatter Bärenklau, Brunca urſina Offic. Seine Blätter ſind ausgehöhlt, mit kleinen ſteifen Borſten beſetzt. Zwiſchen den Blättern ſchießt ein ſtarker nackenter einfacher Stamm in die Höhe, der zwey bis drey Fuß lang wird. An der Spitze deſſelben kommen die weiße Blumen, welche in einer Aehre bey einander ſitzen, zum Vorſcheine. Italien und Sicilien ſind ſein Vaterland. In den Apotheken wird dieſe Gattung unter die fünf erweichenden Kräuter gezählt. Die Wurzel hat vielen ſchleimigen Saft bey

Digitized by Google

sich und kommt mit der Beinwellwurzel in ihren Kräften ziemlich überein. Ob ihr gleich die ältere Aerzte viele Tugenden und besonders auch eine harntreibende Kraft beylegen, so ist doch der Gebrauch davon heutiges Tages fast ganz aus der Mode gekommen. Die ältern nahmen von den Blättern ein Modell zu Verzierungen der Säulencapitäler und zu Stickereyen. Virgil sagt daher von dem Kleid der Helena

Et circumtextum croceo velamen acantho.
Aeneid. I. 653.

Bärenklau, deutscher, (*Heracleum* L.), s. Heilkraut.

Bärenklaublätter, (Baukunst) sind Blätter einer Pflanze, welche von dem athenienſischen Bildhauer Callimachus, auf dem Grab einer Jungfer von ohngefähr um ein Körbgen gewachſen, angetroffen worden. Da nun das Körbgen mit einem Ziegel bedeckt war, die um das Körbgen gewachſene Pflanze nebſt Stengel aber an den Ziegel bey dem Wachſen geſtoßen, und ſich umgekräuſelt, daß er die Geſtalt einer Schnecke erhalten, ſo hat er ſolches als einen artigen Zierath angeſehen, und an den Säulenknäuffen angebracht. Vitruv nennt dieſe an dem corinthiſchen Knauffe befindlichen Blätter Acanthus. Es iſt zweyerley, entweder wild und dornicht, oder gepflanzt. Die erſtere Art haben die gothiſchen Bildſchnitzer unglücklich nachgeahmt. Die letzte gepflanzte Art aber, welche mehr zertheilt und gespalten, ſiehet angenehmer an den römiſchen Knäuffen der Bögen Titi und Septimii Severi zu Rom, und an den corinthiſchen des Louvre im Hof. Sie iſt vollkommener, als jene, und trägt Blumen, welche ſich mit einem groſſen Knopfe ſenken, wie man an vielen corinthiſchen Capitälern ſiehet. Man findet und gebraucht nicht immer einerley Bärenklaublätter. Penther hat gezeigt wie ſolche zu zeichnen. Man hat eine blinde perpendiculair Linie a b * ſo hoch als das Blatt werden ſoll, dieſe theilet man in 12 Theile, und ſetzt unten ein halbes von ſolchen Theilen aus a in c und oben 2½ aus b in e, und ziehet c e blind zuſammen, hierauf legt man an f, welches von b ⅓ iſt, und ziehet winkelrecht zur Linie c e die linie f k, daß ſie von der Linie c e an zu rechnen noch ⅔ lang werde, auch ziehet man aus g, welches ⅔ über a iſt, eine blinde Linie winkelrecht zu c e, welche bey h anſtößet, auf der andern Seite aber etwan bis in i. Ferner ziehet man h a blind zuſammen, theilet dieſe blinde Linie h a in zwey Theile, und ziehet aus dem Theilungspunct winkelrecht bis an die blinde Linie i k ein andere blinde Linie, ſo wird ſolche in i anſtoßen, aus dieſem i nun kann das Bogenſtück a h gezogen werden. Denn ziehet man h l aus, und von k nach b macht man eine blinde Linie, nimmt k als ein Centrum an, und ziehet von l ein Bogenſtück l m bis an die blinde linie k b. Aus f und b werden zwey blinde Horizontalen f n und b d, jede ⅓ lang, oder halb ſo lang als das Blatt hoch iſt, hänget deren Enden durch die blinde Linien d n zuſammen. Aus dem Punct q, wo die Linie f n von der Linie k b durchſchnitten wird, errichtet man den Perpendicul q o, und ziehet aus q von m das Bogenſtück m p bis an gleich gedachten Perpendicul. Hierauf ſucht man auf der blinden Perpendiculare q o ein Centrum, woraus das Bogenſtück o r gezogen werden kann, welches ſo beſchaffen ſeyn muß, daß es aus o ausgezogen werde, die blinde Linie d n berühre, und unten bey r an die blinde Linie f n anſchlage. Hat man ein ſolches Centrum durch Suchen gefunden, ziehet man wirklich das Bogenſtück o r aus. Dann ſu-

* ſ. Tafel Bürgerl. Baukunſt. Fig. 55.

chet man auch auf der blinden Perpendiculare q o ein Centrum zu einem Bogenſtück, welches bey p anfange, und bey r aufhöre, iſt ein ſolches Centrum durch Suchen gefunden, ſo ziehet man wirklich das Bogenſtück p r. Aus q wird darauf von o das Bogenſtück o ſ bis an die blinde Linie k b, und aus dem Centro k von ſ das Bogenſtück ſ t bis an die blinde linie k f gezogen, von t ziehet man letztlich zu h l eine Parallellinie t g bis ſie die blinde linie a b berühret, ſo iſt das Blatt im Durchſchnitt gezeichnet. Zwar kommt es dabey auf eine gute Handzeichnung gar viel an; jedoch muß dieſe nicht ganz und gar willkührlich ſeyn, ſondern ſie muß ſich nach einem Fundamente richten, welches annehmlich ſowohl in dem Umzuge des ganzen Blatts als in dem Ausſchnitt oder Auserbung deſſelben iſt; die Auserbungen können, wenn der Umzug gezeichnet, ſo gemacht werden, wie es die Gattung der Blätter mit ſich bringet. Meines Erachtens kommen die Blätter in der Hauptgeſtalt einer an der Spitze umgebogenen Löwenzunge ziemlich gleich, und nach ſolcher Geſtalt kann man auch die Hauptgeſtalt eines Blatts einrichten. Wollen wir davon die Zeichnung machen, ſtellen wir die Zunge oder das Blatt vors erſte im Durchſchnitt vor, aus dem Durchſchnitte wird nachher das Blatt, oder der Umzug des Blatts ausgedehnt entworfen. Aus beyden aber, nemlich aus dem Durchſchnitt und aus dem ausgedehnten Blatte läßt ſich der Aufriß des umgebogenen Blatts verfertigen. Die Ausbohlungen der Säulen werden auch mit ſolchen gegiert, beſonders bey der römiſch und corinthiſchen Ordnung. Die Kehleiſte wird mit dergleichen Blättern gegiert angetroffen.

Bärenklauſiege, (Linn. *Muſca. Heraclii*). Die Raupe dieſer Fliege iſt ein Minierer, denn ſie friſt unter der Haut der Blätter des Bärenklaus. Die Fliege ſelbſt gehört unter die dünnhaarige mit borſtenähnlichen Fühlhörnern. Sie hat eine gelbe Stirne und grüne Augen. Der bräunlichblaue Bruſtharniſch iſt auf beyden Seiten mit einer gelben Linie eingefaßt: das Schildgen iſt gleichfalls gelb: der Hinterleib, welcher auf einem dunklen After die Farbe des Bruſtſchilds hat, iſt eyrund. Auf den weiſſen Flügeln ſind zwey braunſchwarze Binden, welche der Länge nach liegen, und gekrümmt ſind. Die Füße haben eine blaſſe Farbe.

Bärenklee, ſ. Klee.

Bärenkoth, wird in den Schmelzhütten dasjenige genannt, was ſich bey dem Abtreiben, ſobald das Werk oder das Metall, inſonderheit das Bley, zerfloſſen und das Unreine obenſchwimmet, ſich nicht abſtreichen läßt, ſondern mit der Glöthe, oder dem calcinirten Bley, herausfließet.

Bärenkrebs, *Cancer Arctus*. Er gehöret unter die eigentliche Krebſe, welche lange Schwänze, und einen länglichen Schild haben. Die Alten zählten ihn unter die Squillen, und gaben ihm wegen ſeinem rauchhaarichten Kopf den Namen Urſa, Bär. Fabricius macht ein neues Geſchlecht aus ihm, welches er Scyllarus nennt, und folgende Kennzeichen angiebt: die zwey Vorderfühlhörner ſind fadenförmig, und am letzten Glied geſpalten: anſtatt der hinterſten Fühlhörner ſiehet man zwey ſtachelichte Schuppen, welche zwey Glieder haben. Die vollſtändige Beſchreibung unſerer Gattung iſt dieſe: die Stirne iſt ſtumpf, und zwiſchen den Augen mit etwa zehen Stacheln von ungleicher Größe beſetzt. Vorne am Kopf ſieht man zwey Blätter mit einem doppelten Gelenk, davon das vordere breit, ſtumpf, ſiebenmal getheilt und um den Rand mit Härgen beſetzt iſt, das hintere aber zugeſpitzt; mit

Digitized by Google

sieben Zähnen besetzt, und am Rand mit einigen Härgen umgeben ist. Die Fühlhörner sind nicht länger, als die Blätter, haben 9 Glieder, davon das letzte gespalten, und das zweyletzte stumpf und kürzer erscheint. Der Brustschild ist länglich, ungleich und vorwärts fünfzackig dornig. Die Schwanzgelenke kann man in drey Felder eintheilen: das erste ist glatt, das zweyte runzelich, das dritte gleichfalls, und zugleich hinten dreyfach ausgerändelt: das Ende ist fünfblätterich und stumpf. Die Scheeren sind ziemlich dick, glatt, und, den Daumen dazu gerechnet, so lang als die Stirnblätter; das Fingergen ist sehr kurz. Die Füße sind glatt, haben aber scharfe Nägel. Ob man gleich diesen Krebs zuweilen von ansehnlicher Größe findet: so wird er doch nie von den kleineren Arten als eine besondere Gattung getrennt. Man findet ihn in allen Meeren der vier Welttheile. Man sehe Seb. Muf. 3. tab. 20. fig. 1.

Bärenmotte, braune f. Bär, brauner.

Bärenmotte, schwarze f. Bär, schwarzer.

Bärenöhrlein, f. Schlüsselblume.

Bärenohr, Windsaamenkraut, (*Arctotis* Linn. *Anemonosspermos* Commelini, Raji, et Breynii. *Arctotheca* Vaillantii.). Dieses Pflanzengeschlecht hat zusammengesetzte getrallte Blumen, und gehört also in die vierte Ordnung der neunzehnten Linneischen Classe, (*Syngenesia Polygamia necessaria*). Der Kelch ist gemeinschaftlich ziegelförmig geschuppt. Die untersten Schuppen sind locker und pfriemenförmig, die mittleren eyrund, die inneren länglich, am Gipfel starrig, abgerundet, vertieft. Die Krone hat viele Zwitterblümchen in der Scheibe, und ohngefähr zwanzig geschweifte Weibchen in dem Strale, der weiter vorstehet als die Scheibe. Jedes Zwitterblümchen ist trichterförmig mit einer fünfspaltigen an den Spitzen zurückgeschlagenen gleichen Mündung; jedes weibliche ist geschweift, langtrichterförmig, hat drey sehr zarte Zähnchen und eine sehr kurze Röhre. In den Zwitterblumen stehen fünf Staubfäden mit kurzen haarförmigen Trägern und walzenförmigen röhrigen Staubbeuteln. Ihr Fruchtkeim ist kaum sichtbar, der Griffel walzenförmig und länger, als das Blümchen, die Narbe einfach. Die weiblichen Blümchen haben einen eyförmig-vierseitigen, zottigen, mit einem eigenthümlichen Kelche gekrönten Fruchtkeim, einen fadenförmigen Griffel, und zwo eyrundlängliche etwas dicke gerad stehende Narben. Auf die Blüthe folgt kein Saamenbehälter, sondern der unveränderte Kelch vertritt dessen Stelle ꝛc. Nur die weiblichen Blümchen liefern einzelne rundliche, zottige Saamenkörner, welche statt der Haarkrone mit der eigenthümlichen Blumendecke gekrönt sind. Der Fruchtboden ist haarig, oder spreuig, etwas platt. Dieses Geschlecht hat vielerley Gestalten; denn bey einigen Gattungen sind die weiblichen Strahlblümchen unfruchtbar, und die Scheibenblümchen fruchtbar, bey andern ist es gerade umgekehrt. Nach der neuesten Ausgabe des Linneischen Systems gehören unter dieses Geschlecht nur neun Gattungen, indem einige aus den Spec. Plant. für Spielarten gehalten werden.

Befremdendes **Bärenohr** (*Arctotis paradoxa* Linn. *Amoen. Acad. IV. p.* 330. Pluk. *phyt.* 312. *f.* 5.). Seine Blätter sind doppelt gefiedert, bandförmig und glatt. Die Aeste stehen unterwärts wechselweise und sind mit Blättern bekleidet. Die Blumen sitzen einzeln am Gipfel der Aeste auf nackten Stielen. Die inneren Kelchschuppen haben häutige Spitzen. Der Stral ist gelb von Farbe und unfruchtbar. Die Spreuspitzen sind abgestumpft und länger als der Stral. Der Saamen ist an der Grundfläche wollig, an der Spitze mit einer fünfblätterigen kronförmigen Bedeckung versehen. Das Vaterland dieses Sommergewächses ist Aethiopien.

Chamillenförmiges **Bärenohr**, (*Arctotis anthemoides* Linn. Burmann. *Afric.* 176. T. 65. *f.* 1.) mit zweymal zusammengesetzten bandförmigen Blättern und Spreuspitzen, welche kürzer sind, als die Blumen. Die Blätter und ganze Pflanzen sehen der Chamille sehr ähnlich; nur die Blume hat die Gestalt des Bärenohres. Ihr Vaterland ist das Vorgebürge der guten Hoffnung.

Gezahntes **Bärenohr** (*Arctotis dentata* Linn. Burm. *Afr.* 175. T. 64.), hat unfruchtbare Strahlblümchen, und gefiederte Blätter, deren Federn zahnartige Querstücke haben. Es wächst ebenfalls auf dem Vorgebürge der guten Hoffnung.

Ringelblumenförmiges **Bärenohr**, (*Arctotis Calendulacea* Linn. *Syst. Nat.* Murray. *p.* 659.). Seine Strahlblümchen sind unfruchtbar, die Blätter haben aufgeworfene Lappen und sind etwas fliig. Es ist ein Sommergewächs, stammt aus Aethiopien, und hat folgende fünf Spielarten:

α. Die Strahlblümchen dieser Spielart sind unfruchtbar, und fast ganz unverletzt. Ihrer sind etwa zwölfe.

β. Das hypochondrische **Bärenohr** hat unfruchtbare dreyspaltige Strahlblümchen, deren mittlerer Abschnitt einwärts gebogen ist.

γ. Das traurige **Bärenohr**, *A. tristis* Commel. *rar.* 36. *t.* 36.) hat vierspaltige unfruchtbare Strahlblümchen.

δ. Das schimmernde **Bärenohr**, (*A. coruscans*) hat unfruchtbare in drey Theile gespaltene Strahlblümchen, deren äußerster Theil wieder dreyspaltig ist.

ε. Das prangende **Bärenohr** (*A. superba*), hat fünfspaltige unfruchtbare Strahlblümchen.

Scharfes **Bärenohr**, (*Arctotis aspera* Linn. Boerh. *Lugdb.* 1. *p.* 100. *t.* 100.). Seine Strahlblümchen sind fruchtbar, die Blätter gefiedert ausgebohlt zottig, und haben länglich zahnförmige Lappen. Die Blumen sind inwendig gelb und auswendig purpurfarbig. Aethiopien ist das Vaterland.

Spitzblätteriges **Bärenohr**, (*Arctotis angustifolia* Linn. *Mant.* 479. *). Die Strahlblümchen sind sehr fruchtbar, die Stengel kriechend, sehr zart, die Blätter leyerförmig, an beyden Seiten zweyzähnig.

Spreuiges **Bärenohr**, (*Arctotis paleacea* Linn. Pluk. *phyt.* 312. *f.* 5.). Die Strahlblümchen sind unfruchtbar, die Spreuspitzen sind gefärbt und länger als die Scheibe. Die Blätter sind bandförmig, gefiedert; ihre Federn länger als ihr Zwischenraum. Der Stamm ist ästig. Die Blumenstiele entspringen aus den Blattwinkeln und sind mit wenigen ganz einfachen Blättchen bekleidet. Die Blumen sind gelb und haben das Ansehen der Wucherblume.

Stammloses **Bärenohr**, (*Arctotis acaulis* Linn. Commel. *rar.* 35. *t.* 35.) mit Blumenstielen, die aus der Wurzel entspringen, und leyerförmigen Blättern. Das Vaterland dieser und der vorhergehenden Gattung ist das Vorgebürge der guten Hoffnung.

Trauriges **Bärenohr**, (*Arctotis tristis* Linn. *Breyn. fc.* 27. T. 15.). Es hat zwanzig dreyspaltige Strahlblümchen, ist eine Sommerpflanze und stammt aus Aethiopien.

Wegerichartiges **Bärenohr**, *Arctotis plantaginoides* Linn.). Seine Strahlblümchen sind fruchtbar, die

Digitized by Google

Scheibenblümchen unfruchtbar; die Blätter lanzettförmig eyrund, nervig, gezähnelt, den Stamm umfassend, und unterwärts filzig. Der Strak ist inwendig purpurfarben, auswendig braun. Das Vaterland ist das Vorgebürge der guten Hoffnung.

Zartblättriges Bärenohr, (*Arctotis tenuifolia* Linn. *Mantiss.* 288.*). Die Blätter sind bandförmig ungetheilt und glatt, die Strahlblümchen vermuthlich unfruchtbar.

Bärenräuber, (*Staphylinus hirtus* Linn.) Dieses Insect hat eine ansehnliche Größe, und ist durchaus sehr rauhhaarig. Der Kopf hat eine schwarze, der Brustschild aber eine gelbe, und die kurze Flügeldecken eine aschgraue Farbe. Der Vordertheil des Leibes ist schwarz, der hintere aber gelb. Die Füße sind auch schwarz und haarig. In Ostfriesland siehet man ihn sehr häufig, doch findet man ihn auch in andern sandichten Gegenden Europens. s. Sulzers abgek. Gesch. der Ins. tab. 7. fig. 16.

Bärenraupen, s. Raupen.

Bärenschmalz, *Axungia ursi*, (Pharmacie). Noch schreiben ihm einige Aerzte, nach dem Vorgang eines Galens, eine besondere Kraft zu, das Wachsthum der Haare zu befördern. Es hat übrigens die Eigenschaften anderer Fette, und frisch weicher, als Schweinsfett; oft auch, weil es in manchen Apotheken lange ungebraucht liegen bleibt, ranzig und scharf.

Bärenstinker, (*Hemerobius hirtus* Linn.) In den Hopfengärten, auch auf den Haselstauden, trifft man diese Gattung an. Sie übertrifft nicht viel die Größe einer gemeinen Fliege, und ist schwarzbraun. Die Vorderflügel sind weiß und braunschwarz gewölkt, oder, dermittelst der haarigten Adern, gegittert; überdieses siehet man noch zwey schwarzbräunlich gekrümmte Binden auf denselben. Die Hinterflügel sind weiser und weniger überich, und haben gleichfalls zwey krumme braunschwärzliche Binden, davon die eine in der Mitte, die andere am Rand der Flügel stehet. Die Fühlhörner sind von mittelmäßiger Größe; der Leib endiget sich mit einer Zange; die Füße haben eine blasse und die Augen eine braunschwarze Farbe.

Bärentappe, s. Bärlapp.

Bärentatzen, erscheinen, als eine gemeine Figur, in den Wappen bald einzel, bald paarweise gegen einander gekehrt; mehrentheils schwarz, gar selten silbern oder golden, wie z. B. in dem Fürstl. Salmischen Wappen, wo zwo auswärts gekehrte goldne Bärentatzen zwo rothe Kugeln halten.

Bärentraube, (*Arbutus Uva Ursi* Linn.) s. Sandbeere.

Bärentraubenmotte, (*Phalaena Tinea arbutella* Linn.) Die Bärentraube ernähret diese kleine Motte, welche die Größe einer Mücke hat. Ihre Vorderflügel sind fuchsroth oder rostfarbig, und braunschwarz gegittert oder gewölkt, oder auch zualich mit zarten silbernen Binden oder Streifen versehen. Die Hinterflügel haben eine eisengraue und die Franzen eine fuchsrothe Farbe.

Bärentraubenschild, (*Coccus uvae ursi* Linn.) An etwas feuchten Orten in der Erde an den Wurzeln der Bärentraube sitzet diese Schildlaus. Ihr Körper ist fuchsroth und mit einem weiten weißen ovalen Bälglein umgeben. Das Thiergen selbst giebt einen blutrothen Saft.

Bärlapp, Kolbenmoos Plan (*Lycopodium* Linn.). Schon der Name zeigt an, daß dieses Pflanzengeschlecht unter die Moose und folglich in die letzte Linneische Classe (Cryptogamia) gehöret. Seine Beschreibung ist folgende. Die männlichen Blumen sitzen ohne Stiele in den Blattwinkeln. Ihre Büchse ist nierenförmig zweylappig und hat weder einen Stiel, noch eine Haube. Die weiblichen Blumen stehen auf eben der Pflanze und haben einen vierblätterichen Kelch, aber keinen Stempel; der Saame besteht aus einem an dem Kelch festsitzenden Federchen ohne Nahrungsdrüsen (cotyledon). Herr von Necker welcher die beyden Geschlechter der Moose leugnet, giebt (Meth. Muſc. p. 261.) folgende Beschreibung. Das Köpfgen oder die Büchse ist stiellos nierenförmig zweyspaltig, und enthält einen feinen Staub. Die erdichtete weichlichen Blumen bestehen bey einigen Pflanzen aus vielkörnerichen Körperchen, welche kleine Kügelchen enthalten, bey andern aus Körnerchen (granula) die an den Blattwinkeln sitzen. Es fragt sich noch ob sie die Stelle des Saamens vertreten. Die Fortpflanzungstheile beziehen aus einem nackenten eyrunden Knöspchen das man an allen Pflanzen findet. An einer Gattung fällt der Fortpflanzungskeim von der Mutterpflanze von selbst ab, daher der Herr von Linne den Saamen der Moose daraus hat beweisen wollen.

Dieses zahlreiche Geschlecht hat Linne fünf und zwanzig Gattungen, davon aber nur etwa 8 in hiesigen Gegenden wachsen.

Alpen Bärlapp, (*Lycopodium alpinum* Linn. Dillen. Hist. muſc. t. 58. f. 6. * Haller. Helvet. 93. Oeder. Danic. T. 79.) hat vierfach wie Dachziegel übereinander liegende spitze Blätter, zweyspaltige geradstehende Aeste und walzenrunde stiellose Aehren; die größern ältern Aeste kriechen auf der Erde weit weg. Die schweizerische und lappländische Alpen sind das Vaterland. Da diese Pflanze einen bittern Geschmack und getrocknet einen biesamartigen Geruch hat, so kann sie wohl auch Arzneykräfte besitzen. Sie wäre also einer genauern Prüfung wohl werth. Einige halten sie für das Selago des Plinius, welches gegen vielerley Augenkrankheiten gerühmt wurde.

Blutrother Bärlapp (*Lycopodium sanguinolentum* Linn.). Seine Blätter liegen in vier Reihen ziegelweise übereinander, der Stamm kriechet und ist zweytheilich, die Aehren sind vierseitig. Das Vaterland desselben ist Kamtschatka.

Carolinischer Bärlapp, (*Lycopod. carolinianum* Linn. Dillen. Hist. Muſc. 452. t. 62. f. 6.) mit abstehenden in zwo Reihen gestellten Blättern, sehr langen Blumenschaften, welche nur eine Aehre tragen und kriechenden Aesten. Carolina ist das Vaterland.

Dunkeler Bärlapp (*Lycopodium obſcurum* Linn. *Lycopodioides radiatum dichotomum* Dillen. Hist. Muſc. 274. t. 67.) Er hat geradstehende zweytheilige Ranken, deren Aeste kriechend und länger sind als die Ranken selbst. Die Blätter sind dreyreuel, am Stamm herablaufend, ohne regelmäßige Ordnung gestellt, glatt, etwas steif, bandförmig und zugespitzt, an der Spitze vom Stamm abstehend. Er stammt aus Philadelphia.

Federicher Bärlapp (*Lycopodium plumoſum* Linn. *Licopodioides dentatum dichotomum rigidum minus* Dillen. Muſc. 471. T. 66. f. 10. *Muſcus Iquamoſus repens* Plumuer Amer. 36. t. 24.) Seine Blätter stehen in zwo Reihen von den Ranken ab, die äußerlichen an der Oberfläche sind bald eyrund mit Haaren eingefaßt. Die Ranken sind beynahe geradstehend; die Aehren stehen an der Spitze der Zweige, sind vierseitig und stiellos. Er ist in beyden Indien zu Hanse.

Felsen-Bärlapp (*Lycopod. rupeſtre* Linn. Dillen. Muſc. 457. t. 63. f. 11. Pluken. Alm. 248. t. 100. f. 2.)

Seine

Seine Blätter sind zerstreut faserich. Die Aehren stehen an der Spitze der Aeste, und sind vierseitig. Das Vaterland ist Nordamerica und Sibirien.

Fuchsschwanzartiger Bärlappen (*Lycopod. alopecuroides* Linn. Dillen. Hist. Musc. 464. T. 62. f. 8.) Die Aeste sind zurückgebogen, schlagen mit der Spitze Wurzel und kriechen weit über der Erde weg. Die Blätter sind bandförmig, zerstreut, am Rande mit Haaren besetzt. Sein Vaterland ist Virginien und Canada.

Fußloser Bärlapp (*Lycopodium apodum* Linn. Dillenii Musc. 467. t. 64. f. 3.) Die Blätter stehen in zwo Reihen, und sind wechselweise länger und kürzer. Der Stamm kriecht; die Aehren haben keine Stiele. Carolina, Virginien und Pensylvanien sind sein Vaterland.

Gezähnelter Bärlapp (*Lycopodium denticulatum* Linn. Dillen. Musc. 464. T. 66. f. 1. B.) Seine Blätter sind ausgebreitet in zwo Reihen gestellt; die auf der Oberfläche liegen ziegelförmig übereinander. Die Zweige sind kriechend und tragen stiellose Aehren. Er wächst in Ostindien.

Geebneter Bärlapp (*Lycopodium complanatum* Linn. Oeder. Dan. fasc. 2. T. 78. Dillen. Musc. 448. T. 59. f. 3. de Necker Meth. Musc. p. 145.) Die Blätter sind in zwo Reihen zusammen gewachsen die Deckblätter aber einzeln. Der Stamm kriecht, die Zweige stehen gerade und sind platt gepreßt. Die Aehren sind zwillingartig und sitzen auf Stielen an den Aestspitzen. Das Vaterland ist Europa, wo es auf hohen Heiden und in Wäldern wächst.

Keulenförmiger Bärlappen, gemeiner zweykolbiger Bärlappen, gemeine Wolfsklaue, Bärentappe, Gürtelkraut, Kolbenkraut, Sautannen, Weinkraut, Schlangenmoos, Zigeunerkraut, Seiftkraut, Truthenfuß, Neunheil. (*Lycopodium clavatum* Linn. *Lycop. officinale* Necker Meth. Musc. p. 150. Oeder. Dan. fasc. 3. T. 126. de Haller Hist. stirp. helv. 1742. Dillen. Musc. 441. T. 58. f. 1.) Sein Stamm kriecht weit weg und hat viele Aeste, welche hin und wieder Wurzel schlagen. Die äußersten Aestchen steigen in die Höhe und theilen sich in zwo Stiele auf denen die Kolben stehen. Stamm und Aeste sind mit vielen zerstreuten faserigen spitzen Blättchen besetzt, welche wie Ziegel übereinander liegen. Der Kolbenstiel ist mit wenigen steifen Schuppen bekleidet. Die Kolben selbst aber sind mit vielen lanzetförmigen Blättchen bedeckt, deren Spitzen haarig sind. An ihrer inneren Fläche sitzen die nierenförmige stiellose Staubbüchsen. Diese enthalten den gelben Blumenstaub, welcher in der Arzeneykunst gebraucht wird und in den Apotheken unter dem Namen *Semen Lycopodii* oder Hexenmehl (S. diesen Artickel) aufbewahret wird. Von der Pflanze selbst kann man eben keine große Würkungen erwarten, so wie von den wenigsten Moosen. Doch brauchet man sie gegen die polnischen Wichselzöpfe. Auch wird allerley Aberglauben damit getrieben; man hängt sie z. E. in die Viehställe damit die Hexen keine Macht darüber haben mögen, man bindet sie statt eines Gürtels um den Leib, gegen den allzustarken fließenden Monatfluß und gegen das Mutterweh der Weibspersonen. In der Oeconomie braucht man sie zur Verbesserung des Weines, da man nemlich wenn er sauer werden oder umschlagen will, ein Stück der Pflanze in das Faß hänget. Der Geburtsort dieser Gattung ist Europa, woselbst sie in moosigen Wäldern häufig zu finden ist.

Leinblättriger Bärlapp (*Lycopod. linifolium* Linn. *Selago linaria foliis* Dillen. Musc. 440. t. 57. f. 5. Plum. fil. 144. t. 166. f. C. B.) hat weit entfernte wechselweise lanzetförmige Blätter, die dem Leinkraut ähnlich sind; die Blumenähren stehen in den Blattwinkeln. Südamerica ist das Vaterland davon.

Nackter Bärlapp (*Lycopodium nudum* Linn. *Lycopodioides frutescens spicis laxis nudis* Dillen. Musc. 468. T. 64. f. 4. Plumier. Fil. 145. T. 170. f. AA.) Der Stamm ist aufrecht stehend, beynahe holzig, vierseitig. Die Blätter sind sehr klein, spitzig, sehr weit entfernt, gegen einander überstehend. Die Aeste sind zweytheilig, dreyfeitig und aufrecht stehend. Die Blumenstiele sind sehr kurz wechselweise an den Seiten stehend, an der Spitze zweyzähnig und haben in ihrem Winkel eine stiellose halbrunde halb dreyklappige Büchse, welche den Blumenstaub enthält. Das Vaterland ist Oft- und Westindien.

Ostindischer Bärlapp (*Lycopodium Bryopteris* Linn. Dillen. Musc. 472. t. 66. f. 11. Pluken. Alm. 247. T. 100. f. 3.) Seine Blätter sind zerstreut ziegelförmig geschuppt, die Aeste zusammen gewickelt. Ostindien ist sein Vaterland.

Rinnenförmiger Bärlapp (*Lycop. canaliculatum* Linn. Dillen. Musc. 464. t. 65. f. 6. Pluk. amalth. app. t. 453. f. 8.) Die Blätter stehen in zwo Reihen, die Deckblätter aber sind zweyzeilig. Der Stamm ist aufrechtstehend rinnenförmig. Er stammt aus Amboina.

Schweizerischer Bärlapp (*Lycopod. helveticum* Linn. *Lycopodium denticulatum pulchrum repens, spicis pedunculo insidentibus* Dillen. Hist. Musc. 465. T. 64. f. 2. de Necker Meth. Musc. p. 147.) Seine Blätter stehen in zwo Reihen von dem Stamm ab, die Deckblätter sind zweyzeilig. Die Aehren sind gestielte Zwillinge. Herr von Haller hielte diese Gattung für eine Spielart des gezähnten Bärlappen. Sein Vaterland sind die Schweyzerischen und Crainischen Alpen.

Tannenförmiger Bärlappen (*Lycopod. Selago* Linn. *Selago vulgaris abietis rubra facie* Dillen. Musc. 435. t. 56. f. 1. *Lycop. spica sessili foliis linearibus lanceolatis confertis* Haller stirp. 1716. de Necker Meth. musc. p. 148.) Da diese Gattung wirksame Bestandtheile enthält, so verdient sie etwas genauer beschrieben zu werden. Der Stamm ist hart aufrechtstehend und theilt sich immer in zwey Aeste, welche unterwärts sparsamer, oben aber dichte mit Blättern bedeckt sind. Diese sind in acht Reihen gestellt, lanzetförmig, spitzig, glänzend, etwas weniges vertieft, steif am Rande und knorpelartig. Die in den Blattwinkeln vertheilte Staubbüchsen sind nierenförmig oberwärts platt und zweyklappig. Es finden sich bey dieser Gattung keine Aehren oder Kolben, sondern kleine hin und wieder in den Blattwinkeln sitzende Knöspchen, welche abfallen. Die Europäischen Tannenwälder sind das Vaterland. Doch ist es in hiesigen Gegenden selten. Ob gleich die Pflanze weder starken Geschmack noch Geruch hat, so besitzt sie doch stark würkende Bestandtheile und wird in einigen Gegenden vielfältig gebraucht. Sie hat nicht nur eine purgirende, sondern auch eine harntreibende Kraft, die auch den Monatfluß der Weiber befördert. In Ingermannland soll der Absud davon in Milch gegen das Blutspeyen ein allgemein angenommenes Mittel seyn. Auch äußerlich soll die Pflanze eine Kraft die Läuse bey dem Vieh zu tödten, besitzen.

Ueberhängender Bärlappen (*Lycopod. cernuum* Linn. Dillen. Musc. 456. t. 63. f. 16. Plnk. Alm. 149. t. 431. f. 3. *Bellon-patfia* Rheed. Mal. 12. p. 73. t. 39.) Der Stamm ist sehr ästig aufrechtstehend und von fester Consistenz. Die Blätter sind gekrümmt, krause, zer-

Digitized by Google

streut; die Aehren kurz und herabgebeuget. Das Vaterland ist Ost- und Westindien.

Ueberschwammter Bärenlapp (*Lycopodium inundatum* Linn. Oeder. Dan. fasc. 6. Tab. 336. *Lycopod. palustre repens clavo singulari* Dill. Musc. 452. T. 62. f. 7. *Lycopod. spicis sessilibus foliis linearibus incurvis confertissimis* Haller stirp. Helv. 1721. Necker Meth. Musc. p. 149.) Die Stengel sind kriechend rundlich, überall mit Blättern bedeckt und theilen sich in viele gekrümmte Aeste, an deren Spitze die einzelnen stiellosen Aehren sitzen. Die Blätter sind ganz unbeschädiget, ohne Ordnung gesetzt. Das Vaterland ist ganz Europa, woselbst er an sumpfigen Orten wächst.

Vogelfußartiger Bärlapp (*Lycopod. ornithopodioides* Linn. Dillen. Musc. 464. T. 66. f. 1. B.) Der Stamm ist kriechend und treibet viele ebenfalls kriechende Ranken. Die Blätter stehen in zwo Reihen wechselweise, sind eyrund und abstehend. Die Aehren haben keine Stiele. Das Vaterland ist Ostindien.

Wedelförmiger Bärlapp (*Lycopod. flabellatum* Linn. Dillen. Musc. 464. t. 64. f. 3.) Seine Blätter stehen in zwo Reihen, die Deckblätter aber sind zweyzeilig. Der Stamm ist geradstehend rund und sehr ästig. Carolina, Virginien und Pensylvanien sind das Vaterland.

Weiden-Bärlapp (*Lycopod. Selaginoides* Linn. *Selaginoides foliis spinosis* Dillen. Musc. 460. T. 68. f. 1. *Lycopodium spicis sessilibus, foliis ovato-lanceolatis serratis confertis* Haller stirp. 1717. Oeder. Danic. fasc. 2. T. 70. Necker M. Musc. p. 148.) Der Stamm ist kriechend und treiben viele aufrechtstehende Aeste. Die Blätter sind lanzettförmig, behaart, etwas gekrümmt, glänzend, gekerbt. Die Blumenähren stehen an der Spitze der Aeste und haben einzelne Blättchen in deren Winkel die Büchsen häufig zu finden sind, welche Herr von Linne und Dillenius für den Saamen halten. Der Wohnort der Pflanze ist Europa, besonders die Schweiz, wo sie auf feuchtem steinigem Boden und bemoosten Weiden wächst.

Zirkelrunder Bärlapp (*Lycopod. circinale* Linn. Dillen. Musc. 473. T. 66. f. 11. Pluken. Alm. 247. T. 100. f. 3.) Die Blätter stehen in zwo Reihen, die auf der Oberfläche sind Zwillinge. Die Aestchen sind in einen Zirkel zusammen gewunden, wie die auffprossende Farnkräuter.

Zopfförmiger Bärlapp (*Lycopodium Phlegmaria* Linn. Dillen. Musc. 450. T. 61. f. 5. *Selago Indiæ orientalis f. Phlegmaria admirabilis Zeylonica* Breyn. cent. 186. T. 92. *Tana-pouel pastia maravara* Rheed. Malab. 12. p. 27. T. 14.) Dieses ansehnliche ostindische Moos hat eine Höhe von drey Schuhen. Sein aufrechter Stamm theilt sich in zween Aeste und diese wiederum in zween. Die Blätter sind eyrund, kreuzweise gegen einander übersitzend. Die Aehren stehen auf den äußersten Vertheilungen der Aeste und sehen einem geflochtenen Haarzopf ähnlich. Die Büchsen sitzen in den Blattwinkeln der Aehren und sind nierenförmig. In Ostindien, wo die Pflanze herstammt, wird sie als ein Arzeneymittel gebraucht. Die Wurzel dient gegen die Verstopfungen des Miltzes und der monatlichen Reinigung, und gegen die Wassersucht. Der wässerige Absud der Pflanze soll mit Cocusmilch vermischt ein dienliches Mittel gegen die rothe Ruhr und gegen alles Gift seyn. Auch soll sie zum Beyschlaf reizen und eine fruchtbar machende Kraft haben.

Bärlatschen, nennet man Schuhe und Quartierpantoffeln von Kälberhaaren. Diese Haare werden über Bindfaden geflochten und zusammengeschoben, daß sie den Bindfaden bedecken. Man trägt sie im Winter der Wärme wegen, nicht allein im Hause, sondern auch außer demselben, zumalen auf Reisen, über den Schuhen und ohne dieselbe, beschlt und unbeschlt.

Bärmutter, s. Mutter.

Bärpippen, Bärpfeifen, ein vor Alters übliches gedecktes Schnarrwerk (ein Orgelregister) von 16 bis 18 Fuß Ton. Er konnte nicht im Kleinen bearbeitet werden, wenn anderst die Wirkung mit dem Namen (vom tiefen unverständlichen Brummen der Bären hergeleitet) übereinkommen sollte. Er müßte auch gleichsam in sich hineintönen, wenig Klang auswerfen, und überhaupt eine stillrunzende Intonation haben. Der Körper dieser Pfeifen war nicht hoch, aber desto weiter, und seine Figur glich zween übereinander so gestülpter Trichtern, daß in der Mitte das Weite von beyden zusammenstößt. Wenn sie von Holz gearbeitet wurden, so war ihre Form auch abwechselend und verschiedentlich geartet. Ihre Eigenschaft bestund aber hierinn immer, daß sie oben und unten eng, und in der Mitte weit waren. Sie sind nicht mehr üblich. Die Erinnerung aber ihrer Gestalt und Wirkung kann bey neuen Entdeckungen zu mancherley Versuchen zum Leitfaden dienen.

Bärsching, s. Persch, (*Perca* L.)

Bärwurz, s. Vogelnest, (*Atanamantha Meum* L.)

Bärtling, s. Hanf.

Bäting. Auf den großen Strömen hat man Kähne von beträchtlicher Länge, an deren Vordertheile eine Art von Verdeck angebracht ist, die auf 14 Schuhe weit in den Kahn hineinreichet und Pflicht genennet wird. Nach der Breite des Kahnes wird die Qwere über diesen Pflicht von einer Lagen Seite des Kahnes bis zur andern ein gekrümmter, und die ausgebogene Seite gegen die Spitze kehrender 5 Zoll langer, 8 Zoll breiter und 5 Zoll dicker Balken mit starken eisernen Nägeln aufgenagelt, in dessen Mitte der senkrechte Klotz, der den Namen des Bollers führet, und an welchem das Ankertau angebunden ist, eingezapfet wird. Der Balken, von dem jetzo die Rede war, heißt Bäting.

Bäting, sind zwey starke Pfosten oder Hölzer auf den großen Schiffen, welche durch das Verdeck in Raum hinuntergehen, und durch einen Querbalken 2 Schuhe unter den obersten Enden mit einander verbunden sind, um welche die Taue geschlungen werden, wenn man ankern will. Auf einem großen Schiffe trift man nebst dem großen noch zwey kleine an. Der große hat seine Stelle hinter dem Fockemast, und reichet nicht über das Verdeck. Die kleine oder Märsegelschoochen stehen in der Gegend des Fock- und großen Mastes, reichen über das Verdeck, und dienen, die Schooten der Märsegel daran zu befestigen.

Bätingsnägel, sind die in die Bätings eingeschlagene große eiserne Nägel, worum man die Seile schlinget, wenn man etwas befestigen und anhalten will.

Bätylus. Rhea, die Gemahlin des Saturnus, welcher gewohnt war, seine kaumgebohrnen Kinder zu verschlingen, gab statt des gebohrnen Jupiters ihrem geträßigen Eheherrn einen, wie ein Kind eingewickelten Stein zu verschlingen, welchen, nachdem ihn dieser abscheuliche Anherr der Götter vermittelst eines ihm vom Jupiter beygebrachten Brechmittels in der Folge wieder von sich gespieen, man nahe bey dem Tempel zu Delph aufbewahrte, und ihn täglich mit vieler Sorgfalt mit Oel benetzte, und an Festtägen mit roher noch unbereiteter Wolle bedeckte. Dieser Stein, den die Lateiner,

Digitized by Google

dem Sprachlehrer Priscian zufolge, Abadir, und die Griechen, nach dem Zeugnisse des Hesychius, Bätylos nennten, wurde mit der Zeit sehr berühmt und als eine Gottheit angebetet. Außer diesem Saturninischen Bätylus, sind aber noch andere Bätylien im Heidenthume sehr verehret worden. Man hielt diese Bätylien für beseelte Steine, welche man sogar als Orakel betrachtete und sie um Rath fragte; also für eine Art von Talismanns oder Teraphim des Labans, wofern man nicht letztere mit dem Ritter Michaelis anderst erklären will. Diese Bätylien waren runde Steine von einer mittelmäßigen Größe, und man konnte sie ohne große Beschwerde bey sich tragen. Die Alten, welche von diesen Bätylien reden, geben fast keine andere Beschreibung von ihnen, als von dem Steine, den Saturn statt des Jupiters verschluckt hatte. Daher kam das bey einem gefräßigen Menschen gewöhnliche Sprüchwort: καὶ βαιτύλον ἂν κατάπιοις, d. i. Du solltest wohl gar einen Bätylus verschlingen. Photius unterrichtet uns in dem Leben des Isidorus umständlich von der Beschaffenheit dieser Bätylien. Diese Steine, welche Isidor gesehen, hatten eine runde Figur, und auf ihrer Oberfläche eingegrabene Linien, die man für Buchstaben hielte. Der Arzt Eusebius besaß einen Bätylus, den er öfters bey sich im Busen trug. Manchmal legte er ihn in die Oeffnung einer Mauer. Wenn er etwas wissen wollte, so befragte er diesen Stein, gleich einem Orakel, und es soll ihm auch derselbe mit einer ihm verständlichen zischenden Sprache geantwortet haben. Man fand diese Bätylos auf dem Berge Libanon, von dem sie in einer feurigen Kugel herunter kommen und in der Luft herumfahren sollen. Eusebius behauptete von dem, den er selbst besaß, daß er sich von selbst bewegen könne. Isidor glaubte, sie seyen von einer Mittelgattung von Geistern beseelet.

Bochart, der sonst die ganze Mythologie in der heiligen Schrift zu finden glaubte, findet den Ursprung der Bätylien in dem Steine, auf welchem Jacob geschlafen hatte, und leitet das Wort selbst von dem bey dieser Gelegenheit vorkommenden Worte Bethel her. Bey dem Lampridius treffen wir gewisse lapides divos an, welche Heliogabalus aus Syrien mitbrachte, welche Salmasius für Bätylos hält, und statt divos, vivos liest. Auch die Steine, welche der Minerva chalcidica zu Sparta geheiliget wurden, rund waren und eine eigne Bewegung hatten, waren solche Bätylien. Plutarch erzählt, daß man sie im Flusse Eurotas finde, sie hätten die Gestalt eines Helms; stiegen bey dem Schall der Trompete auf die Oberfläche des Wassers hervor, und giengen sogleich wieder unter, wenn man den Namen der Athenienser laut aussprüche. Gewisse Steine, von denen das leichtgläubige Alterthum behauptete, daß sie vom Himmel gefallen seyen, und welche entweder Donnerärte, oder durch einen heftigen Orcan von der Erde in Luft gehobene, oder aus einem Vulcan weit hinweggeschleuderte Steine gewesen, wurden ebenfalls für Bätylien gehalten. So betete man zu Abydus und Potidäa denjenigen Stein an, welcher, des Anaxagoras Vorhersagung zufolge, an dem Flusse Aegos vom Himmel heruntergefallen war. Der Stein der Göttermutter hatte etwas vor den gewöhnlichen Bätylien ihm eignes. Auch er war vom Himmel heruntergefallen. Seine Größe aber war unbeträchtlich, weil man ihn bequem in der Hand tragen konnte. Er war schwarz, und bey aller seiner Unregelmäßigkeit entdeckte man doch bey ihm etwas symmetrisches. Man sahe an ihm etwas einem Munde ähnliches, und deswegen setzte man ihn nahe an dem Munde der Statüe dieser Göttin ein. Der Stein, welchen Astarte, nach dem Berichte des Sanchuniathons, fand, war ebenfalls ein Bätylus. Falconnet, der eine besondere Abhandlung für les bætyles geschrieben, und die Meynungen der alten und neuern Gelehrten von diesem Steine anführt, hält die Bätylos für einerley mit dem vom Orpheus, in dessen Buche de lapidibus, genannten Ophites oder Siderites. Aus dem daselbst beygefügten Kupfer siehet man aber, daß sie eine Art von Schiniten oder versteinerten Seigel gewesen. Daß diese Bätylien zum Theil solche Schiniten gewesen, wird auch aus dem obenangeführten Umstande wahrscheinlich, daß nemlich dieselben vom Berge Libanon, diesem Vaterlande der schönsten Judensteine, herkommen sollen. Einige dieser Bätylien scheinen aber wahre Donnerärte, oder auch Belemniten, gewesen zu seyn. Plinius sagt in dieser Absicht: Sotacus & alia duo genera scelt ceraunise, nigras rubentesque ac fimiles eas esse fecuribus; per illas, quæ nigræ sunt & rotundæ, urbes expugnari & classes, eaquo Betulos vocari; quæ vero longæ sunt, ceraunias. In dem vierten Theile der gesellschaftlichen Erzählungen für die Liebhaber der Naturlehre hat jemand, vermuthlich Herr Professor Titius, mit vieler Wahrscheinlichkeit die Bätylien für Magneten erklärt.

Bäuche, Bäuchlein (Conchyl.), ist eine Benennung, welche Rumph, Chemnitz und mehrere, den getreiften Gartenbettchen, oder der getreiften Bettdecke, einer Sturmhaube geben. Es gehöret unter das Buccinum areola des Linne, und ist vom Lister tab. 996. fig. 61. tab. 997. fig. 62. tab. 998. fig. 63. Rumph tab. 25. fig. C. Gualtieri tab. 39. fig. B. tab. 40. fig. G. Martini tab. 32. fig. 344. 345. tab. 34. fig. 350. 351. 352. abgebildet. Rumphs Exemplar tab. 25. fig. C. scheint eine unausgewachsene Schnecke zu seyn. s. Bettdecke.

Bächling (an den Schweinen), heißt bey den Fleischern das Stück Fleisch, welches die untere Gegend des Bauches einnimmt, und meistens so fett ist, daß es der Fleischer nicht wie das andere Fleisch nach dem Gewicht verkauft, sondern unter die Würste hackt, wodurch diese ihr Fett erhalten.

Bäuerische Lessinen, Bassagepfeiler, nennt man mit ausgesetzten Steinen gezierte Lessinen (s. Lessinen). Sie werden zu Auszierung der Schäfte und Ecke des untern Geschoses der Gebäude, zu Pfeilern an Stadtmauren, Fundamente der Thürme, Garten- und Hofmauren gebraucht. Die Höhe der ausgesetzten Steine wird hier der halben Lessinenbreite gleich gemacht. Es soll auch eine Bäuerische Lessine nicht unter 2 und nicht ohne Noth über 4 Fuß breit seyn. Die Anzahl der ausgesetzten Steine in den Bäuerischen Lessinen findet man auf zweyerley Weise, arithmetisch und geometrisch. Arithmetisch geschiehet solches, wenn man die Höhe derselben mit der halben Breite theilet: z. B. wenn die Breite 3 Fuß und die Höhe 15 Fuß, so erhält man

$15 : \frac{3}{2} = 15 : 1\frac{1}{2} = \frac{15 \times 2}{3} = \frac{30}{3} = 10.$ Es würde also solche 10 ausgesetzte Steine hoch. Enthält die Höhe oder die Breite keine rotunde Zahl, oder gar in beyden Zahlen, bey deren Maasen Brüche vorkommen: so verfährt man zwar wie vor, nur müssen die uneigentlichen Brüche vorhero in eigentliche nach der Bruchrechnung verwandelt werden. Z. B. es wäre die Höhe $20\frac{1}{2}$ Fuß, die halbe Breite $1\frac{1}{4}$ Fuß, so wird

$20\frac{1}{4} : 1\frac{1}{4} = \frac{61}{3} : \frac{7}{4} = \frac{61}{3} \times \frac{4}{7} = \frac{244}{21} = 11\frac{13}{21}$

vor die Anzahl der ausgesetzten Steine in der Höhe. Wenn, wie hier, ein Bruch erhalten wird: so läßt man solchen hinweg, und erwählt eine theilbare Zahl, als hier z. B. 11 oder 12 zur Anzahl der ausgesetzten Steine in die Höhe. Geometrisch wird die Anzahl der ausgesetzten Steine geschwinder gefunden. Man misset mit einem Handzirkel die angenommene Breite der Lessinen, theilt solche in zwey Theile, und mit dieser halben Breite theilt man nach der Höhe der Lessine auf dem Risse die ausgesetzten Steine aus, und zählet, wie viel man erhält. Bleibt etwas übrig und die Anzahl wird nicht gerade, so erwählt man die ganze Zahl zur Anzahl der ausgesetzten Steine. Die Ecken der Gebäude und der Risaliten pflegt man nicht selten mit Bäurischen Lessinen einzufassen.

Bäuerische Pforten, sind Pforten, welche mit ausgesetzten Steinen gezieret werden. Das Gebälk der Pforte wird von einer der Ordnungen gemacht, und die Pforte nach derjenigen Ordnung benennt, nach welcher solche ausgeziert worden. So nennt man z. E. eine Pforte mit ausgesetzten Steinen, welche ein Toscanisch Gebälke und Thüreinfassung hat, eine Toscanisch-Bäurische Ordnung. Eine Bäuerische Pforte bestehet aus der Einfassung der Thür, dem Grundstein, den ausgesetzten Steinen, dem Gebälke und der Oeffnung. Die Einfassung der Thür wird aus derjenigen Ordnung genommen, nach welcher man die Pforte zu verzieren gedenkt. Der Grundstein, worauf die ausgesetzten Steine ruhen, wird wenigstens $\frac{1}{7}$ der Weite der Pforten im Lichten hoch gemacht. Die ausgesetzten Steine erhalten mit der Einfassung der Thür im Lichten auf jeder Seite oder an jedem Schenkel der Pforte. Man bedient sich zu Aufführung dieser Schenkel wechselsweise der Kopf- und Seitensteine, und giebt dem ersteren die Gestalt eines Quadrats, dem letztern aber die Gestalt eines doppelten Quadrats (s. Kopfsteine, desgleichen Seitensteine). Zu dem Sturz werden oder der Thüre die ausgesetzten Steine gewöhnlich gezogen, und als eine Blate Bande (s. Blate Bande) angelegt. Die Oeffnung der Thür erhält zur Höhe doppelte Breite, und die Breite macht man $\frac{1}{7}$ der ganzen Höhe der Thüre gleich, wenn solche einen geraden Sturz erhält: erhält sie aber einen gewölbten Sturz aus dem halben Zirkel, so bleiben zwar einige bey dieser Verhältniß, andere aber gehen auch davon ab, und theilen die ganze Höhe der Pforten in 13 Theile, geben davon zur Oeffnung der Weite 3 und zur Höhe 7 Theile. Man siehet Bäuerische Pforten von Toscanischer Ordnung zu Paris zwey Thüren, davon eine in der Gasse Coguilliere, und die andere hinter dem Ordenshaus der Jesuiten in der Gasse St. Antoine. Von dorischer Ordnung findet man nicht nur eine Pforte in Paris von Brosseарbeit, in der Gasse der Augustiner du Grand Couvent, sondern es ist auch die Hauptthüre an dem Pallast des Cardinals Farnese zu Caprarola mit einer von Vignola geziert *. Die Oeffnung der Thür hat keinen geraden Sturz, sondern einen Bogen aus dem halben Zirkel. Die Schenkel sind zusammen so breit als die Eröffnung, und das mit der Architectur gezierte raget um einen Modul weit von der Wand heraus. In dem Kranz sind Dielenköpfe, welche gleich ausgetheilt über den Dreyschlitzen angebracht, auch trift einer mitten über dem Schlußstein zu, als wenn ein Dreyschlitz daselbst stünde, weil hier der Schlußstein die Stelle des Dreyschlitzes einnimmt. Die ausgesetzten Steine, welche das Bäuerische Werk machen, sind ziemlich künstlich ausgetheilt und beynahe ein Modul hoch. Es kommen also 13 auf den Stamm des Pfeilers. Der Kranz ist mit einer Abdachung zu Abführung des Wassers bedeckt, daher auch an der Ninnleisten keine Rinnenköpfe sind. Mich. Angelo hat an dem Lusthause des Herzogen Sforza in der Vorstadt del Popolo eine Dorisch-Bäuerische Pforte erbaut. Die Breite der Oeffnung ist beynahe 7 Fuß, und die Höhe doppelt groß. Die aufgesetzten Steine des Strebepfeilers sind diamantförmig, und auf der Pforten ist eine Attica angebracht.

Bäuerische Säule, wird jede mit Bändern und ausgesetzten Steinen versehene Säule genennt, und ist von der Bindesäule (s. Bindesäule) darinnen unterschieden, daß erstere ihre Bänder und ausgesetzte Steine über den Säulenstamm hervorragen, bey letzterer aber nicht. Es pflegen dergleichen Säulenstämme, um welche man gleichsam dicke Bänder legt und sie noch mehr verstärken will, vielfach gebraucht zu werden, indem es denen Augen eine besondere Veränderung schaft, doch muß man solches nicht an zarte Ordnungen anbringen, weil grosse Stärke und Zärtlichkeit sich nicht zusammen schicken. Viel weniger dürfen die Säulen oder Pfeiler, wo sie zwischen den dicken Bändern durchscheinen, ausgehöhlet seyn, weil sonsten zwey Extrema zusammenkommen würden, nemlich eine besondere Stärke und eine merkliche Schwäche. Insbesondere schickt sich die Bassage an toscanischer und dorischer Ordnung, wenn solche zu starken Werken, als zu Stadtthoren und Zeughäusern gebraucht wird. Serlio ist ein grosser Freund der Bassage, solches läßt er in seinem sechsten Buch, worinn er 50 Portale mittheilet, auf verschiedene Arten sehen, handelt aber bisweilen wider die hier gegebene Vorschriften, indem er die Bassage an die hohe Ordnungen mit anbringet, auch Bassage und Ausbhöhlungen an Säulen und Pfeilern verbindet.

Bäuerisch Werk. Von Vitruv Opus rusticum wird genannt, wenn eine Mauer von außen dergestalt ausgearbeitet wird, daß solche das Ansehen erhält, als bestünde sie aus grossen ordentlich gelegten Quadersteinen, welche zwischen sich breite und vertiefte Rinnen lassen, die Fugen derselben anzudeuten. Die hervorragende Steine werden ausgesetzte Steine (s. ausgesetzte Steine) genennt. In Betracht der Lage der Fugen der ausgesetzten Steine, ist solche zweyerley, erstlich da nur horizontale Fugen vorhanden, zweytens da die horizontale Fugen mit perpendicularen verbunden werden, damit dadurch die Größe und die Gestalt jedes Quaderstein vorgezeichnet werde. Diese letztere Art ist in ältern Zeiten gar gebräuchlich gewesen, in den neuern aber ist die erstere fast nur allein im Gebrauch. Es wird das bäurische Werk bey Stadtthoren und Gebäuden auf dem Lande, auch wohl bey Kirchen in Städten und freystehenden Pallästen, weil diese Gebäude von der Witterung viel auszustehen haben, gebraucht. In Wohngebäuden gebraucht man solche nur im untern Stock, und an Kirchen bis an die Fenster.

Bäume, s. Baum.

Bäumen, Baumen, Aufbäumen, wird von einem Pferd gesagt, wenn es mit den hindern Füßen, indem es auf die hinteren sich ein wenig setzet, in die Höhe gehet und den Leib fast gerade aufrichtet, wobey ein Reuter sich vorzusehen hat, daß das Pferd mit ihm nicht überschlage, und er wider Vermuthen zum Abßitzen gebracht werde. Das beste Mittel dieser Unart der Pferde

* s. Tafel Bürgerl. Baukunst, Fig. 75.

Digitized by Google

zu begegnen, beſtehet darinn, daß der Reuter dem Pferd den Zügel läßt, mit der rechten Hand die Mähne ergreift und ſoviel möglich iſt den Leib vorwärts beuget, und in feſter gerader Stellung bleibet. Alsdenn wird ſich das Pferd nicht leicht überſchlagen. Zuweilen iſt es aber nöthig das Pferd durch einen derben Peitſchenhieb wieder auf die Vorderbeine zu bringen.

Baf, ſ. Jumarre.

Baffetas, oder **Baftas**, iſt eine Art weißer **Cattun** von groben Gewebe aus baumwollenen Fäden, und kommt aus Oſtindien. Die beſten Baſtas ſind die von Surate. Sie kommen in Stücken nach Europa, welche 13 bis 14 Ellen in der Länge, und eine halbe Elle, auch drey Viertel bis ſieben Achtel Ellen in der Breite haben. Das Stück wird in Amſterdam und Rotterdam 11 bis 12 holländiſche Gulden bezahlt. Es werden an dieſen beyden Orten jährlich bey 12 und mehr tauſend Stück zum Verkauf ausgeſetzt. Außerdem hat man auch noch **Baffetas broad-brown**, breitbraune Baftas, welche alle 14 Ellen lang und drey Viertel breit ſind; **Baffetas broad-whit**, breitweiße die eben ſo lang und breit ſind; **Baffetas narrow-brown**, ſchmalbraune, die zwar mit den vorigen gleiche Länge, aber nur eine halbe Elle in der Breite haben; **Baffetas narrow-whit**, ſchmalweiße, die nur 13½ Elle lang ſind, und eine halbe Elle breit liegen.

Bagage. Hierunter verſtehet man alles, was zur Lebensnothdurft und Bequemlichkeit der Officiere und Soldaten einer Armee erforderlich iſt und daher denſelben auf Wagen, Maulefeln und Packpferden muß nachgeführet werden, weswegen man auch die Wagen, Pferde, Knechte, Marketender, Soldaten-Weiber u. dgl. mit zu derſelben rechnet. Man theilet ſie in ſchwere und leichte ein. Zur erſten rechnet man die Wagen und Karren, ſie mögen den Generalen, Officieren, der Artillerie, dem Commiſſariate, oder den Marketendern zugehören; zur letzten aber die Kutſchen der Generale, Maulthiere und Packpferde der Officiere. So nöthig und unentbehrlich die Bagage bey einer Armee und ſo groß der Verluſt iſt, wenn ſie zu Grund gehet; ſo nothwendig iſt eben deswegen die Regel, ſie ſo compendieus einzurichten, als möglich. Denn je weitläuftiger ſie iſt, zumal die ſchwere, je mehr ſie hindert und die Armee unbeweglich macht, je leichter man ſie ganz oder zum Theil verlieret, und je mehr ſie die Conſumtion vergrößert.

Bey dem Marſch einer Armee hat man vorzügliche Sorge vor die Bagage zu tragen, damit ſie nicht vom Feind weggenommen werden könne. In einem flachen ebenen Lande pfleget man daher, wenn der Feind auf einer Flanke ſtehet, die erſte Linie der Armee auf deſſelben Seite alſo marſchiren zu laſſen, daß ſie, ſo bald ſie ſich ſchwenket, in völliger Schlachtordnung ſtehet. Die zweyte Linie macht die andere Colonne aus und marſchieret in eben der Ordnung aber in größerer Entfernung vom Feinde. Endlich in der größten Entfernung und auf dem beſten Wege, der ſich vorfindet, marſchieret die Bagage in ſtrenge zu beobachtender Ordnung und hat die dritte Colonne oder die Reſerve zur Bedeckung. Dieſes iſt beſſer, als wenn ſie in der Colonne der Truppen ziehet, wo ſie leicht Unordnung und Aufhalt verurſachet und, wenn es zu einer Affaire kommt, leicht verlohren gehet. Iſt man völlig gewiß, daß der Rücken ſicher iſt, ſo kann die Bagage der Armee nachfolgen und den andern Tag ins neue Lager einrücken; unter ähnlicher Bedingung kann ſie bey einer Retraite vorangehen, jedesmal dennoch von ſo vielen und ſolchen Truppen bedeckt, daß ſie wider eine jede unerwartete Unternehmung genugſam vertheidiget werden kann. Wenn der Zug durch Waldungen gehet, läſſet man wie die Cavallerie ſo auch die Bagage in der mittelſten Colonne, vor und hinter derſelben aber Detaſchementer von Infanterie, die übrige Infanterie hingegen in zweyen Colonnen auf der rechten und linken Seite marſchieren; wenn er bey Gebürgen und dichten Waldungen vorbeygehet, hält ſich die Bagage zu der Colonne, deren Weg am weiteſten vom Walde oder Gebürge entfernet iſt. Bey forcirten Märſchen, welche um einer Feſtung oder Corps zu Hülfe zu kommen oder die feindliche Armee anzugreifen, unternommen werden, läſſet man die Bagage unter hinlänglicher Bedeckung zurücke; gleichwie man auch, wenn man ein Treffen erwartet, die ſchwere in Zeiten an einen ſicheren Ort ſchicket, und die leichte am Tage des Gefechtes ſelbſt denjenigen Weg abgehen läſſet, den man zu nehmen Willens iſt, wenn man weichen muß.

Bagage aufheben kann nicht leicht geſchehen, wenn man ihr den rechten Ort beym Marſche der Armee angewieſen und ihr genugſame Bedeckung beygegeben. Inzwiſchen braucht nur an einem einzigen der vorderſten Wägen ein Rad zu brechen, ſo muß der ganze Zug halten und ein wohl poſtirter feindlicher Hinterhalt bekommt Gelegenheit einzufallen, die Zug- und Packpferde wegzunehmen, Räder und Wägen entzwey zu ſchlagen und zu plündern. Iſt es darauf angeſehen und möglich die Bagage gänzlich wegzunehmen, ſo muß man die Front der Colonne angreifen, ſie ſeitwärts lenken und die Flanken derſelben wohl bewachen, damit kein Knecht ausſpanne und ausreiſſe, als worüber alle nachfolgende Wägen entweder ganz und gar aufgehalten oder wenigſtens in ihrer Fahrt ſtark gehindert werden müſſen. Eben aus der Urſache, damit der Streich in der größten Geſchwindigkeit ausgeführet und keine Verzögerung veranlaſſet werde, darf niemand plündern, bis alles in genugſame Sicherheit gebracht iſt. Ein General hat große Urſache, ſeine Diſpoſitionen ſo zu machen, daß der Feind die Bagage nicht wegnehmen könne, weil die Folgen davon ſehr nachtheilig ſind, und Soldat fowohl als Officier alles Vertrauen auf ſeine Einſichten verlieret, ſobald er wahrnimmt, daß durch klügere Einrichtung dieſer Schade hätte abgewendet werden können.

Bagat, kommt im Taroc ſpiel vor. Man ſehe alſo dieſen Artickel.

Bagatelles, ſind Sachen von geringem Werthe oder Nutzen, daher nennt man Bagatelles pretieuſes ſolche Sachen, welche mehr zum Putz und Spaß, als zum nützlichen Gebrauche verkauft werden. Z. E. Berloques, Sächets, Flacons u. ſ. w.

Bagatellſachen, werden in den Gerichten der brandenburgiſchen, und einiger anderen Lande, alle Gegenſtände von geringen Werth genannt. In einigen Gerichten wird dahin gerechnet was weniger als fünf Reichsthaler, in anderen was weniger als zwanzig, und wieder in anderen was weniger als funfzig Reichsthaler beträgt. Dieſe Verſchiedenheit richtet ſich überhaupt nach der Verſchiedenheit der Perſonen, und deren verſchiedenen Stande und Vermögen. Das gerichtliche Verfahren in ſolchen Sachen ſoll höchſt ſummariſch ſeyn. Mithin darf die Klage nicht anders als mündlich angebracht werden; es werden gemeiniglich keine Advocaten dabey zugelaſſen; wenn das Gericht mit mehreren Perſonen beſetzt iſt, ſo werden gewöhnlich nur einer oder etliche zur Unterſuchung und Entſcheidung ſolcher Sachen deputirt; auch werden gegen die in ſolchen Sachen aus-

Digitized by Google

gesprochenen Urtheile gewöhnlich keine Appellationen oder andere Rechtsmittel zugelassen. Rechte die nicht wohl tarirt werden können, werden, wenn sie auch geringfügig scheinen, nicht leicht unter die Bagatellsachen gerechnet.

Bage, ein geheimnißvolles Stillschweigen, welches die Magi bey dem Waschen oder Essen, nachdem sie heimlich gewisse Worte hergesagt haben, beobachten. Sie brechen es niemals, und es macht ein Stück ihrer Religion aus. Es scheint, daß Pythagoras von dieser Lehre des Zoroaster die Regel, ein genaues Stillschweigen zu beobachten, und gegen das Feuer Hochachtung zu hegen, entlehnt habe.

Baggerbügel, s. Baggern.

Baggern, Kunstwort der Torfstecher, und zwar vorzüglich in Holland. Diese nützliche Operation pflegt nur bey guten Torfarten angewendet zu werden, und verdient um so mehreren Beyfall, als man durch dieses Mittel, ganz kleine Torfmöser, wo die Ablassung des Wassers die Kosten nicht ersetzen würde, oder auch solche, wo die Nässe das Torfstechen in einer mäßigen Tiefe verhindert, zu Nutze bringen kann.

Das Baggern wird folgendermaßen veranstaltet. Wenn die Dammerde abgeraumet, und der trockenste stehende Torf ausgestochen, so wird der lockere Torf mit einer gar einfachen Maschine, welche man einen Baggerbügel nennt, herausgezogen. Eine lange hölzerne Stange, ein schneidendes Eisen, ein grober leinener Beutel, sind die wesentlichen Stücke dieses Werkzeuges. Das Eisen ist an dem untern Ende der Stange befestiget, und an selbigem der leinene Beutel angeheftet. Es hat mit demjenigen große Aehnlichkeit, dessen sich die Brunnenmacher bedienen, um den Sand aus der Tiefe der Brunnen in die Höhe zu bringen. Belobtes Werkzeug wird in den nassen Torfgrund links hinein, und rechts herausgedrehet, auch wenn der Beutel voll in die Höhe gezogen, ausgeleeret, sodann wieder fortgebaggert, endlich der zu Tage gebrachte Torf wohl durch einandergetreten, und von allen fremden Materien, so sich darunter befinden könnten, gereiniget. Die solchergestalt zubereitete Torferde, wird auf einen ebenen und festen Boden gebracht, mit kurzen Brettern, welche die Arbeiter an den Füßen befestigen, getreten, in förmliche Stücke geschnitten, oder auch in Formen, nach dem Beyspiele der Ziegelstreicher gestrichen, getrocknet, und nach dem Magazine geschafft.

Baggern, bedeutet auch **Reinigen der Flüsse**. s. diesen Artickel.

Baggert oder **Hafenräumer**, nennet man in den holländischen und andern Seestädten ein Gerüste, womit man in den Gräben und Häfen den Schlamm und Sand, der nach und nach hineinkommt, ausschöpfet und ihre gehörige Tiefe herstellet. Es bestehet aus einem Rade mit Schaufeln oder Eimern, die bis auf den Grund reichen und den Schlamm auffischen. Das Rad wird vermittelst eines Getriebes durch Pferde oder Menschen umgetrieben.

Bagnoles, Bajole, Ketzer, welche ihren Namen von der Stadt Bagnols in Languedoc hatten, aus dem 8. Jahrhundert, wo sie in großer Anzahl gewesen seyn sollen. Sie werden auch Concordes, wie auch Gozoi, oder Cozori genennt, woher ist ungewiß. Man beschuldigt sie, daß sie Manichäische Lehrsätze gehegt, das alte Testament, und auch einen Theil des neuen verworfen hätten. Sie sollen auch geglaubt haben, daß die Welt, (oder die Materie der Welt,) von Ewigkeit her sey, und daß in Gott keine Vorherwissenheit statt finde. Auch im 13. Jahrhundert finden sich Ketzer dieses Namens in diesen Gegenden, welche wahrscheinlich Albigenser waren, und auch mit dem Namen Catharer belegt wurden; ein allgemeiner Name den viele Partheyen entweder sich selbst beylegten, oder von andern erhielten, weil sie allein die reine Kirche vorstellen wollten. s. Catharer.

Bagnolette, nennt man in Frankreich eine Weiberhaube oder Schleier, wodurch das Gesicht halb bedeckt wird, die jetzige sowohl schwarze als weiße Seidenflore, welche das Frauenzimmer vor Luft und Sonne über das Gesicht trägt, kommen ihr ziemlich gleich.

Bagole. Mit diesem Namen wird nicht nur die Seidelbeerstaude, sondern auch der Amelanchier Mispelbaum (*Mespilus Amelanchier* Linn.) von ältern Botanisten belegt.

Bagre, s. **Wels**, (*Silurus* L.).

Bahaman, Bahman, ist nach der Lehre der Perser, der zweyte unter den Amschaspands, oder den obern himmlischen Geistern. Er hat drey Hamkars, oder Gehülfen, unter sich, den Mah, Gosch, und Ram, die er den bösen Geistern Aschmog (Asmodi) Akuymon und Tarmad entgegen setzt. Er wacht über sein Volk, unter ihm stehet besonders die Sorge für den Verstand und das Gehör der Menschen; er beherrschet unter dem Ormusd, die Lichtwelt und den Himmel; verschaft den Menschen die Reinigkeit des Herzens; theilt das Wasser in der Welt aus, sorgt für die Heerden Vieh; schaft den Frieden und Reichthum. Wenn die Gerechten in die Wohnungen des Ormusd kommen, so sorgt er für ihren Empfang, und bewillkommet sie, giebt ihnen goldene Kleider ꝛc. Als Gesandter ist er zum König Gustasp geschickt worden, um ihn zum Gehorsam gegen das Gesetz des Zoroasters zu bewegen. Unter seiner besondern Regierung steht der eilfte Monath des Jahres, und der zweyte Tag eines jeden Monaths. Sein Ansehen war unter den Persern so groß, daß Könige und Priester seinen Namen führten.

Baharas, ist der Name einer Wurzel, von welcher Joseph der jüdische Geschichtschreiber Dinge erzählt, die kein Naturforscher noch bemerkt hat, da doch die Pflanzen in Palästina jetzt meistens bestimmt sind.

Bahel Schulli, ist der Name eines ostindischen Gewächses, davon nur die mangelhafte Beschreibung der Reisenden sagt, daß es ein doruger Strauch sey, der an feuchten Oertern wachse, und weiße ins himmelblau spielende Blumen habe.

Bahir, ist der Titel eines cabbalistischen Buchs, der aus Hiob 37, 21. hergenommen ist: man siehet jetzo das Licht nicht, das helle in den Wolken leuchtet. Man giebt zum Verfasser desselben an, den R. Jechonia, den Sohn Kana, der ohngefehr vierzig Jahre vor Christi Geburt gelebt haben soll. Das Buch lag lange im gelobten Land verborgen, und kam endlich in die Hände einiger deutschen Cabbalisten. Der erste, der Meldung davon thut, ist der R. Schem Tof, im sechszehnten Jahrhundert; daher einige das Alter dieses Buchs nicht über das dreyzehente Jahrhundert hinaufsetzen. Der ältere Buxtorf beziehet sich auf dieses Buch, um das Alterthum der hebräischen Vocalen daraus zu beweisen; der jüngere aber, macht nicht viel daraus. Bey den Juden im Gegentheil stehet es in einem desto größern Werth; sie halten es für das älteste unter allen rabbinischen Schriften, sie setzen es noch über das Buch Sohar hinaus; es soll die tiefsten Geheimnisse der Cabbala enthalten. Ganz ist es niemals gedruckt worden, sondern nur einige Theile. Man findet zwar in den Verzeichnis-

Digitized by Google

sen jüdischer Bücher eines, das unter diesem Titel in Holland gedruckt ist, aber man zweifelt, ob dieses das alte cabbalistische Buch sey: daher können wir auch weiter keine Nachricht davon geben.

Bahn, nennet man die Linie, welche die geworfene schwere Körper durch ihre Bewegung sowohl im leeren Raume als in widerstehenden Mitteln beschreiben. s. Ballistik.

Bahn der Planeten, s. Planetenbahn.

Bahn, nennen die Bergleute, das eine breite Theil an den Hand- und andern Fäustlen oder Hammer, mit welchem auf den Stein geschlagen werden kann, da der andere spitzere Theil des Fäustels etwas aufzuhauen und ein wenig damit zu schärfen, gebraucht wird.

Bahn. Die Goldplätter nennen an den Walzen, womit sie den Gold- und Silberdraht flach drücken, die gekrümmte Oberfläche die Bahn. Sie muß wohl rund, durchaus Diamantenmäßig hart, ohne Mangen oder Grübgen, und wie ein Spiegel poliret seyn, wenn sie recht gute Dienste thun soll.

Bahn, ist ferner diejenige Abrändung, welche die Schneide an den Blättern der Schere des Tuchscherers macht.

Bahne, heißet man in der Reitkunst denjenigen Platz, wo sowohl Menschen als Pferde in dieser Kunst unterrichtet und exerciret werden, welcher Ort schön geebnet und täglich planiret seyn muß. So nennet man auch einen beschneiten Weg, wenn auf solchem zu desto bequemern Schlittenfahren, alle Löcher und Erhöhungen gleichgemacht und ausgefüllt worden, eine Bahne.

Bähnen oder Bohnen, nennt man eine Arbeit der Schreiner und Tischler, welche verrichtet wird, indem man allerley Hausrath, welcher von Nußbaum, schwarz oder bunt gebeitzem, wie auch anderem guten Pfundholz ausgeleget ist, mit besonders darzubestimmten Lappen überfähret, polirt und glatt macht, so daß ein solches neugebahntes Stück, wie die schönste Schale einer reifen Bohne spiegelt. Es werden aber hierzu von rechtswegen viererley Lappen gebraucht, als: 1) ein reiner leinener, womit man gleich anfangs den Staub aufs reineste abwischet, daß er sich in dem darauffolgenden Bohnen nicht anhänge, oder in das Wachs mische. Auf diesen folget: 2) der Wachs- oder eigentlich sogenannte Bahnlappen, mit welchem man sodann dergleichen Hausrath hin- und wieder derb überfähret, bis hier und da Wachs von dem Lappen daran kleben bleibet, welcher Lappen folgender Gestalt zugerichtet werden kann: man schneidet aus guter dichter neuer Leinwand ein viereckigt Tuch, ohngefehr dreyviertel Ellen groß, zerläßt hierauf in einem Tiegel soviel des feinsten Wachses als man vermuthet, daß der Lappen nöthig hat, um sich davon recht vollziehen zu können, gießet unter dieses Wachs ein wenig reines Baumöl, führet es wohl durcheinander, und legt den Leinwandlappen hinein, daß er an allen Orten mit diesem warmen Wachs sich durchziehe, und nicht etwa an einer Seite vielfach zu liegen komme, endlich wird er mit einem spitzigen Holze herausgenommen, und wenn er kalt, auf das reineste aufgehoben. Wenn nun mit diesem eines von gedachten Stücken überfahren und gleichsam gewächset worden ist, so folget: 3) ein anderer Lappen, so aus dickem, wollenem, festem Tuche bestehet, mit welchem auf das stärkste und derbste, jedoch allezeit dem Strich nach, die Sache gerieben wird, bis sie einen Glanz bekommt, da denn zuletzt 4) mit noch einem weißen leinenen Lappen dieses Stück zu überfahren, und also polirt zu einer Zierde hinzustellen. Alles dieses Bohnzeug darf keine Naht bekommen, auch soll es in einer Schachtel, oder auch in einem andern Behältniß vor Staub, am allermeisten aber vor Sand insonderheit bewahret werden, weil sonsten Risse in das Gebahnte geschärfet werden können, die hernach nicht leicht, ja wohl gar nicht, wiederum herauszubringen sind, davor man sich also zu hüten hat.

Bahnigte Zinngraupen, nennen die Bergleute diejenige Zinngraupen, die vielseitig schön, glatt und spiegelig sind.

Bahobab, ist der Linneische Trivialname der einzigen bis jetzt bekannten Gattung der Adansonia. s. Kolopassenbaum.

Bahre, ist der Raum der Scheune gleich unten neben der Tenne: man hat dergleichen Raume öfters auf beeden Seiten der Tenne; sie dienen zum Einlegen des Getraides, des Heues u. d. gl. Wenn sie mit Steinen gepflastert oder noch besser, mit Bretern oder Bohlen belegt werden, so kann man von den Körnern des Getraides nichts verlieren und verwahrt dadurch alles vorm Schimmel. In einigen Ländern heißt der Bahre, die Panse; in andern ein Viertel, weil gemeiniglich eine jede Seite neben der Tenne wiederum in zwey Theile getheilt ist.

Bahre, Tragbahre. Dies Werkzeug bestehet aus zween rundgeschnitzten oder gehobelten Stangen, von etwa 5, 6, 7 Schuhen lang, welche in ihren Mitten durch 3, 4 Querhölzer, die etliche Zolle von einander abstehen, so zusammen gefügt sind, daß hinten und vorn ein Mann zwischen die Stangen eintreten, sie anfassen und so eine Last, die mitten auf den Querhölzern ruhet, mit vereinten Kräften aufheben und tragen können.

Bahre. Es gab bey den Alten zwo Arten von Todtenbahren, oder vielmehr Särgen, die insgesammt Σοροι genennt wurden. Die eine hieß: κλινη, λεκτος, λεκτρον, im lateinischen: lectica, torus, deren man sich bey dem Begräbnisse reicher und angesehener Personen bediente. Die andere, welche bey Beerdigung armer Leute gebraucht wurde, hieß bey den Lateinern fandapila, vilis arca bey dem Horaz, und die Träger hießen: fandapilarii, vespillones, auch bey dem Festus, vespae, weil diese Begräbnisse armer Leute des Abends geschahen; bey den Griechen hieß die Todtenbahre bisweilen σορος, daher σορειλον einen abgetheilten Greiß, der dem Todte sehr nahe ist, bedeutet, wie capularis bey dem Plautus. Denn capulus bezeichnet auch einen Sarg oder eine Todtenbahre. Die Leetica wurden gemeiniglich von sechs bis acht, die Sandapilä aber von vier Personen getragen, wie man dies aus einigen Epigrammen des Martials schließen kann.

Bahren Blodt, ein Ausdruck, durch welchen in den alten Frisischen Landrechten, nahe Anverwandten bezeichnet werden.

Bahren Darden, heißt nach eben diesen Frisischen Landrechten, ein Anverwandter des dritten Grades.

Bahren Lynds Kamp, heißt in eben diesen Landrechten ein gerichtlich angeordneter Zweykampf, den ein kundiger d. i. bekannter Anverwandter für den Kläger oder Beklagten übernimmt.

Bahrmeister s. Baarmeister.

Bahrrecht, *ius Ferretri*, *ius fandapilæ*, *ius cruentationis*, gehörte in mitlern Zeiten unter die außerordentlichen Mittel den Mörder zu entdecken. Es bestand nemlich darinn, daß man denjenigen, welchen man in Verdacht einer Mordthat hatte, bey den auf einer Bahre liegenden Körper des Entleibten führte, und denselben anrühren ließ. Blutete hierauf der Leichnam: so wurde der Anrührende für schuldig gehalten; ließ aber der

Digitized by Google

Körper kein Blut fließen: so wurde der Herbeygeführte für unschuldig erklärt. Allgemeine Betrachtungen über diese, und andere ähnliche Erforschungsmittel der Wahrheit, siehe unter dem Artikel: Gottesurtheil. Heut zu Tage hat das Wort: Bahrrecht noch eine andere Bedeutung; man versteht nehmlich in einigen Gegenden darunter auch das Recht todte Körper gerichtlich aufzuheben und zur Legalsection wegzuführen.

Bahut, heißt zwar eigentlich eine Kiste mit einem rund erhabenen Deckel; es wird aber auch die Art von Mützen oder Kopfbedeckungen also genennt, welche zu den Domino's und Masquen getragen werden, um am Haupte ganz unkenntlich zu bleiben.

Bai, heißt im französischen eine Farbe von Pferdehaaren, die in das Rothe und zugleich etwas auf Castanienbraun fällt. Man unterscheidet sie gemeiniglich in bai-brun und bai-clair, in braunroth und hellroth, oder hellbraun, deren jene dunkel, diese aber lichter sind. Andere machen bey dieser Farbe den Unterschied, zwischen Castanienbraun oder Blutbraun, so man auch bai d'ecarlate, Scharlachbraun nennet und braunroth. Unter den Pferden dieser Farbe giebts einige, die gestiegelt und gekräuselt sind, alleyeit aber haben sie schwarze Mähnen, wodurch sie von den Alezans, deren Mähne roth oder weiß ist, zu unterscheiden sind.

Bajanismus, ist ein Lehrgebäude, welches im 16ten Jahrhundert von dem berühmten Michael Bajus aufgeführet, und von verschiedenen Theologen und Päbsten verworfen, und theils als kezerisch, theils als anstößig wider die Frömmigkeit, und ärgerlich verdammt worden ist. Die Lehre des Bajus war eigentlich diese: nach dem Falle des ersten Menschen habe derselbe, um etwas gutes würken zu können, eine so starke übernatürliche Gnade vonnöthen, daß er ihr nicht widerstehen könne. Dieser Satz stütze sich auf jenen, daß die Natur des Menschen verderbten habe, daß der Mensch mit der Stärke einer übernatürlichen Gnade, und mit dem Beruf, die seeligmachende Anschauung Gottes zu genießen, erschaffen worden sey. Aus diesen Vordersätzen folgerte Bajus diese Schlüsse: daß alles gute, welches der Mensch in dem Stand seiner Unschuld ausgeübt habe, ganz natürliche, und seiner Natur angemessene Werke gewesen wären; daß die ihm von Gott verliehene Gnaden nichts anders, als nöthige Folgen der erschaffenen menschlichen Natur gewesen seyen, und daß endlich die Unterwerfung der natürlichen Leidenschaften unter die Beherrschung der Vernunft dem Menschen hätte angeschaffen seyn müssen. Da er nun den Menschen also betrachtete, daß er, seiner Natur nach, durch die ihm angeschaffene Gnade immer zu Gott, als seinem letzten Ziel und Ende erhoben, und mit der reinsten Liebe zugethan seyn müsse: so folgte nothwendig, daß alle Gedanken und Handlungen des Menschen, die diesem Zweck seiner Schöpfung nicht entsprachen, nichts als vorwiegende Liebe zu den Geschöpfen seyn konnten; und da diese vorwiegende Liebe mit der Verachtung oder Hintansetzung des Schöpfers verbunden ist und seyn muß, so muß auch alles Sünde seyn, was nicht reine Liebe Gottes ist. Dieses nun vorausgesetzt: so fragte sich nun Bajus: wie steht es aber nach dem Falle des Menschen mit seinem freyen Willen, indem dadurch jene Gnade verlohren gieng, durch die er Gott über alles lieben konnte, und welche gleichsam ein Stück der menschlichen Natur, oder doch eine wesentliche Eigenschaft derselben war? Hier mußte er nun die Folgerungen einräumen, daß der gefallene Mensch anders nichts thun, als sündigen könnte; folglich, daß alle und jede seiner Handlungen Sünden und verdammliche Verbrechen seyen; daß alle an sich noch so gute Werke des armen Menschen gerade zu der Hölle führten. Bajus mußte hier, nach seinem Scharfsinn, den Einwurf voraussehen, den man ihm machen würde, daß Millionen Adamskinder, welche die strengste reine Liebe Gottes einmal verlohren hätten, nun außer Stand wären, sich zu helfen, indem sie die Gnade Gottes, als ein Stück des freyen Willens verlohren, und izt nichts mehr, als die traurige Nothwendigkeit noch übrig hätten, Sünden auf Sünden mit jedem Odemzug zu häufen. Bajus fuhr in seiner Kette fort, und sagte: daß zur Freyheit des menschlichen Willens nichts nöthig sey, als das Wohlgefallen an der Uebertretung des Gebothes, wenn gleich solche unabänderlich und nothwendig folgen müßte.

Bajus war sonst ein ehrlicher, frommer und wahrhaft gelehrter Mann, der zu seiner Zeit der hohen Schule zu Löwen viel Ehre machte. Sobald seine Meynung zu Löwen unter seinen Schülern bekannt wurde, entstand unter denselben eine Art von Gährung zu einem gelehrten Kriege. Die, welche an die alte Lehre festhielten, verklagten die neue Lehre zu Paris bey der Sorbonne, und erhielten ein Urtheil, welches sie wünschten; der päbstliche Nuntius Commendonus legte sich darein, und wollte den Bajus unwenden; allein, der Mann blieb bey seiner Lehre. — Alle diese Vorgänge machten jedoch so wenig Aufsehen, daß der König in Spanien Philipp II. den Bajus noch hernach nach Trient auf die Kirchenversammlung als seinen Theologen schickte. Inzwischen nahmen die Streitigkeiten nicht nur kein Ende, sondern einen größern Fortgang; also, daß die Lehre des Bajus bey den hohen Schulen in Spanien wegen dem damaligen Zusammenhang von Löwen mit diesem Königreich angegeben, und sowohl von jener zu Salamanca als der zu Alcala verworfen wurde. Endlich kam auch dieser Handel wieder vor den römischen Stuhl. Pius IV. hatte schon beyden Theilen das Stillschweigen aufgelegt, und es hätte dabey bleiben sollen; da aber die einmal gährende Theologen nicht ruhen konnten, sondern für und wider den Bajus den Federkrieg fortsetzten, ward die Sache so ernsthaft, daß der Pabst Pius V. sich einmischte, 76 Sätze aus den Schriften des Bajus ausog, und verdammte. Die darauf gelegte Censuren waren, wie man zu sagen pflegt, in globo, das ist, also abgefaßt, daß kein Satz mit seiner eignen Censur, sondern nur der ganze Klumpe der Sätze also geriget worden ist, daß besagte Sätze theils kezerisch, theils irrig oder verdächtig, freventlich, ärgerlich oder für fromme Menschen anstößig wären. Pius V. hatte die Mäßigung dabey, daß er weder den Namen des Bajus nannte, weder mit der gewöhnlichen Feyerlichkeit die Bulle zu Rom bekannt machen, sondern nur solche durch den Generalvicarius zu Mecheln der Facultät zu Löwen zustellen ließ.

Bajus beschwerte sich hierauf bey dem Pabst, daß man ihm gewisse Sätze angedichtet, andere aber, ihrem Sinn nach, verdrehet hätte: allein Pius V. blieb bey seinem Wort, und verlangte vom Bajus Gehorsam, den auch dieser sogleich bezeigte, und in Benseyn des Generalvicarius Morillon von Mecheln seine verworfene Sätze wiederrufte, und hierauf die Lossprechung von den Censuren erhielt. Das Beyspiel eines sich demüthigenden großen Mannes brachte mehr, als das Verbot der theologischen Facultät zu Löwen, Ruhe und Frieden unter die Partheyen, bis im Jahr 1578 der Lärm von neuem wieder angieng. Es gab Leute die behaupteten, die Bulle des

Digitized by Google

des Pabſt Pius V. ſepe untergeſchoben: kaum war dieſe Sage ausgekommen, als ſich die alte Parthey wieder in das Feld ſtellte, und den Krieg von neuem anfienge. Gregor XIII. ſchickte ſeinen Hofprediger den Jeſuiten und nachmaligen Cardinal Franz Toledo nach Löwen zu dem Bajus, und ließ ihn verſichern, daß die Bulle des Pius nichts weniger als untergeſchoben, ſondern ächt und richtig ſey. Der redliche Bajus verläugnete ſich hier zum andernmale ſelbſt, und ſchwur die Sätze ab, die durch dieſes doppelte Verwerfungsurtheil der römiſchen Päbſten verdammt worden waren. Ja, wie der P. Gerberon, der des Bajus Werke herausgab, in der Vorrede zu denſelben verſichert, hat Bajus mit eigner Hand ſchriftlich bekennt, daß beſagte Sätze recht und billig verworfen worden wären. Bajus gieng hierauf im Jahre 1589 den Weg alles Fleiſches, und ſetzte die Armen zu ſeinen Erben ein. Aus dieſem Hauptſtreit entſtanden verſchiedene kleine Kriege, und zwar erſtens: unter den verdammten Sätzen finden ſich welche, die nach der römiſchen Verwerfung von ſehr eifrig catholiſchen Gottesgelehrten noch angenommen, und verfochten worden ſind: ſelbſt Suarez und Vasquez zwey Jeſuiten ſagen, daß man einigen Sätzen eine gute Auslegung geben, und ſie alſo vertheidigen könne. Zum andern erhob ſich ein Gefecht unter den Gottesgelehrten, über ein Comma in der Bulle Pius V. wo die Worte alſo lauten: „Quas quidem ſententias, Rricto coram nobis Examine ponderatas, quanquam nonnullæ aliquo pacto ſuſtineri poſſent in rigore & proprio verborum ſenſu ab Aſſertoribus intento, hæreticas erroneas &c. damnamus.“ Nun wollen einige, daß das Comma gleich nach dem Worte poſſent, andere aber nach dem Worte „intento“ geſetzt geweſen, und folglich der Sinn des Pabſtes dieſer geweſen ſey; daß einige Sätze nach dem ſtrengen Verſtand verdammlich geweſen, nach einer gutherzigen nachſehenden Erklärung aber noch auf einer guten Seite zu nehmen ſeyen. Das Original würde ſogleich bey dem erſten Blick den Zwiſt entſcheiden können: allein die römiſche Bullen haben, nach dem alten Gebrauch, keine Interpunctionen. Der dritte Scharmützel entſpann ſich über die Frage: ob Bajus ſeine Lehre aus dem berühmten Dominicaner Peter Soto entlehnet habe; einige ſagten ja: die Herren Predigermönche aber ſchryen laut: nein; und ſie haben wie es ſcheinet, geſiegt. Der vierte und etwas wichtigere Zank entſtand über die Frage, ob die gelehrte Mönche aus dem Auguſtinerorden, Berti und Berneri, welchen auch der Cardinal Noris vorgegangen iſt, und viele anderé auch aus anderen Ordensſtänden, ob dieſe, ſage ich, mit dem Bajus verdammt ſeyen, weil ſie behaupten, daß Gott den Menſchen nicht habe in dem Stand der bloßen Natur erſchaffen können, d. i. daß es der ewigen Weisheit und Güte Gottes widerſprochen hätte, den Menſchen zu ſchaffen, und ihm die Unwiſſenheit des Verſtandes, die Unbiegſamkeit des Willens nach dem Guten, die Empörung der Leidenſchaften gegen die Tugend, ſodann auch die Ungemächlichkeiten, die Krankheiten und den Tod in dieſem Leben gleichſam in ſein Daſeyn einzuweben. Noch zu unſern Tägen im Jahr 1754. mußte der Pater Ghezzi ſeine Schrift widerrufen, mit welcher er die obengenannte Auguſtinermönche des Bajanismus beſchuldigt hatte, weil ſie behaupteten, es ſey Gott nicht möglich, den Menſchen mit eben der Begierlichkeit nach dem Böſen zu erſchaffen, mit welcher er itzt nach dem Sündenfall gebohren wird. Dieſe Auguſtinianer verwerfen ſelbſt das Lehrgebäude des Bajus, und haben ſich ein anderes zuſammen ſu-

dirt, das oft mit den nemlichen Worten des Bajus ganz andere Begriffe verbindet.

Baictatar, iſt der Name des Fähndrichs bey den Türken. Der unter dem Janitſcharen-Corps führt eine halb rothe halb gelbe Fahne mit zweyen in Geſtalt eines Andreaskreuzes gegen einander geſtellten Schwerdern.

Bailles, nännten unſere Vorfahren gewiſſe vor den Thoren und Vorſtädten zu dem Ende aufgeführte Gebäude, damit eine darinn unterhaltene Wache den Feind, der die Stadt unvermuthet überfallen wollte, gewahr werden und ſeine Abſicht bereiteln möchte.

Bailloque, eine Art von Strauſſedern, die von Natur weiß und dunkelbraun gemiſcht ſind; ſie werden ungefärbt gebraucht.

Baillorge, eine Art Frucht, deren Körner der Gerſte benkommen; man zieht ſie häufig in Angoumois, einer bekannten franzöſiſchen Provinz, die einen ſehr fruchtbaren Boden hat.

Bainmodu, iſt der Name eines indianiſchen Götzen, der an dem Ufer des Ganges verehrt wird. Man begegnet ihm mit ſo groſſer Ehrerbietung, daß, ſobald ſeine Pagode eröfnet wird, die Bramanen auf ihr Angeſicht zur Erde fallen. Es iſt ſehr ſchwer von der groſſen Menge der Untergötter, die in Indien verehrt werden, etwas gewiſſes, oder auch nur wahrſcheinliches zu ſagen. Die Europäer, die in den dortigen Gegenden waren, haben ſich wenig um die Religion dieſer Völker bekümmert; die Sprache der Bramanen iſt zu wenig bekannt, und der Namen, womit ſie ihre Götzen benennen, zu viel, als daß wir etwas umſtändliches davon wiſſen könnten. Selbſten die Indianer wiſſen oft kaum die Namen ihrer Götter.

Bajolero, heiſſen die Seitenwände oder Mauern der Schleuſſen, an deren Enden die Schleuſſenpforten angehänget ſind.

Bajonette, iſt ein ſtechendes Gewehr, ſo formen auf die Flinte aufgeſetzet und dieſe dadurch in eine Art von Pike verwandelt wird. Es beſtehet aus einer runden Tülle und einer Klinge. Jene iſt ein eiſernes kurzes auf die Mündung der Flinte paſſendes Rohr, welches einen Einſchnitt nach der Länge und an deſſen Ende einen andern nach der Queere hat. Die Flinte hingegen iſt mit einem Zapfen oder Knopf ohnweit der Mündung verſehen. Durch dieſe Einrichtung kann das Rohr auf den Flintenlauf aufgeſchoben und durch eine kleine Wendung darauf befeſtiget werden. Die Klinge iſt von Stahl und dreykanntig, ſo daß die eine breite Seite flach, die andere beyden ſchmalen Seiten aber ausgehöhlet ſind. Vor dieſem bediente man ſich der Piken und zwar ſehr häufig, wie denn verſchiedene ältere Kriegsverſtändige haben wollten, daß der dritte Theil der Armee aus Pikeniern beſtehen ſolle. Der Hauptgebrauch war die Infanterie wider den Einbruch der Cavallerie dadurch zu verſichern. Bey der Fußerlichen Armee aber wurden ſie zuerſt abgeſchaft, und dagegen die Anzahl der Muſketierer vermehrt, weil man ſahe, daß die Türken ſich vor dem Feuer vornemlich fürchteten, ihren Säbel aber wider die Piken beſſer zu brauchen wußten. Als die franzöſiſchen Generals in den Kriegen, die in den Alpen und Italien geführet wurden, wahrnahmen, daß die Piken in Berggefechten und zuſammen gebrochenen Landen von keinem Gebrauche ſeyen, gaben ſie ihren Soldaten ſtatt derſelben Flinten in die Hände und der König ſchafte ſie endlich im Jahr 1703. durch eine beſondere Verordnung hauptſächlich auf Anrathen des groſſen Naubans gänzlich ab. Seit dem ſiehet man ſie bey den Europäiſchen Armeen gar nicht mehr, nicht einmal mehr in den

Digitized by Google

Händen der Schildwachen bey den Pulvermagazinen, die davor einen bloſen Degen führen. Hingegen ist das Bajonett in ihre Stelle getretten, welches eben die Dienste thut, und dabey den Soldaten nicht hindert, zugleich auch sein Gewehr zu laden und loszuſchieſſen. Inzwiſchen rühmlich und Pupſegür hat schon Gebrauch davon gemacht. Sie hatten aber, wie alle Dinge, anfänglich nicht gleich diejenige Vollkommenheit, der ſie fähig waren. Denn ſie wurden zuerſt vermittelſt eines Zapfens in den Lauf der Muskete eingeſetzt, daß man vor ihnen nicht ſchieſſen konnte. Daher pflanzte man ſie nicht auf, bis ein Einbruch zu beſorgen war. Vermöge der Beſchaffenheit, die ſie jetzo haben, könnte der Soldat ihrenthalben rühmlich aufhören ſich mit dem Degen und Säbel zu ſchleppen.

Bairam, oder **Beiram**, iſt das gröſte Feſt der Mahommedaner, welches unmittelbar nach der Faſten, Ramadan genennt, angeht. Sie haben zwey Feſte unter dieſem Namen, den groſſen Bairam, und den kleinen. An dieſem Feſt halten ſie ſich für die Caſteyungen, die ſie während der Faſten ausgeſtanden haben, wieder ſchadlos. Der groſſe Bairam wird am erſten oder zweyten Tage des zehenten Monaths, Schaual genannt, gefeyert. Er fällt nicht alle Jahre auf einen Tag; denn da die Mahommedaner ein Mondenjahr haben, ſo rückt er alle Jahr etliche Tage zurück. Der Tag, an welchem ſie den neuen Mond zuerſt ſehen, iſt der erſte Tag des Monaths. Wenn der Himmel zu der Zeit mit Wolken bedeckt iſt, ſo bekümmern ſie ſich nicht viel darum, ob ſie einen Tag früher oder ſpäter anfangen. So bald man den Neumond erblickt; ſo wird ſolches zu Conſtantinopel durch Abfeuerung der Canonen, vom Serail, und durch Trommeln und andere Inſtrumente auf allen öffentlichen Plätzen angezeigt, und ſogleich hat das Feſt ſeinen Anfang. Sie nennen es das Opferfeſt, zum Andenken der vom Abraham geſtehenden Aufopferung Iſmaels, die ſie dem Iſaac abſprechen. Sie ſchlachten eine Menge Lämmer unter beſondern Ceremonien, daher es von einigen Chriſten, aber mit Unrecht, mit dem Oſterfeſt verglichen wird. An dieſem Feſt müſſen die Geringern den Gröſtern Geſchenke geben, ſo wie auch die Europäer den Groſſen der Pforte, ingleichen den Baſſen und Cadis, an den Orten ihrer Colonien. An dieſem Feſt allein haben die Prinzen die Erlaubnis dem Sultan ihre Aufwartung zu machen. Es wird eine feyerliche Proceſſion gehalten, und der Sultan gehet in Begleitung des ganzen Hofſtaats in die Moſchee. Hier werden diejenigen Ceremonien gemacht, die das Geſetz befiehlt, und der Gottesdienſt mit einem feyerlichen Gebet gegen die Ungläubigen beſchloſſen. Inſonderheit bitten ſie Gott, daß er die chriſtlichen Fürſten ausrotten wolle, als welches das beſte Mittel zur Ausbreitung der mahommedaniſchen Religion ſey. Hierauf umarmen ſie einander, und wünſchen ſich glückliche Feyertage. Und nun geht das Schwärmen und Wohlleben bis zur Ausſchweifung an. Eben ſo geht es durch das ganze Reich. So bald man in einer Feſtung den Neumond ſieht, ſo wird ſolches durch Canonen vom Caſtell bekannt gemacht, damit ſich jederman zum Feſt vorbereiten kann. Auch hier haben ſie ihre Proceßionen und Luſtbarkeiten, nach Maasgabe der gröſtern und kleinern Städten. Zwey Monathe nach dem groſſen Bairam wird der kleine gefeyert. An beiden Feſten iſt das Volk ſehr ausgelaſſen, und Chriſten und Juden halten ſich alsdenn in ihren Häuſern, um dem Muthwillen der Mahommedaner nicht ausgeſetzt zu ſeyn.

Baithaſaer, ſind nach einigen eine eigene Secte der Sadducäer, nach andern blos ein Name derſelben. ſ. Sadducäer.

Baiva, ein Götze der Lappländer, welcher die Sonne, oder das Feuer, oder vielleicht beydes vorſtellen ſoll. Sie ſehen ihn an als den Herrn des Lichts und der Hitze. Sie haben kein Bild für ihn. Nach einigen ſoll er mit dem Thor einerley ſeyn.

Bajulus, ein Laſtträger. Anfangs bezeichnete dieß Wort nach dem Feſtus jeden Taglöhner, der für Lohn ſich auf eine beſtimmte Zeit zur Arbeit dingen ließ, und war alſo einerley mit **Operarius**. Im engern Verſtande hießen diejenigen Bajuli, welche ſich wie Laſtthiere bepacken lieſſen. In der Folge nennte man auch die Veſpillones, d. i. die Todtengräber und Leichenträger **Bajulos**. Auch die Pädagogen wurden mit dieſem vieldeutenden Namen belegt. Ohne Zweifel mag dieß im Anfange nur von Sclaven gegolten haben, welche die Kinder der Vornehmen bedienen und tragen mußten. In der Folge iſt dieß Wort ſelbſt am Kaiſerlichen Hofe von den Lehrern und Hofmeiſtern der Prinzen gebraucht worden, und der Oberhofmeiſter am conſtantinopolitaniſchen Hofe hieß der groſſe Bajulus, ein Name, der die ſo beſchwerliche Bürde dieſer erhabenen Würde ſehr wohl ausdruckte. Aus dieſem Bajulus iſt nach und nach Bajullivus, und Baillivus, der Italiäner Ballo und der Franzoſen Baillif entſtanden. Es war auch der Titel eines Hofmeiſters der königlichen Kinder am fränkiſchen Hofe. Es war dieſes eine ſehr angeſehene Stelle, zu der nur Perſonen vom hohen Range, als Biſchöffe und Grafen zu gelangen pflegten. Sie wurde auch von dieſen um deſto mehr geſucht, weil ſie denen, welche dieſelbe bekleideten, Gelegenheit gab, ſich bey dem Thronfolger beliebt zu machen, und dadurch den Weg zu den erſten Staatsbedienungen zu bahnen. In ſpäteren Zeiten ſind die königlichen Juſtizbeamten in den Provinzen und Städten Bajuli oder Baillivi genannt worden.

Baize, Fiſchbaize, Taubenbaize, iſt ein Mittel, wodurch man die oder jene Thiere anlockt, daß ſie ſich da, wo man ſie gerne hätte, einfinden, ſie zu fangen, oder da zu wohnen. Man hat nun dergleichen Mittel ſehr viele, von denen auch gar viele bis an den Aberglauben gränzen, ja dieſes wohl ſelbſt ſind. Man ſtellt den Tauben das Getränke in einem Todtenkopf vor, um ſie dadurch zu vermögen gerne zu bleiben; ſo thut man noch mit vielen andern auch. Jedes Geſchöpfe hält ſich gerne an ſolchen Plätzen auf, und wohnet am liebſten da, wo es die Mittel ſeiner Erhaltung findet, wo Luft, Waſſer, Speiſe, Lage des Orts mit ſeiner Natur und Lebensart übereinſtimmet. Hat man alſo ausgemacht was jedem Thiergen vorzüglich angenehm iſt, ſo weiß man womit man es anreizet, oder welches eben das iſt, baizet.

Nur von der Tauben- und Fiſchbaize etwas anzuführen. Man bemerkt, daß ſich die Tauben nirgends so mehr anhängen, als an die Röhren der heimlichen Gemächer, die mit Backenſteinen ausgemauert ſind und vom Harn ſtets angefeuchtet werden und Salpeter ziehen; Da kippen dieſe Thierchen beſtändig und höhlen die Wände nach und nach aus. Die Taubenvoigte, die dieſes bemerken, füllen einen Kaſten mit dieſen Backen-

Digitized by Google

steinen oder mit gebranntem Leimen, mit der Erde aller zerfallener Backöfen, benetzen und mischen diesen Innhalt öfters mit Menschenharn und Salz, und stellen ihn nahe oder im Taubenhaus auf. Eine Baize die nach allem Betrachte sehr gut ist.

Fischbaize (s. Köder). Die Fische, welche der Augustmucken, die immer auf dem Wasser fliegen, der Grashüpfer oder Heuschrecken, die gar oft vom Rande der Bäche ins Wasser hüpfen, des Gewürms gewohnt sind, eilen allezeit herbey, so ihnen dergleichen Insect vorgelegt oder an die Angel angesteckt wird.

Baizen, wird gesagt, wenn man mit einem Falken oder Habicht Fasanen, Haasen, Feldhühner, Enten, Reiger, Krähen u. dgl. fängt. Will man eine gewisse Art Wildpret, z. E. Feldhühner, baizen: so muß der Falke just zu diesem, und nicht zu etwas anderst, zu fangen abgetragen seyn. Ist dieses, und man will nun zum Baizen ausziehen: so darf der Falke nicht allzuviel zuvor gefüttert werden, damit er desto begieriger zum Fangen sey. Ziehet man wirklich aus, so wird der Vogel verkappt und auf die Faust genommen: alsdann suchet man mit einem vorstehenden Hühnerhunde eine Kette Feldhühner auf und versprenget dieselbe. Wenn sie hierauf einzeln niederfallen, so lässet man den Hund wiederum ein Huhn aufsuchen. Sobald der Hund vor solchem stehet, dem Falken die Fangefesseln mit dem Wirbel abgebunden sind und die Kappe hinten aufgezogen: lässet man den Hund einspringen oder das Huhn aufjagen, und so geschwind das Huhn herausfähret oder fliegt, so geschwind nimmt man auch dem Falken die Kappe ab und wirft ihn an das Huhn, da er solches nicht weit fliegen lassen wird. Schlüge der Vogel aber fehl und greifte das Huhn nicht, so muß man gleich hinter ihm drein seyn und eine Laube, welcher die langen Schwungfedern ausgezogen sind, fliegen lassen, damit er sie sehe und zufange, und man ihn dadey wiederum greifen könne. Wäre es aber, daß er gar durchgienge, wenn er den Jäger nicht bald vermerket: so muß man ihm nachjagen, wo man verhoffet, daß er etwa aufgebäumet haben möchte, da man ihn denn gleichfalls mit einer lebendigen Taube wiederum zu sich rufen kann. Auf diese beschriebene Art werden alle Vögel gebaizet, nur daß man bey denen Reiger und Krähen keinen Hund brauchet, sondern selbsten so nahe bey den Reiger gehet, als möglich ist. Wenn übrigens der Reiger aufstehet, so wirft man den Falken dran, wie bey der Feldhühnern auch, und verfähret in allem, wie vorher gesagt worden.

Baizonge, ist ein Schwamm, der fein pulverisirt, eine halbe Stunde gekocht, und zu Damasto und Diaribet zum Färben der carmesinrothen Seide angewendet wird, und selbiger eine schöne sehr hochgeschätzte Farbe mittheilet.

Baizu, oder Bezu, ist ein Pferd, das vom fünften Jahr bis ins Alter das kleine Grübchen mit dem schwarzen Zeichen aus der natürlichen Ursache behält, weil seine Zähne härter und fester als bey andern sind, und mithin nicht so leicht abgenützt und stumpf werden. Man findet solche an den Ungarischen und Polnischen Pferden am meisten; und weilen wegen dieser Zeichen, so man gewöhnlich Germe de Feve, den Bohnenschuß, nennet, ein dergleiches Pferd immer für sechsjährig angesehen werden müßte, obwohlen es schon funfzehen Jahre und mehr alt wäre: so erkennet man doch sonst ihr Alter an den langen gelben, unsläthigen, vom Fleisch entblößten Zähnen, indem die Zähne der jungen Pferde gemeiniglich kurz, rein und weiß sind.

Bakantiboi, ist das lateinische Wort: Vacantis? oder Vacantes, mit griechischen Buchstaben. Man verstund herumirrende Geistlichen darunter, die sich von den Almosen fremder Gemeinen zu bereichern suchten. Man litte dergleichen in der ersten Kirche nicht, und ließ sie auch nicht zur Communione Clericorum, (s. dieses Wort) wenn sie nicht von ihren Bischöfen, oder wenn es Mönche waren, von ihren Aebten Beglaubigungsschreiben (Litteræ formatæ) bey sich hatten, darinnen ihnen sowohl eine gesetzte Zeit der Abwesenheit bewilliget, als auch die Absicht und Ursache derselben angezeiget war.

Bakbuk, eine Flasche, ist der Titel einer jüdischen Schrift, darinnen bewiesen wird, daß es nicht nur erlaubt, sondern auch gesetzmäßig sey, an dem Feste Purim berzhaft zu trinken. Es enthält alle die Stellen aus der Mischnah und Gemara, die eine Beziehung dahin haben. Die Hauptpersonen, die darinnen vorkommen, sind Bakbuk, der Weinflasche, Beeri, der Wasserbrunnen, und Carmi, der Weinberg. Die Handlung ist, daß Bakbuk dem Beeri den Krieg ankündigt und von Carmi unterstützt wird. Wir wollen eine kleine Probe daraus anführen, damit unsere Leser von dem jüdischen Witz, der darinnen enthalten ist, urtheilen können. „Wer auf dem Fest Purim Wasser trinket, hat an dem Reich des Meßia keinen Theil; die erste Welt ist durch die Sündfluth aus keiner andern Ursache verderbt worden, als weil sie am Feste Purim Wasser getrunken haben. In dem Buch Esther kommt der Name Abraham nicht vor, aber das Wort נח die Ruhe, oder auch Noah, warum? weil Noah am Feste Purim Wein getrunken hat n. s. w. Dies Buch ist auch unter dem Titel: מסכת פורים Massecheth Purim herausgekommen; doch zweifeln einige, ob beyde Bücher einerley seyen. Es ist dieses Buch selbst unter den Juden sehr rar. Wagenseil wollte es mit Anmerkungen herausgeben; es ist aber nicht geschehen; doch hat man verschiedene Ausgaben davon. Die älteste ist die Venetianische vom Jahr 1552; eine andere, ohne Meldung des Orts, vom Jahr 1695. In der Leipziger Rathsbibliothek, in der Bibliothek zu Turin, in der Uffenbachischen, hat man dieses Buch in Manuscript. Die Juden haben sich alle Mühe gegeben, dieses Buch zu unterdrücken, vermuthlich weil sie sich der Albernheiten, die in demselben enthalten sind, schämen.

Bakeler, ist ein Werkzeug der Weißgerber und Kürschner. Es ist ein wie ein Säbel gestaltetes, aber nicht scharfes Eisen, womit die Felle abgezogen, d. i. die Fleischfasern derselben rein und glatt geschabt werden.

Bakken, Kunstwort der Cattundrucker, bestehet aus einem runden niedrigen blyernen Gefäße, worinn sich ein Rahmen mit doppelten Boden befindet. Auf dem obern Boden, der aus einem ausgespannten Tuche bestehet, wird die Farbe auseinander gestrichen. Der untere ist von Leder und schwimmt auf Wasser, um die Farbe feucht zu erhalten.

Bakkfulle, s. Seitenschwimmer, (*Pleuronekt. Linguat.* L.)

Bal, Ball, eine Lustbarkeit, zu welcher sich Personen beyderley Geschlechts an einem dazu eingerichteten Ort einfinden, um sich hauptsächlich mit Tanzen zu vergnügen. Die Verschiedenheit der Bälle, oder vielmehr nur die Verschiedenheit ihrer Benennung, rühret von den Veranlassungen dazu her. So hat man Ceremonien-Bälle an Höfen und bey Herrschaften, zu Freudensbezeigungen bey Vermählungen u. dgl. Zu den Ceremonienbällen gehört der Bal paré, bey welchem alle

Digitized by Google

im Putz erſcheinen. Maskirte Bälle werden zu den Carnevalsluſtbarkeiten gerechnet, auf groſſe öffentlichen Redoutenſälen, entweder auf Koſten eines Hofes, oder gegen ein gewiſſes Eintrittsgeld gegeben, wo denn die Liebhaber in Domino, Inventionsbabiten, jeder nach ſeinem Gefallen und Geſchmack maskirt, erſcheinen. An einigen Höfen und in groſſen Städten hat man eigene ſich auf dieſe Luſtbarkeiten beziehende Bal- und Redoutenordnungen. Zu den Privatbällen rechnet man die an einigen Orten ſogenannten Revangebälle, die auf Koſten derer auf einem Hochzeitsballe gegenwärtig geweſenen Mannsperſonen einem neu verehlichten Paare, und auch den übrigen zum Hochzeitsballe mit erbeten geweſenen Frauenzimmern, einige Wochen nachher gegeben werden. Die Exercierbälle ſtellen entweder Privatperſonen unter ſich, oder die Tanzmeiſter zur Liebung auf ihren Tanzboden an. Ein offener oder Freyball, zu welchem ein jeder, auch uneingeladen, doch in der gehörigen Kleidung und Ordnung erſcheinen darf.

Balkönigin, wird diejenige Frauensperſon genennt, welcher zu Ehren ein Ball angeſtellt, und mit welcher auch ordentlicherweiſe der Ball eröffnet wird. Vormals mußte von dem Chapeau, der ſie dazu erklärte und aufführte, ihr vorher ein ſchönes Bouquet oder ſonſt eine Koſtbarkeit verehret werden, womit ſie ſich bey Eröffnung des Balls vor den andern Frauenzimmern auszeichnete.

Baladin, hieß vor Zeiten, da man noch an niederträchtigen Kurzweilen in Komödien Gefallen hatte, eine Perſon, die im Reden, Bewegen und Tanzen allerley frauenmäſſige Geberden machte. Der verfeinerte Geſchmack hat ſie abgeſchaft. Ob die Opera buffa ſie wieder einzuführen beginne, iſt eine Frage, die wir andern zu entſcheiden überlaſſen.

Baläna, ein Fiſch, ſ. Wallfiſch.

Baläna, ein Geſtirn, ſ. auch Wallfiſch.

Balam pulli, iſt der Malabariſche Name der indianiſchen Tamarinde.

Balanciren (im Tanzen), heißt allein mit einem Fuß den Leib in die Höhe heben und erhalten.

Balanciren, wird in der Voltigikunſt genennt, wenn der Springer auf der Croupe des Pferdes kniend, die hintere Sattelbögen mit beyden Fäuſten, wovon die linke dem Sattel hineinwärts, die rechte aber herauswärts geſtellt iſt, ergreifet, dann mit den Aermen den Körper empor hebet, und ſolchen ganz ausgeſtreckt in paralleler Linie mit dem Pferd, durch bloſſliche Unterſtützung des rechten Ellenbogens, ſchwebend in der Luft erhält. Am zierlichſten fällt dieſer ſchwere Sprung in die Augen, wenn man die Füße nebſt dem Unterleib recht in die Höhe hebt, und in einem hübſchen Bogen verkehrt über die Croupe abſtößt.

Die Seiltänzer haben eine Stange in Händen, durch deren weitere Ausſtreckung auf eine oder die andere Seite ſie das Gleichgewicht auf dem Seile erhalten, und dieſe nennen ſie die Balancirſtange. Dergleichen ſetzen ſie Degen, Tobakspfeifen u. dgl. auf die Naſe, Stirne u. ſ. w. und wiſſen ſich ſo zu bewegen, daß die aufgeſetzte Dinge nicht herunterfallen, ſondern aufrecht ſtehen bleiben, und dieſes nennen ſie gleichfalls Balanciren.

Balancirer, (Maſchinenbau), wird eine lange Stange von Eiſen genennt, an deren beyden Enden bleyerne Kugeln angegoſſen, und welche in der Mitten um einen eiſernen Zapfen beweglich iſt. Er wird als ein Schwengel, Maſchinen in Bewegung zu ſetzen, gebraucht, und hat man ſich deſſen vorzüglich zu den Pumpen bedienet, bey welchen ſie aber heutzutage nicht mehr gebräuchlich, weil man groſſe Schwengel, die an ihren Enden in Bewegung geſetzt werden, für zuträglicher gefunden.

Balancirer wird auch bey Feuermaſchinen ein hölzerner 24 Fuß langer Waagebalken genennt, an welchen ſowohl die Kolbenſtangen als die Stechkaſſancen gehängt werden. Dieſer muß beyden letztern mit ſeiner Schwere das Gleichgewicht halten, damit das Heben des Waſſers dadurch erleichtert wird.

Balancirſtangen, Halteres, ſ. unter dem Artikel Inſecten mit zwey Flügeln.

Balanephagi, bedeutet Leute, welche ſich von den Bucheckern nähren. Dieſe und Eicheln, worunter andere jedoch Caſtanien verſtehen, waren die Nahrung der erſten wilden Einwohner in Griechenland, bis ſie eines beſſern, hauptſächlich durch den Pelaſgus, belehret wurden; wiewohl auch derſchiedene nachher, inſonderheit in Arcadien, die alte Lebensart beybehalten.

Balanghas, iſt der Linneiſche Trivialnahme einer Gattung des Kohlbaumes.

Baläniten, (Conchyl. und Verſteiner.) verſteinte See- oder Meereicheln. Ich kann dieſelben nicht beſtimmt genug abhandeln, wenn ich nicht vorher von den Originalen, oder den natürlichen Meereicheln rede. Sie führen den Namen: Balanus, der inzwiſchen viel zweydeutiger iſt, als der deutſche Name Meer- oder Seeeichel, (ſ. Balanus und Balaniten.) Der Ritter Linne braucht das Wort Lepas, begreift aber darunter mehr als unſere Seeeicheln. Alle Conchyliologen gedenken dieſer Conchylie, denn ſie gehöret unter die gemeinſten Schalthiere, die uns das Meer giebt. Man hat gefragt: ob man die Meereicheln unter die Muſcheln, oder unter die Schnecken zählen müſſe? und jede Meynung hat ihre Anhänger bekommen. Es iſt wahr, ihr Bau iſt von dem gewöhnlichen Bau der Muſcheln ſehr weit unterſchieden, aber ſie haben auch darinne wenig Aehnlichkeit mit den Schnecken, daher diejenigen der Sache am nächſten kommen, welche die Meereicheln unter die vielſchaligen Conchylien ſetzen. Ich weiß es, daß Rumph, Bonanni und Lange unſere Körper unter die einſchaligen Conchylien ſetzen, und daß andere den Namen der vielſchaligen Conchylien ganz ausgemeuert wiſſen wollen. Allein dieſer Körper hat doch verſchiedene Lamellen worauf er beſtehet, manche, als die Tulpe, haben inwendig einen Crang, der die ganze Schale auskleidet, und alle haben noch auſſerdem ein inneres ſchaligtes Gebäude von 4 oder 2 Theilen, die man auseinander nehmen kann, und ſie ſind alſo ganz offenbar vielſchalige Conchylien. Sogar die auſſere Schale, oder der Kelch beſtehet aus mehrern Theilen, die ſich bey jungen Schalen leicht auseinander nehmen laſſen, bey ältern Schalen aber dicht verwachſen ſind. Dieſe einzelnen Theile werden Lamellen genennet, und die Gelehrten ſagen, daß dieſe Lamellen von 4 bis 13 ſteigen. Das kömmt daher, weil das Thier immer neue Lamellen einſchiebet, wenn es ſein Haus vergröſern muß.

Die Art und Weiſe, wie die Meereichel ihr Haus bauet, iſt ſehr verſchieden. Keine Seeeichel iſt vermögend ein freyes Haus zu bauen, ſondern ſie muß es allemal auf einen fremden Körper gründen. Dieſes Volk gehöret im eigentlichen Verſtande unter die Schmarutzer, und nimmt alſo gleich einem Schmarutzer mit einer jeden Wohnung vorlieb. Conchylien und Krebſe, Schiffe und ſogar die Corallen, Wallfiſche und Schildkröten müſſen dieſe Gäſte beherbergen. Die Seeeicheln bauen hier auf eine gedoppelte Art. Einige legen bey ihrem Gebäude einen ſchaligten Grund, und das thun diejе-

Digitized by Google

nigen, die Linne *Lepas balanus*, *L. balanoides* und *L. Tintinnabulum* nennet. Andere hingegen setzen sich blos auf ihre Körper, und graben sich zum Theil ziemlich tief in dieselben ein, und das thun *Lepas diadema*, *L. testudinaria* und *Lepas crassior* und *tubulosa*, eine neue Gattung, die im Linne fehlt. Hier richten sie ihre Lamellen auf, verbinden sie genau, und sind gleichwohl vermögend ihr Gehäuse zu vergrößern, wenn sie nur wollen. Die größten Körper unter ihnen, die Seetulpen, *Lepas tintinnabulum* Linn. lassen uns einen Blick in ihre Baukunst thun. Wir sehen hier oft 2 bis 3 große Lamellen ehe eine kleinere folgt, oft zwey kleine Lamellen zwischen eine große, oft eingelegte Zwickel und andere unläugbare Beweise, daß dieses Haus anfänglich viel kleiner und enger war als es jetzo ist.

Der Farbe nach kennet man nur dreyerley Verschiedenheiten, weiße, rothe und blaue. Man hat aber oft gemischte Farben, roth und weiß, blau und weiß, auch roth, blau und weiß untereinander. Inwendig aber sind alle Meereicheln weiß, außer, daß bey den violetblauen und dunkelrothen, die Farben bisweilen durchschimmern. Die weiße Farbe ist oft so schmuzig wie die Erde. Aeltere Lamellen können zwar schon durch ihre Stärke unterschieden werden, noch mehr aber durch die Farbe, welche an den jüngern Theilen allemal frischer und lebhafter ist als an den ältern. Ueberhaupt aber ist die Schönheit und die Höhe der Farben diejenige gar nicht, die man bey andern Conchylien der See antrift, die schönsten aber kommen aus Ostindien und China zu uns.

Ihre Größe ist gar sehr verschieden. Ich rede von einzelnen Schalen, und nicht von zusammengesetzten Massen, denn da erscheinen sie oft in sehr großen Massen, die man Gruppen zu nennen pfleget. Einzelne Schalen steigen von der Größe eines Pfefferkorns bis zu einer Höhe von 3 Zoll und einer Breite von 2 Zoll. Das ist nicht bloße Wachsthums- sondern Geschlechtsgröße. *Lepas balanus* und *L. balanoides* bleiben allemal klein, *Lepas tintinnabulum* aber erlangt eine Größe von drey Zoll und *Lepas diadema* die Größe eines mittelmäßigen Apfels.

Alle Meereicheln kommen darinne überein, daß ihre erste Grundlage, oder ihre ersten Lamellen unten breiter sind, als oben. Wenn nun das Thier sein Haus vergrößern muß, so öfnet es diese Schalen, und bauet zwischen die alten Lamellen neue, und weil nun natürlicherweise die Oefnung oben am weitesten ist, so wird nun die neue Lamelle oben breiter als unten. Nun wird die ganze äußere Fläche ungleich, aber darauf haben die Conchylienbeschreiber nicht gesehen, sondern auf die Strahlen selbst, und theilen sie in glatte, gestreifte und gerunzelte ein. Bricht man eine einzelne Lamelle von einander, so siehet man, daß sie aus lauter einzelnen Blättern zusammengesetzt sind, und daß besonders die Tulpen unten, wo sie aufsitzen viel stärkere Lamellen haben, die in einen kleinen Zwischenraum zusammen gebauet sind, die man, wie kleine Wände leicht unterscheiden, und wo man mit geringer Mühe einige Hundert zählen kann.

Der innere Theil der Meereicheln verdient auch unsere Aufmerksamkeit. Ohne auf die Zwischenkammern beym *Lepas diadema*, oder auf das kleine innere Gebäude der übrigen Meereicheln zu sehen, betrachten wir sie jetzo als ein hohles Gebäude. Hier ist die ganze innere Auskleidung glatt, höchstens nur zart gestreift, also viel ebener als von außen. Kaum daß man es an einer kleinen die Länge herablaufenden Sutur merket, wo sich die eine Lamelle anfängt oder endiget, und kaum daß die ältern Lamellen ein wenig erhöhter sind, als die jüngern, der Fußboden hingegen ist bey solchen Meereicheln, die ihn haben z. B. *Lepas tintinnabulum*, nicht allemal eben, und nicht gleich stark. Beydes beruhet vermuthlich auf der Beschaffenheit desjenigen Körpers, auf welchen sich die Meereichel anbauet. Denn größere Tulpen haben zuweilen einen viel schwächern Fußboden als kleinere Tulpen haben. Oder dem Fußboden gerade gegen über, ist die ganze Schale inwendig mit einem Cranz eingefaßt, der ebenfalls aus einzelnen Theilen bestehet, und der das ganze Gebäude zusammen hält. Er ist allemal schwächer als die Schale selbst. Am deutlichsten siehet man diesen Cranz an den Tulpen, aber er fehlet auch den kleinern Gattungen nicht. Wenn nun eine Meereichel ihre ganze Größe erreicht hat, so vereiniget er sich mit den Lamellen des Kelchs so genau, daß man beyde oben fast nicht unterscheiden kann, unten aber stehet der Cranz ab, und bildet eine hohle Kluft. Auch dieser Cranz wird oft durch neue Lamellen erweitert, wenn es die Wachsthumsgröße des Thiers nothwendig macht. Bey den größten Meereicheln übersteiget seine Größe nicht leicht einen Zoll, bey den kleinsten kaum einige Linien. Bald ist dieser Cranz glatt, bald in die Quere gestreift, bald gerunzelt, und seiner Farbe nach weiß, oder grau, oder blaulich.

In diesem nun beschriebenen Gebäude befindet sich noch bey den mehresten Gattungen der Seereicheln ein kleineres schaligtes Gebäude, welches, *Lepas diadema* ausgenommen, aus vier einzelnen Theilen bestehet, und gemeiniglich einen Triangel bildet. Mehrentheils sind alle Hälften gestreift, und haben an ihren Seiten mehr oder weniger Zähne, die in einander greifen, und das ganze Gebäude fest zusammen halten. Ein jeder dieser vier Theile ist dreyeckigt, und alle vier Flügel zusammen genommen bilden eine Pyramide. Zwey Hälften sind allemal kürzer als die zwey folgenden, aber zwey Halen, die an den kürzern Theilen sind, ersetzen das, was ihnen an der Höhe abgeht. In diesem innern Behältnisse wohnet das Thier, welches sich in einem kleinen aus mehrern einzelnen zusammengesetzten faserigten Federbusch zeiget, den das Thier bisweilen herausstrecket. Er gleichet ganz dem Federpusche der Entenmuschel.

Lepas diadema hat einen ganz andern innern Bau. Wenn wir die obere Seite desselben betrachten, so ist es ein hohler mit sechs Lamellen zugebaueter trichterförmiger Körper, der in seinem Mittelpuncte ein Loch hat. Betrachten wir aber diesen Körper auf der untern Seite, so finden wir ein Gebäude, das aus lauter Zellen oder Zwischenkammern bestehet, daher es auch Walch *Balanus polythalamius* die vielkammerige Seetulpe nennet. Diese Zwischenkammern laufen um den obengenannten Trichter herum, doch so, daß sie immer eine gerade Richtung behalten, und sich oben immer mehr verengern. Die Anzahl dieser Kammern ist bey Körpern von einerley Größe ganz ungleich, doch hat der Bewohner allemal das erste Blatt der einen Kammer an das letzte der andern angelegt. Diese Kammern sind für das Thier wahre Kammern, denn sie sind mit dem Fleische des Thiers ausgefüllt, Mund und Kopf, und vermuthlich auch ein Theil des Körpers, sind in dem obern hohlen und trichterförmigen Theile befindlich, und das gedachte durchgehende Loch erhält die Communication des ganzen Thiers. Hatten die Tulpen und die kleinern Eicheln, in ihrem Mittelpunct ein Gebäude,

Digitized by Google

das aus vier Flügeln bestund, so hat zwar *Lepas diadema* ebenfalls noch einige schaligte Theile in sich, es sind aber derselben nur zwey, welche in einer pergamentartigen Haut, damit dieses Thier sein Haus überdeckt, sitzen, sich wie ein Thor mit zwey Flügeln öfnen, damit das Thier hier seinen Federpusch herausstrecken, und seine Nahrung erhaschen könne.

Lepas testudinaria hat unten eine sehr breite Grundfläche, die aus lauter Lamellen besteht die eigentlich nicht verbauet, sondern ganz offen sind. Der vorhergedachte innere Cranz fehlet dieser Schale gänzlich, sie braucht aber auch desselben nicht, weil ihre Grundfläche mit ihrer Höhe beynahe einerley Ausmaas hat. Die innere schaligte Decke bestehet aus vier Flügeln, die ganz oval oder mollenförmig sind.

Das Thier, das die Steecheln bewohnet ist wundervoll. Nach dem Argenville hat es 12 lange und krumme Füße oder Arme, die mit Fasern oder Haaren, die es in die Höhe richten kann, besetzt sind, und außerdem noch acht kleinere, welche sich inwendig befinden. Der Körper ist knorplicht, und hat ein schleimigtes Fleisch, welches an den vier Wänden, die es einschließen, befestiget ist. Man nimmt an demselben auch einen Eyerstock wahr. Herr Anderson sagt, daß es ein angenehmes Schauspiel sey, anzusehen, wenn das Thier von Zeit zu Zeit das Thor öfnet, und seine Arme herausstrecket und geschwinde zurückziehet. Mehrere Schriftsteller sagen, das Fleisch von diesem Thier sey eckelhaft und ungesund. Inzwischen versichert doch Macrobius, daß Lentulus bey seinem Aeedilschmause unter andern *Balanos nigros* auch *albos* aufgesetzt habe, und im Galenus lesen wir, daß Archigenes denen, die den Magen verdorben haben, die Meereicheln angerathen habe.

Von dem Thier, das *Lepas diadema* bewohnet, habe ich schon einiges gesagt. Der Theil des Thieres, der sich in den untern Zwischenkammern befindet ist schwärzlich und zähe, und bleibet auch so, wenn man die Schale gleich eine geraume Zeit in siedend Wasser wirft und kochen läßt. Der obere in der trichterförmigen Schale befindliche Theil ist der Zerstörung desto mehr unterworfen, und man rettet gemeiniglich mehr nicht als die mit Fasern besetzten Arme. Diese Arme sind an einer fleischigten Masse befestiget, die einen Theil des eingetrockneten Thieres ausmacht, welches noch außerdem den trichterförmigen Theil seiner Wohnung mit einer weißen zarten und durchsichtigen Haut auskleidet.

Was Rumph von dem Thier des *Lepas testudinaria* sagt, ist wenig, dunkel und unbestimmt. Man lese es in seiner amboinischen Raritätenkammer S. 103. der deutschen Ausgabe selbst nach.

Ich würde zu weitläuftig werden, wenn ich von den verschiedenen Eintheilungen der Meereicheln reden wollte. Ich merke nur an, daß nach dem Linne nur *Lepas balanus*, *L. balanoides*, *L. Tintinnabulum*, *L. diadema* und *L. testudinaria* eigentliche Meereicheln sind, ja denen ich aus der Quelle, aus der ich bey gegenwärtiger Abhandlung schöpfe, und die ich am Ende nennen werde, noch einige neue Gattungen setzen kann. Vermöge der Anleitung jenes Schriftstellers haben wir von den Meereicheln folgende Gattungen und Untergattungen.

A.) *Balanus simplex*, welcher eine Schale hat, die aus dem Ganzen zu bestehen scheinet, die also weder Zwischenkammern noch Hohllöchern hat. Hieher gehören nach dem Linne

1.) *Lepas balanus*. Linn. Sp. 10. Die Schale ist kegelförmig von außen mit einigen Furchen besetzt, aus der abgestumpften Spitze siehet man die spitzigen Schalendeckel hervorragen, mit welchen das Thier bedeckt ist, und sie übersteigen nicht leicht die Größe einer Haselnuß. In ihren Abänderungen sind sie 1) verhältnißmäßig lang. Einige sind glatt, Bonanni Recreat. Class. 1. fig. 14. Argenville Conchyl. tab. 26. fig. C. Andere sind gerunzelt; nemlich der Zwischenraum der Lamellen ist voller Runzeln. Linne Fauna n. 1349. 2) Kurz und stumpf. Einige sind zart und enge gestreift. Schröter Journal IV. B. tab. 2. fig. 4. Die Grundfläche ist sehr breit, die Farbe ist violetblau. Andere sind weitläuftig und stark gestreift. Lister Histor. animal. tab. 5. fig. 41. Lister Hist. Conchyl. tab. 444. fig. 287. Klein Method. tab. 12. fig. 94. 95. 3) Cylindrisch von Guinea. Sie gehen wie ein Cylinder in die Höhe, ihr Umfang ist bald rund, bald aber breit und schmäler. Die fünf Hauptlamellen sind sich an der Größe und Höhe nicht ganz gleich, und gehen oben spitzig zu, daher sie das Bild einer Crone vorstellen. 4) Wie eine Halbkugel gebauet. Ihre Grundfläche ist viel breiter als ihre Höhe. Ihre äußern Flächen sind tief gerunzelt und gefaltet, ihre Oeffnung ist nicht groß und befindet sich allemal auf der einen Seite, daher sie von der längsten Seite wie gewölbt aussehen.

II.) *Lepas balanoides*. Linn. Sp. 11. Die Schale hat von außen keine Furchen, und der ganze Bau gleichet einem kleinen abgeschnittenen Kegel, der Deckel sind nicht spitzig sondern stumpf. Die Verschiedenheiten sind 1) mit engerer schnell abnehmender Oefnung. Bonanni Recr. Class. 1. fig. 15. Jonston tab. 15. fig. 15. de exang. Einige haben eine breite Grundfläche und sind gestreift, die Streifen laufen die Länge herab: andere haben eine breite Grundfläche und sind geritzert, die Schale ist dünne wie Papier: und noch andere sind bauchigt, d. i. in der Mitte am dicksten; 2) mit weiterer Oefnung, so daß die Schale nur ein wenig abnimmt. Jonston de exanguib. tab. 15. fig. 14. Eine Nebenart aus Guinea hat den unregelmäßigsten Bau, den man sich nur gedenken kann. Die Hauptlamellen sind von ungleicher Größe, die eingeschobenen sind oft ganz unsichtbar, unten ist die Eichel bald ausgeschweift bald zusammen gedrängt; 3) mit verlängerter Schale. Die vorigen waren kurz und stumpf gebaut, und ihre Grundfläche war verhältnißmäßig groß und breit. Hier ist das Gegentheil, der Bau der Schale gleichet fast einem Cylinder. Man findet sie bisweilen bauchigt mit einer kronenförmigen Oeffnung die aber kurze Zacken hat; bisweilen aber auch gegittert, mit einer kronenförmigen Oeffnung, die aber längere Zacken hat; 4) pyramidenförmig. Sie gleichen kleinen Pyramiden, sind ganz weiß und haben zarte Streifen die bald die Länge herablaufen, bald bald mondförmige Cirkel bilden. Die Oefnung ist länglich, oben wie eine Crone ausgezackt, doch ist die eine Hälfte allemal niedriger als die andere; bey einer Mittelgattung aus Island, ist der äußere Theil gerunzelt, wie *Lepas balanus*, das innere Gehäuse aber wie bey dem *Lepas balanoides*. Sie sind nicht größer als eine Erbse und haben die Form einer Halbkugel. Die Mundöffnung ist viereckigt, das innere Schalengehäuse ganz platt, und gleichet fast einem Deckel welcher diese Oeffnung schließet. Die vier Hälften des inneren Gehäuses passen so genau zusammen, daß man sie durch nichts, als durch eine Linie, welche die Form eines Creuzes hat, unterscheiden kann. Ueberhaupt merke ich bey dieser Mittelgattung an, daß man bey der Betrachtung einer Menge kleinerer Steecheln sehr oft zweifelhaft wird, ob sie zum *Lepas balanus* oder *L.*

Digitized by Google

balanoides gehören, und ich halte ihren Unterschied nicht für wichtig genug daraus zwey verschiedene Gattungen zu machen, wie Linne in der zwölften Ausgabe gethan hat. In der 10ten kannte er *Lepas balanoides* noch nicht.

III.) *Lepas tintinnabulum*. Linn. sp. 172. Die Tulpe, die Meertulpe. Sie gleichet einer noch nicht ganz aufgeblühten Tulpe, hat nach dem Linne *testam conicam rugosam obtusam*, einen konisch von außen gerunzelten oben abgestutzten Bau, welches wenigstens an den gemeinern Meertulpen eintrift. Die Runzeln geben nicht auf alle Lamellen, sondern nur auf die ältern; die neuern oder eingeschobenen sind nie gerunzelt, höchstens nur zart gestreift; und sie sind gewohnt sich oft in großen Gruppen an einander zu setzen. Ihren Verschiedenheiten nach, sind sie 1) so gebaut, daß sie eine breite Grundfläche haben. Diese sind A) glatt, und haben a) eine große Oeffnung. Rumph tab. 41. fig. A. Chemnitz Zusätze zum Rumpf p. 98. Die aufblühende Tulpe, die Kuhschellenförmige Meertulpe. Gualtieri tab. 106. fig. H. Argenville tab. 26. fig. A. Müller Naturfyst. Th. VI. tab. V. fig. 4. Ihre größte Höhe ist 2 Zoll. b) eine kleinere Oeffnung. Die mehresten Arten sind hoch und gleichen einer Tulpe, anderer Bau nimmt schneller ab, und sie gleichen einem stumpfen Kegel. Aus Westindien kommen sie, wo das innere Gehäuse stachlicht ist, nemlich die beyden größern Lamellen bestehen aus lauter Dornen. Aus Ostindien hingegen kommen sie, wo die beyden größern Lamellen aus keinen Dornen, sondern aus scharfen Rippen bestehen. Beyde haben indessen einerley äußern Bau. B) Gerunzelt. Sie kommen aus Island, haben eine schmutzig weiße Farbe, und so starke unregelmäßige Runzeln, als wenn sie zusammen geschrumpft wären. Sie sind kaum einen Zoll hoch. Sie wechseln unter sich in ihrem Bau so ab, daß sichunter zwanzig Kelchen kaum zwey gleich sind. C) Gerippt, auch aus Island. Diese Tulpe ist nicht größer als die vorhergehende, aber viel regelmäßiger gebaut. Sie gleichet einem abgestumpften Kegel, und die Hauptlamellen, haben 8 - 10 Rippen, die Oeffnung ist beynahe rund, und die Farbe schmutzig weiß. 2) Mit einer schmälern Grundfläche, und kleinern Oeffnung. Klein Method. tab. 12. fig. 97. Lister Hist. Conchyl. tab. 443. fig. 283. Knorr Th. II. tab. 2. fig. 6. Diese Gattung unterscheidet sich ohne Beschreibung von den vorhergehenden. 3) Cylindrische Tulpen. a) deren Oeffnung so groß als der Cylinder selbst ist. Gualtieri tab. 106. fig. I. Schröter Journal Th. IV. tab. 2. fig. 5. b) deren Oeffnung zwar kleiner ist als der Cylinder, sich aber schnell verkleinert. Knorr Th. IV. tab. 21. fig. 1. Eine Nebengattung ist nur einen Zoll hoch, die Hauptlamellen sind die Länge herab gestreift, die Zwischenlamellen, die man kaum unterscheiden kann, sind glatt. Die Oeffnung ist oval und nicht cronenförmig, die Farbe der Tulpe ist blau und weiß gestreift. 4) Ovale oder wollenförmige Tulpen. Diese seltene Tulpe aus Island hat ganz die Form einer Molle, sie ist gerade noch einmal so lang als sie breit ist. Ihre Seitenfläche ist unregelmäßig, bald gefaltet, bald gestreift, bald glatt, und ihre Schale ist sehr stark. Inwendig hat die Schale einen Cranz der ¼ Zoll breit ist, der übrige Theil ist gerippt, oder es stehen lauter Lamellen in einer geraden Richtung neben einander, die Grundfläche hingegen ist glatt. Diese Beschreibung so verschiedener Tulpen lehret, daß die Gattungskennzeichen des Ritters von Linne nicht genau genug angegeben sind.

IV.) *Lepas testudinaria* Linn. sp. 14. Rumph tab. 40. fig. K. *Verruca testudinaria*. Gualtieri tab. 106. fig. M. Klein Method. tab. 12. fig. 99. Jonston de exanguib. tab. 16. Knorr Th. III. tab. 30. fig. 3. 4. Naturforscher XII. Stück tab. IV. fig. 9. A. B. wo diese Meercichel für eine neue Gattung vom *Balanus concameratus*, oder dem *Lepas diadema* Linn. ausgegeben wird, aber es ist zuverläßig *Lepas testudinaria*, Linn. Diese seltene Meercichel wird nur auf den Schildkröten gefunden, und hat daher vom Linne den Namen den sie führet. Sie ist sehr flach, und umschreibt in ihrem Umfange einen vollkommenen Cirkel; die Lamellen haben auf beyden Seiten eingekerbte Vertiefungen, die ziemlich regelmäßig stehen und einen sechsstraligten Stern bilden. Das innere Gehäuse besteht aus vier gleichen Schalen, wo jede einen Triangel bildet, zusammengesetzt aber machen sie einen länglichen Körper aus. Unten bestehet der Körper aus lauter offenen Lamellen, die durch die ganze Schale hindurchgehen, dicht neben einander aber nicht ganz regelmäßig stehen, und eine geringe Aehnlichkeit mit Zwischenkammern haben. Durch diese saugt sich eben diese Meereichel auf den Schildkröten fest an.

B.) *Balanus concameratus*. Man hat von dieser zweyten Hauptgattung bisher nur einen einzigen Körper entdeckt; und das ist *Lepas diadema* Linn. sp. 13. Naturforscher VIII. Stück tab. 4. fig. A. B. C. X. Stück tab. I. fig. 11. 12. *Balanus polythalamius*, die vielkammerigte Seetulpe. Müller Naturf. Th. VI. tab 10. fig. 6. Die Wallfischpocke Rumph tab. 14. fig. H. unter den *Echinis*, Gualtieri tab. 106. fig. Q. Lister tab. 445. fig. 288. *Balanus balanæ*. Klein Method. tab. 12. fig. 98. *Balanus polylopos balanaris*. Ich habe von dieser merkwürdigen Meercichel so viel schon gesagt, daß ich nur noch sehr wenig hinzuthun darf. Seine äußere Form gleichet ganz einem Turban, oder einem Türkenbunde, denn er hat zwischen sechs glatten Theilen, so viel erhöhete, deren jede aus vier queergerunzelten Rippen bestehet. Herr Hofrath Walch hat angemerket, daß *Lepas diadema* sich in zwey Gattungen abtheile. a) *Lepas diadema complanata*, *Balanus polythalamius complanatus* Naturforscher 10. Stück tab. I. fig. 11. 12. er hat eine flache Gestalt, und gleicht einer breitgeschlagenen Linsenkugel. b) *Lepas diadema cylindrica* & *Balanus polythalamius cylindricus*. Naturforscher 8. Stück tab. 4. fig. A. B. C. er hat einen vollkommenen cylindrischen Bau, und von der Art sind die gewöhnlichsten Wallfischpocken die wir finden.

Diese Meercichel setzet sich nicht auf alle Wallfische ohne Unterschied, auf dem gemeinem Wallfische (*Balæna mysticetus* Linn.) dem von den Wallfischjägern vorzüglich nachgestellet wird, findet sie sich niemals, sondern vorzüglich auf dem Pottfische oder Cachelot (*Physeter macrocephalus* Linn.) der nicht Boarden sondern Zähne hat. Auf diesen Fischen pflegt sich *Lepas diadema* wohl einen viertel Zoll tief in das Fleisch einzugraben.

Diese Gattungen von Meercicheln hat Linne in seinem System, neue Gattungen aber sind;

C.) *Lepas crassior & tabulosa*. Schröter Journal IV. Band tab. 2. fig. 6. 7. Der Körper ist nicht altzugros, und gleichwohl eine starke Schale von ¼ Zoll. Von aussen siehet man keine Zusammensetzung aus verschiedenen Theilen, und die ganze äußere Fläche besteht aus erhöheten Streifen, die gerade herunter, aber eben nicht in der strengsten Ordnung laufen; sie glei-

Digitized by Google

chen fadenförmigen Würmern und sind auch in der That inwendig hohl. Die ganze Schale besteht überhaupt aus lauter runden Hohlröhren oder Tubis, wo immer die eine an der andern befestiget ist, und die immer enger zulaufen, daher oben die Schale nicht stärker, als bey andern Meereicheln ist. Inwendig zeigt sich oben bey der Oeffnung ein Kranz, wie bey andern Eicheln und besonders wie bey der Meerkutule, der in die Quere gestreift ist; ja man kann die verschiedenen Lamellen auf das deutlichste sehen, woraus dieser Körper zusammengesetzt ist. Man hat von diesem seltenen Körper, der in dem herzoglichen Kabinet zu Weimar liegt, zwey Gattungen. a) *Lepas crassior & tubulosa depressa & ovalis tubis maioribus.* Er ist völlig eyförmig und wenig erhaben, und hat weit größere *Tubos* als der folgende. b) *Lepas crassior conica & elongata tubis minoribus.* Er gleicht einem abgestumpften Kegel, hat eine ganz runde Grundfläche, und die *Tubi* sind ungleich kleiner, aber noch regelmäßiger als bey der vorigen Gattung.

D.) *Lepas echinata.* Diesen hat Davila Catal. systematique Tom. I. tab. 6. fig. N. abzeichnen lassen, ihn *Glans de Mer epineux* genennet, und von ihm gesagt, daß er an einer Entenmuschel gehangen habe. Er hat das Unterscheidende, daß er stachlicht, wie ein Seeigel ist.

E.) *Lepas dentata seu serrata.* Aus Island bekommen wir diesen Körper, der höchstens die Größe einer Zuckererbse erreicht. Seine vier Lamellen sind flach und scharf gerippt, und diese Rippen schlagen so weit über, daß sie an der Seite herunter eine Säge bilden, oder mit scharfen Zähnen versehen sind. So ist der Rand einer jeden Hälfte, und wenn nun zwey Hälften zusammenstoßen, so greifen diese Rippen wie Zähne in einander. Zwey Theile sind kürzer als die andern zwey, jede Lamelle aber ist in einen Winkel gebogen, und also gewissermaßen dreyeckigt, und dadurch bekommt der Balanus in seiner Zusammensetzung eine ganz eigne Form. Das innere Gehäuse trägt zum besondern Bau dieses Balanus das Seine auch bey. Es sitzt gleich einem flachen Dache in dem äußern Gebäude. Es hat eben solche Rippen, und eben solche Zähne, die aber nur halb eingreifen, der übrige Theil schließet an eine größere Lamelle, und greifet mit seinen untern Zähnen in die obern der größern Lamelle. Dadurch bekommt diese Eichel eine vieleckigte Form, und man kann sich dieselbe am füglichsten unter dem Bilde eines vielfach verwickelten Knotens gedenken. Ich habe diese Gattung auf Miesmuscheln, Mänteln, Trompeten, und auf der *Spongia oculata* angetroffen. (Auszug aus Schröters Journal Th. *IV.* und *V.*)

Was ich jetzt gesagt habe, betrifft die Seeeicheln in ihrem natürlichen Zustande, sie sind in allen Weltmeeren, und allenthalben häufig zu Hause, und kommen daher in allen Kabinetten vor. Von den versteinten oder gegrabenen Seeeicheln muß man gerade das Gegentheil urtheilen. Als wahre Versteinerungen findet man sie selten, die mehresten Beyspiele, die man in den Kabinettern findet, sind blos calcinirt, oder bis auf wenige Veränderungen ganz in ihrem natürlichen Zustande geblieben. Wie sich die Originale, als Schmarotzer gern an andere Körper hängen, eben so findet man sie auch im Steinreiche, doch mehrentheils auf Muscheln. Wenn diese Körper einzeln ausgegraben werden, so hat sie entweder eine äußere Gewalt abgestoßen, oder wenn der Körper zerstöhrlich war, z. B. Holz, Schwämme u. dgl. so ist er unter der Erde untergegangen, und der Balanus ist erhalten worden. Zuweilen doch selten findet man Steinkerne von Meereicheln. Vor unsern Zeiten waren die versteinten und gegrabenen Meereicheln eine so große Seltenheit, daß sie verschiedene große Kabinette entbehren mußten. In unsern Tagen sind sie zwar so selten nicht mehr, aber was man in den Sammlungen aufweiset, sind doch nur größtentheils calcinirte Körper, die zum *Lepas balanus* und *L. galanoides* Linn. gehören, oder wohl gar nur Fragmente. In Deutschland kommen sie selten, und doch nur in einzelnen Beyspielen vor. Von Nürnberg kannte Baier und von Erfurt Baumer ein Beyspiel aufzuweisen; am Geisberge bey Hildesheim werden sie öfterer, aber nur in Fragmenten gefunden. In der Schweiz kommen sie im Canton Basel im Canton Bern und in mehreren Gegenden vor. Im Oberamt Alzey entdeckte Herr Collini diesen Körper auf Austern. Aus Schweden nennet uns Stobäus Uddewellia, wo sie häufig, doch größtentheils in Fragmenten liegen. In Frankreich sind die Gegenden von Sevennes in Languedoc, und Courtagnon bekannt, wo man sie antrifft: in Holland liefert sie der St. Petersberg bey Mastricht zuweilen; Piemont und Verona liefern sie auch, und wenn verschiedenen Schriftstellern zu trauen ist, so werden sie in Italien sogar häufig angetroffen. Man nennet sogar noch mehr Gegenden und Oerter wo sich Balaniten finden. Hätten uns nun die Schriftsteller mit den Gattungen näher bekannt gemacht, die sich hie oder da finden sollen, so würde ich ein ansehnliches systematisches Verzeichniß von den Balaniten mittheilen können, so aber kann ich nur nach Zeichnungen, und nach den wenigen Körpern urtheilen, die ich vor mir habe, und die Anzahl derselben dürfte nun wohl nicht allzugroß werden.

Ehe ich die Gattungen der Balaniten anführen kann, bemerke ich nur, daß sie im Steinreiche folgende Namen führen: Balaniten, versteinte See- oder Meereicheln, See- oder Meereichelsteine, *Balanii fossiles, Balanitae, Balanitae, Pustulae fossiles, Balanorum testa lapidea* Wall. *Helminthalithi Balanorum* Linn. *Balanites, Glands de Mer, Pustules fossiles ou petrif. versteende Ekelen, Puisten, Pokken, Zeeikelen, Tulpen.*

Wenn ich nun die verschiedenen Gattungen anführen soll, die sich unter den Fossilien finden, so werde ich der Ordnung folgen, in welcher ich vorher die natürlichen Meereicheln beschrieben habe, und da merke ich zuförderst an, daß wir von allen den vorherbeschriebenen Gattungen weiter keine im Steinreiche kennen, als *Lepas balanus*, *L. balanoides* und *L. tintinnabulum*. Was sich nun davon in dem Steinreiche findet, und aus Schriften bekannt und in einigen Kabinetten die ich nützen kann, vorräthig ist, das will ich nun kürzlich anzeigen.

1.) Vom *Lepas balanus* war die erste Gattung verhältnißmäßig lang, und zwar bald glatt bald gerunzelt. Von denen glatten habe ich unter den Fossilien noch kein Beyspiel gesehen, von den gerunzelten aber habe ich zwey Beyspiele vor mir liegend. Das eine von Semmethal in der Schweiz, Schafhäuser Gebiethes, sind zwey kleine calcinirte Meereicheln, die vermuthlich auf einer Conchylie gesessen haben. Sie sind ganz enge gebauet, nehmen allmählich ab, und haben also einen conischen Bau. Das andere sind ebenfalls nur calcinirte Beyspiele, größtentheils Fragmente von Courtagnon in Frankreich. Sie sind größer, mehrentheils breit gedruckt, und haben oben eine enge Oeffnung. Aus der Grafschaft Oettingen habe ich ein Beyspiel vor mir

Digitized by Google

mir das eine neue Gattung ausmacht, weil deſſen Streifflächen aus lauter Rippen beſtehen, die wie Kammzinken neben einander liegen; dabey iſt es Eichelbauchig und faſt verſteint.

Die zwote Gattung vom *Lepas balanus* war kurz und ſtumpf, und bald zart und enge, bald aber weitläuftig und ſtark geſtreift. Von der erſten Art derer die zart und enge geſtreift ſind hat Herr d' Annone ein Beyſpiel bekannt gemacht, das ſich in der Gegend um Baſel fand und davon Zeichnungen in den Actis Helveticis Vol. II. Tab. X. fig. 1. 2. und in den Mineralogiſchen Beluſtigungen Th. V. tab. 2. fig. 1. 3. zu finden ſind. Sie ſitzen auf gemeinen Muſtern, und ſind blos calcinirt. Von der zwoten Untergattung die nemlich weitläuftig und ſtark geſtreift iſt, habe ich zwey Beyſpiele vor mir. Das eine aus Mähren ſitzet auf einer gefalteten und gerunzelten Herzmuſchel, Cardium edule Linn. es hat eine mittlere Größe, iſt nur calcinirt aber zerknickt. Das andere Beyſpiel iſt vom Galberg bey Hildesheim, ebenfalls nur von mittlerer Größe und faſt verſteint.

Die dritte hieher gehörige Gattung war cylindriſch. Ich beſitze davon ein calcinirtes Beyſpiel aus der Schweiz, welches einen halben Zoll hoch und ein wenig gedruckt und gebogen iſt, ſonſt aber weiter nichts Merkwürdiges an ſich hat.

II. Vom *Lepas balanoides* habe ich oben fünf Gattungen angegeben. Die erſte hatte eine engere ſchnell abnehmende Oefnung, und zwar a) mit einer breiten Grundfläche (mehrentheils) geſtreift. Davon finden ſich Zeichnungen beym Knorr von den Verſteinerungen Th. II. tab. K. I. fig. 2. 3. von Bottningen fig. 5. 8. 9. aus Piemont, alle auf Muſtern und nur calcinirt. tab. K. II. fig. 1. auch calcinirt auf einem Jacobsmantel. Walch Steinreich tab. 20. num. 3. Ich habe zwey Fragmente von Jacobsmänteln von S. Pancras bey London vor mir, die mit dieſer Gattung häufig beſetzt, die aber ebenfalls nur calcinirt ſind. Von b) der gegitterten kenne ich unter den Foſſilien kein Beyſpiel, aber c) von den bauchigten hat Herr d' Annone in den Act. Helv. Vol. II. tab. X. fig. 4. Mineral. Bel. Th. V. tab. II. fig. 4. aus dem Baſler Gebiete ein Beyſpiel abſtechen laſſen, das auf einer Muſter ſitzt und calcinirt iſt.

Die zwote Gattung hat eine weite Oefnung. Beyſpiele kommen vor in den Act. Helv. l. c. fig. 2. Mineral. Bel. l. c. fig. 2. bey Baſel, auf einer Muſter, calcinirt. Knorr l. c. tab. K. I. fig. 1. 4. aus Piemont, alle calcinirt. Das erſte Beyſpiel ſitzet auf einem Jacobsmantel, das andere iſt eine ganze Gruppe.

Die dritte Gattung hatte eine verlängerte Schale. Davon kommt ein Beyſpiel vor in Baier Oryctog. Nov. tab. 6. fig. 13. und nachgeſtochen in Walch Steinreich tab. 20. num. 3. aus dem Nürnbergiſchen Gebiete, war verſteint, aber der Zeichnung nach zu urtheilen ziemlich undeutlich.

III. Vom *Lepas tintinnabulum* hatte oben die erſte Gattung eine breite Grundfläche, war A) glatt, und hatte eine groſſe Oefnung. Von der Art kommen Beyſpiele vor beym Knorr l. c. tab. K. fig. 2. 3. 4. ſie ſitzen auf Muſteln und andern Muſcheln, ſind blos calcinirt und aus Piemont. Ein Fragment davon auf einem feſten glimmerichten Sandſteine aus dem Plauiſchen Grunde bey Dresden, das hart verſteint iſt, habe ich jetzt vor mir, nur Schade, daß es als Fragment ſo gar undeutlich iſt. B) gerunzelt. Hievon habe ich zwey prächtige verſteinte Beyſpiele von Giengen vor mir, die neben einander in einem weiſſen ſehr harten Steine liegen, und auf das beſte erhalten ſind. C) gerippt. Aus dem St. Petersberge bey Maſtricht habe ich zwey neben einander ſitzende Beyſpiele in meiner Sammlung. Sie ſitzen in einem feſten weiſſen Steine, der gewöhnlichen Mutter des daſigen Corallen; haben noch ihre, obgleich nur calcinirte Schale, zwar einige Beſchädigungen erlitten, ſind mir aber deſto ſchätzbarer, weil ſie ſo viel ich weiß das einzige Beyſpiel aus dem Petersberge ſind, was die Lithologen kennen. Da ich dieſes bereits geſchrieben hatte, fand ich in dem Muſeo Grotoviano Lepden 1778. S. 223. n. 2543. f. noch einige Beyſpiele.

Die andere Gattung der Tulpen hat eine ſchmälere Grundfläche und kleine Oefnung. Ein Beyſpiel davon kommt im Knorr l. c. tab. K. fig. 1. auf einer flachen Muſterſchale von Piemont. Ein Fragment dieſer Art aus dem Plauiſchen Grunde liegt auſſer der Mutter, iſt mit einer feſten thonigten Steinart ausgefüllt, und die übergebliebene Schale hat gerade die Farbe der bekannten Gerauiſchen Gryphiten. Da nun dieſe Farbe von nichts andern als von metalliſchen Dünſten herrühren kann, ſo haben wir auch hier ein Beyſpiel eines mineraliſirten Balaniten, und wenn wir Vergnügen an Eintheilungen fänden, ſo könnten wir die Balanyen in calcinirte, in verſteinte, und in mineraliſirte abtheilen.

Die dritte Gattung der Tulpen waren die cylindriſchen. Im Steinreiche iſt nur die Art bekannt, wo die Oefnung ſo groß als der Cylinder ſelbſt iſt. Beyſpiele davon kommen vor im Knorr l. c. tab. K. I. fig. 6. 7. aus Piemont, calcinirt, und im Stobäus Opuſcula tab. XV. fig. G. aus Uddewalla, wo ſie häufig aber mehrentheils nur in einzelnen Lamellen und Fragmenten gefunden werden.

Mehrere Beyſpiele ſind mir nicht bekannt, dieſe aber thun dar, theils daß die Balaniten in unſern Tagen eben nicht die größte Seltenheit ſind, theils daß wir ſie mehrentheils nur calcinirt antreffen. Wahre Verſteinerungen dieſer Art bleiben demnach immer ſchätzbare Kabinetſtücke.

Balaniten, (Verſteiner.) iſt der eigentliche lateiniſche Name, den die verſteinten Meercicheln führen, die ich oben unter dem Namen Balaniten beſchrieben habe. Aber Plinius braucht dieſes Wort Hiſt. nat. lib. 37. cap. 10. in einer ganz eignen Bedeutung. Unter ſeinen Edelſteinen führet er einen unter dieſen Namen an, und ſagt: Balanitae duo genera habent ſubuirides et Corinthii aeris ſimilitudine. Illa Copto, haec ex Troglodytica veniens, medias fecante ſtammea vena. Herr Denſo überſetzt dieſes alſo: die Eichelſteine haben zwey Arten: grünliche und dem corinthiſchen Erze gleich. Jene kommen von Coptus, dieſe aus Troglodyrien, und in der Mitte durchſchneidet ſie eine feuerfarbene Ader. Boodt Lib. 2. Cap. 303. hat dieſen Stein in die Liſte derer aufgenommen, von denen nicht durchgängig entſchieden wäre, ob ſie auch wahre Edelſteine ſind? von dem Balanites ſcheinet es entſchieden zu ſeyn, daß er kein wahrer Edelſtein iſt; und der Name, den Plinius erwählte, thut dar, daß er einen Stein meyne, der die Form einer Eichel hatte. Gesner, Walch, d'Annone und andere halten wahrſcheinlich dafür, Plinius meyne einen Steigelſtachel, oder einen ſogenannten Judenſtein, von der Art, die einen eichelförmigen Bau haben, und da muß der grüne dieſe Farbe, die ihm nicht natürlich iſt, durch eine Kupferſolution erhalten haben. Aber was ſoll die feuerfarbene Ader ſeyn, die ſie in der Mitte durchſchneidet?

Digitized by Google

vermuthlich ein zufälliger Umstand, dergleichen man an den Foſſilien oft genug gewahr wird. Auch Monti führet den Namen *Balanites* von einem ganz fremden Körper an; denn er verſtehet darunter gegradene Pholaden. Bey dieſer Gelegenheit bemerke ich, daß auch Bonanni recr. p. 29. claſſ. II. fig. 25. 26. diejenige Gattung von Pholaden, die Herr von Linne *Pholas costatus* nennet, mit dem Namen *Balanus* beleget. Auch Lange redet von einem *Balanite* Hiſt. lap. fig. p. 48. tab. 10. aber alter Wahrſcheinlichkeit nach iſt dieſes ein verſteintes Alcyonium.

Balantine, iſt nach Petiver ein Beynamte der Klingenden Sernandine.

Balanus, (Conchylie) iſt der gewöhnliche Name den die Meereicheln haben, die ich oben unter dem Namen Balaniten beſchrieben habe. Er iſt von jeher bey den Schriftſtellern, welche in dieſem Fache künſtich ſind, Rumph, Valentyn, Klein, Argenville u. dgl. üblich geweſen, und nur Linne warf ihn weg, und wählte dafür den Namen *Lepas*, machte aber aus *Lepas balanus* eine eigne Gattung. Man ſtellte ſich unter dieſen Schalen und einer Eichel eine Aehnlichkeit für, die auch an einigen, beſonders denen, die Linne *Lepas balanus* und *Lepas balanoides* nennet, vorhanden, bey andern aber deſto entfernterer, zweydeutiger und unbeurläßiger iſt. Demohnerachtet haben manche Schriftſteller dieſen Namen auf andere Conchylien angewendet. Bey dem Worte *Balanites* habe ich angemerket, daß Bonanni darunter die gerippten Pholaden verſtanden habe. Jetzt thue ich hinzu, daß Bellonius einer verſteinten rhomboidaliſchen Muſchel ebenfalls den Namen *Balanus* gegeben habe.

Balanus myrepſica, ſ. Bohrnüſſe.

Balanzfiſch (*Squalus Zygæna* L.) ſ. Saayfiſch.

Balari, der Malabariſche Name des Oſtindiſchen Epergraſes.

Balaſt. Wenn die Schiffe zu tief im Waſſer gehen, ſind ſie theils nicht beweglich genug, theils der Gefahr unter zu gehen mehr unterworfen. Wenn ſie nicht tief genug gehen, ſpielet der Wind zu viel mit ihnen und ſie laufen Gefahr von demſelben umgeworfen zu werden. Dahrr zeichnet man an einem Schiffe mit einer Linie, wie tief ſie unter Waſſer ſtehen ſollen. Reichet nun ihre eigene Laſt und die Schwere der darein geladenen Sachen nicht zu, ſie ſo tief hinunter zu drücken, ſo leget man in den Raum oder den unterſten Stock noch ſoviele kleine Steine, bis ſie ſich ſo tief ſenken, und dieſe nennet man den Balaſt. Man braucht zwar zuweilen auch andere Dinge dazu, allein nicht mit gleichem Vortheile. Erde wird von der Näſſe zu Koth, Kugeln und alte Kanonen fallen wegen ihrer Rundung von einer Seite zur andern und bringen wegen Verrückung des Schwerpunctes Unordnung zuwegen u. ſ. f. Gewöhnlich wechſelt man den Balaſt alle zwey Jahre. Unten wohl zugeſpitzte Schiffe bedürfen deſto weniger, weil ſie ihres Baues halber tiefer ins Waſſer einſchneiden als platte.

Balaſtbrücke, nennet man in den Seeſtädten den Ort, wo der Balaſt ausgeladen wird, denn es iſt nicht erlaubt, ihn hinzuwerfen, wo man will.

Balauſtia, Balauſtium werden in Apotheken die Blumen des Granatapfels genennet; ſiehe dieſen Artickel.

Balbahn, heißt ein ausgeſtopfter oder von ſchwarzem Tuch nachgemachter Birkhahn. Solche Balbahns werden, wenn im Herbſt, nehmlich in der Streichzeit, die Birkhühner ſich zuſammen ziehen, da gebraucht, wo man weiß, daß ſolche am häufigſten hinfallen. In dieſen Gegenden werden alsdenn Schirme oder Hütten gemacht, theils von Tannenreißer, theils auch von Zimmerarbeit ordentlich als kleine Zimmer, die vom Schreiner verbrettert und mit Tuch ausgeſchlagen werden, damit man darinn vor der Kälte verwahret iſt. In viele Schirme werden auch Oefen gemacht. Siehet man nun, daß die Birkhühner ſtark bey den Schirmen herum einfallen: ſo nimmt man zu jedem Schirm 2, 3 bis 4 Balbahnen und ſtecket ſolche auf die Aeſte oder in Ermangelung dieſer auf Stangen, die man an einen dem Schirm nahſtehenden Baum befeſtiget, wohin man einen gewiſſen und guten Schuß hat. Alsdann hat man 6 bis 10 und mehrere Brut, welche die Birkhühner in der ganzen Gegend zuſammen und nach den Schirmen zu treiben. Sobald die Birkhühner die Balbahnen ſehen, glauben ſie, dieſe ſeyen auch Birkhühner und fallen dabey auf die Bäume, von welchen ſie alsdenn von dem in dem Schirm befindlichen Schützen herunter geſchoſſen werden.

Balbis, oder die Schneckenlinie, ſ. Stadium, oder bey den Wettkämpfen, wurde an dem Ziele, wo ſich die Bette eigentlich anfieng, eine Linie gezogen, über welche keiner von den Wettläufern hinausſchreiten durfte, bevor nicht das Zeichen zum Anfange des Wettſtreits war gegeben worden. Wollte ſie etwa einer ehe überſchreiten, ſo rief ihn alsdann der Herold mit den Worten zurück: Zurück bis an die Linie! den Fuß bey die Linie geſetzt!

Aus dieſem Gebrauche erhalten folgende Ausdrücke, die bey dem Tertullian ſo häufig vorkommen, ihre Erklärung: als lineæ inſiſtere, ad lineam dimicare, intra lineas gradum colligere. Bey dem Quinctilian verlangt der Gegentheil eines gewiſſen Redners, der zu heftig wurde, und unter dem Reden vorwärts lief, daß er ſich bey der Linie halten ſollte. Die deutſche Ausdrücke, über die Schnur hauen, bey der Schnur bleiben, ſind vielleicht aus dieſer römiſchen Redensart herzuleiten. Auch bey dem Wettrennen der Pferde und Wagen war eine ſolche Schrankenlinie üblich. Sie war aber hier ein langer vertiefter Graben, in welchen die Riegelſtange, repagulum, hineingelaſſen wurde, wann das Zeichen zum Anfange des Wettrennens vom Herold gegeben, und alſo die Schranken, carceres, in denen die Pferde, oder Wagen in einer Ruhe neben einander ſtunden, und auf das Zeichen warteten, eröfnet wurden. Dieſer lange Balken, oder dieſe Riegelſtange füllete dieſe Balbis, oder den unter dem Repagulum befindlichen kleinen Graben genau aus, und verurſachte alſo den Wettrennern gar keine Hindernis.

Balbuzard, oder Balbuſard, ſ. Adler.

Balcan, ſ. Blaufelchen.

Balcon, heißet bey den Franzoſen in der Baukunſt ein Austritt von einem Fenſter, damit man theils von dem Zimmer in ſolches hinaustretten, theils auch unter der Mahlzeit und zu derſelben die Trompeter blaſen können. Bey den Deutſchen wird es dahero auch ein Trompeter-Gängien genennt. Damit man ohne Gefahr hinunterzuſtürzen auf ſolches ſtehen könne, ſo iſt nöthig ſolchen mit einem ſteinern oder eiſernen Geländer zu verſehen. Das Fenſter wird ſo eingerichtet, daß es wie eine Thüre geöfnet werden kann (ſ. Balconfenſter). Gemeiniglich wird ſolches oder der Hausthür in dem zweyten Stockwerk angelegt, und alſo angeordnet, daß es entweder auf Säulen, oder auf Laſtträgern, (ſ. Laſtträger) oder auf Tragſteinen ruhet. An Gartenhäuſern macht man Balcon, damit man ſich frey herumſehen kann. Der Fußboden iſt bey ſteinernen Gebäuden mit Stein

Digitized by Google

belegt, wozu gute Sandblätten, die wohl gerundet und gefälzet ſeyn müſſen, erforderlich ſind. Die Fugen ſind mit Oelkitt wohl auszuſtreichen. Ein bedeckter Balcon wird Erker genannt. (ſ. Erker.)

Balcon nennet man auch die ſowohl offene als bedeckte Gänge, welche man theils des Gebrauchs, theils des guten Anſehens halben an den Hintertheilen groſſer Schiffe anzulegen pfleget.

Balconfenſter, wird ein an einem Balcon befindliches Fenſter genannt, welches zugleich zu einer Thür dient, durch welche man in den Austritt (ſ. Austritt) vor einem Haus gelangen kann. Sie werden breiter als die übrigen Fenſter, und gemeiniglich der Breite der Hausthüre gleich gemacht. Der Höhe nach wird der Sturz (ſ. Fenſterſturz) dem Sturz der andern Fenſter gleich gemacht und bis auf den Fußboden mit zwey Flügeln, wie eine Flügelthüre geführt. Sie werden leichter als andere Fenſter verziert. *

Baldachin, Dais, iſt ein zierlich und koſtbarer Deckel über eine vornehme Sache, als über den Sitz gekrönter Häupter, über Kanzeln, bey ſolennen Einzügen vornehmer Perſonen, und bey andern dergleichen Begebenheiten.

Baldachin, *Umbella*, iſt in den katholiſchen Kirchen die Decke des Thrones, worunter der Biſchof, Probſt, Dechant, oder ein anders inſulirtes Oberhaupt neben dem Altare ſitzt, wenn er ein Hochamt, eine feyerliche Veſper, oder andere gottesdienſtliche Handlung nach Anweiſung der Rubriken hält. Die Oberdecke kann viereckigt oder rund ſeyn. Innen hangen entweder zwey Flügel, und ein ganzer Flügel herab, die manchmal nach Verſchiedenheit der Zeit auch in Farben verſchieden ſind. Wenn die Altäre bey hohen Feſttagen gezieret werden, ſo wird über die Statue, oder das Altarbild ein ſolcher Baldachin von Gold, Silber und Seiden u. dgl. errichtet. Bey öffentlichen Proceſſionen, wo das Venerabile, oder die Monſtranz herumgetragen wird, gehet der Prieſter mit der Monſtranz unter einem viereckigten Baldachine, der auf vier Stangen ruhet, und insgemein von den vornehmſten Perſonen der Stadt, oder von Geiſtlichen getragen wird. Bey der Fronleichnamsproceſſion, als einer der feyerlichſten der Catholiken, iſt dieſer Baldachin insgemein von einem koſtbaren und mit Gold oder Silber eingewebten Seidenzeuge von weiſſer Farbe, wobey an den vergoldeten vier Stangen goldene oder ſilberne Quaſten herabhangen. Bey Austheilung der Stangen im Tragen wird ein gewiſſer Rang beobachtet. Die erſten zwo werden von den vornehmen Perſonen, die letztern von den minder vornehmen, die doch alle gleiches Standes ſind, getragen.

Baldgries, ſ. Kreuzwurz.

Baldrian (*Valeriana* Linn. Tournef. 52. *Valerianella*.) Dieſes Pflanzengeſchlecht weichet bey vielen ſeiner Gattungen ſo ſehr ab, daß man faſt keine allgemeine beſtimmte Beſchreibung davon geben kann. Es gehöret in die dritte Linneiſche Claſſe und erſte Ordnung. (Triandria monogynia.) Der Kelch fehlet faſt gänzlich; bey einigen Gattungen iſt nur ein fünfſpaltiger Rand zu ſehen. Die Krone iſt bey einigen trichterförmig, mit einer langen krummen Röhre verſehen und enthält unten einigen Honigſaft, bey andern iſt ſie ſehr kurz. Die Mündung iſt in fünf ſtumpfe Lappen zerſchnitten. In der Krone ſtehen meiſtentheils drey, zuweilen vier oder nur zween Staubfäden; ja zuweilen ſogar nur ein einziger. Der Fruchtknoten ſtehet unter dem Kelch und hat zuweilen eine dreyfache, zuweilen eine ausgeſchnit-

* ſ. Tafel Bürgerl. Baukunſt. Fig. 59.

tene, bey einigen Gattungen auch eine kugelrunde Narbe. Auf die Blüthe folgt eine verwelkliche gekrönte Saamenkapſel, welche nicht aufſpringt. Auch dieſe iſt ſehr verſchieden, bald ſehr klein, bald anſehnlich groß, bald zweyfächrich. Sie enthält einzelne Saamenkörner von verſchiedener Geſtalt. Bey einigen Gattungen ſind ſie mit Haarkronen verſehen, bey andern nicht. Es ſind zwanzig Gattungen dieſes Geſchlechts bekannt.

Berg-Baldrian (*Valeriana montana* Linn. Jacquet Austr. cent. 3. p. 721. n. 2. Haller. helv. n. 212.) Seine Blumen haben drey Staubfäden, die Stengel ſind einfach, die Blätter eyrundlänglich, etwas gezähnt. Er dauret fort und wächſt auf den deutſchen und helvetiſchen Alpen, auch auf den Pyrenäen.

Chineſiſcher Baldrian (*Valeriana chinenſis* Linn. Syſt. Edit. Reich. I. p. 89. Burm. Ind. T. 6. f. 2.) Er hat drey Staubfäden. Alle Blätter ſind herzförmig in Lappen ausgeſchweift. Die Aeſte und Blumenſtiele ſtehen gegen einander über. Die Blumendolden ſind roſtfend oder riſpenförmig, die Früchte nicht gar groß. China iſt das Vaterland.

Gülhorn-Baldrian (*Val. Cornucopiæ* Linn. Mill. Dict. n. 12. Sabbati Hort. rom. 2. t. 19.) Die Blumen ſind farbenförmig und haben nur zween Staubfäden. Die Blätter ſind eyrund und ſtiellos, die Blumenſtiele verdickt. Die Blumen haben eine weiſſe oder purpurrothe Farbe. Das Vaterland dieſer Sommerpflanze iſt America, Mauritanien, Sicilien und Spanien.

Gemiſchter Baldrian (*Valeriana mixta* Linn. Sauv. Monoſp. 275. †) Die Blumen haben drey Staubfäden. Der Stamm iſt viereckig. Die unterſten Blätter ſind doppelt gefiedert. Der Saamen hat eine fedrige Haarkrone. Das Vaterland iſt Montpellier.

Groſſer Baldrian, Garten-Baldrian (*Valeriana Phu* Linn. Blackw. t. 250.) heißt auch bey einigen Schriftſtellern S. Georgenkraut, Speerkraut, Zahnkraut, Hausbaldrian, Heſſenkraut. Die Blumen haben drey Staubfäden. Seine Wurzel iſt eines Daumens dick und runzlich, ſie ſteckt in horizontaler Lage nicht tief in der Erde. Sie hat unten viele krauſe Faſern. Aus ihr entſpringen zween etwa zwey bis drey Schuh lange, dünne, runde, glatte, hohle, äſtige Stämme, an denen hin und wieder gegen einander über ſtehende Blätter ſtehen. Die unterſten haben lange Stiele und wenig oder gar keine Einſchnitte; die oberen aber ſind fiederig, gefiedert, an den Enden rundlich zugeſpitzt. Die Blumen ſtehen in Dolden beyſammen und ſind weiß, röthlich und purpurfärbig. Sie haben einen baſamiſchen, lieblichen, nicht gar ſtarken Geruch. Das Vaterland dieſer Pflanze iſt Oeſterreich und Schleſien. Hier zu Lande wird ſie in Gärten unter freyem Himmel gezogen, wo ſie gut fortkommt und im Junius blühet. Die Wurzel wird als ein kräftiges Heilmittel gebraucht. Sie hat friſch einen ſchwachen Geruch, der aber ſehr ſtark und widrig iſt, ſo bald ſie getrocknet wird. Der Geſchmack iſt etwas ſcharf baſamiſch, und in ihren Beſtandtheilen kommt ſie faſt gänzlich mit der officinellen wilden Baldrianwurzel überein. Die Katzen haben eine beſondere Begierde nach dieſer Pflanze und wälzen ſich darauf herum. Von ihrem Nutzen und Gebrauch wird unten bey dem officinellen Baldrian geredet werden.

Griechiſcher Baldrian gehört nicht unter dieſes Geſchlecht, ſondern unter das Geſchlecht des Spierkrauts (*Polemonium* Linn.) ſ. dieſen Artikel.

Igelförmiger Baldrian (*Valeriana echinata* Kniph. orig. cent. 10. n. 92. Linn. Syſt. Reich. I.

Digitized by Google

p. 90.) Die Blumen sind regelmäßig, mit drey Staubfäden versehen. Die Blätter sind stumpf lanzettförmig gezahnt und stiellos. Der Stamm ist zweytheilig. Aus dem Stammwinkel entspringen die einzelnen stiellose Blumen, deren Krone trichterförmig, fünfspaltig und weiß ist. Die Narbe ist dreyspaltig. Die oberen Blumen stehen in zweyarmigen stumpfen Aehren beysammen, welche durch die Blumenstützen und Schäfte eine ziemliche Dicke erhalten. Sie haben das Ansehen, als wenn sie Bastarte wären, deren Vater der Füllhorn-Baldrian, die Mutter der Lämmerlattig-Baldrian sey. Das Vaterland dieser Sommerpflanze ist Italien und Montpellier.

Knolliger Baldrian (*Valeriana tuberosa* Linn. *Nardus montana radice olivari* C. B. pin. 165.) Seine Blumen haben drey Staubfäden, die Blätter an der Wurzel sind lanzettförmig ganz unverletzt, die übrigen aber in Querstücke getheilt. Er dauert mehrere Jahre und wächst in Dalmatien, Sicilien und Provence wild.

Lämmerlattig-Baldrian (*Valeriana Locusta* Linn. *Valerianella, Lactuca campestris, auricula leporis.*) Feldsalat. Er hat drey Staubfäden, einen zweyärmigen Stamm und bandförmige Blätter. Es giebt viele Spielarten dieser Pflanze, welche aus der Verschiedenheit des Bodens und der Cultur entspringen, nemlich:

α) Das gemeine Rüfschen, (*Valer. olitoria* Linn. *Valeriana campestris inodora maior* C. B. pin. 165. Haller. Helv. n. 214.) Mäusöhrchen, Rapunz, Sonnenwirbel. Diese sehr nützliche Pflanze wächst fast in ganz Europa auf den Aeckern wild. Sie entsprosset in Deutschland sehr früh im Jahr, sobald der Schnee aufgehet. Im May und Junius aber kommt sie zur Blüthe. Ihre Wurzel ist dünnfaserig und dauret nur einen Sommer. Der Stamm ist ohngefähr einen halben Schuh hoch, schwach, gefurcht, und theilet sich immer in zween Aeme, diese wieder in zween und s. w. Die Blätter sind stiellos, paarweise gegen einander überstehend, bandförmig oder auch lanzettförmig, am Rande ohnverletzt. Einige ältere Botanisten rühmen zwar diese Pflanze als ein kühlendes, schmerzstillendes Heilmittel in der Hypochondrie, im Scharbock und Podagra: allein in jetzigen Zeiten wird sie wohl schwerlich mehr in die Apotheken, desto häufiger aber als Salat auf unsern Tisch gebracht. Man ziehet sie auch in Gärten, wo sie weit größer und ansehnlicher wird, als auf dem Feld.

β) Der blasenförmige Lämmerlattig, (*Valeriana vesicaria*). Seine Blätter sind sägeförmig gezähnt und lanzettförmig. Der Kelch ist wie eine Blase aufgeschwollen, mit sechs borstenartigen Zähnen besetzt. Die Blumen stecken zu dreyen beysammen in einer Hülle, welche fünfblättrig ist. Das Vaterland ist Creta.

γ) Der gekrönte Lämmerlattig, (*Valeriana coronata* Linn. Müller Lex. n. 11. *Val. semine stellato* C. B. pin. 165.) Sein Vaterland ist Portugall. Er unterscheidet sich durch sechs an der Frucht befindliche Zähne.

δ) Tellerförmiger Lämmerlattig, (*Val. dioscordea* Linn. *Morif. hist.* 3. p. 104. ſ. 7. t. 16. f. 29.). Die Früchte sind präsentirtellerförmig mit zwölf zurückgebogenen Spitzen eingefaßt. Portugall ist das Vaterland.

ε) Der gezahnte Lämmerlattig, (*Val. dentata* Linn. Haller. Helv. 215.) Die Blätter sind länglich etwas gezähnt. Die Blumen sind fleischfarbig. Die Früchte haben eine drey- oder fünfzähnige Krone; wächst in Deutschland und Helvetien wild.

ζ) Der gestralte Lämmerlattig, (*Val. radiata* Linn. unterscheidet sich durch seine Hülle, die die Blumen umgiebt.

η) Niedriger Lämmerlattig, (*Val. pumila* Linn. *Phu minimum* Lob. ic. 716.) Die untersten Blätter sind gezähnt, die obersten bandförmig in viele Stücke zerschnitten.

Liegender oder kriechender Baldrian, (*Valeriana supina* Linn. Barr. rur. 15. t. 868.) Er hat vier Staubfäden, sechsblättrige kleine Blumenhüllen mit drey Blumen. Die ganze Pflanze ist kaum eines Daumens lang, und nicht viel größer als die Maasliebe. Ihre Wurzelblätter sind ganz unverletzt, umgekehrt eyrund, gestielt; die Stammblätter lanzettförmig stiellos. Die Blumensträußer stehen auf der Spitze der gegeneinander überstehenden Stengel. Die europäischen Alpen sind das Vaterland. Er dauret mehrere Jahre.

Narden-Baldrian, (*Val. Celtica* Linn. Jacq. vind. 203. Miller Gart. Lex. n. 7. *Nardus celtica Dioscoridis* C. B. pin. 165.) Die Blumen haben drey Staubfäden. Diese Pflanze hat man schon in den ältesten Zeiten des Dioskorides gekannt und benutzt. In den Apotheken ist sie unter dem Namen Celtische Spicke oder Narde bekannt. Ihre Wurzel breitet sich auf alle Seiten in kleine Zwiglein aus, welche unter dem Moos ganz flach in der Oberfläche der Erde wegkriechen. Sie ist überall mit kleinen Schuppen bedeckt. Aus ihr entsprossen zwey eyrunde dicke saftige Blätter, zwischen denen sich der Stamm erhebet. Dieser ist wohl neun Zoll hoch, knotig, an jedem Gelenke mit zwey kleinen Blättern besetzt. Die Blätter selbst sind stumpf, ganz unverletzt, mit einigen Adern besetzt, und stehen auf kurzen Stielen. Oben auf der Spitze des Stammes stehen die Blumen in drey bis vier Quirlen beysammen, und stellen dadurch eine blaßrothe oder purpurfarbige Aehre vor. Ihr Vaterland sind die Oesterreichische und Schweitzerische Alpen und die Gebürge im Walliserland. Sie kommt im August zur Blüthe und dauret mehrere Jahre. Unter allen Theilen der Pflanze giebt die Wurzel den stärksten Geruch von sich, welcher angenehm balsamisch und sehr beständig ist. Er kommt dem Geruch der officinellen Baldrianwurzel sehr nahe, doch ist er angenehmer. Von Geschmack ist die Wurzel bitter und scharf; mit größtem Recht kann man sie daher unter die kräftigsten balsamischen aromatischen Arzneymittel setzen, ob sie gleich jetzt so selten gebraucht wird, und also auch selten frisch und kräftig zu erlangen ist. Sie ist ein Ingredienz des Theriaks und des Mithridats.

Officineller Baldrian, (*Valer. officinalis* Linn. Blackw. t. 271. *Val. foliis pinnatis, pinnis dentatis* Haller. Helv. n. 210. Oeder. Dan. 570. *Valer. palustris maior* C. B. pin. 164.) Großer wilder Baldrian, Katzenkraut, Augenwurzel, Theriakskraut. Diese nützliche Pflanze wächst überall in den europäischen Feldern und Wäldern, auch an den Zäunen und Gräben. Ihre Wurzel ist faserich, weißlich, und hat einen starken widrigen balsamischen Geruch, welcher aber an der frischen Wurzel nur schwach ist. Aus ihr entsprossen einige 2 bis 3 Fuß hohe, gerade, dünne, hohle, gefurchte, etwas haarige Stämme, welche sich in Aeste theilen. Sowohl an dem Stamme als auch an den Aesten haben die Blätter einerley Gestalt. Sie sind nemlich gefiedert, mit einem Blättchen geschlossen, band-

Digitized by Google

förmig zugespitzt, hin und wieder mit einzelnen Zähnchen besetzt, etwas rauh und abrig. Die Blumen sitzen auf Stielen in Dolden beysammen, sind weiß oder purpurröthlich. Jede Krone ist in fünf ungleiche Abschnitte getheilt. Auf die Blüthe folgt der mit Haarkronen gezierte Saamen. In der Größe herrscht bey dieser Pflanze ein starker Unterschied; denn wenn sie an feuchten Orten stehet, so wird sie wohl drey und mehr Fuß hoch; wächst sie aber auf dürren Plätzen an Zäunen und in Gebüschen in magerm Erdreich, so wird sie nicht über 1 bis 2 Fuß hoch. Der besondere balsamische Geruch der Pflanze ist den Katzen überaus angenehm, welche sich darauf herumwälzen und seltsame Geberden dabey machen. Da die Blätter und Blumen wenig Geruch und Geschmack haben, so ist von den ältesten Zeiten her hauptsächlich die Wurzel als ein Arzneymittel gebraucht worden. Sowohl die ältern als neuern Aerzte stimmen darinn überein, daß sie unter die besten nervenstärkenden und wurmtreibenden Mittel gehört, und daher gegen die Fallsucht, gegen alle Arten von Krämpfe sehr dienlich sey. Auch gegen viele Augenkrankheiten und gegen die Engbrüstigkeit wird sie besonders gerühmt. Den ihrer Wirkung erfolgt mehrentheils ein starker Schweis, und alsdann die Linderung. Sie kömmt in ihren Bestandtheilen der Virginischen Schlangenwurz sehr nahe, und nach Herrn Cartheusers Versuchen enthält eine Unze von der getrockneten Wurzel 2 Quentchen und 35 Gran Gummitheile, und anderthalb Quentchen harzige Theile. In den Apotheken hat man ein abgezogenes Wasser und eine Essenz von der Wurzel.

Portugiesischer Baldrian, (*Valeriana Calcitrapa* Linn. Miller Gart. n. 5. *Val. foliis tenuissime divisis* C. B. pin. 165.) hat nur einen Staubfaden und in sehr zarte Querstücke geschnittene Blätter. Die Wurzel ist zartfaserig, der Stamm ästig, ohngefähr einen Schuh hoch. Die Blätter stehen gegen einander über und haben keine Stiele. Die Blumen sind in Sträuser vertiniget und blaßroth von Farbe. Wenn sie abgeblühet sind, erscheinet der mit Haarkronen deutlich gezierte Saamen. Das Vaterland dieser Pflanze ist Portugall und Ostindien. Man kann sie auch hier zu Lande in Treibhäusern aus Saamen ziehen. Sie gehört unter die Sommerpflanzen.

Pyrenäischer Baldrian, (*Valeriana pyrenaica* Linn. Kniph. orig. cent. 7. n. 97. Buxb. cent. 2. p. 19. t. 11.) Die Blumen haben drey Staubfäden, die Stammblätter sind herzförmig gestaltet und gestielt, die obersten Blätter aber sind dreyspaltig. Das Vaterland dieser fortdaurenden Pflanze ist noch nicht recht bestimmt.

Rother Baldrian, (*Valeriana rubra* Linn. *Val. foliis glaberrimis floribus calcaratis* Haller. Helvet. n. 213. *V. rubra* C. B. Pin. 165. Hort. Cliff. 15. Morif. hist. 3. p. 102. f. 7. t. 14. f. 15.) Es giebt zwo Spielarten dieser Gattung. Die erste hat lanzettförmige ganz unverletzte Blätter und einen Staubfaden. Ihre Blumen haben einen langen spornförmigen Fortsatz. Die zweyte Art hat bandförmige Blätter, welche wohl nur den achten Theil so breit sind, als die Blätter der ersten. Plukenet hat auf der 232sten Taf. 3. Fig. eine Zeichnung davon. Beyde Arten sind fortdaurend, und wachsen in Frankreich, Italien, Helvetien und Ostindien wild.

Schweizerischer Baldrian (*Val. tripteris* Linn. Syst. Reich. p. 86. lacq. vind. 201. n. 2. *V. foliis radicalibus cordatis caulinis tripteris* Haller. Helv. 211. Pluk. alm. 380. t. 231. f. 7.). Diese Gattung hat drey Staubfäden, weiße Blumen und ist sehr klein. Die Wurzelblätter sind herzförmig, die Stammblätter dreyfach, eyrundlänglich. Beyde sind mit Zähnen besetzt. Die schweizerischen und österreichischen Alpen sind das Vaterland dieser fortdaurenden Pflanze.

Sibirischer Baldrian, (*Valeriana sibirica* Linn. Amm. ruth. 18. n. 25. t. 3.) hat vier Staubfäden, gleiche Blumen, in Querestücke getheilte Blätter und der Saamen ist an eine eyrunde Spreuschuppe gewachsen. Die Spielart, welche Linne angiebt, will Gmelin nicht gelten lassen und hält sie für eine ganz andere Pflanze.

Steigender Baldrian (*Val. scandens* Linn. Lœfl. it. 235. †). Die Blumen haben drey Staubfäden, dreyfache Blätter und einen in die Höhe steigenden rankigen Stamm. Cumana ist das Vaterland.

Stein Baldrian (*Val. saxatilis* Linn. lacq. vind. 204. auftr. 3. t. 267. *Val. alpina nardo celtice similis* C. B. pin. 165.). Die Blumen haben drey Staubfäden, die Wurzelblätter sind eyrund, die Stammblätter, deren zwey gegen einander über stehen, sind bandlanzettförmig. Beyde sind etwas gezähnt. Sie wohnt in Oesterreich, Steiermark und Italien auf den Alpen.

Sumpf Baldrian, (*Val. dioica* Linn. Oed. Dan. t. 657. Haller helv. n. 208. *Valer. palustris minor.* C. B. pin. 164. Blackw. t. 284.) Kleiner Baldrian. Die Wurzel ist sehr zartfaserigt, kriechend, weißlich. Der Stamm ist dünn, gestreift, hohl, einen halben Fuß lang. Die am Stamme sitzende Blätter sind ganz unverletzt, gestielt, länglich. Die Aestblätter oberwärts sind in Querestücken geschnitten, stiellos gegen einander über stehend. Die Blumen haben nach des B. R. Linne Ausspruch zweyerley Geschlecht, und jede Art wohnt auf einer besondern Pflanze, sie stehen in kleinen purpurröthlichen Sträusern beysammen, welche zuweilen dichter, zuweilen lockerer und breiter sind. Auf die Blüthe folgt der mit Haarkronen gezierte Saamen. Den angeblichen Geschlechtern wird von verschiedenen Schriftstellern widersprochen. Wir selbst haben viele Pflanzen dieser Gattung untersucht und bey den meisten Zwitterblumen angetroffen. Zuweilen nur ist ein Geschlecht zwar mangelhaft, allein dies wollten wir lieber für Abartung, als für beständige oder speciel halten. Man findet diese Pflanze sehr häufig hier zu Lande auf feuchten sumpfigen Wiesen. Die Wurzel hat einen bittern Geschmack und balsamischen Geruch, man kann sie also in der Arzneykunst mit Nutzen eben sowohl, als die officinelle Baldrianwurzel brauchen; doch ist diese weit stärker und wirksamer.

Verlängerter Baldrian, (*Val. elongata* Linn. lacq. Auftr. 3. T. 219.). Die Blumen haben drey Staubfäden. Der Stamm ist gerade stehend einfach, einer Spannen hoch. Die untersten Blätter an der Wurzel sind eyrund, ganz unverletzt, selten etwas gezähnt, stumpf, langstielig. Die Stammblätter stehen gegen einander über, sind stiellos, herzförmig, tief gezähnt oder eingeschnitten. An der Spitze der Aeste sitzen die Blumensträuser, welche lang und gerade sind, kurze gegen einander überstehende Blumenstiele und bandförmige Blumenstützen haben. Die österreichischen Alpen sind das Vaterland.

Wilder Baldrian, s. Officineller Baldrian.

Baldrianessenz, *Essentia valerianae*, (Pharmacie) *Tinctura valerianae*; man hat mehrere Arten von Arzneymitteln die aber alle darinn übereinkommen, daß sie die krampfstillende und nervenstärkende Kräfte des Baldrians mit den erhizenden und reizenden Kräften

des Weingeistes, zuweilen auch noch des Salmiakgeistes und der Gewürze vereinigt haben: es ist entweder Weingeist, der eine Zeitlang bey einer gelinden Wärme über Baldrianwurzel gestanden hat, sich davon gefärbt und mit ihren Kräften gesättigt hat; (*Tinctura valeriana simplex*) oder man hat zu der Baldrianwurzel noch eben soviel Schlangenwurz, und auf jede acht Theile der ersteren einen Theil Kampfer gesetzt, (*Essentia valeriana composita*) oder man nimmt statt des Weingeistes gewürzhaften Salmiakgeist, läßt ihn an Wärme eine Zeitlang über der Baldrianwurzel in einem verschlossenen Gefäße ziehen, und gießt ihn wann er sich stark genug gefärbt hat, wieder davon ab. (*Tinctura valerianæ volatilis*)

Baldrianextract, *Extractum valeriana*, (Pharmacie). Noch in wenigen Apotheken hat man dieses Mittel, das, da die Arzneykräfte des Baldrians größtentheils auf flüchtigen Theilchen beruhen, wann auch die Zubereitung mit der äußersten Vorsicht und bey der geringsten möglichen Hitze geschieht, doch einen großen Theil dieser Kräfte verlohren haben muß.

Baldriandl, *Oleum valeriana*, (Pharmacie). Hr. Sagar rühmt dieses ätherische Oel als ein herrliches Mittel, das den Geruch und die ganze nervenstärkende, krampfstillende, wurmtreibende, und der Fäulnis widerstehende Kraft des Baldrians concentrirt in sich habe, zu einem oder einigen wenigen Tropfen mit Zucker gegeben: einige Scheidekünstler läugnen aber geradezu, daß man aus irgend einem Theile des Baldrians ätherisches Oel erhalte, und die meiste schweigen davon gänzlich.

Baldrianwasser, *Aqua valeriana*, (Pharmacie) ist ein von dem ganzen Baldrian abgezogenes Wasser, das doch wenig von den eigenthümlichen Kräften des Baldrians in sich hat: das zusammengesetzte Baldrianwasser der londoner Aerzte ist eigentlich kein Wasser, sondern brennbarer Geist, der nicht blos über Baldrianwurzel, sondern zugleich über Liebstöckelsamen, über Poleiblätter, und über die Spitzen vom Sevenbaum abgezogen ist, und von dieser Verbindung stark reizende, erhitzende, und verdünnende Kräfte hat.

Baldus Phosphorus, *Phosphorus Baldwini*, (Chemie). Hat seine Benennung von seinem Erfinder, der seine Entdeckung schon vor mehr als hundert Jahren öffentlich bekannt machte, und der Eigenschaft, die er mit allen Leuchtsteinen gemein hat, im Finstern einen hellen Schein von sich zu werfen: man bereitet ihn aus einer gesättigten Auflösung der Kreide oder einer andern reinen Kalkart, in Salpeterſäure, die many bis sie ganz trocken ist, abdampft, und nachher ausglüht.

Bakous. In Indien wird diese kleine Tagschmetterling aus der Ordnung der bunten Danaër gefunden. Seine Flügel sind nicht gezähnt: die Hauptfarbe derselben ist braunschwarz. Die Vorderflügel prangen mit einem großen schwarzen Auge, welches einen rothfarbigen Ring, und einen doppelten silbernen Stern hat; unten ist der Flügel braunschwarz und aschgrau gewäſſert, und das durchscheinende Auge sieht hier lebhafter aus. Auf den Hinterflügeln sind 4 schwarze Augen mit einem rothfarbenen Ring und einem einfachen silbernem Stern: die Unterseite ist gleichfalls braunschwarz und aschgrau gewäſſert, und mit 6 Augen, welche zwey und zwey beysammenstehen, besetzt. Fabricius beschreibt ihn in dem Anhang zu seinem entomologischen System.

Baleinen, nennt das Frauenzimmer die kleinen oder engen Reifröcke um sie von den großen oder weiten, die Consideration heißen, zu unterscheiden.

Balemcandá, ist der malabarische Name der Iris.

Balestan, s. Speiet.

Balester, ist eben das, was sonst Armbrust genennet wird, (s. Armbrust) nur mit dem Unterschied, daß man sich dessen bedienet um Kugeln damit zu schießen, wie man mit der Armbrust Bolzen schießet. Die kleinern Sorten heißen Schnäpper.

Balg, Blaßbalg, s. Bälge.

Balg, nennt man die Bedeckung einiger wilden Thiere, welche ganz abgestreift werden. Z. E. Hasenbalg, Fuchsbalg, und noch andere vom Kürschner zu bearbeitende Häute.

Balg, (Botanik). s. Bälgfrucht.

Balg der Bienenbrut. Die Bienen sind ersilich Würmer und werden alsdenn Nymphen oder eingerollte Vögel, sie legen die Rollen oder Bälge, wie sie von einem Zustand in den andern versetzt werden, ab, die hernach an die Wachstafeln angeklebt werden.

Balgen, s. Duell.

Balgen, Balien, werden von dem Wasser selbst gemachte Canäle genennt. Diese werden in dem Vorlande (s. Vorlande) nicht allein wenn eine Abschalung an diesem vorhanden ist, um solche nicht zu verschlimmern, sondern auch im Anwachse, um selbigen nicht zu hindern, und wohl gar bey aufstehenden unruhigen Winden eine Abschalung wieder herauszuziehen, gestopfet. Wenn gleich ein abschalendes Vorland nur schmal ist, daß kein starker Abfluß hinunterfallen kann; so wird dieser doch dadurch vergrößert, wenn die Pülten in einander reissen, oder gar unbedachtsamerweise zu einander eingeleitet sind; so daß der ganze Abfluß der Länge nach an einzelnen Stellen hinausgehet, und daselbst eine größere Vertiefung im Watte macht. Eben dies kann auch geschehen, wenn am Rande eines Vorlandes der Sand sich höher aufwirft, daß daher das Wasser hinter selbigen seitwärts, und nahe vor dem Deiche den Ausfall suchen muß. Ueberdem kann eine kleine mehrere Vertiefung, auch nur von gerade ausfallenden Rönnen an einem ohnehin abschalenden Ufer die Unruhe merklich vergrößern; welches abzuwenden alle dergleichen Ausflüsse sorgfältig zu vertiefen sind. Ist der Anwachs stark, und gegen ruhigen Wind belegen; so werfen sich zwar so leicht keine großen Balgen aus, und der Ausfluß derselben im Schlickwatte (s. Schlickwatte) verliehret sich gerne von selbsten; der abschalende unruhige Wind kann auch keine schädliche Bewegung daraus erregen. Allein wenn der Groden breit wird; so kann der ausfallende Zug dennoch viel Schlick wieder mit wegnehmen; und falls schlimmer Wind anstehet; so verursachet derselbe vollends eine stärkere Kabbelung auf der Niedrigkeit solcher Ausflüsse, wodurch nicht allein der Anwachs gehindert wird, sondern auch gar eine Abschalung an der hohen Grünte wieder entstehen kann; zumal wenn das Watt einen Hang nach der einen Seite hat, daß die Ausflüsse der Balgen sich vor dem Groden dahinum schwenken. Dadurch kann ein ganzer Strohm vorlange, und eine Abschalung überall an dem Groden wieder entstehen, welche nicht eher aufhöret, als bis der Schlickfall außen über solcher Queerrönnel so hoch wird, daß dadurch der hintere Groden gedecket ist; alsdenn wird zwar ersterer wieder desto stärker, je weniger sich Balien auswärts davon auswerfen dürfen, sondern die Abwässerung rückwärts durch die Queerrönnel mitgehet; allein, diese bekommt dagegen auch einen so großen Ausfluß, daß zu beiden Seiten an selbigen der Anwachs auf eine große Strecke gehindert, und wohl gar eine beständige Abschalung dadurch unterhalten.

Digitized by Google

wird, wo doch auch ſonſt ein gleichmäßiger Anwachs ſeyn könnte. In allen Fällen iſt es dahero nützlich und nöthig, die ausfallenden Balken und Ronneln, welche verſtopfet werden können, zuzudämmen; ſogar, wenn ein Groden breit wird, daß die darinn zuſchieſſenden Grüppen einen zu langen Zug kriegen, müſſen dieſe nicht nach hinten mehr auferäumet, ſondern nur durch den jungen Anwachs fortgeführet, und wenn ſie ſich von ſelbſt zu weit und lang offen halten wollten, ſogar wieder zugedämmet werden. Die Zudämmung der Balken in hohen Groden (ſ. Groden) geſchiehet nur mit bloſſer Erde, welche allenfalls gegen das Ausſpühlen gerochet, oder, wie Schlick daran gefallen, gedecket werden kann; und müſſen alle dergleichen Durchdämmungen, wie ſchon erinnert worden 2 bis 3 Fuß über dem benachbarten Meyfelde angeleget werden, auch ſolche Höhe an beyden Seiten 10 bis 20 Fuß lang auf dem höheſten Ufer ſich verlaufen, damit das Waſſer nicht bey um brechen möge. Unter ſolcher Verlängerung wird an einer Seite im feſten Ufer ein kleiner Sichter (ſ. Sichter) deſſen Ausfluß keinen Schaden thun kann, gelegt, wodurch jede Fluth zur beſſern Aufſchlickung der abgedämmeten Balge ſelbſt ein- und ausläuft; zu dem Ende inn- und auswendig eine Grüppe aus derſelben nach dem Sichter hingeleitet wird: und dieſer muß keine Klappe haben, ſondern offen ſeyn. Damit aber demohngeachtet das Waſſer keinen Lauf bey dem Anſchluſſe unmachen möge; ſo muß die Zudämmung nicht zu weit hinaus in den Abhange des jungen Anwachſes, ſondern in der Höhe des feſten Grodens geſchehen. Hat ſich von den geſammten Balken ein gemeinſchaftlicher Ausfluß vor dem Groden lange nach einer Seite umgeſchwenket; ſo deichet man ſolche Niedrigkeit bis auf die jenſeitige Höhe des Schlickes, mit einem, oder nach Erfordern, damit nicht nach einem Auslaufe alles Waſſer wieder abfalle, mehrere Dammen zu, welche aus aufgeſchoſſenem zwiſchen ein paar Packwerken eingeſchloſſenem Schlicke, oder auch mit einem bloſen Packwerke angeleget werden, und ſchieſſet durch die Höhe, wie unten ferner gelehrt werden wird, kleine Grüppen gerade hinaus.

Balgenbretter, ſind zwey lange und ſtarke Bretter an den Blaſebälgen, davon das eine beweglich und das andere unbeweglich iſt. Letzteres hat eine Oeffnung auf welcher eine Klappe von Leder befeſtigt, welche dem Aufziehen des andern Balkenbretts ſich öffnet, bey dem Niederdrucken deſſelben aber ſchlieſet, damit die Luft durch die Balgliefe (ſ. Balgliefe) zu gehen genöthigt wird.

Balggerüſte, heißt dasjenige Gerüſte, oder abgebundene Bank, auf welchem die Blasbälge ſowohl bey Orgelwerken als in den Schmiedewerkſtätten aufſtegen. Es muß in ſeiner Stärke gegen der Größe des Balgs und der auf ſolchen anzuwendenden Gewalt proportioniret ſeyn.

Balggeſchwulſt, *Tumor cyſticus*, iſt die Geſchwulſt an irgend einem Theil eines Menſchen, die aber unſchmerzhaft und ohne alle Entzündung bleibt und gemeiniglich ſehr langſam wächſt. Das Charakteriſtiſche bey dieſer Gattung von Geſchwülſten iſt, daß die ganze Geſchwulſt in einem Sack zwiſchen dem zelichten Weſen ganz frey liegt. In dieſem Sack iſt eine Materie, die aber ſehr verſchiedener Art iſt. Man bemerkt dieſe Sackgeſchwülſte vorzüglich am Kopf, Hals, Bruſt und Rücken, und unterſcheidet ſie äußerlich von Drüſenverhärtungen, indem ſie viel weicher als dieſe iſt, auch gemeiniglich an ſolchen Orten entſtehet, wo keine Drüſen oder Glandeln ſind. Zuweilen wachſen die Balggeſchwülſte ſehr langſam, dann aber nehmen ſie auf einmal ſehr geſchwinde zu, man hat auch geſehen, daß ſie intermittirend wachſen. Die Figur der Geſchwulſt iſt verſchieden, aber eben ſo wenig merkwürdig wie die alte Eintheilung in *meliceris*, wann die Materie das Anſehen eines verdickten körnigen Honigs hat, *atheroma*, wenn der Sack einen dicken Brey enthält, *ſteatoma*, wenn der Balg ein verdicktes Weſen wie Talg und Speck umſchließt; dann die Materie verhält ſich nach der Verſchiedenheit des Körpers, man kann nach derſelben nicht urtheilen, indem ſie faſt eben ſo verſchieden iſt als viel es dergleichen Geſchwülſte giebt. Unter den ſogenannten Muttermälern trift man viele an, die bloſe Balggeſchwülſte ſind. Zuweilen hat man ganz außerordentliche Dinge in dieſen Geſchwülſten gefunden, als Büſchel Haare und Knochen. Vielleicht daß die Knochen und Haar erzeugende Materie ſich hieher verirret hat, und zwar ohne alle Hexerey, die ſonſt insgemein in dieſen Fällen vorgeſchützt worden muſte. Der Sack bey dieſen Geſchwülſten entſtehet vermuthlich, wenn eine zähe Materie ihr Behältniß widernatürlich ausdehnet, durch das Anhäufen der Materie wird der Sack nach und nach mehr ausgedehnet, ſo wie ungefähr bey einem Bruch das Scrotum ausgedehnet wird; wahrſcheinlich entſtehen auf dieſe Art diejenige Geſchwülſte, ſo die Alten Meliceris und Atheroma nennen, hingegen ſcheinen die Steatomata mehr in einer Zelle des fächerigen Weſens ihren Sitz zu haben. Dieſe Geſchwülſte haben zuweilen eine ungeheure Größe, man hat ſie ſchon zu 20 Pfund geſehen. Die Gelegenheit zu ihrer Entſtehung iſt ſehr verſchieden. Ein Stoß oder Quetſchung ſowohl als ein zurückgetretener Ausſchlag als Krätze, böſer Kopf und andere Unreinigkeiten der Säfte können Gelegenheit dazu geben, inzwiſchen können auch noch andere Urſachen vorhanden ſeyn, welche machen daß ſich eine Materie in ein gewiſſes Behältniß abſetzt. Die vorzüglichſte Beſchwerden bey ſolchen Geſchwülſten entſtehen, wenn wichtige Theile, als große Blutgefäße, und Nerven durch dieſelben gedruckt werden. Keine Art einer Geſchwulſt iſt ſo kalter Natur und ſo ſchwer zur Entzündung zu bringen als dieſe, man kann ſie oft verwegen behandeln ohne daß eine Entzündung erfolgt, die man in einigen Fällen gerne wünſchet; erreicht man den Zweck und bringt ſie zur Entzündung, und dieſe in Eiterung, ſo hat doch der Eiter eine böſe Beſchaffenheit, die Wunde heilet auch nicht gerne, läßt wenigſtens eine Fiſtel übrig ſolang der Sack noch zurück iſt, man muß alſo auch dieſen durch ſcharfe Einſprützungen zu irritiren ſuchen, bis er ſich abſondert und herausziehen läßt. Eine Balggeſchwulſt verwandelt ſich ſelten, oder wohl nie in ein Krebsgeſchwür, ob war gleich einige Beobachtungen von der Art haben will, doch iſt ſehr zu vermuthen, daß man das bösartige Geſchwür einen eiternden Balggeſchwulſt für einen Krebs gehalten hat. Eine jede Balggeſchwulſt, die man weg haben will, muß man entweder reſolviren oder exſtirpiren, wenn aber die Geſchwulſt ſehr groß worden, ſo ſchweben gemeiniglich auch die nahen Blutgefäße ſehr auf, ſind ſo erweitert, daß die beſorgliche ſtarke Verblutung viele Schwürigkeiten macht. Das Auflöſen und Zertheilen gelingt ſelten, bey großen Geſchwülſten iſt der Sack ſo dick daß nichts durchdringen kann, um die in demſelben enthaltene Materie zu verdünnen: bey kleinen Geſchwulſten ließe ſich wohl ehender etwas hoffen. Die äußerliche Mittel kann man hier dreiſte gebrauchen, ohne Urſache zu haben, ſich vor einer Entzündung zu fürchten, wie bey den ſcirrhöſen Geſchwülſten, dann hier iſt eine Entzündung manchmal ehender zu wünſchen als zu fürchten,

Digitized by Google

und erfolgt nicht leicht. Bey Fettgeſchwülſten kann man vorzüglich alkaliſche Salze und Seifen gebrauchen. Honiggeſchwülſte hat man oft durch einen bloſen Druck, wie die Ueberbeine vertreiben, man braucht auch eine Bleycompreſſe und braucht ſtark geſättigtes Salzwaſſer als eine Bähung; läßt ſich aber die Geſchwulſt damit nicht vertreiben, ſo legt man ſolche Sachen auf, die inflammiren und ſuppuriren, vorzüglich den Höllenſtein, doch muß man bey dem Aetherom und Steatom die Materie erſt weich machen, hernach den Sack öffnen, und nach der Materie auch den Sack heraus zu bringen ſuchen, ſonſt giebt es entweder eine Fiſtel, oder es erzeugt ſich neuerdings ein Balggeſchwulſt. Der Sack iſt aber oft ziemlich dick und ſo unempfindlich daß es ſchwer hält ihn durch die Eiterung abzuſondern, das Einſprützen einer Spannſchlieſſigentinctur und das Scarrificiren gelingt am beſten, oder man legt eine Art eines Haarſeils, man zieht nemlich mit einer dünnen Nadel einen Faden mitten durch die Geſchwulſt, dieſen beſtreicht man mit eitermachenden Mitteln, mit einer Spannſchlieſſigentinctur, und zieht bey jedem Verband den Faden einige mal hin und her. Dieſe Methode den Balg auseitern zu laſſen, hat in einigen Fällen den Vorzug vor dem Ausſchneiden: wenn nemlich in der Nähe groſe Blutgefäſe liegen, wenn der Tumor unmittelbar auf einem groſen Blutgefäß aufſitzt, z. B. am Halſe, und wenn der Patient auſſerdem geſunde Säfte hat, ſonſt kann der Eiter nachtheilige Folgen erregen. In allen übrigen Fällen ſchneidet man die Geſchwulſt lieber aus, ſiehet ſich aber wohl vor, wenn die Geſchwulſt aufſitzt und ſehr groß iſt, indem es in dieſen Fällen oft ein ſtarkes Bluten und ohne eine groſe Wunde nicht abgehen kann. Man ſchneidet auf eine doppelte Art, mit einem langen, oder mit einem Ovalſchnitt. Bey dem erſten muß man vorzüglich dahin ſehen, daß der Schnitt über die ganze Geſchwulſt gehe; dies erleichtert die Operation ungemein. Der Longitudinalſchnitt giebt eine gute Narbe, man macht denſelben wann die Geſchwulſt nicht gar zu groß iſt, und die obere Haut noch nicht angegriffen worden, daß man alſo nicht nöthig hat etwas davon wegzuſchneiden; im andern Fall macht man den Ovalſchnitt, den Kreuzſchnitt aber macht man nur ſehr ſelten. Sobald der Einſchnitt in die Haut geſchehen, ſo ſcheelt man die Geſchwulſt aus, am beſten mit dem Finger oder mit dem Heft des Meſſergens, doch mit Vorſicht damit der Sack keine Oeffnung bekommt, ſonſt läßt er ſich kaum mit der äuſerſten Mühe abſondern, und es kann geſchehen daß ein Theil deſſelben hängen bleibt, dies darf aber nicht geſchehen, denn wenn das geringſte in der Höhle ſitzen bleibt, ſo giebt es eine Fiſtel, oder heilet nicht eher bis alles heraus iſt. Muß man nothwendig ein Blutgefäß von einiger Gröſe zerſchneiden, ſo legt man ein Stückgen Lerchenſchwamm (agaricus) oder Eichenſchwamm darauf und bey dem Verbinden noch Compreſſen darüber, doch muß der Patient einige Tage lang in guter Aufſicht ſeyn, dann man ſiehet oft nach dieſer Zeit ſtarkes Bluten erfolgen, vermuthlich indem die zuvor von der Geſchwulſt zuſammen gepreſt geweſene Blutgefäße ſich nun wieder ausdehnen. Oft ſenkt ſich eine Balggeſchwulſt zwiſchen die Muskeln, und wird ſchwer auszuſchneiden; kann man hier den Sack nicht ganz ausſchneiden, ſo muß man die Wunde ſolang eitern laſſen bis alles heraus iſt, nur daß ſich kein Eiter hinter die Muskeln ſetze; oft iſt das Zellengewebe um den Sack herum ziemlich hart, daß man genöthiget iſt, kleine Einſchnitte in daſſelbe zu machen und es in Eiterung zu bringen. Hat ſich aber der Sack gut und völlig ausgeſchelet, ſo ziehet man die Wunde mit Heftpflaſteren zuſammen und läßt ſie heilen.

Balgkopf, iſt derjenige Theil eines Blaſebalgs welcher in einem dicken, etwas abſchlägigt gevierten und gegen vornen etwas ſich zuſpitzenden Klotze beſtehet, der 3 Ellen lang und inwendig ausgehöhlt iſt. Er wird an die Balgliese feſtgemacht.

Balgliesten, ſind lange hölzerne Stäbe, ſo inwendig am Balgleder übergenagelt werden.

Balgliese, iſt die eiſerne Schnautze an den groſen Blaſebälgen bey Schmelz- und Hammerwerken. An dieſe Balgliese wird ein anderes rund geſchmiedetes Eiſen geſteckt; ſo der Schub oder der Schnepper heißt, mittelſt deſſen wird das Gebläſ recht eingerichtet, es hält auch die heftige Glut des Feuers einigermaſen ab, damit ſolche am Gebläſ nicht ſo leicht Schaden thun kann.

Balgregister. In manchen Kirchen läßt es der Platz nicht zu, daß auch die Bälge noch in die Kirche kommen. Sie werden alsdann auf dem Boden oder einen andern ſchicklichen Ort verlegt. Hiebey bedient man ſich eines Zugs, der nach den Bälgen geht, und dieſelbe alle zugleich losläßt und wiederum verſchließt wenn der Calcant nicht mehr treten ſoll. Dieſer Zug dient ſonſten auch noch dazu, daß dem Calcanten angedeutet werde, wann er treten ſolle. Weil nun dieſer Zug auf Art eines Regiſters gemacht iſt, und die Bälge angeht: ſo heißt er Balgregiſter.

Balgtreter. Dieſe Perſonen werden mit Unrecht unter die Clericos minores bey den Proteſtanten gerechnet. Die Organiſten ſelbſt können dahin gezählet werden.

Balg vernaſſen. Wenn man zu ſchmelzen anfängt, muß man die Liese, die eiſerne Schnautze am Blaſsbalg, mit etwas bedecken, oder Schlacken vorſetzen; dies nennen die Hüttenleute den Balg vernaſſen.

Balg verſetzt ſich, ſagt man, wann das Gebläſe, die Blasbälge, Feuer ziehen, oder die Hitze und Feuer ſo heftig eindringen, daß er in Brand geratben kann.

Baliner, einem funfzehenten Jahrhundert ſehr übliche Benennung der falſchen und abgeſetzten Münzen. Wahrſcheinlich ſtammt dieſer Name von dem franzöſiſchen Wort: Billon, (falſche, verrufene und zum Einſchmelzen verurtheilte Münzſorten) ab. Denn nicht nur das gleichlautende beyder Wörter, ſondern auch dieſer Umſtand, daß die Deutſchen zu allen Zeiten gutherzig genug geweſen ſind, die in Frankreich verrufenen Münzſorten als gutes Geld anzunehmen, rechtfertigt dieſe Ableitung. Das franzöſiſche Wort mag aber wohl wieder das altdeutſche Wort Ball, welches ſo viel als falſch heißt, zu ſeinem Stammworte haben.

Balineum, iſt erſtlich ſoviel als Balneum; eher bedeutete es auch den Ort, wo die Alten ihre Urnen oder Aſchenköpfe hinzuſetzen pflegten.

Balſtes ſ. Hornſchi und Seekröte. (*Lophius histrio* Linn.)

Balke, wird ein mit beyden Enden, bisweilen auch in der Mitten aufruhendes Bauholz genannt. Es wird ſolcher gemeiniglich horizontal geleget, und darzu jähes und ſtark faſerichtes Holz, deſſen Faſern ſteif ſind, genommen; als Tannen, Fichten, Kiefern.

Die Geſtalt der Balken war urſprünglich rund, und als man anfieng auf ſolche Fuſsböden zu legen, hat man ſie oben und unten glatt und eben, durch Hinwegnehmung der Rundung beſchlagen. Sie blieben alſo noch zur Zeit halb rund. Einige Baumeiſter glaubten mehr Zierde zu erreichen, wenn ſie ganz viereckigt wären, ſie fiengen zu dem Ende an, viereckigte oder vierkantige Balken zu gebrauchen, und dieſer Gebrauch hat

Digitized by Google

hat so tief eingewurzelt, daß ohne Rücksicht auf den davon erhaltenden Nutzen oder Schaden alle Balken vierkantig gezimmert werden. Agesilaus, als er in Asien vierkantig beschlagene Balken in den Gebäuden antraf, lachte, und hat gefragt, ob sie solche auch rund machen, wann sie viereckigt wachsen? Die vierkantige Balken sind nach der Art wie sie vierkantig erhalten werden, zweyerley: theils beschlagene, (s. beschlagene Balken) theils geschnittene. (s. geschnittene Balken) Ehedessen hat man den Balken nach ihrem Durchschnitt die Gestalt eines Quadrats gegeben, nach dieser Zeit glaubte man mehr Festigkeit zu erhalten, wenn man solche breiter als dick machte, und mit der breitesten Seite auflegte, weil ein Körper desto sicherer ruhet, je größer seine Grundfläche ist. Seit der Zeit aber als man mit Hülfe der Algebra die Wahrheiten der Baukunst aufsucht, auch alles durch anstellende Versuche untersucht, hat man wahrgenommen, daß mehr auf die tragende Kraft eines Balken als auf dessen Ruhe zu sehen, und daß ein jeder Balken nicht nur auf die schmale Kante (s. Kante) zu legen, sondern auf ganz andere Verhältnisse in Absicht seiner Höhe oder Dicke zur Breite erfordert. (s. Balkenkopf) Was die Länge der Balken betrift, so sagt schon Aristoteles in seinen mechanischen Fragen, daß je länger ein Holz, desto schwächer es werde. Es kann also ein langer Balke nicht soviel als ein anderer gleichstarker, aber desto kürzerer tragen. Es wird dahero erfordert, daß man lange Balken entweder stärker, das ist, dicker mache, oder solche näher zusammen lege. Paradis, Parent, Blondel, Bernoulli, Belidor, Couplet Buffon, de la Hire, Bullet und andere, haben die Stärke der Balken untersucht, und Tafeln vor solche verfertigt. Weil solche allgemein nützlich sind, so will ich sie hier beysetzen; die Tafel Bullets ist:

Länge	Breite	Höhe
12 Fuß	10 Zoll	12 Zoll
15 "	11 "	13 "
15 "	12 "	15 "
21 "	13 "	16 "
24 "	14 "	18 "
27 "	15 "	19 "
30 "	16 "	21 "
33 "	17 "	22 "
36 "	18 "	23 "

Die Tafel Blondels aber,

Länge	Breite	Höhe
9 Fuß	5 Zoll	7 Zoll
12 "	7½ "	10½ "
15 "	10 "	14 "
21 bis 24	12½ "	17½ "
30 "	15	21 "
36 "	17½ "	24½ "
45 "	20 "	28 "
50 bis 55	22½ "	31½ "
60 "	25 "	35 "

Der Gebrauch der Balken ist sehr verschieden. Bey Fußböden heißt man sie Fußbodenbalken, bey Dächern, Dachbalken, Kehlbalken, Hannebalken; bey Brücken, Brückenruthen, im Grunde, Grundbalken u. d. gl. (davon unter jeder Benennung weiter nachzuschlagen.) Die Balken, welche zur Decke dienen, würden die möglichst festeste Decke geben, wenn sie aneinander gelegt würden. Die Sparsamkeit aber setzt hier mit der Festigkeit vereinigt Schranken, sie verlangt solche soweit als es die Festigkeit leidet, von einander zu legen, und den leeren Raum auf eine andere Art zu ergänzen. Sie sollen also geleget werden, daß wenn der Kopf des einen gegen Norden kommt, bey dem folgenden der Fuß gegen Süden komme. Auch soll ein Balke, der einen Spalt (s. Spalt) hat, so gelegt werden, daß der Spalt über sich siehet. In den Basilicis legte man zwey Balken neben einander. Geschiehet dieses, so hat man etliche Zoll Raum zwischen solchen zu lassen, damit sie einander nicht anstecken. Bey Legung der Balken hat man sich vorzusehen, daß sie den Kalk nicht berühren, weil sie von solchem Schaden nehmen.

Balken, heißen in den Schiffen gleichfals die Hölzer, die von einer Seite des Schiffes reichen, die Verdecke tragen und von den Knien- oder Bodenhölzern unterstützet werden. Von den längsten, die in der Mitte liegen, wird zu vielen andern Dingen im Schiffe das Maaß genommen.

Was am Steuerruder Balke genennet wird, heißt sonst Pen und kann unter diesem Namen aufgesucht werden.

Balken, (*chalcetus, fascia, vannis, faxe*) ist in der Wappenkunst eine Figur, welche aus zwo parallellaufenden Quer- oder Schräglinien, die beyde den rechten und linken Seitenrand berühren, entsteht. Sie gehört unter die Heroldsfiguren, und soll eigentlich einen Gürtel oder eine Binde vorstellen, aber niemals, wie einige muthmaßen, zur Verkürzung eines auf dem Schilde befindlichen Ehrenzeichen dienen.

Man hat vornämlich dreyerley Balken: querre, schrägrechte und schräglinke. Die ersten sind die gewöhnlichsten, und gehen gerade durch die Mitte des Schildes. * Ein schrägrechter Balken (bey den Franzosen mit einem Wort bande) geht schief von dem obern rechten nach dem untern linken Winkel; ** und ein schräglinker Balken (bey den Franzosen ebenfals mit einem Wort barre, auch Contrebande, tænia diagonalis sinistra) geht schief von dem obern linken nach dem untern rechten Winkel. ***

Allein nicht jede Figur auf einem Schild, die etwa einem Gürtel oder einem Balken gleich siehet, ist darum wirklich ein Balken. Zuweilen wird ein Schild durch mehrere Quer- oder Schräglinien in verschiedene Plätze getheilt: und wenn die Tincturen in allen Plätzen gleich vertheilt sind, so ist dieses eine bloße Theilung oder Section mit mehrern Linien. Sind aber die Tincturen ungleich vertheilt, so ist es keine Section, sondern diejenigen Plätze, welche in geringerer Anzahl vorhanden sind, heißen Balken; und diejenigen hingegen, welche in größerer Anzahl vorhanden sind, sollte es auch nur ein einziger mehr seyn, machen das Feld aus. Sind zweyerley Tincturen auf dem Schild vorhanden, so giebt die Erfahrung noch eine andere, vielleicht kürzere Regel an die Hand, um die Sectionen von den Balken (und dieses gilt auch von Pfälen) zu unterscheiden: Wenn die Zahl der zur Theilung gebrauchten Linien ungerade ist, so ist es nur eine Section; ist sie aber gerade, so muß ein oder mehrere Balken da seyn.

Das gewöhnliche Maaß eines Balken ist ein Drittel vom Schild: ist er schmäler, so entsteht ein Faden, Binde, Streife oder Schnur. Wenn aber mehrere Balken auf einem Schild vorkommen, so ist ganz natürlich, daß diese Regel nicht beobachtet werden kann, sondern alsdenn findet eine andere Regel statt, welche heißt: Sobald ein Schild in mehrere Plätze getheilt wird, es sey nun Section oder Figur, so müssen alle

* s. Tafel Herald. Fig. 118.
** s. ebendas. Fig. 121.
*** s. ebendas. Fig. 124.

Digitized by Google

Plätze gleichen Raum einnehmen. Gesetzt also, ein Schild enthielte 3 Balken, so wird es in 7 Plätze getheilt; 4 davon gehören zum Feld, und 3 zu der Figur: diese nehmen alsdann freylich weit mehr, als ein Drittel des Schildes ein.

Alle Balken werden gewöhnlich mit geraden Linien gemacht: zuweilen aber erscheinen sie auch geflutet oder wellenweise gezogen; * und alsdenn sollen sie, nach der gemeinsten Meynung, Flüsse bedeuten. Zuweilen erscheinen sie gezackt oder gespitzt, geästet, gezinnt; auch getheilt, gespalten; berührt ein Balken die Ränder nicht, welches gar selten vorkommt, so heißt er schwebend; berührt er nur einen Rand, so heißt er abgekürzt. Ueberdas ist es gar nichts seltenes, daß ein Balken belegt, besetzt, begleitet, bordirt, quadrirt, geschacht, ja zuweilen mit einer Hand angefaßt, auch wohl geflügelt, erscheinet. Alle diese Wörter erklären wir weiter an ihrem Ort.

Balkenanker, sind eiserne Anker, welche an die Balken befestigt werden, damit mittelst derselben solche die Stock und Hauptmauern verbinden. Die Balken, als Fußbodenbalken in die Stockmauern eingemauert und verankert, wirken bey Feuersbrünsten, wenn solche angefangen haben zu brennen, als Hebel, und schmeißen die Stockmauern über den Haufen. Diesem begegnet man, an einigen Orten, wenn man oder jedem Balken einen Bogen ** schläget, damit solcher frey liege. Allein, da dieses die Arbeit nur vermehret, so wird an andern Orten besser gethan, wenn man auf den Absatz der Mauer eine Mauerlatten (s. Mauerlatten) und darauf das Gebälke leget, weil sodann das ganze Gebälke verbrennen kann, ohne daß die Mauer Schaden leidet. An den Ecken werden die Balken mit dem Gebäude anderst verankert (s. Eckanker). Werden sie zu Tragung des steinernen Dachgesimses gebraucht, und mit den Dachsparren verbunden, so nennt man sie auch Traganker. (s. Traganker.)

Balkendecke, wird von den Zimmerleuten die Decke eines Zimmers oder andern Theiles eines Gebäudes genennt, wenn solche aus Balken bestehet, welche von einer Wand zur andern über dasselbe liegen. Sie dienen daher dem darüber liegenden Stockwerk zugleich als Fußböden (s. Fußböden) und als Anker zu Zusammenhaltung der Wände des Gebäudes. Ehedessen machte man eine Balkendecke aus aneinandergelegten Balken; heut zu Tage aber, wo mehr auf die Holzsparniß gesehen wird, legt man solche zwey auch 3 bis 3½ Schuh weit von einander und queer darüber Breter zu Fußboden, welche dem darunter befindlichen Gemach die Decke geben.

Balkenflügel, *Pyralis trabealis*. Diese schöne Lichtmücke, welche in den Wiesen um Darmstadt nicht rar ist, hat eine gelbe Farbe. Der Saum der Vorderflügel ist schwarz, und hinter demselben sieht man zwey eben so gefärbte Binden, welche einigermaßen wellenförmig sind, auf der letzten Binde sitzet ein schwarzer Balken auf, der von der Wurzel des Flügels anfängt, und mit dem Unterrand, welcher gleichfalls schwarz ist, parallel sich auf vorgedachte Binde aufsetzet. In dem Winkel, den dieser Balken mit der Binde macht, liegen 5 schwarze Flecken, drey am Vorderrand, und zwey hinter demselben. Die Hinterflügel sind braunschwarz. Stirne und Fühlspitzen haben eine gelbe Farbe, der Brustschild eine schwärzliche mit einer gelben Linie in der Mitte, und der Leib eine gelbe mit schwärzlichen Ringen: die Fühlhörner sind braunschwarz, die Unterseite der Vorderflügel ist auch braunschwarz, und ringsherum mit einem gelben Rand umgeben; die Hinterflügel aber haben eine blaßgelbe Farbe, und hier in Mitten eine krumme braunschwarze Linie, und vor derselben einen gleichfarbigen Punct: hinter den Saumfranzen stehet man noch eine braunschwarze Linie. Der Körper ist unterher blaß. *Scopoli* hat diese Insekt sehr deutlich beschrieben, nur gedenkt er nicht des schwarzen Hinterrands der Vorderflügel. *Scopoli* entomolog. carn. pag. 240. n. 610.

Balkengesims, wird ein aus dem Architrab der Ordnungen genommenes Gesimse genennt: * Bey hölzernen Gebäuden wird solches zu Verkleidung oder Verdeckung der Balkenköpfe zwischen zwey Stockwerken angebracht, auch bey Fenster und Thürreinfassungen vielfältig gebraucht. Die Zeichnung geschiehet folgendermaßen: die ganze Höhe a b wird in 12 Theile getheilet, davon ist von oben herunter zu messen 1 Theil vor den Ueberschlag, 2 Theile sind vor den Kehlleisten, 5 Theile vor den Oberstriefen und 4 Theile vor den Unterstriefen. Der Unterstriefen springet einen halben Theil bk vor, dergleichen thut der Oberstriefen vor den Unterstriefen, wie i h zeiget, auch springet der Kehlleisten unten einen halben Theil vor über den Oberstreiffen, wie gf zeiget, der Kehlleisten aber raget einen Theil über, da er 2 Theile hoch ist, und gehet also bis in e. Von e bis d ist der Ueberschlag einen halben Theil, diesem nach der Vorsprung des ganzen Gesimses von a bis c zusammengenommen 3 Theile beträgt.

Balkenkanten, werden die Seiten eines in das Viereck beschlagenen Balken genennt. Ein Balken liegt auf der schmalen Kante, heißt eben soviel, als ein Balken liegt auf seiner schmalen Seite, so wie ein Balken liegt auf der breiten Kante, soviel als ein Balken liegt auf der breiten Seite, bedeutet.

Balkenklafter, ist ein Baumaaß, wornach bey dem Bauen in einigen Ländern das Quaderwerk, Grundgraben, Füllgemäuer und dergleichen ausgemessen und berechnet ist. Sie ist eine Klafter oder 6 Fuß lang, einen Fuß breit und dick, und begreift eine Masse von 6 Cubicfuß in sich.

Balkenkopf, *Docoides, Tabletta, Piamuzo*, ist das Ende eines Balkens, an welchem derselbe aufliegt. Die Gestalt desselben ist jederzeit der Gestalt des Balkens gleich. Die vortheilhafteste Gestalt des Balkenkopfs wird also mit der vortheilhaftesten Gestalt des Balkens einerley seyn. *Parent* und *Kraft* haben das Problem aufgelöst, aus einem runden Stammholz den stärksten Balken zu schneiden, und seit der Zeit, weiß man die vortheilhafteste Verhältniß der Höhe eines Balkenkopfs zu seiner Breite zu bestimmen. Der Diameter des Stammes wird hiebey die Diagonale des Balkens und als gegeben angenommen. Man kann ihn = 1, die Breite = lin. w, die Höhe oder Dicke = cof. w setzen. Und da muß lw. cof. w^2. = maximum seyn; die Rechnung giebt cof. w^2. d lw + 2dw. cof. w. d. cof. $w = 0$. Demnach cof. w^2. d $w - 2 w^2$. cof. w. d $w = 0$. oder cof. $w^2 - 2 w^2 = 0$. Folgens tang. $w = \sqrt{\frac{1}{2}}$, und so muß sich die Breite zur Dicke wie 1 zu $\sqrt{2} = 2 : 3$ verhalten. Die Dauerhaftigkeit giebt hier ein anderes maximum, wenn solche mit in Betrachtung gezogen wird, wie es auch billig seyn soll. Es muß bey einerley brechenden Kraft die geringste Vermoderung, oder bey einerley Vermoderung die größte brechende Kraft erhalten werden. Die Feuchtigkeit, und überhaupt das ätzend und vermodernde Wesen der

* s. Tafel Herald. Fig. 110.

** s. Tafel Bürgerl. Baukunst, Fig. 62.

* s. Tas. Bürgerl. Baukunst, Fig. 56.

Digitized by Google

Luft, greift die Körper nach Verhältniß ihrer Fläche an. Diese Wirkung soll um ein minimum, die brechende Kraft aber ein maximum seyn. Es sey also die Breite des Balkens $= x$, die Dicke $= y$, so können wir $2x+2y$ der Fläche gleich setzen, und dieses wird desto weniger fehlen, je länger der Balken ist. Ist demnach $x+y=a$ eine beständige oder bestimmte Größe, so muß die brechende Kraft xyy = maximum seyn. Nun giebt die erste Formel $x=a-y$. Wird dieser Werth in der andern gesetzt, so ist ay^2-y^3 = maximum; demnach $o=2aydy-3yydy$, folglich $y=\frac{2}{3}a$ und $x=\frac{1}{3}a$, mithin $x:y=1:2$. Die breitere Seite ist demnach doppelt größer als die schmale, auf welche der Balken gelegt wird. Man findet eben dieses, wenn man $xyy=b^3$ als bestimmt annimmt, und $x+y=$ minimum macht, das will sagen, für einerley brechende Kraft die geringste Möglichkeit zur Vermoderung sucht. Denn die erste Gleichung giebt $x=\frac{b^3}{y^2}$, und damit wird $\frac{b^3}{y^2}+y=$

minimum $\frac{-2b^3dy}{y^3}+dy=o$ $y=b\sqrt[3]{2}$ $x=b:\sqrt[3]{4}$

$x:y=\frac{b}{\sqrt[3]{4}}:b\sqrt[3]{2}=1:2$. Hiebey sind nun

x, b, y wie 5, 8, 10, oder genauer wie 631 100, 126. Es wählen daher andere lieber die Verhältniß, 3:4, das ist, sie geben der Breite des Balkens 3 und der Höhe desselben 4. Die Balkenköpfe werden, wo sie eingemauert werden, von dem Kalk angegriffen, und in kurzer Zeit zur Vermoderung gebracht. Solchem Uebel abzuhelfen, gebraucht man nachstehende Mittel: 1) an die Balken muß bey der Vermauerung kein Kalk kommen, sondern an dessen statt nimmt man Leimen, der nicht so fressend, auch die Fäulung nicht so befördert, als der Kalk; 2) man brennet die Balken etwa einen Viertel Zoll dicke rund herum, so weit sie in die Mauer zu liegen kommen, an, so wird zur Fäulniß der Ansatz verrohret; 3) man beschmieret sie, so weit sie in die Mauer zu liegen kommen, mit zerschmolzenem heissen Pech und Wagenschmiere, welches die Feuchtigkeit abhält, die sie in der frischen Mauer anfallen könnte. Einige streuen Ziegelmehl noch darauf; 4) umwickelt man den Balkenkopf mit Bäumrinden. Die Alten legten die Balkenköpfe nicht in die Mauren, sondern auf denen aus der Mauer hervorstehenden Tragsteinen (s. Tragsteine) auf. Es meldet auch Alberti, daß sie bey holzernen Gebäuden vorne vor die Balkenköpfe, wo sie zu der Wand hinausgestochen, mit Wachs gemalte Brettern, der Dauerhaftigkeit halber nagelten. Den Balkenkopf als eine Zierde bey den Ordnungen betrachtet: so sind Balkenköpfe an den Borten des Gebälkes vortretende Theile, die gleichsam die Enden oder Köpfe der durchstrechenden Balken vorstellen müssen. Man braucht sie an den Borten der Toscanischen und Dorischen Ordnung, bey dem ersten glatt, bey dem andern mit zwey ganzen Einschnitten, und an den Enden mit Abkantungen, so als zwey halbe Einschlitze angesehen werden, und dem Balkenkopf den Namen Dreyschlitz oder Triglyphen dadurch erworben haben. Die Balkenköpfe an der Toscanischen Ordnung sind nicht nothwendig, an der Dorischen Ordnung aber sind sie ein wesentliches Stück der Ordnung, und daher unentbehrlich, ob sie gleich am Gebälke der untersten Ordnung des Colosseï, desgleichen an den großen Gallerien vor der Peterskirche zu Rom ausgelassen worden. Man hat bey Anwendung der Dreyschlitze auf dreyerley Acht zu haben, 1) daß über jede Säule ein Dreyschlitz stehen müsse, da sie Enden der Balken vorstellen, ein Balken aber nicht sicherer als mitten über eine Säule ruhen könne; 2) daß sie höher als breiter seyn müssen, weil sie Balken vorstellen, welche besser tragen, wenn sie auf der hohen Kannte, als wenn sie auf der breiten Seite geleget. Ihre Höhe zur Breite ist gemeiniglich wie 3 zu 2, und dieses nach der Lehre Vitruvii. Am Theater Marcelli ist die Höhe zur Breite wie 4 zu 3. Die Verhaltung 7 zu 5, deren Freard gedenket, daß sie an einem antiquen Werke zu Albano gefunden, wird nicht viel Nachahmer finden. 3) Daß der Zwischenraum oder Metopa (s. Metopa) einem Quadrat gleiche, weil die Alten den Raum zwischen zwey Balken allemal so weit gemacht, als die Balken hoch gewesen. Balkenköpfe der dorischen Ordnung werden also gezeichnet. Man macht * einen Aufstrich a b, setzt auf selben von unten hinauf folgende Modultheile 4, 1, 3, 2, 3, 2, 2, 2, 4, welche nach dem Maasstab A B können abgenommen werden, ziehet durch deren abgesteckte Puncte blinde Horizontalen, so erhält man acht Felder, in das unterste oder erste kommen Zapfen, in das zweyte ein Riemlein, in das dritte ein Kehlleistel, in das vierte ein Ueberschlag, in das fünfte, sechste und siebente der eigentliche Balkenkopf, oder die Triglyphen, in das achte ein Band. Der äußerste Auslauf der Zapfen ist 12 Modultheile, so auch des Riemleins, der Auslauf des Kehlleisten ist unten 12¼, oben 14, und des Ueberschlags 14¾ Modultheile, des Balkenkopfs ist 12, und des Bandes Auslauf 13 Modultheile. Nach welchen Maasen sich das hier benennte alles leicht aufzeichnen läßt. Die Triglyphen aber erhält man also: Man setzt vom Aufstrich aus dem Punct c 2 Modultheile in d und e, 4 Modultheile in f und g, 6 Modultheile in h und i, 10 Modultheile in k und l, 12 Modultheile in m und n, und ziehet aus den abgesteckten Puncten solcher Maasen blinde Perpendicularen, durch das fünfte, sechste und siebente Feld, nach welchen Perpendicularen und Abstzungen des sechsten und siebenten Feldes die Triglyphen nachher so ausgezogen werden können, wie die Figur weiset. Die Zapfen werden also gebildet: Die Weite o p wird in 6 Theile mit den Puncten q r a s t getheilet; hierauf legt man an o und k, dann an q und k an, und ziehet schräge Linien bis an das Riemlein, so ist der Zahn o q fertig. Nach solchen Schrägen werden auch die übrigen Zapfen gezogen, nemlich der Zapfen q r zielet mit seinen schrägen Seiten nach h, r a nach d, a s nach e, s t nach i, t p nach l.

Balkenmaas, ist ein körperliches Maas, dessen Breite und Dicke die Größe der nächsten Abtheilung desjenigen Maases hat, wovon es benennet wird, und welches die Länge desselben ausmacht. So ist eine Balkenruthe eine Ruthe lang, aber nur einen Schuh breit und dicke; ein Balkenschuh einen Schuh lang, aber nur einen Zoll breit und dicke; ein Balkenzoll einen Zoll lang, aber nur eine Linie breit und dicke. Dieses körperliche Maas hält also eben so viele nächst kleinere Cubicmaase, als das Längenmaas nächst kleinere Längenmaase, z. E. eine Balkenruthe hält 12 Cubicschuhe, wenn die Längenruthe 12 Längenschuhe hält.

Balkenriß, wird eine Art Bauriß genannt, in welcher man das Gebälke eines Gebäudes vorstellt, worauf das Dach ruhet. Die Zeichnung desselben geschiehet folgendergestalt: Man trägt den Riß der obern Etage

* s. Taf. Bürgerl. Baukunst Fig. 57.

Digitized by Google

jedoch nur mit Reißbley auf, doch so, daß man wieder Fenster noch Thüren bemerkt, wie solcher * in dem Viereck a b c d zu sehen ist. Hierauf theilet man die Haustiefe oder die Giebelseite a d, welches hier gleichviel ist, in zwey gleiche Theile in e, und nimmt die Hälfte a e und setzt sie aus a in f, auch aus b in g, so giebt solches die Oerter an beyden Enden, wo die ersten paar ganze Sparren hinkommen; auch setzt man Holzdicke aus f in h und aus g in i, und ziehet durch die Puncte f i g i perpendiculare blinde Linien vor die Balken, erste paar ganze Sparren, oder vielmehr vor die Balken, darzu, welche über den darunterliegenden Grundriß der obern Etage zu jeder Seite 12 Fuß überragen. Und weil alle Balken so viel überragen müssen, thut man wohl, daß man rund herum oder an allen vier Seiten des blind-entwerfenen Grundrisses der obern Etage 24 Fuß absetze, und die blinde Linien k l, l m, m n, n k mit den vier Seiten parallel ziehe, bis an welche nachher alle Balken gezogen werden können. Will man nun wissen, wie viel Balken zwischen den zwey äußersten Balken, worüber die ersten Paar ganzer Sparren stehen, kommen können, mißt man, wie weit die zwey Mittel gleichgedachten zwey äußersten Balken, oder wie weit f von i, oder wie weit h von g ist, findet 57 Fuß, diese dividirt man mit 4, solches giebt 14, und soviel Inertigna oder Zwischenräume von Balken kann man nun machen, man theilet also f i in 14 Theile und setzt dahinter immer Holzdicken, oder man theilet h g in 14 Theile und setzt dazu Holzdicken. Diese Holzdicken werden nun als Balken mit Reisbley ausgezogen. Von solchen Theilen als die 14 Theile gewesen, setzt man auch 4 Theile aus f in o und aus g in p, von den Theilungspuncten setzt man hineinwärts Holzdicken und ziehet noch zu jeder Seiten vier Balken aus. Wieder die beyden letzten Balken läßt man von den nächsten Ecken kurze Balken laufen, dergleichen a s und r l ist, welche nach 45 Grad schräge gezogen. Noch legt man andere kurze Balken an den zwey Giebelseiten, die aber mit den langen Balken rechte Winkel machen, und darinn eingezapft werden sowohl als die vorgenannte 4 kurze Eckbalken, und bringet sie wo möglich, soweit auseinander, als die andere lange Balken, oder doch wenigstens nicht weiter auseinander, und diese gesammte kurze in den langen eingezapfte Balken werden Stichbalken genennet (s. Stichbalken). Endlich muß man vor den obersten Theil der Treppe aus der zweyten Etage eine Oeffnung machen, und aus denen Balken, so über die Treppen staffeln liegen, Stücke ausschneiden und wegthun, der Ueberrest der Balken aber mit zwey Querbalken q t, u w, fassen, und in diesen eingaxfen. Die Querbalken aber werden in die nächst durchgehende Balken bey q w, t u eingezapfet, nicht minder wird zwischen die zwey Querbalken ein klein Stückchen Balken, wo die Treppe aufführet, bey x y gelegt, welche man Wechsel nennt (s. Wechsel). Zuletzt zeichnet man die Sparrenlöcher oder Zapfenlöcher, worinn die Sparren stehen, welche just über den äußersten Rand der Umfangsmauren kommen, doch daß sie nicht überragen, sie werden mit der etwas geöffneten Reißfeder beynahe einen Fuß lang gezogen. Sind nun alle die Anstalten mit Reißbley gemacht, so können alle Balken ausgezeichnet werden, nicht minder werden die unter den Balken befindliche Mauern ausgezogen, so weit sie vor die Balken gesehen werden können, am Rande der Umfassungsmauer bemerket man auch von innen und außen die Mauerlatten etwas dicker als ein halber Fuß ist. (s.

* s. Tafel Bürgerl. Baukunst Fig. 58.

Mauerlatte.) Alsdann siehet man zu wieviel Feuerungen in der obern Etage sind, und merkt davon die Schornsteine in dem Balkenriß mit Oklongis in den Mauern gehörigs Orts an. Nachher leget man den Riß an und arbeitet ihn völlig aus, nemlich wenn er mit Tusch angeleget worden soll, die Mauern und Mauerlatten mit dunkler Läutertusche, die Balken aber mit heller oder lichter Läutertusche. Die Schornsteinröhren werden schwarz gemacht, nicht minder auch die Zapfenlöcher zu den Sparren und die Treppe darf nur mit punctirten Linien bemerket werden, zum Zeichen, daß sie bereits in einem andern Risse, nemlich in dem Riß der zweyten Etage eingezeichnet worden. Soll die Anlage mit Farben geschehen, werden die Mauern mit geläuterten Carmin, und die Balken, wie auch die Mauerlatten mit Holz- oder Scherwenjelfarbe, doch letztere etwas dunkler als erstere belegel, die Schornsteine aber mit Zapfenlöcher wieder wie vormals schwarz gemacht. Zuletzt kommen die Drucker darzu so ist der Riß fertig.

Balkenrecht, Trammrecht. Das Recht meine Balken in eine fremde Wand oder Mauer zu legen, und darinn ruhen zu lassen; jus tigni immittendi.

Balkenruthe, ist ein bey dem Bauen gebräuchliches Maaß der Bauleute, worunter eine jede Masse verstanden wird, welche eine Bauruthe lang, einen Werkfuß breit und einen Werkfuß dick ist, mithin in dem ganzen körperlichen Innhalt 12 bis 16 Cubische Werkfuß in sich begreift, je nachdem die Bauruthe in 12 oder 16 Werkfuß abgetheilt ist.

Balkenschleuse, Balkensiel, wird ein von Balken verfertigter Abwässerungssiel (s. Abwässerungssiel) genennt, dessen Boden, Seitenwände und Decke von Balken verfertigt werden *. Die Zusammensetzung des Bodens muß so eingerichtet seyn, daß er nicht allein das obere Gebäude und den Deich darüber tragen könne, ohne sich von dem untersten Gegendrucke des Grundes aufzupauken, auch ohne daß die einzelnen Stücke desselben, falls er sich spannele, losbrechen, sondern auch daß er dichte halte, und das Wasser weder herausspringen, noch unten durchdringen lasse. Man legt also zuerst die Sandstracken auf jeder Seiten und in der Mitten durch die Sielkuhle (s. Sielkuhle) hindurch, und befestigt solche mit Nadeln und Pfählen (s. Grundschwellen). Auf solche wird das Bodenholz quer über gelegel, und es muß dieses stark genug seyn, um nicht durchbiegen zu können; oder in so breiten Schleusen, da solches nicht stark genug dagegen gemacht werden kann, muß es durch eine Mittelwand niedergehalten werden; sonst wird es mit eisernen und hölzernen Dässen, oder los eingebohrten kleinen Zapfen zur gleichern Steifigkeit mit einander verbunden. Dünnes Bodenholz aber wird nicht gepflöget, weil die Federn leicht abspliltern können, und es zwischen zwey Nadeln und Klepbalken immer steif genug neben einander gehalten wird. Die Sandstracken schiessen in den Siel hinein, und das Bodenholz kommt mit diesen hinterwärts in einer Oberfläche zu liegen; unmittelbar darüber kommen die Balken der Seitenwände, und werden in das Bodenholz ein Paar Zoll tief eingelassen; das Bodenholz aber wird auf denen Sandstrackern genagelt. Vor dem Schlagfüll wird ein Pfannenbalken h (s. Pfannenbalken) drey Zoll dicker als das folgende Bodenholz mit dem Ausschnitte des Sieles oder Breite des Vorschlages der Thüren gleich, und denn 3 Zoll tiefer das fernere Bodenholz des Haupt- oder Vorsieles gelegel. An einer Balkenschleuse von 8 bis 12 Fuß

* s. Tafel Architectur Hydrotechnic. Fig. 40.

Digitized by Google

Weite, werden die Sandstracken, von 10 und 12 Zoll, bis 12 und 14 Zoll in Kanten gemacht. Das Bodenholz 6 bis 10 Zoll dick; die Siele und Pfannbalken aber, wenn die Thüren mit einem Winkel zusammenschlagen müssen, werden, wie vorhin gemeldet, genommen. Das dünne Bodenholz muß ohne Spint, Ritzen und schädlichen Knoten seyn, denn der Spint vergehet und schleifet auch unter Wasser ab. Auser der festen und dichten Verzimmerung des Bodens ist nun noch nöthig, daß er wohl verwahrt werde, damit das Wasser nicht unten durchdringen, und der Siel unterlaufen möge; wo wieder insonderheit in sandigem Grunde alle Vorsichtsmittel zu gebrauchen sind. Es müssen deswegen alle Höhlungen sorgfältig vermieden werden, so überbleiben und entstehen können. Daher wird erstlich zwischen und unter den Sandstracken und Klepbalken der Grund dichte gemacht (s. Dichtmachung), weilen aber zweytens deme ungeachtet sich das Wasser noch durchschleichen kann, wenn die oder da der Grund ungleich, auf einer Stelle mehr als auf der andern, wegsinke, insonderheit wenn ein junger oder weicher Grund unter einer gerammelten Schleuse nicht feste zusammengedrückt wird; so ist zur völligen Sicherheit nöthig, daß auser durch einige Reihen Wasser dicht eingetriebener Pfähle, so man Schaalwerke oder Riegwände nennet, geschlagen werden (s. Riegwände). Was die Seitenwände betrift, so werden die Wände a, unten ein Paar Zoll in das Bodenholz g und oben in die Deckbalken d eingelassen; oder es wird der vierte oder fünfte Deckbalken ein Paar Zoll dicker, als die übrigen genommen, und soweit eingelassen; oder man senket auch nur den vierten oder fünften Balken soviel tiefer herunter. Ueberdem werden Nothstender (s. Nothstender) b c, 8 bis 10 Fuß von einander, nachdem der Siel hoch ist, außen an die Wand gesetzet, welche vor dem Boden- und Deckholze anstehen, und woran das Wandholz mit Schliesbolzen, ein Wandbalke um den andern, und die 3 mittelsten sämmtlich befestiget werden. Die Balken werden ins Wechsel oder Verband aufeinander gelegt, zusammen gescharret, und alle 3 bis 5 Fuß von einander mit Spitzbolzen zusammen geheftet. In der Stender der ersten, und der Schlagverbinde, wird oben oben bis unten eine Spur gehauen, worin die Balken mit Zapfen eingefalzet werden: sodann wird um den zweyten oder dritten Balken eine 4 bis 5 Fuß lange Scherne an der glatten Seite gelegt, und mit Bolzen sowohl durch den Wandbalken, als den Stender befestiget. Die Decke wird aus lauter quer über liegenden Balken * b d verfertigt, welche nur, soweit erfordert ich, eine gleiche Dicke haben müssen; sonst aber der eine schmaler, und der andere breiter seyn können, auch nicht an beyden Enden gleich breit zu seyn brauchen, sondern sich gegen einander verschießen lassen. Diese werden denn wie vorerwähnet, entweder sämmtlich, oder einige deswegen dickere, über die Wände mit einer Falze von ein Paar Zoll tief eingelassen, oder nur einige Balken soviel tiefer gelegt. Nachdem dieselben unter der schwersten Last des Deiches zu liegen kommen, brauchen sie jedoch nur die dazu proportionirliche Dicke zu haben; an beyden Enden aber nach innen und außen kann an der Dicke etwas ersparet werden. Die Balken werden dagegen nur außerhalb der Deichsanlage auf den Wänden befestiget, und überdem können wieder das Ablreiben, noch Schlunkhölzer soweit aufgelegt werden. Wenn ein Balkenstiel über 14 Zuß weit seyn soll, so muß noch eine dritte Wand, der Länge nach in der Mitten durch angelegt werden, so man auch die

* s. Tafel Architectur Hydrotechnic Fig. 10.

Riegwand e f, und die beyden Oeffnungen, worinn der Siel dadurch getheilet wird, desselben Rüstern oder Pfeisen nennet. Es werden zu dem Ende in den Stelen Mittelstender gesetzet, welche aber in den Anfangsverbinden nicht breiter als die Mittlwand, und in einem zweyten inwendigen Schlagverbinde nur ein Paar Zoll dicker zum Vorschlag der Thüren seyn müssen. In diese werden denn die Wandbalken, gleich als in den Seitenstendern, eingespundet, folgends um den dritten Balken mit einer an beyden Seiten langs gelegten, und durch den Stender sowohl, als Balken, mit Bolzen befestigten Scherne gekammiret h. Hiebey aber ist anzumerken, daß, wenn eine Balkenschleuse über 14 z. E. 16 Fuß weit seyn sollte, es nicht genug sey, daß man jede Pfeise oder Rüster von 8 Fuß Weite mache; denn ein solcher Siel würde nicht viel mehr, als ein anderer von einer ungetheilten 12 füßigen Weite schlucken können. Weil nun die Thüren, wenn sie über 9 Fuß breit werden, schwer überhängen, und man mit einer 14 füßigen einfachen Weite gewiß mehr, als mit einer getheilten 18 füßigen ausrichten kann; so ist es immer rathsamer, falls der Deich nicht gar zu stark und schwer ist, eine ungetheilte Weite bis 14 Fuß beyzubehalten. Ist aber die Schwere des Deiches zu groß, und deswegen zu gefährlich nur bis 12 Fuß Weite zu gehen; so legt man dafür eine Schleuse von 2 Rüstern bis 8 Fuß jede weit, wovon die Thüren noch von guten Gange seyn können. Ist denn solches nicht genug, so müssen zwey Schleusen von ungetheilter Weite, die 9 oder 10 Fuß seyn kann, angeleget werden. An einem Balkenstiele fallen Reparationen, erstlich an den Thüren vor, welche auf gleiche Weise, wie oben erwähnet, zu beschaffen sind. Zweytens vergehen am ersten die Deckbalken, entweder einzeln, welche neu zwischen hinein zu bringen sind; oder die ganze Decke muß neu hergestellet werden, welches denn stückweise, daß erstlich auser den Thüren über dem Vorstiele, eine Bekajung gelegt, und die nächste Länge hinter den Thüren neu aufgebracht, demnächst aber der übrige Theil nach binnen hergestellet werde, geschehen kann; und müssen indessen, daß die Balken abgedeckt sind, die Wände mit Sprenkel auseinander gestützet werden. Drittens verfaulen entweder eingelne Enden in den Wandlagen, welche, wenn sie nicht zu lang sind, eingeflicket werden können; oder die ganzen Seitenwände über Wasser werden abgängig, und müssen sodann neu hergestellet werden: alsdenn sind auch neue Nothstender nöthig, welche neben den alten abzukappenden entweder eingesetzet, oder eingeschlagen werden können. Wenn der Siel hoch lieget, und die Wände nicht nahe hinter den Thüren aufgenommen werden müssen, gehet solches ebenfalls mittelst einer über dem Vorsiele zu machenden Bekajung an. Wenn aber gleich hinter den Thüren auch neue Wandlagen aufgebracht werden müssen, oder auch das Schlagwerk verändert, und endlich gar der Siel vom Grunde aus neu gelegt werden sollte; so muß er abgedämmet werden.

Balkenschnur, heißt beym Kanefaßmacher eine bogenmäßig hängende Schnur, dergleichen unter jedem Schafte eine angebracht ist und in deren Mitte mehrere andere Schnüre, die Bodenschnüre genannt werden (s. Bodenschnüre), angebunden sind, welche letztere nach Maasgabe des Musters, das zu verfertigen ist, an die Fußschemel angebunden werden, damit, je nachdem ein Fußschemel getreten wird, diese oder jene Schäfte herunter gezogen und der Einschuß gehörig eingeschossen werde.

Balkenschröter, *Lucanus parallelipipedus.* Dieser inländische Schröter hat ein Schildgen, ist schwarz,

ohngefähr einen Zoll lang und sehr platt gedruckt. Kopf, Brustschild, welcher vornen und hinden einerley Breite hat, und Flügeldecken sind dicht punctirt. Die hervorstehende Kiefer haben einen seitwärts in die Höhe gebogenen Zahn, und die ganze äußere Seite der Vorderschienbeine ist mit Zähnen versehen. Das andere Geschlecht hat kürzere Kiefer und zwey dicht neben einander stehende erhabene Puncte mitten auf dem Kopf. Man trift ihn im Junius häufig an den faulen Weidenstämmen, aber auch anderswo an. In Bergsträsers Nomenclatur Tab. 1. Fig. 3. ist das Männgen, dessen Brustschild an den hinterstenEcken nur zu spitz gezeichnet ist, und Tab. VIII. Fig. 2. das Weibchen, doch mit etwas zu stark gerundetem Brustschild abgebildet.

Balkenstreife, Balkenstrich, ist einerley mit Bandstreife (s. dieses Wort). Unter Balkenstrich wollen einige Wappenkundige das Drittel eines Schildes, welches durch zwo Linien in 3 gleiche Theile von dreyfach verschiedener Tinctur getheilt ist, verstehen: welche Benennung aber etwas undeutlich und ungewöhnlich ist. An dessen Statt sagt man besser: ein dreyfach getheiltes Schild, *Scutum tripartitum*, und jedes der drey Theile nennt man einen Platz, s. Balken, Section.

Balkenwage, wird 1) ein altes Werkzeug genannt, mittelst dessen sehr große Lasten bey denen man nicht auf die Geschwindigkeit zu sehen hat, behutsam und sanft in die Höhe heben kann. Sie bestehet aus einem Balken* welcher gleichsam die Wage ist, und in a von einer starken hölzernen Säule unterstützt ist. In b wird entweder die Last angehängt, oder auf andere Art angebracht. An dem andern Ende c, desselben ist eine stehende Schrauben an Spindel und Hülse angebracht, welche herumgedrehet werden kann. Sie muß an dem Boden wohl befestigt werden, damit sie von der Last nicht aufgezogen werden kann. Man gebraucht sie auch Pfähle aus dem Grunde zu ziehen.

Balkenwage, 2) ein Kunstwort der Wachsbleicher ist ein Reifen der sehr tief herunter hängt, die Franzosen nennen ihn (*Romaine*) er ist von Eisen zu den Altarkerzen, und von Holz zu den gemeinen Kerzen: an diesen Reifen hängt man die Dächte über der Pfanne auf, in welcher das geschmolzene Wachs ist, welches man mit dem Löffel schöpft, um die Dächte mit Wachs zu begießen, und denen Kerzen die verlangte Dicke zu geben.

Ball, im Lateinischen *Pila*. Die Sphäristik machte bey der Gymnastik der Alten einen beträchtlichen Theil der Orchestik, oder derjenigen Leibesübungen aus, so mit dem Tanzen in einiger Verwandtschaft stunden, und welche eine große Leichtigkeit und Biegsamkeit aller Theile des Körpers, und vornemlich in Händen und Füßen erforderte. Die Sphäristik faßt alle diejenigen Leibesübungen in sich, wo man sich eines Balls bediente, und die also mit dem Ballschlagen der Neuern eine Aehnlichkeit haben. Die zu dieser Absicht bestimmte Oerter hießen Sphäristeria, und die Lehrer der Sphäristik, Sphäristici.

Man weis nicht eigentlich den ersten Ursprung dieses Spiels. Herodot schreibt es den Lydiern zu, die dadurch auf eine seltsame Art den Hunger vertreiben wollen. Plinius und andere Schriftsteller geben andere Erfinder an. Soviel ist andem, daß dieses Spiel schon zu den Zeiten des Homers bekannt gewesen. Dieser Dichter, wenn er den Spaziergang der Prinzessin Nausicaa an dem Gestade des Meers erzehlt, spricht folgendermaßen: „Nachdem Nausicaa und ihr Gefolge sich

* s. Tafel der Maschinenbaukunst Fig. 7.

gebadet, und mit wohlriechendem Oehle gerieben hatten, so setzten sie sich alle am Ufer des Meers nieder, um das Mittagsmahl einzunehmen, während daß ihre Kleider auf dem Sande an der Sonne trockneten. Nach der Mahlzeit nahm ihr Gefolge die Schleyer ab, und fing an mit dem Balle zu spielen, worzu indessen die Prinzessin ihrer Seits durch Singen aufmunterte. Nausicaa, nachdem sie die Maulthiere wieder anspannen lassen, um nach Hause zurück zu kehren, warf auf Veranstaltung Minervens, welche dem aus dem Schiffbruch entrunnenen Ulysses, der hinter dem Gebüsche am Ufer des Meers eingeschlafen war, einen Aufenthalt zeigen wollte, einer ihrer Jungfern einen Ball zu, welcher da der Schlag des Balls verfehlte, und dieser in das Meer fiel, Gelegenheit zu einem großen Geschrey des ganzen weiblichen Gefolges gab, über welches Ulysses aufwachte." Eben dieser Schilderer der Sitten in der alten Welt macht im achten Buch der Odyssee noch eine weitläuftigere Beschreibung derjenigen Leibesübung, bey der man sich des Balls bediente. „Alcinous, der seinen Gast Ulysses mit unterschiedenen Arten von Lustbarkeiten und Spielen unterhalten wollte, befahl, daß Halius und Laodamas allein tanzten, weil niemand sich unterstund mit ihnen einen Tanz aufzuführen. Als jeder von beyden einen vom großen Meister Polypius in Purpur gefärbten Ball in die Hand genommen hatte, so legte sich einer rückwärts nieder, schmiß ihn bis an die Wolken, und der andere sprang in die Luft, und fing ihn ohne Mühe, noch ehe er wieder die Erde berührete, auf. Nachdem sie in dieser Art von Spiele ihre Geschicklichkeit hatten sehen lassen, so fingen sie an unter allerley Figuren und Stellungen zu tanzen. Die sich dabey befindenden Jünglinge gaben ihren Beyfall mit Händeklatschen zu erkennen, und ein sich von allen Seiten erhebendes gunstiges Gemurmel unterstützte sie." Diese bey ihrem ersten Ursprunge sehr einfache und ungekünstelte Leibesübung wurde nach und nach bey den Griechen zu einem hohen Grade der Vollkommenheit gebracht. Sie führten mancherley Veränderungen darinnen ein, um sie ergötzender und allgemeiner zu machen. Nicht zufrieden, daß sie der Sphäristik einen Platz in ihren Gymnasien einräumten, setzten sie auch Preiße für diejenigen aus, welche sich in dieser Art von Spielen vorzüglich hervorthun würden, wie man dies aus einigen griechischen Schaumünzen muthmaßen kann, auf welchen man drey nackende Athleten erblicket, die sich mit dem Balle vor einer Art von Tafel üben, auf welcher zwey Gefäße stehen, aus deren einem drey Palmen hervorstiegen, mit den beygefügten Worten: ΠΥΘΙΑ ΑΚΤΙΑ. Die Athenienser legten unter andern ihre Hochachtung für die Sphäristik dadurch vorzüglich an Tag, daß sie einem gewissen Aristonicus Carystius, Alexander des großen Ballschläger, der in seiner Kunst vortrefflich war, das Bürgerrecht schenkten, und Ehrensäulen aufrichteten. Folgende Stelle aus dem Athenäus bewrist ebenfalls, wie sehr die Griechen die Sphäristik geliebet, und wie sehr die Zuschauer an den Verdiensten und dem Glücke der Spielenden Theil genommen haben. „Es war ein junger Mensch, erzehlt hier ein gewisser Damocrenus in Versen, ein Jüngling von ohngefähr siebenzehen Jahren, der sich im Ballspielen übte; er war aus der Insul Cos gebürtig, welche lauter göttliche Gemüther hervür zu bringen bestimmt zu seyn scheinet. Dieser wandte von Zeit zu Zeit seine Augen gegen die Zuschauer, und er mochte den Ball auffangen, oder zurückwerfen, so ließ er allezeit in seinen Worten und in seinen Bewegungen eine

Digitized by Google

so große Richtigkeit blicken, daß wir alle uns nicht enthalten konnten über so viele Unnehmlichkeiten unsers öffentlichen Beyfall zu bezeugen; und ich erinnere mich nicht jemals so was angenehmes und reizendes gesehen zu haben. Ich gestehe, daß, wenn ich noch längere Zeit daselbst geblieben wäre, ich unmöglich so großen Reizungen hätte widerstehen können, indem mich noch jetzt dieselben stark eingenommen haben."

Obgleich unter den verschiedenen Leibesübungen mit dem Balle viele waren, die man nur in freyer Luft, oder doch in den geräumigsten Oertern der Gymnasien, dergleichen die Xysten, (Xystus) d. i. die großen unbedeckten Gänge waren, ausüben konnte; so unterließ man doch nicht bey den Griechen in diesen Gymnasien einige Zimmer, so zu gewissen Arten der Sphäristik bequient waren, zu erbauen, welche Sphäristerien, genennt wurden. Man konnte solche Säle, wiewohl mit gewissen Einschränkungen, mit unsern heutigen Ballhäusern vergleichen. Die Römer, welche den Griechen in der Bauart ihrer meisten Gebäude folgeten, und dieses auch in ihren Palästris thaten, legten gleichfalls in denselben dergleichen Sphäristerien an. Auch Privatpersonen hatten sowohl in der Stadt, als auf dem Lande in ihren Häusern dergleichen. So gedenket der jüngere Plinius in der Beschreibung seiner beyden Landhäuser jedesmal auch eines Sphäristeriums. Die Uebungen der Sphäristik selbsten aber lassen sich füglich unter vier besondere Classen bringen, deren Unterschiede von der Dicke und Schwere der Bälle, welche gebraucht worden, hergenommen und bestimmt worden. Dahin gehört das Spiel mit dem kleinen Balle, das Spiel mit dem großen Balle, mit dem Balon, und endlich mit dem Corycus.

Die Bälle deren man sich im Spiele bediente, hießen im Griechischen σφαιραι deswegen, weil sie wie eine Kugel gebildet waren. Im Lateinischen wurden sie pilae, entweder vom Zeitworte πιλειν, austopfen, oder vom Hauptworte πιλλα herbenannt, welches einen Ball bedeutete, und vom Zeitworte πιλλω vibro, hergeleitet wurde. Aus πιλλα, dem deutschen Ball, machten die Teolier πιλλα, und daher kommt das lateinische Pila, und hieraus wieder Pila, so wie aus κονις, Cinis, entstanden ist. Festus bestätiget diese Wortableitung, wo man polit, politi für pila ludit findet.

Was die Materie dieser Bälle betrifft, so setzte man sie gewöhnlicher Weise aus verschiedenen Stücken Leders zusammen, welches weich und gegerbt war, oder man nahm auch andere Zeuge, nähete sie, wie einen Sack für das kugelförmige zusammen, und stopfte sie entweder mit Federn und Wolle, oder mit Mehl, oder mit Feigenkörnern, oder mit Sand aus. Die weichen Bälle waren am meisten im Gebrauche, weil sie am wenigsten schaden konnten und die Spieler auch am wenigsten ermüdeten. Die Größe derselben war unterschieden. Man hatte kleinere, Mittelgattungen und größere. Einige waren schwerer; andere leichter. Dies alles hatte seinen Einfluß auf die unterschiedenen Arten der Sphäristik. Es scheint übrigens nicht, daß die Alten auch hölzerne Bälle gebraucht, daß sie mit Maillen gespielt haben. Allein sie spielten auch mit gläsernen Bällen, oder Kugeln, davon hernach wird gedeut werden.

In Ansehung der Instrumente, deren man sich bediente um den Ball zu treiben, so gebrauchte man ausser der flachen Hand, welches das gewöhnlichste war, auch in gewissen Spielen die Füße. Manchmal wickelte man auch lederne Rieme ellichemal um die Hand, die fast ein Art von Panzerhandschuhen, oder Armschienen waren, vornemlich wenn man mit sehr großen und ausserordentlich harten Bällen spielen wollte. Man findet einen starken Beweis von dieser Gewohnheit auf der Rückseite einer bey dem Mercurialis in dessen Arte Gymnastica angetroffenen Schaumünze des Kayſers Gordianus des dritten, wo man drey nackende und mit einer Art von Schärpe umgürtete Athleten siehet, welche mit ihren linken Händen einen Ball, oder Balon, der noch einmal so groß, als ihr Kopf zu seyn scheinet, halten, und den sie allem Ansehen nach, mit ihrer rechten Faust, so mit einer Art von Panzerhandschuhen versehen ist, in die Höhe treiben wollen. Diese Arten von Panzerhandschuhen oder Armschienen vertraten ohne Zweifel bey den Alten die Stelle der Raketen und Schlagbretter, welche wahrscheinlicher Weise bey ihnen nicht üblich gewesen. Doch scheinet die Stelle bey dem Ovid im dritten Buche der Kunst zu lieben: reticulosque pilas leves fundantur aperto; nec, nisi quam tolles vila movenda pila est, das für Frauenzimmer nicht unschickliche Spiel mit glatten Federballen, welche mit Raketen getrieben werden, anzudeuten, obngeachtet ein berühmter Alterthumsforscher, Herr Büretteʼ diese Stelle ganz anderst erklärt und beybehauptet, es werde hierin ein ganz anderes Spiel bezeichnet, wo nemlich junge Mädchen auf einer darzu ausdrücklich gemachten Tafel eine Menge sehr glatten Kugeln auslegen, und sich bemühen mit einem gestrickten Netze diese kleinen Kugeln einzeln wegzuhaschen, ohne dabey die herumliegenden im geringsten zu berühren oder zu bewegen. Wir wollen nun von den unterschiedenen Bällen, und der Art sie zu behandeln selbst reden. Erstlich vom kleinen Balle. Die Uebungen mit diesem kleinen Balle waren die gewöhnlichsten, und wurden von den Aerzten am meisten gebilliget. Die Spieler standen nahe an einander gerad und aufrecht, und schickten sich die Bälle ohne ihren Platz zu verändern, von Hand zu Hand, mit der größten Fertigkeit zu. Spielte man aber mit einem etwas größern Balle, so brauchten die Spieler schon mehrere Bewegung in den Armen, auch konnten sie dem Leibe einen Schwung geben, und sich auf die Seite auslegen, oder überbeugen, wenn sie den Ball fangen wollten, je nachdem er nemlich aufsprang, oder zurück prellete. Bey einer dritten Art waren die Spieler weiter von einander entfernt, und theilten sich in zwo Banden. Die eine derselben blieb auf ihrer Stelle stehen, und trieb mit Gewalt, Schlag auf Schlag, den Ball auf die andere Seite, wo man alle Bewegungen machte ihn aufzufangen und zurückzutreiben. Zu dieser Art von Spiele gehören auch die Apotrophis, die Urania, und das Harpaston. Pollux beschreibt uns das erste, dessen Name von απορεγγνυμι, abrumpo, frango, herkommt, folgendermaßen. Einer warf den Ball etwas schief gegen die Erde, dergestalt, daß der Ball, wenn er wieder aufsprang, auf andere Spieler traf, die ihn wieder gegen die Erde schlugen, wodurch er dann zum zweytenmale gegen die andere Seite zusprang. Hier verfuhr man ebenso, und das so lange, bis einer von den Spielern des Balls verfehlte, wobey man denn sorgfältig die Anzahl der Sprünge des Balls zählete. Bey der Urania bückte sich einer von den Spielern rückwärts, und schmiß den Ball in die Luft, den ein anderer im Springen mußte zu fangen suchte, und zwar ehe er auf die Erde fiel, welches eine sehr große Richtigkeit bey dem, der den Ball fieng, er-

Digitized by Google

foderte. Das Harpaston, vom griechischen ἁρπάζω, rapio, gehörte auch zu den Uebungen mit dem kleinen Balle. Galen und Athenäus gedenken deſſelben. Wenn man es ſpielen wollte, ſo theilte man ſich in zwey Haufen, welche ſich gleich weit von einer Linie, στοῦρος genannt, die man mitten auf dem Platz machte, und auf welche man den Ball legte, entfernten. Man zog hinter einem jeden Haufen noch eine andere Linie, welche von beyden Seiten die beſtimmten Grenzen des Spiels anzeigte. Darauf liefen die Spieler von jeder Seite gegen die Linie in der Mitte zu, und jeder ſuchte ſich des Balls zu bemächtigen, und ihn ſodann über eine von dieſen beyden Linien, ſo das Maal bemerkten, wegzuwerfen; da dann indeſſen die von der Gegenpartey alles mögliche thaten um den Ball gegen die andere Linie hinzuwerfen. Dieß verurſachte einen hitzigen Wettereifer unter den Spielern, welche nach dem Balle griffen, und ihn mit Armen und Beinen unter mancherley Liſt fortſtießen, wobey einer den andern herumjagte, und ſie ſich mit Fäuſten ſchlugen und auf der Erde herumwälzten. Endlich fiel der ausgeſetzte Gewinn der Parthey zu, welche den Ball über die Linie, ſo das Erdreich ihrer Gegner einſchränkte, geworfen hatte. Die Uebung mit dem großen Balle war von den vorhergehenden unterſchieden, nicht allein in Anſehung der Größe des Balls, ſondern auch in Anſehung der Bewegungen mit den Armen. Denn in den vorhergehenden Arten der Sphäriſtik hielten die Spieler beſtändig ihre Hände weit niedriger, als ihre Schultern. Bey dieſem aber ſtreckten die Spieler ihre Hände über den Kopf hinaus, drehten ſich auch öfters auf der Spitze des Fuſſes herum, und thaten allerley Sprünge, um die Bälle, welche ihnen über die Köpfe giengen, zu erhaſchen.

Die dritte Art der bey den Griechen bekannten Sphäriſtik war die Uebung mit dem Balon, die σφαῖρα κῦπα genennt wurde. Dieß Spiel muß wegen der ausnehmenden Größe des Balons ſehr ermüdend geweſen ſeyn, und jene drey Bälle, die auf der oben angeführten Medaille erſcheinen, ſind zuverläßig ſolche Balons geweſen; und das um ſo viel mehr, weil die drey Athleten mit ledernen Riemen an den Händen verſehen ſind, welches die Anwendung einer gewaltſamen Kraft im Schlagen derſelben vorausſetzt.

Das Spiel mit dem Corycus, welches die vierte Art der griechiſchen Sphäriſtik ausmacht, und das einzige iſt, von dem Hippocrates de diæta geredet, der es κωρυκομαχίη nennt, und mit des Arztes Aretäus ſeiner κωρυκοβολίᾳ einerley iſt, beſtund darinnen, daß man vermittelſt eines Seils an der Decke eines Saales eine Art von Sack aufhieng, den man für ſchwache Perſonen mit Meel und Feigenkörnern, für die ſtärkern aber mit Sand anfüllete. Dieſer Sack hieng bis an den Gürtel derjenigen, die damit ſpielten, herunter. Dieſe nahmen den Sack mit beyden Händen, trugen ihn ſo weit, als das ſich um den Bogen verkürzende Seil ihnen erlaubte, ließen den Sack fahren, liefen ihm nach, und wann er wieder auf ſie zukam, ſo giengen ſie zurück, um ſeinem gewaltſamen Stoße mit gleicher Geſchwindigkeit auszuweichen. Langte er im Rückwege nun wieder am erſten Ziele an, ſo faßten ſie ihn wieder mit den beyden Händen, ſtießen ihn mit allen Kräften vor ſich her, und ſuchten ihn darauf, ohngeachtet ſeines gewaltſamen Stoßes, mit dem er zurückkam, entweder mit dem Vorhalten der Hände, oder blos mit der Bruſt, daß die Hände auf dem Rücken lagen, aufzuhalten. Mithin trieb ſie die Gewalt des geſchnellten Sacks nothwendig aus der Stelle, die ſie einnahmen, wenn ſie nicht recht feſt ſtunden. Antyllus beſchreibt uns bey dem Oribaſius den Corycus auf dieſe Art, den einige Critiker mit dem Balonſpiele irrigerweiſe vermengt haben.

Die Sphäriſtik war nicht blos ein Gegenſtand der Gymnaſtik, ſondern auch der griechiſchen Arzneykunſt. Die Aerzte legten dieſen Leibesübungen mancherley Vortheile bey. Sie glaubten, daß die Uebung mit dem kleinen Balle ſehr dienlich wäre die Aerme, die Muſkeln im Rücken und in der Bruſt zu ſtärken. Auſſerdem macht ſie, ihnen zu folge, den Kopf gelenker, befördert die Klarheit des Geſichts, macht den Rückgrad durch die vielen Biegungen geſchmeidiger, und giebt den Beinen und Schenkeln Feſtigkeit. Die Uebung mit dem großen Balle ſoll alle dieſe Vortheile noch weit würkſamer hervorbringen, weil die Bewegungen dabey heftiger ſind. Aber eben dieſer allzuheftigen Bewegungen wegen hielten die Aerzte nicht gar viel auf den Balon. Uebrigens hielten ſie dieſe Uebungen den mit dem Schwindel behafteten Perſonen nicht für zuträglich, und zwar wegen des zu häufigen Herumdrehens des Kopfs und der Augen. Die Bewegung mit dem Corycus hielten die Aerzte für ein gutes Mittel wider die Muſtigkeit des Körpers und um die Muſkeln zu ſtärken; ſie glaubten auch, daß die wiederholten Stöße, wenn ſolche einen ſtarken Körper fänden, dem Magen und den Gedärmen nicht ſchädlich wären. Aretäus empfiehlt dieſes Spiel vorzüglich den Ausſätzigen.

Wir wollen nunmehro das römiſche Ballſpiel betrachten, und dasjenige bemerken, was die Römer von den Griechen in dieſem Stücke der Gymnaſtik entlehnt, und was ſie darzugeſetzt haben. Man findet aber in dieſem Theile der römiſchen Alterthümer nur vier Arten der ſphäriſtiſchen Uebungen, nemlich den Balon, *follis*, den Ball mit dem Beynamen *Trigonalis*, den Dorfball, *pila paganica*, und das Harpaſtum. Der Arzt Cölius Aurelianus begreift dieſe vier Arten unter dem allgemeinen Ausdrucke, *ſphæra italica*, und der Dichter Martial hat ihrer zuſammen in folgenden Verſen gedacht:

Non pila, non follis, non te paganica thermis
Præparat, aut nudi ſtipitis ictus hebes:
Vara nec injecto ceromate brachia tendis;
Non harpaſta vagus pulverulenta rapis.

Der Follis war entweder ein größerer, oder ein kleinerer. Den großen ſchlug man mit Handſchuhen an der Hand, wie wir oben ſchon angezeigt haben. Den kleinen ſchlug man mit der bloſen Fauſt, weswegen man ihn auch ſollis pugillaris oder pugilatorius nennte. So ſagt ein Sclave zu einem Sclavenhändler bey dem Plautus: ex templo hercle ego te ſollem pugilatorium faciam, & pendentem incurſabo pugnis, perjuriſſime! d. i. ich will dich wie einen Balgn in die Luft ſchlagen, und dich ſo mit Fauſtſchlägen verfolgen, daß du nicht auf die Erde zu ſtehen kommen ſollſt, du meineidiger Schelm! Man nennte ihn auch *folliculus*, und Sueton führt ihn, als einen Zeitvertreib des Auguſts an: exercitationes campeſtres equorum & armorum ſtatim poſt civilia bella amiſit, & ad pilam primo, folliculumque tranſiit. „ Einige Kunſtrichter haben aus dem Verſe des Martials: plumea ſeu laxi partiris pondera follis, ſchlieſſen wollen, daß dieſer Balon mit Federn ausgeſtopft geweſen. Wahrſcheinlicher aber iſt es, daß die bloſe Leichtigkeit des Balons das Beywort plumea hervorgebracht. Eben dieſe Leichtigkeit verdurte

Digitized by Google

derte die Abmattung des Körpers bey diesem Spiele. Es konnten sich also die Kinder, die Alten und die Wiedergenesenden desselben bedienen. Deswegen sagt Martial: Ite procul juvenes, mitis mihi convenit ætas: solle decet pueros ludere, solle senes.

Das Ballspiel *trigonalis* wurde mit einem kleinen Balle gespielt. Seinen Namen hat er nicht von seiner Gestalt, sondern von der Anzahl und dem Stande der Spieler, die in einem Dreyecke stunden, und einander bald mit der rechten, bald mit der linken Hand den Ball zuschlugen; und der, welcher den Ball verfehlte, hatte die Parthie verlohren. Captabis tepidum dextra lævaque trigonem, sagt Martial. Petron scheint bey dem Gastmale des Trimalcions ebenfalls von diesem Spiele zu reden. Hier ist die deutsche Uebersetzung dieser artigen Stelle: „Gleich Anfangs bekamen wir einen alten kahlköpfigten Greis zu sehen, der mit einem rothen Rocke bekleidet war, und mit jungen langlockigten Knaben Ball spielte. Nicht sowohl diese artigen Jungen, als vielmehr der Alte, der sich in Tanzschuhen also mit dem Balle ergötzte, zog unsere Blicke auf sich. Wir bemerkten, daß er sich derer Bälle, die einmal die Erde berührt hatten, nicht mehr bediente, sondern daß ein Sclave, welcher deren einen Sack voll hatte, so viel, als nöthig waren, den Spielern austheilte. Wir erblickten auch noch andere sonderbare Dinge. Zwey Verschnittene stunden einander an den Schranken gegenüber, wovon der eine einen silbernen Nachttopf hielte, der andere aber die Bälle zehlte, nicht diejenigen, welche in der Luft waren, und welche die Spieler einander zuwarfen, sondern solche, welche auf die Erde fielen. „ Wir bemerken noch drey lateinische Ausdrücke, die sich auf dieß Spiel beziehen. Wenn der erste, der beste Spieler bey dem ersten Sprunge den Ball fieng, so hieß dieß raptim ludere. Wenn der Spieler unter allerley täuschenden Stellungen und Bewegungen den andern Spielern den Ball zuschickte, so hieß dieß datatim ludere. Endlich wenn die Spieler einander zurückstießen um den Ball zu erhaschen, so nennte man dieß expulsim ludere. Diese unterschiedene Arten des Spiels enthalten folgende dem Lucan zugeeignete Verse: Nec tibi mobilitas minor est, si forte volantem aut geminare pilam juvat aut revocare cadentem, & non sperato fugientem reddere gestu.

Die Pila paganica war nicht blos den Bauern eigen. Er war auch in den Thermis und Gymnasien üblich. Die Bälle, deren man sich bey diesem Spiele bediente, waren von leder, und man stopfte sie mit Federn dichte voll, wodurch sie eine ziemliche Härte bekamen. Sonsten übertrafen sie an Größe nicht allein den Trigon, welcher der kleinste unter allen war, sondern auch die römischen Balons oder follicolos. Die Härte dieser Bälle und ihre Größe machten ihr Spiel ermüdender.

Die letzte Art der römischen Sphäristik, oder des Harpastum war von dem griechischen Harpastum nicht unterschieden. Wir bemerken also nur noch, daß man dieß Spiel auf einem sandigten Boden trieb, daß der dabey übliche Ball von der kleinen Art war, und man sich dabey mehr der Hände, als der Füße bediente, wie dieß aus des Martials Epigramm: hæc rapit Antæi velox in pulvere Draucus, grandia qui vano colla labore facit, und aus folgenden Versen des nemlichen Dichters erhellet: Sive harpasta manu pulverulenta rapis. Non harpasta vagus pulverulenta rapis. Außer diesen Arten des Ballspiels entdeckt man aus einer alten Aufschrift, so 1591. unter dem Pabste Innocentius IX. gefunden worden, und die noch heut zu Tage an einer Mauer des Vaticans befestiget zu sehen, eine andere ganz besondere Gattung, nemlich das Spiel mit dem gläsernen Balle. Der Marmor, auf dem diese Schrift zu lesen, ist zehen Palmen hoch und fünf breit. Gruter hat sie seiner großen Sammlung einverleibt, und Franz Maria Turrigius hat sie 1630. mit seinen Anmerkungen drucken lassen. Diese Aufschrift ist in jambischen Versen abgefaßt, und man glaubt, sie schreibt sich aus den Zeiten der Hadrians und der Antonjner her. Hier ist sie:

Vrsus togatus vitrea qui primus pila
Lusi decenter cum meis lusoribus
Laudante populo maximis clamoribus
Thermis Traiani thermis Agrippæ & Titi
Multum & Neronis si tamen mihi creditis
Ego sum ovantes convenite pili crepi
Statuamque amici floribus violis rosis
Folioque multo atque vnguento marcido
Onerate amantes & merum profundite
Nigrum Falernum aut setinum aut cæcubum
Vivo ac volenti de apotheca dominica
Vrsumque canite voce concordi senem
Hilarem iocosum pilicrepum scholasticum
Qui vicit omnes anteceſſores suos
Sensu decore atqtte arte subtilissima
Nunc vera versu verba dicamus senes
Sum victus ipse fateor a ter consule
Vero patrono nec semel sed sæpius
Cujus libenter dicor exodiarius.

Wir bemerken bey dieser Aufschrift, (davon man den obangeführten Schriftsteller im zwölften Theile des Grävischen Schatzes der römischen Alterthümer nachlesen kann,) daß sie das einzige uns bekannte Denkmaal ist, darinnen des Spiels mit dem gläsernen Balle Meldung gethan wird. Wahrscheinlicherweise sind sie hohle gläserne und nicht gar große Balons gewesen, die man durch verschiedene Schläge, so sie mit der flachen Hand empfiengen, beständig in der Luft zu erhalten suchte, um zu verhindern, daß sie nicht an eine Mauer stießen, oder auf die Erde fielen, weil sie alsdann wären zerbrochen worden: daß pila vitrea eine hohle gläserne Kugel anzeigen könne, lehret die Stelle des Naturforschers Plinius: Cum, *addita aqua, vitreæ pilæ* sole adverso in tantum exardeſcant, ut veſtes exurant.

Der Ausdruck pilicrepus, welcher in dieser Aufschrift zweymal, und auch bey dem Seneca in dem sechs und funfzigsten dessen Briefe vorkommt, hat mancherley Auslegungen bekommen. Einige haben darunter einen Barbier verstanden, unter dessen Scheermesser und Scheere die Haare mit einem Geräusche herabfielen. Andere haben den Knecht darunter verstanden, der in den Bädern das Feuer in dem Hypocauſtum unterhalten mußte, und zu diesem Endzwecke Pechkugeln, die ein Krachen verursachten, hineinwarfen. Alle beyde Auslegungen werden durch die angeführte Aufschrift widerlegt, aus welcher erhellet, daß pilicrepus nichts anders, als einen Ballspieler anzeige, der von dem Gebäude, das die Bälle machen, entweder wann sie den Schlag von der flachen Hand erhielten, oder wann sie an den Boden und die Wände des Ballhauses, welche gemeiniglich getäfelt waren, anstießen, also genennt wurden, dieß kann man aus diesen Versen des Statius, wo er die Bäder des Etruscus beschreibt, sehr deutlich schließen:

Quid nunc strata solo referam *tabulata*, *crepantes*
Auditura pilas; ubi languidus ignis inerrat
Aedibus, & tenuem volvunt hypocausta vaporem?

Und so muß man auch die Stelle des Seneca nehmen,

wo er sagt: si vero pilicrepus supervenerit, & numerare coeperit pilas.

Ball, Werkzeug des Ballspiels, wird von Stückchen Tuch verfertiget, die man, um sie zu dieser Arbeit bequem zu machen, in einer bestimmten Länge und Breite schneiden muß. Man rollt sie hierauf alle an einem Ende mit zween Fingern so zusammen, wie man eine Haarlocke zusammenrollt, wenn man sie in Papillotten wickeln will. Man vertheilt hierauf das überbliebene in den Händen auf allen Seiten, bis eine kleine runde Kugel, so groß wie eine Nuß daraus wird, und dieses nennet man den Kern; alsdann wickelt man auf jeder Seite noch andere Stückchen Tuch um diesen Kern, bis er ohngefehr zwey Zoll dick wird. Denn die Bälle müssen nach Proportion des Ballhauses kleiner seyn, wenn das Ballhaus kurz ist, und größer, wenn es etwas lang ist. Den gefertigten Kern trägt man auf die **Ballschachtel**, so ein Stück rund gedrechseltes Holz, dessen Oberfläche am oberſten Ende hohl ist; auf dieser Hohlung welzt man den Ball mit der Hand hin und her, und schlägt ihn mit der andern Hand mit einem kleinen Eisen, um ihn zu verdichten und zugleich rund zu machen. Um gewiß zu seyn, daß er die verlangte Form hat, nimmt man eine **Ballform**, die ein kleines Brett ist, welches sich mit einem kleinen Griffe endiget. Durch dieses Brett ist ein rundes Loch gebohrt, zu welchem man verschiedene Maaßen hat. Der Ball muß just durch die Form gehen, die man gewählt hat; sodann wird er mit verschiedenem weichen Bindfaden umwickelt. Der dazu bestimmte Bindfaden heißt Ballbindfaden, er ist wenig gedrehet, damit er leicht gedrücket werden kann. Zuletzt wird der fertige Ball entweder überstrickt, oder mit Tuch überzogen. Die Geschicklichkeit den Ball zu überstricken, ist ordentlicher weise das Meisterstück derjenigen, so Meister zu werden verlangen. Das Ueberziehen mit Tuch hingegen ist gemeiniglich das Geschäfte der Weiber, die auch zugleich die schadhaft gewordene ausbessern, und sie in einem Sack worin Kreidenstaub befindlich wieder weiß machen, damit man die Bälle desto weiter sehen und die aufgefahrne Räthe desto eher gewahr werden kann.

Hiervon hat das Ballspiel, oder die Kunst den Ball in den Ballhäusern zu schlagen den Namen. Mit kleinen leichten Federbällen (Volante) die durch **Rackets** fortgeschlagen werden, spielt man auch schon in gemeinlichen Stuben oder Sälen.

Die beſsenbeinern runden Kugeln, deren man sich zum Billardspielen bedient, werden auch Bälle genannt.

Ball- oder Raquettenmacher. Die Zunft der Ball- und Raquettenmacher, und der eigentlich sogenannten Bälle, ist im Jahre 1610. in Frankreich unter die Handwerke aufgenommen worden. Die Meister dieser Kunst haben allein das Recht ein Ballspiel zu halten und die Raquetten und Bälle zu verfertigen, welche bey dem Spiele mit Volanten gebraucht werden.

Alle körperliche Uebungen, die an beſtändige Regeln gebunden sind, haben sich mit Recht den Namen der Künste erworben, auch ist es bekannt genug in was für Achtung das künstliche Ballspiel bey den alten Griechen und Römern gewesen, nicht weniger hat man ehedem an verschiedenen deutschen Höfen, auch auf Universitäten Ballhäuser gehabt, die aber gröſstentheils wegen grober Mißbräuche und kostbaren Unterhaltung abgeschafft worden.

Ball- und Raquetenmacherkunst. Die Ballmeister verfertigen zwo oder drey Arten von Raquetten, die ordinaire Raquette zum Ballspiele, die Raquette **Demi-paume** genannt, und die Raquette zum schlagen.

Die ordinaire Raquette hat einen Kopf acht Zoll lang, ist in der Mitte 5 Zoll breit, der Griff mit dazwischen liegender Leiste ist 15 Zoll lang, das Holz der ganzen Raquette ist anderthalb Zoll dicke.

Die halbe Paume ist eine Raquette von dünnerem Holze, folglich ist sie leichter.

Die Raquette zum schlagen, ist eine ganz gerade Raquette, welche dem Battoir ähnlich, und etwas schwäler als die ordinaire Raquette ist.

Zu Verfertigung der Raquetten braucht man folgende Materialien. Eschenholz, Linden- oder anderes weiſses Holz, Saiten oder Bindfaden von Därmen, Sennen aus den Hinterbeinen des Ochsen zuſzäden gemacht, Pergament, Leim, weiſses Schaafleder, geſsebte Sägeſspäne von Eichenholze.

Das Eschenholz ist das einzige, woraus gute Raquetten gemacht werden können. Man bedienet sich der Stammenden von jungen gefunden Bäumen, zerſspaltet sie in Pfäle, schneidet sie auf der Schnitzbank glatt, suchet die Mitte eines jeden Pfals, bezeichnet sie, sucht die Mitte von jeder Hälfte des Pfals auf, bezeichnet sie gleichfalls, trägt die so behandelte Pfäle in den Kessel, füllt ihn mit Waſsser, beſschwert die Pfäle mit einem Stein, läßt sie einige Tage im Waſsser kalt weichen.

Will man die Arbeit der Raquette anfangen, macht man unter den Kessel ſstarkes Feuer, läßt die Pfäle eine gute Stunde durchkochen, trägt sie noch heiß in die Raquettenform, die aus einem anderthalbzolligen Stück eichnen Bret beſstehet, wie der Kopf einer Raquette zugeſschnitten ist, und auf einem Werktiſsche lieget, an den es durch eine dicke eiſserne Schraube feſst angemacht ist.

Dieſse Form hat drey dicke runde Brustbret zapfen, die man hineinſsteckt, und nach Gefallen herauszieht, um den Pfal zu zwingen die verlangte Geſstalt anzunehmen.

Eines von den nöthigſsten Werkzeugen ist das, was dieſser Künſstler das pantoffelhölzerne Brustbret nennt. Es beſsehet aus einem kleinen Brete ohngefähr 6 Zoll ins Gevierte, auf welches ein Stück Pantoffelholz geleimt ist, und woran man einen Riemen macht, der über den Hüften zugeſschnallt wird, damit der Arbeiter ein Stück von der Raquette an den Leib ſstämmen könne.

Ist die Raquette zuſammen geſschnürt, so trägt man ſie noch warm auf die Dreſsbank, und indem man ſie mit vielen Gewichten beſschwert, auch mit Klammern und Halten drängt, so dreſsirt man ſie, oder giebt ihr die Krümme, die ihr Kopf haben muß; damit aber ihre Schenkel beym erkalten nicht wieder zuſammen fallen, ſso ſstützt man ſie mit zwey Linialen, deren eines von Eiſsen, das andere von Holz ist, und **Cabilleto** genannt werden.

Jeder griff einer Raquette ist mit einem **Etancon** verſsehen, ſso eine platte Leiſste von Lindenen- oder andern weiſsen Holze ist. Dieſser Etancon wird gehörig zugeſschnitzt, und zwiſschen die beyden Stücke der Raquette gelegt, welche den Griff derſselben auszumachen beſstimmt ſsind, denn er erfüllt den Hals der Raquette.

Nunmehr trägt man die kalt gewordene Raquette auf den **Billot**, der eine Art eines niedrigen viereckigten Werktiſsches iſst, das Tiſschblatt ist mit Hacken und Klammern verſsehen, ſso wie auch in deſselben Dicke viel in die Runde und Länge gehende Vertiefungen angebracht ſsind, um die Raquette in der Arbeit feſst zu halten.

Wenn auf gedachtem Tiſsch die Raquette gehörig planirt, auch der inwendige Umfang des Kopfes mit einer Holzfeile rund gemacht ist, ſso ſsteckt der Künſstler den Etancon an ſeinen Ort, und vergleicht ihn mit der Feile ſso, daß er recht paßt, und den Hals der Raquette völlig einnimmt, er ſschnallt ein anders Brußbrett von

Digitized by Google

von Buchsbaum um, auf deſſen Mitte eine Vertiefung iſt, in welche das oberſte Ende des Bohrers paßt, der von Eiſen iſt, und ſich mit einer Spitze endiget, die ſich zwiſchen zwo ſcharfe Seiten erhebt, mit dieſem Werkzeuge fängt er an, ein Loch zu bohren, in welches der Kopf eines Raquettennagels zu ſtehen kommen ſoll.

Den hineingeſchlagenen Nagel trägt man auf den Ambos, der nichts weiter als eine auf einem runden Klotze ſtehende ziemlich dicke eiſerne Spitze iſt, in deren Nachbarſchaft eine eiſerne Platte, die ſich viereckig mit einer doppelten Scheide endiget, und die Schere genannt wird. Die Schere wird gebraucht, um die Spitze des Nagels, wenn er zu lang, abzubrechen. Auf dem Ambose aber beugt man die Spitze um, leget ſie in ihre Fuge, und vernietet ſie.

Eine gute Raquette muß oben am Kopfe, und an den Schenkeln platt ſeyn, um ihr dieſe Geſtalt zu geben, bedienet man ſich der Chevrette und der Preſſe.

Die Chevrette iſt von Eiſen, beſteht an einem Ende aus einer breiten Klammer, der Ueberreſt iſt ein viereckiger eiſerner Stängel, der ſich mit einem Haken endiget. Man legt es an den Hals der Raquette, und der Stängel, der der Länge nach, mitten auf den Kopf der Raquette zu liegen kommt, gehet über ſelbige etwas heraus. In dieſe Zwiſchenräume treibt man zwey hölzerne Keile, weil aber dieſer Druck das Herausſtehen der Schenkel verurſacht, ſo hilft man dieſem Uebel durch die Preſſe ab, in deren Einſchnitte man die Raquette horizontal legt.

Nunmehr iſt es Zeit die Raquette zu bohren, wenn alle zum Bohren beſtimmte Löcher durch einen Punct bezeichnet worden, ſetzt ſich der Arbeiter auf die Bohrbank, vor ein kleines viereckiges Käſtchen, auf welchem zwey Zacken mit Leder umhüllt, aufgepflanzt ſind. Er bohrt 18 Löcher am Kopfe, den zuviel an den Schenkeln, und am Halſe, von der Größe einer Linie. Das übrige wird mit einem noch einmal ſo feinen Eiſen gebohrt. Die vier letzten großen Löcher des Halſes müſſen quer durch den Ekancon gebohrt werden, die ſechs Löcher, die in der Krümmung der Raquette auf der erhabenen Seite ſind, werden ſo gemeiſelt, daß ſie hin und her zuſammenlaufen: alle große Löcher ſind zu den Montanten, und die kleinen zu den Traverſen beſtimmt. Nun wird die Raquette zuerſt mit den Krazeiſen, dann mit der Hundshaut polirt, mit einer Binde von eiſernen Drat umgeben, ſodann in den Ofen gebracht, um die Caſtanienfarbe anzunehmen.

Das Feuer im Ofen wird mit wohlgeſiebten Sägeſpänen gemacht, und unterhalten, und die Raquette erſt nach zwey oder drey Tagen aus dem Ofen genommen: der Rauch dieſer Sägeſpäne färbt das Holz ſehr gut, und jetzo kommt es nur noch darauf an, den Ekancon mit Sennen zu überziehen, und zu überſtreichen. Er wird von oben bis auf den dritten Theil ſeiner Länge mit Sennen überzogen, und Pergament darauf geleimt, um dem weichen Holze die erforderliche Feſtigkeit zu geben. Die Sennen werden aus der Kniekehle und dem hinteren Fuße eines Ochſen genommen und zu Fäden gemacht. Man ſpannt ſie in gleicher Dicke aus, überſtreicht ſie mit Leim, fährt mit dem Glättzahn, ſo ein kleines Inſtrument von zarten Knochen iſt, drüber, und läßt die Sennen trocknen. Nun ſchneidet man Papier auf den Ekancon zu, um darauf Pergament zu ſchneiden. Man ſchneidet zu einem Ekancon zwey Stück Pergament, zu jeder Seite eins; dieſe aufgeleimte Stücke müſſen jedoch nicht weiter als die Sennen gehen. Der Ekancon erhält hierdurch ſeine gehörige Figur, und es bleibt nur das Ueberſtricken der Raquette übrig.

Zum Ueberſtricken bedient man ſich Bindfaden von Rindsdärmen, verſchiedener Dicke: die ſo man zu den Montanten braucht (ſo heißen die Reihen ſo von oben herunter gehen) müſſen die Dicke des gewöhnlichen Bindfadens haben, und der ſo zu den Traverſen beſtimmt iſt (ſo nennt man die Reihen, welche die Montanten durchkreuzen) muß um die Hälfte dünner ſeyn. Der ganze Raum des Raquettenkopfs wird ſolchergeſtalt mit viereckigen Maſchen angefüllt, alle Löcher der Raquette dienen zum Durchziehen des Bindfadens. Der Montanten ſind 18, der Traverſen aber 32.

Ball im Bruchband, iſt derjenige Theil des Bruchbands, der auf die Oefnung, wodurch der Ausfall der ausgetretenen Theile geſchehen, zu liegen kommt, um dieſelben, nachdem ſie wieder zurückgebracht worden, in ihrer natürlichen Lage zu erhalten. Das übrige leſe man unter dem Titel: Bruchband nach.

Ballade, war ehemals in Frankreich übliche Art von kleinen Gedichten. Sie beſtunden ordentlich aus drey Abſätzen, die gleiches Sylbenmaas und einerley, entweder männliche, oder weibliche Reimarten hatten. Am Ende eines jeden Abſatzes wurde der Endvers der vorhergehenden wiederholet. Zuletzt wurde die Anwendung und Anrede an eine Perſon gemacht, welche ſich auf eben die Art, wie die vorhergehenden Abſätze, endigte. Die Länge der Abſätze war unbeſtimmt, ſie konnten vier, ſechs, acht bis zwölf Verſe haben. Marot, der zu Anfang des ſiebenzehnten Jahrhunderts lebte, hatte die Ehre der Erfindung dieſer Dichtungsart, die heut zu Tage ganz aus der Mode gekommen iſt. Die Wendungen, die Gedanken, Einfleidung, Verſification mußte auſſerordentlich leicht ſeyn, wenn ſie gefallen ſollten. Doch haben einige neuere Dichter der Engländer und Deutſchen dieſen kleinen Liedern die Ehre erwieſen, ſie wieder hervor zu ſuchen. Sie haben keinen beſtimmtern Character, ſondern nehmen bald den Character des Singgedichts, bald des Madrigals, bald der Erzählung an. Einige davon ſind perſönliche Satiren; andere beurtheilen die Sitten, ohne die Perſonen anzugreifen. Die Baudevilles der Franzoſen gehören darunter. Eine auſſerordentliche Leichtigkeit des Stils, verdoppelte Reime und kleine Verſe, die die Mine haben, als wenn ſie ganz leicht gewürzte Moral, ſind die herrſchenden Züge dieſer Lieder.

Ballas, Ballasrubin, *rubinus balaſſus, balaſius, Palatius.* Der blaſſe Rubin. Er iſt in Vergleichung der andern hellroth, ſo daß er ins Fleiſch- und Roſenfarbe ſpielt, nicht ſelten auch in das blauliche fällt und etwas violetfarbig ſcheinet, oft fällt er ſo ſehr ins weiſſe, daß man ſeine Röthe kaum bemerken kann. Er wird viel häufiger und gröber angetroffen als der hochrothe Rubin, iſt aber auch ungleich wohlfeiler. Er wird von einigen, wiewohl irrig, für die Matrize oder Mutter, in welcher der Rubin entſtehet und ſich erzeugt, gehalten.

Ballaiſen, iſt das Werkzeug des Schreiners oder Tiſchlers und mehrerer Profeſſionisten. Es beſtehet aus einem ſchräge geſchliffenen Meiſſel, mit welchem er die Glieder der Rahmen vertiefet.

Ballel, iſt der Malabariſche Name der kriechenden Winde.

Ballen, Meerballen, *pila marina.* Ein rauher haariger, gelbbrauner Ball, mit einigen Sand- und kleinen Muſcheln vermiſcht, der am mittelländiſchen Meer

häufig gefunden werden ſoll. Man glaubt, die Steinhundsbaare, mancherley Moos und dergleichen Materien, würden am Strand aufgeſammlet, gereiniget und zu Ballen gemacht, die hernach verkauft und gegen die Kröpfe gebraucht zu werden pflegen.

Ballen, Kugeln, (*globi, orbes, tourteaux*) heißen in der Wappenkunſt alle zirkelrunde Figuren, welche durchaus mit Farbe tingiret ſind. * Sie unterſcheiden ſich von den Ringen dadurch, daß ſie das Feld in der Mitte nicht durchſcheinen laſſen; und von den Pfennigen dadurch, daß ſie nicht von Metall, ſondern von Farbe ſind. Sie werden auf den Wappen, bald einzeln, bald in Mehrheit, gefunden: und ihre Größe richtet ſich, theils nach ihrer Anzahl, theils nach der Größe des Feldes, worauf ſie ſtehen.

Die alten Herolde nennten jede runde Figur, auſſer den goldenen, einen Ball (*pila*); einige neuere haben dieſen Namen inſonderheit nur den ſchwarzen, und einige andere ebendenſelben nur den ſilbernen Kugeln beylegen wollen; einige haben die goldenen Kugeln Dillen, und wieder einige die ſilbernen, Pasteten (*artocreas* oder *artocopa*) genennt; ja einige ſind noch weiter gegangen, und haben für jede Farbe einen beſondern franzöſiſchen und lateiniſchen Namen erfunden, welches alles aber nur dazu diente, Verwirrung anzurichten. Heut zu Tage hat man nur zweyerley Species von runden Figuren: Ballen und Pfennige; die erſtern, (als wovon hier die Rede iſt) bedeuten allemal einen erhabenen oder gewölbten Körper, als Brod, daher der franzöſiſche Name Tourteau kommt, die andern aber einen platten Körper, als Geld. Man findet auch Pfennigballen (*besanstourteaux* oder *tourteauxbesanz*) welche halb von Metall, und halb von Farbe ſind. Da aber die Bedeutung dieſer zweyerley Figuren ſo ſehr verſchieden iſt, ſo ſcheint die Figur, worein Farbe und Metall den runden Körper theilen, eine unregelmäßige Erfindung zu ſeyn.

Ballen, heißt der hinterſte Theil an des Hirſchens Fuß, womit er auf die Erde tritt, und wird ſolcher zu den 7 Hauptzeichen gerechnet, wodurch ein Hirſch an der Fährte von einem Thier, doch mit Zuziehung mehrerer Zeichen unterſchieden wird.

Ballen der Buchdrucker, ſind die Werkzeuge, womit die Farbe auf die Lettern getragen wird. Der Drechſler drehet von Lindenholz eine auf der einen Seite etwas ausgehohlte auf der andern aber ausgebogene Scheibe in der Größe eines Tellers. In die Mitte der ausgebogenen Seite ſetzet er einen Griff. Die hohle Seite wird mit dem Ballenleder überzogen, welches, nachdem man es mit Pferdehaaren loſer ausgeſtopft, am Rande herum mit einigen Zinnen angeheftet wird. Das Leder iſt Thranleder, oder ein halbgewalktes zartes und geſchmeidiges Schaaffell oder auch Hundsleder. Die Pferdehaare werden erſt kraus geſponnen, damit ſie ſich deſto beſſer auseinander ſtreben, werden allemal über den andern Tag heraus genommen, damit ſie abtrocknen, und inzwiſchen ihre Stelle durch andere erſetzet. Damit die Ballen fein geſchmeidig bleiben und die Farbe wohl annehmen, wird das Leder davon täglich etliche mal mit Bier benetzt. Auſſer dem Gebrauche liegen die Ballen auf den Ballenknechten, d. i. auf zweyen an der Vorderwand des Druckſtelles angebrachten Hölzern. Im Gebrauche hat der Buchdrucker in jeder Hand einen Ballen, reibet die Leder derſelben aneinander, um die Farbe darauf recht gleich auszutheilen, ſetzt alsdenn beyde Ballen auf die Lettern von einer Stelle zur andern, einen auf die eine, den andern auf die andere Formhälfte, und wieget ihn darauf rechts und links, um die Farbe an den Lettern wohl haften zu machen.

Der Formſchneider bedient ſich auch eines, aber hölzernen, Ballens, der gleichfalls auf der Rückſeite einen Griff hat. Der Gebrauch iſt folgender. Wenn er zu einer Vorform (ſ. Vorform), welche nemlich blos den Umriß der Figuren abzudrucken dienet, die Paſſer (ſ. Paſſer) oder beſondere Formen, die dieſe Figur mit dieſer, jene mit jener Farbe auszufüllen dienen, ſo ſchneiden will, daß die Zülingen in die Umriſſe genau paſſen; ſo überziehet er die Vorform mit Wachs, klebet einen Bogen Papier wohl darauf an, und reibet das Papier mit dem, mit Waſſerblau beſtrichenen, Ballen. Das Waſſerblau haftet nur auf den erhöheten Theilen der Vorform, worauf das Papier aufliegt, nicht aber auf den tieferen, über welchen das Papier hohl lieget. Er bekommt alſo auf dem Papiere einen vollkommenen Abriß, welchen er auf die Weiſe, die im Artickel Formſchneider beſchrieben wird, auf das neue zum Paſſer beſtimmte Brett abträget und alsdenn ausſchneidet.

Ballen, heißt auch bey den Papiermachern eine Quantität Papier von zehn Rieß.

Ballen, heißen eine gewiſſe Quantität oder Parthey Kaufmannsgüter, oder Waaren, die ordentlich zuſammengepackt, äuſſerlich aber mit Leinwand, Matten, Stroh ꝛc. umſchlagen, und mit Stricken zuſammengebunden ſind, damit ſie nicht durch Regen und Schnee verderben. Ehe man ſolche Ballen den Schiffern oder Fuhrleuten zum weitern Tranſportiren übergiebt, werden ſie mit einem beſondern Zeichen des Kaufmannes, welcher ſie ſendet, oder an welchen ſie gehen ſollen, und einer gewiſſen Nummer gezeichnet. Man ſetzt auch insgemein dieſe Zeichen und Nummern in die Frachtbriefe, und fügt auch wohl das Gewicht und die dafür bedungene Frachtkoſten bey. Je gröber die Genauigkeit iſt, deſtoweniger können Irrungen vorgehen.

Es ſind auch beym Handel dieſe Redensarten gewöhnlich: **Waaren unter Stricken in Ballen**, oder **in Ballen unter Stricken verkaufen**. Man verſtehet darunter, die Waaren en gros nur nach kleinen vorgezeigten Muſtern verkaufen, ohne ſie auszupacken, oder die Stricke davon wegzunehmen und die Ballen zu öffnen.

Ballenbinder, werden diejenigen Perſonen genennet, welche bey den Kaufleuten gebraucht werden, die Waaren in Matten, Leinwand, Wachs- oder Packtuch einzuballiren. Sie müſſen die Waaren wider Regen und Schnee gut verwahren, und feſt zuſchnüren, damit ſie ſich nicht zerreiben, und überhaupt die Waaren ſo zu legen wiſſen, daß kein Schade daran in den Ballen geſchehen kann. Sie gehören unter die Packer, von welchen ein beſonderer Artickel nachzuſehen iſt.

Ballenbund in der Feuerwerkerey, ſ. Bund.

Ballenknechte, heißen in der Buchdruckerey diejenige an der Vorderſeite des Geſtelles angebrachte Bretter, worauf die Druckerballen auſſer dem Gebrauche ruhen.

Ballenkreuz, *Crux pilata*, iſt in der Wappenkunſt eben das, was wir unter dem Artickel Apfelkreuz B. I. S. 579. ſchon erklärt haben. Ein Kreuz aber, ſo aus lauter neben- und übereinander geſetzten runden Figuren beſtehet, heißt Münzkreuz, und iſt von Metall: daher ein ſolches Kreuz die obige Benennung nicht erhalten darf.

Ballenmeiſel, iſt ein flacher breiter Meiſel, deſſen ſich der Büchſenſchäfter zu der erſten groben Arbeit bedienet. Z. B. wenn er das Schaftmodel auf das Schaftholz aufgeleget, die Figur mit einem Stifte darauf abgezeichnet,

* ſ. Taf. Herald. Fig. 204.

Digitized by Google

an den Enden, bis wohin etwas weggenommen werden soll, mit der Säge eingeschnitten; so bauet er dasjenige, was weg soll, mit dem Ballenmeisel davon, und richtet solchergestalt den Schaft ab. Denn diese Arbeit nennet er abrichten.

Ballenmeister. Es stehen jederzeit zwey Buchdrucker an einer Presse, die gemeinschaftlich mit einander arbeiten. Einer trägt die Farbe mit den Ballen auf und der andere verrichtet das Drucken selbst. Jener heißet der Ballenmeister, dieser der Preßmeister. Der letzte kann die schwere Arbeit nicht lange aushalten, daher wechseln sie, so oft ein Zeichen d. i. zehn Bücher bedruckt sind, mit einander ab.

Ballenscheeren, heißen Scheeren von mittelmäßiger oder schlechter Beschaffenheit, die nicht bestellt, sondern blos zum Hausiren, und Herumtragen, oder für die gemeine Märkte verfertiget werden. Sie gehören unter die sogenannte Ballenwaaren. s. diesen Artickel.

Ballenschnecke, eine Conchylie. s. Ballschnecke.

Ballenwaaren, franz. *Marchandises de balles*, nennet man in Frankreich gewisse gemeine kleine Eisen- und andere Waaren, die nur in Eile auf den Verkauf verfertiget werden. Man nimmt dazu nur schlechte Materialien, und die Arbeit wird auch schlecht gemacht; daher sie auch gemeiniglich nur in geringen Preißen stehen. Man kauft sie ballenweise ein, und eben davon haben sie auch ihren Namen erhalten.

Ballenwälzer, Linn. *Scarabaus Carnifex*. So nennt man einen Käfer aus Carolina, welcher kein Schildgen hat. Er ist etwas kürzer, als der Roßkäfer, aber breit, platt gedrückt, und kupferfarbig. Der Kopfschild ist ein vollständiges halb ovales Stück, auf dessen Hintertheil ein zurück gekrümmtes schwarzes glattes Horn, das so lang als der Brustschild ist, stehet; wiewohl es sich bey dem andern Geschlecht nur als ein verlochenes Stückgen zeigt. Der Brustschild ist platt und gülden, rauh auf einer fast dreyeckigen Ebene, welche hinten bey dem Männgen in zwey hervorstehende Ecken ausgehet. Die Flügeldecken sind kupferartig, blau, rauh, vielfach gestreift, und ein wenig kürzer als der Leib. Die Schenkel sind breit, oval und kupferartig, die Schienbeine aber schwarz, welche an dem Ende drey Finger haben, davon zwey nur ungegliederte Klauen sind, der dritte aber ist gegliedert und länger. Dieser Käfer hat die nemliche Gewohnheit als der Pillenkäfer, Ballen oder Pillen aus dem Miß zu machen, und dieselbe mit Hülfe seiner Kameraden bis in eine bestimmte Grube zu wälzen; unter dem Namen la Beche-tête dorée de la nouvelle York hat Voet Sc. t. 26. f. 31. 32. Männchen und Weibchen abgebildet. s. Füeßly Mag. p. 55.

Ballenwälzer, *Scarabaus pilularius*, s. Pillenkäfer.

Ballenwolle. Ein Ballen Wolle ist ein großes eingepacktes Pack Wolle. Ballin hingegen wird eigentlich nur der Umschlag des Ballens genennt, und dieser Umschlag besteht aus einem groben Gewebe von Hanf.

Ballenzinn. Wie man das englische Zinn theils Blockstheils Stangenzinn nennet, wovon unter diesen Namen mehr zu finden; so nennet man das deutsche in Böhmen und Sachsen gegrabene Ballenzinn, weil die Hütten es in zusammengerollten Tafeln verschicken. Außer den Ländern, worinn es gegraben wird, wird es, weil der Vorrath gering ist, nicht verarbeitet, sondern man bedienet sich des englischen.

Wenn diese Ballen blank und rein sind, so ist das Zinn leicht, flüßig, und sie aber weißsleckig, so ist das Zinn dickflüßig, und hart zu verarbeiten.

Ballerus, *Cyprinus* L. s. Karpfe (Blicke.).

Ballet, ist die Nachahmung einer Handlung durch den Tanz. Der gemeine Tanz ist eine Belustigung für die tanzenden Personen; aber das Ballet belustigt die Zuschauer. Es ist eine Art eines Schauspiels, und muß nach den allgemeinen Regeln desselben beurtheilt werden. Der epische Dichter erzählt die Handlung, der dramatische stellt sie mit den dabey vorgefallenen Reden vor, und in dem Ballet werden die dabey vorkommenden Leidenschaften durch Stellung und Geberden ausgedruckt. Hieraus lassen sich die Regeln des Ballets im Allgemeinen herleiten. Es muß die Handlung, die vorgestellt wird, wie im Drama, ihre Einheit haben; was aber Zeit und Ort anbelangt, so ist man hierinnen nicht so streng, als im Drama. Durch die Decoration sucht man diesen Fehler zu verstecken. In den Figuren muß das Characteristische der Personen ausgedruckt werden; es wäre zu wünschen, daß Balletmeister hierinnen die Natur besser studirt, und über den Ausdruck der Leidenschaften und Situationen mehr Beobachtungen gesammelt hätten. Decorationen, Maschinen, und Musik müssen den Gedanken, der ausgedruckt werden soll, erheben. Der Tonkünstler und Balletmeister müssen mit dem Dichter gemeinschaftlich handeln. Dieser muß solche Handlungen wählen, die sich durch Tänze vorstellen lassen. Leere und nichts bedeutende Bewegungen sind gegen die Absicht derselben; sie müssen entweder wirkliche Handlungen, oder Allegorien, und redende Bilder seyn. Die Art dieser Vorstellungen ist sehr alt. Aristoteles hat schon Regeln davon gegeben. Er sagt: das Tanzspiel ist eine Nachahmung derjenigen Sachen, die man sagt und singt, durch abgemessene Geberden und Bewegungen des Leibes; er verlangt, daß man Sitten und Gemüthsbewegungen durch harmonische Bewegungen und tactmäßige Tänze ausdrücken müsse. Nicht die seltsamen Sprünge machen einen Tanz zum Ballet, nicht gezwungene und schwere Stellungen und Gebrden, wovon man nicht weiß, was sie vorstellen sollen; sondern die Bedeutung derselben, die der Zuschauer mit leichter Mühe finden kann. Es wird nicht undienlich seyn, die Geschichte dieser Werke des Geschmacks in einigen allgemeinen Beobachtungen anzuführen.

Die Griechen, die eine schöne Einsicht, und feine Empfindungen hatten, fiengen sehr frühzeitig an, den Tanz als eine Nachahmung der Handlungen und Leidenschaften anzusehen. Sie nahmen ihn auf das Theater; und hier erhielt er durch die Kunst viele Zusätze, ohne etwas von der Natur zu verlieren. Er wurde ein regelmäßiges Schauspiel, das aus allen schweren Theilen zusammen gesetzt war. Anfänglich brachten die Athenienser blos allegorische Vorstellungen auf das Theater, bald aber wurde der theatralische Tanz eine Nationalhandlung. Man bildete z. E. die Irrgärten des Labyrinths in Creta, und die Bemühungen, die Theseus anwandte herauszukommen, ingleichen seinen Streit mit dem Minotaurus und seinen Triumph ab. Die fruchtbare Einbildungskraft der Griechen gab ihnen tausend Erfindungen, die sie auf diese Art in Ausübung brachten. Die Geschichte nennt verschiedene Balletdichter, die die Aufmerksamkeit der Nation auf sich gezogen hatten. Die Römer gaben in diesem Theil der Kunst den Griechen nichts nach. Unter der Regierung des Augusts stieg diese Kunst ungemein hoch. So wie dieser Fürst die Römer überhaupt mit allerhand Arten von angenehmen Zeit-

Digitized by Google

vertreib beluſtigte, damit ſie nicht politiſche Neuerungen anfangen möchten; ſo war der Tanz eines der vornehmſten Stücke davon. Batylus und Pylades wetteiferten mit einander, welcher der beſte und bedeutendſte Theatertänzer wäre. Dieſe Meiſter zogen viele Schüler, und dieſe Kunſt nahm dermaſſen zu, daß ſie faſt nirgends ſoweit getrieben wurde, als in Rom. Unter der Regierung des Kayſers Nero ſtellte ein Tänzer die Thaten des Hercules vor: Herculem ſaltabat, ſagt der Lateiner. Er bezeichnete alle die verſchiedenen Situationen dieſes Helden mit ſo vieler Wahrheit, daß ein König aus Pontus, der das erſtemal dieſe Art von Schauſpiel ſahe, davon dermaſſen entzückt wurde, daß er ſich dieſen außerordentlichen Tänzer vom Kayſer, als eine Gnade ausbat: denn, ſagte er, ich habe Barbaren zu Nachbarn, deren Sprache kein Menſch verſteht, und die niemals die meinige haben lernen können. Durch die Geberden dieſes Mannes werde ich ihnen meinen Willen können zu verſtehen geben.

Wodurch kamen aber die Römer zu einer ſolchen Stärke in den Ballettänzen? Waren die angebohrne Geſchicklichkeit, und eine tägliche Uebung der Arme, der Füſſe und Beine, die einzigen Talente dieſer außerordentlichen Tänzer? Man würde ſich ſehr irren, wenn man dieſes glaubte. Die Ausführung ihrer Tänze erforderte zwar alle dieſe Diſpoſitionen des Körpers in einem vorzüglichen Grade; aber die Verfertigung der Tänze ſelbſt ſetzte eine unendliche Menge vereinigter Vollkommenheiten voraus, die ein Werk des Verſtandes waren. Man muß die Menſchen ſtleißig ſtudirt haben, wenn man ſie auf dieſe Art ſchildern will. Man muß die Eigenſchaften gründlich erforſcht haben, wenn man ſich unterſtehen will, ſie durch Geberden und Stellung tactmäßig auszudrucken. Man muß mehr verſtehen, als den mechaniſchen Theil der Tanzkunſt, wenn man in einem Ballet characteriſtiſch tanzen will; man muß zugleich Dichter, und guter Dichter ſey. Man leſe Lucians Geſpräch vom Tanz, ſo wird man das Ballet der Römer ſchätzen.

Man kann ſich leicht einbilden, daß viele Verſuche angeſtellt worden, ehe dieſer Theil der Werke des Geſchmacks auf einen ſo hohen Grad der Vollkommenheit geſtiegen war. Athenäus nennt uns eine ganze Menge ſolcher Ballete, die ſchon als Meiſterſtücke aufgeführt worden, und die man bey den Trauer- und Luſtſpielen als Zwiſchenſpiele aufführte. Nachdem Rom und Italien durch die Barbaren verwüſtet wurde, ſo fanden auch die Ballete unter den Ruinen ihr Grab. Ueber tauſend Jahre lebte man in einer Barbarey, darin man aufs neue gefallen war. Das funfzehente Jahrhundert, wo alle Künſte und Wiſſenſchaften neu gebohren wurden, ſah auch dieſen Theil der ſchönen Künſte, wiewohl in anderer Geſtalt wieder aufſtehen. Den erſten Verſuch machte Bergonzi von Botta, bey einem Feſt, welches er in Tortona dem Herzog von Meiland zu Ehren anſtellte. In einem prächtigen Saal, der mit einer Gallerie umgeben war, auf welcher viele Tonkünſtler mit verſchiedenen Inſtrumenten vertheilt waren, hatte man eine leere Tafel geſetzt. Hier erſchien Jaſon und die Argonauten, nach einer kriegeriſchen Muſik. Sie brachten das goldene Vließ, deckten es auf die Tafel, und fiengen einen Tanz an, der die Bewunderung, die ſie gegen den Herzog und ſeine Gemahlin hatten, ausdrückte. Es erſchienen darauf noch mehrere Götter unter Muſik und Tanz, mit allegoriſchen Vorſtellungen. Dieſes Feſt machte in ganz Europa Aufſehen, man beſchrieb es nicht nur hiſtoriſch, ſondern Dichter und Tonkünſtler machten kritiſche Anmerkungen darüber. Obgleich dieſer erſte Verſuch nicht regelmäßig war, (und welcher erſte Verſuch iſt es?) ſo war er doch voller Erfindung, und feuerte die Einbildungskraft an, ähnliche Verſuche anzuſtellen. Es geſchah. Es erſchienen die ſogenannten große Ballete, deren man ſich bediente, um angenehme Begebenheiten an Höfen zu verherrlichen. Nach den Ideen, die man von dem Tanz der Alten hatte, ſchien dieſe Art der Schauſpiele der größten Mannichfaltigkeit fähig zu ſeyn. Nichts war in der Natur, das man nicht auf dieſe Art vorſtellte. Man erfand hiſtoriſche, fabelhafte, poetiſche, allegoriſche, moraliſche Ballete, nachdem die Handlung, die man vorſtellte, aus dem einem oder dem andern Gebiete hergenommen war. Man drückte natürliche Sachen aus, z. E. die Nacht, die Jahrszeiten ꝛc. Es gab einige, die eine Moral unter einer feinen Allegorie enthielten; in andern herrſchten naiſe Ausdrücke von bekannten Begebenheiten, oder von gewöhnlichen Dingen, die man der Freude und des Scherzes fähig hielt. Man theilte ordentlich dieſe Tänze in fünf Aufzüge ein, ein jeder beſtund aus drey, ſechs, neun, bis zwölf Entreen. Eine Entree beſtund aus einer oder mehrern Quadrillen von Tänzern, die durch ihre Schritte, Geberden und Stellungen den Theil der allgemeinen Handlung, die ſie vorſtellten, ausdrückten. Um der Vorſtellung mehr Leben zu geben, bereicherte man das Orcheſter mit verſchiedenen Inſtrumenten, man führte neue Charactere ein, man bezeichnete die Sitten, die Alter, die Leidenſchaften, man gab einem jeden Tänzer gleichſam die Phyſionomie der Perſon, die er vorſtellen ſollte. Um die Illuſion zu unterhalten, nahm man die Zuflucht zu Maſchinen, und dadurch machte man das Wunderbare wahrſcheinlich; die Kunſt mußte der Natur zu Hülfe kommen, und man ſetzte alles in Bewegung um Neugierde zu erregen, und zu blenden. Der Aufwand, den man auf dieſe groſſen Ballete machte, war der Pracht der Höfe, wo ſie angeſtellt wurden, angemeſſen. Man machte hierauf verſchiedene Aenderungen in dieſer Art des Schauſpiels. Man verband den Geſang damit. Man verlegte die Scenen in die verſchiedenen niedrigern Lebensarten der Menſchen. Daraus entſtunden die Paſtoralen und andere Arten. Wegen der Mannichfaltigkeit, die man darinnen anbringen konnte, wurde der Gebrauch derſelben ſehr ausgebreitet; allein, aus eben dieſer Urſache, ſind ſie nicht alle von gleicher Güte. Ja man kann vergleichungsweiſe ſagen, daß man weit mehr gute Opern, als Ballets hat. Heutzutage braucht man die Ballets, als Nach- oder Zwiſchenſpiele. Wenn ſie mit der Hauptvorſtellung in eine Verbindung gebracht würden, ſo würden ſie gute Wirkung auf der Bühne hervorbringen. Der Tänzer hat gerade dies in ſeiner Gewalt, wodurch ſich die Leidenſchaften am kräftigſten äuſſern; wenn er den Gegenſtand, der bisher nur den Geiſt beſchäftigt hat, in einem neuen Geſichtspunct zeigt. Das leichteſte iſt, wenn man in einem Ballet einen allgemeinen ſittlichen Character, Fröhlichkeit, Ernſthaftigkeit, lieblichen Anſtand der Sitten, ausdrückt; ſchwerer iſt es, die Ausdrücke der Leidenſchaften in dem Tanz zu zeigen; am allerſchwerſten aber, beſondere Handlungen vorzuſtellen. Im letzten Fall müßte der Balletmeiſter die beſondern Perioden, die eine Handlung haben kann, aufſuchen, und in geſchickte Abſätze vertheilen; er müßte Tänze erfinden, die dem Character und den Sitten einer jeden Perſon angemeſſen ſind; er müßte die Bewegungen und Stellungen der Perſonen ſo mannichfaltig machen, als es möglich iſt, ohne der Ein-

Digitized by Google

heit der Handlung zu schaden; er müßte das Nationale in einer jeden Art auszudrucken suchen. Kenner des Theaters mögen nun die Ballete, wie sie heutzutage bey den Privatunternehmungen unserer Comödianten beschaffen sind, nach diesen Regeln beurtheilen, und sehen, wie weit wir noch von den Alten zurückgelassen werden.

Ballet, (musical.). Die Musik zu den Balleten muß weit mahlerischer und treffender seyn, als alle Opernmusik. Hier nimmt sich der Gesang immer mehr Freyheit, wobey der Ausdruck oft sehr leiden muß, aber in der Balletmusik hat nichts als Empfindung statt, alle Schritte und Bewegungen der Tänzer müssen genau bemerkt seyn. Es ist also widersinnig, bey den Arien der Handlung ein ordentliches Andante oder Allegro anbringen wollen; denn es muß die Tonart, die Bewegung, die Stärke und Schwäche des Orchesters, die Anzahl der beytretenden Instrumenten eben so wachsen und abnehmen, wie die Leidenschaft des Schauspielers zu- oder abnimmt. Welche Wirkung könnte man sich aber von einem planmäßig jetzt in diesen bald in jenen Ton ausweichenden und nach den strengsten Regeln der Tonmeisterey genau abgefaßtem Tonstücke versprechen? Ferner müssen die Blasinstrumenten als das Gewürz nicht misbrauchet, nicht zu oft, oder beständig angewendt seyn. Sie sind zu aufbrausenden Schilderungen sehr fähig. Ein oboenfolo, ein banges verlassenes Solo von der Flöte und der traurig heulende Fagott vermögen manchesmal einen zauberischen Eindruck auf das Herz. Allein ihre Wirkung, ihre Kraft findet man dadurch unglücklicher Weise herunter gesetzt, weil sie immer mit pfeifen. Wenn bey bedenklich-stillen Handlungen die Geigen so naiv, so unschuldig und in äußerster Mannichfaltigkeit fortwandern, von Tone zu Tone, von Harmonie zu Harmonie das speculativische des Gedichts getreu verfolgen — da ist der Zuhörer sich selbsten überlassen, mit starren Augen gewärtigt er den ungewissen Ausgang, er empfindet mit, bis ihm endlich derselbe durch den süßen Flötengesang durch die Tönen der Hoboen und des Fagottes angekündiget wird —

Der Tangarien, die für die Tänzer, um ihre Fertigkeit in den Füßen zu zeigen, geschrieben werden, sind fast nicht zu zählen. Die Hauptarien sind im seriosen Ballet der Chaconn, und im komischen der Contretanz, und leisten den Balleten, was in den großen Opern die Schlußchöre und in den komischen Operetten die Finale. Beyde kommen darinn überein, daß sie sehr ausgeführt sind, und immer mit den Solotänzen der Hauptpersonen und Sprüngen, dann mit dem vereinten fast zusammengeketteten Beytritte der Figuranten abwechseln. Die berühmtesten hier deutschen Männer, die durch ihre mächtige Zauberkraft ihrer Töne nicht nur jeden Schauspieler beseelen konnten, sondern auch sprechen machten, waren Hr. Deller in Ludwigsburg, Hr. Cannabich und Toeschi in Mannheim, Hr. Rudolph in Paris.

Balletten, sind Verzierungen der Knopflöcher, die theils von den Bortenwürkern, theils von den Knopfmachern verfertiget werden. Auf einer eigenen dazu bestimmten Maschine oder Mühle wird ein langer schmaler Streifen Pergament um seinen Mittelstrich gedrehet, und indem dieser um sich selbst laufet, wickelt sich der Faden auf denselben, welcher bey reichen Balleten noch ferner mit Gold- oder Silberlahn übersponnen wird. Hieraus schneidet der Schneider die Stücken, deren je zwey an ein Knopfloch gesetzet und an beyden Enden mit Seiden, oder auch mit Gold- oder Silberfäden verschürzet werden.

Balletys, ein Fest, welches zu Eleusis bey Athen, nach einiger Meynung dem Demophron zu Ehren gefeyert wurde.

Ballety, s. Commentkurey.

Ballform, s. Ball.

Ballhaus, ist ein öffentliches Gebäude, worinn man sich durch Ballschlagen vergnüget. In den Palästris der alten Griechen findet man das Coryceum, welches die Ausleger Vitruvs vor ein Ballhaus angeben, und daß in des Plinii landgute Laurentino das Phäristerium ein Ballhaus gewesen, erhellet aus dessen Beschreibung selbst. Die Größe und Maase des Ballhauses richten sich nach denen heutzutage üblichen Regeln des Ballspiels, welche erfordern, daß die Länge des Ballhauses im lichten 90 bis 100 Fuß sey. Die Breite wird jedesmal ein $\frac{1}{3}$ der Länge, mithin 30 Fuß Breite bey 90 Fuß Länge im Lichten genommen. Die Höhe kann 35 bis 46 Fuß seyn. Der untere Theil derselben besthet aus einer 20 und mehreren Schuhe hohen Mauer, der obere aber aus mehreren von Distanz zu Distanz aufgerichteten Pfosten, die das Dach tragen und durch deren Zwischenräume, die mit Netzen verhänget sind, damit die Bälle nicht hinausfahren, das Licht herein fället. Was die Einrichtung betrifft, so erhält solches an einer langen und an einer schmalen Seite Gallerien, welche theils bedeckt, theils unbedeckt. Die Höhe der bedeckten Gallerie wird 7 Fuß hoch gemacht, und muß oben mit einem Bretterdach an die Wand anlaufen, damit die Bälle abspringen, welche auf dasselbe fallen. Die Oerter, welche man le Trou, Lais und Grille nennt, sind in Fig.* zu sehen. Was man Rabatt und les Anges nennet, kann man unter diesen Titeln selbst aufsuchen. In die Quere wird der Raum des Ballhauses durch ein ausgespanntes niedriges Netz und in die Länge durch eine auf dem Boden gezogene weiße Linie in zwey gleiche Theile getheilet. Die Decke wird theils gerade, theils gebogen gemacht. Die gebogene Decken geben mehr Höhe, erfordern aber auch stärkere Widerlager. (S. gebogene Decken) Die geraden aber verlangen höhere Wände. Die Decke wird mit Brettern ausgeschalt, und das Ballhaus inwendig ganz schwarz angestrichen, damit man die weissen Bälle im Flug gut sehen kann. Im Durchschnitt siehet man die Gallerien a, die Fenster b. Von Ballotiren und Ballspielen auf Partie findet man im folgenden Nachricht.

Ballinger, englische und französische Kriegsschiffe in mittlern Zeiten.

Ballista, eine Kriegsmaschine, deren sich die alten Römer und Griechen besonders bey Belagerung und Vertheidigung der Städte bedienten. Wir wollen in diesem Artickel von dem Geschütze der Alten überhaupt, und von den unterschiedenen Arten desselben etwas ausführlicher handlen, und in der Folge bey besondern vorkommenden Artickeln auf diesen Artickel unsere Leser verweisen.

Die Kriegsmaschinen und Werkzeuge, deren man sich ehedem zum Werfen der Steine und des Geschützes bediente, waren von mancherley Art. Einige wurden blos zum Werfen kleiner Steine gebraucht, und das waren die σφενδονα, oder Schleudern. Mit andern wurden gröbere Steine geworfen, und diese hatten eine zweyfache Benennung. Zuvörderst wurden sie mit dem allgemeinen Namen μαγγανα, μαγγανικα ὀργανα, oder ἀφετηρια ὀργανα belegt, von welchen Wörtern die beyden erstern alle Arten der Kriegsmaschinen, das

* s. Tafel Bürgerl. Baukunst, Fig. 60, 61.

Digitized by Google

letztere aber diejenigen zu bedeuten scheint, die gebraucht wurden, allerley Sachen damit fortzuschleudern. Hiernächst hatten sie die eingeschränkteren und eigenthümlicheren Benennungen λιθοβολοι, πετροβολοι, und πετροβολικα ὀργανα: Benennungen, die in ihrer Art wieder so allgemein sind, daß alle zum Werfen der Steine eingerichtete Maschinen darunter begriffen werden müssen. Unter diese Art von Maschinen gehörte vorzüglich auch die bey den Alten so berühmte Ballista, mit der man Steine von der Größe eines Mühlsteines mit einer so erstaunlichen Kraft fortschleudern konnte, daß dadurch ganze Häuser auf einmal zerschmettert wurden; diese Ballista ist wenigstens ihrem Namen nach griechischen Ursprungs, war den Griechen wohl bekannt, und bey ihnen eben so beschaffen, als bey den Römern. Lucan schildert sie sehr fürchterlich in folgenden Versen:

At saxum quoties ingenti verberis ictu
Excutitur, qualis rupes, quam vertice montis
Abscidit impulsu ventorum adiuta vetustas;
Frangit cuncta ruens, nec tantum corpora pressa
Exanimat, totos cum sanguine dissipat artus.

Athenäus, Apollodorus, noch mehr Philo, Hero und Vitruvius haben uns die merkwürdigsten dieser Kriegsgeschütze beschrieben, und ihren Beschreibungen ist deswegen zu trauen, da sie selbst berühmte Kriegsbaumeister waren, und also den Mechanismus dieser Maschinen gut kennen konnten. Gleichwohl sind ihre Beschreibungen für uns, die wir so viele Jahrhunderte nach ihnen leben, und uns solcher, oder auch nur ähnlicher Maschinen nicht mehr bedienen, die Beschreibungen selbsten auch nicht durch den unsern Jahrhunderten vorbehaltenen Vortheil der Holzschnitte und Kupferstiche unterstützt wurden, sehr dunkel. Sollte einst unsere Artillerie eben so in Vergessenheit gerathen: so würde es auch der Nachwelt eben so schwer fallen, sich eine einleuchtende Vorstellung von unsern Kanonen und Mörsern und Batterien zu machen. Die Nachrichten der Alten sind aber aus angeführten Ursachen nicht nur dunkel, sondern sind auch größtentheils durch die Abschreiber, welche die Sache nicht verstanden haben, sehr verfälscht worden. Dies Schicksal hat besonders der Vitruv in den Capiteln de catapultarum & scorpionum rationibus, de ballistarum rationibus, de proportione lapidum mittendorum ad ballistae foramen, de catapultarum ballistarumque contentionibus & temperaturis öfters gehabt. Zwar hat Joh. Buteo und der berühmte Perrault, ersterer durch Hülfe geometrischer Berechnungen, letzterer durch Zeichnungen, verschiedenes zu berichtigen gesucht; doch das meiste Verdienst um diesen Schriftsteller und um diese Materie hat sich der berühmte Silberschlag erworben, der über diese bisher so dunkel gewesene Sache ein glänzendes Licht verbreitet, und selbst Katapulten nach Art der Alten verfertigt hat, um den Mechanismus derselben und ihre erstaunliche Würkung außer Zweifel zu setzen. Seine vortreffliche Abhandlung über diesen Gegenstand stehet in den Memoires de l'Academie royale de Berlin vom Jahr 1760. Aus ihnen hat Guischard, oder der berühmte Obrist Quintus Icilius in dem vierten Theil der Memoires critiques & historiques S. 88. einige wichtige Nachrichten übergetragen, von denen das Wesentliche in folgendem bestehet. „Die Griechen haben den Hauptunterschied zwischen den Wurfmaschinen durch die Worte Εὐτονα und Παλιντονα ausgedruckt. Die ersten waren Maschinen mit zwey Armen, mit welchen Pfeile und Steine vermittelst eines halben Cylinders, oder kaufs, worauf man sie legte, horizontal, und nach dem Kernschuß abgeschossen wurden, und hatten nur eine Sehne. Die Παλιντονα hatten nur einen Arm, mit einem Behältnisse an dem einen Ende desselben, in das man Steine oder andre Sachen legte, die dann nach dem Bogenschusse, oder vielmehr nach der Parabel abgeschleudert wurden. Die allgemeinen Benennungen, mit denen man diese beyden verschiedenen Arten von Maschinen bezeichnet hat, sind καταπελται, λιθοβολαι, πετροβολαι: bey den Römern Catapultae und Ballistae, welche beyde Wörter die lateinischen Schriftsteller oft verwechselt und dadurch manche Verwirrung veranlaßt haben. Hierzu kommen noch andere Benennungen, z. B. ὀξυβελη, δορυβολα, σφενδονα, scorpiones, onagri u. s. w. die eben diesen Maschinen nach Verschiedenheit der Größe und einiger Nebenumstände beygelegt wurden. Das καταπελτικον bedeutete zwar bey den Griechen, im allgemeinen Sinne, bisweilen den ganzen Train aller Wurfmaschinen, von welcher Art sie auch seyn mochten. Mit der Zeit blieb aber der Name καταπελται denen Maschinen eigen, die Εὐτονα waren; so wie die λιθοβολαι, oder ballistae der Römer, παλιντονα waren. Man bediente sich der Katapulten, mit welchen horizontal geschossen wurde, viel häufiger als der Ballisten, von welchen die Steine nach der Parabel geworfen wurden, und die gleichsam die Stelle unserer Mörser vertraten. Fast immer, so oft die Geschichtschreiber die Zahl der Kriegsmaschinen bey Gelegenheit nennen, ist die Anzahl der Katapulten viel größer, als der Ballisten. Der König Philipp in Macedonien hatte in seinem Arsenal 150 Katapulten und nur 25 Ballisten. Scipio, als er sich der Stadt Neucarthago bemächtigte, fand 120 große und 281 kleine Katapulten, und 85 Ballisten, nach dem Berichte des Livius. Von den Römern sagt Josephus, daß sie bey der Belagerung Jerusalems 300 Katapulten und 40 Ballisten gehabt haben. Athenäus sagt sogar vom Alexander, daß er Athen belagert habe μυριαις παντοιαις, και ἰσοις καταπελταις. Lipsius führt diese Stelle in seinen Poliorceticis an, zweifelt aber sehr vernünftig, daß das griechische μυριαις 10000 bedeute. (Es heißt natürlicherweise hier sehr viele, unzählige.) Sonst ist noch zu merken, daß die Katapulten von sehr verschiedener Größe gewesen. Livius nennt ausdrücklich Catapultas maximae & minoris formae; und ohne Zweifel bedeuten die βεβαιοτεροι ὀξυβελεις, wie einige Schriftsteller sie nennen, die größern Katapulten, dahingegen die kleinen (ἐλαττονες ὀξυβελεις) στοχριδια genennt wurden, die mit großen Armbrüsten viel Aehnlichkeit hatten. Mit den größern Katapulten wurden Pfeile, die drey Cubitos lang waren, (τριπηχη βελη) abgeschossen, und sie werden daher vom Polybius καταπελται τριπηχεις genennt. Von den kleinen schoß man Pfeile, die halb so groß waren, und deswegen nennt sie Diodorus Siculus bisweilen τριπιτ-θαμους ὀξυβελεις. Man findet auch, daß von den Katapulten viel größere Pfeile, und sogar Balken von zwölf Fuß, die vorne mit eisernen Spitzen beschlagen waren, abgeschossen worden sind. Das sagt unter andern

Digitized by Google

andern Cäsar de bello civili, und fügt hinzu, daß diese Balken eine solche Gewalt gehabt haben, daß sie vier Reihen von geflochtenen Schutzwänden durchbrachen, und noch tief in die Erde fuhren. Cäsar nennt in dieser Stelle nicht Katapulten, sondern Ballisten. Aus der Würkung aber, die er ihnen zuschreibt, erhellet deutlich, daß er Katapulten gemeynet habe, die den abgeschossenen Pfeilen eine horizontale Richtung gaben, dergleichen diese abgeschossenen Balken nothwendig gehabt haben müssen. Mit den Ballisten (λιθοβολαις) wurden Steine, die bisweilen erstaunlich schwer waren, bleyerne Kugeln, todte und halbverwesete Körper u. dgl. bogenförmig geworfen, und sie dienten darzu, die Häuser belagerter Städte zu zerschmettern, wie jetzt die Bomben thun, auch Feuersbrünste und Pest zu veranlassen. Daß sie sowohl, als auch die Katapulten, in Schlachten gebraucht worden sind, ersiehet man aus dem Tacitus Histor. l. 3, und aus dem Polybius, welcher sagt, daß Machanidas in dem Treffen bey Mantinea Batterien von Katapulten wider die Phalanx des Philopömen errichtet habe. Am meisten aber wurden sie bey Belagerungen gebraucht. Die Belagerer stelleten sie in ihre bewegliche Thürme, oder öfters auch auf bequeme Anhöhen, auf welche auch die Thürme selbst bisweilen gestellet wurden. Die Belagerten besetzten damit entweder die Thürme, womit die Stadtmauern in gewissen Distanzen versehen waren, oder die Oberfläche der Mauren, die mit Brustwehren umgeben waren, die hin und wieder Einschnitte hatten, oder auch gewisse unter dem Hauptwalle befindliche Souterrains, aus denen Oeffnungen nach der Feldseite hinausgiengen, etwa acht bis zehen Zoll breit; denn viel größer und auch häufiger durften sie wohl nicht seyn, weil sonst die Mauer den schädlichen Würkungen der Mauerbrecher zuviel ausgesetzt würde gewesen seyn. Diese Oeffnungen konnten, wie man leicht siehet, nur bey den Katapulten gebraucht werden. Nach dem Polybius ließ Archimedes bey der Belagerung der Stadt Syracus solche Oeffnungen in die Stadtmauer zum Behuf seiner Kriegsmaschinen machen. Ich könnte übrigens hier noch unterschiedene Namen beyfügen, womit die Theile der Katapulten und Ballisten von den Griechen sind benennt worden: ich gestehe aber offenherzig, daß meine Ideen davon noch nicht deutlich genug sind; und ich glaube, daß, wenn ich auch davon sagen möchte, nicht viel ohne Zeichnung helfen würde. Baldus giebt mir im Lexico Vitruviano drey Erklärung solcher Wörter wenig Licht; und in des H. Silberschlags Abhandlung finde ich zwar die lesenswürdigsten Erläuterungen darüber; es ist aber wegen der dabey nöthigen Zeichnungen und Berechnungen unmöglich, einen Auszug davon mitzutheilen. Vom Onager, von dem weder Vitruv, noch einer der Schriftsteller, die von den Kriegsmaschinen der Alten gehandelt haben, etwas gesagt hat, findet eine sehr gute Beschreibung bey dem Ammian Marcellin lib. 23. Folard hat diese Maschine mit den Katapulten verwechselt. Nach H. Silberschlags Meynung aber hat sie, wenigstens in Ansehung ihres Gebrauchs, einige Aehnlichkeit mit den Ballisten gehabt; denn man schleuderte damit todte Pferde, todte Soldaten und griechisches Feuer in die belagerten Städte. Die großen Lasten aber, die damit fortgeworfen wurden, konnten kaum halb so weit getrieben werden, als durch die Ballisten. Der Onager heißt bey dem Ammian auch Scorpio, weil er den Schleuderarm wie ein Scorpion in der Höhe trägt. Vitruv hingegen nennt den kleinen Katapulten, womit man in der Nähe Pfeile schoß, einen Scorpion. Julius Cäsar hielt den Gebrauch des Onager für sehr vortheilhaft, und aus seinen Schriften erhellet man auch, daß er öfters auf Rädern geruhet habe, um desto bequemer fortgeführet werden zu können. Von den Würkungen dieser Kriegsmaschinen ist schon vorher etwas gesagt worden. Noch deutlicher siehet man den großen Effect, den diese tormenta der Alten thaten, aus dem, was wir von der Belagerung der Stadt Syracus, und von dem unter den Mauren dieser Stadt gelieferten Seetreffen wissen. Der große Archimed richtete mit seinen tormentis unter der römischen Flotte entsetzliche Verwüstungen an, so daß die Römer sagten, ihr General Marcellus habe seine ganze Macht eigentlich nur wider den einzigen Archimed gebraucht. Mehr Beyspiele findet man bey dem Josephus de bello judaico 3. 7. wo von der Belagerung der Stadt Jotapata, die Josephus selbst vertheidigte, und der Stadt Jerusalem geredet wird. Diodor aus Sicilien und Aelian versichern zwar, daß die Kriegsmaschinen in Sicilien unter dem ältern Dionys erfunden worden; es ist aber unglaublich, daß diese Maschinen, die so sehr zusammengesetzt waren, und bey denen die Mechanik so zu sagen alle ihre Schätze erschöpfte, auf einmal (oder doch so geschwinde) zu einer solchen Vollkommenheit sollten gebracht worden seyn. Man findet vielmehr, daß schon zu Zeiten des jüdischen Königs Usia ähnliche Maschinen, so unvollkommen sie auch seyn mochten, üblich gewesen sind, 2 Chron. 26, 15. und Plinius H. N. Lib. 7. 56. sagt, daß die Phönizier die Ballisten erfunden haben, die nexst andern Kriegsmaschinen in Sicilien und Griechenland von Zeit zu Zeit einen größern Grad der Vollkommenheit erreichten." So weit der berühmte Guischard. Wir bemerken nur noch erstlich, daß die Geschichte der mittlern Zeiten uns keine größern Beyspiele von Belagerungsmaschinen liefert, als diejenigen waren, welche die vereinigten Könige und Fürsten aus Deutschland, Frankreich und Engelland bey der so langwürigen Belagerung der Stadt Ptolemais gebraucht haben, und die in aller Absicht eine auffallende Aehnlichkeit mit jenen der alten Griechen und Römer ihren hatten: zweytens, daß die größte Weite, dahin eine römische Ballista schleudern konnte, vier Stadien, oder ungefähr 2400 rheinländische Schuhe, d. i. den zehnten Theil einer deutschen Meile betragen habe.

Ballista, mit diesem Namen wird zuweilen der Jacobsstab beleget, unter welchem Titel man mehreres davon findet.

Ballistarius, hatte bey den römischen und griechischen Kaisern die Oberaufsicht über das Gewehr und die Kriegsmaschinen in den Zeughäusern. Man könnte also dieses Wort am füglichsten durch Zeugmeister übersetzen.

Ballistik, bedeutet die Wissenschaft von der Bewegung geworfener schwerer Körper. Vor Zeiten hielte man dafür, solche Körper führen so lange in gerader Linie dahin, als die bewegende Kraft die Schwere derselben beträchtlich überstiege, hierauf aber krümme sich ihr Weg. Nicolaus Tartaglia war der erste, der gewahr wurde, daß dieser Weg durchaus und gleich vom Anfange der Bewegung an krumm seye. Galiläus aber hat zuerst erwiesen, daß ein in waagrechter Richtung weggeworfener Körper sich in einer Parabel bewege, deren Scheitel sich an dem Orte befinde, wo die bewegende Kraft den Körper verlässet, und es ist leicht darzuthun, daß, die Richtung seye, wie sie will, allezeit eine Parabel beschrieben werde, woferne nemlich der

Digitized by Google

Körper in einem leeren Raume fliegt. **Blondel** und **Belidor**, die auf den Widerstand der Luft nicht achteten, haben hierauf ihre Theorie vom Bombenwurfe gegründet, die aber von der Wahrheit sehr abweichet, weil über den angeführten Widerstand die Gestalt der Bahn des Körpers, zumal bey sehr geschwinder Bewegung, sich von der Parabel gar merklich unterscheidet. s. geworfene Körper und Wurflinie im Generalartikel Linie.

Ballistische Aufgabe, ist die Aufgabe, die Natur der krummen Linie anzugeben, worin sich geworfene Körper in einem widerstehenden Mittel, z. B. geschossene Kanonkugeln, geworfene Bomben in der Luft, bewegen. Man sehe hiervon den Titel Wurflinie im Artikel Linie nach.

Ballistisches Instrument, s. Wurflinie.

Ballivi, s. Baiulus.

Ballmeister, ist der Name desjenigen, der die Aufsicht über ein privilegirtes Ballhaus hat, auch die Kunst Ball zu spielen versteht und zu derselbigen anweiset. Hält er, wo das Ballspiel getrieben wird, nicht einen eigenen Marqueur, der die Schläge und erhaltenen Vortheile des einen oder des andern notirt, so thut er es auch selbsten.

Ballomer, wurde bey den Franken ein Mensch genannt, der sich fälschlich für einen Fürsten oder Herrn ausgab. So wird zum Beyspiel beym **Gregorius Turonensis** B. 7. Cap. 14. und B. 9. Cap. 28. ein falscher **Gundebald**, der sich für einen Sohn des Königs **Chlotarius** ausgab, **Ballomer** genannt.

Ballon, eine durch Wind aufgetriebene Blase, ohngefehr einen Kopf gros und mit Leder überzogen, wird zum Ballspielen unter freyem Himmel gebraucht, und mit der Faust in der Luft getrieben.

Ballon, zur Scheidung des Goldes von dem Silber durch den nassen Weg braucht man Gefäße die Scheidekolben heißen, bald größer bald kleiner sind, bald von Glas, bald aber, wenn sie in offenem Feuer gebraucht werden, von Thon gemacht werden. Wenn sie kugelrunde Bäuche und lange cylindrische Hälse haben, heißen sie Phiolen, **Ballons** hingegen werden sie genannt, wenn ihr Bauch ebenwol kugelförmig, wie bey der Phiole, ihr Hals aber sehr kurz ist, folglich das Gefäß eine Aehnlichkeit mit einem großen Ball, womit man das Ballspiel zu treiben pflegt, gewinnet.

Ballon beym Glasbandel, s. **Ballot**.

Ballot, heißt 1) so viel als ein **Ballen** von Waaren; 2) das Gewicht, welches ein jedes Packet geräucherten Fleisch, mit welchem die Innwohner in den Antillen in Westindien einen sehr weitläuftigen Handel treiben, haben muß, und welches gemeiniglich ohne die Einbuße 60 Pfund beträgt; 3) im Lothringischen Glashandel eine gewisse Quantität Glastafeln, die nach dem Unterschiede in der Qualität des Glases bald gröber, bald kleiner ist. Bey dem weißen Glase hält der Ballot 25 Bände, jedes Band zu 6 Tafeln gerechnet, bey dem Farbenglase aber hält er nur 12½ Bände, jedes Band zu 3 Tafeln. Der Ballot Glas heißt auch **Ballon**.

Ballota, zahnlose (Planer) *Ballota* Linn. *Ballote* Tourn. Dieses Pflanzengeschlecht gehöret unter die quirlartigen Pflanzen (verticillatae) und stehet in der ersten Ordnung der vierzehnten Linneischen Classe (Didynamia Gymnospermia). Es hat sehr viele Aehnlichkeit mit dem Andorn. Der Kelch ist einblätterich, länglich, fünfeckig, gerad stehend, mit zehn Streifen bezeichnet, fortdaurend und gleich. Die Mündung desselben ist spitz auseinander stehend, gefalten und mit

fünf Zähnchen versehen. Die Blumen stehen in Quirlen beysammen, welche noch mit einer aus bandförmigen Blättchen bestehenden Hülle bekleidet sind. Die Krone ist einblätterich larvenförmig; ihre Röhre walzenförmig, so lange als der Kelch. Die Oberlippe steht gerade und ist eyrund, unverletzt, gefeilet und gewölbt. Die Unterlippe ist dreyspaltig und stumpf; ihr mittlerer Abschnitt größer als die andern und ausgeschweift. Die vier Staubfäden, deren zween länger sind, haben pfriemförmige gegen die Oberlippe gebogene Träger und an den Seiten längliche Staubbeutel. Der Stempel besteht aus einem vierspaltigen Fruchtknoten, einem fadenförmigen Griffel und einer zarten zweyspaltigen Narbe. Auf die Blüthe folgt kein Samenbehälter sondern der Kelch vertritt dessen Stelle und enthält vier eyrunde Samenkörner. Zu diesem Geschlecht gehören folgende fünf Gattungen:

Schwarze Ballote, schwarzer Andron (*Ballota nigra* Linn. Blakw. Tab. 135.) hat herzförmige ungetheilte sägeförmig gezähnte Blätter und zugespitzte Kelche. Seine Stängel erlangen eine Höhe von zween Fuß und sind sehr ästig. Die Blätter stehen gegen einander über auf Stielen, sind dunkelgrün von Farbe, rauh und sehr adrig. Die Blumen sind vieler oder purpurfarbig, zuweilen auch weiß. Das Vaterland dieser Pflanze ist ganz Europa. Hier zu Lande wächst sie als ein häufiges Unkraut auf Feldern und an den Strassen. Sie blühet den ganzen Sommer über, und dauret den Winter fort. Da die ganze Pflanze einen starken widrigen Geruch hat, so hat man sie schon lange unter die Arzeneygewächse gerechnet. Sie hat wie mehrere aus dieser Classe eine balsamische, schweistreibende, beständigende, nervenstärkende Kraft, und man hat auch wirklich Erfahrungen, daß sie bey Gicht und Mutterweh gute Dienste gethan hat. Nach **Linnes** Bericht wird sie in Gothland als eine Universalmedicin gegen alle Krankheiten des Rindviehes gebraucht. Die Bienen lieben die Blumen sehr und sammeln vielen Honig davon, ob gleich, wie wir schon erinnert haben, die Pflanze einen häßlichen Geruch hat.

Weiße Ballote. (*Ballota alba* Linn. Camer. epit. 572.) Sie ist der vorigen so ähnlich, daß es noch zweifelhaft ist, ob man sie als eine besondere Gattung kann gelten lassen. Die Blätter sind ebenfalls herzförmig ungetheilt und sägeförmig gezähnt, die Kelche aber sind nicht wie bey jener zugespitzt, sondern etwas abgestumpft. Ihre Blumen sind weiß. Sie dauret fort und wächst in Europa.

Wohlriechende Ballote, (*B. suaveolens* L. Jacq. Amer. 172.) Sie hat herzförmige Blätter, ihre Blumenähren sind mit Blättern besetzt. Die Kelche sind abgestumpft, die Grannen linienförmig. Die Blumen sind blau und die ganze Pflanze hat einen angenehmen Lavendelgeruch. Sie wächst in Südamerica.

Wollige Ballote. (*B. lanata* Linn. Gmel. Sibir. 3. p. 231. T. 72.) Die Blätter sind handförmig, in drey bis fünf stumpfe fünfzahnige Lappen bis zur Hälfte eingeschnitten, auf der oberen Fläche glatt, auf der unteren haarig. Sie gleichen den Stachelbeerblättern. Der Stamm ist ganz mit einer weißen Wolle bedeckt. Die Blumenkelche haben fünf borstenförmige Zähne. Die Blumen selbst sind weiß, gebaucht und groß. Ihr Vaterland ist Sibirien.

Zweyseitige Ballote. (*B. distichа* Linn. Mant. 82.) Der Stamm ist vierseitig und etwas haarig. Ihre Blätter sind gestielt, filzig sägeförmig gezähnt und beynahe herzförmig. Die Blumenquirle stehen auf beyden Sei-

Digitized by Google

ten abgesondert und bestehen aus zwey Reihen stielloser aufsteigender Blumen. Unter jeder Blume befindet sich eine pfriemenförmige Blattklüpe. Die Kelche sind unbewehrt, fünfeckig, ziemlich gleich und in fünf Abschnitte getheilt. Das Vaterland ist Ostindien.

Ballrosen, s. Schmeisgenbaum.

Ballschnecke, eine Conchylie, das Rebhuhn, die Federschnecke, die Patryzen, das Riebitzey, *Buccinum perdix* Linn. *Cochlea pennata* Rumph. *la Perdrix, Petrihoorn, Patryze, Kivits-Ey*, Lister tab. 984. fig. 43. *buccinum brevirostrum striatum fuscum, undatis lineis albis depictum.* Rumph tab. 27. fig. C. Klein p. 56. §. 167. 1. *Galea pennata striata; Argenville* tab. 17. fig. A. *Dolium striatum, regulariter maculosum perdicis dictum.* Gualtieri tab. 51. fig. F. *Buccinum majus canaliculatum & sulcatum, striatum, striis latis complonatis, interiter umbilicatum maculis fulvidis in vnaquaque fascia per seriem signatum, intus candidum.* Knorr Th. III. tab. 8. fig. 1. Martini tab. 117. fig. 1078. 1081. Ich würde diese Conchylie, der man ihre entschiedenen Schönheiten nicht abstreiten kann, unter dem gewöhnlichern Namen des Rebhuhns beschrieben haben, wenn er nur auf alle Schalen dieser Art passete. Die gröſsern und völlig ausgewachsene Stücke, deren Zeichnungen die gröſste Aehnlichkeit mit den Federn der Rebhühner haben, verdienen diesen Namen in aller Rücksicht, nur unter den kleinen, jungen, und unausgewachsenen Schalen giebt es nicht wenige, die entweder ganz ohne Flecken sind, oder deren Flecken doch fast gar keine Aehnlichkeit mit den Federn eines Rebhuhns haben, und die gleichwohl auſserdem den ganzen Bau der Rebhühner haben. Ich habe daher billig den Namen der Ballschnecke vorgezogen. Warum sie Rumph mit den Riebitzeyern verglichen habe? das kann ich nicht begreifen; und es ist um so viel weniger zu billigen, da wir unter den Blasenschnecken eine Conchylie haben, die schon den Namen des Riebitzey führet, und deren Form und Farbe auf diesen Namen den gerechtesten Anspruch machen kann. Unsere gegenwärtige Conchylie gehöret unter die gemeinern, die man in den Kabinetten von verschiedener Gröſse antrift. Mein gröſstes Exemplar ist über 4 Zoll lang, ich habe sie aber noch gröſser gesehen, hingegen findet man auch kleinere von 1½ Zoll. Linne und Gualtieri haben die Ballschnecke unter dem *Buccino* oder Rinkhörnern und sehen auf die erste groſse Windung, andere Conchyliologen haben sie unter den Tonnen, weil ihre erste Windung bauchigt oder stark aufgeblasen ist. Die Ballschnecke ist also an ihrem ersten Gewinde, welches wenigstens dreymal so lang ist als alle die folgenden Windungen, stark aufgeblasen, doch ist dieses Gewinde länglich und nicht so rund als das Weinfaſs *Buccinum dolium* Linn. Quer über hat es weiſse oder braune Streifen, die keine Rippen wie beym Weinfaſs sind, und die weiter oder enger stehen, nachdem die Schale groſs oder klein, oder welches einerley, alt oder jung ist. Zwischen diesen Reifen ist die Schale braun gefärbt, diese braune Farbe aber wird oft mit weiſsen halbmondförmigen Flecken unterbrochen, und dadurch bekömmt eben die Schnecke eine Aehnlichkeit mit einer Rebhuhnsfeder. Die weiſsen oder braunen sind inzwischen bald enger beysammen, bald weiter auseinander geordnet, bald schmähler bald breiter. Einige Beyspiele haben einzelne braune Flecken, an andern fehlen sie gänzlich. Die folgenden fünf oder sechs Windungen sind durch sichtbare Zinnen oder Hohlkehlen von einander abgesondert, besonders die zwote, die braunen oder weiſsen Streifen werden immer enger, auf dem zwoten Gewinde findet man noch braune Flecken, die sich auf den folgenden Gewinden gänzlich verlieren, und hier haben die Windungen eine röthliche oder braune Farbe angenommen. Die Mundöffnung ist groſs, weit, ausgeschweift und fast halbmondförmig. Man siehet auf der innern Seite eine weiſse übergeschlagene Lefze, die aber so dünne ist, daſs alle Farben und Zeichnungen deutlich hindurch schimmern. Diese Lefze bildet zugleich ein tiefes Nabelloch von welchem noch ein übergehogener Saum bis an das Ende der ausgeschnittenen halbmondförmigen Nase gehet. Der Zopf oder die obern Windungen sind gestrekt, und ragen viel weiter hervor als bey den gerippten Weinfässern. Ich habe also Unterscheidungszeichen genug angegeben, wodurch man die Rebhühner von den Weinfässern unterscheiden kann. Eigentlich ist ihre innere Schale weiſs, da aber diese Schale überaus dünne ist, so schimmert die äuſsere Farbe allenthalben durch und man kann die innere Farbe mit mehrern Grunde bräunlich nennen, als sie Gualtieri weiſs beschrieben hat. Westindien und besonders Guinea ist das eigentliche Vaterland der Ballschnecken, doch hat sie Rumph auch in Amboina und Sloane in Jamaica gefunden. Man behauptet von den Rebhühnern, wie von den Weinfässern, daſs der Bewohner nicht gewohnt sey sein Gehäuse mit einem Deckel zu verschlieſsen.

Herr Dr. Martini führet Th. III. S. 406. und tab. 118. fig. 1081. noch eine seltene gerippte Tonne mit braunrothen Banden unter dem Namen der bandirten Ballschnecke an, davon auch Seba tab. 68. fig. 17. eine Zeichnung giebt. Ich habe diese Conchylie noch nicht gesehen, und bin also genöthigt die Martinische Beschreibung zu wiederholen. „Ihr eigentümliches Merkmal besteht in der schneeweiſsen Grundfarbe und in den vier breiten braunrothlichen Banden, die sich am Bauche nach der Mündung zu anfangen, und gemeiniglich nur bis zur Hälfte des Rückens reichen, wo sie alle vier an einerley Stelle, der ganzen Breite nach mit abgeschnitten erscheinen. Nur wenige haben nach Herrn Spenglers Beobachtung die Bänder in dunkelbraunet Farbe bis an den Saum der Mündung fortgeführet. Uebrigens haben diese Schnecken am Ende der ersten Windung zwo breite, glatte, und hernach lauter schmale Furchen, und hohe zusammengedrückte Rippen, (sie gehören also mehr zu den Weinfässern, als zu den Rebhühnern) sechs kurze stark ausgekrollte Windungen, einen schneeweiſsen Schlund, eine stark gesäumte, innwärts gezahnte Schaalenlefze, und statt einer ordentlichen Spindellefze, blos ein kurzes Blätchen, das nebst der lang gedreheten Nase, das Nabelloch bildet. Ihre Gröſse ist gewöhnlich über 4 Zoll, doch werden sie auf der Küste von Coromandel, wo ihr Vaterland ist, oft viel kleiner gefunden.

Ballspiel. Die Spieler erscheinen entweder um zu pelotiren, oder um Partie zu spielen. Ersteres ist an keine Regeln gebunden, sondern geschiehet, seine Zeit ohne alle Absicht auſser der, sich zu bewegen. Die Partie hingegen ist das eigentliche Ballspiel; bey demselbigen ist man Regeln unterworfen, welche Geschicklichkeit und Ueberlegung, ein gutes Augenmaas und viele Fertigkeit erfordern.

Die Partien können unter zween, drey und vier Spielern, aber niemals unter mehrern gespielt werden. Einen von den ersten Gesetzen dieses Spiels ist, den Ball aufzufangen, der uns zugeworfen wird, man mag ihn nun entweder im Fluge, das ist, in der Luft, ehe er

Digitized by Google

den Fußboden berühret, oder wenn er das erstemal von demselben emporspringt, auffangen.

Wenn die Spieler im Ballhause versammlet sind, so fängt man mit Verlosung des Gewirres an. Dieses geschiehet indem man eine Raquette so wirft, daß sie, wenn sie aus der Luft zurückfällt, auf der Erde von ohngefähr, auf eine von beyden Seiten auffällt. Die Seite wo man nur den Bindfaden siehet, das ist welche keine Knoten hat, heißt alsdann droit, die andere Seite wo man die Knoten siehet heißt noeud. Der Spieler der die Raquette fallen sieht, sagt droit oder noeud. Wenn sie nun indem sie auf die Erde fällt, auf der Knotenseite zu liegen kommt, und er zum Beyspiel droit gewählt hat, so gewinnt der, welcher die Raquette geworfen, das Service, und umgekehrt. Hierauf tritt der Marqueur eben sowohl als die Spieler jeder an seinen Ort: derjenige der serviren soll tritt unten, und der sich serviren läßt, oben ins Ballhaus.

Die Spieler bekleiden sich mit leinwandnen Westen, Mützen, Beinkleidern, mit zwirnen oder baumwollnen Strümpfen, und mit Schuhen, die wegen ihrer Weichheit sich nach allen Biegungen des Fußes richten: endlich bedienen sie sich eines breiten Gurts von einer Serviette, den sie mit zween Knoten über die Hüfte zusammenbinden.

Das Ballspiel erfordert die Anstrengung aller Kräfte, indeß kommt doch der Sieg nicht allein darauf an; sondern es muß viel Geschicklichkeit, ein genaues Augenmaaß, und eine fertige Beurtheilungskraft dazu kommen, um zu urtheilen, ob man den Ball, der schnell auf uns zufliegt, zurückschlagen, oder ob man um nicht getroffen zu werden, durch eine Verbeugung ihn über sich weggehen lassen soll, um ihn bey seinem ersten Aufsprunge wieder zu fangen. Bald schlagen die Spieler mit aufgehabenen Arme den Ball, der schon über ihren Kopf fliegen wollte, zurück, ohne seinen Fall zu erwarten, bald fangen sie ihn auf der Erde auf, und müssen ihn über den Strick zurückwerfen. Uebrigens bestehet die Geschicklichkeit der Spieler nicht sowohl darinn, den Ball mit aller Stärke zu werfen; als vielmehr darinn, daß sie ihn geschickt genung regieren, die Vorsichtigkeit des Gegners zu hintergehen.

Das Ballhaus ist durch einen aufgespannten Strick in zween Theile getheilet; von demselben hängt ein Netz bis auf die Erde herab: man spielt gut, wenn man den Ball darüber wirft, und schlecht, wenn er in das Netz unter dem Stricke fällt; aber der spielt noch besser, der seinen Ball so schlägt, daß er das Obertheil des Netzes streift, ohne es wirklich zu berühren, und der seinen Schlag so zu mäßigen weiß, daß der Ball, anstatt an das eine oder andere Ende der Mauer anzustoßen, bald rollt, und nur kraftlos an dieselbige kömmt, damit, wenn er seinen Rückprung nicht weit von der Erde macht, er den Feind nöthiget, sich geschwinde zu beugen, weil es unter diesen Umständen schwer ist, ihn aufzufangen, und zurückzuwerfen.

Nach geendigtem Spiele, steigen die Spieler in ein für sie bereitetes Zimmer, lagern sich zum Feuer, lassen sich mit warmen Tüchern reiben, und legen sodann ihre ordentliche Kleider wiederum an.

Balmunde, Balmond, heißt in der Sprache des mittleren Zeitalters ein ungetreuer Vormund oder Curator, es mochte nun die Person, oder das Vermögen eines anderen ihm anvertrauet seyn. Einen Ballmunden, heißt ihn für einen falschen Vormund erklären, oder ihn seiner Vormundschaft entsetzen. (Sachsenspiegel B. 1. Art. 41.)

Balneä Pensiles, wurden in der Luft hangende Bäder genennt, in denen man bey sanfter Bewegung des Bades sehr angenehm badete. Zu den Zeiten Spilae hat einer Namens **Sergius Orata** solche mit unglaublichen Unkosten erbaut.

Balnearii Fures, heißen die, welche den Leuten die baden, in den Badstuben die Kleider stehlen. Wie sie nach dem römischen Recht gestraft worden seyen, ist controvers. Heutiges Tages straft man sie wie andere Diebe.

Balneatio, so nennte man ehedem in Egypten den Gedächtnistag der Taufe Christi, welchen man den 6. Januar feyerte. Man weyhte an demselben das Wasser, taufte Catechumenen und beheilt von dem Wasser auch wohl etwas auf, welches sich lange frisch erhalten haben soll. Man pflegte sich auch an diesem Tage in den Flüssen zu baden, welches man als eine Art der Wiederholung, oder vielmehr als ein Sinnbild und Erinnerung der Taufe ansah; und von diesem Baden hat das Fest den Namen bekommen.

Balneator, bedeutet erstlich einen jeden Knecht, der die Bäder heitzte und die nöthige Aufwartung besorgte; hernach auch einen jeden andern der eine Badstube hielt, und dieselbige für Geld zum Baden hergab, er mochte sie nun als ein Eigenthum besitzen, oder nur gepachtet haben.

Balneum, s. Bad.

Balneum, soll ein gewisser unangenehmer Trank gewesen seyn, den die Mönche in den mittlern Zeiten, zur Strafe genießen mußten.

Balneum maris, s. Marienbad.

Balneum regis et reginae. (Chemie.) So nannten die Alchemisten das Blei, weil es Gold und Silber von allen Unreinigkeiten frey macht.

Balons, ist eine in Siam gebräuchliche prächtige Art großer Gondelartiger, d. i. vorne und hinten in die Höhe und spitzig zulaufender Schiffe mit sehr niedrigem und nahe am Wasser liegenden Rande, die den Brigantinen ähnlich sind. Sie sind sehr lang und auf jeder Seite mit hundert und mehr Rudern versehen, dagegen aber nur 6 Schuhe breit. Man giebt ihnen die Gestalt eines Fisches, Vogels, Meerpferdes und anderer Thiere. Einige führen in der Mitte mit kostbaren Säulen unterstützten mit kostbaren Stoffen ausgeschlagenen Pavillons, andere mit vielen Glocken behangene Thürmgen von durchbrochener aus Roherwerk zubereiteter leichter Arbeit. Das ganze Schiff ist vergoldet und die Ruder mit Silber beleget.

Balottades, sind die zierlichste Art unter den Luftsprüngen eines Pferdes, mit welchen es sich zugleich von der Erden erhebt und in die Luft geht, und in einem Tempo mit allen vier Füßen, wie ein Ball, wieder zur Erde fällt. Je höher nun die Erhebung von der Erden geschehen kann, je wohlanständiger wird sie gehalten, doch muß solche auch nicht übertrieben werden, damit das Pferd seine Gestalt nicht verliere und kein Bäumen daraus komme. Eine Balottade unterscheidet sich von einer Croupade dadurch, daß bey der erstern das Pferd die Eisen weiset, bey letztern aber die Hintersüße unter den Leib zu sich ziehet.

Balsam, *Balsamum*, *Balsamus*. (Mater. medic.). So nennt man natürliche Pflanzensäfte, die einen starken Geruch und einen zähen Grad der Flüssigkeit haben, bey ihrer Destillation viel ätherisches Oel geben, und sich durchaus nicht mit Wasser vermischen, aber leicht

Digitized by Google

und ganz in Weingeist auflösen lassen. Sie haben alle eine Kraft, der Fäulnis mächtig zu widerstehen, die Nerven aufzumuntern und zu erquicken, die feste Theile zu reizen, und die flüßige ungemein zu verdünnen, den Umlauf der Säfte lebhafter zu machen, und auf den Harn und die unmerkliche Ausdünstung zu treiben: dadurch werden sie äußerlich in Wunden und Geschwüren, und selbst innerlich, wann sie mit wahrer Behutsamkeit in schwachen Gewichten gebraucht werden, in Krankheiten, welche innerliche Geschwüre zum Grunde haben, von vorzüglichem Nutzen.

Balsam, war eines von den kostbarsten Producten des Landes Canaan, und wurde besonders in der Gegend um Gilead herumgezogen, daher er auch insgemein nur Balsam von Gilead genennt wurde. Wir finden, daß er in den frühesten Jahren schon ein wichtiger Zweig der Handlung gewesen ist. Diejenigen Ismaeliten, an welche Joseph von seinen Brüdern verkauft wurde, kamen nach 1 B. Mos. 37, 25. von Gilead, und hatten eine große Menge Balsam bey sich, den sie in andere Länder verführten. Einige Gelehrte sind der Meynung, daß dieser Balsam von Gilead eben derjenige sey, welchen man sonsten Balsam von Mecca nennt; andere aber machen eine andere Art daraus, und sagen, es wäre nur eine besondere Art von Harz gewesen; der eigentliche arabische Balsam aber, wäre erst zu den Zeiten Salomons nach Canaan gebracht worden. Soviel ist gewiß, daß in den Schriften des alten Testaments zweyerley Worte vorkommen, die im Deutschen durch Balsam übersetzt sind. Derjenige, den die Ismaeliten mit sich führten, wird צרי Zori genennt; eben dieses Wort wird auch von dem Balsam von Gilead gebraucht. Jer. 46, 11. 51, 8. Eine andere Art wird נטף Nataph genennt. 2 B. Mos. 30, 34. Die Ausleger sind in der Erklärung beyder Worte nicht ganz einig. Die siebenzig Dollmetscher übersetzen das erste Wort, durch σταχτη, und das andere durch σταχτη. Durch das letztere verstehen einige nichts anders als Myrrhen, zwar nicht diejenige, welche von sich selbst von dem Baum, der sie hervorbringt, herabfließt, sondern diejenige, welche man durch die Kunst davon bekommt, indem man das Gummi preßt, damit die Fettigkeit Tropfenweis herauslaufe. Durch das erstere verstehen einige den Mastix. Es ist wahrscheinlich, daß der eigentliche Balsam von Gilead eben diejenige harzige Materie ist, die man heut zu Tage den Balsam von Mecca nennt, und der einen wichtigen Theil von den Einkünften des Großherrn ausmacht. Ob er aber, wie Bochart meynt, unter der Regierung Salomons, durch die Königin aus Saba, aus dem glücklichen Arabien nach Palästina, oder von hier durch die Ismaeliten nach Arabien verpflanzt worden, könnte noch zweifelhaft scheinen, wenn es nicht aus der angeführten Stelle aus 1 B. Mos. 37, erhellte, daß er früher in Palästina gewesen sey, als in Arabien; denn warum sollten sie ihn sonst nach Arabien verführt haben? Hieraus ist wahrscheinlich, daß diejenigen eben nicht irren mögen, die das צרי von Gilead, durch den Balsam von Mecca erklären. Dapper beschreibt ihn auf folgende Art: Der Baum, von dem er, als ein Harz, ausschwitzt, ist nicht groß, und bekommt wenig Blätter; diese fallen des Winters nicht ab, sind den Rautenblättern gleich, grün von Farbe, und etwas weißlicht; das Holz ist harzigt, leicht und von außen röthlicht, und ist mit wenig Blättern besetzt. Das Harz tropft des Sommers aus der aufgekerbten Rinde des Baumes, und wird, so bald er an die Luft kommt, weißlich, dann grün, goldgelb, und endlich Honiggelb. Von der Art, wie der Balsambaum eingekerbt wird, geben uns die alten verschiedene Nachrichten. Plinius sagt: die Rinde des Baums müsse mit einem Glas aufgeritzt werden, denn wenn man Eisen dazu brauche, so stürbe der Stamm ab; oder, wie andere sagen, zögen sich die Adern zusammen, und hinderten den Saft, daß er nicht herausfließen könne. Andere im Gegentheil sagen, daß man Eisen ohne Gefahr dazu brauchen könne. Dieser Balsam von Gilead ist in der Arzneykunst von den Alten sehr häufig gebraucht worden. Man mag ihn nun entweder für den eigentlichen arabischen Balsam, oder für ein Harz, das aus dem Terpentinbaum, oder Cedern, fließt, erklären. Dahin gehört die Stelle, Jer. 8, 22. ist denn kein Balsam in Gilead? ist denn kein Arzt da? wobey einige die Anmerkung machen, daß, da Gilead, wegen seines Balsams, als eines bewährten Heilungsmittels, so berühmt gewesen, es sehr wahrscheinlich sey, daß sich viele Aerzte in dieser Gegend aufgehalten haben, die den Gebrauch desselben verordneten. Ob aber dieser Balsam, unter die Ingredienzien, des heiligen Rauchpulvers, welches Moses 2 B. 30, 34. beschreibt, genommen worden, darüber sind die Meynungen getheilt. So viel ist gewiß, daß das Wort נטף dessen sich Moses hier bedient, die allgemeine Bedeutung eines Tropfens habe, und also gar wohl, eine jede Art eines Harzes, oder Gummi erzeigen könne. Daher auch die Rabbinen nicht ermangelt haben, eine Menge solcher Harze zu nennen; bald machen sie Myrrhen, bald Mastix, bald gar Thuriac daraus. Da aber dieses נטף andern Harzen, s. E. dem Weihrauch, entgegen gesetzt ist, so kann es kein allgemeiner Ausdruck von einem jeden Harz seyn, sondern es muß eine gewisse Gattung desselben anzeigen. Einige meynen also: es wäre eben derjenige Balsam von Gilead, den wir beschrieben haben, darunter zu verstehen; weil nehmlich dieses Harz unter allen das kostbarste gewesen, und von den Einwohnern deswegen auch כעל סמין der Fürst der Wohlgerüche, genennt worden wäre, so hätte es Gott besonders unter das heilige Rauchwerk zu mischen befohlen. Andere verstehen die Myrrhen darunter, bepnahe mit eben den Gründen, wie die vorhergehenden. Sie sagen, die Myrrhen würden von den Rabbinen ראש לכל בשמין Rosch lecol besamim, das vornehmste aller Rauchwerke genennt. Man kann eine Meynung wählen, welche man will.

Balsam, *Balsamum*, (Pharmacie). So nennt man eigentlich äußerliche Mittel von einer gewissen schmierigen Consistenz, die entweder wegen ihres starken Geruchs und ihrer flüchtigen wirksamen Theile in Ohnmachten oder überhaupt in der Absicht, die Lebensgeister aufzumuntern, aufgeschmiert oder wegen der vorzüglichen Kräfte, die man ihnen zuschreibt, die Heilung zu befördern, in Wunden gebraucht werden. Man hat aber den Namen selbst auf innerliche flüßigere Mittel ausgedehnt, denen man die Eigenschaft zugeschrieben hat, die Lebenskräfte zu erhalten, aufzumuntern, und wieder herzustellen.

Balsam, arabischer, *Balsamum de Mecca, judaicum, syriacum, opobalsamum*. *Mater. med.* ein Balsam, der in Arabien von selbst aus einem davon bekannten Baume fließt, gemeiniglich flüßiger als Largetta ist, aber nach seinem verschiedenen Alter und dem

Digitized by Google

Alter des Baums, von welchem er kommt, einen verſchiedenen Grad der Conſiſtenz, und, ſo wie er zu uns kommt, eine citronengelbe etwas in die rothe ſpielende Farbe, einen angenehmen Geruch, der dem Citronengeruch nahe kommt und einen bitterlichen etwas ſcharfen Geſchmack hat. Er hat übrigens mit andern ähnlichen natürlichen Balſamen ſeine Natur und Miſchung gemein, und ſelbſt in ſeinen Arzneykräften nichts zum voraus; wann er nicht vielleicht deswegen, weil er weniger erhitzt, ſicherer innerlich zu gebrauchen iſt. Uebrigens ſchränkt ſein hoher Preis, und, die häufige Verfälſchung, die damit vorgeht, und zu deren Entdeckung man bisher noch keine ſichere Merkmale hat, ſeinen Gebrauch ein. In den Morgenländern wird er auch zu wohlriechenden Salben und Schminkmitteln gebraucht.

Balſam, arcäiſcher, *Balſamum Arcai*, (Pharmacie) eine Salbe, welche die Wundärzte noch häufig äuſſerlich gebrauchen, um die Heilung der Wunden zu befördern. Er beſteht aus ſechzehen Theilen Elemiharz, die man über einem gelinden Feuer in Terpentin gezogen läßt, und nach und nach ein Gemenge von ſechzehen Theilen Hirſchtalg und acht Theilen Johanniskrautöhl, die man in einem andern Gefäſſe vorher zuſammengeſchmolzen hat, und zuletzt noch einem Theil recht fein zerriebenen Santelholzes darunter rührt.

Balſam, grüner, *Balſamum viride*, (Pharmacie) So nennen die Edinburgiſche Aerzte eine Salbe aus gleich viel Leinöhl und Terpentinöhl, die mit fein zerriebenen Grünſpan grün gefärbt und verdickt iſt.

Balſam, weiſſer indianiſcher, *Balſamum peruvianum album* (Mater. med.) Iſt nichts anders, als der feinere Theil des gemeinen peruvianiſchen Balſams, der von ſelbſt aus dem Baume fließt, wann man daran ſchneidet.

Balſam, peruvianiſcher ſchwarzer Balſam, *Balſamus peruvianus*, (Mater. med.) Der natürliche Saft eines americaniſchen Baumes, der ungefähr die Conſiſtenz des Terpentins, einen ſtarken angenehmen Geruch, eine aus der purpurrothen in die ſchwärzlichte ſpielende Farbe, und einen etwas ſcharfen Geſchmack hat, ſich durchaus nicht in fetten Oelen auflöſt, und bey der Deſtillation trockene Blumen, und ziemlich viel ($\frac{7}{72}$) wohlriechendes Oehl giebt. Er hat die allgemeine Natur, Miſchung und Heilskräfte der natürlichen Balſame, wird aber wegen ſeines angenommenen Geſchmacks und Geruchs andern vorgezogen, ob er gleich wegen ſeiner erhitzenden Eigenſchaften Behutſamkeit erfordert und vornemlich äuſſerlich, zur Stärkung des Magens unter der Geſtalt eines Magenpflaſters auch am beſten in Weingeiſt aufgelöſt, in Wunden und Verletzungen der Sennen und Häute gebraucht.

Balſam, tolutaniſcher, *Balſamum tolutanum*, (Mater. medic.) Der natürliche Saft eines Baumes, der in Südamerica zu Hauſe iſt. Er hat eine goldgelbe Farbe, übrigens aber Kräfte, Geruch und Geſchmack mit dem Arabiſchen gemein, nur daß der letztere etwas ſchärfer iſt. Bey der Deſtillation giebt er etwas trockenes Salz, und wohlriechendes Oehl. Zuweilen kommt er ſchon ganz trocken nach Europa.

Balſamapfel, (*Momordica* Linn. *Elaterium* Bœrh.) Dieſes Pflanzengeſchlecht ſtehet in der zehnten Ordnung der ein und zwanzigſten linneiſchen Claſſe (*Monoecia ſyngeneſia*) die männlichen Blumen haben einen einblätterigen vertieften Kelch mit fünf lanzetförmigen ausgebreiteten Lappen. Die Blumenkrone iſt ebenfalls in fünf Lappen getheilt, an den Kelch angewachſen, ausgebreiteter, groß und runzlich. Innerhalb der Krone befinden ſich drey pfriemförmige kurze Träger, auf denen drey Staubbeutel ſitzen. Zween davon ſind geſpalten und haben an beyden Seiten ohnförmige Fortſätze, der dritte hat nur einen ſolchen Fortſatz und beſtehet aus einem zuſammengedrepften Körper und einer gekrümmten Staublinie. Die weiblichen Blumen wohnen auf eben derſelben Pflanze und ihr Kelch iſt von eben der Geſtalt, wie bey den männlichen Blumen. Er ſtehet über dem Fruchtboden und fällt nach der Blüthe ab. Die Krone iſt der eben beſchriebenen männlichen gleich. Die Staubfäden fehlen und es ſind nur drey ſehr kurze beutelloſe Träger da. Der Fruchtknoten ſtehet unter dem Kelch, und hat einen walzenförmigen dreyfächigen ſäulenförmigen Griffel und drey bucklicht längliche Narben, welche nach außen zu ſtehen. Auf die Blüthe folget eine trockene längliche Apfelfrucht, welche mit einer Federkraft ſich zuſammenzieht und aufſpringt. Sie hat drey häutige weiche entfernte Fächer, und enthält viele platte Saamenkörner. Unter dieſes Geſchlecht gehören folgende Gattungen:

Bitterer Balſamapfel, großer Balſamapfel, *Momordica Charantia* Linn. Rumph. Amb. 5. p. 410. T. 151. *Pandipavel.* Rhed. Mal. 8. p. 18. T. 10. Er hat eckige höckerige Aepfel, und zottige länglich-handförmige Blätter, welche in fünf oder ſieben ungleich ausgezackte Lappen tief eingeſchnitten ſind. Die herzförmige den Stamm halb umfaſſende Blumenhülle, welche dieſer Gattung mit der Heilgurke eine große Aehnlichkeit giebt, iſt nur darinn von jener verſchieden, daß ſie hier ganz unverletzt, dort aber gezähnt iſt. Die Pflanze hat zwar einen unangenehmen Geruch, doch wird ſie in Oſtindien von den Europäern, die ſich dorten aufhalten, ſtatt des Hopfens zum Bier gebraucht. Auch die Früchte werden unreif abgebrochen, in Stücken geſchnitten, und nachdem man ſie hinlänglich ausgewäſſert hat, gekocht und in einer Brühe gegeſſen. Der bittere Aufguß ſoll ein gutes Mittel gegen die Würmer ſeyn.

Dreyblätteriger Balſamapfel (*Momordica trifoliata* Linn. Rumph. Amb. 5. T. 152. f. 2.) mit eyrunden zackigen Aepfeln und dreyfachen gezähnten Blättern. Oſtindien iſt das Vaterland.

Eſelsgurke Balſamapfel, (*Momordica Elaterium* Linn. *Cucumis ſylveſtris afininus* C. B. pin. 314. Blackw. T. 108.) mit dorſigen Aepfeln ohne Gabeln. Die Wurzel iſt einen Schuh lang und 2 bis 3 Zoll dick, in viele Faſern getheilt, weiß, fleiſchig und von bitterem eckelhaftem Geſchmack. Aus ihr entſpringen dicke, etwas rauhe, auf der Erde liegende Stengel, welche mit herzförmigen unverletzten faltig-gezahnten Blättern bekleidet ſind. Aus den Blattwinkeln entſpringen die gelben mit grünlichen Adern durchzogene Blumen und auf dieſe folgt die Frucht, die aus länglichwalzenförmigen Aepfeln beſtehet. Sie ſind gewöhnlich einen Zoll oder etwas mehr lang, und einen Zinger dick, hockerig und grün von Farbe. Sie ſind ſo elaſtiſch, daß ſie, wenn ſie reif ſind, bey der geringſten Berührung abfallen und den Saamen mit einem bitteren Saft weit von ſich ſpritzen. Alle Theile der Pflanze haben eine purgierende Kraft, doch die Früchte am ſtärkſten. Der ausgepreßte und eingetrocknete Saft davon iſt unter dem Namen Elaterium ſchon den griechiſchen Aerzten bekannt geweſen, und zum Purgieren gebraucht worden. Die Bereitungsart und nähere Beſchreibung wird unten im Artikel Eſelsgurkenſaft vorkommen. Man kann dieſe Pflanze leicht aus Saamen hier zu Lande unter freyem Himmel fortpflanzen. Sie iſt ein

Digitized by Google

Sommergewächs und ſtammt aus dem ſüdlichen Theil von Europa her.

Fußförmiger Balſamapfel, (*Momord. pedata* Linn. Feuil. Peruv. 1. p. 754. t. 41.). Seine Aepfel ſind geſtreift; die Blätter fußförmig ſägezähnig. Peru iſt das Vaterland.

Heilgurke Balſamapfel, (*Momord. Balſamina* Linn. *Charantia* Dodon. *Balſamina rotundifolia repens ſ. mas* C. B. pin. 306. Blackw. T. 539. a. 539. b. *Pomum mirabile* Trag.) gemeiner Balſamapfel, Wunderapfel. Seine Früchte ſind eckig und knöpfig, die Blätter glatt ausgebreitet handförmig; die Wurzel, welche nur ein halb Jahr dauret iſt klein, faſerig und treibt viele zarte rankige zwey bis drey Fuß lange, eckigte geſt. eifte Aeſte, welche ſich vermittelſt der Gäbelchen, die ſich bey jedem Blatt befinden, an alle in der Nähe ſtehende Körper anhängt und in die Höhe ſteiget. Die Blätter gleichen den Weinſtockblättern, doch ſind ſie kleiner, glatt, hellgrün in fünf ſpitzige gezähnte Lappen bis zur Hälfte eingeſchnitten, und ſitzen auf Stielen die ein bis anderthalb Zoll lang ſind. In den Blattwinkeln entſproſſen die auf Stielen ſitzende weißliche mit gelben Adern durchzogene Blumen. Auf die Blüthe folgt eine längliche gurkenförmige auf der Oberfläche mit ſtachlichen Knöpfchen verſehene Frucht. Inwendig beſtehet dieſe Frucht nur aus einem Fach und iſt mit einem hochgelben Marke angefüllt. Bey geringer Berührung ſpringet ſie auf, krümmet ſich rückwärts zuſammen und wirft den braunrothen länglichen Saamen von ſich. Das Vaterland dieſer Pflanze iſt Oſtindien, doch kann ſie in Italien und andern warmen europäiſchen Ländern leicht in Gärten gezogen werden. Sie kommt im Auguſt zur Blüthe, die Früchte aber werden außer ihrem Vaterlande ſelten reif. Das aus den Früchten bereitete Oel wird von älteren Aerzten mit vielen Lobſprüchen belegt und ſowohl innerlich als äußerlich in vielen Krankheiten angeprieſen.

Walzenförmiger Balſamapfel, (*Momord. cylindrica* Linn. Pluk. Alm. 286.) Sein Stamm iſt fünfeckig. Die Blätter ſind den Gurkenblättern ähnlich, eckig an der Grundfläche ſägenartig gezähnt. Die Ecken ſind ſpitz und die mittelſte am längſten. Die Winkel werden hinten nicht weiter, ſondern laufen rechtwinklich zu. Die Früchte ſind einen Schuh lang, walzenförmig, etwas haarig, und enthalten ſchwarzen Saamen. Die Blumen ſind gelb und die Gabeln entſprungen aus den Blattwinkeln. Die Pflanze dauert nur ein Jahr und wächſt in Zeylon und China wild.

Zeylonicher Balſamapfel, (*Momord. Luffa* Linn. *Petola* Rumph. amb. 5. p. 405. T. 148.) Seine Aepfel ſind länglich mit kettenförmigen Furchen beſetzt, die Blätter eingeſchnitten. Die Gabeln ſind gleichfam aus einer Dolde von lauter kleinen Gäbelchen zuſammengeſetzt. Es iſt ebenfalls eine Sommerpflanze.

Zugedeckter Balſamapfel, (*Momord. operculata* Linn. Comm. rar. 22. T. 22.) Er hat eckig-höckrige Aepfel, welche mit einer abfallenden Spitze oder Deckel zugedeckt ſind. Die Blätter ſind in Lappen getheilt. Die Früchte haben kein Mark, ſondern ſind inwendig ganz trocken. Der Saamen iſt glatt und ſchwarz von Farbe. America iſt das Vaterland dieſer Sommerpflanze.

Balſamäpfelöhl, *Oleum momordicae*, (Pharmacie) iſt nichts anders als Leinöl, worein man reife und etwas geſtampfte Balſamäpfel einen Tag lang über heiſſer Aſche eingeweicht, denn ungefähr eine Stunde lang damit gekocht und nachher ausgepreßt, und dieſes ausgepreßte Oel alsdann mit gleichviel Balſamäpfeln zum zweytenmal gekocht hat. Es hat übrigens, wenn es auch noch ſo ſorgfältig zubereitet iſt, vor gemeinem friſchen einfachen Baumöle in keiner Rückſicht für den Arzt etwas vorzügliches, und wenn es ſchlecht zubereitet, oder nachläßig oder zu lange aufbewahrt wird, eine unangenehme brenzliche oder ranzige Schärfe, die ſeinen Gebrauch in vielen Fällen unnütz oder gar ſchädlich macht.

Balſambaum, ſ. Clusia.

Balſambaum von Copaiva, ſ. Copaivabaum.

Balſambaum, Peruvianiſcher. Der Baum, der uns den Peruvianiſchen Balſam liefert, iſt noch nicht beſtimmt. Er wächſt in America, aber nicht in Peru, ſondern 30 Meilen weit von Carthagena bey Tolu.

Balſamholz, (*Xylobalſamum*). Mit dieſem Namen wird das Holz der Gleaditſchen Balſampflanze belegt, welches man in den Apotheken findet. Es beſtehet aus dünnen holzigen krummen, knotigen Aeſten, welche die Dicke eines Federkiels oder höchſtens eines kleinen Fingers haben. Sie ſind mit einer doppelten Rinde bedeckt, deren äußere dünne gefurchet und roth, die innere aber blaßgrün iſt. Das ächte Balſamholz hat den Geruch des arabiſchen Balſams; da es aber ſelten zu uns kommt, ſo findet man in Apotheken faſt meiſtentheils falſches nachgemachtes Balſamholz, welches nichts anders iſt, als Aeſte vom Maſtixbaum, dem man einen balſamiſchen Geruch gegeben hat. Aus dieſer Urſach wird heutiges Tages das Balſamholz wenig oder gar nicht mehr gebraucht, weil es auch in der That keine große Heilkräfte beſitzt. Jedes andere harzige wohlriechende Holz kann deſſen Stelle vertreten.

Balſamina, iſt der Linneiſche Gattungsname des Heilgurke-Balſamapfels, ſ. Balſamapfel.

Balſamina, (*Impatiens* Linn.) ein Beyname älterer Schriftſteller von dem Springkraut.

Balſamirung. Bey den Griechen und Römern war die eigentliche Balſamirung nicht üblich. Doch pflegten ſchon die Griechen in den älteſten Zeiten die Leichname, um den üblen Geruch derſelben zu vermindern, mit einem wohlriechenden Oele zu ſalben, nachdem dieſelben vorher waren gewaſchen worden. Plinius verſichert, daß die Griechen, bis auf die Zeiten des Alexanders, ſich bey ihren Todten keiner andern Salbe, als des gedachten Oels bedient hätten. In der Folge muß dies Salben der Todten bey ihnen ſowohl, als bey den Römern, künſtlicher und koſtbarer geworden ſeyn. Bey beyden Völkern waren beſondere Perſonen zu dieſem Geſchäfte beſtellt, welche νεκροκοσμοι, ταριχευται, κατεγωγεις, und bey den Römern pollinctores hießen. Von ihnen waren die νεκροδαπται, der Römer libitinarii, unterſchieden, als welche alles, was zur Leiche gehörte, beſorgten, und in deren Dienſten die pollinctores, vespillones und dergleichen Leute ſtunden.

Das eigentliche Balſamiren war den Egyptiern eigen, und der Gebrauch deſſelben ſowohl, als die Kunſt ſelbſt ſcheinen mit der ſchon unter dem tyranniſchen Cambyſes verfolgten und unter den Lapiden und Römern nach und nach ganz ausgerotteten, oder vielmehr von ſelbſten, wegen der ihr widrigen Staatsverfaſſung, verſchwundenen alten Religion untergegangen zu ſeyn. Religion ſowohl, als Politik, hatten bey dieſem Volke ſeit undenklichen Zeiten den Gebrauch eingeführt, die Leichname zu erhalten. Von der Unſterblichkeit überzeugt, behielten ſie für ihren ehemaligen Aufenthalt eine gewiſſe Art von Ehrfurcht, und glaubten die Seele zu

Digitized by Google

beleidigen, wenn ſie den Körper untergehen ließen. Ein Egypter wurde mit der Todesſtrafe belegt, wenn er einem todten Körper die geringſte Beleidigung zufügte. Das Gericht, welches man über den Lebenswandel eines Verſtorbenen hielte, um zu erfahren, ob er das Begräbniß verdiene, die Gemächer, welche in den Häuſern reicher Leute beſtimmt waren, die balſamirten Körper aufzubewahren, die Verpfändungen, die man mit dergleichen Leichnamen vornahm; alles dies trug viel zur Erhaltung des Friedens, der bürgerlichen Ordnung und der Vaterlandsliebe bey, und beförderte die Zärtlichkeit und Hochachtung gegen die Anverwandten. Die Egyptier wollten ihren Leichnamen eine vollſtändige Ruhe verſchaffen, und entfernten daher alles, was die Fäulniß befördern konnte; ſie betrachteten die Gräber als ihre ewigen Wohnungen, und waren lange nicht ſo ſehr um die Feſtigkeit ihrer Häuſer, welche ſie Herbergen nannten, bekümmert.

Auch die alten Scythen, Perſer und Hebräer balſamirten ihre Todten, und ahmten darinnen ohne Zweifel die Egyptier, wiewohl auf eine unvollkommene Weiſe, nach. Heutzutage iſt, ſoviel man weis, nichts mehr von dieſer Kunſt der eben benannten drey Völker übrig: es müßte denn ſeyn, daß ſich vielleicht noch ſolche balſamirte Körper der älteſten Einwohner Perſiens in den Ruinen von Perſepolis und in den nicht gar zu weit davon entfernten Gräbern zu Nakſi-Ruſtan bey ſorgfältiger Nachforſchung vorfänden.

Die egyptiſche Kunſt zu balſamiren iſt ohne Zweifel ihre erſte Entſtehung dem warmen und außerordentlichen trocknen Climat dieſes Landes ſchuldig, wo man öfters unter dem brennenden Sande Leichname fand, die ganz allein durch die natürliche Einwürkung dieſes Climats zu einer Art von Mumie geworden, indem die trockne Hitze des Sandes das Fett und das Fleiſch der Leichname, ohne die Haut zu beſchädigen, verzehrt hatte. Und in der That fand Maillet ſolche Leichname in den Mumiengrüften, die auf Kohlen liegen, nur in einige Windeln gewickelt und mit einer Strohmatte bedeckt waren, und auf denen der Sand ſieben bis acht Fuß hoch lag.

Herodot und Diodor aus Sicilien geben uns unter allen alten Schriftſtellern allein von den balſamirten Leichnamen oder Mumien der Egyptier eine zienlich befriedigende Nachricht, indem ſie ſich in einzele dabey beobachtete Umſtände einlaſſen. Doch zeigt ſich auch in dieſen Erzählungen eben die Verſchiedenheit, welche ſie auch ſonſten bezeichnet. Herodot verräth mehr Neugierde und Genauigkeit. Beyde Reiſende haben von dieſer Kunſt des Balſamirens, welche die Griechen aus bald anzuführenden Urſachen ταριχευειν, einſalzen, nennten, mehr als Reiſende, als wie Naturkündiger, geſchrieben. Wir wollen in dieſem blos archäologiſchen Artikel die Nachricht von beyden anführen, und den Artikel alsdann mit einigen Anmerkungen beſchließen, ohne uns in das, was der Arzt und der Naturkündiger dabey betrachten könnte, einzulaſſen.

Erſtlich ſoll Herodot reden. „Es giebt in Egypten, ſagt er, Leute, die die Kunſt zu balſamiren verſtehen, und welche darzu beſtellet ſind. Wenn dieſen der Todte gebracht wird, ſo zeigen ſie denen, die ihn gebracht haben, hölzerne Todtenbilder, welche den balſamirten Körpern ähnlich ſind. Sie ſagen, das eine ſey das vornehmſte unter ihnen, deſſen Namen bey dieſer Sache zu nennen ich für unerlaubt halte; das andere geringer und wohlfeiler, das dritte am wohlfeilſten.

Nach dieſem Berichte fragen ſie dieſelben, nach welchem Modelle ſie den Todten wollten zubereiten laſſen. Sobald ſie wegen des Lohns einig geworden ſind, gehen ſie weg. Dieſe aber bleiben in dem Hauſe und verrichten die Balſamirung, und zwar die koſtbarſte, auf folgende Art. Zuerſt nehmen ſie mit einem krummen Eiſen das Gehirn durch die Naſenlöcher heraus, und ſchütten dagegen gewiſſe Säfte hinein. Darauf ſchneiden ſie den Leib mit einem ſcharfen äthiopiſchen Steine unter den kurzen Ribben auf, und nehmen den Bauch ganz aus. Wenn ſie denſelben gereiniget und mit Palmweine ausgeſpült haben, reiben ſie ihn auch mit geſtoßenen Specereyen ab. Hernach füllen ſie den Leib mit geſtoßener unvermiſchten Myrrhen, mit Caſien und andern wohlriechenden Sachen an, ausgenommen Weyrauch, und nehen ihn wieder zu. Wenn dies geſchehen, machen ſie ihn mit Salpeter ein, (ſalzen ihn in Salpeter) und verbergen ihn ſiebenzig Tage. Länger darf man mit dem Balſamiren nicht zubringen. Nach Verlauf der ſiebenzig Tage waſchen ſie den Leichnam, wickeln ihn ganz in Binden, welche aus Byſſusleinwand geſchnitten ſind, und beſtreichen ihn mit Gummi, das die Egyptier ſtatt des Leims brauchen. Hierauf holen die Anverwandten den Leichnam ab, machen ein menſchenförmiges hölzernes Futteral, legen ihn hinein, verſchließen ihn darinn, und verwahren ihn in der Kammer, darinnen die Todtenkiſten ſtehen, wo ſie ihn dann aufgerichtet an die Wand ſtellen.

Diejenigen aber, welche die mittlere Gattung verlangen, und die großen Koſten ſcheuen, laſſen die Leichname folgendermaſſen zubereiten. Man füllet Cliſtierſprützen mit Cedernextract, öffnet aber den Bauch nicht, zieht auch nicht die Eingeweide heraus, ſondern ſprützet den Bauch durch die Oeffnung des Geſäßes aus, und ſalzt ſie alsdann ſo viele Tage ein, als geſagt worden. An dem letzten Tage ziehet man den Cedernextract wieder heraus, der ſo ſtark iſt, daß die aufgelöſeten und verweſeten Gedärme und Eingeweide zugleich mit herausgehen. Das Fleiſch verzehrt der Salpeter, und ſo bleibt vom Todten nichts als Haut und Knochen übrig. Iſt dies geſchehen, ſo geben ſie den Leichnam zurück, und haben nichts weiter damit zu thun. Durch die dritte Art der Einſalzung werden die Armen zubereitet. Sie ſpülen den Leib durch einen gewiſſen hineingeſprützten Saft aus, verrichten die Einſalzung ſelbſt ſiebenzig Tage, und laſſen ihn alsdann wegtragen. Die Frauen vornehmer Männer, ingleichen die, welche ſehr ſchön geweſen, und vor andern ſehr werth gehalten worden, giebt man nicht gleich nach ihrem Tode den Balſamirern, ſondern erſt den dritten und vierten Tag hernach. Wird ein Egypter, oder auch ein Fremder todt gefunden, den ein Krocodill fortgeſchleppet, oder der Fluß ſelbſt verſchlungen hat, ſo muß ihn nothwendig die Stadt, bey welcher er gefunden, oder herausgebracht worden, einſalzen laſſen, und auf das anſehnlichſte in den heiligen Behältniſſen zur Erde beſtatten. Es darf auch keiner von den Angehörigen oder Freunden denſelben anrühren, ſondern die Prieſter des Nils ſelbſt greifen ihn als einen Leichnam an, der etwas mehr, als blos menſchlich iſt, und begraben ihn.“ So weit Herodot.

Diodor, der bey fünf Jahrhunderte ſpäter gelebet, ertheilt uns von dem nemlichen Gegenſtande folgende Nachricht. „Die Egyptier, ſagt er, haben drey Arten von Leichenbeſtattungen, koſtbare, mittelmäßige und einfache. Die erſten koſten ein Talent Silber, die zweyten zwanzig Minen, die dritten werden faſt umſonſt gemacht. Das Amt des Begräbniſſes iſt ein beſonders

Hand-

Handwerk, welches, wie die andern, von Kindheit an geübet wird. Diejenigen, die sich damit beschäftigen, bringen den Anverwandten den Ueberschlag der Kosten, und fragen sie, wie viel sie erhalten haben wollen. Wenn man sich verglichen hat, so nehmen sie den Leichnam, und geben ihn den Bedienten, die ihn zu rechte machen müssen. Der erste ist der Zeichner oder der Schreiber, welcher auf der linken Seite des Verstorbenen das herauszuschneidende Stück Fleisch bezeichnet. Darauf kommt derjenige, der den Körper öffnen muß. Dieß geschieht mit einem äthiopischen Steine. Aber sogleich läuft er aus allen Kräften davon, weil ihn die Umstehenden mit Steinwürfen verfolgen, als einen Menschen, der ihnen eine öffentliche Beschimpfung angethan hat. Denn sie sehen denjenigen als ihren gemeinschaftlichen Feind an, der einen Körper von eben der Beschaffenheit, wie der ihrige, verletzet hat. Gleich darauf kommen die, welche salzen. Dieser ihr Amt wird in Egypten sehr hoch geachtet. Sie haben Umgang mit den Priestern, und der Eingang zu den heiligen Oertern stehet ihnen offen, wie Personen, die selbst geheiligt sind. Sie versammeln sich um den Verstorbenen, den man eben geöffnet hat, und der eine von ihnen führt seine Hand durch den Einschnitt in den Körper, und zieht alle Eingeweide heraus, ausgenommen das Herz und die Nieren. Ein anderer wäscht sie mit Palmwein und andern wohlriechenden Flüssigkeiten. Sie salben hernach den Körper über dreyßig Tage lang mit Cedergummi, mit Myrrhen, mit Zimmetrinde und andern Rauchwerk, welches nicht allein darzu dienet um ihn lange Zeit hindurch in unveränderem Zustande zu erhalten, sondern auch einen sehr angenehmen Geruch auszudünsten. Wenn der Leichnam hierauf seine Gestalt wieder bekommen, so geben sie ihn den Anverwandten zurück, so daß selbst die Haare an den Augenbrauen und Augenliedern wieder in Ordnung gebracht sind, und das Verstörende das Ansehen seines Gesichts und die Stellung seiner Person behält. Viele Egypter, die durch dieses Mittel ihr ganzes Geschlecht in den ausdrücklich darzu bereiteten Gemächern betrachten können, finden hierin einen Trost, den man nicht beschreiben kann, wenn sie ihre Vorfahren in der neulichen Gestalt und mit eben der Gesichtsbildung sehen, als wenn sie noch am Leben wären."

Wir wollen nun diesen Artickel mit einigen Anmerkungen beschließen. Herodot gedenkt bey der schlechtesten Art der Balsamirung eines gewissen Safts, den er ὄνπιον nennet. Die Sachkäster des Aristophanes erklären dieses Wort durch den Rettig, dessen Saft man sich in Egypten gegen den Bauchfluß bediente. Die einige Zeit des Aufschneidens war eine auf die Menschwerdung ohne einen Satz, dadurch das Leben der Menschen desto abgekürzet, das Vergießen des Menschenbluts desto verabscheuungswürdiger gemacht werden sollte, aus den Mosaischen Gesetzen, aus unsern eigenen Sitten in Ansehung der Schaffrichter leuchten ähnliche Absichten hervor.

Maillet beschreibt die Gemächer genau, wo man die Mumien findet. Einige liegen darinnen. Das sind diejenigen, die nicht eingemischt wurden. Andere lehnen sich aufrechtet in den Nischen dieser Gemächer: das sind diejenigen, welche in Kasten verschlossen wurden. Der Gebrauch der Familienportraite in Wachs oder in Marmor, welche die Römer in ihrem Atrium bewahrten, war vielleicht eine beymittelst der Hetrurier auf die Römer fortgepflanzte Nachahmung der Egyptier. Einige Schriftsteller reden von steinernen Särgen, darinnen diese Mumien aufbewahrt worden. Maillet selbst führet einige Beyspiele davon an, die außerdem mit Hieroglyphen beschrieben gewesen. Doch müssen solche steinerne Särge sehr selten gewesen seyn. Alle übrigen sind vom Holze des egyptischen Feigenbaums, den man daselbst den Feigenbaum des Pharao nennt. Dies Holz ist nicht unverweslich, wie einige glauben: es wächst leichte und man pflanzt es nahe am Wasser, es bleibt von den Würmern verschont, und in einem so trocknen Lande, als Egypten ist, dauret dies Holz so zu sagen ewig. Herodot macht sich ein Bedenken, den Namen einer gewissen Figur oder Modells zu nennen. Man sollte fast muthmaßen, daß dies die Figur einer gewissen Gottheit war, wovon sich Herodot nicht getrauet etwas zu sagen, weil sie wie ein gemeiner Sterblicher balsamirt gewesen. Diese und andere ähnliche Zurückhaltungen die man bey dem Herodot wahrnimmt, und auch bey andern alten Schriftstellern wahrnimmt, sind entweder die Folge eines bey dem Einleitte in die griechischen und egyptischen Mysterien abgelegten Eydes der Verschwiegenheit, oder die Furcht für einer nicht allein in Egypten, sondern in allen Ländern des Alterthums üblich gewesenen Inquisition.

Außer den Egyptiern, ältesten Personen, Seuthen und Hebräern haben uns die neuern Reisebeschreiber noch zwey Völker kennen gelehrt, welche in dieser Kunst zu balsamiren es vielleicht dem alten Egyptiern, wo nicht zuvor, doch gleich gethan. Es sind dieses die alten Einwohner der Canarischen Inseln, besonders von Teneriffe, die alten Guanchen, und dann die ehemaligen Peruaner, welche ihre Incas auf eine sehr vollkommene Art balsamirten. Es ist merkwürdig, daß die ganze Anstalt der alten Teneriffier in dieser Sache der egyptischen sehr nahe kommt, nur daß man statt des Einsalzens den Ihnen den Körper eingetrocknet, mit einem gewissen Balsam den Leichnam so lange bestrichen, bis er davon ganz durchdrungen worden, und ihn sodann auf die künstlichste Weise in Ziegenfelle eingenäht hat, doch so, daß das sich ganz ähnlich bleibende Gesicht unbedeckt geblieben. Wollte man die sehr wahrscheinliche Muthmaßung, daß die Peruaner, wie diese Kunst zu balsamiren in die neue Welt habe wandern können.

Balsamische Mittel, *Balsamica*. Alle diejenigen Arzneymittel, welche einen starken angenehmen oder doch wenigstens nicht sinkenden Geruch haben oder in ihren Bestandtheilen kein wesentliches ätherisches Oel liefern, führen den Namen balsamische Mittel. Aus der gegebenen Beschreibung erhellet, wie diese Mittel von den zunächst verwandten aromatischen oder gewürzhaften unterschieden sind. Diese geben nemlich ein ätherisches Oel und lassen sich über das auch durch den brennenden Geschmack, der zuweilen ziemlich beißend ist, unterscheiden. Wir haben zwar freylich balsamische Pflanzen, welche einiges ätherisches Oel geben, wie z. E. die Rosen, und im Gegentheil giebt es aromatische Pflanzen, die kein wesentliches Oel geben, wie z. E. die Melisse; allein, so wie man in der Natur überhaupt keine Eintheilung in Classen machen kann, die auf alle Gegenstände paßt, so muß man dieses auch hier nicht verlangen. Genug, daß der Unterschied natürlich gegründet und den den meisten Beyspielen durch die Empfindung selbst deutlich genug darzuthun wird.

Die balsamischen Mittel hier namentlich alle anzuführen, würde zu weitläuftig seyn; wir wollen also nur einige nennen, von denen man auf die Natur und Be-

Digitized by Google

ſchaffenheit der übrigen ſchließen kann. Aus dem Thierreiche ſind der Biesam und das Zibeth faſt die einzigen balſamiſchen Mittel. In dem Pflanzenreiche haben wir gar viele Beyſpiele. Die Blumen der Linde, des Schlehenſtrauchers, die Roſen, Lilien, Maybluͤmchen, Schluͤſſelblumen und unzaͤhlige noch nicht in der Arzneykunſt gebraͤuchliche Blumen gehoͤren in die Zahl der balſamiſchen Mittel. Auch die wirklichen Balſame oder die aus Pflanzen fließende gluhrichte Saͤfte und die Gummiharze ſind Beyſpiele dieſer Claſſe. In dem Mineralreiche ſind wenige Producte, welche man mit dieſem Namen belegen kann. Der Bernſtein und Ambra ſind auſſer den Bergharzen und Bergoͤlen faſt die einzigen Beyſpiele.

Die Wuͤrkung oder die Kraft, die die balſamiſchen Mittel in dem menſchlichen Koͤrper aͤuſſern, haͤnget von ihren ſehr zarten geiſtigen Beſtandtheilen ab, welche leicht verfliegen und mehr durch den Geruch als durch den Geſchmack zu erkennen und zu empfinden ſind. Aus dem Grunde aber, weil ſie ſo ſubtil ſind, wirken ſie faſt meiſtens nur auf das Nervenſyſtem des menſchlichen Koͤrpers, und verurſachen durch einen gelinden Reiz deſſelben eine Ermunterung und ſtaͤrkere Action der Lebensgeiſter. Da aber in ſehr vielen balſamiſchen Mitteln auch aromatiſche Beſtandtheile liegen, welche eine erhitzende Kraft haben, ſo iſt meiſtentheils einige Maͤlung oder ein ſtaͤrkerer Kreislauf des Blutes mit der Wuͤrkung vergeſellſchaftet. Hieraus erhellet der Beyname **Herzſtaͤrkende Mittel**, den man ihnen auch ſonſt zu geben pflegt.

Balſamiſches Waſſer, *Aqua balſamica ad gonorrhoeam*, (Pharmacie) ſo nannte Riverius ein zuſammengeſetztes erhitzendes, geiſtiges Waſſer, das er zu ein bis zu zwey Lothen gegeben, im boͤsartigen Saamenfluſſe vorzuͤglich anruͤhmte. Es war weiſſer Wein, der uͤber Violwurzel, cretiſchen Diptam, trockener Minze, Fenchelſaamen, Rautenſaamen, und venetianiſchen Terpentin, nachdem er zuvor drey Tage lang darüber geſtanden hatte, bis zur Haͤlfte abgezogen wurde. In manchen Perioden des Saamenfluſſes iſt es aber offenbar zu ſehr erhitzend und reizend.

Balſamita, iſt der Trivialname, den der Ritter v. Linne der achten Gattung der Wucherblume (*Chryſanthemum*) und der Frauenminze Rheinfarrn (*Tanacetum*) giebt. Ueberhaupt wird bey den Schriftſtellern die letztere unter dieſem Namen mehrentheils verſtanden.

Balſamkoͤrner, *Carpobalſamum*, (Mater. medic.) ſind die rundlichte, runzlichte, graurothliche Saamengehaͤuſe des arabiſchen Balſambaums, die nicht einmal ſo groß als eine Erbſe ſind, keinen Geruch, und nur einen ganz ſchwachen balſamiſchen Geſchmack haben, und einen weiſſen Kern in ſich ſchlieſſen. Einige Aerzte ſchrieben ihnen die Kraͤfte des Balſams zu.

Balſampappel, ſ. Pappelbaum.

Balſampflanze, Balſamſtrauch, Balſamſtaude, (*Amyris* Linn. Ludw. & Jacq.) Dieſes Pflanzengeſchlecht iſt in den neuern Zeiten zuerſt beſtimmt und beſchrieben worden. Es gehoͤrt in die erſte Ordnung der achten Linneiſchen Claſſe (Octandria monogyria). Der Kelch beſtehet aus einem Stuͤck, iſt gerade, fortdaurend, klein, am Rand vierzaͤhnig. Die Krone hat vier laͤngliche, vertiefte, ausgebreitete Blaͤtter. Die acht Staubfaͤden haben gerade pfriemfoͤrmige Traͤger und laͤngliche gerade Staubbeutel, die ſo lang ſind als die Kronblaͤtter. Der auf dem Boden ſitzende Fruchtknoten iſt eyrund, hat einen etwas dicken Griffel und eine viereckige Narbe.

Auf die Bluͤthe folget eine runde Steinfrucht mit einem glatten runden Saamenkerne. Unter dieſes Geſchlecht gehoͤren folgende Gattungen:

Americaniſche Balſampflanze, (*Amyris balſamifera* Linn. *Lucinium arbor oliae foliis minoribus americanum* Pluk. alm. 228. t. 201. f. 3.) Die Blaͤtter ſind aus zwey Paar gegenuͤberſtehenden kleinen Blaͤttchen zuſammengeſetzt. Sie waͤchſt in Jamaica wild.

Elemi Balſampflanze, (*Amyris elemifera* Linn. *Icaiba* Marcgr. braſ. 98. *Cornus racemoſa trifolia & quinquefolia* Plum. ic. 100.) Die Blaͤtter ſind aus drey bis fuͤnf kleinern federfoͤrmig zuſammengeſetzt, und unterwaͤrts filzig. Carolina iſt das Vaterland. Nach den neueſten Nachrichten ſoll das Elemigummi aus dieſer Pflanze fließen.

Giftige Balſampflanze, (*Amyris toxifera* Linn. *Toxicodendron foliis alatis, fructu purpureo pyriformi ſparſo* Catesb. Car. I. p. 40. t. 40. Seligm. 2 Th. T. 80.) Die Blaͤtter ſind gefiedert und endigen mit einem Blaͤttchen. Obgleich Catesby der Pflanze einen giftigen Saft beylegt, ſo hat ihm doch der Hr. v. Linne in ſeinen Amoen. acad. VII. p. 66. widerſprochen, und zweifelt an dieſer giftigen Eigenſchaft. Carolina iſt das Vaterland.

Gileadiſche Balſampflanze, (*Amyris gileadenſis* Linn. Amoen. ac. VII. p. 68.) Man hat lange uͤber die Pflanze in Ungewißheit und Streit gelebt, welche den wahren arabiſchen Balſam lieferte. Man glaubte, es ſey eine Gattung von der Piſtacie, welche aber auf verſchiedene Art beſchrieben wurde. Endlich entdeckte Hr. Forskahl, daß es eine Amyris ſey. Hr. v. Linne beſtaͤttigt dieſe Entdeckung und giebt folgende Beſchreibung von dieſer Staude. Die Aeſte ſind etwas purpurroͤthlich, wenig geſtreift und haben hervorragende Augen. Die aus den Augen entwickelte Blaͤtter ſind geſtielt, glatt, dreyſach. Jedes einzelne Blaͤttchen iſt ſtiellos, ganz unverletzt, lanzetförmig, etwas ſpitz; das umgepaarte aber etwas groͤßer und keilförmig. Die Blumen entſproſſen aus den neuulichen Augen zwiſchen den Blaͤttern, ſe drey und drey. Sie ſitzen jede beſonders auf Blumenſtielen, die unten in einer Scheide ſtecken und kuͤrzer ſind, als die Blaͤtter. Die Blumenſtiele iſt ſehr klein, faſt geſpalten. Der Kelch iſt glatt, mit vier weit entfernten Zaͤhnchen beſetzt. Die vier Kronblaͤtter ſind elliptiſch. Der Fruchtboden, der die Scheibe der Blume einnimmt, iſt gerändet, vertieft und purpurroͤthlich. Die Staubfaͤden entſpringen aus dem Rande des Fruchtbodens und haben gelbe gedoppelte Staubbeutel. An den Augen ſiehet man ſchon die Anlage der kuͤnftigen Aeſte, welche einem ſtumpfen Zahne gleichen, und mit dem wohlriechenden Balſamſaft ganz angefuͤllt und gleichſam uͤberzogen ſind. Arabien iſt das Vaterland dieſer Pflanze.

Von dieſer itzt beſchriebenen Gattung iſt die Balſampflanze des Alpino, (*Amyris Opobalſamum* Linn. *Balſamum, Baleſſan Alp. aegypt. 48. Tab. 60.*) wenig unterſchieden. Die Blaͤtter ſind zwar gefiedert aus kleinen ſtiellosen Blaͤttchen zuſammengeſetzt, und nach Alpins Zeichnung die Blumen riſpenförmig. Da aber die dreyfache und gefiederte Blaͤtter ſehr nahe verwandt ſind, und die letzte leicht aus den erſten entſtehen koͤnnen, da auch Alpin für die Geſtalt der Blumen keine Gewaͤhr leiſtet, ſo glaubt der ſeel. Ritter v. Linne, beyde moͤchten wohl ein und eben dieſelbe Pflanze ſeyn, wenigſtens iſt es gewiß, daß aus beyden der arabiſche Balſam flieſt.

Digitized by Google

Javaniſche Balſampflanze, (*Amyris Protium* Linn. Mant. 65.) Sie hat gefiederte, geſtielte, am Rande wellenförmige Blätter.

Waldbalſampflanze, (*Amyris ſylvatica* Linn. Jacq. amer. 107.) hat dreyfache gekerbte und ſpitze Blätter, und ſtammt aus Amerika.

Strandbalſampflanze, (*Amyris maritima* Linn.) Sie iſt der vorigen faſt ganz gleich, nur daß ihre Blätter ſtumpf ſind; auch iſt ihr Vaterland Amerika, und kann vielleicht nur eine Spielart der vorigen Gattung ſeyn.

Balſamum plumbi, ſ. Bleybalſam.

Balſamum ſuccini, ſ. Bernſteinbalſam.

Balſamum ſulphuris, ſ. Schwefelbalſam.

Balſamum vitae, ſ. Lebensbalſam.

Balſanes, heißen die weißen Zeichen, welche einigen Pferden von dem Kegel bis an den Saum gehen, und dieſes ſowohl an den hintern als vördern Füßen. Der Aberglaube will haben, daß ſo gezeichnete Pferde beſonderen Fatalitäten ausgeſetzet wären.

Balſen, ſind mit Segeln und Hütten verſehene Prahmen, deren man ſich auf den Amerikaniſchen Flüſſen bedienet.

Balſenbrücke (Baukunſt), werden Brücken genennt, welche zu Valpaiſſo und Concon in Indien, aus mit Luft angefüllten Säcken von Seehundsfellen gemacht werden. In der Tartarey ſind dergleichen mit Oel getränkte Säcke gebräuchlich, worüber man von Rohr geflochtene Seile legt, ſolche beſammen zu halten, und darauf mit Dielen oder anderm Holz bedeckt, damit ſowohl Fußgänger als Vieh ohne Gefahr darüber wandeln können.

Baltagi oder **Baltaggi**, ſind am Hofe des Großſultans geringe Bedienten und Aufwärter, deren Verrichtung iſt, den Sultan zu Pferde zu begleiten, wenn er ſich aus dem Serail begiebt, Holz zu hacken u. dgl. Sie tragen gewöhnlich lange, wie ein Zuckerhut zugeſpitzte, zimmetfarbene Mützen. Ein Theil derſelben heißen Capigi, und haben ein Oberhaupt unter dem Titel Capigi Baſchi. Dieſe ſind Verſchnittene, und verſehen die Wache am erſten und zweyten Platz des Serails; werden auch zuweilen als Huſaren gebraucht, die Befehle des Sultans zu vollziehen.

Baltearius, ſ. Balteus.

Balteus, das Degengehäng gieng von der linken Achſel über die Bruſt und den Rücken hin, ſo daß der Degen auf der rechten Seite hieng. Denn ſo lange die Römer kurze Degen trugen, hiengen ſie ſolche an die rechte Seite, weil ſie leicht konnten ausgezogen werden. Und ſo findet man ſie auch an der Säule des Trajans und Antonins abgebildet. Als längere Degen aufkamen, trug man dieſelben an der linken Seite. Einige haben zwar geglaubt, daß die Fußvölker das Schwerdt an der linken, die Reuter aber an der rechten Seite getragen, und ſtützen ſich auf den Bericht des Joſephus, welcher der Reuter mit dem Schwerdte auf der rechten Seite ausdrücklich gedenket.

Man verfertigte das Degengehänge meiſtentheils aus Leder, und beſchlug es mit metallenen Buckeln. So wie die Pracht ſtieg, wurden ſie aus Silber und Gold gemacht, und mit Diamanten beſetzt. Daher entſtand das eigene Amt des Aufſehers über die Degengehänge, oder des Baltearius an dem Hofe der Kayſer. Für den Krieg hatten die Baltea (denn in der mehreren Zahl ſagt man lieber Baltea, und in der einfachen gewöhnlicher Balteus) ihre beſondern Merkzeichen zur Unterſcheidung der Soldaten und Legionen, zu welchen ſie gehörten. Sie konnten auch, wann der Degen nicht daran hieng, ſtatt eines Gürtels und Geldbeutels gebraucht werden.

Mit einer dichteriſchen Kühnheit nennt Virgil den Degen ſelbſt Balteus Aeneid. 10. 496. Bey den Griechen wird das Wort Ζωστηρ gebraucht, und eben deswegen heißt Ζωστηρας eben ſo viel, als ὁπλιτοδρομος.

Balteus heißt auch an der römiſchen Toga die Falkung, welche ſie oben an der Bruſt machte. Sie fieng ſich unter dem rechten Arme an, und wurde gegen die Mitte breiter, ſo daß ſie gegen den Schooß zu pauſchichter ward. Deswegen hieß dieſer Balteus auch Umbo. An der Tafel, wo man auf den Tiſchbetten lag, fiel dieſe Togafaltung weg, und dann ſagte man von der Toga das Beywort ſubmiſſa. Auch die Wollüſtlinge ließen ihre Togas ohne Falten um ſich herflattern.

Balteus, *Ceinture*, iſt ein Gurth * bey den alten Joniſchen Capitälern, welche vornen nur 2 Schnecken und hinten 2 Schnecken haben, an der Seiten aber ſind Ausſchweifungen bemahle wie Geländerdocken, welche der Gurth in der Mitten mit einander verbindet. Wegen der Gleichheit mit den Geländerdocken werden dieſe Seitentheilen auch Baluſtre genennt.

Balteus, ſ. Jacobsſtab.

Baltimore (*Oriolus*) ſ. Droſſel.

Baltracan. Unter dieſem Namen beſchreibt Barbaro ein Kaufmann, eine in der Tartarey wachſende Pflanze. Sie ſoll einen Stamm treiben, der die Dicke eines Fingers und die Länge eines Armes hat. Die Rinde iſt grün und die Aeſte ſind etwas vertieft. Wenn ſich dieſe Pflanze öffnet, welches geſchiehet, ſobald ſie reif iſt, ſo erhält man einen ſehr wohlriechenden Saamen der die Geſtalt des Fenchelſaamens hat, aber größer iſt. Die Rinde welche ſich mit der Zeit von ſelbſt von der Pflanze ablöſet eſſen die Tartarn ohne weitere Zubereitung. Aus Mangel beſſerer Nachrichten können wir keine botaniſche Beſchreibung davon geben.

Balüſtrade, *Podium* von Vitruv genannt, iſt eine Bruſtlehne, welche auf neben einander ſtehenden Säulen ruhet, die man Geländerſäulen nennet. Die Baluſtraden werden ſtatt der Geländer zu Einfaſſungen, als eines Balcons, eines Altans, einer Emporkirche, bey Treppen u. dgl. gebraucht. Man ſucht in Kirchen das Chor von dem Schiff, in Canzleyen den Platz wo die Partheyen ſtehen, von dem Ort, wo die Canzleyperſonen ſitzen, dadurch abzuſondern.

Baluſtre, ſ. Geländerſäule.

Balutta-tſiampacum, iſt eine indianiſche Benennung der Meſua.

Bamalip, ſ. Baralip.

Bambele, (*Cyprinus Phoxinus* L.) ſ. Elritze-Karpf.

Bambergiſche Lehn der Churfürſten, und ihre Stiftsoberhofämter. Die 4 weltliche Churfürſten Sachſen, Böhmen, Pfalz, und Brandenburg tragen von dem Hochſtifte Bamberg noch jetzo der erſte das Erbmarſchall, der zweyte das Erbſchenken, der dritte das Erbtruchſes und der vierte das Erbcämmerer Amt zu Lehn, und haben dieſerwegen auch ihre Erbunterbeamten, nemlich Sachſen die von Ebert zu Erbuntermarſchalle, Böhmen die von Aufſaß zu Untererbſchenken, Pfalz die vom Pommerfelden zu Unterertruchſes, und Brandenburg die von Rothenhahn zu Erbunterkämmerer.

Der Urſprung iſt ſo dunkel, als die Unterſuchung, was ein jeder von den vier Churfürſten dieſerwegen für

* ſ. Taf. Bürgerl. Baukunſt, Fig. 24.

Lehnstücke von dem Hochstifte besitzet, und die Meynungen und Muthmassungen der Publicisten darüber sind so unterschieden, und widersprechend, daß mir Mühe etwas wahrscheinliches zu behaupten steht. Man giebt den Ursprung gemeiniglich also an, daß der Kayser Heinrich II. wie er das von ihm fundirte und sehr reichlich dotirte Hochstift Bamberg eingeweyhet, mit seiner Gemahlin Cunigunda und einer sehr großen Anzahl Fürsten dabey gegenwärtig gewesen, wobey die Reichserzbeamte oder vielmehr die große Herzoge dem Kayser in solenni curia bedienet, und die Hofämter verrichtet hätten. Hier soll nun der Kayser auf Anstiften der Cunigunda aus großer Devotion um das neue Hochstift vor andern recht zu erheben, die Reichserzbeamte, oder vielmehr die damalige vier große Herzoge angewiesen haben, eben diese Hofämter auch dem Hochstifte zu leisten, und sie zugleich auch von demselben zu Lehn zu nehmen.

Wie die Bambergische Stiftseinweyhung geschahe, so waren damals die Herzoge von Bayern, Schwaben, Franken, und Sachsen eigentlich die Erzbeamte (von diesen vier großen Herzogen schreibt schon der alte Geschichtschreiber Ditmar von Merseburg, daß sie bey einer großen Versammlung zu Quedlinburg, so der Kayser Otto III. daselbst gehalten, die Hofämter verrichtet hätten), dafern man diesen Ausdruck von den Zeiten schon gebrauchen kann, und diese Hofämter schon auf gewissen Häusern radiciret, und nicht mehr ambulatorisch waren, wie Franken und Schwaben eingieng, auch Bayern an Sachsen kam, so fuerdirte auch Böhmen, Pfalz und Brandenburg. Man glaubt, daß der Kayser diesen vorgedachten vier Herzogen damals gewisse Lehnstücke gegeben, theils sie damit zu besänftigen, daß er ein so ansehnliches Reichsland zu dem neuen Bischoffthum gegeben, theils sie damit zu vinculiren diese Lehnstücke von dem Hochstifte zu Lehn zu nehmen, und dafür diese Hofämter, statt der Dienste, zu verrichten, die sie auch damals aus großer Devotion, und der Denkungsart damaliger Zeiten gemäß, ihrer hohen Würde keinesweges nachtheilig gehalten haben. Unter vielerley Muthmassungen über den Ursprung dieser Lehn, und der Hofämter scheinet diese noch die wahrscheinlichste zu seyn.

Unter die unwahrscheinliche oder vielmehr ganz falsche gehöret diejenige, so Caspar Bruschius zuerst ausgedacht hat, und viele ihn nachgeschrieben haben, daß die Churfürstenthümer selbst Bambergische Leben wären, und der Bischoff davon würklicher Lehnherr sey. Andere behaupten, die Churfürsten hätten dem Stifte Bamberg etwas von ihren Landen geschenket, und zu Lehn aufgetragen für die Ehre ein Oberhofamt von dem Stifte zu haben. Sie geben dabey vor, daß Amberg wegen Bayern, Wittenberg wegen Sachsen, Heidelberg wegen Pfalz, Prag wegen Böhmen, und Berlin oder Custrin wegen Brandenburg würkliche Bambergische Lehen wären. Diese Meynung hat zuerst Goldast ausgebreitet. Die mehresten aber sagen, die Churfürsten hätten von dem Kayser Heinrich zur Vergeltung, daß sie die Oberhofämter bey dem Stifte übernommen, ansehnliche Lehnstücke erhalten, die sie aber hinwieder an einige Stiftsedelleute, so die Unterämter verrichtet, verafterlehnet hätten. Allein diese Unterbeamte wollen von solchen Lehnstücken in dieser Absicht nichts wissen. Der Canzler Ludewig in der Erläuterung der goldenen Bulle II. Th. S. 912. vermeynet, daß diese Bambergische Lehn in dem bloßen Erbhofamte bestehen, indem es den Churfürsten nachtheilig seyn würde, sich von dem Stifte dieser Ehre wegen beschenken zu lassen, noch weniger aber würden sie deswegen von ihren Churlanden die vornehmsten Pertinentien abgenommen, und dieser Ehre wegen solche dem Stifte zu Lehen aufgetragen haben, und hierinnen scheinet er nicht unrecht zu haben. Die anderen vorangeführte Meynungen haben gar keinen Grund, und fallen zusammen, wenn man untersuchet, wie die Erzhofämter an die jetzige Churhäuser gekommen und darauf radiciret sind, so eigentlich bey der Regierung des Kaysers Friederichs I. geschehen, mithin von jenen Zeiten Heinrichs II. weit entfernet ist, da noch an keiner Churwürde und an keinem Erzamte von Böhmen und Brandenburg gedacht ist, sondern das Erzschenkenamt noch zu Bayern, und das Erzkämmereramt zu Schwaben gehörete.

Indessen hat es seine völlige Richtigkeit, daß die vier gedachte Churfürste des Bischoffs von Bamberg Lehnleute sind. Die Ursach und der Grund mag herrühren, woraus er will. Bey Churfachsen giebt man die Städte und Güter Wittenberg, Mühlberg, Düben und etliche Dörfer an, womit der sächsische Gesandte und Bevollmächtigte Johann Leuber auch würklich 1623. belehen ist. Churpfalz hat nach einer Urkunde vom J. 1269. Hohenstein, Herobrück, Vilseck ꝛc. von dem Bischoff Berthold von Bamberg zu Lehn gehabt, so aber nach der Zeit von der Pfalz abgekommen, wiewohl der Pfalzgraf Rupertus in einer Urkunde bey dem Goldast vom J. 1354. bezeuget, daß vorbenannte Oerter würkliche Reichslehen gewesen sind, mithin es mit deren Angabe auch nicht seine völlige Richtigkeit hat. Böhmen soll Prag zu Lehen haben, so im Grunde falsch ist. Und von Brandenburg giebt man Bambergischer Seite die Brauneckischen Lehne an, auch hat man die Stadt Brandenburg in dem Lehnbriefe setzen wollen, weil man aber Brandenburgischer Seite solches dem Hoftstifte nicht eingestehen wollen, so ist schon in den ältern Lehnbriefen gesetzet worden, daß Churbrandenburg sich bemühen sollte zu erfahren, welche Stücke zu den Bambergischen Lehn gehöreten. In den beyden Bambergischen Lehnbriefen bey dem Lünig von den Jahren 1264 und 1652. findet man kein Wort von den Bambergischen Lehnstücken, so das Hauß Brandenburg wegen des Oberamts besitzet. Es ist auch ganz natürlich, daß sowohl Böhmen als Brandenburg von diesen Lehnen blos ist, weil zu der Zeit, wie diese Oberämter übernommen sind, beyde Häuser noch keine Erzämter bey dem Kayser gehabt, sondern Bayern und Schwaben solche verrichtet haben, die auch damals ihre Oberämter von Bamberg übernommen und verrichtet haben. Wie das Erzschenkenamt an Böhmen, und das Erzkämmeramt an Brandenburg gekommen, so beydes im 12ten Jahrhundert geschehen ist, so war damals schon das Oberamt bey dem Stifte Bamberg mit jenem Erzamte verbunden, und kam ohne Lehnstücke, wenn ursprünglich welche damit verbunden gewesen, (wie allerdings noch zweifelhaft ist) und solche nicht den dem vorigen Hause, so das Erzamt hatte, geblieben sind, an diese beyde Häuser, daher sie auch keine nachweisen können. Böhmen und Brandenburg kekam das Erzamt, und dabey zugleich das damit ursprünglich verbundene Bambergische Oberhofamt, die zu dem letztern etwa gehörige Lehnstücke, verblieben bey dem Lande und Besitzer, so vorher das Erzamt, und zugleich auch das Oberhofamt gehabt hatte. Daß hergegen bey Churfachsen die angebliche Bambergische Lehnstücke so klar, und keinem Zweifel unterworfen sind, rühret wohl daher, daß das Erzmarschallamt, so schon bey des Kaysers Otto des III. Re-

Digitized by Google

gierung bey Sachsen gewesen ist, niemals von Sachsen abgekommen, sondern beständig dabey geblieben ist, obwohl die Besitzer öfters verändert sind. Und wenn gleich der Canzler von Ludwig in seiner Erklärung der güldenen Bulle S. 912. die Meynung hat, daß die Bambergische Lehne überall ein Hirngespenst, und niemals existent gewesen, auch sogar dem damaligen Sächsischen Gesandten zur Empfahung der Lehn dem vorgedachten Johann Leuber vorwirft, daß er zu leichtgläubig gewesen, und zum Schaden seines Hofes sich die Lehnstücke in dem damals 1623. erhaltenen Lehnbriefe habe aufbürden lassen, so scheinet er doch darinn zu weit zu gehen, indem man sich nicht vorstellen kann, daß der Sächsische Hof in schon so erleuchteten Zeiten sich ein Lehnrecht über ansehnliche Städte und Schlösser seines Landes neuerdings würde aufbürden lassen, wenn nicht von ältern Zeiten ein Grund dazu vorhanden gewesen wäre. Wozu noch kömmt, daß der Sächsische Hof sowohl bey Veränderung des Lehnherren, als Lehnmannes die Lehnerneuerung suchen muß, da hergegen Brandenburg und Böhmen nur bey dem letzten Fall solches verrichtet. Und wie Bamberg darauf Anforderung gethan, so ist Brandenburgischer Seite geantwortet worden, es wäre die Renovation nur bey Absterben des Churfürsten hergebracht, und was Sachsen und Pfalz hierunter thäte, könnte dem Churfürsten nicht präjudiciren, so zu einem abermaligen Beweise dienet, daß beyde Häuser glauben, gar keine Lehnstücke von Bamberg zu besitzen.

Was die Natur dieser Lehne betrift, so rechnet Thomasius, Hertius, und andere Rechtslehrer sie unter die aufgetragene Lehne. Aus dem vor angeführten aber wird ein jeder leicht einsehen, daß sie sich dazu am wenigsten qualificiren, und da nach der wahrscheinlichsten Meynung, der Kayser Heinrich II. den damaligen Herzogen einige Güter gegeben, dafür die Oberhofämter bey dem Stifte zu übernehmen, dafern sie solche nicht aus bloser Devotion der damaligen Denkungsart gemäs übernommen haben, so gehören sie vielmehr unter die gegebene Lehne (*feuda data*) aber nicht in Absicht des Bischoffs von Bamberg als nächsten Lehnherrn, sondern nur in Absicht des Kaysers Heinrichs als Stifters des Bischofsthums Bamberg. Weil überall der rechte Ursprung dieser Lehne so dunkel und zweifelhaft ist, so ist es auch nicht möglich ihre rechte Eigenschaft, ob sie unter die feuda data oder oblata gehören, gründlich zu bestimmen. Sie entfernen sich auch noch überdem von der Natur der ordentlichen Lehne darinn, daß der Churfürstliche Gesandte und Bevollmächtigte dem Bischoffe wegen der Bambergischen Lehne keinen Lehnseyd, noch sonst eine andere Art der Lehnsschuldigkeit ablegt, sondern nur stehend durch einen Handschlag sich erkläret, "daß er wegen Ihrer Churf. Gnaden die Belehnung acceptire, und zweifle nicht Ihro Churf. Gnaden würden um des H. Bischoffs Fürstl. Gnaden solches mit Freundschaft erkennen, und dem ganzen Capittel und Stift gnädigen Willen zu erzeigen, geneigt seyn." Hiernächst werden diese Lehne niemals dem Stifte eröffnet, weder durch Aussterben der Churfürstl. Familie, noch durch Felonie ꝛc. sondern sie kleben der Churwürde an, und werden mit solcher zugleich transferiret. Sie gehören also mit Recht unter die feuda impropria, und die ganze Sache bestehet mehr in einer Formalität und Ehrenerbindlichkeit, als in einem wirklichen Lehnsnexu.

Bambergische Tortur s. Tortur.

Bambiaya, unter dieser Benennung findet man in den Reisebeschreibungen einen Vogel, der sich in der Insel Cuba aufhalten soll. Er soll nicht bequem fliegen können, daher man ihn leicht fangen und zur Speise brauchen kann, weil sein Fleisch einen angenehmen Geschmad hat. In der Naturgeschichte ist er noch nicht beschrieben.

Bambo, ist ein Maaß auf der Insel Sumatra, welches ohngefähr zwey deutsche Schoppen oder Nösel haben soll.

Bambosrohr s. Schilfbambus, (*Arundo Bambus* Linn.)

Bambus s. Schilfbambus.

Ban s. Caffebaum.

Banana, Bananasbaum, ist ein Beyname der Muse der Weisen (*Musa sapientum* Linn.) s. diesen Artickel.

Banana. Unter diesem Namen haben die Reisebeschreiber auf den afrikanischen Küsten einen Fisch beschrieben, der von mittelmäßiger Größe ist, einen kegelförmigen Kopf, einen rundlichen Leib hat und mit Brust-Bauch- After- und Rückenflossen versehen ist. Aus der unvollständigen Beschreibung, läßt sich nicht errathen, zu welchem Geschlechte er gehöret.

Bananas (*oriolus*) s. Drossel.

Banatte, ein Instrument der Lichtzieher, ist gemeiniglich ein von Weiden geflochtener Cylinderförmiger Korb, dessen Löcher groß genug sind den geschmolzenen Talg oder Unschlitt, durchzulassen, doch auch enge genung um die häutigen Theile und Grieben zurückzubehalten. Da aber eines Theils die Zwischenräume der geflochtenen Körbe niemals eine vollkommen gleiche Größe haben können, sich auch an selbigen viel Unschlitt verschmiert, so verdienen die Banatten von Kupfer, die am Boden gleich einem Durchschlage, mit verhältnißmäßigen Löchern durchbohret sind, sowohl in obigen Betracht, als in Rücksicht auf ihre längere Dauer einen entschiedenen Vorzug.

Banavsi, bezeichnete bey den Griechen nicht sowohl eine besondere Art von Sclaven, als vielmehr das, was wir Handwerke nennen, wie auch diejenigen Menschen, welche die Handwerke trieben.

Bancal oder Boncal, ist ein Gewicht in dem Königreich Achem oder Achin auf der Insel Sumatra, welches den 20sten Theil eines Catti ausmacht. Von solchen Catti gehen 28 auf 115 cölnische Mark. Daher sind 560 Bancals auch 115 cölnische Mark gleich. Da nun 115 cölnische Mark 1840 Loth betragen, so macht ein Bancal 3 Loth 14 Quentgen cölnischen Gewichts.

Bancalus, ein Beyname des Morgensternes, (*Nauclea orientalis* Linn.)

Banchatica, eine gewisse Abgabe, welche unter den Franken von den Garköchen erhoben wurde.

Banco, und alles was dazu gehört, siehe unter Bank, in der Handlungswissenschaft und den sämmtlichen darauf folgenden Rubriken.

Bancogericht, pflegt dasjenige Gericht genannt zu werden, welches an solchen Orten, wo eine öffentliche Banco ist, niedergesetzt worden ist, um die aus den Bancogeschäften, oder den damit in Verbindung stehenden Angelegenheiten entstehenden Rechtshändel zu untersuchen und zu entscheiden. Die Personen, mit welchen dieses Gericht besetzt ist, sind theils Rechtsgelehrte, theils Kaufleute. Die Art zu verfahren in demselben ist summarisch, weil Handelssachen eine schleunige gerichtliche Hülfe erfordern, und alle Weitläuftigkeit des Processes

Digitized by Google

dem Handel nachtheilig ist. Die Rechtshändel, welche vor diesen Gerichten erörtert werden, sind gemeiniglich nicht blos die unmittelbar aus den Bancogeschäften, sondern alle aus den Handlungs- und Wechselangelegenheiten entstehende Streitigkeiten. Die nähere Bestimmung hievon, ist aus eines jeden Orts Bancogerichtsordnung zu ersehen.

Banco Procura, wird die Vollmacht genannt, die derjenige, welcher für einen anderen in der Bank etwas negotiiren will, vorzeigen muß, um sich damit gehörig zu legitimiren. Damit sie glaubwürdig sey, muß sie in Gegenwart zweer Zeugen ausgefertigt, und durch diese mit unterschrieben werden. Nach manchen Bancoordnungen muß sie gerichtlich ausgefertigt seyn. Wenn sie in der Bank producirt wird: so muß sie von den Vorstehern der Bank recognoscirt, und von den Buchhaltern registrirt werden.

Bancudus, schmalhlättriger, ist der Rumphische Benname der doldenförmigen Eckbeere. (*Morinda*)

Bancudus, breitblättriger, ein Benname der citronblättrigen (*Morinda Citrifolia* Linn.)

Bancus, heißt in der Sprache des mittleren Zeitalters 1) die Decke, welche über einen Sessel gebreitet wird; 2) eine hölzerne Bank, worauf mehrere neben einander sitzen können; 3) der Ort, wo das Gericht seine Sitzungen hält; und 4) auch das Gericht selbst. s. Bank.

Band. Bey den Griechen und Römern wurden die Opferthiere mit Bändern geschmückt. Auch die Priester hatten einen Bänderschmuck um den Kopf. Die römischen Damen putzten sich ebenfalls schon mit Bändern am Kopfe zur Unterscheidung von den Bubikschwestern, die sie nicht gebrauchten, weil diese Bänder das Bild der Keuschheit und Züchtigkeit anzeigen sollten. Ovid sagt in dieser Absicht: Este procul vittae tenues, insignе pudoris! Ueberhaupt waren sie ein Zeichen des höhern Standes. Daher bedienten sich die Königinnen und Prinzessinnen ihrer zum Kopfpuze. Wahrscheinlich ist der Kopfputz ἄμπυξ, den Homer der Andromache beylegt, nichts anderst als ein solcher Bänderschmuck gewesen. Auch die Gräber pflegte man mit darauf gelegten Bändern zu schmücken. Da die Soldaten des Epaminonds sehr niedergeschlagen wurden, als sie sahen, daß das an seinem Sperre hangende Band von dem Winde auf ein lacedämonisches Grab gewehet worden, so bat er sie Muth zu fassen, weil dies eine Vorbedeutung der den Lacedämonjern bevorstehenden Niederlage sey, indem sie den Gebrauch hätten, die Gräber ihrer Todten mit Bändern zu schmücken.

Band, (ökonomisch) ist dasjenige, durch welches man was an- oder zusammenbindet. Der Ackersmann bedienet sich bey der Ernde des Getraides der Strohbande, Strohseile; welche Bande, wie das Wort selbst sagt, aus langem Roggenstroh verfertiget werden: man nimmt dazu in jede Hand etwa dreyßig Halme und knüpft beede diese zweymal dreyßig Halme oben an den Aehren durch einen Knopf zusammen, drehet sie etwas oder windet sie zusammen, verwahrts so zu 30 und 30 Stücke zusammen gebunden bis zur Ernde, dann werden sie, wie sie gebraucht werden, mit Wasser beschüttet, feuchte und zähe gemacht, ausgebreitet, das Getraide drein gelegt und in solche zu Garben gebunden. In den langen Winternächten werden diese Bande von dem Bauren und seinen Knechten verfertiget.

Zu Banden bedienet sich auch der Weingärtner und der Baumgärtner bey Abgang der Weiden des Strohes; doch können sie Bandweiden haben, so wählen sie solche vor jenem.

Band, (Baukunst) wird bey den Gliedern der Säulenordnungen ein bereits gerades Glied genennt, welches die doppelte Breite des Riemen (s. Riemen) erhält. Bey den Werkleuten heißt dieses Glied sonst auch eine Platte. Es wird solches also gezeichnet: man ziehe* die Linie ab; auf h setze man die Perpendicular hr, in der Höhe von 5 Theilgen des Modulo. Ziehe darnach die Parallele gr, und zwar um ein bisgen wie rp, länger, als ab, und setze auf p ein kleines Gemerk. Nimm 3 Theilgen von hr, und setze sie aus h in b, und mache damit wieder ein klein Gemerk: so giebt hr die Höhe des Gliedes, hb aber dessen Vorsetzung. Man hat auch Bänder, welche geschlungen sind, die man geschlungene Bänder nennt, und in die Aushöhlungen der Säulen gebraucht. (s. geschlungene Bänder.)

Band, wird bey den Zimmerleuten ein Stück Holz genannt, so zwey andere Hölzer dergestalt mit einander verbindet, daß diese letztere in ihrem Stand und Lage bleiben müssen, und nicht weichen oder wanken können. Dahero das Band mit zwey Schwalbenschwänzen in die beyde andere Hölzer eingreift, oder an denselben mit hölzernen Nägeln befestigt wird. Wird das Band durch Zapfen mit solchen verbunden, so nennt man dasselbe nicht mehr Band sondern Riegel. (s. Riegel)

Band, wird bey den Schlossern ein Eisen genannt, womit die Thüren in den Gebäuden, an den Kasten und dergleichen, mit den Wänden verbunden werden. Sie werden auch an Läden, Fenster und andere Orte mehr gebraucht. Dem Gebrauch nach nennt man sie Thüren-Läden- Fenster- Kastenbänder. Jedes bestehet aus zwey Theilen, dem eigentlichen Band, und dem Angel oder Kloben, worinn solches kauft. Von dem ersteren ist hier die Rede, von dem letztern aber wird unter dem Artickel Thürkloben gehandelt. (s. Thürkloben) Die Bänder selbsten erhalten verschiedene Gestalten, und nach denselben mannichfaltige Namen; man hat Bockshörnerbänder, Fischbänder, flamische Bänder, gekripte Bänder, Hackenbänder, Muschelbänder, Schaufelbänder, Rosenbänder, Lilienbänder, Schwalbenschwänze, zusammengefeilte Bänder. (s. jedes unter seinem Namen) Ein Band, welches aus einem Flügel bestehet, so auf einem eingegossenen oder eingeschlagenen Kloben ruhet, wird ein einfaches Band, deme zum Unterschied ein Band mit zwey Flügeln ein Doppelband, oder auch gebrochen Band genannt wird.

Band, bedeutet beym Hutmacher derjenige Theil des Huts, wo sich Kopf und Hund mit einander vereinigen. An dieser Gegend muß der Hut die gröste Dicke haben, und sich der Filz auf der einen Seite bis zum Kopfe, auf der andern bis zum Schnitte allmählig vermindern, so wie auch dieser Künstler, die Schnur oder Tresse, so er um den Hut setzt, ein Band zu nennen gewohnt ist.

Band, so zu den Paruken gebraucht wird, auch das Montirungsband genannt, ist von zwey Sorten, eines von purer Seide, das andere von Zwirn und Seide. Diese Bänder sind ohngefähr einen Zoll breit, auch hat man Band zum Bedecken oder Oberfutter, welches 3 bis 4 Zoll breit, und jederzeit von Seide und Zwirn verfertiget ist.

Die Montur der Paruken aber wird auf dreyerley Art gemacht: es gehet dieselbe entweder ganz, oder gar nicht, oder nur halb über die Ohren.

Soll eine Paruke ganz über die Ohren gehen, so muß das Band auch an den Backen herunter bis ganz über

* s. Taf. Bürgerl. Baukunst Fig. 62.

Digitized by Google

die Ohren geführt werden. Soll die Montur nicht über die Ohren gehen, ſo wird das Band gebogen, ehe man an die Ohren kommt. Soll ſie nur halb über die Ohren gehen, ſo muß man ſich mit dem Bande wenn er über die Hälfte des Ohrs gelangt iſt, vorbeſchriebenermaaße verhalten, und es gerade gegen den Ohrzipfel oder abſchneiden.

Band, nennt man im Brettſpiel, wenn zween Steine auf einem Platz zu ſtehen kommen. Weil ein ſolcher Band nicht von dem Gegenſpieler kann geſchlagen werden, ſo wendet man allen Fleiß an, die Steine ſo fortzuſetzen, daß ſie gebunden werden.

Band, Ritter vom rothen Band in Rußland, ſ. Alexander Newsky Orden B. 1. S. 334.

Band in der Wappenkunſt, ſ. Bande.

Band des Buches, wie er gemacht wird, wird man im Artickel Buchbinder finden, und von den beſondern Arten z. E. dem Pergament- Franz- Horn- engliſchen Bande u. ſ. w. wird unter ihren beſondern Namen geſprochen.

Band, gewebenes. Von den beſondern Arten, als Baſſing, Figur- Floret- Gegenzurt- glatten- Kometen- Liſer- Ligatur- Moor- Moorlagatur- Stoff- Treß- und andern Bändern wird unter ihren eigenen Namen gehandelt.

Band des Meſſerſtieles, nennet der Meſſerſchmidt den Beſchlag von Silber, Meſſing oder Eiſen, womit er den Stiel oben oder da, wo die Klinge herausragt, umgiebt.

Band, heißt in der Sprengwerksarbeit der Schloſſer die Hülſe, womit die figurirte Stangen des Sprengwerkes an einander befeſtiget werden. Er beſtehet aus einer Klammer, an deren beyden Füßen kurze Zapfen angefeilet, und aus einem ſtarken Bleche, ohnweit deſſen beyden Enden zwey Löcher durchgebohret ſind. Nachdem die Stangen gehörig neben einander geleget, die Klammer daran gebracht und das Blech auf die Zapfen derſelben aufgeſteckt iſt, wird es vernietbet.

Band, Geſchwiſter aus beyden Banden, ſind vollbürtige Geſchwiſter, die einerley Vater und Mutter haben.

Band- nied- und nagelfeſt, heißt eine bewegliche Sache, die mit einer unbeweglichen feſt verbunden iſt, z. E. Fenſter, Oefen, Tapeten in einem Hauſe.

Band, Bandgras (*Phalaris picta* Linn.) ſ. Glanzgras.

Band (Conchyl.) blaues oder ſchwarzes. Unter dem blauen Bande wird im Regenfuß, eine Afterſturmhaube, die unter die Rumphiſchen Bettdecken gehöret, im Argenville aber eine Kugelſchnecke, die vermuthlich unter die Kolbſchnecken des Rumphs gehöret verſtanden. Das ſchwarze Band aber gehöret unter die Glimmerchen. ſ. banditte Conchylien n. III. 1. 2. 3.

Band, blaues, *Papilio Meander*. Es giebt verſchiedene Gattungen unter den Rittern, welche einander ſehr ähnlich ſind. Gegenwärtiger, welcher unter die griechiſchen Ritter gehört, iſt einer von denſelben. Er gleicht ſehr dem blauen Strich im Naturforſcher VII. Stück tab. I. fig. 1. a. 1. b. Cramer findet ihn auch dem Graumarmor des Linnes ſehr ähnlich. Doch weicht er wieder in vielen Stücken von demſelben ab. Die Oberſeite aller Flügel iſt braunſchwarz. Vom Oberrand lauft ſchief gegen den äußern Rand ein blauer Streif, gleich unter deſſen Ende fängt ein breites blaues Band an, welches durch die Mitte der Oberflügel geht, und auf den Hinterflügeln nicht völlig bis an ihren Hinterrand fortgeſetzt wird; dieſes Band hat grüne Anſtriche. Auf der Unterſeite iſt der Körper mit einem Theil der Flügel fleiſchfarbig, und hier und da mit ſchwarzen Strichen und Punkten verſehen. An dieſem fleiſchfarbenen Theil ſchließet ein breites dunkelbraunes Band, in welchem am Oberrand der Vorderflügel ein heller viereckter Flecken erſcheint. Am äußern Rand der Hinterflügel ſieht man einen kleinen weißen rundlichen Flecken. Endlich umgiebt alle Flügel ein hellbrauner breiter Saum, in welchem an den Hinterflügeln fünf weiße Punkte mit gelben Ringen zu ſehen ſind. Er kommt aus Surinam, und Cramer in ſ. Ausl. Pap. tab. 12. f. A. B. hat ihn abgebildet.

Band, blaues, *Phal. Noct. Fraxini*, ſ. Ordensband, blaues.

Band, breites, *Geom. faſciata Scop.* Dieſer inländiſche Spanner hat viele Aehnlichkeit mit anderen, wenigſtens ſtimmt er in ſeinen Haupttheilen mit Linnes ocellata, Hufnagels tridentata und Fabric. Lyncea überein. Seine Farbe iſt weiß. Kopf, Bruſtſchild und die Wurzel der Vorderflügel haben eine braunſchwarze Farbe. Durch die Mitte dieſer Flügel zieht ein breites braunſchwarzes Band, welches gegen den Oberrand breiter iſt, und vorwärts zwey ſtarke Zähne formirt. In dem breitern Theil dieſes Bands befindet ſich ein ſchwarzes dreyzackiges Fleckgen, außerdem aber noch verſchiedene ſchwarze krumme Linien und hier und da ein blauer Glanz. Gegen die Spitze doch mehr abwärts ſteht man einen länglichten ſchwarzen Punkt, und über demſelben im weißen Grund ſubtile bräunliche Strichgen. Der Saum aller Flügel iſt abgeſchoſſen bräunlich glänzend. Dieſe Farbe mit weiß vermiſcht und nur an den Spitzen der Vorderflügel dunkler, ſiehet man auch auf der Unterſeite: ſieben weißliche Punkte liegen hinter dem Saum, und in der Mitte jeden Flügels ein ſchwarzes krummes Strichgen. Der Leib iſt übrigens weißlich und hat auf jedem Abſatz ein Paar ſchwarzer Punktger. Im Auguſt trift man dieſe Gattung in den Gärten, Wäldern und Wieſen mit verſchiedenen Veränderungen an. Ihre Raupe, welche ſich auf dem breitblätterigten Gattung nähret, iſt in der Mitten dicker: auf dem Rücken und zwar auf dem Theil deſſelben, unter welchem die Bauchfüße fehlen, liegen ſechs kalteniſche V hinter einander, welche braunſchwarz und auswärts weiß eingefaßt ſind und ihre Spitzen gegen den After kehren: vor denſelben iſt auf dem Hals ein weißer, und hinter denſelben ein braunſchwarzer Strich, der weiß eingefaßt iſt. Auf beiden Seiten ziehet eine dunkelrothfarbene Linie durch die Länge hin. Der untere Theil der Raupe aber iſt weißlich. Im Julius iſt ſie ſchon ausgewachſen und geht im Auguſt aus.

Band, geſtreiftes, *Phalana Bombyx faſcelina*. Unter den Spinnern iſt dieſe Gattung eine ganz bekannte Europäiſche. Sie iſt aſchgrau. Auf dem Rücken des Leibes ſtehen drey kleine haarbüſchel, und zwar ein ſchwärzlicher an dem Ende des Bruſtſchilds, der aber auf den Seiten rothgelb iſt, und zwey andere gleich auf den Abſätzen, wo der Leib an dem Bruſtſchild anſteht. Auf den Oberflügeln iſt eine ſchwärzliche mit gelber Farbe beſprengte überzwerche Binde gegen den äußern Rand zu, und eine gegen die gelbliche Einlenkung hin. Beide ſind gekrümmt. Zwiſchen beyden Binden, doch näher gegen die erſte iſt ein ſchwärzlicher mondförmiger mit gelb vermiſchter Flecken, welcher bald mehr, bald weniger kenntlich iſt. Die Füße, vornemlich die vorderſten ſind ſehr haarig. Das Weibgen hat einen aſchgrauen oder

Digitized by Google

braunschwärzlichen Aster. Die Hinterflügel sind etwas heller.

Die Raupe, aus welcher dieser Spinner entsteht, ist eine Büschelraupe. Sie hat eine schwarze Haut. Der Rücken ist mit fünf dicken Haarbüscheln, davon die zwey ersten oben schwarz, die drey hintersten oben weiß, oder alle insgemein schwarz und auswendig weiß eingefaßt sind, bedeckt, auf dem Schwanz steht ein gleich schwarzer, aber längerer Büschel, und zu beiden Seiten des Halses dergleichen dünnere. Die übrigen Theile sind mit grünlichen oder weißlichen Haaren bekleidet, welche pinselartig auf Warzen stehen. Insgemein nähret sie sich von Schleben, Pflaumen, Quetschen; allein sie frißt auch Sauerampfer und andere Pflanzen. Wann sie ihre völlige Größe erreicht hat, welches, wollen sie schon vor Winter da ist, im May geschieht, so verwandelt sie sich in einem ovalen losseren Gespinnst zur Puppe, und geht im Junius aus. Rösel Tom. I. Phal. 2. t. 37.

Banda (italiänisch) **Bande** (französisch) war vor Zeiten eine Gesellschaft von 24 Musikern in Frankreich. La grande bande des 24 Violons, oder Schlechtweg les vingt & quatre, die Vier und zwanzigst dienen die königlich französischen Gelger, welche alle Sonntage und Donnerstage zu Mittag bey der königlichen Tafel, ebenfalls bey den Bällen, die der König oder Königinn angestellet halten, auf ihren großen und kleinen Geigen spielen mußten.

Banda, Cavalieros de la Banda, oder von der rothen Binde, ein spanischer Ritterorden, welcher vom König Alphonsus XI. in Arragonien im Jahr 1330. oder 1332. gestiftet worden; welcher auch, nebst seinem Nachfolger, selbst Großmeister darüber gewesen. Das Ordenszeichen war weiter nichts, als eine rothe Binde, welche nach einigen von der linken Schulter nach der rechten Hüfte gebunden, nach andern über die rechte Schulter gebunden und unter dem rechten Arm zusammengeknüpft, und wieder nach andern (welchen auch am meisten Glauben beyzumessen) kreuzweise von der rechten Schulter unter den linken Arm, hernach über die linke Schulter und unter den rechten Arm gebunden wurde. Man fieng also auf der rechten Schulter an zu binden und knüpfte unter dem rechten Arm auch die Enden zusammen; solglich können alle Schriftsteller Recht haben, nur daß sie sich nicht alle deutlich genug ausdrücken.

Es wurden keine andere, als junge Edelleute, die zehen Jahre lang entweder am Hof, oder gegen die Ungläubigen im Kriege gedienet hatten, in diesen Orden aufgenommen.

Ihre Gesetze, welche aus 38. Artikeln bestanden, waren etwas streng. Sie waren verbunden das Beste der Stadt und der Provinz worinn sie wohnten, ganz besonders dem König vorzutragen. Sie durften keine andere Kriegsdienste thun, als gegen die Ungläubigen, besonders gegen die Mohren; und zwar, wann der König selbst mit zu Felde zog. Im Reden mußten sie sich sehr in Acht nehmen: jede Lüge, deren sie überführet wurden, zog ihnen die Strafe zu, daß sie einen Monat lang seinen Degen tragen durften; sie durften sich keiner tapfern That rühmen, auch sich nicht einmal über empfangene Wunden beklagen; sie durften nicht trinken, ohne den Namen Jesus auszusprechen. Alles Spielen war ihnen aufs strengste verboten. Jede Woche mußten sie ein Beichtkind halten, an jedem Sonntag paarweise vor dem König fechten, und überdas öfters feyerliche Turnierspiele halten.

Ihre Vortheile waren unter andern besonders, daß sie, wenn sie sich vermählten, von dem König und allen auf zwanzig Meilen umher wohnenden Rittern, ansehnliche Heirathsgeschenke erhielten.

Don Juan, König von Castilien, creirte im Jahr 1379. an seinem Krönungstage 100 Ritter auf einmal. Nach dieser Zeit ist der Orden in Abnahme gerathen, bis ihn der spanische König Philipp V. wieder erneuert hat: worauf er wiederum in Abnahme gekommen ist.

Bandage, Gebände, Verband, worunter man überhaupt eine oder mehrere um einen gewissen verletzten Theil des Körpers kunstmäßig angelegte Binden versteht, ist eins der nützlichsten und wesentlichsten Werkzeuge in den Händen des Wundarztes; denn es kommt fast keine einzige chirurgische Verrichtung vor, die nicht einen besonderen Verband erfordere, ja es giebt sogar Krankheiten, die ihre Heilung fast blos allein von dem Verband zu erwarten haben. Zum Beweise dienen die Verrenkungen und Beinbrüche, die, wenn sie vorher gut eingerichtet worden sind, durch einen guten Verband allein zur vollkommenen Heilung gebracht werden; gewisse Wunden, die gleichfalls von dem Verbande fast allein ihre Heilung zu erwarten haben; dergleichen das Bluten der Wunden, das sich fast durch nichts besser, als einen guten Verband stillen läßt. Er wird aber vornemlich gebraucht, um die Carpit, Bäuschgen, Pflaster und Arzneymittel auf den Wunden, Abstessen, Geschwüren, Geschwülsten und andern Schäden zu befestigen, das Bluten, wie schon angezeigt worden ist, bey den Wunden und dem Aderlassen zu stillen, desgleichen die gebrochenen Beine zusammen zu halten und die verrenkte in ihrer natürlichen Lage, in die sie vorher wieder um gebracht worden sind, zu erhalten.

Wir haben bey der Bandage die Materie, woraus sie verfertigt werden, ihre Gestalt, ihre verschiedene Eintheilung und ihren Nutzen zu betrachten. Was die Materie anlangt, woraus sie verfertigt werden, so bestehet diese aus hänfener Leinwand, Zeug von Baumwolle oder anderer Wolle, Barchet, Seide und Leder. Heut zu Tage bedient man sich meistens des Leinwands dazu.

Die Gestalt der Bandagen ist vielfältig; es giebt deren lange, kurze, schmale, breite, dünne, dicke, runde, ovale, dreneckige, viereckige, schiefeckige, und dieser Unterschied hat von dem verschiedenen Verhältniß der Theile, an welche sie angelegt werden, seinen Ursprung.

Man theilt die Bandagen in einfache und zusammengesetzte ein. Die einfache bestehen nur aus einem einzigen Streif von Binde. Diese lassen sich wiederum in gleiche und ungleiche unterscheiden. Bey den gleichen (circularis) wird in den Umwindungen eine Wicklung genau über die andere gemacht, so daß man nur die letzte Tour, und weiter nichts, zu sehen bekommt. Bey den ungleichen sind die Umwindungen ungleich und mehr oder weniger von einander entfernt. Hieher gehören die Hobel- oder Hobelspänbinde (Ascia; doloire), die Stumpfe oder eingedogene (fascia obtusa, ima; le mousse, l'obtus), die kriechende (fascia repens; le rampant), und die umgekehrte (fascia inversa, reversa; le renversée). Die besondere Beschreibung dieser Binden wird unter ihren eigenen Titeln vorkommen. Wir haben nun noch die zusammengesetzte zu betrachten. Zusammengesetzt nennt man ein Gebände, wenn es aus mehreren Streifen oder Stücken Leinwand, die seitwärts neben einander angenähet sind, bestehet, oder wenn es in mehrere Köpfe gespalten ist. Die zusammengesetzte Binden lassen sich in zwo Classen theilen. Zur ersten gehören diejenige, wo mehrere an einander genähete Bin-

den,

den, welche den Verband ausmachen, in Ansehung ihrer Gestalt nicht die geringste Veränderung leiden. Zu Beyspielen dienen die T ähnliche Binde, die Schleuderbinde u. dal. Die von der zweyten Classe bestehen aus einem, nach verschiedenen Gestalten geschnittenen Stücke Leinwand, das an die Binde angefügt ist; der junge Herr Sue nennt sie deswegen Liguraturbinden. Zu diesen gehören das Dreyeck, der Sperber, das Viereck u. a. m.; welche man ebenfalls unter ihren eigenen Titeln beschrieben finden wird.

Ferner unterscheidet man die Bandagen in gemeine und eigene. Die gemeine sind zu mehreren Krankheiten brauchbar. Hieher gehören z. E. die Leibbinde, deren man sich bey den Schäden des Ober- und Unterleibs bedient, die Eirkelbinde, die bey allen einfachen Beinbrüchen gebraucht wird. Die eigene sind nur bey einer Art von äußerlicher Beschädigung, oder für einen einzigen Theil des Körpers schicklich. Zu diesen zählt man die Sonnenbinde, zur Stillung des Bluts der Schlafpulsader, die Halfter, für den Bruch des Unterlumbackens, die sogenannte Kraffte, zum Bruch der Kniescheibe.

Drittens hat auch noch eine Eintheilung in Ansehung der Theile statt, an welche sie angelegt worden. So werden sie in diejenige, welche für den Kopf, den Rumpf und die Glieder gehören, von einander unterschieden.

Was ihren Nutzen anlangt, so zeigen diesen die verschiedene Benennungen an, die man ihnen beygelegt hat. Zum Beyspiel dienen die austreibende, fleischmachende, vereinigende, zertheilende oder comprimirende und zusammenhaltende. Da diese ohne das noch unter ihren besondern Titeln vorkommen, so ist es nicht nöthig hier weitläuftige Beschreibungen von ihnen zu geben.

Bey der Anlegung eines Verbandes hat der Wundarzt Acht zu geben, daß er ihn weder zu stark, noch zu gelinde anziehe; denn wenn er die Binden zu wenig anziehet, so halten sie nicht fest und erfüllen also den Zweck nicht, den man von dem Verband erwartet, wenn er sie aber zu fest anlegt, so verursachen sie Schmerzen und Entzündung, ja wohl gar den Brand. Die erste Vorsicht, die Bandage nemlich bey der Anlegung nicht zu wenig anzuziehen, ist vornemlich bey Beinbrüchen und starken Bluten nöthig. Es ist deswegen jederzeit vortheilhaft, daß der Wundarzt nach geschehener Anlegung den Patienten frage, ob er Schmerzen oder andere Beschwerlichkeit, oder ganz und gar nichts von dem Verband empfinde, damit er dem von der zu festen oder zu lockeren Anlegung zu befürchtenden Nachtheil gleich vorbeugen könne. Wenn der Patient Schmerz oder andere Beschwerden spüret, so ist der Verband zu fest angelegt, empfindet er aber ganz und gar nichts, so ist er zu locker. Folgende Zeichen geben dem Wundarzt zu erkennen, ob er in Anlegung des Verbands einen Fehler begangen habe: wenn er des Abends oder Morgens bey der Besichtigung des Verbandes die in seiner Nachbarschaft liegende Theile etwas geschwollen antrift, so hat er ihn zu fest angelegt, trift er aber gar keine Geschwulst an, und kann er gar mit den Fingern zwischen den Verband fühlen, so hatte er ihn zu locker gemacht. Bey Anlegung einer Binde mit einem Kopfe ist zu bemerken, daß anfänglich, besonders an der Hand und am Fuße, jederzeit zwey oder drey Eirkelumwindungen, um das erste Ende dadurch zu befestigen, gemacht werden müssen. Bey einer zweyköpfigen Binde legt man die Mitte derselben allezeit zuerst an, hernach müssen die nöthige Umwindungen mit beiden Händen gemacht werden. Das letzte Ende kann, ehe man es befestigt, doppelt umgezogen werden, damit es nicht so leicht von einander gehen möge. Wenn der Patient ein starkes Jucken unter dem Verbande spüret, so muß dieser entweder aufgelöst und die jückende Stelle mit Dippetat gebähet, oder die Binde, wenn sie noch fest genug anliegt, mit dem nämlichen Mittel so lange angefeuchtet werden, bis das Jucken nachläßt.

Wenn der Wundarzt den Verband abnehmen will, so muß er jederzeit vor dem Abnehmen einen frischen bey der Hand haben, um den von der Luft oder Kälte zu besorgenden Nachtheil zu verhüten, den der kranke Theil leicht durch eine etwas zu lange Entblößung leiden könnte. Er muß auch den kranken Theil vor dem Abnehmen des Verbandes in eben die Lage bringen, welche er bey Anlegung desselben hatte. Das Abnehmen selbst hat er mit Vorsicht und Behutsamkeit zu verrichten. Wenn die Bandage stark anklebt, welches wegen der Klebrigkeit des Bluts oder der Materie oft geschieht, muß er sie durch das Befeuchten mit warmen Wein oder Brandwein loszuweichen suchen, um dem Patienten Schmerzen, oder andern davon zu befürchtenden Nachtheil zu ersparen. Durch zu starkes Reißen können Wunden, Beinbrüche oder Adern nach Wunden oder einer Amputation leicht wieder aufgerissen werden, wovon eine gefährliche Verblutung und andere Uebel zu befürchten sind. Die Würfe der Binde soll er auch, so wie er sie losmacht, gleich obenhin aufrollen, um das übrige des Verbandes, besonders wenn die Binden lang sind, desto bequemer abnehmen zu können.

Bandaische Pimpelchen, (eine Conchylie) die dritte Art des Morgensterns; die Stachelnuß, die große zackigte Maulbeere, das Pimpelchen von Banda, *Murex hippocastanum* Linn. Rumph tab. 24. fig. C. Bonanni Class. III. fig. 173. 174. Klein tab. 7. fig. 112. Gualtieri tab. 28. fig. N. R. tab. 43. fig. V. tab. 44. fig. 5. Argenville tab. 14. fig. A. L. Regenfuß Th. I. tab. 2. fig. 18. Martini tab. 99. fig. 945. 946. s. Pimpelchen, vorzüglich aber Maulbeere.

Bandargus, (*Papilio Megæra*). Man hat bey den beyden Tagschmetterlingen Mæra und Megæra, welche zu den Augichten Nymphen gehören, sich noch nicht vergleichen können, welcher von den unsrigen des Linne Mæra, und welcher dessen Megæra sey; denn sie kommen einander so gleich, daß beyde Beschreibungen, wo nicht ganz, doch zum Theil auf beyde passen. Man gieng so weit, daß man glaubte, Linne habe sich in den Beschreibungen beyder geirret, und in seinem System die Beschreibung der Mæra unter Megæra gesetzt. Dieses ist aber wohl schwerlich zu erweisen, wenn man mit Beybehaltung der Müllerischen Uebersetzung, welche wohl den ganzen Irrthum verursacht hat, beyder Beschreibungen, der Mæra in der Fauna Suecica, und der Megæra in dem Natursystem miteinander vergleichet. Nur in so weit lasse ich hierinnen einen Irrthum von dem Linne gelten, wenn man sich entschließen kann, eine vor die andere zu nehmen, d. i. beyde vor einerley zu halten, höchstens als Abänderungen anzusehen. Dies thut Scopoli, bey welchem wir in seinen angezeigten Varietäten unter Mæra beyde Gattungen beschrieben finden. Ich würde keinen Augenblick anstehen, ihm zu folgen, wenn ich unter so vielen Exemplaren der Mæra, welche ich aus Raupen gezogen, nur eine einzige erhalten hätte, welche der Gattung geglichen, die Linne Megæra nennt. Dieses, und daß die Mæra größer, immer weniger Augen auf den hintern Flügeln, nur einen kleinen Anhang an dem letzten Auge unter

Digitized by Google

eben diesen Flügeln hat, und daß ich sie nie mit der Mœæra oder dem Bandargus, aber öfters mit ihres gleichen, wie diese, gepaart angetroffen, veranlasset mich sie für zwey verschiedene Gattungen zu halten. Uebrigens passet die Linneische Beschreibung völlig auf mein Exemplar. Die Flügel sind kaum sichtbar gezähnt. Die Farbe derselben ist goldgelb; der Oberrand, der Saum, zwey bis drey wellenförmige Binden auf den Vorderflügeln sind braunschwarz, und zwischen dem Saum und der ersten Binde liegt gegen dem Oberrand ein schwarzes Auge mit einer weißen Pupille. Die Hinterflügel sind wie die Vorderflügel gefärbt, der Saum, eine schmale Querbinde, und die Gegend von der Mitte bis an die Wurzel ist braunschwärzlich. Zwischen dem Saum und der Binde befinden sich vier bis fünf schwarze Augen mit weißen Sternen, davon aber meistens die kleinsten äußerste blind sind. Auf der Unterseite der Vorderflügel ist die Farbe und Zeichnung der Oberseite gleich, nur daß alles bleicher ist, und hie und da etwas an der Vollständigkeit der Binden fehlt; das schwarze Auge hat noch einen Ring um sich, und vor demselben gegen die Flügelspitze sieht man ein ganz kleines Aeugelein, welches auch zuweilen als ein schwarz Fleckchen auf der Oberseite gesehen wird. Die Hinterflügel sind unten grau und braun wellenförmig gezeichnet, und haben hinter dem Saum sechs schwarze Augen mit weißem Stern, welche mit einem gelben und dann mit einem schwarzen Ring umschlossen sind. Das letzte Auge ist doppelt, oder zwey kleine schwarze Aeuglein liegen neben einander in einem länglichen runden gelben gemeinschaftlichen Grund. Das Männchen unterscheidet sich von dem Weibchen durch eine dunklere Farbe und einen breiten braunschwarzen Balken, der in der Mitte der Vorderflügel mit dem äußern Rand parallel steht. Die Mœra in dem VI. St. des Naturforschers pag. 9. scheint unser Bandargus zu seyn, und so hätte auch die Raupe desselben eben das Ausehen, als der Mœra, welche wir unten beschreiben werden: allein die vor die Mœra angegebene Raupe im X. St. des Naturforschers kann wohl schwerlich dieselbe seyn, weil von ihr angegeben wird, daß sie sich gleich den Larven der weißen Dañer in eine Puppe verwandle.

Bandartige Zeuge, sind solche, die vielfärbige Bänder oder Streifen erhalten, in welchen Figuren gewebet werden. Wird ein solcher Zeug auf dem Zugstuhl gewebet, so hat die Kette zwey verschiedene Farben auf einem Baume, hat nun der Einschuß wieder eine andere Farbe, so spiegelt der Grund gemischt herauf.

Wenn bey Seidenzeugen die Figuren schmal oder nicht über einen Zoll breit sind, so werden sie auf einem sogenannten Zugstuhl durch den Zug der Kegel gewebt; wo aber die Muster groß ausfallen und die Blumen von lebendigen Farben malerisch aussehen müssen, so werden die sogenannten Broschürstühle dazu erfordert. Der Unterschied zwischen Zug- und Broschürstühle ist unter gehöriger Rubrik nachzusehen.

Bandbiene, (*Apis fasciata* Linn.) Diese Gattung, welche der Ekausbiene gleichet, ist am Vorgebürge der guten Hoffnung zu Hause. Der Körper ist obenher gelbrostfarbig, die Brust aber weißlich. Die zwey ersten Ringe des Leibes sind schwarz, die Seiten weiß, und unten schwarz. Die Schienbeine sind schwarz und haarig, vornher aber bleich und nicht so haarig. Eine gleiche schwarze Farbe haben auch die Fühlhörner.

Bandbohrer, ist ein Bohrer des Zimmermanns, womit er die Löcher zu den hölzernen Nägeln bohret, womit die in einander gezapfte Balken zusammen befestiget worden.

Bandcoccinelle, (*Coccinella fasciata*) s. Sonnenkäfer (bandirter).

Bandcoralle, (*Millepora fascialis* Linn. *Eschara fascialis* Pall. Ellis tab. 30. fig. a. A. b. Pallas holländisch tab. 2. fig. 3. Marsigli tab. 33. fig. 160. num. 1. 2 3.) Ellis hat von dieser Coralle sehr wenig und im Grunde weiter nichts gesagt, als daß man sein Beyspiel auf einer Auster gefunden habe. Desto ausführlicher hat sie Hr. Pallas beschrieben, dessen Kennzeichen folgende sind: Eschara lapidea lamellosfo frondosa, laminis conglomeratis, utrinque poris quinquincialibus. Wenn wir die Zeichnungen, die ich angeführt habe, gegen einander halten, so bauet sich diese Coralle gar verschieden; und Hr. Pallas sagt daher, daß sie sich in einer wundervollen Veränderung zeige, und aus verschiedenen Meeren in einer verschiedenen Gestalt zu uns gebracht werde, und daß dieses von ihrer Größe, Härte, Stärke der Blätter, Größe der Zellen oder Poren gelte. Was dieser Coralle ganz eigen ist, und wodurch sie leicht von andern Escharen unterschieden werden kann, ist die Beschaffenheit ihrer Blätter und ihrer Zellen. Die Masse ist mehrentheils steinhart, eben nicht gar zu starf, von außen grau, von innen viel weißer. Die Zellen oder Puncte sind auf beyden Seiten sichtbar, stehen enge und regelmäßig bey einander; innwendig aber laufen zwey Reihen Poren neben einander, welche durch ein dünnes weißes Blätchen von einander unterschieden werden. Folglich bestehet ein jedes einzelnes Blatt dieser Coralle eigentlich aus zwey zusammengelegten Theilen, welches ein wahres Kennzeichen derselben ist, das Hr. Pallas Laminas conglomeratas oder duplices nennet, und das man freylich nicht eher sehen kann, als im Bruche. Die Zellen liegen schräg, sind ein wenig erhöhet, convex, und haben eine rhomboidalische Figur. Sie sind so fein, daß man ein Vergrößerungsglas brauchet, sie recht zu sehen; sie sind aber offen und tiefgebohrt, und dies rechtfertiget Hrn. Professor Pallas, daß er diese Coralle unter die Escharen zählet, zumal da ihre Blätter dünne sind; Herr v. Linne aber betrachtete diese Zellen, so wie sie das bloße Auge erkennt, als Löcher oder Puncte, und gab ihnen daher unter seinen Milleporen einen Platz. Diese Coralle hat die Gewohnheit, daß sie sich auf Steine und andere Corallen festsetzet, auf ihnen fortschlecht, und so diese Körper wie mit einem Bande überziehet: das gab den Holländern Gelegenheit, sie *Lintkooral* oder Bandcorall zu nennen. Ein Name, dessen Ableitung man, wenn man den Körper siehet, gewiß nicht sogleich errathen wird. Herr Prof. Pallas nimmt zwey Hauptverschiedenheiten von dieser Bandcoralle an, die ich jetzo beyde vor mir liegend habe.

α) Varietas fascialis, diese nennet Herr Boddaert vorzüglich *Het Lint-Coraal*, die eigentliche Bandcoralle. Zeichnungen davon liefern Ellis tab. 30. fig. b. und Boddaert im übersetzten Pallas tab. 2. fig. 3. Ellis glaubt zwar, seine Zeichnung sey ein Theil von dem Porus cervinus des Imperatus, aber Herr Pallas bemerket mit Grunde, daß es eine Eschara fascialis sey. Diese Abänderung zeigt sich in einer großen Regelmäßigkeit, und der Bau hat in der That mit dem Bau des Porus cervinus einige Aehnlichkeit, und dies mag auch wohl Hrn. Ellis zu seinem begangenen Irrthum verleitet haben. Nemlich aus einer gewissen Basi gehet die Coralle in gewisse Blätter fort, die in verschiedenen Richtungen stehen, fast durchgängig eine Breite

Digitized by Google

haben, und nur selten ein wenig gekrümmt oder gebogen sind. So findet man sie bisweilen einzeln, ohne daß mehrere aus einer gemeinschaftlichen Basi hervorgesprossen wären, und so sind die von Herrn Bobdaert und Herrn Ellis angeführte Zeichnungen. Ich hingegen habe ein Beyspiel vor mir liegend, wo aus einer gemeinschaftlichen Basi mehrere Aeste mit ihren Zweigen hervorsteigen, die zwar alle unter sich verbunden sind, aber auch alle einzeln betrachtet den beschriebenen regelmäßigen Bau haben.

β) Varietas lamellosa. Diese Abänderung bestehet aus lauter Lamellen, welche auf mancherley Art gerichtet, gekrümmt, gebogen, unter sich aber alle auf verschiedene Art verbunden sind, kurz, die den unregelmäßigsten Bau haben. Das ist die Art, die Herr Ellis tab. 30. fig. a. A. abgebildet hat. Hr. Hofrath Gleditsch macht daher im deutschen Ellis S. 78. von dieser Art eine sehr gute Beschreibung, wenn er sagt: eine weißgraue, steinharte, rindenartige Corallenfliechte, deren doppeltgekrauselte durchlöcherte Häutchen sich in vielfach verwachsene und krausfaltig zerschnittene sehr unbestimmte Gestalten ausbreiten.

Das im Ellis fig. a. abgebildete Beyspiel hat man im Aprilmonate 1753 an den westlichen Küsten der Insel Wight, an einer Austerschaale hängend gefunden. Damals, als Ellis denselben erhielt, waren die Insecten zwar todt, doch in ihren Zellen vollkommen sichtbar. Nach Hrn. Prof. Pallas sind das atlantische, mittelländische und indische Meer die Wohnung dieser Coralle.

Herr Prof. Müller glaubt, die Eschara ceylanica des Hrn. Pallas sp. 10. deutsch S. 44. holländ. S. 55. gehöre ebenfalls zur Linnäischen Millepora fasciali oder der Bandeoralle. Herr Prof. Pallas gesteht zwar unter seiner Eschara fasciali besonders der Varietate lamellosa und seiner Eschara ceylanica einige Aehnlichkeit zu, behauptet aber zugleich, daß das Wesen und die Structur der letztern von der erstern viel zu sichtbar abweiche, als daß sie beyde Abänderungen einer Gattung seyn könnten. Folglich hält er die Escharam ceylanicam nicht für eine Abänderung der Milleporae fascialis Linn. Sie hat breite steinigte unordentlich verwachsene Blätter, die sehr dünne und zerbrechlich sind. Ihre länglichen Zellen oder Pori stehen auf beyden Seiten reihenweise an einander. Oder wie sich Hr. Pallas ausdrückt: Eschara lapidescens, membranis laciniosis concrescentibus teneris, cellulis utrinque seriatis oblongis. Nach Hrn. Pallas findet man diese Coralle in dem indischen Ocean, und Hr. Müller sagt, daß man sie an der Insel Ceylon theils allein in Ballen, theils auf andern Seegewächsen finde.

Bandbrath, heißen die Drathzieher die Arten von Mittelbrath, die sie in Ringe wickeln und mit Drath umschlingen.

Bande, ist eine Gesellschaft mehrerer Leute die sich zu einerley Zweck vereinigt haben. Man brauchte es ehedem auch von einem Haufen Soldaten, die unter einer Fahne dienen, weil Band ehedem eine Fahne bedeutete. Man braucht es auch noch von Musicanten (s. Banda) und Schauspielern. Weil man es aber auch von Dieben und Räubern gebraucht, so hat man wenigstens in Absicht auf die Schauspieler das Wort Truppe, aus dem französischen, einzuführen gesucht.

Bande, wird eine gewisse Anzahl von Hauern, Ladern und Kärchern genennt, welche bey dem Abraumen der Steinbrüche sich zusammengegeben, damit immer einer dem andern in die Hände arbeitet. Die Hauer oder Hacker machen den Abraum los, die Lader laden ihn mittelst der Schaufeln auf, und die Kärcher führen solchen fort. Ein jeder hat hier seine bestimmte Beschäftigung. Es muß dabey gesorgt werden, daß keiner der Arbeiter müßig gehen kann, oder von dem andern in der Arbeit gehindert wird. Die Hacker müssen soviel hacken, als die Lader fördern können, und die Anzahl der Kärcher muß nach der Arbeit derselben bestimmt werden. Der Lader ist die Person von deme die andern alle in der Beschäftigung abhangen. Nach seinem Fleiße muß die Anzahl der Arbeiter bestimmt werden, wenn keiner müßig gehen soll. Er soll aber auch nicht gehindert werden, dasjenige zu thun, was er verrichten kann. Die Hacker sollen ihm genug vorhacken, und an leeren Karren soll er immer einen vor sich haben. Es müssen dahero einige in eben der Zeit Retour gehen, in welcher andere den Abraum hinwegführen. Der Weg auf welchem der Abraum hinweggebracht wird, kann lang und kurz seyn. Je länger er ist, desto beschwerlicher wird es den Arbeitern fallen, den Schutt so fort zu bringen, und desto länger wird es darauf gehen, bis sie Retour kommen. Man theilt dahero den Weg zwischen dem Steinbruch und dem Ort wohin der Abraum zu bringen in Stationen. s. Stationen.

Bande, wurde ehedem überhaupt eine Anzahl mit einander verbundener Leute genennet, z. E. Bande Comödianten. Heuttzutage aber wird es nur von sehr geringen Leuten, z. E. solchen, wovon in diesem Artickel gesprochen worden, oder auch von verabscheuungswürdigen Leuten gebraucht; z. E. eine Bande Räuber oder Spitzbuben.

Bande, s. Streiffen.

Bande, franz. heißt in der Wappenkunst ein schrägrechter Balken. s. Balken.

Bande, heißen an der Billardtafel die hölzerne erhöhte mit grünen Tuch überzogene und festausgestopfte Einfassung aller vier Seiten.

Bande, mit den Bandenschnüren, eine Art von Folter. Man zieht dem Inquisiten an dem Ort wo das Gelenk zwischen dem Arm und der Hand ist, Schnüre um den Arm, die bis auf den Knochen einschneiden.

Bande, der Zehenden, ist auf die vier Bande eingeschränkt, heißt: er wird nur von Roggen, Waitzen, Gerste und Haber gegeben.

Bandeau, wird eine glatte Einfassung einer Thüre oder eines Fensters, Camins und dergleichen genennt. Eigentlich bedeutet es einen Streiffen des Architrabs, der von einem Impost zum andern gehet bey einer gewölbten Eröfnung.

Bandeisen, ist Eisen, welches schmal und dünne geschlagen ist, und aus welchem die Faßreife und dergleichen verfertiget werden.

Bandeisen, ist auch ein Werkzeug des Messerschmiedes, welches in einem eisernen Stocke bestehet, worauf er dasjenige Band verfertiget, womit er den Griff des Messers unter der Klinge umgiebt.

Bandelier, ist ein breiter lederner Riemen, den die Reuter von der linken Schulter gegen die rechte Hüfte hängen haben, um den Carabiner an den Haken des Riemens anzuhaken und solcher Gestalt im Marsche bequemer mit zu führen. Die Infanterie trägt ihre Patrontaschen an eben solchen Riemen, und vor dem eingeführten Gebrauche der Patrontaschen hiengen an dem Bandelierriemen hölzerne Röhrgen, in deren jedem ein Schuß Pulver verwahret war.

Banden, sind schmale, nur ein paar Fuß breite Gänge auf beyden Boorden längst den Ruderbänken der Ga-

leeren, worauf die Seesoldaten ihre Stelle haben, die hier nicht sitzen sondern blos auf ihren Packen sitzen können.

Banderherrn s. Bannerherrn.

Banderole, Zieraten an Trompeten, Fahnen, Standarten. Der Knopfmacher, der in gesponnenen Knöpfen arbeitet, verfertiget selbige von Seide, Kameelhaar, Wolle in gefälligen Farben, zuweilen wird auch die Seide mit Gold- oder Silberdrat übersponnen.

Bandfisch, (*Cepola*) s. Spitzmaul.

Bandfische oder **bandirte Fische**. Man findet unter den Fischen viele, welche quer über den Kopf, Leib und Schwanz mit schwarzen, braunen und andern bunten Streifen gezeichnet sind. Diese haben den Namen der Bandfische erhalten. Wir werden jede Gattung derselben unter den gehörigen Linneischen Geschlechtern anzeigen, weil man sie nicht unter ein einziges Geschlecht bringen kann.

Bandfleck, ein Tagschmetterling aus der Klasse der Nymphen ohne Augen, welchen der Ritter unter den Namen: **Camilla** und **Sibilla** beschrieben, gleich als ob es zwey verschiedene Gattungen seyen. Man weiß aber jetzo aus der Erfahrung, daß beyde nur eine einzige Gattung ausmachen, und die Exemplare, welche von den gewöhnlichen abweichen, nur Abartungen sind. *Fabricius* beschreibt diesen Schmetterling unter dem Namen: **Sibilla** und **Scopoli**, unter der Benennung **Rivularis**, mit dreyerley Veränderungen. Die gewöhnlichsten Kennzeichen sind folgende: die obere Seite der Flügel ist schwarz, die untere Kastanienbraun, durch die Vorderflügel geht eine gekrümmte Binde, welche aus weißen Flecken besteht, und oft in der Mitte unterbrochen ist; vor dieser Binde gegen die Spitze stehen zwey kleine weiße Flecken neben einander, und hinter der Binde gegen den Oberrand ein größerer weißer Flecken. Die Hinterflügel haben eine breitere weiße Binde, welche die schwarze Adern durchschneiden, daß sie aus 7 bis 8 länglichten Flecken zu bestehen scheinen. Die untere Seite hat die nemliche Zeichnung, nur ist noch die Farbe gegen die Wurzel weißgrünlich. Manche haben hinter dem Saum aller Flügel eine einzige, manche aber zwey Reihen schwarzer Punkte. Oft ist auch das Kastanienbraune mit rother Farbe vermischt. Bey einigen ist der Winkel am After roth, bey andern nicht. *Roesel* Tom. III. tab. 33. f. 3. 4. und tab. 70. f. 1. 2. 3. Die grüne Raupe mit rothem Kopf und Dornen, aus welcher dieser schöne Schmetterling entsteht, hält sich auf der europäischen Lonicere, auch auf den sogenannten Speckliljen (Caprifolium) auf, und verwandelt sich in eine grüne, güldengefleckte, zweyhörnige Puppe nach Art ihrer übrigen Kameraden.

Bandflügel, (*Musca fasciata* Fabric.) Unter den Fliegen, deren Jüdhörner mit einer Borste versehen sind, findet man eine in Amerika, welche wie der Wasserläufer einen schmalen Körper hat. Kopf und Brustschild sind dunkelgrau-eisenfarbig, der Leib aber, welcher eine cylindrische Form und einen eingekrümmten After hat, siehet schwarz aus. An den weißen Flügeln bemerkt man eine breite schwarze Spitze, in welcher eine weiße Binde liegt: die Hinterfüße sind sehr lang, und schwarz, haben aber doch am Ende der Schenkel einen blassen, und an der Wurzel der Tatzen einen schneeweißen Ring.

Bandflügel, (*Tipula fasciata.*) Dieses Langbein, welches sich an sumpfichten Orten aufzuhalten pflegt, ist mit dem Idrischen nah verwandt. Es unterscheidet sich aber doch von ihm, weilen die Fühlhörner an beydem Geschlecht borstenförmig sind, da hingegen das Männigen des Idrischen kammförmige Fühlhörner hat. Sonst hat es noch einen schwarzen Leib, durchsichtige Flügel mit 2 braunschwärzlichen Binden, blasse Wagestängchen und gelbliche Schenkel. *Scopoli* hat uns diese Gattung in seiner Entomol. Carn. bekannt gemacht, und muß nicht mit der *Fasciata* des Ritters verwechselt werden.

Bandflügel, (*Libellula fasciata* Linn.) In Indien wohnt diese Wasserjungfer, welche mit sich ausgebreiteten Flügeln ruhet. Uebrigens sind ihre Flügel braunschwarz, und haben eine weiße schmale Binde, oder Streife. Seb. Muf. IV. t. 68. fig. 3.

Bandflügel, blauer, (*Papilio Obrinus.*) So heißt ein Tagschmetterling, welcher zu den bunten Danaern gehöret, und in Indien zu Hause ist. Seine Vorderflügel sind obenher schwarz mit einem blauen oder blaugrünen überzwerchen Band, welches sich aber nicht bis an die Flügelränder erstrecket: auf der untern Seite ist die Farbe grünlich, das durchscheinende Band ist blauweiß, und hinter demselben ist der Flügel braunschwärzlich und hat einige überzwerche Striche. Die Hinterflügel sind oben gleichfalls schwarz; einige haben zugleich auf denselben ein gelbrothes breites Band. Vielleicht ist dieses das Männgen? Unten aber ist die Farbe grünlich, und man bemerkt in derselben drey überzwerche graue Linien, und zwey braunschwarze Puncte. Zu dieser Beschreibung führt *Linne Clerck* Icon. t. 31. f. 2. 3. an; allein im Naturforscher St. VI. tab. 6. f. 1. 2. und 3. b. finden wir Beschreibung und Abbildung dieses Schmetterlings, welche in einigen Stücken abweichet; die Unterseite der Oberflügel ist nach der Länge vom Oberrand bis in die Mitte grün, und von dar bis an den Unterrand schwarzbraun, und auf der Unterseite der Hinterflügel werden einige weiße runde Flecken angemerkt.

Bandflügel, rother, (*Papilio Lasippus.*) Dieser Tagschmetterling aus der Klasse der bäuerlichen Dickköpfe hat ohngefähr die Größe des Argus. Seine Fühlhörner sind schwarz, und alle Flügel haben obenher die nemliche Farbe, und werden durch eine rothe schmale Binde oder Linie, welche überzwerch durch die Mitte aller Flügel lauft, in zwey Theile getheilt. Die Hinterflügel sind noch zu hinterst in einen stumpfen Winkel verlängert. Auf der untern Seite ist die nemliche Farbe, welche man oben siehet, nur bemerket man noch hin und wieder darauf gestreute blasse Puncte. Er kommt aus Indien. *Clerck* Ic. t. 22. f. 2.

Bandförmig, linialförmig, gleichbreit, wird in der Botanik ein Blatt genennt, dessen Seitenränder mit einander parallel laufen. s. Blatt.

Bandhaken, Werkzeug des Zimmermanns, und anderer in Holz arbeitenden Handwerksleuten. Es ist ein gerader Haken von Eisen, vom Grobschmidt verfertiget, an jedem Ende mit einer umgebogenen scharfen Spitze versehen, deren eine gerade vor sich herab, die andere aber in die Quere gehet, damit man die zu beschlagende Bäume, durch solhane Haken in der erforderlichen Lage erhalten möge.

Bandhaken, Werkzeug des Böttchers oder Faßbinders, womit er die Reiffen über die Stäbe zwingt. Er besteht aus einem starken Holze, woran ein Griff ausgeschnitten ist; der von starkem Eisen geschmiedete, zu einer Spitze herabgekrümmete Haken steckt in diesem Holze.

Bandirte Conchylien, werden diejenigen genennet, welche über ihre Gewinde und vorzüglich über das

Digitized by Google

erſte Gewinde hinweg anders gefärbte Bänder haben. (ſ. Bänder) Die Anzahl ſolcher bandirten Conchylien iſt ſehr groß, vorzüglich aber hat man den Namen der bandirten Conchylien für die Schnecken auserſehen, und ihn von ihnen vorzüglich gebraucht.

I. Unter den Erdſchnecken haben wir ein groſſes und weitläuftiges Geſchlecht, das gemeinſte unter ihnen, ſind die Erdſchnecken mit Bändern. *Helix nemoralis* Linn. Martini Berlin. Magaz. II. B. S. 536-545. tab. 3. fig. 22-23. Müller Hiſt. Verm. P. II. p. 46-52. Schröter Erdconchyl. S. 211-227. tab. 1. fig. 14-17. tab. 2. fig. 28. 29. 30. Ihre Bänder ſteigen von einem bis auf fünfe, und ſtehen in ganz verſchiedenen Richtungen. ſ. Libreryſchnecken.

II. Unter den Flußſchnecken haben wir beſonders drey Gattungen bandirter Conchylien, die für andern auf dieſen Namen Anſpruch machen können.

1) Die lebendiggebährende Flußſchnecke, *Helix vivipara* Linn. Liſter anim. tab. 2. fig. 18. Liſter Hiſt. Conchyl. tab. 126. fig. 26. Gualtieri tab. 5. fig. A. Argenville Zoom. deutſch. tab. 8. fig. 2. Knorr Th. V. tab. 17. fig. 4. Berl. Magaz. IV. B. tab. 7. fig. 4. 5. Sie hat auf einem bräunlichen oder weißen Grunde eine dunkelbraune Binde. ſ. Lebendiggebährende.

2) Eine oſtindiſche weiße Flußſchnecke mit wellenförmigen Windungen und zwey dunkelbrauhen Bändern. Der Bund, *Buccinum faſciatum* Mull. Liſter tab. 12. fig. 7. Gualtieri tab. 6. fig. C. D. Klein tab. 2. fig. 43. Argenville tab. 11. fig. M. Regenfuß Th. I. tab. 10. fig. 46. Müller Verm. P. II. p. 145. num. 334. ſ. Bund.

3) Die Prinzenflagge ein weißes Buccinum mit rothen, braunen, blauen und gelben abwechſelenden Bändern. *Bulla virginia* Linn. Liſter tab. 15. fig. 10. tab. 844. fig. 72. Bonanni recreat. Claſſ. III. fig. 66. Gualtieri tab. 6. fig. A. tab. 45. fig. D. Klein tab. 7. fig. 116. Knorr Th. I. tab. 30. fig. 7. Th. V. tab. 25. fig. 4. (ſ. Prinzenflagge) Die meiſten bandirten Conchylien trift man

III. unter den Seeſchnecken an. Ihre Anzahl iſt ſehr groß, und es würde zu weitläuftig ſeyn, wenn ich alle hieher gehörige Beyſpiele anführen wollte. Ich werde daher verſchiedene Admirale übergehen, und verſchiedene andere, die man eben nicht von ihren Bändern benennet, übergehen, und nur diejenigen beſonders anführen bey denen Benennungen man vorzüglich auf ihre Bänder geſehen hat. Und nun gehöret hieher

1) Das blaue Band. Regenfuß Th. I. tab. 10. fig. 36. Martini Th. II. S. 75. Eine Conchylie, die eigentlich unter die Rumphiſchen Bettdecken, oder unter die Afterſturmhauben, und alſo unter *Murex melongena* Linn. gerechnet werden muß. Sie hat aber keine runden Stacheln wie jene, ſondern an der Gränze der erſten Windung eine Reyhe kurzer ſternförmiger Zacken, die ſich nach und nach in Knoten verwandeln, und ſo bis an die Spitze fortlaufen. Die blauen mit dunklen Linien durchſtrichenen und mit rothen Linien abgeſetzten Bänder auf einem weißen Grunde, geben dieſer Schnecke ein ſchönes Anſehen, und wenn ihre Farben rein und lebhaft ſind, einen vorzüglichen Werth. Sie gehören unter die ſeltenen Kabinetſtücke. Ein anderes

2) blaues Band führet Argenville tab. 17. fig. B. an. Er rechnet ſie unter die Kugelſchnecken und ſagt S. 222. der deutſchen Ausgabe: „die mit B. bezeichnete iſt überaus ſelten. Ihre weißlichte mit braunen Linden geſtreifte Farbe, brächte ihr den Namen des blauen Bandes zu wege. Ihre innere Farbe iſt gallicht.“ Vermuthlich gehöret dieſe entweder als eine ſeltene Abänderung, oder als ein abgeſchliffenes Stück unter die Rothſchnecken, *Helix ambulacea* Linn. Liſter tab. 130. fig. 30. Rumph tab. 27. fig. Q. Gualtieri tab. 1. fig. R. Knorr Th. V. tab. 5. fig. 2. Berl. Magaz. III. B. tab. 6. fig. 68. beſonders unter die größte Rothſchnecke, *Nerita arcuata* Mull. Liſter tab. 125. fig. 25. Rumph deutſch. S. 57. Müller Hiſt. Verm. P. II. p. 174. n. 360. ſ. Rothſchnecke.

3) Das ſchwarze Band; Martini tab. 49. fig. 530. gehöret unter diejenigen Rollen oder Walzenſchnecken, die Rumph Glimmerchen nannte. ſ. Glimmerchen.

4) Die Pandagenvolute, der Bärder mit gelben Bänden, *Conus litteratus* Linn. Liſter tab. 774. fig. 20. Dargenville tab. 12. fig. I. Regenfuß Th. I. tab. 4. fig. 46. Knorr Th. I. tab. 16. fig. 3. Knor's Delic. tab. B. III. fig. 4. Martini tab. 60. fig. 668. ſ. Buchſtabentutte, unter den Buchſtabenconchylien.

5) Die bandirte Ballſchnecke. ſ. vorher Ballſchnecke.

6) Bandirte Fiſchreußen Liſter tab. 953. fig. 2. Gualtieri tab. 49. fig. H. Knorr Th. IV. tab. 26. fig. 2. Martini tab. 122. fig. 1128. 1129. tab. 123. fig. 1133. 1334. tab. 124. fig. 1155. 1157. 1159. 1167. 1169. u. ſ. f. ſ. Fiſchreußen.

7) Das bandirte Großmaul, oder Rudolphsohren. Liſter tab. 987. fig. 46. 47. Rumph tab. 27. fig. E. Gualtieri tab. 51. fig. H. L. Argenville tab. 17. fig. E. Knorr Th. III. tab. 2. fig. 5. Th. IV. tab. 5. fig. 4. Martini tab. 96. fig. 760. *Buccinum perſicum* Linn. ſ. Großmaul.

8) Das bandirte Alpengebürge, die bandirte Klappenſchnecke, *Nerita peloronta* Linn. Rumph tab. 22. fig. K. Knorr Th. III. tab. 1. fig. 4. iſt blos eine Abänderung von dem Alpengebürge, und von denſelben hier durch die rothen Bänder unterſchieden. ſ. Spitzberge.

9) Das bandirte Poſthorn, das Ammonsauge, das Bockauge; iſt vorher unter dem allgemeinen Namen Augenconchylien beſchrieben worden.

10) Die bandirte Trompete; ein ziemlich zweydeutiger Name den Valentyn deutſch S. 15. der liniirten oder geſtreiften Trompete des Rumphs oder dem *Buccinum glans* des Linne gegeben hat. Rumph tab. 19. fig. P. Knorr Th. III. tab. 5. fig. 5. Valentyn ſagt weiter nichts als dieſes, die bandirte Trompete iſt eine kleine ſchwarzbandirte Schnecke. Sie iſt ſonſt nicht bekannt. Nach Herrn Müller wird ſie von den Holländern *Modervlakje* das Muttermahl genennet. Eine Benennung von den braunen oder braunrothen Flecken hergenommen, die auf der Schale ſitzen, das aber nicht auf alle Beyſpiele paſſet. Dieſe Trompete hat eine dünne Schale. Die drey erſten Windungen ſind ganz glatt, die fünf folgenden aber gekipt. Auf der ſchneeweißen Schale liegen hin und wieder braune Flecken, und da iſt das Fleck auf dem Rücken des erſten Gewindes vorzüglich groß, und dieſes mag wohl den erſten Gedanken eines Muttermahls erzeugt haben. Auf den drey letzten Gewinden des geſtreckten Zopfes ſiehet man keine Flecken mehr. Auf den Windungen weg laufen ſchmale braune Binden oder Faden, die aber an der Endſpitze unſichtbar werden. Die Mundöffnung iſt halbmondförmig hat aber eine ausgeſchnit-

Digitized by Google

tene und etwas übergebogene Naſe, und hier bildet die Spindelleſze einen deutlichen Zahn. Die linke Leſze iſt hervorragend, und hat oben einen erhöheten langen Zahn. Der äuſsere Saum iſt ausgeſchweift und ſchwach gezackt, am deutlichſten unten. Die Leſze auf dieſer Seite hat ganz ſchwache Zähne. Inwendig iſt dieſe Schnecke glänzend, weiſs wie Elfenbein, doch ſchimmern die braunen Faden durch die ſchwache Schale hindurch. Herr Müller verſichert das das Thier in der Mündung einen giftigen Stachel oder Angel führe, ſo wie die Pabſtkronen, womit es gefährlich verſehen könne. Daher, daſs wenige Conchyliologen Zeichnungen von dieſem Kinkhorn gegeben haben, ſchlieſse ich vielleicht nicht ohne Grund, daſs es ſelten ſey. Die zwey Exemplare die ich vor mir habe, ſind 2½ Zoll lang. Nach Herrn Müller iſt Oſtindien ihr Vaterland.

11) Die granulirte Bandtute, die gelbe mit granulirten Faden umwundene Bandtute, der Rathsherr *Conus senator* Linn. Liſter tab. 784. fig. 31. Valentyn tab. 6. fig. 50. Martini tab. 59. fig. 659. ſ. Rathsherr.

Ich übergehe eine groſse Anzahl anderer bandirter Conchylien, die beſonders unter den Voluten häufig vorkommen und glaube das, was ich geſagt habe ſey zur Anleitung genug Conchylien zu kennen die mehrentheils unter andern Namen bekannt, und von mir zu beſchreiben ſind.

Bandit, heiſst ſeinem Urſprung nach ein jeder der aus einem Land verwieſen, oder verbannt worden iſt. Weil dergleichen Leute anderſwo ſelten wieder aufgenommen werden, ſo ſehen ſie ſich beynahe genöthigt, Diebe und Straſsenräuber abzugeben. Daher man denn einen jeden Straſsenräuber und Meuchelmörder mit dieſem Namen zu belegen pfleat. Vorzüglich verſteht man darunter Mörder in Italien, woſelbſt ſie ungeachtet der Gegenbemühungen der Obrigkeiten noch ſehr häufig ſind. Sie ſind aber nicht von einerley Art. Einige ſind gemeine Straſsenräuber und Mörder, welche die Leute angreifen, um ſie zu berauben, dergleichen es in allen Ländern giebt. Andere dünken ſich von einer edlern Art zu ſeyn, indem ſie niemand blos um ihn zu berauben, angreifen, ſondern einem Menſchen nur alsdenn nachſtellen, wenn ſie entweder von demſelben beleidigt, oder von andern Leuten dazu erkauft worden ſind. Die Italiener ſind überhaupt empfindlich, und rachgierig, und können einem eine Beleidigung lange nachtragen. Von ihnen finden ſich Leute, welche eine Art von Handwerk daraus machen, die Beleidigungen, welche andern Perſonen widerfahren ſeyn ſollen, zu rächen, wenn ſie darum erſucht und dafür bezahlt werden. Man beſchreibt ihnen die Perſon, die man aus der Welt geſchaft wiſſen will, ſo genau, als möglich. Weil aber ſolche Kennzeichen nicht immer hinlänglich ſind, ſo irren ſie ſich doch zuweilen in der Perſon, und treffen andere, die von niemand dazu auserſehen worden ſind. Man kommt mit ihnen über eine gewiſſe Belohnung überein, und ſie halten ſoviel auf Ehre, wie ſie vorgeben, daſs ſie nicht eher ruhen, bis ſie das ihnen aufgetragene Geſchäft vollendet, und die Belohnung verdient haben. Sie gehen daher einem Menſchen, den ſie ermorden ſollen, oft durch ganz Italien und bis auf die Gränze nach, und man kann verſichert ſeyn, daſs dieſe Böſewichter keinen Fleiſs ermangeln laſſen, bis ſie ihre Abſcheulichkeiten ausgeübt haben. Zuweilen wird einer von zwey Perſonen, die einander feind ſind, zu gleicher Zeit gedungen, ohne daſs die eine Perſon etwas von dem Auftrag der andern weiſs. Alsdann ermorden ſie eine nach der andern, und glauben wohl noch dabey, daſs ſie gethan hätten, was Ehre und Verſprechen mit ſich bringen. Ihre Waffen ſind kurze Dolche, die ſie unter den Kleidern leicht verbergen können, und da ſie in gar mancherley Geſtalten und Verkleidungen erſcheinen, ſo iſt es deſto ſchwerer, ſich vor ihnen in Acht zu nehmen.

Bandkäfer, Alexandriniſcher, (*Scarabaeus fasciatus.*) Forſkahl hat uns dieſen Käfer, welcher unter die ungehörnte gehöret, bekannt gemacht. Er iſt ſchwarz, und hat die Statur des Alexandriniſchen Purpurflügels. Der vorderſte Rand und die beyden Seitenränder des Bruſtſchilds haben eine Ziegelfarbe. Die Nath und eine nach hinten zu ſtehende gezähnte Binde auf den ziegelfarbigen Flügeldecken ſind ſchwarz. ſ. Fabricii Cetonia faſciata pag. 46. n. 18. ſeines Syſt. entomol.

Bandkegel, ſ. Bandhacken.

Bandkreuz, ſ. Fadenkreuz.

Bandlaus, (*Pediculus faſciatus.*) Dieſes Inſekt iſt die Plage des Guckucks. Der Körper iſt länglich, platt gedruckt, weiſslich, glänzend, kürzer als eine Linie, und mit braunſchwarzen Binden gezeichnet. Der Kopf iſt herzförmig und breiter als der Bruſtſchild: an dem Leib ſiehet man hin und wieder lange Härgen: die Augen ſind braunſchwarz, die Füſse, davon die vorderſten kürzer ſind, ſtehen gleichweit von einander, und haben ein blaſſe Farbe. Scopoli hat dieſes Inſekt entdeckt. Entom. carn. p. 383. n. 1040.

Bandling, Bandmotte, (*Phalaena Geometra faſciaria* Linn.) Dieſer Spanner hat runde Flügel und kammartige Fühlhörner. Alle ſeine Flügel ſind rothlichaſchgrau und haben ein breites, überzwerch laufendes, roſtfarbiges Band, welches auf beiden Seiten weiſs eingefaſst iſt. Auf der untern Seite ſind alle Flügel eiſengrau. Man ſiehet ihn in den Wäldern Europens. Linne verweiſet auf die Abbildung, welche in Clerks Icon. phal. t. 5. f. 5. befindlich iſt. Dieſer Spanner iſt einer von denen, welche oft mit andern verwechſelt werden. Im VII. Stück des Naturforſchers pag. 128. wird er vor den Röſelſchen Tom. I. phal. 3. t. 3. erklärt: weil aber das linneiſche Exemplar kammartiges, das Röſelſche hingegen borſtenähnliche Fühlhörner hat, und überhaupt in der Zeichnung abweichet; ſo bleiben ſie zweyerley Gattungen. Gleditſch in der Einleitung in die Forſtwiſſenſchaft Tom. II. p. 752. n. 72. hält die phal. faſciolaria des Herrn Hufnagels vor die Linneiſche faſciaria. Wir können aber keine Aehnlichkeit zwiſchen beiden finden, und Herr von Rottenburg findet auch keinen Linneiſchen Spanner mit der Hufnagelſchen faſciolaria übereinſtimmend. ſ. Naturforſcher XI. Stück pag. 70. vielmehr erklärt er unſern Bandling vor Hufnagels Neuſtriaria l. c. p. 71.

Bandmacher, ſ. Bortenwirker.

Bandmeſſer, eine Art von Handbeil, gewöhnlich mit einem meſsingenen Griffe, das der Faſsbinder führet, um die Reife damit abzuhauen. Es kommt in der Geſtalt einem Hackmeſſer, wie man dieſes in der Küche braucht, ziemlich nahe.

Bandmotte, ſ. Bandling.

Bandmücke, *Tipula faſciata*, ſ. Langfuſs (bandirter).

Bandmühle, iſt das Werkzeug, worauf die mehreſten Arten von ſeidenen, fleurſeidenen, leinen und andern Bändern gewebt werden. Dem äuſserlichen Anſehen, dem Geſtelle, der Lade nach, iſt dieſe Maſchine dem gewöhnlichen Weberſtuhl ähnlich, weil aber dieſer Stuhl

Digitized by Google

selbst webet, und blos durch die Bewegung eines Rades und Getriebes arbeitet, so hat er sich den Namen eines Mühlenstuhls erworben. Ein kleiner Knabe hebet oder senket vor dieser Bandmühle eine Stange auf und nieder, weil es nichts mehreres bedarf, um zwölf und mehr schmale Bänder auf einmal zu weben. Längs der ganzen Lade stecken flache Schützen mit kleinen Einschußspulen, die sich zwischen zwey eisernen Klammern vermittels einer Laufschlange hin und her verschieben. Die Laufstange wird durch Stricke von einem eisernen Schlosse, das in einem hölzernen Gehäuse rechter Hand an der Mühle liegt, hin und her gezogen. Dieses Schloß erhält seine Bewegung von eisernen Dratruthen, die an den Tritten hängen; so wie letztere durch Hölzer wie Dreyecke ausgeschweift bewegt werden. Diese Hölzer stecken auf einer viereckigen Welle, an der zugleich das hölzerne Kammrad feste steckt. Das Kammrad greift über sich in ein hölzernes Getriebe, durch welches eine eiserne Welle gehet, an deren Ende ein hölzerner Mühlstein befestiget ist, der die Bewegung der Mühle erhalten muß; gleiche Dienste leistet das am andern Ende dieser Welle aufgesteckte hölzerne Schwungrad. Die Achse dieser beiden Schwunghölzer wird durch zwey hölzerne Aerme vorne vor den Stuhl hingeführt, in beiden Armen steckt eine Querstange, so diejenige Griffstange ist, welche der Knabe mit der Hand auf- und niederschwingt. Bey jedem Auf- und Niederschwingen geschiehet der Durchschuß von den Spulen zwischen den ausgespannten Ketten aller Bänder auf einmal. Die Kettenspulen stecken hinterwärts am Stuhle auf einer Leiter, gehen von da über eine Stange mit Rollen in die Höhe, von da unter einem Baume, der mit der Lade parallel ist, hindurch, von da durch ein langes Rohrried, von da durch das ganze Litzengeschirr und dessen Schleisen, hiernächst durch die Lade, von da sinket unter einem nach der Breite des Bandes durchlöcherten Baume das fertige Band herab.

Breite Bänder werden auf dem gemeinen Bortenwirkerstuhle nach Art der Seidenweber gewebt, wovon das nöthige unter den Artikeln Bortenwirker und Seidenweber nachzusehen ist.

Bandnagel, ist ein Nagel, welcher in die hölzerne oder eiserne Bande eingeschlagen wird. Im ersten Fall ist er von Holz, im andern aber von Eisen. Die eiserne müssen runde grosse starke Köpfe erhalten, und werden von 1 Zoll Länge, von 1½, von 2, auch 2½ Zoll Länge verfertigt.

Bandnatter (*Coluber lemniscatus* L.) s. Natter.

Bandnudeln, (*Lazagnes*) sind Arten von Bändern, von Gestalt langer und platter Schnürbänder, die man zuweilen falkt, auch an den Rändern ausschneidet und bogicht macht.

Den Teig zu diesen Bandnudeln macht man von Nudelmehl, wie den zu Fadennudeln und Macaronen; man füllet ihn, nachdem man die Form dieser Nudeln untergelegt hat, ebenfalls in die cylindrische Hohlung, und verfährt übrigens wie bey den Macaronen und den Fadennudeln.

Das Wasser zu dem Teige der Bandnudeln muß wärmer seyn, als das, so man zu den Fadennudeln nimmt, weil man letztere weißer als erstere verlangt, und weil der Teig und die Nudeln um so weißer werden, je weniger warm das Wasser ist.

Die Fehler der Bandnudeln fallen mehr in die Augen, als die Fehler der Fadennudeln: auch springen die Bandnudeln leicht in der Mitte von einander. Je dünner sie sind, je weißer scheinen sie dem Ansehen nach, und desto mehr Liebhaber finden sie.

Um die Bandnudeln nicht unförmlich zu machen, wenn man sie von der Form abreißt, muß man sie vorher durch das Wedeln mit den Fächern abkühlen, wie es bey den Haarnudeln und Macaronen gebräuchlich ist.

Sobald die Bandnudeln fertig, läßt man sie nur an der Luft trocknen, wozu einige Monate Zeit erfordert werden: will man sich ihrer bedienen, ehe sie völlig trocken geworden, so sind sie noch nicht feste, behalten beym Sieden ihre Gestalt nicht, sondern zerfahren in der Brühe und verwandeln sich in eine Art von Brey.

Bandolier, bestehet von Stricken, die aus Därmen, oder dem Eingeweide der Thiere gemacht, und womit die Raquette, wenn sie ganz fertig, umwunden wird.

Bandophorus, s. Bandum.

Bandpen (Conchylie) **Bandpennen**, s. **Thürmchen.**

Bandreif, heißen bey den Faßbindern oder Böttchern diejenigen Reife, welche mit besondern Weidenbändern verbunden werden.

Bandreihe, ist ein Kunstwort in der Heraldik, welches bey verschrenkten Wappen (s. dieses Wort) gebraucht wird, um die mittelste Reihe der neben einander stehenden Felder anzuzeigen. Man pflegte vor Alters selten mehr als 5 Reihen zu machen: und für deren jede hatte man einen besondern Namen erfunden, welcher von den Theilen des menschlichen Leibes hergenommen war. Die oberste hieß die **Hauptreihe**, die zweyte die **Ehrenreihe**, die dritte die **Gürtel-Band-** oder **Mittelreihe**, die vierte die **Nabelreihe**, und die fünfte die **Fußreihe**. Es ist aber bequemer und deutlicher, die Reihen blos nach den Zahlen von oben herunter zu benennen; zumalen da heutiges Tages viele Wappen vorkommen, welche mehr als 5 Reihen enthalten.

Bandrücken, *Coccinella Vittata*. Diesen Sonnenkäfer macht Geoffroy unter folgenden Kennzeichen bekannt: die Flügeldecken sind roth, und haben dreyzehen Punete. Der Brustschild ist gleichfalls roth, und in der Mitten schwarz.

Bandrücken (*Colub. striatulus* Linn.), s. Natter.

Bandschreck (*Colub. Pethola* Linn.), s. Natter.

Bandschildgen, (*Cimex signatus* Fabric.) eine grosse, ovale, graue Wanze, welche einen unbewaffneten Brustschild hat, aber länger als ihres gleichen ist. Außer einem schwarzen Band oder Flecken in der Mitte des ziemlich großen Schildgens hat sie keine weitere Farben und Zeichnungen. Sie kommt aus Africa.

Bandschlupfwespe, (*Ichneumon fasciatorius* Fabricii.) Zu den Schlupfwespen, welche ein weißes Schildgen, und ganz schwarze Fühlhörner haben, gehört auch diese Art, welche in Engelland angetroffen wird, und so groß ist, als der Kämpfer. Ihr Kopf ist schwarz, aber unter den Fühlhörnern gelb. Eben so sind auch die Fühlhörner gefärbt; nemlich obenher schwarz, und untenher gelb. Der Brustschild hat auch eine schwarze Farbe mit einem gelben Punct vor, und einem andern unter den Flügeln. Der Leib ist schwarz, allein er wechselt folgendergestalt seine Farbe ab: der zweyte Ring ist halb gelb, der dritte ganz gelb, der vierte schwarz, der fünfte am Rand gelb, und der sechste ganz gelb. Die Füße sind auch gelb, allein die 4 vordersten haben noch einen großen schwarzen Flecken an den Schenkeln, und die Hinterschenkel und Schienbeine sind an der Spitze schwarz.

Bandspinne, (*Aranea fasciata* Fabr.) Die 8 Augen dieser Spinne stehen beynahe in der Form eines Transporteurs: 4 machen das Lineal, und 4 den Bogen aus.

Digitized by Google

Sie ist sonst ganz silberfarbig, nur hat der Leib's gelbe Bänder, welche sich braunschwarz endigen, und ihre 8 Füße sind ziegelfarbig, und braunschwarz geringelt. Sie kommt von der Insel Madera.

Bandstein, s. Bänderachat.

Bandstreife, (Faden, Binde, Streife, Schnur, Balkenstreife, Balkenstrich, *Balteus angustior, fasciola, face en devise, brangle, coticl.*) ist auf den Wappenschilden ein schmaler Balken, welcher weniger als das gewöhnliche Maas hat (s. Balken). Zuweilen werden zwo oder drey solcher Streifen neben einander gesetzt; daraus entstehen Zwillingsstreifen, *ductus gemini, fasciola gemellæ, jumelles*, und Dreylingsstreife, *fasciola triplex, tiercel en face, en barre, ou en bande.* Alle Bandstreifen können, wie die Balken, queer, schrägrechts und schräglinks gezogen werden: gehen sie aber gerade von oben herunter, so bekommen sie andere Namen.

Bandstreife, (*Scarabæus fasciatus* Linn.) Unter den ungehörnten Käfern, welche ein Schildgen haben, ist dieser ein sehr gemeiner, weilen er sich fast auf alle Blüthen setzet. Er ist schwarz, und am Kopf, Brustschild, Hinterleib und Schenkeln mit gelben Härgen als einer Wolle bekleidet. Die Flügeldecken haben eine braungelbe Farbe, an deren äußern Rand drey schwarze Flecken stehen, welche wie drey Bänder über den Flügel laufen, aber die schwarze Nath nicht erreichen; der erste davon, welcher zugleich der kleinste ist, steht an der Wurzel, der zweyte und längste in der Mitten, der dritte runde und glänzende an der Spitze. Uebrigens bedecken die Flügeldecken nicht den ganzen Körper; und da erscheint über dem After ein runder glänzender Flecken, welcher mit gelben wolligen Härgen umkleidet ist. Die Bauchringe sind gelb gestreift. Man findet manchmal Exemplare, an welchen die mittlere Binde von einem Rand des Flügels bis an den andern geht; auch einige, welche in der Mitten des Brustschilds einen großen schwarzen Flecken haben. Schäff. Ic. t. 1. f. 4. auch hat ihn Müller in dem deutschen Linn. Nat. Syst. 5. Th. 1 B. Taf. 2. Fig. 8. im Kupfer vorgestellt.

Bandstuhl, s. Bandmühle.

Bandtressen oder Halbtressen, haben einen seidenen Boden, und werden so wie andere Tressen, Galonen, oder Borten von dem Bortenwirker auf Stühlen nach Art der Seidenwebersstühle gewebet, jedoch mit dem Unterschiede, daß der Bortenwirkerstuhl eine größere Länge und kleinere Breite als der Seidenwirkerstuhl hat, auch das Ziehwerk hinterwärts am Stuhle angebracht ist, weil der Bortenwirker, den man auch in einigen Gegenden Possementirer nennt, die Kegel selber ziehen muß.

Bandum. Die bekanntesten Feldzeichen bey den römischen Armeen waren bey jeder Legion der silberne Adler, bey jeder Cohorte die Fahne, signum, und bey der Reuterey das vexillum, die Standarte. Die Fahnen sowohl, als die Standarten wurden von den spätern lateinischen Schriftstellern durch den allgemeinern Namen Bandum bezeichnet. Zuweilen bedeutet Bandum auch die große Reichsfahne, das königliche Panier. Von ihm leitet sich Bandophorus, der Fähndrich her.

Bandum und Bando. Unter diesen Namen verstehen die Spanier und Italiäner gewisse Edicte und Befehle, so bey öffentlichem Trompetenschall bekannt gemacht werden. Wahrscheinlich hat die Benennung von dem deutschen Worte Bann, so nach dem Saltaud bey den alten Deutschen ein Edict und Befehl bedeutet hat, seinen Ursprung.

Bandura (*Nepenthes* Linn.), s. Priap.

Bandweide (*Salix viminalis* Linn.), s. Weide.

Bandweidenbohrer, (*Cynips salicis viminalis* Linn.) Dieses Galleninsect verursacht die runde, kleine, harte, grün-roth- oder gelbe Höcker an der Rippe der Bandweidenblätter. Alle Made wohnt es in diesen Gallen, und wann es als das vollkommene hervorkommt, so hat es eine gelbe Farbe mit einem schwarzen Brustschild. Roesel Tom. II. Vesp. t. 10. f. 5, 6, 7.

Bandwurm (Naturgesch.). Unter die noch zur Zeit ziemlich räthselhafte Geschöpfe, gehöret auch der Bandwurm (Tænia), ein Thier, das in dem Leibe anderer Thiere seinen Aufenthalt und Nahrung suchet, dadurch aber öfters die gefährlichste und fürchterlichste Krankheiten, ja den Tod selbst verursachet. Man hat den Bandwurm schon in den ältesten Zeiten bemerkt und gekannt, allein von seiner Natur und Entstehungsart hatte man sehr dunkele Begriffe, die durch Entdeckung der Polypen zwar aufgeklärt, allein keinesweges zur gänzlichen Deutlichkeit und Vollständigkeit gebracht worden. Soviel man davon weis, wollen wir kürzlich hier anführen. Nach dem Linneischen Naturssystem gehöret er unter die Classe der Thierpflanzen, von denen wir hier nicht die Meynungen und Hypothesen der Gelehrten anführen können, weil dieses in einem besonderen Artikel davon, geschehen wird. Wir gehen also sogleich zur Beschreibung des Geschlechtes und der Gattungen desselben über. Er unterscheidet sich von andern durch seinen langen wurmförmigen platt gedrückten Körper, der aber nicht gleiche Dicke hat, sondern aus einer Reihe von kleinen Körpern, welche aneinander gekettet sind, und deren jeder sein eigenes Leben und Nahrung hat, zusammengesetzt ist. Trennt man diese Glieder von einander, so lebet jedes besonders fort und wird zu einem neuen Thiere. Es sind vier Gattungen dieses Geschlechts bemerkt worden, nemlich folgende:

Breiter Bandwurm (*Tænia lata* Linn. Amœn. ac. II. p. 71. Müller Linn. VI. 2. S. 906.). Man findet ihn bey Menschen und Thieren. Sein Körper ist platt, häutig, bandförmig, weiß von Farbe, hinten verlohren zugespitzt. Am Rande ist er faltig; beyde Seiten sind mit fünf Streifen der Länge nach gefurcht. Die Gelenke sind sehr breit und man siehet auf jedem nur ein einziges Loch, auf einer drüsenartigen Erhöhung. Von Gedärmen kann man gar nichts gewahr werden, wenn man den Wurm gegen das Licht hält, sondern es erscheinen nur einige dunkele Puncte, und zuweilen auch die nicht einmal. Die Gelenke werden nach hinten zu immer kleiner und zuletzt nehmen sie so sehr ab, daß sie kaum noch mit bloßem Auge zu unterscheiden sind. Wenn der Wurm noch lebendig ist und sich ausdehnet, so werden seine Gelenke so dünne als ein Papier und sehr schmal. In der Mitte ist er etwas dicker, eben als wenn ein Rückgrad durch ihn hinzöge. Unter allen Gattungen ist er der breiteste. Ob man ihn gleich auch bey Menschen findet, so ist er doch weit öfter ein Bewohner des Körpers der Hunde.

Kürzeiner Bandwurm, (*Tænia Solium* Linn. Amœn. II. p. 66. Müllers Linn. VI. S. 904. *Solium* Andry f. 5. *Lumbricus latus* Tyson Phil. Transact. 1683. n. 146. t. 1. 2. f. 2.) Er unterscheidet sich durch folgende Kennzeichen. Sein Körper ist bandförmig, plattgedrückt, gestreift, weiß abgestumpft, am Ende verlohren zugespitzt. Jedes Gelenke ist eyrund, platt, mit 12 Streifen gefurcht, mitten an dem einen Rande durchlöchert, die mit dem nächsten Gliede zusammenhängende Gränze ist hervorragend, der untere Rand

aber

aber ist mitten erhaben. Diese Gelenke sehen aus, wie wenn man eine Anzahl von Bechern in einander steckt. Durch den hervorragenden Rand, und besonders dadurch, daß er nur eine Oefnung an der Seite hat, welche etwas aufgeschwollen ist, wird diese Gattung sehr kenntlich und hinlänglich unterschieden. Die Oefnungen befinden sich aber nicht alle auf einer Seite des Thieres, sondern abwechselnd an einem Gliede auf der rechten, am andern, auf der linken Seite. Die Gestalt weichet bey dieser Gattung etwas ab, und man hat einige bemerkt, die im menschlichen Körper wohnen und der folgenden Gattung sehr ähnlich sind. Von der ist beschriebenen stammen auch die sogenannte Kürbiswürmer (*Vermes cucurbitini*) her. Diese sind nichts anders als die einzelnen abgerissene Glieder, welche mit dem Kürbissaamen einige Aehnlichkeit in der Figur haben, und davon die Alten glaubten, es wären einzelne Thiere, deren immer eines dem andern anhienge und die Nahrung von ihm erhalte. Der Name Solium den diese Gattung führet, ist ihm aus der Ursache gegeben worden, weil die Alten geglaubt haben, es befinde sich niemals mehr als ein einziger bey einem Menschen, da hingegen die neuere Beobachtungen lehren, daß man bey dem Menschen öfters mehrere antreffe.

Gemeiner Bandwurm (*Tænia vulgaris* Linn. l. c. p. 69. Müller S. 906. Andry t. 9. *Tænia solium* Pallas). Dieser ist meistentheils ein Bewohner des menschlichen Körpers. Er ist weiß von Farbe, fast häutartig. Jedes Gelenk ist mehrentheils breiter als lang, viereckig platt, an der unteren Seite mit ein Paar Oeffnungen versehen. Die eine davon ist nahe an der Vereinigung des Gelenkes mit dem folgenden, die andere etwas weiter in der Mitte. Die Seiten und Ecken der Gelenke sind scharf und weil jedes Gelenke mit dem breiteren Ende an dem schmäleren Ende des folgenden Gelenkes hängt, so wird dadurch der Rand des ganzen Wurmes uneben und fast sägeförmig gezähnt. Auf der flachen Seite der Gelenke befinden sich ohngefähr zwölf Streifen oder Furchen. Der ganze Körper erlanget eine erstaunende Länge und man hat oft 80 bis 100 Ellen gemessen ehe man ans Ende gekommen ist. Wenn man diesen Wurm gegen das Licht hält, so kann man, da er einige Durchsichtigkeit hat, die Gebärme in jedem Gelenke ziemlich deutlich bemerken. Das größere Loch an jedem Gelenke, welches hervorragt und das der Wurm gleich einem Schnabel herausstrecken kann, hält Herr von Linne für den Mund, und das andere kleine für die Mastdarmöffnung. Die Vermehrung geschiehet bey dieser Gattung eben so, wie bey den andern durch Ansetzung neuer Gelenke. Man kann daher die neuen, welche noch kleiner sind, gar wohl von den älteren unterscheiden. Man hat Stücke von dieser Art auch außer dem menschlichen Körper in dem Schlamme stehender Wasser angetroffen. Doch will Herr Pallas an der Richtigkeit dieser Beobachtungen zweifeln.

Der Hundsbandwurm (*Tænia canina* Linn. l. c. p. 72. Müller 908. Sperling Schwed. Act. 1747. T. 5. f. a.). Diese Gattung findet man nicht allein in dem Leibe der Hunde, sondern auch bey andern Thieren, selten aber bey Menschen. Der Körper derselben ist sehr dünne wie ein Draht, hat und beynahe durchsichtig. Jedes Gelenke ist ohngefähr einen Zoll lang, mit zwo Oeffnungen versehen, welche an beyden Seiten stehen und davon eine sehr klein ist. An dem Rande der Glieder ist gar keine Erhabenheit zu bemerken, auch finden sich keine solche schwarze Punkte, wie bey den einzelnen Bandwurm. Es ist noch einigermassen zweifelhaft, ob er nicht unter das Geschlecht der Egelschnecke (*Fasciola*) gehöret.

Es sind noch einige Fragen zu beantworten, welche die Lebensart und Fortpflanzung dieser seltsamen Thiere betreffen. Zuerst fragt sichs auf welche Art und Weise wird der Bandwurm genähret? gewiß ist es daß sich bey keiner einzigen Gattung ein Kopf oder Maul findet. Nichts als die angezeigte Oeffnungen in jedem Gliede sind vorhanden und obgleich ältere Schriftsteller einen Kopf und Maul, ja wohl gar Augen und Ohren wollen bemerkt haben, so widersprechen doch alle neuere Beobachtungen und erklären dieses gerade zu für Chimären. Da der Bandwurm nicht an den Gebärmen angewachsen ist, so bleibt kein Mittel ihm die Nahrung zuzuführen übrig, als die kleine an einigen Gattungen mit einem cylindrischen Rüssel versehene Oeffnung an jedem Gelenke. Durch diese muß er seine Nahrung empfangen. Finden sich zwey Oeffnungen, so läßt sich vermuthen, daß die zweyte dem Thiere zum Ausleerungskanal des Excrements dienet; wo aber nur ein Loch zu finden ist, da muß es zu beyden Endzwecken dienen. Wahrscheinlicher Weise also, hängt sich der Bandwurm mit seinen Saugerüsseln an die Gebärme an und ziehet das Blut oder vielmehr den klebrichen Schleim der die Gebärme inwendig bekleidet in sich. Daher aber müssen freylich sehr unangenehme und zuweilen gefährliche Symptome entstehen. Die Art der Nahrung ist in so weit begreiflich genug. Schwerer ist es einzusehen wie der Bandwurm entstehet und wie er in den Leib anderer Thiere kommt. Wir können hier nicht bey dem Generalsatze bleiben: alle Geschöpfe entstehen aus einem Ey. Die Natur ist überhaupt in ihrem Würken so mannigfaltig, daß man niemals allgemeine Gesetze oder Principia bestimmen kann, nach denen sie sich richtet. Wenn wäre es denn auch nöthig daß der Bandwurm aus befruchtendem Saamen entstehen und erzeugt werden müsse. Seine Fortpflanzung geschiehet ja eben sowohl durch die Trennung der Glieder, und da man diese Vermehrungsart an andern Naturkörpern, an den Pflanzen und Polypen genug kennet, so brauchen wir nicht zu allerley Hypothesen unsere Zuflucht zu nehmen. Wie aber die Brut oder der erste Keim eines polypartigen Bandwurms in den Leib anderer Thiere komme, ist eine Frage von größerer Schwierigkeit. Uns kommt es immer am wahrscheinlichsten vor, daß es durch das Getränk geschiehet. Da man doch einige Beobachtungen hat, daß sich eine Gattung des Bandwurmes auch in siedendem süßen Wasser aufhält, so kann leicht eines der kleinsten Gelenke, (welche, wie wir oben angeführt haben, am Ende der Bandwürmer immer abnehmen) losreissen und als der Keim eines solchen schädlichen Gastes mit dem Getränk in den Leib kommen. Und dieleicht ist der Bandwurm, der sich in Sümpfen und stehenden Wassern aufhält, sehr klein und verschieden gestaltet, erlangt aber durch die Wärme in den Gebärmen und durch die bessere und häufigere Nahrung, die er daselbst erhält, seine Größe und Form. Doch wir wollen hier den Raum nicht mit Muthmassungen und Hypothesen anfüllen. Wir könnten sonst dem Leser noch die sehr fein ausgesonnene Meynung des Herrn Verdeil mittheilen, die man in den ersten Band des Bernischen Magazins S. 215. eingerückt hat. Wer Lust hat kann sie daselbst, nebst einer ganzen Splanchnologie und Neurologie eines besonderen Thierchens, finden, welches mit dem Bandwurm nahe verwandt zu seyn scheinet. Wie aber der Verfasser an einem Thierchen, das nur drey Linien lang war, das alles habe beobachten können, hat uns nicht recht ein-

Digitized by Google

leuchten wollen; denn er giebt eine Beſchreibung faſt von allen Eingeweiden, von den Nerven, von dem Maul, dem Gehirn u. ſ. w. die ſo genau iſt, daß man glauben ſollte, das Thier müſſe wenigſtens einige Schuhe lang geweſen ſeyn, um das alles beobachten zu können. Wir überlaſſen es vielmehr der Zukunft, welche durch ſorgfältige Beobachtungen vielleicht die Entſtehungsart dieſer Thiere in das helleſte Licht ſetzen wird. Soviel iſt indeſſen gewiß, daß der Bandwurm nicht mit dem Menſchen gebohren wird, auch nicht bey Säuglingen anzutreffen iſt, und dieſes beſtärkt uns ebenfalls in der Meynung, daß die Brut durch Speiſe und Getränk von außen in den Körper komme.

Bandwurm (medicinisch), ſ. **Würmer des menſchlichen Körpers.**

Bange, ſ. **Bangue.**

Bangenkraut, ſ. **Schierling.**

Bangert, Schindanger, wird ein von einer Stadt oder Dorf entlegener Ort genennt, an welchem durch den Schinder oder Fallmeiſter das Vieh abgezogen wird. Es wird zur Anlage deſſelben erfordert, genugſamer Raum, eine Schindhütten, Waſſer oder ein Bronnen, und daß der ganze Raum mit Paliſaden oder einer guten Hecke wohl vermachet ſey.

An andern Orten heißt Bangert ein jedes Stück Feld, das entweder mit Bäumen beſetzt iſt, oder auch zum Gemüßziehen gebraucht wird. Der Name kommt von Baumgarten.

Bangigkeit, iſt, wie bekannt, diejenige Unruhe des Körpers und der Seele, welche aus einem verhinderten Ausfluß des Bluts aus dem Herzen entſteht, und eine Urſache von vielen gefährlichen Folgen, ja ſelbſt des Todes ſeyn kann.

Man bemerkt ſie bey verſchiedenen Umſtänden, die ſich in dem Körper ereignen. Wann der Magen von Speiſen zu ſehr ausgedehnt wird, wann ein Menſch viele blähende Speiſen und Getränk zu ſich nimmt; bey Kindern welche zähe, käſichte Unreinigkeiten in ihren erſten Wegen haben; bey einer Verſtopfung des Leibes, und wenn die Gedärme von einem harten Unrath ſtark ausgedehnt werden; bey vollblütigen Perſonen, nach heftiger Anſtrengung des Körpers; bey unterdrückter monatlicher Reinigung; bey einem Verhalten des Urins; bey ſchwangern, gebährenden, Kindbetterinnen; bey Entzündungen in der Bruſt, und dem Unterleib, wie z. E. in dem Seitenſtich, Lungenentzündungen, Leberentzündungen; bey der Zerreißung eines Bruſtgeſchwürs, zumal, wenn ſich der Eiter in die Bruſthöhle ergoſſen hat, bey hectiſchen und lungenſüchtigen Perſonen, zuletzt, wenn die Lungen ſchon größtentheils verzehrt ſind; bey einem zurückgeſchlagenen Podagra; bey der Bauchwaſſerſucht, Windwaſſerſucht, Steckfluß u. dgl. Bey allen dieſen widernatürlichen Vorfällen findet ſich eine Bangigkeit ein, welche einzig und allein in einem verhinderten Durchfluß des Bluts aus der vordern Herzkammer in die Lungen beſteht. Dieſer verhinderte Durchfluß des Bluts durch die Lungen kann aber theils daher entſtehen, daß das bey dem Einathmen (ſ. Athemholen), ſo nothwendige Herunterſteigen des Zwerchfells in die Bauchhöhle gehindert wird, dadurch ſich die Lungen nicht gehörig ausdehnen, und das von der vordern Herzkammer zu empfangende Blut nicht in ſich nehmen können, wie z. E. bey einem durch Blähungen ausgedehnten Magen, und Gedärmen, bey der Schwangerſchaft, Bauchwaſſerſucht u. dgl. geſchieht; oder aber das Blut ſtockt an gewiſſen Theilen, wie z. E. bey der Lungenentzündung, und Seitenſtich in den Lungen ſelbſt oder bey einer Entzündung der Leber, des Magens u. dgl. in dieſen Eingeweiden, wodurch das Blut, nach oben zu in die freyern Theile ſtürmt, ſich in den Lungen anhäuft, und den weitern Ausfluß des Bluts aus der vordern Herzkammer in die Lungen hemmt, oder aber die Lungen können, wegen Mangel der zum Athemholen nothwendigen Luft, nicht ausgedehnt werden, wie manchmal bey einem heftigen Grad der Bräune bemerkt wird, oder werden von einem in die Bruſthöhle ergoſſenen Eiter zuſammengedrückt; durch welche Umſtände, die vordere Herzkammer ſich von ihrem Blut nicht wieder entledigen kann. Aus dieſem verhinderten Durchfluß des Bluts durch die Lungen laſſen ſich nun die übrige Zufälle erklären, die mit der Bangigkeit verknüpft ſind. So bewegt ſich das Herz in einer Minute bey der Bangigkeit heftiger und ſchneller, als im geſunden Zuſtand, weil ſich daſſelbe von dem in ihm angehäuften und ſtockenden Blut zu entledigen bemühet. Daher ſucht der Menſch unter dieſen Umſtänden heftiger Athem zu holen um den der menſchlichen Maſchine ſo unerträglichen und gefährlichen Stillſtand des Bluts in den Lungen aufzuheben. Weil in dem Fall, wann das Blut nicht aus dem Herzen in die Lungen fließen kann, auch das Blut in den Venen des Kopfs, die ihr Blut in das Herz zurückführen, aufgehalten wird, beſonders in den Droſſelblutadern, ſo werden daher alle Theile deren Blutadern ſich in dieſe Droſſelblutader endigen, z. E. das Geſicht mit Blut angefüllt, und roth. Da auch die linke Herzkammer bey dieſem verhinderten Durchfluß des Bluts durch die Lungen wenig Blut in ihre Höhle empfängt, ſo kann ſie auch wenig in die Pulsadern, und in alle Theile des Körpers eintreiben, daher die untern Theile wegen Mangel eines in gehöriger Menge circulirenden Bluts, und dadurch verminderter Wärme zu frieren anfangen u. ſ. w.

Die Bangigkeit iſt, wie man leicht einſieht, ein höchſt gefährlicher Umſtand, und der Tod kann gar bald erfolgen, wann nicht entweder durch die Natur, oder die Kunſt Hülfe geſchafft wird. Deswegen ſind die Bangigkeiten in jeder Krankheit ſo gefährlich, und ein jeder vernünftiger Arzt muß daher ſo geſchwind als möglich, kräftige Hülfsmittel entgegenſetzen. Weil aber, wie aus den oben erwähnten Beyſpielen erhellt, die Bangigkeit immer eine Folge von andern Krankheiten und Zufällen im Körper iſt, ſo wird ſie auch vermindert werden, oder gar aufhören, wann dieſe ſelbſt durch Hülfe der Natur, oder Kunſt nachlaſſen. Auf was für Art dieſes geſchehe, wollen wir bey der Abhandlung der Krankheiten ſelbſt, mit denen die Bangigkeit verbunden iſt, betrachten.

Bangue, nennen die Perſer und andere indianiſche Völker eine Zubereitung der gemeinen Hanfblätter, welche auf verſchiedene Weiſe von den Reiſenden beſchrieben wird. Die Pflanze wird zwar als etwas verſchieden von unſerem Hanf angegeben, ſie iſt aber nach Herrn von Linnes Meinung eine Abänderung deſſelben; doch ſollen einige indianiſche Völker das Bangue auch aus den Blättern des Sabdariffa Jbiſches (Hibiscus) bereiten. Die Türken haben eine ähnliche Compoſition, die ſie Maslach nennen. Beydes aber hat eine berauſchende zum Beyſchlaf reizende Kraft, und die Morgenländer bedienen ſich deſſelben als eines gewöhnlichen Nachtiſches bey Gaſtereyen, thun auch wohl zur Verſtärkung noch Mohnſaft dazu. Man ſoll nach dem Zeugnis einiger Schriftſteller durch den Genuß dieſer Mittel in die angenehmſte Träumereyen verfallen, und aller Verdruß oder Kummer ſoll auf eine Zeit lang ganz aus der Seele verſchwinden.

Banianen, ſind eine indianiſche Sekte der heidniſchen Abgötter, die in dem Gebiet des großen Moguls beſon-

Digitized by Google

ders ausgebreitet ist. Sie leiten ihren Ursprung vom dritten Sohne des ersten Menschen her, den sie Schudderi nennen; daher werden sie auch manchmal Schudderis genennt. Ihr gewöhnlicher Name, Banianen, bedeutet in der Sprache der Bramanen so viel als ein unschuldiges und frommes Volk. Und dies sind sie auch in der That. Denn sie können nicht leiden, daß einer Fliege, einem Wurm, oder einem andern lebendigen Thier etwas zu Leide geschieht: und dies nicht sowohl aus einem natürlichen Mitleiden, als vielmehr Religionsgrundsätzen. Denn einer ihrer Hauptlehrsätze ist die Seelenwanderung, vermöge welcher sie glauben, daß menschliche Seelen in den Thieren wären. Und dieses gehet so weit, daß wenn ein Banian nur einen Floh, oder sonstiges Ungeziefer unversehenerweise tödtet, so muß er dieß sein Vergehen durch eine ansehnliche Buse wieder gut machen. Sie beschuldigen diejenigen einer Grausamkeit, die Thiere schlachten, um sie zu essen. Sie werden aber auch oft darüber von andern gemißhandelt. Die mahommedanischen Jakin drohen oft in Gegenwart eines Banianen eine Creatur zu tödten, und erpressen dadurch Geld von den Banianen, damit sie solches unterlassen möchten. Sie wenden jährlich große Summen an, um Hospitäler für kranke Thiere zu unterhalten. Wenn z. E. ein Ochs zur Arbeit untauglich wird, und der Banianе besorgt, der unbarmherzige Eigenthümer möchte ihn schlachten, so kauft er ihn und erhält ihn bis an seinen natürlichen Tod im Hospital. Sie richten zuweilen für die in ihren Häusern befindliche Fliegen Gastmale von süßer Milch und Zucker an. Ein reicher Kaufmann zu Mocha ließ nach der Erzählung des Herrn Cap. Niebuhrs, alle Morgen Gerste auf das Dach seines Hauses tragen, um alle Tauben und andere Vögel, die nur kommen wollten, zu füttern; eben dieser sahe zu Bombay den Bedienten eines Banianen außen vor der Stadt die Raubvögel füttern; eben dieser sagt von einem Kaufmann, daß er die Ratzen und Mäuse gefüttert habe. Hieraus wird man nun von selbsten erachten, was die Banianen für einen großen Abscheu für dem Essen des Fleisches haben müssen. Allein der Lehrsatz von der Seelenwanderung ist wohl nicht die einzige Ursache, daß sich die Banianen des Fleisches enthalten. Die Gesetzgeber der Indier hielten es vielleicht für nothwendig, das Fleischessen der Gesundheit wegen zu untersagen, und weil das Volk geneigter war, dem Befehl der Religion, als dem Rath des Arztes zu folgen, so machten sie eine Religionssache daraus. Eben dieses ist vielleicht der Grund von den vielen Reinigungen der Banianen. Sie müssen sich alle Tage am ganzen Leib waschen. Während der Zeit, als solches geschieht, haben sie einen brennenden Strohwisch in der Hand, um die bösen Geister damit zu vertreiben. Sie halten alle andere Religionsverwandte für unrein, haben keine Gemeinschaft mit ihnen, trinken nicht aus einem Geschirr, woraus ein anderer getrunken hat, sondern schütten das Getränk entweder aus dem Gefäß in die Hand, oder lassen es unmittelbar in den Mund laufen, ohne es an die Lippen zu setzen. An ihrem Hals tragen sie einen Stein, der Tamberan heißt, und so groß als ein Ey ist, an einer Schnur, und sagen, daß dieser ein Symbol derjenigen Gottheit sey, die sie verehren. Von ihren übrigen Religionsbegriffen werden wir unter dem Titel Bramanen mehr reden. Sie theilen sich in sehr viele Unterseften ein, und man zählt deren auf eilfzig und achtzig. Einige von ihnen sind so sorgfältig, nichts von einem Thier in den Leib zu bekommen, daß sie beständig ein Tuch über das Gesicht herabhängen haben, aus Furcht, es möchte ihnen eine Fliege in den Hals kommen. Eben so sonderbar sind sie in Ansehung des Begräbnisses der Todten. An einigen Orten legen die Banianen ihre Todten auf einen Haufen Stroh, und verbrennen sie zur Zeit der Ebbe dicht an der See, damit die Fluth alle Asche wegspülen möge; in Bengalen verbrennen sie sie, und werfen die Asche in den Ganges; an andern Orten legen sie sie öffentlich hin, und lassen sie von den Geyern und Raubvögeln essen. Ob sie gleich sehr viele besondere Meynungen und Gebräuche haben; so leben sie doch unter den Mohammedanern und andern Religionsverwandten sehr friedlich. Weil der Stifter ihres Geschlechts, oder ihr Caste, ein Kaufmann war, so legen sie sich alle auf den Handel. Sie sind gute Rechenmeister, und fleißige Haushalter, sie werden oft bey den Mahommedanern Steuereinnehmer, Pachter und Zolldiener. Sie sind gleichsam gebohrne Kaufleute, und haben den Handel von Indien dermaßen in ihrer Gewalt, daß fast alle Nationen genöthigt sind, sich ihrer als Makler zu bedienen. Die europäischen Kaufleute sind auch vollkommen mit ihnen zufrieden, und es ist gar nichts seltenes, daß Europäer einem Banian ihr ganzes Vermögen anvertrauen. Man hat Beyspiele von der Treue und Redlichkeit dieser Banianen, die einen Christen in Erstaunen setzen. Die Art des Kaufens und Verkaufens ist bey den Banianen sehr sonderbar, und geht von der Gewohnheit aller übrigen Völker ab. Der Banianische Makler nimmt ein Tuch, und breitet es über seine Knie her; hierauf legt er und der Käufer die Hände hierunter, und beyde zeigen einander mit den Spitzen der Finger den Preis an, den der Käufer zu geben Willens ist, oder den der Verkäufer verlangt. So werden, ohne ein Wort zu reden, die wichtigsten Geschäfte verrichtet. Die Kaufleute sitzen dabey, sehen die Ceremonie mit an, und erfahren das Resultat der Handlung nicht eher, als bis alles in Ordnung gebracht ist. Die Banianen sagen, daß ihnen diese Art der Handlung in ihrem Gesetze geboten sey, deswegen ist der Betrug etwas seltenes unter ihnen. Sie tanten sonst die Gewohnheit, sich ganz weiß zu kleiden. Auf einmal aber erschien ein Befehl, sich roth zu kleiden. Dies war ihnen so sehr zuwider, daß sie eine große Summe Geldes bezahlten, damit dieser Befehl wieder zurück möchte genommen werden. Es geschah, aber in kurzer Zeit wurde der Befehl wieder erneuert, daß ihr Turban künftig roth seyn sollte. Nun hatten sie nicht Lust mehr Geschenke zu geben, und gehorchten. Sie gehen jetzo weiß, mit einem rothen Turban. Um die Hüfte haben sie ein weißes Tuch geschlagen, welches vorn mit einer meistentheils silbernen Röhre befestigt ist.

Banianenbaum s. Feige, indianische.

Banier s. Bannier.

Banille s. Schmarotzbaum.

Banillen-Nymphe-Schmetterlingvogel, *Papilio Vanillae* Linn. Dieser Tagschmetterling gehöret zu den Nymphen ohne Augen, und besonders zu den sogenannten Perlenmuttervögeln. Er ist in Amerika zu Hause, und seine Raupe nähret sich auf dem Banillen- oder Banillenbaum. Der Körper ist gelb, die Fühlhörner aber schwarz mit gelber Spitze. Die Vorderflügel haben eine gelbe Farbe mit schwarzen Linien, welche gegen die Adern des äußern Randes breiter werden. In der Mitten stehet man 5 bis 7 schwarze Puncte zerstreut. Unten ist die Farbe auch gelb, und in der Mitten befinden sich ohngefähr 7 schwarze Flecken oder Puncte, davon zwey, welche dem Vorderrand am

nächsten liegen, eine Silberfarbe in der Mitten haben. Gegen die Spitze beobachtet man noch 6 silberne Puncte. Die Hinterflügel haben die Farbe der vordern. Den Rand umgiebt eine gezähnte schwarze Binde, in welcher 7 größere gelbe Puncte stehen, und in der Mitten des Flügels siehet man einen oder auch zwey schwarze Puncte. Auf der untern Seite befinden sich ohngefähr 22 Silberflecken, davon diejenigen, welche dem Hinterrand am nächsten sind, eher Puncte, und die der Wurzel näher stehen, vielmehr Linien können genennt werden. Clerk Icon. t. 40. f. 2.

Banira, der Name einer Gottheit, den man auf einer Innschrift in der Gegend von Lausanne angetroffen hat, wovon aber weiter nichts bekannt ist.

Banisteria, (*Banisteria* Linn.) Dieses nach Johann Banister, einem englischen Pflanzenkenner, also benennte Geschlecht, gehört in die dritte Ordnung der zehnten Classe (*Decandria trigynia*). Der Kelch ist sehr klein, fünfspaltig, unterwärts mit kleinen Erhabenheiten besetzt und fortdaurend. Unter vieren von den Kelchabschnitten sitzt eine gedoppelte Honigdrüse, daß also zusammen deren achte sind. Die Blume besteht aus fünf sehr großen, runden, ausgebreiteten, eingekerbten, mit langen gleichbreiten Nägeln versehenen Kronblättern. Innerhalb der Blumen stehen zehen Staubfäden und der Stempel. Dieser bestehet aus dreyen zusammengewachsenen geflügelten Fruchtknoten und dreyen mit einfachen Narben versehenen Griffeln. Auf die Blüthe folgen drey Saamenkapseln, welche sich in einen langen Flügel endigen, an den Seiten mit kleinen Fortsätzen bezeichnet sind, nur ein Fach haben und nicht aufspringen. Sie enthalten einige bedeckte Saamenkörner, die an den Seitenrändern gezähnt sind. Dieses Geschlecht hat mit der Malpighia viele Aehnlichkeit, und man zählt acht darunter gehörige Gattungen, welche aber alle ausländisch sind.

Armförmige Banisteria, (*Ban. brachiata* Linn.) Der Stamm ist ästig, buschig, armförmig. Die Blätter sind beynahe eyrund, von steifer Consistenz, und haben vorne eine Spitze. Die Blumen sind in lockere Aehren eingetheilt, anfangs gelb, zuletzt scharlachroth. Der Saamen ist nach innen zu schmäler und hat keinen Fortsatz. Dieses staudenartige Gewächs gehört unter die americanischen Pflanzen.

Bengbalische Banisteria, (*Ban. benghalensis* Linn. *Acer scandens, foliis citri flore cæruleo fpicato* Plum. fpec. ic. 14. Pluk. alm. 7. t. 3. f. 1.) Der Stamm steigt an andern Pflanzen in die Höhe. Die Blätter sind eyrund-länglich zugespitzt, gegen einander überstehend. Aus den Blattwinkeln kommen die langgestielten blauen Blumentrauben hervor. Sie ist ebenfalls eine Staude und wächst in Ostindien.

Eckige Banisteria, (*Ban. anguloſa* Linn. *Acer ſcandens folio anguloſo* Plumier. fpec. 18. *Clematis anguloſo folio, acris fructu* Ejusd. amer. 77. t. 92.) Die Blätter sind ausgebohlt eckig gegen überstehend und gleichen den Lorbeerblättern. Der Stamm windet sich um andere Pflanzen in die Höhe. Ihr Vaterland ist Südamerica.

Leuchtende oder glänzende Banisteria, (*Ban. fulgens* Linn. *Acer ſcandens minus, apocyni facie, folio ſubrotundo* Sloan. jam. 138. hist. 2. p. 27. t. 162. f. 2.) Die Stengel sind dünne und winden sich an andern Bäumen in die Höhe. Die Blätter sind fast eyrund, unterwärts filzig, oben glatt. Die gelbliche Blumen stehen auf doldenförmigen Stielen in Sträußern beysammen. Die Frucht ist orangefarbig und glänzend. America ist das Vaterland.

Lorbeerblättrige Banisteria, (*Ban. laurifolia* Linn.) Sie hat, wie die vorherigen, steigende Stämme, eyrund-längliche steife Blätter, die den Lorbeerblättern gleichsehen. Die Blumentrauben stehen an der Spitze der Aeste. Jamaica ist ihr Vaterland.

Purpurfarbene Banisteria, (*Ban. purpurea* L. *Acer ſcandens, pſeudoacaciae folio, flore purpuraſcente* Plum. fpec. 18. ic. 15.) Sie hat einen starken mit aschgrauer Rinde bedeckten Stamm und eyrunde, den Schiehenblättern ähnliche Blätter. Die purpurrothe Blumenähren entspringen seitwärts aus den Blattwinkeln. Südamerica ist ihr Vaterland. Sie ist ebenfalls staudenartig.

Stachliche Banisteria, (*Ban. aculeata* Linn. Miller Gartenl.) Die gefiederte Blätter bestehen aus etwa zwanzig Paar länglichen stumpfen gefurchten Blättchen. Der Stamm ist steigend sehr ästig mit krummen Stacheln besetzt. Die Blumenähren kommen aus den Blattwinkeln. Neuspanien ist ihr Vaterland.

Zweytheilige Banisteria, (*Ban. dichotoma* Linn. *Acer ſcandens convolvuli folio, flore ex aureo cinereo*, Plum. fpec. 18. ic. 13.) Die Blätter sind eyrund, die Aeste sind zweytheilig, die Blumen sind pomeranzengelb. Ihr Vaterland ist der heißere Theil von Amerika.

Bank, s. Sandbank. Außer dieser nennt man auch die großen Stücke Eis, welche im Eismeer schwimmen, Eisbänke, und die den Schiffen gefährliche mit Corallen besetzte Untiefen Corallenbänke.

Bank, (Schreiner) ist ein von dem Schreiner aus Brettern oder Dielen gemachter Sitz, welcher von dem Boden anderthalb auch zwey Fuß durch Gestelle unter demselben, welche man Füße nennt, erhaben. Bestehen dergleichen Füße nicht auch aus kleinen aufgestellten Brettern oder Dielenstücken, sondern aus untergesetzten mehreren dünnen Hölzern: so nennt man solche Beine. Die Bank ist entweder an der Wand befestigt, oder beweglich. Die erstere wird auch also gebauet, daß solche zwey auch mehrfach stufenweis übereinander gebauet wird; man nennt solchen alsdenn eine Staffellage. Die bewegliche Bank, welcher nicht an die Wand befestigt, sondern hingesetzt werden kann, wo sie verlangt wird, wird mit und ohne Lehne gemacht. Mit einer Lehne heißt sie eine Lehnbank. In einigen Ländern wird auch eine bewegliche Bank eine Schranne genennet.

Bank, wird bey dem Wasserbau eine Verwahrung des Grundes, welcher vor dem Teiche liegt, vor Abbruch genennt, welche von dem Wasser gegen dem Teiche hin etwas anläuft und allmählig steigt, und von Steinen und Holz gemacht wird. Die Steine werden über Wasser mit einer Dossirung nach dem Teiche hinauf * nur einen Stein dick gelegt e f g h, nachdem entweder der Vorwurf mit einer eben so flachen Gloje erst zurückgezogen, oder zu unterst auf dem Watte ein Vorschlag von Pfählen zur Enthaltung gemacht ist; auch über den Steinbänken wird zwischen diesen und der fernern Dossirung des Teiches keine platte breite Berme gelassen, damit nicht das darauf stehenbleibende Wasser beym Ablaufen durch die Steine sich Luft suchen, und die Erde darunter wegfühlen möge, sondern es gehet die Erddossirung, so weit nicht nöthig ist, daß sie ferner mit Steinen belegt werde, über den Bänken nach steifer Linie hinauf h i; damit aber die Steine desto platter zu liegen kommen, und nicht so leicht herunter-

* s. Tafel Architectur Hydrotechnic Fig. 12.

Digitized by Google

gewalzet werden können, nicht weniger damit, wenn einige Steine insonderheit unterhalb in Unordnung gerathen, von oben nicht alle nachschießen können; so läßt man die mit Steinen belegte Dossirung nicht nach steifer Linie und in einem fort hinaufgehen, sondern theilet sie stufenweise in Erdbänke, höchstens von 10 Fuß breit, mittelst Reihen vorgeschlagener kleiner Pfähle ab, und giebt jeder Bank einen Fuß Absatz über der untern a. Der Abhang einer Bank selbst aber muß nicht stärker als 4½ bis 5 Fuß Anlage zu einem Fuße Höhe seyn; die steife Linie hat alsdenn nur 3½ bis 4 Fuß Anlage zur Höhe. Die Steine würden dennoch die Erde zwischen und unter sich wegspühlen lassen. Um solches zu verhüten, muß unter denselben die Erdbank dick mit Heyde bestreuet und bedecket werden. Und damit diese selbst nicht herausgerissen werden könne; so muß langer schwanker und zäher Eigenbusch darüber ausgebreitet werden, worauf die Steine, so viel möglich, ins Verband und feste zusammenschließend gelegt werden. Dabey ist zu beobachten, daß die größten zu unterst auf der Bank zu liegen kommen, um die übersten besser zu stützen und eine noch flächere Abdachung zu machen. Auch müssen auf den obern Bänken, weil daselbst der stärkste Wellenschlag ist, die größten Steine gelegt, und die zum Verbande und Ausfüllen mit nöthigen kleinen Steinen müssen in die Kante zwischen ein gesetzt werden. Die Heyde (s. Heyde) ist eigentlich die Bedeckung der Erde, der Busch die Verbindung oder Befestigung der Heyde, und die Steine dienen nur dazu, Busch und Heyde zu beschweren, und mit ihrem, dem Wasser widerstehenden, Uebergewichte niederzuhalten. Bretter, Flaaken und dergleichen unterzulegen, ist theils zu kostbar, theils entdecket sich eine darunter entstehende Hohlung nicht balde, und die Ausbesserung ist nicht so leicht daran. Damit ferner der Absatz einer Bank über der andern theils nicht von den anschlagenden Wellen angegriffen, noch die Heyde zwischen den Pfählen herausgerissen, theils von dem zwischen den Steinen herunterlaufenden Wasser die Bank nicht abgespühlet werde und die Erde unter weglaufen könne, welches insonderheit, wenn die Erde sandig ist, zu befürchten; so wird hinter den vorgeschlagenen Pfählen eine Diele oder Stoßbrett mit der Erde der Oberbank gleich, und die untere Kante mit der Unterbank gleich angenagelt b, dahinter aber noch etwas tiefer, und solcher Raum mit Heyde wieder ausgefüllet und vollgestampfet c. An den Reihen zwischen den Bänken muß zwar zur bessern Verbindung außen vor den Pfählen ein Rimm oder Schwope d vorgenagelt werden. Allein Schaaren schlägt man besser nicht daran, weil nur die Verbindung der Steine und Anschluß derselben zwischen den Pfählen dadurch gehindert wird. Nur vor der untersten Reihe müssen Schaarspfähle e geschlagen und an das Rimm genagelt werden, damit, wenn der Grund sich vertiefet, die Pfähle nicht überwrichen und die Steine nicht nachschließen, sondern alles so lange halten möge, bis eine ganze Bank, oder eine schmählere, so breit als nöthig, die man eine Knieband nennet, davor weiter hinabgelegt werden könne.

Bank, (juristisch). Weil die Richter nach den Sitten des mittlern Zeitalters auf Bänken zu sitzen pflegten: so wurde der Ort selbst, wo das Gericht gehalten wurde, **Dingbank**, **Gerichtsbank**, oder auch schlechthin **die Bank** genannt; welche Benennungen zum Theil noch jetzt an manchen Orten üblich sind. Dieser Gerichtsplatz war gemeiniglich mit einer Barriere oder Schranken umgeben, damit die Zuschauer nicht zu nahe hinzubringen könnten. Wenn das Gericht seinen Anfang nehmen sollte: so wurden die Schranken geschlossen, oder, nach der Sprache des mittlern Zeitalters, **die Bank wurde gespannt**. Daher auch die Rechtsregel ihren Ursprung hat, daß der Richter die Parthien nicht eher verhören oder ein Urtheil sprechen soll, **bis die Bank gespannt, oder das Gericht geheget und geboten worden**. Die Bank um etwas bitten, hieß: das Gericht oder den Richter um etwas bitten. Die Bänke verrücken, sagte man, wenn das Gericht aufgehoben wurde. Was gerichtlich geschahe, geschahe nach damaligem Ausdruck vor der Bank; und zur Bank schwören hieß vor Gericht beeidigt werden. Eben daher hat ohnzweifel auch die Eintheilung der meisten höheren Gerichte in die adeliche oder Herren- und in die gelehrte Bank ihren Ursprung. In England heißt noch jetzt das höchste Gericht: die **Königsbank**. Gleicherweise kommen daher auch auf dem Reichstage die Benennung der **geistlichen, weltlichen** und der **Queerbank**; nichtweniger, daß die Prälaten, Grafen und Reichsstädte nach sogenannten Bänken eingetheilt werden, ohngeachtet man in allen diesen Versammlungen sich eben nicht mehr der Bänke, sondern meistens der Stühle bedient. Auch auf Landtägen wird man ähnliche Einrichtungen gewahr; wie unter den hievon handelnden Artickeln mit mehreren gezeigt wird.

Bank oder **Banco in der Handlungswissenschaft**, ist im ganz allgemeinen Verstande derjenige Ort, wo man sein Vermögen, oder den Werth desselbigen in sichere Verwahrung bringen kann, um dadurch sowohl selbst gewisse Vortheile in dem Gebrauch seines Vermögens zu erhalten, als auch dem, der das Vermögen verwahrt, Vortheile zu verschaffen. Wenn man also die wichtige Materie der Politik von den Banken gründlich verstehen will, so muß man wissen: 1) worauf die Sicherheit beruht, die man sucht, wenn man einem andern sein Vermögen zu verwahren giebt, 2) was für Vortheile dem, der sein Vermögen bey einem andern niederleget, eben durch diese Niederlegung verschaffet werden können, 3) was für Nutzen dem, der das Vermögen anderer in Verwahrung nimmt, durch diese Verwahrung zuwachsen kann.

Was also zuerst die **Sicherheit einer Bank betrifft**, so ist sie eine Folge von dem Vermögen, welches der Eigenthümer der Bank hat, und von der Gerechtigkeit, welche ihn verbindet, jedem für sein Vermögen, das er ihm anvertrauet hat, zu allen Zeiten aufs pünctlichste zu stehen. Wo man diese beyden Gründe findet, da kann man sein Vermögen ganz sicher niederlegen. Wenn man aber weiß, daß der andere nicht soviel Vermögen hat, als zur Wiederbezahlung dessen, das man bey ihm in Verwahrung niederleget, erfordert wird, oder daß er sich seinen Verbindlichkeiten gern entzieht; so hat man zuverlässig keine Sicherheit, wenn man dem andern sein Vermögen anvertrauen will.

Die **Vortheile einer Bank** für den, der sein Vermögen in derselbigen niederleget, können mannichfaltig seyn. Erstlich kann er bey vorausgesetzter Sicherheit der Bank der Sorge überhoben seyn, daß ihm sein Vermögen, wenn es bey sich hat, entwendet, oder durch Unglücksfälle ganz, oder zum Theil, verdorben werden kann. Zum andern kann er von andern kaufen, und Zahlungen an sie leisten, und braucht nicht die Mühe und die Unkosten, die bey dem Geldzählen und Geldherumtragen statt finden, zu übernehmen, sondern darf nur seine Ordre an den Cassirer der Bank er-

Digitized by Google

theilen, daß dieser an den Verkäufer oder Glaubiger, die bestimmte Geldsumme auszahlen, oder in Rechnung ihm dem Schuldner ab- und dem Glaubiger zuschreiben soll. Zum dritten kann er für den Betrag seines Vermögens, das er in die Bank niederlegt, einen schriftlichen Schein oder einen Zettel erhalten, für welchen der Inhaber allezeit bey der Bank baares Geld empfangen, und mit welchem er also, wie mit baaren Geld, Handel treiben kann.

Die Vortheile einer Bank für den, welcher das Vermögen der andern in seine Verwahrung aufnimmt, oder für den Eigenthümer der Bank, können darinne bestehen, daß er erstlich die bey ihm niedergelegten Gelder gegen gute Zinsen auf sichere Art auslehnen, zweytens mit denselbigen mancherley Handelsentrepriſen machen, und drittens besondere vorzügliche Handlungsrechte für seine Bankanstalt sich erwerben, und genießen kann.

Der Unterschied der Banken hängt theils von dem Unterschiede der Eigenthümer, oder der Garants der Banken ab, theils von dem Unterschiede der Art und Weise, wie durch Hülfe der Banken das Vermögen benutzet werden kann. Aus dem ersten kommt der Unterschied zwischen den öffentlichen und Privatbanken. Jene werden entweder vom Staate selbst, oder doch unter dessen Autorität und Garantie errichtet; diese aber haben nur ihre Privateigenthümer, und die öffentliche Autorität und Garantie des Staates concurrirt nicht dabey.

Von Privatbanken haben wir ein wichtiges Beyspiel in England aus den vorigen Zeiten. Ehedem waren nemlich die Goldschmidte in diesem Staate solche Händler und Wechsler, welche fremde Gelder zur Verwahrung oder a depolito bey sich annahmen, und Zettel, die beym Anblicke zahlbar sind, dafür ausstellteten. Sie hießen Bankers, und sind eben deswegen, weil sie nicht nur den Wechselhandel trieben, sondern wirkliche Banken bey sich errichtet hatten, von den sogenannten Bankiers oder Wechselhändlern, sehr unterschieden. Jeder reiche Mann, der viel baares Geld vorräthig hatte, und solches nicht gleich, sondern erst nach Verfluß einiger Zeit brauchen wollte, trug diesen Geldvorrath zu einem solchen Goldschmidte oder Banker, zu welchem er das meiste Vertrauen hatte, nur damit er nicht nöthig hatte, solchen Vorrath in seinem eigenen Hause aufzubehalten, und sich vor Dieben zu fürchten. Er ließ sich vom Goldschmidt einen Zettel darüber geben, für welchen er, oder jeder anderer, dem er diesen Zettel einhändigen würde, auf der Stelle sein Geld vom Goldschmidte haben sollte. Derjenige Goldschmidt war nun der glücklichste, der die meisten reichen Geldniederleger hatte. Da waren immer viele von diesen, die ihre große Geldsummen nicht leicht wieder zurückzogen, sondern dem Goldschmidt lange Zeit in Händen ließen. Davon zog der Goldschmidt den Vortheil, daß er immer einen beträchtlichen Theil der bey ihm niedergelegten Gelder auslehnen, oder sonst zu seinem sichern Nutzen verwenden konnte, und doch im Stande blieb, gegen Vorzeigung der von ihm ausgegeben Bankzettel baare Zahlungen zu leisten, und seinen Credit zu erhalten. Der Grund aber, warum die Goldschmidte in England solche Banken halten konnten, war hauptsächlich der, daß sie allein den Gold- und Silberhandel hatten, und an alle diejenigen Orte, wohin England baare Zahlungen thun mußte, und doch wegen der verbotenen Ausfuhr des englischen Geldes, nichts als fremdes Geld, oder Gold und Silber brauchen konnte, die schuldigen Zahlungen übermachten, und also den reichen Geldeigenthümern die meiste Sicherheit für die niedergelegten Geldsummen verschaffen konnten.

Unter den öffentlichen Banken, die freylich vor allen Privatbanken den Vorzug einer weit größern Solidität und Sicherheit haben, sind diejenigen, welche auf das ganze Grundvermögen, das ist, auf den wirklichen Werth der Grundstücke des Staats aufgerichtet werden, die allersbesten.

Aus dem Unterschiede der Art, wie man durch Hülfe einer Bank sein eingelegtes Vermögen, oder Geld benutzen kann, fließt der Unterschied zwischen Niederlags- oder Girobanken, und Umlaufs-, oder Zettelbanken. Bey den Niederlags- oder Girobanken werden die Zahlungen, die einer an den andern zu thun hat, nur durch Ab- und Zuschreiben in den Bancobüchern verrichtet. Bey den Umlaufs- und Zettelbanken aber wird die Zahlung immer in baaren Gelde, oder in Papieren, und in Billetten, für welche man das baare Geld gleich haben kann, geleistet.

Das Ab- und Zuschreiben, welches das hauptstück in der wesentlichen Einrichtung einer Niederlags- oder Girobank ausmacht, wird auf folgende Art verrichtet. Die Bank eröffnet einem jeden, der sein Geld bey ihr niederlegt, um es unter seinem eigenen Namen nach Belieben der Umstände zu benutzen, ein Bankfolio, das ist, sie bestimmt ihm ein besonderes numerirtes Blatt in ihren Büchern, auf welches sie die mit demselben zu führende Rechnung einträgt. Auf dieses Folio wird oben zur Linken der Name des Glaubigers der Bank, das ist, dessen, der sein Geld in der Bank niederlegt mit dem Worte: Debet, zur Rechten aber das Wort: Credit dergestalt gesetzet:

Folio 20	
N. N. Becker — — — Debet	Credit

Alle Summen nun, welche dieser Kaufmann, oder Geldeigenthümer Becker in die Bank zur Verwahrung einliefert, und alle die, welche andere an ihn in Banko zahlen, werden auf diesen Bankfolio seines Namens zur rechten Hand unter dem Credit eingeschrieben. Alle die Summen aber, die Becker aus der Bank herausnimmt, oder die er an einen andern in der Bank zahlet, zur linken Hand unterm Debet eingetragen. Dieser andere, den wir Schmidt nennen wollen, hat wie der Becker, sein eigenes Folio in der Bank. Wenn nun Becker von der Summe, die er in die Bank gelegt hat, und die unter seinem Credit stehet, an den Schmidt eine Zahlung z. E. von 1000 Thlr. zu leisten hat, so wird diese Summe von 1000 Rthlr. auf dem Bankfolio des Beckers unter sein Debet, und auf dem Bankfolio des Schmidts unter sein Credit eingeschrieben. Das heißt: dem Becker sind 1000 Rthlr. in Banko ab- und dem Schmidt zugeschrieben worden. Nun hat Becker von der Summe, die er in der Bank eingelegt hat, 1000 Rthlr. weniger, Schmidt aber an der Summe, die er in die Bank gebracht hat, 1000 Rthlr. mehr an die Bank zu fordern. Wer auf diese Art in der Bank durch Ab- und Zuschreiben etwas zahlen lassen will, der hat eben nicht nöthig selbst in die Bank zu gehen, und persönlich die Anzeige von seiner vorhabenden Zahlung zu machen. Es ist eine ungemeine Erleichterung dieser Geschäfte auf diese Art möglich, und wird auch wirklich beobachtet: die Bank kann nemlich gedruckte Anweisungszettel verfertigen und ihren Glaubigern einhändigen lassen, welche mit der zu zahlenden Summe, und

Digitized by Google

dem Bankfolio deſſen, welcher die Zahlung leiſten will, oder dem die Summe abgeſchrieben, ingleichen dem Namen deſſen, dem die Summe zugeſchrieben werden ſoll, nachher in jedem Falle einer jo leiſtenden Zahlung ausgefüllet, und von dem Zahler unterſchrieben werden dürfen.

Ein auſſerordentlich wichtiger Vortheil, den ein Staat durch Hülfe einer Bank erhalten kann, beſteht darinne, daß es die Bank in ihrer Gewalt hat, den ſchädlichen Ausfluß der guten Münzſorten in fremde Länder, und den Schaden, der der Handlung durch Veränderung des Münzfußes, und durch Münzdegradationen zugefüget wird, zu verhüten, oder doch ſehr zurückzuhalten. Wenn die Bank zu ihrer Fundamentalmaxim macht, nur gewiſſe gute Münzen nach einem beſtimmten Gewichte und Gehalte von den Einlegern anzunehmen, und ihre Zahlungen nur in ſolchen Münzen, oder doch nur nach dem Werthe derſelbigen leiſten zu laſſen; ſo wird zuverläßig bewirkt, daß dem Staate viel gutes Geld bleibt, und die ſchädlichen Münzverringerungen, wenn ſie auch erfolgen, den Handel nicht beläſtigen können. Dieſen Nutzen kann beydes die Niederlags- oder Giro- und die Umlaufs- oder Zettelbank einem Staate verſchaffen.

Es kann überdies eine jede Bank, ſie mag Giro- oder Zettelbank ſeyn, ein Verſatzamt errichten, und gegen hinlängliche Verſicherungen, oder Unterpfänder von ihrem Vermögen Darlehne ausgeben. Der Vortheil, welcher den gewerbtreibenden Perſonen des Staats dadurch zuwächſt, iſt allerdings höchſtbeträchtlich, und wird für den Staat deſto ausgebreiteter, je weniger man bey der Bank ſich nur an eine Zahlungsart, z. E. an das baare Geld bindet, und je mehrerley Unterpfänder man annimmt. In wiefern nun eine Bank zugleich baares Geld, oder Bankzettel ſtatt baaren Geldes ausleihet, in ſofern ſtellt ſie eine ſogenannte Leihebank vor. In dieſem Falle aber bedarf ſie, um alle ihre Operationen in der Fortdauer machen zu können, groſſen Credits. Wenn eine Bank immer den ganzen Fond, der in ihr eingelegt worden, völlig in Bereitſchaft hat, nichts davon ausgiebt, und ſich auch zu keinen mehrern Zahlungen verbindet, als wozu die Summen der eingelegten Gelder hinreichen; ſo iſt ſie weiter keines Credits benöthiget. Aber wenn ſie einen Theil ihrer Fonds ausleihet, oder Producte und Waaren damit einkauft, ſo kann allerdings geſchehen, daß ſie zu der Zeit, wenn die Gläubiger die baaren Gelder verlangen, nicht ſo viele Baarſchaften hat, und weder die Unterpfänder noch die gekauften Waaren ſogleich, wie es gebraucht wird, zu Gelde machen kann. Da muß ſie nun in der Geſchwindigkeit auf ihren Credit baare Gelder bekommen können, um nicht einen Augenblick die ſchuldige Zahlungsleiſtung zu verſchieben.

Eine Umlaufs- oder Zettelbank hat nun noch ihre beſondere Wirkungen, die ſich auf ihre oben erklärte weſentliche Beſchaffenheit gründen. Das Eigene der Umlaufsbank beſtehet darinne, daß eine ſolche Bank denjenigen, welche Geld bey ihr einlegen, Billeter darüber giebt, durch welche ſie ſich engagirt, die darinne beſtimmte Summe dem Vorzeiger auf der Stelle zu bezahlen. Mann nennt dieſe Billeter Banknoten, und man muß ſie nicht mit den Bankactien vermiſchen, welche die Scheine ſind, die ein jeder, der ſeinen Theil zur Errichtung des Fonds der Bank beyträgt, und alſo Miteigenthümer der Bank iſt, über ſeine beygetragene Summen erhält. Die Billeter der Bank oder die Banknoten können nun in den Händen der Bürger des Staates, und auch der Ausländer, als baares Geld im Handel und Wandel circuliren. Je gröſſer der Credit der Bank iſt, deſto angenehmer ſind ihre Banknoten, und deſto mehr baares Geld werden die reichen Leute in dieſelbige tragen, um dafür Papiergeld zu bekommen, welches man mit gröſſerer Leichtigkeit aufbewahren, und verſenden kann, als es ſich mit dem baaren Gelde thun läßt. Die Zauberey des Credits kann verurſachen, daß der Belauf der Gelder, welche man in die Bank eingelegt hat, und für welche von der Bank Billeter ausgegeben worden ſind, weit mehr beträgt, als der Fond, der den Grund der Bank ausmacht, und der durch die ganze Summe der Bankactien ausgedrückt iſt. Man ſieht demnach, daß eine Umlaufsbank die Menge des Geldes im Staate in Gemäßheit ihres Credits auſſerordentlich vervielfältigen kann. Das baare Geld, welches in die Bank gegeben wird, bleibt da; und die Bank wendet es zu ihren mannichfaltigen Operationen an. Die Banknoten, welche nun auch als wirkliches Geld ihren Wirkungskreis haben, kommen auch noch dazu, und ſind das neue Geld, welches durch die Operationen und den Credit der Bank allein geſchaffen wird. Je mehr alſo Banknoten ausgegeben werden, deſto gröſſer iſt die Vermehrung des umlaufenden Geldes.

Die Banken überhaupt, vornehmlich aber die Umlaufsbanken, können durch ihre Leibeanſtalten, und durch ihre Handelsunternehmungen, ingleichen an den durch Brand, Seegefahr, oder Verwahrloſung verlohrnen Banknoten groſſen Profit machen. Dieſer Gewinnſt gehört natürlicher Weiſe nur den Eigenthümern der Banken, nicht aber denen, welche nur durch Hülfe der Banken ihr Geld auf bequeme Art benutzen wollen, und kein weiteres Recht haben, als nur auf die Summe, die ſie der Bank anvertrauen, um der Unbequemlichkeiten überhoben zu ſeyn, die ſie ſonſt bey der Aufbehaltung derſelbigen in ihren eigenen Caſſen, und bey ihren eigenen Handelsoperationen, in Anſehung ſolcher Summe haben würden. Wie wollte man auch den Profit einer Bank unter alle diejenigen vertheilen, die ſich deren Hülfe nur zu ihrer Bequemlichkeit bedienen? Dieſe verändern ſich unaufhörlich in Anſehung der nehmlichen Summe, die in die Bank gelegt worden iſt.

Die meiſten groſſen Staaten in Europa haben Banken angelegt. Die Bank von Venedig wird für die älteſte darunter gehalten. Man ſetzt die erſte Einrichtung derſelbigen auf das Jahr 1157, oder nach anderer Rechnung auf das Jahr 1176. Zwey Millionen Dukaten ſollen den erſten Fond davon ausgemacht haben. Im Jahr 1587 hat die Republik durch ein beſonderes Edict dieſer wichtigen Anſtalt eine neue Form gegeben, und für alle Kaufleute und Wechſelhändler darinne eine allgemeine und beſtändige Caſſe errichtet. Das Capital iſt auf 5 Millionen Dukaten geſetzt worden. Der Staat ſelbſt leiſtet für die Summe Bürgſchaft, bezahlet aber den Einlegern keine Zinſen. Dieſe Bank iſt eine Niederlags- oder Girobank und heißt auch insgemein nur *Banco del giro*. Die Zahlungen werden in den Bancobüchern durch Ab- und Zuſchreiben verrichtet. Der Credit der Bank wurde bald ſo groß, daß man das Bankgeld, das iſt, ein Folio in den Büchern der Bank mit einem Aufgelde von 20 pro Cent in gangbaren Münzen ſuchte; oder man gab 130 venetianiſche Pfunde oder Lire, um 100 Lire in den Büchern der Bank zur Diſpoſition zu bekommen. Endlich aber iſt von der Staatsverwaltung feſtgeſetzt worden, daß das Bankgeld um 20 pro Cent beſſer ſeyn ſoll, als das ordentliche gang-

Digitized by Google

bare Geld. Damit man nun die Rechnung in den Büchern der venetianischen Bank recht verstehe, so muß man bemerken, daß in Venedig nach Ducati, jedem zu 24 Grossi, den Grosso zu 12 Denari, oder Grossetti, wie auch nach Lire zu 20 Soldi, jeden Soldo zu 12 Denari gerechnet wird. Die wirklichen geprägten Münzsorten der Republik heißen nun überhaupt gangbares Geld oder Correntgeld. Es ist aber dieses Correntgeld entweder das alte, oder das neue. Jenes besteht in den geprägten Münzsorten zu dem Werthe gerechnet, worauf sie im Jahr 1686 von dem Staate gesetzt worden. Dieses aber ist das geprägte venetianische Geld sowohl, als die fremden Münzsorten, wie sie heut zu Tage in Handel und Wandel ihren Umlauf haben. Die wirklichen geprägten Münzen der Republik sind in Golde: Doppie oder Doble und Zechini; in Silber aber Scudi della Croce, in ganzen- halben- und Viertelsstücken; ganze und halbe Ducatoni oder Giustine; ganze- halbe- und Viertels-Ducati; Oselle; Lirazzi, Lire-Stücke; Pieten zu 15, 10 und 5 Soldi. In Kupfer endlich hat man Soldi-Stücke, und halbe Soldi-Stücke, die man auch Bagattini nennet. Nun ist

	nach dem alten Werth,			nach dem neuen heutigen Werth,		
die Doppia	29	Lire	Soldi	37	Lire	10 Soldi
der Zechino	17	"	"	22	"	"
der Scudo della Croce	9	"	18	12	"	8 "
die Ducatone	8	"	10	11	"	"
der Silber-Ducato	6	"	4	8	"	"

Das Correntgeld nach dem alten Werth wird das eigentlich sogenannte Correntgeld, das nehmliche Correntgeld aber nach dem neuen Werthe, *Moneta corrente piccola* genennet. Man sieht aus der Vergleichung des neuen und alten Werthes der Münzen, daß das eigentliche, oder alte Correntgeld um $29\frac{1}{7}$ pro Cent besser ist, als das neue Correntgeld, oder die moneta corrente piccola. Nun ist das Bankgeld um 20 pro Cent besser als das alte Correntgeld. Daher muß das Bankgeld eigentlich um $54\frac{2}{7}$, oder wegen der Unbequemlichkeit des Bruches ohngefehr um $54\frac{1}{2}$ besser seyn, als die Moneta corrente piccola. Man giebt also itzt in Venedig für 100 Ducati oder Lire di Banco nach dem alten Werth des Correntgeldes 120 Ducati oder Lire correnti und nach dem neuen Werthe $154\frac{2}{7}$ Ducati oder Lire correnti. In den Büchern der Bank hält man zu Venedig Rechnung in Lire grosse zu 20 Soldi grossi, davon jeder 12 Denari grossi werth ist. Eine Lira grossa wird zu 10 Ducati di Banco, folglich 10 Lire grosse zu 100 Ducati di Banco gerechnet, welche 120 Ducati correnti oder $154\frac{2}{7}$ Ducati corr. piccoli, das ist, nach der obigen Tabelle 744 Lire correnti oder $1238\frac{4}{7}$ Lire corr. piccoli ausmachen. So wird Rechnung in der Bank gehalten; die Gelder selbst aber, die in der Bank befindlich sind, bestehen in den oben beschriebenen, von der Republik ausgeprägten Münzsorten. — Uebrigens wird die venetianische Bank alle Jahr ordentlicher Weise viermal gesperret und wieder eröffnet, wenn die Sperrzeit vorbey ist. Auch schließt man sie außerordentlich zur Carnevalszeit 8 bis 10 Tage. Sonst aber wird sie auch alle Freytage, nur den Märzmonat, und die Wochen, darinnen ein Fest vorfällt, ausgenommen, geschlossen. Die Sperrungen der Bank werden zu Ziehung der Bilanz angewendet. Es ist aber in Ansehung der venetianischen Bank noch folgendes wohl zu bemerken, daß 1) jedermann die Freyheit hat, die Waaren, die er kauft, in oder ausser Banko zu bezahlen; 2) jeder Verkäufer aber, wenn nicht etwas anders verabredet worden, die Zahlung vom Käufer in- oder ausser Banko annehmen muß; 3) die Wechselbriefe, die auf Bankgeld gestellt sind, auch in Banko berichtiget, die aber, die auf gangbare Münzen lauten, in diesen Münzsorten bezahlt werden müssen, es sey denn, daß die Interessenten sich wegen der Zahlung in Banko mit einander verständen; und daß endlich 4) bey der Bank auch eine Casse zu Bezahlung baaren Geldes vorhanden ist, und jedermann die Freyheit hat, sein Geld aus der Bank zu nehmen, wenn er will. Diese wichtigen Einrichtungen bewirken keine Verminderung des Capitals in der Bank, sondern ziehen derselbigen immer mehr Geld zu.

Die Bank zu Amsterdam ist im Jahr 1609 zuerst angelegt worden. Sie verdient vorzügliche Aufmerksamkeit, da sie in ganz Europa außerordentliches Aufsehen gemacht hat, und noch macht. Sie befindet sich in den untern Zimmern des Stadt- oder Rathhauses zu Amsterdam, und in den Gewölben ist der Schatz der Bank, der in goldenen und silbernen Münzen, und in rohen Gold und Silber, und in andern Kostbarkeiten besteht, verschlossen. Gemeiniglich schätzt man den Belauf des Werthes in dieser Bank auf 4 und mehr hundert Millionen Gulden. Allein es ist nichts zuverlässiges davon zu sagen, da die Bürgermeister allein die Aufsicht über diese Bank führen, und sonst niemand von dem, was hinein- oder herausgebracht wird, eine besondere Rechnung zu sehen bekommt. Der ganze Staat von Amsterdam steht mit seinem ganzen Vermögen und Credit, für den ganzen Betrag des Werthes in der Bank. — Das eigentliche Bankgeld zu Amsterdam besteht nur in den groben silbernen Münzsorten des Staates, welche ihr vollkommenes Gewicht haben. Diese Silbermünzen sind die Ducatons, die Dreygulden-stücke, und die sogenannten Species- und Currentoder Albertusthaler. Die Ducatons werden, wenn sie vollwichtig sind, in der Bank für 60 holländische Stüber; das Dreygulden-stück zu 57 Stüber, der Speciesreichsthaler zu 50, und der Albertusthaler zu 48 Stüber angenommen. Im gemeinen Handel und Wandel werden diese Silbersorten höher ausgegeben. Die Ducatonen gelten 63, die Dreygulden-stücke 60, die Specieothaler 51 oder 52, und die Albertusthaler 50 Stüber. Der Bankgulden in Holland ist nicht etwa nur um des Gebrauchs in der Bank willen, sondern nach seinem innern Silbergehalte über 6 pro Cent besser, als der gemeine Currentgulden. Nach den Regensburger Valvationstabellen vom Jahr 1737. gehen $7\frac{1}{2}$ Stück Ducatonen auf eine rauhe cölnische Mark, und in der Feine halten sie 14 loth 17 Grän Silber, das ist, 18 Grän aufs loth gerechnet, 269 Grän. Ein Ducaton gilt in der Bank 3 holländische Gulden. Daher machen die $7\frac{1}{2}$ Stück Ducatonen $21\frac{1}{2}$ Bankgulden, und diese halten also 269 Grän fein Silber. Daher hat der Bankgulden in Ducatonen $12\frac{1}{2}$ Grän fein Silber. Aber von den gemeinen holländischen Currentgulden gehen $22\frac{1}{2}$ Stück auf die rauhe Cölnische Mark, und haben in der Feine 14 loth 9 Grän, oder 261 Grän Silber. Dividiert man dies mit $22\frac{1}{2}$, so zeigt sich, daß der Currentgulden nur $11\frac{1}{2}$ Grän feines Silber hat. Nun aber verhalten sich $11\frac{1}{2}$ zu $12\frac{1}{2}$, wie 100 zu $100\frac{1}{23}$. Das ist, der Bankgulden ist im wirklichen Silbergehalt über $6\frac{1}{23}$ pro Cent besser, als der gemeine Currentgulden. Man kann demnach nicht 100 Currentgulden für 100 Bankgulden in Ducatonen rechnen, wenn eine Gleichheit der Werthe verlangt wird, sondern man muß immer für 100 Bankgulden in Current-

Digitized by Google

trantgelde mehr als die gleiche Anzahl Currentgulden beſtimmen. Daraus entſpringt alſo das Bankagio das man in Currentgelde zu einer beſtimmten Anzahl Currentgulden hinzuſetzen muß, um dieſe Zahl in Bankgulden zu haben. In Ducatonen ſollte das Bankagio immer über 6½ pro Cent ausmachen; oder man ſollte für 100 Gulden Bankgeld allezeit 106½ Gulden Currentgeld bezahlen. — Bey den alten Speciesreichsthalern, die auch in der Amſterdamer Bank als Bankgeld angenommen werden, iſt es ſchon etwas anders. Von dieſen Thalern hält einer 29$\frac{11}{16}$ Grän feines Silber. Da nun drittehalb Gulden, oder ein Thaler in Currentgelde nach der Vorausſetzung, daß der Gulden 11 Grän feines Silber enthält, nur aus 29 Grän feinen Silbers beſteht; ſo iſt der Bankthaler, oder der Bankgulden in alten Speciesreichsthalern ohngefähr um 3½ pro Cent im innern Silbergehalte beſſer, als der Currentthaler, und Gulden. — Der Albertusthaler (ſ. Albertiner) hat 29$\frac{31}{32}$ Grän feines Silber in ſich; und alſo iſt er im innern Silbergehalte um 2½ pro Cent ohngefähr beſſer, als der Currentthaler, der nur 29 Grän Silber enthält. Es iſt demnach offenbar, daß das Bankagio in Amſterdam ſich urſprünglich auf den beſſern innern Gehalt des Bankgeldes vor dem Currentgelde gründet. Es geht aber nun auch hier, wie bey einem jeden andern Handel. Wenn viele Leute da ſind, die Credit in der Bank ſuchen, und nichts anders dagegen zu verkaufen haben, als gewiſſe Currentgelder: ſo kann das Bankagio eben darum höher ſteigen, als es nach der Verhältniß des Geldes geſchehen ſollte. So iſts aber auch umgekehrt. Wenn viele Leute ſind, die Rechnung in der Bank haben, und denen daran gelegen iſt, gewiſſe Currentgelder zu kaufen, um mit ſolchen baaren Geldern ihre Abſichten im Handel zu bewirken; ſo bieten ſie nun ihren Credit in der Bank feil, und da muß nothwendig das Bankagio gegen den Werth des Currentgeldes herunter fallen. Daraus zeigen ſich nun die Gründe von der veränderlichen Ungleichheit des Amſterdamer Bankagio, welches bald 4, 4½, bald 5 und mehr pro Cent beträgt.

Wer in der Amſterdamer Bank Conto haben will, der bezahlt dafür zum erſtenmal 10 Gulden, die ihm auf ſein Debet in Banko geſtellt werden. Für jeden abgeſchriebenen Poſten werden 2 holländiſche Stüber, oder der 10te Theil des Guldens an die Bank bezahlt. Wer mehr abſchreiben läßt, als er würklich in Banko zu gute hat, der muß für das, was er zuviel abgeſchrieben, 3 pro Cent Strafe an die Bank entrichten, wenn ihm nicht an dem nemlichen Tage auf ſeine Rechnung eben ſoviel, oder noch mehr wieder zugeſchrieben wird, in welchem Falle jene Strafe nur ½ pro Cent ausmacht. Wenn man über ſein Guthaben in der Bank ſoweit diſponirt, daß alles aufgeht, ſo muß man um eine neue Rechnung zu bekommen, wieder wie vom Anfange 10 Gulden an die Bank entrichten. Der Betrag der Wechſelbriefe, die ſich auf 300 fl. und drüber erſtrecken, müſſen zu Amſterdam durch Abſchreiben in der Bank bezahlet werden.

Höchſt bemerkenswürdig iſts, daß die Bank auch einund ausländiſche Münzſorten in einem regulirten Preiſe annimmt, und dem Einleger auf ſeine Rechnung zu Gute ſchreibt, ihm aber die Freyheit läßt, ſolche gegen Zurückgebung des von der Bank dafür erhaltenen Vorſchuſſes wieder abzuholen. Die Bank giebt dem Einleger in ſolchem Falle einen Schein über ſeine eingebrachte Summe, welcher ein Recepiſſe heißt. Dieſe Scheine werden immer auf 6 Monate geſtellet. Wer nun ein ſolches Recepiſſe von der Bank bekommt, der kann nicht nur über den darinnen ausgedrückten Bankoverth diſponiren, wie er will, ſondern auch ſein Recepiſſe an andere nach ſeinem Gefallen verkaufen. Daraus entſteht der berühmte Recepiſſenhandel, der ein außerordentlich wichtiges Beförderungsmittel der Comercien iſt. Wenn der Einleger, oder der, welcher ſich durch Erkaufung des Recepiſſe zum Eigenthümer der eingelegten Summe gemacht hat, binnen dem geſetzten Termine der 6 Monate die depoſirte Münzen aus der Bank heraus haben will, ſo bezahlt er den Vorſchuß der Bank, und ½ pro Cent für die niedergelegte Goldmünze, ¼ pro Cent für ſilberne Sorten, außer den Ducatonen, für welche nur ¼ pro Cent als Intereſſe an die Bank entrichtet wird. Wenn während der beſtimmten 6 Monate keine Abforderung der niedergelegten Summen geſchieht, ſo wird die verfallene Intereſſe des Bankgut geſchrieben, und die Recepiſſe müſſen auf neue 6 Monate gegen gleiche Intereſſe verlängert werden; ſonſt iſt die eingelegte Summe gegen den erhaltenen Vorſchuß an die Bank verfallen.

Die in ſolchen Abſichten in die Bank eingelegte Münzſorten müſſen immer in Summen beym Golde von 500, oder 1000 Stücken und beym Silber in 200 und mehrern abgezählt; und nach ihrem richtigen Gewichte in Beutel gethan, und verſiegelt werden. Es müſſen nemlich wiegen von folgenden Goldſorten:

1000 Stück Lisdoninen oder
12000 Cruſados . 43 Mk. 6 Onc. — Engels
1000 — Franzöſiſche neue
Louisd'or . 33 . 1 . — .
1000 — Spaniſche Piſtol. . 27 . 4 . 5 .
1000 — Franzöſiſche alte
Louisd'or . 27 . 1 . 15 .
1000 — Holländiſche neue
Ducaten . 14 . 1 . 11 .

Von dieſen Münzen ſchreibt die Bank dem Einleger zu Gute für eine raube troyiſche Mark portugieſiſcher Cruſaden 320 fl. Banko; für einen neuen franzöſiſchen Louisd'or 10 ſt. 10 Stübers; für eine ſpaniſche Piſtole, und einen alten franzöſiſchen Louisd'or 8 fl. 12 Stübers, und für einen Ducaten 4 fl. 19 Stübers; es macht alſo z. E. ein Beutel von 1000 neuen holländiſchen Ducaten, jeden zu 4 fl. 19 Stübers 4950 fl. in Banko. Nun gelten aber gemeiniglich die neuen holländiſchen Ducaten das Stück in Currentgelde 5 fl. 5 Stübers und mehr; welches auf 1000 Ducaten 5250 fl. in Current- oder Caſſegeld beträgt. Geſetzt nun, daß zu der Zeit, da der Einleger die Ducaten in die Bank brachte, der Ducaten nur 5 fl. 4 Stübers Current gekoſtet hatte, aber nach Verfluß von ein Paar Monaten auf 5 fl. 5 Stübers angebracht werden könnte, ſo bekommt der Einbringer, wenn er ſeine Ducaten wieder aus der Bank nimmt jetzt 5250 fl., anſtatt daß er vorher nur 5206 fl. in Currentgeld bekommen hätte; und inzwiſchen hat er mit dem von der Bank erhaltenen Vorſchuß der 4950 fl. ſeine Handelsoperationen zur Beförderung ſeiner Intereſſe machen können.

Mit den Silbermünzen wird es auch auf die gleiche Art gemacht. Wer Silberſorten hat, und ſolche nicht gern in den jedesmal curſirenden Preiſen ausgeben, ſondern auf vortheilhaftere Werthe derſelbigen warten, und doch gleichwohl Geld, oder Credit zum Handel dafür haben will, der giebt ſie in die Bank. Es müſſen wiegen von folgenden Silbermünzen:

Digitized by Google

		Mark	Oncen	Engels	Affen
200	Ducatonen	26	3	15	27
200	Dreygulденstücke	25	5	11	20
200	ganze Bankothaler	23	3	11	13
200	ganze Albertsthaler	22	6	11	7
200	Löwenthaler	22	2	6	8
600	einzelne Guldenstücke	25	5	15	20

Sogar die einzelnen holländischen Stübers werden in der Bank angenommen, wenn man deren 1200 Würfe, auf jeden 5 Stüberstücke, und also in allen 6000 Stücke in Beutel thut. Sie müssen wiegen 19 Mrk. 4 Oncen 4 Engels 12 Asse. Mit ausländischen Silbermünzen wirds auch so gehalten, nur daß diese zu 100 Mrk. in Beutel gethan werden müssen. Unter den fremden groben Silbermünzen verdienen die spanischen Stücke von Achten, oder die Piaster vorzüglich bemerkt zu werden. Von dieser Sorte müssen 100 tropische Mark abgewogen, noch 2 einzelne Stücke dazu gelegt, und die ganze Parthey, wie gedacht, in Beuteln versiegelt werden. Die Bank nimmt einen solchen Beutel von 100 tropische Mark Piastern, die der Anzahl nach bey 915 Piasterstücke seyn können, zu 2200 fl. Bankogeld, oder die Mark rauh zu 22 fl. an, und giebt dafür ihre Recepisse. Mit diesen Recepissen über die Piasters wird in Amsterdam besonders ein eigener großer Handel getrieben. Es steigt die rauhe Mark von diesen Münzen auf 22 fl. 6, 8, 9 Stübers, ja gar bis auf 23 fl. Bankgeld und höher hinauf. Daher kann derjenige, welcher 1 Mark Piasters für 22 fl. 3 oder 4 Stübers kauft, nachher 22 fl. 8 oder 9 Stüber, bis 23 fl. und mehr wieder dafür bekommen, je nachdem man diese Sorten in den Münzstätten, oder zu der großen Handlung mehr oder weniger sucht (s. Piaster).

Die Bank nimmt endlich auch Gold und Silber in Barren und zwar immer nach dem Feingehalte gerechnet an, und schreibt dem Einleger für die Mark feines Gold 355 fl. und für die Mark fein Silber 24 fl. 2 Stübers zu Gute.

Es hat die Amsterdamer Bank auch zwey große Sperrungen im Jahr, nemlich im Monat Jänner und Julius. Zu der Zeit werden die Bilanzen und neue Bücher gemacht.

Ob der Staat selbst von den großen Schätzen der Amsterdamer Bank zu seinen öffentlichen Bedürfnissen einigen Gebrauch mache, das ist allerdings höchst wahrscheinlich, da durch die immer von neuem in die Bank einfließende Gelder der Credit derselbigen vermehret wird, und der Staat, der seine Garantie gegeben hat, auf diese Weise nie in die Gefahr kommen kann, wegen der zu seinen Erfordernissen mit der größten Heimlichkeit herausgenommenen Gelder, den Einlegern, welche Geld aus der Bank haben wollen, nicht Genüge thun zu können. Der Credit der Bank sichert den Staat für aller solcher Gefahr.

Amsterdam hat auch neben seiner großen Girobank eine ansehnliche Leihebank, in welche ein jeder ohne Unterschied allerhand Kleider, Kaufmannschaften, Güter, Gold- und Silberwerk, Leinen und Wolle, Kupfer, Zinn und alle andere Sorten Haustrath, auch Juwelen bringen kann, um Geld darauf zu lehnen. Ein Pfand, welches unter 100 fl. ist, bezahlt wöchentlich einen Pfenning; das von 100 bis 500 fl. bezahlt 6 pro Cent, das von 500 bis 3000 fl. 5 pro Cent, und das von 3000 bis 10000 fl. und darüber 4 pro Cent. Die Zinsen müssen immer für ganze Monate voll bezahlt werden, wenn gleich dieselbigen nur erst angetreten sind. Die längste Zeit zur Einlösung ist ein Jahr und 6 Wochen. Nach Verlauf dieser Zeit werden die versetzten Sachen öffentlich versteigert, und der Ueberschuß nach Abzug der Interessen und aller Unkosten dem Eigenthümer hinausgegeben, oder ein Jahr für ihn aufbehalten. Wenn sich der Eigenthümer in dieser Zeit nicht meldet, so ist der Rest den Armen verfallen. Wenn der Eigenthümer seine monatlichen Zinsen accurat bezahlt, so kann ers auch wohl dahin bringen, daß man ihm zur Einlösung längere Zeit läßt, als ein Jahr. Die Bank giebt Bank- oder Lombardbriefgen aus, in welchen der Tag der Versetzung, die Summe des empfangenen Geldes, der Name des Versetzers, die Folio vom Bankobuche, und die Specification der Güter enthalten sind. Wer sich mit einem solchen Briefe bey der Bank meldet, der bekommt die versetzten Güter wieder zurück, es sey denn, daß der wahre Eigenthümer den Verlust dieses Briefes in Zeiten hinlänglich bekannt gemacht hätte.

Genua hat auch eine Bank, die im Jahr 1345 angelegt ist. Man errichtete das Haus des heiligen Georg, welches die Zinsen, die der Staat an seine Gläubiger zu bezahlen hatte, aus den angewiesenen Fonds einziehen, und den Creditoren ausbezahlen mußte. In diese Bank legten nach und nach immer mehr reiche Leute ihre Gelder, um vom Staate und gegen anderer Geldsucher hinlängliche Sicherheit große Zinsen davon zu erhalten. Das ehemalige Bankgeld in Genua war 25 pro Cent besser, als das Currentgeld. Seit 1741 aber ist es nur 15 pro Cent besser.

Die Hamburgische Bank ist im Jahr 1619 aufgerichtet worden. Das darinnen angenommene Bankgeld besteht in Speciesreichsthalern, die im Korn 14 Loth 4 Gran feines Silber in der rauhen Cölnischen Mark halten, und davon 8 Stück auf die rauhe Mark gehen. Es gehen also von den Hamburgischen Bankothalern netto 9 Stück auf die feine Mark Silber. Die Bank nimmt jeden solchen Thaler für 3 Mark an, und schreibt dem Einbringer noch neben dem 1 pro Mille zu Gute, so daß für eingebrachte 1000 Thaler Species, 1001 Rthlr. oder 3003 Mark in den Bankobüchern dem Einbringer auf sein Credit gesetzt werden. Wenn aber jemand die Speciesthaler aus der Bank wieder zurücknehmen oder an jemand anders in Bankothalern bezahlen will, so werden ihm 1½ pro Mille, d. i. für 1000 Thlr. Species 1001½ Rthlr. in der Bank abgeschrieben. Da ist also auch ein Bankoagio. Das erste heißt das kleine und das andere das große Bankoagio. In Curentgeld wird der Speciesthaler gemeiniglich für 3 Mark 10 Schillinge weniger oder mehr ausgegeben und eingenommen. Von den Verhältnissen der Münzsorten s. Münzen.

Außer den gemeinen Vortheile für die Handlung ist mit der Hamburgischen Bank nicht nur eine Leihebank, sondern auch ein Korn- oder Getraydemagazin verbunden worden. Von den in der Bank befindlichen Baarschaften, wird das zum Kornenkauf benöthigte Geld genommen, und die Bancodeputirten müssen dafür sorgen, daß für die Stadt immer ein Vorrath von wenigstens 1500 Lasten Korns angeschaffet, und erhalten werden. Die Last ist 60 Faß, und jedes davon wiegt beym Korn ohngefähr 81 und beym Weizen 85 Pfund.

Die englische Bank in London, welche im Jahr 1694. angelegt worden ist, verdient vorzüglich eine deutliche Beschreibung. Ihre Operationen gehen sehr weit. Sie ist eine Umlaufsbank, die durch ihre Papiere die Masse und den Circul des Geldes im Staate

Digitized by Google

vergrößert. Als die Regierung unter König Wilhelm, und der Königin Maria, zu ihren großen Kriegsunternehmungen Geld brauchten, nahmen sie ein Kapital von 12,000,000 Pfund Sterling auf, und bewilligten, daß die Personen, welche diesen Vorschuß thun würden, unter dem Namen der Gouverneure oder Vorsteher, und der Compagnie der Bank von England eine Korporation, oder Gesellschaft ausmachen sollten. Die Regierung gestund dieser Bankcompagnie von dem Darlehn 8 pro Cent zu, und gab ihr das Recht, mit Zetteln oder Banknoten, mit Ein- und Verkauf des ungemünzten Goldes und Silbers, mit Verkauf aller Güter und Waaren, die ihr für darauf geliehenes Geld verpfändet sind, und nicht zur gehörigen Zeit eingelöst werden, wie auch endlich mit Verkauf der Produkte der von ihr erkauften Ländereyen Handel zu treiben. Durch ihre wiederholte Vorlehnungen beträchtlicher Geldsummen an die Regierung, und durch den Credit, den sie sich bey den Privatpersonen erworben hat, ist sie der Verlängerung ihrer Privilegien und ihrer Fortdauer bis auf unsere Zeiten würdig geachtet worden. Jetzt soll die Bank an der Regierung über 11 Millionen Pfund Sterling zu fordern haben.

Das Kapital, oder der Stock der Bank, ist in Actien eingetheilt. Diese sind die Beyträge, welche die zu Anlegung der Bank berechtigte Personen, als die Eigenthümer der Bank, zusammengeschossen haben. Fünfhundert Pfund Sterling war die geringste Summe, die ein Stimmhaber in der Compagnie entrichten mußte, und jeder dieser Theilhaber ist wegen seiner Actien, die er hat, ein Actionist in der Bank. Da die Bank mit ihrem Kapital durch Darlehne an die Regierung und auf sichere Hypotheken, und durch den bereichernden Gold- und Silberhandel sehr große Gewinnste machen kann, die weit über die gemeinen Interessen von ausgeliehenen Kapitalien hinaufsteigen, so steht man wohl, daß die Actien der Bank einen weit höhern Werth im Handel haben können, als ihr erster ursprünglicher Betrag ist. Durch das starke Suchen derselbigen können sie von 500 Pfund Sterling auf das Doppelte und höher kommen.

Das vornehmste bey der königlichen Bank in London ist dies, daß sie Gelder, Gold und Silber, und sichere Hypotheken annimmt, und nicht nöthig hat, baares Geld dafür auszugeben, sondern ihre Zahlungen und Vorschüsse, mit Billetern, Zetteln, oder Banknoten, dadurch sie den Betrag derselbigen jedem Vorgeber zu entrichten sich anheischig macht, thun kann. Solche Billeter giebt sie dem, der ihr etwas versetzt, und der Empfänger des Billetes braucht die Note, oder das Billet als baares Geld. Was die Bank von andern an Gold und Silber kauft, das bezahlt sie mit Billetern, und der Verkäufer kann mit den Banknoten im Handel und Handel alle seine Bedürfnissen bestreiten. Durch den Credit, den die Bank hat, werden die reichen Geldbesitzer bewogen, ihr baares Geld der Bank anzuvertrauen, und mit einer Banknote dagegen zufrieden zu seyn. Die Bank zieht also große Geldsummen ein, und handelt damit zu ihrem Vortheile; und durch ihre Noten, die als baares Geld angenommen werden, und circuliren, vergrößert sie die Masse der Zahlungsmittel oder das Geld im Staate.

Die Bank in England giebt kein Interesse für die Gelder, die man ihr anvertrauet, und nimmt auch keines für die Aufbewahrung der bey ihr niedergelegten Gelder. Ihre Zahlungen leistet sie wie man will, nemlich entweder in baaren Gelde, oder durch Ab- und Zuschreiben von einer Rechnung auf die andere, oder durch Banknoten, die jeder Inhaber bey der Bank zu Gelde machen kann, wenn und wie es ihm gefällt. Diese Anstalten sind es hauptsächlich, wodurch die englische Bank ihren großen Credit bisher erhalten, und ausgedehnet hat.

Bankgeld giebt es in England nicht, sondern das gewöhnliche englische Currentgeld wird in der Bank angenommen, und auch in den Zahlungen der Bank ausgegeben. Daher fallen alle die Rechnungen weg, die sonst der Unterschied zwischen Bank- und Currentgeld wegen des Bankagio nothwendig macht.

Die wahre Politik findet große Ursachen zu glauben, daß eine solche Umlaufsbank, wie die englische ist, bey den gegenwärtigen Umständen der Handlung, und der politischen Verfassungen der Nation, ehr schädliche, als heilsame Würkungen hervorbringen müsse. Die Vermehrung der Geldmasse durch Billeter steht nicht mit der Production der rohen Materien, und der Industrie der Künste, und Fabrikengewerbe in gleicher Verhältniß, sondern übersteigt immer die letzten sehr weit, und verursacht also eine unnatürliche Preißerhöhung aller Producte und Arbeiten. Der Debit und die Consumtion dieser Waaren muß also immer mehr abnehmen, und dadurch nothwendiger Weise eine Verminderung der wahren Reichthümer und Genießungen bewirken, oder welches einerley ist, im Ganzen die Nation ärmer machen. —

In Schweden ist im Jahr 1668 auch eine Bank errichtet worden. Die Reichsstände haben die Gewährleistung dafür übernommen. Alle Einkünfte des Reichs müssen in die Bank geliefert werden, und die Privatpersonen können ebenfalls ihre Gelder daselbst niederlegen, und darauf Assignationen ertheilen. Sie leihet Gelder aus, und entlehnt auch Gelder von andern, sowohl von Fremden, als auch von Einheimischen. Daher ist sie aus einer Wechsel- und Leihebank zusammengesetzt. Die Bank giebt denjenigen, welche ihr creditiren, Bankzettel, die im ganzen Königreiche beym Waaren- und Wechselhandel, und in den öffentlichen Staatscassen wie baares Geld cursiren. Wenn man sie aber in Silbergelde realisiren lassen will, muß man deren Verlust leiden.

Die Kopenhagner Bank hat seit 1736. ihren Anfang genommen. Sie hat die Freyheit erhalten; daß alle ihre Billeter oder Banknoten, in den königlichen Cassen zu Bezahlung der öffentlichen Schuldigkeiten angenommen werden, ohne daß jemand gezwungen wird, sich wieder damit bezahlen zu lassen. Die Bank bezahlt Wechsel, und leihet auch Gelder aus. Die Banknoten sind auf 100, 50, 10, und 1 Reichsthaler Current eingerichtet.

Zu Berlin ist im Jahr 1765. ebenfalls eine Bank angeleget worden. Seit 1770. wurde die Einrichtung dahin abgeändert, daß eine Giro- und Umlaufsbank mit einander vereinigt seyn sollte, da vorher nur das Abstehen auf eine Girobank gerichtet war. Jetzt hat die Bank ihre Bücher, darinne sie ab- und zuschreibt, und auch ihre Banknoten. Sie besorgt fast allein die Wechselgeschäfte, und hat auch zugleich den Verrichtungen einer Leihebank sich unterzogen. Schade ist es für sie, daß ihre Banknoten, wie man sagt, noch nicht dem baaren Gelde gleich cursiren sollen. s. übrigens die Artickel: Handel und Münzen.

Bankagio heißt das Aufgeld, welches man in gemeinen gangbaren Gelde zu einer bestimmten Summe z. E. von 100 Gulden oder Thalern, noch hinzuthun muß,

Digitized by Google

um dieſe Summe dem Zahlwerthe nach, das iſt, 100 Gulden oder Thaler in Bankgelde zu bekommen. ſ. den Artikel Bank.

Bankgeld wird dem Caſſe- oder Currentgelde entgegengeſetzt, und iſt dasjenige, worinn eine Bank ihre Einleger annimmt, und Rechnungen hält. ſ. Bank.

Bank, dieſes Wort kommt in verſchiedenen Spielen vor, im Pharao, Birbi, bey den Würfeln, Halb zwölf, Trente quarante, Häufeln; auch hat man ein ſogenanntes Stoßbänkchen. Nemlich in allen dieſen Spielen heißt das Geld die Bank, welches einer ausſetzt, daß es die übrigen gewinnen können. Der das Geld ausſetzt, heißt der Bankier auch zuweilen Tailleur. Die, welche es gewinnen wollen, und alſo ſämmtlich gegen den Bankier ſpielen, heißen die Gegenſpieler, auch in einigen Spielen: Pointeure.

Wann der Bankier ſein ſämmtliches ausgeſetztes Geld verliehrt: ſo ſagt man die Bank ſey geſprengt. Wenn einer von den Gegenſpielern ſoviel Geld gegen die Bank ſetzt, als dieſelbe beträgt: ſo ſagt er Va Banque! und man ſagt, er halte die Bank.

Bank (in der Wappenkunſt), ſ. Turnierkragen.

Bank (bey den Jägern), iſt das Strichholz, worüber die Jagdneze geſtrickt werden.

Bank, ein hölzernes Gefäß des Weißgerbers, auf welches er die feine Wolle wirft, um ſie zu Rathe zu halten. Sie dienet zugleich, die zarten Felle darauf zu bereiten.

Bank, (die Hippocratiſche Einricht- oder Ziehe-) iſt eine Maſchine, deren man ſich ehemals, die Glieder bey Verrenkungen und Beinbrüchen wieder in ihre natürliche Lage zu bringen, bediente; heutzutage aber wird ſie nicht mehr in Gebrauch gezogen. Scultetus hat ſie in ſeinem Zeughauſe der Chirurgie ganz umſtändlich beſchrieben, wo man ſie auch auf Taf. 24. Fig. 4. abgezeichnet findet.

Bank des Glasofens. Inwendig in dem Glasofen rings um denſelben herum gehet ein drey Fuß hohes und breites Gemäuer, auf welchem die Tiegel oder Häfen ſtehen, worinn das Glas geſchmolzen wird; und dieſes Gemäuer wird die Bank genennet.

Bank des Stoßpfals, nennt der Weißgerber die hölzerne Bank, auf welche er die Felle legt, nachdem ſie ausgebrochen ſind.

Bank einrichten, nennen die Schieferbrecher, wenn ſie in den Schiefer-Steinbrüchen kleine Werkſtücke Schiefer, die an den Gängen hängen bleiben, abhauen, um dadurch dieſelben in ihre gehörige Gleiche zu bringen.

Ueber Bank ſchießen, tirer à barbette, à barbe, geſchiehet, wenn in die Bruſtwehre keine Scharten geſchnitten ſind, ſondern mit dem Kanon darüber weggefeuert wird. Ehedem hielte man viel darauf, weil die Scharte den Büchſenmeiſter einſchränkt, daß er das Geſchütz nicht viel auf die Seite drehen und hinſchießen kann, wo er will. Allein ſobald die feindlichen Batterien vor einer Veſtung im Stande ſind, ſo kann ein ſolchergeſtalt blos daſtehendes Kanon vor denſelben nicht beſtehen, und will man zu ſeiner Bedeckung Schanzkörbe auf die Bruſtwehre ſetzen, ſo macht man ſich eben dadurch Schießſcharten, und zwar viel zerderblicher als die eingeſchnittenen. Man bedienet ſich alſo heutzutage dieſer Schüſſe nur, ſo lange der Feind noch nicht im Stande iſt zu antworten, und bey Nachtzeit, da der Feind noch nicht im Stande iſt ſein Geſchütz zu richten, an Orten, von welchen aus er keinen Schuß erwartete. Sonſt iſt nicht zu läugnen, daß die gewöhnliche Schießſcharten ſowohl die Bruſtwehre ſchwächen, als hindern, daß man die Stelle der Kanonen nicht nach Nothdurft verändern kann, und über dieſes Mann und Geſchütz noch ziemlich bloßſtellen. Die Gribeauvaliſche Wallaſſeten, die nur 18 Zoll tiefe Scharten in Bruſtwehren von gewöhnlicher Höhe erfordern, thun daher in dieſem Stück, wie in mehrern andern, gute Dienſte; ſ. Wallaſſeten im Artickel Caſſeten. Der Graf von Sachſen, der Ingenieur Rebelikheid und mehrere haben Mittel erfunden, die Kanonen, wenn ſie gelöſet werden ſollen, in die Höhe zu heben (ſ. gehobenes Geſchütz), welche man aber noch nicht zur Ausübung gebracht.

Bankarbeit, ein Kunſtwort verſchiedener Handwerker, worunter ſie diejenigen Arbeiten zu verſtehen pflegen, welche ſie ſitzend verrichten. So iſt ſie ein beſonderes Geſchäfte des Zinngieſers, welches eine ſtarke eichene Bank, worauf eben dergleichen Bretter befeſtiget worden: dann einen gemauerten Windofen mit eiſernen Roſten, große und kleine eiſerne Schöpflöffel, einige viereckige ſpitz zulaufende eiſerne Kolben; desgleichen ein Paar kupferne Löthkolben mit eiſernen Stielen und mancherley Arten von Zangen erfordert. Das weitere wird unter dem Artickel Zinngieſer vorkommen.

Bankarbeiter, werden bey den Meſſerſchmieden diejenigen genennt, welche das Beſchalen der Meſſer ſitzend verrichten, wohingegen die Klingenſchmiede ſtehend arbeiten.

Bankart, ſ. Baſtard.

Bankberge. In den Steinkohlenflötzen trifft man unter den Kohlen nicht ſelten ein grauliechtes ſchweres Geſtein an, das zuweilen elliche Lachter mächtig iſt und Bankberg genennet wird. Unter dieſem folgt die Bankkohle, welches eine mit ſchwarzen fetten Letten vermiſchte Steinkohle iſt.

Bankbohrer, heißt bey dem Schreiner der Bohrer, womit er die Löcher in die Bänke und hölzerne Stühle bohret, worein die Beine derſelben eingeſetzet werden ſollen. Er heißt auch ſonſt Beinbohrer.

Bankeiſen, Bankſtieffe, heißt ein langes Stück Eiſen, welches die Schloſſer an dem einen Ende wie einen ſtarken Nagel zuſpitzen, den man den Stieffe nennt, an dem andern Ende aber ſolchen die Geſtalt eines Bandes geben. Damit der Stieff deſto beſſer in dem hineingetriebenen Holze halte und anziehe, ſo wird es hin und wieder auf den Seiten aufgehauen. In der Mitten zwiſchen dem Stieff und Band erhält es einen Anſatz gegen dem erſtern, um ſolches mit einem Hammer deſto beſſer in eine hölzerne Wand treiben zu können. Das Band hingegen erhält Löcher, damit man ſolches mit ſtarken Nägeln in eine Band, welcher an die Wand befeſtigt werden ſoll, naglen könne. Hohe Käſten, Tiſche und andere Sachen werden durch ſolche an die Wände befeſtigt.

Bankeiſen, ſ. Bankhaken, Bankklammer.

Bankerot, bey Tüchern oder beym Tuchſcheeren, ſagt man, wenn der Scherer mehr einziehet, als ſeine Scheere zuvor beſchoren hat. Man pflegt auch dieſes einen Bankerot zu nennen, wenn ein Scherer am Ende ſeines Stücks iſt, und ein Ende, welches zu einem ganzen Tiſch nicht lang genug iſt, ungeſchoren ſtehen läßt.

Bankerottirer, Banca ruptores, heißen im wörtlichen Verſtande Leute, die die Bank zerbrochen haben, das iſt, welche wegen eines großen Abfalls ihrer Vermögens aufgehört haben, ihre Gläubiger völlig zu bezahlen, und ſich wegen ihrer Anforderungen auf geringere Summen vergleichen wollen. Insgemein pflegt man jedoch diejenigen, welche ohne ihr eigenes Verſchulden außer Stand zu bezahlen gekommen ſind, mit

Digitized by Google

dieſer Benennung zu verſchonen; und verſteht alſo nur ſolche darunter, welche entweder durch üble Haushaltung dahin gekommen ſind, (bonorum concoctores) oder ſonſt gefliſſentlich einen Banquerout ſpielen, um ihre Gläubiger zu betrügen und ſich zu bereichern. Denn auch ein geſchickter Banquerout wird von gewiſſenloſen Leuten unter die Mittel, Vermögen zu erwerben, gezählt. Wenn nemlich jemand ſeinen Credit bis auf funfzig tauſend Thaler gebracht hat, und alsdann einen künſtlichen Banquerout vorzuſpiegeln weis, darinn er mit ſeinen Gläubigern auf zwanzig pro Cent accordirt: ſo gewinnt er netto viertzig tauſend Thaler. Indeſſen haben die deutſchen Geſetzgeber ſo gute Verfügungen dagegen gemacht, daß bey genauer Befolgung und Anwendung derſelben weder dieſen Betrügereyen ihre Abſicht gelingen, noch jene liederlichen Verſchwender ungeſtraft bleiben können. In ältern Zeiten wurden dergleichen Schuldner ihren Gläubigern zur Hand und Salfter, d. i. als Leibeigene gerichtlich übergeben. Als die Leibeigenſchaft mit dem zwölften Jahrhunderte in Abnahme kam, ſo wurde das Einlager als ein Mittel Banquerouttе zu verhüten gebraucht, ſ. Einlager. Nichtweniger mußten ſich auch die Schuldner in dieſer Abſicht bey Strafe des Banns verſchreiben, ſ. Bann. Wenn aber dieſe und andere Mittel dennoch jemanden nicht von muthwilligen und betrügeriſchen Banquerout abhielten, ſo machten die Geſetze zu ſolcher Leute Beſtrafung mancherley Verfügungen. Die Reichs-Polizey-Ordnungen von 1548 und 1577. vergleicht ſie mit Dieben, und befiehlt gegen ſie als ſolche zu verfahren. In den folgenden Zeiten haben die Landesherren für nöthig gefunden, eigene Verordnungen dagegen ergehen zu laſſen. Die meiſten kommen darinn überein, daß ſie den vorſetzlichen Banquerouttier für infam erklären, und gegen ihn als einen Dieb zu verfahren, mithin nach der Größe ſeiner Verſchuldung ihn mit dem Schandpfahl, Feſtungsarbeit, Staupenſchlag, ja nach Befinden auch mit dem Strang zu beſtrafen anbefehlen. Kann man ſeiner Perſon nicht habhaft werden: ſo wird ſein Name oder Bildniß an den Galgen geſchlagen. Wenn die Obrigkeit, bey welcher der Concurs über einen Banquerout eröffnet wird, nicht ſelbſt die Criminalgerichtsbarkeit hat, welche zu weiterer Unterſuchung und Beſtrafung ſolcher vorſetzlichen oder verſchuldeten Betrüger erfordert wird: ſo muß davon dem Criminalgerichte zur rechten Zeit Anzeige geſchehen, und der Banquerouttеur demſelben übergeben werden. Ueberhaupt aber iſt auf alle Nachſicht und Colluſionen der Richter mit ſolchen Betrügern die ſchärfſte Ahndung geſetzt. Und wenn dennoch dieſem oder jenem Betrüger es gelingt, ungeſtraft zu bleiben: ſo liegt die Schuld gewiß nicht an der Geſetzgebung, ſondern an einer ſchlechten Verwaltung der Juſtiz. Dieſes Verfahren ſoll indeſſen keinen Schuldner treffen, der beweiſen oder nur einigermaßen beſcheinigen kann, daß er ohne eigenes Verſchulden außer Stand gerathen ſey, ganz oder zum Theil zu bezahlen. Dahin gehört, wenn Unglücksfälle, als Brand, Straßen- und Seeräuberey, Scheiterung der Schiffe; dergleichen ferner Banquerout, darinn ſie ohne ihr Verſchulden mit verwickelt worden ſind, und dergleichen dargethan werden kann. Solchen Perſonen kommen vielmehr mancherley Rechtswohlthaten zu ſtatten. ſ. Ceſſionis und Competentia beneficium.

Bankerottirer. Die älteſten römiſchen Geſetze über dieſe Art Leute ſtehen in den zwölf Tafeln. Dort heißt es: Debitorem obæratum creditores ſecanto trans Tiberim. Man ſtreitet darüber, ob das Wort ſecare hier in dem gewöhnlichen Verſtande zu nehmen ſey. Die Römer waren doch keine Menſchenfreſſer. Warum hätten ſie alſo den Schuldner zerſchneiden ſollen? Man konnte ihn ja verkaufen, und mit dem Kaufſchilling noch einen Theil der Schulden tilgen. Auch war die Todesſtrafe zu hart für die That. So raiſonnirten Bynkershök und andere vor und nach ihm. Sie glauben alſo: ſecare heiße hier veraccuſationiren. Dieſe Erklärung iſt ſcheinbar richtig. Aber etwas ſteht ihr im Wege. Gellius nimmt das ſecare für zerſchneiden, und entſchuldigt das Geſetz blos damit, es ſey zum Schrecken gemacht, aber nie zur Execution gebracht worden; und Gellius mußte doch wohl eben ſo gut wiſſen, als ein Autor des achtzehnten Jahrhunderts, daß ſecare auch verſteigern heißt. Er würde dieſe Erklärung alſo gewiß angeführt haben, wann er ſie für richtig gehalten hätte. Da er ſie nicht anführt, ſo verwirft er ſie ſtillſchweigends, und dieſe Autorität iſt nicht aus den Augen zu ſetzen. Es ſey übrigens der Verſtand dieſes Geſetzes, welches er wolle: ſo iſt ſoviel gewiß, man findet kein Beyſpiel in der ganzen römiſchen Geſchichte, daß ein Schuldner anatomirt geworden wäre. Man legte die Schuldner in Feſſeln, und tractirte ſie als Sclaven. ſ. Addictus Creditori.

Durch das Pöteliſche Geſetz wurde dies zwar verboten; aber das Geſetz kam bald wieder außer Obſervanz. Nach viertzig Jahren ward es zwar erneuert; allein auch jetzt wurde es noch nicht gehörig befolgt. Unter der Dictatur des Sulla gab man daher ein neues Verbot, und erlaubte den verarmten Schuldnern Bonis zu cediren. Julius Cäſar erneuerte dieſen letzten Punct. Von dieſer Zeit an wurde kein Schuldner von ſeinen Privatgläubigern weiter mißhandelt, aber die öffentlichen Gelderheber giengen dagegen mit den Reſtanten oft ſehr übel um; incarcerirten, ſchlugen, peinigten ſie. Conſtantin und Conſtantius untersagten auch dieſes. Hingegen Gratian ſetzte feſt: Niemand ſollte die Wohlthat der Güterceſſion genießen, der nicht zeigen könne, daß er durch Brand, Schiffbruch, Raub, oder andere Unglücksfälle in Verfall gerathen ſey. Juſtinian milderte dies, indem er jedem Schuldner, der nur nicht wegen eines Verbrechens verdammet iſt, die Ceſſion des Vermögens verſtattete. Alſo nach römiſchen Rechte kann ein Schuldner darum nicht incarcerirt und beſtraft werden, weil er durch ſeine Schuld und Verſchwendung verarmt iſt. Nur alsdann gehet dies an, wenn er zugleich ein Verbrechen begangen hat.

Bankerottirer, (Antiquar.) Die Athenienſer waren ſehr ſtrenge gegen die Bankerottirer, indem ihre Geſetze jeden, der ſein Vermögen leichtſinnigerweiſe durchgebracht hatte, des Vorrechts verluſtig erklärten, in den Grüften ſeiner Voreltern beygeſetzt zu werden. Außerdem hatten Perſonen, die in großen Schulden ſtarben, kein Recht an der öffentlichen Beerdigung. Ihre Leichname gehörten ihren Gläubigern, und waren alles Rechts beerdiget zu werden ſo lange beraubt, bis jene waren befriediget worden. Cimon konnte dahr auf keine andere Art den leichnam ſeines großen Vaters Miltiades retten, als daß er ſelbſt die väterlichen Schulden und Bande auf ſich nahm. Doch ſahe man in ſpätern Zeiten das unanſtändige und grauſame dieſes Gebrauchs ein, und hielte die Gläubiger durch beſſere Verordnungen ab, der Beerdigung ihrer Schuldner hinderlich zu ſeyn. Betrachtet man, daß ſogar muthwillige Bankerottirer bey ihrem Leben ſich gegen die Ver-

Digitized by Google

folgungen ihrer Gläubiger in Griechenland in eigenen Freyhäuten sicheren konnten, so wird die Härte bey ihrem ereigneten Begräbnisse zwar in etwas gemildert, doch leuchtet der Widerspruch zwischen vermeintlichen göttlichen Gesetzen und der bürgerlichen Verfassung desto mehr hervor.

Banket, Klampe, ist eine hinter dem Deich angebrachte Verstärkung, so nicht die Höhe des Deiches erreicht, theils: den Deich zu verstärken und dessen Bruch zu verhüthen; theils: auf derselben zu gehen, reiten, fahren, wenn das Grundwasser die Passage in der Ebne hemmet.

Banket, heißt in der Fortification ein hinter der Brustwehre angelegter Tritt, * auf welchem die Soldaten steigen, wenn sie über dasselbe hinfeuern sollen. Von seiner Oberfläche bis an den Kamm der Brustwehre rechnet man deswegen 4½ Schuh. Es ist also hoch oder niedrig, nachdem die Brustwehre hoch oder niedrig ist. Hat diese selbst nur 4½ Schuh zur Höhe (s. Brustwehre) so fället es gar hinweg. Hat sie aber eine mehr als gewöhnliche Höhe, so leget man mehrere Banket hinter einander, wenn man sie von Stein macht, oder giebt ihm einen sehr schiefen Anlauf, wenn man es von Erde aufwirft. Die von Erde sind bey nassem Wetter schlupfricht und werden leicht zertreten. Die gewöhnliche Breite ist 3 Schuhe, wenn aber mehrere voreinander liegen, so bekommen die untern nur die Hälfte dieser Breite. Dasjenige aber, worauf im bedeckten Wege die Palisaden stehen, muß um den Raum, den diese einnehmen, breiter seyn.

Banket s. Banquet.

Bankfrau, heißt diejenige Person, welche an einigen Orten durch die Bäckerzunft bestellet ist, um für sie in der Bank, oder dem öffentlichen Brodscharren das Brod und Backwerk zu verkaufen.

Bankhaken, sind eiserne Haken an der Hobelbank des Stellmachers. Nämlich an der einen schmalen Seite derselben kann eine starke Leiste, in die gegen ihre beyde Enden zwey vierkantige Hölzer festgemacht sind, welche sich in der Hobelbank hin- und her schieben lassen, durch eine Schraube wider dieselbe an- und von ihr abgeschraubet werden. In diese Leiste ist ein eiserner Haken mit einer Spitze so eingesenket, daß er die andere gegen die Hobelbank kehret, und durch diese sind in einer geraden Linie mit der Laum gedachten Spitze verschiedene viereckichte Löcher durchgehauen, in welche man einen andern ähnlichen Haken einsetzen kann, der seine Spitze der Spitze des vorigen entgegen bietet. Beyde werden Bankhaken oder Bankeisen genennet. Ihr Dienst bestehet darinn, daß man ein Holz, das behobelt werden soll, zwischen die beyde Haken leget, die Schraube anziehet und dadurch das Holz feste hält. Es verstehet sich von selbst, daß man nach Proportion der Länge des Holzes den letzterwähnten Bankhaken in ein nahes oder fernes Loch stecket.

Bankhaken s. Bankklammer.

Bankhammer, ist ein Hammer, den der Schlosser zum Vernieten gebrauchet.

Bankhobel, ist bey den Faßbinder ein großer Hobel, der als eine Bank auf vier Füßen stehet. Der Schreiner nennet seine größte Hobel, womit er die Fugen aushobelt gleichfalls mit diesem Namen.

Bankhorn, ein kleiner Amboß der Schlosser, den sie in den Schraubestock einspannen, wenn sie ihn brauchen.

Bankklammer, ist ein eiserner rechtwinklichter Haken, dessen der Stuhlmacher zu seiner Arbeit bedarf. Er

* s. Fortificationstafel, Fig. 1.

stecket nehmlich einen Schenkel desselben durch ein in der Hobelbank eingehauenes viereckigtes Loch, bringet das eine Ende des Holzes, von dem er ein Stück absägen, an welchem er einen Zapfen schneiden, oder welches er ausschweifen will, unter den andern Schenkel und treibet diesen mit dem Schlägel feste in das Loch, leget auch wenn es nöthig ist, noch zwischen das Holz und diesen Schenkel kleine holzerne Keile ein. Die schiefe Lage, die hierüber der erste Schenkel in dem Loche, worein er gesetzet ist, bekommen muß, macht daß er sich darinn klemmet und daher das Holz so feste hält, daß es ohne zu wanken bearbeitet werden kann.

Bankmeißel, ein Werkzeug des Schlossers, mit welchem das zu verarbeitende Eisen kalt zugehauen wird.

Bankmeister, ist unter den Handwerkern, insonderheit in der Bäckerzunft derjenige, welcher seine gearbeitete Waare auf dem Markte oder den sonst hiezu bestimmten öffentlichen Plätze in einer gemeinen Bude feil haben darf; dagegen die übrigen Mitmeister nur in ihren Häusern verkaufen dürfen.

Bankmesser, ist ein großes Messer, das bey dem Wallfischfang seinen Gebrauch hat, womit nämlich der Speck dieses Fisches auf einer Bank zerschnitten wird. Die Leute, die diese Arbeit verrichten, heißen Bankschneider.

Bankrichter, ist ein Böttchermeister, der den andern Meister ihre große Bankhobel, wenn sie ausgelaufen sind, wieder ebenet und glatt macht.

Bankschlachten, heißet bey den Mtzgern das Schlachten auf den öffentlichen Verkauf in den Fleischbänken, wogegen das Schlachten in den Häusern der Leute, denen das Vieh zugehöret, Hausschlachten genennet wird. Fleisch von der Güte, daß es in den Fleischbänken verkauft werden darf, heißt bankfüchtig.

Bankschmetterling, *Papilio Banxia*, s. Doppelstern.

Bankfüchtig s. Bankschlachten.

Bankzins, wird dasjenige Geld genennt, welches Fleischer, Bäcker, und andere Handwerker, welche ihre gearbeiteten Waaren an einem dazu bestimmten öffentlichen Platze feil haben dürfen, für solche Erlaubniß der Obrigkeit entrichten müssen.

Bann, Bannum. Dieses Wort hat in deutschen Rechtsbüchern und Urkunden des mittleren Zeitalters vielerley Bedeutungen, wovon wir hier nur die merkwürdigsten anzeigen wollen. Die erste und ursprüngliche Bedeutung ist wohl die, da es ein allgemeines Edict oder Befehl oder Aufforderung, welche an die Unterthanen und Vasallen ergieng, anzeigt. In diesem Sinn kommt auch oft das Zeitwort Bannen und Bannire vor, und nach der Absicht, worauf der Bann gerichtet war, wird es auch mit anderen Wörtern zusammen gesetzt; z. E. Heribannum, (*citatio ad fegualem.*) Mit dieser Bedeutung stehen alle übrige in naher Verwandtschaft. Es bezeichnet nämlich zweytens die Gerichtsbarkeit, und zwar sowohl überhaupt, als auch die besondern Arten derselben; wie z. B. die peinliche Gerichtsbarkeit der Blutbann, und die niedrigste Gerichtsbarkeit der Bauernbann hieß. Weil auf diesen Grund in der folgenden Zeit auch die übrigen Rechte der Reichsstände in ihren Landen gebauet waren: so wurden auch drittens der ganze Umfang aller der Rechte, welche ein Herzog oder Graf in seinem Lande auszuüben berechtigt war, und welcher in spätern Zeiten den Namen Landeshoheit erhalten hat, unter dem Wort Bann begriffen. Viertens hieß der Bann auch die Strafe, welche ein Verbrecher leiden mußte. In diesem Sinn,

Digitized by Google

war der Bann entweder ein geiſtlicher oder Kirchenbann, und ein weltlicher. Letzterer hieß urſprünglich der Königsbann, und hatte mehrere Grade. In bürgerlichen Sachen betrug derſelbe gewöhnlich nicht mehr als eine Geldbuße von ſechzig Schillingen. In peinlichen hingegen waren Todesſtrafen und alle Strafen zu Haut und Haar darunter begriffen. Inſonderheit gehörte auch dahin die Ausſchließung aus der bürgerlichen Geſellſchaft, der Reichsbann oder die Reichsacht. Was es hiermit für eine Bewandniß ehedem gehabt, und was heut zu Tage dabey Rechtens ſey, zeigen die Artickel: Acht und Achtsproceß. Bann heißt weiter fünftens auch der Diſtrict, die Gegend, Gerichtsbarkeit, das Gebieth, darinn die Gerichtbarkeit oder andere Rechte ausgeübt werden, und deren Grenze durch Bannſäulen, Bannſteine u. ſ. w. beſtimmt wurde. Sechſtens wird Bann, wenn es mit anderen Wörtern zuſammengeſetzt iſt, gebraucht, um die darunter begriffene Sache entweder vom gemeinem Gebrauch abzuſondern, als in Bannforſt, Bannholz u. ſ. w. oder um einen Zwang oder Dienſtbarkeit auszudrücken, als Bannmühlen, Bannbacköfen u. ſ. w. ſ. die hierbin gehörigen Artickel.

Bann bey den Juden, hat in den Schriften der Juden eine doppelte Bedeutung. Einmal heißt es ſoviel, als eine Abſonderung einer Sache von andern, um ſie entweder Gott und ſeinem Dienſt zu widmen, oder ſie gänzlich zu vertilgen und auszurotten; hiernächſt heißt es auch, eine Abſonderung eines Menſchen aus der kirchlichen oder bürgerlichen Geſellſchaft. Von der erſtern Bedeutung, werden wir in dem Artickel: Banngelübde, reden: hier reden wir vom Bann, als einer Strafe.

Daß der Bann unter den Juden, um die Zeiten Chriſti herum ſehr gewöhnlich war, iſt eine bekannte Sache. Man ſehe unter andern Joh. 9, 22. 12, 42. 16, 2. Aber nun entſtehet die Frage, wenn dieſe Strafe unter den Juden aufgekommen ſey. Einige unter den Juden behaupten, daß ſolche ſchon vom Anfang der Welt der üblich geweſen, und habe Adam ſeinen Sohn Cain ſchon demſelben unterworfen. Andere aber behaupten mit gröſſerer Wahrſcheinlichkeit, daß der Bann als eine kirchliche Strafe erſt nach der babyloniſchen Gefangenſchaft von Eſra eingeführt worden. Dieſer lies nach Eſra 10, 7. 8. ausrufen, daß wer in Zeit von dreyen Tagen nicht nach Jeruſalem kommen würde, deſſen Güter ſollten eingezogen, und er ſelbſt von der Gemeinde abgeſondert ſeyn. Selden in ſeinem Buch de Synedriis I B. Cap. 6. u. 7. führt noch mehr Beweiſe an; und von dieſer Zeit an, war er unter den Juden ſehr üblich.

Es werden aber unter den Juden dreyerley Arten des Bannes genennt, Niddui, Cherem, und Schamatha. Die erſte Art, נדוי Niddui, der auch ſonſt der kleine Bann genennt worde, beſtunde darinnen, daß derjenige, der damit belegt war, von anderer Leute Geſellſchaft abgeſondert leben mußte, niemand außer ſeinem Weibe und Kindern, durfte ſich auf vier Ellen zu ihm nahen; und dieſes dauerte dreyßig Tage lang. Beſſerte er ſich in dieſer Zeit nicht, ſo wurde die Zeit bis auf ſechzig, oder, auch bis auf neunzig Tage verlängert. Folgte auch in dieſer Zeit keine Beſſerung, ſo fiel er in den gröſſern Bann. So lang jemand in dem kleinen Bann war, ſo durfte er ſich weder waſchen noch putzen; wenn neun Juden beyſammen waren, wo ihrer zehen ſeyn ſollten, durfte er den zehenten nicht machen, weil er für untüchtig gehalten wurde, zur Gemeinde der Iſraeliten gerechnet zu werden. Kam er in eine Verſammlung, ſo entfernte ſich jedermann, bis auf vier Ellen weit von ihm. Doch war ihm erlaubt, andern zu dienen, und ſich von ihnen bedienen zu laſſen; andere zu lehren, oder von ihnen zu lernen, nur mußte er allemal in der vorhin genannten Weite von andern entfernt bleiben. Starb einer während der Zeit, als er in dieſem Bann war, ſo ließen ihm die Richter einen Stein auf den Sarg legen; um dadurch anzuzeigen, daß er der Steinigung werth geweſen ſey, weil er keine Buße gethan habe, und von der Gemeinde ausgeſchloſſen geweſen. Niemand betrauerte ihn; niemand ging hinter ſeiner Leiche her, auch nicht einmal ſeine leibliche Eltern. Dieſer Bann konnte ſowohl öffentlich vor Gericht, als auch von einer bloßen Privatperſon auferlegt werden. Im letzten Fall, durfte einer nur ſagen: du ſollſt im Bann ſeyn; ſo war er im Bann. Im Fall der Beſſerung aber konnte er ihn auch wieder löſen. Geſchah aber die Auflegung des Bannes öffentlich vor Gericht; ſo mußte auch die Losſprechung auf dieſe Art geſchehen. Man konnte auch jemand in ſeiner Abweſenheit in Bann thun, und auch wieder losſprechen, welches ſchriftlich geſchah, und hatte eben die Würkung, als wenn es mündlich geſchehen wäre. Vornehme und angeſehene Perſonen that man nicht leicht in den Bann; mußte es aber doch geſchehen, ſo that man es doch nicht öffentlich, ſondern heimlich.

Die zweyte oder gröſſere Art des jüdiſchen Bannes war חרם Cherem. Dieſer wurde einem Sünder auferlegt, wenn er ſich durch den kleinen Bann nicht beſſern ließ. Er wurde nunmehr aus aller Geſellſchaft ausgeſchloſſen; er durfte mit andern nicht lernen, noch andere lehren: doch war ihm vergönnt, für ſich allein zu ſtudiren, damit er nicht vergeſſen möchte, was er gelernt hatte; es durfte ihm niemand dienen, noch Dienſte von andern annehmen; niemand durfte mit ihm eſſen oder trinken, doch war es erlaubt, ihm Eßwaaren zu verkaufen; er mußte von andern Menſchen abgeſondert, in einer Hütte, die man für ihn aufgerichtet hatte, wohnen. Ob ein ſolcher von der Beſuchung des Tempels und der Synagogen ausgeſchloſſen geweſen ſey, darüber ſind die Forſcher der Alterthümer nicht einig. Einige behaupten, der groſſe Bann habe den Menſchen auch von dem Gebrauch der heiligen Sachen gänzlich ausgeſchloſſen; man habe ihm nicht verſtattet in den Tempel zu kommen und den öffentlichen Gottesdienſt abzuwarten; andere aber behaupten das Gegentheil. Letztere berufen ſich auf eine Stelle in dem Talmudiſchen Tractat Middoth, wo den Verbannten der Eingang in den Tempel, aber nur unter gewiſſen Umſtänden, zugeſchrieben werd. Es heißt daſelbſt: „Alle, die auf den Tempelberg hinaufgiengen, giengen rechter Hand hinein, und wendeten ſich und giengen linker Hand wieder heraus, ausgenommen die Verbannten wendeten ſich auf die andere Seite. Wenn man ſie nun um die Urſache fragte, warum ſie dieſes thäten, und ſie ſagten, ich bin ein Verbannter; ſo ſagte man zu ihnen: der in dieſem Hauſe wohnet, gehe dir in das Herz, daß du die Worte deiner Geſellen höreſt, und ſie dich wieder annehmen.“ Man beruft ſich noch auf eine andere Verordnung, vermöge welcher Verbannete zwar in die Schulen kommen dürfen, aber nicht als Glieder der jüdiſchen Kirche, ſondern als Perſonen, die von dem Volk Iſrael abgeſondert wären, angeſehen wurden. Die Ceremonien, die bey der Auflegung dieſes gröſſern Bannes beobachtet wurden, waren folgende: Der Bann wurde in oder von einer Gemeinde von wenigſtens zehen Perſonen geſprochen. Es wurden Wachslichter angezündet, Hörner geblaſen und erſchreckliche Verfluchungen

Digitized by Google

hinzugethan, die den Verbannten treffen ſollten, wenn er ſich nicht bekehren würde. Wir werden unter dem Artikel Bannformel ein Beyſpiel davon geben. Wenn die Ausſprechung des Bannes geendigt war, ſo wurden die Lichter wieder ausgelöſcht, womit angezigt wurde, daß ein ſolcher nunmehr von dem Lichte des Himmels gänzlich ausgeſchloſſen ſey. Bekehrte ſich ein ſolcher Verbannter, ſo wurde er wieder aufgenommen. Es geſchah dieſes entweder von drey gemeinen Leuten, oder einem einzigen Gelehrten und frommen Manne, und dabey wurde wieder in die Hörner geblaſen. Manchmal, aber nicht immer, wurden einem, der in den gröſſern Bann gefallen war, auch ſeine Güter eingezogen.

Die dritte und höchſte Gattung des jüdiſchen Bannes iſt endlich diejenige, die ſie Schamatha nennen. Es war dieſes eigentlich nur eine Wiederholung des zweyten Grads, nur mit dem Unterſchied, daß wenn bey einem Menſchen alle Hoffnung der Beſſerung verſchwunden war, alſo im höchſten Nothfall man ihn bis an ſein Ende von der jüdiſchen Gemeinde ausſchloß, und ihn mit den gräulichſten Verfluchungen dem ſtrengen und gerechten Gerichte Gottes übergab. Dieſer Bann wird Schamatha genennet von ☐☐ und ☐☐☐, und heißt ſo viel, als, der Herr kommt, welches auch das ſyriſche Wort Maranatha, deſſen ſich Paulus bedient, anzeigt, daß nemlich ein ſolcher dem ſchärfſten Bann unterworfen ſey, bis der Herr zum Gericht komme, daß er denſelben dem ewigen Fluch und Verdammniß übergebe. Einige wollen dieſe letztere Gattung des Bannes nicht für einen beſondern Bann halten, und reden daher nur von zweyen, nemlich dem kleinen und groſſen Bann. Man kann beyde Meynungen leicht mit einander vereinigen, wenn man die letzte Art für eine Fortſetzung der zweyten hält. Die Eſſäer giengen noch weiter. Sie ſchloſſen einen Menſchen, der gegen ihre Regeln gehandelt hatte, nicht nur von ihrer Geſellſchaft aus, ſondern hinderten auch durch Eydſchwüre, daß ihm jemand Speiſe geben, oder er von jemand annehmen durfte. Er mußte ſich alſo von Kräutern nähren, bis er zulezt eines elenden Todes ſturbe.

Auſſer dem, was wir bisher von dem Bann geſagt haben, werfen wir noch folgende Säze der Rabbinen an. Nicht blos die Richter, ſondern ein jeder konnte den andern in den kleinen Bann thun; waren die Urſachen davon gegründet, ſo war der Bann kräftig, wo nicht, ſo betraf er denjenigen, der den andern ohne hinreichende Urſache in den Bann gethan hatte. Wenn jemand träumte, er ſey in den Bann gethan worden, ſo wurde er auch als ein ſolcher angeſehen, weil man voraus ſezte, dieſer Traum ſey von Gott. Man konnte nicht nur andere, ſondern ſich ſelbſt in den Bann thun. Dieſes geſchah, wenn man einen Lehrer damit belegte: aber ſobald man nach Haus kommt, kann man ſich auch wieder ſelbſt losſprechen. Ja die Rabbinen ſagen, daß man ſogar Thiere in den Bann thun könnte, und daß dieſer auch ſeine Würkung habe. Durch den Bann konnte man einen Menſchen von der Geſellſchaft aller Menſchen, oder nur der Gemeinſchaft einer Stadt oder gewiſſen Perſonen ausſchlieſſen, welches von der Willkühr deſſen, der den Bann ausſprach, abhieng. Wollte jemand von dem Bann befreyet ſeyn, ſo mußte er ſeine Schuld bekennen, und Beſſerung verſprechen. Diejenigen, welche den Bann ertheilten, konnten ihn auch wieder aufheben, und ſolches geſchah oft den Augenblick hernach, wenn der Bann ausgeſprochen war, wenn ſich nemlich der Verbannte, ſogleich buſſertig bezeigte; wofern aber der Bann wegen einem Verbrechen, das man gegen Gott begangen hatte, auferlegt worden war, ſo mußte man einen Monat ausharren.

Die Rabbinen zählen vier und zwanzig Urſachen, weswegen jemand in den Bann gethan werden kann. Ueberhaupt ſind alle diejenigen in den Bann verfallen, die etwas böſes gethan haben, worauf in dem Geſetz keine eigentliche Strafe geſezt war, z. E. wenn jemand ſein Land an einen Heiden verkaufte, wenn jemand wider einen Iſraeliten vor einem heidniſchen Gericht zeugte, wenn jemand am Oſterabend arbeitete, wenn jemand einen zwang, von dem Heiligen auſſer Jeruſalem zu eſſen, wer einem Blinden etwas in den Weg warf, wer einen andern in den Bann that, der ihn nicht verdient hatte, wenn jemand etwas ſchädliches, z. E. einen biſigen Hund, einen ſtößigen Ochſen, u. dgl. hielt, und es nicht wegthat; wenn jemand einem andern Anlaß gab, den Namen Gottes zu mißbrauchen. Auſſer dieſen ſetzten ſie noch folgende Fälle, in welchen jemand mit Recht des Bannes ſchuldig wurde; wer einen Weiſen, oder Rabbinen verachtet; wer einen Abgeſandten vom Gericht verachtet; wer ſeinen Nächſten einen Knecht nennt; wer nicht zu rechter Zeit, wenn es beſtimmt iſt, vor Gericht erſcheint; wer die Worte der Rabbinen, noch mehr aber die Worte Gottes verachtet; wer dem Ausſpruch des Gerichts nicht gehorchet; wenn ein Prieſter, oder ein ſolcher, der vom prieſterlichen Stamm iſt, ſchlachtet, und daſjenige, was dem Prieſter gehört, nicht hinweg thut; wer den Zwiſchenſeſſertag entheiligt; wer etwas thut, wodurch der Name Gottes entheiligt wird; wer andere von der Beobachtung des Geſetzes zurückhält; wer Treyfe ſchlachtet, aus eigenen Verſchulden; wenn ein Schächter ſein Schlachtmeſſer nicht vor dem Rabbinen zeigt, ob es tüchtig ſey, oder nicht; wer ſeiner Frau einen Scheidebrief giebt, und ſtellt hernach Handel und Wandel mit ihr an, wodurch ſie leichtlich in neue Bekanntſchaft gerathen können. Hierzu ſetzen ſie noch, wenn ſich einer um eines Verſprechens willen, das er nicht erfüllt, ſelbſten des Bannes ſchuldig erklärt u. dgl. Nicht weniger werden oft an einzelnen Orten gewiſſe Dinge unter der Strafe des Bannes verboten, z. E. Spielen, Beſuchung der Comödien, Kleiderpracht ꝛc. welches alles durch das Gutachten der Rabbinen beſtimmt wird.

Die Folgen des Bannes waren ehemals nach jüdiſchen Grundſätzen weit fürchterlicher, als ſie jezo ſind. Derjenige, den ſolcher traf, war von aller menſchlichen Hülfe entblöſet; niemand durfte ihm beyſtehen; er war von jedermann ausgezeichnet. Ja man glaubte, daß er in den Augen Gottes eben ſo verwerflich ſey, als in den Augen der Menſchen; man ſahe ihn als einen ſolchen an, der unter dem göttlichen Fluch liege. Man erlaubte ſich alle Härte gegen ihn, und ſahe ihn als ein Scheuſal der Natur an; ſo gar die nächſten Anverwandten vermieden nicht nur ſeine Geſellſchaft, ſondern machten ſein Schickſal ſo unerträglich, als ſie konnten. Ein merkwürdiges Beyſpiel von der Würkung des Bannes, giebt uns Uriel Acoſta. Dieſer Mann trat von der römiſch-catholiſchen Religion, worinnen er erzogen war, zu der jüdiſchen über; er ſahe gar bald, daß die Sitten und Satzungen der heutigen Juden nicht mit dem moſaiſchen Geſetz übereinſtimmten. Sobald die Juden merkten, daß er nicht genau nach ihren Satzungen lebte; ſo thaten ſie ihm Vorſtellungen darüber, und drohten ihm mit dem Bann, wenn er ſich nicht ändern würde. Sie thaten es auch wirklich, und er wurde dermaſen ausgeſondert, daß ſogar ſeine Brüder vor ihm vorbeygiengen, ohne ihn zu grüſſen. Wo er auf der

Straſſe

Strafe gieng, rufften ihn die Juden mit schimpflichen Namen, warfen ihn mit Steinen, und brunruhigten ihn sogar in seinem eigenen Hause. In diesem Zustand brachte er funfzehen Jahre zu, da er sich endlich entschloß, sich mit den Juden auszusöhnen, und wieder in ihre Gemeinschaft zu treten. Indem es nun andem war, daß er von dem Bann sollte losgesprochen werden, so wurde er aufs neue einiger Irrthümer gegen die jüdischen Meynungen und Satzungen beschuldiget, ingleichen, daß er einigen, die die jüdische Religion hätten annehmen wollen, solches abgerathen hätte. Nun stieg der Zorn der Juden aufs höchste. Die Vorsteher der Synagoge versammelten sich, forderten ihn vor Gericht, und machten ihm folgenden Entschluß bekannt: er müsse sich, wenn er ein Jude seyn wollte, gänzlich ihrem Gericht unterwerfen; er sollte mit einem Trauerkleid angethan in der Synagoge erscheinen, ein schwarzes Wachslicht in der Hand halten, einige ihm vorgeschriebene schimpfliche Worte vor der ganzen Gemeine ablesen, seine Laster bekennen, sodann öffentlich in der Schule gegeißelt werden, sich hierauf an die Schwelle legen, daß ihn jederman als einen Greuel mit Füssen stoßen sollte. Da sich Acosta dieser Strafe nicht unterwerfen wollte; so wurde er aufs neue in den Bann gethan; jederman, der ihn auf der Gasse sahe, spie ihn an, und wenn es in der Juden Gewalt gestanden hätte, würden sie ihn gesteinigt haben. In diesem Zustand hielt er es sieben Jahre aus; endlich aber entschloß er sich zu der vorgemeldten Strafe, um nur aus dem großen Bann heraus zukommen. Bey einer großen Menge Juden, die sich zu dem Ende versammelt hatte, erschien er in der oben gemeldten Tracht in der Synagoge, bestieg die Cantzel, die sie Almemor nennen, las eine Schrift ab, worinnen er bekannte, daß er tausendmal den Tod verdient habe, weil er die jüdischen Satzungen nicht gehalten hätte; er sey bereit die Strafe davor zu leiden, und versprache sich künftig vor solchen Vergehungen zu hüten. Hierauf gieng er in einen Winkel in der Synagoge, entkleidete sich bis auf den halben Leib; man band ihn an eine Säule, und gab ihm die Geiselung mit 39 Streichen; hierauf mußte er sich auf die Erde niederstrecken, und wurde von dem Bann losgesprochen; man erklärte ihn, daß ihm der Eingang in das Paradies man nicht mehr verschlossen sey, wie vorher. Er überlebte aber diesen Schimpf nicht lange, sondern entleibte sich selbst. So fürchterlich waren hier die Würkungen des Bannes. Allein in den neuern Zeiten hat sich das practische der jüdischen Religion hierinnen sehr verändert. Sie machen sich aus dem Bann bey weiten nicht mehr so viel, als ehemals. Gewiß ist es, daß der Bann jezo die Ausschliessung aus der Gemeinde nicht mehr allgemein wirkt, und daß mancher den Bann auf sich genommen hat, und doch thut, was er will.

Zum Beschluß dieses Titels, wollen wir noch etwas von dem sogenannten Schulbann reden. Es hat damit folgende Bewandnus: wenn semand etwas verlohren hat, oder ihm gestohlen worden ist, so giebt er nach erhaltener Erlaubnis der ehristlichen Obrigkeit zum Schulklopfer, beschreibt ihm die verlohrne oder gestohlne Sachen, und macht sich anheischig, das etwa davor ausgelegte Geld, wenn sie von einem Juden gekauft worden, zu erstatten. Dieser besteigt alsdenn in der Synagoge nach der Verlesung des Gesetzes den Almemor, beschreibt die abhanden gekommene Sache, giebt Versicherung, daß das ausgelegte Geld wieder ersetzt werden soll, und begehret unter der Strafe des Bannes, wenn jemand etwas davon wüßte, solches anzuzeigen. In Frankfurt sind besondere Gesetze davon vorhanden. Man hat Beyspiele, daß durch dieses Mittel der Eigenthümer wieder zu dem Besitz des seinigen gekommen ist; doch getrauen wir uns nicht zu behaupten, daß alle Juden so gewissenhaft sind, sich durch den Bann zu einer Anzeige bewegen zu lassen. Wann übrigens ein Jude überführet wird, daß er die Sache des Bannes ungerechtet verheimlichet habe, so wird er mit einer obrigkeitlichen Strafe belegt. Noch merken wir an, daß die Juden auch zuweilen auf ihre Briefe setzen: Niemand solle den Straf des Bannes diesen Brief öffnen, als der, an welchen er addreßirt ist.

Bann, Kirchenbann (historisch-protestantisch). Wenn die Kirche eine Gesellschaft von Personen ist, die miteinander übereingekommen sind, Gott gemeinschaftlich zu dienen, und eine solche Vereinigung in sich nicht unrechtmäßig und sträflich ist: so kann ihr eben so wenig, als irgend einer andern Gesellschaft, das Recht abgesprochen werden, gewisse Bedingungen festzusetzen, unter welchen sie jemand für ein Mitglied ihrer Gesellschaft erkennen will. Eben so muß ihr auch das Recht zukommen, gewisse Personen, die dergleichen Bedingungen sich nicht gefallen lassen wollen, auch nicht unter die Zahl ihrer Mitglieder aufzunehmen, oder wenn dieselbigen bereits in der Gesellschaft sind, wieder davon auszuschließen. Dieses bringt die Natur der Verträge und einer jeden Gesellschaft mit sich; und wenn man nicht die ersten Grundsätze des unter allen Völkern anerkannten Rechts der Natur leugnen will, so kann man keiner Gesellschaft zumuthen, Mitglieder anzunehmen und beyzubehalten, die sich den Verabredungen, die in der Gesellschaft getroffen worden, nicht unterwerfen wollen. Der Staat hat dabey weiter nichts zu thun, als zu untersuchen, ob eine Gesellschaft dieser Art nicht gesetzwidrig und der Wohlfahrt des gemeinen Wesens entgegen sey; und ein wachsames Auge auf die Gesellschaft zu haben, damit nicht unter der Hand Mißbräuche einreißen, welche dem Staat schädlich werden, oder das Wohl und die Rechte der Mitglieder derselben zerstören können.

Das Recht einer kirchlichen Gesellschaft diejenigen Mitglieder, welche sich nicht mehr nach ihren Gesetzen richten wollen, auszuschließen, sowohl von ihren gemeinschaftlichen Versammlungen, als auch von denen mit der Gesellschaft verknüpften Vortheilen, heißt der Kirchenbann, welcher also einer jeden Kirche, vermöge des Naturrechts, zustehet.

Man braucht daher nicht weit umher zu fragen, wo die christliche Kirche den Bann herhabe. Sie hat ihn aus der Natur der Sache, und er ist, wie bey einer jeden andern Gesellschaft, ein wesentliches Recht derselben. Wem das Wort Bann zu fürchterlich klingt, weil die Sache wirklich mit der Zeit sehr gemißbraucht worden ist, und wem das Wort Excommunication auch noch nicht sanft genug scheint, der nenne es Ausschliessung, und vergesse nicht, daß um eines Mißbrauchs willen eine Sache selbst nicht schlechterdings verworfen werde, und eine solche Ausschließung keine eigentliche Strafe sey. Im wenlänftigen Verstande heißt freylich alles Uebel, das uns wegen gewisser Verschuldungen oder Unterlassungen betrifft, eine Strafe; und insofern ist eine solche Ausschließung auch eine Strafe. Im bürgerlichen Leben aber versteht man unter einer Strafe ein solches Uebel, das eine Obrigkeit jemanden wegen eines Vergehens gegen die bürgerlichen Gesetze zufügt. In diesem Sinn ist der Kirchenbann für sich betrachtet keine Strafe; denn wer aus der Kirche ausgeschlossen wird,

Digitized by Google

verliehrt dadurch seine bürgerlichen Rechte nicht. Und wenn gleich hin und wieder der Verlust solcher Rechte mit dem Kirchenbann verknüpft worden ist; so ist das ein Zusatz, der nicht aus der Natur der Sache fließt, und daher auch nicht allgemein ist. Es ist ein Mißbrauch des Banns, woran, wie sich weiter unten zeigen wird, die Obrigkeiten mit schuld gewesen sind, und den man billig wieder aufhebt. Wenn man also den Bann überhaupt für unrechtmäßig erklärt, und sich auf den Mißbrauch desselben beruft, oder ihn für eine bürgerliche Strafe ausgiebt, so giebt man zu erkennen, daß man die Natur des Kirchenbanns gar nicht eingesehen habe. Gesellschaftliche Strafen (poenae conventionales) können alle Gesellschaften verhängen, obgleich die Obrigkeit auch dabey wachsam seyn darf und muß, daß sie nicht in bürgerliche Strafen ausarten.

Man hat folglich nicht nöthig, den Ursprung des Kirchenbanns unter den Christen aus dem Judenthum und den Gebräuchen der jüdischen Synagoge herzuleiten, um ihn verhaßt zu machen. Denn der Bann, wie ihn die ersten Christen ausübten, war unendlich weit von dem jüdischen Bann verschieden, wie der eigends davon handelnde Artikel bezeugt; wobey wir jedoch nicht leugnen, daß in den folgenden Zeiten manches daher entlehnt worden ist.

Dieser Bann hat niemehr seinen Ursprung von den Aposteln; und wenn diese auch nichts davon verordnet hätten; so hätte die gesunde Vernunft die Christen doch nothwendig darauf führen müssen. Christus selbst giebt zwar Matth. 18, 15—17. den Befehl, die Vergehungen desjenigen, der sich auf eine brüderliche Bestrafung nicht bessern wollte, vor die Gemeine zu bringen, und wenn er diese nicht hören würde, ihn für einen Heiden und Zöllner zu halten. Da aber weder Heiden noch Zöllner, welche letztere selbst oft Juden waren, in dem Bann waren; so scheint hier die Rede keineswegs von einer Ausschließung aus der Gemeine, sondern nur von der Aufhebung eines vertrauten Umgangs zu seyn, wodurch jedoch nicht aller bürgerlicher Umgang unterbrochen wurde. Denn dergleichen unterhielten die Juden mit Heiden und Zöllnern, und Christus selbst entzog sich des Umgangs mit den letztern nicht. Wenn er aber gleich hinzusetzt, daß seine Jünger binden und lösen sollten, welches Joh. 20. 22. 23. mit andern Worten wiederholt wird; so versteht hier die Rede keinesweges

solches die eigene Sicherheit der Christen, um alle übele Nachreden, welche man zum Vorwand der Verfolgungen brauchen konnte, von sich abzuwenden. Viertens sollte durch den heiligen Wandel der Christen die Religion immer mehr ausgebreitet und die Heiden gewonnen werden. Endlich mußte auch die Kirche, die von allem Schutz der Obrigkeit verlassen war, gewisse Verabredungen unter sich treffen, damit die Gesellschaft bestehen konnte.

Wenn jemand sein Vergehen erkennte und bereuete, so wurde er wieder in die Gemeine aufgenommen. Man machte im Anfang wenig Umstände; (2 Cor. 2, 5-8.) sah sich aber in der Folge genöthigt mehrere Vorsicht anzuwenden, und gewisse Zeiten und Grade der Buße vorzuschreiben, um nicht so leicht durch Heucheley, oder eine plötzliche, aber nicht dauerhafte Reue, hintergangen zu werden. Uebrigens hieng sowohl die Ausschließung, als auch die Wiederaufnahme der Gefallenen, wie man diese heute nennte, von einer jeden Gemeine, und nicht blos von den Lehrern derselben, ab.

Nimmt man nun den Bann so, wie er im apostolischen Zeitalter, im ersten und zum Theil zweyten Jahrhundert wirklich war; so ist gar nicht abzusehen, was man an einer Anstalt, die einer jeden Gesellschaft wesentlich ist, und dem Christenthum so nothwendig war, ausseten könne. Freylich blieb man nachher nicht dabey, sondern verknüpfte mit dem Bann Folgen, die seiner Natur zuwider waren, und wodurch man viel Böses stiftete.

Schon im zweyten Jahrhundert, als die christlichen Gemeinen in mehrere Verbindung mit einander traten, die Synoden auffamen, die Lehrer sich über die Gemeinen erhoben, und die Bischöfe mächtig wurden, finden sich schon verschiedene Zusätze, ob man gleich noch in den meisten Stücken dem Muster des apostolischen Zeitalters getreu verblieb. Da viele Ketereyen auffamen, so pflegte die eine Gemeine der andern davon Nachricht zu geben, damit die Ketzer, die an einem Ort ihrer Irthümer wegen ausgeschlossen worden waren, an einem andern nicht aufgenommen, noch Gemeinschaft mit ihnen unterhalten werden möchte, um theils die Einigkeit des Glaubens zu bewahren, theils die Kirchenzucht aufrecht zu erhalten. Wer daher bey einer Gemeine in den Bann gerathen war, der war es auch in Absicht auf alle Gemeinen, dahin die Nachricht hatte gelangen können. Weil aber damals die Correspondenz nicht so geschwind als heutiges Tages besorgt werden konnte; so war man gegen einen jeden Fremden, der kein Empfehlungsschreiben mitgebracht hatte, vorsichtig, und ließ ihn nicht zur vollen Gemeinschaft der Glaubigen, nicht zu dem Abendmahl und den Liebesmahlen, weil er allenfalls im Bann stehen konnte; sondern er mußte sich mit der sogenannten Communione petegrina begnügen, welche darinnen bestund, daß er dem Gottesdienst beywohnen, und an den leiblichen Wohlthaten Theil nehmen durfte. (s. diesen Artickel)

Man behauptete auch schon zu den Zeiten des Tertullians, wiegegen er jedoch noch selbst stritte, daß die Bischöfe als Nachfolger der Apostel auch die Macht zu binden und zu lösen, so wie sie, besäßen; da die ältesten Christen diese sogenannte Gewalt der Schlüssel blos für einen persönlichen Vorzug der Apostel gehalten hatten. Diese Meynung wurde im folgenden Jahrhundert noch gewöhnlicher.

Zuweilen misbrauchte man auch schon den Bann daß man ihn wegen Kleinigkeiten verhängte. So excommunicirte der römische Bischoff Victor die asiatischen Kirchen, weil sie das Pascha und das Osterfest nicht zu gleicher Zeit mit den abendländischen Kirchen ößen und feyerten; welches doch weder ein Glaubensirthum, noch sonst ein Verbrechen war. Es ist aber diese Excommunication ganz etwas anderst, als die bisher beschriebene Ausschließung von der Gemeinschaft des Gottesdienstes. Victor konnte und wollte den asiatischen Gemeinen das Recht den Gottesdienst, das Abendmahl, und die Liebesmahle zu halten nicht dadurch entziehen; sondern er wollte blos erklären, daß er sie nicht für Rechtglaubige, nicht für wahre Brüder erkenne. Diese Erklärung von sich zu geben stund ihm, wie einem jeden andern Bischoff, und einer jeden Gemeine, frey. Nur verdiente die Sache selbst kein solches Verfahren, weswegen er auch von verschiedenen abendländischen Bischöfen, ob sie gleich, in Absicht auf die Streitigkeit selbst, seiner Meynung waren, getadelt wurde. Eben so wurden manchmal Bischöfe von Synoden excommunicirt, weil sie nicht darauf erschienen waren, um mit den übrigen gemeinschaftliche Sache zu machen. Man wollte hiernit weiter nichts sagen, als daß man keine Freundschaft und Correspondenz mit ihnen unterhalten, sie von nichts weiter benachrichtigen, und zu keinen Berathschlagungen ziehen wollte, weil sie auch nicht freundschaftlich zu Werk giengen. Wenn ein Bischoff solches einem andern Bischoff für sich erklärte, so wurde es Abstentio genennt. (s. diesen Artickel) Bey dieser Art der Excommunication war weder von Irthümern noch Verbrechen die Frage.

Im dritten Jahrhundert veränderten sich die Begriffe von der Kirchengewalt immer mehr. Die Bischöffe hatten ein sehr grosses Ansehen erlangt, und fiengen an, die Excommunication, als einen Beweis ihrer Gewalt und geistlichen Herrschaft anzusehen. Cyprian, welcher die Rechte der Bischöffe sehr erhob, schrieb ihnen die nemliche Gewalt zu lösen und zu binden zu, die die Apostel hatten. Er verglich den Bischoff mit dem Hohenpriester der Juden, und legte ihm das Recht bey, ein geistliches Schwerdt zu führen, welches in der Excommunication bestehen sollte. Nach seiner Meynung, welche bald die herrschende wurde, konnte niemand ausser der Gemeinschaft mit der (sichtbaren) Kirche seelig werden. Wer also von derselben ausgeschlossen war, durfte sich, wenn er nicht wieder aufgenommen wurde, keine Hoffnung zum ewigen Leben machen. Augustin betrieb diese Meynung sehr: aber man dachte nicht durchgehends so. Hieronymus und vor ihm Origenes waren der Meynung, daß nicht die Excommunication der Kirche, sondern ein vorsetzliches Verbrechen die Gemeinschaft mit Gott aufhübe. Dieses bestätigt auch die Praxis: denn man schloß hin und wieder grobe Verbrecher auf Lebenszlang von der Gemeinschaft der Kirche aus, und verweigerte ihnen die Aussöhnung oder Absolution auf immer, weil ihre Buße bis in den Todt dauern sollte, ohne daß man ihnen die Hoffnung, bey Gott Gnade zu erlangen, absprach. Man war zu dieser Strenge veranlaßt worden, um die Vergehungen, die insonderheit bey den schweren Verfolgungen immer häufiger wurden, desmahlicht zu verhüten. Jaes fanden sich Leute, welche keinen Gefallnen überhaupt wieder annehmen wollten, welches aber die meisten für übertrieben ansahen. Jener Meynung waren die Montanisten schon im zweyten, und die Novatianer im dritten Jahrhundert zugethan, die sich eben deswegen von den sogenannten Rechtglaubigen trennten, weil sie eine ganz reine Gemeine haben wollten, darinnen sich kein Gefallner befände.

Digitized by Google

Cyprians Grundsätze konnten den Bischöffen, von denen so viele auch sonst edelgesinnte Männer, auf die Erweiterung ihres Ansehens bedacht waren, weil sie solches für der Kirche zuträglich hielten, nicht mißfallen. Man dachte also bald allenthalben auf eine ähnliche Art. Die Gemeinen hatten zwar noch immer ihren Antheil an der Excommunication; sie mußten um ihre Einwilligung befragt werden. Aber das Meiste beruhte schon auf den Geistlichen, und dem Haupt derselben, dem Bischofe. Da dieses in den damaligen Zeiten noch meistens leute von großen Verdiensten, und von einem großen Eifer für die Reinigkeit der Lehre und des Wandels, auch sie alle Augenblicke bereit waren, für die Religion in den Todt zu gehen; so glaubten die Gemeinden ihnen zusammmthen Rechte nicht besser zu verwahren, als wenn sie dieselben solchen würdigen Männern zur Verwaltung überliessen. Auf das, was mehrmalen geschehen war, bauten ihre Nachfolger ein Recht, und sie grösser hernach die Bischöffe durch die christliche Kayser, und durch die öftern, insonderheit allgemeine Concilien wurden, desto weniger blieb endlich den Gemeinen von ihren Rechten übrig.

Zu dergleichen Grundsätzen kam nun, wie bey so viel andern Ceremonien, die Nachahmung der jüdischen auch wohl heydnischen Gebräuche, womit man das Christenthum immer beliebter machen wollte. Der Bann erhielt also von Zeit zu Zeit Zusätze, die in der Folge fürchterlich wurden. Der Bann war bey den Juden nicht blos eine gottesdienstliche, sondern auch eine bürgerliche Strafe, welche den Verlust vieler Vorrechte in der bürgerlichen Gesellschaft nach sich zog, und besonders diejenigen ehrlos machte, denen sie zuerkannt wurde. Auch bey den Heyden fand sich eine Art des Banns; wer in demselbigen war, war von den Opfern ausgeschlossen, und mußte erst feyerlich ausgesöhnt werden. (S. Aussöhnungen S. 548. des 2. Bandes) Bey den Galliern hatten die Druiden einen harten Bann: denn wer in demselben war, hatte seine bürgerliche Ehre verlohren. Man fieng schon im dritten Jahrhundert an, dieses nachzuahmen. Der römische Bischoff Stephanus, welcher die Asricaner von der Gemeinschaft seiner Kirche ausgeschlossen hatte, weil sie in Absicht auf die Ketzertaufe anderst gesinnt waren, wurdigte die nach Rom an ihn abgeordneten Bischöffe nicht einmal einer Unterredung, und verweigerte ihnen nebst der kirchlichen Gemeinschaft; auch die in der alten Welt so wichtige Privilegien der Bittschreiben, worüber ihm die Asricaner hatte Vorwürfe machten. Denn man dachte noch nicht durchgehends so.

Damals lebten die Christen noch unter dem Druck der Heyden. Man ging schon so weit, daß man glaubte, man könnte sich der Pflichten, die man als Mensch gegen die im Bann Stehenden hatte, entziehen. Das Wunder also, daß man im vierten und folgenden Jahrhundert da die Christen die herrschende Parthey geworden waren, dieses noch weiter ausdehnte, und ihnen auch nun die bürgerlichen Pflichten versagte? Die Kayserinnerschützten die Schlüsse der Bischöffe und ihre Excommunicationen mit ihrem Ansehen. Sie vertrieben diejenigen, welche von den Bischöffen und Concilien als Ketzer excommunicirt waren, von ihren Aemtern, und aus ihren Wohnplätzen, und jagten sie ins Exilium. Sie glaubten, das Wohl der christlichen Religion und des Staats erforderten ein solches Ansehen der Geistlichkeit, und eine gewisse Strenge gegen diejenigen, welche ihrer Meynung nach, von dem rechten Weg abgewichen waren. Sie ließen also manches, das die Bischöffe, die sich nun fühlten, und immer weiter um sich griffen, geschehen, das sie als Landesherrn hätten hindern und einschränken sollen. Sie thaten noch mehr; sie schärften die Kirchenstrafen, indem sie bürgerliche Folgen damit verknüpften, und strenge Gesetze gegen die Verleherer und Ketzer gaben; welches dann den Bischöffen, natürlicherweise Muth machen mußte, den Bann, der ihrem Ansehen so zuträglich war, von Zeit zu Zeit zu verstärken, und ihn auf eine Menge von Vergehungen, auf die er sich anfänglich nicht erstrecke, auszudehnen. Doch kann man, wenn man nicht ungerecht seyn will, auch nicht leugnen, daß viele Bischöffe insonderheit in dem vierten Jahrhundert nicht gerad ihre eigne Ehre und Gewalt dabey zur Absicht gehabt haben. Nein! Es gab noch manche redliche Männer, die bey dem immer mehr einreissenden Verderben, die Ausdehnung und Schärfung des Kirchenbanns als das schicklichste Mittel ansahen, den Unordnungen vorzubeugen, und zu steuern.

Eben diese Erweiterung des Banns gab Gelegenheit, daß man im vierten und fünften Jahrhundert Grade des Banns einführte. Den höchsten Grad desselbigen, wodurch man von aller Gemeinschaft mit der Kirche ausgeschlossen war, nennen einige den großen; die geringere Grade aber wodurch man nur von einem Theile des Gottesdiensts ausgeschlossen wurde, bezeichnen sie unter dem Namen des kleinen Banns. Wobey jedoch zu bemerken ist, daß diese Ausdrücke bey den Alten nicht vorkommen, und daß sie, wie sich weiter unten zeigen wird, noch eine andere Bedeutung haben. Der große Kirchenbann schloß diejenigen, die er traf, von aller äusserlichen Gemeinschaft mit der Kirche aus; der kleine Bann entzog ihnen nur einige Vorrechte derselben, und war von längerer und kürzerer Dauer, nachdem den Bischöffen, die sich die Entscheidung hierinnen anmaßten, die Verbrechen, die Schuldigen grösser oder leichter zu seyn schienen. Man mußte einen solchen Unterschied machen, theils, weil man jetzo unsäglich mehr Vergehungen mit dem Bann bestrafen wollte, die doch keiner gänzlichen Ausschließung aus der Kirche würdig befunden wurden; theils weil nicht alle Kirchen unter einander einig waren, sondern einige die ausgeschlossenen Mitglieder gar nicht wieder in ihre Gemeinschaft aufnahmen, andere aber gelinder verfuhren, und eine Aussöhnung zuließen. Wenn die ersteren in jedes Vergehen mit der völligen Ausschließung hätten bestrafen wollen; so würde dieses, da es viele leute treffen mußte, die Kirche sehr zerrüttet haben. Es war also insofern nothwendig nur denjenigen die Aussöhnung zu versagen, die wegen schwerer Verbrechen des höchsten Grades des Banns würdig erachtet wurden.

Der kleine Kirchenbann, wie ihn verschiedene, obgleich nicht genau genug nennen, war eine Ausschließung nicht nur von dem Abendmahl, sondern auch von dem Gebete der Glaubigen bey demselbigen, und erstreckte sich oft auf eine lange Zeit. Das Zuldenianische Concilium in Spanien A. C. 305. verordnete, daß diejenigen, welche ohne wichtige Verhinderungen drey Sonntage nach einander nicht in der Kirche erscheinen würden, drey Wochen lange von dem Abendmahl, das damals in allen Versammlungen, wenigstens des Sonntags, gehalten und empfangen wurde, ausgeschlossen seyn sollte. Basilius der große bestimmte, nach einer zu seiner Zeit schon hergebrachten Gewohnheit, die Ausschließung derer vom Abendmahl, welche sich dreymal verheyrathet hatten, als welches man damals für sträflich ansah, auf fünf Jahre. Doch waren sie während

Digitized by Google

dieser Zeit nicht von der Anhörung des göttlichen Worts, welchem auch die Heyden beywohnen konnten, noch den übrigen Gebeten, bey denen die Catechumenen gegenwärtig waren, ausgeschlossen. Der kleine Bann vertrieb also niemand aus der Kirche. Denn die Excommunicirten, wenn sie sich der Buße unterwarfen, durften den Gesang, die Vorlesung der Schrift, die Predigt, und die Gebete für die Catechumenen, mit anhören, und mußten nur hinausgehen, wenn die sogenannte Missa Catechumenorum ihre Endschaft erreicht hatte. Man erkannte diesen Bann wegen geringer Verbrechen; oder wenn er auf größere erfolgte, so geschah es bey solchen Personen, welche sogleich eine Gereitwilligkeit äußerten, sich zu unterwerfen. Es scheint, daß auch wiederum hierbey mehrere Grade statt gefunden haben. Denn Basilius verordnet in der vorhin angeführten Sache, daß diejenigen, welche sich zum drittenmal verheyrathet hätten, zwey oder drey Jahre der Anhörung beywohnen sollten, worauf sie stehen, und in der Versammlung der Glaubigen bleiben, jedoch von dem Abendmahl, bis sie gehörige Früchte der Buße gezeigt hätten, ausgeschlossen seyn sollten. Diese Leute waren also anfänglich in der Classe der sogenannten Zuhörenden, und kamen hernach in die Classe der Stillstehenden (s. Bußstationen), vermuthlich wurde es auch in andern Fällen so gehalten. Der erste war nur bloß vom Genuß des Abendmahls und der Darbringung der Oblationen ausgeschlossen, ob er gleich zugegen seyn, und mit den sogenannten Glaubigen beten, und den ganzen Gottesdienst abwarten durfte; ein anderer aber durfte nur dem Gottesdienst der Catechumenen beywohnen.

Der große Kirchenbann oder eigentlich zu reden, der höchste Grad des Banns trennte diejenigen, die sich denselben zugezogen, von aller äußerlichen Gemeinschaft mit der Kirche, und wie man nun im vierten, sonderlich aber im fünften Jahrhundert, auch hinzu setzte, selbst von dem bürgerlichen Umgang mit andern Christen. Dieses letztere geschah in den ersten drey Jahrhunderten nicht leicht: denn selbst die Bischöffe konnten mit solchen Leuten umgehen, und sogar mit ihnen essen, um Gelegenheit zu haben, sie wieder zurecht zu bringen. Aber nunmehr hob man nicht nur alle kirchliche, sondern auch bürgerliche Gemeinschaft mit ihnen auf. Man nahm den dem Gottesdienst keine Opfer auch keine sonstige Geschenke für die Kirchen, von ihnen an; sie wurden nicht zur Anhörung des göttlichen Worts, nicht zum Gebet zugelassen; die Tempel wurden ihnen verschlossen; der brüderliche Kuß wurde ihnen verweigert; den Glaubigen war untersagt mit ihnen umzugehen, und zwar unter der Androhung eines gleichen Schicksals; ja sie durften nicht einmal ihre Grüße erwiedern, noch weniger aber mit ihnen reden und essen. Wer sich diese große Ausschließung von der Kirche zugezogen hatte, wurde durch öffentliche Umlaufschreiben der ganzen Kirche, als ein Missethäter bekannt gemacht, dessen Umgang und Gemeinschaft mit allen Glaubigen vermieden werden müßte. Man verfaßte demselber das Begräbniß mit andern Christen. Man löschte ihre Namen in den Verzeichnissen aus, in welchen die Personen, für welche man in der Kirche bat, oft namentlich benennt waren (s. Diptycha). Doch geschah solches nicht bey der Obrigkeit, weil dieselbe namentlich bey der Fürbitte erwähnt wurde, wenn sie auch gleich gar nicht zur Kirche gehörte. Die Aufhebung der bürgerlichen Gemeinschaft wurde erst im vierten und fünften Jahrhundert gewöhnlich, wie die Verordnungen der Concilien von Toledo A. C. 400 und von Arles A. C. 452 bezeugen, dergleichen in der Folge noch mehrere gemacht wurden. Wenn jedoch zuweilen schon in den vorhergehenden Jahrhunderten die Gemeinschaft gänzlich aufgehoben wurde; so betraf solches nur die Urheber großer Ketzereyen, und solche Ketzer, deren Absicht dahin gieng, die ganze christliche Religion zu verkehren und umzustürzen, weil man von ihnen befürchten mußte, daß sie das Volk in ihrem Glauben irre machen möchten.

Eine merkwürdige Formel dieses großen Kirchenbannes findet man in dem Bannspruch des Bischoffs Synesius von Ptolemais in Egypten aus dem Anfang des fünften Jahrhunderts, worauf die damalige Beschaffenheit dieser Sache abzunehmen ist. Er ist wider den dortigen Stadthalter Andronicus gerichtet, welcher seine Gewalt zur Unterdrückung des Volks mißbrauchte. Der Bischoff hatte ihn mehrmalen ermahnt, von seiner Grausamkeit abzustehen; aber nichts ausgerichtet. Andronicus wurde immer ärger, und schimpfte noch dazu auf die Kirche, worauf der Bischoff zum Bann schritt. „Es ist, sagt er, vergeblich und unnöthig diesen Menschen noch weiter zu vermahnen; sondern er muß als ein unheilbares Glied von uns abgeschnitten werden, damit das, was noch gesund ist, nicht von ihm angesteckt werde. Die Kirche von Ptolemais hat also beschlossen, und wird davon alle ihre Schwestern, die andern Kirchen des Erdbodens benachrichtigen, daß dem Andronicus und seinen Mitgenossen, und dem Thoas und seinen Mitgenossen, kein Tempel Gottes geöffnet werden soll. Alle gottesdienstliche Häuser und Plätze sollen ihnen verschlossen seyn. Der Teufel hat keinen Theil im Paradies, und wird ausgeschlossen, wenn er sich heimlich in dasselbige einschleicht. Ich ermahne also alle Privat- und obrigkeitliche Personen, ihn weder in ihr Haus, noch an ihren Tisch anzunehmen; vornemlich sollen die Priester ihn und seine Mitgenossen weder bey ihrem Leben grüßen, noch nach ihrem Tode zum Begräbnis begleiten. Wenn jemand unsere Kirche, als die Kirche einer kleinen Stadt, verachten, und die von ihr Verdammten aufnehmen würde, als wenn man einer armen Kirche nicht gehorchen müßte; der soll wissen, daß er die Kirche zerreißet, von welcher Christus will, daß sie nur eine einige seyn soll. Ein solcher er sey ein Laye (Diaconus) oder Priester, oder Bischoff, wird von uns eben so wie Andronicus angesehen werden. Wir werden ihn nicht grüßen, (die rechte Hand nicht geben,) noch mit ihm essen. Noch weniger werden wir diejenigen zur Gemeinschaft unserer heiligen Geheimnisse zulassen, welche mit dem Andronicus und Thoas Gemeinschaft unterhalten.“

So sah die Sache im fünften Jahrhundert schon aus. Obgleich hier keiner bürgerlichen Strafen gedacht wird, als welche nur weltliche Obrigkeiten verhängen konnten; so war doch schon alle bürgerliche Gemeinschaft mit einem Verbannten aufgehoben, worauf nur noch ein Schritt zu dergleichen Strafen erforderlich war. Einen solchen Menschen Ehre war völlig verlohren. Denn wer kann ehrloser seyn, als derjenige, der von allen Menschen so sehr gehoßen wird, daß es ein Verbrechen ist, mit ihm zu essen oder zu reden? die Excommunication hatte also ihre ganze Natur verändert; sie war in sich selbst eine bürgerliche Strafe geworden. Es kamen aber bald noch förmliche bürgerliche Strafen hinzu, welche die Kayser theils von freyen Stücken, aus guter Meynung, theils auf Betrieb der Bischöffe hinzufügten. Vermöge ihrer strengen Gesetze wider die Irrglaubigen wurden diese ehrlos, und zu allen Würden, sowohl im Kriegsstande als bürgerlichen Stande, unfähig gemacht: denn man

Digitized by Google

glaube, daß diese Leute keine Christen wären, und daß man ihnen keine Aemter anvertrauen könnte. Man nahm ihnen noch andere bürgerliche Rechte, und untersagte ihnen, jemanden zum Erben einzusetzen, Schenkungen zu machen, oder anzunehmen. Verschiedenen Irrgläubigen Secten wurde sogar das Recht zu kaufen, und zu verkaufen benommen; sie wurden zu großen Geldstrafen verurtheilt; sie wurden vertrieben, und des Landes verwiesen; oft wurden sie mit Leibesstrafen belegt; ja man fieng schon sehr früh an, die Todesstrafe auf das Verbrechen der Ketzerey zu setzen. Constantin der Große hatte schon befohlen, daß die Bücher der Arianer verbrannt, und derjenige hart bestraft werden sollte, welcher selbige verbergen, oder aus den Flammen retten würde. Seine Nachfolger giengen weiter, theils durch neuerten in manchen noch vorhandenen Gesetzen mehrere Strafen, bis endlich bey Gelegenheit der Priscillianisten die Ketzer gar mit der Lebensstrafe belegt wurden (s. Ketzer und Ketzerstrafen). Da es nun auf das Urtheil der Kirche ankam, ob jemand als ein Ketzer angesehen werden sollte, und dieses Urtheil durch die Excommunication gefällt wurde; so mußte dieselbe, indem sie den Verlust der schätzbarsten bürgerlichen Rechte nach sich zog, nothwendig sehr fürchterlich werden, und eine große Zerrüttung des gemeinen Wesens veranlassen. Denn der wahre oder vorgebliche Irrthum fand oft viel Anhänger, so daß sie denen, welche Rechtgläubige heißen wollten, an Macht überlegen waren, und nun unter dem Vorwande, daß sie die Wahrheit auf ihrer Seite hätten, mit eben der Strenge wüteten, mit welcher sie verfolgt worden waren. Die Bischöffe und die Kirchenversammlungen waren in diesen Fällen die Richter. Sie unterließen daher nichts, um insonderheit die Ketzer aller Rechte zu berauben. Ihr Zeugniß wider einen rechtgläubigen Bischoff war im Gericht ungültig; man verordnete, daß die Gerichte wohl untersuchen sollten, was der Kläger und der Beklagte für einen Glauben hätten und so ferner.

Die Obrigkeiten merkten zwar zuweilen die Gefahr, worinnen die bürgerliche Wohlfahrt ihrer Unterthanen bey dieser Beschaffenheit des Banns gerathen war. Schon Justinian gab das Gesetz, daß niemand in den Bann gethan werden sollte, ohne daß die Ursachen angezeigt, und dargethan würde, daß die heiligen Vorschriften solches erforderten. Wer wider dieselben von der Gemeinschaft der Kirche ausgeschlossen war, der sollte durch einen höhern Geistlichen losgesprochen werden. Und so finden sich mehrere Verordnungen der Könige und Kayser in den folgenden Zeiten. Insonderheit waren die Könige von Frankreich, England und Spanien in den mittlern Zeiten darauf bedacht, daß niemand in ihren Ländern ohne ihr Vorwissen in den Bann gethan werden sollte. Allein dieses waren nur schwache Versuche gegen einen Mißbrauch, der schon so tief eingewurzelt war. Die Geistlichkeit fieng an zu behaupten, daß der Bann auch in Fall, daß er unrechtmäßig wäre, doch gültig sey. Das Avernensische Concilium (zu Clermont in Auvergne) A. C. 549. verordnete, daß wenn einer vorgäbe, ungerechterweise in den Bann erklärt worden zu seyn, er zwar nach den Kirchengesetzen gerichtet, bis dahin aber doch in dem Bann verbleiben sollte. Denn man glaubte, daß die gute Ordnung, das Wohl der Kirche, und die Aufrechthaltung des Ansehens der Geistlichkeit solches erforderte. Der Pabst Gregorius der Große, der A. C. 604. starb, that den Ausspruch: der Priester mag gerechter oder ungerechter weise binden, so muß doch die Heerde seinen Spruch fürchten, damit diejenige, der in dem Bann ist, wenn er unrechtmäßig gebunden worden, ihn nicht aus einer andern Ursache verdienen möge. Dergleichen Grundsätze wurden in der Folge oft wiederholt, und sehr gefährlich. Bischöffe und Concilien hatten zwar verschiedene Regeln festgesetzt, um dem Mißbrauche des Bannes zuvorzukommen, die aber in der Folge nur allzu oft übertreten wurden. Es durften nach denselbigen um das Verbrechen eines einzigen willen nicht ganze Familien, Kirchen und Nationen mit dem Bann belegt werden, wie nachher von den Päbsten in den sogenannten Interdicten (s. dieser Artikel) oft geschehen ist. Es durfte niemand excommuniciret werden, der nicht von seinem Verbrechen auf eine rechtskräftige Art, theils durch sein eigenes Geständniß, theils durch die Aussage unverwerflicher Zeugen überführet war. Weil man aber auch manchmal Leute, deren böse That notorisch und offenbar war, ohne weitere Untersuchung mit dem Bann belegte: so fand man auch bald Mittel jene Vorschrift zu vereiteln. Man machte auch einen Unterschied zwischen großen und kleinen Verbrechen. Unter jenen verstand man hauptsächlich diejenigen, die eine große Aergerniß angerichtet hatten, ansteckend und gefährlich waren. Und nur diese sollten mit dem Bann belegt werden. Allein die Bischöffe wußten die Sache jedesmal nach ihrem Vortheil zu drehen; und ob es ihnen gleich untersagt war jemanden in den Bann zu thun, der sie für ihre Person beleidiget hatte, so kehrten sie sich doch auch hieran nicht, sondern wußten der Sache wenigstens einen andern Schein zu geben. Dergleichen Regeln gab es mehrere; aber sie hatten nicht immer die gehoffte Wirkung.

In den Reichen, welche aus den Trümmern des Abendländischen Kayserthums entstanden, gelangten die Geistlichen bald zu einer großen Macht. Sie wurden Reichsstände, die auf Reichsversammlungen erschienen und mitzusprechen hatten; sie erhielten große Lehengüter und wurden mächtige Vasallen. Diese ihre äußerliche Vorzüge kamen ihrer geistlichen Gewalt sehr zu statten. Sie belegten die Uebertreter der Reichsgesetze noch ausserdem mit dem Kirchenbann: die Könige verlangten dieses oft selbst von ihnen, und bedienten sich des Banns der Bischöffe gegen ihre andere unruhige Vasallen, welches denselben dann immer mehr Ansehen geben mußte. Die barbarischen Nationen, welche die abendländischen Königreiche gestiftet hatten, waren bereits an dergleichen Sachen aus dem Heidenthum her gewöhnet. Die hatten ihre Priester, die zugleich ihre Richter waren und die Uebertreter der Gesetze in den Bann thaten. Von den Druiden erzählt Cäsar, daß sie einen jeden, der ihren gerichtlichen Ausspruchen nicht gehorsam war, er mochte eine Privat- oder öffentliche Person seyn, von den Opfern ausschließen konnten; daß das Volk dieses als eine der schwersten Strafen angesehen; daß man diejenigen, welche so ausgeschlossen waren, unter die Zahl der ärgsten Böswichter gerechnet; daß sie jedermann verlassen und ihren Umgang und Gespräch gestohen, damit durch die Ansteckung kein Unglück über die andern gebracht würde; und daß man solchen Leuten nicht die geringste Ehre mehr erwiesen, und ihnen selbst vor Gericht alle Gerechtigkeit versagt habe. Da man also bereits längstens an die Wirkungen des Banns im Heidenthum gewöhnt war; so ist sich nicht zu verwundern, daß diese Völker die nemlichen Begriffe beybehielten, als sie zum Christenthum übertratten, und daß ihnen das große Ansehen der Geistlichkeit, und der Bann, der unter den Christen schon fürchterlich genug

Digitized by Google

wär, nicht fremd und anſtößig vorkam. Die Geiſtlichkeit benutzte dieſes auch und ſpannte die Saiten immer höher. Die Capitularien der fränkiſchen Könige bezeugen dieſes. In einem derſelbigen heißt es, daß kein Gebannter in die Kirche kommen, noch ein Chriſt mit ihm eſſen und trinken, kein Geſchenk von ihm nehmen, ihn nicht küſſen, noch mit ihm beten ſollte. Nach einem andern konnte ein Gebannter niemanden vor Gerichte anklagen; er wurde als ein Menſch angeſehen, der bürgerlich todt wäre. Er konnte kein gültiges Zeugniß in einer Rechtsſache ablegen; er konnte weder ein Anwald noch Notarius ſeyn. Der Bann ſchloß von allen bürgerlichen Aemtern aus, und wer irgend ein Amt im gemeinen Weſen verwaltete und das Unglück hatte, in denſelben hinein zu gerathen, war dadurch ſo gut, als abgeſetzt. Eine gleiche Strafe traf diejenigen, welche einen Gebannten zu einem bürgerlichen Amte wählten und verordneten. Wegen derer, die die Excommunication nicht achten wollten, wurde befohlen, daß ſie durch das königliche Gericht des Landes verwieſen werden ſollten. Kamen die weltlichen Gerichte den Befehlen der Biſchöffe nicht nach, ſo wurden ſie auch mit dem Bann belegt, und dieſer Bann war von den nachtheiligſten Wirkungen für ſie. Wenn ein Graf, heißt es in einem Capitulare, oder ein anderer Richter, nicht zur Landesverweiſung des Gebannten ſchreiten, oder ſie verzögern ſollte, ſoll er von dem Biſchof in den Bann gethan werden, und ſo lange darinnen verbleiben, bis er ſeiner Schuldigkeit nachkommt, es ſey dann, daß der Biſchof gütiger mit ihm verfahren wollte. Iſt der Graf ungehorſam oder nachläßig, ſo ſoll er der gräflichen Würde beraubt ſeyn, um andere von einem gleichen Ungehorſam abzuſchrecken.

Der Bann wurde zuweilen mit erſchrecklichen Flüchen oder Verwünſchungen begleitet. Urſprünglich war dieſes nicht ſo. Man brauchte den Ausdruck: daß man den Gebannten dem Satan übergäbe, nicht; weil man dieſes für eine Macht anſah, welche nur den Apoſteln zugeſtanden war. Mit der Zeit aber gieng man weiter, und in dem ſiebenten Jahrhundert war dieſes eine gewöhnliche Formel. Das Anathema aber gebrauchte man früher, obgleich auch nicht allgemein. Das Concilium zu Gangra hatte bereits 324. alle ſeine Verordnungen mit dieſem Wort beſchloſſen. Zuweilen wurde aus 1 Cor. 16, 22. auch das Wort: Maran atha hinzugefügt. Indeſſen hat man doch dieſe Verfluchung nicht gleich ſo angeſehen, als wenn keine Hoffnung der Gnade Gottes und ſeine Fürbitte mehr ſtatt fände. Auch haben Chryſoſtomus und andere gegen dergleichen Verfluchungen geeifert. Allein ſie wurden dem ungeachtet endlich ziemlich allgemein. In der vierten (A. C. 633.) ſechſten (638.) und ſechzehenten (693.) Kirchenverſammlung zu Toledo in Spanien wurden diejenigen, welche ihren Verordnungen nicht gehorchen würden, mit dem Teufel und ſeinen Engeln zur künftigen Pein verdammt, und die Verbannten ſollten mit dem Verräther Judas in den Flammen des ewigen Feuers brennen und ein Anathema Maran atha ſeyn. Bey dieſen Flüchen blieb es nicht; man erſtreckte die Verwünſchungen auch über die zeitliche Wohlfahrt der Verbannten. Ihre Söhne, heißt es in einem ſolchen Bannfluche, müſſen Waiſen, und ihre Weiber Wittwen werden; fremde müſſen ihr Vermögen verzehren, und ihre Kinder müſſen betteln. In einer andern, welche beym Burchard und Ivo von Chartres aus dem eilften Jahrhundert angetroffen wird, heißt es: Weil wir der Canoniſchen Verordnung und unſerer Väter Exempel folgen, wollen wir folgende Verletzer der Kirchen, Räuber und Todtſchläger N. N. im Namen des Vaters, Sohnes und Kraft des heiligen Geiſtes, imgleichen aus biſchöflicher Gewalt, ſo durch Petrum den Vornehmſten der Apoſtel von Gott gegeben worden, von dem Schoos der Mutter der Kirchen abſondern und mit dem immerwährenden Fluch belegen. Verflucht ſeyen ſie in der Stadt, verflucht auf dem Felde, verflucht ſeyen ihre Scheuern, verflucht ihr Uebriges, verflucht ſey die Frucht ihres Leibes, und die Frucht ihres Landes. Verflucht ſeyen ſie wenn ſie eingehen, verflucht, wenn ſie ausgehen; ſie ſeyen in ihren Wohnungen verflucht, und auf dem Felde flüchtig. Es kommen alle die Flüche über ſie, ſo Gott durch Moſen über das Volk, ſo die Geſetze übertreten würde, zu ſchicken gedroht hat. Sie ſeyen Anathema, Maran atha, das iſt, ſie ſollen untergehen in der andern Zukunft des Herrn. Kein Chriſt ſoll ſie grüßen; kein Prieſter ſoll ſich unterſtehen mit ihnen die Meſſe zu halten, oder ihnen die heilige Communion zu reichen. Sie ſollen ein Eſelsbegräbniß haben, und auf der Erden als ein Miſthaufen geachtet werden. Und wie dieſe Lichter, ſo wir aus unſerer Hand werfen, heute ausgelöſcht werden; ſo werde ihr Licht in alle Ewigkeit verlöſchet; es ſey denn, daß ſie zur Erkenntniß kämen und ſich mit der Kirche Gottes, welche ſie beleidigt, durch Beſſerung und rechte Buße wieder ausſöhnten. Aehnliche Formeln finden ſich anderſtwo, z. E. in dem Concilium zu Senlis vom Jahr 990. welche ſo anhebt: Unter der Autorität des allmächtigen Gottes des Vaters, und des Sohns, und des heiligen Geiſtes, und unter dem Beyſtand und der Hülfe der ſeligen und beſtändigen Jungfrau Maria, mit allen Heiligen, und vermöge der Autorität und der Gewalt, die den Apoſteln gegeben, und von ihnen uns zurückgelaſſen worden, verbannen, verwünſchen und verdammen wir (excommunicamus, anathematizamus, damnamus) und ſchlieſſen aus von den Schwellen der heiligen Mutter der Kirche den Prieſter Atalger, ein Glied des Teufels und einen Verräther des Biſchofs, der Geiſtlichkeit und des ganzen Volks, und ſo ferner.

Außer den Flüchen aus dem Geſetz Moſis brauchten die Geiſtlichen beſonders den 108ten (109ten nach einer andern Zählung) Pſalm zur Formel der Excommunication, welche dem unwiſſenden Haufen um ſo viel fürchterlicher wurde, jemehr ſinnliche Ceremonien, als das Auslöſchen angezündeter Lichter, hinzukamen. Solche Bannflüche (ſagt Herr Cramer in der vierten Fortſetzung von Boſſuets Einleitung in die Geſchichte der Welt und Religion, aus welcher wir in dieſem Artikel einiges wörtlich entlehnt haben,) hätten den bürgerlichen Zuſtand eines Menſchen verändern müſſen, wenn auch die Cleriſey noch ſo ernſtlich behauptet hätte, daß ſie ſich keine Gewalt über denſelben zueignete. Denn welche obrigkeitliche Macht hätte wohl einen Excommunicirten vor einer allgemeinen Verabſcheuung, und ihren gefährlichen Folgen ſchützen können? Allein die Geiſtlichen maßten ſich wirklich die Gewalt an, auch alle bürgerliche Gemeinſchaft mit den Excommunicirten zu unterſagen, deren Leichnam und Begräbniß in den ſpätern Zeiten ſogar, wenn ſie unter die Chriſten begraben worden waren, wieder ausgegraben und verbrannt werden mußten.

Die Kirche ſprach zuweilen gegen einige Verbrecher einen unwiderruflichen Bann, und verſagte ihnen die Gemeinſchaft bis in die Todtesſtunde. Dabey glaubte man jedoch nicht, wie nachher, daß ſolche Perſonen von der Barmherzigkeit Gottes ganz ausgeſchloſſen wären: denn ſonſt würde man ſie nicht ermahnt haben, in der

Digitized by Google

Ordnung wahrer Buße von Gott Barmherzigkeit zu erwarten. Man that dieſes nur wegen der Größe der Verbrechen, um andere deſto mehr abzuſchrecken. Zuweilen wurde auch jemand nach ſeinem Tode noch unter die Verbannten gerechnet, wenn er gleich in der Gemeinſchaft der Kirche geſtorben war. Dieſes geſchah, wenn Irrthümer, Ketzereyen, auch wohl andere Verbrechen erſt nach ſeinem Tode bekannt wurden. Schon zu den Zeiten Cyprians im 3ten Jahrhundert finden ſich Beweiſe hiervon. Cyprian ſchrieb wegen eines gewiſſen Mannes, der wider die Vorſchrift eines Concilii gehandelt hatte, an die Gemeine, in welcher er gelebt hatte, daß ſie wegen ſeines Todtes kein Opfer annehmen, noch für ihn in der Kirche beten, ſondern ſeinen Namen aus den Kirchenregiſtern ausſtreichen ſollten. Dieſes geſchah hernach mehrmalen. Origenes wurde 200 Jahre nach ſeinem Tode vom Theophilus Patriarch von Alexandrien, Theodorus von Mopſueſt, von dem fünften allgemeinen Concilio, und der Pabſt Honorius nebſt mehrern von dem ſechſten allgemeinen Concilio excommunicirt, und ihre Namen aus den Kirchenbüchern ausgelöſcht. Zuweilen wurde ſolches hernach widerrufen, und ihre Namen wieder in die Kirchenregiſter eingetragen.

Die Vergehungen, welche mit dem Bann belegt wurden, waren anfänglich nur große Verbrechen, welche ſowohl für ſich ſelbſt, als auch wegen des Aergerniſſes das ſie in der Kirche anrichteten, nicht geduldet werden konnten. Dergleichen waren: Ehebruch, Hurerey, Todtſchlag, Abfall von der chriſtlichen Religion und Ketzerey. Man erſtreckte aber im vierten und fünften Jahrhundert den Bann auf alle Sünden, die wider die zehen Gebothe ſind, jedoch immer nur auf diejenigen, welche öffentlich geſchahen, und mit einem Aergerniß verknüpft waren. Man beobachtete aber hierbey einen großen Unterſchied nach den Graden derſelben. Einige wurden nur mit der Ausſchließung vom Abendmahl und von dem Gebeth der Glaubigen, beſtraft; andere aber mit einer gänzlichen Ausſchließung von aller Gemeinſchaft mit den übrigen Chriſten, oder dem ſogenannten großen Bann belegt. Ein und eben das Verbrechen wurde bey gewiſſen Perſonen mit einer gänzlichen Ausſchließung beſtraft, das bey andern Perſonen unter andern Umſtänden gelinder behandelt wurde. Durch die Biſchöffe und Concilien wurden nach und nach alle Strafen der Verbrechen genau beſtimmt, und hinzugeſetzt, ob einer ganz aus der Kirche vertrieben, oder nur eines Theils des Gottesdienſtes beraubt ſeyn ſollte. Es wurden zugleich die Bußungen namhaft gemacht, denen ſich derjenige, welcher wieder aufgenommen ſeyn wollte, unterwerfen mußte. Einige wurden blos zu den ſogenannten Stuffſtehenden, andere aber zu den Fußfälligen und Hörenden verwieſen und feſtgeſetzt, wieviel Zeit, meiſtens Jahre, jemand in einer jeden Bußſtation zubringen mußte. Nur bey ſehr ſchweren Verbrechen, oder auch großer Hartnäckigkeit wurde er bis zur niedrigſten Claſſe der Weinenden verwieſen, die vor der Kirche, oft unter freyem Himmel auch bey dem ſchlechteſten Wetter ſtehen mußten, daher ſie Hiemantes genennt wurden (ſ. dieſes Wort, wie auch Bußſtationen.) Dieſe waren alſo von dem Gottesdienſt gänzlich ausgeſchloſſen, da die übrigen insgeſammt einem Theil des Gottesdienſtes noch beywohnen durften. Diejenigen, welche ſich vor der Kirche unter den Weinenden befanden, hatten auch ſchon einige Hofnung, zu ſeiner Zeit wieder aufgenommen zu werden, und waren alſo von dem Umgang mit andern Chriſten nicht ausgeſchloſſen. Wer ſich aber den Verordnungen der Kirche wegen den Bußungen nicht unterwerfen wollte, oder bey welchem alle vorhergehenden Vermahnungen fruchtlos abgelaufen waren; der kam eigentlich erſt in den Zuſtand, in welchem aller Umgang mit ihm aufgehoben wurde. Denn ſobald er ſich an irgend einer Bußſtation befand, ſo gehörte er, genau zu reden, nicht mehr unter die Verbannten, ſondern unter die Büſſenden.

Es waren auch nicht in allen Kirchen die Strafen einerley; ſondern der eine Biſchoff verordnete dieſes, ein anderer etwas anders. In dieſer Provinz wurde es ſo, in jener anderſt gehalten, nachdem die Biſchöffe oder die Provincialſynoden es verordnet hatten. Man nahm auch die Verordnungen einer Provinz oft in einer andern freywillig an, und als hernach die allgemeinen Concilien gewöhnlicher wurden, ſo wurden die Verordnungen derſelben, die ſie entweder von neuem gemacht, oder in welchen ſie Schlüſſe vorhergegangener beſonderer Concilien beſtätigt hatten, nach und nach ziemlich allgemein, wiewohl manche Kirchen auch noch viel eigenthümliches behielten. Es würde uns in eine große Weitläuftigkeit führen, wenn wir alle Verbrechen, die mit dem Bann belegt wurden, namhaft machen, und jedesmal hinzuſetzen wollten, was ein jeder Biſchoff, oder ein jedes Concilium darüber verordnet habe. Indeſſen wollen wir doch die vornehmſten mit den Worten des berühmten Herrn Cramers aus obgedachtem Buch anzeigen, welches Verzeichnis wir aus dem Bingham ſehr anſehnlich hätten erweitern können, wenn ſolches der Raum verſtattete.

„Der Kirchenbann, ſagt er, wurde in Abſicht auf ſeine Würkungen immer furchtbarer, jemehr Verbrechen und Sünden damit beſtraft wurden. Man fieng an, alle große Verbrechen wider die zehen Gebote damit zu beſtrafen, und das gefährlichſte war, daß ſich der geiſtliche Stand die Gewalt anmaßte, zu beſtimmen, welches die großen Verbrechen wider die zehn Gebote wären. Die Abgötterey und der Abfall hatte unter denſelben den erſten Rang. Man machte ſich aber, nach den Ausſprüchen der Biſchöffe und geiſtlichen Verſammlungen, des Götzendienſtes ſchuldig, nicht allein, wenn man den Götzen ſelbſt opferte, ſondern auch, wenn man ſich aus Furcht zu gewiſſen Handlungen verleiten ließ, wodurch man ſich der würklichen Opferung, oder der Verfolgung zu entziehen hoffte. Die Chriſten ſollten nicht einmal die bürgerlichen Gewerbe treiben, welche auch nur einen entfernten Einfluß in die Erhaltung des heidniſchen Aberglaubens haben konnten. Den obrigkeitlichen Perſonen wurde geboten, dem Volke zu ſeinen öffentlichen Luſtbarkeiten keine Geſchenke zu geben. Aller Antheil an den öffentlichen Schauſpielen war Abgötterey. Sich bey dem Bau der heidniſchen Altäre und Tempel brauchen zu laſſen; Weyrauch oder geſchlachtete Thiere an die Heiden zu verkaufen, wenn man glauben konnte, daß ſie ſolches zu ihrem Götzendienſt brauchen würden; aus Neubegierde dem heidniſchen Opferdienſt zuzuſehen, oder mit den Heiden an ihren Feſten zu eſſen, alles dies war Abgötterey; alle abergläubiſche Beobachtung der Tage, der Gebrauch des Looſes, der Amulete und zauberiſchen Charactere war Abgötterey; und diejenigen, welche ſich dieſer Handlungen ſchuldig machten, wurden bald lange, bald kurze Zeit von der Gemeinſchaft der Kirche ausgeſchloſſen. — Unter den Verbrechen gegen die Religion war, nach der Abgötterey und dem Abfall vom Chriſtenthum, das gröſte die Ketzerey und die Kirchenſpaltung, welche eine gewöhnliche Folge derſelben,

demſelben war, ob ſie gleich aus einer Trennung und Abſonderung von gewiſſen gottesdienſtlichen Gebräuchen und Ceremonien entſpringen konnte. Ein Menſch wurde für einen Ketzer erklärt, wenn er entweder wirkliche Irrthümer, die mit den Lehren des göttlichen Worts ſtritten, oder ſolche Meynungen behauptete, die von den in den öffentlichen Glaubensbekenntniſſen der Kirche für göttliche Wahrheiten erklärten Lehren abwichen, ohne daß er ſich durch die Vorhaltung ſeines Irrthums überreden ließ, ſeine Meynungen zu verändern und eben das zu glauben, was die Kirche glaubte. Anfangs maßte ſich jede einzelne Kirche die Entſcheidung an, was Ketzerey wäre; in der Folge wollten die Biſchöffe in ihren Verſammlungen beſtimmen, was ein jeder Chriſt für göttliche Wahrheiten erkennen ſollte; endlich gehörte zur Ketzerey jede Meynung, welche den Ausſprüchen der römiſchen Kirche und ihrer Biſchöffe widerſprach. Jeder nun, welcher ſich des wahren oder eingebildeten Verbrechens nach dem Urtheil derer ſchuldig machte, die für die rechtgläubige Kirche gehalten ſeyn wollten, wurde von aller Gemeinſchaft mit der Kirche ausgeſchloſſen. — Nach der Ketzerey gehörten zu den Sünden, welche einem Menſchen nach den verſchiedenen Kirchenverordnungen den kleinern oder größern Bann zuzogen, alle Entheiligung deſſen, was zum Gottesdienſt gehörte; die Vergreifung an Dingen, die zu einem gottesdienſtlichen Gebrauche beſtimmt waren; die Verletzung der Gräber; nach dem Pabſte Gelaſius, die Entziehung des Kelchs im Abendmahl; die Simonie in dem Kauf und Verkauf geiſtlicher Vorrechte, Gaben und Aemter; alle Läſterung wider die Religion, beſonders die Läſterung wider den heiligen Geiſt, deren oft die Irrglaubigen beſchuldigt wurden; alles leichtſinnige Schwören, und der Meineyd; die Enthaltung vom Gottesdienſte; das Faſten am Sonntage; der Beſuch der Schauſpiele; die Verlaſſung der Eltern von ihren Kindern; die Heurathen der Kinder wider den Willen ihrer Eltern, und der Sclaven wider den Willen ihrer Herren; das Verbrechen der beleidigten Majeſtät; die Verachtung oder Vernachläßigung der Kirchengeſetze; alle Arten des Todtſchlags, und viele nähere und entferntere Veranlaſſungen dazu; die Laſter der Wolluſt, worunter die dritte und vierte Heurath gerechnet wurde; das Baden der Perſonen des weiblichen und männlichen Geſchlechts; die Verweichlichung der männlichen und weiblichen Kleidung; alter Diebſtahl, und beſonders auch der Wucher, worunter ſelbſt alle Arten von Zinſen begriffen waren; falſche gerichtliche Zeugniſſe, Schmähſchriften, Verläumdungen und Lügen. Dieſes iſt ſchon ein ſehr weitläuftiges Verzeichniß von Verbrechen, welche mit dem kleinern und größern Kirchenbanne beſtraft zu werden pflegten. Allein es wurde in den finſtern Zeiten der Kirche noch ſehr erweitert. Denn da die chriſtliche Sittenlehre immer mehr verfiel, wurden auch viele Handlungen für Sünden erklärt, weil die Chriſten die Rechtmäßigkeit derſelben nicht nach den Vorſchriften des göttlichen Worts, ſondern nach den falſchen und oft ungereimten Begriffen und Meynungen des herrſchenden Aberglaubens beurtheilten.

Bey dem allen verfiel die Kirchenzucht doch, inſonderheit in den Abendländern, nachdem die Buſſtationen meiſtens abkamen, und die aufgelegten Buſſtrafen zum Theil erlaſſen, zum Theil in andere der Geiſtlichkeit einträgliche gute Werke verwandelt und abgekauft wurden, welches man den Ablaß nennt. (ſ. dieſen Artickel) Höchſtens mußten diejenigen, welche ausgeſchloſſen wurden, nur die letzte Buſſtation noch durchgehen, wo ſie ſich unter den ſogenannten Stehenden befanden, welche dem ganzen Gottesdienſt beywohnen durften, nur daß es ihnen nicht erlaubt war, das Abendmahl mit zu genieſſen: denn die übrigen bey den Alten gewöhnliche Buſſtationen wurden ihnen wegen anderer guter Werke, dazu ſie ſich anheiſchig machten, erlaſſen. Daher entſtund nun nach und nach ein Unterſchied. Einige wurden für Chriſten gehalten, und erkannt, nur daß ſie eine Zeitlang des heiligen Abendmahls ſich enthalten mußten; andere aber wurden ganz von aller kirchlichen und bürgerlichen Gemeinſchaft ausgeſchloſſen. Dieſe waren in dem großen Bann, deſſen fürchterliche Würkungen wir bisher beſchrieben haben. Jene aber waren in dem kleinen Bann, die man nun die bloße Ausſchließung vom Abendmahl nannte. Es iſt dieſer kleine Bann in der That weniger, als das, was einige in Abſicht auf die ältere Zeiten mit dieſem Wort belegen. Denn ſie verſtehen unter dem kleinen Bann nur diejenige Ausſchließung vom Gottesdienſt überhaupt, oder einem Theil deſſelbigen, die auf eine gewiſſe Zeit beſtimmt war, während welcher man die damit Beſtraften nicht als Glieder der Kirche erkannte, ob man gleich nicht allen Umgang mit ihnen aufhob. Der nunmehr ſogenannte kleine Bann, welchen man heutiges Tages verſteht, wenn man dieſes Wort braucht, war der niedrigſte Grad des Banns, und wie oben bemerkt worden, auch in den ältern Zeiten ſchon gewöhnlich. Aber es gab mehrere Grade deſſelbigen, als die bloße Ausſchließung vom Abendmahl. Ein jeder Gebannter, mit welchem noch nicht aller bürgerlicher Umgang abgebrochen war, befand ſich in dem kleinen Bann, in welchem auch ein jeder war, der ſich den Buſſtrafen unterworfen hatte, und dieſes ſo lange, bis er mit der Kirche ausgeſöhnt war, und wieder zu dem Abendmahl zugelaſſen wurde. Alle Zwiſchengrade von der bloßen Ausſchließung vom Abendmahl, bis zur gänzlichen Ausſchließung von allem Gottesdienſt, und dem bürgerlichen Umgang gehörten ehemals zu dem kleinen Bann. Da aber wie erinnert worden, dieſe Zwiſchengrade durch die veränderte Kirchenzucht, und den Ablaß abkamen; ſo blieben nur die beyden äußerſten Grade übrig, die man nun, inſonderheit ſeit den Zeiten des Gratians und dem dreyzehnten Jahrhundert mit dem Namen des kleinen und großen Bannes belegte, und der Ausdruck des kleinern Bannes erhielt alſo eine andere und eingeſchränktere Bedeutung. Ein jeder Prieſter und Beichtvater konnte nun mit dieſem kleinen Bann belegen, und jemand vom Abendmahl auf eine Zeitlang ausſchlieſſen; da vorher der Bann überhaupt, anfänglich nur von dem Biſchoff, der Geiſtlichkeit, und der Gemeine, nachher aber nur von den Biſchöffen allein erkannt wurde.

Der große Bann, oder die gänzliche Ausſchließung von allem Gottesdienſt, und der bürgerlichen Gemeinſchaft, blieb indeſſen ein Vorrecht der Biſchöffe, welche ſich deſſelbigen auch oft genug bedienten. Er wurde jedoch nicht leicht mehr auf alle grobe und Aergerniß verurſachende Laſter gelegt: denn dieſe konnte man durch andere Buſſübungen und durch Ablaß gut machen, und abkaufen. Zwey Hauptverbrechen mußten ihn aber deſto öfterer erfahren. Das erſte war die Ketzerey. Wir haben angemerkt, daß man bereits in den ältern Zeiten, und vor dem vierten Jahrhundert, mit Hauptketzern, die die ganze chriſtliche Religion umzuſtürzen ſuchten, alle Gemeinſchaft aufhob. Nach und nach wurde dieſes auf alle Arten von Ketzern erſtreckt, ſo unerheblich auch vielleicht ihre Abweichungen ſeyn mochten. Neſto-

Digitized by Google

rius im fünften Jahrhundert, und seine Anhänger, deren ganzer Irthum vielleicht am Ende Misverstand war, mußten eben das Schicksal erfahren, als die Arianer, und andere grobe Ketzer. Genug, daß sie hartnäckigst auf ihrer Meynung beharreten: denn diese Hartnäckigkeit hielte man nun des Bannes werth. Man gieng immer weiter, und alles wurde für Ketzerey geachtet, was der Geistlichkeit dafür zu erklären beliebte. Wenigstens sind nach der Meynung der Protestanten manche, welche die Wahrheit auf ihrer Seite hatten, eben wegen dieser Wahrheit, unter die Ketzer gerechnet, und in den Bann gethan worden. Die Kirche ist sich auch nicht gleich geblieben, und hat einige Sätze als Glaubenssatzlen angenommen, die sie einige Zeit vorher als Ketzerey verdammt hatte, wie solches, nach protestantischer Vorstellungsart, in Absicht auf die Bilderverehrung und die Brodverwandlung statt gehabt hat. So wie nun das Ansehen des römischen Papstes stieg, so wurden alle diejenigen, welche sich seinen Lehren und seinem Ansehen widersetzten, unter die Zahl der Ketzer versetzt, und weil der Bann nicht immer die gehoffte Würkung thun wollte, endlich noch etwas ärgers, nemlich die Ketzergerichte, oder die sogenannte Inquisition (s. diesen Artickel) erfunden. Sonst hatte man nur diejenigen in den Bann gethan, welche sich zuvor zu den Christen gehalten hatten. Nunmehr aber sprach man auch den Bann über Juden, Mahometaner, und Ungläubige aus, und wenn man konnte, oder sonst für zuträglich fand, so zog man sie auch vor die Inquisition, und verbrannte sie.

Das andere Hauptverbrechen, welches aber von grossem Umfang war, war die Widersetzlichkeit und die Vergreiffung an der Geistlichkeit, ihrer Ehre, Ansehen, Gütern, und was ihnen sonst zugehörte. Schon war es, wie bemerkt worden, im sechsten Jahrhundert gewöhnlich, auch sogar einem ungerechten Bann, ehe Geistlichkeit zuzuschreiben, damit das Ansehen der Geistlichkeit nicht darunter leiden möchte. Es verlangte die Geistlichkeit einen blinden und unumschränkten Gehorsam. Es waren nicht immer Verbrechen, welche den Bann nach sich zogen; sondern es war genug, daß man der Geistlichkeit nicht gehorchte, sie wochte befehlen was sie wollte, und wenn es auch gleich Sachen und Rechte betraf, von denen es noch streitig war, ob sie ihnen zukamen. Man bestrafte die Ungehorsame wegen ihrer Hartnäckigkeit, (ob contumaciam,) wozu man dann immer Vorwand genug fand. Diese Hartnäckigkeit wurde nun selbst und schlechterdings als ein Verbrechen angesehen. Von den vierten und fünften Jahrhundert an, gieng die Absicht des Bannes nicht sowohl auf die Beförderung und Erhaltung des wahren Christenthums, zu welchem Endzweck er in der ersten Kirche gebraucht wurde, sondern zur Beförderung des Eigennutzes und der Herrschsucht der Geistlichkeit. Schon im sechsten Jahrhundert A. C. 585. verordnete eine Kirchenversammlung zu Maron in Frankreich, (Matiscon.) daß, wenn Vornehme aus dem weltlichen Stande, Geistlichen auch von der niedrigsten Ordnung begegneten, sie sich demüthig vor ihnen beugen sollten, weil sie durch dieselben Christen geworden wären. Saßen sie zu Pferde, so sollte der Weltliche sein Haupt ehrerbietig vor dem Geistlichen entblößen. Gieng der Geistliche zu Fuß, so sollte der Weltliche vom Pferd absteigen, und ihm seine Ehrerbietung bezeigen. Wer dieser Verordnung nicht nachkommen würde, sollte, so lange es dem Bischofe gefällig seyn würde, von der Kirchengemeinschaft ausgeschlossen werden, weil er die Kirche in ihren Dienern entehrte." Man excommunicirte endlich einen jeden, der sich den Befehlen der Kirche widersetzte; der sich an den Geistlichen und ihren Gütern vergriff; der ihnen die Opfer von den Todten entwendete, oder vorenthielt; der mit dem todten Körper eines Geistlichen gefangen setzte, oder schlug, wenn er es auch selbst auf Befehl seines Vorgesetzten that; und was dergleichen mehr war. Das Ansehen der Geistlichen wurde dadurch so groß, daß selbst weltliche Fürsten und Könige sich nicht besser zu helfen glaubten, als wenn sie ihre Verordnungen, wie oben schon erinnert worden, mit dem Bann bekräftigen ließen, und insonderheit in den unruhigen mittlern Zeiten ihre Güter und Länder in den Schuz der Geistlichkeit übergaben, oder ihnen zu Lehen auftrugen, damit sie durch den Bann der selbigen gegen anderwärtige Angriffe gesichert seyn möchten.

Mit dem dreyzehnten Jahrhundert kamen auch beydem grössern Bann neue Eintheilungen. Man behauptete das der Bann entweder von den Rechten, oder von dem Richter gesprochen werde. Man meynte, es gäbe Fälle, wo der Bann schon vermöge der Rechte (ipsiure) gesprochen sey, wo man folglich keine weitere Entscheidung nöthig hätte, weil die Handlung schon selbst den Bann nach sich zöge; da in andern Fällen eine richterliche Untersuchung und Entschiedung nöthig wäre, und der Bann also erst noch gesprochen werden müßte. Excommunicatio latae & ferendae sententiae, wovon in dem catholischen Artickel ein mehreres nachzusehen ist. Jenes war eine sehr bequeme Erfindung, einen jeden ohne weitere Untersuchung zu verdammen, wenn nur die That klar war. Davon wußte man in den ersten Zeiten des Christenthums nichts. Es gieng allemal eine Untersuchung voraus und wenn die Sache es litte, und nicht derselbe auf den höchsten Grad getrieben war, so vermahnte man den Verbrecher vorher mehrmahlen, von dergleichen Handlungen abzustehen, wie oben aus dem Bann des Synesius erinnerlich seyn wird. In allen Fällen konnte freylich diese Vermahnung nicht vorausgehen. Wenn ein Christ den heidnischen Götzen geopfert hatte, so wurde er sogleich, als die That erwiesen war, ausgeschlossen, und nicht erst ermahnt, daß er die Handlung nicht mehr begehen möchte, weil durch eine einzige solcher Handlungen das Aergernis schon zu groß war, und derjenige, der sie begieng, nicht mehr für einen Christ angesehen werden konnte. Bey Ketzereien aber gieng nach der Regel allemal eine solche Vermahnung voraus, davon abzustehen, und man gab dem Irrenden gemeiniglich zehen Tage Zeit, um seine Meynung allenfalls zu ändern.

Den Bann, welcher ohne Untersuchung und Entscheidung des Rechts erfolgte, nennte man den allgemeinen, den andern aber den besondern Bann. Man gebrauchte diese Eintheilung bald zu allerley Absichten. Denn man leitete daraus die Lehre her, daß auch unbekannte und verborgene Sünder in den Bann erklärt, und von den geistlichen Würkungen desselben, weil er seiner Natur nach die Sünder binden, und eine ewige Strafe nach sich ziehen wollte, als welches die herrschende Meynung geworden war, nicht anderst, als durch die Lossprechung der Geistlichen befreyt werden könnten; eine Meynung, welche die Macht der Eltern über die Gewissen der Menschen sehr erweiterte. Denn der Bann wurde nun ein Mittel, alles, was gehetzt und verborgen war, zu erforschen. Hatte jemand ein gehetztes Verbrechen begangen, und besaß noch soviel Religion, daß er sich fürchtete, verdammt zu werden, welches er fürch-

Digitized by Google

ten mußte, wenn der Bann eine unmittelbare Folge seiner Sünden war: so sah er sich genöthigt, solches den Geistlichen zu offenbahren, weil er, wofern sie den Bann nicht aufhoben, keine Hoffnung zur Seeligkeit hatte. Diese Art des Bannes war den ersten zwölf christlichen Jahrhunderten unbekannt gewesen; allein er lag, um mit Herrn Cramers Worten zu reden, in dem Irrthum von der eingebildeten Macht der Geistlichen, Sünde zu vergeben, und zu behalten, und in dem veränderten Begriff von der Excommunication, nach welcher sie nicht mehr, wie im Anfange, eine bloße Ausschließung von der äußerlichen Kirchengemeinschaft mit Gott und seiner Gnade, war. Was man in der katholischen Kirche für Behutsamkeit anwende, damit derjenige der in diesem verborgenen Bann sich befunden hat, gewisser Wohlthaten der Kirche fähig werde; das sehe man in dem katholischen Artikel.

Bey der Erkennung des Banns wurde kein Unterschied unter den Personen gemacht. Ein jedes Glied der Kirche, das sich ein Vergehen, welches den Bann nach sich zog, schuldig gemacht hatte, es mochte Mann oder Weib, ein Geringer oder Vornehmer seyn, wurde von dem Gottesdienst, oder nach Befinden, einem Theil desselben, ausgeschlossen, und nicht eher wieder aufgenommen, als bis dasselbe seine Reue durch die verordneten Büßungen bezeugt hatte. Nur die Kindheit und eine allzugroße Jugend konnte davon befreyen. Die Fürbitte der Märtyrer und Bekenner hatte im dritten Jahrhundert auch zuweilen diese Würkungen. Da dieses aber gemißbraucht wurde, so widersetzte man sich derselben, um die Kirchenzucht aufrecht zu halten, welcher man nicht, wie nachher, durch Verwechslung der Büßungen mit andern guten Werken, entgehen konnte. Auch die obrigkeitlichen Personen waren hiervon nicht ausgenommen. Schon das Illiberitanische Concilium machte um das Jahr 305. die Verordnung, daß derjenige zeitlebens von dem Abendmahl ausgeschlossen werden sollte, welcher dem Volk Schauspiele geben würde, welches obrigkeitliche Personen damals gemeiniglich thun mußten. Synesius schloß den Stadthalter Andronicus, wie wir angeführt haben, von der Kirche aus; und bereits vorher hatte Athanasius den Präfes von Libyen wegen seines schändlichen Wandels excommunicirt. Das erste Arelatensische Concilium, so A. C. 314. gehalten worden, verordnete, daß wenn die Stadthalter (Präsides) gegen die Kirchenzucht etwas vornehmen würden, sie von der Kirchengemeinschaft ausgeschlossen; nicht abgesetzt werden sollten, wie einige meynen: denn dieses stund nicht in der Gewalt der damaligen Kirche. Was aber die völlige Ausschließung oder den sogenannten großen Bann betrifft, so war man damit gegen obrigkeitliche Personen sehr sparsam, weil man natürlich befürchtete, daß die Kirche mehr Schaden, als Vortheil davon haben möchte. Daher auch Augustinus behauptete, daß weder Könige noch ganze Gemeinen mit diesem Bann belegt werden dürften. Das nemliche hatte auch Cyprianus von ganzen Gemeinen behauptet. Eine große Menge mußte man dulden, und man konnte nicht hoffen, daß sie sich der Kirchenzucht unterwerfen würden.

Man dachte also damals noch nicht daran, die Regenten mit dem großen Bann zu belegen, allen Umgang mit ihnen zu untersagen, und sie ihrer Herrschaft, welches eine Folge davon seyn mußte, zu berauben, wie nachher so oft versucht wurde. Daß aber die Regenten und selbst Kayser der Ausschließung vom Abendmahl, und allenfalls von der Kirche, unterworfen seyen, und der Bischoff an dem Ort, wo sich der Regent gerad aufhielt, eine solche Ausschließung bewerkstelligen könne; das hielt man schon im vierten Jahrhundert für eine ausgemachte Sache. Vor dieser Zeit kommt kein Beyspiel vor. Denn was Eusebius erzählt, daß der Kayser Philippus im dritten Jahrhundert insgeheim ein Christ gewesen, von einem Bischoff aber nicht eher zum Gebet mit dem übrigen Volk zugelassen worden sey, bis er seine begangene Verbrechen bekannt, und sich unter die Zahl der Büssenden gestellt habe, ist eine Fabel, welche Eusebius selbst für weiter nichts, als eine Sage ausgiebt. Indessen sieht man doch daraus, was man schon im Anfang des vierten Jahrhunderts, wo Eusebius lebte, für eine Meynung gehabt hat. Chrysostomus erzählt von einem Bischoff Babylas zu Antiochien, daß er einen römischen Kayser, der sich nicht bessern wollte, von der Kirche ausgeschlossen habe, ob er gleich darüber ins Gefängniß gekommen sey. Er nennt aber den Kayser nicht, und man kann auch keinen in der ganzen Geschichte finden, worauf dieses paßte, indem Babylas zu den Zeiten des Decius lebte, die Kayser aber damals keine Christen waren, und also aus der heiligen Heerde, wie sich doch Chrysostomus ausdrückt, nicht ausgestoßen werden konnten. Denn sey wie ihm wolle, so sieht man doch an den großen Lobeserhebungen, welche er dem Babylas beylegt, was er selbst für einer Meynung zugethan gewesen. Als der Kayser Valentinianus II. ersucht wurde den heidnischen Gottesdienst zu Rom wieder herzustellen, so schrieb Ambrosius Bischoff von Mayland an ihn, daß er zwar in die Kirche kommen könnte, aber kein Priester ein Opfer von ihm annehmen würde, wenn er dem Götzendienst beförderen würde; wodurch er ihm zu verstehen gab, daß man ihn zum Abendmahl, vor welchem dergleichen Opfer vorhergiengen, nicht zulassen würde.

Wichtiger aber ist das Betragen eben dieses Ambrosius gegen den Kayser Theodosius den Großen. Dieser hatte zu Thessalonich wegen eines Aufruhrs siebentausend Menschen umbringen lassen, ohne einen Unterschied zwischen Schuldigen und Unschuldigen zu machen. Er kam bald hernach im J. 390. nach Mayland, und wollte nach Gewohnheit in die Kirche gehen. Ambrosius gieng ihm entgegen, und stellte ihm sein Vergehen ernstlich und beweglich vor, erinnerte ihn zudor seine Reue zu bezeugen, ehe er das Heiligthum betreten, und das Blut Christi empfangen wollte. Der Kayser wurde gerührt, und gieng weinend zurück in seinen Pallast. Nach acht Monaten, als das Fest der Geburt Christi kam, bekümmerte sich der Kayser sehr, daß er dem Gottesdienst nicht beywohnen könnte, und schickte den Ruffin einen vornehmen Staatsbedienten an den Ambrosius, um ihn zu bewegen, ihn wieder zuzulassen. Ambrosius fuhr den Ruffin hart an, warf ihm vor, daß er zu der abscheulichen That getathen hätte, und erklärte ihm, daß er den Kayser von dem Eintritt in die Kirche abhalten würde. Indessen kam der Kayser, ob er gleich hiervon Nachricht erhalten hatte, doch nach. Der Bischoff befand sich an dem gewöhnlichen Ort an der Thüre, welcher Apostlicum hieß, und wo derselbe die Fremden zu bewillkommen pflegte. Der Kayser nahete sich, ohne jedoch in die Kirche hineinzugehen. Der Bischoff nannte dieses eine tyrannische Anfunft, eine Empörung gegen Gott, und eine Umstürzung seiner Gesetze. Der Kayser antwortete, daß er den Gesetzen nicht entgegen handeln, nicht in die Kirche hinein-

Digitized by Google

gehen wollte, sondern nur um Absolution bitte, damit ihm die Thüre nicht verschlossen sey, welche Gott allen Bußfertigen eröfne. Ambrosius hielt ihm vor, daß er noch keine Beweise seiner Buße gegeben hätte, und ermahnte ihn, ein Gesetz zu geben, daß niemand eher, als dreyßig Tage nach gesprochenem Todesurtheil hingerichtet werden sollte, während denselben man Zeit hätte, sich zu besinnen, ob es auch gerecht sey. Der Kayser bewilligte dieses, und sogleich absolvirte ihn Ambrosius. Nun gieng er in die Kirche, warf sich mit dem Gesicht zur Erde, und bat Gott mit Thränen um Verzeihung. Inzwischen kam die Zeit herbey, daß die Oblationen auf den Altar gebracht wurden, worauf den Kayser aufstund und mit Thränen an den Altar gieng.

Diese Geschichte beweiset, daß damals die höchste Obrigkeit eben sowohl sich zur öffentlichen Buße verbunden erachtet, als gemeine Christen. Theodosius gestand nicht nur gegen den Ruffin, daß das Verfahren des Ambrosius gerecht sey, sondern bewies seine Reue auch öffentlich. Ambrosius that nichts, wozu er nicht nach damaligen Sitten berechtigt war, obgleich seine Ausdrücke insonderheit bey der Ankunft des Kayſers billig gelinder hätten abgefaßt seyn sollen. In der That war dieses eine Excommunication, obgleich kein förmlicher Spruch erfolgt war. Aber es war eine Excommunication von der geringern Art, und himmelweit von derjenigen unterschieden, womit man hernach Kayser und Könige belegte. Nicht die mindeste Spur findet sich von Verwünschungen; nichts davon, daß man alle bürgerliche Gemeinschaft mit dem Kayser aufheben wollte; nichts, daß er seiner obrigkeitlichen Würde verlustig sey, welches alles man nachher hinzufügte, als man sich unterstand auch den größern Bann, mit allen seinen fürchterlichen Zusätzen, die er von Zeit zu Zeit erhalten hatte, über die Monarchen auszusprechen.

In den folgenden Jahrhunderten war es ebenfalls nichts ungewöhnliches, daß die Regenten, von einem Bischoff in ihrem Aufenthalt, in den Bann gethan wurden. Es finden sich davon hin und wieder Beyspiele, insonderheit in Frankreich, wie auch zu Constantinopel, wo es oft geschah, daß der Patriarch den Kayser in den Bann that. So wie der Bann gegen Privatpersonen immer mehr Zusätze erhielte, wodurch derselbige zu einer wahren und endlich sehr schweren bürgerlichen Strafe wurde, so gieng es auch mit dem Bann gegen die Regenten. Doch wurde der Bann im Orient überhaupt nicht so fürchterlich, und zog nicht so sehr bürgerliche Folgen nach sich, als im Occident, wovon wir bereits oben die Ursachen angegeben haben. Ueberhaupt aber gieng man an beyden Orten, wofern auch der kleinere Bann gegen die Regenten erlaubt war, doch unstreitig zu weit. Man vergaß die Ehrfurcht, die man aller Obrigkeit schuldig ist, so sehr, daß man sich nicht scheuete, auch sehr grobe und ahndungswürdige Schimpfworter gegen die Regenten auszustoßen, welche dieselben insonderheit zu Constantinopel auch nicht immer ungeahndet hingehen ließen.

In den Abendländern stieg der Bann gegen die Regenten zu einer fürchterlichen Höhe, als die Päbste Gelegenheit fanden, sich hinein zu mischen, und ihn endlich für sich allein zu ziehen. Die Päbste wurden nach und nach Patriarchen des ganzen Occidents und allgemeine Bischöffe. Sie fanden Mittel in allen abendländischen Reichen die Bischöffe unter ihre Oberherrschaft zu ziehen, ob sie gleich manchen Widerspruch deswegen erdulden mußten. Schon von den frühesten Zeiten an, thaten sie andere Bischöffe in den Bann, allein das war nichts, als höchstens ein Recht, das sie mit andern Bischöffen gemein hatten, die dann auch nicht unterließen, den Päbsten Gleiches mit Gleichem zu vergelten, und sie auch in den Bann zu thun. Insonderheit thaten solches der Pabst zu Rom und der Patriarch von Constantinopel bey ihren vielfältigen Zänkereyen einander wechselsweise. Aber dieses hatte weiter keine Folgen, als daß die Kirchengemeinschaft zwischen diesen beyden Patriarchen und mit der Zeit auch zwischen der lateinischen und griechischen Kirche aufgehoben wurde. Sobald aber die Päbste im Occident ihre Herrschaft einigermaßen gegründet hatten, so versuchten sie es auch, die Bischöffe, die sie etwa in den Bann gethan hatten, abzusetzen, wozu ihnen die Könige oft selbst behülflich waren, die dergleichen Bischöffe haßten, und den mächtigen Bischöffen ihres Landes ein Gegengewicht durch die Erhebung des Pabstes zu setzen suchten. Die Päbste schmeichelten den Königen, und diese suchten sie in ihr Interesse zu ziehen, und wenn sie etwa eine ungerechte Sache hatten, dieselbige durch den Beyfall des Pabstes zu beschönigen, oder sonst ihren Anſtalten mehr Nachdruck zu geben. So bediente sich Pipin, als er sich der Krone von Frankreich bemächtigte, des Pabstes, welcher sein Vorhaben billigte, wodurch Pipin seinen Bischöffen den Mund stopfte. Der Pabst kam endlich selbst nach Frankreich, krönte den Pipin und seine beyden Söhne im J. 754. von neuem, und that alle diejenigen in Bann, welche dieselbigen nicht für rechtmäßige Monarchen erkennen würden. Dessen Sohn, Carl der Große schmeichelte den Päbsten, weil er sie in Italien zu brauchen hatte, ob er gleich sein Ansehen noch wohl zu behaupten wußte. Ludwig der Fromme, Carls Sohn, gerieth in einen Krieg mit seinen Söhnen, und Lothar sein ältester Sohn, bediente sich des Pabstes gegen seinen Vater, um seiner Empörung bey dem damaligen unwissenden Volk einen Schein zu geben. Ein anderer Sohn desselbigen Carl der Kahle suchte, und erhielt darzu den Vorschub des Pabstes, Italien und die Kayserkrone. Was Wunder also, wenn die Päbste anfiengen, ihre eigene Größe zu fühlen, und ihr Ansehen nach und nach gegen die Regenten zu gebrauchen, die ihnen dazu behülflich gewesen waren.

Die unruhigen Zeiten der sogenannten Carolinger in dem neunten Jahrhundert, und die Schwäche der Regenten aus dieser Familie, gaben die nächste Gelegenheit, daß sich die Päbste nicht nur zu obersten geistlichen Monarchen aufwarfen, sondern auch den Bann gegen die Könige selbst kehrten. Die Päbste hatten zwar die griechischen Kaiſer schon zum öftern in den Bann gethan, welches jedoch zu Constantinopel weder bey der Geistlichkeit, noch bey dem Volk Folgen hatte, weil man daselbst den Pabst nicht als obersten und allgemeinen Bischoff erkannte. Aber in Italien wußten die Päbste Gregor II. und Gregor III. im Anfang des achten Jahrhunderts ihren Herren den griechischen Kayſern, die sie bey Gelegenheit der Bilderstreitigkeiten, als Ketzer, in den Bann gethan, und bey ihren Unterthanen verhaßt gemacht hatten, destomehr zu schadern, indem sie fast alle Länder, die die Griechen noch in Italien hatten, bewogen, eine Empörung vorzunehmen. Die Päbste, von welchen manchen ihr Ungehorsam gegen die griechischen Kayser übel bekommen war, wurden so klug, daß sie sich des Banns nur alsdann bedienten, wenn sie sahen, daß ihnen die Umstände günstig waren. So that der Pabst Hadrian I. den letzten König der Langobarden Desiderius zu Ende des achten Jahr-

Digitized by Google

hunderts in den Bann, weil er wohl wußte, daß Carl der Große den König haßte, und ihn, den Pabst schützen würde.

Mit eben der Klugheit giengen sie in den Abendländeren zu Werk. Sie warteten bis die Könige durch innerliche Unruhen so schwach waren, daß sie sich eine gute Wirkung von dem Bann versprechen konnten. Schon der Pabst Gregor IV. drohete mit dem Bann während dem die Söhne Ludwigs des Frommen A. C. 833 mit ihrem Vater in Krieg verwickelt waren, wogegen sich aber verschiedene deutsche Bischöffe setzten. Als Lothar II. sich von seiner Gemahlinn A. C. 863 scheiden ließ, so setzte der Pabst Nicolaus I. die Erzbischöffe von Cölln und Trier ab, weil sie auf einem Synodus, die Ehescheidung gebilligt hatten, welches das erste Exempel in Deutschland war. Sie mußten sich ihm auch unterwerfen. Zwey Jahre hernach schickte er einen Legaten an den König Lothar II. und ließ ihm mit dem Bann drohen, worauf der König weil er seine beyden Oheime Carl den Kahlen, und Ludwig den Deutschen fürchten mußte, sich mit dem Pabste, so gut er konnte, vergleichen mußte. Endlich that der Pabst Gregor V. den König Robert von Frankreich A. C. 998. in den Bann, weil er sich von seiner Gemahlin Bertha, wie es der Pabst unter einem nichtigen Vorwand einer allzunahen Blutsfreundschaft verlangt hatte, nicht scheiden wollte. Da Robert mit einem allgemeinen Aufruhr bedroht war, so mußte er endlich in die Scheidung willigen. Denn alle seine Unterthanen hatten ihn verlassen und niemand hielt bey ihm aus, als zwey Bediente, die für seine Mahlzeit sorgten, die Geschirre aber, in welchen sie aufgetragen worden war, in das Feuer warfen, um sie gleichsam zu reinigen. Mit einem solchen Abscheu sah man damals schon einen Gebannten an.

Nun kam die Reihe auch bald an die deutschen Kayser, ob sie gleich der Päbste Herren waren. Die sächsischen und ersten fränkischen Könige hatten ihr Ansehen noch behauptet. Allein unter Heinrich IV. erlitte dasselbige den empfindlichsten Stoß. Pabst Gregor VII. welcher A. C. 1073. den heiligen Stuhl bestiegen hatte, nahm sich nichts geringeres vor, als sich zum allgemeinen Herrn der ganzen Christenheit zu machen. Er gab 1074 auf einer Kirchenversammlung zu Rom unter andern ein Gesetz gegen die Simonie, oder Verkaufung der geistlichen Aemter. Indessen war Kayser Heinrich IV. in große Verdrießlichkeiten gerathen. Die Sachsen hatten sich gegen ihn empört, und als sie nichts gegen ihn ausrichten konnten, so beklagten sie sich bey dem Pabst über den Kayser. Der Pabst hatte kurz vorher auf einer zweyten Kirchenversammlung wider die Simonie, deren sich freylich der Kayser, wie mehrere Regenten vor und zu seinen Zeiten schuldig gemacht hatte, gestützet; verschiedene Räthe und Bedienten an dem Hofe des Kayserz, welche davon Antheil genommen hatten, in den Bann gethan, und festgesetzt, daß die Investitur der Geistlichen, welche bis dahin in den Händen der Regenten war, schlechterdings von keinem Layen mehr ertheilt werden sollte. Aber nunmehr citirte der Pabst den Kayser nach Rom, daß er sich wegen der Verbrechen, die ihm vorgeworfen würden, verantworten sollte; widrigenfalls er ohne Verzug von dem Körper der heiligen Kirche durch den apostolischen Bann, wie sich der Pabst ausdrückte, abgeschnitten werden sollte. Der Kayser erklärte 1076 auf einem Reichstag zu Worms Gregor VII. für einen unrechtmäßigen Pabst, und beschloß, eine neue Pabstwahl vornehmen zu lassen, wovon derselbe durch einen kayserlichen Befehl, der ihm feyerlich übergeben worden, benachrichtigt wurde. Denn bis dahin war der Kayser der Oberherr des Pabstes gewesen, und selbst Gregor VII. war von dem Kayser nach Gewohnheit bestätigt worden. Allein der Pabst hatte die Sache umgewendet, und behauptet, daß er über Kayser und Könige Herr sey, daß alle Regenten ihre Länder und Herrschaft als eine Wohlthat von dem heiligen Petrus, und dessen Nachfolgern, den Päbsten hätten, deren Vasallen sie seyen, welche die Päbste nach Wohlgefallen einund absetzen könnten, da im Gegentheil die Päbste keinen Richter über sich erkennten, und Stadthalter Gottes auf Erden wären. Der Pabst welcher wohl wußte, daß er bey der damaligen Unwissenheit der Layen, und bey den unruhigen Vasallen des Kayserz, mit dergleichen Grundsätzen zum Theil durchdringen könnte, that nun den Kayser selbst in den Bann, und sprach alle seine Unterthanen von dem Eyd der Treue gegen ihn los. Denn dieses war eine Folge von dem Grundsatz, der schon lange gewöhnlich war, daß der Bann denjenigen, den er traf, aller Ehren und Würden beraubte, welche man weiter nichts nöthig hatte, als denselben nun auch ausdrücklich auf die Regenten anzuwenden, da die Unterthanen, wie das vorhin angeführte Exempel von König Robert in Frankreich bezeugt, schon dazu gestimmt waren. In der gedachten Kirchenversammlung, der eine Menge von Bischöffen beywohnte, sagte er: Ich erkläre, voll Vertrauen auf das Gericht und die Barmherzigkeit Gottes, und seiner heiligen Mutter, der beständigen Jungfrau Maria, und von eurem Ansehen unterstützt, den oft erwähnten Heinrich, den man einen König nennt, und alle seine Anhänger in den Bann, und unterwerfe ihn den Fesseln des Anathema; ich untersage ihm, in dem Namen des allmächtigen Gottes, und in dem nutzigen, die Herrschaft über Deutschland und Italien, nehme ihm alle Königliche Gewalt und Würde, verbiete allen Christen, ihm als einem Könige zu gehorchen, und spreche alle, welche ihm als einem Könige Gehorsam geschworen haben oder schwören werden, von dem Eide los. Lasset also, ihr heiligen Väter und Fürsten (worunter er die Bischöffe verstehet), die Welt sehen und erfahren, daß ihr, wie ihr im Himmel binden und lösen könnt, eben so auf Erden die Macht habt, einem jeden nach Verdienst, der Kayserthümer, Königreiche, Fürstenthümer, Markgrafschaften, Grafschaften, und alle Güter zu nehmen und zu geben. Ihr habt oft die Patriarchate, Primate, Erzbisthümer und Bisthümer den Unwürdigen und Gottlosen genommen, und sie frommen Männern gegeben. Wenn ihr so über das Geistliche richten könnt, was müßt ihr nicht über das Weltliche vermögen? wenn ihr die Engel, welche über stolze Fürsten herrschen, richten sollt: was werdet ihr nicht gegen ihre Sclaven thun dürfen? lasset also an dem Beyspiel des oft erwähnten Heinrichs alle Könige und Fürsten der Welt lernen, was ihr seyet, und was ihr vermöget, damit sie sich hüten, die Befehle eurer Kirche zu verachten. Gegen diesen Heinrich übt eure Gerechtigkeit so geschwind aus, daß alle sehen, daß er nicht durch einen Zufall, sondern durch eure Gewalt gefallen sey. Möchten sie doch beschämt werden, und Buße thun, damit der Geist auf den Tag des Herrn erhalten werde.

Dem Kayser würde dieses alles wenig geschadet haben, wenn nicht ein großer Theil seiner mächtigen Vasallen bereits mißvergnügt und in einer förmlichen Rebellion gegen ihn begriffen gewesen wären, worauf Gregor VII. am meisten baute. Diese kamen zu Oppenheim zusammen, und erklärten dem Kayser, daß er binnen Jahresfrist die Absolution vom päbstlichen Bann holen

Digitized by Google

sollte, widrigenfalls sie ihm nicht mehr als Kayser gehorchen würden. Denn es gab ihnen der Bann einen Vorwand sich des ihnen zu mächtig und strenge scheinenden Kayſers zu entledigen. Der Kayser versprach es, und um nicht die Krone zu verlieren, bewarb er sich um die Absolution, und that 1077. unnöthigerweiſe eine Reiſe in Person nach dem Pabſt, welchen er in dem Schloß Canoſſa antraf. Er war als ein Pilgrim und Büſender gekommen. Der Pabſt ließ ihn zwiſchen zweyen Ringmauern bey ſehr ſchlechtem Wetter, denn es war im Januar, drey Tage baarfuß und mit entblößten Haupt als einen armen Sünder ſtehen, bis er ihn endlich vor ſich ließ, worauf er ihm jedoch nicht einmal die Abſolution ertheilt, ſondern der Kayſer muſte verſprechen, ſich aller Reichsverrichtungen zu enthalten, bis er, der Pabſt, ſelbſt nach Deutſchland käme, wo er die Sache auf einem Reichstage unterſuchen wollte, bis dahin ſich alle Stände ruhig verhalten ſollten, wie er in einem dem Kayſer mitgegebenen Schreiben verordnete. Doch da viele Stände, und ſelbſt Biſchöffe in Italien, auf einer Kirchenverſammlung zu Pavia, den Bann des Pabſtes gemisbilligt, und den Pabſt ſelbſt zur Vergeltung in den Bann gethan hatten, ſo wurden dieſelben durch das unerhörte Verfahren des Pabſtes nun noch mehr aufgebracht, nahmen ſich des Kayſers an, und nöthigten ihn, ſein Verſprechen nicht zu halten, und er fand nun auch, obgleich in Deutſchland ein Gegenkayſer zum Vorſchein gekommen war, den der Pabſt unterſtützte, daſelbſt Mitleiden und Beyfall, daher der Pabſt, der ſich jedoch immer als Richter zwiſchen dem Kayſer und Gegenkayſer betragen wollte, das Herz nicht hatte, nach Deutſchland zu kommen. Da der Kayſer ſein dem Pabſt gegebenes Verſprechen nicht hielte, und ſeine Sachen nicht zum Beſten ſtunden, ſo that der Pabſt den Kayſer in einer Kirchenverſammlung zu Rom aufs neue in den Bann 1080. Allein der Kayſer ließ eine Verſammlung der Geiſtlichen in Brixen halten, worauf der Pabſt abgeſetzt, und der Erzbiſchoff Guido von Ravenna an ſeiner Stelle erwählt wurde. Nachdem die Sachen des Kayſers in Deutſchland wieder etwas beſſer wurden, ſo trat derſelbe 1084 einen Zug nach Rom an, und ſetzte durch eine Armee ſeinen Pabſt ein, der ihn auch könte, während dem Gregor VII. in der Engelsburg eingeſchloſſen war. Da aber der Kayſer wieder nach Deutſchland zurückging, ſo wurde Gregor VII. zwar wieder frey, getraute ſich jedoch nicht in Rom zu bleiben, ſondern begab ſich nach Salerno in den Schutz des Normänniſchen Herzogs, wo er bald hernach 1085 ſein Leben endigte, ohne ſeine Abſichten erreicht zu haben.

Doch was er nicht thun konnte, das ſetzten ſeine Nachfolger fort. Gregor hatte in mehrern Reiſen ſeine Grundſätze einzuführen geſucht, manche Bewegungen verurſacht, und auch einen König in Polen abgeſetzt; jedoch hin und wieder, inſonderheit in Frankreich und England, Widerſpruch gefunden. Allein nach und nach wurden jene Grundſätze allgemein, und die Päbſte thaten jetzo Kayſer und Könige, die nicht ſchlechterdings ſich ihrem Willen unterwerfen wollten, oft um der geringſten Urſachen willen in den Bann, welches hier nicht alles erzählt werden kann. Denn nun war feſtgeſetzt, daß die weltliche Gewalt geringer als die geiſtliche, und die Päbſte die Oberherren der Regenten ſeyen. Wer ihnen alſo nicht gehorchte, es mochte ſeyn, worinnen es wollte, den glaubten die Päbſte berechtigt zu ſeyn, nunmehr wegen des Ungehorſams (ob contumaciam) in den Bann zu thun, und in allen Königreichen die erſchrecklichſten Tragödien zu ſpielen.

Allein in dem dreyzehenten Jahrhundert bekam das päbſtliche Anſehen einen Stoß. Der Bann wurde ſo oft, und aus ſo nichtswürdigen Urſachen verhängt, daß er anfieng beträchtlich zu werden. Zur Zeit Kayſers Friedrichs II. der 1250 ſtarb, fanden ſich viele gelehrte Leute, und ſelbſt Geiſtliche, welche die Sache des Kayſers, den die Päbſte mehrmalen in den Bann gethan hatten, in öffentlichen Schriften vertheidigten. Es ſtunden auch hin und wieder Leute auf, welche gegen die Herrſchſucht der Päbſte zu zeugen ſich unterſtanden, wohin inſonderheit die Albigenſer und Waldenſer gehörten, deren Grundſätze ſich bey vielen Regenten, die den Druck des päbſtlichen Joches fühlten, beliebt machten. Die Könige in Frankreich widerſetzten ſich den Eingriffen der Päbſte mit Muth und Glück, inſonderheit Philipp der Schöne 1302. Da nun noch verſchiedene andere Urſachen hinzukamen, wodurch das Anſehen der Päbſte geſchwächt wurde, ſo nahm auch die Furcht vor ihrem Bann allmählig ab. Kayſer Ludwig aus Bayern wurde zwar 1332 in den Bann gethan; allein da ihm die Stände Deutſchlands beyſtunden, und inſonderheit die Churfürſten die erſte ſogenannte Churverein 1338 ſchloſſen, in welcher ſie die Unabhängigkeit des deutſchen Reichs gegen den Pabſt behaupteten, und ihm ſolches bekannt machten: ſo war der päbſtliche Bann von keinen Folgen, und der Kayſer hob das von dem Pabſt aufgelegte Interdict aus eigner Macht auf, wiewohl der Kayſer nachher noch einmal in den Bann gerieth, 1342. Die Päbſte verſuchten zwar noch nachher zum öftern die Regenten mit dem Bann zu belegen; da ſie aber theils ſich ſelbſt durch ihre Schismata ſchwächten, theils mehr Licht nach und nach aufgieng, und endlich mit dem Anfange des ſechzehnten Jahrhunderts halb Europa ſich der Herrſchaft des Pabſtes gänzlich entzog: ſo muſte man mit dem Bann gegen die Regenten immer behutſamer zu Werke gehen, um die noch übrigen nicht auch aufzubringen. Zwar drohete noch Clemens XI. 1708 dem Kayſer Joſeph I. mit dem Bann: allein der Kayſer ließ Truppen in das päbſtliche Gebiet einrücken, wodurch der Pabſt bald zum Nachgeben bewogen wurde. Indeſſen iſt es doch noch jetzo die Meynung der Päbſte, daß ſie zu dieſem Bann der Regenten und der darauf folgenden Abſetzung berechtigt ſeyen. Allein heutiges Tages geſtehen ihnen dieſes keine catholiſche Regenten mehr ein, und ſo wie man ſchon lange in Venedig, wie auch in Frankreich, inſonderheit in der ſogenannten Declaration der Geiſtlichkeit von 1682 das Gegentheil behauptet hat: ſo fängt man nun auch in andern Ländern an, dem Pabſt die Macht, Regenten abzuſetzen, nicht nur gänzlich abzuſprechen, ſondern es finden ſich auch hin und wieder Verordnungen, daß dieſes öffentlich gelehrt werden muß, und nach dem Vorgang Frankreichs niemand zu geiſtlichen Aemtern gelaſſen wird, der dieſe den Päbſten ſo unangenehme Meynung nicht annimmt und vertheidigt, (ſ. hiervon weiter: Nachtmahlsbulle, oder Bulle: In Cœna Domini.)

Uebrigens iſt nach den meiſten catholiſchen Schriftſtellern ein Regent allerdings dem Bann des Biſchofs oder des Pabſtes unterworfen, welche ihn vom Abendmahl und der Kirchengemeinſchaft überhaupt ausſchlieſſen können. Es haben dieſes auch die Regenten ehedem ſelbſt anerkannt, und die Könige von England und von Frankreich haben ſich 1214 und 1236 mit päbſtlichen Privilegien verſehen, daß ſie nicht anderſt, als auf Befehl des heiligen Stuhls, ſollten in den Bann gethan werden können; welches aber eine traurige Wohlthat war. Verſchiedene catholiſche Schriftſteller, ob ſie gleich der

Digitized by Google

Kirche das Recht des Banns gegen Regenten nicht absprechen, halten es doch nicht für rathsam, daß sie sich dieses Rechts bediene. Alle aber, die nicht das sogenannte päbstliche oder Ultramontanische System behaupten, geben zu, daß der Bann keine bürgerliche Folgen überhaupt, am wenigsten den Regenten, haben sollte, und in der ersten Kirche auch nicht gehabt habe. Die Reformirten in Frankreich schlossen einen Prinzen von Conde und den damaligen König Henrich IV. von Navarra, die doch die Häupter ihrer Parthey waren, wegen gewissen öffentlichen Unordnungen von ihrer Kirchengemeinschaft aus, und verstanden sich nicht eher zu ihrer Wiederaufnahme, bis sie sich der Buße unterwarfen. Die meisten Protestanten halten allen Bann gegen Regenten überhaupt, und sogar den kleinern Bann, die bloße Ausschließung vom Abendmahl, für unerlaubt. Einige meynen zwar, daß wenn die Sache wieder auf den Fuß gesetzt wäre, wie in der ersten Kirche, so könnte nicht ein jeder Bann schlechthin mißbilligt werden; denn daß mit demselben keine bürgerlichen Folgen verbunden werden sollten, verstehe sich ohnehin. Allein was in der ersten Kirche gerechtfertigt oder entschuldigt werden kann, das geht deswegen heutiges Tages nicht gerad an. Die Protestanten haben so wenig von der Kirchenzucht der ersten drey oder vier Jahrhunderte, daß nicht abzusehen ist, warum man gerad das Stück von dem Bann, und nicht zugleich alles übrige hervorsuchen wollte. Freylich verbleibt der Kirche das Recht, ein jedes Mitglied von ihrer Gesellschaft auszuschließen, das sich ihren Gesetzen nicht unterwerfen will. Allein hierbey ist zu bemerken erstlich, daß dadurch die Geistlichen kein Recht bekommen, Regenten auszuschließen; sondern daß es, wenn es ja geschehen sollte, von der Kirche, der Gemeine selbst, geschehen müßte, welches bey protestantischen Regenten um so mehr unmöglich auszuführen seyn würde, da sie selbst Verwalter der der Kirche zustehenden Collegialrechte sind. Hernach muß man auch den Unterschied nicht vergessen, zwischen dem, was für sich betrachtet (in abstracto) erlaubt ist, und demjenigen, welches vermöge der Umstände ungerecht wird. Die Person eines Regenten ist so wichtig und heilig, daß nichts zugelassen werden kann, wodurch dieselbige verächtlich gemacht wird, als welches große Unruhen nach sich ziehen kann. Man mag aber den Bann betrachten wie man will, und noch so sehr allen Begriff einer bürgerlichen Strafe davon absondern, welche er auch anfänglich unstreitig nicht bey sich hatte: so wird man doch die Geringschätzung nicht verhüten können, womit das Volk einen Regenten belegen würde, den es selbst oder seine Lehrer von ihrer Kirchengemeinschaft ausschließen könnte. Es ist auch hierzu nirgends die mindeste Nothwendigkeit vorhanden. Denn da so viele offenbar lasterhafte Personen, wir wollen nicht sagen, zum Gottesdienst überhaupt, sondern sogar zum Abendmahl zugelassen werden, und weder zu hoffen noch zu wünschen steht, daß die Kirchenzucht der ersten drey Jahrhunderte, da die Umstände heutiges Tages ganz anderst sind, wieder eingeführt werden möge: so ist das Aergerniß bey weitem nicht so groß, wenn man einen lasterhaften Menschen, dem man übrigens wegen seines hohen Amtes, das er trägt, Ehrfurcht schuldig ist, zuläßt, als wenn man ihn ausschließt. Der Prediger, der ohnehin nach protestantischen Grundsätzen die Gemeine nicht repräsentirt, hat noch andere Mittel, seinem Amte ein Genüge zu thun. Sein Amt aber ist bitten, ermahnen und flehen: aber nicht Zwang zu gebrauchen.

Die Absolution oder Losſprechung von dem Bann geschah in der ersten Kirche auf folgende Art. Wenn die Büßenden die vorgeschriebene Zeit ausgehalten hatten, so wurden denselben von dem Bischof und den Presbytern die Hände aufgelegt, wobey ein feyerliches Gebet geschah. Hierauf wurden sie sogleich zum Abendmahl gelassen, und somit erfolgte eine Erklärung, daß sie wieder in der Gemeinschaft und dem Frieden der Kirche, und soviel Menschen davon urtheilen könnten, in der Gnade Gottes seyen. Denn die Kirche nahm sich nicht heraus, Sünden zu vergeben, als welches man Gott allein zuschrieb: sondern sie stellte nur in so fern eine Richterin vor, als sie entschied, ob jemand, soviel man äußerlich von der Sache urtheilen könnte, zum Empfang des Sacraments tüchtig sey, und ob er die verordnete Zeit der Buße ausgehalten habe. Es wurde, ehe der Ablaß anfam, niemand absolvirt, als die Zeit der Buße verflossen war, es wäre denn ein Nothfall, eine Krankheit, bey welcher man an dem Aufkommen eines Menschen verzweifelte, vorhanden gewesen. Alsdann ertheilte man die Absolution auch vor der Zeit. Wenn aber der Kranke wieder gesund wurde, so mußte er doch hernach die Bußzeit aushalten. Der Büßende hatte bey der öffentlichen Absolution sein gewöhnliches Bußkleid an. Dieselbe geschah vor dem Altar, zuweilen auch vor dem Apſis oder Abſis, wodurch man den Lesepult, sonst Ambo genennt, (s. diese Artickel) zu verstehen pflegt, welches alsdenn statt hatte, wenn das Verbrechen sehr groß war, damit die ganze Gemeine die Ceremonie desto besser sehen konnte. Sie geschah jederzeit durch Auflegen der Hände und unter dem Ausspruch eines Gebets, davon man in den apostolischen Constitutionen, in der sogenannten Liturgie Jacobi, und anderswo verschiedene Formeln findet, die aber alle darauf hinauslaufen, daß man Gott bittet, dem Bußfertigen seine Sünde zu erlassen. Erst in dem 12ten oder 13ten Jahrhundert, nicht lange vor den Zeiten des Thomas von Aquino kam die Formel auf, daß der Absolvirende sagte: Ich absolvire dich. Ketzer und Schismatiker, die vorher in der rechtgläubigen Kirche getauft waren, wurden nach vorhergegangener Buße, wie die übrigen, aufgenommen, wenn sie ihre Irrthümer erkannten und abschwuren. Diejenigen aber, die von solchen Ketzern getauft waren, bey denen die gewöhnliche Tauſformel statt hatte, wurden zwar nicht von neuem getauft, weil ihre Taufe im Wesentlichen gültig war. Da man aber doch dieselbe nicht für ganz vollständig hielt, so wurden sie mit dem Chrisma gesalbt und gleichsam confirmirt; als wodurch ihnen der heilige Geist mitgetheilt werden sollte, welches eine ketzerische Parthey nicht bewirken konnte. Waren sie aber von solchen Ketzern getauft, welche keine wahre Taufe und die richtige Tauſformel nicht hatten, so wurden sie als völlig Ungläubige und Heiden angesehen und von neuem getauft, weil sie alsdann in der That zum erstenmal in die Kirche aufgenommen wurden. Von berühmten und großen Ketzern verlangte man auch wohl, daß sie andere, welche sie verführt hatten, zum Schoos der Kirche zugleich mit zurückbringen sollten.

Die gewöhnliche Zeit der Absolution war Gründonnerstag. Doch wurde in Nothfällen, bey schweren Krankheiten, keine gewisse Zeit beobachtet. Zuweilen wurden auch Verstorbene absolvirt, wenn sie entweder plötzlich verstorben waren, ehe sie als Büßende die gesuchte Absolution erhalten konnten; worauf man denn ihrer in dem Gebet gedachte, und die ihretwegen gebrachte Opfer annahm; oder wenn sie von einer herr-

Digitized by Google

schenden ketzerischen Parthey ungerechterweise exkommunicirt waren. In diesem Fall setzte man ihre Namen in die Diptycha. Die Absolution geschah von dem Bischof in Gesellschaft seiner Presbyter. Wenn aber der Bischof abwesend war, so konnte auch ein Presbyter, wenn es Eile hatte, die öffentliche Absolution ertheilen. War jemand krank, so konnte es der Presbyter, und wenn ein solcher nicht zu haben war, auch ein Diaconus, und nach einiger Meynung sogar ein Laye, wiewohl nur im äußersten Nothfall, und in Ermangelung der Geistlichen thun.

Bann, Kirchenbann, (in der griechischen Kirche.) In der griechischen und der morgenländischen Kirche ist der Bann das vornehmste Mittel, wodurch die Bischöffe und Patriarchen ihr Ansehen erhalten. Sie verhängen ihn daher auch oft wegen geringer Ursachen, und weil das Volk der Meynung ist, das derjenige, welcher im Banne stirbt, nicht verwese, sondern wie eine Trommel aufschwelle, so wird der Bann sehr gefürchtet. Denn sie ziehen daraus die Folge, daß ein solcher Körper, der nicht verwest sey, auch nicht auferstehen werde. Sie glauben auch, daß der Teufel mit einigen solchen Körpern sich vereinige, in denselben als ein Gespenst herumgehe, und viel Schaden anrichte. Die Bannformel, welche man bey dem Christoph Angelus, einem gebohrnen Griechen findet, ist folgende: nachdem er erzählt, daß der Bischoff oder Priester seine priesterliche Kleider, welche den Habit des gefangenen Jesu, und insonderheit den Purpurmantel abbilden, angezogen habe, und auf diese Art Christum vorstelle, und der Sünder vor ihm erschienen sey, so fügt er hinzu, daß er den 109. Psalm ablese, und alsdann folgendes ausspreche: "Kraft derjenigen Gewalt, welche Christus seinen Apostoln mitgetheilt hat, indem er gesagt: Was ihr auf Erden binden werdet, soll auch im Himmel gebunden seyn, und Kraft der Gewalt, welche die Bischöffe von den Apostoln empfangen und mit mitgetheilt haben; Kraft dieser Gewalt, sage ich: thue ich dich hiermit in den Bann, und du sollt nunmehr ausgeschlossen und abgesondert seyn, von der Gemeinschaft der von Gott erleuchteten dreyhundert und achtzehen Väter der Nicänischen Versammlung und aller Heiligen. Dein Theil sey mit dem Teufel und mit dem Verräther Judas; ja nach deinem Tode sollt du in Ewigkeit nicht zu Asche werden, sondern wie Stein und Eisen unverweslich liegen, und zwar zum Zeugnis über die wo du nicht Buße thust." Man hat auch noch andere Formeln: Denn sie wünschen wohl gar, daß den Verbannten der Aussatz Gehasi treffe, daß ihn die Erde, wie Korah, Dathan, und Abiram verschlinge, daß er wie Cain zittere, und unter dem göttlichen Zorn sey, daß er verarme, und seine Güter wie Staub zerstäuben, daß er unbegraben liegen bleibe, und sich niemand seiner erbarme." Sie pflegen Exempel zu erzählen, daß der unverwesste Körper eines Gebannten bey der nach dem Tode erfolgten Absolution sogleich in Staub und Asche verfallen sey. Wenn einer, der in den Kirchenbann verfallen ist, und in Zeiten sich den bey ihnen gewöhnlichen Bußübungen unterwirft (s. Bußstationen) so wird er gewöhnlich, wie bey der Beichte (s. diesen Artickel) geschieht, absolvirt. Wenn er aber darüber verstirbt, und plötzliche Todesfälle oder andere unglückliche Dinge erfolgen, welches man denen im Bann verstorbenen zuschreibt, so wird derselbe auf Ersuchen wohl noch nach dem Tode absolvirt. Der Körper wird in die Kirche getragen, und die Messe wie gewöhnlich, gehalten. Unter dem Offertorio werden einige Gebeter von den Priestern gesprochen, welche der Bischoff hernach bey der ersten Procession mit Thränen und auf den Knien liegend wiederholet. Ihr Inhalt geht dahin, daß ihm Gott seine Sünden vergeben, das Band, womit er gebunden, auflösen, die Seele in den Himmel aufnehmen, und den Leib zur Erde werden lassen möge. Wenn dieses zu Ende ist, wird ein bischöffliches Diploma verlesen, in welchem der todte Körper auf das feyerlichste von allen seinen Sünden absolvirt wird. — In Rußland muß nach der Verordnung Kayser Peters I. vom Jahr 1716. ein Bischoff folgendes versprechen: nemlich eine Person oder eine Familie aus Privathaß zu exkommuniciren, oder weil eine solche Person etwa eine Klage wider den Bischoff, oder einen seiner Untergebenen gethan hat, wofern es nicht offenbar bekannt ist, daß eine solche Person die Gesetze Gottes öffentlich übertreten hat, oder mit Ketzerey angesteckt ist; und auch alsdenn soll er ihn nicht von der Gemeinschaft der Kirche ausschließen, ohne ihn vorher dreymal nach dem Befehl Christi ermahnt zu haben. Wenn er nun völlig versichert ist, daß ein solcher Uebertreter in seiner Bosheit verharren, und sich nicht demüthigen will, so soll er jedoch ihn nur allein exkommuniciren, ohne seine ganze Familie darein zu verwickeln.

Bann (Catholisch), Kirchenbann, (*Bannum Ecclesiæ*) ist eine Censur, vermög welcher in der Kirche ein Christgläubiger von der Gemeinde der Christgläubigen ausgeschlossen, und aller von der Kirche ihme zukommenden Vortheile beraubet wird. Der Ursprung desselben ist mit der ersten Entstehung der christlichen Kirche gleich alt, und erhält aus denen Begriffen derselben seine Bestimmung, denn da eine jegliche Gemeinde, unter ihren Begriffen das Recht einschließet einen jeden aus der Gemeinde, der da ausschweifet oder nicht nach derselben Gesetzen lebet, bestrafen zu können; so muß auch der catholischen Kirche jener Gemeinschaft der Christgläubigen, das ähnliche Recht ihre unordentlichen Gemeinsglieder bestrafen zu können, unwiderspruchlich vom ersten Anfange an zugestanden werden. Indem aber, nach der Einrichtung der catholischen Kirche, dasjenige, was zum Kirchenregiment gehöret, nach der Hierarchie denen Bischöffen zugetheilt ist, haben auch diese das Recht, über die Fälle, wo ein Bann aufzulegen ist, zu urtheilen, und die Befolgung desselben zu betreiben. Gleichwie nun aber keine körperliche Dinge sondern nur Dinge des Gewissens, und dieselbe unter die Gerichtsbarkeit der Kirche fallen, so ist denn auch höchst begreiflich, daß ihre Strafen eben darum nicht leiblich, sondern nur solche seyn können, die auf das Verhältniß unserer Verbindung mit der Kirche passen, und die uns aller der Vortheile berauben, wessentwegen wir mit derselben verbunden sind. Die Kirche bekümmert sich weiter um nichts, als das Reich Christi zu erhalten und auszubreiten: gleichwie aber diesem Reiche nichts, als die Sünde im Weg stehet, also verfolget die Kirche auch nichts, als die Sünde, mithin gehen ihre Strafen nur dahin, damit die Sünde ausgerottet, der Sünder aber, durch die Buße wieder ein würdiges Glied des Reiches Christi werde; alle Stellen des neuen Bundes, aus welchen die Theologen und Canonisten die ursprüngliche Beyspiele des Kirchenbanns hernehmen, beziehen sich auf lauter Fälle, wo entweder von dem christlichen Glauben mit Stolz und Hartnäckigkeit abgewichen, oder die Kirche durch offenbare Laster geärgert ward. Wenn man aber den Ursprung des Kirchenbannes in seinen Quellen aufsuchen will; muß man gleich im Eingange gestehen, daß

Digitized by Google

daß dieser Bann, so wie er heut zu Tage üblich ist, mit jenem, der in den ersten Zeiten eingeführt ward, nicht ganz übereinstimme. Was Christus uns davon hinterlassen hat, enthält allgemeine Warnungen, uns vor den bösartigen Christen, und vor ihrer Ansteckung zu hüten, und, wenn auch die Gefahr angesteckt zu werden, bey den starken so groß nicht ist, dennoch den vertrauten Umgang mit denen ruchlosen zu vermeiden, damit die schwächern nicht geärgert, und zu gleichem Umgang zu ihrem gewissen Falle, verleitet werden. Man lese hierüber den Herrn Abbts Calmet Erklärung des zweyten Sendschreibens des heiligen Apostels Johannes. Der Grund von diesen göttlichen Vorschriften liegt in der Natur des gesellschaftlichen Lebens, in der Stärke der bösen Beyspiele, und in der Schwäche der Menschen, die unvermerkt die Sitten und Meynungen derjenigen annehmen, mit welchen sie einen vertrauten, warmen und langen Umgang pflegen; daher kommt es, daß wir das Datum der Excommunication, wie sie im geistlichen Rechte steht, nicht bestimmen, sondern nur sagen können, daß von Zeit zu Zeit, kleine Zuwächse bald in diesem, bald in jenem bischöflichen Sprengel dazu gekommen, und endlich zu jener Masse gediehen seyen, welche nachmals in das Decret und in die Decretalen übergetragen wurde. Weil aber die Natur und Wesenheit des Kirchenbanns nicht gleich ihre feste Bestandtheile hatte, so konnten die Würkungen desselben auch nicht durchaus gleich und einförmig seyn, wie wir sehen werden, wenn von den Würkungen die Rede seyn wird. Die Gelegenheit zu der Excommunication waren die allgemeinen Warnungen der Schriften vor dem Umgang mit den gefährlichen Christen, nachher wurde aus diesen warnenden Vorschriften ein bestimmtes Kirchengesetz gemacht, weil der abnehmende Eifer der Christen, die Vervielfältigung der Ketzereyen, die durchgehends die erste Gebräuche des Christenthums untergruben, und die abgeschmackte Sitten, der in der Eile aus Heiden zu Christen gewordenen Völker eine angemessenere Schärfe erfoderten; diese Schärfe aber wurde durch die sanfte Art gemildert, mit welcher der Bann in den ersten und besten Jahrhunderten der Kirche aufgelegt ward, der Bischoff, seine Geistlichkeit, und die Gemeinde, die gemeiniglich vor der Ausschließung aus der Kirche zu Rathe gezogen wurden, versuchten vorher alles, das irrende Schaf zurecht zu weisen, und sie schritten nicht anderst als unter wehmüthigen Thränen zum Bann; welcher aber nur darinn bestand, daß sie den Gebannten aus der Zahl der Christen ausstrichen, die benachbarte Bischoffe davon benachrichtigten, die Gebannte von dem Gebrauch der heiligen Sacramenten ausschlossen, und jeden Augenblick erwarteten, in welchem die verlohrne Bruder wieder durch die Buße zurückkehren würde. Hieraus wird es wahrscheinlich, daß der Bann in der christlichen Kirche aus der jüdischen Synagoge nicht gehohrt worden sey, als welche ihrem Bann weit schädlichere, und auf den bürgerlichen Zustand sich beziehende Würkungen beylegte. Dahingegen der Bann von den Christen den Gebannten nicht einmal von dem Eintritt in ihre Gotteshäuser abhielte, so lange in denselben die Schrift abgelesen, und die Predigt gehalten wurde, als welcher auch sogar die Heiden bewohnen durften. Ferner wurde dadurch die Härte des Bannes gelindert, daß der Gebannte seinen Bischoff noch immer zum Freund behielt, der mit ihm redete, ihn tröstete, und, wenn es die Umstände verlangten, auch mit ihm zu Tische ging; und dieses auch sogar, wenn er nach dem ersten Bann, in den zweyten fiel; wie alle diese Eigenschaften der damaligen Bannungsart in den apostolischen Constitutionen deutlich enthalten sind, welche wenigstens in dem vierten Jahrhundert gemacht worden sind. Bey allem dem, hatte der von seinem Bischoff ausgeschlossene Christ das volle Recht, gegen diesen Bischoff bey der jährlichen Kirchenversammlung sich selbst zu beschweren, und den Bann, wann er unschuldig war, aufheben zu lassen.

Ehe von der gegenwärtigen Eintheilung des Kirchenbanns gesprochen wird, muß man vorher beobachten, wie verschieden in dem ersten Alterthum der Kirche die Arten des Bannes gewesen seyen. Erstlich kommt eine Art von Verbannung in denjenigen vor, die der öffentlichen Buße unterworfen wurden; wo denn einige aus der Kirche, andere von der Theilnehmung der heiligen Sacramenten, und wieder andere selbst von dem gemeinsamen Gebet ausgeschlossen und verbannt wurden. So wenig diese Bannungsarten den eigentlichen Begriff des Kirchenbannes in sich hatten, so dieneten sie doch in den nachfolgenden Zeiten den Canonisten, um ihrem mindern Kirchenbann (Excommunicatio minor) daraus zu beschönigen, und diese um so scheinbarer, weil eben die Verbannungen der Bußenden mit dem Namen Excommunication bey den alten Schriftstellern belegt waren. Die andere Art von der alten Verbannung bestund darinn, daß ein Bischoff, der nicht auf dem Kirchenbanne erschien, von der Gemeinheit der andern Bischöffen verbannt ward; inzwischen aber mit seinen Diœcesanen in der alten Gemeinschaft, und in dem Besitz und Genuß aller Rechten über seinen Sprengel blieb. auch dieser Bann hieß Excommunication, und trug das Bild der mindern Excommunication in vielen Hinsichten. Die dritte Art war, daß eine Gemeinde von der andern, ein Bischoff von seiner Gemeinde, oder diese von jenem auch sogar ein Privatmann von dem andern sich trennte, und den andern Theil von sich verbannte und excommunicirte. Diese Gattung von Bannen wurde Abstentio genennt, und soweit getrieben, daß die ächte allgemeine Kirchenversammlung dergleichen Verbannungen niederlegen, und aufheben mußte. Eine andere Abtheilung des Banns war bey den Alten im Gang, und wurde entweder die einfache Verbannung, die mit bloßen Worten geschah, oder aber Anathema, wobey verschiedene äußerliche Ceremonien gebraucht wurden, oder aber Maranatha aus 1 Corinth. 16, 22. genennt, welches der fürchterlichste, und gleichsam der endliche Ausspruch zur ewigen Verdammung war; indem man den Verbannten zum letzten Tag des Gerichts Gottes verwies: wie die Väter der vierten Synode zu Toledo im Jahr 633 gegen diejenige ausgesprochen haben, die sich ihrem König vergreifen würden.

Nach dem heutigen practischen Kirchenrecht wird der Kirchenbann ꝛc. in den mehr und minder feyerlichen, größern und kleinern, (*solennem & minus solennem, majorem & minorem*) eingetheilt. Der mehr feyerliche Kirchenbann wird mit gewissen Ceremonien und öffentlich ausgesprochenen Bannflüchen auf den Schuldigen zugeworfen, ist aber eben darum, weil er so verschiedene Ceremonien bedarf, sehr selten, und ausser der bisher in Uebung gewesenen jährlichen Publication, der Bulla cœnæ (s. davon unten) fast gar nicht mehr üblich. Man hat lange in der Kirche die Verbannungen ausgeübt, ehe solche mit äusserlichen zum Schrecken gemachten Gebräuchen begleitet waren; da man aber diese Bannflüche bis zum Erfinnen vervielfältigte, mußten solche natürlicherweise, bey dem großen Haufen, in welchem auch, um die Zeiten der Unwissenheit, die Herren, wie die Diener gerechnet wurden, eben

wegen ihrer alltäglichen Gläufigkeit, in eine Art von Geringschätzung fallen. Um nun diesem schreckbaren Mittel der Geistlichkeit wieder aufzuhelfen; wurden die Gebräuche dazu gesetzt, daß mit den Glocken, und nachher auch mit den Schellen der Kirche zusammen geläutet, hernach Kerzen angezündet, und wieder ausgelöschet, endlich die schreckbarsten Flüche aus dem 108ten Psalm, mit Erwähnung der Namen Core Datan Abiron und Judas dabey gesprochen wurden. Der Anfang dieser Ceremonien mag in das neunte Jahrhundert fallen; indem der Abt Regino von Prüm im Eingange des zehenten Jahrhunderts von der Auslöschung der Kerzen als von einer gewöhnlichen Sache spricht.

Nebst diesen wurden noch andere fürchterliche Gebräuche wirklichelich eingeführt: an einigen Orten wurden gegen das Haus des Verbannten auf Befehl des Bannrichters Steine geworfen, an anderen schickte man einen Priester im priesterlichen Kleide zu dem Verbannten, um ihm Ehrfurcht gegen die Kirche einzujagen: anderstwo stellte man dem Verbannten eine Todtenbahre ins Haus, damit er sich an den tödlichen Streich erinnern sollte, den ihm der Bann beygebracht hätte. Allein alle diese Gebräuche wurden im J. 1337, in der Kirchensynode zu Avignon abgestellt. Die Gebräuche der Kirche bey einer Excommunication lassen sich am füglichsten aus dem Pontificale romanum erkennen, welches auf Befehl der Päbste Clemens VIII. und Urban VIII. herausgegeben, und zu Antwerpen im J. 1708, gedruckt worden ist: Man will hier die Vorschriften besetzen, die besagtes Pontifical p. 437. macht; es sind drey Gattungen der Excommunicationen: die minder, die größere, und das Anathema. Bey der ersten, welche durch den bloßen Umgang mit einem verbannten zugezogen wird, sind weiter keine Ceremonien üblich. Die größere aber hat dieses eigen, daß der Pabst oder Bischoff solche schriftlich verfasset, und in diese Formul bringt: Nachdem ich N. N. diesen Menschen, ein-zwey-drey- und viermal gewarnet habe, um ihn seiner Bosheit zu überführen, damit er dieses oder jenes thun oder lassen soll, er aber diesen Befehl verachtet hat, weil der Gehorsam den Demüthigen nicht nützen würde, wenn die Hartnäckige wegen ihrem Ungehorsam nichts zu leiden hätten; derohalben excommunicire ich ihn im Namen Gottes, des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes, wie auch der heiligen Apostels, Petrus und Paulus und aller Heiligen; weil es seine Halsstarrigkeit also haben will; und gleich wie ich ihn schriftlich excommunicire, also erkläre ich: daß er solang von der Gemeinschaft mit andern ausgeschlossen seyn soll, bis er das, was ihm befohlen ist, wird vollzogen haben, damit seine Seele am Tag des Gerichts gerettet werde. Wenn aber das Anathema, oder die feyerliche Excommunication gesprochen wird, so sitzet der Bischoff auf seinem bischöfflichen Stuhle (Faldistorium) hat seine bischöffliche Kleider an, unter diesen eine Chorkappe von violetter Farbe (welche Farbe in der Fastenzeit die Trauerfarbe ist) eine Mitter (Bischoffskappe) ohne Zierathen, rings um ihn stehen 12 Priester mit Chorröcken angethan, und mit brennenden Kerzen in den Händen; der Bischoff sitzt vor dem hohen Altar der Kirche, oder an einem andern offenen, ihm beliebigen Ort, und spricht folgenden Bannfluch aus: weilen N. N. auf Anreizen des Teufels sein in der Taufe abgelegtes Versprechen durch Abtrünnigkeit verachtet, die Kirche Gottes zu verwüsten, die kirchliche Güter zu plündern, und die Arme Christi gewaltsam zu unterdrücken sich nicht entblödet; daher, aus Besorge, daß nicht wegen Vernachläßigung unsers Hirtenamtes derjenige zu Grunde gehe, für welchen wir in dem fürchterlichen Gerichte Gottes vor dem Fürsten und Obersten der Hirten, unserm Herrn Jesu Christ Rechenschaft geben müssen; nach dem Ausspruch des Herrn, der fürchterlich drohet: wirst du dem Gottlosen seine Gottlosigkeit nicht vorhalten, so werde ich sein Blut von deinen Händen fodern. So haben wir, nach der Vorschrift der Canonen ihn, ein-zwey-drey- und viermal gewarnet, um sich zu bessern, Genugthuung zu leisten und Buße zu würken, so wie wir ihm väterliche Verweise gegeben haben. Allein, er hat leider! die guten Ermahnungen verachtet, der Kirche, die er beleidigt hat, genug zu thun, aus Hochmuth versäumet; uns aber kehret das göttliche und apostolische Gebot, wie wir gegen solche Frevelthäter verfahren sollen. Dann, wenn, spricht der Herr, deine Hand oder dein Fuß dich ärgert, schneide ihn ab, und wirf ihn von dir, und der Apostel spricht: nehmt das Böse unter euch weg; und weiter: wend der, der den Namen eines Bruders trägt, ein Hurer, ein Geitziger, ein Götzendiener, ein Schmähsüchtiger, ein Trunkenbold, ein Dieb ist; mit diesen soll man nicht einmal zu Tische gehen; und Johannes der vorzüglich geliebte Jünger Christi verbietet, solchen Menschen nur zu grüßen, da er sagt: einen solchen Menschen nehmt nicht unter euer Dach, und gebt ihm nicht einmal den Gruß; denn wer ihn grüßet, nimmt Theil an seinen boshaften Werken. In Gefolg der göttlichen und apostolischen Gebote, laßt uns also ein faules und unheilbares Glied mit dem Eisen der Excommunication abschneiden, damit die andere Glieder durch solch eine pestilenzische Krankheit gleichsam als mit Gift nicht angesteckt werden. Dahero, weil er unsere Erinnerungen und öftere Ermahnungen hintangesetzet, weil er nicht zur Buße und Besserung geschritten ist, ob er gleich zum drittenmale nach dem Befehle des Herrn dazu eingeladen war, weil er aber weder seine Schuld erkennt noch bekennt, noch auch durch eine abgeordnete Gesandschaft seine Entschuldigung vorgebracht oder um Verzeihung gebeten hat, sondern bey seinem durch den Teufel verstockten Herzen, und in seiner Bosheit verharret, wie der Apostel spricht: nach der Härte seines Herzens und nach seiner Unbußfertigkeit sammlet er sich den Zorn an dem Tage der Rache; dahero sondern wir ihn ab von der Theilnehmung an dem theuern Leib und Blut unseres Herrn Jesu Christi, und von der Gesellschaft aller Christen; und verweisen ihn von dem Eintritt in die Kirche sowohl auf Erden als im Himmel, wir erklären und wollen, daß er excommuniciret und verflucht sey, und verurtheilen ihn zur Verdammniß mit dem Teufel, seinen Engeln und allen Verworfenen in das ewige Feuer, so lang, bis er in sich selbst zurückkehret aus den Stricken des Satans, und zur Besserung und Buße wiederkommet, und der Kirche, die er beleidigt hat, genug thut, wir übergeben ihn dem Teufel zur Zernichtung des Fleisches, damit sein Geist gerettet werde, im Namen und Gerichte Gottes Vaters, Sohnes und heiligen Geistes, wie auch der heiligen Apostels, Petrus und Paulus und aller Heiligen, wie auch aus Ansehen und Kraft unserer geringen Dienerschaft, weniger nicht aus Kraft, die uns vom Himmel verliehen ist, zu schließen und zu lösen im Himmel, wie auf Erden.

Hierauf antworten alle dreymal: es geschehe!

Wenn dies geschehen ist, müssen sowohl die Geistlichen als der Bischoff ihre brennenden Kerzen auf die Erde

werfen. Sofort wird den Priestern in den Pfarreyen und den benachbarten Bischöffen, der Name des Verbannten, wie auch die Ursache der Verbannung schriftlich zugeschickt; damit Niemand aus Unwissenheit mit ihm ferner umgehe, und in die mindere Excommunication verfalle.

Diese sind die Kirchengebräuche, welche das Pontificale romanum vorschreibt, in den verschiedenen bischöflichen Kirchen aber mag vermuthlich ein oder die andere Ceremonie zugesetzt oder weggelassen werden.

Die minder-feyerliche (*minus solennis et ordinaria*) geschieht aber so, daß der Bannspruch schriftlich und mit ausdrücklicher Bemerkung der Ursache abgefaßt und dem Schuldigen kund gethan wird. Es versteht sich aber, daß diese Verfügung bes Cap. I. de sententia excommunicationis in VI. von jenem Bann rede, der als ein heilendes Mittel angesehen, und unter die Classe des mindern Banns gezählt wird, welcher keine verstockte Widersetzlichkeit des Verbannten voraussetzet; denn, wenn der große Bann losgelassen wird, und zwar ohne vorhergehende Ermahnung, (latæ sententiæ) so wird kein schriftlicher Aufsatz, nach den gemeinen Rechten erfordert. Der kleinere Bann besteht darinn, daß man durch ihn lediglich von Empfangung der Sacramenten, nicht aber von Administrirung derselben ausgeschlossen wird. Auch darf ein solcher, der dem mindern Bann unterworfen ist, zu seiner geistlichen Pfründe oder einer Prälatur gewählt werden; sondern, wenn es doch geschehen ist, wird er wieder davon entsetzt, nach den letzten Cap. Tit. de Clerico excommunicato. Dieser mindere Kirchenbann ist, so, wie man heut zu Tage von ihm die Begriffe hat, kaum älter, als die Decretalen 10. de clerico non ordinato und die 59ste de sententia excommunicationis, welche beyde im Jahr 1227. von dem Papst Gregor IX. ausgegangen sind. In der ersten nennt der Papst den Fall, wenn jemand mit einem Verbannten Gemeinschaft, nicht im Verbrechen, welches den Bann verdiente, sondern in dem Umgang mit dem Verbannten, gemacht hätte. Hier wurden die durcheinander liegende Begriffe von den uneigentlichen Verbannungen der büssenden Sünder in der ersten Kirche hervorgesucht, und daraus eine neue Art von Excommunicationen geschaffen, die man damal schon die mindere nennte. Die geneine Glosse ad Cap. 10. freuet sich über dieses Capitel besonders, als über einen ganz neuen Fund in den geistlichen Rechten, in welchen vieles von dem großen Bann vorkäme; von dem mindern aber sey dies Capitel allein, welches Ziel und Maas gebe. Diese neue Erfindung eines neuen Fluches auf die Christen hat eine Zerrüttung in der Christenheit angerichtet, die vielleicht nicht viele ihres gleichen hat. Die Bannflüche wurden so häufig geschleudert, daß schon der fromme und dem päbstl. Stuhl ganz ergebene Cardinal Petrus Damiani im 14ten Briefe des ersten Buches über die beynahe einem jeden päbstlichen Gebote (decretalis) angehängte Verfluchungsformel (Anathema) laut und beissend klaget. "Man fällt schon, sagt er, in den Schlund des ewigen Todes, ehe man merkt, daß man einen auch nur geringen Fehltritt gethan habe, und man hängt schon mit dem Fuß in der gleichsam mit Fleiß gelegten Schlinge, da man ganz frey einher zu gehen glaubet." Sehr treffend! wenn man die Zeiten des zehnten und eilften Jahrhunderts betrachtet, in welchen der ehrliche Damiani lebte. Der Kirchenbann ist die schwerste und selbst die Entsetzung von den geistlichen Aemtern überschreitende Strafe. Allein, da es einmal Mode war, so flogen diese Bannstrahlen, der Zahl nach, wie Schneeflocken auf die armen Menschenkinder. Jemehr das Ansehen der Geistlichkeit durch die einreissende Gebrechen derselben abgenommen hätte, desto angelegentlicher suchten sie sich mit den Bannflüchen zu wehren, und zu erhalten. Fleury vergleicht sie, in seinem 3ten Discours: fur l'histoire ecclesiast. einem alten unvermögenden Vater, der seinen unartigen Kindern, da sie seine Schwäche verachten, alles, was ihm unter die Hände kömmt, nachwirft, und ihnen noch auf den Rücken flucht, weil er seinen unthätigen Zorn anderst nicht auslassen kann. Da nun die Bannflüche so gemein und alltäglich wurden, so kann man sich die Rechnung machen, in welchen Zwang die christliche Welt gesetzt war, wenn sie nicht durch den Umgang mit den Verbannten in den mindern Bann selbst fallen wollte. Dieser schlüpferische Schritt war um so leichter geschehen; jenweniger die Art des Umgangs mit den Verbannten ausgedruckt und bestimmt war; alles muß der willkührlichen Auslegung der geistlichen Richter anheim gestellt gewesen seyn. Da nun noch hinzu kömmt, daß wenigstens vom 11ten Jahrhundert an, wie Van Espen will, die Bannflüche latae Sententiae in den Schwung kamen, und da eben diese sonderlich angehäufet wurden, daß in dem einzigen sechsten Buch der Decretalen 32. in den Clementinischen Decretalen 50. und in der Nachtmahlsbulle 21. in den übrigen päbstlichen Bullen aber unzählbare dergleichen Bannflüche latae Sententiae aufkamen; da ferner ein jeder Bischoff, ein jeder Kirchensonde für seinen Sprengel Bann auf Bann häufen, so fällt es von selbsten ins Auge, daß man beynahe, um dem mindern Bann auszuweichen, nöthig gehabt hätte, aus der Welt zu gehen. Dieser Unfug hatte seine übertriebene Höhe erstiegen, und er mußte nothwendigerweise fallen. Der Papst Martinus V. machte also in der Coitnizer Kirchenversammlung im Jahr 1418. die Verfügung, welche die deutsche Nation in ihre Concordaten, und die französische in ihre pragmatische Sanction ganz willig aufgenommen haben: daß niemand mit dem mindern Bann bestrickt werden soll, es sey denn, daß er mit jemand Umgang pflege, welcher namentlich und feyerlich in den Kirchen dann gethan sey, oder so offenbar sich an einem Geistlichen mit Gewaltthätigkeit vergriffen hätte, daß niemand an seiner Verbannung zweifeln könnte. Indem nun diese Fälle selten entstehen, und indem die den Umgang mit einem Verbannten entschuldigende Ursachen vielfältig sind, und unter den Händen der heutigen Canonisten und Moralisten noch weiter aus einander gedehnet werden, so haben Johann Morinus und Van Espen Recht, wenn sie sagen, daß der mindere Bann bey unseren Zeiten schier ganz aus der Uebung gekommen sey. Inzwischen ist aus diesen so sehr vervielfältigten Excommunicationen allem Ansehen nach die Vorsicht entstanden, daß die Absolutionsformel im Sacrament der Buße die Lossprechung von allen Excommunicationen und Interdicten vorangesetzet hat, und daß in den Breven des römischen Hofes, in welchen eine Gnade verliehen wird, eben diese Lossprechung von dem Banne beygethan wird, damit der, so die Gnade erhält, derselben als ein weggeworfenes Mitglied der Kirche nicht unwürdig sey.

Der größere Bann hingegen ist derjenige, welcher nicht nur von aller Gemeinschaft und dem Gebrauch der Sacramenten, Gottesdiensten, Begräbnissen, geistlichen Pfründen, christlichen guten Werken, Ablässen und andern den Christglaubigen zukommenden Vortheilen

Digitized by Google

ausschließt, sondern die ihn dergestalten ausser aller Verhältniß mit den übrigen christkatholischen Menschen setzet, daß keiner derselben mit ihnen Umgang pflegen darf, außer in erheblichen Ursachen, besonders aus Ehrfurcht und Demuth gegen die Obern, aus ehrlicher Pflicht und Obliegenheit, aus Unwissenheit, aus Noth, oder unsers eigenen Nutzens wegen. Die Lehrer der geistlichen Rechte haben diese Würkungen des größern Banns forwohl, als die obige Ausnahme in folgende zwey Verse gebracht, die man zu Hülfe des Gedächtnisses auch hieher setzen will:

Os, orare, vale, Communio, mensa negatur,
Utile, Lex, humile, res ignorata, necesse.

Dieser große Bann hat, wie tausend andere Sachen, die in die Kirchenzucht gehören, seine Schicksale und Veränderungen merklich ausgestanden. In dem Gange dieses Artickels wird die Art und Weise beschrieben, nach welcher in der ersten Kirche mit dem Bann zu Werk gegangen worden sey, und man darf nur noch hinzusetzen, was Van Espen aus andern catholischen Schriftstellern in dem 4. Cap. de excommunicatione beybringt; so wird der Begrif von dem großen Banne vollständig. Christus, sagt dieser Schriftsteller der ersten Classe, hat die Maasregeln vorgeschrieben (Matthäi 18.) nach welchen die verdorbene Glieder der neuen Kirche abgeschnitten werden sollen, nach diesen muß man den fehlenden Bruder freundschaftlich zwischen vier Augen seines Fehlers erinnern, folgt er nicht, so nimmt man Zeugen zu der zweyten Ermahnung; bleibt er alsdann noch auf seinem Irrweg, so kündigt man ihn bey der Kirche an; höret er aber die Kirche auch nicht, so soll er gehalten werden, wie Heiden und Zöllner von den Christen gehalten zu werden pflegen. Das ist, man erkennt sie nicht als Glieder der christlichen Kirche, und in dieser Rücksicht, läßt man sie nicht zu jenem Gottesdienst, der nur für die Christen aufgebracht, und zur Heiligung derselbigen eingerichtet ist, was sollten aber solche Leute, wie Heiden, und öffentliche verrufene Zöllner in solch einer heiligen Gemeinde thun? Betrachtete man aber den Christen außer dem Gottesdienst, als einen Bürger, der in einer Gesellschaft, mit andern lebte, und leben müßte; so wäre es sehr lächerlich gewesen, wenn man einem solchen aufbürden, ja, nur erlauben wollte, sich von seines gleichen Bürgern zu trennen, ohne daß vorher das Band aufgelöset worden wäre, welches ihn zu der übrigen Gesellschaft anschlosse, und welches blos und allein von einem durchaus weltlichen Vertrag mit der Herrschaft und mit der Gesellschaft, keinesweges aber von der neu entstandenen christlichen Kirche abhing: welch leichten, und unanständigen Begrif müßte man von der römischen Monarchie haben, unter welchen der Namen und der Stand der Christen entstanden ist, wenn man behaupten wollte, die neue Christen hätten aus den Häusern, aus den Familien, aus den Städten, und gar aus dem Lande laufen müssen, um mit den Heiden nicht umgehen, Handel und Gewerb treiben, und die übrigen Pflichten verrichten zu dürfen, die ein Bürger, als Bürger, dem andern zu leisten schuldig, oder eben schon darum ein Verbrecher ist, wenn er solche nicht leistet? die Christen mußten also die verstockte widerspenstige Brüder behandlen, wie die Heiden, und Publicanen: mit diesen aber war ihnen der Umgang in bürgerlichen Geschäften keinesweges verboten, mithin müssen wir den Kirchenbann aus Matthäi 18. blos allein auf solche Begriffe einschließen, welche sich lediglich auf die Religion, und auf eine gottesdienstliche Versammlung beziehen. Es ist zwar an dem, daß die Apostel, Johannes, im zwoten Sendschreiben, und Paulus in seinem ersten Briefe an die Corinther, und im zweiten an die Christen zu Thessalonich weiter gegangen sind, und den Christen verboten haben, die verrufene christliche Sünder weder zu grüssen, noch mit ihnen einen Tisch zu haben, oder sonst gemeinsam umzugehen. Allein der beigehte Van Espen sagt hierüber seine Meynung; daß diese Behutsamkeit nicht von einem göttlichen Gebot, sondern von einer Vorschrift der Apostel herkomme, als welche den ersten Christen durch die Flucht vor den unwürdigen Mitbrüdern die Gefahr der Verführung, und zugleich der neuen Kirche die Schande der lasterhaften Mitglieder aus dem Wege hätten räumen wollen. Wenn man von vorgefaßten Meynungen frey, die Stelle des ersten Briefes an die Corinther liest, so sieht man ohne großes Nachgrübeln daß der heil. Paulus anderst nichts zum Zweck gehabt habe, als seine neu Bekehrte von dem Umgang mit den Bösen abzuhalten, und diese wie er ausdrücklich in dem Schreiben nach Thessalonich sagt, zu beschämen, daß sie um so ehender in sich zurückkehren sollen. Er nennt in dem Brief an die Corinther die Hurer, Vollsäufer, schmähsüchtige und geitzige Christen unter denen, die die heidnische Götzen anbeteten, und will, daß man ihren Umgang vermeide, um der heidnischen Welt zu zeigen, daß das Christenthum nichts als Heilige zu seinen Mitgliedern verlange. Jederman begreift wie schwer es sey, solche Laster richtig zu bestimmen, welche nicht durch ein oder die andere Handlung, sondern durch mehrere, mit Rücksicht auf vielerley Umstände, den Namen eines Lasterhaften, eines Vollsäufers, eines Schmähsüchtigen, und eines Geitzigen verdienen: hatte der h. Paulus alle dort genannte Sünder mit dem Kirchenbann belegen wollen, wie viel tausend Christen würden in die gröste Verlegenheit gesetzt worden seyn, wenn sie diejenige hätten ausziehen, und vermeiden sollen, welche den rechten Grad der Schmähsucht, und des Geitzes an sich gehabt hätten. Man bedenke nur, wenn heutzutage eine Bannbulle an das Licht träte, welche alle und jede Christen ohne Unterschied aus der Kirche verstieß, die geitzig sind: welche Verwirrung für alle Christen daraus erwachsen würde, wenn sie unter einer Sünde solche, ohne Namen bedeutende Geitzige meiden, mit ihnen nicht essen oder sonstigen Umgang pflegen sollten? Wer ist denn geitzig? würde ein jeder Gewissenhafte fragen. Wer legt denn mehr zurück, als er für die Steuige, für die zu besteurende schlimmere Zeiten nöthig hat? welcher Bischof würde hiernach den Ausspruch wagen? und ohne Ausspruch des Bischoffs welcher Christ würde jemand als einen Geitzigen, ohne Gefahr der Ehrabschneidung, ansehen, und öffentlich durch seine Vermeidung der Gemeinde als einen solchen, vorstellen wollen? Es ist also höchst wahrscheinlich, daß der Apostel Paulus sowohl, als der h. Johannes, den Christen eine Vorschrift geben wollten, wie sie sich gegen die Sünder, sowohl zu ihrer eigenen Sicherheit, als zur Ehre der christlichen Gemeinde, betragen sollten; ohne sie streng zu verbinden, daß sie solche Sünder als verbannt aus der Kirche, ansehen, und sogar den bürgerlichen Umgang ihnen ze und allezeit entziehen sollten. Eben so wahrscheinlich ist es, daß die erste Christen aus Anlaß dieser Schriftstellen einander selbst excommunicirt und sich von einander getrennet haben; weil einem jeden in seiner Gewalt gestanden ist, den andern für ansteckend, und gefährlich zu halten, wie oben gesagt worden ist: aus den angeführten Stellen der apostolischen Briefe wurden in den fol-

Digitized by Google

genden Zeiten, durch schiefe Erklärungen, die Begriffe von den Würkungen des Kirchenbannes genommen, die wir unten an seinem Orte erzählen werden: dermalen wollen wir anmerken, daß nicht wahrscheinlich sey, daß so oft das Wort, Excommunicatio, oder ein gleichgeltendes in den Canonen der alten Synoden oder bischöfflichen Verordnungen vorkömmt, jedesmal der sogenannte große Bann darunter verstanden werde. Im Jahr 398. legte die Synode zu Carthago den Bann auf denjenigen, der aus der Predigt gieng, die Canones Apostolorum, 8. 9. 42. 53. 56. 57. excommunicirten Geistliche und Weltliche wegen Fehler, die gewiß keine Ausschließung von der Kirche Gottes, noch weniger von dem Umgang mit andern Christen, sondern nur eine Auflegung einer, und zwar nicht schweren Buße verdienen. Es ist daher sehr wunderlich, daß der Pabst Gregor IX. im Jahr 1237. Cap. 59. de Sententia Excommunicationis, die Regel aufstellet, daß so oft ein Richter spricht, diesen excommunicire ich, jedesmal der große Bann darunter verstanden werde. Eine namhafte Veränderung gieng alsdenn mit dem großen Bann vor, als man keinen Unterschied machte, zwischen dem Bann, der als ein Heilungsmittel, den Gebannten zurecht bringen, und als ein wieder genesenes Glied der Kirche einverleiben sollte; und zwischen dem Bann, der blos als eine Todesstrafe angesehen ward: dieser wurde *mortalis*, und jener *medicinalis* genennt. Da doch in der ersten Kirche der Bann größtentheils heilungsweis aufgelegt, und selbst derjenige von seinem Bischoff nicht verlassen, und in die Ausgabe gerechnet ward, welcher auch zum zweytenmale, nach der Wiederaussöhnung in die vorige Laster gefallen ist: dies wird ausdrücklich in den apostolischen Constitutionen, Buch 2. Cap. 40. angemerkt; welche Constitutionen wenigstens die Kirchenzucht des 4ten Jahrhunderts enthalten, in welchem sie gemacht worden sind. Die Bischöffe der damaligen Zeiten ahmeten das Beyspiel des göttlichen Erlösers nach, der mit den gröbsten Sündern aß, trank, und gerne umgieng, in den nachfolgenden Zeiten warf man alles, was in den Büchern der Alten von dem Bann sprache, in einen Haufen des großen Banns. Die gröste Abweichung von der Natur des Kirchenbanns äußerte sich in den Würkungen die man nach dem zehenten Jahrhundert dem Bann zuschrieb, wovon weiter unten gehandelt wird.

Neben obigen Eintheilungen wird der Bann auch noch in *Bannum latae aut ferendae sententiae* eingetheilt, je nachdem man ihn oder aus einem schon in den geistlichen Gesetzen mit dem Bann belegten Verbrechen oder durch einen besondern geistlichen Spruch auf sich ladet. Eine der merkwürdigsten Abänderungen, die mit dem Kirchenbann vorgieng, ist wohl diejenige, welche unter dem Namen *latae sententiae* bekannt ist. Sie besteht darinn, daß sie sogleich mit allen ihren Würkungen auf denjenigen fällt, der sich ihrer schuldig macht, ohne daß er zuvor gewarnt oder erinnert worden wäre, sich mit der Kirche auszusöhnen, wofern er nicht von ihr ausgestossen werden wollte. Man fällt in die Versuchung, zu sagen, daß die ganze Natur des Kirchenbannes dadurch umgeschaffen worden sey; denn da von jeher der Kirchenbann nur gegen diejenigen losgedonnert wurde, die nach allen stillen und öffentlichen Ermahnungen dennoch mit Hartnäckigkeit in ihrem Verbrechen beharreten; da es eine allgemein angenommene Gewohnheit war, den Verbrecher wenigstens einigemal zu warnen; da es eine ausgemachte Sache gewesen ist, niemand zu verbannen, der nicht vorher bey dem ordentlichen Richter sein bannmäßiges Laster entweder selbst eingestanden hätte, oder dessen durch unbescholtene Zeugen überwiesen worden wäre: so muß die nachher eingeführte Lehre von dem Bann latae sententiae jedermann, der sich in dem Alterthum umgesehen hat, wunderlich und befremdend vorkommen. Die beyde allgemeine Kirchenversammlungen zu Ephesus und zu Chalcedon, als sie den Nestorius und den Dioscorus in den Bann thun wollten, ließen jeden dreymal vorladen, um ihnen Zeit zu geben, sich zu unterwerfen; und brauchen selbst die bedeutende Worte: daß sie nach der Vorschrift der heiligen Canonen den Schuldigen dreymal vorgeladen hätten, und diese Art, die gröste unter allen Strafen über die Christen zu verhängen, ward ununterbrochen fortgesetzt, und selbst bis in die Zeiten der Decretalen gröstentheils beybehalten. In dem Gratianischen Decret lassen sich, wie van Espen mit Grund sagt, alle Canonen, die von dem Banne sprechen, füglich auf den Bann *ferendae sententiae* erklären, und Fleury in seinen Instit. jur. Can. behauptet das nemliche von den meisten, die in den Decretalen vorkommen. Indessen kann man nicht in Abrede seyn, daß sich viele Bannflüche latae sententiae entweder durch die allzuhäufige Glossatoren oder durch die Päbste und Bischöffe selbst eingenistet haben; besonders ist das sechste Buch der Decretalen damit angefüllt, so wie die Clementinische und jüngere Decretalen; obgleich in der allgemeinen Kirchenversammlung im Lateran zu Rom A. 1216. befohlen ward, daß keine Excommunication ohne vorhergehende dreymalige Ermahnung ausgehen soll, und eben dieser Befehl in die Decretale 48. Cap. de Sentent. Excommunic. eingerückt worden. Das Kennzeichen, daß ein Bannfluch latae sententiae sey, ist, wenn der Canon die Worte im Mund führet: *ipso facto, ipso jure ex jure sit excommunicatus.* Andere Kennzeichen, welche engbrüstige Canonisten beybringen, sind zweifelhaft und eben darum von keiner Würkung, weil diese Art von Bannflüchen von der Regel des gemeinen Rechts abweichen, welches eine dreymalige Warnung oder Ladung erfordert, ehe die Strafe des Ungehorsams und der Widersetzlichkeit ergehen kann. Fragt man nun die Canonisten, wo diese dreymalige Ermahnung bey den Bannen latae sententiae zu finden sey? so sagen sie, daß eben die Verkündigung des Bannge setzes latae sententiae die Stelle der dreymaligen Ermahnung vertrete; und geben durch diese erkünstelte Antwort genug zu verstehen, daß diese Art von Excommunicationen mit dem System der alten Kirchenzucht anderst nicht, als durch eine Erfindung, der man den Zwang sogleich ansiehet, in eine Reihe gebracht werden kann. Eben diese Canonisten mit den Theologen gestehen durchgehends, daß diese Excommunication bey allen denen keine Würkung habe, die von dem Bann nichts wissen, der auf diese oder jene Sünde gelegt ist; und zwar aus der Ursache, weil jeder Bann, wie sie selbst sagen, eine hartnäckige Widersetzlichkeit, die bey dem Unwissenden keine statt hat, voraussetzet. Der Pabst Benedict XIV. schmälet in seinem Buch de Synodo diœcesana Lib. 10. Cap. 1. über den van Espen, der die Bannflüche latae sententiae nach dem zehnten Jahrhundert allererst entstehen lassen wollte. Die Beweise aber, die der große Lambertini anführet, scheinen gegen die Gründe des van Espen nicht wichtig genug zu seyn; indem sie weiter nichts erzwingen, als daß die Kirchenversammlungen und Bischöffe solche Laster ausgezeichnet haben, die mit dem Bann zu bestrafen seyn: ob aber die Verbrecher gleich auf der Stelle ihres Verbrechens auch den Bann auf der Seele

Digitized by Google

hatten, oder ſolchen von dem Ausſpruch des geiſtlichen Richters gewärtigen mußten; davon ſagen die angeführten Stellen nichts. Sogar der bekannte Canon: Si quis ſuadente Diabolo vom Jahr 1139 würde keinen Bann latae ſententiae anzeigen, wenn die Gloſſenſchreiber bey der Regel geblieben wären, die ſie ad Cap. 2. X. de Foro competente feſtgeſetzet haben, daß die Worte: ſit excommunicatus, ſit ſequeſtratus, nur den Bann ferendae ſententiae nach ſich ziehen; denn welcher Unterſchied mag wohl zwiſchen dieſen und jenen Worten des Canons, Si quis ſuadente, obvalten, Anathemati ſubjaceat, oder wollen dieſe Gloſſenſchreiber nicht auch ſagen, daß der h. Paulus ein Anathema latae ſententiae abgedonnert habe, da er ſagt: Si quis non amat Dominum noſtrum Jeſum Chriſtum, ſit anathema, Maranatha. Inzwiſchen haben die Gloſſatoren die Welt überſchryen und eine herrſchende Meynung daraus gemacht, daß dieſer Canon den Bann latae ſententiae mitbringe. Gemeiniglich iſt er nur ferendae ſententiae, und wenn er auch latae iſt, ſo wird dennoch nach dem allgemeinen Sinn der Canoniſten, noch ſententia declaratoria erfordert, daß der vorliegende Fall wirklich derjenige ſey, auf welchen die Bannſtrafe geſchlagen iſt. Da der Bann in der Kirche aufgekommen iſt, um die hartnäckigen und ärgerlichen Sünder zur Erkenntniß und Beſſerung zu bringen, die Kirche aber ſelbſt vor der Anſteckung ſolcher groben Laſter zu verwahren: ſo folgt von ſelbſt, daß der Bann nur in zwoen Gattungen der Sünde Platz greifen darf. Erſtlich muß es eine ſchwehre, von dem Reich Gottes ausſchließende, und noch dabey eine ſolche Sünde ſeyn, die entweder durch ein großes Aergerniß, oder durch die Störung des chriſtlichen Kirchenfriedens ſich auszeichnet und für die ganze Gemeinde gefährlich macht. Dieſen Begriff giebt uns das ganze Alterthum, wenn von der großen Excommunication die Rede iſt. So iſt in den geiſtlichen Rechten Caus. 11. Quæſt. 3. Can. 41 & 42. ausdrücklich verſehen, daß man wegen geringen Fehlern keinen Bann brauchen ſoll. So verfüget noch die Kirchenverſammlung zu Trient Seſſ. 25. Cap. 3. de Reform., und die Theologen ſelbſt, wie Suarez, ſagen, daß ein Bann wegen einer geringen Sünde an ſich ſelbſt ſchon nichtig ſeye. Dieſer nemliche Jeſuit ſetzet auch die Regel feſt, daß die Sünde entweder wegen Friedensſtörung oder wegen einem großen Aergerniß auffallend ſeyn müßte; (bey van Eſpen in ſeinem Tractat de cenſuris eccleſ. Cap. 4.) Es iſt bereits ſchon oben erinnert worden, daß diejenigen Excommunicationen, die in der alten Kirche wegen Kleinigkeiten, als da iſt der Ausgang der Chriſten aus den Predigten, nicht unter die großen und gänzlichen Ausſchließungen von der Kirche, ſondern nur unter diejenigen zu rechnen ſeyn, durch welche der Chriſt auf eine Zeit einer gewiſſen Art von Buße unterworfen wurde.

Die Excommunicationen aus dem mittlern Zeitalter, als zum Beyſpiel jene gegen die Geiſtliche, welche lange Haare trugen, Diſtinct. 22. Can. 22. jene gegen die Verwandte, die, um die Leichenkoſten zu erſparen, welche bey Durchführung der Leiche durch eine jede Pfarrey mit ſchwerem Geld erlegt werden mußten, lieber die todten Körper abgekocht, und die vom Fleiſche abgelöſten Knochen in der Stille an die Begräbnißorte verſchickt haben; extrav. detestandae. de ſepulturis. inter communes. Dieſe und andere dergleichen Verbannungen können unmöglich als eine Regel angeſehen werden, indem heut zu Tage der Geiſt der damaligen dunklen Zeiten allzubekannt iſt: doch muß man auch dem Alter zu Gefallen annehmen, daß manchmal eine Sache als Urſachen und Umſtänden, die uns nicht mehr bekannt ſind, wichtiger, und eines ſchärferen Strafgebots würdiger war, als es den neuern Zeiten ſcheinet. Unter diesem Geſichtspunct betrachtet der Pabſt Benedict XIV. in ſeinem roten Buch de Synodo Cap. 3. die Bannflüche, mit welchen der Pabſt Urban VIII. und Innocentius X. und XI. zuer in Betreff der Spaniſchen Diöces Hiſpali, und dieſe in Rückſicht auf die Vaticaniſche Kirche in Rom, den Prieſtern verboten haben, keinen Tabak an dem Altare zu ſchnupfen, weil die Altarlicher davon beſchmutzet, und das Volk durch den ungewohnten heftigen Geruch dieſes damals neuerfundenen Krautes aus der Kirchen verſcheucht worden ſeyn ſoll.

Die zwote Gattung der Sünden, auf welche der Bann kann und ſoll gelegt werden, muß eine wahre, das Gewiſſen verletzende und keinesweges eine poſitiviſche Sünde, noch weniger eine Handlung ſeyn, über deren Rechtmäßigkeit noch mit Grunde geſtritten wird. Die Kirche Gottes hat das edle Amt, die Gewiſſen zu leiten, die Seelen dem Himmel zuzuführen und alles auf die Seite zu räumen, was ſie von Rechtswegen räumen kann; folglich befindet ſich alles außer der kirchlichen Gerichtbarkeit, was den Weg zum Himmel nicht verſperret. Dieſer Satz iſt einfach, und empfiehlt ſich ohne weitern Beweis, von ſelbſt. Die Geſchichte der erſten und beſten Zeiten der Kirche bekräftigen ihn einſtimmig, und man iſt heut zu Tage davon ſo überzeugt, daß unſers Wiſſen kein denkender Kopf unter den Catholicken mehr daran zweifelt. Nachdem aber durch viele Urſachen und Gelegenheiten die Würkungen des geiſtlichen Bannes beynahe ins Unendliche ausgedehnet worden ſind, wie wir gleich hernach ſehen werden: ſo bekam auch dieſer Bann, beſonders in der abendländiſchen Kirche, gleichſam eine andere Beſtimmung und ein anderes Feld, in welches er auslaufen konnte; und was am meiſten dabey zu bewundern iſt, ſo haben die Fürſten von Europa ſelbſt die Hände dazu hergegeben, und ſolche Gegenſtände dem Bann unterworfen, an die bey der erſten Kirche nicht gedacht worden durfte. Die Kirchen und ihre Geiſtlichen wurden mit Gütern, ſtändigen Einkünften, und ſelbſt mit verſchiedenen Hoheitsrechten bereichert. Es kamen Zeiten, wo es ſchien, als ruete es die weltliche Herren und Dynaſten, daß ſie und ihre Väter zuviel an die Kirchen verwandt hätten. Sie griffen alſo wieder zu, und ſuchten auf alle mögliche und ſehr oft nicht gar ſäuberliche Arten die Kirchengüter wieder an ſich zu bringen. Die Geiſtlichen griffen zu ihrer Wehre, und warfen mit Excommunicationen um ſich, welche mehr oder weniger kräftig waren, je nachdem die ihrige oder der weltlichen Herrn Parthien mächtiger waren: die römiſche Päbſte bedienten ſich des Bannmittels vorzüglich gegen alle diejenigen, die ihre Länder und Gerechtſame angriffen, oder ihnen bey andern Zöllen nicht zu ihrem Willen waren. Die Geſchichtbücher aller Länder und Zeiten, beſonders in und nach dem 11ten Jahrhundert ſind voll von Beyſpielen, und die Mäßigung eines Gangarelli iſt vielleicht die einzige ſeit ſechs hundert Jahren geweſen. Die kirchliche Gerichtbarkeit über weltliche Perſonen und Sachen erhielt im 12ten Jahrhundert ſchon ihre höchſte Stufe, mithin hat ſie lang vorher Grund und Fortgang gehabt; die weltlichen hohen und höchſten Gerichte wollten ſich an das eben nicht halten, was vor und bey ihren Zeiten gegen die weltliche Hoheit eingeſchlichen war, hieraus entſtand: Streit, und auf Seiten der Geiſtlichkeit, eine ungeheure Menge Excommunicatio-

Digitized by Google

nen wider die vermeyntliche Eingriffe der weltlichen Herren und Richter also: daß der französische König, Ludwig der Heilige, gezwungen war, in der Mitte des 13ten Jahrhunderts zu verordnen, daß seine Vasallen in bürgerlichen Rechtssachen keinem geistlichen Richter sich stellen sollten, würde dieser aber mit dem Bann darinn fahren, soll man seine des geistlichen Richters Güter in Beschlag nehmen, bis er den Bann wieder auflösen würde. Diesem Beyspiel, wie Petrus de Marca de Concord. sacerd. & Imp. cap. 21. sagt, folgten die Könige fleißig nach, und der Kayser Carl V. setzte durch seine Verordnungen und Verträge eine gleiche Verhaltungsart in seinen Niederlanden fest. Nichtsdestoweniger bleibt es auch eine richtige historische Wahrheit, daß die weltlichen Richter und Herren den Kirchenbann selbst zu ihren Diensten gebrauchten. Wollte ein Dynast oder Fürst einen heimlichen Diebstahl herausbringen, so bediente er sich des bischöfflichen Bannes, durch welchen derjenige, der den Dieb kannte, unter der Strafe der Excommunication angehalten wurde, den Dieb anzuzeigen. Man sehe hierüber den Artikel Monitorium. In man gieng, wenigstens im heil. deutschen Reich, noch weiter, und ließ durch den Bann der Kirche die feyerlichsten Urtheile und Gesetze des Kaysers und Reichs, wie mit einem Siegel, bestätigen. Also wurde die Entsetzung des schwäbischen Herzogs Ernst im Jahr 1030, die in einem Reichstag zu Ingelheim von dem Kayser Conrad vorgenommen wurde, dadurch kräftig gemacht, daß die Bischöffe den Herzog und seine Anhänger in den Kirchenbann thaten, und darauf ihre Güter eingezogen wurden.

Auf dem Reichstag zu Nürnberg wurde im Jahr 1467 der Pabst als der Guarant des dortgeschlossenen Landfriedens angenommen, zu dem Ende, daß er die Landfriedensstörer mit dem Kirchenbann belegen möchte; und dergleichen Beyspiele finden sich sehr häufig in den Geschichten der mittlern Zeiten. Ja sogar in der Kayserlichen Cammergerichtsordnung vom Jahr 1555 wird verfügt, daß die Urtheile dieses Gerichts, wenn es der obliegende Theil verlangte, durch den Kirchenbann des einschlagenden Diöcesan-Bischoffs zum Vollzug gebracht werden, und die Stände daran seyn sollten, den heiligsten Vater darum zu ersuchen; man sehe die Concept. ord. Cam. noviff. Part. III. Tit. 97. §. 12. Wir sehen also, wie sehr der Kirchenbann seine Gegenstände und Ursachen verändert habe, wegen welcher er im Anfang der Kirche, und hernach im Verlauf der Jahrhunderte gebraucht und gemißbraucht worden ist. So viel ist gewiß, daß die Kirche das Recht nicht habe, um eines zeitlichen Nutzens willen, oder um sich einen zeitlichen Schaden von Halse zu schaffen, einen Christen aus dem Reich Christi hienieden auszuschließen, ihn aller Gnadenmittel zu berauben und dem Teufel zu übergeben. Der beherzte Gerson vergleicht ein solches Betragen mit einem Manne, der die Fliege, die auf der Stirn seines Nachbarn sitzt, mit einer Holzart todtschlagen wollte. Er würde, sagt er, dem Nachbarn das Gehirn einschlagen, um ihm einen Mückenstich zu ersparen; Gerson de vita spirit. animae Lect. 4. Coroll. 7. Tom. 3. Oper. Col. 42.

Die hauptsächliche Folgen und Würkungen des Bannes bestunden, wie bereits oben gedacht worden, darinnen: erstlich, daß ein damit belegter Christ aus der Zahl der Christgläubigen ausgestrichen, und aller Verdienste Christi und der Kirchen unwürdig erkläret wurde, und zweytens in der Ausschließung eines solchen Verbannten von allem Umgang mit andern Christgläubigen. Man muß aber hier diese letzte Folge von keinem andern als solchen Umgang verstehen, zu welchem uns weiter nichts als die Christenliebe und besondere Freundschaft aufgemuntert hat; denn das bürgerliche Verhältniß bleibt nichtsdestoweniger zwischen dem Verbannten und den übrigen, in dem nemlichen Staat lebenden, eben so feste stehen, daß sich niemand dadurch von dem, was er dem Geächteten, nach dem natürlichen, bürgerlichen und Völkerrecht schuldig ist, entledigen kann. So betrug man sich gegen die Verbannte, wenigstens zu den Zeiten, da die Christen noch unter den heidnischen Kaysern lebten; damals ist es gewiß keinem eingefallen, sich aus der Gesellschaft eines Verbannten zu trennen, wenn diese durch die bürgerlichen Gesetze gehandhabet wurde: welchen Lermen würde eine solche Verstoßung zu den Zeiten der heidnischen herrschenden Religion veranlasset haben, wenn andere Christen mit einem Verbannten nicht arbeiten, nicht fechten, nicht andere gemeinsame Verrichtungen miteinander hätten vornehmen wollen, welche die Natur des Geschäftes selbst als gemeinsam erfordert. Die heiligen Apostel wollten nur einen solchen Umgang vermieden wissen, über welchen jeder Privatmann vollkommen Herr war, als den andern, auf eine vertraut-freundschaftliche Art grüßen, mit ihm an einen Tisch gehen, und einen Umgang haben, den nur der vertraute Freunde miteinander zu halten pflegen. Die Worte des heiligen Johannes in seinem 2ten Briefe drücken diesen Gedanken sehr deutlich aus, wenn einer, sagt er, einen solchen Verworfenen grüßet, so nimmt er Theil an seinen boshaften Werken, wer wollte nun aus einem Gruß, den heut zu Tage Juden, Türken, Heiden, und die ruchlosesten Menschen von uns in dem gemeinen bürgerlichen Umgang erhalten, auf eine Theilnehmung an dem Unglauben und dem Laster des gegrüßten herauspressen. Gegen das 4te Jahrhundert aber wurden die Folgen des Banns schärfer gegriffen: der heilige Basilius schrieb an den heiligen Athanasius, daß der Gebannte von allem Umgang ausgeschlossen werden, keine gemeinsame Wohnung, kein gemeinsamer Gebrauch des Wassers und des Feuers, unterhalten werden sollte, welches so gut war, als die Verweisung aus einer Gemeinde die christlich war. Schon in dem 75sten Brief des heiligen Cyprianus sind die Spüren von der nemlichen Art zu excommuniciren enthalten: und also kamen schon solche Würkungen des Banns hinzu, die auf die bürgerliche Gesellschaft sich erstrecken. Im Jahr 452 wurde auf der Kirchensynode zu Arles beschlossen, daß mit dem Verbannten nicht nur die Geistliche, sondern auch das ganze Volk nicht reden sollten. In dem Concilio Antiliodorenſi wurden diejenigen, welche einen Verbannten aufgenommen, oder mit ihm gegessen, oder nur gesprochen hatten, mit gleichem Bann bestrickt; also bahnten sich immer die neue Zusätze zu den alten, und der Umgang mit den Verbannten wurde endlich in so weite Begriffe ausgedehnt, daß Eltern, Kinder, Knechte und Sclaven abgehalten worden sind, mit den Excommunicirten umzugehen, mit ihnen ein Gewerb zu treiben, oder sonst eine bürgerliche Handlung gemeinsam zu unternehmen. Aus diesem Grund wurden sogar in den Statutis Petri Archiepiſcopi Moguntini die Juden excommunicirt, und der Begriff einer solchen Excommunication dauerte bis auf die Zeiten des westphälischen Friedens fort, wo Art. 5. §. 48. die catholische Bischöffe, zu Erhaltung ihrer unter den Protestanten stehenden Zehenten und sonstigen Gefällen berechtigt erkläret werden, gegen die Widerspenstige mit der Excommunication zu verfahren. Wahrhaftig, wenn die Würkungen des Kirchenbanns

Digitized by Google

pünctlich in die Erfüllung giengen, so könnte ein Bürger eines Landes nicht härter, als durch eben solchen Bann gestraft werden: Gregor VII. glaubt den Reisenden und Fremden eine Gnade zu erweisen, wenn er ihnen erlaubt, von den Excommunicirten etwas zu kaufen, wann sie anderst nichts haben könnten. Betrachtet man nun, daß um diese Zeiten ganze Städte und Länder im Bann lagen, daß derjenige, der mit dem Gebannten umgieng, ebenfalls in den nemlichen Bann verfiel, wie die herrschende Lehre damals aus dem untergeschobenen Canon 17. Caus. 11. Quæst. 3. besagte, und noch sogar, daß der Angesteckte wieder weiter diejenige mit dem Bann anstecke, die mit ihm umgiengen, und diese wieder andere, so steht einem natürlich denkenden Menschen der Verstand still, und ist unbegreiflich, wie die Welt zu den damaligen Zeiten bestehen, und noch mehr, wie die weltliche Herrschaften dazu ruhig seyn, und stille sitzen konnten. Selbst Gregor VII. sahe die Ungereimtheit der allzugrosen Ausdehnung von den Würkungen des Banns ein, nachdem seine mit der Absetzung vom Thron verbundene Excommunication des Kayſers Heinrichs IV. die traurige Folgen der alten Verfassung genug gezeigt hatte. Nebst der eben jetzt angeregten Ermäßigung erlaubt er auch noch, Causa 11. Quæst. 3. Can. 102., daß die Weiber, Kinder, Knechte, Mägde, oder Sclaven, wie auch die Bauern und Dienstleute (welche alle damalen Leibeigene waren) mit den Gebannten umzugehen, ohne einen Bannfluch sich über den Hals zu ziehen. Die Curialen aber sind von dieser Ausnahme ausgeschlossen, als welche nur dem Herrn zu seinem bannwürdigen Laster zu helfen pflegen; allem Ansehen nach werden unter diesem Namen, die Hof- und Staatsbedienten verstanden, die der Fürst zu seinen Räthen hatte. Doch wurden durch den nemlichen Canon, aus Mitleiden, diejenige Christen von dem Bann befreyet, die aus Unwissenheit mit dem Verbannten umgiengen. Dieser Canon, den Gregor nur auf einsweilen gelten lassen wollte, wurde hernach zum Glück als eine allgemeine Regul festgesetzt. Endlich wurde eine Hauptwürkung des Banns, nemlich die ansteckende Mittheilung desselben auf alle, die mit dem Gebannten umgiengen, von dem Pabst Martin V. in der Costnitzer Kirchenversammlung noch enger eingezogen, wie wir oben gehört haben; indessen aber blieben doch die andern Würkungen so stark und fürchterlich, daß alles vor der Excommunication zitterte. Hier ist eine Liste von diesen Würkungen, insofern sie in die bürgerlichen Gesellschaftsrechte, oder auf den weltlichen Staat, einen Einfluß haben.

a) Der Verbannte verliert alle kirchliche Gerichtbarkeit, folglich kann er als Bischof seiner Heerde nicht vorstehen, und muß diese einem andern überlassen, welches besonders in Deutschland auf die Reichsständische Bischöffe eine sehr auffallende Würkung machen würde.

b) Er kann weder Kläger, weder Zeuge, noch Richter, noch Anwald seyn. c.) Darf mit niemand, außer den oben vom Pabst Gregor VII. benannten, einen Umgang, ein Gewerb oder sonst ein Geschäfte haben, sondern muß im bürgerlichen Leben lebendig todt seyn: d.) wird auf seinen geweiheten Kirchhof begraben; wird also auch nach seinem Tod selbst unter seinen Mitbürgern als infam angesehen; e.) alle von ihm empfangene Rescripta des apostolischen Stuhles sind ungiltig, folglich gelten die daher erhaltene Dispensationen in so vielen auf die bürgerliche Gesellschaft einfliessenden Fällen nicht, als zum Beispiel in Sachen der Ehehindernisse; f) darf dem Gottesdienst nicht beywohnen, und wird dadurch der ganzen Gesellschaft zum Anstoße; g) wird untüchtig zu allen geistlichen Pfründen, auch jenen, die ihm der Bischof oder seine Familie als Patron geben kann; h) wenn er Jahrlang die Losſprechung von dem Bann nicht nachsuchet, und darüber erinnert wird, jedoch eigensinnig bleibt, verfällt er in die Inquisition des Ketzergerichts; i) er kann kein öffentlich Amt annehmen, welches oft dem Fürsten oder dem Land noch mehr als dem Verbannten schadet; k) wer Jahr und Tag in dem Kirchenbann bleibt, soll in die Reichsacht erklärt werden, nach dem Ausspruch der Reichstags zu Frankfurt im Jahr 1435. Dieser Reichstag machte nichts neues; indem der Kayser Friedrich II. schon im 13. Jahrhundert verordnete, daß der, welcher nur 6 Wochen im Kirchenbann bleiben würde, auch noch oben darauf in die Reichsacht verfallen sollte, und setzt, wie der Reichstag von Frankfurt, die Ursache dieses Gesetzes, in die Verbindung der zwo Schwerdter des weltlichen und des geistlichen; so er drückt sich noch schärfer aus, wenn er sagt, daß das weltliche Schwerdt darum angeordnet sey, um dem geistlichen damit zu helfen. Collect. R. R. T. nov. T. 1. p. 24. Durch diese Verfügungen gewann der Bann einen grossen Vortheil vor den vorigen Zeiten: dann noch im Jahr 1192. gestand der Pabst Cälestin III. Cap. 10. X. de judiciis, daß, wenn ein Geistlicher von seinem Amt entsetzt, hernach wegen fortdauernder halsstarrigen Bosheit excommunicirt, und endlich mit dem Anathema (vermuthlich mit dem grösten und feyerlichsten Bann, gebranntmarkt sey), sich aber immer in die Tiefe der Laster weiter versenkte, durch den weltlichen Arm ins Elend verwiesen werden möchte. Nachdem er die Kirchencensuren hergezählt hatte, setzte er die bedeutende Worte hinzu: „da die Kirche nun weiter nichts mehr thun kann.“ Allein alle diese Würkungen des Kirchenbanns sind gering, in Betrachtung der nachfolgenden; l) Kraft welcher dieser Bann die Absetzung der gekrönten Häupter, und die Losszählung der Unterthanen von dem Eide der Treue gegen ihren Herrn nach sich ziehet. Hier erbebet sich eine schauervolle Scene und unsere Zeiten würden an der Wahrheit derselben zweifeln, wenn nicht die unläugliche Zeugnisse vor den Augen lägen. Nachdem einmal durch die barbarischen Völker in Unwissenheit die ins Heiligthum eingeführt und das göttliche Buch durch die elendesten allegorischen Auslegungen willkührlich erklärt ward; nachdem die unschuldigste Stelle von der Welt, Luca 22, 38. den Stof zu den bekannten zwey Schwerdtern hergeben mußte; nachdem endlich der Kirche die Macht über alles, was unter Sonn und Mond lag, eingeräumt worden war, so wiselten sich die damaligen Gesetzerte (es waren durchgehends allein die Geistlichen) diesen Schluß zusammen: in der göttlichen Schrift ist verboten mit dem Verbannten umzugehen und an einem Tische mit ihm zu speisen; ja sogar ihn zu grüßen, oder nur mit ihm in ein Gespräch sich einzulassen. Da man nun keinen regierenden Herrn denken kann, der aller dieser Dinge mit seinen Unterthanen entbehren kann, so hat die Schrift stillschweigend befohlen, denjenigen nicht für seinen Herrn zu erkennen, mit welchem man nicht umgehen, reden, speisen, oder auch ihn nur grüßen darf, ohne sich der Laster theilhaftig zu machen, wegen welcher er aus der Kirche verbannt worden ist.

Hier stand nun auf einmal der grose Koloß auf den Füßen, der mit einem Schlag ganze Länder und Welttheile erschüttern konnte. Deutschland und andere Reuhe haben die traurigen Folgen von diesem grundfalschen

Satze

Satze mehr als einmal erfahren, und mit Blut von Tausenden, mit Zerrüttung des ganzen Reichssystems, wovon noch Spuren genug übrig sind, theuer bezahlen müssen. Der Pabst Gregor VII. that hierzu den ersten Schritt, und legte den Grund zu allen nachherigen Gewaltthätigkeiten, mit welchen die Könige und Kaiser entweder von den Thronen gestürzt, oder, wenn sie sich darauf erhielten, von ihren mißvergnügten Unterthanen und Lehenträger mit Krieg überzogen, jedesmal aber die Länder erbärmlich verwüstet worden sind. Ein excommunicirter Prinz war so gut, als Vogelfrey, und der Niedrigste aus dem Volk, hielte sich berechtigt, einen solchen Excommunicirten als einen Kirchenrebellen durch den Tod außer Stand zu setzen, der Kirche zu schaden. Selbst der bekannte Canon 47. Caus. 23. Quæst. 3. läßt sich mit dem Petrus de Marca dahin erklären, daß er unansöfig und nicht so blutgierig ist, als ihn manche machen wollen; denn dieser Canon will, daß man demjenigen eine geringere Buße auflegen soll, der einen Excommunicirten umbrächte; man muß aber dabey wissen, daß die Rede nur von einem solchen ist, welcher zur Zeit des von der geistlichen und weltlichen Obrigkeit beliebten Waffenstillstandes, von Donnerstag früh bis in die Nacht des Sonntags, Treuga Dei, das damalige übliche Faustrecht trieb, und mit Sengen, Brennen, Plündern und Morden seinen Gegner quälte. Dieser war von der geistlichen Macht in den Bann und von der weltlichen als ein allgemeiner Friedensstörer erkläret. Brachte nun jemand solchen Störer um das Leben, so ward ihm eine leichtere Buße aufgelegt, als einem andern Mörder.

Auch muß man bekennen, daß wir in den geistlichen Rechten kein Gesetz finden, nach welchem ein excommunicirter Fürst eben deswegen seiner Herrschaft über Land und Leute entsetzt werden sollte. Dieses war vielmehr eine Folge von der herrschenden Meynung des mittleren Zeitalters, daß der Pabst von dem Himmel die freye Gewalt erhalten habe, die bösartigen Fürsten, wenn sie sich nicht bessern wollten, von dem Throne zu stoßen, ihre Länder andern zu geben; und überhaupt, über die Personen und Güter der Regenten die Oberaufsicht zu führen, Kraft welcher ihm die Vollmacht zu stünde, die bedrückte und gekränkte Unterthanen von dem Eyd der Treue gegen ihren Landesherrn lossyusagen. Nichts destoweniger kann man sicher behaupten, daß die Excommunication der erste Schritt und Vorbote zu der Entsetzung gewesen sey; denn sobald der Excommunicirte nicht zum Kreuz kroch, und die Zeit der Besserung verstreichen ließ, so ward er als ein Verächter der Kirche, und als ein Ketzer angesehen. Darauf trat das Recht des Pabstes mit allen Gründen ein, die ihm vom Himmel verliehene Macht über Land und Leuth durch die Entsetzung des verbannten Prinzen auszuüben.

Bey unsern Zeiten nun hat die catholische Welt, dem Himmel sey darum gedankt! vernünftigere Begriffe sowohl von dem Bann selbst, als von der Macht der Kirche, die über nichts weniger als über Kronen und Reiche sich eine Hoheit anmaßen kann. Sie kann gekrönte Prinzen excommuniciren, so wie es der Bischoff Ambrosius an dem Kaiser Theodosius that, dadurch aber verliert der Monarch nichts, als das Recht, an dem Gebet, an den heiligen Geheimnissen, und an allen übrigen Verdiensten Theil zu nehmen. In tausend Zällen aber wird kaum ein einziger eintreten, wo es schicklich und rathsam wäre, einen regierenden Fürsten mit dem Bann zu belegen. Wer hiervon vieles in wenig Worten lesen will, besehe des Abts Fleury Discours III. sur l'histoire eccles.

Die Macht und Gewalt mit den Bann zu belegen, stehet zwar nur allein der Kirche insgesammt, der Ausspruch und die Ausführung aber denenjenigen zu, durch welche die unsichtbare Kirche Gottes sichtbar regieret wird. Vor dem, und zur Zeit der alten Kirchenjucht, wurden die Bannflüche von dem ganzen Clero insgesammt, und mit Wissen und Willen des Volkes auf die Schuldige geworfen. In den Briefen des heiligen Cyprians, und in verschiedenen Concilien, finden sich von dem erholten Consens des christlichen Volkes, die untrüglichsten Spuren. In spätteren Zeiten gienge man aber von dieser Einwilligung des Volks ab, und ließe es lediglich den Bischöffen, mit der Priesterschaft seines Bisthums über die Schuldige mit dem Bann zu belegen; heut zu Tage haben sich die Bischöffe das Vorrecht des Bannes mit Ausschluß ihres Clerl vollkommen eigen gemacht; und so, wie die Bischöffe ihre Geistlichkeit nach und nach von der Miterkenntniß des Banngeschäftes ausgeschlossen haben, so hielt sich auch der römische Pabst gewisse Bannfälle bevor, in welchen er allein, mit Ausschließung der Bischöffe erkennen, und das Richteramt führen wollte. Dies sind die sogenannte Reservationen oder die vorenthaltene Macht, von den Censuren loszusprechen. Es ist höchst wahrscheinlich, daß diese Vorenthaltung einen gleichen Ursprung mit der Reservation der, sehr schweren Sünden gehabt habe, welcher in dem 12ten Jahrhundert zu suchen ist. Auf diese Art erhielte der Pabst ein besonders Banngericht, welches dem Bischöflichen die Hände bindet, von der Excommunication nicht losyusprechen, wenn solche dem Pabst vorenthalten ist, wie zum Beyspiel, im Zall der gewaltthätigen Behandlung mit Schlägen auf einen Geistlichen. Jedoch hat die natürliche Billigkeit längstens ein Mittel gefunden, einen guten Theil der mit dem reservirten Bann belegten Christen von der persönlichen Reise nach Rom losuhaltern, und entweder schriftlich von Rom, oder durch einen bevollmächtigten Geistlichen die Lossprechung in jedem Lande zu erhalten. Die dem Pabste vorbehaltene Lossprechungen erstrecken sich auf sehr viele und mancherley Zälle, die man hieher setzen will, um dem Leser die Mühe zu ersparen, solche in dem Corpore juris canonici und anderstwo zusammen zu suchen. Es fallen also in den großen, dem Pabst vorenthaltenen Bann:

1. Wer einen Welt- oder Ordensgeistlichen mit Schlägen behandelt. Can. si quis suadente.

2. Wer ein Jahr lang in der Excommunication verharret, die ihm ein päbstlicher Legat aufgelegt hat. Cap. quærenti, de officio delegati.

3. Welcher die päbstliche öffentliche Schreiben verfälschet, Cap. ad Falsariorum de crimine Falsi, oder

4. dergleichen verfälschte Briefe in Besitz hat, und nicht zernichtet. Cap. Dura eodem.

5. Ein Mordbrenner, der als ein solcher richterlich erkannt und erklärt ist. Cap. tua nos, de sent. Excomm.

6. Wer eine Kirche gottesräuberischer Weise erbricht. Cap. conquesti eodem.

Digitized by Google

7. Die an dem Verbrechen Theil nahmen, auf welches der Bann vom Pabſte geſetzt war. Cap. Nuper. eodem.

8. Welche einen beſonders mächtigen Herrn zum Rathsherrn von Rom wählen. Cap. Fundamenta, de Elect. in 6to.

9. Die demjenigen Beſchwehrniß und Verdruß machen, der eine Excommunication aufgelegt hat. Cap. quicunque, de ſent. excommunicat. in 6to.

10. Die von der Excommunication Bedingnißweiß losgeſprochen wurden, und hernach dieſe Bedingniß nicht erfüllen. Cap. eos qui. eod.

11. Welche die Cardinäle beleidigen. Cap. felicis, de Pœn.

12. Die, welche von den Geiſtlichen eine herrſchaftliche Steuer (tributa) einfodern. Cap. Clericis, de immunitate. in 6to.

13. Welche auf eine unerlaubte Art ein Interdictum verletzen, und gegen ſolches handeln. Clementina gravis, de ſent. excommunicat.

14. Die des Königs in Frankreich Münze verfälſchen Extrav. Ioannis XXII. prodiens, de crimine falſi.

15. Welche die menſchlichen Leichen ausweiten. Extrav. 2. de ſepulturis.

16. Die einem Interdikt, welches der Pabſt aufgelegt hat, zuwider handeln. extrav. etſi de Pœn.

17. Die ſich wider die Perſon des Pabſtes verſchwören. eodem.

18. Welche etwas geben oder annehmen wegen dem Eintritt in ein Kloſter. extrav. commun. de Simonia.

19. Die, welche Simonie treiben, entweder in Rückſicht auf die geiſtliche Weyhe, oder auf eine geiſtliche Pfründe. extrav. 2. eodem.

20. Die eine Art von Cenſur auf die Meynung von der unbefleckten Empfängniß Mariä legen. Extrav. grav. de reliquiis.

21. Die etwas geben oder annehmen für eine Gnaden- oder Juſtizleiſtung des päbſtlichen Stules. Extrav. I. de ſentent. excomm.

22. Welche an der vorgeſetzten Obrigkeit über die Mark Ancona ſich vergreifen. Extrav. Ioannis XXII. de Pœn.

23. Welche die Güter der Cardinäle wegnehmen, wenn dieſe mit der Wahl des Pabſtes beſchäftigt ſind. Bulla 16. Leonis X.

24. Die ſich für andere Perſonen ausgeben, um die päbſtliche Bullen unentgeldlich zu bekommen. Bulla 27. ejusdem.

25. Die die Befolgung der Entſcheidungen des Bußgerichtes zu Rom hintertreiben. Bullæ I. Iulii III.

26. Die ſich fälſchlich für andere Perſonen ausgeben, um von der Datarie zu Rom geiſtliche Pfründen zu erhalten. Bulla 12. Pauli IV.

27. Die einen Zweykampf eingehen, oder dazu anrathen. Tridentinum c. 19. ſeſſ. 25. de reform. Bulla 11. Clementis VIII.

28. Die zur Zeit der Wahl eines Pabſtes einen Brief oder Boten in die Wahlzimmer (Conclave) abſchicken, oder daher welchen erhalten. Bulla 63. Pii IV.

29. Welche eigenmächtig die Güter der Kirchen, öffentlichen Leihbänken (montes Pietatis) oder ſonſtigen milden Stiftungen an ſich ziehen, oder den Bezug und die Benutzung ſolcher Güter denjenigen erſchwehren, die das Recht dazu haben. Tridentinum ſeſſ. 22. de reform. c. 11.

30. Die Weibsperſonen, die in die geſchloſſene Mannsklöſter, unter dem Vorwande eines Vorrechts (Privilegium) eintreten. Bulla 20. Pii V.

31. Weiber und Männer, die in die geſchloſſene Klöſter des weiblichen Geſchlechts eintreten, unter dem Vorwande einer hierzu erhaltenen Erlaubniß, wo jedoch keine Noth ſolchen Eintritt erheiſchet. Bulla 28. Gregorii XIII.

32. Die, welche dem Pabſt anrathen, daß er die zum Kirchenſtaat gehörige Ortſchaften veräußert, oder zu Lehen geben möge. Bulla 35. Pii V.

33. Welche die unter den Türken wohnende Chriſten auffangen und zurückbehalten; die ihre Güter plündern, oder ſie, die Chriſten, zwingen, aus dem Türkiſchen Gebiete wieder zurückzureiſen. Bulla 149. Pii V.

34. Welche diejenigen nicht verrathen, die gegen die Cardinäle ſich zuſammenſchwören oder ihnen nachſtellen. Bulla 91. ejusdem.

35. Welche denen, die etwas dafür bezahlen, Ablaſſe verkündigen, oder die Erlaubniß geben, einen Beichtvater zu wählen. Bulla 99. ejusd.

36. Welche die Früchte einer erledigten geiſtlichen Pfründe an ſich ziehen, oder denjenigen von der Beſitznehmung derſelben abhalten, der die Douceurgelder oder ſonſtige Abgaben nicht entrichtet. Bulla 104. ejusd.

37. Welche jemand dermögen, daß er ſich durch einen Schwur verbinde, etwas Unerlaubtes und der Kirchenfreyheit widerſtrebendes thun wolle. Bulla 93. Gregorii XIII.

38. Die aus dem Kirchenſtaat Thiere und ſonſtige Sachen mit Gewalt wegnehmen, oder die weggenommenen einkaufen. Bulla 98. ejusd.

39. Die die Kirchenfreyheiten antaſten. Bulla 7. Gregorii XIV.

40. Welche lehren, daß man die ſacramentaliſche Ohrenbeichte durch Briefe an einen Abweſenden verrichten könne. Bulla 87. Clemens VIII.

41. Welche Korn, Weitzen, Hülſenfrüchte und Oehl, ohne Erlaubniß aus dem Kirchenſtaate führen. Bulla 12. Paul. V.

42. Welche die verdammte Sätze lehren, oder auch nur in gelehrten Streitigkeiten vertheidigen. Decreta ſ. congregat. ſancti officii, Annis 1665. 1666. &c.

Nachſtehende Excommunicationen ſind wider die Weltgeiſtliche geſetzet:

43. Die Geiſtlichen, welche mit den vom Pabſt excommunicirten in gottesdienſtlichen Sachen Theil nehmen. Cap. ſignificavit, de ſent. excommunicat.

44. Welche andere verleiten, daß ſie ſich mit einem Schwur verbinden, ihr Begräbniß nicht anderſt als in jener Kirche zu nehmen, oder die ſchon dahin beſtimmte Begräbniß nicht mehr abzuändern. Clementina cupientes, de Pœnis.

45. Die geiſtlichen Commiſſarien oder nachgeſetzte Richter, die aus Gunſt oder Furcht ein Gebot geben, die Kirchenſachen zu veräußern; oder die es auf ein Loos ankommen laſſen, ob ſie veräußert werden ſollen; wie auch, welche die Sache dahinſpielen, daß derley Kirchengüter von andern mit Argliſt und Gefährde veräußert werden.

46. Die Prediger, welche die Verordnungen der Kirchenverſammlungen zu Rom, die dieſerwegen ausgegangen ſind, nicht beobachten. Bulla 21. Leo X.

47. Die eine geiſtliche Pfründe behalten, mit der Verbindlichkeit, ſolche an denjenigen wieder abzugeben, von dem, oder durch deſſen Vorſchuß ſie erhalten wurde. Bulla 85. Pii V.

Digitized by Google

48. Welche von den Sünden losſprechen, die entweder in der Bulle Cœnæ oder den Biſchöffen vorenthalten ſind, und zwar unter dem Vorwande eines erhaltenen Vorrechts. 5. Congregatio Epiſcoporum & regularium A. 1601. in Decreto à Clemente VIII. approbato.

49. Die, welche eine geiſtliche Perſon an einen weltlichen Gerichtshof ziehen. Bulla 10. Martin V.

50. Welche mit einwilligen, wenn geiſtliche Güter unrechtmäßig beſeſſen werden. Tridentinum Seſſ. 22. cap. 11. de Reform.

Nachſtehende Fälle ſind bey den Ordensgeiſtlichen mit dem reſervirten Kirchenbanne belegt, und treffen jene.

51. Welche die heilige Sacramenten der letzten Oelung und des Nachtmahls denen Kranken reichen, oder die Eheeinſegnungen vornehmen, ohne Erlaubniß des Pfarrers. Clementina I. de Privilegiis.

52. Welche unter dem Vorwande ihre Vorrechte von den Fällen losſprechen, die in der Nachtmahlsbulle oder dem Biſchoffe vorenthalten ſind. Clemens VIII. ſ. oben n. 48.

53. Die über Meer reiſen, ohne Erlaubniß der Obern. Extrav. ad noſtram de regularibus.

54. Die Bettelmönche, die zu andern Mönchen übergehen, die nicht Bettelmönche ſind. Extrav. viam ibid.

55. Die Cloſterfrauen, die aus ihrem geſchloſſenen Cloſter (Clauſura) ohne Erlaubniß ausgehen. Bulla 8. Pii V.

56. Die Obere, welche ihre Untergebene nicht anzeigen, welche wegen einer Ketzerey verdächtig ſind. Bulla 26. Pauli V.

57. Die Obſervanten-Franciscaner, welche bey den Wahlen die Wählende argliſtig nach ihrem Willen ſtimmen (Subornantes). Bulla 118. Pii V.

58. Die Cloſtergeiſtliche, welche die Paulaner (minimos), ohne Erlaubniß des Pabſtes annehmen. Bulla, Julii II. extra Bullarium.

59. Die Tertiarii (des dritten Ordens des heil. Franciscus), welche den Franciscanerhabit tragen. Bulla Leonis X. extra.

60. Die Franciscaner (minores), welche zur Zeit eines Interdictes (des unterſagten öffentlichen Gottesdienſtes) die Tertiarien beyderley Geſchlechts zu ihrem Gottesdienſt zu laſſen. Clementina, cum ex eo, de Sentent. Excommunicat.

61. Die Jeſuiten, welche in einen anderen Orden übergehen, auch unter dem Vorwande einer heiligeren Lebensart, es ſeye dann, daß ſie zu den Carthäuſern giengen. Bulla 89. Gregorii XIII.

62. Die regulirte Clerici de Somaſcha, welche in einen andern Orden, als Capuciner und Carthäuſer, übertreten; auch jene, die die übertretende annehmen. Bulla 4. Sixti V.

63. Welche jemand ſchwören machen, daß er ſein Begräbniß nicht anderſt als bey ihnen nehmen, oder das ſchon da genommene nicht wieder ändern wolle. Clementina, Cupientes, de Pœnis.

Nachſtehende Bannſtücke treffen die in öffentlichen Aemtern ſtehende Perſonen.

64. Die Prälaten, die mit Kirchencenſuren die in päbſtlichen Dienſten ſtehende Leute quälen. Extrav. 3. de Privileg.

65. Die Cardinäle, die bey der Pabſtwahl die Bulle des Pabſtes Julii II. nicht beobachten. Bulla 3. Julii II.

66. Die Cardinäle, welche etwas ausſchwatzen was ihnen der Pabſt mit Auflegung des Stillſchweigens anvertraut hat. Bulla 7. Leonis X.

67. Die Biſchöffe, die ein in ihre Hände reſignirtes Beneficium gegen die Verordnung Pii V. vergeben. Bulla 58. Pii V.

68. Die Cardinäle, die nach dem Pabſthum ſtreben, und die, welche dieſerwegen Simonie treiben. Bulla 16. Pauli IV.

69. Die Cardinäle, die in Beneficienſachen Simonie treiben. Bulla 55. Pii V.

70. Die Richter und weltliche Beamte, wie auch die geiſtliche Prälaten, welche die geiſtliche Perſonen an die weltliche Gerichte ziehen. Bulla 10. Martini V.

71. Die weltliche Herrn, welche zur Zeit eines Interdicts die Geiſtliche zwingen Gottesdienſt zu halten, und andere ſolchem beyzuwohnen. Clementina, gravis. de Sentent. Excommunicat.

72. Die Beamte und weltliche Herrn, die geiſtliche Perſonen feſt halten, oder feſt halten laſſen. Bulla 3. Urbani VI.

73. Die Beamte, Richter und weltliche Herrn, welche die Biſchöffe feſt halten, oder feſt zu halten befehlen, oder auch nur die Feſthaltung derſelben gutheißen. Clement. I. de Pœnis.

74. Die Fürſten und weltliche Herrn, welche denen Duellanten einen Kampfplatz geſtatten, oder den Zweykampf nur in ihren Landen erlauben. Trident. ſeſſ. 25. de reform. c. 19. & Bulla 11. Clementis VIII.

75. Die Biſchöffe und Ketzerrichter, und ihre Untergeordnete, die mit Thun oder Laſſen gegen ihre Amtspflichten fehlen, in Betreff derjenigen, die wegen einer Ketzerey verdächtig gemacht ſind. Clementina, multorum, de Hæreticis.

76. Die Beamte und Bediente der apoſtoliſchen Hofcammer, die ihre Rechnungen nicht ganz ſtellen. Bulla 40. Pauli III.

77. Die Stadthalter in Städten oder anderen Oerter des Kirchenſtaats, die außer den Eßwaaren, ſonſtige Geſchenke annehmen. Bulla 3. Pauli II.

Nachfolgende Excommunicationen ſind dem Pabſte nicht vorenthalten.

78. Die Lehrer oder Schüler zu Bononien, die eine Wohnung miethen, die von einem anderen Lehrer oder Schüler ſchon gemiethet worden iſt. C. 1. de Locato.

79. Welche die geiſtliche Weihen- oder Pfründenvergebungen gutheißen, die von Leuten geſchehen ſind, welche von der römiſchen Kirche abtrünnig waren (Schismatici). Cap. 1. de Schismaticis.

80. Die die Geiſtliche verfolgen, welche ihre Wahlſtimmen nicht nach ihrem Willen gegeben haben. Cap. Sciant. de Elect. in 6.

81. Die unter der Rechtsanſprache der oberherrſchaftlichen Gewalt, die Güter der erledigten geiſtlichen Pfründen zu benutzen, oder unter dem Vorwand der Schutz- und Schirmgewalt, ſolche Güter einziehen. Cap. generali eod.

82. Die, welche bey den Wahlen in den Frauenclöſtern als Aufſeher vorſitzen, und Mißhelligkeiten erregen. Cap. indemnitatibus. eod.

83. Die, welche machen, daß die Vögte der Ordensgeiſtlichen (conſervatores) ſich in andere als ſolche Händel einmiſchen, die offenbare Beleidigungen und Vergewaltigungen angehen. Cap. finale, de offic. delegati in 6.

Digitized by Google

84. Welche die Losſprechung von Cenſuren durch Gewalt und Schrecken abpreſſen. C. 1. de his, quæ vi & metu, in 6.

85. Die Richter welche zu den Weibsperſonen gehen, aus dem erdichteten Vorwande, ihre Zeugniſſe aufzunehmen. C. 2. de judiciis, in 6.

86. Die Weltliche, welche die Geiſtliche zwingen, ihnen die geiſtliche Gerechtſame zu unterwerfen. C. 2. de reb. Eccleſ. non alien. in 6.

87. Die von den Geiſtlichen den Landſtraſſenzoll einfordern. C. 4. de cenſib. in 6.

88. Die den Ordensgeiſtlichen, welche den Ordenshabit verlaſſen haben, die Rechts- oder Arzeneygelahrheit lehren. C. 2. ne clerici, in 6.

89. Die wiſſentlich die Ketzer in einem geweiheten Orte begraben. C. 2. de Hæretic. in 6.

90. Die einen Chriſten durch einen Meuchelmord umbringen laſſen. C. 1. de Homicid. in 6.

91. Die gegen die Geiſtliche das Wiedervergeltungsrecht (repreſſalia) erlauben, oder ſolches dahin ausdehnen. C. un. de Injur. in 6.

92. Welcher ein vom Biſchoffe unter die Verwahrung eines Dritten gegebenes Beneficium angreifet, oder deſſen Einkünfte beziehet. Clementina un. de ſequeſtr. Poſſeſſ.

93. Welche diejenige in einem geweihten Ort begraben, die zur Zeit eines Interdicts ſterben, oder namentlich vom Gottesdienſt ausgeſchloſſen, oder öffentlich excommunicirt, oder als öffentliche Wucherer bekannt ſind. Clementina 1. de ſepult.

94. Welche denen entgegen ſtehen, die die Frauenklöſter zu viſitiren haben. Clementina, attendentes, de ſtatu Monach.

95. Der gefliſſentlich ſich entweder in einem verbotenen Grade der Verwandſchaft, oder mit einer Nonne verheyrathet. Clement. un. de Conſanguin.

96. Der das Schreiben eines noch nicht gekrönten Pabſtes anſicht. Extrav. ult. h. T.

97. Welche Bücher drucken ohne Erlaubniß der Obrigkeit. Bulla 12. Leonis X.

98. Welche über das Tridentinum Auslegungen und Erklärungen herausgeben. Bulla 73. Pii IV.

99. Welche behaupten, das es nicht nöthig ſey, vor Empfangung des heiligen Abendmahls zu beichten, wenn gleich ſchwere Sünden das Gewiſſen drücken. Trident. ſeſſ. 13. Can. 11. de Euchariſtia.

100. Die, welche ein Frauenzimmer gewaltthätig entführen, oder ihnen dazu verhülflich ſind. Trid. ſeſſ. 13. Cap. 9.

101. Welche die Frauenzimmer mit Gewalt oder ſonſtigen Hindernüſſen von dem Kloſterleben abhalten. Trident. ſeſſ. 25. C. 9. de regular.

102. Welche die Perſonen, die Beamten oder die Zugehörungen des Ketzergerichts feindſelig angreifen. Bulla 82. Pii IV.

103. Welche die vom Pabſt geweihete ſogenannte Agnos Dei übermalen oder vergolden. Bulla 2. Gregorii XIII.

104. Welche diejenige bey dem Ketzergericht oder dem Biſchoffe nicht angeben, welche Ketzer, Zauberer, Wahrſager ſind, oder eine mit der Ketzerey vermiſchte Gotteslaſterung gegen Gott, die ſelige Jungfrau und die Heilige ausgeſtoßen haben. Edictum 5. officii.

Gegen die Weltgeiſtliche.

105. Die in einem fremden Biſthume ſich in ein Amt einſchleichen, ohne Erlaubniß ihres eigenen Biſchoffes. C. quoniam, de officio ordinar.

106. Die öffentlich die Rechte oder Arzeneygelahrheit lernen, ob ſie gleich Prieſter ſind, und einen Perſonat (eine Art von geiſtlichen Pfründen) beſitzen. Cap. fin. ne clerici.

107. Die Prieſter, die ein weltliches Amt annehmen, und nach der Ermahnung, ſolches nicht fahren laſſen. Cap. Clerici, eodem.

108. Welche andere anſporen, daß ſie die Güter der erledigten Kirchen in Beſitz nehmen. Cap. generali, de Elect. in 6.

109. Die Geiſtliche, welche die gröſſere Weihen angenommen haben (in ſacris conſtituti) und heyrathen. Clement. un. de Conſang.

110. Welche die Kirchengüter veräuſſern, oder auf länger als drey Jahre in den Pacht geben. Extrav. Ambitioſæ, de reb. Eccl. non alien.

111. Die verſteltet weiſe die geiſtliche Pfründen reſigniren oder vertauſchen. Bulla 58. Pii V.

112. Die in den Predigten oder gelehrten Streitigkeiten die öffentliche Leibhäuſer antaſten. Bulla 18. Leonis X.

Nachſtehende Fälle treffen die Ordensgeiſtliche.

113. Welche Ordensgeiſtliche, die vom Pabſt Alexander VII. in deſſen Bulle, Felici, gemachte Verfügniſſe nicht halten, wenn ſie die ihnen untergebene Nonnenklöſter viſitiren. Bulla prædicta.

114. Die auſſer ihren Klöſtern die weltliche Rechte oder Medicin ſtudiren oder lehren. C. ſuper ſpecula, tit. ne clerici.

115. Die einen neuen Kloſterorden aufrichten, oder, ohne dazu ein Privilegium zu haben, einen Platz dem Orden erwerben; ſofern nicht der Pabſt dazu ſeine Einwilligung gegeben hat. Cap. un. de relig. dom. in 6.

116. Die, welche nach abgelegtem Ordensgelübde, ohne Urſache den Habit ablegen. Cap. 12. ne clerici, in 6.

117. Welche die den Kirchen zuſtehende Zehenten wegnehmen oder verbieten, daß ſie den Kirchen nicht entrichtet werden. Clem. 1. de Decimis.

118. Welche die weltliche Fürſten anrufen, zum Schaden ihrer Klöſter und Vorgeſetzten. Clement. ne in agro, de Monach.

119. Die ſchwarze Mönche (die nach der Regul des Benedictus lebten), welche Waffen ohne Erlaubniß der Aebte in den Klöſtern hatten. ibid.

120. Die nach abgelegter Profeßion ſich verehligen. Clem. un. de conſangu.

121. Welche Bettelmönche neue Häuſer annehmen, oder dergleichen veräuſſern, ohne Vorwiſſen des Pabſts und ohne Privilegium. Clement. cupientes, de Præb.

122. Welche das Interdict nicht beobachten, das entweder vom Pabſte oder vom Biſchoffe aufgelegt iſt. Clement. 1. de Interdict.

123. Die Capucíner, welche einen Franciscaner in ihren Orden aufnehmen, ohne Erlaubniß des Pabſtes oder des Generals, wie auch der alſo Aufgenommene. Bulla 20. Sixti V.

Nachſtehende Excommunicationen treffen die Biſchöffe und päbſtliche Geſandte.

124. Welche nach Rom oder von da wieder weggehen, ohne Erlaubniß vom Pabſt zu haben. Extrav. 2 & 3. de Major. & obedient.

125. Welche von den Fürſten ſich Vorſchreiben geben laſſen, um Ehrenſtellen in der Kirche zu erlangen. Bulla 96. Pii IV.

Digitized by Google

Nachſtehende Bannflüche gehen die weltliche Herrn und Regenten an.

126. Die ihren Unterthanen verbieten den Geiſtlichen nichts zu verkaufen, oder von ihnen etwas zu kaufen, oder für ſie Früchte zu mahlen, oder ſonſtige Dienſte zu leiſten. Cap. eos qui, de immunit. Eccleſ. v. Bulla Cœnæ. Nro. 15.

127. Die ſich den Biſchöffen oder Ketzerrichtern widerſetzen, wenn dieſe ihr Amt gegen die Ketzer verrichten wollen. Cap. ut Inquiſitionis, die Hæret. in 6.

128. Welche das Wiedervergeltungsrecht gegen die Geiſtliche gebrauchen. Cap. 1. de Injur. in 6.

129. Wer in Italien zur Zeit des erledigten Kayſerthrones den Namen eines Reichsvorweſers behält (Vicarii Imperii). Extrav. Joannis XXII. ſi fratrum. Ne ſede vacante.

130. Welche gegen die Verfolger der Cardinäle nicht beobachten, was in dem Cap. felicis, de Pœnis, in 6. vorgeſchrieben iſt.

Nachſtehende treffen die Richter und Magiſtraten.

131. Welche nach einer dreymaligen Ermahnung den Geiſtlichen das Recht nicht ſprechen. Can. adminiſtr. cauſ. 12. Q. 5.

132. Welche die Satzungen gehalten wiſſen wollen, die wider die Kirchenfreyheit anſtoſſen. C. noverit, de immunit. Eccleſ. v. Bulla cœnæ. n. 5.

133. Welche Geld erpreſſen, unter dem Namen des Ketzergerichts. Clement. 2. de Hæret.

134. Welche den Wucher begünſtigen und gutheißen. Clement. un. de uſuris.

135. Welche dem Biſchoffe nicht Hülfe leiſten, wenn dieſer die Nonnenklöſter geſchloſſen haben will (Clauſura Trident. ſeſſ. 25. c. 5. de regul.)

136. Die Vorſteher der Hohenſchulen, die Leute zu Doctoren und Profeſſoren machen, die das Glaubensbekenntniß nicht abgelegt haben. Bulla 88. Pii IV.

137. Die den Cardinälen, welche zugleich Ketzerrichter ſind, in ihren Amtsbefehlen nicht gehorchen. Bulla 1. Pii. V.

138. Welche im Kirchenſtaate Erlaubniß geben, Dolche und anderes Seitengewehr zu tragen, welche nicht 3 Spannen lang ſind. Bulla 145. Pii V.

Dieſe Liſte von Excommunicationen iſt aus des Pater Pichlers, Jeſuiten und Profeſſors bey der Hohenſchule zu Ingolſtadt, ſumma juris prudentiæ canonicæ, abgeſchrieben; es iſt aber zu bemerken, daß die Canoniſten und Theologen in der Zahl der Excommunicationen nicht einſtimmen, ſondern bald mehr bald weniger Fälle zählen, die damit betroffen werden. Ein italieniſcher Theolog hat an das Ende der Moraltheologie des Jeſuiten, Paters Edmund Voit, nach der Würzburger Ausgabe vom Jahr 1769. 238 Excommunicationen, die dem Pabſt vorenthalten ſind, und 151 die es nicht ſind, nach alphabetiſcher Ordnung beydrucken laſſen; unter den erſten aber ſind auch jene Excommunicationen mitbegriffen, die in der Bulla cœnæ ſtehen; die aber hier weggeblieben, und unter dieſem beſondern Artickel zu ſuchen ſind.

Jene, die im großen Bullarium ſtehen, ſind beynahe unzählbar, und dergleichen kommen täglich mehrere ſchier mit einer jeden Bulle heraus; alſo, daß es den ganzen Mann erforderte, alle Bannflüche, die dem Pabſt reſerviert ſind, ausfindig zu machen. Zum Glück aber hat die katholiſche Welt, von der Zeit an, als die Rechte der Biſchöffe in ein helleres Licht geſetzt worden ſind, dieſe Wehre gegen die reſervirte und andere Bannflüche gefunden, daß, ſofern die Bannbulle nicht von dem Dioceſan Biſchoff angenommen, und in ſeinem Sprengel verkündiget worden iſt, ſolche keine Kraft habe. In Lebensgefahren, wenn der Tod noch zu befürchten iſt, kann ein jeder Prieſter vom Bann losſprechen, auch haben die Biſchöffe in ſehr vielen Fällen und Umſtänden die Vollmacht, davon loszuſprechen, welche Fälle man bey jedem Canoniſten nachſuchen kann, was aber die Biſchöffe in dieſem Stück für eigene Rechte haben, die ſie nach und nach an die Päbſte theils abgetreten, theils verlohren haben, davon ſehe man den Artickel Biſchoff.

Indeſſen iſt kein Bann ſeiner Natur nach ewig, ſondern er verhält ſich nach dem Umſtand der Bewirkung, und nach der Beſchaffenheit der von dem Verbannten erzeugten Reue und gewirkten Buße, ſo daß er nach dem Verhältniß deſſelben bald länger bald kürzer dauret: allemal aber weder von demjenigen, der ihn ausgeſprochen hat, es ſey mit minder oder mehrern Ceremonien wieder aufgehoben. Man will hier beyläufig die Ceremonien beſchreiben, welche bey der Losſprechung von dem Bann in dem Pontificale romanum der Päbſte Clemens VIII. und Urban VIII. vorgeſchrieben, und noch neuerlich von dem Pabſt Benedict XIV. beſtätiget worden ſind, welcher beſagtes Pontificale von neuem durchgehen und auflegen ließ.

Die Excommunication mag von dem geſchriebenen Kirchenrecht verhängt, oder von dem Pabſt aufgelegt worden ſeyn, ſo ſind forderſamſt drey Dinge zu beobachten, ſagt das Pontificale pag. 438. nach der Antwerpiſchen Ausgabe vom Jahr 1707; erſtens, daß der Loszuſprechende ſchwöre, er wolle den Geboten der Kirche und derjenigen, von welchem er die Losſprechung verlangt, in allem dem gehorchen, in Betreff desjenigen, wegen welchem er excommunicirt ward; und ſofern er wegen einer öffentlichen Beleidigung in den Bann gefallen iſt, dieſer vor allem geſetzmäßige Genugthuung leiſten wolle. Zweytens, daß er auf nachſtehende Art mit der Kirche wieder ausgeſöhnet werde: Der Excommunicirte muß ſich (wo dies gebräuchlich iſt) bis auf das Hemd ausziehen, alsdann vor dem Biſchoff mit entblößtem Haupt hinknien, der in ſeinen biſchöfflichen Kleidern, die jedoch, ohne ſondere Zierrathen, ganz einfach ſeyn müſſen, auf ſeinem biſchöfflichen Stuhle (Faldiſtorium) vor der Kirchenthüre ſitzt. Der Excommunicirte bittet ſodann demüthig um die Losſprechung. Der Biſchoff nimmt ihm hierauf den Eyd ab, daß er den Geboten der Kirche gehorchen wolle, ergreift mit der Hand eine Ruthe, und betet den Pſalm Miſerere ganz durch, und nach dieſem den Pſalm: Deus miſereatur noſtri, & benedicat nobis. Bey jedem Vers dieſer Pſalmen ſchlägt der Biſchoff den Excommunicirten leicht auf den Rücken. Nach geendigten Pſalmen legt der Biſchoff ſeine Mitter ab, und betet verſchiedene Gebete. Endlich nimmt er ſeine Mitter wieder auf und ſpricht: in Gewalt des allmächtigen Gottes Vater, Sohns und heiligen Geiſtes, der Apoſteln Petrus und Paulus, und der heiligen Kirche und meines Amtes, das ich vertrete, ſpreche ich dich von dem Bande der Excommunication los, in welche du aus dieſer Urſache gefallen biſt, im Namen des Vaters, Sohns und heiligen Geiſtes; hier macht der Biſchoff dreymal das Kreuzzeichen über ihn. Darauf ſteht der Biſchoff auf, und mit ſeiner Mitter auf dem Haupt, führet er den Losgeſprochenen an der Hand in die Kirche, unter dieſen Worten: ich führe dich wieder in den mütterlichen Schoos der Kirche, zu der Gemein-

Digitized by Google

schaft der Christen, von welchen du durch den Bannspruch ausgeschlossen warest, und ich setze dich wieder in die Theilnehmung an den heiligen Sacramenten ein, im Namen des Vaters, und des Sohnes und des heiligen Geistes. Hier macht der Bischoff wieder dreymal das Kreuzzeichen.

Drittens müssen dem Losgesprochenen rechtliche und billige Gebote aufgelegt werden: wobey zu betrachten ist, ob ihm der Bann von dem geschriebenen Gesätz (a canone) oder von einem Menschen (ab homine) aufgelegt worden sey. Im ersten Fall, wenn er dem, den er beeinträchtiget hat, genug gethan hat, wird ihm geboten, gegen solches Kirchengesätz nicht mehr sich zu versündigen. Zweyfelten muß man ihn doch anhalten, daß er eine gesetzmäßige Sicherstellung von sich gebe, dasjenige zu erfüllen, was er gelobet hat: ist er aber vom päbstlichen Stuhle excommunicirt, und ist zu der Zeit verhindert, persönlich nach Rom zu gehen, und wird eben deswegen vom Bischoff losgesprochen; alsdann wird dem Losgesprochenen aufgegeben, daß er alsobald, da das Hinderniß aufgehoben ist, sich dem Pabst oder dessen Legaten vorstelle, um den päbstlichen Befehl zu vollziehen. Das Frauenzimmer aber und die Kinder, wie auch andere dergleichen, sind von dieser Last frey, weil sie ein immerdaurendes Hinderniß zu ihrer Entschuldigung haben.

Ist aber jemand von einem Menschen excommunicirt, und zwar wegen einem öffentlichen und vor Augen liegenden Verbrechen, so muß der Excommunicirte vor der Losprechung Genugthuung leisten. Oder, wenn das Verbrechen zweifelhaft und nicht erwiesen ist, sodann, wenn nach der Losprechung die Unschuld des Excommunicirten an den Tag kömmt, so muß man demselben nichts auflegen: wird er aber als schuldig erkannt, so muß man ihm die Genugthuung zuerkennen.

Betreuet aber der Bannstrahl seine Sünde und bittet um Gnade, mit Versicherung, daß er sich bessern werde: so erwartet ihn der Bischoff, in den obenbeschriebenen Kleidern, vor der Kirchenthüre mit seinen zwölf Priestern in Chorröcken. Auch sollen diejenigen gegenwärtig seyn, denen der Excommunicirte geschadet oder Beleidigung zugefüget hat, damit ihnen der Beleidigende nach den göttlichen Gesetzen genugthue. Alsdann kniet der Verbannte vor dem Bischoff nieder und bittet um Gnade, verspricht Besserung und Genugthuung; alles kniend, nachdem ihn der Bischoff gefragt hat, ob er eine gesetzmäßige Buße für seine begangene Verbrechen würken wolle? Der Bischoff betet hierauf mit den Kirchendienern die sieben Bußpsalmen, und giebt ihm zuweilen einige leichte Streiche auf den Rücken: alsdann betet er noch einige Gebete, führet ihn an der Hand in die Kirche vor den hohen Altar, wo der Excommunicirte sich auf die unterste Stufe des Altars niederwirft, der Bischoff aber höher tritt und noch verschiedene Gebete hersagt, alsdann den Losgesprochenen entkläidet.

Man sichet also, daß die Kirche die Mittel gern anwendet, die aus ihrem Schoos verwiesene Christen wieder je eher je lieber aufzunehmen, wenn sie nur getroffen zurücktreten wollen. Sie verfagt niemand die Wiederaufnahme, wenn er freywillig kömmt. Sie kann aber auch niemand dazu zwingen, wenn er die letzte Schärfe, die Excommunication lieber lebenslang ausbalten, als sich unterwerfen will. Hier gilt von dem zeitlichen und lebenslänglichen Bann, was von der zeitlichen und lebenslänglichen Buße gesagt wird. Es finden sich Stellen in dem ersten Alter der Kirche, welche den Verbannten, so wie gewisse Sünder, von der Wiederaussöhnung auf allezeit auszuschließen scheinen: wenn man aber die hitzige Begierde der Kirche zu den damaligen Zeiten betrachtet, mit welcher sie die größten und härtesten Sünder zur Wiederkehr ermuntert und ihre Reue schuldigst erwartet hat: so kann man unschwer ermessen, daß die ewige Ausschließung aus der Kirche eine ebenmäßig-ewige Verstockung, die wenigstens vermuthet wurde, zum Grund gehabt habe. Ordentlicherweise war jeder Bann auf die Heilung der kranken Seele des Verbrechers abgesehen.

Ein widerrechtlicher Bann wird der genannt, welcher weder in einer dem Gewissensgericht unterworfenen Sache, noch auch aus einer in dem Kirchenrecht verordneten Ursache vorfället, oder gar von einem nicht hierzu mit der Gerichtbarkeit versehenen Richter ausgesprochen wird. Daß es dergleichen widerrechtliche Bannflüche geben können, und auch von jeher schon gegeben haben, läßt sich einestheils aus der Geschichte, anderntheils aber daraus abnehmen, daß die geistlichen Gerichte in Sachen, welche das dogma nicht betreffen, nichts weniger als infallibel sind. Indessen kommt es nur darauf, was denn ein solcher widerrechtlicher Bann für eine Würkung gewinne, daß sie seine Würkungen, die den Verbannten äußerlich treffen, z. E. daß er zum Genuß der Sacramenten nicht gehen, die Gottesdiensten der Kirchen u. s. w. nicht besuchen darf, nach sich ziehen, ist darum unzweifelhaft, weil es die Nothwendigkeit der Ordnung und die Ordnung der Kirchenzucht so mit sich bringt. Daß aber ein dergleichen widerrechtlicher Bann auf das Gewissen und auf derselben Heil auch würken soll, darwider streitet nicht nur der Sinn des Bannes selbsten, als welcher nur darzu die Materie eine Todsünde fordert, sondern man ist auch durch Zeugnisse heiliger Väter überführt, daß kein Mensch vor Gott durch die Kirche gebunden werde, welcher nicht vorher durch die Sünde gebunden ist. Und der heil. Augustin bemerkt in seinem Buch von der wahren Religion, daß dergleichen widerrechtliche Gebannte von Gott, dem Prüfer der Herzen, am Ende wohl noch gekrönet werden.

So richtig aber die Lehre ist, daß ein ungerechter Bannstrahl mehr dem Verbannenden als dem Verbannten schade, so erfordert doch die der Obrigkeit schuldige Achtung, daß man bey dem Bewußtseyn des Unrechts doch nicht mit Stolz den Bann und den Richter vernichte, sondern auf den Wegen Rechtens seine Unschuld vertheidige, und im Gleise der billigen Unterwerfung ohne knechtische Menschenfurcht bleibe; sollten aber alle anzuwendete Mittel nicht helfen, so berufe sich der Verbannte von dem Untergericht auf das obere der hierarchischen Vorgesetzten; und wenn der Pabst selbst seine Gewalt als Oberhaupt der Kirche mißbrauchen sollte, so muß man entweder durch bittliche Vorstellungen den heil. Vater zu belehren suchen, oder man hat das Recht, den weltlichen Fürsten um Hülfe anzurufen, der seinen Unterthanen vertreten muß, daß ihm, besonders bey den heutigen Würkungen des Bannes auf die bürgerliche Gesellschaft, kein solcher Schade, wie durch den Bann geschiehet, unverdienterweise auf den Hals falle. Der Kayser Ludwig aus Bayern, als ihm der Pabst mit dem Bann zusetzte, berief sich auf eine allgemeine Kirchenversammlung, und wenn man betrachtet, daß nach der damaligen Denkungsart der Bann ein Vorbote der Entsetzung vom Thron war, und folglich in diesem Fall die Gefahr auf den Verzug hafftete: so hatte Ludwig nicht Unrecht.

Digitized by Google

Heut zu Tage würde ein mächtiger Fürst, wenn gute Worte nichts verfingen, zu dem Degen oder zu der Einziehung der päbstlichen Ländereyen, oder einem gleichen künstlichen Mittel greifen. In wie weit nun der Bann von andern Kirchencensuren unterschieden seye, davon s. **Censuren.**

Bann, (bey den Lutheranern). Vermöge der Augspurgischen Confession (Art. 7. von den Mißbräuchen) besteht das Amt der Geistlichen und der Bischöffe in dem Lehren des göttlichen Wortes und der Austheilung der Sacramente. Den letztern wird auch das Recht zugestanden, diejenigen, derrn Gottlosigkeit offenbahr ist, von der Gemeinschaft der Kirche auszuschließen, wobey sie jedoch keine menschliche Gewalt brauchen sollen. In den Schmalkaldischen Artickeln (3Th. 9. Art.) werden die Lehrer erinnert, den großen und kleinen Bann nicht mit einander zu verwechseln. Unter jenem verstehen sie die Ausschließung von den Sacramenten und der Kirche, welche mit bürgerlichen Strafen verknüpft ist, und behaupten, daß derselbige nicht für die Lehrer gehöre: unter diesem aber die Ausschließung offenbahrer und hartnäckigter Sünder auf eine zeitlang und bis sie sich bessern, und sie geben zu verstehen, daß diesen Bann auszusprechen den Lehrern zukomme. Es wird jedoch nicht an einem Ort, wie an dem andern, gehalten. Die Ausschließung vom Abendmahl, ohne alle weitere Folgen, welches man eine **Zurückstellung** nennt, ist an einigen Orten den Predigern überlassen; an andern dürfen sie es nicht ohne Vorbewußt der Superintendenten thun; und noch an andern Orten dürfen weder Prediger noch Superintendenten jemand vom Abendmahl ausschließen, sondern es geschieht solches erst nach vorhergegangener Untersuchung und Erkenntniß der Consistorien.

Zuweilen kommt diese Ausschließung dem größten Bann darinnen näher, daß denjenigen, welchem sie zuerkannt ist, auch untersagt ist, zu Gevattern zu stehen, sich bey Gesellschaften, als Hochzeiten, einzufinden, oder an sonstigen Rechten der Kirche, also auch am Begräbniß mit andern Christen, Antheil zu haben. Es wird aber diese Art der Excommunication selten verhängt, und wenn sie verhängt wird, so ist doch niemand von der Anhörung des göttlichen Worts ausgeschlossen, sondern es wird zuweilen wohl befohlen, daß ein solcher Ausgeschlossne sich bey allen Predigten einstellen soll, wo er jedoch an einem besondern ihm angewiesenen Orte stehen muß. Aber an einigen Orten werden dergleichen Leute wohl gar öffentlich aus der Kirchen geführt; es wird ihnen, allen ehrlichen Gesellschaften beyzuwohnen verboten, und diejenigen, welche dieselben darinnen dulden oder dazu einladen, bestraft; sie dürfen auch kein Ehrenamt im Staat führen. Doch bleibt ihnen erlaubt bürgerliche Nahrung zu suchen, zu arbeiten und zu handeln, auch sonstiger bürgerlicher Rechte zu genießen. Diese Art der Ausschließung ist in der That der sogenannte größere Bann, und kann eben deswegen, weil bürgerliche Folgen damit verknüpft sind, nicht anderst als nach vorhergegangener obrigkeitlicher Verordnung und Erkenntnis statt finden. Es finden sich auch dergleichen Verordnungen in verschiedenen lutherischen Ländern, wiewohl man dagegen in andern von dieser Strenge nichts weiß, sondern einen Menschen, der etwa sich selbst bis an seinen Tod der Gemeinschaft der Kirche entzogen, und bey dem Abendmahl nicht eingefunden hat, höchstens auf eine etwas minder ansehnliche Art zu begraben pflegt, ihn in der Stille hinaustragen läßt, in einem Winkel des Kirchhofes begräbt, und wenn ihm ja noch eine Leichenrede gehalten wird, besondere Gesänge dazu auswählt, und was dergleichen mehr seyn mag, worüber keine allgemeine Uebereinstimmung gefunden wird. Es giebt sogar alte Verordnungen, wo die Bannformeln noch schrecklich genug lauten. Dergleichen ist z. E. folgende: Ich, als dieser christlichen Kirche gemeiner Diener und Seelsorger übergebe in dem Namen unsers Herrn Jesu Christi, diesen unbußfertigen offenbahrlichen Sünder dem Teufel jezund zum Verderben des Fleisches, auf daß sein Geist seelig werde am Tage des Herrn, wenn er sich wiederum bekehren wird. Verkündige ihm hiermit Gottes schrecklichen Zorn und Ungnade, und daß er von der Gemeinschaft aller Heiligen im Himmel und auf Erden ausgeschlossen und abgeschnitten, und mit allen Teufeln in der Hölle verflucht, und ewig verdammt sey, so lange er in dieser Unbußfertigkeit verharret. Versage ihm hiemit auch alle Kirchenrechte, und aller heiligen Sacramente Gemeinschaft, ausgenommen die Anhörung der Predigt. Bitte auch und vermahne alle Christen, daß sie mit diesem Menschen forthin nichts zu schaffen haben, und sich seiner Gemeinschaft ganz entschlagen, nicht mit ihm essen, oder trinken, ihn nicht zu Gevattern bitten, zu keiner Hochzeit oder anderer ehrlicher Gesellschaft laden, auch auf der Straße oder sonst nicht grüßen; damit er beschämet oder gedemüthigt werde, und seine Sünde desto eher bekenne, und sich zu Gott bekehre, und damit die christliche Kirche, die er mit seinem Ungehorsam zum höchsten beleidigt und geärgert hat, versühnt werde. Heutigestages wird kein Lutheraner eine solche Formel die weder dem Evangelio, noch seinen Bekenntnisbüchern gemäß ist, billigen.

Wenn Luther den Bann wiederhergestellt zu sehen wünschet, so versteht er den Bann darunter, wie er ursprünglich und in dem apostolischen Zeitalter war. Das ist die rechte, und dornehmste Ursache, sagt er, daß der Bann schier allenthalben gefallen ist, darum, daß der rechten Christen allenthalben wenig, und gar ein klein Häuflein von geringer Anzahl ist. Denn so wie allzumal, wie es wohl recht und billig wäre, ja seyn sollte, die rechte Gottesfeligkeit und Gottesworts von Herzen lieb hätten, so würden wir des Herrn Christi Befehl gröser und theuerer achten, denn alle Güter dieses zeitlichen Lebens. Denn das Gebot, den Bruder der da sündiget, zur ermahnen, und zu warnen, ist gleich so nöthig als das: du sollst nicht tödten, du sollst nicht stehlen ꝛc. Sintemal alhie, so du diese Vermahnung entweder aus Furcht, oder um einer andern Ursache willen, nachläßest, in Gefahr stehest, nicht wegen des Nächsten Leib und Gut, sondern seiner Seeligkeit. Und so ein Pfarrer weiß, daß die Sünde öffentlich Stadt- und Landrüchtig ist, so ist er schuldig, daß er solche Leute zum Sacrament des wahren Leibes und Blutes Jesu Christi nicht zulasse. Es sey denn, daß sie zuvor Buße thun, das ist, aufhören zu sündigen, und mit wahrhaftiger Bekenntnis und rechtschaffenen Früchten anzeigen, daß sie der Sünden feind seyen, und sie verdammen; doch soll eine christliche und ernstliche Vermahnung vorhergehen; die Obrigkeit aber, so in diesem nicht thut, was ihr Amt erfordert, und öffentlich Aergerniß nicht ernstlich bestraft, wie sie schuldig ist, sündiget gar schwerlich, und wo sie auch über das der Kirchen Censur und Strafe hindert, und will den Bann, wie denselben Christus eingesetzt und befohlen hat, nicht gestatten, noch ergehen lassen, fördert, heget, und hilft also zu Aergernissen, so wird sie

Digitized by Google

aus Gottes Dienerin, des leidigen Teufels und der Höllen leibeigener Knecht.

Es iſt in der lutheriſchen Kirche mehrmalen geſtritten worden, ob die Prediger das Recht haben, jemand vom Abendmahl auszuſchlieſſen, welches ihnen Luther, und nach ihm viele andere beygelegt haben. Wir wollen ſtatt einer weitläuftigen Erzehlung dasjenige was Spener, ein berühmter Gottesgelehrte hierüber in ſeinen theologiſchen Bedenken urtheilt, hieherſetzen, weil daraus die Gründe für und wider die Sache zu erſehen ſind, wobey wir nur bemerken, daß dieſes Recht in ſehr vielen Kirchenordnungen ihnen wirklich abgeſprochen wird. Ich bin, ſagt er, nicht in Abrede, es komme den Predigern vor ſich das Urtheil nicht zu, wer vor würdig oder unwürdig zu achten, und alſo, wer zu admittiren, oder zu excludiren ſey, ſondern das Gericht gehöre der Kirche; und alſo, wo bey jeder Gemeinde ein Collegium Presbyterium oder Kirchenälteſten, ſo von der Gemeinde verordnet, ſich finden, welche, wo der Prediger über eine Perſon ein Dubium hatte, mit ihm die Sache cognoſciren und ſprechen, der Prediger aber nach ſolchem Spruche ſich halten ſollte. Wie denn einmahl die Schlüſſel nicht dem Prediatamt, ſondern der Kirche zuſtehen. Ob dann wohl dieſelbe ſolche ordentlich durch die Prediger zu verwalten pflegt, gehet doch ſolche ihre Verwaltung nicht weiter, als ſo lange es keine Contradiction giebt; wo er aber einen vor unwürdig hält, und ſolcher will vor würdig gehalten ſeyn, ſo ſtehet die Deciſion nicht bey ihm, ſondern geſagtermaßen bey der Kirche. So lange als dieſe Ordnung nicht eingeführt wird, zu dem es aber die wenigſte Apparence noch hat, ſehe ich nicht, wie dem Unheil zu ſteuern iſt. Denn einem Prediger die Macht zu überlaſſen, finde ich ſelbſt nicht rathſam, noch der Weisheit unſers Heylandes, mit dem er ſeine Kirche angeordnet hat, gemäß. Denn wo wir einen Prediger finden würden, welcher klüglich, gewiſſenhaft und ohne Affecten ſeine Gewalt gebrauchen möchte, ſo ſorge ich, ſollten wohl zehen dagegen ſeyn, denen es entweder an gehöriger Klugheit und Moderation, oder ſonſten was zu fruchtbarer Verwaltung dieſes Werks gehörig mangeln dürfte, daß der Jammer der Kirchen nur deſto gröſſer werden dürfte. Es iſt nirgends denen Predigern ausdrücklich befohlen, daß ſie die Unwürdigen ausſchlieſſen ſollen, ſondern es gehört ſolches allemahl der Gemeinde unter der Direction der Prediger, der alſo in einer gewiſſen ordentlichen Verfaſſung ſtehen muß. — Es ſtehet mir allemahl das Exempel unſers Heylandes vor Augen, der gleichwohl den Judam ſobald zu der erſten Communion zugelaſſen hat, welches wahrhaftig nicht ohne Urſache geſchehen iſt. — Es bringt die Billigkeit ſelbſt mit ſich, daß nicht etlichen Männern, ſondern der ganzen Kirche, und welche in derſelben Namen ihr Recht auszuüben haben, Erkenntniß dieſes zukomme, welche ſie vor Glieder an ihrem Leibe erkennen wolle. Nun möchte man zwar ſagen, daß dieſes nur den groſſen Bann betreffe, dadurch ein Glied ganz von dem Leibe abgelöſet werde; aber es iſt auch die Ausſchlieſſung von dem Gnadenmahl eine Ausſchlieſſung von demjenigen, das ein allgemein Gut iſt der ganzen Kirche, und daher aller dero aufs wenigſte wahrer Glieder. Wen man demnach davon gerichtlich ausſchlieſſet, den erkennet man, daß er in der innerlichen Gemeinſchaft der Kirche nicht ſeyn müſſe, ob man ihm wohl die äuſſerliche Gemeinſchaft nicht eben annoch (ganz) verſagen, ſondern ihn in Hoffnung der Beſſerung in derſelben annoch leiden will. Es iſt aber wieder die Frage, wer denn vor ein ſolches wahrhaftiges Glied zu achten ſey, zu wichtig und der Kirche zu präjudicirlich, da ſie allein von einem Stande, der ja nur aus Dienern der Kirche beſtehet, gerichtet werden ſollte. — Da nun bey den Proteſtanten die Landesherrn die Collegialrechte der Kirche verwalten, ſo glaubt Spener, daß eine ſolche Sache für die Conſiſtorien gehöre. Was die Zulaſſung zum heil. Abendmahl, ſagt er, und die Beurtheilung der Urſachen anlangt, warum ſolche geſchehen, und nicht geſchehen ſolle, das iſt Fort eccleſiaſtici. — „Wo aber die Obere und Conſiſtorium einem Prediger, nachdem er ihnen ſeine Urſachen zur Gnüge vorgelegt, warum er einen Menſchen der unwürdig halte, befehlen (ihn) zuzulaſſen, und alſo für würdig halten, auch deswegen weiter in ihn zu ſetzen beſtehen; ſo kann ein Prediger derſelben Befehl gehorſamen, und weil die Ausſchlieſſung allein in ſeine Gewalt, auch nach Chriſti Ordnung, nicht gegeben iſt, dasjenige unterlaſſen, was ihm nicht zukommt."

Bann, Kirchenbann, Excommunication, (in der Reformirten Kirche). Calvin hat es nach dem Befehl Jeſu und der Apoſtel, und nach dem Verhalten der letztern und der erſten Kirche für nöthig erachtet, daß die Kirchenzucht auf das ſorgfältigſte verwaltet würde, daß man die Glieder der Kirche, welche ſich auch nach wiederholten Ermahnungen, ihren Geſetzen ungehorſam erweiſen, aus ihrer Gemeinſchaft ausſchlöſſe, und nicht eher wiederum als Glieder aufnehme, bis ſie Beſſerung verheiſſen, und auch Beweiſe gegeben haben, daß es ihnen damit ein Ernſt ſey. In der Hauptſache waren die Lehrer der Reformirten Kirche ſeiner Zeit mit ihme einig. Aber darinn unterſchieden ſich mehrere Theologen zu Zürch von ihm, daß ſie eine gröſſere Gelindigkeit empfohlen als er für billig hielte. Noch wirklich iſt man allda gelinder als anderwärts. Man fordert von denen, welche ſich verſündigt haben, nicht, daß ſie ihre Sünde vor dem Presbyterium oder der Gemeine bekennen ſollen, wenn ſie des heil. Abendmahls theilhaftig werden wollen. Sondern, wenn ſie ſich bey dem Tiſche des Herrn einfinden, ſo ſtehet man das, als einen Beweis ihrer Reue an, und läßt ſie hinzu.

Schon frühe nach der Reformation ſind indeſſen in der reformirten Kirche ernſthafte Streitigkeiten über die Frage von der Rechtmäßigkeit des Kirchenbannes entſtanden. Eraſtus, D. und öffentlicher Lehrer der Arzneywiſſenſchaft zu Heidelberg gab den Anlaß zu denſelben. Er breitete ein Manuſcript aus, in welchem er behauptete, daß es der Kirche nicht zukomme, irgend eins ihrer Glieder zu excommuniciren, und daß das Urtheil über die Glieder der Kirchengemeinſchaften nur bey der weltlichen Obrigkeit ſtehe; weil der Bann ſeiner Meynung nach eine Strafe ſey. Manchmal befehlen zwar auch wohl Obrigkeiten, daß Verbrechen auch durch die Kirchenbuſe beſtraft werden ſollen. Allein der wahre Zweck ſolcher Veranſtaltungen wird bey den Büſenden dadurch nicht erreicht; denn eigentlich ſoll der Kirchenbann ſo wenig als die Kirchenbuſe Strafe, ſondern Wohlthat, jener Veranlaſſung zur Reue, und dieſe Freywilligkeit und Antrieb des Herzens ſeyn.

Beza, welchem die Unruhen zu Herzen giengen, die in der Pfalz durch das erwähnte Manuſcript des Eraſtus erregt worden, wechſelte mit dieſem Briefe über die von ihm geäuſſerte Meynungen, vermochte ihn, ſein Manuſcript nicht drucken zu laſſen. Demohnerachtet iſt daſſelbe nach dem Tode des Eraſtus zu London unter der Aufſchrift: Theſes de Excommunicatione gedruckt worden, und hat zuviel Aufſehen gemacht, als daß Beza es für nicht nöthig erachtet hätte, jene Theſes durch

Digitized by Google

ſeinen

seinen Tractatus pius & moderatus de vera Excommunicatione & Christiano Presbyterio, welcher 1590. zu Genf gedruckt worden, zu widerlegen. Hat jede Gesellschaft von rechtswegen die Macht, Glieder zu verstossen oder wieder anzunehmen: warum sollte die Kirche sie nicht auch haben? Ist die Obrigkeit der reformirten Kirche zugethan; so ist sie befugt, und es ist gewöhnlich, daß sie selbst oder durch Abgeordnete an den Geschäften und Urtheilen des Presbyteriums Theil nehme. In diesem Falle wird sie in ihrem Ansehen dadurch nicht verkürzt, daß die Vorgesetzten der Kirche für die Kirchenzucht wachen. Ist aber die Obrigkeit, von welcher Reformirte abhangen, eines andern Bekenntnisses; so wäre es Gewissenszwang, wenn diese nach den Grundsätzen jener sollten behandelt werden. Nur die Zurzeit, die Vorgesetzten der reformirten Kirche, und die Presbyterien ihrer Gemeinen möchten ihr Ansehen misbrauchen, müßte es also seyn, um derentwillen man das Recht des Bannes der Kirche streitig machen wollte. Allein in dieser Betrachtung ist es genug, daß die Verwaltung der Schlüssel des Himmelreichs nicht blos in den Händen der Prediger, sondern ganzer Presbyterien ist. Die reformirte Kirche ist in dem Besitze der Kirchenzucht. Sie ist es allenthalben. Sie ist es auch in denen Ländern und Städten, in welchen ihnen doch sonsten wenig Freyheit zustehet. Sie hat bestimmte Gesetze, nach welchen sie mit sündigenden und reuenden Gliedern umgehet, und für die Ehre und Wohlfahrt derselben Sorge trägt. Wir wollen nur kürzlich erzehlen, wie sie sich in diesem Stücke verhalte, oder doch zu verhalten die Vorschrift habe.

Keine Gemeine darf einen Fremdling aufnehmen, noch ihm das heil. Abendmahl gestatten, der sich nicht durch ein Zeugnis rechtfertigt, daß er ein Glied der reformirten Kirche sey. Selbst die Eingebohrne müssen, wenn sie eine geraume Zeit abwesend waren, darthun, daß sie während ihrer Abwesenheit, den Gesetzen der Kirche gemäs gelebt haben, wofern ihnen die Thüre zu der Gemeine wieder offen stehen soll, deren Glieder sie vormals waren. Eine Verordnung, welche nicht vernachläßiget werden darf, wenn man nicht Gefahr laufen will, Menschen die Vorrechte reformirter Christen bey einer Gemeine zu gestatten, welcher sie bey einer andern sind unwürdig erkläret worden.

Alle Gemeinen der reformirten Kirche kommen überdas darinn überein, daß ihre Prediger an den Sonntägen, oder doch wenigstens bey Gelegenheit, da das heilige Abendmahl gehalten wird, ein allgemeines Urtheil über diejenige sprechen, welche würdig oder unwürdig sind, als Glieder der reformirten Kirche angesehen zu werden, und an dem heil. Abendmahle mit derselben Theil zu nehmen.

Entdecket der Prediger Glieder seiner Gemeine, auf Abwegen von den Gesetzen des Christenthums und der Kirche; so ist ihm geboten, dieselbe ernstlich und freundlich zurückzurufen. Indessen kommen doch zuweilen Fälle vor, in welchen es unvermeidlich ist, Ebenselben von der Gemeine auszuschliessen, weil sie sich gegen die ihnen ertheilte Ermahnungen widerspenstig erweisen, und auf ihren Abwegen beharren. Doch soll der Prediger die Excommunication nicht auf seine eigene Rechnung vornehmen, weil das Urtheil eines ganzen Presbyteriums demjenigen, der excommunicirt wird weniger Vorwand, sich über Unrecht zu beschweren, übrig läßt, als wenn es nur von dem Prediger herrühret. Er darf daher auch nicht einstitig zur Excommunication schreiten, als welches die Gesetze der Kirche untersagen. Dadurch wird dem Aergernisse vorgebauet, das mancher geben würde, wenn er mit Unverstand eiferte, oder unter dem Vorwande, seinem Amte Genüge zu leisten, unlautere Absichten befriedigte. Er muß also mit dem Presbyterium zu Rath gehen; und nur, wenn dieses es genehmiget, darf er unwürdig geachteten Gliedern das heil. Abendmahl untersagen, und sie dafür erklären, daß man sie nicht mehr als Glieder der Gemeine ansehe.

Solche Urtheile der Presbyterien, werden gewöhnlich nur denen, welche sie verdienet haben, bekannt gemacht; wiewohl es besser wäre, wenn es der ganzen Gemeine kund gethan würde. Der Ausgeschlossene hat es verdient, daß es dafür bekannt werde, der Gemeine ist daran gelegen, daß sie es wisse, der Abscheu vor dem Verbrechen wird vermehret, und der Prediger kann bey einer solchen Gelegenheit manches nützliche sagen, wenn er das excommunicirte Glied jedoch nicht verhaßt macht, sondern als bedauernswürdig vorstellt, und die Gemeine zu herzlicher Fürbitte für dasselbe, wie auch dazu anmahnet, daß sie sich bemühe, es durch einen bessern Wandel zu beschämen, und zur Bekehrung zu ermuntern. Die Besserung ist der Zweck und auch die Bedingung des Kirchenbannes. Denn der Christ, welcher nach seiner Excommunication Reue bekennet und Besserung verheißet, auch eine Zeitlang zeiget, daß er sich seiner Sünden in der That enthält, darf und soll nach den Gesetzen der reformirten Kirche wieder angenommen werden, und die Erlaubnis erhalten, an dem heil. Abendmahle Theil zu nehmen. Jedoch soll dieses nicht ohne Vorwissen des Presbyteriums geschehen, welches nachdem es ihn excommunicirt hat, auch nur die Macht hat, ihm die Absolution zu wiederhalen und zu ertheilen. Wenn wir dieses Wort gebrauchen, so thun wir es nur, weil es gewöhnlich ist, nicht als wenn es in der reformirten Kirche nach seiner Bedeutung geltend wäre. Denn diese maßet es sich nicht an, Christen, weil sie Reue bekennen, eine unbedingte Zusage der Vergebung der Sünden zu thun. Sie machet ihren Gliedern nur insoferne Hoffnung zur göttlichen Gnade, als sie wahre Reue haben, und sich gewiß bekehren. Sie absolviret nicht in dem Namen Gottes, sondern nur in ihrem eigenen Namen, weil sie an ihrem Theil ein verlohrenes Glied annimmt, das die Zusage thut, sich ihren Gesetzen gehorsam zu erweisen.

In Ansehung dieser Absolution gehet man in der reformirten Kirche auf unterschiedene Art zu Werk. Zuweilen ist es nur der Prediger, der in dem Namen des Presbyteriums den Bann aufhebt, und dem wieder angenommenen Gliede gute Ermahnungen ertheilet. Dies wird mehr und mehr gewöhnlich, weil die Christen sich mehr und mehr weigern, vor dem ganzen Presbyterium zu erscheinen, und sie dieses für eine Schande und Strafe achten. Doch bestehet man in wichtigeren Fällen darauf, daß die Absolution in Gegenwart des Presbyteriums geschehe, welches auch billig ist, indem das Ansehen, die Vorstellungen und Ermahnungen desselben mehr gute Folgen versprechen als die Bemühung des einigen Predigers, und das Presbyterium wenigstens Zeuge des Bekenntnisses und der Verbrechens eines reuenden Gliedes seyn muß, wenn es nicht die ganze Gemeine seyn soll. Denn das letztere fordert man fast gar nicht mehr, wenigstens nicht anders als bey ausserordentlich großen Verbrechen. Man siehet es als die beschimpfendste Strafe an, vor der ganzen Gemeine ein Bußbekenntnis zu thun, und öffentlich Ermahnungen zur Besserung anzuhören, welches entweder Irrthum

Digitized by Google

ist, oder einen Mangel an wahrer Reue verräth. Denn wo diese ist, wird man sich nicht schämen das Vergehen öffentlich zu bekennen, da es gewiß ist, daß ein solches Bekenntnis keine Schande sondern Ehre macht, und dadurch auch für andere viel Gutes gestiftet werden kann. Zumahl, wenn der Prediger Verlangen und Verstand genug hat, eine solche Handlung zum Vortheil seiner Gemeinde anzuwenden. Es ist auch durch die Gesetze dafür gesorgt worden, daß kein Zweifel übrig bleibe, welcherley Menschen aus der reformirten Kirche ausgeschlossen, und nicht eher, als sie wahre Besserung verheißen, wieder angenommen werden sollen. Denn die Kirche verhänget über diejenige sowohl, welche sich in ihrem Bekenntnisse als Unglaubige, als auch über diejenige den Bann, welche sich in ihrem Leben als Gottlose erzeigen. Und was in diesem Stücke das symbolische Buch des größesten Theils der Reformirten, der Heidelberger Catechismus, gebeut, das erläutern und erweitern die Kirchenagenden, welche zu Heidelberg verfasset, und von beynahe allen reformirten Gemeinden, wo nicht dem Buchstaben nach, doch in Ansehung des Innhalts angenommen sind.

Als man Hoffnung hatte, zeitliche Vortheile zu gewinnen, und irrdischen Trübsalen zu entgehen, wenn man zu Zeiten das heil. Abendmahl genoß, war es nothwendig, daß man diejenigen deßelben unfähig erklärte, welche sich als Unglaubige, oder wenigstens nicht als Reformirte in Ansehung ihrer Lehre erwiesen. Denn es war möglich, daß die Furcht oder Hoffnung einen Atheisten, Deisten auch Christen, die einen der reformirten Lehre widersprechenden Glauben hatten, verführte, doch das Abendmahl mit denselben zu halten. Nach den Gesetzen eines oder des andern Landes, muß ein jeder, der sich der mit dem Bekenntnis einer Religion verknüpften bürgerlichen Vortheile erfreuen will, von Zeit zu Zeit das Abendmahl genießen, und aus diesem Grunde könnte es geschehen, daß Leute sich bey dem Abendmahle einfänden, welche doch weit entfernt sind, an Christum zu glauben, und mit den reformirten Bekennern Christi gleich gesinnt zu seyn; welche also ausgeschlossen werden müssen. Wo dergleichen Landesgesetze nicht sind, und niemand genöthiget ist, das Abendmahl zu empfangen, da braucht man auch die Leute, die in ihrem Bekenntnisse Unglaubige sind, nicht mehr zu excommuniciren: denn sie verlangen deßelbigen nicht mit zu genießen. Aber bekannt zu machen, daß man sie nicht für Glieder der reformirten Kirche erkenne, wäre wohl nöthig, um der Ehre der Kirche willen gut, und könnte ihnen selbst vielleicht zum Nachdenken und zur Besserung Gelegenheit geben.

In Absicht auf die zwote Gattung der Menschen, welche die Gesetze der reformirten Kirche dem Banne unterwerfen, ist nicht Aufmerksamkeit und Ernst vonnöthen. Alle die sich in ihrem Wandel als Gottlose erzeigen, sind zur Excommunication verurtheilt. Zwar nicht ein jeder der sich irgend einer Sünde schuldig machet, aber doch ein jeder, der durch die Sünde, welche er begehet, Gottlosigkeit verräth. Ein jeder der den Vorwurf solcher Vergehungen verdient, die einen vorzüglichen Ungehorsam gegen Christum und sein Evangelium zum Grunde haben. Ein jeder, der durch sein Betragen der Kirche und Gemeinde Schande machet und Aergernis giebt. Die Agenden der Reformirten in der Pfalz, in Deutschland und in Holland, und die Agenden der Reformirten in andern Ländern, die alle den Pfälzischen sehr gleichförmig sind, nennen Trunkenbolde, Geitzhälse u. dgl. und alle die ein ärgerliches Leben führen, als solche die aus der Kirche ausgeschlossen werden müssen, ob man gleich nicht immer nach dieser Regel handelt. Denn alle Arten von Unlugenden sind für dem Kirchenbann an den meisten Orten sicher. Nur offenbarer Ehebruch und Hurerey, werden noch geahndet. Jedoch man muß nicht nach dem was geschiehet, sondern nach dem urtheilen, was die Gesetze der reformirten Kirche gebieten. Diese sind allenthalben gut und von der Art, daß man wünschen muß, sie mögen befolget werden. Die Vorschriften, die den Vorstehern der Reformirten in Deutschland gegeben sind, und welche ihre Glaubensgenossen in allen andern Gegenden, wo nicht den Worten, doch dem Innhalte nach, beybehalten haben, würden ihrer Kirche und deren Gliedern und Gemeinden eine ungleich bessere Gestalt geben, als sie haben, wenn ihnen gleichförmig gelebet würde. In Holland sind die in Churpfalz verfaßte Agenden ohne die mindeste Veränderung eine Regel, die jedoch nicht sonderlich beobachtet wird. Viele Prediger sehen es als ihr einiges Geschäfte an, daß sie predigen, und wenn sie auch von der Aufmerksamkeit auf die Glieder ihrer Gemeinden nicht freygesprochen sind, so glauben sie doch nicht sich ein Anliegen daraus machen zu müssen. Die hohe Kirche in Engelland achtet alle, wegen ihrer Meynungen und ihres Betragens, unwürdige Christen auch unwerth als Glieder der Kirche angesehen zu werden und zu communiciren. Sie verlangt von denen, welche es verdient haben, excommunicirt zu werden, daß sie erst nach Verheißungen der Besserung und Beweisen wahrer Reue wieder angenommen werden. Der 33te in den 39 Artikuln dieser Kirche sagt: diejenigen, welche durch einen offenbaren Ausspruch der Kirche rechtmäßig von derselben ausgeschlossen und in den Bann gethan worden sind, müssen von der ganzen Menge der Glaubigen für Heiden und Zöllner gehalten werden, bis sie durch eine offenbare Buße mit der Kirche versöhnet, und in dieselbe wieder aufgenommen sind. In wichtigen Fällen ist wohl auf dieses Gesetz gehalten worden. Doch geschieht es daselbst nicht immer, so wenig als an andern Orten, woran die Schuld oft an den Predigern und Presbyterien, oft auch an andern Umständen liegen mag.

Es wäre zu wünschen, daß die Lehrer und Vorsteher der Gemeinden der reformirten Kirche nicht durch die Sorgfalt beschämt würden, welche andere Gemeinden beweisen, die sich von den Reformirten abgesondert haben, und wegen des Ernstes, mit welchem sie unwürdige Glieder behandeln, hoch verdienen. Die Presbyterianer in Engelland, und manche Secte in diesem Reiche, welche sich durch ihre Genauigkeit in der Kirchenzucht auszeichnen, sind eine Widerlegung des Vorwands derjenigen unter den Reformirten, welche sich des Ernstes gegen ihre Gemeindsglieder aus dem Grund enthalten, daß sie denselben keinen Anlaß geben wollen, ihre Kirchengemeinschaft zu verlassen, und zu einer andern Kirche überzugehen. Da doch die Ehre einer Kirche und Gemeinde nicht auf der größeren oder geringeren Anzahl, sondern auf der Würdigkeit ihrer Glieder beruht.

Bann, (in der evangelischen Brüdergemeine). Bey der evangelischen Brüderkirche und denen dazu gehörigen Gemeinden ist der Bann, Kirchenbann, insoferne derselbe mit Verwünschung und dergestalt iger Ausschließung aus der Kirche, deren Dauer auf gewisse Zeit gesetzt, und zu Bezeugung der Reue mit äußerlichen Bußübungen verbunden ist; oder als eine bürgerliche Strafe mit Verlust bürgerlicher Ehre, Rechte und Vermögens, ausgeübet wird, niemalen im Gebrauch gewesen.

Digitized by Google

Da aber ehedem in ein paar besondern Fällen die Brüdergemeinde eine Art eines Bannes gegen ein paar ihrer Mitglieder ausgeübet hat, welche mit ihrem Herzen von dem Herrn gewichen waren, sich aller christlichen Zucht entzogen hatten, und da sie auch andern schädlich wurden, von der Gemeinschaft der Brüder ausgeschlossen werden mußten; so gab solches zu der Meynung Anlaß: als ob dergleichen Kirchenbann bey derselben im Gebrauch sey. Das Augenmerk und die Absicht der Brüder war aber dabey nur die Ermahnung des Apostels: Thut von euch hinaus, wer da böse ist, zur Abscheidung von der Gemeinde und zur Gewissensruge; damit dergleichen Personen in sich gehen, ihre Verirrungen erkennen, und von Herzen sich wieder zu Gott bekehren möchten.

Dermalen ist auch weder der Name Bann, Kirchenbann, noch die vorgedachte damit bezeichnete Bestrafung, bey der Brüdergemeinde im Gebrauch. Die bey derselben in Ausübung stehende Gemeindisciplin oder Gemeinzucht, beziehet sich blos auf die Moralität ihrer Glieder, auf die Besserung des Herzens, dessen Befestigung in dem Sinne Christi und einem demselben gemäßen gottseligen Wandel. Ihre Correctionsmittel führen dahero auch nicht die geringste Art bürgerlicher Strafen mit sich: als welche für das Amt der Obrigkeiten gehören, und denselben bleiben überlassen bleiben. Mit dieser Gemeindisciplin oder Gemeinzucht hat es folgende Bewandnis. Die Brüdergemeinden sind, nach dem Zweck ihres Beysammenwohnens, über gewisse, der Lehre Jesu Christi und seiner Apostel, gemäße Ordnungen einverstanden. Diese Gemeinordnungen sind unter andern dahin gemeynet, daß alles Uebel in der Gemeinde von vorne herein verhütet, und was zu Versündigungen Anlaß geben könnte, möglichst aus dem Wege geräumet werde. Niemand wird in eine Brüdergemeinde aufgenommen, der sich nicht zu diesen Ordnungen bekennet, und deren Befolgung angelobet. Wer nun wider diese Gemeinordnungen vorsetzlich oder leichtsinnigerweise handelt, der geräth unter die Gemeinzucht. Ein anstößiger Wandel, Verführung zu Werken des Fleisches, zur Freygeisterey, zu allen, was Seelenschaden und Kränkung des Ruhms an Christo verursachet, sind Vergehungen, welche bey den Gemeingliedern, ohne Ansehen der Person, die Gemeinzucht nach sich ziehen.

Es werden also nicht allein die Uebertretungen der Gemeinordnungen; sondern auch die unrichtige Herzensstellung, woraus jene fließen, dabey in Erwägung gezogen. Wie nun die Grade der Abweichung und Vergehung unterschieden sind; so wird auch die Gemeinzucht nach verschiedenen Graden ausgeübet.

Damit deren Ausübung so wenig als möglich nothwendig werde: so kommt man Gemeingliedern, die in der Erkenntniß und Gnade Jesu Christi noch nicht befestiget sind, mit liebreichen Privat-Erinnerungen und Ermahnungen fleißig zu statten. Jeder Bruder oder Schwester in der Gemeine, der etwas Unrichtiges oder Aergerliches an einem andern, wer der auch seyn möge, gewahr wird, ist verbunden, nach der Regel Christi denselben oder dieselbe darüber zu erinnern, zu ermahnen und zu bestrafen. Wenn dieses nicht hilft: so sind sie verpflichtet, solches weder zu verheimlichen, noch auch unvorsichtig an unrechten Orten bekannt zu machen, sondern ihren Aeltesten anzuzeigen, damit es untersucht werde. Können diese durch herzliches Zureden und Ermahnen den, der sich vergangen, zur wahren Erkenntniß seines Vergehens und dessen gründlicher Bereuung bringen: so suchen sie es in der Stille abzuthun; und es hat ohne weiteres dabey sein Bewenden.

Wenn hingegen die Vergehung von der Beschaffenheit ist, daß sowohl zu Bewirkung gründlichern Erkenntnisses bey dem Verschuldeten, als um anderer Gemeinglieder willen, mehrerer Ernst und Nachdruck nöthig und heilsam erachtet wird: so hat sich erster nach den Umständen, auf kürzere oder längere Zeit, des heiligen Abendmahls zu enthalten; und es wird ihm von Gemeine wegen angedeutet, daß er dazu nicht admittiret werden könne. Bey der Gemeine und ihren Mitgliedern zieht solches aber weder ihn weder Beschimpfung noch Verachtung nach sich. Vielmehr wird dergleichen unter der Gemeinzucht stehendes Mitglied mit Mitleiden angesehen, und ihm, wie einem Kranken, zu seiner Besserung mit besonderer Pflege und Berathung nachgegangen.

Bringt solches nicht die gesuchte Frucht wahrer Sinnes- und Herzensänderung; so wird dergleichen Gemeinglied vor das zu Handbahung der Gemeinordnungen besonders verordnete Aufsehercollegium gefordert, und ihm sein Vergehen nicht nur nochmalen ernstlich zu Gemüthe geführet, sondern auch angekündigt, daß es, vermöge seines Bekenntnisses zu den Gemeinordnungen, bey unterbleibender Besserung, sich der brüderlichen Gemeinschaft, und wenn sich der Fall in einem Gemeinorte ereignet, des Aufenthalts in demselben, verlustig mache. Fruchtet auch dieses nicht: so wird einem solchen beharrlich ärgerlichen Menschen, von gedachtem Aufsehercollegio, im Namen der Gemeine, die fernere brüderliche Gemeinschaft aufgesagt und daß er sich aus dem Gemeinorte zu entfernen habe, angedeutet.

Dergleichen Ausschließung wird hierauf mit wehmüthigem Gefühl und herzlicher Ermahnung, einen solchen unglücklichen Menschen, der Barmherzigkeit Gottes zu empfehlen, der Gemeine bekannt gemacht.

Wenn ein Gemeingliedso weit verfiele, daß es Versündigungen an den Gesetzen, als da sind, Hurerey, Ehebruch, Diebstahl u. dgl. zu schulden brächte: so wird solches der obrigkeitlichen Untersuchung und Bestrafung nach den Gesetzen überlassen. Ein dergleichen Verbrecher wird aber auch als ein Gemeinglied weiter nicht geachtet, noch in derselben geduldet: wenn ihn eine gründliche Bekehrung und Veränderung seines Sinnes und Herzens, der Gemeinschaft des Glaubens und des Wohnens in der Gemeine nicht von neuem fähig macht. Das ist es auch eigentlich, was durch die Gemeinzucht in Absicht geführt, und worauf bey deren Wiederaufhebung gesehen wird. Sobald man an einem mit der Gemeinzucht belegten Gemeinglied von einer wahren Besserung und Bekehrung sich überzeugend versichert halten kann; so wird es, nach dem Maas der Grade seiner Zucht, entweder in der Stille oder nach Aussöhnung mit der Gemeine durch öffentliche Verlesung eines Abbittebriefes, oder auch nach erfolgter Absolution vor der Gemeine mit Handauflegung, zum heiligen Abendmahl wiederum admittiret.

Mit armen und elenden Gemüthern, die mehr aus Schwachheit als aus Bosheit nicht nach der Regel einhergehen, die der Sinn Jesu Christi erfordert, hat man in den Brüdergemeinen große Geduld und wartet mit viel Verschonen und Nachsicht auf den glücklichen Zeitpunct, da auch sie die Gnade erlangen, für den Herrn zu gedeyhen, der sie mit seinem Blute erkaufet hat. Sie müssen aber nicht andern zum Schaden und Verführer werden. Denn in Absicht auf dergleichen Fälle bitten die Brüdergemeinen in ihrer Litaney: Alle Verführ-

Digitized by Google

rer entferne von deinem Volke; und suchen auch solches in der vorgedachten Ordnung, Art und Weise zu bewerkstelligen.

Bann, (Anabapt.) **Kirchenbann**, (bey den Anabaptisten oder Taufgesinnten.) Bey der Parthey, welche man die Flaminger oder Flandrer, oder feinere Wiedertäufer nennt, ist der Bann sehr scharf. Wer nur das geringste Zeichen der Eitelkeit oder Weltliebe in seinem Betragen, Kleidung und so ferner an sich trägt, der wird von der Gemeine ausgeschlossen, und diese Ausschließung ist so scharf, daß auch die nächsten Freunde keine Gemeinschaft mit einem solchen unterhalten. Doch finden sich unter ihnen wieder verschiedene Partheyen, und die sogenannten Danziger urtheilen über das, was sündlich sey, etwas gelinder, als andere. Die Partheyder grossen Wiederläufer oder der Frieß- und Waterländer belegen nur Todtsünden und grobe Irrthümer mit dem Bann, wiewohl verschiedene unter ihnen Arminianisch gesinnt sind, und nichts auf Glaubensbekenntnisse halten, und daher auch nur wenige Abweichungen für Irrthümer ansehen. Eben so findet sich auch dieser Unterschied unter den sogenannten Baptisten in England. (s. diesen Artickel.) Was die Waterländer noch besonders betrift, so haben sie sich in einem von zweyen ihren Lehrern Johann de Rys und Lubbert Gerritsz im J. 1716. herausgegebenen Glaubensbekenntniß folgendermaßen erklärt: "Die Kirchendisciplin ist eine äußerliche Handlung unter den Glaubigen, wodurch dem unbußfertigen Sünder nach christlichem Zureden und genugsamen Vermahnungen, die Gemeinschaft Gottes und seiner Heiligen, um seiner Sünden willen abgesagt, und Gottes Zorn und Ungnade, bis zur Zeit der Wiederkehr und seiner Besserung, verkündigt und angesagt wird. Und wird also durch diese äußerliche Absonderung von der Kirche dasjenige vorgestellt, was Gott zuvor über den Abgesonderten um seiner Sünden willen geurtheilt oder mit ihm gehandelt hat. Bey Gott stehet demnach die erste Handlung und das vorhergehende Urtheil über den gefallnen Sünder, aber bey der Gemeine das nachfolgende. Derowegen muß hier wohl in Acht genommen werden, daß niemand von der Gemeine verurtheilt werde, der nicht vorher in dem Wort Gottes verurtheilt sey. Die Abgesonderten von der Gemeine werden keinesweges, so lange sie in Sünden fortgehen, zu dem Gebrauch des heiligen Abendmahls, oder einigen andern kirchlichen Handlungen zugelassen; sondern man hält sie von denselben ab, imgleichen auch von allen andern Werken, welche der heiligen Gemeinschaft, Brüderschaft, oder geistliche Vermischung bezeichnen. Und weil der gottlosen und verkehrten Leben und täglicher Umgang ungebührlich und schädlich ist, den Frommen auch manchmal zum Aergerniß und Verlästerung gereichet, so entziehen sie sich auch von denselben, und meiden sie in allen Handlungen, Worten und Werken, wodurch ihre reine Seele befleckt, verunreinigt, und der Name Gottes gelästert werden möchte; jedoch solchergestalt, daß allezeit das Wort Gottes dabey Platz behalte, Ehelente nicht von einander geschieden, noch in ehelichen Werken gemieden, und nichts vorgenommen werde, das wider die Liebe, Barmherzigkeit, christliche Bescheidenheit, Bedürfniß, Versprechen oder andere dergleichen Dinge streitet."

Bann, Kirchenbann, (bey den Socinianern.) Sie sind in Absicht auf die Kirchenzucht nicht einig. Verschiedene derselben sind den Meynungen der strengen Taufgesinnten zugethan und erklären vieles für sündlich und des Bannes werth, was von andern Religionspartheyen für gleichgültig angesehen wird. Andere aber urtheilen gelinder, und wollen nur grobe und hartnäckichte Verbrecher von der Kirchengemeinschaft ausgeschlossen wissen.

Banna, ist ein Beynahme, den verschiedene Schriftsteller dem Sabdariffenbisch (*Hibiscus Sabdariffa* Linn.) geben.

Bannalifen, ist ein von dem Feldmarschall und Bannus von Croatien, Grafen **Baygani** aufgerichtetes, schönes und auserlesenes Corps Croatischer Truppen bey der österreichischen Armee.

Bannaria jura s. **Bannrechte**.

Bannbackhauß s. **Bannofen**.

Bannbeete, eine Collecte, die in einem gewissen Districte bezahlt gehoben wird.

Banndeich, wird derjenige Deich genennt, so mit der Kappe über dem höchsten Wasserstande hervorraget, und schlechterdings die Einströckung und Ergießung des Gewässers ins Land verhütet.

Banneinung, ein Vertrag, den eine ganze Gemeinde geschlossen hat. (*conventio, statutum universitatis.*)

Bannen, Friede bannen einer Sache, dem Gericht, einem Bürger. Einer Sache Friede bannen heißt: wann die Obrigkeit die Uebergabe der Sache bestätigt und dem neuen Besitzer verspricht ihn dabey zu schützen. Dem Gericht wird Friede gebannt, wann befohlen wird, daß niemand während desselben Unruhe anfangen soll. Endlich wird einem neuaufgenommen Bürger Friede gebannet, wann ihm Sicherheit für seine Person und Vermögen versprochen wird.

Bannen der Geister. Die da allerley, theils an einem gewissen bestimmten Orte auf dem Erdboden sich immer aufhaltende, theils auf dessen ganzer Oberfläche, theils im ganzen Weltraume herumschwärmende Geister, in Gestalt der Gespenster hier und da wandernde abgeschiedene Seelen u. d. gl. statuiren, sind der Meynung, daß unter ihnen eine Art von Verbindung, Gesellschaft und Subordination statt habe, vermöge welcher gewisse höhere und stärkere Regenten und Befehlshaber, andere niedrigere und schwächere aber jenen unterworfen seyen. - Es soll gewisse Ceremonien und Worte geben, die vermuthlich mit diesen Befehlshabern abgeredet sind, und deren jetzt vorgehende Ausübung und Aussprechung ihnen vermuthlich von dem nächsten, dem besten Geister, der sie wahrnimmt, schleunigst hinterbracht wird, weil sie ohne das erste sich nicht daran kehren und ohne das letzte nichts davon wissen würden, vermittelst welcher Ceremonien und Worte ein solcher Befehlshaber zur Anhörung dessen, was von ihm begehret wird, vorgeladen werden kann. Durch die Auctorität und Gewalt eines solchen deswegen gehörig angesprochenen höheren Geistes soll man die unter seinem Sprengel stehende geringern Geister nöthigen und zwingen können, daß sie sich an einem gewissen vorgeschriebenen Orte stisten, an demselben immer verbleiben, von demselben wegweichen, gewisse Sachen, die sie hinter sich haben, herausgeben, über vorgelegte Fragen Rede und Antwort geben, gewisse Dienste leisten, oder, was man sonst will, thun müssen. Dieses Zwingen der Geister zu Handlungen, die sie sonst nicht thun würden, heißet das Bannen derselben. In den alten, mittleren und neuen Zeiten, sollen Leute gewesen seyn, die sich darauf verstanden und dieses und jenes damit ausgerichtet haben. In den letzten Zeiten haben sich die Geister mehr und mehr verlohren, kürzlich hat man dem Teufel und seinem ganzen Heere öffentlich ausgeboten, und wenn Paritton geleistet worden, so werden wohl nun alle dergleichen Bei-

Digitized by Google

ſter fort und dem Leſer möchte alſo nichts damit gedienet ſeyn, wenn man, um ihm mehrere Nachricht von dieſer Kunſt zu ertheilen, einen Auszug aus der Clavicula Salomonis und andern dergleichen raren Büchern vorlegen wollte.

Banner, harte, eine Parthey der Widertäufer, welche auch ſonſt Flaminger genannt werden. Sie haben ihren Namen daher, weil ſie in Abſicht auf die Kirchenzucht und den Bann ſtrenger als die übrigen geſinnt ſind, welche Frieſländer oder Waterländer genennt werden. Siehe dieſe Artickel, wie auch Anabaptiſten.

Bannerherr, Pannierherr, Vexillarius, Vexillifer, Bannerius, war in mittleren Zeiten ein ſolchen Perſonen eigenthümlicher Titel, welche, nachdem ſie zum Ritter geſchlagen waren, zehen Helme oder Spieſe wohl erzeugter Leute gegen den Feind führen konnten, und deshalb von dem Herzoge mit allen dazu gehörigen Feyerlichkeiten die Fahne oder das Bannier erhalten hatten. Von dem Bannier erhielten ſie daher auch ihren Ehrentitel; wiewohl einige dafür halten, daß dieſer Titel von Bannum abzuleiten ſey, weil die Bannerherrn in einer gewiſſen Gegend die ordentlichen Richter geweſen wären, und die Fahne ihnen als ein Zeichen ihrer Gerichtsbarkeit übergeben ſey. Die Bannerherrnwürde war alſo in jenen Zeiten nichts erbliches, ſondern mußte durch Tapferkeit erworben werden, und wenn ſie erworben war, erhob ſie den Bannerherrn gemeiniglich über den übrigen Adel, inſonderheit auch über den Baron. Daß auch die Päbſte dieſen Titel brauchten, um ſich des Dienſtes tapferer Ritter zu verſichern, davon dient das Beyſpiel des Pabſts Eugen IV. zum Beweiſe, welcher den Graf Franz Sforza im Jahr 1434. zum Pannierherrn der römiſchen Kirche ernannte. Seitdem ſich die Kriegsverfaſſung im deutſchen Reich geändert hat, iſt auch die Bannerherrnwürde in dieſer Bedeutung nicht mehr üblich geblieben. Jedoch hat ſich, wie es bey mehreren ſolchen Dingen ergangen iſt, der Name ohne die Sache erhalten; denn der Titel: eines edlen Bannerherrn des heiligen römiſchen Reichs iſt nach der Zeit verſchiedenen freyherrlichen Familien durch kayſerliche Diplomen und zwar erblich, ertheilt worden. Da dieſes mit der Bannerherrenwürde der mittleren Zeiten nichts gemein hat, ſo kann eine ſolche Familie auch auf die damit in jenen Zeiten verknüpften Vorzüge heut zu Tage keinen Anſpruch machen, und ſie erhält dadurch, außer dem bloſen Titel, keine weitere Vorrechte vor andern freyherrlichen Familien. In der Schweiz bedeutet Bannerherr einen Fähndrich, und zu Cöln werden die Häupter der Zünfte ſo genennet.

Bannerſchild, ein viereckigter Schild, dergleichen ehedem die Bannerherren geführt haben ſollen.

Bannerneuerung, Bannrenovation, heißt eine auf öffentliche Autorität vorgenommene Unterſuchung und Beſchreibung aller zu einem Bann, oder zu einer Markung gehörigen Stücke und Rechte, und Schuldigkeiten, um daraus die nöthigen Gründe zu den rechtlichen Entſcheidungen der über dieſe Gegenſtände entſtehenden Zweifel nehmen zu können. Wenn alſo eine Bannerneuerung in ihrer rechten Vollkommenheit veranſtaltet werden ſoll, ſo müſten darinne beſchrieben werden: erſtlich ſämmtliche Gebäude in der Stadt, oder dem Dorfe, deſſen Bann renovirt werden ſoll, mit allen zu jedem Gebäude gehörigen Plätzen und allen darauf haftenden Rechten und Laſten; zweytens alle in der Stadt, oder dem Dorfe befindliche Gaſſen, gemeine Plätze, Gänge und Wege ſammt allen damit verbundenen Gerechtigkeiten und Schuldigkeiten; drittens alle in der Stadt, oder dem Dorfe vorhandene Waſſer, nämlich: Quellen, Brunnen, Bäche, Flüſſe, Canäle, Teiche; viertens alle Ländereyen in der Markung, und zwar alle Aecker, Wieſen, Weinberge, Waldungen und Weydplätze ſammt allen darauf haftenden Gerechtigkeiten und Laſten; fünftens die Bergwerke, die Leimen- und Mergel- oder andere Erdengruben und die Steinbrüche; ſechſtens die Flüſſe, Bäche und Teiche in der Markung und alle übrigen Gewäſſer; ſiebentens die Straſen und Wege, die Stege und Brücken; achtens die Gränzen des ganzen Bannes. Von allen dieſen Theilen eines Stadt- oder Dorfbannes muß nach aller Möglichkeit, Größe, Beſchaffenheit, Lage, Eigenthumsrecht, Beſitz, Benutzungsrecht, und überhaupt alles, was zu der completen concretiviſchen Idee eines jeden erfordert wird, genau beſtimmt und in rechtliche Klarheit und Gewißheit geſetzet werden.

Zur Vornehmung einer vollſtändigen, und rechtsgültigen Bannerneuerung ſind folgende Perſonen nöthig: 1) der Erneuerer oder Renovator, welcher die vorher bemerkten Gegenſtände in gehöriger Deutlichkeit und Ordnung beſchreibt, und alle bey der Beſchreibung nöthigen Unterſuchungen und Nachforſchungen macht; 2) der Feldmeſſer, der alle Stücke der Markung, bey welchen die Größe zu beſchreiben iſt, ausmeſſen muß; 3) einige Urkundsperſonen, welche mit dem Feldmeſſer und dem Renovator bey der Ausmeſſung und Unterſuchung der geſammten Theile des Bannes gegenwärtig ſeyn, und die nöthigen Nachrichten und Auskunft über die Thatſachen, die ſie durch die Erfahrung kennen, geben müſſen; 4) endlich auch die Eigenthümer derjenigen Stücke, welche renovirt werden ſollen, doch dieſe nur ſo weit, als man ſich mit ihrem Eigenthum, und der Verhältniß deſſelbigen gegen andere Stücke des Bannes beſchäftiget.

Die Obrigkeit, welche einen Bann renoviren läßt, muß vor allen Dingen für den Renovator und den Feldmeſſer eine vollſtändige Inſtruction ausfertigen, in welcher jedem die Weiſungen zur pünctlichen Erfüllung ſeines Amtes gegeben werden, und auf welche man ihn verpflichtet. Damit aber alle Gegenſtände in ihrer größten Vollkommenheit erſchöpft werden, müſſen in den geſammten Archiven und Regiſtraturen ſowohl der Canzleyen als auch der Aemter und der Gemeinden vor dem Anfange der Renovation die genaueſte Nachſuchungen verfüget werden, was für Actenſtücke und Urkunden über den Ort und den Bann, der renovirt werden ſoll, vorhanden ſind. Alle dieſe, in ſo weit ſie nämlich die wirkliche Beſchaffenheit und Gerechtigkeiten der verſchiedenen Theile des Bannes, und ihrer Beſitzer und Eigenthümer betreffen, wie auch beſonders die ſämmtlichen alldem vorhandenen Bannbeſchreibungen, und Erneuerungen, und Lagerbücher, müſſen entweder ganz, wie ſie ſind, und in den Originalien, oder in beglaubten Abſchriften, oder Auszugsweiſe, dem Renovator zugeſtellet und auf den erſten Fall von dieſem eine Beſcheiniqung der ſämmtlichen empfangenen Originalien, indimirten Copien und Actenfaſciculn dagegen an die Archive und Regiſtraturen ausgeantwortet werden. Es ſind ſchon oft die größten Summen bey Bannerneuerungen vergeblich verwendet worden, weil man nicht vorher alle dieſe wichtige Archivs- und Regiſtraturnachforſchungen mit dem größten Fleiß vorgenommen hatte.

Digitized by Google

Nun können die Operationen ihren Anfang nehmen. Höchstnützlich ist es, wenn der Renovator sogleich, wie er mit einem Theile des Bannes in seiner Beschreibung fertig ist, z. E. mit der Beschreibung der Gebäude und Plätze in der Stadt und im Dorfe selbst ꝛc. seine Arbeit dem zur Direction der Renovation bestellten Rathe oder Collegio zur Revision mit umständlichem erläuternden Berichte vorlegt, damit dieser alles genau durchgehen und zur Vervollkommung der Geschäfte noch bey Zeiten, da dem Renovator alles in frischem Andenken ist, die erforderlichen Maasregeln nehmen, und den Renovator zur Realisirung derselbigen anweisen kann.

Sind dann alle Theile der Bannerneuerung von dem Renovator grendiget und von dem Director der Renovation revidirt, und nach der Revision jeder erfundene Mangel gehoben worden; so wird die Bannerneuerung ins Reine geschrieben, ein Exemplar davon für das Archiv des Landes, das andere für die Gemeinde, deren Bann renovirt worden, und das dritte für die Amtsregistratur bestimmet.

Zuletzt folgt die solenne öffentliche Publication der Erneuerung. Der Director der Renovation, als Commissarius, das Ober- oder Amt, unter welchem der renovirte Bann stehet, der Renovator, der beeydigte Feldmesser, die gesammte Urkundspersonen, die bey der Erneuerung gebraucht worden, die Gemeindsleute und auch alle übrige geist- und weltliche Personen, auch Ausmärker, welche auf irgend eine Weise an dem renovirten Bann oder den Gerechtigkeiten in demselbigen Antheil haben, und während der Erneuerung in Absicht auf ihre Angelegenheiten von dem Renovator waren urkundlich protocollarisch vernommen worden, an dem renovirten Orte zusammenberufen. Die ganze Bannerneuerung wird in Gegenwart aller dieser Personen laut abgelesen, und endlich von dem Director, dem Oberamt und Rathe, Renovator, den Urkundspersonen und einigen dazu erwählten Gemeindsleuten, auch den dabey interessirten Ausmärkern unterschrieben und besiegelt. Darauf kommt jedes Exemplar an den Ort seiner Bestimmung.

Man pflegt vor dieser öffentlichen solennen Publication, und noch ehe die Erneuerungen abgeschrieben werden, eine sogenannte Vorpublication zu veranstalten, bey welcher die Absicht dahingeht, alle Interessenten auf einmal in einer vollen Versammlung, oder wie man sagt, in Corpore, zu vernehmen, ob sie bey dem Inhalt der Erneuerung noch Zweifel und Erinnerungen zu machen haben. Werden solche gemacht, so muß von Seiten der Renovation die Schwierigkeit gehoben werden, ehe die Beschreibung mundirt oder ins Reine gebracht wird. Sind von keiner Seite Erinnerungen weiter zu machen, so wird dies in einem urkundlich abgehaltenen Protocolle bemerkt, und nachher die Mundirung und solenne Publication veranstaltet.

Wenn man freylich während der Renovirung immer diejenigen Personen, die bey einem jeden bestimmten Falle interessirt sind, vorgerufen und umständlich zum Protocoll verhöret hat; so ist die Vorpublication der Erneuerung nicht absolut nothwendig. Jedoch ist es allezeit rathsamer, diesen Act vorzunehmen, als zu unterlassen; weil, wenn die ganze Versammlung der Interessenten bey einander ist, die sich etwa noch zeigende Zweifel und Schwierigkeiten durch Nachrichten und Zeugnisse aufgeklärt werden können, die man ohne solche Versammlung nicht würde erhalten haben. s. auch Lagerbuch.

Bannflüche gegen die Uebertreter der Verordnungen in Urkunden ꝛc. Die Geldstrafen und Bußen sind in den ältesten Zeiten gebräuchlich gewesen. Die Heiden verwünschten schon diejenigen, so ihre Gräber verletzen würden, und belegten sie mit Geldstrafen. Weil man aber dieses Mittel allein nicht hinreichend fand, so gebrauchte man vorzüglich Verfluchungen und Verwünschungen, wovon man schon in den Büchern Mosis deutliche Spuren findet. Es sollte den Uebertretern gehen wie der Rotte Dathan und Abiram. Man wünschte ihnen den Aussatz des Gehasi, und übergab sie dem höllischen Feuer und der ewigen Verdammniß ꝛc. Die ersten Bischöffe liessen es an dergleichen fürchterlichen Bannflüchen nicht fehlen, und fast keine Bulle in den ältesten Zeiten bis zum eilften Jahrhundert ist frey davon. Auch die Griechen belegten die Uebertreter mit Flüchen.

Die geistlichen Acten, und besonders die Stiftungsbriefe in dem sechsten und siebenten Jahrhundert enthalten die schrecklichsten Ausdrücke von Bannflüchen. In dem Stiftungsbriefe des H. Reoli, Erzbischoffs von Reims, von A. 685. über das Kloster zu Gaugiac, hat der Erzbischoff nicht allein eine Geldstrafe von 20 Pf. Goldes und 60 Pf. Silbers festgesetzet, sondern auch die grausamsten Verwünschungen hinzugefügt, die man in des Mabillon seinen *Annal. Benedict. Tom. I. p. 701.* findet. Auf gleiche Art sind die Acten und Briefe des 7ten, 8ten, 9ten, 10ten und 11ten Jahrhunderts beschaffen, (wornn sich besonders die Bullen Leonis IX. auszeichnen, so, daß Peter Damian stark dagegen und nicht ohne Würkung geeifert hat) große Geldstrafen und noch viel gröbere Bannflüche machen sie kenntbar, und unterscheiden sie von den Acten des 12ten Jahrhunderts, wo man in der Mitte desselben angefangen hat, sie sparsamer anzuwenden. Es war dieser Gebrauch so stark eingerissen, daß die Bischöffe, ja gar die Päbste selbst, ihre eigne Person verfluchten; dafern sie gegen ihre Verordnungen handeln würden. Der Pabst Gregorius II. schreibt: quod si contra hujus meæ promissionis seriem aliquid facere tentauero, reus inueniar in æterno judicio, vltionem Ananiæ & Saphiræ incurram &c.

Auch die weltlichen Fürsten ahmten hierinnen die Geistlichen nach. Die Merovinger drohten schon mit Flüchen, jedoch nur sparsam, und mehr mit Geldstrafen. Seit dem 8ten Jahrhundert findet man die Bannflüche bis zu Ende des 12ten sehr häufig in den weltlichen Urkunden, auch sogar Grafen und Herren bedienten sich zuweilen derselben. Die Englischen Könige im 7ten und 8ten Jahrhundert sind mit Bannflüchen sehr freygebig, und die Fränkischen gebrauchten sie auch, aber nicht so häufig. Kayser Otto I. spricht in dem Fundationsbriefe des Klosters Poelde in dem Ton: Quod si quis dolo siue violentia bona prænominatæ ecclesiæ minuere præsumpserit, anathema sit & a regno Dei & consortio sanctæ ecclesiæ nunc & semper segregatus, & sit portio ejus cum Satana & Angelis ejus usque in æternum. Fiat. Fiat. Wenn jemand mit List oder Gewalt sich unterstünde, die Güter des Stifts zu schmälern, der sollte verdammet und von Gottes Reiche und der Gemeinschaft der Kirche ausgeschlossen, seinen Antheil mit dem Satan und seinen Engeln in Ewigkeit haben ꝛc. Im 11ten und 12ten Jahrhundert sind die Bannflüche in den kayserlichen Urkunden noch häufiger gebraucht, wiewohl nur in kurzen Formeln, desto stärker aber die Geldstrafen, weil solche einträglicher waren. Heinrich V. und Lotha-

Digitized by Google

rius II. gebrauchen sie selten, verordnen aber sehr hohe und fast unzählbare Geldstrafen zu etlichen tausend Pfunden des Goldes.

Die Könige von Frankreich, England, Spanien ꝛc. haben in diesen Jahrhunderten überall auch noch die Gewohnheit der Bannflüche, und kleinere Fürsten, Grafen ꝛc. bedienten sich zuweilen gleichfalls derselben. Aber im 13ten Jahrhundert verliert sich nach und nach der Gebrauch derselben. Man sahe endlich ein, daß diese Drohungen, weil sie zu häufig angebracht, und zu gemein wurden, wenig Eindruck machten. Die Geldstrafen waren einträglicher für die kayserliche Cammer, und seitdem die Kayser in den Reichslandern nicht mehr herumreisten, und in den mittelbaren Reichslanden concurrentem jurisdictionem ausübeten, sondern jedem fixam in ihren Erblanden nahmen, so fiel auch das *Jus fisci* den Reichsfürsten zu, und von der Zeit verordneten auch diese die Geldstrafen zu ihrer eignen Cammer, die sie vormals der kayserlichen Cammer anweisen mußten. Anstatt der Bannflüche setzte man in den Urkunden der folgenden Jahrhunderte gemeiniglich den Ausdruck: Nulli ergo — si quis autem — *praeter indignationem nostram grauissimam* poenam C. Marcarum auri puriſſimi — Es solte niemand erlaubt seyn dagegen zu handeln: wer es aber thun würde, der solte in die gröſte Ungnade (statt des Fluchs) und in eine Geldstrafe von hundert Mark Goldes verfallen seyn.

Zum Schluß kann man sich nicht entbrechen, einen der abscheulichsten Bannflüche, womit der Pabst Clemens VI. in der Bulle beg dem Reinaldo Th. XVI. S. 228. An. 1346. den Kayser Ludewig beleget hat, kurz anzuführen. Es heißt unter andern darinn: Ein Faustrict solle ihn überfallen. Sein Eingang und Ausgang soll vermaledeyet seyn. Gott soll ihn schlagen mit Blindheit und Tollheit. Der Himmel soll Blitz und Donner über ihn ergehen lassen, und der Zorn Gottes und der Apostel gegen ihn in allen Zeiten entbrennen. Die ganze Welt solle gegen ihn streiten und die Erde sich öffnen, um ihn lebendig zu verschlingen. Alle Elemente sollen ihm zuwider seyn. Seine Wohnung soll wüste und seine Söhne und Nachkommen von ihrem Erbtheil verjaget werden; und in den Händen ihrer Feinde umkommen, so daß sein ganz Geschlecht und Andenken von dem Erdboden vertilget werde ꝛc. So weit gieng die Hitze des Pabstes gegen den braven Kayser. Läßt sich wohl etwas grausamers denken?

Bannformel, ist ein schriftlicher Aufsaz, wodurch bey den Juden eine Person wegen einiger Verbrechen in den Bann gethan wird. Wir wollen zwey solcher Formulare hier anführen. Das eine hat Buxtorf aus einem Manuscript bekannt gemacht, und lautet also: „Nach dem Urtheil des Herrn der Herren sey im Bann N. der Sohn N. in beyden Gerichtshäusern, nemlich im obern und untern, im Bann der obern Heiligen, und im Bann der Seraphim und Ophanim, ja endlich im Bann der groſen und kleinen Gemeinden. Es sollen über ihn kommen groſe und wahrhaftige Plagen, groſe und schreckliche Krankheiten. Sein Haus sey eine Wohnung der Drachen. Sein Gestirn werde in den Wolken verfinstert; es sey gegen ihn zornig, grausam und grimmig. Sein Leichnam (Aas) werde den wilden Thieren und Schlangen vorgeworfen. Es freuen sich über ihn seine Feinde und Widersacher. Sein Geld und Silber werde andern gegeben, und alle seine Söhne müssen den Thoren seiner Feinde ausgesetzet seyn. Ueber seinen Tag müssen erstaunen seine Nachkommen. Er sey verfluchet aus dem Munde Adirieron und Achtariel, aus dem Munde Raphael und Meschareliel. Er sey verbannet aus dem Munde Zaphzaviſ und aus dem Munde Hafhaviſ, welcher ist der groſe Gott, und aus dem Munde der siebenzig Namen des dreymal groſen Königes; endlich aus dem Munde Tzortzac des Groſcanzlers. Er soll verschlungen werden, wie Korah und dessen Rotte; mit Schrecken und Zurcht soll seine Seele aus ihm fahren. Das Schelten des Herrn müsse ihn tödten. Er müsse erdrosselt werden, wie Ahitophel in seinem Rath. Gleichwie der Aussaz Gehasi sey, sein Aussaz. Er müsse fallen und nicht wieder aufstehen. Er werde nicht begraben in das Begräbniß Israels. Sein Weib werde andern gegeben, und in seinem Tode sollen andere über sie zu Boden fallen. In diesem Bann sey N. der Sohn N. und das sey sein Erbtheil. Ueber mich aber und ganz Israel breitete der Herr Frieden und Segen aus. Amen."

Diesem fügen wir noch ein anderes Formular eines Bannes, welcher im Jahr 1741 zu Frankfurt am Mayn von den Vorstehern der Synagoge über einige darinnen benannte Spieler ausgesprochen worden. Es ist dieses: „In der Versammlung der sämmtlichen Häupter des Volks, welche sind die Baumeister, mit Zuziehung der Castenmeister und anderer aus der Gemeinde dazu berufenen Leute, die mit ihren Namen am Ende dieses unterschrieben sind, und haben in Erwegung gezogen, die Erzörnung Gottes des Herrschers über alle Herrschere auf die groſe Verbrechung, die geschehen ist, unter Juden von etlichen Haußherrn in unserer Gemeinde, die sind N. N. daß sie übertreten den groſen Bann, der vor alte Tage gemacht ist, daß keiner kein Spiel hier in der Stadt und umliegenden Orten bis drey Meilen von hier spielen soll, und oben bemeldte Leute haben seit einem halben Jahr und noch länger, vielmalen den Bann übertreten, und nicht allein haben sie gespielt, sondern auch zusammen Compagnie gemacht über N. alle dasjenige Geld nun, das sie ihm abgewonnen, ist als ein Diebstahl in ihren Händen. Auch haben sie übertreten viele Bann, die in der Gemeindstuben über gemeldtes Spiel auf sie gegeben worden sind; daher haben votirt und beschlossen die Leute, die oben bemeldte Versammlung, sie zu strafen, wie folget: N. darf den Schabbes und Feyertag, das Kleid, das man heißt Schabbesmantel nicht anziehen, er darf auch nicht gehen in die Schule, weder in die alte noch in die neue, um sein tägliches Gebet zu thun, auch soll er in keine Bücher, die in der Gemeinstube liegen, in ewige Zeit gelegt werden, und ist untüchtig im Zuge zu seyn, oder zu einem Gebt zugelassen werden, in ewige Zeit, und wenn einer ihn vor die Gelehrte zwischen ihnen zu richten fordern läßt, und er nach den Rechten schwören solte: so sollen die Gelehrte sehen, einen Vergleich zwischen ihnen zu machen, oder das Schwören seinem Gegentheil übergeben, auch darf er nicht seyn in einer Gesellschaft, welche sich zum Studiren versammelt, auch soll er nicht geben dürfen zu einer Mahlzeit, wenn schon einer von seinen nahen Freunden, die Freundschaft halber untüchtig sind, mit ihm Zeugen zu seyn, dieselbe hat, auch soll er gar nicht kommen zu einer geheiligten Sach, in derjenigen Schul aber, wo ihm erlaubt ist, hinzugehen, und den Zusammenkommen zehen Personen, so ihr täglich Gebet verrichten, darf er doch nicht zu der Thora aufgehen, auch soll er sonsten keinen Umgang mit der Thora haben, zugeschweigen daß er kein Vorsinger seyn darf, ausgenommen den Tag, wo sein Vater oder Mutter gestorben, mag er den gewöhnlichen Segen in derjenigen Schul,

Digitized by Google

wo er hingehen darf, oder bey einer Zehnerversammlung sagen, auch soll er keine Gevatterschaft bey seinen Kindern, geschweige bey einem Fremden haben, und alle die obenbemeldte Strafen sollen von unten gesetzten dato auf zehen Jahr, und jedesmal daß er wird nur von obbemeldten Strafen übertretten, so sollen die Leut von der obigen Versammlung seine Strafe verlängern, auch soll er bey Straf des Bannes in fünf Jahren keine Macht haben in fünf Jahren von heutigen dato um Gnade zu bitten, ihm eine geschweige mehrere zu entledigen, ꝛc. Ist ausgegangen die Nacht vor den Freytag, den 18ten in Tebeth, 501. jur kleinen Jahrzahle.

Bannformeln bey den Christen, s. Bann.

Bannforsten, *Foresthum Bannarium*, *Forestum Dominicum*, sind nach dem Wortverstande solche Forsten oder Wälder, von deren Benutzung die Unterthanen dergestalt ausgeschlossen sind, daß das Recht darinn zu jagen, Holz zu fällen und andere Nutzungen daraus zu ziehen, nur durch besondere Privilegien und Concessionen erlangt werden kann. Die Bannforsten gehören also unter die Regalien. In Deutschland sind niemals alle Forsten Bannforsten gewesen. Vielmehr standen in den ältesten Zeiten die Wälder jederman zur Jagd und andern Benutzungen offen; in den mittleren aber hatten der Adel, die Klöster und Städte sehr viele Forsten inne, und benutzten sie ausschließlich und nach eigenen Gutdünken. Einigen großen Forsten war in mittleren Zeiten der Name Bannforsten in einem vorzüglichen Sinn eigen. Der Sachsenspiegel nennt deren im B. 2. Art. 61. drey, welche in Sachsen gelegen wären; nemlich die Hayde zu Koyne, worunter wahrscheinlich ein Theil des thüringer Waldes zu verstehen ist, den Harz, und die Maydehayde oder Magetheyde, im Herzogthum Magdeburg. Jedoch waren dieses nicht die einzigen Bannforsten in Sachsen und in andern Theilen des deutschen Reichs; vorzüglich gab es auch in Schwaben Bannforsten. Man ist nicht einig darüber, wer eigentlich der Eigenthumherr solcher Bannforsten im mittleren Zeitalter gewesen sey. Einige behaupten, daß die Bannforsten in Sachsen und Schwaben nicht den Kaysern, sondern den mächtigeren Ständen oder dem hohen deutschen Adel zugehört hätten; andere hingegen sprechen das Eigenthum derselben dem jedesmal erwählten Kayser zu. Die letztere Meynung scheint der der Verfasser des Sachsenspiegels zu begünstigen, wenn er in der bemerkten Stelle hinzusetzt: Wer hierinn Wild führt, der soll wetten des Königs Bann, das sind sechzig Schilling. Die erstere Meynung hingegen kann aus dem sogenannten Schwabenspiegel (im 352 Capitel der Goldastischen Ausgabe) vertheidigt werden: wo der Verfasser sagt: Gott habe allen Menschen eine uneingeschränkte Herrschaft über das Wild gegeben; aber die Herren hätten Bannforsten; wer Ihnen darin icht thut, do habent Sie Büsse über gesetzt; und weiter: Wer in den Bannen oder in Vorsten, Wilde wündet, oder jaget, oder tödtet, der soll dem Herren, des es ist, sechzig Schilling der Land-Pfennig geben. Also eben soviel als der Königsbann mit sich brachte. Vielleicht sind beyde Meynungen richtig, wenn man jene von älteren, und diese von neueren Zeiten versteht. Denn in späteren Zeiten machten sich die Stände die Vorrechte des Königs zu eigen.

Banngelübde, waren eine besondere Art von Gelübden, wodurch einer Menschen, Aecker, Städte, Vieh, dem Herrn als ein Eigenthum weihete. Sie sind von blosen Gelübden unterschieden, daher sie auch beym

Mose einen andern Namen haben. Blose Gelübde, heißen Nedarim, und davon soll an seinem Ort gehandelt werden; Banngelübde aber werden Cherem genennt. Moses beschreibt die Ceremonien, unter welchen ein solches Gelübde gethan wurde, nicht umständlich, sondern setzt es als bekannt voraus. Nach der Verschiedenheit der Sachen, die als verbannet gelobet wurden, war das Banngelübde selbst verschieden. 3 B. Mos. 27, 28. 29. Betraf das Banngelübde eine leblose Sache, so mußte man solche schlechterdings wegschenken, und der Priester bekam auf ewig das Eigenthum; ohne daß man sich jemals in den Sinn konnte kommen lassen, sie wieder einzulösen; betraf es ein reines Thier, so mußte es geopfert werden; war es ein unreines, so hieb man ihm den Kopf ab; betraf es Menschen, so wurden sie ohne Barmherzigkeit wirklich umgebracht. Was insonderheit die letzte Gattung von Banngelübden anbelangt, so sind die Gelehrten nicht einerley Meynung darüber. Einige nehmen die mosaische Verordnung nach dem Buchstaben, schränken sie aber nur auf solche Personen ein, über welche der Gelobende ein vollkommenes Recht gehabt habe. Sie sagen durch diese Gelübde hätten sich die Israeliten nur verpflichtet, daß sich niemand auf keinerley Weise unterstehen wollte, eine Person, oder Sache, die entweder auf göttlichen Befehl, oder von der höchsten Obrigkeit zur Ausrottung bestimmt gewesen, davon frey zu machen; aber daraus folge im geringsten noch nicht, daß Gott den Israeliten die Erlaubniß gegeben habe, Leute, so den Tod nicht verdient, oder nicht dazu verurtheilt gewesen, aus bloßem Mutwillen zu verbannen. Andere geben den Worten Mosis, die wir angeführt haben, eine andere Bedeutung. Sie sagen, der Ausdruck: man soll ihn ums Leben bringen, heiße nicht soviel, man soll ihn tödten; sondern er soll in diesem gelobten Zustand sterben: diese verbannete Personen also, wären bis an ihren Tod zum Dienst des Herrn geweihete Personen gewesen. Aber diese Erklärung hat den Sprachgebrauch völlig wider sich. Wo heißt der hebräische Ausdruck מות יומת jemals in der Bibel; bis an seinen Tod? Wo wird der Ausdruck Bann, jemals in einer solchen Bedeutung gebraucht, daß es dem Herrn zum Dienst geweihete Personen bezeichnet? wir ziehen also billig die erste Meynung der zweyten vor. Sie stimmt auch mit der Geschichte überein. Da Saul das unbesonnene Banngelübde that, daß wer an jenem Tag etwas essen würde, des Todes sterben sollte, 1 Sam. 14, 5 so fehrte sich das Volk nicht an dieses Banngelübde, sondern ließ den Jonathan leben. Es war gegen den Geist der mosaischen Verordnung. Moses wollte gar nicht, daß ein jeder nach eigenen Gutachten ein Banngelübde thun sollte, noch viel weniger, daß es bey einer jeden Kleinigkeit, die die Grundgesetze des Staats nichts angiengen, gebraucht werden sollte; sondern wenn einer von den Feinden Gottes auf die rechtmäßige Art durch göttlichen Befehl oder von der höchsten Gewalt zur gänzlichen Ausrottung bestimmt worden, so sollte es unabänderlich vollzogen werden. Auf diese Art heiligte man feindliche Städte, gegen die man im Krieg nach der äußersten Strenge zu verfahren vorhatte, Gott zum voraus, um das Volk desto mehr zum Krieg anzufeuren. So wurde Jericho verbannt. Alsdenn wurden nicht nur alle Einwohner der Stadt getödtet, sondern auch, nachdem das Gelübde war, von keinem Israeliten Beute gemacht, die Thiere getödtet, und was nicht verbrennt werden konnte, zum Schatz des Heiligthums geschlagen.

Ein besonderer Fall von einem Banngelübde über das Leben eines Menschen, ist das Gelübde des Jephtha dasjenige,

Digitized by Google

dasjenige, was ihn am ersten aus der Thüre seines Hauses entgegen kommen würde, dem Herrn zu opfern. B. d. Richt. 11, 30–39. Seine Tochter kam ihm entgegen: nun frazt sich, hat er sie umgebracht, oder nicht? Hier theilen sich die Gelehrten in zwey Haufen, wovon der eine der Tochter Jephtha vom ihrem Vater das Leben raubrn lassen, die andern nicht. Die ersten berufen sich unter andern Gründen auf den Ausdruck: er that ihr wie er gelobet hatte, d. i. er brachte sie um, und verbrannte den Leichnam zum Brandopfer. Die andern sagen, er gelobte sie, als eine beständige Jungfer zum Dienst des Herrn. Die Entscheidung dieser Streitfrage ist unter allen vielen Schwierigkeiten unterworfen, man mag sich für eine von beyden Parthey en erklären für welche man will. Wir werden hier bey weitem nicht alles berühren, was von den Schriftauslegern über diese Geschichte gesagt worden, sondern uns nur mit einigen Anmerkungen, die zu der gegenwärtigen Sache gehören, begnügen. Verpflichtete das Gesetz vom Bannegelübde den Jephtha seine Tochter umzubringen; so ist gar kein Zweifel, daß er es wird gethan haben. Wie aber? wird es der Hohepriester erlaubt haben, daß Jephtha seine Tochter gegen das Gesetz vom Menschenopfer auf dem Altar opferte? Hier kann man die Frage wieder zurück geben: hat es der Hohepriester gewußt? ist das Opfer von der Stiftshütte gebracht worden? oder hat Jephtha seine Tochter heimlich umgebracht? Folgt man der andern Meinung, so stehen noch größere Schwierigkeiten im Wege. Leiden die Worte keine Gewalt, wenn man sie auf eine Gelobung einer ewigen Jungfrauschaft anwendet? Hat man ein Beyspiel unter den Juden, daß eine Weibsperson durch ein Gelübde zum jungfräulichen Stand verpflichtet war? Schloß der gedoppelte Stand vom Dienst am Tempel aus? Es kommt die ganze Sache nicht auf das, was Jephtha gethan, sondern was er gelobet hat, und wenn das er sein Gelübd, just so wie er es gethan, in Erfüllung gesetzt hat, ist keinem Zweifel unterworfen.

Banngut, ein Gut, das in einem gewissen Bann, d. i. Bezirk liegt.

Bannherr, heißt in einigen Orten der Gerichtsherr.

Bannholz, heißt nach bayerischen und anderen Land- und Stadtrechten ein Wald, an dem jemand als Eigenthümer oder Lehensinhaber ein ausschließliches Nutzungsrecht hat. Er wird in dieser Bedeutung der Gemeindeholzungen entgegen gesetzt.

Bannier, Bannere, Baner, Pannier, *Vexillum*; eine Fahne mit einem Sinnbilde oder Wappen, welche bey Feyerlichkeiten und Feldzügen gebraucht wurde. Die Form derselben war gewöhnlich viereckigt; doch mit dem Unterschiede, daß die Fahnen gemeiner Ritter und Vasallen noch einen spitzigen Schweif hatten, welche abgeschnitten wurde, sobald der Ritter ein Bannierherr wurde. Diese geschwänzte Fahne hieß eigentlich Pennon, welches wohl nichts anderes, als das Diminutivum von Pannier ist. Der Gebrauch solcher Fahnen war in mittleren Zeiten sehr gemein. Auch die Städte hatten dergleichen, und bedienten sich ihrer bey feyerlichen und kriegerischen Vorfällen. Es ist eine sehr alte Gewohnheit, sie während der Messe, oder der Jahr- und Wochenmärkte auszuhängen. Die meisten Stadtgesetze verordnen dabey, daß kein Höcker oder Verkäufer, so lange die Fahne hängt, etwas einkaufen darf, um es wieder zu verkaufen. Zu den Zeiten der Carolingischen Kayser war die Fahne ein *Signum potestatis civilis & militaris*; daher denn alle Grafen dergleichen führten. Es ist aus eben diesem Grunde falsch, wenn einige aus dem Recht ein Bannier zu führen (*Jus Banneria*) einen Beweis der Landeshoheit haben herneh men wollen; wenigstens war schon vor den Zeiten des sogenannt großen Interregni das Bannier eine sehr gemeine Sache, ohne mit einer Landeshoheit in einiger Verbindung zu stehen. Unter den mehreren Arten der Banniern, welche aus den mittleren Zeitalter herühmt sind, zeichnet sich das Reichshauptbannier, und die Reichsstur ins ahne vorzüglich aus. Das Sinnbild derselben ist nicht zu aller Zeit gleich gewesen. Otto der Große führte den Erzengel Michael, als Ueberwinder des Drachens darin. In spätern Zeiten enthielt sie meistens einen Adler, wiewohl in verschiedenen Stellungen, und bald mit einem, bald mit zwey Köpfen; daher das Reichsbannier auch schlechthin der Reichsadler genannt wurde. Dieses Reichsbannier wurde ordentlich nur bey Reichskriegen und den Römerzügen gebraucht. Ueber die Frage: wer unter den Ständen des deutschen Reichs das Recht habe, dieses Reichsbannier zu führen, sind am Ende des vorigen und zu Anfan.e des jetzigen Jahrhunderts viele Streitschriften gewechselt. Die Veranlassung hierzu gab der Vorschlag eines neuen Erzamtes für Churbraunschweig, welches das Reichsbanniera mt seyn sollte. Diejenigen, welche diesen Vorschlag thaten, behaupteten nemlich, der Kayser habe zu allen Zeiten das Recht gehabt, die Führung des Reichshauptbanniers nach Gutbefinden einem Fürsten des Reichs anzuvertrauen. Dieser Meynung widersprachen Churſachsen und Würtenberg. Churſachsen führte verschiedene Fälle an, da der Erz- oder Erbmarschall das Reichsbannier geführt habe, und hielt deshalb das neue Erzamt für einen Eingriff in seine Vorrechte. Da aber dieses lauter kriegerische Vorfälle waren: so erklärte Churbraunschweig dagegen: das neue Erzbannieramt solle nicht im Kriege, sondern bey anderen feyerlichen Gelegenheiten, z. E. bey der Krönung, wo Churſachsen das Schwerdt trägt, durch Führung des Reichsbanniers geübt werden. Würtenberg aber behauptete gegen beyde von jeher im alleinigen und undisputirlichen Besitz des Reichspannierherrnamts zu seyn. Bey diesem Widerspruch wurde in der Investitur des neunten Churfürsten von diesem Erzamte abstrahirt, und die Sache zu weiterer Untersuchung ausgesetzt. Diese Untersuchung veranlasste einen langen Federkrieg, der aber ohne endliche Entscheidung geblieben ist. Und diese Entscheidung ist auch nun völlig überflüssig, weil Chur-Braunschweig nunmehro mit einem anderen Erzamte versorgt ist. Es ist dahero auch nichts mehr an der Frage gelegen, ob das Reichshauptbannier mit der Reichssturmfahne einerley oder ob sie verschieden gewesen.

Bannier, Sanctgeorgenbannier, war eine Fahne, worauf die Geschichte des Ritters S. Georg, wie er den Lindwurm erstochen hat, abgemalt war.

Die Geschichte dieses Ritters ist angewiß und entfernt. Vermuthlich hat er zur Zeit der Kreuzzüge gelebt, und sich durch Erlegung eines Drachen, der ihm irgendwo beygnet seyn mag, gleich dem Apollo und Kadmus, auf ewige Zeiten berühmt gemacht. Er wurde nicht nur für einen großen Helden, sondern auch für einen mächtigen Schutzgott gehalten; und zu seiner Fahne, welche das S. Georgenkloster bey Naumburg, bis auf den im Jahr 1532. entstandenen Brand, aufbewahret haben soll, wurden große Wallfahrten gethan. Ja, es wurden ihm Kirchen erbauet, Bisthümer gestiftet u. dal. wie man wenigstens von der Pfarrkirche zu Eisenach, und von dem Bisthum Bamberg, erzählt. Dieses geschahe schon im dreyzehenten Jahrhundert.

Digitized by Google

Im 15ten Jahrhundert aber ward er besonders durch ein Bündniß berühmt, welches die schwäbische Ritterschaft ihm zu Ehren errichtete, und welches sie das Verbündniß von S. Georgenbannier führung und S. Georgenschild nennten. Die alliirten Ritter bestanden aus 457 Personen; führten das Bildniß des Ritters S. Georg in ihrer Fahne und ihren Schilden, und prätendirten deswegen in allen Feldzügen den Rang, und in allen Schlachten die Ehre des Angriffes. Noch in dem nemlichen Jahrhundert trat die fränkische Ritterschaft ihrem Bündniß bey, konnte aber doch nicht zu gleicher Ehre mit der schwäbischen Ritterschaft gelangen. Im Jahr 1503 soll der Kayser Maximilian I. einen Befehl haben ergehen lassen, daß Churfürsten und Stände sich unter S. Georgen Fahnen und Schild wider die unglaubigen Feinde versammlen sollten.

Von der Zeit an behauptet der Ritter S. Georg einen ansehnlichen Platz in vieler Herrn Wappen, wie z. B. in dem Russisch-Kayserlichen. Zuweilen erscheint er roth, mit einem rothen Bannier (so wie er dem Landgraf Ludwig V. von Thüringen in der Schlacht mit Saladin auf eine wunderbare Weise erschienen), zuweilen auch golden; allemal aber zu Pferde sitzend, und mit einer langen nach einem unter ihm liegenden Lindwurm stechend.

Bannleuca, Bannleuca, Bannleuga, Bannleuwa, bedeutet in den Urkunden des mittleren Zeitalters die ganze Gegend, auf welche sich die der Gerichtbarkeit eines Orts unterworfene Ländereyen erstrecken. Das Wort ist zusammen gesetzt aus Bann oder Bannunte und Leuca. Letzteres bedeutet ein Wegemaaß, welches nach Verschiedenheit der Länder und Zeiten verschiedentlich, und zwar von 1500 bis 15000 Schritt angegeben wird.

Bannleute, die Einwohner und Unterthanen eines gewissen Bezirkes.

Bannmeilen. Einige Städte haben nach besonderen kayserlichen Privilegien einen Gerichtszwang, welcher sich auf eine Meile äußerhalb der Stadt erstreckt, und der Burgbann oder die Bannmeile auch Bannleuca genannt wird. Ein solches Privilegium hat zum Beyspiel die Stadt Cölln von Kayser Carl IV. im Jahr 1349, und die Stadt Aachen von K. Carl V. im J. 1520 erhalten. Der Burgbann oder Gerichtszwang erstreckt sich aber nicht bey allen Städten auf eine Meile; sonst würde desselben entweder in allen Privilegien alter Städte Meldung geschehen, oder als allgemein bekannt, auch in allen mit Stillschweigen übergangen werden. Da es aber nur in einigen ausdrücklich angeführt wird, so ist solches ein Zeichen, daß auch nur diesen wenigen dergleichen Bannmeilen zukommen. Auch Kayser Friederich II. hatte dergleichen einigen neuen Städten beygelegt; als aber die benachbarten Reichsstände sich beschwerten, daß solches zum Nachtheil ihrer Gerechtsame gereiche, so wurde derselbe dadurch vermogt, diese Privilegien im Jahr 1232 wieder aufzuheben. Die alten Städte hingegen blieben bey ihren hergebrachten Rechten. Auch hieraus folgt, daß die Bannmeile kein allgemeines Vorrecht der Städte sey; und heutzutage sind die wenigsten Städte im Besitz eines auf eine Meile ausgedehnten Gerichtszwanges oder Burgbannes.

Bannmühlen, *Molæ Bannales*, Zwangmühlen, Frohnmühlen, sind Mühlen, worinn die Einwohner einer gewissen Gegend ihr Korn mahlen zu lassen genöthigt sind. Sie gehören zu den deutschen Servituten. Nicht jedes Privilegium zu Anlegung einer Mühle enthält eine Zwangmühlengerechtigkeit, vielmehr muß diese Eigenschaft der Mühle gehörig erwiesen werden. Auch gehören die Bannmühlen nicht unter die Regalien. Nicht weniger ist von den Bannmühlen, das Verbot wohl zu unterscheiden, vermöge dessen fremde Müller nicht in eine andere Gegend kommen dürfen, um der Einwohner Korn zum Mahlen abzuholen. Letzteres hebt die Freyheit der Einwohner, ihr Korn mahlen zu lassen, wo sie wollen, nicht nothwendig auf, es sey denn, daß an dem Orte nur eine einheimische Mühle sich findet, welche alsdenn per indirectum zu einer Bannmühle wird.

Bannofen, Zwangofen, ein Backofen, in dem die Bewohner einer Gegend backen müssen.

Bannopfer, sind diejenigen Stücke, die vermöge eines Bannglübdes zum Opfer, oder zum Nutzen des Heiligthums, angewendet werden konnten. Man redet von zweyerley Bannopfern, oder Cherem. Das eine nennte man das Cherem der Priester, und dieses konnte gelöset werden; das andere das eherem des Herrn, das konnte verkauft und zum Nutzen des Tempels verwandt werden. Von beyden handelt Moses 3 B. 27.

Bannpfenning, war eine Geldbusse, welche in bürgerlichen, nicht peinlichen Fällen dem königlichen Fisco bezahlt werden mußte, und gewöhnlich in sechzig Schillingen bestand. Sie kommt auch oft unter dem Namen Königsbann vor. s. Bann.

Bannrecht, s. Zettergeschrey.

Bannrechte, *jura bannaria*, sind Dienstbarkeiten oder Servituten, welche aus den deutschen Rechten ihren Ursprung haben, und sich darinn von den Servituten des römischen Rechts unterscheiden, daß der Einwohner einer gewissen Gegend, oder der Besitzer gewisser Grundstücke etwas zu thun verpflichtet ist; dagegen die römischen Servituten alle im Nichtthun oder im Leiden bestehen. Die vornehmsten Beyspiele solcher Bannrechte sind: die Bann- oder Zwangmühlen; der Bierzwang, Zwangbrau und Zwangschenke; die Bann- oder Zwangbacköfen; der Salzverkauf; die Posten, wie auch sämmtliche Zinnslieferungen und Frohndienste der Bauern. Wovon mehreres unter den davon handelnden Artickeln nachzusehen ist.

Nach der physiokratischen Gesetzgebung müssen alle Bannrechte ohne Unterschied als Abweichungen von der einzigen unveränderlichen wesentlichen Gerechtigkeit angesehen, und als Mißbräuche, die sich durch Irrthümer eingeschlichen haben, nach und nach ausgerottet werden. Die Physiokraten erkennen keine andere Gerechtigkeit, als die, welche einem jeden Menschen seine Personal- und Realeigenthum zu seiner eigenen Disposition überläßt, und nicht gestattet, daß ein Mensch eine Befugniß über das Eigenthum des andern, ohne des Eigenthümers ausdrücklichen Willen dazu zu haben, sich anmassen möge. Sie schließen daraus, daß es der Gerechtigkeit schlechterdings zuwider sey, irgend einem Hause das Recht beyzulegen, daß sein Besitzer von einer Classe von Menschen fordern könne, daß sie ihr Eigenthum gerade zum Vortheil dieses Hauses brauchen, oder verwenden sollen, obnerachtet sie sich niemals dazu verbunden haben. Daher verwerfen sie die Bannbackhäuser, die Bannmühlen, die Bannschenken und alle übrige Bannrechte, wie sie Namen haben mögen.

Wenn man glaubt, daß ein Bannrecht, als ein wohlerworbenes und wohl hergebrachtes Recht durch keine Gesetzgebung wieder aufgehoben werden könne, so geben die Physiokraten zur Antwort, daß das Recht eines jeden Menschen, nach seinem eigenen Gefallen über sein Eigenthum zu disponiren, ein von Gott selbst jedem Menschen ertheiltes Recht sey, und also gewiß für ein wohl-

Digitized by Google

erworbenes Recht angesehen werden müsse, welches wider den Willen des Menschen durch kein Bannrecht aufgehoben werden könne.

Bannrichter, heißt in der Halsgerichtsordnung Carls V. der peinliche Richter.

Bannsäulen, Friedsäulen, sind Säulen, welche die Grenzen des Burgbannes bezeichnen. In lateinischen Urkunden des mittleren Zeitalters heißen sie Bannleuca. s. diesen Artickel.

Bannscheidung, Bestimmung der Gränzen zweyer Districte.

Bannschützen, sind eben diejenigen bestellten öffentlichen Aufseher in Holzungen und Feldern, welche sonst gewöhnlich Wald- und Flurschützen, auch Bannwart und Bannvögte genannt werden.

Bannstadt, eine Stadt, die mit einer Bannmeile versehen ist.

Bannstein, ist eine Art von Gränzstein, weil die Gränze eines Gebiets der Bann heißt (s. Bann). Nemlich diejenige Gränzsteine, welche den District einer Stadt oder eines Dorfs bezeichnen, und von den angränzenden abhandern, heißen Bann- auch Markungssteine.

Bannstrahl, ein figürlicher Ausdruck, welcher den Bann, oder Kirchenbann bedeutet.

Bannstuhl, der Stuhl auf dem der peinliche Richter sitzt.

Bannum Contumaciâ, s. Acht- und Achtsproceß.

Bannum Ferinum, s. Wildbann.

Bannum imperii, s. Acht- und Achtsproceß.

Bannum nupticle (Catholisch), ist jene Ausrufung des Pfarrers, womit er verkündiget, daß dieser und jene sich ehelich versprochen haben; und daß diejenigen, welche ein Ehehinderniß zwischen beyden wissen, solches anzeigen sollen. Sie wird Bannum, Bann, genennt, weil dieses altdeutsche Wort nebst andern Bedeutungen auch diese hat, daß es einen öffentlich verkündeten Befehl anzeigt. An sich ist solche Ausrufung so gut, als eine Edictalvorladung aller deren, die etwas wider die vorzunehmende Heurath der Verlobten einzuwenden haben. Den Ursprung solches Bannes, insofern er ein Kirchengesetz ist, werden wir ehender nicht, als im Jahr 1216 entdecken; wo der Pabst Innocenz III. in der allgemeinen Kirchenversammlung im Lateran zu Rom, aus der in einigen französischen Bisthümern hergebrachten Gewohnheit die Verlobte vor der Einsegnung ausrufen, zu einem allgemeinen Kirchengesetz gemacht hat, welches hernach in das Kirchengesetzbuch L. 4. Tit. 3. cap. 3. eingerückt worden ist. Noch vier Jahre vorher schrieb der nemliche Pabst an den Bischoff von Beauvais, und bezog sich ebenfalls auf diese Gewohnheit in seiner Diöces, als auf ein besonderes und dieser Diöces eigenes Herkommen. Die Veranlassung dieses Herkommens sowohl, als des Gesetzes, läßt sich leicht darinn finden, daß viele Heurathen geschlossen und vollzogen, hernach aber solche Hindernisse entdeckt worden sind, welche die Ehe trennen und nach den catholischen Rechten zernichten mußten. Die daraus entstandene übele Folgen in Rücksicht auf die aus solcher Ehe erzielten Kinder, und noch mehrere Verhältnisse mußten die schlimmsten Würkungen auf den Staat und auf die Kirche nach sich gezogen haben; besonders wenn man bedenkt, daß kurz vor diesen Zeiten die Blut- und Schwägerverwandte bis auf den siebenten Grad einander nicht heurathen konnten: sondern, wenn sie auch schon Jahre lang beysammen waren, wieder getrennet wurden, wenn keine Dispensation darüber kam. Wie viele Ehehindernisse blos von dieser Seite mußten also nach vollzogener Heurath entdeckt worden seyn. Es war demnach solche eine vorhergehende Ausrufung nicht nur nöthig, sondern man kann auch nicht begreifen, wie die Christen vor diesem Gesetz in diesem Stück zurechtkommen konnten. Man erweiset zwar mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit, daß von dem zweyten Jahrhundert an die christliche Ehen nicht gestiftet wurden, es wäre denn dem Bischoff die Anzeige deswegen geschehen, und sodann erst die priesterliche Einsegnung erfolgt; und schon Tertullian spricht von einer besondern Art solcher Christen, die die Heurathen vermittelt hätten, conciliarii Nuptiarum. Auch ist es bekannt, daß die öffentliche Buße eine Art von dergleichen Auskündigung gewesen sey, indem dadurch ein guter Theil der Ehehindernisse, welche nemlich aus einem öffentlichen Verbrechen entsprangen, entdeckt wurden, und denen, die in dergleichen Buße begriffen waren, das Heurathen untersagt war. Allein, alles dieses war doch nicht zureichend, die Hindernisse zu verrathen, die aus andern Quellen hergeleitet wurden, als da sind z. B. die Blutsfreundschaft und Schwägerschaft. Es muß also noch ein anderer Grund vorhanden seyn, warum die Anzeige der Ehehindernisse so spät durch ein allgemeines Gesetz anbefohlen worden ist (s. den Artickel Ehehinderniß). Dem sey aber wie ihm wolle, so wurde das Gesetz von der Ausrufung der Verlobten von der Kirchenversammlung zu Trient Sess. 24. de Reform. Matrim. nicht nur bestätiget, sondern auch noch genauer bestimmt. Man hatte in Spanien wirklich die Vorschrift der lateranischen Kirchenversammlung vernachläßiget, wie Dominicus Soto bezeugt; und es war um so mehr schicklich, dieses Gesetz aufrecht zu halten, als die nemliche Versammlung zu Trient die heimliche Ehen für nichtig erklärte, und eine jede eheliche Trauung im Angesicht der Kirche feyerlich vorgenommen wissen wollte.

Die Bestimmungen der Kirche in dieser Sache sind folgende, welche theils unmittelbar aus den Worten des Gesetzes, theils durch die einhellige Meynungen der Gelehrten also entschieden sind: 1) muß die Ausrufung öffentlich von dem Pfarrer, und 2) in der Kirche unter dem öffentlichen Meßgottesdienst; 3) auf drey auf einander folgende Sonn- oder Feyertäge geschehen: wiewohl in diesem Stück durch den Gebrauch manchmal abgegangen wird; 4) sind die Verlobte aus verschiedenen Pfarreyen: so muß in jeder Pfarrey die Ausrufung vorgehen; 5) unter der Pfarren wird nicht jene verstanden, in welcher der Verlobte gebohren ist, sondern die, in welcher er sich aufhält, weil man vermuthet, daß er da besser bekannt, und ehender eine Gelegenheit sey, die Ehehindernisse zu erfahren; 6) von der Schuldigkeit, sich ausrufen zu lassen, kann der Pfarrer nicht freysprechen, ausgenommen in dem einzigen Fall, wenn die Gefahr auf dem Verzug haftet, und keine Zeit übrig ist, den Bischoff anzugehen: es muß aber eine dringende Nothwendigkeit vorhanden seyn, die Heurath zu schliessen; 7) der Bischoff allein kann die Pflicht der dreymaligen Ausrufung erlassen; 8) jedoch nicht ohne erhebliche Ursache; 9) wenigstens sollte eine solcher Ausrufungen am Platz der drey gewöhnlichen vorausgehen: es kömmt aber auf die Grundsätze des Bischoffs an, ob und in wie weit er dispensiren will. Jedoch verlangt das Tridentinum, daß derley Dispensationen sehr sparsam und aus guten Ursachen ertheilt werden sollen; 10) diejenigen, welche ein auch verborgenes Ehehinderniß wissen, sind schuldig, solches anzuzeigen: gesetzt auch,

daß sie es nicht erweisen könnten — genug, daß sie es dem Pfarrer ins Ohr sagen, damit dieser hernach die nöthigen Maasregeln ergreife, und entweder die Heurath verhindern oder verscheiden, oder sonst ein schickliches Mittel erfinden kann, den üblen Folgen, die aus einer nichtigen Ehe zu kommen pflegen, vorzubeugen; 11) wenn jedennoch ohne die Ausrufungen eine Ehepaar getrauet wird, wenn gleich keine Dispensation neben den Ausrufungen da ist, so ist und bleibt solche Ehe gültig: die Strafe aber fällt auf den Pfarrer sowohl, als auf die Getraueten, wenn diese wußten, daß ein Ehehinderniß ihrer Trauung im Wege stunde; 12) die Landläufer, und jene, die niegendwo angesessen sind, vagi, werden nicht ausgerufen: dagegen aber muß zu derley Ehen die schriftliche Erlaubniß des Bischoffs eintreten. Noch im vorigen Jahrhundert entstand die Frage: ob die Furcht, das Brautpaar möge bezaubert werden, eine hinlängliche Ursache sey, die Ausrufungen zu unterlassen und die Einsegnung zu beschleunigen. Allein man ist heutzutage über diese kindische Mährchen glücklich weg, und niemand denkt mehr an solche eingebildete Schrecken. s. auch den Artickel Aufgebot, wo die Sache nach den protestantischen Grundsätzen vorgetragen ist.

Bannung in den Zehenden, Confinatio, ist eine Art der Proscription oder Verweisung, da einem Verbrecher zur Strafe ein gewisses Zimmer, Haus, Ort Distrikt angewiesen wird, den derselbe den härterer Ahndung nicht verlassen darf. Bannen heißt nemlich hier so viel, als verweisen, und der Zehende ist der Distrikt, in welchem eine Herrschaft das Recht hat, Zehenden zu fordern. Gemeiniglich wird ein solcher Gebannter noch durch Abschwörung der Urphede zur Beobachtung des ihm angewiesenen Aufenthalts verbunden. Die Sache ist älter, als der Name; denn man findet schon im ersten Buch der Könige Cap. 2. v. 36 ff. ein Beyspiel dieser Strafe. In der peinlichen Halsgerichtsordnung wird ihrer im sechszehnten Artickel gedacht. Sie ist indessen nicht sehr gebräuchlich; und gemeiniglich pflegen nur Staatsbediente vom hohen Range, die man nicht ohne Gefahr in fremde Länder und Dienste gehen lassen kann, wenn sie in Ungnade fallen, auf diese Art bestraft zu werden.

Bannus Dei, wurde genannt, wenn etwas von Gott befohlen war; gemeiniglich hieß es bey den Alten, wenn sie etwas mit Nachdruck gebieten wollten, de Banno Dei & nostro verbo banniimus.

Bannus Episcopalis, heißt in den mittlern Zeiten die Geldstrafe, welche wegen gewisser Verbrechen, z. E. des Kirchenraubs, an den Bischoff bezahlt werden mußte.

Bannwald, s. Bannforst.

Bannwart, oder eigentlich Bannwärter, ist eine öffentlich bestellte Person, welche auf Wald- und Feldfrevel achtgaben, und solchen zur obrigkeitlichen Bestrafung anzeigen muß. Sie heißen sonst Feld- und Forstschützen, Bannwoigte, Custodes Territorii, Messuarii, Camparii, Saltuarii, auch schlechthin Förster, ob sich gleich sonst die Amtspflicht der letztern weiter erstreckt.

Bannwasser, heißen in Ober-Deutschland die von der Landesherrschaft gehegten Wasser, in welchen niemanden zu fischen erlaubt ist. Ihnen sind die Allmands- oder Gemeindewasser entgegengesetzt.

Bannwein. An einigen Orten hat die Herrschaft das Recht, entweder überhaupt, oder zu gewissen Zeiten und bey bestimmten feyerlichen Gelegenheiten, z. E. bey Jahrmärkten, Kirchmessen oder Kirchweihen u. s. w. mit Ausschließung aller andern Verkäufer den Wein zu verkaufen; und dieser Wein heißt alsdann Bannwein. Das Recht selbst aber dergleichen zu schenken, heißt der Weinbann. Es ist sehr alt, und es finden sich schon in Urkunden des zwölften Jahrhunderts Beyspiele von Bannwein. Bisweilen wird dieses Zwangsrecht für einen gewissen von Zeit zu Zeit zu entrichtenden Geld abgefaust, welches alsdann das Bannweingeld genennet wird.

Bannwerk. Alles was befohlen ist, z. E. Frohndienste u. s. f. wie auch alles, womit Zwang verknüpft ist, und keine Freyheit noch Wahl statt findet.

Banqueroutiers, s. Bankerottirer.

Banquet, ist ein feyerliches, sowohl an Menschen als Speisen zahlreiches Gastmahl.

Banquet, ist ein klein Stück der Branche des Zauns, so das äußerste vom Mundstück mit solcher vereinigt, doch ohne klöthar zu werden, indem es von dem Hauptgestell verdeckt wird.

Banquerschinken (Conchylie), der Confectschinken, der kleine Hammer, der kleine Schinken, (*Tellina rostrata* Linn.) Rumph tab. 45. fig. L. Lister tab. 382. fig. 225. tab. 398. fig. 237. Gualtieri tab. 88. fig. T. Knorr Th. IV. tab. 2. fig. 3. 5. s. Confectschinkchen.

Banquier, s. Wechselhändler, Wechsler.

Banse, bedeutet einen großen viereckigten Korb zur Verführung allerley Waaren, vornemlich der Kessel und anderer Arbeiten der Kupferschmiede. In der Scheuer bedeutet es den Platz auf beyden Seiten der Tenne. (s. Bahre.) Banser ist daher ein Knecht oder Taglöhner, dessen man sich in der Erndte, insonderheit zum Auf- und Abladen des Getraides bedient.

Baobab, Bahobab, ist der Beyname der Adansonia, s. Kolopaffenbaum.

Baops, Baopen, sind eine Art von Brasilianischen Fischen, davon man weiter keine Nachricht findet, als die die Reisebeschreiber geben, daß er sehr große Augen habe; daher auch der Name genommen ist, daß er sehr fett sey, und der Gestalt nach dem Thaunfisch sehr nahe kommen.

Baphia, waren gewisse kayserliche Seidenhäuser, worinnen man Wolle und Seide auf Purpur färbte. Die Färber selbst hießen Baphiarii, und standen unter dem Comes Largitionum. Diese Schönfärber des römisch-griechischen Staats waren so fest an ihre Kunst gebunden, daß sie ihren Kindern keine andere Kunst durften lernen lassen.

Baptae. Athenienssische Priester der sehr unlüchtigen Göttin Cotytto, welche der Ueppigkeit vorstand, und deren Geheimnisse den Recht mit Tanzen und allen Arten der Unkenschheit gefeyert wurden. Ihren Namen erhielten sie von *βάπτειν*, entweder weil sie sich wie Frauenzimmer schminkten, oder weil sie dieienigen, die zu ihren heiligen Gebräuchen eingeweihet wurden, in warmes Wasser eintauchten. Sie müssen die Lüderlichkeit sehr weit getrieben haben, weil Juvenal, um ihr Bild in einem Zuge zu entwerfen, von ihnen sagt, daß sie ihre Göttin Cotytto selbsten dadurch ermüdet, die doch die Göttin der Lüderlichkeit war. Eupolis schrieb ein Schauspiel von den schändlichen Handlungen dieser Leute unter dem Titul, Baptae, und man erzählt, sie hätten ihn zur Dankbarkeit ins Meer geworfen. s. Cotytto.

Baptisecula, ist ein Beyname der Kornblume (*Centaurea Cyanus* Linn.)

Digitized by Google

Baptisten, so nennt man in England diejenigen, welche anderwärts Anabaptisten, Wiedertäufer oder Taufgesinnte heißen, welche Namen sie aber nicht leiden wollen, weil sie keine Feinde der Taufe seyen. Sie nennen sich daher selbst Baptisten und geben vor, daß sie nur allein eine wahre Taufe hätten, indem sie keine Kinder, sondern nur Erwachsene taufen. Unter der Regierung Königs Heinrich VIII. fanden sich nach dem Bauernkriege, und den Münsterischen Unruhen, (s. Anabaptisten) viele Wiedertäufer in England ein, und suchten daselbst ihre Lehren auszubreiten. Sie wurden aber unter diesem Könige wie auch unter der Königin Elisabeth, wegen ihrer aufrührerischen Grundsätzen vielfältig hart bestraft. Unter dem König Jacob I. entstunden die Brownisten und Barrowisten, (s. diese Artickel) welche hernach Independenten genennt wurden. Johann Smith hielte diese Parthey, begab sich aber hernach unter die Wiedertäufer oder Taufgesinnten, wie sie sich in den Niederlanden nennen. Erst als der eigentliche Stifter der neuern Wiedertäufer oder Baptisten in England anzusehen. Er behauptete die Nothwendigkeit der Untertauchung bey der Taufe so sehr, daß, weil er niemand antreffen konnte, der auf diese Art getauft war, und die Taufe durch die Besprengung für ungültig ansah, er sich im Jahr 1610. in Gegenwart einiger dazu beiselben Zeugen auf diese Art selbst taufte, welchem Beyspiel einige folgten, und daher Sebaptistæ oder im Englischen Self baptists genennt wurden. Allein die meisten übrigen von den Taufgesinnten in England mißbilligten dieses, und schickten einen aus ihrem Mittel in die Niederlande, welcher sich daselbst taufen ließ, und nach seiner Zurückkunft die übrigen taufte. Dieses geschah durch die Untertauchung, so wie er selbst bey den Mennoniten in den Niederlanden die Taufe erhalten hatte, wiewohl die Mennoniten, ein Zweig der Wiedertäufer (s. Anabaptisten wie auch Mennoniten) die Untertauchung nicht insgesammt für nothwendig hielten. Als die Brownisten und Independenten sich hauptsächlich unter Carl I. Haufenweise nach den Englischen Colonien in America begaben, so zogen auch viele Baptisten mit ihnen, insonderheit nach Neuengland und Pensilvanien, wo sie große Gemeinen stifteten, die sich erhalten haben. Es blieben aber auch viele in England, welche sich unter der Regierung Cromwells sehr ausbreiteten, weil damals eine allgemeine Gewissensfreyheit statt fand. Bey der sogenannten Restauration unter Carl II. wurden sie wie andere Dissenters und Nonconformisten in dieser Freyheit sehr eingeschränkt, und zuweilen hart gedrückt, bis daß sie endlich nebst andern abweichenden Partheyen bey der Revolution unter Wilhelm III. die völlige Freyheit der Religionsübung und der Einrichtung ihrer Gemeinen erhielten. Im Jahr 1643. gaben sie ein Glaubensbekenntniß heraus, welches von sieben Gemeinen, so viel damals in England waren, errichtet worden. Sie kamen darinnen mit den Lehren der Presbyterianer und Independenten ziemlich überein, und waren dem strengsten Lehrbegriff der Reformirten in der Lehre von der Gnadenwahl und den Gnadenwürkungen zugethan. Es folgten hierauf noch mehrere Bekenntnisse, worinnen nichts eigentlich in der Lehre geändert wurde, sondern welche sie deswegen herausgaben, weil sie glaubten die Verbindlichkeit menschlicher Lehrbegriffe und Formeln möchte übertrieben und gemißbraucht werden, weswegen man nach einigem Zeitlauf damit abwechseln, und ein anderes Bekenntnis aufbringen mußte. Sie bedienen sich dabey mehr einer apologetischen, als dogmatischen Schreibart, um den Verdacht herrschender Irrthümer und gefährlicher Meynungen von sich abzulehnen, nicht aber, um diese Bekenntnisse zu eigentlichen Lehrvorschriften zu erheben.

Zu Ende des vorigen Jahrhunderts fanden sich diese Socinianer und Arminianer unter ihnen ein. Einige glaubten, man könnte dieselbigen in die Kirchengemeinschaft aufnehmen, welchem aber andere widersprechen. Dadurch entstand eine Spaltung, und es kamen die General- und Particularbaptisten auf. Letztere wollten die gedachten Leute nicht unter sich aufnehmen, und gaben 1689 ein Bekenntniß heraus, worinnen sie sich von jenen Partheyen zu unterscheiden suchten, und welches dem ersten Bekenntniß von 1643 gemäs war. Die erstern folgten diesem Beyspiel, und gaben 1691 ebenfalls ein Bekenntniß heraus. Beyde Partheyen schreiben zwar dergleichen Bekenntnissen keine Verbindlichkeit zu, sehen sie jedoch als Mittel an, ihre Lehren bekannt zu machen.

Die General- oder Universalbaptisten, welche auch Arminianische, oder Remonstrantische Baptisten, wie auch zuweilen Antipädobaptisten genennt werden, bestehen meistens aus Leuten von geringem Stand, welche nach Art der Mennoniten alle Gelehrsamkeit verachten, und hin- und wieder in England zerstreut sind. Schon im Jahr 1660. gab Wilhelm Whiston ein Arianer, ein Glaubensbekenntniß derselben heraus, welches so weitläuftig abgefaßt war, daß es fast alle christliche Religionspartheyen annehmen konnten. Doch erfolgte die eigentliche Spaltung erst in den Jahren 1689 und 1691. Whiston und Emlye zwey berühmte Arianer hielten sich zu ihnen. Sie sind eben so gleichgültig gegen gewisse Lehrsätze des Christenthums gesinnt, als die Arminianer oder Remonstranten; daher sie auch obige Benennen erhalten haben. Ja, in verschiedenen Stücken sind sie noch größere Latitudinarier, als diese.

Sie erfordern nicht mehr zu einer Gemeinschaft der Kirche, als daß jemand die heilige Schrift für die Regel seines Glaubens ansehe, und glaube, daß Jesus der Christ sey, er mag ihn nun für einen bloßen Menschen, oder für Gott halten, oder sich sonst beliebige Vorstellungen von der Gottheit Christi machen. Daher die meisten Antitrinitarier, und Freydenker, wofern letztere noch eine Art von Religion haben wollen, sich zu ihnen halten. Sie lassen daher auch andere Wiedertäufer als Mennoniten, wie auch Socinianer, und andere Partheyen nicht nur zur Anhörung des Vortrags göttlicher Wahrheiten, sondern auch zu andern gottesdienstlichen Uebungen und Gemeinschaft, und selbst zum Genuß des Abendmahls zu, ohne sie weder ihre Einsicht zu irgend etwas zu verpflichten. Die Taufe verrichten sie bey den ihrigen durch die Untertauchung, nöthigen aber keute von andern Partheyen, die sich zu ihnen halten, nicht dazu.

Die Particularbaptisten sind bis auf den Punct der Kindertaufe und einige andere Sätze mit den Presbyterianern gleichgesinnt. Daher sie auch seit dem Anfang dieses Jahrhunderts mit den Presbyterianern und Independenten eine gemeinschaftliche Committee oder bestimmte Anzahl von Abgeordneten in London errichtet haben, in welcher allezeit zwey Presbyterianer gegen einen Independenten und Baptisten sitzen, welche aber mehr zur Beförgung äußerlicher und politischer Sachen angerichtet ist, als wegen der Lehrsätze und gottesdienstlichen Gebräuche, als wovon in der Committee nicht gehandelt wird. Sie heißen Particularbaptisten;

Digitized by Google

theils, weil sie ihre Kirchengemeinschaft nicht so weit ausdehnen, als die Generalbaptisten; theils, weil sie in ihren Glaubensbekenntnissen der Lehre der strengern Reformirten von der Gnadenwahl, oder dem Particularismus noch zugethan sind. Man nennt sie auch Antinomisten, weil man in England gewohnt ist, alle Leute so zu benennen, welche die Rechtfertigung allein durch den Glauben behaupten, gleich als wenn sie hiermit Feinde des göttlichen Gesetzes und der guten Werke wären. Denn die Generalbaptisten, wie auch die meisten Lehrer der bischöflichen Kirche, der Presbyterianer und der Independenten setzen dem Glauben die guten Werke an die Seite, und halten sie beyde zusammengenommen, für den Grund der Rechtfertigung.

Sie unterhalten mit andern, selbst den übrigen wiedertäuferischen Parthegen keine Kirchengemeinschaft, und sehen sich allein als die wahre und reine Kirche an. Daher sie auch fest auf ihre Glaubensbekenntnisse halten, in welchen seit der gedachten Spaltung die Lehre von der Dreyeinigkeit sehr bestimmt ist. Sie taufen nur die Erwachsenen, und zwar durch die Untertauchung; doch taufen sie diejenigen nicht wieder, welche durch die Besprengung oder auch schon als Kinder getauft worden sind, wenn sie zu ihnen treten. Bey der Taufe tauchen sie den Täufling auch nicht drey- sondern nur einmal unter, und halten es für gleichviel, ob er auf den Namen der drey Personen in der Gottheit, oder nur auf den Namen Jesu Christi getauft werde. Sie erwarten noch ein tausendjähriges Reich wie die Mennoniten, und haben auch die Meynung derselben von dem Körper Christi, von welchem sie glauben, daß er nicht aus dem Leib der heiligen Jungfrau angenommen, sondern von dem heiligen Geist in demselben aus Nichts hervorgebracht worden sey. Das Verbot der Apostel (Apost. 15, 29.) kein Blut und kein Ersticktes zu essen, halten sie für ein allgemeines Gesetz, welches alle Christen verbinde. Von der Seele glauben sie, daß sie nach dem Tode bis zur Auferstehung aller angenehmen und unangenehmen Empfindung beraubt sey, und also schlafe. Sie bedienen sich auch der letzten Oehlung bey den Kranken, jedoch sehen sie solche nur als einen christlichen Gebrauch, nicht aber als ein Sacrament an. Einige glauben auch, daß außer dem Sonntag der Sabbath gefeyert werden müsse. Sie haben Bischöffe, welche sie Gesandten oder Bothen nennen, wie auch Presbyters und Diaconen, verachten auch die Gelehrsamkeit nicht. Sie schwören, wenn es die Obrigkeit verlangt, dienen im Krieg, und verwalten bürgerliche Aemter.

Baptisterium, war derjenige Theil der griechischen Bäder, darinnen man sich warm badete. Bey dem Sidonius bezeichnet dieses Wort einen, wiewohl nicht mit Fischen besetzten Teich, darinnen man sich im Schwimmen üben konnte. Bey dem jüngern Plinius werden dadurch Badwannen angedeutet.

Ferner war Baptisterium ein Gebäude an den alten Kirchen der Christen, worinnen die Taufe verrichtet wurde. Es war nicht in, sondern außer der Kirche, jedoch nahe daran. Zu den Zeiten Justins des Märtyrers und Tertullians, war der Ort der Taufe ebenfalls außer der Kirche; aber es war wahrscheinlich noch kein bestimmter Ort, sondern die Taufe geschah, wo man Wasser zur Untertauchung fand, als wodurch in den ersten Zeiten der Kirche, die Taufe verrichtet wurde. Diese Baptisteria, oder Taufsäle, waren meistentheils sehr groß und geräumig, weil die Taufe nur etlichemal des Jahrs ertheilt wurde, und also allemal eine große Menge Menschen sich zur Taufe einfanden. Daher auch wohl gar Concilien in denselben gehalten wurden. Sie bestanden aus zwo Abtheilungen. Die erste war ein Vorsaal, worinnen die Catechumenen die vor der Taufe gewöhnliche Entsagung (s. Abrenuntiatio) verrichten, und ihr Glaubensbekenntnis ablegen mußten. Die andere war der innere Saal, wo die Taufhandlung geschah, und in welchem wahrscheinlich zwey besondere Gemächer waren, in deren einem die Manns- in dem andern aber die Weibspersonen getauft wurden. Man benennte sie auch Photisteria, weil die Taufe Photismos, das ist, Erleuchtung genennt wurde. Der Platz, wo die Untertauchung geschah, Fons (der Brunnen), auch Kelsimbedra oder Piscina (der Teich), Lavacrum, Natatorium (das Bad), auch wohl Cloaca. Anfänglich war in jeder Stadt nur ein Baptisterium bey der Bischöflichen oder Mutterkirche. Nachher wurden sie auch bey andern Kirchen eingeführt. Daher rührt es, daß noch in einigen Städten, insonderheit in Italien, die Taufe nur bey der Hauptkirche ertheilt wird. So wie die Besprengung statt der Untertauchung im Occident aufkam, wurden die Baptisteria in die Kirchen selbst gesetzt, wo sie nun weiter nichts mehr waren, als ein Stein, der oben ausgehöhlt war, um Wasser hineinzu gießen. Diese Art der Taufsteine kam ungefähr um das 6. Jahrhundert auf. Sie haben nicht allenthalben einerley Gestalt. Zuweilen ist es eine bloße Vertiefung in dem Altar selbst, zuweilen ein besonderer Stein, der ungefähr die Form eines Kelches hat, bald in der Nähe des Altars, bald auch anderstwo steht. Ja! man bedient sich hin und wieder einer bloßen großen Schüssel, mit, oder ohne einer Wasserkanne. In der griechischen und rußischen Kirche, wo die Untertauchung noch gewöhnlich ist, hat man natürlicherweise die alte Form der Taufgemächer beybehalten.

Endlich heißt Baptisterium zuweilen die Taufe selbst, wie auch das Buch, woraus die Vorlesung bey der Taufe nebst den Gebetern geschieht.

Baquet, Bassicot, wird ein Kasten genennt, welcher in den Schifferbrücken gebraucht wird, theils die Schifferblöcke, theils die ausgegrabene Erde und Muscln aus der Tiefe zu schaffen.

Bar, ein altdeutsches Wort, welches so viel bedeutet als Lied. Ein Bar von Hans Sachs, ist ein Lied von Hans Sachs. Man hat in der alten deutschen Sprache ein Wort, baren, welches so viel als singen, brummen heißt. Davon heißt nicht nur das Bar, sondern auch die Barden ihren Namen haben.

Baracocca, ist ein Beyname der Aprikosen.

Baraisches Orakel, Baraicus, Buraicus, war ein Beyname des Hercules, den er von einer Stadt in Achaia erhielt, wo dieser Halbgott ein berühmtes Orakel hatte. Die Einrichtung dieses Orakels war sonderbar. Nachdem man in dem Tempel sein Gebet verrichtet hatte, so warf man auf geradewohl mit vier Würfeln, deren Seiten mit besondern hieroglyphischen, oder bedeutenden Figuren bezeichnet waren, bemerkte die vier gefallenen Figuren, und suchte die Erklärung derselben in einem zu dieser Absicht eingerichteten Verzeichnisse. Billig hätte also dies Register sich bis auf 1296 Fälle erstrecken müssen, als so viele unterschiedene Würfe bey vier Würfel statt finden können. Allein man behalf sich mit weit wenigern Antworten, ohne daß der abergläubische Pöbel auch nur diesen Theil des Betrugs gemerkt hätte.

Baraken, sind schlechte niedrige Soldatenwohnungen an den Wällen herum, meistens nur von einem Stock-

Digitized by Google

werk, und ſind von den Caſernen darinn allein unterſchieden, daß ſolche anſehnliche Gebäude ſind, worinn nicht nur ganze Compagnien, ſondern wohl ganze Regimenter Infanterie, Cavallerie und Artillerie mit und ohne Officiers leben können. (ſ. Caſernen) Meiſtentheils werden unter Baraken blos ſchlechte Soldatenwohnungen vor die Cavallerie verſtanden.

Im Felde, wenn ein Lager lange ſtehet, zumalen wenn regnerichtes kaltes Wetter einfället, verwechſeln die Soldaten ihre Zelten mit Baraken, welche ſie, nachdem ſie dieſer oder jener Materialien beſſer habhaft werden können, auf allerley Weiſe verfertigen. Zuweilen ſchlagen ſie 4 unten zugeſpitzte oben wie Gabeln geſtaltete ſtarke Pfähle in die Erde, legen oben vier andere darüber her, machen auf den Seiten aus durch einander geflochtenen und mit Erdſchollen ausgeſtopften Baumäſten oder Raſen die Wände, und decken oben mit Stroh oder ausgeſtochenem Raſen. Wenn Stroh genug vorhanden, ſo bauen ſie ſolche daraus in der gewöhnlichen Zeltgeſtalt. Sie ſchlagen nemlich vorne und hinten zwey ſchief gegen einander gelehnte Pfähle, die oben Gabeln haben, in die Erde, legen und binden von einer dieſer Dreyecksſpitzen zur andern, einen fünften Pfahl. Den ſechſten ſchlagen ſie in dem hinteren Dreyecke von deſſen Spitze herunter ſenkrecht in die Erde, den ſiebenden und fürzeſten binden ſie im vorderen Dreyecke die Queer herüber, damit er die obere Thürſchwelle abgeben, und ſtatt der beyden Pfoſten ſchlagen ſie den achten und neunten von der Schwelle herunter ſenkrecht in die Erde. Endlich damit das Stroh an den beyden Seitenwänden ſeine Unterſtützung habe, binden ſie noch in der Mitte von jeder einen, alſo den zehnten und eilften, die Queere vom ſchiefen Vorderpfahl zum hinteren. Auf dieſes Gerippe befeſtigen ſie zuletzt das Stroh dergeſtalt, daß es einem Strohdache ähnlich ſiehet. Hinter den Baraken der Reuter bekommen lange Baraken vor die Pferde ihre Stelle, welche gegen jene hin, wo die Pferde die Köpfe haben, höher als auf der abgekehrten Seite ſind, damit das Regenwaſſer hinter den Pferden abfließe.

Baralip, **Baralipton**, ſoll einen Modus der Schlüſſe in der vierten Figur, der ſonſt Baramis heißt (ſ. Baramis), ausdrücken, weſſenthalben man den Articel Reduction nachſchlagen kann.

Baramareca, iſt der malabariſche Name der ſchwerdförmigen Faſeln, (*Dolichos enſiformis* L.).

Baramis, iſt ein logikaliſches Kunſtwort, womit man den erſten Modus der vierten Figur der Schlüſſe benennet, welcher vermöge der ſelbſtlautenden Buchſtaben des Wortes zwey allgemeine bejaende Vorderſätze und einen nicht allgemein bejaenden Hinterſatz hat, wie z. B. folgendes:

Alle Fixſterne ſind Sonnen.
Alle Sonnen ſind feurige Körper.
Alſo einige feurige Körper ſind Fixſterne.

Die mitlautende Buchſtaben B, M, S zeigen, daß der Schluß in Barbara der erſten Figur verwandelt wird, wenn man dem Unterſatz zum Oberſatz macht, und den Hinterſatz ſchlechtweg umkehret. Wer den ganzen Umfang des geſagten überſehen will, ſchlage die Articel A, J, B, M, S, Barbara, Reduction, Schluß, Figur, Modus u. ſ. w. auf.

Barangi, hießen die Kriegsbediente am Conſtantinopolitaniſchen Hofe, welche die Schlüſſel zu den Thoren einer Stadt verwahrten, darinnen ſich der Kayſer aufhielt.

Baraſchnom no ſchade, iſt bey den Feueranbetern in Oſtindien, eine von den feyerlichſten Arten der Reinigungen. Da die Reinigungen den wichtigſten Theil ihrer Religion ausmachen, ſo iſt dieſe die vorzüglichſte unter allen. Sie dauert neun Nächte, davon ſie auch den Namen hat. Gewöhnlich wählt man dazu einen Garten vor der Stadt, oder, wo man ſonſten von Menſchen abgeſondert ſeyn kann; deswegen man ſich gern ſolche Gärten zu dieſer Ceremonie wählt, die ſehr hohe Mauern haben, daß man nicht darüber wegſehen kann. In einem ſolchen Garten ſondert man einen Platz, der neunzig Schuh lang, und ohngefähr ſechzig breit iſt, ab. Dieſer Platz wird zuvörderſt geſäubert, und hierauf macht der Prieſter einen Graben, ohngefähr zweyer Hand breit, um denſelben herum. Ehe die Ceremonie vor ſich geht, muß ſich derjenige, der die Reinigung verlangt, bey dem bürgerlichen Oberhaupt der Feueranbeter melden, dieſer giebt alsdenn dem Prieſter die Erlaubnis, und hierauf geht die Ceremonie vor ſich. Etliche Tage vorher muß der Prieſter ſchon einige Gebete verrichten, und alsdenn erſt geht die Ceremonie vor ſich. Erſtlich nimmt der Prieſter drey und neunzig Sterne, die er unter beſondern Ceremonien reinigt. Dieſe theilt er in neunzehen Haufen, ſo daß er auf den erſten fünf, auf den zweyten drey, auf den dritten wieder fünf Steine legt, und in dieſer Abwechſelung fortfährt, bis die neunzehen Steinhaufen fertig ſind. Ein jeder muß von dem andern drey Schritte weit abſtehen. Darauf bindet er ein Meſſer an einen knotichten Stock, (es müſſen gerade neun Knoten an dem Stock ſeyn) und verrichtet gewiſſe Gebete, die ihm vorgeſchrieben ſind. Er zieht hierauf um die Steine gewiſſe Furchen herum, theils auswendig, theils daß er ſie in gewiſſe Abtheilungen abſondert. Einer von den unterſten Prieſtern erſcheinet darauf mit einem Tuch vor dem Geſicht, und bringt ein Gefäs mit Ochſenurin und Waſſer, welches unter gewiſſen Ceremonien zu dieſer feyerlichen Handlung zubereitet und gereinigt worden iſt. Man verwahrt nemlich einen Ochſen einige Tage lang, und giebt ihm lauter reines Futter. Darauf führt ihn der Prieſter an einen gewiſſen Ort des Tempels. Hier fängt man ſeinen Urin, den er läßt, in Gefäßen, die man vorher wohl gereinigt hat, auf. Wenn das Gefäs voll iſt, ſo giebt es der obere Prieſter einem niedrigern, und dieſer bringt es an dem beſtimmten Ort. Von dieſem nimmt der Prieſter etwas weniges, und ſchüttet es in das Gefäs mit Urin und Waſſer. Er thut hierauf von der Aſche des heiligen Feuers etwas weniges in einen eiſernen Löffel, und feuchtet es mit dem gereinigten Urin an. Hiermit geht der Prieſter innerhalb der gemachten Furchen hinein, derjenige aber, der gereinigt werden ſoll, bleibt außen davor ſtehen. Nunmehr reicht ihm der Prieſter dieſe Latwerge, er nimmt ſie, ſchluckt ſie hinunter, und verrichtet dabey etliche Gebete. Nun geht derjenige, der ſich reinigen laſſen will, über die Furchen hinein, und zieht ſich ganz nackend aus. Iſt es eine Frau, ſo wird ein Tuch um ſie herum gezogen, doch ſo, daß oben eine Oeffnung bleibt, wodurch der Prieſter den Kopf der zu reinigenden Perſon berühren kann. Er füllt einen Löffel mit Urin, und gießt ihm dem Unreinen über den bloßen Leib, und befiehlt ihm ſich zu waſchen. Neben den Unreinen wird ein Hund geſtellt. Der Unreine legt alsdenn ſeine rechte Hand auf ſeinen Kopf, die linke aber auf den Hund, und geht über ſechs Haufen von den Steinen, wovon wir geredet haben. So wie er über einen Haufen Steine wegſchreitet, ſo thut der Prieſter einige Gebete an der alten

Digitized by Google

Zendſprache. Wenner an dem ſiebenten Hauſen Steine kommt; ſo nimmt der Prieſter drey Löffel voll Staub, und beſtreut ihm den Kopf damit, ingleichen nimmt er drey handvoll Erde, und wirft ſie ihm auf den Leib. Der Unreine legt ſeine rechte Hand wieder auf den Kopf, und die linke auf den drey erſten ſtehenden Hund, und ſpricht wieder einige vorgeſchriebene Gebete. Wenn dieſes geſchehen iſt, ſo geht er zu den übrigen Steinen, und wäſcht ſich verſchiedenemal in geremigten Waſſer, jedesmal unter Ausſprechung gewiſſer Gebete. Alsdenn geht der Unreine aus den Furchen heraus, und wäſcht ſich dreymal die Hände und das Geſicht. Der Prieſter ſchüttet hierauf noch drey Löffel voll Waſſer auf ihn, und wäſcht ihn damit am ganzen Leib und darauf zieht der Unreine ſeine Kleider wieder an, und verrichtet mit dem Prieſter etliche gemeinſchaftliche Gebete. Er bleibt hierauf noch neun Tage von andern Menſchen abgeſondert. Am Ende der drey erſten Nächte wäſcht er den Leib mit Ochſenurin und Waſſer; am Ende der ſechſten mit Aſche, und am Ende der neunten wieder einmal mit Urin und dreymal mit Waſſer. Die Parſen haben noch mehrere Arten von Reinigungen; die jetzt beſchriebene aber iſt die vornehmſte, und wird nur gebraucht, wenn man einen beſondern hohen Grad von Reinigkeit erlangen will.

Der Ort, wo dieſe Art von Reinigung angeſtellt wird, hat ſeinen beſondern Namen, Baraſchnomgah. Er muß wenigſtens auf allen Seiten neunzig Schritte von Waſſer und Feuer entfernt ſeyn. Der Ort, wo ſich der Parſe nach geſchehener Reinigung noch neun Tage in der Einſamkeit aufhält, heißt: Armiſcht.

Barat, iſt ein Unterſchleif, der von einem Schiffer durch Verſchweigung oder Unterſchlagung der ihm anvertrauten Güter und andere ähnliche Untreue begangen wird.

Barathrum, Βαραθρον, war eine tiefe Höhle zu Athen, die dem Stamme Hippothoontis zu gehörte, in welche die verurtheilten Verbrecher hinabgeſtürzt wurden. Es war eine dunkle ſinkende Höhle oder vielmehr Grube, welche, nach dem Suidas, mit auf- und niederwärts gekrümmten eiſernen Spitzen verſehen war, damit niemand aus derſelben entwiſchen konnte. Mit eben ſolchen Spitzen war auch der Fußboden beſetzt, um die hineingeworfenen Perſonen zu ſtechen und zu peinigen. Ihre Tiefe und Geräumigkeit gab Gelegenheit, daß ihr Name ſprüchwortsweiſe, von einem grauſam und unerſättlichen Geitzhalſe, oder von einem gefräßigen Schwelger gebraucht wurde, der immer etwas begehrt, und nie geſättiget wird. Einen ſolchen nennten die Lateiner Barathro. Demoſthenes gebraucht das Wort Barathrum, im figürlichen Verſtande, für einen jeden traurigen und tödlichen Ort, wo man nothwendig umkommen muß, und Chryſoſtomus wendet dies Wort auf den Richtplatz an. Von eben der Art, wie dies Barathrum, war die bey den Römern gebräuchliche Strafe, præcipitatio de robore. Robur nemlich war ein tiefes Gefängniß, in welches man die Malefikanten hineinſtürzte. Ein Gefängniß von eben der Beſchaffenheit war der Kajadas zu Lacedämon.

Barathrum, ſoll auch, wie Guys in ſeiner litterariſchen Reiſe nach Griechenland angiebt, eine Art von Frauenzimmerkopfputz der alten Griechinnen geweſen ſeyn.

Baratron. Man vermuthet, Dioſcorides verſtehe den Wacholder unter dieſem Namen.

Baratta, Baracolla, wenn man von einem Kaufmanne Waaren auf Conto nimmt, und an andere gegen baares Geld wieder wohlfeiler verkauft.

Baratteria, ein urſprünglich italieniſches Wort, welches eigentlich einen Tauſch bedeutet; und weil bey dem Tauſchen viele Betrügereyen vorfallen, auch ſelbſt einen Betrug anzeigt. Unter den Rechtsgelehrten, werden aber inſonderheit die Beſtechungen des Richters mit dieſem Namen belegt. ſ. dieſen Artickel.

Barax, Barath, wird das Decret genennet, welches die Prioren, Guardianen, und andere religioſen Obrigkeiten, wie die griechiſchen Patriarchen, von dem türkiſchen Kayſer erhalten müſſen, wenn ſie bey ihrem Anſehen geſchützet werden wollen. Eigentlich iſt es ein Beſtätigungsbrief der Obern in den griechiſchen Klöſtern des türkiſchen Reiches.

Barba Aronis, iſt ein Beyname, den einige Schriftſteller dem Aron geben. ſ. dieſen Artickel.

Barba Caprá, dieſen Namen geben die meiſten ältern Botaniſten dem Geisbart. Unter Barba Capri aber wird gewöhnlich der Johannewedel (*Ulmaria*) verſtanden.

Barba Jovis, iſt der Linneiſche Gattungsname der Silberbuſchwollblume (*Anthyllis*). Bey den Alten werden mehrere Gattungen der Wollblume damit belegt.

Barbacane, hieß bey den erſten Kriegsbaumeiſtern, die die Städte mit Erdwällen befeſtigten, eine am innern Rande des Grabens in einiger Entfernung vom Fuße des Walles aufgeführte mehr als Mannshohe Mauer mit Schießlöchern vor Musketierer. Sie hat ohnfehlbar ihren Urſprung von den antemuralibus der Alten (ſ. Antemuralia) und hat vermuthlich zu den nachmals eingeführten Faußebrayen (ſ. Faußebraye) Anlaß gegeben. In den neueſten Zeiten hat ſie der Herr von Montalembert in ſeiner Fortification perpendiculaire wieder hervorgezogen und ſie mit dem Namen crenelierten Vormauern belegt, ja vor den Hauptwerken ſie mit Gewölben von einem, auch von zweyen Stockwerken, vor Kanonen verſehen und caſamattierte Vormauern genennet, die man vor die perfectionierte Barbacannoni des Tenſini erkennen kann. Nach der Weiſe, wie er ſie angiebt, vertheuern ſie nicht nur die Feſtung nicht, denn er läßt dagegen alle Fuſtermauern, die wegen dem Drucke der Erde viel ſtärker und koſtbarer ſeyn müſſen, hinweg; ſondern erhält auch daraus eine ſehr ſtarke, nahe und bey dem ganzen Zuſammenhange ſeines Syſtemes unbenehmliche Frontalvertheidigung nebſt einer vortrefflichen Communication außen um den Wall, die die Verfertigung des Ueberganges über den Graben, die Beſteigung der Breſche und den Transport des Geſchützes auf dieſelbe und die auf ihr zu errichtende Logements ungemein ſchwer macht.

Barbacannone, ſ. Barbacane.

Barbar, (*Lacerta mauritanica* L.), ſ. Eidechſe.

Barbar, (*Cimex Branderi* Linn.) Müller giebt dieſer Wanze mit borſtenförmigen Fühlhörnern dieſen Namen, weilen Brander ſie aus der Barbarey erhalten. Sie hat einen gebogenen Rüſſel. Der Körper hat eine mittelmäßige Größe und iſt grau, unten aber ziegelroth. Die Fühlhörner haben ſich dem Keulförmigen, ſind fuchsroth, und das letzte Gelenk faſt eyförmig und dunkler. Der Bruſtſchild iſt am hintern Rand rauh und ſehr ausgerändelt, auch an den beyden Seitenlappen mit drey Zähnen beſetzt. Das Schildchen hat an der Wurzel eine ſchwarze Farbe. Auf den Flügeldecken ſtehen in der Mitten drey weiße Puncte in die Queer. Die Seitenränder des Leibes ſind bandirt.

Bar-

Digitized by Google

Barbar (*Meloë Afer* Linn.). Afrika beherberget diesen Oelkäfer, der viel ähnliches mit dem Blasenzieher hat, eben so seinen Kopf niederbeugt, aber nur um die Hälfte kleiner ist. Er hat Flügel, auch vollständige Flügeldecken, welche aber sehr biegsam sind. Sonsten ist er ganz schwarz, den Brustschild ausgenommen, welcher fuchsroth oder rostfarbig ist.

Barbar (*Mutilla barbara* L.). Man findet diese Mutille oder ungeflügelte Biene auch in Africa: sie ist schwarz, der Brustschild aber fuchsroth, und auf dem Hinterleib stehet man 3 Reihen weißer Puncte; und weilen eine jede Reihe aus drey Puncten besteht: so sind es zusammen genommen neun Puncte.

Barbar (*Myrmeleon barbarum*), s. unter Askalaphus.

Barbar (*Sphex Mauritanica* L.). Diese Bastardwespe haben wir auch Herrn Brander zu danken, welcher sie in der Barbarey gefunden hat. Sie gehöret zu denen, welche einen kurzen Leibhals haben. Ihre Größe ist ansehnlich: der Kopf entweder rostfarbig oder schwarz, die Fühlhörner haben sechen Glieder und sind rostfarbig. Das Maul geht neben den Kiefern spitzig hervor und ist mit a Fühlspitzen besetzt: die Zunge ist gespalten. Der Brustschild ist schwarz, oder vornen rostfarbig und hinten schwarz. Die Flügel haben auch eine Rostfarbe, und sind, den Vorderrand ausgenommen, mit einem schwarzen Saum umgeben. Der Leib ist schwarz und glatt, hat einen rostfarbigen After, und eben so gefärbte Füße.

Barbara, ist eins von den wesentlich bedeutenden Wörtern, womit man den ersten und vollkommensten Modus der Schlüsse in der ersten Figur zu bezeichnen pfleget, der aus dreyen allgemein bejahenden Sätzen besteht. Folgender Schluß ist in Barbara:

Alle Sonnen sind feurige Körper.
Alle Fixsterne sind Sonnen.
Also alle Fixsterne sind feurige Körper.

s. **Schluß, Figur, Modus, A.**

Barbarea, ist der Tewiainame, den Herr v. Linne dem Barbenkrautbedeutenden (*Erysimum Barb.*) giebt. Die Benennung ist übrigens schon bey ältern Botanisten üblich.

Barbaresche s. Pappelbaum.

Barbaresque (*Sciurus getulus* L.) s. Eichhorn.

Barbarey. Von dem Ursprung dieses Worts, und den mancherley Bedeutungen desselben, siehe den Artikel: Barbari. Heutiges Tages hat es außer der geographischen Bedeutung (s. ebendaselbst) noch zwey andere, welche in gleichem Grad gewöhnlich sind. Erstlich versteht man dadurch eben das, was man sonst Rohheit oder Wildheit der Sitten, Grausamkeit und Unmenschlichkeit nennt, worüber die eigends davon handelnden Artikel nachgeschlagen werden können. Hernach heißt es soviel als Unwissenheit oder Finsterniß, in Absicht auf nützliche Kenntnisse, Gelehrsamkeit, und die dazu führende Hülfsmittel, insonderheit Sprachen.

In Ansehung der ersten Bedeutung nennt man Völker oder Personen noch nicht gerad Barbaren, wenn sie einzelne grausame und unmenschliche Handlungen vornehmen. Denn dergleichen haben die gesittetsten Griechen und Römer auch zu Zeiten ausgeübt. Die Handlungen heißen barbarisch; aber die Personen nennt man nicht eher Barbaren, bis alle, oder doch ihre meisten Handlungen Beweise eines ungesitteten und rohen Zustandes, und der Unmenschlichkeit abgeben.

Was die Barbarey in Absicht auf die Gelehrsamkeit betrifft, so wird das Wort bald in weitläufigem, bald in engern Verstand genommen. Im letztern nennt man es Barbarey, wenn jemand eine Sprache, insonderheit die Lateinische, welche unter den Gelehrten als die allgemeine Sprache anerkannt wird, unrichtig oder fehlerhaft redet oder schreibt; und also fremde und unlateinische Wörter, Redensarten und Verbindungen gebraucht. Man übertreibt jedoch die Sache sehr oft, und fällt in den entgegengesetzten Fehler der Pedanterey. Man soll freylich in einer Sprache weder Wörter noch Verbindungen gebrauchen, welche in derselben nicht gewöhnlich sind, und von welchen man die letztern nach dem Unterschied der Nationen Germanismen, Gallicismen, Anglicismen und so ferner nennt (s. diese Artickel.). Denn hierdurch wird man in der That unverständlich. Der Engländer oder Franzose, der ein Latein liest, worinnen Germanismen befindlich sind, verstehen es nicht, weil sie der deutschen Sprache nicht kundig sind.

Indessen ist es nun seit einiger Zeit in Deutschland wieder gewöhnlich geworden, Wörter aus dem lateinischen und Griechischen, aus dem Französischen, Italienischen, Englischen u. s. w. zu entlehnen, und zwar die meiste Zeit über ohne Noth, indem man oft sehr gute deutsche Ausdrücke hat, in welche man seine Begriffe einkleiden könnte. Dieses geschieht zum augenscheinlichen Verdruß und Schaden der Leser, welche das, was sie lesen, nicht verstehen, oder sich entschließen müssen, noch fünf bis sechs andere Sprachen zu erlernen. Dieses ist wahre Barbarey. Nicht viel besser ist es, wenn man Kunstwörter aus einer Wissenschaft in die andere überträgt, und zwar vornemlich aus solchen Wissenschaften, von denen man nicht voraussetzen kann, daß sie den Lesern, für welche man schreibt, bekannt seyn können. Manicher entlehnt in Theologischen, für jedermann bestimmten Schriften, Wörter aus den Alterthümern, der Malerey oder gar der Seefahrte. Der Leser erstaunt über die ausgebreiteten Kenntnisse seines Schriftstellers, und versteht ihn nicht. Es ist dieses eben so sehr gefehlt, und eben sowohl Barbarey, als wenn die sogenannten Theosophen Wörter aus der Scheidekunst entlehnen, um damit die Geheimnisse und Würkungen der christlichen Religion in der Seele zu erklären, oder eigentlich zu reden, zu verfinstern (s. Theosophen.). Es entsteht dieser Fehler bey Einigen aus der Unwissenheit, weil sie den Reichthum der deutschen Sprache nicht genug kennen; bey andern aus dem Vorurtheil, daß man sich nach dem Modegeschmack, der doch selten von Dauer ist, bequemen müsse. Bey manchen ist es Eitelkeit, indem sie sich einbilden, fremde Wörter seyen nachdrücklicher und bedeutender; bey andern aber Prahlerey, womit sie uns glauben machen wollen, als seyen sie Meister in fremden Sprachen und mancherley Wissenschaften, von denen sie oft in der That nicht einmal die ersten Anfangsgründe verstehen, und daher die geraubten Wörter zuweilen sehr schief und lächerlich gebrauchen.

Nur alsdann können fremde Wörter und Redensarten aus andern Sprachen und Wissenschaften übertragen werden, wenn die Sprache, worinnen man schreibt, entweder keine Wörter für die Begriffe hat, die man ausdrücken will, oder fremde Wörter durch den Gebrauch in gemeinen Leben so bekannt geworden sind, daß sie allgemein verstanden werden. Alle Künste und Wissenschaften und selbst die Religion haben ihre Kunstwörter, die nicht ursprünglich deutsch, aber nunmehr gestempelt, gänge und gäbe sind. Es würde eine lächerliche Pedanterey seyn, an deren Stelle neue deutsche Wörter zu schmieden, oder gewöhnlichen Wörtern eine

Digitized by Google

neue Bedeutung zu geben, die niemand verſteht, oder die man erſt mit vieler Mühe errathen muß. Man hat über die vermeyntlichen Sprachverbeſſerer mit Grund gelacht, als ſie vorſchlugen, Tageleuchter anſtatt Fenſter, gedruckte Milch anſtatt Käſe, Hächſelmenger anſtatt Maus, Schnauber anſtatt Katze zu ſagen, weil dieſe Worte lateiniſchen Urſprungs ſeyen. Denn es iſt genug, daß ſie allgemein gewöhnlich ſind. Man nennt dieſe Art der Pedanterey den Puriſmus, (ſ. dieſen Artickel) oder die übertriebene Begierde rein zu reden. Eben dieſer Fehler wird von vielen in der lateiniſchen Sprache gemacht, die ſich einbilden, gut Latein zu ſchreiben. Sie wollen kein Wort, noch Redensart dulden, die nicht in einem ſogenannten bewährten oder claſſiſchen Schriftſteller, in keinem Scribenten des ſogenannten goldenen Alters der lateiniſchen Sprache, oder gar, nicht in dem Cicero vorkommt. Sie brauchen daher von ſolchen Sachen, die jene nicht gekannt haben, und für welche man mit der Zeit eigene Ausdrücke erfunden hat, Umſchreibungen, wodurch ſie zuletzt unverſtändlich werden. Es giebt tauſend Begriffe und Erfindungen in den Künſten und Wiſſenſchaften, in der Mathematik, Philoſophie und Religion, die ſich nicht ohne Dunkelheit, oft auch nicht einmal ohne Irrthum in gutem Latein ausdrücken laſſen. Bey eigentlichen Namen iſt es am allerſchwerſten ſich herauszufinden, wenn die Perſonen nicht ſchon vorher bekannt ſind. Wofür braucht man auch Floridus, Bellofobrius und Infans zu ſagen, anſtatt: Fleury, Beaufobre und l'Enfant? Iſt es ein Verbrechen, die Leute bey ihren wahren Namen zu nennen, wenn dieſelbige gleich nicht lateiniſch klingen? Und wird man, zumal wenn man für Anfänger ſchreibt, dadurch nicht dunkel?

Wenn aber auch wirklich kein eignes Wort für einen gewiſſen Begriff vorhanden wäre, ſo iſt doch Vorſicht nöthig, ehe man ein fremdes Wort entlehnt. Wenn daſſelbige gar zu undeutſch iſt; ſo bediene man ſich lieber der Umſchreibungen. Denn es iſt ja nicht gerad nöthig einen jeden Begriff durch ein Hauptwort oder Subſtantivum auszudrücken. Wolf hat in Abſicht auf die Philoſophie die deutſche Sprache ſehr erweitert, ohne neue und undeutſche Wörter zu machen; denn er gab bekannten Wörtern nur beſtimmte und eingeſchränktere Bedeutungen. Hätte man dieſes fortgeſetzt, und inſonderheit manches kräftige alte Wort wieder aus dem Staube gezogen, oder manchen nachdrücklichen Provinzialausdruck allgemein zu machen geſucht; ſo würde man die deutſche Sprache ohne eigenthümlichen Zuge nicht beraubt, ſie nicht mit einem Kleid behängt haben, das aus Lappen von allerley Nationen zuſammengeſtickt iſt. Aber zum Unglück hat man die Begierde rein deutſch zu ſchreiben fälſchlich mit dem Namen Gottſchedianiſmus gebrandmarkt; und nun dünkt mancher ſich wenigſtens klinkender Kopf dafür, er müſſe in einem Gemengſel aus allerley Sprachen ſchreiben. Und dennoch hat die deutſche Sprache Gottſcheden vieles zu verdanken. Gottſched war auch ſo einfältig nicht, eine übertriebene Reinigkeit in der Sprache zu fordern. Er wußte wohl, daß die deutſche Nation ſich in Abſicht auf die Wiſſenſchaften nach Griechen und Römern gebildet, und manches unentbehrliche Wort von heutigen ausländiſchen Nationen erhalten hatte; er ſchärfte daher auch niemals eine unbedingte und in dem ganzen Umfang des Worts zu verſtehende Reinigkeit der Sprache ein, als welches eine ſchlechterdings unmögliche Sache iſt. Aber hatte er Unrecht, wenn er ausländiſche Wörter, die ein Deutſcher nicht verſteht, und die einem deutſchen Ohr wehe thun, nicht leiden wollte. Franzoſen und Engländer können immer neue Wörter aus dem Latein entlehnen, ſo wie die Lateiner dergleichen aus dem Griechiſchen aufnahmen. Ihre Sprachen ſind einander ſehr ähnlich. Iſt das Haupt- oder Beywort nicht gewöhnlich; ſo iſt es vielleicht ſchon das Zeitwort, oder umgekehrt. Ein neues Wort kann alſo durch die Hülfe eines alten leicht verſtanden werden. Dieſes iſt im Deutſchen der Fall nicht, wo es den Leſer empört, wenn er ein ihm völig fremdes Wort oder gar ein ſolches antrift, das er wegen der ihm ganz fremden Rechtſchreibung nicht einmal ausſprechen weiß. Selbſt Gellert, der unſers Wiſſens nur das einzige Wort: Genie eingeführt hat, würde ſich dieſer Mühe überhoben haben, wenn er gewußt hätte, daß man bereits ein in ganz Oberdeutſchland bekanntes Wort dafür gehabt hätte. Es iſt dieſes das Wort: Geſchick, oder mit dem Zuſatz: natürliches Geſchick. Denn was kommt darauf an, auch zwey Worte zu gebrauchen, wenn in einer fremden Sprache nur eins ſteht, da der Fall ja auch oft umgekehrt vorkommt? Dieſes Wort heißt nicht Geſchicklichkeit, welches ſchon eine erworbene Fertigkeit anzeigt: ſondern es iſt eben ſo viel als: Genie oder Ingenium. Allein Gellert kannte nur die Oberſächſiſche Bedeutung des Worts: Geſchick, wo es ſoviel als: Schickſal heißt.

Es iſt alſo keine Barbarey in Abſicht auf die Sprachen, wenn man fremde Wörter und Redensarten gebraucht, wofern es nemlich nöthig iſt, und der Sprache dadurch keine Gewalt geſchieht. Das letztere iſt es, was man inſonderheit Solöcismus in der gelehrten Sprache benennt; da man Barbariſmus gemeiniglich nur für einzelne fremde Wörter zu gebrauchen pflegt, (ſ. dieſe Artickel). Das erſtere iſt immer ein Fehler; das letztere aber nur alsdann, wenn es ohne Noth geſchieht.

Die Gelehrſamkeit beſteht nicht in den Sprachen, und noch weniger in der lateiniſchen oder griechiſchen Sprache allein. Es iſt wahr, ohne die erſtere, und wir würden auch ſagen, ohne die letztere Sprache kann man kein Gelehrter vom Stande werden, wenn wir nicht von denen, die das Griechiſche nicht gerad gelernt haben, Widerſpruch beſorgten, indem man wirklich Beyſpiele von großen Männern in gewiſſen Fächern aufweiſen kann, die deſſelben unkundig geweſen ſind. Redet man von der Gelehrſamkeit überhaupt, ſo kann man freylich ſagen, daß beyde Sprachen als nothwendige Hülfsmittel anzuſehen ſind. Aber in einer oder der andern einzelnen Wiſſenſchaft, oder gar Facultät, kann jemand ein wahrer und großer Gelehrter ſeyn, ohne die griechiſche Sprache erlernt zu haben. Und wo für ſich könnte man es auch ohne die lateiniſche Sprache ſeyn, da die eigentliche Gelehrſamkeit in Sachen und nicht in Wörtern beſteht. Allein wie die Umſtände heutiges Tages ſind, wird wenigſtens die lateiniſche Sprache dazu erfordert, indem es immer noch unzählige Bücher giebt, die in dieſer Sprache geſchrieben ſind, und geleſen werden müſſen. Nach der Regel (denn es giebt auch Ausnahmen) iſt es genug, wenn man die in dieſer Sprache geſchriebene Bücher verſteht. Man braucht nicht gerad lateiniſch ſchreiben, noch reden zu können. Letzteres iſt, einige wenige Leute auf gelehrten, hohen und niedern Schulen ausgenommen, ganz überflüßig; zumal wenn die verderbliche Gewohnheit endlich einmal abkommen ſollte, Leute, die in ihrem Leben nicht Latein geſprochen haben, in dieſer Sprache zu examiniren, wenn ſie ſich zu Aemtern melden, in denen ſie während ihrer ganzen übrigen

Digitized by Google

Lebenszeit weder Gelegenheit noch Nothwendigkeit vor sich finden, Lateinisch zu reden. Denn es ist bloße Einbildung, wenn man glaubt, sich durch Lateinreden bey andern Nationen verständlich zu machen. Franzosen und Italiener verstehen unsere deutsche Aussprache, und wir die ihrige, nur mit Mühe. Engländer aber verstehen unser Latein gar nicht, und wir das ihrige nicht. Wir haben heutiges Tages eine andere fast unter allen Nationen gemeingewordene Sprache, nemlich die französische, womit man sich ungleich leichter durchhelfen kann, als mit der lateinischen.

Die Klage ist also übertrieben, wenn einige eine gänzliche Barbarey fürchten oder weissagen, weil man das Latein und Griechische nicht mehr, wie in den beyden vorigen Jahrhunderten betreibet; weil weniger Leute die erstere Sprache schreiben und sprechen können; weil selten lateinische und gar keine griechische Verse mehr gemacht, oder eigentlich zu reden, zusammengehopselt werden. Man hat heutiges Tages mehr zu thun, als die Zeit mit unnützen, oder wenigstens nach dem Geist unsere Jahrhunderts entbehrlichen Dingen zu verderben. Jetzo muß man ausser dem Latein noch zwey oder drey andere Sprachen, und von sechs bis acht Wissenschaften auch wohl Künsten, von denen unsere Vorfahren oft kaum die Namen kannten, wenigstens das Wesentlichste gefaßt haben, wenn man nur einigermaßen fortkommen will. Wo soll also die Zeit herkommen, die die Alten auf die lateinische und griechische Philologie und Kritik verwendeten, außer welchen sie, einige weiter stehende Männer ausgenommen, fast nichts zu treiben pflegten? Und ist es denn ein Unglück, daß man jetzo mehr Fleiß auf Sachenkenntniß verwendet, die in dem Staat und dem gemeinen Leben unentbehrlich sind? Es fehlt ja gegenwärtig noch nicht an Männern, welche eine gründliche Kenntniß der Philologie und Kritik, der antiquarischen Wissenschaften und dergleichen besitzen, und den übrigen, die sich nicht so tief einlassen können, vorarbeiten. Bey dem Geist, der unter der deutschen Nation herrscht, als welcher alle Wissenschaften umfaßt, und alle Arten von Sprachen zu treiben gewohnt ist, wird es auch inskünftige an solchen Männern nicht fehlen. Aber zu fordern, daß alle gleich große Philologen und Kritiker, und mit allen Kleinigkeiten der Schulgelehrsamkeit bekannt seyn sollen, ist eben so viel, als wenn man verlangen wollte, daß alle Arbeiter an einem Gebäude nichts als Handlanger seyn sollen.

Wirklich sind die lateinische und griechische Sprache nichts als Hülfsmittel, die wir nicht um ihrer selbst, sondern um einer höhern Zwecke willen erlernen. Wenn nun dieser erreicht wird, und man die in diesen, vornemlich aber der lateinischen Sprache, geschriebene Bücher benutzen kann: so ist es, wofern man sich nicht einen besondern Zweck vorgesetzt hat, überflüßig, die Sache auf einen höhern Grad zu treiben. Es ist allerdings an dem, daß die Erlernung der Sprachen, wenn sie vernünftig behandelt werden, nicht blos das Gedächtniß, sondern auch den Verstand stärke. Allein dieses ist kein Vorzug der sogenannten gelehrten Sprachen, sondern es findet solches bey allen insgemein statt; insonderheit bey der ersten Sprache, die man erlernt, sie sey welche sie wolle. Es ist an dem, daß man durch das Lesen fremder Schriftsteller, wozu uns die Kenntniß ihrer Sprache fähig macht, tausend nützliche Sachen zugleich mit lernt. Aber das sind abgerissene Stücke, die kein Ganzes ausmachen. Belesenheit können sie wohl verschaffen, aber keine wahre und gründliche Gelehrsamkeit. Diese wird erhalten, wenn man Wissenschaften in ihrer natürlichen Ordnung, und in dem gehörigen Umfang erlernt, selbst über die Sachen nachdenkt, und nur so viel liest, als zur Ausfüllung der noch übrigen Lücken erforderlich ist. Es wird freylich bey einer Wissenschaft mehr Belesenheit als bey der andern erfordert: aber Belesenheit ohne Nachdenken, und ohne daß mit der erlernten Wissenschaft noch andere verbunden werden, wodurch jene erst ihre gehörige Brauchbarkeit erhält, macht den Gelehrten nicht aus. Der Linguist ohne Sachkenntnisse, und der Historiker ohne Philosophie und andere der Geschichte zuzuordnende Wissenschaften sind keine eigentliche Gelehrten; sondern, wenn man ja den Namen noch gebrauchen will, bloße Gedächtnißgelehrte.

Man schließt überreit, wenn man die in gewissen Jahrhunderten herrschende Barbarey blos der Versäumung der gelehrten Sprachen beymißt. Etwas trug dieselbige mit dazu bey: aber sie war nicht die alleinige Ursache. Bey der sogenannten Wiederherstellung der Wissenschaften im funfzehnten Jahrhundert (s. diesen Artikel) fieng man an, griechische und lateinische Philologie wieder stark zu treiben. Man schrieb in diesem und den beyden folgenden Jahrhunderten gut Latein, oder bildete sichs wenigstens ein; man machte lateinische, auch wohl griechische Verse, ducentos ktans pedes in uno; man durchkroch alle alten Schriftsteller, suchte Lesarten auf, schrieb Thesauros Ciceronianos, wußte alles, was Griechen und Römer gethan, gedacht und geträumt hatten; man konnte die Autoren fast auswendig, und doch herrschte in den wichtigsten Wissenschaften, zum Beyspiel in der Naturlehre und der Philosophie, und mithin in allen hiervon abhängenden Wissenschaften, eine wahre Barbarey. Man rühmte sich wie noch jetzo die Modesprache ist, die jedoch nur Anfänger oder Prahler führen, der aufgeklärten Zeiten; und glaubte alle mögliche Absurdereyen, und verbrannte Hexen.

Wenn wir die wahren Ursachen der Barbarey, welche zu deren Hervorbringung zusammenwirken, ausfindig machen wollen, so müssen wir dreyerley Arten von Barbarey unterscheiden, welche beysammen stehen können, in gewissen Zeitläuften beysammen waren, aber nicht nothwendig beysammen seyn müssen. Die erste ist die Barbarey in den, sonderlich sogenannten gelehrten Sprachen. Sie hat ihre Grade. Wer eine solche Sprache unter den obenangeführten Bedingungen nicht rein schreibt, der schreibt für sich zwar barbarisch: allein die Vernachläßigung der Reinigkeit im Schreiben erzeugt nicht eher eine Barbarey, als bis dieselbige allgemein und auf einen solchen Grad getrieben wird, daß die Schriften unverständlich und widrig werden. Eine gänzliche Versäumung der gelehrten Sprache ist, wenn sie unter einer Nation herrschend wird, schon ein gröberer Grad der Barbarey, weil man sich der Hülfsmittel, zu manchen nützlichen Kenntnissen zu gelangen, dadurch allzusehr beraubt.

Die andere Art der Barbarey beziehet sich auf die Wissenschaften. Sie besteht darinnen, daß man die Wissenschaften entweder gänzlich hintenansetzt, oder sie doch nicht so treibt, daß der Zweck derselben erreicht werden kann. Denn was hilft es den Verstand anzustrengen, um unnütze Kleinigkeiten auszuforschen oder Spitzfindigkeiten zu erdenken, die im gemeinen Leben zu nichts dienen können. Wenn die Vernachläßigung oder die falsche Betreibung der Wissenschaften allgemein wird, so ist es eine wahre Barbarey. Sie ist entweder eine gänzliche, wenn sich dieselbige auf alle Wissenschaften

Digitized by Google

erſtrecht; oder eine beſondere, wo nur einzelne Wiſſenſchaften in einem gewiſſen Zeitraum ganz verſäumt, oder doch auf eine verkehrte und unnütze Art behandelt werden.

Die dritte Art der Barbarey bezieht ſich auf den Geſchmack. Sie findet ſtatt, wenn der Vortrag, auch nützlicher Kenntniſſe, ſo ſchlecht iſt, daß das Angenehme und Reizende, welches allen nützlichen Wiſſenſchaften eigen iſt, ganz dabey verlohren geht. Man möchte wohl eins und das andere davon erklauben: allein die Art und Weiſe, wie ſolches eingekleidet zu werden pflegt, iſt ſo geſchmacklos, widrig und ekelhaft, daß man endlich den Muth aufgiebt, ſich durch das Ungereimte, womit die Sachen umgeben und verſtellt ſind, durchzuarbeiten, und das wenige Gold aus dem vielen Koth zuſammen zu leſen.

Dieſe drey Arten der Barbarey laufen oft in einander, und es iſt daher ſchwer, ihre eigentliche Gränzen aufzuzeichnen. Wenn man will, ſo kann man einiges, was wir unter die Barbarey in den Wiſſenſchaften gezogen haben, zu der Barbarey in dem Geſchmack rechnen. Denn es giebt in allen Wiſſenſchaften einen guten Geſchmack, welcher darinn beſteht, daß man große, wichtige und nützliche Materien von denjenigen unterſcheidet, welche es nicht ſind, und ungleich mehrern Fleiß auf die Hauptſachen, als auf Nebendinge verwendet, unbrauchbare Speculationen aber ganz bey ſeit ſetzt. Allein wir haben beyde Arten der Barbarey doch lieber unterſcheiden wollen, theils weil man das Wort Geſchmack meiſtens nur von dem Angenehmen einer Sache, und von der Einkleidung der Wahrheiten zu gebrauchen pflegt; theils weil dieſelben eben deswegen, weil ſie nicht immer beyſammenſtehen, in der That verſchieden ſind.

Es iſt alſo mit der bloſen Reinigkeit der Sprache noch nicht alles ausgemacht. Gottſched ſchrieb rein deutſch, aber ſeine übrige Einkleidung der Sachen, wie auch zuweilen die Wahl derſelben, verrieth einen Geſchmack, der, wo nicht ſelbſt barbariſch war, doch nahe daran gränzte. Man kann in Abſicht auf die Sprache ſehr gut Latein ſchreiben, und doch, wie ſo viele hundert Schriften und Schriftgen beyzeugen, die unerheblichſten und ſchlechteſten Dinge vortragen. Selbſt die Schreibart kann, ungeachtet der behaltenen Wörter und Redensarten und einer guten lateiniſchen Verbindung derſelben, höchſt elend ſeyn. Denn Reinigkeit der Sprache iſt nur eine einzige Eigenſchaft der Schreibart, welch nicht weit mehrere erforderlich ſind, wenn ſie gut ſeyn ſoll (S. Schreibart).

Die bloſen Sachen ſind auch noch nicht hinlänglich. Wenn ſie nützlich, wichtig und wohlgewählt ſind; ſo muß auch der Vortrag ſo beſchaffen ſeyn, daß dieſes alles einleuchtend wird, und ſie mit Vergnügen erkennt werden. Hieran hat es den Deutſchen in Abſicht auf die meiſten Wiſſenſchaften lange gefehlt. Es ſind faſt in allen Fächern gründliche Schriften genug herausgekommen; aber die wenigſten mochten ſie leſen, weil ſie nicht in einem guten Geſchmack, ſondern trocken und ſteif geſchrieben waren. In der Geſchichte waren wir Sammler, und ſind es zum Theil noch: alles indaliche wurde aufgeſucht, und die unerheblichſten Kleinigkeiten gleich, und noch darzu in einer unreinen, wenigſtens ganz unſchmackhaften Schreibart, vorgetragen. Wer uns las, der mußte es thun; denn wenn er es nicht genöthigt war, ſo las er lieber Alte und Ausländer. Noch haben wir wenig Geſchichtſchreiber die wir den Franzoſen, ich will nicht ſagen, den Engländern, an die Seite ſetzen können. Es ſtehen zwar Leutgen genug auf, die ſich die Miene geſchmackvoller Scribenten in der Geſchichte geben wollen. Allein die wahren Geſchichtſchreiber, die in einem guten Geſchmack geſchrieben haben, ſind gar bald hergezählt. In der Philoſophie hatten wir Leute die aufräumten, und dieſe Wiſſenſchaft von dem Wuſt der Scholaſtiker reinigten. Wolf ſchrieb zwar trocken, aber er ſchrieb doch rein, und ließ die Grillen und Spitzfindigkeiten weg. Es war alſo ein Anfang zum guten Geſchmack in dieſer wichtigen Wiſſenſchaft gemacht. Allein nun kamen andere, die den ganzen Unrath der Scholaſtik mit ſamt der unreinen Sprache wieder herzuſtellen bemüht waren, und dieſes nur deswegen, damit es doch ſcheinen möchte, als hätten ſie auch etwas, oder gar mehr gethan, als Leibnitz und Wolf. Andere überſchwemmten uns dagegen mit einem Schwall neuer Kunſtwörter und Unterſcheidungen, die am Ende auf Grillen und Wörterkram hinauslieſen. Dieſe Periode war von kurzer Dauer; man ſah ein, daß die Philoſophie ſchön vorgetragen zu werden verdiente. Anſtatt ſich mit den Geheimniſſen des guten Geſchmacks bekannt zu machen, und die beſten Muſter der Alten, inſonderheit Redner und Dichter, zu ſtudiren, las man die philoſophiſchen Schriften der Franzoſen und Engländer. Hätte man ihnen, inſonderheit den erſtern die Kunſt abgelernt, trockne und ſchwere Wahrheiten leicht und reizend vorzutragen; ſo wäre der Vortheil beträchtlich geweſen. Allein man lernte das Fehlerhafte derſelben; von den Franzoſen die Seichtigkeit im Schlieſſen, und von den Engländern die Selbſtgenügſamkeit, vermöge welcher man nicht lieſt was andere ehrliche Leute bereits erfunden, oder widerlegt haben; ſondern alles aus ſeinem eigenen Kopf herausmalt, wodurch zwar das was man ſagt, ein originalmäßiges Anſehen erhält, zugleich aber die trivialſten Dinge von der Welt, als neu ausgegeben und Sachen vorgebracht werden, deren Unguns ſchon tauſendmal aufgedeckt worden iſt. Man lernte von den Franzoſen die Gabe über alles, was man nicht durchgeſchaut hatte, doch zu raiſonniren; von den Engländern aber nahm man die Miene der Selbſtdenker an, ſchmiedete für ſeine vermeintlich neue Begriffe neue Worte, oder gab den Worten eine neue Bedeutung, wodurch man die Leſer zwar einnahm und verwirrte, aber die Philoſophie ſelbſt zu einem wahren Chaos machte. Was das Schlimmſte war, ſo glaubte man einen jeden neuen oder neuſcheinenden Satz, wenn ihn ein Engländer dingeworfen hatte; und die Deutſchen, die in der Philoſophie anderer Nationen Lehrer waren, oder ſeyn konnten, wurden ihre Schüler.

Dieſe Beyſpiele beweiſen, daß Gründlichkeit in den Wiſſenſchaften nicht immer mit einem guten Geſchmack in der Sprache und der Schreibart verbunden ſind. Wenn alſo gleich in einem oder dem andern Stück heutiges Tages die Barbarey abgenommen hat, ſo iſt ſie doch noch nicht ganz ausgerottet. In einigen Wiſſenſchaften iſt es Licht, in andern herrſcht noch große Finſterniß. Der eine ſchreibt rein, aber elend und ſeicht in Abſicht auf die Sachen. Ein anderer ſchreibt witzig und angenehm; aber nicht gründlich. Ein dritter ſagt die herrlichſten Sachen, aber in einem ſo rauhen Ton, oder in einer ſolchen widrigen Einkleidung, daß niemand Luſt bekommt, ſich damit zu beſchäftigen. Und ſo verhält es ſich mit allen Nationen, bey welchen ſich noch manche Ueberbleibſel der Barbarey finden, oder dieſelbige in einigen Stück, von neuem wieder aufkommt, und von Periode zu Periode eine neue Geſtalt annimmt. Haben ſich alſo gleich die meiſten europäiſchen Nationen von der Barbarey, in ihrem ganzen Umfang betrachtet, los gewunden; ſo herrſcht dieſelbige doch einzeln in ab-

Digitized by Google

sicht bald auf diese, bald auf jene Wissenschaften, und es giebt noch immer Gegenden genug wo die Strahlen einer gesunden Vernunft, oder des guten Geschmacks, den Nebel noch nicht haben durchdringen können.

Es war aber auch einmal ein Zeitraum, wo eine gänzliche Barbarey herrschte. Man pflegt gemeiniglich die Zeiten vom sechsten bis in die Mitte des funfzehnten Jahrhunderts, die Jahrhunderte der Barbarey zu nennen. Man spricht alsdann vergleichungsweise in Absicht auf die vorhergehenden und nachfolgenden Zeiten, die unstreitig weit lichter und geschmackvoller waren. Man will damit nicht sagen, als wenn gar keine Männer von gesunder Vernunft, tiefen Einsichten, gutem Geschmack und Brauchbarkeit gelebt hätten. Nein! es fanden sich von Zeit zu Zeit welche, die ihr Jahrhundert, oder ihre Nation aufzuklären suchten, und auch nicht ganz ohne Fähigkeit dazu waren. Allein ihre Anzahl war nicht so groß, daß Einsicht und Geschmack herrschend geworden wäre. Ihr Licht leuchtete eine kurze kurze Zeit, und es breitete sich nicht weit genug umher; ihre Zeitgenossen blieben in der Dunkelheit.

Man will nicht sagen, daß in dem angeführten langen Zeitraum eine immer gleiche Finsterniß geherrscht habe. Nein! ein Jahrhundert war manchmal etwas heller als das andere. Allein es war doch kein Licht der Sonne, die vorher geschienen hatte, und nachher wieder hervorgieng. Es war ein Licht des Mondes, das einem mit Wolken bedeckten Himmel, das nur zuweilen auf einige Augenblicke zwischen den Wolken mit einem etwas stärkern Schein hervorbricht, und wieder verschwand; es war Nacht.

Aber so wie die Nacht nicht plötzlich einbricht, sondern erst nach vorhergegangener Abenddämmerung erfolgt; so war auch die Barbarey nicht auf einmal entstanden. Im zweyten Jahrhundert fanden sich schon Spuren derselben, in Absicht auf den Geschmack in der Schreibart, und bald hernach auch in Absicht auf die Reinigkeit der Sprache. Der falsche Geschmack breitete sich von einer Zeit zur andern immer weiter aus, und drang nun auch in die Wissenschaften selbst, welche ohnehin noch auf keinen sonderlich hohen Grad gelangt waren, wenn man die schönen Künste, als Beredsamkeit, Poesie, Baukunst, Mahler- und Bildhauerkunst, und andere diesen verwandte Künste ausnimmt; worinnen sole es den Alten noch nicht zuvorgethan, ob wir sie gleich in den mathematischen und philosophischen Wissenschaften, in der Naturlehre und einigen andern Stücken übertroffen haben. (S. den Artickel Alten.)

Eine gleiche Gewandnis hat es mit der Wiederaufhelfung der Wissenschaften. Die Nacht der Barbarey vergieng nicht auf einmal; erst nach einer langen Morgendämmerung, vom zwölften, bis zum funfzehnten Jahrhundert brach erst der Tag an. Aber es war nicht gleich die volle Sonne, die hervorbrach, sondern sie war noch mit Wolken umhüllt. Im sechszehnten und folgenden Jahrhunderten schickte sie zwar ihren offenen Glanz in verschiedene Länder; allein in andern hatten sich die Wolken noch nicht zerstreut, und selbst in denjenigen, wo ihre Strahlen hingedrungen waren, wurden dieselbigen zuweilen von Wolken unterbrochen. Noch hat sich ihr wohlthätiges Licht nicht über die ganze Erde verbreitet; und selbst in den Ländern, wo sie am meisten und hellsten scheint, ist doch noch kein beständig heiterer Himmel. Hin und wieder sind neben den lichten Gegenden auch noch dunkle Wälder und tiefe Thäler, wohin sie entweder gar nicht dringen, oder doch nur zuweilen einige Blicke hineinschicken kann.

Man wird begierig seyn, die Ursachen zu erfahren, warum in besagtem Zeitraum eine gänzliche Barbarey herrschend geworden, und durch was für glückliche Zufälle dieselbige nachher, wenigstens zum Theil, verschwunden ist. Wir wollen sie beyderseits nach Maasgab der Geschichte anzeigen.

Nur in den Provinzen, welche bis zum fünften Jahrhundert zum römischen Reich gehört hatten, war es vorzüglich licht gewesen. Andere Länder waren noch mit der alten Finsterniß bedeckt, oder wenigstens wieder in eine neue versunken. Die Nachrichten, die wir von dem Zustand ihrer Gelehrsamkeit haben, sind zu mangelhaft, als daß wir viel von ihrer Erleuchtung sagen könnten, wenn sie auch welche gehabt hätten. Wir müssen uns also blos auf das damalige, obgleich große, römische Reich einschränken.

Es sind eigentlich nur vier Hauptursachen, die zusammen gewirkt haben. Die eine lag in dem politischen, die andere in dem Religionszustand der damaligen Zeiten, die dritte in dem Mangel der Bücher, und die vierte in dem Ursprung neuer Sprachen. Das römische Reich wurde von dem Tode des Augusts an bis auf die Zeiten Constantins des Großen meistentheils von Tyrannen beherrscht, welche die rechtschaffensten Männer verfolgten, alle vernünftige Freyheit, und mit derselbigen den männlichen Geschmack in den Künsten und Wissenschaften nach und nach unterdrückten. Redner und Staatsmänner konnten ihre Talente bey der veränderten Verfassung nicht mehr zeigen; man sorgte also auch nicht mehr hinlänglich für ihre Entwickelung. Redner, Geschichtschreiber, und Dichter wurden mit der Zeit Schmeichler, und biegten ihren Nacken unter den Despotismus. Selbst unter sorgt guten und gelehrten Kayser war es nicht immer rathsam, frey zu sagen, was man dachte. Da die schlechtesten Sclaven bis zu den höchsten Ehrenstellen empor stiegen, und kluge, gelehrte, und verdiente Männer den Tyrannen verdächtig, und nicht selten hingerichtet wurden, so fehlte es an der nöthigen Aufmunterung, Ehre, Freyheit und Ruhe sind die vornehmsten Beförderungsmittel der Gelehrsamkeit und Künste; und auf diese drey Stücke konnte man damals wenig Rechnung machen. Es fanden sich zwar noch immer einige Kayser, die den Wissenschaften hold waren; es fanden sich auch noch Gelehrte, die dem Verfall des guten Geschmacks entgegen arbeiteten. Allein im Ganzen genommen mußte die Liebe zu den Wissenschaften, die ihrem Besitzer nicht immer vortheilhaft, sondern gar oft gefährlich wurden, nach und nach erkalten. Unwissenheit und falscher Geschmack nahm überhand. Schon im zweyten Jahrhundert fanden sich Schriftsteller, die von der wahren Bahn abwichen, Zierereyen für Schönheit, Dunkelheit für Nachdruck, und Schwulst für Erhabenheit ansahen; und im dritten Jahrhundert wurde das Verderben noch allgemeiner.

Freylich war bey einigen auch die Begierde zu glänzen, und ihren Vorfahren gleich zu kommen, oder sie zu übertreffen, daran Schuld, daß sie einem falschen Schimmer nachjagten. Sie wollten alles anders, und auf eine neue Art sagen, und da sie in Absicht auf die Sachen nicht immer im Stande waren, etwas neues hervorzubringen, so versuchten sie es mit der Einkleidung und Schreibart. Männer, die wirklich noch Geist hatten, aber dabey auf diese Abwege gerathen waren, fanden bald Nachfolger, die, wie es immer am leich-

Digitized by Google

testen ist, nur ihre Fehler, aber nicht ihre Tugenden nachahmten. Und so ist es noch bey allen Nationen gegangen, wenn dieselben auf eine gewisse Höhe gelangt waren. In Frankreich klagen Männer von Einsicht und Geschmack, über die Flittern der heutigen Schriftsteller; welche sie für ächtes Gold ausgeben, über den falschen Schimmer, in welchen sie Alltagsgedanken einkleiden, und über den gesuchten und spielenden Witz, den sie an die Stelle des Gründlichen und Natürlichen gesetzt haben. Die nemlichen Klagen muß man auch in Deutschland anstimmen; denn ob es gleich noch Männer giebt, welche sich dem Strom entgegen setzen, und gründlich und zu gleicher Zeit witzig schreiben; so ist doch der größte Theil unserer Modeschriftsteller in dem falschen Geschmack bereits sehr weit, und ungleich weiter als Römer im dritten Jahrhundert, als neuere Franzosen und Italiener fortgeschritten; und dieses alles blos aus Nachahmungssucht. Ein großer Mann braucht ein oder ein paarmal, vielleicht aus Unachtsamkeit, einen Ausdruck aus fremden Sprachen. Sogleich ist das Heer junger Schriftsteller hinter drein, und staffirt seine Sachen mit einer Menge von fremden und ganz undeutschen Ausdrücken aus, daß man zuweilen versucht wird, zu fragen, in welcher Sprache dann diese Herren eigentlich schreiben. Ein anderer schreibt körnicht und gedankenreich, wodurch er freylich manchem kleinen Geist dunkel wird. Nun bildet man sich ein, Dunkelheit sey die vornehmste Eigenschaft; nun schreibt, wer kann, in Räthseln, in weithergeholten Metaphern, und Anspielungen, worunter, wenn man sich die Mühe giebt, das Gemisch zu entwickeln, nichts als sehr bekannte und tausendmal gesagte, zuweilen auch ganz unverdaute Gedanken verborgen liegen. Ein Dritter schreibt entweder launicht oder empfindsam. Nun will der ganze Schwarm der Nachahmer eben das thun, giebt seine gezwungene mürrische, oder lächerliche Aeußerungen für Laune aus, oder empfindelt so herzlich, daß dem Leser Hören und Sehen vergeht, und dieselbige gar nichts mehr, außer etwa noch den Unsinn des Schriftstellers empfindet. Doch wer kann alles erzählen? Die Sache verdient weiter ausgeführt zu werden, welches am besten unter dem Artickel: Geschmack, und zwar in der Unterabtheilung desselben: Verfall des guten Geschmacks, geschehen kann.

Die innerlichen Unruhen in dem römischen Reich trugen das ihrige mit zu dem Verfall der Gelehrsamkeit bey. Kein Kayser war auf seinem Thron sicher. Allenthalben entstunden Aufruhr und Empörungen. Eine Verschwörung und Rebellion folgte der andern, insonderheit im dritten Jahrhundert. Ein jeder Kayser war bedacht sich zu behaupten, und seine Gegner zu unterdrücken. Ein jeder Stadthalter, Feldherr und Minister strebte nach dem Thron; und über den blutigen Kriegen, die hierüber geführt wurden, blieb wenig Zeit übrig an Künste und Wissenschaften zu gedenken. Die Musen schwiegen bey dem Geräusch der Waffen.

Zu diesem unaufhörlichen bürgerlichen Kriege kamen nun die vielfältige Kriege mit den auswärtigen Völkern. Ganze Heere von Barbaren stunden am Rhein, an der Donau, und an dem Euphrat bereit, in die römischen Provinzen einzudringen. Sie machten sich die innerlichen Unruhen und Schwächen des Reichs oft zu Nutz, drangen manchmal über die Gränzen, verwüsteten alles wo sie hinkamen, und blieben zum Theil schon innerhalb des Reichs sitzen, wo man sie aus Zwang, oder auch aus Hoffnung sich ihrer gegen andere Haufen von Barbaren zu bedienen aufnahm. Durch ihre grausame Verwüstungen verscheuchten sie in vielen Gegenden die Musen, und setzten ihre mitgebrachte Unwissenheit, und ihre wilde Sitten an die Stelle derselben.

Diocletian zu Ende des dritten, und Constantin der Große zu Anfang des vierten Jahrhunderts widerstanden ihnen zwar muthig, vertheidigten die Gränzen glücklich, und stellten die Ruhe und das Ansehen des römischen Reichs wieder her; wiewohl sie doch auch Haufen von Fremden in die verödete Provinzen aufnahmen, welche nachher dem Reiche gefährlich wurden. Allein die Nachfolger des letztern waren größtentheils schlechte Regenten. Es entstunden die alten Verwirrungen wieder. Man hatte mit Aufrührern und Gegenkayser, und durch eine natürliche Folge auch wieder mit den auswärtigen Völkern zu kämpfen.

Das Unglück vermehrte sich zu Anfang des fünften Jahrhunderts, nachdem das Reich in den Occident und Orient zerfallen, und beyde Theile von Kindern, und ehrgeizigen Ministern beherrscht wurden, welche ihren Vortheil dabey suchten, Unruhen und Kriege zu unterhalten, oder gar anzuspinnen. Was bisher nur geglimmt hatte, brach nun in volle Flammen aus, die nicht mehr gelöscht werden konnten; der ganze Occident wurde ein Raub der Fremden. Unzählige Heere von Deutschen und andern Barbaren, selbst aus dem tiefsten Asien her, überschwemmten den Occident, nachdem man ihnen zum Theil in dem Orient Widerstand gethan, oder ihnen ihre Verwüstungen mit baarem Golde abgekauft hatte. Innerhalb ungefähr fünfzig Jahren war Gallien, Spanien, Africa, Britannien, und endlich selbst Italien eine Beute dieser Völker, welche auf den Trümmern der römischen Provinzen Königreiche errichteten. Das occidentalische Kayserthum nahm sogar dem Titel nach ein Ende, und in dem Lande, wo die Römer zu Hause waren, saßen nun Heruler, Rügier, und Ostgothen, welchen mit der Zeit die Langobarden folgten. Ein mehreres von diesen Völkern, deren Züge und Eroberungen man mit dem Namen Völkerwanderungen in vorzüglichen Verstand belegt, kann man unter diesem Artickel finden.

Da diese Völker alles um sich her verwüsteten, und manche Bibliothek im Rauch aufgieng; da sie selbst unwissend und wild waren, und nur am Krieg Geschmack fanden: so mußten in den Ländern die sie einnahmen, die Gelehrsamkeit nothwendig sehr abnehmen. Man war durch einen langen Zeitraum, in welchem die Züge dieser Völker dauerten, in einer beständigen Unruhe und Unsicherheit, welche auch diejenigen, die noch einige Liebe zu den Wissenschaften hatten, hinderten, sich mit denselbigen zu beschäftigen. Nachdem nun hin und wieder die neuen Reiche eingerichtet wurden, und es einigen Anschein zur Ruhe gab, so war durch die bereits vorhergegangenen Verwüstungen, eine große Hinderniß, daß die Wissenschaften nicht wieder empor kamen. Außerdem war der Geist dieser Nationen auf ganz andere Dinge gerichtet. Sie waren unwissend und kriegerisch, und die beständig fortdauernde Kriege mit ihren Nachbarn, und die Begierde Eroberungen zu machen, ließen ihnen wenig Zeit übrig, an die Verbesserung ihrer Einsichten zu gedenken. Es fanden sich zwar unter diesen Nationen von Zeit zu Zeit Männer, die sich durch ihre Kenntnisse hervorthaten; es fanden sich unter den Regenten zuweilen Mäcenaten, die theils selbst gute Einsichten hatten, theils die Bemühungen anderer, dergleichen zu verbreiten, zu schätzen und zu belohnen wußten. Allein oft wurden sie durch neue Kriege und Un-

Digitized by Google

ruhen auf andere Gegenſtände zu denken genöthigt; oft erfolgten dergleichen bald nach ihrem Tode, wodurch dann alles wiederum in die vorige Barbarey verſank, und dieſe wohl gar nach dem kurzen Licht, das geſchienen hatte, nur noch gröber wurde. Dieſes Schickſal hatten die Bemühungen, welche Carl der Große zur Verbeſſerung der Wiſſenſchaften angewendet hatte. Unter ſeinen Nachfolgern, den Carolingern, entſtunden ſo mannichfaltige und große Zerrüttungen, daß die Finſterniß größer wurde, als ſie vorher geweſen war. Und ſo ergieng es auch andern Regenten in andern Ländern.

Was die meiſten Hinderungen verurſachte, war, daß der kriegeriſche Geiſt der Nationen, die aus den römiſchen Provinzen Königreiche errichtet hatten, fortdauerte. Wenn die Reiche in Abſicht auf die Nachbarn zu einer gewiſſen Feſtigkeit gelangt waren, ſo wurde man unter ſich ſelbſt uneins, und es entſtunden unzählige Rebellionen und bürgerliche Kriege in einer jeden Nation. Man hatte noch keine ſichere Grundſätze der Regierungskunſt; und das Lehenſyſtem (ſ. dieſen Artikel), das allenthalben aufgekommen war, war hieran, und folglich auch an der Fortdauer und dem Wachsthum der Barbarey ſchuld. Allenthalben gab es mächtige und unruhige Vaſallen der Könige, welche insgeſammt nach der Unabhängigkeit ſtrebten, und unzählige Zerrüttungen anzettelten. Wie konnten bey dieſen fortdaurenden Verwirrungen und blutigen Streitigkeiten die Wiſſenſchaften empor kommen? Wo wollte man Zeit hernehmen, ſich mit ihnen zu beſchäftigen, da man beſtändig in den Waffen ſeyn mußte? Wohin ſollten die Muſen ihre Zuflucht nehmen, da faſt kein Winkel irgend eines Königreichs war, der nicht von Zeit zu Zeit durch den Krieg beunruhigt wurde? Unter dieſen gedachten Vaſallen fanden ſich zwar auch zuweilen Liebhaber und Beſchützer der Wiſſenſchaften. Allein das war, nach der einmal eingeriſſenen unordentlichen Verfaſſung, ſelten von Dauer. Man mußte auf neue Anſtalten bedacht ſeyn, um ſich, wo nicht gerad zu vergrößern, doch wenigſtens gegen andere zu behaupten.

Im Orient waren zwar nicht gerad die nemlichen, aber doch ähnliche Hinderniſſe vorhanden. Die Wiſſenſchaften erhielten ſich etwas mehr, weil ſich das orientaliſche Kayſerthum noch erhielt. Allein in demſelben herrſchten nicht viel weniger Unruhen und Zerrüttungen. Der Staat war in ewige Factionen zertheilt; ein Kayſer ſtieß den andern vom Thron, und Conſtantinopel war von fünften bis zum fünfzehenten Jahrhundert ein Schauplatz der unmenſchlichſten Unternehmungen. Hierzu kamen die vielen auswärtigen Feinde, die Perſer, die Saracenen, die Türken, anderer geringerer Völker nicht zu gedenken, mit welchen man ewige Kriege zu führen hatte. Allenthalben verwüſteten dieſelbigen die Länder wo ſie hinkamen, und brachten Barbarey und Grauſamkeit mit ſich. Die Saracenen, und nachher die Türken riſſen eine Provinz nach der andern vom orientaliſchen Reich an ſich. Die letztern machten endlich durch die Eroberung von Conſtantinopel 1453 dem orientaliſchen Kayſerthum ein Ende. Die wenigen noch übrigen Gelehrten flüchteten ſich größtentheils nach Italien; und Griechenland, das der Sitz der Künſte, der Wiſſenſchaften, und der Feinigkeit der Sitten ehemals geweſen war, wurde nun unter dem türkiſchen Deſpotismus in ein Land der Barbarey verwandelt, welches es noch iſt, und bleiben wird, ſo lange die türkiſche Herrſchaft fortdauert.

Die Saracenen oder Araber, welche die Religion des Mahomeds angenommen hatten, waren anfänglich geſchworne Feinde aller Wiſſenſchaften, die ſie für ihre Religion als nachtheilig anſahen. Die Abſichten ihrer Regenten, der Chalifen, giengen auf unaufhörliche Eroberungen, die ſie auch mit der größten Grauſamkeit vollbrachten. Die Gelehrten, die ſich in den eroberten Ländern befanden, wurden entweder ermordet, oder doch aller Aufmunterungen und Hülfsmittel beraubt. Die Bibliotheken wurden nebſt den Städten in die Aſche gelegt, und am trauriglten war das Schickſal des nicht mit Königreichen zu erkaufenden Schatzes, wir meynen, der Alexandriniſchen Bibliothek (ſ. dieſen Artikel). Nach und nach kam auch unter die Saracenen die Liebe zu verſchiedenen Wiſſenſchaften, inſonderheit im neunten Jahrhundert. Aus Aſien gelangte ſie nach Spanien, wo ſie bis gegen das Ende des eilften Jahrhunderts fortdauerte, aber durch die beſtändigen Kriege der Saracenen mit den chriſtlichen Königreichen daſelbſt, und durch die Empörungen ſaraceniſcher Statthalter, die ſich zu unabhängigen kleinen Herren machten, wieder erloſch. Unter den groſſen Chalifen aus dem Abbaßidiſchen Hauſe der erſten Linie, denen jedoch Spanien damals ſchon nicht mehr gehörte, fanden ſich verſchiedene Gönner und Beförderer der Wiſſenſchaften. Allein ſchon im zehnten Jahrhundert gerieth dieſes Haus in Verfall, und faſt in allen Provinzen warfen ſich eigenmächtige Regenten auf, wodurch ſehr viele Zerrüttungen entſtunden, welche durch die Hinzukunft eines rohen Volks, der Türken, die ſich auf den Ruinen des Chalifats eigene Reiche zu erbauen ſuchten, und denen nachher mehrere Völker, unter andern die Mogoln folgten, geriethen alle die Länder, welche zum Chalifat gehört hatten, bald wieder in die tiefſte Barbarey, in welcher ſie ſich noch befinden. Alle Verſuche einſichtsvoller Türken die Wiſſenſchaften in Conſtantinopel nur einigermaſſen zu pflanzen, und durch Anlegung von Buchdruckereyen allgemeiner zu machen, ſind bisher fruchtlos abgelaufen, und ihre Anſtalten durch den Pöbel, der von den eigennützigen Büchertabſchreibern aufgehetzt wurde, jedesmal wieder unterbrochen worden.

Die andere Haupturſache der eingeriſſenen Barbarey war in dem Religionszuſtand in dem damaligen Römiſchen Reich zu ſuchen. Urſachen, die daher ihren Urſprung genommen, haben mit den angezeigten politiſchen Urſachen gemeinſchaftlich gewirkt und den Untergang der Gelehrſamkeit befördert. Die Schuld liegt nicht an der Chriſtlichen Religion, als welche das ſtärkſte Licht und die ſtrengſte Prüfung vertragen kann, und nicht wenig Erleuchtung auf dem Erdboden verbreitet hat, und ungleich mehr verbreitet haben würde, wenn nicht die Anhänglichkeit an die heydniſche Philoſophie ſo viele Chriſtliche Lehrer aus dem zweyten und folgenden Jahrhunderten verleitet hätte, die Chriſtliche Religion dieſer Philoſophie anzupaſſen, wodurch man denn zu keiner recht reinen natürlichen Religion und Sittenlehre gelangen konnte. Hätte man es gemacht, wie in den neuern Zeiten, und die Lehren der natürlichen Religion und der Sittenlehre aus der heiligen Schrift, worinnen ſie allein rein enthalten war, genommen, und hinten nach die Beweiſe aus der Vernunft geſucht: ſo würde man nicht auf ſo viele Abwege gerathen ſeyn.

Die Philoſophie iſt allerdings die Hauptwiſſenſchaft: denn ſie enthält die Gründe aller übrigen dogmatiſchen Wiſſenſchaften, und ihr geſegneter Einfluß erſtreckt ſich über alle andere Wiſſenſchaften, die auch nicht gründlich in ihr Gebiet gehören, ſogar auf hiſtoriſche Wiſſenſchaften und Sprachen, als welche durch ihre beyhülfe Licht und Brauchbarkeit erhalten. Sie enthält die wichtigſten

Digitized by Google

Materien, worans dem ganzen menſchlichen Geſchlecht gelegen ſeyn muß, die Lehren der Vernunft von Gott und der Welt, der menſchlichen Seele, dem Recht und Unrecht, der Tugend, dem Laſter, der Klugheit und ſo ferner. Sie enthält endlich die Regeln, wornach alle Kräfte der Seele, Verſtand und Wille ordentlich gelenkt, regiert und verbeſſert werden können. Sowohl dieſe Regeln, als auch die angezeigten Lehren ſelbſt ſtehen mit den meiſten andern Wiſſenſchaften in der genaueſten Verbindung. Kritik, Rede- und Dichtkunſt, u. ſ. f. ſchöpfen aus ihr ihre erſten Gründe. Die Religion iſt gewiſſermaßen auf ſie gebauet; ſo auch die Geſetzgebung und Regierungskunſt. Selbſt in den Wiſſenſchaften, die am weiteſten von ihr entfernt zu ſeyn ſcheinen, als Philologie und Hiſtorie, dient ſie zu einer Führerin, und behütet für Abwegen; ſo daß derjenige, welcher kein Philoſoph iſt, den Namen eines Gelehrten nicht verdient, ſondern höchſtens mit dem Ruhm eines Gedächtnißgelehrten ſich begnügen muß.

Aber eben die Philoſophie der damaligen Zeiten war größtentheils aus unreinen Quellen geſchöpft; da man ſie beſſer hätte haben können. Sie war Orientaliſch, Platoniſch, Alexandriniſch, und mit der Zeit Ariſtoteliſch, und insgeſammt mit nicht wenigen, oft den unſinnigſten Träumereyen angefüllet. Was Wunder alſo daß die ganze Gelehrſamkeit, wovon Philoſophie das Hauptingredienz iſt, nach und nach einen beträchtlichen Schaden davon erlitte?

Es ſchlichen ſich von daher (wir reden als Proteſtanten) ſehr viele Sätze und Gebräuche in die Religion ſelbſt ein, welche immer mehr von ihrer erſten Reinigkeit und ihrem natürlichen Glanze verlohr. Hierzu kamen nun noch die traurigen Religionszänkereyen, worüber man nach und nach faſt aller anderer und ſanfter Wiſſenſchaften vergaß, welches denn die Barbarey beförderte. Die Geiſtlichkeit wurde immer größer und ſuchte ihr Anſehen hauptſächlich durch die Unterdrückung der Freyheit zu denken zu behaupten. Wer ſich unterſtand anderſt zu denken, wurde in den Bann gethan, ins Elend verwieſen, und mit der Zeit an dem Leben geſtraft. Es fehlte nichts als das Inquiſitionsgericht; und das kam auch, wiewohl es nicht allenthalben Fuß faſſen konnte. Nun vergieng den meiſten die Luſt zu denken; man wollte nicht gern für einen Ketzer oder Zauberer, mit welchem letztern Titel man faſt einen jeden belegte, der ſich inſonderheit durch mathematiſche Kenntniſſe über den gemeinen Haufen erhob, ausgeſchrieen, man wollte nicht gern eingemauert, oder verbrannt ſeyn, und ſchwieg.

Wir ſagen hiermit nicht, daß alle Geiſtliche Beförderer der Barbarey waren, und gleiche Grundſätze hegten. Nein! es waren unter ihnen, unter den Biſchöffen, und unter den Päbſten von Zeit zu Zeit gelehrte Männer, die ihren Jahrhunderten Ehre machten, die Wiſſenſchaften liebten, ſchätzten und aufmunterten. Allein ihre Anzahl war nicht groß genug; und der allgemeine Geiſt des Zeitraums vom fünften bis zum funfzehnten Jahrhundert war, wie wir ihn beſchrieben haben, barbariſch und der Gelehrſamkeit hinderlich; wiewohl auch hiervon ſchon einige Vorſpiele in den vorhergehenden Jahrhunderten, inſonderheit von den Zeiten Conſtantins des Großen an, zu finden ſind.

Nachtheilig für die Wiſſenſchaften war die Einbildung verſchiedener angeſehener Männer, die ſich zu gewiſſen Zeiten äußerte, als ſey die Gelehrſamkeit der chriſtlichen Religion und der wahren Frömmigkeit hinderlich. Sie verſtanden dieſes zwar vorzüglich von der heydniſchen Gelehrſamkeit, wobey aber viel Mißverſtand mit unterlief, und ſuchten ſoviel heydniſche Schriften zu vertilgen als ſie konnten. Dieſe Meynung wurde begierig in den Klöſtern angenommen, wo man ſich einer vorzüglichen und erhabenen Heiligkeit zu befleißigen pflegte.

Es iſt wahr, es gab noch zuweilen gelehrte Leute in den Klöſtern; und Mönche, die nicht ſelbſt etwas zu leiſten, nicht ſelbſt Bücher zu ſchreiben im Stande waren, ſchrieben alte Bücher ab, und thaten beſſer daran, als wenn ſie ſelbſt welche geſchrieben hätten. Ihnen haben wir die Erhaltung ſo vieler wichtiger Werke der Alten zu danken, ohne welche wir uns ſchwerlich aus den Feſſeln der Barbarey würden haben losmachen können. Aber ihre Wahl war oft äußerſt ſchlecht, und daher rührt der Verluſt ſo vieler Werke der Alten, die verdient hätten erhalten zu werden, aber nicht oft genug abgeſchrieben wurden, und alſo mit der Zeit verſchwunden. Sie verfertigten oder ſchrieben elende Chroniken und Legenden ab, und wenn es ihnen, wie es oft geſchah, an Pergament fehlte, ſo kratzten ſie unſterbliche Werke mühſam aus, und ſchrieben dafür Unſinn oder Kleinigkeiten hin. Die meiſten thaten aber auch nicht einmal ſo viel, ſondern begnügten ſich ihre Einkünfte und Früchte auf die beſtmöglichſte Art zu verzehren.

Setzt man nun drittens hinzu, daß die Bücher in den damaligen Zeiten ſehr ſelten waren und viel neue Sprachen entſtunden; ſo wird man die vornehmſten Quellen der eingeriſſenen Barbarey entdeckt haben. Die Bücher waren ſelten und koſtbar, weil ſie überhaupt alle geſchrieben werden mußten. Verſchiedene derſelben waren vorzüglich koſtbar, weil ſie nicht oft genug abgeſchrieben wurden. Um ein einziges Buch von Wichtigkeit zu beſitzen, mußte man oft ein oder mehrere Landgüter verkaufen, wozu oben nicht viele Leute Luſt hatten. Es war ſchon eine große und prächtige Bibliothek, welche aus ſechzig Bänden beſtand, die, wenn man ſie nach unſerer Art gedruckt hätte, kaum zehen mäßige Octavbände ausgemacht haben würde; und um eine ſolche Bibliothek zu beſitzen, mußte man allenfalls vorher Biſchoff, Abt eines reichen Kloſters, oder ein Fürſt ſeyn. Der Unterricht war daher natürlicherweiſe gering. Das meiſte mußte mündlich gelehrt, und dem Lehrer, weil man keine Bücher hatte, auf ſein Anſehen geglaubt werden. Unter den gemeinen Mann konnten keine Bücher gebracht werden, wenn nicht einmal ein reicher Mann einige Bibeln oder Evangelien- und Epiſtelbücher auf ſeine Koſten abſchreiben ließ, und an einige Leute austheilte. Die Schulen waren nach dem Verhältniß aller dieſer Umſtände ſehr ſchlecht, und man begnügte ſich nur das allernothwendigſte, wiewohl bey weitem nicht von allen Wiſſenſchaften, ſelbſt in den ſogenannten gelehrten Schulen zu lehren (ſ. weiter Schulen). Und wo hätte man Lehrer und Hülfsmittel dazu nehmen ſollen, da Biſchöffe und Klöſter, die dergleichen von ihrem Ueberfluß hätten beſtreiten können, gar nicht, oder doch nicht eifrig genug dafür ſorgten.

Zu dem Mangel an Büchern kamen nun noch, als eine Hinderniß der Gelehrſamkeit, die verſchiedenen Sprachen, welche von dem fünften Jahrhundert an, durch die Hinzukunft ſo vieler fremder Völker zu den alten Einwohnern, nach und nach entſtanden. Vorher brauchte man allenfalls nur zwey, nemlich die griechiſche und lateiniſche Sprache zu verſtehen; wiewohl es auch damals ſchon verſchiedene Gelehrte und Kirchenväter gab, die nur eine von beyden verſtunden. Aber jetzo lernte ein jeder ſeine Landesſprache, und die lateiniſche Sprache wurde

Digitized by Google

wurde von den wenigsten mehr gehört verstanden und getrieben. Mit der Zeit starb sie ganz aus. Die griechische Sprache wurde schon sehr frühzeitig in den Abendländern vernachläßigt. Die Entfernung von Griechenland, die Trennung des occidentalischen Reichs von dem orientalischen, der gänzliche Untergang des erstern, der wenige Zusammenhang der Abendländer mit dem griechischen Kayserthum, der Haß der Lateiner gegen die Griechen, die völlige Trennung beider Theile in zwey Kirchen, waren die vornehmsten Ursachen der Versäumung der griechischen Sprache, in welcher doch die meisten Schätze der Gelehrsamkeit verborgen lagen. Von den hebräischen und andern morgenländischen Sprachen sagen wir gar nichts, weil dieses nicht sowohl die Gelehrsamkeit überhaupt, als die theologische Gelehrsamkeit insonderheit angeht, und seinen Platz in einem andern Artickel finden wird. Was konnten also Leute leisten, die das Griechische gar nicht, und das Lateinische nicht gehörig verstanden?

Eben dieser Mangel an Büchern und Sprachkenntnissen nöthigte manchen großen Kopf gewissermaßen zu Spitzfündigkeiten. Er wollte denken, und es fehlten ihm die nöthigen Materialien. Auf die Erfahrung war man noch nicht gewohnt, sie Achtung zu geben, wie man in den neuern Zeiten thut. Auch fehlte es noch zu sehr an gewissen Hülfsmitteln und Instrumenten, durch deren Erfindung man so viele wichtige Wahrheiten in dem Reich der Natur entdeckt hat. Nun hätte man zwar bey manchen Dingen sowohl in der Natur- als Seelenlehre sich mit den gemeinen Erfahrungen begnügen können, welche sich täglich von selbst darbieten. Allein diese zu benutzen verstattete der Geist der damaligen Zeiten nicht. Man war es von den alten Philosophen der gewohnt, beständig Systeme aufzuführen, ohne sich um tüchtige Materialien dazu zu bemühen. Man setzte sich also hin, und spann alles aus seinem eignen Kopf heraus, und träumte. Man war nach und nach gewohnt worden, den Aristoteles als das Ziel, als das Non plus ultra der menschlichen Kenntnisse, nicht allein in der eigentlichen Philosophie, sondern auch in der Naturlehre und andern Wissenschaften anzusehen. Man wollte zwar selbst denken, aber man unterstand sich selten, dem Aristoteles entgegen zu denken. Man erfand also neue Spitzfündigkeiten als Erweiterungen seines Systems. Man verstand ihn nicht immer: denn griechisch hatte man ihn nicht; konnte ihn wenigstens nicht in dieser Sprache lesen, sondern las ihn in einer erbärmlichen lateinischen Uebersetzung, die aus einer gleich elenden arabischen Uebersetzung derselben entstanden war. Andere Schriften konnte man wenig, und wenn man sie auch gebraucht hatte, so war das Griechische, und zum Theil das mit Latinismen, bey den meisten eine unüberwindliche Hinderniß, sie zu benutzen. Man hieng also sclavisch an einem Mann, dessen Meynungen man benannte als göttliche Aussprüche verehrte, und mit aller Gewalt mit den Lehrsätzen der Religion zu vereinigen suchte (s. Aristotelische Philosophie). Die wenigen lateinischen Kirchenväter und andere kirchliche Schriftsteller, die man doch las, waren ohnehin keine Muster weder in der Sprache, noch in der Schreibart, noch auch in der Philosophie und der Art zu denken. Da also Schriftsteller, die mit Geschmack geschrieben hatten, wenig gelesen wurden, so riß die Barbarey in der Sprache, in der Schreibart und in den Wissenschaften selbst ein. Eins pflegt ohnehin das andere, obgleich nicht nothwendig, mit sich zu bringen, doch zu befördern. Große Köpfe erdachten also Spitzfündigkeiten, und erfanden Grillen, weil sie doch etwas thun wollten, und nichts bessers zu thun wußten. Sie kleideten dieselbigen in unreine und selbstgemachte Ausdrücke ein, die eben deswegen dunkel waren, und Gelegenheit zu Zänkereyen gaben; wiewohl ihre Erfinder sie als Mittel angesehen hatten, sich berühmt zu machen, wenigstens ihre Unwissenheit darunter zu verbergen. Der falsche Geschmack in Absicht auf die Philosophie, Schreibart und Sprache, erstreckt sich natürlicherweise auf alle andere Wissenschaften, die daher theils die Gründe, theils die Ausdrücke und Einkleidung holen müssen. Von der Naturlehre und Theologie haben wir es schon angemerkt, und andere Wissenschaften hatten das nemliche Schicksal. In der Historie verfuhr man so barbarisch, als in allen andern Fächern. Man bekümmerte sich nicht um die Auswahl der Begebenheiten; man prüfte ihre Glaubwürdigkeit nicht, sondern je wunderbarer oder abgeschmackter und widersinnischer sie lauteten, desto größern Beyfall ertheilte man ihnen; man wußte endlich dasjenige, was man auf die Nachwelt bringen wollte, nicht ordentlich, nicht angenehm, nicht interessant zu erzählen. Wenn man auch sonst gar nichts von den alten Griechen und Römern hätte lernen können, so hätte man wenigstens doch die Kunst, eine Geschichte vernünftig und mit Geschmack zu behandeln, von ihnen lernen können. Aber wer hatte sie, wer verstand sie, wer las sie, oder wer fand in diesem rauhen und doch spitzfündigen Zeitalter Geschmack an ihnen?

Was bisher gesagt worden, begreift, wenn wir uns nicht ganz irren, die vornehmsten Ursachen, welche in den sogenannten mittlern Zeiten eine gänzliche Barbarey bewirkt haben. Es lassen sich freylich noch manche Nebensachen, wie auch solche angeben, deren schädlicher Einfluß nur auf einzelne Wissenschaften, nicht aber auf das Ganze sich erstreckt haben. Allein hiervon zu reden, würde uns in ein gränzenloses Feld führen. Manche Ursachen, die man anführen möchte, sind auch in der That mehr Folgen als Quellen der Barbarey, weswohl sie hernach dieselbige an ihrem Theil wieder beförderten und vermehrten. Dahin gehört zum Beyspiel die schlechte Beschaffenheit der Schulen in den damaligen Zeiten. Wäre mehr Aufklärung unter dem menschlichen Geschlecht gewesen, so würden die Schulen auch in bessern Stande gewesen seyn. Aber nun, da sie einmal elend waren, so unterhielten und vergrößerten sie die Barbarey: aber sie bewirkten sie nicht eigentlich und ursprünglich.

Welches waren aber nun die glücklichen Zufälle, welche diese Finsterniß nach und nach zerstreuten; und welches sind die Mittel, wodurch die Barbarey vertrieben worden ist?

Der menschliche Geist war in keinem Zeitalter ganz unterdrückt, sondern es fanden sich zuweilen noch Männer von Einsichten, welche bemüht waren, das übrige, so weit ihre Kräfte reichten, zur Aufklärung der übrigen beyzutragen; wie auch Leute, welche diese hervorzogen und unterstützten. Ungefähr um das zwölfte Jahrhundert erwachte die Liebe zu den Wissenschaften, welche bisher an den meisten Orten geschlafen hatten. Die ewigen Zänkereyen der Philosophen brachten noch auch manchen ehrlichen Mann zum Nachdenken. Der beständige Streit der Priesterschaft mit der Regierung (Sacerdotii cum imperio) und der Kayser mit den Päpsten, deren jeder seine Sache zu vertheidigen suchte, machten den Untersuchungsgeist rege; und je weiter nun die Eingriffe der Päpste seit den Zeiten Gregors VII. aus dem eilften Jahrhundert giengen, desto mehr waren

theils einzelne Personen, theils ganze Nationen, wie auch Regenten, bedacht, sich denselben zu widersetzen. Es erfolgten Beschwerden ganzer Nationen gegen den heiligen Stuhl und die Geistlichkeit; man mußte die Ansprüche der letztern in ihrer Blöße darstellen. Kayser und Könige wurden in den Bann gethan; sie mußten Gründe zu ihrer Vertheidigung aufsuchen, und Geschrifte, selbst Geistliche und Bischöfe, übernahmen dieselbe. Demehr der Pabst sich zu erheben suchte, (wir reden hier als Protestanten, mit welchen jedoch die ganze französische Kirche und alle Jebronianer übereinstimmen werden, s. die Artickel: Bischöfliches System, wie auch Jebronianer). Desto mehr Widerstand fand er nicht nur bey Regenten, Nationen, und auch zum Theil Bischöffen und Ordensleuten. Es standen auch einzelne Partheyen im 11ten, 12ten und 13ten Jahrhundert auf, welche von den Protestanten in Absicht auf gewisse einzelne Lehren, nicht aber das ganze System, für Zeugen der Wahrheit (s. diesen Artickel), von der Catholischen Kirche aber als Ketzer angesehen werden. Man müßte studiren, um sie zu widerlegen; und ob man gleich dieses nicht nach Wunsch bewerkstelligen konnte, und daher das Inquisitionsgericht erfand: so brachten doch diese Händel nothwendig einen gewissen Untersuchungsgeist zuwege. Sogar die Streitigkeiten der Mönchsorden mit einander trugen das ihrige hierzu bey. Durch die Kreuzüge wurde man wieder etwas besser mit den Griechen und ihren Schriften; wie auch mit einigen Erfindungen bekannt. Denn es ist wahrscheinlich, daß man damals die Bereitung des Papiers in Egypten, wo es theils aus Blättern, theils aber auch aus dem Mark des Papierschilfs verfertigt wurde, gesehen, und die letztere Art zur Erfindung des unter uns gewöhnlichen Papiers Gelegenheit gegeben habe, (s. Papier). Dadurch wurden diese Schreibmaterialien mit der Zeit häufiger und wohlfeiler, als das Pergament, das man jedoch noch eine geraume Zeit zu Büchern beybehielt. Durch glückliche Zufälle entdeckte man verschiedene alte Schriften, die man für verlohren gehalten hatte; und da nun, als eine Folge einiger Aufklärung, die Schulen in etwas verbessert, auch sogenannte Universitäten (s. diesen Artickel) angelegt wurden: so trugen auch diese hinwiederum manches zur Beförderung besserer Einsichten bey, ob sie gleich nicht ursprünglich zweckmäßig, sondern nach dem Geist und den Vorurtheilen der damaligen Zeit eingerichtet waren.

Die politische Verfassung der Reiche änderte sich auch nach und nach. Einige Reiche wurden größer; die innern Unruhen der Vasallen hörten entweder auf, oder wurden doch gemindert, indem in einigen Ländern viele mächtige Familien ausstarben und ihre Länder mit der Krone vereinigt wurden; in andern aber die Rechte der Könige und ihrer Stände durch Verträge auf einen bessern Fuß gesetzt und manche innerliche Kriege verhütet wurden; wiewohl dieses alles nicht allenthalben zu gleicher Zeit, noch auch auf eine gleiche Art erfolgte. Durch die Erfindung des Pulvers war die ganze Kriegsart nach und nach geändert worden. Die Reiche gelangten hierdurch zu einer gewissen Festigkeit. Große Schwärme von Barbaren konnten die europäischen Länder nicht mehr überschwemmen, wie noch kurz vorher die Mogoln gethan hatten. Bessere Vestungen sicherten die Gränzen, und man lernte den Krieg Fuß für Fuß fortsetzen. Die Schlösser raubbegieriger Herren, die so oft zur Zuflucht gedient hatten, wurden nunmehr unbrauchbar; man ließ sie verfallen, oder zerstörte sie. Europa war der ewigen Befehdungen und Kaxenkriege müde; man bemühte sich bessere Gesetze zu geben, und den Frieden innerhalb den Gränzen eines jeden Reichs, so viel möglich, zu erhalten. Diese Veränderung in der politischen Verfassung, die freylich nicht auf einmal erfolgte, war den Wissenschaften, welche Ruhe verlangen, vortheilhaft.

Die Zerstörung des griechischen Kayserthums durch die Türken, und ihre Eroberungen in Europa, veranlaßten viele Griechen, sich nach dem nahgelegenen Italien zu flüchten, das sie ohnedem durch die oft wiederholte, obgleich immer vergeblichen Versuche, die griechische Kirche mit der lateinischen zu vereinigen, schon hat kennen lernen. Man nahm sie wohl auf, und viele Regenten, insonderheit aber die Päbste und die Herzoge von Florenz befleissen sich, denselben Zuflucht und Unterstützung zu verschaffen. Sie brachten griechische Bücher und ihre Kenntnisse mit; und so erwachte die Liebe zur Gelehrsamkeit, die lange genug geschlafen hatte.

Was aber das meiste bewirkte, war die in dem nemlichen Jahrhundert bekanntgewordene Buchdruckerkunst, wodurch nun die Bücher vervielfältigt und zuletzt in jedermans Hände gebracht werden konnten.

Zu Ende des funfzehnten Jahrhunderts entdeckte man America, und fand einen neuen Weg nach Ostindien. Schiffahrt und Handlung stiegen nunmehr, nachdem man auch einige Jahrhunderte vorher den Compaß erfunden hatte, schnell empor. Man lernte tausend unbekannte Producte der Natur; man lernte neue Menschen und Sitten kennen. Geographie, Astronomie und Naturgeschichte wurden ansehnlich erweitert. Unter den entferntesten Nationen entsprangen Verbindungen, durch welche man in den Stand gesetzt wurde, seine Kenntnisse einander besser, als zuvor, mitzutheilen.

Dazu kam noch zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts die große Revolution in der Religion, welche die Protestanten die Reformation nennen. Mehrere Freyheit zu denken wurde dadurch unter ihnen eingeführt, das Studium der alten Sprachen beträchtlich erweitert, die Geschichte genauer untersucht. Selbst die Streitigkeiten, die zwischen den Protestanten und Catholicken, wie auch andern Religionspartheyen, entstunden, nöthigten alle Theile insgesammt, die Wissenschaften besser zu betreiben. Selbst in den catholischen Ländern war jene Revolution nicht ohne heilsame Würkung. Denn auch da legte man sich mit mehrerm Eifer auf die Wissenschaften als zuvor, und die Freyheit zu denken wurde auch da, jedoch nicht an allen Orten in gleichem Grade, allgemeiner.

Wir haben alle diese Sachen blos berührt, weil die weitere Ausführung derselben in den Artickel: Wiederherstellung der Wissenschaften gehört.

Europa wurde also erleuchtet. Es ward nach und nach allenthalben Tag; doch blieben verschiedene Länder im Schatten liegen, andere aber sind noch mit einem dicken Nebel bedeckt. Es ist möglich, daß das Licht hier oder da, durch despotische Regierungen, durch langwierige Kriege und ähnliche Zufälle wieder abnimmt. Es ist möglich daß selbst in den am meisten aufgeklärten Ländern gewisse Arten von Wissenschaften eine Zeitlang vernachlässigt oder schlecht betrieben werden, wie dann wirklich darinnen eine Abwechselung nach gewissen Perioden bisher statt gefunden hat. Allein was in einer Periode nicht gehörig betrieben wird, wird in einer andern wieder hervorgesucht; und was in einem Land eine Zeitlang verabsäumet wird, das wird in einem andern mit einem desto größern Eifer fortgesetzt. Eine allgemeine Finsterniß und Barbarey wird

Digitized by Google

allem Anſehen nach nicht wieder über Europa einbrechen. Die politiſche Verfaſſung iſt nicht nur um ein gutes dauerhafter als zuvor, und die jeweiligen Veränderungen darinnen erſtrecken ſich nicht auf das Ganze. Der Zuſammenhang der Nationen iſt auch ſo groß, daß er natürlicherweiſe nicht wieder zerriſſen werden kann. Was man in einem Lande noch nicht hat, oder bereits wieder verlohren hat, kann man aus einem andern herholen, und die Wiſſenſchaften ſind ſogar bis nach Amerika gedrungen. Bibliotheken können im Kriege oder durch Zufälle in Rauch aufgehen. Aber da die Bücher durch den Druck ſo vervielfältiget, und die Hauptbücher unter alle oder doch die meiſten europäiſchen Nationen gekommen ſind, ſo iſt ihre Vernichtigung nicht wohl möglich. So lange aber die Hülfsmittel zur Gelehrſamkeit übrig bleiben, finden ſich auch immer Köpfe, die Luſt haben, ſich ihrer zu bedienen. Wenn einige ſo zuverſichtlich eine neue Barbarey weißagen, weil gewiſſe Wiſſenſchaften oder Sprachen, wie wir oben erinnert haben, nicht nach ihrem Sinne getrieben werden; ſo verrathen ſie entweder ihre Unwiſſenheit, oder ihre Vorurtheile; wenigſtens haben ſie den Zuſtand der Gelehrſamkeit nicht überſehen.

Man hat im Gegentheil Grund zu glauben, daß dieſes Licht immer, obgleich nicht an allen Orten zugleich, ſtärker werden wird. Wir ſind noch in manchen Wiſſenſchaften weit zurück; und überhaupt hat die Aufklärung noch nicht den hohen Grad erreicht, den ſich Unkundige davon einbilden. Unſern Nachkommen bleibt immer noch genug zu thun übrig, und dieſes bis ans Ende der Welt.

Doch wir müſſen abbrechen, um nicht zu weitläufig zu werden. Denn was die Frage betrift, wie die Barbarey überhaupt, ohne Rückſicht auf gewiſſe Zeiten, urſprünglich entſtanden ſey, ſo iſt davon hier nicht zu reden. Barbarey iſt Unwiſſenheit oder Wildheit. Man ſehe daher dieſe beyden Artickel, wo man die Quellen angezeigt finden wird, aus welchen dieſelbigen entſpringen. Mit dem letztern vergleiche man auch den Artickel: Verwilderung.

Barbarfalk (*Falco barbarus*), ſ. Falke.

Barbari. Die Griechen nennten alle Nationen, welche entweder die griechiſche Sprache gar nicht, oder doch nicht gut redeten, mit einer Art von Verachtung Barbaros, weil ſie ihrer Meynung nach nicht ſo geſittet und ſo geiſtig, als die Griechen waren, oder weil es ihnen an einer reinen, harmoniſchen und von Philoſophen, Dichtern und Geſchichtſchreibern vorzüglich gebrauchten und bearbeiteten Sprache fehlte. Dieſer griechiſche Stolz gieng in die Folge auf die Römer über, welche, mit Ausnahme der Griechen, alle übrigen Nationen mit dem Namen der Barbaren belegten. Es war nicht blos Eitelkeit und Vorurtheil, welche dieſe beyden Völker aus der Unvollkommenheit der Sprache der übrigen Völker auf ihre mangelhaften Kenntniſſe, und noch rohen, nicht verfeinerten Sitten ſchließen ließen. Es befindet ſich vielmehr ein nothwendiger Zuſammenhang und Verhältniß unter Vollkommenheit der Sprachen der Sitten, der Kenntniſſe. Das Wort Barbarus hat aber nicht nothwendig etwas beſchimpfendes in ſeiner Bedeutung. Oefters dient es blos zur Unterſcheidung. So nennet Plautus den Rävius poëtam barbarum deswegen, weil er nicht griechiſch geſchrieben hat, und von ſich ſelbſt ſagt er in Beziehung auf eine griechiſche Comödie: Marcus vertit barbare i. e. latine. Horaz und Virgil pflegen im Gegenſatze der Griechen ſonderlich Phrygien mit dem Namen Barbaria zu belegen. In dieſer Bedeutung ſind ihre Ausdrücke, barbaro carmine, barbarico auro, barbaricis vexitibus zu nehmen.

Auch ſelbſt diejenigen Völker Griechenlandes, welche nicht zu den eigentlichen griechiſchen Staaten gehörten, z. E. die Thracier, Epirotен, gehörten zu den Barbaris. Lucas nennt in der Apoſtelgeſchichte die Einwohner der Inſul Malta Barbaros, und Paulus theilt die Menſchen überhaupt in Griechen und Barbaren ein. So nennt die chalcedoniſche Kirchenverſammlung auch alle Biſchöffe, die nicht zum römiſchen Reiche gehörten, Barbaros. Bey dem Cicero heißen zuweilen im vorzüglichen Verſtande die Ungelehrten, die keinen Geſchmack haben, und ſich nicht auf die Reinigkeit der Sprache verſtehen, Barbari.

Ueber den Urſprung dieſes Worts ſind die Gelehrten noch nicht einverſtanden. Einige leiten es aus dem Syriſchen her, wornach es ſo viel, als einen Fremden bedeuten würde; andere aber aus dem Arabiſchen, nach welchem es ſo viel heißen ſoll, als einen Menſchen der murmelt, unverſtändliche Worte, oder auch eine unbekannte Sprache ſpricht. Ovidius ſcheint die letztere Bedeutung zu beſtätigen, wenn er ſagt: Barbarus hic ego ſum, quia non intelligor ulli: Hier bin ich (der Römer) ein Barbar, weil mich, (meine Sprache) niemand verſteht. Nach andern iſt das Wort Egyptiſchen Urſprungs, weil nach dem Zeugniß des Herodots die Egypter alle diejenigen Barbaren nennten, welche nicht ihre Sprache redeten. Von den Egyptern, welche verſchiedene Colonien nach Griechenland geſchickt haben, iſt es wahrſcheinlich unter die Griechen gekommen, welche jedoch nachher die Egypter eben ſo gut, als andere Völker unter die Barbaren gerechnet haben. Was aber das Wort in der egyptiſchen Sprache urſprünglich bedeutet habe, das iſt ungewiß. Einige glauben, daß es keine anfängliche Bedeutung gehabt habe, ſondern blos gemacht worden ſey, um den Ton derjenigen auszudrucken, welche eine fremde Sprache noch nicht reden können, und daher manchmal unverſtändliche Worte mit einmiſchen. Aus eben derſelben Quelle ſcheint das deutſche Wort: Wirrwarr entſprungen zu ſeyn.

Da die Griechen und Römer gewohnt waren, alle Völker, die nicht zu ihnen gehörten, mit dieſem Namen zu belegen, ſo iſt daraus der Unterſchied zwiſchen der griechiſchen und barbariſchen Philoſophie entſtanden. (ſ. den letzten Artickel.) Da ferner diejenigen fremden Völker, welche inſonderheit ſeit dem dritten Jahrhundert des römiſche Reich an der Donau und dem Rhein häufig anfielen, nicht nur in Abſicht auf ihre Sitten ziemlich roh, grauſam, und unmenſchlich waren; ſo hat man alle Völker, wie auch einzelne Perſonen von dieſer Art, Barbaren genennt. Dieſes iſt die Barbarey der Sitten, welche von der Barbarey in den Sprachen, wie auch in Wiſſenſchaften verſchieden iſt. (ſ. den davon handelnden Artickel: Barbarey.) Heutiges Tages wird die nördliche Küſte von Africa von Egypten an bis zum atlantiſchen Meere die Barbarey genennt. Allein dieſes kommt nicht daher, als wenn die daſelbſt wohnenden Völker, ſo barbariſch ſie immer ſind, alleine, oder in einem vorzüglichen Verſtand, Barbaren wären. Sondern der Name rührt von einem Volk: Berbern her, welches in den mittlern Zeiten ſich daſelbſt hervorgethan hat, wovon aber ein mehreres in einem hiſtoriſchen Wörterbuch nachzuſehen iſt.

Barbari, bedeutet theils eben denſelben Schluß in der erſten Figur, der durch Barbara (ſ. Barbara) ausgedrucket wird, nur mit dem Unterſchiede, daß der Hin-

Digitized by Google

terſatz nicht allgemein iſt; theils einen Schluß in der vierten Figur, der ſonſt Baramis (ſ. Baramis) und zwar mit dieſem letzten Worte beſſer genennet wird. (ſ. Reduction.)

Barbarica ſphæra, ſ. Sphæra barbarica.

Barbaricari, heißen bey den Alten die Künſtler, welche die Buckeln und Helme nach Manier der Ausländer bearbeiteten. Auch führten die Tapetenwürker dieſen Namen.

Barbaricorum Agentes, iſt der Name der Auſſeher über die Gewehrfabriken.

Barbariſche Philoſophie. Die Benennung, barbariſche Philoſophie, haben unſere Geſchichtſchreiber der Weltweisheit von den Griechen herüber, und in eben der Bedeutung angenommen, welche ihr jene gaben. Dem Griechen iſt alles Barbar, was nicht Grieche iſt, wenn es gleich Cultur genug hat, um nicht Barbar ſeyn zu dürfen. Man ſieht alſo leicht daß barbariſche Philoſophie, die Philoſophie aller der Nationen iſt, welche vor und mit den Griechen dieſe Wiſſenſchaft bearbeitet, und von welcher die griechiſchen Schriftſteller uns Nachrichten hinterlaſſen haben.

Wenn gleich dieſe Nationen größtentheils an Cultur nicht Barbaren waren; ſo ſind ſie doch nie zu dem hohen Grade der griechiſchen Ausbildung gelangt, und daher auch ihre Wiſſenſchaften immer in der Kindheit geblieben. Dies beweiſet ſowohl die alte politiſche, als auch ſelbſt die philoſophiſche Geſchichte. Ordentliches Raiſonnement, ſyſtematiſchen Zuſammenhang der Sätze und Begriffe, darf man in dieſen Philoſophien gar nicht erwarten. Magazine von Religionsmeynungen, Volksmaximen, und Fabeln von Entſtehung der Welt machen in ihnen alles aus. Wenn alſo die Geſchichte der Philoſophie nur dieſenigen menſchlichen Meynungen über Gott, die Welt, den Menſchen und ſeine Verrichtungen erzählen ſoll, welche mit Beweiſen unterſtützt und aus zuſammenhängenden Raiſonnement entſprofſen ſind: ſo gehört dieſer ganze Abſchnitt ihr nicht zu.

Gleichwohl iſt es wichtig, den Fortgang vom Phantaſiren zum Denken zu ſehen; alſo auch nützlich die Meynungen nicht ſehr ſtark kultivirter Völker zu wiſſen. Vornemlich auch deswegen weil kultivirtere Nationen auf dieſen Grund gebaut, und dieſen rohen Stoff zu vollendeter Philoſophie ausgebildet haben. Als Einleitung alſo in die eigentliche Geſchichte der Weltweisheit muß dieſer Abſchnitt behandelt und betrachtet werden.

Daß die bisher gewöhnliche Bedeutung dieſes Ausdrucks geändert werden muß, folgt hieraus ſichtbar. Denn wofern anders die vorhergehenden Bemerkungen, ihre Richtigkeit haben: ſo muß unter dieſem Titel die Geſchichte der philoſophiſchen Meynungen aller der Nationen begriffen werden, welche vor, und mit den Griechen Cultur genug hatten, um große Religions- und Volksmeynungen über philoſophiſche Geſtände zu bilden. Ich ſage vor und mit den Griechen, weil in einer allgemeinen Geſchichte der Weltweisheit die Griechen eigentlich diejenige Epoche beſtimmen, wo eigentliche Philoſophie zuerſt entſtanden iſt; und weil wir bis jetzt noch von keinem Volke des Erdbodens wiſſen, daß es ſchon vor dieſer Epoche Philoſophie im ſtrengen Verſtande gehabt habe. Was man auch von den Sineſen rühmen mag: ſo iſt doch ihre Philoſophie nie das, was die griechiſche geweſen; und Confucius Zeitalter, wird von dem erſten Anfange griechiſcher Philoſophie nicht ſehr abſtehen.

Nicht alle dieſe Nationen haben in der griechiſchen Philoſophie Einfluß gehabt; genau alſo und pragmatiſch würde derjenige Geſchichtſchreiber der Weltweisheit verfahren, welcher die Einleitung von der barbariſchen Philoſophie, in die zween Abſchnitte von den Nationen, welche mit den Griechen in keiner Verbindung, und von denen, welche mit ihnen in Verbindung ſtanden, abtheilte. Die bisher in dieſer Abtheilung beobachtete Folge der Hauptſtücke iſt ziemlich willkührlich, und wird es auch wahrſcheinlich lange bleiben. Den Geſetzen der hiſtoriſchen Kunſt zufolge, mußten die Nationen in diejenige Folge gebracht werden, in welcher ſie zu ihrer Aufklärung etwas beygetragen haben. Unglücklicherweiſe hat die alte Geſchichte hier die größten Lücken, welche den Geſchichtſchreiber der Menſchheit ſowohl, als den der Weltweisheit wo nicht immer, doch wenigſtens lange noch planlos machen werden.

Unter die Völker, welche mit den Griechen in keiner Verbindung geſtanden haben, gehören die Erdbewohner vor der Sündfluth; die Sineſen, dann die Scythen, Celten und höhere Nordländer. Von allen dieſen, die Morgenländer ausgenommen, läßt ſich die Abhandlung ſehr kurz machen.

Zu den Zeiten, als man den Urſprung der Künſte und Wiſſenſchaften mehr durch Muthmaßungen als hiſtoriſche Data ausmachen, und dabey ſo alt als möglich machen wollte; fand man auch daß Adam und andere Altväter, vor der Sündfluth große Philoſophen geweſen ſeyn mußten. Leute, die 8 bis 9 Jahrhunderte duechlebten, und dabey an keinem Guten Mangel hatten, mußten doch wohl nothwendig Philoſophen werden; mußten es doch wohl nothwendig geweſen ſeyn, da die Schrift ihnen die Erfindung mancher Künſte und Wiſſenſchaften zuſchreibt. In die Widerlegung dieſer und mancher ähnlicher Raiſonnements, darf man ſich nicht einlaſſen, man kann ſie alle ruhig zugeben, und doch von der antediluvianiſchen Philoſophie ein tiefes Stillſchweigen beobachten. Denn was helfen uns alle dieſe Vermuthungen, wenn wir von der Art ihrer Philoſophie keine Sylbe wiſſen? Sie mögen ſo große Philoſophen, geweſen ſeyn wie ſie wollen, uns ſind ſie keine Weltweiſen, weil wir von ihren Meynungen und Grundſätzen nicht die geringſte Nachricht haben. Ja wenn noch die in dem Gehirn einiger Betrüger entſtandene Säule Seths vorhanden, oder von einem glaubwürdigen Zeugen geſehen und beſchrieben wäre; denn ließe ſich doch vielleicht mit großer Gelehrſamkeit ſagen, daß ſich auch hierüber nichts zuverläßiges ſagen ließe.

Nicht viel mehr läßt ſich von der Celtiſchen, das iſt der Galliſchen deutſchen, und nordlichen Philoſophie alter Zeiten, erzählen. Die Römer und Griechen haben uns nur ſehr wenige, und noch dazu ſehr allgemeine Nachrichten hinterlaſſen; und dieſe Völker ſelbſt, theils aus Mangel an Cultur, theils aus zu großer Geheimhaltung; und theils aus zu ſchneller Vertilgung ihrer alten Religion, ſo gut als gar nichts von ihren Meynungen aufbehalten. Denn wenn auch gleich in der Edda manche nördliche Fabeln aufbehalten ſind: ſo bleibt doch noch immer die große Frage, ob dieſe Fabeln allgemein bey allen Celtiſchen Nationen gegolten haben? Den Beweis dieſes Satzes haben diejenigen Schriftſteller zu führen vergeſſen, welche uns von den Meynungen dieſer Nationen ſo manches aus der Edda allein erzählen.

Die Druiden waren bey ihnen die Bewahrer der Religion und Gelehrſamkeit; durch beydes hatten ſie ſich ſo ſehr in Anſehn geſetzt, daß ſie Streitigkeiten der Privatperſonen nach ihren Gutdünken entſcheiden konnten. Ihre Grundſätze lernten ſie auswendig; ſie aufzuſchrei-

Digitized by Google

ben, war Verbrechen. Nach ihren Verrichtungen theilten sie sich in verschiedene Classen; deren einige die großen Thaten der Vorfahren besungen; andere den Gottesdienst verrichteten, und noch andere sich mit Betrachtungen über die Natur der Dinge beschäftigten; ihre wichtigsten Lehren hielten sie geheim, und ließen nur das davon dem Volke bekannt werden, was ihnen gut dünkte.

Von ihren Meynungen wissen wir höchstens nur so viel: die Geisten und andere natürliche Substanzen, Bäume, Felsen hielten sie für göttlich, und glaubten daher wahrscheinlich an eine allgemein alles durchdringende göttliche Weltseele. Außer den Göttern erkannten sie auch untere unsichtbare Wesen oder Dämonen, deren Einfluß schaden oder nutzen könnte. Von der Cosmogonie sagen uns die Alten nichts; die Edda manches, aber sehr dunkles, und nicht leicht allen diesen Völkern beyzulegendes. Dabey lehrten sie der Seelen-Unsterblichkeit, und nach dem Tode ein besseres oder schlechteres Leben, nach Maasgabe des Betragens in der gegenwärtigen Welt. Einige unter ihnen vertheidigten auch die Seelenwanderung, zum Beweise daß diese Lehre aus Volksmeynungen in die Philosophie übertragen ist. Zu gewissen Zeiten wird die Welt entweder durch Feuer oder Wasser untergehen. Das alles ist nichts als etwas sehr allgemeines und unbestimmtes, dergleichen auch bey einer großen Menge anderer unkultivirter Nationen gefunden wird.

Von den Sinesen wissen wir zwar mehr als von den Celten; aber doch auch nicht genug, um die Beschaffenheit ihrer Lehre mit Zuverläßigkeit bestimmen zu können. Die classischen Bücher der Nationen sind uns übersetzt geliefert; allein so gut als nicht geliefert, weil chinesische Sprachkunde unter uns nicht allgemein genug ist, um die Richtigkeit der Uebersetzung zu beurtheilen, und weil die Uebersetzer von allem Partheygeiste nicht frey genug waren. Und gesetzt auch die Uebersetzungen wären ausgemacht richtig: so würde doch die Auslegung noch manchem Zweifel unterworfen seyn. Die Originalschriften reden unbestimmt, die sinesischen Ausleger zwar bestimmter, aber nicht mit völliger Gewißheit, daß sie den Sinn der Originale gefaßt haben. Dies hat auch die Jesuiten in Partheyen getheilt, deren eine behauptete man müsse sich nach den Originalen; die andere aber, nach den Auslegern richten. Von ihnen hat sich der Streit auch unter unsere Gelehrten ausgebreitet, und sich zuletzt damit geendigt, daß keine Parthey einen entschiedenden Sieg davon trug. Zuverläßig ist wohl daß durch die Ausleger die alte Beschaffenheit der Lehren abgeändert worden ist; daß man also durch Abänderung des Alten vom Neuen, die Streitigkeiten endigen, wenn man nur aus den alten Büchern einen bestimmten Sinn nehmen könnte.

Fohi ist in Sina Vater der ganzen Philosophie, nach genauerer Untersuchung aber nichts mehr als ein kluger Gesetzgeber. In den von ihm hinterlassenen Strichen und verschieden gestellten Linien tiefe Philosophie mit den Sinesern zu finden, verbietet die bey ihnen selbst zugestandene Dunkelheit dieser Striche. Bis auf Confucius läßt sich von der Philosophie dieser Nation nichts Zuverläßiges sagen. Dieser lebte etwa fünfhundert Jahr vor Christi Geburt, von vornehmen Eltern unter mancherley erdichteten Wundern gebohren. Als ihm seine edle Absicht, die Sitten zu bessern, nicht gelingen wollte, legte er die ansehnlichsten Ehrenstellen nieder, und begab sich unter mancherley Verfolgungen in die Einsamkeit. Endlich eröffnete er in der Provinz Sum seine Schule, und sammlete an 3000 Anhänger. Diese theilte er in verschiedene Classen; die oberste befliß sich aller Tugenden; die folgende übte sich im Reden und Raisonniren; die dritte studirte Politik; die unterste unterrichtete das Volk in den ihm zu wissen nöthigen Pflichten. Seine vornehmste Bemühung war, die Schriften der Alten zu erklären, und durch diesen Canal seine Sätze mehr auszubreiten. Er starb im 73sten Jahre, und erhielt nach seinem Tode, bis auf den heutigen Tag, fast göttliche Ehre. Ohne seine Lehren inne zu haben kann keiner Mandarin werden oder ein gelehrtes Amt bekleiden. Ihm werden Opfer gebracht und Tempel errichtet. Drey Jahrhunderte nach Confucius Tode litt diese Schule durch den Kayser Xi-Hoam-ti, und durch die Einführung der Sekte des Fohi. Im zehnten Jahrhundert nach Christi Geburt stand die Sekte der Gelehrten auf, und suchte durch neue Auslegung der Confuzianischen Schriften sich in Ansehen brachte. Diese wird von denen, welche die Orthodoxie der Sinesen vertheidigen, der Verfälschung des ächten Sinnes der alten Lehre beschuldigt. Daß sie manches geändert haben mag, läßt sich leicht glauben; ob aber gerade die Hauptsätze durch sie anders erklärt sind, kann so leicht nicht ausgemacht werden. Denn die Jesuiten, mit ihnen Leibnitz und seine Freunde, die sich auf die Originale berufen, haben die Richtigkeit ihrer Voraussetzungen und Erklärungen aus dem Originale nicht überzeugend dargethan; wenigstens nicht so überzeugend, daß alle andere Auslegung, folglich auch die der Sinesischen Gelehrten dadurch völlig widerlegt werde. Denn die Stellen, auf welche sie sich berufen, können zwar einen guten, aber auch eben so leicht einen schlimmen Sinn haben, weil sie zu unbestimmt ausgedruckt sind.

Die zwischen beyden Partheyen streitige Frage ist; ob die Sineser eine von der Materie getrennte, und abgesondert von ihr existirendes göttliches Wesen oder nichts als Materie und materielle Kraft bey Entstehung und Erhaltung der Welt annehmen? der größte Theil der Jesuiten und mit ihnen Leibnitz bejathen; andere aber verneinten diese Frage. Und dies nicht ohne Grund; denn theils sagen die alten Bücher hierüber nichts völlig entscheidendes; theils ist es höchst wahrscheinlich daß die Ausleger denjenigen Sinn werden angenommen haben, welcher der allgemeinen Denkungsart und Ueberlieferung am angemessensten war; und theils ist es durch die philosophische Geschichte ausgemacht, daß alle heidnische Nationen ohne Ausnahme sich unter Gott nichts anders als eine gewisse Kraft des Universum und der Materie vorgestellt haben. Dahin führen alle Nachrichten von alten und neuen Völkern und fast alle Systeme der griechischen Philosophen. Da also dies der Denkungsart des sich selbst überlassenen menschlichen Geistes so angemessen ist: so sehe ich nicht warum man die dies selbst eingestehenden Sineser hievon ausnehmen sollte.

Diesem zufolge wird das System des Confucius und der gelehrten Sineser in folgenden Hauptsätzen bestehen: von Ewigkeit her hat ein gewisses Wesen existirt, aus welchem, und durch welches alles was ist, gebildet worden ist. Dies allgemeine Grundwesen führt den Namen Li. Es ist unendlich, unbegränzlich, ohne Anfang und ohne Ende; dabey rein, fein, durchsichtig, unkörperlich, ohne Figur, unthätig, und ohne Leben und Verstand. Daß dies Wesen nichts anders als die erste Materie ist, sieht man leicht, da ihm die charakteristischen Eigenschaften eines Geistes, Leben nemlich und Verstand abgesprochen werden. Diese darinn zu finden,

Digitized by Google

bemüht sich Leibnitz vergeblich; seine Gründe sind keine ausdrückliche Zeugnisse der Sineser, sondern Vermuthungen, daß es allenfalls so seyn könnte, wie er es auslegt. Der Character des unkörperlichen kann dem keine Schwierigkeiten machen, der aus der Philosophie der Griechen weiß, daß auch sie die Materie deswegen unkörperlich nennen, weil sie noch keine von den Eigenschaften geformter Körper an sich hat, und zu keiner Gattung von körperlichen Dingen gerechnet werden kann.

Eine große Dunkelheit aber bleibt bey dieser Materie noch übrig. Wenn nemlich Li nichts als die Materie, und außer ihm kein thätiges Wesen vorhanden ist: wie kann denn aus diesen von ihnen als unthätig beschriebenen Wesen die Welt entstanden seyn? Hierüber sagen die Geschichtschreiber sinesischer Philosophie nichts befriedigendes; und doch war dies gerade die wichtigste nach der ersten zu beantwortende Frage. Stellen sie sich etwa die Materie so wie Democrit seine Atome vor? diese haben auch keine eigentliche thätige Kraft, nur die Schwere häuft sie in Welten zusammen.

Aus dem Li oder der ersten Materie ist durch fünf Verwandlungen die Luft entstanden, diese hat sich in eine unendliche Kugel zusammengerollt, und führt den Namen Tai-Kien, d. i. die höchste Vollkommenheit. Sie ist von Li dadurch unterschieden, daß sie materieller fühlbarer, und durch Verdickung, Verdünnung, Bewegung, Ruhe, Wärme und Kälte veränderlicher ist.

Wie und wodurch aus der ersten Materie Luft geworden ist, wird nicht bestimmt, Verdickung muß wahrscheinlich das Mittel seyn, da die Luft dichter und körperlicher als die erste Materie seyn soll. Aber diese Verdickung, wodurch ist sie bewirkt worden? durch die Schwere, oder den Druck der ersten Materie gegen sich selbst? hierüber finde ich nichts; denn was von der Kälte und Wärme, als allgemeine Ursachen der Entstehung und Vernichtung aller Dinge gesagt wird, läßt sich auf die Bildung der Luft nicht anwenden. Aus der Bewegung der Luft ist zuerst Wärme entstanden, und dadurch die warme Luft rein, hell, durchsichtig, leicht; die Kälte aber unrein, dunkel, schwer geworden. Diese Principien können also wohl dienen, die Entstehung der Dinge aus der Luft, nicht aber die Entstehung der Luft aus der ersten Materie zu erklären. Aber nun, woher ist der Luft die Bewegung gekommen?

Man sieht aus diesen eingestreuten Fragen, daß entweder die Europäer die Sineser nicht verstanden und richtig ausgezogen; oder auch die Sineser selbst sehr unzusammenhängend räsonniert haben. Das erstere scheint deswegen nicht glaublich, weil die Europäer, und vornemlich die Gegner der Jesuiten die mechanischen Ursachen als ihrer Behauptung vorzüglich günstig, nicht unterlassen haben würden, anzuführen, wenn sie sie in den Sinesischen Schriften gefunden hätten. Hiermit fällt also die hohe Meynung vom Sinesischen Scharfsinne auf einmal dahin, und man muß zugestehen, daß sie in der Philosophie, und im strengen Raisonnement, noch nicht vielmehr als erwachsene Kinder sind.

Kälte und Wärme haben durch ihre erste Zusammenkunft, gleich Mann und Weib, aus der Luft das Wasser; und durch die zwote das Feuer gebildet. In diesen Worten ist gar kein Sinn, denn daß Kälte allein, durch Verdickung aus der Luft, Wasser machen könnte, ließe sich zur Noth noch denken; daß es aber beyde Opposita durch ihre Vereinigung verrichte, dabey läßt sich gar kein Begriff haben. Eben so wenig denn, daß beyde durch ihre zwote Zusammenkunft das Feuer bilden.

Durch diesen Weg sind aus der mit Beschaffenheiten bekleideten Luft die fünf Elemente, Wasser, Feuer, Holz, Metall, und Erde entstanden. Hieraus sieht man, welchen Begriff die Sineser vom Elemente haben, und wie wenig sie die Natur kennen müssen, daß sie Holz und Metall, so leicht zerstörbare Dinge, unter die Elemente setzen. Man nehme dazu noch, daß sie das Wasser ein nordliches, das Feuer ein südliches, das Holz ein morgenländisches, das Metall ein abendländisches, und die Erde das mittlere Element nennen.

Aus diesen fünf Elementen, und aus der modificirten Luft sind Himmel, Erde und alle Geschöpfe entstanden. Die reine in die Höhe gestiegene Luft, hat den Himmel, die dicke, unreine, sich senkende Luft, die Erde gebildet. Himmel und Erde haben, wie Mann und Weib, durch ihre Vereinigungen alle übrigen Wesen erzeugt, und zwar nach bloßen mechanischen Gesetzen ohne Verstand, und Vorsehung.

Aus der ersten Materie sind die fünf Tugenden, Gottesfurcht, Gerechtigkeit, Religion, Klugheit und Redlichkeit entstanden. Daß also auch daher die geistigen Wesen gekommen seyn müssen, ist sehr wahrscheinlich, obgleich von ihrer Entstehung nichts ausdrücklich bestimmt wird. Denn da sie den Menschen als ein verständiges Wesen aus jenem Li werden lassen: so werden sie den übrigen Geistern hierinn keinen Vorzug zugestehen. Die Existens solcher Geister beweisen sie theils aus der beständigen Ordnung der Natur am Himmel und auf Erden; und theils aus ihren Wohlthaten, welche die Menschen veranlaßt haben, ihnen Opfer zu bringen; was sie aber von ihnen für einen Begriff haben, wird nicht genau bestimmt. Aus dem Zusammenhange des ganzen Systems indessen ist klar, daß sie sich sie nicht anders als die alten Griechen und als andere Nationen vorstellen, bey denen der Begriff eines einfachen Wesens nicht eingeführt ist. Mit andern Worten, als subtile materielle Wesen, welche eben wegen der Feinheit ihrer Materie Leben und Verstand besitzen.

Nach einer gewissen Anzahl von Jahren wird die Welt untergehen, alles in das erste Grundwesen zurückkehren, und dann dies Li wieder anfangen, aus sich eine neue Welt zu bilden.

Dies ist das Cosmogonische System der Sineser, um dem stoischen, wie ein berühmter Schriftsteller will, ähnlich zu seyn, fehlt ihm noch sehr vieles. Nicht nur Schärfe der Beweise, welche gänzlich vermißt werden, sondern auch genaue und richtige Verknüpfung einzelner Theile zum Ganzen. Zwar hat es in Ansehung des Ganges mit den stoischen einige Uebereinkunft; allein der Hauptsatz, daß in der ersten Materie ein thätiger, und denkendes Wesen enthalten sey, welches durch seinen Einfluß die todte Materie bildet, und absichtlich ordnet, fehlt ganz.

Die Sinesische Moral ist so weit entfernt ein System zu seyn, daß sie auch noch den Bitzingerischen und anderer systematischen Bemühungen, nicht einmal eines hat werden können. Einzelne Klugheitslehren empfehlen sich freylich; aber allgemeinen Zweck, Folgerung aus einem Grundsatze, Umfassung der Hauptpflichten des Menschen, sieht man nicht. Daher mag ich mich auch bey weiterer Ausführung nicht aufhalten, weil ich nicht alles anführen kann, und einige Sätze so wenig von dem Ganzen einen Begriff geben, als hie und da liegende Bruchstücke, von einem ganzen Gebäude.

Soviel folgt aus dem Gesagten, daß die Sineser in Ansehung der Philosophie zwischen den noch blos fabulirenden und phantasirenden, und den schon strenge raison-

Digitized by Google

nirenden Menſchen in der Mitte ſtehen. Die Lücke zwiſchen Heſiodiſchen Theogonien, und Thaletiſchen oder Pythagoriſchen Cosmogonien, können ſie ohngefähr ausfüllen.

Weil verſchiedene Kirchenväter, und nach ihnen auch manche neuere, mehrere Lehrſätze griechiſcher Philoſophen von den Hebräern ableiten; und weil in den ſpätern Zeiten griechiſche und hebräiſche Philoſophie vermiſcht worden iſt: ſo ſtehen die Juden billig zuerſt unter denjenigen Völkern, welche mit den Griechen Verbindung gehabt haben. Um keine Lücke zu laſſen, fangen auch hier verſchiedene Geſchichtſchreiber gleich mit der Sündfluth an, und ſetzen alle Patriarchen ohne Unterſchied unter die Philoſophen. Die ſchon oben gemachte Bemerkung, daß wir von den philoſophiſchen Meynungen der Patriarchen keine ſchriftliche Nachrichten haben, daß folglich ſich hierüber nichts beſtimmtes ſagen läßt; ſchließt ſie billig von der philoſophiſchen Geſchichte aus.

Von Moſes, David, und andern Männern, deren Schriften noch vorhanden ſind, wirft man dieſe Frage mit größerm Rechte auf. Allein da dieſe Männer nicht durch Raiſonnement, ſondern durch höhere Eingebung ihre Schriften verfertigt; und da wir keine andere ſchriftliche Denkmahle von ihnen haben: ſo werden auch ſie von der philoſophiſchen Geſchichte ausgeſchloſſen werden müſſen. Andere Denkmale der Weltweisheit finden ſich bey den Juden vor der babyloniſchen Gefangenſchaft nicht, weil ſie ſich blos mit Auslegung ihrer heiligen Bücher beſchäftigten, und ihr Nachdenken nicht auf nicht inſpirirte Gegenſtände lenkten.

Daß von den Chaldäern, wo nicht in den früheſten, doch wenigſtens den ſpäthern Zeiten manche Begriffe auf die Griechen gekommen ſind, iſt außer Zweifel. Darinn ſtimmen die Griechen alle überein, daß ſie in den früheſten Zeiten ſchon wiſſenſchaftliche Kenntniſſe gehabt haben; und wenn man von den Angaben des ungeheuern Alterthums der Nation das Fabelhafte abzieht: ſo bleibt wenigſtens dies als wahrſcheinlich übrig, daß ſie noch vor den Egyptern philoſophiſche Kenntniſſe gehabt haben.

Zuverläßige und genau beſtimmte Nachrichten von den Meynungen eines ſo alten Volkes würden uns ungemein erwünſcht ſeyn. Unglücklicherweiſe finden ſich dieſe nicht, die alten und glaubwürdigſten Schriftſteller Griechenlandes ſagen uns ſehr wenig davon, und die ſpäthern ſind zu ſehr von Schwärmereen und Hypotheſenſucht angeſteckt, als daß man ihnen trauen könnte. Dieſe Ungewißheit geht ſo weit, daß wir nicht einmal vom Stifter der Chaldäiſchen Philoſophie, dem Zoroaſter, zuverläßige Nachricht haben. Eine große Frage nemlich iſt die, ob dieſer Zoroaſter mit dem Perſiſchen einerley iſt, oder nicht? die Griechen unterſcheiden beyde nicht genug: nur die Verſchiedenheit der Zeiten, in welchen ſein Leben angenommen wird, hat die neuern veranlaßt, den Chaldäiſchen Zoroaſter vom Perſiſchen zu unterſcheiden, und jenem ein weit höheres Zeitalter zu geben. Dabey aber ſteht noch immer die Schwierigkeit im Wege, daß unter zween verſchiedenen Nationen, und zu zween ganz verſchiedenen Zeiten nicht leicht zween Männer unter einerley Namen und unter beynahe ganz gleichen Lebensumſtänden gefunden werden. Nimmt man noch dazu, daß die perſiſchen und arabiſchen Schriftſteller ihren Zoroaſter in Babylon lehren laſſen: ſo wird man im Glauben an der Richtigkeit dieſer Unterſcheidung noch mehr wankend. Einige unter den alten zählen gar bis auf ſechs Zoroaſters, alle von verſchiedenen Nationen, und geben dadurch deutlich zu erkennen, daß ſie ſelbſt nicht wußten, was ſie von ihm glauben ſollten; und daß ſie, um die verſchiedenen Traditionen zu vereinigen, mehr als einen annehmen zu müſſen glaubten.

Dies veranlaßte einige Neuern den Zoroaſter als eine mythiſche Perſon zu behandeln, und nun wurde er ein Allgemeinplatz von hiſtoriſchen Perſonen aus der Schrift. Cham, Nimrod Abraham, Bileam, Moſes und andere mehr mußten Zoroaſter geweſen ſeyn. Gerade als wenn nothwendig unter dieſem Namen eine Perſon der heiligen Schrift verborgen liegen, und alle Geſchichte der Alten aus dieſer Quelle geſchöpft ſeyn müßte.

Wenn man die Vermiſchung von Perſonen und Geſchäften unter dieſen Namen vor Augen hat: ſo wird man ſich nicht wundern, daß vom Leben des chaldäiſchen Zoroaſters ſich nichts beſonders ſagen läßt. Daß er unter den Namen der Magie eine Methode ſich die Götter und Geiſter geneigt zu machen, bey den Chaldäern eingeführt hat, ſagen alle einſtimmig. Von ſeinen Schriften iſt entweder nie etwas vorhanden geweſen, oder doch nicht auf uns gekommen, da die bekannte Orakel offenbar weder chaldäiſch noch vom Zoroaſter ſind.

Nach dem Zoroaſter wird Belus unter die vornehmſten Erfinder und Verbeſſerer der Sternwiſſenſchaft geſetzt; mit welchem Rechte, läßt ſich aus Mangel an zuverläßigen Nachrichten nicht ſagen. Gleich dem Zoroaſter hat man auch mehrere Belus erdichtet, und durch die Verſetzung ſeines Namens unter die mythologiſchen, iſt eine gänzliche Ungewißheit über alle Nachrichten von ihm verbreitet worden.

Zu Alexanders Zeiten lebt Berofus ein Babylonier, welcher aus ſeinem Vaterlande nach der Inſel Cos gieng, und durch Unterricht in Nativität ſtellen, und der Aſtrologie ſich großen Ruhm erwarb. Seine Nachrichten von der Chaldäiſchen Geſchichte ſind verlohren gegangen, denn was itzt unter ſeinem Namen herumgeht, iſt ein offenbares Unterſchiebſel.

Von den eigenthümlichen Lehrſätzen der Chaldäer wiſſen wir ſehr wenig. Daß ſie außer einem höchſten Gott, auch noch untere Götter oder Dämonen, unter dieſen gute und böſe, geglaubt haben, iſt ihnen faſt mit allen rohen Nationen gemein. Beſonders von dieſer Götterlehre wiſſen wir nichts. Eigenthümlich iſt ihnen die Magie, das iſt, der Gebrauch gewiſſer Figuren, Talismanen und Charaktere, und dadurch die Geiſter zu gewinnen. Ob aber dieſe ein ſehr hohes Alter unter ihnen hat? iſt noch eine Frage. Sicherer iſt die Aſtrologie, das iſt, die Wiſſenſchaft aus der Lage der Geſtirne menſchliche Schickſale zu prophezeyhen, ihnen eigen.

Daß die Chaldäer keine ſcharfe Philoſophen, ſondern vielmehr ſtrenge Anhänger alter Volksmeynungen geweſen ſind, wird man hieraus folgern. Eben das waren auch die alten Perſer; nur müſſen wir von ihren Meynungen mehr, und mit mehr Zuverläßigkeit, als von den Chaldäern; ſowohl Griechen, als Bruder und Perſer ſtimmen darinn überein, daß Zoroaſter, jetzt Zardust, in der alten Sprache Zertoſchtro genennt, der Urheber ihrer Religion, das iſt, ihrer Philoſophie, ſey. Denn außer der im Zend enthaltenen Religionslehren und den Auslegungen darüber giebt es bey den Parſen keine Philoſophie. Darinn kommen ferner die meiſten überein, daß dieſer von den Griechen ſogenannte Zoroaſter zu Darius Hyſtaſpis Zeiten gelebt habe, und von Geburt ein Meder geweſen ſey. Da die Parſen ihn als einen göttlichen Geſandten betrachten, ſo darf man ſich über die mit ihm vorgefallenen Wunder vor, bey, und nach ſeiner Geburt nicht wundern. Nach-

Digitized by Google

dem er eine geraume Zeit sich auf den Gebirgen als Einsiedler aufgehalten hatte, kam er mit göttlichen Eingebungen versehen zum Darius Hystaspis, und machte ihn zum Proselyten. Ohne Wunder konnte freylich eine so wichtige Bekehrung nicht geschehen und ohne Wunder die vornehmsten des Hofes, auch sogar indianische Brahmen nicht bekehrt werden. Auf die Bekehrung des Königs, folgte bald die des Landes und nach einigen Religionskriege, sah Zoroaster seine neue Religion obsiegend und starb in ziemlich hohen Alter.

Seine Gesetze hatte er in dem Buche Zend-Avesta, aufgezeichnet hinterlassen, und dieses Buch als eine unmittelbare Offenbarung des höchsten Gottes, bekannt gemacht. Unter diesem Titel sind noch, unter den heutigen Parsen Schriften vorhanden, welche neulich Anquetil auch unter uns bekannter gemacht hat. Obgleich er von dem hohen Alterthume des Zend sehr überzeugt ist, und es mit verschiedenen nicht unwichtigen Grunde unterstützt hat: so sind doch noch nicht alle Zweifel vollkommen von ihm gehoben. Die Nachrichten der Griechen sind bey weitem nicht kritisch genug von ihm geprüft und die aus ihnen entstehende Schwierigkeiten lange nicht genug aufgelöst worden. In den Zendbüchern werden eine solche Menge von Sünden, Ceremonien und Gebete vorgeschrieben, daß man dies schwerlich mit der erst kürzlich angefangenen Cultur des Volkes, nach Xenophons und anderer Zeugnisse, reimen kann. Die Parsen, sagt er, hängen unverbrüchlich an ihren alten Ueberlieferungen, und führt doch unter den Zendbüchern selbst ein untergeschobenes an. So viel bleibt aber doch ausgemacht, daß der Hauptinnhalt diese Bücher mit dem übereinstimmt, was Zoroaster nach den ältesten und glaubwürdigsten Zeugnissen der Griechen gelehrt hat. Sie würden noch weit mehr zur Aufklärung der alten Meynungen dienen, wenn die für uns unverständlichen cosmogonischen Allegorien mit einem guten Commentar erläutert wären.

Die Bewahrer und Aufrechthalter Zoroastischer Lehren waren die Magier. Wie alt ihr Orden seyn mag, läßt sich schwerlich ausmachen; in Assyrien war er schon vor dem Zoroaster, wahrscheinlich auch in Persien, mit verbesserte Zoroaster ihre Grundsätze. Sie waren hier das was bey den Celten die Druiden, Priester, und Gelehrte zugleich; und machten eine von den übrigen Persern abgesonderte Gesellschaft aus. Der Feuerdienst war ihre Hauptbeschäftigung, und dieser theilte sie in drey Classen: deren unterste die geringste Priesterverrichtungen; die andere, die Aufsicht über diese verwaltete; und die dritte, den obersten Magier enthielt, welcher gleichsam ihr Oberpriester war. Die beyden untern Classen mußten die Gebete verrichten, sich fernden Gutes enthalten, Lügen, unreine Gedanken fliehen, und den Zend auswendig können: die oberste aber sich rein und unbefleckt halten, von ihrer Hände Arbeit leben, sich oft waschen und reinigen, andere unterrichten; das himmlische Feuer sorgfältig bewahren, und dergleichen mehr. Hiedurch erwarben sie sich nicht nur den dem Volke, sondern auch bey den Königen ein großes Ansehen.

Nach den Zeugnissen der Alten verehrten die Perser die Sonne unter dem Namen Mithras; die Zendbücher aber stimmen hiemit nicht überein. Sie unterscheiden die Sonne vom Mithras, und stellen letztern als einen mächtigen Dämon vor. Nach eben diesen Büchern und den übereinstimmenden griechischen Zeugnissen, sind Ormuzd und Abriman die obersten göttlichen Wesen. Ueber die Gestalt und Natur beyder, geben uns die Zendbücher keine befriedigende Aufschlüsse; ja es scheinen sogar hierüber bey den Parsen verschiedene Secten zu seyn. Das Original nemlich spricht von ihnen als ewigen Wesen, ein Ausleger aber leitet ihre Entstehung aus einem noch vorhergehenden Principium ab. Die Griechen haben sich Ormuzd als Licht, Abriman als Finsterniß vorgestellt, welches aber die Zendbücher nicht ausdrücklich bejaen. Anquetil hätte der philosophischen Geschichte einen nicht unerheblichen Dienst erzeigt, wenn er diese Streitigkeiten genauer untersucht hätte.

Ormuzd ist das gute Wesen, welches die Welt auf das beste einzurichten, und seine Geschöpfe auf das Glückseligste zu machen, sich bestrebt. Abriman hingegen das böse Wesen, welches alle Absichten Ormuzds vereitelte und seinen guten Geschöpfen stets eben soviel schlimme entgegensetzt; durch die jene verschlimmert werden. Beyde Wesen sind in einem beständigen Streite; obgleich Ormuzd Abriman Frieden angebothen hat, so hat ihn dieser doch nicht annehmen wollen. Doch wird Abriman nach einer großen Periode völlig besiegt und entkräftet werden. Denn wird Ormuzd allein herrschen und alles Uebel aus der Welt verschwinden. Dies wird geschehen, nachdem die Bösen durch Strafen in der andern Welt gereinigt seyn, und in der Auferstehung vollkommen gut erscheinen werden.

Dies sind die Hauptsätze, so wie sie von den Griechen erzählt und in den Zendbüchern gefunden werden. Aus beyden Wesen leiten die Zendbücher nach vielen Perioden die ganze Weltschöpfung ab; aber unter solchen Allegorien, und mit so sichtbar abgeschmackten Erdichtungen, daß man keinen bestimmten Sinn daraus nehmen kann. Vornemlich da die fremden Namen und der Mangel an hinlänglichen Erläuterungen alles noch in größere Dunkelheit fallen.

Ueber diesen Text haben die Neuern mancherley kommentirt, und, da sie ihr systematisches Raisonnement von den rohen Vorstellungen alter Völker nicht genug unterschieden, manches hinein kommentirt, worun Zoroaster gewiß nicht gedacht hat. Man höre einmal folgende Demonstration: aus nichts wird nichts, also giebt es ein ewiges Wesen, aus welchem alles ausgeflossen ist. Dieses Wesen ist, das reinste, vollkommenste Feuer, weil aus ihm, Leben, Wärme, Thätigkeit fließen soll. Da aber Geist und Materie einander entgegengesetzt sind: so müssen die aus diesem Feuer entstandene Dinge zwey weitere Grundwesen, den Geist und die Materie, Ormuzd und Abriman, haben. Also dem Geiste, oder Ormuzd sind die Götter, und alles Gute entstanden; weil der Geist desto reiner ist, je näher er seiner Quelle ist. Jemehr er von ihr entfernt ist, desto mehr verliert er von seiner Reinigkeit, Thätigkeit und Wärme; daher ist aus ihm zuletzt die Materie, und in ihr alles Uebel entstanden.

Scharfsinnig, ohne Zweifel; aber wahr? Hier wird angenommen die Materie und das Uebel sey zuletzt aus dem reinen Grundwesen entstanden; Zoroaster sagt nach den Griechen und den Zendbüchern; Abriman habe sich gleich der ersten Schöpfung guter Wesen entgegengesetzt; die Materie also und das Uebel ist nicht nach sondern neben dem Guten entstanden. Ferner von dem ganzen metaphysischen Raisonnement findet sich keine Spur in den Zendbüchern: ja nicht einmal ein einziger Grund, warum die Schöpfung diese, und keine andere Ordnung gehabt hat.

Es folgt daß die Parsen, man mag nun die alten, oder die heutigen nehmen, den weitern nicht so subtil denken,

Digitized by Google

denken, als sie neuere Geschichtschreiber denken lassen. Und das läßt sich schon daraus schließen, daß sie die Zendbücher als Offenbahrungen ehren, daher sich alles Raisonnements über geoffenbahrte Wahrheiten enthalten und weiter keine Gründe aufzusuchen sich bemühen. Auch dies also ist noch bey weitem keine Philosophie, höchstens nach willkührlicher Phantasie entworfene mögliche Entstehungsart der Welt.

Da die Indianer mit den Griechen weit weniger Umgang als die Parsen hatten: so haben uns jene auch desto wenigere, und desto weniger zuverläßige Nachrichten von ihrer Philosophie aufbehalten. Dafür aber haben alle Thrasonen und neuere Schwärmer unter ihnen die Weisheit dieser Nation bis in das Wunderbare getrieben, und ihren berühmtesten Philosophen Reisen zu den Brachmanen angedichtet, gerade als ob die Weisheit desto größer wäre, je weiter sie hergeholt wird.

Gymnosophisten nennen sie überhaupt die Weisen unter den Indianern und geben ihren verschiedenen Sekten den Namen der Brachmanen und Sarmanäer, Germaner, oder Samner. Den Unterschied bestimmen sie so: die Brachmanen bekommen von ihrer Geburt an gewisse Aufseher, sie dürfen nicht reden, räuspern, ausspeyen; im dreyßigsten Jahre werden sie von dieser strengen Aufsicht frey. Alsdenn begiebt sich jeder an seinen Ort, ißt Fleisch und nimmt so viel Weiber als er will. Die Samanäer, welche mit den Sarmanen und Germanen wahrscheinlich einerley waren, bestanden aus denen, welche sich freywillig der Weisheit obzuliegen entschlossen. Der Candidat entsagte bey der Obrigkeit des Ortes allem seinem Vermögen, seiner ganzen Familie, um allein den Betrachtungen obliegen zu können. Sie lebten außer den Städten in gewissen von den Regenten dazu errichteten Gebäuden, auf öffentliche Unkosten. Die Pramner sollen der Brachmanen Gegner gewesen und jener Wissenschaften lächerlich gemacht haben.

Strenge Lebensart, Meidung menschlicher Gesellschaft, Einsiedeley, harte schlechte Kost, Ablegung aller Kleidung, werden von den Gymnosophisten überhaupt gesagt. Damit sollen sie noch ganz besondere Uebungen verbinden, einige den ganzen Tag nackend in der Sonnenhitze gelegen, andere den ganzen Tag die Sonne mit unverwandten Augen angesehen haben. Gegen das Leben waren sie sehr gleichgültig und nahmen sich oft selbst das Leben. Daß sie sich hierdurch bey dem Volk ein großes Ansehen erworben, und auch als Propheten haben betrachten lassen, läßt sich hieraus leicht abnehmen.

Buddas, Dandamis, Calanus, und einige mehr sind unter ihnen berühmte Namen. Von ihren Lehrsätzen aber läßt sich nichts sagen, da sie nichts schriftliches hinterlassen haben. Als Grundsätze des ganzen Orbens werden von den alten folgende angegeben: Gott ist ein Licht; aber kein körperliches; sondern ein geistiges, nur allein den Brachmanen, nach Ablegung aller Vorurtheile, sichtbares. Als Schöpfer und Erhalter der Welt durchdringt er sie; sorgt für den Unterhalt der Geschöpfe, und weiß alles. Mit ihm steht die menschliche Seele in naher Verwandtschaft, sie ist aus ihm entsprungen, und kehrt nach Ablegung des Körpers wieder in ihn zurück. Außer dem höchsten Gott giebt es eine Menge niederer Gottheiten.

Dies sind die vornehmsten Lehren der Brachmanen; denen man die Unvollständigkeit der Nachrichten offenbahr ansieht. So viel folgt indessen aus dem Gesagten, daß auch ihre Philosophie hauptsächlich Religion gewesen ist, und nicht in tiefen und strengen Raisonnements bestanden hat.

Was die alten Araber für eine Philosophie gehabt haben, läßt sich schwerlich beschreiben, da noch darüber gestritten wird, ob sie eine gehabt haben. Alte glaubwürdige Zeugnisse der Griechen von dieser Philosophie finden sich nicht, und doch müßten sich wenigstens einige finden, wenn diese Nation etwas der Philosophie ähnliches gehabt hätte. Denn da die Griechen durch Handlung mit Arabien in Verbindung stunden, und vornehmlich nach Alexandrien das rothe Meer bereiseten: so würden sie davon etwas zu erwähnen gewiß nicht unterlassen haben.

Dennoch machen einige Neuere auf das Zeugniß späterer arabischer und jüdischer Schriftsteller von den Zabiern viel Wesens. Diese sollen, ihnen zu folge, die ältesten arabischen Philosophen gewesen seyn, und in ihren Lehren mit den Chaldäern viel übereinstimmendes gehabt haben. Allein theils sind diese Quellen nicht lauter genug, und theils macht die Uebereinstimmung Zabischer Lehren mit den Chaldäischen sie des spätern Ursprungs sehr verdächtig. Dazu kommt noch, daß alle den Zabiern zugeschriebenen Bücher offenbahr untergeschoben sind.

Da die Phönicier sich durch Handlung und Colonien weit und breit bekannt gemacht; da sie die Griechen in Künsten und Handwerken unterrichtet; da sie endlich manche mythologische Ideen in Griechenland ausgebreitet hatten: so war nichts natürlicher, als daß sie sich allgemeine Bewunderung ihres Scharfsinnes, und durch Bewunderung das Ansehen großer Philosophen erwarben. Astronomie und Arithmetik glaubte man, müßten sie vollkommen verstanden haben, und daraus zog man auch für ihre übrige Einsichten günstige Folgerungen. Weil wir hierüber keine phönicische Schriften haben: so kann man nicht genau den Grad des Fortganges in diesen Wissenschaften anzeigen. Wir wissen aber, daß in Phönicien die Wissenschaften überhaupt nie so, wie ehemals in Griechenland geblüht haben; und wir sind aus allen Umständen zu folgern berechtigt, daß sie beide Wissenschaften blos des Handels wegen bearbeitet, daher keine tiefe Untersuchungen darinn angestellt haben. Was man vom Pythagoras erzählt, daß er seine philosophischen Zahlen aus Phönicien geholt habe, stützt sich auf zu junge und zu unzuverläßige Schriftsteller.

Unter die ältesten phönicischen Schriftsteller setzt man den Mochus, oder Moschus. Er soll aus Sidon gebürtig und ein so großer Physolog gewesen seyn, daß er das Atomistische System erfunden hat. Damit es ihm ja an Lob nicht fehlen möge: so machen einige Neuere gar aus ihm den Moses; gerade als wenn Moses von Atomen spräche. Noch vor dem trojanischen Kriege soll er gelebt, sein System von verschiedenen Propheten seiner Nation erhalten, und dabey den Pythagoras unterrichtet haben. Weil Pythagoras lange nach dem trojanischen Kriege gelebt hat: so sieht man, daß die Nachrichten von diesem Moschus sehr unzuverläßig sind.

Man wird also auch auf seine Erfindung des atomistischen Systems nicht viel rechnen dürfen. Und dies findet sich auch nach genauerer Untersuchung bestätigt. Denn Posidonius, ein nicht sehr zuverläßiger Zeuge, ist der einzige, der ihm diese Erfindung beylegt. Sein Ansehen verliehrt auch in gegenwärtigem Falle dadurch, daß andere Nachrichten von den phönicischen Lehren nicht die geringste Spur von den Atomen enthalten; und dies würden doch die Freunde phönicischer Gelehrsamkeit unter den Griechen nicht zu erwähnen unterlassen haben, da es ihnen so sehr zum Ruhme gereicht.

Neben den Moschus stellt man unter den phönici-

schen Philosophen Cadmus auf. Was die Fabel von ihm erzählt, gehört nicht hieher; allein eben dies hat seine Geschichte sehr unzuverläßig gemacht. Er mag gewesen seyn, wer er wolle: so ist doch so viel ausgemacht, daß er die Griechen mit der Buchstabenschrift zuerst bekannt gemacht hat. Wer schreiben kann, dachte man, der muß alle menschliche Wissenschaft inne haben. Cadmus also muß zu Theben philosophische Schulen unter dem Namen der Cadmeischen errichtet, und hiervon müssen alle Academien ihre Benennung erhalten haben. So haben einige Neuere nicht nur ohne, sondern auch gegen alle alte Zeugnisse geschlossen.

In spätern Zeiten haben mehrere Schriftsteller die Geschichte und Lehrsätze der Phönicier aufgezeichnet; sie sind aber alle verlohren gegangen. Was sich noch vom Sanchoniathon erhalten hat, ist fast nicht viel besser als verlohren; theils weil es so wenig ist, und theils auch, weil über die Aechtheit noch so sehr gestritten wird. Er soll noch vor dem trojanischen Kriege gelebt, vom Jerombal, Priester des Jeous seine Nachrichten erhalten, und mit der Semiramis zugleich gelebt haben. Auch aus geheimen Büchern der Ammonäer soll er manches entlehnt, und alles mit größter Zuverläßigkeit aufgezeichnet haben.

Nicht zu gedenken, daß die Chronologie Semiramis und den trojanischen Krieg nicht zusammen buldet: so spricht Sanchoniathon von der Stadt Tyrus als einer sehr alten, da sie doch kurz vor dem trojanischen Kriege erst erbauet worden ist. Dies zeigt daß sein Herausgeber Philo aus Bachrichten von ihm nicht glaubwürdig ist. Von seinem Leben also etwas zuverläßiges zu erfahren, dürfen wir nicht hoffen, da dieser Philo der einzige ist, welcher einige Nachricht davon gegeben hat.

Wenn wir wenigstens nur das wüßten, ob das was Philo von ihm bekannt gemacht hat, ächt ist? Philo hat in der Geschichte des Sanchoniathons offenbare Erdichtungen eingemischt; vor diesem Schriftsteller redet vor ihm kein einziger; die phönicische Cosmogonie scheint nach der griechischen geformt zu seyn; Gründe genug ihn der Unterschiebung verdächtig zu halten. Auf der andern Seite sind Sprachen und Grundideen der Sanchoniathonschen Götterlehre mehr orientalisch als griechisch; die Aehnlichkeit mit griechischer Fabel kommt größtentheils von den griechischen Namen morgenländischer Gottheiten, und von manchen Uebereinstimmungen griechischer Fabeln mit orientalischen, weil die Griechen manches aus Asien entlehnt haben. Es scheint also nicht glaublich, daß Philo den ganzen Sanchoniathon erdichtet habe.

Dies wird aus den vornehmsten Sätzen dieser Cosmogonie noch deutlicher werden. Sie sind folgende: das erste Grundwesen der Welt, ist eine dunkle geistige Luft, und das trübe in Finsterniß gehüllte Chaos. Diese geistige Luft vermischte sich nach einer unendlichen Zeit (denn beyde Wesen sind ewig und unvergänglich) mit dem Chaos, aus dieser Mischung sind alle Wesen entstanden, doch so, daß die geistige Luft alles ohne Absicht und Kenntniß hervorbrachte. Nach der Vermischung entstand das Mot, ob dies ein Schlamm oder ein aus der wäßrigen Mischung entstandenes verfaultes Wesen sey, ist nicht ausgemacht. Aus dem Mot sind die Saamen aller Geschöpfe entsprossen; denn zuerst kamen aus ihm empfindungslose Thiere, und aus diesen verständige, unter den Namen Zophasemim, das ist Himmelsbeschauer, welche die Gestalt des Eyes hatten. Nach diesem Mot haben auch Sonne, Mond und Sterne zu leuchten angefangen. Die durch die heftige Wärme bewegte Luft, hat Winde und Wolken erzeugt, und daraus sind große Regengüsse, endlich Donner und Blitz entstanden. Dies Geräusch hat die Thiere gleichsam aus dem Schlafe geweckt, sie haben sich aus dem Schlamme gearbeitet, und das Leben erhalten.

Dunkel ist freylich das System immer; aber so viel sieht man doch, daß es nicht das Hesiodische, oder ein anderes griechisches ist. Es enthält mehr abstrakte Ideen, und weniger Phantasien als das Hesiodische, und ob man dies gleich aus dem Hesiodischen machen konnte: so würde man doch gestehen müssen, daß es darum nicht weniger selbst erfunden wäre, weil von der geistigen Luft und ihrer Vereinigung mit dem Chaos, im Hesiodus nicht das geringste vorkommt. Ganz philosophisch aber ist es auch nicht, denn die Liebe der Luft zu dem Chaos, und die daher entstandene Vermischung beyder, ist keine philosophische Idee, sondern ein Bild einer noch nicht bis zu abstrakten Begriffen erhöheten Denkkraft.

Im Ganzen hat es mit den Systemen aller nicht ausgebildeten Völker darinn Aehnlichkeit, daß alle göttliche Wesen nicht vor und von der Materie verschieden, sondern erst aus der Materie entstanden sind. Es beweist, daß obgleich die Phönicier nicht völlig so roh dachten wie griechische Theologen vor Hesiodus, sie doch auch im strengen und abgezogenen Denken, nicht große Fortschritte gethan hatten.

Diejenigen unter den Neuern, welche hier eine Aehnlichkeit mit der Mosaischen Schöpfung haben finden wollen, haben sich unstreitig durch einige wenig bedeutende, und noch dazu oft falsch ausgelegte Nebenumstände, hinreißen lassen. Oder man müßte denn annehmen wollen, daß Moses die Gottheit erst aus der gebildeten Materie entstehen lasse; welches man doch gegen alle Auslegungsregeln nicht thun durfte. Daß beym Moses der Geist über der Tiefe, und beym Sanchoniathon die Luft über dem Chaos schwebt, daß einige Worte mit den mosaischen Aehnlichkeit haben, sind zufällige Umstände, aus denen sich für die Hauptsache nichts schließen läßt.

Eben so wenig haben diejenigen in der Erklärung den rechten Punct getroffen, welche hierinn die Atomen, zur Begünstigung ihres Lieblings Moschus, gefunden haben. Theils sagt Sanchoniathon kein Wort von Atomen, und theils sind auch Chaos und Atomen sehr wesentlich verschiedene Dinge. Aus den Atomen werden erst Luft, Wasser, Erde, Feuer; im Sanchoniathonschen Chaos ist schon Wasser und Erde verschieden, und die Luft ist vom Chaos ganz abgesondert.

Wenn man nach den prächtigen Ausdrücken griechischer Schriftsteller die Egypter allein beurtheilen wollte, und dürfte: so mußten sie aller Weisheit Gipfel ersteigen, also auch die Philosophie in der höchsten Vollkommenheit besessen haben. Wenn man hingegen nach den noch vorhandenen Nachrichten von Egyptischer Wissenschaft spricht: so findet man sie bey weitem nicht zu griechischer Genauigkeit und Strenge erhoben. Wie ist das Paradoxon zu erklären? das ist, wie konnten die Griechen, ob sie sich gleich den Egyptern überlegen fühlen mußten, ihre Weisheit so sehr erheben?

Egypten war schon kultivirt als Griechenland noch in tiefer Barbarey lag, natürlicherweise also mußten die ersten Griechen, welche nach Egypten kamen von den Künsten und der Religion des Landes einen hohen Begriff bekommen. Umgekehrt mußten auch die Kolonisten, welche sich aus Egypten in Griechenland nieder-

Digitized by Google

ließen, ihres Mutterlandes Weisheit durch ihre Verbeſſerungen des menſchlichen Lebens ſehr bewundernswürdig machen. Wenn Vorurtheile einmal eingeriſſen und eingewurzelt ſind: ſo bleiben ſie, die Sachen mögen ſich ändern wie ſie wollen. In Frankreich ſind die Deutſchen noch immer Barbaren, ob ſie gleich ſchon lange das, und noch mehr, was die Franzoſen, ſind. So auch die Egypter in Griechenland, ſie blieben weiſe, ob gleich die Griechen durch ihren ſchnellen Fortgang in der Cultur ſie unendlich übertrafen. Man nehme dazu daß Prieſter in den ſpätern Zeiten liſtig genug waren, der hohen Weisheit ihrer Vorfahren durch Geheimhaltung und künſtliche Auslegung, immer neuen Glanz zu geben.

Diejenigen, welche aus dem, was die Egypter in Verhältniß gegen uns, oder auch gegen die Griechen ſpäterer Zeiten waren, den Schluß ziehen, daß ſie auf einer ſehr niedrigen Stufe der Cultur geſtanden haben, und nur durch übertriebenes Lob der Griechen, oder eigene Ausſchneiderey ſo hoch geſtiegen ſind; die aus dieſem Grunde alles ihr Lob ganz herabſetzen, bedenken nicht, daß dies Lob ſehr relatio iſt. Sie verdienen es in jenen frühen Zeiten, als ſie Griechenland Künſte, ſogar nothwendige Handwerke, Religion, und erſte Anfänge der Wiſſenſchaften lehrten. Sie verdienen es nicht in den folgenden Zeiten, weil ſie auf der einmal erreichten Stufe ſtehen bleiben, und nicht in eben dem Maaße vorausgehen, in welchem die Griechen ihnen nachſtreben.

Behaupten alſo, daß die Griechen alles von den Egyptern gelernet, nichts ſelbſt erfunden haben, wie einige auf Veranlaſſung zu eifriger Kirchenväter gethan haben, würde eben ſo ungerecht gegen die Griechen, als behaupten, daß die Griechen den Egyptern nichts erhebliches in den Wiſſenſchaften zu danken haben, ungerecht gegen die Egypter ſeyn.

Ganz genau würden wir Egyptens Verdienſt um Griechenland beſtimmen können, wenn wir von den Kenntniſſen der Egypter ganz genaue und ganz zuverläßige Nachrichten hätten. Gerade hier verläßt uns die Geſchichte, nicht daß wir gar nichts von Egypten wüßten, ſondern daß wir zu viel davon wiſſen, weil des Widerſpruches kein Ende, und eben wegen des Widerſpruches das meiſte nicht zu gebrauchen iſt. Die Griechen ſprechen von Egypten als von einem Lande, in welchem ſich Kenntniſſe und Menſchen nicht geändert hätten, ſie bemerken den Unterſchied alter und neuer Meynungen nicht; und die Neuern ſammlen größtentheils alle Nachrichten ohne Unterſchied. Was daraus für ein Chaos entſtehen muß, ſieht man von ſelbſt. Von Egyptens älteſten Zuſtande, wiſſen wir gerade das wenigſte, aus egyptiſchen Schriftſtellern nichts, aus einem griechiſchen nur etwas ſehr unvollſtändiges. Herodot durch Religions-Bewegungsgründe zurückgehalten, erzählt nur das was alle wiſſen durften, und was allen in die Augen fiel; geheimere Deutungen und Prieſternachrichten, verſchweigt er gefliſſentlich. In ſpätern Schriftſtellern trift man dieſer geheimern Auslegungen genug; aber dere, von welchen man mit Grund das Zeitalter angeben könnte, faſt gar keine an, weil aber Herodot, als das Hauptkriterium des ächten Alterthums, hier unzureichend iſt. Daneben entſteht noch zur größten Marter der Geſchichtforſcher, die Gewiſſensfrage, wie viel von dieſen Meynungen und Auslegungen der Meynungen iſt wirklich egyptiſch, wie viel in griechiſchen Gehirn entſtandenes? Denn daß die Griechen ihre Auslegungen oft den Egyptern andichten, iſt an manchen Stellen ſichtbar. Zu dieſen allem nehme man noch, daß die Egypter ihre Meynungen den Augen nicht nur des Pöbels, ſondern auch vornemlich der neugierigen Fremden ſorgfältig unter allerley geheimen Zeichen und Hieroglyphen verſteckten. Daß ſie dieſen Hieroglyphen nach Beſchaffenheit der Umſtände verſchiedene Bedeutungen unterlegten, weil die Erfahrung ſie gelehrt hatte, daß dies das ſicherſte Mittel ſey, ſich bey Ausländern Bewunderung und Anſehen zu verſchaffen; und nun mache man den Schluß auf das was wir von der egyptiſchen Philoſophie zuverläßiges werden ſagen können.

Etwas anders als bisher geſagt iſt, würde ſich freylich ſagen laſſen, wenn die vorhandenen Nachrichten kritiſch verglichen, und zuſammengeſtellt wären. Allein dies hat noch keiner in dem erforderlichen Maaße gethan, ſelbſt Brucker nicht, ob er gleich die Verwirrungen in dieſem Theile der philoſophiſchen Geſchichte hinlänglich eingeſehen, und die Mittel ihnen abzuhelfen, gekannt hat. Bis auf genauere und richtigere Unterſuchungen, mag folgendes von der Philoſophie dieſes Volks genug ſeyn.

Als den Erfinder aller Weisheit und Wiſſenſchaft, nennen die Egypter den Thaut, Thoyt oder Thoot, welchen die Griechen Hermes, die Lateiner Mekkur geheißen haben, und einige für einen Phönizier ausgeben. Die Egypter rechneten ihn unter die Diener ihrer oberſten Götter, und Griechen und Römer bekamen ſeine Verehrung aus Egypten. Daß durch die Uebertragung einer hiſtoriſchen Perſon in der Mythologie und Dichterwelt, ſeine hiſtoriſche Geſtalt ſehr mußte verändert worden ſeyn, lehrt die Natur der Sache ſelbſt. Daher auch die widerſprechenden Nachrichten von ihm; nach Herodot iſt er Jupiters Sohn, nach andern Saturns Sekretär; nach andern Oſiris Staatsminiſter. Das hohe Alterthum ſeiner Lebensgeit macht ſeine Geſchichte noch mehr ungewiß, denn daß ſie verfälſcht iſt, ſieht man offenbar daher, daß ihm die Erfindung des Gottesdienſtes, der bürgerlichen Geſetze, Buchſtaben, Aſtronomie, Naturlehre, Muſik auf der Leyer, und faſt aller ſpekulativen Wiſſenſchaften zugeſchrieben wird. So viele Wiſſenſchaften und Künſte zu erfinden, iſt nicht eines Menſchen Werk; auch nicht einmal die erſten Anfänge ſo vieler Wiſſenſchaften; denn es verſteht ſich von ſelbſt, daß wenn die Alten einem Manne die Erfindung ganzer Wiſſenſchaften zuſchreiben, dies nur von den erſten Anfangskenntniſſen dieſer Wiſſenſchaften, zu erklären iſt. Ungerecht gegen Thaut wird man wohl denn nicht ſehr ſeyn, wenn man dies auf die Erfindung einiger gottesdienſtlichen Gebräuche und Religionsmeynungen; auf einige bürgerliche Einrichtungen, und auf einige auffallende Kenntniſſe von den Himmelskörpern, und der Bezeichnung der Begriffe durch Bildungen der Gegenſtände, einſchränkt. In jenen frühen Zeiten des Menſchengeſchlechts nach der Sündfluth, konnte ein Mann ſchwerlich mehr erfinden; mußte ein Mann durch dieſe Erfindungen ſich nothwendig großen Ruhm erwerben.

Außer dieſem Thaut, nehmen die Neuern noch einen zweyten an, weil einige Schriftſteller dieſen zweyten Hermes gedenken. Einige machen ihn zum Sohne Dutkans; andere Agathodämons, ein Beweis, daß ihre Nachrichten nicht gar zu ſicher ſind, vielleicht auch daß ein ſolcher anderer Hermes blos in ihrem Gehirn exiſtirt hat. Die ſeiner gedenkenden Schriftſteller ſind zu jung, als daß man ihnen auf ihr Wort glauben dürfte, und haben in der älteſten Geſchichte zu viele Verwirrung veranlaßt, als daß man von der Güte ihrer Quel-

len eine vortheilhafte Meynung haben könnte. Auch ihm schreibt man die Erfindung der Geometrie, Arithmetik, Theologie, überhaupt aller je bey den Egyptern gelehrten Wissenschaften und Künste zu. Diese soll er aus den vom ersten Hermes hinterlassenen steinernen Säulen geschöpft, in vielen Büchern aufgezeichnet, und den Priestern in den geheimsten Orten der Tempel zu verwahren gegeben haben. Daher hat er auch den ehrenvollen Beynamen Trismegist erhalten, welcher buchstäblich einen dreymal grossen, das ist, den grössesten, bedeutet. Von seinem Zeitalter sagt nur ein Schriftsteller, daß es später sey als Moses leben. Allein dies ist deswegen nicht glaublich, weil damals die Egypter schon in allen den Dingen erfahren waren, die dieser Hermes erfunden haben soll. Sowohl hieraus, als auch aus der Erfindung der vielen Wissenschaften; dem Satze daß ein Volk ohne große Revolutionen der Natur, oder Völkerwanderungen, seine Künste nicht zweymal erfindet, und andern Gründen mehr läßt sich sehr wahrscheinlich folgern, daß dieser Hermes eine Erfindung späterer Zeiten ist.

Und das um desto eher, da man eine schickliche Person haben mußte, welcher man die große Menge von philosophisch synkretistischen Büchern zuschreiben konnte, die man zur Vereinigung der entferntesten Sekten, und zur Beförderung des Unsinns zu schreiben, für gut fand. In Egypten entstand zuerst die Begierde Pythagoras, Plato und Aristoteles, mit einander zu vereinigen, und diese Vereinigung zu erleichtern, hielt man es für das bequemste Mittel, den aus ihnen gesammleten Lehren, das höchste Alterthum, und durch Hermes Namen, göttliches Ansehen zu verschaffen. Es erschienen daher eine große Menge solcher Hermetischer Schriften, von welchen auch noch jetzt manche theils ganz, theils stückweise vorhanden sind. Alle tragen das Kennzeichen der Unterschiebung sichtbar an der Stirne; und alle sind daher auch von allen scharfsinnigen Kunstrichtern neuerer Zeiten, für untergeschoben erklärt worden.

Priester, oder wie sie sonst auch heißen, Hierophanten, erbten beyder Merkure Weisheit, und setzten sich dadurch bey dem Volke sowohl, als auch den Königen, in ein fast mehr als menschliches Ansehen. Sie sagten sich von allen bürgerlichen Geschäften los, wandelten unaufhörlich mit großer Ernsthaftigkeit unter den Bildern der Götter, wandten die Nacht zu Beobachtungen der Gestirne, den Tag zum Gottesdienste an, und legten sich dabey auf arithmetische und geometrische Untersuchungen. Daß in dieser Erzählung eines Alten manches übertrieben ist, sieht man leicht; denn nie haben die Egypter es in der Astronomie, Arithmetik und Geometrie weit gebracht. Vielleicht haben sie in spätern Zeiten sich mit diesen Wissenschaften zu beschäftigen vorgegeben, um den schon weit gekommenen Griechen ein ehrerbietiges Stillschweigen aufzulegen.

Daß sie in mehrere Classen, nach Maasgabe ihrer Geschäfte, abgetheilt gewesen sind, wird man den Alten leicht zugeben. Daß aber die Eintheilungen jüngerer Schriftsteller allezeit gewesen seyn sollten, wird man so leicht nicht zugeben. Sehr alte und zugleich genaue Nachrichten haben wir von dieser Eintheilung nicht. Ein jüngerer Schriftsteller erzählt folgendes: In ihren Processionen gieng zuerst der Sänger mit Symbolen der Musik. Von Hermes Büchern mußte er zwey auswendig können, deren eines Hymnen, das andere Vorschriften für die Lebensart des Königs enthielt. Auf ihn folgte der Sterndeuter mit Symbolen der Astronamie, welcher vier hermetische Bücher wissen mußte, deren eines von den Planeten, das andere von den Aspecten der Sonne und des Mondes, die übrigen gleichfalls vom Aufgange der Sterne handelten: dann der Secretair, eine Feder auf dem Kopfe, in den Händen ein Buch und ein Lineal. Dieser muß die Hieroglyphen, die Cosmologie, Geographie, die Beschreibung von Egypten, die Beschreibung der heiligen Ceremonien inne haben. Dann der Stolist mit einer Elle und Opferbüchern, welcher alles, was zur Bezeichnung der Opferthiere gehört, die Hymnen, Gebete, Festtage und so weiter wissen muß. Zuletzt der Prophet mit einem Wassereymer im Busen; er lernt die Bücher von den Verrichtungen der Priester, den Göttern und den ganzen Priesterorden auswendig.

Ihre Lehren hielten die Priester äußerst geheim, und vornemlich Ausländer wurden nicht ohne schwere Prüfungen und Versprechung des tiefsten Stillschweigens mit ihren Geheimnissen bekannt gemacht. Deswegen bedienten sie sich auch einer eigenen, nur ihnen verständlichen Sprache und Schrift, welche von ihrer Heiligkeit den Namen der Hieroglyphischen erhalten hat. Ursprünglich war sie wahrscheinlich nichts anders, als was die malende Schrift einiger Wilden in America ist. Nach und nach führte man Abkürzungen, willkührliche Zeichen und kühne Metaphern ein. Dadurch also wurde sie immer dunkler, und ohne Schlüssel jedem unverständlich. Da die Priester fanden, daß sie dadurch ihre Lehren verbergen, und durch willkührliche Auslegung den jedesmaligen Umständen anpassen konnten: so behielten sie sie für sich allein. Ueber den Sinn dieser Hieroglyphen ist in neuern Zeiten manches geschrieben: allein da die Alten uns zu wenig davon sagen, und noch dazu größtentheils zu jung sind, um den eigentlichen Sinn wissen zu können, ohne Grund geschrieben.

Aus dem bisher gesagten wird man leicht die von den Alten bestätigte Folgerung ziehen, daß die ganze Egyptische Philosophie nicht als menschliche, sondern als göttliche Wissenschaft, also nun als Religion, und in Beziehung auf Religion behandelt worden ist. Ihr ganzer Inhalt kann sich daher auf nicht viel mehr als Lehren und Fabeln von den Göttern, von der Entstehung der Welt, und einige Sätze von dem Schicksale der Seele nach dem Tode erstreckt haben. Strenges Raisonnement oder gründliche Beobachtung wird man daher in diesen Lehren auch nicht suchen; denn da wo Philosophie und Theologie einerley sind, bedient man sich des Raisonnements nicht, weil man sich des Zweifels nicht bedienen darf.

Daß die Egypter, gleich den philosophischen Griechen, ihre Götter als Naturkräfte betrachtet, und im Grunde keine andere Gottheit als die Natur gekannt haben, sagen spätere Schriftsteller einstimmig. Ob aber diese Erklärungen der Götternamen in die ältern Zeiten Egyptens gehören, daran läßt sich mit Recht zweifeln. Wahrscheinlich wenigstens wird es sowohl aus den gezwungenen und nicht einstimmigen Erklärungen derspäten, als auch aus der Analogie anderer abgöttischen Nationen daß wenn sie auch manche Naturkräfte als Götter verehrt haben, doch nicht alle Götternamen Naturkraft bedeuten. Die Fabeln von der Geschichte der Götter beym Herodot lassen sich unmöglich alle physisch erklären, und setzen nothwendig den Glauben an vergötterte Menschen voraus.

Von der Cosmogonie haben wir wenig umständliche Nachrichten. Das wahrscheinlichste davon unterscheidet sich von den Lehren anderer roher Nationen wenig, und das Unterscheidende ist größtentheils der Unterschie-

Digitized by Google

bung verdächtig. Die ewige Materie, lehrten ſie, war zuerſt ein rohes Chaos; hernach ſonderten ſich die verſchiedenartigen Theile, und daraus entſtand die gegenwärtige Welt. Die feurigen Theilchen nemlich ſtiegen vermöge ihrer Natur in die Höhe, die feuchten aber und irrdiſchen ſenkten ſich vermöge ihrer Schwere. Durch Sonderung der feuchten und irrdiſchen Theilchen wurden Erde und Waſſer von einander geſchieden; doch war die Erde anfangs ſehr weich und kothig. Die Hitze der Sonne härtete die Erde durch Austrocknung, und brachte ſie dadurch in Gährung. Es erhoben ſich Blaſen dieſer gährenden Materie mit dünnen Häutchen überzogen, und dieſe Blaſen wurden durch den nächtlichen Thau genährt. Als ſie endlich durch Wärme zur Reife gediehen: ſo zerſprangen die Häutchen, und es giengen Thiere von allerley Art und Geſtalt aus ihnen hervor. Diejenigen Thiere, welche am meiſten Wärme enthielten, erhoben ſich in die Luft und wurden Vögel; die am meiſten Feuchtigkeit, ſchwam ſich nach dem Waſſer und wurden Fiſche. Endlich aber wurde die Erde zu hart, als daß ſie weiter Thiere hätte erzeugen können, und daher fiengen die großen Thiere an, ſich durch Begattung fortzupflanzen.

Dies Syſtem begünſtigt den Satz, daß die Egypter von der Gottheit keinen ſehr erhabenen Begriff gehabt und ſie als Naturkraft angeſehen haben, vollkommen; denn an der ganzen Cosmogonie hat die Gottheit keinen Antheil.

Von der menſchlichen Seele behaupteten ſie, daß ſie unſterblich, und der Belohnungen und Strafen nach dem Tode fähig ſey. Aus welchem Grunde, läßt ſich ſchwerlich entſcheiden; denn was man gemeiniglich angiebt, daß ſie die Seele für einen Theil des göttlichen Weſens gehalten haben, iſt noch nicht von den älteſten Zeiten erwieſen. Wahrſcheinlich aber thaten ſie es aus eben dem Grunde, aus welchem faſt alle uncultivirte Nationen ein Leben nach dem Tode annehmen: das iſt, aus Träumen, Eckſtaſen und andern pſychologiſchen Erſcheinungen folgerten ſie, daß die Seele vom Körper verſchieden und manchen Herumwanderungen fähig iſt. Aus dem Umgange mit Verſtorbenen im Traume, aus Erſcheinungen der Todten durch Täuſchung ſchloſſen ſie, daß die Seelen der Verſtorbenen noch vorhanden wären. Da ſie die Verwandlungen der Götter in mancherley Geſtalten von Thieren und Menſchen annahmen: ſo war der Uebergang von der Exiſtenz der Seele nach dem Tode zu ihrer Wanderung in allerley Thierkörper leicht und natürlich. Daß aber die Egypter, nach einiger Griechen Bericht, Seelenunſterblichkeit und Seelenwanderung zuerſt gelehrt haben, wird man nicht leicht glauben, wenn man an die Allgemeinheit der erſten Lehre bey allen wilden Völkern, und die große Ausbreitung derſelbern in Aſien ſowohl, als auch in einigen Gegenden von Amerika, denkt.

Barbariſmen im Neuen Teſtament. Hierunter verſteht man ſolche Worte und Redensarten, die bey den beſten griechiſchen Scribenten entweder gar nicht, oder wenigſtens nicht in der Bedeutung, als im Neuen Teſtamente, vorkommen. Ob dergleichen Barbariſmen im N. T. zu finden ſeyen, darüber iſt ehemals mit vieler Heftigkeit geſtritten worden. Der Ausdruck Barbariſmen war einigen ſo auffallend, daß, ob ſie gleich die Sache nicht leugnen wollten, ſie doch gleichwohl den Namen Barbariſmus für unſchicklich hielten, daß man ihn von der Schreibart des Neuen Teſtamentes gebrauchte, gerade als wenn ein Barbariſmus allemal und nothwendig ein Fehler wäre. Sie ſahen, daß die Schreibart des N. T. ganz anders wäre, als in den beſten griechiſchen claſſiſchen Schriftſtellern; ſie machten alſo einen neuen Dialect daraus, und nennten ihn den Helleniſtiſchen, weil diejenigen Juden, die griechiſch redeten, zum Unterſchied derjenigen, die die ſyriſchchaldäiſche Sprache hatten, Helleniſten genennt wurden. Mit weit mehr Heftigkeit iſt über die Sache geſtritten worden. Die eine Parthie behauptete, daß das Griechiſche im Neuen Teſtament vollkommen rein, und ſo wie in den beſten Schriftſtellern der Griechen angetroffen werde. Man ſahe die Sache für ſo wichtig an, daß man diejenigen, die anders dachten, bepnahe verketzerte, und die Meynung ſelbſt für gottlos ausgab, indem ſie nicht mit der göttlichen Eingebung der Schrift beſtehen konnte. Rhenferd gab 1702 eine ganze Sammlung von Schriften, die dieſe Streitfrage zum Gegenſtand hatten, heraus, und es folgten nachher noch einige Schriften nach. Schwarz, Georgi, Palairet ſind unter den neuen die vornehmſten. Heutzutage iſt dieſer Streit ziemlich verſchwunden. Nachdem man die griechiſche Sprache mehr ſtudirt hat, ſo zweifelt kein Menſch mehr daran, daß in dem N. T. häufige Worte, Redensarten, Wortfügungen vorkommen, die nicht in der griechiſchen Sprache, ſondern in der hebräiſchen zu Hauſe ſind. Und man darf ſich hierüber nicht wundern. In dem Neuen Teſtamente wurden Wahrheiten vorgetragen, wovon die Griechen ganz und gar nichts wußten; man mußte alſo entweder ganz neue Worte erfinden, oder den vorhandenen Worten eine beſondere Bedeutung beylegen, wenn man die Begriffe richtig damit bezeichnen wollte. Wo findet man in den Profanſcribenten die Worte πνευμα, δικαιοσυνη, πιστις, λογος, in der Bedeutung, wie ſie Paulus in ſeinen Briefen braucht? Hiernächſt muß man bedenken, daß die Apoſtel zunächſt und unmittelbar für ſolche Leute ſchrieben, die der reinen griechiſchen Sprache unkundig waren. Der Urſtoff der erſten chriſtlichen Gemeinden waren Juden und jüdiſche Proſelyten. Dieſe lebten unter den Griechen und nahmen ihre Sprache an; nunmehr wird man ſich gar nicht wundern, wenn ſie unter die erlernte Sprache vieles von ihrer angebohrnen Mutterſprache miſchten. Dieſe jüdiſch-griechiſche Sprache läßt ſich aus der Entſtehungsart des Jüdiſch-Deutſchen einigermaßen erklären. Nachdem die Juden ſchon lange unter andern Nationen leben, ſo ſehen ſie ſich genöthigt, ihre Sprache anzunehmen; aber ſie miſchen theils Worte, theils Wortfügungen aus ihrer Sprache mit hinein, und da entſteht denn eine beſondere Art von einer deutſchen Sprache. Auf dieſe Art formirten ſich die Juden, die unter den Griechen lebten, auch eine beſondere griechiſche Sprache, die aber doch von dem reinen Griechiſchen nicht ſo weit abgeht, als das Jüdiſch-Deutſche von dem reinen Deutſchen. Dieſe nach dem Hebräiſchen gebildete Sprache war die gewöhnliche Sprache der griechiſchen Juden; die ſogenannten ſiebenzig Dolmetſcher haben auf dieſe Art griechiſch geſchrieben, und es gieng ihnen hierinnen nicht anders, als einem jeden, der eine fremde Sprache nicht kunſtmäßig, ſondern durch den bloſen Gebrauch lernt. Hiezu kommt noch dieſes, daß die Juden nicht einzeln unter den Griechen wohnten, ſondern ſich in großer Anzahl in den Städten zuſammen hielten; hieraus wird es noch mehr begreiflich, wie ſie in die erlernte Sprache ſehr vieles von ihrer Mutterſprache übertragen und beybehalten konnten. Da ſie ſich der nach dieſer Art verfertigten griechiſchen Ueberſetzung der Bibel bedienten, ſo wurde dieſe jüdiſch-griechiſche Sprache immer weiter ausgebreitet. Und nun-

Digitized by Google

mehr wird es einem jeden begreiflich seyn, warum sich die Apostel in ihren Schriften einer solchen Sprache bedienten, die unter den Juden die gewöhnliche war. Diese Barbarismen sind also schlechterdings kein Fehler in der Schreibart des Neuen Testaments. Alsdenn würden sie es seyn, wenn die Apostel die Absicht gehabt hätten, nur zierlich zu schreiben und die Ohren zu kitzeln.

Einige, die ausländische Redensarten in dem neuen Testamente angenommen haben, sind ohnstrittig in der Behauptung ihrer Meynung zu weit gegangen. Es ist ihnen z. E. alles Barbarismus, was nur eine entfernte Aehnlichkeit mit ungriechischen Sprachen hatte. Aber können denn nicht in mehrern Sprachen einerley Redensarten entstehen, ohne daß sie aus der einen in die andere gekommen sind. Die Bedeutung, die das ⲛⲫⲓ animæ ψυχη, in der hebräischen Sprache hat, ist bekannt, daß es häufig nichts anders als ipse bedeutet: wenn nun Xenophon vom Cyrus sagt: τω δε ψυχη στον ε προσειτο, ist es Hebraismus? wer getraut sich das zu sagen? Man bemerkt überhaupt unter vielen morgenländischen Sprachen eine große Aehnlichkeit mit der griechischen; daher auch einige auf den Gedanken gerathen sind, die griechische Sprache möchte wohl gar von der hebräischen abstammen. Wenn man nun aber auch diese Vermuthung nicht annehmen will; so ist es doch wahrscheinlich, daß die alten Griechen etwas von den Phöniciern, oder Cananäern, durch welche sie aus der Barbarey herausgerissen worden sind, angenommen haben. Nach der Zeit Alexanders ist noch mehr morgenländisches in die griechische Sprache gekommen; es kann also wohl mancher Ausdruck wirklich ausländisch seyn, ohne daß man ihn deswegen einen Barbarismus nennen kann. Es gilt hier auch, was ein gewisser französischer neuer Schriftsteller sagt: diese oder jene Ausdrücke sind zwar nicht völlig französisch, aber sie verdienen es doch zu seyn. Wie viele deutsche Wortfügungen finden wir in den alten lateinischen Scribenten, die gewiß keine Germanismen gemacht haben: oder ist etwa der Gebrauch der doppelten Negationspartikeln in der griechischen Sprache auch ein Gallicismus? Daher haben viele geschickte Ausleger diesen oder jenen Ausdruck im Neuen Testament für einen Barbarismus erkläret, den man bey genauerer Untersuchung, als rein griechisch befunden hat. Die Bemühungen eines Elsners, Koppens, Rachels, Schöttgens, Krebs, und anderer, sind hier gut zu gebrauchen.

Eben so leicht kann man auf der andern Seite, nicht aus theologischen, sondern philologischen Gründen fehlen, wenn man schlechterdings alle ausländische Redensarten leugnet. Man kann auf verschiedene Art in diesen Irrthum gerathen. Einige finden z. E. Redensarten, die man für ausländisch gehalten hat, bey einem Griechen der spätern Zeit, der das Neue Testament gelesen hat, und sogleich macht man den Schluß, daß dieser Ausdruck rein griechisch sey; man bedenkt aber nicht, daß der Schriftsteller diesen Ausdruck aus dem Neuen Testament habe annehmen können. Andere begnügen sich, wenn sie die im Neuen Testament gebrauchten Ausdrücke bey einem alten Griechen gefunden haben, ohne darauf zu sehen, ob sie die nemliche, entweder eingeschränkte, oder ausgebreitete Bedeutung haben. Wenn diese Art zu philologisiren gelten sollte, so könnte man noch beweisen, daß das Lateinische in den epistolis obscurorum virorum gut wäre; denn die meisten Worte kommen auch bey den Alten vor. Aus dem, was wir bisher gesagt haben, siehet man, daß der Spötter gar nichts gewinnt, wenn man ihm auch eingesteht, daß Barbarismen in der Sprache des Neuen Testaments anzutreffen sind; sie sind demselben so wenig nachtheilig, daß man eher das Gegentheil für bedenklich halten sollte.

Barbarismus. Man nimmt dieses Wort manchmal in weitläuftiger Bedeutung, und versteht alle Abweichungen von den Regeln einer Sprache darunter. Insofern begreift man die Solöcismen mit darunter. Aber genau zu reden sind sie beyde unterschieden. Barbarismus ist, wenn man sich in einer Sprache ein Wort erlaubt, das nicht in derselben zu Hause ist; Solöcismus wenn man zwar gewöhnliche Worte, aber auf eine fremde Art mit einander verbindet. Man kann auf verschiedene Art Barbarismen in eine Sprache bringen. Erstlich, wenn man Worte braucht, die gar nicht zu dieser Sprache gehören, und ihnen höchstens nur eine Endigung ans dieser Sprache anhängt; z. E. Biera Geradа &c. Zweytens, wenn man aus übertriebener Analogie, Worte aus fremden Sprachen einführt, z. E. vitiosus, superioritas &c. Drittens, wenn man einheimische Worte in einer fremden und dieser Sprache nicht angemessenen Bedeutung braucht, z. E. Jäger dehors, auslassen. Jede Sprache hat ihre eigenthümliche Metaphorn, die es in einer andern Sprache nicht sind; eine jede hat ihre besondern Nebenbegriffe: wenn diese nun verwechselt werden, so entsteht daraus ein Barbarismus. Z. E. wenn einer anstatt, il a des bonnes entrailles sagen wollte, il a des bonnes boyaux pour moi. Bey lebendigen Sprachen fühlen wir das Lächerliche; bey alten ausgestorbenen müssen wir es erst durch Beyspiele suchen. Wenn ein Wort in unserer Muttersprache zwo Bedeutungen hat, so kommen wir oft in die Versuchung, in einer fremden Sprache, die wir nicht völlig verstehen, dem Wort, das wir für das unserige setzen, gleichfalls beyde Bedeutungen zu geben, und hiedurch machen wir einen Barbarismum. Woher die Benennung rühre, ist aus dem Artikel: Barbari ersichtlich.

Barbarismus, ist nach dem heiligen Epiphanius die älteste von Adam bis auf Noah sich erstreckende Periode der wahren und falschen Religion, von der uns, wenn wir das ausnehmen, was Moses erzählet, alles unbekannt ist. Ueberhaupt theilte dieser Kirchenvater alle alte Religionen in vier Gattungen ein, nemlich in den erstgedachten **Barbarismus**, in den **Scythismus**, der von Noah bis auf den Serup währete, den **Hellenismus** und den **Judaismus**, der unter dem Abraham anfieng. Diese Eintheilung ist mit Rechte als mangelhaft getadelt worden, indem sie den **Sabismus**, oder die Religion der alten Chaldäer und Perser, und den **Egyptianismus**, oder das so sehr von allen andern Religionen abweichende System der alten Egyptier ausläßt; der so alten Religion des **Brama** und anderer nicht zu gedenken.

Barbarismus, in der Musik, hieße vor Alters ein solcher Satz, der nicht durch ihre Regeln, sondern blos durch das Ansehen eines großen Mannes als eine dichterische Freiheit zu rechtfertigen war, und deswegen in den Stücken eines mittelmäßigen Geistes unter dieser Benennung verworfen wurde. Heutzutage sind wir dieser Benennung jener Freiheit und obigen Zwanges überhoben, da die wahre systematische Regeln nicht nur um den Namen der Regeln willen geschrieben sind, sondern von der Natur hergeleitet werden.

Nach einem solchen gründlichen Systeme, ist kein eine

Digitized by Google

ziger Ausdruck hinreichend, dasjenige consoniren zu machen, was den Gesetzen der Natur stracks widerspricht.

Also, wenn ein groſser Meister, z. B. anstatt die Tonseinheit zu befolgen, im nemlichen Gelaise, bald harte, bald weiche Tonarten immer unter einander würfe, und hiedurch auf den Ausdruck einer Unbeständigkeit abzielete: so wäre es deswegen noch kein Barbarismus; weil die Tonseinheit aus den tiefesten Grundsätzen der unwandelbaren Natur und der erhabensten Metaphysick mit der Unbeständigkeit nicht harmoniren kann.

Barbarossa, ein Käfer, s. Rothbart (neuholländischer).

Barbastelle (*Vespertilio*), s. Fledermaus.

Barbata Venus. Die Venus bekam den Namen Barbata, weil sie zuweilen unter dem männlichen Gestalte nicht allein von Dichtern z. B. vom Virgil, beschrieben, sondern auch von Künstlern mit einem Barte gezeuget vorgestellet worden. Die wahre und eigentliche Ursache von diesem Beywerte scheint Suidas anzugeben, welcher den Gelegenheit des Worts Aphrodite erzählt, das römische Frauenzimmer habe einstens wegen eines bey ihm sich einstellenden epidemischen Ausschlags sich von allen Haaren am Körper bereyen müssen. Es habe hierauf der Göttin der Schönheit, und der Liebe eine Bildsäule geweihet, welche die Venus mit einem Barte am Kine, und einem Kamm in der Hand vorgestellet, um durch dieses Geschenk den geschwindern Wachsthum des eingebüßten Haars wieder zu erhalten.

Barbati, bärtige Brüder, war ehemals der Name der Layenbrüder bey den Benedictinern, Cisterzienserns, und andern Congregationen jenes Ordens. Sie erhielten ihn wegen des langen Bartes, die sie zum Unterschied von den übrigen Religiosen tragen mußten, und heute noch in einigen Klöstern tragen. Es gab viele solche bärtige Brüder in dem Kloster Hirschau, und im grandimontensischen Orden wurden sie so zahlreich, daß sie im Jahr 1180 gegen ihren General eine Rebellion anfangen, und ihn absetzen konnten.

Barbe, Bärme oder Barbel (*Cyprinus barbus*), s. Karpfe, Flußbarbe.

Barbe oder **Barme** (ökonomisch). Dieser Fisch wird leichte mit Netzen und an aber Nacht gelegten Angeln gefangen. Die Fischer sagen, daß die Barben auf folgende Art mit der Angel, die gelegt und auch mit der Hand geführt wird, am besten und leichtesten gefangen würden:

Man fange Würmer, die man in der Erde, sonderlich unter den Steinen im Sommer allezeit und überall vorfinden wird; lege sie in Moos in einem Topf etliche Tage, damit sie sich da reinigen; alsdenn nehme man sie heraus in einen andern Topf, in welchem man etliche Hände voll frisches Peterſilienkraut gebracht hat, haben sie darin einen Tag zugebracht, so suche man im Fluſse, wo sie sich aufhalten, Orte, wo der Fluß schnell laufet, werfe da, dort mehrere von den Würmern in der Abenddemmerung hinein, andern Tags um 9 Uhr früh stecke man dergleichen Würmer an die Angel und werfe sie etliche Schritte oberhalb dem Ort, wo man die Würmer vorigen Abend einwarf, ein. Eine Spanne oberhalb dem Angeleisen muß etwas Bley oder Eisen an die Angeschnur angemacht werden, damit der schnelle Strohm die Angel nicht fortreiſe und sie auf dem Boden, wo die Barben gerne und alleyeit liegen, sich halten möge.

Barbeliten, Barbeloiten, Barbeliotes, war ein Beyname der Gnostiker, welchen sie von dem Wort Barbelo oder Barbelos, das sie bey ihren gottesdienstlichen Formeln öfters wiederholten, bekommen haben. Sie sollen dadurch den Ueberrest des Geistigen, welches jeder Mensch noch aus dem Pleroma herhabe, d. i. seine vernünftige Seele, insofern sie der Materie, oder dem Körper und der sinnlichen Seele widersteht, verstanden haben. Nach einer andern Meynung soll es soviel als: Leben, die Mutter alles Lebendigen, oder dergleichen seyn, welche als ein Aeon vorgestellt, und sonst gewöhnlich Zoe von den Archontickern (s. diesen Artickel) aber Photenia, oder Photene (*lucine Quarum*) genennt wird. Schon Simon der Zauberer hat sein Weib Helena mit diesem Namen belegt, und für einen weiblichen Aeon ausgegeben. Barbelo soll eine Tochter des Herrn, oder einen Ausfluß Gottes bedeuten. Weil aber Bar keine Tochter, sondern ein Sohn heißt, und es doch ein weiblicher Aeon gewesen seyn soll, so meynt man, daß das Wort vielleicht Bartelo geheißen, und frisch seyn. Es wird auch Barbero geschrieben, welches noch weniger zu erklären ist. Die Sache wird auch noch auf folgende Art erzählt: ein gewisser Aeon lebte in Vertraulichkeit mit einem jungfräulichen Geist Barbeloth genannt, und schenkte demselben die Vorherwissenheit, die Unsterblichkeit, und ein ewiges Leben. Barbeloth war einsmals aufgeweckter als gewöhnlich, und erzeugte das Licht, welches Christus genennt wurde. Er erhielt durch die Salbung des Geistes den Verstand. Der Verstand, die Vernunft, die Unsterblichkeit und Christus vereinigten sich. Die Vernunft und der Verstand erzeugten den Antogenes; dieser aber den Adamas, den vollkommenen Menschen, und sein Weib, die vollkommene Erkenntnis. Adamas und sein Weib erzeugten das Holz. Der erste Engel erzeugte den heiligen Geist, und die Weisheit oder Klugheit (Prunicos). Diese letztere erzeugte den Protarchon, oder den ersten Fürsten, welcher stolz und ein Thor war, jedoch die Creaturen erzeugte, und sich auch mit der Hoffart vermischte, und mit derselbigen alle Laster erzeugte. Es würde vergeblich seyn, diesen Unsinn weiter zu entwickeln. Es ist eine Abänderung des Gnostischen Systems, von welchem der Artickel: Gnostiker nachzusehen ist.

Barben, Lehrer der Waldenser, s. Barbets, auch Waldenser.

Barben, (Versteiner.) ob sich die Barben auch in dem Reiche der Versteinerungen finden? Unter der groſsen Menge der versteinten Fische sind zwar viele, deren Urbild wir nicht kennen, auch viele, deren Original wir nur wahrscheinlich anjugeben wissen; hingegen auch manche von denen wir beynahe mit Zuverläßigkeit sagen können was sie ehedem waren, ehe sie in das Steinreich übergiengen. s. Fische, versteinte. Was nun die Barben anlangt, so glaube ich zwar, daß sie in dem Steinreiche wirklich vorhanden sind, glaube aber auch, daß wir von diesem oder jenem Beyspiel, das wir besitzen oder in Abbildungen sehen, nicht so gerade zu sagen können, es sey die Versteinerung, oder vielmehr der Abdruck einer Barbe, weil eine geringe Veränderung, die doch im Steinreiche gar so leicht möglich ist, unter einer Barbe und einem Karpfen einen geringen Unterschied übrig läßt. Unterdessen gedenken die Schriftsteller einiger Beyspiele versteinter Barben. Olaus Worm, sagt Leßer (Litthotheol. §. 358. S. 605.) wies in seinem Kabinet eine Barbe auf, die in einem eißlebischen Schiefer eingedruckt war, welche so genau ihre Liniamente, Haupt, Schuppen und Flossfedern hatte, daß es keine Kunst deutlicher hätte nachmachen können. Ein zweytes Beyspiel kömmt in Baiers monumentis rerum petrificatar. tab. 3. vor.

Barbenkraut s. Federich.

Digitized by Google

Barber, ist eine gewisse Art Pferde in Africa und der Barbarey, die schwach und mager vom Leibe, leichter Füße, und daher von fast unglaublich schnellen Lauf sind. Sie werden, wie die Windspiele, zum Jagen gebraucht, aber selten zu uns gebracht, weil sie in der Barbarey und Africa selbst zum theuersten verkauft, ja so hoch gehalten werden, daß man ihr Geschlechtsregister, wie bey uns die Genealogien großer Herren hält.

Barbets, ist ein Beyname der Waldenser. Einige leiten ihn von einigen Einwohnern in Piemont her, welche Barbets genennt werden. Andere aber von dem Wort Barbe, womit ihre Lehrer benennt wurden, welcher Name nach einigen von Barbe, Bart herrührt, weil sie große Bärte getragen hätten; nach andern aber soviel als einen: Oheim, Oncle, oder auch Aeltesten bedeutet, womit sie ihre Lehrer benennt hätten. Diese Barben verwalteten bey ihnen das priesterliche Amt, unterrichteten die Jugend, und bereiteten insonderheit junge Lehrer zu. Einige derselben waren verheurathet, die meisten aber nicht.

Barbettes, nennet man Erhöhungen hinter den Brustwehren der Festungen, auf welchen die Kanonen stehen, wenn man über Bank feuert. (s. über Bank feuern.)

Barbier (antiquarisch.) s. Tonsor.

Barbier, Bartscheerer. In Deutschland ist leider die übele Gewohnheit eingeführt, daß die Wundärzte, welche sich nur ganz allein mit der Wundarzneykunst abgeben, und sich in derselben stets vollkommener machen sollten, besonders Lehrlinge, einen großen Theil der Zeit, die sie zu weit nützlichern Beschäftigungen anwenden könnten, damit verschwenden, daß sie herumgehen, und den Bart abscheeren. Es ist dieses aber auch die Ursache, warum man in Deutschland sehr oft anstatt guter Wundärzte, nur Bartscheerer antrift, die außer dem Aderlassen, sonst wenig Gründliches von ihrer Kunst verstehen. Es wäre zu wünschen, daß wie in Frankreich, denjenigen, die die Haare des Kopfs zu besorgen haben, auch das Abscheeren der Haare am Bart überlassen würden.

Barbier, (juristisch) waren ehedem von den **Wundärzten** sowohl, als von den **Badern** unterschieden, und an einigen Orten in Deutschland, nicht weniger in verschiedenen auswärtigen Staaten, als Frankreich und Holland, sind sie es noch. In Deutschland gehören alle drey, nach Aufhebung jenes Unterschiedes gewöhnlich in eine Innung, welche das **Barbieramt** oder die **Baderinnung** pflegt genannt zu werden. Daß ihr Geschäfte ehedem einer öffentlichen Verachtung ausgesetzt gewesen, ihre Ehre aber durch die Anordnung der Reichsgesetze wiederhergestellt worden, ist schon unter dem Artickel **Bader** bemerkt. Die Medicinalordnungen in allen Provinzen stimmen in Absicht der Barbierer darin überein, daß sie sich in gar keine innerliche Curen mischen, und die äußerlichen nicht eher unternehmen sollen, als bis sie die in den Medicinalordnungen festgesetzte Prüfung ausgestanden haben, und auf die Medicinalordnung beeidigt sind.

Barbieren oder den **Bart scheeren**, heißt soviel als die Barthaare mit einem Scheermesser abscheeren, nachdem sie vorher mit Seiffenschaum eingeseifft worden.

In Frankreich thun es die Perückenmacher.

Barbierer (*Coriphaena norvacula* L.) s. **Stutzkopf**.

Barbiermesser, macht der Instrumentenmacher und zwar aus dem feinsten englischen Stahle. Die Perißherie des Schleifsteins, muß zu dem Schärfen und zum Hohlschleifen dieser Art Messer schmal seyn, um blos damit ihre Mitte herauszuheben. Man darf beym Schmieden der Klingen kein stark Feuer geben. Sie werden rothgläuend im kalten Wasser gehärtet, mit dem Sandstein weiß geschweert, auf Kohlen gelegt, bis sie von selbst ohne Gebläße gelb anlaufen und sokalt Wasser vertragen können. Bey der Schneide eines Barbiermessers ist zu bemerken, die Ecke, die Ausbohlung, und die schneidende Linie. Die Tiefe der Ausbohlung ist beynahe um den dritten Theil einer Linie tief. Der kleine Bogen, welcher die Schneide beschreibt, ist bequem sie dem Haare entgegen zu führen, und man muß diesen Bogen im Abziehen auf dem Steine nicht verletzen. Ein zu dicker Rücken, verursacht, daß man die Schneide im Abziehen, zu stark auf den Stein niederdrückt. Die Schale oder der Heft der Barbiermesser wird von Schildkröten, Fischbein, Horn gemacht, halb durchsäget, und oben vernietet.

Barbier- oder **Streichriemen**, ist ein Stück Juchten- oder Kalbleder, welches mit Schmergel, oder Barbierstein pulver, so aus zartgestoßenen Schiefer- und Dachstein Pulver besteht, zubereitet ist. Dieses Leder wird gebraucht, die Barbiermesser darauf zu streichen, damit sie desto besser schneiden.

Barbierstein, ist von feinem Korne, und wird vielfältig in den Schiefergruben gegraben. Man pflegt auf selbigem ein paar Tropfen Baumöhl fallen zu lassen, und sodann die stumpfgewordene Barbiermesser darauf hin und her zustreichen. Messer so zu starken Bärten gebraucht werden, sind dergestalt zu streichen, daß sie eine kürzere Schneide bekommen.

Barbilla, waren Spiele, welche zu Ephesus gefeyert worden, deren übrige Beschaffenheit aber unbekannt ist.

Barbitos, ist der Name eines musicalischen Instruments der Alten. Die eigentliche Beschaffenheit desselben ist nicht völlig bekannt. Man findet es sowohl bey den Alten, als bey den Neuern jezuweilen mit der Leyer verwechselt. Wir wollen den grossen Kenner des Alterthums in den Anmerkungen über seine Geschichte d. K. d. K. über diesen Gegenstand reden lassen. "Eine der ältesten Statuen griechischer Kunst zu Rom aus dieser Zeit des ältern Stils könnte eine Muse mit einer großen Leyer scheinen, die im Palaste Barberini stehet, und zweymal so groß, als die Natur ist. Es hatte dieselbe alle Kennzeichen eines so hohen Alterthums. Vermöge dieser Eigenschaften könnte dieselbe eine von den drey Musen seyn, welche drey große Künstler vor der Zeit des Phidias machten. Die eine hält Flöten, und war von der Hand des Canachus aus Sicyon, die zwote mit einer Leyer, χέλυς genannt, war vom Aristocles, des Canachus Bruder, und die dritte mit einer andern Art Leyer, welche Βαρβίτος hieß, war ein Werk des Ageladas, des Polyclitus Meister. Diese Nachricht giebt uns Antipater in einer Sinnschrift. Der Unterschied der verschiedenen musicalischen Instrumente, die wir im Deutschen unter dem Worte Leyer begreifen, ist nicht deutlich anzugeben, und die alten Scribenten selbst verwechseln λυρα mit χέλυς, so, daß die Erfindung bald der einen, bald der andern, theils dem Mercur, theils dem Apoll beygelegt wird. Unterdessen wird dadurch wahrscheinlich, daß λυρα und χέλυς, wo nicht einerley Instrument, wenigstens sehr ähnlich eins dem andern gewesen; λυρα aber in der Hand einer Muse unter den herculanischen Gemälden mit der Unterschrift: περιλυρον λυραν, war eine Art kleiner Leyer, und vermuthlich ist es diejenige, deren

Digitized by Google

den Klangboden anfänglich aus der Schale einer Schildkröte gemacht war, so wie dieselbe in dieser Gestalt zu den Füssen eines Mercurius in der Villa Negroni stehet. Die Leyer der Muse aber, von welcher wir reden, ist von der grossen Art, so wie solche Apoll auf einem andern herculanischen Gemälde hält, und es scheint, daß dieses Instrument dasjenige sey, welches βαρβιτος heißt, und nach dem Pollux βαρμιτος genennt wurde, d. i. mit groben Saiten, welche daher eine Art von Psalter wird gewesen seyn. Dieser Muthmasung zu Folge hätte die Muse des Aristoteles eine kleine Leyer, χελυς, gehalten, und die von Agelades gearbeitet, eine grosse Leyer βαρβιτος, und folglich wäre die Barbarinische Muse auf die letztere zu deuten.“

Nach dem Horaz ist Alcäus der Erfinder des Barbiton (man braucht dies Wort in dem dreyfachen Geschlechte, meistentheils es es lezbium barbiton nennt. Und da Alcäus schon in der 42sten Olympiade gelebet, so ist der Winkelmannischen Vermuthung wenigstens die Zeitrechnung nicht zuwider. Ihre Abbildung ist eben nach, in dem Kupfer vor der Dedication der Monum. ined. des sel. Winkelmanns, in dem Pitr. Ere. Tom. 2. tav. 1. und in dem Mus. Capitol. Tom. 3. Tab. 29. Prätorius in Synt. Music. nennt es Tom. 2. p. 5. ein Backbret, vielleicht nach Strabons Anleitung, der die Sambuca und Barbiton für einerley Instrument gehalten hat; hievon schreibet Hadrianus Julius in seinem Nomenclator lib. 2. de Iconographia. Salomo van Til in seiner Sing-Dicht- und Spielkunst meldet p. 95. es scheine ein persisches Wort zu seyn; denn unter den Persianern wäre ein gewisses Saitenspiel unter dem Namen: Barbet bekannt.

Barbitum minus, eine kleine Geige, (sonsten Stockgeiglein genannt) die etwas länglicht aussieht und sehr schmal, ja wenig breiter ist als ein Stock. Die Tanzmeister pflegen dergleichen mit sich in ihre Stunden zu nehmen, und können sie ganz gemächlich auf dem Wege verbergen.

Barbota, Barbote, Barbotha, sind Benennungen der Aalruppe s. Cabeliau. (*Gadus Lota* Linn.)

Barbus (*Cyprinus*) s. Karpfe.

Barbus, ist die französische Benennung derer, die sonst Barbari genennt werden, welches nachzusehen ist.

Barces, ist eine alte Art Bedecken auf Schiffen gebrauchter Kanonen, beynahe wie die Falkonetten, nur mit dem Unterschiede, daß sie kürzer, an Metall stärker und von gröserem Caliber waren.

Barchentmanufactur. Barchent ist ein gekreuzter mit vier Schemeln gearbeiteter, dichter und auf der einen Seite rauher Zeug, der eigentlich ganz aus Baumwolle bestehen sollte; allein um ihn desto dauerhafter und zugleich wohlfeiler zu machen, ist man auf den Einfall gekommen, einige Arten von Barchent, und vorzüglich diejenige Sorte, welche man zu Betten zu zuwenden gewohnt ist, mit einer leinenen Kette oder Aufzug zu verfertigen. Diejenige Barchente, so nicht zu Betten zu bestimmt sind, pflegen von allerley Farben, jedoch einfärbig gemacht zu werden. Man hat doppelte und einfache Barchente, die insgesammt nur mittelmäßig gutes und grobes Gespinst verlangen. Da übrigens der Barchentwebersstuhl mit dem Cattunwebersstuhl übereinkommt, und keine andere Verschiedenheit hat, als daß ersterer vier Tritte oder Schemel, und eben soviel Kämme besitzt, so wird man sowohl die verschiedenen Theile dergleichen Stuhls, als übrige Verfahrungsart, unter den Artickel: Baumwollen-Manufactur zusammen fassen.

Zur Kette erhält der Barchent leinen, zum Einschuß baumwollenes Garn. Die Kette wird nach Art der andern Webereyen, gespult, geschoren und auf den Stuhl gebracht. Er wird mit 3 oder 4 Schäften gewebet, je nachdem man ihn dichte haben oder einen starken Körper geben will.

Endlich wird der fertige und gebleichte Barchent, ohnerachtet er durch das Weben schon eine rauhe Seite erhalten, noch gekratzt oder gekarret, zulezt auf eine lange Tafel geleat und dem Stück Barchent noch ein Strich nach der Breite gegeben.

Barcone, ist ein weitbauchigtes kurzes auf dem mittelländischen Meere gebräuchliches Fahrzeug, worauf man Korn, Holz, Salz und andere Victualien von einem Orte zum andern führet.

Bardana, ist der gewöhnliche Name den bey älteren Schriftstellern und in den Apotheken die Klette (Arctium Lappa Linn.) führet.

Bardarioten, waren eine Art von Leibwache der Kaiser zu Constantinopel. Sie waren roth gekleidet, trugen persische Mützen auf dem Kopfe, welche mit citrongelben Tuche besetzt waren, außerdem hatten sie Stäbe um das Volk damit von dem Kaiser auf den Straßen abzuhalten. Ihrer Abkunft nach waren sie Perser, und hatten ihre Benennung vom Flusse Bardarius, der einerley mit dem Axius sey soll. Sie waren nach dem Nicetas gewissermaßen bey den Kaisern, was vorher bey den römischen Magistratspersonen die Lictores gewesen.

Die Bardarioten hatten ihren Posten an den Thoren des Pallastes; und im Lager am kaiserlichen Zelte auf der nordlichen Seite. Sie stunden unter dem Trabanten-Obristen, oder Primicerius domesticorum.

Barde, Barde, Barte, ein Beil, oder Streitaxt, dergleichen verschiedene alte Völker führten, und wovon die Longobarden, nach einiger Meynung den Namen haben. Hellebarde kommt auch daher.

Bardeau, nennet der Graf von Buffon das Maulthier, welches von einem Hengst und einer Eselinn gefallen ist.

Barden, Bardi. Außer den Druiden hatten die alten Gallier die Barden, die Saroniden, und die Eubagen. Die lezten hatten die Opfer zu besorgen, und legten sich auf die Erforschung der Natur. Die Saronaiden unterrichteten die Jugend, und flößeten ihr tugendhafte Gesinnungen und jenen unüberwindlichen Heldenmuth ein. Die Barden aber, deren Namen in der celtischen Sprache, nach dem Festus, so viel als Sänger bedeutet, rühmten die unsterblichen Thaten ihrer grossen Helden, und sangen dieselben gemeiniglich nach musicalischen Instrumenten ab, die mit unsern Leyern eine Aehnlichkeit gehabt haben sollen. Ihre Verse wurden so hoch geschätzt, daß sie im Stande waren, das Gedächtniß derer zu verewigen, deren Lob sie besangen. Lucan schildert sie deswegen folgendermaßen: „Vos quoque, qui fortes animas, belloque peremtas laudibus in longum vates dimittitis ævum, plurima securi fudistis carmina Bardi.„ Diese Barden stunden in so grosser Hochachtung, daß wenn schon zwo Armeen im Begriffe waren, handgemein mit einander zu werden, ja wenn das Treffen schon seinen Anfang genommen hatte, und sie sich nur zeigten, man denselben Augenblick die Waffen sinken ließ, um ihre Vorschläge anzuhören. Außer ihrer gewöhnlichen Beschäftigung, das Lob ihrer Helden und derer zu besingen, die ihnen Gutes erwiesen,

Misstrei sie sich auch an, die Handlungen besonderer Personen zu beurtheilen und zu tadeln, besonders wenn ihre Aufführung nicht mit ihrer Pflicht übereinkam.

Einige machen aus den Druiden und Barden nur einen einzigen Körper oder ein Collegium, und dieß wird, nach dem Tacitus, nicht unwahrscheinlich, wenn er in seinem Buche von den Sitten der Deutschen — diese hatten aber mit den Galliern ähnliche Religionsbegriffe, einerley Priester und gottesdienstliche Einrichtungen, vermöge des ähnlichen celtischen Ursprungs — derer Lieder gedenkt, welche vor der Schlacht zur Ermunterung des Heers gesungen wurden.

Die alten Caledonier oder Schotten hatten gleichfalls ihre Druiden und Barden, als Abkömmlinge der Celten. Die Druiden waren ihre Philosophen und Priester, die Barden besangen ihre Heldenthaten. Man darf sich diese alten Caledonier nicht als eine grobe und wilde Nation vorstellen: sie besaßen schon seit undenklicher Zeit ein gebildetes System von bürgerlicher Verfassung und Sitten. Diese Celten hatten für ihre Poesie und ihre Barden eine solche Liebe, daß ungeachtet der gänzlichen Aenderung ihrer Regierungsform und Sitten, und nachdem die Druiden schon lange unterdrücket waren, dennoch die Barden unter ihnen blüheten. Jeder Regulus, oder Herr eines Clans, hatte seinen eigenen Barden, der einen angesehenen Posten an dem Hofe eines solchen kleinen Fürsten bekleidete, und dem Ländereyen angewiesen waren, die selbst auf seine Familie forterbten. Sie waren oft zwischen streitenden Partheyen die Abgesandten und Mittler, und ihre Person wurde als heilig betrachtet. Dahero darf man sich nicht wundern, wenn man unter ihnen weit feinere poetische Empfindungen antrift, als man von Leuten erwartet, die man sonsten Barbaren nennet. Und bey einer solchen Classe von Menschen, die sich seit undenklichen Zeiten mit der Dichtkunst beschäftiget, die ihre ganze Einbildungskraft mit Ideen von Heldentugend erfüllt hatten, und wo es immer einer dem andern in der Erhebung seines Helden zuvorzuthun suchte, ist es sehr natürlich, daß ein Held in solchen Bardengesängen mit glänzenden keine wilde Barbarey verrathenden Zügen geschildert wird.

Was die Barden bey den Celten waren, das sind die Scalden bey den Scandinaviern gewesen, deren Gesänge Dyses hießen, wovon man in des Olaus Wormius Buche de litteratura Runica und im ersten Bande der Versuche über die Geschichte des Menschen des Henrich Home merkwürdige Stücke findet.

Ossian, ein Barde des dritten Jahrhunderts lebt noch in seinen übriggebliebenen durch Macpherson der gelehrten Welt bekannt gemachten Gedichten, deren Aechtheit erstgedachter Home in seinen Versuchen durch sehr starke Gründe erwiesen hat.

Bardenlieder, sind die Gesänge der alten deutschen und nordischen Völker. Sie enthielten das Lob ihrer Helden und die Geschichte ihrer Nation. Sie wurden nicht aufgeschrieben, sondern nur auswendig gelernt, daher es auch begreiflich ist, warum keine bis auf unsere Zeiten aufbehalten worden sind. Carl der Große soll zwar dasjenige, was er davon zu seinen Zeiten auftreiben konnte, zusammen haben suchen, und in das Lateinische übersetzen lassen; aber auch von diesen Uebersetzungen findet sich wenig mehr. Bartholin, Wormius, Rudbeck, Törner haben Ueberbleibsel von dergleichen Liedern gesammelt und herausgegeben.

Seit einigen Jahren ist eine Art Lieder bey uns Deutschen aufgekommen, da man sich in die ältern Zeiten Deutschlands hineinsetzt, und den Geist derselben auszudrücken weiß. Man besticht sie mit alten deutschen Namen von Helden und Barden, um ihnen dadurch das ehrwürdige Ansehen des Alters zu geben. Seit dem Klopstock den Anfang damit gemacht, hat er viele Nachahmer bekommen; allein oft findet man nichts altdeutsches darinnen, als unverständliche Namen.

Bardenwurzel, s. Grindwurzel.

Bardesaniten, waren ein Zweig der Gnostiker, und hatten ihren Namen von dem Bardesanes, einem Syrer, der in der Mitte des zweyten Jahrhunderts lebte. Er war ein gelehrter Mann, der verschiedene Schriften geschrieben hat, wovon auch einige Fragmente bey dem Eusebius und in den sogenannten Recognitionen des Clemens (s. von diesen den Artikel: Apostolische Männer) übrig sind. Er war von christlichen Eltern gebohren, und anfänglich ein Rechtgläubiger, begab sich aber hernach zu der Parthey der Valentinianer. Er blieb jedoch nicht bey derselben, sondern bestritt sie sogar nachher, wie auch andere gnostische Partheyen, welches wohl geschehen konnte, da sie nicht immer in den Lehrsätzen und Vorstellungsarten übereinstimmten. Er behielt jedoch verschiedene daher geschöpfte Lehrsätze bey, weil dieselbigen bey den sogenannten orientalischen Philosophie, der er zugethan war, gemäß waren. Als der Kaiser Lucius Verus zu Edessa in Syrien war, und ihn zur Verleugnung der christlichen Religion verleiten wollte, so gab er zur Antwort: „Ich fürchte mich nicht vor dem Tode, und wenn ich mich davor fürchten könnte, würde mich denn der Kaiser davor sicher stellen können, wenn ich die Schwachheit begienge, seinen Befehlen zu gehorchen.„

Sein System bezog sich, wie das System aller alten Philosophen, aller Gnostiker und Manichäer, erstlich auf die berühmte Frage: von dem Ursprung der Welt und des Bösen. Er behauptete darüber folgendes: Es giebt zwey erste Grundwesen, die er Wurzeln nennte, von welchen das eine gut, das andere böse ist. Er schrieb dem Guten verschiedene Würkungen zu, welche er das Gute, das Licht, den Rechten, den Barmherzigen, den Frommen, und den Gerechten nennte. Nach einigen sind dieses eben das, was sonst in der Sprache der Gnostiker Aeonen, Archai, oder Probolä, das ist: Ausflüsse genennt werden. Andere aber unterscheiden diese Würkungen und die Aeonen voneinander. Von dem bösen Grundwesen kommt das Böse, das Uebel, die Finsterniß, der Linke, der Grausame, der Gottlose und denen gleichen her. Dieses ist im Grunde das dualistische System, womit das System des Ausflusses, wie von mehreren geschehen ist, einigermaßen verbunden war. (s. den Artikel: Ausfluß.) Das gute Grundwesen ist Gott. Es ist nur ein Gott. Er ist allein unsterblich; er ist allmächtig; er unsichtbar, wird aber von Nichts umgeben. Er beherrschet alles, und nichts kann sich seiner Oberherrschaft entziehen. Er ist gerecht und straft den Teufel, seine Engel, und die Menschen, die es mit ihm halten. Er ist die einzige Ursache der Seeligkeit der Menschen. Er hat die Welt und den Menschen erschaffen, und nicht der Teufel. Dieses scheint dem vorhergehenden zu widersprechen. Denn um alle Schuld von Gott abzulehnen, hatte er zwey Grundwesen, das ist, zwey gleich ewige Wesen angenommen, und alles böse von dem einen hergeleitet. Und doch sagt er: Gott sey allein unsterblich und sonst weiter. Einige meynen daher, er habe gelehrt, daß sich der Teufel selbst hervorgebracht habe, und also kein Geschöpf Gottes sey. Andere meynen, daß er weiter nichts habe sagen wollen: als: das

Digitized by Google

gute Grundwesen verdiene allein Gott genennt zu werden, welches aber beyderseits den Widerspruch nicht hebt. Indem er den Ursprung der Welt Gott zuschreibt, so unterscheidet er sich dadurch von den Valentinianern und andern gnostischen Partheyen, welche sich einen von Gott unterschiedenen Weltschöpfer träumten. Der Mensch, welchen Gott erschaffen hatte, besaß nach dem Bardesanes, eine vernünftige Seele und einen feinen himmlischen Körper, und trug das göttliche Ebenbild an sich. Der Teufel aber, oder der Böse, verführte die reine und unschuldige Seele zur Sünde. Nun bekam er einen Körper von Fleisch, aber von der groben Materie, welcher denn den Grund von allen bösen Begierden und Leidenschaften enthält, worauf ihn Gott aus dem Paradiese stieß. Bardesanes hatte also die so vielen Philosophen und Ketzern gemeinschaftliche Meynung, daß der Ursprung der Sünde von dem Körper herrühre. Er verzieht es aber nur von dem nähern Ursprung: denn den entfernetern schreibt er der Verführung des Teufels zu. Wer nun dem Menschen diesen groben Körper gegeben habe, das scheint er nicht deutlich ausgedrückt zu haben. Einige glauben daher, er habe gelehrt, daß Gott dem Menschen zur Strafe diesen Körper gegeben habe; welches aber nicht zusammenhängt: denn so würde Gott doch immer eine Hauptursache von der Sünde seyn, welches er doch von ihm abzulehnen suchte. Nach andern hat er gelehrt, daß der Teufel den Menschen mit dem groben Körper umgeben, und Gott solches nur zugelassen habe, womit jedoch die Schwierigkeit auch nicht gehoben ist. Denn wenn Gott solches deswegen zuließ, um die Menschen zu strafen, so war er, da der nächste Grund des Bösen im Körper lag, doch immer eine Mitursache desselbigen. Bardesanes hat nach einigen auch die Materie für selbst böse und für ewig gehalten. Das erstere scheint wohl richtig aus seinem System zu folgen. Ueber das andere streitet man, weilen er unter den Würkungen und Ausflüssen aus dem bösen Grundwesen der Materie nicht ausdrücklich gedacht hat. Allein vielleicht hat er sie unter dem Ausdruck: Finsterniß verstanden, womit die Vertheidiger des dualistischen Systems die Materie so oft benennen. (s. Abriman und Ausfluß.) Entweder müssen in den Nachrichten der Alten Zwischensätze ausgelassen, oder es muß in seinem ganzen System schlechthin kein Zusammenhang seyn. Denn wenn ein Zusammenhang seyn sollte, so müßte er gelehrt haben: Das böse Grundwesen ist ewig; dieses aber ist entweder selbst die Materie, oder die Materie ist doch aus ihm ausgeflossen. Im ersten Fall ist sein Teufel aus der Materie entstanden; im andern aber ist dieser Teufel entweder das böse Grundwesen selbst, und der Herr der Materie; oder er ist der erste Ausfluß desselbigen, das nächste böse Wesen nach dem bösen Grundwesen. Ist der Teufel der Herr oder Fürst der Materie, so ist sein System im Grund Manichäismus, wie auch einige Gelehrte behauptet haben. Denn die Hauptzüge des Manichäismus waren lange vor dem Manes bekannt.

Das zweyte Stück betrift seine Lehre von Christo. Es ist ebenfalls nicht klar, was sich Bardesanes von dem Logos oder von Christo nach seiner göttlichen Natur für eine Vorstellung gemacht hat. Da er die Materie für böse hielt, so schien es ihm nicht anständig zu seyn, Christo einen Körper von Fleisch und Blut zuzuschreiben. Er behauptete daher, er habe den so einen himmlischen Körper angenommen, wie die Engel im alten Testament, die dabey doch wohl gegessen und getrunken hätten. Er war also kein eigentlicher Doket. Dieser himmlische Körper ist nicht aus der Maria gebohren worden, sondern nur durch dieselbige durchgegangen. Da er Christo nur einen himmlischen und keinen menschlichen Körper beylegte, so konnte er auch das leiden, den Tod, und die Auferstehung Christi nicht buchstäblich verstehen; sondern mußte dieses alles leugnen, weil kein solcher himmlischer Körper sterben kann. Der Zweck der Zukunft Christi auf den Erdboden war nach ihm, die Menschen von den Plagen und Sünden zu befreyen, die ihnen durch den groben Körper zugefügt werden. Er hat daher die Seelen gelehrt, wie sie dem Körper und dessen Reitzungen widerstehen, und sich von den Banden der fehlerhaften Materie losmachen sollen.

Drittens leugnete er die Auferstehung der Todten, wie er natürlicherweise thun mußte, da er den Körper für böse hielt. Er meynte also, Gott würde die Seelen der Gerechten wieder mit einem himmlischen Körper bekleiden; der gegenwärtige Körper aber werde als die Ursache der Sünden auf ewig in die vorige Materie, woher er genommen worden, zurückgehen.

Er nahm die gesammten Bücher des alten und neuen Testaments an, denen er jedoch einige apocryphische Bücher beyfügte, die uns aber die Alten nicht genennt haben. Er schrieb auch den Gestirnen einen starken Einfluß, jedoch nur auf die Körperwelt zu, nicht aber auf die Seelen. Bardesanes hatte viele Anhänger; wie lange aber seine Parthey gedauert habe, ist ungewiß. Wahrscheinlich hat sie sich noch bis ins vierte Jahrhundert erstreckt.

Bardiäi, Βαρδιαῖοι, bey dem Cicero Vardaei, bey dem Strabo und Appian Ἀρδιαῖοι, waren Satellites des C. Marius aus Illyrien, die er sich aus allen zu ihm geflüchteten Sclaven ausgesucht hatte. Auf das geringste Zeichen jemand umzubringen gehorchten sie ihrem Herrn: ja sie giengen endlich, nach dem Plutarch, so weit, daß sie jederman ums Leben brachten, wer sich nur dem Marius näherte, wenn dieser ihn keiner Ansprache würdigte.

Bardiet, Bardit, ist der Name der Schlachtgesänge, womit die Dichter der alten Deutschen die Soldaten zur Tapferkeit anfeuerten. Tacitus meldet hiervon folgendes:

> Sunt illis (Germanis) haec quoque carmina, quorum relatu, quem *Barditum* vocant, accendunt animos, futuraeque pugnae fortunam ipso cantu augurantur. Terrent enim trepidantque, prout sonuit acies.

Auch neuere Gedichte, die in der Manier der alten Bardengesänge geschrieben sind, nennt man Bardiete, z. E. Klopstocks Hermannsschlacht, ein Bardiet für die Schaubühne.

Bardio, ist ein unten im Raume des Schiffes bereiteter breiterner Verschlag, um allerley Getreide darinn aufzuschütten.

Barditus, s. Barritus.

Bardocucullus, war ein Mantel mit einer Kappe, gerade wie unsere Mönchskutten. Martial und Juvenal gedenken dieser Kleidung, deren sich die jungen Römer bedienten, wenn sie ihren Liebesangelegenheiten nachgiengen. Sie geben ihm noch den Beynamen Lingonicus und Santonicus zum Zeichen, daß diese Tracht den damaligen Gallischen Völkern Lingonen und Santonen eigen gewesen sey. Graf Caylus zeigt in seinen Rec. Tom. IV. pl. CXXII. ein Brabmal an, worauf sich ein Basrelief mit einem Fuhrmann befindet, der ein Weinfaß mit drey Pferden führt, und in diesen Bardocucullus gekleidet ist. Merkwürdig ist, daß dieses Monument gerade zu Langres entdeckt worden ist. Auch der Telesphorus ist gewöhnlich in den Bardocucullus gekleidet, wie man ihn auf einer Münze Hadriani

Digitized by Google

sieht. s. Beger. Thes. Brandeb. T. II. p. 660. Patin. Numism. Imper. p. 201.

Bardun, ist eine Stimme auf der Orgel, die das Mittel zwischen dem Unterbaß und dem gedackten hält. Sie ist enge von Zuschnitt, gedackt, und heulet einen schärfern Nachdruck als der Unterbaß hervor. Das weitere ist unter dem Artickel Orgelbauer nachzusehen.

Bardurstock, s. Gazefabrik.

Barea Agonismata, oder die schweren Kampfspiele, nannten die Griechen den Pentathlus, oder den Fünfkampf, welcher den Wettlauf, das Springen, den Discus oder die Wurfscheibe, das Ringen oder das Pancratium, den Wurfspieß, und den Faustkampf oder Pugilat in sich begriff. s. Gymnastik.

Baregildi, eine alte Art deutscher Bauergüterbesitzer, welche ihren Namen von Bar, d. i. frey, und dem Wort Gilde oder Gülte, d. i. der Census haben. Sie scheinen von eben dem Stande, als die Barschälke (s. diesen Artickel) gewesen zu seyn, und vielleicht waren beyde nur darinn von einander verschieden, daß die Barschälke dienstpflichtig, die Baregildi aber zinspflichtig waren.

Baren, heißt bey den Orgelbauern ein stille und gelinde einstimmendes gedacktes Orgelregister.

Barett, s. Barrett.

Barettiner, s. Humiliaten.

Barfüßer, s. Baarfüßer.

Bargegeld, ist die Benennung einer gewissen Abgabe, welche Schiffer, die Schiffbruch gelitten, oder in der Noth ihre Waaren aus dem Schiffe geworfen haben, der Landesherrschaft an einigen Orten entrichten müssen, ehe ihnen die ans Ufer getriebene Güter verabfolget werden. An einigen Orten ist in solchem Falle das Schiff mit allen Gütern nach dem Fahr- und Grundruhr- oder Strandrechte verlohren, zum Beweise, wie viel Menschliches und Unmenschliches noch hin und wieder in den Rechten stecket.

Bargelach. Unter diesem Namen wird in den Reisebeschreibungen eines Vogels Meldung gethan, der sich in der Tartarey an wüsten Plätzen aufhält. Er hat die Größe eines Haselhuhns, einen scherenförmigen Schwanz, wie die Schwalbe, und einen sehr schnellen Flug. Mehrere Nachrichten haben wir nicht finden können.

Barigildus, eine Art fränkischer Staatsbediente, deren in den Capitularien gedacht wird, und welche Einnehmer der Zölle und anderer öffentlichen Abgaben gewesen seyn sollen.

Barill, s. Pulvertonne.

Barilla, ist eine geschmolzene Masse aus dem angezündeten und verbrennten Glas- oder Salzkraute. Diese Pflanze wächst häufig in Spanien, besonders im Königreich Murcia und bey Alicante, und heißt *Salsola*, oder *Salicornia*. Sie ist ein jähriges Gewächs, das von den Spaniern auf gepflügten Aeckern ausgesäet wird. Justieu hat sie in den Memoires de l'Academie des Sciences im Jahr 1717 zuerst in Kupfer stechen lassen. Wenn die Pflanze reif ist, so rauft man sie aus und legt sie auf Haufen, um sie abtrocknen zu lassen. Alsdenn macht man eine Grube halbmannes tief, stellet einen eisernen Rost darüber, legt das Kraut darauf und zündet es an. Wenn es angebrannt ist, so fließt es wie geschmolzen Glas, und fällt in die Grube hinein. Sobald es kalt ist, wird es steinhart und sieht graublaulich aus. Dieser Stein ist die Barilla. Die spanischen Bauren pflegen beym Umrühren der flüßigen Masse Sand und Steine darein zu schütten, um das Gewicht zu vermehren. Man braucht die Barilla zum Glasmachen und in den Seifensiedereyen. Sie hält das mineralische alcalische Salz in sich, welches den Grund des Küchensalzes ausmacht, und wodurch sie eben zur Zubereitung des Glases und der feinen Seife so vorzüglich dienlam ist. s. Glas und Seife.

Barillenbaum, s. Apricosenbaum.

Bariller, ist ein Officier auf den Galeeren, der das Brod und Wasser unter seiner Aufsicht hat.

Bario oder **Barris**, ist ein Beyname, den einige Schriftsteller dem Orang-Utang gegeben haben.

Bario, war ein Fahrzeug bey den alten Egyptern, das insonderheit zur Ueberfahrt todter Körper gebraucht wurde. s. Todtengericht.

Bar-juchne, ist der Name desjenigen großen Vogels, der zufolge der jüdischen Grillen, bey der Ankunft des Messiä, von den Gerechten, das ist, den Juden, im Paradies gegessen werden soll. Obgleich die Erzählungen der Juden davon so abentheuerlich sind, daß man sagen sollte, die vernünftigen Juden würden sich derselben schämen; so ist doch die Macht der Vorurtheile so groß, daß sie wenigstens von dem gemeinen Haufen im buchstäblichen Verstande geglaubt werden. Wir wollen nur einige zur Probe anführen. Der Rabbi Bechai sagt, daß, gleichwie das Manna nicht nur eine leibliche Speise gewesen wäre, sondern auch den Verstand derjenigen, die das Gesetz empfangen hätten, geläutert hätte; also habe auch Gott für die Zukunft solche Speisen verordnet, welche von dem höchsten Licht herkämen und dauerhaft wären; und hierunter rechnet er den Vogel, welcher Bar-juchneh genennt würde; dieser sey am fünften Schöpfungstag erschaffen worden, und würde Bar juchneh genennt, weil er zur Mahlzeit der Gerechten מוכן d. i. bereitet wäre. Von seiner Größe erzählen sie folgende Possen. Es sey einstens ein Ey aus seinem Nest gefallen, und habe sechzig Dörfer überschwemmt und dreyhundert Cedern zerbrochen, (s. den talmudischen Traktat Bechoroth der Surenhusischen Ausgabe Th. V. S. 130.); ein andermal habe man einen Vogel gesehen, der mit seinen Schienbeinen im Meer gegangen, und dessen Kopf bis an das Firmament gereicht habe; und gleichwohl sey das Wasser so tief und reißend gewesen, daß eine Zimmerart schon vor sieben Jahren hineingefallen war, und den Grund noch nicht erreicht hatte, (s. Bava Bathra, Fol. Th. IV. S. 36). Sie finden ihn sogar in der Bibel Pf. 50, 11. steht שדי עמדי im Text die Thiere des Feldes sind vor mir; hier machen sie nun aus dem allgemeinen Wort *Sis* einen besondern Namen, und verstehen darunter den Barjuchneh. Damit man nicht glaube, daß wir den Juden etwas ohne Grund aufbürden, so wollen wir die Worte des R. David Kimchi anführen: „warum wird der große Vogel Sis genennt? darum, weil er vielerley Geschmack von diesem und jenen hat.“ Vernünftiger urtheilet Raschi, er sagt: die Thiere des Feldes werden überhaupt Sis genennt, weil sie sich von einem Ort zum andern bewegen. Die Juden nennen diesen erdichteten Vogel auch תרנגול בר Tarngol bara, den wilden Hahn. Ein anderer Rabbine findet ihn Hiob 39, 16. in dem Wort רננים Renannim, welches einen Pfauen bedeutet. Er muß den Rabbinen alles zu Diensten stehen, wenn sie sich einmal etwas in Kopf gesetzt haben, (s. auch Behemoth und Leviathan); doch suchen auch einige cabbalistische Geheimnisse darunter.

Barkane, ist ein kurzes der Polake ähnliches Lastschiff.

Barke, ist eine Art Schiffe, die ohngefähr 50 Schuhe lang, 8 bis 10 breit ist. Die größten tragen nicht über

Digitized by Google

hundert Tonnen. Die im mittelländischen Meere gebräuchlichen haben einen großen und noch zwey andere Masten, und lateinische oder dreyeckigte Segel, auch ein Hinterhalbverdeck bis an den großen Mast. Man nennet auch mittelmäßige Schiffe ohne Mastkörbe mit diesem Namen, deren man sich bedienet, Munition darauf zu führen, wie auch große Schiffe zu beladen und auszuladen. Lange Barken sind kleiner und niedriger als andere, sind vorne zugespitzt, haben kein Verdeck, und werden mit Segeln und Rudern fortgebracht. Die im Archipelagus übliche haben meistens nur einen, zuweilen auch zwey Masten. Bisweilen nennet man auch die kleine Schiffgen der Grönländer, Canadier u. s. w. Barken. Jene bestehen aus Fischhäuten, die sie über etliche Hölzer, oder in deren Ermangelung über einige Fischknochen ausspannen, und sind auch von oben mit solchen Häuten überzogen, die sich der einzeln in der Mitte darinn sitzende Mann um den Leib herum bindet und dadurch erhält, daß die Wellen nicht hineinschlagen können. Diese sind theils ungeheure ausgehöhlte Bäume, worinn 30 bis 40 Menschen Raum haben, theils zusammengeheftete und inwendig mit Holz ausgespreizete Birkenrinden. Letztere Schifflein sind so leicht, daß man sie tragen kann; man wendet sie daher des Nachts herum und schläft darunter.

Barkette, Barkerole, ist ein kleines Schiff mit vier Rudern und ohne Mast. Man fährt damit bey stillem Wetter an den Ufern, waget sich aber nicht damit ins hohe Meer.

Barknaustern, (Conchyl.) sind im Grunde nichts anderst als gemeine ebbare Austern, die ich vorher unter dem Wort Austern ausführlich genug beschrieben habe. In Paris ist man gewohnt diejenigen Austern, welche dieser Stadt durch Fahrzeuge auf dem Wasser zugeführet werden, Barknaustern, (*Huitres de Barque*) diejenigen aber, welche die Fischer auf dem Lande durch Pferde zuführen Kastenaustern, (*Huitres de Chasse*) zu nennen. Ob dieser Unterschied auch im Grunde etwas sage? gehöret eigentlich nicht für mich zu untersuchen. Wenn ich aber sage, daß die Kastenaustern viel früher in Paris ankommen, folglich auf frischer, besser und schmackhafter als die Barknaustern sind, so wird mir jedermann eingestehen, daß der Unterschied unter Barken- und Kastenaustern für Tisch und Magen sehr groß sey, so gering er auch für den Naturforscher ist.

Barkhölzer, Barknuten, Reehölzer, Stoßkanten, sind 8 bis 9 Zoll dicke, 1 bis 1½ Fuß breite Hölzer c *, deren mehrere, doch in dem größten Kriegsschiffe nicht über sechse, über und gleichlaufend mit einander an der Seite des Schiffes von außen angenagelt worden, und welche ihrer Dicke halben über die übrige Verkäfelung desselben um einige Zolle verstehen. Das unterste derselben, so sich von dem Vorder- und Hinterstoven nach seiner Mitte etwas herunter krümmet, muß, wenn das Schiff seine gehörige Ladung hat, mit der Unterfläche an seiner Mitte gerade das Wasser berühren. Die Entfernung eines vom andern ist gewöhnlich 1½ Fuß, wiewohl in großen Schiffen das dritte von unten vom vierten bis auf 5 Fuß absteht. Sie und die In- Knie- und Krummhölzer werden mit starken eisernen Bolzen an einander befestiget und ihr Hauptnutzen ist, die Seiten des Schiffes feste zuerhalten. Außer dem dienen sie den Matrosen, wenn sie die Bekleidung des Schiffes buzen oder aus andern Ursachen an den Seiten herum klettern müssen. Das oberste Barkholz heißet der Randstreifen.

Barknuten s. **Barkhölzer.**

Barlaamiten, s. **Acyndinisten.**

Barleria s. **Barreliere.**

Barme (*Cyprinus Barbus* L.) s. **Karpfe, Flußbarbe.**

Barmen s. **Hefen.**

Barmherzige Brüder. So werden die Brüder eines Mendicantenordens in der catholischen Kirche genennet, deren vornehmste Verrichtung es ist, Werke der Barmherzigkeit an den Kranken auszuüben. Ihr Stifter ist der h. Johannes de Deo ein Spanier, welcher zuerst in der Stadt Granada ein Hospital zur Verpflegung der Kranken angelegt, welches nach seinem Tode Fr. Antonius Martin besorgte, und noch ein neues zu Madrit erbauete. Dieser mildthätige Institut fand sogleich häufige Gutthäter und verbreitete sich sehr weit, so daß nicht nur durch ganz Spanien, sondern auch Italien, Deutschland ꝛc. überall Klöster für die Brüder erbauet, und mit allen Erfordernissen zur Wartung der Kranken versehen worden. In einigen Oertern haben sie sechszig und mehrere Krankenbetter. Die Brüder tragen einen langen schwarzen Habit, und ein Skapulier darüber, welches etwas kürzer ist, einen ledernen Gürtel, haben auch Strümpfe und Schuhe. Ueberhaupt folgen sie der Regel des h. Augustins, der sie aber ihre besondere Satzungen noch beyfügen, die man hier auszugsweise mittheilet, weil sie den besten Begriff ihrer Ordensverfassung geben. I. Die Layenbrüder, die immer den größten Theil unter ihnen ausmachen, beten statt der Mette täglich 29 Pater Unser, und setzen zu jedem Gloria Patri ꝛc. für die Laudes 10 Pater Unser, für jede Hora 7 Pater Unser, für die Vesper 10, und für die Complet wieder 7 mit dem Gloria Patri ꝛc. Jetzt ist es eingeführt, daß der Curs Unserer Lieben Frau gebethet wird. II. Die Tauglichen werden zu Priestern geweihet, dörfen aber ohne Erlaubniß des Priors nicht Beicht sitzen. Mit dessen Erlaubniß kann jeder Bruder monatlich einem auswärtigen Priester beichten. III. Neben den wechselweise alle Wochen bestellten Krankenwärtern müssen alle täglich die Kranken besuchen, trösten, ihnen dienen ꝛc. IV. Alle Freytage müssen sie Disciplin machen, und alle Samstage ihre Culpam sagen. V. Die Bußen, womit man die Fehlenden beleget, werden in ihren Statuten so vorgeschrieben: Auf dem Boden essen, seine Culpa sagen, den Brüdern die Füße küssen, gewöhnliche Fasten, öffentlicher Verweis. VI. Es soll keiner unter 18, und keiner über 35 Jahren aufgenommen werden. Am liebsten sehen sie unter ihren Ordenscandidaten Studenten, Chirurgen und Apotheker. Man stellet ihnen vor ihrem Eintritte alle Beschwerlichkeiten des Instituts vor. Im Novitiate lernen sie, neben der Asceti auch die Art, Kranke wohl zu bedienen, und am Ende des Novitiates legen sie neben den drey gewöhnlichen Gelübden noch das Gelübd der ewigen Hospitalität und Verpflegung der armen Kranken ab. VII. Sie schlafen auf Matrazen und wollenen Decken. VIII. Ueber Tisch wird ein geistliches Buch gelesen, und von den übrigen ein genaues Stillschweigen beobachtet. IX. Der General wird alle sechs Jahre, der Provincial und die Priorен der Convente alle drey Jahre gewählet. Doch wird zu keinem dieser Aemter jemal ein Priester genommen. Die Priester in einem Convente, deren es überall nur zween oder drey giebt, können höchstens zur Stelle eines Vicarius kommen, der in Abwesenheit des Priors

* s. Schiffsriß.

Digitized by Google

den Vorſitz hat. X. Die Brüder ſammeln das Almoſen, wie die andern Mendicanten, für ſich und die Kranken. XI. Alle drey Jahre werden die Brüder ordentlicherweiſe in andere Hoſpitäler verſchicket. Die übrigen Statuten haben ſie mit andern Ordensſtänden gemein.

Gegen die Kranken pflegen ſie ſich auf folgende Art zu verhalten: der Patient, wenn er ein Katholik iſt, wird vor allem zur Beicht und Communion angewahnet. Man nimmt ihm ſeine Kleider ab, die bis zu ſeiner Geneſung aufgehoben werden, und reichet ihm ein reines Hemd. Täglich giebt man mit der Glocke ein Zeichen, wenn der Arzt die Kranken beſuchet, wobey ſich ein Chirurg und Apotheker einfindet. Die Krankenwärter müſſen genau auf die Vorſchriften des Arztes aufmerken, und den Kranken in Reichung der Medicin, in der Diät, und andern Dingen darnach behandeln. Die Ordination des Arztes wird ſogar beſonders aufgeſchrieben, damit ſelbige nicht überſchritten werde, und der Kranke befraget, ob er alles nach deſſen Vorſchrift empfangen habe. Die Brüder halten wechſelsweiſe Wache bey den Kranken. Es iſt auch ſtets ein Prieſter bereit, der den Sterbenden beyſteht, und ihnen die letzte Sacramente reichet. Stirbt jemand, ſo wird er von den Brüdern begraben, und eine Meſſe für ihn geleſen. Täglich haben die Kranken Gelegenheit, eine heil. Meſſe zu hören. Es wird auch mit ihnen gebethet. Man lieſt ihnen geiſtliche Schriften vor, und giebt den Unwiſſenden im Chriſtenthume Unterricht. Kurz zu ſagen, es wird für den Kranken, was die Seele und den Leib betrifft, beſtens geſorget. Und wenn er wieder geneſet, ſo wird er unentgeltlich aus dem Krankenzimmer entlaſſen. Die Brüder laſſen ſich auch als Krankenwärter außer ihren Klöſtern gebrauchen. Die Menſchenfreunde, welche ſich um den Nächſten verdient machen wollen, pflegen in dieſe Hoſpitäler ein, oder mehrere Krankenbette zu ſtiften, welche Stiftung ſich aber auch auf alle Unkoſten erſtrecket, die zur Verpflegung der Kranken gemacht werden. Uebrigens werden in dieſe Hoſpitäler alle, ohne Ausnahme, aufgenommen, welches Standes, oder welcher Religion ſie auch ſeyn mögen.

Barmherzige Schweſtern ſ. Eliſabethinerinnen, wie auch Bußſchweſtern.

Barmherzigkeit, (philoſophiſch,) eine beſondere Wohlthätigkeit gegen Leidende, gründet ſich auf ſympathetiſches Gefühl, und zeugt von einem bey der Noth anderer recht fühlbaren und empfindlichen Herzen. Man kann Barmherzigkeit auch innigzärtliches Mitleiden nennen, von dem es ſich aber doch durch Beſtreben und Thätigkeit noch unterſcheidet. Ein Barmherziger iſt mitleidig und wohlthätig. Er denkt, er fühlt die Noth anderer, und nun bietet er die Kräfte ſeines Leibes, ſeiner Seelen, ſein zeitliches Vermögen, und das ſeiner Freunde auf, um ſie davon zu befreyen. Nicht blos geben; ſondern auch zur rechten Zeit geben, hält er für Pflicht. Von der wahren Barmherzigkeit darf, wie von keiner Tugend die Weisheit getrennet werden. Der wahre Barmherzige ſucht beyzuſtehen, zu helfen, zu retten; aber er lenkt ſeinen Willen nach den Regeln der Weisheit; Wohlthaten übel angelegt, hält er für Uebelthaten, und glaubt, daß es beſſer ſey, Elend und Armuth zu verhüten, als Elend und Armuth zu heben. Almoſen geben iſt nur ein, und nicht der beträchtlichſte Theil der Barmherzigkeit. Sich der Seelen annehmen iſt mehr, als des Körpers. Er giebt aber Almoſen, wenn er dadurch wirklich wohlthut, ohne zu fragen, ob die Perſon vormals Freund oder Feind war; ob ſie ihm wieder helfen, und wieder dienen könne oder nicht? ſo handelt er ohne Anſehen der Perſon, aber doch auch ohne blinde Güte, und verſorgt Kinder, und ſolche Perſonen vorzüglich, die ſich ſelbſten zu rathen, und zu helfen außer Stande ſind. Almoſen an Müſſiggänger austheilen, und ſolche ernähren, die vom Gaſſenbetteln Profeſion machen, verabſcheuet er ſo ſehr, daß er auch von denjenigen, die es thun, behauptet; daß ſie eine Liebloſigkeit und wahre Ungerechtigkeit dadurch an ſich ſelbſten, an den wirklich Elenden, eigentlich für die Barmherzigkeit gemachten, an den Ihrigen, und an dem Publico begiengen. Ganz anders denkt und verfährt aber der wollüſtig barmherzige Weichling, der blos nach einem blinden Triebe, auch gegen ſolche, die es gar nicht verdienen, bey eingebildeter Noth und in unordentlichem Maße ſich zwar nicht wirklich, aber doch ſeiner Meynung nach, barmherzig erweiſet. Daß die Stoiſchen Weltweiſen ſich verſchiedentlich gegen die Barmherzigkeit, oder vielmehr gegen das Mitleiden, und zum Theil in harten Ausdrücken erklären, kam wahrſcheinlicherweiſe wohl daher, weil ſie ſich darunter einen weibiſchen, den Weiſen ihrer Meynung nach, ſo ſehr entehrenden Schmerz dachten, wie denn überhaupt ſympathetiſches Gefühl nicht ihre Sache war, und ſie von dem ehrenvollen Schmerze, den ein großmüthiges Herz bey den Bedrängniſſen anderer fühlt, nichts wiſſen wollten. Zuweilen würde man aber gewiß einigen, die beſſer unter ihnen gedacht haben, reden und thun, wenn man ſie alle mit einigen Moraliſten als erklärte Feinde der Barmherzigkeit anſehen wollte. "Ein Weiſer läßt ſich wohl bewegen dem Nothleidenden zu helfen: aber er darf ſich die Noth anderer nicht ſo ſehr zu Herzen ziehen, daß er ſich dadurch in ſeiner Gemüthsruhe ſtören laſſe;" war wohl die eigentliche Meynung des Zeno, und ſeiner Anhänger, die ihn beſſer als andere verſtanden hatten. Sie verträgt ſich auch ſehr gut mit ſeinem ſtolzen Begriffe, den er von einem Weiſen, und ſeiner Gemüthsruhe hatte. Die Beweggründe zur Barmherzigkeit nimmt der Philoſoph aus der allgemeinen Menſchenliebe, erkennet aber dabey zugleich, daß keine kräftigere Aufmunterungen zur wahren Barmherzigkeit ſich denken laſſen, als diejenigen ſind, die der Chriſt hat, der ihre ſeeligen Folgen, und die großen Verheißungen in den Gnadenbelohnungen Gottes, kennt, und weiß, daß er in einem wirklich Nothleidenden ſeinen Gott ſelbſten erfreue. ſ. den folgenden Artikel.

Barmherzigkeit. (theologiſch) iſt nichts anders, als die Liebe ſelbſt, nur erhält dieſe alsdenn die Benennung der Barmherzigkeit, wenn ſie ſich gegen Elende und Unglückliche äußert. Sie iſt alſo die Neigung oder auch das Beſtreben, Elenden und Unglücklichen zu helfen. Unter den Eigenſchaften Gottes, iſt ſie diejenige, die in der heil. Schrift vorzüglich geprieſen wird, und die für den Menſchen die allertröſtlichſte iſt, denn aus derſelben fließen die Rathſchlüſſe in Gott, die verlohrne Glückſeeligkeit durch den göttlichen Mittler herſtellen zu laſſen, mit den Menſchen Geduld zu haben, die Beſſerungsmittel ihm in die Hände zu geben, ihm die Sünden zu vergeben, und überhaupt haben wir derſelben alle unſere Errettung und Hülfe aus allen Arten des Elendes, und dem Unglück dieſes und des zukünftigen Lebens zu verdanken. Alle moraliſche Eigenſchaften ſind für uns Menſchen, Muſter, und ihnen ähnlich werden und immer ähnlicher werden, iſt für uns Pflicht und Glückſeeligkeit, denn dadurch nähern wir uns wieder

Digitized by Google

unſerer erſten und anerſchaffenen Vollkommenheit, mit welcher unſere Glückſeligkeit verknüpft war. Doch wird uns vorzüglich die Barmherzigkeit zur Nachahmung und ſteten Nacheiferung befohlen. Das Beſtreben, hierinn Gott immer näher zu kommen, iſt eine ſo erhabene, edle, und für die Welt ſo nothwendige Tugend, daß bey der Ungleichheit des Glücks der Menſchen, und dem vielfältigen Elend auf Erden, das menſchliche Geſchlecht ohne derſelben unmöglich beſtehen könnte. Es iſt daher ſelbſt einer der geheiligten und vortrefflichſten Beweiſe der Vorſorge Gottes für die Menſchen, daß er dem Menſchen auch uneigennützige Triebe, ein Gefühl des Mitleidens und Wohlwollen eingepflanzt hat; und außerdem, daß die Menſchen dieſe edlen Triebe bald erkiſchen, beſonders wenn ſie mit der Eigenliebe des Menſchen ſtreiten, nicht die Menſchen auch der allgemeinen Grundſätze der Verbindlichkeit für dieſe Tugend theils nicht richtig erkennen, theils durch leidenſchaften ihre Kraft ohnmächtig, ſo ausdrückende ſtarke und wiederholte Befehle zu derſelben gegeben, ſo vortreffliche Beyſpiele ſowohl an ſich als beſonders an Chriſto aufgeſtellt, ſo wichtige Motive in der Belohnung der Barmherzigkeit und unbarmherziger Beſtrafung der Härte mit dieſer Pflicht verknüpft, und überdem manche reizende Schilderung in der Schrift dazu entworfen. Es fließt ohnehin dieſe Tugend ſo unmittelbar aus der Liebe zu Gott, daß man ſich keinen guten, keinen gottesfürchtigen Menſchen, und noch vielweniger einen Chriſten ohne derſelben denken kann. Sie hat aber auch die allerſüßeſten Empfindungen der Zufriedenheit, und die reinſten Freuden zur Begleitung und Belohnung. Doch muß man wahre Barmherzigkeit von einer natürlichen Weich- oder Gutherzigkeit oder falſchen Barmherzigkeit, wohl unterſcheiden. Zu einer wahren Barmherzigkeit gehört, 1) daß man die Noth oder das Elend der Menſchen kennen lerne, und anſtatt, daß der weichherzige Wollüſtling den Nothleidenden aus dem Wege geht, um ſich eine unangenehme Empfindung zu erſparen, wobey er im Grunde unbarmherzig und hart handelt, den Elenden und Nothleidenden aufſuche; 2) daß man einen Schmerz und Mitleiden empfinde, wenn man einen andern leiden ſieht, welches die ole Sympathie oder ein Stück derſelben iſt, ſo wie die Bosheitsfreude das zweyte Stück derſelben ausmacht. Der Barmherzige ſieht ſich bey dem Anblicke eines Leidenden gleich an ſeiner Stelle in ſeinen Gedanken, und die Leiden des andern werden durch dieſes Mitgefühl ſeine eignen; 3) daß man nach allen Kräften helfe, und nach ſeinen Vermögen den Unglücklichen aus der Noth rette, oder wenn man dies nicht kann, ſie ihm nach Möglichkeit erleichtere und erträglicher mache, und nicht damit genug habe, daß man blos beklage. Dieſe Hülfe beſteht nicht im bloßen Almoſen, noch weniger in kleinen Gaben; denn ſie ſind nur ein kleiner Theil der Wohlthätigkeit, und auch dieſe erfordern Einſicht, wenn ſie nicht ſtatt der Wohlthaten, ſelbſt ein Uebel für den Nothleidenden und das Publicum werden ſollen. (ſ. Armenanſtalten, Armenverpflegung.) Die Barmherzigkeit breitet ſich auf alle Arten des Elendes unter den Menſchen aus. Wer einen Menſchen der Unwiſſenheit, der Laſterhaftigkeit, dem Müßiggange, der Irrreligion u. ſ. w. entreißt, erweiſet ihm weit mehr und edlere Barmherzigkeit, als wer ihm ein Almoſen hinwirft, bey welchem er noch immer ein elender Menſch bleibt. Es kann daher ein jeder Barmherzigkeit üben, der eine auf dieſe, der andere auf eine andere Art. Dienſtleiſtungen, Vorbitten, Pflegen und Warten, Rathen u. ſ. w. oft weit wichtiger als Geld geben, und ein jeder muß, wenn er ſich dieſe Tugend zueignen ſoll, ſo viel und auf ſo vielerley Art helfen, als er kann, und als es mit ſeinem nothdürftigen eignen Wohl beſtehen kann. Dieſe Tugend breitet ſich ſo allgemein über alle Menſchen aus als die Menſchenliebe überhaupt. Da wo man einen Menſchen leiden ſieht, da iſt Pflicht der Barmherzigkeit. Er ſey unſer Feind, er ſey durch eigne Schuld ins Elend gerathen, er ſey laſterhaft, immer bleibt er Menſch, Gottes Geſchöpf, ein Unterthan in ſeinem Reich, unſer Blutsverwandter und unſer Miterlöſter. Doch können allerdings Collisionen ſtatt finden, und zuweilen wird es unmöglich für uns dieſem zu helfen, da zu eben der Zeit uns ſtärkere Bande mit einem andern Elenden verknüpfen, und zu deſſen Seite hinziehen. (ſ. Collision.) Uebrigens iſt der Elendeſte oder deſſen Noth die dringendſte nie auch der allernächſte von uns. Man begreift auch leicht, daß dieſe Tugend beſtändig unveränderlich und herzlich ſeyn muß, wird die Barmherzigkeit auch nicht in der Folge von dem Elenden oder der es durchaus anhörte zu ſeyn, erkannt, ſo muß uns dies gegenüber und andere nicht kälter machen, weil wir aus Liebe zu Gott dieſe Tugend ausüben, nicht aber aus Erwartung der Belohnung oder auch des Danks.

Barmherzigkeit (jüdiſch). Barmherzigkeit hat außer ſeiner gewöhnlichen Bedeutung, in den Schriften der Hebräer noch einen etwas eingeſchränkten Begriff. Man überſetzt das hebräiſche Wort חסד insgemein durch Barmherzigkeit, und ſelbſten die 70 Dollmetſcher haben es allemal durch ἔλεος erklärt. Es bedeutet aber nicht immer gutthätige Empfindungen gegen einen Unglücklichen, ſondern überhaupt Liebe, Freundſchaft, ἔρως. Luther hat es eingeſehen, und 1 B. Moſ. 14, 49. dieſes Wort nicht durch Barmherzigkeit, ſondern durch Freundſchaft überſetzt; denn es würde ein ungereimbares Freywerbercompliment ſeyn, wenn Abrahams Knecht von der Rebecca verlangt hätte, den Sohn ſeines Herrn aus Barmherzigkeit zu heyrathen.

Die Juden haben übrigens von der Barmherzigkeit, als einer moraliſchen Tugend, ſehr eingeſchränkte Begriffe. Sie wollen ſie nicht weiter, als auf ihre Glaubensgenoſſen ausgedehnt haben, alle andere Völker aber, die ſie Abgötter nennen, davon ausſchließen. Der Beweis, den ſie davon führen, iſt eben ſo abgeſchmackt, als der Satz ſelbſten. Sie berufen ſich auf 5 B. Moſ. 7, 2. wo Gott befiehlt, die ſieben Cananitiſche Völker zu verbannen und auszurotten, und ihnen keine Gunſt zu erzeigen. Hier ſagen die Rabinen, die erſte Worte des Verſes geben zwar auf die Cananitiſchen Völker, die letzten aber, du ſollſt ihnen keine Gunſt erzeigen, gehen alle Völker an. Aus dieſem Grundſatz ſehen ſie, daß es zwar erlaubt ſey, einem dürftigen Chriſten, Allmoſen zu geben, aber nicht aus Barmherzigkeit, ſondern um des Friedens willen. So ſtehet in einigen rabbiniſchen Büchern, ob man aber den Juden alle Empfindungen des Mitleidens gegen andere Religionsverwandten überhaupt ableugnen könne und müſſe, ſcheinet mir etwas hart zu ſeyn. Sollten nicht unter dieſem Volke wenigſtens einige geſunden werden, bey denen die Menſchlichkeit über die rabbiniſchen Vorurtheile ſiegte?

Barmherzigkeit, Brüder von der, oder der Orden unſerer lieben Frau, von der Gnade zur Auflöſung der Gefangenen, *de mercede redemtionis captiuorum*. Man muß dieſen Orden nicht mit den Trinitariern, oder Mathurinen verwechſeln; denn ob-

Digitized by Google

wohl beyde den nemlichen Endzweck haben, und in vielen Stücken übereinkommen, so machen sie doch zwey besondere Institute aus. Zur Zeit da Spanien und Portugall unter der Gewalt der Saracenen seufzete, sah der heil. Peter Nolaske, ein adelicher Ritter, die Drangsalen der gefangenen Christen mit einem herzlichen Mitleiden an, und entschloß sich, zu ihrer Erledigung nicht nur alle seine Kräfte, sondern auch sein ganzes Vermögen anzuwenden. Man erzählet, daß er zur nemlichen Zeit, den ersten August im Jahre 1218 im Traume eine Erscheinung gehabt habe, worinn ihm die Mutter Gottes einen Orden mit dem Gelübde der Loskaufung der Gefangenen zu stiften befohlen. Raymund von Pegnafort sein Beichtvater, den er zu Rathe gezogen, bestärkte ihn in seinem Vorhaben, und Jacob I. König in Arragonien gab beyden aus himmlischer Erleuchtung seinen Beyfall. Man fieng das Werk an, und der Orden sollte aus Rittern und Priestern bestehen. Es waren im Anfange sieben Ritter, und sechs Priester, lauter Edelleute. Sie thaten die drey gewöhnlichen Gelübde, und das vierte, die Gefangenen zu erledigen, oder wohl gar sich für die Gefangenen persönlich zu verbürgen. Die Ritter sollten noch besonders die Feinde des Glaubens mit dem Schwerdte bestreiten. Peter Nolaske wurde das Oberhaupt des Ordens, und Raymund ihr Gesetzgeber. Die Kleidung der Priester war ein Leibrock, Scapulier und Kappe, alles weiß. Die Ritter hatten die gewöhnliche spanische Tracht, nur noch ein kleines Scapulier dazu, auch alles von weißer Farbe. Beyde aber hatten zum Ordenszeichen auf dem Scapulier einen Wappenschild, der unten im rothen Felde drey goldene Pfähle; oben aber eben im rothen Felde ein silbernes Kreuz hatte. Der Orden bekam gleich sehr großen Zuwachs, und das um soviel mehr, da sich Leute, die sich schon ehemals mit Loskaufung der Gefangenen beschäftigten, desto lieber demselben beygesellten. Der Pabst bestätigte ihn im Jahre 1230, und Gregor IX. wieder, schrieb ihnen zugleich die Regel des heil. Augustins nebst Nolaskens Satzungen vor. Es wurden mehrere Klöster, besonders das prächtige Kloster der heiligen Eulalia zu Barcelona, erbauet, und sehr viele Christen losgekauft. Nach dem Tode des Generalkomthurs Arnold von Aymery setzte es einen Zwiespalt über die Wahl eines neuen. Die Priester wählten einen Priester, und die Ritter einen Ritter. Der Pabst legte die Streitigkeit zwar bey. Aber da Johann XXII. die Ritter für allzeit von der Würde eines Generalkomthurs ausschloß, wurden sie darüber so misvergnügt, daß der größte Theil zu dem Montesa-Ritterorden übergieng. Die wenigen, welche noch blieben, sonderten sich nach und nach ganz von den Priestern ab, und man weis, daß sie gegen das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts alle auf die Regel des heiligen Benedictus Profession gemacht haben. Eben um diese Zeit war der Orden in der Zucht auch schon sehr zerfallen, hat sich aber nichts destoweniger nicht nur in den europäischen Reichen, sondern auch in America sehr stark verbreitet. Zu Ende des sechzehnten Jahrhunderts wurde der Orden reformirt. König Philipp II. hielt selbst den dem päbstlichen Stuhle darum an. Man schickte Dominicaner als Commissarien, welche fünf Jahre mit der Visitation aller Klöster zubrachten. Endlich beriefen sie im Jahre 1574 ein Generalcapitel zusammen, auf welchem P. Franz von Torres als der neun und zwanzigste General, vom Anfange gerechnet, erwählet wurde. Dieser General wollte selbst reformiren; aber die Sache gieng nicht nach seinem Sinne. P. Johann Baptist vom heil. Sacramente, dessen er sich zu dieser Absicht bediente, war gar zu eifrig. Dieser wendete sich an die Gräfinn von Castellar Beatrix Ramirez von Mendoza, welche ihm zur Reformation zwey Klöster, eines zu Almorayna, und das andere zu Piso erbauete. Diesen folgeten bald andere, und die Reformation dieser Baarfüsser (denn sie giengen zum Unterschiede von den andern mit bloßen Füssen) hatte bey dem Tode des Johannes im Jahr 1618 schon siebenzehn Klöster. Gregor XV. trennete sie 1621 ganz von der großen Observanz, oder von den unverbesserten Brüdern der Barmherzigkeit, und gab ihnen in der Person des P. Johann von St. Joseph einen eigenen Generalvikarius. Nachher ist diese Reformation noch weiter verbreitet worden. Die große Observanz hat acht Provinzen in America, drey in Spanien, zwey in Frankreich. Das Kloster der heil. Eulalia in Barcelona ist das Hauptkloster des Ordens, und der Aufenthalt des Generalkomthurs. Die Superioren jedes Klosters heißen auch Komthurs. Jener wird alle sechs, und diese alle drey Jahre abgeändert. Die Baarfüsser haben zwey Provinzen in Spanien, und eine in Sicilien. Wöchentlich hält der Komthur einmal Buskapitel, wo die Fehler bestrafet werden, wenn man sie nicht schon zuvor reumüthig bekennet hat. Die Brüder müssen sich geißeln an den Tagen, woran eine Vigilie mit einem Fasttage ist, im ganzen Advent, und in der Fasten, wann das Brevier de feria ist, das heißt, wenn nicht das Fest eines Heiligen daran gehalten wird. Fleisch wird die Woche nur dreymal gegessen, und die Fasten bey Strafe einer culpa gravis gehalten. Die Mette ist um Mitternacht. Täglich ist zweymal Betrachtung. Auch nur das Verlangen auf Leinwand zu schlafen wird mit Wasser und Brod gestraft. Ohne Scapulier, und ausgekleidet darf niemand schlafen. Vor dem Essen und Trinken, vor dem Ausgehen in die Stadt, und bey der Zurückkunft wird der Segen begehret. Culpa gravis heißt bey diesen Religiosen, ein Eigenthum haben, Briefe an andere zurück halten, seinen Bruder zu heftig anklagen, öfters das Stillschweigen brechen, gegen die Bestrafungen ungeziemende Widerrede haben, in der Stadt mit dem Pferde galloviren, die Kirchenfasten brechen, Briefe lesen, ohne sie dem Superior gezeigt zu haben, sich im Weine berauschen, seinen Brüder verleumden, sich ohne Kappe oder Scapulier sehen lassen. Auf alle diese Uebertretungen ist entweder die Geißel, oder eine dreytägige Fasten mit Wasser und Brod geschlagen. Fehler gegen den Gehorsam werden noch strenger mit Excommunication, Suspension, und sogar mit einer Gefängniß in Eisen und Band gestrafet. Auf Raub, Diebstahl, falsches Zeugniß, Unzucht, und öffentliche Verbrechen ist gar die Degradation, und der ewige Kerker gesetzet. Eben dies gilt dem Apostaten. Kömmt er aber freywillig zurücke, so züchtiget ihn der Prälat mit der Ruthe auf den bloßen Rücken, und sperrt ihn auf sechs Monate ein. Er hat auch noch viele andere Strafen zu ertragen. Von der Sentenz der Obern giebt es keine Appellation bey Strafe des Ordensbannes. Wer Waffen trägt, muß es mit einer jährlichen Gefängniß büßen. Bey noch größern Verbrechen wird der Delinquent entweder gar ausgeschlossen, oder kömmt auf die Galeeren. Noch muß ich erinnern, daß die Baarfüßer, oder Recollecten alle diese Satzungen mit ihnen gemein haben, und sich durch nichts von der großen Observanz unterscheiden, als durch das Baarfüßgehen, das ist, daß sie Sandalien, oder Sohlen mit Riemen befestiget, und eine Kleidung tragen, welche der Kleidung der Karmeliterbaarfüßer vollkommen gleich ist, nur daß jene

Digitized by Google

längere Mäntel haben. Beyde Gattungen, die von der alten Observanz sowohl, als die Baarfüßer gehören zu den Bettelmönchen, leben von den Almosen, und saufen die Gefangenen daron los.

Barmherzigkeit, Schwestern von der, oder der Nonnenorden unserer lieben Frau, von der Gnade zur Erlösung der Gefangenen. Im dreyzehnten Jahrhundert führten zwo adelsche Wittwen, Isabella Berti, und Eulalia Pins in einem Hause zu Barcellona ein einsames leben, und hatten noch andere junge Mädgen unter ihrer Aufsicht. Das Haus lag den Mönchen von der Gnade nahe, und Bernhard von Korbarie damaliger Prior derselben war ihr Beichtvater. Diesem eröffneten sie ihren Wunsch, Tertiarierinnen des Ordens von der Gnade zu werden. Die Sache kam vors Generalkapitel, und im Jahre 1265 am Mariä Verkündigungstage wurden sie eingekleidet. Bernhard mußte ihnen Satzungen geben. Sie verpflichteten sich zur Mildthätigkeit gegen Christensklaven, und überhaupt gegen Arme und Kranke. Diese waren eigentlich noch keine Klosterfrauen, weil sie keine feyerlichen Gelübde hatten. Wahre Nonnen dieses Ordens entstunden erst im sechzehnten Jahrhundert. Zwo gottselige Damen zu Sevilla in Spanien im Jahre 1568 wollten ein Kloster U. L. Fr. v. d. Gnade stiften. P. Anton Velasco Religios dieses Ordens wirkte ihnen die nöthigen Erlaubnisse dazu aus, das Kloster wurde gebauet, und Velasco schrieb die Satzungen dazu. Die Glieder dieses Ordens werden **Klosterfrauen von der alten Observanz,** oder **Beschuhete** genennet. Es giebt nemlich auch **Baarfüßernonnen** dieses Ordens. P. Johann Bartista vom heiligen Sacramente, errichtete einige unter seiner Reform. Mutter Clementina aus dem Kloster Mariä-Himmelfahrt zu Sevilla legte den Grund zu dem ersten Kloster dieser Verbesserung zu Lora, welchem bald mehrere folgten. Diese Nonnen werden auch Recollectinnen genannt, und haben besonders auch das vierte Gelübd, nicht nur die Gefangenen loszukaufen, sondern auch ihr leben für sie zu geben, wenn es nöthig ist. Die Kleidung gleichet übrigens bey beyden Gattungen jener der Mönche, unter welchen sie stehen.

Barmherzigkeitsschwestern, s. St. Josephsschwestern.

Bar-mizvah, wird ein Judenknabe genennt, wenn er das dreyzehnte Jahr zurück gelegt hat. Dieser Zeitpunct macht ihn eigentlich den Geboten unterwürfig und und schuldig; was er vorher gesündigt hat, geht auf Rechnung seines Vaters, dem es nicht nur zugerechnet, sondern er auch davor gestraft wird. Sobald ein Kind nur einigermassen fähig ist, etwas zu lernen, so unterweisen sie es in ihrem Gesetz, sie lassen sie ein sogenanntes **Sepher Minhagim,** worinnen ihre Gebräuche enthalten sind, auswendig lernen; sie fügen darauf die Mischnah hinzu. Durch dieses Auswendiglernen, ob sie gleich nicht viel auf den Verstand sehen, glauben sie, daß ein junger Jude die bösen Begierden unterdrücke; denn sie sagen, in diesen Jahren habe ein Knabe den יצר הרע *Jezer horo,* d. i. die böse Begierde, durch die Erkenntnis Gottes aber bekomme er den יצר הטוב *Jezer hattob,* d. i. die guten Begierde, die der bösen widerstehn. Wenn er nun das dreyzehnte Jahr zurück gelegt hat, so glauben sie, sey er stark genug, sich für den Bösen zu hüten, und für seine eigene Sünde zu stehen. Nunmehr wird er בר כוצאי ein Sohn des Gebotes. Warum aber just im dreyzehenten Jahr, und nicht früher, noch später? den Beweis finden die Cabbalisten in dem Wort אהבה liebe, welches nach der Gematria, die Zahl dreyzehn enthält. Sie beweisen es auch aus Jes. 43, 21. wo es heißt: dieses Volk habe ich mir zugerichtet, es soll meinen Ruhm erzählen. Da nun das Wörtchen י nach der Gematria dreyzehen ausmacht; so schließen sie daraus, daß ein Knabe von soviel Jahren angedeutet werde, der nun für sich zu Beobachtung des Gesetzes verbunden sey. Wenn deswegen ein Judensohn das dreyzehnte Jahr erreicht hat; so entsteht bey seinem Vater eine große Freude, daß nunmehr die Zeit erschienen ist, wo er der verdrüßlichen Stellvertretung entübrigt seyn kann, und nicht mehr um der Sünden seines Buben willen gestraft wird. Sobald der Sohn 13 Jahr und ein Tag alt ist, so ladet der Vater zehen andere Juden zu sich, als welche zusammen eine Gemeinde ausmachen. Vor diesen, als gleichsam öffentlichen Zeugen, bezeuget er, sein Sohn habe nun das dreyzehnte Jahr erreicht; er habe bisher die jüdischen Gewohnheiten von ihrem Gebetern und Gebetsriemen gelernt, er wisse das tägliche Gebet und die Segen; er bezeuge also hiemit, daß er als Vater frey seyn wolle, wenn inskünftige sein Sohn eine Sünde begehe, die Strafe vor dieselbe auszustehen; er sey nunmehr ein Sohn des Gesetzes, und müsse selbsten seine Sünden verantworten. Und nun ist er in einer genauern Bedeutung ein Theil der jüdischen Gemeinde; nun darf er nicht anders als mit bedecktem Haupt in die Schule gehen, und muß alle übrige Gebräuche beobachten, die die jüdische Religion erfordert.

Barn, hieß in der celtischen Sprache ein Hügel, und weil die Gerichte in alten Zeiten unter freyem Himmel, und mehrentheils auf Hügeln pflegten gehägt zu werden; so wurden deshalben auch dergleichen Gerichte selbst **Barn** genannt.

Barnabiten, regulierte Geistliche der Congregation von St. Paul. Diese Congregation fieng um das Jahr 1530 an, und hatte einen edlen Cremoneser Anton Maria Zacharia, und zween edle Mayländer, Bartholomäus Ferrari, und Jacob Anton Morigia zu Stiftern. Nachdem Zacharia schon zuvor sich der Armen und Fremden in seinem Hause vorzüglich angenommen hatte, fieng er endlich an, mit seinen Gefährten die Congregation der regulierten Priester des heil. Pauls im Jahre 1530 zu errichten. Sie sollte an die Stelle der damals fast verfallenen Gesellschaft der ewigen Weisheit treten. Es geschah dieses zu Mayland. Sie verbanden sich, Beicht zu hören, zu predigen, die Jugend zu unterrichten, die Aufsicht über Seminarien zu übernehmen, und auf Missionen zu gehen. Clemens VII. bestätigte ihr Institut im Jahre 1533, und gab ihnen Erlaubnis feyerliche Gelübde abzulegen, auch andere in den Orden aufzunehmen. Sie lebeten damals sehr strenge, und demüthigten sich auf allerley Arten. Paul III. war ihnen noch günstiger, und machte sie aller Privilegien der regulierten Chorherren vom Lateran theilhaftig. Als sie im Jahr 1545 die Kirche des heil. Barnabas zu Mayland erhielten, bekamen sie auch den Namen der Barnabiten. Jenen von dem heil. Paul hatten sie schon vor wegen ihrer großen Hochschäzung gegen diesen Apostel. Im Kapitel 1559 wurden die Statuten entworfen, welche die Barnabiten noch jezt beobachten, und Gregor XIII. gut geheißen hat. Man wollte die Humiliaten mit ihnen vereinigen, und ihre Reichthümer den Barnabiten geben. Allein aus Furcht, von räubigen Schaafen angesteckt zu werden, ließen sie es nicht geschehen. Nach dem Tode der drey Stifter drei-

lete sich dieser Orden in sehr vielen Städten Italiens aus, und ihre Collegien wurden in vier Provinzen getheilet. Sie kamen auch als Missionarien in Frankreich, und liessen sich da nieder, endlich auch in Deutschland, und andere Länder. Ja man nahm aus ihrem Orden Lehrer auf Akademien, Inquisitoren, und nicht wenige Bischöffe, wie sie dann überhaupt viele große Männer gezählet haben, und noch zählen. Sie tragen einen langen schwarzen Rock, gleichen Mantel, einen Gürtel um die Lenden, und einen unaufgeschlagenen Hut. Sie fasten alle Freytage, und die zween letzten Carnevalstage. Am Mittwochen essen sie niemals Fleisch. Vom Abend bis morgens nach der Metten ist Stillschweigen; sie haben jetzt auch unbewegliche Güter, nehmen keine Würde ausser dem Orden ohne Erlaubniß des Pabstes an, wozu sie sich durch einen Eid verbinden. Ihre Lavenbrüder haben ein fünfjähriges Noviziat. Alle drey Jahre wird Generalkapitel gehalten, und kein Superior hat länger bey seinem Amte zu verbleiben.

Barnabitinnen, oder Guastalinnen, s. Englische Fräulein.

Barnsteine, werden gebrannte und von Thon verfertigte Steine genennt, welche den Backsteinen in allem gleich sind. An einigen Orten nennt man sie auch Brandsteine.

Baroco, ist ein Kunstwort in der Vernunftlehre, womit der vierte Modus der Schlüsse in der zweyten Figur bezeichnet wird. Der Obersatz ist allgemein bejahend, der Unter- und Hintersatz sind nicht allgemein verheinend. Folgender Schluß giebt ein Beyspiel:

Alles Glaß wird durch die Kunst bereitet.
Einige durchsichtige Körper werden nicht durch die Kunst bereitet.

Also einige durchsichtige Körper sind nicht Glaß. Will man statt des Untersatzes das Gegentheil des Hintersatzes setzen, den dadurch angefangenen Schluß in Barbara völlig ausmachen und durch dessen Hintersatz, der alsdenn dem jetzigen Untersatze widersprechen würde, die Richtigkeit der Folge des Schlusses in Baroco fühlbar machen müsse, mögen diejenige, die es wissen wollen, aus dem Artickel C ersehen.

Barometer, Barosкop. Man verstehet darunter ein Instrument, die Abwechselungen des Drucks der Luft, nach ihrer Schwere und Federkraft, zu bemerken. Das Wesentliche bey einem solchen Instrument besteht darinn, daß man eine flüßige Materie in einen solchen Zustand setzt, daß sie nur von der einen untern Seite von der Luft gedruckt werden kann; über ihr aber ein Luftleerer Raum ist. Da denn die flüßige Materie nothwendig so hoch in die Höhe gedrückt wird, bis sie ihrer Schwere nach, mit dem Drucke der Luft das Gleichgewicht hält. Drückt alsdenn die Luft stärker, so steigt die flüßige Materie höher, wird der Druck der Luft vermindert, so fällt jene.

Den ersten Anlaß zu dieser Erfindung soll ein Gärtner zu Florenz in der Mitte des vorigen Jahrhunderts gegeben haben. Er hatte eine kupferne Röhre, AB, * die oben und unten mit Hähnen versehen war, ganz voll Wasser gefüllt. Er setzte sie mit dem Ende B in ein anderes Gefäß mit Wasser CD, und öffnete den Hahn B. Er erwartete, daß das Wasser auslaufen sollte: es blieb aber in der Röhre: er mochte sie neigend, oder senkrecht halten, wie er wollte. Voll Verwunderung suchte er Rath bey dem berufenen Naturforscher Galiläi.

Dieser, dem die Erscheinung noch unbekannt war, that, was spekulative Weltweisen in seinem Falle zu thun pflegen; er läugnete den Erfolg, bis ihm der Gärtner den Versuch vor seinen Augen machte. Da Galiläi sahe, fuhr er in dem Ton des spekulativen Weltweisen fort: ja! wenn es so sey, so müsse es freylich so, und könne nicht anders seyn, es sey ihm nur nicht gleich eingefallen, wie natürlich dieser Erfolg sey. Zu bekannt sey es, daß die Natur einen natürlichen Abscheu vor allen leeren Räumen habe, und ehe sie diesen entstehen lasse, lieber über ihr Vermögen thue.

Wie nun freylich die Röhre von einer Materie die keine Luft durchließ, und oben auch verschlossen, die untere Oeffnung aber wieder in Wasser gesteckt, so müßte, wenn das Wasser aus der Röhre herunter fiel, nothwendig in dieser, in welcher nichts als Wasser war, ein ganz leerer Raum entstehn, welchem die Natur dadurch vorbauete, daß sie lieber das Wasser in der Röhre ließ.

So fand Galiläi in diesem Versuch eine neue Bestätigung der damals herrschenden berüchtigten Lochphilosophie und beruhigte sich vielmehr, als daß er nur desto aufmerksamer geforscht und untersucht hätte.

Der Gärtner war noch unbefriedigt, wo der Philosoph ruhig war. Er versuchte die Sache wiederholt, und aufmerksam. Er hatte zuvor eine Röhre von irgend 18-20 Schuh hoch gehabt; nun nahm er eine noch einmal so hohe, und siehe da, das Wasser fieng an auszulaufen, doch nicht weiter, als bis es noch ungefähr 32 Schuh hoch stand. Er kehrte zum Galiläi zurück, mit der Instanz: Doch leide die Natur Löcher und leere Räume: man müsse sie nur höher als 32 Fuß suchen.

Er machte dem Philosophen den Versuch vor seinen Augen, und wies ihm, daß sobald er den Hahn A auch aufmachte, alles Wasser herauslief. Endlich konnte Galiläi nicht länger nicht sehen, daß also wohl der Druck der Luft diese ganze Erscheinung bewirke. Der Gärtner hatte wirklich das Wasser in den Zustand gesetzt, in welchen wir oben die flüßige Materie zum Barometer, gesetzt erforderten. Der Druck einer Wassersäule, von 32 Schuh Höhe, ist erst mit dem Drucke der Luft auf die nemliche Fläche im Gleichgewicht. War nun die erste Röhre kürzer als 32', so mußte das Wasser nothwendig alles in der Röhre bleiben, und wurde noch dazu stark gegen den obern Hahn A gedruckt; war sie aber über 32' hoch, so war nun über dem Wasser in dieser Höhe keine Luft, weil er sie anfänglich ganz voll Wasser gefüllt hatte, und statt das bis zur Höhe von 32' herauszulaufen, keine andere Materie dahin kommen konnte. Nun machte Galiläi und sein Gehülfe Torricelli dergleichen Röhren von Glaß, und füllten sie, anstatt dem Wasser, mit Quecksilber, welches, da es 14 mal so schwer ist als Wasser, auch nur bis zu dem 14. Theil der Höhe des Wassers, das ist, auf 27-28 Zoll hoch von der Luft gedruckt werden konnte. Die erste und einfachste Art der Barometer, war also diese: * man schmelzte eine dünne gläserne Röhre AB die über 28'' hoch war unten in B zu, und füllte sie ganz voll Quecksilber, kehrte sie um und steckte sie mit der Oeffnung A in eine Büchse auch voll Quecksilber, so fiel das Quecksilber ohngefähr bis zur Höhe von 27½ Zoll herunter, und mußte stehen, wenn der Druck der Luft auf das Quecksilber in der Büchse größer wurde; es mußte aber fallen, wenn dieser Luftdruck abnahm. Anstatt der Büchse CD, blies man nach der Hand unten in B ein Behältniß DE von Glaß gleich an die unten gebogene Röhre **; dadurch man auch in den Stand gesetzt wurde, das ganze

* s. Tafel Phys. Fig. 6.

* s. Physik. Tafel Fig. 7.

** s. ebendas. Fig. 8.

Digitized by Google

Instrument desto bequemer auf ein Brett zu befestigen, hinter der Röhre eine Eintheilung der Höhe, oder sogenannte Skale anzubringen, und das ganze Werkzeug fort zu tragen. Das Hauptwerk kommt, wenn das Barometer gut gefüllt ist, auf die Skale oder den Maasstab, nach welchen man das Steigen und Fallen des Quecksilbers mißt, an; daß die Eintheilung derselben genau und fein genug sey, und man einen festen Punct habe, von welchen man die Messung anhebt. Die gemeine Art diese Skale zu verfertigen und anzubringen ist diese: man theilt 3 Zoll in ihre kleinste Theile, und bringt diese Eintheilung so hinter die Röhre, daß die Mitte derselben von dem Stande des Quecksilbers in den Nebenbehältniß DE angerechnet 27″ hoch entfernt ist; so sind nun noch Eintheilungen von 1½″ über und unter 27″ vorhanden. Wer sieht aber nicht leicht ein, daß auf solche Art kein gewisser Punct des Steigens und Fallens bestimmt werden könne. Fällt das Quecksilber in der Röhre, so tritt es in das Behältniß DE über; steigt es aber in der Röhre so giebt das in dem Behältniß DE befindliche Quecksilber diesen Theil, um welchen es steigt her. Es verändert sich also mit der Höhe in der Röhre, auch der Punct, von welchem an wir diese Höhe rechnen. Man kann diesem Fehler in etwas abhelfen, wenn man das Behältniß DE weit genug macht, daß sich das aus der Röhre darein, oder aus ihm in die Röhre tretende Quecksilber vertheilt, und der Unterschied der Höhe in demselben nicht so beträchtlich wird. Ganz würde diesem Fehler aber erst abgeholfen, wenn man jedesmal die Höhe, um welche das Quecksilber in der Büchse DE steigt oder fällt, genau genug messen, und mit der Höhe des Quecksilbers in der Röhre vergleichen könnte. Dazu müßte nach Herrn von Luc die Röhre lieber gar * nur in B gebogen, und die Skale gleich von unten an, bis zum höchsten Stande des Quecksilbers getheilt werden; um denn die wahre Höhe in der Röhre AB zu finden, zog man jederzeit die Höhe des Quecksilbers in der offenen Röhre BC. von der in dem oben zugeschmolzenen langen Arm AB ab.

Um das Barometer desto empfindlicher zu machen, und auch sonst unmerkliche Veränderungen des Drucks der Luft zu bemerken, haben die Naturforscher die Gestalt der Röhre auf mancherley Art geändert. Morland bog die Röhre oben in eine schiefliegende Fläche. Hook gab ein Barometer an, in welchem die Röhre wie ein Rad gebogen war. Amontons gab seinem Barometer eine oben zugespitzte Gestalt. Bernoulli machte die Röhre in der Gegend wo die Skale angebracht wird weiter, und bog sie unten in eine lange enge horizontal Röhre. Noch andere setzten mehrere Röhren mit andern flüßigen Materien gefüllt, mit der Hauptröhre zusammen, und machten sogenannte doppelte Barometer wie Huygens, Hook, und de la Hire und andere.

Weil die in vorstehendem Absatze genannte Arten von Barometern vermuthlich den meisten Lesern nicht bekannt sind, so ist es der Absicht dieses Werkes gemäß, von jeder eine kurze Beschreibung zu geben. Da des Otto von Guericke Wettermännchen nichts anders ist als ein innerhalb der Röhre des gemeinen Barometers oben auf der Quecksilbersäule aufgestelltes hölzernes Männchen, welches von dem steigenden und sinkenden Quecksilber gehoben und herunter gelassen wird und mit der Hand den Grad auf der Skala abdeutet, wovon die Röhre, sowohl das Quecksilber in ihr stehet, zur Verbergung des kleinen Kunststückes bedeckt ist, und die von Commiers daran angebrachte Veränderungen gleichfalls keinen Nutzen gewähren, so wollen wir uns damit nicht aufhalten. Die übrige versuchte Verbesserungen bestehen theils in bloßen Veränderungen der Gestalt der Röhre, theils zugleich in andern neben dem Quecksilber angebrachten flüßigen Materien, theils in zugesetzten Maschinen.

Unter denen, die blos durch die veränderte Gestalt der Röhre weniger merkliche Veränderungen des Druckes der Atmosphäre anzeigen sollten, wollen wir zuerst den Kamazinischen oder Morlandinischen Barometer betrachten. * Die Röhre AD, die um so viel länger seyn muß, als die Röhre eines gemeinen Barometers, um wie viel die Diagonale CD länger ist, als die Höhe CE des Parallelogramms CEDF wird dergestalt in C auf die Seite gebogen, daß AC noch etwas kürzer ist, als der niedrigste Stand des Quecksilbers. Wenn dieses daher steiget und fället, so steiget und fället es in dem schiefen Theile der Röhre CD. Weil in communicirenden Röhren, obschon deren eine senkrecht die andere schief stehet, einerley flüßige Materie immer gleiche Höhe hält, so muß das Quecksilber, wenn es in einem gemeinen Barometer von C bis B, oder von C bis E steiget, in diesem von C bis G oder von C bis D fortrücken. Es verhält sich aber CB zu CG, wie der Sinus des Neigungswinkels BGC oder GCF zum Sinus totus, daher ist CG um so viel größer als CB, je kleiner der Neigungswinkel ist oder je mehr CD von der Verticallinie CE abweichet. Daher kann man den bey dieser Einrichtung viel geringere Veränderungen des Druckes der Atmosphäre wahrnehmen, als bey den gemeinen Barometern. Man will wahrgenommen haben, daß die Verengerung und Ungleichheiten der Röhre in C, die der Bug daselbst verursachet, das Quecksilber im Steigen und Fallen hindern und daher diese Barometer, um mich einer Redensart zu bedienen, die bey Waagen üblich ist, fauler machen, als die gemeinen. Eine andere hieher gehörige Art ist die Bernoullianische worauf auch Cassini verfallen **. An einer Röhre AB, die von B bis A um etwas höher seyn muß, als der niedrigste Stand des Quecksilbers, befindet sich ein inwendig genau gleich weiter oben zugeschmolzener Cylinder, dessen Durchmesser merklich größer ist, als der der Röhre und der so hoch ist, daß BC höher ist, als der höchste Stand des Quecksilbers. Die Röhre BD macht mit BA einen rechten Winkel, stehet also waagrecht, wenn BA senkrecht liegt. Damit man BD, wovon die Skale angebracht wird, nicht eine ohne Noth größere Länge geben müsse, muß bey der Füllung in obacht genommen werden, daß das Quecksilber, wenn es in AC am höchsten stehet, kaum einen Zoll lang von B gegen D reiche. Senket sich nun das Quecksilber in AC von F bis E, welche Höhe eben so groß ist, als in gemeinen durchaus gleichweiten Barometern, weil einerley flüßige Materie in communicirenden weiteren und engeren Röhren gleich hoch stehet; so rücket es in BD von G bis H, und zwar, weil in Cylindern gleiches Inhalts die Höhen sich verkehrt verhalten, wie die Grundflächen oder wie die Quadrate der Durchmesser, so wird sich GH zu EF verhalten, wie das Quadrat des Durchmessers des Cylinders AC zum Quadrate des Durchmessers der Röhre BD, z. E. wenn der Durchmesser von AC zweymal oder dreymal so groß als der von BD, so wird GH viermal oder neunmal so lang seyn als FE, und daher wird man abermals geringere Veränderungen des

* s. Tafel Physik. Fig. 9.

* s. Aerometr. Tafel. Fig. 1.

** s. ebendas. Fig. 2.

Digitized by Google

Druckes der Atmosphäre durch diesen als durch den gemeinen Barometer wahrnehmen. Auferdem, daß bey dem Rückgange des Quecksilbers von H nach G es sich gar leicht trennet und Luft dazwischen kommt, ist dieses Barometer gleichfalls faul, weil die Reibung des Quecksilber an den langen Röhren sehr groß ist. Der dritte zu dieser Gattung zu rechnende Barometer ist der Parrischische oder Amontonsische Kegelförmige *. Eine sehr enge ganz gerade und ungebogene ohngefähr 5 Schuhe lange Röhre AB, die von unten nach oben allmählig noch enger wird, ist oben in A zugeschmolzen, unten aber ganz offen und wieder in ein Gefäß mit Quecksilber eingesetzt noch mit einem angeblasenen Kügelgen versehen. Denn das Quecksilber hält sich in einer sehr engen Röhre, worinn es und die Luft einander nicht ausweichen können, von sich selbst. In diese Röhre wird so viel Quecksilber gefüllet, daß es, wenn der Druck der Atmosphäre am größten ist, von D bis C reichet, alse wie in andern Barometern DC etwa 31 Zolle lang ist. Nimmt der Druck der Atmosphäre ab und kann keine 31 Zolle hohe Säule von Quecksilber mehr tragen, sondern z. E. nur noch eine 28 Zolle hohe; so muß das Quecksilber aus DC herunter fallen bis in FE, wo dieselbe Quantität Quecksilber, weil die Röhre unten immer weiter wird, nur noch 28 Zolle hoch ist. Eben daher, wenn zu der Zeit, da in gemeinen Barometern das Quecksilber 28 Zolle hoch ist, es in diesem von F bis E auch 28 Zolle hoch reichet; so muß es, wenn es in gemeinen Barometern bis auf 31 Zolle steiget, sich in diesem so erheben, bis es den gleichfalls 31 Zolle hohen aber engeren Raum DC einnimmt. Wenn also in gemeinen Barometern der Unterschied der Höhe nur 3 Zolle beträgt, so beträgt hier die Entfernung der obersten Puncte EC 30 und mehr Zolle, nachdem die allmählige Verengerung der Röhre unmerklicher ist. Weil die Röhre angezigter Ursachen halber sehr enge seyn muß, so ist die Reibung des Quecksilbres an ihr sehr stark, bey sehr geringen Veränderungen des Druckes der Luft, ändert sich daher der Stand des Quecksilbers nicht, und die Erfindung entspricht also ihrer Absicht nicht so genau, als man beym ersten Anblicke denken sollte. Inzwischen wird dieses Barometer zur See stark gebraucht, wo andere, die stüe hängen müssen, von keinem Gebrauche sind. Man bedet es in verkehrter Stellung auf und wendet es nur zu der Zeit um, wenn man darauf nachsehen will und zur fernern Vorsicht, daß alsdenn bey starken Erschütterungen des Schiffes kein Tropfen herausfalle, bindet man unten an der Oeffnung ein wenig Baumwolle vor, durch welche die Luft frey durchpaßiret. Fället ja ein Tröpfgen Quecksilber ab, so bleibt es auf der Baumwolle liegen, und vereiniget sich wieder mit dem übrigen, so bald man die Röhre umkehret.

Unter den Barometern, die nebst dem Quecksilber noch andere flüßige Materien enthalten, ist zuvorderst das Carteſianische oder erste Hugenianische anzuführen **. An einer langen gläsernen oben bey E zugeschmolzenen Röhre ist ohngefähr in der Mitte ein merklich weiterer Cylinder BC angebracht. Von dem untern offenen Ende A der Röhre muß der Cylinder so weit entfernt seyn, daß bey dem niedrigsten Stande das Quecksilber noch ein wenig in denselben nach B reiche, seine Höhe aber muß so groß seyn, daß das Quecksilber bey dem höchsten Stande nicht über ihn, sondern nur bis C steige. Auf das Quecksilber muß so viel Wasser gebracht werden, daß, wenn jenes bis B reichet, dieses bis D stehe, und der obere Theil der Röhre DE noch so lange seyn, daß, wenn sich das Quecksilber bis C im Cylinder erhebet, das daraus vertriebene Wasser noch nicht gar das Ende E erreichet. Wenn demnach das Quecksilber von B bis C um ein paar Zoll steiget, oder von C bis B sich senket, so wird das vierzehnmal leichtere Wasser von D bis E erhoben, oder von E bis D niedergetrieben gezwungen; ein Unterschied, der immer um desto mehr beträgt, je kleiner das Quadrat des Durchmessers der Röhre gegen dem Quadrat des Durchmessers des Cylinders ist. Allein die im Wasser oder einer jeden andern dahor etwa zu substituirenden Feuchtigkeit enthaltene Luft tritt aus derselben in die obere Röhre, die davon leer bleiben müßte, und verhindert nicht nur schon an sich selbst, sondern auch noch ferner durch die Ausdehnung und Zusammenziehung derselben bey vermehrter oder verminderter Wärme den accuraten Gang des Barometers. Ein anderes Barometer von dieser Gattung ist das zweyte Hugenianische * oder das sogenannte doppelte. Die Röhre ABC ist in A verschlossen, in C offen, in B gekrümmt, so daß beyde Schenkel senkrecht aufwärts stehen. ED und FG sind zwey weitere gleiche Cylinder, wie in vorigem Barometer, beyde etwas höher als der Unterschied des höchsten und niedrigsten Quecksilberstandes, und ihre Stellung gegen einander so, daß beym niedrigsten Stande noch etwas Quecksilber über E stehe, und noch etwas Raum unter G bleibe. GC wird mit Wasser angefüllet, worunter, damit es nicht gefriere, etwas Scheidewasser gemischt wird, und ist so lange, daß, wenn das Quecksilber von G bis F herunter tritt, noch etwas Wasser über dem Cylinder oder über G stehen bleibe. An dieser letzten Röhre wird die Skala angebracht, und aus der Beschreibung des ersten Hugenianischen Barometers ist ersichtlich, daß die Skala sehr viel größer wird, als an den gemeinen Barometern. Allein das Wasser dünstet nach und nach weg, und bringt man, um dieses zu verhüten, oben einen Tropfen Mandelöl darauf, so macht dieser, wenn er mit dem Wasser bald fetzigt, bald sinkt, das Glas schmutzig und undurchsichtig, und nicht nur hat die abwechselnde Wärme und Kälte gleichfalls ihre Würkung darauf, sondern die sehr ungleiche Höhe der Wassersäule, welche der Quecksilbersäule das Gleichgewicht halten hilft, macht den Gang um so viel ungleicher, als der Druck der flüßigen Materien von ihrer Höhe abhänget. Dem letzten Fehler sollte die Sorkische oder die la Hirische Erfindung abhelfen, die darinn bestund **, daß auf die Röhre GC noch ein dritter den vorigen gleicher, oben offener Cylinder CH aufgesetzt, in die Röhre GC so viel Weinsteingeist gegossen, daß es bey der mittlern Quecksilberhöhe bis in die Mitte der Röhre nach I reichte, und der übrige Raum bis in die Mitte des zugesetzten Cylinders CH zu eben derselben Zeit mit Petroleum ausgefüllet wurde. Die Skala fande ihre Stelle zwischen G und C, und da das Petroleum in CH nicht mehr stieg und fiel, als das Quecksilber in DE und GF, so wurde zwar durch diese Verbesserung der kaum angezigte Fehler fast gänzlich gehoben: allein die Erfahrung hat gelehrt, daß nicht nur das Petroleum bald wegdünstet, sondern auch in kurzem sich mit dem Weinsteinöle vermischet, also die Scheidung beyder nicht mehr gesehen wird, und folglich ein solches Barometer nur wenige Tage nach seiner Verfertigung gebraucht werden kann. Wir wollen endlich diese Classe mit Amontons verkürztem Barometer beschlie-

* s. Aerometr. Taf. Fig. 3.

** s. ebendas. Fig. 4.

* s. Aerometr. Taf. Fig. 5.

** s. ebendas. Fig. 6.

Digitized by Google

ſen *. Von A bis B ſtehet in einem von C bis D im andern Barometer das Queckſilber nur auf die Hälfte der Höhe, welche es in einem einfachen erreichen würde. Den Zwiſchenraum von B bis C füllet man zum Theil, nemlich von C bis E mit Weinſteinöl und von E bis B mit Petroleum. Senket ſich nun das Queckſilber in D, ſo ſteigt das Weinſteinöl von E bis F; ſteigt das Queckſilber in D, ſo ſenkt ſich das Weinſteinöl von E bis G. Man kann alſo eine große Skala von F bis G anbringen, ohnerachtet das Barometer nur die halbe gemeine Höhe hat. Ja man kann es auf ein Drittel, auf ein Viertel der gemeinen Höhe reduciren, wenn man drey oder vier Queckſilberröhren mit zwey oder drey ſolchen Zwiſchenröhren nur einander verbindet, wie in unſerer Figur zwey Queckſilberröhren mit einer Zwiſchenröhre verbunden worden ſind. Dieſe Barometer ſind ſchwer zu verfertigen, das Reiben in den vielen Röhren macht ſie faul, die flüſſige Materien in den Zwiſchenröhren dehnen ſich von der Wärme aus, und die Stelle, wo ſich das Stein- und Weinſteinöl ſcheiden, werden bald unkenntlich; alſo bezahlet der Nutzen die Mühe nicht.

Unter den Gattungen, woran noch anderes Maſchinenwerk angebracht iſt, iſt die bekannteſte das Hookiſche Radbarometer **. Es iſt ein gemeines Barometer, daran der umgebogene untere Theil ſenkrecht in die Höhe ſtehet, und ſo weit iſt, als die hohe Röhre, wie Boyle angegeben. Weil aber dieſer Umſtand nach ſich ziehet, daß das Steigen und Fallen nur halb ſo merklich ſind, als ſonſt; indem, wenn das Queckſilber in der langen Röhre ſteigt, es eben ſo viel in der kurzen ſinkt, folglich wenn in jener Röhre das Queckſilber um einen Zoll höher, wie vorher, über die Oberfläche des Queckſilbers in dieſer erhoben werden ſoll, es nur um einen halben Zoll ſteigen darf: ſo hat er eine Rolle A daran angebracht, deren Umfang dem Unterſchiede zwiſchen dem höchſten und niedrigſten Stande des Queckſilbers gleich iſt, und worauf der Faden ruhet, an deſſen beyden Enden ein eiſernes Gewichtgen B und ein anderes wenig leichteres C hängen, deren jenes auf dem Queckſilber in der kurzen Röhre aufſitzet. Wie dieſes Queckſilber ſteigt und ſinkt, ſo ſteigt und ſinket auch das Gewichtgen, und drehet die Rolle und damit einen daran befeſtigten leichten Zeiger auf eine oder die andere Seite, und deutet auf der großen Scheibe DE Grade des Steigens und Fallens ab, die nach Proportion der Scheibe beträchtlich groß ausfallen können. Dieſe Einrichtung macht, daß das Barometer mit großer Vorſichtigkeit von einer Stelle zur andern gebracht werden muß, und die Reibung der Rolle an ihrer Axe, desgleichen des einen Gewichtgens am Glaſe iſt, ohnerachtet des größten an die Verfertigung verwendeten Fleißes, dennoch viel beträchtlicher, als daß ſie mit der geforderten Empfindlichkeit des Barometers beſtehen könnte. Man hat noch eine andere in dieſes Fach gehörige Erfindung des Paters Franc. Tert. de Lanis, bey welcher, weil ſie weniger in Betrachtung gekommen, und gleichfalls von keinem ſonderlichen Gebrauche iſt, wir uns nicht aufhalten wollen.

Es erhellet alſo hieraus, daß unter allen Arten der einfache gemeine Barometer der beſte iſt, wenn nur das Gefäß am Fuß der Röhre einen viel weitern Durchmeſſer hat, als dieſe, damit man ohne merklichen Irrthum die Stelle, von welcher an die Höhe des Queckſilbers gerechnet wird, vor beſtändig annehmen kann; oder noch beſſer, wenn der niedrige oben offene Theil der Röhre mit dem hohen zugeſchmolzenen gleich weit, die Skala aber beweglich iſt, damit man ihren Anfang immer an die Oberfläche des Queckſilbers in der kurzen Röhre bringen kann.

Die Veränderungen des Barometers zu erklären, haben die Naturforſcher vielerley Hypotheſen erfunden, deren keine noch der Sache ein vollkommenes Genüge thut. Wir wollen ſie daher insgeſammt unberühret laſſen, und ſtatt derſelben nur die von Herrn Halley geſammelte und von Herrn de Luc vor genau und richtig erkannte Erfahrungen erzählen. Sie ſind folgende: Bey ſtillem und zum Regen geneigtem Wetter ſtehet das Barometer gemeiniglich niedrig; bey heitem und beſtändigem Wetter ſtehet daſſelbe gemeiniglich hoch; bey ſtarken Winden ſtehet das Queckſilber tiefer als jemals, wenn ſie gleich von keinem Regen begleitet werden, inzwiſchen muß man dabey auf die Gegend ſehen, aus welcher der Wind herkommt; denn wenn ſich übrigens alles gleich bleibt, ſo ſtehet das Queckſilber beym Oſt- und Nord-Oſtwind am höchſten; bey ſtiller und kalter Mitterung ſtehet das Barometer gemeiniglich hoch; nach einem ſtarken Winde, bey dem das Queckſilber tief geſtanden hat, ſteigt daſſelbe ſehr ſchnell.

Weil die Höhe des Queckſilbers von dem Drucke der Atmoſphäre abhänget, dieſer aber natürlicherweiſe auf einem hohen Berge, über welchem eine niedrigere Luftſäule ſtehet, geringer ſeyn muß, als in einem tiefen Thale, das eine ſo viel höhere über ſich hat; ſo ſtehet zu gleicher Zeit an erhabenen Orten der Barometer niedriger als an tiefen. Man kann ſich daher dieſes Werkzeuges bedienen, um dadurch zu beſtimmen, wie viel ein Ort höher liegt als der andere, und verſchiedene Gelehrten haben verſchiedene Methoden angegeben, die hierzu nöthige Rechnungen zu machen. Weil ſie aber auf Gründen beruhen, die ſich hier nicht anführen laſſen, insgeſammt auch deswegen noch nicht gänzlich zuverläßig ſind, weil das Geſetz, wornach ſich die Abnahme der Dichte der Luft richtet, noch nicht gehörig ausgemacht iſt; ſo verweiſen wir diejenigen, welche ſich mit dieſer Aufgabe bekannter machen wollen, auf des Herrn Hofr. Käſtners Anmerkungen über die Markſcheidekunſt nebſt einer Abh. von Höhenmeſſungen durch das Barometer S. 215. u. f. Um aber nicht gar nichts von dieſer Sache zu ſagen, wollen wir des Herrn Daniel Bernoulli Formel zur Probe anführen. Wenn c die mittlere Höhe des Queckſilbers auf der Oberfläche des mittelländiſchen Meeres, y dieſelbige an dem gegebenen Orte und x deſſen Höhe über das angeführte Meer ausdrücket; ſo iſt $x = \frac{22000\,(c-y)}{y}$. Es ſeye z. B. $y = 21$ Zoll 4 Linien oder 252 Linien, $c = 28$ Zoll oder 336 Linien; ſo iſt $x = \frac{22000.\,84}{252} = \frac{1848000}{252} = 7333$. Fände man auf dieſelbe Weiſe eines andern Ortes Höhe über das mittelländiſche Meer z. E. $= 6000$, ſo wüßte man zugleich, daß der erſte um 1333 Schuhe höher liegt, als der letzte. Um die mittlere Barometerhöhe an einem Orte zu erkennen, wo man ſich ſo lange nicht aufhält, als ſolche durch die Erfahrung zu beſtimmen nöthig wäre, findet man dieſelbe durch die Formel $y = \sqrt{22000.\,c}$, worinn a die Höhe bedeutet, auf die man an dem gegebenen Orte ſteigen muß, bis der Barometer um eine Linie fället.

Wir haben endlich auch noch des Lichtes zu erwähnen, welches man in dem oberen leeren Raume mancher Bar-

* ſ. Aerom. Tafel Fig. 7.

** ſ. ebend. Fig. 8.

Digitized by Google

rometer zu sehen pfleget, wenn man macht, daß sich das Quecksilber darinn auf und ab beweget. Es ist leicht zu begreifen, daß dieses eine von der durch die Reibung der Glasröhre mit dem Quecksilber erregten Electricität abhangende Erscheinung ist, und das Anziehen und Abstoßen leichter Körper von dergleichen leuchtenden Röhren gewähret hievon den augenscheinlichsten Beweis. Dieses Licht aber ist weder ein Merkmal eines ganz vollkommenen Barometers, dessen oberer Raum von aller Luft völlig leer ist, noch eines schlechten Barometers, über welchem sich viele Luft befindet, davon jenes Herr Jo. Bernoulli, dieses Herr Muschenbroek, jeder seiner Hypothese, worauf er dieses Licht erkläret, zu Lieb behauptet. Denn man findet gute und schlechte, die da leuchten und nicht leuchten. Warum aber nicht alle Barometer diese Eigenschaft an sich haben, verstehet sich daraus, weil theils nicht alle Glasarten hiezu aufgelegt sind, theils einigen Röhren die nöthige Glätte an der innern Fläche fehlet, theils dieselbe inwendig feuchte oder sonst nicht rein genug, theils auch das Quecksilber unrein ist u. s. w. Daß auch die Röhren nicht zu allen Zeiten leuchten, wenn sie geschüttelt werden, hat seinen Grund darinn, weil die Beschaffenheit der Luft nicht immer günstig ist, weswegen auch die Electrisirmaschinen selbst nicht allezeit von gleicher Wirksamkeit sind.

Barometer, Reise- sind besonders darauf zugerichtete Barometer, daß man sie bequem auf Reisen mit sich führen kann, z. B. wenn man sie zum Messen der Höhen brauchen will. Weil nemlich sowohl wegen dem oben in der Röhre, als dem in dem Gefäße von Quecksilber leerbleibenden Raume, dasselbe auf der Reise stark hin und her geschüttelt, und deswegen theils die Röhre leicht zerbrochen wird, theils Luft zwischen dem Quecksilber eindringet; so bestehet das besondere, wodurch sich die Reise-Barometer von andern unterscheiden, in der Einrichtung, wodurch diesem Schütteln des Quecksilbers vorgebeugt wird. Leupold beschreibet in seinem theatro aërostatico verschiedene hiezu dienliche Erfindungen.

(See-) Barometer. Weil die Schiffe in beständiger Bewegung sind, so kann man den Stand des ohne Unterlaß schwankenden Quecksilbers in gewöhnlichen Barometern nicht wahrnehmen. Wenn ein solches also zur See Dienste thun soll, so muß davor gesorgt werden, daß das Quecksilber, oder was man an seine Stelle setzt, stille bleibt, obschon das Schiff sich bald dahin bald dorthin beuget. Wir haben schon oben bemerket, daß das Patricische kegelförmige zur See gebraucht werden könne und wirklich gebraucht werde. Man hat aber noch ein anders besonders in dieser Absicht von Robert Hook erfundenes. Es bestehet in der Verbindung zweyer Thermometer, nemlich des Holländischen oder Drebbelianischen und des Florentinischen (s. Thermometer). * Das Florentinische oben zugeblasene, auf welches also der Druck der Luft nicht wirket, sondern dessen Spiritus durch steigen und fallen blos die Wärme anzeiget, seye CD, die Kugel mag unter C oder hinter der Tafel verborgen seyn. Das Drebbelianische, auf welches sowohl die Wärme als der Druck der Luft wirket, seye AB, die Luftkugel desselben stecke oben hinter B, die Wasserkugel unten hinter A, und die Röhre desselben seye sehr enge, damit das Schwanken des Instruments seinen Einfluß auf den Stand des Wassers habe. Nachdem man mit der Skale des florentinischen fertig geworden, macht man die bey einem gewissen Druck der Athmosphäre damit übereinstimmende Skale des Drebbelianischen. Man wählet nemlich, wenn es im Winter recht kalt ist, eine

* s. Aerometertafel, Fig. 9.

Zeit, da der Barometer einen gewissen Stand hat, z. Exempel 29½ Zoll, und markirt auf dem Drebbelianischen den Punkt, wo das Wasser stehet mit eben der Nummer, die der Grad führet, worauf das Florentinische weiset. Lässet alsdenn das Zimmer heizen, giebt acht, wie das Florentinische von Grad zu Grad steiget, und bezeichnet die mit jedem derselben correspondirende Punkte am Drebbelianischen. Ist richtig verfahren worden, so muß künftig, wenn das Barometer wiederum 29½ Zolle hoch stehet, das eine Thermometer mit dem andern übereintreffen, d. i. beyde müssen auf einen Grad weisen; wenn aber das Barometer z. E. 30 Zolle hoch stehet, so muß das Wasser an einem höhern Punete, und wenn das Barometer nur 29 Zolle hoch stehet, so muß das Wasser an einem niedrigen Punkte im Drebbelianischen stehen, und dieser Unterschied muß künftig immer wieder statt haben, wenn wieder das Barometer 30 oder 29 Zolle hoch ist. Man erwartet daher die Zeit, da der Barometer 30 Zolle hoch stehet, mißet den angezeigten Unterschied sehr genau, trägt ihn auf eine bewegliche Skale FG, die sich am Drebbelianischen Thermometer auf- und abschieben lässet, von D nach E und H, so macht die Distanz E H, sie mag so groß oder klein seyn, als sie will, so viel aus als ein Zoll auf dem Barometer. Man schreibet daher bey H 29, bey E 30 und trägt nach F und G den 31ten und 28ten Zoll, theilet auch diese Zolle in ihre Zehntheile oder Linien und diese in beliebige noch kleinere Theile. Wenn man nun von dem Instrumente Gebrauch machen will, so bemerket man erstlich den Grad, worauf das Florentinische Thermometer weiset, z. E. 1 oder den 28ten, suchet zweytens denselbigen 28ten Grad K auf dem Drebbelianischen, bringt drittens den Punkt I der beweglichen Skale, woran man deswegen einen Zeiger machen kann, an den Punkt K und siehet viertens zu, bey welchem Punkte der beweglichen Skala das Wasser im Drebbelianischen stehet. Stehet z. E. das Wasser in L bey Num. 29. so ist der Barometerstand jetzo 29 Zolle. Halley macht viel Rühmens von dieser Erfindung und will sie auf Reisen sehr gut befunden haben. Amontons, der sie sich zuschreibt, giebet sie den gewöhnlichen Barometern vor. Wer ihre Mängel wissen will, kann sie bey dem oben angeführten Herrn De Luc §. 61. finden.

Barometer, Statistisches, ist ein von Otto von Guericke erfundenes Manometer, welchem Boyle diesen Namen gegeben. Es bestehet in einer hohlen großen aber leichten kupfernen Kugel, aus welcher man die Luft gepumpet. Sie wird statt einer Schaale an einem Ende einer Waage und am andern Ende ein gleichwichtiges Bleygewicht aufgehänget. Bey vermehrter Dichte der Luft giebt das Bleygewichte, bey verminderter aber die Kugel einen Ausschlag, und um diesen Ausschlag genau wahrnehmen zu können, bringt man einen in Grade und kleinere Theile eingetheilten Quadranten an der Gabel der Waage an, auf welchem die Spitze des Zünglein als ein Zeiger deutet. s. Manometer.

Barometz, Baromets ist ein Gattungsname, den Herr von Linne dem Sinesischen Engelfüß (*Polypodium Sin.*) gegeben hat. Bey den älteren Schriftstellern aber wird eine gewisse Pflanze also benennet, welche in Zanotha einer Landschaft der Tataren wachsen, und deren Frucht ein vollkommenes Lamm mit Haut und Wolle und allen Theilen vorstellen soll, so man hat sogar behauptet, dieses Lamm fresse das umherstehende Gras ab. Wir wollen uns keine weitere

Digitized by Google

Mühe geben, diese Fabel zu widerlegen, welche aus gewissen wolligen Pflanzen, die einige Aehnlichkeit mit der Gestalt eines Lammes haben, entstanden ist; jeder vernünftige Leser wird ohne das überzeugt seyn, daß dieses Pflanzenlamm unter die Chimären gehört.

Baron. Die Angabe der ursprünglichen Bedeutung dieses jetzt in vielen europäischen Staaten üblichen Titels, ist mit so vielen Schwierigkeiten verknüpft, daß der etymologisirende Scharfsinn der Gelehrten an derselben seine Kräfte zu versuchen, vorzüglich reiche Gelegenheit gefunden hat. Man würde etliche Seiten dieses zu nützlichern Wahrheiten, als die meistens unfruchtbare Wortforschung hervorzubringen pflegt, bestimmten Werks verschwenden müssen, wenn man allen hieher gehörigen etymologischen Wahnsinn erzählen wollte. Denn der Ableitungen dieses Ehrentitels sind in der That soviel, und sie fallen zum Theil so sehr ins gezwungene und lächerliche, daß es scheint, als ob jeder unterthänige Client eines Hochfreyherrlichen Hauses seine Gelehrsamkeit in Unkosten gesetzt habe, um in Egypten, Palästina, Griechenland, Italien, Spanien, Frankreich, Deutschland, England, Dänemark, und den alten und neuen Sprachen dieser Reiche und Länder, eine neue Entdeckung für den Ursprung dieses Titels zu machen. Man hätte bedenken sollen, daß ein Wort, welches bey ganz verschiedenen Völkern, und in ganz verschiedenen Zeiten, in einer theils ganz entgegen gesetzten, theils sehr unterschiedenen Bedeutung vorkommt, unmöglich bey allen einen und ebendenselben Ursprung haben könne: sondern daß jede Zeit und Nation, die sich desselben bedient habe, hiezu besondere und einheimische Veranlassung müsse gehabt haben; daß man diese aufsuchen, und vor sich betrachten müsse, ohne damit Begriffe in Verbindungen setzen zu wollen, die andern Völkern und Zeiten eigen waren. Auf diesem Wege darf man sich in solchen Fällen am ersten Hofnung machen, zur Wahrheit zu gelangen, und sich in eine Sache zu bringen, die nur immer dunkeler und verworrener wird, je größer der Aufwand von Gelehrsamkeit ist, den man macht, um Dinge mit einander zu vereinigen, die ihrer Natur nach in gar keiner weiteren Verbindung stehen, als diejenige ist, worin der gleichlautende Ton des Worts einen Schein giebt. Wer dieses bedenkt, dem kann es auch nicht mehr seltsam scheinen, daß eben das Wort, welches bey einigen Völkern ein Ehrentitel ist, bey andern etwas gleichgültiges, und wieder bey andern gar ein Schelwort seyn könne. Diese Bewandniß hat es in der That mit dem Wort **Baron**; bey den Römern war es ein Schimpfwort. Cicero, Persius, Petronius, bedienen sich in mehr als einer Stelle ihrer Schriften des Worts Baro, wenn sie einen Narren und schlechten Menschen charakterisiren wollen. Wegen des etymologischen Grunds dieser den Römern eigenen Bedeutung dieses Wortes ist es vernünftiger, mit einem Gesner seine Unwissenheit zu gestehen, als die Träume und Erdichtungen der Gelehrten darüber nachzubeten.

Unter den Franken ist die am frühesten übliche Bedeutung dieses Wortes keine andere, als daß es einen Mann anzeigt. Andere unter gelehrten Geschichtforschern beliebte Erklärungen, nach welchen dasselbe ursprünglich unter den Franken so viel als tüchtig oder als frey bedeuten soll, lassen sich mit dieser in den fränkischen Gesetzbüchern am meisten vorkommenden Bedeutung ziemlich gut vereinigen.

Allein die Franken haben diese Bedeutung des Worts Baro bald verlassen, und ihm einen ganz andern Begriff von einem viel höhern Werth beygelegt. Denn schon in der letzten Hälfte des neunten Jahrhunderts finden sich Beyspiele, daß Baro unter ihnen überhaupt einen vornehmen Herrn bezeichnet, und zwar meistens einen solchen, der zum königlichen Gefolge gehört, und zu Hof- und Kriegsdiensten verpflichtet ist. Was in frühern Zeiten *Principes*, *Optimates*, *Seniores Francorum* hießen, das wurde von der Zeit an **Barones** genannt. In dieser Bedeutung wurde dieser Titel auch bald auf den ganzen fränkischen hohen Adel und alle sowohl geistliche als weltliche Stände des fränkischen Adels ausgedehnt. Diese erhöhete Bedeutung des Worts Baro ist aber wahrscheinlich unter den Franken nicht einheimisch, sondern scheinet erst im neunten Jahrhundert durch die Normänner dahin gebracht zu seyn; wenigstens bedient sich kein fränkischer Geschichtschreiber, der vor dem Einbruch der Normänner in Frankreich geschrieben hat, dieses Wortes in der erhöheten Bedeutung desselben. Man kann daher auch mit Grund annehmen, daß der Ursprung des Titels Baron in dieser erhöheten Bedeutung nordisch sey. Kenner der nordischen Sprachen und Alterthümer rechtfertigen dieses dadurch, daß die nordischen Völker die Kinder ihrer Könige Barne, Baarne oder Baronen genannt haben, wovon auch das noch jetzt in der Dänischen Sprache gebräuchliche Wort Barn, welches überhaupt ein Kind heißet, abgeleitet wird. Es hat daher allem Ansehen nach mit dem nordischen Namen Baroner eben die Bewandniß, die es mit dem spanischen Titel Infant hat.

Nachdem die Normänner den Titel Baron in dieser Bedeutung zuerst nach Frankreich gebracht hatten, so ist er wahrscheinlich unter König Wilhelm dem Eroberer nach England, und hernach mit Tancred nach Neapel und andere Theile von Italien gekommen. Am spätesten aber, und vermuthlich aus Italien, haben ihn die Deutschen erhalten. Denn erst gegen das Ende des zwölften und im dreyzehnten Jahrhundert wird der Titel Baron, in sofern er überhaupt Reichs- und Landstände bezeichnet, in den zur italiänischen und deutschen Geschichte gehörigen Geschichtbüchern und Urkunden üblich. So wie nun in dieser Bedeutung das Wort Baron überhaupt Herzoge, Grafen, Marchionen u. s. w. als Reichsstände betrachtet, unter sich begreift, so wurde derselbe, nachdem er einmal eingeführt worden war, in den bisher erwähnten Staaten von Europa, im mittlern Zeitalter, auch noch in verschiedener andern wichtigen, aber allemal sehr ehrenvollen Beziehung gebraucht. Hiezu gehört erstlich, daß alle mächtige Vasallen des Reichs, welche unter ihrer Fahne wieder eine große Zahl Vasallen ins Feld führen konnten, mit dem allgemeinen Namen Baronen belegt wurden; daher dann auch in diesem Sinn Baronen und Bannerherren so völlig gleichgültige Titel waren, daß nicht nur einer für den andern gebraucht wurde, sondern auch deshalb einige Geschichtforscher auf den Gedanken gekommen sind, daß das Wort Baron vom Bannerherr abzuleiten sey. Zweytens war bey der Unthelbarkeit der Herzogthümer üblich, daß die nachgeborne Söhne mit den zu ihrem Unterhalt angewiesenen Gütern und Schlössern zugleich den Titel Baronen erhielten. Unter dem hohen Adel von England hat sich, wie bekannt ist, diese Gewohnheit bis auf den heutigen Tag erhalten. Drittens findet sich, daß die Könige ihre vornehmste Haus- und Staatsbediente ihre Baronen nannten. Viertens sind aber auch aus dem mittlern Zeitalter einige Beyspiele vorhanden, daß jene hohen

Digitized by Google

und unmittelbaren Vasallen auch wieder diejenige, welche sie unter ihrer Jahne ins Feld führten, oder ihnen zu Hofdiensten verpflichtet waren, ihre Barones nennen; daher es denn scheint, daß in solchen Fällen der Titel Baron auch als ein Synonimon von Vasall gebraucht werde. Was aber fünftens für Deutschland vorzüglich merkwürdig ist, so ist hier der Titel Baron auch ein unterscheidender Name für den Stand der ehemaligen Dynasten geworden. Diese hießen sonst auch Freyherrn, Semperfrey, Edle Herren und Herren schlechthin. Seit Kaisers Carl IV. Regierung aber kommen sie häufig unter dem Namen Barones vor.

Die Vorrechte der Baronen in dieser Bedeutung waren also die Vorrechte der Dynasten, und dieses sind vorzüglich folgende: Erstlich waren sie den Herzogen und Grafen nicht unterworfen; sondern standen unmittelbar unter den Kaisern. Zwar erschienen sie, so lange die Grafen noch die ordentlichen Richter in einem gewissen Pago oder Gau waren, auf den Placitis derselben, ließen auch ihre Contracte daselbst bestätigen. Allein das erstere geschahe von ihnen nicht, weil sie den Grafen unterworfen, sondern weil sie Beysitzer in den Gerichten derselben waren; und das zweyte mußten auch andere Fürsten, Herzoge und Bischöffe thun, wenn ihre Handlungen einer gerichtlichen Bestätigung bedurften, und niemand wird daraus die Folge ziehen wollen, daß diese im strengen und eigentlichen Sinn der Gerichtbarkeit eines solchen Grafen, vor dessen Mallo oder Placito sie die Bestätigung suchten, waren unterworfen gewesen. Vielmehr waren zweytens diese Barones oder Dynasten Stände des Reichs und hatten in dieser Eigenschaft Sitz und Stimme auf den Reichstägen. Drittens, ohngeachtet sie die Grafen in jenen Gerichten als ihre Präsides betrachteten, und diese auch sonst der Regel nach den Rang vor ihnen behaupteten: so wurden sie doch überhaupt mit ihnen in eine Classe gesetzt, und unter denden alsdann so wenig Unterschied gemacht, daß auch sehr oft ein solcher Baron oder Dynast den Rang über den Grafen hatte. Zum Beweis hievon dienen vorzüglich die Unterschriften bey den Reichsabschieden. Noch im sechszehenden Jahrhundert stehen in selbigem manche Namen solcher Dynasten vor den Namen mancher Grafen, und die Ordnung ihrer Unterschrift scheint nicht durch den Titel Graf, Dynast, Freyherr u. s. w., sondern durch das Alter ihrer Aufnahme in den Reichsfürstenrath bestimmt zu seyn. Auch werden in den Reichsgesetzen selbst bey allen Gelegenheiten Grafen und Herren neben einander genannt, und diese so wie jene unter der allgemeinen Benennung Proceres und Principes imperii begriffen. Viertens, kein solcher Baron war ohne Baronie, das ist, ohne Reichsunmittelbare Güter worauf die Reichsstandschaft haftete. In denselben übten sie, fünftens, eben die Rechte aus, welche den Herzogen und Grafen in ihren Territorien zuständig waren, und so wie die Gerechtsame derselben zu einer Landeshoheit empor gestiegen war, so waren auch diese Dynasten oder Baronen Landesherren geworden. Sechstens, der Reichsmatricularanschlag erstreckte sich auf diese Baronen, oder Herren und Dynasten so gut, als auf andere Reichsstände, und in Absicht der Austrägalinstanz genossen sie ebenfalls gleiche Rechte mit jenen. Nicht weniger wurde ihnen, wie jenen, der Titel Illustris ertheilt, und die Reichs-Policeyordnung setzte ihre und der Grafen Kleidung auf gleichen Fuß. Alles dieses beweiset also siebentens ganz unwiderleglich, daß diese Baronen fürstenmäßig waren, und zum höhern Adel gehörten.

Nun entstehen, soviel die heutigen Zeiten und besonders die deutsche Reichsverfassung betrifft, in Absicht des Titels Baron, und der davon abhangenden Vorrechte folgende zwo Fragen: Erstlich, ob dergleichen Baronen vom Herren- oder Dynastenstande, des mittleren Zeitalters, noch jetzt in Deutschland vorhanden sind? und zweytens, ob diejenige, welche heutzutage den Titel Baron und Freyherr führen, einen gegründeten Anspruch auf den Rang und die Vorzüge dieser Baronen des mittleren Zeitalters machen können?

Was die erste Frage anbetrifft, so sind alle wahre Kenner der deutschen Rechte und Geschichte einstimmig der Meynung, daß es dergleichen Baronen, die zum ehemaligen Herrenstande, und folglich zum höheren Adel gehörten, heutzutage nicht mehr giebt. Denn ein Theil dieser Baronen des mittleren Zeitalters sind ganz ausgestorben, und ihre ansehnlichen Herrschaften sind anderen Reichsständen zugefallen, welche davon den Titel führen, und die Reichsanschläge zu tragen schuldig sind. Ein anderer Theil hat seit der Zeit, da der Freyherrn und Baronen Titel zu gemein wurde, den fürstlichen und gräflichen Titel angenommen, und erscheint unter diesen bey allen öffentlichen und privat Angelegenheiten. Drittens ist auch sehr wahrscheinlich, daß viele solcher Reichsfreyherrlichen Familien, welche ehedem als Besitzer Reichsunmittelbarer Herrschaften zum hohen Adel gehörten, in jener großen Catastrophe der deutschen Reichsstandschaft von mächtigern Nachbarn sind unterdrückt und landsäßig geworden. Das Faustrecht, der Lehnsnexus, und die eigene Nachläßigkeit solcher Baronen in Behauptung ihrer Rechte und Freyheiten, verschaften hierzu sehr bequeme Gelegenheit.

Was aber den zweyten Punct betrifft: so wird auch eine nur flüchtig angestellte Vergleichung der im vorhergehenden auseinander gesetzten Vorzüge der ehemaligen Baronen vom Dynastenstande, mit der Lage, darinn sich unsere heutige Baronen und Freyherren befinden, ganz unwiderleglich entscheiden, daß beyde Arten von Baronen von einem sehr verschiedenem Stande sind, und die Vorrechte jener alten Baronen den heutigen keineswegs zukommen. Diejenige nemlich, welche heutzutage sich Baronen, Dynasten, Reichsfreyherrn und Reichsbaronen nennen lassen, gehören insgesammt zum niedern deutschen Adel. Auch sind mit diesem Titel jetzt keine solche wahre und wesentliche Vorzüge verbunden, vermöge deren diese Baronen eines besondern über den übrigen niedrigen Adel erhobenen Standes sich zu erfreuen hätten. In Stiftern und Ritterorden, nicht weniger an manchen Höfen, wo wesentliche Vortheile und Vorzüge des Adels sichtbar worden, wird auf den Titel Baron so wenig geachtet, daß vielmehr ein jeder anderer von Adel, der seine Ahnen zu beweisen im Stand ist, einem Baron, der keine Ahnenprobe ausstehen kann, vorgezogen wird.

Der Ursprung der heutigen Baronen und Freyherren ist in der Regierung Kayser Carl V. und Ferdinand I. zu suchen. Unter denselben wurden so vielen landsassen adelichen und auch bürgerlichen Standes, die Reichsfreyherrn- oder Baronenwürde ertheilt, daß die Reichsstände darauf bedacht seyn mußten, wie sie allen daher zu besorgenden Exemtionen vorbeugen mögten. Schon Kayser Carl V. verglich sich daher mit ihnen dahin, daß dergleichen Landsassen, welchen der Freyherrntitel ertheilt sey, nicht wie jene Baronen, welche

Besitzer

Besitzer von unmittelbaren Herrschaften wären, zu den Reichsanlagen gezogen werden sollten. Dieser Vergleich, welcher in den Reichsabschied von 1548. §. 66. eingerückt wurde, setzte den ersten Grund zu der großen Verschiedenheit zwischen **Baronen, welche Reichsstände sind, und denen, welche es nicht sind**; ein Unterschied, den man bey Bestimmung des wahren Sinnes vieler Stellen neuerer Reichsgesetze wohl vor Augen haben muß.

Unter den folgenden Kayfern haben besonders Ferdinand II. und III. und Leopold die Zahl der Baronen sehr stark vermehrt, und dadurch veranlaßt, daß die ehemalige Baronen vom alten Herrenstande sich dieses Titels schämten. Die Reichsritterschaft in Schwaben und Franken soll sogar durch ein allgemeines kayserliches Privilegium den Baronen- oder Freyherrentitel ohne weitere Anfrage oder besondere Standeserhöhung zu führen berechtiget seyn. Ueberdem aber kann jetzt jedermann, der die dazu erforderliche Kosten anwenden will, zur Freyherrn- oder Baronswürde gelangen. Diese Kosten betragen nach der erneuerten Reichshofräthlichen Taxrolle: **zweytausend Gulden**, ohne die Canzleysportuln; und dafür erhält der baronisirte in seinem Diplom das beurkundete Zeugniß, daß seine um das Reich habende große Verdienste die einzige Ursach seiner Standeserhöhung sind.

In **England** ist der Titul **Baron** der gemeine Name, welcher dem gesammten **hohen Adel**, nämlich den Herzogen, Markgrafen und Grafen beygelegt wird. Zur Zeit des unglücklichen Königs **Johann ohne Land** werden in der Charta magna, die dieser König im Jahr 1215. ausstellte, alle diejenigen **Reichsbaronen** genennet, welche unmittelbar vom Könige Ländereyen, oder Herrschaften zu Lehen trugen, und ihm im Kriege zur Vertheidigung des Reichs beyzustehen schuldig, sonst aber niemanden unterwürfig waren. Von dieser Epoche an haben die englischen Baronen das Recht erhalten, in öffentlichen Reichsangelegenheiten mitzusprechen. Unter Heinrich dem Dritten machten sie durch die sogenannten **Oxfordischen Statuten** vom Jahr 1248. den Anfang der Parlamentsversammlungen, welche nachher seit 1264. auch durch die Deputirten der Gemeinen vermehret worden sind.

In **Frankreich** war es mit dem Baronenstande in ältern Zeiten fast eben so als in England. Sie hatten **lehnsleute vom Könige**, und durften in dem königlichen Heere den Bannier, und darunter ihre eigene Vasallen führen, auch ihre eigene Losung oder Parole haben. Es hatten übrigens sowohl in England, als in Frankreich die Baronen eine größere, oder kleinere Gerichtsbarkeit in ihren Herrschaften, und daher auch ihre eigene Gerichtshöfe, welche insgemein *curia baronum* genennet wurde.

Baronet, ist in England eine Würde des Adels, wodurch einer den Titul Sir und sein besonderes Wappen bekommt. Nach dem Baron ist der Baronet unter den Adelichen der erste, und scheint eben das vorzustellen, was in andern Ländern der niedere Adel ist.

Baroscop, s. Barometer.

Barquer, heißt bey den Wasserbaumeistern ein in einen Fluß gebautes Gestelle und Gerüst, das in denselben rösende Holz an Baumstammen, Seegblöck und Brennholz durch solche abzuweisen, damit sie nicht in einen Canal gehen, in welchen sie nicht zu gehen haben. Fig. 13. stellt ein dergleichen Barquer dar; an solchem sind a die Ruthen, b die Pfetten, c die Ruhe.*

* s. Tafel der Hydraulic.

Barraiuda, ist ein Beyname der Bergforelle. s. Salme (*Salmo alpinus* Linn.)

Barras, s. Sichte.

Barrati, *Barrés*, ist ein Namen der Carmeliten, welcher ihnen wegen ihrer Kleidung gegeben worden, und heißt so viel, als die Querstreifigten. Als sie unter Ludwig dem Heiligen aus dem Oriente nach Frankreich kamen, trugen sie quergestreifte Mäntel. Diese Ordensgeistlichen können sich aber selbst nicht recht vergleichen, ob die Streifen in die Länge, oder in die Quere giengen, ob sie weiß und schwarz, oder weiß und kastanienbraun, und wie viel sie an der Zahl gewesen sind. Elias, sagen sie, und die ersten Carmeliten trugen einen schneeweißen Mantel. Als aber Homar den Berg Carmel verwüstete, zwang er die Carmeliten die weißen Mäntel wegzulegen. Sie erinnerten sich denn der alten Traditionen, daß, als Elias im feurigen Wagen gen Himmel fuhr, und dem Eliäus seinen Mantel herabwarf, dieser Mantel im Herabfallen durch die Flammen so versenget worden, daß der äußere Theil der Falten ganz schwarz geworden, das übrige aber weis geblieben, so, daß der Mantel voll schwarzbrauner Streifen gewesen. Das Andenken dieser Begebenheit zu verewigen, erwählten diese Mönche jenem Eliasmantel ähnliche schwarz, oder braungestreifte Mäntel. In Europa entschlossen sie sich, diese Streifen wieder wegzulegen. Man fand es nöthig, ein päbstliches Breve darüber zu suchen, und erhielt es auch 1285; zwey Jahre darauf wurde diese Veränderung auf dem Generalkapitel zu Montpellier im ganzen Orden eingeführt.

Barre, heißt eine Bank oder Reihe Felsen, die die Einfahrt in einen Hafen gefährlich macht und verunlasset, daß man entweder nur zur Fluthzeit oder durch gewisse Zugänge einkommen kann.

Barre, ist der indianische Name des Elephanten.

Barre, ein musikalisches Kunstwort, bedeutet 1) das schmale Brett, das oder den Tangenten eines Flügel oder Spinett heraushergehet, gefüttert und sie deckt, daß die Springer (im italiänischen Saltarelli) nicht herausfahren noch klappern können. 2) Das Querbrett, welches in allen Claviren, Flügeln und Pantalons verbiten muß, daß sich wegen der Gewalt des Bezugs das Holz nicht werfe oder krumm werde. 3) Den Strich, der das Kastrum oder die fünf Linien durchschneidet, und dadurch die Täfte der Schläge von einander absondert.

Barre, heißt in der Wappenkunst ein schräglinker Balken. s. Balken.

Barreliere, Drachenfänger, (*Barleria* Linn. *Onomat.*) ist ein Pflanzengeschlecht, welches zu Ehren des Botanisten **Barrelier** also ist benennt worden. Es gehört in die zwente Ordnung der vierzehnten Linneischen Classe (*Didynamia angiospermia*) und unterscheidet sich von andern durch folgende Kennzeichen. Der Kelch ist vierspaltig fortdaurend und hat zween größere gegenüberstehende Abschnitte. Die Krone ist einlätterich, trichterförmig, in fünf ziemlich gleiche Abschnitte getheilt, von denen der fünfte etwas tiefer ist. Die vier Staubfäden haben fadenförmige Träger, deren zween sehr kurz sind. Der Fruchtknoten ist rund, der Griffel fadenförmig, so lang als die Staubfäden, die Narbe zweyspaltig. Auf die Blüthe folgt eine spitze plattdrüsenförmige Saamenkapsel mit zwey Fächern und einem an der Seite stehenden elastischen Stachel. Die beyden Fächer sind nachenförmig, der Länge nach mit einer Scheidewand getheilt. In diesem Behälter stecken zween rundliche platte Saamenkörner. Unter dieses Geschlecht gehören folgende Gattungen:

Digitized by Google

Buchsblättrige Barreliere (*Barleria buxifolia* Linn. *Carasschulli* Rheed. mal. 2. p. 91. T. 27.) Sie hat einzelne gegen einander überstehende Stacheln in den Blattwinkeln und ganz unverletzte rundliche Blätter. Die Stengel sind fünf Schuh hoch und von holziger Consistenz, die Blumen stehen am Gipfel der Pflanze. Ost- und Westindien ist das Vaterland.

Kammförmige Barreliere (*Barleria cristata* Linn. Osbeck. itin. 225. t. 8.) mit ganz unverletzten länglichen Blättern, zwey breiteren behaarten und zwey schmalen spitzen Kelchblättchen. Der Stamm ist wollenrund, die Blätter sind an beyden Enden zugespitzt, die Blumen sitzen ohne Stiele in den Blattwinkeln. Die Blumenkrone ist himmelblau, einblättrich, gerade, trichterförmig, fünfspaltig. Das Vaterland dieser Gattung ist Ostindien.

Langblättrige Barreliere, *Barleria longifolia* Linn. Pluk. phyt. 279. f. 7. Alm. 30. t. 133. f. 4.) mit sechs an den Quirlen sitzenden Stacheln und sehr langen degenförmigen rauhen Blättern. Der Stamm ist krautartig, vierseitig, glatt. Die Blumenquirle sind mit fadenförmigen, weichen, geradstehenden Stacheln versehen, welche doppelt solang als die Blumen und an der Spitze gespalten sind. Ostindien ist ihr Vaterland.

Nachtschattenblättrige Barreliere, (*Barl. solanifolia* Linn. Plum. gen. 31. ic. 43. f. 2.) mit lanzetförmigen feingezahnten Blättern und in den Blattwinkeln sitzenden Stacheln. Der Stamm ist vierseitig, gerade, etwa drey Schuh hoch. Die Blätter stehen paarweiß an den Gelenken des Stammes. Die Blumen sind blau. Diese in Südamerika wildwachsende Pflanze dauert drey bis vier Jahre; man kann sie hier zu Lande aus Saamen ziehen, den man im Frühling in ein Mistbeet säet. Die jungen Pflanzen setzet man, wenn sie stark genug sind, in Töpfe, die man in ein Beet von Gerberlob eingräbt.

Ostindische Barreliere, (*Barleria Prionitis* Linn. Pluk. alm. 243. t. 119. t. 5. Rumph. amb. 7. p. 22. t. 13.) Die in den Blattwinkeln sitzende Dornen sind fußförmig, vierfach, die Blätter ganz unverletzt lanzetförmig. Diese fortdaurende Pflanze wächst in Ostindien wild, treibt viele runde zarte biegsame Stengel, welche eine Höhe von neun Schuhen erlangen. Die Blätter stehen paarweise an jedem Gelenke des Stammes und sind etwas haarig. Die Fortpflanzung in hiesigen Gegenden, geschiehet vermittelst der Stengel, welche man in Stücke von acht Zoll zerschneidet, in Töpfe pflanzet und wenn sie angegangen sind, in ein Lohbet setzet, das mit Fenstern verwahret ist.

Scharlachrothe Barreliere, (*Barleria coccinea* Linn. Plum. gen. 31. ic. 43. f. 1.) Sie hat keine Stacheln, ihre Blätter sind stiellos eyrund und fein gezahnt, die Stengel glatt, ohngefähr vier Schuh hoch. Die Blumen stehen quirlförmig in den Stammgelenken und sind scharlachroth. Südamerica ist ihr Vaterland, doch kann man sie in hiesigen Gegenden ziehen, wenn man sie wie die nachtschattenblätterige behandelt.

Stachliche Barreliere, (*Barleria Hystrix* Linn. Syst. Murr. p. 482. Royen. Mant. 89.) Die Blätter sind lanzet-eyrund, die Stacheln in den Blattwinkeln einfach, aber paarweise gesetzt. Der Stamm ist dünne und ruthenförmig, die Aeste ziemlich viereckig, die Blätter auf beyden Seiten glatt. Ostindien ist das Vaterland.

Zottige Barreliere, (*Barleria hirsuta* Iacquin.) hat keine Stacheln, sondern einen zottigen Stamm und lanzetförmig-eyrunde unverletzte Blätter. America ist ihr Vaterland.

Barren. Man braucht dieses Wort vornämlich beym Gold- und Silberhandel, und in den Münzen. Gold oder Silber in Barren heißt: Gold oder Silber in länglichen Formen, die einen, oder etliche Schuh lang, und etliche Zoll breit und dick sind, und im Gewicht bald mehr bald weniger Mark betragen. Man nennt das sogeformte Gold und Silber auch Stangengold oder Stangensilber oder Gold- oder Silberstangen. Man bekommt diese Gold- und Silberbarren in allen Gold- und Silberschmelzen und Raffinerien. Sie sind in dem Feingehalte sehr unterschieden. Diejenigen Silberbarren, die man aus spanischem Piasterstlber gießt, halten 14 loth 8 bis 10 Grän feines Silber in der Mark. Aus den europäischen Silberraffinerien bekommt man Barren, die 15 loth 12 bis 15 Grän in der Feine halten. Man hat aber auch zum Verkauf für die Münzen solche Silberbarren, die gang geringhaltig, nämlich 6 lothig, 4 lothig, oder auch noch geringer sind. — Bey dem Golde ists wieder so. Man hat Goldbarren, die einen feinen Gehalt von 23 Karaten 8 bis 10 Grän haben; man hat auch 18 und 20 karätige Barren. Was den Preiß der edlen Metalle nach dem unterschiedenen Feingehalte anbetrift, so wird derselbige unter den Rubriken: Gold und Silber zu finden seyn.

Barrenbeißer auch **Krippensetzer**, ist ein Pferd, welches beym Freßen in den Barren oder die Krippe auch wohl auf deren Rand setzet oder beißet, oder vielmehr bey dem Niederschlucken der Speise und dem Athemholen, die Zähne auf die Krippe setzt und bey jedem Schlucke ächzet. s. mehreres unter dem Articel: Koppen der Pferde.

Barreneinguß, heißt ein Werkzeug des Silberarbeiters, bestehet aus einem länglichen Viereck von gegossenem dicken Eisen, um die großen Silberbarren darein auszugießen.

Barres, nennen die Franzosen das Spiel, da die Knaben einander zu ergagen suchen, und derjenige, welcher den andern ergreift, zu ihm spricht: j'ai Barres sur vous. Das deutsche Kämmerchenspiel kommt ihm gleich. Jenes Spiel ist auch in einigen Gegenden Deutschlands gewöhnlich, und wird Barrlaufen genennt. Die Knaben theilen sich in zwey Partheyen; eine jede hat einen Baum oder Stock zum Ziel, von wannen sie auslaufen, welches der Barre genennt wird. Derjenige, der zulezt vom Ziel gelaufen ist, und nach ihrer Sprache frischern Barre hat, kann den andern zum Gefangenen machen, der eher von dem gegenthelligen Ziel ausgelaufen ist. Daher dieser entweder zu seinem Ziel zurücklauft, wohin er nicht verfolgt werden darf, oder andere seiner Parthey, die noch am Ziel stehen, und durch Berührung desselben frischern Barre holen können, ihm zu Hülfe eilen, wodurch sich der Gegner denn flüchtet, nun ebenfalls zurücklauft, oder von den Seinigen unterstützt wird, welches alles einen Krieg vorstellen soll.

Barrerie, (*Barreria* Linn.) Dieses Pflanzengeschlecht gehört in die fünfte Ordnung der fünften Linneischen Classe. (*Pentandria pentagynia.*) Der Kelch ist einblättrich, gewunden, aufgerichtet, fünfmal gespalten und unbeweglich. Die fünf Kronblätter sind eyrund und haben sehr lange fadenförmige ausgebreitete Nägel. In der Blume stehen fünf Staubfäden mit pfriemförmigen Trägern, welche länger sind als der Kelch. Der

Digitized by Google

Fruchtknoten steckt in dem Kelche, hat fünf lange Griffel und stumpfe Narben. Die einzige bekannte Gattung dieses Geschlechts wächst in Aethiopien und heißt bey dem Herrn von Linne *Barreria capensis*. Plukenet hat in seiner *Mantissa Almagesti* 69. t. 346. f. 7. eine Zeichnung davon geliefert. Die Aeste stehen in abgemessenen Entfernungen gedrängt und gerade, sind röthlich von Farbe und mit weißen Haaren besetzt. Die Blätter stehen wechselsweise dichte beysammen, sind eyrund lanzettförmig, ganz unverletzt, mit weißen Haaren gleichsam eingefaßt. Die Blumenköpfe stehen an der Spitze der Pflanze. In den neuern Ausgaben des Linneischen Natursystems ist dieses Geschlecht nicht mehr enthalten.

Barret oder **Birret**, ist eine Art von viereckigter Kappe, womit die Priester der catholischen Kirche, wenn sie zu oder von dem Altare gehen, ihr Haupt bedecken. Es ist oben mit drey oder vier hervorragenden Enden versehen, bey welchen man es anfassen kann. Einige Ordensgeistliche tragen es in ihren Häusern beständig, wie die Theatiner. Die Farbe ist insgemein schwarz, bey den Prämonstratensern weiß, bey den Kardinälen roth.

Im Allgemeinen heißt es einen jeden viereckigten Hut oder Kappe, die unten einen breiten Rand hat, aber aus der Mode gekommen ist. Doch wird der Doctorhut noch so genennt. In Schwaben ist es noch jetzo eine Art von Hauptdeckе lediger Weibspersonen, insonderheit bey Hochzeiten. Ursprünglich war es eine Art enger Mützen, so nur die Päbste trugen. Die Mützen der Edlen zu Venedig, wie auch der Cardinäle führen noch jetzo den Namen.

Barretkrämer, ist an einigen Orten z. B. in Leipzig eine Art Kramerbandwerker, welche ehedem vermuthlich nichts als Barrette machten und verkauften, jetzo aber zugleich Kürschner oder Rauchmützenmacher sind.

Barricaden, nennet man alle Vorkehrungen, welche man macht den Zugang zu einem Orte zu verwehren. Bäume, Karren, Tonnen, Pfähle, Baumäste, Schanzkörbe, Spanische Reuter u. dgl. können dazu gebraucht werden. Man bringet sie in Pässen, Defileen, Land- und Stadtstraßen, Eingängen in Dörfer und mit einem Worte aller Orten an, wo man sowohl der Cavalerie als der Infanterie den Weg verlegen will. Den Stürmenden sagt man auf einer Bresche, die man vertheidigen will, am besten schwere Spanische Reuter entgegen, weil man damit am geschwindesten fertig ist.

Barrieren, nennet man alle diejenige Mittel, wodurch man dem Freunde den Aus- und Eingang in Verschanzungen, Linien, Dörfer u. s. w. verstatten, dem Feinde aber verwehren kann. Hieher gehören die aus senkrechten oben zugespitzten und mit Querhölzern an einander befestigten Pfählen bereitete theils ein- theils zweyflügelichte Thore, die des Aus- und Eingangs halben in einer Reihe Palisaden angebracht werden, desgleichen die jederman bekannte Schlagbäume, wie auch die hölzerne Kreuze, die auf senkrechten Pfosten liegen und sich darauf um einen eisernen Nagel drehen lassen. In den Circumvallations- und andern ähnlichen Linien schließet man die Zugänge gemeiniglich mit folgender Art von Barrieren. In der Mitte der Oeffnung rammet man einen starken Pfosten senkrecht in die Erde und leget einen nach Proportion der Oeffnung wohl zwanzig und mehrere Schuhe langen Balken mit seiner Mitte dergestalt über denselben, daß er sich um einen in dem Pfosten befindlichen eisernen oder hölzernen Dorn in einer Höhe von ohngefähr 3 Schuhen waagrecht herum bewegen läßt. An beyden Seiten der Oeffnung rammet man zwey andere Pfosten ein, an welchen der bewegliche Balken mit seinen beyden Enden niederschlägt. An demselben Orte haut man diese Pfosten und eben so auch die Enden des Balkens zur Hälfte ein, damit dieser in jene sich füge und vermittelst eines durchgesteckten Bolzens verschlossen erhalten werden möge. Zu mehrerer Sicherheit, damit niemand darunter durchkriechen oder darüber hinspringen könne, haut man durch den Balken von oben herunter viereckichte Löcher und setzet Pfähle in dieselbe die beynahe unten die Erde erreichen, oben aber ohngefähr auch 3 Schuhe herausragen, welche man unten und oben spitz zu schneidet und mit hölzernen Nägeln in Balken befestiget. Fallgattern, Fallbäume, und die Bäume, womit man Ströhme verschließet und wovon in eigenen Articeln geredet wird, pflegt man auch zuweilen Barrieren zu nennen.

Barrieretractat, heißt überhaupt ein Tractat zwischen Staaten, darinne festgesetzt wird, wie gewisse Lande dem einen oder dem andern, dem sie nicht eigenthümlich zugehören, zur Sicherheit seiner eigenen Lande wider einen zu befürchtenden Feind als eine Vormauer dienen, und zu dieser Absicht gebraucht werden sollen. Wir haben kein wichtigeres Beyspiel davon, als den berühmten Barrieretractat der im Jahr 1715 am 15ten November zwischen dem Kayser, England und Holland geschlossen worden.

Der Cardinal Mazarin hatte schon zur Zeit der westphälischen Friedensunterhandlungen den Plan gemacht, die Herrschaft Frankreichs vorzüglich auf der Seite von den Niederlanden zu erweitern, und daher die damaligen zehen Provinzen der Spanischen Niederlande für Frankreich zu erwerben. Er that zu dem Ende alles, was ihm zu seiner Absicht tauglich schien. Für Catalonien, und Roussillon, welche damals in französischen Händen waren, wollte er von Spanien die Niederlande eintauschen, und nebstdem suchte er auch eine Vermählung des Königs Ludwigs des vierzehenten mit einer Spanischen Prinzeßin zu Stande zu bringen, um dereinst, wo nicht die ganze Spanische Monarchie, doch die Spanische Niederlande dem Französischen Zepter zu unterwerfen. Die Vermählung kam wirklich im Jahr 1660 zu Stande. Ohnerachtet Frankreich wegen der solennen Renunciation der Königin Maria Theresia auf die Theile der Spanischen Monarchie keine weitere Forderungen in der Zukunft schien machen zu dürfen: so zeigte sich doch schon im Jahr 1661 eine andere Gesinnung des französischen Hofes, besonders in Ansehung der spanischen Niederlande. Spanien und Holland hatten damals schon die meisten streitigen Puncte mit einander berichtiget, und waren im Begriff eine beständige Defensivallianz der gesammten Niederlande aufzurichten. Frankreich, welches seine Augen auf die spanischen Niederlande schon fixirt hatte, kam dazwischen, und die Umstände, daß damals England und Holland wegen der Handlung sehr eifersüchtig wider einander waren, und man von Frankreichs Seite sich allzudeutlich merken ließ, daß man dereinst, wenn der König in Spanien ohne männliche Erben sterben würde, allerwenigstens die spanischen Niderlande ansprechen werde, bewogen den damaligen großen holländischen Staatsmann Johann von Witt, eine Allianz zwischen Holland und Frankreich zuwegezubringen, welche den 27sten April 1662 zu Paris geschlossen wurde. Johann von Witt sahe aber die große Gefahr wohl ein, welche einst den vereinigten Niederlanden bevorstehen müßte, wenn die spanischen Niederlande in Frankreichs Hände kom-

Digitized by Google

men, und darinne bleiben sollten. Er dachte ernstlich darauf, dieses zu verhindern, und der Republik der vereinigten Niederlande von der Seite alle mögliche Sicherheit zu verschaffen. Er arbeitete mit dem französischen Minister Grafen d'Estrades an einer Uebereinkunft wegen dieser wichtigen Gegenstände, und brachte es durch seine Festigkeit und Klugheit dahin, daß nach mehrern deshalben gemachten und abgeänderten Entwürfen im Jahr 1663 peralichen wurde, daß die zehen Provinzen der spanischen Niederlande sich cantonniren und eine freye Republik aufrichten, alle fremde Besatzungen, welche diese Vereinigung hindern wollten, daraus vertrieben, und sie in diesem Zustande der Freyheit durch die gemeinschaftliche Macht Frankreichs, und der Republik der vereinigten Niederlande erhalten werden sollten. Dies ist die erste Idee, welche uns die Geschichte von der eigentlichen Barriere der vereinigten Niederlande aufbehalten hat. Frankreich gieng bald davon wieder ab; aber den Holländern konnten es die französischen Minister, und selbst Ludwig der vierzehente nicht aus dem Sinn bringen, daß zwischen der Republik der vereinigten Niederlande, und zwischen den französischen Staaten eine Vormauer, oder Barriere seyn müßte. Im Jahr 1667 machte Frankreich seine Prätension auf die spanische Niederlande von neuem, und gieng sogleich mit einer starken Armee, welche Turenne commandirte, in gedachte Niederlande, davon er in wenig Tagen einen großen Theil sich unterwarf. Der Herr von Witt arbeitete nun mit verdoppelten Kräften, das vormalige Project der Cantonnirung der spanischen Niederlande zu Stande zu bringen. Da er aber von dem französischen Hofe hierüber keine betriedigende Versicherung erhalten konnte; so suchte er Alliantzen wider Frankreich zu erhalten, deren ganzer Zweck von seiner Seite nur dahin gieng, seine große Idee von einer Barriere zwischen den vereinigten Niederlanden, und Frankreich zu realisiren. In dem 1673 zwischen Frankreich und Holland, und zwischen Frankreich und Spanien geschlossenen Nimmwegischen Frieden wurden schon unterschiedliche Plätze in den Niederlanden von Frankreich zurückgegeben. Da man aber nach diesem Frieden sahe, wie Frankreich beynoch seine Vergrößerung mit aller Gewalt suchte; so kam die sogenannte große Allianz zwischen dem Kayser, Holland, England und Spanien in den Jahren 1689 und 1690 zu Stande. Die wirkte soviel, daß endlich im Jahr 1697 in dem Ryswickischen Frieden von Frankreich an Spanien ein großer Theil der eingenommenen Niederlande restituirt wurde. Bey den vorhergehenden Friedensunterhandlungen äußerte Frankreich durch seinen Minister den Grafen von Avaux ganz ausdrücklich, daß diese Zurückgabe der niederländischen Plätze geschehen solle, um den Holländern zur Barriere zu dienen, und daß es auf den unbeerbten Todesfall des Königs von Spanien bewilligen wolle, daß der Churfürst von Bayern die gesammte spanischen Niederlande bekomme, wodurch den Holländern die allerstärkste gewünschte Barriere zugehen würde.

Nach des Königs von Spanien, Carls des zweyten im Jahr 1700 erfolgten Abscheiden kam Philipp von Anjou, der Enkel Ludwigs des vierzehenten, zum Besitz der ganzen spanischen Monarchie. Nun besetzte Frankreich mit seinen Truppen die spanischen Niederlande, ohne seiner vorhergehenden Erklärungen eingedenk zu seyn. Die Holländer forderten daher im Jahr 1701, daß Frankreich seine Völker aus den spanischen Niederlanden ziehen, und diese blos mit spanischen Truppen, oder mit englischen und holländischen Hülfsvölkern besetzt, den Generalstaaten aber zur alleinigen Besatzung, Venlo, Ruremonde, Stevenswaerd, Luxenburg, Namur, Charleroy, Mons, Dendermonde, Damme, und St. Donas; an England aber Ostende und Nieuport zur Besatzung und Befestigung überlassen werden sollte. Frankreich wollte nicht einwilligen, und da rüstete sich wieder alles zum Kriege. Im Jahr 1701 kam zu Haag eine neue große Allianz zwischen dem Kayser, England, und Holland zur Wirklichkeit, in welcher ein Hauptendzweck dahin gieng, die spanischen Niederlande von Frankreich zu erobern; um sie zur Barriere der vereinigten Niederlande zu machen. Da es nachher mit Frankreich etwas mißlich im spanischen Kriege aussahe, so that es seit 1705 Friedensvorschläge, und es giengen wegen der Barriere für die vereinigten Niederlande wichtige Unterhandlungen vor. In den Utrechter, Rastadter und Badenischen Friedenstractaten war sie eine Hauptbedingung. Mit der Erfüllung aber gieng es schwer her. Besonders thaten sich zwischen dem kayserlichen Hofe und den Holländern große Zwistigkeiten deswegen hervor. Endlich trat der kayserliche Minister Graf von Königseck mit den holländischen Gesandten zu Antwerpen in der wichtigen Angelegenheit zusammen. Der König Georg I. von Großbrittannien beförderte dieses Geschäffte ganz vorzüglich, und es kam nun unterm 15. November 1715 der völlige Barrieretractat zu Stande. Er besteht aus 28 Articeln. Das wichtigste darinn ist dieses: Nach dem ersten Artickel sollen die spanischen Niederlande als ein unzertrennliches und unveränderliches Domanium bey dem Hause Oesterreich ungertheilt bleiben. Nach dem dritten Articel sollen der Kayser und die Generalstaaten, jeder auf eigene Kosten, jederzeit ein Corps von 30 bis 35000 Mann zur Besatzung der österreichischen Niederlande unterhalten; wozu der Kayser drey Fünftel und die Generalstaaten zwey Fünftel geben sollen, dergestalt, daß, wenn der Kayser sein Contingent verringert, die Generalstaaten dergleichen auch von ihrer Seite verhältnißmäßig thun mögen. In Kriegszeiten soll das Corps auf 40000 Mann, oder auch nach Gutbefinden weiter vermehrt werden. Nach dem vierten Artickel vermöget der Kayser den Generalstaaten die alleinige oder privative Besatzungen mit ihren Truppen in den Städten und Schlössern Namur und Tournay, und in den Städten Furnes, Warneton, Ypres, und dem Fort Knocke; doch sollen die gute Besatzung eingelegte Truppen von keiner Nation und von keinem Fürsten seyn, die mit dem Kayser in Krieg verwickelt, oder dem kayserlichen Hofe verdächtig sind. Auch sollen in diesen Plätzen nach dem sechsten Artickel von den Holländern die Gouverneurs, Commandanten und Staabsofficiers gesetzt werden, doch daß sie dem Kayser nicht verdächtig sind. Nach dem fünften Artickel soll in Dendermonde eine gemeinschaftliche Besatzung seyn, und der Gouverneur vom Kayser gesetzt werden. Bey Kriegszeiten sollen nach dem zwölften Artickel die Generalstaaten berechtiget seyn, ihre Truppen in die niederländische Plätze, welche der Gefahr am meisten ausgesetzt sind, zu schicken, und diese Truppen sollen jedoch mit Verwilligung und Genehmhaltung des Generalgouverneurs der Niederlande eingenommen werden. Nach dem dreyzehnten Artickel haben die Generalstaaten das Recht, die niederländischen Städte und Plätze befestigen zu lassen; doch sollen neue Befestigungen nur nach vorgegangenen Bericht an den Generalgouverneur der Niederlande und nach Vernehmung dessen Gutachtens, auch ohne Beschwerde des

Digitized by Google

Kayſers oder des Landes angelegt werden. Nach dem ſechzehnten Artikel ſoll den Generalſtaaten, im Fall die öſterreichiſchen Niederlande von der Seite von Brabant mit Krieg angegriffen werden, erlaubt ſeyn, von den Städten und Orten an der Demer, von der Schelde an bis an die Maas, Poſte zu faſſen, ſich daſelbſt zu verſchanzen und Ueberſchwemmungen zu veranſtalten, um den Feind aufzuhalten, doch daß alles mit Concert des Generalgouverneurs der Niederlande geſchehe. Nach dem ſiebenzehnten Artikel cedirt der Kayſer den Generalſtaaten ſo viel Forts und Land von dem öſterreichiſchen Flandern, als zu den nöthigen Ueberſchwemmungen, und zur Bedeckung der Lande von der Schelde an bis ans Meer erfordert wird. Zu dem achtzehenten Artikel tritt der Kayſer den Generalſtaaten mit aller Souverainität ab die Stadt Venlo mit ihrem Gebiete, und das Fort S. Michel; desgleichen Stevenswaert mit ſeinem Gebiete und ſo viel Land, als zu Erweiterung der Befeſtigungswerke diſſeits der Maas nöthig ſey; auch noch mehr andere Städte und Dörfer in dem Oberquartier von Geldern. Die übrigen Gegenſtände, welche die Handlung und Zölle betreffen, gehören nicht hieher.

Die Barriere, welche hierdurch zum Vortheil der Republik der vereinigten Niederlande hergeſtellet worden iſt, wird die neue Barriere genennet. Man unterſcheidet nemlich von derſelbigen die ſogenannte alte Barriere, welche ſchon im Jahr 1648 im dritten Artikel des zwiſchen Spanien und Holland geſchloſſenen Münſteriſchen Friedens beſtimmt worden, und in den Orten Bergen op Zoom, Breda, Hertzogenbuſch, Grave, Maſtricht ꝛc. beſtehet.

Die meiſten Veſtungen der neuen Barriere ſind in den neuern Zeiten von den Franzoſen geſchleift worden, und wegen der Erneurung des Barriereſtractats haben noch nicht alle Schwierigkeiten gehoben werden können. Daher ſind die Gouverneurs der neuen Barriere bisher auſſer aller Function geweſen.

Barritus, oder **Barditus**, wurde das Feld- oder Schlachtgeſchrey der Römer genennt, wodurch ſie vor dem Anfange des Treffens ſich ſelbſten aufzumuntern, den Feind aber zu erſchrecken ſuchten. Zu gleicher Zeit ſchlug man mit den Spießen an die Schilder, und aus der Stärke und Lebhaftigkeit dieſes Feldgeſchreyes weiſſagete man den zu hoffenden Sieg. Nicht blos die Römer und Griechen hatten die Gewohnheit, ihre Schlachten mit einem Feldgeſchrey anzufangen. Es war dies auch bey unſern Vorfahren, den alten Deutſchen, üblich, weswegen einige Kunſtrichter bey dem hiervon redenden Tacitus lieber Barditus leſen, und dies Wort nicht von Barrus, einem Elephanten, ſondern von alten deutſchen Baaren oder Barten herleiten, davon das erſtere ſingen, Lieder die Barden der Deutſchen) das andere aber ſtreiten bedeuten ſoll.

Barro, heißt eine weiſſliche Thonerde in Spanien, woraus unterſchiedene dünne Töpfe gedrehet werden, welche die ganz beſondere Eigenſchaft haben, daß ſie das Waſſer abkühlen und ſehr friſch erhalten. Bey der Verfertigung miſcht man Salz unter den Thon, wodurch die kühlende Eigenſchaft vermehret wird. Die geformten Töpfe trocknet man zuerſt an der Luft und Sonne, und hernach brennt man ſie in Oefen. Dieſe gebrannten Töpfe ſind ſehr locker und ſchwitzen beſtändig durch, wenn man ſie gefüllt hat.

Barrowiſten, war ehemals eine Benennung der ſogenannten Independenten in England, welche auch Brownijten genennt wurden. Sie hatten ihren Namen von Henrich Barrow, einem ſtrengen Widerſacher der Engliſchen Kirche, welchen die Königin Eliſabeth 1593 hinrichten laſſen; daher er von ſeiner Parthey für einen Märtyrer gehalten wurde. ſ. Independenten.

Barſanier, iſt ein Beyname einiger Eutychianer im 6ten Jahrhundert. Sie werden auch Semidualiten genennt, ſ. dieſen Artikel, wie auch Eutychianer überhaupt.

Barſanuphiten, waren ein Zweig der Eutychianer, welche zu den ſogenannten Acephalis gehörten, ſ. Eutychianer.

Barſch, ſ. Perſch.

Barſchalk, Barſcalci, Parſcalci, eine Art Beſitzer von Bauergütern, deren ſchon im neunten Jahrhundert Erwähnung geſchieht. Ihr Name iſt zuſammengeſetzt aus Bar oder Baro, d. i. frey und Scalcus ein Knecht. Nach richtigen Beobachtungen über ihren Zuſtand, kann man ſie für keine Leibeigene halten, ſondern ſie waren für ihre Perſon frey, in Anſehung ihrer Güter aber dienſtpflichtig. Man pflegt ſie mit denen in unſern Zeiten in manchen Gegenden befindlichen Freyſaſſen zu vergleichen, ſ. auch Baregildi.

Barſom, iſt ein Bündel kleiner Stöcke, die die Anhänger der Zoroaſtriſchen Religion bey gewiſſen Feyerlichkeiten bey ihrem Gebet brauchen. Sie werden gemeiniglich von Tamarinten-Granaten- oder Dattelbäumen genommen. Die Anzahl derſelben iſt verſchieden, es ſind ihrer bald mehr, bald weniger, nachdem es die Liturgie erfordert. An einigen Orten brauchen ſie dünne Stangen von Meſſing. Dieſe Stäbe werden mit einem Band zuſammengebunden, welches in ihrer Sprache Zvanguin heißt. Die Stäbchen ſelbſten ſind 6 Zoll lang. Das Band, womit ſie zuſammengebunden werden, muß von einem grünen und friſchen Baum genommen ſeyn. Von den vorhin gemeldten Bäumen, von deſſen Zweigen die Stäbe zum Barſom abgeſchnitten werden, glauben ſie, daß ſie unter dem beſondern Schutz der Sonne ſtehen, und ſchlieſen ſie auch in ihre öffentliche Gebete ein. Wer ſie abſchneidet, muß wollkommen rein ſeyn, ſonſt verſündigt er ſich, und die Stäbchen ſind nicht zu gebrauchen. Bey den ordentlichen Opfern und Gebetern müſſen fünf ſolcher Stäbe zuſammengebunden werden, bey gröſſern Feyerlichkeiten aber ſieben bis dreyßig. In ihren Liturgien ſind die Fälle namhaft gemacht. Wenn man betet, ſo muß man den Barſom in der linken Hand halten. Sie leiten den Gebrauch dieſer Stäbe vom Ormusd her, der ſie ihnen durch den Mund des Zoroaſters befohlen habe. Wenigſtens iſt der Gebrauch derſelben unter den Perſern ſehr alt. Strabo redet ſchon davon. Er ſagt, daß die Magier ſehr lange Gebete verrichtet hätten, und während derſelben zarte und wohlriechende Reiſer in der Hand gehalten hätten.“ Sie behalten ſie aber nicht immer in der Hand, wenn ſie beten, ſondern legen ſie zuweilen auf ein Geſtell, welches in ihrer Sprache jenen Namen von dem gehörnten Mond hat, weil die Einkerbungen, in welche ſie gelegt werden, halbrund ſind. An denjenigen Orten, wo ſie nicht hölzerne Stäbe, ſondern kleine metallene Stangen an deren Stelle zum Barſom brauchen, haben ſie gleichwohl ein gehenigtes Meſſer, und ahmen damit der Ceremonie nach, als wenn ſie die Stäbe ſchnitten. Die Parſen ſchreiben ihm eine große Kraft in der Erhörung des Gebets zu.

Barſopa, iſt ein Wort bey den Neſtorianern, welches von dem griechiſchen Proſopon, Perſon, herkommt. Sie lehrten, daß in Chriſto zwey Naturen und zwey Perſonen (Hypoſtaſes) ſeyen. Beyde Perſonen aber

Digitized by Google

senen doch so vereinigt, daß sie nur ein Barfspa ausmachten; woher man schließt, daß sie mehr in den Worten, als in der Sache selbst, von den Rechtglaubigen abgegangen seyen. s. Nestorianer.

Barfoti, ist ein indianischer Name der Lawsonia.

Bart. Unter demselben versteht man, wie bekannt ist, diejenigen Haare, welche bey Mannspersonen an der Ober- und Unterlippe, an den Backen und dem Kinn befindlich sind. Man bemerkt dieselben bey Mannspersonen gewöhnlich nicht eher, als im vierzehnten, funfzehnten oder sechszehnten Jahre, um eben die Zeit, als der Saame in den Geilen anfängt ausgearbeitet, in den Saamenbläschen aufbehalten, und aus denselben in das Blut durch die gehörige Werkzeuge wieder aufgenommen zu werden, wie davon weitläuftiger in dem Artikel Saame wird gehandelt werden. Weil nun die Verschnittene niemals einen Bart bekommen, und den Weibspersonen vollkommen ähnlich sind: so glaubt man nicht mit Unrecht, daß der ins Blut aus den Saamenbläschen zurücktretende Saamen, so wie er überhaupt dem ganzen Körper die männliche Stärke mittheilte, vorzüglich auch den Bart hervorbrächte. Einige leiten es vorzüglich daher, weil der Saame seiner Natur nach die Lebensgeister vermehrte, sich daher nach den Nerven begäbe, und da die Haare als Sprossen der Nerven anzusehen wären, so bemerkt man daher, nachdem die Secretion des Saamens ihren Anfang genommen hätte, den hervorkeimenden Bart. Diese Meynung beruht aber auf leicht zu widerlegenden Gründen, davon unter dem Artickel Saame weitläuftiger die Rede seyn wird. Man hat auch manchmal bärtige Frauenzimmer beobachtet, wie davon verschiedene Beyspiele vorhanden sind, den denen aber auch allezeit eine Verstopfung der monatlichen Reinigung soll zugegen gewesen seyn, ohne daß dadurch ihre Gesundheit Noth gelitten hatte. Um den Ursprung des Barts in solchen seltenen Fällen bey Frauenzimmern zu erklären, nehmen einige den in den Schaamtheilen und der Mutterscheide der Frauenzimmer abgesonderten Schleim für eine saamenartige Feuchtigkeit an, und glauben, daß unter solchen Umständen, da die monatliche Reinigung ohne Schaden des Körpers verstopft wäre, die Absonderung des eben erwähnten Schleims häufiger vor sich gienge, und da sie durch die einsaugende Gefäße in größerer Menge ins Blut gebracht würde, eben so wie bey Mannspersonen den Körper stärker machte und den Bart erzeugte. Wir wollen aber von dieser Materie, ob der in den Schaamtheilen der Frauenzimmer abgesonderte Schleim ein wahrer Saame ist, oder nicht, unter den Artickeln Saame und Schaamtheile mit mehrerm reden.

Merkwürdig ist es auch, was einige Schriftsteller, wofern es anders Grund hat, noch von dem Bart anführen: nemlich, daß eine gewisse Person nicht eher die Zahnschmerzen, wovon sie lange Zeit wäre gemartert worden, verlohren, als bis sie den Bart nicht mehr hätte abschneren lassen; und ein gewisser Mönch jedesmal sein Gesicht wäre beraubt worden, sobald er den Bart abgeschnitten, dasselbe aber wieder erlangt hätte, sobald der Bart wieder groß geworden wäre.

Außer dem Menschen sind auch die meisten Säugethiere mit einem Bart von gar verschiedener Gestalt und Länge versehen. An den Fischen findet sich zuweilen auch ein Bart, der aber nicht aus Haaren, sondern aus einem knorpelartigen biegsamen Wesen besteht, das den Flossen gleich ist. Endlich haben auch viele Insecten einen Bart, der aus wahren steifen Haaren besteht; daher haben sie meistens den Beynamen der bartigen erhalten. Wir werden sie in folgenden Artickeln näher beschreiben.

Bart (antiquarisch). Dieses Kennzeichen der Mündigkeit, und überhaupt des männlichen Geschlechts, hat so wie bey allen Völkern, also auch besonders bey den Griechen und Römern mancherley Schicksale gehabt, und zu verschiedenen Gebräuchen Gelegenheit gegeben. Athenäus bemerkt, daß die Griechen vor den Zeiten Alexanders jederzeit Bärte getragen hätten, und daß man dem ersten Athenienser, welcher ihn abscheren lassen, auf den Medaillen den Beynamen des Geschornen, des κορσης, gegeben. Nach dem Plutarch befahl erst Alexander seiner Armee, daß sie ihre Bärte sich sollten scheeren lassen, damit sie die Feinde nicht an denselben fassen könnten. Doch müssen die geschornen Bärte schon vor dieses Königs Zeiten bey den Macedoniern üblich gewesen seyn, indem Philipp und dessen Vorfahren Amyntas und Archelaus auf den Münzen keine Bärte haben.

Bis an das Jahr 454 der Stadt Rom hatten die Statuen daselbst, wie die Bürger, lange Haare und lange Bärte, weil nur allererst in gedachtem Jahre, wie uns Plinius berichtet, der P. Ticinius aus Sicilien eine Parthie Balbierer nach Rom kommen lassen. Livius sagt aus, daß der Consul M. Livius, welcher aus Verdruß sich aus der Stadt entfernt und den Bart hatte wachsen lassen, sich denselben abgenommen, da er sich durch den Rath wieder zu erscheinen bewegen lassen. Wenn der Bart eines jungen Römers zum erstenmal geschoren ward, so geschahe dieses mit gewissen Feyerlichkeiten und in Gegenwart der Verwandten. Diese erste Beweise des Barts hob man in goldenen oder silbernen Cäpseln auf, die man dem Apoll, oder der Venus, gemeiniglich aber dem Jupiter Capitolinus weihete. Nach dem 454sten Jahre trug niemand mehr einen langen Bart. Der ältere Scipio, sagt Winkelmann, trug noch dem Plutarch lange Haare, da Massinissa die erste Unterredung mit ihm hielt: dessen Köpfe aber in Marmor und Basalt sind alle ganz kahl geschoren vorgestellt, nemlich in spätern männlichen Jahren. Die ersten vierzehen Kaiser ließen sich den Bart glatt abscheren. Hadrian aber führte den Bart wieder ein, vermuthlich deswegen, daß er die Narben, die er im Gesichte hatte, damit bedecken wollte. Diesem ahmten alle Kaiser bis auf den Constantin nach. Unter dem Heraclius kamen die Bärte wieder auf, und von der Zeit an trugen alle griechische Kaiser Bärte.

Die alten Philosophen unterschieden sich besonders auch durch lange Bärte. Doch galt das Sprüchwort, παγωνοτροφια φιλοσοφον ε ποιει, welches Morus in folgendem Distichо schön erklärt:

Si promissa facit sapientem barba, quid obstat
Barbatus posfit quin caper esse Plato?

In der Trauer ließ man den Bart und die Haare wachsen.

Man kann nicht für gewiß sagen, dieser oder jener Gott wird beständig mit oder ohne Bart vorgestellt. Denn man hat Beyspiele auf geschnittenen Steinen, daß Götter die gewöhnlich gebärtet sind, auch zuweilen ohne Bart erscheinen, wie Neptun, Mars, Aesculap. Hingegen andere die man beständig ohne Bart sieht, werden zuweilen gebärtet vorgestellt, wie Bacchus, den man alsdenn gewöhnlich den Indischen nennt. So wird Merkur, besonders auf Etruriſchen Denkmalen mit einem spitzen kegelförmigen Barte abgebildet. Daher erklärt sich das Wort von den Masken, die man προσωπεια nennte, wahrscheinlich deswegen, weil sie

Digitized by Google

mit einem solchen kegelförmigen Bart mögen versehen gewesen seyn. Bey den griechischen Helden ist er allzeit krauß. Aus dem Athenäus lernt man, daß zu den Zeiten Alexanders, und zwar in dessen Alter das Bartabnehmen erst gewöhnlich geworden. Allein man sieht doch die Köpfe der ältern Macedonischen Könige vor Alexanders Zeiten schon ohne Bart auf ihren Münzen. Die Römischen Kayser sind alle ohne Bart, bis auf die Zeiten des Heraclius, wo die Bärte wieder anfingen Mode zu werden. Scipio Africanus der Andere war der erste Römer, der sich alle Tage rasiren ließ. Auf einem geschnittenen Steine mit dem Namen Dioscorides, der ehemals im Besitz des Hauses Maximi war, aber nun nicht mehr existirt, befand sich ein ungewöhnlicher Kopf des Augustus mit einem Bart. Wahrscheinlich war er deswegen so abgebildet, weil er sich nach der Niederlage des Varus in Deutschland den Bart wachsen ließ. Ein eben so ungewöhnlicher Kopf des Kaysers Otto mit dem Bart findet sich in der Villa Albani. Caligula ließ sich auch zuweilen den Bart wachsen. Bey den Römern trugen die Tribuni militar. so wie die übrigen Soldaten, den Bart. Die andern Römer, Priester und Philosophen ausgenommen, ließen sich hingegen rasiren, vermuthlich zum Unterschied gegen die barbarische Völker.

Bart. (bey den Juden) Hierüber hat Gott den Juden ein besonderes Gesetz gegeben, 3 B. Mos. 19, 27. ihr sollt euer Haar am Haupt nicht rund abschneiden, noch euern Bart gar abscheren. Ueber die Absicht und den Verstand dieses Gesetzes sind nicht alle Ausleger einig. Die meisten Kunstrichter halten davor, Gott habe hiemit seinem Volke verboten, es den benachbarten heidnischen Völkern nachzuthun, welche sich die Haare unten am Kopf auf eine solche Art abschnitten, daß diejenigen, welche oben stehen blieben, gleichsam eine Krone vorstellten, aus welcher in der Mitte eine Art von einem Haarbusch herausgieng. Herodot sagt, daß die alten Araber diesen Gebrauch von dem Bacchus entlehnt und ihm zu Ehren auch beybehalten hätten. Diese Gewohnheit sollen auch die Idumäer, Ammoniter, Moabiter, und andere gehabt haben, und einige rechnen die Stelle Jerem. 9, 26. hieher, wo von diesen Völkern gesagt wird, sie wären קצוצי פאה solche, die an den Ecken, nemlich des Hauptes, beschoren wären. Andere glauben, daß die Absicht dieses Gesetzes nicht auf das Abschneiden der Haare überhaupt gehe, sondern nur eine gewisse Art, dessen sich die Götzendiener bey Trauerfällen bedient hätten, da sie bey dem Tode geliebter Personen sich die Haare abgeschnitten, und entweder in das Grab der Verstorbenen geleget, oder sie den unterirdischen Göttern geopfert, oder sonst zu abergläubischen Gebräuchen angewendet hätten. Man mag nun die Sache anstehen wie man will, so zielte das Gesetz zunächst dahin, die Juden hiedurch von den abgöttischen Völkern zu unterscheiden, und ihnen alle Gelegenheit zu benehmen, abergläubische Gebräuche einzuführen. Wenigstens sagten verschiedene Rabbinen ausdrücklich, daß dieses Gesetz ein Gegensatz von dem Gebrauch der heidnischen Völker seyn sollte. Was nun insonderheit die Ecken des Bartes anbelangt, die nach dem göttlichen Befehl nicht verdorben, oder ganz abgeschnitten werden sollten, so zählen ihrer die Rabbinen fünfe, zween an dem Bart, der die Oberlippe bedeckt, zween an demjenigen, der die Unterlippe bedeckt, und eine an der Spitze des Kiens. Die heutigen Juden machen drey Enden des Barts, nemlich an dem obern und untern Kiefer, auf der rechten Seite eine Ecke, und am linken obern und untern Kiefer abermals eine Ecke. An diese vier Ecken dürfen sie kein Scheermesser kommen lassen, damit der Bart nicht verderbt werde. Jedoch dürfen sie den übrigen Bart mit der Scheere abzwicken; sie müssen sich aber in acht nehmen, daß sie die Haare nicht gar zu sehr an der Haut abzwicken, damit es nicht das Ansehen habe, als sen es mit dem Scheermesser barbiert; hingegen ist den Weibern erlaubt, wenn ihnen ohngefehr der Bart wächst, solchen abzuscheren. Dieses Verbot geht nur blos die Vertheyrathen an; ledige Mannspersonen können sich scheren lassen, wie sie wollen. Die deutschen Juden tragen gemeiniglich den Bart also: sorn am Kien lassen sie ihn ganz lang wachsen; vom Kien bis zum Schlaf hinauf lassen sie so viele Haare abzwicken, daß nur ein ganz schmaler Streifen stehen bleibt. Die pohlnischen Juden tragen große lange Bärte. Die holländischen scheeren den Bart ganz ab, jedoch lassen sie oben an den Schläfen nur einen ganz kleinen Schopf stehen, welches auch diejenigen thun, die sich an den Höfen großer Herren befinden; jedoch müssen sie ehemals den Rabbiner für diese Freyheit jährlich ein Stück Geld geben, heut zu Tag aber nicht mehr. Wer sehr fromm ist, läßt niemals ein Scheermesser an sich kommen, sondern wenn er sich säubern will, sich nur abzwicken. Es giebt aber auch Fälle, wo es auch nicht erlaubt ist, sich den Bart, ausser den fünf Ecken, abzwicken zu lassen. Wenn jemand eine Trauer hat, so darf er sich, so lang die tiefe Trauer währt, nicht zwicken lassen. Von dem achten Tage des Monath Abb bis zum neuen Jahre müssen sie gleichfals ihren Bart wachsen lassen. Besonders durften diejenigen, die ein Gelübde auf sich hatten, und so genannte Nasiräer waren, so lang das Gelübde dauerte, kein Scheermesser weder an ihren Bart, noch auf ihr Haupt kommen lassen. War aber die Zeit des Gelübdes vorbey, so brachte der Nasiräer sein Opfer, ließ sich alle seine Haupthaare mit einem Scheermesser ganz glatt abscheren, und warfs ins Feuer. Dieses Bescheren aber durfte nicht ausser Jerusalem, und ausser dem Tempel geschehen. Pauli Gelübde, dessen Apostelg. 18, 18. gedacht wird, scheint nichts anders, als ein bürgerliches gewesen zu seyn, deswegen er sich auch zu Cenchrea, und nicht zu Jerusalem beschor. Die Rabbinen werfen in Ansehung der Bärte mancherley wunderliche Fragen auf; z. E. ob Adam mit einem Bart erschaffen worden? ja, denn er wurde ja als ein Mann erschaffen. Was er für einen Bart gehabt habe? einen rothen; denn das bringt sein Name Adam, der im hebräischen roth heißet, mit sich. Das Ausraufen des Barts wurde für eine große Beschimpfung gehalten.

Bey den meisten morgenländischen Völkern steht der Bart in großen Ansehen. Sie haben nicht nur verschiedene Moden in ihren Kleidungen, sondern auch in der Manier ihren Bart wachsen zu lassen. Die Juden in der Türken, Arabien, und Persien, lassen alle ihren Bart von Anfang an wachsen, und dieser ist allezeit von den Bärten der Christen und Mahommedaner verschieden, so daß die Juden ihn vor den Ohren und an den Schläfen ihn nicht abscheren, anstatt daß die Bärte der andern spitzig zulaufen. Die Araber halten den Knebelbart ganz kurz, und einige scheren ihn gänzlich weg, den eigentlichen Bart aber niemals. In der bergigten Gegend von Armen, wo man nicht gewohnt ist, Fremde zu sehen, scheint es sogar eine Schande zu seyn, mit einem geschornen Bart zu gehen. Die meisten Türken hergegen lassen ihren Knebelbart sehr lang wachsen, und scheren den Bart mit einem Scheermesser. Letzterer ist sogar ein Ehrenzeichen bey ihnen; denn die Sclaven und

Digitized by Google

gewisse Bedienten bey großen Herrn, müssen ihn abscheren, und nur den Knebelbart stehen lassen. Die Perser lassen den Knebelbart gemeiniglich lang wachsen, den Bart aber halten sie mit einer Schere so kurz, als wenn er nur einige Wochen alt wäre. Die Kiurden scheren ihren Bart zwar mit einem Schermesser, sie lassen aber außer dem Knebelbart, auch vieles von den Backenhaaren unter den Augen stehen. Niebuhr sah unter den indianischen Soldaten zu Bombay, einige, die nur das Kien scheren, den Knebelbart aber und alle Backenhaare wachsen ließen. Die meisten eingebohrnen Araber haben schwarze Bärte; einige färben ihren Bart, wenn er weiß wird, roth, und suchen ihr Alter damit zu verbergen. Die Perser färben ihren ohnedies schwarzen Bart noch schwärzer; für einen ehrbaren Türken aber, wird es für unanständig gehalten, seinen Bart schwarz zu färben. Wenn die Türken, die ihren Bart in jüngern Jahren abgeschoren haben, ihn wieder wollen wachsen lassen, so beobachten sie dabey folgende Ceremonien. Sie thun eine Art eines Gelübdes, daß sie ihren Bart niemals wollen scheren lassen. Man giebt einigen unter ihnen Schuld, daß sie glauben, die Engel wohnten in ihrem Bart. So viel ist gewiß, daß wenn sie etwas sehr heilig versichern wollen, sie bey ihres Kaysers Bart schwören; was sie mit der Berührung ihres Barts versichert haben, halten sie gewiß und unverbrüchlich, besonders wenn sie einem ein paar aus ihrem Bart gerupfte Haare zum Pfand geben. Wenn ein Türk seinen Bart wieder hat wachsen lassen, und ihn doch aufs neue abschiert, so wird er gestraft, und seine Glaubensgenossen verlachen ihn. Niebuhr erzählt eine artige Begebenheit davon. Ein Mahommedaner zu Basra hatte im Trunk seinen Bart abgeschoren; er entwich darüber nach Indien, und ist auch nicht wieder nach Hause gekommen, aus Furcht vor der Verachtung, und der obrigkeitlichen Strafe. Unter den europäischen Juden wird man nicht leicht einen finden, der einen andern, als schwarzen, oder rothen Bart hat, ausgenommen die vor Alter grau werden. Was mag wohl die Ursach davon seyn? Huartus sagt: weil die Juden so viele Trangsalen von jeher hätten ausstehen müssen, so wäre daraus viele schwarze Galle entstanden, und daher entstünden die schwarzen Haare: weil sie aber an feuchten Orten wohnten, so würde dadurch die Hitze gemäßigt, und aus dieser Vermischung entstünden die rothen Haare. Die Naturkundiger mögen darüber urtheilen.

Bart, (diplomat.). Bey den griechischen Kaysern, so nach den Justinian in den Morgenländern geherrschet haben, war es gebräuchlich den Bart wachsen zu lassen. Einige Könige der **Merovinger** haben diese Gewohnheit nachgeahmet, jedoch so, daß er nur mittelmäßig lang gewesen, wie Mabillon beweiset. Eginhard schreibt, daß sie — crines prosusos & *barbam submissam* getragen. Auf ihren Siegeln findet man sie größtentheils ohne Bart. Carl der Große, und seine Nachkommen schienen die Weise der Römer, so das Kinn beschoren, gefolgt zu seyn, weil alle seine Siegel ihn mit einem kurzen Bart vorstellen. Aus dem Grunde hat man auch das Siegel desselben, so er an der Urkunde, die dem Stifft S. Maximin bey Trier A. 779. gegeben ist, gebrauchet hat, verdächtig gehalten, weil er darauf mit einem fetten Gesicht ganz glatt ohne den geringsten Bart vorgestellet ist. Der Trierische Professor J. P. Prätorius hat gesucht diesen Verdacht in einer besondern Schrift von A. 1745. zu heben. Er hat darinn bewiesen, daß die fränkischen Könige des ersten und zweyten Stammes auf ihren Münzen und Siegeln bald mit einem Bart, bald ohne denselben abgebildet sind. Das Siegel ist der Abhandlung vorgestochen, auch aus dem Zylesio auf der IV. Tafel des Heinecii N. 1. befindlich. Es nimmt sich allerdings sehr aus, indessen findet man auf selbiger Tafel N. 4. und 8. auch 2 Siegel von K. Ludwig dem Frommen, so gleichfalls einen glatten Bart vorzeigen; mithin scheinet es, daß man auch diesen Umstand, wie vieles andere in der Diplomatik, unter das Willkührliche rechnen muß, und am wenigsten Grund hat, daraus eine feste Regel zu machen, und davon auf die Richtig- oder Unrichtigkeit der Urkunde selbst zu schließen, wenn diese sonsten vor andern wesentlichen Fehlern frey ist.

Die fränkischen Könige des dritten Stammes erscheinen auf ihren Siegeln bald mit einem starken, bald geringern Bart, und auf gleiche Art sind die Siegel der deutschen Kayser beschaffen. Otto der I. und Heinrich der III. sind mit einem starken Bart sich der vorgebildet, hergegen andere mit einem schwachen, und etliche ganz jung ohne Bart. Wahrscheinlich hat sich der Stempelmacher nach dem Alter gerichtet, und wie schon gedacht oft willkührlich nach eigenem Dünkel gehandelt.

Die Siegel der Fürsten, Grafen ꝛc. weil sie darauf größtentheils zu Pferde im Harnisch vorgebildet sind, geben mehrentheils keinen Bart zu erkennen, oder er ist von dem Helm und Sturmhaube bedeckt. Die sogenannten Knebelbärte sind in England früher, wie in Frankreich und Deutschland, gebräuchlich worden. Es ist in der Diplomatik hieraus nichts wesentliches zu behaupten, sondern es gehöret unter die Kleinigkeiten, so von der Willkühr des Stempelmachers, wie viele andere Zierrathen der Siegel mehr, abgehangen haben. Um solche muß sich der critische Diplomatist wenig bekümmern, wenn er sonst die Hauptsachen richtig findet.

Bart, (juristisch). Nach Sachsenrecht ist der Bart eine Anzeige der Volljährigkeit. Sächs. Lehenrecht 1 B. art. 42. Und wenn ein bärtiger Mensch sagt, daß er volljährig sey, so wird für ihn so lange vermuthet, bis das Gegentheil bewiesen wird. Wenn jemand einem den Bart ausreißt, begehet er eine grobe Injurie gegen denselben, die mit einer willkührlichen Strafe geahndet wird.

Bart (bergmännisch). In alten Zeiten, wo das Holz im Ueberfluß vorhanden war, konnte man in den Bergwerken das Gestein mit Feuersetzen gewinnen, indem man einen Holzstoß vor ein Ort in die Grube setzte, so daß die Flamme das Gestein berühren mußte, den Holzstoß zündete man mit Spänen, die an ein Stück Holz befestiget waren, an. Dies waren die Bärte, womit man Feuer setzte, oder anzündete. Das mürbgebrannte Gestein, konnte hernach, wenn zumal des Feuersetzen einigemal wiederholt wurde, mit der Keilhaue, Eisen, Schlägel und Brechstange leicht gewonnen werden. Bart ist auch ein Hölzgen oder Laubbüschgen, das der Ausstürzer an die Tonnen steckt, zum Zeichen, daß die Zahl des Treibens, (ein ganzes Treiben sind 40 Tonnen) voll sey. Bart wird noch das gepochte Erz genannt, das im Waschtrog unten sitzen bleibt.

Bart, ist derjenige Theil des Schlüssels, der an dem der Reute oder dem Griffe desselben entgegen gesetzten Ende des Rohres, oder am französischen und englischen Schlüssel der runden Stange oder dem Schafte, angelötet ist, und inwendig im Schlosse den Riegel zurück drücken muß, der das Schloß verschlossen hält. Es werden verschiedene Einschnitte theils mit dem Feilbogen in denselben eingefeilet, theils mit dem Kreutzmeissel eingehauen, welche genau in das Fingerichte des Schlosses

Digitized by Google

ſes paſſen müſſen, wenn ſich der Schlüſſel ſoll darinn herum drehen laſſen, weil eben zu dem Ende das Eingerichte da iſt, daß nicht ein jeder Schlüſſel das Schloß öffnen ſoll.

Bart, (ein Kunſtwort der Orgelmacher). Es bedeutet in den zinnern Pfeifen, neben der Oeffnung, wo der Wind anſtößt, ſonſten auch *Labia* genannt, zwey Stück zinnern Blech. Die oben offene Pfeifen werden auch oben durch das Ein- oder Auswärtsbiegen des Zinns geſtimmt, bey den gedeckten aber pflegen nur die Orgelmacher den Bart hin und her zu biegen, und erhalten dadurch ihren geſuchten Ton. ſ. mehreres unter **Gedakt.**

Barte, ſ. **Barde.**

Barthe, ſ. **Barde.**

Bart, Kunſtwort des Wollenkämmers. Wenn dieſer Arbeiter ſehr lang ziehet, welches zu Bereitung eines langen und feinen Fadens viel beyträgt, ſo entſteht unten an der Flöte ein Bart, den einige auch Seide nennen.

Bartaffter, indianiſcher, *Scarabaeus barbatus.* Aus Indien kommt dieſer ungehörnte Käfer. Er hat ein Schildgen, iſt ſchwarz, glatt und glänzend: der letzte Abſatz des Leibes wird nicht von den Flügeldecken bedeckt, und lange roſtfarbige Haare formiren an demſelben einen Bart. Uebrigens hat er die Statur des Grübers. *Fabricii* Syſt. ent. p. 19. n. 67.

Bartaffter, neu holländiſcher, *Cicada barbata.* ſ. **Barteikade.**

Bartbiene, *Apis myſtacea.* Kopf, Bruſtſchild und Füße dieſer neuholländiſchen Biene ſind dicht mit Haaren bekleidet, ſchwarz und ungefleckt: der letzt aber hat eine Roſtfarbe, und nur der erſte Ring deſſelben iſt an der Wurzel ein wenig ſchwärzlich. Die Flügel haben eine braunſchwarze Farbe. *Fabr.* Syſt. ent. p. 385. n. 41.

Bartbreme, *Tabanus barbatus.* Am Vorgebürg der guten Hofnung trift man dieſe Breme an, welche wie die **Waldfliege** (muſca nemorum) ausſiehet. Die Fühlhörner ſind ſchwarz und am unterſten Glied haarig. Die Augen ſind ſchwarz und ungefleckt; der ſchwarze Rüſſel iſt nur halb ſo lang als der Kopf. Der Leib iſt eyrund, obenher ſchwärzlich mit weißen Rändern an den Ringen; nur ſind die zwey erſten Ringe an den Seiten eben ſo roſtfarbig, wie ſie durchaus unten ſind. Die Flügel ſind durchſichtig, und die Füße ſchwarz. Kopf und Bruſtſchild ſind mit blaſſen kleinen Härgen bedeckt. *Mus. Lud. Ulr. p.* 422. n. 2.

Barteikade, *Cicada barbata* Fabr. Dieſe Gattung gehört zu den großen des Cikadengeſchlechts. Kopf, Bruſtſchild und Flügel haben eine braunſchwarze Farbe; nur muß man noch dabey bemerken, daß der Kopf eine platte, glatte Stirne, und die Flügeldecken in der Mitten einige ſchwarze, an der Spitze aber weißliche Punkte haben. Das Schildgen iſt ſpitz. Der Hinterleib hat eine grünliche Farbe, und der After iſt mit einer ſchneeweißen dichten Wolle bedeckt: übrigens ſind die Füße ſchwarz, die vier Vorderſchenkel ausgenommen, welche an der Wurzel blutroth ausſehen. Neu Holland iſt der Wohnplatz dieſer Cikade.

Bartcoralline, Bartmoos, *Corallina barbata* Linn. *dichotoma articulis cylindraceis, ramulis apice barbatis* Linn. Pallas S. 428. ſp. 9. eben dieſer Name und Beſchreibung holländ. S. 541. gebaard Coraalgewas. Sloane Hiſt. Jam. p. 58. n. 17. tab. 20. fig. 3. Corallina major, neruo craſſiori ſuciformi inter nodia breuiora nectente. Ellis tab. 25. fig. C. deutſch S. 61. gehöret unter die Gliedercorallinen, und ſtehet beym Ellis unter den Gliedercorallinen aus Jamaica, von welcher er einige, als einen Anhang zu ſeinen Corallinen beſchrieben hat. Dieſe Coralline hat mit mehreren Geſchwiſtern dieſes Geſchlechts das gemein, daß ſie einem Baume mit Aeſten und Zweigen gleicht, auch hat ſie mit allen gegliederten Corallinen dieſes gemein, daß ſowohl der Stamm als auch die Aeſte und die Zweige aus lauter einzelnen Gliedern von gleicher Größe und Stärke beſtehen. Sie erreicht eine Höhe von drey Zoll. Ihr Unterſcheidungsmerkmal iſt 1) die Beſchaffenheit der einzelnen Glieder, welche ſämmtlich eine cylindriſche Form haben. Vorzüglich aber 2) die kleinen feinen Haarpüſchel, die ſich am Ende eines jeden Zweiges, oder an dem letzten Gliede deſſelben befinden. Dieſer Umſtand hat eben den Grund zu der Benennung gegeben, welche dieſe Coralline führt. Sie hat die Stärke eines mittlern Bindfadens, und ihre Farbe iſt weiß. Durch alle Glieder gehet eine Röhre oder ein Canal hindurch, den Ellis genau beobachtet und abgezeichnet hat, und hier fand er regelmäßige Reihen von kleinen Röhrchen, welche von der Mitte der hornartigen Röhre ausgehen, und mitten durch die kreidige Materie, bis an die Zellen der Oberfläche dringen. Auch bemerkte Herr Ellis, daß die Haarpüſchel im Grunde ebenfalls Röhrchen wären, und er glaubt, das wären die Zweigabtheilungen, welche zu der zunächſt ſich bildenden Coralle gehören. Wenn ich Herrn Ellis recht verſtehe, ſo ſiehet er dieſe Haarröhren als die Grundlage zu folgenden Zweigen an. Das könnten nur wiederholte Verſuche erweiſen, wenn man nemlich dieſe Coralline mit ſeinen Beobachtungen von ihrer Jugend bis in ihr ausgewachſenes Alter verfolgen könnte. Senſt kann auch die Coralline die Gewohnheit haben, ihr letztes Glied allemal mit einem Haarpüſchel zu bezeichnen, und ſich dadurch ein unterſcheidendes Merkmal zu geben. Herr Ellis löſte den kreidigen Theil in Weineßig auf, und fand verſchiedene den Saamenkörnern ähnliche, und zwiſchen den Zellen zerſtreute Körperchen, welche die Form eines Herzens hatten. Er getrauet ſich aber von ihnen nicht zu ſagen, was ſie eigentlich ſind. Das americaniſche Meer und Jamaica liefern dieſe Coralline.

Barteule, (*Phryganea minuta.*) ſ. **Waſſerphaläne** (Bärtige).

Bartfliege, (*Muſca myſtacea*). Der Ritter zählt dieſe Fliege, welche ſich ſelten in den Gärten Europens ſehen läßt, unter die rauhaarige, welche gefiederte Fühlhörner haben. Sie iſt eine von den größten ihrer Art. Das Männchen hat einen eyrunden ſchwarzen Leib, welcher hinten gleich dem Bruſtſchild mit goldgelben Haaren bekleidet iſt. Kopf und Füße ſind ſchwarz. Die durchſichtigen Flügel haben an der Wurzel, doch mehr an dem äußern Rand, einen großen roſtfarbigen Flecken. Das Weibchen iſt ganz ſchwarz; die Stirne hat gelber, der Bruſtſchild graugelbe, und der Leib, welcher an der Wurzel nackend iſt, gegen den After weiße Haare. Die Schienbeine ſind gegen die Knie, an welchen die Schenkel ſtehen, weißlich. Auch die Flügel haben eine weißliche Farbe und braunſchwarze Adern, und zeigen in der Mitten einen überzwerchen roſtfarbigen Flecken. Fabricius rechnet dieſe Fliege unter ein beſonderes Geſchlecht, welches er Syrphus nennt, ſ. Syſt. entom. p. 762. n. 2. Schäffer hat ſie abgebildet icon. tab. 10. f. 9.

Digitized by Google

Bartgerſte, (*Hordeum Zeocriton* Linn.) ſ. **Gerſte.**

Bartgras, (*Andropogon* Linn. Ludw. Roy.) Dieſes Pflanzengeſchlecht gehöret in die 23ſte Linneiſche Claſſe und erſte Ordnung (Polygamia monoecia). Es hat ſtellose Zwitter- und geſtielte männliche Blumen. Die erſtere, die Zwitterblumen, haben ſtatt des Kelches ein einblümiges, zweyklappiges, länglicheſ, ſtumpfes, unbewehrtes Bälglein, deſſen innere Klappe ſchmäler, zärter und mit Wollhaaren beſetzt iſt. Die Krone iſt ebenfalls zweyklappig, kleiner und zärter als der Kelch. Aus ihrer Grundfläche entſpringt eine lange gebogene Granne, die ſich zuſammendrehet. Die drey haarförmige Staubfäden ſind ſo lang als die Blume. Der Fruchtknoten hat zween vereinigte Griffel mit haarigen Narben. Das einzelne Saamenkorn wird wie bey andern Gräſern nur von den Bälglein der Blume und des Kelches bedeckt. Die männlichen Blumen kommen in allen Stücken mit den Zwittern überein, nur fehlt ihnen die Granne.

Auseinandergeſperrtes Bartgras, (*Andropogon divaricatum* Linn. Gron. Virg. 135.) Die Aehre iſt länglich, die Blumen wollig, von einandergeſperrt und entfernt; die Granne iſt nackt und gewunden. Die Wolle iſt länger als der Saamen. Virginien iſt das Vaterland.

Bärtiges Bartgras, (*Andropogon barbatum* L. Munt. 302. *) Es hat fingerförmige Dornen. Die Kelche verwelken nicht und die Kronen ſind mit Haaren eingefaßt. Die Anzahl der Aehren beläuft ſich öfters auf zehn.

Büſchelförmiges Bartgras, (*Andropogon fasciculatum* Linn. Sloan. Jam. 34. hiſt. 1. p. 112. t. 69. f. 2.) Es hat viele fingerförmige ziemlich geradſtehende gegliederte glatte Aehren, deren Blümchen auf beyden Seiten mit Grannen verſehen ſind. Das Vaterland deſſelben iſt Oſt- und Weſtindien.

Fuchsſchwanzartiges Bartgras, (*Andropogon alopecuroides* Linn. Sloan. jam. 34. hiſt. 1. p. 113. t. 14. f. 1.) Die Riſpe iſt locker und ihre Spindel wollig, die beyden Blumen ſind mit gedrehten Grannen verſehen. Es wächſt in Nordamerica wild.

Gebeugtes Bartgras, (*Andropogon nutans* Linn. Gron. virg. 135.) Die Riſpe iſt gebeugt, die Grannen ſind glatt und gedreht, die Kelchbälglein haarig. Jamaica iſt das Vaterland.

Geſtrecktes Bartgras, (*Andropogon proſtratum* Linn. Mant. 304. *). Die Blumen ſitzen zu fünfen in einer Dolde beyſammen, und ſind mit einem doppelten Kelche verſehen. Die Zwitterblumen haben Grannen; die Kelche ſind geſtreift.

Gryllen-Bartgras, (*Andropogon Gryllus* Linn. Amoen. IV. p. m. 332. Spec. II. 1480. Bauh. hiſt. 2. p. 436. Barr. ic. 18. f. 2.) Die Riſpen ſind quirlförmig und beſtehen aus ganz einfachen dreyblümigen Stielen. Die Zwitterblume iſt mit Haaren beſetzt, hat an der Grundfläche einen Bart und eine Granne. Die männlichen Blumen ſtehen zur Seite, einzeln, gegeneinander über, und haben keine Stielchen. Die Blätter ſind unterwärts zottig. Graubünden in der Schweiz, die Gegend von Verona und Montpellier ſind das Vaterland dieſer Gattung.

Haariges Bartgras, (*Andropogon caricoſum* L. *Gramen caricoſum* Rumph. amb. 5. p. 17. t. 7. f. 2. A.) Es hat eine einzelne ziegelförmiggeſchuppte Aehre, haarige Saamen und nackte gewundene Grannen. Der Halm iſt fadenförmig, die Blätter ſind hin und wieder mit Haaren beſetzt; die Scheiden an der Baſis ebenfalls haaria. Die Aehre gleicht dem Fuchsſchwanzgras und iſt grauhaarig. Oſtindien iſt das Vaterland.

Inſel-Bartgras, (*Andropogon inſulare* Linn. *Gramen avenaicum &c.* Sloan. jam. 35. hiſt. 1. p. 43. t. 14. f. 2.) Die Riſpe iſt locker und glatt, die Blümchen ſind gedoppelt und unbewehrt; ihre Stiele ſind wechſelsweiſe bald länger, bald kürzer; die Kelche wollig. Es wächſt in Jamaica wild.

Kameelchen Bartgras, (*Andropogon Schoenanthus* Linn. *Juncus odoratus aromaticus* Bauh. Pin. 11. Theatr. 163. *Gramen dactylon aromaticum &c.* Pluk. Phyt. T. 191. f. 1. *Schoenanthus ſive Squinanthus* Off. Geoffr. Mat. med. 3. p. 5. Σχοῖνος Dioſc. & Gal. *Juncus odoratus* Plin.) Ader oder Adcher der Araber, wohlriechenden Binſen, Cameelſtroh. Die Riſpen beſtehen aus vereinigten ey- und länglichen Aehren, deren Spindel haarig iſt; die Blümchen haben keine Stiele, ihre Grannen ſind gedrehet, die Kelche aber glatt. Die Wurzel dieſer Pflanze iſt klein, ſteif, holzig, mit zarten Faſern verſetzt und weißlich von Farbe. Die Blätter gleichen den Binſenblättern, ſind ſteif, zugeſpitzt, und umfaſſen mit ihren Scheiden den Halm. Dieſer entſpringt aus der Wurzel, iſt walzenrund mit entfernten Knoten beſetzt, einen Schuh lang mit einem ſchwammigen Mark angefüllt. An ihrem zugeſpitzten Gipfel entſpringen die Aehren, welche paarweiſe beyſammenſitzen. Das Vaterland dieſer Pflanze iſt nicht allein Arabien, ſondern ſie wächſt in mehreren morgenländiſchen Provinzen. Man benutzet ſie daſelbſt zum Futter der Kameele: allein der gewürzhafte Geruch derſelben zeiget an, daß ſie einige Heilkräfte beſitze. Und ſie iſt auch wirklich von den älteſten Aerzten unter die Arzneymittel aufgenommen worden. Galen und Dioſcorides haben das Cameelchen ſchon gegen Verſtopfungen und Geſchwulſte der Eingeweide des Unterleibes angerühmt. Heutiges Tages wird es nicht ſtark mehr gebraucht, weil ſeine Kräfte durch die lange Reiſe aus Orient und durch die Zeit gar ſehr geſchwächt werden, ſo daß das in den Apotheken befindliche Cameelchen zuweilen eine geruch- und geſchmackloſe Waare iſt. Wenn man es aber friſch haben kann, da es noch einen gewürzhaften Geruch und einen ſcharfen bittrelichen angenehmen Geſchmack hat, ſo hat es noch in den angeführten Krankheiten einigen Nutzen. Außer dem iſt es auch ein gewöhnliches Ingredienz des Theriaks.

Kahnförmiges Bartgras, (*Andropogon cymbarinum* Linn. Mant. 303. *). Die Riſpe iſt locker und mit kahnförmigen Blumenſtücken verſehen. Die Blumen ſelbſt ſtehen queer über zu dreyen beyſammen und ſind mit Grannen verſehen.

Narden Bartgras (*Andropogon Nardus* Linn. *Spica Nardi, ſpica indica* Off. *Calamus odoratus Matthioli* Bauh. pin. 17. theatr. 263. *Alſembel, Sembelen, Alnardin Alhendi* Arabum). Die Aeſte der Riſpe ſind dreymal zuſammen geſetzt und ſproſſend. Man hält dieſe Gattung für die Pflanze, welche unter dem Namen Narden oder Spicanard bekannt iſt. Sie iſt von den Alten ſehr ſtark gebraucht worden. Das was man in den Apotheken davon findet, iſt keine wirkliche Aehre, ſondern nur ein Finger langer Büſchel vertrock-

Digitized by Google

neter Blätter und Fasern, welche an dem Oberntheile der Wurzel oder an der Basis des Halmes hängen und die Gestalt einer Aehre haben. Die Farbe dieser Aehren ist rothbräunlich, der Geruch ist sehr stark gewürzhaft, der Geschmack bitter und scharf. Man sendet diese Narden aus Java und andern ostindischen Ländern zu uns. Da sie einen so starken gewürzhaft balsamischen Geruch und Geschmack haben, so lassen sich schon die ihnen beigelegte Kräfte und Wirkungen daraus erklären. Man rühmte sie vor Zeiten sehr, als ein Schweiß- und Gift treibendes Mittel, und verordnete sie in bösartigen Fiebern, in Krankheiten des Magens, bey Catarrhen, bey Verstopfungen der Eingeweide und des Unterleibes. Auch äußerlich machten die Alten in Salben und andern Zubereitungen starken Gebrauch davon. Allen diesen Lobsprüchen ungeachtet, wird sie doch heutiges Tages selten gebraucht, nur sind noch verschiedene Apothekerpräparate welchen sie beygemischt wird. Dahin gehört z. E. der Theriak, der Mithridat, die Hiera Picra Fatwerge u. a. m.

Ravennisches Bartgras (*Andropogon ravennæ* Linn.), dessen Aehren locker sind und um eine wollige Spindel sitzen, dessen Blumen gerade Grannen haben. In der neuern Ausgabe des Linneischen Pflanzensystems ist diese Gattung weggelassen worden.

Rauhes Bartgras (*Andropogon hirtum* Linn. *Festuca junco folio, spica gemina* Bauh. p. 9. Prodr. 19. Theatr. 145. Pluk. alm. 175. t. 92. f. 1.) Die Aehren der Rispen stehen paarweise, die Kelche sind haarig. Portugal, Sicilien und Smyrna sind das Vaterland.

Teutsches Bartgras, (*Andropogon Tychoemum* Linn. *Gramen Dactylon spicis villosis* Bauhin. pin. 8. Theatr. 126. Barr. ic. 753. f. 2.) Es hat sehr viele gefingerte Aehren, paarweise feilförmige Blümchen, deren eines unbewehrt, das andere aber mit einer Granne versehen ist. Beyde haben wollige Stielchen. Es ist die einzige Gattung, welche in Deutschland und andern wärmeren Ländern, auf dürren steinigen Hügeln wächst.

Unbewehrtes Bartgras (*Andropogon muticum* Linn.) Die Aehren sind fingerförmig, meist dreyfach. Die Blümchen stehen wechselsweise ungestielt und unbewehrt. Die Heimen sind zahlreich, spannenlang und nebst den zusammengeschlagenen pfriemförmigen Blättern und Blattscheiden etwas haarig. Die Aehren, deren 3 bis 4 sind, haben die Gestalt ausgespreizter Finger, sind einfältig und gegliedert. Die Kelche sind zweyklappig, spitz, an der Seite geöffnet und grün, die Kronbälglein gefärbt, zart, und haben mit den Kelchbälglein eine entgegengesetzte Richtung. Das Vorgebürg der guten Hoffnung ist das Vaterland.

Vielfingeriges Bartgras (*Andropogon polydactylon* Linn. Sloan. Jam. 33. Hist. 1. p. 111. T. 65. f. 2.) Die Aehren sind in Büschel vereiniget, die äußeren Kronbälglein sind mit Grannen, die an dem unteren Blümchen aber, mit Haaren oder einem Bart besetzt. Das Vaterland ist Jamaica.

Vierklappiges Bartgras (*Andropogon quadrivalvis* Linn. Mant. 303. *). Die Rispe ist vorwärts herabgebeugt, die Kelche haben vier Bälglein und drey Blümchen. Die Zwitterblume ist mit einer Granne bewehrt.

Virginisches Bartgras (*Andropogon virginicum* Linn. Sloan. hist. 2. p. 110. t. 68. f. 2.) Die Aehren der Rispe sind gepaart, die Blumenstiele ganz einfach, die Spindel wollig, die Blümchen haben keine Grannen, und das männliche derselben kommt nicht recht zum gehörigen Wachsthum. America ist das Vaterland.

Zweyähriges Bartgras (*Andropogon distachyon* Linn.) Es hat nur zwo am Gipfel stehende Aehren und einen ungetheilten Halm, welcher über einen Schuh lang ist. Die Blätter sind oben. Jede der beyden ziemlich geradstehenden länglichten Aehren enthält mehr als zwanzig Blümchen, welche auf sehr kurzen etwas platten an der Basis haarigen oben breiteren Stielchen sitzen. Das äußere Kelchbälglein ist bepnahe länger als die Blume und an der Spitze gespalten, das innere aber sehr klein. Helvetien ist das Vaterland.

Zweyförmiges Bartgras (*Andropogon bicorne* Linn. Sloan. hist. 1. p. 42. t. 15. Gron. virg. 135.) Die Rispe hat gepaarte Aehren, sehr ästige Blumenstiele, eine wollige Spindel. Die Grannen fallen ab. Das männliche Blümchen kommt zu keinem rechten Wuchs. Brasilien und Jamaica sind das Vaterland.

Zusammengedrehtes Bartgras (*Andropogon contortum* Linn. Pluk. alm. 173. t. 191. f. 5.) mit einer einzelnen Aehre, deren untere Blümchen unbewehrt sind. Die Blumenstiele sind nackt und jeder trägt zwo Blumen. Virginien und Jamaica sind das Vaterland.

Bartgrundel, (*Cobitis barbatula*), s. Hochschauer.

Barthe, ein breites Beil, so einige Handwerker, besonders die Metzger führen, und in den verschiedenen Provinzen auch verschiedene Namen hat.

Barthafer (*Avena fatua* Linn.), s. Hafer.

Bartholomäer, Bartholomiten, (*Clerici seculares in commune viventes*, sind eine Gesellschaft von Weltpriestern, welche den alten Kirchensatzungen gemäß leben wollen, und in dieser Absicht sonderlich den Müssiggang, den Umgang mit dem andern Geschlechte, und den Mißbrauch der Kirchengüter zu vermeiden suchen. Sie nahmen ihren Anfang in der Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts. Erstens unterwarfen sie sich den Bischöffen ganz; dann lebten sie gemeinschaftlich mit einander, und duldeten keine Frauenspersonen in ihren Häusern. Drittens schossen sie ihre Einkünfte zusammen, damit sie zu guten Werken verwendet würden. **Bartholomäus Holzhauser**, ein Priester aus Schwaben, gab ihnen zu Salzburg den Anfang, und bald wurde das Institut in Bayern, Schwaben, Franken, und in der Schweiz bekannt. Die Bischöffe, und sonderlich der Churfürst in Bayern, waren ihre großen Gönner, und zogen sie andern Priestern bey Vergebung der geistlichen Pfründen vor. Man vertraute ihnen auch die Aufsicht über Priesterseminarien an. Innocenz XI. ließ ihre Satzungen durch eine Congregation der Cardinäle untersuchen, und bestätigte sie. Worauf sie sich dann auch nacher Spanien, Polen und Ungarn verbreiteten. Ihr Endzweck ist, gute Hirten, und Prediger zu bilden, und sie in den Pastoralübungen zu unterweisen. Bey den Antritte des Priesterthums legen sie den sogenannten Conventionaleid ab, wodurch sie sich verbinden, nicht aus eigener Bewegung aus der Gesellschaft zu treten. Sie können in jedem Sprengel dreyerley Häuser haben, ein Seminarium für angehende Geistliche, eine Wohnung für Pfarrer, Priester, und Pfründner, und eine für abgelebte, und ausgearbeitete Priester. Die jungen Geistlichen besuchen die öffentlichen Schulen, und haben zu Hause ihre Repetitoren und Aufseher. Sie halten Betrachtung, lesen täglich etwas Geistliches, üben sich in dem Kirchengesange, und den Kirchenceremonien. Freytags und

Digitized by Google

Sonnabends, hält man ihnen eine geistliche Rede. Die Theologen müssen auch bey dem Abendessen der Reihe nach predigen. Ihre Kleidung muß einförmig seyn, und besteht in einem langen schwarzen Rock, und einem Gürtel um die Lenden. Pfarrer und Beneficianten müssen ihren Obern von Zeit zu Zeit über die Verwaltung ihrer Einkünfte Rechnung ablegen. Es ist ihnen erlaubt, standmäßig davon zu leben, und ihren armen Anverwandten mitzutheilen. Was sie aber über das Nothdürftige beziehen, müssen sie entweder in ihrem Leben, oder nach dem Tode an das Institut überlassen, wovon zum Nutzen der Seminarien, und zur Bestreitung anderer Ausgaben des Institutes verwendet wird. Auf Pastorabverrichtungen, wo es möglich, werden allezeit zween zugleich abgeschicket. Uebrigens steht jedes Seminarium unter einem Regenten, die Regenten unter dem Präses des Bisthums, alle aber unter den Bischöfen, und dem Pabste.

Bartholomäus, der Apostel. Hierinn hat Schiller das Gestirn des Scorpions verwandeln wollen.

Bartholomiten, armenische Mönche von Genua müssen von den vereinigten Brüdern des heiligen Gregors des Erleuchters unterschieden werden. Als im Jahre 1296. der Sultan von Egypten nach Armenien gieng, und viele Grausamkeiten ausübte, wurden viele Mönche zu Monte-negro gemartert; andere aber retteten sich durch die Flucht, und landeten 1307. zu Genua. Sie wurden wohl aufgenommen, erbieten ein Kloster, und eine Kirche, die zu Ehren des heiligen Bartholomäus gebauet wurde, und ihnen hernach den Namen Bartholomiten gab. Clemens V. bewilligte ihnen, daß sie darinn den Gottesdienst nach ihren Gebräuchen halten möchten. Bald bekamen sie auch in mehreren Städten Kloster, erwählten sich einen eigenen General, doch schwuren sie noch immer ihren Obern im Oriente Gehorsam. Es schlichen sich aber bald viele Mißbräuche unter ihnen ein. Sie legeten segar ihre alte Kleidung ab, und nahmen den Habit der Dominikanerbrüder an, verwechselten auch die Regel des h. Basilius, welcher sie bis dahin gefolget, mit der Regel des heil. Augustins, welche Innocenz VI. 1356. bestätigte. Auch den römischen Gottesdienst nahmen sie an. Bonifaz IX. verbot ihnen, zu einem andern Orden, als zu den Carthäusern, überzugehen. Weil aber Innocenz X. sah, daß sie, ungeachtet der vielen Häuser, die sie ehemals hatten, kaum fünf mehr übrig, und in diesen zusammen nur vierzig Religiosen hätten, unterdrückte er sie im Jahr 1650 gänzlich; wies jedem vierzig Thaler von ihren eingezogenen Gütern an, und erlaubte ihnen, in einen andern Orden zu gehen. Sie hatten einige berühmte Männer und Schriftsteller unter sich. In ihrer Kirche zu Genua soll das Bildniß seyn, das der Herr Jesus dem Könige Abgarus geschickt haben soll.

Barthorn, (*Erambyx barbicornis* Linn.). Affen ist das Vaterland dieses Holzbocks, welcher einen runden Brustschild mit einem festsitzenden Dorn an den Seiten hat. Er gehört unter die größten seines Geschlechts, und ist zieglefarbig-gelb. Die Augen sind schwarz, und nierenförmig. Die Fühlhörner sind gelb, ein wenig länger als der ganze Körper, und haben zehen glatte Glieder, davon die vier ersten sehr haarig sind: dieses haarige Wesen ist schwarz, aber es wird allemal am Ende eines jeden Gliedes gelb. Der gelbe Brustschild hat auf beyden Seiten ein Dorn, und auf dem Rücken zwey andere, vor deren jedem noch ein kleinerer befindlich ist, mit einigen schwarzen Zeichnungen zwischen denselben. Die zieglefarbige Flügeldecken sind an der Spitze am äußern Rand und der Nath schwarz, überdieses noch mit einer gebogenen schwarzen Binde in der Mitte, und drey länglichten gleichfarbigen Flecken auf dem vordern Theil versehen. Die schwarze Farbe hat aller Orten kleine Härgen. Der Leib ist braunschwärzlich, und in der Mitte der Länge nach gelb. Die Füße haben auch eine gelbe Farbe. Der Ritter verweiset auf die Abbildung in Seba. Muf. IV. t. 83. f. 2.

Barthorn, (*Tipula barbicornis*). Unter den Langfüßen giebt es eine Gattung, welche eben diesen Namen hat: die Größe ist sehr unbeträchtlich, reicht kaum an die Größe eines Flohs. Die Farbe ist schwarz, und die Fühlhörner sind mit einem Bart versehen, nur stehen diese Barthaare nicht von einander, sondern gehen gegen die Spitze in eins zusammen. Man trifft diese Art hin und wieder in Europa an. Linn. S. N. T. I. P. II. p. 974. n. 25.

Barthorn, neuseeländisches, (*Curculio barbicornis*). Auch ein Rüßelkäfer führt diesen Namen. Er steht in der Classe der Langrüßel mit ungezähnten Schenkeln. Das Insect hat eine ganz besondere Structur, und ist dreymal größer als die Langbrust. Der Rüßel ist länger als der Körper, cylindrisch, an der Spitze ein wenig dicker, braunschwarz, und unten von dichten Härgen bärtig. Die Fühlhörner sind kürzer als der Rüßel, fadenförmig, rauh, aus 11 Gliedern bestehend, und sitzen nicht ferne von der Spitze des Schnabels. Die Augen sind kugelrund, schwarz. Der Brustschild ist cylindrisch, ausgefurcht, schwarz mit grauen Haaren. Die Flügeldecken sind länger als der Leib, vor der Spitze zusammengedruckt, und daher keulförmig, gewölbt, punktirt-gestreift, schwarz, mit vier verwischten fuchsrothen Flecken. Die Füße sind schwarz, und graubaarig. Reuseeland ist seine Heymath. Fabr. Syst. entom. p. 134. n. 41.

Barthorn, (*Cimex barbicornis*). Diese africanische Wanze hat die Natur der Fliegenwanze, und gehöret auch in ihre Classe. Ihr Kopf ist schwarz und der kurze Rüßel mitten an dem innern Theil höckrig. Auch die aus 4 Gliedern bestehende Fühlhörner sind schwarz und haben bey dem andern Geschlecht noch das besondere an sich, daß sie mit schwarzen Härgen besetzt sind, und eine bärtige Gestalt haben: der Brustschild ist olivenfarbig, und hat in der Mitte ein eingedrucktes Kreuz. Der Rand des schwarzen Schildgens ist erhöht. Die Flügel sehen schwarz aus, wie der Leib, welcher stumpf und an der Wurzel olivenfarbig ist: bis auf die Tatzen, welche braunschwarz sind, haben die Füße eine schwarze Farbe, und die 4 Vorderschenkel, schlechte Zähne. Fabricius rechnet diese Gattung zu einem andern Geschlecht, welches er Redurius nennt, weilen ihre Fühlhörner über den Augen stehen, welche sonst bey den eigentlichen Wanzen vor den Augen ihren Stand haben. Fabr. Syst. entom. pag. 730. n. 3.

Barthrouherti, war ein unter den Indianern sehr berühmter Mann. Man schreibt ihm eine ganz ausnehmende Weisheit zu. Er merkte, daß die Klugheitsregeln in sehr vielen Büchern zerstreut vorgetragen waren; er kam deswegen auf den Einfall, das Wesentlichste davon aus denselben heraus zu ziehen, und in ein Buch zusammen zu tragen. Er that es, und kleidete diese Regeln der Weisheit in lauter Sprüchwörter ein. Dieses Buch ist noch bis jetzo unter den Braminern in großem Ansehen, zumal da sie glauben, daß der

Digitized by Google

Verfaſſer deſſelben noch jetzo unſichtbar unter den Menſchen herum wandele.

Bartige Noäharche, *Arca barbata* Linn. Liſter tab. 231. fig. 65. tab. 233. fig. 67. Gualtieri tab. 90. fig. B. tab. 91. fig. F. F. Argenville tab. 22. fig. M. Linne Muſ. Teſſinian. tab. 6. fig. 1. Murray Fundam. teſtac. tab. 2. fig. 22. Knorr Th. II. tab. 2. fig. 7. Noäarchen.

Bartkarpfen, iſt die erſte Ordnung des weitläuftigen Geſchlechts des Karpfen, (*Cyprinus* Linn.) welche vier Gattungen begreift, nemlich die Flußbarbe, den gemeinen Karpfen, den Gründling und die Schleiche. ſ. Karpfen

Bartklappe, ſind zwey an einem Ende mit einem Gewerbe an einander befeſtigte, am andern Ende mit einem breiten einwärts gebogenen Maule verſehene, alſo eine Art von einer Zange zuſammen vorſtellende Eiſen, zwiſchen deren Maul der Schloſſer den Kamm eines Schlüſſels einfaßt und den Untertheil in Schraubenſtock einſchraubet, um die Einſchnitte in den Kamm mit dem Feilbogen einzuſchneiden zu können.

Bartkneiper, (eine Conchylie), Bartknieper, Bartzange, Kornzange, holl. *Baardknyper*, *Mya vulſella* L. Zuckererbſenſchoten, Saubohnenſchoten, Baurenbohnendouplet *Peul of Bare Boondoublet*, *Pincee*, *ou Coquille en Feve*. *Mya teſta linguiformi cardine terminali depreſſo ſemiorbiculato*. Linn. Klein Method. p. 166. §. 413. 2. b. *Volſella parum incurva minor*. Rumph tab. 46. fig. A. *Tellina vulſella*, *Baardknyper*. Valentyn tab. 16. fig. 28. Gualtieri tab. 90. fig. H. *Concha longa, incurvata, ſtriis ſeu lineis undatim ſignata, obſcure tophacea, intus argentea*. Linne Muſ. Teſſinian. tab. 6. fig. 3. Knorr Th. V. tab. 2. fig. 1. 2. 3. Nicht nur die angeführten Zeichnungen, beſonders die aus dem Valentyn thun es laſt, ſondern Rumph geſtehet es auch ausdrücklich, daß man zwey verſchiedene Arten vom Bartkneipern annehmen müſſe. Eine längere und eine kürzere, oder welches eben das iſt, eine größere und eine kleinere. Von der größern Art, oder der eigentlichen Bartzangen iſt das ſchönſte Exemplar wohl das, was im Knorr abgeſtochen, und in dem Cabinet des Herrn Brandt eines Kaufmanns in Amſterdam befindlich iſt. Man ſiehet hier eine lange und ſchmale Muſchel vor ſich, die oben und unten ein wenig gekrümmt iſt, auf beyden Seiten doch oben am Schloſſe am merklichſten abnimmt, wellenförmig iſt, und gerade oben das Schloß hat. Folglich hat dieſe Muſchel eine wahre Aehnlichkeit mit den Meſſerſcheiden, beſonders mit derjenigen Gattung, welche Linne *Solen enſis* nennet, von welcher ſie aber die Beſchaffenheit des Schloſſes und die Krümmung der zugeſpitzten Schale in der Gegend des Schloſſes dinlänglich unterſcheidet. Linne vergleicht die Schale mit einer Zunge, und auch dieſes Bild iſt paſſend genug. Herrn Brandts Exemplar iſt faſt 5 Zoll lang und nur 1¼ Zoll breit. Inwendig iſt die Schale ausgehöhlt, und ihre Dicke kann, wenn ſie ganz verſchloſſen iſt, immer einen Zoll und mehr betragen. Die Farbe geben die Schriftſteller gar verſchieden an. Rumph nennt ſie fahlgelb, Müller gelblich, Gualtieri topffarbig oder erdfarbig, ja Rumph ſpricht ihr alle äußere Schönheit geradezu ab. Inzwiſchen iſt das Brandtiſche Exemplar ſchön genug, denn es hat auf einem braunen Grunde gelbe, wellenförmige Streifen und Flecken, das iſt, über die braune Grundfarbe laufen gelbe breite etwas geſchlängelte Streifen die Länge herab, und andere ſchmälere queer hindurch und bilden ein ſo ziemliches regelmäßiges Gitter. Man müßte kein Gefühl gegen Conchylien haben, wenn man dieſer ihre wahren eigentlichen Schönheiten abſprechen wollte, die ihr Rumph abſpracht, und ich glaube man müſſe bey dieſer Schale, wie bey allen, einen Unterſchied unter wohl erhaltenen und gut gereinigten Exemplaren machen, und unter ſolchen, welche noch in eben dem Zuſtande ſind, wie ſie aus der See kommen. Inwendig hat die Schale einigen Perlmutterglanz, und folglich eine weiße Farbe. Gern würde ich von der wahren Geſtalt des Schloſſes, von der Stärke der Schale und noch von einigen andern Umſtänden Nachricht ertheilen, wenn ich nicht aufrichtig eingeſtehen müßte, daß ich dieſe Muſchel noch nicht geſehen habe, und hier nur nach Zeichnungen und Beſchreibungen, die doch ſo immer einige Dunkelheit und Zweydeutigkeit übrig gelaſſen haben, verfahren müſſen.

Der kleinern Art des Bartkneipers, welche wie ich ſchon geſagt habe Valentyn abgebildet hat, gedenket Rumph ausdrücklich. Er ſagt, ſie ſind kleiner und ſchöner, und ſehen einem Zänglein mehr gleich, dieſe ſind ſo lang wie ein kleiner Finger, und etwas wie ein Säbel gebogen, von Farbe dunkelgrau oder erdfärbig. Valentyn hingegen ſagt S. 146. von ſeinem Beyſpiel es ſey ſchwarz und blasgelb geſtammt. Nach ſeiner Zeichnung zu urtheilen, nähert es ſich dem Brandtiſchen Exemplar der Farbe nach ſehr, iſt aber kurz und unten mehr abgerundet, und nach dem Verhältniß ſeiner Länge viel breiter als der größere oder eigentliche Bartkneiper. Es erhellet zugleich hieraus, daß beyde von den Schriftſtellern angegebene Arten mehr als bloſe Spielarten ſind.

Rumph rechnet dieſe Muſchel unter die Tellinen und Valentyn folgt ihm hierinne. Wir würden uns freylich über dieſen Gedanken wundern, wenn wir nicht wüßten, daß er alle dünnſchalige und längliche Muſcheln, ſie mögen nun glatt oder geſtreift ſeyn, zu den Trümmuſcheln zählet, und weiter auf Bau und Schloß keine Rückſicht nimmt. Nach der Lage und Beſchaffenheit des Schloſſes gehöret ſie mit Recht unter das Geſchlecht, was Linne *Mya* nennet.

Die Namen *Vulſella* und Bartkneiper rühren vom Rumph her, und man hat dieſer Muſchel die Ehre angethan, ihr dieſen alten Geſchlechtsnamen zu laſſen. Da die Muſchel ihr Schloß ganz oben durchgängig aber faſt eine Breite hat, ſo gleichet ſie, wenn ſie geöffnet iſt, in der That einer Zange, womit ſich die Chineſer die Haare aus ihrem Bärten zu ziehen pflegen. Indien iſt ihr eigentliches Vaterland, und Rumph bemerket, daß man ſie klumpenweiſe finde, da ihrer ſiebenzig bis achtzig durch ein rauhes Moos, als an einem Gebäude an einander hangen, und daß man dieſe Klumpen in Waſſer weichen müſſe, wenn man ſie von einander trennen will. Es kann ſeyn, daß dieſes ein wahres Seemoos iſt, doch glaube ich, daß ſie ſich unter ſich durch Fädens verbinden, wie verſchiedene Miesmuſcheln thun, und daß ſie alſo unter die Seidenſpinnerinnen gehören, wovon ich bey einer andern Gelegenheit, nemlich bey dem Worte Biſſus der Conchylien mehr ſagen werde. Wenn aber gleich der Bartkneiper in großen Klumpen aus der See gezogen wird, ſo iſt er doch in deutſchen Cabinettern immer eine große Seltenheit.

Bartköpfgen, *Phalæna Tinea Sylvella* Linn. Das Körpergen dieſer Motte iſt gelblicht; das Köpfgen ge-

Digitized by Google

härtet. Die Fühlspitzen sind zugespitzt und unten länger büschelbärtig. Die Fühlhörner haben eine mittelmäßige Länge, sind braunschwarz und blaß geringelt. Die Vorderflügel sind länglich, ziegelgelb, und haben zwey rostfarbige Binden, welche schief vom Rücken gegen die Hinterthheile ziehen. Die Flügel stehen hinten in die Höhe. Diese kleine Creatur ist in Europa zu Hause.

Bartkragen, (*Lemur Macaco* L.) s. Gespenstthier.

Bartmännchen (*Ophidium barbatum* L.) s. Schlangenfisch.

Bartmännchen (*Parus biarmicus* L.) s. Meise.

Bartmännchen, (Conchylie.) Rumph, Valentin und Argenville, die sich dieses Namens vorzüglich bedienen, gebrauchen denselben vorzüglich vor zwey verschiedenen Schnecken:

1) Von der Lappenschnecke, oder dem Delphin *Turbo Delphinus* Linn. Rumph tab. 20. fig. H. Lister tab. 608. fig. 45. Bonanni recr. Class. III. fig. 31. Gualtieri tab. 68. fig. C. Argenville tab. 6. fig. H. Regenfuß Th. I. tab. 8. fig. 14. Knorr Th. I. tab. 22. fig. 4. 5. Th. IV. tab. 4. fig. 2. 3. tab. 8. fig. 1. s. Delphin.

2) Von einem Kinkhorn, das ich nur beym Rumph tab. 29. fig. H. und beym Argenville tab. 9. fig. L. abgezeichnet finde, und das Rumph das erste haarigte oder dicke Kinkhorn nennt. s. Dicklippe, haarige.

Bartmoos. (*Phascum* Linn.) Dieses Geschlecht der Moose wird von dem Herrn v. Linne folgendermaßen beschrieben. Die männliche Blume hat nur einen sehr kurzen Stiel. Die Haube ist sehr klein, die Büchse eyrund mit einem spitzen Deckel verwahrt und an der Mundung mit Haaren besetzt. Die fünf bekannten Gattungen dieses Geschlechts sind folgende:

Geradstammiges Bartmoos, (*Phascum cauleſcens* Linn. Sp. Pl. *Sphagnum fol. tenuibus graminei pellucidis* Dill. Muſc. 550. t. 85. f. 15.) Die Stängel stehen aufrecht, die Blätter langettförmig wechselweise gesetzt. Pensylvanien ist das Vaterland.

Gestieltes Bartmoos, (*Phascum pedunculatum* Linn. syst. Murr. p. 794. Dill. Muſc. 344. t. 44. f. 4.) hat einen gestielten Staubbeutel, aber keine Stängel.

Kriechendes Bartmoos, (*Phascum repens* Linn. Dill. Muſc. 550. t. 85. fig. 16.) hat kriechende Stängel und an der Seite stehende stiellose Büchsen. Es wächst in Europa an den alten Baumstämmen.

Pfriemförmiges Bartmoos, (*Phascum subulatum* Linn. *Bryum erectorum* de Necker Muſc. p. 231. Oeder. Dan. 5. T. 249. f. 1. 2.) Es hat keinen Stamm, eine stiellose Büchse, pfriemförmig-borstenartige ausgebreitete Blätter. Dieses sehr kleine Moos wächst in ganz Europa an sandigen Plätzen und bildet eine Art von Torf, welcher vermittelst sehr zarter weißlicher Härchen zusammen hängt. Den Deckel der Büchse, welcher von sich selbst abfallen soll, hat Herr v. Necker bey keinem einzigen Pflänzchen beobachten können, sondern nur eine leicht abfallende Haube und kleinzugespitzte braune Büchsen, welche einen gelblichen Staub enthielten.

Stammloses Bartmoos, (*Phascum acaulon* Linn. *Bryum bulbiforme* Neck. l. c. p. 230. Oeder. Dan. f. 5. T. 249. f. 3. Dill. muſc. 251. T. 32. f. 11. 12.) Es hat keine Stängel, und die Büchse hat keinen Stiel. Die Blätter sind eyrund, spitz, stehen dichte an einander und formiren kleine Knöpfchen, welche die Gestalt einer Zwiebel haben. Europa ist das Vaterland, wo es auf der Erde in Gärten und an Gräben wächst.

Bartmoos, eine Coralline, s. Bartcoralline.

Bartmotte, (*Tinea barbatella.*) Die Vorderflügel dieser Motte haben eine eisengraue Farbe mit goldenen Puncten. Die Fühlspitzen sind bärtig, und die Fühlhörner, welche eine weißliche Spitze haben, länger als die Flügel. Sie hat viel ähnliches mit dem Goldrand, allein sie unterscheidet sich doch merklich von demselben durch den erzgrünen Körper, durch die schwarze Stirn und goldne Farbe der Flügel, welche mehr vorwärts gestehen wird. Sie hat auch weder an der Brust, noch an den Schenkeln Barthaare, noch siehet man eine roth violette glänzende Tinctur auf der untern Seite der Flügel, als wie an der erstern. Scopoli fand sie auf grasreichen Hügeln in Krain.

Bartnüsse s. Haselstaude.

Bartolina, so nennet Adanson den Tridar, ein kinesisches Pflanzengeschlecht. s. diesen Artickel.

Bartperücke, hieß vor Zeiten eine Perücke, die man nicht auf den Kopf, sondern um den Mund herumsetzte, kurz ein falscher Bart.

Bartrand, (*Phalaena pyralis ſiſticalis.*) Die Fühlhörner dieser Lichtmücke sind borstenförmig, und um die Hälfte kürzer als der ganze Körper. Die Vorderflügel sind aschgraulig, und haben zwey ovale, kleine, schwarze Flecken, die einen weißen Punkt im Centrum haben. Die Zeichnung vor der Spitze des Flügels ist gelblich, und der Hinterrand hat eine gelbe Linie, der Rand selbst aber schwärzliche Fränzgen. Die Hinterflügel sind viel kürzer, gelblich. Unterher haben die Flügel zwey braunschwarze Binden, davon die vorderste aus einer krummen Linie, die hinterste aus verwischten Flecken besteht. Der Ritter fand dieses Insekt zu Upsal.

Bartranna, ist der Gattungsname, den v. Linne der Triumfette (*Triumfetta* Bartr.) giebt.

Bartraubfliege, (*Erax barbatus.*) Nach dem Linne gehört sie unter das Geschlecht: Aſilus, Raubfliege. In Ansehung des Zangenschwanzes, der Fühlhörner und der Dornschenkel kommt sie mit dem Scherenschwanz überein, allein sie unterscheidet sich von ihm durch den weißen Bart, und daß die Stirne viel haarichter ist, und endlich durch die rothe Rüsselspitze. Auf dem Brustschild siehet man zwar auch wie bey jener eine dunkle Rückenlinie, jedoch aber keine braunschwarze Flecken; über dieses findet man noch an unserer drey Reyhen schwärzlicher Puncte am Leib: das Körpgen der Balancirstangen ist braunschwarz, die Füße rostbraun, die Spitze der Flügel braunschwarz, und der Punct in der Mitte derselben eben so gefärbt. Scopoli fand sie in den Wiesen und kräuterreichen Hügeln in Krain.

Bartrüsel, indianischer, (*curculio barbirostris.*) In Indien lebt dieser Rüsselkäfer, welcher einen langen Rüssel und ungezähnte Schenkel hat. In Ansehung seiner länglichen Gestalt gleichet er dem Lähmer, er ist aber ein wenig größer. Die Farbe ist schwarz, der Rüssel dünn mit einem rostfarbigem dichten Bart an der Seite. Der Brustschild ist raub. Die Flügeldecken haben tiefe und rauhe Furchen, und die Vorderschienbeine sind mit drey Zähnen versehen.

Digitized by Google

Fabricius erklärt ihn vor den Rüſſelkäfer, welcher in Seb. Muſ. IV. t. 95. fig. 5. abgebildet iſt.

Bartsch ſ. Heilkraut.

Bartſche, (*Bartſia* Linn.) Dieſes Pflanzengeſchlecht, welches zu Ehren eines preuſiſchen Arztes, Namens Bartſch alſo benennt worden iſt, gehört in die zwente Ordnung der vierzehnten Claſſe (*Didynamia angiospermia.*) Der Kelch iſt und bleibet aus einem Stück, iſt röhrförmig fortdaurend mit einer ausgeſchnittenen zweyſpaltigen gefärbten Mündung. Die Krone iſt ebenfalls einblättrig, larvenförmig, weniger gefärbt als der Kelch. Die Oberlippe iſt geradſtehend, zart unverletzt und länger als die zurückgebogene dreyſpaltige ſtumpfe und ſehr kleine Unterlippe. Von den vier Staubfäden, welche die Länge der Oberlippe haben, ſind zween etwas kürzer. Der eyrunde Fruchtknoten verwandelt ſich in eine ähnliche, platte zugeſpitzte zweyfächrige Saamenkapſel, in welcher viele kleine eckige Saamenkörner enthalten ſind. Dieſes Geſchlecht unterſcheidet ſich hauptſächlich durch den gefärbten Kelch, von dem Hahnenkamm, dem Läuſekraut und dem Augentroſt, womit es ſonſt ziemlich viele Aehnlichkeit hat. Es ſind nur vier Gattungen davon bekannt:

Alpenbartſche, (*Bartſia alpina* Linn. *Pedicularis genus montanum* Oed. Dan. I. t. 43. *Stahelina* Haller. Helv. 624. Pluk. alm. 110. t. 163. f. 3. *Teucrium alpinum, coma purpureo-cærulea* C. B. pin. 247.) Die Blätter ſind herzförmig ſtumpf gezähnt gegenüber ſtehend. Die Blumenbüſchel ſind purpurfarbig oder violet. Die europäiſchen Alpen ſind das Vaterland dieſer fortdaurenden Pflanze.

Blaſſe Bartſche (*Bartſia pallida* Linn. Amœn. acad. 2. p. m. 327.) Die Wurzel iſt faſericht, der Stamm einfach, wolligrundig, ziemlich gerade, etwas geſtreift, oberwärts zottigt. Die Blätter ſtehen wechſelsweiſe und ſind **band-lanzettförmig**, dreyrippig; die unterſten ſind ungetheilt und kleiner als die oberſten, welche lang breit und auf beyden Seiten mit einem länglichen Zahn verſehen ſind, der den dritten Theil ſolang iſt, als das Blatt. Die Blumenblätter, welche um den Kelch her ſtehen, ſind nicht länger als die Blumen, aber breiter, gefärbt, ſtumpf, drey oder fünfſpaltig. Die Blumenähre ſtehet auf dem Gipfel der Pflanze und iſt etwas auf die Seite gekrümmt. Die Blümen ſelbſt haben keine Stiele und ſitzen wechſelsweiſe. Das Vaterland dieſer Pflanze iſt Kamſchatka.

Klebriche Bartſche, (*Bartſia viſcoſa* Linn. *Euphraſia lutea paluſtris* Pluk. alm. 142. t. 27. f. 5. Cer. prov. 283.) Die obern Blätter ſind ſägeförmig gezähnt und ſtehen wechſelsweiſe. Die Blumen ſtehen an den Seiten etwas von einander entfernt. Das Vaterland dieſer Sommerpflanze iſt England, Frankreich und Italien, woſelbſt ſie an wäſſerigen und ſumpfigen Plätzen wächſt.

Scharlachrothe Bartſche, (*Bartſia coccinea* Linn. Pluk. alm. 283. t. 102. f. 5.) Die Blätter ſtehen wechſelsweiſe ſind bandförmig auf jeder Seite mit zween Zähnen beſitzt. Die Kelche ſind am Rande ſcharlachroth und haben dreyzähnige Blumenblätter. Die Saamenkapſel iſt elaſtiſch. In Neuyork wächſt ſie wild.

Bartſcheeren bey den Mönchen, geſchiehet auf verſchiedene Art, nachdem ſie zu einem Orden gehören. Einige laſſen den ganzen Bart, wie er wächſt, ſtehen, nur daß ſie ihn oder dem Munde etwas abzwicken, wie die Capuciner. Andere behalten nur den Bart am Kinne allein, wie die Baſilianer, Serviten, Hieronymitaner ꝛc. Wieder andere ſcheeren den Bart am Kinne zu beyden Seiten weg, und laſſen ihn nur in der Mitte ein paar Finger breit ſitzen, wie die Benedictinerbrüder in einigen Klöſtern. Andere behalten nur am Kinne ein kleines Spitzbärtchen, wie es in einigen Klöſtern der Benedictiner und regulirten Chorherren noch üblich iſt. Die meiſten aber laſſen ſich vollkommen, wie die Weltleute ſcheeren.

Bartſchwanz, (*Lepisma villoſa*). An Geſtalt kömmt dieſes **Schuppenthiergen** dem Zuckergaſt ſehr nahe, nur iſt es kürzer und dicker. Der Kopf hat eine weiſſliche Farbe und iſt mit Haaren bedeckt; der Körper iſt oval, obenher braunſchwarz, untenher aber weißlich. Der Schwanz hat drey ſtarkhaarige Borſten, davon die mittlere länger iſt, und unten ſiehet man auch die zwey ſehr kurze Borſtenſpitzen, welche der Zuckergaſt hat. Die Füße ſind kurz und weiß. China iſt ſeine Heymat. (Fabric. ſyſtem. entom. p. 300. n. 4.)

Bartſia, ſ. Bartſche.

Bartſpinen, (*Palpi*) ſ. Fühlſpitzen unter dem Artickel Inſekten.

Bartumber, (*Sciaena cirroſa* L.) ſ. Umberfiſch.

Bartweizen, eine Spielart des Sommerweizen, (*Triticum æſtivo* Linn.) welche von einigen Botaniſten Triticum typhinum genennt wird, ſ. Weizen.

Bartwels, (*Silurus Myſtus* L.) ſ. Wels.

Bartwurm, (*Faſciola barbata* L.) ſ. Egelſchnecke.

Bartzange, (eine Conchylie) ſ. Bartkneiper.

Baruce, iſt eine Benennung der Früchte des Streubüchſenbaumes.

Barußiten, Letzet zu Ende des 12ten Jahrhunderts, welche gelehrt haben ſollen, daß Chriſtus nicht wahrhaftig Fleiſch und Blut an ſich genommen, und daß die Seelen, welche bereits vor Erſchaffung der Welt erſchaffen worden, ſchon damals alle zuſammen auf einmal geſündiget hätten.

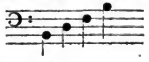
Baryecoia, ſ. ſchweres Gehör, unter Gehör.

Baryllion, waren bey den Alten Werkzeuge, welche dazu dienen, die beſondere Schwehre verſchiedener flüſſiger Maſſen, worinn ſie ſich bis auf eine gewiſſe Tiefe ſenken, zu finden. Nunmehr nennt man ſie gewöhnlich Hydroſtatiſche Wagen. (ſ. Hydroſtatiſche Wagen.) Der Name Baryllion war bey den alten gewöhnlich. Jetzt gebrauchen auch einige die Namen Aerometrum, auch Hygrobaroſcopium. Obgleich die Einrichtung dieſer Wagen nach der jedesmaligen beſondern Abſicht, wozu ſie dienen ſollen, verſchieden ſeyn kann; ſo beſtehet doch gewöhnlich das weſentliche derſelben in einer hohlen Kugel, und darauf ſtehenden Röhre. Monconay hat in ſeiner Reiſebeſchreibung eine ſolche Wage angegeben, die von der vorhin beſchriebenen ſich nur darinn unterſcheidet, daß die Röhre nicht offen iſt, und die Gewichte oben auf der Spitze der Röhre aufgeſteckt werden. Eine ähnliche Einrichtung hat auch Feuillee dieſem Werkzeuge gegeben. So bequem dieſe Werkzeuge ſcheinen, ſo ſchwer iſt es doch, recht genau wahrzunehmen, wenn das Waſſer gerade bis an das auf der Röhre gemachte Merkmal reicht. Das Waſſer und andere flüßige Maſſen legen ſich an die feſten Körper an, und bilden daher um die Röhre herum einen kleinen Hügel. Andere die ſich nicht anlegen, bilden um die Röhre herum ein kleines Thal, ſo daß man wegen der richtigen Tiefe des Werkzeuges allemal in einer kleinen Ungewißheit bleibt.

Digitized by Google

Barytonum. So wird in der griechischen Sprache ein jedes Wort genennet, welches auf der letzten Sylbe keinen geschriebenen Accent hat, z. B. *νόος, ἔρις, τύπτω* u. s. w. Man macht zwey Gattungen derselben. Die eine Gattung nennt man barytona primi generis, wenn in der letzten Sylbe des Worts ein accentus grauis intelectus ist, secundi generis, wenn er ausdrücklich dasteht. Von der ersten Bedeutung sind die angeführten Exempel, zur zweyten gehören Θεός.

Barytonus, im Italiänischen Baritono, im Französischen Bariton, ist eine Mannsstimme die etwas tiefer als Tenor und doch höher als Baß gehet, folglich unter den Stimmen: Sopran, Alt, Tenor, Baß nicht begriffen ist. Sein Umfang war eigentlich derjenige von d zu *d*, und deswegen wurde vor Alters ihm ein besonderer Schlüssel angewiesen, der den Ton f als Hauptton des Baßschlüssels um zwey Töne tiefer setzte, und hiedurch die Leichtigkeit verschafte, die hohen Töne ohne Uebermaas der Striche anzumerken:



Da wir jetziger Zeit mit allen Kräften arbeiten, die unnöthigen Schlüssel für den Diskant und Tenor auch abzuschaffen: so bleibt dieser schon verbannte Halbbaßschlüssel für ewig verwiesen.

Die Alten plagten sich mit der Mannichfaltigkeit unbedeutender Vorschriften, und vergaßen hierüber dem Wesentlichen nachzuforschen. Sie setzten bald Halbdiskantschlüssel, bald Halbbaßschlüssel, sogar in die Chöre. Wenn sich ein Sänger jetziger Zeit vorfinden sollte, dessen Stimme höher als der gewöhnliche Baß ist: so bedient man sich des Baßschlüssels und schreibt lieber Striche, als solche Verwirrung, durch die abwechselnde Zeichen denselbigen Tönen zuzulassen. Freylich sind fast alle doch meistens die geläufige und fertige Baßstimmen Baritoni. So auch alle jene Buffo-Sänger, die in den komischen Opern die Carricaturen auf äußerste treiben, immer Baritoni. Wie sollte sich jemals eine tiefe prächtige Baßstimme zu Narrenspossen herablassen?

Barzenkraut, s. Peerſaat.

Barzistan, ist ein Marktplatz in den türkischen Feldlagern, wo man Flinten, Säbel, Bogen, Pfeile und andere Waffen feil hat.

Druckfehler.

S. 1	Sp. 2	zweyte letzte Zeile, l. statt Conur Coeur, und statt Carnau Carreau.	S. 476	Sp. 1	Z. 10	fehlt nach: Träumer das Wort: glauben.
10	„ 2	Z. 13 ausgeschlossen l. ausgeflossen.	480	„ 2	„ 28	ist das nicht zu viel.
103	„ 2	„ 20 Indifferentische l. Indifferentisten.	483	„ 2	„ 31	hatten l. halten.
104	„ 2	„ 28 recht l. nicht.	789	„ 1	„ 25	wichtigen l. nichtigen.
172	„ 2	„ 1 und 3 statt Darmfell l. Darmnetz.	789	„ 1	„ 52	geäußert l. greifert.
456	„ 2	62 fehlen die Worte: mit der vorliegenden Stelle zusammen.	821	„ 2	„ 31	Emlye l. Emlyn.
459	„ 2	44 sehen mag l. sagen mag.	821	„ 2	„ 60. 66	Committer l. Committee.

Digitized by Google

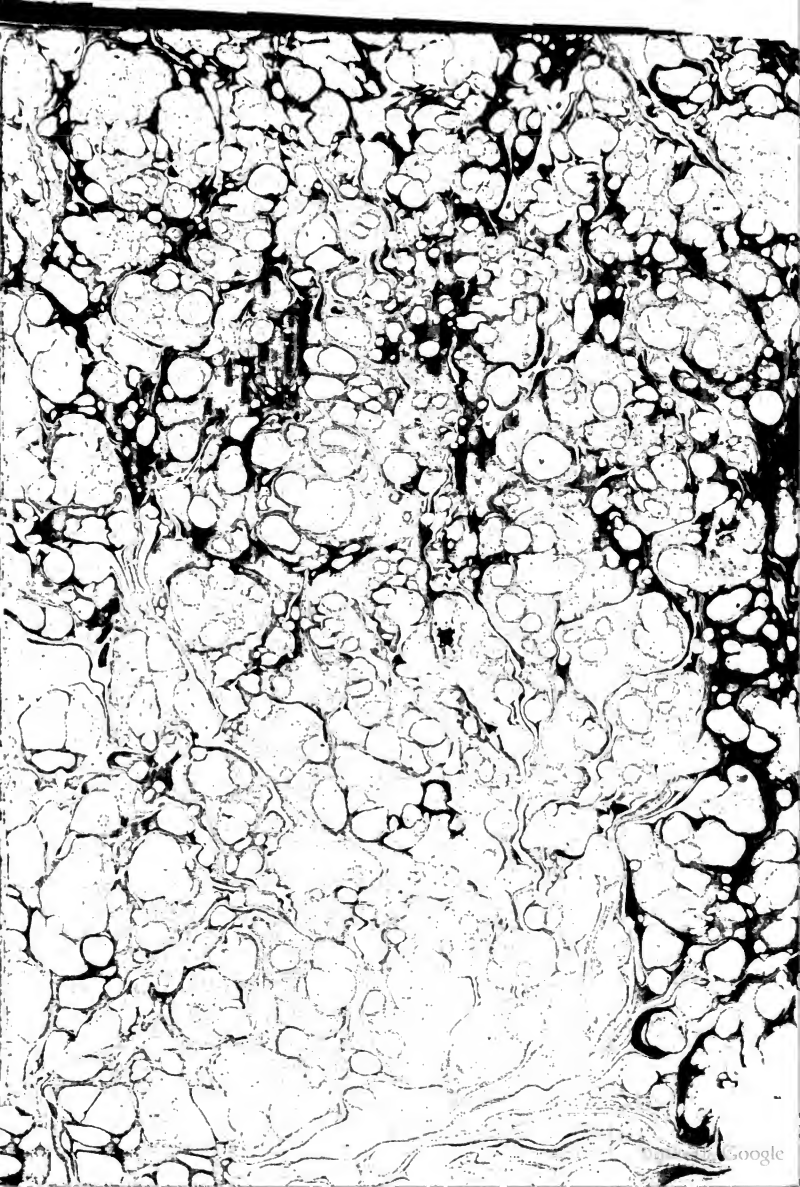
Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google


Digitized by Google